Novellen,

fremd und eigen.

Von

Johanna Schopenhauer.

Erſter Band.

Rudolſtadt,
im Verlage der Hofbuchhandlung
1816.

Inhalt.

Seite.

1. Vorwort III

2. Pauline 1

3. Die Nonne Eugenie 116

4. Die Herzogin von Malfi 189

5. Gerardo und die ſchöne Helena 217

Vorwort.

Helden, ähnlich den formloſen Rieſengeſtalten der Wolkenbilder, Hexen, Kobolde, Zauberer und vor allem der Teufel in eigener Perſon, ſind jetzt die Modefiguren unſerer neueſten Romane. Der hohe, eiſige Norden iſt ihr gewöhnlicher Tummelplatz, wenigſtens dem Namen nach; denn wer jene Gegenden bereiſ'te, oder auch nur aus guten Reiſebeſchreibungen kennt, weiß wohl, daß Natur und Menſchen dort ganz anders ausſehen.

Die erſten, mit wahrem poetiſchen Sinne aufgefaßten und dargeſtellten Verſuche dieſer Art, gefielen und mußten gefallen. Aber ſie zogen, wie gewöhnlich, ein unzählbares Heer von Nachahmungen hinter ſich, und ſelbſt die beſten unter dieſen wurden ermüdend, durch die ewige Wiederholung fratzenhafter Gegenſtände, welche die Einbildungskraft mit Zerrbildern erfüllen, ohne ſie zu erwärmen.

Ich hoffe daher meinen Leſern keinen üblen Dienſt zu thun, wenn ich verſuche, ſie auf wenige Stunden aus jener formloſen Schattenwelt zurück und zu wahren, wirklichen Menſchen zu führen, indem ich ihnen alte längſt vergeſſene, Erzählungen auf meine Weiſe neu darbringe.

Fremd und eigen nenne ich dieſe Novellen, denn mir ſind ſie Beides. Plan und Gang der Geſchichte, Zeichnung der Charaktere, ſind großentheils nicht mein und gehören fremden früheren Erzählern; mein eigen aber iſt die Darſtellung derſelben. Jeder mag ſich leicht davon überzeugen, der ſich die Mühe nehmen will, die oft ermüdend weitſchweifigen franzöſiſchen und italieniſchen Originale nachzuleſen.

Die beiden letzteren der in dieſem Bändchen enthaltenen Novellen gehören dem, auch in Teutſchland jetzt ſehr bekannten Italieniſchen Novelliſten Bandello. In beiden ſtrebte ich den naiven Ton des Originals beizubehalten, ſo viel es nur mit Vermeidung ſeiner gar zu großen Redſeligkeit und manches für unſere Zeiten durchaus Unpaſſenden möglich war. Die letzte dieſer Novellen iſt von einer anderen Hand nachgebildet, bereits in einem Taſchenbuche erſchienen. Ich entdeckte dieß erſt, nachdem meine Bearbeitung derſelben ſchon fertig war, verglich beide, und fand, daß ſie wohl neben einander beſtehen können, beſonders da die Geſchichte ſelbſt von der Art iſt, daß man ſie ohne Langeweile, in einem neuen Gewande, zum zweiten Male leſen kann. Bandello ſuchte ſeine Novellen dadurch zu einem Ganzen zu reihen, daß er ſeine Leſer in eine Geſellſchaft von Männern und Frauen führt, in welcher Jedes eine Novelle erzählen muß, ſo wie es die Reihe trifft. Er ahmt darin dem Boccaccio nach, und wie im Decamerone, haben auch beim Bandello die Novellen jede einen kleinen Eingang, der den Leſer oder Zuhörer auf den Standpunkt ſtellen ſoll, von welchem aus das Ganze zu überblicken iſt. Da mir der Eingang zu der Geſchichte Gerardo's und ſeiner Helena paſſend und anmuthig ſchien, habe ich etwas davon beibehalten.

Les malheurs de l'amour, von Madame Claudine Alexandrine Guerin de Tencin, gaben mir den Stoff zu den beiden erſten Novellen dieſes Bändchens. Die Geſchichte der Nonne Eugenie iſt im Originale eine Epiſode der erſten Erzählung, denn damals war es Sitte, eine Novelle in die andere zu verflechten und zu verweben. Da aber dieſe Geſchichte ein für ſich beſtehendes Ganze iſt, ſo glaubte ich ſie auch als ſolches darſtellen zu müſſen, und hoffe, daß beide Novellen dadurch ein ungeſtörteres Intereſſe gewonnen haben.

In der erſten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts mögen dieſe franzöſiſchen Novellen vielleicht in's Teutſche übertragen worden ſeyn, denn damals beſtand unſere ganze ſchöne Literatur größtentheils nur aus Ueberſetzungen, die aber jetzt alle längſt veraltet und vergeſſen ſind. Mir iſt indeſſen nie eine ſolche Verpflanzung auf teutſchen Boden zu Geſichte gekommen. Ein kurzer Abriß des Lebens der Madame de Tencin, iſt hier wohl nicht am unrechten Platze, um den Leſer mit dieſer merkwürdigen Frau bekannter zu machen. Denn unläugbar gewinnt jedes Buch an Intereſſe, wenn wir den Verfaſſer einigermaßen kennen.

Sie ward im Jahr 1681 in Grenoble geboren, wo ihr Vater, Anton von Guerin, Parlaments-Präſident war. Die, in Hinſicht des Vermögens ſehr beſchränkte Lage ihrer Aeltern beſtimmte dieſe, ihre Tochter dem geiſtlichen Stande zu weihen, und das arme lebensluſtige Mädchen mußte in dem Kloſter Montfleury, nahe bei Grenoble, einen Stand erwählen, dem ihre ganze Natur widerſtrebte. Schön, jung, lebhaft und ehrgeizig im hohen Grade, dabei ſchlau und muthig, blickte ſie unabläſſig um ſich her nach Rettung von dem verhaßten Zwange des Kloſters, und fand ſie, wo man es am wenigſten erwarten konnte, bei ihrem Beichtvater. Der gute, fromme, mit der Welt unbekannte Mann, war gefühlvoller als ihm ſelbſt bewußt war. Die Reize der ſchönen Nonne hatten einen tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht. Er verkannte die irrdiſche Flamme, die ihn ergriffen hatte, und hielt Alles für reine chriſtliche Liebe; doch Mädchen haben in ſolchen Fällen einen angebornen Scharfblick. Die Beichttochter erkannte das Herz des Prieſters beſſer als er ſelbſt, und benutzte ihre Gewalt über ihn dazu, daß ſie ihn bewog, ihr, die ſchon vor fünf Jahren Profeß gethan hatte, die Erlaubniß zu verſchaffen, das Kloſter verlaſſen, und in dem Domſtifte zu Neufville, unweit Lion, als Canoniſſin eintreten zu dürfen. Dieſe halbe Freiheit aber genügte ihr nicht lange, ſie verließ auch das Stift und begab ſich nach Paris, wo der berühmte Fontenelle ſie unter ſeinen Schutz nahm und ihr beim Papſte völlige Losſprechung vom Kloſtergelübte bewirkte.

*

Jetzt trat eine unruhige, verworrene Periode ihres Lebens ein, deren ich nur mit Widerwillen gedenke, Die Zeit aber, in welcher ſie lebte, wird hoffentlich manches Tadelhafte, manche Verirrung in ihrem Benehmen entſchuldigen.

Frankreich ſtand damals unter dem Scepter des berüchtigten Regenten Philipp von Orleans. Ueppige Sittenloſigkeit, verbunden mit ſchimmernder Geiſtescultur, waren herrſchend. Das arme, ſchöne, ehrgeizige und geiſtreiche Mädchen konnte dem allgemeinen Verderben faſt unmöglich entgehen, beſonders da ihr böſer Genius ſie freundlos mitten in die glänzenden Kreiſe warf, die den Regenten umſchwirrten.

Mehr noch wird es das ſtrenge Urtheil über ſie mildern, wenn man erfährt, daß nicht Luſt an einem regelloſen Leben, ſondern ungemeſſene Liebe zu ihrem einzigen, ebenfalls dem geiſtlichen Stande geweihten Bruder, ſie zu allen ihren Verirrungen hinriß. Ihn zu erheben, ihn reich und geehrt zu ſehen, war ihr einziger Wunſch, und zu deſſen Erfüllung brachte ſie jedes Opfer. Mit Gold konnte ſie, bei ihrer Armuth, den Bruder nicht unterſtützen, aber Geiſt, Schönheit und Jugend waren in jener Zeit ſehr mächtig. Die junge Er[illegible]onne wandte alle ihre Reize und Talente an die Eroberung des Lieblings des Regenten, des berüchtigten

Abbé Dubois, und erhielt auf dieſem Wege Alles, was ſie nur wollte. Ihr Bruder bekam zuerſt den Auftrag, den bekannten Finanzier Law zum katholiſchen Glauben zu bekehren und dieß brachte ihm, in jener dem Schwindel und Wucher hingegebenen Zeit große Reichthümer ein. Bald darauf erhielt er den Poſten eines Geſandten in Rom, wirkte dort mächtig zur Erhebung Innocenz XIII. auf den päpſtlichen Stuhl, und verſchaffte dem Abbé Dubois den Cardinals-Hut. Zuletzt ward er ſelbſt Cardinal und Biſchof von Lyon, was er auch bis an ſein Ende blieb.

Madame de Tencin, — dieſen Namen hatte unſere Heldin jetzt angenommen, — fuhr fort ſich in die Angelegenheiten des Reichs, und beſonders in die damals Alles entzweienden Streitigkeiten der Kirche zu miſchen. Sie ward deßhalb einmal aus Paris nach Orleans verbannt, aber der jetzige Einfluß ihres Bruders verſchaffte ihr bald wieder die Erlaubniß, in Paris leben zu dürfen. Doch nicht nur Liebe zu ihrem Bruder und Intrigue erfüllten ihr Herz; ein wärmeres Gefühl fand auch noch Platz darin. Der Chevalier Destouches gewann ihre Liebe, und ſie ergab ſich ihm ohne allen Eigennutz, innig treu und wahr. Der berühmte d'Alembert war die Frucht dieſer Verbindung; leider verſtieß ihn ſeine Mutter in der früheſten Kindheit, und ſetzte ihn auf den Stufen der Kirche St. Roch dem öffentlichen Mitleiden aus. Die arme Frau eines Glaſers nahm das Kind zu ſich, und erzog es mit der Liebe, die ſeine harte Mutter ihm verſagte. Seine Talente machten ſchon Aufſehen, da er noch ſehr jung war. Jetzt hätte Madame de Tencin ihn gern anerkannt; er aber wandte ſich von ihr, indem er ſagte: die arme Frau, welche ſich ſeiner hülfloſen Kindheit erbarmte, ſey ſeine ächte Mutter, nicht jene, die ihn nur geboren und dann unnatürlich verſtoßen hatte.

So verſtrich das halbe Leben der Madame de Tencin in einer Kette von Verirrungen und Vergehen. Mit der zweiten Hälfte deſſelben aber beginnt die Periode ihres eigentlichen Daſeyns, und gern verweile ich bei dieſer. Ein ſehr ernſter, ja furchtbarer Zufall brachte ſie auf den Weg, für welchen ſie von jeher beſtimmt war. La Fresnaye, Mitglied des großen Raths zu Paris, erſchoß ſich in ihrem Zimmer. Was ihn dazu veranlaßte, iſt unbekannt; die Polizei aber ahnete einen Mord in dieſer That. Madame de Tencin ward für verdächtig erklärt und als Gefangene in die Baſtille geführt. Nach genauer Unterſuchung der Thatſachen ſtand ſie indeſſen bald völlig gerechtfertigt vor den Augen ihrer Richter, und erhielt auf die ehrenvollſte Weiſe ihre Freiheit wieder.

In ganz veränderter Geſtalt betrat ſie nun von neuem den Schauplatz der großen Welt. Sie entſagte der Liebe, der Intrigue, **Allem** was bis jetzt ausſchließend ſie beſchäftigt hatte, und ſtrebte durch ein, ihrem vorigen ganz entgegengeſetztes Betragen, die Achtung der Welt und die Freundſchaft der ausgezeichneten Männer ihres an dieſen ſo reichen Zeitalters, zu erwerben. Feinere geſellige Freude und Uebung ihrer großen angebornen Talente nahmen jetzt alle ihre Zeit ein. Ihr **Vorbild** war die geiſtreiche und achtungswerthe Frau von Favette. Zwar war ſie noch ein zwölfjähriges Kind, als dieſe ſtarb und hatte ſich alſo nie deren Umganges erfreuen können, aber die Werke dieſer ausgezeichneten Frau waren ihr geblieben und ſie ſtrebte mit großem Glücke dem Pfade zu folgen, welchen jene zuerſt gebrochen hatte

Frau von Fayette war es, die aus den franzöſiſchen Romanen zuerſt den ſchwülſtigen, ekelhaften Unſinn verbannte, welcher Calprenedes, ſo wie der Scuderi bänderreiche Werke erfüllt und den bis dahin ganz Frankreich bewundert hatte. Clelie, Cyrus, Caſſandra und wie dieſe, der Vergeſſenheit übergebenen, Werke ſonſt noch heißen, ſtrotzten von den unwahrſcheinlichſten Begebenheiten, durch welche Helden und Heldinnen ſich durchwinden mußten, die keinen Funken wahren Lebens zeigten und bei allen Gelegenheiten ewig lange, aus Unſinn und Bombaſt zuſammengeſetzte Reden hielten. Frau von Fayette ſchilderte zuerſt wirkliche Menſchen in wahrſcheinlichen Situationen, mit großer Wahrheit und Annehmlichkeit. Zuletzt muß doch immer der Unſinn der Wahrheit weichen. Die Erzählungen und Novellen der Frau von Fayette erwarben ihr die allgemeine Bewunderung, und jene Mißgeburten einer kalten und ungeregelten Phantaſie ſanken in die längſt verdiente Vergeſſenheit. Viele Novellen und Erzählungen von nicht geringerem Werthe, als die der Frau von Fayette, entfloſſen in einſamen Stunden der Feder der Frau von Tencin. Faſt alle erſchienen noch bei ihrem Leben in Druck, doch konnte Niemand in ihr die Verfaſſerin derſelben ahnen. Mit zu großer Beſcheidenheit verhüllte ſie ihr litterariſches Talent den Augen der Welt, und erſt nach ihrem Tode ward es durch ihren Freund Monteſquieu bekannt. Ein reiner Geiſt, und große Kenntniß der Welt und des Herzens leuchten aus allen ihren Werken. Während der erſten ſtürmiſchen

Hälfte ihres Lebens, hatte ſie viel geſehen und erfahren, und nun wandte ſie die ruhigere zweite dazu an, es aufzuzeichnen und feſtzuhalten.

Ihr Haus ward bald der Sammelplatz der ausgezeichnetſten Männer. Fontenelle und Montesqieu wurden ihre vertrauteſten Freunde und blieben es, ſo lange ſie lebte. Auch Benedict der vierzehnte war ihr Freund. Schon als Cardinal Lambertini ſtand er mit ihr in ununterbrochenem Briefwechſel, als Papſt ſchenkte er ihr ſein Bildniß und fuhr fort, ſie auf alle Weiſe auszeichnend zu ehren. Montesquieu's berühmtes Werk, l'Esprit des lois, entſtand unter ihren Augen. Sie brachte es zuerſt dadurch in Umlauf, daß ſie eine Menge Exemplare kaufte und an ihre Bekannte verſchenkte. Immer zu uneigennützig, um reich zu werden, hatte ſie ihren früheren Einfluß einzig für Andere verwendet und es von jeher verſchmäht, auf eine nicht lobenswerthe Art ihr eignes Glück zu gründen. Deßhalb war ihr Einkommen beſchränkt, aber durch kluge Einrichtung und am rechten Ort angebrachte Sparſamkeit, wußte ſie mit Wenigem viel auszurichten und ihr Haus zum angenehmſten in Paris zu geſtalten. Die Verirrungen ihrer Jugend waren durch ihr ſpäteres lobenswerthes Betragen ausgelöſcht und vergeſſen, und ihr Umgang ward von allen als ehrend und erfreulich geſucht.

Zwar ergriff der Neid gern jede Gelegenheit, die durch Geiſt und Umgang höchſt liebenswürdige und geliebte Frau herabzuſetzen, und es blieb ihr nicht unbekannt, was man von ihr in der Welt erzählte; aber ſie achtete es nicht, wie man es denn muß, will man durch dieß Leben nicht freudenlos gehen. Von der Menge geſchmäht, beteten ihre Vertrauten ſie an; ihre Freunde blieben ihr treu, und von ihnen geehrt und geliebt, ſtarb ſie endlich in Paris im Jahre 1749, acht und ſechszig Jahr alt.

Weimar, im April 1816.

Johanna Schopenhauer.

Pauline.

Als Pächter der allgemeinen Abgaben des Reichs, hatte mein Großvater ein ſehr beträchtliches Vermögen erworben, zwar ohne viele Mühe, aber auch ohne große Ehre. Sein Sohn, mein Vater, folgte ihm auf dem nämlichen Wege, er vermehrte die ererbten Reichthümer, heirathete die Tochter eines anderen General-Pächters und ward ſo einer der begütertſten Bewohner der großen Königsſtadt Paris. Er war gut von Natur, von geſundem richtigen Verſtande; er wäre vortrefflich, ſogar geiſtreich geweſen, hätte das Glück ihn minder begünſtigt. So aber gieng er unter in ſeinen Schätzen; denn Talent und Geiſt ſind gewöhnlich nur die Kinder des Mangels oder der

Leiden. Ich war das einzige Kind meiner Aeltern, und kaum konnte ich lallen, ſo wußte ich ſchon, daß ich, als Erbin eines unermeßlichen Vermögens, hoch über alle andere Menſchenkinder erhaben ſey. Alles was mich umgab, ſchien nur geſchaffen, mir zu dienen, jedem meiner kindiſchen Wünſche eilte man entgegen, noch ehe ich ſelbſt recht deutlich wußte, was ich wollte. Wovon ich des Nachts träumte, das hatte ich am Morgen dreifach und ſechsfach; fiel mir eben von ſelbſt nichts ein, ſo waren meine Kammerfrauen fleißig darauf bedacht, mir koſtſpielige Thorheiten in den Kopf zu ſetzen. Auf dieſe Weiſe lernte ich verſchwenden, aber nicht geben, ich lernte ſtolz und verachtend auf alle Welt herabblicken, und nichts ward verabſäumt, mich ſchon früh zu der Rolle vorzubereiten, zu welcher ich auserkohren ſchien, ich meine, zu der, einer großen, reichen, vornehmen Dame.

Als ich ein wenig heranwuchs, wurde ich in ein Kloſter gethan, um dort den nöthigen Unterricht in den Lehren und Pflichten unſerer Religion zu erhalten; denn ſo wollte es die damalige Sitte.

Meine Mutter ſorgte dafür, mich zu dieſem Zwecke in der berühmteſten Abtei von Paris in

Penſion zu geben. Hier wurden ſonſt nur junge Fräulein aus den erſten Familien des Reichs erzogen, weil es gewiſſermaßen zum großen Ton gehörte, einige Jahre in dieſem Kloſter zugebracht zu haben. Ueppige verſchwenderiſche Pracht folgte mir ſelbſt bis in jene geheiligten Mauern. Auf alle Weiſe mußte ich von den übrigen minder reichen, wenn auch vornehmeren Zöglingen ausgezeichnet werden. Außer der bloß zu meinem Dienſte beſtimmten Kammerfrau bekam ich auch noch eine Gouvernante; ich durfte nicht am allgemeinen Tiſche mit den anderen-Fräuleins eſſen, ſondern ward allein in meinem Zimmer auf's eleganteſte bedient. Denn, ſagte meine Mutter, meine Tochter iſt das nicht ſo gewohnt, ſie iſt zart und ſchwächlich, eine gröbere Diät würde ihrer Geſundheit nachtheilig ſeyn. Bei alle dem war ich aber geſund und ſtark, wie ein Landmädchen. Dieſe Einrichtungen widerſprachen zwar ſchnurſtracks den Regeln des Kloſters, die Aebtiſſin aber, geblendet von der reichen Penſion, die ich zahlte, willigte in jede Forderung, die man für mich zu machen für gut fand.

Nirgends gilt Reichthum mehr, als in einem Kloſter dieſer Art. Die darinnen eingeſperrten Nonnen haben täglich kleine Wünſche, kleine Bedürfniſſe, zu denen ſie aus eigenen Mitteln nicht gelangen können, und betrachten daher die Koſtgängerinnen, welche ihnen dazu verhelfen, mit einer Art Ehrfurcht. In kurzer Zeit hatte ich einen geiſtlichen Hofſtaat um mich verſammelt, der mir auf alle Weiſe ſchmeichelte. Keiner der Nonnen fiel es je ein, mich zu tadeln; in ihren Augen war ich das liebenswürdigſte Kind, ein wahres Wunder der Welt. Dafür wurden ſie aber auch von meinen Aeltern bei jeder Gelegenheit reichlich beſchenkt und zum Danke verzog und verderbte man mich alle Tage mehr, indem man ſich redlich mühte, mir das abſurdeſte Zeug in den Kopf zu ſetzen. Ich erreichte mein vierzehntes Jahr, ohne Widerſpruch, Tadel, oder Schmerz zu kennen, und Gott weiß, was aus mir geworden wäre, hätte nicht folgende kleine Begebenheit mir zu allen dreien verholfen. Meine Gouvernante ließ mich zuweilen im Refectorium mit den übrigen Koſtgängerinnen eſſen. Sie mußten doch meine Pracht ſehen, mein koſtbares Tafelgeſchirr, meine auserleſenen Speiſen. Die unter Ihnen, welche ſich meiner Gunſt zu erfreuen hatten, weil ſie ſich mir unterthänig bewieſen, erhielten von mir ihren Theil von meinen Leckerbiſſen; die Andern hatten das Zuſehen; ſo wollte es meine Gouvernante.

Mir war dieß in der Seele zuwider, ich hätte gern Allen gegeben, aber ich durfte nicht. Ueberhaupt empörte ſich mein junges Herz oft im Stillen gegen Vieles von dieſer Art, was ich gezwungen thun mußte.

Ein junges Fräulein von Renonville, aus einem der älteſten Häuſer der Picardie hatte immer mit vornehmer Verachtung auf mich herabgeſehen. Sie war Koſtgängerin wie ich, und eben ſo abgeſchmakt ſtolz auf ihren Adel, als ich es, nach dem Willen meiner Erzieher, auf meinen Reichthum werden ſollte. Noch nie war ſie ſo herablaſſend geweſen, mir einen Beſuch in meinen Zimmern zu machen, wie doch alle Andere thaten. Heute ſchien ſie es beſonders darauf angelegt zu haben, mich die Würde ihres Ranges fühlen zu laſſen. Sie nahm ohne Umſtände den Ehrenplatz bei Tafel ein, der mir ſonſt beſtimmt war. Ich ſah es wohl, aber ich dachte nichts dabei, ſondern wollte mich eben an einen anderen Platz ſetzen, als meine Gouvernante, hocherzürnt über dieſe Verletzung der, ihrer Meinung nach, mir ſchuldigen Ehrfurcht, hervortrat, und das Fräulein zwingen wollte, mir die Stelle zu räumen. Die Renonville vertheidigte ſich ihrer Seits auch nicht mit der größten Gelaſſenheit und der Streit ward ſo laut, ſo lebhaft, dauerte ſo lange, daß mir angſt und bange dabei ward. Ich hörte hier Dinge, die mein Stolz nie geahnet hatte. Fräulein Renonville erhob in übertriebenen Ausdrücken die Vorzüge ihres adelichen Hauſes, ſpottete über meine niedere Herkunft, und ich ſtand dabei, die Augen voll Thränen, beſchämt, glühend vor Zorn, ohne recht zu wiſſen oder zu verſtehen, was ich hörte. Eine der Nonnen machte endlich meiner Noth ein Ende, ſie nahm mich bei der Hand und führte mich fort in ihre Zelle. Hier fieng ich nun, zum erſtenmal in meinem Leben, recht herzlich zu weinen an. Wiſſen Sie, was Sie eigentlich thun ſollten? mein Kind! ſprach die Nonne. Statt zu weinen, ſollten Sie ſich freuen, daß Sie an alle dem Lärme nicht Schuld ſind. Ach nein, ich bin nicht Schuld! rief ich, noch immer weinend; hätte meine Gouvernante ſich nur nicht darein gemiſcht, gern wäre ich mit einem anderen Platze zufrieden geweſen, und hätte nun nicht dieſes Herzeleid. Was mich am meiſten kränkt, das ſind meine Freundinnen; gerade die, welche ſonſt am freundſchaftlichſten gegen mich waren, ſehen jetzt recht vergnügt darüber aus, daß ich ſo gedemüthiget ward. Aber was wollte denn Fräulein Renonville damit ſagen, daß ich ihr Ehrerbietung ſchuldig ſey? warum denn? wofür denn? Sie ſind ihr auch keine Ehrerbietung ſchuldig, antwortete die Nonne, aber die Renonville iſt ein Fräulein von hohem adelichen Hauſe, und Sie, mein Kind, ſind das nicht. Dieſer Unterſchied zwiſchen uns war mir ganz neu, ich verſtand ihn nicht und doch graute mir innerlich für einer Erklärung deſſelben. Eugenie, ſo hieß die Nonne, wartete aber meine Frage nicht ab; Sie ſind gut von Natur, das weiß ich, fuhr ſie fort, auch halte ich Sie für geſcheid genug, um mich zu verſtehen, und daß man Ihnen ſo viel unſinniges Zeug in das Köpfchen geſetzt hat, dafür können Sie nicht; aber jetzt, mein Kind! iſt es einmal Zeit klüger zu werden. Die Stelle, welche Ihr Vater bekleidet, öffnete ihm den Weg zu großen Reichthümern, aber ſie ſo wenig, als der dadurch erworbene Reichthum ſind ehrenvoll; das iſt ein Fleck, der auf Ihrer Geburt ruht, und den nichts in der Welt auslöſchen kann. Aber, rief ich dazwiſchen, was iſt es denn mit dem Adel, und warum wird er denn ſo geehrt? Weil er, ſprach Eugenie, faſt immer edlen Urſprungs iſt. Uebrigens muß doch ein Unterſchied unter den Menſchen ſeyn, und dieſer iſt der natürlichſte; es iſt nichts Kleines von ausgezeichnet-edlen und großen Voreltern abzuſtammen Hier unterbrach uns ein Beſuch meiner Mutter. Meine Gouvernante war gleich bei der Hand, um ihr meine eben erlittene Schmach ſo übertrieben als möglich vorzutragen, und die Folge davon war der

Entſchluß, mich auf der Stelle aus dem Kloſter zu nehmen.

Mir that dieß nicht Leid; ich war vielmehr froh, meine Geſpielinnen nicht wieder zu ſehen, denn ich ſchämte mich vor ihnen, nur Eugenien verließ ich ungern. Zwar hatte ſie mir verdrießliche Dinge geſagt, aber mich doch nicht verachtet; ja, ich fühlte innerlich, daß ihr Rath und ihre Belehrung mir nützlich und heilſam wären. Ehe ich mit meiner Mutter in den Wagen ſtieg, gieng ich wieder zu ihr in ihre Zelle und fiel ihr um den Hals, um Abſchied zu nehmen.

Sie drückte mich an ihre Bruſt. Du biſt ein gutes Kind, ſprach ſie; Schade daß das Beiſpiel, welches Du von nun an vor Augen haben wirſt, Dich verderben ſoll! aber Du biſt zu jung, um ihm zu widerſtehen. Ich habe Dich recht lieb, ich wollte, Du liebteſt mich auch. Komm oft zu mir, ich will Dir rathen, und wenn Du Vertrauen zu mir haſt, wird es mir vielleicht gelingen, Dich für Thorheit oder gar für Unglück zu bewahren. Sie weinte, ich weinte auch, und ſo trennten wir uns; aber dieß Geſpräch wurde der Anfang eines Freundſchaftsbundes, dem ich das wenige Gute verdanke, was an mir iſt. Eugenie ward meine Führerin, ſie erleuchtete mich, und zeigte mir die Dinge dieſer Welt, wie ſie ſind; konnte ſie mich auch nicht immer für Fehltritten hüten, ſo brachte ſie mich doch wenigſtens zur Erkenntniß derſelben.

So wie ich wieder im väterlichen Hauſe einheimiſch war, dachte man nun darauf, mich in alle dem unterrichten zu laſſen, was ich im Kloſter nicht hatte lernen können. Natürlicherweiſe wurden nur die Lehrmeiſter für mich gewählt, welche ſich ihren Unterricht am theuerſten bezahlen ließen, denn reiche Leute meinen: das Talent ließe ſich kaufen wie eine Elle Seidenſtoffs. Zum Glück hatte ich natürliche Anlagen, die es verhinderten, daß das viele Geld, ſo man auf dieſe Weiſe für mich ausgab, doch nicht ganz unnütz verſchwendet war.

In kurzer Zeit wurde ich die beſte Schülerin meiner Lehrer. Ueberdieß war ich eine ſehr reizende Geſtalt. Es iſt ſo lange her, ſeit ich nicht mehr ſchön bin, daß es jetzt wohl nicht für Eitelkeit gelten kann, wenn ich von mir ſelbſt ſage, daß ich es damals in ſehr hohem Grade war.

Uebermäßig reich und ſchön! Wie konnte es mir bei dieſen Vorzügen an Verehrern fehlen? Mein Vater hatte es ſich indeſſen zu meinem Glücke in den Kopf geſetzt, daß ich vor dem achtzehnten Jahre nicht heirathen ſollte. Meine Mutter, noch immer eine ſehr ſchöne Frau, wäre gewiß höchſt liebenswürdig geweſen, hätte ſie ſich begnügen können zu ſcheinen, was ſie war, aber ſie wollte die Dame von Stande ſpielen, ſie wollte mehr Geiſt und Verſtand zeigen, als ſie von Natur hatte; mit Einem Worte, ſie wollte vornehm thun. Es giebt Mode-Ausdrücke, welche Alles bedeuten was man will, die, zum erſtenmal angewendet, luſtig oder angenehm erſcheinen, die aber lächerlich oder abſurd werden, wenn man ſich ihrer zu oft bedient. Meiner Mutter gieng es ſo damit. Die gewöhnliche Art zu ſprechen, war ihr nicht gut genug, den eleganten Ton hatte ſie nicht in ihrer Gewalt, ſo machte ſie denn in ihren Geſprächen alle Augenblicke die wunderlichſten Verwechſelungen. Gewiß, ich liebte ſie von Herzen, daher verarge es mir Niemand, daß ich ſo offenherzig von ihr ſpreche; aber oft war ich faſt in Verzweiflung, wenn ich anſehen mußte, wie ſauer ſie es ſich werden ließ, um ihre eigne angeborne Liebenswürdigkeit zu entſtellen. Ich ſetzte mir ſogar in den Kopf, es könne mir vielleicht gelingen, ſie durch mein Beiſpiel zu beſſern, und vermied daher, ſoviel ich konnte, jeden, auch den leichteſten Anſtrich, von geziertem Weſen in meinem Betragen. Daß ſie nur mit Perſonen von Rang und Adel umgehen wollte, war bei ihrer Denkungsart ganz natürlich; Namen und Titel galten Alles bei ihr. Wie viel Mühe gab ſie ſich, wie viel Geld verſchwendete ſie für dieſe Vornehmen, welche ſie auslachten und zurückſetzten!

Aber Alles wurde geduldig ertragen, nur um ſich im Theater einmal neben einer Herzogin zeigen zu können, oder um zu ſagen, der Herzog oder die Herzogin eſſen heute bei mir zu Abend. In ſolchen Momenten war ſie überſchwenglich glücklich. Dieſe Ehrentage brachten indeſſen doch auch ihre Noth. Zuerſt mußten alle die unterthänigen Diener bei Seite geſchafft werden, denen mein Vater erlaubt hatte, unſer Haus nach Belieben beſuchen zu dürfen, denn bei ſolchen Gelegenheiten konnte man ſie doch nicht produciren. Einige unbedeutende Verwandte vermehrten noch die Verlegenheit; meine Mutter ſchämte ſich ihrer vor ſo vornehmen Herrſchaften, und ſie wieder ihres Theils hatten ganz und gar nicht Luſt ſich zu verbergen. All dieß mußte bei Zeiten in Ordnung gebracht werden, ehe der große Tag hereinbrach, an welchem wir die Geſellſchaft erwarteten. An dieſem Tage ſelbſt war Jedermann in unſerm Hauſe vom frühen Morgen an auf den Beinen, vor Allen meine Mutter, denn ſie hatte aller Welt Verhaltungsregeln zu geben.

Beim Vater fieng ſie an; er konnte doch nicht bei Seite geſchickt werden, wie die Andern, daher mußte man wenigſtens ſuchen, ihm ſchickliche Manieren beizubringen.

Die Mutter hatte dem, von Natur guten und verſtändigen Manne, ſo unaufhörlich das Glück geprieſen, in der ſogenannten guten Geſellſchaft zu leben, daß er zuletzt in vollem Ernſte daran glaubte und Alles dafür that, was man von ihm verlangte. Vor allen Dingen wurde ihm Leichtigkeit im Betragen empfohlen. Aber dazu gelangt nicht Jeder der es will, nur im frühen Umgange mit der großen Welt lernt man den zarten Unterſchied treffen, zwiſchen anſtändiger Freiheit und zu familiärem Weſen. Auch vergriffen meine guten Aeltern ſich hierinnen alle Augenblicke. Die großen Herren und Damen kamen indeſſen doch, ſo oft man es verlangte. Die Freiheit bei uns einzuführen wen ſie wollten, vielleicht mehr noch das Vergnügen, ſich über uns luſtig zu machen, verhinderte ſie, zu bemerken, daß es von ihrer Seite eben ſo unanſtändig war zu kommen, als es albern von uns war, ſie einzuladen.

Als Dame von Ton und als ſchöne Frau ſollte meine Mutter wohl auch einen Verehrer gehabt haben. Die Mode wollte es; nur war es ſchwer, einen anſtändigen zu finden, nämlich einen recht vornehmen. Die Herren vom Hofe haben auch ihre Grundſätze. Einer bürgerlichen Frau öffentlich die Cour zu machen und als ihr Cicisbeo in der Welt zu erſcheinen, wäre höchſt unſchicklich, ja unverzeihlich geweſen. An momentanen Verehrern fehlte es ihr indeſſen ſo wenig als mir, doch ſtanden wir einander nicht im Wege; Jede von uns beiden hatte ihren eigenen Hof, und mancher Bewunderer fieng bei der Mutter an, um zur Tochter zu gelangen, beſonders die, welche ernſte Abſichten auf meine Hand und mein Vermögen hatten. Unſer Hausfreund war der Chevalier Dammartin, ihm ſtand Alles frei, er gab bei uns den Ton an. Eitel und boshaft, verläumdete und verachtete er Jedermann, um ſich ſelbſt deſto bequemer zu erheben. Er galt für den Abkömmling eines ſehr alten Hauſes, weil er gegen den Adel aller Uebrigen etwas einzuwenden wußte, und eben ſo war er auch zum Rufe großer Rechtſchaffenheit und ſtrenger Tugend gelangt. Da er ſich ſelbſt zum Richter über Alles geſetzt hatte, ſo fällte er bei jeder Gelegenheit ein entſcheidendes Urtheil, aber er geruhete nicht, alle Tage zu ſprechen. War er übler Laune, ſo ſchwieg er, und dieſe Laune mußte alle Welt mit Ehrfurcht ertragen.

Nur gegen meinen Vater ließ er nie dergleichen merken, hatte ſogar zuweilen Gnade genug, ihm zuzulächeln, nämlich wenn er Geld von ihm leihen wollte, das er nie wiedergab. Die übrigen Herren, welche uns die Ehre erzeigten zu uns zu kommen, um uns auszulachen, waren größtentheils Stutzer, ſuffiſant, ewig plappernd, unwiſſend, gute Sitte verachtend, ohne Grundſätze, laſterhaft aus Modeſucht, ausſchweifend aus Müſſigang. Während des erſten Jahres nach meiner Rückkehr aus dem Kloſter durfte ich noch nicht in den großen Abendgeſellſchaften erſcheinen. Vom Tanzmeiſter ſollte ich zuvor Grazie acquiriren, daneben Lebensart lernen, und vor allen Dingen guten Ton! Gleich nach dem Mittagseſſen eilte ich in mein Zimmer; ſo wie meine Lehrmeiſter nur fort waren, las ich Romane. Mein Gemüth war von Natur weich und liebend; die Helden meiner Bücher erfüllten es mit dem reinſten Gefühl; ihr Unglück, ihr Glück, waren das Meinige.

So lernte ich lieben aus meinen Büchern, aber ich lernte aus ihnen auch die Tugend kennen und meine Anbeter durchſchauen.

Der Marquis dü Fresnoi war der erſte, welcher mir, bei meinem Auftreten in der großen Welt huldigte, nicht daß er es mir geſagt hätte, — er hätte es mir lieber ganz verborgen, glaube ich, — er ſah nur immer aus, als wolle er mich gern bitten, doch Niemand zu ſagen, wie ſehr ich ihm gefalle. Luſtig war es anzuſehen, wie er vor den Leuten allen ſeinen kleinen Aufmerkſamkeiten gegen mich ein leichtes, unbedeutendes Anſehen zu geben ſtrebte, und wie ganz anders er ſich benahm, wenn er mit mir unbemerkt ſprechen konnte; dann hatte ſeine ſtolze Eitelkeit nichts mehr in ſeine Liebe zu reden, dann war ſie zärtlich und beſcheiden. Trotz meiner Jugend ſah ich doch das lächerlich Contraſtirende dieſes Betragens vollkommen ein, und Herr dû Fresnoi erweckte ganz andere Gefühle in mir, als er wünſchen mochte. Mehrere Nebenbuhler machten ihm den Rang ſtreitig; unter ihnen zeichnete ſich der junge Marquis von Crevan aus. Dieſer ſchien mich wahrhaft zu lieben, war artig und angenehm, aber doch den übrigen Herren die mich umflatterten, zu ähnlich, um Eindruck auf mein Herz zu machen.

Ich gieng fleißig zu meiner Eugenia, um ihr Alles was ich hörte und ſah, haarklein zu erzählen. Sie lachte oft über meine Verwunderung und meinen Widerwillen bei manchen Dingen. Bleibe wie du biſt, ſo lange es nur angeht, ſagte ſie dann zu mir. Dein Vater liebt dich, benutze ſeine Liebe, um dir einen Mann zu wählen, mit dem du glücklich ſeyn kannſt. Dein Herz ſpricht noch für Niemand, deine Vernunft auch nicht, ach! ich wollte dein Herz ſchwieg immer; aber ich fürchte, es wird einſt lauter werden, als es für dein Glück gut ſeyn wird. Dein tiefes, gefühlvolles Gemüth beängſtigt mich um deinetwillen. Du biſt verloren, mein Kind, wenn du einen Mann findeſt, der zu lieben, und deine Liebe zu gewinnen weiß. Nur zu bald ſollten dieſe Prophezeihungen in Erfüllung gehen!

Meine Mutter hatte eine Loge beſtellt, um der erſten Vorſtellung eines neuen Stücks beizuwohnen, und ſich, wie es bei ſolchen Gelegenheiten in Paris gewöhnlich iſt, im reichſten Glanze ihrer Juwelen zu zeigen. Eine Herzogin hatte verſprochen, mit uns zu gehen, aber ſie ließ uns ſitzen, da ſie beſſere Geſellſchaft fand. Da waren wir denn nun allein in unſerer Loge, meine Mutter und ich. Der glänzendſte Zirkel der Vornehmen aus der Stadt und vom Hofe erfüllte das Haus; meine Mutter grüßte unaufhörlich nach allen Seiten; ſie mußte doch der Ehre genießen, ſo viel vornehme Leute zu kennen. Ich ſaß ſtill da, hingeriſſen von der Darſtellung, und, nur darauf bedacht meine Thränen zu verbergen, bekümmerte ich mich weiter um Niemand. Der laute Lärm, welchen der Marquis von Fresnoi in meiner Nähe trieb, machte mich endlich ungeduldig, ich ſah mich nach ihm um, er ſtritt über den Werth des Stücks mit einem andern Herrn, den ich nicht kannte, oder vielmehr er machte ihm Vorwürfe, daß er auf das Trauerſpiel Acht gab. Wie er bemerkte, daß ich ihn anſah und rings umher meine Schönheit preiſen hörte, hielt er es doch nicht für ganz unter ſich, auf einen Augenblick zu uns zu kommen und uns zu begrüßen.

Kaum war er wieder auf ſeinem Platze in der Nebenloge angelangt, ſo hörte ich ſeinen Nachbar ſich eifrig bei ihm erkundigen: wer wir wären? Die Frau und Tochter eines Geſchäftsmannes, war ſeine Antwort. Das Mädchen iſt hübſch, wie Sie ſehen, dazu halten die Leute einen vortrefflichen Koch, deßhalb gehe ich zuweilen zu ihnen. Sie ſind alſo nicht in das ſchöne Kind verliebt? fragte Jener wieder. Nun ſo ſo! erwiederte von Fresnoi; wenn Sie heute Abend nichts Beſſeres vorhaben, ſo kommen Sie mit mir, dort zu Abend zu eſſen; Sie erzeigen mir ſogar eine Gefälligkeit, wenn Sie es thun, ich will noch ein Paar von meinen Freunden dazu einladen, denn in dem

Hauſe iſt's nicht übel, wenn wir die ſtärkere Partie ſind.

Es mochte dem Fremden vielleicht nicht ganz angenehm ſeyn, ſich von Jemanden einführen zu laſſen, deſſen Lächerlichkeiten er kannte; doch überwog der Wunſch, mich in der Nähe zu ſehen, jede Bedenklichkeit, und ſo nahm er den Vorſchlag an. Nach dem Stück ward er uns an der Thür unſerer Loge ganz leicht hin, als Graf Barbaſan vorgeſtellt. Die Herren führten uns an unſern Wagen, ſtiegen in den ihrigen und waren eben ſo ſchnell als wir in unſerm Hauſe, wo wir ſchon Geſellſchaft fanden.

Wie ganz anders erſchien mir Barbaſan als alle, die ich bis jetzt geſehen hatte! Seine ſchöne Geſtalt allein hätte keinen Eindruck auf mich gemacht, aber ſein Geiſt that es, ſein Charakter; beide zeigten ſich ſchon bei dieſer erſten Bekanntſchaft im vortheilhafteſten Lichte. Zuerſt ſprach man nur vom Stück. Unſere Stutzer erklärten es für abſcheulich. So habe ich auch zu Barbaſan geſagt, ſprach Fresnoi. O ja! erwiederte Barbaſan, und ſchon wie der erſte Act kaum angefangen hatte; ich übereile mein Urtheil nicht ſo, fuhr er fort; ich ſehe eine Tragödie, um mich meinem Gefühl hingeben, wenn ſie zu meinem Herzen ſpricht, bin ich zufrieden und chikanire den Autor nicht über die Art, mit der es geſchieht. Beim Trauerſpiele kam man auf die Geſchichten des Tags. Barbaſan blieb ſeinem Charakter treu. Er zweifelte, er entſchuldigte, kurz er mochte nicht, daß man auf anderer Leute Unkoſten witzig war.

Das Spiel machte aller andern Unterhaltung ein Ende. Barbaſan ſpielte nicht, ich auch nicht; wir blieben die einzigen Müßigen.

Ich ſah, wie ſein Auge auf mir haftete, es machte mich verlegen; ich näherte mich einem Spieltiſche. Zuerſt wagte er es nicht, mir dahin zu folgen, aber ein Streit, der ſich über das Spiel erhob, gab ihm glücklicherweiſe einen Vorwand dazu. Ich fühlte, wie er mich immer anſah, obſchon ich keinen Blick zu ihm erhob, ſo große Luſt ich auch innerlich dazu hatte. Dieſen Abend brauchte ich nicht im Bette zu leſen, wie ich ſonſt immer that; mein Herz war ſo voll; es war eine ſüße Unruhe in mir, die ich vordem nie kannte. Barbaſan's Geſtalt ſchwebte mir vor; ich wiederhohlte mir jedes Wort, welches er geſprochen hatte, und freute mich der Uebereinſtimmung unſerer Geſinnungen. Daran, daß er mich immer angeſehen hatte, wagte ich gar nicht zu denken, aber verſtohlnerweiſe that ich's doch. Die Nacht gieng ſo hin; am Morgen ärgerte ich mich, daß ich nicht geſchlafen hatte, denn ich fürchtete, heute nicht hübſch zu ſeyn. Meine Toilette, aus der ich mir ſonſt wenig machte, wurde dieſen Morgen ſehr ernſthaft betrieben. Ich wußte gar nicht, welchen Anzug ich wählen ſollte. Wohin, in aller Welt! gehen Sie denn heute? fragte meine ganz erſtaunte Kammerfrau. Die Frage brachte mich wieder zu mir ſelbſt, indem ſie mich verlegen machte; ich wußte ja ſelbſt nicht deutlich, warum ich mich ſo putzte?

Mehrere Perſonen, welche den Abend bei uns geſſen hatten, waren heute zu Mittage wieder da. Wie gefällt Ihnen Barbaſan? — fragte ein junger Herr meine Mutter; — für einen Menſchen, der noch nicht in der Welt war, nimmt er ſich gut genug darin aus, er iſt eben nicht ſehr ungelenk, auch fehlt es ihm nicht an Geiſt. Wer iſt er denn? entgegnete meine Mutter. Man ſagt, er ſey aus einem ſehr alten Hauſe in der Gascogne; aber ich glaube nicht daran, war die Antwort; warum ſpräche er denn nie davon? Warum macht er dieſen Vorzug nicht geltend, beſonders da er kein Vermögen hat? Er hat etwas Beſſeres, als bloßes Geld, ſprach der alte Comthur von Piennes, der bis jetzt geſchwiegen hatte; er hat edle Geſinnungen und Ehrgefühl. Was ſeine Abkunft anbetrifft, ſo kann ich Ihnen verſichern, daß ſo mancher mit der ſeinigen prahlt und alle Augenblicke davon ſpricht, der ihm auch in dieſer Hinſicht weit nachſtehen muß. Wie dankte ich innerlich dem braven Manne; weniger, bildete ich mir ein, weil er ſich Barbaſan's annahm, als weil er den Stolz des jungen Herren gedemüthiget hatte.

Wir fuhren früh aus, um Viſiten zu machen; noch nie ſchienen ſie mir ſo langweilig; noch ärger ward es, da meine Mutter in einem Hauſe zu Abend blieb. Man lobte mich zwar, man bewunderte mich ſogar; aber was fragte ich darnach! Für dieſe Leute hatte ich mir heute nicht ſo viel Mühe gegeben, hübſch angezogen zu ſeyn.

Zu Hauſe las ich ſehr aufmerkſam die Liſte der Viſiten, die da geweſen waren. Den Namen den ich ſuchte, fand ich nicht; es ärgerte mich, aber ich geſtand mir nicht die rechte Urſache meines Verdruſſes; ich machte mir ſelbſt weiß, ich nähme es übel, daß Barbaſan meiner Mutter nicht die gewöhnliche Höflichkeit erzeigte, mir ſchien es, als behandle er uns ſehr obenhin. Wir giengen mehrere Tage nach einander aus; endlich einmal fand ich Barbaſan's Namen auf dem Viſitenzeddel, augenſcheinlich war er nur gekommen, um ſeinen Namen aufſchreiben zu laſſen. Mir fiel ein, wir wären ihm zum Umgange nicht vornehm genug; auch in der Nacht kam mir dieſer Gedanke wieder; nun erſchien er mir nicht mehr ſo liebenswürdig, aber ich dachte zu oft daran, daß er es nicht wäre. Aus Aerger ward ich nun beinahe kokett; ich wollte gefallen; meine Eigenliebe brauchte Troſt gegen Barbaſan's Gleichgültigkeit. In den Schauſpielen, auf den Promenaden, gieng es herrlich, überall machte ich neue Eroberungen. Im Stillen hoffte ich immer meinen Flüchtling einmal zu treffen, da ſollte er mich denn ſehen, umgeben von Anbetern. Ich ſuchte ihn immer überall mit den Augen; wußte ich endlich gewiß, daß er nicht da war, ſo hatte es ein Ende mit meiner Eroberungsſucht; die ſchönen Dinge, die man mir ſagte, die ſüßen Herren, die mich umflatterten, wurden mir mit einem Male langweilig; was halfen mir dieſe Triumphe? Er ſah ſie ja nicht. Endlich diente mir der Zufall beſſer, als alle meine Anſtalten. Wir giengen eines Morgens zu einem Maler, um ſeine Gemälde-Ausſtellung zu ſehen, und fanden Barbaſan da; ich entdeckte ihn gleich, obſchon der Saal ſehr voll von

Leuten war, und ich muß es nur geſtehen, ich ſah nur ihn. Mir ſchlug das Herz aus Angſt, er möchte fortgehen; aber meine Mutter, die Niemanden von ihren andern Bekannten dort fand, rief ihn ohne Umſtände zu ſich, und machte ihm Vorwürfe, daß er uns ſo vernachläſſige. Er entſchuldigte ſich damit, daß er mehrere Male an unſerer Thüre geweſen wäre, ohne uns zu Hauſe zu treffen. Ja, ſagte meine Mutter, wenn man mich finden will, ſo muß man zum Mittags- oder Abendeſſen kommen, heute zum Beiſpiel. Es thut mir unendlich leid, antwortete Barbaſan, aber ich bin ſchon verſprochen. Morgen denn, ſprach meine Mutter. Auch Morgen bin ich nicht mehr frei, war die Antwort. In einem empfindlichen Tone, dem man meinen Aerger über alle dieſe abſchlägigen Antworten wohl anmerken konnte, ſprach ich, liebe Mutter, warum wollen Sie dem Herrn Grafen Zwang anthun? laſſen Sie ihm doch ſeine Freiheit das Beſſere vorzuziehen. Noch ſeh ich den Blick, mit welchem ſeine beſcheidenen, liebevollen Augen mir ſagten: du biſt ſehr ungerecht!

Wir durchliefen die Gemälde, ohne daß eins von uns ſie recht anſah. Kaum waren wir wieder zu Hauſe, ſo erſchien Barbaſan auch. Er hatte Mittel gefunden, ſich von ſeinem frühern Verſprechen los zu machen, wie er ſagte, und erbot ſich den Tag mit uns zuzubringen, wenn wir ihn haben wollten.

Da war er denn nun in unſerm Hauſe förmlich eingeführt und ich von einer mir ganz ungewöhnlichen Fröhlichkeit. Alles ſah mir nun anders aus als zuvor, ſelbſt die welche mir ſonſt Langeweile machten, verhalfen mir jetzt zu luſtigen Einfällen.

Barbaſan war es eben ſo zu Muthe. Die, oft ſpäter theuer erkaufte, ſüße Freude des Anfangs der erſten Liebe berauſchte uns Beide, ohne daß wir es wußten.

Dieſer Tag vergieng wie ein Augenblick und viele ähnliche folgten ihm. Barbaſan ließ keinen mehr vergehen, ohne uns zu beſuchen. Es entſtand eine Art von heimlichem Verſtändniß zwiſchen mir und ihm, mitten in der Geſellſchaft. Immer hatten wir einander tauſend kleine Bemerkungen zu vertrauen, zu denen die Leute um uns her den Stoff liefern mußten. Wenn etwas Lächerliches vorkam, winkten wir einander zu; ich machte mich über die Frauen luſtig, beſonders über die hübſchen, er ſich über die Männer, vor allen über die, ſo ſich unterſtanden mir die Cour machen zu wollen; alles dieß blieb ganz im Stillen unter uns Beiden. Jetzt fühlte ich nicht mehr ſo großen Drang zu Eugenien zu gehen. Die Freundſchaft wird lau, ſobald ein mächtigeres Gefühl ſich regt, nur wenn Troſt und Vertrauen uns Noth thut, tritt ſie wieder in ihre Rechte. Dahin war es aber noch nicht mit mir gekommen; ich gab mich meinen Empfindungen hin, ohne ſelbſt über ſie im Klaren zu ſeyn, ja ich dachte nicht einmal daran, ſie zu erkennen und mir ſelbſt Rechenſchaft davon abzulegen. Endlich ſah ich Eugenien wieder, und wollte ihr meiner Gewohnheit nach alles erzählen, was ich ſeit unſerer letzten Zuſammenkunft neues erlebt hatte. Da ich auf Graf Barbaſan zu ſprechen kam, fieng ich an zu ſtottern und bekam gewaltiges Herzklopfen. Die verſtändige Freundin ſchien mich gleich zu durchſchauen, ſie fragte mich über ihn aus 'und ich, hingeriſſen von der Freude ihn zu loben, konnte nun gar nicht wieder aufhören von ihm zu ſprechen.

Vielleicht weiß er ſich beſſer zu verſtellen, als die andern, wendete Eugenia ein. O nein gewiß nicht, rief ich aus, ich habe ihn recht genau beobachtet. Wozu aber dieß genaue Beobachten? antwortete ſie; mir iſt recht bange, er gefällt Dir beſſer als er ſollte.

Liebes Kind, hüte Dich! Nach Allem was du mir geſagt haſt, muß ich denken, daß Barbaſan nicht zu der Claſſe gehört, aus welcher der Ehrgeiz Deiner Aeltern Dir einen Gemahl auszuwählen denkt; er iſt ihnen weder reich noch vornehm und glänzend genug; wie unglücklich könnteſt Du werden, wenn dieſer Mann Dein Herz gewönne! Ich bitte dich, bewahre es, bis Du den findeſt, dem Du es ſchenken darfſt.

Die Glocke, welche Eugenien zur Kirche rief, unterbrach hier unſer Geſpräch. Ach! ſie hatte mir genug geſagt. Traurig, nachdenkend kam ich zu Hauſe. Den Abend giengen wir in ein ſehr beſuchtes Conzert. Barbaſan ſtand mir gegenüber, meine anſcheinende Zerſtreuung fiel ihm auf, es ſchien ihm ſogar, als wollte ich ſeinen Anblick meiden. Unruhig darüber, ſuchte er ſich mir zu nähern, um mich zu fragen, was mir fehle? Mir fehlt nichts, war meine Antwort, aber ein Seufzer begleitete ſie, der deutlich ausſprach, mir fehlt ſehr viel! Schweigend blickten wir uns an, wir verſtanden uns, und waren zum erſten Male einander gegenüber in Verlegenheit. Den übrigen Abend blieb er wie ich, ſtill und in Gedanken verloren. Die Nacht verſtrich mir in ernſter Betrachtung; ich erwog jedes Wort, das Eugenia zu mir geſprochen hatte und war bald über mein eigenes Gefühl für Barbáſan im Klaren; auch an ſeiner Liebe durfte ich nicht mehr zweifeln. Was ſollte ich nun thun? Nach langer Ueberlegung konnte ich doch nichts Beſſeres erſinnen, als daß es am gerathenſten ſey, ruhig wie bisher meinen Weg zu gehen und abzuwarten was die Zeit, vielleicht das Glück, uns aufbehielten, ohne einſtweilen irgend etwas in meinem Benehmen abzuändern. Das war aber nicht ſo leicht, als ich dachte; es wollte mir durchaus nicht gelingen, mit Barbaſan in den vorigen Ton zu kommen; auch er war anders. Unſere Fröhlichkeit war dahin; wir ſprachen weniger mit einander; was wir uns ſagten, war nicht, was wir uns gern geſagt hätten, und doch verſtand ich ihn nur zu wohl, ohne Worte. So gieng einige Zeit hin, wir waren nicht glücklich, aber auch nicht unglücklich.

Mein Vater und meine Mutter hatten plötzlich viele heimliche Conferenzen mit einander; ich bemerkte dieß als etwas Ungewöhnliches, aber der Gedanke kam mir nicht in den Sinn, daß dieß mich angehen könne. Und doch war es ſo, zu meinem großen Unglück, wie ich nur zu bald erfuhr.

Mein Vater ließ mich eines Morgens zu ſich rufen, ich fand ihn allein mit meiner Mutter, die mir ohne

Umſchweiſe gleich bei meinem Eintritt in's Zimmer verkündigte, daß ich nächſtens den Marquis N...., Sohn des Herzogs gleichen Namens, heirathen würde.

Ich ſtand wie verſteinert da und ließ ihr alle Zeit, mir die großen Vorzüge dieſer Verbindung auseinander zu ſetzen. Mit wahrem Triumph ſtellte ſie mir vor, daß ich an den Hof gehen und im Zimmer der Königin ein Tabouret haben würde, während die andern Damen ſtehen müßten. Dieſes Vorrecht der Herzoginnen, welches von jeher zu ſo viel Streitigkeiten am Hofe Anlaß gab, ſchien ihr der höchſte Gipfel aller irrdiſchen Glückſeligkeit und ſie verbreitete ſich ſehr ausführlich darüber. Du biſt glücklicher als du es verdienſt, fügte ſie zuletzt noch hinzu, ich brachte deinem Vater eben ſo viel Vermögen, als du von uns zur Mitgabe erhältſt; ich war ſchöner als du, und welch' ein Unterſchied in unſerm Schickſale!

Unterjocht wie mein Vater von ihr war, verdroß dieſe Vergleichung ihn doch. Ach! liebe Frau, ſprach er halb verdrießlich, ich kenne viele Herzoginnen, die froh ſeyn würden, wenn ſie ſo viel Geld auszugeben bekämen als du. Seine Worte gaben mir den Muth, meinerſeits auch etwas einzuwenden. Sie verſprachen mir ja, ſagte ich, daß ich vor meinem achtzehnten

Jahre nicht heirathen ſollte; ich frage nichts darnach, ob ich Herzogin bin oder nicht. Wenn du nicht darnach fragſt, ſo fragen wir darnach, erwiederte meine Mutter, ganz erbittert. Aber, liebe Mutter, antwortete ich wieder, mein Vater ſagt ja ſelbſt, daß Sie glücklicher ſind. Dein Vater denkt gemein, war ihre Antwort, geh! laß dich anziehen, ich fahre aus, vielleicht nehme ich dich mit. Wäre ich nur mit meinem Vater allein geweſen, ihm hätte ich meinen Widerwillen gegen dieſe Heirath gern geſtanden; denn ich fühlte, daß er mich liebte; mit meiner Mutter wagte ich nie recht offen zu ſeyn, ſie benahm mir den Muth dazu. Ich gehorchte und gieng auf mein Zimmer, ach wie viel unglücklicher, als da ich es verließ! Mein Herz war ſo ſchwer, ich mußte Jemanden haben, zu dem ich ſprechen, dem ich mein Leid klagen konnte und ſobald es nur möglich war, eilte ich deßhalb zu meiner Eugenia.

Zwei Stunden voll Kummer und Angſt hatten mich ſo verändert, daß ſie gleich bei meinem Eintritt in ihre Zelle fragte, ob ich krank wäre? Ach ich wollte, ich wäre es, antwortete ich bitterlich weinend, ich glaube ich wollte, ich wäre todt! Niemand in der Welt iſt ſo unglücklich als ich! meine Aeltern haben mir eben angekündigt, daß ich den Marquis von N... heirathen ſoll. Liebſte Eugenia, behalten Sie mich bei ſich, ich will lieber Zeitlebens im Kloſter bleiben, als einen Menſchen heirathen, den ich haſſe, der ſich einbildet, er erzeige mir noch eine große Ehre, indem er mich zur Frau nimmt, der mich nur aus Eigennutz wählt und der mich verachten wird, ſo bald ich ihm angehöre.

Sein Rang reizt mich nicht, was wird mir aller Glanz helfen bei einem Manne, der mir zuwider iſt? der mich auf tauſenderlei Weiſe quälen wird? Ach rathen Sie mir, Eugenie, was ſoll ich thun? Gehorchen! ſprach Eugenie. Sey vernünftig, Du haſt ja nicht einmal einen Vorwand, um den Marquis auszuſchlagen. Warum ſollte er Dich verachten? Biſt Du denn das erſte Mädchen deines Standes, das an den Hof verpflanzt wird? Betrage Dich dort mit Anſtand, und Niemand wird Dir deine Geburt zum Fehler anrechnen, im Gegentheil, man wird Dich um ſo mehr achten, ſelbſt Dein Mann... Aber ich haſſe ihn, rief ich dazwiſchen, ich werde ihn ewig haſſen. Eugenie heftete ihren durchdringenden Blick auf meine niedergeſchlagenen Augen. Kind! ſprach ſie, ich leſe ſchon ſeit langer Zeit in Deinem Herzen! Du haſſeſt den

Marquis, weil Du den Grafen Barbaſan liebſt! Was ſoll aber daraus werden? darfſt Du hoffen, jemals die Seine zu ſeyn? Sey aufrichtig, kennt er Deine Neigung zu ihm? Thränen überſtrömten mein Geſicht bei dieſen Worten. Sein Name, die von mir noch nie ſo erkannte Gewißheit, meiner Aeltern Einwilligung zu einer Verbindung mit ihm nicht zu erhalten, erfüllten mich mit einem unbeſchreiblichen Schmerz. Ich warf mich in die Arme meiner Eugenie, ich ſagte ihr Alles, Alles, jedes Wort, ſo wir mit einander geſprochen hatten. Ach, ſetzte ich hinzu, ich weiß nicht, ob er meine Liebe kennt, kannte ich ſie doch bis jetzt kaum ſelbſt? Eugenie wendete alle ihre Gewalt über mich an, um mich zu tröſten, und mir Muth zum Gehorſam gegen meine Aeltern zu geben. Sie ſtellte mir die Unmöglichkeit einer Verbindung mit Barbaſan auf's einleuchtendſte dar, ſchalt es Thorheit, in meiner Lage an ein Kloſterleben nur zu denken, dann beſchwor ſie mich, dem Marquis meinen Widerwillen nicht merken zu laſſen, Barbaſan jede Gelegenheit zu einem heimlichen Geſpräche mit mir zu rauben, und im äußerſten Falle ihn zu bitten, das Haus meines Vaters zu meiden. Sie betrübte mich tief im Herzen, doch ihre Gründe überzeugten mich nicht. Indeſſen ſie ſprach ſo rührend, ſie hörte ſo geduldig meine Klagen an, ſie zeigte mir ſo viel innigen Antheil, daß ich zuletzt Alles verſprach, was ſie von mir verlangte.

Ich verließ ſie weit betrübter, als ich gekommen war. Jetzt ſah ich ein, daß meine Neigung zu Barbaſan mir nur Unheil bringen könne, ich weinte darüber, aber ich gefiel mir in meinem Schmerz, es freute mich ſogar gewiſſermaßen, um ſeinetwillen zu leiden.

Kaum war ich wieder zu Hauſe, ſo erſchien die Herzogin von N., um mir ihren Sohn in aller Form vorzuſtellen. Meine Augen waren roth und geſchwollen, von unaufhörlichem Weinen. Sie ergriff dieſe Gelegenheit, um mir eine Menge fader Dinge über mein gutes Gemüth zu ſagen, das mir vor einer Trennung von meinen Aeltern ſo bange mache. Wiſſen Sie wohl, ſprach ſie, indem ſie ſich zu meiner Mutter wandte, daß es ſehr verdienſtlich iſt, eine ſo junge ſchöne Mama, wie Sie ſind, ſo zu lieben? Nein, ſprach ſie wieder zu mir, dieſe Mama darf in Zukunft nicht der einzige Gegenſtand Ihrer Zärtlichkeit ſeyn, auch ich will meinen Theil in dieſem liebenden Herzchen; gewiß, mein Kind! ich fühle, daß Sie mir ſchon jetzt recht theuer ſind; dann brachte ſie wieder das Geſpräch auf meinen Brautputz, meinen Schmuck, und immer fiel ein Wörtchen vom

Hofe und ſeinen Freuden und Ehren zwiſchen ihre Redensarten. Alle ihre Worte und ihr Benehmen waren mir höchſt widerwärtig. Ihr Herr Sohn ſaß dabei. Zerſtreut, gelangweilt, ſah er bald auf ſeine Uhr, bald auf die Pendüle im Zimmer. Die Stunde des Schauſpiels nahte heran, er war in einem Kleide von ganz neuem, noch nie geſehenen Schnitte; nothwendig mußte er dieß im Theater produciren, und nun ſollte er die koſtbare Zeit bei mir verſchwenden! Ich ſah und bemerkte das Alles im Stillen. Es diente eben nicht, mich in meinen, bei **Eugenien** gefaßten Vorſätzen zu beſtärken. Endlich brach die Herzogin auf, wahrſcheinlich weil ſie fürchtete, ihr Sohn möchte ſeine Ungeduld zu deutlich verrathen. Ich gehe, ſagte ſie bei'm Abſchiednehmen, um zu bewirken, daß mein Sohn, ſobald als möglich, zum Herzog ernannt werde. Mich verlangt ganz zu Ihnen zu gehören, ich wollte, wir könnten die Sache gleich enden, und, Alles wohl überlegt, warum geſchiehts auch nicht gleich? Sind wir nicht ſicher genug, daß unſer Kind Herzogin wird?

Dießmal nützte mir die Eitelkeit meiner Mutter; das alleinſeligmachende Tabouret im Zimmer der Königin war ihr der einzige Zweck meiner Vermählung; daher erwiederte ſie der Herzogin ganz kurz weg, es wäre doch wohl beſſer, bei den früheren Verabredungen zu bleiben und zu warten, bis der Titel eines Herzogs auch ihrem Sohne verliehen wäre. Ich athmete etwas leichter bei dieſen Worten, denn ſie verhießen mir doch Aufſchub meines unausweichbaren Opfers.

Von nun an zeigte ſich der Marquis alle Tage in unſerm Hauſe. Glückwünſche wurden nicht angenommen, doch ſprach man viel von unſerer bevorſtehenden Verbindung. Barbaſan hatte ebenfalls davon gehört, ich las es in ſeinem trüben Blicke; auch ich war traurig und ſuchte es nicht zu verhehlen. Dennoch floh ich ihn ſo viel ich konnte, denn ich hätte ihn ja bitten müſſen mich zu fliehen, wenn ich mit ihm allein geſprochen hätte; ſo hatte ich es ja Eugenien verſprochen. Mehrere Tage vergiengen; ich zog mich ſo viel ich konnte, in mein einſames Zimmer zurück, denn jetzt, da meine Aeltern mich als eine Braut betrachteten, ließen ſie mir mehr Freiheit nach meinem Sinne zu leben.

Eines Tages ſaß ich, vertieft in Gedanken an meinem Pianoforte, den Blick ſtarr geheftet auf ein Notenblatt, das ich nicht ſah. Ein Geräuſch hinter mir erweckte mich aus meinen Träumereien, ich wandte mich und erblickte Barbaſan. Bleich, Trauer in allen ſeinen Zügen, ſtand er da an einen Stuhl gelehnt. Wir ſahen einander einige Momente wechſelſeitig an, keins ſprach ein Wort; endlich machte ich eine Bewegung, als wollte ich in das Nebenzimmer gehen, wo meine Kammerfrauen waren, da rief er zitternd aus: um Gotteswillen hören Sie mich, nur einen Augenblick! Gölte es nur mein Leben, ich würde ſchweigen, aber es gilt Ihr Glück. Der Marquis N..., den Sie heirathen ſollen, iſt ein Elender, ohne Charakter, ohne Sitte, niedrig genug, um ſich den Schein, ſelbſt der Laſter zu geben, die er nicht hat. Er prahlt mit der Ehre, die er Ihnen erzeigt, indem er Ihnen ſeinen Namen giebt. Das Vermögen, das Sie ihm zubringen, wird er thöricht verſchwenden, unter Ihren Augen und auf die verächtlichſte Weiſe, und nie wird er dankbar daran denken, daß er es von Ihnen erhält. Kann ich denn handeln, wie ich will? rief ich weinend. Ach ich kenne nur zu gut alle das Elend, dem ich entgegen gehe! Und Sie wollen Sich wehrlos unterwerfen? ſprach Barbaſan. Sie wollen nicht die Liebe Ihres guten Vaters um Hülfe anrufen? Seyen Sie glücklich! aus Mitleid mit mir ſeyen Sie es, damit ich nicht verzweifelnd ſterbe! Nie werde ich glücklich ſeyn, antwortete ich, hingeriſſen von meinem

Herzen. — Ach Sie würden es ſeyn, wäre das Schickſal mir günſtiger, meine Liebe würde Sie rühren, und ich würde keine Ehre, keine Freude kennen, als Ihnen anzugehören! In dem Moment ward ich den Marquis N... gewahr, der eben wieder durch die Thüre verſchwand. Er hatte Barbaſan zu meinen Füßen geſehen, hatte vielleicht gar unſer Geſpräch angehört; meine Angſt, meine Verlegenheit waren unbeſchreiblich. Ich weinte bitterlich, aber ich konnte Barbaſan keine Vorwürfe machen, er war ſelbſt zu traurig darüber, daß er mich betrübt hatte. Dieſe Begebenheit hatte mich ihm näher gebracht, ſtatt mich zu erzürnen. Wir ſprachen nun vertraulich mit einander über die Folgen, die ſie für mich haben könnte, über mein künftiges Benehmen dabei; ich äußerte die Hoffnung, daß meine Heirath dadurch rückgängig gemacht werden könnte. Barbaſan war nicht meiner Meinung, denn, behauptete er, der Marquis habe weder Liebe noch Ehre genug, um ſein Intereſſe dem Zartgefühle zu opfern.

Wie es weiter wurde, was wir noch ſprachen, weiß ich nicht mehr, unvermerkt hatte ich darein gewilliget, den Grafen anzuhören, hatte verſprochen, ihm von Allem, was nur vorfallen würde, Nachricht zu geben. Ich verlangte, er ſolle einige Tage unſer Haus meiden, er behauptete aber, es wäre unklug, jetzt das Mindeſte in unſerm Benehmen zu ändern. Ach! das meine war gewiß nicht vernünftig, aber meine ſiebenzehn Jahre, die unwillkührliche Neigung zu Barbaſan, der Widerwille gegen den Marquis in meinem jungen Herzen, mögen mich entſchuldigen. Beide aßen den Abend bei uns, wie gewöhnlich. Wäre ich nicht ſo gewiß überzeugt geweſen, daß der Marquis uns belauſcht hatte, ich würde daran gezweifelt haben. Er ſprach mit mir ganz unbefangen, eben wie ſonſt; er zog Barbaſan in's Geſpräch und war immer ſeiner Meinung; wir wußten gar nicht, was wir von alle dem denken ſollten. Zuletzt bildete ich mir ein, der Marquis wolle mit mir brechen, ohne dabei Aufſehen zu erregen, und zum erſten Mal in meinem Leben fieng ich an, ihn deßhalb zu achten. Aber zwei Tage darauf erfuhr ich, daß er Alles anwende, um meine Mutter zur Beſchleunigung unſerer Verbindung zu bewegen, ehe er noch zum Herzog ernannt wäre.

Dieß empörte mich auf's neue, mein Widerwillen ward jetzt tiefe Verachtung.

Jetzt glaubte ich Barbaſan um Rath bitten zu müſſen, er hatte ja früher den Charakter des Marquis ſo gut durchſchaut. Mit welchen Rieſenſchritten führt uns die Leidenſchaft, ſobald wir ihr nur im mindeſten nachgeben! Ich hatte jetzt ein förmliches Liebesverſtändniß, ich ſah meinen Geliebten in's Geheim auf meinem Zimmer, und dachte nicht mehr an Eugenien, an ihre Lehren, an mein Verſprechen, an Anſtand und Schicklichkeit. Zwar glaubte ich letzterer genug zu thun, indem ich bei meinen Zuſammenkünften mit Barbaſan nie allein war; aber dieſer Zeuge unſerer Unterredungen war eine Kammerfrau, die, ganz abhängig von mir, ſich leicht zum Stillſchweigen hatte gewinnen laſſen.

Wir beſchloſſen nun, daß ich meinem Vater meinen Widerwillen gegen dieſe Heirath entdecken ſollte. Er iſt von Natur einer der beſten Menſchen in der Welt, ſprach Barbaſan; nur ſeine Außenſeite konnten ſeine Umgebungen entſtellen, innerlich iſt er verſtändig und gut. Oft, fuhr er fort, machte ich den Plan, mir ſeine Freundſchaft zu erwerben, Ihrer Mutter auf dem nämlichen Wege, wie es die übrigen thun, zu gefallen zu ſuchen und ſo beide für meine heißeſten Wünſche zu gewinnen; aber meine Rechtlichkeit empörte ſich dagegen, unwürdig mochte ich ſelbſt das Glück meines Lebens nicht erwerben.

Mein Vater ſtand immer früh auf. Dieſe Morgenſtunde wählte ich, um mit ihm zu ſprechen. Er war ganz erſtaunt, als er mich zu ſo einer ungewohnten Zeit in ſein Zimmer treten ſah. Ich kniete vor ihm hin, küßte ſeine Hände und konnte kein Wort hervorbringen.

Lange mußte er mich liebevoll befragen, was mir wäre; endlich rief ich aus, Vater! Sie lieben mich, dieſe einzige Gewißheit erhält mich noch am Leben! Nein, Sie werden mich nicht elend machen wollen, Sie werden mich nicht zwingen, den Marquis zu heirathen, lieber Vater! erbarmen Sie ſich Ihrer Tochter. Meine Thränen überſtrömten ſeine Hände, die ich noch immer feſt an meine, vor Angſt klopfende Bruſt drückte. Er hob mich auf, ſuchte mich zu beruhigen, bezeigte mir ſein inniges Mitleid. Aufmerkſam hörte er mich an, da ich ihm meinen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Marquis erklärte, da ich ihm aus tauſend kleinen Thatſachen und Bemerkungen bewies, wie ſchlecht er wäre, wie wenig er mich liebe und welche traurige Zukunft mir an der Seite eines Mannes bevorſtände, der mich augenſcheinlich meiner Geburt wegen verachte und nur um meines Vermögens willen mir ſeine Hand biete. Mein Herz floß über von Vertrauen zum Vater.

ſchon war ich im Begriff, auch meine Neigung zu Barbaſan ihm zu geſtehen, als einer ſeiner Freunde uns unterbrach, der in dringenden Geſchäften mit ihm zu reden hatte. Der gute Vater umarmte mich, flüſterte mir zu, ſuche deine Mutter für dich zu gewinnen und mit dieſer Antwort mußte ich ihn verlaſſen. Meine Mutter in dieſer Sache für mich zu gewinnen, das wußte ich, war unmöglich, und ich wagte deßhalb nicht den geringſten Verſuch. Innerlich aber war ich jetzt überzeugt, daß mein Vater mir vergeben würde, wenn ich dießmal auch geradezu ungehorſam wäre, obgleich ich wohl ſah, daß er ſelbſt nicht den Muth hatte, ſich dem Willen meiner Mutter zu widerſetzen.

Die Anſtalten zu meiner nahenden Hochzeitfeier begonnen jetzt. Der Marquis N... ließ ſich durch mein gefliſſentlich kaltes zurückſtoßendes Betragen nicht im mindeſten abſchrecken. Ich gab mir nicht die geringſte Mühe mehr, ihm das Verſtändniß zwiſchen mir und Barbaſan zu verbergen, im Gegentheil ſuchte ich's ihm recht bemerkbar zu machen. Umſonſt, er ſah und hörte nichts, als was er ſehen und hören wollte. Schon war ich im Begriff, durch eine öffentliche Erklärung mich von ihm zu befreien, entſtände auch daraus was da wolle, als mein guter, ſonſt immer geſunder Vater plötzlich gefährlich erkrankte. Ein Fieber, das keinen Mitteln weichen wollte, verzehrte ihn. Die erſten Tage hindurch waren ſeine Freunde und Bekannte unermüdlich um ihn beſchäftigt, aber das Uebel zog ſich in die Länge und ihr Eifer erkaltete. Das Vorzimmer meines Vaters ward allmählich leer, anſtatt daß es ſich ſonſt vom Morgen bis zum Abend mit Beſuchern füllte, die ſich drängten, um perſönlich nach ſeinem Befinden zu fragen. Auch meine Mutter ermüdete in ihrer Aufmerkſamkeit für ihn, ſo gut wie die Andern. Sie fieng ihr altes Leben wieder an, ſah Geſellſchaft, gab Abendeſſen, und verſicherte aller Welt: meines Vaters Krankheit wäre gar nicht gefährlich, er bedürfe nur Ruhe. Ihr zu Gefallen beſtättigten dieß die Aerzte; aber mich drückte eine trübe, ſchwere Ahnung meines nahen Unglücks, die ich nicht zu äußern wagte. Ich mußte freilich bei den Geſellſchaften erſcheinen, meine Mutter wollte es; und ich mochte auch nicht durch ein ganz entgegengeſetztes Betragen das Unanſtändige des ihrigen noch auffallender machen; aber alle meine übrige Zeit widmete ich meinem Vater. Ich ſchlief jetzt in einem Kabinet neben ſeinem Zimmer. Wenn Alles im Hauſe zur Ruhe war, ſtand ich wieder auf, wachte bei ihm, ſorgte für ſeine Pflege, und gab ihm ſeine Arzeneien zur beſtimmten Stunde. Dieſe Sorge mochte ich ſeinen bezahlten Wärtern nicht anvertrauen, mir dünkte, dieß könne Niemand ſo wie ich. Eines Abends las ich ihm vor, er ſchien ſehr leidend, ſein Zuſtand erſchütterte mich ſo, daß ich in Thränen ausbrach und das Buch bei Seite legen mußte.

Mein Vater lag einige Zeit ſchweigend da, dann reichte er mir die Hand. Betrübe dich nicht ſo, mein Kind, ſprach er; mein Leben iſt in Gottes Hand, und Dank ſey ihm, daß er mir Zeit ließ, mich ſelbſt wieder zu finden. Meine lange Krankheit hat mich mit dem Tode bekannt gemacht. Nur dich bedauere ich, meine Pauline! Ich verlaſſe dich und du haſt Niemand, der dich durch den Sturm der Leidenſchaften leiten wird; deine Mutter könnte dich eher irre führen als dir guten Rath ertheilen. Säheſt du das Leben, wie ich es jetzt anſehe! Aber habe ich ſelbſt es denn recht erkannt, da ich noch geſund war?

Nein, nur im Augenblicke, wo Alles ſchwindet, fühlt man, wie nichtig Alles iſt. Wozu haben mir die Reichthümer geholfen, die ich mit ſo viel Mühe zuſammenbrachte? Der Gebrauch, den ich davon machte, gewährte mir nicht einmal Vergnügen. Ein dumpfes Gefühl deſſen, was ich war und deſſen, wofür man mich hielt, hat mein Leben verbitter und vergiftet. Ich ahnete wohl was ich thun ſollte, aber deine Mutter beherrſchte mich. Konnte ich ihr widerſtehen, die ich damals bis zur Anbetung liebte? Ach! eben weil ich ſie ſo unendlich liebte, hätte ich ihr widerſtehen ſollen! Ich überließ ſie dem gefährlichen Beiſpiel der großen Welt, und ich ſterbe mit der troſtloſen Gewißheit, daß ſie ihm nur zu treulich folgte. Um deſto weniger darf ich das Leben bedauern, um ſo gefaßter muß ich ſterben! Er brach in Thränen aus. Ich warf mich bei ſeinem Bette auf die Knie. Vater! rief ich, aus Mitleid mit mir entfernen Sie ſolche Gedanken, die auch mich tödten. Wollen Sie mich verlaſſen? Was wird aus mir werden in dieſer Welt, wenn ich Sie nicht mehr habe? Der Schmerz erſtickte mich faſt. Gutes Kind! ſprach mein Vater, deine Thränen machen mir das Betragen derjenigen nur noch fühlbarer, welche mich denn doch auch einſt liebte. — Jetzt liebt ſie mich nicht! — ſchon lange nicht mehr! — Fürchte nicht, meine Pauline! daß man nach meinem Tode dich noch zur Heirath mit dem Marquis wird bereden wollen. Ich ahne, man hat es ganz anders im Sinn. Wenn du einſt heirətheſt, Pauline, ſo laß, wenn es möglich iſt, auch deine Vernunft eine Stimme bei deiner Wahl haben, höre nicht dein Herz allein, oder verſprich mir wenigſtens den, ſo es dir einſt nennen wird, zu prüfen, ehe du ihn wähleſt. Das Mittel zu dieſer Prüfung lege ich hier in deine Hände. Nimm dieſes Taſchenbuch, es enthält den größten Theil meines Vermögens. Was man nach meinem Tode noch finden wird, iſt zu unbeträchtlich, als daß man bloß darum um deine Hand ſich bewerben ſollte. Iſt dein künftiger Geliebter ein Mann von hohem Stande, der dich auch in einer beſchränkteren Lage allen Anderen vorzieht, ſo vermagſt du ſeine uneigennützige Liebe durch die Entdeckung deines Reichthums zu belohnen; iſt er aus dem Mittelſtande, ſo kanſt du das unausſprechliche Vergnügen genießen, das Glück deſſen zu gründen, den du liebſt. Mein Vater hielt mir das Taſchenbuch hin; erſchrocken ſprang ich auf und entfernte mich vom Bette; mir ſchauderte vor ſeinem Geſchenke; es war mir, als würde ich das Unglück, das mir drohete, beſchleunigen, als müßte mein Vater gleich darauf ſterben, wenn ich das Taſchenbuch genommen hätte. Ergriffen von dieſem Gedanken, eilte ich aus dem Zimmer, als ob ein Abgrund ſich vor meinen Füßen öffnete. Außer mir vor Schmerz, warf ich mich auf mein Bette, und weinte bitterlich. Ich habe ſeitdem viel Unglück erlebt, aber ich erinnere mich keines ſchmerzlicheren Augenblicks, als dieſer war. Da mein Vater mich nicht mehr im Zimmer erblickte, weckte er einen ſeiner eingeſchlafenen Wächter und befahl ihm, mich zu rufen. Ich konnte mich nicht entſchließen, wieder zu ihm zu gehen und fragte, ob er kränker geworden wäre? Nein, war die Antwort, ich ſollte nur wieder zum Vorleſen kommen. Vorleſen! das konnte ich nicht mit meinen Augen voll Thränen, mit meiner von Schluchzen erſtickten Stimme. Der Wächter mußte meinem Vater ſagen, ich ſey hinaufgegangen in mein Zimmer, aber auch von dort ließ er mich hinunter rufen. Ich nahm mich alſo zuſammen ſo gut ich konnte, und gehorchte. Noch immer hielt er das furchtbare Taſchenbuch mir entgegen; ängſtlich ſtand ich da und wagte nicht, mich ſeinem Bette zu nähern. Komm zu mir, Pauline! rief mein Vater, ſey nicht eigenſinnig. Willſt du mich kränken und meinen Tod beſchleunigen? Nimm, was ich dir gebe. Ach Vater! rief ich, ich kann es nicht nehmen, Sie zerreißen mein Herz, Sie wollen alſo ſterben? Ach Gott, wie elend bin ich! Nimm es, Pauline, antwortete mein Vater, nimm es nur in Verwahrung. Meine Ehre, mein eigener Vortheil hängt daran, daß ich es in deine Hände gebe. Erhält mir Gott das Leben, ſo fordere ich dieß Buch von dir zurück, ruft er mich zu ſich, ſo biſt du die Vollſtreckerin meines letzten Willens, den du, von meiner Hand geſchrieben, darin ſinden wirſt. Richte es auf's klügſte ein, damit die, deren Namen ich darin aufgezeichnet habe, nicht merken, von wo die Gelder kommen, die du nach meiner, in meinem letzten Willen enthaltenen Anweiſung ihnen auszahlen ſollſt. Sie würden nur zu ſchnell begreifen, daß ich bloß erſetze, was ich widerrechtlich an mich brachte. Ich verdiente wohl dieſen Schimpf, aber er würde auf mich nicht mehr fallen; dich würde er treffen, dich Schuldloſe. Geh gleich, liebſte Pauline, ſchließe das Taſchenbuch ein, verbirg es wohl, ſage Niemanden etwas davon. Jetzt laß mich ruhen, ich brauche Ruhe. Ich gehorchte; ich nahm jetzt das mir Anvertraute mit weniger Widerwillen, denn ich ſah wohl ein, daß mein Vater einen ſolchen Auftrag nur mir geben konnte; aber mein Schmerz darüber war nicht geringer. Je inniger ich meinen Vater liebte, je mehr Zutrauen und Zärtlichkeit er mir jetzt bezeigte, deſto tiefer betrübte es mich, daß ſolche Vorwürfe auf ſeiner Seele laſteten. Und wenn ich nun an meine Mutter dachte! Nach allem, was ich jetzt gehört hatte, war ſie die einzige Urſache, ſowohl alles früher Geſchehenen, als des gegenwärtigen Zuſtandes meines Vaters. Ich mußte ſie lieben und ehren, ſo wollte es die Pflicht der Tochter; aber wie konnte ich dieſe mit dem Gefühl vereinen, das gegen meinen Willen mich von ihr entfernte!

Ich beſchloß wenigſtens mein Aeußeres zu bemeiſtern, und Niemanden etwas von dem zu ſagen, was ich vernommen hatte, ſelbſt Barbaſan nicht. Ich will Alles geſtehen; die Eigenliebe regte ſich wieder; ich konnte mich nicht entſchließen, Jemanden, der mir ſo nahe angieng, meine eigenen Altern, von einer unvortheilhaften Seite ihm zu zeigen.

Einige Tage hindurch ſchien meines Vaters Geſundheit ſich zu beſſern, und ich war außer mir vor Freude. Er ſelbſt kannte ſeinen Zuſtand genauer, als wir, und machte ſich keine Illuſion; aber aus Liebe zu mir ſtellte er ſich, als ob er Hoffnungen ſchöpfte, die doch fern von ihm waren. Jede freie Stunde brachte ich jetzt an ſeinem Krankenbette zu, oft war ich ganz allein bei ihm. Väterlich, liebevoll, gab er mir dann ſo manche gute Lehre, ſo manche Warnung in Bezug auf die Zukunft, die mich erwartete. Er war jetzt wieder ganz das, wozu ihn eigentlich die Natur beſtimmte; leider konnte mich erſt am Rande des Grabes ſein gerader Sinn, ſein heller klarer Verſtand, erleuchten!

Mit tiefem Schmerz ſah ich erſt jetzt, wie gut, wie rechtlich er von Natur war. Thue Gutes, ſo viel du kannſt, mein Kind! ſagte er mir einſt, du wirſt freilich Undankbare finden, aber was ſchadet es? Erkenntlichkeit iſt die Pflicht der Andern, wohlzuthun, die deinige, es iſt ja auch dabei die höchſte Freude. Dieſe Worte, die ich nie vergaß, haben ſpäter einen großen Einfluß auf mein Leben gehabt.

Barbaſan machte es nicht, wie die andern Hausfreunde; theilnehmend erkundigte er ſich immer nach dem Befinden des Kranken, und brachte manche Stunde bei ihm zu. Dort ſah er mich, aber es half ihm wenig; ich lebte jetzt nur für meinen Vater, alles Andere vergaß ich über die Sorge um ihn. Es that Barbaſan oft wehe, wenn ich ihn ſo ganz zu überſehen ſchien, aber er ehrte mein Gefühl und liebte mich nur um ſo inniger.

Nach dieſen wenigen hoffnungsreichen Tagen, kehrte das Uebel mit verdoppelter Gewalt zurück. Es war leider keine Ahnung mehr, die mein Herz zuſammenpreßte, es war die unwiderrufliche Gewißheit, daß mein Vater nicht mehr geneſen könne. Er ſtarb endlich, ergeben wie ein Heiliger, muthig wie ein Held.

Man brachte mich und meine Mutter in das Haus eines Verwandten, bis die Beerdigung vorüber war. Ich erlag dem heftigen Schmerz; meiner Mutter hingegen ſah man es an, daß es ihr ſogar ſchwer ward, nur die nothwendigſten Regeln des Anſtandes zu beobachten. Ich fühlte, daß nur ich den guten Vater beweinte und dieß vermehrte meinen Schmerz um ihn. So wie nur die traurige Ceremonie vorüber war, kehrte meine Mutter zurück in unſer Haus; ich mochte ihr nicht dahin folgen und bat um Erlaubniß, einige Zeit bei Eugenien bleiben zu dürfen. Leicht und gern ward mir dieß gewährt, denn meine Gegenwart war jetzt — wenigſtens unbequem und überflüſſig. Da war ich alſo nun wieder in meinem Kloſter! ach! wie ganz anders, als in den Tagen meiner Kindheit! Unabhängig als freiwillige Koſtgängerin, durch keine Regel gebunden, unterwarf ich mich dennoch gern der Leitung meiner Eugenia, und gehorchte ihr in Allem; denn ich war mir zu gut bewußt, wie ſehr meine Jugend noch der Führung einer verſtändigen, theilnehmenden Freundin bedürfe. Eugenien vertraute ich das Geheimniß des Taſchenbuchs; wir unterſuchten es zuſammen und erſtaunten über die darin enthaltenen Reichthümer. Große Summen ſandte ich in's Geheim an die, im letzten mir anvertrauten Willen meines Vaters benannten Perſonen. Mit Eugeniens Hülfe gelang es mir, dieß ſo zu veranſtalten, daß Niemand entdecken konnte, woher das Geld käme, denn ſo hatte es mein Vater gewollt. Was übrig blieb, machte mich noch immer unabhängig und reich.

In Paris wunderte man ſich ſehr, daß mein Vater nicht mehr Vermögen hinterlaſſen habe. Der Marquis und ſeine Mutter ließen eine Condolenz-Charte an mich im Kloſter abgeben; weiter vernahm ich nichts von Beiden und ſo waren denn des Marquis ſonſtige Anſprüche auf meine Hand von ihm ſelbſt für immer abgebrochen; freilich wohl nicht auf die feinſte Weiſe. Der Marquis von Crevan fuhr noch einige Zeit fort, mir Aufmerkſamkeiten zu bezeigen, die keinen Eindruck auf mich machten. Doch war es mir gewiſſermaßen nicht unangenehm, auch ein Opfer dieſer Art Barbaſan zu bringen. Noch hatte ich dieſen nicht wieder geſehen, ſeit ich abermals im Kloſter war. Eugenia gab mir die erbetene Erlaubniß, ihn in meinem Sprachzimmer zu empfangen; ſie ſelbſt war begierig ihn kennen zu lernen. Ich warne dich, mein Kind, ſetzte ſie hinzu, ich werde ihn genau beobachten; iſt er nicht, wie du ihn mir geſchildert haſt, ſo habt ihr Beide nichts mehr von mir zu hoffen und ich wende Alles an Euch zu trennen, möget ihr mich auch unbarmherzig und grauſam ſchelten. Dieſe Drohung machte mir nicht bange. Wie konnte Barbaſan auch dem hellſehendſten Auge nicht gefallen? Er kam, mir klopfte das Herz. Er war wie immer. Mit freudigem Stolze las ich in Eugeniens Augen den Beifall, den ſie ihm nicht verſagen konnte, und nun, ſo ſehr ſeine Gegenwart mich entzückte, fühlte ich doch eine Ungeduld, daß ſein Beſuch zu Ende ſeyn möge; denn ich ſehnte mich, ihn von meiner Freundin nach Verdienſt loben zu hören.

Nun Eugenia? rief ich, ſo wie er fort war! Du würdeſt nicht fragen, ſprach Eugenia lächelnd, wüßteſt du nicht ſchon im voraus meine Antwort. Er iſt ſehr liebenswürdig, und, was mehr ſagen will, er ſcheint auch gut, tugendhaft und rechtlich; aber wer ſteht uns dafür, daß er nicht vielleicht nur ein trefflicher Schauſpieler iſt? Ich ſtelle deine Vernunft jetzt vor, fuhr Eugenia fort, indem ſie meinem Widerſpruch zuvorkam. Wenn nun dieſe ſchöne liebenswürdige Geſtalt, dieſer gebildete Geiſt nur da wären, um ein laſterhaftes Gemüth zu verhüllen? Ach! es braucht nicht ein Mal der Laſter, um dich unglücklich zu machen, er ſey nur launenhaft, leichtſinnig, unbeſtändig. Nein, Eugenia! rief ich und warf mich in ihre Arme, nein, alles das iſt er nicht! Handeln Sie nicht gegen ihn, verſprechen Sie mir, daß Sie es nicht wollen!

Wohlan, antwortete ſie, ſo verſprich du mir auch, daß du nichts thun willſt ohne meinen Rath, und daß du mir glauben wirſt, wenn ich dir das Reſultat meiner Beobachtung deines Geliebten ankündige. Ich verſprach Alles, was ſie wollte. und ich meinte es aufrichtig damit; denn wenn man liebt, wie kann man fürchten, daß der Geliebte nicht auch die ſtrengſte Prüfung ertragen werde!

Von nun an kam Barbaſan täglich; oft verlebte er ganze Tage in meinem Sprachzimmer; wir waren glücklich wie Kinder; alles was uns umgab, jede unſerer kleinen Beſchäftigungen, jedes Wort, das wir ſprachen, verſchönte der Roſenglanz der erſten Liebe.

Meine Mutter beſuchte mich nur ſelten; es war, als ob wir einander gar nichts mehr angiengen. Ich konnte ferner nicht der Gegenſtand ihrer Eitelkeit ſeyn; mein Vermögen ſchien zu gering, um darauf die Hoffnung einer glänzenden Partie zu gründen, und alſo war ich ihr jetzt nur ein erwachſenes Mädchen, das zu nichts dient, als ſeine Mutter vor der Zeit alt zu machen. Auch in meinem Herzen ſprach nichts für ſie; ich konnte nimmermehr vergeſſen, was mein Vater in ſeinen letzten Tagen von ihr geäußert hatte; ach! und ihr jetziges Betragen rechtfertigte ihn nur zu ſehr. Sie lebte mit dem Marquis in einem Verhältniſſe, das der Geſellſchaft auffallen mußte, indem ich nicht mehr zum Vorwande deſſelben dienen konnte. Wahrſcheinlich hatte ſie ſchon früher, ſobald ſie hoffen konnte, durch meines Vaters Tod frei zu werden, den Plan gefaßt, den Marquis ſelbſt zu heirathen. Jetzt nahete die Zeit ihn in Erfüllung zu bringen; ſie beſuchte mich in meinem Kloſter; ſchlau genug äußerte ſie ſich gegen mich in unbeſtimmten verworrnen Redensarten, die nichts ſagten, welche ich nicht verſtehen konnte, die ſie aber doch nach der That berechtigten zu behaupten, ſie habe mir Alles vorher entdeckt. Einige Tage nach dieſem Beſuche erfuhr ich durch meinen Vormund die Vollziehung ihrer Heirath mit dem Marquis. Mein Vormund, ein ſehr rechtlicher Mann, verdankte meinem Vater ſeine Erziehung und ſein Glück, deßhalb liebte er mich wie ſeine eigene Tochter. Dieſe Handlung meiner Mutter betrübte ihn von Herzen, denn er glaubte, daß ich viel dadurch verlöre. Nur meine Unempfindlichkeit gegen dieſen Verluſt tröſtete ihn in etwas, noch mehr aber mein anſcheinend feſter Entſchluß im Kloſter zu bleiben. Er wußte nicht, wie wenig mir dieſes koſtete, er wußte nicht, daß die Gegenwart des Geliebten mir dieſe dunkeln Mauern zum liebſten Aufenthalte auf Erden ſchuf. Zwar kränkte die zweite Vermählung meiner Mutter mich nicht perſönlich, aber ſie erneuerte den Schmerz um meinen Vater; ich beweinte ihn, als hätte ich ihn eben wieder verloren, und nur Barbaſan's geliebte Hand vermochte meine Thränen zu trocknen.

Jetzt, da die neue Verbindung meiner Mutter mir mehr Freiheit gab, ſprachen auch wir beſtimmter von unſerer Zukunft. Seine gränzenloſe Freude über die feſte Zuſicherung, daß ich nur ihm einſt angehören wolle, duldet keine Beſchreibung; dennoch war das Ziel unſerer Wünſche noch weit entfernt. Erſt zwanzig Jahre alt, und folglich noch in der Gewalt meiner Mutter, ſtand es mir vor dem fünf und zwanzigſten nicht frei, über meine Hand zu gebieten. Dieſer Aufſchub ſchreckte uns aber nicht; wir konnten uns ja täglich ſehen, uns ſagen, wie wir uns liebten; dieß genügte uns. Mehrere Monate verlebten wir ſo, Eins war des Andern Welt; doch dieß Glück zu vollkommen, um dauernd zu ſeyn. Die Schwangerſchaft meiner Mutter war der erſte Streich des Schickſals gegen uns. Durch dieſes Kind gehörte ich nun zu dem Hauſe meines Stiefvaters. Mein Vermögen, mittelmäßig wie es ſchien, erregte jetzt dennoch ſeine Habſucht. Die Kinder meiner Mutter erbten es einſt, wenn ich unverheirathet blieb, deren Vortheil erforderte alſo, daß alle, die um meine Hand werden konnten, von mir entfernt würden, vor Allem Barbaſan. Der Comthur von Piennes, der ſich einſt Barbaſans ſo kräftig annahm, war mein warmer Freund geworden. Er kam mich zu warnen. Der Vater Ihres Stiefvaters, der Herzog von N...., ſagte er mir, weiß Ihr Verhältniß zu Barbaſan; hüten Sie ſich, er könnte wohl vom Könige einen Befehl erſchleichen, der Sie auf immer von Ihrem Geliebten trennte. Ich erſtarrte bei dieſen Worten, denn meine aufgeregte Einbildungskraft zeigte mir alle mögliche Unglücksfälle, als wirklich.

Auf des Comthurs Rath entſchloß ich mich, Barbaſan ſeltner zu ſehen, aber es hielt ſchwer, auch ihn dazu zu bewegen; überdieß war er ſo erbittert gegen meinen Stiefvater, daß ich alle meine Gewalt über ihn nöthig hatte, um ihn nur von übereilten Schritten zurückzuhalten. Wenige Tage ſpäter meldete mir Barbaſan, daß perſönliche Verhältniſſe ihn zu einer Reiſe in die Gegend von Chartres nöthigten. Wie traurig, wie ängſtlich nahmen wir, am Tage vor ſeiner Abreiſe, von einander Abſchied! Es war, als könnten wir nicht ſcheiden. Zwei, dreimal war er ſchon an der Thüre, immer kam er wieder zurück, immer hatten wir uns noch etwas zu ſagen. Beauvais, ein alter treuer Kammerdiener, welcher den Grafen Barbaſan von ſeiner Kindheit an bedient und gepflegt hatte, brachte mir ſonſt regelmäßig alle Morgen einige Zeilen von ihm, auch am Morgen der Abreiſe ſollte er kommen, und dann mit meiner Antwort zu ſeinem ihn erwartenden Herrn zurückgehen, um ihn auf der Reiſe zu begleiten. Ich wußte gewiß, daß Beauvais kommen mußte, denn wohl zehnmal hatte ich Barbaſan gebeten, mir ja noch zu ſchreiben. Früher als gewöhnlich erwacht, gieng ich an jenem traurigen Morgen zu Eugenien, um mit ihr von Barbaſan und meinem Schmerz über unſere kurze Trennung zu ſprechen und ſeinen Boten zu erwarten. Die gewöhnliche Stunde verſtrich, Beauvais kam nicht, ich ward ungeduldig; drei, vier Stunden vergiengen, meine Ungeduld ſtieg zu furchtbarer Angſt; ich ſchickte meinen Bedienten aus, um Etwas zu erfahren, er blieb zwei Stunden aus, die mir eben ſo viel Jahre dünkten, dann kam er wieder und meldete, er habe Niemanden zu Hauſe gefunden. Raſtlos irrte ich den größten Theil des Tages aus einem Zimmer in's andere, getrieben von unausſprechlicher Bangigkeit und nirgends fand ich eine bleibende Stätte. Endlich ward Eugenia in mein Sprachzimmer gerufen; dieſes Ungewohnte erſchreckte mich noch mehr, ich folgte ihr auf dem Fuße, da ſtand der alte Kammerdiener vor mir, bleich, entſtellt. „Wo iſt euer Herr? rief ich ihm athemlos zu.“ Ach! Alles iſt verloren! war ſeine Antwort. Mehr hörte ich nicht, bewußtlos ſank ich nieder. Eugenia ließ mich in mein Zimmer tragen und vernahm dann folgendes von dem alten treuen Diener. Barbaſan war weder den Abend noch die ganze Nacht zu Hauſe gekommen; ängſtlich hatte Beauvais ihn erwartet, bis der Tag anbrach; dann ſuchte er ihn überall, wo er ihn nur vermuthen konnte. Umſonſt! er blieb ohne alle Nachricht, bis einer ſeiner Freunde, den er bei ſeiner Zurückkunft zu Hauſe fand, ihm ſagte, ſein Herr habe ſich mit dem Marquis du Fresnoi geſchlagen, habe ihn auf dem Platze getödtet und ſey nun geflüchtet, Niemand wiſſe wohin? Mehr hatte der ehrliche Alte, trotz aller Nachforſchungen, nicht in Erfahrung bringen können.

Dieſe Nachricht erfuhr ich, als ich nach mehreren Stunden wieder zur Beſinnung kam. Traurig wie ſie war, tröſtete ſie mich doch, denn Barbaſan war ja noch am Leben. Im erſten Augenblicke des Schreckens hatte ich ihn todt geglaubt, und ſo ſchien mir dieſer Unfall faſt ein Glück, weil ich mir ein noch größeres Unglück gedacht hatte. Jetzt kam auch der Comthur von

Piennes zu mir; die Nachrichten die er brachte, zerriſſen mein Herz, ſo ſchonend er ſie auch vortrug. Barbaſan hatte den Marquis du Fresnoi gefordert, weil er es gewagt hatte, ſich zweideutig über mich zu äußern. Der Marquis blieb todt auf dem Platze und Barbaſan flüchtete in das Haus eines Bekannten. Mit einbrechender Nacht hoffte er zu entfliehen, ward aber im Augenblick, da er fort wollte, entdeckt und gefangen fortgeführt. Der Comthur verließ mich mit dem Verſprechen, Alles anzuwenden, um die, ſo gegen Barbaſan zeugen konnten, zu entfernen.

Welch' eine Nacht war die nach dieſem Tage des Unheils! Tauſend ſchwarze Erzeugniſſe meiner Einbildungskraft folterten mich. Eugenia wich keinen Augenblick von meiner Seite, ſie weinte mit mir: beſſeren Troſt konnte ſie mir nicht gewähren.

Den folgenden Morgen kam der Comthur wieder, und ſchon ſein trauriges, beſtürztes Anſehen verkündigte mir neues Unglück. Man hatte mehr Beweiſe gegen meinen Freund gefunden, als man brauchte; von allen Seiten ſtrömten Zeugen gegen ihn herbei. Ihrer ſind zu viel, tröſtete mich der Comthur, als daß alle wahr ſeyn könnten; ſie werden ſich unter einander in ihren Ausſagen widerſprechen, damit gewinnen wir Zeit. Welch' armer Troſt! Die folgende Nacht war noch ſchwärzer für mich, als die vorhergehende; Henkerbeil und Schaffot ſchwebten vor meiner Seele; hätte man dieſe Worte vor mir ausgeſprochen, ich wäre entſeelt niedergeſunken. Noch jetzt, nach vierzig Jahren, kann ich ohne heftige Bewegung ſie nicht ſchreiben. Noch immer war das Maas meiner Leiden nicht gefüllt; Barbaſan wurde im Gefängniſſe zum Tode krank. Ich erfuhr, daß er in verzweifelndem Unmuth alle Hülfe verſchmähte. Jetzt mußte ich ihn ſehen, mußte ihm ſagen, daß auch ich mit ihm ſterben würde. Eugenia und der Comthur widerſetzten ſich Anfangs dieſem Entſchluſſe, aber ſie ſahen meine Verzweiflung, meine Angſt und gaben nach, indem ſie mir ihren Beiſtand zu meinem Unternehmen verhießen. Der Comthur kannte eine fromme Dame, welche oft die Gefangenen beſuchte, ihnen Troſt und Erquickung brachte; an dieſe wandte er ſich. Er gab mir einen anderen Namen, ſagte ihr, ich wäre Barbaſan's nahe Verwandte, und ſie ließ ſich durch ſeine Bitten bewegen, mich zu ihm zu führen. Mit welcher Ungeduld erwartete ich die beſtimmte Stunde! wie zählte ich jede Minute, bis der Comthur kam mich abzuhohlen!

An meinem tiefen Kummer, an meinem ganzen Weſen erkannte die Dame auf den erſten Blick, welches

Gefühl mich eigentlich zu ihrer Gefährtin auf dieſem Gange machte. Sie war nur um ſo geneigter mir zu helfen, denn Frauen ſind von Natur nachſichtig gegen jedes liebende Gefühl, und dieſe trug noch die Erinnerung an einen verſtorbenen Geliebten im Herzen.

In dichte Schleier tief verhüllt, erreichte ich endlich das enge, ſchwarze, nur von einem kleinen vergitterten Fenſter ſpärlich erleuchtete Gefängniß, Barbaſan's traurige Wohnung. Er ſelbſt lag auf einem elenden Bette, das Geſicht gegen die Mauer gewendet. Die Dame ſetzte ſich auf einen Strohſtuhl, das einzige Geräth in dieſem Kerker.

Sie ſprach einige tröſtende Worte zu dem Kranken, ſtand dann auf, um andere Gefangene zu beſuchen und ließ mich bei ihm allein. Er hatte ſich aufgerichtet, ihr zu danken; ich ſtand vor ſeinem Bette, unfähig ein Wort zu ſprechen, zitternd, verwirrt, in Thränen ſchwimmend. Plötzlich erkannte er mich. Ach! Fräulein was thun Sie! rief er aus, und ſank zurück in ſeine Kiſſen, überwältigt vom Schmerz. Fräulein! wiederhohlte ich ſchmerzlich, bin ich denn nicht mehr Deine Pauline? willſt Du ſterben? willſt Du mich verlaſſen? Schweigend ergriff er meine Hand, drückte ſie an ſein Herz, an ſeine brennenden Lippen. Welchem Glücke muß ich entſagen! ſprach er endlich, vergiß mich, ich liebe Dich zu innig, ich kann nicht wünſchen, daß mein Andenken die Ruhe deiner künftigen Tage trübe. Barbaſan, einzig Geliebter! rief ich im höchſten Jammer, erbarme Dich meiner, erhalte Dein Leben! erhalte zugleich das meine, ich flehe um mein eigenes Leben, Barbaſan! denn ich überlebe Dich nicht! Pauline, kannſt Du dieß fordern! antwortete er, weißt Du denn nicht, was mich erwartet, wenn ich geneſe? Doch Du willſt es; auch iſt es wohl gleichviel, wie ich ende; ich nehme den Troſt mit in's Grab, daß ich Dir gehorchte bis zum letzten Athemzuge. Die Dame trat jetzt mit Erfriſchungen für den Kranken herein, er empfieng ſie aus meiner Hand, die er dankbar drückte. Der Schmerz erſtickte unſere Worte, wir ſchieden ſtumm; für immer, ſagte mein ahnendes Herz!

Mitleidig hüllte die Dame mich in meine Schleier, faßte meinen Arm und zog mich aus dem Zimmer in ihren Wagen. So wie ich wieder im Kloſter war, ſank ich auf's Krankenbette; ein wüthendes Fieber ergriff mich; mehrere Tage ſchwankte ich zwiſchen Tod und Leben. Barbaſan's Bild blieb mir immer gegenwärtig, unaufhörlich fragte ich nach ihm. Eugenia verließ nur mein Bette, um von ihm Nachrichten einzuziehen; ſie ſagte mir nur, was mich beruhigen konnte; aber nichts beruhigte mich, ich las in ihren Augen, in ihren Geberden tauſend Widerſprüche mit ihren tröſtenden Worten. Endlich nach vierzehn bange durchlebten Tagen erfuhr ich mit Gewißheit Barbaſan's Geneſung; die meine hieng von ihr ab; auch ich fieng nun an mich zu erhohlen. Jetzt aber ergriff mich die Sorge um ſeinen Proceß mit verdoppelter Gewalt; die Nachrichten, welche ich durch den Comthur von Piennes davon erhielt, waren ganz troſtlos. Alle Schritte gegen ihn wurden auf Anſtiften eines heimlichen, mächtigen Feindes mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit betrieben; dieſer Feind war mein unwürdiger Stiefvater, ſein tödtlicher Haß gegen Barbaſan war uns kein Räthſel.

Der Proceß gieng unaufhaltſam ſchnell zum furchtbaren Ende, nichts konnte meinen Geliebten retten als Flucht, ſchleunige Flucht. Der Kerkermeiſter mußte gewonnen werden, dazu gehörte Gold. Wie dankte ich jetzt meinem verewigten Vater für ſeine Sorge um mich! Ich legte gleich eine ſehr beträchtliche Summe in die Hände des Comthurs. ich wollte mehr und immer mehr noch geben, obgleich er mich verſicherte, ſchon dieß wäre überflüſſig genug zu unſerm Zweck; es war mir, als könne ich nie genug thun für Barbaſan's Rettung. Den Erfolg der Verhandlung, die der Comthur unternahm, erwartete ich, als gelte es mein eigenes Todesurtheil. Wie ich dieſe Zeit überlebte, iſt mir noch immer unbegreifflich.

Endlich kam Nachricht, der Kerkermeiſter ſey zu gewinnen; aber er beſtehe darauf, mit ſeinen beiden Kindern den Gefangenen auf der Flucht zu begleiten, und dann im fremden Lande Lebenslang verſorgt zu werden. Dieſe Bedingung war zum Glück leicht zu erfüllen, denn mein Taſchenbuch bot mir auch hierzu die Mittel. Barbaſan wußte noch kein Wort von Allem, was für ihn im Geheim geſchah. Der Sohn des Kerkermeiſters, der ihm täglich zu eſſen brachte, unternahm es, ihn davon zu benachrichtigen. Wir mußten nicht nur für ſeine Freiheit ſorgen, wir mußten ihm auch in ſeinem Verbannungsorte Beiſtand verſchaffen. Er ſollte nach Frankfurt am Main gehen; näher an Frankreich, ſchien er meiner ſorgſamen Liebe noch immer nicht ſicher genug. Der Comthur verſchaffte mir Wechſel auf ein großes Frankfurter Handlungshaus, welche ihm dort bei ſeiner Ankunft übergeben werden ſollten. Dieſe Einrichtung traf ich, um ihm wo möglich für's erſte zu verbergen daß dieſe Summen von mir kämen; denn zu dieſer Entdeckung wollte ich glücklichere Tage erwarten. Alles war in Ordnung, um Mitternacht ſollte er entfliehen. Die ganze Nacht lauſchte ich auf das, zwiſchen mir und dem Comthur verabredete Zeichen, welches mir den glücklichen Ausgang unſers Unternehmens verkündigen ſollte. Es erfolgte nicht. — Endlich kam der Comthur mit der Nachricht, daß der Sohn des Kerkermeiſters abweſend ſey, in vier und zwanzig Stunden erſt würde er wieder kommen und ſein Vater wollte ihn durchaus erwarten. Da hieng denn nun mein Leben an der glücklichen Heimkehr dieſes Knaben! Kein Augenblick war mehr zu verlieren, in drei Tagen ſollte das Urtheil ausgeſprochen werden. Der Comthur hütete ſich wohl, mir Alles zu ſagen, aber ich wußte es doch. Das Blutgerüſt in allen ſeinen Schrecken ſchwebte vor meinen Sinnen, und ich glaube, daß Keiner von Allen, die es je in der Wirklichkeit beſtiegen, mehr litt als ich, bis der Tag heranbrach, an welchem ich endlich, um ſieben Uhr des Morgens die lang erſehnte Nachricht erhielt, Barbaſan ſey gerettet, in Sicherheit, frei! Ich ſank auf meine Knie, ich küßte den Brief, umarmte Eugenien, weinte, ich war außer mir vor Freude, wie vorher vor Schmerz. Auch Barbaſan ſchrieb mir einen Brief voll Liebe, Dank, Schwüre und ewiger Treue. Mehr als tauſendfältig lohnten mir dieſe Zeilen, Alles was ich gethan und gelitten hatte. Doch mein Herz ließ mich nicht lange ruhen, jetzt ergriff mich die Sehnſucht nach ihm, der Schmerz über unſere, vielleicht ewige, Trennung. Nie durfte Barbaſan Frankreichs Boden wieder betreten, und mich zu ihm zu begeben, ſchien mir jetzt ſo ſchwierig, als es mir früher leicht geſchienen hatte. Es war noch lange hin, bis ich mein fünf und zwanzigſtes Jahr erreichte, und mit ihm volle Freiheit, zu handeln wie ich wollte. Unüberſteigliche, neue Hinderniſſe konnten ſich bis dahin mir noch entgegen ſtellen. Eugenia ſah mich jetzt immer tief betrübt, ihre Freundſchaft forderte mein Vertrauen. Welch' ein Gemüth war das ihre! Sie hörte meine Klagen, hörte mich wiederholen, was ich ihr ſchon tauſend Mal geſagt hatte, ohne je zu ermüden, ohne Ungeduld, ohne Widerwillen, immer aufmerkſam, tröſtend und theilnehmend. So bewährt ſich ächte Freundſchaft! Ein großes glänzendes Opfer, dem Freunde dargebracht, koſtet dem Herzen weit weniger, als dieſe immerwährend mitduldende Liebe, die unerkannt von der Außenwelt, nur im eigenen Bewußtſeyn ihren Lohn findet.

Bis jetzt hatte ich unter mancherlei Vorwand die Freiheit behalten, in meinem Kloſter zu bleiben. Meine

Mutter kam nicht mehr zu mir; ich ſchickte alle Morgen mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und erhielt immer zur Antwort: ſie befände ſich wohl, dürfe aber, ihrer Schwangerſchaft wegen nicht ausgehen. Da ſie mir nicht ſagen ließ, daß ich zu ihr kommen ſollte, ſo glaubte ich, mein Stiefvater wolle nicht, daß wir einander ſähen. Eines Morgens meldete man mir: ihre Niederkunft ſey ſehr nahe und ſie verlange nach mir; ich eilte zu ihr, im Hauſe fand ich die Bedienten in Thränen, ich wagte keine Frage, ſondern gieng gerade nach ihrem Zimmer. Lautſchreiend ſtürzte mir eine ihrer Kammerfrauen entgegen. Fräulein, rief ſie, wo wollen Sie hin? Sie haben keine Mutter mehr!

Sie war todt, geopfert von meinem Stiefvater der, um ſich ihres beträchtlichen Nachlaſſes zu verſichern, das Leben der Mutter für das ihres noch ungebornen Kindes hingab. Es war ihm gelungen, ſein Sohn lebte, und ſie lag entſeelt da, ein trauriges Opfer früherer Verblendung.

Was ich empfand bei dieſer Nachricht, vermag ich nicht auszudrücken. Alles Unrecht meiner Mutter gegen mich und meinen Vater, alles übrige Tadelhafte in ihrem Leben, verſchwand in dieſem Augenblick vor meinem

Sinn; ich dachte nur, wie ſie mich geliebt hatte, als ich noch ein Kind war, und beweinte ſie mit wahrem Schmerz. Mein Vormund, der eben im Hauſe war, brachte mich wider meinen Willen in den Wagen und zu Eugenien zurück, bei der ich allein Troſt finden konnte.

Mein junger Stiefbruder war jetzt mein Miterbe an dem Nachlaß meiner Mutter, wir mußten theilen. Ich hätte meine Rechte beſſer wahrnehmen ſollen, denn mein Stiefvater verdiente keine Nachſicht; aber ich ehrte das Andenken meiner Mutter und willigte in alles, was er verlangte. Die Zeit linderte auch dieſen Schmerz, mehr noch der Gedanke, daß ich jetzt frei über mich und meine Hand gebieten konnte, ich dachte an Barbaſan, die Liebe zu ihm überſtimmte jedes andere Gefühl in meinem Gemüth.

Faſt zu gleicher Zeit mit meiner Mutter ſtarb auch der Vater des Marquis von Crevant. Meine frühere Weigerung, ihn auch nur anzuhören, vermochte nicht ſeine treue wahre Liebe zu unterdrücken und dieſe Liebe hatte ihn veredelt, wie ſie es in beſſern Gemüthern immer thut. Er hatte ſich von allen Fehlern und Lächerlichkeiten ſeiner früheren Jugend losgemacht; er war ſittlich geworden, rechtlich und jeder guten Handlung fähig.

Jetzt, da der Tod ſeines Vaters ihm Freiheit gab, eine Gattin nach ſeinem Herzen zu wählen, bot er mir ſeine Hand und ſein Vermögen. Eugenia und der Comthur begünſtigten ſeinen Antrag. Sie ſtellten mir vor, daß dieß gerade der Mann wäre, wie ihn mein ſterbender Vater gewünſcht hatte. Sie wollten mich von der Thorheit überzeugen, mein Schickſal an das eines flüchtigen Verbannten zu binden — umſonſt! Barbaſan hat in der weiten Welt nur mich, war meine Antwort; ſoll ich ihn verlaſſen, weil er unglücklich iſt?

Von dieſem Augenblick an war mein Entſchluß mich mit ihm zu vereinen, unerſchütterlich; alle Gegenvorſtellungen meiner beiden Freunde blieben fruchtlos; der Antrag des Marquis ward beſtimmt ausgeſchlagen, und ich lebte nur in dem Gedanken, meinen Geliebten aufzuſuchen. Seit mehr als einem Monat hatte ich keine Nachricht von ihm erhalten; ich bildete mir ein, er habe von des Marquis Abſichten auf mich etwas vernommen und wolle aus Edelmuth oder Eiferſucht meine Wahl durch Erinnerung an ihn nicht hindern. Dieſer Gedanke vermehrte meine Ungeduld ihn wiederzuſehen. Die Anſtalten zur Reiſe machten wenig Mühe. Es war mir gelungen, meinen Vormund für meinen Plan zu gewinnen; ich gab eine Reiſe nach einem meiner entfernten Güter vor, wohin er mich begleite, und wir reiſ'ten zuſammen ab. Fanchon, meine vertraute Kammerfrau, war die einzige Bedienung, die ich mit mir nahm. Wir hatten uns Päſſe auf Teutſche Namen zu verſchaffen gewußt. Auf der erſten Station zogen ich und Fanchon männliche Kleidung an. Ich war groß, wohl gewachſen, die Kleidung ſtand mir gut, ich ſah ſo jung darin aus, daß ich recht wohl für einen Knaben gelten konnte. Auf der Reiſe erlebten wir manches kleine Abenteuer, doch keins, das des Wiedererzählens werth wäre. Am zehnten Tage langten wir Abends um acht Uhr in Frankfurt an. Unſer Poſtillon brachte uns zu einer Franzöſin, welche Zimmer vermiethete, denn wir wollten in keinem öffentlichen Gaſthofe abſteigen. Kaum war ich in das Haus getreten, ſo fragte ich nach Barbaſan; den ganzen Tag über hatte ich unaufhörlich vorwärts getrieben, nur um ihn noch den Abend zu ſehen. Herr von Barbaſan? erwiederte die Wirthin, den kenne ich recht gut; ſo eben begegnete ich ihm mit ſeiner jungen Frau, ſie kamen von einem Spaziergange zu Hauſe, ja der iſt ein Muſter von einem guten Ehemann. Unaufhaltſam ergoß ſich nun der Strom ihrer Beredtſamkeit.

Nach Art ſolcher Leute erzählte ſie ungefragt alles, was ſie von Barbaſan und ſeinen Angelegenheiten wußte oder gehört hatte. Ich war erſtarrt! Wir vernahmen von ihr, daß er ſeine jetzige Frau während ſeines Arreſts in Paris kennen gelernt habe, ſie ſey die Tochter ſeines damaligen Kerkermeiſters, welche nicht nur ihr eigenes Leben, ſondern auch das ihres Vaters und ihres Bruders auf's Spiel geſetzt habe; um ihn zu retten: ihre großmüthige Aufopferung belohnte er mit ſeiner Hand, ſie wären ein ſehr glückliches zärtliches Paar und Frau von Barbaſan ſähe binnen kurzem ihrer Niederkunft entgegen.

Starr vor Schrecken hörte ich ihre Worte in halber Bewußtloſigkeit. Fanchon ſah, was in meinem Inneren vorgieng; mich zu ſchonen, ſuchte ſie die Wirthin ſobald als möglich zu entfernen, auch mein Vormund ließ mich allein; jetzt hatte ich volle Freiheit, meine Klagen zu ergießen. Ich verſchweige ſie dem Leſer. Fanchon wollte gutmüthig mich tröſten, aber wo war Troſt für mich?

Mein Vormund beſtand jetzt dringend auf der ſchleunigſten Rückreiſe nach Paris; dieß wäre, ſagte er, der einzige Weg, meinen übereilten Schritt vor der Welt verborgen zu halten; er ſelbſt machte ſich tauſend Vorwürfe über die Nachgiebigkeit, mit welcher er ihn begünſtigt hatte und wollte wenigſtens ſo viel möglich dahin ſtreben, daß mein Ruf nicht darunter litte. Ich begriff, wie ſehr er Recht hatte, aber ich dachte nur an Barbaſan, von ihm ſollte ich auf ewig ſcheiden, von ihm, den ich ſo geliebt hatte, dem ich jedes Opfer gern brachte! Nur ein Mal wollte ich ihn noch ſehen wär es auch nur ganz aus der Ferne, ihn und die, ſo ihn mir entriſſen hatte. Dieß mußte mir zugeſtanden werden, dann verſprach ich geduldig zu folgen, wohin man mich zu bringen für gut halte.

Meine Wirthin führte mich den folgenden Morgen in die katholiſche Capelle; dort ſollte ich Beide ſehen. Noch immer trug ich männliche Kleider, um unerkannt zu bleiben Ich ſetzte mich ſo, daß ich alle Eintretenden genau betrachten konnte. Es kamen viele Leute, endlich auch ſie, für die ich hingeopfert war. Ach! nur zu reizend erſchien ſie mir. Nie ſah ich ein ausdrucksvolleres Geſicht bei ſo viel Grazie, ſo friſcher Jugendblüte, ſo beſcheidner Milde und Güte, die ihr ganzes Weſen verklärte. Ich vergieng beinahe vor wilder Eiferſucht, aber dieß gehäßige Gefühl verblendete mich nicht gegen die höheren Annehmlichkeiten meiner Nebenbuhlerin, es machte ſie mir zu meiner Quaal nur noch fühlbarer. Alle Augenblicke wendete ſie den Kopf nach der Thüre; ſie blickt nach ihm, dachte ich, auch kam er bald, ſie ſprach leiſe zu ihm, er antwortete ihr mit ſeinem mir nur zu wohlbekannten Lächeln. Ich ſaß nicht weit von ihr, und er ward mich gewahr, ſein Auge ruhete ziemlich lange auf meinen Zügen, dann ſchlug er es nieder, ein Seufzer, ſo ſchien es mir, hob ſeine Bruſt, dann blickte er mich wieder noch aufmerkſamer an und verließ ſogleich die Kirche. Mein Gefühl trieb mich, ihm zu folgen, aber mir mangelte die Kraft; ich zitterte, meine Füße verſagten mir, ich mußte an meinem Platze bleiben. Welche Gedanken wogten in meiner Seele! Gewiß hatte er mich erkannt. Warum war er geflohen? Vertrieb ihn die Schaam, als Meineidiger vor mir zu erſcheinen? Fürchtete er meine gerechten Vorwürfe? Ach! ich fühlte zu tief, daß die kleinſte Bitte um Verzeihung, das leichteſte Zeichen der Reue, mich bewogen haben würde, Alles zu vergeſſen. Wer weiß, ob ich ihn nicht ſelbſt um Verzeihung gebeten haben würde; denn mir war es, als hätte ich es verſchuldet, daß er mich nicht mehr liebte. Mit ſeiner Liebe war in meinen eignen Augen alle mein Werth verloren. Ich dachte nicht mehr an die

Gefahr, in die ich um ſeinetwillen meinen guten Ruf geſetzt hatte, nicht an ſeine Treuloſigkeit, nicht an dieſe Heirath, die ein unüberſteigliches Hinderniß zwiſchen uns ſtellte, alle Gedanken, alle Gefühle, giengen unter in dem unſäglichen Schmerz, nicht mehr geliebt zu ſeyn.

Nur den traurigen Troſt wünſchte ich noch, vor ihm zu weinen, und ruhete nicht, bis mein Vormund ſich entſchloß, zu ihm zu gehen, um ihn zu einem Beſuche bei mir zu bewegen. Er mußte mir verſprechen, Alles anzuwenden, Gründe und Bitten, nur damit mir dieſe letzte Freude noch würde. Er fand ihn nicht zu Hauſe, mehrere Mal kehrte er in ſeine Wohnung zurück, getrieben von meinem ungeſtümmen Flehen. Barbaſan war noch immer nicht zu Hauſe gekommen. Endlich ſagte man meinem Vormund: er ſey gleich, als er aus der Kirche kam, fortgeritten, Niemand wiſſe, wohin? Sind wir im Unglück, ſo beherrſcht uns Alles, was uns umgiebt. Mein Vormund maßte ſich jetzt das Recht an, mir vorzuſchreiben, was ich thun ſollte, ſogar meine Kammerfrau gewann über mich eine Art von Autorität.

Ich wollte das Taſchenbuch meines Vaters völlig ausleeren, alles was ich noch von meinem Vermögen außerdem mitgebracht hatte, hinzuthun, und es dem Ungetreuen da laſſen; er ſollte ſehen, wie ich ihn geliebt hatte; ich wollte ſeine Reue erkaufen um jeden Preis; ich wollte arm ſeyn, um ihn zu beglücken; das war die einzige Rache, deren ich fähig war. Mein Vormund aber hatte keinen Sinn für dieſes Zartgefühl, und zwang mich, ſehr gegen meinen Willen meine Reichthümer zu behalten. Ohne mich anzuhören, ohne im mindeſten meine Bitten um Aufſchub, nur auf wenige Tage, zu achten, machten ſie gleich Anſtalten zur Rückreiſe, noch am nämlichen Abend mußte ich Frankfurt verlaſſen, um mit möglichſter Eile nach Paris zurückzugehen, damit meine Abweſenheit ſo wenig als möglich bemerkt würde.

Da war ich nun wieder in Eugeniens Armen; der tiefe, über mein ganzes Weſen verbreitete Schmerz, meine Thränen, meine Seufzer ſetzten ſie zuerſt in den Irrthum, daß Barbaſan todt wäre. Ich merkte es aus ihren Tröſtungen, gern hätte ich ſie in dieſem Wahne gelaſſen, denn wie konnte ich mich entſchließen, den Mann, der mir noch immer ſo unausſprechlich theuer war, in ihren Augen herabzuſetzen! Doch mußte ich ihr Alles geſtehen, wenn auch mit widerſtrebendem Gemüthe. Höchſt erſtaunt und aufgebracht zugleich, hörte ſie mich an; tiefe Verachtung gegen Barbaſan malte ſich in allen ihren Zügen. Sie ſchloß mich mit dem innigſten Mitleid in ihre Arme, ſie wollte mich zu tröſten verſuchen, und dann zürnte ſie wieder, weil ſie ſah, daß in meinem Herzen noch immer eine Stimme für den Mann ſprach, welchen ſie den undankbarſten, elendeſten aller Menſchen, einen Verbrecher ohne Gleichen, nannte. Vergebens bat ich, meiner Schwäche zu ſchonen, vergebens ſuchte ich ihn zu entſchuldigen. Je mehr Du ſein Verbrechen zu verkleinern ſtrebſt, je haſſenswerther erſcheint er mir, ſprach Eugenia. Schon der Zorn über ihn ſollte Dich heilen, die Vernunft könnte es noch beſſer, aber die kommt erſt ſpäter zur Sprache. Ich wollte, Du ſuchteſt Zerſtreuungen auf, und daß deine Eigenliebe irgend eine Entſchädigung fände; Du glaubſt es nicht, aber dieſe hat großen Theil an deinem Kummer, trau meinen Worten. Dieß konnte ich ihr nicht glauben, denn ich fühlte klar, die Anbetung einer ganzen Welt könne mich nimmer über den Verluſt dieſes einzigen Herzens tröſten. Indeſſen kamen doch dieſe Zerſtreuungen, die man mir anrieth; und die ich nicht aufſuchen wollte, nur zu bald und von ſelbſt. Die fortwährende Verſchwendung meines Stiefvaters ſetzte ihn in beſtändige Geldnoth. Jedes Mittel galt ihm gleich, um zu erhalten, was er wünſchte;

deßhalb beſchloß er, es nicht bei der ſchon früher mit mir getroffenen Einrichtung in Hinſicht meines mütterlichen Vermögens bewenden zu laſſen, ſo ſehr ſie auch zu ſeinem Vortheil war. Mit Recht hielt ich meinen Stiefvater für den Urheber meines Unglücks. Höchſt erbittert gegen ihn, war ich jetzt weit entfernt, ſeinen Wünſchen nachzugeben, ſo wie ich früher gethan hatte. Ich fieng daher einen Proceß gegen ihn an, und der Haß gab mir einen Eifer, eine Beſtimmtheit in meinem Verfahren, welche bloßer Eigennutz nie in mir hätte hervorbringen können. Ich unterſuchte Alles ſelbſt und war bald von meiner Rechtsſache eben ſo gut und beſſer unterrichtet, als mein Advocat. Der Gebrauch wollte, daß ich ſelbſt mit meinen Richtern ſprechen mußte. Schönheit, wenn ſie auch nicht immer Liebe erregt, ſpricht doch bei allen Männern für uns. Dieſe Erfahrung machte auch ich. Meine ausgezeichnete Geſtalt verſchaffte mir bei allen dieſen Herren leichten Zutritt und freundliche Aufnahme. Noch tiefern Eindruck machte ſie auf den Präſidenten von Haqueville. Er war einer der angeſehenſten unter den Männern ſeines Standes. Die allgemeine Hochachtung, deren er ſich zu erfreuen hatte, verdankte er mehr noch ſeinem Betragen, als ſeinem Range. Bei'm dritten Beſuche, den ich ihm machte, erklärte er mir, er könne nicht mehr unter der Zahl meiner Richter ſeyn. Fragen Sie mich nicht um die Urſache, fügte er hinzu, ich wage nicht, ſie Ihnen zu geſtehen, aber ich wünſche, daß Sie ſie vielleicht errathen mögen. Daß ich ihn verſtand, konnte ihm meine Verlegenheit ſagen. Wir ſchwiegen Beide und waren froh, als jetzt mein Advocat herein trat. Dieſe neue Eroberung freute mich nicht, ſie bekümmerte mich. Eugenia aber, der ich nach alter Gewohnheit Alles erzählte, nahm es dieß Mal nicht halb ſo ernſt als ich. Sieh' eine Weile der Leidenſchaft des Präſidenten zu, war ihr Rath, vielleicht gefällt er Dir zuletzt. Er iſt ein ſchöner Mann, geiſtreich, unterrichtet, bekleidet eine hohe Ehrenſtelle und in einem Alter, in welchem viele ſeines Gleichen noch in ſehr untergeordneten Graden dienen. Wer weiß, was geſchieht; mir ahnet, dieſer Mann ſey beſtimmt den Roman Deines Lebens zur fröhlichen Entwickelung zu bringen.

Wie wenig errieth ſie mich und mein Herz! Gerade jetzt war ich unglücklicher als je. Der Präſident fand nun täglich einen Vorwand mich zu beſuchen, um mir in meinen Angelegenheiten zu rathen. Ehrfurcht, Aufmerkſamkeit auf Alles, was mich betraf, waren die einzigen Aeußerungen ſeiner Liebe; kein Wort davon entſchlüpfte ſeinen Lippen, und doch ſprach all' ſein Thun, jede ſeiner Bewegungen die Leidenſchaft aus, welche ihn einzig zu beleben ſchien. So beſcheiden, ſo innig liebte mich auch Barbaſan einſt, jetzt liebt er mich nicht mehr! ſeufzte ich oft im Stillen, verſunken in trüber Erinnerung. Was willſt Du denn, ſprach Eugenia, kannſt Du den noch lieben, der Deiner Achtung nicht mehr werth iſt? Ach Eugenia, war meine Antwort, ich kann nicht anders ſeyn, als ich bin!

Mein Proceß war zu meinem Vortheil beendigt und ich verdankte dieß Herrn von Haqueville.

Jetzt aber blieb ihm kein Vorwand mehr für ſeine täglichen Beſuche, ich ſcheute mich ihm dieſes zu ſagen, und bat Eugenien und den Comthur um dieſen Freundſchaftsdienſt. Beide lachten mir in's Geſicht. Wir haben einen ganz andern Auftrag für Sie, ſprach der Comthur; der Präſident wirbt um Ihre Hand; er hat uns den Auftrag gegeben Ihnen dieß zu ſagen, damit Ihnen ſeine Gegenwart keinen Zwang auflege. Nun fiengen Beide an mir bedeuten zu wollen, wie ich durchaus einen Gemahl erwählen müſſe, wie weder meine Jugend, noch meine Geſtalt mir erlaubten, länger unverheirathet zu bleiben. Sie behaupteten, mein durch den Verluſt des Proceſſes erbitterter Stiefvater, könne mir noch manchen böſen Streich ſpielen; meine Reiſeabenteuer wären auch nicht ganz verborgen geblieben, kurz es ſey nothwendig, daß ich meinen Stand verändere. Fürchte Dich vor Dir ſelbſt, fügte Eugenia hinzu, Deine Neigung für den unwürdigen Barbaſan macht mich noch immer zittern. Käme er jemals wieder, Du wärſt verloren. Du würdeſt nicht einmal erwarten, daß er die Verzeihung erflehte, die Du ihm gar zu gern ſelbſt entgegen brächteſt. Nun wohl, rief ich, ich nehme den Schleier! Den Schleier? ſprach ſie, lebendig begraben willſt Du Dich, um Barbaſan's, um des unwürdigſten Mannes willen? Ach mein Kind, glaube mir, Dein Schmerz iſt vergänglich; aber dann, wenn die Zeit ihn gemildert haben wird, dann wird Dich in dieſen Mauern eine Leere ergreifen, welche tauſendmal fürchterlicher iſt, als Dein jetziger Kummer, und noch dazu ohne Hoffnung ihr jemals zu entrinnen. Oft wollte ich Dir die Geſchichte meines Lebens kund thun, jetzt iſt der Augenblick dazu, denn Du kannſt jetzt Nutzen daraus ſchöpfen; Du wirſt ſehen, daß es Leiden giebt, gegen welche die Deinigen verſchwinden. Lang war die Geſchichte ihres Lebens und traurig. Du ſiehſt, ſprach Eugenia zuletzt, daß ich vor allen Andern beſtimmt war, nur in der abgeſchiedenſten Einſamkeit eines

Kloſters, Ruhe hoffen zu dürfen, und doch geſteh ich Dir, meine Pauline, daß nur zu oft für meine Zufriedenheit meine Blicke ſich ſehnſuchtsvoll nach jener Welt wendeten, in der ich Alles verlor.

Soll und muß ich denn heirathen, war meine Antwort, ſo kann ich doch nur unglücklich ſeyn, eben weil meine Reiſeabenteuer der Welt nicht unbekannt blieben. Der Präſident weiß davon, antwortete Eugenia, über dieſen Punkt verlangt er von Dir nur offenes Vertrauen, und Du haſt ihm ja nichts zu geſtehen, was im mindeſten Deine Ehre befleckt.

Ich war, bei weitem nicht, ſo wie ſie von des Präſidenten Nachſicht überzeugt; ich konnte mir nicht vorſtellen, daß er ein Mädchen würde heirathen wollen, das, wie ich, alle Regeln der Convenienz verletzt hatte, um einen Geliebten aufzuſuchen. Darum hoffte ich auch im Stillen, dieſes Band, gegen welches mein Herz ſich noch immer empörte, durch mein Geſtändniß zu zerreißen, ehe es geknüpft ward. Wie ſehr irrte ich! Ich kannte die Männer nicht; gerade Unglück, wie ich es erlitt, macht uns in ihren Augen nur intereſſanter, ſo lange wir jung und ſchön ſind. Eben weil er ſah, wie ich lieben konnte, wollte der Präſident von mir geliebt ſeyn. Er hörte mir theilnehmend zu, vertheidigte mich gegen meine eigenen Anklagen, meinte, daß jede Andere mit meinem Herzen, gleich mir gehandelt haben würde; ich war nur um ſo verehrungswerther, um ſo liebenswürdiger. Das ſagte er nicht nur, er dachte und fühlte es auch.

Was konnte ich thun! Ich ſah, daß ich geliebt war, wie ich es nur verlangen konnte. Mein Verſtand ſprach für den Präſidenten, mein Herz nicht, daran fehlte viel. Eugenia und der Comthur redeten mir unaufhörlich zu, bewieſen aus tauſend Gründen, daß bei einem rechtlichen Gemüthe Achtung für den Gemahl hinlänglich wäre, um ihn zu beglücken, aber alle ihre Reden würden wenig gefruchtet haben ohne die neuen Quaalen der Eiferſucht, die mich ergriffen. Ich hatte einen Boten, auf den ich mich verlaſſen konnte, nach Frankfurt geſendet. Lange war er ausgeblieben; jetzt kam er wieder. Ich erfuhr, daß Frau von Barbaſan mit ihrem Kinde zu ihrem Gemahl gereiſ't ſey, Niemand aber wiſſe wo ſie ſich aufhielten.

Nur um meinetwillen verbarg er ſich ſo, das war mir jetzt gewiß. Vielleicht fürchtete er, meine Liebe möchte mich zu noch einem Schritte hinreißen, ähnlich meiner Reiſe nach Frankfurt.

Mein Stolz empörte ſich; jetzt wollte ich ihm zeigen, daß er mir nichts mehr war; in's Geheim hoffte ich, er würde fühlen, was er an mir hingab, wenn ich ihm erſt unwiederbringlich verloren wäre. Ich ſchloß die Augen vor dem Abgrunde, an dem ich ſtand, und gab dem Präſidenten mein Jawort. Mit dankbarem Entzücken empfieng er es, und dieß erregte auch in mir ein ihm günſtiges Gefühl; ich ward ſeine Gemahlin mit dem feſten Vorſatze, nichts zu verſäumen, um alle meine heiligen Pflichten gegen dieſen edeln Mann im weiteſten Umfange des Worts zu erfüllen. Als aber nun das fürchterliche Ja ausgeſprochen war, das mich auf ewig von dem trennte, welchen ich einzig lieben konnte, großer Gott! was fühlte da mein Herz! All' mein Denken war zerrüttet, ich ſelbſt erſchien mir nun als die Treuloſe. Und mußte ich es werden, weil Barbaſan es war? Könnte er nicht wieder zu mir zurückkehren? Mußte ich ſelbſt mich der Freude berauben ihm zu vergeben? der Freiheit, ohne Verbrechen an ihn zu denken? ihn ſtill und treu im Verborgenen zu lieben? War ich wohl der Liebe meines edlen Gemahls würdig? Betrog ich ihn nicht auch, indem ich ihm meine Hand gab und das Bild eines Andern im Herzen trug! Eugeniens mildes Zureden ſtillte dieſen furchtbaren Kampf in meinem Innern. Mein Gefühl blieb zwar daſſelbe, aber ich beſchloß Muth zu faſſen, und mit guter Art zu thun, was jetzt unvermeidlich war.

Gleich nach der Trauung gieng ich mit meinem Gemahl auf eins ſeiner Güter unfern Paris. Wir ſahen dort viel Geſellſchaft; ich ſtrebte nach Kräften mich an mein neues Verhältniß zu gewöhnen, es gelang mir; die Zufriedenheit meines edeln Gatten lohnte mir jedes, im Stillen dargebrachte Opfer, und Eugenia war außer ſich vor Freuden, da ſie bei unſerer Wiederkunft nach Paris, uns Beide anſcheinend glücklich ſah. Er war es wohl, ich nicht; doch war ich ruhiger; die ſtille Ausübung meiner Pflicht hatte mir Frieden gegeben mit mir ſelbſt, und dieß Gefühl mußte mir genügen. Der Frühling kam und wir wollten wieder zurückkehren zu unſerm freundlichen Aufenthalte auf dem Lande. Mein Gemahl liebte das kleine Gut um meinetwillen; er reiſ'te früher dahin, um noch einige Anordnungen zu meinem Empfang zu treffen, und ich verſprach ihm bald zu folgen.

Den Tag nach des Präſidenten Abreiſe erhielt ich ein Billet von dem Pfarrer unſers Kirchſpiels.

Er bat mich auf's dringendſte mich in ein Haus begleiten zu dürfen, welches er mir bezeichnete; er fügte hinzu: daß man mir dort ſehr wichtige Dinge zu entdecken habe, und daß durchaus keine Zeit zu verſäumen ſey. Wunderbar bewegten dieſe Zeilen mein Herz. Ich kannte den Pfarrer als einen ſehr rechtlichen Mann; oft hatte ich mit ihm die Wohnung des Elends beſucht, um ſo weniger konnte ich ihm ſolch' eine Bitte verſagen; ich ließ mich von ihm führen, wohin er wollte. In Gedanken verſunken, die mir ſelbſt nicht deutlich waren, mochte ich unterwegs keine Frage an ihn richten. Wir traten in ein kleines Zimmer; eine kranke Frau richtete ſich bei meinem Eintritt mühſam in ihrem Bette auf; mit ſchwacher zitternder Stimme ſprach ſie: Vergebung, gnädige Frau, daß ich es wage, mich Ihren Augen darzuſtellen, ich bin die Unglückliche, die Ihnen ſo vielen Kummer verurſacht hat; ich habe Sie getrennt von dem Manne, den Sie liebten; um meinetwillen irrt er in der Welt herum; iſt vielleicht todt, ich bin ſtrafbar, aber mein Ende iſt nahe. Erbarmen Sie ſich meiner, vergeben Sie mir, damit ich ruhig ſterben kann; großmüthige Frau, erbarmen Sie ſich auch des armen Geſchöpfes, das ſein Leben einem Verbrechen verdanken muß. Es iſt mein Kind, aber es iſt auch das Kind des Mannes, den Sie einſt liebten; wenn ich ſterbe, bleibt es hülflos in der feindlichen Welt. Thränen erſtickten ihre Stimme.

Jetzt erkannte ich meine Nebenbuhlerin in der Kranken.

Ich bin natürlich gut, ihr Zuſtand würde mich tief gerührt haben; aber in dieſem Augenblick bemächtigte ſich meiner ein Gefühl von Eiferſucht, das jede beſſere Empfindung unterdrückte. Dieſe Aufzählung von Allem, was ſie zu meinem Nachtheil verübt hatte, dieſe Bitte um Verzeihung ſchienen mir eine neue Beleidigung. Ich war erbittert, denn ich fühlte mich gedemüthigt. Der gute Pfarrer, der von nichts wußte, ermahnte mich inzwiſchen ſehr eifrig zum chriſtlichen Mitleid gegen Mutter und Kind. Sie können es Beide entbehren, ſprach ich endlich; die Gräfin Barbaſan iſt berechtigt die Wiedererſtattung des Vermögens ihres Gemahls zu fordern. Ach gnädige Frau, rief die Kranke ſchmerzlich aus, ich bin nicht ſeine Gemahlin! Mein Erſtaunen bei dieſen Worten, das wunderbare Gefühl, das mich dabei ergriff, vermag ich nicht zu ſchildern; ſprachlos hörte ich ihr reuevolles Bekenntniß, das ſie mit gebrochener Stimme mehr ſtammelte, als ſprach.

Sie und ihr Zwillingsbruder waren die beiden einzigen Kinder des Kerkermeiſters im Chatelet-Gefängniß zu Paris; die Mutter war bei ihrer Geburt geſtorben. Beide Kinder, wie das bei Zwillingen oft der Fall iſt, waren einander ſo vollkommen gleich, daß man in ihrer früheren Kindheit jedes ein Abzeichen tragen laſſen mußte, um ſie nicht zu verwechſeln; auch ſpäter unterſchied ſie Niemand, der nicht genau darauf merkte.

Aus kindiſcher Spielerei verwechſelten ſie oft mit einander die Kleider; dieß war auch an dem Tage geſchehen, an welchem Barbaſan gefänglich eingebracht wurde. Roſa's Vater hielt ſie für den Sohn und befahl ihr den Gefangenen in das ihm beſtimmte Gefängniß zu begleiten. Sie bemerkte Blutstropfen an ſeinen Kleidern und fragte ihn, ob er verwundet wäre? Er war es nicht, aber dieß nähere Betrachten ſeiner edlen ſchönen Geſtalt machte einen tiefen Eindruck auf ihr Herz. Die ganze Nacht hindurch dachte ſie ſchlaflos nur an ihn, und bat mit dem früheſten Morgen ihren Bruder, ihr zu erlauben, daß ſie an ſeiner Stelle in ſeinen Kleidern den Gefangenen bediene. Er ſah in dieſer Bitte nur einen unter ihnen gewöhnlichen Scherz, und willigte gern darein. Nun hatte ſie keinen andern Gedanken, kein Geſchäft, als für Barbaſan zu ſorgen; jedes ſeiner Verhöre erfüllte ſie mit Angſt; alle Zeugen gegen ihn haßte ſie wie ihre Todtfeinde, und die Aeußerung ihres Vaters, daß ſein Proceß ſehr böſe enden müſſe, brachte ſie faſt zur Verzweiflung.

In ihrer Unſchuld hielt ſie Alles dieſes bloß für Mitleid. Hätte die Arme früher einen klaren Blick in ihr eigenes Herz gethan, vielleicht wäre es ihr noch gelungen, das mächtige Gefühl zu unterdrücken, das jetzt, unerkannt, ſie ganz zu beherrſchen begonn. Barbaſan's Krankheit band ſie noch feſter an ihn; ſie wich faſt nicht von ſeinem Bette, immer noch in der Geſtalt ihres Bruders; doch hätte es faſt nicht der Verkleidung bedurft, er bemerkte weder ſie, noch ihre Angſt um ihn, noch ihre Thränen.

Nach ſeiner Geneſung begonnen die Unterhandlungen wegen ſeiner Flucht. Roſa's Vater konnte ſich nur mit Mühe entſchließen, ſeine Stelle, ſein Vaterland, für ein beſſeres müheloſes Auskommen in der Fremde hinzugeben; doch, beſtürmt von den Bitten ſeiner Kinder, willigte er endlich ein. Roſa's Bruder ſtand ihr treulich bei; ſie hatte ihm die ganze furchtbare Größe ihrer Leidenſchaft für den Gefangnen entdeckt, und dabei ihm verſichert, auch ſie würde geliebt, Barbaſan würde ſie zu ſeiner Gemahlin wählen, ſobald ſie nur in Sicherheit wären. Der Bruder ſollte den Flüchtling allein begleiten und der Vater mit Roſa auf einem anderen Wege zu ihnen ſtoßen; aber Roſa hatte auch dieß Mal von ihrem Bruder erlangt, daß ſie ſeine Stelle bei Barbaſan vertreten durfte. Dieſe Verwechſelung war in der dunkeln Nacht, in welcher die Flucht vor ſich gehen ſollte, nicht ſchwer auszuführen, beſonders da Roſa mit ihrem Vater in Knabentracht zu reiſen beſtimmt war. Der Bruder unternahm es, den Vater unterwegs von Allem, auch von der vorgeblichen nahen Verheirathung ſeiner Schweſter mit Barbaſan zu unterrichten. Die Stunde der Flucht hatte geſchlagen; ſchon ſtand Barbaſan in Mönchstracht bereit, um als ein Geiſtlicher, der einen Kranken im Gefängniß getröſtet hatte, zu entkommen. Da kam ein Befehl an den Kerkermeiſter die Nacht wach zu bleiben; Alle fürchteten ſchon entdeckt zu ſeyn; bald aber fand es ſich, daß dieſe Maaßregel nur wegen eines andern Gefangenen getroffen war, der in derſelben Nacht eingebracht werden ſollte.

Die Unruhen, welche deſſen Ankunft verurſachte, das Hin- und Hergehen im Hauſe, erleichterten noch Barbaſan's Flucht.

Barbaſan kam mit Roſa bis Mainz, ohne ihr Geſchlecht zu ahnen. Hier fragte er gleich nach Briefen für ſich; ſie lagen bereit; einer davon, den er wieder und wieder, mit ſichtbarer Theilnahme las, zog Roſa's Aufmerkſamkeit auf ſich; ſie erkannte in dieſem Schreiben die Hand eines Frauenzimmers und ahnte zum erſtenmal, daß Barbaſan's Herz nicht mehr frei wäre. Alle Qualen der Eiferſucht bemächtigten ſich in dieſem Augenblick des jungen Herzens; ſie nannte den Geliebten undankbar, treulos, ſie wollte ſich ihm entdecken, ihn mit Vorwürfen überhäufen, ihm ihre Liebe geſtehen; mädchenhafte Scheue hielt ſie allein noch zurück.

Barbaſan ahnete nichts von alle dem; er ſah in ihr nur einen Knaben, der freilich viel für ihn gethan hatte, dem er aber ſeine Dienſte belohnen zu können hoffte. In Mainz mußten ſie einige Tage verweilen; Roſa's Herr, ſo nannte ſie ihn am liebſten, brauchte Erhohlung nach der ſchnellen, gefahrvollen Reiſe. Hier vergaß Roſa zuerſt was ſie ſich, was ſie ihrer Liebe ſchuldig war. Ihr Herr ſchickte ſie auf die Poſt ſeine Briefe abzuhohlen; ſie erhielt deren zwei, einen von der nämlichen Hand, die ſie ſchon einmal erſchreckt hatte und dieſen wagte ſie zu öffnen. Sie las, was ſie nur noch unglücklicher machen mußte, die Ergießungen eines glühenden, durch Gegenliebe belohnten Herzens. Der zweite Brief, den ſie nun auch, und ohne Bedenken öffnete, war vom Comthur Piennes. Er forderte Barbaſan auf, aus Liebe, aus Dankbarkeit, jedem Anſpruch auf Paulinen zu entſagen. Wollen Sie, ſchrieb er, aus Paulinen eine Landesflüchtige, die Frau eines Verbannten machen? Seyn Sie großmüthig; mag ſie Sie des Leichtſinns beſchuldigen, erkaufen Sie mit dieſem Opfer die Ruhe des großmüthigen Mädchens; laſſen Sie Eugenien und mir die Sorge für ihre künftige Zufriedenheit und Beruhigung; Ihnen genüge das Bewußtſeyn, der Geliebten das höchſte Opfer gebracht zu haben und es ihr ſelbſt zu verbergen. Dieſer letzte Brief befreite Roſa von allen Zweifeln, die bis jetzt ihr Herz befangen hielten; ſie glaubte ſogar Barbaſan einen Dienſt zu leiſten, indem ſie ihn von einer Liebe abzuziehen ſuchte, die nur mit ſeinem und der Geliebten Untergang enden konnte. Den Brief vom Comthur gab ſie zwar verſiegelt an ihn ab, aber den meinigen unterdrückte ſie, indem ſie beſchloß, es mit allen denen ſo zu machen, die ihr von mir in die Hände fallen würden.

Roſa führte ihren Vorſatz aus, und Barbaſan blieb ohne Nachricht von mir. Der Kummer über mein unerklärliches Schweigen, wirkte nachtheilig auf ſeine Geſundheit. Nach mehreren Monaten, die ſie deßhalb in Mainz verweilen mußten, reiſten ſie ab. In einem kleinen Flecken unterwegs erkrankte Roſa an einem heftigen Fieber; ſie konnten nicht weiter. Ihr Uebel ward ſehr gefährlich; in ihren wilden fantaſtiſchen Irreden würde ſie ihrem Geliebten Alles entdeckt haben, wenn er darauf geachtet hätte; ſo aber genügte es ihm, ſie auf's Beſte verpflegen zu laſſen, ihr eine Krankenwärterin zu geben und ſie nur dann und wann auf ein paar Augenblicke zu beſuchen. Die Wärterin entdeckte bald Roſa's Geſchlecht; ſie konnte unmöglich glauben, daß Barbaſan nicht davon unterrichtet wäre, und ſchloß aus der Art, mit der er ſie ihrer Sorgfalt empfahl, daß das verkleidete Mädchen ſeinem Herzen ſehr theuer ſeyn müſſe.

In dieſem Wahne verſicherte ſie nun Barbaſan ſo oft: ſie werde den Kranken auf's Beſte pflegen und gewiß auch ſchweigen, daß erſterer zuletzt aufmerkſam ward und ſie aufforderte, ſich über ihre räthſelhaften Andeutungen zu erklären. Lange mußte er fragen, bis er endlich erfuhr, was er nie geahnet hatte. Dieſe Entdeckung erſchreckte und betrübte ihn um Roſa's willen ſehr. Er beſchloß jetzt: nur ſelten an ihr Krankenlager zu gehen und ſie gleich nach ihrer Geneſung in einem Kloſter unterzubringen, bis ſich eine anſtändige Verſorgung für ſie gefunden hätte. So wie Roſa das Zimmer verlaſſen konnte, ließ Barbaſan ſie in das ſeinige rufen, nöthigte ſie ſich zu ſetzen, und that ihr ſehr ernſtlich kund, daß er jetzt wiſſe, wer ſie ſey; und daß er ſich deßhalb von ihr trennen müſſe. Sie weinte, ſie bat, ſie geſtand ihm in den glühendſten Ausdrücken ihre gränzenloſe Liebe; verſicherte, daß es ihr genüge, nur um ihn zu ſeyn, ihn zu ſehen, ihm zu dienen.

Umſonſt, er beſtand feſt auf ſeinem Entſchluſſe. Mit vielen Bitten erhielt ſie nur, daß er verſprach, das Kloſter ihres einſtweiligen Aufenthalts in ſeinem künftigen Wohnorte zu wählen. Den folgenden Morgen reiſ'ten ſie ab. Roſa trug noch immer Knabenkleider. Sie mußten die Nacht in einem kleinen Gaſthofe an der Straße zubringen. Es waren der Reiſenden ſo viele da, daß die Wirthin ihnen Beiden nur ein einziges kleines Stübchen einräumen konnte. Barbaſan beſchloß die Nacht in einem Lehnſtuhle hinzubringen und trat Roſa das Bette ab. Kaum hatte ſie ſich niedergelegt, ſo wandelte ſie eine Art Ohnmacht an, Barbaſan mußte ihr zu Hülfe kommen. Die ſtille Nacht, die Einſamkeit, heiße Liebe von ihrer Seite, jugendliches Gefühl für Schönheit von der ſeinigen, verführten Beide zu einer That, die ſie im nächſten Moment ſchmerzlich bereuten. Nicht lange darauf entdeckte Roſa, daß ſie Mutter werden würde; ſie freute ſich dieſer Entdeckung, Barbaſan nicht. Er ſah in ihrem Zuſtande nur den Zeugen eines Fehltritts, der ihn mit Reue erfüllte; er ſchalt ſich ſelbſt grauſam gegen die Retterin ſeines Lebens und beſchloß, ſie wenigſtens im Unglück nicht zu verlaſſen. Ihre Thränen und Bitten bewogen ihn, ihr zu vergönnen, daß ſie bei ihm bleibe, bis ihr Zuſtand ihr erlaube, ſich in ein Kloſter zu begeben. In Frankfurt legte Roſa die Kleider ihres Geſchlechts wieder an; man hielt ſie für Barbaſan's Frau; dieſer Glaube ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, und ſie widerſprach ihm nicht. Barbaſan wußte es kaum, er ſprach mit Niemand und lebte in der ſtrengſten Zurückgezogenheit. Roſa's Vater und Bruder erwarteten ſie erſt in Dresden, wo ſie in Zukunft leben wollten. Inzwiſchen war Roſa immer um Barbaſan, ſie verfolgte ihn wie ſein Schatten, ſuchte ihn auf ſeinen einſamen Spaziergängen auf, und gieng dort ſtumm an ſeiner Seite. Fürchtete ſie gleich die Vorwürfe, welche ſie in ſeinen Blicken las, ſo konnte ſie doch nicht leben, ohne ihn zu ſehen. Nie gelang es ihr, ein anderes Gefühl, als das des Mitleids in ihm zu erregen. Jetzt ſah ſie die Thorheit ihres Betragens ein; ſie beweinte ſie in ſchlafloſen Nächten, ſie machte ſich Vorwürfe darüber, daß ſie meine Briefe unterſchlagen hatte, ſie fühlte ſich allein ſchuldig, aber über ihre Liebe konnte ſie dennoch nicht Herr werden. An dem Tage, an welchem ich Barbaſan in der Kirche ſah, fand ſie ihn bei ihrer Zuhauſekunft verreiſ't; Niemand wußte wohin.

Aengſtlich harrte ſie ſeiner die Nacht durch bis zum nächſten Tage; da entſchied folgender Brief von ihm das ganze Schickſal der Bedauernswerthen:

„Länger ertrage ich nicht mehr die folternde
„Reue, die mich bis jetzt keinen Augenblick verlaſſen
„hat, und die bei Ihrem Anblick mich immer
„ſchmerzlicher ergreift. Ich bin der unwürdigſte
„aller Menſchen, auch Sie habe ich in tiefes Un-

„glück geſtürzt. Hätte ich Ihnen mein Herz eröff„net, hätte ich Ihnen geſagt, mit welchen unauf„löslichen Banden ich an den Gegenſtand meiner „innigſten Verehrung, meiner glühendſten Liebe. „auf immer gefeſſelt bin, ſo hätten Sie die unſee„lige Neigung überwunden, die uns Beide jetzt zu „Grunde richtet. Leben Sie wohl auf immer! „Ich ſuche mir irgend einen abgelegenen Winkel „der Welt, um ungeſehen elend zu ſeyn.

Vergebens forſchte die arme Roſa nach Barbaſan's Aufenthalt, er war ſpurlos verſchwunden. Die Reiſen, welche ſie machte um ihn zu ſuchen, ihre Niederkunft, ihre ganz zerrüttete Geſundheit, verzehrten die nicht unbedeutende Summe Geldes, ſo er ihr gelaſſen hatte. Sie fühlte ſich ſterbend. Zitternd für das Daſeyn ihres, von aller Welt verlaſſenen Kindes, ſammelte ſie ihre letzten Kräfte und gieng nach Paris, mir es anzuvertrauen. Die Unglückliche kannte zu gut die Liebe, um nicht überzeugt zu ſeyn, daß dieſes Kind mir um ſeines Vaters willen ein willkommnes Geſchenk ſeyn mußte.

Mit wie ganz andern Augen ſah ich nun meine unglückliche Nebenbuhlerin! Ehe ich ihre Geſchichte gehört hatte, verabſcheute ich ſie; jetzt war ſie der Gegenſtand meiner innigſten Theilnahme, ich beweinte ihre Leiden, entſchuldigte ihre Schwächen. Mir ſchien es, als hätte ſie nur Barbaſan geliebt, damit ich recht überzeugt würde, daß er keine Andere lieben konnte, als mich allein. Ich nahm ihren Sohn auf meine Arme, und ſchwur der Sterbenden; ihm Mutter zu ſeyn. In den kindiſchen Zügen ſuchte und fand ich die geliebten ſeines Vaters, und drückte das arme, hülfloſe Weſen mit inniger Liebe an meine Bruſt. Das durfte ich ja noch, ohne meine Pflicht zu verletzen! Der gute Pfarrer brachte das Kind zu braven Leuten, die es pflegten. Ich ſelbſt ſorgte dafür, daß ihm nichts abgienge, doch nur im Geheim, öffentlich wagte ich nicht als ſeine Verſorgerin zu erſcheinen.

Als ich Zeit fand, über dieſe letzten Ereigniſſe nachzudenken, wogten Schmerz und Freude in mir. Dachte ich meiner gegenwärtigen Lage, ſo glaubte ich zu vergehen. Wie ſollte ich mich nun meinem Gemahl mit einem Herzen nahen, das ihm ein Geheimniß barg, während er mich ſo innig, ſo voll Zutrauen liebte! Ich nahm wieder zu Eugenien meine Zuflucht und bat um ihren Rath. Durch meinen Schmerz ſchimmerte meine innere Freude über Barbaſan's Treue; denn die kurze, ſo verzeihliche Verirrung ſeiner Sinne konnte ich ihm kaum als einen Fehltritt, gewiß nicht als ein Verbrechen anrechnen. Und wie tief hatte er ſelbſt dieß Vergehen bereut! Eugenien's Scharfblick durchſchaute meine geheimſten Gedanken.

Das iſt dein wahres Unglück, ſprach ſie, daß Du pflichtwidrige Gefühle nicht ernſtlich genug bekämpfſt. Doch Du mußt Herr über ſie werden, Du biſt dieß deinem Bewußtſeyn und deiner Ruhe ſchuldig. Wenn Du auch nur im Innern deines Herzens gegen deinen Gatten fehlſt, ſo fehlſt Du doch, und Du darfſt es dir nicht verbergen. Hüte dich vor der Zukunft! Barbaſan kommt vielleicht zurück, er ſtrebt vielleicht dich zu ſprechen. — Nein!, Nein! unterbrach ich ſie, nie wird mir wieder das Glück, ihn vermeiden zu müſſen! Er ſuchte den Tod, er wird ihn gefunden haben, und mir bleibt nicht einmal der traurige Troſt um ihn weinen zu dürfen! Weiſer als ich beſtand Eugenia auf meiner ſchleunigen Rückkehr zu meinem Gemahl; nur ſeine Gegenwart, ſagte ſie, könne mich im Kampf mit mir ſelbſt unterſtützen, könne mir Kraft und Muth zum Rechtthun geben. Ungern folgte ich ihr, aber ich vermochte doch nicht, länger meinem Pflichtgefühl und ihren wohlüberdachtem Rath zu wiederſtreben.

Ich kam ſo bleich, ſo durchaus verändert auf unſerm Gute an, daß Herr von Haqueville für meine Geſundheit beſorgt war. Seine Zärtlichkeit, ſeine Unruhe um mich, rührten mich tief, aber ſie vermehrten meinen Kummer. Ich fühlte wieder das Unglück uneins mit mir ſelbſt zu ſeyn, ich beneidete Roſa um ihren ſtillen ruhigen Grabesſchlummer. Sie fühlt nicht mehr den Schmerz verſchmähter Liebe, ſeufzete ich, und ich, ich darf nicht einmal den Gedanken feſt halten, daß ich geliebt bin. Mein Zuſammenleben mit dem Präſidenten war jetzt ängſtlich gezwungen, ich hatte ihm nichts mehr zu ſagen, wenn ich mit ihm allein war, das ſchöne wechſelſeitige Vertrauen war verſchwunden, Traurigkeit, die ich umſonſt zu verbergen ſtrebte, drückte mich tief darnieder. So vergiengen mehrere Monate in einem unheimlichen, geſpannten Zuſtande. Oft fuhr ich nach Paris, um Barbaſan's Kind zu ſehen und zu liebkoſen; dieß ſchuldloſe kleine Geſchöpf war nun die einzige Freude meines Lebens. Eines Morgens meldete man mir bei'm Erwachen, daß mein Gemahl mit Tages-Anbruch verreiſ't ſey, um ſich auf ſein, tief in der Gascogne belegnes, Gut zu begeben. Dieſe ſo ſchnelle, unvorbereitete Abreiſe hätte mich wohl beunruhigen ſollen; längſt hätte ich bemerken können, daß ſein Benehmen gegen mich anders geworden ſey, aber ich war ſo in mich ſelbſt verſunken, daß ich auf nichts von dem achtete, was außer mir geſchah. Daher glaubte ich, ohne weiter darüber zu denken, was man mir ſagte, daß mein Mann Briefe erhalten habe, die ihn zu dieſer plötzlichen Entfernung bewogen, und daß ich bald Nachricht von ihm bekommen ſolle. Zehn, zwölf Tage vergiengen und keine Briefe kamen. Dieß unerklärliche Schweigen fieng denn doch an mich zu beunruhigen; leiſe Vorwürfe, die ſich ſchon lange in meinem Herzen regten, begannen lauter zu werden. Gern folgte ich alſo dieß Mal Eugeniens Rath und eilte zu ihm, ohne ſeine Einladung abzuwarten, ja ohne ihm zu melden, daß ich käme. Ich fand ihn krank, zu Bette; ſein Zuſtand ſchien nichts weniger als gefährlich; doch beunruhigte er mich mehr, als er dem Anſehen nach geſollt hätte.

Ich eilte in ſein Zimmer, ich wollte ihn umarmen; mit kalter Verachtung wandte er ſich von mir ab. Erſparen Sie ſich, gnädige Frau, all' dieſen Zwang, ſprach er, oder vielmehr alle dieſe Künſte, mich können Sie damit nicht mehr irre führen. Erſtaunt, entſetzt, tief gekränkt, und doch wieder gehoben durch das Bewußtſeyn dieſe Behandlung dennoch nicht verdient zu haben, forderte ich Erklärung ſeiner Räthſelhaften Worte.

Ich muß wiſſen, weſſen man mich beſchuldigt, rief ich, ich muß Ihre Achtung wieder erhalten, ohne die ich nicht mehr leben mag. Nie hätten Sie ſie verloren, erwiederte er, hätten Sie mich mit der Offenheit behandelt, um die ich Sie bat. Deine Aufrichtigkeit, dein Vertrauen, Pauline, hätte mir den Verluſt deiner Unſchuld erſetzt, nie würde ich Dir deine Schwäche vorgeworfen haben. Ich hätte geſucht Dich zu tröſten, ſie Dir ſelbſt in Vergeſſenheit zu bringen, aber Du achteteſt mich nicht genug, um mich ſolcher Großmuth fähig zu halten. Es ſchien Dir ſicherer, mich zu betrügen und Du nahmſt Dir nicht einmal die Mühe, es mit Vorſicht zu thun.

Sprachlos ſtand ich da und horchte auf den Erguß ſeines tief empörten Gemüthes, ohne ihn zu verſtehen. Endlich begriff ich, daß man mich für die Mutter von Barbaſan's Kind hielt. Guter Gott! gegen dieß Unglück hatte ich keine Waffen! Jeden Schmerz in meinem Leben hatte ich mit Faſſung zu überwinden geſtrebt, den Verluſt meiner Ehre konnte ich nicht ſtandhaft ertragen. Verzweiflung, Zorn, hemmten meine Sprache; endlich ermannte ich mich. Wie? rief ich, Sie beſchuldigen Ihre Frau eines ſchimpflichen Verbrechens! Sie demüthigen ſie ſo tief, daß ſie ſich rechtfertigen muß? Wohl, Herr Präſident, Sie ſollen überflüſſige Beweiſe meiner Unſchuld erhalten. Der Pfarrer von St. Paul wird Ihnen deutlich machen, auf welche Weiſe ich dieß unglückliche Kind kennen lernte. Bitter lächelnd erwiederte Herr von Haqueville: werde ich auch von ihm erfahren, wie es zugeht, daß es Ihrem Geliebten Zug für Zug ähnlich ſieht? Ich bin mir nicht bewußt, erwiederte ich, daß es einen Mann in der Welt giebt, den man wagen darf, ſo zu benennen. Daß ich Barbaſan liebte, ſo lange ich ihn meiner Liebe würdig glaubte, geſtand ich Ihnen vor unſerer Verbindung. Erinnerte ich mich ſeiner, ſeit es meine Pflicht iſt ihn zu vergeſſen, ſo rächten Sie die Vorwürfe hinlänglich, die ich mir in meinem Innern ſelbſt deßhalb machte. Das Kind nahm ich aus den Händen ſeiner ſterbenden Mutter, und wäre es auch nicht das ſeine, ich würde mich der hülfloſen Creatur erbarmt haben.

Doch meine Ehre fordert Aufklärungen, die keinem Zweifel Raum laſſen. Sie ſollen ſie erhalten, Herr Präſident, vielleicht werden Sie dann denn Kummer bereuen, den ſie mir jetzt verurſachen. Die Sprache der Wahrheit iſt immer mächtig; auch auf Herrn von Haqueville machte ſie Eindruck. Doch bat er mich, dieß Geſpräch abzubrechen, welches er nicht länger auszuhalten vermochte, klingelte ſeinen Bedienten und ſagte mir in deren Gegenwart, er ſey der Ruhe ſehr bedürftig und bäte, daß ich mich in das mir beſtimmte Zimmer begeben möchte. Ich gehörchte ihm; aber meine Unruhe ließ mich dort nicht bleiben, ich gieng wieder zu ihm und verließ ihn die ganze Nacht nicht. Seine Krankheit nahm furchtbar zu; deñ fünften Tag nach meiner Ankunft gaben die Aerzte alle Hoffnung auf ihn zu retten; er ſelbſt kannte ſeinen Zuſtand noch früher als ſie. Die augenſcheinliche Lebensgefahr machte ihn ruhig; mir blieb nicht verborgen, daß nur der entſetzlichſte innere Schmerz ihm dieſe äußere Ruhe gab.

Der nahe Anblick ſeines Verluſtes erweckte von neuem in meinem Gemüthe alle die innige Freundſchaft, die hohe Achtung wieder, die ich ſeit unſerer Verbindung ſtets für ihn gefühlt hatte. Wäre ich ganz aufrichtig geweſen, hätte ich ihm gleich Roſa's und ihres Kindes Geſchichte anvertraut, nie wäre dieß Unglück über uns Beide gekommen. Mein Jammer erſtickte mich faſt, wenn ich daran dachte, daß er ſterben werde; oft mußte ich mich auf Augenblicke von ſeinem Sterbebette entfernen, um mich nur auszuweinen und meine beklemmte Bruſt dadurch zu erleichtern. In einem dieſer Momente ließ er mich rufen. Uns trennt der Tod, ſprach er, er vollendet, wozu ich vielleicht nie die Kraft gehabt hätte. Mein beſſeres Gefühl ſagt mir, daß es von nun an mir Pflicht war, Sie von dem Unglück zu befreien, mit einem Manne zu leben, den Sie nie lieben konnten und der jetzt Ihnen das Recht gegeben hat, ihn zu haſſen.

So iſt es beſſer. Ich habe Sie zu tief beleidigt, mögen Sie ſchuldig oder unſchuldig ſeyn. Ach! rief ich aus, freudig gäbe ich mein Leben, um das Ihre zu retten. Was ſollte ich mit dem Leben? erwiederte er, es würde mir zur Quaal werden. Meine unglückliche Neugier hat mir die Täuſchung genommen, die mich beglückte; ich ſelbſt ſah mit eigenen Augen, wie zärtlich Sie das Kind liebten; ich habe Argwohn gegen Sie im Herzen getragen und kann mir ſelbſt nicht dafür ſtehen, daß er nie wieder kehre. Werden Sie ſich ganz rechtfertigen können? und was würde unſer beider Schickſal ſeyn, wenn ich leben bliebe! Ewig der glühendſten Liebe und der Eiferſucht zum Raube, könnte zuletzt geſchehen was ich am mehrſten fürchte, ich könnte Dein Tyrann werden, Pauline, Dich quälen. Nein! Lebewohl! Mein Ende naht; aus Mitleid verbirg mir Deine Thränen; laß mich ſtandhaft ſterben. Er wandte ſich auf die andere Seite des Bettes, ſprach kein Wort mehr, hörte nicht auf mich! Bald verlor er das Bewußtſeyn, ſein Geiſt irrte in verworrenen Phantaſien, und, ohne wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, ſtarb er, nach wenigen Stunden, in meinen Armen.

Der Anblick ſeiner entſeelten Hülle konnte die Schrecken, den Schmerz nicht vermehren, die mein Gemüth ſchon zerriſſen. Es giebt Thränen, die uns erleichtern; eine ſüße Wehmuth begleitet oft den tiefſten Kummer; aber um dieß zu empfinden, muß man nur den Tod des Geliebten zu beweinen haben, nicht eigene Schuld. Meine Verſchloſſenheit hatte dem edelſten Manne, dem treuſten Freunde einen Dolch in's Herz geſtoßen, an dem er verblutete. Dieſer Gedanke verfolgte mich unaufhörlich. Ich haßte nun die Welt; ich mochte mich ihr nicht wieder zeigen, es war mir, als müßte Jeder mein Elend und meine Schuld mir von der Stirne leſen können.

So blieb ich denn allein, trauernd, auf meinem einſamen Landſitze. Ein düſterer Wald von Himmelhohen Buchen, der ihn begränzte, war mein liebſter Aufenthalt am Tage. Spät wenn der Abend ſchon dämmerte, kehrte ich oft erſt heim; umſonſt warnten mich meine Bedienten vor den wilden Ebern, welche in Menge in dem Dickicht hauſ'ten; umſonſt erzählten ſie mir ſchreckliche Geſchichten von Verirrten, die dieſe wilden Thiere zerfleiſcht hatten; ich achtete ihrer Warnungen nicht, mir war zu wohl in meiner grünen Dämmerung, wo ich ungeſehen meinen trüben Gedanken und tauſend Herzzerreißenden Erinnerungen nachhängen konnte. Die Ruhe meiner Nächte ſtörten fürchterliche Träume. Einſt ſah ich Barbaſan im Traume; er ſank vor mir nieder, ſchwimmend im Blut und da ich mit ihm ſprechen wollte, antwortete er mir, Du gabſt Dich einem Andern! Das Entſetzen dieſes Traumes verfolgte mich den ganzen Tag. Raſtlos trieb es mich umher in den düſtern Gängen meines Waldes, es war ſpät und faſt Nacht geworden, ehe ich an die Rückkehr in's Schloß dachte.

Plötzlich fühlte ich mich von hinten umfaßt, ein unbekannter Mann trug mich fort, trotz meines Rufens um Hülfe; ſchon gab ich mich verloren, da raſſelte es im Gebüſch, ein Anderer, welchen ich in der Dunkelheit auch nicht zu erkennen vermochte, drang mit entblößtem Degen auf meinen Entführer ein. Sie fochten und ich benutzte dieſen Augenblick zur Flucht. Meine Bedienten, über mein langes Außenbleiben beſorgt und im Begriffe mich aufzuſuchen, eilten auf mein Geſchrei in dem Momente herbei. Ich ſandte ſie meinem Vertheidiger zur Hülfe, während ich ſelbſt dem Schloß zueilte, wo ich, an allen Kräften erſchöpft, mich gleich zur Ruhe begeben mußte. Die Bedienten kamen bald zurück. Sie meldeten mir, daß mein Entführer, von dem, wie durch ein Wunder, zu meiner Rettung erſchienenen Fremden tödtlich verwundet ſey, daß dieſer ſelbſt von einem Piſtolenſchuß, den ein zweiter, durch das Gebüſch dringender Räuber auf ihn abfeuerte, zwar ebenfalls getroffen worden, aber noch Kraft genug behalten habe, auch auf dieſen loszugehen, und ihn mit ſeinem Degen zu durchbohren.

Man hatte meinen tapfern Befreier in's Schloß getragen, und Reiter nach ärztlicher Hülfe in die Nachbarſchaft geſendet. Den einen ſterbenden Räuber ließ mein Haushofmeiſter, theils aus Menſchlichkeit, theils aus Vorſicht, ebenfalls in's Schloß ſchaffen. Ergriffen von den Schrecken des Todes und der Größe ſeines Verbrechens, entdeckte dieſer den Zuſammenhang der entſetzlichen That, in der Hoffnung, durch ein reuiges Bekenntniß vielleicht meine Vergebung zu erhalten und dadurch ruhiger der ihm nahenden Ewigkeit entgegen gehen zu können. Mein Stiefvater, der jetzige Herzog von N.. war es, der mich hatte entführen wollen.

Mein, durch den Tod des Herrn von Haqueville, ſehr beträchtliches Vermögen, hatte ſeine Habſucht zu dieſer That angefeuert. Ich ſollte auf ein, ihm gehörendes, uraltes Schloß, in den Gebirgen von Gévaudan gebracht werden. Dort wollte er, den Dolch auf der Bruſt, mich zwingen, mein ganzes Vermögen und alle meine Güter ſeinem Kinde, meinem Stiefbruder, ſchriftlich zu ſchenken und dafür, daß ich dieſe Schenkung nie wieder zurücknehmen könne, ſollte hernach mein Tod durch Mörderhand bürgen. Mein Stiefvater war bei dem ſchändlichen Unternehmen ſelbſt zugegen, er war es, der das Piſtol auf meinen muthigen Befreier abgefeuert hatte und von ſeiner Hand den Tod erhielt. Eiskalte Schauer durchbebten mich bei dieſer fürchterlichen Erzählung, die mir mein Haushofmeiſter hinterbrachte. Je größer die Gefahr war, der mein Befreier mich entriſſen hatte, deſto höher ſtieg meine Angſt und Sorge um ihn. Alle Augenblicke ſandte ich hinunter um zu erfahren: wie es ihm gienge? aber meine Kammerfrauen verbargen mir ſeinen traurigen Zuſtand ſo lange als möglich; ſie ſahen wohl, wie fürchterlich bewegt ich war und wie ſehr ich der Ruhe bedürfe.

Bewußtlos hatte man ihn in's Schloß gebracht, nur durch das Sondiren der Wunde war er wieder zur Beſinnung gelangt. Auf ſeine ſehr beſtimmten dringenden Fragen konnten die Wundärzte ihm nicht verbergen, daß er nur höchſtens noch vier und zwanzig Stunden zu leben habe. Ein alter Mann, wahrſcheinlich ſein Kammerdiener, war in der Nacht zu ihm gekommen, und der Verwundete hatte verlangt mit dieſem allein gelaſſen zu werden. Alles dieſes erfuhr ich, tief bewegt, erſt am Morgen. Wenige Stunden ſpäter meldete man mir, der Verwundete wäre ſterbend, und bald darauf verlangte ſein alter Diener mich zu ſprechen. Er näherte ſich meinem Bette, um mir einen Brief zu überreichen, ich blickte ihn an; großer Gott! es war Beauvais. Bewußtlos ſank ich hin in langer ſchwerer Ohnmacht, den ganzen Tag und die folgende Nacht erwachte ich nur auf Augenblicke. Endlich erhohlte ich mich ſo weit, daß es mir möglich war Beauvais zu ſehen; meine Umgebungen litten es ungern, aber ſie mußten meinem ungeſtümmen Verlangen nachgeben. Hier iſt der Brief, den er mir jetzt überreichte, der Abſchiedsbrief von Allem, was meinem Leben noch Werth gab.

„Werden Sie, gnädige Frau, die Handſchrift
„des Unglücklichen wohl noch erkennen, den Sie
„für den verworfenſten aller Menſchen halten müſſen?
„Ach, gnädige Frau, ich ſelbſt habe mich

„ſtrenger gerichtet, als Sie es vielleicht gethan
„haben würden. Reue und Kummer machten mir
„jeden Augenblick meines Lebens zur Qual. Ich
„fühlte mich unwürdig von Ihnen Vergebung zu
„erflehen, Sie zum Augenzeugen meines verſchul-
„deten Elends zu machen. Jetzt aber, da ich nur
„noch wenige Stunden zu leben habe, wage ich es
„Ihnen zu ſagen, daß ich, ſchuldig wie ich war,
„doch immer nur Sie einzig und innig liebte und
„daß dieſe Liebe in jedem Augenblick meines Le-
„bens mein ganzes Gemüth erfüllte. Wenn Sie
„dieſe Zeilen leſen, bin ich nicht mehr. Erinnern
„Sie ſich künftig des unglücklichen Barbaſan's
„und ſeiner Vergehen, ſo gedenken Sie auch dabei
„ſeiner Reue, die nur mit ſeinem Leben enden
„konnte“.

Kaum war es mir möglich, dieſe Zeilen durch die Thränen zu leſen, die mein Auge verdunkelten. So war er denn todt! geſtorben für mich! Nie, nie ſollte ich die liebe Geſtalt mehr ſehen, nie ihm ſagen, daß auch er, trotz des Scheins, der gegen ihn ſprach, immer der einzige Gegenſtand meiner innigſten Zärtlichkeit geblieben war. Warum rettete er mich vom Untergange? Wie glücklich wäre ich jetzt, wenn ich im ſtillen Grabe läge.

Beauvais durfte mich nicht mehr verlaſſen. Nur ihn wollte ich ſehen. Die Tage hindurch bis ſpät in die Nacht hinein, mußte er mit mir von ſeinem unglücklichen Herrn ſprechen, jeden kleinen Zug ſeines Lebens mir erzählen, meine Klagen anhören, mir wiederhohlen, was ich ſchon hundert Mal gehört hatte und immer wieder zu hören verlangte.

Erſt in Frankfurt war Beauvais zu ſeinem Herrn gekommen, er traf ihn verſunken in tiefer Schwermuth. Als alter treuer Diener wagte er es, ihn um die Urſache ſeiner Betrübniß zu fragen, lange umſonſt. Nach vielen Bitten geſtand ihm endlich Barbaſan, was ich ſchon von Roſa erfahren hatte. Meine Erſcheinung in der Kirche hatte Barbaſan bis in's Innerſte erſchüttert. Zwar ahnte er nicht, daß ich ſelbſt in dieſer Verkleidung dort wäre, aber die bloße Aehnlichkeit zwiſchen mir und dem Knaben, für welchen er mich hielt, ſteigerte die innern Vorwürfe ſeines Gemüths, ſo daß es ihm unmöglich ſchien, Roſa's Gegenwart länger zu ertragen, er verließ ſie, flüchtete zu einem Landsmann, den er in Frankfurt kennen gelernt hatte, und ſchickte Beauvais aus, um den jungen Fremden, der mir ſo ähnlich ſähe, aufzufinden.

Nach mehreren vergeblichen Nachforſchungen fand Beauvais das Haus, in welchem ich gewohnt hatte. Die Erzählungen der Wirthin ließen ihm keinen Zweifel, daß ich ſelbſt dort geweſen wäre. Dieſer hohe Beweis treuer unwandelbarer Liebe, ergriff Barbaſan mit ſolcher Heftigkeit, daß Beauvais in den erſten Augenblicken fürchtete, er würde Hand an ſich ſelbſt legen und daß er ihn unaufhörlich bewachen mußte.

Der Wunſch, mich nur einmal noch zu ſehen, beſiegte endlich ſeine Verzweiflung. Er machte ſich auf den Weg nach Frankreich, nicht achtend der Gefahren, die dort ihm drohten; er freute ſich im Gegentheil durch ihre Verachtung zeigen zu können, wie innig er noch immer an mir hieng. Das Leben hatte ihm keinen Werth mehr, zu meinen Füßen wollte er Vergebung erflehen und dann gern ſterben. Ohne Raſt, ohne Ruh eilte er Tag und Nacht auf dem Wege fort, den ich genommen hatte. Ungeachtet des großen Vorſprungs, den ich vor ihm voraus hatte, fand er meine Spur überall. Unfehlbar würde er mich noch auf der Reiſe erreicht haben, wäre nicht ein Unfall dazwiſchen gekommen. Der Commandant von Philippsburg hatte Befehl, einen bedeutenden Flüchtling zu arretiren, an dem der Regierung viel gelegen war. Barbaſan's

Ungeduld, mit der er auf's ſchnellſte friſche Pferde forderte, mehr noch ſeine Geſtalt, machten, daß man ihn für den hielt, dem der Verhaftsbefehl galt. Er ward angehalten und vor den Commandanten geführt. Dieſer, ein alter ſtrenger Soldat, ließ ihn, trotz aller Einwendungen, als Gefangnen in die Feſtung führen. Dort verweilte er ein ganzes Jahr. Man vergaß ihn, und er würde vielleicht ſein Leben im Gefängniß beſchloſſen haben, wenn nicht der Marſchall d'Eſtrées die Feſtung erobert und ihn wieder in Freiheit geſetzt hätte. Dieſer Feldherr kannte und ſchätzte Barbaſan aus beſſeren Tagen, er rieth ihm, in Schwediſche Dienſte zu gehen. Mit der Freiheit hatte Barbaſan auch die Nachricht meiner Verheirathung erhalten, dieß beſtimmte ihn, dem Rath des Marſchalls zu folgen. Jetzt ſuchte er den Tod auf dem Felde der Ehre, er fand ihn nicht, wohl aber Gelegenheit, ſich durch Tapferkeit auf die ehrenvollſte Weiſe auszuzeichnen. Nach beendigtem Feldzuge eilte er nun nach Paris, ohne allen andern Plan als den, mich noch einmal zu ſehen, wäre es auch nur von Ferne. Er kam dort an, wie ich eben nach der Gascogne zu meinem Gemahl gereiſ't war. Dem Comthur von Pienne und Eugenien wich er aus, innerlich überzeugt, daß Beide meine Verheirathung mit dem Präſidenten befördert hätten.

Dennoch entdeckte er meinen jetzigen Aufenthalt bald, und eilte mir nach. In Marmande, einem kleinen Städtchen, ungefähr eine halbe Viertelmeile von meinem Gute gelegen, erfuhr er den Tod meines Gemals und meine tiefe Betrübniß über dieſen Verluſt. Da ich das Schloß nicht verließ, ſo ſuchte er unerkannt Eingang in daſſelbe zu bekommen, und mehrere Mal war es ihm gelungen, mich bei der Meſſe in der Schloßcapelle zu ſehen. Mein Anblick hatte ihn immer bis in's innerſte Gemüth erſchüttert, dennoch konnte er keine Gelegenheit dazu unbenutzt vorbeilaſſen. Wie ich meine einſamen Spaziergänge im Walde begann, verließ er Marmande, und miethete ſich bei einem Wildhüter mitten im Walde ein. Er hörte von ſeinen Wirthsleuten, mit welchen Gefahren die wilden Eber des Waldes mich bedrohten, um ſo ſorgſamer folgte er jetzt, bewaffnet, jedem meiner Schritte. Das dichte Gebüſch verbarg mir meinen ſchützenden Genius, er aber war der ſtille Zeuge meiner Klagen, meiner einſamen Thränen, er glaubte, ſie gälten alle meinem Gemahl, er ahnte nicht, daß ſie mehr noch ſeinem Andenken geweiht waren. Oft war er im Begriff, hervorzuſtürzen, zu meinen Füßen ſeine Leiden, ſein Vergehen, ſeine Reue auszuweinen, dann ſah er meine Thränen, und die grauſamſte Eiferſucht, welche ſelbſt

Todte beneidet, hemmte ſeinen Schritt. An jenem entſetzlichen Tage, den ich nicht hätte überleben ſollen, war er, hingeriſſen von ſeinem Gefühl, im Begriff ſich mir zu zeigen; da hörte er mein ängſtliches Rufen, ſah meine Gefahr, und flog mir zur Hülfe herbei.

So erzählte Beauvais; die Erzählung zerriß mein Herz, und dennoch, dennoch mochte ich nichts anders hören. Barbaſan ward in unſerm Erbbegräbniß beigeſetzt. Nächte lang benetzte ich den Sarg mit Thränen, der mein Glück, mein Leben, meine Welt umſchloß. Nie hätte ich dieſe Einſamkeit verlaſſen, nie dieſen Ort, der alle meine Wünſche begrub, aber der Komthur von Piennes kam, beauftragt von Eugenien, mich fortzuführen. Seinen Gründen, ſeinen Bitten, hätte ich widerſtanden, nur der Wunſch, das vielgeliebte Kind zu ſehen, welches mir nun durch das Andenken ſeines Vaters noch tauſend Mal theurer geworden war, beſtimmte mich endlich, ihm nach Paris zu folgen. Dort fand ich den Tod des Herzogs von N. ſchon vergeſſen, ſeine Familie gab vor, er ſey in ſeinem Schloſſe, in den Gevaudanſchen Bergen am Schlagfluſſe geſtorben.

Ich lebe jetzt im Kloſter meiner Eugenia. Kein Gelübde feſſelt mich, aber dennoch bin ich auf ewig von der Welt getrennt. Der Schmerz tödtet nicht, denn ich lebe ihm ſchon eine lange Reihe Jahre. Keine Freude naht mir wieder, keine als die der ſtillen Wehmuth über den Gräbern meiner Todten.

Barbaſan's Sohn, von mir zum Manne erzogen, dient jetzt dem Vaterlande als ausgezeichneter Krieger, in hohem Range. Er iſt der einzige Zweck meines Lebens. Sinnend ruht oft mein Auge auf ſeiner Heldengeſtalt und tauſend Erinnerungen wachen in mir auf. So erwarte ich ſtill den Augenblick, der mich in das Land führen wird, das keine Trennung kennt. —

Die Nonne Eugenie.

In tiefer Einſamkeit, umweht von uralten Bäumen, deren erſtes Keimen vielleicht noch Heloiſen's Thränen benetzten, liegt die berühmte Abtei Paraclet. Vor mehr als hundert Jahren lebte hier eine wahrhaft ehrwürdige Aebtiſſin, lange, nachdem das Grab Heloiſen und ihrem Geliebten die erſehnte Ruhe gegeben hatte. Sie war aus dem alten edlen Hauſe der Rochefaucaults, und ſchien ſich in dieſe Freiſtatt geflüchtet zu haben, noch ehe die Stürme des Lebens ſie ereilen konnten. Innere, nicht mühſam errungene Ruhe, anſpruchsloſe Würde, umgaben ſie wie mit einem Heiligen-Scheine, ihre Nonnen ehrten ſie in kindlicher Liebe, und auch die ihr fern liegende Welt, zollte ihr Ehrfurcht und Achtung. Eine bejahrte Frau von bürgerlichem Anſehen, begleitet von einem ſechsjährigen Mädchen, erſchien einſt an der Kloſterpforte und verlangte die Aebtiſſin zu ſprechen. Die ehrwürdige Frau gewährte gern Jedem den Zutritt, die beiden Reiſenden wurden daher gleich zu ihr geführt und freundlich empfangen. Die Fremde übergab der Aebtiſſin eine anſehnliche Summe Geld, und trug zugleich die Bitte des Vaters ihrer kleinen Gefährtin vor, dieß Kind dafür bei ſich zu behalten und zu erziehen. Der Vater, ſetzte ſie hinzu, ein Herr von Eſſei, aus der Gegend von Breſſe, wünſcht ſeiner Tochter ſchon in früher Jugend den Hang zum Kloſter einzuflößen, wenig begütert, hat er viele Kinder zu verſorgen, und muß daher das Kloſter als die einzige anſtändige Zuflucht für ſeine ganz unbemittelte Tochter betrachten. Mitleidig blickte die Aebtiſſin auf die arme Kleine, welcher Lebensluſt und Freude aus den Augen leuchteten, und entließ endlich ihre Fürſprecherin, mit der Verheißung, ihre Bitte zu erfüllen. Die kleine Klara gewöhnte ſich bald an die dunkeln Zellen und langen ſchauerlichen Kreuzgänge; ſie lernte, ſie ſpielte und war mitten unter den ernſteſten Umgebungen ein glückliches, fröhliches Kind. Ein junges Fräulein von Magnelais, die einzige Tochter des Herzogs von Hallwin, war ihre Geſpielin, ſie zählte zwei Jahre mehr als Klara; gleichförmig verfloſſen Beiden dieſe Tage der Kindheit, ſie theilten Spiele und Unterricht mit einander, und wurden, obgleich bei ganz verſchiedenen Ausſichten für ihr künftiges Leben, doch wie Schweſtern behandelt.

Klara hatte nur zwiſchen dieſem und andern Klöſtern zu wählen, um freudenlos und einſam ihr Daſeyn in tiefer Stille zu begraben; der reichen, ſchönen Tochter des Herzogs hingegen ſtrahlte die Welt mit aller ihrer Pracht und allen ihren Freuden am Ausgange des Kloſters entgegen. Auch hatte ſie aus ihr zu viel Erinnerungen in die heiligen Mauern mitgebracht, um ſich nicht ganz der Vorzüge bewußt zu ſeyn, mit welchen ſie das Glück verſchwenderiſch beſchenkt hatte. Sie wußte das Uebergewicht, welches ihr Rang und Reichthum gewährten, gegen ihre immer nachgebende Geſpielin recht wohl geltend zu machen. Klara war von Natur ſanft, gern brachte ſie ihrer Freundin die kleinen Opfer, welche jene oft gebieteriſch verlangte. Das ſtolze Fräulein von Magnelais faßte deßhalb eine Art von Neigung zu Klaren, welche dieſe mit der innigſten Anhänglichkeit ihres, zur Liebe geſchaffnen, Gemüths erwiederte. Auch war die Trennung von ihrer Freundin Klarens erſter Schmerz. Die Kloſterzeit des Fräuleins von Magnelais gieng nämlich nach wenigen zuſammen verlebten Jahren zu Ende. Glühend von Erwartung und Freude kehrte ſie zurück, in den glänzenden Kreis ihrer Verwandten und ließ die arme Klara einſam und traurend in den geweihten Mauern zurück. Ihr junges Herz hieng ſich jetzt mit verdoppelter Liebe an die Aebtiſſin und dieſe lohnte ihr dafür mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit. Wehmüthig froh ſah die ehrwürdige Frau die reizende Geſtalt, die geiſtige Vollkommenheit ihrer Pflegetochter ſich mit jedem Tage mehr entfalten, und ſeufzete oft im Stillen darüber, daß dieſes liebliche Geſchöpf beſtimmt ſchien, in dunkeln Mauern, fern von der Welt und ungeſehen zu verblühen. Nach zweien, in tiefer Einſamkeit verlebten Jahren, brachte ein Beſuch des Fräuleins von Magnelais neues Leben in das ſtille Kloſter. Der Zufall hatte ſie mit ihrer Mutter auf eines ihrer, nahe an Paraclet belegenen Güter geführt, und in der ungewohnten Stille dieſes ländlichen Aufenthalts, war ihr der Einfall gekommen, den Schauplatz ihrer Kindheit und ihre ehemalige Geſpielin wieder zu ſehen. Sie erſtarrte faſt, da ſie Klaren erblickte. Als das Fräulein das Kloſter verließ, ruhte Klarens Geſtalt noch in der Knoſpe der Kindheit; es war unentſchieden, ob ſie ſich je durch Schönheit auszeichnen würde, und die ſtolze Herzogstochter war es ſich bewuſt, auch in dieſer Hinſicht ihrer Geſpielin den Rang abzugewinnen. Jetzt ſtand dieſe vor ihr als aufblühende Jungfrau, in anſpruchsloſer Demuth, die ihren Reiz noch erhöhte, umſtrahlt von hoher Schönheit und unbeſchreiblicher Anmuth. Mächtig, doch leiſe, regte ſich der Neid in dem engen Herzen des Fräuleins. Dieß wunderbar reizende Geſchöpf, konnte ſie nicht mehr lieben, dennoch ſuchte ſie den Schein der vorigen Vertraulichkeit beizubehalten, denn es machte ihr Freude, das Gemüth des armen Mädchens mit glänzenden Bildern von einem Glücke zu erfüllen, welches ihm nie zu Theil werden ſollte. Sie erzählte Klaren von dem Glanze, in dem ſie jetzt lebte, von herrlichen Feſten, deren Königin ſie war. Dann führte ſie ihr die lange Reihe ihrer Anbeter vor, ſchilderte jeden auf's genaueſte und verweilte zuletzt bei dem Bilde des Ritters Benanges, den ſie den liebenswürdigſten und liebendſten aller Männer nannte, der in heißer Liebe um ihrentwillen verſchmachte. Halb verſchämt geſtand ſie, ihm auch nicht abgeneigt zu ſeyn, dann malte ſie Klaren das Glück gegenſeitiger Zärtlichkeit, und that Alles, was ſie vermochte, um Bilder von Freuden in ihr zu erregen, deren Genuß ihr auf ewig verſagt ſchien. Arme Klara, fügte ſie hinzu, ich ſollte dir eigentlich nicht von den Freuden der Welt ſprechen, denn Du kannſt ſie doch nie kennen lernen; Du mußt nun einmal im Kloſter leben und ſterben;

Du dauerſt mich: wie Schade, daß Du ſo hübſch geworden biſt! Du biſt es zu ſehr für deine Beſtimmung, Niemand wird je deine Schönheit bewundern, wozu dient ſie dir denn? Aehnliche Unterredungen folgten dieſer. Alle ließen einen Stachel in Klaren's Gemüth zurück. Leiſe Sehnſucht füllte es mit einem heimlichen ſtillen Weh, die ſüße Ruhe ihrer erſten Jugend entfloh unwiederbringlich. Bitter weinend nahm Klara den letzten Abſchied von ihrer gefährlichen Freundin und blieb in Trübſinn verſenkt. Gedanken, Empfindungen, die ſie ſelbſt nicht verſtand, beſchäftigten ſie überall; nichts vermochte ſie zu erheitern, ſelbſt nicht die Gegenwart der Frau von Polignak, die zärtlich geliebte Schweſter der Aebtiſſin, die zu dieſer Zeit in Paraclet eintraf, um nach damaliger Sitte, das erſte Jahr ihres Wittwenſtandes im Kloſter zu verleben.

Allmählich nahte die Zeit, in welcher Klara den Schleier nehmen ſollte. Ihr ſchauderte vor dem Gelübde ewiger Entſagung. Je näher der Tag kam, je mehr empörte ſich ihr Herz dagegen, deſto höher ſtieg ihre Angſt. Ermattet von inneren, fruchtloſen Kämpfen, flüchtete ſie zuletzt weinend zur Aebtiſſin, und bat ſie um Beiſtand gegen ſich ſelbſt, und ihr empörtes Herz, welches mächtig gegen Feſſeln ankämpfte, die ihrem

Verſtande doch unvermeidlich ſchienen. Mütterlich nahm die Aebtiſſin ſie in die Arme und trocknete ihre Thränen. Ich fühle deine Angſt, Klara, ſprach ſie, ſchwer ſind dieſe Feſſeln, ich weis es, unerträglich ſogar, wenn nur die Vernunft ſie uns anlegt, wenn innerer Beruf und die höhere Macht des Glaubens uns nicht unterſtützen. Ich liebe dich, mein Kind, als wärſt Du meine eigne Tochter; gern bände ich dich mit unauflöslichen Banden auf immer an mich, aber dein Wohl liegt mir noch näher am Herzen, als dieſer Wunſch. Ich fürchte, Du biſt nicht zum Kloſter berufen, warte es ab; wir wollen deine Einkleidung noch verſchieben. Ich wollte, Du ſäheſt erſt die Welt, ehe Du ihr auf immer entſagſt; vielleicht wird es dir leichter, wenn Du ſie kennſt. Die Ferne giebt allem einen ſcheinbaren Reiz, den die Nähe oft zerſtört. Es iſt möglich, daß das Schickſal dir bald eine Gelegenheit gewährt, dich aus Erfahrung davon zuüberzeugen.

Frau von Polignak unterſtützte die Meinung der Aebtiſſin und half ihr Klarens Gemüth beruhigen. Auch ſie hatte das anmuthige Kind lieb gewonnen, viel in der großen Welt gelebt und war entſchloſſen, nach abgelegter Trauer zu ihr zurückzukehren. Mit wahrem Mitleid ſah ſie die holde Blume, welche einſam hier verſchmachten ſollte und doch geſchaffen war, die Freude der Welt zu ſeyn. — In vertrauten Stunden gab Klarens Zukunft beiden Schweſtern oft Stoff zu ernſten Geſprächen und Plänen für deren Glück. Frau von Polignak war überzeugt, daß Klarens Schönheit überall Eindruck machen müſſe, und ihr gewiß eine vortheilhafte glänzende Verbindung in der Welt nicht entgehen könne, wenn man ſie nur ſähe. Die Aebtiſſin wünſchte das Glück ihres Lieblings, daß Klara es im Kloſter ſchwerlich finden würde, ſah ſie deutlich ein; Beide beſchloſſen daher, ruhig zu warten, und die erſte Gelegenheit zu benutzen, um das geliebte Kind der Möglichkeit eines beſſern Schickſals entgegen zu führen. Dieſe fand ſich bald; wichtige Angelegenheiten riefen die Frau von Polignak plötzlich nach Paris, als eben das Ende ihres Trauerjahrs nahte. Dort hatte ſich der Adel des ganzen Landes zu glänzenden Feſten verſammelt, um die Vermählung des jungen Königs zu feiern. Frau von Polignak eilte hin und Klara wurde zu ihrer Begleiterin erwählt. Mit hochklopfender Bruſt beſtieg ſie den Wagen, welcher ſie in eine Welt führen ſollte, deren in magiſchem Duft ſchwimmendes, unbekanntes Zauberbild ſchon längſt ihr einziger Gedanke war.

Gleich im erſten Nachtlager trafen ſie den Grafen Blanchefort, der ſofort auf ſeine frühere Bekanntſchaft mit der Frau von Polignak das Recht gründete, den Abend mit den Damen zuzubringen, und ſich dann zum Begleiter an's Ziel ihrer Reiſe anbot, welches auch das der ſeinigen war. Mit ſtillem Triumph bemerkte Frau von Polignak den Eindruck, den die ſeltene, und anſpruchsloſe Schönheit ihrer jungen Freundin auf den Grafen machte. Klara ſelbſt ward nichts davon gewahr, in klöſterlicher Schüchternheit ſaß ſie zum erſten Male einem Manne gegenüber. Sie ſprach wenig; aber der Ton ihrer Stimme war ſo rührend, was ſie ſagte, ſo treffend und ſchön, daß ſelbſt dieſe wenigen Worte bis in's tiefſte Herz des Grafen wiederhallten. Auf der ganzen Reiſe hatte er nur Augen für ſie; jedem ihrer Wünſche kam er zuvor; er ſuchte ihre Gedanken zu errathen, und war unermüdlich um und für ſie beſchäftigt. Frau von Polignak ſah Alles, und baute im Stillen das Glück ihres Lieblings auf dieſe mächtig emporkeimende Leidenſchaft des Grafen, ſie freute ſich, daß ſie die Veranlaſſung dazu gegeben hatte, aber ſie ſchwieg und ließ keine ihrer Beobachtungen bemerkbar werden.

Bei ihrer Ankunft in Paris bat der Graf auf eine ſehr bedeutende Weiſe um die Erlaubniß die Damen zuweilen beſuchen zu dürfen; lächelnd gewährte ihm Frau von Polignak dieſe Bitte. Er kam nun täglich in ihr Haus und ſeine Leidenſchaft für Klaren ſprach ſo ſichtbar aus ſeinem ganzen Betragen, daß Frau von Polignak es endlich gerathen glaubte, ihre junge Freundin darauf aufmerkſam zu machen.

Seine Liebe zu Dir, meine Klara, ſetzte ſie hinzu, kann nur ernſtlich und ehrenvoll ſeyn, denn die Welt kennt den Grafen als einen der rechtlichſten Männer am Hofe; er wird Dir ſeine Hand bieten, und ich kann meinen Liebling durch eine glänzende Verbindung ſo glücklich ſehen, als meine Zärtlichkeit für Dich es wünſcht. — Sie wiſſen, theure gnädige Frau, erwiederte Klara, welcher Widerwille gegen das Kloſter meine ganze Seele erfüllt; und dennoch würde ich mich ſchwer überwinden, einem Manne die Hand zu geben, dem ich Alles verdanken müßte, Namen, Reichthum und Rang. Zum Glück der Ehe gehört, nach meinem Gefühl, durchaus Gleichheit des Standes und Vermögens. Mein Glück könnte ich nur der Täuſchung der Liebe verdanken, und ich würde in ſteter Unruhe leben, ewig fürchtend, daß der Zauber verſchwinden könnte, der meinem Gemahl allein die Opfer erleichterte, die er mir bringen müßte.

Halb ſpottend, halb ernſtlich beſtritt Frau von Polignak dieß, ihrer Meinung nach, übertriebne Zartgefühl, und rieth Klaren, dem Grafen wenigſtens freundlich zu begegnen. Dieſe folgte dem Rath, ihr eigenes Gefühl beſtimmte ſie dazu; denn in kurzer Zeit wußte der Graf ihre innigſte Achtung durch jede ſeiner Aeußerungen zu erwerben. Da ſie kein wärmeres Gefühl kannte, ſo täuſchte ſie ſich und ihn, ohne es zu wiſſen, ſo daß durch ihr Betragen in ihm die Hoffnung erregt ward, ſie bald ganz ſeiner Liebe zu gewinnen.

Die öffentlichen Feſte zur Vermählungsfeier des Königs begonnen jetzt. Unter vielen andern zeichnete ſich ein Wettrennen zu Pferde aus. Die Blüte des jungen Franzöſiſchen Adels ſtrebte dabei, einander an Geſchicklichkeit und Pracht zu übertreffen. Ein großer Platz in Paris war zum Kampfplatz eingerichtet; rings umher auf hohen, mit Teppichen reich verzierten, Eſtraden ſaßen die Damen, gleichſam als Kampfrichterinnen. Alle ſtrahlten im reichſten Schmuck köſtlicher Stoffe und funkelnder Juwelen. Nur Klara allein, im beſcheidenen Gewande, hatte keinen Schmuck als ihre Schönheit, welche, durch dieſe einfache Kleidung gehoben, um ſo mehr aller Augen auf ſie zog.

Vor Allen feſſelte ſie die Blicke des jungen Marquis de la Vallette, des einzigen Sohns des Herzogs von Epernon. Faſt bewegungslos, tief verſunken im Anſchauen der reizenden Unbekannten, hielt er unter dem Balcon, auf welchem ſie neben der Frau von **Polignak** und ihrer Freundin, der Gräfin **Ligny** ſaß. Jede der Damen wählte jetzt einen Ritter, den ſie vor allen andern mit guten Wünſchen beim Wettkampf begünſtigte; auch **Klara** mußte ſich für einen unter ihnen erklären, und ihre Wahl fiel auf **la Vallette**. Nicht die ausgezeichnete Weiſe, mit der er ſie betrachtete, beſtimmte ſie bei dieſer Wahl; das furchtſame, beſcheidene Mädchen hatte ſeine Blicke nicht bemerkt, wohl aber ſeine hohe, ſchöne Geſtalt und den edlen Anſtand, mit dem er ſein muthiges Roß zu bändigen wußte. Unwillkührlich folgte ihr Auge jeder ſeiner Wendungen auf der Rennbahn, und ſo oft er einen Vortheil erhielt, äußerte ſie ganz unbefangen ihre lebhafte Freude. Da indeß jede der andern Damen das nämliche für ihren auserwählten Ritter that, ſo fiel es Niemand ein, **Klara's** Benehmen zu tadeln oder unrecht zu deuten.

Gleich nach vollendetem Wettrennen eilte **la Vallette** auf den Balcon zu den Damen. Kommen Sie Vetter, rief ihm ſeine Tante, die Gräfin **Ligny**, entgegen, bringen Sie dem ſchönen Fräulein von **Eſſei** Ihren Dank, für die Wünſche und den Antheil, mit dem ſie Sie auf der Rennbahn begleitete. Zwiſchen ihm und Klara entſtand hierdurch ein Geſpräch, das ihn immer tiefer in den ſüßen Zauber hinein zog, der ihn zu umfangen begann. Mit der Gewandheit eines Hofmannes benutzte er den Ton der Galanterie jener Zeit, und ergriff jede Gelegenheit, die ſich im Geſpräche ihm darbot, um der ſchönen Unbekannten zu zeigen, welchen Eindruck ſie auf ihn gemacht hatte.

Das Feſt war endlich beendet, und ungeduldig eilte der Marquis zu ſeiner Tante, um von ihr zu erfahren, wer das wunderſchöne Fräulein ſey. Die Gräfin ſagte ihm das Wenige, was ſie von Klara's Herkunft und überhaupt von ihrer Lage wußte, dann ſprach ſie ihm auch von dem Grafen Blanchefort und von ſeiner unbezwinglichen, durch Frau von Polignak begünſtigten, Leidenſchaft zu Klara. Ich habe Alles dieß auch bemerkt, erwiederte la Vallette, doch ſchien es mir, als würde Blanchefort vom Fräulein nur geduldet, nicht geliebt. Ich ſehe was Sie denken, erwiederte die Gräfin, ich warne Sie Vetter, ſeyn Sie vernünftig, meiden Sie in Zukunft die Gegenwart des Fräuleins von Eſſei, um Ihrer eigenen Ruhe willen. Zu ſpät, gnädige Tante, kommt Ihre Warnung, erwiederte er, zwar habe ich das reizende Fräulein nur einmal geſehen, es iſt wahr, aber dieß eine Mal war genug, mich zu beſtimmen Alles daran zu wagen, Glück und Leben, um mir die Seligkeit zu gewinnen, ſie immer zu ſehen.

Frau von Polignak konnte dem Sohne des Herzogs von Epernon den Zutritt in ihr Haus nicht verſagen, und er benutzte ihre Gefälligkeit ſo gut, daß er in kurzer Zeit dort eben ſo einheimiſch war, als Blanchefort ſelbſt, der bald mit Schrecken in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler entdeckte.

Jeder dieſer beiden jungen Männer war gerade das Widerſpiel des Andern. Alle Handlungen des Grafen waren auf den Eindruck berechnet, den ſie auf die Welt machen würden, und dadurch war es ihm gelungen, überall die öffentliche Stimme für ſich zu gewinnen. La Vallette hingegen achtete das allgemeine Urtheil nur inſofern, als es mit dem Zeugniß ſeines inneren Gefühls übereinſtimmte und es beſtätigte. Er handelte bei jeder Gelegenheit ſo, wie er glaubte, daß es recht ſey und überließ es unbeſorgt der Welt, auch ihrerſeits zu urtheilen, wie es ihr recht dünkte. Blanchefort ſtrebte, durch einſchmeichelndes gefälliges Benehmen, Jedermann zu gewinnen; la Vallette hatte es in ſeiner Gewalt, höchſt liebenswürdig zu ſeyn und zu ſcheinen; aber er wollte dieß nur in Gegenwart derer, die er achtete und die ihm werth waren.

Klara fühlte ſich bald unwiderſtehlich von ihm angezogen; ſie ahnete die entſtehende Leidenſchaft in ihrem Herzen, und glaubte, deßhalb überall wo ſie nur konnte, ihm mit auffallender Kälte begegnen zu müſſen. Dieß ſchmerzte und kränkte ihn tief. Hingeriſſen von ſeiner Empfindung rief er einſt aus: Wie iſt es möglich, Fräulein, daß das, was oft mich zur Verzweiflung bringt, dennoch eigentlich ein Glück für mich iſt. Leider bin ich noch nicht Herr meiner Handlungen, ich darf nicht thun, wozu meine glühendſten Wünſche mich ziehen, noch darf ich Ihnen nicht Herz und Hand bieten und vergehe in fruchtloſem Sehnen. Und dennoch, dürfte ich es, könnte ich frei mit Blanchefort um den herrlichen Preis ringen. Sie würden mich zurückſtoßen; und wie ſollte ich dann die Gewißheit meines Unglücks überleben!

Seine Vorwürfe, ihre ſtille Neigung, die Ueberraſchung des Moments, riſſen Klaren zu einer Unbeſonnenheit hin. Nein, la Vallette, nein, rief Sie, Sie können nicht im Ernſt glauben, daß ich den Grafen Ihnen vorziehe. An der Freude, die bei dieſen Worten in la Vallette's Augen hell aufflammte, ſah Klara erſt, wie ſehr ſie ihm ihr geheimſtes Gefühl verrathen hatte. Sie verſtummte erröthend, und er fühlte zu zart, um ſie durch Dank und ausgeſprochene Freude zu verletzen. Er brach ſogar ſelbſt dieſe, ihn über Alles beglückende Unterredung ab und ſchied von ihr, eine Welt des Entzückens im Herzen; die arme Klara hingegen war nach dieſer Unterredung tief betrübt, innere Vorwürfe folgten ihr in ihr einſames Zimmer. Sie verachtete ſich jetzt ſelbſt, ſchalt ſich falſch, zweideutig, buhleriſch ſogar. Beide hatte ſie durch ihr Betragen zu Hoffnungen berechtigt; Blanchefort und la Vallette; Beide durften glauben, geliebt zu ſeyn. Sie zitterte jetzt vor dem Gedanken, die Blicke des einen in Gegenwart des andern zu ertragen. So wie ich, rief ſie bitter weinend aus, begonnen die verächtlichſten meines Geſchlechts ihre Laufbahn! Nein, ich verlaſſe dieſen Pfad, der mich in's Verderben führt! Zurück mit Dir, arme Klara, zurück in's ſtille Kloſter! Ich entſage der eitlen Hoffnung in der Welt zu leben, tauſend Mal beſſer iſt es, einſam untergehen, als hier zu glänzen ohne Ruhe im Herzen, von inneren Vorwürfen belaſtet.

Sie war im Begriff, ihr Zimmer zu verlaſſen, um ihrer mütterlichen Freundin dieſen Entſchluß bekannt zu machen, da trat Fräulein von Magnelais zu ihr herein; ſie kam eben vom Lande, wo ſie mit ihren Aeltern einige Monate zugebracht hatte. Nach den erſten Begrüßungen ward der alte vertrauliche Ton wieder angeſtimmt. Klara hatte ihrer Freundin nichts zu vertrauen; das, was ihr Gemüth jetzt ſo lebhaft bewegte, mochte ſie ſich ſelbſt kaum geſtehen, und gleich dem Fräulein Magnelais mit Eroberungen groß zu thun, dazu mangelte es ihr an Eitelkeit. Ueberdieß war ihr Gemüth in dieſem Augenblick voll bittern Unmuths gegen ſich ſelbſt. Sie ſagte ihrer Freundin nur, daß ſie die Frau von Polignak hieher begleitet habe, und jetzt im Begriff ſey, in wenig Tagen Paris zu verlaſſen und nach Paraclet zurück zu kehren. Bis zu meiner ſehr nahen Vermählung mußt Du doch bleiben, rief das Fräulein, Du mußt mich glücklich ſehen im Arm des Geliebten; deine Theilnahme wird mein Glück noch erhöhen. Du heiratheſt alſo deinen Ritter von Benanges? fragte Klara. Ihn und nicht ihn, war die Antwort. Er iſt der Sohn des Herzogs von Epernon, der Markis la Vallette; unter falſchem Namen hatte er ſich bei mir eingeführt, nur durch ſich ſelbſt, nicht durch Rang und Reichthum wollte er meine Liebe gewinnen, deßhalb wählte er den unbedeutenden Namen eines Ritters von Benanges. Noch weiß er nicht, wie nah er ſeinem Glücke ſteht; ſein Vater und meiner, haben jetzt Alles miteinander auf dem Lande verabredet; wir ſind hier, um in wenigen Tagen die Hochzeit zu feiern. Betäubt, erſtarrt, todtenbleich horchte Klara auf ihre geſchwätzige Freundin, und glaubte zu träumen. Zum Glück war dieſe zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um Klaren's Zuſtand gewahr zu werden. Der Strom ihrer Rede ergoß ſich noch eine Weile unaufhaltſam über la Valete's Vollkommenheit, ſeine Liebe, den Glanz, in welchem ſie künftig leben würde, dann hüpfte ſie davon, feſt überzeugt, daß Klara verſprochen habe, bei ihrer Vermählung zugegen zu ſeyn.

Die arme Klara hatte indeſſen den Entſchluß gefaßt, ſchon am folgenden Tage in aller Frühe nach Paraclet zurückzukehren. Ihr Buſen wogte, beſtürmt von tauſend furchtbaren Schmerzen; ſie war verachtet, betrogen, verſpottet von dem Manne, dem ſie gerade in dieſem Augenblick ihre Neigung zu ihm ſo offen gezeigt hatte. Sie mußte ihn verachten und fühlte ſich doch liebend zu ihm gezogen. Dieſem Schmerze kommt kein andrer gleich. Ein heißer Thränenſtrom machte endlich dem armen Herzen Luft; mühſam hatte ſie abermals Faſſung genug errungen, um zur Frau von Polignak zu gehen, und ihr die morgende Abreiſe anzukündigen, als dieſe mit freudeſtrahlendem Blick zu ihr hereintrat. Sagte ich es dir nicht, mein Kind, rief ſie ihr gleich bei'm Eintreten entgegen, daß Du hier dein Glück finden würdeſt? So eben hat Graf Blanchefort bei mir um deine Hand geworben. Verſtummſt Du aus Freude? oder könnteſt Du hier nur einen Augenblick noch zaudern?

Erſchrocken, verlegen, ſtammelte Klara unzuſammenhängende Worte von dem Abſtande ſeines Ranges und Reichthums zu ihrer Armuth, zu ihrer dunkeln Herkunft, von dem drückenden Gefühl ihm Alles danken zu müſſen. Die Dankbarkeit wird nicht ſchwer auf dir laſten, erwiederte lächelnd Frau von Polignak, der Graf betet dich an, nie gab es eine glühendere Liebe. Er iſt der edelſte Mann, den ich kenne, Du ſelbſt kannſt ihm die innigſte Achtung nicht verſagen, und er ſeegnet das Schickſal, welches ihn in den Stand ſetzte, Dir den Platz in der Welt anzubieten, den Du in ſeinen Augen allein verdienſt. Würde meine Klara auch dieſe Bedenklichkeiten äußern, wenn ich in dieſem Augenblick für la Balletten ſpräche? O nennen Sie ihn nicht, rief Klara, mit tieferröthenden Wangen, ſeyn Sie nicht ungerecht gegen mich! la Ballette hat mich nie geliebt. Fräulein Magneais kündigte mir in der eben verfloſſenen Stunde ihre nahe Vermählung mit ihm an. So ſtrafe ihn dafür, daß er es wagte, die Neigung zu heucheln, erwiederte Frau von Polignak. Räche Dich und belohne

Blanchefort's uneigennützige treue Liebe. Dieß Wort erſchütterte Klaren bis ins innerſte Herz. Wie ſchwer iſt es, uns ſelbſt zu bekennen, daß wir nicht geliebt ſind! Eine leiſe Stimme flüſterte ihr zu, daß ihre Verbindung mit Blanchefort la Valletten dennoch ſchmerzen würde, wenn er auch der Verlobte einer andern ſey. Das bittere Gefühl unverdienter Verachtung, die Luſt der Rache betäubten jede beſſere Regung ihres tiefverwundeten Gemüths. Sie, die Verſpottete, die von Jugend auf zur Dunkelheit Beſtimmte, hatte es nun in ihrer Gewalt den Unterſchied aufzuheben, welchen das Glück zwiſchen ihr und der ſtolzen, jetzt verhaßten, Magnelais geſtellt hatte. Sie konnte in Pracht und Anſehen mit ihr wetteifern, ſie konnte la Valletten zeigen, daß er ſich vergebens mit ihrer Gegenliebe geſchmeichelt habe. Nie hatte der Mangel an Rang und Vermögen ihren heiteren Sinn getrübt, nie war noch ein Wunſch darnach in ihr aufgekommen; jetzt aber, da ſie ſich deßhalb zurückgeſetzt fühlte, erwachte die Eitelkeit zum erſten Mal in ihrer Bruſt, und riß ſie hin das zu thun, wogegen ihr beſſeres Gefühl, betäubt wie es war, ſich dennoch leiſe empörte. Blanchefort's edle uneigennützige Liebe zeigte ſich überdem durch la Vallette's Falſchheit in hellerem Glanze; dieſer liebte treu und wahr, er verdiente den ſchönſten Lohn, ſie konnte ſich dieß nicht verhehlen. Nach vielem Ueberlegen beſchloß Klara, ihn ſelbſt zu ſprechen, ihm Alles vorzuſtellen, was er durch eine Verbindung mit ihr auf's Spiel ſetzte, ihn inſtändigſt zu bitten, ſich wohl zu prüfen; ob er durch ſie für alle Opfer, die er bringen müßte, belohnt werden könne, und im Fall er dennoch darauf beſtünde, die Seine zu werden.

Die ganze Nacht dachte ſie darauf, wie ſie Alles zuſammenſtellen wolle, was den Grafen beſtimmen könnte, zurückzutreten; es war ihr damit heiliger Ernſt. Die Stille um ſie her hatte den Sturm in ihrem Gemüth beſchwichtiget, Alles ward ihr wieder klar und deutlich. Aber je mehr ſie den folgenden Tag in der entſcheidenden Unterredung ihr beſſeres inneres Seyn vor dem liebenden Blanchefort entfaltete, je feſter ſchien er entſchloſſen zu werden, ſie die Seinige zu nennen. Bedenken Sie, ſprach ſie zu ihm, daß Ihr Rang, Ihre Geburt, Ihnen auch die Verbindlichkeit auferlegen, die Achtung der Welt zu erhalten, in welcher Sie auf einer ſo hohen Stufe ſtehen, Sie müſſen ihr Urtheil ehren und durch jede Ihrer Handlungen ſich Ihres edlen Namens würdig beweiſen, eben weil keine derſelben auf Ihrem Standpunkte unbemerkt bleiben kann. Meine

Herkunft iſt dunkel, tief unter der Ihrigen, Leidenſchaft, wird man ſagen, habe Sie verblendet, und dieſe Verblendung verzeiht man nicht. Man wird lächeln, man wird ſpötteln, Ihre beſten Freunde am Hofe, Ihre Verwandte werden es kaum wagen, von unſerer Verbindung mit Ihren zu ſprechen, aus Furcht, daß nur die Nennung meines Namens Ihnen wie Vorwurf klingen könnte. Sonſt kam Ihnen Alles entgegen, jetzt wird man ſich zurückziehen. Ich werde gewiß dahin ſtreben, durch mein Betragen den Vorzug zu rechtfertigen, den Ihr Herz mir giebt, ich hoffe, es ſoll mir ſogar gelingen, endlich auch die allgemeine Achtung zu erwerben, aber der Weg, den ich dazu einſchlagen muß, iſt weit, nur langſam werde ich das Ziel erringen können. Inzwiſchen werden Sie um meinetwillen tauſend Unannehmlichkeiten zu erdulden haben, Sie werden nicht mehr in der Geſellſchaft die gewohnte Freude finden, denn Sie werden nicht mehr wie ſonſt geehrt, von Allen geſucht in ihr erſcheinen.

Und warum nicht, rief der Graf ungeduldig aus? Zwar ſtrebe ich Ihre Hand und Ihre Liebe zu erwerben, weil ich fühle, daß ich ohne Sie nicht glücklich ſeyn kann, in dieſer Hinſicht darf man mich ſelbſtſüchtig nennen. Aber muß nicht auch die Welt es mir zum Verdienſt anrechnen, daß ich Sie, die einen Thron ſchmücken würde, der Dunkelheit entreiße? Vergebens erſchöpfte Klara ihre Gründe, vergebens wendete ſie alle Ihre Beredtſamkeit an, der Graf blieb unerſchütterlich. Wohlan, ſprach ſie endlich, ich gehe Morgen nach Paraclet zurück, bleibt Ihre Liebe auch während meiner Abweſenheit ſich gleich, bleiben Ihre Wünſche dieſelben, ſo kehre ich nach einiger Zeit zurück und bin dann auf immer die Ihre. Auf dieſer Probe Ihrer Beſtändigkeit muß ich beſtehen, ich bin es mir ſelbſt ſchuldig, eben wegen des Abſtandes unſerer Verhältniſſe; wären wir einander gleich, ſo ſchwänden alle meine Bedenklichkeiten von ſelbſt, jetzt aber darf ich mir und meiner künftigen Ruhe nichts vergeben.

Die ſich jetzt bei der Frau von Polignak, wie gewöhnlich, verſammelnde Geſellſchaft unterbrach das Geſpräch. Auch la Vallette kam, ſein heiterer Blick, ſeine augenſcheinliche Zufriedenheit fuhr wie ein Dolchſtich durch Klaren's Herz; doch faßte ſie ſich und war bemüht fröhlich wie gewöhnlich zu ſcheinen. Der Graf entfernte ſich bald; mit ihm zugleich ſtand auch Klara von ihrem Sitze auf, unfähig den peinlichen Zwang in la Vallette's Gegenwart länger zu ertragen. Ich muß noch zum Fräulein Magnelais, ſprach ſie abſichtlich ſo laut, daß er es hörte. Sie kennen das Fräulein? fragte la Vallette. Von Jugend auf, antwortete Klara davoneilend, wir wurden zuſammen erzogen, ſeit dem erfreue ich mich ihres unumſchränkten Vertrauens. Dennoch wette ich, ſie vertraut Ihnen nicht Alles, flüſterte la Vallette ihr noch am Ausgange des Saales zu. Sie that, als hätte ſie ihn nicht gehört, und verließ die Geſellſchaft. Das Fräulein war dieſen Abend nicht zu ſprechen; den Herzog von Hallwin, ihren Vater, hatte ein plötzliches Uebelſeyn ergriffen und ſeine Tochter durfte ſein Zimmer nicht verlaſſen. Klara freute ſich im Herzen über den Zufall der ſie dieſes widerwärtigen Beſuchs überhob und eilte zu Hauſe auf ihr einſames Zimmer. Den Abend noch machte ſie Anſtalten zur Reiſe nach Paraclet, die ſie den folgenden Morgen in aller Frühe antrat; herzlich froh, wenigſtens der verhaßten Hochzeitfeier des Fräuleins von Magnelais dadurch zu entgehen. Frau von Polignak übernahm es, für dieſe plötzliche Abreiſe einen Vorwand zu finden, der ſie in der Geſellſchaft entſchuldigte.

In wenigen Tagen erreichte Klara das wohlbekannte Kloſter. Schaurig wehte ihr die todte Stille aus dem düſtern Gebäude entgegen; die Aebtiſſin empfieng ſie mit ihrer gewohnten Liebe und Güte, und Klara ſuchte in den Armen der mütterlich geſinnten edlen Frau die entflohene Ruhe wieder zu gewinnen. Jeder Tag brachte ihr neue Beweiſe von Blancheforts liebendem Andenken; ſeine Treue ließ ſie nicht ohne Rührung, aber in ihrem Herzen ſprach dennoch keine Stimme für ihn. La Vallette's Bild erfüllte es noch immer; vergebens malte ſie ſich ſein Betragen gegen ſie in den ſchwärzeſten Farben; vergebens ſuchte ſie in ihrem Gemüthe Alles hervor, was für Blancheforts Liebe ſprechen könnte und ſtrebte durch Vergleichung Beider dieſen letzteren zu erheben. Sie konnte die letzten Worte, die la Vallette ihr bei'm Scheiden zuflüſterte, nicht aus ihrer Erinnerung bannen, immer mußte ſie daran denken und ſie ſich zu erklären ſuchen. Oft kam ihr der Zweifel, ob er wohl wirklich das Fräulein von Magnelais liebe? ob nicht Eitelkeit ſie vielleicht bewogen habe, ſich ſelbſt in dieſer Hinſicht zu täuſchen? Dann ſuchte ſie wieder la Vallette's Andenken als ihrer unwerth zu entfernen; ſie ſagte ſich ſelbſt, daß es ihr gleichgültig ſeyn müſſe, ob er das Fräulein liebe oder nicht, daß es ihr ſogar heilige Pflicht ſey, ihn ganz zu vergeſſen, und wurde nicht gewahr, daß ſie gerade mitten unter dieſen Vorwürfen und Entſchlüſſen ſich auf's lebhafteſte mit ſeinem Andenken beſchäftigte; merkte nicht, daß ſie oft ſich ſelbſt ſchalt, um nur einen Vorwand zu finden, ſich mit ihm beſchäftigen zu dürfen. So täuſcht die Liebe uns ſtets bei'm beſten Willen ihr entgegen zu ſtreben. Klara verbrachte ihre Tage und Nächte in fruchtloſen Kämpfen mit ihrem Herzen, während Blanchefort nur ihrem Andenken lebte und immer heftiger in heißer Leidenſchaft erglühte. Klarens Abweſenheit vermehrte dieß Feuer, ſtatt es zu mindern. Unabläſſig beſtürmte der Graf die Frau von Polignak mit der Bitte, die einzig Geliebte aus dem Kloſter abzuhohlen und ihm wieder zuzuführen. Sein Flehen, mehr noch der Wunſch das Glück ihres Lieblings feſt zu gründen, bewog endlich die mütterlich liebende Frau zu dem Entſchluſſe, Klaren von Paraclet ſelbſt abzuhohlen und ſich mit ihr auf eines ihrer ſehr abgelegenen Landgüter zu begeben. Blanchefort ſollte dann dorthin folgen, um die Vermählung mit Klaren in aller Stille zu feiern, ſo redete ſie es mit ihm ab. Mit vieler Mühe nur konnte ſie ihn bewegen, ſie nicht gleich nach Paraclet zu begleiten.

Erſt nach der Vollziehung ſollte dieſe Verbindung dem Hofe bekannt gemacht werden. Frau von Polignak langte glücklich in Paraclet an. In Thränen zerfließend, riß Klara ſich aus den Armen der Aebtiſſin und verließ das Kloſter, als gienge ſie den Weg zum Tode. Kaum kann ich deine Thränen Dir vergeben, ſprach Frau von Polignak unterwegs zu ihrer, noch immer troſtloſen Freundin. Lerne doch das Glück erkennen, das Dir einen ſo vorzüglichen edlen Mann zuführte, und laß Dir das Unglück des Fräuleins von Magnelais zur Lehre dienen. La Vallette hat ſie ſchändlich verlaſſen, gerade in dem Augenblick, da Alles zu ihrer Vermählung bereit war. Das unglückliche Mädchen liebt ihn, trotz ſeiner wortbrüchigen Treuloſigkeit, ſie verbirgt nicht ihren Schmerz über ſeinen Verluſt, und erregte dadurch die allgemeine Theilnahme an ihrem Geſchick. In aller Hinſicht hat la Vallette ſich haſſenswerth und verächtlich gezeigt, ſo daß ſein eigner Vater, der Herzog von Epernon, ihn trotz der gefährlichen Verwundung, an welcher er darnieder liegt, nicht ſehen will. Er drohte ſogar ihn zu enterben, weil er ſich um eines Mädchens willen mit ſeinem treuſten Freunde, dem Ritter Bellamont, geſchlagen hat, obſchon ihm dieſer bei der Belagerung von Amiens das Leben rettete.

Alle ſeine früheren Abenteuer kommen bei dieſer Gelegenheit wieder zur Sprache, und keines derſelben macht ihm Ehre. Es ſcheint, er geht darauf aus, Töchter der vornehmſten Häuſer erſt zu gewinnen, und dann ſie dem Spotte der Geſellſchaft Preis zu geben, indem er ſie kurz vor der Hochzeit verläßt. So war er einſt auch ſchon mit dem Fräulein von Luxemburg, der jetzigen Herzogin von Ventadour, förmlich verlobt, und weigerte ſich dann plötzlich ſein Verſprechen zu erfüllen, ohne irgend eine Urſache anzugeben. Jetzt wird kein ähnlicher Betrug ihm wieder gelingen; er iſt verloren in den Augen der ganzen Welt, nie kann er wieder ehrenvoll in ihr erſcheinen.

Auch mit Dir, meine Klara, wollte er die Zahl ſeiner Opfer vermehren, auch Dir heuchelte er Liebe, verdanke es dem Grafen Blanchefort, daß er Dich ſeinen Schlingen entriß. Höchſt unwillig hörte Klara dieſe lange Erzählung der Frau von Polignak an. Jetzt haßte ſie la Valletten mit aller Kraft ihres Gemüths; ihr ganzes Herz empörte ſich gegen ſein unwürdiges Benehmen und ſie zürnte ſich ſelbſt, daß ſie ihn einſt geliebt hatte. Blanchefert erſchien ihr nun in einem ganz anderen Lichte. Je tiefer la Vallette in ihrer Meinung ſank, deſto höher ſtieg der Graf; ihr war, als habe ſie ein ihm angethanes Unrecht wieder gut zu machen, und ſie empfieng ihn mit unverſtellter Freude, und holdem Erröthen, da er unterwegs zu den Reiſenden ſtieß, ehe ſie noch das beſtimmte Ziel ihrer Reiſe erreicht hatten. Krank langte Frau von Polignak auf dem Landgute an; ihr Uebel ſchien unbedeutend und nur von der Ermüdung der Reiſe herzurühren; doch in der Nacht ergriff ſie ein heftiges Fieber. Vergebens wurde ärztliche Hülfe aus der Nachbarſchaft herbeigehohlt, nach wenigen Tagen war ſie in der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, faſt hoffnungslos verloren. Noch im Tode um ihren Liebling beſorgt, ließ ſie den Grafen und Klaren vor ihr Bette kommen. Blanchefort, ich ſterbe, ſprach ſie, ich fühle es, ich bin nicht zu retten, mit mir verliert Klara ihre einzige Stütze in der Welt, und jeden Beiſtand, den ſie von meiner Liebe zu ihr erwarten konnte. Ihnen vertraue ich ſie ſterbend, Ihre Liebe, ich weiß es, wird ihr mehr geben, als mein Tod ihr entreißt; gern wäre ich noch Zeuge eures Glücks geweſen; es ſoll nicht ſeyn!

Nein, gnädige Frau, rief der Graf. es kann nicht geſchehen, daß wir Sie verlieren, der Himmel wird unſer heißes Flehen erhören, er wird Sie uns wiederſchenken, Sie werden theilnehmend noch lange mein unausſprechliches Glück mit anſehen, doch warum wollen Sie es noch länger verzögern? Iſt nicht dieſer Augenblick heilig genug, um mich mit Klaren auf ewig zu verbinden? Lohnen Sie meine heiße reine Liebe, rief er knieend zu den Füßen der troſtloſen Klara, lohnen Sie mir durch Vertrauen, ich flehe ja nur, daß Sie mich nicht für den unwürdigſten aller Menſchen halten! Wahr iſt es, mächtige Hinderniſſe zwingen mich, unſre Vermählung kurze Zeit noch verborgen zu halten, doch weiß ich gewiß, daß ſie in wenig Wochen überwunden ſind; Klara! geben Sie mir dieſen Beweis Ihrer Neigung, Ihres Vertrauens, hier in der Gegenwart Ihrer mütterlichen Freundin! — Klara ſchwamm in Thränen, der Schmerz, der Wunſch die letzten Augenblicke der Sterbenden zu erheitern, machten ſie nachgebend gegen des Grafen dringendes Flehen, und je weniger leidenſchaftlich ſie den Grafen liebte, je tiefer fühlte ſie ſich ihm verpflichtet. Ihrem ſchönen Herzen that es wohl, auch dem Manne ein Opfer bringen zu können, der ſo viel für ſie hingeben wollte; der Gedanke daran erhob und beruhigte ſie, ſie willigte ein. Freude ſtrahlte aus den ſterbenden Zügen der Frau von Polignak; ich weiß es, Graf, ſprach ſie, Ihrer Ehre, Ihrer Rechtlichkeit, darf ich das Schickſal meines Lieblings vertrauen, ich kann jetzt ruhig von dem Leben ſcheiden. Sie ließ ſich ihr Schmuckkäſtchen bringen, und übergab es Klaren. Mögen künftig dieſe Steine Dich mir zum Angedenken ſchmücken, ſprach ſie, Dich, die ich mit wahrem Muttergefühl meine geliebte Tochter nenne, ſie ſind das Einzige, was ich Dir geben darf. Auch alles, was ich ſonſt in der Welt noch beſitze, ſollte Dir allein gehören, aber es iſt mir nicht vergönnt, nach meinem Tode darüber zu gebieten. Klara unterlag den mannichfaltigen zerreißenden Gefühlen, die auf ſie einſtürmten; faſt bewuſtlos legte ſie ihre Hand in die des Grafen, und der Pfarrer des Dorfes ſprach, vor dem Bette der Sterbenden, den Seegen der Kirche über Beide aus.

Nach wenigen, zwiſchen Furcht und Hoffnung verlebten Tagen, ſtarb Frau von Polignak in den Armen ihrer geliebten Klara; noch ſterbend empfahl ſie ihr die ſchleunigſte Rückkehr nach Paraclet. Dort warte den Augenblick ab, ſprach ſie mit brechender Stimme, wo deine Vermählung bekannt werden darf, der Wohlſtand fordert dieß. Vertraue dein Geheimniß meiner Schweſter, der Aebtiſſin, ſie liebt Dich wie ich, und wird Dir mütterlich rathen. Beinahe gewaltſam mußte Blanchefort ſeine junge Gattin von der geliebten Hülle der erblaßten Freundin trennen. In dumpfer Betäubung folgte ſie ihm in den Wagen, der ſie nach Paraclet führte. Die Aebtiſſin war abweſend, ſie hatte ein Landhaus bezogen, in welchem ſie gewöhnlich einige Sommermonate zuzubringen pflegte; Blanchefort folgte ihr dorthin, und brachte ſeine, noch immer in tiefen Schmerz verſunkene Klara zu der Beſchützerin ihrer Kindheit. Weinend ſanken die Aebtiſſin und ſie einander in die Arme. Mehrere Tage vergiengen unter Klagen, in wehmüthiger Erinnerung der theuren

Abgeſchiednen, bis nach und nach die wohlthätige Macht der Thränen den erſten heftigen Schmerz milderte.

Die Aebtiſſin fühlte ſich jetzt doppelt verpflichtet, für die Zukunft ihrer Klara zu ſorgen. Blanchefort war in der Nähe geblieben, er beſuchte ſeine Gattin alle Tage, mit jedem ſchien ſeine Zärtlichkeit ſich zu verdoppeln, und dennoch ſah man nicht, daß er Vorbereitungen zur Bekanntmachung ihrer Verbindung traf. Die Aebtiſſin machte mit der leiſeſten Schonung Klaren auf dieſe ſcheinbare Vernachläſſigung ſeiner heiligſten Pflicht aufmerkſam; doch vermied ſie ſorgfältig, auch nur den kleinſten Verdacht gegen den Gemahl in ihrem Gemüth zu erregen. Sie gab ihr nur den Rath, die erſte Gelegenheit zu ergreifen, um ihn an ſein Verſprechen zu erinnern, deſſen Nothwendigkeit er wahrſcheinlich gern zu vergeſſen ſchien, um ſich nicht, wenn auch nur auf kurze Zeit, von ihr entfernen zu müſſen.

Dieſe Gelegenheit fand ſich bald, Klara fühlte ſich Mutter. Entzückt drückte der Graf ſie an ſeine vor Liebe hochklopfende Bruſt und bedeckte die Lippen mit heißen Küſſen, die nur leiſe das ſüße Geſtändniß zu ſtammeln vermochten. Jetzt biſt Du erſt mein, rief er, ganz mein, ewig unzertrennlich mir verbunden!

Morgen in aller Frühe eile ich fort, zum Connetabel von Lugnes, meinen Beſchützer und hochverehrten Freund. Ihm will ich mich zuerſt entdecken und er ſoll mir des Königs und der Königin Einwilligung bewirken. Mein Rang, meine ganze Exiſtenz feſſeln mich an den Hof, ich muß ſorgfältig Alles ebnen, Alles bereiten, damit Du bei unſerm erſten Auftreten dort ſo empfangen werdeſt, als es uns Beiden ziemt. Ich ſchreibe Dir nichts vor, erwiederte Klara, aber vergiß nie, daß jeder Augenblick Verzögerung meinem guten Namen Gefahr bringt. Iſt er mir weniger theuer als Dir ſelbſt? antwortete Blanchefort; ſey ruhig, ich bitte Dich herzlich darum, in wenig Tagen wird Alles abgemacht ſeyn, dann kehre ich wieder, hohle Dich ab und zeige der erſtaunten Welt, wie unausſprechlich glücklich ich bin.

Beruhigt ſah Klara ihren Gemahl abreiſen, kein Zweifel an ihn kam während ſeiner Abweſenheit in ihr argloſes Herz. Früher noch, als ſie erwartete, kehrte er wieder; aber bei'm erſten Blick auf ihn, erſchien er ihr ſo verändert, daß eine namenloſe Angſt ſie ergriff, ohne daß ſie ſich bewußt war, was ſie eigentlich fürchtete. Sein ganzes Weſen war anders; er ſchien kalt, ängſtlich, gezwungen in jeder Aeußerung, jeder Bewegung. Mit wahrer Sehnſucht erwartete ſie, daß die Aebtiſſin ſich entfernte. Was iſt es? rief ſie tief erſchüttert, ſo wie ſie ohne Zeugen waren; deine Blicke ſuchen mich nicht mehr, Du vermeideſt ſogar mich anzuſehen. Iſt Dir ein Unglück wiederfahren? und kannſt Du fürchten, es mir zu vertrauen? O ſprich, fuhr ſie fort, da der Graf, unfähig zu antworten, tief aus voller Bruſt aufſeufzte. Brich dieß furchtbare Schweigen, welches mich unbeſchreiblich ängſtiget. Denke der Bande, die uns vereinigen. Bin ich nicht deine Klara? dein Weib? Beweiſe mir jetzt die Liebe, die Du mir tauſend Mal ſchwurſt und endige meine Angſt.

Wohlan, ſprach Blanchefort, ich will reden! Klara, ich liebe Dich noch immer, liebe Dich wie ſonſt, aber Du? Liebſt Du mich wirklich? Liebſt Du mich genug, um Gründen Gehör zu geben, welche die Sorge für mein künftiges Lebensglück mir mächtig aufdringt? Höre mich ruhig an, wenn Du kannſt. Ich eilte zum Connetabel, wie ich es Dir verſprach. Im Momente, da ich mich ihm entdecken wollte, da ich im Begriff war, ihm zu ſagen, daß ich geſonnen wäre, mich mit Dir zu verbinden, noch ehe ich Zeit gewonnen hatte, mich ihm zu erklären, trug er mir die Hand ſeiner Schweſter an. Jetzt ihm zu geſtehen, daß ich ſchon eine Verbindung ohne ſeinen Rath geknüpft habe, wäre tollkühn geweſen. Dieß Bekenntniß, in dieſem Moment hätte alle meine glänzenden Ausſichten für die Zukunft unwiederbringlich zerſtört. Ich konnte nichts thun, als Gründe erſinnen, um Aufſchub der mir vorgeſchlagenen Vermählung zu erhalten. Aber auch unter dieſen Umſtänden, meine Klara, darf deine Schwangerſchaft Dich nicht beunruhigen; ich werde es Dir an nichts fehlen laſſen, ich werde Maaßregeln nehmen, deine Niederkunft der ganzen Welt zu verbergen, ich werde Dich ſogar ſeltner beſuchen, um keinen Argwohn zu erregen.

Sprichſt Du ernſtlich? fragte Klara, nein, es kann nicht ſeyn, es iſt unmöglich, Blanchefort, Du treibſt einen grauſamen Scherz mit mir, gewiß Du willſt mich nur auf die Probe ſtellen. Du kannſt ja nicht deine Gattin der Schande einer heimlichen Niederkunft ausſetzen, die rechtmäßige Geburt deines Kindes zweifelhaft machen wollen! Nein! unſer Schickſal, das deines Kindes und meines, ſind auf ewig gegen jede Schmach geſichert, deine Schwüre, Du ſelbſt, ſchützen uns. Ich läugne meine Verſprechungen nicht, antwortete Blanchefort, aber Du, Klara, Du ſelbſt biſt Schuld, daß ich ſie brechen muß. Du malteſt mir treu und wahr die Art wie die Welt, wie der Hof, wie meine Familie unſre Verbindung anſehen, wie ich künftig in der Geſellſchaft aufgenommen werden würde. Noch immer tönen deine Worte in meinem Herzen wieder, ich kann ſie nicht vergeſſen. Ich geſtehe es Dir, ich hoffte auf den Beifall, den die Welt bis jetzt immer jeder meiner Handlungen ertheilte, nun aber ſehe ich ein, daß ich dieß Mal im Irrthum war. Allgemein, öffentlich, würde man mich tadeln, wenn ich um deinetwillen eine ſo große Verbindung, als die mit der Schweſter des Connetabels iſt, ausſchlüge. Dem kann und will ich mich nicht ausſetzen, ich könnte es niemals ertragen.

Du fürchteſt den Tadel der Welt, rief Klara und fürchteſt nicht die heiligſten Schwüre zu brechen? Sieh mich knieend vor Dir, mich, die Frau, die Du einſt liebteſt. So lagſt Du vor wenigen Monaten zu meinen Füßen, wie ich jetzt vor Dir liege. Du fleheteſt damals um meine Liebe, um Mitleid, um Vertrauen. Ich gab mich Dir, nicht Schwäche, nicht Leidenſchaft führte mich in deine Arme, ich gab mich ſelbſt mit klarem Bewußtſeyn, denn ich hielt Dich meiner werth, für den edelſten Mann in Frankreich. Kannſt Du mir dieſes Namens unwürdig erſcheinen wollen?

Kannſt Du Dich wirklich der Achtung der Welt erfreuen, wenn dein eignes Bewußtſeyn Dir ſagen muß, daß Du ſie nicht verdienſt? Ich ſpreche nicht für mich, ich fühle, ich bin Dir nichts mehr. aber dieß ungeborne Kind, es iſt dein, wie es das Meinige iſt. Hat es denn keine Rechte an Dich? Soll es in Schande das Licht des Tages erblicken? Verbanne mich in den abgelegenſten Winkel der Welt, mag Niemand nur mein Daſeyn ahnen, aber laß mir den Troſt, Dich noch achten zu können; ſtelle das Daſeyn dieſes Kindes in Sicherheit, erkenne es für das Deine und mag dann aus der unglücklichen Mutter werden, was da will, nie wird ſie Dich dann noch mit Vorwürfen verfolgen.

Gerührt blickte der Graf auf das wunderſchöne, einſt heißgeliebte Weib, wie es weinend mit aufgelöſtem Haar in wilder Verzweiflung am Boden lag. Sanft hob er ſie auf, verſchwendete Liebkoſungen und Troſtworte um ſie zu beruhigen, aber ſein fürchterlicher Vorſatz ſtand feſt in ſeiner Bruſt. Durch ferne Hoffnungen, durch glänzende Anerbietungen ſogar, verſuchte er ſie für ſich zu gewinnen. Da riß ſie ſich von ihm los. Aufgerichtet mit blitzenden Augen ſtand ſie da. Was wagſt Du mir zu bieten! rief ſie hoch empört, was kannſt Du mir bieten, das meiner werth wäre! Dich hielt ich meiner würdig, weil ich Dich gut, edel, tugendhaft glaubte. Und kannſt Du aufhören es zu ſeyn? fuhr ſie fort mit unbeſchreiblich rührender Stimme und Blick, haſt Du recht bedacht, was es heißt, wenn man ſich ſelbſt verachten muß? Haſt Du dich recht verhärtet gegen die innere Stimme in deiner Bruſt, die von mir und meinem Kinde mächtig und ewig zu Dir ſprechen wird? Kannſt Du daran künftig denken, wie ich Dich einſt ſo hoch ſtellte?

Ich weiß es, ſprach der Graf, künftig wirſt Du nur mit Abſcheu an mich denken, und dieß Gefühl macht mich elend. Klara, ich liebe Dich noch, ich bin ungerecht gegen Dich, aber ich liebe Dich heiß mit unerhörter Leidenſchaft, doch das Opfer, das Du verlangſt, kann ich Dir nicht bringen, nie werde ich mich dazu entſchließen.

Nun dann, ſprach Klara, ſo will ich denn auch nicht länger den Anblick des Mannes ertragen, der mich ſo furchtbar mißhandelte. Graf Blanchefort, freuen Sie ſich des Tugendſcheins, der Sie ſo unverdient umgiebt, wenn Sie ſich noch deſſen freuen können, während ich Unſchuldige, die nichts verbrach, alle Demüthigung, alle Schmach des Verbrechens zu tragen haben werde. Mit dieſen Worten eilte ſie in ihr Cabinet und ſchloß die Thüre hinter ſich ab. Der Graf eilte hinab, ſchwang ſich auf ſein Pferd und ritt nach Paris.

Verwundert über dieſe ſchnelle Abreiſe ſuchte die Aebtiſſin die unglückliche Klara in ihrem Zimmer auf. Der Zuſtand, in welchem ſie ſie fand, ſagte ihr Alles. Mütterlich beſorgt, wagte ſie einige tröſtende Worte, Klara unterbrach ſie. Er ſah meine Thränen, rief ſie aus, meine Verzweiflung, er ſah mich faſt ſterbend zu ſeinen Füßen, es iſt vorbei; mir, der Entehrten bleibt nur der Tod. Ich habe keinen Schutz, keine Beweiſe gegen ihn, er kann mich ohne Furcht zertreten. Frau von Polignak iſt todt, der Pfarrer, der uns traute, die beiden Zeugen, die zugegen waren, ſind ohne Spur verſchwunden. Er hat für Alles bei Zeiten geſorgt, nie kann ich ihm ſein Verbrechen beweiſen. Mir, der Unbekannten, der Freundloſen, öffnet ſich keine Zuflucht, als das Grab, ich kann den Abſcheu gegen den Treuloſen, den Abſcheu gegen mich ſelbſt nicht überleben. Und wenn Alles Dich verläßt, meine geliebte, unglückliche Tochter, ich bleibe Dir, ſprach die Aebtiſſin, und drückte die troſtlos Weinende feſt an ihr Herz; ich bleibe Dir, meine Klara, und dazu das Bewußtſeyn der reinſten Schuldloſigkeit:

Glaube mir, mein Kind, dieß erhebt über alle Leiden dieſer Welt und ſtärkt uns, das unerträglich Scheinende dennoch zu tragen. Laß es mich nicht erleben, daß ich auch Dich verliere, Dich, das geliebte Kind meines Herzens; mütterlich will ich für Dich ſorgen, hier, in dem einſamen Landhauſe will ich mit Dir bleiben, ſo lange es nöthig iſt, um dein Unglück den Augen der Welt zu verbergen, in dieſen abgeſchiednen Winkel dringt ihr Blick nicht, und vielleicht mildert die Zukunft dein Geſchick.

Es gelang der milden Stimme der Freundſchaft, Klaren's Schmerz zu beſänftigen, ihre wilde Verzweiflung wich endlich den Troſtgründen der Religion und der Hoffnung. Die Aebtiſſin ſchrieb ſelbſt an den Grafen Blanchefort; ſie erſchöpfte in dieſem Briefe alle Gründe, welche Ehre, Vernunft und Gefühl ihr eingaben, um ihn wieder reuig zu ſeiner Pflicht zurückzubringen; ſie ſchilderte ihm auf's lebhafteſte die traurigen Folgen ſeines Verbrechens, wenn er darin beharre, und ſandte den Brief durch einen alten treuen Diener nach Paris. Dieſer erhielt den Befehl, ihn in des Grafen eigne Hände abzugeben, und dann ſo ſchnell als möglich mit der Antwort zurückzukehren. Während des Boten Rückkunft erwartet wurde, wandte die Aebtiſſin Alles an, um Klaren aufzurichten, und die Hoffnung recht wahrſcheinlich zu machen, daß Blanchefort ſeinen böſen Vorſatz bereuend, wiederkehren würde.

Ach, rief Klara, bin ich nicht die unglücklichſte der Frauen! Mit meinem Leben würde ich ſeine reuige Wiederkehr gerne erkaufen; ſie iſt mein heißeſter Wunſch, und dennoch, ſo beiſpiellos iſt mein Elend, der Gedanke an die Erfüllung dieſes Wunſches erfüllt mich mit Grauen. Was wünſche ich denn anders, als wieder dem Manne anzugehören, den ich gränzenlos verachten muß, den ich verabſcheue. Ich war beſtimmt, Treuloſigkeit und Verrath überall zu finden; la Vallette's Betragen hätte mich warnen, hätte mich lehren ſollen, keinem Manne zu vertrauen. La Vallette! Zum erſten Mal hörte die Aebtiſſin dieſen Namen, Klara hatte ihn aus Pflichtgefühl nie genannt, ſelbſt nicht gewagt ihn zu denken, ſeit ſie mit Blanchefort vereinigt ward Jetzt, überwältigt vom ſchmerzlichſten Gefühl, vertraute ſie der Aebtiſſin auch dieſes, bis jetzt zurückgedrängte, Geheimniß ihres Herzens und gieng dann, an allen Kräften erſchöpft, in ihr Zimmer.

Hier ſaß ſie in trüben Gedanken verloren, als man ihr einen Boten meldete, der einen Brief eigenhändig an ſie ſelbſt abzugeben habe. In der Meinung, der Brief ſey die von ihrem Gemahl erwartete Antwort, trat ſie hinaus, empfieng ihn aus den Händen des Boten, und eilte damit in ihr Zimmer zurück. Mit Entſetzen ſah ſie gleich aus den erſten Zeilen, er war von la Vallette. Guter Gott! will auch er mich abermals täuſchen! rief ſie aus, und ſank erſchrocken und ſchmerzlich weinend in einen Seſſel. Nein, das will er nicht, bei allem was heilig iſt, rief der Bote, der, ohne daß ſie es bemerkte, ihr in ihr Zimmer gefolgt war. Sie blickte auf, und erkannte in ihm den Markis la Vallette ſelbſt, in flehender demüthiger Stellung vor ihr knieend. Ich bin jetzt frei, rief er, einzig angebetete Klara, ganz frei! Herr über mich, mein Vermögen und meine Hand. Ich darf jetzt über meine Handlungen allein gebieten, ich darf meinem Herzen, meiner unauslöſchlichen Liebe folgen. In Ihren Händen, Fräulein, liegt jetzt mein Schickſal, weiſen Sie mich nicht zurück, verſtoßen Sie mich nicht, geben Sie der reinſten, der treuſten Liebe Gehör!

Starr und ſtumm, ſaß Klara da, ſie wagte nicht aufzublicken, um nur nicht den Mann zu ſehen, deſſen Liebe und Treue ſie ſich unwerth fühlte und für den doch ihr Herz in ungeſtümen Schlägen laut ſprach.

Sie würdigen mich keines Blicks? ſprach la Vallette, und doch ſchien es mir, als bewegte Sie der Anblick meines Briefes, ſie laſen die erſten Zeilen nicht ohne Rührung. Klara, ſind Sie auch wie die Andern? Verurtheilen auch Sie mich, ohne mich gehört zu haben, wie es die fremde kalte Welt thut? Das Urtheil der Menge konnte ich ſchweigend über mich ergehen laſſen, mein inneres Gefühl rechtfertigte mich; gleichgültig konnte mir daher bleiben, was die Welt von mir ſagen mag, Sie aber dürfen mich nicht verkennen, Sie Klara, für die allein ich lebe und athme, Sie dürfen es nicht, vor Ihnen muß und will ich mich rechtfertigen. Hören Sie mich an, ich beſchwöre Sie darum bei allem, was Ihnen heilig und werth iſt. Ihre Achtung iſt mir zum Leben noch unentbehrlicher, als Ihre Liebe.

Allmählich gewann Klara Faſſung genug, um la Valletten bitten zu können, daß er vom Boden aufſtehe, wo er noch immer zu ihren Füßen lag. Tauſend widerſprechende Empfindungen wogten ungeſtüm in Ihrem Gemüth, Schmerz, Freude, Liebe, Verzweiflung. Jetzt erſt ward ſie es ſich recht bewußt, wie ſie dieſen allein immer geliebt habe, nur ihn lieben könne und werde, jetzt erſt überſah ſie ganz die unüberſteigliche dunkle Kluft, die das Schickſal für's ganze Leben zwiſchen ſie warf. Sie ſah, wie glücklich ſie hätte ſeyn können und fühlte um ſo ſchmerzlicher ihr unabwendbares Elend. Daß er ſich rechtfertigen konnte, war ihrem wunden Herzen ein himmliſcher Troſt; der Schmerz, auch ihn, den Theuergeliebten verachten zu müſſen, war nun von ihr genommen; gern hörte ſie ihn an, und doch mußte ſie ſich ſagen, daß damit in ihrem wirklichen Zuſtande nichts geändert ſey, daß Alles bleiben müßte, wie es eben war. Sie ſagte dieß ſogar ihm ſelbſt und bat ihn doch zu ſprechen.

Sie wollen mich alſo anhören, mich nicht verdammen! Meine Klara, ich bin nicht ſtrafbar, hob la Valette an. Jede meiner Handlungen darf ich Ihnen ohne Scheu bekennen, ich bin rein von jeder Schuld. Aber wie wenig hilft dieß in den Augen der Welt, wenn uns das Schickſal nicht begünſtigt, wenn es uns in Verhältniſſe wirft, in welchen ächtes Gefühl für Ehre uns jede öffentliche Rechtfertigung verbietet! Ich weiß, was der Ruf von mir ſagt, was er ſagen muß. Zwei Bräute, aus edlen Häuſern, von unbeſcholtnem Namen, verließ ich im Zwiſchenraum von wenigen Jahren, faſt vor dem Traualtar, ohne den kleinſten Grund für dieſe Treuloſigkeit anzugeben. Ich geſtehe dieß ein, aber daß ich ſchwieg und ohne Wiederrede jedes Urtheil über mich ergehen ließ, das iſt der ſtille Triumph meines Herzens, den die, ſo mich verdammen, nicht erkennen.

Ich war dem Fräulein von Luxemburg öffentlich verlobt; unſre Väter hatten dieſe Heirath gewünſcht, mein Herz war frei, ich kannte die Liebe nicht, und ohne Widerſtreben hatte ich mich dem Ausſpruch meines Vaters gefügt. Schon war der Tag der Vermählungsfeier beſtimmt, da entdeckte mir meine Braut, feſt auf meine Ehre vertrauend, daß ſie ſchon lange im Geheim den jungen Herzog von Ventadour, ihren jetzigen Gemahl, liebe, daß er mit unendlicher Leidenſchaft an ihr hange und bat mich, ſie vom Zwange, uns Beide vom Unglück einer Ehe ohne Liebe zu retten. Die Umſtände erlaubten ihrem Geliebten nicht, ſchon jetzt um ihre Hand zu werben; ſie, furchtſam, im Kloſter erzogen, hatte nicht die Kraft gehabt, ſich dem Befehl ihres gebieteriſchen ſtrengen Vaters zu widerſetzen, ſie hatte aus Furcht vor ihm darein gewilligt, mir ſich zu verloben; aber mir vertraute ſie ſich, mich bat ſie dieß Band zu löſen, weil ſie ſelbſt nicht den Muth dazu hatte. Ich that es, ich nahm mein Wort zurück, ohne zu ſagen, warum, ich ließ den Zorn beider Väter, das ſtrenge Urtheil der Welt über mich ergehen, ohne mich zu vertheidigen, aber ich beharrte feſt bei meinem Entſchluß. Klara, konnte, durfte ich anders handeln? Durfte ich das ſchöne Vertrauen in meine Ehre verrathen?

Ich folgte dem verſtorbenen König zu der Belagerung von Amiens. Muth, Unbeſonnenheit vielleicht, trieben mich zu weit vor, ich ward verwundet und fiel in den Laufgraben. Rettungslos war ich verloren, wenn nicht der Ritter Bellomont mit Gefahr ſeines eigenen Lebens mich aufhob und zu den Meinigen in Sicherheit brachte. Mit der innigſten Dankbarkeit lohnte ich dem Retter meines Lebens. Er war von dieſer Stunde an mein Freund, mein Bruder. Alles was ich beſaß, theilte ich mit ihm, mein Zelt, meine Equipage, mein Vermögen; ſeine perſönliche Lage war der meinigen ſo untergeordnet, daß er ohne Erröthen Alles von mir annehmen durfte. Er ward mein unzertrennlicher Begleiter, überall ſuchte ich ihn zu empfehlen, und hervorzuziehn. Seine Vorgeſetzten, ſogar der König begegneten ihm um meinetwillen ſehr ehrenvoll und ausgezeichnet. Je mehr ich für Bellomont that, je lieber gewann ihn mein Herz, je mehr glaubte ich noch für ihn thun zu müſſen, um die Pflicht der Dankbarkeit ganz zu erfüllen. Der

König ſandte mich in einem geheimen Auftrage nach Flandern; um unerkannt zu bleiben, mußte ich die Reiſe unter fremdem Namen machen. Ich nannte mich den Ritter **Venanges**, und **Bellomont** begleitete mich.

In Lille machte ich die Bekanntſchaft des Fräuleins von **Magnelais**, und ihrer Mutter, der Herzogin von **Hallwin**. Das Fräulein zeichnete mich bald ſehr gütig und merklich vor allen andern jungen Herren aus, die ſie umflatterten. Mein Empfang in ihrem Hauſe übertraf bei weitem den, ſo ich meinem angeblichen Range und Namen nach von einer Dame von ſo hohem Stande erwarten durfte. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich ihr nicht mißfiel; dieſer Sieg ſchmeichelte meiner Eitelkeit, denn in meiner Verborgenheit konnte ich ihn nur meiner Perſönlichkeit zuſchreiben. Sie ward mir intereſſant durch ihre ſichtbare Neigung zu mir, ich machte ihr den Hof und glaubte endlich ſogar ſie zu lieben. Ich kannte die Liebe noch nicht; ich hatte Sie noch nicht geſehen, Sie, **Klara**, deren erſter Blick mein ganzes Seyn in's Leben rief. Von dieſem mächtigen Gefühl, das jetzt einzig über mein Daſeyn gebietet, hatte ich damals auch nicht den entfernteſten Begriff.

Das Fräulein Magnelais wußte bald eine Erklärung zwiſchen uns herbeizuführen. Treu meiner Pflicht gegen den König, verſchwieg ich ihr aber dennoch meinen wahren Namen und Stand. Bellomont war unſer beider Vertrauter: er half bei unſern verſchwiegenen Zuſammenkünſten, er verſöhnte uns, wenn wir uns entzweiten, was oft genug um Kleinigkeiten geſchah. So vergiengen drei Monate, dann trennte ich mich von dem Fräulein, in der gewiſſen Hoffnung, ſie in Paris wieder zu finden: auch folgte ſie mir bald dorthin. Freudiges Erſtaunen ergriff ſie, da ſie hier meinen wahren Namen und Stand erfuhr.

Nichts ſtand unſrer Verbindung mehr entgegen; wir waren einander gleich an Rang und Vermögen und unſre Väter ſahen mit Freuden dieſe nähere Verwandtſchaft ihrer mächtigen Häuſer. Wir wurden in Gegenwart unſerer beiden Familien feierlich einander verlobt. Jetzt hatte ich volle Freiheit, meine Braut ſo oft zu beſuchen, als ich wollte; auch brachte ich faſt alle meine Zeit bei ihr zu.

Ihr ganzes Betragen gegen mich ſprach Liebe aus, doch quälte mich oft ihre Eiferſucht. Alle Damen waren ihr verdächtig, keine durfte ich nur anblicken, ohne mich den heftigſten Vorwürfen von ihr auszuſetzen. Zuweilen empörte mich dieſe Tyrannei; dann bedachte ich aber, wie ſie doch nur ein Beweis der Liebe ſey, und ertrug ſie gelaſſen. Oft aber fiel es auch dem Fräulein ein, mir über meinen gänzlichen Mangel an Eiferſucht Vorwürfe zu machen; vergebens ſtellte ich ihr dann vor, daß ich ſie durch Mißtrauen zu beleidigen fürchte; ſie beſtand feſt darauf, daß ſie meiner Liebe gewiſſer ſeyn würde, wenn ich ihr weniger Gleichmuth in dieſem einzigen Falle zeigte.

Ich wollte ſie einſt beſuchen und fand ihr Zimmer leer, doch hörte ich ſie, im Geſpräch mit einem Manne die Treppe heraufkommen. Mir kam der Gedanke, ein Mal zum Scherz den Eiferſüchtigen zu ſpielen, und ich verbarg mich hinter die langen Vorhänge des Fenſters, ſo daß es unmöglich war, mich in meinem Schlupfwinkel zu entdecken. Sie ſind ungerecht, ſagte das Fräulein bei'm Eintreten zu ihrem Begleiter; ſtatt über mich zu klagen, ſollten Sie mir danken. Ich läugne nicht, daß ich ehrgeizig bin, daß Rang und Glanz mich erfreuen, aber glaube mir, ich heirathe ihn nicht, bloß weil er mir dieß Alles gewährt, nur um Dich immer in meiner Nähe zu haben, gebe ich ihm meine Hand. Aber warum, ſprach ihr Begleiter, und ſchaudernd erkannte ich meinen Freund Bellomont an der Stimme, warum heuchelſt Du ihm die innigſte Liebe? Warum forderſt Du ihn, ſogar zur Eiferſucht auf, und überhäufſt ihn ewig mit Vorwürfen, weil er nicht eiferſüchtig iſt? Um ihn recht ſicher zu machen, antwortete das Fräulein. Mag er doch glauben, daß ich ihn anbete, ſo fällt es ihm nicht ein, mich zu bewachen.

Das Geſpräch dauerte noch lange, ich vernahm daraus, daß ihr Verſtändniß gerade zu der Zeit entſtanden ſey, da ich zuerſt auf den Gedanken gebracht ward, daß das Fräulein mich liebe. Schon in Lille war ich der Getäuſchte. Endlich verließen ſie das Zimmer, das Fräulein ward zu ihrer Mutter gerufen und Bellomont entfernte ſich. Auch ich entkam ungeſehen und eilte zu Hauſe. Hier überlegte ich ernſtlich mit mir ſelbſt, wie ich mich nun zu benehmen habe. Der erſte heftige Zorn wich bald der tiefſten Verachtung dieſer Unwürdigen. Es war nun in meiner Gewalt, das Fräulein von Magnelais ganz zu vernichten, ſie zu zwingen, in einem Kloſter ihre Schande den Augen der Welt zu verbergen, aber dieſe Rache dünkte mir unedel, ich mochte ſie nicht mit Waffen bekämpfen, die ihr nicht zu Gebote ſtanden, wenn ich der Schuldige wäre. Ueberdieß verlor ich ja nichts; das Fräulein

Magnelais war mir in dieſem Augenblick ſo gleichgültig, daß ich ſie nicht ein Mal eines Vorwurfs werth hielt.

Bellomont hatte mich auf unwürdige Art getäuſcht und betrogen; aber er war der Retter meines Lebens, lieber wollte ich ihm vergeben, als undankbar ſeyn. Ich konnte mich nicht entſchließen, ſeine ganze künftige Exiſtenz dadurch zu vernichten, daß ich ihn durch Entdeckung ſeiner Schuld den Schutz meines Vaters entzöge, der ihm zu ſeinem ferneren Fortkommen unentbehrlich war. Ich beſchloß zu ſchweigen und abzuwarten, was die Zukunft bringen würde. Die Familie Hallwin gieng ohnehin den folgenden Tag auf's Land und der Zeitpunkt unſerer Vermählung war noch unbeſtimmt in's Weite verſchoben.

Da erſchienen Sie mir, Klara, wie ein vom Himmel herabſchwebender Engel, und in Ihnen die ganze Beſtimmung meines künftigen Daſeyns. Jetzt fühlte ich die Macht einer Liebe, die ich bis dahin nie geahnet hatte; mit ihr lernte ich auch die Eiferſucht kennen, deren ich mich unfähig geglaubt hatte, und alle ihre Quaalen. Alles was Sie umgab, was Ihrer Nähe ſich erfreuen durfte, erregte ſie, vor Allen Blanchefort. Klara! wie entzückte mich das Wort zur ſeligſten Hoffnung, das Sie einſt, ohne es vielleicht zu wollen, ausſprachen. Von jenem himmliſchen Augenblick an, war ich auf immer an Sie gefeſſelt, ich ſchwor mir ſelbſt Alles anzuwenden, Kraft und Leben, um Sie mir ganz zu gewinnen.

Dennoch mußte ich ſchweigen, meine Hand durfte ich Ihnen noch nicht bieten, denn nie hätte mein Vater mir ſeine Einwilligung dazu gegeben, und ſchon durch den Gedanken an eine heimliche Ehe glaubte ich Sie zu beleidigen. So lebte ich hin, ſah und hörte nur Sie, ohne Ahnung des Sturmes, der über meinem Haupte ſich zuſammenzog. Das Fräulein von Magnelais hatte während ihres Aufenthaltes auf dem Lande ihren Vater zur Beſchleunigung unſrer Vermählung bewogen, ſie kehrte mit ihrer Familie weit früher nach Paris zurück, als ich erwartet hatte, und unſre beiden Väter beſtimmten zuſammen einen ſehr nahen Tag zur Hochzeitfeier. Ich durfte jetzt nicht länger unthätig bleiben. Getreu dem Vorſatz, weder das Fräulein, noch meinen falſchen Freund zu beſchuldigen, verweigerte ich jetzt auf's Beſtimmteſte meine Einwilligung und nahm mein, dem Fräulein gegebenes Wort zurück, ohne daß weder Bitten noch Drohungen meines Vaters mich bewegen konnten, meine

Gründe zu dieſem Betragen anzugeben. Er wüthete gegen mich im heftigſten Zorn; es that mir weh, doch freute ich mich auch der wiedererlangten Freiheit.

Ich eilte zu Ihnen, meine Klara, kalt, ernſt und ſtrenge empfiengen Sie mich; es betrübte mich unausſprechlich, bis Sie den Namen des Fräuleins von Magnelais mit einem Tone nannten, der, darf ich es geſtehen? mich wieder freudig hoffen ließ, daß dieſe Ihre ſogenannte Freundin wohl die Urſache meines froſtigen Empfanges ſeyn könnte. Sie verließen die Geſellſchaft und kehrten nicht wieder zu ihr zurück. Den folgenden Tag eilte ich wieder, Sie bei der Frau von Polignak aufzuſuchen, Sie waren ſchon in aller Frühe nach Paraclet gereiſ't. Ahnung eines unbekannten Unglücks ergriff mich, ich beſchloß Ihnen nachzureiſen, eilte zu Hauſe, um die dazu nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und fand eine Einladung Bellomont's, ihn den andern Morgen ſehr frühe in einer ziemlich abgelegnen Vorſtadt aufzuſuchen, wo er mich nothwendig ſprechen müſſe. Von Natur zum Argwohn wenig geneigt, fürchtete ich nichts von ihm. Ich wünſchte den Freund meiner Jugend weniger ſchuldig finden zu können; vielleicht, dachte ich, will er mir Alles, geſtehen, vielleicht mich bitten, daß ich ihn bei meinem Vater und dem Herzog von Hallwin vertrete und ihm zum Beſitz der Hand des Fräuleins von Magnelais verhelfe. Ich ſchob es auf, Ihnen nachzureiſen und begab mich am folgenden Tage zu dem mir bezeichneten Ort der Zuſammenkunft.

Bellomont erwartete mich ſchon; er begonn unſre Unterredung mit warmen Freundſchaftsverſicherungen, dann gieng er zum Fräulein von Magnelais über, und verſuchte mir mein Unrecht gegen dieſes Mädchen fühlbar zu machen, das mich ſo innig liebe, und welches ich durch meinen Wankelmuth in's Unglück ſtürze. Er geſtand mir, von ihr geſchickt zu ſeyn, um mich zur Rückkehr zu bewegen, er ſchilderte mir ihre Thränen, wiederhohlte ihre Klagen wegen meiner Untreue. Leider wiſſe ſie nur zu gut, fügte er hinzu, daß ſie um Klaren von Eſſei verlaſſen ſey, dann ſprach er von Ihnen. Laſſen Sie mich verſchweigen, was der Elende zu ſagen wagte. Ich hielt mich nicht länger, ſein argliſtiges Beſtreben mich ferner zu täuſchen, hätte ich vielleicht ungeſtraft hingehen laſſen; er griff Sie an, ich konnte es nicht dulden, daß er es wagte, das Heiligſte und Theuerſte auf Erden zu läſtern.

Schweig, Elender, rief ich Zorn entbrannt, oder Du ſollſt deine Falſchheit bitter bereuen. Du und Fräulein Magnelais ſeyd eines des andern vollkommen werth. Ich kenne euch lange und verachtete euch nur zu ſehr, um euch zu ſtrafen, wie ihr es verdient, ſonſt wäre es längſt ſchon geſchehen. Mit wem wagſt Du aus dieſem Ton zu ſprechen? erwiederte Bellomont, bin ich es nicht, dem Du das Leben verdankſt? Die Wohlthat die ich Dir erzeigte, kann ich auch zurücknehmen, Du biſt ihrer unwürdig. Im nämlichen Augenblick drang er wüthend, den Degen in der Hand, meuchelmörderiſch auf mich ein. Ehe ich Zeit hatte, mich zur Gegenwehr zu ſtellen, blutete ich ſchon aus zwei tiefen Wunden; doch hielt ich mich aufrecht, der Zorn gab mir Kräfte. Ich zog meinen Degen auch, es gelang mir, ihn an der Hüfte zu verwunden, er fiel, ich warf mich auf ihn, entwaffnete ihn und ſchleuderte ſeinen Degen weit weg. Jetzt ſchenke ich Dir das Leben und wir ſind quitt, ich bin frei von jeder Verbindlichkeit, die ich dir Verworfnen hatte, rief ich ihm zu.

Meine Kräfte ſchwanden, mein Blut floß in Strömen, er war nur leicht verwundet und raffte ſich in dem Augenblick auf, da ich im Begriff war, zu ſinken.

Landleute, die eben zum Markte giengen, retteten mich vor ſeiner Wuth, deren Opfer ich ſonſt noch geworden wäre. Sie trugen mich in's nächſte Haus, ich ließ gleich meinen Jugendfreund und Verwandten, den Grafen Ligny zu mir rufen. Er ſorgte, mir die nöthige Hülfe zu verſchaffen, meine Wunden waren tief, und erſt nach mehreren Tagen gaben die Aerzte Hoffnung, daß ich zu retten wäre. Allmählich kehrte mir das Bewußtſeyn wieder und zugleich ergriff mich eine unausſprechliche Angſt um Sie, geliebte Klara, quälende Unruhe verhinderte meine Geneſung. Der Graf Ligny drang ſo lange mit Bitten und Fragen in mich, bis ich ihm mein ganzes Herz aufthat, nur Ihr Bild erfüllte es. Wir ſchickten einen treuen Diener zu Ihnen nach Paraclet, denn zu ſchreiben erlaubten mir meine Kräfte nicht, aber er hatte Befehl auf jede Weiſe Sie ſelbſt zu ſprechen zu ſuchen. Er kam wieder, ohne Sie gefunden zu haben; im Kloſter ſagte man ihm, Sie wären mit Frau von Polignak wieder abgereiſ't.

Jetzt war ich der Verzweiflung nahe; ich fühlte, Sie mußten mich verachten, der Schein ſprach zu laut und deutlich gegen mich. Wie konnte ich hoffen, daß er Sie nicht täuſchen würde, daß das Gerücht, welches mich jetzt unbarmherzig verurtheilte, nicht bis zu Ihnen bringen würde? Vergebens ſuchte mein Freund mich zu beruhigen, ſchwach, wie ich war, raffte ich mich auf, um Sie bei Frau von Polignak aufzuſuchen, und ſank ohnmächtig zuſammen. Mein ohnehin auf mich erzürnter Vater, war durch Bellomont's Verläumdungen höchſt aufgebracht und erbittert, nichts konnte ihn bewegen, mich nur zu ſehen. Er ward gefährlich krank und ſtarb, ohne mir vergeben zu haben. Bellomont hatte mich des meuchelmörderiſchen Angriffs auf ihn beſchuldigt, den er ſelbſt gegen mich ausübte. Er gab vor, ich hätte ihn tödten wollen, weil er mir wegen meiner Pflicht gegen das Fräulein von Magnelais Vorſtellungen machte. Ich wußte dieß, ich wußte, daß nur gereizt durch ihn, mein Vater dieſe Welt verließ, ohne ſein einziges Kind zu ſegnen, und faſt vergehend vor Ungeduld erwartete ich meine völlige Geneſung, um dann, den Degen in der Hand, den Elenden zum Bekenntniß ſeiner Schandthaten zu zwingen.

Vor drei Tagen trat Graf Ligny frohlockend in mein Zimmer. Freue Dich, rief er, Graf Blanchefort, dein gefährlichſter Nebenbuhler bei'm Fräulein von Eſſei, hat eben dem Hofe ſeine Vermählung mit der Schweſter des Connetables bekannt gemacht. — — Laut ſchreiend wiederhohlte Klara den Namen Blan-

Gefort, und ſank in tiefer Ohnmacht hin. Aufmerkſam, getheilt zwiſchen Freude und Schmerz, hatte ſie bis dahin la Vallette's Rechtfertigung angehört, dieſer letzte Schlag traf ſie zu mächtig. Faſt bewußtlos wie ſie, ſtarrte la Vallette die ohnmächtige Geliebte lange an, zerriſſen von wüthender Eiferſucht. Der Anblick der Sterbenden gab ihm zuletzt die Beſinnung wieder, er nahm ſie in ſeine Arme und rief laut um Hülfe.

Mit Erſtaunen ſah die eintretende Aebtiſſin die ohnmächtige Klara, unterſtützt von einem Unbekannten, der knieend vor ihr, ihre Hände mit Thränen benetzte und eilte ihr zu helfen. Endlich erhohlte ſie ſich, ihr erſter Blick fiel auf den troſtloſen la Vallette. Verlaſſen Sie mich, Markis, ſtammelte ſie leiſe, Ihr Schmerz und Ihre Liebe tödten mich. Ich ſoll Dich verlaſſen, rief la Vallette, nein ich laſſe Dich nicht. Hier zu deinen Füßen will ich ſterben, denn meine treue Liebe konnte Dich nicht gewinnen. Er konnte es. Wie war es möglich? Wie gelang es ihm? Wodurch? konnte er lieben wie ich? Er konnte es nicht und doch bin ich verſtoßen, verachtet!

Nein la Vallette, bei Allem was heilig iſt, das ſind Sie nicht, rief Klara, aber ich bin die unglückſeeligſte aller Frauen. Blanchefort iſt mein Gemahl! Ich bin ihm angetraut. Zureden, Vernunftgründe, und ich will Alles geſtehen, mehr noch Erbitterung über Sie, brachten mich dahin. In dieſem Augenblick heiſcht meine Ehre auf's dringendſte die öffentliche Anerkennung unſerer Ehe, und er vermählt ſich einer andern, jetzt wiſſen Sie alles. Ich verdiene Ihr Mitleid, fuhr Klara fort, auch Ihre Achtung könnten Sie mir nicht verſagen, ſähen Sie in mein Herz.

Ernſt richtete la Ballette ſich vom Boden auf. Von mir, von meiner Liebe ſprach er, darf nach dieſer Erklärung nicht mehr die Rede ſeyn, das fühle ich. Gräfin, aber daß ich Sie über Alles achte, will ich Ihnen wenigſtens beweiſen; ich eile nach Paris, Sie an dem Unwürdigen zu rächen. Ich gehöre dem Manne, den Sie ſo nennen, rief Klara, und Sie achten mich und wollen ihn tödten? Sie lieben ihn, rief la Ballette in bitterm Schmerz! Sie lieben ihn, nur Alles vergebende Liebe kann hier die gerechte Rache verſchmähen!

Der Aebtiſſin mildes Zureden beſänftigte nach und nach la Balletke's wilden Schmerz und ſeinen Durſt nach Rache an dem Räuber ſeines Glücks. Er ſah wohl, daß nicht Klaren's Wankelmuth, daß eine unausweichbare Reihe von Zufälligkeiten, ſie Beide in dieß unabſehbare Elend geſtürzt hatte; aber er fühlte auch zugleich die Verpflichtung, Klaren's Ruhe und ihre Ehre zu ſchonen. Er entſchloß ſich dem verſtändigen Rath der Aebtiſſin und den Bitten der Geliebten zu folgen, und ſie zu verlaſſen, mit dem heiligen Verſprechen, nichts gegen Blanchefort zu unternehmen. Troſtlos gieng er zurück nach Paris, er, der ſo reich an Hoffnungen vor wenigen Stunden den nämlichen Weg gekommen war.

Gehen Sie, ſprach Klara bei'm Abſchied, gedenken Sie meiner, aber laſſen Sie mich allein mein gränzenloſes Elend beweinen. Mir bleibt der Troſt, daß ich ſchuldlos, über keine meiner Handlungen vor mir ſelbſt erröthen muß. Ich bleibe meinen Pflichten und der Tugend treu, wenn auch Blanchefort Beide verachtet. Ich habe Ihr Wort, daß Sie nichts gegen ſein Leben unternehmen wollen, halten Sie es heilig, la Vallette, ich vergienge vor Gram, müßte ich fürchten, daß Sie abermals um meinetwillen ſich Gefahren ausſetzten.

Nach la Vallette's Abreiſe blieb Klara in dem abgelegenen Landhauſe, bis ſie Mutter eines Sohnes geworden war. Bei'm Anblick ihres Kindes ſiegte Mutterliebe über gerechten Unwillen und jede Bedenklichkeit. Sie ſchrieb ſelbſt an Blanchefort, meldete ihm die Geburt ſeines Kindes und erſchöpfte nochmals Bitten und Gründe, um ihn zu deſſen Anerkennung zu bewegen. Vergebens, er antwortete nicht, fragte nicht einmal nach ihrem jetzigen Aufenthalt. Nach ſechs Monaten erkrankte das Kind und ſtarb, herzlich beweint von ſeiner unglücklichen Mutter, die, ſo lange es lebte, ſich und ihr heiligſtes Gefühl aufopferte, um es an den Platz in der Welt zu bringen, der ihm nach göttlichem und menſchlichem Recht gehörte. Frei von dieſer Pflicht ſchrieb Klara jetzt wieder an Blanchefort, aber in einem andern Tone.

„Mein Sohn lebt nicht mehr, durch ſeinen Tod „iſt das einzige Band zerriſſen, das mich noch an „Sie feſſelte. So lange er lebte, war es meine „Pflicht, Alles zu thun, um ihn der Schmach einer „unrechtmäßigen Geburt zu entziehen, und nur um „dieſes Zweckes willen konnte ich mich überwinden, „Sie zur Erfüllung Ihrer Pflicht aufzufordern. Jetzt „wünſche ich nur um Ihrer ſelbſt willen, daß Sie „bald Ihr ſchändliches Betragen gegen mich und „Ihr Kind bereuen und wirklich werden mögen, was „Sie ſo künſtlich in den Augen der Welt zu ſcheinen wiſſen.“

Nach dieſem Briefe fühlte Klara ſich berechtigt, ihr künftiges Leben ohne fernere Rückſicht auf Blanchefort zu ordnen. Sie kehrte zurück nach Paraclet, feſt entſchloſſen, ſich und ihr Unglück auf immer in den heiligen Mauern zu verbergen. Bald nach ihrer Ankunft im Kloſter trat ſie in die Reihe der Novizen, um nach vollendetem Probejahr, den Nonnenſchleier zu nehmen und auf ewig der Welt zu entſagen, in der ſie Glück und Ruhe verlor.

Kaum zwei Monate waren verſtrichen, ſeit ihr Noviziat begonn, da meldete ſich die nämliche Frau, die ſie vor zwölf Jahren als ſechsjähriges Kind nach Paraclet brachte, und verlangte auf's dringendſte die Aebtiſſin zu ſprechen. Ein Mann von vornehmem Anſehen, geſchmückt mit dem Malteſer Kreuz, begleitete ſie. So wie die Aebtiſſin ſie vor ſich ließ, fragten Beide ſehr ängſtlich nach dem Fräulein von Eſſei. Sie iſt hier, antwortete die Aebtiſſin, der Wunſch ihrer Aeltern wird erfüllt, ſie hat ihr Probejahr begonnen und legt in wenigen Monaten das heilige Gelübde ab, das ſie auf ewig dem Kloſter weiht. Gottlob daß wir nicht zu ſpät kommen, rief der Malteſer Ritter, das Fräulein muß mit uns, ſie muß das Kloſter verlaſſen. Ein glänzenderes Geſchick, andre Pflichten, erſen ſie zurück in die Welt. Sie hat eine Mutter, deren einziger Troſt ſie ſeyn wird, eine Mutter, die den Tod ihres Gemahls und ihres einzigen über Alles, geliebten Sohnes jetzt beweint. Ich bin ihr Oheim.

Klara ward herbeigerufen, erſtaunt ſah ſie ſich von dem Malteſer Ritter als Tochter des Herzogs von Joyeuſe begrüßt, als einzige Erbin unermeßlicher Reichthümer und großer Güter. Dieſe unerwartete Gunſt des Glücks konnte ſie nicht erfreuen; ſie fühlte, daß nichts ihr das Verlorne erſetzen konnte, daß die Wunde in ihrem Herzen nie heilen würde, und trotz Glanz und Reichthum dennoch Alles bleiben müſſe, wie es eben war. Ihr Oheim erklärte ihr in mildernden Worten das ihr unbegreifliche Geſchick, welches ſie in früher Jugend, ſich ſelbſt unbekannt, fern von ihren Aeltern, in tiefe Verborgenheit warf. Ihre Aeltern hatten einen Sohn, den ſie abgöttiſch liebten, und zum einzigen Erben der Ehren und Güter ihres großen Hauſes erzogen; ſein künftiger Glanz war der einzige Plan ihres Lebens. Wider alles Erwarten fühlte die Herzogin von Joyeuſe nach mehreren Jahren ſich zum zweiten Male Mutter.

Blinde Liebe zu dem Sohne, Ehrgeiz und Eitelkeit, vermochten die Aeltern die Geburt dieſes Kindes zu verheimlichen, deſſen Daſeyn die großen Erwartungen des künftigen Herzogs beeinträchtigen konnte Selbſt der Bruder des Herzogs, der Malteſer Ritter erfuhr nichts davon, denn ſie wußten, daß er nie in dieſe That gewilligt haben würde. Klara ſah in tiefer Verborgenheit zuerſt das Licht des Tages und ward bis in ihr ſechſtes Jahr, Allen unbekannt, weit von ihren Aeltern erzogen, bis man ſie unter fremdem Namen nach Paraclet brachte. Niemand als die wenigen, denen es nicht verborgen bleiben konnte, wußten um ihr Daſeyn, und dieſe waren zu reichlich für ihr Schweigen bezahlt, als daß ſie es hätten brechen ſollen. Da ſtarb plötzlich der geliebte Sohn, und mit ihm ſanken alle die ehrgeizigen ungerechten Pläne der Aeltern in das Grab. Reue über die Behandlung ihrer Tochter, ängſtliche Sorge um ihr Geſchick ergriff jetzt die harten Herzen. Der Herzog überlebte den Verluſt ſeines Lieblings nur wenige Tage, ſterbend entdeckte er ſeinem Bruder Klaren's Daſeyn, beſchwor ihn, ſie gleich aus dem Kloſter abzuhohlen und ſetzte ſie in ſeinem Teſtamente zur einzigen Erbin ein.

Klaren's feſte Erklärung, daß ſie von dem einmal gefaßten Entſchluſſe, ſich dem Kloſter zu weihen, auch jetzt nicht abgehen würde, ſetzte den Ritter in tiefes, ſchmerzliches Erſtaunen. Vergebens waren alle Bitten, alle Gründe, die er vorbrachte, ſie ließ ſich nicht wankend machen. Die Aebtiſſin, die er um Beiſtand bat, konnte ihm wenig helfen; ſie kannte Klaren's Zuſtand zu gut, um ihm große Hoffnung für die Erfüllung ſeiner Wünſche machen zu können. Der Ritter wandte noch mehrere Tage vergeblich an, um Klaren auf alle Weiſe zur Rückkehr in die Welt zu bewegen. Selbſt die Vorſtellung der, nach ihr ſich ſehnenden Mutter, machte keinen Eindruck auf ihr Gemüth. Klara klagte ſie wegen ihres unnatürlichen Betragens nicht an, aber ſie glaubte ſich doch in dieſem Falle der Pflicht des Gehorſams gegen eine Mutter entbunden, die ſie in früher Kindheit verſtoßen konnte.

Den Eid, den es ihr noch nicht erlaubt war öffentlich abzulegen, hatte ſie ſich ſelbſt gethan; ſie ſah ſich ſchon als eine Gottgeweihte an und blieb entſchloſſen, die heilige Pflicht nie zu verletzen, von der ſelbſt liebende Aeltern ihr Kind nicht losſprechen können. Bezaubert von der Liebenswürdigkeit der Nichte, die er nur fand, um ſie wieder zu verlieren, mußte der Ritter das Kloſter Paraclet verlaſſen, nachdem er ihr zuvor über alles, was ſie jetzt das Ihre nennen konnte, die vollſtändigſte Auskunft gegeben hatte. Er kehrte allein zurück zur Herzogin von Joyeuſe, der jetzt nichts übrig blieb, als die frühere Ungerechtigkeit gegen ihre Tochter zu ſpät zu beweinen.

Während alles dieſes ſich in Paraclet zutrug, hatte Klaren's letzter Brief einen ganz unerwarteten Eindruck auf des Grafen Blanchefort Gemüth gemacht. Da er noch feſt glaubte, Klaren wieder die Seine nennen zu können, ſobald er es nur wolle, ſtieß er ſie zurück. Jetzt ſchwand dieſer Wahn, ſie war es nun, die ſich von ihm losriß, ſie verachtete ihn und ſcheute ſich nicht mehr, es ihm zu ſagen. Er ſah, ſie war für ihn verloren und nun erwachte in ihm die vorige Liebe und riß ihn hin zur Raſerei und Wuth. Die Heirath mit der Schweſter des Connetabels war durch mehrere Umſtände kurz vor ihrer Vollziehung, wieder rückgängig geworden; er war wieder frei, und flog nun wie ein Wüthender nach Paraclet, feſt entſchloſſen, Klaren wieder zu gewinnen, ſey es auch durch eine Gewaltthat.

Die Aebtiſſin ließ ihn gleich nach ſeiner Ankunft in Paraclet vor ſich kommen und verkündete ihm die Entdeckung von Klaren's wahrem Stande und Namen, zugleich aber auch ihren unabwendbaren Entſchluß ſich dem Kloſter zu weihen. Jetzt ſah er, was er durch eigne Schuld verloren hatte. Niedergeſchmettert von dem Gefühl ſeines Unwerths, bitter bereuend die hart beſtrafte Schuld, verzehrt von der Gluth wüthender Leidenſchaft, ſtürzte er vor der ehrwürdigen Frau in den Staub und beſchwor ſie ihm zu helfen, für ihn bei Klaren zu ſprechen. Drohungen miſchten ſich in ſein Flehen um Gnade; er warnte ſie, Klaren vor den entſetzlichen Folgen zu ſchützen, welche ſeine Verzweiflung über ſie bringen könnte, dann bat er nur um eine einzige Zuſammenkunft. Sein Zuſtand war ſo augenſcheinlich fürchterlich, daß die Aebtiſſin ihm ihr Mitleid nicht verſagen konnte. Sie verſuchte bei Klaren für ihn zu ſprechen, aber ſie fand kein Gehör.

Sagen Sie Blanchefort, ſprach ſie, ſein unwürdiges Betragen befreie mich von der Pflicht ihm zu gehorchen. Seine Klagen können mich nicht rühren, ſeine Verzweiflung mich nicht ſchrecken, ich ſehe ihn nie wieder. Er wage es, mein Unglück der Welt bekannt zu machen; in dieſen Mauern begrabe ich die Schmach, die mich dann trifft, mit mir zugleich. Es wird mir leichter werden, ſie hier zu tragen, als das Leben an der Seite des Mannes, den ich tief verachte. Dieſe beſtimmte Antwort ſchreckte den Grafen Blanchefort nicht ab; er ermüdete nicht in vergeblichen Verſuchen Klaren zu ſprechen, und da alle mißlangen, zog er ſich in das dem Kloſter benachbarte Städtchen zurück, um dort den Tag ihrer öffentlichen Einkleidung abzuwarten; denn er war entſchloſſen, in der Kirche vor den Augen der Gemeinde und der Nonnen ſeine Anſprüche geltend zu machen und Klaren's Gelübde durch ſeinen Einſpruch zu verhindern.

Der feſtliche Tag erſchien und Blanchefort war einer der erſten, die ſich in der Kirche einſanden. Feſt hielt er an ſeinem Vorſatze, bis er Klaren erblickte; aber als er ſie ſchwankenden Schrittes, tief verhüllt in ſchwere Schleier, dem Altar ſich nähern ſah, als er das Leichentuch erblickte, das über ſie ausgebreitet werden ſollte, um nach dem Gebrauch der Kirche ihr Abſterben von der Außenwelt anzudeuten, da verlor er Muth und Faſſung zugleich. Bittere Reue ergriff ihn beim Anblicke des jungen ſchönen Geſchöpfs, welches er ſelbſt grauſam hieher in's Grab der Lebendigen getrieben hatte, wo es, ohne eigentlichen Kloſterberuf, allen Freuden der Welt zu entſagen im Begriff war, um nur ihm, dem Verhaßten, zu entfliehen.

Er brach in laute Klagen und Verwünſchungen ſeiner ſelbſt aus; die Umſtehenden hielten ihn für einen plötzlich von Wahnſinn Ergriffenen, und führten ihn gewaltſam in eins der, zum Empfang von Fremden beſtimmten, Zimmer des Kloſters. Verzweifelnd ſtrebte er dort ſeinem Leben ein Ende zu machen und nur mit Mühe gelang es ſeinen Begleitern, ihn vor ſich ſelbſt zu ſchützen. Nachdem die heilige Handlung vollbracht war, ließ Klara dem Grafen andeuten, er möge ſich entfernen. Zum erſten Mal ihrem Willen gehorchend, zog er ſich zurück und begab ſich auf ein entferntes Landgut in tiefe Einſamkeit. Reue, wüthende Leidenſchaft, gekränkter Ehrgeiz, raſender Zorn gegen ſich ſelbſt, trieben ihn dort raſtlos umher, und zerſtörten ſeine Geſundheit. Ein ſchleichendes Fieber ergriff ihn, und machte nach wenigen Monaten ſeinem Schmerz und ſeinem Leben ein Ende.

Eingedenk Klaren's Wünſchen hatte la Valette es nicht gewagt, ſich wieder ihr zu nähern. Er war in Paris geblieben. Dort vernahm er mit Erſtaunen zuerſt die Entdeckung ihres wahren Namens und Standes, zugleich aber auch, daß die reiche ſchöne Herzogstochter, allem Glanze entſagend, erklärt habe, ſie würde ſich dennoch dem Kloſter weihen. Treu ſeiner Liebe war er dem Befehl gefolgt, ſich ihr nicht zu nähern, doch hatte er der Hoffnung noch nicht ganz entſagt, einſt glücklichere Tage zu ſehen, denn Liebe hofft immer. Nie war ihm der Gedanke ewiger Trennung von der Geliebten ganz klar geworden; jetzt ergriff ihn dieſer mit allen ſeinen Schrecken, und ließ ihn nicht mehr ferne von ihr bleiben. La Vallette flog nach Paraclet in tödtlicher Angſt, und erreichte es wenig Tage nachdem das unwiderrufliche Gelübde ausgeſprochen war.

Ihm konnte Klara nicht den Zutritt, wie ſie bei Blanchefort es that, verweigern; ſie gieng zu ihm hinab in's Sprachzimmer. Schwere ſchwarze, ſchleppende Gewänder umhüllten die edle Geſtalt und entſtellten ſie durch ihre Weite bis zum Unkenntlichen. Ein dichter Schleier umgab das, ſeiner goldnen Locken beraubte Haupt. So ſtand ſie ſprachlos vor ihm; Alles um ſie her war anders, ſogar ihr Name, der ſüße Name, der bis in's Innerſte ſeines Herzens ewig wiederhallte, war dahin. Sie hieß jetzt die Nonne Eugenie, nicht mehr Klara; Klara war todt in der vollſten Blüte der Jugend und Schönheit, ewig verloren der Welt und la Vallette's Liebe. Der ſonſt ſo feſte Mann ſank bei ihrem Anblick laut weinend vor ihr nieder, und brach in bittere Klagen aus. Klara rief er, warum thatſt Du dieß? warum uns Beiden Unſchuldigen dieſe entſetzliche Strafe für das Verbrechen eines Ungeheuers! Nein, nie liebteſt Du mich, Du irrteſt in deinem Gefühl, da Du mich zu lieben glaubteſt; ich war Dir nur weniger verhaßt, als der ſchändliche Blanchefort.

O, daß Sie wahr ſprächen! rief Eugenie weinend. La Valette, muß ich es wiederhohlen, daß ich nur, um Ihre vermeinte Untreue zu ſtrafen und wo möglich zu vergeſſen, in Blanchefort's Arme und dann in die tiefſte Tiefe des Elends ſank? Mir öffnete ſich keine andre Zuflucht in dem mir entweihten Leben, als dieſe dunklen Mauern, dieß heilige Gewand. Jetzt muß ich Alles vergeſſen, Liebe und Haß. Das Gefühl der Pflicht wird mir Kraft dazu geben, oder mein Herz vollends brechen.

Eugenie entfernte ſich, unfähig des unglücklichen la Valette's Anblick länger zu tragen und die mütterlich geſinnte Aebtiſſin nahm ihren Platz bei ihm ein. Sie brachte dem Leidenden, was ſo wohl thut) Mitgefühl. Sanftes Zureden und fromme Troſtgründe beruhigten ihn endlich ſo weit, daß er fähig war, den Ort zu verlaſſen, der alles Glück ſeines Lebens auf immer begrub. Er gieng auf's Land und verlebte dort zwei einſame, der Erinnerung und der Trauer geweihte Jahre.

Da ſtarb die fromme Aebtiſſin von Paraclet im Arm ihrer Eugenie, die mit ihr die einzige übrige Stütze ihres Lebens zu Grabe tragen ſah. Eine andere Aebtiſſin trat an ihre Stelle, Eugenie konnte den Anblick einer Fremden am Platze der geliebten Mutter nicht ertragen. Die Mauern von Paraclet, dieſer Schauplatz ihrer unſäglichen Leiden, wurden ihr verhaßt, ſeit keine liebende Hand mehr ihre Thränen trocknete. Sie hielt um die Erlaubniß an, ſich nach Paris, in das dem heiligen Antonius geweihte Kloſter begeben zu dürfen, und erhielt ſie ohne Mühe. Dort ward ſie nach mehreren Jahren der unglücklichen Pauline, was ihr die fromme Aebtiſſin geweſen war, Führerin und Tröſterin.

La Vallette, jetzt Herzog von Epernon, erfuhr ihren veränderten Aufenthalt und wandte ſich nun auch nach Paris. Zeit und Einſamkeit hatten ihn entſagen gelehrt; ſie hatten ſeine Liebe nicht vermindert, aber erhöht, geläutert von irrdiſchen Wünſchen. Am Sprachgitter des Kloſters verlebten die Liebenden von nun an täglich die ſeligſten Stunden ihres Lebens, in ſüßer wehmüthiger Entſagung und hohem geiſtigen Daſeyn, wie es hier Wenigen wird. Das reinſte gegenſeitige Vertrauen und überirrdiſche Liebe, verbanden ſie täglich feſter. La Vallette vermählte ſich nie, obgleich Eugenia es oft verſuchte, ihn dazu zu bereden. Hoffnungslos für dieſe Welt und dennoch glücklich, blieb er ſeiner erſten wahren Liebe treu, bis in's Grab.

Die Herzogin von Malfi.

Antonio Bologna war ein edler Neapolitaner, ſchön, tapfer, von adelicher Sitte und hochgebildetem Geiſte. Als Major Domo hatte er mehrere Jahre dem unglücklichen Könige Federico von Ragona mit großer Anhänglichkeit gedient. Als dieſer in jenen ſtürmiſchen Zeiten vom Neapolitaniſchen Throne verjagt wurde, und in den Armen Ludwig's XII. Schutz ſuchen mußte, war Antonio faſt der Einzige unter allen ſeinen Dienern, der dem entthronten Könige nach Paris folgte. Federico wurde dort freundlich und ehrenvoll vom Könige von Frankreich empfangen, und verlangte jetzt ſelbſt, daß ſein treuer Major Domo dem Druck der Zeiten nachgeben und ſich von ihm trennen ſollte.

Antonio gehorchte den Gründen und Befehlen ſeines Königs, der von ihm als von einem werthen Freunde Abſchied nahm und kehrte nach Neapel zurück. Dort lebte er einige Zeit in dem, von ſeinen Ahnherren ererbten Palaſte, ein ſtilles. einſames Leben. Er übte und ſchätzte jede ſchöne Kunſt und ſang, begeiſtert von der Einnerung beſſerer Tage, klagende Lieder zur Laute, bis die Herzogin von Malfi ihn an ihren Hof rief. Dieſe trug ihm die nämliche Stelle an, welche er bei ihrem nahen Verwandten, dem Könige Federico, bekleidet hatte. Antonio war mit ganzer Seele dem Hauſe Ragona ergeben, überdem von Jugend auf des Hoflebens gewohnt, daher nahm er freudig dieſen ehrenvollen Antrag an. und begab ſich ſo ſchnell er konnte, zu ſeiner neuen Herrin.

Die Herzogin von Malfi, Tochter des Enrico und Schweſter des Cardinals Ragona, war frühe zur Wittwe geworden und regierte ſeitdem das Land, als Vormünderin ihres einzigen Sohnes. Noch in der vollſten Blüte der Jugend, ſchön, lebhaft, unterrichtet in jeder Kunſt und Wiſſenſchaft der damaligen Zeit, hatte ſie dennoch bis jetzt jeden Heiraths-Antrag der vielen Fürſten, die ſich um ihre Hand bewarben, abgelehnt. Denn ſie konnte ſich nicht entſchließen, ihr einziges Kind fremder Oberherrſchaft anzuvertrauen.

Viele liebenswürdige Männer, fremde und einheimiſche, umgaben die wunderſchöne Fürſtin, und ihr Hof war einer der glänzendſten in Italien, als **Antonio Bologna** dort auftrat. Die Fürſtin begegnete Allen, die ſie umgaben, gütig und freundlich, zeichnete aber dabei doch bald ihren neuen Major Domo vor Allen aus, denn Keiner der übrigen war ihm an Schönheit, Anſtand und jeder ritterlichen Tugend zu vergleichen. Er gefiel ihr mit jedem Tage beſſer, ſie pries überall ſeine Anmuth, ſeine gefälligen Sitten, bis ſie zuletzt, entbrannt von heißer Liebe, nicht [illegible] ihn leben zu können ſich bewußt ward. **Antonio** ward der hohen Gunſt ſeiner Gebieterin auch wohl gewahr; doch war er zu beſcheiden um zu glauben, daß er ſie in ſo hohem Maaße verdiene. Vor der Macht ihrer Reize und ihrer Liebe konnte er aber doch ſein Herz nicht bewahren; überall ſah er bald nur ſie, auch wenn ſie nicht zugegen war, und verbannte zuletzt, hingeriſſen von d[illegible] glühendſten Leidenſchaft, alles Nachdenken, jede Sorge um die Zukunft. Er überließ ſich ganz der ſüßen Gewalt, die ihn umſtrickte, und konnte und wußte und wollte nichts, als ſeine ſchöne Herrin lieben. So lebten Beide einander ziemlich lange gegenüber, höchſt glücklich in tief verborgnem, ſtummem, gegenſeitigem Verſtändniſſe, das keiner Worte bedurfte.

Doch dieſer glückliche Zuſtand konnte Beiden nicht lange genügen. Antonio ſchien ſich in heißer Liebe zu verzehren; die Herzogin bemerkte es nur zu deutlich. Harte Kämpfe, unzählige Gedanken giengen durch ihr Gemüth, bis ſie endlich einen feſten Entſchluß faßte. Sie ließ eines Tages ihren Major Domo zu ſich in ihr Zimmer rufen, wie öfters geſchah, wenn ſie mit ihm die häuslichen Angelegenheiten ihrer Hofhaltung zu überlegen hatte, ſetzte ſich mit ihm in ein Fenſter und hub an folgendermaßen zu ihm zu ſprechen.

Mit jedem andern als mit Euch, Bologna, dem vielbewährten treuen Diener Alfonſo's des zweiten, Ferdinando's und meines vielgeliebten Verwandten Federico, wäre ich jetzt in großer Verlegenheit. Ich habe Euch ganz Unerwartetes zu entdecken; ihr werdet ſtaunen, aber ihr ſeyd ein Mann von ungewöhnlichem Verſtande und hohem Geiſte, das weiß ich, deßhalb vertraue ich Euch und glaube feſt, und freue mich des Glaubens, daß Ihr in meine Gedanken eingehen und mir zum Beſten rathen werdet. Ihr wißt, ſeit dem

Hinſcheiden meines fürſtlichen Gemahls liegt mein Leben offen vor den Augen der Welt. Immer betrug ich mich ſo, daß auch die ſtrengſten, aufmerkſamſten Beobachter keinen Tadel an meinen Sitten fanden. Das Land regierte ich zur allgemeinen Zufriedenheit meiner Unterthanen, keiner wird über mich Klagen führen. Die durch den letzten Krieg herbeigeführten Schulden habe ich getilgt, anſehnliche Güter dazu gekauft, und überhaupt in jeder Hinſicht für die Zukunft geſorgt. Ich darf hoffen, meinem Sohne das Land einſt in einem weit beſſeren Zuſtande zu übergeben, als ich es bei'm Ableben meines Gemahls übernahm. Ich gedachte immer Wittwe zu bleiben, obgleich ich noch jung bin; ich wollte alle meine Güter und Schlöſſer der Reihe nach bereiſen, und bald hier und bald dort einige Zeit verweilen. Dann wollte ich zuweilen nach Neapel gehen, oder andere Städte beſuchen, um auf dieſe Weiſe die Einförmigkeit des Lebens zu unterbrechen, aber ich bin jetzt anderes Sinnes geworden. Ich fühle, daß dieſe Lebensweiſe mir nicht immer genügen möchte und habe mich entſchloſſen, mir einen Gemahl zu wählen, der mich liebe. Ich will mich noch des Lebens freuen, ehe ſeine Blüte mir welkt. Unter den Fürſten rings umher iſt keiner, dem ich meine Hand reichen möchte Die, welche ich ſchicklicherweiſe wählen könnte, ſind vermählt, und einem halben Knaben, der mich vielleicht bald um einer anderen willen vernachläſſigte, mag ich das Glück meines Lebens nicht anvertrauen. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich mich entſchloſſen, mir unter den Edlen meines Hofes einen Gemahl zu wählen, Liebe und Dankbarkeit werden mir für die Treue des Mannes bürgen, der mir ſein Glück ſchuldig iſt.

Freilich wird unſere Verbindung zu Anfange verborgen bleiben müſſen, bis günſtige Umſtände mir erlauben, ſie öffentlich bekannt zu machen. Das Volk möchte dagegen murren, auch fürchte ich, mir durch ſolch einen Schritt die Ungunſt meiner fürſtlichen Verwandten, beſonders meines Bruders, des Cardinals zuzuziehen. Doch bin ich auch im ſchlimmſten Fall entſchloſſen, dem Manne meiner Liebe allen Glanz meines Standes zu opfern, und wenn ich nicht mehr Herzogin bleiben kann, mit ihm wie andere adeliche Frauen zu leben. Ich bin für meine Perſon reich genug, ſo daß es uns nie an Mitteln fehlen kann, jeden vernünftigen Wunſch zu befriedigen und ein angenehmes Leben zu führen. Jetzt, Antonio, wißt ihr meine geheimſten Gedanken und Entſchlüſſe, nun rathet mir bei der Wahl meines künftigen Gemahls.

Eine Antwort erwartend, ſchwieg hier die Herzogin, aber ſie hätte noch lange fortreden können, ohne von Antonio unterbrochen zu werden. Todtenbleich, ſtumm und ſtarr ſtand er vor ihr, nur einzelne Seufzer riſſen ſich gewaltſam los aus ſeiner tiefſten Bruſt; jetzt erſt ward er ſich klar bewußt, wie mächtig ihn die Liebe zur Fürſtin beherrſchte und ſein ganzes Weſen durchglühte. In träumeriſchen ſüßen Stunden hatten ſich ihm oft leiſe Hoffnungen von Gegenliebe aufgedrungen, alle waren jetzt zerſtört, er ſah die heißgeliebte Herrin im Begriff, einen Andern zu beglücken, und er ſelbſt ſollte ihr dabei Rath ertheilen. Unmöglich war es ihm, nur ein Wort hervorzubringen, er ſchwieg, die Fürſtin aber las in ſeiner Seele.

Antonio, rief ſie lächelnd, traure nicht, faſſe Muth, Du biſt es, den ich liebe, den ich mir wählte, Du biſt mein Gemahl. Wenn Du es werden willſt, ſetzte ſie hinzu. Antonio war wie ein vom Tode zu neuem Leben Erwachter, ſein Entzücken duldet keine Beſchreibung. Er ſank zu den Füßen der Fürſtin und fand jetzt eben ſo wenig Worte für die Freude, als kurz vorhin für den Schmerz. Endlich kamen Sprache und Bewußtſeyn ihm wieder, und glühender Dank, heilige Schwüre, ewig in unbegränzter Liebe und Ergebenheit der Fürſtin treueſter Diener zu bleiben, floſſen von ſeinen Lippen.

Als der erſte Sturm der Leidenſchaft ſich gelegt hatte, hielten Beide gemeinſchaftlich Rath, wie ihre Verbindung am beſten und ſicherſten zu knüpfen ſey. Die Herzogin hatte eine Vertraute, der ſie von Jugend auf gewohnt war, Alles zu offenbaren, und die ſie auch ſchon von dieſem Geheimniß ihres Herzens unterrichtet hatte. Sie konnte ſich unbeſorgt auf die Treue dieſer Frau verlaſſen, ſie war die Tochter ihrer Amme, mit ihr erzogen und von ihrer früheſten Jugend an in ihrer Nähe geblieben, jetzt diente ſie ihr ſchon ſeit mehreren Jahren als erſte Kammerfrau. Nur dieſe war der einzige Zeuge des Bundes, der die Liebenden auf immer vereinte, ein Geiſtlicher, auf deſſen Verſchwiegenheit ebenfalls zu bauen war, ſprach in ihrem Zimmer den Segen der Kirche über ſie aus.

Einige glückliche Jahre verlebten die Neuvermählten, ohne daß irgend Jemand am Hofe nur die leiſeſte Ahnung ihres Geheimniſſes gehabt hätte. Zu Anfange des zweiten Jahres ward die Herzogin Mutter eines Sohnes. Sie hatte indeſſen mit Hülfe der Kammerfrau ihre Maaßregeln ſo gut genommen, daß ſeine Geburt ein tiefes Geheimniß blieb. Aus Dankbarkeit gegen ſeinen vorigen Herrn nannte Antonio den Knaben Federico und brachte ihn auf's Land in gute Pflege und Aufſicht. Im darauf folgenden Jahre beſchenkte die Herzogin ihren Gemahl mit einem zweiten Pfande ihrer Liebe, dießmal aber war das Geheimniß weniger gut bewahrt. Viele unter den Hofleuten hatten etwas davon gemerkt, ſie fiengen an unter ſich darüber zu flüſtern und ſich ihre gegenſeitigen Bemerkungen mitzutheilen. Zwar wußte Niemand den Namen des Vaters zu errathen, aber an dem Daſeyn des Kindes zweifelte Keiner.

Zuerſt lief das Gerücht von der Niederkunft der Herzogin nur ganz leiſe umher, nach und nach ward es immer lauter, immer beſtimmter, bis es zuletzt ſogar zu den beiden Brüdern der Herzogin kam. Höchſt entrüſtet vernahmen ſie dieſe Neuigkeit, am heftigſten erzürnte ſich darüber der Cardinal von Ragona; ſie hielten mit einander Rath und beſchloſſen, ihre Schweſter auf's genaueſte beobachten, jeden Schritt den ſie that, ausſpähen zu laſſen, um hinter die Wahrheit zu kommen. Würde ſie ſchuldig befunden, ſo waren ſie entſchloſſen, die der Familie gleichſam unter ihren Augen erzeigte Schmach blutig zu rächen.

Von dieſer Zeit an erſchienen täglich neue Abgeſandte der Brüder am Hofe der Herzogin, die augenſcheinlich kein anderes Geſchäft hatten, als ihrem Geheimniſſe nachzuforſchen und ſie überall zu belauſchen. Ihre eignen Hofleute waren über die Gelegenheit, ihren Zungen freien Lauf zu laſſen, zu erfreut, um nicht ihre Vermuthungen ſo laut auszuſprechen, daß ſelbſt Antonio etwas davon vernahm. Mehr um das Wohl der Herzogin beſorgt, als um ſein eignes, ergriff er daher die erſte ſichere einſame Stunde, um mit ihr davon zu ſprechen. Ihr wißt, geliebte Herrin, ſprach er zu ihr, daß eure Brüder Verdacht gegen euch geſchöpft zu haben ſcheinen, ich fürchte ſogar, es iſt mehr als Verdacht, und unſer Geheimniß vielleicht halb entdeckt. Sie wenden Alles an, um es ganz zu erforſchen, euer Hof wird nicht leer von ihren Kundſchaftern und jeder Tag führt deren neue herbei. Wie leicht könnte es ihnen gelingen, eure vertraute Kammerfrau zu überliſten und Alles zu erfahren! Ich glaube zwar nicht, daß ſie fähig wären, gegen euch perſönlich etwas zu unternehmen, aber mich ermorden zu laſſen, würden ſie gewiß nicht anſtehen. Ihr wißt aus mancher Erfahrung, wie wenig gewiſſenhaft und bedenklich ſie bei ſolchen Handlungen ſind, beſonders der Cardinal, und ich habe ſehr gegründete Vermuthungen, daß ich es bin, auf den ihr Verdacht fällt. Darum erlaubt, daß ich mich auf einige Zeit entferne, bis ich mit Sicherheit wiederkehren kann. Laßt mich unter dem Verwande, meine eignen Angelegenheiten zu beſorgen, nach Neapel gehen, von da will ich mich nach Ancona begeben und ſtill dort harren, bis eure Brüder beruhigt ſind und die Zeit uns lehrt, was zu thun ſey.

Dieſer Vorſchlag ihres Gemahls betrübte die Herzogin ſehr, lange beſtritt ſie ihn, bis ſie ihm ihre Einwilligung gab, doch that ſie es endlich, denn ſie konnte ſeinen Gründen wenig entgegenſetzen, und ergab ſich deßhalb zuletzt in ſein beſſeres vernünftigeres Wollen.

Die Liebenden trennten ſich mit unendlichem Schmerz, Antonio führte ſeinen Entſchluß, nach Neapel zu gehen, aus, ſeine beiden Kinder ließ er ſich ganz in's Geheim nachführen. Er übertrug die Beſorgung ſeiner dortigen Angelegenheiten einem Verwandten und begab ſich dann nach Ancona, wo er in einem großen ſchönen Hauſe, ſeinem Stande gemäß einige Zeit lebte, in Erwartung eines günſtigeren Glücks.

Die Herzogin vergieng indeſſen beinahe für Kummer über die Trennung von ihrem Gemahl, und wußte nicht mehr ohne ihn das Leben zu ertragen. Ueberdieß fühlte ſie ſich jetzt zum dritten Male Mutter. Sie ſtarb faſt für Angſt, wenn ſie daran dachte, daß ihre Brüder die Geburt dieſes dritten Kindes erfahren könnten.

Nach langem Ueberlegen und tauſend furchtbaren Gedanken, die ſie faſt zum Wahnſinn brachten, entſchloß ſie ſich endlich, dem Range einer regierenden Fürſtin zu entſagen, ſich zu ihrem über Alles geliebten Gemahl zu begeben und mit ihm in freundlicher Stille, fern vom Hofe, ein glückliches Leben zu führen, denn Liebe iſt allmächtig, ſie kennt kein Maaß, keinen Rang, und macht oft die am Throne zunächſt Gebornen zu Sclaven ihrer eignen Unterthanen.

Auf Alles bedacht, ſorgte die Herzogin zuförderſt dafür, ihren Gemahl ganz in der Stille von ihrem feſt gefaßten Vorſatze zu benachrichtigen und ihm ſo viel Gold und Kleinodien von ihrem perſönlichen Eigenthum zu überſenden, als ſie nur unbemerkt konnte. Dann machte ſie an ihrem Hofe öffentlich bekannt, wie ſie ein Gelübde gethan habe, zum heiligen Hauſe von Loretto zu wallfahrten. Mit großer Sorgfalt ordnete ſie darauf Alles, was ihren Sohn und die Regierung betraf, und machte ſich endlich auf den Weg, begleitet von einem ſtattlichen Gefolge und vielen mit reichem Gepäcke beladenen Maulthieren, ſo wie es ihrem hohen Fürſtenſtande ziemte.

Sie langte glücklich in Loretto an, betete andächtig im heiligſten Tempel der Chriſtenheit für ſich und ihren Antonio, ließ eine feierliche Meſſe leſen und opferte der heiligen Jungfrau reiche Gaben. Dann rüſtete ſie ſich wieder zur Heimreiſe und ſchlug den geraden Weg nach ihrer Reſidenz ein.

Unterweges ſprach ſie zu denen ſie zunächſt Umgebenden: Hier ſind wir gerade' nur noch fünfzehen Miglien von der uralten berühmten ſchönen Stadt Ancona entfernt, dünkt es euch recht, ſo wollen wir den kleinen Umweg nicht ſcheuen, dort einen Tag raſten und die vielgeprieſenen Merkwürdigkeiten des Ortes in Augenſchein nehmen. Alle riefen dieſem Vorſchlage lauten Beifall zu, die Maulthiere mit dem Gepäcke wurden ſchnell vorausgeſchickt und die ganze Geſellſchaft ſchlug fröhlichen Muthes den Weg nach Ancona ein.

Der von dem ganzen Plane im Voraus längſt unterrichtete Antonio war indeſſen ſorgfältig bemüht geweſen, ſein Haus auf's ſtattlichſte zum Empfange der geliebten Herrin zu ſchmücken und Alles für ſie auf's bequemſte zu bereiten. Jetzt, da der erſehnte Tag herannahte, beobachtete er unermüdlich Alle, welche ſeiner, an der Hauptſtraße belegenen Wohnung vorbeikamen, bis er an einem frühen Morgen den ihm wohlbekannten Reiſemarſchall der Herzogin erblickte. Er hielt ihn gleich an und nöthigte ihn auf's freundlichſte, zu ihm herein zu treten und zu raſten. Der Marſchall ſeiner Seits war auch nicht wenig erfreut, den Antonio Bologna ſo unverhofft wiederzuſehen, denn alle am Hofe hatten ihn liebgewonnen und ſeine Abweſenheit bedauert. Er erzählte dem Bologna ſehr ausführlich die Wallfahrt der Herzogin nach Loretto, wie ihr der Einfall gekommen ſey, Ancona zu beſuchen, und daß er vorausgeritten wäre, um ihr eine Wohnung zu beſtellen.

Antonio hörte dieß Alles als etwas ihm ganz Neues an, machte dann die Rechte eines alten treuen Dieners geltend, und beſtand darauf, daß die Herzogin nirgend anders einkehren könne, als bei ihm. Der Reiſemarſchall war mit dieſem Vorſchlage ſehr zufrieden, die nöthigen Einrichtungen wurden bald getroffen, da Alles ſchon zu dieſem Zwecke vorbereitet war, und Beide machten ſich nun auf den Weg, um begleitet von den vornehmſten Einwohnern der Stadt, die Herzogin feierlich einzuhohlen.

Mit hochklopfendem Herzen ſah die Fürſtin den Zug von ferne herankommen; da er ſich näherte, rief ihr ganzes Gefolge frohlockend aus: dort kommt ja auch unſer Antonio Bologna! und Alle umringten ihn fröhlich mit freundlichem Willkommen.

Ehrfurchtsvoll nahte Antonio ſich der Fürſtin, er ſtieg vom Pferde, beugte ſeine Kniee und küßte die ihm zitternd dargebotene Hand. Dann erbat er in geziemenden Worten die Gnade von ihr, bei ihm mit ihrem Gefolge das Abſteigequartier zu nehmen. Sie gewährte ſie ihm ihr huldreich, und triumphirend führte er die Gemahlin in ſein Haus als ſeine Fürſtin und Herrin.

Nach aufgehobener Tafel verſammelte ſich auf Befehl der Herzogin das ganze Gefolge, bis auf die geringſten Diener, in einem groſſen Saal, dort trat ſie unter ſie, begleitet von Antonio, und redete ſie folgendermaßen an.

Es iſt Zeit, daß ich euch, meine Ritter, Damen und treuen Diener, ja der ganzen Welt jetzt kund thue, was längſt vor Gott geſchehen iſt. Schon ſeit mehreren Jahren habe ich mir einen zweiten Gemahl erwählt, nach meinem Herzen und Willen. Dieſer iſt es, Signor Antonio Bologna, ihm bin ich nach den heiligen Gebräuchen unſerer Kirche, in Gegenwart dieſer meiner erſten Kammerfrau angetraut. Er iſt mein rechtmäßiger Gemahl, bei dem ich künftig leben und bleiben will, weil ich ihm angehöre. Bis heute war ich eure Gebieterin und Fürſtin, von heute an dient ihr dem Herzoge, meinem Sohne, ſeyd ihm treu ergeben, wie ihr mir es waret. Begleitet jetzt meine Damen zurück nach Malfi. Daß ich für Alle geſorgt habe, werdet ihr dort erfahren, die Belege darüber ſind in den Händen der Aebtiſſin des dem heiligen Sebaſtiano geweihten Kloſters. Alle werden zufrieden ſeyn, denn ich habe für Alle geſorgt, auch für die beiden Töchter meiner Oberhofmeiſterin, der Signora Beatrice. Uebrigens wird euch der Oberhofmeiſter in Allem befriedigen, wie ſonſt geſchah, ſobald ihr wieder in Malfi ſeyd. Von meinen Frauen will ich nur dieſe meine erſte Kammerfrau bei mir behalten, wer von den Dienern freiwillig bei mir bleiben will, der ſoll willkommen ſeyn und gut gehalten werden. Dem Herzogthum und deſſen Regierung entſage ich hiermit feierlich und auf immer, künftig will ich mit meinem Gemahl in der Stille des Privatlebens ein ruhiges zufriednes

Daſeyn finden. Jetzt wißt ihr meinen Entſchluß, thut nun eurer Seits was ihr glaubt thun zu müſſen.

Stumm und ſtarr ſtanden Alle nach dieſer unerwarteten Anrede da, wie vom Donner gerührt, keiner wußte, ob er recht vernommen habe, was ſeine Ohren doch gehört hatten. Als aber der hochentzückte Antonio die beiden Kinder herbeiführte und die Herzogin mütterlich zärtlich ſie umarmte und liebkoſete, da wurden ſie doch von der Wirklichkeit des Vorgegangenen überzeugt. Die Herzogin entfernte ſich mit den Ihrigen und die Uebrigen hielten nun einen großen Rath über das, was jetzt zu thun ſey, zu welchem Jeder ſein Wörtchen beitrug. Nur zwei alte treue Diener erklärten ſich willens, auch künftig im Dienſte ihrer Gebieterin zu bleiben und ſie auf keinen Fall zu verlaſſen. Alle übrigen verließen auf der Stelle das Haus und begaben ſich in einen Gaſthof. Den folgenden Morgen reiſte gleich einer der Cavaliere nach Rom, um dort den Brüdern der Herzogin dieß unerwartete Ereigniß kund zu thun, und das übrige Gefolge trat in aller Eile den Rückweg nach Malfi an.

Seelige Tage verlebten indeß die Herzogin und ihr Antonio in ungeſtörtem Beiſammenſeyn, die Geburt des dritten Kindes erhöhte noch ihr häusliches Glück. Ihr ſehnlichſter Wunſch war unbemerkt, in ſtillem Frieden, eins durch das Andere beglückt zu bleiben, bis an's Ende ihres Lebens, aber das Schickſal, oder vielmehr Stolz und Rachſucht der Brüder der Herzogin hatten es anders über ſie beſchloſſen. Beide Brüder waren wüthend vor Zorn über die Mißheirath ihrer Schweſter, beſonders der Cardinal; ſie benutzten ihre großen und vielen Verbindungen durch ganz Italien, um das glückliche Paar aus ſeinem ſicheren Zufluchtsorte zu vertreiben und es ſo vielleicht in ihre Gewalt zu bekommen. Auch gelang es ihnen, bei dem Magiſtrat der Stadt Ancona zu bewirken, daß Antonio mit den Seinen aus der Stadt und deren Bezirk verbannt werden ſollte. Die Verhandlungen deßhalb konnten indeſſen doch nicht ſo geheimnißvoll betrieben werden, daß Antonio nichts davon vernommen hätte.

Auch ihm mangelte es nicht an Freunden, und mit ihrer Hülfe gelang es ihm, die Sache ſo in die Länge zu ziehen, daß ſechs bis ſieben Monate darüber hingiengen, die er ungeſtört noch in Ancona verlebte. Inzwiſchen war er überzeugt, daß er dennoch am Ende den mächtigern Feinden würde weichen müſſen; daher wandte er dieſe Zeit ſehr vorſichtig an und traf Verkehrungen für die drohende Zukunft. Er ſchickte ſeine Kinder ganz ins Geheim nach Siena, wirkte ſich bei'm dortigen Magiſtrat die Erlaubniß aus, mit den Seinigen in jener Stadt leben zu dürfen, ſorgte für ſeine Geldangelegenheiten, und hatte Alles ſo gut zu ordnen gewußt, daß der Befehl des Magiſtrats von Ancona, binnen vierzehn Tagen die Stadt zu verlaſſen, ihm eben überreicht ward, da er im Begriff war, mit ſeiner Gemahlin und ſeiner ganzen Dienerſchaft die Pferde zu beſteigen, um ſich nach Siena zu begeben. Der Cardinal wüthete ärger, als jemals, da er dieß hörte, denn es zerſtörte alle ſeine getroffnen Maaßregeln. Er hatte gehofft, Antonio würde bis zur beſtimmten Zeit der Abreiſe zögern und dann unterwegs ſeinen Abgeordneten in die Hände fallen. Durch dieß frühere Zuvorkommen war er ihnen nun freilich für dießmal entgangen, doch hörten beide Brüder deßhalb noch nicht auf, die treue Liebe zu verfolgen.

Ihren raſtloſen Bemühungen gelang es, durch den Cardinal von Siena, dem Bruder des Hauptes der Signoria jener Stadt, zu bewirken, daß Antonio nach wenigen in Siena ruhig verlebten Monaten auch von dort verbannt ward. Ernſtlich nachdenkend über ſeine unruhige mißliche Lage, kam er nach reiflicher Ueberlegung jetzt zu dem Entſchluſſe, mit ſeiner Familie ſich nach Venedig zu begeben. Er machte ſich zu dieſem Zwecke ſobald als möglich auf den Weg, begleitet von der Herzogin, den drei Kindern und allen ihren Dienern. Sie durchzogen das Florentiniſche Gebiet, um ſchnell Romagna zu erreichen, wo ſie ſich einzuſchiffen gedachten. Dießmal aber hatten die rachſüchtigen Brüder Ragona ihren Plan ſicherer angelegt, als das erſte Mal. Die kleine Karavane des Antonio war faſt bis Forli gekommen, da wurde er plötzlich eine beträchtliche Anzahl Reiter gewahr, die ſie zu verfolgen ſchienen. Grauſen ergriff ihn bei dem Anblick, doch trieb er die Seinen vorwärts zu eilen, in der Hoffnung, ein nahe vor ihnen liegendes Städtchen zu erreichen und dort Schutz zu finden, ehe ihre Verfolger ſich nähern konnten. Er ſelbſt und ſein älteſter Knabe hätten auf ihren trefflichen Türkiſchen Pferden leicht entkommen können, auch die Herzogin, die einen ſehr ſchönen und ſchnellen Zelter ritt, aber die beiden jüngſten Kinder waren zuſammen in einer von Mauleſeln getragenen Sänfte und die Diener waren auch weit weniger gut beritten, als ihre Herrſchaft.

Die Herzogin konnte noch immer nicht zu dem Glauben kommen, daß ihre Brüder gegen ihre eigne

Perſon etwas Böſes im Sinne hätten, doch fürchtete ſie alles für ihren Gemahl, denn ſie wußte, wie unverſöhnlich und wüthend ihr Zorn gegen ihn war. Weinend näherte ſie ſich deßhalb dem Antonio. Eile, fliehe, rette Dich, rief ſie ängſtlich flehend, laß mich es nicht ſehen, daß meine eignen Brüder Dich, das Glück meines Lebens, morden. Mir und den Kindern thun ſie kein Leid, ich weiß es gewiß, nur für Dich zittre ich und mit Recht, rette nur jetzt Dich, Du retteſt auch mich dadurch. Immer näher kamen die Verfolger, immer größer ward ihre Zahl, immer ängſtlicher und dringender bat die todtenbleiche weinende Fürſtin. Antonio ſah die Unmöglichkeit eines Gedankens an Gegenwehr; ihm blieb nichts übrig, als dem Willen ſeiner Gemahlin Folge zu leiſten. Er ſchied von ihr, wie man vom Leben ſcheidet, weil ſie es ſo wollte. Ich werde meine Brüder beſänftigen, es muß mir gelingen, Gott wird uns ein fröhliches Wiederſehen geben, dieß waren die letzten Worte, die er von ihr hörte.

Seinem flüchtigen Renner die Sporen gebend, jagte Antonio mit Blitzesſchnelle davon, und rief ſeinem Gefolge zu, ihm nachzueilen. Da ſein älteſter Sohn den Vater mit verhängtem Zügel fliehen ſah, folgte er ihm auch und es gelang ihm, ihn noch einzuhohlen; auch viere von den Dienern, die gute Pferde hatten, ſchloſſen ſich an ihren Herren, und der kleine Zug war den Verfolgern bald aus dem Geſicht gekommen. Die Zurückgebliebnen hingegen ſahen ſich in wenigen Minuten umringt von den Reitern der Brüder Ragona. Höflich nahte ihr Anführer der Herzogin; vielleicht war es ihm ſo befohlen, vielleicht that er es auch aus Klugheit, um allen Aufſehen erregenden Lärm zu vermeiden. Beruhigt Euch, gnädige Frau, ſprach er, es wird Niemanden Leides geſchehen, Eure Brüder haben uns geſendet, um Euch nach Malfi zu geleiten, damit ihr wieder in Eurer Reſidenz wohnen und Euer Volk regieren möget, wie zuvor, ohne uns auf's neue zu verlaſſen. Man wird Euch dort deutlich beweiſen, daß Antonio Bologna Eurer Gnade durchaus unwürdig iſt, folgt mir nur geruhig und macht euch keine unnütze Sorge, es geht gewiß Alles beſſer, als ihr jetzt denkt.

Dieſe Rede trug wirklich zur Beruhigung der Herzogin bei und beſtärkte ſie in der Hoffnung, daß weder ſie noch ihre Kinder von den Brüdern perſönlich etwas zu beſorgen hätten. Sie ergab ſich darum geduldig in ihre jetzige Lage und ließ ſich einige Tage hindurch ohne

Widerſtreben fortführen, bis ſie ein ihrem Sohn, dem Herzog, gehörendes, ſehr feſtes Caſtel erreichten. Hier wurden vor den Thoren plötzlich alle ihre Diener freigegeben und fortgeſchickt, nur ihre vertraute Kammerfrau mit ihr und den Kindern hineingeführt. In der Burg ſelbſt brachte man die Herzogin, die zwei Kinder und die Kammerfrau ſogleich in das Gewölbe des feſteſten Thurms, als Gefangene. Mehrere Monate vergiengen, ohne daß Jemand etwas von ihrem ferneren Schickſal vernommen hätte; dann aber kam es an den Tag, daß alle viere, bald nach ihrer Einkerkerung, auf Befehl der nach Rache dürſtenden Brüder, ganz in's Geheim jämmerlich ermordet worden waren.

Auf der Flucht hatte der unglückliche Antonio den Gedanken, nach Venedig zu gehen aufgegeben und ſich nach Mailand gerettet. Dort lebte er unter Freunden und Bekannten im Hauſe ſeines Beſchützers, des Ritters Viſconte und träumte, unbekannt mit dem traurigen Schickſal der Seinen, von beſſern künftigen Zeiten. Auf Anſtiften des Cardinals Ragona waren ſeine Güter im Neapolitaniſchen, vom Staate eingezogen worden. Antonio wußte dieß wohl, aber er hoffte dennoch immer, daß ſeine Gemahlin ihn mit ihren Brüdern verſöhnen und Alles ihm bald wieder erſtattet werden würde. Das Gerüchte von ihrem Tode verbreitete ſich nach einigen Monaten durch ganz Italien und erreichte auch ihn; er glaubte aber nicht daran und konnte es auch nicht. Denn um ihn recht ſicher zu machen und dadurch ihn vielleicht noch in ihre Gewalt zu bekommen, hatten ſeine Todtfeinde ihn höchſt liſtiger Weiſe zu täuſchen gewußt. Auf ihr Anſtiften erhielt er immer Nachrichten, als von der Herzogin ihm unter der Hand zugeſendet, die ihn hoffen ließen, Alles bald glücklich beendet zu ſehen; er glaubte feſt, mit ihr und ſeinen Kindern wieder vereinigt zu werden und alles übrige ihm Geraubte wieder zu erhalten und ließ ſich durchaus von dieſem Wahn nicht abbringen. Vergebens warnten ihn ſeine Freunde; Keinem gab er Gehör, weil er ſich beſſer von der wahren Lage der Dinge unterrichtet glaubte, als ſie es ſeiner Meinung nach ſeyn konnten. So lebte er hin von einem Tage zum andern, faſt ein ganzes Jahr lang, bedauert und geliebt von allen, die ihn kannten und immer umgaukelt von falſcher trügeriſcher Hoffnung.

Ein Florentiniſcher Ritter, Namens Delio hielt ſich um dieſe Zeit in Mailand auf. Zufälligerweiſe ward Delio mit einem andern fremden Edelmann dort bekannt: dieſer vertraute ihm, wie er von dem Cardinal Ragona den Auftrag erhalten habe, einen gewiſſen Antonio Bologna bei der erſten ſichern Gelegenheit, durch Banditen ermorden zu laſſen. Ich werde mich aber wohl hüten, ſetzte der Fremde hinzu, den Henkerknecht zu ſpielen, um dem Fürſten einen Gefallen zu thun; ich bin im Gegentheil geſonnen, den Antonio zu warnen, ſobald ich ihn treffe, damit er ſich bei Zeiten fortmache, ehe der Cardinal einem Andern dieſen Auftrag giebt, der ihn beſſer ausrichten würde, als ich. Delio hörte dieß an, ohne ſonderlich darauf zu achten; er kannte den Antonio Bologna nicht und leider war damals der Meuchelmord in Italien ſo gewöhnlich, daß man es faſt nicht der Mühe werth hielt, über eine ſolche That zu ſprechen.

Am Abende nach dieſem Geſpräche aber, war Delio zu einer großen Geſellſchaft, im Hauſe einer der edelſten Damen von Mailand, geladen. Dort zog ein ausgezeichnet ſchöner Mann vom edelſten Anſtande durch den Ausdruck der tiefſten Trauer in allen ſeinen Zügen und Bewegungen zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich; noch mehr ward dieſe erregt, da der Unbekannte auf Bitte der Dame des Hauſes eine Laute ergriff und mit ſchöner Stimme und herzergreifendem Ausdruck ein

Lied von unglücklicher Liebe und unendlicher Sehnſucht dazu ſang. Der Unbekannte war Antonio Bologna; unausſprechliches Mitleid mit dem Unglücklichen ergriff den Ritter Delio, da er ihn nennen hörte. Er drängte ſich an ihn, zog ihn beiſeite, ſobald es ſich thun ließ, erzählte ihm, was er dieſen Morgen gehört habe, und beſchwor ihn, Mailand zu verlaſſen, und für ſeine Sicherheit zu ſorgen. Dann ſuchte er ihn von dem Tode der Herzogin zu überzeugen, ſtellte ihm vor, wie der Cardinal ſein Leben gewiß noch weniger ſchonen würde, als das ſeiner Schweſter, wie ſchon jetzt gedungne Meuchelmörder jeden ſeiner Schritte belauerten; umſonſt, nichts konnte den Wahn zerſtören, der den armen Antonio verblendete. Ich danke euch Ritter, ſprach er zum Delio, ich danke euch recht herzlich für eure wohlgemeinte Warnung, aber glaubt mir, ich bin beſſer von Allem unterrichtet; ich habe Briefe aus Rom, der Cardinal zürnt mir nicht mehr, die Herzogin lebt, bald wird ſie meiner ſehnenden Liebe wiedergegeben. Auch aus Neapel meldet man mir, daß ich innerhalb weniger Wochen meine Güter wieder erhalten ſoll, glaubt mir, Herr Ritter, es wird Alles gut werden, ich habe jetzt nichts mehr zu fürchten.

Den folgenden Morgen gieng Delio mit einem Bekannten über den Platz, der zu der Franziscaner-Kirche führt. In einiger Entfernung erblickten ſie den Antonio Bologna auf einem wunderſchönen Pferde, zur Meſſe reiten; vor ihm ritten zwei Diener, der eine trug das Brevier ſeines Herren, der andere war mit einer Lanze bewaffnet. Wahrlich, ſprach Delio zu ſeinem Begleiter, Antonio hätte klüger gethan, auch dem andern Diener eine Lanze zu geben, ſtatt des Gebetbuchs, welches dieſer trägt. Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo ſahen ſie vier über und über gewaffnete Reiter gerade auf den Antonio losgeſprengt kommen, um ihn her entſtand ein Auflauf. Delio eilte ihm zur Hülfe; er kam zu ſpät, Antonio lag ſchon entſeelt auf dem Platze, durchbort von vielen Wunden. Seine Mörder ſprengten durch das erſtaunte Volk hindurch, zum Thore hinaus; Niemand hatte gewagt, ſie anzuhalten.

So mußten Antonio Bologna und ſeine ſchöne hochherzige Fürſtin grauſam untergehen, durch das, was einzig unſer Leben ſonſt beglückt, durch Hoffnung und Liebe. Erſt in jener Welt, wohin Rache des beleidigten Hochmuths nicht reicht, ſollten die letzten prophezeihenden Worte der von ihrem Geliebten ſcheidenden Herzogin in Erfüllung gehen und ihnen ein freudiges Wiederſehen gewähret werden. Von dem Schickſal ihres einzigen übrig gebliebnen Sohnes, iſt keine Kunde bis zu uns gekommen.

Gerardo und die ſchöne Helena.

Schöne Damen und werthe Freunde! Was der Menſch im Leben oft als verloren beweint, hat er in dem Augenblicke gewonnen, wo er auf immer daran verzweifelt es je zu erreichen. Das blinde Glück treibt im Umſchwunge ſeines ſtets drehenden Rades ſein Spiel mit uns, und obwohl immer unbeſtändig, erſcheint es doch in der Liebe am aller unbeſtändigſten. Erlaubt, daß ich, um dieſe Behauptung zu beweiſen, eine Geſchichte erzähle, die ſich vor langen Jahren in Venedig zugetragen hat, und deren Wahrheit noch heut zu Tage aus Documenten bewieſen werden kann, welche der dortige geſtrenge Magiſtrat in ſeinen Archiven aufbewahrt.

In jener großen, weltberühmten Stadt lebten zwei edle, ſehr begüterte Herren, Meſſer Pietro und Meſſer Paolo. Beide waren verheirathet, und wohnten in ihren Paläſten, am Ufer des großen Canals einander ſchräg gegenüber. Paolo war Vater zweier Kinder, einer ſchon verheiratheten Tochter und eines zwanzigjährigen Sohnes, Namens Gerardo. Pietro hatte nur eine vierzehn Jahre alte Tochter, welche Helene hieß. Sie war von unbeſchreiblich wunderbarer Schönheit, die jeder Tag noch erhöhte, da er ſie nicht nur älter, ſondern auch reizender machte. Faſt täglich führte den Gerardo ſein Weg unter ihrem Balcon vorbei, wenn er, nur von einem Bedienten begleitet, auf einer Gondel durch den großen Canal in einen kleineren fuhr, welcher von der anderen Seite Helenen's väterliches Haus beſpülte.

In dieſer Zeit geſchah es, daß Helenen's Mutter plötzlich erkrankte und ſtarb, zur großen Betrübniß ihres Gemahls und einzigen Töchterleins. Einige Wochen nach dieſem Unglück wünſchte Pietro Helenen zu erheitern und ſie in anſtändiger Geſellſchaft fröhlich zu ſehen. Er ſchickte daher ihre Amme, welche jetzt dem Hausweſen vorſtehen mußte, zu einem Edelmann, der mit vier Töchtern in einem Hauſe am kleinen Canal ihm gerade gegenüber wohnte, und ließ ihn bitten, ſeine Töchter an Feſttagen zu Helenen zum Beſuch zu ſchicken, um ihr Geſellſchaft zu leiſten. Dieſe Bitte ward ſchnell und höflich zugeſtanden, um ſo eher, da die vier Schweſtern ganz ungeſehen an der Waſſerthüre ihres Hauſes eine Gondel beſteigen, und zu der gegenüber liegenden Waſſerthüre vor Pietro's Hauſe hinſchiffen konnten, wo ſie eben ſo ungeſehen ausſtiegen.

Sie kamen alſo gern und fröhlich alle Feiertage zu Helenen, und ergötzten ſich mit ihr, indem ſie mancherlei, ihrem Alter und Geſchlechte angemeſſene Spiele ſpielten. Ihr liebſtes war ein Pfänderſpiel, welches darin beſtand, daß ſie einander einen Ball zuwarfen. Die unter ihnen, welche dieſen Ball nicht in der Luft auffieng, ſondern ihn zur Erde fallen ließ, mußte Strafe geben. Nun aber waren die vier Schweſtern zwiſchen ein und zwanzig und ſiebzehn Jahren alt, und jede hatte ſchon ihren Geliebten. Daher geſchah es zuweilen, daß eine oder die andere, oft ſogar alle viere während des Spiels auf den Balcon liefen, um ihre Liebhaber, auch wohl andere junge Leute auf dem großen Canal hinfahren zu ſehen.

Die gute Helena, welche in ihrem kindlichen Gemüthe noch von keinen Liebesflammen wußte, ward dann nicht wenig verdrießlich, und zog ihre Gefährtinnen ungeduldig bei den Kleidern zum Spiele zurück. Die vier Mädchen aber, welchen der Anblick ihrer Freunde ergötzlicher dünkte, als das Ballſpiel, achteten nicht auf Helenen, ſtanden wie angemauert am Fenſter, und warfen oft Blumen und dergleichen Liebeszeichen hinunter in die vorüberſchiffenden Gondeln ihrer Liebhaber. Endlich, an einem Feſttage, als Helene eben eine der vier Schweſtern, welche gar nicht vom Balcon weichen wollte, über die Maßen plagte und zog, wandte ſich dieſe mit folgender Anrede zu ihr: „Helena‘ wüßteſt Du, welche Freude es uns macht, am Fenſter unſer Spiel zu ſpielen, beim heiligen Kreuz, Du ſtündeſt hier eben ſo gern als wir, und würdeſt wenig mehr nach dem Pfänderſpiel fragen; aber Du biſt noch ein einfältiges Dirnchen, das von ſolchen Dingen nichts verſteht.“ Helene aber achtete dieſer Aeußerung nicht, ſondern fuhr auf ihre kindiſche Weiſe fort, ſie zum Spiele zu ziehen.

Zufälligerweiſe wurden die vier Schweſtern einſt an einem Sonntage abgehalten, ihren gewöhnlichen Beſuch abzuſtatten. Traurig und niedergeſchlagen ſtellte ſich die einſame Helena auf einen Balkon, der auf den kleineren Canal ausgieng, um wenigſtens das Haus ihrer Geſpielinnen zu ſehen. Indem nun das Kind da ſtand, und ſchmerzlich die liebe gewohnte Geſellſchaft vermißte, geſchah es, daß Gerardo in ſeiner kleinen offnen Gondel wieder vorbeifuhr. Er erblickte das Mädchen, und ſah ſcharf zu ihr hinauf; ſie, dieß gewahr werdend, wendete das Geſicht zu ihm, und blickte freundlich zu ihm herunter, wie ſie das von ihren Freundinnen in ähnlichen Fällen geſehen hatte. Gerardo, der ſie gar nicht kannte, wunderte ſich hierüber, warf ihr zärtliche Blicke zu, und ſie lächelte holdſelig zu ihm herab, indem ſie auf dieſe Weiſe das von ihren Freundinnen ſo hoch gerühmte Spiel zu ſpielen glaubte.

Kaum war Gerardo vorbei gefahren, ſo ſprach ſein Knabe, der die Barke führte, zu ihm: Lieber Herr, habt ihr wohl das ſchöne Mädchen recht angeſehen, und bemerkt, wie holdſelig und freundlich ſie nach euch blickte und euch zuwinkte? Beim Evangelium des heiligen Zacharias, die ſieht aus Augen des Himmels! wäre ich Ihr, ich wüßte wohl, was ich thäte. Gerardo ſtellte ſich, als habe er nichts bemerkt. Wende die Gondel, ſprach er zum Knaben, und rudere langſam dem Hauſe vorbei, ich will doch ſehen, wen du meinſt, und ob das Mädchen ſo ſchön iſt, als du ſagſt.

Helena ſtand noch auf dem Balcon, als der Jüngling in der offenen Barke langſam zum zweiten Male vorüber ſchwamm. Mit liebeheißen Blicken ſah er zu ihr hinauf, und ſie, welche eben eine voll aufgeblühte Nelke im Haar trug, nahm die ſchöne duftende Blume, und ließ ſie leiſe hinabgleiten zu ihm in die Gondel. Außer ſich vor Freuden, über dieſe Gabe, neigte ſich Gerardo demüthig vor dem Mädchen, nahm die Blume auf, und küßte ſie mit allen Zeichen des Entzückens. Helenen's Schönheit und der Duft der Nelke zogen in ſein junges Herz. Von Liebe entglüht, gab er ſich ganz im innerſten Gemüth dem holden Mädchen hin; ſie aber, in der kindlichſten Unſchuld, fühlte nicht den Pfeil der Liebe in der jungen Bruſt.

Wohl ſah ſie es gern, wenn Gerardo vorüberſchiffte, und wechſelte dann von ihrem Balcon freundliche Blicke mit ihm; aber Alles dieß ſchien ihm nicht mehr noch minder, als ein artiges Spiel. Täglich fuhr nun der liebende Jüngling durch den Canal, oft vier bis fünf Mal an einem Tage, aber nie wollte es ihm gelingen Helenen zu erblicken, außer an Feiertagen; denn das der Liebe unkundige Mädchen hielt es für Unrecht an Werktagen zu ſpielen. Der in Leidenſchaft faſt vergehende Gerardo aber war ſehr unzufrieden, daß er kein Mittel finden konnte, die Geliebte nur zu ſehen, geſchweige ihr durch Worte oder Briefe ſein Gefühl zu entdecken. Peinlich quälte er ſich hin, bis ein Feſttag ſie ihm am Fenſter zeigte. Dann ſtrebte er durch Stellung und Gebärde ihr die Flamme kund zu thun, die ihn glühend verzehrte; aber es half ihm wenig, Helene verſtand ſeine Zeichen nicht, und achtete nicht darauf.

Bald indeſſen empfand ſie doch einiges Vergnügen, wenn ſie Gerardo erblickte, ſie ließ ſich ungern in dieſer Feſttagsfreude ſtören, und ſuchte deßhalb oft Entſchuldigungen, um dem Beſuch der vier Schweſtern auszuweichen, denn auch ihr war Gerardo's Anblick jetzt lieber als das Pfänderſpiel. So ſtanden die Sachen, als eines Tages der troſtlos liebende, auf dem Fußſteige längs den Häuſern hinwandelnd, Helenen's Amme erblickte, welche früher auch die ſeinige geweſen war. Sie klopfte eben an Pietro's Hausthüre, um hinein gelaſſen zu werden. So ſchnell er konnte, eilte der Jüngling ihr nach, um ſie zu erreichen, ehe ſie in's Haus trat, und rief dabei, ſo laut er es vermochte: Amme! liebe Amme! aber da dieſe eben ſehr ſtark pochte, hörte ſie ihn nicht. Im Umwenden endlich, um die geöffnete Thüre wieder zuzuſchließen, ward ſie den aus allen Kräften auf ſie zulaufenden Gerardo gewahr und blieb, ihn erwartend, ſtehen.

Er erreichte ſie bald, und erblickte durch die offne Thüre Helenen im innern Hofe. War es übermäßige Freude, ſich die Geliebte ſo plötzlich nahe zu ſehen, oder Folge des ſchnellen Laufens, genug er fühlte plötzlich ſein Herz heftig beklemmen, wurde bleich und ſank bald aller Sinne beraubt, wie ein Todter, zu Boden. Die Amme, Helene und ein Mädchen, ſo eben bei ihr war, erhoben bei dieſem unerwarteten und entſetzlichen Anblick ein lautes Geſchrei um Hülfe. Wie durch eine unbekannte Macht gezogen, warf ſich Helene weinend über den anſcheinend Todten hin, aber die vorſichtige Amme hob ſie ſchnell wieder auf, und brachte ſie in ein nahgelegenes Zimmer. Dann beſchäftigte ſie ſich mit Gerardo, rieb ihm die Schläfe, riß ihm die Kleider auf, rief ihn bei Namen und da nichts ihn beleben wollte, zog ſie ihn mit Hülfe eines Mädchens in's Haus, und ſchloß die Thüre zu. Sie liebte den ohnmächtigen Jüngling, den ſie an ihrer Bruſt ernährt hatte, von ganzem Herzen, und klagte laut bei ſeinem Unfall.

Pietro hörte das Jammergeſchrei der Amme, eilte mit ſeinen Leuten hinunter, ſorgte als ein guter Mann, wie er war, recht väterlich, daß dem armen Gerardo alle Hülfe geleiſtet würde, und da er ſah, daß keins der angewandten Mittel wirkſam ſich zeigte, ließ er ihn in einer Gondel queer über den Canal zu ſeinem Vater Paolo führen. Die Amme und ein treuer Bedienter begleiteten ihn. Daß Paolo bei'm Anblick des wie todt da liegenden Sohnes faſt ſelbſt ohnmächtig hingeſunken wäre, und wie kläglich er weinte und klagte, kann Jeder ſich denken, der einſt ein über Alles geliebtes Kind in ſolchem Zuſtande ſah.

Unter lautem Weinen aller Hausgenoſſen ward der kranke Jüngling in ſein Zimmer auf's Bette getragen. Mehrere herbeigerufene Aerzte wendeten alle erſinnlichen Mittel an, um die entfliehenden Lebensgeiſter aufzuhalten und zurückzurufen. Endlich brachten ſie es ſo weit, daß Gerardo wieder anfieng zu athmen und allmählich ſich erhohlte. Da er noch nicht ganz zum Bewußtſeyn gekommen war, glaubte er ſich noch auf der Straße hinter der Amme herlaufend, und rief ſie mit ſtammelnder Zunge, Amme! Amme! Schnell antwortete dieſe ihm, hier bin ich, lieber Sohn, was willſt Du? Da blickte er auf, und als er ſich in ſeinem Bette ſah, umgeben von ſeinen Aeltern und allen Verwandten und Freunden des Hauſes, wußte er nicht, wie ihm geſchehen war. Doch begriff er wohl, daß dieß nicht der Augenblick wäre, der Amme zu ſagen, was er ihr ſo ſehnlich zu entdecken wünſchte. Er ſchwieg alſo davon, und erfreute dafür die Seinigen mit der Verſicherung, daß er ſich vollkommen wohl und ſchmerzenfrei fühle. Alle verließen daher bald das Zimmer, damit er ruhen könne und nur die Amme blieb bei ihm.

So wie er mit ihr allein war, wendete er ſich mit traurigen Blicken und heißen Seufzern zu ihr. Wohl habt ihr, liebes ſüßes Mütterchen, ſprach er, an dem gefährlichen Zufall, der mir zugeſtoßen iſt, geſehen, wie es mit mir ſteht, und daß ich in Wahrheit mein Leben bald kläglich enden werde, wenn ich nicht Hülfe finde. Ich weiß nicht, wohin ich mich um Beiſtand wenden ſoll, wenn nicht einzig zu euch, in deren Händen offenbar mein Leben oder Tod ſteht. Die mitleidige Amme tröſtete ihren Gerardo ſo gut ſie konnte, bat ihn Muth zu faſſen und verſprach ihm allen möglichen Beiſtand von ihrer Seite.

Der Jüngling ward durch ihre Verſprechungen ganz getroſt und erzählte ihr nun von ſeiner wunderbaren Liebe zu einem Mädchen, deſſen Namen er nicht einmal wiſſe, ſondern nur, daß ſie eine von den fünf Jungfrauen ſey, die er alle Feſttage bald einzeln, bald alle zuſammen im Hauſe des Pietro am Fenſter erblickte. Die Amme hörte ihm aufmerkſam zu, und überlegte ſchweigend und nachdenklich, welche der vier Geſpielinnen Helenen's, die ſie als fröliche. eben nicht zu verſchämte Mädchen kannte, wohl die ſeyn möge, die in Gerardo's Bruſt eine ſo heftige Liebesflamme entzündet habe. Denn an die kindliche unſchuldige Helene kam ihr kein Gedanke. Sie verabredete endlich mit ihm, daß ſie am nächſten Feſte mit den Mädchen am Fenſter bleiben und genau auf alle merken wolle, um die rechte zu entdecken, während er mehrere Male auf ſeiner Gondel vorbeiſchiffe.

Endlich kam der von der Amme und dem Liebenden herbeigeſehnte Sonntag. Helene aber hatte einen Vorwand erſunden, um den Beſuch der vier Schweſtern abzuwenden. Seit der Ohnmacht des Jünglings fühlte ſie, ſie wußte nicht was, in ihrem Herzen. Sie hatte groſes Mitleid mit dem Kranken, dachte fleißig und gern an ihn und wünſchte ſehr, ihn wieder zu ſehen. Heute, hoffte ſie, würde er vorüber ſchiffen, deßhalb ſuchte ſie allein zu bleiben. Wie die Amme hörte, daß die Mädchen nicht zu Helenen kommen würden, war ſie ſehr verdrüßlich, denn ſie wußte jetzt nicht, wie ſie es anfangen ſolle, um den Gerardo zufriedenzuſtellen. Doch da ſie gewahr ward, daß Helene nach dem Mittagseſſen keine bleibende Stätte mehr fand, ſondern wohl tauſend Mal in einer Stunde an's Fenſter lief; fieng ſie an, Argwohn zu ſchöpfen, und um recht klar über Alles zu werden, gab ſie vor, ein wenig ſchlummern zu wollen.

Helene freute ſich ſehr, ſo freies Feld am Fenſter zu behalten, und ſo wie die Amme auch nur den Rücken gewandt hatte, lief ſie auf den Balcon, um ihr liebes Spiel anzufangen. Das Glück war ihr günſtig. Kaum hatte ſie ihren Platz eingenommen, ſo ließ ſich Gerardo auf dem kleinen Canal blicken.

Die ſchlaue Amme hatte indeſſen in einem andern Zimmer ſich an's Fenſter geſtellt, Helenen zu beobachten. Dieſe ward bei'm Anblick ihres Spielcameraden ganz fröhlich, ſchien ihm durch allerhand mädchenhafte Geberden kund thun zu wollen, daß ſie ſich über ſeine Geneſung freue, und warf ihm lächelnd einen Blumenſtrauß zu. So wie die Amme dieß ſah, wußte ſie, woran ſie war, ſie eilte zu Helenen, die noch am Fenſter ſtand, und Blicke wechſelte. Sage mir, Töchterchen, rief ſie, was habe ich dich eben thun ſehen? Was haſt Du mit dem Jüngling, der durch den Canal fuhr, zu ſchaffen? Wahrlich es läßt ſein für ein ehrbares Fräulein, ſo den ganzen Tag am Fenſter zu ſtehen und den Vorüberkommenden Blumen zuzuwerfen. Wie ſollte es Dir ergehen, wenn das dein Vater wüßte!

Das erſchrockne Mädchen konnte zuerſt kein Wort aufbringen, doch da ſie der Amme am Geſicht anſah, daß ſie nicht ſehr zornig ſey, obgleich ſie ſie ſo arg geſcholten hatte, warf ſie ihr beide Arme um den Hals, küßte ſie und ſchmeichelte nach Kinderart, indem ſie ſprach: Liebe Amme, ſüßes Mütterchen, ich bitte euch demüthig um Verzeihung, wenn ich bei dem Spiel, das ihr mich ſpielen ſaht, etwas Unrechtes gethan habe, wie ich doch nicht glaube. Hört mich erſt an und ſtraft mich hernach, wenn ihr glaubt, daß ich fehlte. Ihr wißt, mein Vater ließ alle Feiertage die vier Schweſtern zu mir kommen, welche hier gegenüber wohnen, damit wir miteinander ſpielen und uns zuſammen beluſtigen ſollten. Nun lehrten dieſe mich zuerſt das Pfänderſpiel, hernach ſagten ſie: es wäre ein noch viel hübſcheres Spiel, an's Fenſter zu gehen, wenn junge Männer in Gondeln durch den Canal führen, ihnen Roſen, Nelken und ſolche Sächelchen zuzuwerfen und ſo mit ihnen zu ſpielen. Dieß gefiel mir wohl, und ich wählte mir unter den Uebrigen den Jüngling aus, mit dem ihr mich eben ſpielen ſaht. Ich für mein Theil möchte wohl, daß er recht oft vorbei käme, und ſehe nicht ein, warum ihr mich ſchelten wollt, daß ich ſpiele wie die Andern; indeſſen wenn es unrecht iſt, will ich es aufgeben.

Die Amme konnte das Lachen nicht laſſen, wie ſie das Mädchen ſo einfältig und aufrichtig ſprechen hörte. Sogleich nahm ſie ſich vor, das im Scherz Begonnene zum erfreulichen Ende durchzuführen. Wiſſe, liebes Töchterchen, ſagte ſie zu Helenen, daß dieſer Jüngling der Sohn des Meſſer Paolo iſt, welcher dort, jenſeits des großen Canals, den ſchönen Palaſt bewohnt. Ich habe Ihn wie Dich an meiner Bruſt ernährt und gepflegt, darum liegt mir ſeine Ehre und ſein Glück am Herzen, wie meine eigne Wohlfahrt. Zwei Jahre habe ich in ſeinem väterlichen Hauſe gewohnt und bin immer ſeitdem in ſeiner Familie gern geſehen, und wohl gelitten. Auch deine Zufriedenheit wünſche ich, darum will ich für euch Beide mich ſo ſehr bemühen und ſo viel thun, als für ſonſt Niemanden in der Welt.

Die redſeelige Amme breitete ſich nun ſehr weitläuftig über dieß Thema aus, machte das unerfahrne Mädchen mit den Gefahren bekannt, die unter jenem Liebesſpiel verborgen liegen, ſagte ihr, wie oft einfältige junge Mädchen, auch wohl Frauen, von Männern dabei hinter's Licht geführt würden, und ſchloß endlich damit, daß wenn Helena dieß Spiel, wie ſie es nun einmal nannte, ehrbar und ſchicklich zu endigen dächte, ſie es unternehmen wolle, die Sache ſo zu leiten, daß ſie Gerardo's Gemahlin würde.

Das Mädchen, obgleich höchſt rein und unſchuldig, hatte dennoch Mutterwitz genug, um Alles was die Amme ſagte, vollkommen zu begreifen und zu verſtehen. Die Liebe ward mächtig in ihr, und ſo gewann ſie den Muth, der Amme zu ſagen, daß ſie lieber Gerardo's Gemahlin werden würde, als irgend eines Herren in Venedig.

Ausgerüſtet mit dieſer Antwort eilte die Amme zu Gerardo. Schon von weitem ſah er die gute Nachricht auf ihrem fröhlichen Antlitz ihm entgegen glänzen. Willkommen liebes Mütterchen! rief er ihr zu, was für gute Zeitung bringſt Du mir? Die Allerbeſte, mein Sohn, war ihre Antwort, und damit erzählte ſie ihm ihr ganzes Geſpräch mit Helenen. Gerardo, glühend vor Liebe, wünſchte nichts Beſſeres, als Vermählung mit Helenen, beſonders da er hörte, daß ſie die Tochter des Pietro ſey. Beide machten darauf Art und Weiſe, Tag und Stunde mit einander aus, wenn und wie das ſo erſehnte Eheband geknüpft werden ſollte, und die Amme eilte, nachdem Alles auf's genaueſte verabredet war, mit dieſen Nachrichten zu Helenen zurück.

Die gute Helene, welche bis jetzt keinen Begriff von der Liebe gehabt hatte, fühlte nun ein ſüßes unbekanntes Feuer in ihrem Herzen ſich regen, und wenn ſie daran dachte, daß ſie nun bald Gerardo's Gattin ſeyn würde, wußte ſie vor Unruhe nicht zu bleiben. Die Sehnſucht nach ihrem geliebten Spielgeſellen machte ihr Muth, dachte ſie aber daran, daß ſie dieſen Schritt ohne Wiſſen und Erlaubniß ihres Vaters unternehmen ſolle, ſo überlief ſie ein eiskalter Schauer. Werde ich es wagen, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, dergleichen im Verborgenen zu thun, und dann dachte ſie wieder, ſoll ich nicht Alles wagen, um immer mit meinem Gerardo ſpielen zu können?

So zwiſchen Furcht und Hoffnung, Zweifel und Entſchluß, kam endlich der beſtimmte Tag herbei. Pietro war im hohen Senat von Venedig, und die ſchlaue Amme hatte eine große Wäſche angeſtellt, bei welcher alle Bedienten des Hauſes beſchäftigt waren, ſo daß Gerardo ganz ungeſehen hineinſchleichen konnte. Leiſe lehnte er die offen gefundne Thüre des Hauſes an, und gieng in ein, ihm von der Amme bezeichnetes Zimmer, wo ſie ihn mit Helenen erwartete. Das junge unerfahrne Kind zitterte vor Angſt, wie ſie ihn erblickte, auch er, außer ſich vor Entzücken, ſtand eine Weile da, ohne ein Wort aufbringen zu können, dann aber faßte er Muth und begrüßte ſie ehrerbietig, mit bebender Stimme.

Lächelnd ſprach nun die Amme zu den ſchweigenden Liebenden: jedes von euch weiß, warum es hier iſt, darum laßt uns keine Minute verlieren, um eure Wünſche zum löblichen und ſchicklichen Ziele zu führen. Ihr ſeht hier das Bild der glorreichen Königin des Himmels, mit ihrem Kinde, unſerm Erlöſer im Arme, vereinigt euch mit mir, ſie zu bitten, daß ſie eure Ehe ſeegne. Dann ſprach ſie die herrlichen Worte, welche nach dem löblichen Gebrauch unſrer römiſch-katholiſchen Kirche das Eheband knüpfen; Gerardo ſteckte ſeiner geliebten Helena den Trauring an den Finger und die gute Amme gab Beiden noch einige nützliche Ermahnungen.

Das Entzücken der beiden Neuverbundnen mögt ihr euch ſelbſt denken. Als ſie ſich endlich unter tauſend heißen Küſſen trennen mußten, zeigte ihnen die Amme noch Mittel und Wege, ſich ohne Gefahr im Geheim zu ſehen, bis ſich eine Gelegenheit fände, ihre Ehe bekannt zu machen. Dann half ſie dem liebetrunkenen Gerardo aus dem Hauſe.

Helena war traurig über die Entfernung ihres Gatten und fühlte ſich doch dabei unbeſchreiblich glücklich; ſie ſeegnete den Tag und die Stunde, wo ſie ihren Gerardo zuerſt erblickt hatte. Mächtig und wunderbar äußerte ſich die Gewalt der Liebe an ihr. So wie dieſe göttliche Flamme ihr Herz ergriffen und erwärmt hatte, trat auch ihr ganzes Weſen wie die Blume aus der Knoſpe hervor; ſie wurde ſo liebenswürdig, ſo angenehm, verſtändig und reizend, daß wenige Damen in Venedig ſich ihr gleich ſtellen durften, keine ſie an Grazie, Schönheit und weiblicher Klugheit übertraf. Jedesmal, wenn Gerardo mit Hülfe der ſchlauen Amme ſie in's Geheim geſprochen hatte, kehrte er entzückter und liebender von ihr zurück, und Beide führten das glücklichſte Leben von der Welt.

Aber während ſie ſo einander im Stillen wechſelsweiſe beglückten, bereitete ihnen Fortuna neue Störungen und Hinderniſſe; denn ſie kann Niemanden in einem ruhig zufriedenen Zuſtande dulden, am wenigſten Liebende.

Beinahe zwei Jahre lang war unſer Paar höchſt ſelig in und durcheinander geweſen, nun mußten ſie auch die Bitterkeit ſchmecken, welche das Schickſal gerade am liebſten in die ſchönſte Zeit unſers Lebens miſcht, wenn ſie uns eben am ſüßeſten erſcheint.

Es war ein alter hergebrachter Gebrauch in Venedig, daß die Herren des Senats, wenn ſie Galeeren nach Baruti abzuſenden hatten, ſolches durch öffentlichen Ausruf bekannt machten, damit diejenigen, ſo dorthin reiſen wollten, ſich darunter das Fahrzeug wählen möchten, welches Ihnen gefiel, um es für eine gewiſſe, an die Republik zu zahlende Summe, zu befrachten. Paolo, Gerardo's Vater, wünſchte, nach Art aller guten Väter, daß ſein Sohn anfienge, ſich des Handels zu befleißigen und an Geſchäfte zu gewöhnen. Da er eben Waaren nach Baruti zu verſenden hatte, miethete er in Gerardo's Namen eine ſolche Galeere, ohne jenem vorher ein Wort davon zu ſagen, und gieng fröhlich nach Hauſe.

Nach dem Mittagsessen, da er eben mit seinem Sohne allein war, entdeckte er ihm seinen Entschluß. Du weiß't, sagte er ihm, was für Waaren wir nach Baruti zu schicken haben, und auch daß uns wieder andre von dorther nöthig sind, darum gehe Du hin, fange an, die Welt kennen zu lernen und Dich nützlich zu beschäftigen. Nichts erweckt unsern Geist und macht uns klug, als die Bekanntschaft mit fremden Städten, entlegenen Provinzen und Sitten andrer Nationen. In unsrer Stadt siehst Du alle Tage, daß Diejenigen, welche auswärts waren, bald in Osten, bald in Westen, und dann zu Hause ihre Geschäfte ordentlich betrieben, für am meisten erfahrne und angesehene Männer geachtet werden, ja daß man sie bald als Magistratspersonen zur Verwaltung der Geschäfte der Republik erwählt.

Die Reise nach Baruti währet sechs, höchstens sieben Monate, darum, lieber Sohn, mache Dich bereit, ich werde Dich mit Allem versehen, was Du bedarfst. Wenn Du wieder heimgekommen seyn wirst, wollen wir das Weitere so einrichten, wie unser Herrgott es uns eingeben wird.

Paolo erwartete nun, daß sein Sohn fröhlich und dankbar in seinen Plan eingehen werde, aber

Gerardo erwiederte keine Sylbe, denn es ſchien ihm unmöglich, nur einen Tag von ſeiner Geliebten entfernt zu leben. Sein ganzes Innere empörte ſich bei dem bloßen Gedanken, doch ließ er äußerlich weder Schmerz noch Zorn blicken. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, erwiederte er endlich nach langem Schweigen, gern möchte ich euch gehorchen, aber es iſt mir unmöglich. Ich kann nicht über's Meer gehen, die Seereiſe iſt mir ſchädlich, ja unerträglich, mir iſt als gienge ich augenſcheinlich in den Tod, wenn ich mich auf das Meer wagte. Darum bitte ich euch, nehmt meine Entſchuldigung an, vergebt mir, gewiß es ſchmerzt mich, euch nicht gehorchen zu können.

Paolo war wie verſteinert über dieſe ihm ganz unerwartete Antwort ſeines Sohnes; er redete ihm auf alle Weiſe zu, bald ſanft und bittend, bald zornig: umſonſt, Gerardo blieb auf ſeinem Sinne beſtehen. So ſtanden ſie denn in Zwietracht mit einander vom Tiſche auf, und giengen, einer hier hin, der andere dort hin; der Vater auf den Rialto, der Sohn irrte umher, bis es Nacht ward, und gab dann ſeiner Gattin das gewöhnliche Zeichen, daß er ſie zu ſehen wünſche.

So wie er mit ihr in ihrem Zimmer allein war, entdeckte er ihr Alles zwiſchen ſeinem Vater und ihm Vorgefallene. Aufmerkſam hörte ihm Helene bis an's Ende zu, dann antwortete ſie, deren Geiſt und Einſicht ihren wenigen Jahren weit vorausgeeilt war, ihm folgendermaßen: Unglücklich wär ich, mein geliebter Gerardo, wenn Du mir nicht andere Beweiſe deiner Liebe gegeben hätteſt, als dieſen. Du thuſt mir ſehr wehe, indem Du durch dieſen Ungehorſam gegen deinen Vater mir alle Hoffnung nimmſt, jemals ganz glücklich zu ſeyn!

Hier brach ihr die Stimme, ſie weinte laut und unaufhaltſam, dann fuhr ſie, noch immer bitterlich weinend, fort: wie ſehr, mein geliebtes Leben haſt du gefehlt, indem Du nicht gleich deinem Vater gehorchteſt! Ich Arme! Ich dreimal Unglückſeelige! die ich meinem verehrten Schwiegervater ſolche Unehre, ſolchen Verdruß zuziehe, ehe er mich nur kennt! Wird er nicht ſagen, ich ſey ſein Unglück? und hätte er Unrecht, wenn er es ſagte? Ich bitte Dich, Einmal für tauſend, wenn Du mich liebſt, wenn ich deiner Liebe gewiß ſeyn ſoll, verſprich mir, deinem Vater zu gehorchen und die wenigen Monate unſere Trennung geduldig zu ertragen. Reiſe glücklich, Du über Alles Geliebter, denke meiner ſo oft, als ich dein gedenken werde, meine Gedanken ſollen Dir folgen, wohin Du gehſt, denn im Leben und Tode wünſche ich nur, dein zu ſeyn, aber Gott verhüte, daß ich jemals verſchulden ſollte, daß Du mit deinem Vater nicht ſo friedlich und einig lebteſt, als es euch Beiden ziemt.

Nach manchem Widerſtreben ließ Gerardo ſich endlich von den triftigen Gründen der guten und einſichtsvollen jungen Frau überwinden. Unter tauſend Thränen trennte er ſich von ihr zur gewohnten Stunde, und eilte dann dem gekränkten Vater ſeine Sinnesänderung zu melden, und ihn wegen ſeines vorigen Widerſtrebens ,demüthig um Verzeihung zu bitten. Der gütige, über Gerardo's Entſchluß erfreute Vater vergab ihm gern, und eilte dann, alles zur Abreiſe ſeines Sohnes Nöthige zu beſorgen. Aber wer kann die Nächte beſchreiben, die beide Liebenden nun mit einander zubrachten, von der an, da Gerardo zu reiſen ſich entſchloß, bis zu der letzten vor dem Tage der Trennung! Ihre Liebkoſungen, ihre Thränen, und zuletzt den ſchmerzlichen Abſchied? Nur wer liebte oder noch liebt, mag denken, wie ihm in ähnlichem Falle zu Muthe war, oder wie es ihm ſeyn würde.

Der Wind war am Morgen der Abreiſe günſtig; die Schiffer löſten die Segel, das Schiff durchſchnitt luſtig die Fluten. Während der ganzen Fahrt weilten Gerardo's Gedanken einzig bei Helenen; auch ſie dachte nur ihn und ſprach unaufhörlich von ihm mit der treuen Amme, ihrem einzigen Troſte. Wenn zuweilen ein Zweifel in ihrem Gemüthe aufſtieg, ſo beruhigte die gute Amme ſie und ſchwor ihr bei allen Heiligen, daß Gerardo keine Dame lieben könne, als einzig Sie. So gut ward es dem Gerardo nicht; er hatte Niemand, dem er ſeine Leiden klagen konnte, denn nie hatte er gewagt, ſich einem Freunde zu entdecken, und ſo brannte das Feuer um ſo heftiger, je ſorgfältiger er es in ſeinem Buſen verſchloß.

Sechs Monate waren verſtrichen, ſeit Gerardo Venedig verließ; Helene hatte Stunden, Tage und Wochen gezählt und ſprach nun zur Amme, nach vierzehn, höchſtens zwanzig Tagen, kehrt der Erſehnte zurück, auch Dir wird er viel ſchöne Dinge mitbringen, die Dir lieb ſeyn werden, er hat es mir bei'm Abſchied verſprochen. So tröſtete das liebende junge Weib ſich ſelbſt und ahnete nicht, welchen ungeheuren Schmerz das Schickſal für ſie bereit hielt.

Ihr Vater ſah wohl, wie ſeine Tochter weit über ihre Jahre verſtändig und über die Maaßen ſchön geworden war. deßhalb fieng er an, zu fürchten, es könne geſchehen, was ohne ſein Wiſſen ſchon geſchehen war. Er bedachte, daß er keine anſtändige weibliche Aufſicht für ſie im Hauſe habe, und beſchloß alſo, Helenen zu verheirathen. Es brauchte nicht viel Zeit, um einen Schwiegerſohn nach ſeinem Sinne zu finden, denn er war reich, von edlem Hauſe, und Viele wünſchten nichts mehr, als mit ihm in Verwandtſchaft zu kommen. Unter den jungen Männern ſeines Standes fiel ſeine Wahl auf einen gewiſſen Filippo, einen Jüngling von gutem Hauſe, reich und angeſehen.

Durch Zwiſchenſprache gemeinſchaftlicher Freunde, ward es bald mit dieſem ausgemacht, daß er Helenen nächſten Sonnabend zum erſten Male ſehen, und gefiele ſie ihm, den darauf folgenden Sonntag heirathen ſolle. So wie dieß nach Italiſcher Sitte ſchnell berichtigt war, wurden im Hauſe große Anſtalten zur nahen Hochzeitfeier gemacht, und Pietro kündigte ſeiner Tochter an, wie er entſchloſſen ſey, ſie zu vermählen. Helenen klang dieſe Ankündigung wie ein Todesurtheil. Vor Angſt und Schmerz vermochte ſie nicht, dem Vater zu antworten; dieſer aber hielt ihr Schweigen für mädchenhafte Schüchternheit, und gieng ohne Weiteres an das Geſchäft, Alles im Hauſe ſo zu ordnen, daß die Hochzeit mit aller ziemenden Pracht gefeiert werden könne.

Den Sonnabend, nachdem Filippo Helenen geſehen hatte und von ihr bezaubert worden war, gieng das arme traurige Kind mit der Amme gegen Abend in ihr Zimmer, wo es in laute Klagen und unaufhaltſames Weinen ausbrach. Die Amme wußte Helenen dieß Mal nicht zu tröſten, denn ſie konnte ihr kein Mittel zeigen, wie ſie vermeiden könne, morgen dem neuen Gemahl auf ewig zu eigen übergeben zu werden. Helene war feſt entſchloſſen, dieß nie zu dulden, geſchehe auch was da wolle.

Leichter wäre es, in einer heiteren Winternacht die Sterne des Himmels zu zählen, als alle die verſchiedenen Gedanken, die in dieſer Nacht durch ihre Seele giengen. Bald dachte ſie mit Hülfe der Amme aus dem Hauſe zu ſchlüpfen, dem Schwiegervater ſich in die Arme zu werfen, und ihm Alles zu entdecken. Dann aber wußte ſie nicht, ob dieſe Entdeckung ihrem Gemahl recht ſeyn würde. Auch ihrem Vater wagte ſie nicht zu geſtehen, daß ſie verheirathet ſey, nicht ſowohl aus Furcht vor ſeinem Zorn, ſondern weil ihr auch bange war, dem geliebten Gerardo dadurch zu ſchaden.

Ihr Jammer war unbeſchreiblich; raſtlos warf ſie ſich die Nacht durch hin und her, bis der Tag anbrach, und die faſt eben ſo troſtloſe Amme das Zimmer verließ, ihren Geſchäften nachzugehen, immer dabei hin und her denkend, wie doch dem verzweifelnden Mädchen zu helfen ſey, ohne daß ſie jedoch etwas auszufinden vermochte.

So wie Helena ſich allein ſah, verſchloß ſie die Thüre von innen. Zerriſſen von tauſend wunderlichen und unglücklichen Gedanken, warf ſie ſich unausgekleidet wie ſie war, auf ihr Bette, wickelte ihre Kleider feſt um ſich, entſchloſſen nicht länger zu leben. Es fehlte ihr an Muth, mit einem Eiſen ſich zu tödten, oder zu erwürgen; Gift hatte ſie nicht; ſo hüllte ſie alſo ihr Geſicht in das Kiſſen, hielt den Athem an, ſo viel ſie konnte, und fiel zuletzt in eine tiefe Ohnmacht, zu welcher wohl auch ihr heftiger Seelenſchmerz das Seine beigetragen haben mochte. Niemand kam ihr zu Hülfe, alle Lebensgeiſter entflohen, und ſie lag da wie todt.

Als die Stunde des Aufſtehens gekommen war, pochte die Amme lange an die, zu ihrem Erſtaunen jetzt verſchloſſene Thüre, erſt leiſe, dann ſo laut, daß

Pietro und alle Hausgenoſſen herbeieilten. Die Thüre ward geſprengt und Alle ſahen die arme Helene ganz angekleidet, todt auf ihrem Bette liegen. Jetzt entſtand ein furchtbarer Lärm; der unglückliche Vater ſchrie, laut weinend, zum Himmel, wie unſinnig heulend warf ſich die Amme über die Todte hin, alle Umſtehenden weinten und jammerten.

Alle Aerzte der Stadt wurden gerufen; der neue Gemahl, alle Verwandte, tauſend Mittel wurden angewendet, Helenen wieder zu beleben, aber alle umſonſt; ſie blieb ſtarr und kalt. Die in ſtrenges Verhör genommene Amme, ſagte aus, Helene wäre die ganze Nacht wie vom heftigſten Fieber ergriffen und ganz außer ſich geweſen; ſie für ihr Theil glaube gewiß, der unbeſchreibliche Kummer habe ihr Herz gebrochen. Der untröſtliche Vater weinte und jammerte, daß die Steine in der Erde hätten bewegt werden mögen. Endlich da Alle ſie für todt hielten, machte man Anſtalt zum Begräbniß. Junge Mädchen trugen ſie noch den nämlichen Abend nach Caſtello, wo ſie außer der Kirche des Patriarchats, in ein Marmor-Grab, neben ihren Ahnen beigeſetzt wurde. So ward das unglückliche Mädchen beerdigt und Alle, die ſie gekannt hatten, weinten um ſie.

Gerardo kam den nämlichen Tag mit ſeiner reich beladenen Galeere unfern von Venedig an. Die Reiſe war über die Maaßen geglückt. Nun iſt es ein alter löblicher Brauch in Venedig, daß Verwandte und Freunde, den auf Galeeren und Kauffartheiſchiffen glücklich Heimkehrenden, entgegen gehen. Deßhalb kamen auch viele junge Leute und andere Bürger der Stadt, Gerardo zu empfangen.

Dieſer war über die Maaßen freudenvoll, nicht ſowohl wegen der erworbenen Schätze, als weil er hoffte, ſein über Alles geliebtes erſehntes Weib bald wieder zu ſehen. Der Unglückliche ahnete nicht, daß er ſich gerade in der Stunde ihres Begräbniſſes dem Ufer näherte. Wie er in der Nacht landete, erblickte er von weitem den Schein der Fackeln, ſeine von Baruti mit gekommnen Begleiter fragten die, aus Venedig ihm entgegen Gekommnen, was ſo viele Lichter zu dieſer Stunde bedeuteten, und einige junge Leute erzählten nun Helenen's trauriges Geſchick, wie ſie an ihrem Hochzeitmorgen todt in ihrem Zimmer gefunden wäre und jetzt begraben würde.

Alle, die dieß hörten, wurden von Mitleid bewegt, Gerardo aber fühlte ſich vom grimmigſten

Schmerz durchbohrt. Zu bewundern war es, daß er nicht laut den Jammer ausſchrie, der ihn innerlich zerriß; aber er hielt ſich ſtark und beurlaubte ſich auf's ſchleunigſte von ſeinen Begleitern auf der Galeere, wie auch von den Freunden, die ihm entgegen gekommen waren, und die nun nach Venedig zurückkehrten.

Im Herzen überzeugt, Helena habe Gift genommen, um dem von ihrem Vater ihr gewählten Manne zu entgehen, war er feſt entſchloſſen, die über alles Geliebte nicht zu überleben. Nur noch einmal wollte er die Todte ſehen, wie ſie da lag im Grabe, und dann ihr zur Seite ſterben.

Er bedachte indeß, daß er nicht im Stande wäre, das Grabmal allein zu öffnen; deßhalb beſchloß er, ſich dem Kargador der Galeere zu vertrauen, welcher mit ihm die Reiſe gemacht hatte, und ihm ſehr treu ergeben war. Er zog ihn beiſeite und entdeckte ihm Alles, was zwiſchen ihm und Helenen vorgegangen und wie er ſie noch einmal ſehen müſſe; doch verſchwieg er ihm ſeinen Vorſatz zu ſterben.

Der Kargador tröſtete den Gerardo, ſo gut er es vermochte, weigerte ſich aber anfänglich, mit ihm zu gehen, und Gräber zu öffnen; doch da er Gerardo's Verzweiflung und feſten Entſchluß ſah, ergab er ſich darein, verſprach ihm zu helfen, ihn nicht zu verlaſſen und jede Gefahr mit ihm zu theilen. Sie übergaben nun die Galeere vertrauten Leuten und ſchifften Beide in einer kleinen Barke ohne andere Begleitung in Venedig herein, wo der Kargador an ſeinem Hauſe ausſtieg, ſich ganz unbemerkt mit den nöthigen Geräthſchaften verſah, dann mit Gerardo wieder zur Stadt hinaus nach Caſtello fuhr, und nahe bei der Kirche landete.

Um Mitternacht eröffneten ſie das Grabmal; ſinnlos ſank Gerardo über die todte Geliebte im Sarge hin, ſelbſt einem Todten gleich; dann küßte er ihren Mund, ihre Hände, und überſchwemmte ſie mit heißen Thränen. Der Kargador fieng an zu fürchten, die Nachtpatrouillen möchten dazu kommen; er verſuchte daher, Gerardo zum Fortgehen zu bewegen, aber umſonſt, er fand kein Gehör.

Endlich da der Freund ihn mit Gewalt wegbringen wollte, beſtand Gerardo darauf, die entſeelte Gattin mitzunehmen, und der Kargador mußte ſeinem Willen nachgeben, um nur fortzukommen. Sanft hoben ſie ſie auf, verſchloſſen das Grabmal wieder, und trugen ſie in die Barke. Hier warf ſich Gerardo wieder neben ſie hin in feſter Umarmung: der Kargador verwies ihm ſo lange auf's bitterſte die Thorheit, dieſe Todte mit ſich zu nehmen, ohne zu wiſſen, wohin, bis Gerardo ihm endlich Gehör gab, und einwilligte, ſie zurück in ihr Grab zu bringen.

Die Barke ward alſo wieder zurück gen Caſtello gewendet. Gerardo hielt noch immer die Geliebte in ſeinen Armen, an ſeiner Bruſt, plötzlich rief er dem Kargador zu, ſie iſt nicht todt! ſie bewegt ſich! Der Kargador näherte ſich, legte ſeine Hand an ihre linke Bruſt und fühlte ſie erwarmen, fühlte leiſe Herzensſchläge. Mein Herr, rief er jetzt ebenfalls, ſie iſt nicht todt, legt eure Hand hieher, und Gerardo fühlte nun auch, wie ihr Herz immer ſtärker und ſtärker unter ſeiner Hand pochte, er gewahrte deutlich, wie die Natur die verirrten Lebensgeiſter zurück rief. Ueber allen Ausdruck entzückt, ſprach er: wahrlich ſie lebt! Was thun wir nun? Alles Gute, Herr, antwortete der Kargador, faſſet nur Muth; in's Grabmal können wir ſie jetzt nicht wieder bringen; wir fahren nach meinem nicht weit entfernten Hauſe in Venedig, dort habe ich meine Mutter, eine alte wohlerfahrne Frau, die wird alles Nöthige für ſie thun.

So kamen ſie denn bald vor dem Hauſe an; die Mutter hörte ſie pochen, und, hocherfreut über die Ankunft ihres Sohnes, befahl ſie der Magd, Licht anzuzünden, und die Thüre zu öffnen. Der Kargador fand ſchnell einen Vorwand, das Mädchen fortzuſchicken, und trug nun mit Hülfe Gerardo's, Helenen in ein bequemes Zimmer, während er ſeine Mutter von allem Geſchehenen in der Kürze unterrichtete. Man legte ſie in ein gutes Bette, machte Feuer an, wärmte Tücher, die gute Alte und Alle waren um ſie bemüht und wandten alle Mittel an, ſie wieder allmählich zu erwärmen.

Bald belebte ſie ſich mehr und mehr, ſtammelte leiſe Worte mit zitternder Lippe, ſchlug die Augen auf, das Geſicht kam ihr wieder, und ſie erkannte ihren Gerardo. Noch war ſie nicht ganz bei ſich und wußte nicht, ob ſie wache oder träume. Gerardo, vor Wonne außer ſich, küßte und umarmte die wieder geſchenkte Gattin und weinte nun vor Freuden, wie er vor wenigen Stunden vor Schmerz geweint hatte. Doch wer möchte das Entzücken beider Liebenden in Worten beſchreiben? Keine Sprache kann den tauſendſten Theil einer ſo vollkommenen Seeligkeit ausdrücken.

Helena aber, da ſie Alles vernahm, was mit ihr vorgegangen war, ihr Begräbniß und ihre wunderbare Errettung, verlor faſt auf's Neue das Bewußtſeyn vor Angſt und Freude.

Mit Tagesanbruch ſchickte Gerardo den Kargador zurück auf die Galeere, und eilte zu ſeinem Vater, der ihn freudig umarmte und tauſend Mal ſegnete, da er den überaus glücklichen Erfolg der wohl ausgeführten Reiſe vernahm. Den Tag über war Gerardo bemüht, die Galeere in Venedig einbringen zu laſſen und ſeine übrigen Geſchäfte zu beſorgen, gegen die Nacht aber ſchlich er mit dem Kargador nach deſſen Wohnung zu Helenen.

Hier überlegten ſie mit einander, was nun zu thun wäre, und beſchloſſen, Helenen zu Gerardo's Schweſter und deren Gemahl Lionardo zu führen, als dem bequemſten und ſchicklichſten Aufenthalt für ſie; dort ſollte ſie verborgen bleiben, bis die Umſtände ſich ſo fügten, daß die Heirath bekannt gemacht werden könne.

Gerardo eilte am folgenden Tage zu ſeiner Schweſter, und entdeckte ihr und Lionardo, in einer geheimen Unterredung, die ganze Geſchichte ſeiner Liebe, vom erſten Anfange an, bis jetzt. Dann fügte er die Bitte hinzu, ſeine Gattin vors erſte bei ſich aufzunehmen, da er ſie Niemanden ſicherer und ehrenvoller vertrauen zu können glaube, als ihnen. Lionardo und ſeine Gemahlin glaubten ein Mährchen zu hören, wie ſie die wunderbaren und gefahrvollen Begebenheiten ihrer Schwägerin vernahmen; doch trauten ſie gern den Verſicherungen des Bruders, und waren ſehr bereitwillig, Helenen aufzunehmen. Alle drei beſtiegen ſogleich eine Gondel, ſie abzuhohlen und brachten ſie in Lionardo's Haus.

Die untröſtliche Amme hatte unterdeſſen Gerardo's Heimkehr erfahren, getraute ſich aber nicht, ihm vor's Geſicht zu kommen, ſo groß war ihr Schmerz um die verlorne Helena. So vergiengen mehrere Tage; Gerardo's Vater hatte indeſſen in Erfahrung gebracht, daß ſein Sohn faſt alle Nächte außer dem Hauſe wäre; er fieng an zu fürchten, daß er in ſchlechte Verbindungen gerathen ſey und deßhalb alle ſeine bisherigen, oft wiederhohlten Ermahnungen, ſich zu verheirathen, von der Hand gewieſen habe.

Um dieſem Argwohn auf den Grund zu kommen, und weil er auch ſeines hohen Alters wegen ſehr wünſchte, den Sohn vermählt zu ſehen, rief er ihn eines Tages zu ſich und redete ihn folgendermaßen an: Gerardo, oft habe ich dir geſagt, daß ich dir eine Frau geben will, und nie haſt du dich entſchließen können, dich mir hierinnen gefällig zu bezeigen; ſage mir jetzt, weil ich vor meinem Ende durchaus dieſen Troſt verlange, ob du meinen Wunſch erfüllen willſt oder nicht? damit auch ich über das, was ich zu thun habe, einen Entſchluß faſſen könne. Willſt du heirathen, ſo laſſe ich dir freie Wahl, inſofern du anſtändig wählſt. Willſt du nicht, ſo ſchwöre ich dir beim Evangelium des heiligen Marcus, daß ich einen Sohn Lionardo's und meiner Tochter an Kindesſtatt annehmen, und dir keinen Deut meines Vermögens hinterlaſſen will.

Da Gerardo des Vaters erzürntes Geſicht ſah und ihn alſo reden hörte, ſchien es ihm nicht mehr Zeit zu verhehlen, was geſchehen war; er erzählte ihm alſo mit wenig Worten, wie er ſchon vermählt ſey, und Alles was ſich ſeitdem mit ihm und Helenen begab. Paolo glaubte bei dieſer Erzählung ſeines Sohnes zu träumen und konnte ihm kaum glauben. Endlich, da er ſah, wie ſtandhaft der Sohn dabei beharrte, beſchloß er, ſich den folgenden Tag durch Helenen's Anblick von der Wahrheit zu überzeugen, und verſprach ihm die Vergebung, um die er ſeiner heimlichen Heirath wegen flehte, wenn Alles ſich ſeiner Ausſage gemäß befände.

Gerardo eilte zu Lionardo, um Helenen und ſeine Geſchwiſter, von Allem, was er mit dem Vater geſprochen und was dieſer beſchloſſen habe, zu benachrichtigen. Des folgenden Tages gieng er mit dem Vater, ohne andere Begleitung, auf dem Fußpfad längs den Häuſern, zu Lionardo. Helene eilte ſchleunigſt die Treppe hinab, ihnen entgegen, weinend ſank ſie zu den Füßen des Schwiegervaters, und bat ihn ihr zu vergeben, daß ſie, ehe er ſie noch kannte, ihm ſchon manchen Kummer und Verdruß verurſacht habe. Der gute Alte weinte vor Zärtlichkeit, da er die wunderſchöne junge Frau erblickte, er hob ſie vom Boden auf, küßte und ſegnete ſie, und erklärte ſie für ſeine geliebte Tochter. Alle giengen nun zuſammen die Treppe hinauf, Pietro blieb bei ſeinen Kindern, bis es ſpät war, und wurde nicht müde, ſich mit Helenen zu unterhalten, ſo liebenswürdig erſchien ſie ihm.

Wenige Tage darauf, ſollte in einer Kirche, nahe am Hauſe des Paolo ein herrliches Feſt gehalten werden; deßhalb beſchloß er am nämlichen Tage auch die Hochzeit zu feiern, und Helenen, reich gekleidet, erſt zur Meſſe, und dann zu Hauſe zu führen. Viele Gäſte wurden dazu geladen, denen man zu verſtehen gab, die Braut ſey eine Ausländerin; auch Gerardo's vertrauter Gehülfe, der Kargador, durfte beim Feſte nicht fehlen.

Alle, welche Helenen, mit großem Pomp und Triumph zur Meſſe führen ſahen, ſchauten ſie mit Verwunderung an, und erklärten die junge Braut für das ſchönſte Mädchen in Venedig. Von ungefähr aber befanden ſich unter den Zuſchauern auch Filippo, welchem Helenens Vater dieſe früher zur Gemahlin verſprochen hatte, und mit ihm ſein Freund, der ihn an jenem Sonnabend, wo er den Beſuch bei ihr abſtattete, geleitet hatte. Beide, wie junge Leute pflegen, ſahen die Braut aufmerkſam an, lobten ihre Schönheit, und fanden ſie der verſtorbenen Helena auffallend ähnlich. Dann blickten ſie ſie wieder an, als wollten ſie ſie mit den Augen verzehren. Helena, die ihrerſeits ſie auch gewahr ward und erkannte, konnte ſich eines kleinen Lächelns nicht erwehren, und wandte das Geſicht auf die andere Seite. Dieß brachte die beiden jungen Geſellen auf den Gedanken, die Braut könne wohl in der That Helena ſelbſt ſeyn.

Sie eilten zur Kirche hinaus, nach Caſtello, gerade zum Patriarchen, wo ſie ſo lange mit Reden in ihn drangen, bis er ihnen erlaubte Helenens Grab zu öffnen. Hier fanden ſie keine Spur von einem Leichnam, kehrten zurück nach Venedig, und giengen gerade in's Hochzeithaus, wo ſie mit großem Lärmen Helenen verlangten, weil ſie von ihrem Vater einem von ihnen verſprochen worden ſey. Immer heftiger fielen die Worte, ſo daß zuletzt Gerardo und ſein Mitwerber einander zuſagten, ſich in der zwanzigſten Stunde auf einem Felde, unfern Venedig, bewaffnet mit Schild und Schwert zu treffen. Die Sache ward aber dem Rathe der Zehne kund; dieſer befahl ihnen, den Streit gerichtlich auszumachen und verbot ihnen die Waffen.

Filippo wußte vor Gericht nichts, als das Verſprechen des Vaters, für ſich anzuführen. Gerardo aber bewies durch das Zeugniß der Amme, wie er ſchon viel früher mit Helenen vermählt geweſen wäre, und dieſe Heirath ward jetzt auch vom Magiſtrat anerkannt und beſtättigt. Pietro, der eben auf dem Lande war, da ſich dieß Alles begab, eilte nach Venedig, erkannte mit Freuden Gerardo für ſeinen Schwiegerſohn, und vermachte ihm ſein ganzes großes Vermögen. Gerardo und Helena lebten lange Jahre mit einander in Freuden und Frieden.

Oft erinnerten ſie ſich mit der guten Amme der vergangenen Unglücksfälle; doch erſchienen ſie ihnen ganz unbedeutend, verglichen ſie ſolche mit ihrem jetzigen Glücke, das jeder Tag erhöhte.

Johann van Eyck
und
# ſeine Nachfolger.

Von
Johanna Schopenhauer.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

> Beides, ihre Kunſt und ihr Leben war bei ihnen in ein Werk eines Guten zuſammengeſchmolzen, und in dieſer innigen, ſtärkenden Vereinigung ging ihr Daſeyn einen deſto feſteren, ſicheren Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch.
> W. H. Wackenroder.

Erſter Band.

Frankfurt am Main 1822.
Druck und Verlag von Heinrich Wilmans.

Vorwort.

Was ich bei Abfaſſung nachſtehender Blätter bezweckte, habe ich in der Einleitung zu denſelben meinen Leſern geſagt, und ſo bleibt mir nur noch übrig, die Quellen zu nennen, aus denen ich ſchöpfte.

Die vorzüglichſten derſelben ſind, außer Karl von Mander's Werk: Het Leven der Doorluchtighe Nederlandtsche on hoogduytsche Schilders, noch: Sandrart's Kunſt-Akademie, Fuesli's Künſtler-Lexikon, Descampes vies des Peintres flamands, von Murr's Kunſt-Journal, und bei der Abfaſſung von Hemling's Leben einige der ſehr reichhaltigen Noten zu dem Kunſt-Romane:

Ursule, Princesse britannique, von Herrn von Kevernberg.

Sodann verdanke ich Manches noch, einzelnen, in andern Büchern verſtreuten Bemerkungen, die ich nicht alle namentlich aufführen kann; ſehr Vieles den gütigen Mittheilungen kunſtliebender Freunde, vor Allen Herrn Sulpize Boiſſerée und deſſen Hinweiſungen auf einzelne Aufſätze, welche in dem, das Morgenblatt begleitenden Kunſtblatte zu finden ſind, und theils Herrn Boiſſerée, theils Herrn Doktor Schorn zu Verfaſſern haben.

Uebrigens bin ich mir wohl bewußt, den reichhaltigen Stoff bei weitem nicht erſchöpft zu haben. Möge eine geübtere Hand bald die Feder ergreifen, um das Fehlende zu ergänzen, mögen einſtweilen dieſe Blätter mit ſo viel gutem Willen aufgenommen werden, als ich ſie ſammlete und gab.

Weimar, im Mai 1821.

Johanna Schopenhauer.

Inhalts-Verzeichniß des erſten Bandes.

Vorrede. Seite.
Einleitung 1
Johann und Huber van Eyck 18
Antonello von Meſſina 99
Rogier van Brügge 104
Rogier van der Weyde 106
Hugo van der Goes 110
Hans Hemling, zuweilen auch Memmeling genannt 116
Quyntin Meßis 194
Berent von Brüſſel, auch Bernhard von Orlay genannt 206
Michael Coxis 213
Albrecht Dürer 221

Johann van Eyck

und

ſeine Nachfolger.

Erſter Band.

Einleitung.

Ein ſchöner Tag iſt hell und klar angebrochen, bei deſſen Licht wir uns, unſre Umgebungen, ja ich möchte ſagen, das Vaterhaus, nach langer Verblendung wieder erkennen. Die Scheinglorie, welche noch vor wenigen Jahrzehnden alles Ausländiſche unſern Augen umſtralte, täuſcht uns täglich weniger, und der geiſtig untergeordnete Zuſtand, in den zuerſt eigne Schwäche und fremde Verführung, ſpäter Alles verhöhnende Gewalt uns verſetzte, iſt auf immer überwunden. Wir ſind darum nicht ungerecht, wir ehren auch fremdes Verdienſt; aber wir fühlen mit frohem Stolze, daß der Deutſche in Allem was den Menſchen erhebt, in jeder Wiſſenſchaft wie in jeder Kunſt, ſich, ohne zu erröthen, neben alle gebildete Völker des Erdbodens ſtellen darf, und es ſchon ſeit Jahrhunderten durfte. Herzliche, ſonſt weniger deutlich empfundene Liebe zu deutſcher Art und Kunſt iſt unter uns erwacht, mit ihr ein rühmliches Streben Allem nachzuforſchen was die letzte dunkle undankbare Zeit mit ſich in Schutt und Trümmer hinabriß.

Dieſes Wiedererwachen zum lebendigen Gefühl unſres beſſern Daſeyns verdankten wir anfangs nur wenigen hochherzigen, talentvollen, unterrichteten Männern, deren Zahl ſich aber täglich vermehrte. Seit kaum zwanzig Jahren bieten ſie einander überall in Deutſchland zum rühmlichſten Forſchen die Hand, und der glänzendſte Erfolg lohnt ihr ſchönes ernſtes Streben. Das Niebelungen-Lied entſtieg durch ſie dem ſtaubbedeckten Dunkel in welches die Barbarei unwiſſender Afterbildung es verſenkt hatte, und mit ihm erſtand eine große Zahl deutſcher Dichter und Minneſänger. Vergeſſen und verklungen waren ihre einſt hochgefeierten preiswürdigen Namen noch vor kurzem, nur hie und da von gelehrten Geſchichtsforſchern gekannt. Jezt nennt und preiſet ſie wieder Jung und Alt jedes Geſchlechts; ſie ſind uns Allen wieder liebe Bekannte geworden, Ahnherren, deren Gedächtniß *dankbare* Enkel treulich feiern; und manches ihrer Lieder geht wieder im fröhlichen Kreiſe der Jugend von Mund zu Munde, wie einſt in der glänzendſten Blüthenzeit der ehrwürdigen Sänger.

Mit dem Niebelungen-Liede und den Minneſängern mußten auch die alten Künſtler wieder erſtehen, denn Poeſie und bildende Kunſt gingen ewig Hand in Hand bei allen Völkern der Erde, weil ihr Streben und Wirken im Grunde eins iſt, und Ein Geiſt beide belebt. Die Fackel iſt nun einmal angezündet, mit welcher wir nach den Schätzen der Urväter in die düſtre Nacht hinableuchten, welche ſie ihren Söhnen Jahrhunderte lang verbarg. In Staub und Moder, unter veraltetem zertrümmertem Kirchengeräthe, in dunkeln Archiven, unter halb verlöſchten Pergamenten, wie in alten Schlöſſern, in Sälen und Kammern, ſeit Jahren nicht dem Lichte geöffnet, hat ein reges Treiben und Forſchen begonnen, und wer ſucht der findet.

Bald ward es mit frohem Erſtaunen anerkannt, daß auch wir, wie die Italiäner, uns einer eigenthümlichen, urſprünglich deutſchen Kunſtſchule rühmen dürfen, welche Jahrhunderte lang, von allen andern ſich unterſcheidend, am Nieder-Rheine blühte, dort von den byzantiniſchen Feſſeln ſich losriß, ohne andere Hülfe als die der Natur, kühn, feſt und ernſt den Gang zum Gipfel der Vollkommenheit wagte, und ihn endlich unter van Eyck, Hemling, Schoreel erreichte, wo ſie in ihrer Eigenthümlichkeit neben dem Höchſten ſteht, deſſen die Welt ſich rühmen darf. Dieſe Entdeckung verdanken wir vorzüglich den Gebrüdern Boiſſerée und ihrem Freunde Bertram, Namen welche jeder deutſche Kunſtfreund unſrer Zeit kennt, und mit Liebe und Dankbarkeit ausſpricht. Eine Sammlung, wie ſie wohl ſchwerlich zum zweitenmal in der Welt zuſammengebracht werden könnte, ward der Lohn ihres weder Mühe noch Koſten ſcheuenden Forſchens; eine Sammlung, deren Anblick ſchon Tauſende wie mich, auf die rührendſte Weiſe erfreute. Bei mir mußte neben dieſer Freude auch der Wunſch rege werden, von den alten Meiſtern ſelbſt, welche die altdeutſche Schule ſtifteten und verherrlichten, etwas zu erfahren, da ich mit Vorliebe an dem einfachen Leben und dem ſchönen ernſten Streben unſrer Vorfahren hange, und mich gern zurück in jene gemüthreiche ſinnvolle Zeit verſetze, in der ſie lebten und wirkten. Die Überzeugung, daß wohl Manche, beſonders meines Geſchlechts, dies Gefühl mit mir theilen, veranlaßte mich in dieſen Blättern ſchmucklos, wahr und treu aufzuzeichnen, was ich von dem Leben und den Werken jener Meiſter in Erfahrung bringen konnte. Doch bleibt mir dabei die Anmaßung fern, für gelehrte Kunſtkenner ſchreiben zu wollen, denen ſowohl die Quellen, aus welchen ich ſchöpfen konnte, als die, welche, meiner Individualität nach, mir verſchloſſen bleiben mußten, offen und zugänglicher ſind als mir. Ich ſchreibe nur für meines Gleichen: für Frauen, welche, wie ich, die deutſche Kunſt lieb gewannen, höchſtens für Kunſtfreunde, deren übrige Verhältniſſe ihnen nicht erlauben der Kunſtgeſchichte ihres Vaterlandes ein eignes tieferes Studium zu weihen.

Und ſo möchte es nicht überflüſſig ſeyn, hier von dem früheren Zuſtand der Kunſt, vor van Eyck, einige Worte zu ſagen, ehe wir zu unſerem eigentlichen Zwecke weiter vorſchreiten. Indeſſen kann ich in dieſer Hinſicht wenig mehr thun als meine Leſer an das, was uns Goethe in ſeinem erſten Hefte über Kunſt und Alterthum von dieſem Gegenſtande ſagte, wieder erinnern, und zwar zum Theil in ſeinen eignen Worten; denn wo wären beſſere zu finden? Die ihm eigne Klarheit, Tiefe und Anſchaulichkeit giebt jenen wenigen Blättern einen ſo unſchätzbaren Werth, daß Alles was in ſpätern Zeiten über dieſen Theil der Kunſtgeſchichte geſchrieben und gelehrt werden kann, nur zum Belege deſſen dienen wird, was er mit gewohnter Meiſterſchaft in wenige Seiten zu faſſen wußte.

Gute Anſtalten aller Art waren durch militäriſches und politiſches Unheil von der Erde vertilgt und mit dieſen hatte ſich die, wenige Jahrhunderte früher noch ſo hoch ſtehende Kunſt im wildeſten Kriegs- und Heeres-Weſen völlig verloren. Die fratzenhaften

Darſtellungen einer Unzahl von Kaiſern und Kaiſerlingen auf elenden Kupfer-Münzen jener Zeit legen ein trauriges Zeugniß davon ab bis an den heutigen Tag. Die Kunſt wäre völlig erloſchen und das Menſchengeſchlecht hoffnungslos verſunken in Barbarei, hätte nicht die chriſtliche Kirche ſie in Schutz genommen und ſie vom gänzlichen Untergange gerettet, wenn gleich nur als ſchwachen, unter der Aſche fortglimmenden Funken. Woran der Menſch glauben, was er lieben ſoll, das muß ſich ihm auch geſtalten, und ſo wurden die alten, aus ihren Tempeln vertriebnen Götterbilder, der Triumph Helleniſcher Kunſt, gar bald durch andre, menſchlicher gedachte Bilder erſetzt, zu denen die glaubige betende Menge um ſo hoffnungsreicher den Blick erhob, je näher ſie ſich in ihrer Beſchränktheit dieſen Bildern verwandt fühlen konnte, die mit bekannten, ſtets treu wiederholten Zügen ihr entgegen traten.

Bei dem Druck der Verworrenheit, welchem damals die Welt unterlag, ward indeſſen die Bildung aus dem Weſten vertrieben; ſie flüchtete ſich zum glanzerfüllten Oſten, und nur Byzanz blieb noch ein feſter Siz für die chriſtliche Kirche und die ihr verwandte Kunſt; obgleich in dieſer Epoche leider auch der Orient ein immer traurigeres Anſehen gewann. Die Religion ſelbſt mußte einen diplomatiſch-pedantiſchen Karackter annehmen, die kirchlichen Feſte gewannen die Geſtalt von Hof- und Staatsfeſten, bei denen Alles einer einmal beſtimmten, etikettenartigen, mehr für die Sinne als das Gemüth berechneten Regel folgte. Und ſo wie dem Zeremonienmeiſter bei Hoffeſten über die Befolgung der einmal für allemal vorgeſchriebnen Äußerlichkeiten zu wachen auferlegt war, ſo wachte auch die Geiſtlichkeit über Alles was auf kirchliche Feier Bezug hatte.

Die heiligen Bilder, welche ſie hernach durch Weihe und Wunder dem einmal beſtehenden Gottesdienſte völlig aneigneten, mußten alle auf das genaueſte nach der einmal angenommnen Norm, unter der Aufſicht und nach der Vorſchrift der Prieſter verfertiget werden. Man ſuchte immerfort die aus den erſten chriſtlich-kirchlichen Jahrhunderten durch Tradition erhaltnen Geſtalten der Apoſtel und Märtyrer ſo individuel als möglich beizubehalten; doch die

Zahl der Heiligen mehrte ſich faſt täglich, und bei dem immer mehr überhand nehmenden ſtarren mumienhaften Styl ging alle Bedeutſamkeit nach und nach in einer Art von Familienähnlichkeit verloren, ſo daß man endlich anfangen mußte unter oder neben jedem Bilde den Namen des dargeſtellten Heiligen zu ſchreiben, damit man nicht Einen ſtatt des Andern verehrte und Jedem ſein Recht, wie billig, bewahrt bliebe.

Wahrſcheinlich aus ägyptiſchen, äthiopiſchen, abyſſiniſchen Anläſſen begann man endlich ſogar die Mutter Gottes mit braungefärbtem Antlitz abzubilden; bei getrockneten verharzten Muskeln behauptete nur noch die Geſtalt des Gebeins einigermaßen ihr Recht, und die Kunſt verſank allgemach in einen immer mehr verkümmerten Zuſtand. Strenge, trockne Symmetrie blieb dabei der einzige wenig erfreuliche Vorzug der byzantiniſchen Schule, auf dem ſie mit Feſtigkeit beharrte; jeder Geſtalt mußte eine zweite, ihr auf das genaueſte entſprechende entgegen ſtehen, an jede Mitte ein Hüben und Drüben ſich anſchließen.

Um dieſe Zeit war aus Italien alles praktiſche Talent gänzlich verſchwunden; Alles, was gebildet werden ſollte, hing von den Griechen ab. So wurden die Thüren der Kirche St. Paul auſſerhalb der Mauern im eilften Jahrhundert zu Konſtantinopel gegoſſen und mit eingegrabnen Figuren abſcheulich verziert. Griechiſche Maler, Muſivarbeiter und Baumeiſter, von Konſtantinopel geſendet, verbreiteten ſich durch das ganze Land und bedeckten es mit ihrer traurigen Kunſt, bis endlich im dreizehnten Jahrhundert das Gefühl für Wahrheit und Anmuth der Natur wieder erwachte. Die Italiäner ergriffen ſogleich das einzige an den Byzantinern gerühmte Verdienſt, die ſymmetriſche Kompoſition, den Unterſchied der Karacktere; und der Sinn für Form that bei ihnen um ſo eher ſich wieder ſchnell hervor, da er bei dieſem, von den herrlichſten Überreſten einer großen Vorwelt umgebnen Volke nie ganz untergegangen ſeyn konnte.

Auch an den, von römiſchen Heeren durchzognen, von römiſchen Kolonien angebauten und bevolkerten Ufern des Rheins hatte die byzantiniſche Malerſchule, in allen ihren Verzweigungen, wie über den ganzen Weſten, geherrſcht, auch hier einheimiſche Meiſter, Geſellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet, wie manches aus jener düſtern Schule ſtammende Bild in Keln und der Nachbarſchaft noch beweiſet. Jene orientaliſche Trockenheit erheiterte ſich auch in dieſen Gegenden nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert. Nun aber bricht ein freudiges Naturgefühl auch mit einmal durch, und vielleicht nirgends tritt der Nationalkaracter, die klimatiſche Einwirkung, ſo ſchön in der Kunſtgeſchichte hervor, als gerade in den Rheingegenden.

Es iſt nicht nur gelungne Nachahmung des einzelnen Wirklichen, es iſt eine behagliche Augenluſt, die ſich im Allgemeinen über die ſinnliche Welt aufthut. Äpfelrunde Knaben und Mädchengeſichter, eyförmiges Männer- und Frauen-Antlitz, wohlhäbige Greiſe mit fließenden oder gekrauſten Bärten, das ganze Geſchlecht gut, fromm und heiter durch einen zarten Pinſel karacteriſtiſch genug dargeſtellt. Die Farben ſind heiter, klar, kräftig, ohne eigentliche Harmonie, aber auch ohne Buntheit, durchaus dem Auge angenehm und gefällig.

Ein ganz goldner Grund, mit eingedruckten Heiligenſcheinen um das Haupt, worin der Name des dargeſtellten Heiligen zu leſen, bezeichnet die Gemälde aus dieſer Zeit. Oft iſt die glänzende Metallfläche mit wunderlichen, tapetenartigen, ebenfalls durch Hülfe eines Stempels eingedrückten Blumen verziert; oft bildet ſie, durch braune Umriſſe und Schattirungen vergoldetes Schnitzwerk nach, kleine Kapellchen, oder Baldachine, unter welchen die Heiligenbilder in ruhiger Stellung einzeln ſtehen. An Perſpektive dachte damals noch Niemand, und die zu Ende des Mittelalters auch in Deutſchland der Malerei weit zuvoreilende Plaſtik ſcheint auf dieſe Gemälde nicht geringen Einfluß gehabt zu haben.

Doch weht ein heitrer ſtiller Geiſt über ſie, ein unausſprechlich frommer Sinn und ein wahrhaft heiliger Gottesfrieden. Die Boiſſeréeſche Sammlung bewahrt mehrere größere und kleinere Gemälde

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK [illegible]

aus jener Zeit, welche alle Vorzüge und Mängel derſelben auf das deutlichſte beurkunden.

Starr und unbeweglich ſtand ſo die Kunſt, wenn gleich nicht mehr ſo ganz erdrückt von den byzantiniſchen Feſſeln, bis an der Gränze des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts in Köln der Schöpfer des dortigen berühmten Dombildes hervortrat, welches Goethe als die Achſe der niederrheiniſchen Kunſt auszeichnet. Seinen Namen, die Geſchichte ſeines Daſeyns riß der Strom der Zeit mit ſich fort, nur wird in alten Urkunden um das Jahr 1380 der kunſtreiche Meiſter Wilhelm von Köln erwähnt, als einer, deſſen Gleichen nie zuvor geſehen ward, weil er die Menſchen lebend und athmend auf ſeinen Tafeln darzuſtellen wußte. Und da nach einer auf dem Bilde angebrachten Jahrzahl die Vollendung deſſelben im Jahr 1410 für gewiß angenommen wird, da ein Bild von dieſem Umfang bei dieſer ſorgfältigen Vollendung, nur in einer Reihe von mehreren Jahren entſtehen konnte, und das Ganze von großer Übung und auſſerordentlichem Kunſttalent des Meiſters zeugt, ſo ſind alle Gründe vorhanden, es für das Werk dieſes von ſeinen Zeitgenoſſen über Alle hoch geprieſenen Meiſters Wilhelm zu halten.

Auf dieſem aus einem Mittelbilde und zweien Seitentafeln beſtehenden Altar-Gemälde iſt noch immer keine Ahnung von Perſpektive zu erblicken; der reine, Alles abſchließende Goldgrund, der mit Stempeln gepreßte, mit Farben bunt ausgemalte Teppich ſind beibehalten, die Figuren des Mittelbildes, ſo wie auch die der Seitenbilder beziehen ſich auf die Mitte mit gewohnter Symmetrie; die herkömmliche byzantiniſche Manier herrſcht noch vollkommen, aber mit Lieblichkeit und Freiheit beachtet. Die Anbetung der drei weiſen Könige des Morgenlandes, welche der helle Stern zur Hütte des neugebornen Heilandes führte, iſt auf der mittlern Tafel dargeſtellt; auf einem der beiden Flügel der heilige Gereon in hellglänzender prächtiger Rüſtung, ihm folgen die Ritter welche mit ihm unter dem Kaiſer Maximian für den chriſtlichen Glauben den Märtyrer-Tod litten; auf dem zweiten Flügelbilde, in hoher Schönheit und Anmuth, in fürſtlicher Pracht der Kleidung und Geſchmeide, führt die brittaniſche Fürſtin Urſula ihre lieblichen jugendlichen Gefärtinnen an, welche ebenfalls unter dem nämlichen Kaiſer mit ihr vor Köln die Märtyrer-Krone errangen. Beide, Gereon und Urſula, ſcheinen mit ihrem Gefolge zu dem hohen Ziele hinzuwallen, vor welchem die Könige ſchon in Demuth und Andacht die Kniee beugen. Das Taſchenbuch für Freunde altdeutſcher Zeit und Kunſt, vom Jahr 1816, enthält einen Kupferſtich dieſes köſtlichen Gemäldes, der jede genauere Beſchreibung deſſelben überflüſſig macht.

Mich ſelbſt haben widrige Zufälligkeiten von einer Reiſe nach Köln ſtets abgehalten, obgleich ich der Erfüllung des Wunſches dahin zu gelangen zweimal ſehr nahe war. Aber in der Boiſſeréeſchen Sammlung befinden ſich vier Tafeln, welche die Beſitzer derſelben aus bedeutenden Gründen für Arbeiten des nämlichen Meiſters Wilhelm von Köln halten. Auf zweien derſelben, welche augenſcheinlich zu einander gehören, ſtehen auf goldnem Grunde acht heilige Männer und Apoſtel, auf jeder vier; über jedem derſelben erhebt ſich eine durch ſchwarze Umriſſe und Schraffirungen angedeutete kapellenartige Niſche. Auf den beiden andern Tafeln, welche ebenfalls zuſammen gehören, ſind auf ſchwarzem Grunde, auf jeder drei Figuren heiliger Männer und Frauen abgebildet; dieſe ſtehen nicht mehr ganz auf einer Linie, einige ſind mehr vor, andere mehr zurückgeſtellt, die Köpfe nähern ſich mehr in Ton und Behandlung von Licht und Schatten dem wahren wirklichen Leben. Die hellen farbigen Gewänder fallen auf allen vier Tafeln in breiten Falten von edlem großartigem Styl um die Geſtalten her, die trefflich gemalten Köpfe ſind ſo unbeſchreiblich edel fromm und bedeutend, daß man es kaum vermag, den Blick von ihnen abzuwenden, und das Anſchauen dieſer Gemälde gab mir wenigſtens eine Ahnung von dem, was das Werk ſeyn muß, welches von Kennern als der höchſte von dieſem Meiſter erreichte Gipfel ſeiner Kunſt betrachtet wird.

Dicht an Wilhelm von Köln ſich anſchließend, ja gewiſſermaßen mit ihm gleichzeitig, tritt nun Johann van Eyck mit Rieſenſchritten hervor, er, welchen die ſo mit ihm zugleich lebten für den Fürſten der Maler ſeiner Zeit einſtimmig erklärten und als ſolchen ſtaunend bewunderten.

Johann und Hubert van Eyck.

Maaseyck, ein kleines unbedeutendes Städtchen am Ufer der Maas, iſt der Geburtsort dieſer Brüder; vielleicht ſogar ein noch kleineres, nur eine Viertelſtunde weit von jenem Städtchen gelegenes Dorf, welches ehemals Eyck hies, nachher aber bei Entſtehung der Stadt Maaseyck, den Namen Alden-Eyck erhielt. Der Grund dieſer Vermuthung liegt darin, daß dieſe Künſtler, welche zufolge der Sitte ihrer Zeit den Namen ihres Geburtsorts annahmen, ſich ſonſt wahrſcheinlich Johann und Hubert van Maaseyck genannt haben würden.

Hubert ward im Jahr 1366 geboren, wenigſtens fünf und zwanzig Jahre früher als ſein Bruder Johann, deſſen Lehrer in der Kunſt er ward; denn auch Hubert war ein großer bedeutender Meiſter. Von wem dieſer Unterricht erhielt, iſt unbekannt geblieben, wie denn überhaupt dichtes verwirrendes Dunkel die Geſchichte der Kunſt vor der Zeit der van Eycks uns verhüllt. Nur der

Name Wilhelms von Köln ſchimmert hell und bedeutſam hervor, und auch nur dieſer, ohne beſtimmtere Kunde ſeines Lebens auf Erden.

Wer die Eltern Huberts und Johannes van Eyck waren, davon findet ſich ebenfalls keine Spur; vielleicht, ja wahrſcheinlich ſogar, iſt ſchon ihr Vater ein Maler geweſen; Geiſt, Talent, reges Gefühl für das Hohe und Schöne waren wenigſtens gewiß in ihrem Vaterhauſe einheimiſch, vielleicht als herrliches, durch eine Reihe längſt vergeſſner Vorfahren auf daſſelbe herabgekommnes Erbtheil. Denn zwiſchen beiden Brüdern ſtand auch noch eine kunſtbegabte Schweſter, als glückliche, zu ihrer Zeit weit und breit im Lande geprieſene und berühmte Malerin. Dieſe hieß Margareth, und Karl von Mander, der Gründer altdeutſcher Kunſtgeſchichte, nennt ſie in ſeiner Biographie der niederländiſchen und hochdeutſchen Künſtler, eine geiſtige Minerva, welche alle Heirathsanträge von ſich wies, um als freie Jungfrau einzig und allein der Kunſt zu leben, durch welche ſie ſich allgemeine Verehrung und Bewunderung erwarb.

Übrigens können die Eltern dieſer hochbegabten Geſchwiſter weder zu den niedrigſten Ständen gehört, noch in Armuth gelebt haben; die ſorgfältige Erziehung ihrer Kinder, inſonderheit die des jüngern Sohnes Johann van Eyck beweiſt, daß ſie nach Maasgabe ihrer Zeit gewiß eben ſo wohlhabend als gebildet waren. Dieſer zeigte von früher Jugend an, neben ſeinem hohen Künſtlertalent auch ſonſt noch die herrlichſten geiſtigen Kräfte und Anlagen, die auf das vielſeitigſte ausgebildet wurden. Bartholomäus Faccius, ſein Zeitgenoſſe, der ſchon im Jahr 1456 ſein Buch de Viris illustribus ſchrieb, welches aber erſt im Jahr 1745 zu Florenz im Druck erſchien, preiſet ihn beſonders wegen ſeiner großen Kenntniß der Geometrie, und ſeines fleißigen Studiums der Werke des Plinius und anderer alten Schriftſteller; ein Lob, welches ſelbſt eine gelehrte Erziehung voraus ſezt. Übrigens war Johannes auch mit der, damals freilich noch in der Wiege liegenden Chemie wohl bekannt, in der Deſtillirkunſt erfahren, und beſchäftigte ſich gern mit Forſchungen in beiden, gleich als habe er ſchon früh die großen Vortheile geahnet, welche er mit ihrer Hülfe einſt für die Malerei erringen würde. Hohe Klarheit des Geiſtes, unglaublich ſchnelles Faſſungsvermögen erleichterten dieſem ſeltnen Menſchen jedes wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Streben; ſein verſtändiges Weſen, die Anmuth, die Güte ſeines Karackters, die anſpruchloſe edle Zierlichkeit ſeiner Sitten erwarben ihm überall Achtung und Liebe, wo er auch erſchien, bei Großen und Kleinen. Hubert, der weit ältere Bruder, Anfangs Johannes und auch wohl Margarethens väterlicher Freund und Lehrer, ward bald der würdige neidloſe Gehülfe des hochbegabten jüngern Bruders, und dieſer hing dafür mit unſäglicher Liebe und Ehrfurcht an ihm, dem er die Entwickelung ſeiner Kräfte in ſo hohem Grade verdankte. Mehrere ſeiner herrlichſten Werke, in denen er die Geſtalt des geliebten Bruders auf die ehrendſte Weiſe verewigte, geben uns noch bis auf den heutigen Tag die ſprechendſten Beweiſe dieſes von Dankbarkeit und Liebe feſtgeſchlungnen brüderlichen Vereins.

Unter Huberts Leitung, an der Seite ſeiner Schweſter Margarethe, verlebte Johannes van

Eyck in ſeinem beſcheidnen Geburtsort die Jahre der Kindheit und die der erſten Jugend. Es mag wohl ein ſchönes genußreiches Leben geweſen ſeyn, welches dieſe Geſchwiſter bei der damaligen einfachen Sitte des Mittelſtandes, in gemeinſchaftlicher Arbeit und gemeinſchaftlichem Gelingen mit einander führten, bis endlich der die Schwingen immer weiter entfaltende Genius des jüngern Bruders eines größeren Raums bedurfte.

Brügge, dieſe große, jezt ſo tief geſunkne und verödete Stadt, war damals durch ihren weit ausgebreiteten Handel glänzend und reich, voll Wohlleben und Pracht wie keine andere in den damals ſo bluhenden, glücklichen Niederlanden. Wo jezt in der Todtenſtille der weiten, mit Gras bewachſnen Straßen der wankende Schritt eines einſamen Bettlers lange noch nachhallt, wogte im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert das regſte Treiben der in Pracht und Üppigkeit lebenden Reichen und Großen, neben dem unaufhörlichen Wirken fleißiger, aber nicht mühſeliger, Arbeit der minder Begüterten. Mit ihren Reichthümern ſtrömten auch die Bewohner fremder, zum Theil weit entlegner Länder dort jubelnd zuſammen, wo jezt trauernde Überbleibſel in ſich verſunkner Palläſte den Durchreiſenden mit banger Wehmuth erfüllen, ihn antreibend ſo ſchnell als möglich aus dieſer beklemmenden Öde zu flüchten.

In einem blühenden Lande ſiedelt auch die Kunſt neben dem Reichthum gerne ſich an, denn ſie bedarf ſeiner zum Gedeihen, wie die Pflanze des Sonnenſcheins; der Reichthum aber bedarf wiederum der Kunſt, um ſich ſeiner ſelbſt würdig zu erfreuen, und durch ſie erſt zu werden was er ſeyn kann. Hubert und Johann van Eyck fanden daher mit Margarethen in dem ohnehin von Maaseyck nicht eben weit entfernten Brügge einen allen ihrem Wünſchen und Bedürfen völlig zuſagenden Wohnort; ſie ließen ſich dort häuslich nieder und begannen mit neuem Eifer und Muth ihre Kunſt zu üben. Zuweilen vereinten beide Brüder ihr Talent in Vollendung eines und deſſelben Gemäldes, zuweilen malte jeder für ſich allein. Wirklich bewahrt auch die Bibliothek in Brügge noch heute das älteſte Gemälde von

Johann van Eyck, von welchem man mit Sicherheit weiß, es iſt von ihm. Es ſtellt einen Chriſtuskopf weit unter Lebensgröße dar, mit des Künſtlers Namensunterſchrift und der Jahrzahl 1420 bezeichnet. Ubrigens fanden ſich bald nicht nur unter den Vornehmen und Reichen Kunſtfreunde genug, welche mit einander um den Beſitz der Werke beider Brüder wetteiferten, auch fremde und einheimiſche Kaufleute ſtrebten darnach, und führten dann die mit Geld erkauften Tafeln in das Ausland, wo der Name van Eyck in kurzer Zeit nicht minder ruhmvoll bekannt ward als daheim.

Von ſo günſtigen Verhältniſſen unterſtüzt, regten Johannes urkräftiger Geiſt, ſein hohes Talent, ſein Muth ſich immer mächtiger in ſeiner Bruſt; immer kühner ſprach ſich die Sehnſucht in ſeinem Innern aus, vorwärts zu Höhen zu ſtreben, welche noch von Keinem erreicht waren; immer deutlicher ward ihm das Gefühl des Unzulänglichen der ihm zur Ausführung ſeines Wollens zu Gebote ſtehenden Mittel. Die Welt lag hell und blühend vor ſeinem klaren Auge, in tauſendfacher Form belebt; an Geſtalt, Kleidung, Ausdruck auf das mannichfaltigſte von einander unterſchieden, wogten die Bewohner des Süden und Norden vor der ſtillen Werkſtatt auf und ab, in welcher ſich der junge Maler dem ſeiner Zeit eignen kräftigen und ernſten Fleiße auf das ungeſtörteſte ergab. Er blickte hinaus in die ſonnenhelle Welt, und fühlte in ſich Kraft und Muth, feſtzuhalten und nachzubilden was dort in ewigem Wechſel ſich bewegte; er ſah zurück auf ſeine Tafel, der metalliſche Glanz des Goldgrundes ſtarrte, beengend, ihm entgegen; er wagte es das lange Jahrhunderte hindurch von ſeinen Vorgängern für unmöglich Geachtete zu unternehmen, den Goldgrund zu verlaſſen, und hatte mit dieſem Schritte Alles gewonnen. Luft, Waſſer, das ganze Pflanzenreich, was nur unſre ſchöne Erde ſchmückt und bekleidet, Berge, Städte, ferne Gegenden, zu denen das Auge kaum reicht, hatte Johann van Eyck mit einemmal für das Gebiet der Malerei ſich erobert, und der ſchöpferiſche Genius der Kunſt benutzte, einmal erwacht, Alles wie er wollte und mußte. Von ihm durchdrungen, lernte

Johann van Eyck die früher erworbenen mathematiſchen Kenntniſſe zur Behandlung der Ferne anwenden, und ſeine jezt in freien Räumen ſich bewegenden Geſtalten gewannen Wärme, Leben und Eigenthümlichkeit.

Wunderbare, nie zuvor geahnete Gemälde entſtanden jezt unter dem ſchöpferiſchen Pinſel Johanns van Eyck. Wie wunderbar ſie ſeiner Zeit erſcheinen mußten kann nur der ganz begreifen, der Gelegenheit hatte, ſie mit denen ſeiner Vorgänger zu vergleichen. Hochgewölbte architektoniſche Räume, Durchſichten in endlos ſich verlierende Straßen, enge Felſenthäler, und bis in die blaue Ferne ſich hin erſtreckende blühende Gegenden, ſtellte Johann van Eyck von nun an mit vollkommenſter Sicherheit und möglichſter Naturwahrheit dem Auge dar, während ſeine nächſten Vorgänger, ſelbſt Meiſter Wilhelm von Köln auch nicht die kleinſte Spur einer Ahnung der Möglichkeit zeigen, eine flache Tafel dem Auge auf dieſe Weiſe bis in die Unendlichkeit hinaus dehnen zu können. Johannes einziges Vorbild, wie ſeine Lehrerin, war von nun an die Natur; ſie leitete ſeine Fortſchritte auf der Bahn, welche die, wie durch höhere Offenbarung ihm gewordene Kenntniß der Linienperſpektive ihm geöffnet hatte, und Treue gegen ſie wurde ſein unabläſſiges Bemühen wie ſein höchſtes Verdienſt.

Auf keinem ſeiner bis auf unſre Zeiten gekommnen Gemälde findet ſich eine Spur erkünſtelter, auf Effekt berechneter Beleuchtung; im klaren milden Tageslicht, nicht im Sonnenſcheine, ſtehen die Gegenſtände, hell und deutlich wie ſie in der Wirklichkeit daſtehen. Scharf bezeichnete dunkle Schlagſchatten drängen ſich nirgend dem Auge auf, nirgend grelle Lichter, oder erzwungne farbige Reflexe, nichts erſcheint verſchwebelnd oder flach, verworren oder undeutlich.

Bei der Kompoſition ſeiner Gemälde dachte Johann van Eyck ſich die Handlung, welche er darſtellen wollte, als ginge ſie unmittelbar unter ſeinen Augen vor; deshalb iſt es auch uns bei ihrem Anſchauen als ſtänden wir mitten drinn, als lebten und regten ſich die Geſtalten vor uns, und um uns her. Anſpruchlos ſtellt er ſie hin, wie es der

Augenblik fordert, und vergas dabei wohl zuweilen der Rückſicht auf das einzig lobenswerthe der byzantiniſchen Kunſt, auf die Regel ſymmetriſcher Gruppirung. Doch die unglaubliche Naivetät und Wahrheit, die unausſprechliche Anmuth und höchſte Abſichtloſigkeit in der Zuſammenſtellung ſeiner Figuren, die Art mit der ſie ſich bewegen, geben ihnen einen unbeſchreiblichen Reiz, und der aus Allem hervorleuchtende reine würdige Sinn erſetzt reichlich was die ſtrenge Regel ſonſt noch fordern könnte. Wie weit entfernt Johann van Eyck von jeder der Natur ſich entfremdenden Künſtelei war, zeigt beſonders die Art wie er das Fleiſch malte; weder grüne, noch graue, noch violette Töne herrſchen vor, es athmet und lebt wie das Leben ſelbſt. Nichts iſt der Ausführlichkeit zu vergleichen, mit welcher er Alles vom Größten bis zum Kleinſten bis in faſt unſichtbare Einzelnheiten zu behandeln wußte; Alles iſt Porträt, Alles vollendet wie die feinſte Miniaturmalerei, kein Gegenſtand auf einer ſeiner Tafeln, der nicht die genaueſte Unterſuchung durch die Lupe ertrüge, und dennoch iſt nirgend eine Spur ängſtlicher Steifheit oder manirirter Unnatur zu erblicken. In ſeinen Gewändern, weit und faltenreich, nach der damaligen Art, finden ſich nirgend kleinlich gebrochne oder überflüſſige Falten, jede derſelben iſt motivirt, durch die Stellung des Körpers, durch Wurf oder Schwere des Gewandes ſelbſt. Sammt, Leinen, Wolle oder Seide erſcheinen in allen ihren Eigenheiten; Gold, Perlen und Edelſteine, welche er gerne anbringt, ſtrahlen in unglaublichem Glanz, ohne alle Anwendung wirklicher Metalle.

Ohne Spur von Nachahmung der Antike, welche er nicht kannte, oder des Strebens nach dem abſtrakten Ideal, welches dieſem Sohne der Natur nie in den Sinn kommen konnte, bildete Johannes van Eyck ſeine Köpfe nur nach ſeinen Zeitgenoſſen in der ihn umgebenden Welt. Doch Unedles oder Gemeines ſtand mit dieſem hohen reinen Geiſte in offenbarem Widerſpruch, es durfte ihm nicht nahen, und die ganze Natur zeigte ſich ihrem begünſtigten Liebling ſtets im verklärten Licht. Daher ſind auch bei aller nur erdenklicher Wahrheit, ſeine Köpfe edel und ſchön zu nennen in Form und Ausdruck. Das Studium nach einem Modell war zu ſeiner Zeit noch nicht Gebrauch, eben ſo wenig mag es damals einem Künſtler eingefallen ſeyn für ſeine Kunſt Anatomie zu ſtudiren; dieſe Wiſſenſchaft war ohnehin noch in der Kindheit. Johannes konnte daher nur nachbilden was er ſah, was ihn umgab: ſchwer und dicht bekleidete Geſtalten. Dennoch herrſchen bei ihm Ebenmaß und Anmuth, nirgend treten in ſeinen Figuren Zwang, unmögliche Stellungen, oder unnatürliche Verrenkungen hervor; nur Hände und Füße erſcheinen zuweilen etwas mager, wenn gleich nie ſo ſehr um ſtörend zu werden. Die Farben-Pracht ſeiner Gemälde läßt nicht mit Worten ſich beſchreiben, gegen ſie erbleicht Paul Veroneſe und aller Glanz der venezianiſchen Schule, ja die Wirklichkeit ſelbſt. Er malte mit möglichſter Vermeidung aller Erdfarben, größtentheils nur mit Lack oder durchſichtigen Saftfarben, auf einem ſehr feinen, wahrſcheinlich abgeſchliffnen, ganz weißen kreideartigen Grunde. Dieſer ſchimmert durch die unkörperlichen Farben durch, und bringt etwas dem Effekt Ähnliches hervor, den die Silberfolie hat, welche einige Miniaturmaler ihren auf Elfenbein ſorgfältig ausgeführten Bildern unterzulegen pflegen.

Überhaupt iſt es, wenn man Johann van Eycks Gemälde lange betrachtet, als ob ein Strahl innern Lebens hervorbräche, und der Purpur, das Blau der Gewänder, die Helle des Himmels, das Grün der Pflanzenwelt, das Gold der Stickereien und Kleinode, die ſchimmernden Waffen ſtrahlen in überirdiſchem Glanz. Friſch, als kämen ſie heute erſt von der Staffelei, ſtehen die vier Bilder des hohen Meiſters, welche die Boiſſeréeſche Sammlung aufbewahrt, in neu verjüngter blendender Pracht. Ihr Glanz übertrifft allen Glauben, ſeit ſie mit ſchonender Hand von allem Fremden und Entſtellenden befreit wurden; von dem trüben Firniß den die Unwiſſenheit darüber zog und von mehr als hundertjährigem Staube und Kerzendampf.

Das erſte dieſer vier Gemälde, eine einzelne Tafel, iſt wahrſcheinlich aus einer frühern Zeit als die übrigen drei, welche, zuſammengehörend, einen heiligen Zyklus bilden. Der Meiſter war, als er dieſes Bild ſchuf, noch nicht ganz zu der Großheit und Gründlichkeit in der Zeichnung und dem Faltenwurf der Gewänder gelangt, die aus ſeinen ſpätern Arbeiten hervorleuchten; Bildung, Ausdruck und Malerei der Köpfe ſind indeſſen ſchon von der höchſten Vortreflichkeit. Dies Gemälde iſt auf eine ſehr rührende und erfreuliche Weiſe als die Apotheoſe ſeines verehrten und geliebten brüderlichen Lehrers anzuſehen, denn der Evangeliſt Lukas, wie er zufolge der Legende die Madonna malt, iſt darauf unter der Geſtalt Huberts van Eyck dargeſtellt. Die Figuren dieſer Tafel ſind faſt Lebensgröße. Die heilige Jungfrau ſitzt in einem hohen Prunkgemache. Im Hintergrunde, zwiſchen zwei ſchlanken dunkelblauen Säulen öffnet ſich dem Blick eine vom heiterſten Himmel überwölbte Landſchaft. Schöne hohe Häuſer von der einen Seite, grüne Hügel von der andern, weithin lachende blühende Ferne. Ein köſtlicher Teppich von Goldbrokat mit grüner Einfaſſung hängt hinter der heiligen Jungfrau hoch von der Decke herab, und bildet ihren Seſſel zum Thron der Himmelskönigin um. Sie ſelbſt iſt reich geſchmückt mit einem weiten violetten Mantel, das geſenkte Auge ruht mit unendlicher Liebe und Anmuth auf dem Kinde an ihrem Buſen; ihr gegenüber, in halb knieender Stellung, im rothen Gewande, ein kleines violettes Käpchen auf dem Haupte, ſcheint Hubert, als Schutzheiliger der Maler, den Umriß auf der Tafel in ſeiner Hand mit der Gruppe vor ſich nach der er arbeitete zu vergleichen. Ehrfurchtsvoll, bewundernd, anbetend ruht ſein Auge entzückt auf Mutter und Kind während er mit der andern Hand, zu Verbeſſerungen bereit, den Griffel hält. Seitwärts hinter dem Maler ſteht die Thüre eines Nebengemachs offen; wir blicken ins Freie durch deſſen halb offnes halb geſchloßnes Fenſter von wirklich durchſichtigem, ſtellenweiſe buntgefärbtem Glas.

Das ganze Bild in ſeiner blendenden Farbenpracht iſt das heiterſte ſo ich je ſah. Man möchte in das Nebenzimmer hineintreten, dieſes Fenſter nach Belieben öffnen und ſchließen; keiner der ſpätern niederländiſchen Maler hat die Perſpective des Innern eines Hauſes mit größerer Wahrheit darzuſtellen vermocht, und die Ausführung, die Wärme, die Kraft dieſes wunderbaren Bildes ſtellen es dem Vollendetſten in der Kunſt gleich.

Die drei andern Gemälde des Johannes van Eyck in der Boiſſerée'ſchen Sammlung ſind aus dem Zeitpunkt, in welchem ſeine Kunſt den höchſten Gipfel erreicht hatte und ſchmückten wohl urſprünglich den der Mutter Gottes geweihten Altar einer Kirche oder Kapelle. Sie ſtellen auf einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern drei der freudigen Momente ihres Lebens dar.

In häuslicher ſtiller Beſchränktheit öffnet ſich uns auf dem erſten Seitenbilde das hochgewölbte ſchmale Zimmer, in welchem Maria aus der Knoſpe der Kindheit zur anmuthigſten reinſten Jungfräulichkeit heranblühte. Sie ſelbſt knieet am Betpult im Vorgrunde, in einem in breiten Falten weit auf den Boden hinfließenden dunkelbraunen Gewande, die Flechten ihres lichthellen Haares wallen aufgelöſt in kleinen Wellen über die Schultern hin. Lieblicher und dabei mädchenhafter läßt nichts ſich erdenken als dieſes ſchöne Oval des ſeitwärts gewendeten Köpfchens, als die unbeſchreibliche Unſchuld dieſes vor der glänzenden Erſcheinung des Engels niedergeſchlagnen Blicks. Maria iſt ſo furchtlos in ihrem Erſtaunen, ſo zutrauungsvoll in ihrer Demuth, als erkenne ſie einen der holden Geſpielen aus den ſüßlächelnden Träumen ihrer Kindheit in dem Jünglinge, der, weißgekleidet, auf mächtigen, weißen Pfauenfeder-Schwingen vor ihr leicht über den Boden hinſchwebt. Der goldne Scepter in ſeiner Hand bildet ganz ungeſucht ein Kreuz mit dem Sonnenſtral welcher die bedeutungsvolle Taube zu dem hohen geöffneten Fenſter im Hintergrunde hereinträgt, und zwiſchen dem Engel und der Jungfrau entblüht aus glänzender Vaſe das ſchöne Symbol höchſter Reinheit, eine ſchneeweiße Lilie ohne Staubfäden. Die Anordnung des ganzen Zimmers ſpricht die heitre fromme Häuslichkeit der jungfräulichen Bewohnerin aus; die rothen Vorhänge des mit einer gleichfalls rothen Decke geſchmückten Bettes im Hintergrunde ſind zierlich aufgebunden und zurückgeſchlagen, ſo daß die goldbrokatne Hinterwand deſſelben ſichtbar wird; neben dem Bette ſteht ein Seſſel mit einem rothſammtnen Kiſſen, dieſes iſt noch ein wenig eingedrückt, denn Maria ſtand eben davon auf um zu beten. Auch der Betſtuhl, an welchem ſie knieet, iſt mit ſauberm Schnitzwerk, den Sündenfall der erſten Eltern darſtellend, geſchmückt.

Das an dieſes erſte Seitengemälde zunächſt ſich anſchließende Mittelbild zeigt uns die hohe Erfüllung jener geheimnißvollen göttlichen Verkündigung. Unter den edlen Ruinen eines Tempels, welche, jezt zum Stall herabgewürdigt, ein leichtes Strohdach gegen die Witterung ſchützt, ſitzt die jungfräuliche Mutter in ihren dunkelblauen weit und ſchön gefalteten Mantel gehüllt. Der mädchenhafte Reiz der Jugend ging in hohe Würde, in ernſtere Schönheit über, der neugeborne Heiland ruht ganz in Kindesgeſtalt in ihrem Schooße. Zu ſeinen Füßen verſammeln ſich die anbetenden Weiſen des Morgenlandes, in reichen königlichen Prachtgewändern und aller Herrlichkeit des Orients. Der älteſte der Könige, welcher knieend das Händchen des Kindes küßt, iſt ein treues Portrait Philipp des Guten, Herzogs von Burgund; der zweite etwas jüngere König beut dicht hinter dieſem mit gebogenem Knie einen goldnen, juwelenreichen Becher dem Kinde dar; wahrſcheinlich trägt auch er die Ähnlichkeit irgend eines Fürſten jener Zeit. Dieſe beiden Könige ſind in weit über den Boden hin ſich verbreitenden Mänteln von Goldbrokat und köſtlichen Stoffen würdig bekleidet. Doch in kurzer, rothſammtner, faſt ſarazeniſcher Tracht ſteht der dritte, der Mauren König, kein Mohr, wie frühere Maler ihn abbildeten. Stolz, trotzend beinahe ſteht er da; etwas ſeitwärts gewendet, halb beleidigt, halb verwundert über die anſcheinende Ärmlichkeit des Zieles, zu welchem der Stern ihn führte, und doch ergriffen von der Ahnung des nahen Gottes in niedrer Geſtalt. Unwillkührlich lüftet die eine Hand die turbanartige Kopfbekleidung, während die andre nach dem von einem weißgekleideten Pagen dargebotnen Goldgefäße greift. Aus der ganzen Haltung der edlen hohen Geſtalt des kaum den Jünglingsjahren entwachſenen Helden ſpricht ſchon der nächſte Moment, der auch ihn zu den Füßen des göttlichen Kindes niederbeugen wird. Dieſer Maurenkönig iſt in Allem das treue, ſehr ähnliche Porträt Herzogs Karl des Kühnen, wahrſcheinlich ſogar bis auf Waffen, Schmuck und Bekleidung, denn wenigſtens erinnerte mich ſein rothſammtner Rock, der in Luzern nebſt anderer ihm abgenommenen Krieges-Beute aufbewahrt wird, durch Farbe und Form auf das lebhafteſte an dieſes Gemälde.

Hinter Karl dem Kühnen ſchließen mehrere Begleiter der Könige ſich an den ſchon erwähnten weiß gekleideten Edelknaben; einige nehmen an der Verehrung, welche ihre Gebieter dem Kinde bezeigen, demüthigen Antheil, andre drücken nur Erſtaunen oder Neugierde aus. Stumpf und gedankenlos ſtarren einige gelbbraune orientaliſche Geſichter hervor, in der Ferne ſieht man den Zug mehrerer herannahender Diener. Die Pracht des juwelenreichen Orients herrſcht in Schmuck, Kleidung und in den blitzenden Geſchenken, dabei eine ganz eigne Lokalität in den ſonderbar fremdartigen Waffen, in der Fußbekleidung, den Kopfbedeckungen; aus Allem leuchtet ein tiefes Studium der Sitten des Morgenlandes hervor. Einige im letzten Befreiungskrieg aus den entfernteſten ruſſiſchen Provinzen herbei gezognen Offiziere legten davon unwillkürlich das Zeugniß ab. Sichtbar freudig beim Anblick des Bildes erkannten und begrüßten ſie die noch immer in ihrem Vaterland beſtehenden Formen, und wieſen dabei, laut und fröhlich unter einander ſprechend, bald auf dieſes bald auf jenes Waffen- oder Kleidungsſtück. Dieſer Umſtand iſt nicht nur ein ſprechender Beweis für die Treue ſondern auch für die Trefflichkeit einer Darſtellung, die ſolche unerfahrne, durchaus an den Anblik von Kunſtwerken nicht gewöhnte Augen ſo bis zur Täuſchung entzücken konnte.

Links-neben der göttlichen Mutter, mehr nach dem Vorgrunde zu, ſteht Joſeph, ihr und des Kindes frommer, ſchützender Freund, mit ehrfurchtsvoll entblößtem Haupte, den ſchwarzen Hut in der Hand, halb verwundert, halb gedrückt von dem prachtvollen Beſuche. Aus ſeinen edlen Zügen ſpricht ſtille vorahnende Wehmuth. Seitwärts am Gemäuer über dem Bogen einer Thüre, die zu einem tiefen Gewölbe zu führen ſcheint, ſieht man nach alter Sitte den Donator des Bildes, einen ziemlich jungen Mann mit einem Roſenkranz in der Hand; die Stadt, die lebensreiche Straße und ferne Berge ſchließen den Hintergrund.

Auf der zweiten, dem Mittelbilde ſich anſchließenden Seitentafel, iſt des neugebornen Heilandes Darſtellung im Tempel abgebildet; durch die offenſtehende Thüre des hochgewölbten, mit Säulen, vielen Fenſtern und in die Tiefe ſich verlierenden Bogengängen geſchmückten Gebäudes blickt man nach Auſſen in die volkreiche, belebte Straße und auf grüne Bäume; im Tempel ſelbſt lehnen troſtſuchende Kranke und Müde an den entfernten Säulen. Ernſt und gedankenvoll, den klaren ruhigen Blick dem Hohenprieſter zugewendet, welcher, von der Begeiſterung des Moments ergriffen, das Kind aus ihren Armen in die ſeine nimmt, ſteht Maria im Vorgrund am Altar. Die weiße Stirnbinde der Frauen, der weite blaue

Mantel, verhüllen ſie faſt matronenartig; das ſchöne edle Geſicht trägt den Ausdruck der Beſcheidenheit und des Bewußtſeyns hoher Mutterwürde. Etwas mehr zurück ſteht Joſeph ihr zur Seite, eine brennende Kerze in der Hand. Einige andere Perſonen reihen ſich um den Altar her; ganz vorne, neben der heiligen Jungfrau, ſteht ſchlank und ſchön ein ſehr junges Mädchen, das Körbchen mit den Tauben in der Hand; eine von jenen Geſtalten, die man, einmal geſehen, nie wieder vergißt. Sie trägt ein grünes, den Körper bis an die Hüften enge umſchließendes, unten in weite Falten ſich ausbreitendes Gewand, mit langen engen Ärmeln; die blonden zierlichen Zöpfe berühren faſt den Boden, ſie hängen unter einem ganz durchſichtig feinen Schleier hervor, der, zierlich um das ſchöne Haupt gewunden, einen ſehr reizenden Kopfputz bildet. Ganz unbekannt mit dem ernſteren Gange des Lebens, welcher auf der jungen Mutter ſchon ſchwer zu laſten beginnt, ſchaut das liebliche Kind zum Bilde heraus, dem Zuſchauer ins Geſicht, und nimmt mit dem naivſten Ausdruck unbefangner Unſchuld und nach Außen gewendeter kindlicher Neugier an der ernſten Feier im Tempel faſt gar keinen Antheil. Je länger man die ganz einfache Kompoſition dieſes köſtlichen Bildes anſchaut, je erfreulicher zeigt ſie ſich; ich möchte ſagen, daß keines den Blick ſo unabwendbar feſſelt als dieſes. Zum Schluſſe dieſer Beſchreibung kann ich nur Göthe's Worte wiederholen:

„Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten,
„zerbröckelten Ruingeſtein, von den Grashalmen
„die auf dem vermoderten Strohdach wachſen, bis
„zu den goldnen, juwelenreichen Bechergeſchenken,
„vom Gewand zum Antliz, von der Nähe zur
„Ferne, alles iſt mit gleicher Sorgfalt behandelt,
„und keine Stelle dieſer Tafeln, die nicht durchs
„Vergrößerungsglas gewänne.“

Herzog Karls des Kühnen Porträt auf dem Mittelbilde beſtimmt glücklicher Weiſe die Zeit der Entſtehung dieſes unſchätzbaren Kunſtwerks. Unverkennbar ähnlich, ganz den Beinamen verdienend, ſteht die jugendliche Heldengeſtalt in einem Alter von fünf und zwanzig bis ſieben und zwanzig Jahren, und da dieſer Fürſt im Jahr 1433 geboren ward, ſo muß daher das Bild nothwendig um 1458 oder 1460 in der letzten vollendetſten Zeit Johann van Eycks gemalt worden ſeyn. War dieſer, wie Alles uns beſtimmt zu glauben, ungefahr fünf und zwanzig Jahre jünger als ſein im Jahr 1366 geborner Bruder, ſo fällt die Vollendung dieſes Meiſterwerks zwiſchen ſein ſieben und ſechzigſtes und neun und ſechzigſtes Jahr. Daß der Künſtler ſo ſpät noch ſo Hohes vermochte, darf uns nicht befremden. In unſern Tagen übereilt das Alter die Jugend, in den ſeinigen war es umgekehrt. An Thatkraft, Geiſt und Lebensfriſche ſtets junge wenn gleich hochbejahrte Greiſe waren damals eben ſo wenig ſelten, als jezt im Frühling des Lebens ſchon lebensmüde, altkluge, um das Glück ihrer künftigen Enkel ängſtlich beſorgte Greiſe im Jugendalter.

Überdem war von jeher die Natur den Künſtlern, inſonderheit den Malern, hold und günſtig; ſie ließ ſie mit ungeſchwächten Sinnen lange leben auf Erden. Die Kunſtgeſchichte liefert davon unzählige Beweiſe, wie man ſelbſt im Verfolg dieſer Blätter verhältnißmäßig finden wird.

Das Beſtreben, des Johann van Eyck hohes Verdienſt anſchaulich in ſeinen Werken darzuſtellen, ſo gut dieſes in bloßen Worten geſchehen kann, hat uns indeſſen verleitet der Zeit vorzugreifen; wir kehren zurück zu ſeiner Werkſtatt, indem wir den Faden der Geſchichte ſeines Lebens von Neuem ergreifen.

Der gränzenloſe Raum, mit Allem, was darinnen blüht, athmet und lebt, war nun von ihm für das Gebiet der Kunſt errungen, aber ſein raſtlos thätiger Geiſt erlaubte ihm nicht, hier ſtehen zu bleiben. Von Neuem quälte ihn das Unzulängliche der techniſchen Mittel, das Widerſtreben des todten Stoffes in der Ausführung deſſen was er im gerechten Vertrauen auf ſich, ſein gebildetes Auge, ſeine kunſtgeübte Hand unternehmen zu dürfen ſich bewußt war. Er ahnete die Möglichkeit einer anderen Farbenbereitung, und wandte ſowohl Alles was er von Chemie und Deſtillirkunſt erlernt hatte, als überhaupt jede Kraft ſeines Geiſtes daran, um dieſe aufzufinden. Tauſendfältige Verſuche, die mühſamſten Unterſuchungen der verſchiednen Farbenſtoffe, ihrer Zuſammenſetzung, ihrer Bereitung, beſchäftigten ihn lange zu dieſem Zweck, ehe er glaubte am Ziel zu ſeyn.

Endlich erfand er einen größtentheils aus öligen Subſtanzen zuſammengeſetzten Firniß, mit welchem er die mit Leimwaſſer oder Eiweiß gemalten Bilder ganz zulezt überzog; die größere Dauerhaftigkeit, die erhöhte Friſche der Farben, der Glanz, den dieſe neue Erfindung ſeinen Gemälden mittheilte, erwarb ihnen noch größern Beifall, und der Ruhm des Johann van Eyck breitete ſich immer weiter aus.

Ein herrliches Bild war fertig geworden, Johannes hatte viel Zeit, viel Mühe und Fleiß daran verwendet. Mit jener unnennbaren Künſtlerfreude an einem vollendeten wohlgelungnen Werke betrachtete er es, während er es nach der von ihm neu erfundnen Weiſe mit Firniß überzog, und ſtellte es dann hinaus an die Sonne zum Trocknen, wie er gewohnt war zu thun. Doch vielleicht brannten ihre Strahlen dieſesmal zu heiß, vielleicht auch waren die Breter, aus denen die Tafel beſtand, nicht ſorgſam genug zuſammengefügt; ſie zerſprang, und das köſtliche Gemälde lag, zu Trümmern vernichtet, umher.

Unmuthig konnte Johann van Eyck über dieſen Unfall wohl werden, doch nicht muthlos. So wie er das Unzuverläſſige und Unzulängliche ſeiner Erfindung eingeſehen hatte, ſetzte er dieſe bei Seite, und unterſuchte von neuem Farben, ölige und geiſtige Flüſſigkeiten; er fand, daß Nußöl und Leinöl am ſchnellſten trocknen, er ſiedete dieſe, verſetzte ſie mit andern Ingredienzen, und hatte endlich die Freude einen vollkommen genügenden Firniß zu beſitzen, der im Schatten trocknete, ohne Zuthun der Sonnenhitze.

Der Firniß war nun erfunden, doch jezt beſchäftigte ihn die Bereitung der Farben. Nach vielen Verſuchen kam er darauf, ſie, ſtatt mit Leimwaſſer oder Eiweiß, mit Ölen zu bereiten, und ſah mit unausſprechlicher Freude in Erfüllung gehen, was Jahre lang ſeinem ahnungsvollen Geiſte vorgeſchwebt hatte. Die Farben ließen ſich, mit Öl bereitet, weit beſſer behandeln und vertreiben, ſie gewannen unendlich an Lebhaftigkeit, ihr natürlicher Glanz machte jeden Firniß überflüſſig, und die Dauerhaftigkeit der auf dieſe Weiſe gemalten Tafeln widerſtand dem Waſſer und den heftigſten Erſchütterungen.

So ward Johann van Eyck, der zuerſt die Luft- und Linienperſpective entdeckte, jezt auch der Erfinder der Ölmalerei. Die Zeit in der dieſes geſchah, wird gewöhnlich um das Jahr 1410 angenommen, doch iſt dieß nur eine Vermuthung ohne beſondern Grund.

Johann van Eyck ſowohl als Hubert hielten dieſe Erfindung in der Folge fortwährend ſehr geheim; keiner ihrer Schüler durfte die Art der Bereitung der Farben erfahren, die Meiſter arbeiteten nur bei verſchloßnen Thüren; niemand betrat ihre Werkſtatt, aus der von nun an Gemälde hervorgingen, welche die Welt in immer neues höheres Erſtaunen verſetzten; um ſo mehr, da ſie in techniſcher Hinſicht von allen vorhergeſehenen abwichen.

und niemand die Art ihres Entſtehens zu begreifen vermochte.

Wie Johann van Eyck ſeine Farben bereitete, mit welchen öligen oder vielleicht auch geiſtigen Flüſſigkeiten, davon konnte uns jezt, nach beinah vier Jahrhunderten, keine Spur mehr übrig bleiben. Gewiß ging auch im Lauf der Zeiten noch manches andre geheime Verfahren der alten Meiſter, mancher bedeutende, ihnen bekannt geweſene techniſche Vortheil ihren Enkeln verloren; denn auch der Unkundigſte muß auf den erſten Blick bemerken, wie ſehr ihre Gemälde in techniſcher Hinſicht ſich von der neuern Ölmalerei unterſcheiden. Die Farbenpracht der Alten hat noch kein ſpäterer Künſtler völlig erreichen können und eben ſo wenig die bewundernswerthe Dauer ihrer Farben. Sie glänzen noch jezt in unveränderter Friſche wie damals da ſie von der Staffelei kamen, ohne nachgedunkelt zu ſeyn. Unreines konnte zwar ihre Oberfläche verſchleiern, jedoch ohne darauf ſo zu haften, daß es nicht dem ſorgfältigen Bemühen kunſtreicher Hände hätte gelingen können, den entſtellenden Schleier wegzuziehen und ſie in ihrer urſprünglichen Pracht und Reinheit wieder herzuſtellen.

Im Jahr 1420, gerade zur Zeit da des Johann van Eyck Geiſt und Talent am herrlichſten ſich entfalteten, kam Philipp der Gütige als Herzog von Burgund und Graf von Flandern zur Regierung. Abwechſelnd hielt er ſeinen glänzenden Hof in den einander nah gelegnen Städten, in Gent und in Brügge, wo der berühmte Name der Brüder van Eyck bald bis zu ihm dringen mußte. Er lernte ſie und ihre Werke kennen, und dieſe ſowohl als ihre Perſönlichkeit erwarben ihnen Achtung und Wohlwollen des kunſtliebenden Fürſten. Hubert, der damals ſchon mit ſtarken Schritten ſich dem Greiſenalter nahte, erhielt bei näherer Bekanntſchaft jede ehrende Auszeichnung ſeines Herzogs, die ein ſo bedeutender Künſtler nur immer verdienen und erwarten mochte; doch die Anmuth der Sitten des noch jugendlichen Johannes gewann das Herz Philipps des Gütigen, die Offenheit und Milde ſeines Characters feſſelten den ihm gleichgeſinnten Fürſten mit jedem Tage mehr, und die auch ohne

Hinſicht auf Kunſt ſeltne wiſſenſchaftliche Bildung des jungen Malers, ſein durchdringend klarer Verſtand, die Sicherheit ſeines Urtheils, gewannen ihm nach und nach das unumſchränkteſte Vertrauen ſeines fürſtlichen Freundes. Bei jeder Gelegenheit ſuchte dieſer ihn an ſeine Nähe zu feſſeln, zog ſeine Geſellſchaft allen andern vor und befragte ihn bei jedem bedeutenden Unternehmen um ſeine Meinung, die er auch oft befolgte. Karl von Mander nennt bei der Beſchreibung dieſes ſchönen Verhältniſſes Johann van Eyck Herzogs Philipps heimlichen Rath; doch war er dieſes wahrſcheinlich nie dem Namen nach wenn gleich in der Wirklichkeit.

Der Aufenthalt an dieſem glänzenden Hofe war für das Kunſttalent des Johann van Eyck von nicht zu berechnendem unſchäzbarem Werth. Schöne, vornehm geſchmückte Frauen, ſtattliche Fürſten mit ihren geputzten Pagen, in glänzender Waffenrüſtung ſchimmernde Ritter und würdige Geſtalten bedeutender Staatsmänner umgaben ihn täglich; er ſah ſie in den mannichfaltigſten Situationen ſich bewegen, gehen, reden, handeln, und ſeine Phantaſie faßte Alles auf, um in der heimlichen Werkſtatt eine neue ſchönere Welt daraus zu ſchaffen. Das aus allen Ländern, ſelbſt aus dem fernen Orient, herbeigezogne Perſonal der Dienerſchaft des Fürſten trug nicht wenig dazu bei dem Hofe ein wunderbar romantiſches Anſehen zu geben, das man in unſern Tagen vielleicht theatraliſch nennen möchte. Jeder mußte die Tracht ſeines Landes treulich beibehalten, und daß Johann van Eyck alle dieſe verſchiednen Koſtume zu benutzen wußte beweiſen die wohlgehaltnen orientaliſchen Trachten und Geſtalten auf ſeiner Abbildung der weiſen Könige des Morgenlandes. Auch ſeine auffallende Vorliebe für Edelſteine und Kleinodien, ſo wie die geſchmackvolle Art, mit der er ſeine Bildungen zwar verſchwenderiſch, doch nicht überladen mit dieſen zu ſchmücken wußte, rührt wahrſcheinlich aus jener glänzenden Epoche ſeines Lebens her.

Nicht lange nach Antritt ſeiner Regierung, wahrſcheinlich um das Jahr 1424 oder 1425, forderte Herzog Philipp die Brüder van Eyck zu einem Kunſtwerk auf, deſſen gleichen an Bedeutſamkeit und Umfang noch nie geſehen worden war. Er übertrug ihnen nämlich die Ausführung eines aus zwölf großen Tafeln beſtehenden Altarblatts in einer Kapelle der St. Johanniskirche zu Gent, und Hubert ſowohl als Johann van Eyck ergriffen mit freudiger Bereitwilligkeit dieſe Gelegenheit, ihrem fürſtlichen Beſchützer und ſich ſelbſt ein dauerndes und würdiges Denkmal zu ſtiften. Sie verließen deshalb ihren ſelbſtgewählten Wohnplatz in Brügge und zogen nach Gent; fröhlich begaben ſie ſich dort in treuer gewohnter Gemeinſchaft an die Arbeit. Doch Hubert erkrankte und ſtarb, lange vor Vollendung des Werkes, am achtzehnten September des Jahres 1426, in einem Alter von ſechzig Jahren. Er ward in der nämlichen Kirche ehrenvoll begraben zu deren Schmuck er die letzten Tage ſeines Lebens verwendet hatte. Ein Monument mit einer Grabſchrift bezeichnete noch gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts den Ort, wo dieſer große Meiſter unfern ſeiner ihm vorangegangnen Schweſter Margaretha beerdigt ward. Auch dieſe hatte in Gent das Ziel ihres Lebens erreicht, beklagt von den

Kunſtfreunden und feierlich beſungen von den Dichtern ihres Landes und ihrer Zeit.

Einſam und verwaiſet ſtand jetzt Johann van Eyck, doch ſein fürſtlicher Freund und ſeine Kunſt waren ihm geblieben; in dieſer vor allem ſuchte er Troſt und fand ihn auch. Muthig wandte er ſich mit verdoppeltem Eifer ihr zu und vollendete das hohe Werk allein das er ſo freudig unter dem Beiſtand ſeines Bruders begonnen hatte. Fertig ſtand es da, das Wunder der Welt, zu dem aus der Nähe und Ferne Alles herbei wallfahrtete. Doch der Meiſter, der es vollbracht, zog ſtill und beſcheiden ſich wieder nach Brügge in ſeine verödete Werkſtatt, zu neuen Arbeiten zurück.

Der Gegenſtand jenes allberühmten Altarblattes in Gent iſt aus der Offenbarung Johannis entlehnt, doch deſſen Ausführung umfaßte eine ganze Welt. Fürſten und Ritter, Weltleute und Geiſtliche, Krieger, heilige Pilger, Eremiten, ziehen in all ihrer Eigenthümlichkeit herbei, um vor dem Lamme, dieſem Symbol des höchſten Geheimniſſes der Gottheit, anbetend niederzuſinken; ja dieſe ſelbſt erſcheint zu deſſen Verherrlichung, begleitet von den Heiligen des Himmels und den himmliſchen Heerſchaaren.

In der obern Abtheilung des Gemäldes, über dem bedeutungsvollen Lamme, iſt Gott Vater ſitzend abgebildet, das Scepter in der Hand, die päpſtliche Krone auf dem Haupt, ihm zur Rechten Maria, ein Buch auf dem Schooße, zur Linken Johannes der Täufer; alle drei lebensgroße Figuren.

Dieſer Theil des urſprünglich aus zwölf Tafeln beſtehenden Gemäldes befindet ſich in dieſem Augenblick wieder in Gent, über dem Altar einer Kapelle in der Kirche St. Bavon. Das Ganze war noch bis zu dem traurigen Zeitpunkte beiſammen, da raubſüchtige plündernde Feinde die Welt überſtrömten; ein Kunſtwerk von dieſer Bedeutung konnte ihrem Späherblik nicht entgehen, doch gelang es der Geiſtlichkeit des Domkapitels von St. Bavon, mit Hülfe einiger vaterländiſch geſinnter Männer, acht dieſer Tafeln, und zwar nicht ohne Lebensgefahr, zu verbergen. Nur vier wurden nach Paris geſchleppt, von wo ſie im Jahr 1815 wieder zurückkehrten. Sechs der früher verborgnen Tafeln wurden ſeitdem von der Geiſtlichkeit der Kirche St. Bavon verkauft; ſie befinden ſich jetzt als Privateigenthum eines Kunſtfreundes in Berlin, das höchſte Kleinod einer in ihrer Art einzigen unſchätzbaren Sammlung. Das Schikſal der übrigen iſt mir unbekannt.

Auf einem der obern Seitengemälde hatte Johann van Eyck mit unnachahmlicher Kunſt Adam dargeſtellt, wie dieſer, kämpfend mit innerem Grauen und Alles hingebender Liebe zu ſeiner jungen Gattin, die Unheil bringende Frucht betrachtet, welche ſie ihm beut. Aus Achtung für die Meinung des heiligen Auguſtinus und einiger andern Kirchenväter hatte der Künſtler ſtatt des Apfels eine friſche Feige als Veranlaſſung des Sündenfalles unſrer erſten Eltern dargeſtellt. Dieſe Vorſtellung bezog ſich auf den Namen der Kapelle in welcher der Altar ſtand, denn dieſe wurde Adam und Eva geheißen.

Von dem, was dieſes wundervolle Kunſtwerk geweſen ſeyn muß, als noch alle zwölf Tafeln in urſprünglichem Glanz den Altar ſchmückten, davon geben die ſechs in Berlin befindlichen Seitengemälde eine höchſt erfreuliche Ahnung. Zwar entſtellt ſie Staub und Kerzendampf, doch des Johann van Eyck Glorie ſchimmert durch dieſe Decke ſtrahlend hervor. Möge nur ein freundlicher Genius über dieſe köſtlichen Ueberbleibſel eines unſchäzbaren Kunſtwerkes ferner walten, damit keine ungeſchikte oder voreilige Hand es wage ſie zu berühren und zu zerſtören, indem ſie beſſern will.

Jede dieſer Tafeln ſchien mir etwa drei Ellen hoch und halb ſo breit; die Figuren auf den beiden erſten ſind beinahe Lebens-Größe, die auf den übrigen weit kleiner.

Auf der erſten Tafel erblikt man die heilige Cäcilie vor ihrer Orgel ſizend, von vier ihr Orgelſpiel auf verſchiednen Inſtrumenten begleitenden Engeln umgeben; ſie trägt ein weites, mit Hermelin aufgeſchlagnes königliches Gewand mit großen goldnen Blumen auf dunkelem Grunde. Dieſer erſcheint ſchwarz, iſt aber vermuthlich urſprünglich dunkelblau oder purpurfarben. Das reiche helle

Haar fließt wellenförmig gelockt über die Schultern hin, von einer aus Juwelen und Perlen zuſammengeſetzten Stirnbinde oder Kette gehalten. Man erblikt die hohe Geſtalt faſt ganz von hinten, auch das ſchöne ernſte Geſicht zeigt ſich nur im abgewendeten Profil. Die Engel ſind in reiche Chorgewänder von Goldbrokat und hellfarbigen reichen Stoffen gekleidet, ſie tragen, wie die Heilige, köſtliche von Gold und Edelſteinen ſtrahlende Binden um die Stirne und um das ſchön gelockte Haar. Der, welcher oben neben der Orgel, halb von dieſer verdeckt, ſteht, ſpielt die Harfe, ein andrer im Vorgrunde dicht hinter Cäcilien ſpielt das Violonzell.

Auf der zweiten Tafel, welche das Gegenſtück der erſten bildet, ſtehen ebenfalls in reichen Chorgewändern mit juwelenreichen Stirnbinden acht andre Engel. Der Glanz, die Pracht, die unausſprechliche naive Anmuth beider Gruppen, ſowohl der heiligen Cäcilie als beſonders dieſer zweiten, laſſen ſich nicht in Worte faſſen. Ganz im Vorgrunde hält ein Engel das mit künſtlichem Schnitzwerk verzierte Notenpult in der einen Hand und gibt mit der andern den Tackt an, um den Geſang ſeiner hinter ihm gruppirten Brüder zu leiten. Unerachtet ihrer großen, ſchimmernden Flügel ſind alle dieſe himmliſchen Sänger doch eigentlich nur das treue Porträt ſchöner Chorknaben, wie ſie der Künſtler unzähligemal ſah; in Ausdruck und Bewegung rein menſchlich dargeſtellt, mit unübertroffner Wahrheit und entzückender Naivetät, aber himmelweit entfernt von jedem Gedanken an Ideal. Alle blicken ſehr ernſt in das auf dem Pulte liegende Notenblatt und ſingen ſo eifrig, mit ſo emſiger Anſtrengung, daß man faſt taub zu ſeyn glaubt, indem man ſie ſieht und nicht hört. Karl von Manders naive Bemerkung, daß man jedem von ihnen deutlich anſehen könne, welche Stimme er ſingt, ob Baß, Tenor oder Sopran, muß dabei jedem einfallen. Ich ſah dieſes Gemälde einſt durch die offne Thür des Zimmers, welches an das ſtößt wo die Tafeln aufgeſtellt ſind, in einiger Entfernung; ein ſcharfer heller Sonnenſtrahl beleuchtete es, und die Knaben ſtanden wie herausgetreten aus den Rahmen frei und lebendig im Zimmer; ſo täuſchend iſt die Wahrheit dieſes wunderbaren, bis zu jeder einzelnen Haarlocke ausgeführten Gemäldes.

„Justi Judicis“ iſt die Unterſchrift der dritten Tafel. In einem reichen blühenden Thal, zwiſchen hohen Bergen, deren Gipfel Thürme und feſte Schlöſſer krönen, ziehen mehrere Ritter zur Anbetung des Lammes hin. Im Vorgrunde reitet der Stifter des Gemäldes, Philipp der Gütige, neben ihm Johann und Hubert van Eyck. Dieſe Abbildung beſtätigt vollkommen den großen Unterſchied des Alters der Brüder; Hubert, faſt ſchon ein Greis, reitet auf einem ſtolzen prächtig geſchmückten Schimmel, auch er ſelbſt iſt ſtattlich gekleidet und trägt eine vorn aufgeſchlagne und mit Pelzwerk verbrämte Mütze von ſeltſamer Form auf dem Haupt; Johann trägt über einem ſchwarzen Talar ein rothes Paternoſter, mit einer daran hängenden goldnen Medaille, und eine Turbanartige Kopfbedeckung an der hinten ein Zipfel herabhängt; er ſcheint fünf und dreißig bis acht und dreißig Jahre alt. Die Züge ſeines Geſichts haben nichts ausgezeichnetes, ſind aber von mildem edlem Ausdruck und tragen ganz das Gepräge ſeines Vaterlandes. Noch ſechs andere Reuter füllen den Hintergrund, unter ihnen ein König, die Krone auf dem Haupt, den man aber nur im Rücken ſieht.

Auf der vierten Tafel, mit der Unterſchrift „Christi milites“ reiten die Krieger Gottes, durch eine der vorigen ſehr ähnliche Landſchaft, zum nehmlichen Ziele. Vorauf, auf prächtigen, reich geſchmückten Zeltern ziehen zwei mit Lorbeerkränzen gekrönte junge Helden, mit hochflatterndem Panier, in ſilberheller von Gold und Edelſteinen ſtrahlender Rüſtung; ſieben andere Ritter folgen dieſen, einer von ihnen trägt einen köſtlichen reichen Helm, die andern haben zierliche zum Theil mit Pelzwerk verbrämte Kopfbekleidungen, die Pferde ſind ſehr ſchön, ganz der Natur getreu, die ganze Gruppe iſt von unausſprechlicher ritterlicher Lebendigkeit und Hoheit.

Die fünfte Tafel hat zur Unterſchrift „Pegrini sti.“ Sie hat mehr gelitten als die vorhergehenden, und ſcheint an einigen Stellen durch Staub und

Schmutz ſehr verdunkelt. Die Landſchaft ſtellt eine ſchöne Gegend im üppigſten Glanz des Südens dar; Pinien ſchmücken ſie, Cedern und Orangenbäume, zwiſchen dieſen tauſend fremdartige bis in die kleinſten Details ausgeführte Gräſer, Kräuter und Blumen. Wie Kieſel am Wege leuchten verſtreute Perlen und farbige Edelſteine aus dem Graſe und zwiſchen Felsſtücken unter den Füßen der Pilger hervor. Dieſe ziehen in mannichfaltiger Kleidung und Geſtalt aus allen Ständen herbei, zum Theil auch mit Muſchelhut und Stab, mitten unter ihnen eine edle ausdrucksvolle Greiſengeſtalt mit langem ehrwürdigen Bart. Ganz im Hintergrunde ſteht eine ſeltſame lachende Figur, in einer Mönchskutte, denn in jener einfachen Zeit glaubte man das Heilige nicht durch einen gutgemeinten Scherz zu entweihen. Rieſengroß führt im Vorgrunde der heilige Chriſtoph die fromme Schaar an, doch ohne die ſchwere Laſt des göttlichen Kindes auf der Schulter zu tragen.

Die ſechſte Tafel trägt die Unterſchrift „Heyremite sti." Durch ein enges Felſenthal von ganz ſüdlichem Karackter zieht die fromme Schaar der

Einſiedler herbei, zwiſchen Pinien und Orangenbäumen; Kräuter und Blumen, gleich denen auf der vorigen Tafel, blühen und grünen unter ihren Füßen, und auch hier liegen Perlen und farbige Juwelen in Menge umhergeſtreut. Zwei ſchöne herrliche Greiſe führen den Zug an, einer von ihnen hält den Roſenkranz in der Hand, ihnen folgen die würdigſten edelſten Geſtalten mit prächtigen langen Bärten; doch auch hier miſcht ſich der Scherz dem Ernſt bei, denn einige Köpfe von ächt humoriſtiſchem Ausdruck lauſchen hie und dort einzeln hervor. Magdalena mit dem Salbengefäß und neben ihr noch eine heilige Frau beſchließen im Hintergrunde den Zug.

Die Ausführung, beſonders der Haare und Bärte, ſo wie der ſo naturgetreue Ausdruck jedes einzelnen Kopfes, iſt höchſt bewundernswerth. Von allen dieſen Tafeln läßt ſich nur das über die Gemälde des Künſtlers in der Boiſeréeſchen Sammlung Geſagte wiederholen. Unerachtet der verſchwenderiſch überall verbreiteten Pracht der köſtlichen Stoffe, des Goldes und der Juwelen konnte ich doch nirgend in dieſen eine Spur wirklichen Metalls entdecken, nur auf den beiden erſten Tafeln, hinter der heiligen Cäcilie und hinter dem ſingenden Engelchor ſchimmert der Grund von wirklichem Golde, wahrſcheinlich um die ſtrahlende Herrlichkeit des Ganzen noch zu erhöhen.

Da das Hauptgemälde durch dieſe Flügelbilder gewöhnlich verſchloſſen gehalten ward, ſo iſt auch die Rückſeite derſelben von des Meiſters Hand zwar einfacher doch nicht minder würdig geſchmückt. Auf jeder Tafel ſteht nur eine einzelne Figur; farblos, grau in grau, zeigen dieſe ſich jetzt, vielleicht waren ſie früher etwas kolorirt, wie einzelne Spuren dem genau ſie beobachtenden Auge anzuzeigen ſcheinen, doch läßt ſich dieſes nicht mit Gewißheit behaupten. So wie ſie jetzt ſich zeigen, iſt dennoch der hohe Geiſt des Meiſters in ſolcher Fülle über ſie ergoſſen daß wahrlich die ganze blendende Pracht des Innern dazu gehört, um dieſe edlen, einfachen, alles Farbenzaubers beraubten Geſtalten zu verdunkeln.

Im ſtillen ſchmalen hochgewölbten Zimmer knieet die reinſte holdſeeligſte der Jungfrauen auf der erſten Tafel, vor dem Betpult, und vernimmt in Demuth die wunderbarſte Verkündigung einer unbegreiflichen Zukunft. Die heilige Taube ruht auf ihrem Haupte. Die ganze Darſtellung der in Huld und Anmuth verklärten Jungfrau, farblos und verblichen wie ſie iſt, gehört zu dem Vortreflichſten, und erinnert unwiderſtehlich an Johann van Eycks Verkündigung in der Boiſeréeſchen Sammlung; ſogar bis auf die Anordnung des Gemachs. Aus dem großen offnen Fenſter im Hintergrund blickt man in eine weite, von ſchönen Gebäuden umgebene Straße hinaus.

Die zwote Tafel zeigt uns, als würdiges Gegenſtück zu der erſten, den göttlichen Boten; eine blühende Lilie in der Hand ſchwebt der jugendlich ſchöne Jüngling, von mächtigen Schwingen getragen, leicht über den Boden hin. Die Rückſeite der dritten Tafel ſchmückt die hohe ernſte Geſtalt Johannes des Täufers, er trägt das Lamm in ſeinen Armen.

Auf der vierten Tafel bildete Johann van Eyck nochmals ſeinen Bruder Hubert ab, den

Lehrer ſeiner Jugend, den treuen Gehülfen ſeiner Arbeit, den Mitgenoſſen ſeines Ruhms. Er ſteht mit zum Gebet erhobnen Händen; leider hat das Bild mehr als die übrigen von der Gewalt der Zeit gelitten, die Züge des Geſichts ſind nicht ganz deutlich erhalten, aber ſo wie es iſt, zieht es durch Adel und Geiſt in Stellung und Form unwiderſtehlich an. Ein rothes Gewand, bei übriger Farbloſigkeit, zeichnet dieſes Bild ſonderbar aus.

Auf der fünften Tafel ſteht Johannes der Evangeliſt, mit ſeinem Attribut, dem Kelch, aus welchem eine Schlange emporſteigt; auf der ſechſten endlich erblickt man eine Frau in der Feſt-Tracht der damaligen Zeit. Auch ſie ſteht in betender Stellung wie Hubert; man gibt dieſe, leider ebenfalls ſehr verblichene Geſtalt, für die Gattin eines der beiden Brüder van Eyck aus, ich aber möchte ſie lieber für ihre Schweſter, die zu ihrer Zeit berühmte jungfräuliche Künſtlerin Margarethe halten, beſonders da, ſo viel ich weiß, nirgend der Verheirathung Johannis oder Huberts erwähnt wird.

Hubert ward nach Karl von Manders Verſicherung in der Johannis-Kirche zu Gent unfern ſeiner Schweſter Margarethe begraben. Dieß läßt vermuthen, daß letztere den Brüdern von Brügge nach Gent gefolgt ſey, vielleicht um ſie bei der großen Arbeit mit ihrem Talent nach Kräften zu unterſtützen, denn ſie bedurften wohl bei dem ihren Schülern verborgnen Geheimniſſe ihrer Kunſt einer treuen verſchwiegnen Gehülfin. Margarethe ſtarb bekanntlich vor Huberts Ableben, und was kann ungezwungner uns entgegen treten, was ſtimmt beſſer mit Johann van Eycks Geiſt und Gemüth, als die Vermuthung, daß er beiden ihm durch Geiſt und Talent noch mehr als durch Bande des Bluts verwandten Geſchwiſtern hier ein Gedächtniß ſtiften wollte auf dem unter ihren Augen, mit ihrer Hülfe, begonnenen großen Werke, welches er nun allein vollenden mußte.

Nicht nur Himmel und Erde, Leben und Hoffen des Menſchen, umfaßte dieſes ungeheure Werk; unter der Haupttafel deſſelben, auf einer Art von Fuß oder Geſtell worauf dieſe ruhte, war auch das Fegefeuer abgebildet, deſſen unglückliche Bewohner in Furcht, Zittern und peinlicher Quaal vor dem Namen des Lammes die Kniee beugen. Doch dieſer Theil des Gemäldes war leider nicht mit Ölfarben gemalt, und da er ſtets offen ſtand, ging die Malerei darauf allmählich durch die bekannte niederländiſche Reinlichkeitsliebe zu Grunde; unverſtändige Verbeſſerer verſuchten den Schaden wieder gut zu machen, und ſo war dieſer Theil des Altarbildes ſchon im ſechzehnten Jahrhundert durchaus verdorben, ſo daß nur durch Tradition ſeine frühere Exiſtenz uns bekannt geworden iſt.

Nie ward ein Kunſtwerk höher geachtet, allgemeiner geprieſen, als dieſes Gemälde, vom Moment an da es vollendet in nie geſehner Pracht den Altar ſchmückte. Gewöhnlich blieb es verſchloſſen, nur an ſeltnen hohen Feſten ward es den Blicken des Volks Preis gegeben, auſſerdem wurde es nur mächtigen Fürſten gezeigt, oder Reiſenden, welche dieſe Begünſtigung mit ſchwerem Golde erkauften.

Doch war einmal ein ſolcher feſtlicher Tag angebrochen, an dem die Flügel des Heiligthums ſich allen Augen erſchloſſen, dann vermochte auch die Kapelle, welche es bewahrte, die Menge kaum zu faſſen, die vom Morgen bis zur Nacht ſich herzudrangte. Weit und breit waren dann die Wege um Gent mit hinzueilenden Wallfahrern bedeckt; aus ganz Flandern und Brabant zogen Kunſtfreunde und Künſtler herbei, und umſchwärmten das Wunderbild wie Bienen den Blüthenbaum. Dieſe laute, allgemeine Bewunderung ſchwand nicht mit dem Reize der Neuheit. Jahre folgten Jahren in langen Reihen und jedes führte die Tage des hohen Triumphs der Kunſt in erneutem Glanz herbei. Lukas de Heere, ein geachteter Künſtler und Poet ſeiner Zeit, weihte hundert Jahre nach Entſtehung des hohen Meiſterbildes dieſem ein eignes Lobgedicht und erlebte die Ehre ſolches an einem Pfeiler in der Kapelle, dem Altar gegenüber, geheftet zu ſehen, wo Alt und Jung an ſolchen feſtlichen Tagen ſich daran erfreuten.

Mancherlei Gefahren drohten dieſem Kunſtwerke in jener trüben Zeit, als der bilderſtürmende Fanatismus Kirchen und Klöſter verheerend durchzog. Der Verluſt, welchen die Kunſt damals erlitt, iſt eben ſo wenig zu berechnen als zu erſetzen, und die Errettung des Einzelnen mitten im allgemeinen Untergange gränzt oft an Wunder. Doch nicht nur verblendete Barbaren, auch Philipp der zweite, König von Spanien, drohte dem geſchätzteſten Kleinod der Stadt Gent. Er ſtreckte den eiſernen Arm, der die unglücklichen Niederlande vernichtend beherrſchte, nach dieſem Wunderbilde aus, um es nach Spanien zu führen, und kaum läßt es ſich begreifen, wie allgemeine Bitten und Vorſtellungen ihn endlich bewegen konnten davon abzuſtehen. Er begnügte ſich mit einer Kopie von der Hand des beſonders auch in Spanien hochberühmten Meiſters Michael Cories von Mecheln. Dieſer arbeitete für die damals ſehr beträchtliche Summe von viertauſend Gulden mit unermüdlichem Fleiße zwei Jahre lang daran. Die Pracht der Farben mag ihm manche unüberwindliche Schwierigkeit entgegengeſtellt haben; unter andern verzweifelte er daran, das Blau des Gewandes der heiligen Jungfrau erreichen zu können, und

Philipp der zweite verwendete ſich ſelbſt bei dem großen Tizian für ihn, der ihm von Venedig aus eine ſehr koſtbare, aus den ungariſchen Gebirgen kommende Azurfarbe ſchickte. Wahrſcheinlich war es Ultramarin, deſſen jener Meiſter ſich bekanntlich ſehr häufig bediente. Karl von Mander erzählt als etwas merkwürdiges, daß Michael Coxies allein zu dem Mantel der heiligen Jungfrau für zwei und dreißig Dukaten von dieſer Farbe verbraucht habe. Die Kopie ward endlich nach unſäglicher Arbeit glücklich vollendet und nach Spanien geſandt, nur hatte der Meiſter es ſich herausgenommen, einiges darin zu verändern, zum Beiſpiel die Stellung der heiligen Cäcilie, die zu ſehr von hinten geſehen, ihm nicht zierlich genug dünkte. In unſern Zeiten iſt dieſe Arbeit Michael Coxies, wahrſcheinlich als Beute irgend eines franzöſiſchen Generals, wieder nach den Niederlanden gekommen, denn ein gelehrter Kunſtfreund aus jenem Lande, Herr von Keverberg der ältere, verſichert, ſie im Jahre 1817 in Brüſſel geſehen zu haben, wo ſie vielleicht noch in dieſem Augenblick ſich befindet, Doch kehren wir zurück zu der Geſchichte und zu der ſtillen geheimen Werkſtatt des Meiſters, aus welcher während einer langen Reihe von Jahren, nach Vollendung dieſer ſeiner größten Arbeit, eine unüberſehbare Anzahl von Gemälden hervorging, die ihr nur an Umfang, nicht an innerem Werthe nachſtehen durften.

Immer lauter ward die Verkündigung ſeines Ruhmes, immer geſpannter die Aufmerkſamkeit der Künſtler, vor allem in Italien, um die Bereitung von Farben zu entdecken, deren große Vortheile Alle einſahen. Säle und Gallerien der Fürſten Italiens, wo damals auch die Kunſt ſich mächtig zu regen begann, prangten mit den Werken des Deutſchen, Johann van Eyck, dort unter dem Namen Giovanni da Brugge bekannt; leider hat uns die Kunſtgeſchichte nur Namen und Beſchreibungen von wenigen dieſer längſt zu Grunde gegangenen Gemälde aufbewahrt. Ein heiliger Hieronymus wird hochgeprieſen, der ſpäter das Eigenthum des großen Lorenzo von Medicis ward; auch eine Verkündigung, welche Alfons der erſte, König von Neapel beſaß und die der Beſchreibung nach, welche uns Facius in ſeinem Buche de viris illustribus davon gibt, die größte Ähnlichkeit mit der erſten Tafel des Altargemäldes in der Boiſſerée'ſchen Sammlung gehabt haben muß.

Doch nicht nur der heiligen Geſchichte allein weihte Johann van Eyck ſein hohes Talent; er hatte ja der Kunſt die ganze ſichtbare Welt zu eigen erworben und achtete es daher nicht ſeiner unwürdig auch andere Gegenſtände zu malen, oder die Geſtalt einzelner Menſchen ihren Freunden und der Nachwelt zu erhalten. Er malte mehrere Bildniſſe ſeiner Zeitgenoſſen nach dem Leben und ſchmückte dieſe oft mit ſchönen Landſchaften im Hintergrunde. Dieſe kleinern Gemälde von ſeiner Hand wurden ſpäter zu hohen Preiſen geſucht und verkauft. Die verwittwete Königin von Ungarn, Schweſter Karls des fünften, gab einem Barbier in Brügge, der ſo glücklich war durch Erbſchaft oder Zufall ein ſolches Bildchen zu beſitzen, ein Jahrgeld von hundert Gulden auf Zeitlebens dafür. Es ſtellte in einem kleinen Raum ein Brautpaar ver, deſſen Hände die Treue zuſammen gibt. Faccius gedenkt bewundernd der täuſchenden Perſpective eines von Johann van Eyck dargeſtellten Bibliothek-Zimmers, und ſetzt hinzu: „auf „der äußern Seite derſelben Tafel iſt Baptiſta „Lommellinus gemalt, dem ſie (die Bibliothek) „zugehört hatte, und dem nur die Stimme zu „fehlen ſcheint und ſein geliebtes Weib, genau „ſo ſchön abgebildet als ſie war; zwiſchen beiden „fällt ein Sonnenſtrahl, wie durch eine Ritze „herein, den man für wahren Sonenſchein halten „möchte.“

Vaſari gedenkt der Abbildung eines Badezimmers, welche ebenfalls König Alfonſo von Neapel von Johann van Eyck erhielt, und die ein Wunder naturgetreuer Darſtellung geweſen ſeyn muß. Wahrſcheinlich iſt es dieſelbe, welche Faccius als das Eigenthum des Kardinals Octavian folgendermaßen beſchreibt: „Du ſiehſt ſchöne Frauen, wie ſie aus dem Bade ſteigen, und, merklich errothend, ſich mit einem feinen Tuche bedecken; eine davon ſtellte er ſo, daß nur Geſicht und Bruſt geſehen wird, die entgegengeſetzte Seite des Körpers aber ſich in einem daneben gemalten Spiegel dergeſtalt zeigt, daß man den Rücken eben ſo ſieht wie die Bruſt. Auf demſelben Bilde iſt eine Lampe in dem Badezimmer, als ob ſie brenne; ein altes Weib welches zu ſchwitzen ſcheint; ein Hündchen das vom Waſſer leckt; weiterhin ſind Pferde, Menſchen, ſehr klein, Berge, Wälder, Dörfer, Schlöſſer, ſo künſtlich ausgeführt, daß man meint, es ſey jedes von dem andern funfzigtauſend Schritte entfernt. Aber nichts in dieſem Werk iſt bewundernswürdiger als ein Spiegel, auf derſelben Tafel gemalt, worin du Alles, was dort abgebildet iſt, wie in einem wahren Spiegel ſiehſt.“

Jeder, der nur eines der uns erhaltnen Gemälde Johann van Eycks ſah, wird dieſer Beſchreibung der für die Welt verlornen Glauben beimeſſen. Und auf welcher Höhe, in welcher Macht und Größe muß dann der gewaltige Geiſt eines Mannes vor uns ſtehen, der während eines einzigen beſchränkten Menſchenlebens dieſe lebende, geſtaltenreiche Welt hervorzurufen vermochte!

Der Ruf jeder dieſer Tafeln verbreitete ſich ſogleich durch die ganze italieniſche Künſtlerwelt, ſo wie eine derſelben über die Alpen gelangte. Schaarenweiſe eilten die Maler zu ihrer Bewunderung herbei. Sie unterſuchten die Gemälde auf das genaueſte, ſie bemerkten den eignen ſcharfen Geruch der ölgemiſchten Farben, doch ohne ihn zu erkennen. Tauſend Verſuche wurden gemacht, es dem großen Giovanni da Brugge gleich zu thun, keiner gelang, bis ein einziger ernſtlich vorwärts ſtrebender Mann, Antonello von Meſſina den Entſchluß faßte, dieſem Geheimniſſe an der Quelle nachzuforſchen.

Ein glücklicher Zufall führte dieſen Künſtler auf einer Reiſe von Meſſina, ſeiner Vaterſtadt, nach Neapel an den Hof Königs Alfons des Erſten. Dort erblickte er zuerſt eines jener allgeprieſ'nen Wunderbilder des deutſchen Künſtlers. Es war die ſchon erwähnte Verkündigung, deren hohe Vollendung ihn ſogleich bewog, jedes andere Unternehmen aufzugeben, ſein ſchönes ſonnenhelles Vaterland zu verlaſſen und jenſeits der Alpen den hohen Meiſter aufzuſuchen, der ſolche Wunder vermochte.

Nicht jugendlicher Enthuſiasmus beſtimmte den Antonello zu Antretung der weiten Pilgerſchaft von Neapel nach Flandern, welche damals weit unbequemer und gefährlicher war als in unſern Tagen, ſondern vielmehr eine Alles überwindende Liebe zur Kunſt. Er war ſchon ein ſehr bedeutender Maler in ſeinem Lande und hatte gewiß längſt das reifere Mannsalter erreicht. Vaſari berichtet uns von ihm, daß er von Meſſina zuerſt nach Rom ſich begab, wo er viele Jahre hindurch mit Zeichnen ſich beſchäftigte. Von dort zog er nach Palermo, wo er ebenfalls Jahrelang lebte, bis ſeine Landsleute ihn wieder in ihrer Mitte zu ſehen wünſchten. Als bedeutender, geachteter Künſtler kehrte er darauf nach Meſſina zurück, malte dort vieles, und führte, wegen ſeines Talents und ſeiner übrigen guten lobenswerthen Eigenſchaften von Allen geachtet, ein zufriedenes glückliches Künſtlerleben, bis eine Geſchäftsreiſe ihn nach Neapel brachte, von wo ſein ſtrebender Geiſt ihn nach Flandern trieb.

Antonello legte die große Reiſe nicht nur glücklich zurück, ſondern es gelang ihm ſogar auch im Hauſe des Johann van Eyck freundlich aufgenommen zu werden. Er fand den großen Meiſter zwar als hochbejahrten Greis, aber noch immer rüſtig, in gewohnter Thätigkeit und reger Theilnahme an Allem, was mit der Kunſt, der er ſein Leben geweiht hatte, in Berührung ſtand. Antonello führte viele italieniſche Zeichnungen und andre Kunſtwerke mit ſich, er legte ſie ihm vor, erzählte ihm von ſeinem ſchönen Vaterlande, von dem Leben und Wirken der dortigen Künſtler, von der hohen Achtung in welcher der große Name Giovanni da Brugge dort bei Fürſten und Malern ſtand, von der Bewunderung, die Alle ihm zollten, und wie er den weiten Weg zurückgelegt habe, einzig um ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und von ihm zu lernen.

Des ſüdlichen Fremdlings einnehmendes Weſen, ſeine Kenntniſſe, ſeine heiße Alles opfernde Liebe zur Kunſt, gewannen ihm des ehrwürdigen Greiſes freundliche Neigung; er gewöhnte ſich bald, ihn gleich einem lieben, zu ihm gehörenden Hausgenoſſen zu betrachten. Johann van Eyck fühlte die Schwächen des Alters, er wußte ſeine Tage gezählt, und hatte vielleicht lange ſchon nach einem würdigen Erben des Geheimniſſes ſich geſehnt, das er, ſo lange er lebte, zwar heilig bewahrte, von dem er aber gewiß nicht wünſchen konnte, es mit ſich ins Grab zu nehmen. Die beiſpielloſe Treue, mit welcher der in voller Kraft ſtehende jüngere Mann der Kunſt ſein Leben geweiht hatte, erfüllte die alte doch nicht erkaltete Bruſt des Greiſes mit Liebe und Vertrauen, und Antonello ſah in weit kurzerer Zeit als er gehofft hatte den Gipfel aller ſeiner Wünſche erreicht. Johann van Eyck öffnete ihm die bisher Allen verſchloſſen gebliebne Werkſtatt, theilte ihm den ganzen reichen Schatz ſeiner Erfahrungen mit, ſo viel Antonello davon zu faſſen vermochte, und ließ nicht nur unter ſeinen Augen ihn malen, ſondern erlaubte ihm auch Zeuge ſeiner eignen wundervollen Arbeiten zu werden. Rogier von Brügge, ebenfalls ein Schüler Johann van Eycks, theilte dieſes Glück mit Antonello, und dieſer blieb von nun an um ſeinen edlen Lehrer, gleich einem vielgeliebten Sohn, in treuer unermüdeter Anhänglichkeit, bis der Tod in einem ſehr hohen Alter die lichthellen aber müden Augen des hohen Meiſters auf immer ſchloß.

Johann van Eyck ward zu Brügge in der Kirche St. Donati begraben. Eine Säule mit einer von Karl von Mander uns erhaltnen lateiniſchen Inſchrift bezeichnete die heilige Stätte wo er ruht, doch weder dieſe, noch irgend eine andre ſichre Nachricht beſtimmt uns das Jahr ſeines Todes. Wahrſcheinlich ſtarb er in den ſiebziger Jahren des funfzehnten Jahrhunderts, und zwar im fünf oder ſechs und achtzigſten Jahre ſeines Alters, wenn er, wie ſo vieles uns zu glauben berechtigt, fünf und zwanzig Jahre ſpäter als Hubert, um das Jahr 1391 geboren ward.

Ehe wir uns von Johann van Eycks Leben und Werken hinweg zu ſeinen Nachfolgern wenden, muß ich noch der Darſtellung des jüngſten Gerichts erwähnen, die ſeit nicht zu berechnender Zeit in Danzig, meiner Vaterſtadt, ſorgfältig aufbewahrt ward, bis 1807 franzöſiſche Raubſucht ſich auch dieſes Kleinods bemächtigte. Deutſche Tapferkeit gewann es wieder, es ward nebſt den übrigen wieder eroberten Kunſtſchätzen in Berlin öffentlich ausgeſtellt und dadurch unter dem Namen des Danziger Bildes allbekannt. Seitdem haben ſich ſehr bedeutende Stimmen gegen die alte Tradition erhoben, welche dieſes vortreffliche Gemälde den Brudern van Eyck zuſchrieb. Sie ſind zu bedeutend, als daß ich ihnen entgegen treten möchte, und doch vermag ich es eben ſo wenig, ihnen meine eigne Überzeugung blindlings zu opfern. Deshalb bleibt mir nichts übrig als, neben der Beſchreibung dieſes Gemäldes einfach und wahr zu ſagen, was ich von demſelben weiß, und wie ich es anſehe, ohne mir doch dabei eine entſcheidende Stimme anzumaßen.

Wann dieſes Bild nach Danzig kam, weiß man bis jetzt nicht genau zu beſtimmen, doch ging ſeit undenklicher Zeit die Sage von Mund zu Mund, daß ein Schiffer es in einem wohl verſchloßnen Kaſten auf offnem Meere aufgefiſcht und nach

Danzig gebracht habe, wo er es der damaligen Marien-Kirche weihte. Letztere wird jetzt die Pfarr-Kirche genannt und iſt eines der impoſanteſten, größten Denkmäler früherer Baukunſt, das noch kein Menſch ohne Ehrfurcht und Bewunderung erblickte. Die Sage vergaß ferner nie dabei zu erwähnen, daß zwei Brüder Namens van Eyck, welche man zugleich als die erſten Erfinder der Ölmalerei bezeichnete, es gemalt hätten, und ſo lebte dieſer große Name faſt an der äußerſten nordiſchen Gränze deutſcher Sprache noch immer fort, ſelbſt unter dem Volk, und war auch mir bekannt und befreundet von Jugend auf, während ihn die übrige Welt, wenige Kunſtverſtändige ausgenommen, beinahe gänzlich vergaß.

In der Zeit, wo die katholiſche Kirche in Danzig die herrſchende war, ſchmückte dieſes Bild vielleicht einen kleinen Seitenaltar, doch gewiß nie den ſehr großen hohen Hauptaltar der von ihren Erbauern der heiligen Jungfrau geweihten Kirche, weil ſich der Gegenſtand deſſelben, das jüngſte Gericht, nicht hiezu eignet. Denn man wählte zum Schmucke des Hauptaltars immer ein Kunſtwerk, das hauptſächlich auf den Heiligen Bezug hatte, dem zu Ehren die Kirche erbaut war. Und ſo enthält auch das Innere des Hauptaltars dieſer Kirche eine in Holz geſchnitzte und reich vergoldete, faſt koloſſale Abbildung der von der heiligen Dreieinigkeit umgebenen Mutter Gottes, die aller Wahrſcheinlichkeit nach noch dieſelbe iſt, von welcher Kurike in ſeiner Kronick, als im Jahr 1517 von Meiſter Michell überantwortet, ſpricht. Sehr achtenswerthe Kunſtkenner, welche aber dieſe Kirche nie ſahen, fühlten ſich durch dieſe in der Kronick enthaltne Stelle bewogen, das Danziger Bild für dieſe Tafel zu halten und es deshalb dem Meiſter Michael Wolgemut zuzuſchreiben. Böttcher aber, der bis ins Jahr 1615 bei dieſer Kirche als Kirchenvorſteher angeſtellt war, nennt in ſeinem im Manuſcript vorhandenen hiſtoriſchen Kirchenregiſter den Verfertiger der Tafel auf dem Hauptaltar einen Prieſter, Namens Michael, und bemerkt, daß das Malwerk nebſt dem Vergülden des Altars 3386 Mark gekoſtet habe, und der Kontrackt darüber mit einem Meiſter Michell geſchloſſen ſey, den Präterius in einem andern Werk Michael Schwarz nennt. Zwei gewaltige große Flügelthüren, ebenfalls mit geſchnitzten Figuren bedeckt, verſchließen gewöhnlich das Innere dieſes Altars. Wahrſcheinlich waren es dieſe Figuren, deren Anmalung den Maler beſchäftigte, wie man es noch häufig in alten Kirchen findet; jetzt ſind ſie weiß angeſtrichen und vergoldet; das Ganze iſt überhaupt als Kunſtwerk wenig erfreulich.

Seit der lutheriſche Glaube in Danzig der herrſchende wurde und man die kleinen Seitenaltäre wegnahm, hing das Bild in einem verſchloßnen Schrein, an einem der gewaltigen Pfeiler welche das ſchwindelnd hohe Gewölbe der Pfarrkirche tragen. Es war gewöhnlich verſchloſſen, doch keinesweges verkannt oder vergeſſen, im Gegentheil ward wohl nie ein Kunſtwerk höher geachtet und allgemeiner bewundert, gerade weil es in der großen Stadt ſo vereinzelt da ſtand. An hohen Feſten, wenn die Kirche mit ihrem koſtbarſten Altargeräthe prangte, pflegte auch das Bild aufgeſchloſſen zu werden, und dann ſtrömte Alles herbei es zu bewundern. Das Gedränge war groß und die Kirche ward nie leer ſo lange das Bild offen blieb, denn das Volk betrachtete es als einen Gegenſtand der Erbauung, es ſchauderte vor dem Anblick der Hölle, und gewiß ſind von ſonſt rohen Gemüthern vor dieſem Bilde manche gute Entſchlüſſe gefaßt worden, die der ſtrengſte Bußprediger nicht hätte erwecken können. Übrigens konnte man das Bild ſich aufſchließen laſſen wann man wollte; es war die erſte Merkwürdigkeit, welche jeder Einwohner aus den gebildeten Ständen ſeinen fremden Gäſten zu zeigen ſich beſtrebte. Hausgenoſſen und Vorübergehende drängten ſich dann freudig hinzu, ich habe bei ſolchen Gelegenheiten es als Kind unzähligemal geſehen und darf wohl ſagen daß vor dieſem Bilde das erſte Gefühl für die Kunſt in meiner Seele erwachte. Itzt ſteht es in einer Seitenkapelle der Kirche, doch vergehen wenige Tage im Jahr, an denen es nicht auf Fremder oder Einheimiſcher Begehren gezeigt wird. Das Bild ſelbſt beſteht aus einem Mittelbilde und zwei Flügel-Bildern. Auf einem großen glänzenden Regenbogen, deſſen

Kreis bis auf einen kleinen Theil unten, wo er den Horizont berührt, ganz ſichtbar iſt, thront der Heiland in ernſter Richterſtrenge. Ein glühend rothes Schwert, die Spitze nach ihm gewendet, ſchwebt zur linken Seite dicht an ſeinem Haupt, zur rechten eine Lilie. Eine in der Luft ſchwebende goldne Kugel, in welcher ſich die nächſten Gegenſtände ſpiegeln, dient ihm zum Schemel. Er iſt mit einem rothen Mantel bekleidet, der auf der Bruſt durch eine reiche Spange zuſammengehalten wird, dann von beiden Seiten zurückfällt, ſo daß der nackte Körper ſichtbar wird, und über dem Schooß in großem ſchönen Faltenwurf ſich ausbreitet. Vier Engel in farbigen langen Gewändern ſchweben über ihm mit den Emblemen ſeines Leidens für eine ſündige Welt. Dicht hinter dem Regenbogen, auf Wolken ſitzend, bilden die zwölf Apoſtel einen ſich dieſem anſchließenden Kreis, auf jeder Seite ſechſe; am Ende dieſes Kreiſes kniect zur Rechten Maria in betender Stellung, eine Stralenglorie um das Haupt, in einen weiten dunkelgrünen Mantel matronenartig verhüllt; der Ausdruck ihres ſchönen Geſichts iſt mütterliche Güte und vorbittende Milde. Ihr gegenüber, am andern Ende des Kreiſes kniеet Johannes der Täufer, ebenfalls eine Glorie um das ſehr edle ſchöne Haupt, mit einem eng anſchließenden Gewande von feinen Fellen bekleidet, über welche ein grüner, roth gefütterter Mantel fällt. Die bis in die kleinſten Einzelheiten vortrefflich ausgeführten Hände erſcheinen etwas mager, doch warm und lebendig. Unter dieſer Gruppe ſchweben drei Engel, ebenfalls in langen, die Füße bedeckenden Gewändern, und laſſen die furchtbare Poſaune zur Erweckung der Todten ertönen. Alles dieſes geht in der Luft vor, auf der Erde öffnen ſich die Gräber und die Todten ſtehen auf.

Ganz dem Anſchauer zugewendet, und rieſengroß gegen die faſt um die Hälfte kleineren Auferſtehenden, ſteht in der Mitte die hohe Heldengeſtalt des Erzengels Michael in prachtvoller goldner Rüſtung, in welcher ſich von beiden Seiten die nächſten Umgebungen ſpiegeln, eben wie in der Kugel auf welcher die Füße des Heilands ruhen. Die prächtigen großen Flügel des Erzengels ſind aus ſchimmernden Pfauenfedern zuſammengeſetzt, ein weißer Mantel, ſcharlachroth mit goldnen Blumen, mit Purpur gefüttert, mit einer Doppelreihe von Perlen und farbigen Edelſteinen eingefaßt, über der Bruſt durch ein großes juwelenreiches Medaillon zuſammengehalten, fließet zu beiden Seiten von ſeinen Schultern bis auf den Boden herab, ſo daß der ganze Harniſch ſichtbar bleibt; oben am Halſe erſcheint das Panzerhemd von goldnem Geſtricke. Das ernſte, von goldigen Locken umfloßne Haupt ſchmückt eine ſchmale Binde, aus welcher vorn ein juwelenreiches Kreuz emporſteigt. Hoch in der rechten Hand hält der Engel einen langen ſchwarzen Stab, an deſſen oberm Ende ein reicher kreuzförmiger Griff ſchimmert, in der linken, mit dem Stabe ſich kreuzend, hält er die furchtbare Waage. Die rechte Schaale, in welcher ein Seeliger betend knieet, ruht am Boden, die linke, mit dem zu leicht Befundenen, fährt hoch in die Höhe; die Stellung des faſt herausfallenden Unglücklichen, den ein naheſtehender Teufel ſchon beim Haar faßt, drückt das ganze Gefühl ſeines Elends aus. Nichts kann impeſanter, höher, größer gedacht werden, als Michaels edle, glänzende, ſchlanke Geſtalt, als der richtende Blick ſeines etwas vorgebeugten ernſten Geſichts. Dennoch iſt gerade dies nicht mit vollkommner Freiheit behandelt, die Farbe iſt ſo dünn aufgetragen, daß bei genauer Betrachtung einige Veränderungen des mit Bleiſtift gezeichneten Konturs hindurch ſchimmern, als habe dem Maler ein noch höheres Bild vorgeſchwebt. Auch bei einigen andern Köpfen entdeckt man ſchwache Spuren ſolcher ausgelöſchten Konture. Die Gruppen der Erwachenden und Erſtandnen zu beiden Seiten des wägenden Engels ſind zu mannichfaltig um ſie alle zu beſchreiben. In der Nähe und Ferne ſteigen die Todten aus ihren Gräbern, alle drücken das Vorgefühl ihres nahenden Schickſals aus, ſey es Freude, ſey es Entſetzen. Auf einem Grabſtein ſteht die Zahl CCCLXVII, doch wie mir ſcheint von ſpäterer Hand übermalt, ſo wie auch die Köpfe des Seeligen in der Waage und des mittelſten der drei Engel mit der Poſaune ſichtbar aufgemalt ſind.

Dicht hinter dem Erzengel ſtreiten ein Engel und ein Teufel ſich um den Beſitz einer Seele. Die unausſprechlichſte Angſt, Schmerz, an Wahnſinn gränzende Verzweiflung ſpricht zur Linken Michaels aus den unſeeligen, auf das mannichfaltigſte gruppirten, zum Theil dicht zuſammengedrängten Geſtalten jedes Alters und Geſchlechts. Wunderbar fantaſtiſche Teufelsfratzen, zum Theil mit ſchönen Schmetterlingsflügeln, miſchen ſich unter die Verdammten und treiben ſie auf mannichfaltige Weiſe mit wahrhaft ſataniſcher Freude dem Abgrunde zu. Selbſt Dantes gewaltige Phantaſie konnte nichts erſinnen was dieſes überträfe. Auf der rechten Seite hingegen iſt Alles fromme Ruhe und ſeeliges Vorgefühl der Himmelsfreuden, das in einigen, beſonders weiblichen Köpfen ſogar an faſt kindiſch-ſüßlächelnde Freudigkeit gränzt. Unter einer dicht zuſammen gedrängten, der Himmelspforte ſich zuwendenden Gruppe, zeichnet ſich der Kopf eines Negers aus; in einer andern, dieſer gegenüber auf der linken Seite, wo es auch an tonſurirten Mönchsköpfen nicht fehlt, ſteht ein ernſter ſtiller Greis, deſſen Geſicht nur tiefe Wehmuth, doch weder Schmerz noch Angſt ausdrückt und der wahrſcheinlich, im Kontraſt mit jenem getauften Neger, einen der alten tugendhaften Heiden darſtellt, die, ohne eigentlich verdammt zu ſeyn, dennoch nach dem Glauben der katholiſchen Kirche, beſonders dem damaligen, keinen Anſpruch auf die Seeligkeit des Himmels machen können.

Zwiſchen hohen, dunkeln, zackigen Felſen, zu welchen die Flammen des tiefen Abgrundes, von dem wir im Vorgrunde nur den Eingang erblicken, doch herauflodern, zeigt uns das linke Flügelbild alles denkbare Entſetzen, alle Verzweiflung, alle Qual, allen Jammer der linken Seite des Mittelbildes, auf das fürchterlichſte geſteigert. Noch wildere, entſetzlichere Teufel, die aber nie ins Widerwärtig-Scheußliche ausarten, treiben die armen Seelen den engen Felſenſteig hinunter, zwiſchen Dampf, Flammen und Graus, dem Abgrund zu. Sie ſtürzen hinten über, ſie fallen unter einander, über einander, klammern ſich an, werden fortgeſchleudert mit entſetzlicher Gewalt. Die Mannichfaltigkeit der Stellungen aller dieſer nackten Körper iſt eben ſo unbeſchreiblich, als der verſchiedene Ausdruck des nämlichen Gefühls in allen dieſen Köpfen. Dabei ſind die Stellungen oft in der wunderbarſten Verkürzung, mit einer Wahrheit gedacht und ausgeführt, die man nur bewundernd anſtaunen kann.

Der rechte Flügel des Gemäldes zeigt uns ein prächtiges, mit Säulen geziertes und im gothiſchen Styl erbautes Portal, durch welches die Seeligen zur ewigen Freude einziehen. Bildwerke von halb erhabner Arbeit ſchmücken die Façade und den Plafond der hochgewölbten Eintritts-Halle. Über derſelben in einem Giebelfelde iſt auf gleiche Weiſe die Schöpfung der Eva dargeſtellt; im Innern des Plafonds Cherubim und Seraphim; unter dem Bogen deſſelben, inwendig auf einem Pfeiler, Chriſtus als König auf dem Throne ſitzend, zu ſeinen Füßen das Lamm, rings um ihn die Embleme der vier Evangeliſten. An zwei großen thurmähnlichen Pfeilern, zu beiden Seiten der Halle, ſind zehn Statüen theils ſitzender, theils knieender Könige und heiliger Ordensſtifter angebracht, über ihnen erheben ſich zierlich geſchnitzte Baldachine, genau wie man es an den herrlichſten alten Kirchen ſieht. Alles dies ſcheint mit ſolcher täuſchenden Wahrheit in Stein gehauen, und iſt von ſo vollendeter Ausführung, daß man ſogar das Geäder des Holzwerks an der offen ſtehenden Thüre, die Beſchläge derſelben, ja ſogar die einzelnen Nägel erblickt. Hinter der dieſes Prachtgebäude krönenden Baluſtrade ſtehen ſingende, muſizirende, jubilirende, Blumen hinabſtreuende Engel, in reichen Meßgewändern; etwas tiefer, auf zweien die Pfeiler umgebenden Balkonen, auf jedem drei kleine wunderliebliche und ſchön beſchwingte Engel, ebenfalls in Meßgewändern, welche von Gold und Juwelen ſtrahlen; drei von ihnen ſingen aus einem Buche, drei andere ſpielen die Harfe, die Zither und die Geige. Wolken umgeben das Gebäude von beiden Seiten, es ſcheint ſogar auf dieſen zu ruhen, obgleich die letzte der kriſtall- ähnlichen Stufen, welche zu denſelben führen, noch die Erde berührt, auf welcher zwiſchen Kieſeln und Kräutern Diamanten und Rubinen umhergeſtreut liegen. Acht Geiſtliche haben ſchon die Stufen erſtiegen, und ziehen, dicht an einander gedrängt, zur Himmelspforte ein, ſo daß man von den mehrſten nur die tonſurirten Hinterköpfe erblickt, voran prangt einer mit der Tiare, neben dieſer zeigt ſich ein Kardinalshut. Vier ſehr ſchöne Engel, in reichen Meßgewändern, mit hohen prächtigen Schwingen, bekleiden die Eintretenden mit geiſtlichen Gewändern, einem der letztern wird eben die Biſchoffs-Mütze aufgeſetzt. Unten auf der zweiten Stufe, recht väterlich freundlich und mild, ſteht die würdige Geſtalt des heiligen Petrus; er hält den großen goldnen Schlüſſel und reicht einem Greiſe die Hand, welcher die erſte Stufe betritt. Mehrere Seelige nahen, Männer und Frauen, und ein ſehr reich bekleideter Engel, unfern dem heiligen Petrus, ſteht, bei ihrem Empfange helfend, dieſem zur Seite und winkt den Erwählten die Stufen vollends zu erſteigen.

Mit derſelben Wahrheit, wie auf der linken Tafel der Jammer der höchſten Verzweiflung, iſt auf dieſer die Ruhe des Himmels, das freudige und doch demüthige Erſtaunen beim erſten Gefühl unausſprechlicher Seeligkeit ausgedrückt. Jeder von dieſen Köpfen ſcheint Porträt zu ſeyn, alle ſind ausgeführt wie die feinſte Miniatur, alle leben wie die Wirklichkeit ſelbſt.

Die vielen nackten Körper ſind in Zeichnung und Farbe tadellos, doch etwas hager, beſonders an Armen und Beinen. Man ſieht, daß der Künſtler nicht Gelegenheit hatte, in dieſer Hinſicht ſo die Natur zu ſtudiren wie in den Köpfen, Händen, Gewändern und allen andern darzuſtellenden Gegenſtänden.

Wie auf der Tafel der heiligen Cäcilie und der ſingenden Engel des Genter Bildes zu Berlin, iſt auch auf dieſen der Grund oder die Luft von wirklichem Golde; wahrſcheinlich hier wie dort weil der Glanz des ſich öffnenden Himmels dargeſtellt werden ſollte, und keine irdiſche Atmoſphäre, indem die Erſtehenden und Heiligen ihrer zum Athmen nicht mehr bedürfen. Alles andre Gold, in Schmuck, Stickereien und Stoff, wie überhaupt alles Metall, iſt einzig durch Farben bis zur höchſten Täuſchung hervorgebracht. Auch die goldne Kugel unter dem Fuße des Heilandes und die Rüſtung des Erzengels Michael. Die Art wie ſich in beiden die äußern Gegenſtände abſpiegeln erinnert lebhaft an den Spiegel, deſſen Faccius in der Beſchreibung der von Johann van Eyck gemalten Badſtube erwähnt.

Die Himmelspforte, in allen ihren Theilen, in allen ihren Verzierungen, gleicht auf das genaueſte den architektoniſchen Gegenſtänden, den Tempeln, Säulen, und dem erhabnen Schnitzwerk auf den Gemälden van Eycks in der Boiſſeréeſchen Sammlung. So auch die Behandlung der Stickereien, der Waffen, des Geſchmeides. Die vor der Himmelspforte geſtreuten Juwelen und farbigen Edelſteine ſind genau die nämlichen wie die, welche unter den Füßen der zur Anbetung des Lammes hinziehenden Ritter und Pilger auf den Genter Tafeln in Berlin hervorſtrahlen.

Die Engel, in ihrer prächtigen Kleidung, ſind ebenfalls bis in die kleinſten Einzelheiten der Köpfe, des Schmuckes, der Goldſtoffe, der Schwingen, der ganzen Behandlung der Engel auf den Genter

Bildern auf das vollkommenſte ähnlich; ja die kleinen ſingenden und muſicirenden Engelchen auf den Balkonen gleichen ſo ſehr den Engelchen auf dem Genter Bilde, daß man ſie für Miniatur-Porträte der nämlichen Chorknaben halten könnte, die bei jenen großen Figuren zum Vorbilde dienten.

Die unbeſchreiblich ſchönen Köpfe der Apoſtel, der Mutter Gottes, des heiligen Petrus und Johannes des Täufers ſind in Farbe, Ausdruck, Form, Behandlung der Haare ganz ſo, wie auf den Tafeln Johann van Eycks in der Boiſſeréeſchen Sammlung, beſonders erinnert hier Vieles an die Tafel des heiligen Lukas. So iſt es ferner mit dem Faltenwurfe der Gewänder, der Behandlung der verſchiedenartigen Stoffe und des Goldbrokats. Unter den Köpfen der Seeligen fand ich mehrere, die ich auf den Genter Tafeln, unter den Rittern und Eremiten geſehen zu habe glaube. Die Pracht der Farben iſt übrigens ganz ſo ſtrahlend wie wir ſie in allen mir bekannten Gemälden van Eycks bewundern müſſen.

Als ich im Frühling des Jahres 1820 nach einer langen Reihe von Jahren meine Vaterſtadt wieder beſuchte, eilte ich, ſobald ich es konnte, auch dieſes Gemälde wieder zu ſehen. Wenige Tage vorher hatte ich die Genter Tafeln in Berlin aufmerkſam betrachtet, im Herbſte des Jahres zuvor mich in der Boiſſeréeſchen Sammlung an den Meiſterwerken Johann van Eycks aufs neue erfreut, und alle dieſe Gemälde ſchwebten noch hell und deutlich vor meinem innern Auge. Die Ähnlichkeit des Danziger Bildes mit jenen mir unvergeßlichen, beſonders mit denen in Berlin, trat mir im erſten Moment auf das beſtimmteſte und erfreulichſte entgegen. Die Ueberzeugung, daß dieſes Danziger Bild unter van Eycks ſchöpferiſchen Händen entſtand, begründete ſich immer feſter, je öfter und je länger ich es betrachtete, und ich glaube in der That daß auch bei Andern jeder Zweifel ſchwinden würde, ſobald man nur die Genter Tafeln in Berlin dieſem Bilde gegen über ſtellen könnte, um ſie mit einander genau zu vergleichen. Übrigens ſtammen dieſe Tafeln gewiß aus der früheren Zeit der van Eyck, und wurden lange vor dem Cyklus aus dem Leben der heiligen Jungfrau, den die Boiſſeréeſche Sammlung beſitzt, gemalt; wahrſcheinlich kurz vor dem großen Altargemälde in Gent, über welchem Hubert im Jahr 1426 ſtarb. Kenner mögen entſcheiden, ob ich irre, wenn ich in Manchem, vor Allem in den Erſtandnen und in den Teufelsgeſtalten, hin und wieder Huberts Mitwirkung ahne. Beſtätigt ſich dies, ſo wäre dieſes herrliche Gemälde ein Meiſterwerk der vereinten Kräfte beider Brüder und dadurch für die Geſchichte der Kunſt von um ſo größerer Bedeutung.

Antonello von Meſſina.

Antonello eilte gleich nach dem Ableben ſeines großen Lehrers nach Italien zurück, und begab ſich nach Venedig, wo er durch ſeine in den Niederlanden erlernte Kunſt allgemeine Bewunderung ſich erwarb. Viele ſeiner Zeitgenoſſen bemühten ſich auf das angelegentlichſte, das Geheimniß des Giovanni da Brugge von ihm zu erforſchen; er widerſtand lange und nur einem Einzigen gab er ſich zulezt hin. Dieſer hieß Domenico; ſein Name iſt jezt faſt verſchollen, ſeine Werke hat der Strom der Zeiten fortgeriſſen, doch war er in ſeinen Tagen ein hochberühmter Meiſter der kaum im Entſtehen begriffenen venezianiſchen Schule. Wie Antonello das Herz des Johann van Eyck gewann, ſo wußte Domenico das Herz Antonellos zu gewinnen und dieſer vertraute ihm nach Verlauf weniger Monde, aus uneigennütziger Liebe, das Geheimniß, welches er für keinen andern Preis verkauft haben würde.

Beide Freunde arbeiteten von nun an mit hoher Freude und Luſt; ihr Ruhm ward groß im

Vaterlande, doch Antonello erfreute ſich deſſen nicht lange, vielleicht nur wenige Jahre. Er erhielt den ehrenvollen Auftrag, einen großen Saal im Pallaſt der Signoria von Venedig mit ſeiner neu erworbnen Kunſt zu ſchmücken, doch er erkrankte und ſtarb im neun und vierzigſten Jahr ſeines Alters, noch ehe er das große Werk beginnen konnte. Auch Domenico erfreute ſich nicht lange des mit Hülfe ſeines Freundes erworbnen Ruhms. Ein Maler, Namens Andrea dal Caſtagno, wußte ſein Vertrauen in ſo hohem Grade zu erſchleichen, daß er ſich zuletzt bewegen ließ, ihm das von Antonello von Meſſina erlernte Geheimniß der Ölmalerei mitzutheilen. Der Lohn dieſes treuherzigen Vertrauens war ein gewaltſamer, grauſamer Tod, von der Hand des meuchelmörderiſchen Buben.

So waren Antonello und Domenico beide in der Blüthe ihrer Kunſt dem Untergange geweiht, doch die Ölmalerei war für alle nachkommenden Zeiten gerettet; ſie verbreitete ſich von nun an durch alle Werkſtätte der Maler in ganz Italien, wo bald darauf die herrlichen Meiſter aufſtanden, deren unſterbliche Werke eine bewundernde Nachwelt als unerreichbar verehrt.

Von Antonellos Gemälden iſt in Italien wenig der zerſtörenden Gewalt der Zeiten entgangen; vielleicht das einzige, welches in den Niederlanden erhalten ward, befindet ſich in der Sammlung des Herrn von Rotterdamm, Profeſſors der königlichen Univerſität zu Gent. Dieſes Gemälde trägt die Unterſchrift: „1477 Antonyllus Messaneus me pinx.“, und iſt für die Geſchichte deutſcher Kunſt von unſchätzbarem Werthe, weil durch die dem Bilde beigefügte Jahrzahl gewiſſermaßen die Zeit von Johann van Eycks Tode beſtimmt wird. Es iſt alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß Antonello dieſes Bild noch in Brügge malte, vielleicht kurz vor Johann van Eycks Tod; doch wäre dieſes auch nicht, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er ſeinen großen Lehrer nur wenige Jahre überlebte, da er ſchon weit über die Jünglingsjahre hinaus war, als er nach Brügge kam, dort mehrere Jahre verweilte und im neun und vierzigſten Jahr die Welt verließ. Antonellos Gemälde ſtellt den Heiland zwiſchen den beiden mit ihm zugleich gekreuzigten Verbrechern dar. An einem Baum, zur Rechten des Kreuzes, an welchem der reuige Verbrecher hängt, lehnt die Mutter, tief verſunken in lautloſem Jammer; ihr gegenüber ſteht Johannes, anbetend in Liebe und Demuth. Der Ausdruck der Geſtalt des todten Chriſtus iſt durchaus edel und ruhig; die Verbrecher ſind augenſcheinlich in peinlicher Quaal verſchieden, der zur Linken in gewaltſamen Zuckungen, die der Künſtler zwar furchtbar darſtellt, doch ohne in das Gräßliche zu fallen. Im Mittelgrunde erblickt man einen Theil der Stadt Jeruſalem, im Hintergrunde das wild empörte Meer. In der Form und dem durchſichtigen Schimmer der Wogen wollen aufmerkſame Beobachter den Charackter des mittelländiſchen oder adriatiſchen Meers erkennen, auch die warmen Töne der Luft gehören dem leuchtenden Süden. Antonello hielt mit Liebe und Treue an den Vorzügen ſeines ſchönen Vaterlandes, aber alles Techniſche in dieſem augenſcheinlich in Öl gemalten Bilde gehört unwiderſprechlich zur Schule Johann van Eyck's, und ſo iſt dieſes Bild, gleichſam als Vereinigungspunkt der deutſchen und italieniſchen Schule, von hoher Bedeutſamkeit.

Rogier van Brügge.

Rogier van Brügge, der zweite ſeiner Schuler, welchem Johann van Eyck das Geheimniß der Olmalerei entdeckte, ward ein großer allgeachteter Meiſter ſeiner Zeit. Er malte nach der Art ſeines hohen Lehrers in Eiweiß, Leimfarben und Öl; letztere Art die Farben zu bereiten war von nun an kein Geheimniß mehr, und verbreitete ſich bald allgemein in den Niederlanden wie in Italien. Rogier war ein trefflicher Zeichner; der Ausdruck und die Anmuth, welche er ſeinen Geſtalten zu geben wußte, verſchafften ihm die allgemeine Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen. Er malte meiſtentheils ſehr große Gegenſtände in Lebensgröße und war vermuthlich einer der erſten, die ſich der Leinwand, ſtatt hölzerner Tafeln, bei ihren Gemälden bedienten. Denn die auch in jenen Tagen allgewaltige Mode brachte große bemalte Decken als einen ſeltnen Gegenſtand des Luxus auf, mit denen die Wände großer Säle in Palläſten und in öffentlichen Gebäuden geſchmückt wurden, ſtatt der ſonſt üblich geweſenen teppichartigen Tapeten von mancherlei Stoffen. Rogier van Brügge zeichnete ſich beſonders in dieſer Gattung von Malerei aus, und viele Stadthäuſer, Kirchen und Privatgebäude in den Städten der Niederlande prangten noch lange nach ſeiner Zeit mit koſtbaren Gebilden von ſeiner kunſtreichen Hand. Das Jahr ſeines Todes iſt unbekannt. Karl von Mander erwähnt eines Gerüchts welches ihn ſogar in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts als noch lebend verkündigte, doch dünkt ihm dieſes ſelbſt zu unwahrſcheinlich, und er zieht vor, dieſe Sage, nach Art der damaligen Zeit, auf die unſterbliche Kunſt des Meiſters allegoriſch zu deuten.

Rogier van der Weyde.

Descamps, und Fuesli nach ihm, erwähnen eines Schulers van Eycks unter dem Namen Rogier van der Weyde oder Rogier Bruxellenſis, deſſen Geburtsjahr ſie aber wunderlich genug auf das Jahr 1480 beſtimmen, während ſie Johann van Eyck, bei dem er nach ihrer Ausſage gelernt haben ſoll, ſchon im Jahr 1441 ſterben laſſen. Eine faſt beiſpielloſe Unachtſamkeit, die zugleich die Möglichkeit des Irrthums bezeugt, der ſie verleitete, unerachtet aller oben ſchon angeführten Beweiſe für eine weit ſpätere Zeit, das Jahr 1441 als das Sterbejahr Johann van Eycks beſtimmt anzunehmen. Wahrſcheinlich irrte ſie oder ihre Vorgänger die Form der alten Zahlen. Die Zahl ſieben ward in früherer Zeit wie eine umgekehrte römiſche Fünfe geſchrieben, und 14Λ0 kann in alten vergelbten und ſtaubbedeckten Manuſkripten von Unkundigen oder Achtloſen leicht für 1440 ſtatt 1470 angeſehen worden ſeyn.

Ohne ihn genauer als Johann van Eycks Schüler zu bezeichnen, erwähnt Karl von Mander dieſes Rogier van der Weyde, als eines mit hoher Kunſt reich begabten alten Meiſters aus der letzten Hälfte des funfzehnten und der erſten des ſechzehnten Jahrhunderts, der viele bedeutſame Gemälde von reicher Erfindung und bewundernswerthem Ausdruck in Öl malte. Vier große hiſtoriſche Tafeln von ſeiner Hand ſchmückten den Gerichtsſaal des alten prächtigen Rathhauſes zu Brüſſel, welche alle die ſtrengſte Ausübung unbeugſamer Rechtspflege bildlich darſtellten. Auf einer derſelben ſah man einem Vater und ſeinem Sohne, jedem ein Auge ausreißen, weil einer von ihnen wegen eines Verbrechens beide Augen zu verlieren verurtheilt war, und dies furchtbare Urtheil nur dadurch gemildert werden konnte, daß die Gerechtigkeit ſich bewegen ließ, beide durch innige Liebe Verbundene wie Eine Perſon anzuſehen. Auf einem andern dieſer Gemälde mordet ein ſterbend auf dem Krankenbette hingeſtreckter Vater mit eigner Hand den verbrecheriſchen Sohn, zur Sühne des Geſetzes. Wie himmliſch klar und rein erſcheint dagegen Johann van Eyck, deſſen ewig heitre Phantaſie ſolche Greuelbilder nie aufzufaſſen vermochte! Dennoch erwarben dieſe Gemälde Rogiers van der Weyde durch Wahrheit des Ausdrucks allgemeine Bewunderung, obgleich Schauer und Entſetzen von ihnen ausging. Beſonders wurde der gelehrte Lampſonius während ſeines Aufenthaltes in Brüſſel nicht müde ſie zu betrachten und zu preiſen. Ein Altarblatt für die Marienkirche in der Stadt Löwen ward für das größte Meiſterwerk Rogiers van der Weyde gehalten. Es ſtellte die Abnehmung vom Kreuze dar. Auf zweien an das Kreuz gelehnten Leitern ſtehen zwei Männer und laſſen den in ein leinenes Tuch gefaßten todten Chriſtus in die Arme Joſephs von Arimathia und eines Gehülfen hinabgleiten, während die heiligen Frauen und Johannes die in Ohnmacht hingeſunkne Mutter des Heilandes unterſtützen. So wie Johann van Eycks berühmtes Altar-Gemälde in Gent, ſo erregte auch dieſes die Habſucht Philipps von Spanien, er ließ es ebenfalls durch Michael Coxies kopieren, nahm aber diesmal das Original und ließ den Bürgetn von Löwen die Kopie.

Das Schiff, welches die Gemälde nach Spanien führen ſollte, ſcheiterte an der ſpaniſchen Küſte, und das Bild fiel ins Meer, ward aber wieder geborgen, und war zum Glück ſo gut verwahrt, daß ihm das Seewaſſer nur wenig hatte ſchaden können. Ein Umſtand der die Möglichkeit deſſen bezeugt, was die Sage von dem Danziger Bilde erzählt.

Rogier van der Weyde ward endlich ſehr reich durch ſeine Kunſt. Einige ſeiner beſten Gemälde für die Königin von Spanien wurden mit einem bedeutenden lebenslänglichen Einkommen belohnt, und er erwarb auch ſonſt noch viel von den Größen ſeiner Zeit, die ſeine Arbeiten fürſtlich bezahlten. Er wandte ſeinen Reichthum auf die edelſte Weiſe zur Unterſtützung Armer und Nothleidender an, ward allgemein geliebt und verehrt bis an ſeinen Tod, und ſtarb im Herbſt des Jahres 1529, an einer peſtartigen Krankheit, welche damals in den Niederlanden wüthete und viele tauſend Menſchen hinwegraffte. Man nannte dieſes Uebel zu jener Zeit die engliſche Krankheit.

Hugo van der Goes.

Johann van Eycks eignes unablaſſiges Vorwärtsſtreben auf ſelbſt gebrochner Bahn machte ihn wahrſcheinlich zur Annahme einer großen Anzahl von Schülern wenig geneigt. Es ſcheint, als ob nur ein beſtimmt hervorragendes Talent ihn bewegen mochte ſich der Mühe des Lehrens zu unterziehen, denn auſſer Antonello von Meſſina und Rogier van Brügge kennen wir mit einiger Gewißheit nur noch Hugo van der Goes unter dem ehrenvollen Namen ſeines Schülers.

Nur wenig aus dem Leben dieſes Hugo iſt bis auf unſre Zeiten gekommen; man weiß nur, daß er um das Jahr 1480 die von Johann van Eyck erlernte Kunſt mit großem Glück und ſeltnem Gelingen in den Niederlanden, beſonders in Gent, übte, und ſich als deſſen würdiger Nachfolger Ruhm und Ehre erwarb. Wahrheit in Zeichnung, Zuſammenſtellung und Ausdruck ſeiner Figuren, Vollendung im Größten wie im Kleinſten, zeichneten ſeine Arbeiten aus, und erhoben ihn zu einem der erſten Meiſter ſeiner Zeit und ſeines Vaterlandes.

Seine Lehrerin in der Darſtellung weiblicher Geſtalten, in welcher nach dem Urtheil der damaligen Kunſtkenner es niemand ihm gleich that, war die heiße innige Liebe zu Jakob Weytens, eines Bürgers von Gent, ſchöner Tochter. Dieſem geliebten Mädchen zu Ehren umſtralte alle ſeine Frauenbilder eine nur ihm eigne unbeſchreibliche Anmuth, neben der züchtigſten Beſcheidenheit in Stellung und Ausdruck. Ein in Öl auf einer Wand im Hauſe des Vaters ſeiner Geliebten gemaltes Bild zeichnete in dieſer Hinſicht beſonders ſich aus. Es ſtellte die kluge Abigail dar, wie ſie, begleitet von ihrer weiblichen Hausgenoſſenſchaft, dem hocherzürnten, auf einem ſtolzen Roſſe einher reitenden König David mit ſanfter Überredung entgegen tritt und durch weibliche Milde ſeinen ſtrengen Sinn beſiegt. Auf dieſem Bilde prangte auch das nach dem Leben gemalte ſehr ähnliche Porträt der ſchönen Geliebten des Malers, und der Glückliche empfing dafür mit ihrer Hand den lang erſehnten Lohn.

Lukas de Heere, welcher Johann van Eycks Meiſterwerk in Gent beſungen hatte, weihte auch dieſem Bilde einige nach Art ſeiner Zeit ſinnreiche Reime, in welchen er die Frauen von Gent auf Hugos van der Goes Gemälde verweiſt, um Anmuth und Beſcheidenheit zu lernen, und zuletzt behauptet, daß dieſes Meiſters Frauenbilder nur einen einzigen bei ihrem Geſchlecht ſeltnen Fehler beſäßen, den, nicht zu ſprechen.

Ein kleines, kaum anderthalb Fuß hohes Bildchen Hugos van der Goes, in der Jakobskirche zu Gent, ſtellte die heilige Jungfrau mit dem Kinde in aller ihrer Holdſeligkeit dar, und war bis auf die kleinſten Blümchen, Kräuter und Kieſel im Vorgrunde mit unausſprechlich zarter Vollendung ausgeführt. Ein anderes ſeiner Gemälde im Marien-Kloſter zu Gent ſtammte aus ſeiner früheſten Zeit; der Stoff dazu war aus der Legende der heiligen Katharina entlehnt, und auch dieſe ſeine Jugendarbeit erwarb ihm ſchon allgemeine Bewunderung. Von allen dieſen Bildern iſt uns leider nur die Kunde ihres ehemaligen Daſeyns geblieben, und überhaupt mögen wohl nur wenige dieſes alten Meiſters bis auf unſre Tage gekommen ſeyn; doch beſitzt die Boiſſerée'ſche Sammlung eines oder mehrere derſelben, von denen mir aber nichts näheres bekannt iſt.

Herr Hofrath Hirt erwähnt mit großem Lobe eines Gemäldes von Hugo van der Goes, welches er in Florenz fand, und deſſen Anſchauen ihn bewog das erwähnte Danziger Bild mit Beſtimmtheit für eine Arbeit deſſelben zu erklären. Ohne hierüber entſcheiden zu wollen, kann dieſe Anſicht eines ſo berühmten Kunſtkenners wenigſtens als Beleg der hohen Vortrefflichkeit ſowohl jenes Florentiner Gemäldes, als überhaupt der Arbeiten Hugos van der Goes dienen, und zugleich die täuſchende Ähnlichkeit ſeiner Art zu malen mit der ſeines hohen Lehrers beweiſen. Eines der vorzüglichſten Gemälde Hugos, eine Kreuzigung, welche den Altar der Jakobs-Kirche in Gent noch zu Karl von Manders Zeiten ſchmückte, ward damals wie durch ein Wunder vom gänzlichen Untergange gerettet. Lange Zeit war es gleich einem köſtlichen Kleinod ſehr hoch gehalten, und ſelbſt die Bilderſtürmer jener Tage hatten nicht gewagt es zu berühren. Es ſtand ruhig und ſicher an heiliger Stätte, bis man zuletzt den Entſchluß faßte, die Kirche alles katholiſchen Schmucks zu berauben und ſie für irgend eine der proteſtantiſchen Sekten einzurichten, welche damals mit ihren Predigten das Land durchzogen. Selbſt das Altar-Gemälde durfte dießmal ſeinen Standort nicht behalten, es ward herabgenommen, und ein Maler, ein Kunſtverwandter, deſſen Namen Karl von Mander aus zu großer Schonung verſchweigt, gab bei dieſer Gelegenheit den unbegreiflich heilloſen Rath, die ſchöne Holztafel des köſtlichen Gemäldes zu benutzen und das Bild mit ſchwarzer Farbe zu überziehen, um in goldnen Buchſtaben die zehn Gebote darauf zu ſchreiben. Der Frevel ward wirklich vollbracht, doch zum Glück hatte Hugo gemalt wie er es von ſeinem Meiſter gelernt hatte; die Farben waren ſehr fein und dünne auf einem ſehr feſten, glatt abgeſchliffnen Grund aufgetragen, und die mit fetten Ölen bereitete ſchwarze Farbe vermochte eben ſo wenig, als das Gold, auf dieſer ſpiegelglatten, von der Zeit noch mehr gehärteten Fläche zu haften; das Bild wurde bald darauf von beſſer Geſinnten mit großer Sorgfalt wieder gereinigt, und trat nach kurzer Verfinſterung von neuem hell und unverſehrt hervor.

Hans Hemling, zuweilen auch Memmeling genannt.

Wohl noch nie reihte ſich der Name des Jüngers mit beſſerm Rechte an den ſeines ihm vorangeſchrittnen Meiſters, als der Name Hans Hemling an den Namen Johannes van Eyck. Nur der Zeitfolge nach iſt er der zweite nach jenem, ſonſt ſteht er überall dicht neben ihm, ja man möchte ſagen, zuweilen über ihm, wenn es dem Talent möglich wäre, ſich höheren Flugs zu erheben als jener Rieſengeiſt, der erſt den Raum ſich ſchaffen mußte, in welchem er ſich nachher ſo kühn und frei bewegte. Wahrheit, Anmuth, pünktliche Treue bei höchſter Freiheit, tief gefühlter Ausdruck, Vollendung im Höchſten wie im Kleinſten bei lichtheller Klarheit, Poeſie der Erfindung ohne eine Spur von Phantaſterei oder geſuchtem Weſen, kurz Alles, was wir bei Johann van Eyck ſtaunend bewundern, ſtralt auch aus Hans Hemlings Werken uns blendend entgegen. Mit allem dieſem vereinte er noch die aus der byzantiniſchen Zeit ſtammende höhere Korrektheit der Kompoſition, welche Johann van Eyck, hingeriſſen vom eignen Schöpfungstriebe, nicht immer beachtete.

Hemlings ganzes Weſen war Poeſie, durch ſie ward jedes ſeiner Gemälde zum lebenhauchenden Gedicht, und viele derſelben ſind gemalte Epopeen, wie nur die erſten Sänger aller Zeiten ſie in Worte zu faſſen vermochten. Selten genügte ihm die Gegenwart des Augenbliks den er darſtellen wollte, er ſuchte Vergangenheit und Zukunft ihm anzureihen, und benutzte dazu den damaligen Kunſtgebrauch, die nämlichen Geſtalten welche die Hauptgruppe eines Gemäldes bilden, nach Maasgabe der Ferne verkleinert, und in den verſchiedenartigſten Situationen, auf den entferntern Gründen ſeiner Tafel wieder anzubringen. Ein weites unabſehbares Feld, das er freudig zu benutzen wußte, ward ihm hierdurch geöffnet, und viele ſeiner größern Gemälde wimmeln von ſolchen epiſodenartigen Darſtellungen. Der geläuterte Geſchmack unſrer Zeit verwirft dieſe damals durchaus übliche Freiheit der alten Maler, und zwar mit Recht;

aber gewiß wird keiner im Angeſichte der Schöpfungen Hemlings ſie unbarmherzig zu verdammen vermögen, denn wer wollte dem wahrhaft Schönen das Recht zu exiſtiren ſtreitig machen, es ſey in der Wirklichkeit oder in der Kunſt.

Von den Schickſalen, welchen Hans Hemling während der Laufbahn ſeines Lebens begegnete, iſt nur wenig Geſchichtliches auf unſre Zeiten gekommen; war ja doch ſein Name bis vor wenigen Jahren unter uns faſt verſchollen! Doch ſeine Arbeiten, deren eine verhältnißmäßig große Anzahl uns erhalten ward, gewähren uns Andeutungen ſeines Lebens, welche, verglichen mit dem, was wir beſtimmt von ihm wiſſen, wenigſtens die Hauptepochen und merkwürdigſten Begebenheiten deſſelben mit einiger Sicherheit bezeichnen.

Nach Einiger Behauptung ward Hans Hemling in dem ohnweit Brügge liegenden Orte Damm geboren, nach Andern in jener alt berühmten Stadt ſelbſt; doch eine vom Herrn von Laßberg zu Eppishauſen, ohnweit Konſtanz, aufgefundne und den Herren Boiſſerée mitgetheilte Handſchrift macht es neuerdings wahrſcheinlich, daß er kein Niederländer war, ſondern eigentlich aus Konſtanz ſtammte.

Dieſe Handſchrift, eine um das Jahr 1386 geſchriebne Elſaſſer Kronick, ward vor kurzem von Herrn von Laßberg in Konſtanz gekauft, und er fand auf den letzten Blättern des Buchs das von ſpäterer Hand geſchriebne Stammregiſter eines Hans Hemling nebſt Familienereigniſſen, wie man dieſe in jener Zeit gewöhnlich in Bibeln oder andern werthgeachteten Büchern aufzuzeichnen pflegte. Dieſes Stammregiſter beginnt mit dem Großvater Rudin Hemling, geboren 1342, geſtorben 1424. Dem folgt der Vater Conrad Hemling, geboren 1394, geſtorben 1448, und deſſen Ehefrau, Margareth Bruſchin, geſtorben 1448. Auf dieſen folgen ſechs Kinder dieſes Ehepaars, unter denen Hans Hemling der vorletzte, im Jahr 1439 geboren iſt. Die Familienereigniſſe ſind bis in das Jahr 1490 fortgeſetzt, in welchem der Tod eines der Geſchwiſter angezeigt iſt, und nach Herrn von Laßbergs Verſicherung war das Geſchlecht der

Mutter Margareth Bruſchin und das des Gatten einer der Töchter, Hans Hubſchlin, in der Gegend von Konſtanz einheimiſch; letzteres blüht dort ſogar noch bis auf den heutigen Tag. Die in dieſen Geſchlechtsnachrichten enthaltnen Zeitbeſtimmungen paſſen übrigens recht gut zu dem, was wir ſonſt noch von dem Leben Hemlings wiſſen, ſo auch der Name. Auf zweien ſeiner in Brügge befindlichen Gemälde, von denen weiterhin ausführlicher die Rede ſeyn wird, ſchrieb er, opus Johannis Hemling, anno 1479, und nicht Hemmelinck, wie Descamp, mit ſeiner gewohnten franzöſiſchen Flüchtigkeit, es berichtet; ſein eignes Bild, welches er auf einer dieſer Tafeln anbrachte, hat augenſcheinlich das Anſehen eines höchſtens vierzig Jahr alten Mannes, was ebenfalls mit dem Geburtsjahr 1439 vollkommen zuſammentrifft. Auſſer dieſen Familiennachrichten finden ſich in der Kronick mehrere von dem Verfaſſer derſelben nicht angeführte Denkwürdigkeiten der Stadt Konſtanz, von derſelben Hand, welche jene Nachrichten ſchrieb, hinzugefügt, auch eine Aufzählung der Biſchöfe von

Konſtanz, bis auf Heinrich von Hoewen, welcher von 1439 bis 1475 dieſe Stelle bekleidete.

Ein zweiter Zuſatz kommt in der Kronick bei Friedrich von Blankenheim vor, mit welchem Königshoven, der Verfaſſer derſelben, die Reihe der Strasburger Biſchöfe ſchließt. Dieſer gelangte um das Jahr 1393 zum Bisthum Utrecht, welchem er bis zum Jahr 1423 vorſtand, und jener Zuſatz hat hauptſächlich Bezug auf dieſe Veränderung. Hieraus ſowohl, als dadurch daß derſelbe in niederländiſcher Sprache geſchrieben iſt, geht hervor, daß dieſes Exemplar der Kronick eine Zeitlang in Utrecht war, und ſo wird es erklärt, wie das Buch ſelbſt in die Hände des in den Niederlanden lebenden Malers Hans Hemling kommen konnte.

So wie jetzt junge Künſtler nach Rom gehen um ihr Talent auszubilden, ſo wanderten in ältern Zeiten die Lehrlinge nach den Niederlanden, wo ſchon im dreizehnten Jahrhundert in Köln und Maſtricht die berühmteſten Malerſchulen Deutſchlands blühten. Im funfzehnten Jahrhundert zog der große Ruhm Johann van Eycks alles an ſich, um ſo mehr da der Reichthum und die Pracht der niederländiſchen Städte der Ausübung bildender Kunſt die günſtigſten Ausſichten boten. Es iſt alſo um ſo leichter erklärbar, wie Hans Hemling gerade nach Brügge kam, da deſſen Lehrjahre eben in die Zeit fielen, in welcher Johann van Eyck die höchſte Stufe ſeiner Kunſt und ſeines überall verbreiteten Ruhmes erreicht hatte. Ob Hemling wirklich des Glücks theilhaftig ward, unter die kleine Zahl der eigentlichen Schüler des großen Meiſters aufgenommen zu werden, läßt ſich freilich nicht mit diplomatiſcher Gewißheit behaupten, aber daß es mehr als wahrſcheinlich iſt, davon wird jeder, der Hemlings Gemälde mit denen von Johann van Eyck zu vergleichen Gelegenheit hatte, ſogleich durch den Augenſchein überzeugt.

Der gelehrte Jacopo Morello, Aufſeher der Bibliothek St. Marco zu Venedig, gab im Jahr 1800 das Tagebuch eines anonymen Reiſenden aus dem ſechzehnten Jahrhundert heraus, unter dem Titel: Notizia d' opere di disegno della prima meta del Secolo XVI esistenti in Padova, Cremona, Milano, Pavia, Bergamo, Crema e Venezia. Scritta da un anonimo di quel tempo, publicata e illustrata da Jacopo Morello. Dieſer Reiſende erwähnt mehrerer trefflicher Gemälde eines ultramontaniſchen Künſtlers, die er in Padua und Venedig geſehen, und den er Memelino oder Memelingo nennt. Daß hiemit kein andrer als Hemling gemeint ſeyn kann, leidet keinen Zweifel; denn ſelbſt Karl von Mander nannte ihn Memmelinck, indem ſein an die niederländiſche Sprache gewöhntes Ohr, ſowohl den Anfangsbuchſtaben als den letzten ſeines Namens verwechſelte. Eines dieſer Gemälde, welche der Reiſende alle näher beſchreibt, trug die Jahrzahl 1470, ein anderes, und zwar das Porträt Iſabellens von Portugal, war ſeiner Ausſage nach mit der Jahrzahl 1450 bezeichnet. Dieſes wäre denn freilich das älteſte von dieſem Meiſter, das wir kennen, und ſein Daſeyn wäre ein wichtiger Grund gegen die ſonſt wahrſcheinliche Vermuthung, welche ſein Geburtsjahr auf 1439 beſtimmt, wenn ſich hier nicht eine abermalige Verwechſelung des im funfzehnten Jahrhundert üblichen Zeichens Λ für ſieben, mit der römiſchen V vermuthen ließe, ſo daß man 1450 ſtatt 1470 las, welche Jahrzahl mit allem Übrigen was wir von Hemling wiſſen, vollkommen übereinſtimmt.

Dieſe Gemälde ſind wahrſcheinlich alle längſt untergegangen, wenigſtens nicht mehr an den Orten zu finden, wo jener Reiſende vor mehr als zweihundert Jahren ſie antraf. Doch aus ihrem einſtigen nicht zu bezweifelnden Daſeyn, aus den Ähnlichkeiten mit den antiken Pferden des Markusplatzes von Venedig, aus den Abbildungen des Koliſäums und andrer römiſchen Alterthümer, welche wir in Hemlings ſpätern Arbeiten antreffen, geht wenigſtens die höchſte Wahrſcheinlichkeit hervor, daß er in ſeiner Jugend Italien geſehen habe, wo freilich damals ſelbſt Raphaels Lehrer, Pietro Perugino, wohl kaum geboren war.

Vielleicht ſtand Hemling mit Antonello in Verbindung, deſſen Bekanntſchaft er in Brügge gemacht haben mußte, und kehrte nach einem Beſuche bei ihm wieder nach Brügge zurück, wo er nach längſt überſtandnen Lehrjahren, zünftig und anſäſſig war. Wenigſtens ſpricht der Umſtand für dieſe Vermuthung, daß Morellos anonymer Reiſende Hemlings Arbeiten nur in Venedig und Padua antraf, und ſonſt in keiner italieniſchen Stadt.

Die Miniaturmalerei, dieſer jetzt ſo ſehr vernachläſſigte und geſunkene Zweig der Kunſt, ſtand damals ſo hoch, daß ſelbſt Meiſter wie Hemling ihn nicht verſchmähen durften; der anonyme Reiſende liefert uns einen Beweis davon in der Beſchreibung eines koſtbaren lateiniſchen Manuſcripts, welches noch gegenwärtig in Venedig aufbewahrt wird. So wie wir den prunkvollen Gottesdienſt der katholiſchen Kirche überhaupt als den Quell der Erhaltung moderner Kunſt anzuſehen haben, ſo verdankte damals beſonders die Miniaturmalerei unendlich viel dem Luxus und der Pracht, welche in jenen Zeiten Fürſten und vornehme Geiſtliche mit ihren Gebetbüchern trieben. Mehrere bedeutende Meiſter vereinten ſich gewöhnlich um einige Blätter Pergament durch ihre Kunſt zu einem unſchätzbaren Kleinod zu erheben, und ein ſolches Buch ging hernach viele Generationen hindurch, in Fürſtenhäuſern und Klöſtern als ein köſtlicher Schatz von einem Erben auf den andern. Eine kurze Geſchichte des Gebetbuchs, von dem eben die Rede iſt, mag hier zum Belege davon dienen. Morellos anonymer Reiſende fand es im Beſitz des Kardinal Grimano, der es von einem Sicilianer, Meſser Antonio, für die damals ſehr beträchtliche Summe von fünfhundert Zechinen erkauft hatte. Bei ſeinem Ableben hinterließ der Kardinal dieſes Buch ſeinem Neffen, Marino, Patriarchen von Aquileja, doch mit der Bedingung, daß es nach deſſen Tode dem Staate zufallen und in der Schatzkammer aufbewahrt werden ſolle. Marinos Nachfolger, der Patriarch Giovanni Grimaldi, erhielt indeſſen von der Signoria die Erlaubniß, es ebenfalls Zeitlebens behalten zu dürfen, und übergab es erſt kurz vor ſeinem Tode dem Staat in einem beſonders dazu verfertigten, mit Edelſteinen und Gemmen reich verzierten Käſtchen von Ebenholz. Lange ward darauf das Buch in der Bibliothek St. Marco mit großer Sorgfalt bewahrt, doch kam es ſpäter in den Kirchenſchatz von St. Marco, wo es ſich noch befindet, aber leider nicht mehr ganz unbeſchädigt erhalten. Dennoch weiß Morello ſelbſt noch jetzt kaum Worte für deſſen Pracht und Herrlichkeit zu finden.

Dieſes Buch iſt in klein Folio auf dem feinſten Pergament geſchrieben. Alle große Buchſtaben deſſelben ſind mehr oder weniger mit Gold und kleinen Figürchen verziert, alle Ränder der Seiten, der Länge nach, mit wunderſchönen Arabeſken, Blumengewinden, Früchten, Vögeln und ähnlichen Gegenſtänden. Einzelne Blätter, welche die Abſchnitte bezeichnen, ſind ganz mit Darſtellungen aus der Legende der Heiligen in der feinſten Miniatur angefüllt, auf andern ſind die zwölf Monate abgebildet, unter denen der Februar als vorzüglich ſchön bewundert wird. Landſchaften und Gebäude, auch die Geſtalten ſelbſt tragen augenſcheinlich das Gepräge des Flammändiſchen National-Charackters, und der Ausdruck, die Kompoſition, die richtige Zeichnung der kleinen hiſtoriſchen Gemälde ſind in dieſem ſehr verjüngten Maaßſtab nur um ſo bewundernswerther. Nach dem Berichte des anonymen Reiſenden befinden ſich in dieſem Buch einhundert fünf und zwanzig Miniaturen von Girardo da Guant, wahrſcheinlich Gerhard van der Meire, einem mit Hemling gleichzeitig lebenden vorzüglichen Maler aus Gent; ein hundert fünf und zwanzig andre Gemälde ſind von einem Maler, den der Reiſende Lievino d'Anverſa nennt, mit dem eigentlich wohl Liever de Witt aus Gent, oder auch Hugo von Antwerpen gemeint iſt, und mehrere ſind von Juan Memelin, Johann Memeling, deren Zahl aber, wahrſcheinlich wegen einer Undeutlichkeit im Manuſcript, in Morellos Ausgabe dieſes Tagebuchs nur mit Punkten ausgedrückt iſt.

Ein anderes, dieſem völlig ähnliches, lateiniſches Gebetbuch, von ungefähr einhundert und ſiebenzig Blätter in Quart, befindet ſich in der ſchönen und merkwürdigen Gemälde-Sammlung des Herrn Paſtors Fochem in Köln. Es ward zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ebenfalls auf Pergament geſchrieben, und ſtammt, wie der Beſitzer deſſelben mit hoher Wahrſcheinlichkeit vermuthet, aus dem Nachlaſſe Katharinens von Medicis, welche ſich zuletzt in Köln aufhielt. In dieſem Buche ſind nicht nur alle große Anfangsbuchſtaben, ſondern auch die Zwiſchenräume der abgeſetzten Zeilen auf das allerzierlichſte mit Gold und Farben ausgemalt; den äußern Rand jeder Seite ſchmückt ein viereckiges Feld, ſo lang als die geſchriebne Kolonne und etwa ein Drittel ſo breit. In dieſem Felde ſind auf mattem Goldgrund in glänzenden Farben mancherlei Blumen, Vögel, Früchte und Arabesken höchſt zierlich gemalt. Die Anfänge der Kapitel und Gebete ſind mit großen hiſtoriſchen Gemälden geſchmückt, zu welchen die bibliſche Geſchichte und die Legenden der Heiligen den Stoff boten. Reichthum der Erfindung, Wahrheit und Anmuth der Anordnung, der Behandlung der Gewänder und Landſchaften geben allen dieſen im Geiſte und Styl Hemlings ausgeführten Miniaturen einen hohen Werth. Aber die Namen der Meiſter, welche mit ihm zu dieſem Werke ſich vereinten, ſind eben ſo ſchwer auszumitteln, als es ſich beſtimmen läßt, welche Blätter ausſchließend von ſeiner Hand ſich unter den vielen befinden mögen. Nur einem dieſer Gemälde, der Krone von allen, hat er unverkennbar den Stempel ſeines Genius aufgedruckt, und zwar einer Darſtellung des Pfingſtfeſtes. Hände und Gewänder ſind auf dieſem Bildchen vorzüglich ſchön. Die Köpfchen alle, unerachtet des kleinen Raumes, voll Geiſt und Ausdruck, und einige der Apoſtel gleichen auffallend denen auf einer Darſtellung des nämlichen Gegenſtandes in der Boiſſeréeſchen Sammlung, welche jedoch in der Anordnung von dieſer völlig abweicht. In einem altdeutſch verzierten Betſaal mit Kanzel und Betſtühlen ſieht man auf dieſem Bildchen die Apoſtel verſammelt. Die Taube ſchwebt mitten im Saal; Maria, Johannes, und noch zwei Apoſtel knieen im Vorgrunde vor einem kleinen Pult, in einem Betſtuhl zur Seite drei andre Apoſtel, und dieſen gegenüber auf der andern Seite noch einer. Im Hintergrunde unter der Kanzel ſind noch zwei Apoſtel, ein dritter, der ſich verſpätete, kommt eben erſt die Treppe herab; in der geöffneten

Thüre, welche den Blick ins Freie gewährt, ſtehen noch einige Jünger, und alles dieß iſt in dem beſchränkten Raume eines kleinen Pergament-Blattchens höchſt vollendet, wahr und ausdrucksvoll dargeſtellt.

Ob Hemling in Köln ſelbſt zum Schmuck dieſes ſeltnen Buches beitrug, läßt ſich nicht mit Gewißheit behaupten, wohl aber geht aus ſeinen andern Werken hervor, daß er in jener ehrwürdigen Stadt, der Wiege und dem Sitz altdeutſcher Kunſt, ſich lange aufhielt und Wilhelms von Köln Meiſterwerke für ſeine Kunſt fleißig benutzte. Ueberhaupt muß er geraume Zeit an den Ufern des Rheines verweilt haben; die treffenden Abbildungen von Kirchen, Klöſtern und alten Gebäuden aus Köln, die wir in ſeinen Werken antreffen, beweiſen dieß eben ſowohl, als ſeine vielen Landſchaften, in welchen man die Ufer des Rheins durchaus wieder erkennt. Auch die Urbilder zu den Geſtalten auf dem großen Werk, in welchem er das Leben der heiligen Urſula bildlich darſtellte, und welches in dieſen Blättern ſpäterhin ausführlich erwähnt werden ſoll, ſind augenſcheinlich weder in Italien noch in Flandern, wohl aber noch jetzt an den Ufern des Rheines einheimiſch zu finden.

Hemlings Leben fiel in eine trübe, wilde Zeit, voller Streit, Zwietracht und Unheil aller Art, und auch er konnte ihrer fürchterlichen Einwirkung nicht entgehen. Wahrſcheinlich zog er, im Gefolge Karls des Kühnen, als Maler mit in das Feld gegen die Schweizer. Johannes von Müller gibt uns in ſeiner Geſchichte der Schweiz eine Beſchreibung der faſt unglaublichen Pracht und Herrlichkeit der Zurüſtungen jenes Fürſten zu dieſem Kriege, zufolge welcher der größte Theil ſeines Hofes und ſeine ganze Dienerſchaft den Herzog damals begleiten mußte. Gewiß befanden ſich mehrere Maler darunter, denn ſie durften in jener Zeit in keiner Hofhaltung großer Herren fehlen. Und was wäre denn wohl natürlicher anzunehmen, als daß der prachtliebende Fürſt den in ſeiner Hauptſtadt anſäßigen, nach dem Tode Johann van Eycks, größten Meiſter in allen Oberdeutſchen und Niederdeutſchen Ländern, für ſeinen Dienſt zu gewinnen wußte? Vielleicht ſuchte

Hemling, als Krieger gekleidet, nach der Flucht bei Granſon oder Murten die Heimath wieder auf, vielleicht that er auch wirklich Kriegsdienſte, nachdem er die Niederlage ſeines Fürſten geſehen, und floh erſt nach der unglücklichen Schlacht die im Jahr 1477 am ſechſten Januar bei Nancy geſchlagen ward, in Noth und Ungemach mitten im härteſten Winter nach Hauſe. Gewiß iſt es, daß um dieſe Zeit von Damm aus ein Krieger, krank und entſtellt, in ärmliche Lumpen gehüllt, durch die Thore von Brügge hereinwankte und das Mitleid der Bürger in Anſpruch nahm, die in ihm ihren ehemaligen Mitbürger und Zunftgenoſſen erkannten. Sie führten den Armen in das von dem Stifter zu ſolchem Behufe errichtete Johannis-Hoſpital. Dort ward er verpflegt und geheilt; der Geneſene ergriff Pinſel und Palette, um das Haus, das ihn aufgenommen hatte, zum Beweiſe ſeiner Dankbarkeit mit ſeiner Arbeit zu ſchmücken, und mit frohem Erſtaunen erkannte man jetzt in ihm den großen Hemling wieder.

Bewundernswerthe Gebilde gingen von nun

an in dieſem ſeinem Wohnort unter des Meiſters ſchöpferiſchen Händen hervor. Viele davon ſind in der Folge der Zeiten zerſtreut, verloren, untergegangen, doch Vieles ward auch dort erhalten. Außer dem Bilde der Sibylle Zambeth, welches der kaum vom Krankenlager Erſtandne mit noch ſchwacher Hand malte, bewahrt das Johannis-Hoſpital noch zwei ſeiner größten, herrlichſten Werke. Das erſte von dieſen iſt eines der mit der Jahrzahl 1479 bezeichneten und beſteht aus einem Mittelbilde und zwei Flügeln. Das Hauptgemälde ſtellt die heiligen Könige zu den Füßen des neugebornen Heilandes dar; die ganze Anordnung deſſelben erinnert unwiderſtehlich an Meiſter Wilhelms von Köln berühmte Abbildung dieſes an lieblichen Kontraſten überreichen Gegenſtandes, den die alten Meiſter der deutſchen Schule ſo oft und gern mit vorzüglicher Liebe und unermüdlichem Fleiße ſich erwählten. Der durch hohes Alter ehrwürdigſte König küßt, hingeſunken in Demuth und Andacht, das Füßchen des Kindes; neben ihm knieet der zweite König mit ſeinen reichen

Gaben; der dritte ſteht in bewunderndem Anſchauen verloren. Einer der Zuſchauer, in einiger Entfernung, mit der Mütze auf dem Haupte, welche ſonſt die Geneſenden in dieſem Hoſpitale trugen, iſt, nach einer in demſelben bis auf unſre Zeiten bewahrten Tradition, das ſchon erwähnte Porträt des Malers ſelbſt, ſo wie der neben ihm ſtehende Hemlings Freund, der Kloſterbruder Florens von Ryſt, welcher ihm zu dieſem Gemälde die erſte Veranlaſſung gab.

Auf dem erſten der zu dieſem Bilde gehörenden Seitengemälde beten Engel den neugebornen Heiland an; auf dem zweiten iſt die Darſtellung deſſelben im Tempel abgebildet; in hoher Würde ſteht die göttliche Mutter am Altar, neben ihr die heilige Anna und der höchſt kräftig und edel gehaltne Hoheprieſter. Kenner, welche Gelegenheit hatten die größten Meiſterwerke italiäniſcher Kunſt zu bewundern, rechnen dennoch dieſe aus fünf Perſonen beſtehende Gruppe zu dem Allervortrefflichſten, was je der chriſtlichen Epoche der Kunſt ſeine Entſtehung verdankte. Auf der Auſſenſeite eines der

Flügelbilder iſt Johannes der Täufer, das Lamm im Arm, abgebildet. Auf der zweiten eine höchſt liebliche Veronika; ſie hält das wunderbare Tuch mit dem Abdruck des edlen Antlizes des Erlöſers.

Das zweite Gemälde im Johannis-Hoſpital, mit der nämlichen Jahrzahl wie das vorige bezeichnet, iſt eine der größten Kompoſitionen Hemlings. Es beſteht in fünf Tafeln, von denen die mittlere die Vermählung der heiligen Katharina vorſtellt. Die ganze Anordnung der Hauptgruppe auf dieſer Tafel gehört augenſcheinlich der byzantiniſchen Schule an. Maria mit dem Kinde ſitzt in der Mitte auf einem von Säulen getragenen Throne, deſſen Verzierungen bis an den obern Rand des Gemäldes emporſteigen. Zwei kleine Engel in grünen Gewändern tragen ihre Krone. Rechts dem Throne ſteht die heilige Katharina, neben dieſer ein Engel in Jünglings-Geſtalt, mit einem reichen Chorgewande bekleidet, ſo wie auch Johann van Eyck dieſe Bewohner des Himmels abzubilden pflegte; neben dem Engel, ganz im Vordergrunde, ſteht Johannes der Täufer. Links neben dem

Throne ſteht ein zweiter Engel, neben dieſem die heilige Barbara, und ganz vorn Johannes der Evangeliſt. Reiche Stoffe, Gold, Perlen, Edelſteine ſchmücken in einer nur durch Johann van Eyck übertroffenen Pracht die Heiligen und Engel auf dieſem herrlichen Bilde.

Die Säulen am Throne gehen zu beiden Seiten deſſelben in einer Kolonade aus, deren offne Zwiſchenräume freie Ausſicht auf eine reiche Landſchaft gewähren. In ſchönen Windungen ſchlängelt ſich dort der Jordan durch grüne Gefilde, ferne Berge begränzen die Gegend, Felſen, Bäume und ſchöne Gebäude, unter denen das Kolliſäum bemerkbar wird, verleihen ihr mannigfaltigen Schmuck. Die nämliche Landſchaft geht auch auf die Seitengemälde über, welche ſie auf dieſe Weiſe mit dem Mittelbilde zu einem großen Ganzen verbindet.

In dieſer Landſchaft ließ nun Hemling ſeinen überreichen Geiſt in ungebundner Willkührlichkeit frei walten. Faſt unzählige, zum Theil ganz kleine Figuren beleben ſie, deren einzelne bewundernswerthe Gruppen zuſammen ein epiſches Gedicht bildlich darſtellen. Der Raum zur Rechten des Throns iſt dem Leben Johannes des Täufers geweiht, welcher auf dieſer Seite, wie oben erwähnt ward, im Vorgrund der Hauptgruppe ſteht.

Ganz oben, faſt am Rande der Mitteltafel, zur rechten Seite hin, liegt der Heilige im Gebete vor Gott; etwas tiefer ſieht man ihn als Prediger in der Wüſte, vom klarſten Himmelslicht beleuchtet, auf einem Felſen ſtehen, und vor ihm mehrere trefflich gruppirte Zuhörer. Noch tiefer führt ihn ein römiſcher Krieger nach der rechten Seitentafel zum Tode, und nur zwei ſeiner Zuhörer folgen ihm, von Mitleid bewogen, ein Greis und ein Mann mittlern Alters. Gegen die Mitte des Bildes, immer noch auf der Mitteltafel, liegt der enthauptete Leichnam des Heiligen auf einem brennenden Scheiterhaufen, und ein Krieger auf einem weißen Pferde treibt die Männer an, welche das Feuer ſchüren.

Jezt geht die Handlung auf die zur rechten Hand ſich anſchließende Seitentafel über; der blutende Körper des Heiligen liegt im Vorgrunde auf der Erde, und neben ihm ſteht die ſchöne, reich geſchmückte Tochter des Königs Herodes. Schaudernd, erbleichend, mit geſenktem Blick empfängt ſie das Haupt des Gemordeten, deſſen edle Züge ſelbſt ſterbend noch den Ausdruck der erhabenſten Ruhe bewahrten. Mehr ſeitwärts ſieht man die nämlichen beiden Männer, in Schmerz verſunken, welche früher den Heiligen auf dem Wege zum Tode begleiteten.

Über dieſer Hauptgruppe des Seitengemäldes erblickt man im Mittelgrunde der Landſchaft den Pallaſt des Königs Herodes und zwei zu ſolchem gehörende terraſſenartig ſich übereinander erhebende Höfe. Verſchiedne aus mehreren Perſonen beſtehende Gruppen ſcheinen ſich in dieſen Höfen über die eben vorgegangne Hinrichtung des Heiligen zu unterhalten; ein Kind befindet ſich mitten unter ihnen, welches von einem Pferde herab derſelben von dort aus zugeſehen zu haben ſcheint. Auch das Innere des Pallaſtes iſt unſern Blicken aufgethan; in einer offnen Halle ſizt Herodes neben ſeiner blutdürſtigen Gemalin Herodias an der Tafel, ſeitwärts ein Chor Muſikanten, nach deren Saitenſpiel die junge Prinzeſſin ihre Eltern durch anmuthigen Tanz erfreut.

Die vom Mittelgemälde ausgehende herrliche Landſchaft ſchließt den Hintergrund und man erblickt dort nochmals den Heiligen, wie er den Erlöſer der Welt im Jordan tauft; die Wolken theilen ſich über ſeinem Haupt und der ewige Vater blickt aus der Klarheit ſeiner Himmel auf ihn und den Sohn herab.

So wie die rechte Seite dieſes Bildes der Geſchichte Johannes des Täufers geweiht iſt, ſo iſt es die linke der des Evangeliſten gleiches Namens, der auch in der Gruppe des Vorgrundes auf dieſer Seite voran ſteht. Jene zeigt uns den klaren Lebensgang eines heiligen frommen Mannes, in dieſer ſchimmert der geheimnißvolle Glanz höherer Offenbarung aus dem unbegreiflichen Dunkel der Apokalypſe myſtiſch hervor.

In der Landſchaft auf der Haupttafel, gegen die Mitte derſelben, erblickt man zur Linken den

Evangeliſten mit zum Gebet gefalteten Händen, in dem Gefäße voll ſiedenden Öls, in welches er auf Befehl des Kaiſers Domitian geworfen ward, das aber zufolge der Legende, ſtatt ihn zu verletzen, ihm wie ein lindes erquickendes Bad dünkte. Fünf Perſonen, theils Henker, theils Zuſchauer, ſtehen um ihn her. Höher hinauf erblickt man einen Biſchof im offnen Portal einer Kirche, wahrſcheinlich der Evangeliſt ſelbſt; vor ihm knieet ein Neubekehrter, die Taufe erwartend; tiefer hinunter zieht ein römiſcher Krieger den Heiligen dem Strom zu, wo das Boot ſeiner harrt, das, weil Gewalt ihn nicht zu tödten vermag, ihn in die Verbannung auf die wüſte Felſeninſel Pathmos tragen ſoll. Ganz im Hintergrunde läßt ſich noch ein ſehr kleines wunderbar-korrekt gezeichnetes Figürchen erkennen, und am linken äußerſten Rande dieſer Tafel iſt das ſchön und kraftvoll gemalte Porträt des Donators derſelben angebracht.

Die linke Seitentafel führt uns zur Inſel Pathmos, wo himmliſche Geſichte den Apoſtel zum Niederſchreiben der Apokalypſe begeiſtern. Er ſelbſt, ganz unten im Vorgrunde, erliegt faſt der Gewalt des Augenblicks und dem Anſchauen der hohen Wunder, welche ſeinem entzückten Auge vorſchweben. Das höchſte Erſtaunen feſſelt die edle, ſchöne Geſtalt, das Wort erſtarrt auf der Lippe und die gehobne Hand vermag es nicht, die begonnene Geberde zu vollenden. Wunderbare Lufterſcheinungen, Nebel, Wolken, verhüllen auf der rechten Seite dieſer Tafel die Landſchaft, welche nur dem Mittelbilde nahe noch ſichtbar bleibt. Ein geheimnißreiches Rund, aus Licht, Glanz und wunderſam verſchlungenen Regenbogen gebildet, umgibt ein weiter Kreis aus Engeln, heiligen Flammen, und noch einem Alles abſchließenden Regenbogen zuſammengeſezt. Der ewige Vater, in der Mitte des Lichtkreiſes, auf einem aus Säulen erbauten Throne, hält in der Linken das Scepter; die Krone liegt in ſeinem Schoße, auf welchen das Lamm ſich ſtützt. Die geheimnißvollen Leuchter der Apokalypſe, mit wunderbar gemalten, in mannigfaltigen Farben glühenden Flammen ſtehen vor ihm, und neben dieſen die bedeutungsreichen, ſechsfach geflügelten, Geſtalten des Menſchen, des Adlers, des Stiers und des Löwen, lauter myſtiſche Gebilde der Apokalypſe. Zwölf gekrönte Könige in weißen Gewändern bilden zu beiden Seiten des Thrones einen Halbkreis; die Geſtalt des letzten unter ihnen ſieht man nur durch die transparenten Farben des Regenbogens hindurchſchimmern. Noch innerhalb des Kreiſes, doch am äußerſten Rande, ſteht ein Engel vor Gott; ein zweiter, auſſerhalb deſſelben, mit lang herabwallenden Locken, im reichen Meßgewande, opfert vor einem Altar, den Weihrauchkeſſel ſchwingend. Der himmliſchen Erſcheinung zur Linken, näher dem Hauptgemälde zu, tritt nun die Landſchaft wieder hervor. Man erblickt dort das Meer, von hohen Felſen umgeben, deren Bild, ſo wie der Himmel über dem Meere, aus der kriſtallhellen Fläche widerſcheint. Erſchrockene Menſchen flüchten hier ängſtlich zu den Felsklüften, um ſich vor den grauſenhaften Wundern zu verbergen, die an dieſen Ufern hauſen, dem Tummelplaz der unerklärlichſten Geſtalten der Apokalypſe. Der Gekrönte auf dem weißen Roß, der den Bogen trägt, das ſchwarze Roß mit ſeinem Reiter, der die Waage in der Hand hält, der Geharniſchte auf dem rothen Roß, und endlich das dem flammenden Rachen eines Meerungeheuers entſprungene fahle Roß, das den Tod in der abſchrekkendſten Geſtalt auf ſeinem Rücken trägt, toſen hier wie fieberhafte Traumgeſtalten. Haltung und Gewand der kleinen Figürchen, beſonders des Königs, ſind bewundernswerth, die ſchönen, augenſcheinlich den korinthiſchen zu Venedig nachgebildeten Pferde athmen und leben. Die ganze wunderbare Kompoſition vernichtet durch ihre Vollkommenheit im Einzelnen jeden Tadel, der ſich gegen das Ganze vielleicht mit Recht erheben könnte. Sankt Jakobs von Kompoſtella und des heiligen Antonius edle, ruhige Geſtalten auf dem einen der zulezt ſich anſchließenden Flügelbilder, ſo wie die ſchönen heiligen Frauen, Agnes und Klara, auf dem andern, reihen ſich, gleichſam beruhigend, dem gewaltigen Leben auf den drei andern Tafeln an, die, mit dieſen vereint, ein einziges großes Gemälde bilden. Der ſchöne kräftige Kopf des heiligen Antonius, die ſanften lieblichen Züge der heiligen Klara, ſo wie alle Figuren auf dieſen wundervollen Tafeln, vom größten bis zum kleinſten, tragen das Gepräge der edelſten Wahrheit und höchſten Vollendung. Figuren von allen Dimenſionen, ſo klein daß ſie das ungewaffnete Auge kaum zu entdecken vermag, bis zur halben Lebensgröße hinauf, können bei der genaueſten Betrachtung durch ein Vergrößerungsglas nur gewinnen, weil durch daſſelbe die Großheit der Drapperien, der Ausdruck der Köpfchen in dieſen oft kaum einen Zoll hohen Figürchen, erſt recht ſichtbar wird.

Die königliche Akademie zu Brügge bewahrt die in ihrer hohen Einfachheit höchſt bewundernswerthe Abbildung des heiligen Chriſtophs, eines Gegenſtandes, den Hemling öfters und ſtets mit großer Liebe behandelte. Geſtützt auf den Baum, der dieſem Rieſen-Heiligen bekanntlich zum Stabe diente, trägt er den Herrn der Welt in Kindesgeſtalt durch die im Morgenroth glänzenden Wogen eines breiten von hohen Felſenufern umgebnen Stroms. Oben auf dem Felſen linker Hand ſteht der den heiligen Chriſtoph gewöhnlich begleitende Einſiedler mit ſeiner Leuchte, unten ganz im Vorgrunde auf der einen Seite der heilige Benedict, eine raphaeliſche Geſtalt, auf der andern der heilige Egidius, den durchbohrenden Pfeil im Arm, neben ihm ſein Reh. Die milde treuherzige Freundlichkeit im Geſichte des durch die Fluten nur mühſam unter ſeiner wunderbar ſchweren Laſt fortſchreitenden Rieſen, das ſtille Felſenbett des breiten Stroms, die Schönheit der beiden jugendlichen Heiligen, die Wahrheit des Ganzen, gewähren einen unbeſchreiblich wohlthuenden Eindruck von Abgeſchiedenheit und frommer Ruhe. Beide zu dieſem Gemälde gehörende Flügelbilder zeigen die Bildniſſe des Senators und ſeiner Familie. Den Vater und ſeine Söhne begleitet als ihr Schutzpatron der heilige Wilhelm, glänzend gewaffnet im prächtigem Harniſch, ein Krieger Gottes.“ Neben der Mutter und ihren Töchtern ſteht freundlich und anmuthig die heilige Barbara. Eine wunderſchöne, vom Mittelbilde ausgehende Landſchaft bildet auch hier den Hintergrund, grün und friſch wie die Natur ſelbſt; die

Gebäude, die Vegetation, die Felſen, alles erinnert hier auf das lebhafteſte an die ſchönen Ufer des Rheins. Johannes der Täufer und der Erzengel Michael ſind grau in grau auf der Außenſeite dieſer Tafeln gemalt, und wegen der edlen Korrektheit der Zeichnung des hohen Meiſters auf alle Weiſe würdig.

Ein anderes Meiſterwerk Hemlings befindet ſich unbegreiflicher Weiſe in Brügge ſelbſt in einem zerſtückelten Zuſtande, indem die Akademie die beiden zu demſelben gehörenden Seitentafeln bewahrt, während das Mittelbild im Rathhauſe aufgeſtellt iſt. Der Gegenſtand deſſelben iſt die Taufe des Heilands. An dem Chriſtus im Vordergrunde vermißt man zwar den Ausdruck erhabner Göttlichkeit, den Hemling auf andern Gemälden glücklicher aufzufaſſen wußte; die edle vom Gefühl ſeines hohen Berufs begeiſterte Geſtalt Johannes des Täufers iſt weit gelungner, wunderſchön aber ein ſehr reich bekleideter Engel mit lang herabfließendem blonden Haar, der während der heiligen Handlung am Ufer des Jordans die einfachen Gewänder des Heilands bewacht. Die ſchöne Landſchaft, welche den Hintergrund dieſer Haupttafel bildet, erſtreckt ſich auch hier, wie wir es bei dieſem Meiſter öfter finden, durch beide Flügelbilder, und Hemling hat auch dieſe zu bewundernswerth gruppirten, kleinen epiſodenartigen Darſtellungen benutzt. Links gegen die Hauptgruppe tritt Chriſtus auf den mit grünen Raſen bedeckten Felſen aus dem Schatten ſchöner mit Epheu reich umzogner Bäume hervor. Sinnend lenkt er ſeine Schritte der Wüſte zu, wo die Stimme ſeines Jugendfreundes erſchallt, vier ſeiner Jünger folgen ihm in ehrfurchtsvoller Entfernung. Rechts auf der nämlichen Tafel verkündet Johannes der Täufer, als Prediger in der Wüſte, auf einem moosbedeckten Felſenſtück ſitzend, die Ankunft des Herrn. Neunzehn Zuhörer jedes Geſchlechts und Alters ſammeln ſich um ihn und den Felſen, noch vier andere nahen zwiſchen den Bäumen. Alle dieſe verſchiednen kleinen Figürchen ſind mit unnennbarer Mannichfaltigkeit, mit Wahrheit und Ausdruck gedacht, zuſammengeſtellt und ausgeführt.

Die Fortſetzung der ſchönen reichen Landſchaft des Mittelbildes füllt den Hintergrund der beiden zu dieſem Gemälde gehörenden Flügelbilder, welche man leider, wie ſchon erwähnt ward, in einem ganz andern Lokal aufſuchen muß.* Auf dem erſten derſelben knieet der Donator und erhebt die ſchön geformten Hände zum frommen Gebet. Er trägt ein ſchwarzſamtnes mit Pelzwerk aufgeſchlagnes Kleid und ſchönes braunes Haar umgibt die angenehmen Züge des biedern Geſichts; keiner der berühmteſten ſpätern Niederländer hat in Anmuth und Wahrheit dieſes ſo vollendete, und dabei ſo lebendige Porträt übertreffen. Neben dem Betenden ſteht deſſen Schutzheiliger, der Evangeliſt Johannes, himmliſche Güte in dem ſchönen geiſtreichen Geſicht. Sein weißer Mantel fällt von der Rechten zur Linken in herrlichen Falten über das graue Gewand, ſein Haar fließt in ſchönen Locken ihm über die Schultern hin. Ganz im Hintergrunde der Landſchaft ſieht man noch ein ganz kleines Figürchen dem Prediger in der Wüſte auf dem Mittelbilde zueilen.

Auf dem zweiten Flügelbilde knieet im Vorgrunde die Gattin jenes Mannes, eine ſchöne Frau mittlern Alters; ſie betet aus einem Buche, welches mit täuſchender Wahrheit aus der Tafel hervortritt. Vier ganz junge Mädchen, ihre Töchter, ſind im lieblichen Kreiſe um ſie verſammlet, andächtig betend wie ſie, in kindlicher Einfalt. Eliſabeth, die Schutzheilige der frommen Gruppe, blickt freundlich auf ſie hin, eine Krone ſchmückt das Haupt der Heiligen; eine zweite ruht auf dem Buche, welches ſie in der Hand trägt.

Beide Flügelbilder drehen ſich auf Angeln, und die Rückſeite derſelben bietet eine vielleicht noch anziehendere Darſtellung. Durch die großen Bogen einer offnen Halle blickt man auf der erſten Tafel in den einen Halbkreis bildenden Hof eines mit Säulen geſchmückten Pallaſtes, über welchen noch höhere Gebäude zu den Wolken emporſteigen. In der Halle knieet eine Frau neben einem ganz jungen Mädchen, doch ſcheinen beide durch das Anſchauen irgend eines äußern Gegenſtandes vom Gebete abgezogen. Das Kind beſonders iſt ſichtbar zerſtreut, und in ſeinem Gemüth gleichſam wider Willen nach

Außen gewendet. Hinter den Betenden ſteht ihre Schutzheilige, Magdalena, in der Hand das Salbengefäß, einen Turban, und eine Stirnbinde von Perlen zum Kopfſchmuck. Ihr ſchönes Geſicht zeigt eine Ähnlichkeit mit Raphaels heiliger Cäcilie, die ohne den geſenkten Blick der Magdalena noch auffallender erſcheinen würde. Das Gegenſtück zu dieſer Tafel zeigt uns in der heiligen Jungfrau die himmliſche Erſcheinung, welche dort die Aufmerkſamkeit der Mutter und ihrer Tochter ſo unwiderſtehlich rege macht. Die heilige Jungfrau Maria ſitzt neben einem Bette mit grünen Vorhängen, ſie trägt ein rothes Gewand, über welches die langen blonden aufgelöſ'ten Flechten in kleinen Wellen reich und ſeiden herabfließen, und hält, recht mütterlich ſorgſam, das liebliche Kind auf ihrem Schooße beim rechten Ärmchen feſt, während dieſes mit der linken Hand den Betenden auf der andern Tafel eine Traube entgegen reicht. Hemling ſelbſt hat nichts Anmuthigeres und Vollendeteres gemalt, als dieſen allerliebſten Gegenſtand, die holde jungfräuliche Mutter und dieſes Kind mit dem

Köpfchen voll reicher Locken und dem lebendigen Ausdruck himmliſcher Güte.

In der St. Salvators-Kirche zu Brügge befindet ſich ein Gemälde Hemlings, deſſen grauſenhafter Gegenſtand mit den meiſten ſeiner bekannten Werke, beſonders mit dem oben beſchriebnen, gewaltſam kontraſtirt. Gewiß war er nicht des Meiſters freie Wahl, und die Art, wie er den widerwärtigen Stoff mildernd zu behandeln wußte, iſt ein neuer Beweis der ihm inwohnenden Poeſie, welche auch dem Empörendſten eine verſchönerte Seite abzugewinnen wußte. Das Gemälde ſtellt die Marter des heiligen Hippolyt uns vor Augen. Zufolge der Legende war dieſer Heilige ein römiſcher Krieger, der zur Zeit des Kaiſers Valerian ſich zum Chriſtenthum bekehrte und von dieſem furchtbaren Verfolger deſſelben verurtheilt ward, lebendig von Pferden zerriſſen zu werden. Hemling hat zart und ſchonend nur die Vorbereitung zur Vollziehung dieſes grauſamen Urtheils gewählt, und dieſe bot ihm, abgeſehen von dem Gedanken an den zunächſtfolgenden Augenblick, eine Fülle ſchöner maleriſcher Kontraſte, in den wild ſchnaubenden Pferden, ihren noch wilderen Treibern, und dem Heiligen, der, noch unverletzt, in frommer Begeiſterung und ruhiger Erwartung, mit Armen und Beinen an die wilden Roſſe gefeſſelt, da liegt. Auch bei dieſen, ſo wie bei denen auf der Viſion des Evangeliſten Johannes, ſcheinen die venetianiſchen antiken Roſſe dem Meiſter vorgeſchwebt zu haben. An dem alten Rahmen dieſes Gemäldes befindet ſich abermals die Jahrzahl 1479.

Eines der alleranziehendſten Werke Hemlings iſt ein kleines, nur aus zwei Tafeln beſtehendes Bildchen im Verſammlungsſaal der zur Beſorgung der Hoſpitäler beſtellten Kommiſſion. Die erſte dieſer Tafeln zeigt uns die heilige Jungfrau, von den blonden Wellen ihres über die Schulter hinabrollenden Haares umfloſſen, in all ihrer holdſeligen Anmuth und Herrlichkeit. Reich geſchmückt, mit Gold, Perlen und Edelſteinen, einen rothen Mantel über ein glänzend blaues Gewand, reicht ſie freundlich dem Kinde auf ihrem Schooß einen Apfel. Dieſes ſitzt auf einem Kiſſen von Goldbrokat mit grünen Blumen, ein Stoff, den Hemling vorzugsweiſe oft wählte.

Das Gegenſtück zu dieſer Tafel, welches zugleich als Deckel dient ſie zu verſchließen, zeigt uns den frommen Stifter dieſes Bildes in knieender Anbetung, einen Juncker von Neuenhoven, der hier, wie eine Inſchrift auf dem Bilde uns ſagt, im Jahr 14 7 in ſeinem drei und zwanzigſten Jahre abgebildet ward. Obgleich man dieſe bleiche jugendliche Geſtalt durchaus nicht ſchön nennen kann, ſo iſt es doch unmöglich, ſie ohne die innigſte Theilnahme zu betrachten. Alles an ihr ſpricht zum Herzen, dieſe ſtille Trauer in Haltung und Geberde, dieſes erbleichende ſichtbare Hinſchwinden in eben erbluhter Jugend. Die unausſprechliche Milde eines frommen Gemüths leuchtet aus den braunen frommen Augen, aus Haltung und Geberde; man möchte ihm helfen, ihn tröſten, aber man fuhlt zugleich, daß dieſem in Sehnſucht und Glauben vergehenden Jünglinge der Troſt nur aus hohern Regionen zufließen konnte.

Das lezte der Meiſterwerke Hans Hemlings, welche die Stadt Brügge bewahrt, iſt der berühmte Reliquienkaſten der heiligen Urſula, im Beſitz der Nonnen des Johannis-Hoſpitals. Dieſen Kaſten, in Form einer kleinen Kirche, (einer ſogenannten Baſilika) ſchmücken vierzehn größere und kleinere Miniaturgemälde des großen Meiſters, alle in Bezug auf die Geſchichte der Heiligen, deren Überreſte er aufzubewahren beſtimmt ward. Den Beſitzerinnen deſſelben wurde ſchon öfter in frühern Zeiten ein ähnlicher von gediegnem Silber für dieſes Kunſtwerk geboten, welches die berühmteſten Maler und Kunſtkenner ſtets als ein unübertreffnes Kunſtwerk bewundernd betrachteten.

Als im Jahr 1794 die Franzoſen Kirchen und Klöſter der Niederlande plünderten, verdankten die Nonnen deſſen Erhaltung nur ihrer Einfalt, welche ein glücklicher Zufall zu ihren Gunſten wendete. Descamps Beſchreibung der Niederlande, als Führer zu den niederländiſchen Kunſtwerken, in der Hand, ermangelten die franzöſiſchen Kommiſſarien nicht, auch in das ſtille Heiligthum der frommen Schweſtern zu ſtürmen. La Châsse riefen ſie, la

Châsse célèbre, und die armen verſchüchterten Nonnen verſicherten lange umſonſt, daß ſie gar nicht einmal wüßten, was man fordere; die unverkennbare Wahrheit, welche in ihrer Angſt ſelbſt Beſtätigung fand, trug indeſſen endlich den Sieg davon; die Plünderer glaubten ſich von Descamps irre geleitet und zogen mit leeren Händen ab. Nur erſt nach geraumer Zeit erfuhren die Nonnen, daß mit dieſer geforderten Châsse nichts mehr und nichts minder gemeint geweſen ſey, als das Kleinod ihres Hauſes, der Reliquienkaſten der heiligen Urſula, den ſie in ihrem Flandriſchen Patois la Ryve zu nennen gewohnt waren, ein Wort, für das ſie den richtigen franzöſiſchen Ausdruck bis dahin nie gehört hatten.

Die Legende der Märtyrer und Heiligen kennt beinahe keinen an heitern maleriſchen Motiſen reichhaltigern Stoff, als die Sage von der ſchönen heldenmüthigen Urſula und ihren Gefährtinnen, welche Hemling hier zu einer Reihefolge von Darſtellungen ſehr glücklich zu benutzen wußte. Urſula war, wie die Legende erzählt, die Tochter eines Königs, der zu Anfang des dritten Jahrhunderts eines der ſieben Reiche beherrſchte, in welche damals das jezt in ſeiner Einheit ſo mächtige England ſich zertheilte. Er ſowohl als ſeine Gemalin, obgleich von Heiden umgeben, hatten ſchon früher zum Chriſtenthum ſich bekannt und erzogen auch ihre Tochter in dieſem ſie beglückenden Glauben. Fromm und glaubig wuchs die Prinzeſſin heran, bis in ihrem ſechzehnten Jahre ihre ſich immer herrlicher entfaltende Schönheit die Aufmerkſamkeit der benachbarten heidniſchen Könige auf ſich zog und Heirathsanträge ſie von allen Seiten zu verfolgen begannen. Dem frommen Kinde ſchauderte vor einer Verbindung, die ſie in Übung ihrer Religionspflichten ſtören konnte; ängſtlich um Rettung flehend wandte ſie ſich zu Gott, und eine himmliſche Erſcheinung ward ihr zum Troſt. Dieſe forderte ſie auf, in weit entfernte Länder zu ziehen, und dort in frommer Ergebung die Entwickelung ihres Schickſals zu erwarten. Urſula war mit Freuden bereit, dem ernſten Rufe unbedingt Folge zu leiſten, und ihre frommen Eltern, weit entfernt, ihr irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, machten ſogleich alle Anſtalten zur Erfüllung des göttlichen Befehls. Bäume wurden gefällt, Schiffe daraus erbaut, und ein Aufruf erging an die edelſten Jungfrauen des Landes, um ſie zur Begleitung der Tochter ihres Königs während der gefahrvollen Reiſe einzuladen. Ihrer fanden ſich eilftauſend aus den angeſehenſten Geſchlechtern ein, alle jung und lieblich wie der Mai, und nicht nur wie die Prinzeſſin ſelbſt, vom glühendſten Verlangen beſeelt Gott zu dienen, ſondern auch bereit in ſeinem Dienſt mit ihr die Märtyrer-Krone zu erringen.

Der fromme Eifer der Jungfrauen erweckte ähnliches Empfinden in der Bruſt der männlichen Jugend. Ritter und Knappen, alle im Frühling des Lebens, zogen von allen Seiten herbei, gelobten, heilig und rein ihr Leben und ihre Waffen einzig dem Himmel zu weihen, und gewannen damit die Erlaubniß, die Königstochter und ihre Jungfrauen auf der langen Reiſe begleiten und beſchützen zu dürfen.

Die Flotte war nun bereit, auf welcher die Blüthe des Landes unter frommen Liedern ſich einſchiffte; ſie überließ ſich ohne eigenmächtiges Lenken dem Hauche des Himmels, gelangte ſo zuerſt an die holländiſche Küſte, und ſchwamm dann weiter den Rhein herauf bis Köln, dem damaligen römiſchen Agrippinum. Alexander Severus herrſchte damals mit mildem Sinn gegen die Chriſten, und die fromme Schaar fand deshalb in dieſer römiſchen Kolonie eine ſo freundliche Aufnahme, daß ſie ſich am Ziele geglaubt hätte, wenn nicht ein zweites Traumgeſicht die Prinzeſſin nach Rom zu den Füßen des heiligen Vaters gerufen hätte. Die Ritter und Jungfrauen ſchifften ſich dem zu Folge abermals ein, und landeten bei Baſel, von wo ſie den weiten beſchwerlichen Weg über die Alpen zu Fuße antraten.

Freudig empfing ſie in Rom der Nachfolger Petri, — Ciriakus nennt ihn die Legende, — und verkündete ihnen bald nach ihrer Ankunft, daß auch ihn eine unmittelbar vom Himmel geſandte Offenbarung berufen habe, der frommen Schaar ſich anzuſchließen, und ſie zurück an den Rhein zu begleiten, wo ihrer Aller die Märtyrer-Krone zum Lohne ihrer

Frommigkeit harre. Abermals machten ſich Alle auf den Weg, den heiligen Vater in ihrer Mitte. Die Alpen wurden wieder erſtiegen, Baſel erreicht, wo ihre Schiffe ſie erwarteten. Sie ſchifften ſich ein, ſie erreichten Köln wieder, doch Alexander Severus war indeſſen durch den Meuchelmorder Maximian gefallen, dieſer herrſchte jezt, und eilte, von ſeinen barbariſchen Horden begleitet, der Chriſtenſchaar mit Tiegerwuth entgegen. Unter den Keulenſchlagen, den Schwertern, den Pfeilen der Heiden, auf dem Felde von Köln oder auch in den kalten Wellen des Rheins ſtarben Alle freudig unter Abſingung heiliger Pſalmen den ſelbſt erwählten Tod für den Glauben; die Ritter, die Jungfrauen, ja der heilige Vater ſelbſt; die ſchöne Königstochter durchbohrte ein Pfeil von Maximian ſelbſt geſendet.

So erzählt die Legende, deren glänzendſte Momente Hemling mit ächt poetiſchem Sinn ergriff, um ſie mit geübter Hand auf dem der Heldin derſelben geweihten Heiligthume in vierzehn Gemälden darzuſtellen. Sechs der größern ſind, oben bogenartig abgerundet, auf den beiden langen Seiten des kirchenförmigen Reliquienkaſtens angebracht, auf jeder Seite drei; zwei ähnliche an beiden Giebelenden deſſelben, und den oben dachförmig ſchräg zuſammenlaufenden Deckel ſchmücken ſechs Medaillons, auf jeder Seite ein größeres zwiſchen zwei kleinen. Das erſte der Gemälde in der Geſchichtsfolge, eines von denen an der langen Seite des Kaſtens, zeigt uns Köln an den Ufern des Rheines, mit ſeinem Dom und ſeinen vielen Thürmen; ein Theil des ſchon ausgeſchifften Gefolges nebſt vielen edlen Frauen und Bürgern erwarten am Ufer die Königstochter, welche eben herrlich geſchmückt den Kahn verlaſſen will. Eine ihrer Jungfrauen tragt ihr ein Schmuckkäſtchen vor, zwei andre halten die im Nachen ſich ausbreitende Schleppe ihres Hermelin-Mantels. Alles iſt Leben und friſche jugendliche Heiterkeit.

Eines der beiden Giebelbilder ſchließt ſich hier der Legende an. Es zeigt uns die Prinzeſſin in ihrem ſtillen Zimmer zu Köln bei nächtlicher Weile. Neben ihr knieet eine ihrer Jungfrauen, das Geſicht mit beiden Händen verbergend; Urſula ſelbſt, halb aufgerichtet auf ihrem Lager, heftet den begeiſterten Blick auf die himmliſche Erſcheinung, welche ihr durch das weit geöffnete Fenſter ihres Gemachs entgegen ſtrahlt. Sie ſieht in den Wolken den heiligen Vater, ihre Jungfrauen, ihre Ritter im himmliſchen Glanz, eine unabſehbare Schaar verklärter Heiliger, und unter allen dieſen ihre eigne Geſtalt in einer Alle überſtrahlenden Glorie, genau ſo, wie die katholiſche Kirche ſie noch heute als Heilige verehrt, mit dem Pfeil in der Hand. Ein anderes Seitengemälde zeigt uns die fromme Schaar, wie ſie bei Baſel anlandet. Überall herrſcht das frohe, rege Gefühl des Ausſchiffens, des Ankommens, des Weitergehens. Einige Jungfrauen und Ritter ſtehen ſchon gelandet am Ufer, andere gehen eben zum Thore der Stadt ein, noch andere erblickt man bereits jenſeit derſelben, der Alpenkette zueilend, welche den fernen Horizont begränzt. Hochaufgerichtet ſteht die edle Geſtalt der Fürſtin Urſula im Nachen, ſie ſcheint das Ausſchiffen mit ihren Blicken zu leiten, während ſowohl in ihrem als in zwei benachbarten Schiffen ihre Gefährtinnen, ruhig da ſitzend, den Ausgang erwarten.

Das nächſte Gemälde, eines der vorzüglichſten, zeigt uns die jugendliche Pilgerſchaar in Rom angelangt, Urſula nebſt einigen ihrer Jungfrauen knieen in Demuth hingeſunken an den Stufen des Tempels, auf welchen der heilige Vater mit ſeinem geiſtlichen Gefolge herabſteigt, um ſie würdig und freundlich zu begrüßen.

Auf dem fünften Bilde iſt der weite Weg über die Alpen zum zweitenmal wieder zurück gelegt. Wir finden Urſula und ihr Gefolge abermals vor Baſel, im Begriffe ſich zur Reiſe nach Koln einzuſchiffen. Der heilige Vater hat ſchon im Nachen ſeinen Platz zwiſchen zween ſeiner Kardinäle eingenommen, und im anmuthigſten Kontraſt mit den ehrwürdigen Greiſen-Geſtalten ſitzt ihnen gegenüber die Prinzeſſin zwiſchen zwo ihrer lieblichſten Geſpielinnen. Unabſehbare Schaaren von Rittern und Jungfrauen kommen noch jenſeits der Stadt von den Alpen herab und ziehen dem Rheine zu, wo mehrere Schiffe ihrer warten.

Das ſechste Bild zeigt uns den Untergang alles dieſes jungen, frohen und frommen Lebens. Ritter und Jungfrauen, auf das mannichfaltigſte gruppirt, in unendlicher Abwechſelung der Stellungen, fallen, wie Blumen vor der vernichtenden Senſe, unter den blutigen Waffen heidniſcher Barbaren. Hier will ein Ritter die Jungfrauen vertheidigen, dort ſinkt eine von einem Pfeil im Arm getroffen, eine andere verbirgt das Geſicht, um den Tod nicht zu ſehen, dem ſie doch nicht zu entgehen wünſcht, andere erwarten oder empfangen ihn in ſtiller Ergebung.

Auf dem ſiebenten Bilde endlich, dem letzten der Seitengemälde, erblicken wir die Königstochter in Maximians Zelt; hoch und furchtlos wie ein Held, ſchön und fromm wie ein Engel ſteht ſie da. Das rieſenartige Ungeheuer Maximian ſpannt den Bogen, der Pfeil ſucht ſein Ziel, aber wir ſehen ihn nicht fliegen, wir ſehen die Heldin nicht ſinken. Hemling wollte uns den Anblick des Untergangs der frommen königlichen Jungfrau erſparen, und begnügte ſich, nur die nächſte Nähe des ſchmerzlich ſchönen Augenblicks anzudeuten.

Auf dem zweiten Giebelfelde erblicken wir Urſula, wie die katholiſche Kirche ſie als Schutzheilige der Kindheit und der reinſten Unſchuld noch jetzt verehrt. In himmliſcher Schönheit und hoher Anmuth ſteht ſie da und breitet den Königsmantel weit über ihre Jungfrauen aus, die vertrauensvoll zu beiden Seiten ſich ihr anſchmiegen. In jedem der vier kleinen Medaillons auf dem dachförmigen Deckel des Reliquienkaſtens iſt ein wunderlieblicher Engel abgebildet, der mit Saitenſpiel das Lob der Heiligen feiert, deren Apotheoſe eines der größern Medaillons darſtellt. Auf goldnem Stuhl im Lichtgewande thronend ſehen wir die Verklärte. Die Taube ſchwebt über ihr, und der ewige Vater nebſt dem göttlichen Sohn drücken die Krone des Märterthums ihr auf das lichtumſtralte Haupt.

Das zweite dieſer Medaillons zeigt uns die Königin des Himmels, Maria, mit dem Kinde im Arm, welches einen Apfel und eine Blume den zu ihren Füßen knieenden Urſulinernonnen hinreicht.

Jedes dieſer Gemälde, im Ganzen wie in den Einzelheiten, vereint in verhältnißmäßig ſehr kleinem Raume die unbeſchreiblichſte Anmuth, die vollendetſte Ausfuhrung, mit unübertroffner Wahrheit; und der Reichthum der Erfindung in allen dieſen mannigfaltigen faſt unzählbaren Gruppen übertrifft allen Glauben.

Auſſer dieſen Gemälden Hemlings in Brügge, bewahrte uns ein günſtiges Geſchick noch manches ſeiner unſchätzbaren Werke in andern Städten. So beſitzt Herr von Bettendorf in Aachen in ſeiner reichhaltigen Sammlung deren zwei, welchen die frühe Zeit ihrer Entſtehung ein um ſo höheres Intereſſe gibt, da wir in ihnen des Meiſters Beginnen auf ſeiner ſpäterhin ſo glorreich vollendeten Bahn deutlich erkennen. Die erſte dieſer Tafeln zeigt uns in einer von Hemlings köſtlichſten Landſchaften den Propheten Elias, einen kräftigen ſchönen Alten mit langem ehrwürdigen Bart. In tiefem Schlummer verſunken ahnet er jetzt nicht die Gegenwart des weißbekleideten ſchön gelockten Engels, der neben ihn das zu ſeiner Erhaltung nöthige Brod hinlegt. Weiterhin, in einem entfernteren Grunde der Landſchaft und durch die Ferne verkleinert, erblicken wir den Propheten erwacht und den fernen Gebirgen zuwandernd.

Die Feier des Oſterlamms in einer iſraelitiſchen Familie iſt der Gegenſtand des zweiten der oben erwähnten Gemälde. An dem gedeckten Tiſche, auf welchem nach dem jüdiſchen Geſetze neben dem Oſterlamm auch Brod, grüne Blätter, und einige Becher ſich befinden, ſteht der in orientaliſcher Tracht vornehm und prächtig gekleidete iſraelitiſche Hausvater, im Begriff das Oſterlamm zu zerlegen. Neben ihm ein nicht minder reich geſchmückter Greis mit langem ehrwürdigen Barte. Ein jüngerer Iſraelit, ebenfalls in reicher feſtlicher Kleidung, ſteht neben dieſem, den Reiſeſtab in den Händen, nach dem Ritus der Juden bei dieſem zum Andenken der Auswanderung aus Egypten geſtifteten feierlichen Mahl, welches ſtehend und gleichſam reiſefertig genoſſen werden muß. Zwo Frauen ſtehen noch auf der andern Seite neben dem Hausvater; beiden ſieht ein hinter ihnen ſtehender Mann über die

Schultern weg, und ein die Aufwartung bei der Tafel beſorgender Knabe tritt zur halb geöffneten Thüre hinein, durch welche man hinaus ins Freie blickt.

Herr von Liewersberg in Köln beſitzt in ſeiner Sammlung acht alte auf Goldgrund gemalte Darſtellungen der Leidensgeſchichte Chriſti, aus der niederrheiniſchen an Wilhelm von Köln ſich anſchließenden Zeit, in welcher der ſtarre ſteinerne Styl der byzantiniſchen Schule vor dem warmen Hauch ächten Lebens ſich aufzulöſen begann. Aus einigen dieſer Tafeln geht nun Hemlings frühere Bildung nach den Muſtern dieſer Schule auf das deutlichſte hervor. Vor allen aus einem, welches die Gefangennehmung Chriſti darſtellt. Judas ſteht etwas hinter ſeinem Herrn, als wolle er ſelbſt im Momente, da er den verrätheriſchen Kuß ihm gibt, ſich noch vor deſſen Augen verbergen. Ein Gerichtsdiener ergreift den Heiland bei der Bruſt, ein andrer faßt ſein Gewand um ihn fortzuziehen, während Petrus über Malchus das Schwert ſchwingt. Alles dieſes geht im Vorgrunde ziemlich auf einer Linie vor; hinter derſelben erblickt man das empörte, mit Schwertern und Stöcken bewaffnete Volk. Eine gleiche Anordnung des nämlichen Gegenſtandes, nur freier und mit größrer Wahrheit behandelt, finden wir auf einem Gemälde Hemlings beibehalten, welches, aus ſeiner früheren Zeit ſtammend, ſich jetzt ebenfalls in Köln in der Sammlung des Herrn Paſtors Fochem befindet. Freilich ſind Hemlings Geſtalten edler, lebendiger, grandioſer, das Kolorit wahrer und kräftiger, Schatten und Licht ausgeſprochner und beſſer verſchmolzen, als bei dem alten niederrheiniſchen Maler, doch die Kompoſition iſt augenſcheinlich jener nachgebildet.

In Löwen, wo Hemling ſpäterhin höchſt wahrſcheinlich längere Zeit lebte, befindet ſich noch eine aus mehreren Abtheilungen beſtehende Reihefolge ſeiner Gemälde. Die Anordnung des mittelſten Bildes, einer Darſtellung der Einſetzung des Abendmahls, gehört wieder urſprünglich einem jener acht Gemälde des Herrn Liewersberg in Köln. Chriſtus ſitzt an der Mitte der Tafel, ihm zu beiden Seiten zwei Apoſtel, gegen ihm über noch zwei, und drei an den beiden ſchmalen Ecken des Tiſches. In der obern Abtheilung über dieſer iſt der Märtyrer-Tod des heiligen Erasmus dargeſtellt, ein Gegenſtand, den der Meiſter wahrſcheinlich eben ſo wenig als den des Todes des heiligen Hippolit freiwillig wählte; doch wußte er dieſe Aufgabe ebenfalls mit nicht minderem Gelingen zu löſen. Die untere Abtheilung iſt wieder dreifach zertheilt. In der Mitte ſind die Jünger von Emaus abgebildet, zu beiden Seiten, betend auf den Knieen, die Familie des Donators.

Dieſe Gemälde hängen ſo hoch, daß es ſchwer wird, ſie von unten deutlich genug zu erkennen, um in alle ihre Einzelheiten einzugehen; doch der Direktor der Zeichen-Akademie in Löwen, Herr Gnets, hat es ſich möglich gemacht, ſie in der Nähe zu ſehen. Nach ſeinem Urtheile iſt die Zeichnung ſehr lobenswerth und in Allem der Natur getreu; die Köpfe ausdrucksvoll, der des Judas beſonders charakteriſtiſch, der edle Kopf des Heilands höchſt vollendet, und wahrhaft göttlich zu nennen. Das Kolorit iſt friſch, angenehm, und der Natur gemäß, die Schatten ſind klar und verſchmolzen; die Ausführung gleicht in allen Einzelheiten der feinſten Miniatur, und nirgend zeigt ſich eine Spur ängſtlicher Kleinlichkeit oder manirirten Weſens.

Dieſes Urtheil gilt nicht nur von dieſen, ſondern von allen Werken Hemlings, nur die Jünger von Emaus, in dieſer Reihefolge von Gemalden, machen hierin eine Ausnahme. Dieſe ſind ſchwach, und tragen keine Spur ſeiner gewohnten Meiſterſchaft. Wahrſcheinlich wurden ſie von Hemling nur angelegt, und er mußte vielleicht bei ſeiner ſchnellen Abreiſe von Löwen nach Spanien das Bild unvollendet laſſen, welches dann einem andern Künſtler zur Vollendung übergeben ward.

Freilich läßt es ſich nicht mit Gewißheit behaupten, daß Hemling in einem ſchon ziemlich hohen Alter nach Spanien gereiſet ſey, und dort das Ende ſeiner Tage gefunden habe, doch ſind viele Gründe vorhanden, die es als höchſt wahrſcheinlich anſehen laſſen, und ich kenne keinen einzigen, der dieſe Wahrſcheinlichkeit widerlegte. Den bedeutendſten Beweis für Hemlings Aufenthalt in Spanien gewährt uns Don Alonzo Ponz, Sekretär des Königs und der Akademie von Sanct Ferdinand, in ſeiner Viage de Espano, en quo se da noticia de les cosas mus apréciables y dignas de saberse gue hay en ella. Von dieſer Reiſebeſchreibung erſchien zu Madrid in den Jahren 1776 bis 1794 eine zweite Ausgabe in Octav in achtzehn Bänden mit Kupferſtichen.

Don Alonzo Ponz ſpricht in dieſem Werke mit ziemlicher Ausführlichkeit von dem Karthäuſer-Kloſter Miraflores nahe bei Burgos. Zu dieſem Kloſter lieferte, zufolge ſeiner Erzählung, ein deutſcher Baumeiſter im Jahre 1454 den Plan, und erhielt dafür 3350 Maravedis. Dieſer Baumeiſter hies Johann von Köln, und war mit dem Biſchof von Karthagena, Don Alonzo, bei deſſen Rückkehr vom Baſeler Konzilium nach Spanien gekommen. Ihm folgte Garcias Fernandez de Matienzo als Baumeiſter, und dieſem Simon, der Sohn Johanns von Köln.

In dem Chor dieſer Karthauſe fand Don Alonzo Ponz einige ſehr alte Gemälde an einem Altar, deren hohe Vortrefflichkeit ſeine ganze Aufmerkſamkeit rege machte. Sie ſtellten Epochen aus dem Leben Johannes des Täufers dar, welches Hemling, wie bekannt, oft und mit ausgezeichneter Liebe behandelte, wahrſcheinlich weil er dieſen ſeinen Namensheiligen beſonders verehrte. Don Alonzo Ponz fühlte ſich durch den edlen Ausdruck der Geſtalten, die hohe Vollendung jeder Einzelheit, und die ſeltne Pracht der noch ganz friſch erhaltnen Farben dieſer Gemälde höchlich angezogen. Er bemühte ſich um Nachricht von dem Meiſter, der in früher Zeit ſo Hohes vermochte, und fand bald was er ſuchte in dem Archive des Kloſters Miraflores.

Ein Maler, Juan Flamenco, (Johann der Flamänder), heißt es darin, hat dieſe Gemälde im Jahr 1496 begonnen, und im Jahr 1499 vollendet. Er erhielt dafür, auſſer den dazu nöthigen Holztafeln, die ihm vom Kloſter geliefert wurden, noch 26735 Maravedis für ſich und ſeine Gehülfen.

Nun aber iſt auſſer Hans Hemling in jener Zeit kein niederländiſcher Maler bekannt, der die

Lobſprüche verdienen konnte, welche Don Alonzo Ponz jenen Gemälden in Miraflores gibt; der Vornamen des Meiſters, die Wahl des Gegenſtandes, die Eigenſchaften welche vorzugsweiſe an jenen Tafeln gerühmt werden, Alles dient dazu, uns in der Vermuthung zu beſtärken, daß Hemling ſie wirklich malte. Vielleicht haben ſelbſt die eben erwähnten deutſchen Baumeiſter, Johann, oder deſſen Sohn Simon von Köln, Hemling früher gekannt und ſeinen Ruf nach Spanien veranlaßt. Auch iſt es ſehr denkbar, daß der junge Philipp von Spanien bei ſeiner Huldigung als Herzog von Brabant, welche in Löwen ſelbſt im Jahr 1494 vor ſich ging, den berühmten Hemling dort kennen lernte und ihn mit ſich nach Spanien führte, einem Lande, wo auch ſpäterhin die Meiſter ſeiner Schule in hohen Ehren gehalten wurden.

Gewiß hatte der um das Jahr 1439 geborne Hemling ſchon ein bedeutendes Alter erreicht, als er die Reiſe nach Spanien unternahm, um dort im Jahr 1499 vielleicht ſein letztes Werk in der Karthauſe von Miraflores zu vollenden. Seine

Rückkehr in die Heimath iſt nicht denkbar, und wahrſcheinlich fand ſeine Aſche unter den Pinien von Miraflores ihre Ruheſtätte, neben den Gräbern der ſtummen Brüder, deren ewigem Schweigen geweihten Wohnſitz er ſchmückte. Auch ſeine Gemälde exiſtiren ſchwerlich noch in Miraflores; Plünderung, Feuer und Schwert haben ſeit Don Alonzo Ponz Reiſe oft dort gewüthet, man weiß gewiß, daß ein franzöſiſcher General im letzten Kriege den Befehl gab, das Kloſter anzuzünden, und wenn gleich die feſten alten Mauern vielleicht damals widerſtanden, wie vernichtend mögen nicht dennoch die letzten innern Unruhen in ihren Ruinen gewaltet haben.

Bis jetzt war in dieſen Blättern von Gemälden Hemlings die Rede, welche theils die Niederlande, theils ſüdlichere Gegenden bewahren, doch auch die Boiſſeréeſche Sammlung beſitzt eilf Tafeln dieſes hohen Meiſters, deren Anblick Jedem die Wahrheit alles deſſen verbürgt, was zum Lobe der übrigen geſagt werden kann.

Zwei Flügelbilder in dieſer Sammlung, zu denen das Mittelbild fehlt, bildeten mit dieſem wahrſcheinlich einen auf das Abendmahl Bezug habenden Zyklus. Auf dem erſten derſelben erblicken wir den Patriarchen Abraham, ſtolz und kühn tritt er an der Spitze ſeines Haushalts dem Könige Melchiſedeck entgegen; Kinder und Kindeskinder, ein unabſehbarer Zug, bilden zu Roß und Wagen ſein Gefolge, einer ſeiner Söhne, reich gewapnet, ſteht neben ihm. Abraham, noch in kräftigem Mannesalter, mit braunem Haar und ſchönem Bart, in reicher kriegeriſcher Tracht, berührt nur mit der Hand den helmartigen Kopfſchmuck, um den König zu begrüßen, der, glänzend in orientaliſcher Pracht, vor dem frommen Helden das Knie beugt, indem er ihm zum Pfande freundlicher Geſinnungen Brod und Wein entgegen bringt. Die zweite Tafel zeigt uns den die Iſraeliten vom Hungertode errettenden Manna-Regen, doch ſcheint der Meiſter mit poetiſchem Geiſt dieſes Wunder mehr ſymboliſch ergriffen zu haben; denn nirgend auf dieſem Bilde iſt eine Spur von einer durch wirklichen Mangel erzeugten Begier zu erblicken, nirgend drängt und ſtößt ſich das ſammelnde Volk, wie man wohl ſonſt es auf Darſtellungen dieſes Wunders zu ſehen gewohnt iſt. Die Überzeugung, ſichtbar unter dem unmittelbaren Schutz des Königs der Könige zu ſtehen, verdrängt für den Moment das Gefühl irdiſchen Bedürfens, Sehnen und Fürchten, Unmuth und Sorge ſind verſchwunden und frommes Vertrauen erwärmt jedes früher troſtlos verzweifelnde Herz. Darum gleicht das Ganze eher einer religiöſen Feier als dem Abhelfen einer drückenden Noth, denn der Anblick des Wunders allein erhebt ſchon dieſe Menſchen über ſich ſelbſt und über das Leben auf Erden. Flammend bricht die Morgenröthe auf dieſer Tafel über der glühend heißen Wüſte hervor, in einem, jeden ſonſt nur denkbaren Farbeneffect übertreffenden Glanz; und doch erbleicht dieſer Glanz vor dem Gluten-Meer, aus welchem auf dieſem nämlichen Bilde Jehova ſtralend vom Himmel auf ſein Volk herabblickt. Der Effect des Lichts iſt blendend im beſtimmteſten Sinne des Worts, und ich zweifle ob je ein Maler etwas Ähnliches hervorbrachte. Der Hintergrund der ſüdlichen Landſchaft erhebt ſich terraſſenartig und überall in der Ferne treten die Iſraeliten aus Höhlen und Gebüſchen hervor, die ihnen bei nächtlicher Zeit ein Obdach gewährten. In feierlicher Stille ſammlen einige den Segen des Himmels, andre vergeſſen in frommem Gebet der Gabe, um dem Geber zu danken, deſſen Glorie ſie umſtralt. Vier das Manna ſammelnde Figuren im Vorgrunde künden ſich durch Tracht, Anſtand und Geſtalt als Fürſten des Volkes an. Die eine von ihnen, eine reich gekleidete Frau von ſehr edlem Anſehen, ſteht hoch und ſchön zur linken Hand des Gemäldes; ſie trägt ein rothes goldgeſticktes Gewand, darüber einen durchſichtigen Flor, auf dem Haupt einen weißen Turban, deſſen Ende ſchleierartig herabfällt, und unter dem Kinn durchgehend wieder an den Turban befeſtigt iſt. Ein neben dieſer Frau ſtehendes Kind hebt bittend die Händchen zu ihr auf, doch ſie, von der Feierlichkeit des Moments ergriffen, ſcheint ihm Schweigen zu gebieten. Ein ſehr edler ſchöner Mann, in reichem orientaliſchen Schmuck, ſammelt neben ihr, tief zur Erde gebückt, das Himmels-

Brod; neben ihm ſteht eine andre ſehr anmuthige weibliche Figur, mit einem geſchmackvoll geordneten turbanartigen Kopfputz. In einiger Entfernung im Mittelgrunde zeigt ſich eine dieſer ähnlichen Gruppe, welcher ſich die ganz kleinen Figuren im Hintergrunde anſchlieſſen.

Ein großes Gemälde Hemlings in dieſer Sammlung, eine ſeiner Epopeen, vielleicht die reichhaltigſte welche er je malte, pflegen die Beſitzer gerne nur nach und nach theilweiſe den Kunſtfreunden zu zeigen, und ſelbſt ſo iſt es ſchwer, jede der vielen mannichfaltigen Gruppen auf dieſer Tafel vollkommen aufzufaſſen, obgleich alles klar und folgerecht neben einander ſteht, nirgend Verworrenheit das Auge blendet.

Dieſes Bild für ſich allein bildet eigentlich eine ganze Gallerie, welcher man viele Tage weihen möchte. Es iſt eine wahre Fundgrube für Maler, welche um Stoff und Kompoſition zu ihren Gemälden verlegen ſind, denn aus jeder dieſer Gruppen könnten eben ſo viele Meiſterwerke entſtehen, ohne etwas anderes als den Maasſtab derſelben zu verändern. Man ſagt daß funfzehnhundert verſchiedene Geſtalten auf dieſer Tafel ſich entdecken laſſen, der Augenſchein bekräftigt die Möglichkeit der Behauptung, doch wer vermöchte hier nachzuzählen!

Dieſes Bild iſt kaum eine Landſchaft zu nennen, es iſt die treuſte Abbildung des Lebens und der Welt, ihrer Herrlichkeit und Pracht, ihrer Mühe und Arbeit. Dem ungewaffneten Auge kaum ſichtbar ſtehen die weiſen Könige des Morgenlandes im fernſten Hintergrunde, jeder auf ſeinem Berge, den wunderbaren Stern beobachtend. Sie ziehen herab, ſie kommen näher und näher zu Lande, auf Strömen, wir ſehen ihren ganzen Weg, ihr ganzes reiches Gefolge. Auf dem Kalvariberg ſehen wir ſie, wie auch die Legende es erzählt, alle drei, wenn auch auf verſchiednen Wegen angelangt, im nämlichen Moment zuſammen treffen. Sie erkennen einander, ſie erblicken Jeruſalem zu ihren Füßen liegen, und eilen nun vereint weiter. Wir ſehen ſie auf Brücken über breite Ströme ziehen, wir ſehen ſie bei Herodes einkehren, der ihnen den Weg nach

Bethlehem bezeichnet. Dazwiſchen geht das Leben der Bewohner des Landes, welches ſie durchziehen, immerfort den gewohnten Gang; die Leute ſäen, erndten und tragen das Korn zur Mühle. Wanderer beleben die Straßen, Hirten und ihre Heerden die Felder; wir ſehen Städte, Dörfer, Ströme, Palläſte, in einer in Frühlings-Reiz grünenden und blühenden Gegend. Im Vorgrunde endlich erblicken wir die Könige am Ziel, ſeitwärts eine unbeſchreiblich reizende Gruppe von Hirten, denen Engel das Heil der Welt verkünden. Dann erblicken wir die heilige Familie auf der Flucht nach Egypten, wir ſehen die Krieger des Herodes, welche von den Landleuten, denen ſie begegnen, den Weg der Flüchtigen zu erforſchen ſuchen; es folgt der Kindermord zu Bethlehem, und ſo nach und nach alle Hauptepochen des Lebens und Leidens Chriſti bis zu dem Momente, wo er vor den Augen der anbetenden Jünger von einem Hügel aufwärts zum Vater ſchwebt. Nun folgt die bei Gelegenheit des in Herrn Paſtor Jochems Sammlung befindlichen Manuſkripts erwähnte Ausgießung des heiligen

Geiſtes über die um die Mutter ihres Herrn verſammelten Jünger, und ſeitwärts zur rechten Hand mehrere Hauptzüge aus dem Leben derſelben, wie die Legende unter dem Namen ihrer ſieben Freuden und ſieben Schmerzen ſie auf unſre Zeiten brachte; zuletzt ihr frommer ſchöner Tod, in der Mitte der Jünger ihres göttlichen Sohnes. Man müßte dieſem Bilde ein eignes Buch weihen, um jede ſeiner zahlreichen und mannichfaltigen Darſtellungen gehörig zu würdigen und zu beſchreiben. Alle dieſe viele hundert, oft kaum einen Zoll hohe Figürchen bewegen ſich, gruppiren ſich, in unbeſchreiblicher Wahrheit, keinem fehlt es an Ebenmaas und Ausdruck, alle, bis in die kleinſten Einzelheiten, der Gewänder, der Haare, ſind ausgeführt wie die feinſte Miniatur. Nichts iſt hart, verworren oder kleinlich und das Ganze dieſes wunderbaren Bildes reine Harmonie und unausſprechliche Wahrheit.

Minder umfaſſend, aber nicht minder erfreulich, iſt ein aus drei Tafeln beſtehendes kleines Altargemälde Hemlings in dieſer Sammlung, deſſen Hauptfiguren höchſtens eine Elle hoch ſind. Das

Mittelbild zeigt uns ebenfalls die drei Könige zu den Füßen des göttlichen Kindes. Die Mutter ſitzt in der Vorhalle eines verfallnen edlen Gebäudes, von Tauben umflattert, von Blumen und duftigen Kräutern in ſüdlicher Fülle umblüht; vor ihr die würdigen bärtigen Geſtalten der in Demuth anbetenden Weiſen des Morgenlandes. Doch ſo ſehr dieſes ſchöne Gemälde, allein geſehen, Jeden entzücken müßte, ſo wird deſſen Zauber dennoch von der höheren unausſprechlichen Schönheit der beiden zu demſelben gehörenden Flügelbilder übertroffen.

Johannes der Täufer, eine ſehr edle, leicht mit Fellen bekleidete Geſtalt, ſteht auf dem erſten derſelben, das weiche ſchneeweiße Lamm im Arm, ernſt vorwärts blickend, am Rande eines hell und klar durch üppig wachſende Blumen und Kräuter hinrieſelnden Felsbaches. Man hört das Plätſchern der kleinen kriſtallhellen Wellen, man ſieht auf dem ſandigen Grund die Fiſchchen zwiſchen bunten Kieſeln ſpielen. Eine ſchöne Lilie ſproßt neben dem Heiligen aus dem Graſe auf, und überhaupt trägt jede Pflanze, jede Blume des Vorgrundes den eigenthümlichen Charackter. Kein Zug dieſes köſtlichen Gemäldes, der nicht voll zarter und ernſter Andeutungen einer nahen, die Welt beglückenden Zukunft wäre. Das ahnende Erwarten derſelben ſpricht ſich vor Allem in dem ſchönen, edlen, ausdrucksvollen Kopf des Heiligen aus, doch auch allem Ubrigen lieh hier der begeiſterte Künſtler eine jedem Volke verſtändliche Sprache.

Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen, noch fehlt ihr belebendes Licht, aber die ganze herrliche, reich blühende Gegend ſchwimmt im roſigen Schimmer einer Morgenröthe, die den ſchönſten heiterſten Tag verſpricht; neben dem Heiligen auf einem Felſenſtück ſitzt ein Eisvogel, der Verkündiger guter Zeit. Im Bache, dicht am Ufer, eilt eine ſchöne kleine Schlange hinter einer Eidechſe her; in vielen Gegenden iſt dieſes kleine Thier als Vorläufer der Schlangen allbekannt, und wenn man, von den ſchädlichen Eigenſchaften einiger Schlangen abgeſehen, ſich erinnert, daß auch im alten Teſtament Chriſtus durch die erhöhte eherne Schlange vorgebildet ward, deren Anblick Sterbende geſund machte, und daß Johannes sein Verkünder iſt, ſo erſcheint dieſe ganz natürlich herbeigeführte Allegorie ſo ſinnreich, als eine des Alterthums. Und dieſes Bild gewährt deren noch viele.

Auf dem zweiten Flügelbilde, dem herrlichſten unter dieſen dreien, ward das klare Bächlein der vorigen Tafel zum breiten reißenden Strom, der, aus dem Hintergrunde zwiſchen hohen Felſenufern daher ſtrömend, und im Vorgrunde zu beiden Seiten von noch gewaltigern Felſen begränzt, den größten Theil des Raumes ausfüllt. Der fromme Rieſe Sanct Chriſtophorus ſchreitet faſt mitten in den ſchäumenden Wogen mühſam fort; im purpurrothen aufgeſchürzten Gewande, auf ſeinen mächtigen Stab gelehnt, blickt er nach dem wunderſamen Kinde auf ſeiner Schulter um, deſſen unbegreifliche Schwere ihn beinahe niederdrückt. Sanct Chriſtoph iſt keines jener aufgedunſenen Wolkenbilder, wie ſie die allerneuſte Kunſt uns zuweilen zeigt, er iſt ein wirklicher Rieſe, mächtig und ſtark, und Jeder ſieht deutlich, daß keine natürliche Laſt ſolcher Art dieſen kräftigen Sehnen und Muskeln zu ſchwer werden konnte.

Der Ausdruck freundlicher Verwunderung in dem frommen treuherzigen Geſicht des Rieſen iſt höchſt anziehend; doch wahrhaft göttlich groß, bei aller kindlichen Anmuth, iſt der junge, etwa drei Jahr alte Chriſtus. Das lichte Köpſchen von himmliſcher Glorie umfloſſen, hebt er die erhobne Rechte gen Himmel, indem er die ernſten Worte ausſpricht: — „du trägſt den Herrn der Welt.“ — Oben auf dem hohen Felſenufer ſteht eine Einſiedelei, der ſie bewohnende Eremit vernahm das Geräuſch auf dem Waſſer, er eilte hinaus und ſteht über die Felſenwand gebogen, ſein ſchwaches Lämpchen hinaushaltend. Aber im nämlichen Moment ſteigt die Sonne in ſiegender Pracht aus dem unabſehbaren Wellenbette. Der Strom wird zum Lichtmeer, und die erfreute Welt, ſtrahlend im Glanze des Himmels, bedarf nicht mehr des künſtlichen ſchwachen Lichts des in der Dämmerung Wohnenden.

Kein Miniaturbild, kein berühmtes Kabinetsſtück der fleißigſten niederländiſchen Meiſter ſpäterer Zeit, kann bis in die kleinſten Einzelheiten zarter und vollendeter ſeyn als dieſe unbeſchreiblich herrlichen Bilder bei möglichſter Großheit der Zeichnung und des Ausdrucks, und bei der blendendſten Farbenpracht es ſind. Sie ſind ein Juweel, ein Kleinod, deſſen Glanz man geſehen haben muß um daran zu glauben.

Auſſer dieſen ſechs Gemälden Hemlings beſitzt die Boiſſeréeſche Sammlung von dieſem Meiſter noch eine Auferſtehung Chriſti, drei Fuß fünf Zoll hoch, einen Evangeliſten Johannes von derſelben Größe, und, grau in grau gemalt, eine heilige Katharina und eine heilige Barbara. Jedes derſelben iſt ſeiner würdig, doch eile ich an ihnen vorüber zu dem göttlichſten erhabenſten Chriſtuskopf, der je einem Sterblichen vorgeſchwebt hat und von ihm dargeſtellt wurde.

Minder jugendlich aufgefaßt, könnte er für einen Gott Vater gelten, doch den Ausdruck deſſelben, dieſen innigen Verein göttlicher Hoheit und unendlichen Erbarmens der ewigen Liebe ſprechen Worte nicht aus. Ehrfurchtsvolle Schauer ergreifen Jeden vor dieſem wunderbaren Bilde; Unedles oder Gemeines in ſeiner Nähe nur zu denken, muß unmöglich ſeyn, denn die wunderklaren leuchtenden Augen blicken uns in die tiefſten Tiefen der Seele, mit faſt ſtrafendem Ernſt. Die höchſte Schönheit des zum vollkommenſten Mann herangereiſten Jünglings tritt hier uns entgegen, obgleich wir dabei die Unmöglichkeit fühlen, dieſer Geſtalt irgend im Leben zu begegnen, denn ſie iſt die eines jugendlichen Gottes, für menſchliche Leiden und Freuden, ſelbſt für menſchliche Tugend zu erhaben.

Wie dieſes wunderbare Bild gemalt iſt, bleibt ein Räthſel; je länger man es betrachtet, je lebendiger wird es; man lobt ja das Waſſer eines Diamanten, ich möchte dieſen Ausdruck borgen, indem ich von den Augen dieſes Chriſtus ſpreche; nie, ſelbſt nicht in der Natur, meine ich ähnliches geſehen zu haben.

Übrigens gleicht dieſer Chriſtuskopf auf das genauſte dem hundert und fünfzig Jahre nach Chriſto bereits in der Kirche angenommenen Typus deſſelben. Das Bild über welches der Papſt noch alljährlich in Rom die Weihe ausſpricht, ſo wie alle alten Chriſtusbilder der neugriechiſchen

Schule tragen dieſelben Züge, ja ſelbſt das dunkle furchtbare Haupt auf dem Schweißtuch jener heiligen Veronika, welche Goethe uns als den höchſten Gipfel byzantiniſcher Kunſt im erſten Heft ſeines Werks über Kunſt und Alterthum ſo anſchaulich dargeſtellt. Ich habe dieſe beiden Gemälde mit einander lange und aufmerkſam verglichen, und es läßt ſich nicht wegleugnen, jenes meduſenartige braune Haupt, in aller ſeiner wunderſamen Verzogenheit, zeigt dennoch die höchſte Ähnlichkeit mit dieſer ſchönen Geſtalt in der höchſten Blüthe jugendlicher Kraft.

Die Traditionen von der eigentlichen Geſtalt des Heilands ſind vielfältig und auf mannichfache Weiſe bis auf unſre Tage gekommen. Die merkwürdigſten derſelben hat Johann Reiske, Rector zu Wolfenbüttel, im Jahr 1685 geſammelt, und ihnen unter dem Titel de imaginibus Jesu Christi ein gelehrtes und gründliches Werk gewidmet. Einige dieſer Beſchreibungen ſcheinen mit ſo ächt phyſiognomiſchem Sinn und mit ſo individuellen Zügen aufgefaßt, ſie ſtammen aus ſo grauer, den

Tagen Chriſti naher Vorzeit, ſie tragen ſo ganz den Stempel einfacher Wahrheitsliebe, daß es beinahe unmöglich wird, ihnen in der Hauptſache allen Glauben zu verſagen, wenn gleich ſich Gründe finden, die es mehr als zweifelhaft machen, daß zum Beiſpiel folgender Brief gerade vom Conſul Lentulus geſchrieben ſey, welcher fünf und zwanzig Jahre nach Chriſti Geburt lebte, und ihn perſönlich gekannt haben konnte. Ich laſſe dieſen Brief um ſo lieber hier folgen, als er die Hauptzüge des Hemlingſchen Chriſtuskopfes weit beſſer beſchreibt als ich es vermöchte.

Brief des Conſul Lentulus.

Es hat ſich bei uns hervorgethan und lebt noch ein Menſch von vielen Tugenden, den man Jeſus nennt, welcher von vielen Leuten ein Prophet der Wahrheit, von ſeinen Jüngern aber Sohn Gottes genannt wird. Dieſer erwecket die Todten und heilet die Kranken. Er iſt anſehnlich, lang von Wuchs und von ſolchem Anſehen, daß ihn Jedermann liebet und fürchtet. Er hat bräunliche

Haare, wie die Farbe einer reifen Haſelnuß, oben glatt und dunkel, doch unten zu etwas kraus und heller um die Schultern, auf dem Haupte getheilt, nach Art der Nazaräer; eine freie Stirn und munteres Angeſicht, ohne Runzeln und Flecken, mit einer mäßigen Röthe geziert; Naſe und Mund ſind ohne Tadel, ſein voller Bart, dem Haupthaare ähnlich, iſt nicht lang und in der Mitte geſpalten. Er iſt aufrichtigen und beſtändigen Geſichts, von großen klaren Augen, entſetzlich wenn er beſtraft, liebreich und ſanftmüthig wenn er ermahnt, fröhlich, doch mit einem anſtändigen Ernſt; man hat ihn niemals lachen geſehn, wohl aber zum öftern weinen; er ſpricht wenig, aber Alles mit Anſehn; ſeine Geſtalt iſt vortrefflich vor allen Menſchenkindern.

Auf höchſt überraſchende Weiſe fand ich in Berlin, in der nämlichen reichen Sammlung welche auch die unſchätzbaren Seitentafeln des Genter Gemäldes von van Eyck beſitzt, den deutlichſten Beweis, daß Hemling durch jene alte Beſchreibungen geleitet, ſeinen wunderbaren Chriſtus malte. Für dieſen Beweis nämlich mußte ich einen Chriſtuskopf anſehen, den ich dort fand mit folgender Unterſchrift. Johes de eyk me fecit et apleivit anno 1438. 31. January AAE. IXH. XAN. Primus et Novissimo.

Dieſer Kopf, der auch ohne die Unterſchrift für eines der Meiſterwerke Johann van Eycks gelten müßte, ſchien mir jenem von Hemling ſo durchaus ähnlich, daß ich ihn für den nämlichen gehalten hätte, ohne die Kruſte von Kerzendampf und Staub, welcher ihn noch verdunkelt, da hingegen der, welchen die Herren Boiſſerée beſitzen, von allen jenen Unbilden befreit, in blendender Friſche der Farben ſtralt, als käme er eben von der Staffelei. Wahrſcheinlich würde ſich mancher Unterſchied zwiſchen beiden Gemälden entdecken laſſen, wäre es möglich ſie neben einander zu ſtellen, doch ſo dünkte mir die Ähnlichkeit täuſchend, nur daß mir das Berliner Gemälde bei genauer Betrachtung minder groß vorkam als das der Boiſſeréeſchen Sammlung. Jedes dieſer Gemälde iſt zu vortrefflich, zu ſichtlich und unwiderleglich von Meiſterhand, als daß man eines für die Kopie der andern halten könnte, und ſo iſt denn nur denkbar, daß das nämliche Ideal, aus alten Traditionen und Bildern geſchöpft, beide große Meiſter zu höchſt ähnlicher Darſtellung ihres göttlichen Gegenſtandes begeiſterte.

Quyntin Meßis.

Kein freundlicher Stern leuchtete der Geburt und der Kindheit des armen Quyntin; Dunkelheit und Armuth empfingen ihn, als er um das Jahr 1450 zu Antwerpen ins Leben trat. Sein Vater, ein armer Handwerker, ſtarb, da Quyntin als unmündiges Kind dieſen Verluſt noch nicht zu empfinden vermochte, und ſeine Mutter erzog ihn unter Kummer, Mangel und Sorgen, bis er kräftig genug ſchien, um bei einem Handwerker die Lehrjahre antreten zu können. Sie brachte ihn in dieſer Abſicht zu einem Schmied, wahrſcheinlich weil auch ſein Vater dieſes Gewerbe betrieben hatte; dort wuchs er vollends heran, bei ſchwerer Arbeit und grober Koſt, theilte, ſobald er es vermochte, den ſauer erworbnen kärglichen Lohn mit ſeiner Mutter, die mit ihm Haus hielt, und die er herzlich liebte und ehrte, und führte ſo ein dunkles, kümmerliches Leben, bis in ſein zwanzigſtes Jahr.

Die ſchwere Arbeit am Ambos mochte dem von der Natur einer höhern Beſtimmung geweihten

Jüngling wenig zuſagen; das mühevolle Leben, die gewaltige körperliche Anſtrengung, zu welcher kindliche Liebe ihn trieb, griffen ihn heftig an, ſeine Kräfte erlagen und er fiel in eine tödtliche Krankheit. Lange lag er ſchwer und gefährlich krank in der ärmlichen Hütte ſeiner troſtloſen Mutter, die nun, da ſie ihrer einzigen Stütze beraubt war, nicht mehr wußte, wie ſie für ſich und ihren Sohn nur das Nothdürftigſte herbeiſchaffen ſollte, ſo daß Beide Mangel und Noth litten. Jugend und eine unverdorbne Natur halfen ihm zwar endlich die Todesgefahr überwinden, doch mußte er noch Mondenlang das Bette hüten, und der Anblick ſeiner darbenden Mutter, das Gefühl ihr noch lange nicht helfen zu können, quälten ihn unabläſſig, mehr als Krankheit oder Schmerz, und brachten ihn faſt zur Verzweiflung. Freunde, Verwandte, Bekannte, die ſeinem Schmerzenslager mitleidig nahten, bat er unabläſſig, ihm einen Erwerbsquell anzuweiſen, den er in ſeiner gegenwärtigen Lage zur Erleichterung häuslicher Noth ergreifen könne, doch niemand wußte Rath.

zu Kräften gelangte. Doch während dem waren auch die fröhlichen Faſchingstage vorübergezogen, man bedurfte der Bildchen vor der Hand nicht weiter, und Quyntin mußte ſich wieder, wenn gleich mit ſchwerem Herzen, dem Amboſe zuwenden, und der weit liebern Beſchäftigung entſagen, zu der bittre Noth ihn geführt hatte.

Er lebte und hämmerte nun wieder eine Weile ſo fort, im dumpfbeklemmenden ſehnſüchtigen Gefühl, das ſo oft den Frühling talentreicher Jünglinge umdüſtert, die ohne Mittel und Wege dazu zu entdecken, dennoch den Trieb zum Höheren dringend in ſich empfinden. Doch endlich ging ein heller Stern ſeinem Leben auf, der ihm wirklich der rechten Bahn zuleuchtete.

Dieſer Stern ſtralte in dem Auge eines ſehr ſchönen Mädchens, und dem armen Schmiedejungen gerade ins Herz. Das hübſche Kind war nicht von ſo hohem Stande, daß Quyntin ſich ihr nicht hätte nahen dürfen, es ſchien ihm auch ſogar, als ob er nicht ungern würde geſehen werden, wenn nur nicht ſeine ſchmutzige Arbeitsjacke, ſeine vom Führen des Hammers gehärteten Hände, ſein von Kohlenſtaub geſchwärztes Geſicht, das in niederländiſcher Reinlichkeit erzogne Madchen zurückgeſchreckt hatten, dem es obendrein an Freiern und Verehrern nicht mangelte. Der arme Quyntin wußte ſeiner Noth vollends kein Ende, als ein artiger geputzter Geſell, ein Maler ſeines Handwerks, ſich ernſtlich um das Madchen bewarb. Er war der Verzweiflung nahe, als eine Äußerung der Jungfrau, die er durch die dritte Hand vernahm, ihn plözlich wieder ermuthigte: „Wäre doch jener der Hufſchmied, und Quyntin der Maler,“ hatte ſie geſagt, und dieß war ihm genug. Er ließ den Ambos ſtehen, warf den Hammer weg, und ſich ganz der Kunſt in die Arme, zu der ſchon längſt ſein innerer Genius ihn gezogen hatte.

Mit dem Eifer der Jugend, von heißer Liebe getrieben, durch ſchnelles ſeltnes Gelingen begeiſtert, arbeitete er nun Tag und Nacht, und, wie behauptet wird, ohne die Leitung eines Meiſters zu Hülfe zu nehmen; was ihm wahrſcheinlich weder ſeine Armuth noch der Wunſch, die Geliebte ſeines

Herzens bald heimzuführen, erlaubten. Denn nach dem Gebrauche damaliger Zeit, in der auch die Kunſt zunftmäßig betrieben ward, hätte er nicht nur ein Lehrgeld zahlen, ſondern ſich auch auf mehrere Jahre bei einem Lehrherrn verdingen müſſen, die er zu opfern nicht Willens war.

Durch fleißiges Studium der Natur und der vielen herrlichen Werke großer Meiſter, welche ſeine, zu jener Zeit lebensreiche und prachtvolle Vaterſtadt Antwerpen ſchmückten, machte er in kurzer Zeit die bewundernswürdigſten Fortſchritte in der Kunſt, und ward um ſo eher berühmt, da Jedermann auch durch die ſchnelle Entwickelung ſeines Talents, und die wunderbare Umwandlung eines Hufſchmieds in einen Maler in das größte Erſtaunen verſetzt ward. Sein ſchönes Mädchen belohnte ihn, wie billig, mit ihrer Hand, er führte mit ihr unter ſeinen Landsleuten ein langes glückliches Leben in Ehre und Wohlhabenheit, und auf allen ſeinen Gemälden, wo es nur irgend der Gegenſtand erlaubte, lächelt uns noch immer, nach mehr als dreihundert Jahren, ihr freundliches anmuthiges Köpfchen entgegen, denn er liebte ſie immerfort mit unwandelbarer Treue. Auch die Tonkunſt verſchönerte ſein Leben; er übte ſie mit großem Gelingen, und war deshalb unter ſeinen Landsleuten ebenfalls bekannt und geliebt. Er ſtarb 1529 im neun und ſiebzigſten Jahre ſeines Alters. Wie hoch ſeine Vaterſtadt ihn ehrte, beweiſ't ſein in Stein gehauenes Profil, an der Außenſeite der Marienkirche zu Antwerpen, mit der Umſchrift des bekannten Verſes „Connubialis Amor etc.“

In der Ausübung ſeiner Kunſt war Quintin Meßis kein blinder Nachahmer des ſchon Vorgefundnen. Sein kräftiges beharrliches Gemüth bahnte ſich einen eignen Weg und ſeine Gebilde tragen den Stempel einer ihm ganz angeborenden Originalität, die nicht ohne Anmuth iſt. Er verſchmähte die zierliche und ausgeführte Vollendung der Meiſter ſeiner Zeit, vermuthlich weil ſeine durch ſchwere Arbeit in der Jugend minder gefügig gewordne Hand ihm nicht erlaubte, es ihnen hierin gleich zu thun; dafür aber erfand er ſich eine eigenthümliche

Art, auf den Effekt hin zu arbeiten, die vor ihm Niemand weder kannte noch übte. Sein Kolorit iſt warm und kraftig, obgleich es ſich mit van Eycks und Hemlings Farbenglut nicht meſſen kann. Mit feſtem herzhaften Pinſel ſtellte er was er wollte auf die Tafel hin; in einiger Entfernung geſehen, erſchienen ſeine Gemälde ſogar ſehr fleißig gearbeitet, wenn gleich etwas trocken und ſcharf gezeichnet. Der warme Ton, die anſcheinende Ausführlichkeit geben ihnen einen ganz eignen Reiz, doch in der Nahe ſchwindet der Zauber, den ihnen die Ferne verlieh, und man findet ſie im Vergleich eher etwas rauh und hart.

Eines ſeiner vorzüglichſten Gemälde, vielleicht das beſte unter allen, eine Abnahme vom Kreuz, befand ſich zu Karl von Manders Zeiten in der Marien-Kirche zu Antwerpen. Den todt daliegenden Chriſtus hat er, wie man glaubt, nach der Natur gemalt; der Ausdruck des Schmerzes der Mutter, der heiligen Frauen, und der übrigen Umſtehenden, ſo wie auch die Behandlung der Farben, wird als ſehr vortrefflich geprieſen. Die eine der Seitentafeln ſtellte den heiligen Johannes, die zweite die Tochter Herodes im Tanze dar, und obgleich das Ganze ebenfalls auf den Effekt gemalt war, ſo erregte es doch wegen ſeiner übrigen Trefflichkeit nicht nur allgemeine Bewunderung, ſondern ward auch von Kennern ſehr hoch gehalten. Dieſes Gemälde gehörte urſprünglich der Tiſchlergilde zu Antwerpen, für die Quyntin Meßis es gemalt hatte. König Philipp der zweite von Spanien ſtrebte eifrig nach deſſen Beſitz; die Denous mögen damals doch noch nicht ganz üblich geweſen ſeyn, denn er begnügte ſich, große Summen dafür zu bieten, ohne daß jedoch die Tiſchlerzunft ſich dazu bewegen ließ, das Kunſtwerk dafür hinzugeben. Neue Gefahren drohten dem Meiſterwerke bald darauf, als die Bilderſtürmer vernichtend herumzogen, doch es ward ſorgfältig verborgen und gerettet, wo ſo vieles zu Grunde ging: Endlich im Jahr 1577, zwangen die Umſtände die Beſitzer es an die Stadt Antwerpen ſelbſt zu verkaufen, welche ihm den Ehrenplatz in der Marien-Kirche einräumte. Sie erhielten die damals beträchtliche Summe von funfzehnhundert Gulden dafür, die ſie zum Ankauf eines Zunfthauſes verwendeten, deſſen ſie nöthig bedurften.

Die Boiſſeréeſche Sammlung beſitzt ebenfalls ein ſehr vorzügliches figurenreiches Gemälde dieſes Meiſters, deſſen Gegenſtand mir indeſſen nicht mehr gegenwärtig genug iſt um es hier näher zu beſchreiben. Auch habe ich in andern Sammlungen manche ſeiner Arbeiten getroffen, alle von fröhlichem heiterm Eindruck, doch mögen ſie im Ganzen jetzt ſelten ſeyn.

Johann Meßis, Quyntins Sohn, war zugleich deſſen Schüler, und galt zu ſeiner Zeit für einen über die Mittelmäßigkeit ſich erhebenden Maler, ohne bei weitem den Ruhm ſeines Vaters zu erreichen. Jedoch machte er ſich deſſen Art zu malen ſo zu eigen, daß manche ſeiner Arbeiten für die ſeines Vaters gehalten wurden, und vielleicht es noch werden. Die Gallerie in Schleißheim beſaß von dieſem Johann Meßis eine Abbildung des Evangeliſten Matthäus in halber Figur, die ſich wahrſcheinlich jetzt in der Münchner Gallerie befindet.

Eins ſeiner gelungenſten Werke war eine Wechslerſtube, in welcher nach damaliger Art, Gold gewogen und gezählt wird. Dieſes Bild malte er für einen Kunſtliebhaber in Amſterdam, und ich glaube es zu Berlin in der oft ſchon erwähnten Sammlung geſehn zu haben, wo man es uns als ein Werk ſeines Vaters zeigte. Auch befanden ſich zu Antwerpen mehrere gute Arbeiten dieſes Meiſters, die jetzt wohl größtentheils zerſtreut ſind.

Barent von Brüſſel, auch Bernhard von Orlay genannt.

Weit freundlicher als dem armen Quyntin Meßis lachelte das Glück der Geburt dieſem Meiſter, der ſchon in früher Jugend nach Rom kam, wo er unter die Zahl von Raphaels Schülern aufgenommen ward. So vom Schickſal begünſtigt, bildete er ſein angebornes und ausgezeichnetes Talent auf das aller vielſeitigſte aus; er malte in Öl, mit Waſſerfarben, auf Glas, alles mit gleichem Gelingen, und kehrte endlich als vollendeter Meiſter nach Brabant zurück, wo Kaiſer Karl der fünfte ihn unter die Zahl ſeiner Hofmaler aufnahm. Beſonders erwarb er ſich die Gunſt dieſes Fürſten durch mehrere große Jagdſtücke, nach welchen der Kaiſer in den kunſtreichen Fabricken von Brüſſel koſtbare und prächtige Tapeten weben lies. Die Gegend und die Holzungen um Brüſſel waren in dieſen Gemälden auf das treuſte kopirt, ſo daß Karl der fünfte den Schauplatz ſeiner ehemaligen Luſt in ihnen wieder erkennen konnte; auch war deſſen Bildniß und das der Fürſtinnen und Fürſten ſeines Hauſes, die bei den Jagdfeſten gegenwärtig geweſen, in dieſen Gemälden vollkommen ähnlich dargeſtellt.

Aus dem Dienſte Karls des fünften trat Bernhard von Delay in den der Stadthalterin der Niederlande, Margaretha von Parma, Kaiſer Karls natürlichen Tochter. Auch dieſe Fürſtin zeichnete nach dem Beiſpiel ihres Vaters den Künſtler auf das ehrenvollſte aus und belohnte alle ſeine Arbeiten mit königlicher Freigebigkeit, ſo daß er ſich nicht nur Ehre ſondern auch ein bedeutendes Vermögen erwarb. Für dieſe Fürſtin, ſo wie früher für ihren Vater, malte er außer vielen andern bedeutenden Werken auch noch mehrere große Vorbilder, Kartons oder Patronen zu gewirkten Tapeten, damals ein Hauptgegenſtand des Luxus in den Palläſten der Großen. Sechszehn von dieſen wurden faſt hundert Jahren nach ihrem Entſtehen im Haag wieder ans Licht gebracht; auf jedem derſelben ſah man eine Fürſtin oder einen Fürſt aus dem Naſſauiſchen Hauſe zu Pferde abgebildet, und alle waren von ſo ſeltner Vortrefflichkeit, daß der damalige Statthalter der Niederlande, Moritz von Naſſau, ſich bewogen fühlte, ſie durch den in Delft wohnenden Maler, Hans Jordaen von Antwerpen, kopiren zu laſſen.

Dieſer Meiſter war damals hoch berühmt, nicht nur wegen ſeiner Kunſt, ſondern auch wegen ſeiner ſeltnen Fertigkeit und der wenigen Zeit, deren er zur Vollendung eines Gemäldes bedurfte. In Italien, wo er ſich lange aufhielt, pflegten ſeine Kunſtgenoſſen deshalb zu ſagen: er ſchöpfe ſeine Figuren mit dem Löffel aus den Farbentöpfen heraus, und von dieſem Scherz trug er auch ſpäterhin in ſeiner Heimath den Namen Potlepel (Topflöffel) davon.

Neben den Arbeiten für den Hof, ſchmückte Bernhard von Delay auch viele Kirchen und öffentliche Gebäude in den Niederlanden mit großen Gemälden von bedeutendem Werth. Eines der berühmteſten und ſchönſten derſelben befand ſich in der Kapelle der Allmoſenpfleger zu Antwerpen; es ſtellte das jüngſte Gericht vor. Die Tafel, auf welche er dieſes Bild malte, ließ er vorher ganz übergolden, wodurch ſeine Farben an Glanz und Durchſichtigkeit unendlich gewannen, beſonders in den Luftparthieen, in welchen der goldne Grund ſichtbar hervorſchimmerte; wahrſcheinlich um, wie auf dem Danziger Gemälde, die überirdiſche Atmoſphäre des geöffneten Himmels anzudeuten. Descamp gibt dieſes Gemälde für eine große gemalte Fenſterſcheibe aus, weil er wahrſcheinlich mit gewohnter Flüchtigkeit ſich nicht die Mühe nahm, Karl von Manders Beſchreibung deſſelben recht zu verſtehen, und Fuesli ließ ſich dadurch verleiten, es in ſeinem Künſtler-Lexikon ebenfalls als ſolche anzuführen. Dieſes zu widerlegen bedarf es kaum mehr als der Bemerkung daß eine ſtark mit Gold belegte Fenſterſcheibe unmöglich durchſichtig bleiben kann, was doch ein Haupterforderniß der alten Glasmalerei war. Übrigens war Bernhard von Orlay, wie ſchon früher erwähnt ward, auch in dieſer, ſeinem Zeitalter eigenthümlichen Kunſt ein großer Meiſter, und viele Kirchen in Brüſſel prangten mit ſolchen ſchimmernden Werken von ſeiner Hand.

Für die der Malerzunft eigene Kapelle zu

Mecheln malte Bernhard von Delay eine ſehr geprießne Darſtellung der heiligen Jungfrau mit dem Kinde; vor ihr iſt der heilige Lukas im Begriffe, die himmliſche Erſcheinung auf ſeiner Tafel nachzuzeichnen. Die Seitenbilder dieſes Altargemäldes waren von Michael Coxcis, von dem in den nächſt folgenden Blättern ausführlicher geſprochen werden wird.

In unſern Zeiten ſind Bernhard von Delays Gemälde ſehr ſelten geworden, doch beſitzt die Boiſſeréeſche Sammlung eines derſelben, deſſen ſeltne Vortrefflichkeit in der Ausführung, geiſtreiche Kompoſition und hohe Naturwahrheit in Ausdruck und Form, den Werth dieſes alten Meiſters auf das anſchaulichſte beurkunden. Es ſtellt den heiligen Norbertus vor, der im Anfange des zwölften Jahrhunderts Biſchof von Magdeburg wurde und kurz vorher nach Antwerpen gerufen ward, um mit einem damals berühmten Ketzer über Glaubensartickel zu disputiren und ihn wo möglich der Wahrheit zuzuwenden.

Der heilige Biſchof ſteht in dieſem Gemälde auf der nicht ſehr hohen Kanzel einer ſchönen, mit mehreren Zuhörern belebten Kirche. Eindringende Beredſamkeit, feſte Überzeugung, und ernſtes Hinſtreben zum Zweck ſind der Ausdruck ſeines edlen Geſichts und ſeiner zwar warmen doch gemäßigten Rednergeberde. Er ſcheint eben ein ſehr eindringendes Argument vorgebracht zu haben, und beobachtet den Eindruck deſſelben auf ſeinen ihm rechts gegenuber ſtehenden Gegner. Mit dem Ausdrucke innern Kampfes, halb erfreut, halb betrübt, achtet dieſer mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die Worte des Redners, während ſeine um ihn verſammelten Angehörigen, von einer Art innerer Beklommenheit ergriffen, den Ausgang erwarten. Neben dem Ketzer hat der Maler ſein eignes Bild unter den Zuhörern angebracht, an deſſen Ähnlichkeit mit bekannten Abbildungen des Meiſters die Beſitzer zuerſt dieſes Gemalde für eine ſeiner Arbeiten erkannten. Unter der Kanzel ſitzt eine ſehr ſchöne Frau mit ihrer kaum der Kindheit entwachſenen Tochter; das junge Mädchen fühlt ſich mit jugendlicher Schwärmerei von der eindringenden Rede ergriffen, während die Mutter mit dem

Ernſte der Erfahrung und dem ruhigen Abwarten des reiferen Alters nur ſtill ſinnend dem Vortrage des Heiligen aufmerkſam zu folgen ſcheint. Das ganze Gemälde iſt nicht groß, doch das Leben, der Ausdruck in dieſen kleinen Figuren, ſo wie auch die ganze Anordnung unübertrefflich. Bernhard von Delay erreichte, wie faſt alle Maler ſeiner Zeit, ein bedeutendes Alter. Er ſtarb, ſiebenzig Jahre alt, im Jahr 1560.

Michael Coxcis.

Dieſem Meiſter ward, wie in Johann van Eycks Leben früher erwähnt iſt, die Ehre, das berühmte Altarbild in Gent für König Philipp von Spanien zu kopiren. Im Jahr 1497 zu Mecheln geboren, zeigte er ſchon in früher Jugend die ausgeſprochenſten Anlagen für ſeine Kunſt, welche er als Schüler Bernhards von Delay durch den rühmlichſten Fleiß auszubilden ſtrebte. Mit unermüdetem Eiſer wendete er alle ſeine Zeit auf die Befolgung der Lehren ſeines Meiſters, kannte kein andres Vergnügen als das Gelingen ſeines Strebens, und verlebte ſo ſeine Jugend in Mäßigkeit und Arbeit, ohne ſich von ſeines Gleichen zu der Verderbtheit der Sitten hinreiſſen zu laſſen, die in den Niederlanden gerade in ſeinen Jugendtagen nur zu allgemein herrſchend wurde.

Nach vollendeten Lehrjahren zog er, wie früher auch ſein Lehrer gethan hatte, nach Rom, wo er geraume Zeit verweilte, und unermüdet der Kunſt lebte. Er zeichnete und malte viel nach

Raphael und andern großen italiäniſchen Meiſtern, nahm Rath und Lehre an, und ward bald auch durch Übertragung bedeutender Arbeiten ehrenvoll ausgezeichnet. So malte er unter andern in der alten Peterskirche zu Rom eine Auferſtehung Chriſti al Fresco auf der Mauer; auch die Kirche St. Maria della pace und andere prangten mit ſeinen Werken.

An der Hand einer italiäniſchen Gattin kehrte Michael Coxcis endlich wieder in die Heimath zurück. Dieſe war eine eben ſo verſtändige als geiſtreiche Frau, welche durch ihr ſittliches Betragen ſich und ihm allgemeine Achtung erwarb. Sie hielt ſowohl durch Theilnahme an ſeinen Kunſtwerken als durch Bitten und Ermahnungen zu ſtetem Fleiße ihn an, und veranlaßte dadurch nach und nach die Erwerbung eines bedeutenden Vermögens. Nachdem ſie mehrere Jahre glücklich mit ihm verlebt hatte, ſtarb ſie, und Michael Coxcis wählte bald darauf unter ſeinen Landsmänninnen eine zweite Gattin, doch von minder ausgezeichneten Eigenſchaften. Dieſe zweite Ehe blieb kinderlos, aus der erſten aber hatte Michael einen Sohn, Namens Raphael, den er für die Kunſt bildete.

Dieſer ward zwar ein ganz guter Maler, doch gewiß kein Raphael, wozu der Vater ihn doch in der Taufe beſtimmt zu haben ſcheint. Wenige ſeiner Werke ſind auf die Nachwelt gekommen, dennoch erhielt er ſpäterhin eine Art von Berühmtheit durch ſeinen Schüler Caspar de Crayes, welcher zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts unter die damals vorzüglichſten in Flandern lebenden Maler gezählt ward.

Das erſte Gemälde, wodurch Michael Coxcis nach ſeiner Rückkunft aus Italien ſich berühmt machte, war ein großes Altarbild, ein gekreuzigter Chriſtus, im Schloß Halſenberg, wenige Meilen von Brüſſel, zu welchem alle Kunſtverſtändige und Künſtler aus Brüſſel hinzogen, um es mit freudiger Bewunderung zu betrachten. Eine Darſtellung des Todes der heiligen Jungfrau, auf dem Altar der Kirche St. Gallus in Brüſſel, war ebenfalls ein herrliches allbewundertes Werk unſers Meiſters, doch leider kam dieſes, ſo wie auch das vererwähnte, ſpäterhin während der niederländiſchen Unruhen in die Hände eines gewiſſen Thomas Werro, eines Kunſthändlers, der in jener traurigen Zeit die allgemein herrſchende Raubſucht und Unordnung benutzte, um dieſe und viele andere herrlichen Kunſtwerke umſonſt oder für ein Spottgeld zu erhalten, und ſie dann nach Spanien führte, wo man ſie mit Gold aufwog. Unzählbare Kunſtwerke wurden damals auf dieſe Weiſe den unglücklichen Niederlanden entführt, auch die beiden Seitengemälde, welche, Michael Corcis zu Bernhard von Delans Abbildung des Evangeliſten Lukas und der heiligen Jungfrau in der Kapelle der Malergilde zu Mecheln gemalt hatte, und die zu den beſten ſeiner Arbeiten gezählt wurden.

Während eines ſehr langen glücklichen Lebens gingen viele größere und kleinere Gemälde aus der Werkſtatt des fleißigen Meiſters hervor. So hatte er unter andern für die Marien-Kirche in Antwerpen einen heiligen Sebaſtian von ſeltner Schönheit gemalt, und eine Einſetzung des heiligen Abendmahls, welche den Altar der Kirche St. Gallus in Brüſſel ſchmückte. Überall ſtrebte man nach dem Beſitz ſeiner Werke, doch wollten Kunſtverſtändige ſeiner Zeit ſeinen früheren Arbeiten vor den ſpäter entſtandnen in mancher Hinſicht den Vorzug geben. Er ſelbſt hatte die innigſte Freude an ſeiner Kunſt, und bewahrte mehrere ſeiner Lieblings-Arbeiten, die er um keinen Preiß wegzugeben entſchloſſen war, in dreien Pallaſt-ähnlichen Häuſern, welche in Mecheln ſein Eigenthum waren, und einen Theil ſeiner großen wohlerworbnen Reichthümer ausmachten.

Mit leichtem feinen Pinſel wußte Michael Coxcis ſeinen Geſtalten etwas höchſt gefälliges und heitres zu verleihen, und obgleich man das kräftige naturgetreue Kolorit ſeiner großen Vorgänger wohl zuweilen vermiſſen könnte, ſo iſt es doch unmöglich, dem Zauber ſeiner leicht aufgetragnen hellen ſchönen Farben zu widerſtehen. Wie unbeſchreiblich reizend er ſeine weiblichen Geſtalten darzuſtellen, wie köſtlich er ſie zu ſchmücken wußte, beweiſen zwei Gemälde in der Boiſſeréeſchen Sammlung. Jedes von dieſen enthalt nur eine einzige Figur; das eine die Abbildung der heiligen Katharina, das andere die der heiligen Barbara, beide fürſtlich geſchmückt, mit Juwelen, Gold, Perlen und hellfarbigen glänzenden Gewändern. Nichts kann lieblicher ſeyn als dieſe beiden jugendlichen Köpfchen, beſonders das der heiligen Barbara; ein zarter durchſichtiger, leicht geſchlungner Schleier bildet ihren höchſt gefälligen Kopfputz. Eigne Erfindung bei der Darſtellung bedeutender Momente in ſeinen größern Kompoſitionen war indeſſen nicht die glänzendſte Seite dieſes ſonſt ſo trefflichen Meiſters. Oft bei der Zuſammenſtellung ſeiner Gruppen in Verlegenheit, half er ſich mit ſeinen aus Italien gebrachten Studien, mit Erinnerungen aus den Werken ſeiner dortigen berühmteſten Kunſtgenoſſen. Deshalb war er höchſt unzufrieden als Hieronymus Cock eine Sammlung Kupferſtiche nach Raphaels Werken herausgab, weil dadurch offenbar wurde, wie ſehr er dieſe, beſonders bei ſeiner Darſtellung der ſterbenden Maria, benutzt hatte.

Bei ſeinem großen Reichthum ward Michael Coxcis dennoch nicht läſſig im Erwerb und verſchmähte ihn ſelbſt im Kleinen nicht. So hatte er eine ihm eigne Art, eine weiße Wand von oben bis unten mit allerlei artigen Verzierungen zu bedecken, die er ſehr behende mit der Kohle hin zu zeichnen wußte, und ließ ſich durch kleine ihm angenehme Geſchenke leicht dazu bewegen.

Den Mangel an innerer, Alles belebenden Poeſie, der aus ſeiner Verlegenheit bei der Kompoſition größerer Gemälde hervorgeht, erſetzte bei ihm, wie bei ſo vielen ſonſt geiſtreichen Männern, ein leichtes ſchnelles Auffaſſungs-Vermögen, und eine große Fertigkeit, zwei ganz entgegengeſetzte Gegenſtände mit einander zu vergleichen. Sein heitrer Umgang ward deshalb von Vielen geſucht, doch auch von Vielen gefürchtet, denn er verletzte oft die, welche ihm nahten, durch ſcharfe beißende Reden und witzige Einfälle, die niemand ſchonten. Dieß erfuhr unter andern ein junger Maler, der, ſchwer beladen mit Zeichnungen und andern Kunſtwerken, aus Italien zurückkehrte, und die einheimiſchen Kunſtverwandten und Freunde einlud, ſie anzuſehen. Als er nun bei Vorzeigung ſeiner Schätze mehrmals über die Schwere der getragenen Laſt klagte, und wie wund ſie ihm auf dem langen Wege den Rücken gedrückt habe, wandte ſich Michael Coxcis plötzlich mit der Frage an ihn: Warum er ſie nicht lieber und bequemer im Buſen mit ſich getragen habe? Der junge Menſch erklärte ihm mit großer Naivetät: wie das Paket dazu viel zu groß geweſen ſey. So äuſſerlich hatte es der Meiſter freilich nicht gemeint, wie die Anweſenden zur Beſchämung des jungen Malers leicht einſahen.

Michael Coxcis erreichte in ununterbrochener Thätigkeit, in Glück und Wohlleben, die äußerſte Gränze des menſchlichen Lebens. Als geſunder rüſtiger Greis arbeitete er noch im fünf und neunzigſten Jahre an einem Gemälde im Stadthauſe zu Antwerpen, hatte aber das Unglück um dieſe Zeit eine Treppe herunterzufallen, und ſtarb an den Folgen davon im Jahr 1592.

Albrecht Dürer.

Ein günſtiges Geſchick bewahrte uns recht anziehende Notizen über die Eltern und die Jugend des großen edlen Meiſters, von ſeiner eignen Hand niedergeſchrieben, und ich freue mich um ſo mehr, mit ſeinen eignen Worten dieſe ſeinem Andenken gewidmeten Blätter beginnen zu können, da er ſelbſt in ihrer rührenden treuherzigen Einfalt gleichſam wie lebend vor uns ſteht, fromm und gut, einfach, Gott ergeben und arbeitſam, wie er es war und blieb, bis an ſein Ende.

„Ich Albrecht Dürer, der jüngere, hab zu-
„ſammengetragen aus meines Vaters Schriften,
„von wannen er geweſen ſey, wie er herkommen
„und blieben, und geendet ſeliglich, Gott ſey ihme
„und uns gnädig, Amen.“

Anno 1524.

„Albrecht Dürer der ältere iſt aus ſeinem Ge-
„ſchlecht geboren im Königreich zu Hungarn, nicht
„fern von einem Städtlein, genannt Jula, acht
„Meilen Wegs weit unter Wardein, aus einem

„Dorflein, zunächſt dabei gelegen, mit Namen „Eytas, und ſein Geſchlecht hat ſich genähret der „Ochſen und Pferde, aber meines Vaters Vater „iſt genannt geweſt Antoni Dürer, iſt Knabenweis „in das obgedachte Stadtlein kommen zu einem „Goldſchmidt, und hat das Handwerk bei ihm gelernet. Darnach hat er ſich verheirathet mit „einer Jungfrauen mit Namen Eliſabeth, mit der „hat er eine Tochter, Catharina und drei Sohne „geboren, den erſten Sohn, Albrecht Dürer, der „iſt mein lieber Vater geweſt, der iſt auch ein „Goldſchmidt worden, ein künſtlicher reiner „Mann. Darnach iſt Albrecht Dürer, mein lieber „Vater, in Teutſchland kommen, lang in Niederland geweſt, bei den großen Künſtlern, und auf „die lezt her gen Nürnberg kommen, als man gezehlet hat nach Chriſti Geburt 1455 Jahr, an „S. Loyen Tag, und an denſelben Tag hatte „Philipp Birkheimer Hochzeit auf der Veſten, und „war ein großer Tanz unter der großen Linden; „darnach hat mein lieber Vater, Albrecht Dürer, „dem alten Jeronymus Heller, der mein Ahnherr geweſen iſt, gedient eine lange Zeit, bis daß man nach Chriſti Geburt gezehlet hat 1467 Jahr, da hat ihm mein Ahnherr ſeine Tochter geben, eine hübſche gerade Jungfrau, Barbara, 15 Jahr alt, und hat mit ihr Hochzeit gehabt acht Tage vor Viti. Auch iſt zu wiſſen, daß meine Ahnfrau, meiner Mutter Mutter, iſt des Oellingers Tochter von Weiſſenburg geweſt, hat geheiſſen Kunigund, und mein lieber Vater hat mit ſeinem Gemahl, meiner lieben Mutter, dieſe nachfolgende Kinder gezeugt, das ſetz ich, wie er das in ſein Buch geſchrieben hat, von Wort zu Wort.“

Hiernächſt folgen die vom alten Dürer aufgezeichneten Familien-Nachrichten, Geburts-Tage, Namen und Pathen zweier Kinder, dann fährt er weiter fort den Geburts-Tag unſers Albrecht Dürer anzuzeigen.

„Item nach Chriſti Geburt 1471 Jahr in der ſechſten Stunde, an S. Prudentien-Tag, an einem Freytag in der Creuzwochen, gebahr mir meine Hausfrau meinen andern Sohn, zu

„dem war Gevatter **Antoni Koburger**, und nannt „ihn Albrecht nach mir.“

Nun folgen **wiederum Namen**, **Pathen** und Geburts-Tag von noch funfzehn Geſchwiſtern, auf die namliche Weiſe von dem Vater Albrecht Dürers treulich niedergeſchrieben, ein langes Namen-Regiſter, nach deſſen **Beendigung Albrecht** Durer der Sohn wieder die Feder ergreift.

„Nun ſind dieſe meine Geſchwiſterigt, meines „lieben Vaters Kinder, alle geſtorben, etliche in „der Jugend, die andern, ſo ſie erwachſen, allein „leben wir drei Brüder noch, ſo lang Gott will, „nämlich ich Albrecht, und mein Bruder Andreas, „desgleichen mein Bruder Hanns des Namens, „meines Vaters Kinder.“

„Item dieſer **Albrecht** Dürer, der ältere, hat „ſein Leben mit groſſer Müh, und ſchwerer harter „Arbeit zugebracht, und von nichten anders „Nahrung gehabt, denn **was er** vor ſich, ſein Weib „und Kind mit ſeiner Hand gewonnen hat, darum „hat er gar wenig gehabt. Er hat auch mancherlei „Betrübung, Anfechtung und Widerwartigkeit

„gehabt. Er hat auch von männiglich, die ihn „gekannt haben, ein gut Lob gehabt, denn er hielt „ein erbar Chriſtlich Leben, war ein gedultig Mann „und ſanftmüthig, gegen jedermann friedſam, und „er war feſt dankbar gegen Gott. Er hat ſich auch „nicht viel weltlicher Freud' gebraucht, er war auch „weniger Wort, hat nicht viel Geſellſchaft, und „ward ein Gottesfürchtiger Mann.“

„Dieſer mein lieber Vater hat großen Fleiß „auf ſeine Kinder, die auf die Ehr Gottes zu „ziehen, denn ſein höchſt Begehren war, daß er „ſeine Kinder mit Zucht wohl aufbrächt, damit ſie „vor Gott und den Menſchen angenehm würden, „darum war ſein täglich Sprach zu uns, daß wir Gott „lieb ſolten haben und treulich gegen unſerm „Nächſten handeln, und ſonderlich hatte mein Vater „an mir ein Gefallen, da er ſahe daß ich fleißig in „der Übung zu lernen war. Darum lies mich mein „Vater in die Schule gehen, und da ich ſchreiben „und leſen gelernt, nahm er mich wieder aus der „Schul, und lernet mich das Goldſchmid-Werk, „und da ich nun ſäuberlich arbeiten konnt, trug

„mich mein Luſt mehr zu der Malerei denn zu dem Goldſchmid-Werk. Das hielt ich meinem Vater für, aber er war nicht wohl zufrieden, denn ihm reuet die verlorne Zeit, die er mit Goldſchmid-Lehr hatte zugebracht, doch lies er mirs nach, und da man zählet nach Chriſti Geburt 1486 an S. Andreas-Tag verſprach mich mein Vater in die Lehr-Jahr zu Michael Wolgemut, drei Jahr lang ihm zu dienen. In der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernete, aber viel von ſeinen Knechten leiden muſte. Und da ich ausgedient hat, ſchickt mich mein Vater hinweg, und blieb vier Jahre auſſen, bis daß mich mein Vater wieder fordert. Und als ich im 1490 Jahr hinweg zog nach Oſtern, darnach kam ich wieder als man zählt 1494 nach Pfingſten. Und als ich anheims kommen war, handelt Hans Frey mit meinem Vater, und gab mir ſeine Tochter, mit namen Jungfrau Agnes, und gab mir zu ihr 200 Gulden, und hielt die Hochzeit, die war am Montag, vor Margarethe im 1494 Jahr. Darnach begab ſich aus Zufall daß mein Vater krank

„ward an der Ruhr, alſo, daß ihm die niemand „ſtellen möcht. Und da er den Tod vor ſeinen „Augen ſahe, gab er ſich willig drein, mit großer „Geduld, und befahl mir meine Mutter und befahl „uns göttlich zu leben.“

In dieſem treuherzig-einfachen Ton fährt Albrecht Dürer noch eine Weile in ſeinen Familien-Nachrichten fort, berichtet nähere Umſtände von dem ſeeligen Hinſcheiden ſeines frommen Vaters, erwähnt einiger Todesfälle in ſeiner Verwandſchaft, und erzählt zuletzt, wie er ſeine alte arme Mutter zwei Jahre nach dem Tode ſeines Vaters zu ſich ins Haus genommen, und ſie treulich gepflegt habe, beſonders in ihrer letzten langwierigen Krankheit, da ſie ein ganzes Jahr das Bette hüten mußte, bis auch ſie ſanft und ſelig entſchlief.

Albrecht Dürer hatte, da er in ſeinem ſechzehnten Jahre die Werkſtatt ſeines Vaters mit der Meiſters Michael Wolgemuts vertauſchte, ſich ſchon große Geſchicklichkeit erworben in den damals unter den Goldſchmieden üblichen künſtlichen Arbeiten, wie wir ſie noch jetzt an denen mit getriebnen

Figuren gezierten Bechern und anderem köſtlichen Silbergeräthe der Vorzeit in Kunſtkabinetten bewundern. Er hatte, zur großen Freude ſeines Vaters, und zur Bewunderung aller Verwandten und Bekannten, ſchon die ſieben Fälle des Leidens Chriſti in getriebner Silberarbeit ſehr ſchön und künſtlich ausgeführt, ſo daß es dem Vater allerdings leid ſeyn mußte, den hoffnungsvollen Sohn von der ſo wohl betretnen Bahn abgehen zu ſehen, und gewiß gehorte ſehr dringendes Bitten ſeines Lieblings dazu, um ſeine Einſtimmung zu dieſem bedenklichen Schritt zu erhalten. Doch ergab er ſich endlich, und trat mit ſeinem alten Freunde, dem berühmten Meiſter Martin Schön zu Kolmar, dem er am liebſten ſeinen Sohn anvertrauen mochte, deshalb in ſchriftliche Unterhandlungen; doch dieſer ſtarb vor Vollendung derſelben, und ſo entſchloß der alte Dürer ſich, ſeinen Albrecht dem damals berühmteſten Maler in Nurnberg, Michael Wolgemut, zu übergeben, wahrſcheinlich um ſo lieber, da er ihn auf dieſe Weiſe unter ſeinen Augen behielt.

Auf der Wanderſchaft, die Albrecht Dürer nach vollendeten Lehrjahren antrat, beſuchte er die berühmteſten, damals lebenden Maler, nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in den Niederlanden, lernte von ihnen mit dem Fleiß, der bis ans Ende ſeiner Tage ihn auszeichnete, und ſtudirte mit beſonderer Vorliebe die Werke Martin Schöns und Iſraels von Mecheln.

Nach vier Jahren kehrte er heim, ausgebildet an Leib und Geiſt, fromm, rein und gut, wie er vom väterlichen Hauſe ausgegangen war. Seine Probezeichnung, die er nach der Heimkehr in Nürnberg mit der Feder zeichnete, um nach damaligem Gebrauch unter die Meiſter aufgenommen zu werden, erhielt wegen ihrer ſeltnen und vollendeten Ausführung von allen Kunſtverſtändigen großes Lob, und erregte allgemeine Bewunderung, beſonders in Hinſicht auf die den Hintergrund bildende Landſchaft. Dieſe Zeichnung ſtellte einen Orpheus dar, dem, freilich proſaiſch genug, von den wüthenden Bachantinnen mit Knitteln übel mitgeſpielt wird. Leider iſt die Wahl dieſes Motifs als eine ſehr unglückliche Vorbedeutung auf ſeine bald darauf geſchloßne Ehe mit Agnes Frey anzuſehen, deren Vater, Hans Frey, ſich durch eben dieſe Zeichnung bewogen fühlte, ihm ſeine Tochter zuzuführen, da er ſie bei einem jungen Künſtler, der ſo zu beginnen wußte, für wohl verſorgt achtete. Das bösartige, geizige, zankſüchtige Weſen dieſer Frau vergällte Albrecht Dürers ganzes Leben und führte zuletzt das frühe Ende ſeiner Tage herbei.

Wenn wir den Zeitraum von ein und vierzig Jahren, vom erſten Tage an, da Albrecht Dürer der Kunſt ſich widmete, bis an ſeinen Tod, mit der Menge der uns von ihm erhaltnen Kunſtwerke vergleichen, und dabei bedenken, wie Vieles noch im Lauf von dreihundert Jahren für uns verloren gehen mußte, ſo wird der Fleiß des edlen Meiſters nicht minder unſre Bewunderung erregen, als die Kunſtwerke ſelbſt, deren ſeltne Vortrefflichkeit den hohen Genius beurkunden, der, vom Glück beſſer begünſtigt, und ohne die traurige Beſchränkung der Umgebungen, in denen er leben mußte, wahrſcheinlich neben Raphael und Johann van Eyck zu den höchſten Höhen der Kunſt ſich erhoben hätte.

Schon in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, kaum hundert Jahre nach Albrecht Dürers Tod, war es ſehr ſchwer, alle noch vorhandnen Blätter zuſammen zu bringen, die er in Holz geſchnitten, in Kupfer geſtochen, einige ſogar in Eiſen geäzt, oder in Zinn mit der Nadel geriſſen hatte, denn er verſuchte ſich gern und ohne zu ermüden in Allem wodurch er ſeine Kunſt zu vervollkommnen hoffte. Seiner damals noch vorhandnen Holzſchnitte zählt Sandrart dreihundert und zwölfe, ohne Kaiſer Maximilians große Ehrenpforte und die vier Triumphzüge zum Theurdank; von Kupferſtichen gibt er einhundert und ſechſe als ihm bekannt an. Und wie viele Handzeichnungen bereichern nicht noch die Mappen der Kunſtfreunde, wie viele Kruzifixe, Heiligen-Bilder und ähnliche Werke von Albrecht Dürer aus Holz und Elfenbein meiſterhaft gebildet, werden nicht noch, gleich Heiligthümern, in und auſſer Deutſchland in reichen Sammlungen aufbewahrt! Seine, zum Theil groſſen, figurenreichen Gemälde ſind noch der Stolz vieler Gallerien und Privat-Sammlungen, bei uns wie im Auslande;

gewiß fand eine nicht minder große Anzahl derſelben im Laufe der Zeiten ihren Untergang, und wahrſcheinlich liegt auch noch manches unerkannt, in Staub und Dunkel verborgen.

Auſſer der Übung ſeiner Kunſt beſchäftigte er ſich auch mit der Feder, und erwarb ſich als Schriftſteller ebenfalls Achtung und Ehre, ſo daß ſeine Werke in franzöſiſchen, lateiniſchen und italiäniſchen Überſetzungen auch im Auslande gar bald bekannt wurden. Er ſchrieb mehrere Werke über Geometrie, Perſpective, Proportion des menſchlichen Körpers, ſogar über einen ſeiner Kunſt ganz fremden Gegenſtand, über Fortifikation; welche Schrift 1527 unter dem Titel: „Etliche Underricht, zu Befeſtigung der Stätt, Schloß und Flecken,“ im Druck erſchien, nebſt einer Zueignung an den römiſchen König Ferdinand. Seine vier Bücher von der Bild- und Maler-Kunſt wurden von Paulo Galluci aus dem lateiniſchen ins italiäniſche überſetzt, und um ein fünftes Buch vermehrt. Dieſe Überſetzung ward im Jahr 1594 zu Venedig in Folio-Format gedruckt.

Wie hoch Albrecht Dürers Kunſtwerke auch in Italien geſchätzt wurden, wo damals mit ihm gleichzeitig Michael Angelo und Raphael Alles überſtralten, beweiſet des, gewiß gegen die Deutſchen nicht unpartheiiſchen Vaſari eignes Bekenntniß, daß der berühmte Kupferſtecher Marc Antonio ſechs und dreiſig von Albrecht Dürer in Holz geſchnittne kleine Paſſionsſtücke ſogar mit deſſen bekannten Namenszeichen nachahmte, und ſie als deſſen Arbeit verkaufte. Albrecht Dürer verklagte ihn deshalb, und brachte es dahin, daß er auf Befehl der Signoria wenigſtens das Zeichen in den Holzſtöcken weglöſchen mußte.

Albrecht Dürer war im Umgange mit Freunden und Bekannten einer der liebenswürdigſten Menſchen; noch jetzt gewinnt in ſeinem Bilde ſein edles, frommes, von langen, lichten, ſanft gekräuſelten Haaren umfloßnes Antlitz alle Herzen, und zeigt von der Milde und Reinheit des Geiſtes, der einſt dieſe Züge belebte. Er war der Stolz ſeiner Vaterſtadt, die ihn zum Beweiſe ihrer Achtung zum Mitglied des großen Raths erwählte. Alle ſeine Mitbürger vom größten zum kleinſten liebten ihn, die geiſtreichſten Männer ſeiner Zeit ſuchten ſeine Bekanntſchaft, ſeine Nähe, und Kaiſer und Könige zeichneten ihn ehrenvoll aus. Der König von England und viele Fürſten und Große belohnten freigebig den Fleiß, den er auf ihre Bildniſſe verwendet hatte, vor Allem aber hielt Kaiſer Maximilian ihn in hohen Ehren, ernannte ihn mit einem Jahrgelde von einhundert Gulden zu ſeinem Hofmaler, und belohnte überdem auch reichlich jede ſeiner Arbeiten in dieſem ſeinem Dienſt, in welchem nach Maximilians Ableben auch Kaiſer Karl der fünfte ihn beſtätigte.

Als Albrecht Dürer einſt in Kaiſer Maximilians Gegenwart auf einer Mauer etwas hinzeichnen wollte, wankte die Leiter, auf welcher der Meiſter ſtand, und der Kaiſer hieß einem ſeiner naheſtehenden Edelleute die Leiter zu halten. Dieſer aber zog ſich etwas zurück, und winkte einem in der Entfernung ſtehenden Diener, an ſeiner Stelle dieſen Dienſt zu verrichten, den er unter ſeiner Würde hielt. Der Kaiſer ward dieß gewahr, und ſtellte ſogleich den Edelmann deshalb zur Rede, und als dieſer einige auf ſeinen Rang Bezug habende Gründe vorbrachte, erzürnte ſich der Kaiſer noch mehr, — „Albert iſt wohl mehr als ein Edelmann wegen Fürtrefflichkeit ſeiner Kunſt,“ — ſprach er, — „denn ich wohl aus einem Bauern einen Edelmann, aber nicht gleich von einem Edelmann einen Künſtler machen kann.“ — Auch gab er von Stunde an dem Albrecht Dürer ein adliches Wappen, drei ſilberne Schilde im blauen Felde, für ſich und ſeine Zunft.

Mehr aber als alle Ehrenbezeugungen, die ihm entgegen kamen, tröſtete Albrecht Dürer die treue Anhänglichkeit ihm herzlich ergebner Freunde, bei ſeinem, wirklich ſehr ſchweren häuslichen Ungemach, an der Seite der unerträglichen Frau, mit der er in kinderloſer Ehe leben mußte. Mehrere durch Herz und Geiſt ſich auszeichnende Männer ſchloſſen im traulichſten Verein ſich ihm an, und ſuchten jede Noth und Sorge ihm wenigſtens zu erleichtern. Unter dieſen befand ſich Doctor Johann Aegidius Ayrer; ein warmer Freund der Kunſt, dem Albrecht Dürer ſeine Freundlichkeit und manche ihm erzeigte

Gefälligkeit dadurch belohnte, daß er ihm bei Anlegung und Ordnung ſeiner bedeutenden Sammlungen kräftig beiſtand. Doch der eigentliche, bis an ſeinen Tod ihm ergebne Freund ſeines Herzens war der geiſtreiche und gelehrte Nürnberger Rathsherr Bilibald Pirkheimer. Dieſer beſaß ſein ganzes Vertrauen, und half ihm auch aus mancher beklemmenden Noth; denn unerachtet aller ſeiner Arbeit war dennoch im Hauſe des durchaus uneigennützigen Meiſters nie Überfluß, wohl aber zuweilen Sorge und Mangel zu finden. Im vertrauten Umgange mit dieſem ſeinem Freunde, war es auch wohl, daß Albrecht Dürer auf Luthers damals hervortretende Erſcheinung zuerſt aufmerkſam wurde. Beide laſen alle damals von dieſem erſcheinende Schriften, welche ganz Deutſchland in Bewegung ſetzten, theilten einander ihre Bemerkungen mit, und gelangten mit einander zu einer Überzeugung, die beider durch Übermuth des Pfaffenthums aufgeregtes Gemüth der neuen Lehre endlich zuwendete; Pirkheimer ergab ſich ihr mit der Überlegung des Weiſen, der Jedes von allen Seiten betrachtet ehe er es für gut erkennt, und kam ſpäterhin in mancher Hinſicht auf andre Gedanken, wie aus einem von ihm bald nach Albrecht Dürers Tode geſchriebnen merkwürdigen Briefe hervorgeht, aber Albrechts Künſtler-Natur ergriff mit feuriger Begeiſterung, was ſeinem hellen Auge im ſtralenden Glanz der Wahrheit erſchienen war, ohne ſich je wieder davon abwenden zu laſſen.

Im Jahr 1506 unternahm Albrecht Dürer eine Kunſtreiſe nach Venedig. Er ward dort von Vielen freundlich empfangen, und führte mehrere Kunſtaufträge, die er erhielt, ehrenvoll aus. Wie fröhlich er, fern von ſeinem häuslichen Elend, unter einem ſchönen Himmel ſeyn konnte, beweiſ't eine Reihe Briefe, welche er an ſeinen Freund Pirkheimer von Venedig aus ſchrieb, deren mitunter zu derb luſtiger Ton aber freilich nicht mehr in unſere Zeit paſſen will. Zur beſſern Darſtellung ſeiner Lage, ſowohl daheim als in ſeinem damaligen Aufenthalt, hebe ich nur ein paar Stellen aus dieſen Briefen aus.

„Wollt Gott daß ich euch großen Dienſt könnt, „denn das wollt ich mit Freuden ausrichten, denn

„ich erkenn daß Ihr mir viel thut, und ich bitt „euch habt Mitleiden mit meiner Schuld, ich ge„denk daran öfter denn Ihr. Alsbald Gott mir „heim hilft ſo will ich euch erbarlich zahlen mit „großem Dank, weil ich hab den Teutſchen zu „malen ein Tafel, davon geben ſie mir 110 Gulden „rheiniſch. Darauf geht mit fünf Gulden Koſtung. „Die werd ich noch in acht Tagen verfertigen mit „weißen (gründen) und ſchaben, ſo will ich ſie „von Stund anheben zu malen, wenn ſie mag, ſo „Gott will, ein Monat nach Oſtern auf dem Altar „ſtehn. Das Geld hoff ich, wenn Gott will, all „zu erſparen, wenn ich gedenk ich dürf der Mutter „noch dem Weib alsbald kein Geld ſchicken u. ſ. w.“

„Venedig an der heil. drei Könige Tag im „Jahr 1506.“

Die in dieſem Briefe erwähnte Tafel war ein heiliger Bartholomäus, für den damaligen Verein deutſcher Kaufleute in Venedig, und ſchmückte einen Altar in der dem deutſchen Hauſe zunächſt liegenden Kirche. Mit großer Mühe kam Kaiſer Rudolph ſpäterhin zum Beſitz dieſes Gemäldes, indem er ſich erbot, jede Summe, welche die Kirche nur immer dafür fordern möchte, zu zahlen. Auf das ſorgfältigſte eingepackt, ward es hierauf nach des Kaiſers eigner Veranſtaltung durch vier ſtarke Männer auf den Schultern von Venedig bis Prag getragen, damit das koſtbare Gemälde nicht durch das Rütteln eines Wagens unterwegs Schaden litte.

In einem andern Briefe ſchreibt Albrecht Dürer an Bilibald Pirkheimer:

,,Ich wollt daß Ihr hie zu Venedig wärt. Es ,,ſind ſo viel artiger Geſellen unter den Welſchen, ,,die ſich je länger je mehr zu mir geſellen, daß es ,,einem am Herzen ſanft ſollt. Denn vernünftig ,,gelehrt gut Lautenſchleger, Pfeiffer, verſtändig ,,im Gemäle, und viel edles Gemüth, rechte ,,Tugends von Leuten, und thun mir viel Ehr und ,,Freundſchaft. Dagegen ſind Ihr auch der untreuſten verlogen diebiſch Böſewichter da, Ich glaub ,,daß ſie auf Erdreich nit ſo leben, und wenns ,,einer nit wüßt, ſo gedächt er es wären die artigſten Leut die auf Erdreich wären. Ich muß ihn ,,ſelbſt lachen, wenn ſie mit mir reden, ſie wiſſen

„daß man ſolch Boßheit von ihnen weiß, aber ſie
„fragen nie darnach. Ich hab viele guter Freund
„unter den Welſchen, die mich warnen, daß ich
„mit ihren Malern nicht eß und trink, auch ſind mir
„ihrer viel feind, und machen (kopiren) mein Ding
„in Kirchen ab, und wo ſie es mögen bekommen;
„noch ſchelten ſie es, und ſagen es ſey nit antikiſch
„Art, dazu ſey es nit gut; aber Sambellinus
„(Gian Bellino, auf venetianiſch Zan Belin, Tizians
„großer Lehrer) der hat mich vor viel Gentilemen
„faſt ſehr gelobt. Er wollt gern etwas
„von mir haben und iſt ſelber zu mir gekommen und
„hat mich gebeten, er wolls wohl zahlen. Und
„ſagen mir die Leut alle, wie es ſo ein frommer
„Mann ſey, daß ich ihm gleich günſtig bin. Er iſt
„ſehr alt und iſt noch der Beſte im Gemale u. ſ. w.
„Geben zu Venedig neun Uhr in die Nacht, am
„Samſtag nach Lichtmeß im 1506 Jahr.“

Von Venedig aus machte Albrecht Dürer eine Ausflucht nach Bologna; „Um Kunſt willen,“ ſchreibt er, „in heimlicher Perſpektive, die mich
„einer lernen will, da werd ich ungefehr in acht

„oder zehn Tagen auf ſeyn gen Venedig wieder zu
„reiten, darnach will ich mit dem nächſten Boten
„kommen. O wie wird mich nach der Sonne
„frieren! hier bin ich ein Herr, daheim ein Schma-
„rotzer."

In Bologna ward er von den dortigen Malern wie zuvor in Venedig ehrenvoll empfangen, und langte wahrſcheinlich erſt im Spätherbſt deſſelben Jahres wieder in Nürnberg an, wo er in ununterbrochnem Fleiß das gewohnte Leben von neuem begann. Lange gefühlte Liebe und Bewunderung, noch erhöht durch die unſterblichen Werke Raphaels, welche ihm wahrſcheinlich in Venedig und Bologna zu Geſichte gekommen, trieben ihn jetzt unwiderſtehlich, dieſem hohen Meiſter zu ſchreiben und ihm ſein eignes Bildniß zu überſenden; eine Zeichnung, die er höchſt kunſtreich, ohne alles aufgeſetzte Licht, mit täuſchender Wahrheit ausgeführt. Beides langte glücklich in Rom an, und Raphael erkannte mit Freuden den ihm verwandten Genius, deſſen Ruhm gewiß ſchon früher bis zu ihm gedrungen war. Er nahm das Schreiben wie die Gabe dankbar und freundlich auf, und erwiederte beides, mit einem liebevollen Briefe und mit Zeichnungen von ſeiner Hand zum Gegengeſchenke.

Inniges Verlangen, die großen Meiſter der Niederlande und ihre Werke zu ſehen, bewog Albrecht Dürer vierzehn Jahre ſpäter nochmals ſeine Heimath zu verlaſſen und das Land zum zweitenmale zu beſuchen, wo er früher muthig und ſorglos den Weg zum Ziele begonnen. Jetzt war das freilich viel anders, ſein Weib begleitete ihn mit ihrer Magd Suſanne, und ſo ging Alles viel ſchwerfälliger als damals, da dem fröhlichen, lehrbegierigen Jüngling Welt und Kunſt im Morgenroth des Lebens entgegen lächelten.

Von dieſer ſeiner Reiſe iſt der größte Theil ſeines ſehr ſorgfältig geführten Tagebuchs bis auf unſre Zeit gekommen, aus welchem ich hier die mir am merkwürdigſten ſcheinenden Stellen dem Leſer mittheile, da das Ganze, bei aller ſeiner naiven Anmuth und herzlichen Einfachheit doch wohl zu viel Raum erfordern möchte. Herr von Murr hat es im ſiebenten Theil des Journals zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Litteratur, welches er im Jahr 1779 zu Nürnberg herausgab, abdrucken laſſen.

Anno 1520.

,,Am Pfingſttag nach Kiliani hab ich Albrecht Dürer auf mein Verkoſt und Ausgeben mich mit meinem Weib von Nürnberg hinweg in das Niederland gemacht, und da wir deſſelben Tags auszogen durch Erlang, da behaußten wir zu Nachts zu Baiersdorf, und verzehrten daſelbſt drei Batzen minder ſechs Pfennig u. ſ. w.''

,,Darnach fuhren wir gen Antorff (Antwerpen), da kam ich in die Herberg, zum Jobſt Plankfeld, und denſelben Abend lud mich der Fugger Factor mit Namen Bernhard Stecher, gab uns ein köſtlich Mal. Aber mein Weib aß in der Herberg, und dem Fuhrmann hab ich für unſer drei Perſonen zu führen gegeben drei Fl. an Gold.''

,,Am Sonntag war auch Sanct Oswaldtag, da luden mich die Maler auf ihr Stuben, mit meinem Weib und Magd, und hatten alleding mit Silbergeſchirr, und andern köſtlichen Gezier

,,und überköſtlich Eſſen. Es waren auch ihre Weiber
,,alle da, und da ich zu Tiſche geführt ward, da
,,ſtund das Volk auf beiden Seiten, als führe man
,,einen großen Herrn. Es waren auch unter ihnen
,,gar trefflich Perſonen, von Mannen, die ſich all
,,mit tieſen Neigen auf das allerdemüthigſt gegen
,,mir erzeigten, und ſie ſagten ſie wollten alles das
,,thun, als viel möglich, was ſie wüßten das mir
,,lieb wäre. Und als ich alſo ſaß, da kam der
,,Herren von Antorff Rathsboth mit zweien Knech-
,,ten, und ſchenket mir von der Herren von Antorff
,,wegen vier Kannen Wein, und ließen mir ſagen,
,,ich ſolle hiemit von ihnen verehret ſeyn, und ihren
,,guten Willen haben. Deß ſagte ich ihnen unter-
,,thänigen Dank, und erbot meine unterthänige
,,Dienſt. Darnach kam Meiſter Peter, der Stadt
,,Zimmermann, und ſchenket mir zwei Kannen
,,Wein, mit Erbietung ſeinen willigen Dienſt. Alſo
,,da wir lang frohlich bei einander waren, und ſpat
,,in die Nacht, da belaithen ſie uns mit Windlich-
,,tern gar ehrlich heim, und baten mich ich ſoll ihren
,,guten Willen haben, und annehmen, und ſollt

,,machen was ich wollt, darzu wellten ſie mir ,,allbehülflich ſeyn. Alſo dankte ich ihnen, und ,,legte mich ſchlafen.''

,,Auch bin ich geweſt in Meiſter Quintines ,,(Quintin Meſſis) Haus. Aber ich bin geweſen ,,auf ihren groſſen drei Schieſſplätzen, ich hab geſſen ,,ein köſtlich Mal, mit dem Staber. Aber ein ,,ander mal mit dem Factor von Portugall, den ,,hab ich mit der Kohlen konterfeit, mehr hab ich ,,meinen Wirth konterfeit, item Jobſt Plankfeld, ,,der hat mir geſchenkt ein Zinken weiß Korallen.''

,,Item Sebaldt Fiſcher hat mir zu Antorff ab- ,,kauft ſechzehn kleiner Paſſion pro 4 fl., mehr 32 ,,Bücher pro 8 fl., mehr 6 geſtochne Paſſion pro ,,3 fl., mehr 20 halbe Bogen aller Gattung gleich ,,durch einander pro 1 fl. Item meinem Wirth hab ,,ich zu kaufen geben auf ein Tüchlein ein gemalt ,,Marienbild um 2 fl. rheiniſch u. ſ. w.''

,,Item am Sonntag nach Bartolomäi bin ich ,,von Antorff mit Herr Tomaſin gen Mecheln ge- ,,fahren, da lagen wir über Nacht, da lud ich ,,Meiſter Konrad und ein Maler mit ihm, zu Nacht-

„eſſen, und dieſer Meiſter Konrad iſt der gut „Schnitzer, der dienet Frau Margareth des Kaiſer „Maximilians Tochter, desgleichen ich kein geſehen „hab. Von Mecheln fuhren wir durch das Städt„lein Wilßwart, und kamen am Montag gen „Brüſſel zu Mittag u. ſ. w.“

„Ich hab geſehen zu Brüſſel im Rathhaus in „der gulden Kammer, die vier gemalten Materien „die der groß Meiſter Rudiger (Rogier van der „Weyde) gemacht hat.“

„Auch hab ich geſehen die Ding die man dem „König auß dem neuen gulden Land (Mexico) hat „gebracht, eine ganz guldene Sonnen, einer ganzer „Klafter breit, desgleichen ein ganz ſilberner Mond, „auch alſo groß, desgleichen von allerlei ihrer „Waffen, Harniſch, Geſchütz, und allerlei wunder„barlicher Ding zu menſchlichen Brauch, das da „viel ſchöner zu ſehen iſt als Wunderding. Dieſe „Ding ſind alle köſtlich geweſen daß man ſie beſchazt „hundert tauſend Gulden werth. Und ich hab aber „all mein Lebtag nichts geſehen das mein Herz alſo „erfreut hat, als dieſe Ding. Denn ich hab darin

„geſehen wunderliche künſtliche Ding, und hab mich
„verwundert der ſubtilen Ingenio der Menſchen in
„fremden Landen.“

„Item Madonna Margarethe (die Statthal-
„terin) die hat zu Brüſſel nach mir geſchickt, und
„mir zugeſagt ſie woll meine Beförderin ſeyn gegen
„König Karl, und hat ſich ſonderlich ganz tugend-
„lich gegen mich erzeigt. Hab ihr mein geſtochnen
„Paſſion geſchenkt, desgleichen ein ſolchen ihrem
„Pfenning-Meiſter mit Namen Jan Marini, und
„hab ihn auch mit den Kohlen konterfeit. Item
„als ich bin geweſt in des von Naſſau Haus, da
„hab ich geſehn das gut Gemähl in der Kapellen
„das Meiſter Hugo (Hugo van der Goes) gemacht
„hat.“

„Item Meiſter Bernhardt (Bernhard von
„Delay) hat mich geladen, der Maler, und hat
„ein ſolch köſtlich Mahl zugericht, das ich nit
„glaub daß erzeugt ſei mit zehn Gulden. Dazu
„haben ſich von ihm ſelbs geladen mir gut Geſell-
„ſchaften zu leiſten, der Frau Margareth Schatz-
„meiſter den ich konterfeit hab, und des Konigs

„Hofmeiſter mit Namen der Meteni, und der Stadt Schatzmeiſter mit Namen von Pusſtadis, dem ſchenket ich ein Paſſion in Kupfer geſtochen, und er hat mir wieder geſchenkt eine ſchwarze ſpaniſche Taſchen drei Gulden werth. Und Erasmo Rotterdammo hab ich auch ein Paſſion geſchenkt in Kupfer geſtochen, der iſt des Boniſius Sekretarius.“

„Item hab Meiſter Bernhardt (von Delay) der Frau Margareth Maler mit der Kohlen konterfeit. Ich habe den Erasmum Roterodam noch einmal konterfeit. Ich hab dem Lorenz Starken geſchenkt ein ſitzenden Hieronymum und die Melancholey, und hab mein Wirthin Gevatterin konterfeit. Item ſechs Perſon haben mir nichts geben die ich zu Brüſſel hab konterfeit. Ich hab ausgeben für zwei Püffelhörner drei Stüber, ein Stüber für zween Eulenſpiegel.“ (Ein jetzt faſt unbezahlbares Blatt von Lukas von Leyden.)

„Alſo bin ich am Sonntag nach S. Gilgentag mit Herr Tomaſin gen Mecheln gefahren, und hab Urlaub von Herrn Hans Ebner genommen, und

„er hat vor die Zehrung, ſolang ich bei ihm geweßt,
„nichts wollen nehmen, ſieben Tag, von des Hans
„Geuders wegen. Ein Stüber hab ich des Wirths
„Knecht zuletzt geben. Ich hab mit der Frau
„von Neukirchen zu Nacht geſſen, und bin von
„Mecheln früh am Montag gen Antorff gefahren,
„und ich aß früh mit Portugales, der ſchenket mir
„drei Porgolana (Majolika Schalen) und der Ru-
„derigo ſchenket mir etlich Federn, Calekutiſch (in-
„dianiſch) Ding."

„Item des Raphaels von Urbins Ding iſt nach
„ſein Todt alles verzogen, aber ſeiner Diſcipuln
„einer mit Namen Thomas Polonier, ein guter
„Maler, der hat mich begehrt zu ſehen, ſo iſt er
„zu mir kommen, und hat mir ein gulden Ring ge-
„ſchenkt, antica, gar mit ein guten geſchnitten
„Stein, iſt fünf Gulden werth, aber mir hat man
„zwiefach Geld dafür wollen geben."

Die Sprache des Tagebuchs iſt von hier an durch Herrn von Murr etwas moderniſirt.

„Verehrte Frau Margareten, Karl des fünf-
„ten Schweſter, ein Exemplar aller meiner Kupfer-

ſtiche und Holzſchnitte. Verfertigte ihr zwo Zeichnungen auf Pergament, und für ihren Leibarzt einen Riß zu einem Hauſe."

„Dem Thomas Polonius alle meine Werke gegeben, die nach Rom geſchickt wurden um dafür Raphaeliſche Sachen zu bekommen. Polonius verfertigt mein Bildniß um es mit nach Rom zu nehmen."

„Am Donnerſtag nach Michaelis fuhr ich nach Aachen. Am 23. October ſah ich die Krönung Kaiſer Karls. Am Freytag vor Simon und Juda verließ ich Aachen und kam nach Löwen; am Sonntag nach Köln, wo ich ein Tractat Doctor Luthers um fünf Weißpfennige kaufte, und gab ich ein Weißpfennig für die Condemnation Lutheri des frommen Mannes. In Brüſſel, Aachen und Köln hatte ich frei Quartier bei den drei Nürnbergiſchen Herren Krongeſandten, Leonhard Groland, Hans Ebner und Nikolaus Haller. In Köln ſah ich am Sonntage nach Allerheiligen Kaiſer Karls Fürſtentanz und Banquet (darnach machte er eine Zeichnung die in Holz geſchnitten iſt). Am Montag nach Martini erhielt ich von Kaiſer Karln die Beſtätigung als kaiſerlicher Hofmaler.“

„An unſer Frauen Abend reiſete ich nach Seeland. Sebaſtian Imhof lieh mir fünf Gulden. Wir mußten die erſte Nacht vor Anker liegen. Samſtag konterfeite ich ein Mädchen in ihrer Tracht. Kam nach Mittelburg, ſah in der Abtei Johann's de Mabuſe große Tafel; iſt beſſer gemalt als gezeichnet.“

„Kam am Freytag nach Lucia wieder nach Antwerpen zu Jobſt Plankfeld.“

Anno 1521.

„Am Samſtag nach Oſtern mit Hans Lieber von Ulm und Jan Plos, einem guten Maler von Brügge gebürtig, nach Brügge gefahren.“

„Sah in Kaiſers Hauſe Rüdigers (Rogiers van Brügge) gemalte Kapelle, und Gemälde von einem großen alten Meiſter (wahrſcheinlich Hemling). Bei St. Jakob köſtliche Gemälde von Rüdiger und Hugo (van der Goes) den großen Meiſtern. Sah das Marienbild von Alabaſter zu unſrer Frauen, das Michael Angelo gemacht

„hat. Sah alle gute Gemälde des Johannes (van „Eyck) und anderer in der Kirchen, und in der „Malerkapelle. Gaben mir ein großes Banquet „auf ihrer Stube zu Nacht, und beſchenkten mich. „Jakob und Peter Meſtaert, die Rathsherren „ſchenkten mir zwölf Kannen Wein, und die ganze „Geſellſchaft von ſechzig Perſonen begleiteten mich „mit Windlichtern heim.“

„Kam nach Gent. Der Dechant von den „Malern und die vorderſten empfingen mich herrlich „und aßen mit mir zu Nacht. Am Mitwoche frühe „führten ſie mich auf den hohen St. Johannisthurm. „Sahe des Johannes Tafel (van Eycks berühmtes „Gemälde) das iſt ein überköſtlich, hochverſtändig „Gemäld, und ſonderlich die Eva, Maria, und „Gott der Vater ſind faſt (ſehr) gut.“

„Sah die Löwen, und zeichnete einen mit „dem Steffte. Die Maler mit ihrem Dechant haben „mich nicht verlaſſen, haben zu Morgens und Nachts „mit mir geſſen und alle Ding bezahlet. Fuhr am „Dienſtag frühe wieder nach Antwerpen.

Folgendes iſt wieder ganz unverändert im Styl

Albrecht Dürers. Der ganze Aufſatz aber ſo rührend und herzergreifend, daß ich mich nur mit Mühe entſchließen konnte, ihn, als doch nicht ganz hieher gehörig, nur theilweiſe mitzutheilen.

„Item am Freytag nach Pfingſten im 1521
„Jahr kam mir Mähr gen Antorff, daß man Martin
„Luther ſo verrätherlich gefangen hatt, denn da
„ihm des Kaiſers Karols Herold mit dem kaiſer-
„lichen Geleit war zugeben, dem war er vertrauet,
„aber ſo bald ihn der Herold bracht bei Eiſenach in
„ein unfreundlich Ort, ſagt er dörfte ſein nit mehr,
„und ritt von ihm. Alsbald waren zehn Pferd da,
„die führten verrätherlich den verkauften frommen,
„mit dem heiligen Geiſt erleuchteten Mann hinweg,
„der da war ein Nachfolger des wahren chriſt-
„lichen Glaubens, und lebt er noch oder haben
„ſie ihn gemördert, das ich nit weiß, ſo hat er
„das gelitten um der chriſtlichen Wahrheit willen,
„und um daß er geſtraft hat das unchriſtliche
„Papſtthum.“ — — —

„Und ſonderlich iſt mir noch das ſchwereſt,
„daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falſchen

„blinden Lehr will laſſen bleiben, die doch die Menſchen, die ſie Väter nennen, erdicht und aufgeſetzt haben, dadurch uns das köſtlich Wort an viel Enden fälſchlich ausgelegt wird, oder gar nit fürgehalten."

„Darum ſehe ein jeglicher, der da Martinus Luther Lehre lieſt, wie ſein Lehr ſo klar durchſichtig iſt, ſo er das heilige Evangelium führt. Darum ſind ſie in großen Ehren zu halten, und nit zu verbrennen, es wäre denn daß man ſein Widerpart, die allezeit die Wahrheit widerfechten, ins Feuer würf mit allen ihren Opinionen, die da aus Menſchen Götter machen wollen. Aber doch iſts gut, daß man wieder neuer lutheriſcher Bücher Druck hatt. O Gott iſt Luther todt, wer wird uns hinfür das heilig Evangelium ſo klar fürtragen? Ach Gott, was hätt er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren ſchreiben mögen! O ihr alle fromme Chriſtenmenſchen, helft mir fleiſſig beweinen dieſen gottgeiſtigen Menſchen, und Gott bitten daß er uns einen andern erleuchten Mann ſende. O Erasme Roterodame wo wilt du blei-

„ben? ſieh, was vermag die ungerechte Tirannei
„der weltlichen Gewalt, der Macht der Finſterniß?
„Hör du Ritter Chriſti, reuth hervor neben dem
„Herrn Chriſtum, beſchütz die Wahrheit, erlang
„der Märtirer Kron, du biſt doch ſonſt ein alt
„Mennikēn (Männchen). Ich hab von dir gehört,
„daß du dir ſelbſt noch zwei Jahr zugeben haſt,
„die du noch tügeſt etwas zu thun, dieſelben leg
„wohl an, dem Evangelium und dem wahren chriſt-
„lichen Glauben zu gut. — — — O Erasme
„halt dich hin, daß ſich Gott dein rühme, wie vom
„David geſchrieben ſteht, denn du magſts thun,
„und fürwahr du magſt den Goliath fällen.“

Nach dieſer Erleichterung ſeines frommen, ſorgenerfüllten Herzens führt Albrecht Dürer nach gewohnter Weiſe ſein Tagebuch weiter fort.

„Item am achten Tag nach Corpus Chriſti
„bin ich gen Mecheln mit den Meinen zu Frau
„Margareth gefahren. Bin zur Herberg geweßt
„zum golden Haupt, bei Meiſter Heinrich, Maler,
„da haben mich zu Gaſt geladen in meiner Herberg

„die Maler und Bildhauer, haben mir große Ehre gethan in ihrer Verſammlung.“

„War bei Frau Margareth, ließ ihr meinen Kaiſer ſehen, und wollt ihr denſelben verehren, ſie nahm ihn aber durchaus nit an. Am Freytage zeigte ſie mir alle ihre ſchöne Sachen, darunter ſahe ich bei vierzig kleine Täfelein von Ölfarben, ſo ſchön, daß ich dergleichen nie geſehen hab. Bat Frau Margareth um Meiſter Jakobs (Jakob Cornelis, Schorrels Lehrer) Büchlein, ſie ſagte aber ſie hätte es ihrem Maler (Bernhard von Delay) zugeſagt. Sah auch eine ſchöne Bibliothek.“

„Bin am Samſtag von Mecheln gen Antorff kommen. Mich hat zu Gaſt geladen Meiſter Lucas, der in Kupfer ſticht, iſt ein klein Männlein und bürtig von Leyden aus Holland, der war zu Antorff.“

„Den Bernhard Stecher und ſein Weib konterfeit, und Meiſter Lucas mit dem Stefft.“

„Ich hab in allem meinem Machen, Zehrungen, Verkaufen, und anderer Handlung Nachtheil gehabt in Niederland, in all meinen Sachen, gegen großen und niedern Ständen, und ſonderlich hat

„mir Frau Margareth für das ich ihr geſchenkt und „gemacht hab, nichts geben."

„Alexander Imhoff lieh mir hundert Gold„gulden, an unſrer Frauen Abend als ſie über das „Gebirg geht, 1521, darum hab ich ihm geben „mein verſiegelte Handſchrift, daß er mir die zu „Nürnberg antwerten laß, ſo will ich ihm die „wieder zu Dank zahlen."

„Am unſrer Frauen Heimſuchung, da ich gleich „weg von Antorff wollte, da ſchicket der König von „Dännemark zu mir (Chriſtian der zweite), daß „ich eilend zu ihm käm, und ihn konterfeiet, das „thät ich mit der Kohlen, und ich konterfeiet auch „ſein Diener Antony, und ich mußt mit dem König „eſſen, erzeugt ſich gnädiglich gegen mich."

„Am Tage nach unſrer Frauen Heimſuchung „nach Brüſſel gefahren auf dem Schiff des Königs „von Dännemark, dem ich die beſten Stücke meines „Kunſtdrucks verehrte."

„Item hab geſehen wie das Volk zu Antorff „ſich ſehr verwundert hat, da ſie den König von „Dännemark ſahen, daß er ſo ein mannlich ſchön

„Mann war, und nur ſelb dritt durch ſeiner Feinde
„Land kommen. Ich hab auch geſehen, wie ihm
„der Kaiſer von Brüſſel entgegen geritten, und ihn
„empfangen, ehrlich mit großem Prange. Dannach
„hab ich geſehen das ehrlich köſtlich Bankett, das
„ihm der Kaiſer und Frau Margareth gehalten hat
„am andern Tag.“

„Item am Sonntag vor Margaretha hielt der
„König von Dännemark ein groß Bankett dem
„Kaiſer, Frau Margarethen und Königin von
„Spanien; und lud mich, und ich aß auch darauf.
„Ich hab zwölf Stüber für des Königs Futteral
„geben, und ich hab den König von Olfarben kon-
„terfeit, und er hat mir dreißig Gulden geſchenkt.“

„Item am Freitag frühe von morgens bin ich
„von Brüſſel ausgefahren, fuhren am Sonntag
„fruhe gen Ach. u. ſ. w.“

Ich habe mir beim Abſchreiben dieſer Stellen aus Albrecht Durers Tagebuch nur einige Veränderung der Orthographie erlaubt, die mir des leichtern Verſtehens wegen nothwendig dünkte. Nicht nur des Verfaſſers wegen, ſondern auch als merkwürdiges Bild des bürgerlichen Lebens jener Zeit, müſſen jene Blätter Aufmerkſamkeit und Theilnahme erregen. Wir ſchelten die Sitten jener Tage roh und ungebildet, ſie waren es auch in vieler Hinſicht, und doch ſpricht die regſte Theilnahme an allem Großen und Schönen aus der Art wie Fürſten, Edelleute und Bürger die beſcheidne anſpruchsloſe Erſcheinung des großen Meiſters überall aufnahmen, und ihm ſelbſt ſogar fürſtliche Ehre erzeigten.

Wie gern er lebte, welche wahrhaft kindliche Freude er an allem hatte, was Gutes und Schönes ihm widerfuhr, geht aus dem Ganzen noch viel deutlicher hervor, als dieſer Auszug es darſtellen kann. Mit großer Gemüthlichkeit führt er viele, größtentheils ihm zu Ehren gegebne Bankette, auch einige Maskenzüge an; auch kommen mit unter einige im Spiel gewonnene oder verlorne Gulden und Stüber vor, denn über Einnahme und Ausgabe hielt er ſehr ordentlich Rechnung. Dennoch war er gern freigebig, wie alle heitre Naturen: faſt verſchwenderiſch theilte er überall ſeine Kunſtwerke nach allen Seiten aus, doch heißt es auch einmal:

„Ich machte viel Sachen, den Leuten zu gefallen, aber das wenigſt ward mir bezahlt.“ Da ſeine grämliche Frau ſich gleich häuslich in Antwerpen niederlies, Waſchzuber, Blasbalg und Schüſſelnapf ſich kaufte, für ſich und ihre Magd ſelbſt kochte und wuſch, und ihn nach der damaligen Sitte wenig auſſerhalb dem Hauſe zu Gaſtmälern und Feſten begleitete, ſo behielt er Freiheit und fröhlichen Muth; machte auch all die kleinen Reiſen von Antwerpen aus, ohne ihre läſtige Begleitung. Geſchenke an Wein, Konfituren, und koſtbarem Seidenzeuge, die ſie ſeinetwegen erhielt, und die er alle ſorgfältig in ſeinem Tagebuch aufzeichnete, mochten ſie auch wohl bei guter Laune erhalten; doch mochten auch kleine häusliche Unglücksfälle zuweilen ſie wieder verſtimmen, als zum Beiſpiel, daß ihr einmal auf dem Markt zu Antwerpen ihre Geldtaſche abgeſchnitten ward.

Zu Hauſe, nach vollbrachter Reiſe ging freilich das ängſtliche Treiben des häuslichen Unfriedens wieder an, ja es nahm dermaßen zu, daß es an dem Leben Dürers nagte, und nach und nach ſeine

Geſundheit zerſtörte. Ein heitrer Strahl brach indeſſen doch noch in das Dunkel ſeiner Tage, als Melanchton, im Jahr 1526 zum drittenmal, wegen der Einweihung des Gymnaſiums von St. Ägidien, Nürnberg beſuchte. Bei ſeinem Freunde Pirkheimer lernte Albrecht Dürer den Mann kennen, der ſchon um Luthers willen ihm theuer ſeyn mußte, und verlebte dort mit ihm manche herzerhebende Stunde, in troſtreichen frommen Geſprächen und gegenſeitiger erfreulicher Mittheilung ihrer Gedanken.

Zwei Jahre ſpäter, im Jahr 1528, am 6. April, in der Charwoche, im ſieben und funfzigſten Jahre ſeines Alters, entſchwang ſich ſein entfeſſelter Geiſt, und ein metallner Sarkophag mit einer lateiniſchen Inſchrift bezeichnete die Stelle, wo man auf dem Kirchhof der St. Johanniskirche ſeine ſterbliche Hülle zur Ruhe brachte.

Von ſeinem Leben in der lezten Zeit und ſeinem Tode, wie auch von ſeinem Verhältniß zu ſeinen Freunden, gibt Bilibald Pirkheimer im Anfange des ſchon erwähnten merkwürdigen Briefes ein zu rührendes und treues Bild, als daß man nicht gern einer bis auf die Orthographie getreuen Abſchrift dieſer Stelle hier den Raum gönnen ſollte. Der Brief ſelbſt iſt an Johann Tſcherte, Kaiſer Karls Bau- und Bruckenmeiſter in Wien gerichtet, und vollſtändig im zehnten Theil des ſchon erwähnten Journals des Herrn von Murr, nach Pirkheimers eigner Handſchrift, abgedruckt.

„Mein freundlich willig Dienſt ſind euch bevor, „mein lieber Herr Tzerte, mir hat unſer Freund „Herr Jorg Hartmann ein Schreiben durch euch an „ihn gethan angezeigt, in welchem ihr mein nit „allein im Guten gedenkt, ſondern meßt mir auch „mehr Lobs und Ehre zu, denn ich mich ſelbſt „würdig erkenn. Will aber ſolchen guten Willen „unſer beider in Gott verſtorbnen Freund Albrecht „Dürer zurechnen; denn dieweil ihr denſelben um „ſeiner Kunſt und Tugend willen geliebt, ſind euch „ohne Zweifel auch die ſo ihn geliebt haben auch „lieb. Solchem will ich euer Lobe, und gar nit „meiner Schicklichkeit zumeſſen.“

„Ich hab warlich an Albrechten der beſten „Freund einen, ſo ich auf Erdreich gehabt hab ver-

„loren, und dauert mich nichts höher, als daß er „eines so hartseligen Todes gestorben ist, welchem „ich nach dem Verhängniß Gottes niemand denn „seiner Hausfrauen zusagen kann, die ihm sein „Herz eingenagen, und dermaß gepeiniget hat, „daß er sich desto schneller von hinnen gemacht hat, „denn er war ausgedorrt wie ein Schaub, durft „niendert keinen guten Muth mehr suchen, oder zu den „Leuten gehn. Also hat das böse Weib sein Sorg, „das ihn doch wahrlich nit Noth gethan hat. Zu „dem hat sie ihm Tag und Nacht zu der Arbeit „härtiglich gedrungen, allein darum daß er Geld „verdient und ihr das ließ, so er starb. Denn sie „allweg verderben hat wollen, wie sie dann noch „thuet, unangesehen daß ihr Albrecht bis in die „sechs tausend Gulden Werth gelassen hat. Aber „da ist kein Genügen, und in Summa ist sie allein „seines Todes ein Ursach.“

„Ich hab sie selbst oft für ihr argwöhnig sträflich Wesen gebeten und sie gewarnet, auch ihr vorhergesagt, was das Ende hievon seyn wird, aber „damit hab ich nit anders denn Undank erlangt.“

„Dann wer dieſem Mann wohlgewollt und um ihn geweßt, dem iſt ſie feind worden, das wahrlich den Albrecht mit dem Höchſten bekümmert, und ihn unter die Erden bracht hat."

„Ich hab ihr ſeit ſeines Todes nie geſehen, ſie auch nit zu mir wollen laſſen, wiewohl ich ihr dennoch in viel Sachen hülflich geweßt bin, aber da iſt kein Vertrauen. Wer ihr Widerpart hält, und nit aller Sach Recht gibt, der iſt ihr verdächtlich, dem wird ſie auch alsbald feind, darum ſie mir lieber weit von mir denn um mich iſt."

„Es ſind ja ſie und ihr Schweſter nit Bübinn, ſondern wie ich nit zweifel, der Ehren fromm und ganz gottsfürchtig Frauen. Es ſollt aber einer lieber ein Bübinn, die ſich ſonſt freundlich hielt, haben, denn ſolch nagend, argwöhnig, und keifend fromm Frauen, bei der er weder Tag noch Nacht Ruhe oder Fried haben könnt. Aber wie dem, wir müſſen die Sach Gott befehlen, der woll dem frommen Albrecht gnädig und barmherzig ſeyn, denn er hat wie ein frommer Biedermann gelebt, ſo iſt er auch ganz chriſtenlich und ſeeliglich

„verſtorben, darum ſeines Heils nit zu fürchten
„iſt. Gott verleih uns ſein Gnad, daß wir ihm zu
„ſeiner Zeit ſeeliglich nachfolgen.“

Von Albrecht Dürers vielen uns noch erhaltnen Gemälden, will ich nur eines der allervortrefflichſten anführen. Die Boiſſereeſche Sammlung bewahrt dieſes herrliche Bild, es zeigt deutlich ſowohl alle Vorzüge der Schöpfungen Albrecht Dürers, wie das, was ihnen zur höchſten Vollkommenheit noch abgeht.

Das Bild ſtellt die Abnahme des Leichnams Chriſti vom Kreuze dar. Wie wahr, wie ſchön, und doch mit wie großer Verſchiedenheit iſt der Ausdruck des nämlichen Schmerzes in den Köpfen und Stellungen der umſtehenden Freunde des Erblaßten, in dem vor Allen von ihm geliebten Jünger Johannes, in den heiligen Frauen, die innig und treu ihn verehrten! Wahrhaft erhaben und herzergreifend iſt die gottergebne Frömmigkeit der Mutter, mitten im tiefſten Seelenleiden ausgedrückt. Die

Wahrheit des Kolorits, der Gewänder, der Zeichnung, iſt bewundernswerth, es iſt ein köſtliches Gemälde, das man zu betrachten nicht ermüdet, an dem man immer neue Vorzüge entdeckt, aber es iſt ein Gemälde. Schoreel, Hemling, vor Allen Johann van Eyck ſtellen uns mitten in ihre Schöpfungen, ihre Gebilde ſind die Wirklichkeit ſelbſt, die Albrecht Dürer uns nur mit großem Fleiß nachgebildet zeigt; ihm mangelt die Jugendfriſche, die unausſprechlich ſeelenvolle Heiterkeit, der Strahl des Lebens, der bei den alten Meiſtern recht aus dem Innern hervorbricht. Vor ihren Tafeln vergißt man oft über dem Werke den Meiſter, hier muß man ſtets, wenn gleich bewundernd, ſeiner gedenken. Dieſe ſchwarzen ſcharfen Umriſſe, die er ſowohl im Kontur der Köpfe, als in den Falten der Gewänder unvermalt ſtehen lies, ſo meiſterhaft, mit ſo feſter Hand ſie auch gezeichnet ſind, kennt die Natur eben ſo wenig als ihre obengenannten treuſten Nachfolger ſie kannten. Auch Albrecht Dürers Farben, bei aller ihrer Schönheit, erbleichen vor der brennenden Pracht ſeiner Vorfahren, und bei manchem ſeiner Werke ſpüren wir recht ſchmerzlich die beengende Lebensluft, in welcher dieſer, von der Natur ſo hochbegabte Meiſter unter dem Keifen ſeines bößartigen Weibes wie zur Frohne arbeiten mußte; er, der ſich in andern Verhältniſſen frei, edel und leicht im Gebiete der Kunſt gewiß noch weit höheren Flugs erhoben hätte.

Höchſt bewundernswerth iſt indeſſen die Feſtigkeit, mit der Albrecht Dürer in Zeichnung und Anordnung ſeiner Geſtalten an der Natur hielt. Sind dieſe gleich nicht immer edel und ſchön zu nennen, ſo ſind ſie dennoch ſtets von unübertrefflicher Wahrheit. Dieſes iſt um ſo höher zu achten, da ſeine Zeit, obſchon noch immer überreich an trefflichen Meiſtern, dennoch ſchon begann, ſich jener Manier zuzuwenden, welche den Schein der Dinge ſtatt des Weſens ergreift, durch blendende Licht-Reflexe, durch tiefe Schlagſchatten, wo die Natur keine kennt, und durch tauſend ähnliche Künſteleien, das Auge zu feſſeln, und ihre innere Armſeligkeit zu verbergen ſucht. Sehr bald nach ihm führte dieſe

neue, großentheils durch falſchverſtandnes Studiu
der italiäniſchen Meiſter und der Antike entſtand
Manier, der bald niemand mehr widerſtrebte, d
ächte deutſche Kunſt unaufhaltſam dem Unte
gange zu.

Druckfehler-Verzeichniß des erſten Bandes.

Seite 10 Zeile 15 lies: „der“ ſtatt den.
— 25 — 12 fehlt ſinnentſtellend, ein Komma hinter die Wörter „es und das.“
— 34 — 19 lies: „dunkelblauen“ ſtatt dunkelbraunen.
— 92 — 19 lies: „demſelben“ ſtatt denſelben
— 135 — 7 fehlt ſinnentſtellend, hinter „ſtehende“ ein Komma.
— 170 — 15 lies: „Geets“ ſtatt Gnets.
— 202 — 7 lies: „erſcheinen“ ſtatt erſchienen.
— 207 — 1 Barent von Brüſſel, auch Bernhard von Delay genannt, muß durchweg, wo letzterer Name im Buche vorkommt, „Bernhard von Orlay“ heißen.
— 207 — 18 lies: „Jahre“ ſtatt Jahren.
— 225 — 6 lies: „faſt“ ſtatt feſt.

Johann van Eyck

und

ſeine Nachfolger.

Von

Johanna Schopenhauer.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

> Beides, ihre Kunſt und ihr Leben war bei ihnen in ein Werk eines Guſſes zuſammengeſchmolzen, und in dieſer innigen, ſtärkenden Vereinigung ging ihr Daſeyn einen deſto feſteren, ſicheren Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch.
>
> W. H. Wackenroder.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main 1822.
Druck und Verlag von Heinrich Wilmans.

Inhalts=Verzeichniß des zweiten Bandes.

Seite.

Lukas van Leyden 1

Johann von Mabuſe, auch Maubeuge und Maboggio genannt 24

Johann von Schoreel 39

Hans Holbein, der jüngere 90

Lukas Kranach 109

Martin Hemſkerk 133

Anton Moro von Utrecht 163

Johann Schwartz, auch Swarte Jan genannt . . 171

Johann von Calkar 175

Karl von Mander 180

Johann van Eyck

und

ſeine Nachfolger.

Zweiter Band.

Lukas von Leyden.

Lukas von Leyden gehörte zu den Seltnen, welchen die Natur das Siegel ihrer Beſtimmung auf Erden beim erſten Lebenshauch deutlich aufdrückt, bei denen ſchon die **Knospe** der Kindheit die ganze, bald prächtig ſich entfaltende Blüthe ihrer Zukunft deutlich zeigt, die himmelweit verſchieden ſind von jenen kraftlos in die Höhe geſchoßnen kränklichen Pflanzen, welche in unſern Tagen durch pädagogiſche Treibhauskünſte zum ſchnellen Entfalten gezwungen werden, eine Zeitlang als Wunderkinder ihre armen Künſte machen, und dann wie taube Blüthen fruchtlos zuſammen ſinken. Er war ein wirkliches Wunderkind, das im Jahr 1494, in den letzten Tagen des

Monats Mai, oder den erſten des Juni zu Leyden in das Leben trat.

Hugo Jakobs, ſein Vater, war ein geachteter Maler, und Malergeräth das erſte Spielwerk des Knaben. Lukas erſter Blick fiel auf Paletten und Pinſel, auf Kreide, Reißfeder und Radirnadel. Mit ſchwacher kindiſcher Hand griff er nach dieſen und führte ſie, beinahe ehe er ſie nur gehörig feſt zu halten wußte. Der Vater hatte innige Freude an dem natürlichen Geſchicke, welches der Knabe dabei zeigte, er half ihm und lehrte ihn, wirklich ſpielend, den Gebrauch aller dieſer Werkzeuge; das Kind kannte bald keine andere Luſt als an dieſen Dingen, und die Luſt ſtieg ſo wie es heran wuchs. Oft, wenn Lukas in ſpäter Nacht noch zeichnete, ſchalt ſeine Mutter und nahm ihm das Licht weg, weil ſie fürchtete, ſeine Geſundheit möchte unter der unabläſſigen Anſtrengung leiden, aber er lies dennoch nicht ab. Er zeichnete nach der Natur Alles was ihm vorkam, Köpfe, Hände, Füße, Gebäude, Gegenden, vor Allem aber, und mit auffallender Vorliebe, Gewänder von verſchiedenartigen Stoffen, an denen er den aus dieſer Verſchiedenheit entſtehenden Character ihres Faltenwurfs unermüdet nachzubilden ſtrebte.

Angehende Maler, Glasmaler und Goldſchmiede waren, ſo wie der junge Lukas heranwuchs, ſeine liebſten Geſpielen, weil er mit ihnen treiben konnte was einzig ihn ergötzte. Mit gleichem Eifer, gleicher Freudigkeit und gleichem Gelingen ergriff er in früheſter Jugend alle Zweige der Kunſt; er malte geſchichtliche Gegenſtände, Porträte, Landſchaften, mit Waſſerfarben und in Öl, malte auf Glas, ſchnitt in Holz, gravirte auf Kupferplatten, zeichnete mit der Feder, mit der Kohle, vor Allem aber gerne, und in ſpätern Jahren ganz vortrefflich, mit ſchwarzer Kreide.

Es klingt eben ſo unglaublich als es wahr iſt, daß Lukas von Leyden ſchon als neunjähriges Kind Zeichnungen von ſeiner eignen Erfindung ſehr ſauber und fein in Kupfer ſtach. Man trifft noch zuweilen auf einzelne ſeltene Abdrücke ohne Jahrzahl, von dieſen ſeinen frühſten Jugendarbeiten.

Da er zwölf Jahre alt war, malte er die Legende vom heiligen Hubertus mit Waſſerfarben auf Leinwand, und erregte dadurch die Bewunderung Aller, welche dieſes Gemälde erblickten. Ein Kunſtfreund, Herr von Lockhorſt, gab dafür dem Knaben ſo viele Goldſtücke als er Jahre zählte, um ihn zu fernerem Fleiß zu ermuntern.

Kaum mochte Lukas das vierzehnte Jahr erreicht haben, als er ein höchſt ausgeführtes, mit der Jahrzahl 1508 bezeichnetes Blatt nach eigner Zeichnung in Kupfer ſtach, welches den Mahomed darſtellt, wie dieſer in der Trunkenheit einen Monch ermordet. Im folgenden Jahr erſchienen neun andre Blätter in Form runder Medaillons, die eben ſo viel Scenen aus der Leidensgeſchichte Chriſti darſtellten. Nächſtdem die Verſuchung des heiligen Antonius, dem der Teufel in Geſtalt einer ſchönen Frau erſcheint. Auch noch im nämlichen Jahr, die Bekehrungsgeſchichte des Apoſtels Paulus. Der junge Künſtler hatte den Moment gewählt, in welchem Paulus, vom Strahl des Himmels geblendet, nach Damaskus geführt wird, und dabei den Zuſtand dieſer plözlichen Blindheit ganz vortrefflich ausgedrückt. Sowohl bei dieſen als allen ſeinen Blättern muß man neben der vollendeten Ausfuhrung, neben der Mannigfaltigkeit der Köpfe und Stellungen, auch den durchaus naturgetreuen Ausdruck höchlich bewundern. Nirgend erſcheint Verworrenheit oder Zwang, ſelbſt in ſeinen figurenreichſten Kompoſitionen; alle ſeine Blätter tragen den Stempel eines hellen originellen Geiſtes, der ſich ſelbſt von jedem Strich, jeder Linie, Rechenſchaft zu geben wußte, und frei und leicht unter jedem Bedingniß ſeiner Kunſt ſich bewegte. Die größte Mannichfaltigkeit herrſcht in ſeinen Gewändern, auch war er unerſchöpflich in Erfindungen, um ſeine den Tagen der Vorzeit oder fremden Nationen angehörenden Geſtalten ſo viel möglich zu charackteriſiren.

Lukas verlor ſehr früh ſeinen Vater und erſten Führer auf der ſo hoffnungsreich begonnenen Bahn; und kam gleich darauf bei Cornelis Engelbrecht in die Lehre, deſſen Sohn, ein Glasmaler Namens Peter Cornelis, unter die Zahl ſeiner Jugendfreunde gehörte.

Meiſter Cornelis Engelbrecht war ein ſehr guter

Zeichner, ein verſtändiger verdienſtvoller Maler, deſſen Werke von ſeinen Mitbürgern ſehr hoch gehalten wurden. Man ſagte ſogar, er ſei der Erſte in Leyden geweſen, der nach Johann van Eycks Weiſe der Olfarben ſich bediente. Einigen ſeiner vorzüglichſten Gemälde wurde ein Ehrenplaz auf dem Stadthauſe zu Leyden, doch hielt man ein Gemälde mit zwei Flugelbildern, welches einen Gegenſtand aus der Apokalypſe darſtellte, für ſeine beſte Arbeit. Dieſes hieng zuerſt in einer Kapelle, über der Familiengruft der Herren von Lockhorſt, ward aber ſpäterhin von einem Abkömmling dieſes Geſchlechts nach Utrecht gebracht.

Unter einem ſo guten Lehrer machte der von der Natur ſo reich begabte Jüngling in unglaublich kurzer Zeit die größten Fortſchritte im Zeichnen und Malen. Im Kupferſtechen hatte ihm ein Künſtler Namens Harnaſſen noch beſondern Unterricht ertheilt, der ihm zugleich den Gebrauch des Scheidewaſſers lehrte. Auch ſagt man daß ein geſchickter Goldſchmied ihm bei ſeiner Bildung für die Kunſt viel geholfen habe. Im Jahr 1510 da Lukas von Leyden ſechzehn Jahre zählte, erſchien abermals von ihm ein allgemein bewundertes Blatt, ein Ecce Homo, und ſo folgte in ſchneller Folge eines ſeiner Kunſtwerke dem andern. Sein Ruhm ward groß in ſeinem Vaterlande, und verbreitete ſich bald über die Gränze deſſelben in Deutſchland und Italien; überall ſtrebte man nach dem Beſitz der Abdrücke ſeiner Werke, und mancher italiäniſche Meiſter benutzte, ohne ſich deſſen zu rühmen, bei der Kompoſition ſeiner Gemälde die Erfindung des niederländiſchen Meiſters, der nie ſein Vaterland, kaum ſeine Vaterſtadt verlaſſen hatte und ohne fremde Einwirkung nur ſeinem Genius und der Natur treulich folgte. Vaſari ſelbſt erwähnt rühmend den Namen Lukas von Leyden, und preiſ't die Anordnung, die Wahrheit und die Ausführung ſeiner Arbeiten.

Lukas van Leyden wußte den Pinſel mit nicht minderm Gelingen zu führen als die Reißfeder und das Radireiſen. Seine Gemälde waren der Stolz ſeiner Vaterſtadt, und die Bewunderung aller Kunſtverſtändigen. Das Stadthaus zu Leyden prangte mit einer trefflichen Darſtellung des jüngſten Gerichts von ſeiner Hand, an welcher beſonders die Zeichnung und Karnation der vielen nackten Figuren bewundert wurden. Ein ſehr ſchönes Marienbild, ein Knieſtück, auf welchem das Kind eine Traube mit einer von dieſer herabhängenden Weinranke in der Hand hält, und deſſen Drapperie beſonders geprieſen wird, kaufte ſpäterhin der kunſtliebende Kaiſer Rudolph, und lies es nach Prag bringen. Ein anderes ſehr bewundertes Gemälde ſtellte die Kinder Iſrael vor, wie ſie das goldne Kalb verehren, und bei Luſtgelagen und Banketten des Herrn und ſeiner Gebote vergeſſen. Und ſo gingen in ununterbrochener Reihe mehrere treffliche Arbeiten in Öl und in Waſſerfarben aus der Werkſtatt des fleißigen Meiſters hervor. Auch auf Glas malte er mit hohem Gelingen; unter andern wie die Töchter Iſraels dem König David tanzend entgegen ziehn. Doch weder in ſeinen Gemälden noch in ſeinen andern Arbeiten beſchränkte er ſich einzig auf geiſtliche Darſtellungen, er wählte oft und gern auch andere, mitunter ſogar humoriſtiſche Gegenſtände; wie zum Beiſpiel zu dem kleinen, von Vaſari geprieſenen

Blatt, auf welchem ein Bauer ſich von einem Quackſalber den Zahn ausreißen laßt, während eine Frau, von ihm unbemerkt, ihm die Taſche leert.

Sein von ihm ſelbſt gezeichnetes Porträt zeigt ihn ſehr jugendlich, ohne Bart, von etwas ſchwächlichem Anſehen, doch mit hellen klaren Künſtleraugen. Er trägt ein mit Federn geſchmücktes Barett auf dem Kopf, und einen Todtenſchädel im Buſen. Von Geſtalt war Lukas von Leyden klein, zierlich und ſchmächtig. Er verheirathete ſich ſehr jung mit einer edlen reichen Jungfrau aus dem adlichen Geſchlecht der von Boshuyſen, wodurch er in große und vornehme Familienverbindungen gerieth, zugleich aber auch zu ſeinem Leidweſen veranlaßt ward, mehr Zeit bei Gaſtmahlen und Feſtlichkeiten zu verlieren als ihm lieb war. Sogar die Feierlichkeiten, welche ſeine eigne Vermählung unter den Verwandten ſeiner Frau herbei führten, preßten ihm Klagen aus, ſo ſehr hatte er ſich gewöhnt, jede Stunde ſeiner Zeit einzig der Kunſt zu weihen. Er achtete faſt jede Minute für verloren, die er anders hinbringen mußte, und arbeitete ſtets mit einem

Eifer, einer Anſtrengung, als ob ihm ein vorahnendes Gefühl die Kürze ſeiner irdiſchen Laufbahn geweiſſaget habe.

Eine einzige Tochter war die Frucht ſeiner zufriednen Ehe Er führte mit ſeiner Frau in Ehre und Anſehen unter ſeinen Mitbürgern ein ruhiges glückliches Leben. Nicht nur durch ſeine Heirath, ſondern auch durch ſeine Kunſt war Lukas von Leyden bald ſehr wohlhabend geworden. Seine Staffelei-Gemälde wurden von reichen Kunſtfreunden wohl bezahlt, und ſeine ſehr geſuchten Holzſchnitte und Kupferſtiche ſtanden ſchon bei ſeinem Leben in nach damaliger Art ungewöhnlich hohem Preiſe.

Um ganz fehlerfreie Abdrücke der letztern war er ſo beſorgt, daß er jedes Blatt, das nur den geringſten Mackel trug, verbrannte, damit die Welt nur Vollkommnes von ſeiner Hand erhalten möge. Hierdurch hat er aber freilich auch den Nachkommen den Beſitz derſelben ſehr erſchwert und die jetzige große Seltenheit der Abdrücke veranlaßt. Sein Eulenſpiegel, ein Kupferſtich auf einem Quartblatt, den Albrecht Dürer für einen halben Stüber kaufte, wurde ſchon zu Sandrarts Zeiten, in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, für vierhundert Gulden verkauft, und iſt jetzt vielleicht im Original um keinen Preis mehr zu haben.

Endlich entſchloß ſich Lukas von Leyden eine Reiſe nach Seeland, Flandern und Brabant zu unternehmen, um ſich ſelbſt eine Erholung von angeſtrengtem Fleiß, und ſeinen Tagen einige Abwechſelung zu gewähren. Nach holländiſcher Art machte er dieſe Reiſe zu Waſſer, auf denen das Land überall durchkreuzenden Kanälen, und als ein wohlhabender Mann, in einem eignen Schiff mit einer wohlverſchloßnen, mit allen Bequemlichkeiten verſehenen Kajüte; vermuthlich ſo eine Art von Treckſchuyte, wie ſie noch in Holland gebräuchlich ſind. Da Lukas von Leyden, wie wir aus Albrecht Dürers Tagebuch wiſſen, mit dieſem Meiſter in Antwerpen zuſammentraf, ſo muß er die Reiſe im Jahr 1521, als er ſieben und zwanzig Jahre alt war, gemacht haben, und nicht ſechs Jahre ſpäter in ſeinem drei und dreißigſten Jahr, wie Karl von Mander und nach ihm Sandrart es meinen. Auch findet ſich in Albrecht Dürers Tagebuch von dem oft erwähnten Beſuch deſſelben in des Meiſters Lukas Hauſe in Leyden ſelbſt, keine Spur, es geht vielmehr aus Allem hervor, daß Albrecht Dürer jene Stadt nie geſehen hat und daß er Lukas von Leyden nur in Antwerpen zum erſten und auch wohl letztenmal erblickte.

Mit einem ſeltſam gemiſchten Gefühl mögen beide große Meiſter im erſten Augenblick einander gegenüber geſtanden haben. Beide waren Jahrelang, mit beinahe gleichem Gelingen und gleichem Ruhm die nämliche Bahn gegangen, hatten oft in den Gegenſtänden ihres künſtleriſchen Bemühens die nämliche Wahl getroffen, und waren gewiß auch oft genug zu gegenſeitigem Nachtheil mit einander verglichen worden. Denn die Welt hatte von jeher die Unart, von der ſie auch wohl nie laſſen wird, zu glauben, daß ſie keinen ihrer großen Zeitgenoſſen nach Verdienſt ehren könne, ohne ihm einen zweiten gegenüber zu ſtellen, auf deſſen Koſten ſie ihn erhebt. Sie wird nie bedenken, daß es beſſer wäre ſich des Glücks zu freuen, beide in ihrer Mitte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
[illegible]

zu beſitzen und dabei jeden für ſich auf ſeine Weiſe gelten zu laſſen.

Albrecht Dürers Reiſe glich, wie wir wiſſen, einem Triumphzuge der Kunſt, von dem das Gerücht gewiß auch bis zu Lukas nach Leyden gedrungen war, und ihn vielleicht veranlaßt hatte, gerade in dieſer Zeit nach Antwerpen zu kommen. Er erkannte den hohen Werth des großen Nürnberger Meiſters mit voller Überzeugung, ſo wie auch dieſer ihm alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und überall zum Beſitz ſeiner Arbeiten zu gelangen ſuchte. Doch Lukas war jünger, ehrgeiziger, von etwas kränkelnder Lebhaftigkeit, und hatte, wie behauptet wird, wenn gleich ohne es vielleicht jemanden anders als ſich ſelbſt zu geſtehen, oft mit Albrecht Dürer abſichtlich in der Behandlung des nämlichen Gegenſtandes gewetteifert.

Jede andere Regung, außer die herzlicher Freude, wich indeſſen aus ihrem Gemüth, ſobald beide Meiſter einander erblickten; denn Männer von dieſem Werth konnten ſich nie ungerecht verkennen. Sie brachten in gegenſeitiger Freundlichkeit die kurze Zeit ihres Beiſammenſeyns mit einander zu und Jeder zeichnete zuletzt des Andern Bild, um es als das eines geehrten und geliebten Freundes und Kunſtverwandten mit ſich in die Heimath zu nehmen.

So wie Albrecht Dürer während ſeiner Reiſe überall eine höchſt ehrenvoll gaſtfreie Aufnahme fand, ſo zeichnete der bei Fürſten und großen Herren nicht ſo perſönlich bekannte Lukas von Leyden ſich ſeinerſeits wieder durch Freigebigkeit und gaſtliches Zuvorkommen gegen die Künſtler aus, in deren Wohnort er längere Zeit weilte. In jeder größeren Stadt, durch welche ſein Weg ihn führte, gab er den dort einheimiſchen Malern in ihrem Gildehauſe ein Gaſtmahl und hatte für jedes dieſer Feſte ein für allemal ſechzig Gulden beſtimmt. Eine damals bedeutende Summe, beſonders wenn man ſich Albrecht Dürers Bemerkung bei einem ihm von Meiſter Bernhard von Delav gegebnen Feſte erinnert, das er als ſehr verſchwenderiſch beſchreibt, und meint, es könne wohl an zehn Gulden gekoſtet haben.

Zu Middelburg erfreute ſich Lukas von Leyden beſonders an den Gemalden des damals dort wohnenden Johann von Mebuſe; auch der Meiſter ſelbſt, und ſein muntres luſtiges Weſen zogen ihn an. Er unterließ nicht in dieſer Stadt ſein gewohntes Maler-Banket zu geben, wobei er ſehr ſchön und anſtandig gekleidet erſchien, in einem gelblichen Rock von feinem Seiden-Kammelot, der in der Sonne wie Gold glänzte. Aber nun kam Mebuſe in einem Kleide von wirklichem goldnen Brokat; dieſe übergroße Pracht erregte Meiſter Lukas etwas überſpannte Empfindlichkeit, dem es nun bedunken wollte, als würde er wegen ſeiner einfacheren Tracht von ſeinen übrigen Gaſten weniger geachtet. Hieraus mochte wohl eine nicht ganz angenehme Spannung in der Geſellſchaft entſtanden ſeyn, denn ſonſt wäre dieſer an ſich unbedeutende Umſtand ſchwerlich auf die Nachwelt gekommen.

So viel Vergnügen dieſe erſte und einzige Kunſtreiſe dem Meiſter Lukas während ihrer Dauer gemacht haben mochte, ſo gedachte er ihrer nach ſeiner Heimkehr doch nur mit Reue und Schmerz.

Er fühlte ſich, ſo wie er wieder zu Hauſe war, von einem langſam ſchleichenden Übel ergriffen, welches, ſeine Kräfte untergrabend, ihn allmählig dem Untergange zuführte, und kam dadurch auf den unſeligen Gedanken, von irgend einem Neider ſeines Ruhms Gift empfangen zu haben. Freilich läßt die Natur ſich ſelten ungeſtraft in ihrem gewohnten Gange vorgreifen. Früchte, die früh blühten, reifen früh und fallen ab, und der Geiſt, der ſchon den neunjährigen Knaben ſo mächtig beſeelte, mußte auch um ſo früher die gröberen Bande zerſtören, welche ihn an die Erde feſſelten. Doch dieß bedachte Lukas von Leyden nicht, ſondern quälte ſich Tag und Nacht mit dem peinlichen Glauben an ſeine Vergiftung, von dem kein Zureden ſeiner Freunde ihn abzubringen vermochte.

Er lebte und kränkelte fort während einer ziemlichen Reihe von Jahren, und behielt das Schreckbild des langſam herannahenden Todes immer im Geſicht. Dabei zerſtörte er durch verdoppelten Fleiß alle ihm übrig gebliebne Kraft, ſtatt durch Ruhe für ſeine längere Erhaltung zu ſorgen.

Die letzten ſechs Jahre ſeines Lebens mußte er wegen ſeiner außerordentlichen Schwache größtentheils im Bette liegend zubringen, doch ſelbſt dieß hinderte ihn nicht, jeden leidlichen Moment ſeinen Arbeiten zu widmen. Er hatte ſich zu dieſem Zweck nach eigner Erfindung Werkzeuge und beſondere Vorrichtungen verfertigen laſſen, die es ihm möglich machten ſelbſt in dieſer Stellung zu zeichnen, in Holz zu ſchneiden oder in Kupfer zu ſtechen. Auch malte er in dieſer Zeit noch ſein letztes Gemälde in Öl, ein Werk, welches als eines ſeiner vorzüglichſten in dieſer Art geprieſen wird, und zu welchem er wahrſcheinlich jede Stunde benutzte, in der er von ſeinem Schmerzenlager ſich erheben konnte.

Dieſes Gemälde war mit zweien, daſſelbe verſchließenden Flügelthüren verſehen, mit der Jahrzahl 1531 bezeichnet, und ſtellte den Heiland dar, wie er einem Blinden das Geſicht wieder verleiht. Die Blindheit des von ſeinem Knaben geführten Armen, das Mitleid und die himmliſche Güte im Angeſicht des Erlöſers werden als höchſt vortrefflich ausgedrückt geprieſen. So auch die Mannichfaltigkeit und der Ausdruck in den Köpfen der Umſtehenden, die Gewänder, die Bäume und Gebuſche in der den Hintergrund bildenden Landſchaft. Ein Kunſtliebhaber in Harlem kaufte ſpäterhin dieſes letzte Meiſterwerk Lukas von Leyden um einen bedeutenden Preis und es gehört vielleicht noch zu den wenigen, die von ihm bis auf unſere Zeit gekommen ſind.

Die allerletzte Arbeit mit der er ſich bis kurz vor ſeinem Ende beſchäftigt hatte, war ein Holzſchnitt, welcher die Gottin der Weisheit darſtellte. Dieſen behielt er immer bei ſich und ſein brechendes Auge betrachtete ihn noch mit Wohlgefallen, als die ſchwache Hand ihm jede weitere Anſtrengung verſagte.

Neun Tage vor ſeinem Tode erfreute ihn noch ſeine, während ſeiner Krankheit verheirathete Tochter durch die Geburt eines Enkels, doch legte er dabei auch einen traurigen Beweis ſeiner, durch langes Leiden auf das Höchſte gereizten Empfindlichkeit ab. Denn als die Pathen mit dem Kinde von der Taufe zurückkehrten, fragte er angelegentlich nach dem Namen, den man dem Kinde beigelegt habe, und als man antwortete, man habe dafür geſorgt daß nach ihm noch ein Lukas von Leyden blühen ſolle, ward er dadurch verletzt, ſtatt ſich darüber zu freuen, und nahm es ſo, als ob die Seinigen wünſchten, nur recht bald der läſtigen Sorge für ihn enthoben zu ſeyn.

Wenige Tage darauf verlangte er noch einmal den blauen Himmel zu ſehen. Er ward aus dem Bette an das Fenſter getragen, ſtill und ſinnend verweilte er dort, ließ ſich dann wieder auf ſein Lager bringen, und athmete zwei Tage darauf zum letztenmal aus ſchwer beklemmter Bruſt. Er wurde nur neun und dreißig Jahre alt, und ſtarb im Jahr 1533.

Sein Enkel Lukas Dameſſen wurde ein mittelmäßiger Maler und ſtarb zu Utrecht ein und ſiebzig Jahre alt; ein zweiter nach ſeinem Tode geborner Enkel Namens Johann de Hoey zeichnete ſich ebenfalls nicht unter der Menge aus, war aber noch zu Karl von Manders Zeiten Hofmaler des Königs von Frankreich.

Die Zahl der von Lukas von Leyden bis auf Sandrarts Zeiten gekommnen Kupferſtiche gibt dieſer auf hundert zwei und ſiebzig Stücke an, die jedoch ſchon damals ſehr ſchwer zuſammen zu bringen waren, ſo daß man ein kleines Blatt, Abraham und Hagar, mit funfhundert Gulden bezahlte. Sein in Kupfer geſtochnes Bildniß des Kaiſers Maximilian, welchen er während deſſen Aufenthaltes in Leyden zeichnete, wird als das vortrefflichſte geprieſen, welches der Meiſter in dieſer Art hervorgebracht.

Von den Gemälden ſind ebenfalls nur wenige bis auf unſere Tage gekommen, doch bewahrt die Boiſſereeſche Sammlung von ihm ein köſtliches großes Altarblatt, auf welchem ſieben Figuren, faſt nach alter byzantiniſcher Art neben einander in einer Reihe ſtehen. Bis zur Hälfte des Mittelbildes halten Engel einen Teppich mit goldnen Blumen durchwirkt; uber ihn hinaus verliert ſich der Blick in die blaue Ferne, man ſieht das Meer mit ſeinen Inſeln und Klippen, und die ſtolz ſich erhebenden Thurme einer großen Stadt; Alles liegt hell und deutlich im klaren Himmelsſchein. Vor dem Teppich, in der Mitte, ſteht der heilige Bartholomäus, das Meſſer, als Emblem ſeiner Marter, in der Rechten, in der Linken ein Buch. Würdevoller Ernſt, unerſchütterliche Ruhe ſpricht aus der hohen Geſtalt, wie aus dem von dunkelem Bart und Haar umfloßnen edlen Geſicht. Er tragt ein blaues Gewand, und über demſelben, in leichte ſchöne Falten geworfen, einen weißen, mit Gold eingefaßten Mantel. Ihm zur Seite ſteht die heilige Cäcilie mit ihrer Orgel und horcht, den reinſten Ausdruck himmliſcher Seeligkeit in den leuchtenden Augen, auf die Töne, welche unter ihrer Hand, ihr ſelbſt faſt unbewußt, der Orgel entſchweben. Zur andern Seite des Heiligen ſteht die heilige Agnes, ſchön, hold und jung wie eine Blume, geſchmückt wie eine Fürſtin. Lang hinabwallendes goldiges Haar umgibt das roſig blühende Köpfchen, ihr Auge ruht auf einem geöffneten Buche, welches, nebſt dem die Heilige bezeichnenden Palmzweig, in den zarten Händchen ruht, zu ihren Füßen ſchmiegt ſich ein ſchneeweißes Lamm.

Auf dem rechten Flügelbilde ſteht der heilige Jakob der ältere, mit der Keule, als bezeichnendem Emblem ſeines Märtyrertodes, und ebenfalls mit einem Buche; ein herrlicher geiſtreicher Kopf voll lebendigen Ausdrucks; neben dieſem die heilige Chriſtina; der Mühlſtein neben ihr, ihr gewohntes Emblem, ragt wirklich halb zum Bilde heraus. Auf dem linken Flügelbilde ſteht Johannes der Evangeliſt und blickt mit der Ruhe des über alles Irdiſche erhabnen Heiligen auf die Schlange, die unter ſeinem Segensſpruch aus dem Kelch' emporſteigt, den er hält. Neben Johannes erblickt man die heilige Margaretha. Schön, edel, mit entzückender Freude ſieht ſie in Geſtalt eines zornſprühenden Ungeheuers den Urheber alles Böſen ſich kraftlos unter ihrem Fuße winden, der, wie die Legende erzählt, ihr in dieſer Geſtalt im Kerker erſchien, um die heilige Jungfrau zu ſchrecken. Die heitere Feierlichkeit, die ernſte Pracht dieſes Bildes läßt ſich durch Worte nicht darſtellen, man ſteht davor, wie vor einem lichterfüllten, heiligen Tempel. Die techniſche Vollkommenheit deſſelben, die Schönheit der Drapperien, des reichen mannigfaltigen Schmukkes, die Haare, das lebenswarme Kolorit, ſtellen es zu dem herrlichſten, was je die Kunſt der alten Meiſter hervorbrachte.

Johann von Mabuſe, auch Maubeuge und Maboggio genannt.

Zu Maubeuge oder Mabuſe, einem Ort im Hennegau, ward dieſer Meiſter zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts geboren, und nahm nach damaligem Kunſtlergebrauch den Namen ſeiner Vaterſtadt an. Wer ſeine Eltern waren, iſt eben ſo unbekannt geblieben, als der Name des Meiſters, unter deſſen Leitung er zuerſt die Künſtlerbahn betrat. Nur ſo viel iſt gewiß, daß er ſchon in der Jugend als ſeine hohe Meiſterin die Natur anerkannt haben muß, der er auch in der Folge, bei mancher Abweichung, dennoch im Grunde ſtets treu blieb. Sein wilder ungeregelter Geiſt, ſein leidenſchaftliches Weſen riſſen ihn ſpäter zu tauſend Verirrungen hin, ſo daß er, während eines wüſten ausſchweifenden Lebens, in der Welt bald hie- bald dorthin geworfen ward. Daher iſt es ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich dem Gange ſeiner Schickſale genau zu folgen. Aus der ausgezeichneten Vortrefflichkeit ſeiner Werke geht indeſſen hervor, daß er während ſeiner Lehrjahre treu und fleißig der Übung ſeiner Kunſt ſich widmete, denn ohne dauernden ernſten Gebrauch aller Kräfte wird Keiner ein Meiſter wie Mabuſe es ward. Auch iſt die Geduld, die Treue, die Zierlichkeit, deren er bei Ausführung ſeiner Arbeiten ſich befliß, gerade bei einem ſonſt ſo raſtloſen Gemüth zwiefach bewundernswerth, und beweiſ't daß dennoch innige Alles überwiegende Liebe zur Kunſt der Grundton ſeines Weſens war.

In der erſten ſchönſten Blüthe ſeiner Jugend zog Mabuſe nach Rom, um dort ſeine Bildung für die Kunſt zu vollenden. Mit rühmlichem Eifer nahm er die großen italiäniſchen Meiſter ſich zum Vorbilde, welche jene wunderreiche Zeit, zu der er ſelbſt auch gehörte, verherrlichten. Sowohl ihre Werke, als der Anblick der uns gebliebnen plaſtiſchen Gebilde einer großen Vorzeit, erfüllten den für die Kunſt glühenden Jüngling mit Bewunderung. Höhere Wünſche ſtiegen in ihm auf, er wollte es den großen Meiſtern ſeiner urſprünglichen heimathlichen Schule nicht nur gleich thun, er wollte ſie wo möglich noch übertreffen, und von der treueſten Nachahmung der lebendigen Natur ſich bis zum Ideal der höchſten Schönheit hinaufſchwingen, das in dem Marmor vor ſeinen wonnetrunknen Blicken zu athmen ſchien. Doch ſein guter Genius bewahrte ihn hier auf dem Scheidewege vor jenen Irrgängen, auf welchen viele ſeiner Nachfolger und zuletzt die deutſche Kunſt ſelbſt zu Grunde gingen; Mabuſe erkannte, daß Wahrheit ewig das erſte Bedingniß der Schönheit ſeyn werde, und wagte es deshalb nie, ſich von ihr und der Natur zu entfernen, obgleich er ſtets, und oft ſehr glücklich, darnach ſtrebte, ſie mit dem, ſeinem inneren Sinne vorſchwebenden, ihm höher dünkenden Reiz des Ideellen zu ſchmücken.

Er war es, der zuerſt bei ſeiner Heimkehr aus Italien die ſpäterhin auf Koſten des guten Geſchmacks nur zu ſehr herrſchend gewordnen allegoriſchen Darſtellungen in das Gebiet ſeiner vaterländiſchen Kunſt einführte. Er zuerſt brachte die italianiſche Weiſe in der Kompoſition ſeiner Gemälde an, und auch jene ſüdliche Art vorzüglich nackte Figuren zu malen, was die züchtigen ehrbaren Altväter ſonſt immer ſo viel möglich zu vermeiden pflegten. Und ſo wurde er bald berühmt, fand überall Bewunderer und Anhänger.

Mabuſe lebte eine Zeitlang in Utrecht, im Dienſte des dortigen Biſchofs, Philipp von Burgund, und malte viel und fleißig; aber er verſank zugleich auch immer tiefer in Ausſchweifungen, zu welchen die ſchlechteſte Geſellſchaft, die er ſich vorzugsweiſe erwählte, ihn nur verleiten konnte. Die Staffelei und der Aufenthalt in Schenken bei wilden lärmenden Gelagen, theilten ſich in ſeiner Zeit, und es iſt ſchwer zu begreifen, wie er bei dieſer Lebensweiſe den klaren Blick und die feſte Sicherheit der Hand ſich erhalten konnte, oder wie es ihm möglich war, ſo viel Fleiß auf die höchſte Vollendung ſeiner Gemälde zu verwenden.

Von Utrecht zog Mabuſe nach Middelburg, wahrſcheinlich auf Verlangen des Abts Maximilian von Burgund, der damals dort lebte und im Jahr 1524 ſtarb. Dieſer trug ihm ein großes Altargemälde für die Kirche ſeiner Abtei auf, ein Werk von gewaltigem Umfange, mit zwei Flügelthüren, die ſo groß und ſchwer waren, daß man ſie jedesmal bei Eröffnung des Altars ſtützen mußte. Der Meiſter wendete viel Zeit und faſt unglaublichen Fleiß auf dieſes ſehr figurenreiche Gemälde; es ſtellte eine Abnahme vom Kreuze dar und ward von den Kunſtverſtändigen der Zeit als ſeine vollendetſte Arbeit höchlich geprieſen. Albrecht Dürer, der es ſah, als er im Jahr 1521 nach Middelburg kam, wo er auch Mabuſen in ſeinem Hauſe beſuchte, fället indeſſen in ſeinem Tagebuche das Urtheil: das Bild ſey beſſer gemalt als gezeichnet. Späterhin ſchlug der Blitz in die Kirche ein, in welcher es den Altar ſchmückte, und dieſe ward unrettbar mit allen Schätzen welche ſie enthielt ein Raub der Flammen.

Mabuſe ſcheint in Middelburg Anfangs mit großem Aufwande gelebt zu haben, wie die Geſchichte ſeines goldbrokatnen Gewandes bei Lukas von Leydens Gaſtmahl beweiſ't. Doch ließ er deshalb nicht von ſeinem gewohnten Leben und mag es wohl ziemlich arg getrieben haben, denn der Magiſtrat fand endlich für gut, ihn unerachtet ſeines hell leuchtenden Künſtlerruhms gefänglich einzuziehen, ob wegen Schulden oder ſonſt ſtraflicher Handlungen, iſt nicht bekannt. Mabuſe wendete indeſſen dieſe unfreiwillige Einſamkeit zu mehreren vortrefflichen Zeichnungen an, von denen Karl von Mander, der ſie noch geſehen hat, mit Freude und Bewunderung ſpricht.

Es ſcheint, als ob Mabuſe nach wieder erlangter Freiheit eine Reiſe nach London gemacht habe; vielleicht zog Hans Holbein ihn hin, der damals unter dem Schutze König Heinrichs des achten dort lebte. Denn außer vielen, vielleicht noch in England exiſtirenden, trefflich gemalten Bildniſſen von Mabuſens Hand, wurde in der ſehr bedeutenden Gallerie des alten Pallaſtes von Whitehall noch insonderheit das von ihm gemalte Porträt zweier vornehm geſchmückter Knaben bewundert, die wahrſcheinlich zu der Familie des Königs gehörten. Doch der Pallaſt ſelbſt, die alte Reſidenz der Könige von England, von Heinrich des achten Zeit bis auf die der Königin Anna, ward ſeitdem bis auf einen kleinen Theil zerſtört. Neuere Gebäude aller Art erfüllen jetzt den weiten Raum, welchen dieſes Prachtgebäude ehemals von den Ufern der Themſe an bis zu dem jetzigen St. Jamespark mit ſeinen weitläuftigen Nebengebäuden bedeckte. Die Gemälde daraus ſind alle zerſtreut oder ſpurlos verloren, und ſo mögen denn auch Mabuſens Arbeiten kein beſſeres Schickſal gehabt haben.

Eine Zeitlang, ob früher oder ſpäter? iſt ſchwer auszumitteln, befand ſich Mabuſe als Hofmaler im Dienſte eines vornehmen Niederländers, den Karl von Mander den Marquis van der Veren nennt. Dieſer muß ſehr reich und ſehr vornehm geweſen ſeyn, denn ſein Haushalt war ganz auf fürſtlichen Fuß eingerichtet. Er hielt ſich einen Poeten, einen Maler und einen Philoſophen als unentbehrliche Mitglieder ſeines Hofſtaats. Ob er dieſen dreien auch den luſtigen Rath beigeſellte, finde ich nicht erwähnt, es ſcheint faſt, als ob Mabuſe auch dieſen Ehrenpoſten neben ſeinem eigenthümlichen mitunter verſehen habe, wie aus folgendem Zuge aus ſeinem Hofleben hervorgeht.

Kaiſer Karl der fünfte dachte einſt dem Marquis van der Veren die hohe Ehre ſeines Beſuches zu und dieſer machte natürlicher Weiſe ſogleich die allervortrefflichſten Anſtalten zum würdigen Empfange des hohen Gaſtes. Die ganze Dienerſchaft ward neu und glänzend gekleidet, beſonders aber ſollten der Poet, der Philoſoph und der Maler in neuen Gewändern von prächtigem weißen ſeidnen Damaſt das Feſt verherrlichen helfen. Die Schneider nähten Tag und Nacht, doch Mabuſe wußte unter dem Vorwande, ſeinem Kleide einen ganz neuen maleriſchen Zuſchnitt zu geben, den ihm beſtimmten Damaſt unverarbeitet in die Hände zu bekommen; und da er, wie Alle ſeines gleichen, in ewiger Geldnoth war, ſo verkaufte er ihn heimlich, trug das Geld in die Schenke, und machte ſich dafür, um die Folgen ganz unbeſorgt, auf ſeine Weiſe einen guten Tag. Der Marquis erfuhr es wohl, denn wann wäre an einem kleinen Hofe ein ſolches Geheimniß verborgen geblieben? aber er kannte ſeinen Mann, ließ ihn ſtillſchweigend gewähren, und verließ ſich auf deſſen Talent, ſich aus jeder Verlegenheit zu ziehen.

Der große Tag kam, der Kaiſer auch. Die Majeſtat ward gebührend empfangen, und endlich von dem Marquis auf einen Balkon geführt, um die lange Reihe der geſchmückten Diener anzuſehen, die Prozeſſionsartig unten im Hofe vorbei zogen. Der Poet und der Philoſoph in ihren ſchönen weißen damaſtnen Gewändern ſtolzirten an der Spitze des Zuges, und in ihrer Mitte Mabuſe in einem ähnlichen, doch weit ſchöneren Kleide. Damaſt von ſolcher Pracht, ſo blendend weiß, mit ſo herrlichen geſchmackvollen Laubgewinden und Blumen hatte der Kaiſer noch nicht geſehen, auch lobte er ihn über die maßen.

Bei der Tafel endlich, wo der Poet, der Philoſoph und der Maler in ihren ſchönen Kleidern unter der übrigen geputzten Dienerſchaar zur Aufwartung bereit daſtanden, fiel des Kaiſers Blick abermals auf Mabuſens vortrefflichen Damaſt; dem Maler wurde gewinkt, näher zu treten, der Damaſt blieb auch in der Nähe ſo ſchön, daß der Kaiſer einen Zipfel des Gewandes ergriff, um ihn beſſer zu unterſuchen, und nun erſt entdeckte er die

Täuſchung. Das ganze Gewand war Papier, über und über mit Blumen und Ranken, dem wirklichen Stoffe ſo ähnlich, übermalt, daß wirklich nur das Gefühl den unglaublichen Irrthum entdecken konnte.

Die Majeſtät lachte daß ihr die Augen übergingen, als ſie die Geſchichte des wunderſamen Rockes jetzt vernahm, die ganze Tiſchgeſellſchaft lachte mit, und ſo lange der Kaiſer regierte hatte er keine ſo fröhliche Tafel gehalten. Um viel hundert Ellen des herrlichſten Damaſts hätte der Marquis dieſen Schwank ſeines Hofmalers nicht miſſen mögen, und dieſer gewagte Streich befeſtigte ihn gar ſehr in der Huld ſeines Herrn, der, minder geſchickt ausgeführt, ihn wahrſcheinlich völlig geſtürzt hätte.

Doch Mabuſe wußte auch auf edlere Weiſe ſein großes Talent im Hauſe ſeines Beſchützers geltend zu machen. Er malte deſſen Gemahlin nebſt ihrem Sohn, als Madonna mit dem Kinde, und wandte ſo viel Fleiß auf die Ausführung dieſes köſtlichen Bildes, daß ſogar ſeine übrigen Gemälde, ſo trefflich gemalt ſie auch ſind, dagegen rauh und unvollendet erſchienen.

Dieſes aber iſt auch Alles, was ich vom Leben dieſes großen Meiſters in Erfahrung bringen konnte, deſſen Natur das Höchſte mit dem Niedrigſten auf ſo ſeltſame Weiſe vereinte. Man ſagt, er ſey im Jahr 1562 in ziemlich hohem Alter geſtorben, doch iſt ſowohl der Ort, wo er ſtarb, als die Art ſeines Todes unbekannt.

Das Grab bedeckt die Verirrungen ſeines Lebens, doch was er in Hinſicht auf die Kunſt war, beweiſen drei ſeiner unſchätzbaren Gemälde in der Sammlung der Herren Boiſſerée. Das eine, eine Kreuzigung, iſt ein großes Bild, von dem man vermuthet, daß er es vor ſeiner Reiſe nach Italien gemalt haben könne, aber dennoch ſpricht ſchon aus dieſem ſein lebhaftes, dem warmen Süden ſich annäherndes Weſen. Weniger fromm, ruhig und innig, als ſeine großen Vorgänger und Zeitgenoſſen bei Behandlung dieſes Gegenſtandes es waren, brachte er in die Darſtellung ein höchſt effectvolles Leben, ich möchte ſagen ein dramatiſches Fortſchreiten; alles iſt in Bewegung, doch immer fern von aller Übertreibung. Die drei Kreuze nehmen die Mitte des Bildes ein; auf der den Hintergrund bildenden Landſchaft erblickt man Jeruſalem und viele hin und her Wandelnde unter den Mauern der Stadt. Wunderſchön iſt der Kontraſt zwiſchen dem ſterbenden Heiland und den in peinlicher Qual verſcheidenden Verbrechern ausgedrückt, nicht minder auch der zwiſchen dieſen beiden obwaltende Unterſchied der Karaktere. Beider Sterben iſt furchtbar, doch fern von gräßlicher Verzerrung, ihre Phyſiognomien gänzlich verſchieden, ſo wie auch ihre Haltung im Tode.

Angeklammert an den Fuß des Kreuzes, welches den Erlöſer trägt, mit dem vollen Ausdruck wilden verzweiflenden Schmerzes, halb knieend, halb aufgerichtet, blickt Magdalena zu ihm herauf, faſt zürnend dem Himmel, der dieß Ungeheure geſchehen läßt. Seitwärts erliegt die weinende Mutter ihrem ſtilleren, doch nicht minder herzzerreißenden Schmerz. Johannes und Maria Salome unterſtützen, im eignen Jammer faſt vergehend, die

Halbohnmächtige. Wahrhaft herzergreifend iſt die Gottergebenheit der Alles duldenden Mutter, im Gegenſatz mit dem leidenſchaftlichen Stürmen der weit jüngern Magdalena, die im Drange des Weltlebens noch nicht lernen konnte ſich unter den Willen Gottes fromm zu beugen. Der Ausdruck, die Gruppirung, die Schönheit der Köpfe, ſo wie die Drapperie dieſer Gruppe ſind vor Allem bewundernswerth, beſonders in letzter Hinſicht das dunkelblaue Gewand der Magdalena und das der Maria Salome; ein ſehr reizendes mit einer Art von goldnem Netz verbundnes Häubchen ſchmückt das ſchöne Köpfchen der letzteren. Die um das Kreuz verſammelten Phariſäer bilden einen zweiten Kontraſt mit den weinenden Frauen; Kriegsknechte auf ſtolzen Pferden ſchließen an dieſe ſich an, unter denen ſich ein vornehmer Mann im rothen Gewande auszeichnet, wahrſcheinlich Pontius Pilatus. Alle dieſe Geſtalten, dieſe Köpfe, vom verſchiedenſten Ausdruck, ſind voll Leben und Wahrheit. Es iſt ein Bild, das den Blick unwiderſtehlich feſſelt, es athmet, es bewegt ſich wenn man es länger betrachtet.

Ein zweites, weit kleineres Bild, welches Mabuſe nach ſeiner Heimkehr aus Rom malte, erinnert an die Werke Michael Angelos, und an alles Herrliche italiſcher Kunſt. Es zeigt uns die heilige Jungfrau in hoher Anmuth, in fürſtlicher Pracht, als Königin des Himmels. Der tiefe Ernſt des Kindes iſt wahrhaft göttlich zu nennen, das prächtige faltenreiche Gewand der Mutter fließt weit über den Boden hin. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß dieſes Gemälde, bei aller Schönheit der Mutter und des Kindes, dennoch das gerühmte Porträt der Gemahlin des Marquis van der Vere ſeyn könnte. Höher konnte wohl weder Mabuſe, noch irgend Jemand die Kunſt des Malens treiben, wie auf dieſem höchſt vollendeten kleinen Gemälde geſchah, das in Hinſicht der Ausführung der Triumph aller Malerei genannt zu werden verdient.

Das dritte Bild Mabuſens zeigt in prachtvoller goldner Rüſtung den Erzengel Michael, den Überwinder Luzifers, welcher kraftlos unter ſeinem Fuße ſich windet. Himmelsglorie umſtralt die hohe Heldengeſtalt des göttlichen Streiters, während ſein

Schützling auf Erden, der Donator dieſes Bildes, demüthig und fromm, ſeitwärts zu ſeinen Füßen knieet. Es iſt ein Gemälde von wahrhaft blendender Pracht, herrlich gemalt, und ſtammt ebenfalls aus der ſpätern Zeit des Meiſters, nach ſeiner Rückkehr aus Italien.

Johann von Schoreel.

In Schoreel, einem kleinen holländiſchen Dorf, ohnweit Alkmaar, trat dieſer ſeltne, von der Natur durch ihre edelſte Gaben ausgezeichnete Geiſt, am erſten Auguſt des Jahrs 1495 in das irdiſche Leben. Nahe Verwandte nahmen ſich mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt des verwaisten Knaben an, der in frühſter Jugend beide Eltern verlor, und nun fromm und einfach unter Jener treuen Pflege heran wuchs. Sobald er das dazu gehörige Alter erreicht hatte, wurde er nach Alkmaar auf die Schule gebracht, wo er ſich durch ſittliches Betragen und ſchnelles Fortſchreiten in Allem was ihm gelehrt ward, beſonders in der lateiniſchen Sprache, vor ſeinen Mitſchülern auszeichnete. Was er auch unternahm, begünſtigte ein ſeltnes Gelingen; ſeine natürlichen Fähigkeiten, ſein großes Faſſungsvermögen, machten ihm auch das Schwerſte leicht, doch ſein angeborner Beruf zur bildenden Kunſt trat vor Allem auffallend vor und äußerte ſich ſogar in ſeinen kindiſchen Spielen. Die ihm zugänglichen Gemälde, ſelbſt die damals allgemeinen gemalten Fenſterſcheiben nachzuzeichnen und zu malen, war ſeine innigſte Freude, und bei ſeinen Schulkameraden machte er ſich beſonders dadurch beliebt, daß er ihre in der Schule üblichen Tintenfäſſer von weißem Horn mit allerlei artigen Verzierungen ſchmückte, indem er Menſchen und Thiere, Bäume und Blumen ſehr ſauber und erfindungsreich mit einem Federmeſſer hineinſchnitt. Zum Glück waren Schoreels Pflegeältern nicht nur ſo verſtändig dieſes Alles gehörig zu beachten, ſondern auch liebevoll genug, um ſelbſt mit eigner Aufopferung das aufkeimende Talent des Knaben zu unterſtützen, ſobald ſie es erkannt hatten. Sie nahmen ihn deshalb ſchon im vierzehnten Jahre aus der Schule, wo er indeſſen zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung einen recht tüchtigen Grund gelegt hatte, und brachten ihn nach Harlem zu dem beſten Maler den ſie kannten, zu Meiſter Wilhelm Cornelis.

Dieſer Wilhelm Cornelis, der aber mit mehreren ſeiner Kunſtgenoſſen, die auch Cornelis hießen, nicht zu verwechſeln iſt, war in der That ein nicht ungeſchickter Maler, und wohl fähig ſeinen hoffnungsvollen Lehrling dem Anfange der rechten Bahn zuzuleiten, doch dabei rohen harten Gemüths, eigennützig in hohem Grade, und auch dem Trunke ergeben. Er machte viel Einwendung, ehe er ſich entſchloß, den Knaben in die Lehre zu nehmen, und willigte endlich nur unter der Bedingung darein, daß die Vormünder deſſelben ſich ſchriftlich anheiſchig machten, ihn drei Jahre in ſeinem Dienſte zu laſſen, oder, im Falle er die Werkſtatt ſeines Meiſters früher verließe, eine bedeutende Geldbuße zu zahlen. Schoreels Pflegeältern, denen das Fortkommen des verwaisten Knaben ſehr am Herzen lag, willigten in Alles; das ungefügige, aufgeblaßne Weſen des Meiſters brachte den einfachen treuen Landleuten nur einen um ſo feſtern Glauben an ſeine Kunſt bei, indem ſie meinten, daß, wo ſo viel gefordert würde, auch viel geleiſtet werden müſſe; ſie unterſchrieben daher was man verlangte, und Schoreel zog fröhlichen Muthes als wohlbeſtallter Lehrling bei ſeinem Meiſter ins Haus.

Daß es ihm dort mitunter übel genug ergehen mochte, iſt leicht zu erachten, aber er ertrug Alles, denn er durfte ja zeichnen und malen den ganzen Tag. Auch machte er in kurzer Zeit ſo ſchnelle und ſo bedeutende Fortſchritte, daß er ſchon im erſten Jahr' im Stande war, ſeinem eigennützigen Lehrherrn durch ſeine Kunſtarbeiten einen Gewinn von mehr als hundert holländiſchen Gulden einzubringen; eine ſehr beträchtliche Summe in jener Zeit. Der arme Knabe hatte aber leider mit einem, jeder guten Empfindung unfähigen Menſchen zu thun; denn ſtatt daß, wie zu erwarten ſtand, Fleiß und Talent ihm wenigſtens eine freundlichere Behandlung ſeines Meiſters erworben hätten, zogen dieſe Eigenſchaften ihm nur Neid und Argwohn zu. Wilhelm Cornelis konnte nicht ohne inneren Verdruß den Fortſchritten des Lehrlings zuſehen, der ihn in kurzem zu verdunkeln drohte, fand es hinwieder aber auch zu bequem, müßig in der Schenke zu ſitzen, während dieſer daheim für ihn Geld verdiente, als daß er nicht hätte dafür ſorgen ſollen, ſich einen ſolchen Arbeiter zu erhalten. Daß Liebe und Freundlichkeit hier Alles thun könne, fiel ihm nicht ein; lieber bewachte er den armen Knaben Tag und Nacht auf die unleidlichſte Weiſe, überhäufte ihn mit Arbeit, und verwieß ihn, bei dem kleinſten Zeichen gerechten Unwillens über eine ſolche Behandlung, auf die Verſchreibung, die ihn noch auf lange Zeit zu ſeinem Leibeignen machte, und die der Meiſter von nun an immer bei ſich trug.

„Siehſt du Jean?“ ſtammelte er oft, wenn er betrunken war, und klopfte dabei höhniſch lachend auf ſeine Taſche, „ſiehſt du, da hab ich dich, da ſteckſt du feſt darin. Gehſt du mir davon, ſo weiß ich ſchon, was ich mit deinen Freunden anzufangen habe, die ſollens empfinden.“

Den armen Schoreel ſchmerzten dieſe ewigen Neckereien und Drohungen jedesmal tief in der Seele, er begann ſogar ſich heimlich darüber zu härmen, und der Gedanke, ſo verkauft zu ſeyn, ward ihm endlich ſo entſetzlich, daß er beſchloß Alles anzuwenden, um der heilloſen Verſchreibung habhaft zu werden. Es gelang ihm auch wirklich, in einer ſehr ſtürmiſchen dunkeln Nacht, da der Meiſter völlig betrunken wie ein Todter da lag. Leicht wie ein Vogel ſprang Schoreel mit ſeinem Raube davon, lief auf die Brücke, wo er das Papier, in tauſend Stückchen zerriſſen, dem Winde und den Wellen übergab, kehrte dann leichteren Herzens wieder heim, und ging ruhig zu Bette.

In der reinen Seele des jetzt funfzehnjährigen Knaben war bei alle dem keine Spur des Gedankens aufgekommen, ſich auf dieſe Weiſe durch Zerſtörung der Handſchrift von der gegen ſeinen Lehrherrn eingegangnen Verbindlichkeit befreien zu wollen. Sein treues redliches Gemüth glaubte ſich hinfort nicht minder an das für ihn gethane Verſprechen gebunden als zuvor, aber der verhaßte Anblick der Handſchrift, und das ewige Drohen mit dieſer konnte ihn nun doch nicht mehr plagen; er fühlte ſich frei, weil nur ſeine innere Überzeugung ihn band, und ertrug nunmehr Alles mit Geduld, ward vielleicht aber auch beſſer gehalten.

Redlich und treu, ohne einen Verſuch zu entfliehen, arbeitete er nun für den Meiſter nach beſten Kräften fort, lernte, ſo viel ſeine jetzige Lage ihm erlaubte, und kannte kein Vergnügen als Sonntags und Feiertags, wenn die Sonne und die warme Sommerluft ihn lockten, einſam hinaus in das nahe Harlemer Holz zu wandern. Dort, unter den hohen herrlichen Laubgewölben, vergaß er Alles was ſein Leben beengte; lagerte ſich mit jener unnennbaren Sonntagsfreude, welche die Kinder vornehmer Eltern ſelten kennen lernen, an irgend einem ſtillen Plätzchen in das grüne weiche Gras, zeichnete Bäume, Büſche, Blumen und Kräuter nach der Natur, und ergötzte ſich dabei an dem Gezwitſcher der kleinen Vögel und dem Feſtgeſang zahlloſer Nachtigallen, die noch alljährlich im Harlemer Holze ihre Wohnung aufſchlagen. Wenn dann die Sonne ſank, kehrte der junge Künſtler mit bereicherter Mappe wieder heim in ſeine unerfreuliche Wohnung, und war doch innerlich vergnügt, wie ein Prinz es nur immer ſeyn könnte.

Endlich im Jahre 1512 waren die drei ſauern Lehrjahre überſtanden; Schoreel, jetzt ſiebzehn Jahre alt, fühlte Kraft und Muth, ſich ferner ſelbſt durch die Welt zu helfen, und war klug genug, ſich durch die plötzlich eingetretne Freundlichkeit ſeines Lehrherrn nicht zu einem falſchen Schritte verleiten zu laſſen. Er nahm geziemenden Abſchied von ihm, und wanderte leichten Muthes nach der großen ſchönen Handelsſtadt Amſterdam, wo er bald nach ſeiner Ankunft in der Wohnung und der Werkſtatt des Meiſter Jakob Cornelis, den er wahrſcheinlich ſchon früher hatte kennen gelernt, ſehr freundlich aufgenommen ward.

Dieſer Meiſter Cornelis war ſowohl in Hinſicht ſeiner Sitten als ſeiner Kunſt von dem Cornelis himmelweit verſchieden, welchen Schoreel eben verlaſſen hatte. Von armen Bauern in Ooſtſanen, einem Dörfchen im Waterland geboren, hatte er durch eigne Kraft, durch Ausdauer und Muth ſich den Weg zu der Höhe bahnen müſſen, auf der er jetzt ehrenvoll ſtand. Er galt in der That um die Zeit, wo Schoreel in ſeinem Hauſe Aufnahme fand, für einen der berühmteſten Maler in den Niederlanden, beſonders wegen der Wahrheit ſeiner Gemälde. Er malte Alles, ſo viel möglich nach der Natur, vor Allem die Gewänder, welche er ſehr vorzüglich in aller Eigenthümlichkeit der Farben und Stoffe darzuſtellen wußte. Seine Gemälde ſchmückten Kirchen und Altäre, ſowohl in Amſterdam ſelbſt, als in den benachbarten Städten, doch wurden dieſe faſt alle ſpäterhin durch die Bilderſtürmer zerſtört. Karl von Mander erwähnt beſonders einer Abnahme vom Kreuz, damals im Beſitz einer Wittwe Namens von Sonneveldt zu Alkmaar. Schoreel hatte zu dieſem Bilde die Landſchaft, welche den Hintergrund bildete, gemalt, und es war ein Werk, das ſowohl dem Meiſter als ſeinem Schüler Ehre machte.

Jakob Cornelis war auch wegen ſeiner Kunſt in Holz zu ſchneiden berühmt, und vielleicht ſind einige Abdrücke dieſer ſeiner Arbeiten auch bis auf unſere Zeiten gekommen. Beſonders ſollen neun runde Paſſionsſtücke, neun eben dergleichen Blätter, welche Reiter zu Pferde darſtellen, und eine größere Darſtellung des Leidens Chriſti auf einem Quartblatt, in Hinſicht auf Zeichnung und Ausführung als ſehr vorzüglich bewundert worden ſeyn. Aus allem dieſem geht wenigſtens hervor, daß Schoreel für die Ausbildung ſeines Talents nicht leicht in beſſere Hände hätte fallen können. Nicht minder vortheilhaft war die Veränderung ſeines Aufenthalts für die häuslichen Verhältniſſe des angehenden Künſtlers. Meiſter Jakob war ganz das Bild eines wackern Hausvaters aus dem Bürgerſtande der damaligen Zeit, der mit Liebe und Verſtand in ſeinem Hauſe unumſchränkt herrſchte, ohne daß es einem der Mitglieder deſſelben je einfiel, zu wünſchen oder zu glauben, daß dieß anders ſeyn könne. Sowohl ſeines tadelloſen Wandels als ſeiner Kunſt wegen, ward er auch im öffentlichen Leben von ſeinen Mitbürgern hochgeachtet und ſtand in Ehre und Anſehen bei Groß und Klein.

Er hatte viele Kinder, aber ſie waren alle ſchon ganz erwachſen, und die mehrſten weit älter als Schoreel; nur ein ſpät nachgebornes Töchterchen zählte erſt zwölf Jahre. Das holdſelige Kind war die Freude des Vaters, der Liebling des ganzen Hauſes, und wuchs ſo von Liebe gepflegt heran, in unvergleichlicher Schönheit; rein und klar wie ein Thautropfen im Frühroth, auf der eben entfalteten Roſe, ſanft und gut, und unbekannt mit der Welt, wie ein Vögelchen im Neſte, unter den ſchützenden Flügeln ſeiner Mutter. In dieſen Umgebungen verlebte Schoreel die glücklichen Tage ſeiner Jünglingszeit. Mit Luſt und Gelingen arbeitete er für ſeinen Meiſter, unter deſſen Aufſicht tägliches Zunehmen in der Kunſt ſeinen Eifer belohnte, und der ihm dennoch nicht nur ein ganz anſtändiges Jahrgeld für ſeine Arbeiten zahlte, ſondern ihm dabei auch noch die Freiheit ließ, in Nebenſtunden für ſeine eigne Rechnung zu malen was er wollte. Viele gelungne Arbeiten gingen ſchon damals in dieſen ſeinen freien Stunden unter des jungen Künſtlers fleißigen Händen hervor und fanden bald Liebhaber, die nicht nur Schoreels frühen Ruhm begründeten, ſondern auch gut bezahlten, was ſie von ihm erkauften, ſo daß er in kurzer Zeit ſich eine nicht ganz unbedeutende Summe für die nächſte Zukunft erworben hatte.

Mit allen ſeinen Hausgenoſſen lebte Schoreel in Friede, Liebe und Vertrauen, vor Allem aber entſtand zwiſchen ihm und dem ſchönen Töchterchen ſeines Meiſters ein unbeſchreiblich zartes Verhältniß.

In der Bruſt des achtzehn oder neunzehnjährigen Jünglings mußte gar bald heiße innige Liebe aus dieſem unſchuldigen Vertrauen entſtehen, aber das zwölfjährige Mädchen war ſich nur bewußt, ihm herzlich gut zu ſeyn, und verheelte ihm dieß eben ſo wenig, als ob er wirklich einer ihrer Brüder geweſen wäre.

Das ging eine Weile ſo hin; ſüße Worte, liebe Verſprechen nie einander zu vergeſſen, wurden gewechſelt, und Schoreels ganzes Streben hätte ſich vielleicht in Liebe und Sehnſucht aufgelöſ't, wäre er nicht kräftig genug geweſen, ſich ſelbſt aus dem ſüßen Taumel empor zu reißen. Die Zukunft an der Hand ſeines unbeſchreiblich holden Mädchens erſchien ihm im himmliſchen Glanz, aber auch die Liebe zur Kunſt ſprach laut in ſeiner Bruſt. Er bedachte ſeine eigne große Jugend, und die ſeiner kaum den erſten Jahren der Kindheit entwachſenen Geliebten, und beſchloß hinaus zu gehen in die Welt, ſich auf jede Weiſe des Glücks würdig zu machen, das ihm als einzig wünſchenswerth erſchien, und dann erſt heimzukehren, wenn er im Stande ſey, würdig und ehrenvoll um die Hand der Tochter ſeines Meiſters zu werben.

Meiſter Jakob Cornelis war ein zu verſtändiger Mann, als daß er, ſo lieb und nützlich Schoreel ihm auch war, nicht dieſem Entſchluß hätte beiſtimmen ſollen, und ſo reißte dieſer dann endlich mit ſchwerem Herzen ab, begleitet von den Segenswünſchen des Vaters und den bittern Thränen ſeines lieblichen Mädchens.

Der allgemeine Ruf, welcher Johann von Mabuſe als einen der erſten damals lebenden Meiſter verkündete, zog den lehrbegierigen Jüngling zuerſt nach Utrecht, wo jener im Dienſte des dortigen Biſchofs, Philipp von Burgund, lebte. Mabuſe empfing den jungen Schoreel auf das freundlichſte, wies ihm eine Wohnung in ſeinem Hauſe an, öffnete ihm ſeine Werkſtatt, und Beide begannen eifrig mit einander zu arbeiten. An der Staffelei ging Alles vortrefflich, aber nicht weiter. Das wüſte Leben des Meiſters konnte dem edlen, an ſtrenge Sitte gewöhnten Jüngling nicht gefallen. Bald mußte er Mabuſen zu ſeinen Trinkgelagen begleiten, und wenigſtens die koſtbare Zeit dort vergeuden, bald in der Schenke für ihn bezahlen, bald gar, wenn jener mit ſeinen Spiesgeſellen über den Bechern oder Würfeln in Zwiſt gerieth, für ihn ſich herumſchlagen. Schoreel hielt dieſes Leben nicht lange aus, ſondern nahm bei der erſten Gelegenheit höflichen Abſchied und wanderte weiter.

Er wendete ſich von Utrecht nach Köln, und von dort nach Speier. Hier weilte er eine Zeitlang bei einem kunſtreichen Geiſtlichen, für den er einiges malte, und der ihm dafür in der Linienperſpektive, in der Lehre von den Verkürzungen, und in der Behandlung architektoniſcher Gegenſtände Unterricht ertheilte. Dann zog er weiter nach Strasburg, von dort nach Baſel. So zog er während ſeiner Wanderſchaft durch noch mehrere Städte, ſuchte überall nach damaliger Künſtler-Sitte die Gildehäuſer der Maler auf, und bemühte ſich überall, bei den berühmteſten Meiſtern Zutritt zu erhalten, bei ihnen zu arbeiten und von ihnen zu lernen. Wohin er kam, ſah man ihn gern, alle Werkſtätten ſtanden ihm offen, die größten Meiſter ſeiner Zeit beeiferten ſich, ihn zum Gehülfen zu haben, und belohnten ihn auf das freigebigſte, denn ſein Fleiß und ſeine Kunſt hielten immer gleichen Schritt. Er brachte in einer Woche hervor, woran Andere ſich Monate lang abquälten, ohne daß ſie dennoch die ſchon damals ſeltne Vortrefflichkeit ſeiner Arbeiten hätten erreichen können. Doch blieb er in keiner Stadt länger als es ihm für ſeinen Zweck nöthig ſchien, denn all ſein Denken und Streben war der Kunſt und ſeiner jungen Geliebten zu eigen; die Liebe zu Beiden vereinte ſich zu einer einzigen hellen ſtillen Flamme in ſeiner Bruſt, die ſein ganzes Weſen durchglühte, und ihn unaufhaltſam zum Verwärtsſtreben bis zum Ziele trieb, an welchem der Beſitz ſeines holden Liebchens ihm entgegen winkte.

Albrecht Dürers großer allgefeierter Name bewog ihn endlich, auch nach Nürnberg zu ziehen. Er kam an, und der edle Meiſter nahm den jungen talentvollen Künſtler mit Freuden in ſeiner Werkſtatt und in ſeinem Hauſe auf. Beide einander ſo nah verwandte Geiſter würden ſich wahrſcheinlich bald gegenſeitig erkannt und dann auf ewig gefunden haben, wäre nicht das damals allgemein herrſchende Streiten über Religionsmeinungen auch zwiſchen ſie getreten. Albrecht Dürer hing, wie wir aus ſeinem Leben wiſſen, mit voller klarer Überzeugung an Luthern und ſeiner Lehre; was ſeine Seele erfüllte, davon wußte er auch zu denen zu ſprechen, die er ſeines Vertrauens werth hielt, und ſo kamen oft zwiſchen ihm und Schoreel, während ſie mit einander arbeiteten, Geſpräche auf, in denen Albrecht ſeinen jungen Freund über das, was ihm das Wichtigſte war, erleuchten zu wollen ſchien, die aber dieſer nicht ohne Schauer und Widerwillen zu ertragen vermochte. Unwandelbare Treue war der Grundton von Schoreels innerſtem Weſen; was er einmal für wahr hielt, woran er glaubte, was er liebte, das vermochte er nie wieder zu laſſen, es ſchien ihm ſogar frevelhaft nur zu unterſuchen, ob er recht thue ſo beharrlich zu ſeyn. Daher trennte er ſich lieber nach einem kürzeren Aufenthalte als er Anfangs gewünſcht hatte, von dem edlen Mann, den er in jeder andern Hinſicht lieben und ehren mußte, nur um ſich nicht länger der Gefahr auszuſetzen, in dem ihm ehrwürdigen Glauben ſeiner Väter geirrt zu werden.

Mehrere Jahre waren indeſſen während Schoreels bald längerem, bald kürzerem Aufenthalt in den Städten, wo er arbeitete, an ihm vorübergezogen, und er mochte ungefähr zwei und zwanzig Jahre zählen, als ſeine fernern Wanderungen, bald nach der Trennung von Albrecht Dürer, ihn nach Kärnthen führten, wo er in einem der adligſten und reichſten Beſitzer bedeutender Güter in dieſem Lande einen warmen Kunſtfreund fand, der gaſtfrei auf ſein Schloß ihn einlud, und bei dem er längere Zeit verweilte.

In Ruhe und Freiheit malte er dort vieles, theils für den Freiherrn ſelbſt bei dem er wohnte, theils für deſſen kunſtliebende Freunde, und ward mit reichen Geſchenken, mit Lob und Ehren von allen Seiten überhäuft; doch ward ihm auch ein Lohn in dem Herzen der Tochter des edlen Hauſes, welches ihn ſo gaſtfrei empfing, deſſen bloße Möglichkeit dem anſpruchsloſen Jüngling nie in den Sinn gekommen war. Schoreels Liebenswürdigkeit im

Umgang, ſein angenehmes Äußere, ſein gebildeter Geiſt machten auf das Fräulein einen zu tiefen und lebhaften Eindruck, als daß ihr Vater lange darüber hätte im Dunkeln bleiben können, und der hochherzige Mann ehrte die Kunſt und den Künſtler, den er ſelbſt liebte, zu ſehr, um hier Rang, Geburt und Vermögen zu berechnen, da es noch überdem das Glück ſeines Kindes galt. Er ſelbſt bot dem jungen Maler die Hand des Fräuleins, um die, wie er wohl wußte, des Jünglings Beſcheidenheit ihm nie erlauben würde zu werben, und mit dieſer ein ſo glänzendes Loos, wie es kaum im Traum Schoreelen vorgeſchwebt haben konnte. Doch das roſige ſüßlächelnde Bild der Tochter Jakob Cornelis lebte noch immer in dem treuen Gemüth, welches Alles eher konnte als vergeſſen, und ſo blieb Schoreelen denn nichts übrig als das gaſtfreie Schloß zu verlaſſen, in dem er unter dieſen Umſtänden nicht länger zu weilen vermochte, und mit dem tiefſten Gefühl ſchmerzlicher Dankbarkeit von neuem den Wanderſtab zu ergreifen.

Mit dem vollen Bewußtſeyn, noch nicht das zu ſeyn, was er zu werden Kraft und Muth in ſich fühlte, lenkte er ſeine Schritte immer weiter von der Heimath ab, wo, wie er hoffte, der ſüßeſte Lohn indeſſen für ihn heranblühte. Er zog nach Venedig. Hier geſellte er ſich mehreren Malern und Kunſtfreunden aus Antwerpen zu, und wandte friſchen Muths aufs neue jeden Augenblick ſeiner Zeit mit gewiſſenhafter Treue für ſeine Kunſt an. Das regere Leben der reichen glanzerfüllten Stadt, die große Anzahl Fremder aus allen Nationen die dort ſich vereinten, das Kommen und Gehen der vielen reichbeladnen Schiffe, beſchäftigten neben der Kunſt ſeinen Geiſt, und erweiterten ſeine Anſicht der Welt. Vor Allem aber zog ihn die Bekanntſchaft eines ſehr unterrichteten und kunſtverſtändigen Landsmannes an; dieſer war ein Kloſterbruder aus einem der Wohlthätigkeit geweihten holländiſchen Ordensſtifte, und hielt ſich in Venedig auf um mehrere Pilger zu erwarten, die von dort aus mit ihm ſich zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem einſchiffen wollten.

Das Zureden ſeines frommen Freundes, mehr vielleicht noch der ihm inwohnende Trieb recht viel von der Welt zu ſehen, deren Einzelheiten nachzubilden er ſich berufen fühlte, bewogen Schoreelen, der frommen Geſellſchaft ſich anzuſchließen, und wirklich ging er, da Alles zur Abreiſe bereit war, mit ihr unter Segel. Wind und Wetter begünſtigten die Fahrt, ſo daß Schoreel ſelbſt auf dem Schiffe der gewohnten Übung ſeiner Kunſt nicht entſagen durfte. Er malte während der Reiſe mehrere ſeiner Begleiter, und zeichnete alle ihm vorkommende merkwürdige Gegenſtände ſehr ſauber und treu in ein kleines Buch, welches er zu dieſem Behuf ſtets bei ſich führte. Auch auf den Inſeln Kandia und Zypern, wo ſein Schiff eine kurze Zeit vor Anker ging, benutzte er den Aufenthalt zu Studien nach der Natur; er zeichnete die Herbergen wo er Obdach fand, Städtchen, feſte Schlöſſer, Anſichten der mit einer ſüdlichen Pflanzenwelt geſchmückten Gegend, und ſammlete ſo unſchätzbaren Vorrath für künftige Arbeiten im fernen Vaterlande.

Endlich gelangte er nach Jeruſalem, dem Ziel ſeiner Reiſe, wo ihm ſein frommer Freund und

Reiſegefährte in dem Pater Guardian des Kloſters Sion eine eben ſo nützliche als angenehme Bekanntſchaft zuführte; denn dieſer nahm ihn nicht nur freundlich auf, ſondern lud ihn auch zur Begleitung auf ſeinen Berufsreiſen durch die Umgegend von Jeruſalem ein. Schoreel lernte auf dieſe Weiſe das Land weit beſſer kennen als es ihm ſonſt möglich geweſen wäre; er zeichnete auch hier vieles nach der Natur, beſonders die Ufer des Jordans; eine Zeichnung, die er ſpäter in den Niederlanden zu einer Darſtellung des Durchganges der Iſraeliten durch dieſen Strom benutzte. Auch zeichnete er Anſichten der Stadt Jeruſalem von verſchiedenen Seiten, das heilige Grab, und [illegible]erkwürdigen Stellen jener dem heiligſten [illegible]nken geweihten Gegenden.

Nach ſeiner Heimkehr im Vaterlande benutzte Schoreel ſpäterhin alle dieſe Studien zu herrlichen Landſchaften, welche, beſonders für ſeine Zeitgenoſſen, das Intereſſe ſeiner vielen Darſtellungen aus der Geſchichte des neuen Teſtaments ungemein erhöhten. Denn damals war noch nicht die ganze

Welt in Bilderbüchern für Groß und Klein zu finden, es gab noch Dinge in ihr, welche nicht jeder Schulknabe zu kennen glaubte, und die Leute betrachteten mit um ſo ehrfurchtsvollerer Bewunderung Schoreels Meiſterwerke, auf welchen er die Bergpredigt, oder den Heiland am Ölberge abgebildet hatte, da ſie zugleich die Gegenden treu nach der Natur vor ſich ſahen, die das Andenken jener Begebenheiten ihnen zum Heiligthum ſchuf. Eines ſeiner vorzüglichſten Gemalde in dieſer Art ward im Jakobs-Kloſter zu Harlem aufgeſtellt, auf welchem er ſein eignes Bild mitten in einer Gruppe von Pilgern angebracht hatte, die im Begriffe ſind, zum Thore von Jeruſalem einzuziehen.

Der Pater Guardian hatte Schoreelen während ſeines Aufenthalts in Jeruſalem ſo lieb gewonnen, daß er ihn nur ungern von ſich laſſen wollte, und Alles anwandte, um ihn wenigſtens für ein Jahr dem Kloſter Sion zu gewinnen. Vielleicht hätte dieſer, angezogen durch die Neuheit ſeiner Umgebungen, ſich auch zu dieſem Aufſchub ſeiner Heimreiſe bereden laſſen, doch der holländiſche Kloſterbruder, der aus guten Gründen ihn ungern in dieſen Händen laſſen wollte, drang ſo lange mit Bitten, verſtändigen Vorſtellungen, und mitunter nöthigen Warnungen in ihn, daß er ſich endlich bewegen ließ dieſen Plan aufzugeben, und mit ſeinem erſten Reiſegefährten zurück nach Venedig zu ſchiffen. Doch drang der Guardian ihm noch beim Abſchiede das Verſprechen ab, während der Reiſe ein Bild für ſein Kloſter zu malen. Schoreel hielt Wort, und malte auf dem Schiffe den Apoſtel Thomas, wie er zweifelnd die Seitenwunde des Heilands berührt. Es war im Jahr 1520, und Schoreel fünf und zwanzig Jahre alt, da er aus dem heiligen Lande zurückkehrte. Das Schiff landete diesmal unterwegs auf Rhodus, wo damals die Johanniter-Ritter noch ihren Sitz hatten, indem Sultan Soliman der zweite erſt zwei Jahre ſpäter durch die Eroberung der Inſel ſie zwang ſolche zu verlaſſen und ſich nach Malta zu begeben. Schoreels glücklicher Stern begleitete ihn auch hierhin, denn der damalige Großmeiſter des Ordens, Villiers, nahm ihn nicht nur ſehr freundlich auf, ſondern verhalf ihm auch zur möglichſten Benutzung ſeines kurzen Aufenthalts, indem er ihm Gelegenheit ſchaffte, auch hier vieles Merkwürdige nach der Natur zu zeichnen. Und ſo langte Schoreel, beladen mit Vorarbeiten für die Zukunft, nach einer ſehr glücklichen Reiſe endlich wieder in Venedig an.

Seine erſte Sorge war hier, das Bild, das er auf dem Schiffe gemalt, zurück nach Jeruſalem an ſeinen dortigen geiſtlichen Freund abzuſenden. Es langte wohlbehalten an und erhielt einen ſehr ehrenvollen Platz an der durch die Geburt des Heilands geheiligten Stätte; viele Reiſende haben es dort geſehen und wahrſcheinlich befindet es ſich noch in dieſem Augenblick am nämlichen Orte.

Von Venedig reiſte Schoreel bald nach ſeiner Ankunft wieder ab, um jetzt Italien kennen zu lernen. Er beſuchte die für ſeine Kunſt bedeutendſten Städte dieſes Landes und gelangte endlich nach Rom. Welchen Eindruck der Anblick dieſer Königin der Städte auf ein Gemüth wie das ſeine machen mußte, läßt ſich beſſer empfinden, als beſchreiben. Raphaels hoher Geiſt hatte ſich, vielleicht nur wenige Monden früher, der ewigen Heimath zugeſchwungen, doch Michael Angelo lebte und wirkte noch in voller Thatkraft ſeines Geiſtes, und Julius Romano, und ſo viele Meiſter, deren große Namen damals der Unſterblichkeit zuſtrebten.

Umſtrahlt vom zwiefachen Glanz der hohen Gegenwart und der herrlichſten Vergangenheit, durchwandelte nun Schoreel die weiten Räume dieſer der Kunſt geheiligten Stadt; jeder Schritt, jeder Blick brachte ihm unſäglichen Gewinn. Wie er dieſen Aufenthalt in Rom benutzte ausführlicher zu berichten, wäre unnütze Wiederholung des oft ſchon Geſagten; er athmete hier in ſeinem eigentlichen Element, und weihte jeden Augenblick ſeines Lebens dem unabläſſigen Streben, zu erringen, was er von Andern ſo glorreich errungen ſah, während die ſeinem Gemüth inwohnende Treue ihn dabei immer feſter an die Natur band, und ihn vor glänzenden Abwegen bewahrte. Vor Allem zogen Raphaels Werke ihn an; verloren in ihrem Anblick, brachte er vor ihnen die ſeligſten Stunden hin; er fühlte ſich tief im Gemüthe dem hohen einfachen

Geiſte verwandt, der aus ihnen, Leben athmend, ihm entgegen trat, und Muth und Hoffnung loderten immer heller in ihm auf.

Es war ihm nicht möglich, die Monden ſeines Aufenthalts in Rom zu zählen oder abzukürzen, obgleich das Bild ſeiner fernen Geliebten ihm hier faſt ſichtbar vorſchwebte, wo er in tauſendfacher Geſtalt überall ſie wieder zu erkennen glaubte. Doch er fühlte, wie jeder Tag dem Ziele ihn näher führte; dieß gab ihm Kraft, die tiefe Sehnſucht zu beherrſchen, die ihn oft zurück über die Alpen zog, und ſo weilte er noch in Rom, als im Jahr 1522 Leo des zehnten Nachfolger, Adrian der ſechſte, den päpſtlichen Thron beſtieg. Glück und Talent hatten dieſem aus dem Staube des tiefſten Dunkels den Weg zum damals höchſten Gipfel irdiſcher Größe gebahnt. Er war, wie Schoreel, in Holland geboren, der Sohn eines armen Webers aus Utrecht; es war ſogar möglich, daß er in ſeiner Jugend noch die Eltern Schoreels gekannt hatte, wenigſtens ehrte er in dieſem wahrſcheinlich den Landsmann nicht weniger als den Künſtler, und überhäufte ihn mit vielen und großen Beweiſen ſeiner Huld und Gnade. Viele bedeutende Arbeiten, die Schoreel mit großem Gelingen für ſeinen hohen Beſchützer ausführte, ſetzten ihn immer feſter in deſſen Gunſt. Zu dieſen gehörte auch das vorzüglich gelungene Bildniß des Papſtes, welches dieſer einem von ihm in Löwen geſtifteten Kollegium verehrte. Endlich trug Adrian ſeinem kunſtreichen Landsmann auch die Aufſicht über Belvedere auf, und ſchien ſo deſſen Glück für ſein ganzes künftiges Leben zu gründen.

Doch was iſt wandelbarer als menſchliche Pläne und irdiſche Größe! Adrian ſtarb am vierzehnten September des Jahres 1523, nachdem er nur wenige Monate über ein Jahr die päpſtliche Krone getragen, und Schoreel blieb plözlich verwaiſet zurück, in einem Lande, wo ſein ſchnelles Emporſteigen in der Gunſt des heiligen Vaters gewiß nicht unbeneidet geblieben war. Er gab von nun an alle Gedanken auf, ſeine Geliebte nach Rom heimzuholen, die wohl früher, von den Umſtänden begünſtigt, in ihm aufgeſtiegen ſeyn mochten. Sein

Bewußtſeyn ſagte ihm: er dürfe jetzt es wagen, um den lieblichen Lohn ſeines unermüdeten Strebens ohne Erröthen zu werben, und ſo verließ er denn Rom, überſtieg die Alpen, glühend von Sehnſucht, Liebe und frohem Erwarten, und eilte unaufhaltſam der Wohnung des geliebten Mädchens zu, die jetzt, in völlig erblühter Pracht ihrer ſchon in der Kindheit ſo wunderbaren Schönheit, ſeinem wonneerfüllten Gemüth wie ein Götterbild vorſchwebte.

Sein Weg führte ihn durch Frankreich, wo damals, mitten im wildeſten Getümmel des Krieges, Franz der erſte durch Liebe, Kunſt, Poeſie und treue Pflege alles Schönen ſeinem unruhvollen Leben unſterbliche Kränze einzuflechten ſtrebte. Der Ruhm Schoreels war mit ſeinen Meiſterwerken bis zu dem Könige gedrungen und dieſer ſandte ihm deshalb die vortheilhafteſten und glänzendſten Anerbietungen entgegen, um ihn für ſeinen Dienſt zu gewinnen. Doch Schoreel mochte jetzt keinem Fürſten dienen; er gehörte einzig ſeiner lieblichen Herrin, und eilte, alle Vorſchläge des

Königs von ſich abweiſend, unaufhaltſam weiter, bis er Utrecht erreichte.

Hier, Amſterdam, ihrem Wohnort, ſo nahe, wagte er es zuerſt nach ihr zu fragen. — Sie war verheirathet an einen Goldſchmied in Amſterdam. — Sein langes Ausbleiben, die weite Entfernung, ihre große Jugend, da er von ihr ſchied, hatten ſein Andenken verlöſcht, ſie hatte gemeint, er käme wohl nie wieder. Treue, wie er ſie übte, iſt ja ſo ſelten wie der Vogel Phönix, niemand glaubt mehr daran, ſie ſind beide ſchon längſt ins Fabelland verwieſen, und theilen auch mit einander das Loos, einſam in ſich ſelbſt zu verglühen.

Das Gefühl Schoreels bei dieſer Nachricht zu beſchreiben, wird hoffentlich mir erlaſſen. Nur will ich noch hinzuſetzen, daß er es nie vermochte, das Bild, welches er in treuer Bruſt Jahre lang durch ferne Länder, über das Meer und über die Alpen getragen, aus ſeinem innigſt damit verflochtenen Leben zu reißen; eben ſo wenig gewann er es über ſich, ein unendlich ſchmerzliches Wiederſehen zu ertragen. Die ſchönſte Hoffnung ſeines Lebens war untergegangen, und ſo warf er ſich mit verdoppelter Kraft der Kunſt in die Arme, die mit ſeiner Liebe ſo ganz eins in ihm geworden war, daß er beide nie wieder in ſeinem Herzen von einander zu trennen vermochte.

Schoreel blieb, nachdem ihn dieſer Schlag getroffen, wo er war, in Utrecht, im gaſtfreien Hauſe eines Freundes, der dieſe Gunſt von ihm erbat. Und warum hätte der Künſtler ſie ihm nicht gewähren ſollen? Die Zeit, wo er Lebenspläne bildete, war vorüber.

Was Liebe ihm verſagte, ſchien während ſeines ganzen Lebens treue Anhänglichkeit würdiger Freunde ihm ſo viel möglich erſetzen zu wollen. Die Nähe des Mannes, in deſſen Hauſe er jetzt lebte, war ganz dazu geeignet, ſeinem wunden Gemüthe wohl zu thun. Er hieß von Lockhorſt, war damals Dechant des alten Münſters zu Utrecht, geiſtreich, unterrichtet, liebte und kannte die Kunſt. Dieſe ſeine Liebe zu derſelben ſowohl, als ſein Name machen es wahrſcheinlich, daß es derſelbe Herr von Lockhorſt war, der ſiebzehn Jahre früher das aufblühende Talent des damals zwölfjährigen Lukas von Leyden aufzumuntern ſtrebte, indem er ihm für ſein erſtes bedeutendes Gemälde nach der Zahl ſeiner Jahre zwölf Goldſtücke gab. Denn die Einwohner dieſer holländiſchen Städte lebten, bei der geringen Entfernung, von jeher in einer Art von Nachbarſchaft, welche die vielen, das Land durchkreuzenden Kanäle ſehr begünſtigen, und Maler und Kunſtfreunde finden ja noch immer in der Welt den Weg zu einander.

Im Hauſe dieſes ſeines edlen Freundes malte Schoreel auf deſſen Verlangen viel Bedeutendes in Öl und mit Waſſerfarben; unter andern den Einzug Chriſti in Jeruſalem, ein großes Gemälde mit zwei Thüren. Auf dieſem hatte er jene Stadt auf das treuſte nachgebildet, und viele Gruppen der Einwohner und ihrer Kinder angebracht, wie ſie den Weg des Heilandes mit ihren Feſtgewändern, mit Blumen und Palmzweigen bedecken. Die Freunde des edlen Beſitzers ſtellten nach ſeinem Tode dieß Gemälde zu ſeinem Gedächtniß über ſeinem Grabmal in der Dom-Kirche auf.

Nach Verlauf einiger Jahre, während welchen Schoreel ſich fortwährend in Utrecht aufhielt, entſtanden dort bedeutende Unruhen; die Stadt theilte ſich in zwei Partheien, von denen es die eine mit ihrem Biſchof, die andere mit dem Herzog von Geldern hielt, die beide mit einander wegen gegenſeitiger Anſprüche in Streit gerathen waren. Alle Gräuel eines bürgerlichen Aufruhrs tobten Tag und Nacht in den ſonſt ſo ruhigen Straßen, die friedlich geſinnten Bürger entflohen, und auch Schoreel fühlte ſich bewogen ſeinen Wohnort einſtweilen zu verändern.

Er zog nach Harlem, wo der Komthur des Johanniter-Ordens, Simon Saen, ein warmer Verehrer der Kunſt, ihm mit offnen Armen und großer Freude entgegen kam, und ihm ſogleich mehrere bedeutende Arbeiten auftrug. Einige von dieſen befanden ſich noch zu Karl von Manders Zeiten in Harlem, und Letzterer gedenkt ihrer mit großem Lobe; vor Allem einer Darſtellung der Taufe des Heilands im Jordan, auf welcher Schoreel, ganz im Geiſte Raphaels, eine unendlich anmuthige

Gruppe ſchöner Frauen angebracht hatte, die zu dem in Geſtalt einer Taube niederſchwebenden heiligen Geiſt hinauf blicken.

Schoreels Ruf verbreitete ſich jetzt immer weiter, immer heller ſtrahlte ſein Name im Gebiete der Kunſt, und er wurde deshalb von ſo vielen Seiten mit Bitten um Annahme von Schülern umlagert, daß er ſich endlich entſchloß zu dieſem Zweck ein großes Haus in Harlem zu miethen, in welchem er ſich eine geräumige Werkſtätte einrichten ließ. Aus dieſer gingen von nun an ſeine bedeutendſten wundervollſten Schöpfungen hervor, unter andern eine ſehr berühmte Kreuzigung für den Hochaltar der alten Kirche in Amſterdam.

So lebte und arbeitete er fort, geliebt, geehrt und bewundert von Allen. Die Edelſten ſeines Landes, ausgezeichnet durch Geiſt und Wiſſenſchaft oder hohe Geburt, ſuchten ſeinen Umgang. Denn, abgeſehen von ſeiner Kunſt, war er auch einer der liebenswürdigſten und dabei wiſſenſchaftlich gebildetſten Männer ſeiner Zeit, der lateiniſchen Sprache vollkommen mächtig, ein vortrefflicher Redner, und dabei Meiſter in Allem was das Leben erheitert und verſchönt. Muſik war ſeine Freude, und er wußte auch Andere durch ſeine Fertigkeit in dieſer ſchönen Kunſt zu erfreuen. Er ſprach franzöſiſch, italiäniſch und hochdeutſch, mit gleicher, während ſeiner Reiſen erworbner Fertigkeit, und verband mit dieſen geſelligen Talenten auch die Gaben des Dichters. Unzählige traurige und frohe Lieder, Refrains und Rondelais nach damaliger Art, ſang er in trüben und frohen Stunden, oder dichtete kleine Scherzſpiele und dramatiſirte Schwänke für die Geſellſchaft, in der er lebte. Denn ſeine getäuſchte Hoffnung hatte ihn weder gegen die Menſchen noch gegen das Leben erbittert, er war und blieb bis ans Ende heitern und milden Geiſtes, und verſchmähte keine geſellige Freude, die ſich in den Schranken der Sittlichkeit hielt. So war er auch unter andern als ein trefflicher Schütze mit der Armbruſt unter ſeinen Freunden berühmt, die nach damaligem Zeitgebrauch mit ihm hierin oft wetteiferten.

Vor Vielen, welche in näherem Verhältniß mit ihm lebten, zeichnete Schoreels Neigung beſonders den jungen Johannes Everard aus, einen der geiſtreichſten, anmuthigſten Dichter ſeiner Zeit, und auch der unſern unter dem Namen Johannes Sekundus allbekannt. Dieſer war im Jahr 1511 im Haag geboren, und von ſeinem Vater, einem großen Rechtsgelehrten, der unter Kaiſer Karl dem fünften in Mecheln die Stelle eines Präſidenten des ſouveränen Raths von Holland und Seeland bekleidete, ſchon früh der Rechtswiſſenſchaft geweiht worden. Wirklich hatte er ſich in derſelben auch ſchon im ein und zwanzigſten Jahre den Doctor-Hut erworben, doch ſein innerer Beruf führte ihn der Poeſie und der bildenden Kunſt zu, über welche er gern die Pandekten und den Kaiſer Juſtinian vergaß. Gelungne Verſuche im Zeichnen, im Kupferſtechen, vor Allem aber in kleinen Arbeiten aus Alabaſter füllten die Stunden ſeiner Muſe aus. Schoreels Aufmerkſamkeit ward durch dieſe vielleicht zuerſt dem Jüngling zugewendet, doch ſein Geiſt, ſeine Lieder, vor Allem ſein in treuer Liebe glühendes Herz mußten ihm in kurzer Zeit des edlen Meiſters noch innigere Zuneigung erwerben. Er ſah in dem um ſechzehn Jahre jüngern Freunde ſeinen eignen Frühling wieder erblühen. Denn ſo wie Schoreel das Bild der ſchönen Tochter ſeines Meiſters, ſo trug Johannes das ſeiner Julia in treuer Bruſt, ſein Leben, alle ſeine Wünſche und Hoffnungen waren ihr geweiht, und ſeine Lieder führten ihren Namen neben Petrarcas Laura, Dantes Beatrice und Taſſos Leonore kommenden Jahrhunderten zu. Beide Freunde wandelten nur kurze Zeit neben einander; Johannes Sekundus ging zur ferneren Ausbildung ſeiner Talente nach Italien, und von dort nach Spanien, wo er als Sekretär des Erzbiſchofs von Toledo angeſtellt ward. Schoreel malte ſein Bildniß kurz vor dieſer Trennung. Ein Kupferſtich nach dieſem Gemälde zeigt uns den Dichter in tiefer Betrachtung eines Medaillons mit dem Bildniß ſeiner Julia, neben ihm ein Tiſch, auf welchem zwei kleine Meiſel ſeine Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt andeuten.

Im Mai des Jahres 1533, kurz ehe Johannes Sekundus Italien verließ um nach Spanien zu reiſen, ſchrieb er noch an Schoreel, und zwar nach dem Gebrauch der damaligen elegant gebildeten Welt in lateiniſcher Sprache. Eine Stelle aus dieſem Briefe gewährt ein zu anziehendes Bild ſeines vertrauten Verhältniſſes zu Schoreelen, als daß man ihr nicht gern hier einen Platz einräumen ſollte.

„Ich ſcheue mich keinesweges zu ſagen,“ ſchrieb Johannes Sekundus, „daß die Natur mir
„etwas Gemeinſames mit Dir gegeben. Ich meine
„jenes geheime Gebot, wodurch ſie mich getrieben,
„die Künſte der Zeichnung und Malerei zu bewundern
„und zu erfaſſen. Außerdem habe ich mit
„leichtem Jugendſinn mich in der Bildnerei verſucht,
„und da ich nach Deinem ſehr gültigen Urtheile
„hierin nicht ganz unglücklich war, ſo überlaſſe ich
„mich noch ferner dieſem angenehmen Spiel. Damit
„Du jedoch ſehen mögeſt, ob ich Fortſchritte gemacht,
„ſo überſchicke ich Dir das Bildniß des Erzbiſchofs
„von Palermo, welches ich in der letzten
„Zeit gemeißelt. Sage mir darüber Dein offnes
„Urtheil. Denn kaum kann ich mich überreden,
„daß Deine Meinung vom Bilde meiner Julia ganz

„unbeſtochen geweſen. Vielleicht hat ihr Bildniß „eben ſo Deine Augen wie ſie ſelbſt die meinen be„zaubert.“

Johannes Sekundus ferneres Geſchick umfaſſen wenige Worte. Er glich jenen Blumen, welche weit und breit die Lüfte mit berauſchend-ſüßen Düften erfüllen, in denen aber innerhalb wenigen Stunden ihr Leben dahin ſtrömt. Der Duft weht noch lange an der Stätte wo ſie blühten, doch ſie ſelbſt neigten im Morgenroth ihr Haupt, und kehren nimmer wieder.

Von dem Erzbiſchof von Toledo dazu überredet, ſchloß Johannes Sekundus von Spanien aus ſich Kaiſer Karls des fünften Zuge nach Tunis an. Doch ſeine ohnehin ſchwache Geſundheit erlag den Mühſeligkeiten des Kriegerlebens und dem afrikaniſchen Himmel; ſie zwang ihn die Heimath ſo ſchnell als möglich wieder aufzuſuchen, in der bald darauf ein bösartiges Fieber ihn im blühenden Alter von fünf und zwanzig Jahren hinwegnahm. Er ſtarb zu Utrecht, wahrſcheinlich in den Armen ſeines edlen Freundes, am achten October des Jahres 1536.

Ein ſehr ehrenvoller Auftrag hatte um dieſe Zeit Schoreelen zurück nach Utrecht gerufen. Er ſollte mit lebensgroßen Figuren die vier Flügelthüren ſchmücken, welche das mit künſtlichem Bildwerk verzierte Innere des Hauptaltars der von Kaiſer Heinrich dem vierten in jener Stadt erbauten Marienkirche verſchloſſen. Auf einer derſelben malte er die heilige Jungfrau mit dem Kinde und den heiligen Joſeph; auf der zweiten den Kaiſer Heinrich ſelbſt im vollen Ornate, knieend zu den Füßen ſeines ehemaligen Lehrers, des Biſchofs Konrad von Utrecht. Die beiden andern Thüren, welche das Opfer Abrahams darſtellten, vollendete Schoreel einige Jahre ſpäter, und malte inzwiſchen zwei große Gemälde mit Waſſerfarben auf Leinwand, welche einſtweilen ihre Stelle erſetzten. Die ſeltne Vortrefflichkeit dieſer beiden Gemälde bewog den König Philipp, ſie nach Vollendung des Ganzen, während ſeiner Anweſenheit in Utrecht im Jahr 1549, der Kirche abzukaufen und mit ſich nach Spanien zu führen, wo ſie den Namen des hohen Meiſters auch in dieſem ſüdlichen Lande ehrenvoll bekannt machten.

Doch auch im hohen Norden kannte und ehrte man ihn. Der König von Schweden wendete ſich mit der Bitte an Schoreelen, ihm einen Baumeiſter zu empfehlen, und Schoreel benutzte dieſe Gelegenheit, um dem Könige durch den Architekten, welchen er ihm ſandte, ein Bild der heiligen Jungfrau überreichen zu laſſen. Der König nahm dies Geſchenk ſo hoch auf, daß er dem Meiſter nicht nur in einem von ihm eigenhändig unterzeichneten Schreiben dafür dankte, ſondern ihm auch einen koſtbaren Ring, einen ſehr ſchönen Marderpelz und ſeinen eignen Eisſchlitten nebſt vollſtändigem Geſchirr für ein Pferd dafür ſandte. Dieſem wirklich königlichen Geſchenke fügte er auch noch einen rieſengroßen, zweihundert Pfund ſchweren ſchwediſchen Käſe hinzu. Doch leider kam von allen dieſen Herrlichkeiten nichts als der erbrochne Brief in Schoreels Hände, alles übrige hatte unterwegs einen andern Herrn gefunden.

Körperliche Uebel mancherlei Art, Gicht und Steinſchmerzen trübten das ſpätere Alter des edlen Meiſters und machten ihn, lange vor dem gewöhnlichen Laufe der Natur, zum frühen Greiſe. Doch ſein kräftiges Gemüth, ſein reines Bewußtſeyn, halfen ihm jedes Geſchick in ſtiller Ergebenheit mit Geduld und mit Ruhe ertragen. Er ſtarb am ſechſten December des Jahres 1562, in einem Alter von ſieben und ſechzig Jahren, vier Monaten und ſechs Tagen. Zwei Jahre vor ſeinem Tode, malte einer ſeiner liebſten Schüler, Antonius Moro, ſein ſehr ähnliches Bildniß, doch weiß ich nicht, ob dieſes bis auf unſre Zeit gekommen iſt. Ein Zeitraum von einhundert Jahren liegt zwiſchen Johann van Eyck und Johann von Schoreel, aber keiner, von allen Nachfolgern des großen Stifters der alten deutſchen Schule war jenem im Geiſte näher verwandt, als dieſer, ſogar nicht der in feuriger Begeiſterung glühende Hemling. Schoreels wie van Eycks Werke umgibt dieſelbe lichthelle Klarheit, aus beiden ſpricht der nämliche heitre, ruhig erhabne Sinn: Dieſelbe unübertroffne Farbenpracht ſtrahlt von Beider Tafeln uns entgegen, dieſelbe Wahrheit des Kolorits, des Ausdrucks, der Anordnung, der Zeichnung, dieſelbe gerade zum Herzen dringende Innigkeit. Wie van Eycks Geſtalten, ſo ſtehen auch die Schoreels im reinen Lichte des Himmels; entfernt von unnatürlicher Künſtelei oder gewaltſam erzwungnem blendendem Scheinen, und in der Ausführung auch der zarteſten Einzelheiten, konnte er vielleicht nur durch van Eyck übertroffen werden. Sie ſind in nichts unterſchieden, als in jenem unausſprechlichen Zauber, der von den Gebilden van Eycks ausgeht, und ihn als den Einzigen bezeichnet, dem hierin keiner ſeiner Nachfolger völlig gleichkam, und dennoch ſteht ſelbſt hierin Schoreel ihm neben Hemling näher als Alle.

Die blinde Wuth wahnſinniger Fanatiker, die ich leider ſchon ſo oft in dieſen Blättern anklagen mußte, hat uns auch um viele der unſchätzbarſten Meiſterwerke Schoreels gebracht. Im Jahr 1566, nur vier Jahr nach ſeinem Tode, verbrannten, zerbrachen, zerſtörten die furchtbaren Bilderſtürmer beinahe alle ſeine in Kirchen und Klöſtern aufbewahrten Gemälde, von denen die mehrſten gerade aus ſeiner beſten Zeit ſtammten; auch die koſtbaren Thüren des Hochaltars in der Marienkirche zu Utrecht, und die berühmte Kreuzigung in der alten

Kirche zu Amſterdam gingen damals mit zu Grunde. Doch wurde auch manches gerettet, beſonders was in fürſtlichen Häuſern, oder in reicher Kunſtfreunde Privatſammlungen, oder auſſerhalb ſeines Vaterlandes ſich eben befand.

Die Boiſſeréeſche Sammlung beſitzt vier ſeiner, dem Untergange entronnenen Tafeln, alle vier von unſchätzbarem Werthe. Von dieſen will ich zuerſt eines kleinen etwa drittehalb Fuß hohen Bildchens erwähnen. Es ſtellt die ſchönſte, in wunderfriſcher Frühlingspracht grünende Landſchaft dar, von vielen kleinen Figuren belebt, durch die Schoreel, nach Hemlings Weiſe, eine Scene aus der Kindheitsgeſchichte des Heilands dramatiſch uns vor Augen ſtellt. Krieg und Frieden ziehen auf dieſem Bilde im wunderlichſten Verein durch die Welt. Blaue Berge ſchließen den Hintergrund der herrlichen Landſchaft; etwas näher thront Herodes Burg ſtattlich auf einer Höhe über der blühenden Ebne, durch welche der Jordan ſich windet; Bethlehem liegt an ſeinen Ufern und etwas näher, unfern der Stadt, ein Dorf. Mordluſtige Krieger ſtürmen aus der Burg hervor, ein Hirte der dicht neben ihnen auf grünem Hügel ſeine Schaafe hütet, achtet ihrer nicht, und auch ſie ziehen an ihm vorüber, dem Orte zu, wo ſchon der blutige Mord der Unſchuld begann. Verzweiflende Mütter wollen dort ihre Kinder vertheidigen, andere ſuchen ſich mit ihren Säuglingen durch ſchleunige Flucht zu retten. Eine von ihnen entflieht mit dem Kinde durch die Hinterthüre des Hauſes, während die Krieger ſchon die vordere Thüre deſſelben erſtürmen, eine andere ringt verzweiflend die Hände über die kleine Leiche welche vor ihr im Graſe liegt. Inzwiſchen geht das Treiben der Menſchen in der Umgegend dieſes unglücklichen Ortes ſeinen gewohnten Gang; eben wie in der Wirklichkeit, wo auch oft neben dem höchſten Schmerz der tiefſte Friede wohnt. Die Leute erndten, ſäen, tragen Korn zur Mühle, fleißige Bienen ſchwärmen, einige Krieger die von dem blutigen Tagewerk zurückkommen, beſchenken einen Armen dem ſie begegnen, ein anderer Krieger ſteht neben einem Bürger, und guckt mit ihm recht für die Langeweile in einen Brunnen hinein. Alles dieſes geht in der Entfernung vor, doch im Vorgrunde, am Saum eines wunderſchönen Waldes ſitzt Maria im Schatten herrlicher Bäume, mit dem Ausdruck himmliſcher Ruhe und ſüßer Mutterfreude. Ihr Blick ruht auf dem ſchönen Kinde in ihrem Arm, das liebevoll zu ihr hinauf ſieht, und keine Ahnung der Schrecken, denen ſie entgangen iſt, trübt ihren Sinn. Ein kleiner Quell rieſelt ſeitwärts den Felſen herab, Joſeph tritt aus dem Gebüſch hervor, wo er den fernern Weg erforſchte, und im kühlen Walde graſet das treue Thier, welches Mutter und Kind ſicher hieher trug. Die Ausführung der Kräuter im Vorgrund, der Blumen, des Weizenfeldes mit ſeinen Klatſchroſen und blauen Cyanen kann man ſich nicht vollendeter denken. Das ganze Bild macht einen unbeſchreiblich anmuthigen Eindruck, denn jene Schreckensſcenen bei aller ihrer Wahrheit ſind zu fern, um dieſen zu ſtören. Man ſieht die ſchöne Mutter mit dem Kinde, man freut ſich, ſie hier im ſichern Schatten ruhig zu wiſſen, und vergißt darüber unwillkührlich den Blick weiterhin in die Ferne zu wenden.

Die drei andere weit größeren Gemälde, ein Altarblatt mit zwei Seitentafeln, gehören zu den herrlichſten Kleinoden dieſer überreichen Sammlung altdeutſcher Meiſterwerke. Die Mitteltafel führt uns zum Sterbebette der Mutter des Erlöſers; nie ſah ich den Tod ſo ganz aller ſeiner Schrecken beraubt, und doch ſo heilig, ſo rührend fromm dargeſtellt. Mitten in einem heitern, feſtlich geſchmückten Zimmer, mit dem Fußende gegen den Anſchauer gewendet, ſteht das ſchöne umhangene Bette, auf welchem Maria hinüberſchlummernd ruht. Die Legende, welcher Schoreel, zu Folge ſeiner Religion, vollen Glauben beimeſſen mußte, belehrt uns, daß die Zeit machtlos an der Geſtalt der Mutter des Heilandes vorüberging. Siebenzig Jahre lang wandelte ſie auf Erden, und blühte immerfort in unverwelklicher Schönheit, die holdſeligſte der Frauen. So ruht ſie auch hier, und man kann ſich bei ihrem Anblicke nicht des Gedankens erwehren, daß der Meiſter in ihr die ſchönen Züge der jungen Geliebten verewigte, die er mit ſo unbelohnter Treue lebenslang im Herzen trug.

Marias Geſicht gleicht einer weißen Roſe, die ein ätheriſcher röthlicher Hauch kaum ſichtbar färbt. Ein leiſes ſeliges Lächeln umſchwebt die noch im Tode friſchblühenden Lippen des ſchönen Mundes, und die gewölbten Augenlieder ſcheinen wie vor Wonne über das blendende Licht des Paradieſes geſchloſſen. Alles drückende, beängſtigende iſt aus dieſem Sterbezimmer verbannt; im Hintergrunde, zur rechten Seite des Bettes, gewährt eine offne Thüre die Ausſicht ins Freie; zur linken ſteht ein Altar, mit dem Bilde Moſes und Aarons. Ehrfurchtsvolle Stille herrſcht unter den, um die Mutter ihres Herrn verſammelten Apoſteln; Hoffnung erhebt ihren Schmerz zur ſeligſten Wehmuth. Zwei von ihnen beten leiſe am Fenſter, die übrigen ſtehen, in mannichfaltige Gruppen geordnet, dem Bette näher, an deſſen Hauptende zur Rechten deſſelben Petrus ſo eben einige erhebende Worte an ſeine Brüder gerichtet zu haben ſcheint. Johannes ſteht in Wehmuth verſunken, einer der Apoſtel ſchwingt den Weihrauchkeſſel zu den Füßen des Bettes. Der mannichfaltigſte Ausdruck tiefen Schmerzes belebt jede dieſer Geſtalten, doch deutet Alles dabei auf das Gefühl heiliger Ergebenheit in Gott, welches jede laute Klage zurückdrängt. Auch uns ergreift vor dieſem Anblick ein Strahl der Empfindung, welche die Jünger verſtummen läßt; letztere ſtehen mit ſolcher lebendigen Wahrheit vor uns, daß wir uns mitten unter ihnen glauben. Laut und heftig vor dieſem wahrhaft heiligen Bilde zu ſprechen, kann in der That niemanden möglich ſeyn, ſo wenig wie vor einem wirklichen Sterbebette, und doch geht von demſelben ein unbeſchreibliches Gefühl ſtiller Seligkeit und erhabner Ruhe aus, das alle Schrecken des Todes vernichtet.

Die beiden zu dieſem Gemälde gehörenden Seitenbilder zeigen uns, wie gewöhnlich, den Stifter deſſelben nebſt den Seinen, an der Seite ihrer Schutzheiligen; neben dieſen ſeitwärts die Wappen ihrer edlen Geſchlechter.

Auf dem erſten Seitenbilde knieet im kräftigſten Mannesalter der Ritter, deſſen ſchöne Burg in der Landſchaft des Hintergrundes hoch vom Felſen ins Land ſchaut; neben ihm, dem man es wohl anſteht, daß ſeine Kniee nur vor Gott ſich beugen können, ſein Sohn, ein Jüngling im blühenden Frühling des Lebens. Sankt Dionyſius ſteht hinter dem Vater. Des Schutzheiligen, der Legende nachgebildeter, halb abgehauener Schädel iſt ein neuer Beweis, wie ſchonend ächte Kunſt auch einen an ſich abſchreckenden Gegenſtand zu behandeln weiß. Im Paradieſe blutet keine Wunde, daher iſt auch an dieſer keine blutige Spur mehr zu erblicken, und der Heiligenſchein, der das ſo wunderbar verkürzte Haupt umgibt, verſchmilzt ſo kunſtreich mit demſelben und dem hellen Hintergrunde, daß alles Widerliche, ſogar faſt alles Auffallende des Anblicks vermieden iſt. Neben dem Sohne ſteht im glänzenden Waffenſchmuck der ritterliche Heilige, Sankt Georg, mit dem Lindwurm unter ſeinen Füßen.

Des Ritters treue Hausfrau, im ſchwarzen Feſtgewande, mit goldnem Gürtel und reichen Spangen geſchmückt, knieet auf dem zweiten Bilde, in einer ſehr heitern blühenden Landſchaft; neben ihr ihre Tochter, das reinſte Bild ſittſamer und anſpruchloſer Unſchuld. Die heilige Gudula, ihre Schutzheilige, legt etwas vorgebeugt die ſehr ſchöne Hand dem jungen Fräulein auf die Schulter, ihr frommes klares Geſicht trägt den vollſten Ausdruck herzlicher Milde und Güte. Sie iſt reich, aber doch einfach gekleidet, und trägt ihr Attribut in der Hand, eine Laterne, an welche ein kleines drachenartiges Ungeheuer ſich klammert; denn wie die Legende erzählt, pflegte Gudula, als ſie noch auf Erden lebte, oft noch in ſpäter Nacht die Armen und Kranken zu beſuchen, und der Teufel ſtrebte dann oft, jedoch immer vergebens, ſie auf dieſen frommen Wegen zu irren, indem er wenigſtens ihre Leuchte auszulöſchen ſich bemühte. Zur Ritterfrau lächelnd herabgebeugt, ſteht die heilige Chriſtina, die reizendſte Heilige die es geben kann. Wie allerliebſt die altdeutſche goldne Schneppenhaube dieſem freundlichen wunderſchönen Geſichtchen ſteht, iſt eben ſo unbeſchreiblich, als die Anmuth der ganzen Geſtalt. Hieher ſollten unſere jungen Künſtler und unſere Schauſpieler wallfahrten, um an dieſen beiden Bildern zu lernen, wie ſie ihre

Ritter und altdeutſche Edelfrauen zu koſtumiren haben.

Alle dieſe Ritter und Frauenbilder, ſo wie der Charakter der Landſchaften im Hintergrunde, ſind unverkennbar in Deutſchland zu Hauſe. Die Farbenpracht, der Glanz der Waffen, der Edelſteine und des Goldes, Zeichnung, Gruppirung, Kolorit und Kompoſition dieſer drei Tafeln wären van Eycks würdig; Alles erinnert hier bei möglichſter Originalität dennoch unwiderſtehlich an ihn. Ich weiß nichts Höheres und Beſſeres weder ihrem Lobe noch ihrer Charakteriſtik hinzuzufügen.

Hans Holbein, der jüngere.

Die allgemeine Sage nennt gewöhnlich Baſel als den Geburtsort dieſes berühmten Meiſters, doch wahrſcheinlicher iſt es Augsburg, wo deſſen Vater, Hans Holbein der ältere, als ein bedeutender geachteter Maler und anſäſſiger Bürger noch nach dem Jahr 1498 lebte, dem Geburtsjahr des berühmten jüngern Hans Holbein. Namen und Jahrzahl auf mehreren Gemälden Hans Holbeins des Vaters, die ſich zu Sandrarts Zeiten in Augsburg befanden und vielleicht noch dort befinden, beſtätigen dies, unter andern auf einem, wo man neben dem Namen des Meiſters auf einer Glocke die Jahrzahl 1499 angezeichnet findet. Wahrſcheinlich zog der Vater Holbein bald darauf mit ſeinen drei Söhnen Ambreſius, Bruno, und Hans Holbein nach Baſel. Alle drei ſuchte er dort für die Kunſt zu bilden, doch nur der letzte lohnte ihm durch überwiegendes Talent und wurde groß und berühmt.

Der alte Hans Holbein hatte auch einen ſehr kunſtreichen Bruder Namens Siegmund, welcher ihm bei der Erziehung ſeiner Söhne Beiſtand leiſtete. Dieſer war eigentlich ein Goldſchmid, doch hat er vieles in Kupfer geſtochen und in Holz geſchnitten, und zwar ſo vortrefflich, daß ſeine Arbeiten mit denen ſeines berühmten Neffen ſpäterhin zuweilen verwechſelt wurden, unter andern ein großes Alphabet mit Holzſchnitten, welche einzelne Scenen aus der bibliſchen Geſchichte darſtellen.

Ob Hans Holbein, außer ſeinem Vater und ſeinem Oheim noch einen andern Lehrer in der Kunſt gehabt habe, iſt unbekannt; man weiß nur, daß er nie zu ſeiner ferneren Bildung Italien, oder überhaupt das Ausland beſuchte, ſondern dieſe einzig ſeinem Genius verdankte, und dem Orte, an welchem er ſeine Jugend verlebte.

Im Knabenalter ſchon erwarb der junge Holbein durch Fleiß, Talent und hohes Gelingen, auf der von ihm betretnen Bahn ſich allgemeine Bewunderung. Wie ſehr er dieſe verdiente, zeigen die von ihm im Jahr 1512, wo er vierzehn Jahre alt war, nach dem Leben gezeichneten Bildniſſe ſeines Vaters und ſeines Oheims, welche Sandrart, der dieſe Zeichnungen beſaß, im zweiten Theil ſeiner deutſchen Akademie in Kupfer ſtechen ließ.

Holbeins immer herrlicher ſich entfaltendes Talent erwarb ihm ſchon früh in Baſel einen bedeutenden Namen, doch mußte er es auch zuweilen auf eine Weiſe zu üben, die von unſeren jetzigen Anſichten der Kunſt ſehr abweicht. In jener, an bedeutenden, ruhmwürdigen Meiſtern ſo überreichen Zeit, pflegte man ſogar auch die Außenſeite gewöhnlicher Bürgerhäuſer durch ihre Kunſt zu ſchmücken, was jetzt den Tünchern überlaſſen bleibt, und Hans Holbein mußte ſich auch hiezu in ſeiner Jugend bequemen. Der Einfluß der Witterung zerſtörte dieſe Kunſtwerke natürlicherweiſe im Laufe weniger Jahre; nur trübe, halb verloſchne Überreſte und die Sage haben ihr ehemaliges Daſeyn bis auf uns gebracht. Als ausgezeichnet vortrefflich wurde ein Bauerntanz von Holbeins Zeitgenoſſen ſehr bewundert, den er auf dieſe Weiſe an die Mauer eines am Baſeler Fiſchmarkt belegnen Eckhauſes gemalt hatte; doch ſowohl von dieſem, als von Holbeins berühmtem Todtentanz, den er in dem Innern der nach Schweizerart über die große Brücke angebrachten hölzernen Bedachung malte, iſt uns nur die Kunde nebſt einigen nach dieſen Gemälden verfertigten Holzſchnitten geblieben.

Dennoch bewahrt die Bibliotheck der Stadt Baſel noch immer einen ſehr bedeutenden Schatz an Porträten, hiſtoriſchen Gemälden und Zeichnungen von Holbeins Hand; ihre Zahl iſt zu bedeutend um ſie hier alle aufzuführen, und jedes an ſich zu vortrefflich um eine Auswahl zu machen. Als die Krone von Allen werden indeſſen allgemein acht kleine Ölgemälde anerkannt; ſie gehören zu einander und ſtellen Scenen aus der Paſſionsgeſchichte dar. Alle ſind höchſt vollendet in der Ausführung, dabei lebensreich, ausdrucksvoll, groß und edel gedacht; unerachtet des kleinen Raums der ſie beſchränkt, bilden ſie für ſich allein eine Gallerie, von der man nur mit Mühe ſich wegwenden mag, und in der man bei längerer Betrachtung immer neue Schönheiten entdeckt.

Im häuslichen Leben war Holbein anfangs nicht glücklicher als ſein großer Zeitgenoſſe Albrecht

Dürer. Wie dieſer hatte auch er ſehr jung ſich verheirathet, und ſeine Wahl war unglücklicherweiſe auf eine Frau gefallen, deren zankſüchtiges bößartiges Weſen ſeine Tage verbitterte. Vielleicht wäre auch er in dieſem traurigen Verhältniß zu Grunde gegangen, aber das Schickſal erbarmte ſich ſein, und führte ihm einen Freund zu, deſſen Rath und thätige Hülfe ihn veranlaßte, ſich bald wieder von dieſen unwürdigen Feſſeln zu befreien.

Der berühmte Erasmus von Rotterdam, welcher damals in Baſel ſich niedergelaſſen hatte, war dieſer Freund, der frühe ſowohl des jungen Künſtlers hohes Talent, als ſein trauriges Leben erkannte, und ihn beredete, nach England zu reiſen. Er ſelbſt hatte lange Zeit in dieſem Lande gelebt und dort bedeutende Verbindungen geſchloßen, die ihn in den Stand ſezten, Holbeins erſtes Auftreten daſelbſt mächtig zu begünſtigen.

Die Vorbereitungen zu dieſer Veränderung ſeines Wohnorts begann Holbein damit, daß er das Bild ſeines edlen Freundes malte. Er wandte alle ſeine Kunſt daran, es zu einem Meiſterwerk zu erheben, und es gelang ihm in ſo hohem Grade, ſowohl in Hinſicht der Ähnlichkeit als der Ausführung, daß Erasmus die glänzendſten Hoffnungen für die Zukunft des Meiſters darauf baute, der Solches vermocht. Ausgeſtattet mit dieſem Gemälde, und einem Briefe an den Großkanzler Thomas Morus, Erasmus vertrauteſten Freunde, dem das Bild zum Geſchenk beſtimmt war, reißte Holbein nach London, gerade zum Großkanzler hin. Der Brief des Erasmus war allerdings darauf eingerichtet Holbeins Verdienſte im glänzendſten Lichte zu zeigen, indem er den jungen Künſtler ſogar über Albrecht Dürer erhob, deſſen Zeichnung, wie Erasmus verſicherte, mit dieſem Gemälde, ſogar in Hinſicht der Ähnlichkeit, durchaus nicht zu vergleichen ſey.

Holbein, der Brief und das Bild fanden bei Thomas Morus die freundlichſte Aufnahme, vor allem lezteres, deſſen ſeltne Vortrefflichkeit den Großkanzler zu dem Entſchluß bewog, den Meiſter ſogleich bei ſich in ſeinem Hauſe zu behalten. Drei Jahre lang lebte Holbein daſelbſt aller Welt unbekannt und in tiefer Verborgenheit, beſonders durfte

König Heinrich der achte von ſeinem Daſeyn nichts erfahren, weil Thomas Morus überzeugt war, daß dieſer einen Meiſter ſolcher Art nicht lange in ſeinem Dienſt laſſen würde. Holbein war damit wohl zufrieden, er freute ſich der ſorgloſen Exiſtenz, und wendete alle ſeine Zeit für ſeinen hohen Beſchützer und ſeine Kunſt an. Mit Luſt und Freude malte er in lang entbehrter Ruhe den Großkanzler, deſſen Gemahlin, Verwandte und Freunde; auch gingen mehrere hiſtoriſche Gemälde, nach des Großkanzlers eigner Angabe, aus der ſtillen Werkſtatt hervor, ſo daß dieſer, nach Verlauf der drei Jahre, ſich einer Reihe von Meiſterwerken erfreute, deren Beſitz ihn mit jedem Tage mehr entzückte.

Jetzt endlich dünkte es ihm Zeit, den ſeltnen Meiſter ans Licht treten zu laſſen, deſſen Daſeyn er ohne Ungerechtigkeit gegen ihn und den König nicht länger verborgen halten zu können glaubte. Er lud zu dieſem Zweck den König und den ganzen Hof zu einem großen Feſte ein, und führte dann ſeine Gäſte in einen Saal, wo Holbeins Gemälde alle, nach der Reihe geordnet, im höchſten

Glanz ihrer friſchen Farbenpracht ihnen entgegen leuchteten.

Der König ſtaunte beim Anblick ſo vieler Meiſterwerke eines ihm ſogar dem Namen nach unbekannten Künſtlers. Er wanderte unermüdet von einem zum andern, überall traten Bekannte ihm wie lebend aus dem Rahmen entgegen. Die Wahrheit, die Wärme des Kolorits, der Ausdruck der verſchiedenartigſten Köpfe ſetzten ihn in immer neues Erſtaunen. Die Anmuth der ſchönen Frauen, die er hier dargeſtellt ſah, entzückte ihn. Der Sammet, der Atlas, der Schmuck, die goldnen Stickereien glänzten ihm wie in der Wirklichkeit entgegen, er war außer ſich vor Freude und Bewunderung.

Mit ächt hofmänniſcher Geſchmeidigkeit bot jetzt Thomas Morus ſeinem Könige alle dieſe Gemälde zum Geſchenke, und der Erfolg dieſer anſcheinenden Freigebigkeit, die natürlicher Weiſe abgelehnt ward, entſprach vollkommen ſeiner Erwartung, denn der König fragte nur nach dem Meiſter, der ſo Großes vermochte, und äußerte laut den Wunſch, dieſen Mann in ſeinem Dienſte zu wiſſen. Holbein ward aus ſeiner beſcheidnen Entfernung herbei gerufen, und war von dieſem Tage an nicht nur der Hofmaler des Königs, ſondern auch ſein Günſtling, um den alle Großen und Vornehmen des Reichs ſich drängten. Von nun an gab es keine ſchöne reiche Frau mehr in England, die nicht von ihm gemalt ſeyn wollte; die vornehmſten Familien ſtritten ſich um die Ehre ihm zu ſitzen, und auch ſeine hiſtoriſchen Gemälde wie ſeine Handzeichnungen wurden mit Guineen aufgewogen. Noch bis dieſen Tag werden ſeine Werke von den reichen Engländern als der ſchönſte Schmuck ihrer Palläſte und Kunſt-Sammlungen betrachtet, die ganze Nation hat ſich gewöhnt, ihn, der ſo lange in ihrer Mitte lebte, als ihr ausſchließendes Eigenthum zu betrachten, und ſeinen deutſchen Urſprung zu vergeſſen, dem er eigentlich doch ſeine Kunſtbildung verdankte.

Daß er unzählige Aufträge des Königs vollführen mußte, die dieſer auf das Freigebigſte belohnte, bedarf wohl keiner beſondern Erwähnung. Oft malte er ihn ſelbſt im königlichen Schmucke nach dem Leben, auch mußte er mit Waſſerfarben die

Wand eines Saales in dem jetzt zerſtörten Pallaſt von Whitehall mit allegoriſchen Darſtellungen ſchmücken, die jetzt leider nicht mehr ſind. Sie ſtellten die Triumphzüge des Reichthums und der Armuth in zwei ſehr großen Kompoſitionen dar, voll allegoriſcher Perſonen, nach dem damals immer mehr ſich verbreitenden Geſchmack. Auch malte er in Öl mehrere große Darſtellungen öffentlicher Verhandlungen, in welchen er die Porträte der merkwürdigſten anweſenden Perſonen nach dem Leben anbrachte, eine Art von Verewigung des Moments, welcher die engliſche Nation noch in dieſem Augenblick ſehr zugethan iſt.

Holbeins unermüdlicher Fleiß, beſonders wenn man die, bis in die kleinſten Einzelheiten ausgeführte Vollendung ſeiner Gemälde betrachtet, gränzte an das Unglaubliche, dazu malte er, wie man behauptet, ſtets mit der linken Hand. Außer ſeinen vielen Gemälden in Öl und in Waſſerfarben zeichnete er auch noch Vieles, ſelbſt für Goldſchmiede, Formſchneider und Kupferſtecher. Er erwarb ſich auf dieſe Weiſe ein ſehr bedeutendes

Vermögen, und ſtand überall in Ehre und Anſehen.

Wie hoch der ſonſt gegen alle Welt übermüthige und tyranniſche Heinrich der achte den Meiſter ſchätzte, davon erfuhr ein vornehmer Pair des Reichs einen ſehr unangenehmen Beweis, den ich indeſſen, ſo bekannt die Geſchichte auch iſt, hier nicht übergehen darf.

Holbein hatte, wie alle Portraitmaler, zuweilen Bildniſſe zu malen, die er als ein Geheimniß behandeln und jedem dazu unberufnen Auge verbergen mußte. Er war einſt gerade mit einer ſolchen Arbeit beſchäftigt, als ein junger Lord bei ihm Zutritt verlangte, um ſeine Werkſtatt zu ſehen. Holbein trat ihm ganz höflich auf dem Vorplaz entgegen und bat ſich zur gelegneren Stunde die Ehre von ihm aus, Mylord hingegen meinte, jede ihm ſelbſt beliebige Zeit ſey gerade die gelegne. Holbein proteſtirte gegen dieſe Behauptung, anfangs ziemlich gelaſſen, hernach heftiger, der Streit erhitzte ſich von beiden Seiten, und da Mylord endlich mit Gewalt die Treppe zur Werkſtatt hinauf wollte, faßte der Maler ihn beim Kragen, und warf ihn ſo unſanft hinab, daß er ſeiner untenſtehenden erſchrocknen Dienerſchaft mit einem Schrey des Schmerzes vor die Füße fiel.

Mit einem Blick überſah Holbein das Unheil welches er geſtiftet, nebſt allen, für ihn möglicher Weiſe daraus entſtehenden Folgen. Übrigens bedachte er ſich nicht lange, ſondern ſtieg eilends die Treppe hinauf, zu einem Dachfenſter heraus, und ſuchte ſeinen Weg über die Dächer.

Die Diener des Lords waren noch lange um ihren jämmerlich zugerichteten Herrn beſchäftigt, als Holbein ſchon athemlos vor ſeinem Könige ſtand, und deſſen Vergebung erbat, ohne ihm indeſſen ſein Vergehen zu nennen bis er derſelben gewiß war. Nach angehörtem Bekenntniß erfolgte freilich eine tüchtige Strafpredigt, und ſehr ernſtliche Ermahnungen zur künftigen beſſern Mäßigung in ähnlichen Fällen, doch wies ihm der König auch zugleich ein Nebenzimmer an, wo Holbein die Beendigung der Geſchichte abwarten ſollte.

Jetzt kam der Lord, von zwei ſeiner Diener geführt, und, vielleicht etwas mehr als nöthig, mit Pflaſtern und Bandagen bedeckt. Kläglich und zornig zugleich klagte er den Frevler an, und drang auf deſſen ſchleunige Beſtrafung; doch entging Heinrich dem Achten nicht, wie der Kläger ſorgfältig jeden Umſtand wegließ, der zur Entſchuldigung des Malers dienen konnte. Der König hörte deshalb den edlen Lord mit einer Gelaſſenheit an, die dieſer nicht erwartet hatte, und die ihn ſo empörte, daß er zuletzt die Mäßigung gänzlich vergaß, welche die Gegenwart ſeines Herrn ihm auflegen mußte. Er begann mit eigenmächtiger Rache dem Thäter zu drohen, indem er laut ausſprach, daß er wohl ſähe, wie wenig die Majeſtät geneigt ſey, ſelbſt die gerechte Strafe über ihn ergehen zu laſſen.

Jetzt ergrimmte der König, beſchuldigte den Lord eines Eingriffs in ſeine geheiligten Rechte, und endete zuletzt mit der Verſicherung: der Streit gelte nicht mehr dem Maler, ſondern ſeiner eignen geheiligten Perſon. — „Meint Ihr denn,“ ſprach er, faſt wie Kaiſer Maximilian zu dem Edelmann, der ſich weigerte Albrecht Dürern die Leiter zu halten; „Meint Ihr denn, ein Meiſter wie Holbein ſey ſo unbedeutend? Bringt mir ſieben Bauern, und ich mache euch, wenn ich will, in einer Viertelſtunde ſieben ſolche Grafen, wie Ihr ſeyd, daraus; aber aus ſieben ſolcher Grafen vermag ich nimmermehr nur einen einzigen Hans Holbein zu ſchaffen.“

Die ganze komi-tragiſche Geſchichte endete zuletzt mit dem heiligen Verſprechen des Lords an dem Maler weder perſönliche Rache ſelbſt zu nehmen, noch durch Andere nehmen zu laſſen, und mit des Königs ſehr ernſtlicher Verſicherung, daß er jede, Holbein zugefügte Beleidigung, als ihm ſelbſt widerfahren, aufnehmen und beſtrafen würde. Wie höflich ſich in der Folge der ganze hohe und niedere Adel von England gegen Holbein betrug, iſt leicht zu erachten, und gewiß hat keiner mehr gegen deſſen Willen ſich in ſeine Werkſtatt zu drängen geſucht.

Bei aller dieſer Huld und Gnade des Monarchen war Holbeins Exiſtenz an dieſem Hofe doch gewiß nicht durchaus erfreulich. Die Entfernung allein, in welcher er von politiſchen und Hofhandeln ſich hielt, konnte Leben und Freiheit unter dem Scepter dieſes furchtbaren Despoten ihm friſten, dem er freilich Alles verdankte, von dem aber die Gräuel, die dieſer täglich unter ſeinen Augen verübte, ihn dennoch gewaltſam zurückſchrecken mußten. Er ſah ein ganzes Land unter den Bedrückungen des grauſamſten engherzigſten und blutdürſtigſten Wollüſtlings erliegen. Tauſend blutige Verbrechen ſeines Beſchützers gingen an ihm vorüber. Er ſah ſeinen edlen Freund, Thomas Morus, den Gründer ſeines ganzen Glucks, zum Blutgerüſte ſchleppen, ſah Anna Boleyns ſchönes Haupt, deſſen edle Züge er kurz zuvor mit Aufwand aller ſeiner Kunſt in der vollen Glorie einer Königin der Nachwelt überliefert hatte, unter dem Beile des Henkers fallen. Auch Katharina Howard ging vor ſeinen Augen den nämlichen Weg, vom Throne zum Schaffot; jeder Tag brachte neues Entſetzen, neue Schlachtopfer, neue Thränen, bis der königliche Mißethäter unter den entſetzlichſten Qualen des endlich erwachten Gewiſſens im Jahr 1547 ſo ſchrecklich endete wie er gelebt hatte. Sieben Jahre ſpater, während welchen Holbein ruhig in London fortlebte, wandelte im Jahr 1554 eine furchtbare peſtartige Krankheit die ganze lebensreiche Stadt zur ſchreckenvollſten Einöde um. Tauſende fielen ihr zum Opfer, und unter ihnen auch, im ſechs und ſechzigſten Jahre ſeines Lebens, der edle Meiſter Hans Holbein ſelbſt. Wahrſcheinlich ſtarb er verlaſſen und allein, in einer Zeit, wo die allgemeine entſetzliche Noth alle Bande auflöſ'te, und Jeder nur ſich ſelbſt zu retten bedacht war. Sein entſeelter Körper ward mit andern an der Peſt Verſtorbnen in eines jener weiten Gräber geworfen, die damals immer offen ſtanden, ohne Unterſchied Alle aufnahmen, und Niemand weiß den Ort wo ſeine Gebeine ruhen.

Graf Arundel war zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts einer der wärmſten Verehrer der Kunſt, beſonders aber Holbeins, deſſen Werke, ſowohl Zeichnungen als Gemälde, er mit großem Aufwande von Mühe und Koſten ſammlete. Dieſer wünſchte dem großen Meiſter ein würdiges Denkmal an der Stätte, wo er begraben ward, zu ſetzen. Doch vergebens ſtellte er die mühſamſten Nachforſchungen an, der durch Holbeins Staubgeheiligte Ort bleibt ewig verborgen.

Holbeins Gemälde ſind zu allgemein bekannt und bewundert, als daß ich hier viel zu ihrem Lobe oder zu ihrer Charakteriſtik ſagen dürfte. Was er war, noch ehe er Baſel verließ, beweiſ't ſein Gemälde, auf welchem er in unausſprechlicher Anmuth und Hoheit die Madonna darſtellte, zu ihren Füßen den Burgermeiſter von Baſel, als Stifter des Gemäldes, neben ſeiner Hausfrau und ſeinen blühenden Söhnen und Töchtern. Wer kennt nicht dieſes Bild als eines der herrlichſten Kleinode der Dresdner Gallerie, wenigſtens aus Kupferſtichen! Keines von Allen die ich in England von ihm ſah, übertrifft dieſes an Wahrheit, Ausdruck, und Ausführung. Als vollendeter Meiſter kam er zu den Britten hinüber; er iſt unſer, das dürfen wir mit Stolz und Gewißheit behaupten.

Von ſeinen vielen Porträten bewahrt die Boiſſeréeſche Sammlung eines der allervortrefflichſten; es lebt und blickt uns an mit unausſprechlicher Wahrheit. Der Gegenſtand deſſelben iſt der nämliche Erzbiſchof von Palermo, deſſen Bildniß Johannes Sekundus ſeinem Freunde Schoreel, als einen Beweis ſeines Fortſchreitens in der Kunſt der Bildnerei aus Italien ſchickte. Dieſer Erzbiſchof hieß Johann von Carandolet, war aus Brügge gebürtig, und lebte als Kanzler von Flandern und Mitglied des hohen Raths zu Mecheln in den Niederlanden. Er war einer der vertrauteſten Freunde des Erasmus von Rotterdam, ein Umſtand, der gewiß den dieſem ſo ergebnen Hans Holbein vermochte ſein Bild mit ſo großer Liebe und Sorgfalt auszuführen, der aber auch zugleich beweiſ't, daß es ebenfalls vor ſeiner Reiſe nach England vollendet ward.

Überhaupt iſt wohl wenig von ſeinen in jenem

Lande vollendeten Meiſterwerken zu uns uber das Meer gelangt, denn Jedermann weiß, wie die Englander alle ihre Schätze jeder Art gern für ſich allein zu behalten pflegen.

Lukas Kranach.

Dieſer berühmte alte Meiſter ward in Kranach, einem fränkiſchen, zum ehemaligen Bißthume Bamberg gehörenden Städtchen, im Jahr 1472 gebohren. Sein Familien-Name war Müller, oder, wie Andere nach alten Handſchriften behaupten wollen, Sunder; beide Namen ſind jedoch ſo gänzlich in dem untergegangen, welchen er nach damaligem Künſtlergebrauch von ſeinem Geburts-Ort annahm, daß es ſehr ſchwer hält zu entſcheiden, ob er eigentlich Müller oder Sunder geheißen.

Von ſeinem Vater erhielt Lukas Kranach den erſten Unterricht in der Kunſt, hauptſächlich im Zeichnen, dann trat er die Wanderjahre an, und zog, wie damals faſt alle angehenden Maler, nach den Niederlanden. Wer eigentlich dort ſein Lehrer geweſen, iſt nicht bekannt, wahrſcheinlich waren es mehrere, und er bereiſete nach einander viele Städte, und ſuchte Eingang in den überall durch die Niederlande zerſtreuten Werkſtätten der berühmteſten Maler ſeiner Zeit.

Nach Vollendung ſeiner Wanderjahre kehrte er zurück ins Vaterland, wo er bald darauf in Wittenberg ſich häuslich niederließ. Er hatte die von Johann van Eyck auf die Meiſter der altdeutſchen Schule vererbte Behandlung der Farben, und überhaupt alle techniſchen Vorzüge derſelben, in ſofern ſie auf die Führung des Pinſels Bezug haben, ſich zu eigen gemacht, und übte von nun an ſeine Kunſt, zur Freude und Bewunderung ſeiner Mitbürger, unter denen ſein edler Geiſt, ſeine ſeltne Güte bei groſſer Feſtigkeit des Charakters ihm allgemeine Achtung und Liebe erwarben.

Seine Frau, mit der er ſich bald nach ſeiner Zurückkunft aus den Niederlanden verheirathete, hieß Barbara, und war die Tochter eines Bürgermeiſters von Gotha, Namens Brengbier. Gegen die gewöhnliche Art der Maler, hatte er ſich bei der Wahl einer Gattin nicht durch den Glanz äußerer Schönheit leiten laſſen. Man ſagt, ſeine Barbara ſey ſo wenig hübſch geweſen, daß er ſich nie entſchließen mochte ſie ſo zu malen, daß man ihr Geſicht ſehen konnte; dennoch lebte er mit ihr in zufriedner, glücklicher Ehe, deren Band die Geburt und Erziehung von zwei Söhnen und zwei Töchtern mit jedem Jahre feſter knüpfte.

Friedrich der Weiſe, welcher im Jahre 1502 die jetzt aufgehobene Univerſität zu Wittenberg ſtiftete und deshalb dieſer Stadt ſeine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, konnte natürlicher Weiſe einen Meiſter wie Lukas Kranach war, nicht überſehen. Er überhäufte ihn mit Beweiſen ſeiner Huld, übertrug ihm die Stelle eines Hofmalers, und um ihn noch auffallender zu ehren, berechtigte er ihn im Jahr 1508 vermittelſt eines Adelbriefs, das Wappen zu führen, welches ſeitdem faſt alle Gemälde Lukas Kranachs bezeichnet; eine ſchwarze roth gekrönte Schlange im gelben Schilde, mit einem goldnen Rubinringe im Munde. Das Original dieſer Urkunde bewahren die im Brandenburgiſchen lebenden Nachkommen Lukas Kranachs noch bis auf den heutigen Tag. Im Sommer des Jahres 1509 beſuchte Lukas Kranach auf Befehl ſeines Herrn zum zweitenmale die Niederlande, wo er in Mecheln den nachmaligen Kaiſer Karl den fünften als damals neunjährigen Prinzen malte, und überall wegen ſeiner großen Kunſtfertigkeit Achtung und Bewunderung ſich erwarb. Unter andern zeichnete er einſt im Beiſeyn mehrerer Künſtler den Kaiſer Maximilian mit einem Stück Kohle ſo ſprechend ähnlich auf die Wand hin, daß Alle, auch die welche den Kaiſer nur einmal geſehen, ihn ſogleich wieder erkannten. Dieſe durch unermüdeten Fleiß erworbne Fertigkeit, jede von ihm aufgefaßte Idee ſchnell in die Wirklichkeit treten zu laſſen, war überhaupt eine der ausgezeichnetſten Eigenſchaften Lukas Kranachs. Bis in ſein ſpäteſtes Alter verwendete er daheim wie auf Reiſen, beinahe jede Stunde ſeines Lebens, auf Übung ſeiner Kunſt. Was er einmal geſehen, hielt ſeine Einbildungskraft auf immer feſt, und ſeine fertige Hand ſtellte es in unglaublich kurzer Zeit auf die Tafel hin. Selbſt wenn er nicht malte beſchäftigten Entwürfe zu künftigen Arbeiten ſeinen Geiſt, daher iſt die Zahl derſelben faſt unüberſehbar; ſie beſchränken ſich nicht auf Gemälde oder Zeichnungen; Lukas Kranach ſtach auch in Kupfer, und man zählt daneben noch an dreihundert Blätter, die er, mitunter recht ſauber und kräftig, in Holz ſchnitt. Er ſchmückte mehrere auf Pergament abgedruckte Bibeln mit ſolchen Holzſchnitten, die er hernach mit Gold und ſehr lebhaften Farben ausmalte. Seine große Thätigkeit erleichterte ihm Alles und ſchuf ihm Zeit zu Allem was er unternehmen wollte.

Wir finden in Müllers ſächſiſchen Annalen, zu denen der Verfaſſer den Inhalt vieler Archive durchſuchen mußte, daß Lukas Kranach den Kurfürſten Friedrich den Weiſen auf ſeiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande als Hofmaler begleitete, um ſowohl unterwegs als in Jeruſalem die merkwürdigſten Gegenſtände zu zeichnen; doch wird dieſe Reiſe wieder dadurch etwas zweifelhaft, daß in dem Verzeichniſſe derer, welche den Kurfürſten auf ſeiner Wallfahrt begleiteten, Lukas Kranachs Name nicht zu finden iſt, und man nirgend eine Spur ſeiner Arbeiten während derſelben antrifft. Das Gefolge des Kurfürſten war indeſſen ſehr groß; es beſtand aus acht Grafen, fünf und dreißig Edelleuten, neun Prälaten, Gelehrten und Geiſtlichen, ohne die

Diener; da konnte der Name des einzelnen Malers wohl übergangen werden, der dennoch ſchwerlich in einem ſo fürſtlichen Zuge fehlen durfte. Seine während der Reiſe gefertigten Zeichnungen liegen wahrſcheinlich noch irgendwo in Staub und Dunkel verborgen, und vielleicht gelingt es einſt dem jetzt überall regen Forſchungsgeiſte, ſie wieder aufzufinden, oder überhaupt uns über die Reiſe ſelbſt aufzuklären.

Im Jahr 1519 wurde Lukas Kranach die ehrenvolle Stelle eines Bürgermeiſters von Wittenberg übertragen, die er neben ſeinen Kunſtbeſchäftigungen, zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltete, bis er einige Jahre vor der Belagerung der Stadt aus eignem Antrieb ſie niederlegte. Wahrſcheinlich ſchloß ſich auch damals das feſte Band inniger Freundſchaft, das ihn von nun an lebenslang mit Martin Luther vereinte, der in jener Zeit muthig und kraftvoll den großen Kampf öffentlich begann. Lukas Kranach war der Vertraute aller Pläne und Handlungen dieſes heldenmüthigen Geiſtes, er vor Allen beförderte durch Rath und That Luthers Verbindung mit Katharina von Bora, und war auch bei der Verlobung und Vermählung dieſes ſeltnen Paares als Zeuge zugegen. Luther hingegen nahm dafür auch ſeinerſeits den herzlichſten Antheil an allen trüben und freudigen Ereigniſſen in Lukas Kranachs häuslichem Leben; ſein Zuſpruch war dem gebeugten Vater vor Allem tröſtlich, als Johann, Lukas Kranachs älteſter Sohn, im Jahr 1536 in Italien ſtarb, wohin er nach damaligem Gebrauch auf eine der dortigen hohen Schulen geſandt worden war. Und ſo ſtrebten beide edle Männer einander gegenſeitig in den Stürmen des Lebens aufrecht zu erhalten. In der Entfernung ſuchten ſie durch vertrauten Briefwechſel in ununterbrochener Verbindung zu bleiben, und immer fand jeder den andern zu größern oder kleinern Dienſtleiſtungen in freudiger Bereitſchaft. So zum Beiſpiel verſchaffte Lukas Kranach Martin Luthern aus dem kurfürſtlichen Schatze alle Gattungen farbiger Edelſteine zur Anſicht, deren dieſer bei ſeiner Überſetzung der Offenbarung Johannis bedurfte und die er nachher wieder nach Altenburg zurückſchickte.

Nichts hat Lukas Kranach ſo oft mit ſolcher Liebe und mit ſo hohem aus dieſer hervorgehendem Gelingen gemalt, als Martin Luthers kräftige Heldengeſtalt. Bald ſtellte er ihn in voller Lebensgröße, bald in Öl-Miniatur dar, am öfterſten mit der Bibel in der Hand und im Prieſtergewande, das er trug, nachdem er dem Mönchthum entſagt hatte, doch hat er ihn auch in der Mönchskutte, oder als Ritter Jörgen, in der Tracht die er auf der Wartburg trug, mitunter gemalt.

Nach dem im Jahr 1525 erfolgten Tode Friedrichs des Weiſen behielt deſſen Nachfolger, Johann der Beſtändige, den Hofmaler Lukas Kranach in ſeinem Dienſt. Dieſer Fürſt hatte ihn von jeher begünſtigt und auch ſchon früher zu ſeiner Sendung in die Niederlande mitgewirkt. Er ſtarb ſieben Jahre nachdem er Kurfürſt geworden war, im Jahr 1532, und nun trat Lukas Kranach in den Dienſt ſeines dritten Herrn, des Kurfürſten Johann Friedrich des Großmüthigen, dem er von nun an ſein ganzes Leben hindurch mit faſt beiſpielloſer Liebe und Treue anhing, und den er ſelbſt im tiefſten Unglück, als alle ſeine Getreuen ſich von ihm abwendeten, nimmer verlies.

Jedermann kennt das traurige Geſchick jenes unglückſeligen Fürſten. Als Johann Friedrich nach der Schlacht bei Mühlberg im Jahr 1547 gefangen war, und Kaiſer Karl nun Wittenberg belagerte, verlangte Lukas Kranach vor dieſen geführt zu werden. Karl der fünfte ließ den Maler, den er wohl kannte, in ſein Zelt bringen, unterhielt ſich eine Zeit lang ſehr gnädig mit ihm, indem er ſich zugleich erinnerte, als achtjähriges Kind in den Niederlanden von ihm gemalt worden zu ſeyn, und forderte ihn zuletzt auf, ſich eine Gnade von ihm zu erbitten.

Da fiel der ehrwürdige fünf und ſiebzigjährige Greis, der wohl noch nie anders als vor Gott geknieet hatte, vor dem Kaiſer hin, und bat mit heißen Thränen um die Freiheit ſeines gefangenen Fürſten. — Du ſollſt erfahren, daß ich deinem Herrn Gnade widerfahren laſſen werde, erwiederte Karl der fünfte ſehr gleichmüthig, und wandte ſich ab.

Wie kaiſerlich Karl Wort hielt, weiß die Welt. Der unglückliche Kurfürſt wurde von einem Gericht, bei welchem der furchtbare Herzog Alba den Vorſitz hatte, zum Tode verurtheilt; er mußte die Schmach erdulden, begnadigt zu werden, und wurde dann fünf Jahre lang in ſchmählicher Gefangenſchaft von Land zu Land geſchleppt, bis es gelang, ſein hartgebeugtes Gemüth zur Entſagung des ihm und ſeinen Kindern angebornen Rechtes zu bewegen. So mußte er denn Leben und Freiheit endlich durch ein Opfer erkaufen, das ihm gewiß härter ſchien als der ihm angedrohte Tod auf dem Schaffot, den man ihm zu geben nicht wagen durfte, und deſſen Ankundigung er früher beim Schachſpiel mit großem Gleichmuth angehört hatte. Dem Maler Lukas Kranach blieb der Kaiſer nach wie vor in Gnaden gewogen, doch dieſer mochte von einer ſolchen Huld keinen Gebrauch machen. Er ſchlug die Stelle eines kaiſerlichen Hofmalers aus, die ihm geboten wurde, und als Karl der fünfte ihm eine ſilberne Schüſſel voll Dukaten zum Geſchenk überſandte, nahm er nur ſo viel davon als er mit zwei Fingern faſſen konnte, und ſchickte das Übrige zurück.

In ſeinem hohen Alter verließ Lukas Kranach Alles, was er in der Welt beſaß, um freiwillig das Gefängniß ſeines unglücklichen Herrn mit dieſem zu theilen. Seine Frau war ſchon vor ſechs Jahren geſtorben, aber er hatte in Wittenberg Kinder und Enkel, Freunde und Verwandte, Haus und Hof. Alles dieß achtete er nicht, ſein ganzes Leben war jetzt einzig dem Beſtreben geweiht, das unglückliche Loos des von Allen verlaßnen Kurfürſten nach Kräften zu erleichtern. Er verließ ihn von nun an nie, ließ ſich mit ihm von einem Gefängniß zum andern ſchleppen, betete mit ihm, las mit ihm die Bibel oder Luthers Schriften, und führte ihn in heitern Stunden durch Übung ſeiner Kunſt weit über die beengenden Mauern hinaus, die Beide umſchloſſen hielten. So führten ſie ihr ſtilles frommes trübes Leben unzertrennlich mit einander fort, bis im Jahr 1552 ihr Kerker geöffnet ward und Lukas Kranach an der Seite ſeines fürſtlichen Freundes und deſſen älteſten Sohnes in Weimar einzog.

Doch nur ein Jahr genoß er noch das theuer erkaufte Glück, ſeinen geliebten Herrn in Freiheit zu ſehen, und in ſeiner Nähe, von Allen geehrt und geliebt wie er es verdiente, zu leben. Ein lebensmüder, aber noch kräftiger Greis von ein und achtzig Jahren, ging er am ſechzehnten October des Jahres 1553 in eine beßre Welt.

Er ward auf dem Gottesacker der Sanct Jakobs-Kirche in Weimar begraben. Der Leichenſtein, mit dem ſein Fürſt den Hügel bezeichnete, unter dem ſeine Gebeine ruhen, ſteht jetzt neben demſelben der Kirchhofsmauer eingefügt. Der alte Meiſter iſt in Lebensgröße, die Palette in den Händen, darauf abgebildet, und eine lateiniſche Umſchrift verkündet ſeinen Namen, ſein Alter, ſein Sterbejahr, und die wohlerworbne Liebe ſeines Herrn, der wenige Monate ſpäter im nächſtfolgenden Jahre mit ihm dort wieder vereint ward, wo keine Thränen Unterdrückter mehr fließen.

Lukas Kranachs ſeltne Treue und Feſtigkeit des Gemüths, ſein reines fleckenloſes Leben, machen ihn, ſelbſt abgeſehen von allem Übrigen, der innigſten Verehrung ſeiner Nachkommen werth, und auch ſeinen wohlerworbnen Künſtlerruhm wird Niemand wagen ihm ſchmälern zu wollen. Dennoch fühlt Jeder, der ſeine Gemälde und die ſeiner großen Vorfahren kennt, daß es wahrhaft ſchmerzlich ſeyn müßte, ſie neben denen van Eycks, Hemlings, oder auch ſeines Zeitgenoſſen Schoreels aufgeſtellt zu erblicken, und zwar um ſo ſchmerzlicher, da Niemand ſein großes Talent neben dem ernſten, zum Theil auch gelungnen Beſtreben verkennen kann, gleich jenen an Natur und Wahrheit feſt zu halten. Aber ihm fehlte, bei auffallendem Mangel an Kenntniß der Perſpektive, jene hohe poetiſche Begeiſterung, jenes innere Vermögen, ein Werk, ehe es nur noch im Kontur auf der Tafel ſteht, im Geiſte als vollendet zu überſchauen. Und durch dieſes allein nur kann ein vollkommnes lebendiges Ganze hervorgebracht werden, das uns mit täuſchender Wahrheit in die Mitte der Handlung verſetzt, welche wir dargeſtellt ſehen. Alle Geſtalten Lukas Kranachs ſtehen im hellſten Licht, die wenigen Schatten, die er als unvermeidlich anbringen mußte, ſind oft unrichtig angegeben, und ſeine Gemälde machen deshalb ſelten eine gefällig-maleriſche Wirkung; auch war er in der Wahl ſeiner Motive nicht glücklich, und wich oft in dieſer von der Bahn des guten Geſchmacks ab. Dennoch war er keinesweges arm an Erfindungsvermögen, wie aus den Stellungen und den naturgetreuen Bewegungen der mehrſten ſeiner Figuren hervorgeht. Seine Umriſſe ſind mehr ſtreng und pünktlich als richtig zu nennen, denn er wandte während der Arbeit ſeine Aufmerkſamkeit mehr der Ausführung einzelner Theile als der Darſtellung eines harmoniſchen Ganzen zu. Daher haben faſt alle Köpfe, die er malte, etwas Verſchobnes, obgleich jeder Theil derſelben einzeln betrachtet mit muſterhafter Treue der Natur nachgebildet erſcheint.

In der Behandlung der Farben, die er in den Niederlanden erlernt hatte, erſcheint er allerdings als einer der vorzüglichſten Meiſter; dieſe glänzen noch in einer, durch die Zeit unverminderten Schönheit, friſch und lebendig. Nirgend erſcheinen ſie zu ſtark aufgetragen, und bei der allerſorgfältigſten Ausführung, auch der kleinſten Einzelheiten, tritt auf keinem ſeiner Gemälde ängſtlicher Fleiß oder gezwungene Mühſeligkeit hervor. Sein Kolorit iſt die Wahrheit ſelbſt, beſonders in den Lokaltinten des Fleiſches, es iſt warm und kräftig, blühend und zart, wie es jedesmal der dargeſtellte Gegenſtand erfordert; jedoch fallen die Schatten zuweilen ein wenig ins Graue; ſeine oft ſchneidend ſtrengen Umriſſe ſind ebenfalls durchaus nicht unangenehm, weil ſie auf Bedeutung abzwecken und keineswegs ſteif ſind. Seine Gewänder, wie aller dabei angebrachte Schmuck von Gold und Edelſteinen, prangen in glänzenden Farben, und ſind mit Treue und Sorgfalt gemalt, aber die Falten erſcheinen größtentheils in ſanften weichen Biegungen und Brüchen, man vermißt faſt durchaus den grosartigen weiten ſchönen Faltenwurf, den wir bei den erſten Meiſtern der alten deutſchen Schule ſo oft bewundern müſſen. Selten ſtrebte er, das Koſtum früherer Zeit oder fremder Nationen beizubehalten, er moderniſirte das Alterthum, und hielt ſich faſt immer an das, was gerade zu ſeiner Zeit und in ſeiner Nähe gebräuchlich war, ohne ſich um andere

Völker oder frühere Zeiten zu bekümmern. Auch vermiſſen wir bei ihm den wahren lebendigen Ausdruck innern Gefühls. Den Zuſtand vollkommner Ruhe ſtellte er dagegen ſehr glücklich dar, und deshalb ſind ſeine Porträte oft ſo vortrefflich, daß man ſich lebenden Perſonen gegenübergeſtellt glauben möchte. Heftige Bewegung des Gemüths, leidenſchaftliches Empfinden auszudrücken, vermochte und verſuchte er nie. Ich erinnere mich hiebei beſonders eines, übrigens ſehr ſchön gemalten Bildes, welches ſich jetzt in der oft erwähnten Sammlung in Berlin befindet, auf welchem er die alt-teſtamentaliſche Heldin Jael abgebildet hat, wie ſie dem ſchlafenden Feldherrn Siſſera, der auf der Flucht in ihrer Wohnung Schutz geſucht hatte, einen Nagel durch die Schläfe ſchlägt. Es iſt ein Knieſtück, und der Kopf des Siſſera, von dem man beinahe nichts weiter ſieht, nimmt ſchon auf dem Schooße der Jael ſich übel aus. Sie ſelbſt iſt in Purpur-Sammet, mit goldnem Geſchmeide, ganz wie eine Prinzeſſin aus den Zeiten Lukas Kranachs gekleidet. Ein hübſches Beckermädchen aus Weimar, das er oft bald als Venus, bald in anderer Geſtalt malte, hat auch hier ihm zum Modell gedient, und das artige Kind ſieht bei der blutigen Arbeit ſo gemüthlich und unbefangen aus dem Bilde heraus, und führt den Hammer mit einem ſolchen Gleichmuth, als klopfe ſie Nüſſe auf.

Das große Altargemälde in der Hauptkirche zu Weimar iſt ohnſtreitig eine der größten ſo wie der vorzüglichſten Arbeiten Lukas Kranachs. Die Mitteltafel deſſelben hat eilf Fuß ſechs Zoll Höhe, bei einer Breite von neun Fuß und eilf Zoll, und die beiden dazu gehörigen Seitentafeln ſind bei nämlicher Höhe halb ſo breit. In der Mitte der Haupttafel ſehen wir den Heiland am Kreuze, nicht unedel dargeſtellt, wenn gleich etwas hager, beſonders an den Armen. Dicht neben dem Kruciſix, zur Rechten deſſelben, erblicken wir ihn noch einmal ganz in Lebensgröße, als auferſtandnen Sieger über Tod und Teufel, die unter ſeinem Fuße ſich kraftlos winden, indem er ſie mit der ſtrahlenden Lanze von Kriſtall vollends vernichtet. Dieſe Figur iſt weit vorzüglicher als der Gekreuzigte, beſonders ſind es die edlen heitern Züge des Antlitzes, welches man den gelungenſten Chriſtusköpfen beizählen darf. Zur Linken des Kreuzes, dieſem zunächſt, ſteht Johannes der Täufer, mit einer Hand zeigt er zum Heiland hinauf, mit der andern hinunter auf das ſymboliſche Lamm am Fuße des Kreuzes. Dieſes war urſprünglich gewiß ſehr zart und ſorgfältig ausgeführt, hat aber durch die Zeit ſehr gelitten; die Stellung des Heiligen iſt etwas gezwungen und unbequem, die Figur ſelbſt ſchön kolorirt und trefflich ausgeführt, doch vermißt man in ihr den ernſten edlen Ausdruck, der bei den beſten Meiſtern ſie vorzugsweiſe bezeichnet. Neben Johannes ſteht Lukas Kranach ſelbſt mit zum Gebet zuſammen gefalteten Händen, neben dieſem, ganz im Vorgrunde Martin Luther, mit der Linken hält dieſer die aufgeſchlagene Bibel, und zeigt mit der Rechten auf die in derſelben lesbar aufgezeichneten Stellen, die alle auf die Erlöſung durch Chriſti Blut Bezug haben. Dieſe beiden Geſtalten ſind unſtreitig die gelungenſten auf dem ganzen Gemälde, und feſſeln den Blick unwiderſtehlich. Beſonders wahr und ſchön ſind Lukas Kranachs Hände; der würdige Kopf des edlen Greiſes, mit lang herabfließendem Bart, iſt ohne alle Mühſeligkeit, bis in die kleinſten Einzelheiten der Haare ausgeführt; nur der Blutſtrahl, der in einem weiten Bogen aus des gekreuzigten Heilandes rechter Seite ihm auf den Scheitel niederfällt, macht einen etwas widerwärtigen Eindruck. Unbeſchreiblich edel und groß ſteht Martin Luther felſenfeſt da, in ruhigem Ernſt und klarer Beſonnenheit. Jeder Zug dieſes Geſichts, ſo wie die ganze Geſtalt beurkunden auf das deutlichſte den umfaſſenden mächtigen Verſtand, den unerſchütterlichen ausdauernden Muth des Mannes, der im Bewußtſeyn des Rechts ſelbſt den Kampf mit Teufeln nicht ſcheute, und wären ihrer ſo viel als Ziegel auf den Dächern zu Worms. Luthers Kopf iſt faſt noch ausgeführter als der von Lukas Kranach, ich möchte ſagen mit Dennerſchem Fleiß, wenn ich mich nicht ſcheute, dadurch an alles das Widerwärtige jenes Meiſters zu erinnern, von dem hier keine Spur zu finden iſt.

Die Blumen und Kräuter, die üppig im Vorgrunde und an einem Felſen hinter dem auferſtandnen Heiland entſprießen, ſind ſo wahr, ſo friſch, ſo vollendet in der Ausführung, daß dieſer Theil des Bildes zu dem allervortrefflichſten auf demſelben gerechnet werden kann; doch der Felſen ſelbſt zeigt von Lukas Kranachs Unbehülflichkeit bei landſchaftlichen Gegenſtänden; ſo auch im Hintergrunde das Lager der um die eherne Schlange verſammelten Iſraeliten, und die Hirten auf dem Felde, welchen die Geburt des Heilands verkündet wird. Bei allen dieſen kleinen Figuren darf man ja nicht an den Zauber denken, den Hemling bei ähnlichen Darſtellungen zu üben wußte; ſie ſind roh in der Farbe, die Umriſſe hart und ſchwarz wie mit der Feder gezogen. Dicht hinter dem Felſen, an welchem der auferſtandene Chriſtus ſteht, lodert die Hölle empor, und Tod und Teufel jagen einen nackten Mann ihrem Abgrunde zu; ohnfern davon ſteht Moſes mit den Geſetztafeln; noch erblickt man vier Geſtalten unter denen eine in Purpur und Hermelin wahrſcheinlich den König David vorſtellt. Dieſe Figuren ſind etwa einen Fuß hoch, und weit beſſer gezeichnet und kolorirt als die kleineren im Hintergrunde. Die Köpfe ſind ohne Ausnahme tadellos; beſonders richtig gezeichnet und ſchön gemalt iſt der Unglückliche, welcher der Hölle zugejagt wird.

So ſteht das ganze Gemälde als Muſter aller Werke dieſes Meiſters da; vortrefflich im Einzelnen, mangelhaft im Ganzen, und nicht frei von jener Verworrenheit, die aus Lukas Kranachs Unkunde in der Behandlung der Ferne wie der Beleuchtung entſteht; ein Fehler, welcher hier noch durch das von beiden Seiten flatternde lange Tuch um die Hüften des Gekreuzigten, und durch allerlei Paniere mit Sprüchen vermehrt wird.

Martin Luther ſtarb am achtzehnten Februar 1546, daher iſt es wahrſcheinlich, daß die mittlere Tafel dieſes Altarblattes nicht ſpäter gemalt worden, denn Luthers Porträt iſt zu ausgeführt bis in die kleinſten Einzelheiten, als daß die Möglichkeit denkbar wäre, Lukas Kranach habe es bloß nach Erinnerungen ſo Leben-athmend darſtellen können. Die beiden Seitentafeln hingegen ſind augenſcheinlich aus einer ſpätern Zeit. Die erſte derſelben zeigt uns den Kurfürſten Johann Friedrich und ſeine Gemahlin; beide knieen in betender Stellung vor einem Pulte, über welchem ein mit Wappen und Borten reich geſtickter Teppich ausgebreitet liegt. In gleicher Stellung als ihre Eltern erblicken wir auf der zweiten Tafel drei Söhne dieſes Paares; der vierte, im Februar des Jahres 1553 verſtorbne Prinz Johann Ernſt, iſt nicht mehr in der Reihe ſeiner Brüder mit abgebildet, und dieſer Umſtand ſowohl, als die Narbe der in der Mühlberger Schlacht empfangenen Wunde auf der Wange des Kurfürſten, machen es mehr als wahrſcheinlich, daß dieſe Tafeln die letzte Arbeit des ein und achtzigjährigen Lukas Kranach waren, der im October des nämlichen Jahres von der Welt ſchied. Daß er die erſte derſelben noch während der Gefangenſchaft ſeines Herrn gemalt habe, iſt ihrer Größe wegen, die den Transport ſehr ſchwer gemacht hätte, kaum zu glauben, noch weniger möchte man beide Tafeln einem andern Meiſter zuſchreiben, denn in der damaligen Zeit lebte keiner, weder in Weimar noch in deſſen Umgebungen, der dieſes vermocht hatte.

Möglich, ſogar wahrſcheinlich, iſt es indeſſen, daß Lukas Kranachs von ihm ſelbſt für die Kunſt gebildeter Sohn, Lukas Kranach der jüngere, nach dem Tode des Vaters ſie vollendet habe, ſo wie er auch ſchon bei deſſen Leben ihm bei ſeinen größern Arbeiten behülflich war. Alle dieſe fünf lebensgroße Bildniſſe ſind trefflich gemalt und kolorirt, beſonders das des mittelſten Prinzen; obgleich die Köpfe nicht ſo ganz ausgeführt erſcheinen, als die Martin Luthers und Lukas Kranachs auf der mittlern Tafel. Ein goldbrokatner Vorhang bildet den Hintergrund, der dem Ganzen etwas ſehr heiteres gibt; die Hände ſind wahr und ſchön bei aller Einförmigkeit ihrer Haltung, und das Ganze beider Tafeln gewahrt einen ſehr freundlichen Eindruck.

Lukas Kranach der jüngere, der einzige Sohn des würdigen alten Meiſters nach dem Tode ſeines in Italien verſtorbnen Bruders Johann, erreichte zwar bei weitem nicht den Ruhm ſeines Vaters, war aber ein guter Maler, beſonders im Portrat, dabei ein ſehr vorzüglicher Koloriſt. Man findet noch in Weimar, Dresden, und andern ſächſiſchen Städten, beſonders aber in Wittenberg, mehrere ſeiner Gemälde. Er lebte an letzterem Ort, wo er ebenfalls die Stelle eines Bürgermeiſters bekleidete, und ſtarb daſelbſt, ein und ſiebenzig Jahre alt, im Jahr 1586. Sein Monument mit einer lateiniſchen Inſchrift iſt noch in der dortigen Pfarrkirche zu ſehen; er war zweimal verheirathet und iſt der Ahnherr der in Brandenburg noch lebenden Herren von Kranach. Von ſeinen beiden Schweſtern war die älteſte, Namens Urſula, an einen Lizentiaten verheirathet, die jüngere, Anna, an einen Bürgermeiſter von Wittenberg, Namens Kaspar Freund. Ich weiß nicht, ob von dieſen noch Nachkommen leben.

Martin Hemskerk.

Hemskerk, ein unbedeutendes holländiſches Dorf unfern Harlem, iſt der Ort, wo dieſer Meiſter im Jahr 1498 geboren ward und deſſen Namen er ſpäterhin annahm. Sein Vater hieß Jakob Willems van Veen und war ein ganz gewöhnlicher Bauer, der ſich durch ſeines Sohnes früh aufkeimendes Talent zwar bewegen ließ, ihn nach Harlem zu einem Maler Namens Cornelis Willems in die Lehre zu geben, doch aber auch dieſen Schritt bald wieder bereute, indem er den Vortheil berechnete, den der heranwachſende Sohn ihm in der Wirthſchaft bringen könnte. Er nahm deshalb den armen Martin lange vor Vollendung der Lehrjahre wieder zurück auf das Dorf, und hier mußte er nun graben, hinterm Pfluge gehen, die Kühe melken und tauſend Dinge treiben, die ihm läſtig waren. Doch Martin ergab ſich darein, wenn gleich mit Widerwillen, denn Willems van Veen war ein harter roher Mann, der ſeinen Sohn bei jedem Verſehen ſeine ſchwere Hand fühlen lies. Das trübſelige Leben des armen Jünglings währte ſo eine ziemliche Weile fort, bis er eines Abends, den vollen Milcheimer auf dem Kopf, vom Melken heimkehrte. Seine Gedanken mochten wohl ſehr ins Weite ſchweifen, denn er vergaß einem Baume aus dem Wege zu gehen, an den er mit dem Eimer ſo heftig ſtieß, daß ihm dieſer vom Kopfe fiel. Traurig ſah er die weiße Milch die ſchwarze Erde trinken, und zugleich in der Ferne den Vater mit einem ſo tüchtigen Knittel herbei eilen, daß ihm ſogleich die Luſt verging, deſſen Ankunft vollends abzuwarten. Er lief davon, war ſo glücklich ſich die Nacht über in einem Heuſchober vor dem ihm drohenden Ungewitter verbergen zu können, und ſchlich erſt am Morgen heim zu ſeiner Mutter, als der Vater, wie er wohl wußte, ſich ſchon längſt auf dem Felde bei der Arbeit befand. Die Mutter war eine gute, vernünftige Frau, welche den höheren Beruf ihres Sohnes wohl einſah, und gern ſeinem Glück die Freude, ihn um ſich zu haben, aufopfern mochte. Sie hing ihm einen wohlgefüllten Knappſack über die Schultern, gab ihm einiges Reiſegeld aus ihrer Sparkaſſe in die Taſche, dazu ihren Segen, und hieß ihn nun mit Gott ſich auf den Weg machen, gut und brav bleiben, und zuſehen, wie er es anfangen könne, um in der Welt fortzukommen und ein ordentlicher Maler zu werden, wozu er doch nun einmal einzig Luſt und Geſchick habe.

So wanderte Martin fort, kam glücklich, ohne eingefangen zu werden, durch Harlem durch, und gelangte nach Delft, wo er in der Werkſtatt und dem Hauſe eines Malers, Namens Johann Lukas, Aufnahme fand. Bei dieſem Meiſter blieb er mehrere Jahre, zeichnete und malte ſehr fleißig und machte, von ſeinem Talent unterſtützt, bedeutende Fortſchritte in der Kunſt, bis Schoreels weitverbreiteter Ruhm in ihm den lebhaften Wunſch erregte, unter die Zahl der Schüler dieſes großen Meiſters aufgenommen zu werden, was ihm auch endlich gelang, da Schoreel einige Jahre nach ſeiner Rückkehr aus Italien ſich in Harlem zur Annahme mehrerer Lehrlinge einrichtete. Nun erſt war Martin Hemskerk an dem Platze, wohin er gehörte, denn unter der Leitung eines Meiſters dieſer Art und bei ſeinem ausgezeichneten Fleiße mußte in kurzer Zeit das ihm angeborne große Talent ſich auf das Herrlichſte entfalten. Er lernte von Schoreel die Natur in allen ihren Einzelheiten beobachten, und machte in kurzem deſſen Art ſie aufzufaſſen und darzuſtellen ſich ſo ganz zu eigen, daß man oft die Arbeiten des Meiſters von denen des Schülers kaum zu unterſcheiden vermochte. Daß Schoreel den Werth eines Lehrlings dieſer Art wohl erkannte, iſt leicht zu erachten, und Beide lebten einige Jahre im freundlichſten Verhältniſſe gegen einander, bis dieſes ſich ganz unerwartet und plötzlich wieder auflößte, Martin Hemskerk Schoreels Haus und Werkſtatte verließ, und zu einem Goldſchmied Namens Peter Jan Fopſen zog, in deſſen Hauſe er von nun an für ſich allein arbeitete.

Es ging in jenen Tagen das Gerücht, welches ſich auch in der Geſchichte der Maler jener Zeit erhalten hat, daß Schoreel die gewaltigen Fortſchritte ſeines Lehrlings mit Unmuth und Mißgunſt anſah und ihn verſtieß weil er ſich in kurzem von ihm verdunkelt zu ſehen befürchtete; dennoch ſtimmt dieſes ſo wenig mit Allem, was wir von dem Leben und dem Charakter dieſes ſo ausgezeichnet guten und edeln Menſchen wiſſen, daß es unmöglich iſt, dergleichen von ihm zu glauben. Wahrſcheinlich ſtammt dieß Gerücht von Hemskerk ſelbſt her, der vielleicht wegen eines ihm unbedeutend ſcheinenden Vergehens entlaſſen ward und ſelbſt glauben mochte, was er Andern klagend erzählte; denn, als Folge ſeiner erſten Erziehung unter der Zucht eines harten rohen Vaters, zeigte er Zeit ſeines Lebens ſich auffallend argwöhniſch und furchtſam. Und ſo wäre denn dieſe ganze Geſchichte nur ein neuer Beweiß daß die Welt gern dem Böſen Glauben beimißt und eine wohl erſonnene Klätſcherei ſich durch eigne Kraft Jahrhunderte hindurch zu erhalten vermag.

Im Hauſe des Goldſchmieds befand Martin Hemskerk ſich eine Zeitlang ſehr wohl, beſonders da die Hausfrau Jan Fopſens ihm ganz beſonders gewogen war. Sie ereiferte ſich gewaltig, wenn man bei ihr nach dem Maler Martin fragte, der ihrer ſehr richtigen Meinung nach wohl verdiente, Meiſter Martin zu heißen. Dafür aber malte ihr auch Meiſter Martin an ihre Bettſtelle in einer Hinterſtube Sol und Luna in Lebensgröße, auch Adam und Eva, und zwar, wie man ſagt, nach lebenden Modellen, was damals in den Niederlanden wenig üblich war. Doch ſcheint er ſich endlich auch mit dieſen ſeinen Hausgenoſſen entzweit zu haben, denn er verließ ihre Wohnung und zog zu einem andern Goldſchmied in Harlem, Namens Jens Cornelis.

Martin Hemskerk wohnte mehrere Jahre in Harlem, er malte viel, und ſein Ruhm verbreitete ſich immer weiter mit jedem Tage. Auch gingen wahrhaft bewundernswerthe Gebilde unter ſeinen fleißigen Händen hervor, die dem Herrlichſten der alten Schule van Eycks mit Recht zur Seite geſtellt werden konnen; Natur und Wahrheit leiteten ſeinen Pinſel. Dabei hielt er feſt an Schoreels Weiſe, und wußte, wie dieſer, Anmuth, Leben und Geiſt ſeinen Werken mitzutheilen. Im Jahr 1532, da Martin Hemskerk vier und dreißig Jahre alt war, entſchloß er ſich endlich, eine Kunſtreiſe nach Italien zu unternehmen; vorher aber malte er noch den Apoſtel Lukas, wie er die heilige Jungfrau mit dem Chriſtuskinde abbildet, und ſchenkte dieſe Tafel der Harlemer Malergilde zum Angedenken. Dieſes Bild, von dem Karl von Mander uns mit großem Lobe deſſelben eine Beſchreibung mittheilt, wurde zu deſſen Zeit von der Obrigkeit der Stadt als ein ſeltnes Kleinod hoch in Ehren gehalten und auf dem Rathhauſe aufbewahrt, wo es vielleicht noch zu finden iſt. Maria, umſtrahlt von Schönheit und Anmuth, mit dem lieben freundlichen Kinde, das auf einem über die Kniee der Mutter gebreiteten reichen Teppich ſitzt, war ganz nach Schoreels Weiſe gedacht und ausgeführt; zum Apoſtel Lukas hatte ein wohlgeſtalteter Bäcker aus Harlem geſeſſen, denn Martin Hemskerk war damals durchaus gewöhnt, die Natur überall, wo er es konnte, zum Vorbilde zu nehmen. Die Palette des Schutzpatrons der Maler war auf dieſer Tafel mit ſo täuſchender Wahrheit gemalt, daß ſie wirklich hervorzuſtehen ſchien, und überhaupt das Ganze mit möglichſter Treue ausgeführt. Hinter dem Apoſtel ſtand eine grün bekränzte Figur, einen Poeten vorſtellend, in welchem Hemskerk ſich ſelbſt abgebildet hatte, und nicht weit davon war auch ein Engel mit einer Fackel in den Händen angebracht. Wahrſcheinlich lag in dieſen beiden Figuren irgend eine allegoriſche Bedeutung, die jetzt ſchwer zu entziffern iſt. Ein Papagei in einem Korbe hing oben an der Wand, und unten an derſelben war ein wie mit Wachs angeklebter Zettel gemalt, auf welchem die Harlemer Maler mit recht gut gemeinten, in niederländiſcher Sprache abgefaßten Reimen Martin Hemskerks Namen, ihren Dank für ſein Geſchenk, und den drei und zwanzigſten Mai des Jahres 1532 als den Tag, da dieſes vollendet ward, der Nachwelt verkünden. Bei allen Vorzügen, die dieſes Gemälde gewiß beſaß, bei aller Schönheit und Anmuth der Köpfe, der Farbenpracht und dem trefflichen Faltenwurf der Gewänder, die Karl von Mander uns beſchreibend anrühmt, dünkt mir doch, als leuchte ſchon aus der Anordnung deſſelben der Keim der Verirrungen hervor, zu welchen der Meiſter in ſpätern Jahren ſich hinreißen ließ. Dieſer Engel mit der Fackel, dieſer gekrönte Poet, von denen Niemand begreift, was ſie da wollen oder ſollen, wie verſchieden ſind ſie von dem hohen einfachen Geiſte, in welchem Johann van Eyck den nämlichen Gegenſtand ſo klar und dennoch ſo anziehend darzuſtellen wußte!

In Rom, wo Martin Hemskerk nach vollendeter Reiſe glücklich anlangte, fand er im Hauſe eines Kardinals, an den er Empfehlungsbriefe mitbrachte, Wohnung und Unterhalt. Mit glühendem Eifer warf er ſich jetzt auf das Studium der Antike, entſagte faſt aller Gemeinſchaft mit ſeinen Landsleuten, um nur keine Zeit bei ihren Luſtgelagen verlieren zu müſſen, und malte und zeichnete den ganzen Tag nach den Überbleibſeln antiker Baukunſt, nach Statuen und Basreliefs und nach Michael Angelos Werken, den er allen andern modernen Künſtlern vorzog. Die Neuheit der Gegenſtände blendete ihn, er ergriff ſie in wilder eifriger Haſt, ohne ſich ſelbſt Zeit zu laſſen, ſich mit ihrem eigentlichen Weſen zu befreunden, oder ihren Geiſt in ſeinem Innern aufzufaſſen. Die glänzende Oberfläche dieſer ihm fremd erſcheinenden Kunſtwelt genügte ihm, ohne daß es ihm einfiel ihre Tiefe nur zu ahnen, und ſo verlor er darüber nach und nach die Natur faſt gänzlich aus dem Geſichte, die ſo lange in ſeiner Werkſtatt befreundet ihm zur Seite geſtanden hatte.

Indeſſen ging dieſe traurige Veränderung wahrſcheinlich nicht gleich vor ſich; Martin Hemskerk war zu weit auf rechter Bahn vorwärts geſchritten, um nicht auch zum Rückwege einige Zeit zu brauchen. Seine erſten Arbeiten in Rom, deren ihm mehrere aufgetragen wurden, erwarben ihm den allgemeinſten Beifall bei Künſtlern und Kunſtkennern. Auch Vaſari gedenkt rühmlichſt ſeiner unter dem Namen von Martin Tedesco, und lobt vor Allem die Gemälde, die dieſer grau in grau für den Einzug Karl des fünften in Rom malte, doch vergißt er auch nicht dabei des guten griechiſchen Weines zu erwähnen, der dem Meiſter und ſeinen deutſchen Gehülfen im Überfluſſe gereicht ward, um ſie bei der Arbeit zu begeiſtern.

Martin Hemskerk war jedoch weder ausſchweifend in ſeinen Sitten, noch ein Trunkenbold, ſondern vielmehr mäßig, bedachtſam und haushalteriſch mit ſeinem Gelde wie mit ſeiner Zeit und mit ſeiner Geſundheit; er kannte kein anderes Vergnügen als, wenn er ſich zu Hauſe müde gemalt hatte, hinaus ins Freie zu wandern, und die Umgegend, alte Ruinen oder merkwürdige Gebäude zu zeichnen.

Mit unſäglichem Erſchrecken fand er einſt, da er von einem ſolchen Gange nach Hauſe kam, in ſeinem Zimmer zwei ſeiner Gemälde aus dem Blendrahmen geſchnitten und mitgenommen; ängſtlich öffnete er ſeinen Kaſten, und auch hier fehlten ſehr viele ſeiner Zeichnungen und andere Kunſtſachen. Der Verluſt war im Ganzen zu bedeutend als daß er ihn in der Stille hätte verſchmerzen mögen; er begann dem Rauber nachzuforſchen, entdeckte ſolchen in einem ihm bekannten Italiäner, der ihn früher zuweilen beſucht hatte, und war ſogar glücklich genug, den größten Theil des Geraubten zurück zu erhalten. Nun aber begann dem armen Martin erſt vor ſeinem Rauber zu grauen; alle

Mordgeſchichten die er je von Rache dürſtenden Italiänern erzählen gehört, fielen ihm mit einemmale ein, er glaubte ſchon den kalten Dolch in der Bruſt zu fühlen und ängſtigte ſich über ſeine eignen Einbildungen dermaßen ab, daß er ſich endlich entſchloß, lieber Alles aufzugeben um nur das Leben zu retten. Er packte ſchnell ein und vergaß vor allen Dingen nicht, eine ziemlich bedeutende Summe Geldes mitzunehmen, die er, obgleich kaum drei volle Jahre in Rom, ſich dort ermalt und mit haushälteriſcher Sparſamkeit zuſammengehalten hatte. So ſchnell als er es vermochte eilte er nun über die Alpen zurück und hielt ſich für ſicher da er dieſe im Rücken hatte, ohne zu ahnen, daß er im eignen Vaterland einer weit dringenderen Lebensgefahr entgegen gehe, als es die vielleicht nur erträumte war, die ihn ſo ſchnell aus Rom vertrieben hatte.

Er war glücklich in der holländiſchen Stadt Dordrecht angekommen, und ſehr freundlich von einem Gaſtwirth empfangen worden, dem er einen Brief von deſſen in Rom lebenden Sohne mitbrachte. Man hatte ihn ſogar durch Bitten und

Zureden bewogen, die Einladung Peter Jakobs, eines warmen Kunſtfreundes auszuſchlagen, und im Gaſthofe über Nacht zu bleiben, als eine noch am Abend ſich unvermuthet bietende Schiffsgelegenheit ihn bewog, gleich nach Harlem aufzubrechen, ohne, wie er erſt Willens geweſen, bei dem freundlichen Wirth bis zum folgenden Tage zu verweilen. Dieſer Zufall rettete ihm, ohne daß er es wußte, das Leben, denn das Haus, in welchem er bleiben wollte, ward wenige Monate ſpäter von der Obrigkeit für eine Mordherberge erkannt, deren Beſitzer ſchon Jahre lang einkehrende Reiſende, welche Geld bei ſich führten, umgebracht und im Keller vergraben hatten. Man fand dort eine große Grube voll Überreſte dieſer Unglücklichen, deren Zahl Hemskerk gewiß zu vermehren beſtimmt war, denn dem Sohne dieſer Verbrecher konnte das fürchterliche Gewerbe ſeiner Eltern nicht unbekannt ſeyn, da eine ſeiner Schweſtern ſchon früher mit einem jungen Maler nach Venedig geflüchtet war, weil ſie weder die Gräuel im väterlichen Hauſe länger anzuſehen, noch ihre Eltern anzuklagen vermochte.

Hemskerk war bei dem Einpacken ſeiner in Rom erworbnen Schätze wahrſcheinlich nicht vorſichtig gegen einen Landsmann geweſen und hatte dieſen dadurch bewogen, ihn mit jenem Uriasbriefe ſeinen Eltern als eine gute Beute zuzuſenden.

Mit der Ankunft in Harlem, ſeinem Wohnorte von nun an, beginnt in Martin Hemskerks Leben ein neuer Abſchnitt, welcher zuförderſt eine Beſchreibung der in der Boiſſeréeſchen Sammlung aufbewahrten Gemälde aus ſeiner beſten Zeit nothwendig macht, um auf dieſe Weiſe ſoviel als möglich dem Leſer einen Begriff von dem zu geben was er war. Dann wollen wir zu dem übergehen, was er nach ſeiner Rückkehr aus Italien wurde. Das erſte dieſer Gemälde ſtellt uns Kaiſer Karl den fünften in noch jugendlichem Alter dar; er ſteht als Feldherr, den Kommandoſtab in der Hand, in voller Rüſtung, über welche ein rother Mantel in freien ſchönen Falten geworfen iſt; der edle ſehr ausdrucksvolle Kopf zeigt ſich im Profil. Es iſt ein ſo lebendiges Bild, daß man gar nicht müde wird, es anzuſchauen; nichts kann wärmer und naturgemäßer gemalt ſeyn als dieſer Kopf, nichts edler und wahrer als dieſe Stellung der kraftvollen Heldengeſtalt des vollendeten Mannes, in blühender Friſche der Jugend.

In einer von allen Seiten offnen Halle, welcher der heitre blaue Himmel zum Hintergrunde dient, ſteht auf einem andern Gemälde die Kaiſerin Helena, die heilig geſprochne Mutter Konſtantins; das wahre Kreuz des Heilandes, deſſen Wiederfinden die Legende zum Theil den Bemühungen dieſer frommen Fürſtin zuſchreibt, lehnt ihr im Arme. Sie iſt faſt nonnenartig gekleidet und in einen durchſichtig- feinen weißen, in ſchönen Falten ſie umſchwebenden Schleier gehüllt, über welchem ſie die goldne Kaiſerkrone auf dem Haupte trägt. Recht wunderbar wußte der Maler die Kaiſerin und die Heilige in der Darſtellung dieſer hohen, ernſten, etwas ältlichen Frau zu vereinen; aus den blitzenden Augen, aus der ganzen Haltung der edlen Geſtalt, ſpricht ſo viel Feſtigkeit, ſo viel ſicheres Bewußtſeyn, ſo viel Strenge gegen eigne Schwächen, daß man unwillkührlich bei ihrem Anblick von Ehrfurcht ergriffen wird und gleichſam ihren Richterſpruch erwartet.

Ihr gegenüber ſteht in wahrhaft fürſtlicher Haltung und Geſtalt der ebenfalls heilig geſprochne Kaiſer Heinrich der zweite. Die Züge des etwas ſeitwärts gewendeten Kopfes haben Ähnlichkeit mit Karl dem fünften, der Ausdruck derſelben iſt edel und ſtolz, kühn und mild zugleich, Bart und Haare beſonders ſchön gemalt. Er trägt einen reichen Wappenrock über der glänzenden Rüſtung, und hält als Stifter des Biſthums Bamberg das Modell des Domes dieſer Stadt in der rechten Hand. Zu den Füßen dieſer beiden Heiligen knieet in ſchwarzer feſtlicher Kleidung, in ganz kleiner Miniatur dargeſtellt, der Donator des Bildes mit ſeinen Söhnen, lauter ächt deutſche, fromme, ruhige Geſichter. Das Gegenſtück zu dieſem Bilde zeigt uns in einer der vorigen ganz ähnlichen offnen Halle die edle Geſtalt des Evangeliſten Johannes, in einem hellfarbigen, in ſchönem Faltenwurfe ihn umgebenden Gewande; in der Rechten hält er, faſt als wolle er ihn fortſchleudern, den ſchäumenden

Kelch, welchen, wie die Legende erzählt, die Heiden bei einem Gaſtmahl vergiftet ihm reichten, und aus welchem, dieß Verbrechen bezeichnend, ein kleiner Drache ziſchend emporſteigt; die andere Hand iſt wie zum Segnen erhoben. Aus dem wunderſchönen, von röthlich goldnen Locken umgebenen jugendlichen Geſichte ſpricht flammend der edelſte Zorn über die Unthat, der zugleich in Mitleid übergeht, das ihn verhindert, die Verbrecher zu vernichten.

Ihm zur Seite ſteht, fürſtlich geſchmückt, die heilige Katharina, die ſchöne Braut Chriſti, und blickt theilnehmend auf ihren erzürnten Freund. Sie hält in einer ungemein anmuthigen Stellung der Arme und Hände ein Buch, und zu ihren Füßen knieet, ebenfalls in Miniatur dargeſtellt, die Gattin des Stifters dieſer Bilder mit ihren Töchtern. Alle dieſe heiligen Geſtalten, in ihrer edlen Einfachheit, gewähren durch die über dem Ganzen ſchwebende Heiterkeit einen höchſt erfreulichen Eindruck. Jener Strahl innern Lebens, der die Gebilde der höchſten Meiſter dieſer Schule verherrlicht, umleuchtet auch ſie. Aus Allem, aus der Wahl der Stellungen, dem lebensvollen Kolorit, der Zeichnung, der Schönheit der Drapperien, und der vollendeten Ausführung, geht das hohe Talent des Meiſters hervor, die Natur mit zartem edlen Sinn aufzufaſſen, mit gewiſſenhafter Treue darzuſtellen, und nirgend erblicken wir eine Spur von Manier und erkünſteltem Weſen.

Auf dem nun folgenden Altarblatt, zu welchem zwei Seitentafeln gehören, ſtellt das Hauptgemälde eine Kreuzigung dar; der vielleicht nicht ganz todt genug erſcheinende Chriſtus hängt, umgeben von den Seinen, am Stamme des Kreuzes, deſſen oberer Theil im Rahmen des Bildes verſchwindet. Maria iſt in lautloßen Jammer verſunken, Joſeph von Arimathia mit noch einem Freunde ſtehen etwas zurück, noch weiterhin eine Dienerin, in welcher der Meiſter mit bewundernswürdigem Ausdrucke die Verſchiedenheit der Empfindung einer Fremden, und des zerreißenden Schmerzes der Angehörigen des Entſeelten darſtellte. Wo dieſe, überwältigt von Jammer und Wehmuth, faſt vergehen, empfindet jene nur ängſtliche Scheu und banges Schrekken. Seitwärts lehnt an einem Hügel zur Linken die heilige Magdalena, das ſeine liebe Geſichtchen iſt bleich, und aus allen Zügen deſſelben ſpricht völlige Erſchöpfung aller Kräfte; ſie kann nicht mehr weinen, und die müde gerungnen Hände und Arme ſinken in ſehr anmuthiger natürlicher Stellung kreuzweiſe über einander hin. Ihr Gewand iſt von roth und blau ſchillernder Seide, wie Raphael und überhaupt die italiäniſchen Meiſter es ſo oft malten.

Auf der erſten der beiden Seitentafeln ſteht der heilige Stephan, mit geſchornem Haupte, im reichen prieſterlichen Gewande von Goldſtoff. Sein ruhig ernſtes Geſicht trägt die Spur früheren Kampfes, man ſieht es ihm an, daß es nicht immer ſo ſtill und ruhig war, und daß der Heilige in ſeinem Innern manchen Sturm beſiegen mußte, ehe er dahin gelangte, wo er jetzt ſteht. Auf der zweiten Tafel iſt der heilige Mauritius in glänzender Rüſtung mit darüber geworfnem rothen Wappenrock, muthig und fromm, in kühner vorſchreitender Stellung abgebildet, und auch dieſer Kopf trägt die Züge Kaiſer Karls des fünften.

So malte Martin Hemskerk als er im Jahr 1532 nach Rom zog, und auch wohl noch in der erſten Zeit ſeines dortigen Aufenthalts, ehe er ganz von der Natur und den Lehren ſeines Meiſters Schoreel ſich abwandte.

Er ward in Harlem bei ſeiner Heimkehr von Künſtlern und Kunſtfreunden ſehr ehrenvoll empfangen, auch übertrugen ihm ſeine Mitbürger die Stelle eines Kirchen-Raths, welcher er zwei und zwanzig Jahre lang bis an ſeinen Tod vorſtand. Er verheirathete ſich mit Maria Coninghs, einem der ſchönſten und liebenswürdigſten Mädchen der Stadt, und feierte ſeine Hochzeit mit großem Glanz; ſogar die damals ſehr ſeltne Vorſtellung eines Schauſpiels, welches die Rhetoriker der dortigen hohen Schule ihm zu Ehren aufführten, verherrlichte das Feſt. Leider aber war ſein häusliches Glück nur von kurzer Dauer, denn ſeine junge ſchöne Frau ſtarb nach anderthalb Jahren im erſten Wochenbette, auch das Kind überlebte die Mutter nicht.

In Hinſicht auf ſeine Kunſt trat Hemskerk jetzt mit einer Selbſtzufriedenheit auf, in der die vielen unberufnen, vom Reiz der Neuheit geblendeten Bewunderer, welche er leider überall antraf, ihn nur zu ſehr beſtärkten, während ächte Kunſtverſtändige mit Bedauern bemerkten, wie ſehr ſeine neueren Werke gegen ſeine früheren zurückſtanden. Eine unbegreifliche, wahrſcheinlich aus Eitelkeit, aus dem Wunſche ſich auszuzeichnen, entſtandne Verkehrtheit des Geiſtes bewog ihn, ſich bald gänzlich, nicht nur von Schoreels Lehre und Beiſpiel, ſondern auch von der Natur abzuwenden, und eine durchaus fremdartige Manier anzunehmen. Er ſuchte von nun an ſeiner früheren alten deutſchen Schule, welche einzig die Natur als Vorbild anerkannte, in Allem entgegen zu arbeiten, ohne ſich deshalb doch den, mehr dem Ideellen höherer Schönheit nachſtrebenden italiäniſchen Meiſtern, welche ihm vorſchwebten, nähern zu können. Seine in den verkehrteſten übertriebenſten Stellungen den anticken Statuen nicht nachgebildeten, ſondern nachkopirten Geſtalten verloren mit der Wahrheit allen Charakter, allen Geiſt, alles Leben; trüber Schein mußte die

Wirklichkeit erſetzen, und ſogar die ihm ſonſt eigne Pracht ſeiner Farben ging in dieſer ſeiner Verworrenheit mit zu Grunde.

Des Kontraſtes wegen bewahren die Herren Boiſſerée ein Gemälde, welches Hemskerk nach dieſer traurigen Umwandlung malte; Niemand, der es erblickt, wird von ſelbſt auf den Gedanken kommen, daß dieſelbe Hand, derſelbe Geiſt, welche jenen eben beſchriebnen Meiſterwerken das Daſeyn gaben, auch dieſes, ihnen in Allem ſo entgegengeſetzte Zerrbild entſtehen ließen. Es iſt ſo flach wie ein illuminirter Kupferſtich, und ſtellt einen Heiligen oder Apoſtel, der ein beſeßnes Mädchen heilt, auf eine Weiſe dar, daß man beinahe glauben könnte, die Kranke habe ſowohl ihrem Arzte als allen Umſtehenden ihr Übel mitgetheilt. Das Ganze iſt ohne allen Charakter, und die Anordnung deſſelben durch die geſpreizten übertriebnen Stellungen der Figuren durchaus unverſtändlich. Unerachtet dieſes ſeines auffallenden Übergangs vom Vortrefflichen zum Tadelnswerthen, vom Leben zum dürftigen weſenloſen Schein, gewann Hemskerk täglich nicht nur Bewunderer, ſondern auch Nachahmer in Menge, ja man darf wohl behaupten, daß von ihm der Anfang des bald darauf mit ſchnellem Schritte hereinbrechenden Untergangs aller ächten deutſchen Kunſt zuerſt ausging. Denn die angehenden Künſtler begannen von nun an nach ſeinem Beiſpiele, nur dem äußeren Scheine, den effektmachenden Künſteleien nachzuſtreben, ohne ſich um die wahre Geſtalt und das eigentliche Weſen der Gegenſtände, welche ſie darſtellen wollten, weiter zu bemühen.

Vergebens verſuchten es von jeher die Beſſerwiſſenden, ſich der, vom bethörenden Reize der Neuheit berauſchten Menge zu widerſetzen, oder den allgemeinen Beifall zu bekämpfen, welcher das Schlechtere bis in den Himmel erhebt, ſobald es nur neu und auffallend erſcheint, und darüber das längſt für gut und recht Anerkannte gedankenlos in den Staub tritt. Die, welche von ſolcher Verblendung ferne bleiben, werden nach und nach es wenigſtens müde, ungehört und nutzlos für Wahrheit zu kämpfen, ſie ſchweigen, bis zuletzt auch ſie die gewaltige Macht der Gewohnheit beſiegt, und ſo geht nach und nach mit dem Guten und Schönen ſogar auch die Erinnerung an deſſen einſtigen Beſitz verloren, bis ein glücklicher Zufall es wieder ans Licht bringt, und ihm zum zweitenmal den bezaubernden Reiz der Neuheit verleiht.

Hemskerk malte auf dieſe ſeine neue Weiſe unendlich vieles; Geld, Ehre und Schüler ſtrömten von allen Seiten ihm zu, und machten ihn taub gegen jeden Tadel von Außen, vielleicht auch gegen die Stimme, die ſich doch wohl zuweilen in ſeinem Innern gegen ſein jetziges Treiben erheben mochte. Einer ſeiner Schüler wagte einſt die Äußerung, daß einige Kunſtkenner Hemskerks frühere, nach Schoreels Weiſe gemalte Bilder ſeinen in der neuen Manier weit vorzögen. Hemskerk erwiederte ganz gelaſſen: „Mein Sohn! als ich jene Bilder malte, wußte ich gar nicht was ich that.“ Wohl hatte er hierin Recht, mehr als er ſelbſt es damals glauben mochte, denn gerade in dieſer Unbefangenheit, dieſer durchaus mit keinen Nebenabſichten verbundnen treuherzigen Einfalt, mit welcher die alten Maler ſich den Eingebungen ihres Genius überlieſſen, und, bei möglichſter Treue im Darſtellen der Wirklichkeit, es nie unternahmen, die Natur noch übertreffen zu wollen, liegt ja das Geheimniß ihrer, mit dieſer wetteifernden Größe. Nichts aber ſteht ächter Kunſt mehr entgegen als Künſtelei, Abſichtlichkeit und oberflächliches Haſchen nach glänzendem Effekt.

Hemskerk begnügte ſich nicht, nur in ſeinen Gemälden dieſe Abirrung von der rechten Bahn immer weiter zu verbreiten; er zeichnete auch viel, und da er ſelbſt weder in Holz ſchnitt, noch in Kupfer ſtach, ſo wurden viele hundert Blätter nach ſeinen Zeichnungen von andern Meiſtern, beſonders von einem, Nämens Coornhardt, radirt, in Holz geſchnitten, und geätzt. Dieſe ſind zum Theil bis auf unſere Zeiten gekommen, und ganz im Geſchmack ſeiner ſpätern Gemälde; einzelne Lichtpunkte, welche in dieſen wie in jenen bezeugen was der Meiſter vormals war, betrüben ſtatt zu erfreuen, denn ſie erſcheinen wie lichte Momente eines in trübem Wahnſinn untergegangnen, einſt hohen, edlen und reichen Geiſtes.

Von allen Seiten ſtrömten Hemskerken Beſtellungen bedeutender Arbeiten für Kirchen, Palläſte und Sammlungen von Kunſtfreunden zu; große Summen, zum Theil auch lebenslängliche Leibrenten waren ſein Lohn. Er brachte ganz ungewöhnliche Kunſtſtücke und Verzierungen auf dieſen ſeinen Arbeiten an; ſo malte er zum Beiſpiel den polirten Marmorboden einer Verkündigung für den Altar einer Kirche in Harlem ſo aus, daß der darauf ſtehende Engel Gabriel ſich in dieſem abſpiegelte, als ſtünde er auf klarem Eiſe. Ein reicher Kunſtfreund, Jakob Rauwaart, zog ſogar zu ihm ins Haus, und ließ ſich unter die große Zahl ſeiner Schüler aufnehmen. Dieſer nämliche Freund zählte ihm für eine Darſtellung des jüngſten Gerichts den Tiſch ſo lange voll goldener Doppeldukaten, bis Hemskerk ſelbſt ausrief, es ſey nun genug, was gewiß ſehr ſpät geſchah, denn der Meiſter war nichts weniger als uneigennützig oder freigebig.

Seine große Liebe zum Gelde verleitete ihn ſogar wenige Jahre nach dem Tode ſeiner erſten jungen ſchönen Frau ein altes ſehr häßliches, dabei geiſtloſes und ganz ungebildetes Mädchen zu heirathen, das ihm aber ein bedeutendes Vermögen zubrachte. Dieſe zweite Gattin verbitterte ihm nicht nur im Hauſe das Leben, ſondern brachte ihn und ſich auch außer demſelben durch ihr Betragen oft in ſchimpfliche Verlegenheit, indem ſie bei Kaufleuten theils Waaren ausnahm, die ſie nicht bezahlte, theils manches heimlich mit gehen hieß, ſo daß ſie zuletzt durch die Entdeckung dieſer Betrügereien in den Augen ihrer Mitbürger für völlig ehrlos galt.

So war denn Hemskerk nach und nach zu einem ſehr großen Vermögen gelangt, aber er verſtand nicht die Kunſt, ſich ſeines Reichthums auf würdige Weiſe zu erfreuen, vielmehr lebte er immerfort mit ängſtlicher Sparſamkeit, fühlte dabei ſtets eine heimliche Angſt, einſt im Alter Noth leiden zu müſſen, zitterte immer vor plötzlichen Unglücksfällen, die über ihn hereinbrechen könnten, und trug deshalb ſtets eine bedeutende Anzahl Goldſtücke mit ſich herum, die er eigenhändig in ſeine Kleider eingenäht hatte. Überhaupt war er unglaublich furchtſam, ängſtlich und kleinmüthig, ſo daß er, wenn die Schützengeſellſchaft mit Gepränge zu ihrem Feſte durch die Straßen von Harlem zog, ſich auf die Spitze des höchſten Thurms flüchtete, um nicht durch ein zufällig losgehendes Gewehr erſchoſſen zu werden, und ſelbſt dort glaubte er ſich noch nicht ganz ſicher und außer dem Schuſſe.

Bei dieſer ſeiner großen Muthloſigkeit war er natürlicher Weiſe auch einer der erſten, welche im Jahr 1572, da die Spanier Harlem belagerten, aus der bedrohten Stadt flüchteten. Er zog nach Amſterdam zu ſeinem Schüler und Freunde Jakob Rauwaart, und kehrte erſt nach völlig hergeſtellter Ruhe in ſeine Heimath zurück. Jndeſſen hatten die Spanier beim Übergange der Stadt eine große Anzahl ſeiner Gemälde unter dem Vorwande, ſie kaufen zu wollen, mit ſich nach Spanien genommen; viele gingen ſpäterhin durch die Bilderſtürmer zu Grunde, und ſelbſt ſchon zu Karl von Manders Zeiten war nur wenig von ihm noch in Harlem und der Umgegend zu finden.

Martin Hemskerk war nun vier und ſiebenzig

Jahre alt, ſeine Frau todt, er kinderlos und frei, daher dachte er jetzt mit Recht ernſtlich daran, ſein Haus zu beſtellen.

Mit jener Art Prachtliebe, die man ſo oft bei ſonſt geizigen Naturen antrifft, ließ er vor allen Dingen auf dem Kirchhofe des Dorfes Hemskerk ſeinem Vater, dem alten Bauer, der ihn mit dem Knittel der Kunſt zugetrieben hatte, ein prächtiges Monument ſetzen, und beſtimmte in ſeinem Teſtamente die Zinſen eines nicht unbedeutenden Kapitals zu deſſen Erhaltung auf ewige Zeiten. Das Bruſtbild des alten Jakob Willems van Veen war darauf an einer ſteinernen Pyramide im Medaillon angebracht; auch fehlte es nicht an Todtenköpfen, weinenden Genien mit umgekehrten Fackeln, deutſchen und lateiniſchen Inſchriften, und einem großen ſchönen Wappen mit Adlern, Löwen, und auf die Kunſt Bezug habenden Sinnbildern. Die Zinſen eines andern Kapitals beſtimmte Hemskerk zur Ausſtattung einiger jungen liebenden Paare, die noch zu Karl von Manders Zeiten, ſo wie jener es in ſeinem Teſtamente verordnet hatte, auf deſſen

Grabe alljährlich getraut wurden. Hemskerk ordnete ſonſt noch manche fromme wohlthätige Stiftung für künftige Zeiten an, ſchied endlich am erſten Oktober des Jahres 1574 als ein ſechs und ſiebenzigjähriger Greis aus dieſem Leben, und ward von ſeinen Mitbürgern in der Kapelle an der Nordſeite der großen Kirche zu Harlem ehrenvoll und feierlich begraben.

Anton Moro von Utrecht.

Auch dieſer im Jahre 1519 zu Utrecht geborne Meiſter widmete ſich unter Schoreels Leitung der Malerei und wußte durch Fleiß, Talent und gutes Betragen ſich die Zufriedenheit ſeines großen Lehrers in kurzer Zeit zu erwerben. Das Beiſpiel Schoreels, welchen Anton Moro einzig durch ſeine Kunſt zu Ehre und Vermögen gelangt ſah, feuerte den ehrgeizigen und lebensluſtigen Jüngling an, ihm mit Kraft und Ausdauer nachzuſtreben; er hielt ſich genau an Lehre und Beiſpiel ſeines Meiſters, blieb wie dieſer, der Natur und der Wahrheit getreu, ohne ſich durch die Blendwerke neuerer Erfindung irren zu laſſen, und reißte zuletzt nach damaligem Gebrauch auf einige Jahre nach Italien, von wo er als vollendeter Meiſter wiederkehrte und ſich beſonders durch ſeine Porträte allgemeine Bewunderung erwarb.

Dieſe wußte er mit kräftigem markigen Pinſel und ſehr vollendeter Ausführung nicht nur ſprechend ähnlich, ſondern auch mit einer ganz eignen Anmuth gleichſam wie lebend darzuſtellen, ſo daß der Kardinal Granvella ihn vor allen Andern dem Kaiſer Karl dem fünften empfahl, als dieſer einen geſchickten Maler wegen des Porträts der erſten Braut ſeines Sohnes Philipp, der Prinzeſſin Marie von Portugall, nach Liſſabon ſenden wollte.

Anton Moro kam glücklich in Liſſabon an, ward ehrenvoll empfangen, herrlich bewirthet, und malte nicht nur die Prinzeſſin, ſondern auch ihre Eltern zur allgemeinen Zufriedenheit. Außer ſechshundert Dukaten, welche Kaiſer Karl dem Maler für dieſe drei Porträte gab, ward er noch vom König von Portugall mit koſtbaren Geſchenken überhäuft, und das portugieſiſche Volk ließ dem glücklichen Maler noch obendrein eine ſchwere goldne Ehrenkette, tauſend Gulden an Werth, überreichen. Nächſtdem malte er noch viele Vornehme des Liſſaboner Hofes, erhielt für jedes Bild hundert Dukaten, für manches noch obendrein reiche Geſchenke an goldnen Ketten und anderen Kleinodien, und kam auf dieſe Weiſe, überhäuft mit Ehrenbezeigungen und beladen mit Reichthümern, bei ſeinem Kaiſer an, in deſſen Dienſten er von nun an verweilte. Er malte auch das Porträt Philipps des zweiten, als dieſer fünf und zwanzig Jahre alt war, und wurde dann nach England geſendet, um das Porträt der Königin Marie, Philipps zweiten Braut, zu fertigen. Das Bildniß dieſer Königin, eines ſeiner gelungenſten, wurde ſehr freigebig belohnt. Er erhielt dafür, außer einer ſchweren goldnen Kette und einhundert Pfund Sterling, noch eine jährliche Rente von ebenfalls einhundert Pfund, und überdem noch bedeutende Geſchenke von mehreren fürſtlichen und vornehmen Perſonen, denen er Kopien von dieſem Bilde überreichte.

In ſeinem Vaterlande, wohin er von England zurückkehrte, blieb Anton Moro, nachdem Karl der fünfte dem Thron entſagt hatte, im Dienſte von deſſen Sohn, Philipp dem zweiten, und ging nach dem mit Frankreich im Jahr 1559 abgeſchloßnen Frieden, mit dieſem ſeinem Herrn nach Madrid, wo er eine Zeitlang an deſſen Hofe verweilte.

Anton Moro war nicht nur ein vorzüglicher Maler, ſondern auch geiſtreich, gebildet, angenehm im Umgange, ſtattlich und gefällig in ſeinem Äußern, und hatte das Glück, ſich durch dieſe Eigenſchaften bei dem Könige in ganz beſondere Gunſt zu ſetzen. Dieſer fürchterliche Despot, bei deſſen bloßem Namen ſonſt Alles zitterte, würdigte den Maler einer Vertraulichkeit im Umgange, die Allen, beſonders aber der Alles beachtenden Inquiſition auffallen mußte. Er ſelbſt fühlte ſich durch des Königs Benehmen oft zu einer Sorgloſigkeit und Vergeſſenheit hingeriſſen, die auf dem Boden, auf welchem er ſtand, ihm höchſt gefährlich werden konnte, denn oft dachte er gar nicht daran, daß er dem unumſchränkten Herrſcher über Leben und Tod gegenüberſtände.

Einſt, als Anton Moro im Beiſeyn des Königs malte, klopfte ihm dieſer im freundlichen Geſpräch ein paarmal auf die Achſel, und der unglückſelige Maler fühlte ſich endlich zu einem ſolchen Grad von Vergeſſenheit hingezogen, daß er dieſe Vertraulichkeit erwiederte, und zwar mit dem Malerſtock, den er eben in der Hand hielt. Wunderbar genug ſchien der König dieſes unvorſichtige Benehmen ſeines Lieblings gar nicht zu bemerken. Vermuthlich betrachtete er ihn wie ein wohlgelittnes Hausthier, dem man ſeiner gefälligen Künſte wegen wohl einmal eine kleine Unart überſieht, aber der tauſendäugigen Inquiſition war es nicht entgangen. Dieſe traf ſchon die ernſtlichſten Anſtalten, ſich des Frevlers an des Königs geheiligter Perſon zu bemächtigen, und der arme Anton Moro wäre ſelbſt ſeinem hohen Beſchützer unrettbar verloren geweſen, hätte nicht ein Großer des Hofes, der ihm wirklich wohl wollte, die Gefahr, in welcher er ſchwebte, noch bei Zeiten entdeckt. Unter irgend einem paſſenden Vorwande wußte dieſer brave Mann vom Könige einen Urlaub für den Maler zu erhalten, den dieſer mit dem Verſprechen, bald wieder zu kehren, ſchnell benutzte, ein Schiff beſtieg und ſeinem Vaterlande zuſegelte, ehe die Inquiſition Zeit hatte, ihn mit der ſchon ausgeſtreckten Kralle zu faſſen.

Dieſes muß um das Jahr 1560 geweſen ſeyn, und Anton Moros Aufenthalt in Spanien folglich kaum ein Jahr gewährt haben, denn er ſuchte nach ſeiner Heimkunſt ſeinen alten Freund und Lehrer Schoreel wieder auf, deſſen ſehr ähnliches Bildniß, obgleich er ihn ſehr leidend fand, er noch zwei Jahre vor deſſen im Jahr 1562 erfolgten Tode mit ausgezeichneter Sorgfalt und Liebe malte.

Anton Moro dachte in Utrecht, wo er ſich niederließ, ſehr oft mit Sehnſucht ſeines verlornen glänzenden Lebens, bis eine Botſchaft des Herzogs Alba, der ihn zu ſich nach Brüſſel berief, ihn dieſer unfreiwilligen Eingezogenheit wieder entriß. Er war ſo entzückt über dieſen Ruf, daß er alles ſein Hausgeräth verſchenkte, aus ſeinen Staffeleien ein Freudenfeuer machte, und dann, ſo ſchnell er konnte, ſeinem hohen Gönner entgegen zog.

Er muß eine ganz eigne Gabe beſeſſen haben, die wildeſten blutdürſtigſten Gemüther zu zähmen und zu gewinnen, denn wie König Philipp, ſo war auch deſſen nicht minder furchtbarer Alba dem Anton Moro zugethan. Er überhäufte ihn mit Beweiſen ſeiner Huld, machte ihm nicht nur bedeutende Geſchenke, ſondern übertrug ihm auch eine Stelle bei dem Steuerweſen in Weſtflandern, bei der es viel einzunehmen, und wenig zu thun gab, ſo daß der Maler wie ein kleiner Fürſt leben konnte, und immer mit einem ſtattlichen Gefolge und vielen ſchönen Pferden in Brüſſel einherzog. Auch ſeine Kinder, deren er viele hatte, wurden alle durch Kanonikate, Präbenden und auf andere Weiſe ſehr reichlich und anſtändig verſorgt.

Dafür malte Anton Moro Alles was ſein Beſchützer von ihm verlangte, beſonders alle ſchöne Damen, welche Herzog Alba nach ſeiner Art liebte und deren nicht wenige waren. Oft ließ König Philipp ſeinen Maler zur Rückkehr nach Madrid ermahnen; doch der Inquiſition durfte Niemand, der ihr einmal glücklich entgangen war, zum zweitenmal ungeſtraft nahen. Dieß bedachte Anton Moro, und war ſo glücklich mit Hülfe des Herzogs Alba, der ihn auch nicht verlieren mochte, den Anforderungen des Königs immer durch geſchickte Wendungen auszuweichen.

So lebte Anton Moro in Freude und Herrlichkeit ein genußreiches aber nicht langes Leben; er ſtarb ſchon im ſechs und funfzigſten Jahre ſeines

Alters im Jahr 1575 zu Antwerpen, wohin er berufen war, um eine Beſchneidung für die dortige Frauenkirche zu malen. Denn er war auch in geſchichtlichen Darſtellungen ein großer geachteter Meiſter und hatte deren viele für ſeinen König und auch ſonſt gemalt, unter andern eine meiſterhafte Kopie der Danae von Tizian, welche nach Madrid kam.

Das Gemälde in Antwerpen blieb nach dem Tode des Meiſters unvollendet. Überhaupt ſind ſeine Gemälde jetzt ſo ſelten, daß man erzählt, ein Kaufmann in Paris habe eine große Summe Geld damit erworben, indem er ein Bild von ihm auf dem Jahrmarkte von Saint Germain öffentlich zeigte, welches den Heiland zwiſchen den Apoſteln Petrus und Paulus darſtellte.

Johann Schwartz, auch Swarte Jan genannt.

Johann Schwartz ward gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Gröningen, der Hauptſtadt Oſtfrieslands geboren. Von ſeinem frühern Leben weiß man nur, daß er im Jahre 1522 um die Zeit, da Schoreel aus Italien wiederkehrte, in Gouda lebte, und daß der allgemein ausgebreitete Ruf jenes großen Meiſters ſehr ſchnell bis zu dem kalten neblichen Wohnorte des jungen geiſtvollen Malers drang, der ſich alſobald durch dieſen bewogen fühlte, Schoreeln aufzuſuchen, um von ihm zu lernen. Später ging er nach Italien, wo er ſeine Bildung vollendete, doch aber keinesweges Schoreelen und der Natur untreu ward. Im Gegentheil hatte er Schoreels Art zu malen ſich durchaus angeeignet, beſonders in den landſchaftlichen Hintergründen, welche dieſer ſo meiſterhaft darzuſtellen verſtand, und war und blieb ein ſehr ausgezeichneter ehrenwerther Meiſter der alten von van Eyck ſtammenden deutſchen Schule.

Seine Gemälde ſind in unſern Tagen ſelten anzutreffen, doch beſitzt die Boiſſeréeſche Sammlung eines davon; ein kleines, höchſt anmuthiges Bild, welches ſowohl durch die Wahl des Gegenſtandes, als durch Pracht der Farben, durch ſorgfältige Ausführung und naturgemäße, höchſt lebendige Darſtellung an die herrlichſte Zeit der alten deutſchen Kunſt auf das Lebhafteſte erinnert.

Es ſtellt die heiligen drei Könige zu den Füßen des Chriſtkindes dar. Maria ſitzt, das Kind auf dem Schooß haltend, in der Mitte des Gemäldes, und Huld und Anmuth umſtrahlen die edle Geſtalt der holdſeligen Mutter. Der älteſte der Könige bietet knieend dem kleinen Chriſtus ein goldnes Prachtgefäß, und dieſer hebt, kindlich ſpielend, den Deckel davon ab. Die Anmuth des wunderſchönen Kindes, der Kontraſt dieſes anmuthigen Spieles mit dem wahrhaft göttlich ernſten Blick, mit welchem es den knieenden König betrachtet, gibt dem Bilde etwas unnennbar Anziehendes. Ehrfurchtsvoll zu dem Kinde hingeneigt, bietet der zweite König ſeine reiche Gabe, während von der andern Seite der Mohrenkönig mit kühnem Schritt, jedoch entblößten Hauptes, herantritt. Dieſsmal iſt er ein wirklicher Mohr von kleiner, faſt zwergähnlicher Geſtalt. Die übrigen Umgebungen ſind ungemein vollendet in der Ausführung, und geben dem Ganzen etwas Heiteres, wozu die Friſche des blühenden Kolorits nicht wenig beiträgt.

Mehrere von Johann Schwartz in Holz geſchnittne Zeichnungen, haben ihm auch in dieſem Zweige der Kunſt unter den Meiſtern ſeiner Zeit einen ehrenvollen Plaz erworben; vor Allem eine Darſtellung des Heilandes, der von einem Nachen in der Mitte des Stromes dem Volke predigt, wobei der Künſtler viele bedeutende, geiſtreich gedachte und gezeichnete Gruppen der am Ufer verſammelten Zuhörer anbrachte. Auch einige mit Pfeil und Bogen bewaffnete Türken zu Pferde, von ihm auf die nämliche Weiſe abgebildet, werden ſehr gelobt.

Sein übriges Leben verhüllt das Dunkel der Zeit. Man kennt nicht einmal den Ort wo er ſtarb, noch das Jahr ſeines Todes.

Johann von Calkar.

Johann von Calkar ward um das Jahr 1500 in der im Herzogthum Cleve liegenden Stadt, deren Namen er führt, geboren, und auch von dieſes Meiſters Jugendgeſchichte und ſeinem Beginnen auf der Bahn der Kunſt iſt nur wenig bis auf unſere Zeiten gekommen. Er vollendete ſeine Bildung in Italien, und könnte, als einer der vorzüglichſten Schüler Tizians, eher zu den italiäniſchen Meiſtern als zu den Nachfolgern van Eycks gezählt werden. Doch ſeine Geburt eignet ihn uns an, er nimmt in der Reihe der großen Meiſter jedes Landes einen ſo ehrenvollen Plaz ein und hielt bei allen Vorzügen der italiäniſchen Schule, welche er ſich anzueignen wußte, dennoch ſo feſt an der Natur, blieb ſo ferne von allen erzwungnen Künſteleien, daß wir billig uns freuen, ihn den Unſern zu nennen, und uns keineswegs dieſes Rechtes begeben dürfen.

Wahrſcheinlich kam er auf ſeiner Wanderung nach Italien in jene Mörderherberge zu Dordrecht, deren in Hemskerks Leben Erwähnung geſchieht,

Sein übriges Leben verhüllt das Dunkel der Zeit. Man kennt nicht einmal den Ort wo er ſtarb, noch das Jahr ſeines Todes.

Johann von Calkar.

Johann von Calkar ward um das Jahr 1500 in der im Herzogthum Cleve liegenden Stadt, deren Namen er führt, geboren, und auch von dieſes Meiſters Jugendgeſchichte und ſeinem Beginnen auf der Bahn der Kunſt iſt nur wenig bis auf unſere Zeiten gekommen. Er vollendete ſeine Bildung in Italien, und könnte, als einer der vorzüglichſten Schüler Tizians, eher zu den italiäniſchen Meiſtern als zu den Nachfolgern van Eycks gezählt werden. Doch ſeine Geburt eignet ihn uns an, er nimmt in der Reihe der großen Meiſter jedes Landes einen ſo ehrenvollen Plaz ein und hielt bei allen Vorzügen der italiäniſchen Schule, welche er ſich anzueignen wußte, dennoch ſo feſt an der Natur, blieb ſo ferne von allen erzwungnen Künſteleien, daß wir billig uns freuen, ihn den Unſern zu nennen, und uns keinesweges dieſes Rechtes begeben dürfen.

Wahrſcheinlich kam er auf ſeiner Wanderung nach Italien in jene Mörderherberge zu Dordrecht, deren in Hemskerks Leben Erwähnung geſchieht.

und die Tochter jenes Hauſes rettete ſich und ihn, indem ſie mit ihm nach Venedig entfloh. Denn als im Jahr 1536 die dort verübten Gräuel endlich von der Obrigkeit entdeckt wurden, lebte dieſes unglückliche Mädchen bei Johann von Calkar, in ſeinem Hauſe zu Venedig, wo dieſer damals ſchon anſäſſig war. Sie ward auf Verlangen der Obrigkeit von Dordrecht, in Venedig vor Gericht gezogen, doch da ſie ihre Unſchuld an den Verbrechen ihrer Eltern beweiſen, und man ſie doch nicht dafür beſtrafen konnte, daß ſie dieſelben verſchwiegen hatte, ſo ließ man ſie bald wieder frei zu ihrem Beſchützer zurückkehren.

Johann von Calkar hatte ſich Tizians Art zu malen ſo ganz angeeignet, daß es oft ſchwer war, die Arbeiten des Schülers von denen des Meiſters zu unterſcheiden. Man ſagt, daß die größten Kenner und bedeutende Künſtler ſeiner Zeit ſich durch die große Ähnlichkeit zwiſchen beiden zuweilen für den Moment irre führen ließen, und eine Mater Doloroſa von ihm in der Boiſſeréeſchen Sammlung iſt in der That von ſo hoher

Schönheit, daß man die Möglichkeit eines ſolchen Irrthums leicht begreift.

Ein weiter dunkelblauer Mantel umgibt im herrlichſten Faltenwurf die ſchöne Geſtalt, wahrſcheinlich das Porträt einer edlen noch jugendlichen Frau. Nichts kann einfacher und dabei doch herzergreifender gedacht werden, als der tiefe Ausdruck unendlichen Schmerzes in den ſchönen Zügen dieſes Geſichts. Und doch iſt über dem Ganzen eine ſo unbeſchreibliche Anmuth verbreitet, daß wir dabei eine Art wehmüthiger Freude empfinden ein ſolches Leid ſo getragen zu ſehen. Sie weint nicht mehr, denn alle ihre Thränen ſind längſt vergoſſen, ſie klagt nicht, denn ihr Schmerz iſt zu groß für jede Klage. Sie weiß, es gibt keinen Troſt mehr für ſie auf Erden, aber ſie hat ſich darein ergeben, nicht aus weichlicher Schwäche, ſondern im feſten Vertrauen in Gott und ſeinen Willen. Die Linke der ſchönen Hände ruht auf der noch ſchmerzlich wogenden Bruſt, die Rechte iſt erhoben, als deute ſie auf einen Gegenſtand auſſerhalb dem Bilde, zu welchem das Gegenſtück, wahrſcheinlich ein Ecce Homo, verloren ging.

Wie hoch Johann von Calkarts Gemälde, auch in ſpätern Zeiten, von den bedeutendſten Kennern geſchätzt wurden, beweiſ't die große Vorliebe, mit der Rubens ein kleines, kaum über eine Spanne großes Bildchen von ihm bewahrte, das er überall mit ſich führte. Es ſtellte die Hirten vor, wie ſie Joſeph an der Krippe des neugebornen Heilandes freundlich empfängt, und der Künſtler hatte dabei, wie Correggio in ſeiner berühmten Nacht, das Licht von dem Kinde ausgehen laſſen. Sandrart erkaufte dieß Gemälde nach Rubens Tode in deſſen Nachlaß-Verſteigerung. Er überließ es ſpäter dem Kaiſer Ferdinand dem dritten, der es mit ſich nach Prag führte, von wo es nach Wien kam, und ſich jetzt wahrſcheinlich dort in der Gallerie von Belvedere befindet.

Johann von Calkarts Zeichnungen mit Feder und Kreide ſind von nicht minderem Kunſtwerth als ſeine Gemälde. Faſt alle Bildniſſe der Maler in Vaſaris Beſchreibung von deren Leben ſind von ſeiner Hand gezeichnet, ſo auch die Tafeln zu dem anatomiſchen Werk des berühmten Arztes Veſalius. Er zog zuletzt von Venedig nach Neapel, vielleicht weil die Geſchichte des unglücklichen Mädchens von Dordrecht dort zu viel Aufſehen erregt hatte, ſtarb aber wenige Jahre nach dieſer Veränderung ſeines Aufenthaltes im Jahre 1546, und in der Blüthe ſeiner Jahre, leider viel zu früh für die Kunſt, deren Zierde er war.

Karl von Mander.

Dieſer durch hellen Geiſt, unermüdlichen Fleiß, und feſten ſtets friſchen Lebensmuth ausgezeichnete Mann, verdient es wohl, daß wir ihm und ſeinen mannichfaltigen Schickſalen am Schluſſe des Buches einige Blätter weihen, welches ohne ſein treues Vorarbeiten gar nicht hätte geſchrieben werden können. Denn ihm allein verdanken wir den größten Theil deſſen, was wir von dem Leben der alten Meiſter noch wiſſen. Mit unſäglicher Mühe und Geduld forſchte er dem nach, was er davon in Erfahrung bringen konnte, zeichnete es treulich für die Nachwelt auf, und ward ſo der eigentliche Urheber aller alten deutſchen Kunſtgeſchichte.

Auch in Hinſicht auf die Malerei ſelbſt iſt Karl von Mander merkwürdig, wenn gleich nicht als treuer Nachfolger van Eycks und der Natur, ſondern als Beiſpiel der unglaublichen Verblendung, welche in jener Zeit ſich auch Solcher bemächtigte, die mit den reichſten Anlagen ausgeſtattet waren und früher gewiß in der Reihe der preiswürdigſten Meiſter einen ehrenvollen Plaz eingenommen hätten.

Karl von Mander ward geboren im Mai des Jahres 1548 zu Meulebeck, einem großen Dorf in einer der anmuthigſten Gegenden von Flandern. Er ſtammte aus einem altadeligen Geſchlecht, und mehrere ſeiner Ahnherren bekleideten ſchon im dreizehnten Jahrhundert hohe geiſtliche Würden und bedeutende Ehrenämter in ihrem Lande. Sein Vater Cornelis von Mander, war ein ſtattlicher, ſehr verſtändiger Mann, der mit ſeiner Gattin Johanna von der Beck, und ſeinen Kindern auf ſeinem eignen Landgute in Meulebeck in Wohlhabenheit und Anſehen ein angenehmes ländliches Leben führte. Auſſer ſeinen eignen Beſitzungen verwaltete er noch ſehr große Güter, mit welchen er von der Regierung ſeines Landes belehnt war, und galt als Amtmann und Einnehmer der fürſtlichen Gefälle für einen der bedeutendſten Einwohner der Umgegend ſeines Ortes.

Karl von Mander hatte noch einen ältern

Bruder, Namens Cornelis, einen jüngern der Adam hieß, und zwei Schweſtern. Cornelis war von Jugend auf ein ſtiller ordentlicher Knabe, Karl aber ſchon als Kind ſehr lebhaften Geiſtes, voll witziger Einfälle, und täglich allerlei luſtige Knabenſtreiche übend, die aber nie ins bößartige fielen. Dabei zeigte Karl ſchnelle Faſſungsgabe, hellen Verſtand, unermüdliches Streben nach geiſtiger Ausbildung und ein erklärtes Talent für Malerei und Poeſie. Tiſche, Bänke und Wände bedeckte er mit Zeichnungen und allerlei Reimen von ſeiner Fabrick, auch ſeine Schreibebücher blieben nicht frei davon, und ſo beſchloßen die Eltern endlich den viel verſprechenden Knaben nach der nahen Stadt Thielt in die lateiniſche Schule zu bringen. Er machte dort in allem, was ihm gelehrt ward, ſchnelle und bedeutende Fortſchritte, jedoch ohne das Malen und Reimen zu unterlaſſen. Späterhin ſchickte man ihn nach Gent, zu einem franzöſiſchen Sprachmeiſter, wo ſein in jener Stadt lebender Oheim die Aufſicht über ihn hatte. Dieß war Franz von Mander, der als ein auf Reiſen in fremden Ländern vielſeitig gebildeter Mann, ſich vollkommen dazu eignete, die Erziehung ſeines lebhaften geiſtvollen Neffen zu leiten.

Des allmählig zum Jüngling heranwachſenden Knaben unwiderſtehlicher Hang zur Poeſie und Malerei, der ſich immer deutlicher zeigte, bewog nach einiger Zeit den Oheim, ihn mit Beiſtimmung der Eltern zu Lukas de Heere förmlich in die Lehre zu geben. Dieſer ward damals in Gent, ſeinem Wohnorte, nicht nur als ein bedeutender Meiſter in der Malerei, ſondern auch als ein ſinnreicher Poet in großen Ehren gehalten. Das Lobgedicht auf van Eycks Meiſterwerk zu Gent, welches letzterem gegenüber in der Kirche aufgeſtellt ward, war von ihm, und Karl von Mander mußte ſich bei dieſem Manne völlig in ſeinem Elemente befinden, da er ihm Malen und Verſemachen lehrte. Auch hing er dafür Zeitlebens mit ganzer Seele an ſeinem Meiſter und brachte in der Folge in ſeinem Malerbuche deſſen Lob bei jeder einigermaßen ſchicklichen Gelegenheit an.

Nach einigen ſo verlebten Jahren nahm Karl von Manders Vater dieſen von Gent fort, und brachte ihn nach der ebenfalls nah belegnen Stadt Courtray zu einem andern Meiſter Namens Peter Ulrick, unter deſſen Leitung er noch etwas über ein Jahr die Kunſt übte, und dann als ein und zwanzigjähriger Jüngling im Jahr 1569 wieder im väterlichen Hauſe einzog.

Es ſchien beinah, als ob er jetzt die bildende Kunſt aufgeben wollte, um ſich ganz den ſchönen Wiſſenſchaften, vor Allem der Poeſie zu weihen. Er malte Anfangs nur wenig, las, ſchrieb und dichtete aber um ſo mehr, und fand beſonders große Freude an theatraliſchen Darſtellungen, die er durch ſeine Geſchwiſter und ſeine nächſten Umgebungen im väterlichen Hauſe aufführen ließ. Bei dieſen war er Dichter, Dekorateur und Direktor in Einer Perſon, und zeigte dabei Talent und bedeutendes Erfindungsvermögen. Jene Kunſt war damals noch ganz in der Kindheit, von Theatern, wie wir ſie jetzt beſitzen, noch keine Spur vorhanden. Nur Fürſten und große Herren ließen zuweilen bei feſtlichen Gelegenheiten allegoriſche Aufzüge, bei denen geſprochen ward, in ihren Palläſten aufführen, während das Volk nur Poſſenſpiele kannte, die um Faſtnacht oder auf Jahrmärkten, gewöhnlich unter freiem Himmel, auf breternen Gerüſten dargeſtellt wurden, oder geiſtliche Komödien, welche die Schüler unter der Leitung der Geiſtlichkeit zuweilen in der Schule aufführten. Jung und alt ſtrömte daher aus der Umgegend zuſammen, als Karl von Mander eine Darſtellung der Sündfluth veranſtaltete; der Beifall war unermeßlich, und man achtete es nicht, daß ein großer Theil der Zuſchauer, die ſich dem Theater zu nahe gedrängt, naß bis auf die Haut, ſich eiligſt zurückziehen mußten. Denn um die Sache recht natürlich zu machen, hatte Karl von Mander eine Menge Waſſer mit Handpumpen in ein nahes Haus bringen laſſen, welches, als die Sündfluth hereinbrach, von dort mit großer Gewalt auf das Theater herabſtürzte. Vorher ſah man, wie Noah ſeinen ſündigen Zeitgenoſſen Buße predigte, dann die Arche baute, und ſie mit den Seinen bezog. Man ſah alle Thiere paarweiſe ihm folgen, man ſah die Arche auf den Wellen treiben, den Raben und die Tauben ausfliegen; ein großes mit Ertrinkenden über und über bemaltes Tuch wurde dabei an Stricken queer über das Theater gezogen, und ſtellte den Untergang der Gottloſen ſo anſchaulich dar, daß viele der Zuſchauer bei dem Anblick in Thränen zerfloſſen, und ſich vor Jammer und Rührung nicht zu laſſen wußten. Kurz die ganze Darſtellung ging ſo vortrefflich, daß der jüngere Cornelis von Mander, der ſonſt mit dem Treiben ſeines Bruders Karl wenig zufrieden war, und es lieber geſehen hätte, wenn ihm dieſer bei ſeinem Leinwand-Handel geholfen hätte, ſich dennoch von ihm bereden ließ, die Koſten des Schauſpiels zu bezahlen. Dafür aber erklärte ihn auch die Mutter für einen noch größern Narren als Karl, weil dieſer ohne ſein Geld ſolche Poſſen nicht hätte ausführen können.

Dieſem Schauſpiele folgten noch viele andere, die Karl von Mander alle ſelbſt dichtete; Nebukadnezars Geſchichte, Salomos Urtheil und dergleichen, lieferten ihm die Motive dazu. Das prächtigſte aber, wobei funfzig Perſonen mitſpielten, Kameele nebſt vielen andern fremden Thieren auftraten, wurde am Pfingſttage aufgeführt, und ſtellte den Beſuch der Königin von Saba bei dem weiſen Salomo vor. Der Zulauf dabei war ungeheuer, Haufenweiſe zogen die Leute aus Brügge, Gent und andern benachbarten Städten herbei, und Karl von Manders Name ward dadurch berühmt und bekannt in der Ferne wie in der Nähe. Er galt aber auch noch überdies für einen tüchtigen Poeten wegen ſeiner vielen Lieder geiſtlichen und weltlichen Inhalts, ſeiner Tafel-Lieder, Refrains und Minnelieder. Von allen Seiten erhielt er Aufträge zu Gelegenheits-Gedichten, und erwarb durch ſeine Reime mehrere der in damaliger Zeit ausgeſetzten Ehren-Preiſe, die aber in ſeinem Lande nicht wie in Toulouſe aus goldnen Veilchen oder ſilbernen Lilien, ſondern aus gutem brauchbaren Zinngeräthe beſtanden. Daneben dichtete er auch manches Spottlied und luſtige Faſtnachtsſtück, welche er durch die Bauern in Meulebeck zu aller Welt Ergötzen aufführen ließ.

So verlebte er fünf Jahre fröhlichen Muthes, und malte zuletzt auch wieder ſehr fleißig für Kirchen, Rathhäuſer und Privatſammlungen, bis im Jahr 1574 die Eltern ſeinen Bitten nachgaben und ihm erlaubten nach Rom zu reiſen. Der Vater verſorgte ihn mit Geld, der vielgereißte Oheim aus Gent, der auch einſt in Italien geweſen war, gab ihm allerlei nützliche Notizen und Ermahnungen mit auf den Weg, die Mutter ſorgte für ſeine Garderobe, und ſo zog er denn freudig und erwartungsvoll im blühenden Alter von ſechs und zwanzig Jahren aus dem väterlichen Hauſe in die weite Welt.

Einige junge Edelleute, mit denen er die Reiſe antrat, verließ er bald unterweges, denn dieſe wollten immer vorwärts, er hingegen hielt ſich bei allem ihm unterweges vorkommenden Merkwürdigen auf, beſonders in den italiäniſchen Städten, durch welche ſein Weg führte. Hier beſuchte er alle Werkſtätten der berühmten noch lebenden Maler, und betrachtete mit Entzücken die hohen Meiſterwerke der zunächſt vergangnen Zeit, die ihm überall noch friſchen Glanzes in Kirchen und Palläſten entgegen ſtrahlten. Nach ſeiner Ankunft in Rom benutzte er jede Stunde mit gewiſſenhafter Treue für ſeine Kunſt, nebenher zeichnete er Alles, was ihm bemerkenswerth erſchien, in ſeinem Tagebuche auf, beſonders die Beſchreibung der vielen Feierlichkeiten, von welchen er im Jahr 1575 bei der ſeltnen Feier des päpſtlichen Jubiläums Augenzeuge war. Aus all' dieſem bildete er ſpäterhin eine Reiſe-Beſchreibung, welche auch im Druck erſchienen iſt. Er zeichnete viel nach der Antike, malte ſehr fleißig, und that ſich beſonders durch große Landſchaften hervor, die er auf friſchen Kalk in den Palläſten einiger Kardinäle malte, denen er bekannt geworden war.

Doch leider ſank die Kunſt in ſeinen Tagen immer tiefer und tiefer, artete immer mehr und mehr in Manier und Künſtelei aus. Die übertriebenſte Unnatur in Form und Ausdruck, überſpannt hervortretende Muskeln, wunderliche Verdrehungen der menſchlichen Körper, erkünſtelte Farbenreflexe, verdrängten allmalig Natur, Wahrheit und ächte Schönheit gänzlich aus ihrem Gebiete. Der bloße Schein gewann immer mehr den lauten Beifall der verblendeten Menge, und ſo ließ auch Karl von Mander vom Strome ſich hinreißen, um ſo mehr, da ſein lebhafter Geiſt ohnehin ſchon ihn allem Neuen gewaltig zutreiben mußte. Sein in Antwerpen geborner Landsmann Bartholomäus Spranger, den er als Hofmaler Pius des fünften in Ehre und Anſehen in Rom lebend fand, trug vor Allem durch Lehre und Beiſpiel dazu bei, jeden Funken ächten Kunſtgefühls vollends in ihm zu erſticken, und die edlen alten Meiſter ſeines Vaterlandes, nebſt ihren, der Natur nachgebildeten herrlichen Werken, aus ſeinem Gedächtniſſe zu tilgen.

Bartholomäus Spranger war in der damaligen Zeit einer der berühmteſten Verbreiter des überhand nehmenden falſchen Geſchmacks, und wurde, ohnerachtet der in ſeinen Werken herrſchenden Unnatur, dennoch ſelbſt vom Papſte und vom Kaiſer Rudolph dem zweiten hochgeehrt. Beide ernannten ihn zum Hofmaler, der Papſt räumte ihm eine Wohnung in

Belvedere ein, der Kaiſer erhob ihn in den Adelſtand und verlieh ihm eine dreifache goldne Ehrenkette. Dieſer allgeehrte Meiſter nahm nun den jungen Karl von Mander in ſeinen beſondern Schutz, verſchaffte ihm vom Papſte die Erlaubniß einen Degen tragen zu dürfen, was damals in Rom eine ſeltne Auszeichnung war, und ſo iſt es wohl begreiflich, wie der von all' dem Glanz geblendete junge Künſtler ſich mit Herz und Sinn ihm völlig zu eigen ergab.

Nach dreijährigem Aufenthalt in Rom, im Jahr 1577, reißte Karl von Mander der Heimath wieder zu. In Baſel malte er unterwegs auf dem dortigen großen Gottesacker den Auszug Jakobs mit ſeinen Söhnen, völlig in Sprangers Manier, mit dem er in Wien wieder zuſammen traf. Denn der Kaiſer hatte dieſem vom Papſte die Erlaubniß verſchafft, nach ſieben und dreißigjähriger Abweſenheit ſein Vaterland beſuchen zu dürfen. In Wien arbeitete Karl von Mander einige Zeit mit Sprangern und dem Bildhauer Hans Mandt an dem großen Triumphbogen, der zum nahen Einzuge des Kaiſers errichtet wurde. Dann reiſete er, beladen mit Zeichnungen und Studien, doch leider für die Kunſt ganz verbildet, dem väterlichen Hauſe wieder zu, wo Eltern und Geſchwiſter mit Sehnſucht ſeiner harrten. Sein Bruder Adam ging ihm ſogar, ſobald er von ſeiner Annäherung Nachricht erhielt, mit allen Hausgenoſſen und an der Spitze ſeiner Schulgefährten eine weite Strecke entgegen, ſo daß ſeine Ankunſt daheim einem kleinen Triumphzuge glich.

Karl von Mander führte nun einige Jahre hindurch ein beneidenswerthes Leben in ländlicher Stille. Er malte, ſchrieb, dichtete, und ſah ſich dabei unter den Töchtern in der Nachbarſchaft nach einer Gefährtin für ſeine künftigen Tage um, bis die in Flandern immer mehr überhand nehmenden bürgerlichen Unruhen ſein und der Seinen häusliches ſtilles Glück völlig vernichteten. Geſetzloſe Empörung brach überall aus, die längſt unzufriednen Wallonen überſchritten ihre Gränze, bemächtigten ſich der Städte, Dörfer und Flecken in der Umgegend von Meulebeck, deren Bewohner an fünf tauſend Mann ſtark, meiſtens bewaffnete Bauern, gegen ſie wieder aufſtanden; der alte Cornelis von Mander mußte einigemal ſein Eigenthum an der Spitze ſeiner Knechte und Bauern gegen die Aufrührer vertheidigen, und das ganze einſt ſo geſegnete Land ward bald der wildeſten Unordnung zum Raube und allem Elende eines Bürgerkrieges Preis gegeben.

Bei der immer mehr überhand nehmenden Unordnung flüchteten die angeſehenſten Einwohner des flachen Landes, und auch Karl von Manders Eltern, ihre beſte Habe, Silbergeſchirr, Geld und Juwelen nach Brügge, Courtray und in andere benachbarte Städte, zuletzt führten ſie ſelbſt ein wanderndes raſtloſes Leben, ſtets auf der Flucht, um nur ſich vor Gefahren zu retten. An Schreiben und Malen konnte Karl von Mander in ſolcher Lage jetzt nicht denken, all' ſein Thun und Sinnen ging einzig nur darauf aus, ſich ſeinen Eltern hülfreich zu beweiſen. Sein ſtets friſcher Lebensmuth verließ ihn nicht, er dichtete mitten im allgemeinen Elende noch manches Liedchen, unter andern eines, in welchem er alle die Mädchen aus der Nachbarſchaft beſingt, die aus Furcht vor den Soldaten aus dem Hauſe ihrer Eltern in die Städte flohen. In dieſem Liede heißt es unter andern:

„Noch weis ich Eine,
„Artiger Keine,
„Und die iſt geblieben zu Haus.

Dieſe Eine war ein ſehr hübſches achtzehnjähriges Mädchen, zwar von niederer Abkunft und ohne Vermögen, doch ſo liebenswürdig und gut, daß Karl von Manders treue redliche Liebe zu ihr ihm den Muth gewährte, ſie mitten in allen dieſen Unruhen zu heirathen. Er führte ſeine junge Frau nach Courtray, wo auch ſeine älteſte Schweſter mit ihrem Manne lebte, und war nun faſt immer auf dem Wege zwiſchen jener Stadt und Meulebeck, um hier wie dort den Seinen beizuſtehen.

Am Vorabend des heiligen Dreikönigs-Tages fuhr er einſt mit drei Wagen von Meulebeck ab, die er, mit Getreide und allerlei Geräthe beladen, nach Courtray für ſeine Eltern in Sicherheit bringen wollte; denn das Land wimmelte von Soldaten, ein walloniſches und ein deutſches Regiment lagen in der Nachbarſchaft, die größten Frevel wurden ungeſtraft verübt, und der Landmann erlag unter den fürchterlichſten Laſten. Kaum war Karl von Mander zum Dorfe hinaus, ſo fiel eine Rotte plündernder Wallonen in das Haus ſeiner Eltern. Der alte Vater lag gefährlich krank, und der jüngſte, damals achtzehnjährige Sohn Adam ſah wohl ein, daß er allein dem Unheil nicht wehren könne. Mit großer Geiſtesgegenwart griff er alſo nach einem Degen, den er verborgen hatte, und miſchte ſich unter die Plünderer, die ihn, da er ſehr geläufig ihre Sprache redete, für einen von den Ihrigen hielten. Adam machte unſäglichen Lärm, fluchte wie beſeſſen, brach Kiſten und Kaſten auf, wo er wußte daß die beſten Sachen verborgen lagen, und machte ſo die reichſte Beute, mehr als er tragen konnte. Dann wandte er ſich zur Mutter und zwang ihr mit den entſetzlichſten Drohungen das Geld ab, welches ſie mit verſtelltem Widerſtande ihm gab, und ſich dabei im Herzen der wohlgelungnen Liſt ihres Sohnes freute, durch welche dieſer zugleich ſeine vermeinten Kameraden bewog, ſich um die Frau nicht zu bekümmern, die ſie bei ihm in guten Händen zu ſehen glaubten. Dem armen Karl von Mander ging es unterdeſſen beinahe noch ſchlimmer als den Seinen daheim. Kaum war er zum Dorfe hinaus, ſo überfielen auch ihn Wallonen und raubten ihm Alles, ſogar ſeine Kleider. Auch er ſprach ihnen in ihrer Sprache zu, aber ſie ſchlangen ihm demungeachtet einen Strick um den Hals, führten ihn zu einem nahen Baum, und trafen alle Anſtalten ihn aufzuhängen, während ſie mit ihm um die Summe handelten, mit der er ſich aus ihrer Gewalt loskaufen ſollte. Ein Italiäner, der eben des Weges geritten kam, ſah dieſem Treiben eine Weile ganz vergnüglich zu, bis Karl von Mander ihn gewahr ward und ihn in italiäniſcher Sprache um Beiſtand bat. Der Italiäner, ſehr verwundert, daß ein Bauer, für welchen er Karl von Mander in ſeiner jetzigen Geſtalt halten mußte, ſeine Sprache rede, fragte ihn, wo er italiäniſch gelernt hätte? In Rom! war die Antwort. Was er da gemacht habe? erwiederte der Italiäner; gemalt, ſprach Karl von

Mander. Nun faßte der Italiäner ihn recht ins Auge, ſchrie dann wie toll: Laßt mir meinen Freund los! nehmt den verdammten Strick ihm vom Halſe! gebt ihm ſeine Kleider wieder! und theilte dabei rechts und links vom Roſſe herab flache Klingenhiebe unter die Wallonen aus, die zu Fuße dem Reuter wenig anhaben konnten oder mochten. Alles geſchah wie er es befahl; gern hätte er auch Wagen, Pferde und alles Übrige wieder erſtatten laſſen, aber das Getümmel war groß, und er am Ende ſelbſt froh, als die Wallonen, ohne ſich viel zu beſinnen, mit ihrer Beute davon jagten.

Nun gab es eine Erkennungsſcene zwiſchen Karl von Mander und ſeinem Befreier, der ehemals im Dienſte eines Kardinals geſtanden hatte, bei dem Karl von Mander als Maler aus und eingegangen war, und ſich durch mancherlei kleine Geſchenke des Dieners Zuneigung erworben hatte, ſo daß er bei ihm in gutem Andenken geblieben war. Der Italiäner wollte ſeinen Schützling jetzt durchaus ins Lager führen, um ihn nach überſtandnem Schrecken dort herrlich zu bewirthen, doch Karl von

Mander entſchuldigte ſich mit ſeinem kranken Vater in Meulebeck, und ſeiner jungen Frau, die unlängſt ihm in Courtray ihr erſtes Kind geboren hatte, und ſo begnügte jener ſich damit, ihn zu begleiten bis er ihn in Meulebeck in völliger Sicherheit ſah.

Im väterlichen Hauſe fand er die leeren Wände, und laute Klagen der Seinen ſtrömten von allen Seiten ihm entgegen. Doch Bruder Adam führte ihn vor allen Dingen an einen von hohen Hecken umgebnen trocknen Graben, aus welchem er mit Karls Hülfe ihre jüngſte Schweſter Janneke herauszog, die er vor den Soldaten dorthin glücklich verborgen hatte. Dann zeigte er ihm triumphirend die reiche Beute, die er als Wallone von dem väterlichen Eigenthum gemacht hatte. Der kranke Vater, dem die Plünderer Betten und Kleider genommen, ward nun fürs erſte aus dem geretteten Vorrath warm gekleidet, und dann von ſeinen Kindern drei Stunden weit bis Courtray getragen, denn im ganzen Dorf war weder Pferd noch Wagen mehr. Dort fand der Greis die nöthige Pflege und freundliche Aufnahme im Kloſter der barmherzigen Brüder, denen er in früheren Zeiten viele Wohlthaten erwieſen hatte. Auch die Seinen wurden bei Freunden untergebracht, und ſo waren alle einſtweilen wieder in Ruhe und Sicherheit.

Karl von Mander erhielt ein Altarblatt zu malen, das ihm fünf und zwanzig Pfund flamiſch einbrachte; ſeine Frau beſchenkte ihn im Laufe des Jahres mit einem zweiten Kinde, und er wäre gewiß bei ſeiner heitern Gemüthsart in dieſer beſchränkten Lage völlig zufrieden geblieben, wenn nicht die Peſt, dieſe furchtbare Begleiterin des Krieges, ihn von neuem aus ſeinem Zufluchtsort vertrieben hätte. Jeder Tag zählte neue Opfer dieſes entſetzlichſten aller Ubel, Karl von Manders in Courtray verheirathete Schweſter mit allen den Ihrigen gehörte unter die erſten, welche den Untergang fanden, und ſo blieb dieſem nichts übrig, als Frau und Kinder durch ſchleunige Flucht zu retten. Mit einigem Gepäcke und wenigem Gelde wanderten ſie aus den Thoren der unglücklichen Stadt, um ſich nach Brügge zu begeben; ſeine Frau trug, in warme Decken eingehüllt, ihr neugebornes Kind, doch ſie kamen nicht weit, als abermals raubſüchtige Plünderer ſie überfielen, die ihnen Alles nahmen, ſogar die Kleider und die Hüllen des armen kleinen Kindes. Da ſtanden ſie nun auf freiem Felde, die Frau ſuchte weinend ihr Kind in die dürftige kaum ſie ſelbſt bedeckende Bekleidung zu hüllen, die man ihr gelaſſen. Karl von Mander ſelbſt hatte nichts als eine alte Decke, welche die Soldaten weggeworfen und in die er ſich einwickelte. Doch da ſeine Frau noch ein Goldſtück entdeckte, welches die Räuber in der Taſche des einzigen armſeligen Röckchens, das ſie behalten, nicht gefunden hatten, ward er plözlich wieder guten Muthes, wie in ſeinen glücklichſten Tagen; er tröſtete die Frau, indem er ihr erzählte, wie er in Brügge friſch ans Malen gehen, und Kleider und Geld bald wieder erwerben wolle; dann nahm er ihr das Kind vom Arm, tanzte damit vor ihr her und ſang mit lauter Stimme ein frohes Lied, ſo daß ſie mitten in ihren Thränen über ihn lachen mußte. So kamen ſie ohne fernere Widerwärtigkeiten glücklich in Brügge an.

Hier fand Karl von Mander in dem Maler

Paul Weyts einen alten Bekannten, der ihm Arbeit verſchaffte, durch die er bald ſo viel erwarb, als er zu ſeiner und der Seinen Erhaltung bedurfte. Doch auch in Brügge begann die Peſt zu wüthen, während die Feinde von Auſſen die unglückliche Stadt in ewiger Unruhe hielten. Karl von Mander fühlte, daß er vielleicht auf immer jeder Hoffnung auf eine ruhige Exiſtenz in ſeinem dem Raube, der Peſt, der Verwüſtung hingegebnen Vaterlande entſagen müſſe, und faßte endlich den Entſchluß, es zu verlaſſen und nach Holland zu gehen.

Er ſchiffte ſich im Jahr 1583 mit Frau und Kindern ein, und gelangte glücklich nach Harlem, wo er, von Allen geachtet, zwanzig Jahre lang lebte. Er malte dort viele Gemalde für Kirchen und Kunſtfreunde, und bildete viele Schüler. In freien Stunden dichtete er eine Menge Lieder, überſetzte die Ilias, Virgils Bucolica und Georgica, und Ovids Metamorphoſen, auch begann er hier an ſeinem Malerbuche zu arbeiten. Dieſes vollendete er in Siebenbergen, einem Schloße zwiſchen Alkmaar und Harlem, wo er ein Jahr lang ſich wegen einiger ihm aufgetragner Gemälde aufhielt. In dieſem ſeinem Wohnorte erwachte noch einmal ſeine alte theatraliſche Luſt. Er ließ durch ſeine Schüler ein von ihm ſelbſt gedichtetes, auf die Kunſt Bezug habendes Stück aufführen, zu welchem er alle Kunſtler und Kunſtfreunde aus der Nachbarſchaft einlud. Wahrſcheinlich war dieſes Stück, das auch ein Feuerwerk verherrlichte, allegoriſcher Art. Das Theater war dabei nach ſeiner Angabe mit Kränzen, Feſtons, und aus Malergeräth kunſtlich gebildeten Trophäen geſchmückt, und das Ganze fand bei den Zuſchauern vielen Beifall. Von Siebenbergen zog er im Jahr 1604 nach Amſterdam. Hier fühlte er bald ſich körperlich leidend, und obgleich er lange durch innere Geiſteskraft das Krankheits-Gefühl zu beſiegen ſtrebte, ſah er ſich endlich doch gezwungen, einen Arzt zur Hülfe herbei zu rufen. Leider fiel die Wahl deſſelben nicht glücklich aus, allzuſehr ihn ſchwachende Arznei zerſtörte gänzlich alle Lebenskraft, er ſtarb an den Folgen dieſer Behandlung acht und funfzig Jahre alt, im Jahr 1606. Seine Brüder waren bei ſeinem Tode gegenwärtig, und ſuchten ſeine Wittwe zu tröſten, die mit ſieben Kindern um ihn weinte. Ein Lorbeerkranz ſchmückte ſein Haupt im Sarge, den dreihundert Verehrer und Freunde des Verſterbnen zur letzten Ruheſtätte begleiteten; unzählige Lobgedichte verkündeten den Verluſt des allgeſchätzten Meiſters und Poeten, und ſein Name wurde noch lange, in ſeinem Vaterlande wie in Holland, in hohen Ehren gehalten.

In ſeinem Malerbuche, dieſem bedeutendſten ſeiner Werke, folgt einer in Reimen geſchriebnen Anleitung zum Malen, erſtlich das Leben der antiken Maler, ſoviel er davon in Erfahrung zu bringen wußte, dann geht er zu dem der italiäniſchen Meiſter über und benutzte dabei hauptſächlich das bekannte Werk des Vaſari. Doch den letzten und bedeutendſten Theil ſeines Buches füllt das mitunter ſehr ausführlich beſchriebne Leben der niederländiſchen und hochdeutſchen Meiſter, von den Gebrüdern van Eyck bis auf die damals noch lebenden Zeitgenoſſen Karls von Mander. Aus jeder Zeile deſſelben geht nicht nur die vertrauteſte Bekanntſchaft mit den alten Meiſtern und ihren Werken hervor, ſondern auch klares Anerkennen ihres hohen Werthes und innige Liebe zur vaterländiſchen Kunſt. Überall ſehen wir, wie er mit wahrhaft rührender Treue, oft mit unſäglicher Mühe, den kleinſten Einzelheiten aus dem Leben ſeiner großen Vorfahren nachforſchte. Und dennoch konnte er die von ihnen ſo glorreich geöffnete Bahn verlaſſen, denn während in ſeinen Gemälden keine Spur ihres einfachen Geiſtes, ihres Beſtrebens, der Natur treu zu folgen, blieb, erkannte er es dennoch in ſeinem Buch mit Bewunderung an. Er ſelbſt tadelte darinnen Hemskerks Verirrungen, und ſank noch tiefer als dieſer. Dieß beweiſ't ſeine Darſtellung der Sündfluth, eines ſeiner berühmteſten Gemälde, welches die Herren Boiſſerée als trauriges Denkmal des Verfalls der Kunſt aufbewahren.

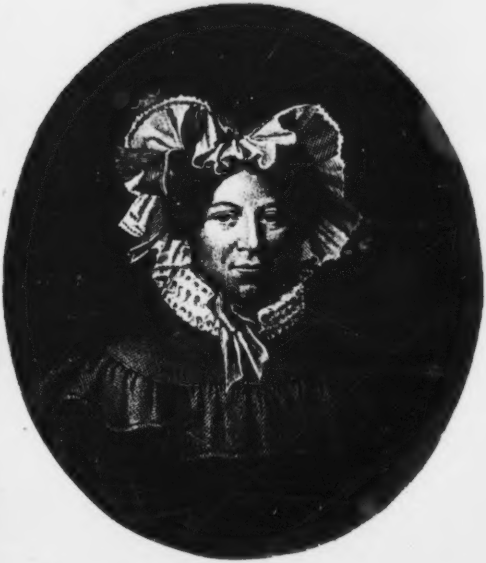
Dieſes Bild iſt nicht unrichtig gezeichnet, aber flach, todt, ſeelenlos, ohne Verſtand gedacht und ausgeführt. Theatraliſch Verzweiflende, unter ihnen der Borgheſiſche Fechter, kleben an Felſen die aus dem Waſſer ragen, hängen auf Dächern und Bäumen, in den unmöglichſten verzerrteſten

Stellungen, während ſie in der nahen, auf einer Anhöhe liegenden Stadt noch ganz trocken bleiben könnten, und nirgend iſt eine Spur von Wahrheit in dem ganzen Jammer, in allen gehäuften Gräßlichkeiten der qualvoll zu Grunde Gehenden.

Dieſe Verblendung eines von der Natur gewiß reich begabten edlen Geiſtes iſt ein trauriger Beweis, wie ſchwer es ſey, ſich vom Irrthum rein zu halten, wenn Beiſpiel und Autorität geachteter Perſonen dieſen unterſtützen, und die nach Neuheit dürſtende Welt ihn mit lautem voreiligen Beifall begünſtigt. Daher trachte jeder vor Allem nur darnach, den reinen wahren Zweck ſeines Strebens nie aus den Augen zu verlieren, ohne ſich durch Lob oder Tadel der dazu Unberufnen irren zu laſſen. Das Rechte ſiegt dennoch am Ende, wenn es auch für den Augenblick verkannt wird. Auch die alten Meiſter, deren Namen dieſe Blätter ſchmücken, lagen lange verachtet, in Staub und Nacht verborgen, und jetzt umſtrahlt ſie friſcher jugendlicher Glanz; ihr Andenken iſt bei uns erwacht, und hofſentlich werden nachkommende Jahrhunderte ihren hohen Werth anerkennen und ihre Werke mit frommer Sorgfalt von gänzlichem Untergange zu ſchützen ſuchen.

Druckfehler-Verzeichniß des zweiten Bandes.

Seite 5 Zeile 15 fehlt das Wort: „als.“
— 13 — 18 fehlt, ſinnentſtellend hinter „die,“ das Komma.
— 27 — 11 lies: „ſeine“ ſtatt ſeinen.
— 30 vorletzte Zeile, ſollte heißen: „Zuge ſeines Heilebens.“
— 35 — 17 muß heißen: „hinauf“ ſtatt herauf.
— 72 — 6 lies: ſeinen“ ſtatt ſeiner.
— 106 — 6 das letzte Wort getrennt zu leſen.
— 124 — 13 lies: „teſtamentariſche“ ſtatt teſtamentaliſche.
— 137 — 14 lies: „Böſen“ ſtatt Bößen.
— 150 — 14 lies: „lautloſen“ ſtatt lautloßen.
— 154 — 11 ſoll heißen: „ließ“ ſtatt ließen.
— 181 — 17 lies: „mit“ ſtatt wit.



Johanna Schopenhauer.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Erſter Band.

Carl Ludwig Fernow's Leben.

Erſter Theil.

Mit dem Bildniß der Verfaſſerin.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

Carl Ludwig Fernow's Leben.

Erſter Theil.

Einleitung.

Zwanzig Jahre ſind nun verfloſſen, ſeit ich, mit ſchwacher ungeübter Feder und bangem Zagen, es wagte, mit dieſem meinem erſten Verſuch, als Schriftſtellerin, dem Urtheil des großen Publikums mich zu unterwerfen. Neben manchen andern, weder unwürdigen, noch unwichtigen Gründen, die damals zu einem Wagniß mich antrieben, das ich mir früher nie als möglich gedacht hätte, fühlte ich zugleich mich auch gewiſſermaßen verpflichtet öffentlich alles mitzutheilen, was ich, und wahrſcheinlich ich allein, von dem Leben des viel zu früh aus unſrer Mitte geſchiedenen Freundes wußte.

Im ſchönſten Verhältniß heiliger Freundſchaft und gegenſeitigen Vertrauens hatte ich die beiden letzten Jahre ſeines Lebens mit ihm verlebt. Ich war Zeuge ſeiner unbeſchreiblichen körperlichen Leiden, und ſah zugleich, mit an Ehrfurcht gränzender Bewunderung, wie er mit unerſchütterlichem Muth, gelaſſen, ohne Klage, ja ſogar heiter und freudig, ſie zu ertragen verſtand. Die Geſchichte ſeiner früheren Kindheit aber, beſonders die ſeiner mühevollen Jugend, war in ſtill zuſammen verlebten Stunden oft zwiſchen uns zur Sprache gekommen.

Wie lehrreich und intereſſant es ſeyn müſſe dem Gange zu folgen, den das Leben mit einem Manne wie Fernow war genommen, um ihn zu dem heranzubilden was er geworden, fühlt ein Jeder; nur auf dieſe Weiſe läßt es ſich begreifen, wie er der Mittelloſe, vom Glücke Unbegünſtigte, nicht nur zu den mannichfaltigen Kenntniſſen gelangen konnte, die ſeinen Ruf in der literäriſchen Welt gegründet haben, ſondern auch allmählich zu jener harmoniſchen Einheit ſeines ganzen Weſens, jener Feſtigkeit des Charakters, jenem Gleichmuth im Glück wie im Unglück, die ihn ſo bedeutend auszeichneten.

Bei aller ihm eignen natürlichen Beſcheidenheit, fühlte Fernow dieſes ſelbſt, und äußerte oft, wie er entſchloſſen ſey, ſobald er das fünfzigſte Jahr erreicht, und, wie er ſich ausdrückte, ſein Leben gelebt haben würde, die Geſchichte deſſelben nieder zu ſchreiben. Der Tod riß lange vor jenem Zeitpunkt ihn hinweg, und dieſer Plan, wie ſo mancher andre, für Kunſt und Wiſſenſchaft erfreuliche, den er ſtill und liebend im Gemüthe trug und pflegte, gingen mit ihm zu Grunde.

Ich fühlte ſchon damals, wie ich auch jetzt noch es fühle, wie wenig hinlänglich mein Streben ſeyn kann, Fernow's eigne Erzählung ſeines Lebens zu erſetzen, ohne deshalb zu glauben dieſes Streben aufgeben zu müſſen. Fernow's Andenken, im Herzen derer die wirklich ſeine Freunde waren, wird zwar nur mit dieſen untergehen, und die Freunde der Kunſt und des wahrhaft Schönen werden ſeinen Namen neben Winkelmann und Leſſing aufbewahren, deshalb brauchte es dieſer Blätter nicht. Aber es iſt doch möglich, daß ſein Beiſpiel manches junge Gemüth ermuthiget, in welchem, wie in ihm einſt, der göttliche Funken glüht, und das, wie einſt auch er, gegen den gewaltigen Druck äußerer Umſtände ankämpfen muß, um zu dem hohen Ziele zu gelangen, nach welchem auch er ſtrebte. Sein Beiſpiel, die klare Anſchauung ſeines Gelingens kann vielleicht es anſpornen mit erneueter Kraft vorwärts zu dringen, und Muth zu faſſen, wo es ſonſt vielleicht hoffnungslos unterläge.

Und ſo blieb ich denn bei dem Entſchluß, was ich von meinem edlen Freunde aus ſeinem früheren Leben vernommen, und was ich zum Theil ſelbſt mit ihm zugleich erlebt hatte, ſchmucklos und treu wieder zu geben. Freunde des Verſtorbenen, deren Namen in den folgenden Blättern genannt werden, haben viele Briefe und Nachrichten von ihm, aus verſchiedenen Perioden ſeines Lebens zu dieſem Zwecke mir mitgetheilt. Dieſe und die vorgefundenen Tagebücher von ſeiner Hand, die Fernow auf Reiſen ſehr gewiſſenhaft führte, haben es mir möglich gemacht ihn größtentheils ſelbſt ſprechen zu laſſen; nur wo der Mangel an ſchriftlichen Belegen es nothwendig machte, habe ich mich bemüht durch Erzählung deſſen was ich mündlich von ihm erfahren, oder wovon ich Augenzeuge war, die Geſchichte ſeines Lebens zu einem Ganzen zuſammen zu reihen.

Carl Ludwig Fernow wurde im Jahre 1763 den 19. November in Blumenhagen, einem kleinen Dorfe in der Uckermark, einige Stunden von dem Städtchen Paſewalk, geboren. Dieſes Dörfchen war damals, und iſt vielleicht noch jetzt, der Wohnſitz einer adlichen Familie von Necker, wahrſcheinlich ein Zweig der in Frankreich ſo berühmt gewordenen dieſes Namens; ſie beſtand aus der ſchon bejahrten Mutter, drei Töchtern und einem Sohne; auch lebte noch der ehemalige Hofmeiſter der ſchon ganz erwachſenen Kinder, als Mitglied der Familie im Schloſſe.

Fernow's Vater, ein armer Bauer, der als Knecht auf dem Edelhofe diente, war einer von denen, von welchen man zu ſagen pflegt, was ihre Augen ſehen verſtehen ſie auch zu machen, und nicht nur ſeine Treue und ſein friedliches gutes Betragen, ſondern auch ſeine Geſchicklichkeit in mechaniſchen Arbeiten machten ihn zu einem Lieblings-Diener ſeiner Herrſchaft, denn auf dem Lande iſt ein ſolches Talent von zwiefach großem Werth. Er tiſchlerte, ſchnitzte, drechſelte, verfertigte hölzerne Uhren, wußte Hausgeräthe und alles, was deſſen bedurfte, zierlich anzumalen, und machte ſich auf dieſe Weiſe in der Wirthſchaft ſehr nützlich und beliebt. Seine Herrſchaft half ihm bei ſeiner häuslichen Einrichtung, als er ſpäterhin mit einem armen Bauernmädchen ſich verheirathete, und bald kam er, zum Theil durch ihren Beiſtand, ſo weit, daß er einen kleinen Bauerhof eigenthümlich beſaß. Von dieſem und von dem Ertrage ſeiner mechaniſchen Geſchicklichkeit lebte er mit den Seinigen. Im Aeußeren glaubte unſer Freund, ſo viel er ſich deſſen erinnern konnte, ſeinem Vater ſehr ähnlich zu ſehen.

Fernow war der jüngſte von vielen Geſchwiſtern, von denen indeſſen verſchiedene in der erſten Kindheit ſtarben. Seine Mutter liebte ihn mit vorzüglicher Zärtlichkeit, als einen nicht mehr gehofften Spätling, denn er wurde mehrere Jahre nach ſeinem jüngſten Bruder geboren. Auch behauptete ſie ſteif und feſt, wie Fernow oft ſcherzend erzählte, daß einmal etwas Großes aus ihm werden müſſe, denn drei Tage nach ſeiner Geburt ſey ſie in der Nacht von einem heftigen Knall geweckt worden, habe die Wiege umgeworfen, und das Kind an der Stubenthür liegend gefunden. Gewiß ſey es der Wehrwolf und nichts anderes geweſen, der ihren ſchönen Knaben wegholen, und einen Wechſelbalg an ſeiner Stelle unterſchieben wollen, aber ein ſchützender Engel habe zum Glück über den Kleinen gewacht, und ihn vor dem Böſen behütet.

Das jüngſte Fräulein Necker, des kleinen Fernow Pathe, gewann nach und nach das Kind ſo lieb, daß ſie es, als es etwas größer wurde, täglich zu ſich holen ließ. Auch die übrigen Mitglieder der Familie, beſonders Frau von Necker, hatten den Kleinen gerne um ſich, und ſo kam es bald dahin, daß er den ganzen Tag auf dem Schloſſe zubrachte, und nur Abends von ſeiner Schweſter wieder nach Hauſe getragen wurde. Als er das fünfte Jahr erreicht hatte, nahm ſeine Beſchützerin, Fräulein Suschen, den Knaben ganz zu ſich, damit er reinlicher und beſſer gewöhnt würde, und von nun an wurde er nur Sonntags ſeinen Aeltern zum Beſuche zugeführt. Frau von Necker verſprach für ſeine Erziehung und ſein Fortkommen zu ſorgen, und bei ihrer Armuth und ihren vielen Kindern war dies Anerbieten der edlen Frau ſeinen Aeltern ſehr willkommen. Fräulein Suschen führte nun ganz das Regiment über ihn, ſein Bettchen ſtand neben ihrem Bette; ſie pflegte ihn, ſtrafte ihn, liebte ihn wie eine Mutter, und er lohnte ihr mit der kindlichſten Anhänglichkeit und Liebe. Nächſt dieſer war Frau von Necker ſein Liebling, die andern beiden Schweſtern hatte er weniger gern, denn ſie gaben ſich weniger mit ihm ab, und waren nicht ſo freundlich gegen ihn, als die übrigen Mitglieder der Familie. Auch ſcheint der Sinn für das Schöne mit dem erſten Bewußtſeyn in ihm erwacht zu ſeyn, und Suschens angenehme Geſtalt trug gewiß nicht wenig dazu bei, ſie dem fünfjährigen Knaben lieb zu machen. Die Familie Necker führte ein ſehr einfaches ländliches Leben, der Tag ging unter häuslichen Arbeiten hin, doch Abends in der Dämmerung verſammelten ſie ſich alle; dann pflegte wohl die würdige Mutter den kleinen Liebling auf den Schoos zu nehmen und ihm wunderbare

Geſchichten und Mährchen zu erzählen, die er mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit anhörte.

Mit lebhaftem Gefühl erinnerte er ſich noch ſpät jener frohen Stunden ſeiner Kindheit. Das Bild dieſer Familie und aller Gegenſtände, die ihn damals umgaben, waren ſeiner Phantaſie feſt eingeprägt; er ſprach öfters mit einer Klarheit und Liebe davon, die dies bewies, und erinnerte ſich unzähliger kleiner Umſtände aus jenen Zeiten.

Obgleich es zu weitläuftig werden würde, dieſe alle ihm nachzuerzählen, ſo wäre es doch auch unrecht, alle zu unterdrücken, da unläugbar die anſcheinend unbedeutendſten Umſtände oft einen Eindruck auf das Gemüth des Kindes machen, von dem man die Spuren noch im Manne wieder erkennt. Bei einem ſo ausgezeichnet feſten und feſthaltenden Charakter, wie der von Fernow, war dies gewiß zwiefach der Fall. Fernow wurde völlig wie ein Kind des Hauſes gekleidet und gehalten, er verlebte auf dieſe Weiſe ſeine frühere Jugend in einer weit angenehmeren Lage, als die war, zu welcher ſeine Geburt ihn berechtigte, und verdankt es gewiß dieſer früheren Gewöhnung an feinere Sittlichkeit, daß man in ſpäteren Jahren ihm ſeine geringe Abkunft nicht anmerkte. Ohne eigentlich ein Weltmann zu ſeyn, hatte er dennoch eine gewiſſe Anſtändigkeit und Leichtigkeit im geſelligen Leben, und ſelbſt in den vornehmſten oder auch ihm ganz fremden Zirkeln befiel ihn nie jene ängſtliche Scheu, die auf ſo manchen würdigen Gelehrten ein, ſeiner ganz unwerthes, falſches Licht wirft, und blos davon herrührt, daß er ſeine Jugend entfernt von den, mehr für den äußeren Schein gebildeten Kreiſen zubrachte.

Von ſeiner jungen ſchönen Pflegemutter war er unzertrennlich, zu jedem Beſuche, in jede Geſellſchaft nahm ſie ihn mit; freilich kam in ihren Verhältniſſen dieſer Fall nicht oft vor, deſto größeren Eindruck machte er jedes Mal auf das junge Gemüth, und mancher feſtliche Tag jener Zeit war ihm unvergeßlich geblieben, vor allem ein Beſuch, den er etwa im ſechſten Jahre ſeines Alters auf einem benachbarten größern Gute mit ihr ablegte, wo ihm alles wunderbar, reich und prächtig vorkam. Der Beſuch währte einige Tage, es waren viele Kinder dort verſammelt, unter ihnen ein kleines Mädchen, etwas älter als er, das ihm über alle Maaßen wohl gefiel. So lange er dort blieb, wich er der Kleinen nicht von der Seite, und wie er wieder zu Hauſe war, ſprach er unaufhörlich nur von dem ſchönen Kinde.

Eines Abends in der Dämmerung ſieht er das kleine Fräulein, gekleidet wie damals, ins Zimmer treten, ſeine Freude war gränzenlos, und er wußte nicht, wie er ſie ausdrücken ſollte; da wird plötzlich Licht gebracht, und die ſchöne Täuſchung ſchwindet; in der ihm ſo lieben Kleidung der Fremden ſieht er ein anderes ihm ſchon bekanntes Kind vor ſich ſtehen; er hört das Lachen der Umſtehenden, wird wüthend über den Betrug, und fällt über das verkleidete Mädchen her, das man nur mit Mühe ſeinen rächenden Händen entriß. Als es fort war, brach er in ein lautes Klaggeſchrei aus, und die Nacht ging faſt darüber hin, ehe man ihn nur wieder beruhigen konnte. Es war die erſte Täuſchung ſeines Lebens, die er lange weder vergeſſen, noch vergeben konnte. Suschen war die erſte Lehrmeiſterin ihres Pflegeſohnes, ſie lehrte ihn leſen und ein wenig ſchreiben, er lernte leicht und mit Luſt. Der ehemalige noch im Hauſe wohnende Hofmeiſter der Neckerſchen Kinder gab täglich dem Sohne des Amtmanns und einigen anderen Knaben aus der Nachbarſchaft auf ſeinem Zimmer Unterricht; der kleine Fernow, der damals etwa ſieben Jahre alt war, ſpielte dabei herum, und Niemand achtete auf ihn, bis eines Tages einer der Schüler, der beſonders ſchwer lernte, mit einigen lateiniſchen Verſen, die er auswendig herſagen ſollte, gar nicht fertig zu werden vermochte. Der Lehrer verlor endlich die Geduld, da trat der kleine Fernow aus ſeinem Spielwinkel keck und ungerufen hervor, und ſagte die Verſe recht deutlich und ordentlich her, freilich ohne ſie zu verſtehen. Der Lehrer erſtaunte, forſchte weiter, und ſiehe, das Kind wußte unglaublich viel, was es ſo im Spielen erhaſcht hatte.

Dieſer alte Hofmeiſter war ein ſehr guter und dabei ſehr gelehrter Mann, deſſen Fernow immer mit Dankbarkeit gedachte, nur leider hat er den Namen deſſelben mir zu nennen vergeſſen. Der brave Mann entſchloß ſich auf der Stelle einſtweilen die wiſſenſchaftliche Ausbildung des vielverſprechenden Kindes zu übernehmen, und Frau von Necker, ſehr erfreut über das Talent ihres Pflegeſohnes, verſprach, wenn die Zeit dazu herangekommen ſeyn würde, denſelben auf die Schule, ſpäterhin auf die Univerſität zu ſchicken, und dieſen Genius nach Kräften zu unterſtützen. Welche Ausſicht für unſern Freund! Indeſſen er war beſtimmt alles nur ſich und ſeiner Ausdauer zu verdanken; wahrſcheinlich wäre er nicht geworden, was er ward, wenn die äußeren Umſtände ihn mehr begünſtigten, denn nur im Kampfe konnte dieſe Kraft ſich entwickeln.

Einige ſchöne glückliche Jahre der Kindheit verlebte Fernow ſo, unter frohem Streben; der Lehrer unterrichtete mit Luſt den aufmerkſamen gelehrigen Knaben, der mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und wahrer Liebe lernte. Als er neun Jahre alt war, ſtarb ſeine Mutter. Er liebte ſie, und beweinte ihren Verluſt, doch hatte er zu wenig mit ihr gelebt, als daß ſein Schmerz um ſie, zumal in ſeinem Alter, von Dauer ſeyn konnte, und ihr Tod machte auch übrigens in ſeiner Exiſtenz keine Aenderung. Es verging wieder einige Zeit, und nun nahm ſein Schickſal eine ernſtere Wendung. Die ſorgloſen Jahre ſeiner Kindheit, die einzigen vielleicht ſeines ganzen Lebens, gingen jetzt zu Ende.

Unbekannte Veranlaſſungen, wahrſcheinlich Familienverhältniſſe, die nicht die angenehmſten ſeyn mochten, bewogen Frau von Necker, das Schloß mit ihren Töchtern zu verlaſſen, und eine kleinere Wohnung in der Nähe deſſelben zu beziehen. In dieſe nahm ſie den Pflegeſohn mit, aber von dem alten treuen Hofmeiſter mußte ſie ſich trennen, und dieſer zog in das nahe gelegene Städtchen Paſewalk, wo er Notarius ward, und ſeine alte unverheirathete, ſehr grämliche Schweſter ihm die Wirthſchaft führte.

Der junge Fernow hatte jetzt ſein zwölftes Jahr erreicht, und war durch guten Unterricht und eigenen Fleiß ſo weit gekommen, daß es eine unverzeihliche Grauſamkeit geweſen wäre, dieſen Unterricht jetzt zu unterbrechen. Da die Lage der Frau von Necker ihr nicht erlaubte, ihrem Herzen zu folgen, und für ihren Pflegeſohn ſo zu ſorgen, wie ſie es wohl gewünſcht hätte, ſo erbot ſich der neue Notarius, den Knaben mit nach Paſewalk zu nehmen, unter der Bedingung, daß er ihm als Kopiſt in ſeinen Geſchäften behülflich wäre, für ſeinen Unterricht zu ſorgen, und ihn auf die dortige Schule zu ſchicken. Dieſer Vorſchlag wurde von allen Seiten gern angenommen. Der Knabe ſchrieb ſchnell, ſchön, deutlich, und der Notar opferte dadurch, daß er ihn zu ſich nahm, nichts auf. Frau von Necker war ſehr zufrieden, ihn bei ſeinem alten Lehrer ſo gut verſorgt zu wiſſen, und Fernow freute ſich des neuen Lebens, das ihn erwartete.

Aber es gieng hier faſt wie mit jeder Erwartung, der Erfolg entſprach derſelben nicht. Der Notar fand freilich bei dem Talent und Fleiße ſeines Zöglings ſeine Rechnung, aber nicht ſo dieſer und ſeine Beſchützerinnen. Der Notar hatte viel zu thun, unendliche Schreibereien zu kopiren; während die Schweſter deſſelben, die ſich ganz des Willens ihres Bruders bemächtigt hatte, ihren jungen Hausgenoſſen als ein unnützes Mitglied bei Tiſche und im Hauſe betrachtete, und keine freie Minute ihm gönnte. So mußte der arme Knabe von Morgens ſechs Uhr an bis in die Nacht am Aktentiſche wie angeſchmiedet ſitzen, und Dinge ſchreiben, die ihn weder nützen, noch freuen konnten, ja die er ſogar nicht einmal verſtand. Es wurde nicht weiter daran gedacht, ihn in die Schule zu ſchicken, und er war in der augenſcheinlichen Gefahr, wieder zu verlernen, was er ſchon wußte.

In dieſer harten Sklaverei, unabläſſig verfolgt von dem grämlichen alten Mädchen, im Stillen bemitleidet von ſeinem ehemaligen Lehrer, der aber zu wenig Herr im Hauſe war, um ihm helfen zu können, verlebte Fernow drei mühſelige Monate, bis noch zur rechten Zeit ein Beſuch bei ſeinen Pflegerinnen in Blumenhagen ihn erlöſte. Fräulein Suschen wußte von ihrem Lieblinge die traurige Lage deſſelben bald zu erfragen, und durch ihre Vermittelung kam es dahin, daß der Notarius verſprach, den lehrbegierigen Knaben die Schule regelmäßig beſuchen zu laſſen, und ihn weniger mit Arbeiten zu überladen. Bei der Zurückkunft in Paſewalk wurde dies Verſprechen zwar treulich gehalten, aber die ökonomiſch geſinnte Schweſter des Notars beſtand darauf, daß Fernow jetzt, da er weniger für den Notar arbeitete, auch nur zwei Tage in der Woche bei ihm äße, und mittelte ihm für die übrigen fünf Freitiſche in der Stadt aus.

Dies war in der That eine trübſelige Zeit für unſern armen Freund. Er, der von Kindheit auf mit Liebe gepflegt, zwar nicht an Ueberfluß, aber doch an einen gewiſſen behaglichen Zuſtand gewöhnt war, befand ſich auf einmal jetzt unter fremden, kalten Geſichtern; wohin er kam, ſah man ihn ungern, oder doch als überflüſſig an. Aengſtlich aß er ſich bei Tiſche nur halb ſatt, und wagte kaum zu athmen. Welche Lage für den lebhaften Knaben, dem bis jetzt die Welt ganz anders erſchienen war! Alles dies konnte jedoch nur auf Augenblicke ſeinen frohen Sinn trüben. Wenn er nach einer ſolchen ängſtlichen Abfütterung ein Paar Mal im Freien herumſprang, ſo war alles vergeſſen, und er ging ohne Sorge und Kummer ſeinen Weg, als wäre er der Glücklichſte der Welt.

Auf dieſe Weiſe lebte Fernow etwas über zwei Jahre in Paſewalk; in den Ferien machte er bisweilen Beſuche in Blumenhagen, wo die Familie wieder zuſammen auf dem Schloſſe wohnte. Trotz ſeiner Jugend fühlte Fernow es doch ſchon damals ſeiner unwürdig zu klagen, und nur die äußerſte Noth, und der heiße Wunſch auf die Schule zu kommen, hatten ihm jene früheren Geſtändniſſe ſeiner eigentlichen Lage abzwingen können. So hielt ihn alſo Frau von Necker für beſſer verſorgt, als es wirklich der Fall war, und ihre Verſorge für ihn beſchränkte ſich jetzt blos darauf, ihn anſtändig zu kleiden. Er hatte eine gute Stimme, und wurde, um ſich ſelbſt etwas zu verdienen, Chorſchüler, machte ſich aber wieder davon frei, ſobald dieſes nur möglich war, denn ſchon in kurzer Zeit war es ihm zuwider geworden. Einen Nutzen brachten ihm indeſſen auch dieſe wenigen Monate, er lernte richtig nach Noten ſingen, was ihm ſpäterhin im geſellſchaftlichen Leben manche frohe Stunde gewährte. Eigentliche Vorliebe für Muſik hatte er zwar nie, ja in einiger Hinſicht fehlte ihm ſogar der Sinn dafür; bloße Inſtrumental-Muſik und künſtliche Kompoſitionen machten ihm wenig Freude, aber ein ungekünſtelter Geſang ergötzte ihn immer.

So wenig erfreulich Fernow's Lage in Paſewalk in jeder Hinſicht war, ſo fühlte er ſich doch durch den befriedigten Trieb des Lernens für Alles entſchädigt, und ſein guter Muth ging nie zu Grunde. Auch äußerte ſich bei ihm um dieſe Zeit zuerſt die Liebe zur bildenden Kunſt, und zwar auf eine Weiſe, die wahrſcheinlich ſeinem ganzen Leben eine andere Wendung gab. Ein alter Gelehrter, Namens Piſtorius, lebte in Paſewalk, ein ſtrenger ernſter Mann, der aber den jungen Fernow auf ſeine Art lieb gewann, weil er deſſen Lernbegierde bemerkte. Er hatte eine für den Ort ſehr anſehnliche Bücherſammlung, aus welcher er dem jungen Freunde manches nützliche Buch gern lieh, und faßte mit der Zeit ſoviel Vertrauen zu ihm, daß er ihm erlaubte, auch ohne daß er ſelbſt dabei war, ſich Bücher aus der Bibliothek zu holen. In dieſen Büchern ſah der Knabe nun die erſten guten Kupferſtiche, und ſeine Freude daran war gränzenlos. Er wählte jetzt nur immer Bücher mit Kupfern, und zeichnete letztere mit unermüdetem Fleiße nach, ſo gut es gehen wollte. Der Wunſch, dieſe Meiſterſtücke zu beſitzen, ſtieg aufs höchſte, und führte ihn zuletzt ſo weit, daß er die ſchönſten Bilder aus den Büchern ſchnitt, und in der Hoffnung, man werde den Frevel nicht gewahr werden, ſie ſo wieder an ihren Ort ſtellte.

Eine Zeitlang ging dies vortrefflich, der junge unberufene Kunſtfreund hatte ſich allmählich eine Art Bilderſammlung angelegt, die er oft im Stillen mit Entzücken betrachtete. Dies Entzücken wurde vielleicht dadurch noch erhöhet, daß ihm doch das Herz ein wenig ſtärker ſchlug, wenn ihm die Möglichkeit entdeckt zu werden in den Sinn kam, indeſſen hatte er keine eigentliche Idee des Unrechtthuns dabei, er fühlte von einer ſo unwiderſtehlichen Sehnſucht nach dem Beſitze ſich ergriffen, daß kein Gedanke an das Unrechtmäßige des Erwerbens dagegen aufkommen konnte, und obendrein ſchien es ihm, als ob nur er dieſe Kunſtwerke zu würdigen wiſſe, da er nicht ſah, daß außer ihm noch Jemand Notiz davon nahm.

Durch irgend einen Zufall entdeckte endlich Herr Piſtorius den Raub, und Fernow wurde eines Tages, indem er eben ein geplündertes Buch wieder an ſeinen Ort ſetzen wollte, unvermuthet von ihm überfallen. Das Buch ward gleich durchgeſehen, die That ohne Möglichkeit des Läugnens klar bewieſen, und der Thäter glaubte in die Erde verſinken zu müſſen. Der alte Herr begann eine fürchterliche Strafpredigt, er ſah den Bilderraub als einen förmlichen Diebſtahl an, und man kann leicht ermeſſen, mit welcher Beredſamkeit er ſich über dieſes Thema ausbreitete. Scham, Furcht, Reue ergriffen zum erſten Male das Gemüth des armen Knaben;

unter heißen Thränen flehte er um Vergebung, und verſprach die köſtlichen Bilder, die er alle noch beſaß, gleich wieder herbei zu bringen, und nie wieder in einen ſolchen Fehler zu verfallen. Dieſe Reue beſänftigte Herrn Piſtorius zwar einigermaßen, er vergab dem Sünder für ſeine Perſon, beſtand aber darauf, daß es ſeine Pflicht wäre, die Lehrer und den Notar von Fernow's Vergehen zu benachrichtigen, damit dieſe in Zukunft ein wachſames Auge auf den jungen Menſchen hätten, und er auch durch heilſame wohlverdiente Strafe von ſo böſen Wegen auf immer zurückgeſchreckt würde.

Kein Flehen vermochte den ſtrengen Mann von dieſem Vorſatze, den er jetzt ganz gelaſſen behauptete, zurück zu bringen, und Fernow verließ ihn zum erſten Male in ſeinem Leben in der allertroſtloſeſten Stimmung. Im Freien ſuchte er ſich zu ſammeln, überlegte, welch ein Schimpf auf immer es ſeyn würde, in der Schule eines Diebſtahls angeklagt zu werden, und wie es ihm darauf zu Hauſe bei ſeiner ihm ohnehin ſo abholden Wirthin ergehen müßte, und ward endlich feſt überzeugt, daß alles dies gar nicht zu überleben wäre. Er entſchloß ſich alſo kurz, und ging, ohne erſt zu Hauſe einzukehren, wo er den fürchterlichen Ankläger ſchon vermuthete, gerade zum Thore hinaus den Weg nach Blumenhagen.

Spät in der Nacht langte er bei ſeinem Vater an, den er aus dem Schlafe pochte. Da es kurz vor Oſtern war, glaubte dieſer, ſein Sohn käme, um die Feſttage dort zuzubringen, und Fernow, der noch an gar keinen Vorwand ſeinen Beſuch zu motiviren gedacht hatte, wie denn dergleichen nie ſeine Sache war, ließ ihn bei dieſer Meinung, und ging ſehr ermüdet zu Bette. Den Morgen darauf ward er von ſeinen Beſchützerinnen auf dem Schloſſe ſehr freundſchaftlich aufgenommen; auch hier ſagte er nichts von der eigentlichen Urſache ſeines unerwarteten Beſuchs; er vergaß alles Leid, und war glücklich, als gäbe es in der Welt keinen Herrn Piſtorius mehr. Doch ſchon am folgenden Tage kam ein Bote mit einem Briefe vom Notar, der noch ziemlich glimpflich ſeine That und ſein Entweichen kund that. Sey es nun Freude darüber, daß der liebe Flüchtling nicht, wie der Notar meldete, in alle Welt gegangen, ſondern wirklich da war, oder erſchien ihnen, die das Kind ſo genau kannten, ſein Vergehen in einem milderen Lichte, weil ſie wußten, wie wenig ein wirklich erniedrigender Gedanken in ſeine Seele kommen konnte; genug er ward ſehr ſchonend und mit Liebe beurtheilt. Niemand machte ihm Vorwürfe, doch alle waren in Sorgen darüber: was nun weiter aus ihm werden ſolle? Ihn auf einer andern Schule zu erhalten, erlaubten die Umſtände nicht; dagegen betheuerte er aufs ernſtlichſte, es ſey ihm unmöglich, nach Paſewalk zurückzukehren. Er verſprach, ſich allem zu unterwerfen, was über ihn beſchloſſen würde; nichts ſolle ihm zu ſchwer, nichts zu geringe ſeyn, nur zurückkehren könne er nimmermehr.

Fernow war jetzt über vierzehn Jahre alt, es mußte über ſeine künftige Beſtimmung entſchieden werden. Nach langem Ueberlegen beſchloß man, da es unmöglich ſey, ihn ſtudieren zu laſſen, ein Gewerbe für ihn zu wählen, bei welchem ihm ſeine bisherigen Fortſchritte im Latein zu Statten kämen, und dieſes Gewerbe war die Apothekerkunſt. Fernow war feſt entſchloſſen, jede Einrichtung ſeiner Wohlthäterinnen ſich gefallen zu laſſen, er wendete daher nichts dagegen ein, und bald fand ſich auch ein bekannter Apotheker in der nicht weit entlegenen Stadt Anklam, der willig war, ihn in die Lehre zu nehmen.

Guten Muthes trat Fernow, in der Begleitung eines benachbarten Pachters, welcher ein Bekannter des Apothekers war, und ihn in Anklam ordentlich einzuführen verſprach, die kleine Reiſe dorthin an, wurde von ſeinem Begleiter ſeinem neuen Herrn vorgeſtellt und demſelben auf ſieben Jahre als Lehrburſche förmlich übergeben, der dagegen verſprach, für alle ſeine Bedürfniſſe, auch für ſeine Kleidung zu ſorgen, und ihn in ſeiner Kunſt zu unterrichten.

Fernow befand ſich jetzt in einer ihm ganz neuen und fremden Lage; er mußte in der Officin, mitunter auch im Hauſe, die ſchwerſten und niedrigſten Arbeiten verrichten, wie es beſonders in jener Zeit noch Sitte war, und ſtand nicht nur ganz unter der willkürlichen Gewalt ſeines Herrn, eines ſtrengen Mannes, der ihm auch nicht das kleinſte Verſehen ungeſtraft hingehen ließ, zu welchem ihn der Leichtſinn ſeines Alters und ſeine angeborne Sorgloſigkeit oft genug verführten, ſondern auch noch zwei Gehülfen des Herrn und ſein älterer Mitlehrling waren ſeine Vorgeſetzten. Frau und Magd übten überdem noch gelegentlich Oberherrſchaft über ihn aus. Hunderte, die wie er in der Kindheit an ein beſſeres Leben gewöhnt wurden, wären hier vielleicht verzweifelt, oder doch niedergedrückt und muthlos geworden; doch er trug Alles leicht. Sein froher Sinn half ihm überall durch, ja er fand ſogar zu Anfange eine Art Genuß in der Neuheit der Arbeiten, die ihm aufgetragen wurden. Hierzu kam ſeine unüberwindliche Wißbegierde; er ſtudierte ſeine neue Kunſt mit heißem Eifer, ſo lange es für ihn noch etwas Neues darin zu lernen gab.

Fernow's Lehrherr war ſelbſt ein in ſeiner Art ſehr unterrichteter Mann; er ſah bald ein, wie dieſer Lehrling ihm in kurzer Zeit in ſeinem Gewerbe von bedeutendem Nutzen werden könne, und hielt ihn nun ſelbſt zum Lernen, beſonders der lateiniſchen Sprache, an. Er lieh ihm doch nur größtentheils in ſein Fach einſchlagende Bücher in derſelben, und that alles, um dem Jünglinge, deſſen Talent und guten Willen er anerkannte, nach beſten Kräften weiter zu helfen.

Fernow brachte ſeine wenigen freien Stunden wie die Sonn- und Feſttage mit unabläſſigem Studieren in ſeiner Kammer zu. Zur Erholung zeichnete und malte er nach Chodowiecki'ſchen Kalender-Kupfern, die damals zuerſt erſchienen und ihm, wie auch mir in meiner Jugend, das Höchſte der Kunſt zu ſeyn dünkten. Auch fing er um dieſe Zeit an Verſe, und namentlich ein Paar Gedichte bei Familien-Geburtstägen zu machen, und dieſe nebſt den von ihm nach dem Leben gezeichneten Portraits des Herrn und der Frau Patronin, trugen nicht wenig dazu bei, ihn beliebt, und ſeine Lage erträglicher zu machen. Bei alle dem ward er doch noch immer ſehr hart gehalten, nur verſchonte man ihn mehr mit häuslichen Arbeiten, die nicht in ſein Fach gehörten. Sein größter Kummer, und faſt der einzige, der ihn recht betrüben konnte, war ſeine Kleidung; für dieſe ſöllte ſein Herr abgeredeter Maaßen ſorgen, aber dieſer that es auf eine höchſt kärgliche Weiſe. Fernow erhielt nie ein neues Kleidungsſtück, ſondern mußte ſich nur immer mit der abgelegten Garderobe ſeines Herrn begnügen, die dieſer für ihn zurecht machen ließ. Der arme

Fernow fühlte ſich dadurch von jedem Kreiſe junger Leute ſeines Alters entfernt, denn er meinte, ſeiner eignen traurigen Erſcheinung ſich ſchämen zu müſſen, und geſtand, oft Thränen des Unmuths hierüber geweint zu haben. Von Jugend auf gewohnt gut gekleidet, ſogar geputzt einher zu gehen, fiel ihm dieſer Mangel um ſo härter auf, und ſelbſt ſein Hang zum Frohſeyn und zur Geſelligkeit mußte die Kränkung noch vergrößern. Er behauptete ſogar, dadurch fürs ganze Leben eine Art Scheu gegen alles öffentliche Repräſentiren davon getragen zu haben, ſo daß er ſpäterhin ſeine Perſönlichkeit nie ſo geltend zu machen im Stande geweſen ſey, wie er wohl von der Natur dazu berechtigt geweſen wäre.

Indeſſen hatte dieſes Uebel dennoch die gute Folge für ihn, daß er mehr zu Hauſe dem Studieren oblag, als vielleicht ſonſt geſchehen wäre; auch fand er bald einige junge Freunde und Freundinnen ſeines Alters, die ihm ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften wegen den ſchlechten Rock verziehen.

Oft gedachte er noch ein Paar hübſcher Bürgermädchen, zwei Schweſtern, von denen er jede einzeln gern geliebt hätte, aber er ſah ſie immer beiſammen, und ſo liebte er beide, und ſie liebten ihn wieder, ohne Eiferſucht, mit treuherzig einfältigem Gemüthe. Im Sommer verplauderten ſie vor der Hausthüre manch Abendſtündchen mit einander, im Winter ſtieg er bisweilen durchs Fenſter in ihr Kämmerchen, und ein traulich kindliches Geſchwätz war alles, worauf es bei dieſen Zuſammenkünften abgeſehen war.

In dieſer innern und äußern Reinheit und Ruhe verlebte er die ſonſt ſo ſtürmiſchen und leidenſchaftlichen Tage der aufblühenden Jugend; geſund und kräftig freute er, trotz allem äußern Druck der Umſtände, ſich des Lebens, und ſtrebte muthig vorwärts. Auch veränderte ſich ſeine äußere Lage allmählich etwas vortheilhafter. Der Sohn des Herrn verheirathete ſich, und übernahm die Apotheke, der Vater behielt ſich nur die Oberaufſicht vor, und zog in ein kleineres Nebenhaus. Junge Leute ſind gewöhnlich milder als das ſtrengere Alter; Fernow war durch ſein Betragen und ſein Talent Allen lieb geworden, und dieſes verſchaffte ihm mehr Freiheit und eine anſtändigere Behandlung im Hauſe. Seine Geſchicklichkeit in der Apothekerkunſt erwarb ihm ſogar in ſeinem ſehr untergeordneten Verhältniß eine Art Achtung, wie ſie wohl ſelten Lehrlingen zu Theil wird.

Jetzt aber traf ihn ein herber Unglücksfall, der zwar nicht die traurigen Folgen für ihn hatte, die er hätte haben können, der aber doch gewiß auf ſein Gemüth fürs ganze Leben einwirkte, und ihn ſehr frühe zwang mit Ernſt um ſich zu blicken, und an ſich ſelbſt und ſein reines Bewußtſeyn feſt zu halten. Ein benachbarter Edelmann ſchickte wöchentlich ſeinen Jäger in die Stadt, Arzneien zu holen; Fernow kannte dieſen Jäger ſehr wohl und hatte ihn gern, als einen flinken Burſchen, mit dem er oft im Scherz ſich herumbalgte und ſchäkerte. Eines Morgens, wie außer Fernow, der eben mit Kräuter-Ausleſen beſchäftigt war, nur noch einer ſeiner Mitlehrlinge ſich in der Apotheke befand, kommt der Jäger wie gewöhnlich. Fernow verläßt ſeine Arbeit, nimmt im Scherz des Jägers Gewehr, legt auf ihn an, der Schuß geht los, und der Unglückliche ſinkt ohne einen Laut, ohne eine Bewegung, auf der Stelle todt nieder; die Kugel war gerade durchs Herz gegangen. Welch ein Moment für unſern Freund! Bewußtlos taumelte er zur Thüre hinaus, warf das Gewehr auf die Hausflur, einige Schritte weit von ſich, und lief in den Hof hinter dem Hauſe. Kein Gedanken, kein Gefühl war in ſeiner Seele als ein heißer Wunſch, der allmählich zum glühendſten Gebete ward, der Wunſch augenblicklicher Vernichtung.

Der Vater ſeines eben abweſenden Herrn hatte den Schuß fallen hören und eilte herbei; er ſah das Entſetzliche; kaum war der erſchrockene Augenzeuge des Unglücks im Stande, ihm den ganzen Hergang des Unglücks zu erzählen. Mit großer wirklich bewundernswürdiger Geiſtesgegenwart nahm er dieſem gleich einen feierlichen Schwur ab, nie weiter davon zu ſprechen, und machte dann dem allmählich ſich verſammelnden Volke glauben, der Jäger habe ſich zufällig ſelbſt erſchoſſen. Freilich widerſprachen viele Umſtände, beſonders die Lage des Gewehrs und des Todten, indeſſen es gelang. Viel half der Umſtand, dieſes Vorgeben glaublich zu machen, daß ein alter abgedankter Offizier, der in der nämlichen Straße wohnte, verſicherte bemerkt zu haben, daß der

Jäger, als er an ihm vorüber ging, den Hahn des Gewehrs nicht in die Ruhe geſetzt gehabt.

So wurde Fernow wenigſtens von den äußern Folgen ſeines unverſchuldeten Verbrechens gerettet, ſein Kamerad hielt ſeinen Eid, und verſchwieg treulich den eigentlichen Verlauf dieſer unglücklichen Geſchichte; ſein Herr behandelte ihn vernünftig und menſchlich, und ſuchte ihn zu beruhigen. Aber die eigentliche Ruhe konnte nur ein langer Kampf in ſeinem Innern ihm gewähren, und was dieſer Kampf auf ein Gemüth wie das ſeine für einen Einfluß haben, wie er gerade den Grund zu jener eiſernen Feſtigkeit, zu jenem ſtrengen Abmeſſen und Würdigen des Wahren und Falſchen legen mußte, die ihn, ſo lange er lebte, auszeichneten, kann Jeder ſelbſt ermeſſen. Obgleich er den Frieden mit ſich ſelbſt allmählich ſich errang, ſo litt er doch unendlich durch die Erinnerung, beſonders da der ſparſame Herr des Jägers deſſen Nachfolger denſelben Rock, in welchem der Unglückliche geſtorben war, tragen ließ, und Fernow jeden Montag die übelzugemachte Stelle, wo die Kugel durchgegangen war, an dieſem Rocke ſehen mußte. Er geſtand mir, der einzigen Freundin, mit der er jemals, etwa ein Jahr vor ſeinem Tode, von dieſem Unglück geſprochen, dieſer Anblick wäre ihm Höllenqual geweſen, ihm zu entgehen, habe ihm einige Zeit darauf den Abſchied aus Anklam ſehr erleichtert.

Seine Lehrjahre waren endlich überſtanden; wer die Art ſolcher Einrichtungen kennt, beſonders wie ſie in jener Zeit, vor allem in kleinen Städten noch beſtanden, der weiß auch, welch ein großer Schritt im Leben der Schritt aus dem Stande eines Lehrburſchen in den eines ſelbſtſtändigen, freien Menſchen iſt; wie Alles bis auf die Kleidung ſogar, nun anders wird, und eine freiere, lachendere Geſtalt gewinnt. Fernow ſollte jetzt zufolge früherer Verabredung ſeinem Herrn noch ein Jahr lang für einen ſehr mäßigen Gehalt dienen; dieſes war aber kaum zur Hälfte verfloſſen, als er ſich gezwungen ſah, ſeinen Aufenthalt zu verändern.

Die Werber waren auf ihn, als einen gebornen Preußiſchen Unterthan, aufmerkſam geworden. Groß und wohlgewachſen, hatte er ſich ſchon früher zum Maaße ſtellen müſſen, und endlich ward es gewiß, daß er nur durch ſchleunige Flucht dem Zwange entgehen könne, Soldat werden zu müſſen. Ein Offizier, der ihn kannte, und ihn eines beſſern Looſes werth hielt, warnte ihn ſelbſt; auch ſein Herr ſah keine andere Auskunft, und rieth ihm, obgleich ungern, zur Flucht. Er ging alſo über die Gränze, die unfern der Stadt jenſeits eines Flüßchens lag, wo er ſich noch acht Tage in einem kleinen Dorfe aufhielt, um abzuwarten, ob es ſich nicht ſo einrichten ließe, daß er in Anklam bleiben dürfe. Der ihm freundlich geſinnte Offizier benahm ihm jedoch ſelbſt alle Hoffnung dazu.

Alle ſeine Freunde beſuchten ihn in der Zeit, auch ſeine lieblichen Freundinnen, die beiden hübſchen Schweſtern, nahmen dort unter tauſend Thränen Abſchied von ihm. Endlich ergriff er den Wanderſtab. Mit dem wenigen Gelde, das er während ſeiner Lehrjahre zuſammengeſpart hatte, und dem, womit ſeine Freunde ihm aushelfen konnten, ging er, in der ihm ſo ganzen fremden Welt ſeinen Weg zu ſuchen. Unterwegs zog er von den gütigen Pflegerinnen ſeiner Kindheit Nachricht ein, von denen er lange nichts gehört hatte. Sie waren zerſtreuet, die Mutter todt, und das edle Suschen nach einem andern Orte hin verheirathet. Fernow's Schickſal hat ihn nie wieder in ſein Vaterland geführt; aus Furcht vor den Werbern durfte er es diesmal nicht wagen ſeinen Geburtsort zu beſuchen, und ſo hat er nie wieder etwas von dieſer Familie, der er ſo viel zu danken hatte, gehört, noch ſeinen Vater oder jemand von den Seinigen geſehen.

Heitern Sinnes ſetzte er ſeine Wanderſchaft bis Altona fort, wo ihn einer ſeiner ehemaligen Mitgehülfen, der hier wieder in einer Apotheke eine Stelle gefunden hatte, freundlich aufnahm, und ſein Stübchen mit ihm theilte. Hier blieb er drei bis vier Wochen, und ſpazierte fleißig nach Hamburg herüber, wo er ſich an dem, ihm ganz neuen Gewühle einer großen Stadt ergötzte. Seine Kaſſe erlaubte ihm nicht die mannichfaltigen Vergnügungen zu genießen, welche Hamburg dem Begüterten darbietet, aber ſchon der Anblick der nach Genuß, oder nach den Mitteln Genuß ſich zu verſchaffen, ſtrebenden Menge, das Leben und Wogen in den Straßen, auf der Börſe, im Hafen, machten auf ihn, der mit ſo ganz neuen Sinnen in dieſe Welt blickte, einen tiefen und erfreulichen Eindruck. Durch ſeinen Freund wurde er dem jetzt verſtorbenen Apotheker Torey in Hamburg vorgeſtellt, der auch außer ſeinem Wohnort als ein geſchickter Chemiker ſo bekannt iſt, als er in demſelben von ſeinen Mitbürgern geſchätzt und geliebt ward. Dieſen braven Mann intereſſirte der junge talentvolle, und doch ſo verlaſſene Fremdling, er ſuchte und fand bald eine paſſende Stelle für ihn, in der Raths-Apotheke in Lübeck. Es war hohe Zeit, daß unſer Freund wieder in Thätigkeit kam; ſein heiterer Muth hatte ausgehalten, aber ſeine Börſe war bis auf ein Mark lübiſch erſchöpft. Der menſchenfreundliche Torey verſah ihn mit dem nöthigen Reiſegelde für die kleine Reiſe, und hoffnungsvoll, wie immer, ging Fernow ſeiner neuen Beſtimmung entgegen.

In Lübeck fand er Alles anders und beſſer als in Anklam. Sein Gehalt war zwar klein, aber hinreichend für ſeine beſcheidenen Wünſche; er wurde von ſeinem neuen Herrn anſtändig behandelt, ſeine entſchiedene Geſchicklichkeit machte ihn demſelben werth, und da er noch zwei Gehülfen hatte, ſo blieb ihm Zeit genug, ſein ſchönes Streben nach höherer Bildung zu befriedigen. Er nützte ſie mit dem eiſernen Fleiße, der zuletzt ihm zur Gewohnheit, und ſeinem Leben ſo nothwendig geworden war, wie Licht und Luft, und der ihn auch in den letzten peinvollen Tagen ſeines Lebens nicht verließ.

Alles, was auf Kunſt und höhere Wiſſenſchaft Bezug hatte, wurde jetzt von ihm mit feuriger Begeiſterung ergriffen; auch die Liebe zur Poeſie und zur Malerei erwachte damals in ihm mit erneuerter Kraft. Nie ward ein Gemüth von einem reinern und regeren Gefühl für das Schöne beſeelt als das ſeine, und ſo iſt es wohl zu entſchuldigen, daß er glaubte ſchaffen zu können, was ihn ſo erfreute, und ſich ſelbſt zum Maler und zum Poeten berufen wähnte. Tauſende glaubten das Nämliche von ſich, vielleicht mit noch geringerem Rechte, und beharrten im Irrthum bis ans Ende. Viele kleinere und größere Gedichte von ihm exiſtiren noch aus jener Zeit; keines derſelben zeichnet durch hohen lyriſchen Schwung, durch eine reiche Phantaſie ſich aus; aber keines iſt auch geiſtlos, alle ſind klar, von einer angenehmen Diction, leichtem und richtigem Versbau, und laſſen ſich, wenn man ohne große Anſprüche als Kinder des Moments ſie betrachtet, nicht minder angenehm leſen, als der größte Theil der Poeſien jener Zeit, die nicht gerade von den Heroen unſers Parnaſſes herrühren. Von ſeinen Zeichnungen kenne ich nur einige mit Silberſtift gezeichnete Portraits, unter welchen ſein eigenes ſich befindet, das ihm damals ſprechend ähnlich geweſen ſeyn ſoll. Carſtens, höchſt ſauber mit der Bleifeder von ihm gezeichnetes Bruſtbild, das er vor ſeiner Biographie dieſes ſeines geliebteſten Freundes in Kupfer ſtechen ließ, beſitze ich ſelbſt. Späterhin hat er auch in Paſtell gemalt. Alle dieſe Bilder beweiſen ebenfalls, daß der Beruf eines praktiſchen Künſtlers nicht der ſeinige war; doch ſind ſie richtig gezeichnet, dabei mit dem ihm eigenen Fleiß auf das ſauberſte ausgeführt und vollendet. Als er im Jahre 1786 nach Lübeck kam, lernte er dort ſehr bald den Maler Carſtens kennen, der ſpäter zu Rom in ſeinen Armen ſtarb. Es ſey mir erlaubt, hier die Stelle aus Carſtens Leben abzuſchreiben, in welcher Fernow von ihrem gegenſeitigen Verhältniß zu einander ſpricht. Wer könnte es auch beſſer darſtellen, als er ſelbſt?

„Im Jahr 1786 kam der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung nach Lübeck, und machte bald des Künſtlers Bekanntſchaft. Gleichheit der Neigungen knüpfte bald eine innige Freundſchaft zwiſchen beiden. Der Verfaſſer war damals noch ein Jüngling, frühe ſchon von einem lebhaften Triebe zur Kunſt beſeelt, aber in einem Lande geboren, wo dieſer Trieb keine Nahrung finden konnte, hatte er bis dahin noch nie eine Gelegenheit gehabt, ein Kunſtwerk der höhern Gattung zu ſehen, geſchweige einen Zweck der Kunſt zu erkennen, der weiter ging als auf die bloße Nachahmung des Wirklichen. Wer die proſaiſchen Gegenden Niederdeutſchlands kennt, wo der Verfaſſer ſeine Jugend verlebt hat, die Uckermark, Pommern und Mecklenburg, der wird wiſſen, welche Seltenheit dort Kunſtwerke ſind, und daß man da wohl, wie der Verfaſſer, ſein zwanzigſtes Jahr verleben kann, ohne je ein hiſtoriſches Gemälde oder ſonſt ein gutes Kunſtwerk geſehen zu haben.

„Carſtens lehrte ihn zuerſt eine höhere Sphäre der Kunſt kennen. Der immer rege Enthuſiasmus des Künſtlers theilte ſich der Empfänglichkeit des jüngern Freundes mit, und der gleiche Trieb, welcher unter ihnen bald das enge, und doch freie Verhältniß des Lehrenden und Lernenden erzeugte, knüpfte zugleich das Band ihrer Freundſchaft mit jedem Tage feſter. Die Kunſt war der ſtete Gegenſtand ihrer Unterhaltungen, ihrer Uebungen, ihrer Wünſche und Plane für die Zukunft; und ſo verfloſſen ihnen, in einer von außen ſehr beſchränkten Lage, welche beide, doch auf verſchiedene Weiſe gefeſſelt hielt, zwei glückliche Jahre vereinten Strebens und Genuſſes, die ihnen in der Folge das Schickſal noch einmal, aber freier, ſchöner und im verdoppelten Maaße, in Rom vergönnte."

In dieſem kräftigen Streben, unter der Leitung ſeines weiſeren, älteren Freundes, war unſer Fernow nach einer ſo freudenarmen Jugend, wohl glücklich zu preiſen. Einen ihm ganz neuen Genuß, der nächſt ſeinen Studien, als dieſen nahe verwandt, ihn am lebhafteſten intereſſirte, gewährte ihm das Theater. Durch Verhältniſſe, in welchen ſein Herr mit der Direction ſtand, hatte dieſer mit ſeinen Hausgenoſſen freien Eintritt im Schauſpiel. Fernow benutzte dieſes, ſo oft er konnte, und nur der überwiegende Hang zur bildenden Kunſt und Mangel an Vertrauen auf ſeine Perſönlichkeit, der, wie oben erzählt wurde, durch ſeine frühe Lebensweiſe entſtanden war, hielten ihn davon zurück, ſelbſt die Bühne zu beſteigen.

Fernow's fröhliches, geſelliges Weſen, und ſelbſt ſeine Verſe, von denen damals viele unter ſeinen Bekannten in Abſchrift herumgingen, verſchafften ihm bald die nähere Bekanntſchaft einiger Schauſpieler, beſonders die des Directors. Dieſer, ein jovialer Mann, fand an ſeinem Umgange großes Behagen. Fernow ſchrieb für ihn Epiloge und Theater-Reden; es bildete ſich ein kleiner, froher Kreis, deſſen Seele er war; manches leichte, kleine Gelegenheitsgedicht, witzig, launig, ſpöttiſch bisweilen, wie es die Umſtände heiſchten, entſtand hier, und Fernow verlebte in dieſen Verhältniſſen viele geſellige, lebensreiche Abende. Alles dieſes unterbrach ihn dennoch nicht in ſeinem gewohnten Fleiß, es war und blieb Erholung nach der Arbeit. Faſt zwei Jahre waren in dieſen Verhältniſſen ihm hingeſchwunden, als Fernow wieder einmal eine ernſte Unterſuchung mit ſich ſelbſt anſtellte: er fand, daß Liebe zur bildenden Kunſt ſein ganzes Gemüth einzig erfülle. Freilich hatte er, ſo lange er in der Apotheke etwas Neues zu lernen fand, mit lebhaftem Antheile daran ſich damit beſchäftigt; jetzt aber da er ſich fertig damit ſah, da er begriff, daß er von dem Punkte aus, auf dem er ſtand, nicht weiter zu kommen hoffen dürfe, war auch das Interesse daran verſchwunden. Arm, ohne Freunde, hatte er auf dieſer Laufbahn nur die traurige Ausſicht, ewig zu bleiben, was er jetzt war. Wie konnte der ſtrebende Feuergeiſt nur den Gedanken ertragen? Durch unendlichen Fleiß hatte er es in der Kunſt dahin gebracht, daß er hoffen durfte mit Portraitzeichnen und Unterricht-Geben ſich nicht nur von Andern unabhängig zu erhalten, ſondern auch bei ſeiner Genügſamkeit die Mittel zu erwerben, die einſt mit Carſtens ſo ſchön geträumten Pläne in Ausführung zu bringen, und in Italien ſich ganz zum Künſtler zu bilden. Ohnehin war ein mächtiges Band, das ihn an Lübeck feſſelte, zerriſſen, ſein Freund und Lehrer Carſtens hatte im Frühling 1788 Lübeck verlaſſen, um nach Berlin zu gehen. Nach dieſen ſehr ernſten Ueberlegungen kam Fernow gar bald zu einem feſten Entſchluß; er ſagte ſeinem Herrn, daß er ihn in wenig Monaten verlaſſen wolle, ohne jedoch ſeines künftigen

Lebensplanes zu erwähnen, und dieſer, welcher ungern einen ſo geſchickten und fleißigen Gehülfen verlor, ſtrebte lange vergebens den Grund dieſes unerwarteten Schrittes zu entdecken. Irgend einer ſeiner Kollegen meinte er endlich habe ihm den ihm faſt unentbehrlich gewordenen Mitarbeiter durch größere Verſprechungen abwendig gemacht, und da Fernow auf Befragen offen geſtand, er entſage ganz der Apotheke und wolle Maler werden, konnte er es lange nicht glauben, und behandelte zuletzt die Sache als den übereilten Einfall eines lebhaften Jünglings, den man ihm auszureden ſuchen müſſe.

Im Frühlinge des Jahres 1788 riß Fernow ſich endlich von ſeinen Feſſeln los und folgte entſchloſſen den Winken ſeines Genius. Er ging zuerſt nach dem, nur drei Meilen von Lübeck entfernten Städtchen Ratzeburg, wohin er ſchon im vorigen Winter eine kleine Ausflucht gemacht hatte. Die freundliche Anſicht des Orts, die Nähe deſſelben, vor Allem aber die Hoffnung, ſeinen über Alles geliebten Carſtens dort wieder zu finden, beſtimmten ihn zu dieſer Wahl. Indeſſen hatte er nur wenige Tage das Glück, mit ſeinem Freunde dort zu leben; denn Carſtens Schickſal rief ihn nach Berlin, Fernow begleitete ihn bis an die Elbe, und mußte dann einſam nach ſeinem neuen Wohnort zurückkehren.

Ratzeburg iſt durch ſeine Lage eine der hübſcheſten kleinen Städte im nördlichen Teutſchland; ja es hat einen ganz eignen Reiz, den ich faſt mit nichts Anderem zu vergleichen weiß. Mitten in einem ſpiegelhellen See von beträchtlichem Umfange erhebt ſich eine Inſel, auf welcher die Stadt mit ihren Hausgärtchen und ihren Bäumen liegt, zu welcher zwei Brücken führen, von denen die eine von beträchtlicher Länge iſt; reizende Ausſichten auf die entgegengeſetzten Ufer des Sees, ihre Waldungen, und einige ſeitwärts gelegne Mühlen und Landhäuſer bieten von allen Seiten ſich dar. Ohne eben bergig genannt werden zu können, ſind dieſe Ufer doch hügelig; die Stadt mit ihren rothen Dächern, vom friſchen Grün der Bäume, wie von einem Kranze umgeben, mitten im ſilbernen See, gewährt von ihnen aus, einen ſo lieblichen, friedlichen Anblick, daß wohl jedem Wanderer, der ſie im Strahl der Abendſonne liegen ſieht, der Wunſch momentan anwandeln kann, hier Hütten bauen zu dürfen. Die etwas proſaiſchen Bürger pflegen ihre Stadt mit einem rings um mit grüner Peterſilie garnirten Gerichte Krebſe auf ſilberner Schüſſel zu vergleichen. Der Vergleich iſt burlesk, aber in Ratzeburg zum Sprichwort geworden und wenn man das Ding recht betrachtet, kann man nicht ganz unwahr ihn ſchelten. In dem, den See zunächſt umgebenden Gehölze ſind Spaziergänge, zwar kunſtlos, aber doch mit Wahl angelegt. Vor allen heimlich und lieblich iſt ein, rings von herrlichen Bäumen umgebenes Plätzchen, wo ein klarer, lebendiger Quell aus dem Berge entſpringt, und murmelnd und plätſchernd dem See zueilt. Fernow erkor dieſen Ort bald zu ſeinem Lieblingsſitz, und hat ſeine Schönheiten in einem recht artigen kleinen Gedichte beſungen.

Hier fühlte ſich unſer Freund zum erſten Male in ſeinem Leben ganz frei; losgeriſſen von den Feſſeln eines Standes, der ihm je länger, je mehr zuwider geworden war, vergaß er für's Erſte alle Pläne für die Zukunft. Mit frohem Herzen und friſchen Sinnen ſchweifte er in dieſem Paradieſe umher, zeichnete die reizendſten Gegenden, und überließ ſich der reinſten Wonne des Daſeyns.

Er richtete ſich nun, ſo gut er konnte, häuslich ein; eine Menge Portraits in der damals ſo beliebten Manier mit Silberſtift, den er ſehr geſchickt zu behandeln wußte, wurde ihm aufgetragen; daneben gab er auch Unterricht im Zeichnen, theils in den Häuſern ſeiner Schüler, theils in ſeinem eignen kleinen, kaum ſieben Fuß hohen Zimmerchen, in welchem er, trotz dem engen Raum und der Beſchränktheit ſeiner Einkünfte, glücklich war, wie wenige Reiche es ſind. Nach und nach wurde er mit mehreren jungen Leuten ſeines Alters bekannt, welche ſeine ſtets heitere Laune, ſeine witzige, geiſtreiche Unterhaltung unwiderſtehlich zu ihm zog. Mit zweien davon knüpfte er eine Freundſchaft, die nur durch ſeinen Tod zerriſſen ward. Beiden verdanke ich viele intereſſante Notizen ſeines Lebens. Einer von ihnen, Herr S*d, welcher zuletzt in Gotha lebte, und ihn kurz vor ſeinem Tode noch beſuchte, war damals Hauslehrer in einem adelichen Hauſe; er empfahl ihn als Künſtler der Familie, in welcher er lebte. Fernow wurde bei näherer Bekanntſchaft ſehr bald zu den Freunden dieſes Hauſes gezählt, er nahm an den Vergnügungen und Landpartieen der Familie Theil, wurde bei ihren Bekannten und Freunden eingeführt, und genoß einmal wieder alle Freuden des feineren geſelligen Umganges, von welchen das Schickſal ihn ſeit ſeiner Kindheit nur zu ſehr entfernt gehalten hatte. Sein anderer Freund, Nauwerk, lebte damals bei ſeinen Aeltern in Ratzeburg. Sein Verhältniß zu Fernow war faſt das nämliche, wie das des Letztern zu Carſtens in Lübeck geweſen, Fernow wurde ſein Lehrer im Zeichnen, und führte ihn in das Gebiet des Schönen ein, nur waren beide einander an Jahren gleicher, und das Verhältniß des Lehrers zum Schüler ſchwand vor der warmen Lebensluſt, die Beide durchglühte. Herr Nauwerk wird mir erlauben, einige Stellen ſeines Briefes an mich, über Fernow's damalige Exiſtenz dem Leſer mitzutheilen, denn wer kann den Freund beſſer ſchildern, als der bis zum Tode liebende und geliebte Gefährte ſeiner Jugend? Nach einer kurzen Erzählung der Art, wie ſie einander bekannt wurden, fährt er folgender Maaßen fort:

Auszug aus Herrn Rauwerk's Brief.

„Oft ſchweiften wir mit offenen Sinnen und dem froheſten Muthe in den lieblichen Umgebungen des Sees umher, oft wurden dieſe Spaziergänge mit einem Bade in dem See verbunden; dabei trieb der frohe Chor gymnaſtiſche Uebungen jeder Art. Fernow zeichnete ſich beſonders durch eine ungemeine Gewandtheit und Biegſamkeit, nicht ſo ſehr durch Stärke aus. Frei und froh war unſer Treiben, zwanglos, heiter, und oft muthwillig unſere Unterhaltung. Witz und Satyre belebten ſie, doch behielt auch der Ernſt ſeinen Antheil. Der Abend ward meiſt in einem öffentlichen Hauſe zugebracht, das Kartenſpiel hatte für Fernow keinen Reiz, er hat nie eins gelernt. Dagegen ſpielte er gern und gut Billard, und lernte mit beſonderem Eifer das Schachſpiel, in welchem er keine geringe Stärke erlangte. Seine Kunſtarbeiten waren größtentheils Portraits in Silberſtift, mitunter in Paſtell gemalt. Das Schöne behandelte er in ſeinen Arbeiten mit Liebe, aber auf Phyſiognomien, die ihm mißfielen, wandte er wenig Fleiß; dies nannte er dann ein Geſicht abſchreiben. Mit Luſt und Liebe zeichnete er nach antiken Muſtern, das heißt nach Gyps, Gemmen, Paſten, Kupferſtichen; mehr konnte man ſich hier nicht verſchaffen. Für ächte Schönheit war ſchon damals ſein Sinn im hohen Grade ausgebildet. Eigene Kompoſitionen unternahm er nur ſelten, Zeichnung und Form waren vorzugsweiſe die Tendenz derſelben. So verfloß der erſte Sommer ſeines Aufenthalts in Ratzeburg, nur zuweilen unterbrachen kleine Wanderungen aufs Land, wo er hin und wieder Portraits zu malen bekam, dieſe Lebensweiſe; ſeine Lage war noch immer ſehr beſchränkt, aber ſeine mäßigen Bedürfniſſe waren leicht zu befriedigen. Kunſtſachen und Bücher reizten ihn freilich bisweilen die Gränze, welche ſeine Einnahme ihm vorſchrieb, zu überſchreiten; doch auch von dieſer Seite gerieth er in dieſem kunſtarmen Winkel Deutſchlands nur ſelten in Verſuchungen, die ſeiner ökonomiſchen Einrichtung zu ſonderlichem Nachtheil hätten gereichen können.

„Im Herbſte fand ſich ein engliſcher Sprachmeiſter in Ratzeburg ein. Fernow benutzte die Gelegenheit, dieſe Sprache zu lernen. Mit großem Eifer ergriff er das Studium derſelben, und zeigte durch ſeine ſchnellen Fortſchritte darin die ſeltene Fähigkeit ſeines Geiſtes. In ein Paar Monaten konnte er die engliſchen Klaſſiker leſen, und Andern erklären. Den Winter hindurch beſchäftigte er ſich mit einer jambiſchen Ueberſetzung der Haraldſchen angeblichen Supplemente zum Oſſian. Uebrigens blieben ſeine Beſchäftigungen und Lebensweiſe im Ganzen ſich gleich. Um dieſe Zeit fing er auch an Unterricht im Flötenſpiel zu nehmen, doch trieb er es nie ernſtlich und gab es bald wieder auf. Großes Vergnügen fand er am Schlittſchuhlaufen, wozu ihm der damalige harte Winter Gelegenheit gab. Den Sommer des Jahres 1789 verlebte er in Ratzeburg wie den vorhergehenden. Seine Bekanntſchaft mit dem Rektor der hieſigen Domſchule, Herrn F**, der nach Güſtrow als Profeſſor an der dortigen Schule verſetzt ward, veranlaßte ihn die Stelle eines Zeichenmeiſters bei eben dieſer Schule anzunehmen. Er ſollte dieſelbe um Michaelis antreten; doch ſchien dieſe Aufſicht gleich Anfangs wenig nach ſeinem Sinne, und allmählich ward die Abneigung dagegen immer gewaltiger.

„Durch verſchiedene Aufforderungen und Empfehlungen hieſiger Einwohner veranlaßt, unternahm er gegen den Herbſt die Reiſe nach Zelle. Ueber ſeinen dortigen Aufenthalt werden die hier folgenden Fragmente ſeiner Briefe an mich, die beſte Auskunft geben. Er hatte Arbeit vollauf gefunden, doch ſehnte er ſich wieder hinweg.

„Herr von Ramdohr, damals Oberappellationsrath in Zelle, hatte ihn lebhaft für ſich eingenommen. „Bei meiner Zurückkunft, ſchreibt Fernow, werde ich Dir viel von einem gewiſſen Herrn von Ramdohr vorſchwatzen, deſſen Bekanntſchaft ich hier gemacht habe; er iſt lange in Italien geweſen, und wird, wie er mir ſagt, noch einmal hingehen; manche äußerſt angenehmen Stunden habe ich bei ihm zugebracht, ſeine Bekanntſchaft iſt ein weſentlicher Gewinn für mich, und ich rechne ſie unter die glücklichſten, die ich je gemacht habe. Er hat meine Kunſtliebe, die wegen Mangel an Nahrung zuweilen einzuſchlummern drohte, jetzt wieder zur hellen Flamme gefacht, und mein höchſter Wunſch wäre, mit ihm nach Rom zu reiſen. Wer weiß, was nicht noch einmal geſchieht! Wenn ich nur erſt in Güſtrow zur Stelle bin, will ich wieder mit aller Gewalt darauf loszeichnen.“

„Fernow hatte verſprochen, in Kurzem wieder in Ratzeburg einzutreffen, um dann nach Güſtrow abzugehen, jetzt verzögerte ſich ſeine Rückkunft noch, er gab mir hierüber, ſo wie über ſeine Excurſion nach Salzdahlen in einem andern Briefe Rechenſchaft. Seiner Beſtimmung nach Güſtrow gedenkt er mit Reue und Widerwillen: R. — habe ihm geſagt, ſchreibt er, daß dies der dümmſte Streich ſey, den er je gemacht habe, und er ſolle alle Mittel anwenden, um ſich von jener Verbindung los zu machen. „Im Grunde, fährt er fort, hat er ſehr recht, was ſoll mir der Aufenthalt in Güſtrow helfen? wie kann ich da Fortſchritte machen? und kann ich wohl hoffen, dort ſo vielen Verdienſt zu finden, daß ich dadurch in den Stand geſetzt würde, eine Reiſe auf eine Akademie, oder nach Rom zu thun? und daß ich dort mit dem Blutwenigen, was ich vielleicht kann, verſauren ſoll, iſt ein Gedanken, den ich mir nicht einmal denken mag. Hätte ich meine Sachen nicht ſchon dort, ſo wüßte ich wohl, wozu ich mich entſchließen würde; nun aber muß ich hin. Gott gebe nur, daß ich da nichts zu thun finde, damit ich einen Vorwand habe, wieder weg zu kommen, dann will ich Dir die Verſicherung geben, daß ich innerhalb zwei Jahren gewiß in Rom bin, denn wenn ich's vor meinem dreißigſten Jahre nicht geſehen habe, ſo will ich's gar nicht ſehen. Faſt möchte ich Alles im Stiche laſſen, was da iſt, wenn ich nur nicht dem Rektor mein Wort gegeben hätte, und blos an dem möchte ich nicht wortbrüchig werden.“

„Bald nachher faßte er den beſtimmten Entſchluß, nicht nach Güſtrow zu gehen. In einem Briefe vom 7. Dezember 1789 ſagt er: „In vieler Rückſicht iſt mir Dein letzter Brief ſehr willkommen und ſehr merkwürdig geweſen, denn er iſt's, der meinem bisherigen Schwanken zwiſchen Neigung und Pflicht, Beſtimmung und Ausſchlag gibt. Man würde mich mit Recht für einen Thoren halten, wenn ich bei ſo bewandten Umſtänden, da mich die Güſtrower, durch die Nichterfüllung ihres Verſprechens, meine Sachen koſtenfrei nach Güſtrow zu ſchaffen, ſelbſt des meinigen entbinden, noch dorthin ginge. Wären meine Sachen dort, ſo verſichere ich Dich, ich würde gewiß hinübergegangen ſeyn, blos um meinem gegebenen Verſprechen getreu zu bleiben, ſollte ich auch Schaden dabei gehabt haben. Jetzt aber iſt mir's um ſo lieber, daß dies nicht nöthig iſt, und ich bin ſeit dem Empfange dieſer Nachricht ſo fröhlich, daß ich Dir es nicht beſchreiben kann.“

„Zu Ende des Winters 1790 kam Fernow unvermuthet nach Ratzeburg zurück. Er begann hier wieder ſeine ehemalige Lebensweiſe, ein beſtimmter Plan leitete ihn damals wohl nicht, wenn gleich die Sehnſucht nach ſeinem Ideal immer in dem Innerſten ſeines Gemüths fortglimmte. Sehr viel beſchäftigte er ſich in dieſer Periode mit poetiſchen Arbeiten, hauptſächlich waren es erotiſche Gedichte im Geſchmacke des Grecourt und Lafontaine, die er bearbeitete, theils beſtanden ſie in Nachbildungen dieſer und ähnlicher Dichter, oder er nahm den Stoff aus mündlichen Erzählungen, welche er verſificirte, doch hat er dieſes Feld bald genug wieder verlaſſen.

„So verweilte er noch den Sommer des Jahrs 1790 in Ratzeburg, dann entſchloß er ſich nach Schwerin und Ludwigsluſt zu gehen. Wir ſchieden, und wenige Tage nach ſeiner Abreiſe ging auch ich nach Göttingen auf die Akademie. — Dies iſt ein kurzer Abriß jener Periode aus Fernow's Leben. Mir wird ewig ihr Andenken heilig ſeyn! Ihm ward ſie, was dem Pilger auf der Wallfahrt nach dem erſehnten, aber noch fernen Ziele die kurze Ruhe auf einem freundlichen Hügel an den Gränzen des Landes iſt, das ihm den Vollgenuß ſeiner Wünſche gewähren ſoll. Das Bild der Erfüllung ſchwebte immer ſeinem ſehnenden Gemüthe vor, aber es verdunkelte nicht die Reize des Augenblicks, den er jederzeit heitern Muths ergriff und genoß. Schon die ganze Anlage ſeiner Perſönlichkeit beſtimmte Fernow zu einem ächten Adepten der Ariſtippiſchen Lebensweisheit; er ſtrebte ſeine ganze moraliſche und phyſiſche Kraft zu üben. Mit Geiſt, Herz und Sinn nahm er Licht, Wärme, Bild und Ton auf, womit ihn das Leben umgab. Jedem Genuſſe war er offen, keinem jagte er nach. Alle Kräfte ſtanden bei ihm in ſchönem Gleichgewichte. Nicht abgeneigt der Spekulation, verfiel er nie in frucht- und formloſe Grübelei. Bei einer regen Phantaſie war er frei von Schwärmerei; mit einem, jedem ſchönen Gefühle offenen Herzen, verfiel er nie in jene weichliche Sentimentalität, die ſo ſelten das Gemüth befriedigt. Offen, natürlich und anſpruchslos in Allem was er that und redete, erfreute er durch ſeine ruhige, ſtets gleiche Heiterkeit und den leichten Witz, der ſeine Unterhaltung belebte, Alles was ſich ihm nahte. Seine Sinne waren rege, und ſeine damals ſehr ſtarke Konſtitution erlaubte ihm das Leben mit Luſt zu ergreifen; dennoch überſchritt er nie die Gränzen der Mäßigkeit, und erſtickte nicht die edlere Gemüthlichkeit im Taumel geiſt- und herzloſer Schwelgerei. Kurz, ich habe Wenige kennen gelernt, deren Anlagen und Kräfte in einer ſo glücklichen Harmonie ſich ausgebildet und gewirkt hätten. Aus dem herrlichen Einklange ſeines ganzen Weſens erwuchs dieſe ruhige Behaglichkeit, und dieſer nie getrübte Sinn, womit er nur die ſchöne Seite des Lebens auffaßte, und, wie die geſunde organiſche Natur, nur den wohlthätigen Nahrungsſtoff verarbeitete, und die heterogenen Beſtandtheile von ſich ſtieß.“

Hier endigt der Auszug aus Herrn Nauwerk's Brief; wahr und lebendig ſchildert er unſern Freund, ſo wie Alle ihn noch gekannt haben werden, die ihn in ſeinen letzten Tagen ſahen.

Von Ratzeburg ging Fernow alſo nach der Reſidenz des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, nach Ludwigsluſt, wo er ebenfalls durch Unterricht-Geben und Portraitmalen einige Zeit zu exiſtiren gedachte. Zugleich war ſeine Abſicht, die nähere Bekanntſchaft einiger dort lebender Künſtler zu machen, die er dann, nebſt dem, was der Herzog an Kunſtwerken beſitzt, zu ſeiner weiteren Bildung benutzen zu können hoffte. Hier lernte er ein junges Frauenzimmer kennen, welches eben dort bei Verwandten zum Beſuch war und ſich ſonſt gewöhnlich in Weimar aufhielt. Dieſe Bekanntſchaft gab ſeiner ganzen Zukunft eine Richtung, die er freilich in jener Zeit nicht ſo vermuthete. Er gewann das Mädchen lieb; es war ſeine erſte ernſtliche Liebe; ſie erfüllte ſein ganzes Gemüth, und da ſie ihm zugleich eine erfreuliche Ausſicht für ſein künſtleriſches Streben eröffnete, ergab er ſich ihr ohne Rückhalt, und baute alle ſeine Pläne für die Zukunft auf ſie.

Schon lange war der Gedanken in ihm aufgeſtiegen, die Kupferſtecherkunſt zu erlernen, und in dieſer einſt etwas Vorzügliches zu leiſten. Seine Geliebte verſprach durch ihre Konnexionen in Weimar ihm zu Erfüllung dieſes Wunſches zu verhelfen, verhieß ihm die beſte Aufnahme bei ihren Aeltern, und forderte ihn auf, ihr ſo bald als möglich dorthin zu folgen. Fernow ergriff dieſen Plan mit Entzücken, denn er gab ihm Alles, was er wünſchte: Nähe der Geliebten, Ausſicht auf eine baldige Verbindung mit ihr, und Hoffnung unter Leitung eines vorzüglichen Meiſters in der Kunſt die bedeutendſten Fortſchritte zu machen.

Um ſo viel Geld zu erwerben, als nöthig ſeyn würde, um einige Zeit damit in Weimar exiſtiren und ſich ganz der Erlernung ſeiner neuen Kunſt widmen zu können, begab er ſich jetzt nach der Stadt Schwerin. Sein Plan gelang, er bekam in kurzer Zeit ſo viel Arbeit, als er nur beſtreiten konnte; in müßigen Stunden malte er das Portrait des Herzogs von Mecklenburg, und ließ ſich das Stück mit einem Louisd'or bezahlen. Er arbeitete ſchnell, ſeine Arbeit gefiel, und ſeine

Kaſſe wuchs zuſehends, obgleich er nur mit einem einzigen Thaler nach Schwerin gekommen war; das Glück war eben in der Laune ihn zu begünſtigen.

Auch in geſelliger Hinſicht verlebte er hier frohe Tage. Er wurde bald bekannt und allgemein geliebt. Ein Kreis junger Männer ſchloß auch hier ſich ihm an, die beſten Häuſer ſtanden ihm offen, und es hing nur von ihm ab, den Kreis ſeiner Bekanntſchaft nach ſeinem Willen zu erweitern. Hier fand er den Schauſpieldirektor Fiſcher wieder, den er ſchon in Lübeck gekannt hatte. Das alte Band ihrer Freundſchaft wurde enger als je zuvor geknüpft, und durch ihn ward er abermals veranlaßt, kleine poetiſche Arbeiten für's Theater, Prologe und dergleichen zu übernehmen, wodurch er den Beifall des Publikums ſich erwarb.

Herr Fiſcher machte ihn mit mehreren Söhnen und Töchtern Thalien's bekannt, und Fernow verlebte mit ihnen manchen köſtlichen Abend unter Luſt und Scherz. Unter andern lernte er hier die noch immer beliebte Schauſpielerin Madame Hartwig, damals Demoiſelle Werther, kennen, und wurde in dem Hauſe ihrer Aeltern als Freund aufgenommen. Er freute ſich ihres Talents, welches damals in voller Blüthe ſtand, und einige theatraliſche Reden, die er für ſie machte, ſetzten die Hände des entzückten Parterres unwiderſtehlich in Bewegung. So brachte er eine ziemliche Zeit in Schwerin zu, es war nicht die merkwürdigſte, aber gewiß eine der genußreichſten Perioden ſeines Lebens.

Endlich war es unter Entbehren und Genießen ihm gelungen', eine für ihn ganz beträchtliche Summe zuſammen zu bringen. Mit dieſer, und in Hoffnung auf die verſprochene Unterſtützung, erfüllte er ſein Wort, er gieng nach Weimar und fand zu ſeinem ſchmerzlichſten Erſtaunen dort Alles ganz anders, als er es zu hoffen berechtigt geworden; er ſah ſich getäuſcht, hintergangen, auf eine Weiſe, die ſein Gemüth auf das tiefſte verletzte. Er fühlte dieſes bitter, und machte über ſein zu leicht gefaßtes Vertrauen ſich ſelbſt Vorwürfe. Nichts blieb ihm weiter übrig, als Weimar ſchnell wieder zu verlaſſen. Er ging nach Jena. Faſt planlos, tief im innerſten Gemüth zerrüttet, kam er dort an. Eine dunkele Idee nach Dresden zu gehen, um dort zu verſuchen, ob es ihm gelänge, ſein Künſtler-Talent auszubilden, ſchwebte ihm vor. Aber er beſuchte als Gaſt eine von Reinhold's philoſophiſchen Vorleſungen, und dieſe ergriff ihn ſo, daß er ſich plötzlich entſchloß, in Jena zu bleiben, und Alles anzuwenden, um tiefer in das Heiligthum zu dringen, das wie ein Lichtſtrahl im Dunkeln ihm plötzlich entgegen leuchtete.

„Ich hoſpitirte," ſchreibt er an einen Freund, „aus Neugierde bei einigen Profeſſoren, unter andern auch bei Reinhold, der auf dem Catheder ein ſehr einnehmender Redner iſt, und gerade in der Stunde über eine ſehr intereſſante Materie ſprach. Wie betäubt von den hohen und herrlichen Offenbarungen, die ich hier vernommen hatte, verließ ich ſein Auditorium, mit dem Entſchluſſe, ich möchte ſubſiſtiren, auf welche Art es auch ſey, dieſe glückliche Gelegenheit zur Aufräumung in meinem Kopfe zu nutzen und, wenn auch nur ein Jahr, auf der Univerſität zu bleiben, und Reinhold's Vorleſung zu beſuchen. Ich hatte aber nicht einmal ſo viel Geld, um mich immatrikuliren zu laſſen, und war über zwei Monate dort, bis ich dazu vermögend war; indeß brachte ich mich doch, obgleich ziemlich dürftig, gegen zwei Jahre durch, und lebte ganz im Studium der Philoſophie. Mit Reinhold ward ich bald durch einen Aufſatz und ein Paar Gedichte näher bekannt, und gewann die Freundſchaft dieſes wahrhaft edlen, liebenswürdigen Menſchen ſo, daß ich länger, als Jahr und Tag, ſeines täglichen Umgangs genoß, der mir mehr genützt hat, als ſeine öffentlichen Lehrſtunden.“

Den 29. September 1793 verließ Fernow die Univerſität Jena. Die Veranlaſſung hierzu, und welche ſchöne Ausſicht für die Zukunft ſich ihm durch die gütige Vorſorge Reinhold's eröffnete, erzählt er ſelbſt weiter unten in einem Briefe an ſeinen Freund Nauwerk. Er ſchied mit einem von Dank und Liebe erfüllten Herzen von Reinhold; beide ahndeten jedoch damals nicht, daß dies eine Trennung auf ewig wäre. Sie ſahen einander nie wieder; aber ihre gegenſeitige Liebe blieb ſich gleich. Als einen ſchönen und rührenden Beweis, wie herzlich Reinhold die ehrfurchtsvolle Liebe ſeines jüngeren Freundes erwiederte, ſey es uns erlaubt, eine Stelle aus einem Briefe des erſteren an mich mit einzuſchalten. Sie mag zugleich dienen, Fernow, der jetzt gleichſam eine neue Periode ſeines Lebens begann, ſo zu charakteriſiren, wie er damals, wo er ins männliche Alter trat, erſchien, ſo wie früher Herr Nauwerk in ſeinem Briefe ihn uns als Jüngling vorführte.

Kiel, den 11. November 1809.

„Vor Allem meinen wärmſten Dank für das Liebe und Gute, wodurch Sie, theure Freundin, zur Verſchönerung meines genußreichen Aufenthalts in Weimar beigetragen haben. Dahin gehören insbeſondere die unvergeßlichen Abendſtunden, in welchen wir mit einander das Andenken unſeres Fernow durch lieblichen Einklang wehmüthiger und wonnevoller Gefühle feierten. Von den wenigen Auserwählten unter den vielen Berufenen meines ehemaligen Auditoriums in Jena war Er einer der von mir Geliebteſten und mich Liebendſten. Wir fanden, achteten und liebten an einander diejenigen Eigenſchaften, ohne welche nicht nur keine wahre Freundſchaft beſtehen kann, ſondern auch, aus welchen über kurz oder lang dieſelbe hervorgehen muß, und da das väterliche und kindliche Verhältniß, das zwiſchen uns während unſeres Zuſammenlebens Statt fand, weniger durch den Unterſchied unſeres Alters, als durch unſern damaligen Standpunkt als Lehrer und Zuhörer beſtimmt wurde, ſo würden wir ohne Zweifel ſehr bald, und auf immer Freunde in dem ſtrengſten Sinne des Wortes geworden ſeyn, wäre uns nach ſeiner Zurückkunft aus Italien Wiederſehen und Zuſammenleben möglich geweſen.

„Es gehört zu den ſchönſten Belohnungen meiner — in Jena zu meiner Aufmunterung reichlich belohnten — Berufstreue als akademiſcher Lehrer, daß ich mich auf die Entwickelung dieſes trefflichen Kopfes und die Verbeſſerung ſeines äuſſeren Schickſals eines Einfluſſes zu erfreuen habe, der, ſo gering und zufällig derſelbe auch von meiner Seite war, durch Fernow's angeborne feurige Liebe zum Wahren und Schönen, die er in meine Vorleſungen mit ſich brachte, und durch gleichgeſinnte Freunde, die er in meinem Hauſe kennen lernte, und welche Ihm ſeinen Aufenthalt in Italien in der erſten Zeit möglich machten, ſo bedeutend geworden iſt. Sein philoſophiſcher Geiſt, der, verbunden mit der entſcheidendſten äſthetiſchen Urtheilskraft, ihn weniger zum Künſtler, als zum Kunſtrichter und Bearbeiter der Philoſophie der Kunſt beſtimmt hatte, bedurfte nur eine leiſe Anregung von außen, um zur hellen Thätigkeit aufzuwachen, und nur einige Muße auf dem klaſſiſchen Boden Italiens, um den angemeſſenen Stoff ſeiner Beſchäftigung und die augenſcheinlichſte Nahrung ſeiner Lebenskraft zu finden.“

So weit des Herrn Profeſſor Reinhold's in Kiel Brief. Ich verlaſſe ihn, um einen andern von Fernow an Herrn Nauwerk einzuſchalten.

Auszug eines Briefes von Fernow an Herrn Nauwerk.

Bern, den 16. November 1793.

„Jetzt trennt uns eine große Ferne, und eine noch größere wird uns bald auf noch längere Zeit trennen. Ich eile darum jetzt, da ich Dich noch abreichen kann, meine Saumſeligkeit einigermaßen wieder gut zu machen; wer weiß, ob es mir ſo bald wieder möglich ſeyn wird, Dir zu ſchreiben.

„Mein Schickſal hat ſeit vier Monaten eine, wie es ſcheint ſehr günſtige, Wendung für mich genommen, gerade zu einer Zeit, wo ich ſchon auf jeden Sonnenblick des Glücks reſignirt hatte; zu einer Zeit, wo ich, was meine phyſiſche Lage betraf, äußerſt bedrängt und armſelig leben mußte; obgleich ich, auf der andern Seite, dieſe Zeit in Rückſicht auf intellecktuelle und moraliſche Ausbildung meines Geiſtes, für eine der glücklichſten meines Lebens halte, und ſtets halten werde; um ſo mehr, weil in ihr der Keim zu einer frohern Zukunft ſich entwickelte, der ich nun mit frohem Herzen und heiterm Blicke entgegen ſehe.

„Mein Verdienſt war in Jena äußerſt karg; bei aller Einſchränkung konnte ich kaum dort ſubſiſtiren; aber die vortreffliche Gelegenheit, meinen Kopf und Geſchmack wenigſtens theoretiſch auszubilden, und manche nützliche Kenntniſſe einzuſammeln, ließ mich dieſe Unannehmlichkeit leicht verſchmerzen. Reinhold's Unterricht und freundſchaftlicher Umgang, welchen letztern ich über drei Vierteljahre lang faſt täglich genoſſen habe, hatten zu viel Reiz für mich, daß ich darüber nicht das Drückende meiner Lage gern vergeſſen hätte. Ich habe dieſem Manne, dem edelſten, den ich je kannte, unendlich viel zu verdanken; er hat in meinem Kopfe gewaltig aufgeräumt, und ihm habe ich auch die Wendung meines Schickſals zu danken.

„Ich muß Dir von jener Zeit meine Fata, der Ordnung nach, erzählen, damit Du von Allem gehörig informirt werdeſt. Für's Erſte und im Allgemeinen ſag ich Dir nur, daß ich mit dem Profeſſor Baggeſen aus Kopenhagen, der jetzt gleichfalls hier iſt, eine Reiſe durch die Schweiz, Italien, Sicilien und Spanien machen werde. Wie ich zu dieſem Glücke gelangt bin, will ich Dir nun der Länge und Breite nach erzählen.

„Ich war bereits ſeit vergangene Weihnachten mit Reinhold ſo bekannt, daß ich täglich, vorzüglich des Abends, einige Stunden in ſeiner Familie verleben, und ihn zu jeder Zeit bei geſchäftsfreien Stunden beſuchen konnte. Dieſe Bekanntſchaft hatte ich theils einigen poetiſchen und proſaiſchen Aufſätzen, die er von mir geleſen hatte, theils einigen Zeichnungen zu verdanken. Er gewann mich lieb und ſchenkte mir ſeine Freundſchaft. In der Mitte dieſes Sommers beſuchte ihn Baggeſen, auf einer Durchreiſe in Jena. Ich lernte ihn bald kennen, malte ihn und ſeine Frau einige Mal, ward genauer mit ihm bekannt, und ich hatte das Glück ihm ſo zu gefallen, daß er mir ſchon am fünften oder ſechſten Tage den Antrag that, ihn auf ſeiner Reiſe zu begleiten. Das waren Worte des Himmels für mich! Ich wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen ſollte; ich nahm ſeinen Antrag mit Entzücken an; wir beredeten am folgenden Tage die Sache ausführlicher, und er gab mir die feſte Zuſicherung, daß von ſeiner Seite kein Hinderniß je Statt finden ſolle, die Mitreiſe rückgängig zu machen; aber die Bedingung war dabei, daß ich zuſehen müſſe, wie ich nach Bern komme; weil es ihm an Platz fehlte, mich bis hieher mitzunehmen. Er reiſ'te Ende Julius aus Jena, und ich folgte ihm verabredetermaßen am Anfang der Michaelisferien. So hatte ich alſo auch das Glück, mich ein Vierteljahr an meinem ſchönen Proſpekt in die Zukunft zu weiden, obendrein. Ich würde bis dahin gehungert haben, wenn es nöthig geweſen wäre, um mir Reiſegeld zu erſparen; aber das bedurfte es nicht. Durch Reinhold's Betriebſamkeit bekam ich noch Arbeit, theils in Jena, theils bei Wieland in Weimar, ſo daß ich zur gehörigen Zeit meine Reiſe zu Fuß nach Bern antreten konnte. Von Jena hatte ich bis Bamberg von ein Paar Liefländern, meinen Freunden, die nach Würzburg gingen, Geſellſchaft. Ich paſſirte den ſchauerlich wilden, an romantiſchen und ſchönen Gegenden, an Bergen, Felsklüften und alten wüſten Bergſchlöſſern reichen Thüringerwald, über Rudolſtadt und Koburg; in Bamberg verließ ich meine Begleiter, ging über Erlangen, Nürnberg, Stuttgart, Tübingen, Schaffhauſen und Zürich, über Aarau und Solothurn nach Bern. Meine Reiſe bis Bern dauerte fünf Wochen. Ich habe ſtrenges Tagebuch gehalten und manches Merkwürdige aufgezeichnet, was ich Dir gern mittheilte, wenn der Raum meines Briefes es geſtattete u. ſ. w." —

Da dieſes Tagebuch vor mir liegt, ſo glaube ich, ſtatt der kurzen Ueberſicht der Reiſe, die Fernow in dieſem ſehr langen Briefe ſeinem Freunde gibt, einen Auszug der intereſſanteſten Stellen aus demſelben hier mittheilen zu dürfen.

Auszug aus Fernow's Reiſetagebuch.

Wünſchbach, den 6. October.

Um ſo viel als möglich alle Gefahr zu vermeiden, beſonders da ich mit keinem Paſſe verſehen bin, hatte ich mich in Nürnberg entſchloſſen, lieber einen Umweg von mehreren Stunden zu machen, als durch Anſpach und Feuchtwangen, wo preußiſches Militär liegt, zu gehen, und zu meiner Freude vernehme ich jetzt, daß dieſer Weg weit näher iſt, als der über Anſpach, und daß ich auf dieſe Art an dem Wege gewinne, was ich aufopfern wollte.

Dinkelsbühl, den 7. October.

Zwei Stunden von Wünſchbach kam ich durch ein kleines häßliches Neſt, Eſchbach genannt, wo ich zum erſten Male den ekelhaften Anblick eines Kapuziners, mit ſeiner ſchmutzigen braunen Kutte hatte. Im großen Wirth war die ganze Stube voll Soldaten; ich glaubte hier ſey ein Werbeplatz, und hielt die Leute für Rekruten, die vielleicht juſt zur Armee abgeführt werden ſollten. Ich eilte darum ſogleich in ein anderes Wirthshaus, wo es nicht viel beſſer war. Hier erfuhr ich, daß heute Kirchweih ſey, und die Soldaten, Bürger eines benachbarten Städtchens. Nachdem ich eine kleine Weile hier geweſen war, ward mir mein Paß abgefordert, ich zeigte meine Matrikel vor, die mir der Herr Amtsſchreiber, der hier den General der Wache vorſtellte, mit Anwünſchung einer glücklichen Reiſe, wieder zurückgab. Nach einer lächerlichen Parade marſchierten noch die Soldaten unterm Gelächter aller Zuſchauer davon.

Ludwigsburg. Drei Stunden von Stuttgart, nordweſtlich.

Den 11. October.

Ich ging ſogleich zu Schiller, der ſich ſeit fünf bis ſechs Wochen, nach einer eilfjährigen Abweſenheit aus ſeinem Vaterlande hier im Kreiſe ſeiner Verwandten und Jugendfreunde aufhält. Er ſowohl, als ſeine Frau, empfingen mich ſehr freundlich. Ich war etwa eine Stunde lang dort, und beurlaubte mich dann, um noch die übrige Zeit bis Abend auf die Beſichtigung des Ortes und der Gegend zu verwenden. Etwa eine

Stunde rechter Hand von Ludwigsburg, wenn man vom Schloſſe hinausſieht, gegen Morgen, erblickt man am Abhange eines Berges das Städtchen Marbach, Schiller's Geburtsort, und links gegen Abend, gleichfalls eine Stunde von hier, die Burgfeſtung Hohenasberg, durch des Dichters Schubart's Gefangenſchaft berühmt. Mit einbrechender Nacht eilte ich zu Schiller, der mich zum Abendeſſen eingeladen hatte.

Solitude. Luſtſchloß, anderthalb Stunden von Stuttgart.

Den 13. October.

Ich beſuchte den Hauptmann Schiller, der hier die Aufſicht über die Solitude hat, um in ihm Schiller's Vater kennen zu lernen. Er iſt ſchon gegen ſechzig Jahre alt. Mein Begleiter charakteriſirte ihn durch mehrere treffende Bemerkungen als einen ſehr vorſichtigen Mann.

Den 16. October.

In Aldingen kam die Fürſtin von D. gefahren; um ſie zu ſehen, ging ich, weil ſie nicht ausſtieg, hinab, ſie war gar ein häßlicher Schatz, und dieſer Mühe nicht werth. Aber ihr Almoſen wußte ſie mit einer fürſtlichen Grandezza zu geben. Ein Bettler kam an den Schlag des Wagens. Ihre Kammerjungfer mußte ihr den Geldbeutel, den ſie in der Hand hielt, geben; ſie nahm ein Paar drei Kreuzerſtücke heraus, gab ſie der Hofdame, dieſe der Kammerfrau, dieſe dem Bedienten, der ſie dem Bettler gab. Ich machte, daß ich fürbaß kam. Kurz vor dem Orte begegnete mir ein junger katholiſcher Geiſtlicher bei einem Frauenzimmer im Wagen; er trug einen kohlenſchwarzen Bart, und gab mir im Vorbeifahren ſeinen Segen.

Den 17. October.

Heute ſah ich das groſſe Schauſpiel der Natur, das zu ſehen, ſchon der Wunſch meines Knabenalters war, den Rheinfall bei Lauffen. Gegen neun Uhr ging ich aus Schaffhauſen, mißvergnügt über ſchlechte Bewirthung; aber doch in einer feierlichen Stimmung. Ein Vorgefühl von Schauer des Erhabnen durchdrang mich bei alle den Vorſtellungen, die mein Geiſt ſich je von Beſchreibungen dieſes Schauſpiels gemacht hatte, und die ſich mir jetzt lebendiger als je aufdrangen. Ich fand ſchon, als ich aus Schaffhauſen trat, den Rhein ſich rüſtend zu der erhabenen Scene. Stürmiſch und wankend, wie ein leidenſchaftlicher Jüngling, brauſt er Schaffhauſen vorbei, ſo daß auch kein Fahrzeug ſich ihm mehr anvertraut. Den Donner des Falles kann man, auch bei dem vollſten Strömen und günſtigſten Winde, nicht in Schaffhauſen hören, weil das nahe Rauſchen des Stromes den entfernten Donner doch übertäuben würde. Ich glaube, es thut dem Rheinfall Schaden, daß man ihn zuerſt in einer ziemlichen Entfernung von oben, und folglich aus einem verkleinernden Geſichtspunkte ſieht. Die Bemerkung, daß man weniger finde, als man erwarte, beſtätigte ſich im Ganzen auch mir. Ich empfand nicht den großen Eindruck und den mächtigen Schauer des Erhabenen, den ich nach mehreren Beſchreibungen erwarten mußte. Freilich in der größten Nähe, wo man ihn gleichſam berührt, in dem kleinen Häuschen am Berge des Schloſſes, iſt der Donner entſetzlich, und die

Kraft und Schnelligkeit nur eines Moments, unſäglich, wenn man auch von der Dauer und beſtändigen Verſchwendung dieſer Kraft abſtrahirt. Nie iſt mir das Bild der Ewigkeit anſchaulicher geweſen, als hier. Man ſchaut mit Entſetzen und Schwindel in dieſen Tumult eines mächtigen Elements, den nur vielleicht der Blitz an Schnelligkeit übertrifft; darum eben, weil die große Geſchwindigkeit geſehen und unmittelbar empfunden werden muß, iſt es thöricht dieſe Scene zu malen. Ich habe den Rheinfall von allen Seiten und mit Muße betrachtet; länger als drei Stunden habe ich an ihm verweilt. Der kleinere von den beiden Felſen, die mitten in dem Sturze gegründet ſtehen, obgleich er ſchon von der Gewalt des Waſſers gelitten zu haben ſcheint, kann doch vielleicht noch Jahrhunderte ſeine Wuth brechen. Bei dieſem Felſen iſt der Conflikt am gewaltigſten; an ſeinem Fuße ſtürzt der Strom von drei Seiten, wie in einer Kluft zuſammen, und verwandelt ſich in Schaum, gegen den der weißeſte Schnee noch als grau erſcheint. Da, wo der Strom, nicht ganz in Schaum verwandelt herabſtürzt, zeigt er ſeine ſmaragdne Farbe, die ſchon bei Schaffhauſen ſo ſchön in dem ſchneller dahin rauſchenden Fluſſe überall hervorſticht. Die Gewalt, mit der das Waſſer fortgetrieben wird, erſtreckt ſich noch über hundert Schritte weit in den Strom hinein. Beide Felſen ſind noch wohl eben ſo jungfräulich und unerſtiegen, als die Jungfrau in den Eisgebirgen der Schweiz. Wie ſich Meiners bei der Hinüberfahrt fürchten konnte, bleibt mir unbegreiflich; es iſt ein freudiger Tanz, den man über den Rhein thut und der Anſchein, als ob der Fährmann unmittelbar auf den Fall zuſteuerte, entzückt, ſtatt Furcht zu erregen. Lauffen an ſich, liegt äußerſt pittoresk, und die Felſen, die von ihm herabgeſtürzt im Rhein liegen, ſind furchtbare Spuren der Zerſtörung, die hier gerade an ihrer Stelle ſind.

Zürich, den 19. October.

Bald nach meiner Ankunft ging ich zu Lavater, dem ich von Reinhold und Lips nur mündliche Empfehlungen zu machen hatte. Ich merkte, daß er mich, beſonders in den erſten Momenten, oft mit ſcharfen Blicken anſah; bei Reinhold's

Namen ward er ſehr warm nud ſagte: er habe zwar auf ſeiner letzten Reiſe viel vortreffliche Menſchen kennen gelernt; aber einen in allem Betracht ſo weiſen und guten Menſchen, als ihn, nicht weiter. Ueber meinen Entſchluß, mit Baggeſen zu reiſen, ſprach er mit wahrer väterlicher Wärme und Theilnahme mit mir, ſo daß ich ganz davon gerührt wurde, um ſo mehr, da ich völlig fremd ohne Empfehlung zu ihm kam; aber ich merkte, daß er gleich offener wurde, als ich ihm ſagte, ich ſey der, von dem er einige Portraite bei Reinhold geſehen habe. Da er heute, als am Sonnabende, ſehr viele Geſchäfte hatte, ſo beſchied er mich Morgen, wenn er ſeine Predigt gehalten habe, wieder zu ſich, um noch mehr mit mir zu ſprechen. Nach meiner Zurückkunft machte ich einen Spaziergang über die andere Brücke hinaus, wo ich bei dem unerwartet erhabenen Anblick der hohen ſchweizeriſchen Alpen in Erſtaunen gerieth und dieſe große, entzückende Ausſicht über eine Stunde mit ſtummer Bewunderung genoß. Die Scene des Rheinfalls verſchwindet gegen die Herrlichkeit dieſer wahrhaft erhabnen Anſicht. So groß und prächtig hatte ich mir dieſen Anblick, beſonders in dieſer Entfernung, nicht gedacht. Lange konnte ich mich davon nicht losreißen, und nur durch das Bewußtſeyn befriedigt, ich könne ſie heute und morgen und öfter, zu jeder Tageszeit und in jedem Lichte hier wieder betrachten, verließ ich die Brücke.

Auch jetzt am Abend iſt der Anblick des Züricher Sees aus meinem Fenſter ſo lieblich und Ruhe athmend, die Ferne ſo duftig und die Fläche des Sees von den erleuchteten Fenſtern an den Ufern deſſelben ſo mild beſchimmert, daß ich mein kleines Zimmer ſchon doppelt liebgewonnen habe. — Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht! ſang hier Klopſtock. Hier bildete Geßner ſeine idealiſchen Gemälde der Idyllenwelt; hier erwärmte Lavater's fromme Phantaſie in paradieſiſchen Gefilden; hier, heilige, ewig ſchöne Natur, erwärme auch mein Herz, nähre meinen Sinn, veredle meinen Geiſt, daß er ewig nur dir huldige!

Sonntag den 20. October.

Früh um 8 Uhr ging ich zu Lavater in die Petrikirche. Seine Predigt handelte über die harten Worte Jeſu, die er bei verſchiedenen Gelegenheiten zu verſchiedenen Menſchen geſagt haben ſoll! Wegen ſeiner harten Ausſprache, und des ewigen Räusperns und Schnaubens der Gemeine, verſtand ich zu wenig, als daß ich über das Ganze urtheilen könnte. Die Rede ſelbſt war an ſich ohne allen redneriſchen Schmuck und Prunk, mehr eine freundſchaftliche herzliche Anrede, als eine ausgearbeitete Predigt. Nach dem Gottesdienſt ging ich zu Lavatern; fand ihn aber nicht allein. In dem Empfangszimmer, worein ich auch geſtern eintreten mußte, war rings umher eine Bibliothek, großentheils von ſeinen eignen Schriften. Eine ganze Seite der Wand enthielt lauter Mappen und Futterale, wovon die Aufſchriften theils Gedanken, oder Lebensbeſchreibungen, oder Skizzen und dergleichen waren und worin ſich lauter einzelne Blätter zu befinden ſchienen, worauf Lavater wahrſcheinlich ſeine momentanen Gedanken und Einfälle ſchreibt. Eine unſägliche Menge ſolcher Gedanken muß in den rings umherſtehenden kleinen Bänden enthalten ſeyn. Mehrere waren auf Täfelchen hinter Rahmen und Glas geſchrieben, und dieſe alle in

Hexametern. Einige, die mir am beſten gefielen, und die ich auswendig behalten habe, ſind folgende:

Lehre mit Wahrheitsliebe nur Weisheit lehrende
Wahrheit.

Freue dich jedes Genuſſes, der Kraft zu neuem
Genuß giebt.

Gieb dem Bittenden gern, und erfreu' auch den,
der nicht bittet.

Flieh den lauernden Frägler, er iſt ein verläumderiſcher Schwätzer.

Nie ſag, kannſt du helfen, zum Hülfe-Verlangenden: Gott helf!

Richte nicht, eh' du verhörſt, und verhöre nicht,
biſt du nicht Richter!

Bruchſtück eines Briefes von Fernow an Profeſſor Reinhold.

Lavater hat mich recht liebreich aufgenommen, ſein Auge flammte ſtärker, und er drückte mir die Hand, als ich ihm Ihren Namen nannte. Aber — ich ſchreibe Ihnen dies mit offenherzigerm Vertrauen — er mißbilligte es ganz, daß Baggeſen noch fremde Leute mitnehmen wolle. Keine Lage ſey mißlicher für mich, als dieſe, und überhaupt ſey mein Verhältniß mit ihm viel zu unbeſtimmt, als daß es von Dauer ſeyn könne. Er wolle deshalb an Baggeſen ſchreiben; er wolle es ihm dringend an's Herz legen, wohl zu überlegen, was er thue. Ich weiß nicht, wie dies ablaufen wird, ob Lavater's Beſorglichkeiten wirklich ſo gegründet ſind, und eben dieſe Ungewißheit iſt es, die mich am ſtärkſten beunruhigt.

Mit einem halben Laubthaler bin ich in Zürich angekommen, und noch dazu zu einer ſo ungünſtigen Zeit, daß ich noch nicht habe an Baggeſen ſchreiben können, und hier in einem theuren Gaſthofe mehrere Tage leben muß, ohne gewiß zu ſeyn, ob ich ſogleich Geld erhalte. Doch das möchte alles noch ſeyn, wenn ich jetzt nur nicht mit Wahrſcheinlichkeit fürchten müßte, daß alle meine Ausſichten zu Waſſer werden. Jetzt vermiſſe ich Ihren Rath und Zuſpruch. Es wäre hart vom Schickſale, wenn ich in dem Momente, wo ich in den Himmel hineinblicke, wo ich über alle Hinderniſſe geſiegt zu haben glaube, wieder zurückgeſtoßen würde, und wenn der Mann, der ſo vielen Tauſenden Tröſter und Rathgeber war, wenn Lavater gerade für mich, und ohne es zu wollen, dieſen Unfall entſchiede. Er nimmt vielen Theil an mir, denn ich habe ihm meine Lage frei und offen entdeckt; aber er ſagt: es ſey um ſo mehr Pflicht für ihn, Baggeſen ernſtlich zu ermahnen, daß er bedenke, was er thue. Ich muß ihm hierin Recht geben, ſo ſehr mein Herz bei dem Gedanken blutet, alle meine Hoffnungen ſcheitern zu ſehen. Und wahrlich! ſo untröſtlich ich ſeyn würde, wenn meine Reiſe nicht zu Stande käme, ſo würde ich doch dies große Opfer freiwillig darbringen, und nicht murren, ſobald ich ſähe, daß ich einem Freunde, der mir wohl will, zur Laſt fallen, oder ihn in Verlegenheit ſetzen könnte.

Erſt Morgen kann ich an Baggeſen ſchreiben. Ich habe mir vorgenommen, ihm gleichfalls offenherzig zu ſagen, was ich unter dieſen Umſtänden ſagen muß. Ich werde ihn beſchwören, ſelbſt zu entſcheiden, was er kann und will und ſich weder durch Lavater's Beſorglichkeiten, wenn ſie nicht gegründet ſind, noch durch ſein mir gegebenes Wort, und durch meine Verlegenheit irre machen zu laſſen. Sein Verſprechen ſoll ihn gar nicht binden, aber ich möchte auch auf der andern Seite nicht gern durch das beſorgliche Einreden eines Andern, wär es auch Lavater's, ein ſo großes Glück verſcherzen. Wenn ich jetzt nur eine halbe Stunde mit Ihnen ſprechen könnte! — So gut ich auch die Sache überlege, ſo bin ich doch bange und furchtſam, denn ich muß zarte Saiten berühren, die ich lieber nicht berührte. — Nun wohlan! in einigen Tagen muß mein Schickſal entſchieden ſeyn. Der Wurf falle wie er wolle, ich bin nicht unvorbereitet. Das Jahr, das ich in Ihrer Schule zugebracht habe, hat mich die Kunſt gelehrt, mich durch Gründe zu tröſten, die für jede Widerwärtigkeit des Lebens unüberwindlich ſind. Eine waltende Vorſehung, der ich vertraue, ein gutes Gewiſſen und Beſonnenheit ſind drei mächtige Stützen, die uns in jedem Unglücke aufrecht halten.

Fortſetzung des Tagebuchs.

Montag, den 21. October.

Meine Ausſicht in die Zukunft iſt eben ſo trübe und neblicht, als die Ausſicht über den See; ich ſehe in beiden eigentlich — Nichts.

Den 24. October.

Heute ſah ich Lavater's Frau und Tochter, indem ich zum erſten Male in ſeinem Wohnzimmer war. Es iſt unbeſchreiblich, welch' eine Menge Malereien und Zeichnungen Lavater beſitzt. Alle ſeine Repoſitorien ſind mit Portefeuillen, alle Wände mit Gemälden und Zeichnungen angefüllt und unzählige liegen in ſeinem Arbeitszimmer herum. Ich halte ſeine Sammlung, überhaupt genommen, für eben ſo einzig in ihrer Art, als ihn ſelbſt. —

Noch immer in unruhiger Ungewißheit, wegen meiner Zukunft! Meine Hoffnung ſchwindet mehr und mehr; unſelige Lage, wenn man kein Geld hat!!

Den 25. October.

Das Wort Gemüth nimmt man hier in dem Sinn, wie Humor, Aufgeräumtheit. So ſagte heute bei Tiſche ein Offizier: Wenn man gut Eſſen und Trinken hat, das giebt ein gut Gemüth.

Die Sylbe er wird hier vorzüglich zur Zuſammenſetzung der Verborum gebraucht, und man hat viele Verba mit er, die in Teutſchland unbekannt ſind; ſo ſagt man, ſich erklagen, ſtatt ſich beklagen. Erweiben, ſagt man, ſtatt erheirathen, ein Wort, welches in die Bücherſprache aufgenommen zu werden verdient. — Noch acht und vierzig Stunden muß ich harren, ehe mein Schickſal entſchieden wird, ehe ich einen Brief von Baggeſen bekomme.

Sonntag, d. 27. Oct. Nachmittags vier Uhr.

Endlich Erhörung, Erfüllung, über alle meine Erwartung, überſchwengliche Erfüllung meines Wunſches — meines höchſten, einzigen, heißeſten Wunſches — ein Brief von Baggeſen mit vier neuen Louisd'or. Wer iſt ſeliger, als ich in dieſem Augenblick! Ich darf kommen, theurer Baggeſen; du haſt mich aus einer Höllenqual errettet! In ſo ſchrecklicher, drängender, unausſprechlich peinigender, folternder Ungewißheit war ich nie! Der Schmerz iſt unſäglich, aus dem Himmel plötzlich in das hölliſche Feuer geworfen zu werden; aber noch Millionen Mal unſäglicher iſt die Wonne, die ich jetzt empfinde, da ich aus dieſer Folterkammer, in der ich acht Tage lag, in den Himmel erhoben bin! Wie eng mir jetzt mein Zimmer, Zürich, die ganze himmelhohe, himmliſch ſchöne Alpenwand iſt! Warum muß ich noch eine Nacht hier zubringen! Doch ich bin zufrieden, glücklich, wie ein Sterblicher ſeyn kann!

Je näher der Augenblick der Entſcheidung, je ungeduldiger, unbändiger, quälender meine Unruhe. In einigen Stunden dieſes Vormittags riß ich mich mit Gewalt aus dieſer unſeligen Lage, und ſchrieb ein Gedicht an die Hoffnung nieder.

Ein ſchöner, ſonniger, Freude athmender Tag. Mit dankvollem Herzen ging ich hinaus vor dem Scheiden der Sonne und ſah nun mit erleichterter, noch von dem plötzlichen Uebergange von Qual zum Entzücken wogender Bruſt die Lieblinge meines Auges in der lebloſen Natur, ſeit ich ſie zuerſt ſah, die Schneeberge, mit ihren glänzenden, von ewigem Schnee bedeckten, Scheiteln, bis ihr letztes Roſenroth erblich.

Den 28. October.

Böſes Wetter und Lavater halten mich noch in Zürich. Ich ging zu ihm, um ihm ſeines Bruders Portrait zu zeigen, worüber er ſeinen Beifall, doch nicht ohne Einſchränkung, äußerte. Ich zeichne ihm nicht beſtimmt genug; aber er bedenkt nicht, daß meine Manier nicht zu harte Umriſſe verträgt. Er drang in mich, noch zu bleiben, um ihn und ſeine Frau zu zeichnen. Er gab mir folgende Aufträge für die Zukunft; 1. ihm auffallende Profile, oder Geſichter zu ſenden; ferner Portraits großer Männer, und merkwürdiger Perſonen; 3. charakteriſtiſche Figuren aus dem gemeinen Leben, wo ich ſie träfe; 4. ihm dieſe, wenn ich mehrere geſammelt habe, von Zeit zu Zeit, etwa für zwei Louisd'or, zuzuſenden.

Ich gab ihm mein Gedicht an die Hoffnung zum Durchleſen; er war ziemlich zufrieden damit, beſonders mit der leichten Verſifikation. Er ſagte:

wer Verſe machen und zeichnen könne, der komme ſicher durch die Welt; überhaupt habe ich etwas in meiner Phyſiognomie und meinem Betragen, welches zeige: ich ſey einer von jenen, denen es nie fehlen werde; er ſehe mir eine gewiſſe Schmiegſamkeit in Schickſal und Menſchen an, die gewöhnlich Leuten von gewiſſen Fähigkeiten, beſonders dem Künſtlertalent, mangle, und die eben ſoviel werth ſey, um durch die Welt zu kommen, als das Talent ſelbſt.

Er dichtete mir etwas auf ein Stammbuchsblatt und ich mußte meinen Namen in ein Buch ſchreiben, worin er alle ihn Beſuchende ſich einzuſchreiben bittet. Hierauf ſprach er noch vieles mit mir über Moralität, über ſein Chriſtenthum, über ſeine Art zu disputiren. Er disputirt nie mündlich, ſondern hat ſeine Sätze, die er für ausgemacht und unumſtößlich hält, einzeln auf kleine Zettel geſchrieben; dieſe lieſt er vor. Findet dann einer ſeinen Satz nicht eben ſo ausgemacht und unumſtößlich, ſo zerreißt er den Zettel und wirft ihn in den Spucknapf. Er fängt alles ſein Philoſophiren mit Einmal Eins iſt Eins an; ſo gewiß als das iſt, ſollen auch ſeine Sätze ſeyn.

Er ſagte, er haſſe alle Terminologie, weil dabei immer ſchon etwas vorausgeſagt und gewußt werden müſſe. Er nimmt das Wort in dem Sinn der ſubjektiven Beſchränkung, daß man ſich nämlich durch Terminologie einſchränke, verzäune, und dann nicht herauskommen könne. So, ſagte er, komme er wie mit ſeiner Froſchtheorie in der Phyſiognomik vom Froſch zum Apoll von Belvedere, endlich bis zum höchſten Ideale ſeines Geiſtes, auf Jeſum Chriſtum. Was er auf dem Papier habe, ſeyen Fröſche, und im Herzen habe er Jeſum. Er bekannte, daß er nie Logik gelernt und ſtudiert habe und immer en peine ſey, wenn ihm einer mit logiſchen Terminologien, die er nicht verſtehe, angeſtiegen komme. Seine Philoſophie ſey eine Vereinigung des Naturalism und Supernaturalism und dünke ihm daher die allertauglichſte. Seine Bereitwilligkeit, jede ſeiner Ueberzeugungen für eine beſſere zu vertauſchen, war lobenswerth. Er ſagt: der, dem es ernſtlich um Wahrheit zu thun iſt, der redliche Wahrheitsfreund, kann nie verlieren, ſeine Ueberzeugung mag wahr ſeyn, oder er mag eines Beſſern belehrt werden, er gewinnt immer.

Warten, erwarten, und wenn es da iſt, ergriffen! ſey die beſte Philoſophie, um durch die Welt zu kommen. Er ging um ſechs Uhr in Geſellſchaft, und ließ mich unter allen ſeinen Büchern, Papieren und Kunſtſachen allein.

Den 29. October.

Ich nahm Abſchied von Lavater; er band mir nochmals recht feſt auf, ihm das, was er mir geſtern ſagte, zu vollführen; er wollte mir einen Band ſeiner Handbibliothek zum Andenken geben; ich bat mir ſein Andenken für liebe Reiſende aus, das er mir noch in den Gaſthof nachſchickte. Um zwei Uhr Nachmittag bei dem trübſten Himmel und feinem Staubregen, verließ ich Zürich. Mit Sonnenſchein im Herzen ging ich zum Stadtthore hinaus.

Brief an den Profeſſor Reinhold.

Bern, den 9. November. 1793.

Wenn unter den vortrefflichſten Menſchen leben, von lauter holden Geſtalten umgeben ſeyn, in einer der ſchönſten Städte Europens, in einer der reizendſten Gegenden der Schweiz wohnen, wenn dies ein Himmel auf Erden iſt; ſo wohne ich ſeit acht Tagen in dieſem Himmel. Ich hatte vergeſſen, daß der Weg in den Himmel durch's Fegefeuer geht; dies habe ich während meines Aufenthalts in Zürich überſtanden, und dann erſt fand das gerechte Schickſal mich der Seligkeit würdig, die ich jetzt genieße.

Kein Menſch kann in größerer Angſt ſolche acht höllenbange Tage verleben, als ich in Zürich; kein Menſch freudetrunkener ſeyn, als in jenen Momenten, wo ich Baggeſen's entſcheidenden Brief erhielt, der alle meine Unruhe endete. O! in dem Momente, wo ich am Ziele zu ſeyn glaubte, durch Lavater's Bedenklichkeiten alle meine Hoffnungen ſo unvermuthet vernichtet zu ſehen, und acht ewige Tage in einer quälenden Ungewißheit zuzubringen!

Ich denke, dies entſchuldigt bei Ihnen den Schluß meines letzten Briefes, der in einem, mir ſonſt fremden, Tone geſchrieben war. Es thut mir nur leid, daß ich Ihnen dadurch unnöthige Beſorgniſſe wegen meiner gemacht habe. Ich wäre, geſetzt auch, das Aergſte, was unter dieſen Umſtänden für mich erfolgen konnte, wäre erfolgt, zwar nicht verhungert; aber was würde es mir gekoſtet haben, bis ich mich ſo weit beruhigt hätte, um mit frohem Muthe mich in mein Schickſal zu finden! Lavater hatte auf den ſchlimmſten Fall ſchon für mich geſorgt; aber die Bekanntſchaft und Unterſtützung dieſes Mannes, ſo erfreulich ſie unter andern Umſtänden für mich geweſen wäre, hätte mir dennoch meinen Verluſt nie erſetzt. Gott ſey gelobt, daß jene Kriſis nun vorüber iſt, und daß ich jetzt ungehindert dem Ziele meiner Wünſche entgegen ſehen kann!

Ich glaube, daß ich ſo glücklich geweſen bin, mir während meines Aufenthalts in Zürich Lavater's Zuneigung zu erwerben; denn er hat mir mehrere unzweideutige Beweiſe davon gegeben. Er hat Pläne gemacht, mir dort, wenn es nöthig wäre, Arbeit genug zu verſchaffen, hat mir erlaubt, ſo oft und ſo lange ich wollte, ſein, in ſeiner Art einziges Cabinet zu beſuchen, und hat ſeinen Bruder, ſich und ſeine Frau von mir zeichnen laſſen. Mit dem, was ich für ihn gearbeitet habe, war er im Ganzen zufrieden, und dem, was er daran auszuſetzen hatte, konnte ich leicht, und zu ſeiner völligen Zufriedenheit abhelfen. Aber bei alle dem habe ich doch zugleich geſehen und bin durch Gründe davon überzeugt, daß Lavater, obgleich junge Leute unter Ihm viel Fertigkeit in Aug und Hand erlangen, doch nie einen Künſtler im wahren Sinne des Wortes bilden wird. Von eigentlicher Kunſt weiß er wirklich zu wenig, um Andere zu bilden, ſo viele und ſcharfſinnige Bemerkungen er auch als Phyſiognom und Pſycholog über den Menſchen gemacht hat. Hier geht es ihm gerade, wie mit ſeiner Philoſophie, die nur einzig und allein für ihn brauchbar iſt.

Was Lavater unter ſeiner Aufſicht und nach ſeinem Sinne machen läßt, wird gewiſſermaßen Fabrikarbeit. Er iſt ein ſonderbarer Liebhaber von ſtarkem Colorit, und das Schlimmſte iſt, daß er in ſeiner Schule für Alles nur ein einziges Colorit hat. So ließ er z. B. von einem ſeiner Zöglinge die Zeichnung von Ihnen, die ich ihm mitbrachte, copiren, in Farben, wenn ich ſo ſagen darf, überſetzen, und dermaßen roth und braun malen, daß ſie durch dieſe übermäßige Färbung völlig unkenntlich ward; und doch war ihm das recht. Jch glaube, wäre ich länger bei ihm geblieben, ich würde über dieſen Punkt manche Debatten mit ihm gehabt haben.

Jch habe auf meiner Reiſe von Zürich bis Bern vier Tage zugebracht, weil ich unterwegs verſchiedene Merkwürdigkeiten zu beſehen hatte, und bin am erſten November in Bern eingetroffen. Die Wonne des Augenblicks, wo ich Baggeſen umarmte, wage ich Jhnen nicht zu beſchreiben.

Baggeſen hatte mir eine ſo liebevolle Aufnahme in dem Hauſe ſeiner Schwiegerältern bereitet, daß ich hier bald wie zu Hauſe war. Jn den erſten Tagen habe ich faſt täglich bei ihnen geſpeiſet, und nun wohne ich ſeit etwa drei Tagen bei einem Herrn Haller, der der jüngſte Sohn des großen Haller und ein Onkel der Madame Baggeſen iſt. Nie habe ich in einer Familie ſolche Schönheit, Wohlgeſtalt und körperliche Stärke geſehen, als in der Hallerſchen. Die Mutter der Madame Baggeſen, ihre Tante, ihre Schweſter, alle von dieſer Familie, die ich bis jetzt kenne, zeichnen ſich durch jene Wohlgeſtalt aus; vorzüglich aber dieſer Haller, bei dem ich wohne. Er iſt der erſte Mann, der mein Jdeal von männlicher Schönheit, was ich mir von den Antiken abſtrahirte, und lange vergebens in der heutigen Welt geſucht habe, erreichte. Wie ein Halbgott des griechiſchen Himmels geht er unter den Zwergen und verunglückten Schöpfungen des jetzigen Zeitalters, wie ein Apoll unter den Hirten, einher, ſicher und groß und herrſchend, ohne es zu wollen, und ohne es zu wiſſen, denn ſein Geiſt und Charakter entſpricht ganz ſeiner Größe und Geſtalt. In ſeiner Gegenwart finde ich die Helden der Vorwelt nicht mehr übertrieben, und mein Auge weidet ſich noch immer mit neuem Wohlgefallen an dieſem ſtattlichen Manne, den kein Mädchen mit reinerer Luſt anſchauen kann. Ich nenne ihn den Herkules Haller.

Jetzt etwas von unſerer bevorſtehenden Reiſe. Wir gehen in vierzehn Tagen nicht nach Italien, unſerem bisherigen Pläne gemäß, ſondern für dieſen Winter über München nach Wien, und von da über Klagenfurt u. ſ. w. nach Venedig. Wir können beide nicht Italieniſch. Die Jahreszeit iſt ſpät und unfreundlich, die Wege über die Gebirge wahrſcheinlich ſchlecht, wenn nicht gefährlich. Ich that Baggeſen den Vorſchlag, zuerſt nach

Wien zu gehen, und dieſe kleinere Reiſe als eine Vorbereitung auf die größere zu machen. Nach einigen Minuten war Baggeſen auch, in Erwägung aller obigen Umſtände, auf der Stelle entſchloſſen; wir nahmen ſogleich alle Landcharten zur Hand, und reiſten auf allen nur möglichen Wegen nach Wien, und im künftigen Herbſte nach Italien.

Seit ich hier bin, wird mit Macht Italieniſch gelernt, und in Wien, hoffe ich, werden wir durch fortgeſetzten Fleiß uns der Sprache in ſoweit bemächtigen, daß wir uns mit den Eingebornen des Landes verſtändigen können. Ohne dieſe nothwendige Vorbereitung würden wir zu viel riskiren, in einem Lande, wo man vor Prellereien aller Art nicht behutſam genug ſeyn kann. Alſo zuerſt nach Wien. In Wien bedürfen wir, unter andern unentbehrlichen Dingen, auch der Empfehlungen Reinhold's. Wir kennen die Liebe und Bereitwilligkeit unſeres vortrefflichen Freundes ſo gut, daß wir dieſer Gefälligkeit im Voraus verſichert ſind.

Ewig Ihr Sie verehrender und liebender

Fernow.

Fernow's Aufenthalt in Bern. Auszug aus ſeinem Tagebuche.

Sonnabend, den 2. November.

Früh um zehn Uhr ging ich auf die Promenade bei der Kirche, wo man eine ſchöne Ausſicht gegen Süden hat, von der mir aber, wegen des umwölkten Himmels, der ſchönſte Theil, die Schneegebirge, verborgen blieb. Der Platz zur Promenade iſt nicht groß; aber die ſchönen Alleen, die vielen Sitze mit den Fußbretern, die Kirche, eines der ſchönſten gothiſchen Gebäude, die ich jemals ſah, die beiden Pavillons auf der Baluſtrade, die tief unten brauſende Aar, welche hier, beſonders wenn ſie reich an Waſſer iſt, ſehr reißend und tobend ſeyn muß, und die herrliche Ausſicht machen dieſen kleinen Platz zu einem der reizendſten öffentlichen Spaziergänge, die ich jemals gefunden habe. Die vortrefflichen Arkaden, wodurch ſich Bern vielleicht vor allen andern Städten Europen's unterſcheidet, geben dieſer Stadt einen ganz neuen eigenthümlichen Reiz, der ſie jedem Fremden auf den erſten Anblick empfiehlt. Die Reinlichkeit der Gaſſen, und die ſchönen maſſiven Häuſer, die breiten und geraden Straßen, und die ſolide Pracht und Größe der öffentlichen Gebäude, die man in Bern findet, iſt vielleicht einzig in ihrer Art. Alles iſt Zeuge des Wohlſtandes dieſer glücklichen Republik. Gerade ſo breit, als die ganze Breite der Promenade, iſt in der Aar, um ſie prächtiger zu machen, ein Wehr angebracht, von dem das Waſſer mit ſtärkerem Geräuſche herabſtürzt.

Nach dem Eſſen machte ich mit Baggeſen einen Spaziergang um die Stadt und auf die Enge, eine reizende, wegen ihrer Ausſicht auf die Schneeberge, vielleicht einzige Promenade, eine Viertelſtunde von der Stadt am Ufer der Aar. Wir ſahen nur einen ſehr kleinen Theil der vorderen Schneegebirgswand, welche durch dicke ſchwere Wolken hindurchblickte, die den ganzen Proſpekt verdeckten. Auf dem Rückwege kamen wir bei dem Hoſpitale vorbei, einem ſchönen Gebäude, das man eher für einen fürſtlichen Palaſt, als für ein Armenhaus anſehen würde. Die ſimple Inſchrift: Christo in pauperibus entſpricht der edlen Größe des Gebäudes. Die Reinlichkeit und gute Pflege, die in dem Hoſpitale beobachtet wird, ſoll eben ſo vorzüglich ſeyn.

Da ich am Tage meiner Ankunft wegen Mangel an Platz im Hallerſchen Hauſe noch nicht ſchlafen konnte, ging ich um zehn Uhr Abends ins Wirthshaus zum Adler, wo mich der beſoffene Wirth wieder fortwies, mit dem Bedeuten, wo ich zu Abend gegeſſen hätte, könne ich auch ſchlafen. Ich ging darauf in eine Geſellſchaft, wo ich aber in einem Zimmer, das bereits vier große Betten faßte, und wo zwei Perſonen ſchon im Bette lagen, ziemlich ſchlecht ſchlief. Ich ſuchte mir alſo heute ein beſſeres Logis im Storch, und ging dann zu Baggeſen zum Thee. Er fragte mich unter andern: ob ich Maurer ſey? und freute ſich ſehr, als ich es bejahen konnte. Wir haben nun nicht mehr nöthig, irgend etwas für einander zu verbergen. Um acht Uhr ging ich in mein neues Logis, wo ich aber wieder kein eigenes Zimmer, ſondern eins bekam, worauf ſchon Jemand logirte. Indeſſen war es doch um hundert Prozent beſſer, als das geſtrige.

Sonntag, den 3. November.

Wie wunderbar die Dinge ſich fügen! Baggeſen ſagte mir geſtern, er habe einen italieniſchen Sprachmeiſter annehmen wollen, aber in ganz Bern keinen auftreiben können. Beim Erwachen, ſiehe! finde ich einen in dem, neben dem meinigen ſtehenden Bette, der vor zwölf Tagen hier angekommen iſt, um in Bern die italieniſche Sprache zu lehren, ein Franzoſe von Geburt; der aber kein Teutſch kann, und mit dem ich ſchon den ganzen Morgen geradebrecht habe.

Nachmittags ging ich auf den Wall, um bei heutigem heitern Wetter die Schneeberge zu ſehen. Einziger, unausſprechlicher, erhabener Anblick! Welche Maſſe, welche unüberſteigliche Höhen! Noch immer hatte ich gezweifelt, ob die Berner Schneeberge einen ſchönern Proſpekt geben würden, als die man über den Zürcherſee ſieht. Aber ſie übertreffen dieſe weit, ſcheinen näher, ſind gewaltiger, höher, ſchroffer, unerſteiglicher und ſchöner von Form und Maſſen. Heute ſah ich zum erſten Male die Jungfrau, die Wetterhörner, das Schreckhorn, das Finſteraarhorn; die höchſten Spitzen der Schweizergebirge, wenn man den Montblanc ausnimmt, der hier nicht ſichtbar iſt. Sie ſcheinen ſo nahe, daß man glaubt, in zwei bis vier Stunden hinkommen zu können, ſie ſcheinen ſo hell und rein, daß man glaubt, einzelne Menſchen auf dem reinen Schnee erkennen zu können, und doch ſind ſie 8 bis 20 und mehr Stunden von hier entfernt. Ungern trennte ich mich von dem Anblicke, und ging mit Baggeſen nach Hauſe. Wir ſprachen noch mit dem italieniſchen Sprachmeiſter über die Art des Unterrichts, und machten zugleich einen kleinen Anfang.

Den 6. November.

Ich ging, um meine Garderobe in etwas zu ergänzen, zum Schneider Biziot, einem Franzoſen, der immer Ihr ſtatt Sie ſagte, welches mir ſonderbar klang. Ich glaubte vor einem Fürſten zu ſtehen, indem ich vor meinem Schneider ſtand. Heute fing ich Hallers Porträt an, von drei bis ſechs Uhr war ich in der italieniſchen Stunde. Baggeſen lernt entſetzlich leicht und geſchwind.

Den 18. November.

Heute beſuchte ich mit Baggeſen den Bildhauer Sonnenſchein. Ihn ſelbſt fanden wir nicht zu

Hauſe, aber ſeine älteſte Tochter führte uns in ſein Künſtlermuſeum, wo wir eine ſchöne Gruppe, Medea mit ihren beiden Kindern, ſahen; aber das Porträt einer Demoiſelle, oder, wie man hier beſſer ſagt, Jungfer, von der vierzehnjährigen Tochter des Künſtlers, wunderreizend und lieblich gemalt, zog unſer Auge von dem Kunſtwerke des Vaters ab. Die holde Künſtlerin, eine ſchlanke, beſcheidene, liebenswürdige Brünette, kam auch ſo, wie von ungefähr, durch das Zimmer gegangen, und ſie wäre von mir, hätte ich nicht beſonders darnach gefragt, nicht für die Künſtlerin gehalten worden. Sie entzog uns eben ſo unbemerkt, wie ſie kam, ihre liebliche Erſcheinung wieder. Ich ſah noch einige Arbeiten des Vaters, zwei kleine Gruppen aus der Schweizer-Geſchichte, Fürſt, Melchthal und Stauffach, die den Schweizerbund ſchwören, und Tell mit ſeinem Sohne; beide gar ſchön gruppirt. Ich fand in den Arbeiten dieſes Künſtlers mehr Kunſt, in denen von Dannecker in Stuttgart mehr Simplicität und Natur.

Aus einem Briefe an Herrn Nauwerk.

Bern, den 24. November.

In Zeit von acht Tagen gehe ich mit Baggeſen über Zürich, Augsburg, München, Salzburg und Linz nach Wien, wo wir uns einige Monate aufhalten werden, und dann zu Ende des Winters von da unſern Weg durch einen kleinen Theil von Ungarn, Kärnthen nach Venedig nehmen. Von da werden wir nach einem hinlänglichen Aufenthalte, um alles Merkwürdige zu ſehen, über Mantua, Verona und Mailand im Frühjahre wieder nach Bern zurückkehren. Gegen künftigen Herbſt treten wir ſodann die große Reiſe nach Italien, Neapel und Sicilien an. Ich habe, während der Reiſe, alles frei, was ich brauche, blos während eines längern Aufenthalts an dieſem oder jenem Orte lebe ich, wenn ich etwas verdienen kann, auf meine Koſten.

Ich ſchmeichle mir, daß Baggeſens Bekanntſchaft mir auch für die Zukunft von großem Nuzzen ſeyn wird, und daß ich vielleicht in Dänemark den Reſt meines unſtäten Lebens zubringen werde. Mein Herz ſchlägt freudig bei dem Gedanken, daß ich Dich, nach glücklich beendigter

Reiſe, einmal wiederſehen und mein Abentheuer Dir an traulichen Winterabenden erzählen werde. Denke Dir meine Wonne, wenn ich unſern alten Carſtens in Rom wiederſehe! Daß er nur nicht bis künftigen Winter nach Teutſchland zurückgeht!

Der erotiſchen Muſe habe ich auf immer Lebewohl geſagt. Ich will mit keiner Geliebten leben, die ich nicht auch öffentlich produziren darf, und ich denke auch ſeit Jahr und Tag über manche Dinge ganz anders, als ehemals. Ueberhaupt werde ich mich wohl in der Folge weniger mit kleinen poetiſchen Arbeiten beſchäftigen; denn im Grunde kommt doch bei dergleichen Tändeleien nichts Genugthuendes heraus. Aut Caesar aut nihil! Jetzt lerne ich mit aller Gewalt Italieniſch, und wir werden es in Wien auch eifrig fortſetzen, um uns ſo gut wie möglich zu unſrer italieniſchen Reiſe zu präpariren. Nicht wahr, Du beneideſt mich ein wenig? Ich denke im Grunde: beſſer beneidet, wie bedauert, und bin doch überzeugt: Du gönnſt mir meine ſchönen Ausſichten von ganzer Seele.

Ich hoffe noch ſicher darauf, Dich vor meiner Abreiſe nach Italien künftigen Frühling hier in der Schweiz zu ſehen, und denke nicht vergebens zu hoffen. Komm lieber, theurer Bruder, und durchwandle mit mir die Schweiz. Mit 200 Rthlrn. kannſt Du, beſonders wenn Du Dich einſchränken willſt, und entbehrlichen Bedürfniſſen entſagen gelernt haſt, die ganze Reiſe beſtreiten. Ich habe meinen Weg von Jena bis Zürich zu Fuße gemacht, bin vier Wochen unterweges geweſen, habe mir nichts verſagt, was ich bedurfte, und die ganze Reiſe von einigen und ſechzig Meilen koſtet mich nicht mehr als 18 Rthlr. Wenn Du auch noch einmal ſo viel verbrauchſt, ſo kommſt Du doch hinlänglich aus. Da Dein Vater Dir überdies verſprochen hat, Dich, nach vollendetem Studiren, eine Reiſe machen zu laſſen, ſo denke ich, wird er um ſo eher Wort halten. Thue, was Dir irgend möglich iſt, wir wollen hier ſelige Tage verleben! Die Schweiz iſt doch das einzige Land auf Gottes Erdboden, wo kein unintereſſantes Fleckchen iſt. Ich bin hiervon überzeugt, obgleich ich erſt, ſo zu ſagen, die Vorrede geleſen habe, denn gerade dieſe vierzig Stunden, die ich in der Schweiz gereiſet bin, ſind das Unintereſſanteſte, das am wenigſten Schweizeriſche, und doch bin ich zufrieden. Der Rheinfall, der Zürcherſee, ein großer Theil der Juragebirge, die Ausſichten auf die Schneeberge in Zürich und vorzüglich hier, haben mir ſchon gezeigt, was ich zu erwarten habe.

Leider iſt jetzt der Himmel ewig mit Nebel und Wolken bedeckt, beſonders in der Gegend der Gebirge, ſo daß ich nur erſt zweimal an heitern Tagen dieſe unbeſchreibliche Ausſicht habe genießen können. Ich ſehne mich nach dem Sommer, wo ich dieſen Naturwundern näher ſeyn und die Schönheiten ihrer reizenden und ſchreckenvollen Thäler genießen werde.

Nirgends fand ich, ſo viel Orte Teutſchlands ich ſah und ſo viele Schönheiten ich auch muſterte, ſo viel reizende und ſchöne Mädchen, beſonders in den höhern Ständen, als hier. Bern iſt das Cirkaſſien der Schweiz. So ſelten man an andern Orten eine Schönheit findet, ſo ſelten findet man hier eine Mißgeſtalt. Alle ſind ſchön, von hoher, ſchlanker Jugendgeſtalt, von blühenden Wangen und den ſtrahlendſten, beredtſten Augen, die bis in den innerſten Winkel des Herzens hinabblitzen. Man darf nur eine Straße hinabgehen, um wenigſtens einem halben Dutzend ſolcher herrlichen Geſchöpfe zu begegnen, wo man eine noch ſchöner, als die andere, und die letzte immer als die ſchönſte findet.

Einige dieſer Heben, Junonen und Grazien habe ich bereits nachgebildet, und jede noch eine Stunde länger, als gewöhnlich, ſitzen laſſen, um mich recht mit Muße an ihrer Schönheit zu weiden. Selbſt das abſcheuliche Teutſch, das man hier ſpricht, wird in ihrem Munde lieblich und wohllautend. Mit einem Worte: Bern iſt ein Himmel für den, der ſchöne Weiber lieb hat. Ein Muſelmann würde hier ſein Paradies, und in jeder Schöne eine Houri ſehen. Aber Du weißt, reine Schönheit gewährt nur durch Anſchauung Genuß; damit habe ich mich bis jetzt denn auch begnügt.

Grüße alles, was meiner gedenkt, und laß mich bald etwas von Dir leſen. Entweder im Schatten der Alpen, oder nach einigen Jahren in den ſandigen Ebenen Deines Vaterlandes umarmt Dich wieder

Dein Dich brüderlich liebender
Fernow.

Den dritten December trat Fernow in ſeines Freundes Baggeſen Geſellſchaft die Reiſe nach Wien endlich an. Einige kleine Unannehmlichkeiten abgerechnet, geſteht er am Schluſſe des mit beiſpielloſer Treue jeden Tag durchgeführten Tagebuchs, mit ſeinem Aufenthalte in Bern ſehr zufrieden zu ſeyn. Auch ſeine Kaſſe hatte ſich wohl dabei geſtanden. In dem einen Monate, den er dort zubrachte, hatt er funfzehn Porträte gezeichnet, die er alle am Ende des Tagebuchs genau angiebt.

An Profeſſor Reinhold.

Wien, den 1. Januar 1794.

Ich weiß meinen Eintritt in das neue Jahr und in Ihre Vaterſtadt, wo Baggeſen und ich heute Abend um ſieben Uhr glücklich und geſund eingetroffen ſind, nicht würdiger und feſtlicher zu begehen, als durch eine Unterhaltung mit Ihnen, mein theurer, verehrter Gönner! O gewiß, wäre ich dieſen Abend nicht bei Ihrem geliebten Baggeſen, ich wäre bei Ihnen! Warum kann man nicht an zweien Orten zugleich ſeyn? So lange ich hier bin, werde ich der waltenden Vorſehung danken, daß ſie mich auf dem labyrinthiſchen Pfade meines Lebens gerade zu einer Zeit zu Ihnen führte, wo jede heitere Ausſicht vor meinem Blicke zu verſchwinden ſchien, wo ich auf das, was in meiner Lage mein höchſtes Glück ſeyn konnte, bereits reſignirt hatte; daß ſie unter Tauſenden mich des Vorzugs würdigte, den Faden meines Schickſals an Ihr und Baggeſens ſeltnes Bündniß zu knüpfen, und mir dadurch eine Quelle ſüßerer Freuden zu öffnen, als ich bis dahin kannte, und deren Beſitz, ſelbſt in meinen kühnſten Hoffnungen, ich mir nicht vorzubilden wagte. Noch unendlich viel verdanke ich Ihnen über dieſes. Ihre Lehren haben meinem Geiſte in dem ungewiſſen Dunkel, worin er herumirrte, einen ſichern Leitſtern gezeigt, und Regionen geöffnet, die ihm ſonſt für immer verſchloſſen geblieben wären; Ihr Unterricht hat mich den hohen Werth des Lebens ſchätzen, die einzige Beſtimmung meines Daſeyns kennen, lieben und erringen gelehrt. O, könnte ich Ihnen heute, durchdrungen von inniger Liebe und Verehrung meinen Dank ſo lebhaft ausdrücken, wie ich ihn, ſo oft ich den Gang meines Schickſals überſehe, in meinem Herzen empfinde!

Den 2. Januar.

So weit hatte ich geſtern geſchrieben, als man Ihren, mir unausſprechlich lieben Brief brachte; wie ſehr danke ich Ihnen für dieſe Freude! Ich will jetzt, ſo gut ich kann, Ihnen einige Nachrichten von unſerer Reiſe mittheilen. Wir wanderten am dritten December 1793 aus Bern. Baggeſen, Liedemann, der daſelbſt drei Tage vorher angekommen war, und ich, überſtiegen einige der kleineren Gebirge, und kamen am ſechſten in Zürich an, wohin Noſſolini, den Sie jetzt ſchon kennen werden, und der hernach bis Augsburg mit uns reiſete, bereits acht Tage vorher abgegangen war. Lavaters Wiederſehen und Fichte's Bekanntſchaft nenne ich hier als das Merkwürdigſte für mich. Am achten reiſeten wir wieder von Zürich ab. Fichte begleitete uns fünf Stunden bis Richterswyl. Hier machten wir die Bekanntſchaft Peſtalozzi's, zu welchem Fichte uns führte, und wo ich den Abend und folgenden

Morgen eine der geiſtreichſten Unterhaltungen meines Lebens genoß.

In den folgenden Tagen beſtiegen wir bei ſchönem ſonnigen Wetter die Toggenburger Gebirge, und kamen durch einen Theil des Appenzeller Landes über St. Gallen, und am eilften December an die Gränzen der Schweiz. So wie wir der Schweiz Lebewohl ſagten, verließ uns auch das ſchöne Wetter. Um nicht in Regen und Koth zu waten, fuhren wir bis Bregenz, von wo wir unſern Weg wieder an folgenden Tagen zu Fuße fortſetzten.

Wir befanden uns jetzt auf öſterreichiſchem Boden, und man gab uns dies auf eine ſonderbare Art zu verſtehen. Wir gingen am zwölften früh, nichts Widriges ahnend, aus Bregenz, und waren eben etwa eine kleine halbe Stunde gegangen, als zwei Soldaten aus allen Kräften hinter uns gelaufen kamen, um uns einzuholen. Mich, der ich von der ganzen Karawane am verdächtigſten ausſah, griff der eine an die Bruſt: „Steh Kerl! Du mußt mit nach Bregenz zurück!“ rief er. Der andere machte es mit Baggeſen eben ſo. Wir faßten uns, ſahen bald, daß wir durch Widerſetzlichkeit nichts ausrichten würden, und folgten, ſchmälend über die verdammte Polizei, die uns von der Landſtraße zurückholen ließ, um uns zu examiniren, den beiden Soldaten, die einige Schritte weiter noch ein Reſervekorps von zwei Mann bei ſich hatten. So führte man uns wieder in die Stadt zurück, unter einem glänzenden Gefolge des Gaſſenpöbels, der haufenweiſe ſich verſammelt hatte, in die Kanzlei, wo man unſre Päſſe unterſuchte, und ſich mit den jetzigen Zeitumſtänden entſchuldigte, die ſolche Maßregeln nothwendig machten. Baggeſen las den Herren einen kleinen Text, und bat ſie, im Namen aller Reiſenden, künftig beſſer in den Wirthshäuſern und an den Thoren zu wachen.

In Augsburg langten wir am ſiebzehnten December glücklich an; wir hatten jetzt von Bern aus drei und neunzig Stunden zurückgelegt. Unſer Aufenthalt daſelbſt, der bis zum ein und zwanzigſten December dauerte, war ſehr unintereſſant. Das Wetter war jetzt allmählich immer ſchlechter und die Straßen immer ſchmutziger geworden; wir nahmen daher, nachdem Liedemann und Roſſolini uns verlaſſen hatten, einen zurückfahrenden Lohnkutſcher, der uns den folgenden Tag nach München brachte, wo wir vier Tage verweilten. Von München fuhren wir am zweiten Weihnachtsfeiertage mit der Diligence nach Salzburg, trafen hier am folgenden Abende ein und gewannen am andern Morgen nur noch eben Zeit, eine Stunde lang dieſe ſchönſte aller Städte, die ich bis jetzt geſehen habe, flüchtig zu durchwandeln. Wir glaubten in einer italieniſchen Stadt zu ſeyn; die Häuſer ſind alle in gutem Geſchmack, und was den ſchönen Anblick noch um Vieles verſchönerte, mit flachen Dächern gebaut. Schöne Kirchen und öffentliche Gebäude ſieht man hier. Die Lage des Ortes iſt einzig in ihrer Art, und mit den ſchönſten Gegenden in der Schweiz zu vergleichen; aber ſchöne Menſchen fanden wir nicht. Nächſt den Bernerinnen haben wir in München die ſchönſten weiblichen Bildungen und vorzüglich am letztern Orte, ſo wie in ganz Baiern, ſchöne, große und wohlgebildete Männer gefunden. Nach zwei, auf der Diligence ſchlaflos durchfahrenen, Nächten, erreichten wir den neun und zwanzigſten Linz, trafen hier einen Retourwagen nach Wien, und kamen ſo am Neujahrstage wohlbehalten in dieſer Hauptſtadt an.

Wir ſind gerade einen Monat lang von Bern bis Wien unterweges geweſen. Unſere Reiſe würde, beſonders von Augsburg an, vielleicht intereſſanter geweſen ſeyn, wenn wir ſie, wie von Bern bis Augsburg, zu Fuße gemacht hätten; aber das neblichte, feuchtkalte Wetter würde dies auf die Länge zu ermüdend gemacht haben. Baggeſen hat freilich auf der Reiſe gelitten; aber mehr durch die Trennung von ſeiner geliebten Gattin, als durch die Strapazen, gegen die ſein Körper ziemlich abgehärtet iſt. Ich hoffe, er wird dieſe Trennung, die er ſich durch vieles Briefſchreiben nach, und Briefempfangen von Bern bisher einigermaßen erträglich gemacht hat, nach und nach ruhiger ertragen lernen, als es ihm im Anfang möglich war, u. ſ. w.

Fernow.

An Profeſſor Reinhold.

Klagenfurt, den 11. Februar.

Nie habe ich das Unvermögen meines geringen Talents, Geiſt und Charakter eines lebendigen

Urbildes treu, lebendig und geiſtvoll in die todten Züge einer Zeichnung zu übertragen, inniger empfunden, als bei dem Verſuche, Ihnen ein ähnliches Bild Ihrer vortrefflichen Schweſter zu liefern; und nie habe ich zugleich ſo heiß gewünſcht, ein vollendeter Meiſter in meiner Kunſt zu ſeyn, als in jenem Augenblicke. Mit dieſem aufrichtigen Bekenntniſſe übergebe ich Ihnen jetzt meinen unvollkommenen Verſuch. Nicht allein das Vermögen, den Geiſt des Urbildes richtig zu fühlen, und mit der Einbildungskraft aufzufaſſen, ſondern auch das Vermögen, ihn eben ſo treu, wahr und lebendig in der Nachbildung wieder darzuſtellen, iſt die Bedingung der Meiſterſchaft in der Kunſt. Das Erſtere glaub' ich mir zutrauen zu dürfen, denn ſonſt würde ich an meinem Weiterkommen mit Recht verzweifeln; aber das Letzte iſt eine noch nicht überwundene Schwierigkeit für mich. Wie lange ſie dieſes bleiben, ob ſie es je für mich zu ſeyn aufhören wird, das kann, neben meinem guten Willen, allein vom Schickſale abhängen. Ob es dieſem Ernſt ſeyn wird, eine glückliche Wendung für mich zu nehmen, oder nicht! dies muß ich erwarten. Ich ſchätze mich auch in ſo fern jetzt glücklich, daß meine gegenwärtige Lage für eine ſolche günſtige Wendung mir wenigſtens die Hoffnung läßt.

Wird es mir möglich, daß ich dereinſt Italien auf längere Zeit, und nicht blos auf einer flüchtigen Durchreiſe ſehen kann; ſo verzweifle ich nicht an der Erreichung jenes mir noch fehlenden; wo nicht — wohlan! ſo war meine Hoffnung freilich ein leerer, aber doch ein ſüßer Traum, aus dem ich wenigſtens mit dem tröſtenden Bewußtſeyn erwachen werde, daß die Schuld meiner Mittelmäßigkeit nicht an mir lag. Und ſo gehe ich meinem Verhängniſſe mit heiterer Stirn entgegen.

In artiſtiſcher Rückſicht habe ich von dem bisherigen Theil meiner Reiſe wenig Nutzen gehabt; ich muß das Beſte von dem Künftigen hoffen. Geſehen habe ich freilich manches Schöne der Kunſt in Wien; aber auch nur geſehen. Ob ich in Venedig und Trieſt mehr als ſehen werde? weiß ich nicht; aber faſt zweifle ich daran; denn wir machen unſere Reiſe etwas eilfertig. Wir werden nicht länger, als etwa acht Tage in Venedig, und auch wohl nicht länger, als eben ſo lange, in Florenz verweilen.

Baggeſen reiſt auf Flügeln der Liebe; er fühlt ſein Weſen getheilt und wird keine Ruhe haben, bis es wieder vereinigt iſt. Schon hat er von der Anfangs zu dieſer Reiſe beſtimmten Zeit von fünf Monaten einen abgekürzt; die Tour der Reiſe aber iſt vergrößert. Es lag nicht mit in dem Plane, Florenz auf dieſer Reiſe zu beſuchen, jetzt, da der Baron Herbert mit uns die Reiſe macht, erweitern wir die Tour über Florenz und Livorno, und werden deſſen ungeachtet ſchon zu Ende des Aprils wieder in der Schweiz ſeyn. Unſer Aufenthalt darf alſo an allen Orten, die wir beſuchen, nur kurz ſeyn; und ſo iſt für mich an kein ruhiges Studium zu denken. In anderer Rückſicht hingegen wird dieſe Reiſe doch immer ſehr lehrreich für mich werden.

Jetzt erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Einiges von dem Fortgange unſrer Reiſe ſelbſt erzähle. Baggeſen und ich haben in Wien nicht beiſammen gewohnt. Er hatte ſein Logis bei einem gewiſſen Herrn von D., demſelben, der mit in Jena war; und ich wohnte im Hinterhauſe des ***ſchen Hauſes, in dem man mich mit Gefälligkeiten und Freundſchaftsbezeugungen überhäuft hat, die immer ein dankbares Andenken in meinem Herzen zurücklaſſen werden. Auch in dem Hauſe Ihrer Frau Schweſter bin ich ſo wohl aufgenommen worden, wie ich es nicht erwarten konnte, und die Stunden, die ich dort zugebracht habe, werden mir unvergeßlich ſeyn. Meine Abende habe ich größtentheils bei W., wo ich faſt immer einen Kreis vorzüglicher Menſchen fand, zugebracht und in meinen müßigen Stunden zu Hauſe die Kritik der Urtheilskraft durchſtudiert, um auch mein Studium der Philoſophie nicht ganz auf der Reiſe zu vernachläſſigen. So habe auch ich, für meinen Theil, mir den Aufenthalt in Wien ſo intereſſant und nützlich, als es unter meinen Umſtänden möglich war, gemacht.

Am dritten Februar reiſ'ten wir mit der Diligence von Wien ab und kamen bald aus der trüben, neblichten, kothigen und gewühlvollen Sphäre, in der wir einen ganzen Monat lebten, in die reinere und höhere von Ober-Steyermark, wo wir den Winter in ſeiner ganzen Strenge, aber auch in ſeinen vollen, einfachen Herrlichkeiten herrſchend fanden. Durch dieſes ganze Land, und durch den größten Theil von Kärnthen bis

Klagenfurt ging unſer Weg beſtändig durch Gebirge, und ſchöne, romantiſche Thäler, denen zu ihrer ganzen Schönheit freilich der Reiz und das Leben der blühenden Natur fehlte. Aber auch der Winter iſt in dieſen Gegenden nicht freudenleer. Wir hatten am Tage eine reine, heitere Winterluft, und die ſtillen, ſtrengen, ſternenhellen Nächte ließen uns auch im Dunkel die Gegenden, die wir durchreiſ'ten und die verſchiedenen Abwechſelungen erkennen.

Den achten dieſes Monats kamen wir glücklich in Klagenfurt beim Baron Herbert an. Seit dieſer Zeit leben wir hier im Kreiſe edler, vortrefflicher Menſchen ſo froh, als möglich. Hier werden die Mittags- und Abendmahlzeiten zu frohen ſokratiſchen Feſten, wo ernſte Weisheit mit froher Laune, und Lieder der Freude mit philoſophiſchen Geſprächen wechſeln, wo bald Minerva, bald Hebe uns mit ihren Gaben erfreuen. Solche Tage ſind wahres Leben; ſie ſind helle Punkte unſrer Reiſe, deren wir ſchon einige gefunden haben, und um deren willen man allein die Mühſeligkeit derſelben vergeſſen würde, wenn ſie auch ſonſt keine Entſchädigung gewährte.

Die Philoſophie hat hier ungemein viel Freunde. Der ganze Zirkel in Herbert's Hauſe iſt in ihre Geheimniſſe mehr oder weniger eingeweiht, und die beiden Baroneſſen von D. ſind ein Paar Prieſterinnen von vorzüglicher Fähigkeit! Baggeſen iſt der Meinung, er habe bisher keine Frauenzimmer gefunden, die den Geiſt dieſer Philoſophie ſo ganz gefaßt haben, als dieſe beiden. Sie haben Kant's ſämmtliche Kritiken ſowohl, als Ihre Schriften ſtudiert, und, wie aus ihren Geſprächen zu ſchließen iſt, verſtanden. Es war mir zum erſten Male gar beſonders zu Muthe, als ich zwei Mädchen von Kategorien und Antinomien ſo geläufig ſprechen hörte, als Andere gewöhnlich von Putz, Mode und Wetter. Sie haben durch ihre Philoſophie ihrer Weiblichkeit keinen Eintrag gethan, denn die eine iſt geliebt und die andere liebenswürdig. Da nun ſogar die Damen hier Selbſtdenkerinnen ſind, ſo wird den ganzen Tag philoſophirt und polemiſirt, und die Unterhaltung nie matt und fade.

Herbert iſt einer der vortrefflichſten Menſchen, bei dem Kopf und Herz im beſten Gleichgewichte ſtehen, und ſeine Lage in der Welt iſt, glaube ich, ſo glückſelig, als er ſelbſt des Glückes würdig iſt. Er hofft Sie in Kiel zu beſuchen, wenn es nicht bei dem bloßen Vorſatze bleibt.

Am vierzehnten dieſes werden wir von hier über Trieſt nach Venedig abgehen. Ein gewiſſer Herr Rauſcher macht dieſe Reiſe mit, der ein vortrefflicher Menſch iſt. Kommt nun Erhard, wie er verſprochen hat, noch als Gefährte hinzu, ſo kann ich mit Recht fragen, wo eine zweite ähnliche Reiſegeſellſchaft exiſtirt? Wie glücklich bin ich, ein Mitglied derſelben zu ſeyn! Wenn Baggeſen nur die Reiſe glücklich überſteht, ſo ſoll zu meiner Zufriedenheit nichts fehlen. Gern möchte ich ihm einen Theil meiner bisher unerſchütterten Geſundheit abgeben, wenn es möglich wäre.

Ich empfehle Sie und mein geliebtes teutſches Vaterland dem Schutze der Vorſehung, indem ich mich auf einige Zeit, und zum erſten Male von letztem trenne. Ihre Liebe, das weiß ich, wird mir auch jenſeits der Alpen bleiben, ſo wie mein Herz in dem Beſitze derſelben ſich ewig froh und glücklich fühlen wird.

Ihr

Fernow.

An Herrn Profeſſor Reinhold.

Florenz, den 17. März 1794.

Mein verehrungswürdiger Lehrer und Freund.

Schreiben Sie es einzig den vielen Hinderniſſen und Zerſtreuungen der Reiſe zu, daß ich Ihnen ſo lange keine Nachrichten von der Geſundheit unſers Baggeſen — die meinige verſteht ſich von ſelbſt, und von dem glücklichen Fortrücken unſrer Reiſe gegeben habe. So ſehr auch in einer zahlreichen Geſellſchaft das Vergnügen der Reiſe gewinnt, ſo raubt ſie doch zugleich faſt alle Muße, die man allein, oder in kleinen Geſellſchaften den beſtändigen Störungen abgewinnen kann. So geht es mir jetzt. Wie ein unbedeutender Schneeball, den irgend ein Zufall vom Gipfel eines Berges herabrollt, endlich zu einer Lavine heranwachſen kann, ſo rollte auch ich, vom Schickſal fortgeſtoßen, von Jena's nackten Bergen herab, vereinigte mich in Bern mit Baggeſen, Roſſolini und Liedemann, welche aber beide nur eine Strecke lang mit uns rollten; in Klagenfurt mit Herbert und Rauſcher; in Venedig mit Doktor Friedländer aus Königsberg, und in Verona mit Erhard;

und ſo haben wir uns, ſechs Perſonen ſtark, bis Florenz, dem entfernteſten Punkte unſrer Reiſe, fortbewegt. Hier aber wird, wie es ſcheint, die Lavine aus einander ſtieben; obgleich der Plan war, daß wir Alle, bis auf Friedländer, der weiter nach Rom und Neapel geht, zuſammen bis Bern reiſen wollten. Aber Umſtände, auf die wir nicht rechnen konnten, belehren uns, daß dies nicht der Wille der Vorſehung iſt, die über uns und, ohne mir zu ſchmeicheln, daß die Vorſehung mehr für mich, als andere Menſchen ſorge, ſeit Jahr und Tag, beſonders ſichtbar über mich gewaltet hat. Durch unangenehme Nachrichten aus Bern dazu beſtimmt, geht Baggeſen ſo ſchnell, als möglich, dahin zurück. Sein Schwiegervater, der Altlandvogt Haller von Schenkenberg, iſt geſtorben, Frau und Kind ſind krank, und der arme Baggeſen iſt durch dieſe Nachrichten in die tiefſte Bekümmerniß verſetzt.

Sobald ich die Merkwürdigkeiten in Florenz geſehen habe, kehre ich, durch Herbert's Unterſtützung dazu in den Stand geſetzt, von hier nach Bologna zurück, um dort zu bleiben, und mein Kunſtſtudium fortzuſetzen. Der edle Herbert ward von dem Anblick der guten Anſtalten des dortigen Künſtlerinſtituts, von der Menge vortrefflicher Kunſtwerke, die Bologna beſitzt, von dem Eindruck, den dieſe auf mich machten, und von dem Genius der Menſchlichkeit, der ihn nie verläßt, dazu beſeelt, daß er mir auf der Stelle eine jährliche Beiſteuer von hundert Gulden anbot, wenn ich Luſt hätte in Bologna zu bleiben und zu ſtudieren. Ueberraſcht von dieſer unerwarteten Großmuth, konnte ich in dem Augenblicke nichts, als danken.

Ich ſagte Baggeſen von dieſem neuen Stern an dem Horizonte meines Schickſals; er war erfreut, lobte Herbert's großmüthiges Anerbieten und meinen Entſchluß, es für's Erſte anzunehmen, und wir ſprachen ausführlicher darüber. Daß von hundert Gulden jährlicher Einnahme nicht für mich zu leben ſey; daß ich es mit dieſer kleinen Summe in der Taſche nicht wagen könne, mich zum Hierbleiben zu beſtimmen, in einem fremden Lande, und an einem Orte, wo es nicht an jungen Künſtlern fehlt, die geſchickter ſind, als ich, daß ich daher, wenigſtens in den erſten Jahren nicht, Arbeiten für Geld erwarten dürfe, und auch ſelbſt dann, wenn ich welche bekäme, meinen Zweck, der nicht blos darin beſteht, nur zu leben, nicht erreichen würde; daß ich ganz ohne Arbeit um Brod, mich ruhig dem Studium der Kunſt überlaſſen, oder ferner ums Brod arbeiten und auf weitere Künſtlerbildung Verzicht thun müſſe; dies war ungefähr das Reſultat meiner Ueberlegungen, die mich abhielten, daß ich nicht mit beiden Händen Herbert's Antrag annahm.

Herbert ſowohl, als Baggeſen fanden meine Einwendungen gegründet genug, und verſprachen mir, dieſe Schwierigkeiten durch ihre Vermittelung ſo zu heben, daß ich in den Stand geſetzt werde, ohne Sorge für meinen Lebensunterhalt, und die daraus nothwendig entſpringende Verſäumniß und die Störungen im Studium, wenigſtens einige Jahre in Italien leben zu können. Beide rechnen beſonders auf den jungen Grafen von Burgſtall, der jetzt bei Ihnen lebt, einen edlen, reichen und ledigen Mann, von dem ich, ohne irgend einen Andern, der nähere und gerechtere Anſprüche, als die er ihm ſelbſt geben will, auf ſeinen Ueberfluß haben könnte, zu beeinträchtigen, eine ſolche Unterſtützung wohl annehmen dürfte.

Wenn ich je einen Menſchen um Unterſtützung anſprechen muß, ſo will ich dies lieber bei einem Edlen, als bei einem Großen (in dem Sinne nämlich, wie das Wort groß in der Welt gäng und gebe iſt) thun. So viel ich von dem Grafen gehört, und aus Ihrem eignen Briefe an Baggeſen geſehen habe, iſt er einer der edelſten, jungen Männer, und im völligen Beſitze Ihrer Freundſchaft und Ihrer Achtung.

Baggeſen und Herbert haben mir verſprochen, deshalb an Sie und den Grafen zu ſchreiben, Baggeſen kann in der Stimmung, worein die Nachrichten aus Bern ihn verſetzt haben, dies unmöglich jetzt thun, und Herbert's Tugend beſteht, wie Sie ſchon längſt wiſſen, mehr im Handeln, als im Briefſchreiben. Um nun bald zu mehrerer Gewißheit über mein Schickſal zu kommen, wende ich ſelbſt, mit Baggeſen's Billigung, mich an Sie, und übergebe die Entſcheidung deſſelben, in ſo fern ſie von Ihrem Einfluß auf den Grafen und von Ihrer gütigen Anwendung deſſelben abhängt, in Ihre Hände. Viele unvergeßliche Beweiſe des

Antheils, den Sie an meinem Schickſale nehmen und Ihres freundſchaftlichen Wohlwollens gegen mich, geben mir ein uneingeſchränktes Vertrauen, daß Sie, wenn meine Bitte überhaupt Statt finden kann, das thun werden, was Sie meinem Wohle am zuträglichſten halten, und daß Sie, wenn Sie es nicht für thunlich halten, mir eine Bitte verzeihen werden, die ich aus Liebe zur Kunſt, nicht, um mir mein Daſeyn leichter und bequemer zu machen, an Sie thue.

So würde dann, wenn alles nach meinen Wünſchen ginge, das, was ich mir ehemals in meinen kühnſten Hoffnungen kaum möglich dachte, wirklich werden. Ich würde, umgeben von den Kunſtwerken der lombardiſchen Schule und von den Werken Raphael's, Guido's, Titian's, täglich mein Auge und meine Hand in der Nachbildung und Betrachtung ihrer unſterblichen Meiſterwerke üben, und in der Nähe von Florenz und Rom, auch dort mit leichter Mühe meine Bildung fortſetzen können, wenn ich in den erſten Gründen mich etwas feſter geſetzt hätte. O, mit dieſer hellen und heitern Ausſicht wird mir Italien, das ich ſchon jetzt paradieſiſch fand, ein Himmel werden, aus dem ich einſt mit geläutertem Geſchmack, mit geübterer Hand und mit einem, von dem Ideale der Schönheit verklärten Auge die göttlichen Formen der jugendlichen Vorwelt mit reinem Sinn aufgefaßt, in mein kunſtbedürftiges Vaterland zurückbringen und zur Bildung Anderer darſtellen kann.

So flüchtig ich während unſrer Reiſe auch nur die vorzüglichſten Malereien betrachten, ſo wenig ich ſie durch ruhige Betrachtung ganz verſtehen lernen konnte, ſo viel Nutzen habe ich doch von dieſem Durchlaufen durch die venetianiſche und lombardiſche Kunſtſchule gehabt. Vieles dämmert vor meinem Blicke, was damals in Nacht verhüllt lag, und wenn ich auch nur dann und wann unvermuthet den Schlüſſel zu einer Hieroglyphe finde, ſo iſt das Bewußtſeyn, ihn gefunden zu haben, mir doch ein Beweis, daß ich einmal dieſe Sprache verſtehen, vielleicht noch ſelbſt ſprechen werde.

Ich eile, Ihnen jetzt noch Einiges von unſrer Reiſe zu melden.

Je tiefer wir in Italien kommen, je intereſſanter wird Alles um uns her. Jedes Fleckchen

Erde iſt hier bedeutend, entweder durch Schönheit der Gegenwart, oder durch den Geiſt der Vorzeit, der unter den geſunkenen Trümmern eines mächtigen, einſt die Welt beherrſchenden Volks, das jetzt kaum noch Sinn für die Größe ſeiner Väter hat, den Wanderer anweht. Immer wird darum Italien das intereſſanteſte Land der Welt bleiben; auch wenn es nicht dieſe üppigen Fluren, dieſe reizenden Hügel, dieſe geſegneten Thäler, dieſen wollüſtigen Himmel und dieſen ewigen Frühling hätte.

Von Trieſt ſchwammen wir in einer Barke bei faſt gänzlicher Windſtille in dreißig Stunden den adriatiſchen Meerbuſen hinüber nach Venedig. Wir blieben alle wohl im Schiffe, und keiner von uns hielt es rathſam, ſich mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen. Am drei und zwanzigſten Februar früh mit dem grauenden Morgen ſtiegen die Thürme Venedigs vor uns aus den Wellen herauf. Nach einigen Stunden waren wir ſchon in den Lagunen, dieſer ſchwimmenden Welt, und um zehn Uhr auf dem Markusplatze, in deſſen Nähe wir, nach einer halbſtündigen Kontumaz, uns debarkirten.

Venedigs geſunkene Herrlichkeit duftete uns ſchon, ehe wir den Fuß ans Land ſetzten, entgegen, und mit zugehaltenen Naſen eilten wir über den Fiſchmarkt. Auf dem Markusplatze umfing uns das Gewimmel von Masken, Müßiggängern, Seiltänzern, Bärenhäutern, Zahnärzten, Taſchenſpielern und Gauklern aller Art, womit er von Morgen bis Mitternacht, beſonders in der Karnevalzeit, angefüllt iſt. Unwillkürlich ſah ich mich mitten im Gedränge nach dem Armenier um, der mir vor allem, was ich von Venedig geleſen, am hellſten vorſchwebte; aber ich ſah ihn nicht. Wir bezogen den Gaſthof zur Königin von Ungarn, hatten noch einige Stunden mit Schiffern, Laſtträgern und Mauthbedienten zu zanken, und der erſte Tag ging größtentheils mit Unterſuchung der Frage hin: ob wir denn wirklich in Venedig ſeyen?

Manche Gegenſtände überzeugten uns freilich davon, aber wir fanden doch faſt Alles weit unter unſerer Erwartung. Wir hatten die, durch tauſend Reiſebeſchreiber geprieſenen, Herrlichkeiten Venedigs nach einem etwas zu großen Maasſtabe unſrer Einbildungskraft vorgemalt, und fanden jetzt das Gegentheil. Venedig iſt, die Eigenthümlichkeiten, die es zu Venedig machen und vor allen Städten der Welt auszeichnen, abgerechnet, die ſtinkendſte, ſchmutzigſte, häßlichſte Stadt, die ich geſehen habe. Es hat die engſten, krummſten Gaſſen, welche man ſich denken kann, die freilich mit Marmorplatten gepflaſtert ſind, aber dadurch doch keinen Menſchen, der an Licht und Sonne gewöhnt iſt, für Beraubung der Sonne und des Tageslichts ſchadlos zu halten vermögen, denn beide können in die meiſten Gaſſen das ganze Jahr lang nicht hinabdringen.

Freilich ſind hier Paläſte von Palladio und Sanſorino, die ihres Gleichen in der Welt ſuchen, und Kirchen, die es werth ſind, Tempel Gottes für Menſchen zu ſeyn; freilich iſt die Ausſicht über's Meer, die man vom Markus-Thurme hat, über die Venedig rings umgebenden, mit ſchönen Kirchen und Klöſtern bebauten Inſeln, über die fernen Gebirge Tyrols, und über die ungeheure Stadt ſelbſt einzig in ihrer Art; aber Venedig hat keinen Frühling, keine Spaziergänge, keine Roſenlauben; es iſt eine Welt von Steinen, und ein ewiges Einerlei herrſcht hier bei dem Wechſel der Jahreszeiten in der übrigen Welt. Keinem Bürger aus dieſer, wenn er nicht von den Paläſten Italiens berauſcht, ſich und die Welt vergißt, wird es möglich ſeyn, lange in dieſer engbrüſtigen, beklemmten Exiſtenz auszuhalten; er wird ſich bald wieder nach der Terra ferma, ihren grünenden Fluren, ihren duftenden Wieſen und geräuſchloſen Hütten zurückſehnen.

Dies waren oft die Empfindungen, die ſich mir aufdrängten, beim Anblicke des aus Wolluſt und Leiden, aus Reichthum und Elend, aus Nobili und Pöbel, aus Andächtigen und Narren, aus Lechzenden und Satten, aus Genießenden und Genoſſenen zuſammengedrängten Menſchenhaufens, der während des Karnevals in Entzücken und Taumel ſchwimmt, und die übrige Zeit in Druck und Elend vegetirt. In dieſen drei Monaten des Müßiggangs verlieren Tauſende die Luſt zur Arbeit für die übrigen neun Monate, und werden Betrüger, Kuppler und Bettler.

Von letztern wimmelt es auf allen Plätzen, auf allen Gaſſen, überall, wo ſo viel Platz iſt, daß ein Elender liegen kann, um mit ſeinen Eiterbeulen und Wunden von dem, vor Abſcheu zurückfahrenden Fremden, einige Sols zu erbetteln. Man findet ganze Gruppen dieſer Elenden, die ſo kunſtmäßig komponirt und auf den Effekt berechnet ſind, daß man den Geſchmack und den Erfindungsgeiſt bewundern muß, der Gegenſtände des Elends und Entſetzens äſthetiſch darzuſtellen ſucht.

Wir haben alle acht Theater beſucht, eins ausgenommen, wo nur Poſſenſpiele für den unterſten Pöbel gegeben wurden. Man kann nichts Blendenderes und Prächtigeres ſehen, als den Glanz und die Pracht des Theaters al Fenice und al S. Gasparo, gegen welche die des Wiener National-Theaters gänzlich ſchwinden. Schönheit der Tänzer und Tänzerinnen, die herrlichſte Muſik, Schönheit und Pracht der Dekorationen und Koſtüme, alles vereinigt ſich durch den mächtigen Zauber ſo vieler zu einem Zweck verſammelten Künſte, den wollüſtigſten Genuß zu verſchaffen und alle Sinne zu berauſchen.

Venedig beſitzt eine Menge von Kunſtſachen. Wir haben ſo viel geſehen, als ein Aufenthalt von acht Tagen erlaubt. Es iſt nicht möglich, alles in dieſer Zeit zu ſehen; es iſt auch nicht nützlich.

Wir gingen zu Waſſer auf der Brenta nach Padua, hielten uns dort nur einen halben Tag auf, gingen am folgenden nach Vicenza, wo wir zwei Tage ſtille lagen, und die Werke Palladio's fleißig betrachteten. Hier habe ich zuerſt das Schöne in der Baukunſt ganz empfunden. Vicenza's Gegenden ſind herrlich und fruchtbar. Hier beginnt der Garten, den wir bis an den Fuß der Apenninen durchwandelt ſind; denn die ganze Lombardei iſt zwar eine unermeßliche Fläche, deren Einförmigkeit uns oft ermüdet hat; aber ſie iſt in ökonomiſcher Rückſicht nur ein einziger großer Garten.

In Verona blieben wir anderthalb Tage. Alle Gegenſtände werden hier ſchon merkwürdiger, italieniſcher. Die ehrwürdigen Ueberreſte des Amphitheaters, des beſterhaltenſten in der Welt, ſetzten uns in ſüßes Staunen. So ein Werk, gegen das unſere neuern Paläſte und Schauſpielhäuſer nur Kartenhäuschen ſind, konnten Menſchenhände aufthürmen! Hier ſtieß Erhard zu uns. Er war ſchon den Tag vorher angekommen; mit ihm wuchs das Intereſſe unſerer Reiſe um ein Großes.

In Mantua beſahen wir blos den Palaſt del T..

wo Julius Romanus in ſeiner kühnen Größe glänzt; ſein Rieſenſturz, der einen ganzen gewölbten Saal, die Decke mit den vier Seiten, einnimmt, welche zuſammen nur ein großes Gemälde ausmachen, zeigt, daß er würdig iſt, Raphael's Liebling und Schüler zu ſeyn. Von da fuhren wir in zwei Tagen bis Modena, eine der ſchönſten Städte, die wir bis dahin geſehen hatten, brachten anderthalb Tage mit Beſichtigung der dortigen Kunſtwerke und der Stadt zu, und fuhren nach Bologna hinüber, das nur vier Meilen entfernt iſt.

Hier haben wir in zwei Tagen mehr Schönes geſehen, als wir faſſen konnten. Es wären ſo viele Monate nöthig geweſen, aber wir konnten jetzt nicht länger bleiben. Baggeſen ſowohl, als Roſſolini haben Eile, um wieder zurück zu kommen. Hier war es, wo Herbert mir ſein Anerbieten that, und hier wird es ſeyn, wo ich, wenn ich nur dreihundert Gulden jährliche Einnahme haben kann, durch den Aufenthalt einiger Jahre mich zu einer Wanderung nach Rom, das ich nun mit leichter Mühe beſuchen kann, vorbereiten werde.

Ueber unſere Erwartung befriedigt, verließen wir Bologna und betraten auf der nächſten Station den erſten Fuß der Apenninen, über die wir, nach einer zweitägigen Reiſe glücklich in Florenz ankamen. Die acht Tage, welche wir in Florenz verleben, werde ich größtentheils unter den hieſigen Meiſterwerken der Kunſt zubringen. Man muß ſie oft ſehen, um ſie mit Nutzen zu ſehen; bei den erſten Beſuchen reißt die Neugierde uns zu ſehr von einem Gegenſtande zum andern fort.

Wenn Herbert von Florenz weiter nach Livorno geht, kehre ich über die Apenninen nach Bologna zurück. Ich bitte Sie, mir daher gerade nach Bologna in einigen Zeilen zu ſchreiben; ob ich auf eine Beiſteuer vom Grafen rechnen kann, oder nicht? So unangenehm es mir iſt, Baggeſen verlaſſen zu müſſen, ſo glücklich preiſe ich mich auf der andern Seite, daß ich dem Ziele meiner Wünſche ſchon jetzt ſo nahe bin. Gott ſegne Sie und erhalte Sie noch lange Zeit

Ihrem Sie ewig liebenden und verehrenden

Fernow.

Herrn Professor Reinhold.

Mailand, den 26. März 1794.

Als ich Ihnen aus Florenz ſchrieb, glaubte ich nicht, daß ich mich Teutſchlands Gränzen ſo bald wieder nähern würde, und doch bin ich jetzt ſchon wieder um fünfzig Meilen weniger von Ihnen entfernt.

Baggeſen entſchloß ſich ſogleich, nach Empfang jenes Briefes mit den unangenehmen Nachrichten zu einer ſchnellen Rückreiſe, nachdem er den folgenden Poſttag vergebens auf einen zweiten Brief gewartet hatte. Wir trennten uns daher am dritten Tage nach unſerer Ankunft in Florenz von unſerer bisherigen Reiſegeſellſchaft, und ſind nach einer ſechstägigen Reiſe über die Apenninen zurück durch die Lombardei glücklich bis hierher gekommen. Es war meine Pflicht, ſobald Baggeſen es wünſchte, ihm auf der Rückreiſe Geſellſchaft zu leiſten, da Herbert nicht ſogleich mitgehen konnte. Baggeſen war, wie Sie ſich leicht vorſtellen können, ſeit dem Empfang jenes Briefes ſehr unruhig und betrübt, faßte ſich jedoch während der Reiſe, durch allerhand Zerſtreuungen ermuntert, etwas, ſo daß er wieder für den Genuß des Schönen empfänglich wurde und ſich in Parma an einem herrlichen himmliſchen Gemälde von Correggio, desgleichen vielleicht kein zweites in der Welt mehr iſt, erquicken und erfreuen konnte.

Die Lombardei mag ein fruchtbares, geſegnetes Land ſeyn, aber für den Reiſenden iſt ſie das langweiligſte unter der Sonne. Sechs Tage fortdauernd, durch unabſehbare Straßen auf einer ewigen Fläche, zwiſchen, Soldaten gleich, in Reih und Glied geſtellten nackten Maulbeerbäumen, die noch die wenige Ausſicht, die man auf einer weiten Ebene haben kann, völlig hindern und rauben, das iſt das Loos deſſen, der die Lombardei durchreiſt, die wir jetzt im Zeitraum von einigen Wochen in zwei verſchiedenen Richtungen durchwandert haben, und die ſich überall von Mailand bis Padua und von Padua bis Bologna völlig gleich ſieht.

Noch heute gehen wir über Como, Bellinzona und wahrſcheinlich über den Gotthard nach Bern. Wir hoffen in acht Tagen längſtens dort zu ſeyn, wenn anders Schnee und übles Wetter uns keine Querſtriche machen. Nach unſerer Ankunft in Bern denke ich mich dort drei, oder vier Wochen aufzuhalten, um einmal wieder in Ruhe etwas arbeiten zu können und meine Takelage zu der neuen

Auswanderung auszubeſſern, die während unſerer viermonatlichen Reiſe ziemlich gelitten hat.

Ich habe von unſerer bisherigen Reiſe durch Italien, außer mehreren andern, auch den Vortheil gehabt, daß ich ſo viel von Sprache und Landesſitte lernte, als ich bedarf, um meine Reiſe nach Bologna zurück, oder vielleicht gleich bis nach Rom, die ich zu Fuß machen werde, allein und ohne Geſellſchaft zurücklegen zu können. Ich habe einen Freund in Rom, mit dem ich ſchon einmal in Lübeck anderthalb Jahre zuſammen gelebt habe, einen der geſchickteſten, genievollſten Künſtler jetziger Zeit, obgleich er nicht ſo bekannt iſt, als er es verdient. Er heißt Carſtens, iſt ein Geſchichtsmaler und vornehmlich ein großer Zeichner. Dieſem habe ich von hier aus geſchrieben, ihm meine glücklichen Ausſichten, in Italien ſtudieren zu können, mitgetheilt, und ihn zugleich um ſein Gutachten gebeten, ob ich beſſer thue: vorerſt noch in Bologna eine Zeit lang zu bleiben, oder gleich nach Rom zu gehen, weil ich den Umgang dieſes, als Künſtler und als Menſch gleich vortrefflichen Freundes zu nützlich und zu lehrreich für mich achte, als daß ich ihn nicht ſo bald und ſo lange, als möglich, zu genießen wünſchen ſollte. Ich hoffe dem Baron Herbert, welcher von dieſem Gedanken, der mir erſt unterwegs gekommen iſt, noch nichts weiß, wird es völlig gleich ſeyn: ob ich meine Laufbahn in Bologna oder in Rom beginne, da es darauf ankommt, wo ich am beſten und glücklichſten meine Künſtlerbildung erhalte, und ich denke, er wird mir in dieſem Punkte freie Wahl laſſen.

Ich muß Sie bitten, es nicht übel zu deuten, wenn ich in meinem letzten Briefe vielleicht etwas zu zuverſichtlich von der Unterſtützung des Grafen Burgſtall geſprochen habe. Gewiß wird mich der beſcheidne Gedanke, daß ich auf keines Menſchen Unterſtützung, am wenigſten eines Unbekannten, Anſpruch zu machen habe, nie verlaſſen, beſonders jetzt, wo ich es mehr als jemals fühle, daß ich das große Glück, welches mir ſeit Jahr und Tag durch die Liebe und den freundſchaftlichen Antheil der vortrefflichſten Menſchen zu Theil wurde, nie verdient habe, und daß ich es nur durch ſeinen möglichſt weiſen und würdigen Gebrauch verdienen kann. Und wahrlich! mein Glück ſoll mich nicht übermüthig machen. Ich fühle Kraft und guten Willen in mir, mit der, in der Schule des Schickſals erworbenen, Erfahrung den zweckmäßigen Gebrauch meiner Zeit und meiner Geiſteskräfte ſo zu verbinden, daß ich mich nie ſcheuen darf, vor jedem Richterſtuhle meine Rechnung abzulegen, und auch Sie zu überzeugen, daß Ihr Unterricht und Ihre Freundſchaft für mich nicht fruchtlos geweſen ſind.

Mit ewiger Verehrung und Liebe beharre ich

Ihr treu ergebenſter

Fernow.

Aus Fernow's Tagebuche.

Lugano, den 2. März 1794.

Einer der herrlichſten Tage dieſer Reiſe und meines Lebens! Doppelt ſchön nach der langweiligen Reiſe durch die ewige Ebene der Lombardei. Früh um fünf Uhr auf, die Sonne, noch hinter den Bergen, röthete den mir gegenüber liegenden Berg mit ihren erſten Strahlen, als ich das Fenſter öffnete, und mit allen Sinnen neues Leben aus der reinen, ſtärkenden Alpenluft einſog. Welch eine reizende Lage hat Como! Wie lieblich liegt es hier am letzten ſüdlichen Buſen ſeines Sees, zwiſchen fruchtbaren, ſchattigen Bergen! Wie glänzen die weißen Landhäuſer gegenüber im Spiegel des ſtillen Sees.

Um ſieben Uhr fuhren wir mit demſelben Vetturino, der uns geſtern von Mailand gefahren hatte, von Como ab. Der Weg geht etwas um die Krümme des Seeufers hinter den ſchönen Landhäuſern der Milaneſer fort. Einige hundert Schritte vom Thore kommt man nach Chiaſſo, dem erſten ſchweizeriſchen Dorfe. Wir dankten Gott herzlich, daß wir aus dem unſeligen Kaiſerlande wieder auf Schweizerboden waren. Die Gegend verſchönert ſich, je weiter man kommt, faſt bei jedem Schritte. Gebirge mit fruchtbaren Alpen, wohlangebaute Thäler, ganze Dörfer an und auf den Bergen umher, furchtbare Felſen machen eine reiche und reizende Landſchaft. Ein pittoresker Felſen, durch die Beleuchtung des Morgenlichts noch ſchöner, zog unſre Aufmerkſamkeit auf ſich. Auf ſeiner ſchroffen Höhe ſtand die morſche Ruine eines alten Zwingers, und in der ſenkrechten Tiefe, über ſechzig Klaftern darunter, ein in den Felſen gehauenes Haus mit zwei Fenſtern und einer Thüre.

Immer mehr und mehr kamen jetzt am fernen Horizonte vor uns gegen Norden die halb in Wolken gehüllten, beſchneiten Gipfel höherer Berge hervor. Um zehn Uhr erreichten wir Capo di Lago, ein kleines Dorf, das am Fuße jenes maleriſchen Felſens liegt. Von da fährt man über den Luganerſee acht Millien weit nach Lugano. Hier bezahlten wir unſern Vetturino und fuhren in einem zweirudrigen Fahrzeuge vom Ufer ab, das niedrig und lieblich iſt.

Der See iſt von hohen Gebirgen gegen Morgen und Abend eingeſchloſſen, und die Wellen beſpülen oft unmittelbar die ſchroffen nackten Felſenwurzeln. Rechts auf einer ſchönen, fruchtbaren Alpe liegt das niedliche Dorf Rovio; eng auf einem Fleck zuſammen, und einzelne Hütten hängen neben uns unter der hohen dräuend überhangenden Felſenwand. Zwiſchen dieſer und dem Hügel, auf welchem Rovio liegt, ſtürzt ſich ein Waſſerfall aus einer Felſenſchlucht, vielleicht einige hundert Fuß tief, herab. Wir ſahen ihn, wie einen weißen Silberſtreif, herabſtürzen und hörten ſein fernes Brauſen. Jetzt wird die Perſpektive über den See hin immer ſchöner, ſechs bis ſieben verſchiedene Gründe erheben ſich nach einander, und den Hintergrund ſchließt ein in die Wolken hinaufragendes Schneegebirge.

Der Widerſchein der Berge auf der glatten Spiegelfläche des Sees war herrlich. Lang ſtreckt ſich die Felſenwand gegenüber aus. Auf ihrer ſüdlichen Spitze liegt hoch und weit umherſchauend eine Kapelle, S. Salvador, unten auf einer Landzunge Contino und Melide. Sobald man den See enger zwiſchen den erſten beiden Bergen paſſirt, zeigt ſich gerade vor ein neuer noch ſchönerer Proſpekt. Man kommt Biſſone zur Rechten vorbei, paſſirt die Landzunge von Melide, der Monte di S. Salvador wird immer ſchroffer und erhabener, und hinter ihm blickt in der Ferne über den See ein kleiner Theil von Lugano hervor. Jetzt öffnet ſich rechts hinein, und hernach wiederum links, ein Arm dieſes ſchönen Sees. Beide ſind mit Bergen umſchloſſen, hoch und ſchroff, ſchwarz und ſchaurig. Zur Rechten kommt man Campione vorbei, ein ſchönes Dorf, deſſen Häuſer Arkaden haben, und am jenſeitigen Ufer vorn an der Spitze Castagnola und weiterhin dieſem gegenüber Gaudrio. An einer nackten Felswand, die beinahe unmittelbar vom Fluſſe beſpült wird, liegt Copaino, wo die Luganeſer in dem Felſen ihre Weinkeller haben.

Um halb Eins kamen wir zu Lugano, das ſich immer freundlicher vor uns ausbreitete, mit vollem Winde an. Wir ſtaunten den von dieſer Seite ungewöhnlich ſchroffen und jähen S. Salvador, während unſers Annäherns noch immer an, und waren entzückt über die unausſprechliche Herrlichkeit dieſer Landſchaft, die ſo viel Großes, Schönes und Reizendes in ein unbeſchreibliches Ganzes vereint. Die Hügel hinter und ſeitwärts Lugano ſind ausnehmend fruchtbar. Man findet hier Kaſtanienwälder, Oel- und Cypreſſenbäume, und längs unſrer Fahrt, überall, wo niedriges Ufer war, lachten uns blühende Gärten an, in denen beſonders häufig die Pfirſichbäume mit den ſchönen rothen Blüthen ſich auszeichneten.

Wir hatten den heiterſten Himmel, und das herrlichſte Frühlingswetter. Den See kräuſelte ein friſcher Südwind. Ueberall machte die weiße

Farbe der Landhäuſer, die in der Ferne oft nur wie ein weißer Punkt ausſahen, mit dem Dunkel der Berge einen ſchönen Kontraſt. Nirgends, als über Seen und in perſpektiviſchen Ausſichten, wo mehrere Bergreihen hinter einander hervorragen, ſieht man ſo ſchöne duftige Fernen und den ganzen Zauber der Luftperſpektive.

Polegio, im Liviner Thale den 28. März.

Um ſechs Uhr ging es in Begleitung unſers Vetturino mit zwei Pferden, eins zum Gepäcktragen und eins um abwechſelnd darauf zu reiten, fort aus Lugano. Um Mittag erreichten wir Bellinzona, eine zwiſchen Hügeln eingeſchloſſene Stadt, am nordöſtlichen Ende des Maiendiner Thals. Auf den Hügeln, die es umgeben, liegen drei Bergſchlöſſer, die den drei demokratiſchen Kantonen Schweiz, Uri und Unterwalden gehören. Wie man aus Bellinzona kommt, führt der Weg in's Thal Riviera über einen Fluß, welcher ſich nahe dabei in den Teſſin ergießt. Zur Linken ſtrecken ſich hohe, lange, düſtre Berge, das Thal entlang; zur Rechten der Monte claro, der immer ſchöner wird, je weiter man kommt, und eine Länge von wenigſtens zwei Stunden hat.

Wir trafen auf einen außerordentlich maleriſchen Waſſerfall, den erſten, welchen wir auf dieſem Wege ſahen. Bald kamen mehrere, wir hätten deren über ein Dutzend zählen können, die zum Theil in einer Höhe von mehr als tauſend Fuß über die verſchiedenen Terraſſen der Felſen, vorzüglich des Monte claro, herabſtürzten und ſich tiefe Höhlen und Klüfte in die Berge gewühlt hatten. Es iſt ein ewiges Tönen in dieſem Thale. Nahe am Monte claro thürmt ſich eine der ſchroffſten, furchtbarſten Precipicen ſenkrecht über tauſend Fuß. Unten überall Spuren der Zerſtörung und herabgeſtürzten Felſenblöcke, häuſergroß, zum Theil ſchon mit Bäumen bewachſen.

Die Sonne ging herrlich unter; hinter uns lag der Mons Kennet (Cenere) mit ſeinen vielen Schneegipfeln, von der Abendſonne beleuchtet. Wir konnten uns, wie einſt Sulzer, an dem Monte claro nicht ſatt ſehen, denn er iſt unbeſchreiblich reich und mannichfaltig. Die vielen Bergſchichten über einander gethürmt, ſchön bebaut, oder mit Wäldern bedeckt, die Waſſerfälle, Felſenſtürze, alles dies erfreut und beſchäftigt unaufhörlich. Der Nachbar des Monte claro iſt furchtbar mit ſeinen gewaltigen Wänden, ſchroffen Abgründen und ſeinen in Wolken gehüllten Gipfeln.

Wir reiſten bis zum ſpäten Abend und kamen mit einbrechender Nacht an's Ende des Valle Riviera und jetzt ins Valle Levenlina. Düſtre Schatten und Nebel zwiſchen den Bergen verſtärkten den Eindruck dieſer gewaltigen Maſſen. Ich möchte dieſe Fußreiſe im Mondlichte machen. Am Eingange des Liviner Thals kommt man vermittelſt einer hölzernen Brücke über den kleinen Fluß Blegno, der, aus dem Valle Blegno ſtrömend, ſich mit dem Teſſin vereinigt. In Polegio ſchlugen wir unſer Nachtquartier auf, wo wir teutſche Wirthsleute fanden.

Airolo auf dem Gotthard den 29. März.

Erſt um halb ſieben Uhr brachen wir auf, denn unſer Vetturino eilte nicht. Die Sonne ſtand noch hinter den Bergen, aber der Morgen war nicht kalt, und wir athmeten reine erquickende

Bergluſt. Gleich Anfangs iſt das Liviner Thal weit enger, als das von Riviera, welches wir geſtern verlaſſen hatten. Der Teſſin rauſcht erzürnt über Felſenſtücke, und nimmt die vielen Waldwäſſer und Bergſtröme mit auf, die überall von den Felſen herunter ſtürzen und ewig mit ihm in dieſem Thale brauſen und tönen. Das Ganze trägt einen wilden, romantiſchen Charakter, der mit jedem Schritte weiter zum Erhabenen übergeht; das Thal wird immer enger, die Bergwände jäher, der Teſſin wüthender, die herabgeſtürzten Felſenberge häufiger. Ganze Felſenwände ſind hier hinabgeſunken in den Strom, haben ſich unter einander in Graus und Trümmer zerſchmettert, und der erzürnte Teſſin kämpft wüthend mit ihnen um ſein Bette, das ſie ihm überall verengen. Er dringt donnernd mit ſeinen graulichen, halb in Schaum zerpeitſchten, Wogen überall durch, und der ganze reißende Strom bildet nur eine, durch unzählige Felſen hinſtürzende, Kaskade. Das Thal geht ſo ſehr bergan, und der Fall iſt ſo beträchtlich, daß eben ſo wohl dadurch ſeine reiſſende Schnelligkeit und Wuth, als durch die, ſein Bette einengenden Felſen vermehrt wird.

Wir paſſirten in drei Viertelſtunden Bodio und kamen bald darauf nach Giornico, teutſch Zernis, das gerade an der merklichſt erhabenen Stelle des Thals liegt. Das Städtchen iſt zu beiden Seiten des Fluſſes hingebaut. Ueber letztern führt, ſobald man wieder herauskommt, eine ſchöne Bogenbrücke. Jenſeits, links ſtürzt vom Felſen in mehreren Fällen ein Waſſerfall. Immer ſchrecklich erhabener. Der ganze Strom ein Waſſerfall, ein ſtäubender, ſchäumender, donnernder Milchſtrom. Welche Felſenmaſſen! Welche Waſſerfälle! Welche unabſehbare, hohe, breite, ſenkrecht wie Mauern und Thürme gen Himmel ſtrebende Felſenwände! Wie eng und eingeſchloſſen das Thal! Kein Ausweg iſt dem Auge ſichtbar; ſelbſt die Stelle des Eingangs verbirgt und ſchließt ſich.

Die Brücke von Giornico iſt kühn und herrlich über den ſtürzenden Strom geworfen. Wir hielten einige Augenblicke hier. Man kommt jetzt von der ſo lange betretenen rechten Seite des Fluſſes auf die linke, aber nur auf kurze Zeit, denn bald muß man wieder vermittelſt einer anden Brücke hinüber.

Eine gute Stunde von Giornico ſind die herabgeſtürzten Felſenkoloſſe am ungeheuerſten. Jedem fällt hier der Streit Jupiters mit den Titanen und ihre auf einander gewälzten Felſengebirge ein, uns um ſo mehr, da Julius Romanus kühner Felſenſturz uns noch im friſchen Andenken war. Rechts; hoch auf einer Felſenſpitze, über einem furchtbaren Precipice, hat die Andacht eine Kirche gebaut. Ein Dorf, Calonico, liegt dort oben. Romantiſch einſamer iſt wohl nichts, als das Thal mit den ſenkrechten Felſenmaſſen. Jetzt kamen wir über eine zweite Schauerbrücke, erklommen den Felſenſturz, welcher zur Seite der Brücke lag, und an dem die menſchliche Kühnheit den weiten Bogen der Brücke geworfen hatte, und ſtaunten lange in den weiten brauſenden Sturz hinab.

Der Vetturino mußte mit den Pferden vorausgehen, damit wir ungehindert weilen könnten. Durch eine Krümmung des ſich immer verengenden Thals kamen wir zur dritten Brücke. Hier iſt die ewige Wohnung des Entſetzens. Furchtbarer habe ich bis jetzt nichts geſehen. Wer wagt es, das Unbeſchreibliche zu beſchreiben? Nur einige Züge zur Erinnerung, wenn dieſer Donner verhallt, wenn dieſe heiligen Schauer, dieſe Scenen des Entſetzens durch andere Gegenſtände aus der Einbildungskraft verdrängt werden.

Wir hörten den verſtärkten Donner des Stroms; wir erblickten ihn mit Erſtaunen in einer ſchwindelnden Tiefe, zwiſchen Felſen eingeengt, durch die er ſich ſchäumend in mehreren heftigen Fällen hindurchdrängt. Wir wälzten große Steine in den brauſenden Abgrund, die bald von der Gewalt des Stromes zermalmt wurden, und den Schaum roth färbten. Mit jedem Schritte nimmt dies erhabene Schauſpiel an Größe zu, man kann nicht ſprechen, das Jauchzen des Entzückens verhallt in dieſem tauſendſtimmigen Donner, die ganze Natur zittert in dieſem Thale des Schreckens. Die weit überhangenden Felſen, die unabſehbare, ſenkrechte Wand vor uns, der höchſt kühne, bewundernswürdige Weg, durch Felſen gehauen, über den alles erſchütternden und zerſtörenden Strom aufgemauert; die Spuren der Verheerung, Lavinen, die traurige kleine Kapelle an der Krümmung des Weges, gewaltige Felſen, die den Strom einengen, und durch ſeine Gewalt geglättet und geſchliffen werden, die Ewigkeit dieſes großen Schauſpiels; alles dies erregt die Kräfte der Seele in ihren innerſten Tiefen; es iſt das Bild der Ewigkeit. Die ſinnliche Natur ſchaudert zuſammen in ihrer Nichtigkeit, aber der freie Geiſt jauchzt bei dieſem großen Anblick.

In Dacio hielten wir Mittags, und brachen um halb vier Uhr wieder auf. Wir waren jetzt in die Region des Schnees gekommen, der hier ziemlich häufig lag. Das Thal gewinnt hier einen ſanfteren Charakter, der Teſſin fließt ruhiger, und der Weg geht allmählicher bergan. Zwei Stunden weiter kommt man über eine Brücke, abermals auf die rechte Seite des Fluſſes und geht fort bis dahin, wo ſich das Liviner Thal endet. Ein erhabenes Felſenthor, würdig der Eingang in dieſen Tempel der Natur zu ſeyn, verſchließt es hier. Die Felſen ſtehen alle ſenkrecht auf ihren Lagen; ſie ſind von beträchtlicher Höhe, und machen hier einen ſchönen Effekt.

Eine Viertelſtunde von dieſem Thor liegt Airolo, das durch die vielen Reiſenden und als das letzte italieniſche Dorf von dieſer Seite bekannt genug iſt. Wir kehrten in dem Wirthshauſe zu den drei Königen ein. Die Familie des Wirths iſt aus einem alten ſchweizeriſchen Geſchlechte, und von eignem Schrote und Korne. Wir unterhielten uns mit der Tochter des Hauſes, die Teutſch, Italieniſch und Franzöſiſch mit gleicher Fertigkeit ſpricht. Ihr Vater, die Mutter, die ſiebzehn Kinder geboren hat, und noch bei vollen Kräften iſt, ihr Großvater, ein anſehnlicher Alter, lebhaft, feurig und brav, und ihres Großvaters Vater, neun und neunzig Jahre alt, leben noch Alle, ſind ſtark und geſund, und die beiden Mädchen ſehen aus, als ob ſie eben ſo unvergänglich wären. Dazu kommt ein franzöſiſcher Schriftſteller mit kleinen, ungewöhnlich freundlichen Augen, der ſich ſeit zehn Monaten hier aufhält und ſchreibt.

Airolo. Sonntags den 30. März 1794.

Hier ſitze ich der aufgehenden Sonne gegenüber, die ihre röthlichen Strahlen hinter den hohen Schneebergen vorausſendet, und uns wieder einen herrlichen Tag verſpricht. Der Himmel iſt rein, die Luft kühl und erquickend, ohne kalt zu ſeyn, obgleich wir uns mitten in den Regionen des Schnees befinden. Ich bin in hoher Erwartung der Wunder des heutigen Tages, die uns der Gotthard aufdecken wird. *

Urſeren.

Um ſieben Uhr von Airolo fort. Zwei Kaufleute, der eine aus Altorf, der andere aus Luzern, ein franzöſiſcher Marquis oder Chevalier, der ſich für einen Maler ausgab, Baggeſen und ich waren die Reiſegeſellſchaft. Die beiden Kaufleute und Baggeſen zu Pferde, ich und der Chevalier zu Fuße. Immer die Gotthardsſtraße hinan, immer höher und höher. Bis wir in die Tannen hinauf kamen, war der Weg noch bloßes Steinpflaſter. In den Tannen fing der Schnee an, der bald einige Fuß hoch die Straße bedeckte. Zur Noth war Bahn für Fußgänger, und des Steigens gewohnte Pferde.

Nach verſchiedenen Schlingungen an der Bergwand, kommt man in's Thal Tremolo. Der Schnee war hoch in den Klüften zuſammengetrieben, und der Teſſin völlig davon überdeckt; wir hörten den unſichtbaren nur rauſchen. Die Brücke, über die wir kamen, war ganz eingeſchneit, und verlor dadurch das Schreckliche, was ihre Abgründe ſonſt haben mögen. Immer höher hinauf, der Weg mit jeder Krümmung verſchneiter, grauſender und jäher die Abſtürze. Die ſchroffen Felſenzacken der umher liegenden Berge waren nicht viel höher, als wir jetzt.

Der Luzerner Kaufmann ritt raſch auf ſeinem guten Pferde fort, er war eine Strecke vorauf. Der Altorfer Kaufmann, der Chevalier, Baggeſen und ich folgten hinter einander. Wir ſprachen über die Möglichkeit, den Gotthard zu Wagen zu paſſiren und von dem Engländer, der dies halsbrechende Wageſtück glücklich ausgeführt haben ſoll. In dem Augenblicke ſtürzte nahe vor uns der Altorfer Kaufmann durch einen Mißtritt ſeines Pferdes. Es kam dadurch aus dem Gleiſe, glitt und ſtürzte über den Abgrund. Entſetzlicher Anblick! Starres Schrecken ergriff mich im erſten Augenblicke unwillkürlich, im zweiten ſprang ich zum Pferde, und ergriff es am Schweif. Baggeſen ſchrie: Laſſen Sie das Pferd zu allen Teufeln und retten Sie ſich! Dies beſtimmte den Kaufmann, der noch halb unter dem ſtürzenden Pferde lag; er arbeitete ſich heraus, riß ſich auf, und hielt das Pferd aus allen Kräften am Zaum, der Chevalier am Fuße, umſonſt, wir konnten das hülfloſe, mit dem ganzen Leibe herabhängende, Thier nicht halten. Der Kaufmann war glücklich aus den Steigbügeln, und kaum ſtand er frei, als das Pferd völlig hinabſtürzte, ſich noch retten wollte, wieder überſtürzte und ſofort den ſchrecklichen Abhang mit fürchterlicher Langſamkeit hinab, bis auf einen hervorragenden, gegen hundert Fuß hohen Felsblock, von dem es unaufhaltſam hinab fiel. Wir waren alle von dem ſchrecklichen Vorfall erſchüttert, der Kaufmann leichenblaß, ſelbſt nicht wiſſend, was er that und thun wollte.

Wir wurden jetzt über das Außenbleiben unſers immer noch trödelnden Vetturino unruhig, und zugleich begierig zu ſehen, ob das Pferd lebendig oder todt, ganz oder zerſchmettert hinab gekommen ſey, ſtiegen wir die Straße wieder hinab bis unter den Abhang des Felſens, wadeten im tiefen Schnee an der Bergwand herum, bis an eine Stelle, wo wir das Precipice und das Pferd liegen ſehen konnten. Der Sattelriemen war zerſprungen, der Sattel lag allein, das Pferd einige Schritte weiter noch lebend, aber unvermögend ſich zu rühren, auf dem Schnee. Jetzt ſahen wir auch tief im Grunde unſern Vetturino heraufkommen, hielten alſo für's Beſte, langſam vorauf zu gehen. Baggeſen ging von dem Vorfall an zu Fuße. Wir wurden überzeugt, daß es weit ſicherer ſey, ſich unſern eignen Beinen, als einem unvernünftigen Thiere anzuvertrauen, und daß es unverzeihliche Gemächlichkeit ſey, den Gotthard hinanzureiten.

In einer Viertelſtunde kamen wir zur zweiten Brücke, beinahe oben auf dem Berge. Hier hielten wir eine Zeit lang. Ein Transport junger Schweizer, die als Rekruten nach Spanien gingen, tanzten ſingend und jauchzend von der obern Höhe des Gotthard herab und brachten Leben und Freude in dieſe Wüſte. Lauter ſchöne, geſunde, lebhafte Leute, denen Muth und Feuer aus den Augen blitzte. Wir ſtiegen noch den übrigen Theil des Berges hinauf und erblickten zu unſrer größten Freude nicht fern von uns das Hoſpital, wo ſo mancher ermüdete, verklommene Wanderer ſchon neues Leben und freundliche Pflege fand. Unſer Luzerner Kaufmann war ſchon da, und hörte verwundert unſer Abentheuer an.

Ein Kapuziner öffnete uns die Thür; wir gingen hinauf ins Zimmer, banden die Pferde draußen an und wollten hier auf die Andern und unſere Sachen warten. Die Luft war gelinde; aber Nebel und Wolken verhüllten überall die Ausſicht auf die ſchroffen Spitzen des Gotthard, und der Schnee bedeckte die ganze Fläche des Berges. Weder die Seen, noch die großen, hier herumliegenden Steine, die wie vom Waſſer abgeſchliffen und rundlich ſeyn ſollen, noch den ſchroffen Pettina, den Baggeſen einſt mit Lebensgefahr erklommen hatte, konnten wir ſehen. Allmählich kamen die Zurückgebliebenen und brachten uns die Nachricht, das Pferd habe das Rückgrat gebrochen und ſey nicht zu retten. Es war zehn Uhr, als wir ankamen; der Vorfall mit dem Pferde hatte uns beinahe eine Stunde aufgehalten.

Kurz ehe wir fortwollten, kam Pater Lorenzo, Baggeſens Bekannter, der hier ſchon gegen dreißig Jahre gelebt hat. Er war mir ehrwürdig, weil er ſein ganzes Leben hier auf dieſem öden, menſchenleeren Berge der Rettung und Pflege Verunglückter opfert. Er hatte mehr Wärme und Herzlichkeit, als der andere, welcher ruhiger und kälter ſchien.

Jetzt ging es in einer, durch alle Vorfälle dieſes Morgens und durch den Himmel nahen Ort, auf dem wir uns befanden, exaltirten Gemüthsſtimmung, die wegen glücklich überſtandener Gefahr bei mir mehr froh, als düſter war, in einem Tage die jähe, gleitende Schneebahn hinab; das Dorf-Hoſpital, unten am Gotthard, vorbei, nach Urſeren, wo wir um halb ein Uhr alleſammt glücklich eintrafen. Die Reiter kamen eine halbe Stunde ſpäter, als wir Fußgänger. Nach Mittag ſetzten wir unſere Reiſe durch das, bald unter Urſeren ſich öffnende, enge, furchtbare Felſenthal, die Schöllener, fort, das eigentlich nur eine tiefe, von der Reuß durchbrochene Bergſpalte iſt. Wir kamen durch das Urner Loch. Kühn durch die Felſenwand gebrochen, iſt es von der Höhe, daß ein Mann zu Pferd durchreiten kann, und etwa achtzig Schritte lang. Wo die Felſen am ſchroffſten und höchſten, das Thal am engſten und ſchauerlichſten iſt, kommt man von der Felſenwand ziemlich jäh hinab.

Die Straße krümmt ſich, und führt über den, mit übermenſchlichen Kräften zwiſchen den beiden Felſenwänden gebauten, kühnen Bogen, die Teufelsbrücke. Die Reuß drängt ſich ſchäumend und donnernd oberhalb der Brücke durch die enge Felſenwand und brauſ't in der ſchwindelnden Tiefe in unzähligen Fällen fort. Die Brücke zittert von der heftigen Bewegung der Luft und die Felſenwände ſcheinen von dem Donner des wüthenden Stromes zu beben. Entſetzen und Entzücken ergriffen mich wechſelnd bei dieſer furchtbar erhabenen Scene. Was ſind alle die ſchauerlichen Scenen des geſtrigen Tages? Was iſt das Wüthen des Teſſins gegen das Wüthen und Brauſen der Reuß? Ein Kampfſpiel gegen eine raſende, blutige Feldſchlacht. Nirgends ſah ich die Natur ſo furchtbar, ſo entſetzlich! Hier iſt nur Verwüſtung und Zerſtörung; hier blüht kein Baum, tönt kein Vogelgeſang. In den Schatten der Felſen nur ſtehen düſtre Tannen mit ihrem ewigen Grün.

Unten ſtürzt ſich der Strom über und durch Felſentrümmer zwiſchen den kahlen Felswänden. Wir rollten Steine hinab, hörten aber ihren Fall nicht, er verlor ſich in dem donnernden Schäumen. Der Nebel ſank dichter und dichter in das

Felſenthal herab. Wir ſahen die ſchwindelnden Spitzen nicht. Wir riſſen uns los von dem erſchütternden Schauſpiele, und gingen mit hochklopfendem Herzen weiter die Felſenſtraße hinab, die hier ſehr bergunter geht. Immer fortdauernder Anblick der Zerſtörung. Alles ſcheint in Schutt und Trümmer zuſammengeſtürzt; ein unabſehbares, gräßliches Chaos!

Wir kamen endlich auf Obergeſtinen. Dann und wann ein Blick des Lebens, eine Felſenblume, ein grüner Fleck auf nacktem Felſen. Jetzt erreichten wir Weſen. Mehrere kühne Bogenbrücken wölben ſich über den fallenden Donnerſtrom. Hinter Weſen iſt der Pfaffenſprung; eine Brücke, welche über die zuſammengedrängte Reuß und über ſchreckliche, zackige Abgründe, halb mit Tannengebüſch verdeckt, das den Hinabblick noch ſchauerlicher macht, führt. So geht es fort, unaufhörlich durch Felſentrümmer, unter Abhängen, über Abgründen, immer den donnernden, in Schaum aufgelöſ'ten Strom zur Seite, bald zur rechten, bald zur linken.

Unterhalb Weſen führt die Straße in Tannenhaine, die halb von Felſen zerknickt, oder auf

Felſentrümmern gewachſen ſtehen. Hier ſcheint die Natur weniger nackt; aber das Ganze wird dadurch nur düſterer. Nacht brach ein, Wolken rollten ſich an den Bergen zuſammen, Nebel dampfte aus den Klüften hervor, wie Rauch aus einem Kohlenmeiler, und hing zwiſchen den Tannenwipfeln. Die Nacht drohet hier in allen ihren Schrecken. Oft konnten wir bei einer ſchnellen Wendung, den Weg in einer Entfernung von zehn Schritten nicht erblicken. Höher ſtiegen wir den dichten Waldberg hinan; die Reuß ſank tiefer in die Felſen hinab, ſo tief, daß wir kaum ihren Donner mehr vernahmen. Wir kamen über einige gräßliche Lavinentrümmer, die die Brücken überſchüttet, und den ganzen Abgrund ausgefüllt hatten. Sicher wandelten wir hinüber. Wo eine Lavine ſank, da ſinkt keine wieder ohne neuen Schnee.

Immer ging es unter geſtürzten, zerſchmetterten Tannen und Felſen, neben brauſenden Waldſtrömen und zerſtörten Wohnungen fort; es war dicke ſchwarze Nacht; Lavinen donnerten in der Ferne; wir gingen wieder bergab, ohne den Weg zu ſehen. Das Thal ſcheint mit einem Male geſchloſſen. Eine hölzerne Brücke führt über den tiefen Abgrund. Endlich nach vielem Steigen bergab kamen wir glücklich nach Am Steg. Es liegt an einem reißenden Waldſtrom, der dieſes Dörfchen ſchon mehrmals verheert, aber die dreiſten Bewohner nicht verhindert hat, ſich immer auf's Neue wieder anzubauen und der zerſtörenden Natur zu trotzen. Wir fanden die Reiter ſchon drei Stunden unſerer harrend, denn wir waren ſehr langſam gegangen.

Der Menſchenſchlag iſt hier groß und ſchön; reizende, große, wohlgewachſene Schweizermädchen. Welch ein Abſtand zwiſchen den gelben, hagern, halbverdorrten, ſchmutzigen Landmädchen der Lombardei! Blond, blauäugig, von weißer, zarter Haut und blühender Farbe, waren von Airolo an faſt alle Schweizerinnen, die wir ſahen. Ueberhaupt verändern ſich alle Gegenſtände, wie man den Gotthard paſſirt. Jenſeits verliert die Natur nie ganz ihren Reiz, dort iſt die Vegetation noch nirgends erſtorben. Blühendes Leben überall in der ſogenannten lebloſen und trauriges, welkendes in der belebten Natur. Hier von allem das Gegentheil. Die lebloſe Natur wild, raſend, zerſtörend; die lebendige wacker, herzlich, entzückend, Leben und Liebe athmend.

In Am-Steg endet dieſes Schauerthal. Von da bis Altorf und Fluelen, an den Ufern des Vierwaldſtädter Sees, iſt die Gegend nicht mehr ſo wild; hier ſind wieder grünende Matten, blühende Bäume und Geſang der Vögel. Die Reuß tobt nicht mehr, ſondern ſtrömt mit geflügelter Eile in den See. Wir fuhren von früh Morgens bis Nachmittags um fünf Uhr die Länge des Sees herab bis Luzern, hatten gutes Reiſewetter und glückliche Fahrt. Von Luzern langten wir in zwei Tagen in Bern an.

Und ſo iſt unſere erſte Reiſe glücklich geendet. Manches, worauf ich mich ſo ſehr freute, was die Phantaſie mir nach ihrer Willkür vormalte, ſteht jetzt, wenn gleich weniger reizend, doch wahrer vor meiner Seele. Vieles hat meine Erwartung getäuſcht, vieles ſie übertroffen. Die Natur iſt in dieſem Theile von Italien nicht ſo ſchön, als ich erwartete, aber die Kunſtwerke haben mich ausgeſöhnt mit der langweiligen Ebene der Lombardei und die Schönheiten Venedigs mit ſeinen Häßlichkeiten. Meine Neigung zur Kunſt iſt durch den Anblick ſo vieler Meiſterwerke leidenſchaftlicher, mein Geſchmack reiner und kritiſcher geworden und ich darf hoffen, daß mein längerer Aufenthalt in Italien mich in den Stand ſetzen wird, kein blos handwerksmäßiger Künſtler zu ſeyn.

Auszug eines Briefs von Fernow an Herrn Nauwerk in Ratzeburg.

Bern, den 16. April 1794.

Theurer, innigſt geliebter Nauwerk!

In der Vermuthung, Dich jetzt wieder unter Deinen väterlichen Laren zu finden, ſchreib' ich Dir nach Ratzeburg. Nach meiner Rechnung iſt Deine akademiſche Laufbahn jetzt zu Ende, wenn Du ſie nicht vielleicht auf's Neue verlängert haſt. Die Glorie Deines Jugendlebens iſt jetzt untergegangen; aber freue Dich nun mit mir! Meine Sonne geht jetzt herauf, zwar ſpäter, als die Deinige, und nach einer langen, trüben Nebelnacht; aber dafür auch deſto erfreulicher und herrlicher. Wie will ich mich in ihren Strahlen ſonnen!

Meine Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland und Oberitalien, von der ich ſeit vierzehn Tagen wieder, in Begleitung meines Freundes Baggeſen, hierher zurückgekehrt bin, war nur die Morgenröthe des ſeligen Tages, dem jetzt mein Herz entzückt entgegen jauchzt. In einigen Wochen wandere ich wieder nach Italien zurück, um das innere Heiligthum ſelbſt zu betreten, in deſſen Vorhöfen ich dieſen Winter mit ſo innigem Entzücken umherwandelte. Bald eile ich gen Rom, um meine neue Laufbahn zu beginnen. Dort finde ich auch unſern Carſtens wieder, und dies macht mein Glück vollkommen.

Welch ein Götterleben werd' ich dort führen! Wie werde ich meinen Durſt ſtillen aus der lebendigen Quelle! Wuchern will ich mit meiner Zeit, mehr als der eigennützigſte Iſraelit mit ſeinem Golde! Das muß ich, wenn ich noch zu etwas gelangen will, denn meine Jugend iſt dahin geflohen, ehe ich mich aus dem Staube hervor arbeiten konnte; ich habe bereits die Periode meines männlichen Alters betreten, dreißig Jahre alt; ich muß alſo retten, was noch zu retten iſt, ehe der Abend einbricht. Wetteifer, der ſtete Anblick des Herrlichſten, was von alter und neuer Kunſt dort vorhanden iſt und mein Carſtens, den ich mir zum Mentor erkohren habe, werden meinen Eifer und meine Schritte beflügeln, Gott ſey gelobt, daß ich in dieſe Zukunft blicken kann!

Unſer Aufenthalt in Italien war nur kurz; wir mußten daher eine höchſt mögliche Menge von Strahlen in einen Brennpunkt concentriren, um wenigſtens einen Theil des Schönen und Vortrefflichen, was Venedig, die Lombardei und Florenz enthält, zu ſehen. Dies iſt mehr, als mein Auge zu faſſen und mein Geiſt mit allen ſeinen Kräften feſtzuhalten vermochte; indeß glänzt doch das Herrlichſte, das unter dem Vortrefflichen Vortrefflichſte noch hell und lebendig in meiner Seele und entzückt noch in der Erinnerung. Auf meiner Rückreiſe werd' ich mich mit neuer Liebe daran weiden, und dem geübteren Sinne werden ſich neue, tiefer verborgene Schönheiten entfalten.

Hier gibt Fernow ſeinem Freunde eine kurze Beſchreibung ſeiner Reiſe, die ich aber weglaſſe, weil ſie dem Leſer ſchon bekannte Dinge enthält. Er fährt dann folgendermaßen fort:

Glücklicher Weiſe habe ich die Italieniſchen Schulen nach der Folge kennen gelernt, wie ſie ſich vom Niedern zum Höhern, vom Materiellen zum Geiſtigen, vom Reize zur reinen Schönheit erheben, und ich freue mich, daß ich die erſtern über die letztern vergeſſen kann, daß mein Kunſtſinn mehr der Schönheit, als dem Reize, und wär' er auch Titian's oder Correggio's Farbenzauber, huldigt.

Die römiſche Schule kenne ich noch nicht, das heißt, ich habe noch nicht das Meiſte und Vortrefflichſte derſelben geſehen, ob ich gleich den Geiſt kenne, der in ihr waltet. Von Raphael und einigen ſeiner Schüler ſah ich, beſonders in Bologna und Florenz, vortreffliche Werke, obgleich nur kleinere, wenn ich die von Julio Romano in Mantua ausnehme. Die herrlichſten Erſcheinungen Raphael's, die ich bis jetzt bewunderte, waren einige göttliche Madonnen, unter denen die della Sedia in Florenz den erſten Rang einnimmt, und die heilige Cäcilia in einer Kirche in Bologna. Nächſt Julio Romano hat mir unter ſeinen Schülern Franc. von Imola am beſten gefallen.

Dir den Hauptcharakter jeder Schule oder jedes ihrer beſten Maler zu entwerfen, würde überflüſſig ſeyn, da ſo viele Schriftſteller und Kunſtkenner dies gethan haben; auch hatte ich noch nicht Ruhe genug, die Eigenthümlichkeiten jedes Meiſters zu ſtudieren, obgleich ich den Geiſt und Charakter jeder Schule im Ganzen jetzt hinlänglich kenne, und von dem andern, ſeinem Weſen nach, zu unterſcheiden vermag. In allen Theilen der Malerei als Malerei, ſteht wohl die Bologneſiſche, welche alle am beſten mit einander vereint, oben an; aber als ſchöne Kunſt erhebt ſich die römiſche Schule über alle übrigen empor; ſo wie die venetianiſche auf der unterſten Stufe ſteht. Die florentiniſche hat die Gränzlinie überſchritten, die das feine Gefühl des wahren Schönen fordert; ſie hat nur auf Gröſſe hingearbeitet, und darüber Schönheit, Reiz und Grazie vernachläſſigt.

Wäre ſchönes, harmoniſches Farbenſpiel das Weſen der Kunſt, ſo würde die venetianiſche Schule und Correggio, welcher gewiſſermaßen als ein Meteor für ſich allein daſteht, die erſte ſeyn, wenn man alle Kunſt, ſo wie ehemals die Weltgeſchichte, in vier Monarchien, in vier Schulen eintheilen will; allein da die Malerei keine angenehme, ſondern ſchöne Kunſt ſeyn ſoll, ſo ſteht Raphael's Schule mit Recht voran.

Raphael iſt eigentlich der Meſſias der Künſtler, denn er war der Mittler zwiſchen den Antiken und der Natur, zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, wie Chriſtus zwiſchen Gott und Menſchen. Er hat, ohne erſtere zu erreichen, und ohne zur letzten hinab zu ſinken, auf's glücklichſte beide mit einander vereinigt. Als Maler konnte Correggio allerdings beim Anblicke ſeiner Werke voll Selbſtgefühl ausrufen: Anch' io sono Pittore! aber als Künſtler muß er ihm ewig eben ſo weit nachſtehen, als er ihn in der Kunſt der Farben übertroffen hat.

Farbenreiz, Anmuth, Größe und Schönheit ſind die vier charakteriſtiſchen Merkmale der vier Schulen, von unten auf gerechnet. Raphael's Grazie iſt edler, als die des Guido, die des Guido naiver; ſeine Gewänder ſind mit denen des Raphael nicht zu vergleichen; ſeine Attituden mehr der Natur abgelauſcht. Raphael entzückt, Guido rührt; Raphael begeiſtert die Seele, Guido ſchmilzt das Herz. Beide waren heitre, liebende Seelen. Raphael kühner, feuriger, gedankenreicher, lebendiger, tiefer; Guido ſanfter, zärtlicher, weiblicher; nicht ſo ſchöpferiſch wie jener, aber eben ſo unerreichbar, eben ſo einzig im Ausdrucke naiver, jungfräulicher Unſchuld; nur anders modificirt, nach der Individualität ſeines Gefühls. Albani iſt einer der reizendſten Maler der bologneſiſchen Schule; ſeine Kinder ſind von unnachahmlichem jugendlichen Liebreiz. Er war der Maler der Liebesgötter und Genien.

In der Bildhauerkunſt ſteht Johannes von Bologna wahrſcheinlich auf der oberſten Stufe unter den neuern; aber er hat mehr große, kräftige, als ſchöne Formen gebildet. Sein Neptun auf dem Platze in Bologna und der andere im Garten Boboli in Florenz, ſo wie die herrliche, kühne Gruppe, der Sabiner-Raub, die auf dem Schloßplatze in Florenz unter dem Bogen ſteht, gehören gewiß zu den ſchönſten Werken der Sculptur, beſonders iſt die letztere eine der vollkommenſten Gruppen der bildenden Kunſt.

Welche ſelige Stunden habe ich in der Gallerie in Florenz verlebt! Hier iſt die größte Antikenſammlung, die es, nächſt der in Rom, in der Welt gibt, in drei Korridors aufgeſtellt. Die Medizeiſche Venus, die beiden Ringer, der Beckenſchläger, der Schleifer und der Apollino ſtehen in einem beſondern achteckigten, mit einer Kuppel verſehenen, prächtigen Zimmer, das die Tribune heißt und leider nur zu wenig erleuchtet iſt. In dieſem Zimmer ſind die Wände mit den ausgeſuchteſten Werken der Malerei, von Raphael, Titian, Correggio, Pietro Perugino, Andrea del Sarto und andern behangen; aber auch dieſen wäre eine beſſere Beleuchtung zu wünſchen. Nächſt dem iſt der Saal der Niobe und ihrer Familie, vierzehn Figuren an der Zahl, der größte Schatz dieſer Sammlung. Nie wird ſich das Auge an dieſen herrlichen Werken ſättigen.

In Mailand habe ich nichts geſehen, als den ungeheuren Dom, der ſo groß iſt, daß das Auge ihn nicht umfaſſen und die Einbildungskraft keinen Totaleindruck davon bekommen kann, und darum iſt er ungeheuer. In Venedig aber iſt er ſchauerlich und von einer feierlichen Dunkelheit.

Ich habe nie ein ſo großes Gebäude geſehen. Vielleicht iſt die Peterskirche größer.

Nimm ſo mit dem flüchtigen Abriſſe unſerer Reiſe, den ich in der größten Eile ſchreibe, vorlieb. Wenn ich einſt mehr Muße habe, werde ich meine Reiſe und meine Reflexionen weitläuftiger ausarbeiten; beſonders denke ich in der Folge, wenn ich erſt mit den Kunſtwerken Italiens inniger vertraut bin, einiges darüber zu ſchreiben; aber nicht eher, als nach einem fleißigen Studium und Anwendung richtiger äſthetiſcher Prinzipien. Ich hoffe, daß mir da mein anderthalbjähriges Studium der Philoſophie und Aeſthetik in Jena nach richtigern Grundſätzen, als bisher unter unſern Kunſtkennern im Gange waren und noch ſind, gut zu ſtatten kommen wird. Denn ſo überflüſſig dem Künſtler von Genie und praktiſcher Uebung alle Theorien der Kunſt und alle Philoſophie über dieſelbe ſind, ſo unentbehrlich ſind ſie dem Kunſtkenner, wenn er etwas Geſcheidtes darüber ſagen will. Und gewiß wird der Einfluß der kritiſchen Philoſophie auch auf die Bildung des Geſchmacks an ſchönen Kunſtwerken wichtig ſeyn, wenn ihre Grundſätze von kunſterfahrnen Kennern, bei Beurtheilung ſolcher Werke richtig angewendet werden. In dieſem Felde iſt noch viel ungebautes Land, ſoviel auch über Kunſt bisher geſchrieben iſt.

Lebe wohl, aus Rom ſchreibe ich Dir einmal wieder. Grüß alle meine dortigen Freunde. Ewig

Dein

Fernow.

Unter anhaltender Arbeit, die Bruſt voll Sehnſucht und Hoffnung, verlebte Fernow noch vier Monate in Bern, und trat dann zum zweiten Male den Weg nach dem Lande an, in welchem er jetzt, nachdem er gleichſam nur hineingeblickt hatte, um ſo zuverſichtlicher die Vollendung ſeines eigentlichſten Daſeyns erwartete. In der erſten Hälfte des Auguſts ging er nach Zürich und verließ es in Geſellſchaft eines jungen holländiſchen Malers ſchon am funfzehnten wieder. In Bern verwendete er ſeine Zeit faſt einzig auf Erlernung der italieniſchen Sprache und Porträte, deren er vom Anfang Aprils bis zu Ende des Monats Juli acht und fünfzig zeichnete. Er verſagte ſich faſt unentbehrliche Bedürfniſſe, lebte manchen Tag nur von Waſſer und Brod, um ſich Reiſegeld zu erſparen. Der hohe Trieb in ſeiner Bruſt, ſeine ungewöhnlich feſte Geſundheit machten ihm jede Entbehrung zum leichten Spiel, und der kurze Vorgenuß von dem, was in Rom ſeiner wartete, hatte ſeine Sehnſucht noch glühender angefacht. Er hatte keinen Sinn mehr für die Gegenwart; alle ſein Denken und Streben ging jenſeits der Alpen.

Noch einige Stellen ſeines Tagebuchs, welches er auch in Bern pünktlich fortführte und ein Brief an ſeinen geliebten Reinhold, mögen hier ihren Platz finden, ehe wir auf ſeinen ferneren Wanderungen ihn begleiten.

Auszug aus Fernow's Tagebuch.

Den 18. April.

Gegen eilf Uhr ging ich auf die Schanze vor dem Obern-Thore, und ſah zum erſten Mal das Schwingen der jungen Landleute des Cantons Bern. Es iſt eine Art von Ringen, worin ſich die zur Stadt kommenden Jünglinge und jungen Männer bei gutem Wetter hier ſeit etwa vierzehn Tagen täglich einige Stunden üben. Eine Vorübung zu dem nahen Oſtermontag, der hier in Bern durch verſchiedene Aufzüge und Volksfeſte gefeiert wird.

Die, welche ſchwingen wollen, entkleiden ſich bis aufs Hemde und Beinkleider. Letztere ſind eigends zu dieſen Ringſpielen gemacht, und von den gewöhnlichen durch einen überaus ſtarken Bund und durch die Weite an den Schenkeln, wo ſie hoch hinauf geſtreift werden, unterſchieden. Jeder Schwinger faßt den andern mit einer Hand hinten am Hoſenbund, mit der andern unten in den aufgeſtreiften Beinkleidern, und jeder ſucht den andern aus dem Gleichgewicht zu ſchwingen, ihn von der Erde emporzuheben und ihn zu Boden zu werfen; aber um zu gewinnen, muß der Ueberwundne auf dem Rücken zu liegen kommen. Fällt er auf den Bauch, ſo iſt der Sieg unentſchieden. Jedes Paar macht drei Gänge mit einander, und der, welcher den andern zweimal niederwarf, hat gewonnen.

Es iſt ein intereſſantes Schauſpiel, die ſtarke, ungeſchwächte, männliche Jugend hier in der höchſten Anſtrengung ihrer Kraft zu ſehen, und die Alten und Mitkämpfer im Kreiſe umher, wie ſie rathen, Beifall geben, oder hindern und ſchlichten, wenn einer in der Hitze des Kampfes den andern regelwidrig angreift. Viele unter den Kämpfern ſind ſchön gebildete, wohlgeſtaltete Leute, mit einem durchgearbeiteten, ſtarken, muskulöſen Körper. Stärke und Behendigkeit wetteifern hier mit einander, ſich den Sieg zu entreißen; denn ſelten iſt ſich ein Paar ſo gleich, daß ſie ſich nichts anhaben können.

Nur ein Paar der beſten und ſtärkſten Ringer gingen, nach einem beinahe halbſtündigen Kampfe, aus einander, ohne daß einer den andern zu Boden hatte werfen können. Die Leute hatten ungemein ſtarke Schenkel und Arme, ohne plump zu ſeyn; nur in der Kleidung ſahen ſie plump und unbehülflich aus; aber entkleidet zeigen ſie nichts als blühende Kraft und Behendigkeit. Wenn ſie eine Zeitlang gefochten haben, bitten ſie ſich Trinkgelder von den Umſtehenden aus, wofür ſie ſich mit Wein erquicken. Es wäre zu wünſchen, daß dies Spiel unter allen Nationen im Schwange wäre; es ſtählt und kräftigt den ganzen Körper und übt den geſchickten Gebrauch deſſelben.

Sonnabend, den 19. April.

Ich ging zu Hallers. Juliane rief mir, als ich kam, entgegen, ein gewiſſer Baron Herbert und Doctor Erhard aus Nürnberg ſeyen oben. Ich hielt es für Scherz, ging hinauf, und traute meinen Augen kaum, als ich ſie wirklich da fand, alle drei, Herbert, Erhard und Rauſcher. Solche frohe freudenſelige Ueberraſchung hatte ich lange nicht gehabt. Ich war, wie ein neu Erſtandner iſt, welcher ſeine liebſten Freunde, die er auf der Erde hatte, im Himmel wieder ſieht. Ich fiel Allen um den Hals zu freudigem Willkommen. Da waren ſie nun, der gehoffte Herbert, und der gefürchtete Erhard, und der weder gewünſchte, noch gefürchtete Rauſcher, mir Alle erwünſcht und Liebe, Freude bringend, wie die Momente des Wiederſehens nur immer ſeyn können. Herbert war mit Baggeſen in tiefem Geſpräch; ich führte die andern Beiden aus, um ihnen die Herrlichkeiten Berns zu zeigen, und freute mich, daß ich dies in ihrer ganzen Glorie thun konnte. Unſer Abend war eine ſchöne Phantaſie, umgeſchaffen zur Wirklichkeit und zum Genuſſe, die uns Alle befriedigte, entzückte, und unſre Gefühle alle in einem Centralpunkt zuſammen brennend machte.

Den 21. April, Oſtermontag.

Dieſen, der öffentlichen Freude vom Staat und Einwohner geweihten Tag, beſchloß ich gleichfalls gänzlich auf Beobachtung und Mitgenuß zu verwenden, um ſo mehr, da unſere reiſenden Freunde mich verpflichteten, ihnen dieſen Tag ſo angenehm, als möglich zu machen.

Früh um ſechs Uhr wanderte ich zur Krone, und weckte die Schlafenden; hernach gingen wir auf die Platteform, und ſahen noch einige Momente die Gipfel der Gebirge, die ſich ſchon wieder in Nebel und Wolken hüllten. Das Berner Regiment marſchirte mit klingendem Spiel auf den Kirchplatz, und ſtellte ſich, um die Herren der Republik zu erwarten. Bald kam der Zug des innern Standes an, der ſich vorher im Rathhauſe verſammelt hatte. Er zog in die Kirche. Alle Herren ſchwarz, in Mänteln, und ein Baret auf dem Kopfe. Die beiden Schulteſſe voran, dann mehrere andere, unter denen die Weibel mit

Stäben, die Seckelmeiſter mit rothen goldbeſetzten Seckeln verſehen waren.

Um zehn Uhr gingen wir auf die Schanze, wo die Schwinger bereits in voller Arbeit waren. Es gelang uns, bald in die Kreiſe zu dringen; wir wurden gewaltig zuſammengepreßt und getreten. Ueber eine Stunde ſahen wir verſchiedenen Gängen von geſchickten Schwingern zu. In dem Kreiſe, wo ſich die jungen Herren von Bern als Zuſchauer befanden, waren die beſten und geſchickteſten, die Repräſentanten verſchiedener Thal- und Bergbewohner, von ihren Landsleuten abgeſchickt, die Ehre ihrer Nation zu retten. Die aus dem flachen Lande zeichneten ſich durch größere Geſtalt und Stärke, die Bergbewohner durch Behendigkeit aus, und Letztere entriſſen oft, durch Benutzung eines ſchwachen Moments, den Stärkern den Sieg. Dieſen gelang es faſt immer, jene von der Erde aufzuheben und herum zu ſchwingen; aber die geſchickten Wendungen Jener machte es ihnen oft unmöglich, ſie zu beſiegen und wenn der Sieg nicht unentſchieden blieb, wurden ſie faſt immer überwunden, und durch einen glücklichen

Schwung des Hingeworfenen, ſelbſt zu Boden geſtreckt.

Ich ſah zuletzt noch einen Thalbewohner mit einem jungen rothhärigen Entlibucher kämpfen, die ſich wechſelsweiſe überwanden. Der Sieger hat außer der Ehre weiter keinen Vortheil davon, als daß er mit ſeinem Hute von den Berner Herren und Zuſchauern Geld einſammelt.

Als wir zurückgingen, wimmelten Gaſſen, Arkaden, Balkone und Fenſter von Menſchen. Ueberall Leben und freudiges Gefühl des Daſeyns in jedem Geſichte. Bern in ſeiner vollen Glorie. Bern's Schönen in allen Fenſtern, auf allen Balkonen, die blühende, raſche Jugend des Landes auf den Gaſſen. Ich weidete mein Auge an den Letztern faſt mehr noch, als an den Erſtern. Die Tracht der Haslithälerinnen iſt die ſchönſte Bauerntracht, die ich kenne; ſie hat etwas Edles, Idealiſches.

Um drei Uhr kam der Aufzug des äußern Standes, eines der intereſſanteſten und paſſendſten Volksfeſte, die ich je geſehen habe. Der äußere Stand iſt eine Kopie, oder gewiſſermaßen eine Parodie des innern Standes. Die jungen Leute in Bern bereiten ſich in ihm zu den öffentlichen Geſchäften vor. Alle Aemter und Bedienungen des äußern Standes ſind auch in ihm. Sie verſammeln ſich zu gewiſſen Zeiten, haben ihr eigenes Rathhaus, führen ihre Prozeſſe, alles mit einer Ordnung und Ernſthaftigkeit, die das Ganze intereſſant und zu einer ſehr nützlichen Anſtalt macht.

Dieſer Stand hielt jetzt ſeinen öffentlichen Aufzug. Voran Muſiker, dann der Berner Bär, als Anführer des Zuges mit einer Hellebarte und einer Schärpe über die Achſel; er machte verſchiedene Späße. Neben ihm eine, karikaturmäßig aufgeſtutzte, Damenfigur, die eine Satyre auf die Ariſtokratie zu ſeyn ſcheint; nach dieſem Wilhelm Tell und ſein Sohn, erſterer mit der Armbruſt, letzterer mit dem Apfel auf dem Kopfe. Nach ihnen die drei Schweizer, die den Schweizerbund gründeten, mit großen, flammenden Schwertern. Dann Herzog Berchthold von Zähringen, der Erbauer Berns; dann die dreizehn Kantone der Eidgenoſſenſchaft, jeder mit ſeiner Fahne, und in der Farbe ſeines Wappens. Alle dieſe in altſchweizeriſcher Tracht und Rüſtung. Dann kam der ganze äußere Stand, alle ſchwarz gekleidet mit Mänteln, und ganz mit Blumenſträußern und Kränzen, auf Hut, Arm und Bruſt garnirt; eine groſſe Anzahl; dann die Bundesgenoſſen und Unterthanen, oder die zugewandten Orte, jeder in der Farbe ſeines Wappens und mit der Fahne, letztere wieder von einem Chor Muſiker aufgeführt; alle in altdeutſcher Tracht. Das Ganze ein Schauſpiel, das gewiß kein Schweizer mit gleichgültigen Augen ſieht. Sein Herz klopft freier, wenn ihm die Geſchichte der Befreiung ſeines Vaterlandes, und die Helden und Erlöſer deſſelben ſo ſinnlich dargeſtellt werden. Mir war der Anblick dieſer alten Helden feierlich und heilig, er machte einen viel ernſteren Eindruck auf mich, als gewöhnliche theatraliſche Aufzüge, denen dieſer ſonſt ähnlich war.

Bei beiden Aufzügen war nichts den guten Geſchmack Beleidigendes, kleinlich Gothiſches. Wie er vorüber war, verſtrömte das Volk allmählich von den Gaſſen, und Jeder ging von der allgemeinen Freude zu der beſondern über. In allen Straßen hörte man Muſik und Klang bis ſpät in die Nacht. Wir ſtatteten gegen Abend dem Bären noch einen Beſuch ab. Erhard liebte die rohe, undreſſirte Bärennatur, die er hier zuerſt ſah, und freute ſich an dieſen Thieren, an ihrem ruhigen, feſten Gang, ihren Spielen, ihren geſchickten Bewegungen und der Leichtigkeit ihres unbehülflich ſcheinenden Körpers. Wir brachten den Abend recht froh bei Haller zu, und trennten uns erſt ſpät.

Donnerſtag, den 22. Mai.

Ich erhielt heute einen Brief vom Grafen von Burgſtall mit eingeſchloſſenem Wechſel von hundert und zwanzig Gulden ganz unerwartet. So hätte ich alſo jetzt zweihundert und zwanzig Gulden: ob ich davon ein Jahr in Rom ſubſiſtiren kann, weiß ich nicht; ich will es aber verſuchen, und wenn es nicht unmöglich iſt, möglich machen.

Fernow an Reinhold.

Bern, den 24. Mai, 1794.

Baggeſen erlaubt mir, ſeinem Briefe ein Blättchen an Sie beizulegen, dem ich gern alle die Gefühle eines von Freude und Dank erfüllten

Herzens aufdrücken möchte, welche die Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft an Ihrem Beſtimmungsorte, und der zu gleicher Zeit aus des edlen Burgſtalls Händen empfangene Beweis Ihrer für mich ſo thätigen Güte in mir erregen. Ich bin ungewiß, ob der edle junge Mann, den Ihre gütige Empfehlung zu meinem Wohlthäter gemacht hat, es gern ſehen wird, daß ich ihm ſelbſt ſchreibe. Baggeſen rieth mir, Sie um die Güte zu erſuchen, da Sie doch einmal der Sachwalter des, weit über ſein Verdienſt glücklichen Fernow geworden ſind, es auch jetzt noch zu ſeyn. Verſichern Sie den edlen Grafen meiner innigen Achtung und Dankbarkeit und der zweckmäßigſten Anwendung des mir gemachten Geſchenks. Sobald ich in Rom angelangt bin, werde ich ihm ſelbſt ſchreiben, und um ſeine Freundſchaft bitten; denn meine Wohlthäter müſſen auch meine Freunde ſeyn, und ich fühle Muth genug, jede billige Bedingung der Erfüllung meiner Bitte im voraus zu verſprechen.

Ich habe nun zweihundert und zwanzig Gulden, zwei Hände und einen Kopf. Sollte ich damit in Rom, wo gewiß mancher dieſe ſchätzbaren Dinge nicht hat, wohl zu recht kommen? — Ich hoffe es. Im Hoffen nehme ich's mit Jedem auf, und auch im Oekonomiſiren, wenn es die Umſtände nothwendig machen. Ein Stück Brod, ein Stück Leinwand und Studium Raphaels, mehr bedarf es in Rom nicht, mich glücklich zu machen. Meine Koſten zur Rückreiſe verdiene ich mir hier in Bern, und darum halte ich mich länger hier auf, als mir gemüthlich iſt. An Arbeit fehlt mir's Gottlob nicht, und ich hoffe, mit dem erworbenen Viaticum meine Pilgerreiſe zu vollenden; ohne daß ich nöthig hätte, unterweges nach Pilgerſitte zu verfahren. Höchſtens in vier Wochen werde ich von hier gehen, und etwa vier Wochen zu meiner Reiſe brauchen, wenn der entnervende Sirocco meine Flügel nicht etwa beſchneidet.

Meine müßigen Stunden fülle ich hier mit dem Studium der Italieniſchen Sprache, Archäologie und dergleichen aus. Zu Letzterem habe ich hier, wider Vermuthen, eine gute Gelegenheit gefunden, und nehme noch manche Vorkenntniß zum nützlichen Studium der Antike mit, die ich ſelbſt in Rom nicht erhalten hätte. Kurz, das Glück verfolgt mich in allen Stücken ſo ſehr und begünſtigt mein Vorhaben ſo trefflich, als ich's nicht erwartet hätte. Dies ſchreibe ich allein Ihrem Segen zu; denn ſeit ich in Jena zuerſt Ihre Schwelle betrat, hebt ſich die Epoche meiner Glückſeligkeit für mich an, auf die ich, durch die vergeblichen Erwartungen meines halben Lebens getäuſcht, bereits reſignirt hatte.

Ewig, jenſeits der Alpen und Apenninen, und wohin mein Verhängniß mich führen mag, Ihr, Sie treu und dankbar verehrender,

Fernow.

Auszug aus Fernow's Tagebuch auf ſeiner Reiſe nach Rom.

Zürich, den 15. Auguſt, 1794.

Nachdem ich meinen Koffer nach dem Kaufhauſe geſchickt, und die Beſorgung deſſelben bis Altorf dem Spediteur H. — übergeben, verließ ich nebſt meinem Reiſegefährten, dem jungen Maler Liernus aus dem Haag, Zürich um halb zehn Uhr. Um ſechs Uhr kamen wir in Zug an, und quartierten uns im Hirſch ein, wo man mich gleich wieder kannte. Mein Gefährte rief bei jeder

Gegend, die flach, mit Bäumen und Gärten und Wieſen umgeben war, und die Ausſicht auf die Berge verſteckte: Ach, hier iſt es recht Holländiſch! —

Altorf, Sonnabend, den 16. Auguſt.

Es witterte die ganze Nacht, um halb ſechs Uhr gingen wir weg aus Zug. Wir nahmen den angenehmern Weg, dem Ufer des Sees entlang. Liernus ſah heute entzückt den erſten Waſſerfall, und doch war dies nur ein kleiner, während des Regens entſtandener. Wir kamen vor einem heftigen Gewitterregen mit genauer Noth nach Art. Ich ſuchte Freund Liernus Begriffe von Schönheit ein wenig zu berichtigen, der einen aus Buchsbaum geſchnitzten Vogel, den wir in einem Garten ſahen, ſo ſchön fand. Sein Geſchmack iſt noch ziemlich Holländiſch, aber ſein natürlicher Wahrheitsſinn, Roms Kunſtwerke und die große Natur der Schweiz werden ihn ſehr bald bekehren. Er hält mich für einen mächtigen Philoſophen.

Die Waſſerfälle auf dem Rigi und die vorüberziehenden Wolken am Gipfel und der Mitte des

Berges machten einen herrlichen Anblick. O, wie ſchön iſt der Fuß des Rigi! Wir gingen, ohne einzukehren, durch Lowärz, den Weg am Ufer entlang, und an dem letzten Felſen am Ende des Sees holte uns ein Gewitter ein, das über den Rigi und den Steinerberg herüberkam. Mein Gefährte, der ſich etwas verſpätete, erhielt eine reichliche Ladung von dem Hagel und Regenſchauer, der jetzt kam; ich hatte zu rechter Zeit die Sonne in dem Dorfe Seben erreicht, die mir hier in einem artigen Mädchen, aber in ſauerem Italieniſchen Wein ſchien.

Hier blieben wir eine gute Stunde lang, bis auch am Himmel die Sonne wieder ſchien, und gingen dann den Weg nach Brunnen zu, der ſich um den Zinkli gegen Abend zieht. Als wir eine Viertelſtunde gewandelt waren, fanden wir die Brücke über den Sebenbach durchbrochen, das Waſſer ausgetreten, und den Weg weit überſchwemmt. Schon gewohnt, die Wege in Flüſſe verwandelt zu ſehen, denn von Art bis Lowärz war ſchon alles überfloſſen, war hier doch nicht durchzukommen. Wir mußten mehr aufwärts gehen, wo wir gleichfalls den Weg überſchwemmt fanden; aber doch ſo, daß wir mit Durchwaden bis an's Knie das Ufer jenſeits erreichten. Hernach fanden wir guten Weg durch das liebliche Thal, auch Sonnenblicke.

Um fünf Uhr waren wir in Brunnen; wir gingen gleich zum Wirthshauſe am Waſſer, wo ein Haufe Schiffleute, auf Reiſende wartend, ſtanden. Ich hatte gefürchtet, man würde heute, des Wetters wegen, uns nicht hinüberfahren; aber es beſſerte ſich jetzt. Wir ſchifften uns ein, und hatten eine herrliche Fahrt, friſche, kühle Luft; hernach ward der See ſogar ſtill und glatt, wie Oel. Wir fuhren, des etwas konträren Windes wegen, links dicht an der ſenkrechten Felswand, die gerade das Anſehen hat, als ob ſie von viereckigen Steinen aufgemauert wäre. Gegenüber kommt man hernach bald gegen den Flecken Grittli, die kleine Matte, wo Fürſt, Melchthal und Stauffacher den Bund ſchwuren. Es liegt unter einem waldigen Felſen, auf einer kleinen Anhöhe über dem See.

Nach zwei Stunden kamen wir an die Felſennaſe, wo Tell's Kapelle ſteht. Wir ſtiegen aus, und vielleicht auf demſelben Felſen an's Land, wo Tell aus dem Kahne ſprang. Innerhalb iſt die Geſchichte der Entſtehung des eidgenoſſiſchen Bundes in mehrern Fächern in altem Geſchmack gemalt, und die beiden Schlachten bei Sempach und Morgarten. Viele Namen waren an Wänden und Altären geſchrieben. Dieſe Verewigung aber dauert nur zwei oder drei Jahre, dann werden die Wände wieder überweißt.

In einer guten halben Stunde landeten wir bei Flüelen; die Felſenwände gegen Abend waren ſchon düſter und ſchwarz. Wir hatten beim Sonnenuntergange herrliche Erſcheinungen von der dünſtevollen Regenluft, Regenbogen und Sonnenbahnen. Wie man um den Felſen bei Tell's Kapelle vorbei kommt, erblickt man vor ſich den hohen pyramidenförmigen Beiſtenſtock, der das Schöllenen Thal vom Maderaner Thal trennt. Er hatte, wie mehrere Berge des Kantons Uri noch Streifen Schnee. Nahe bei Altorf geht zwiſchen den Bergen das Schächen Thal rechts hinein; durch das Maderaner Thal läuft ein Weg nach dem grauen Bunde.

Dieſe Thäler konnte ich aus den Bergöffnungen nur von ferne errathen; Morgen werde ich ſie näher ſehen. Wir wanderten, ohne uns aufzuhalten, von Flüelen fort und waren in einer kleiner halben Stunde in Altorf.

Realp, den 18. Auguſt.

Früh um fünf Uhr gingen wir aus Waſen. Der Morgen war wolkig und kühl, verſprach aber einen heitern Tag und hielt Wort. Nach einer Stunde waren wir in Obergeſteinen, einem armen Dörfchen in einem ſteinigen Thale. Die Geſche ſtürzt mit Brauſen unter einer ſteinernen Brücke der Reuß zu. Gleich oberhalb Geſteinen, wo der Weg ſich links wieder um die Ecke windet, macht die Reuß einen ſchönen Fall, etwa fünfzig bis ſechzig Fuß hoch, einen Felſenſturz hinab. Wir ſtiegen etwa dreihundert Fuß tief hinunter, lagerten uns hart an der Seite des Falls, eine Viertelſtunde lang, und ſahen dem tobenden Strome zu. Die Heftigkeit, mit welcher er, ſeine Wogen in Schaum zerſchlagend, unaufhörlich fortwälzt, iſt ſo groß, daß man kaum, ohne ſchwindelnd zu werden, fünf Minuten unverwandt in den Aufruhr hinabſehen kann. Ich verſuchte es verſchiedene Male; die Gewalt ſchien immer größer zu werden. Es war, als wälzte ſich die Achſe der Erde unter uns.

Von hier bis zum Urner Loch hinauf, iſt der Strom ein ununterbrochener, in tauſend Fällen Sturz auf Sturz hinbrauſender, Katarakt, und die Tannen, die bis hier noch hin und wieder an den Felſenwänden ſtehen, hören jetzt völlig auf. Die Felſen ſtehen nun kahl und ſchroff da, nur mit ärmlichem kurzen Raſen bedeckt, der mit nackten, zerriſſenen Felswänden abwechſelt. Die Seiten des Berges und die Tiefen des Thals ſind mit furchtbaren Felſentrümmern überſchüttet, unter denen ſich der Weg bald links, bald rechts, immer aufwärts windet. Man kommt nach einer kleinen Strecke über zwei Brücken, unter denen die letzte die lange heißt. Hier windet ſich der Weg von der rechten zur linken Seite fort.

Wir ſtiegen noch zu einem ſchönen, ſchräg über Felſen herabſtürzenden und an hohen Blöcken von Geſtein in Schaum ſich zerſchlagenden Fall hinab, wo mein Freund Liernus im Herabſteigen an dem naſſen, ſchlüpferigen Felſen hinabſtürzte, und ſich ein Loch in den Kopf ſchlug. Er erholte ſich indeſſen bald wieder und konnte mit Vergnügen in den ſtürzenden Strom hineinſehen, der uns mit Regen und Wind umrauſchte.

Nahe vor der letzten Wendung, die der Weg in dem ſich immer verengenden und erhöhenden Thale nimmt, ſieht man ſich ganz von den nackten grauen todten Felſen eingeſchloſſen. Das lautere Toben des Stromes und das Geländer, welches den Weg am Abgrund ſichert, verkündigte mir die Nähe der Teufelsbrücke, die wir auch nach einigen Schritten erblickten, und über ihr den Dampf des Falles, welchen die Reuß gleich oberhalb der Brücke macht, und der einer der heftigſten iſt. Wir ſtanden eine Weile auf und neben der ſchauernden Brücke. Das ganze Schauſpiel war jedoch heute bei der ſchönen heitern Luft und im Sonnenſcheine weniger ſchrecklich, als damals im März, am düſtern Nebeltage.

Spital auf der Grimſel, Dienſtag, den 19. Aug.

Jn Realp brachen wir früh um fünf Uhr auf, ohne zu frühſtücken, und fingen unſere heutige

Promenade gleich mit einem Irrſal an, indem wir, ſtatt bei der kleinen Kapelle rechts zu gehen, links einen Seitenweg gingen, um wieder eine Viertelſtunde zurück zu müſſen.

Der heutige Tag begann mit dem heiterſten Morgen, den ich je auf der Reiſe erlebte. Keine Wolke war am Horizonte zu ſehen. Da, wo ein großer Gletſcherbach in die Reußquelle, die im Grunde des Thals ſtrömt, ſich ergießt, iſt ungefähr der halbe Weg von Realp auf die Furca. Dieſer Gletſcherbach kommt zur Rechten von den Schneegipfeln der Furca herab, von denen oben ein Theil des Gletſchers, welcher wahrſcheinlich mit dem Rhonegletſcher oben zuſammenhängt, ſichtbar iſt. Hier geht man eben ſo allmählich wieder anderthalb Stunden an derſelben Seite der Bergwand hinauf bis zum Gipfel der Furca. Der Weg iſt ſchmal und hin und wieder wegen vieler Löcher und Steine ſehr uneben; wird aber doch mit Pferden bereiſet. Wir trafen aber auf dieſer ganzen Straße keinen Menſchen, weder zu Pferde, noch zu Fuß, und außer dem gebahnten Pfade und einigen ärmlichen Sennhütten, die mehr zuſammengeworfenen Steinhaufen, als Häuſern gleichen, findet man auf ihr keine Spur von menſchlichem Leben und Weben.

Da, wo man über die Höhe der Furca kommt, iſt die niedrigſte Stelle derſelben. Hin und wieder lag in den Klüften etwas Schnee. Auf der Höhe ſteht ein Pfoſten mit einem Marienbilde. Hier iſt zugleich die Gränze zwiſchen dem Urſeren-Thal und Wallis. Wir erſtiegen noch eine höhere Stelle zur Rechten, um die überblickenden Schneeberge beſſer zu ſehen, die zum Theil von der Ecke der Oberalp verdeckt werden. Die Ausſicht, ſo wie man auf die Höhe kommt, iſt auf den erſten Anblick zurückſchreckend, öde und wild. Man hat wiederum ein tiefes Thal vor ſich, von dem man den Grund nicht ſieht. Links zur Seite, hoch oben, den Oberalpgletſcher, von dem ein Bach herabrauſcht. Ueber dem tiefen Thal und den es umgebenden Alpen erheben ſich zur Rechten die Schneeſpitzen der Grimſel. Hinter denſelben das ſchöne Finſteraarhorn mit ſeinen verſchiedenen Spitzen.

Der höchſte, völlig mit Schnee bedeckte, hoch in den Aether emporragende Gipfel, der zugleich die erhabenſte Gebirgsſpitze der Schweizer Alpenkette iſt, zeigt ſich gerade in der Mitte des Proſpekts in ſeiner ganzen Herrlichkeit und Erhabenheit. Seine gewaltige Höhe, ſeine weiße und ſchöne Pyramidalform, die, um ſeine Majeſtät zu vermehren, von beiden Seiten noch ein kleines Horn hat, macht ihn, aus dieſem Geſichtspunkte geſehen, zum ſchönſten Berge in der Schweiz; die Jungfrau iſt nicht ſchöner. Das Dunkel der Gebirge, von denen die erhabenen Schneegipfel emporragen, giebt einen herrlichen Kontraſt mit dieſen. Links ſieht man die Kette der Wallisgebirge auf zwölf und mehr Stunden weit, unter denen die ſchöne Reihe der Vieſcherhörner ſich durch Höhe, Reinheit und Schneeſpitzen auszeichnet.

Mein Reiſegefährte genoß hier zum erſten Male in ſeinem Leben des Anblicks der Schneegebirge. Wir ſahen von dieſer Höhe ſchon den Rhonegletſcher unter uns tief im Thale liegen. Endlich gingen wir zum Wege zurück und ſtiegen ins Thal hinunter. Der Weg läuft wieder ſchräg eine Bergwand hinab; man hat anderthalb Stunden zum Gletſcher hinab zu ſteigen. Der Weg geht an der gegenüber liegenden Bergwand gerade in ſolcher Entfernung neben ihm hin, daß man die ganze gewaltige Eismaſſe, ſowohl oben die ſchroffen und zackigen Eisſpitzen, als den untern Berg mit ſeinen furchtbaren Schlünden frei und ausgebreitet vor Augen hat. Oben zu beiden Seiten des Gletſchers ſtehen die beiden mit Schnee gefüllten Granitgipfel der Furca.

Ich war raſch vorangeſtiegen, und von der Anſicht des Schauſpiels ſo hingeriſſen, daß ich überall, wo ich bei einer Quelle trank, etwas vergaß und zurückließ. So hatte ich mein Schnupftuch und eins, worin ich Proviant trug, an zwei verſchiedenen Quellen liegen laſſen. Zum Glück hatte Liernus ſie gefunden und aufgenommen. Ich merkte meine Nachläſſigkeit nicht eher, als dicht am Gletſcher. Statt gleich zum Gletſcher von der Straße abzugehen, wo ich ihn erwartete, war Liernus zu den, eine Viertelſtunde entfernten Sennhütten gegangen. Ich ſaß, ihn erwartend, am Gletſcher und hörte endlich ſein lautes Geſchrei in weiter Ferne. Ich ging nun zu der Hütte, wo wir Milch tranken und einen Senner zum Führer über die Mayenwand mit uns nahmen.

Jetzt ſtiegen wir den Felſen an der Sennhütte hinauf und fingen an zu klimmen, immer höher und ſchroffer, ſo daß wir oft mit Händen und Füßen ſteigen mußten. Als wir oben an die Wand kamen, riefen uns Bauern, die unten mäheten, zu, nicht an der Wand herum, ſondern über dieſelbe weg zu gehen. Hier iſt der Weg weit ſicherer; nur muß' man etwas höher ſteigen. Unſer Führer ſtieg mit ſeinen hölzernen Schuhen, wie ein Reh, über die jähe Anhöhe hin, wo oft kaum ſo viel Raum iſt, die Spitze des Fußes anzuſetzen.

In einer Stunde waren wir auf der Grimſel und etwa in drei Viertelſtunden im Spitale. Wilder, als dieſe Gegend, öder und ſchrecklicher, als dieſe Gebirge ſind, welche rings das Spital umgeben, habe ich noch keine geſehen. Alles iſt hier in größerem Styl, als in den Schöllenen. Die gewaltigen Felſenmauern ſtarren ringsum himmelan, man iſt wie in eine Wüſte eingeſchloſſen. Ein grauſerer Ort zur Verbannung wäre nicht zu finden.

Wir kamen um zwei Uhr im Grimſelſpital an, von wo wir uns bald auf den Weg nach dem Aarfall machten. Dieſer iſt noch zwei Stunden vom Spital entfernt. Man geht von letzterm hinter der Felſenwand herum, an der es liegt, und kommt nun an die Aar, die eine gute Stunde von hier aus dem Lauteraargletſcher abfließt. Man ſieht die Oeffnung in der Felſenwand, die ſie ſich durchbrochen hat und hinter derſelben erblickt man auch einige Spitzen des Finſteraarhorns.

Die Aar iſt gleich hier und bei ihrem Ausfluſſe mächtiger, als die anderen Ströme in der Schweiz ſo nahe bei ihrer Quelle, den Rhein vielleicht ausgenommen. Sie rauſcht in Fülle und Kraft durch das Kiesbette, das bei ihrem Eintritte in's Grimſelthal von ihr hingeſpült wurde. Man kommt zuerſt über eine Bogenbrücke, und ſteigt, wie bei den Schöllenen, oft mehrere hundert Fuß hoch über ſie, an dem Abgrunde, empor, über den die Straße theils aufgemauert, theils eingehauen iſt. Die Felſen ſind hier noch viel nackter und wilder, als in den Schöllenen, und ihre Trümmer, ſo wie ihre himmelanſtrebenden Maſſen gewaltiger. Hier iſt kaum ein wenig Gras oder Moos zwiſchen den Felsritzen. Erſt nach einer Stunde erſchienen die erſten kleinen

Tannen wieder an den Bergwänden. Es geht immer ſehr hinab bis an die Handeck, wo man ſchon wieder menſchliches Leben ſpürt, und Sennhütten, Senner, einen Tannenwald, auch Matten und Gras wiederfindet.

Unterwegs trafen wir zwiſchen zwei großen Felſentrümmern eine offene Diſtillirbude an, wo man Branntwein mit Gentiana brennt. Die Bauern holen die Wurzeln in Säcken von der Mayenwand, wo ſie häufig wachſen. Die ganze Anſtalt ſah im höchſten Grade kalmückiſch aus.

Wir nahmen aus der Sennhütte bei der Handeck einen Führer mit uns zum Waſſerfall. Alle Vorſtellung, die man von Kraft und Geſchwindigkeit bei andern Waſſerfällen, ſelbſt beim Rheinfall, ſich erworben hat, wird hier zernichtet und übertroffen von der entſetzlichen, alle Beſchreibung verhöhnenden Wuth des Aarfalls. Alles, was Baggeſen ſelbſt mit aller ſeiner Darſtellungs- und Hyperboliſirungsgabe im höchſten Enthuſiasmus darüber ſagen könnte, würde keinen Schatten eines Bildes von dieſem Schauſpiel zu erregen fähig ſeyn. Der ganze mächtige, durch die vielen vorhergehenden Fälle ſchon zur Wuth gereizte Strom ſtürzt hier, völlig in Schaum oder Staub aufgelöſ't, von einer gräßlichen Höhe in eine Felſenkluft hinab, die alles, was Entſetzliches und Schauriges gebildet werden kann, übertrifft. Gerade bei dem Falle und in den Fall ſtürzt ſich der Erlebach noch gegen hundert Fuß höher, als die Aar von der jähen Felſenwand mit in den Aarfall, der die weißen Wellen des Erlebachs mit entſetzlicher Wuth an den gegenüber ſtehenden Felſen ſchleudert. Man kann dem Falle nur etwa auf ſechzig Schritte nahe kommen; viel näher würde es auch vor dem entſetzlichen Sturm und Regen, der um ihn ſchwebt, nicht möglich ſeyn. Der Strom iſt, ſo gewaltig ſeine Säule ſich auch oben herabſtürzt, doch ſchon vor der Hälfte des Falles ganz in Schaum und Dampf zerſchlagen; daher es auch nicht möglich iſt, ihn tiefer mit den Augen zu verfolgen. Die eine Felſenwand ſteht etwas weit vor, und verhindert den ganzen Anblick des Schauſpiels. Bis ſo weit man das Bette nach dem Falle hinabſieht, wüthet er noch entſetzlich. Man erblickt in dem ganzen Bette keinen Stein.

Dieſer Fall iſt der erhabenſte und gewaltigſte in der Schweiz. Wir ſtiegen noch höher hinauf oberhalb ſeines Falles und ſahen ihn, nachdem wir ihn von vorn betrachtet hatten, auch von oben. Von hier aus ſtellt ſich der Sturz des Erlebachs und wie er von der Aar ergriffen und mit fortgeriſſen wird, am beſten dar.

Wir kehrten ſogleich wieder um. Ich bemerkte noch alle Gegenſtände unterwegs genauer. Die Aar macht auf dieſem Wege mehrere kleine und große Fälle, ja, ſie iſt faſt ein ununterbrochener Fall und fließt nur an einigen Stellen ſanft.

Wir kamen mit einbrechendem Abende wieder zum Spital zurück, wo wir ein gutes Abendeſſen und Nachtlager fanden. Liernus ward nicht wohl. Er ging ſogleich zu Bette. Ich fürchtete, er möchte krank werden, verlor aber dieſe Furcht, da ich ihn ſo ruhig ſchlafen ſah. Wir fanden hier eine Aufnahme, wie man ſie in dieſer Einöde nicht ſuchen ſollte. Der Wirth, Ulrich Mitzner, ein herkuliſcher Mann, wohnte ſonſt in Oberhasli. Das Häuschen, wo er Fremde beherbergt, iſt erſt vor wenigen Jahren von den Haslithalern erbaut worden. Sonſt mußten ſie im Stall auf Stroh mit ſelbſt mitgebrachtem Proviant vorlieb nehmen.

Ich fand in des Wirths Stammbuche Baggeſens und vieler Bekannten Namen. Spazier hatte einen langen ſchulmeiſtermäßigen, weisheitsvollen Senf eingeſchrieben; unter andern auch geſagt, daß man die ganze Reiſe über die Furca unterlaſſen könne, wenn man die Gletſcher im Grindelwalde geſehen habe, und daß der Anfang der Rhone, wie jeder erſte Anfang einer Sache, ſehr unbedeutend ſey. Ich war, ungeachtet des faſt eilfſtündigen Bergauf- und Bergabſteigens, faſt gar nicht ermüdet.

Hoſpital, den 20. Auguſt.

Liernus ſtand geſund und munter auf, und ſo gingen wir um acht Uhr weiter. Der Himmel war umwölkt und drohte mit Regen. Wir entſchloſſen uns die Mayenwand allein wieder hinabzuſteigen; aber wir hatten Mühe, die rechte Spur zwiſchen den Felſen hinauf wieder zu finden. Zwei Bauern, welche Gentianswurzeln gruben, erboten ſich, uns den Weg zu zeigen; wir waren aber, da wir indeß den rechten Weg gefunden hatten, kühn genug, ihr Anerbieten auszuſchlagen.

Wir kamen auch glücklich über die Höhe. Jetzt aber ging unſere Noth an. Wir waren zwar vor Gefahr ſicher; aber die Praxis des Bergklimmens fehlte uns. Auf der ſchroffen, ſchlüpfrigen Bergwand vermochten wir keinen Fuß feſtzuſtellen, geſchweige zu gehen, mußten alſo auf allen Vieren, und wie es gehen wollte, über Steine und Gras und Alproſenſträucher herabrutſchen. Es ging auf dieſe Art ſicher; aber krüppelhaft langſam. Jeder wählte ſeine eigene Route, Liernus die geradeſte, ich eine krümmere, nach der Richtung, in welcher wir geſtern herauf geſtiegen waren, wodurch ich auch, ungefähr auf der Hälfte des Wegs, den geſtern gegangenen, ziemlich bequemen Weg wieder fand. Auf dieſem konnte ich größtentheils geradegehend herabſteigen, und ſo kam ich auf dieſe Art eine halbe Stunde früher wieder unten bei den Sennen an, als Liernus, zum Beweiſe, daß doch nicht immer der gerade Wege der kürzeſte ſey.

Wir frühſtückten hier und gingen dann zum Rhonegletſcher, den Liernus noch nicht in der

Nähe geſehen hatte. Man kommt über fünf bis ſechs Wälle von Schutt und Stein, welche zeigen, daß der Gletſcher ehemals viel weiter gegangen iſt, als jetzt. Der letzte mag in gerader Linie wohl ſechshundert Schritte vom jetzigen Ende des Gletſchers entfernt ſeyn. Aber die vordern Wälle ſind ſchon bewachſen, ein Beweis, daß ſie ſehr alt ſeyn müſſen, denn auf dieſen Hügeln, die aus bloßen Steinen beſtehen, wächſt ſo leicht wohl kein Grün, wenn nicht die Länge der Zeit Erde auf die Oberfläche angeſetzt hat. An dem einen Walle, der faſt die ganze Breite des Gletſchers hat, ſieht man in der Mitte noch deutlich die Oeffnung, wodurch die Quelle abgefloſſen iſt. Die letzten Wälle ſind noch ganz nackter, loſer Schutt, der wohl in vielen Jahren noch kein Grünes tragen wird. Ich ſchätzte die größte Höhe derſelben auf vierzig Fuß.

Der Gletſcher ſelbſt ſenkt ſich zwiſchen den beiden Gipfeln der Furca in beträchtlicher Höhe herab. Da, wo er ſehr abſchüſſig liegt, bildet er hohe Pyramiden, die zackig und ſcharf und von unzähligen Schlünden zerriſſen und unterbrochen ſind. Ihre Umriſſe gleichen den Granitſpitzen der höchſten Gebirge an Schärfe. Unterhalb, wo ſeine Lage ſich mehr der Horizontalfläche nähert, iſt ſeine Oberfläche glätter, hat keine hervorſpringenden Spitzen; iſt aber gleichfalls durch viele Schründe, die größtentheils der Länge des Gletſchers nachlaufen, zerriſſen. Dieſer untere Theil bildet einen großen, ſanft geründeten Berg, der auf beiden Seiten gegen die Abhänge der Berge und nach vorn zu ſich herabneigt.

Vorn hat das abfließende Waſſer zwei beträchtliche Gewölbe gebildet, die man mehrere Jahre lang geſehen hat. Wir ſahen ſie gleichfalls; aber ſie waren zum Theil eingefallen. Das hintere Gewölbe, das wir nur von fern ſahen, war weit mehr verfallen, und der Schnee iſt dort auch ſchmutziger. Das vordere hat noch die ganze Form eines Gewölbes, nur liegen innerhalb eine Menge Eisblöcke, die die halbe Höhe des Gewölbes anfüllen. Man kann tief in den Gletſcher hinabblicken. Er iſt von der ſchönſten blaugrünen Farbe, Kryſtallklarheit und Reinheit. Ganz in dies, noch mehr zerfallende Gewölbe hineinzugehen, war, wegen der beſtändig ſich ablöſenden und den Herabſturz drohenden Eisblöcke, nicht rathſam; auch hätten wir, um dahin zu kommen, durch die Rhonequelle waden müſſen. Luft und die von oben herabfließenden Gletſcherwaſſer nagen beſtändig an ihm und immer laufen Tropfen aus den Spalten des Gewölbes herab. Die Eiswände ſind ſelbſt vorn am Gletſcher, wo er doch am niedrigſten iſt, von ſo beträchtlicher Höhe, daß ich ſie auf ſechzig Fuß ſchätzte. Oben in der Höhe des Eisbergs mag er wohl einige hundert Fuß enthalten. Der Gletſcher iſt eine Viertelſtunde breit.

Die Rhone fließt in zwei Quellen, welche ſich einige Schritte weiter unter wieder vereinigen, aus dem Gletſcher hervor. Die hintere Quelle iſt die größte, die andere wird faſt ganz von dem, vom Obergletſcher herabkommenden Bache gebildet. Dieſer fließt eine Strecke oberhalb unter dem Gletſcher hinein. Auch die obern Eispyramiden ſind, beſonders im Sonnenſchein, von herrlichem Saphirblau, und gewähren einen prächtigen Anblick. Rings umher ſind die ihm zunächſt ſtehenden Felſen nackt, und an den Seiten liegen eben ſolche Steintrümmer, wie vorn. Der Schutt ſcheint zermalmte Steine zu ſeyn. Die Steine ſelbſt, die er auswirft, oder vor ſich hinſtößt, ſind rund abgeſchliffen, wie Steine, die ein Strom mit fortgerollt und ausgeworfen hat.

Heute hatten wir kein Sonnenlicht, die Gipfel der Furca, der Grimſel und andere Bergſpitzen hingen voll Nebel, und die Walliſerkette nebſt dem Finſteraarhorn waren ganz in Wolken verhüllt. Es that mir leid, daß ich geſtern nicht die Umriſſe der von der Höhe der Furca aus ſichtbaren Alpenkette gezeichnet hatte. Hierauf zeichnete das Gewölbe des Rhonegletſchers. Es war aber ſo kalt hier, daß wir kaum eine halbe Stunde aushalten konnten.

Etwa um ein Uhr gingen wir vom Gletſcher wieder fort, und ſtiegen allmählich die Furcaſtraße wieder hinauf. Dieſes ganze Gebirge, beſonders das Thal von der Höhe der Furca bis zum Gletſcher, iſt äußerſt öde; man ſieht keinen Baum, kein Geſträuch und die elenden, von Steinen zuſammengeworfenen Hütten der Sennen, deren hier etwa drei oder vier am Fuße des Berges zerſtreut liegen, zeigen die Armuth der Natur noch auffallender. Mehrere Stellen des

Weges ſind ſo ſchlecht, daß man kaum begreift, wie beladene Pferde darüber paſſiren können.

Endlich kamen wir um vier Uhr in das erbärmliche Realp zurück, und doch freuten wir uns darauf, wie auf unſere Heimath, denn wir waren des Steigens herzlich müde. Dennoch hätten wir um keinen Preis das Vergnügen der Reiſe hingegeben. In Realp erfriſchten wir uns, ſo gut es gehen wollte, nahmen unſre hier deponirten Sachen wieder auf und marſchirten um halb ſechs Uhr ab.

Airolo, den 21. Auguſt.

Wir hatten dieſe Nacht Beide von unſeren Reiſefatiguen trefflich ausgeruht, brachten früh unſere trockne und halbtrockne Equipage wieder in Ordnung, und verließen um neun Uhr Hoſpital. Kaum fingen wir an, die Gotthardsſtraße hinanzuſteigen, als ich eine ungewöhnliche Wärme am Rücken verſpürte, und meine Verwunderung darüber gegen Liernus äußerte. Die Wärme ward immer ſtärker, bis ich mit Liernus zugleich gewahr wurde, daß in meiner rechten Weſtentaſche

Feuer war. Ich hatte ein großes Stück Schwamm darin, dies war in Brand gerathen, und hatte mir ſchon jetzt, da ich's merkte, die ganze Taſche verkohlt. Wir löſchten beide ſo ſchnell als möglich den Brand, und Liernus machte ſich auf meine Koſten luſtig.

Nach dieſer Epiſode ſtiegen wir die vor uns liegende Straße hinauf, was von dieſer Seite eben nicht ſehr beſchwerlich iſt. Deſſen ungeachtet brachten wir bei ſehr langſamem Steigen, drei Stunden bis zum Spital zu, wo wir um zwölf Uhr ankamen. Wir kehrten bei den Kapuzinern ein. Ich zog das Glöcklein an dem Thore, der Pater Lorenzo trat hervor und ließ uns ein. Wir aßen, tranken und unterhielten uns mit ihm auf gebrochen Italieniſch, ſo gut es gehen wollte. Lorenzo iſt ſchon acht und zwanzig Jahre oben im Spital und jetzt neun und funfzig Jahre alt, aus Mailand gebürtig; er ſieht aus, wie ein Vierziger. Durch die Gaben der Fremden iſt er im Stande geweſen, ſich die jetzige größere und bequemere Wohnung bauen und die Fremden beſſer verpflegen zu können. Ich ſchrieb unſre Namen und: petunt Romam ins Stammbuch des Paters.

Um zwei Uhr zogen wir weiter. Anfangs ſah ich noch den Fieudo, Pettina und Lucendro und eine kleine Spitze von deſſen See, aus dem die Quelle des Reno entſpringt. Außerdem erreicht das Auge vom Wege aus noch vier kleine Seen. Nach des Paters Lorenzo Ausſage hat der Gotthard ſiebzehn Seen. Oben auf der Höhe des Thals iſt es gleichfalls wild und öde; aber ſolche Felſenwände ſieht man hier nicht, wie auf der Grimſel. Der herumſchweifende Blick des Wanderers findet doch überall auf Grasplätzen einen Ruhepunkt, und ſelbſt ein kleines Gärtchen iſt da. Auf der Grimſel giebt es nichts von dem zu ſehen, und doch ſuchen zwei und zwanzig Kühe, die wir weidend dort fanden, im Sommer ihr Futter darauf.

Nach einer halben Stunde kommt man ins Valle tremola. Ich glaubte hier die Stelle zu erkennen, wo der Altorfer Kaufmann mit dem Pferde ſtürzte, als ich im März den Gotthard paſſirte; aber die Gegend iſt im Sommer und Winter ſo verſchieden, daß ich es nicht für gewiß ſagen konnte. Des Steigens müde, kamen wir um vier Uhr nach Airolo hinab, das wir, ſo wie das fruchtbare, grüne, mit Hütten beſetzte Lavinerthal von oben durch die Tannen zuerſt erblickten. Ich fand hier alles wieder, wie es im März war, die Großältern, die Mutter von ſiebzehn Kindern, die beiden artigen, ſprachkundigen Töchter und den franzöſiſchen Schriftſteller, der hier am Fuße des Gotthard ſeine Donnerkeile gegen die Revolution ſchmiedet, und das ganze Haus mit ſeiner Ariſtokratie angeſteckt hat.

Giornico, den 22. Auguſt.

Um acht Uhr wanderten wir von Airolo aus. Der Himmel war trübe, der Gotthard in Wolken verhüllt, und der Tag drohete Regen. Von Airolo geht man allmählich bergab, dem engen Felſenpaſſe zu, der Salvedra heißt, und durch den nur neben dem durchſtrömenden Teſſin eine ſchmale Straße führt. Der Teſſin hat dieſe Felſenwand, die das Thal Airolo von dem von Piota abſonderte, durchbrochen. Die Felſenwände ſtehen ſenkrecht empor, an einer Stelle hat man ſogar den Felſen aushöhlen müſſen, ſo daß der Weg unter dem Ueberhange durchführt.

Sobald man durch den Paß iſt, kommt man an eine Kapelle; oben auf dem Felſen ſtehen die Trümmer eines alten Thurms. Unweit dieſes Durchganges ſieht man einen Waſſerfall, der ſich durch den Bogen, den ſein großer Waſſerſtrahl bildet, vor allen, die wir auf unſerer Reiſe antrafen, ſehr auszeichnete. Das Waſſer läuft in ſchräger Richtung zuerſt die Felſenwand herab und ſchießt dann in einem breiten Bogen den Strahl durch die Luft hinab. Das Waſſer bricht ſich wahrſcheinlich an einem hervorragenden Felſenſtücke. Ein vorübergehender Bauer, den ich um den Namen dieſes Waſſerfalls befragte, nannte ihn Calcaccia, welches wohl ſo viel als Cascata heißen ſoll, wie auch der Zöllner in Dazio meinte.

Drei Stunden von Airolo, wo ſich das Thal ſchließt, liegt Dazio, wo jeder Durchreiſende Zoll geben muß. Der Wirth ſprach hier gut Deutſch. Allenthalben hält man uns für Franzoſen, wie wahrſcheinlich alle durchwandernde Fremde. Gleich hinter Dazio kommt man in die furchtbare Felſenkluft hinab, die der Teſſin durch den Platiſer gegraben hat. Sie vereiniget in ſich alle Schreckniſſe der Schöllenen und der Grimſelſtraße. So kurz dieſe Kluft iſt (ſie mag gegen achthundert Schritte bis zur erſten Brücke betragen), ſo fürchterlich iſt ſie mir doch jetzt noch, da ich doch mehr Schreckensſcenen in der Schweiz geſehen habe. Der hoch und grauſend überhangende, im Herabſtürzen begriffen ſcheinende Felſen, der raſende Teſſin, der ſich am Abgrunde hinwindende Weg, die beklemmende Enge des Thals und das furchtbare Donnern des Stroms machen zuſammen eines der wildeſten Naturſchauſpiele, die ich noch bis jetzt geſehen haben, und Dazio wird mir in dieſer Hinſicht immer in Andenken bleiben.

Allmählich, wie man dieſe Gegend paſſirt iſt, wird die Natur milder; eine Stunde davon, bei Faido, iſt man ſchon vierzehnhundert ſechs und ſiebenzig Fuß tiefer als bei Airolo. Man findet in dieſem Thale die erſten Kaſtanienbäume und andres Laubholz. Dies nimmt immer zu bis Giornico, wo wir um fünf Uhr eintrafen und in dem, mit Wappen vornehmer Herrſchaften bemalten, Wirthshauſe einkehrten. Hier bemerkt man ſchon den Anfang des italieniſchen Schmutzes.

Heß in Zürich hat den Proſpekt von Giornico von der Seite oberhalb, wo die Brücke im Vorgrunde, die beiden Thürme im Mittel, und der Berg im Hintergrunde ſind, ſchön und treu gemalt. Ich erkannte ihn gleich wieder, wie wir in dieſe Gegend kamen. Wir aßen mit einem emigrirten Geiſtlichen aus dem Elſaſſe und gingen bald auf unſer Zimmer. Der Teſſin rauſcht mächtig unſerem Fenſter vorbei.

Bellinzona, den 23. Auguſt.

Die Nacht lagen wir auf ſo harten Betten, daß uns Beiden träumte, wir lägen an der Mayenwand und würden in den nahen Teſſin, der in unſere Träume rauſchte, allaugenblicklich hineinſtürzen. Um ſechs Uhr gingen wir aus Giornico. Der Morgen war einer der ſchönſten. In Polegio luden uns die ſchönen Weinlauben in Schatten und die ſchon reifenden Trauben zum Genuß ein. Keine ſchöneren Lauben, als Rebenlauben, wo die Trauben üppig und ſchwellend niederhängen und die Wandrer ein bacchiſches Gefühl beſeelt. Liernus hieb, als ein zweiter Alexander mit ſeinem Säbel eine Traube ab und wir theilten den Raub.

Das Thal von Giornico bis hier iſt vorzüglich reizend und fruchtbar. Welch ein Unterſchied zwiſchen einer Winter- und Sommerreiſe durch dieſe Thäler! Nach acht Uhr oder zwölf Uhr Italieniſch, denn hier zählt man ſchon nach italieniſcher Art, gingen wir aus Polegio wieder fort. Am Ende des Liviner, oder vielmehr am Anfange des Riviera-Thals kamen wir über eine Brücke, welche über den aus Bünden kommenden Biasco führt. Dieſer Fluß iſt beinahe ſo breit, als der Teſſin ſelbſt, mit dem er ſich bald nachher vereinigt.

Des Thales Anfang iſt öde, der Kiesboden nur mit magerm Geſträuch bewachſen; eine Folge des vor zweihundert Jahren hier geſchehenen Bergfalls, wodurch der Lauf des Biasco gehemmt wurde, der nachher, als er nach mehr als hundert und fünfzig Jahren den Schuttberg durchbrach, das ganze Thal überſchwemmte und verödete. Von Polegio bis Biasca ſieht man zu beiden Seiten unabſehbare, lange und breite Rebenlauben, die dies Jahr recht geſegnet ſind, zwiſchen durch fruchtbare Matten.

Näher an Bellinzona engt ſich das Thal ſo, daß nur der hindurchfließende Teſſin Platz hat.

Die Stadt liegt zwiſchen zwei Hügeln und iſt mit Thürmen und Mauern, nach alter Art wohl befeſtigt. Wir gingen in die Kirche, um ſie zu beſehen. Sie hat eine Façade, halb im gothiſchen, halb im griechiſchen Style, liegt an einem ſchönen Platze und hat eine breite Treppe zum Aufgange, welches ihr ein gutes Anſehen giebt. Ich ſah kein ſchönes Geſicht in Bellinzona, dagegen viel Häßliche und Kerls, ſo zerlumpt und banditenmäßig, als wären ſie dem Galgen entlaufen. Der Unterſchied der deutſchen und welſchen Schweizerphyſiognomie iſt auffallend. Ich erkundigte mich vorläufig nach dem Wege, an, oder über den langen See. Man rieth uns, zu Waſſer zu fahren; wir werden aber bei unſerm Entſchluſſe auch auf die Koſten des Waſſerfahrens zu ſehen haben.

Auf dem Lago maggiore, d. 24. u. 5. Aug.

Morgens fünf Uhr auf. Ein piemonteſiſcher Gardiſt ward unſer Reiſegeſellſchafter. Er mußte als gut katholiſcher Chriſt erſt in die Meſſe gehen, ehe wir abreiſen konnten; wir erwarteten ihn, und gingen ſogleich bei ſeiner Zurückkunft fort. Außerhalb Bellinzona ſieht man über die Gebirge gegen Abend die mit ewigem Schnee bedeckte Spitze des Simplon hervorragen. Ein Anblick, der mir, wo ich ihn haben kann, ſtets neu und entzückend ſeyn wird.

Außerhalb der Stadt fließt ein breiter Bergſtrom und viele kleine Bäche durch den Weg. Wir wadeten einige Mal durch, ohne das Waſſer in den Schuhen zu achten. In Magadino akkordirten wir bis Intra mit einem Schiffmann, einem deutſchen Schweizer, auf einen Laubthaler und noch weiter über die boromäiſchen Inſeln nach Arona, einen halben Laubthaler. Unſer drei fuhren wir mit dem einzigen Schiffer um eilf Uhr von Magadino ab. Der Weg geht noch eine Strecke durch einen Arm des Teſſin bis nach Gallarò, wie der Schiffer es nannte, wo der eigentliche See anfängt. Hier mußten wir eine Stunde warten, der Schiffer ſtieg aus, um ein altes Weib zu holen, welches er für ſeine Großmutter ausgab, und auf einem Eſel geritten kam. Endlich fuhren wir ab. Der Wind war entgegen, es ging alſo ſehr langſam.

Wir fuhren ein Schiff, in welchem zwei junge Männer und ein Mädchen ſaßen, beinahe in den Grund, gerade wie Studenten, welche ſchon alte Burſche ſind, dem einen Schub geben, der ihnen nicht aus dem Wege geht. Beide Schiffer ſchimpften ſich, ſo lange ſie einander mit der Zunge abreichen konnten. Rongiscona muß auf dem Abhange des Berges, wo es liegt, eine treffliche Ausſicht haben. Zwiſchen Locarno und Ascona läuft das Val Maggia aus, durch welches man über Fuſio, Obergeſtelen, und ſo weiter, in's Wallis kommt.

Gegen Abend ſetzten wir das alte Weib in Macagno an's Land. Dieſes Dorf iſt mir merkwürdig wegen des Sturms, den Heß, Meyer und Steiner hier auf dem See erlitten, wo ſie ſich mit genauer Noth hinter den Felſen retteten. Ich ſah das ganze Bild hier, wie Heß es gleich nach der Todesangſt entwarf, auch hernach ausführte, und das ich bei ihm als memento mori fand. Mir erſchien die Gegend in ſchönſter, nicht ſchrecklicher Geſtalt, in herrlicher Abendbeleuchtung, und bei heiterm See und Himmel.

Da ſich der Wind, der uns zuwider war, indeß gelegt hatte, fuhren wir gerade über den See eine halbe Stunde breit auf die andere Seite nach Canero, wo wir zu Abend aßen. Vor dieſem Orte, welcher hinter einer Landſpitze liegt, ſtehen einige hundert Schritte vom Ufer zwei alte Schlöſſer auf Felſeninſeln, die zu niedrig liegen, um einen maleriſchen Effekt zu machen; der Berg hingegen hat herrliche, mit Reben umhangene Terraſſen, die ein Bild der Fülle und des Ueberfluſſes ſind; dazwiſchen liegen einige ſchöne Landhäuſer verſteckt, umgeben von allem, was zum Lebensgenuß reizen kann. Mit einbrechender Nacht, und bei ſternenvollem Himmel fuhren wir von Canero ab, lagen im Schiffe und ſahen in die Sterne, bis wir ſpät über alle die Himmels-Gefühle, die dieſer Anblick in uns erregte, einſchlieſſen, eigentlich nur mit halbem Auge ſchlummerten; denn zu ſchlafen erlaubte uns das Geräuſch der Schiffer und der Wellen nicht.

Um Mitternacht kam ein friſcher Nordoſtwind daher. Unſere Schiffer ſpannten die Segel, wir paſſirten Intra, und ſo ſchlaftrunken ich war, blickte ich doch zuweilen aus meinem unruhigen Schlafe auf, und ſah, daß Inſeln um uns her ſchwammen; nun ſchlief ich nicht mehr. Wir harrten noch einige Stunden auf den Anbruch des Tages, und ehe die Sonne hinter den Bergen heraufging, ſtiegen wir an der Iſola bella an's Land.

Wir ließen uns in den Garten führen, wo ich zu wenig Natur und zu viel Schneiderſcherz fand. Die terraſſirte Paſtete mag Manchem gefallen, mir gefielen nur die ſchönen Ausſichten rings umher, auf die den See umgebenden Gebirge, vorzüglich auf das hohe Schneegebirge, das ſich im Abend zeigt. Der Sonnenaufgang war herrlich; ein Felſenberg glühete in ihrem Strahle, und duftige Schatten der Berge brachten Maſſe und Effekt in die Scene. Aus dem Garten gingen wir in's Schloß, wo eigentlich nur der, nach den Schönheiten Italiens hungernde Teutſche, wenn er aus ſeinem, in Geſchmacksſachen gothiſchen Vaterlande tritt, Sehenswürdigkeiten finden kann; denn ein Paar neuerlich ausmöblirte Säle und die Suite von Grottenzimmern, in deren jedem eine ſchön ſeyn ſollende Marmorſtatue, Antiken nachgebildet, ſteht, abgerechnet, iſt alles hier ſehr unmerkwürdig. Die Gemälde ſind faſt alle Kopien, und die

Originale von groſsen Meiſtern ſind ihre unvollkommenſten Arbeiten. Correggio's ſchönſte Stücke findet man hier ſchlecht kopirt; zum Beiſpiel die Nacht, die heilige Familie von Parma, und andere.

Wir hielten uns hier wohl über zwei Stunden auf, und ſahen die Iſola Madre, Pescaria, auf der ein Dorf und eine Kirche iſt, und die Iſolina nur von ferne. Schade iſt es, daſs das Schloſs nicht ausgebaut iſt. Es hat keine ſchöne Architektur; der mittlere Stock iſt kleiner, als der oberſte; die Landungsſtelle mit dem Aufgange iſt ſchön. Alle Statuen im Garten ſtehen elend, und wie von Koth zuſammengebacken da; am Meiſten aber fällt der häufige Miſsbrauch des Worts humilitas auf, der mit der blendenden Pracht mancher Zimmer, und beſonders der Betten, über die er mit Gold geſtickt iſt, einen Abſtich macht, der zur Satyre verleiten könnte.

Man ſieht hier alle Beromäen von Santo Carlo bis auf den heutigen regierenden Grafen, theils in Stukko, theils in Gemälden abgebildet. Der viele unächte Marmer, die wenigen Originale, und die mittelmäſsigen Kopien, die man hier findet, zeigen doch bei aller Pracht eine Aermlichkeit, die nirgends, als in den Paläſten Italieniſcher Grafen auffallend ſeyn würde, wo man die Verſchwendung des Marmors und der herrlichſten Kunſtwerke gewohnt iſt.

Unſere Fahrt von Iſola bella bis Arona ging vortrefflich; in zwei Stunden tanzten wir dieſe vier Stunden lange Strecke über den See hin; denn ein kräftiger Wind blies in unſere Segel, ſo daß die Schiffer nicht mehr rudern durften. Die Iſola Madre iſt eigentlich größer, als die Iſola bella, hoch und die Abhänge beſtehen aus Terraſſen, die mit Reben bepflanzt ſind; in der Mitte liegt ein ſchönes groſſes Haus. Ueberall ſchöne Dörfer und Gebäude.

Arona erblickt man ſchon von ferne; der Felſen mit dem Schloſſe ragt hoch empor, und näher herauf entdeckt man die koloſſale Statue des Santo Carlo Boromäo, des Schutzheiligen von Mayland. Wir landeten um neun Uhr an dieſem fern ſcheinenden Borgo, lohnten unſern Schiffer ab, und trennten uns von dem ehrlichen Schweizer, der von hier nach Turin ging; er lud uns ein, ihn, wenn wir nach Turin kämen, zu beſuchen, und verhieß uns Wein aus ſeinem eignen

Keller. Einen gutmüthigern, bequemern Reiſegefährten hätten wir nicht finden können.

Nach dem Eſſen gingen wir zu S. Carlo durch ein Seitenthor dem Felſen vorbei und den Berg hinauf. Der Heilige ſteht auf einem erhabenen Platze nahe bei dem Kloſter, und iſt völlig ſo hoch, als das Kloſter ſelbſt; das er mit aufgehobener Hand ſegnet. Er ſteht auf einem, wenigſtens vier und zwanzig Fuß hohen, aus Quadern erbauten Piedeſtale; die Figur des Heiligen iſt von geſchlagenen und wieder zuſammengefügten Kupferplatten. Sie iſt von guter Form und Zeichnung. Liernus zeichnete die Statue von dem Hügel, auf dem die Kapelle ſteht. Hernach gingen wir ganz nahe zu ihr hinan, wo man erſt von der Größe der Figur frappirt wird. Die Bibel, die ſie unter dem Arm hält, iſt wohl acht bis neun Fuß hoch. Von der Höhe hat man eine gute Ausſicht auf den Theil des Sees, auf dem wir heute hergekommen waren. Mit wehmüthiger Empfindung ſah ich heute oft den, gegen Süden zu niedrigen, Horizont und mit Sehnſucht nordwärts nach den Bergen zurück, mit denen meine Seele mehr einverſtanden iſt, als mit Flächen.

Vielleicht ſah ich heute die Schneegipfel zum letzten Male.

Die Ufer des Lago maggiore ſind nicht wild, die Berge ſinken ſanft an's Ufer hinab, und nur an wenigen Stellen kann man nicht landen. Je ſüdlicher man kommt, deſto mehr Weinbau findet man, deſto ſanfter und niedriger ſind die Berge, und bis oben hinauf mit Büſchen und Bäumen bewachſen. Zum Erſtaunen viel Kaſtanienwälder ſahen wir überall auf den Höhen; die Dörfer ſcheinen von ferne weit beſſer und ſchöner, als in der Nähe; denn ſie ſind alle weiß angeſtrichen. Aber dieſen Wohlſtand der Natur machen die Weſen, auf denen Auge und Geiſt am prüfendſten verweilen möchten, wieder zu Schanden; denn die meiſten ſehen wie Räuber und Galgenſchwengel aus. Keine Spur von menſchlicher Würde, die doch ſelten der Landmann der Schweiz in ſeiner Phyſiognomie verläugnet.

Wir gingen um drei Uhr von Arona aus, immer über flaches Land fort. Unterwegs akkordirte ſchon ein Schiffer mit uns, um uns um dreißig Kreuzer per testa morgen nach Mayland zu fahren, welches wir auch annahmen. Als wir an den Teſſin kamen, der bei Seſto aus dem See fließt, wollte der alte Schiffer erſt unſere Päſſe ſehen; wir ſagten ihm, daß wir aus der Schweiz kämen, und ſo fuhr er uns hinüber. Der Cameriere der Sonne nahm uns ſchon am Schiffe in Empfang. Trefflich iſt heute der Abend, und die Ausſicht auf den Fluß mit dem Leben darauf lieblich und angenehm. In fernem Blau dämmern noch Helvetiens Berge zum letzten Male für uns am Horizonte.

Milano, den 6. Auguſt 1794.

Um ſechs Uhr fuhren wir auf unſerm Holzſchiffe in großer Geſellſchaft von Seſto ab. Die erſte halbe Stunde fließt der Teſſin kaum merklich; die Leute mußten daher beſtändig rudern. Weiterhin ziehen ſeine Wellen ſchneller, und oft wieder gar reißend und ſchäumend. Einen ganzen, langen, heißen Sommertag auf einer Barke, unter gewöhnlicher Barkengeſellſchaft, ſchlechtem Geſindel aller Art, zuzubringen, iſt wahrlich weder kurzweilig, noch angenehm. Dies haben wir heute in vollem Maße erfahren.

Etwa zehn Millien von Seſto fängt der Naviglio an, der faſt den ganzen Weg bis etwa acht Milien vor Mayland einen guten Fall hat. Daher ging das Schiff ziemlich ſchnell. Die Gegend iſt ganz ſo, wie ich bereits die Lombardei kennen gelernt habe, flach, mit Bäumen und Wieſen beſetzt, ein ewiges Einerlei, das noch überdies alle Ausſicht hemmt. Wir brachten auf der ganzen Fahrt von zwei und dreißig Milien, oder zwölf Stunden, gerade zwölf Stunden zu. Eine Milie von Mayland, wo die Barke unerträglich langſam ging, ſtiegen wir aus, und wandelten den übrigen Weg zu Fuße. Wir fanden alle Straßen ſehr lebhaft und fröhlich, alle Butiken offen und erleuchtet. Uns war das ſtädtiſche Getümmel wieder neu, nach ſo langem Aufenthalte in dem Lande der Natur; aber dieſer angenehme Effekt ſchwindet bald, ſo wie die Vertauſchung der Berge mit der Ebene eben ſo bald ihren Reiz verliert. Ganz anders iſt und bleibt es umgekehrt.

— — Den vollſten Genuß gab uns der Anblick von Leonardo da Vinci's Abendmahl im Refektorium der Dominikaner. Ungeachtet der Beſchädigungen und Retuſchirungen, die dies herrliche Gemälde erlitten hat, iſt es doch noch fähig, dem Anſchauer den reichſten Schönheitsgenuß zu gewähren, welchen man von einem Kunſtwerke verlangen kann. Welche Weisheit und Einfachheit, welche Wahrheit und Größe, welche Einfalt und Würde liegt auf jedem Geſichte! Wie wahr und ſchön dieſe Hände! Man kann kein Gemälde in Mayland unmittelbar nach dieſem ſehen, es füllt Auge und Seele ganz! Was muß es geweſen ſeyn, als es unverſehrt aus den Händen des Meiſters hervorgegangen war! Je länger wir es betrachteten, deſto vortrefflicher dünkte es uns. Liernus nahm eine flüchtige Skizze davon, ich genoß es mit Auge und Seele.

Die Anordnung iſt voll Weisheit und Deutlichkeit. Dieſe und die Zeichnung ſind das Einzige, was man noch mit Gewißheit beurtheilen kann. Es iſt der Geiſt des Schöpfers, der noch in dem Werke waltet, wenn gleich der Körper längſt entſtellt und verdorben iſt, denn alles bis auf die drei Köpfe zur Rechten iſt retuſchirt und reparirt, und hat außerordentlich viel gelitten.

Briefe wurden, ihm ſelbſt oft unbewußt, natürliche Schilderungen deſſen, was ihn umgab; ſie ſind mehr und minder intereſſante Beiträge zur Geſchichte ſeiner Zeit; zuverläſſigere wahrſcheinlich, als manche ſogenannte „Memoiren“, deren Verfaſſer ihr Buch gewöhnlich erſt ausputzen und zurechtmachen, ſei's im guten, ſei's im ſchlimmſten Sinne: ſich lobhudelnd — Andere läſternd. Was der Freund dem Freunde geſchrieben, für dieſen nur allein geſchrieben, das dürfen wir zwiſchen redlichen Leuten für redliche Wahrheit auf- und annehmen; das darf darum auch, wie es urſprünglich Einem gewidmet war, ſpäterhin Mehreren zu Gute kommen.

Wie nun aber, wenn jener Eine, bei Lebzeiten des Correſpondenten von dieſem mehrfach aufgefordert worden war, dieſe ſchriftlichen Zeugniſſe intimen Ideen-Austauſches zu verbrennen, damit dieſelben nicht in fremde Hände fallen möchten? — Verübt er da nicht ein Sacrilegium, indem er nun veranlaßt, was er verhindern ſollte? — —

Ja, er würde freveln, wollt' er vertraute Briefe neugieriger Klatſchſucht Preis geben, ohne vorher ſorgſam beſeitigt zu haben, was beſagte Aufforderung herverrief; ohne wegzuſchneiden, auszuſcheiden, was Aerger machen könnte. Aber das hab' ich gethan.

Meine Redaction der Schopenhauer'ſchen Briefe ward unternommen voll von der Achtung, die wir theuren Abgeſchiedenen ſchuldig ſind. So zwar, daß ich der unvergeßlichen Frau mit gutem Gewiſſen gegenübertreten dürfte, ſollte ich ihr morgen begegnen.

In den Originalen ſogar hab' ich, was ich der Abſchrift für den Druck beizufügen Anſtand nahm, durchſtrichen und für immer unleſerlich gemacht.

Verſchiedene Briefe, in denen des Verfänglichen zu viel ſtand, hab' ich lieber ganz und gar in's Feuer geworfen, weil ſie Verhältniſſe und Menſchen berührten, die ich ſchonen wollte.

Bei noch Lebenden iſt das eine ohnehin nahe liegende Pflicht. Sie reicht auch auf die Angehörigen längſt Verſtorbener in vielen Fällen.

Ob mir das, trotz beſter Abſicht, durchweg gelungen ſein mag, bleibt freilich ungewiß. Auch der ehrlichſte Wille verfällt in Irrthümer, und die wohlmeinendſte Abſicht verliert bisweilen den unbefangenen Blick; wenn der Prüfende von ſich auf Andere zu ſchließen verleitet wird. Ich habe das als Ordner der „Briefe an Tieck“ ſchmerzlich verſpürt, wo ich bei größter

Vorſicht unwiſſentlich doch da und dort anſtieß. Gänzlich zu vermeiden ſind gerechte und ungerechte Vorwürfe niemals, ob ſie nun den Herausgeber oder den Verfaſſer irgend einer Publication treffen.

Hab' ich doch die traurigſte Erfahrung dieſer Art gemacht bei Gelegenheit meines Todtenopfers für Auguſt von Goethe*), welches mir Groll zuzog, wo ich Dank erwartete; bittern Groll für aufrichtige Worte liebevoller Anhänglichkeit! Und das waren Worte aus eigenem warmen Herzen, nicht aus den Briefen Andrer! Von jener Seite halt' ich mich auch hier gefaßt auf mitleidloſen Tadel. Es bleibt nichts übrig, als ihn geduldig ertragen. Wer das nicht kann, ſoll überhaupt nichts drucken laſſen.

Leider haben ſich viele Briefe der Frau Johanna an mich auf häufigen Wanderungen und beim Ortwechſel eines unſtäten Daſeins verloren. Es zeigte ſich, da ich die geretteten, vorhandenen ordnete und zuſammenſtellte, manche Lücke, die ſich aus der Erinnerung auch nur andeutend nicht mehr ausfüllen läßt. Was aus den meinigen, an ſie gerichteten, geworden ſein mag, davon hab' ich keine Ahnung. Dennoch bilden die hier vorliegenden ein Ganzes. Aus jeder Zeile ſpricht das Weſen der lieben, guten, klugen, freiſinnigen Frau; redet rein-menſchliches Wohlwollen, herzliche Geſinnung, ausdauernde Freundſchaft, für einen — wenn auch ſolcher Gaben kaum würdigen, doch nicht minder dankbar getreuen — Freund, den ſein Geſchick lange umhertrieb, und der jetzt, alt und lebensmatt, am offnen Grabe ſtehend, dieſen Kranz auf's Grab der Vorangegangenen niederlegt.

---

*) Siehe: „Vierzig Jahre.“

Breslau, 1869.

H.

I.

Weimar d. 13. März 1828 bei einer wahren
Hundekälte am warmen Ofen.

Hier, caro amico, das Opus der Voigt. Ich wünſche und hoffe, daß Sie es werden brauchen können. Die darin vorkommenden Geſchichten ſind toll genug. „Stella“ verbürgt ſich für die Wahrheit derſelben; und ich, die ich die kleine, alte ſehr rechtliche Heldin noch perſönlich gekannt habe, möchte es ebenfalls thun. Goethe hat mir erzählt, daß ſie damals wirklich Furore gemacht, und wie er als Student zum ſterben in ſie verliebt geweſen, und ſich im Leipziger Parterre die Hände faſt wund geklatſcht habe, wenn ſie in dem Weiße'ſchen Trauerſpiel als Julia auftrat, und in der Scene, ehe ſie den Trank nimmt, die Ottern und Schlangen und Kröten von ihrem weißatlaßnen Reifrock herunter ſchlenkerte, die ſie in ihrer Phantaſie daran heraufkriechen ſah. Die Voigt bittet erſtlich um Entſchuldigung, daß ſie Ihnen das Manuſcript nicht früher geſchickt hat; ſie hat es erſt am Tage vor der Abreiſe des Erbprinzen von ihm erhalten, iſt darauf bald krank geworden, und bittet Sie dann: abzuändern und wegzuſtreichen, was Ihnen mißfällt. Bei der Introdukzion werden Sie, glaub' ich, von dieſer Erlaubniß Gebrauch machen. Wenn Sie die zweite Hälfte der „Kummerfeldiſchen" Theater-Carrière zu erhalten wünſchen, ſo möchten ſie es der Frau v. Voigt nur bei Zeiten melden. Sie ſoll auch recht viel Intereſſantes aus einer uns weit näher ſtehenden Zeit enthalten, die aber dennoch von der unſrigen himmelweit verſchieden iſt. Es wäre überhaupt hübſch von Ihnen, wenn ſie der Frau v. Voigt ein paar Zeilen ſchrieben. Ihre Adreſſe iſt: Frau v. V. geb. Ludecus. Vergeſſen Sie dieſen Zuſatz nicht, ſonſt kommt der Brief an des verſtorbenen Voigt zweite Gattin, und da giebt's Mord und Todtſchlag unter den zwei Damen.

Pasqual iſt Pasqual*), nach wie vor, und macht einen dummen Streich über den andern. Die Journale, die Sie mir durch ihn ſchickten, hab' ich noch immer nicht, und fürchte, ſie ganz entbehren zu müſſen, denn Pasqual wird ſie verpasqualen. Aber „damit ich doch etwas davon hätt'", hab' ich mir von der Vogel das Heft geholt, wel-

---

*) „Pasqual" iſt ein Spitzname, den ich in Erinnerung an Goldoni's „Diener zweier Herren" einem, nach allen Seiten hin geſchäftigen und manche Verwirrung anrichtenden, übrigens in Weimar ſehr einflußreichen Manne beizulegen mir erlaubt hatte.
H.

ches Sie ihr dagelaſſen. Ihr ausgepfiffner „Staberl als Robinſon" iſt prächtig; zum Leſen wenigſtens; wie es mit der Aufführung ausſehen mag, weiß ich nicht. Das Ende, obgleich die darin vorherrſchende Ironie mir nicht entgangen iſt, gefiel mir weniger als der Anfang. Ich hatte mich damit nach Tiſche recht bequem auf dem Sopha zurecht geſetzt, vielleicht in der Abſicht, ein wenig darüber einzunicken, doch das ging nicht. Sie ſelbſt haben die Bemerkung gemacht, que mon salon est trop près de l'antichambre, und die „Griſern" kam wirklich ganz beſorgt zu mir hinein, und meinte, mir ſei etwas zugeſtoßen. Ich hatte auf meine eigne Hand ſo laut gelacht, daß ſie es draußen hören konnte.

Ihre allerliebſten kleinen Lieder aus dem Wiener Modejournal hat mir die Vogel auch gegeben, und ich habe ſie mir abgeſchrieben, ich, die ich mir nie etwas abſchreibe, um ſie Adelen mitzubringen. Auch der Pogwiſch mußt' ich ſie geben. Lieber Holtei, mich dünkt, Sie thun Unrecht, ſich mit der Frage weiter zu bemühen, ob Sie ein Poet ſind, oder ein Versmacher?

Wenn Brockhaus in vierzehn Tagen etwa Ihnen, ohne weiter etwas dabei zu erinnern, ein Blatt ſeiner litter. Unterhalt. Bl. ſchickt, in welchem Sie einen Aufſatz über die hieſigen Vorleſungen des Herrn v. Holtei finden, ſo wiſſen Sie, was Sie davon zu denken haben. Aber ſagen Sie das keiner lebendigen Seele. Der Verfaſſer iſt ein alter

Profeſſor aus Jena, oder vielleicht Motz*), und will par mille raisons ungenannt bleiben. Er hat ſich recht drehen und winden müſſen, um nicht parteiiſch geſcholten zu werden und ſogar einigen Tadel bei den Haaren herbeigezogen, den er von Andern vernommen, den er nicht für ganz grundlos erklären und doch wieder in ſeinem eigenen Gefühle nicht finden konnte.

Zwiſchen dem 18. und 20. Dieſes geht es mit mir fort, zu meiner Adele und meinem lieben, lieben Rheine. In Frankfurt werden Geſchäfte mich einige Tage aufhalten; dann faſſe ich mir ein Herz, nehme einen Anlauf, wie Soret damals als er den „Waldungen“ tummelte, ſitze auf dem Dampfboote und bin innerhalb zehn Stunden in Godesberg bei meinem Kinde. In Godesberg bleibe ich bis Ende Juni und freue mich der himmliſchen Gegend, und führe ein ſchampätriges Leben, ſo viel es die dort verſammelte Geſellſchaft zulaſſen will. Mir iſt ordentlich, als müßte ich von Ihnen bei dieſer Gelegenheit Abſchied nehmen, und es wird mir dabei faſt wehmüthig. Und doch iſt das eine Thorheit, denn ob man dreißig oder neunzig Meilen auseinander iſt, es iſt alles Eins; eine einzige iſt ja ſchon mehr als zuviel.

Die Haizinger heizt und hetzt Sie jetzt vermuthlich.

---

*) Präſ. v. Motz damals Curator der Univerſität, und mein beſonderer Gönner H.

Ich ſeh' alle Tage in der Berliner Zeitung nach Ihrer „Lenore" mich um. Aber auch dieſer Tumult wird vorüber gehen, und Sie werden Zeit gewinnen, an Ihre alte, treue Frau Johanna zuweilen zu denken. Es wäre hübſch von Ihnen, und ich hoffe, es wird nicht ausbleiben, daß Ihnen einmal ſo zu Muthe wäre, als ob Sie mir wieder ein paar freundliche Worte ſagen möchten. Dann ſchreiben Sie mir unter meiner Adreſſe geradezu mit der Poſt, „Im Hauſe des Fräulein Fuchs, Godesberg bei Bonn." Und was Sie in der Zeit mir ſchicken wollen, ſchicken Sie mir ebenfalls mit dem Packwagen der Eilpoſt. Nur keine Schickerei mit Gelegenheiten, die ſind das unſicherſte in der Welt.

Bis Ende Juni bleib' ich in Godesberg, dann gehe ich nach Aachen und in die Niederlande. (A propos, mein „Johann van Eyk" iſt neuerlich in's Franzöſiſche überſetzt.) Juli komme ich nach Köln, was dann weiter wird, ſteht bei den Göttern.

Ende Auguſt oder Anfang September bin ich wieder hinter meinem grünen Theetiſch, den Sie hoffentlich noch nicht vergeſſen haben.

Nun hab' ich noch eine Bitte, eine recht große, und ich „enthaupte Sie abermals", wo ich Sie treffe, wenn Sie vergeſſen ſollten, dieſe zu erfüllen. Sie beſteht darin, daß Sie mir bei Zeiten melden, wenn Sie am Ende doch den Plan ausführen ſollten, mit Roberts nach Paris zu gehen, und ſich bei der Gelegenheit in Weimar aufzuhalten.

Wenn ich's dann irgend einrichten kann, ſo finden Sie mich wieder hier, denn es würde mir gar zu wehe thun, wenn ich bei meiner Heimkehr erführe, Sie wären da geweſen. Und ich bilde mir ein, auch Sie würden mich ungern hier vermiſſen. Flögen Sie durch Weimar nur durch, ſo könnten wir es einrichten, daß wir in Frankfurt uns träfen, wo Sie ſich doch gewiß längere Zeit aufhalten werden. In unſerm alten Weimar wär's mir aber lieber. Adreſſiren Sie immer nach Godesberg; ich werde ſchon Anſtalt treffen, daß ich Alles erhalte, ſelbſt wenn ich nicht mehr dort wäre.

Sind Sie wieder geſund? Haben Sie Ihren heitren Muth wieder gefunden? Haben Sie Ihren Freund wieder? Sind Sie in Breslau geweſen? Haben Sie Ihre Kinder geſehen? Sind Sie fleißig, und mit dem, was Sie ſchaffen, zufrieden? — Lauter Fragen, deren Beantwortung ich gern hätte, die ich Ihnen aber doch keineswegs zumuthen will.

Stellen Sie ſich vor: Sydow iſt hier; alt und dick, und häßlich, und der langweiligſte Schwätzer, den die Erde trägt, aber um Ihretwillen bin ich ihm freundlich.

Er fragte mich, ob Sie denn wirklich gut läſen? Ich erwiederte: Vortrefflich! Und er meinte: das hätt' er von Ihnen nicht erwartet, aber ſonſt wären Sie vorzüglich und das beſte Gemüth auf der Welt.

Da war ich denn nun auch wieder mit ihm zufrieden

Ich kenne außer Raphael's Köpfen keine, die ſo viel Wahrheit, Würde, Einfalt und apoſtoliſche Größe, kurz ſo viel Bedeutung haben, als Leonardo hier in dieſem Chriſtus und in den Apoſteln ausgedrückt hat. Er wußte die Würde großer Seelen mit der Einfachheit des Herzens, die uns den Hauptcharakter der Apoſtel, nur unter verſchiedenen Modifikationen nach der Individualität ihrer Charaktere bezeichnen, auf's glücklichſte zu verbinden, und den Augenblick der Handlung, welchen er zu ſeinem Werke wählte, vortrefflich auszudrücken. Es iſt der Augenblick, wo Jeſus ſagt: „Einer unter denen, die mit mir ſind, wird mich verrathen.“ Jeſus als Hauptperſon der Handlung, iſt in der Mitte, zu beiden Seiten auf jeder ſechs Jünger, die zu drei und drei zuſammen gruppirt ſind, ſo, daß die Einförmigkeit dieſer Anordnung durch eine lange Tafel gehindert wird.

Jeſus ſpricht dieſe Worte mit ruhigem Ernſt, und mit niederblickenden Augen aus. Er wollte keinen anſehen, um keinen mit dem Blicke zu zeichnen. Die Apoſtel äußern die verſchiedenen Bewegungen der Beſtürzung, des Erſtaunens, der Unſchuld und Beſorgniß, die in ihrer Seele vor-

Und nun, lieber Holtei, Gott ſchütze Sie! Tauſend und abertauſend Grüße an die „Wölfe"*). Wie geht's denen? Aber ich will ja nicht fragen. Auch Varnhagens bitte ich herzlich zu grüßen.

Johanna Schopenhauer.

II.

Weimar den 26. Sept. 1828.

Anfangen will ich wenigſtens in dieſer etwas ſpäten Abendſtunde, der erſten, die mir der unruhige Tag freiläßt, um Ihnen, mein wirklich lieber Getreuer, für das ſchöne Vertrauen zu danken, mit dem Sie vorausſetzen, daß ich nicht in der Heimath in Ruhe und Ordnung mich befinden könnte, ohne Ihnen baldmöglichſt zu ſchreiben. Ich verdiene dieſes Vertrauen, obgleich ich vier ganzer Monate einen Brief unbeantwortet laſſen konnte, der gleich die erſten Tage meines Aufenthaltes in dem unausſprechlich lieblichen Godesberg mich zu meiner großen Freude begrüßte. Tauſendmal habe ich dort an Sie gedacht, Sie zu uns gewünſcht, mir feſt vorgenommen, Sie zu bereden, wenn ich im künftigen Jahre wieder dort bin, die Reiſe zu unternehmen, die für einen einzelnen Mann ſehr leicht, ohne große Unkoſten auszuführen iſt, und Ihnen gewiß nicht minder wohlthun wird, als ſie mir gethan Auch nahm ich mir feſt vor, Ihnen zu ſchreiben, that es aber doch nicht, weil ich einmal zur ordentlichen Correſpondentin verdorben bin, und wirklich vor all' dem Lieben, Erfreulichen, Herrlichen, das mich umgab, in einen wahren Duſel gerathen war. Wenn das Gewiſſen mich ſchlug, was wohl zuweilen geſchah, ſo tröſtete mich der Gedanke, daß ich Ihnen meine „Sidonie“ geſchickt habe, die wohl ſo gut iſt wie ein Brief; und nahm mir vor, ſobald ich daheim ſein würde, die Schuld abzutragen. Auch hätt' ich dieſes gewiß gethan, und zwar ſobald ich wirklich in Ruhe war, ſelbſt wenn La Roche mir nicht den zweiten, lieben Brief von Ihnen gebracht hätte, der mich ordentlich gerührt hat, indem er zugleich mich ein wenig beſchämte.

---

*) Pius Alexander Wolff und deſſen Frau Amalie, geb. Malcolmi: Mitglieder des berliner Hoftheaters, früher in Weimar, und Goethe's bevorzugte Lieblinge.

Wovon ſoll ich alſo nun zuerſt anfangen? Von mir, oder von Ihnen? Von mir! denn das wird ſchneller abgethan ſein, und ich kann dann deſto länger bei dem, was Sie, ich möchte eigentlich ſagen, Uns betrifft, verweilen. Die arme gute Wolff, die ich herzlich von mir zu grüßen und meiner innigſten Theilnahme*) zu verſichern bitte, hat Ihnen recht geſagt: ich wurde an einem Montage hier erwartet, aber nicht am 15. d. M., ſondern am 22., an welchem Tage ich denn nun auch wirklich angelangt bin. Den 17. an dem Tage, wo Sie mir ſchrieben, ſaß ich noch ruhig in Frankfurt. Seit meiner Ankunft in Weimar bin ich vor häuslichen Einrichtungen und Beſuchen noch gar nicht zu mir ſelbſt gekommen. Um fünf Uhr traf ich vorigen Montag ein, und um ſechs Uhr ſaß ich ſchon, von einem zahlreichen Kreiſe umgeben, auf meinem gewöhnlichen Platz, hinter der Theemaſchine, an dem Ihnen wohlbekannten runden Tiſch. Heute hab' ich mir endlich ein Herz gefaßt, ſetzte mit meiner Adele mich in den Wagen, den Zapfe*) hinten auf, und fuhr wie toll von einer Hausthür zur andern. Viele waren unbarmherzig genug mich ausſteigen zu laſſen, um nach ſo langer Abweſenheit Adelen und mich (über und über in Schwarz gehüllt) zu ſehen. Indeſſen die Viſitenrunde iſt überſtanden, morgen früh tritt die alte Ordnung wieder ein, meine Thür bleibt den Vormittag Allen verſchloſſen, die ich nicht durchaus ſprechen muß, und ich kehre freudig zu meiner alten Lebensweiſe wieder zurück, bei der ich am beſten mich befinde.

---

*) Amalie Wolff, ihren kranken Gatten aus dem Bade heimgeleitend, mußte in Weimar mit ihm Halt machen, und kehrte erſt nach Berlin zurück, als Er dort, wo er unter den

Die Geſchichte meiner Reiſe will ich ſo viel möglich

Auſpicien der größten Dichter ſeine Laufbahn begonnen, zur Erde beſtattet war.

*) Zapfe, wohlrenommirter Lohnlakai.

in aller Kürze Ihnen geben; ich denke, Sie ſollen ſie einmal umſtändlicher erfahren.

Mehr als halb krank reiſte ich den 20. Mai mit meiner „Griſeldis“ von hier ab, denn Adelens Sehnſucht nach mir ließ mir nicht Ruhe, um an mich ſelbſt zu denken. Ich ertrug die Reiſe, freilich in einem ſehr bequemen Wagen, weit beſſer als ich es erwartet hatte, hielt mich in Frankfurt nur auf, um einige Geſchäfte zu beſorgen und eilte dann nach Mainz, ſchiffte mich ein, flog auf dem Dampfſchiff mit unausſprechlichem Entzücken durch die paradieſiſche Gegend, und war um drei Uhr an Plittersdorf, wo Adele meiner harrte. Wie ich in das Boot gekommen bin, das mich an's Land bringen ſollte, weiß ich nicht. Ich hatte nach Jahre langer Trennung meine Tochter wieder, noch immer bleich und abgefallen, aber doch geſünder, lebensfriſcher, heiterer, als ich ſie entlaſſen. Unter meiner Pflege hat ſie ſeitdem ſich faſt wieder ganz erholt. Zwei Monate weilte ich mit ihr in Godesberg und lebte mit ihr ein ſchönes Leben, in ländlicher Stille — und im Geräuſch der ſehr gemiſchten Geſellſchaft, die doch manche intereſſante Erſcheinung mir bot; immer, wie es mir gerade am gemüthlichſten war, von alten und neuen Freunden umgeben, von allen Seiten verhätſchelt. Dann ging's den 1. Auguſt nach Köln, nach Aachen, von dort, längs den Ufern der Maaß, über Lüttich, Namür, Dinant, über das Schlachtfeld von Belle Alliance nach Brüſſel, von dort nach Gent, Brügge, Antwerpen, und ſodann über Malines, Louvain, Maſtricht, Aachen, Köln, Bonn, zurück nach meinem Godesberg, wo ich noch vierzehn Tage verweilte, und dann von Bonn aus per Dampf nach Koblenz, Mainz, Frankfurt, in die Winterquartiere mit meiner Adele heimeilte. — Wie Weimar ausſieht? — Eigentlich ſieht es gar nicht aus; Alles iſt noch in der Schwebe; der neue Großherzog wird mit ſeiner Gemahlin erſt in einigen Tagen von Karlsbad erwartet. Die verwittwete Großherzogin iſt ſehr betrübt; aber der Kummer bekommt ihr gut: ſie iſt geſünder, als ſie ſeit einem Jahre geweſen. Im Fürſtenhauſe wird eine Wohnung für ſie eingerichtet. Denn unerachtet der Bitte ihrer Kinder will ſie künftig dort wohnen, und zeigt ſich abermals als die kluge, verſtändige Frau, die ſie von jeher geweſen.

Auch Goethe iſt heitrer, geſünder, wohlausſehender als ſeit Jahren; er trägt den Verluſt ſeines fürſtlichen Freundes mit der allen Alten eigenen ſtillen Ergebung. Uebrigens hat der Tod hier fürchterlich die Senſe geſchwungen und, ohne daß die Sterblichkeit deshalb größer geweſen wäre wie ſonſt, lauter bekannte Häupter aus unſrer Mitte getroffen. Die faſt täglich einlaufenden Todesnachrichten erſchreckten mich ſo, daß ich ſchon deshalb noch einmal ſo lange ausblieb, als ich es mir Anfangs vorgenommen; denn, am Ende, dacht' ich, nimmt der Tod en compagnie mich mit weg, wenn ich in Weimar ihm ſo unverſehens über den Weg laufe.

Auch meine geliebteſte Schweſter hab' ich in dieſer Zeit verloren. Sie ſtarb in Danzig. Ich hatte keine Hoffnung, ſie jemals wiederzuſehen; aber *daß ſie lebte*, gehörte doch zu meinem Glück.

Und nun zu Ihnen, lieber Holtei. Daß Sie aus freien Stücken auf den Gedanken kommen ſollten, hierher zu ziehen, um in Weimar zu leben, wagte ich kaum zu denken. Sie äußerten dieſen Frühling gerechten Widerwillen gegen das hieſige Theaterunweſen. Aber freilich hat jetzt Alles eine andere Wendung genommen, oder wird ſie eigentlich nehmen; denn für jetzt iſt noch nichts gethan, nichts beſchloſſen, obgleich den 1. October die Vorſtellungen wieder anfangen. Ich hatte mir vorgenommen, ſobald ich nur von Allem, was geſchehen iſt und geſchehen kann, gehörig unterrichtet wäre, Ihnen zu ſchreiben, und von Ihnen zu erfragen, was Sie in einem möglichen Falle zu thun gedenken? oder was Ihre hieſigen Freunde, die treulich an Ihnen hängen, für Sie thun könnten? Jetzt kommen Sie auf halbem Wege mir entgegen, und das iſt um ſo beſſer. Hören Sie alſo für's Erſte, wie die Sachen ſtehn.

Frau von Heigendorf hat allen Einfluß auf's Theater verloren; ſie wird nie wieder auf demſelben erſcheinen und wahrſcheinlich Weimar verlaſſen. Doch iſt letzteres nur eine Vermuthung. Sie ſelbſt habe ich noch nicht geſprochen. Auf jeden Fall iſt ſie aus dem Spiele.

Hummel, der Liebling der jetzigen Großherzogin, iſt der Oberherrſchaft Stromeyers entzogen, ſelbſtſtändiger Director der Oper geworden. Stromeyer hat um Entlaſſung von der Direction des Theaters gebeten, und hat weislich daran gethan, denn ſie wäre ihm ſonſt genommen worden. Der jetzige Großherzog war ſehr gegen dieſe wunderliche Intendanz. Er wollte anfänglich ganz abgehen, wird aber, vor der Hand wenigſtens, doch als Sänger bleiben; und ſo iſt das ebenfalls für's Erſte in Ordnung, und wir brauchen einen neuen Intendanten.

Wagner hat durch Gottes Schickung in Dresden Furore gemacht, als Tell, man hat ihm 1400 Thaler Gehalt geboten und er hat ſie angenommen, Contract und Alles unterzeichnet; doch mit dem Vorbehalt, die Rückkunft des Großherzogs abzuwarten, um dieſem die Wahl zu laſſen, ob er ihm dieſelben Vortheile gewähren will, welche die Dresdner ihm bieten, um ihn zu behalten. Daß ſolches aber nicht geſchehen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Wagners Contract geht in einigen Monaten zu Ende, und den Regiſſeur wären wir alſo auch los.

Um die Beſetzung der letzteren Stelle kümmert man ſich aber im Publicum noch nicht. Alles iſt auf den Intendanten geſtellt. Man iſt ſehr darauf geſpannt und meint, der Herzog werde ſie einem Hofherrn übertragen.

Nach Goethe's Abgang vom Theater trat Anfangs ein Interregnum ein, bei dem wenig Kluges herauskam. Dann wurde ein Liebling des verſtorbenen Großherzogs, Graf Edling, Intendant. Als dieſer nach einigen Jahren Weimar und ſeinen fürſtlichen Freund, eben nicht auf lobenswerthe Art, verließ, übernahm der Kammerherr von Vitzthum die Stelle, legte ſie aber aus Ueberdruß nach Jahr und Tag nieder. Dann ſchleppte ſich das Theater eine Weile noch ſo fort, bis Stromeyer durch den Einfluß ſeiner Freundin Oberdirector wurde. Das iſt nun vorbei. Jetzt werden verſchiedene Namen genannt, die zu dieſer Ehre kommen ſollen. Herr von Beulwitz hat ſie ausgeſchlagen; einige Andre auch. Nun nennt man noch die Herren von Vitzthum, von Gerſtenberg, von Groß und von Holtei. Vitzthum hat erklärt, daß er ſie nicht annehmen wird; ſo ſagt man wenigſtens. Gerſtenberg kann es nicht, weil er mit eigenen und Staatsgeſchäften überhäuft iſt; auch wird er Ihnen nie in den Weg treten wollen. Groß ſchwankt. Er ſagte mir geſtern, daß er ſie nicht wünſche. Er iſt ihr auch nicht gewachſen, obgleich er auf unſerm Liebhabertheater einer der beſten Darſteller war. Läuft er indeſſen dem Herzog zur rechten Stunde in den Weg, ſo ſteh' ich für nichts.

Dann aber brauchen wir noch immer einen Regiſſeur. Viele Stimmen wünſchen, daß Sie beide Stellen in Ihrer eigenen Perſon vereinigen möchten. Ich könnte faſt ſagen:

die meiſten — wenn nicht der Adel (namentlich Spiegels) befürchtete, daß Sie die Rechte Ihrer Geburt geltend machen und bei Hofe erſcheinen wollten. Selbſt der Herzog würde darin keine Ausnahme machen, wenn der Gedanke ihm bei ſeiner Ankunft eingeblaſen würde. Denn Sie haben doch einmal das unverzeihliche Verbrechen begangen, nicht durch Herumſchranzen, ſondern durch eigene Kraft und eignes Talent Ihr Fortkommen in der Welt zu ſuchen, ja ſogar ſelbſt auf der Bühne geſtanden.

Doch dieſe lächerlichen Beſorgniſſe niederzuſchlagen wird Ihnen nicht ſchwer werden, ſobald nur Einiges für Sie geſchehen kann, und Sie ſelbſt hierher kommen, was aber vor der Zeit ja nicht geſchehen muß. Die Schauſpieler wünſchen ſehnlichſt Sie an ihrer Spitze zu haben, wenigſtens die Beſſeren unter ihnen. La Roche und Seidel haben mich beſucht und den Abend bei mir Thee getrunken, eigentlich nur, um mir dieſes zu ſagen und meinen Einfluß, den ſich die Leute weit bedeutender denken als er iſt, für Sie in Beſchlag zu nehmen. Die guten, dummen Thiere! Gerſtenberg kam dazu und auch er wurde ſogleich geworben. Daß er, von mir angetrieben, Alles thun wird, um den Herzog für Sie zu gewinnen, verſteht ſich von ſelbſt; ſobald der Allergnädigſte nur erſt wieder in Weimar iſt. Daß ich, wenn ſich mir die Gelegenheit dazu bietet, das Nämliche thue, ebenfalls. Ottilie iſt eifriger als wir Alle, um Sie hier zu haben, denn ſie behauptet, ihr biſchen häusliches Glück, mit dem es jetzt trauriger ſteht als jemals, hinge davon ab, daß Sie wieder den gewohnten Einfluß auf ihren Bären übten, der ſie jetzt baß quält und während Ihres Hierſeins fromm wie ein Lamm war. Sie will den Alten für Sie gewinnen und hofft es zu können, deſſen Wort freilich das Kräftigſte wäre. Sie hat auch ſchon die alte Gräfin H., ihre Großmutter, auf Ihre Seite gebracht, die Anfangs gegen Sie war, weil ſie ſich einbildete, es könne zwiſchen Ihnen und U. ein Malheur geben. Eine Furcht, die Sie, wenn Sie wieder hier ſind, ihr leicht benehmen können.

Auguſt iſt ganz für Sie. Ihn werden Sie in Berlin ſehen, wohin er den eilften Oct. reiſen will; Ottilie behauptet: um Sie zu ſprechen. Bis dahin wird man auch hoffentlich wenigſtens in ſo weit klar ſein, daß man abſehen kann, was für Schritte, und überhaupt welche gethan werden müſſen; und ob ſie als Regiſſeur, als Intendant, oder als Beides hier angeſtellt werden ſollen.

Sie ſehen, lieber Freund, daß Sie dieſesmal Ihre reſignirende Philoſophie zu früh angewendet haben. Sie beſitzen Freunde, die für Sie wünſchen und handeln, ſobald Letzteres erſt möglich wird. Doch möchte ich auch weder Ihre Hoffnungen, noch die unſrigen, keineswegeſ zu hoch ſpannen. Alles kann noch ſcheitern an dem böſen Willen irgend eines Einzelnen, an einer fürſtlichen Laune, an einem albernen Zufall.

gehen, jeder verſchieden und jeder höchſt wahr und natürlich. Alle ſind in Handlung geſetzt durch das Wort ihres Meiſters, das ſie wie ein Wetterſtrahl trifft; alle zeigen die Empfindungen, die es in ihnen erregt; aber ſchon in den Charakteren ihres Geſichts liegt die Unſchuld und Reinheit ihrer Geſinnung eben ſo deutlich ausgedrückt, als in ihren Gebärden. Nur der wilde Blick des ſich getroffen fühlenden und zurückfahrenden Judas zeigt ſein beunruhigtes böſes Gewiſſen, die Furcht von den andern und von dem, der tiefer, als die andern in's Herz ſah, entdeckt zu werden; ſein vergebliches Beſtreben, ſich eben ſo rein darzuſtellen, als die andern ſich fühlen. Petrus legt ſich über die Schulter des Johannes, und ſpricht zu ihm, als wollte er ihm ſagen, daß er den Meiſter fragen ſolle, wen er meine.

Judas Geſicht iſt dunkel im Schatten gehalten, und ſeine Phyſiognomie iſt eben ſo düſter. Johannes neigt ſein Haupt zu Petrus hin; der Charakter dieſes Jüngers, den der Herr lieb hatte, iſt, ſo wie man ihn jetzt noch ſieht, zu fade und ſchlaff ausgedrückt. Ich glaube, daß dieſer Fehler mehr in der Beſchädigung liegt, die das Stück erlitten

Und nun laſſen Sie mich auch die Kehrſeite des von Ihnen und uns erwünſchten Glückes darſtellen. Wahr iſt es, Sie gewinnen eine ſichere Anſtellung, die für Sie das Wünſchenswertheſte iſt, aber dieſe wird keineswegesbrillant von finanzieller Seite ſein; denn wir ſind gewaltig ökonomiſch, und müſſen es ſein malgré nous. Sie werden zu literariſchen Arbeiten Zeit behalten; Sie werden zwei Monate im Jahre zu kleinen Reiſen übrig behalten; Sie werden Ihren Sohn zu ſich nehmen, und ihm hier ohne große Koſten eine gute Erziehung geben können; — das Alles iſt ſchon etwas werth. Ueberdem ſind Sie von Natur genügſam und haben keine Bedürfniſſe ſich angekünſtelt; das iſt ein Reichthum, der Ihnen nie geraubt werden kann. Aber mein Freund, Sie opfern einen bedeutenden Theil Ihrer Freiheit auf; Sie werden nicht mehr arbeiten wenn Sie wollen, ſondern wenn Sie müſſen. Und tauſend Unannehmlichkeiten ſind mit dem Geſchäfte, das Sie übernehmen wollen, enge verbunden, die Sie beſſer kennen als ich. Sie werden Launen, Thorheiten, alberne Zumuthungen von allen Seiten zu bekämpfen, zu befriedigen, zu beſeitigen haben. Doch jeder Stand hat ſeine Laſt!

Aber Sie verlaſſen Berlin, das dortige heitere, freie, unbeſchränkte Leben, an das Sie einmal gewöhnt ſind, um in einer kleinen Reſidenz ſich niederzulaſſen, die trotz ihrem Vornehmthun doch ziemlich kleinſtädtiſch iſt; wenigſtens gegen Berlin gehalten.

Und noch Eins, lieber Holtei, ich vertraue Ihnen ein Geheimniß an, um das bis jetzt außer Adele und G. niemand weiß; ich bin überzeugt, es iſt bei Ihnen gut aufgehoben und darf es Ihnen in dieſem Augenblick nicht verſchweigen. Mir iſt als handelte ich falſch gegen Sie, wenn ich's thäte, obgleich ich nicht eingebildet genug bin, zu glauben, daß es auf Ihren Entſchluß hierher zu kommen einen bedeutenden Einfluß haben könnte. Ich verlaſſe im nächſten Sommer Weimar — wahrſcheinlich auf immer!

Tauſend gültige Gründe, die hier aufzuführen für uns Beide zu langweilig wäre, beſtimmen mich zu dieſem Entſchluſſe; dieſen Gründen geſellt ſich der Wunſch, in einem beſſeren Klima, in einer ſchöneren Gegend, mein Leben zu beſchließen; und die Sorge um Adelen, die nun einmal ungern in Weimar lebt, und deren Geſundheit ein milderes Klima bedarf. Ich ziehe an den Rhein, nach Bonn, wo ich Alles beinahe wieder finde, was ich hier verlaſſe — nur Gottlob das Hofweſen nicht, in das ich bei jetziger Lage der Dinge immer mehr hineingezogen werden würde. Ich komme in ein wunderſchönes Land, wo die kleinen Reiſen, die ſo lange ich noch mobil bin zur Annehmlichkeit meines Lebens gehören, auf eine Weiſe mir erleichtert werden, von der wir in unſerm Norden keinen Begriff haben. G. iſt hier der Einzige, den zu verlaſſen mir recht ſchmerzlich werden wird, nicht ſowohl weil ich Seiner zu meinem Glücke bedarf, als weil er ſich einbildet, Meiner zu dem ſeinigen zu bedürfen. Und daß ich ſo wenig thun kann, ihm ein gewiſſermaßen ſelbſtverpfuſchtes Leben zu erleichtern, ſchmerzt mich am tiefſten; in einiger Hinſicht wird es mir auch wohl thun, dieſen Schmerz nicht täglich ſich erneuern zu ſehen.

Wenn Sie nun hier leben, ſo wird mir der Abſchied von Weimar noch ſchwerer werden, das geſtehe ich mit der mir eigenen Offenheit. Aber die Furcht davor darf mich nicht halten, wo es mir Pflicht iſt zu gehen, um das Wohlſein des einzigen Weſens zu begründen, für welches zu leben mir noch vergönnt iſt. Halten Sie mich nicht für eitel, wenn ich ſage, daß auch Sie an mir verlieren. Daß mein Fortgehen Ihnen wehe thun wird; daß Sie meine Nähe entbehren werden, welche Ihnen die Ausſicht in Weimar zu leben vielleicht in angenehmerem Lichte erſcheinen ließ. Eine treue Freundin zu haben, zu der man in Mißmuth wie in Freude mit Vertrauen ſich hinflüchten kann, iſt viel. Und dieſe würden Sie immer an mir finden, wenn Sie in meiner Nähe lebten. Ich könnte durch Rath, durch warme Theilnahme, auf mancherlei Weiſe Ihnen nutzen. Aber das ſoll nicht ſein. Auch Ihre freundliche Nähe würde mein Leben wieder erfriſchen, erheitern, guter Holtei. Ich und Sie wiſſen ja, was wir aneinander haben! Aber es giebt nichts Vollkommnes in der Welt. Meine Entfernung darf und kann auf Ihren Entſchluß keinen Einfluß haben. Dennoch mußte ich Sie darauf vorbereiten, daß wenigſtens dieſe Annehmlichkeit, die mein Hierbleiben Ihnen bieten dürfte, Ihnen wahrſcheinlich nicht werden wird. Entſcheidet ſich Ihr Schickſal indeſſen bald und nach unſerem Wunſch, ſo bleibt mir dennoch die Ausſicht mehrere Monate mit Ihnen an einem Orte zu leben und Ihnen bei Ihrem Auftreten nützlich werden zu können. Geht es nicht mit Ihrer Anſtellung wie wir wünſchen, ſo werden Sie doch Ihren früheren Plan ausführen, und, Ihrer Ehre unbeſchadet, auf einige Wochen herkommen können, um noch einmal die guten lieben Abende dieſes Winters zurück zu rufen. Und bin ich erſt am Rhein eingerichtet und in Ordnung, ſo laſſe ich mit Bitten nicht nach, bis Sie kommen mich zu beſuchen, Sie mögen auch leben wo Sie wollen. Auf immer von Ihnen Abſchied nehmen kann und will ich nicht.

Jetzt wiſſen Sie Alles, was Sie wiſſen mußten. In einigen Tagen iſt der Herzog hier; vielleicht übermorgen ſchon. Ihre Freunde werden thätig ſein, doch muß dieſes mit Vorſicht geſchehen, um der guten Sache nicht durch Uebereilung zu ſchaden. Was ich thun kann thu' ich gewiß. Wäre Auguſt nur erſt bei Ihnen, damit Sie ſich mit ihm berathen könnten. Sobald Sie ſich thätig bezeigen ſollen, melde ich es Ihnen. Und ſchlägt Alles fehl, nun ſo bleibt uns freilich Ihr philoſophiſcher Troſt: „Es ſollte nicht ſein", und Ihnen wie mir der leichte Muth, der an keinem verfehlten Wunſche ſcheitern kann.

Ihren „Fauſt" erwarte ich mit Sehnſucht. Aber ich ſage es Ihnen im Voraus: ich werde eine ſtrenge Richterin ſein, eben weil ich Sie lieb habe, als wären Sie mein eigenes Kind, oder mein Bruder, Vetter, und was es ſonſt noch dergleichen in der Welt giebt. Gedichte, Journale, kurz nichts, gar nichts von Ihnen hab' ich weder gefunden, noch erhalten, und das iſt recht häßlich von Denen, die daran Schuld ſind. Schicken Sie mir doch etwas durch Auguſt. Und wie ſteht es um die „Schleſiſchen Gedichte?" Schreiben Sie ja recht bald an die B. Ihr Schweigen muß Ihr weh' thun; Sie iſt kränklich, unglücklich, verlaſſen, und deshalb ſehr reizbar. Sein Sie gut und ſchreiben Sie ihr noch in dieſer Woche, um ihr eine Freude zu machen. Sie hat deren nicht viel.

Was hab' ich mich gefreut über das glückliche Gelingen Ihrer „Lenore!" Der „Fauſt"*), höre ich, iſt durch den Einfluß des Grafen Brühl verdrängt worden? Vielleicht war es gut. Die Aufführung war ein Wageſtück, zu deſſen Gelingen vielleicht größere Kräfte gehören, als Ihr Lieblingstheater aufzubieten hat.

---

*) Hier iſt die Rede von der ſceniſchen Einrichtung, in welcher ich Goethe's „Fauſt" auf die Bretter bringen wollte, bevor noch jemand Anderes daran gedacht. H.

Daß mein Aufſatz im Converſ. Blatt Ihnen Freude gemacht, freut auch mich. Zu ſchämen haben weder Sie ſich deſſelben, noch ich, denn was ich geſagt iſt Wahrheit; nur wünſche ich, daß Niemand erfahre, daß ich es war, die ſie ſagte. Ich habe innerlich herzlich gelacht als Hofräthin Vogt (aus Jena), die ich in Frankfurt bei ihrer Schweſter traf, mir erzählte: die Jenenſer zerbrechen ſich darüber den Kopf, wer in aller Welt dieſen Aufſatz aus Jena geſchrieben haben könne? Ihres Wiſſens habe doch Niemand von dort all' Ihren (hieſigen) Vorträgen beigewohnt. Endlich fragte ſie ganz treuherzig, ob ich nicht etwa die Verfaſſerin wäre? Die Leute hätten's gemeint. Ich log friſch weg, meinte, es könne der alte Präſident Motz geweſen ſein, der keine Ihrer Vorleſungen verſäumt habe; und wurde dabei über und über roth: denn mit dem Lügen weiß ich noch nicht recht umzugehen; zum Glück aber ſaß ich den Rücken gegen das Fenſter.

Motz kommt wahrſcheinlich nach Weimar. Er iſt an des alten Einſiedel Stelle zum Oberhofmeiſter der verwittweten Herzogin ernannt. Das wäre gut für Sie, lieber Holtei, denn er iſt Ihr treuer Freund und Verehrer.

Ueber all' dieſe Geſchichten habe ich die Hauptſache vergeſſen: Ihre Geſundheit, guter Freund! Daß Sie nach Breslau reiſen, um dort krank zu werden, iſt gar nicht vernünftig von Ihnen. Haben Sie ſich denn nicht wieder Ihrer heißflammenden ruſſiſchen Bade-Nymphe in die

Arme geworfen? die dieſen Frühling Wunder an Ihnen gethan? Geſund müſſen Sie ſein; wenigſtens ſo leidlich.

Ueber Ihre Entſchuldigung, daß Sie den Brief nach Godesberg nicht frankirt hatten, hab' ich mich ein wenig luſtig gemacht. Ich liebe das Frankiren überhaupt nicht. Auf jeden Brief, den man frankirt erhält, muß man die Antwort wieder frankiren, und ärgert ſich hinterdrein wenn man's vergeſſen hat. Alſo, lieber Freund, zwiſchen uns Beiden geht hinfort Alles unfrankirt, ſelbſt dieſer Brief, über deſſen Länge ich erſchrecke.

Vom 28., ſo lange hab' ich daran geſchrieben. Adieu!

mit alter Treue J. F.

III.

Weimar 4. Octob. 1828.

Als wohlbeſtallte Conseillère intime de feu le Roi de Pologne rathe ich Ihnen und will, mein Vielgetreuer, daß Sie Ihre Vorleſungen ja anfangen ſobald Sie können, ohne Ihre Bruſt zu zerſtören. Kommt es dann wie wir hoffen und wünſchen, ſo geben Sie den Leuten das Geld zurück für die Vorleſungen, die Sie nicht mehr halten können, und damit gut. Ihr Eintritt allhier zieht ſich wohl noch in die Länge, und un tient vaut mieux que deux tu auras. Uebrigens wirken Ihre Freunde wie Verſchworene. Es gilt nur für's Erſte den Großherzog, der noch mit Kuren und Viſiten alle Hände voll zu thun hat, auf den Gedanken zu bringen, daß etwas geſchehen muß. Ich bin das Haupt der Verſchwörung; La Roche, Vogel und Gerſtenberg meine Gehülfen; genug, man thut, was man kann und ſtellt das Uebrige der Laune des Geſchicks anheim. Ottilie und Auguſt ſind auch nicht unthätig. Die Hauptſache iſt nur, daß man aus allzugroßer Eile nichts verdirbt. Den Großherzog habe ich noch nicht geſehen, er wird aber wohl heute oder morgen zu mir kommen, und dann — nous verrons! Vogel*) freut ſich wie ein Kind, wenn er denkt, daß Sie wieder bei uns ſein werden. Er war eben hier und läßt Ihnen ſagen: er habe noch dieſelbe Sorte im Keller.

Daß Sie die „Sidonia“ nicht erhalten haben verdrießt mich. Ich weiß mit Gewißheit, daß Wilmanns in den letzten Tagen des Monats Mai ſie durch Buchhändlergelegenheit an Sie abgeſchickt hat. Sobald ich ihm ſchreibe werde ich mich erkundigen, an Wen? Ihrer Sendung ſehe ich mit Verlangen entgegen.

Noch einen guten Rath, lieber Holtei! Ich meine, daß Sie Ihren „Fauſt“**), der ganz gut ſein mag, nicht eher zur Aufführung bringen, bis hier Alles entſchieden iſt. Ich fürchte nämlich, Sie könnten ſich ſonſt einen mächtigen Feind machen. Der alte Herr iſt zuweilen wunderlich. Sind Sie erſt Ihrer Sache gewiß, ſo thun Sie, was Sie wollen. Dieſe Zeilen ſind kein Brief. Addio.

---

*) Karl Auguſt's und Goethe's Leibarzt.

**) Jenes Melodrama, welches ich in der Angſt zuſammengeſtoppelt, um die Kaſſe des weil. Königſtädter Theaters einigermaßen zu entſchädigen für den Verluſt meiner ſceniſchen Einrichtung des Goethe'ſchen Gedichts. (Siehe „Vierzig Jahre.“) H.

J. F.

IV.

Weimar 25. Octob. 1828.

Hier liegen wir noch Alle im Dunkel, abſonderlich das Theater, und harren der Dinge, die da kommen ſollen. Vor Neujahr wird der Hof nicht im Theater erſcheinen, ihm iſt's alſo einerlei, was und wie geſpielt wird. Auch iſt's danach. In dieſem erſten Monat durften nur ernſte Opern, Trauerſpiele und Dramen gegeben werden. Da hat denn Herr Wagner mit ſeinem Hugo, Otto von Wittelsbach, Götz von Berlichingen, die alle zwei-, dreimal wiederholt wurden, Logen und Balcon rein ausgekehrt. In's Parterre gehen die Abonnenten noch, damit die Billette nicht „liegen bleiben". Ich war einmal, habe den „Moſes" von Roſſini gehört. Der Judenkönig fängt mich nicht wieder. Hummel will nicht dirigiren ſo lange Stromeyer bleibt. Stromeyer hat die Oberdirection wirklich niedergelegt und der Oberhofmarſchall von Sp. hat proviſoriſch die Oberintendantur übernommen, wozu er ſich ſchickt wie ich zur Seiltänzerin. Wagner geht den erſten December ab. Die Heigendorf iſt nach Dresden gereiſt. So weit wären wir nun.

Der Großherzog hat geſtern Abend mich zum erſten Male beſucht. Er kam unangemeldet und fand mich allein. Er war freundlich wie immer. Ich hütete mich wohl, Sie oder das Theater ſogleich zu erwähnen. Er kam aber von ſelbſt darauf. Gegen Gerſtenberg, der vor ſeiner Abreiſe mit Ihm von Ihnen ſprach, hat er ſich etwas unhold gezeigt. Er iſt damals in einer ſehr verdrießlichen Laune geweſen. Denken Sie ſich daher mein frohes Erſtaunen, als er mir ſagte: wir brauchen vor Allem einen gebildeten Regiſſeur! und Sie dabei lobend erwähnte. Ich nahm das natürlicherweiſe auf, ließ mich über die Eigenſchaften, die Sie beſonders hier wünſchenswerth machen, aus; ließ dabei ein Wort fallen, daß Sie am Hofe die Vorrechte Ihrer Geburt durchaus nicht geltend machen würden. Denn ich wußte von Anderen, daß man hauptſächlich dadurch Ihn gegen Sie einzunehmen beſliſſen geweſen war. Sie kennen ja jene Leute, haben oft davon geſprochen!

Der Herzog hörte das Alles ſehr gnädig an, äußerte: auch Andere hätten ihm ſchon daſſelbe geſagt.

Wer dieſe Andern ſind weiß ich wohl. Auguſt nicht. Deſſen Grundſatz iſt für Niemand in der Welt auch nur hat, als an dem Künſtler. Der Apoſtel, der zunächſt hinter dem Judas ſitzt, fährt vor Erſtaunen mit den Händen aus, und es iſt, als ob der Gedanke, Judas ſey der Verräther, wie ein Blitz durch ſeine Seele flöge, denn ſeine Augen treffen Judas. Der Apoſtel zur Linken Chriſti, der den Zeigefinger in die Höhe hebt, hat mich allein ungewiß über das gelaſſen, was in dieſem Augenblicke in ſeiner Seele vorgeht. Thomas hingegen, der vor dieſem, Chriſto zunächſt ſitzt, ſcheint die Ausſage Chriſti, bis zur Unmöglichkeit zu bezweifeln, und es doch eben ſo unmöglich zu finden, daß ſein Meiſter etwas Ungegründetes habe ſagen können. Es iſt ein herrlicher Ausdruck dieſer widerſtreitenden Empfindungen. Der jüngere Jacobus hingegen möchte ſein ganzes reines Herz Chriſto in dieſem Augenblick darlegen; er möchte ſein Innerſtes entfalten, ſo viel Liebe, ſo viel Sanftmuth und Unſchuld, als in dieſem holden Jüngling ausgedrückt iſt, zeigt kein andrer Apoſtel. Dieſer iſt gewiß rein! ſagt uns der erſte Blick, den wir auf ihn werfen. Die drei letzten zur Linken Chriſti, von denen man noch wenig mehr, als die Umriſſe ſieht, ſind treffliche Alte, denen einen Finger zu regen. Aber Gerſtenberg, und der Geheimrath Schweitzer, der hier in großem Anſehen ſteht, weil er ein trefflicher Geſchäftsmann und dabei ſehr brav und rechtlich iſt. Er iſt das Haupt der Theater-Commiſſion, von dem er freilich wenig weiß und es faſt nie beſucht. Aber ich habe ihn für Sie, nicht durch Bitten, ſondern durch Gründe, die ich vor aller Welt verantworten kann, zu gewinnen gewußt. Und Vogel hat mir dabei wacker geholfen. Den Vogel halten Sie in Ehren; nächſt mir haben Sie hier keinen Ihnen treuer ergebenen Freund! Das Ende meines Geſpräches mit dem Herzog war, daß er meinte, Sie kämen doch wohl bald her? Ich erwiederte, Sie wären jetzt in Berlin, wenn S. Königl. Hoheit aber beföhlen? . . . ꝛc.

Er bat mich, nur erſt die Beſuche, die Er jetzt hier habe, fortgehen zu laſſen; wenn mehr Ruhe wäre könne man Alles reiflicher überlegen und beſprechen. Und das war denn das Ende vom Liede.

Gern möcht' ich darauf Hoffnungen für uns bauen, aber ich wage das nicht, und bitte Sie es auch nicht zu thun. Denn ich kenne die Welt, beſonders die hieſige, die kleine, die alle Fehler und wenig Vorzüge der großen hat. Ich fürchte einen Nebenbuhler für Sie, einen Herrn von Elsholz, der jetzt der ſehr unzufriedene Directeur oder Intendant einer Art herumziehender Hoftruppe iſt, die abwechſelnd in Gotha, in Rudelſtadt, und was weiß ich wo ſonſt noch ſpielt. Er hat hier mächtige Freunde, die ihn gern hier hätten, nur freilich als Regiſſeur wäre ihm zu wenig, er müßte Intendant werden, denn er iſt am Hofe präſentirt. Doch das ließe ſich machen, wenn, wie es wahrſcheinlich iſt, Sp. die Intendantur niederlegt, die er bei ſeinen vielen andern Geſchäften kaum wird behalten können, und man den Intendanten mit dem Regiſſeur in einer Perſon vereinigt. Ich denke aber noch immer, das kann auch mit Ihnen geſchehen. So iſt denn das Einzige, was zu thun wäre, Alles in Geduld abzuwarten und den lieben Gott walten zu laſſen. Leſen Sie indeſſen, wenn Ihre Geſundheit Ihnen erlaubt hat anzufangen. Iſt es zum Kommen Zeit, werde ich Ihnen ſchon winken. Und ſollte dieſe Zeit gar nicht kommen, ſo kommen Sie doch ſelbſt, ſobald Ihre Leſeabende beendigt ſind, auf ein paar Wochen wenigſtens. Ich möchte ungern von hier fort, ohne Sie noch einmal geſehen zu haben. Und Adele muß den Freund ihrer Mutter doch auch kennen lernen.

Ich möchte uns auslachen, wenn ich bedenke, wie klein das Glück iſt, das ich für Sie zu erringen ſtrebe. Aber ich fühle die Nothwendigkeit, nicht immerfort du jour à la journée zu leben. Sie müſſen endlich eine Heimath, ein beſtimmtes Geſchäft, eine ſichere Ausſicht für's Leben haben, und wäre ſie noch ſo beſchränkt. Den kleinen Anfang muß man als das Thor betrachten, das den Pfad zu einem größeren Wirkungskreis eröffnet.

Vogel grüßte Sie herzlich. Wundern Sie ſich nicht, daß die Aufſchrift dieſer Sendung von ſeiner Hand iſt. Er hat es für mich gethan; nach Art aller Frauen bin ich ſehr ungeſchickt, Packete für die Poſt zu machen.

Es geht dem braven Manne hier nicht ſonderlich. Mit dem neuen Hofe iſt er eben auch noch in der Schwebe wie alle Welt, und überdem hat er ein ganzes Pack Neider und Verläumder hinter ſich her, die ihm alles gebrannte Herzeleid anthun, ſo viel ſie können. Aber er ſchlägt ſich ſchon durch; für ihn iſt mir nicht bange, wenn ſeine Geſundheit nur vorhält. Er hatte ſich neulich ein tüchtiges Gallenfieber an den Hals geärgert; iſt aber jetzt beſſer.

Mit Sehnſucht ſehe ich dem verſprochenen langen ausführlichen Briefe von Ihnen entgegen. Sehr vernünftig braucht er eben nicht zu ſein, das darf Sie nicht geniren, wenn er nur wirklich kommt, und hauptſächlich mir ſagt, daß Sie ſich wohl befinden.

Froriep und Frau von Pogwiſch haben mir geſagt, Sie ſähen leidend und blaß aus; das ſollen und dürfen Sie aber nicht.

Vogel bittet es als einen Beweis ſeiner Freundſchaft anzuſehen, daß er Ihrem Namen hinten noch ein Schwänzchen beigefügt, und Sie zum Holtey gemacht hat. Addio!

Joh. Schopenhauer.

V.

Weimar 15. Nov. 1828.

Von Neuem ſitzen wir im Sack und in der Aſche, das heißt in Krepp und Wolle, aus denen man um Neujahr heraus zu kriechen hoffte. Die Kaiſerin Mutter iſt todt, unſer Theater auf acht oder vierzehn Tage geſchloſſen. Der Hof wird es in den nächſten drei oder vier Monaten nicht beſuchen und frägt nicht danach, wie es darin hergeht; ökonomiſirt ſoll werden; da fängt man gerade dort an, wo man nicht ſollte. Genug, Sie wiſſen ja die ganze ſaubere Geſchichte. La Roche ſagt mir, er habe Ihnen geſchrieben. Man nimmt keinen neuen Regiſſeur, keinen Intendanten, weil man keine zu finden hofft, die von der Luft leben können. Indeſſen wird es doch wieder anders werden, weil es anders werden muß, und was in dieſem Jahre nicht geſchieht, geſchieht im nächſten. Aber wenn ich dann nur was davon hätt'! An Elsholz wird weiter nicht mehr gedacht.

Daß ich bei dieſer Gelegenheit um unſer Wiederſehen kommen ſoll iſt mir ſehr unangenehm; recht betrübt aber daß ſie krank ſind, daß Sie Ihre Vorleſungen am 7. Nov. nicht beginnen konnten; daß Sie wahrſcheinlich heute noch nicht angefangen haben. Denn ich finde die Annonce davon noch nicht in den Zeitungen. „Nichts weiter, als Schwindſucht!?“ — Lieber Holtei, daß nur nicht Ernſt aus dem Spaß wird! Mein Troſt bleibt, daß Sie dreißig

Jahre alt ſind, wo ſie Einem nicht ſonderlich viel anhaben kann. Aber ich bitte, was ich bitten kann: ſchonen Sie ſich, forciren Sie ſich nicht zum Leſen. Ich habe ſo ſchon vorigen Winter mich im Stillen gewundert, wie Sie, oder vielmehr Ihre Bruſt, es aushalten?

Und können, wollen Sie denn nicht, nach Neujahr etwa, oder wär' es auch erſt im März, wieder einmal herkommen? Gern früg' ich auch: wollen Sie nicht wieder leſen? doch das wag' ich nicht. Der Winter wird hier ſehr ſtill werden, wegen der Trauer; keine Bälle, keine großen Aſſembléen. Die Verlobung unſerer Prinzeſſin mit Ihrem Prinzen wird wegen der neuen Trauer wohl erſt ſpäter declarirt werden. Wollen Sie dennoch nicht öffentlich auftreten, ſo kommen Sie doch wenigſtens ehe wir gehen.

Vor Johanni komm' ich hier nicht fort, wahrſcheinlich viel ſpäter. Adele wird wohl früher gehen, um dort allerlei Einrichtungen für uns zu treffen. Ich denke Ihr Arzt wird Sie nach Ems ſchicken, Ihr Weg wird Sie dann hier durch führen; träfe ſich's, daß ich dann gerade auch auf der Abreiſe ſtände, ſo möchten die Leute ſagen, was ſie wollten, wir gingen zuſammen bis Koblenz. Aber kann ich dann noch nicht fort, ſo finden Sie mich gewiß ſo beſchäftigt, ſo unruhig, ſo …, mir graut, wenn ich bedenke, was mir noch Alles bevorſteht! Sie ſelbſt würden die Gräuel der Verwüſtung nicht ſehen mögen, die mich dann umgeben werden; kurz und gut, wir alle Beide würden dann wenig von einander haben. Alſo früher, früher! Wenn Sie in Ems Ihre Kur werden überſtanden haben, dann auch ich das Fegefeuer, durch das ich muß, eh' ich im Rheinparadieſe anlangen kann. Sie haben einen Tag von Ems nach Godesberg, wo ich dann wahrſcheinlich bin, und brauchen dort die Nachkur des ſeligſten Nichtsthuns. Und wer weiß, was dann ferner geſchieht? Auch in Köln iſt ein Theater, das neu organiſirt werden ſoll!

Meine Pläne kommen Ihnen wohl lächerlich vor? Aber es ſind keine. Es ſind Träume, Wünſche, was weiß ich? Doch das weiß ich, daß ich ſehnlich danach verlange, Sie irgendwo, ſei es auch nur mit der Fußſpitze, feſten Fuß faſſen zu ſehen.

Was Sie mir über meine „Sidonie“ ſagen, hat mich ſo gefreut, daß ich nicht einmal dazu komme, Sie zu ſchelten, weil Sie die böſe Art, Nächte hindurch zu leſen, noch immer nicht aufgeben wollen. Ich wünſche nur, das Buch möge Ihnen beim zweiten Durchleſen nicht weniger gefallen. Es wimmelt von Druckfehlern, die mich ordentlich zur Verzweiflung bringen, beſonders im Anfange des zweiten Bandes, in der Beſchreibung eines Sonnenaufgangs über dem Meere ſind mir flammende Lanzen in „Lampen“ verwandelt worden, wodurch das Bild förmlich lächerlich wird. Dergleichen Abſurditäten könnte ich zu Dutzenden nachweiſen, die alle auf meine Rechnung kommen.

Tieck war hier, mit ſeinem ganzen Gefolge, Gräfin, Frau, Dorothee, und Alles. Ich hatte ihn ſchon früher in Godesberg geſehen und fand ihn unglaublich wohl. Hier ſchien er mir leidend und gedrückt. Der Alte war ſehr freundlich gegen ihn, aber doch nicht ſo recht aus dem Herzen. Er blieb drei Abende hier und dreimal hab' ich ihn leſen gehört; denn ſo wie es halb ſieben Uhr ſchlägt, muß er beginnen; es geht ihm damit wie andern Leuten mit der Tabakspfeiſe.

Den erſten Mittag aß er bei Goethen. Den Abend war er bei mir, auf Goethe's ausdrückliches Verlangen, weil dieſer der Vorleſerei ausweichen wollte, die er einmal im Sommer, während ich nicht hier war, aushalten mußte. Damals iſt es „Jery und Bätely“ geweſen. Ich hatte Gotters Ueberſetzung der Gozzi'ſchen Mährchen zurecht gelegt; doch Tieck ging nicht daran; weil Mehrere anweſend waren, die er wenig kannte. Er wählte „Scherz, Liſt und Rache“*). — Es wollte nicht recht anſprechen, obgleich er ſehr gut las, wie Sie wohl denken können. Der Spaß iſt zu lang ausgeſponnen, das Ganze eignet ſich wenig zu dieſer Art Darſtellung. Den zweiten Abend waren wir bei Ottilien; der Alte ſollte herauf kommen, kam aber nicht. Tieck las den „Clavigo“, die Scenen mit Clavigo und Carlos vortrefflich, ſonſt . . . je nun, im Trauerſpiel ſtehen Sie über ihm. Das iſt kein leeres Compliment. Den dritten Abend war er wieder bei mir. Auf ſeinen Wunſch hatte ich Niemand gebeten als Ottilie und Riemer, und nun forderte er von ſelbſt den Gozzi, und las „die glücklichen Bettler“, mit unnachahmlichem Humor, improviſirte in den Scenen, die der Dichter dazu eingerichtet, und ergötzte uns außerordentlich. Ich wollte, Sie hätten das gehört! Aber Sie können das auch, wenn Sie nur wollen*), und Ihnen ſteht am Ende noch friſcherer jugendlicher Humor zu Gebote, als dem alten Manne. Dazu die vielerlei Dialecte, die ihm nicht ſo geläufig ſind. Nehmen Sie den Gozzi doch einmal vor!

---

*) Allerdings eine ſeltſame Wahl. Noch ſeltſamer, daß Carus in Dresden, zur Feier ſeines Jahrestages, ſich den Vortrag derſelben Operette einſtmals von Tieck ausbat. Ich bedauerte ſtets, das nicht mit angehört zu haben, weil ich mir gar keine Idee davon machen kann. H.

Was Tiecks Vorleſungen ſo etwas ganz eigen hinreißend Angenehmes giebt, iſt ſein ſchönes Organ, das er noch immer behalten, und ſeine durchaus reine Ausſprache. Er hat keine Spur von irgend einem Dialect. Ich ſprach mit ihm von Ihnen und er drückte ſich ſehr freundlich über

---

*) Doch nicht, liebe, ſelige Freundin! Ich habe Gozzi und Goldoni öfters durch ihn in's Leben rufen hören, und dabei jedesmal tief empfunden, daß kein Anderer etwas Gleiches, ja nur Aehnliches wagen dürfe. Dazu bedurfte es ſeiner Perſönlichkeit, und wer nicht Ludwig Tieck iſt, ſoll's bleiben laſſen. H.

Sie aus, fragte aber auch ſogleich, ob man Ihnen Ihr Vaterland nicht anhöre? Im Tragiſchen predigt er ein wenig, das thun Sie nie. Ueberhaupt iſt ſein Vortrag gemäßigter. Man vergißt bei ihm ſelten, daß er lieſt; bei Ihnen vergaß ich es immer.

Unſere Buchhändler haben ſich bekehrt, wie es ſcheint: Sie haben meine Sidonie erhalten, und ich wie aus den Wolken ſechs Journalhefte und andere Sachen. Der Aufſatz der Voigt iſt nicht in den Heften. Dies ſchreibe ich nur, um die Gelegenheit Sie zu ſchelten, wenn gleich bei den Haaren, herbeizuziehen. Gottloſer, Vergeßlicher. Sie haben der V. noch nicht geſchrieben und ich hatte Sie doch ſo ſchön darum gebeten. Vor vierzehn Tagen wenigſtens hatten Sie es noch nicht gethan, und die gute Frau war ordentlich pikirt. Gehen Sie in ſich und ſchicken Sie ihr ein Exemplar. Die arme Seele iſt noch ſo kindlich; ſie ſieht ſich gar ſo gern gedruckt. Gedrückt iſt ſie hinlänglich.

Und nun Adieu, lieber, guter Freund, laſſen Sie bald mich erfahren, daß es Ihnen beſſer geht, pflegen Sie ſich, und laſſen Ihren heitern Sinn, Ihren leichten Muth nicht ausgehen. Ich thue beides nicht, obgleich es mir manchmal Mühe koſtet. Wären nur die ſechs bis acht Monate vorüber. Mir iſt hier zuweilen, als brenne der Boden mir unter den Füßen, und doch graut mir unbeſchreiblich vor dem Fortgehen. Ja, wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt', und brauchte nicht eine ganze häusliche Einrichtung mitzuſchleppen, oder dort wieder neu anzuſchaffen! Ihre

alte treue J. S.

VI.

Weimar d. 16. Jan. 1829.

Sie glauben gewiß nicht, daß ich Ihrer vergeſſe, dazu kennen wir uns zu gut; aber Zeit wird es doch, daß ich Ihnen auch einmal ſchreibe. Ach, wär' ich nur nicht eine ſo träge Perſonage! Sollten Sie es wohl glauben, daß dies mein erſter Brief in dieſem Jahre iſt? Ich mag gar nicht nach der Seite des Schreibtiſches hinſehen, wo alle die liegen, die beantwortet werden wollen.

Tauſend Dank für Ihre „Farben, Sterne, Blumen“, für das Journal*), von dem ich noch gar nicht begreife wie es hat können aufhören, und für Alles. Beſonders aber dafür, daß Sie mir den Auftrag gegeben haben erſtere zu vertheilen. Ihnen zum Lohne hätt' ich gewünſcht, daß Sie Jenny B. geſehen hätten, wie ſo ſehr hübſch ſie war, als ſie expreß zu mir kam, um dafür zu danken und zu fragen, wie ſie es anfangen könne, dem Dichter kund zu man es anſieht, daß ſie würdig waren, unter die Erwählten des Edelſten der Menſchen zu gehören. Die Perſpektive des Ganzen iſt trefflich, und von vieler Wirkung.

---

*) „Monatliche Beiträge für Theater, Muſik ꝛc.“

Wie fallen alle Malereien weg, die von Künſtelei und Farbenpracht ſtrotzen, gegen dies alte, edle, ſchmuckloſe, aber wahre geiſtvolle Werk, das des da Vinci Größe und Künſtlertrefflichkeit eben ſo unwiderſtehlich beweiſt, als die Größe und Trefflichkeit ſeines Herzens und Geiſtes, von denen dies Gemälde ein ſo wahrer lebendiger Abdruck iſt.

Den 1. September.

Wir gingen in die Akademie Brera, hätten aber eben ſo gut zu Hauſe bleiben können; denn wir ſahen wenig Merkwürdiges. Außer den Abgüſſen der beſten Antiken, die man überall finden kann, vier ſchönen Modellzeichnungen von Mengs, und dem vortrefflichen Kupferſtich von Guido's Sonnenaufgang im Palaſte Rospiglioſi, war hier nichts, was zu einem zweiten Gang dahin verſuchen könnte. Nirgends ſahen wir Eifer, Fleiß und lebendige Thätigkeit. In dem Zimmer, wo thun, welche Freude er ihr gemacht habe. Ich übernahm es an ihn zu beſtellen und hab' es denn hiermit gethan. Auch Lina Egloffſtein trug mir daſſelbe auf. Von den übrigen Herren und Damen ſage ich Ihnen nichts; dankbar ſind ſie Alle, beſonders Riemer. Das zwölfte Exemplar, über welches zu disponiren Sie mir überließen, hab' ich Frau von Gerſtenberg, in Ihrem Namen, mein Freund, überreicht; denn ſie und auch ihr Mann würden es ſehr übel genommen haben, wenn ſie wären vergeſſen worden. Zuerſt wollt' ich es an Wolf (O. L. B.) geben, der ſich immer äußert, als gehöre er zu Ihren älteſten und vertrauteſten Freunden. Wie er aber das Buch bei mir ſah, erlaubte er ſich ein vorſchnelles Urtheil, ohne es zu kennen, was leider ſeine Art iſt, und deshalb bekam er nichts. Der Menſch iſt eigentlich meine Qual. Ich muß ihn regelmäßig Sonntags und außerdem noch ein- oder zweimal die Woche des Abends ſehen, wenn er kommt, um mit Adelen Spaniſch zu leſen. Adele hat wegen ſeiner unverwüſtlichen Gefälligkeit und ſeiner treuen Anhänglichkeit an uns, ihn ſehr gern; auch weil er ihre liebſte Jugendfreundin ſehr glücklich macht. Ich erkenne dieſe und noch viele andere gute Eigenſchaften an ihm, dennoch kann ich einen innern Widerwillen gegen ihn nicht bemeiſtern, deſſen ich mich vor mir ſelbſt ſchäme, weil er aus ſeiner immer deutlicher ſich ausſprechenden Perſönlichkeit herrührt, wofür er doch nichts kann. Und dann iſt mir auch in einer Gegenwart immer ängſtlich zu Muthe, weil er der indiscreteſte und verlauteſte aller Menſchen iſt.

Aber in aller Welt, was treiben Sie für Streiche? In kaum vier Monaten drei Theaterſtücke, die den Berlinern gefallen! Geht das mit rechten Dingen zu? Oder ſind Sie ſelbſt ein wenig beim Doctor Fauſt in die Schule gegangen? Ich bin ja Ihr alter „Mahadöh", der ſich Alles mit geſchehen läßt, das wiſſen Sie lange und können alſo denken, wie ſehr ich über Ihr Gelingen mich freue. Sind Sie denn auch hübſch gekommen, als man den Dichter nebſt dem ganzen Perſonale am Ende des „Fauſt" foro gerufen hat? und haben Sie ſich fein artig verneigt, und dazu ſehr beſcheiden und etwas gerührt ausgeſehen? — Wir haben hier einen Herrn Winterberger, dem die Wolff *) ein Brieſchen an mich mitgegeben . . . (grüßen Sie die gute, alte Freundin auf's herzlichſte von mir und ſagen Sie ihr, daß ich mich der Hoffnung ſie dieſen Frühling zu ſehen, ſehr freue!) Dieſer Herr Winterberger iſt bis jetzt zweimal: als junger Klingsberg, und als Kraft in „Liebe kann Alles" aufgetreten. Ich war beide Male nicht im Theater; wie ich höre, wird er engagirt werden. Bei mir hat er ſich beſonders dadurch inſinuirt, daß er Sie kennt und mir Manches von Ihnen erzählen konnte. Leider

---

*) Die Wittwe des berühmten Schauſpielers, Amalie Wolff, geb. Malcolmi. Siehe oben.

mußte ich auch von ihm erfahren, daß Sie oft leidend ſind. Ich bitte Sie, ſorgen Sie für Ihre Geſundheit! Man ſtirbt nicht gleich; wenn's nichts weiter wäre als das — je nun, man muß doch am Ende einmal dran, und früh oder ſpät, das iſt Alles Eins. Aber man lebt und leidet, lebt und leidet lange, das iſt das Ueble dabei. Daß Ihr Arzt Sie in die böhmiſchen Bäder ſchicken will, gefällt mir gar nicht; ich fürchte, er thut das Ihrem ſchleſiſchen Gemüthe zu Liebe. Ems iſt das Bad für Leidende wie Sie. Ems oder Wiesbaden, hinterher Schlangenbad, und im Auguſt oder September eine leichte Traubencur in Unkel, anderthalb Stunden von Bonn, wo eine gewiſſe Johanna ein artiges Landhaus in einer der ſchönſten Gegenden am Rhein ſich gemiethet hat, welches ſie Anfangs Juli beziehen wird, und wo ſie in ländlicher Abgeſchiedenheit den größten Theil des Jahres zuzubringen, nur auf etwa vier Wintermonate nach Bonn zu gehen denkt. Dort, mein Freund, ſollten Sie ein Stübchen bekommen, und den ganzen Tag gepflegt werden und gehätſchelt, wie ein verzogenes Kind, ſo lange Sie in der Stille und Ruhe nur ausdauern können.

Für's Erſte aber kommen Sie doch nach Weimar. Sie müſſen ausruhen vom Leſen, vom Schreiben, von Allem, ich muß Sie noch einmal an gewohnter Stelle wiederſehen und Adele muß Sie ſehen. Auch ſie grüßt freundlichſt und will, daß ich auch in ihrem Namen Sie bitte zu kommen

Nicht wahr, Sie thun es? Nach meiner Rechnung haben Sie noch ſechsmal zu leſen; mit Ihren theatraliſchen Arbeiten ſind Sie vor der Hand fertig, warum wollten Sie alſo dieſe kleine Abänderung in Ihrem gewohnten Leben ſich nicht gönnen und Ihre Freunde nicht dadurch erfreuen? Sie können ganz gewiß im Februar noch kommen, und La Roche wird gern ein Privatlogis Ihnen beſorgen. Unter einem Monat kommen Sie doch nicht fort von hier, das weiß ich. Ihre Gegenwart iſt hier ſehr nothwendig, und kann mancherlei Gutes ſtiften. Ihre hübſche Landsmännin bedarf es, daß Sie ihr einmal das artige Schwindelköpfchen zurecht ſetzen. Sie macht recht dumme Streiche, fürcht' ich. Auch Auguſt bedarf Ihrer und die arme Ottilie. Er iſt wieder ganz verwildert. Hab' ich Ihnen denn ſchon geſagt, daß Ulrike ſeit der Zurückkehr von Berlin bei ihrer Mutter lebt? Auguſt hat das, während ſeine Frau in Karlsbad war, nicht eben auf die feinſte Weiſe durchgeſetzt. Erſt war viel Larmen darüber, nun aber ſcheint es doch für beide Parteien ſo beſſer zu ſein.

Der Alte iſt eben der Alte, geſund und heiter. Was er zur Erſcheinung Ihres Melodramas „Fauſt“ geſagt haben mag, weiß ich noch nicht; aber die Erklärung, die ich in den Zeitungen las, daß jenes zu der früheren ſceniſchen Einrichtung der Goethe'ſchen Dichtung in keinem Bezug ſtehe, hat als ſehr zweckmäßig mir gefallen.

Wir leben hier ſtille und ſchwarz wie die Mäuſe;

beſonders ich; Schlittenfahrten, bei denen die Heerde junger, ſehr junger Engländer, die wir hier haben, die Hauptrolle ſpielt, haben wieder einiges Leben gebracht, woran ich und Adele nicht Theil nahmen. Die Kälte iſt ſeit einigen Tagen ſo ſtrenge, daß ich mein Zimmer faſt gar nicht verlaſſe, weil es mir nirgend ſonſt ſo warm und behaglich iſt. Ich wollte, ich könnte es mit mir nehmen! Theater iſt jetzt viermal die Woche. Einige muſikaliſche Seelen ausgenommen, die ſich noch immer über Stromeyers Abgang nicht tröſten können, iſt man im Ganzen mit der neuen Einrichtung deſſelben zufrieden. Aber ſie wird doch nicht auf die Dauer Beſtand haben.

Eigentliche Bälle giebt es der Trauer wegen, die bis Anfangs April ſo tief bleiben wird, noch gar nicht. Am Hofe wird, außer Sonntags, wenig Geſellſchaft geſehen; große Thees ſind ſelten und Holtei würde jetzt zu ſeinen Vorleſungen ſo viele freie Tage finden, als er nur immer wünſchen könnte. Aber H. thut ſehr Recht keine zu wünſchen, denn zum Lückenbüßer iſt er denn doch ein wenig zu gut.

Seit ehegeſtern geht der Großherzog wieder in's Theater. „Lenore" ſoll den zweiten Februar, zum Geburtstage der Prinzeß Karl gegeben werden, wie La Roche mir ſagt. Er verſpricht ſich viel davon.

Winter erzählte mir vom „Dichter im Verſammlungszimmer", er behauptet, Sie hätten ſich ſelbſt, wie Sie leibten und lebten, wenn eins Ihrer neuen Stücke aufgeführt würde, darin dargeſtellt. „Ei, das muß prächtig ſein, das möcht' ich ſehn!“

Nun Adieu, lieber, guter Freund. Schreiben Sie mir bald daß Sie kommen, lange bleiben wollen, daß Sie nicht mehr des Teufels werden wollen, ſondern hübſch zahm und guter Dinge ſind. Ihre

alte treue J. S.

VII.

Weimar d. 5. Febr. 1829.

Ich muß meine Trägheit überwinden, lieber Holtei, und eiligſt und ſchleunigſt melden, daß Ihre „Lenore“ ehegeſtern mit allgemeinem Beifall gegeben worden iſt. Es war nicht mein Theatertag, aber ich habe ſechszehn Ggr. daran gewendet, habe in der Theaterloge dicht an die fürſtliche mich geſetzt, habe die Prinzeſſin Auguſte, vielleicht einmal Ihre Königin, ſich ein paar feuerrothe Augen anweinen ſehen. Auch Se. Königl. Hoheit kamen expreß an mich heran, um mir in Gegenwart der halben Stadt zu vertrauen, daß Hr. v. Holtei ein junger Mann von vielem Talent ſei. Que voulez-vous de plus?

Im Ernſt, guter Freund, Ihr Stück wurde vortrefflich geſpielt. La Roche war ein Wachtmeiſter wie er ſein ſoll, Winterberger ein recht hübſcher und ordentlicher Wilhelm, Frank ſpielte den alten Herrn, Graff den Prediger — Alle brav. Die kleine Lortzing aber hat all' meine Erwartungen übertroffen.

Sie glauben nicht, wie ich mich darüber gefreut habe. Ich ſaß Anfangs mit Herzklopfen da, faſt wie ein junger Autor, deſſen Erſtling gegeben wird. Als das Herzklopfen aufhörte, trat mir ſogar ein paar Mal das Waſſer in die Augen; das will, wie Sie wiſſen, bei mir nicht wenig ſagen. Es iſt faſt aller Welt ſo gegangen. Es weht ein wunderbarer Geiſterſchauer von vorn herein durch das ganze Stück. Sie haben eine ſeltſame Art, ehe man es ſich verſieht, Saiten zu berühren, die in allen Herzen wiederklingen; zum Beiſpiel des Wachtmeiſters: „Kommſt Du mir ſo?“ Es giebt faſt nichts Rührenderes.

In Summa: Die Lenore hat, ſo lange die Aufführung währte, den tiefſten Eindruck gemacht. Alles war geſpannt, aufmerkſam, von innigem Intereſſe bewegt. Hinterdrein haben freilich auch Alle bald hier, bald da etwas auszuſetzen gefunden; ich mit. Aber was thut das? Applaudirt wurde, daß die Balken knackten, den Schauſpielern wie dem Dichter.

Grüßen Sie mir die gute liebe Wolff; ſagen Sie ihr, daß wir heute den ganzen Abend von ihr geſprochen haben, Herr von Gerſtenberg, Herr von Groß, Frau von Froriep, Adele und ich; daß ihr kleiner, hübſcher Winterberger recht artig und geſchickt iſt.

Wann nehmen Sie denn endlich einmal die Feder zur Hand, um mir zu ſchreiben, daß Sie bald kommen werden? Kommen Sie im März; ſpäter taugen wir nicht mehr viel.

Addio, guter Freund! Binden Sie ſich den Lorbeerkranz um die Nachtmütze, aber ſchlafen Sie mir nicht etwa darüber ein. Wer kann, was Sie können, darf nicht ruhen. — Gute Nacht! Sie merken's dieſen Zeilen wohl ab, daß ich ſpät Abends ſchrieb. J. S.

VIII.

Weimar d. 19. Febr. 1829.

Wie danke ich Ihnen, lieber, guter Holtei, für Ihr Vertrauen, das Sie ſeltſam nennen, das ich aber ſo natürlich und für mich wahrhaft ehrend finde. Auch danke ich Ihnen herzlich, daß Sie in dieſer Angelegenheit, von deren Entſcheidung denn doch nicht nur Ihre Zukunft, ſondern die eines liebenswürdigen Mädchens abhängt, meinen Rath nicht verlangen. Ihr Herz und Ihr Kopf müſſen hier Ihre einzigen Rathgeber ſein und bleiben, und mit beiden iſt es Gottlob ſo gut beſtellt, daß ſie vereint Sie unmöglich irre führen können. Sehr begierig bin ich auf Ihren nächſten Brief, der mir wahrſcheinlich von der Entſcheidung Ihres Geſchickes, auch in Hinſicht auf das Königsſtädter Theater, Kunde bringen wird. Ihre

Verlegenheit, Ihr Streben einer Anſtellung auszuweichen, der hundert Andere mit Kratzfüßen nachlaufen würden, hat etwas rein Komiſches. Entgehen werden Sie Ihrem Schickſal nicht, das ſage ich Ihnen im Voraus; aber Sie ſind auf dem rechten Wege es ſich nach Wunſche zu geſtalten. Vergeſſen Sie nur nicht, ſich für alle Sommer den nöthigen Urlaub auszubedingen, um Ihr liebes Vaterland, oder auch den Rhein beſuchen zu können, das bitte ich ſehr.

Wie gut kennen Sie mich! Wie ſo ganz haben Sie mein Schweigen über ein Gerücht verſtanden, das freilich auch mir von allen Seiten zugetragen wurde. Ich wußte ja, daß Sie mir Alles ſagen würden, ſobald Sie ſelbſt mir etwas zu ſagen hätten. Neugier iſt nicht Freundſchaft und von jeher war mir nichts verhaßter als jene zudringlichen Freunde, die da wollen, man ſoll ihnen Dinge vertrauen, über die man mit ſich ſelbſt noch nicht im Klaren iſt, die man ſich ſelbſt kaum geſteht. Daß Niemand herzlicheren Antheil nimmt an Allem, was Ihnen widerfährt, als ich, das wiſſen Sie, wie ich von Ihnen weiß, daß Sie eben ſo für mich empfinden. Wir Beide können uns feſt auf einander verlaſſen, und das iſt ja die Hauptſache. Alles Uebrige iſt vom Uebel.

Morgen alſo leſen Sie zum letztenmale und dann kommen Sie, vielleicht ſchon in künftiger Woche. Wie ich mich darauf freue glauben Sie nicht. Es wäre hart, wenn auch dieſe Freude mir zu Waſſer würde.

Sie werden die alten Freunde finden wie Sie ſie verließen, übrigens aber manche Veränderung. Die Stadt iſt viel ſtiller. Die Verlobung der Prinzeſſin und der Geburtstag der Großfürſtin haben freilich ſeit einigen Tagen einen Schein von erhöhterem Leben uns gebracht; aber nun iſt es auch wieder damit vorbei. Morgen iſt der erſte Reſſourcen-Ball; iſt dieſer vorbei verſinken wir wieder in unſern alten Krepp und in die alte Langeweile, die mir freilich nicht viel anhaben kann, wenn man mich nur mir ſelbſt überläßt.

Ihren Brief an Auguſt habe ich geleſen und dann beſorgt. Daß Sie ſich die Mühe gegeben, die Erſcheinung Ihres Melodramas „Fauſt“ gewiſſermaßen zu erklären, iſt ein neuer Beweis Ihrer Herzensgüte. Sie hätten, nach der Art wie der alte Herr ſich in der Sache benommen, es kaum nöthig gehabt. Aber der alte Herr iſt achtzig Jahre alt, und da iſt es kein Wunder, daß er oft kaum begreift, wie Andere ſich unterſtehen können auch exiſtiren zu wollen. Adele, die er zuweilen zu einem Diner tête-a-tête einladet, war eben bei ihm, als ein Brief*) ankam, der über Ihren Fauſt aburtheilte. Was darin ſtand wollte Sie nicht beichten, doch ſoviel iſt gewiß, daß es Ihnen ſchlecht ergangen iſt, und daß der Alte ſeine Freude daran hatte. Alſo machen Sie ſich man nach Handzeichnungen und Kupferſtichen kopirt, waren etwa zehn Knaben. Zwei oder drei zeichneten in demſelben Zimmer nach Gyps. In dem Zimmer für Architektur war es noch am thätigſten; hier befanden ſich mehrere Schüler und ein Paar Profeſſoren. Palladio's Werke hingen in ſchönen Kupferſtichen an den Wänden umher. Zwei Knaben fanden wir in dem Zimmer, wo nach dem Leben gezeichnet wird, einen Akt zeichnen. Das Zimmer iſt ganz viereckig und einfach; das Licht fällt gut in dem einzigen Fenſter, welches vorhanden iſt.

---

*) Siehe: Zelters Briefe an G.

Den Abend gingen wir nach dem Caſtello hinaus, um das eine der ſchönſten Promenaden führt. Wir ſahen hier die Sonne untergehen, herrlich und glühend, und die Berge der Schweiz im Hintergrunde. Der Himmel glich dem umgeſtürzten Aetna, der alle ſeine Glut ausſchüttet. Noch nie hatte ich das Grün am Horizonte, das aus dem Abendgolde und dem blauen Aether entſteht, ſo lebhaft und klar geſehen, als heute zwiſchen der brennenden Abendwolke und den, im dunkeln Violet glühenden fernen Schweizergebirgen. Die Promenade war ſehr lebhaft; alles jauchzte nur darauf gefaßt, ihn, wenn Sie wieder herkommen, ein wenig unzugänglicher zu finden als früher. Er iſt es überhaupt. Er fühlt, daß ihm in ſeinem Hauſe nicht wohl bereitet iſt, und dinirt deshalb ſchon ſeit ein paar Monaten in ſeinem Zimmer ganz allein, oder mit einem einzelnen Gaſt, den er ſich einladet. Das wird aber auch wieder anders. Er hat faſt alle Winter ſolche Sonderbarkeiten, die, wenn die Tage länger werden und die Kälte abnimmt, ihn wieder verlaſſen.

Dem Herzoge werden Sie freilich einmal aufwarten müſſen, das wird aber weiter keine läſtigen Folgen nach ſich ziehen. Er iſt ſehr freundlich für Sie geſinnt.

Bei unſerm Theater iſt es in den letzten Wochen bunt hergegangen; die Leute wußten ſämmtlich nicht, wo ihnen die Köpfe ſtanden vor Gaſtrollen und Anforderungen aller Art. Alſo zürnen Sie dem armen La Roche nicht, wenn er Ihnen noch nicht geantwortet hat. Er iſt in dieſem Augenblicke tief gekränkt, und nicht ohne Grund. Er giebt ſich unſagliche Mühe mit dem Theaterperſonale, thut als Schauſpieler was er kann (und das iſt viel!), iſt der Liebling des Publicums, verdient es zu ſein, und dennoch hat man, hinter ſeinem Rücken möcht' ich ſagen, Genaſts engagirt, weil der alte Genaſt Hummels Special iſt und unſer Herr Intendant ſeine eigenen Urſachen hat, mit Hummel, Haide und noch einer Legion Anderer es nicht zu verderben. Madame G. hat nicht gefallen. Er, als Sänger ebenfalls nicht; am wenigſten kann er Stromeyer erſetzen. Aber er iſt ein gewandter Schauſpieler. Als ſolcher hat er das nämliche Rollenfach, in welchem La Roche ſich auszeichnet. Dieſe beiden Leute erhalten 2400 Thaler, was bei uns ſehr viel iſt; man ſagt auf Lebenslang. Sie fühlen wohl, wie das La Roche wehe thun muß. Man fürchtet ihn darüber zu verlieren. Er hatte ſich ſehr darauf gefreut in „Minna von Barnhelm“, die ſeit undenklicher Zeit hier nicht gegeben wurde, den Wachtmeiſter zu ſpielen. Nun gab ihn Genaſt, und mit vielem Beifalle, als Gaſtrolle. Sie kennen das Komödiantenweſen beſſer als ich und werden alſo fühlen, wie verdrießlich das iſt.

La Roche werd' ich immer vertheidigen; ich weiß, er hat Sie lieb, und erkennt Ihr Talent, wie ſich's gehört und gebührt. Den Herrn Intendanten aber gebe ich Ihnen gern Preis, nebſt Allem, was drum und dran hängt.

Nun Adieu, lieber Freund. Hoffentlich ſchreib' ich Ihnen ſobald nicht wieder, denn ich denke Sie kommen. Adele freut ſich darauf; auch Gerſtenberg, der drei Wochen recht krank war, ſich jetzt aber wieder erholt. Ich bin recht begierig, wie Adele Ihnen gefallen wird, Laſſen Sie ſich vom erſten Anblick nicht abſchrecken, denn dieſer macht keinen angenehmen Eindruck. Nicht wahr, ich bin eine recht ehrliche unparteiiſche alte Mama?“

Gerſtenberg iſt Vicekanzler geworden, was dem Herrn Kanzler wohl nicht ganz recht ſein mochte, aber man hat ihn durch den Geheimeraths-Titel zu beſchwichtigen geſucht. J. S.

IX.

Unkel d. 25. Aug. 1829.

Freilich, lieber Holtei, ſollen Sie mir ſchreiben, und das gleich; und einen langen ordentlichen Brief. Ich habe Ihnen aus Weimar nicht wieder geſchrieben, erſtlich weil ich Ihren zweiten Brief, den Sie im erſten ankündigten, erwartete; zweitens weil ich in den letzten Wochen meines dortigen Aufenthaltes gar nicht mehr ich ſelbſt war. Jetzt, Gottlob, bin ich wieder im Gleiſe, die alte Frau Johanna, die Sie kennen und lieb haben. Ihr Brief war der erſte, der mich in meiner Einſamkeit von allen Freunden begrüßte. Sie ſind nicht alt, aber zu meinen alten Freunden rechne ich Sie doch. Er rührte und erfreute mich auf das innigſte. Was Sie gelitten kann ich mit Ihnen fühlen. Es iſt überſtanden, und leidlicher als Sie es fürchteten, alſo nichts weiter davon!

Auch ich will Ihnen nicht lang und breit erzählen, wie viel die Trennung von Weimar und meinen dortigen alten Freunden mich gekoſtet hat. Es war ein ſchmerzlicher Riß; weit ſchmerzlicher als ich es erwartete. Erſt wenn die Freunde ſterben, oder man ſonſt auf immer von ihnen getrennt wird, fühlt man recht, wie lieb man ſie hatte. Und dann von zweiundzwanzigjährigen Gewohnheiten zu ſcheiden; von den vier Mauern, in denen man ſo viele trübe und frohe Stunden verlebte, obendrein in meinem Alter — es iſt kein Kleines, lieber Freund. Aber ſo, wie meiner Meinung nach die Beſorgung der Trauer und des Begräbniſſes eines abgeſchiedenen theuren Weſens uns (freilich etwas gewaltſam) über den erſten furchtbaren Schmerz hinaus hilft, ſo half mir das Geräuſch des Einpackens, die körperliche Ermüdung, und ſo mancher kleine unvermeidliche Aerger über die letzten Tage hinaus, die ich ſonſt völlig unerträglich gefunden haben würde. Enfin, ich bin ſeit dem zweiten Juli hier, geſünder und heiterer wie ich ſeit Jahren nicht geweſen. Ich kam hier eben auch nicht gleich auf Roſen zu liegen. Es ſah bei uns ungefähr aus wie es vor der Schöpfung in der Welt ausgeſehen haben mag. Meine arme Adele war drei Wochen vorher eingezogen, Haus und Garten ward in der unbeſchreiblichſten Unordnung gefunden und mit größter Anſtrengung war's ihr doch nicht gelungen, mir gleich für den Anfang einen nur einigermaßen leidlichen Aufenthalt zu bereiten. Dazu kam das fürchterliche Wetter dieſes niederträchtigen Unſommers, deſſen gleichen ich noch nicht erlebt habe. Vierzig Tage lang ſtrömte der Regen, wütheten Sturm, Donner und Blitz und jetzt iſt es, einige wenige hübſche Tage ausgenommen, noch nicht viel beſſer damit geworden. Ich hoffte auf einen ſchönen Herbſt, aber eine ordentliche Weinleſe wird es ſchwerlich geben, obgleich die Reben unter der Laſt der Trauben faſt ſinken. Jetzt iſt endlich Ordnung bei uns. Unſer Haus iſt von außen ſehr häßlich, von innen ſehr nett und bequem. Mein Wohnzimmer ſieht genau wie das in Weimar aus, wo wir Beide ſo manche ſchöne Stunde mit einander ſaßen. Alle meine Meublen, die ich dort um mich ſtehen hatte, ſtehen darin. Stühle und Tiſche, Gemälde und Spiegel; ich konnte mich von den alten Freunden nicht trennen, obgleich ſie mir große Reiſekoſten gemacht haben. Als ich meine Uhr zum erſtenmal wieder ſchlagen hörte, war ich ordentlich gerührt über die altbekannte Stimme. Ihnen darf ich ſo etwas ſagen, Andere würden es kindiſch finden. Kommen Sie nur, ich weiß es gefällt Ihnen bei uns. Die Gegend iſt eine der ſchönſten, die ich kenne. Ich habe einen Garten, der mir unſägliche Freude macht, voll der herrlichſten Obſtbäume, Spargel-, Erdbeerbeete, Aprikoſenbäume, wie bei uns die großen Birnbäume, und vor dem Hauſe eine nicht große aber ſehr hübſche engliſche Gartenpartie mit ein paar ſchattigen Lauben, prächtigen Platanen, Ahorn und eine Menge fremder Sträucher und Bäume, die ich nicht zu nennen weiß. Blumen werden künftiges Jahr kommen. Der Garten iſt von meinen Vorgängern ſehr vernachläſſigt worden, deſto mehr Freude macht es mir jetzt Alles darin nach Luſt und Willen zu ordnen. Ich bin viel im Freien und das thut meiner Geſundheit unbeſchreiblich wohl. Einſam ſind wir, das iſt wahr, mir aber, der Abwechslung wegen, durchaus nicht zuwider. Das Wetter iſt ſchuld, denn wir haben in der Umgegend viele Bekannte, doch der ewige Regen, die Gewitter, die Stürme, heben faſt alle Communication auf. Im nächſten Monate wird's in Unkel ſelbſt lebhaft genug werden, mehrere kölner Familien haben hier ihre Landhäuſer, die ſie erſt von September an bis Anfangs November bewohnen, was mir ganz recht iſt, denn während der langen Abende iſt es angenehm eine geſellige Nachbarſchaft zu haben. Anfangs November ziehen wir auf vier Monate ungefähr nach Bonn, wo ich einſtweilen nur eine Art Abſteigequartier mir gemiethet habe. Ich will erſt als Fremde dort leben und ſehen, wie mir die Leute gefallen, eh' ich mich förmlich niederlaſſe. Koblenz, Neuwied, Köln, Düſſeldorf, liegen auch nicht weit entfernt, der große Strom erleichtert jede Verbindung, und ich kann's ja folgenden Winter in einem dieſer Orte probiren, wenn mir Bonn nicht gefallen ſollte, was ich aber doch nicht glaube.

Sie fragen, was ich ſchaffe? Wenig, lieber Freund. Meine Reiſe nach Flandern und Brabant, die um

Oſtern bei Brockhaus herauskommen wird, beſchäftigt mich für den Augenblick. Ein paar Erzählungen für Taſchenbücher habe ich gemacht, an denen nicht viel Beſonderes iſt, das iſt vor der Hand Alles. Bin ich erſt ganz eingewohnt, werde ich wohl wieder etwas Bedeutenderes unternehmen.

Vor drei Wochen ungefähr war ich mit Adelen in Bonn. Wir logirten im Stern, und aßen meiner Liebhaberei nach an table d'hôte. Der Zufall wollte, daß mehrere Bekannte uns gegenüber ſaßen, die mich freundlich begrüßten, meinen Namen nannten und dadurch die Aufmerkſamkeit eines Theiles der Geſellſchaft auf uns richteten. Neben mir ſaß eine Phyſiognomie, die mir nicht ſonderlich gefiel. Das Geſicht hatte mir etwas Bekanntes und war mir doch fremd. Der Herr miſchte ſich in's Geſpräch, that ganz bekannt mit mir, fragte nach Goethen, nach dem Herzog, nach allem Möglichen. Ich antwortete höflich, aber doch mit einiger Zurückhaltung. Auf einmal fragte mein Nachbar: hat Herr von Holtei Ihnen kürzlich geſchrieben? Ich ſah verwundert ihn an, Ihr Freund Hermann Franck fiel mir ein, aber ſo kann der nicht ausſehn. Ich verſicherte, ich hätte lange nichts von Ihnen gehört, und wüßte nicht einmal, wo Sie in dieſem Augenblicke wären. Er war beſſer unterrichtet, ſagte er mir, Sie wären in Schleſien, ſprach von Ihrem Plane wegen des „Adlers

Horſt", erbot ſich einen Brief an Sie zu beſtellen, nun mußte ich natürlich um ſeinen Namen bitten, er nannte ſich Beer, und nun erſt ſah ich, daß er dem Dichter (Michael) Beer ähnelte. Sind Sie Meierbeer? fragte ich. Nein, erwiederte er: ich bin der obſcure. (Wilhelm.) Mit dem Namen Holtei hatte er indeſſen mich natürlicher Weiſe ihm gleich geneigter geſtimmt, ich fing nun meinerſeits auch an ihn über Dieſes und Jenes zu befragen, wir führten eine ganz leidliche Converſation, er erzählte mir, wie ſein Bruder, der Compoſiteur, und Sie ſich dieſen Winter mit meinem „Adlerhorſt" geplagt haben und alle Beide die Sache doch nicht aufgeben wollten. Ich bin begierig, was daraus werden wird? Ich bin ſchon ein paarmal auf gutem Wege geweſen, eine Art Scenarium aufzuſetzen, wie ich denke, daß es werden könnte; nur verſteh' ich leider zu wenig von theatraliſcher Einrichtung in Hinſicht auf das Techniſche.

Nun, lieber Holtei, bitte ich Sie noch recht herzlich mir mit allem Vertrauen recht viel von ſich ſelbſt, von Ihren Plänen für die Zukunft, von Ihren Ausſichten zu erzählen. Werden Sie nach Berlin für den Winter zurückkehren? Werden Sie mit dem Königſtädter Theater wieder ſich in Verbindung ſetzen? Wird das für Sie und Julie, die ich herzlich achte, und vielleicht auch lieben würde, wenn ich ſie kennte . . . wird das für Sie Beide gut ſein? „denk a Biſſel nach!"

Gern, ſehr gern ſäh' ich Sie einmal wieder, mein Freund; noch lieber möcht' ich Sie in meiner Nähe haben, und in der That, ich ſehe nicht ein, warum Sie nicht auch einmal in Köln oder Bonn einen Winter zubringen könnten, um ſich das Land zu betrachten? Ich bin noch zu fremd hier, um einigen Einfluß zu haben, oder auch nur auf den Grund der Dinge ſehen zu können, aber ich habe eine Freundin, die beides kann, eine ſehr geiſtreiche, obgleich etwas ſeltſame Frau, die mit unendlicher Liebe an mir und Adelen hängt, ſehr reich iſt, und mit allen ausgezeichneten und einflußreichen Männern Kölns in Verbindung ſteht. Von dieſer weiß ich, daß dem Theater in Köln eine große Veränderung bevorſteht. Die Stadt iſt groß, hat noch immer etwas Reichſtädtiſches, wie jede wirklich große Handelsſtadt. Einige reiche Männer haben auf gemeinſchaftliche Koſten ein neues, wie ich höre ſchönes Schauſpielhaus gebaut. Die Direction deſſelben wird von einem Ausſchuß der Actionaire betrieben, und dieſe ſind für den Augenblick uneins unter ſich. Ein gewiſſer Ringewald*) hat das Theater noch auf einige Jahre in Pacht, aber ſowohl das Publicum, als der größte Theil der Actionaire ſind mit ſeiner Direction höchſt unzufrieden. Er hat ein ſchlechtes

---

*) Soll Ringelhardt heißen, der übrigens ſpäter in Leipzig genugſam bewieſen, daß er ein ſehr tüchtiger Schauſpielunternehmer war. H.

Repertoir und eine ſchlechte Truppe, und ſteht auf dem Punkte Bankerott zu machen, weil Niemand das Theater beſuchen will, und ſogar der größte Theil der Abonnenten zurückgetreten iſt. Ein Theil ſeiner Truppe ſpielt auch einen großen Theil des Jahres in dem vier Meilen von Köln entfernten Bonn.

Warum ich Ihnen das Alles ſo ausführlich erzähle weiß ich ſelbſt nicht deutlich. Die Idee, daß Sie, wenn des Herrn Ringewald Reich ein Ende mit Schrecken nähme, hier vielleicht eine Ihnen angemeſſene Beſchäftigung finden könnten, liegt dabei wohl zum Grunde, wenn ich gleich nicht glaube oder wünſche, daß Sie ſelbſt das Theater übernehmen ſollten. Aber mich dünkt es gut, daß Sie nach Köln kämen; theils um ſich perſönlich den Leuten hier bekannt zu machen; theils um ſich das Ding einmal anzuſehen. Freilich aber würden Sie dann dramatiſche Vorleſungen hier, nämlich in Köln und vielleicht auch in Bonn halten müſſen, und das werden Sie nicht wollen, vielleicht Ihrer Geſundheit wegen auch nicht können?

Doch Eins bitte ich mir von Ihnen recht ernſtlich aus und wenn Sie's nicht thun ſo „ſchieße ich!“*) Sie müſſen auf einige Wochen zu mir kommen. Wird es der ſcheidenden Sonne nach; Kinder griffen nach den goldnen Schäfchen, die am Himmel wallten, und die Arbeiter kehrten ſingend, ihre Mädchen an der Seite, nach ihrer ruhigen Hütte zurück. Eine Kirche hier am Platze war bis weit hinaus gedrängt voll. Mein Gebet war die Freude über den herrlichen Abend, den ich mit voller Seele genoß. Spät, als der Aetna des Himmels zur nächtlichen Schlacke ausgebrannt war, kehrten wir mit dem Gewühle der Menge in unſre Wohnung zurück.

---

*) „Wenn Du das oder Jenes nicht thuſt, ſo ſchieße ich!“ war eine ſtehende Redensart von Auguſt Goethe.

Im Schatten einer Kapelle am Wege, zwiſchen Parma und Piacenza.

Den 5. September.

Der heutige Tag iſt der traubenſeligſte meines Lebens, unſre Reiſe ein wahrer Bacchuszug. Erſt ſeit heute verſteh ich die Faunenwolluſt ganz, die man auf Bacchanalien gemalt und in Gedichten beſungen findet. Wir haben heute mehr als zehn Pfund Trauben während des Wegs verzehrt. Es iſt eine herrliche Methode, die langweiligen lombardiſchen Wege zu verkürzen; der thieriſche Sinn

Ihnen zu einſam bei uns, nun dann gehn Sie nach dem nur anderthalb Meilen entfernten Godesberg, wo Sie Menſchen die Menge finden, und kehren, wenn Sie des Lärmes überdrüſſig ſind, hierher zurück. Und wechſeln, ſo lange es Ihnen gefällt. Wenn Sie mit einem Manſard-Stübchen zum Schlafen und Arbeiten vorlieb nehmen wie ich gewiß von Ihnen hoffe, ſo kann ich Sie logiren ohne daß es uns die mindeſte Gêne auferlegt.

Auf dieſen unerlaubt unanſtändigen Sommer folgt wahrſcheinlich ein ſchöner Herbſt, obgleich leider wohl keine Weinleſe, denn die Trauben werden dieſes Jahr nicht reif.

Können Sie ſich alſo entſchließen die weite Reiſe von Schleſien hierher zu unternehmen, ſo hoffe und wünſche ich Sie im September hier zu empfangen. Sonſt aber rechne ich feſt darauf Sie im nächſten Frühlinge mit den Nachtigallen ankommen zu ſehen. Mich wird die in mir neu erwachte Luſt am Landleben wahrſcheinlich ſchon in der letzten Hälfte des Monat März nach meinem Unkel zurück ziehen.

Und nun Addio! und einen langen, langen Brief zur Antwort!“

Adreſſe: Unkel, über Linz am Rhein. Schreiben Sie ja: Linz am Rhein, ſonſt geht der Brief nach Oeſterreich oder an den Bodenſee. Ihre

alte treue J. S.

X.

Unkel d. 7. Juli 1830.

Gott grüße Sie, Herr Nachbar, möchte ich Ihnen zurufen; denn die Entfernung zwiſchen uns Beiden ſcheint mir jetzt wirklich nur ein Katzenſprung, obgleich ſie einige zwanzig Meilen betragen mag. Aber was will das in unſern Zeiten ſagen? Fahren Sie Nachmittag in Darmſtadt aus, ſo ſind Sie den Abend in Mainz; ſteigen Sie dort am folgenden Morgen um ſechs Uhr auf das Dampfſchiff, ſo treffen Sie gerade zwiſchen ein und zwei Uhr zum Mittageſſen hier in Unkel bei mir ein. Die freundlichſte Aufnahme iſt Ihnen gewiß. Kommen Sie nur, ich bitte, kommen Sie ſobald Sie ſich, wäre es auch nur auf wenige Tage, losmachen können, ohne ſich vorher weitläufig anzumelden; denn es müßte ein beſonders unglücklicher Zufall obwalten, ſollten Sie mich nicht hier finden. Freilich iſt es mir lieber, wenn Sie die Zeit Ihres Beſuches vorher berechnen können. Ich liebe es, mich auf die Ankunft meiner Freunde zu freuen. Doch wenn die Zeit Ihnen das nicht erlaubt, ſo kommen Sie ja unangemeldet.

Gerſtenberg hat mir ſeit geraumer Zeit nicht, und von Ihnen keine Silbe geſchrieben; darum überraſchte mich Ihr Brief geſtern, ich darf wohl ſagen recht freudig. Ich freue mich, daß Sie und Ihre Frau eine Ihrem

Talente angemeſſene Stellung gefunden haben. Denn daß Sie Beide kein halb Jahr brauchen, um für Das erkannt zu werden, was Sie ſind, daran zweifle ich keinen Augenblick. Auch iſt mir zu Muthe, als ob es für Sie gut wäre, daß Sie von Berlin ſich losgemacht haben, wo Sie nur zu viel Gelegenheit fanden Ihre Zeit, und vor Allem Ihr poetiſches Talent, auf eine am Ende vernichtende Weiſe zu zerſplittern. Nur um Eines bitt ich Sie, und durch Sie auch Ihre Frau: entſcheiden Sie erſt nach Jahr und Tag darüber, ob es Ihnen in Darmſtadt gefällt oder nicht. In den erſten drei Monaten möchte man in einem neuen Wohnorte immer aus Verzweiflung mit dem Kopf gegen die Mauer laufen, um nur wieder hinaus zu kommen. Das habe ich dreimal in meinem Leben, in Hamburg, in Weimar, und endlich vor einem Jahre auch hier an meinem lieben Rhein erfahren, und endlich hat doch Alles zu meiner höchſten Zufriedenheit ſich geſtaltet. Glauben Sie mir feſt, lieber Freund, in den erſten vierzehn Tagen wird es uns ſelbſt im Himmel nicht gefallen.

Sagen Sie mir, wer ſind Türkheim und Küſtner, zwiſchen denen Sie ſtehen? Iſt das unſer leipziger Küſtner? Und was ſtellt der in Darmſtadt vor? Seit Jahr und Tag weiß ich faſt gar nichts, was in der Theaterwelt vorgeht, leſe auch faſt gar keine Blätter, und habe neulich nur ganz von ungefähr erfahren, daß der

König von England geſtorben iſt; denn auch politiſche Zeitungen kommen hier nicht her. Von andern Blättern leſe ich nur das Morgenblatt. Dafür erhalte ich wöchentlich ganze Ladungen literariſcher Novitäten, die mein Buchhändler aus Bonn mir zuſendet. Da iſt Zeug darunter!

Apropoſitus, wie Seidler zu ſagen pflegte, um die ſchleſiſchen Gedichte bitte ich gar ſehr, und zwar cito citissime mit der Poſt, über Linz am Rhein, gerade nach Unkel. Die Buchhändler-Gelegenheiten ſind mir zu ſchneckenartig. Aber frankiren dürfen Sie nicht wieder, darin bleibt's bei der Abrede, ich frankire auch nicht. Je länger ich ſchreibe, deſto mehr fühle ich, wie nothwendig *es iſt, daß wir uns* ſehen. Daher bitte ich, warten Sie nicht auf das Rendezvous mit Gerſtenberg, kommen Sie allein und ſobald Sie können; wär' es auch nur auf ein paar Tage. Seit wir uns nicht ſahen iſt ſo viel in unſerer Lebensſtellung verändert worden! Wir haben ſo Vieles miteinander zu bereden und zu erzählen.

Gerſtenberg iſt ein wunderlicher Kauz, der Alles durcheinander wirft. Mein Leben hab' ich keine Hofdame in Darmſtadt näher gekannt. Auch hat er ganz vergeſſen, daß ich ſeit zwölf Jahren nicht länger dort war, als eben lange genug, um die Pferde zu wechſeln; und daß der jetzige Hof ein ganz anderer iſt als der damalige alte; daß er ſich, wie der in Weimar, durch den Tod der alten

Herrſchaften umgeſtaltet habe. Ich ſehe ein, es wäre gut, wenn Sie bei der Großherzogin eingeführt würden, und es thut mir leid und verdrießt mich, daß ich die Sache nicht gleich ſo einleiten kann, wie ich gern möchte. Gerſtenberg hätte Ihnen durch den Großherzog von Weimar eine Empfehlung an deſſen Couſine verſchaffen ſollen; das wäre das Beſte geweſen. Vielleicht kann ich den Fehler verbeſſern, wenn der Großherzog dieſen Herbſt mit dem König nach Koblenz zur Revue kommt, und mich, wie er verſprochen hat, hier in Unkel beſucht. Doch das Alles ſteht gar zu ſehr im weiten Felde.

Den Miniſter Du Thil (wahrſcheinlich derſelbe, der vor zwölf Jahren, als ich, aus der Schweiz kommend, mich zuletzt einige Tage in D. aufhielt, Hofmarſchall war) kenne ich kaum von Anſehen. Er iſt ein ſteifer Hofmann, ohne Sinn für Poeſie und Kunſt. Seine ſehr liebenswürdige Frau habe ich näher gekannt. Sie war eine Günderode, eine Schweſter der Unglücklichen, die vor etwa zwanzig Jahren wegen einer unglücklichen Liebe ſich in den Rhein ſtürzte. Wenn dieſe Frau von Du Thil noch lebte, dann ließe ſich die Sache leicht einleiten. Aber ſie war vor zwölf Jahren ſchon geſtorben, und Gerſtenberg hat mich nur mit Anderen von ihr ſprechen hören.

Noch eine Bekannte hab ich in Darmſtadt, eine Generalin von Lindau. Sie pflegte auf dem ſchönen, achteckigen Platz, in einem großen Hauſe mit Balkon, der „Traube“

ſehr ſchräg über zu wohnen. Erkundigen Sie ſich, ob dieſe noch in Darmſtadt lebt und bei dem neuen Hofe in eben dem Anſehen wie ehemals bei dem alten ſteht? An dieſe Frau könnte ich Sie empfehlen, und ſie könnte auch bei der Großherzogin Sie einführen. Nur freilich müßten Sie bei einem ihrer kleinen Thees zuerſt ihr etwas vorleſen Sie macht ſait davon, eine Beſchützerin der ſchönen Künſte und zugleich eine zweite Ninon zu ſein, poetiſches Gemüth, Herz und Gefühl zu beſitzen. Auch iſt ſie trotz ihrer ſiebzig Jahre noch immer eine ſchöne ſtattliche Frau. Sie war eine Freundin der Frau von Du Thil und dieſe hat, wie jene mir ſelbſt erzählte, ihr noch acht Tage nach ihrem Tode eine Abſchiedsviſite gemacht. An dieſe Dame kann ich Sie empfehlen, wenn Sie glauben, daß es etwas hilft, daß ſie noch mobil iſt, und an den Hof geht. Sie ſtand damals in großem Anſehen, und wurde ein wenig auf fürſtlichem Fuß behandelt, weil ſie in ihrer erſten Ehe einem kleinen Prinzen vermählt geweſen, der ſie entführt hatte. Wenigſtens war irgend ſo eine romantiſche Begebenheit im Umlauf, die ſie erlebt haben ſollte. Oder war ſie dem Prinzen aus Liebe zum General untreu geworden? ich weiß es nicht mehr recht. Wohl aber, daß ſie bei dem Herzog von Weimar ſehr in Gnaden ſtand, zuweilen ein paar Wintermonate in W. zubrachte, wo ich denn auch aus alter Bekanntſchaft ihr einen grand Thé gab; ſo daß ich gewiß noch bei ihr in gutem Andenken bin. Melden Sie mir nur, wie es mit ihr ſteht, ob und wie ſie lebt, dann ſchreib' ich ihr gleich.

Auch bitte ich mir zu melden, wie die Hofdamen der Großherzogin heißen, ob ein Fräulein Julie von Stockhauſen, oder überhaupt eine Stockhauſen darunter iſt?

Was Sie mir über Weimar ſchreiben, ſtimmt ganz mit dem überein, was ich von Andern vernehme, ich bin eben mit dem commencement de la fin davon gegangen, und wünſche mich nicht wieder zurück, obgleich man in meinem Alter neue Freunde nicht leicht mehr findet, und ich die alten immer vermiſſen werde. Mein alter Goethe dauert mich Wie furchtbar einſam ſteht er da, am Rande des Grabes.

Von Bonn, wo ich dieſen Winter fünf Monate zubrachte, kann ich noch nicht urtheilen. Der harte Winter ſperrte mich viel in meinen vier Wänden ein. Hier, in unſerer ländlichen Einſamkeit, in einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, würde ich mich ſehr wohl befinden, wäre nur der ewige Regen nicht, der mir die Freude an meinem Garten, an meinen Blumen zu Waſſer macht. Doch es kann ja nicht immer ſo bleiben.

Ottilie dauert mich auch tief in der Seele, obgleich ich mir nicht abläugnen kann, daß ſie zum Theil ihr Schickſal ſich ſelbſt bereitet hat. Von Auguſt mag ich gar nicht ſprechen, wiewohl ich einſehe, daß auch er Mitleid verdient. Am beſten wär's . . . . in Italien. Mit dem Klima jenes Landes iſt nicht zu ſpaßen.

Und nun, guter lieber Holtei, muß ich Sie noch loben, daß Sie ſelbſt durch mein langes Schweigen ſich nicht irre machen ließen. Sie kennen mich, wiſſen, wie ich's meine und darum habe ich Sie ſo lieb. Denn nur Wenige verſtehen mich und vertrauen mir ſo ganz, wie Sie. Außer Adelen und Gerſtenberg vielleicht keine. Und ſelbſt dieſe vielleicht nicht ſo ganz wie Sie.

Behalten Sie fein guten Muth, laſſen Sie ſich nicht unwirſch machen, grüßen Sie Ihre liebe Frau auf das freundlichſte von mir, ſchreiben Sie mir bald wegen Frau von Lindau, ſchicken Sie mir die ſchleſiſchen Gedichte und behalten Sie mich lieb. J. S.

XI.

Unkel d. 29. Juli 1830.

Hier, lieber Holtei, der Brief an die Generalin L. Der Himmel gebe ſeinen Segen dazu. Schicken Sie ihn hin und laſſen fragen, wann Sie ihr aufwarten können? Das wird das Beſte ſein. Das Uebrige wird ſich dann ſchon geſtalten.

An die „Schlüſſeldame" hab' ich mich nicht wenden mögen; ich weiß nicht recht, ob ſie die Stockhauſen iſt, die ich meine. Durch ihre Schweſtern, die ich ſehr gut kenne, und die mir ſogar einige Verbindlichkeiten haben, kann ich auf jeden Fall an ſie gelangen; aber ſie und die L. ſind vielleicht Feindinnen? Wen die Eine in Schutz nimmt, ſucht die Andere zu untergraben. An kleinen Höfen kann man das immer nicht recht wiſſen. Und ſo hab' ich das einſtweilen aufgeſchoben. Wir wollen erſt ſehen, was die L. thut; hernach iſt noch immer Zeit, ſich an die St. zu wenden.

Was Ihr Brief mich ergötzt hat! die Illumination, die häusliche Einrichtung mit den fünf Stühlen! Nein, Holtei, Sie glauben es nicht, ich ſehe das Alles ſo deutlich vor mir. Heute vor einem Jahre ging's mir nicht viel beſſer.

Aber Geduld, das Gute kommt nach. Daß ich nur nicht um meine ſchleſiſchen Gedichte komme! Velin oder nicht Velin kümmert mich wenig, aber haben muß ich ſie, und zwar von Ihnen, ſonſt . . . nun Sie werden's ja ſehen, was ſonſt geſchieht!

Heute, lieber Freund, ſchreib' ich Ihnen nur ein ganz klein Bischen, aber antworten Sie darauf als wär' es viel. Die Hitze macht mich unſäglich träge, ſo wohl ſie mir übrigens thut. Wenn Sie mir bald ſchreiben, ſo erhalten Sie auch wieder einen ſchönen langen Brief von mir. Heute aber nicht cumpabel!

Kommen aber müſſen Sie, ehe bei Ihnen das Theater eröffnet wird, ſonſt wird ſobald gar nichts daraus. Die Reiſe iſt ja in acht Tagen abgethan, ſo lange müſſen Sie ſich abmüßigen. Küſtner iſt, glaube ich, eine gute ehrliche Seele, der wiſſentlich oder abſichtlich Ihnen nichts in den Weg legen wird; aber freilich ein gar weitläuftiger Patron. Der Himmel gebe Ihnen Geduld, guter Holtei! Kommen Sie nach Unkel, der Anblick alter Freunde ſtärkt und ermuthigt das Herz, und hernach unter den fremden Leuten geht Alles wieder leichter von der Hand.

Ich gehe auf Ihren Schwur „bei der kleinen Alma Goethe" ein und trage Ihnen zum Letztenmale einen meiner beſten freundlichſten Grüße an Ihre Frau ausdrücklich auf. Künftig verſteht ſich's von ſelbſt. Ich liebe nichts mehr als Einrichtungen, bei denen ſich Vieles von ſelbſt verſteht.

Adieu, guter Freund, ich hätte Ihnen noch Tauſenderlei zu ſagen und zu ſchreiben, aber heute kann ich nicht mehr.

Ihre alte, treue

J. S.

XII.

Köln am Aſchermittwoch 1831.

Schon der Anblick dieſes Bogens erzählt Ihnen Alles; daß ich zum luſtigen Faſching hergekommen bin (denn einmal im Leben mußte ich doch eine ganz toll gewordene Stadt ſehen); daß ich alles Luſtige angeſehen und mitgemacht habe, ſoviel mein lahmes Bein es mir erlaubte;

verſucht den äſthetiſchen zu verſöhnen, und beſchäftigt ihn mit der üppigen Form und Fülle der Trauben, die ich unter den Früchten jetzt für die ſchönſte halte. Welche Einheit im Mannichfaltigen zeigt eine Traube! Wie lieblich beſtätigt ſie den Baggeſenſchen Grundſatz, daß rund und ſchön nahe verwandt ſind, und den Burkeſchen, daß das kleine, glatte, ſanft anzufühlende ſchön ſey. Welche Aehnlichkeit hat nicht auch ſchon eines der älteſten Symbole der Natur, die Diana von Epheſus, mit einer Traube! Sobald mich bei glücklicherer Muße ein dichteriſcher Genius anwandelt, weihe ich dieſer dichteriſcheſten aller Früchte einen würdigen Lobgeſang!

Parma, den 7. September.

Ein recht abentheuerlicher Tag, der heutige Sonntag. Wir gingen aus unſerm nächtlichen Neſte um ſechs Uhr fort; alles hielt uns hier, wie faſt überall, für Franzoſen. Wir kamen um Mittag etwa ans Ufer des Taro, über den man mit einer fliegenden Brücke geſetzt wird. Der heftige Regen, welchen wir den ganzen Morgen daß ich mit Narren ein Narr war, drei volle Tage lang und daß ich endlich an dieſem frommen, der Reue und Buße geweihten Tage in mich ging, meine Sünden bedachte, die hauptſächlich in Unterlaſſungsſünden beſtehen; daß Sie dabei mir ſchwer auf's Herz fielen. — Denn ein ſo herzlicher lieber Brief wie Ihr letzter hätte wohl verdient, augenblicklich beantwortet zu werden, und daß ich nun die erſte freie Stunde ergreiſe, um meine Sünde zu bekennen, und Sie zu bitten, wieder einmal Gnade für Ungnade gelten zu laſſen.

Unterlaſſen habe ich Ihnen zu ſchreiben, lieber Freund, das iſt nicht zu leugnen. Aber wahrlich nicht, weil ich Ihrer vergaß. Glauben Sie feſt, ich hänge an Ihnen mit einem alten treuen Herzen und werde nie aufhören, Sie als einen meiner geliebteſten Freunde zu betrachten, an Allem, was Sie betrifft, Antheil zu nehmen, als wären Sie mein Bruder oder Sohn; und Ihnen mit Rath und Troſt beizuſtehen, ſoviel ich immer kann. Denn mehr zu thun ſteht leider nicht in meiner Gewalt.

Doch wer kann gegen ſeine Natur? Ich bin einmal eine träge Correſpondentin. Und eigentlich war ihr Brief ſelbſt Schuld, daß ich nicht gleich wieder ſchrieb. Er iſt zu gut. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mich Alles tief in der Seele bewegte, was Sie über den Tod des beklagenswerthen Auguſt mir ſagen. Es war mir ſo ganz aus dem Herzen geſchrieben; indem ich es las, wurde mir ſelbſt erſt recht klar, was ich gefühlt hatte, indem ich die erſte Nachricht — leider durch die Zeitungen — erhielt. Auch Adele war betrübt um ihn, ſo ſehr ſie Ottilien liebt, und ſo aufgebracht ſie oft über das Betragen des Verſtorbenen geweſen. Und was für Berichte hatten wir dagegen aus Weimar erhalten! Der Kanzler, der ewige Pasquale, hatte mit Vogel übernommen dem Vater die Trauerpoſt kund zu thun. Der Alte hat ſie nicht ausreden laſſen. „Als er fortging, gab ich ihn ſchon verloren!“ hat er geſprochen, hat ſie verabſchiedet und die Herren konnten mit ſich ſelbſt nicht einig werden, ob Er ſie wirklich verſtanden. zu Ottilien ſagte er: Auguſt kommt nicht wieder, deſto feſter müſſen wir Beide aneinander halten. Und ſie....? An uns ſchrieb die Pogwiſch in ihrer Tochter Namen. Der Alte ſchloß ſeinen Schmerz in ſich, wie er immer thut.

Die Kinder bekommen Vormünder. Sie ſind dereinſt, Gott gebe ſo ſpät als möglich, des Großvaters einzige Erben. Auf welche Weiſe er für die Mutter ſorgen will, hängt von ihm ab. Gewiß geſchieht es nicht auf die Weiſe, daß ihre Wünſche in's Ausland, beſonders nach England, zu ziehen, befriedigt werden können; wenigſtens werden die Vormünder nicht zugeben, daß ſie die Kinder mitnimmt. So lange indeſſen der Großvater lebt, bleibt Alles vor der Hand beim Alten. Ottilie wohnt bei ihm und beträgt ſich ſehr gut gegen ihn. Uebrigens iſt ſie wie ſie war; was ſoll man weiter darüber ſagen?

Ihr Brief, lieber Freund, kam gerade in einer Zeit des Herbſtes, wo unſer ſonſt ſo ſtilles Unkel von allerlei Leuten und Beſuchen wimmelt. Dann kam mein Umzug nach Bonn in die Winterquartiere, der immer etwas tumultuariſch ausfällt. Zur Ruhe endlich gelangt wollt' ich Ihnen ſchreiben, da kam Goethe's gefährliche Krankheit Und daß dieſe mir allen Muth benahm, begreifen ſie wohl. Der wunderbare Greis erholte ſich wieder. Gerſtenberg gab jede Woche ein paar Mal Nachricht von ihm. Vierzehn Tage, nachdem er der Todesgefahr entgangen, traf ſogar ein Brief von ihm ein an Adelen, die hier ſein Geſchäftsträger iſt. „Nach großem Verluſt und drohender Lebensgefahr hab' ich mich wieder auf die Füße geſtellt", heißt es in dieſem, freilich wie immer von fremder Hand geſchriebenen Briefe; aber einige von ihm ſelbſt mit gewohnter Feſtigkeit am Ende hinzugefügte Zeilen machten uns große Freude. Adele ſchickte ihm eine Zeichnung von unſerer ländlichen Wohnung in Unkel, und noch Einiges, das ihn freute, ſeine Antwort folgte ſehr ſchnell. Er ließ ſich, offener als ſonſt, über ſich ſelbſt darin aus, ſprach „von der Art, wie die Natur des Menſchen nach jeder großen Erſchütterung im Innern auf irgend eine Weiſe das Gleichgewicht wieder herzuſtellen ſucht; ſeine Krankheit ſei die Folge davon geweſen; jetzt wolle er alſo Alles thun, um nach gewohnter Weiſe auf dem Wege des Wiſſens und der Kunſt fortzuſchreiten. Dabei habe er auch von Neuem die ſchwere Rolle des deutſchen Hausvaters wieder aufzunehmen, wenn gleich, wie er dankbar erkenne, unter den günſtigſten äußeren Umſtänden.“ Auch unter dieſen Brief hatte er mit eigener Hand ein paar herzliche Zeilen geſchrieben.

Am folgenden Tage erhielten wir die Nachricht, C.... ſei bankerott. Wir wiſſen, wie tief er noch bei Goethe in Schulden ſteckt. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr es mich ſchmerzte, daß Goethen am Spätabend ſeines Lebens auch noch dieſer harte Schlag treffen ſollte. Ich dachte an Sie, wie ich denn oft bei Allem, was uns Beide gleich intereſſirt, zuerſt an Sie denke; aber ſchreiben konnt' ich nicht.

Gottlob, die Gefahr iſt vorüber. Die Könige von Bayern und Württemberg haben den Papierkönig in ihre Mitte genommen und ihn kräftig unterſtützt, und ſo bleibt Alles beim Alten. Ich wünſche nichts ſehnlicher, als daß Ottilie nur verſtändig genug werde, um Hirngeſpinnſten zu entſagen, durch die ſie am Ende unglücklich werden müßte; daß ſie in ihre jetzige Lage ſich zu finden lernt.

Alles dieſes, dazu die politiſchen Unruhen, von denen ich fürchtete, daß ſie mich wieder von meinem lieben Rhein vertreiben könnten; Todesfälle naher und entfernter Freunde; alles dieſes nahm mir den Muth, Ihnen zu ſchreiben, und die Zeit nahm mir das Ordnen meiner ſämmtlichen Schriften, das noch lange nicht beendet iſt, auch die Vollendung meiner Reiſebeſchreibung an den Nieder-Rhein und in Belgien, die in dieſen Tagen bei Brockhaus erſcheinen wird.

Für Taſchenbücher habe ich im vorigen Jahre nichts ſchreiben wollen, außer einer kurzen Erinnerung aus früheren Reiſen, die beſonders Ihr liebes ſchönes Schleſien betrifft, und die Sie in der „Minerva" ſich ſuchen können; doch iſt es kaum der Mühe werth. In dieſem Jahre werden Sie in der „Penelope" und im „Berliner Kalender" Erzählungen von mir finden. Uebrigens liegen bei mir zwei Bände Novellen für Sie, die ich nächſtens Ihnen ſchicken will.

Von meinem übrigen Leben kann ich Ihnen nur ſagen, daß ich ziemlich wohl bin, daß ich unendlich auf den Frühling, auf mein ſtilles Landleben im friedlichen einſamen Unkel, auf meinen lieben Garten dort mich freue und kaum den Mai erwarten werde, um wieder hinaus zu ziehen.

In Bonn geht es mir gut. Die Geſellſchaft mißfällt mir nicht, die Leute ſind zuvorkommend, aber Wurzel habe ich hier noch nicht faſſen können; ich bin für's Erſte noch immer fremd unter Fremden. Das liegt hauptſächlich an meinem zugvogelartigen Daſein. Kaum bin ich fünf Monate eingerichtet hier, ſo zieht die erſte warme Frühlingsluft mich wieder fort. Und da Unkel am andern Rheinufer liegt, ſo wird es meinen hieſigen Freunden und Bekannten ſchwerer, mich dort zu beſuchen, als es bei gleicher Entfernung der Fall wäre, wenn ſie nicht über das Waſſer zu ſetzen brauchten. Kann ich mich einſt entſchließen Unkel zu entſagen und ganz in Bonn zu leben, ſo wird das anders werden. Es iſt ein Schritt, den ich wahrſcheinlich thue, wenigſtens in ein paar Jahren. Auch iſt die Lage Bonns ganz geeignet, mich für das eigentliche Landleben zu entſchädigen. Sie iſt eine der ſchönſten am Rheine. Nur kommt es darauf an, daß ich eine artige Wohnung mit einem hübſchen Garten und einer Ausſicht auf den Rhein und das Siebengebirge finde. Das muß ich abwarten.

Und nun zu Ihnen, mein guter Holtei. In Köln (denn ich geſtehe Ihnen, ich habe dieſen Brief unvollendet von dort hierher gebracht und heute, da ich ihn vollende, ſchreiben wir ſchon den 26. Februar); in Köln alſo las ich zu meiner großen Freude, daß Sie in Frankfurt geweſen und dort im Muſeum gehört worden ſind, und daß alle Welt darüber entzückt iſt.

Ihren Herrn Loebell mag ich nicht; er ſchmeichelt Schlegeln auf eine gar zu kriechende Weiſe und hat überhaupt eine Manier, die ich nicht mag. Ich ſeh' ihn ſo wenig als möglich, und ſpreche mit ihm nur, wenn es nicht zu vermeiden iſt. Der alſo hat mir nichts von Ihnen ſagen können. Deſto mehr aber hat Schlegel mir von Ihnen erzählt, auf den ich, unerachtet ſeiner Eitelkeit und ſeiner mancherlei Schwächen, doch recht viel halte. Durch die Art, wie er bei jeder Gelegenheit Ihrer erwähnt, hat er mein Herz vollends erobert. Neulich noch nahm er gegen eine ſehr ſchöne Frau, in die er obenein nach ſeiner Art verliebt iſt, Sie eifrig in Schutz. Ich will Ihre Beſcheidenheit ſchonen. Er ſagte nur die Wahrheit, aber dieſe von ihm und ſo ausgeſprochen zu hören, that mir recht im Herzen wohl.

Auf das, was Sie von Ihrer jetzigen Lage mir andeuten kann ich nur erwiedern, daß ich das Alles längſt im Stillen geahnt habe, ohne mir es geſtehen zu wollen. Ich höre allgemein: Das Darmſtädter Theater wird aufgehoben. Die Nachricht macht mir große Sorge um Ihre Zukunft. Wie leid es mir thut, Sie wieder aus meiner Nachbarſchaft zu verlieren, mag ich gar nicht erwähnen. Mein einziger Troſt dabei iſt Ihre Unzufriedenheit mit Ihrer jetzigen Stellung, die Sie doch früher oder ſpäter gewiß aufgegeben hätten. Ich bitte Sie, wenn Sie mich wirklich lieb haben, ſo ſchreiben Sie mir, was ſie zu thun gedenken. Wahrſcheinlich gehn Sie wieder nach Berlin, wo Ihre Frau mit Freuden aufgenommen wird, und Sie auch den gewohnten Wirkungskreis wieder finden. Ich weiß, Sie ſind einmal an das dortige Leben gewöhnt; es wird Ihnen ſchwerlich an einem andern Orte gefallen; wenigſtens nicht in den nächſten zehn Jahren. Und doch wüßte ich Sie ſo gern anderswo!

Haben Sie denn an Brockhaus eine Erzählung eingeſandt? Ich hab' es abgeſchlagen. Ich mag mich auf keine Preisbewerbung einlaſſen. Wer ſind denn die unbekannten Richter, die über unſer Einen aburtheilen wollen?

Leben Sie wohl, Freund, mein lieber, treuer, ſchreiben Sie, und dann kommen Sie!

Ach Gott, das Leben iſt ſo kurz, und Freunde wie wir einander ſind, findet man nicht alle Tage. Darum muß man feſt an einander halten, ſo lange dieſes möglich iſt.

Ihre
alte Freundin
Johanna Schopenhauer.

XIII.

Bonn d. 4. Jan. 1832.

Proſt Neujahr, lieber Freund Holtei! Ich ſehe von hier aus, wie Sie ordentlich über dieſen unerwarteten Gruß erſchrecken. Sie meinten wohl, es ſei aus und vorbei? Sie hörten nie wieder von mir? oder gar ich ſchriebe Ihnen nicht wieder, weil Sie meine Briefe nicht verbrennen wollten? Denn ſo etwas ſagten Sie.

Aber damit iſt's nichts, lieber Freund, ſo leicht wird man mich nicht los. Da müßten Sie ganz andere Sünden gegen mich begeben, wenn ich mich von Ihnen abwenden ſollte. Und wenn Sie mich um Rath fragen, wie das anzufangen wäre, ich wüßte Ihnen keinen andern zu geben, als daß Sie eine Trennung gerade verlangten. Aber ob ich dieſes Verlangen Ihnen dann erfüllte, weiß ich wahrlich nicht mit Gewißheit zu ſagen.

Ich habe Ihnen nicht geſchrieben weil — ich Ihnen nicht geſchrieben habe! Sie kennen ja meine alte Unart, die ich Ihnen redlich bekannte, von der ich auch früher ſchon Pröbchen abgelegt, keines freilich ſo eclatant als dieſes letzte. Sie müſſen Geduld mit mir haben. Beſſern kann ich mich nicht mehr, ich bin dafür zu alt. Doch Gott ſieht's Herz an, und Sie als ein berliniſcher Chriſt müſſen vor allen Dingen danach ſtreben ſeinem Vorbilde zu folgen.

Und nun, Guter, Lieber, wie geht es Ihnen jetzt? Wie leben Sie? Was treiben Sie? Wie geht es Ihrer Frau? Ihren Kindern? Seit undenklichen Zeiten weiß ich nichts von Ihnen. Hören thu' ich zwar täglich Ihre Lieder, die an allen Ecken von Leiermädchen, Studenten, Soldaten, Handwerksburſchen, von Morgen bis in die Nacht geſungen werden — das iſt aber auch Alles. Ihnen zu Ehren halte ich mir jetzt ſogar die „Speneriſche", aber auch in dieſer finde ich nichts, außer daß Frau v. H. ſich zuweilen auf der Bühne zeigt, und daß Sie einen „dummen Peter" in die Theaterwelt geſetzt haben, der halb gelobt, halb getadelt wird. Jetzt aber bitt' ich Sie recht ernſtlich und herzlich, melden Sie mir bald, und recht umſtändlich, wie es Ihnen geht, bis in die kleinſten Details; denn Sie glauben mir's hoffentlich: Ihr Geſchick liegt mir ſchwer auf dem Herzen.

Wie mir's geht, wollen Sie wiſſen? eben wie Ihnen, und allen Andern auch; gut und ſchlecht! Geſund bin ich wie man in meinem Alter es irgend ſein kann; Sorgen mancherlei Art in dieſer wahrlich nicht ſehr tröſtlichen Zeit fehlen zwar bei mir auch nicht. Aber meine angeborene Geiſtesheiterkeit verläßt mich dennoch nicht. Vielfältige Lebenserfahrung hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß nichts in der Welt ſo vortrefflich, aber auch nichts ſo arg wird, als man es hofft oder fürchtet. Und ſo iſt es mir gelungen, und wird mir noch ferner gelingen, den Kopf immer oben zu erhalten, und mir — im Innern wenigſtens — immer gleich zu bleiben. Das iſt Alles, was ich von mir ſagen kann; denn eigentlich lebe ich nur noch ein innerliches Leben. Mein äußeres fließt, im Sommer auf dem Lande, im Winter in der Stadt, ſo gleichförmig als möglich mir hin.

In Unkel leben wir ſehr einſam, in Bonn ſo ziemlich geſellig, amüſiren uns leidlich, ſind mitunter viel zu Hauſe, was mir ſehr wohl behagen würde, könnte ich mir nur ein paar meiner Freunde aus früherer Zeit an meinen Theetiſch citiren. Zwar kommt gewöhnlich Einer über gehabt hatten, und der uns abermals bis auf die Haut durchweichte, hatte dieſen ſeichten Strom ſo angeſchwellt, daß er nicht zu paſſiren war. Wir mußten über drei Stunden lang warten, bis das Waſſer ſich etwas verlaufen hatte. Daß wir heute würden durchgehen können, daran war gar nicht zu denken.

Indeſſen hatte ſich an beiden Ufern eine große Menge Menſchen allerlei Art, zu Pferde, zu Wagen und zu Fuße geſammelt, die alle auf die Ueberfahrt harrten. Viele Bedienten aus dem Gefolge der Prinzen Artois und Provence, mit einer Menge zum Theil ſchöner Pferde lagen im nahen Wirthshauſe, um gleichfalls übergeſetzt zu werden. Acht bis zehn Bauern fingen nun an, ſich auszuziehen und durch den Strom bis zur Fähre, die mitten im Waſſer auf Rädern ſtand, zu waden, und ſie in Ordnung zu bringen. Dann kamen ſie zurück, und trugen die Leute bis zur erſten trocknen Stelle im Flußbette, wo ſie ein Kahn abholte, und an das eigentliche Flußbette zur Fähre brachte. Die Reiter ſetzten jetzt auch mit ihren Pferden durch den Strom und kamen mit Mühe hinüber.

oder der Andre, aber, wie Lina Egloffſtein einmal recht geiſtreich ſagte: „Es iſt faſt immer der Andre!“

Die abſcheuliche Cholera hat mir vorigen Sommer, vielmehr Herbſt, einen ärgerlichen Streich geſpielt. Ich wollte im October nach Thüringen, einige Zeit in Eiſenach bleiben, dann nach Weimar gehen, um den alten Herrn, Ottilien, und meine übrigen Weimaraner zu ſehen, auch etwa vierzehn Tage in Jena verweilen, vielleicht im Frühjahr einen Abſtecher nach Leipzig und Dresden machen und zuletzt im April nach meinem lieben Unkel zurückkehren. Alles war darauf eingerichtet. Ich hatte ſogar kein Winterquartier in Bonn mir beſorgt; da kriegen die Leute in Weimar und Eiſenach die Choleraangſt — aber wie! Unſere hieſigen Freunde, an ihrer Spitze der Arzt, predigen in mich hinein; ſie ſind nahe daran mich für nicht recht bei Troſte zu halten, weil ich der Cholera entgegen reiſen will; und ſelbſt die Eiſenacher und Weimaraner, unerachtet der freundlichſten Wünſche uns wiederzuſehen, geben mir doch zu bedenken: ob ich nicht? ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Ich blieb alſo fein zu Hauſe, ſuchte und fand zum Glück noch eine recht hübſche Wohnung in Bonn für den Winter, denke im Frühlinge nach Unkel zu gehen und hoffe, wenn nicht andere Unglücksfälle dazwiſchen kommen, wenn Friede in der Welt bleibt, wenn die Cholera endlich nicht doch noch kommt, dieſen Plan im nächſten Jahre auszuführen. So hofft man ſich hin von Jahr zu Jahr, und geht am Ende hoffend in eine andre Welt über, wo vielleicht der alte Spaß auf eine neue Manier wieder anfängt. Meinetwegen! Ich bin mit Allem zufrieden, wenn ich nur nicht ewig Halleluja ſingen hören muß!

Indem ich den Brief ſchließen will fällt mir ein, daß Sie für eine Ihrer Goethe-verehrenden Freundinnen etwas von mir verlangt haben. Schreiben Sie mir das noch einmal. Ich abſcheuliche Perſon habe es ganz vergeſſen, will es aber gerne thun und ſogar von hier aus nach Darmſtadt ſchicken (wenn Sie mir die Adreſſe geben) nebſt den ſchönſten Entſchuldigungen ob meiner Vergeßlichkeit.

Und nun, Adieu! daß ich alles mögliche Gute Ihnen, ebenſo wie mir ſelbſt, zum neuen Jahre wünſche, verſteht ſich von ſelbſt. Unverändert Ihre alte Freundin

J. S.

XIV.

Bonn d. 27. Okt. 1832

Sie ſammeln glühende Kohlen auf mein ſündiges Haupt, lieber Freund! Lange ſchon hätt' ich Ihnen ſchreiben ſollen und es war mein feſter Vorſatz. Ich freute mich ordentlich darauf, wie auf einen lieben Beſuch; und doch . . . . Jetzt ſoll es anders werden. Wenn man ſo auf dem Lande, in paradieſiſcher Gegend, einen Tag wie den andern hinlebt, hinträumt ſollt' ich ſagen, verſinkt man endlich in eine Art geiſtiger Lethargie, die freilich einen eigenen Reiz hat. Das ſelige far niente! Eigentlich taugt es für Unſereins nicht, daß man keinen andern Gedanken habe, als ob das Wetter morgen ſo ſchön ſein wird, wie es heute war? ſtundenlang ſitzt, den Schwalben zuzuſehen, wie ſie ihre Kleinen füttern, und den Wolken, wie ſie ihren golden-purpurnen Abendputz anlegen.

Das hab' ich denn ernſtlich bedacht, und ſo, mit Gott, mich entſchloſſen Unkel aufzugeben, ſo wehe es mir auch thut. Die faſt ununterbrochene Einſamkeit in der ich dort die Hälfte des Jahres verlebte, war auf gutem Wege mir die Geſellſchaft gänzlich zu verleiden und auf Adelen denſelben Eindruck zu üben. Das zweimalige Umziehen im Frühlinge und im Herbſt wurde uns Beiden immer läſtiger Und kamen wir im Spätherbſt wieder nach Bonn, ſo waren wir wildfremd geworden und mußten herumfahren, und Viſiten machen, als kämen wir aus fernen Landen. Kaum waren wir binnen fünf Monaten ein wenig warm geworden, ein wenig eingebürgert, ſo ging es wieder fort. Und doch iſt es mein feſter Plan mit dieſen Leuten zu leben.

Fragen Sie mich nicht, ob ſie mir gefallen? Ich weiß es wahrlich nicht, obgleich ich ſchon über drei Jahre unter ihnen lebe. Indeſſen bin ich ziemlich leicht zu befriedigen. Ich bin überzeugt, daß ich doch ein halb Dutzend Menſchen finden werde, aus denen ein kleiner, intereſſanter Kreis ſich bilden läßt. Und was bedarf ich dann mehr in meinem Alter?

Der Auszug war diesmal entſetzlich, weil wir Alles mitnahmen. Er währte faſt einen Monat lang, denn wir wollten's uns bequem machen, und ſchickten alle Wochen ein paar beladene Kähne den Rhein hinunter, um nicht durch die gar zu große Maſſe unſerer Habſeligkeiten erdrückt zu werden. Da hab' ich denn recht eingeſehen, was man ein Thor iſt, mit wie vielen faſt unnützen Dingen man ſich belaſtet, die man das ganze Jahr hindurch kaum zweimal braucht. Ich habe eine für mich paſſende Wohnung gefunden, mit einem recht hübſchen Garten, ſo groß wie man im Mittelpunct der Stadt ihn kaum erwarten konnte. Noch heute blühen Roſen und bunte Herbſtblumen und die Bäume ſind grün, wie im Sommer. Ich fürchte mich ordentlich vor dem erſten Froſt, der all' dieſer Herrlichkeit ein plötzliches Ende machen wird.

Wir ſind recht wohl aufgehoben und haben obendrein eine gefällige Hauswirthin, die über uns ihr ſtilles Weſen treibt und deren Tochter Adelen zuweilen eine liebe Geſellſchafterin iſt.

Ich bilde mir ein, daß Sie gern wiſſen werden wie es jetzt, da ich endlich einen feſten Wohnplatz habe, um mich her ausſieht, und daß es Sie freuen wird, wenn ich Ihnen ſage: faſt ganz wie in Weimar!

Als zweiten Beweis, wie ſehr es mit meiner Beſſerung mir Ernſt iſt, muß ich Ihnen ſagen, daß ich eine Zeichnung von Goethe und ein durchaus von ſeiner Hand geſchriebenes Billet an mich hervorgeſucht habe und beides mit dieſem Briefe zugleich auf die Poſt geben werde, für Ihre Freundin in Darmſtadt. Erſtere (die Zeichnung) iſt zwar nur eine Klexerei, wie er deren an meinem Theetiſch in einem Abende zuweilen drei bis vier „anfertigte“ — ſagen die Berliner. Er wollte ſie immer zerreißen und ich erhielt ſie nur, weil ich behauptete, ſie wären auf meinem eigenen Papier mit meiner eigenen Tuſche gezeichnet, er habe folglich kein Recht daran. Wäre das Geſchmiere von anderer Hand, es hätte längſt im Kehricht den Untergang gefunden und ich ſchäme mich nichts Beſſeres geben zu können. Aber ich bin bis jetzt zu ſplendid geweſen; von den eigentlichen Zeichnungen Goethes iſt mir nur eine geblieben. Von dieſen Schmieralien, die denn doch als augenblickliche Erzeugniſſe ſeiner Phantaſie vielleicht um ſo intereſſanter ſind, habe ich noch einige und ſchicke der Frau Miniſterialräthin Halwachs eine der beſten. Deſto merkwürdiger iſt das Billet. Ich hab' es zehnmal überleſen, in der Hand herumgedreht, es wieder weggelegt, es wieder aufgenommen, ehe ich mich wirk ſich entſchloß, mich davon zu trennen. Ich habe nur noch zwei oder drei dieſem ähnliche . . . aber Sie haben die Frau lieb und ſo geb' ich's mit gutwilligem Herzen, weil es Ihnen Freude macht.

Ich höre, daß die alte Fabel ſich wiederholt: als der Löwe todt war, gab der Eſel ihm kühn einen Fußtritt. Man ſoll unglaublich frech mit Goethe's Andenken in Journalen und Tageblättern ſchalten. Ich weiß wenig davon, als was ich ſo von Andern im Geſpräch vernehme, denn ich laſſe keins dieſer Klatſchblätter über meine Schwelle. Damit erfahre ich auch freilich von Ihnen nichts, als was ſo zuweilen in der Berliner Spenerſchen ſteht, die ich hauptſächlich Ihretwegen regelmäßig durchblätterte. Aber auch da finde ich wenig. Das wirklich Bedeutende aber, was Sie erfreut oder betrübt, was Sie thun und treiben, das, denke ich, wird mein Getreuer mir ſelbſt melden, wenn er will, daß ich es erfahre.

Von den gleich nach unſeres Meiſters Tod herausgekommenen Broſchüren hab' ich doch Einiges geleſen. Falks Buch iſt ein Gemiſch von Lügen, in denen hin und wieder etwas Wahrheit eingeflickt iſt. Er ſelbſt hat Goethen nie nahe geſtanden, der ihn eigentlich nie leiden konnte. Selten erhielt er Zutritt. Vom Jahre Sechs an hat er ihn nur bei mir geſehen, und wir Alle, Goethe's nähere Freunde, bildeten dann eine Phalanx, um den unerträglichen Schwätzer wenigſtens zehn Schritte weit entfernt zu halten. Goethe's Schwelle durfte Falk vom 14. Octbr. 1806 an faſt nie betreten, denn ſein Herumziehen mit den Franzoſen und ſein Brandſchatzen in den kleinen Fürſtenthümern hatte ihn gar zu verächtlich gemacht. Sie können alſo leicht erachten, wie es um die Geſpräche, die er im Garten Goethe's mit dieſem gehalten haben will, ſteht. Ungefähr wie um den prachtvollblühenden Feigenbaum, unter welchem er Goethen gefunden. Sie wiſſen, daß der Feigenbaum nie blüht, ſondern gleich Früchte anſetzt.

Die Broſchüre von Doctor Müller iſt Bedientengeſchwätz. Müller ſelbſt, ein obſcurer Menſch, kam nie in Goethe's Nähe. Die Sterbeſtunde iſt indeſſen wahr beſchrieben. Ich habe Urſache zu glauben, daß ſie Goethen nicht unerwartet beſchlich, obgleich er, um die Seinen, wohl auch um ſich ſelbſt zu ſchonen, nichts davon merken ließ. Auch Ottilie und die Kinder haben keine Ahnung davon, ich aber habe (von Jemand, dem ich trauen darf) erfahren, daß er Vogeln befragte, ob er noch Hoffnung habe? Vogel antwortete, wie er in dieſem Falle mußte: keine! — Goethe ſchwieg eine Weile . . . Nun, dann muß man ſich ſchon drein ergeben, ſprach er gelaſſen, und nun war nicht weiter die Rede davon.

Wie ſo ganz in Goethe's Geiſt und Sinn iſt dieſe Antwort, dieſes männlich gefaßte, durchaus natürliche Benehmen!

Haben Sie das „Büchlein von Goethe“ geleſen? Wenn nicht, ſo thun Sie es gleich und ſagen mir dann, wer es geſchrieben. Es iſt ein wunderbares Ding. So wahr! und doch wieder ſo innerlich boshaft und falſch! Es muß Jemand der Verfaſſer ſein, der in Goethens und auch in meiner nächſten Nähe*) gelebt hat, wenigſtens eine zeitlang. Was er von Einzelheiten erzählt, hat zum Theil in meinen eigenen Zimmern, zum Theil in meiner Gegenwart ſich zugetragen. Ich bitte Sie, finden Sie es aus und melden Sie es mir! Ich habe keine Ruhe

— — — — — — — — — — —

Von Ihrer Todtenfeier (auf der Bühne) weiß ich leider nichts, als daß ſie ſtatt gehabt; ich war in Unkel, wo ich nicht einmal die „Löſchpapierne“ zu ſehen bekam. Sein Sie ein gutes Kind, ſammeln Sie Alles, was Sie glauben, daß es mich interreſſiren könnte, und ſchicken Sie es mir, wenn Sie einen ganzen Stoß beiſammen haben. Ihr „Trauerſpiel in Berlin“ läſe ich ſo gern! Wenn es auch nicht gedruckt iſt; Sie haben ja wohl ſchon eher ein Manuſcript mir anvertraut. Auch das Buch Ihrer, oder ſoll ich ſagen: unſerer Oper, „des Adlers Horſt“. Mit meinem Namen auf dem Zettel halten Sie es, wie es

---

*) Das will ich glauben! derſelbe war zur Zeit, wo dieſer Brief geſchrieben iſt, auch nicht weiter weg zu ſuchen, als wie Jena von Weimar liegt.

H.

Ihnen am Beſten ſcheint. Mir iſt Alles recht; aber leſen möcht' ich es doch gar zu gern.

Recht herzlich hab' ich mit Ihnen um Ihre Todten getrauert. Möge Ihnen nur bleiben, was Sie noch beſitzen, dann ſind Sie noch immer reich. Mit mir iſt es anders; ich habe ſehr wenig noch zu verlieren und in meinem Alter iſt auf keinen Erſatz mehr zu hoffen. Man muß ſich mit der Erinnerung begnügen. Welch' ein Glück jetzt, daß Sie dieſe liebe Frau haben, die Ihr Leben erheitert, Ihren Kindern eine liebende Mutter iſt und den mir wohlbekannten Arten — und Unarten meines Freundes ſo herzlich zu begegnen weiß. Darum hab' ich ſie lieb . . . . und halten Sie ſie hoch! und (soit dit entre nous) haben Sie, wenn es irgend möglich iſt, keine Götter oder Göttinnen neben ihr! Noch eine Frage will ich in der Geſchwindigkeit thun, da ich eben daran denke, und ſie mir ſchon lange auf dem Herzen liegt. Können Sie mir etwas Näheres und Beſtimmtes über den Präſidenten Heincke, Ihren ehemaligen Widerſacher*) in Breslau, ſagen? Wie geht es ihm und den Seinigen? Vor Allem aber möchte ich wiſſen, ob es wahr iſt, daß er unter die Frommen gegangen? — Hier kenne ich nur ein ſchleſiſches Ehepaar, den Obriſten von Kurſel und deſſen Frau, die Beide auch Sie kennen und mir zuweilen von Ihnen ſprechen. Frau v. K. behauptet Ihnen ewig dankbar zu ſein, weil Sie einſt auf einem Liebhabertheater, wo ſie aus ihrer Rolle gekommen war, durch eine in der Geſchwindigkeit erfundene Redensart ihr aus Angſt und Noth halfen. „Mein theurer Feldherr, denkſt Du noch daran?“

---

*) Daß die Freundin hier aus einem meiner nachſichtsvollſten, ſich ſtets gleich gebliebenen Gönner einen Widerſacher machte, iſt ein Irrthum, wie er ſich ſo häufig im Kleinen wie im Großen, im Perſönlichen wie im Allgemeinen, wiederholt und zu mancherlei ſkeptiſchen Bedenken über die Zuverläſſigkeit der Geſchichtsſchreibung Anlaß giebt. H.

Wiſſen Sie, daß die Pogwiſch, Ottilie, und ihre beiden Söhne mich dieſen Sommer in Unkel beſucht und drei bis vier Wochen bei mir zugebracht haben? Die Veranlaſſung dieſes Beſuches iſt wunderlich genug. Erzählen möchte ich ſie Ihnen mündlich, aber es ſchriftlich zu thun, wage ich nicht — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — Die Mutter mit den beiden (Enkel-) Söhnen kam gleich zu uns nach Unkel. Ottilie, zog noch ein wenig am Rhein herum, bis nach Köln, und kam dann ebenfalls zu uns; liebenswürdig, unerträglich, verrückt, geiſtreich — wie Sie's kennen.

Nach einigen Wochen gingen ſie Alle nach Frankfurt, wo ſie Ulrike, Alma, den Hofmeiſter der Knaben ꝛc. antrafen, die wegen der Cholera in Erfurt ſich geflüchtet hatten. Sie nahmen dort Privatlogis und Adele ging

Es gab hier manche komiſche Scene, manchen Anblick, den keine Veſta ausgehalten haben würde, den aber die Bauermädchen recht gut aushielten; manche porcheria, und ſo weiter. Die rüſtigen Bauerkerls nahmen Männer und Weiber über die Achſel, zuweilen Huckepack, zuweilen wie geſchlachtete Schweine, und trugen ſie hinüber. Manche Gruppe, einen Aeneas und Anchiſes, einen Proſerpinenraub zu malen! Es war wie ein Durchmarſch der Kinder Iſrael durch das rothe Meer.

Wir ließen uns auch hinüber puckeln, mußten wohl an vier verſchiedenen Orten auf und abhocken, und dieſer Spaß koſtete uns fünf Lire Mayländiſch an die Träger und zwei Lire an die Fährleute. Man mußte ſich wieder aus der Fähre an's dieſſeitige Ufer tragen laſſen. Verdrießlich, daß wir ſo unverſchämt von unſern Aeneaſſen behandelt waren, wollten wir das Mal das Trägerlohn ſelbſt verdienen. Liernus wollte mich die wenigen Schritte hindurch tragen; aber ſchon bei'm erſten glitt er aus, und ließ mich fallen. Der Fährmann war ſo raiſonnabel mich gratis durchzutragen. Gegen dreihundert Menſchen wollten jetzt auf einmal herüber und hinüber.

nun auch nach Frankfurt, wo ſie vierzehn Tage bei ihrer Jugendfreundin blieb. — — — —

— — — Die Geſchichte iſt ſeitdem, ich weiß nicht wie? (in Schleſien würde man glaub' ich ſagen: „So gerne!“) auseinander gegangen. Ottilie ſitzt wieder in Weimar, iſt krank und wieder geſund. Das Schlimmſte bei dem Allen — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun noch ein paar Worte über die neue Kunſtbahn, die Sie ſich erwählt. Anfangs ſtutzte ich, das geſtehe ich offen; aber nach einiger Ueberlegung rufe ich mit gutem Gewiſſen und aus warmem Herzen: Glück auf! Was Sie unternehmen iſt neu (in Deutſchland wenigſtens) doch Sie fühlen ſich von Ihrem Genius getrieben; und dieſe Stimme darf man nicht überhören. Von Ihrem Talent denken Sie übrigens viel zu beſcheiden; daß es gerade dem Ziele, worauf Sie jetzt hinarbeiten, ſich zuneigt, läßt ſich nicht ableugnen. Genug, ich weiß nichts hinzuzuſetzen und wiederhole mein: Glück auf!

Daß über Vollendung dieſes, am 28. October begonnenen Briefes der achte November herbeigeſchlichen iſt, müſſen Sie ſo genau nicht nehmen. Der Brief an Ihre Darmſtädter Freundin ſoll aber auch heute noch abgehen.

Gehaben Sie ſich wohl und laſſen bald wieder von ſich vernehmen. J. Z.

XV

Bonn d. 12. Dec. 1832.

Mein lieber, wirklich Getreuer! Luſt hab' ich wohl, aber heute wahrlich nicht Zeit, Ihnen über Ihr dickes Packet zu ſchreiben, das ich richtig erhalten. Ich verſpare das auf nächſtens. Nur ſo viel: es muß etwas daraus abhanden gekommen ſein, obwohl ich es wohl verſiegelt erhielt, denn „unnützes Zeug“, wie es Ihrer Verſicherung nach enthalten ſollte, habe ich nicht darin gefunden; dagegen Vieles, was mich unterhielt und erfreute. (Unter anderm das Lied an Riemer, das mir die ganze alt-bekannte ſchulmeiſterlich-gravitätiſche Figur lebhaft vor Augen ſtellte.) „Der dumme Peter“ — „Margarethe“ — doch nächſtens mehr davon und gewiß recht bald.

Auch Ihre Darmſtädter Freundin hat mir geſchrieben. Sie ſcheint über meine Spende ſehr erfreut. Nebenher meldet Sie mir Ihren Entſchluß, ſich ſelbſt auf den Brettern, die die Welt bedeuten, wieder zu produciren, und hängt einen bedächtigen Stoßſeufzer daran, der deutlich beweiſt, wie lieb Sie Ihr ſind, aber auch zugleich, wie beſorgt ſie über das Gelingen dieſes Entſchluſſes iſt.

Mit mir iſt das anders, mir iſt nicht ein Bißchen bange um Sie; Ich wollte nur, ich könnte dabei ſein!

Und nun zur Hauptangelegenheit von wegen Mylord Spiker.

Vor etwa zehn Jahren fand ich im „London and Paris Observer", welcher in letzterer Stadt bei Galignani herauskommt, Molly's Geſchichte, in etwa fünfzig Zeilen, ſkizzenartig erzählt. Es war nicht dabei angezeigt, daß es der Auszug einer engliſchen Novelle wäre; auch weiß ich nicht, ob eine ſolche exiſtirt und zweifle daran. Ich nahm die Geſchichte für eine Thatſache, mit einigen poetiſchen Floskeln geſchmückt, wie das wohl in Galignani Art liegt. Der Stoff gefiel mir. Molly's Geſchichte war ziemlich kümmerlich erzählt, aber was mich anzog, war die Beſchreibung der Felſenkletterei, der ich auch Schritt für Schritt gefolgt bin, denn hier konnte ich aus Erfahrung nicht ſprechen. Die übrigen Oertlichkeiten ſind mir wohlbekannt. Ein engliſcher Kern, wenngleich ein ſehr kleiner, liegt alſo der Geſchichte zum Grunde, darin hat Lord Spiker vollkommen Recht; alles Uebrige iſt mein. Ob mein Name auf dem Zettel ſteht, oder nicht, iſt mir wirklich einerlei. Seinen Senf wird Mylord nicht unterlaſſen über Adlershorſt zu verbreiten, Sie mögen mich nennen oder nicht.

Leben Sie wohl, guter, treuer Freund! Ich werde dieſes Jahr nicht ſchließen, ohne Ihnen noch einmal zu ſchreiben.

J. S.

XVI.

Bonn d. 24 Jan. 1834.

Sie ſind die beſte, treueſte, nachſichtigſte Seele in der weiten Welt. Wär' ich wie Sie, ich hätte mich ſitzen laſſen, ohne mich weiter um mich zu bekümmern; oder wenn ich übergnädig hätte wollen ſein, doch wenigſtens mir eine derbe Grobheit geſagt, und hinterdrein eine Strafpredigt gehalten. Sie dagegen — nun Gott lohn's!

Unwerth aber Ihrer nachſichtigen Geduld mit mir bin ich nicht. Nur träge; wenn's an's Briefſchreiben geht, das wiſſen Sie wohl; denn Sie kennen mich, wie vielleicht Niemand in der Welt. Und ich glaube Sie auch ſo zu kennen. Und wenn ich nicht nur ein Jahr, ſondern zehn Jahre verſtreichen ließe, ohne ein Zeichen meines Lebens zu geben, ſo würde ich doch am Neujahrstage des elften ohne Scheu mich Ihnen nähern: Sie nähmen mich auf, als wären die ſtummen zehn Jahre nicht geweſen und fänden auch bei mir in gleichem Falle den Empfang. Daß dem ſo iſt wiſſen wir Beide und werden uns nie ändern, denn es liegt einmal ſo in unſerer Natur. Wunderlich genug iſt es von mir, daß nur das Anfangen eines Briefes, das mich Hinſetzen, Papier und Feder zurecht legen, mir ſchwer wird. Bin ich einmal dabei, ſo wird es mir faſt eben ſo ſchwer wieder aufzuhören, wie Sie oft genug erfahren haben.

Diesmal aber hätt' ich das alte Jahr gewiß nicht ohne Ihnen zu ſchreiben beendet, hätte nicht ein hoher Stoß Briefe auf meinem Tiſche gelegen, die alle ſeit undenklichen Zeiten auf Antwort warteten. Da nahm ich mir denn gleich feſt vor, das Alles abzuthun und mir das Schreiben an Sie zur Belohnung aufzuſparen. Das iſt denn nun förmlich vollbracht; hier bin ich . . . und Gott weiß allein, wann Sie mich wieder los werden.

Dieſen Sommer als Sie auf Ihrem Triumphzuge waren (denn ſo ſah Ihre Kunſtreiſe in den Zeitungen aus), hatte ich immer Luſt Ihnen zu ſchreiben, aber ich hätte adreſſiren müſſen: „voyageant en Allemagne!“ Die Löſchpapierne hab' ich ſtudirt, um zu leſen, daß Sie wieder zu Hauſe wären, und immer vergeblich, bis Ihr Brief mich deſſen verſichert. Ehrlich geſagt, lieber Freund, ich bildete mir beinahe ein, Sie würden einmal ganz unerwartet per Dampf bei uns eintreffen. Wenn ich das doch noch erlebte! Wenn es doch mit Ihnen und Ihrer Frau wirklich zu der projectirten Allerweltsreiſe käme. Die Aachener Geſellſchaft, deren Director ein Herr Mühling iſt, ſpielt während der Wintermonate in Köln. Aber im Winter müſſen Sie nicht herkommen. Nein, zur ſchönen, fröhlichen Sommerzeit. Freilich haben Sie außer mir nur noch Schlegel. Der hält große Stücke auf Sie und hat noch vor wenigen Wochen über Ihre Liederſpiele und überhaupt über Ihr Talent geredet, daß es mir im Herzen wohlthat.

Unſer „Adlershorſt" macht auch in Köln Furore. Alle Welt will jetzt meine Erzählung leſen. Es iſt als kämen die Leute erſt jetzt dahinter, daß ich etwas geſchrieben habe, was ſich leſen läßt. Aber Dickköpfe wie in Köln giebt es auch in der Welt nicht ſchöner; ſie ſind aus Magen und Geldſack zuſammen geſetzt und wiſſen ſich ordentlich etwas damit. — — —

Hier ward ich unterbrochen, wurde verdrießlich, ſo daß ich, nachdem der langweilige Beſuch fort war, nicht weiter ſchreiben mochte, das Blatt blieb liegen, lag bis an den heutigen Tag und dieſer Tag iſt — der Gründonnerstag. Ich ſchäme mich, und ärgere mich über mich ſelbſt. Lieber, guter Freund, wenn Sie nun Ihrerſeits auch ärgerlich werden, und nichts von mir wiſſen wollen, ich verdenke es Ihnen keinen Augenblick. Aber ich bleibe in Herz und Gemüth für Sie, was ich immer war. Und wirſt uns unſer Lebensweg wieder einmal zuſammen, ſo müßt' es doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich Sie mir nicht wieder gewänne. Aber nein, Sie werden weder ärgerlich, noch verkennen Sie mich. Im Gegentheil, Sie werden mit all' meinen Schwächen und Untugenden mich lieb behalten. Dafür kenne ich meinen Vielgetreuen, und hoffe ſogar bald dieſes von ihm ſchriftlich zu vernehmen Uebrigens bin ich keine verſtockte Sünderin, trage vielmehr in meinem Herzen recht ordentlich Reu' und Leid, wie es denn auch für dieſe heilige

Zeit ſich nicht anders ziemt, und nehme ehrlich mir vor mich zu beſſern. Sollte mir dennoch wieder etwas Menſchliches paſſiren, und ich meine guten Vorſätze eine Zeitlang vergeſſen (denn wer kann für ſich ſelbſt ſtehen, immer und zu allen Zeiten?), ſo laſſe ich mir auch darüber kein graues Haar wachſen, ... was mir ohnehin ſchwer werden möchte, denn im Vertrauen geſagt, ſie ſind ſchon faſt alle ſchneeweiß. Indem ich überleſe, was ich geſchrieben, finde ich, daß es etwas leichtſinnig ausſieht. Da gehört denn doch einiger Ernſt darauf, damit Sie nicht gar irre an mir werden. Lieber Holtei, ich weiß gar wohl, was ich an Ihnen habe und empfinde es, wie ich muß. Verlöre ich Sie wirklich, es wäre mir gewiß außer allem Scherz. Einen Freund, wie Sie mir ſind — Daher bleiben Sie hübſch mein Getreuer. Gegen wen in aller Welt könnte ich ſo offen und frei mit Allem, was ich bin und denke mich zeigen, wie gegen Sie?

Die Löſchpapierne ſagt, Sie ſtehen wieder auf dem Sprunge? Wird das die „Allerweltsreiſe?“ Werden Sie allein oder mit Ihrer Frau reiſen? Und wohin werden Sie ſich zuerſt wenden? Ach, wenn doch Ihr Weg zu uns Sie führte! Ich wage nicht darum zu bitten; ich habe mich nicht danach betragen es fordern zu können; aber wenn Sie ein Uebriges an mir thun und vor Ihrer Abreiſe noch ein paar Zeilen an mich wenden wollten, ich wüßte nicht genug dafür zu danken.

Nun noch einige Worte zur Erwiederung Ihres letzten Briefes, deſſen Inhalt Sie vielleicht ſchon vergeſſen haben. Zuerſt meine ehrliche Meinung: Weder Sie noch Ihre Frau dürfen jemals daran denken, Berlin zu verlaſſen, um anderswo zu leben! Sie Beide werden ſich nie an einem anderen Orte, unter anderem Himmel acclimatiſiren. Sie, lieber Holtei, wenigſtens gewiß nicht. Sie halten auf die Länge ſonſt nirgend aus, wie ich Sie kenne. Zelters Briefe an Goethe haben mich erſt einen rechten Blick in das Berliner Leben und Treiben thun laſſen, Es iſt darum ein wunderliches Ding und gewiß nicht der Himmel auf Erden. Aber ſo bunt, ſo ärgerlich und wieder ſo luſtig — es kommt mir beinahe wie Schnapps vor: Wer ſich den einmal angewöhnt hat, kann nicht davon laſſen.

Das Talent Ihrer Frau wird anerkannt wie ſich's gebührt. Und Sie? .. trotz Allem ſchwimmen Sie ſchon obenauf, wenn Sie nur nicht zu viel ſchreiben müßten. Und am Ende thut auch das nichts. Mögen immer manche Ihrer Bluetten untergehen, nachdem ſie eine kurze Zeit geleuchtet haben; es bleibt noch genug, was ſich erhält und erhalten wird. In Deutſchland giebt es kein Talent (in Ihrem Fache nämlich), welches Ihnen den Rang ſtreitig machte. Ich wenigſtens kenne Keinen, der dieſe rührende Naivetät beſäße, die darin dem wirklichen Leben ſo durchaus ähnlich, uns zugleich lachen und weinen macht. Sie dürfen und können von Berlin nicht fort, wenn es Ihnen nicht wie einer Pflanze gehen ſoll, die in fremdes Land verſetzt wird. Mit Ihrer Frau wär' es vielleicht ein Anderes, wenn es eben mit Ihnen anders wäre wie es iſt. Wir Frauen gewöhnen uns überall hin, wo es den Unſrigen gut geht, und vor Allem dem Manne, den wir lieben: in ſeinem Herzen iſt unſer eigentliches Vaterland.

Aber was wollen Sie denn mit dem Hoftheater? Könnten Sie ſich wirklich entſchließen für immer Schauſpieler zu bleiben?

Unter uns geſagt, mir wär's lieb, wenn nichts daraus wird, obgleich ich nicht in Worten deutlich machen kann, warum? Mir ſchwebt ein Geſpräch vor, das wir eines Abends in Gegenwart von Fritz Frommann hatten, auf den was ſie geſprochen einen tiefen, ihn einigermaßen betrübenden Eindruck hervorbrachte.

Der Tod hat furchtbar gewüthet unter Denen, die Sie liebten. Ihre Ida hat mich Thränen gekoſtet. Beſingen Sie mich auch ſo, wenn ich dahin bin; denn daß Sie mich beweinen werden, weiß ich. Auch um Ihren Karl Schall thut es mir leid, obgleich ich wenig von ihm weiß; aber Sie hatten ihn lieb und das iſt mir genug.

Mir geht es nicht viel beſſer wie Ihnen. Mir iſt eine ganze Stadt mit mehr als als zwanzigjährigen Erinnerungen geſtorben! Und wahrlich, mir kommt ein Grauen an, wenn ich nur an einen Beſuch in Weimar, dem jetzigen

Weimar nämlich, denke: obſchon ich nicht ſagen kann, daß es hier, die Gegend ausgenommen, ſo ganz himmliſch wäre!

Aber wie es mir geht? ſoll ich melden — Je nun, es könnte in vieler Hinſicht viel, viel beſſer ſein. Ich laſſe mich indeſſen von nichts anfechten, ſo lange ich nur geſund bleibe. Bin aber dieſen Winter von einem böſen Huſten viel geplagt geweſen, habe mehrere Wochen das Haus hüten müſſen, und harre jetzt nur noch auf mildere Witterung, um das böſe Uebel ganz los zu werden, welches eigentlich von einer Schwäche in der Bruſt herrührt, die ich mir durch heftiges, zehn bis fünfzehn Jahre währendes lautes Sprechen zugezogen habe, weil mein Mann ſehr ſchwerhörig ward.

Schlegel, dem ich geſtern Abend ſagte, daß ich Ihnen ſchreibe, trägt mir einen recht freundlichen Gruß an Sie auf. Die Zelter'ſchen Briefe machen ihm viel Verdruß. Riemer aber iſt ein heimtückiſcher Eſel, daß er dieſen und noch anderen Klatſch, durch den die Welt weder klüger noch beſſer wird, hat mit drucken laſſen.

Lachen Sie mich nicht aus über das kleine Zettelchen, das ich beilege; ich ſchrieb es vor mehreren Jahren aus einer Zeitung ab; ich glaube jetzt, daß Sie es zu einem Liederſpiele oder etwas dergleichen benutzen könnten. Ich wage nicht, mich an ſolchen komiſchen Stoff zu machen. Addio! Sans rancune au moins. J. S.

In zwei kleinen Stunden gingen wir die noch übrigen fünf Milien bis nach Parma, wo wir mit untergehender Sonne ankamen, und vor dem Thore viele ſpazieren Gehende trafen, welche den heitern ſchönen Abend lebhaft machten. Alles war ſchon wieder trocken. Am Thor wurden wir um Paß, Namen und Vaterland befragt, von dort gab man uns einen Soldaten, der uns nach der Hauptwache führen mußte; von der Hauptwache führte uns wieder ein anderer Soldat zum Platzmajor, einem alten vernünftigen Manne, mit dem wir vortrefflich fertig wurden. Er ſagte uns, wir müßten nun wieder zur Hauptwache gehen, unſere Päſſe bei dem wachthabenden Offizier deponiren, bis vor unſrer Abreiſe, dann ſollte uns der Soldat wiederum in ein Wirthshaus geleiten. Dies alles geſchah ſo. Wir wurden von einem andern Soldaten in ein Wirthshaus gebracht, wo er uns an den Wirth ablieferte, ihm ſagte, daß wir die Erlaubniß hätten hier zu bleiben, und daß wir das, was wir verlangten, bezahlen würden. Er gab uns beiden die Hand, und marſchierte wieder nach ſeiner Wache zurück.

XVII.

Bonn d. 8. Dec. 1835.

Sie haben Recht, Vielgetreueſter aller Getreuen, es iſt nicht möglich und wird nie möglich ſein, daß ich einen ſo albernen, abgeſchmackten Entſchluß faſſe. Aber daß Sie ſo feſt im Glauben an mir halten und nicht meiner ewig wiederkehrenden Unart überdrüſſig werden (ſo, daß Sie am Ende ſich gar nicht mehr um mich bekümmern möchten!) das, guter, treuer Freund, lohne Ihnen Gott! Es iſt meine große Freude, eine Art von Triumph, der mich tröſtet, wenn ich wieder einmal mit meinem Vertrauen in Menſchen recht derb angerannt bin, was mir unerachtet meines „höchſtverſtändigen“ Alters, und mancher ſehr harten Erfahrung zu oft widerfährt und gelegentlich alle Tage widerfahren könnte. Recht ehrlich ſage ich es Ihnen jetzt gerade heraus: Sie waren, ſeit ich Sie kenne, mir immer von Herzen lieb, wurden mir immer lieber, ſeit Ihrem Briefe aber, der eben vor mir liegt, wüßte ich, Adelen ausgenommen, Niemand über und Einem, höchſtens Zweien den Platz neben Ihnen einzuräumen. Sie ſind eine ſeltene Erſcheinung, lieber Freund, und ich weiß dieſe anzuerkennen. Damit Punctum!

Warum ich aber in ſo langer Zeit kein Lebenszeichen Ihnen gegeben? Ja, wüßte ich das! Wie oft denke ich Ihrer; wie oft erzählte ich Adelen von der kurzen Zeit unſeres Beiſammenſeins . . . und doch! — Die Hauptſache iſt wohl, ich liege nicht auf Roſen. Hätt' ich nur etwas Fröhliches, Glückliches Ihnen mitzutheilen, da würde ich ſchon ſchreiben. Aber klagen mag ich nicht, und leider ſcheint der Abend meines Lebens ſich nicht heiter geſtalten zu wollen. Ach ich möchte (und gewiß mit beſſerem Rechte als Sie) ebenfalls mit dem alten Falſtaff rufen: Ich wollte es wäre Schlafenszeit, und Alles vorüber!

Lange wird es wohl ohnehin nicht mehr dauern. Geſund bin ich übrigens, ſo wie Sie mich immer gekannt haben, aber im ſiebzigſten Jahre.

Ihre „Deutſchen Lieder" habe ich und freue mich an manchen. Gubitz hat mir nichts geſchickt. „Adlershorſt" kenne ich nur aus einer ſehr kümmerlichen Darſtellung auf hieſigem Theater, von der Köln-Aachener Truppe gegeben. Uebrigens ſehe ich fleißig in der Zeitung nach was ſie (aus Wien) über Sie Beide enthält. Bis jetzt, fand ich noch immer Erfreuliches. Daß aber Ihre Frau (Julie heißt ſie, nicht wahr?), daß ſie ein ſolcher hübſcher Vogel Phönix iſt, der Ihnen das Leben erleichtert und verſchönt, das freut mich und macht ſie mir lieb. Sagen Sie ihr das; und daß ich ſie bitte mich auch lieb zu haben; ſo weit die Eiferſucht es zuläßt, die ich mir ebenfalls recht gern gefallen laſſe.

Dieſer Brief iſt eigentlich kein Brief, ſondern nur die Ankündigung eines Briefes, der nach Neujahr eintreffen ſoll, wenn ich aus einem Wuſt trauriger, mühſeliger, höchſt unangenehmer Geſchäftspapiere mich gearbeitet habe. Auch hab' ich noch einem Roman den Schwanz anzuſetzen, von dem ich aber nicht weiß, ob er bis zu Ihnen gelangen wird? Er könnte leicht verboten werden, wiewohl ich gewiß nicht zum „jungen Deutſchland" gehöre, welches jetzt ſchon in den letzten Zügen zappelt.

Bettina hat ein Lügengewebe, mit Gold und Silber und glänzenden Farben ausſtaffirt, zu Tage gebracht. Sie verlieren nicht viel an der Bekanntſchaft.

Schreiben Sie mir, ehe ich wieder ſchreibe, und erzählen Sie mir — — — — — — — — — — — — Was iſt wahr? was nicht? Iſt ein kleiner Zeuge da? Ward dieſer in's Findelhaus geſchickt, wie man in . . . erzählt?

Im Hauptpunkte bin ich, gegen die Gewohnheit alter Frauen, tolerant und möchte um keinen Preis den erſten Stein werfen. Aber die zweite Beſchuldigung kann ich nicht verwinden. Das wäre ja ſchlechter als ſchlecht! — Armer — — — wohl Dir im Grabe!

Immer die Alte

J. S.

XVIII.

Godesberg bei Bonn d. 17. Aug. 1837.

Mit meinen Gedanken bin ich bei Ihnen, mein Freund, nur wiſſen dieſe nicht recht, wo Sie zu ſuchen ſind und haben es lange nicht gewußt; ſonſt hätte ich Ihnen ſchon längſt geſchrieben. Ich weiß, welche Entſcheidung Ihre Zukunft genommen und freue und ängſtige mich darüber. Ich bitte Sie recht inſtändigſt, lieber Holtei; laſſen Sie mich Alles wiſſen; Alles erfahren, von ſich, von Ihrer Frau, von Ihren Kindern, ſobald Sie an Ort und Stelle und einigermaßen eingerichtet ſind.

Auch mein Leben nimmt eine andre Wendung, hoffentlich die letzte vor der großen, die uns Allen bevorſteht, und der ich in meinem 72. Jahre wohl ſehr nahe bin, obgleich ich mich, ein wenig Lahmheit abgerechnet, ſo wohl als jemals befinde.

In vierzehn Tagen gehe ich nach Jena, um dort auszuleben. Ich bin vom Großherzoge auf eine Weiſe dazu aufgefordert, der zu widerſtehen Thorheit wäre.

Alles dieſes und noch viel mehr ſchreibe ich Ihnen, ſobald ich nur gewiß bin, daß mein Brief wirklich in Ihre Hände kommt. Erlaubt Ihnen Ihre Zeit mir ſo zu ſchreiben, daß Ihr Brief den 31. etwa mich noch in Bonn trifft, ſo adreſſiren Sie dorthin. Sonſt nach Jena, abzugeben bei Buchhändler Frommann. Melden Sie mir, nur Ihre Adreſſe, daß Sie wohl, heiter und muthig ſind und dazu mein Vielgetreuer, das Uebrige findet ſich.

Ach, lieber Holtei, iſt es denn wirklich wahr, daß wir uns nie wiederſehen ſollen?

Ich mag in dieſer dummen Ungewißheit, ob dieſe Zeilen wirklich in Ihre Hände kommen werden, nicht weiter ſchreiben.

Leben Sie wohl, mein lieber, guter Freund, immer ohne Wanken auf die alte Weiſe

Ihre

Johanna Schopenhauer.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig

In allen Leihbibliotheken zu haben sind folgende höchst spannende

Romane

aus dem Verlage von **A. H. Payne** in Leipzig.

Ganz neu sind:

Die Parias. Aus dem Englischen von **S. Augustin.** 3 Bände, zusammen 2 Thlr.

Die feindlichen Brüder oder das Geheimniss von Rowley Court. Aus dem Englischen von **S. Augustin.** 3 Bände à 20 Sgr. zusammen 2 Thlr.

Papiere eines Revolutions-Agenten. Aus dem Archive eines österreichischen Polizeibeamten, herausgegeben von **Sacher-Masoch.** Complet in 1 Bande. Preis 25 Sgr.

Früher versandt und viel gelesen wurden:

Der Südsee-Schwindel. Roman von **Harrison-Ainsworth.** Aus dem Englischen. 3 Bände à 1 Thlr., zusammen 3 Thlr.

Die Tochter des Malers. Aus dem Englischen von **S. Augustin.** 2 Bände, zusammen 2 Thlr.

Schrader, A., Ein deutsches Weib. Original-Roman. 4 Bände, zusammen 4 Thlr.

Schrader, Aug., Vergeltung. Sitten-Roman aus der neuesten Zeit. 3 Bände, zusammen 3 Thlr.

Schrader, Aug., Der Landwehrmann. Zeitbild aus dem Kriege von 1866. 2 Bände, zusammen 2 Thlr.

Görling, Ad., Die Wiedertäufer. 4 Bände, zusammen 3 Thlr.

Benedix, Rod., Die Landstreicher. 3 Bde., zusammen 3 Thlr.

Ferner sind als sehr beliebt zu bezeichnen:

Ida May. Ein Lebensbild. 2 Bände.
Jagd-Abenteuer in Texas. 1 Band.
Die Versuchung. Eine Novelle. 4 Bände.
E. A. Poe's Novellen. 2 Bände.
Margarethe. Eine Novelle 2 Bände.
Bekenntnisse eines Magnetiseurs. 1 Band.
Die alte Heimath. Eine Novelle. 2 Bände.
Das Turnier zu Harlem. Historischer Roman. 2 Bände.
Muthige Herzen. Novelle von Elfried von Taura. 1 Band.

Preis pro Band 7½ Sgr.

Gleichzeitig mit diesem verlässt die Presse:

Die schöne Gefangene.

Historischer Roman von **Schmidt-Weissenfels.**

Complet in 2 Bänden à 20 Sgr.

Bologna, den 11. September 1794.

Nie wieder in Cava ſana übernachtet! Ich ſtand auf gerademohl auf, als ich munter war und Wagen auf der Straße fahren hörte, ohne zu wiſſen, ob es Tag oder Nacht ſey. Ich mußte lange pochen; endlich kam Licht. Wir machten uns ſchnell reiſefertig und hatten über eine Milie gewandert, ehe die Sonne aufging. Um neun Uhr waren wir am Thor von Bologna, wo die Signori forestieri bei Strafe des Bannes durch eine öffentliche Inſchrift ermahnt werden, ihre Namen am Thore abzugeben, und wo wir examinirt wurden. Eben ſo warnt eine Inſchrift am Zollhauſe bei der langen ſteinernen Brücke über den Rheno, eine Milie vor der Stadt, jeden Reiſenden zu Fuß und zu Roß bei Strafe des Bannes, den Brückenzoll zu bezahlen. Gottlob, daß ſich die Strafe des Bannes, der Blitz des Lateran, der einſt Könige und Kaiſer zu Boden ſchmetterte, bis auf die Grenzen des Stato del Papa eingeſchränkt hat. In dieſer tröſtlichen Rückſicht unterwarfen wir uns gern dem Geſetze, ſo fürchterlich auch das Wort Bann klingt.

Pietramala, den 13. September.

Um ſechs Uhr Morgens gingen wir ſchon reiſefertig aus dem Hauſe. Wir fanden die Kirche S. Giovani in monte bereits offen, und gingen hinein, um zum Abſchiede noch den Raphael zu ſehen. Zuerſt betrachteten wir den ſchönen Pietro Perugino, der hier hängt. S. Paolo, S. Michael, S. Magdalena und S. Catharina ſind verſammelt, und beten die Madonna an, die oben, mit einer Glorie von Engeln umgeben, thront. Jetzt ließen wir uns die heilige Cecilie aufſchließen. Wir ſahen das Stück bei ſehr günſtigem Lichte. Wie viel Schritte Raphael der Kunſt vorwärts half, ſieht man am beſten, wenn man unmittelbar von dem Pietro Perugino zu dieſem Bilde kommt; und doch kann man ihn hier noch nicht in ſeiner Größe kennen lernen. Man weiß nicht wohl, welchem Kopfe man den Vorzug geben ſoll, jeder iſt in ſeiner Art ſchön. Aber herrlich iſt die Innigkeit des Gefühls und die andächtige Begeiſterung ausgedrückt, womit Cecilia der Muſik der Engel zuhört; Andacht und Unſchuld ſind über ihr ganzes jungfräuliches Weſen ausgegoſſen. Froh, daß uns noch in der letzten Stunde unſers

Aufenthalts ſolcher Genuß geworden war, gingen wir jetzt zum Thore hinaus, nahmen von Bologna's Kunſtſchätzen auf längere Zeit Abſchied, und kamen mit Sonnenuntergang in Pietra mala an. Hier fanden wir den erſten ſüßen Wein; er wächſt auf den Hügeln der Apenninen, einem trocknen Gebirge, wo wir unterweges kaum zwei Quellen fanden. Oben auf der höchſten Höhe rieſelt hin und wieder nur ein armſeliges Bächlein.

Fonte-buona, letzte Station vor Florenz.

Den 14. September.

Noch vor drei Uhr ſchüttelte ich meinen Liernus aus dem Schlafe. Es war noch düſtere Nacht, da wir fort gingen; der Mond konnte nicht durch das dicke Gewölke brechen, womit der Himmel überzogen war. So gingen wir noch zwei Stunden, ehe der Tag ergraute.

Es wollte heute mit uns beiden nicht recht fort. Die Nacht, welche von, ſpät mit großem Gepolter in unſere Zimmer ſich einquartierenden Reiſenden uns zu einer ſchlafloſen gemacht worden war, hatte unſere Kräfte, anſtatt ſie herzuſtellen, geſchwächt; und an vierzig Milien lagen vor uns. Ich zweifelte, daß wir ſie zurücklegen würden. Zwiſchen Maskere und Tagliaferro überfiel uns ein Gewitter mit heftigem Regen. Nicht geſonnen, wieder bis auf die Haut naß zu werden, eilten wir in ein einzelnes Haus unter Dach und blieben auf der Hausflur über eine Stunde.

Bei anſcheinender Beſſerung gingen wir weiter. Liernus rannte mit einem Male gewaltig los, um noch heute in Florenz zu ſeyn. Ich hatte aber wenig Luſt, blieb zurück, und ſagte ihm, daß mir nichts daran gelegen wäre, ob wir heute in Florenz ankämen, oder nicht. Wir gingen darum nur bis Fonte buona, wo wir im Wirthshauſe einkehrten, das ein würdiger Pendant zu Cava ſana war. Hier bekam ich den erſten anſchaulichen Begriff vom eigentlichen Nichts. Der Wein war untrinkbar, Meneſtra konnte die Wirthin nicht hervorbringen, weil ſie keine Makaroni im Hauſe hatte, Fleiſch war nicht da. Es gingen viele Leute im Hauſe ab und zu; aber Niemand ſah ich einen Heller verzehren, Niemand etwas eſſen oder trinken, von fünf Uhr Nachmittags bis neun Uhr Abends. Es ſchien, als ob die Wirthin alle ihr Vermögen an den Putz zweier Töchter verſchwendet hätte, die hoch aufgeſtutzt, ſtolz und dumm einhergingen, und ſich viel zu gut dünkten, Jemand etwas zu reichen.

Es war zu ſpät, um weiter zu gehen, da wir befürchten mußten, ſo nahe vor Florenz kein Wirthshaus weiter zu treffen. Nachdem wir endlich in dieſem Tempel des Hungers und des Durſtes etwas einer Suppe ähnliches zuſammengeſtoppelt hatten, gingen wir ziemlich müde zu Bette. Schlechter als in Cava ſana konnte es nicht ſeyn, das war unſer Troſt; es war es auch wirklich nicht. Auf einer großen, wie die Grimſelſtraße, mit Felſen gepflaſterten Kammer fanden wir drei Betten, unter denen wir nach Belieben wählen konnten; Liernus nahm, was ihm das Beſte dünkte, und während deſſen kam ein Kohlenträger, ſchwarz, wie ein Teufel, herein, nahm das zweite Bette neben uns und kroch hinein; mir blieb das dritte. Die große Müdigkeit machte, daß wir dennoch recht gut ſchliefen. Aber an Cava ſana und Fonte buona will ich denken! Wehe dem, der ſich durch die ſchönen Namen verleiten läßt! Ich glaube, wir können uns jetzt rühmen, das elendſte und das hungrigſte Wirthshaus in Italien zu kennen.

Firenza, den 15. September.

Heute ſind wir gerade einen Monat auf der Reiſe. Wir gingen um ſechs Uhr aus dem Hungerneſte fort. Alle Berge waren in Nebel gehüllt, und die Sonne kämpfte lange, ehe ſie ihn zerſtreuen konnte. Etwa eine Stunde über Fonte buona, wenn man die erſte Anhöhe erreicht hat, ſieht man bis in's Arnothal hinab, und erblickt bei reiner Luft die groſse Kuppel und einen Theil von Florenz. Nur einen Augenblick ließ der Nebel die Ausſicht offen, das Arnothal war noch verdeckt. Wir gingen alſo eine halbe Milie weiter bis gegen Pratolino, ein großherzogliches Luſtſchloß, welches einige hundert Schritte zur Linken vom Wege entfernt liegt. Das Gebäude iſt weder groß noch ſchön.

Wir eilten nach dem Garten, der vor dem Schloſſe liegt, wo wir durch das Gitterthor in der Ferne ein Baſſin und eine pyramidaliſche Felſengruppe erblickten. Ich wußte, daß hier ein

Apennin, von Johann von Bologna verfertigt, ſteht; dieſen wollten wir ſehen. Einer kleinen Kapelle vorbei, in welcher eben Meſſe geleſen ward, gingen wir durch einen Laubengang nach dem Baſſin zu. Wie wir heraustraten, und den Felſen genauer betrachteten, beſeelte er ſich auf einmal, nahm Menſchengeſtalt an, und ward zum Gott Apennin. Uns freute dieſe Metamorphoſe, die uns ſo ganz unerwartet überraſchte. Ich entſann mich von einem Gott Apennin in koloſſaler Größe geleſen zu haben und von einer Grotte. Ich glaubte der Gott ſey in der Grotte, und nun ſahen wir, daß die Grotte in ihm war.

So finden wir oft die Dinge in der Wirklichkeit ganz von den Vorbildungen unſrer Phantaſie verſchieden. Die Erfindung dieſer aus Felſen, dem erſten Anblick nach, ohne Zweck und Ordnung zuſammengehäuften Pyramide, die man, wenn keine Beleuchtung darauf fällt, leicht für ein Chaos von Steinklumpen anſieht, und die ſich entfaltet, wenn ein Lichtſtrahl Form und Maſſe daran ordnet, verwandelt ſich in ein, mehr als ſechzig Fuß hohes Rieſenbild, und macht dem trefflichen Johann von Bologna Ehre.

Vergnügt über dieſen kleinen Seitenweg kehrten wir zur Landſtraße zurück. Auf der folgenden Anhöhe ſahen wir nun Florenz ſchon deutlicher, in dem reichen paradieſiſchen Thale aus dem Nebel hervorgehen. Die unfruchtbaren Berge nehmen hier ſchon allmählich Kultur an, und mit jedem Schritte mehren ſich die Landhäuſer, Gärten und Rebenberge, die man überſieht. Auf der letzten Anhöhe, welche man hinabſteigt, iſt die Ausſicht unbeſchreiblich ſchön und reich. Wenige Thäler in der Welt mögen dieſem an Schöne, Fülle und Herrlichkeit gleichen. Man blickt auf eine Saat von Dörfern, Villen und Paläſten, in einen Garten von Oelbäumen, Weinreben und Pinien hinab, der ſich in einer unüberſehbaren Ferne verbreitet, und in deſſen Mitte Florenz, bekränzt von lieblichen Hügeln, thront. Jeder Hügel trägt auf ſeinem Gipfel ein Schloß, auf ſeinem Rücken lachende Villen und Luſthäuſer der glücklichen und wohlhabenden Florentiner.

Schon im Winter ſchien mir dieſe Gegend entzückend, jetzt noch um ſo mehr, da alles in einer Fülle von Früchten dem Herbſt entgegen reift. Wir verweilten auf der Höhe, um dieſen

Anblick tief in's Gedächtniß zu prägen. Ich erblickte, und erkannte ſogleich den Palaſt Pitti wieder. Die Kuppel der Marienkirche delli fiori ragt über alle Gebäude der Stadt hervor, wie Diana über die Nymphen. Langſam gingen wir nun hinab durch die lange Vorſtadt, wo eine ewige Mauer alle Ausſicht hemmt, und dem Ankömmlinge Zeit läßt, ſich von dem gehabten Anblicke wieder zu ſammeln und zum Eintritt in das ſchöne und prächtige Florenz ſelbſt vorzubereiten.

Mir war alles, was ich hier wieder ſah, noch ſo bekannt und gegenwärtig, als ob ich erſt vor wenigen Tagen hier geweſen wäre. So lebendig und ſtark bleiben uns Gegenſtände, die man mit großer Aufmerkſamkeit auffaßt.

Wir freuten uns des ſchönen Triumphthors vor der Porta di S. Gallo und hielten unſern Einzug in die Stadt. Liernus mit geſpannten Erwartungen des noch nie Geſehenen, ich mit der Freude des Wiederſehens.

Den Nachmittag beſuchten wir noch die Gallerie, um heute wenigſtens etwas zu ſehen. Wir gingen einige Zeit in den Corridors umher, als der Aufſeher uns ſagte, er werde die Zimmer aufſchließen. Er kam mit einem in Seide gekleideten, rund- friſirten Abbé an. Dieſer war aus Rom, ſpielte den mächtigen Kenner; lief aber durch die Zimmer, wie ein Beſeſſener, ſobald er ein Bild nur einmal angeguckt hatte. Wir wurden ſo, in Zeit von einer Stunde durch alle zehn Zimmer hindurch gegeißelt, ſahen vieles und nichts. Verſchiedene Zimmer waren mir neu, nämlich die beiden mit den Portraits der Künſtler, ſo wie das mit den Gemmen und Kameen. Wir ärgerten uns gewaltig über das Rennthier von Abbé, das nun, nachdem es alle Zimmer in einem Athem durchlaufen hatte, hinabhüpfte, ſich in ſeine Karoſſe ſetzte und davon fuhr.

Wir verließen, um unſern Unmuth zu zerſtreuen, auch die Galerie, gingen im Garten Boboli, bis es Nacht war, umher, und dann recht müde nach Hauſe.

Den 16. September.

Das Zimmer mit den Portraits der Maler.

Wollte der Himmel, ich hätte hier einen Tag unter dieſen großen Meiſtern zubringen können!

aber ſo wie man hier durch die Zimmer gejagt wird, kann man keinen geiſterhebenden Eindruck auffaſſen. Erinnerlich ſind meiner Seele noch vor allen:

Raphael, unſchuldig.

Michael Angelo, wild und groß.

Annibal Carracci, roth und blond.

Antonio Carracci, ehrlich und bieder.

Agoſtino Carracci war ſehr ſchwarz geworden.

Guido Reni, fein und geiſtig, zart und gefühlvoll.

Dominichino, geiſtig und lebendig, fein und gefühlvoll.

Jacopo da Ponte Paſſano, wie ſeine Gemälde.

Franceſco Albani, der Maler der Liebesgötter und Grazien.

Giov. Bellini, rothes Haar, dick und rund.

Paul Veroneſe, mit dem Schnupftuch in der Hand, lang und melancholiſch, nichts von der Pracht und dem Pomp ſeiner Gemälde.

Salviati, auch mit einem Schnupftuch in der Hand.

Rubens iſt zweimal hier, geiſtig und ſchön.

Zoffani mit einem memento mori, grinzend und ſüß, wie ein Abbé, der Mandeln knackt.

Cavaliere Aleſſandro Roslin Suezzeſe F. a. 1790. Ritter vom Waſa-Orden, ſtrotzend in Seide und Gold und Stickerei und dem Orden. Es iſt wahr, man kann ſchwerlich brillanter malen, als dieſer Höfling; aber er ſitzt ſo preziös und ſelbſtgenügſam und repräſentirend da, als wollte er fragen: Wer wagt es, ſich mit mir zu meſſen? Wie einfach, groß und herrlich hängt Raphael dort, und Guido und Dominichino und die Carracci's alle! — Hebe dich weg Cavaliere!

Pompeo Battoni, auch voll Eigenliebe und Selbſtgefälligkeit, noch nicht vollendet, geſchminkt von Selbſtlob; aber doch noch göttlich einfach gegen den Ritter hier oben.

Raphael Mengs, auch Ritter und mit Ehren; aber hier nur Maler. Hier macht nur das Verdienſt, nicht der Orden, unſterblich.

Angelika. Die Grazie der Grazien, die Mutter der Liebesgötter! wie einfach!

Madame le Brun naiv, und voll von franzöſiſchen leichtfertigen Launen. Sie wird die ganze Welt malen! Ein reizendes Weibchen, wenn Laune und Naivetät reizen kann. Wenn ſie nur die weißen Zähne nicht wieſe!

Staggio, den 21. September.

Früh um ſechs Uhr gingen wir aus Florenz; ungern trennten wir uns von allen den Schätzen der Kunſt, die wir hier verließen. Nur die Ausſicht, in Rom noch mehrere und größere Kunſtwerke wieder zu finden, erhielt uns gutes Muthes. Wir gingen zum letzten Male über die ſchöne Brücke mit den vier Statuen, durch die Via Romana zum Thore hinaus. Gleich außerhalb demſelben läuft eine ſchöne, breite Zypreſſenallee den Hügel hinauf, deſſen Gipfel das großherzogliche Luſtſchloß Poggio Imperiale ziert. Viele Bäuerinnen begegneten uns in ihrem reizenden theatraliſchen Sonntagsputz, die in die Stadt gingen, und viel Landvolk, das mit Früchten beladene Eſel in die Stadt trieb. Wie hatten umwölkten Himmel und die Luft war dick und dunſtig, wie Heerrauch.

Wir kamen durch S. Caſiano, wo wir alle Straßen voll Landvolk, wie auf einer Börſe verſammelt fanden, die ſich dort unterhielten. Die Gegend iſt außerordentlich abwechſelnd; die Straße ſchön erhalten, und hat immer zu beiden Seiten herrliche Ausſichten über fruchtbare Berge und geſegnete Thäler. Einige Milien von Florenz kamen wir zuerſt einem Pinienwald vorbei. Die grünen weichen und langen Nadeln dieſes Baumes, und ſeine fächerartige Krone auf dem hohen Stamme, geben einen reizenden Anblick, ſie dekorirt, mit Zypreſſen vermiſcht, die mit Landhäuſern, Villen oder Klöſtern bebauten, ſanften Anhöhen und Gipfel dieſer Hügel ſehr ſchön.

Um ſechs Uhr trafen wir in dieſem Caſtel Staggio ein; es iſt ein altes, kleines, mit hohen zackigen Mauern, Thürmen und Warten umgebenes Neſt, das durch ſeine Lage und die Ruinen, in die es zu ſinken anfängt, einen maleriſchen Anblick gewährt. Ich wunderte mich, in dieſen Ruinen ſo viel ſchöne Mädchen zu finden. Schon bei unſerm Eingang ſpazierten vier oder fünf am Thore herum, und hernach ſahen wir faſt aus jedem zerrißnen Papierfenſter einen ſchönen Mädchenkopf herausgucken.

Siena, den 22. September.

Wir gingen um acht Uhr fort, und erreichten Siena um eilf Uhr. Am Thore mußten wir unſere Namen abgeben und die Päſſe vorzeigen. Der Schreiber der Hauptwache, ein junges Bürſchchen, das unſere Namen aufſchrieb, ſagte uns, wir müßten ſogleich, nachdem wir gegeſſen, wieder fortgehen; aber auf meine Antwort, daß wir demungeachtet bis Morgen früh hier bleiben würden, war er auch ſogleich damit zufrieden. Der Dom iſt einer der ſchönſten, die ich je geſehen habe, kleiner als der in Florenz, aber ſo wie dieſer mit weißem und ſchwarzem Marmor bekleidet. Er hat eine ſchöne Façade und einen Aufgang von mehrern Stufen.

Siena rühmt ſich von Romulus erbaut zu ſeyn, und man findet deshalb überall die Wölfin mit dem ſäugenden Knaben am Thore, auf allen Plätzen, in den Zierrathen einer Säule, in der Kirche unter der Kanzel als Säulenträger, zweimal vor dem Dom und faſt überall, wohin man blickt. Wenn dies die hiſtoriſche Gewißheit ihres Urſprungs vermehren oder erweiſen könnte, ſo hätte ſie es völlig genug erwieſen. Siena will mir auf

Florenz nicht behagen. Die häßlichen, krummen Gaſſen, die bergige Lage und die alten, zum Theil wüſten Häuſer gefallen mir nicht. Ich würde hier ſchwerlich lange aushalten, ſo ſchön auch das Italieniſche hier klingt.

S. Quirico, den 23. September.

Um ſechs Uhr gings fort. Die Gegend wird von Siena an allmählich flacher und unintereſſanter; man findet keine zuſammenhängenden Dörfer mehr, nur einzelne Höfe und Gärten, die gewöhnlich auf einer Anhöhe liegen und wie alte Kaſtelle ausſehen, in deren Trümmer und hohe Mauern wahrſcheinlich auch dieſe Gehöfte gebaut ſind.

Die Wagen, denen wir in dieſer Gegend, ſchon jenſeits Siena, begegneten, ſind ſo einfach und kunſtlos, als ſie in ihrer erſten Erfindung vielleicht waren. Sie ſind zweiräderig; aber die Räder ſind bloße hölzerne Scheiben oder Teller aus einem Stück grob gehauen, auf beiden Seiten nach der Mitte zu konvex, und da, wo die Achſe durchläuft, noch zweimal ſo dick, als am

Rande. Dieſer iſt mit einem eiſernen Ringe beſchlagen. Auf der Achſe ruhen zwei Bäume, die von hinten nach vorn gabelförmig in einen ſpitzen Winkel zulaufen. An der Spitze ſitzt die Deichſel feſt, und auf dieſem Wagen ſteht gewöhnlich ein großer Korb, oder es ſind auf beiden Seiten in die Bäume Pfähle gemacht, zwiſchen die man Holz oder dergleichen legt. Dieſe Wagen werden gewöhnlich von zwei Ochſen gezogen, die zugleich die Deichſel tragen und den Wagen ziehen. Heute habe ich ſogar zwei Kutſchen auf ſolchem Geſtelle geſehen; in beide ſtieg man hinten hinein. In dem einen waren die Sitze längs zu beiden Seiten, wie in einem Wurſtwagen, in dem andern wie gewöhnlich; Wagenkaſten von Spänen geflochten und mit Glasfenſtern. In ſolcher Ochſenkaroſſe fährt der Wohlhabendere, während der Aermere ſanftmüthiglich auf ſeinem Eſel daherreitet.

Radicofani, den 24. September.

Um fünf Uhr kam ein Vetturin auf unſer Zimmer und bot uns ſeinen Retourwagen für Spendere poco entweder bis Viterbo oder bis Rom an. Wir wollten auf keine Weiſe Gebrauch davon machen; er ging mit einem: che maraviglia! von dannen und konnte nicht begreifen, daß wir lieber gehen, als fahren wollten. Die Gegend wird immer unfruchtbarer und öder, alles iſt Sand und dürrer Boden; fern zeigt ſich ſchon das Gebirge, das wir heute zu paſſiren haben.

Wir ruhten Nachmittag hoch auf dem Berge, den man von Ricorſi zu beſteigen anfängt, im Schatten einer Kapelle. Von hier können wir beinahe bis Siena zurückſehen, und die ganze traurig öde, hügelige Sandgegend umher überſchauen. Die Häuſer liegen ganz einzeln im Felde umher, meiſtentheils auf Hügeln und Anhöhen, und die Strohhütten, die gewöhnlich daneben ſtehen, ſehen aus, wie Cabanen der Hottentotten. Es iſt eine der traurigſten Gegenden, die man ſehen kann. Das Haus hier bei der Kapelle ſteht leer und verſchloſſen; der Camerière in S. Quirico hatte nicht Unrecht, daß er dies Land ein Paese miserabile nannte.

Den 25. September.

Wir waren ſo feſt in unſer Zimmer eingekerkert, daß wir weder Tag noch Nacht ſehen konnten, und alſo ziemlich lange ſchliefen. Die Nacht hatte ein entſetzlicher Sturm mit Regen gewüthet. Wir gingen um acht Uhr etwa aus dem Wirthshauſe bis Novella, wo wir eine Suppe eſſen wollten, aber keine bekommen konnten. Wir prieſen uns glücklich, daß wir nicht die Nacht dahin gerathen waren, denn allem Anſcheine nach war es das elendeſte Wirthshaus, welches uns unter allen elenden Wirthshäuſern in Italien vorgekommen iſt.

Von Radicofani geht's immer raſch den Berg hinab. Hinter Novella mußten wir am Ufer des kleinen Fluſſes Paglia Schuh und Strümpfe ausziehen, und fünfmal durch das Bette des Fluſſes, der eben ſo viel Krümmungen in dem Thale macht, durchwaden. Wir glaubten das erſte Mal, es würde mit einem Mal gethan ſeyn und zogen uns wieder an; aber kaum waren wir wieder zweihundert Schritte gegangen, ſo mußten wir uns wieder ausziehen. Um Mittag kamen wir nach Ponte Centino. Dieſer Name iſt aber eine Lüge, denn hier findet ſich keine Brücke über den Centino, der Toskana vom päpſtlichen Gebiete ſcheidet, ſondern man muß auf Steinen, die in dem flachen Bette des ſonſt trocknen Fluſſes liegen, hinübergehen. Wir zeigten in der Dogana unſre Päſſe. Den meinigen mit deutſchen Lettern wollte man nicht unterſchreiben; der Zöllner ſagte, er getraue ſich's nicht; aber Liernus holländiſchen Paß unterſchrieb er, weil er ihn für einen lateiniſchen hielt.

Nach einer Stunde gingen wir fürbas. Es iſt doch ſogleich beim Eintritt ins päpſtliche Gebiet alles Täuſchung und Lüge. Wir ſind zwar Ponte Centino paſſirt, aber die Brücke fehlt noch; ſtatt deſſen ſind wir fünfmal durch den Paglia und einmal durch den Centino gewadet. „Nur Geduld,“ ſagte ich, „der Papſt iſt uns die Brücke nur ſchuldig geblieben.“ Ich hatte nicht unrecht gerathen. Ueber den Paglia kam die verſprochene Brücke mit mehr als ſechs marmornen Inſchriften verſehen, die die Wunderthat mehrerer Päpſte rühmten, welche den vernünftigen Vorſatz, dieſe Brücke zu bauen und zu repariren, ausgeführt hatten!

Wir kamen einen grünen, buſchigen, felſigen Hügel hinauf, der uns nach der öden Gegend wieder einmal erquickte und an die Schweiz erinnerte. Ach, ſagte Liernus, die Päpſte waren wohl klug, die hier die Gränze zogen! und ſo erblickten wir Aqua pendente, das eine recht reizende Lage auf dem, in einem halben Zirkel ſich herumziehenden, mit Weinrebenterraſſen geſchmückten Felſen hat. Hier wollen wir für dieſe Nacht Hütten bauen! rief Liernus. Wohlan, ich bin's zufrieden, wenn's innerhalb ſo fein iſt, als draußen! Wir gingen hinein und fanden ein jämmerliches, trauriges, armſeliges Neſt, auf dem wahrlich S. Peters Segen nicht zu ruhen ſchien.

Hier bleiben wir nimmermehr, rief ich, und trieb Liernus fort. „Aber hier iſt doch ein Biſchof, wie unſer Reiſebuch ſagt.“ — Eben darum iſt es hier ſo armſelig, der verzehrt alles, was Kern in dieſer Gegend iſt, und läßt die Schale ſeinen Schafen. Wir gingen durch drei Straßen voll Armuth und Miſt, und kamen mit Gottes Hülfe zu einem alten Thore hinaus. Noch fünf Milien bis zu S. Lorenzo nuovo! Ja! wer weiß, was das für ein Neſt iſt! Muth, lieber Freund! das Wort nuovo tröſtet mich, und dann ſehen Sie nur vor uns hin in die Ferne, dort liegen eine Kirche und ſchöne neue Gebäude; das ſieht doch nicht ſo gar übel aus; das Bischen Regen wollen wir nicht achten; es wird gleich vorüber ſeyn. Das Wetter donnerte hinter uns nach Abend herum, gab eine ſchöne Abendröthe, und mit Sonnenuntergang erreichten wir S. Lorenzo. Wir machten eine kleine Promenade auf dem Platz, der ein regulaires Achteck formirt, durch das die Landſtraße mitten durchläuft. Wie man aus dem Orte tritt, hat man den ganzen Lago di Bolſena zu ſeinen Füßen, welches eine artige, frohe Ausſicht giebt, und um ſo mehr unſern durſtigen Blicken gab, je länger wir kein Waſſer geſehen hatten.

Wir mußten mit einer überſalznen halbrohen Meneſtra vorlieb nehmen. Ein Vetturin hingegen, der am Tiſche mit aß, wurde ganz anders bedient; er bekam drei Gerichte und Trauben zum Deſſert. Dafür verjagte ich ihn hernach mit meiner Pfeife vom Tiſche und aus der Kammer. Er wollte es erſt nicht ſtatuiren, daß wir rauchten, wich aber, als er hörte, daß wir dennoch rauchen würden.

Wir ſchliefen in Geſellſchaft zweier Bauern auf einer Kammer, in einem über alle Maßen naſſen ſchlechten Bette. Jetzt ſind wir recht mitten in der italieniſchen Nationalſauerei!

Viterbo, den 26. September.

Um ſieben Uhr aus S. Lorenzo nuovo. Der Weg geht ſogleich aus dem Flecken den Berg hinab. Nach einer halben Stunde kommt man durch ein zerſtörtes Dorf, das mir von einer verwüſteten Stadt hier im Kleinen einen ſehr lebhaften Begriff gab. Die Felſen und das alte Gemäuer iſt hin und wieder recht maleriſch mit Epheu bewachſen. Man geht einen ſchönen, grünen Eichenwald zur Seite, eine halbe Stunde fort, ein erfreulicher Anblick für uns, die wir noch bis jetzt keinen Wald in Italien geſehen hatten, und kommt ſo allmählich zum See herab, an deſſen Ufer man bis Bolſena wandert, ein dürftiges, unreinliches Fleckchen mit einem alten Kaſtell auf dem Hügel.

Von Bolſena geht der Weg noch ſechs Milien am öſtlichen Ufer des Sees, auf dem waldigen

Abhang der ihn umgebenden Hügel fort. Viterbo hat für den erſten Eintritt ein freies, heiteres Anſehen, wie ſo viele italieniſche Städte, außer Siena. Ein ſchöner Springbrunnen auf einem Platze gleich am Thore erfreut den Ankommenden, und giebt für das Uebrige ein günſtiges Vorurtheil. Wir ſetzten uns vor die Thüre unſers Wirthshauſes, um das Gewimmel der Aus- und Einpaſſirenden zu ſehen. Wir ſahen viel ſchöne und rechtlich, mit Geſchmack ohne Prunk, gekleidete Leute. Die Frauen und Mädchen des bürgerlichen Standes tragen ein feuerfarbenes Tuch mit vier Finger breiten ſchwarzen Streifen als Schleier über den Kopf geſchlagen, wenn ſie ausgehen, und oft blickt ein gar liebes Geſicht darunter hervor. Ich ſah viele von ſchönem Wuchs. Nirgends habe ich ſo viel ſchöne, junge Männer und Jünglinge, ſo viel Achilleſſe und Ganymede unter den Mönchen geſehen, als hier. Der Gobernatore fuhr ganz langſam zum Thore hinaus ſpazieren. Zwei Bedienten gingen zur Seite des Wagens, zwei voraus und zwei auf dem Wagen; alle in hellblauer Livree mit Gold. Die Wache trat ins Gewehr und alles, was auf der Straße ſich befand, ſtand ſtill und verneigte ſich tief. Ich glaubte den Papſt zu ſehen!

Ronciglione, den 27. September.

Um ſechs Uhr machten wir uns auf den Weg. Als wir zwei Milien gegangen waren, gingen wir an ein Haus, wo uns Leute in einem Weinberge ſagten, wir wären falſch gegangen, wir müßten wieder vor die Stadt zurück, und einen andern Weg aus demſelben Thore, aus dem wir gekommen wären, nehmen. Wir bedachten uns alſo nicht lange und kehrten ſogleich wieder um, ohne die vier Milien, die wir umſonſt machen mußten, zu achten; denn wir hatten einen Weg gehabt, desgleichen uns noch nicht vorgekommen war. Er ging, von der Vorſtadt an, faſt immer durch Felſen gehauen; die aber vielmehr zuſammen gebackner und gebrannter Schutt ſind, von Thon und zermalmten Felſen, worin ich viel verkohlte Stücke und kleine Stückchen Bimsſtein fand. Das Meiſte ſchien vom Feuer rothgebrannt. Der Weg geht immer eng und labyrinthiſch; oben ſind Bäume und Sträuche überhin gewachſen. In dieſe mürbe

Maſſe, woraus alle Berge und Hügel um Viterbo zu beſtehen ſcheinen, hat man überall in den Bergen und auf den Feldern Höhlen gehauen, und ſie theils zu Kellern und zu Behältern für Geräthe, theils zu Schutzörtern gegen böſes Wetter für Menſchen und Vieh zugerichtet. So trafen wir es ſchon geſtern bei Monte fiascone, und heute noch mehr bei Viterbo.

Wir gingen bis ans Thor und nahmen nun den rechten Weg, der mehr rechts geht. Hier und da führt er an eben ſolchen Felſen vorbei, und in einer halben Stunde kommt man an den kochenden See, der eigentlich nur ein Baſſin oder Krater von etwa hundert Fuß im Umfange iſt, mit Steinen umgeben und mit Waſſer angefüllt, das ſtets ſiedend aufwallt und ſo heiß iſt, wie kochende Schwefelleber-Auflöſung nur ſeyn kann. Das ſteinige Erdreich rings umher iſt weiß, wie ausgelaugter Kalk, und überall riecht es ſtark nach Schwefel. Es wimmelt von Eidechſen. Dieſer ſteinige Boden klingt hohl, wenn man darauf ſtampft, als wenn man auf ein Gewölbe tritt; es dröhnt unter den Füßen. Aus dieſem ſiedenden Krater haben die Bauern rings umher in den felſigen Boden gehauene Rinnen abgeleitet, und in Gruben geſammelt, worein ſie Weidenreiſer gelegt hatten, um die Rinde davon abzulöſen. Wir fanden ſie rings umher damit beſchäftigt. Sie ſtanden bis mitten an die Schenkel in Gruben voll Waſſer, und holten die Reiſer heraus.

Das Waſſer in dem Krater hat eine klare blaue Farbe, wie das Waſſer der Alpenflüſſe. Es iſt ſiedend in dem Krater, wo es gegen die Mitte zu beſonders ſtark wallt. So heiß fließt es aus dem Krater hundert bis zweihundert Schritte weit in die Gruben ab. Funfzig Schritte weit konnte ich den Finger kaum darin leiden und, als ich um den Krater herum ging, ſchlug mir der Dampf mit dem Winde warm, wie kochende Schwefelleber, ins Geſicht. Das Waſſer ſetzt ſowohl am Rande des Kraters, als in den Rinnen Schwefel ab, und inkruſtirt die Rinnen und hineinfallenden Körper. Dieſer abgeſetzte Schwefel iſt theils gelblich, theils röthlich, theils grünlich, theils weiß. Man kann nur in einiger Entfernung vom Lande den ſteinigen, abſchüſſigen Grund ſehen, gegen die Mitte hin nicht. Das Waſſer iſt klar und blau und ſo, wie es abfließt, ſetzt es eine Schwefelhaut ab. Der ganze Ort, und beſonders der Krater, liegt etwas erhabener, als die Gegend umher. Hart am Krater wächſt Gras und Unkraut. Die Quelle liegt Viterbo gegen Weſten.

* * *

Hier endigt das Tagebuch. Den neun und zwanzigſten September ſiebzehnhundert vier und neunzig langte Fernow in Rom an.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Zweiter Band.

Carl Ludwig Fernow's Leben.

Zweiter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

Mit hochklopfendem Herzen, beſeelt von einem unausſprechlichen Gefühle, wie beim Eintritt in eine neue ſchönere Welt, wanderte Fernow zur Porta del Popolo ein. Er fühlte, es war der entſcheidendſte Tag ſeines Lebens. Das Ziel, wohin nur zu ſtreben, er einſt über ſeine Kräfte geglaubt, was ſeine kühnſten Wünſche, vor wenigen Jahren noch, kaum auszuſprechen wagten, lag jetzt vor ihm. Er war in Rom, im Vaterlande der Kunſt, er durfte hoffen, einige Jahre dort ſeiner ferneren Ausbildung, und jedem höhern Genuſſe leben zu können. Wie aus verborgenen Keimen, ohne ſein Zuthun, hatte dies Glück ſich ihm zur ſchönen Blüthe entfaltet; mit feſtem Entſchluſſe, alles anzuwenden, um ſie zu pflegen, daß ſie nicht dahin welke, ohne ein Samenkorn zurück zu laſſen, trat er ſeine neue Laufbahn an.

Seine erſte Sorge war, ſeinen geliebten Carſtens aufzuſuchen. Wer dürfte es wagen, das

Wiederſehen dieſer beiden Freunde zu beſchreiben, unter dieſen Umſtänden! Auf dieſem Boden! Carſtens fand natürlicher Weiſe ſeinen jüngern Freund ausgebildeter wieder. Was er damals kaum ahnen konnte, als ſie in Lübeck, im engen Stübchen vereint mit einander Pläne einer ſchönen Zukunft machten, die eben jetzt ſo ganz unverhofft zur Wirklichkeit ſich geſtaltete, ſah er jetzt weit von ihm übertroffen. Fernow fand ſeinen Freund zwar durch ſechs Jahre, und mehr noch durch anhaltende Kränklichkeit im Aeußern verändert; aber Herz und Geiſt waren dieſelben. Drei Jahre ſpäter noch ſchrieb Fernow an einen Freund Folgendes über Carſtens:

„Sein Umgang iſt für mich keine kleine Zuthat zu der Glückſeligkeit in Rom zu leben. Er iſt der Einzige in Rom, welcher auf dem Wege der alten großen Meiſter des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert wandelt, und er thut es mit eigenthümlichem Geiſte. Ich wünſchte Dir das Vergnügen, ſeine Arbeiten zu ſehen. Sie würden Dir noch neben den Werken des Raphael und Michael Angelo, Freude machen. Die gegenwärtigen Zeitumſtände ſind der Kunſt zu ungünſtig, als daß ein fremder Künſtler und ein Ketzer je Hoffnung hätte, in Rom ein großes, öffentliches Werk in Arbeit zu bekommen. Wenn Carſtens darum auch ſchwerlich ein ſolches Feld erhalten wird, auf dem er die Größe ſeines, auf einen hohen Grad ausgebildeten Talents entwickeln und zeigen könnte, ſo wird er doch in kleinen Arbeiten dem wahren Kenner immer als ein großer Künſtler erſcheinen.“

Fernow ward ſogleich Carſtens Hausgenoſſe, und von ihm zu Rom's Herrlichkeiten geführt. Die beiden Freunde weihten ſich ganz dem Studium und dem Genuſſe der Kunſt; ſelbſt in den Stunden der Muße gebrach es ihnen nie an Unterhaltung. Fernow ſagt von dieſem Verhältniſſe in der Biographie ſeines Freundes: „Wie intereſſant und lehrreich ein ſolcher Umgang mit talentvollen Künſtlern iſt, wie glückliche Blicke er in die innere geheimnißvolle Werkſtatt des ſchaffenden Genius und in das Weſen der Kunſt geſtattet, wie wichtige Aufſchlüſſe er dem Forſcher über den Grund ſo mancher Erſcheinungen giebt, deren Wie dem Künſtler gewöhnlich ein Räthſel bleibt, obgleich er ſelbſt dieſe Wirkungen hervorbringt, wird Jeder wiſſen, der mit wahrhaft genialiſchen Künſtlern lange in ähnlichen Verhältniſſen gelebt hat."

Fernow wußte dieſes glückliche Verhältniß zu ſeiner ferneren Ausbildung auf das Beſte zu benutzen; ſeine Begriffe von der Kunſt berichtigten ſich täglich. Er ſah bald ein, daß er zu alt werden würde, ehe er die Schwierigkeiten des mechaniſchen Theils der Kunſt hinlänglich überwunden hätte, um etwas Ausgezeichnetes zu ſchaffen, und fühlte es unter ſeiner Würde, etwas Halbes oder Mittelmäßiges zu ſeyn. Das Studium der Philoſophie hatte ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften erhöht und ihn richtiger und zuſammenhängender denken gelehrt, und ſo kam er denn bald zu dem Entſchluſſe: das theoretiſche Studium und die Geſchichte der Kunſt allein zu ſeinem Hauptzwecke ſich zu erwählen, und die Praxis derſelben nur zu ſeiner Erholung zu treiben. Folgender Brief an ſeinen Freund und Beſchützer Reinhold gewährt manche intereſſanten Aufſchlüſſe über ſeine damalige Lage.

Rom, den 12. November 1795.

Die Ueberſendung eines Aufſatzes an Ihren würdigen Herrn Schwiegervater verſchafft mir die längſt gewünſchte Gelegenheit, den weiten Raum, welcher mich jetzt von Ihnen trennt, hindurch zu eilen, und Ihnen einen kleinen Beweis meiner lebendigen Liebe und Verehrung in die Hände zu ſpielen. So lange Baggeſen noch mein Sachwalter bei Ihnen war, ſchien es mir unnöthig, ſelbſt bei Ihnen zu erſcheinen; ich konnte ſeinen Genius, ſein Herz für mich ſprechen laſſen, ohne daß weder Sie noch ich dabei eingebüßt hätten. Aber ſeit er ſeinen Lauf gen Süden leider zu früh beſchloß, um wieder in ſein Wallhall zurückzukehren, muß ich ſelbſt mich aufmachen, über Alpen und Apenninen hin, um Ihnen meinen römiſchen Gruß zu überbringen.

Die dreizehn Monate meines Hierſeyns ſind mir, wenn ich auf ſie zurückſehe, zu dreizehn Tagen verfloſſen, und ich glaube, wenn ich dreizehn Jahre hier wäre, ſie würden mir dünken, wie dreizehn Monate. Rom iſt eine Welt in ſich, wo das Alte immer wieder neu erſcheint, wo man das Neue nicht ſehen mag, wenn es nicht alt iſt. Es giebt einen ewigen Genuß, der ſich immer ſelbſt reproduzirt. Ich möchte Ihnen viel von Rom ſchreiben, wenn ich nur wüßte, wo ich anfangen, wo ich enden ſollte; alſo ſchreibe ich Ihnen lieber von dem, was Sie und mich intereſſirt, was die Seele Ihres Wirkungskreiſes iſt und was auch der Geiſt des meinigen ſeyn ſoll, wenn es wahr iſt, daß ich ihn hier gefunden habe.

Ich treibe hier nicht, das wiſſen Sie längſt, wie ich wähnte und wollte, als ich herkam, die Kunſt praktiſch, und ein Paar Aufſätze im Merkur werden es Ihnen beſtätigt haben. Ich glaube, meinem richtigen Selbſtgefühle zufolge, beſſer daran gethan zu haben, als ich den theoretiſchen Theil der Kunſt zu meinem künftigen Felde wählte, und die Ausſicht, daß ich auf dieſem Wege vielleicht nützlicher ſeyn kann, als auf einem andern, rechtfertigt meinen Entſchluß für mich ſelbſt. Meine erſten Schritte, dieſe Ausſicht zu realiſiren, gehen gut von ſtatten. Ich habe es in der kurzen Zeit meines Hierſeyns wenigſtens dahin gebracht, manchem Künſtler die Nothwendigkeit einer höhern Geiſtesbildung, als der Handwerker bedarf, begreiflich und fühlbar zu machen, dabei den Vortheil, mit den beſten Künſtlern des gegenwärtigen Rom's in genauem Umgange zu leben, und ſo nicht blos in den Werken der Alten, die bereits als Muſter für alle Nachkommenſchaft daſtehen, ſondern auch das lebendige Streben des jetzigen Kunſtgeiſtes, der dieſen großen Vorbildern mit Glück nachſtrebt, den Geiſt und das Weſen der Kunſt gründlich zu ſtudieren, und meine Erfahrungen und praktiſche Erkenntniſſe auf die philoſophiſche Grundfeſte zu ſtützen, welche ich aus unſerm Vaterlande mit hierher gebracht habe.

Vielleicht gelingt es mir einſt dadurch, etwas Nützliches über die Kunſt hervor zu bringen. Indeſſen habe ich, aufgefordert von einigen denkenden Künſtlern und Kunſtfreunden, eine Reihe von Vorleſungen über die Kunſt nach Kantiſchen Prinzipien auszuarbeiten angefangen, welche das Geſchäft des vergangenen Sommers geweſen ſind, und die ich dieſen Winter wöchentlich zweimal Abends in der Wohnung des Prinzen Auguſt von England halte. Mein Auditorium, das aus Künſtlern, Gelehrten und Kunſtfreunden beſteht, iſt ſechs und dreißig Perſonen ſtark. Der Prinz ſelbſt, den ſolche Dinge nicht intereſſiren, iſt mein Zuhörer nicht; aber ich habe den Vortheil, ſie in ſeinem Hauſe halten zu dürfen, und dadurch dem Verdacht eines geheimen verdächtigen Klubs zu entgehen, dem unſre abendlichen Zuſammenkünfte gewiß ausgeſetzt, wodurch ſie vielleicht gar geſtört werden könnten.

Meine erſten Stunden haben das Glück gehabt, nicht zu mißfallen und mir das Vertrauen für die künftigen zu erwerben. Ich beſtrebe mich, meine Vorleſungen beſonders nach Ort und Perſonen und dem Bedürfniſſe der letztern einzurichten; denn ſo angebaut die Phantaſie mancher Künſtler iſt, ſo öde und wüſte iſt mehrentheils ihr Verſtand. Und leider ſind noch öfter alle beide unangebaut, und zwar ſo, daß der große Haufen das Bedürfniß einer ſolchen Kultur noch nicht einmal fühlt, ſondern in dem lieben Handwerke ſeine ganze Glückſeligkeit findet, wobei der größte Theil denn auch wirklich, da wahres Genie überall, folglich auch in Rom, eine ſeltne Erſcheinung iſt, Zeitlebens ſtehen bleibt. Man irrt ſich, wenn man hier einen Zuſammenfluß von Genie und Talenten aller Art unter den Künſtlern der mancherlei Nationen, die hier ſtudieren, oder Studierens halber hier ſind, zu finden glaubt.

Die Deutſchen haben jetzt die beſten Künſtler hier, und unter den fünfzig, welche etwa in allem hier ſeyn mögen, ſind höchſtens vier bis fünf, die entſchiednes Kunſttalent beſitzen. Die übrigen würden gewiß aus innerm Drange die Kunſt nicht zu ihrem Berufsgeſchäfte gewählt haben, weil ſie wenig oder nichts von wahrem Berufe zeigen. Das große Bedürfniß iſt darum, dieſen Menſchen die ganze Wichtigkeit und Würde der Kunſt fühlbar zu machen, und dies iſt auch der Hauptzweck meiner Vorleſungen.

Ich gewinne nur wenig damit, oder vielmehr, wenn ich die Zeit und Mühe gegen den baaren Ertrag in die Wage lege, ſo gewinne ich gar nichts. Auch habe ich meinen Preis mit Fleiß ſo geſtellt, daß Niemand Eigennutz dabei erwarten konnte; denn der große Haufen iſt mehr aus Neugier, als Bedürfniß dazu bewogen worden, ich hoffe indeſſen, es werde mir gelingen, ſie in dieſes allmählich zu verwandeln. Um auch auf eine andere Art die Kultur des Kopfs zu erleichtern, habe ich eine gemeinſchaftliche Bibliothek eingerichtet, um die, dem Künſtler unentbehrlichen Bücher, die Ueberſetzungen alter Klaſſiker, neuere Dichter und andere Bücher allmählich anzuſchaffen. Ehe Carſtens nach Rom kam, hatte faſt kein hieſiger deutſcher Künſtler ein Buch; endlich fing dieſer und jener an zu leſen, da er glaubte, daß Carſtens dadurch ſeinen Erfindungsgeiſt, ſein Genie erworben habe. Keiner hatte je einen Livius, Diodor, Herodot und andere Autoren geleſen; jetzt geſchieht es allmählich. Wir haben nun auch ſeit einiger Zeit einige Zeitſchriften in Gang gebracht, die Literatur-Zeitung, den Merkur, die Horen, und ich hoffe, das Intereſſe an deutſcher Literatur ſoll künftig nicht mehr dem Fremden, der über die Alpen nach Rom kommt, zu befriedigen verwehrt ſeyn. Was mir hier fehlt und mein Vaterland mich oft vermiſſen läßt, iſt der Mangel an Produkten deutſcher Literatur und eines kritiſchen Freundes, welcher mir meine Fehler ſagen könnte, die ich mir lieber von einem Freunde, als von einem Fremden im Angeſicht des Publikums vorhalten laſſen möchte.

So eben iſt Madame Brun aus Kopenhagen, Matthiſſon, die Fürſtin von Deſſau und mein Freund P. angekommen. Mit letzterem habe ich blos den erſten ſeligen Rauſch des Wiederſehens genoſſen, und noch nichts Vernünftiges geſprochen, weil er mir nur einen Augenblick gönnen konnte. Von den übrigen Fremden ſah ich Niemand bis jetzt.

Wenn ich doch auch etwas von Ihnen wüßte! Von Baggeſen hörte ich ſeit einem halben Jahre und länger gar nichts. Es iſt traurig, daß man nicht alle Glückſeligkeit zugleich genießen kann, welche zu genießen einem doch wohl vergönnt ſeyn dürfte, weil man ſie nicht mißbrauchen will. Wie ſehr wünſchte ich, Ihr letztes Werk, Ihren Socrates, der gewiß ſeines großen Urbildes würdig ſeyn wird, hier beſitzen zu können! Ich habe bereits an Füesly in der Schweiz geſchrieben, mir ihn, ſo wie er erſcheint, zu überſenden, denn, mich dürſtet nach neuen Lebensquellen für meinen Geiſt, und dieſe können nur aus Deutſchland kommen.

Schenken Sie mir doch bei einer günſtigen Gelegenheit etwas, wenn es auch nur einige

Zeilen ſind, von Ihrer Hand. Sie werden mir dadurch eine Freude bereiten, nach der ich lange vergebens harre. Vom Grafen Burgſtall weiß ich nichts. Seit Mai, und ſchon früher, iſt ein Wechſel von hundert und fünfzig Gulden, wie mir Baggeſen ſchrieb, für mich unterwegs; aber noch habe ich nichts davon geſehen, ich weiß nicht, ob ich ihn noch erwarten darf; aber daß ich ihn wahrhaft nöthig hätte, daß ich oft in größter Bedrängniß lebe, daß ich bei dem beſten Willen und Fleiße, doch ſogleich im erſten Jahre nicht vermocht habe, ſo viel aufzutreiben, auch nur meine dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, das weiß ich deſto gewiſſer, auch die Lehre, die daraus fließt, weiß ich zu beherzigen, und ich ſtrebe nur nach dem einzigen Glücke, mir ſelbſt mein rechtliches Auskommen erwerben zu können.

Bis zum April ſiebzehnhundert fünf und neunzig lebte Fernow mit Carſtens in einer Wohnung zuſammen, ſpäterhin aber bedurfte dieſer zu ſeiner Kunſtausſtellung eines größeren Raumes, und bezog das Haus des verſtorbenen Malers

Battoni. Beide Freunde wohnten zwar nicht mehr unter einem Dache, dennoch lebten ſie eben ſo unzertrennlich beiſammen, als es früher geſchehen. Fernow brachte den ganzen Tag bei ſeinem Freunde zu; er hatte ſeinen Arbeitstiſch in dem Attelier deſſelben aufgeſchlagen. Hier trieb er mit immer regem Eifer das theoretiſche Studium der Kunſt, und ſah zugleich die Meiſterwerke ſeines Freundes vor ſeinen Augen entſtehen. Jeder arbeitete ungeſtört für ſich; am Abende freuten ſie ſich des gelungenen Tagewerks, und ſammelten bei einem gemeinſchaftlichen Spaziergange auf Rom's klaſſiſchem Boden neue Kraft, neue Belehrung, neuen Kunſtgenuß.

Fernow verlebte jetzt die glücklichſten Jahre ſeines Lebens. Sie entſchädigten ihn für ſeine, in einer ſeinem Geiſte ſo wenig angemeſſenen Lage, verlorne Jugend, für allen Kummer, alle Noth ſeines mühevollen Daſeyns. Der Großmuth des Baron Herbert und des Grafen Burgſtall verdankte er, wie oben erzählt iſt, einen Jahrgehalt von zweihundert Thalern; bei ſeiner Mäßigkeit reichte dies zu, ihn vor Mangel zu ſchützen, und mehr verlangten ſeine beſcheidenen

Wünſche nicht. Freilich genoß er dieſe Unterſtützung nur während der beiden erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Rom, ſpäterhin wurde ſie aus unbekannten Urſachen ihm nicht mehr gewährt; aber gerade für dieſe erſte Zeit war ſie ihm höchſt wohlthätig, ja faſt unentbehrlich. Als er weiterhin mit dem Lokale und der Sprache des Landes bekannter geworden war, mußte es ihm bei vermehrten Kenntniſſen allerdings ſchon leichter werden, ſich allein durch zu helfen.

Ich fahre fort, ihn in ſeinen Briefen ſich ſelbſt ausſprechen zu laſſen.

Fernow an Profeſſor Reinhold.

Rom, den 18. Juli 1796.

Ihr Beifall, welchen ſie meinen erſten ſchwachen Verſuchen ſchenken, iſt der ſchönſte Lohn meines kaum begonnenen Strebens. Ihr Lob ſoll mir ein Sporn ſeyn, es dereinſt zu verdienen, und jeden guten Vorſatz zur That zu verwirklichen, um ſo mehr, da zugleich meine ganze Seele in meinen jetzigen, mir durch Schickſal und innige Ueberzeugung angewieſenen Beruf einſtimmt. Ich fühle mich glücklich, daß ich endlich, und noch früh genug, um nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, eine meinen Wünſchen, und wenn ich mich nicht betrüge, auch meinen Kräften angemeſſene Laufbahn gefunden habe, von der mich auch hoffentlich nichts wieder abziehen wird. Nie habe ich mit innigerm Triebe an einer Geiſtesbeſchäftigung gehangen; nie hat der Pflichtgedanke, dem kurzen Moment des Daſeyns durch ein der Menſchheit nützliches Wirken längere Dauer zu geben, lebendiger auf meinen Willen gewirkt, als ſeit dem ich in Rom lebe; ſeit ich gewiß bin, den Kreis meiner Thätigkeit in der reizenden Sphäre der Kunſt gefunden zu haben.

Das Bedürfniß der bildenden Kunſt unſrer Zeit iſt ſeit meinem Hierſeyn mein ſtetes Augenmerk geweſen, und ſowohl die philoſophiſche Erkenntniß ihres Weſens und Zweckes, als der tägliche Umgang mit Künſtlern aller Art, ſo wie der Anblick der Werke der Kunſt, von dem Erhabenſten bis zum Unwürdigſten herab, haben meine Ueberzeugung mehr und mehr befeſtigt, daß auch hier, wie in ſo vielen andern Mängeln und

Gebrechen menſchlicher Dinge, die Philoſophie den Weg zur Aufnahme und Verbeſſerung bahnen kann und ſoll.

Von dem Zuſtande dieſer Künſte, und dem Geiſte, womit ſie gegenwärtig, ſelbſt in Rom, wenige Ausnahmen abgerechnet, getrieben werden, ließ ſich ein trauriges Gemälde entwerfen; aber ich kann Ihnen in wenig Worten ein treffendes Bild davon geben, wenn ich Ihnen ſage, daß es ſchlechter mit ihnen ſteht, als es vor Kant's Zeiten mit der Philoſophie ſtand, wo F. der Battoni, und P. der Mengs der neueren populären Philoſophie waren, und wo „jene reformationsluſtige Magiſterchen“ unſers philoſophiſchen Zeitalters noch keine Hoſen trugen. Dies mahnt mich an eine tröſtliche Nachricht, die ich kürzlich hier in einem Lichtenbergiſchen Kalender las, von den ſieben Magiſtern, die ein durch Schwaben Reiſender in einem Tollhauſe beiſammen fand, und die ſämmtlich ihren Sparren der Kantiſchen Philoſophie verdankten.

Es geht aber in der Kunſt um kein Haar beſſer, und auch in Rom wäre es nicht ſchwer, ſieben Künſtler zu finden, die würdig wären die

Tollhäuſer ihres Vaterlandes mit ihren Geiſtesprodukten auszuzieren. Vielleicht wird es weit mehr Arbeit und Zeit koſten, einen reinen Geſchmack in die Kunſt, als einen vernünftigen Geiſt in die Philoſophie einzuführen. Zu meinem eignen Troſte denke ich jedoch: ſo bald eine Aufgabe durch Vernunſt gegeben und ihre Auflöſung als ein nothwendiges Bedürfniß gefühlt und erkannt iſt, dürfen auch die größten Hinderniſſe nicht mehr als unüberwindlich angeſehen werden, weil dieſe nur immer zufällig ſind, jene aber nothwendig iſt; und mein ganzes Studium der Kunſt konzentrirt ſich in der Zurückführung der bildenden Künſte auf philoſophiſche Prinzipien, und der gegenſeitigen Anwendung dieſer auf jene in der Beurtheilung. Wie ſehr es mich freut durch die öftere Uebereinſtimmung der Erfahrung mit den a prioriſchen Grundbegriffen von der Wahrheit der Kantiſchen Lehre, wie durch die Probe von der Richtigkeit meines Rechnungs-Exempels, überzeugt zu werden, darf ich Ihnen wohl nicht ſagen.

Außerdem, daß ich hier die beſte Gelegenheit habe, die Kunſt in den Werkſtätten der Künſtler zu ſtudieren, manches Kunſtwerks Empfängniß, Geburt und Mißgeburt beizuwohnen; habe ich das unſchätzbare Glück, den täglichen Umgang meines Freundes Carſtens zu genießen, eines Künſtlers, der für mich eine lebendige Schule der Kunſt, und mir, in Rückſicht auf meinen Zweck, nicht weniger lehrreich iſt, als die Betrachtung der Antiken und Raphaels. Er iſt, was jeder ächte Künſtler ſeyn muß, wahrer Dichter in ſeiner Kunſt; er beſitzt die dem bildenden Künſtler vielleicht noch ſeltner, als dem Dichter eigene Gabe, ſich in jeden Gegenſtand, den er behandelt, zu verwandeln, und ihn mit der eigenthümlichſten Empfindungsweiſe ſeines Dichters darzuſtellen, ohne je das Gepräge eigener Originalität, den Charakter ſeines Styls, zu verläugnen. Darum iſt es ihm auch möglich, mit gleichem Glücke Scenen aus dem Homer und aus dem Dante, aus dem Oſſian, wie aus den alten Tragikern auf ſolche Art zu behandeln, daß man geſtehen muß, ſo, und nicht anders ſoll der Geiſt des Homer, Dante, Oſſian, Aeſchylus in bildender Kunſt dargeſtellt werden.

Sie haben eine Anzeige von einigen ſeiner

Arbeiten im vorigen Jahrgange des Merkurs geleſen. Seit der Zeit hat der fleißige und erfindungsreiche Künſtler wieder Werke erfunden, die ein neuer Beweis von ſeinen Fortſchritten zu einer höheren Vortrefflichkeit ſind; vielleicht mache ich in der Folge auch von dieſen eine öffentliche und, wenn meine Kräfte es geſtatten, ihrer würdige Anzeige. Sie erweiſen der Kunſt einen Dienſt, wenn Sie den Namen und das Talent dieſes Künſtlers den wahren Freunden und Verehrern der Kunſt, welche vielleicht Ihr Zirkel von Bekannten in ſich ſchließt, bekannt machen; denn es gehört auch mit zu der ſtrengen Gerechtigkeitsliebe unſers Zeitalters, daß man die Anerkennung und Belohnung derer, welche mit der Gegenwart fremd ſind, und erfüllt von einem Ideale, das dieſe nicht zu faſſen fähig iſt, nur den Beifall der Nachwelt im Auge haben, auch gerne der Nachwelt überläßt.

Ich habe im vergangenen Winter von Michaelis bis Oſtern wöchentlich zweimal, auch dreimal Vorleſungen über Aeſthetik in Rückſicht auf bildende Kunſt gehalten. Deren Ausarbeitung nahm mir über ein halbes Jahr Zeit weg, und verdiente ich auch nicht viel dabei, ſo lernte ich doch viel. Ich hatte gegen ſechs und dreißig Zuhörer, das heißt, etwa fünf bis ſechs ausgenommen, die ganze deutſche Künſtlerſchaft, und etwa ſieben bis acht hier lebende Gelehrte.

Die Erklärung des Schönen habe ich ſo viel als möglich zu erleichtern und die tranſcendentale Quelle deſſelben fleißig in's Gebiet der Erfahrung herabzuleiten geſucht, wodurch es mir doch gelungen iſt, einigen guten Köpfen unter den Künſtlern, die, wenn ſie auch nicht mit dem Verſtande begreifen, doch mit dem Genie eindringen, einleuchtend zu werden, und ihnen durch häufige Beiſpiele des Schönen, woran es in Rom nicht mangelt, den Vernunftbegriff der Schönheit zu verſinnlichen.

Die Ausarbeitung dieſer Vorleſungen hat mich zugleich einem Zwecke, durch deſſen glückliche Ausführung Ehre zu erwerben iſt, näher geführt. Sie hat mich zu dem Entſchluſſe gebracht, ein äſthetiſches Handbuch für bildende Künſtler auszuarbeiten, und der allgemeine Wunſch meiner Zuhörer beſtärkt und ermuntert mich, ihn auszuführen. Doch will ich mit der Ausarbeitung mich nicht übereilen, ſondern Plan und Ausführung durch Zeit und Studium heranreifen laſſen.

Da bis jetzt kein Buch der Art exiſtirt, ſo möchte ich meinen Eintritt in's Publikum gern mit einem, ſowohl des Gegenſtandes, als unſers philoſophiſchen Zeitalters würdigen Werke machen, und der Gedanke, mich öffentlich meines Lehrers würdig zu zeigen, wird meinem Geiſte immer während der Arbeit gegenwärtig ſeyn. Ich laſſe die Vorleſung bis zum Winter ruhig liegen, wo ich ſie, auch wenn ich ſie nicht wiederholen ſollte, zu meinem Zwecke nochmals ganz überarbeiten, und dann ſehen werde, wie weit ich ſie meinem Ideale nahe bringen kann.

Seit Ende des vergangenen Winters habe ich mich faſt ausſchließend mit der Kunſtgeſchichte beſchäftigt, um mit den vorhandenen Materialien zu einer Geſchichte der neuern Kunſt, die vielen Reiz für mich hat, mich allmählich bekannt zu machen, und mir eine vorläufige Ueberſicht derſelben zu erwerben, bis ich ſie einmal in der Folge, unter Begünſtigung äußerer Umſtände, durch einige Reiſen in die verſchiedenen Provinzen Italiens, wo die neueren Kunſtſchulen geblüht haben, zu eigener anſchaulicher Einſicht erheben kann.

Das Leben in Rom hat ſo viele Reize, daß ſich gar bald der Wunſch, es nie wieder verlaſſen zu dürfen, in's Herz ſchleicht, und ich geſtehe, daß ich ihn, wenn auch nicht für immer, doch für eine Zeit von zehn Jahren gefaßt habe. Nirgends in der Welt kann man freier, ſich ſelbſt überlaſſener und harmoniſcher leben, als hier, und Winkelmann's Heimweg, der ihm ſein Leben koſtete, wäre vielleicht für ſein fühlendes, für Freiheit und Schönheit ſo empfindliches Herz unüberwindlich geweſen. Das Einzige, was eine Sehnſucht nach Deutſchland oft in mir erregt, iſt die Abgeſchiedenheit von unſerer Literatur und das Entbehren einiger Freunde, die ich ewig ſchätzen und lieben werde, für die in gewiſſen Momenten der Erinnerung, des italieniſchen Himmels voller Zauber mit allen ſeinen Schätzen kein Aequivalent zu geben vermag.

Mein freundſchaftlicher Umgang ſchränkt ſich hier auf ſehr wenig Menſchen ein, ja im engſten Sinne iſt Carſtens mein einziger Freund in Rom, und ich danke dem Schickſale, daß ich dieſen einzigen habe. Mit Italienern habe ich kaum Umgang. Der Zeitaufwand würde ſich nicht lohnen, und in Rom hat man keine Urſache, ja es wäre Sünde, ſeine Zeit zu verſchwenden. Selbſt die Stunden der Muße und Erholung kann man ſich zur lehrreichſten Unterhaltung machen.

Mit den hieſigen deutſchen Gelehrten habe ich gleichfalls wenig Umgang. Dieſen Winter hat mir das Hierſeyn der Madame Brun und Matthiſſon's ſehr angenehm gemacht, und Freund P. iſt mir lieb und erquickend geweſen, wie die Erinnerung froh verlebter Tage. Das iſt noch ein Glück, daß man mit den intereſſanten Deutſchen, welche nach Rom kommen, bald bekannt wird, und auf dieſe Weiſe etwas Geiſtesnahrung über die Alpen her erhält; aber auch dieſe ſchneidet der unſelige Krieg, der jetzt Italien verheert, faſt ganz ab, und wenn wir nicht bald Frieden erhalten, ſo befürchte ich für den künftigen Winter eine Hungersnoth.

Das Geld von dem edlen Burgſtall habe ich nunmehr erhalten, ſowohl den alten Wechſel, als auch den neuen. Es war auch Zeit, denn mein Mangel fing eben an, drückend zu werden. Wenn mir Graf Burgſtall für's künftige Jahr die Unterſtützung wieder giebt, ſo will ich mich durch Beihülfe eignen Fleißes ſchon ſo lange durchſchlagen, bis ich mir allmählich eine beſſere Subſiſtenz verſchaffen kann. Er hat mich eingeladen, ihn auf ſeinen Gütern in Steyermark zu beſuchen, und dort eine Zeit lang zuzubringen. Dies iſt mir ein angenehmer Gedanke, den ich gewiß dereinſt, beſonders wenn ich etwas Größeres ausarbeiten werde, zur Ausführung bringe. Wenn mir nur das Schickſal den Wunſch erfüllen hilft, ſo lange in Italien leben zu können, bis ich meine reiche Erndte geendigt habe, um das ganz leiſten zu können, was ich ganz leiſten möchte; ſo will ich um meine übrige Zukunft unbekümmert leben.

Die Schillerſchen Aufſätze in den Horen haben mich entzückt. Ich halte ſie, ſowohl dem Inhalte, als der Darſtellung nach für Meiſterſtücke ſeines äſthetiſch philoſophiſchen Genies. Schiller hat gewiß viel Licht in das Feld der Aeſthetik getragen, und ich verdanke ihm manchen Aufſchluß über Dinge, die mir bis dahin dunkel waren. Ihre Aphorismen über Moral und Naturrecht hat mir P. mitgetheilt. Er konnte mir kein ſchöneres Geſchenk für meinen Kopf und mein Herz mitbringen, ich habe ſie mir, meiner Gewohnheit gemäß, abgeſchrieben, um ſie recht mit Muße durchdenken und beherzigen zu können. Auch Ihre Briefe über die kritiſche Philoſophie hat er mir nach Italien gebracht; dieſe und Kant's Werke, die ich mir ſelbſt mitnahm, ſind meine ganze philoſophiſche Bibliothek; aber auch genug für mich. Die Kritik der Urtheilskraft habe ich hier noch öfter durchſtudiert, und ich kann wohl ſagen, daß ihr Geiſt erſt hier in lichtheller Klarheit den meinigen durchdrungen hat.

Wir leben ſeit einiger Zeit in Beſorgniſſen wegen der nahen Franzoſen; eigentlich aber ſind nicht dieſe, ſondern der hieſige Pöbel zu fürchten, der gewiß durch eine Plünderung den Franzoſen zuvorkommen würde. Wir haben aber auch deshalb hier jetzt erſtaunliche Wunder und Zeichen. Viele Madonnen haben ſchon mit dem Kopfe geſchüttelt und die Augen verdreht, und mancher reuige Birbone hat ſchon ſeinen Dolch, den er für die Jakobiner geſchliffen hatte, der Madonna geweiht.

Ach, wie iſt hier die Menſchheit geſunken! Welcher Abſtand von dieſen fanatiſchen Aeußerungen eines abergläubiſchen Pöbels und ſchändlichen Pfaffentrugs, die wir hier täglich um uns erblicken, bis zu Kant's Idee eines ewigen Friedens! Es iſt ſchrecklich ſich zu überzeugen, daß das Volk in Italien ſeit zweitauſend Jahren, wo es wie jetzt, bei allgemeiner Noth in die Tempel ſtrömte, und zu ſeinen Götzen flehte, noch um keinen Schritt vorwärts, vielleicht noch rückwärts gegangen zu ſeyn ſcheint.

So bemitleidenswürdig es einerſeits erſcheint, ſo unendlich abſcheulich aber ſtellen ſich die dar, welche ſelbſt ohne Rechtſchaffenheit, ohne Sittlichkeit und Glauben, die blinde Menge in dieſer dicken Finſterniß erhalten und gern noch tiefer hinabſtoßen möchten, wenn der Genius der Menſchlichkeit ſich nur ganz vernichten ließ. Jetzt wird zehn Tage lang täglich auf öffentlichen Plätzen Rom's gepredigt; um jede ſolche Bühne verſammeln ſich acht bis zwölf Tauſend Menſchen. Was das für Predigten ſind, können Sie ſich denken. Ich habe dem Scandal für die Menſchheit zwei Mal beigewohnt, um einen Begriff von ſolchen

Scenen zu haben. Wer keinen Glauben an Menſchheit mit nach Rom bringt, wird ihn ſchwerlich mit hinwegnehmen.

Jetzt kann gar kein Paket, weder aus Deutſchland her, noch dort hinkommen, blos die Briefpoſten gehen, und auch dieſe müſſen einen Umweg über Venedig nehmen. Dies hat mich abgehalten, einen Aufſatz über Raphael an Wieland, der jetzt in der Schweiz lebt, zu ſchicken. Ich habe ihn dieſen Sommer nach dem Frohnleichnamsfeſte, wo die Tapeten von Raphael im Vatikan ausgehängt ſind, über die letztern geſchrieben, außerdem manches angefangen; aber nichts ganz vollendet. Meine anderweitigen Studien hinderten mich bisher, etwas für den Merkur einzuſenden, und jetzt wird es wahrſcheinlich anſtehen, bis die Kommunikation mit Deutſchland und der Schweiz wieder ſichrer ſeyn wird.

Wenn ich nach meinen Empfindungen urtheile, ſo müſſen in Deutſchland Aufſätze über die Kunſt dem Publikum Vergnügen machen. Ich habe ſie ſonſt immer mit großer Freude geleſen. Auch dies ermuntert mich zu ähnlichen Vorübungen. Ich habe eine Abhandlung über das Ideal für die bildende Kunſt angefangen, die etwas groß werden wird, weil ich hier einen reichhaltigen Stoff habe, wenn ich es nach ſeinem ganzen Umfange und ſeinen Modifikationen für die verſchiedenen Zweige der bildenden Kunſt betrachten will. Zu meinem Vergnügen habe ich mich in müſſigen Stunden an einer Ueberſetzung des Oſſian verſucht, die jetzt beinahe bis auf den vierten Theil der ganzen Sammlung fortgerückt iſt. Treue, Simplicität und alle Schönheit des Wohlklanges, deren die Proſe im Gedichte fähig iſt, ſind die Forderungen, die ich dabei vorzüglich im Auge habe. Sie ſehen, daß auch unter hesperiſchem Himmel Oſſians Schönheiten nicht bei mir verlieren. Ja noch mehr, man hat ſogar eine italieniſche Ueberſetzung von Ceſarotti, die meine Erwartung übertroffen hat. Ich habe Stellen darin gefunden, die vielleicht in keiner andern Sprache ſo ſchön klingen.

An Baggeſen.

Rom, den 15. December 1796.

Wenn Ihre Langmuth, geliebter Baggeſen, die Vollziehung des verdienten Strafgerichts über mich bis jetzt noch gezögert hat; ſo laſſen Sie ſich dieſen Aufſchub nicht gereuen. Dem Buchſtaben des Geſetzes zufolge, mag ich für mein zu langes Schweigen harte Strafe verdient haben; aber des criminis laesae amicitiae fühle ich mich, Gottlob! nicht ſchuldig.

Daß ich nun über zwei Jahre lang in Rom, wenn gleich kein im Aeußern glückliches, vielmehr höchſt eingeſchränktes, doch ein, meinen liebſten Wünſchen entſprechendes Leben lebe; daß ich im Geiſte einer Kunſt, die, aller Hinderniſſe ungeachtet, immer meine Lieblingsbeſchäftigung war und ſeyn wird, hier aus der Quelle ſchöpfen; daß ich mich mit meinem trefflichen Carſtens, ohne den es mir, ſelbſt in Rom nicht länger gefallen würde, Tage verleben kann, die des goldenen Zeitalters der Kunſt würdig ſind, das, beſter Baggeſen! iſt Ihr Werk; und wie könnte ich jemals den Urheber meines Glücks, das ich mit jedem Tage mehr ſchätzen und nützen lerne, vergeſſen.

Sie haben, ohne daß wir beide es wußten, mich einem Zwecke entgegengeführt, der, nach meiner jetzigen Ueberzeugung, ſich eigentlicher für mich ſchickt, als der, welchen ich, meiner frühern Neigung nach, hier zu erreichen wünſchte. Der Lauf meiner Schickſale, und die Art meiner Geiſtesbildung ſcheinen mich, wie ich allmählich einſehen lerne, weniger zum Künſtler beſtimmt zu haben, als mein früher und auch jetzt noch dauernder Trieb, dem es zu lange an Gelegenheit zur Befriedigung gemangelt hat, als daß ich nun, da ich ſie habe, noch hoffen dürfte, jene Schwierigkeiten, die ſchon in der Jugend beſiegt ſeyn müſſen, im reifern Alter noch glücklich zu überwinden.

Die Praxis im Zeichnen und Malen, die ich mir ehemals erworben habe, iſt mir demungeachtet auch jetzt von weſentlichem Nutzen; denn ſie ſetzt mich in den Stand, auch in den Theil der Kunſt, der ſonſt gewöhnlich dem Kenner und Theoriſten verborgen bleibt, der aber dem, welcher ſich zum gründlichen Kenner und Kunſtrichter zu bilden ſtrebt, keineswegs fremd ſeyn darf, ich meine den mechaniſchen Theil, von dem der äſthetiſche Eindruck ſo ſehr abhängig iſt, leichter und tiefer einzudringen, und ſo von allen Theilen der Kunſt deutliche und vollſtändige Begriffe zu erwerben. Wie nothwendig es iſt, daß Theorie und Praxis, Abſtraktion und Anſchauung ſich gegenſeitig unterſtützen, lehrt mich hier die tägliche Erfahrung.

So unmöglich es auch ſelbſt in Rom iſt, ohne gründliche Vorbereitung durch Philoſophie, etwas Probehaltiges über die Kunſt zu ſchreiben, eben ſo unmöglich iſt es in Deutſchland, auch bei der größten Reinheit und Vollſtändigkeit philoſophiſcher Einſicht, in das Weſen des Schönen und der bildenden Kunſt zu dringen; denn hier würde der Begriff, und dort die Anſchauung mangeln. Erſt in Rom habe ich, nach wiederholtem Durchleſen, Kant's Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft ganz verſtehen gelernt und der Geiſt ihres großen Verfaſſers iſt mir noch größer erſchienen durch die Tiefe und Wahrheit ſeiner Vernunftoffenbarungen, die mir oft bei der Betrachtung der hieſigen Kunſtwerke, beſonders ſolcher, wo das Genie in höchſter Vortrefflichkeit ſichtbar iſt, auf eine überraſchende Weiſe eingeleuchtet haben.

Durch Schiller's Briefe und übrigen Aufſätze in den Horen bin ich großentheils mit ihm, auch wegen der in der Schrift über Anmuth und Würde aufgeſtellten Ideen in Eintracht gebracht werden. Ich hoffe, daß auch Sie es jetzt ſeyn, und die Schönheit nun weniger zweideutig anſehen werden, als ehedem, nachdem Schiller ſie in ihrer rein idealiſchen Natur auf den erhabenſten aller Standpunkte, den der vollendeten Menſchheit, geſtellt hat.

Sehr intereſſant iſt noch für mich in der Abhandlung über das Spiel die Erklärung der freien Reize geweſen, als die der unterſten der Empfindungsarten, welche auf Schönheit Anſpruch machen können, und als ein Uebergang vom Angenehmen zum Schönen, von der Materie zur Form anzuſehen ſind. Ich finde ſie der Vernunft angemeſſen, und beſtätigt durch das Gefühl. Dadurch iſt meines Bedünkens die durch Kant problematiſch gelaſſene Frage: ob Farben und Töne zum Angenehmen oder zum Schönen zu rechnen ſind, auf eine befriedigende Weiſe beantwortet und das Räthſel gelöſ't.

So läßt ſich auch die Schönheit des Kolorits retten, welche, ſo ſehr ſie auch dem Gefühle einleuchtet, doch dem Verſtande nicht einleuchten will, wenn er ſein Urtheil auf den Satz gründet, daß Schönheit blos in der Form enthalten seyn könne. Mir hat dieser Widerspruch, seit ich in Rom bin, schon oft zu schaffen gemacht. Ich konnte es nicht über meine Empfindung gewinnen, den Farben Schönheit abzuläugnen, und doch war ich nicht im Stande sie dem Verstande so zu erweisen, daß er darüber mit der Empfindung in Einigkeit wäre. Jetzt sehe ich auch in dieser Dunkelheit Licht, und komme allmählich mit meinem Systeme einer Kritik der bildenden Kunst in's Reine. Es ist mir nun noch darum zu thun, es im Detail auszuarbeiten, und im Zusammenhange auch für andere glücklich darzustellen. Dies wird eine Zeitlang meine Hauptbeschäftigung seyn, zu der ich bereits im vorigen Winter durch meine Vorlesungen über Aesthetik in Rücksicht auf bildende Kunst, die ich jetzt wieder umarbeite, eine gute Vorbereitung gemacht habe.

Je weiter ich im Studium der Kunst fortschreite, desto mehr erweitert sich der Umfang meines Zwecks, desto mehr Interesse bekommt es für mich, so daß ich auch den Vorsatz gefaßt habe, es auf jeden Fall mit dem Schicksale aufzunehmen, Italien nicht eher wieder zu verlassen, bis ich alles Merkwürdige in dem Vaterlande der neuern Kunſt hinreichend geſehen, und die Kenntniſſe eingeſammelt habe, die mich in den Stand ſetzen können, Etwas in ſeiner Art ſo vollſtändiges, als meinen Kräften möglich iſt, zu liefern. Und ich hoffe, man ſoll mir den Vorwurf nicht machen, daß ich mein Ziel zu niedrig geſtellt habe.

Von meinem Freunde Carſtens ſoll ich Ihnen, leider! nur unbekannter Weiſe, einen herzlichen Gruß ſagen. Es thut mir leid, daß ſie ſich beide einander nicht kennen! ich könnte Ihnen dann noch mehr von ihm und ſeiner Kunſt ſagen. In Jahresfriſt werden Sie verſchiedene ſeiner Arbeiten in Kopenhagen ſehen können. Madame Brun hat ein Bild bei ihm beſtellt, das bereits fertig iſt, und den Kampf Fingal's mit dem Geiſt von Loda aus Oſſian's Karikthura darſtellt. Der Baron von Knuth hat drei andere bei ihm beſtellt. Von einem derſelben, die Nacht mit ihren Kindern nach dem Heſiod, werden Sie ſchon in meiner Nachricht über ihn im Teutſchen Merkur, die Anzeige des Kartons geleſen haben. Das zweite iſt Bacchus und Amor; das dritte, als Gegenſtück zur Nacht, ſeiner Wahl überlaſſen.

Im künftigen Jahre werde ich wieder eine, bei weitem intereſſantere Nachricht von neuen Arbeiten dieſes fleißigen und erfindungsreichen Künſtlers in's Publikum bringen können. In der That iſt es eine ſchwere Aufgabe, ſeine Arbeiten würdig zu beſchreiben, was ich zum Glück bei der erſten Anzeige weniger gefühlt habe, als jetzt. Als einen Fluch unſers Zeitalters betrachte ich es, daß ſich jetzt ſo wenig Gelegenheit zu großen Arbeiten darbietet. Carſtens müßte eine Capella Sixtina oder einen Vatikan zu bevölkern haben, um ſeinen Ruhm, ſo wie er es verdient, gründen zu können.

Ueber Rom möchte ich Ihnen lieber gar nicht ſchreiben. Des Merkwürdigen, Schönen und Großen, ſo wie des Abſcheuerregenden, Empörenden und Niederträchtigen iſt hier ſo viel, daß man jedem Verſuche, es in eine vernünftige Einheit zu bringen, unterliegen muß.

Die, vermöge des Waffenſtillſtandes nach Paris beſtimmten Kunſtwerke ſtehen noch eingepackt, ſo wie ſie ſtanden, als der Waffenſtillſtand aufgehoben wurde, und wir ſind noch nicht ſicher, daß ſie dieſe Reiſe, alles Widerſtrebens ungeachtet, nicht noch machen müſſen. So unlieb es mir auch ſeyn würde, dieſe erſten Werke der Kunſt aus Rom wandern zu ſehen, ſo würde ich mich doch freuen, wenn ſie der Preis wären, um den Italien eine glückliche Zukunft erkaufte. Die Kunſt würde durch dieſes Opfer nichts verlieren, davon bin ich überzeugt; ja es läßt ſich denken, daß ſie ſo gar gewinnen könne, wenn ihr in Frankreich ein neues Leben aufginge, und ſie eine Sache der Nation würde. Rom erlitte freilich einen unerſetzlichen Verluſt, der aber nichts bedeutet, ſobald die Sache der Menſchheit dadurch gewinnt. Der Künſtler ſtudiert in Rom nie nach den Originalen, weil ſie größtentheils einen ungünſtigen Standpunkt haben, und überdem ſind nur ſehr Wenige unter dem großen Haufen hier ſtudierender, ſowohl fremder, als einheimiſcher Künſtler, denen es etwas helfen würde, wenn ſie auch Zeitlebens die Antiken vor der Naſe hätten.

Hirt hat ſein Schickſal nach Berlin geführt, wo er als Profeſſor der ſämmtlichen theoretiſchen Wiſſenſchaften der bildenden Künſte bei der Akademie angeſtellt iſt. Wenn es mir möglich wäre, am Antiquariat Geſchmack zu finden, ſo hätte ich jetzt die beſte Gelegenheit, mir die vakante Stelle als res nullius zuzueignen; aber es hat ungeachtet ſeiner Einträglichkeit, ſo wenig Reiz, und ſo viel Widriges für mich, daß ich mich nicht dazu entſchließen kann. Ich will lieber dürftig leben und meine Zeit mit dem Studium der Kritik, der Geſchichte der Kunſt, meiner Neigung gemäß zubringen, als der Leithammel reicher, meiſtens geſchmackloſer Fremden ſeyn. Ich habe bis jetzt über zwei Jahre mit ſehr Wenigem in Rom gelebt, und bin damit ausgekommen, und hoffe noch länger auf dieſe Weiſe meinem Zwecke glücklich entgegen zu gehen.

Was ich in Rom am meiſten entbehre, iſt die Gelegenheit, das Merkwürdigſte der deutſchen Literatur kennen zu lernen, beſonders in den Fächern, die mit meinem Studium zuſammenhängen. Die Unſicherheit der Poſten, während des Kriegs in der Lombardei erſchwert die Kommunikation ſo ſehr, daß wir hier ſeit dem Maimonat keine Literaturzeitung und keine Horen mehr erhalten haben; ich weiß alſo jetzt beinahe gar nichts von dem, was ſeit Jahr und Tag in Deutſchland Merkwürdiges erſchienen iſt. Deſto mehr bin ich gezwungen, mich um das zu bekümmern, was in Italien vorgeht. Sie können ſich alſo leicht vorſtellen, daß ich ein mächtiger Politiker, oder wie die Italiener ſich ausdrücken, ein Politicone geworden bin, und viele Dinge jetzt Intereſſe für mich haben, die mir ſonſt gleichgültig waren.

Ich bin ſo glücklich geweſen, Reinhold's in Kiel ausgearbeitete Vorleſungen über Moral und Naturrecht durch einen Freund zu erhalten, mache einen Verſuch, die dictata in's Italieniſche zu überſetzen, und aller Schwierigkeiten ungeachtet, hoffe ich, daß es gelingen ſoll, da mir der Umgang mit einem hieſigen Gelehrten zu dieſem Zweck ſehr nützlich wird. Es iſt eine Arbeit zur Abwechſelung, die mir zugleich eine ſehr vortheilhafte Uebung in der Sprache verſchafft.

Fernow an Reinhold.

Rom, den 3. März, 1797.

Rom's Schickſal, das ſo lange in Ungewißheit ſchwebte, iſt für jetzt entſchieden. Unſer

Dalai Lama hat, wider alles Erwarten, doch nicht ohne große Opfer, den Frieden von den Galliern erhalten; jetzt ſind eine Menge franzöſiſcher Offiziere und Soldaten hier, welche nach Rom gekommen ſind, um es zu beſehen; lauter junge, wohlgenährte und wohlgeſittete Leute, die Generals Victor und Lannes unter ihnen. Erſterer zählt einige dreißig, Letzterer höchſtens vier und zwanzig Jahre. Man hat alle Mühe den Pöbel im Zaum zu halten, der nirgends ungezogener iſt, als in Rom. Die Statuen werden jetzt auf das emſigſte eingepackt, und wir bedauern den Verluſt dieſer Schätze, die wir vor einiger Zeit noch gerettet glaubten, auf's neue. Gerne hätte ich gewünſcht mit meiner Anzeige zum Lügner geworden zu ſeyn. Jetzt ſind wir froh, daß es bei dem Hundert Kunſtwerken bleibt, und daß uns nicht Alles genommen wird.

Ich habe dem Grafen Burgſtall geſchrieben, in der Hoffnung, daß er mir auch für dieſes Jahr die Beiſteuer von hundert Scudi geben wird, und ihn gebeten, ſie mir in Florenz auszahlen zu laſſen, weil ich den nächſten Sommer dort zuzubringen gedenke. Es würde den Zweck meines

Aufenthalts in Italien gar ſehr befördern, wenn ich jährlich zwei hundert Scudi gewiß hätte; denn alsdann könnte ich meinen Aufenthalt nach Gefallen verändern.

Um meinen Zweck ganz zu erreichen, iſt es nothwendig, daß ich mich in den vornehmſten Städten Italiens, zum Beiſpiel Neapel, Florenz, Bologna, Venedig und ſo weiter an jedem Orte einige Zeit aufhalte, um das Merkwürdige der Kunſt kennen zu lernen. Ohne dieſes iſt es unmöglich, die Geſchichte der Kunſt zu ſtudieren. Aber ich habe keine Ausſicht eine ſolche Summe zu erhalten. Was ich mit dem Schreiben verdiene, iſt zu ungewiß, obgleich es, wenn ich um's Brod ſchreiben müßte, hinreichen würde, mich zu ernähren, aber dies müßte mich jetzt ſehr von meinen größeren Arbeiten abziehen. Dieſen ganzen Winter habe ich an dem erſten Theil meines äſthetiſchen Handbuchs gearbeitet, und ihn beinahe zu Stande gebracht; aber ich will ſolchen nicht eher aus den Händen laſſen, bis ich auch den zweiten Theil, und ſo das Ganze fertig habe. Und dazu iſt mir die Reiſe nach Florenz nothwendig. Auf dieſer hoffe ich noch manche Materialien zu Aufſätzen für den Merkur zu ſammeln. Vater Wieland hat mir neulich durch eine andere Hand ſeinen Beifall über den Aufſatz von Raphael's Tapeten verſichern laſſen. Ich wünſche nichts mehr, als ihn durch andere beſſere Arbeiten zu verdienen.

Auszug eines Briefes von Fernow an Herrn Rauwerk.

Rom, den 29. September 1797.

Schon vor vier Wochen, mein lieber Rauwerk, hätte ich Dir unmittelbar, nach dem Empfang des Stücks vom Merkur, in welchem mich Deine freundſchaftliche Epiſtel ſo erfreuend überraſchte, geſchrieben, wenn ich nicht gerade damals im Begriff geweſen wäre, eine Reiſe in die Bergthäler des Sabinerlandes, in's Neapolitaniſche, nach dem Lago fucino, und zu den Tempelruinen von Cora zu machen, von der ich vor wenigen Tagen zurückgekommen bin. Nun fügte es ſich ſo glücklich, daß ich heute an dem dritten Jahrstage meiner Ankunft in Rom an Dich ſchreiben, und wenigſtens im Geiſte dieſen entſcheidenden Tag in meinem Leben mit Dir feiern ſoll. O, daß ich heute Dich ſelbſt hier umarmen könnte! Dein Brief hat jene unvergeßlichen Tage, die ich in Deiner reizenden Inſelſtadt verlebt habe, mit den lebhafteſten Farben wieder in meiner Erinnerung aufgefriſcht. Ratzeburg wird mir immer vor vielen Orten werth ſeyn, wie das Andenken an die erſte Geliebte auch dann noch theuer iſt, wenn eine andere bereits Herz und Hand beſitzt.

Wunderbar hat mich ſeit unſrer Trennung Schickſal durch eine Reihe von Verhältniſſen und Umſtänden bis hierher geführt. Bis einſt ein frohes Wiederſehen uns vergönnt, die Lücke auszufüllen, welche eine ſiebenjährige Trennung in dem Zuſammenhang unſeres Freundſchaftsbundes gemacht hat, will ich Dir die Hauptmomente meines Lebens bis auf dieſe Zeit mittheilen. —

Hier folgt eine kurze Erzählung deſſen, was der Leſer ſchon weiß, dann fährt er in ſeinem Briefe folgendermaßen weiter fort.

Die Unterſtützung des Baron Herbert und des Grafen Burgſtall hat zwei Jahre gedauert, und indem ich jetzt von dem Wenigen, was mir meine kleine Schriftſtellerei einbringt, zwar dürftig, aber glücklich und zufrieden lebe, bereite ich mich allmählich zu größern Arbeiten vor, welche Zeit, Erfahrung und reifes Urtheil erfordern.

Unſer guter Carſtens, den Du wenig gekannt, aber gewiß nicht vergeſſen haſt, iſt jetzt über fünf Jahre in Rom. Ich werde Dir in der Folge einmal etwas ausführlicher über ihn und ſeine Arbeiten ſchreiben. Laß Dich des Malers Müllers Brief in den Horen nicht irren. Er iſt durch Carſtens Künſtlerwerth und durch ſeine ungebührliche Prätenſion zu dem Schritte verleitet worden, der ihm bei den hieſigen Künſtlern wenig Beifall erworben, und auch in Deutſchland den Eindruck, den er auf gewiſſe Perſonen zu machen hoffte, verfehlt hat. Ich weiß, was Goethe, Wieland und Herder über ſeinen Brief geurtheilt haben, und bin deshalb um ſo ruhiger, und überzeugt, daß ſowohl Carſtens, als ich ihn am beſten durch unſere Produkte widerlegen können; er hingegen durch die ſeinigen ſich nie als ein competenter Richter über die Werke eines andern, weit über ſeinen Horizont erhabenen, Künſtlers rechtfertigen kann.

Erwarte nicht, daß ich Dir über Rom etwas ſchreibe, über dieſen Gegenſtand läßt ſich kein Brief ſchreiben. Jahre werden dazu erfordert, um alles Merkwürdige dieſer Stadt nur kennen zu lernen, und man muß hier erſt völlig einheimiſch werden, um jedes Ding mit richtigen Sinnen zu ſehen und zu beurtheilen. Hier iſt der Maßſtab für alles Große und Schöne in der Kunſt, und die Quelle des guten Geſchmacks wird immer hier bleiben, wenn gleich unſre erſten Bilderwerke nach Paris gewandert ſind.

Ich bin überzeugt, daß die Kunſt von dieſem Raube in Rom eben ſo wenig wahren Verluſt leiden, als ſie in Paris Vortheile davon ziehen wird. Es gehören andere Triebräder dazu, um den Sinn für Kunſt und guten Geſchmack bei einer Nation zu entwickeln, als ein Paar Dutzend Statuen. Wenn dieſer Sinn ſich nicht von ſelbſt in der Nation ausbildet, ſo wird ſie ewig keinen feſten Geſchmack bekommen und die Kunſt wird nach, wie vor, ein Ball der Mode, eine Zierart des Luxus und ein zweckloſes Spielwerk der Menſchen ſeyn. Die Hierarchie muß überdies, allem Anſchein nach, bald ein Ende nehmen, und wer weiß, ob es nicht gut wäre, daß wenigſtens die beſten Ueberreſte der alten Kunſt vor den Stürmen, die ihren Untergang begleiten können, in Sicherheit gebracht worden ſind.

Wenn unſre Künſtler etwas Vortreffliches leiſten könnten und wollten, ſo würde es ihnen darum nicht an Muſtern fehlen, die, obgleich ſie nicht zu den beſten der alten Kunſt gehören, doch nie von ihnen werden erreicht, geſchweige übertroffen werden. Aber der größte Theil wandelt mit einem unbegreiflich ſtumpfen Sinn in ſeiner Blindheit den großen Schönheiten vorüber, und ſehr Wenige haben von dem, was ſie wollen, einen deutlichen Begriff. Wie ſollten ſie ihn von dem Weſen der Kunſt haben! Nachahmer und Nachbeter hingegen findet man in Menge, und ich bin wahrhaft auf die Kunſtakademien ergrimmt, die dieſen ſinnloſen Schlendrian pflegen und befördern.

Im Maimonat des Jahres 1798 mußte Fernow den großen Schmerz erleben, ſeinen Freund Carſtens nach langen Leiden an einem Bruſtübel ſterben zu ſehen. Alles, was zärtliche, aufmerkſame Freundſchaft zur Pflege des Kranken thun konnte, hatte er unausgeſetzt gethan. Wie tief dieſer Verluſt ihn niederbeugen mußte, welche Lücke dadurch in ſeinem Leben entſtand, wie verwaiſet, wie verödet es ihm erſchien, kann nur, wer einſt einen ähnlichen erlitt, ganz empfinden. Die nähern Umſtände von Carſtens Tode hat Fernow ſelbſt in ſeiner Biographie dieſes als Menſch und als Künſtler gleich ausgezeichneten Mannes auf eine rührende und zugleich erhebende Weiſe erzählt; ſie ihm hier nacherzählen zu wollen, wäre überflüſſig, da ohnehin zu hoffen ſteht, daß jenes Buch, in welchem der Geiſt und das Herz beider Freunde ſich ſo deutlich ausſpricht, wenigen meiner Leſer unbekannt ſeyn dürfte, und daß die, ſo es noch nicht kennen, durch dieſe Darſtellung von Fernow's Leben ſich bewogen fühlen möchten, auch den geliebteſten Freund deſſelben einer näheren Bekanntſchaft zu würdigen, der ſoviel zu ſeiner ferneren Bildung beigetragen hat.

Fernow hatte jetzt beinahe vier Jahre in Rom zugebracht, und war während dieſes Aufenthalts mit faſt allen dort lebenden Künſtlern und Gelehrten in geſellige Verbindung getreten. Alle jene liebenswürdigen Eigenſchaften, die ihn früher, unerachtet ſeiner durchaus nicht glänzenden Stellung, im Leben geſucht und in der Geſellſchaft beliebt machten, froher Sinn, leichter Witz, natürliche Anſpruchloſigkeit waren ihm geblieben, ja, durch eine höhere Bildung und mannichfache, ſeitdem erworbne Kenntniſſe noch anziehender geworden. Faſt Allen, die in dieſem Kreiſe ihm vorzüglich lieb waren, hat er in den Zuſchriften der verſchiedenen Aufſätze, welche ſeine römiſchen Studien enthalten, Denkmäler ihrer gegenſeitigen Freundſchaft geſetzt. Ja man kann wohl behaupten, daß dieſe römiſchen Studien ſein ganzes eigentliches Leben in Rom enthalten, da er zu dem, was deſſen Hauptbeſchäftigung und Freude ausmachte, auch die Namen der Freunde gefügt hat, bei denen er Erholung, Rath und Hülfe fand, wenn er es bedürftig war, und die er dafür wieder aufrichtig liebte und ehrte.

Auch mit dem ehrwürdigen Zoega lebte Fernow in freundlichen Verhältniſſen. Aehnliche

Beſchäftigung, gleiche Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft machten beide einander wechſelſeitig werth. Zoega'n verdankte Fernow, beſonders in der erſten Zeit, manchen Aufſchluß über das, was ihn am lebhafteſten intereſſirte; ſie beſuchten mit einander Gallerien und Kunſtwerke, und verlebten auf dieſe Weiſe viele ſchöne, genußreiche Stunden.

Unter den Italienern hatte er zwar mehrere Bekannte, aber nur einen eigentlichen Freund, dem er aber um ſo herzlicher ergeben war, den bekannten Sprachlehrer Pietro Giuntotardi. Dieſer ausgezeichnet geiſtreiche, mit allen Schönheiten und Tiefen ſeiner melodiſchen Mutterſprache vertraute Freund, war ihm unbeſchreiblich hülfreich, als die Zeit herankam, in der die italieniſche Sprache, beſonders aber ihre Dichter anfingen, ihn lebhafter zu intereſſiren. Seinem alles Schöne ſchnell ergreifenden Geiſte ging hier eine neue Welt auf, und vielleicht hat es noch Niemand in einer fremden Sprache zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht, wie Fernow in der italieniſchen. Ein Beweis davon iſt ſeine italieniſche Grammatik. Wie tief er aber in den Geiſt der Dichter dieſer zur Poeſie geſchaffnen Sprache eindrang, davon überzeugt uns ſeine Raccolta di autori classici, und vor allen ſeine Noten zum Dante in dieſer. Rom war ihm jetzt zur eigentlichen Heimath geworden, und die harmoniereiche Sprache des Landes ihm bald nicht weniger lieb als ſeine eigne Mutterſprache; auch ſprach er ſie eben ſo fertig und ſchön, ſowohl in Hinſicht der Ausſprache, als der Wortfügung, und es war kein geringer Genuß, ihn mit ſeinem ſchönen ſonoren Organ irgend ein Werk ihrer großen Dichter vorleſen zu hören.

Um dieſe Zeit fing er an, unter unglaublichen Entbehrungen und mit unſäglicher Mühe eine Sammlung italieniſcher Schriftſteller, oft der ſeltenſten Art, zuſammen zu bringen, die ihn ſpäter nach Deutſchland begleitete, und über deren Vollſtändigkeit jeder ſich verwundern mußte, dem es bekannt war, in wie beſchränkten Umſtänden Fernow immer gelebt hatte. Doch ſeinem kräftigen Wollen war keine Entbehrung zu groß, kein Opfer zu ſchwer, wenn es darauf ankam, ſich die Mittel zu verſchaffen, ſeine Liebe für die Kunſt zu befriedigen.

Die damaligen unruhigen Zeiten waren ihm freilich in dieſer Hinſicht günſtig; Paläſte und Bibliotheken wurden gewaltſam geöffnet, Schätze, die lange Jahre hindurch ungenützt aufgehäuft lagen, wurden jetzt an das Licht des Tages gezogen. Vieles wurde zerſtört, vieles fiel in unkundige Hände, manches ward von Kennern um einen geringen Preis vor dem Untergange geſchützt. Auch Fernow, bei ſeiner ihm zur Natur gewordnen Gewohnheit auf Alles, was um ihn her vorging, ſorgſam zu achten, hatte das Glück, auf dieſe Weiſe manches ſchätzbare Buch zu retten, und ſeinen kleinen Schatz ſo zu vermehren. Wenn man bedenkt, wie vieles mit der Zeit hervorgebracht werden kann, ſobald man unermüdet jeden Tag nur etwas leiſtet, ſo wird man nicht mehr über die Beträchtlichkeit dieſer Bücherſammlung erſtaunen, welche jetzt der Freund und Beſchützer aller Kunſt und alles Schönen, der Herzog von Weimar, ſeiner Bibliothek einverleibt hat. Aber bewundernswürdig und lobenswerth bleibt immer Fernow's ſich ſtets gleicher Eifer, der ſtoiſche Gleichmuth, die heitere Freudigkeit, mit der während mehrerer Jahre er ſich jeden kleinen Genuß, ja faſt unentbehrliche Bedürfniſſe verſagte, um alles, was er erübrigen konnte, zu dieſem Zwecke zu verwenden.

Nicht allein der Umgang mit ſeinen für beſtändig, oder doch für längere Zeit in Rom anſäſſigen Freunden gewährte ihm am Abende eines mühevollen Tages geſellige Erholung und heitern Geiſtesgenuß. Er fand beides auch oft in den Kreiſen der vielen, durch Bildung, Talent, hohe Geburt und alles Schöne und Große ſich auszeichnenden Fremden, welche abwechſelnd Rom durch ihre längere oder kürzere Gegenwart neuen Reiz gaben. Fernow war ſehr geſelliger Natur, und erlaubte ſich gern den Genuß, den die beſſere Geſellſchaft gewährt, ſobald die Umſtände es thunlich machten und bei ſeiner ſehr leicht die Herzen gewinnenden Perſönlichkeit ward es ihm nicht ſchwer überall Zutritt zu erhalten. Viele ſchöne Stunden hat er im Hauſe der Madame Brun aus Kopenhagen verlebt, die während ſeines Dortſeyns zweimal Rom beſuchte. Der letzte Winter aber, den er in Rom zubrachte, ward ihm beſonders durch Herrn von Humboldt, welcher damals als Geſandter dort hinkam, und deſſen liebenswürdige Familie intereſſant. Faſt jeden

Abend brachte er in dieſem geiſtreichen Kreiſe zu und vergaß dort alle Sorge und Mühe des Tages.

Um die nämliche Zeit ungefähr langte die damals regierende Fürſtin von Rudolſtadt und vielleicht etwas ſpäter der jetzige Herzog damalige Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz in Rom an. Zum erſten und einzigen Mal übernahm Fernow das Amt eines römiſchen Cicerone, indem er die für Kunſt und Wiſſenſchaft auf eine ſo lebhafte und geiſtreiche Weiſe ſich intereſſirende Fürſtin, ungeachtet ſeines, oft und deutlich ausgeſprochnen Widerwillens gegen dieſe, in Rom übrigens ſehr lukrative Beſchäftigung, herumführte. Aber dieſes eine Mal gewährte es ihm einen hohen Genuß, und wäre er länger in Rom geblieben, ſo würde wahrſcheinlich die Erinnerung daran ihn bewogen haben, öfter zu verſuchen, ob das Glück ihm wieder ſo wohl wolle!

Alles dies erfreute ihn zwar und erheiterte ſein noch immer oft ſehr ſorgenvolles Daſeyn, aber die, durch den Tod ſeines Freundes entſtandene Lücke ward dadurch nicht ausgefüllt, er fühlte ſich dennoch allein. Fernow hatte jetzt das ſechs und dreißigſte Lebensjahr erreicht, die

Zeit der rauſchenden Jugendfreuden war für ihn längſt vorüber, der Hang zur Häuslichkeit erwachte in ſeiner Bruſt, er fing an nach einem Weſen, das ihm, dem er wieder angehöre, nach einer Heimath, einem eignen kleinen Herde, mit unausſprechlicher Sehnſucht zu verlangen, und dieſe Sehnſucht bewog ihn endlich zu einem Schritte, deſſen Folgen er wohl ernſtlicher hätte bedenken können.

Um das Jahr ſiebzehnhundert neun und neunzig oder achtzehnhundert wohnte Fernow in dem Hauſe eines Papiertapeten-Fabrikanten, Namens Nelli, der die Wohnung zu billigerm Preiſe ſeinem Miethsmanne überließ, weil dieſer ihm dafür bei ſeiner deutſchen Korreſpondenz behülflich war. In dieſem Hauſe lebte ein junges Mädchen, das Herrn Nelli die Haushaltung führte. Weder auffallende körperliche Schönheit, noch eine, ſie über ihre Landsmänninnen des Mittelſtandes erhebende, Geiſteskultur zeichneten die junge Römerin unter ihres Gleichen aus; aber ſie war ſtille und häuslich, von angenehmer Geſtalt, und leiſtete mit zuvorkommender Gutmüthigkeit und Freundlichkeit ihrem Hausgenoſſen tauſend kleine

Dienſte, die ihm ſeine Exiſtenz erfreulicher machten. Dieſes veranlaßte ihn aufmerkſam auf ſie zu werden, ſehr bald mußte er ihre ſtille aber heftige Neigung zu ihm gewahr werden; „Gunſt erzeuget Gegengunſt“ ſagt ein altes Lied, und ſo kam Fernow endlich dahin, dieſes ganz vermögensloſe, in geiſtiger Hinſicht ihm tief untergeordnete Mädchen, ohne eigentliche leidenſchaftliche Liebe, aber mit wahrem herzlichen Wohlwollen, und dem feſten Entſchluß ſie ſo glücklich zu machen als es in ſeinen Kräften ſtand, zur Gefährtin ſeines Lebens zu wählen.

Mit dieſer neuen Verbindung, ſo manche Freude ſie ihm auch gewähren mochte, wurden aber auch ſeine Bedürfniſſe und Sorgen um vieles vergrößert, was er aber leider viel zu ſpät bedachte; ſogar nur das unentbehrlich Nöthige herbeizuſchaffen, wurde ihm jetzt ſchwerer als je zuvor. Entſagungen, die ihm ſonſt leicht wurden, waren es jetzt ihm nicht mehr, da ein zweites zu ihm hinaufblickendes Weſen ſie mit ihm theilen ſollte; er war nicht mehr frei, nicht mehr nur ſich und der Kunſt angehörig, und die Welt lag nicht mehr wie ehemals offen vor ihm da. Seine

Gattin gebar ihm in der erſten Hälfte des Jahres achtzehnhundert und zwei einen Sohn. Dies erhöhte ſein Glück, aber auch ſeine immer ſchwerer auf ihn laſtenden Sorgen.

In frühern Zeiten, in Augenblicken, in welchen der Zufall die weite Ferne ihn lebhafter fühlen ließ, in welcher er von aller neuern deutſchen Literatur und ſeinen deutſchen Freunden lebte, war wohl zuweilen eine ſtille Sehnſucht nach dem Vaterlande in ſeiner Bruſt aufgeſtiegen, die aber damals von der ſchönen Gegenwart immer ſchnell verdrängt wurde. Jetzt geſtaltete ſie ſich allmählich zu Wünſchen um, die um ſo lebhafter wurden, je mehr ihn die Sorge für die Exiſtenz ſeiner kleinen Familie bekümmerte. Dieſe Art von mit jedem Tage ſich mehrender Sorge hatte er früher nie gekannt; bei ſeiner großen Genügſamkeit hatte ſie, als er nur für ſeine eigne Perſon das Unentbehrliche erwerben mußte, ihm nie nahen können. Die ungewohnte Laſt drückte ihn ſchwerer und ſchwerer mit jedem Tage, und nur die ihm angeborne Heiterkeit des Gemüths und der feſte Gleichmuth, mit dem er bis an das Ende ſeiner Tage das Unvermeidliche zu ertragen ſich gewöhnt hatte, konnten ihn vor dem Erliegen unter ihr bewahren.

Indeſſen ſann er doch Tag und Nacht über die Möglichkeit nach, ſich und vor allem die Seinen aus ihrer jetzigen drückenden Lage zu erlöſen, die ſelbſt den Aufenthalt in Rom ihm verbitterte, bis endlich der Gedanke in ihm aufſtieg, ob er mit ſeinen in Rom erworbnen Kenntniſſen in Deutſchland nicht weit beſſer leben könne, als an dieſem jetzt übermäßig theuren Orte. Zugleich ſchwebte ihm von den anderthalb Jahren, welche er in Jena ſtudierte und von der allgemeinen Liebe und Achtung, die ſein verehrter Freund Reinhold dort genoſſen hatte, ein reizendes Bild des Lebens auf einer Akademie vor. Es ging ihm damit, wie mit jeder Erinnerung, alles Unangenehme war vergeſſen, nur das Erfreuliche in ſeinem Gedächtniſſe geblieben. Bei Gelegenheit der Aufſätze, die er von Zeit zu Zeit für den Deutſchen Merkur geliefert hatte, war er auch mit dem gelehrten und berühmten Archäologen Böttiger, der damals als Konſiſtorialrath in Weimar lebte, in freundſchaftliche Verbindung gekommen. An ihn wandte er ſich, mit allen ſeinen Wünſchen und Hoffnungen, für eine Verbeſſerung ſeiner höchſt drückenden Lage; und dieſer für ſeine Freunde und die Kunſt immer gleich gern thätige Mann belebte ſie und bemühte ſich ſeinerſeits auf das kräftigſte, ihm zu deren Erfüllung zu verhelfen. In folgenden Auszügen aus Briefen, welche ich der gütigen Mittheilung des Herrn Conſiſtorialraths verdanke, ſpricht das, was Fernow eigentlich meinte und wollte, hoffte und wünſchte, indem er den ſchweren Entſchluß faßte, das ihm ewig theure Rom zu verlaſſen, ſich auf das deutlichſte aus.

Auszüge aus Briefen von Fernow an Herrn Conſiſtorialrath Böttiger.

1.

Rom, den 1. Mai 1801.

Ich hatte während der erſten drei bis vier Jahre meines Aufenthalts in Rom, wo intereſſantere Gegenſtände, und mein Hauptzweck, das Studium der Kunſt, meine ganze Aufmerkſamkeit feſſelten, der italieniſchen Sprache kein beſonderes

Studium gewidmet, ſondern mich blos mit dem begnügt, was ſich durch Zeit und Umſtände von ſelbſt lernte und hinreichte, die klaſſiſchen Schriftſteller dieſer Nation zu verſtehen und mich den Eingebornen zur Nothdurft verſtändlich machen zu können.

Indeſſen veränderten ſich die Zeitumſtände dergeſtalt, daß Rom in gewiſſer Rückſicht nicht mehr Rom blieb; der ruhige Fortgang meines ohnehin faſt beendigten Kunſtſtudiums wurde geſtört und dieſes Studium ſelbſt mir dadurch auf eine Zeit lang verleidet; ich mußte mich daher nach einer andern Geiſtesbeſchäftigung umſehen, um mir den verlängerten Aufenthalt in Italien intereſſant und nützlich zu machen. Das Studium der italieniſchen Sprache bekam nun neue Reize für mich, und ich entſchloß mich, demſelben die übrige, für meinen Aufenthalt in Italien beſtimmte Zeit zu widmen.

Allein kaum hatte ich die erſten Schritte in dieſem mir nicht mehr ganz fremden Gebiete gethan, als ich ſchon das dringende Bedürfniß einer gründlichen, vollſtändigen, philoſophiſchen Sprachlehre fühlte; denn oft mußte ich acht bis zehn

Bücher dieſer Art nachſchlagen, ehe ich fand, was ich ſuchte, und nicht ſelten, wenn ich tiefer forſchen wollte, ließen mich alle unbefriedigt. Ich ſah bald, daß unter den zahlreichen Grammatikern dieſer gebildetſten unter allen neuern Sprachen kein einziger, ſelbſt den umſtändlichen Buommattei nicht ausgenommen, ſeinen Gegenſtand philoſophiſch behandelt habe, und die ſonſt ſehr unvollſtändige italieniſche Sprachlehre des verſtorbenen Moritz über einige Materien mehr Licht gebe, als alle italieniſchen Grammatiken zuſammen, weil er die Sprache mit einem philoſophiſchen Blick angeſehen hat. Im Syntax laſſen die italieniſchen Grammatiker den Forſchenden völlig im Stiche, weil ſie dieſen Theil der Sprachlehre gewöhnlich ganz und gar nicht berühren. Mir blieb alſo, bei allen vorhandenen Hülfsmitteln noch genug eigene Arbeit übrig.

Nachdem ich mich endlich in Jahresfriſt durch dies Labyrinth einmal ziemlich glücklich hindurch gewunden, und eine große Menge ſelbſt gemachter grammatikaliſcher Studien angehäuft hatte, kam mir der Gedanke, daß es jedem andern, der, wie ich, dieſe Sprache gründlich ſtudieren möchte, aber nicht, ſo wie ich, alle Hülfsmittel dazu und das Wichtigſte unter allen, den Aufenthalt im Lande ſelbſt und den Rath ſachverſtändiger italieniſcher Gelehrten zu benutzen Gelegenheit hätte, ſeine Mühe außerordentlich erleichtern würde, wenn ich im Stande wäre, eine Sprachlehre auszuarbeiten, die jene Eigenſchaften, welche ich bei meinem Studium an den vorhandenen Werken dieſer Art vorzüglich vermißte, philoſophiſche Gründlichkeit und möglichſte Vollſtändigkeit, in ſolchem Maße in ſich vereinigte, daß es ſich der Mühe verlohnte, die nicht kleine Zahl der vorhandenen Sprachlehren mit einer neuen zu vermehren.

Ich ſchritt auf's Neue mit allem Eifer zum Werke, begann die zuerſt mit vieler Mühe durchlaufene Bahn von neuem, und bin nun nach einer beharrlichen Arbeit von etwa zwei Jahren, die nur ſelten auf kurze Zeit unterbrochen wurde, ſo weit damit fortgerückt, daß ich ſeiner nahen Beendigung während dieſes Sommers entgegen ſehe. Dieſes Werk wird, nach dem mir dabei vorgeſetzten Zwecke, keine Sprachlehre für Anfänger ſeyn, ſondern vielmehr für die, welche tiefer in den Geiſt der Sprache einzudringen, und ſie ſowohl ihrem ganze Umfange, als ihrem innern Weſen nach, gründlich und genau zu kennen wünſchen. Ich zweifle auch, daß beide Zwecke ſich in einem und demſelben Werke vereinigen laſſen.

Bei der Ausarbeitung meiner Sprachlehre habe ich keines der Hülfsmittel, die mir die Arbeiten meiner Vorgänger darboten, unbenutzt gelaſſen, um demſelben die möglichſte Vollſtändigkeit und Richtigkeit zu geben, und nie hat eine Schwierigkeit mich abgeſchreckt da einzudringen und ſelbſt Bahn zu brechen, wo noch kein Vorgänger einen Pfad geebnet hatte; eben ſo wenig hat die Furcht, ein zu voluminöſes Buch zu liefern, mich abgehalten, ſo ausführlich zu ſeyn, als der Gegenſtand und die Vollſtändigkeit des Werkes erforderten.

Meine Sprachlehre iſt daher freilich ſtärker geworden, als Bücher dieſer Art gewöhnlich ſind; ſo zum Beiſpiel iſt der Abſchnitt vom Verbo, als dem wichtigſten unter allen Redetheilen, allein von weiterem Umfange als des Moritz ganze Sprachlehre; indeſſen iſt das Ganze doch nicht viel ſtärker, als etwa der erſte Theil des Adelungſchen Lehrgebäudes der deutſchen Sprache. Ich würde es demnach der Bequemlichkeit wegen in zwei Bände von ungefähr gleicher Größe theilen, wovon der erſte die Erklärung der Redetheile, der zweite die Wortfügung, die Rechtſchreibung und, als einen außerweſentlichen, aber für den Deutſchen ſehr nöthigen Anhang, die Regeln der italieniſchen Poeſie enthalten ſollte.

Warum ich Sie mit dieſem langen Detail ermüde? Meine Abſicht iſt: Sie um Ihren gütigen Rath zu bitten, auf welche Weiſe ich meine Arbeit am beſten, das heißt für mich am vortheilhafteſten ins Publikum bringen könne. Ich bin nicht nur von dem Markte der deutſchen Literatur zu weit entfernt, ſondern auch zu fremd und unbekannt auf demſelben, als daß ich im Stande wäre, für mich allein von hier aus etwas zu unternehmen. Ihnen ſind mehrere Buchhändler bekannt, und Ihnen würde es ein Leichtes ſeyn, mich an einen ehrlichen und billigen Mann zu weiſen oder zu empfehlen, dem ich mein Manuſcript ſicher zur Durchſicht anvertrauen könnte, und der ſich zu einem verhältnißmäßig billigen Honorar verſtände. Ich muß von meinem Fleiße leben, und ſo bin ich genöthigt, auch hierauf Rückſicht zu nehmen, und wenigſtens einigen Erſatz für die aufgewandte Zeit zu fordern.

Uebrigens will ich Ihnen nicht bergen, daß ich die für dies Werk zu erhaltende Summe als Reiſegeld zur Rückkehr in mein Vaterland anzuwenden wünſche, um ſo mehr, da ich bei dem Drucke deſſelben, wo möglich, ſelbſt gegenwärtig ſeyn möchte, um für die Correctur Sorge zu tragen.

2.

Rom, den 26. December 1801.

Empfangen Sie, verehrter Herr Conſiſtorialrath, meinen wärmſten Dank für die bereitwillige Güte, womit Sie meine Bitte erfüllten und die Uebereinkunft mit Herrn Cotta wegen meines Lehrbuches der italieniſchen Sprache, welche Sie für mich eingeleitet hatten, ferner unterhandelten. Mit dem Anerbieten des Herrn Cotta bin ich völlig zufrieden, und ich werde, ſo viel in meinen Kräften ſteht, bemüht ſeyn, ſein biederes, uneigennütziges Betragen gegen mich, durch die größte Sorgfalt in der Ausfeilung meiner Arbeit, welche ich, ſeiner freiwilligen Erklärung nach, ſo lange, bis ich ſelbſt nach Deutſchland komme, in den Händen behalten darf, zu erwiedern.

Da Herr Cotta mich ſo liberal behandelt, ſo würde es, wie mich dünkt, unzeitig ſeyn, der Bedingungen, wegen einer etwanigen zweiten Auflage, jetzt auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Einem Manne, der jetzt ſo uneigennützig handelt, darf ich wohl zutrauen, daß er auch in der Folge ſeinen Charakter nicht verläugnen werde.

Und Sie, edler Freund! wollen die große Schuld der Dankbarkeit, die ich Ihnen abzutragen habe, noch durch fernere Bemühungen, die zu meinem Beſten abzwecken ſollen, vergrößern, indem Sie mich auffordern, Ihnen die Vorſätze oder Wünſche, die ich meiner künftigen Exiſtenz in Deutſchland wegen gefaßt haben mag, mitzutheilen? Sie glauben, daß ich vielleicht in dortiger Gegend mit meinen in Italien erworbenen Kenntniſſen andern und auch mir ſelbſt nützlich ſeyn könne, und Ihre gütige Einladung in Ermangelung beſtimmterer Ausſichten gerade nach

Weimar zu kommen, iſt zu ſchmeichelhaft für mich und ſtimmt ſo nahe mit meinen ſchon lange gehegten Wünſchen zuſammen, daß ich ſo gewiß davon Gebrauch machen werde, als ſich alles Zukünftige gewiß vorher beſtimmen läßt.

Nach der günſtigen Geſinnung, welche, wie ich mit Vergnügen aus Ihrem Briefe ſehe, einige der Guten und Edlen in Weimar gegen mich hegen, darf ich überzeugt ſeyn, daß man der Erfüllung meiner Wünſche dort keine Hinderniſſe in den Weg legen wird. Sie machen mir ſogar den Muth zu hoffen, daß mir in Weimar eine thätige Unterſtützung zu Theil werden könne. Ohne dieſe Hoffnung, zu welcher ich wohl in den edlen Geſinnungen eines die Wiſſenſchaften ſchätzenden und durch ſeinen Schutz ihre Kultur befördernden Fürſten, nicht aber in meinen Verdienſten Grund finde, für jetzt im geringſten weiter zu nähren, will ich mich blos an der Vorſtellung weiden, daß ich in dem Kreiſe ſo vieler vortrefflicher Menſchen, die dieſer Fürſt um ſich her verſammelt hat, eine freundliche Aufnahme finden werde. Uebrigens werde ich alles Gute, was mir vom Schickſal zu Theil wird, froh und dankbar empfangen, ſo wie ich bisher alles, was es mich entbehren ließ, mit heiterm Muthe entbehrt habe.

Mein Plan, oder vielmehr, da ein Menſch, der ſo wenige Mittel, die Umſtände nach ſeinem Willen zu lenken, in ſeiner Gewalt hat, als ich, eigentlich keine Plane für die Zukunft machen darf, der Wunſch, den ich für mein künftiges Leben in Deutſchland auf dem Herzen habe, iſt, mir auf einer Akademie, vermittelſt der Kenntniſſe, die ich mir während meines Aufenthaltes in Italien zu erwerben Gelegenheit gehabt habe, eine unabhängige und nicht gar unbequeme Exiſtenz zu erwuchern. Was mich vornehmlich beſtimmt, Jena zu dieſem Zweck zu wählen, iſt, daß ich dort dem Mittelpunkt unſrer Literatur, deren hieſiges Entbehren mehr als alles Andere meine Sehnſucht nach dem Vaterlande erregt hat, am nächſten lebe; zweitens, weil ich die völlige Unabhängigkeit des dortigen Lebens, welche ſeit vielen Jahren auch das Element des meinigen iſt, aus Erfahrung kenne, und durch meinen ehemaligen Aufenthalt auf dieſer Akademie eine Vorliebe für dieſelbe gefaßt habe; endlich, weil, ſo viel ich weiß, in Jena Niemand iſt, der über die Gegenſtände meines hieſigen Studiums Vorleſungen hält. Ob aber auch dieſe unter den dortigen Studierenden ſo viel Intereſſe finden werden, daß ich dort eine hinreichende, und, ſo viel für einen Gelehrten nothwendig iſt, auch bequeme Subſiſtenz hoffen könnte, iſt ein Ding, das ich nicht weiß, und worüber ich mir Ihre Meinung und Ihren freundſchaftlichen Rath erbitte.

Da meine italieniſchen Studien vorzüglich auf Kunſt, ſchöne Literatur und Sprache dieſes Landes gerichtet geweſen ſind, ſo würden meine Vorleſungen, ſo viel ich jetzt darüber beſtimmen kann, ungefähr folgendes Inhalts ſeyn:

1) Aeſthetik, ſowohl nach ihren allgemeinen, allen ſchönen Künſten gleichſam zum Grunde liegenden Prinzipien, als in der Anwendung derſelben auf bildende Kunſt, welche letztere auf Akademien, wo man ſich in der angewandten Aeſthetik blos auf die Dichtkunſt einſchränkt, gewöhnlich mit Stillſchweigen übergangen wird. Ich würde alſo mit meiner Aeſthetik keinem der dortigen Aeſthetiker in den Weg kommen.

2) Geſchichte der neuern bildenden Kunſt und ſchönen Literatur Italiens, mit ſtetem Rückblick auf die alte Kunſt der Griechen und Römer, in ſo fern ſie auf Kultur der neuern Kunſt Einfluß gehabt hat.

3) Ueber italieniſche Sprache, wo ich zuerſt ihre Grammatik und Proſodie, mit beſtändiger Vergleichung der deutſchen, abhandle; ihre Eigenthümlichkeiten in Proſa und Poeſie darſtellen, und endlich eine Charakteriſtik ihrer klaſſiſchen Proſaiker und Dichter, in Rückſicht auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Schreibart, aufſtellen wollte. Auf dieſe Weiſe würden meine Vorleſungen nicht nur denen, welche die italieniſche Sprache und Literatur näher kennen zu lernen wünſchen, ſondern auch denen, welche dereinſt ſelbſt eine Wallfahrt in das Vaterland der neuern Kunſt und Literatur zu machen Luſt und Gelegenheit haben, ein Hülfsmittel ſeyn, ihren Zweck beſſer zu erreichen.

Dies wäre denn das Objekt meiner, wie ich glaube, nicht ungenügſamen Wünſche, und ich würde völlig zufrieden ſeyn. Meine Arbeiten, welche ganz meiner Neigung entſprechen, würden mir mehr Vergnügen, als Mühe machen, und ich könnte, nebſt dem nöthigen Auskommen für die phyſiſchen Lebensbedürfniſſe, noch ſo viel erwerben, daß ich im Stande wäre, während der Ferien, Excurſionen nach den merkwürdigſten Städten Deutſchlands zu machen, die für mein Studium von weſentlichem Nutzen, und mir gewiſſermaßen nothwendig ſeyn würden, um meinen Zweck, durch Verbreitung richtiger Begriffe über Kunſt und Geſchmack, meinen Zuhörern und dem vaterländiſchen Publikum ſo nützlich als möglich zu werden, in einigem Maße erreichen zu können.

Wenn Sie nun dafür halten, daß mein eifriges und thätiges Beſtreben in dieſer Sphäre von Nutzen ſeyn könne, und wenn Sie glauben, daß in Jena dieſe Sphäre für mich auszurunden ſey, ſo bitte ich Sie, verehrter Freund, mir hierüber Ihre Meinung frei und unverholen zu ſagen. Daß Sie, im Fall das Reſultat meinen Wünſchen günſtig ausfallen ſollte, mir dann auch, ſo viel an Ihnen liegt, den Weg dazu erleichtern, und mich mit Ihrem freundſchaftlichen Rath unterſtützen werden, deſſen bin ich bereits ſo gewiß, daß ich es noch für überflüſſig halte, Sie darum zu bitten, u. ſ. w.

3.

Rom, den 28. Auguſt 1802.

Empfangen Sie auf's Neue meinen wärmſten Dank für die unermüdete Betriebſamkeit, womit Sie ſich für meine Angelegenheiten verwenden. Die letzte Frucht derſelben, die Vokation der Jenaer Akademie, habe ich durch Herrn Perthes erhalten. Sie fragen, wenn ich nun endlich einmal komme? Allerdings wäre es Zeit. Daß ich nicht ſchon im Frühjahr gekommen bin, daran hat mich die Arbeit für Herrn Perthes gehindert *), die ich hier beſſer machen zu können glaubte.

Vielleicht war es auch in andrer Rückſicht gut. Ja ich wäre ſogar nicht abgeneigt, meine Abreiſe von Rom noch bis zum Frühjahr zu ver-

---

*) Das Gemälde von Rom, welches, obgleich ohne Fernow's Namen, 1802, in Almanachs Form, im Verlage des Herrn Perthes in Gotha erſchien.

ſchieben, wenn man auf der Akademie kein Bedenken trüge, mir dieſen Aufſchub zu erlauben. Ich würde dieſe Zwiſchenzeit dazu anwenden, einen neuen Curſus durch Rom zu machen, um alle Veränderungen, die die Revolution hier in Gallerien und Kirchen bewirkt hat, genau aufzuzeichnen, und eine Beſchreibung von Rom zu liefern, die möglichſt richtig und vollſtändig wäre, und die Stelle der bisherigen, jetzt nicht mehr brauchbaren Werke über Rom, zum Beiſpiel die von Volkmann, Ramdohr und ſo weiter mit weſentlichen Vorzügen vertreten könnte.

Mit der Vorbereitung zu dieſer Arbeit denke ich in dieſen Tagen anzufangen, da ich die bisherige jetzt vom Halſe habe. Sodann würde ich auf einige Monate nach Neapel gehen, um dort die Materialien zu einem Gemälde von Neapel für den Almanach von 1804 einzuſammeln. Um aber dies zu können, müßte Herr Perthes ſich dazu verſtehen, mir ſchon jetzt zu dieſer Reiſe einen neuen Vorſchuß von hundert Piaſter zu machen; denn die über drei Monate verzögerte Ueberſendung des Vorſchuſſes für das Gemälde von Rom hindert mich, dieſes Geld, das ich erſt in dieſer Woche erhalten habe, dazu anzuwenden, wie ich vorhin Willens war. Statt dieſen Sommer in Rom zu leben, hätte ich ihn bei früherem Geldempfang in Neapel zugebracht.

Es iſt hier ſo theuer zu leben, daß bei aller vernünftigen Oekonomie hundert Scudi nicht lange dauern. In Jena hoffe ich es wohlfeiler zu finden. Mit dem, was hier kaum für eine Woche zureicht, würde ich ehemals in Jena einen Monat ausgelangt haben. Mir ſcheint es auf jeden Fall beſſer, wenn ich erſt das Frühjahr dort eintreffe, und indeſſen hier den Winter noch fleißig arbeite. Ich kann mich dann beſſer dort einrichten. Endlich, und was nicht der geringſte Beweggrund iſt, ich möchte nicht gern mit meiner Frau und einem kaum einjährigen Kinde dem rauhen deutſchen Winter entgegen reiſen. Sie hören jetzt zum erſten Male vielleicht, daß ich Weib und Kind habe, wenigſtens von mir. Sie ſehen alſo wohl ein, daß meine Ueberkunft nach Deutſchland das Doppelte koſtet, daß ich alſo, ſo viel als möglich, ſuchen muß, mein Reiſegeld zu vermehren.

In der Vorausſetzung, daß man mir in Jena den Aufſchub bis zum Frühjahr nicht verweigern wird, denke ich auch für jetzt noch nicht den Inhalt meiner Vorleſungen anzeigen zu dürfen. Ich bringe mir eine etwa tauſend Bände ſtarke italieniſche Bibliothek mit, welche nebſt den Schriftſtellern dieſer Nation, auch die vorzüglichſten Werke zur Geſchichte und Literatur dieſes Landes enthält, die ſich wahrſcheinlich in Deutſchland nicht ſo leicht finden würden.

Sie erwähnten in einem Ihrer Briefe einmal der verſchiedenen Provinzialdialekte Italiens, und wünſchten, daß ich darüber etwas in meiner Sprachlehre ſagte. Das Studium der verſchiedenen Dialekte Italiens läßt ſich nur in den Provinzen ſelbſt machen. Man hat faſt in allen poetiſche und proſaiſche Schriften; aber die meiſten derſelben ſind unverſtändlich, ſelbſt für den Italiener, der kein beſonderes Studium derſelben hat, und dies iſt ſchwer, da es weder Grammatiken noch Wörterbücher derſelben giebt. Man hat zwar ein Wörterbuch des römiſchen, des neapolitaniſchen, des ſizilianiſchen und des brescianiſchen Dialekts; aber ich habe nur bis jetzt das erſte derſelben auftreiben können, das eben nicht ſehr vollſtändig iſt. Vielleicht habe ich Gelegenheit das der neapolitaniſchen und ſizilianiſchen Mundart zu erhalten. Dieſe letztere kenne ich, nebſt der venetianiſchen und römiſchen ſo ziemlich; die übrigen näher kennen zu lernen habe ich wenig Gelegenheit gehabt. Sollte ich nach Neapel gehen, ſo werde ich die Gelegenheit, den neapolitaniſchen Dialekt zu ſtudieren, nicht vorbei laſſen. Er iſt einer der intereſſanteſten. Man hat eine Menge Gedichte in demſelben.

Ich empfehle Ihnen meine Negoziation mit Herrn Perthes u. ſ. w.

4.

Rom, den 19. Mai 1803.

Unendlichen Dank, verehrungswürdiger Freund, daß durch Ihre kräftige Vermittelung nun, wie ich hoffe, die Hinderniſſe meiner Rückreiſe gehoben ſind. Ich hoffe jetzt Ende Juni Rom verlaſſen zu können, und etwa in der Mitte des Auguſt in Jena zu ſeyn. Sind die Ausſichten für mich in Jena wirklich ſo günſtig, wie Sie mich hoffen laſſen, und gelingt es mir das günſtige Vorurtheil, womit Sie mir ſchmeicheln, durch meinen Debüt zu erhalten, ſo hoffe ich, daß es mir nicht fehlen ſoll, in einigen Jahren mich aus den Schulden etwas heraus zu arbeiten, in die ich bei Cotta geſunken bin, und mir eine erträgliche Lage zu bereiten. Wenn Fleiß und guter Wille nützlich zu ſeyn, etwas dazu beitragen können, ſo hoffe ich, meinen Zweck nicht ganz zu verfehlen.

Das erſte halbe Jahr wird das ſchwerſte ſeyn, und für meine Tauglichkeit oder Untauglichkeit zur akademiſchen Laufbahn entſcheiden. Sie ſehen, ich bin bei allem Gedränge, wodurch ich gehen ſoll, voll guter Hoffnung, und auch voll guten Muthes, wenn nur erſt die langweilige, heiße ſchweiß- und ſtaubvolle Reiſe glücklich überſtanden wäre!

Aber auch dieſes wird glücklich, wenigſtens erträglich gehen; denn ich denke in Florenz, Bologna und Mailand einige kleine Ruhepunkte zu machen, ſowohl um die Kunſtmerkwürdigkeiten dieſer Städte noch einmal wiederzuſehen, als auch meinen mir vom Geſchick vertrauten Gefährten einige Erholung zu verſchaffen. Aber dieſe

Pauſen werden nur kurz ſeyn, und in ſechs bis ſieben Wochen hoffe ich dort zu ſeyn. Der kleine Umweg über Tübingen wird meine Reiſe wenig verlängern und mir von weſentlichem Nutzen ſeyn; denn ich hoffe, Cotta's Zutrauen und Freundſchaft gegen mich durch die perſönliche Bekanntſchaft zu befeſtigen, und werde mit ihm über meine künftige literariſche Arbeit Verabredung nehmen.

„Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen für die Zukunft in Rom einen Correſpondenten zu verſchaffen; auf jeden Fall werde ich hier ſo viel Fäden, als möglich anſpinnen, um mit Rom in einer möglichſt vielſeitigen Verbindung zu bleiben, und auf dieſe Weiſe den Verluſt des ſteten Kunſtgenuſſes, an den man ſich hier, wie an Eſſen und Trinken gewöhnt, in etwas zu verſchmerzen. Ich bleibe mit Italienern und verſchiedenen deutſchen Künſtlern in Briefwechſel; ich darf alſo hoffen, daß ich auch in Jena noch manche Stunde in Rom verleben werde, u. ſ. w.

5.

Rom, den 1. Juli 1803.

Geſtern habe ich von Herrn Cotta aus Tübingen den gewünſchten Brief mit der Anweiſung zum Reiſegelde erhalten. Ich ſtehe nun auf dem Sprunge Rom zu verlaſſen. Meine Bücher habe ich bereits vor einigen Wochen in zwei großen Kiſten, die zuſammen gegen fünftauſend Pfund wiegen, von hier zu Waſſer abgeſchickt. Gebe der Himmel, daß ſie keinen chriſtlichen oder unchriſtlichen Freibeutern in die Hände fallen! Ich werde von Florenz einen Abſtecher nach Livorno machen, wo ſie zur ſelben Zeit wohl eingetroffen ſeyn werden, um die beſten Maßregeln zu nehmen, die ſich unter den jetzigen Umſtänden für ihre Sicherheit nehmen laſſen. Sind ſie demungeachtet verloren zu gehen beſtimmt, je nun, ſo muß ich mich darein finden. Beten Sie indeſſen mit mir zum Gott der Muſen, daß er meine literariſchen Schätze in ſeine Obhut nehme! Alles, was unwiederbringlich verloren ſeyn würde, wenn es verloren ginge, bringe ich ſelbſt mit.

Drei Künſtler ſind jetzt in Rom beſchäftigt, koloſſale Standbilder Bonaparte's zu verfertigen.

Von dieſen verſchiedenen Arbeiten werde ich Ihnen in kurzem einen ausführlichen Bericht geben, ſo wie von der Figur des Jaſon, die neulich ein junger däniſcher Künſtler, Namens Thorwaldſen, verfertigt hat und die derſelbe jetzt für den in England wohnenden reichen Holländer Hope in Marmor ausführt. Hope's Benehmen gegen den jungen Künſtler bei dieſer Gelegenheit iſt ſo edel geweſen, daß ich mir das Vergnügen nicht verſagen kann, es Ihnen mitzutheilen.

Der Künſtler hatte ſechs Jahre lang als Penſionnär der Kopenhagener Akademie in Rom gelebt und war im Begriff, in ſein Vaterland zurück zu reiſen, mit der trüben Ausſicht, vielleicht nie ein großes Kunſtwerk, woran er ſein Talent zeigen könnte, in Marmor auszuführen. Er wünſchte alſo vor ſeiner Abreiſe, wenigſtens in einer modellirten Figur über Lebensgröße zu zeigen, was er als Künſtler zu leiſten vermöchte. Seine Figur, welche einen Jaſon, der mit dem goldnen Vließ ſiegreich zurückkehrt, vorſtellte, fand den allgemeinſten Beifall, und verdiente ihn. Man hat in neuern Zeiten kein Werk in ſo großem reinen Styl geſehen. Indeſſen brachte der ungetheilte Beifall dem Künſtler nur Ehre und weiter nichts zu wege, und er war im Begriff, ſein Thonmodell, wie er ſchon mit einigen frühern gethan hatte, wieder zuſammen zu werfen, und ſich zur Abreiſe zu rüſten, als glucklicher Weiſe ſeine reiche Landsmännin, die edelgeſinnte Friederike Brun, der das Schickſal des Künſtlers und ſeines Werks gleich nahe ging, ihm den Antrag that, das Modell auf ihre Koſten in Gyps zu formen, und ſo wenigſtens das Werk vor der gänzlichen Zerſtörung zu bewahren, bis vielleicht in ſeinem Vaterlande ein vermögender Kunſtliebhaber ſich entſchlöſſe, die Statue in Marmor ausführen zu laſſen.

Aber die deshalb gemachten Verſuche ſchlugen fehl, als zufällig Hope, der ſich gerade in Rom befand, kurz vor ſeiner Abreiſe von der Statue des Künſtlers hörte, und ſich in das Studium deſſelben führen ließ. In ſeiner Erwartung übertroffen, machte er auf der Stelle dem Künſtler die Beſtellung des Jaſon in Marmor; und als dieſer, der nichts mehr wünſchte, als die Gelegenheit, ſeine Statue in Marmor auszuführen, und während der Arbeit leben zu können, den äußerſt geringen Preis von ſechshundert Zechinen forderte, erwiederte Hope, er ſehe ein, daß dies kein Preis für ein ſolches Werk ſey, und erbot ſich, dem Künſtler noch zweihundert Zechinen über ſeine Forderung zu geben. So geht nun auch dieſes Werk, das der neuern Kunſt Ehre macht, zu ſo vielen andern Kunſtſchätzen nach England; aber der Künſtler, der in ſeinem Vaterlande unerkannt, genöthigt geweſen wäre, durch Arbeiten unter ſeiner Sphäre kümmerlich ſeinen Unterhalt zu erwerben, hat nun doch wenigſtens die Ausſicht länger, und vielleicht für immer in Rom zu bleiben; und unter begünſtigenden Umſtänden vielleicht dereinſt Glück und Ruhm mit dem vergötterten Canova zu theilen.

⁂

Im Anfange des Auguſt-Monats verließ Fernow Rom mit ſeiner Frau und ſeinem anderthalbjährigen Kinde. Ein Freund von ihm, und die Frau eines Schweizeriſchen Künſtlers, ebenfalls eine Römerin und auch mit einem Kinde, welche dieſe Gelegenheit benutzen wollte, um zu ihrem Manne zu gehen, machten ſeine Reiſegeſellſchaft aus.

Kein Wort von dem Gefühle, das beim Antritt dieſer Wanderſchaft ſich ſeiner bemächtigen mußte; jeder von uns fühlte ſich wohl einmal in einer Lage, wo Schmerz und Hoffnung in ſeinem Buſen kämpften.

Fernow war gewohnt immer das Zunächſtliegende zu ergreifen, immer gerade zu thun, was der gegenwärtige Augenblick heiſchte, und ſo ſich ohne Klage in das Unabänderliche gelaſſen zu fügen. Er verſcheuchte jeden Gedanken an jene ſchöne freie Zeit aus ſeiner Seele, wo er, den Wanderſtab in der Hand, leichten Herzens die Welt offen vor ſich ſah, und keine Sorge ſeinen genügſamen Sinn trübte; er verbannte alle Vergleichung zwiſchen jenen, Spaziergängen ähnlichen, Wanderungen, und dieſem langſamen, koſtbaren, mit allem Ungemache verbundnen Fortſchieben, die das Reiſen mit deſſen ungewohnten Frauen und jungen Kindern zu haben pflegt, und bemühte ſich dagegen unabläſſig, den Frauen und Kindern die Reiſe zu erleichtern, und ihnen ſo viel Bequemlichkeit zu verſchaffen, als er konnte.

Seine, ihm ſelbſt unverwüſtlich ſcheinende Geſundheit ward leider das Opfer dieſes Strebens, und wahrſcheinlich legte er auf dieſer Reiſe den Keim zu jenem Uebel, das ihn fünf Jahre ſpäter der Welt und ſeinen Freunden auf immer entriß.

Folgendes Fragment eines nie vollendeten Briefes an ſeinen Freund, den bekannten Landſchaftsmaler Reinhard in Rom, das nach Fernow's Tode unter ſeinen Papieren ſich fand, gibt einen kleinen Abriß dieſer Reiſe, und zugleich eine Beſchreibung des unglücklichen Zufalls, der ſeine ſonſt ſo feſte Geſundheit unwiederbringlich zerſtörte, und ſeinen frühen Tod herbei führte.

Jena, im September 1803.

Lieber Reinhard!

Ehegeſtern erhielt ich Ihren durch Humboldt's Einlage an Schiller mir überſandten Brief; ich will mit der Beantwortung deſſelben nicht länger ſäumen, damit unſere ſo ſchön eingeleitete Correſpondenz einen blühenden Fortgang gewinne; auch habe ich noch manches, was ich von meiner Reiſe Ihnen mittheilen möchte, auf dem Herzen. Ich hätte Ihnen ſchon aus Zürich wiedergeſchrieben, wo das Wiederſehen der Heſſiſchen Landſchaften mir auch noch beſondere Veranlaſſung dazu gab; aber Sie werden im Verlauf meines Briefes ſchon ſehen, was mich davon abgehalten hat.

Meinen letzten Brief an Sie ſchloß ich bald nach meiner Ankunft in Mailand, wo ich, wie ich Ihnen vielleicht ſchon damals geſagt habe, den Signor Federico col naso in Su mit ſeinem Reiſegefährten v. N. wieder ſah; auch den Signor C. fand ich dort unvermuthet, oder vielmehr er fand mich. Noch den Abend vor meiner Abreiſe kam er zu mir in's Wirthshaus gelaufen, fiel mir um den Hals, wie ein toller Menſch, und begleitete uns am andern Morgen bis auf den halben Weg nach Como.

Boſſi habe ich geſprochen. Er iſt Direktor der Kunſtakademie, und hat gute Fortſchritte gemacht. Er hat unſtreitig mehr Talent, als Cammocini, und, was dieſem ganz fehlt, viel Geiſtesbildung und Kenntniſſe. Ich war bei Appiani, der ein recht geſchickter Porträtmaler iſt. Seine hiſtoriſchen Sachen ſind nicht weit her, ſein Styl iſt mesquin, und es fehlt ihm an Ausdruck; aber es ſcheint, daß die Porträtmaler unſerer Zeit glauben, daß ſie durchaus in's hiſtoriſche Fach pfuſchen müßten, um für Künſtler gehalten zu werden.

Ein tüchtiger Künſtler im Fache der Dekoration, desgleichen ganz Italien und vielleicht kein andres Land jetzt hat, iſt Albertolli. Reich an Erfindung, weiß er in ſeinen Ideen das Antike vortrefflich zu benutzen, und man kann nichts Zierlicheres und Saubereres ſehen, als ſeine Zeichnungen. Auch die Arbeiten in einem untergeordneten Fache haben einen großen Werth, und können einem viele Freude machen, wenn ſie in ihrer Art vortrefflich ſind. Ich habe beinahe ein Paar Stunden bei ſeinen Portefeuilles geſeſſen; ſchade, daß meine Zeit zu kurz war, um auch ſeine, im Großen in Malerei und in Stucco ausgeführten Arbeiten, deren in dortigen Paläſten mehrere ſind, ſehen zu können. Er hat in der Akademie die Klaſſe der Ornamentiſten, Dekorateurs und Handwerker unter ſich, und dieſe Klaſſe iſt unſtreitig am beſten berathen.

Gern wäre ich noch länger in Mailand geblieben. Leider habe ich nicht einmal da Vinci's Abendmahl wieder geſehen. Ueberhaupt iſt meine

Reiſe durch Italien für mich viel zu ſchnell gegangen. Dies hat mehr, als alles andere den Wunſch in mir erregt, nach verſchiedenen Jahren Italien noch einmal wiederzuſehn, und ich verzweifle nicht an ſeiner Erfüllung. Schiller ſagt, wo ich nicht irre, im Don Carlos: „Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert!“

In Mailand fing ich an, Hesperien Lebewohl zu ſagen; denn von dort iſt's nur eine kleine Tagereiſe bis an den Fuß der Alpen. Wir ſchifften uns in Como gegen Abend auf dem Schiffe des Lindauer Boten ein, mit dem wir von Mailand abgereiſ't waren, und bei dem wir uns, nach Vetturin-Weiſe bis Chur in Bünden für vier Louisd'or die Perſon verdungen hatten. Der Comerſee hat ſeiner ganzen Länge nach ſehr ſchöne Umgebungen. Ueberall ſchimmern Landhäuſer und weiße niedliche Dörfer aus dem dunkeln Grün hervor, welches den Fuß der Berge umkleidet, zwiſchen die der See ſich in mehreren ſanften Krümmungen hindurch windet, und die immer höher werden, je mehr man ſich aufwärts den Alpen nähert. Die Villa Pliniana paſſirten wir bei einbrechender Nacht; ich habe ſie nur in der Ferne geſehen.

Noch den folgenden ganzen Tag mußten wir, weil der Wind uns entgegen bließ, auf dem See ſchwimmen, wodurch doch die Fahrt am Ende etwas langweilig ward. Wie man an's obere Ende des Sees kommt, findet man ſich in ein Bergthal eingeſchloſſen, das bis nach Chiavenna vier Stunden lang führt, und von hier hört die fahrbare Straße auf. Die Frauen mußten nun reiten, und die Kinder wurden von hier bis Chur von zwei Männern in Körben über den Splügen getragen.

Ich entſchloß mich, aus Vorſicht, daß den Kindern nichts zuſtoßen möchte, und um immer gleich bei der Hand zu ſeyn, die Tour über den Berg zu Fuß zu machen. Der Weg iſt beſchwerlich und die Straße ſchlecht, aber die Gegenden und Anſichten (denn von Ausſichten iſt hier die Rede nicht), beſonders auf der Höhe des Splügen recht romantiſch, wild und groß. Schrecklich eingeklemmt zwiſchen faſt zuſammenſtoßenden Bergen, und ſchauerlich, aber ſicher und bequem zum Reiſen iſt die berühmte Via mala, die etwa drei

Stunden lang iſt. Ich ging den Tag zwölf ſtarke Schweizerſtunden in ſtetem beſchwerlichen Auf- und Niederſteigen auf ſteinigen Wegen, wo ich jeden Tritt durch die ſchon ziemlich dünn gewordenen Schuhſohlen fühlte, von Morgens mit Tagesanbruch bis zwei Stunden in die Nacht, dies iſt von Morgens vier bis Abends zehn Uhr.

Erhitzt und ermüdet, wie nie vielleicht, kam ich im Wirthshauſe an, und machte am andern Morgen wieder ſechs ſtarke Stunden bis Chur, wo wir um Mittag eintrafen. Dort ruhten wir zwei Tage aus, und erwarteten den Zürcher Boten. In Chur, eines der häßlichſten Miſtmagazine auf Gottes Erdboden, wie Ihnen Freund G., wenn er noch in Latium's Gefilden wandelt, bezeugen kann, ſprach ich auch Madame R., die Schweſter der Signora Suſanna, und ſie war ſo artig, uns zu Tiſche zu laden, wo unſere beiden Weiber ſtumme Rollen ſpielten. Es iſt ſonderbar, und muß entweder am Schnitt der Kleidung, oder an einer Aehnlichkeit im Gange liegen, ſo oft ich in Chur auf der Gaſſe ging, begegnete ich einem oder mehreren Menſchen, die in einiger Entfernung gerade wie G. ausſahen. Dies zeigt, wie ſehr er während ſeines dortigen Aufenthaltes eingebündnert iſt; auch kennen ihn alle Leute vom Nachtwächter bis zum erſten Bürgermeiſter, und alle ſind ihm gut.

Ich mußte mich wohl auf der Bergreiſe im Gehen übernommen haben, denn ich fühlte in den folgenden Tagen eine ungewöhnliche Wallung im Blute,*) und als wir den Wallenſtädter See paſſirten, wo die Gegend, wie ich erſt nachher erfuhr, wegen der niedrigen ſumpfigen Lage ungeſund iſt, bekam ich in Waſen am unterſten Ende des Sees ein Fieber, welches, wie ſich in der Folge auswies, ein viertägiges war, und das ich bis nach Weimar mitnahm, wo es mich endlich verließ.

In Küßnacht am Zürcher See lieferte ich K—s Frau an ſeinen Vater aus, der uns bis an's Ende des Sees entgegen kam. Ich blieb in Zürich acht Tage liegen, um Arzneien zu nehmen, und, wo möglich, mein Fieber dort zu laſſen; aber das gelang mir nicht; auch in Tübingen fragte ich einen geſchickten Arzt um Rath; ich mußte indeß auch dort mein Fieber wieder mit aufpacken. Sie ſehen alſo, daß auch ich, ungeachtet meiner Entfernung von Rom, dem Verhängniſſe, das alle dortigen Deutſchen mit dem Fieber gezüchtigt hat, nicht habe entfliehen können. Zum Glück hatte ich doch immer eine Zwiſchenzeit von zwei guten Tagen, die ich zum Reiſen benutzte, und den ſchlimmen lag ich gewöhnlich ganz, oder wenigſtens halb ſtille.

---

*) Dieſe durch die übermäßige Erhitzung und Anſtrengung entſtandene Wallung, die er aus Sorge für die Frauen und Kinder, vielleicht auch aus leider nothwendiger Sparſamkeit ſich Tages vorher zugezogen, war es, wodurch nach dem Ausſpruch der Aerzte der erſte Anfang jener innern Verletzung entſtand, die ihm dem Tode zuführte.

Das war ein übler Willkommen, womit mich nach zehnjähriger Abweſenheit mein theures Vaterland begrüßte! In Zürich habe ich die guten Stunden dazu angewandt, die mir bekannten dortigen Künſtler zu beſuchen und zu ſehen, was ſonſt dort von Kunſt vorhanden iſt. Es waren die letzten artiſtiſchen Brodſamen, die ich auf meiner Reiſe zu ſammeln Zeit und Gelegenheit hatte; Lips, Pfenninger, Wüſt, Meyer und ein gewiſſer Uſteri unter den Lebenden, Geßner und

Heß unter den Todten. Lips arbeitet jetzt blos für Buchhändler, Pfenninger malt fleißig Porträts und beide verdienen mit ihrem Kleinkram ſoviel Geld, als ſie wollen. Uſteri iſt ein junger Mann, der ſich mehr als Liebhaber mit der Kunſt beſchäftigt, und recht artige, launige Sächelchen macht, meiſt ſatyriſchen Inhalts, auf die jetzigen Zeitumſtände angewandt. Aber laſſen wir die Lebenden in Frieden leben, und wenden uns lieber zu den Todten. — — — — — — —

*　　*
*

Hier bricht der Brief plötzlich ab.

Fernow erreichte mit den Seinigen endlich den Ort ſeiner Beſtimmung. Die traurige mühevolle Reiſe war beendet, krank, an allen Kräften erſchöpft, langte er in Weimar an, wo er von den Erſten und Edelſten mit zuvorkommender Freundſchaft und Theilnahme aufgenommen wurde. Alles, was ihm den Antritt ſeiner neuen Laufbahn erleichtern konnte, wurde gethan; Herzogin Amalia, die hohe, edle Beſchützerin jedes ſtillen

Verdienſtes, empfing ihn, wie ſie Männer ſeiner Art zu empfangen gewohnt war, ſie empfahl die Sorge für ſeine Geſundheit ihrem Leibarzte, und trug dazu bei, ihm ſeine neue häusliche Einrichtung möglich zu machen. Doch alles dies konnte doch das Glück, das, nachdem es ſo lange ſeinen beſcheidnen Wünſchen hold geweſen war, ihm jetzt mit einem Male den Rücken zukehrte, nicht wieder zu ſeinen Gunſten beſchwören, es konnte nicht den Wurm zerſtören, der an der Kraft ſeines Lebens unaufhaltſam zehrte. Seine Abreiſe aus Rom war in jeder Hinſicht in keiner guten Stunde beſchloſſen. Krank, vom Fieber entkräftet, kam Fernow gerade in dem ihm ungünſtigſten Zeitpunkte in Jena an, in welchem viele der berühmteſten und beliebteſten Lehrer dieſe Univerſität mit andern vertauſchten, wodurch natürlicher Weiſe im Ganzen eine Art Umwälzung herbeigeführt wurde, welche auch zugleich die Anzahl der Studierenden beträchtlich verminderte.

Fernow's Lage war in der That jetzt ohne Vergleich trauriger, als ſie es je geweſen; das Fieber hatte ihn nicht verlaſſen, es kehrte wieder, und immer wieder, länger als ein ganzes langes Jahr hindurch untergrub es langſam ſein Leben. Die lange, koſtſpielige Reiſe hatte nicht nur alles, was er beſaß, aufgezehrt, ſie hatte auch mit Schulden ihn belaſtet, ſeine der Landesſitte, wie der Sprache ganz unkundige, des Klima's ungewohnte Frau hatte mit ihrem jungen Kinde genug zu thun, und beſaß zu wenig Geiſteskraft, um ihm durch Klagen und Jammern ſein hartes Los nicht noch zu erſchweren, und ihre Unzufriedenheit ihm zu verbergen.

Fernow blieb aber auch in dieſer Lage ſich gleich. Mit unſäglicher Anſtrengung raffte er allen ſeinen Muth, alle ihm noch übrig gebliebene Kraft zuſammen und unternahm das faſt unmöglich Scheinende. Sobald es ihm nur irgend möglich war, fing er ſeine Vorleſungen an, und gewöhnte ſich ſogar zuletzt, mitten im Fieberanfall zu leſen. Freilich ſank er dann, nach jeder ſolchen Stunde, an allen Kräften tödtlich erſchöpft zuſammen, und Freunde, die ihn damals in dieſem Zuſtande ſahen, denken deſſen noch mit innigem Mitgefühl und mit Bewunderung ſeiner Ausdauer.

Daß es ſeiner ſüdlichen Frau unter dieſen Umſtänden in ihrem jetzigen Wohnorte nicht gefallen konnte, um ſo weniger, da ihre Ankunft gerade gegen den Winter fiel, war wohl ganz natürlich. Die deutſche Sprache war und blieb ihr fremd, die hieſige Art der Haushaltung konnte und mochte ſie nicht erlernen. Wir haben ja im Norden tauſend Sorgen, tauſend Bedürfniſſe, die der glückliche Bewohner des Südens kaum den Namen nach kennt, und überdem iſt es unter dem Mittelſtande in Italien Sitte, daß der Mann, und nicht die Frau, den größten Theil der Beſorgungen und Einkäufe für Küche und Hausſtand übernimmt.

Alle jene kleinen häuslichen Mühen, welche bei uns die Hausfrau zu beſorgen ſich nicht nehmen läßt, und welche die Beſchäftigung wie die Freude ihres Lebens ausmachen, fielen in dieſem Verhältniß ebenfalls auf Fernow zurück, und vermehrten die Laſt, an der er jetzt ſchwer trug, beträchtlich. Dennoch ließ er durch alle dieſe kleinlichen häuslichen Quälereien ſich nicht niederſchlagen. Einige Auszüge aus Briefen an den Herrn Conſiſtorialrath Böttiger, der fortwährend ſein helfender und tröſtender Freund blieb, werden beweiſen, daß, trotz alles äußern

Drucks, ſeine innere Elaſtizität kräftig widerſtrebte, und daß weder ſein ruhig heitrer Sinn, noch ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft, darüber zu Grunde gingen.

* * *

Auszüge aus Briefen von Fernow an Herrn Conſiſtorialrath Böttiger.

1.

Jena, den 3. October 1803.

Tauſend Dank, verehrter Freund! für alle neue Beweiſe Ihres unbegränzten Wohlwollens, die ich mit Ihrem letzten Briefe von Ihnen empfangen habe. Ich nehme das mir Geſandte an als Vorſchuß, und weil ich hoffe, denen, die mir dieſe Unterſtützung geben, wo ich ſie gerade bedarf, dafür wieder etwas zum Erſatz geben zu können, was mir keine andre Schuld aufladet, als die, welche ich gegen edelgeſinnte Menſchen gerne trage, die Schuld der Dankbarkeit. Sie werden mich in dieſer Rückſicht, das weiß ich, ſowohl bei der Durchl. Herzogin in Tieffurth, als bei Vater Wieland vertreten.

Wenn nur nicht mein verwünſchter Reiſegefährte, mein Quartanfieber, das ich ſeit vier Wochen nicht ſpürte, wieder gekommen wäre! Ich habe es geſtern zum dritten Male wieder gehabt. Wie unangenehm mir dies gerade gegenwärtig iſt, wo ich recht thätig ſeyn möchte, darf ich Ihnen wohl nicht ſagen; indeſſen thue ich, was ich kann. Vor etwa zehn Tagen bin ich als Prof. extraord. introduzirt worden.

Das Päcklein habe ich denſelben Abend des Tages, da ich es empfing, an Voß überbracht. Ich war ſchon bei ihm geweſen, und hatte ſchon ein Paar Pfeifen Tabak mit dem Schöpfer des deutſchen Hexameters verraucht. Er iſt wirklich ein Mann, wie aus einer, ich will nicht ſagen höhern, aber beſſern Welt, und ich hoffe, ich werde näher mit ihm bekannt werden.

Es war dieſen Morgen ein junger Kurländer bei mir, der mir verſicherte, daß man es ſehr gern ſehen würde, wenn ich mich über die anderen Künſte nur kurz faſſen, und hingegen über die bildenden recht ausführlich ſeyn würde, denn theils habe man ſchon über Poeſie und Beredtſamkeit in den äſthetiſchen Vorleſungen Anderer gehört, theils ſey auch ein andrer Docent hier (Dokter Aſt), der Aeſthetik läſe, und ſich blos auf jene beiden Zweige einſchränke, und da dieſer von zwei bis drei lieſ't, ſo hätten ſeine Landsleute gehofft, ich würde die Stunden von fünf bis ſechs nehmen. Ich habe bisher noch nichts angekündigt, ich werde mich alſo, da es mir gleichgültig iſt, den Wünſchen der Herren gemäß fügen, ſowohl in Anſehung der Stunde, als der Materie. Da haben wirs, ſo eben meldet ſich das Fieber in den Fingerſpitzen. Leben Sie wohl.

2.

Jena, den 20. November 1803.

Ich weiß nicht eigentlich, wie das allgemeine Urtheil oder das pluraliſtiſche der Studierenden über meine Vorleſungen ausgefallen iſt. Bis jetzt iſt darüber noch keine Stimme zu mir gedrungen, alle Schellingianer werden wohl wenig von mir erbaut ſeyn, da ich Sachen vortrage, oder vielmehr bis jetzt vorgetragen habe, die ſo unendlich tief unter ihrem Horizonte in der Region des geſunden Verſtandes liegen. Aber das ſoll mich nicht irre machen; ich werde meiner Ueberzeugung folgen und dieſer auch ganz; denn ſelbſt da, wo ich mit Kant, dem ich ſonſt im Ganzen folge, nicht zuſammenſtimme, verlaſſe ich ihn.

Ja, noch mehr, ich will, ſobald meine Zeit es erlaubt, das Schelling'ſche Syſtem ſtudieren, denn ich halte es für Pflicht, es zu kennen, wenn es mich auch nicht überzeugen ſollte. Finde ich etwas Wahres und Gutes darinnen, wie ich nicht zweifle, ſo werde ich Gebrauch davon zu machen wiſſen und es in die verſtändliche Sphäre des menſchlichen Verſtandes herabzubringen trachten, damit es den Menſchenkindern ſammt und ſonders nützlich werden könne. Noch habe ich nur tiefer heraufgeholte Prinzipien, eigentlich nichts Neues, in dem, was aus der Schelling'ſchen Lehre für mein Forum gehört, gefunden. Kant hat im Grunde daſſelbe geſagt, und noch habe ich nicht gefunden, daß man ihn einer eigentlichen Unrichtigkeit geziehen hätte. Mit einem Worte, was ich jetzt noch nicht davon weiß, will ich, ſobald ich kann, kennen lernen und Alles zu meinem Nutzen und Gebrauch treulich anwenden.

Geſtern Abend habe ich mein erſtes Publikum über die Werke der alten bildenden Kunſt, das ich als Fragment der Archäologie ankündigte, vor mehr als hundert anweſenden Studierenden geleſen. Ich hoffe durch dieſe Vorleſung ein Intereſſe für den vollſtändigen Kurſus zu wecken, den ich das folgende halbe Jahr über die Kunſt vortragen möchte. Zwei Pferde ziehen mehr als eins, vielleicht kann ich in der Folge noch ein drittes und viertes dazu anſpannen, um mit Ehren durch dies Jammerthal hindurch zu kommen. Ich käme gern nach Weimar hinüber; da ich aber meine Vorleſungen aus Mangel an Uebung im freien Vortrage vom Blatte ableſe, ſo habe ich zu thun, daß ich täglich ſo viel vorarbeite, als ich täglich verbrauche.

Kämpfend gegen Krankheit, häusliche Sorgen, und manchen Verdruß, der auch von außen her über ihn kam, verlebte Fernow dieſen traurigen Winter unter ſteter Arbeit. Das lange Ausbleiben ſeiner Bücher, die wegen Sperrung der Elbe nach Tönningen, ſtatt nach Hamburg, gehen mußten und von deren Ankunft noch immer keine Nachricht einlief, beunruhigte ihn ebenfalls, und ſo war es wohl natürlich, daß unter dieſen Umſtänden der Wunſch in ihm aufſtieg, Jena mit einem andern Orte, wo möglich mit Weimar, zu vertauſchen.

Den fünfzehnten Januar achtzehnhundert und vier ſchreibt er an Herrn Böttiger: „Mein Fieber ſehe ich nach gerade ſchon als eine zu meiner Individualität gehörige Eigenſchaft an, und denke es nun bald dahin zu bringen, meine Vorleſung ſelbſt während des Fiebers zu halten; wenigſtens bin ich entſchloſſen, es in dieſen Tagen wirklich zu verſuchen. Ihre Anfrage: ob ich nicht lieber in Weimar als in Jena leben würde? glaube ich ohne Anſtand mit Ja beantworten zu können, um ſo eher, da mich in Jena noch nichts feſſelt, und da gerade bis jetzt ſowohl meine Geſundheit, als auch das „aller Anfang iſt ſchwer“ mir noch nicht erlaubt haben, viele Annehmlichkeiten in Jena zu genießen. Es käme nur darauf an, daß ich dort mein ehrliches und gebührliches Auskommen hätte; das Nothwendige gewiß, das Bequemliche wollte ich mir dann ſchon durch eignen Fleiß zu erwerben ſuchen.“

Die Stelle des Bibliothekars der verwittweten Herzogin ward im Frühlinge dieſes Jahres durch Jagemann's Tod erledigt und das Schickſal ſchien ſich wirklich mit dem bedauernswürdigen Fernow wieder ausſöhnen zu wollen. Theils auf die Fürſprache ſeiner Freunde, theils gerührt von ſeinem traurigen Geſchick bei ſo viel ſeltnem Verdienſte, ernannte ihn die Herzogin Amalia zu Jagemann's Nachfolger, und gewährte ihm noch dazu die frohe Hoffnung, ſie zur beſſern Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit, im Frühlinge nach Tieffurth, ihrem Sommeraufenthalte, begleiten zu dürfen. Frohen Muthes blickte Fernow jetzt wieder in die erheiterte Zukunft. Die Einkünfte ſeiner Stelle waren für ſeine und der Seinigen Exiſtenz freilich nicht hinreichend, aber dieſe Stelle raubte ihm ſehr wenig Zeit. Die Beſchäftigung, die er dadurch erhielt, war ſo ganz ſeinen Wünſchen angemeſſen, ließ ſich ſo ſchön mit ſeinen Lieblingsarbeiten vereinigen, daß er ſie, wenn ſeine Umſtände es erlaubt hätten, gerne, blos zu ſeinem Vergnügen, ohne allen Entgelt verwaltet hätte. Ueberdem brachte ſie ihn in die Nähe einer Fürſtin, die er, und mit ihm alle, die ihm glichen, unausſprechlich ehrte. Wer kennt nicht den Namen der Herzogin Amalia von Weimar, und ihr unſterbliches Verdienſt um Kunſt und Wiſſenſchaft?

Es iſt eine bekannte Bemerkung, daß die Nähe des erſehnten Ziels unſre Ungeduld vermehrt, auch dehnten die wenigen Wochen bis Oſtern, die Fernow noch in Jena verweilen mußte, ſich ihm zu einer unerträglichen Länge aus; ſeine Geſundheit litt fortwährend; während jenem dem Winter ſo ähnlichen kalten Frühjahr, erwachte ſeine Sehnſucht nach Italien mit verdoppelter Kraft. Er ſchrieb den neunten April an Herrn Böttiger Folgendes:

„Was für ein Wetter haben wir hier ſeit geſtern! Heute Morgen war Alles wieder mit Schnee bedeckt, wie im Januar. Da lob' ich mir doch Italien; aber ich mag nicht daran denken, ſonſt vermehrt ſich der Schmerz in der Leber. Ich ſehne mich nach dem Frühlinge, und ſetze alle meine Hoffnung auf den Sommeraufenthalt in Tieffurth. Hier wäre ich wahrſcheinlich zu Grunde gegangen. Jetzt wünſche ich gar ſehr, daß nun endlich auch meine Bücher einmal ankämen, wenn ſie nicht gar verloren ſind; ich hätte ſie zu meinen Arbeiten höchſt nöthig, aber bis jetzt habe ich noch immer nichts davon vernommen. In Deutſchland erfuhr ich in der kurzen Zeit meines Hierſeyns ſchon mehr Mißgeſchick, als während meines neunjährigen Aufenthalts in Italien. Der Menſch iſt ein Thor, daß er nicht bleibt, wo er iſt, und wo ihm wohl iſt.“

Auszug aus einem Briefe Fernow’s an Herrn Conſiſtorialrath Böttiger.

Tiefſurth, den 4. Juni 1804.

— — Ich bin ehegeſtern Nachmittag hier mit Sack und Pack eingezogen, und habe von meinen kleinen Wohnungen, die übrigens bequem genug für uns ſind, Beſitz genommen. Die Herzogin iſt noch nicht hier, auch iſt bis heute ihre Herüberkunſt noch nicht auf den Tag beſtimmt; wahrſcheinlich aber wird dieſe in Zeit von acht Tagen Statt haben. Das ſchöne Frühlingswetter und die Ahnung, daß ich hier wohler ſeyn werde, als im halbverödeten Jena, haben mich früher hergetrieben und die Ankunft der Herzogin nicht erwarten laſſen.

Ich habe mich in meiner Erwartung nicht betrogen. Die Natur iſt jetzt hier unausſprechlich ſchön und ich habe geſtern den ganzen kleinen Park die Kreuz und die Quer durchſtrichen. Ich finde ihn nicht nur ſchöner als den Park in Weimar, ſondern auch, wenn Sie es für keine Blasphemie nehmen wollen, in Rückſicht auf bloßen Naturgenuß ſchöner, als — rathen Sie was? — als die Villa Borgheſe bei Rom, die freilich im Kunſtgenuß und in dem, was man pittoresk nennt, dieſer lieblichen deutſchen Naturtochter wieder unendlich überlegen iſt. Aber das erquickende Gefühl eines reinen Naturgenuſſes, der uns für den Augenblick ganz genügt und beſeeligt, iſt, wie ich meine, wohl auch ſo viel werth, als das namenloſe Sehnen und Streben, welches eine Natur im höhern Style und mit den Idealen der Kunſt gegattet, in uns erregt.

Für mich wenigſtens, einem Wiedergeneſenden, der einer blos erquickenden Gegenwart bedarf, die ſeine Kräfte neu belebe und ſeinen Geiſt erheitere, iſt dieſe Empfindung jetzt wohlthätiger, als irgend ein höherer Genuß, welcher wohl auch ſeinen höhern Werth hat, aber mentem sanam in corpore sano vorausſetzt; und Sie wiſſen, wie in dieſem concreten Leben eins von dem andern abhängt. Die froheren Stunden geiſtreicher Unterhaltung, welche auch den Geiſt mächtiger belebt und ſtärkt, als die idealiſche Kunſtnatur, erwarte ich noch, wenn erſt die wohlthätige Fee, die dieſen reizenden Aufenthalt beherrſcht, mit ihren dienenden Geiſtern, ihren Muſenprieſtern und Grazien hier eingetroffen ſeyn wird. Indeſſen will ich hier fortfahren, meine Geſundheit, die, wie es ſcheint, auf guten Wegen iſt, zu pflegen ꝛc.

Welch' einen Sommer hätte Fernow verleben können, ohne dieſe immer wiederkehrende, alle Lebenskraft und Lebensfreude untergrabende Krankheit! Deutſchland ſonnt ſich noch an den Strahlen, die von jenem ſtillen, anſpruchsloſen Hauſe der edlen Fürſtin ausgingen, und ehrfurchtsvoll muß der Fremde jenem klaſſiſchen Boden, dem kleinen lieblichen Park von Tieffurth ſich nahn, wo ſie wandelte, deren hochgebildeter Geiſt, deren reine Seele, deren himmliſche Güte alles belebte, vereinte und ordnete.

Ein kleiner gewählter Kreis von Männern und Frauen, die dieſer Auszeichnung werth waren, lebte mit ihr, als ihre Hausgenoſſen, unter ihnen Wieland. Goethe, Herder, Schiller und noch manche andere Männer, die es verdienten, ſich an dieſe zu reihen, waren ihre ſie täglich beſuchenden Hausfreunde. Alle intereſſanten Fremden, an denen es in Weimar, zum Theil ſchon wegen der beſuchten Straße, die hindurch führt, mehr noch weil, nach Goethe's Ausſpruch: „ein edler Menſch edle Menſchen anzieht,“ ſelten fehlte, waren freundlich bei ihr aufgenommen, und wohl kann man ſagen:

> Germanien nennt keinen großen Namen,
> Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.

Von den wenigen glücklichen Tagen, welche Fernow nach ſo vielen leidensvollen, in Tieffurth der Huld und edlen Theilnahme ſeiner unvergeßlichen Fürſtin verdankte, hat mir ein Augen-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.H. FN. 18069/020

zeuge derſelben, der Herzogin Amalie ehemaliger Hofmarſchall, der durch ſeine Ueberſetzung des Terenz und des Plautus auch der gelehrten Welt bekannte Geheimerath von Einſiedel, einen treuen und intereſſanten Abriß in folgenden Blättern gegeben. Herr von Einſiedel ſelbſt war einer der geiſtreichſten, edelſten, unterrichtetſten und liebenswürdigſten Männer jener, in Weimar an ihm Geiſtigverwandten, ſo reichen Zeit; ſein ganzes Leben war von Jugend auf dem Dienſte der hohen Fürſtin gewidmet geweſen, die bis an ihr Ende, als ihren vieljährigen treuen Hausgenoſſen ihn ſehr werth hielt, und mit vollkommnem Vertrauen ihn ehrte. Auch dieſem ausgezeichneten Manne war Fernow, bei näherer Bekanntſchaft, ſehr lieb geworden, wovon er bis an's Ende, durch innige Theilnahme ihm die ſprechendſten Beweiſe gegeben.

⁂

Herr von Einſiedel an die Herausgeberin dieſer Blätter.

Ich überſende Ihnen zu dem Denkmale, welches Sie dem verewigten Fernow durch ſeine

Biographie errichten, einen kleinen Beitrag. Er enthält ſeinen Sommeraufenthalt zu Tiefſurth, dem ehemaligen Landſitz der hochſeeligen verwittweten Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar, wo er dieſer Fürſtin und den Perſonen, die ſie umgaben, ein ſehr werthgeſchätzter Geſellſchafter war.

Die Herzogin veranlaßte ihn, dieſen ländlichen Wohnort in den Sommermonaten zu beziehen, wo ſie gewohnt war, ſich mit ihrem Hofe dahin zu begeben. Sie begehrte dies zum Beſten ſeiner ſchon damals leidenden Geſundheit. Aus Schonung für dieſe, deren Pflege ihn einzig beſchäftigen ſollte, entſagte die theilnehmende Fürſtin ſeiner wiſſenſchaftlichen Unterhaltung, der er, als ein Vertrauter der Kunſt und als ein geiſtreicher und geſchmackvoller Kenner der italieniſchen Sprache, ein vielfaches belehrendes Intereſſe zu verleihen vermochte.

Der Anfang des Sommeraufenthalts in Tiefſurth war der Erholung unſers leidenden Freundes nicht merklich vortheilhaft. Ein täglich wiederkehrendes Fieber, das mehrere Stunden vor der Abendzeit ſchon eintrat, entzog ihn den angenehmen Spaziergängen dieſes Ortes. Sehr frühe war er genöthigt, die Geſellſchaft zu verlaſſen und in ſeine Wohnung zurückzukehren, um die Ruhe zu genießen, die dieſem fieberhaften, beſchwerlichen Zuſtand einige Linderung verſchaffte. Unſer Freund konnte ſich der ungeſtörten Muße, die dieſer ländliche Aufenthalt für ſeine literariſchen Arbeiten darbot, nicht nach Wunſch erfreun, wie er ſich, gegen den Rath der Aerzte, die ihm alle Anſtrengungen unterſagt hatten, in's Geheim vorgeſetzt hatte. Auf die fieberhaften ſchlafloſen Nächte folgte gewöhnlich ein ſpäter, langer Schlaf, der jedoch wenig Erquickung gewährte; er raubte ihm die freundlichen Morgenſtunden, und der Vormittag wurde durch den Gebrauch von Bädern verkürzt. Fernow's immer heiterer Geiſt, und ein leidenſchaftliches Bedürfniß, ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, die ſeinen Lieblingsſtudien angehörten, zu beſchäftigen, gaben ihm jedoch die Kraft, die wenigen freien Stunden zu benutzen, und mit der Ausgabe der italieniſchen Dichter, die von ihm ſchon früher vorbereitet war, einen thätigen Anfang zu machen.

Dieſe Beſchäftigung war ein öfterer Gegenſtand der Unterhaltung bei der Mittagstafel, welcher Fernow ununterbrochen beiwohnen konnte, weil er ſich in dieſer Zeit des Tages leidlich wohl befand.

Die Herzogin liebte die italieniſche Sprache vorzüglich; ſie wünſchte den Orlando des Arioſt von Fernow ſich vorleſen zu laſſen, wenn ſeine Geſundheit es ihm erlaube. Er war zu geneigt, dem Wunſche der Fürſtin zu gehorchen, und der Antrag machte ihm ſelbſt zu viel Vergnügen, um dieſe beſorgliche Rückſicht als ein Hinderniß anzuſehen. Die Vorleſungen konnten blos in den Nachmittagsſtunden ſtatt finden, wo er von den gewohnten Anfällen ganz verſchont war. Man wählte einen Saal im parkartigen Garten dazu aus. Außer den Perſonen, die das Gefolge der Herzogin ausmachten, befand ſich in dem Kreiſe der Zuhörer der verehrte Wieland. Welchen unter allen Dichtern hätte ſich unſer Freund entſchiedner zum Zuhörer wünſchen können, als ihn?

An jedem Tage wurde gewöhnlich ein Geſang dieſer arioſtiſchen Dichtung vorgeleſen; eine anhaltendere Lectüre erlaubte Fernow's Geſundheit nicht.

Späterhin gab der Aufenthalt unſers Freundes in Tieffurth für ſeine Geneſung die beſten Hoffnungen; er hatte viele fieberfreie Tage; er fühlte ſich geſtärkter, und ſelten nur verließ er den geſellſchaftlichen Kreis in den Abendſtunden, wo er gern verweilen mochte.

Sein neunjähriger Aufenthalt in Italien hatte ihm dieſes Land der Künſte ſo werth gemacht, daß es ihm ein großer Genuß war, von mehreren Perſonen umgeben zu ſeyn, denen ſeine lehrreichen Unterhaltungen darüber, in welchen ſich Klarheit, Geiſt und Gefühl auf eine ſeltene Weiſe vereinigten, nicht fremd waren. Die Herzogin Amalia war eine Freundin der Künſte; die erhabnen Gegenſtände derſelben, die ihr durch eine Reiſe nach Italien bekannt geworden waren, hatten ſich ihrer Erinnerung dauernd eingeprägt; dieſe Unterhaltungen mußten ihr alſo ſehr wohlgefällig ſeyn.

Eine Wiederkehr nach Italien war unſeres Freundes höchſter Wunſch, ich möchte ſagen, der einzige, den ſeine Phantaſie bilden mochte. Ich erinnere mich noch ſeiner Worte bei einem kurzen Spaziergange, den er mit mir machte, und der ihm ſehr ſauer wurde: „wenn ich,“ ſagte er, „auch nur zu Fuße, und eben ſo langſam nach Italien reiſen könnte, ich entſchlöſſe mich mit Freuden dazu.“ Er berechnete, um ſich mit dieſem angenehmen Gedanken eine Zeitlang zu beſchäftigen, die Zahl der Tagereiſen, die er zu dieſer Reiſe brauchen würde, mit vieler Genauigkeit. Der Wunſch, Italien wieder zu ſehen, beſchäftigte ſeine Fürſtin nicht minder, wiewohl ſie ſich ſelbſt nicht verhehlen konnte, wie ſchwer er auszuführen ſey.

Das Ableben der Herzogin im Frühjahr achtzehnhundert und ſieben verwaiſte das anmuthige Tieffurth, deſſen Schöpferin ſie war. Wäre ſie ſpäter in die Ewigkeit übergegangen, als unſer Freund, ſo würde ſie gewiß auch ſeinem Andenken ein Denkmal in dieſem ſtillen Wohnort errichtet haben, wie ſie es Mozart, Herder und Schiller daſelbſt errichtete.

* * *

Nach dieſem, in ſo ſchönen Umgebungen verlebten Sommer, ſtellte ſich Fernow's Geſundheit merklich wieder her, ja er konnte anfangen, ſich für geneſen zu halten; ſeine Kräfte kehrten wieder, und es war ihm von neuem vergönnt, ſich ſelbſt, ſeinen Freunden und ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen zu leben. Auszüge aus verſchiednen Briefen in den Jahren achtzehnhundert fünf und ſechs von ihm an ſeine Freunde geſchrieben, werden, der Zeitfolge nach geordnet, den Gang ſeiner Arbeiten und ſeiner Gedanken in dieſer Zeit am genaueſten bezeichnen.

Auszüge aus Fernow's Briefen an ſeine Freunde vom Jahre 1805.

An Herrn Conſiſtorialrath Böttiger.

Weimar, den 10. Februar 1805.

Verehrter Freund, was müſſen Sie von mir denken, und was denken Sie von mir? Ich will mich nicht entſchuldigen noch rechtfertigen, ſondern mich auf Diſcretion ergeben. Ich bin ein erzfauler Briefſteller, wenn nicht gerade wirkliche Veranlaſſungen dazu vorhanden ſind, jetzt um ſo mehr, da ich den ganzen Tag die Feder in der

Hand habe. Auch hat kein Menſch, weder in Deutſchland, noch in Rom in der ganzen Zeit einen Brief von mir erhalten, freilich zu meinem eigenen größten Schaden; denn ich habe dafür wieder keine erhalten, und doch habe ich nie zum Briefſchreiben kommen können; ein antiepiſtolariſcher Dämon hat mich beſeſſen; aber ich will ſuchen, ihn auszutreiben, und heute am Tage des Herren will ich den Anfang damit machen. Alſo Vergebung dem reuigen Sünder!

Seit Michaelis bin ich allmählich wieder zur Geſundheit, und mit dieſer zur Thätigkeit zurückgekehrt. Den ganzen Sommer hindurch, der nicht der geſundeſte war, hat das Fieber mich noch jede Nacht in ſeinen Armen gehalten, und mir die Kräfte wieder geraubt, welche ich des Tages geſammelt haben mochte. Darum iſt mir es auch nicht möglich geweſen, mich anders als leidend zu beſchäftigen, und dieſe Unthätigkeit war mir läſtiger, als das Uebel ſelbſt, das ſie verurſachte. Indeſſen habe ich in jener Zeit die Idee zu einer Arbeit gefaßt, die mich ſeither faſt ausſchließend beſchäftigt, auch wohl noch einige Jahre hindurch beſchäftigen wird, ehe ſie zur

Ausführung gelangt, und von der ich Ihnen das Weſentlichſte mittheilen möchte, mit der Bitte, mir darüber Ihr Gutachten zu ſagen.

Meine Ausgabe des Arioſt erſcheint dieſe Oſtern in fünf Bänden. Eine Anzeige der Grieſiſchen Ueberſetzung finden Sie in den neueſten Stücken der Jenaiſchen Literatur-Zeitung, desgleichen eine ziemlich groſe Recenſion eines kleinen, aber reichhaltigen Werks über einige Gegenſtände der deutſchen Sprache von Seidenſticker. Seit einigen Wochen, nachdem ich einigen Perioden meiner größern Arbeit, von der ich Ihnen hernach ſagen werde, geendigt habe, bin ich in's Recenſiren gekommen, um mir die Sachen, die man mir aufgetragen hat, mit einem Male vom Halſe zu ſchaffen, und dann den zweiten Perioden ungeſtört zu beginnen.

Die Carſtenſchen Zeichnungen hat der Herzog gekauft, und ſie ſind beſtimmt, den neuen Zimmern der Bibliothek zum Schmuck zu dienen, wo ſie, als an einem öffentlichen Orte von jedem Kunſtliebhaber und Künſtler geſehen werden können. Es ſind etwa dreißig groſe und kleine. Ich habe ſie wohlfeil weggegeben, aber theils, daß ſie ungetrennt an einem ſicheren Orte aufbewahrt werden, theils daß ich auf dieſe Weiſe noch oft den Anblick derſelben haben kann, theils auch meine gegenwärtigen Bedürfniſſe haben mich dazu bewogen, ſonſt hätte ich, wenn ich blos auf baaren Vortheil hätte Rückſicht nehmen wollen, Gelegenheit gehabt, ſie vereinzelt und theurer zu verkaufen; aber auf dieſe Weiſe wäre mit der Zerſtreuung auch Carſtens Andenken verloren gegangen, und das wollte ich nicht.

Der Transport meiner Bücher von Rom bis hierher hat mir nicht weniger, als vierhundert ſiebenzehn Thaler gekoſtet, die mir nach und nach meine Ausgabe der italieniſchen Klaſſiker wieder erſetzen ſoll. Meine Krankheit koſtete mir weit über hundert Thaler. Nun denken Sie ſich noch hinzu, was man zur nothdürftigen Einrichtung bedarf, und Sie werden überzeugt ſeyn, daß ich alle Saiten anſpannen muß, um oben aufſchwimmen zu können.

Schiller iſt faſt den ganzen Winter durch unpäßlich geweſen, auch Vater Wieland einige Mal, und wer iſt nicht dieſen Winter krank geweſen? Mein kleiner Romano war vor einiger Zeit in

Lebensgefahr; meine Frau iſt in dieſem Augenblicke wieder krank. Die Deutſchen ſollten eine neue Auswanderung nach Italien machen, wo man wenigens einen geſunden Winter hat.

Wenn ich nicht unaufhörlich mit dem Geiſte in Italien lebte, und dadurch die häßliche Gegenwart wegtäuſchte, ſo würde ich's auch nicht aushalten.

Weimar, den 10. Februar 1805.

— Jetzt etwas über das große Opus, mit deſſen Ausführung ich umgehe: Mir kam die Idee, es müßte intereſſant ſeyn, die geſammten Nachkommen und Abſtämmlinge der verſtorbenen lateiniſchen Sprache, welche ſich in den Töchterſprachen derſelben, der italieniſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen und franzöſiſchen erhalten haben, gleichſam unter einem Geſichtspunkt, etymologiſch unter ihre Stammwörter geordnet, aufzuſtellen; und ich bekam Luſt, mich an dieſer Arbeit zu verſuchen.

Da aber auf dieſe Weiſe aus allen vier Töchterſprachen nur ein anſehnlicher Theil, und kein einziger vollſtändig in einem ſolchen Werke erſcheinen würde, ſo ſchien es mir nachher beſſer, die italieniſche, als die erſtgeborne und am reichſten ausgeſtattete Tochter vollſtändig alphabetiſch nach ihren Nennwörtern geordnet, aufmarſchieren zu laſſen, und ihren Ableitungen dann die lateiniſchen Abſtämmlinge in jenen andern drei Schweſtern beizuordnen; auf dieſe Weiſe würde wenigſtens eine der Töchterſprachen vollſtändig gegeben, und da dieſe zugleich eine große Menge Wörter nordiſcher Abſtammung enthält, welche von den italieniſchen Etymologen, die keine der nördlichen Sprachen verſtanden, faſt alle irrig vom Griechiſchen, Arabiſchen, Hebräiſchen, Syriſchen, Armeniſchen und ſo weiter, ſind abgeleitet worden, ſo hätte ich da ein weites Feld eigner Wortforſchung vor mir, worin ich auch bereits viele Materialien geſammelt habe.

Meine erſte Beſchäftigung zu dieſem Zwecke würde nun ſeyn, die alphabetiſche Ordnung der italieniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Wörterbücher zu deſtruiren, dagegen alle abgeleitete Wörter ihren Stammwörtern unter zu ordnen, und blos dieſe letztern alphabetiſch zu ordnen. Dieſes habe ich auch bereits mit dem Wörterbuche der italieniſchen Sprache gethan und dabei volle drei Monate unter täglicher, wenigſtens fünfſtündiger Arbeit zugebracht. Ein Gleiches fange ich jetzt mit dem franzöſiſchen Wörterbuche an.

Nun iſt mir aber bei dem weitern Fortrücken in der Arbeit, eine neue Erweiterung meines Planes in den Sinn gekommen, nach welcher die Ausführung alle vier Sprachen in ihrer Vollſtändigkeit umfaſſen würde, wobei denn doch immer die etymologiſche Ordnung nach den Stammwörtern, denen alle ihre Abſtämmlinge nach den Graden der Verwandtſchaft untergeordnet würden, herrſchen ſollte, aber die Stammwörter aller vier Sprachen ſollten nur zuſammen ein Alphabet formiren, und jedes Wort durch it. ſp. p. fr. unterſchieden werden, zu welcher der vier Sprachen es gehöre. Auf dieſe Weiſe hätte man ein vollſtändiges Polyglott der von der lateiniſchen abſtammenden Töchterſprachen.

Da in der ſpaniſchen und portugieſiſchen Sprache eine Menge Wörter aus dem Arabiſchen abſtammen, ſo würde ich mir für dieſe allenfalls fremder Beihülfe bedienen müſſen; doch hat man auch hierin ſchon mehrere gute Vorarbeiten, die ich, ſo viel als möglich, benutzen werde.

Ich hoffe, wenn keine bedeutenden Hinderniſſe dazwiſchen kommen, in Jahresfriſt mit der Unterordnung der Wörter unter ihre Stammwörter in allen vier Sprachen fertig zu werden. Erſt dann kann ich an die Reconſtruktion denken, wodurch alle in ein Alphabet vereinigt werden müſſen. Um dann aber in dieſem Werke jedes abgeleitete Wort aufzufinden; ſo müßte ein vollſtändiges alphabetiſches Wortverzeichniß aller vier Sprachen, als Index in einem beſondern Bande, mit Angabe entweder des Stammworts, oder der Seitenzahl, dazu geliefert werden. Da dieſes Werk nun keinen deutſch-italieniſchen Theil bedarf, auch alle Phraſen und Redensarten wegbleiben, und blos die eigentlichen und figürlichen Bedeutungen der Wörter angegeben werden, und überdies auch durch die etymologiſche Unterordnung Vieles kürzer gefaßt, oder gar weggelaſſen werden kann, was in einer ſolchen Anordnung ſich von ſelbſt verſteht, und es ferner überhaupt kein Buch für Schulknaben und für Anfänger wird, ſo bin ich in der Meinung, daß dies Werk ſich etwa in einem Volumen würde liefern laſſen, welches dem kleinern Schwanſchen Wörterbuche in vier Bänden bei Cotta etwa gleich, wenigſtens nicht viel ſtärker werden würde.

Was halten Sie von dieſer Unternehmung? Sind Sie der Meinung, daß ich den letztern erweiterten oder den andern, blos die italieniſche Sprache vollſtändig umfaſſenden, Plan zur Ausführung wähle? Dieſer wird weniger Zeit und Arbeit und Papier erfordern; der größere Plan reizt mich mehr wegen ſeiner Vollſtändigkeit, obgleich ich wohl einſehe, wie viel größer die Schwierigkeiten der Ausführung ſind; indeſſen mache ich mich auch nicht anheiſchig, jedes Wortes Urſprung anzugeben, ſondern blos den Urſprung derer, wo ich ihn habe auffinden können. Ich wünſche erſt über den Plan mit mir ſelbſt völlig einig zu ſeyn, und dann die Arbeit bis auf einen gewiſſen Punkt gebracht zu haben, ehe ich davon etwas im Publikum möchte verlauten laſſen; wenigſtens will ich den Stoff dazu erſt vollſtändig beiſammen haben.

Mit den Hülfsmitteln zu dieſer Arbeit, zum

Beiſpiel den beſten Wörterbüchern aller vier Sprachen bin ich verſehen, auch hat die hieſige Bibliothek einen guten Vorrath an etymologiſchen Werken; ich hoffe alſo, daß mir nichts Vorzügliches, was ich als Vorarbeit benutzen könnte, entgehen wird. In ein Paar Jahren glaube ich mit der Arbeit ſo weit vorzurücken, daß ich dann an den Druck denken kann, und mit dieſer Arbeit denke ich denn auch den wackern Cotta, der mich bisher noch nie gemahnt, ſondern blos nach dem Druck der Grammatik den Beſtand meiner Rechnung bei ihm, zugeſandt hat, meine Schuld abzutragen. Ich habe ihm bereits von meinem Project geſchrieben und erwarte noch ſeine Antwort; e tanto basti!

Auszug eines Briefes an einen Freund.

Weimar, den 11. April 1805.

— — — So gehen Tage und Jahreszeiten in der einförmigen Lebens- und Beſchäftigungsweiſe dahin, wenn nicht Hauptveränderungen dieſelben unterbrechen, um eine neue Epoche unſers Lebens zu bezeichnen. So ſind mir die zehn

Jahre meines römiſchen Lebens, wie zehn Monate hingefloſſen. Jetzt bin ich nach einer etwas langen Störung, die durch meine Rückkehr in's Vaterland veranlaßt wurde, ziemlich wieder in's Gleis gerückt, und hoffe, mich auch allmählich wieder an's nordiſche Klima zu gewöhnen.

Ungern habe ich in Deinem Briefe geleſen, daß Du, den ich mir ſonſt immer als den Repräſentanten des Frohſinns dachte, von hypochondriſchen Grillen und Launen geplagt biſt, deren Du Dich nicht erwehren kannſt. Vielleicht, wenn es Dir gelingt, die Quelle dieſer Verſtimmung Deines Gemüthes zu entdecken, wenn Du erſt weißt, ob ſie phyſiſch in Deinem Körper, oder in den äußern Umgebungen liege? ſo gelingt es Dir dann auch, Mittel zu finden, Dir jenen Feind vom Leibe zu halten, oder ihn ganz zu verjagen.

Ich glaube, ein bewährtes Mittel gegen dieſen unſeligen Hang zur Hypochondrie iſt ein liebendes und geliebtes Weſen, das unſre innigſte Vertraute und Freundin iſt, durch deſſen Mithülfe wir uns vervielfältigen und verjüngen. Jeder andre vertraute Umgang mit Weibern, der blos den Sinn befriedigt, füllt das Bedürfniß des Herzens nicht aus, welches doch eigentlich das dauernde, jenes nur das vorübergehende iſt. Ich würde Dir alſo nicht, wie Hamlet Ophelien rathen: geh in ein Nonnenkloſter! ſondern lieber: Nimm ein Weib! Dieſes Mittel feſſelt zwar die ungebundene Willkür und den freien Mann an eine Erdſcholle; aber das thut ja auch ſchon jedes Amt und es erlöſet dagegen auch von manchem Uebel des Leibes und der Seele. Daß man ein gutes, wenigſtens leidliches Exemplar von dem Meiſterſtücke der Schöpfung dazu wählen müſſe, verſteht ſich, denn ſonſt kann ſich's auch ergeben, daß man den Teufel mit Beelzebub austreibt, und wie ein italieniſches Sprichwort ſagt, aus der Pfanne in die Kohlen fällt.

Nächſt dem kenne ich noch ein recht probates Mittel für den Hypochonder, das man auch in Gemeinſchaft mit dem oben empfohlnen ſehr wohl brauchen kann, die Beſchäftigung mit den Künſten und den Genuß, den ſie geben. Dieſes Mittel darf ich Dir nicht empfehlen, denn ich weiß, Du liebſt und übſt ſie, und ich hoffe, daß der

Umgang mit ihnen nicht ohne wohlthätige Wirkung für Dein ganzes Weſen iſt.

Auf jeden Fall ermahne ich Dich, den hohen Werth des Schönen für die innere Harmonie der Triebe und für die Heiterkeit des Gemüths, die daraus hervorgeht, recht lebendig anzuerkennen, und zu Deiner Heilung zu benutzen. Nur muß auf der andern Seite nicht geſchehen, was bei vielen geſchieht. Die Beſchäftigung mit dem Schönen und der Kunſt, die uns in eine ideelle Welt erhebt, darf uns für die wirkliche nicht verſteinern, ſondern ſie ſoll Muth geben, die Plackereien und Armſeligkeiten derſelben froh zu ertragen. Die Künſte leiſten uns keinen ſchlimmern Dienſt, als wenn ihr Genuß uns verwöhnt, und für die Disharmonien des wirklichen Lebens, die ſie auflöſen ſollen, nur noch empfänglicher macht.

Auch mir würde es eines der wünſchenswertheſten Geſchenke des Schickſals ſeyn, wenn ich Dich mehr in der Nähe hätte, und Deinen Umgang oft genießen könnte. Ich wollte mir's zum höchſten Zwecke unſers Umgangs machen, den Popanz, der Dich auf Deiner ſchönen Inſel plagt und neckt, zu verbannen, und ich hoffe, es ſollte mir gelingen durch bloße Antipathie; denn bis jetzt hat, dem Himmel ſey Dank, noch keine Stunde lang eine trübe Laune in meinem Kopfe gehauſ't, und noch weiß ich nicht, was Hypochondrie für ein Ding iſt, außer vom Hörenſagen.

Goethe iſt dieſen Winter hindurch einige Mal ſehr gefährlich krank geweſen, ſo daß man für ſein Leben beſorgt war. Und wer wünſcht zu erleben, daß dieſer Angelſtern unſerer Kunſt und des deutſchen Geſchmacks untergehe? Ich bin während dieſes Winters zur Zeit ſeiner Rekonvalescenz oft des Abends bei Goethen geweſen, weil ich wußte, daß ihm in dieſen Stunden, wo er doch nicht arbeiten konnte, Geſellſchaft und Unterhaltung angenehm iſt. Außer mir durften nur wenige Freunde ſo ohne Umſtände zu ihm kommen, Schiller's nicht zu erwähnen, der natürlich mit ſeinem Titanenbruder in der genaueſten Freundſchaft lebt.

Ich bin zufrieden, wenn ich zuweilen ein Paar Stunden in Goethe's oder Schiller's Unterhaltung verleben kann; dann und wann bin ich bei der Herzogin, oder denen, die ſie zunächſt umgeben, oder im Hauſe des Geheimenraths von Wollzogen, deſſen Frau, die Verfaſſerin der Agnes von Lilien, intereſſant und geiſtreich iſt. Das iſt genug Zerſtreuung für mich, der an keine Geſellſchaft gewöhnt iſt.

Ich finde überall Langeweile, wo mein Geiſt nicht intereſſirt wird, oder wo ich mich nicht über Gegenſtände, die in den kleinen Kreis meines Studiums fallen, lehrreich mit Jemand unterhalten kann. In dieſer Hinſicht iſt mir der Umgang des hieſigen Bibliothek-Sekretairs Schmidt intereſſant, der neben der alten Literatur auch die neue der andern Nationen ſehr gut kennt, beſonders die italieniſche.

Dann und wann ſehe ich auch wohl Jena, und noch erſt kürzlich habe ich daſelbſt drei ſehr angenehme Tage im Hauſe von Voß verlebt, der jetzt die Ueberſetzungen des Theokrit, des Heſiod und der Argonauten, des Orpheus fertig liegen hat, wozu er aber erſt den Kommentar ausarbeiten will, ehe ſie gedruckt werden. Aus dem Heſiod hat er mir verſchiedene treffliche Stellen vorgeleſen.

Was hat Voſſen's letzte Recenſion des Wismayerſchen Lehr- und Studienplans für die baierſchen Länder, die ſehr kräftig und ein Wort zu ſeiner Zeit gegen den ſchleichenden Katholicismus iſt, bei euch für Senſation gemacht? Ihr habt jetzt auch in eurer Gegend einen ſolchen Conflikt zwiſchen Aufklärung und Ausklärung.

Es thut mir leid, daß Du die italieniſche Literatur nicht mehr kultivirt haſt. Sie hat doch in dem poetiſchen Theile unter den Neuen, Shakſpeare und Goethen ausgenommen, nicht ihres gleichen; wenigſtens hat keine andere Nation epiſche Dichter, wie Taſſo und Arioſt, und lyriſche, die den Petrarka überträfen. Und dann überdies die herrliche Sprache, die mir immer beſſer gefällt, je länger und mehr ich mit ihr vertraut werde. Sie iſt mir in Vergleichung mit der deutſchen, was die Geliebte gegen die Gattin. Dieſe ſchätzt man aus Gewohnheit und alter Anhänglichkeit, mit jener ergötzt man ſich und weidet ſich an ihren Reizen. Für mich iſt es kein kleiner Erſatz für die Trennung von Italien, daß ich mein kleines Welſchland im Hauſe habe, daß ich in Weimar Mehrere finde, die in Italien gelebt haben, und die eine Liebe für dies ſchöne

Land hegen, von der ein Nordländer ſich keinen Begriff machen kann, wenn er nicht eine gewiſſe Zeit dort gelebt hat, u. ſ. w.

Auszug aus Briefen an Herrn Hofrath Böttiger.

Weimar, den 8. Juli 1805.

— — — Ich habe mich während der letzten Monate faſt ausſchließend mit der Carſtens'ſchen Lebensbeſchreibung beſchäftigt, und ich hoffe, ſie ſoll intereſſant werden, nicht ſowohl des äußern Lebens, als vielmehr des Entwickelungs- und Bildungs-Ganges wegen, den ich darin ausführlich dargelegt, und wobei ich Gelegenheit gefunden habe, viele Betrachtungen über Kunſt und Kunſtſtudium beizufügen, die, wie ich hoffe, nicht ganz zwecklos beigebracht ſeyn ſollen. Auch wird es einiges Aufſehen, beſonders in Berlin machen, durch des Künſtlers Verhältniß mit der Akademie, das zuletzt in einen Zwiſt mit dem Miniſter von Heinitz endete, deſſen Hergang mit Hinzufügung des Briefwechſels vollſtändig darin mitgetheilt iſt; ich glaubte mich um ſo eher dazu berechtigt, da beide Partheien todt ſind, und weil ich die Sache in den Geſichtspunkt geſetzt habe, daß man ſieht, wie beide an ihrer Stelle Recht und nur dadurch Unrecht haben, daß die Verhältniſſe eines Miniſters und eines Künſtlers nicht verträglich waren.

Ich bin dieſen Sommer nicht in Tieffurth, ſondern in Weimar, weil ich in Kurzem meiner Frau Niederkunft erwarte. Für mich iſt's ebenfalls vortheilhafter hier zu ſeyn, weil man in Tieffurth wenig arbeitet, und dieſen Sommer darf ich nicht ſo unthätig ſeyn, als ich es den vorigen ſeyn mußte.

Der Verfaſſer der Notti Romane, den ich perſönlich ſehr wohl kenne, iſt ein gewiſſer Conte Verri. Ich glaube ſehr wohl, daß es ſich der Mühe verlohnte, in Deutſchland einen Nachdruck davon zu veranſtalten, man müßte nur das Werk ſelbſt vorher gehörig bekannt machen, damit es die Aufmerkſamkeit des Publikums erregte, und die Schätzung erhielte, die es wirklich verdient. Die italieniſche Literatur hat wenig ſo ſchön geſchriebene, ſo geiſtreich gedachte und ſo kraftvoll dargeſtellte Werke, und ich halte dafür, daß es nicht möglich ſeyn dürfte eine Ueberſetzung, die das Original erreichte, davon zu machen. Dieſe Art von Proſe, worin ſich der ganze Pomp der italieniſchen Sprache und ihr harmoniſches Vollgetön entfalten kann, ſcheint dem Genius unſerer Sprache, der wieder ſeine eignen Unnachahmlichkeiten hat, nicht angemeſſen. Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur mit einem Kapitel die Probe machen, und ein Paar unpartheiiſche Ohren an den Kopf ſchnallen.

Weimar, den 4. Auguſt 1805.

— — — Gall iſt zwei Tage lang hier geweſen; den erſten Tag ſpeiſete er bei unſrer verehrten Herzogin in Tiefſurth, wo eine Geſellſchaft von vierzehn Perſonen, lauter Männer, zu Tiſche war, unter denen auch ich mich befand. In der That ein intereſſanter Mann, der Zutrauen einflößt, durch den ruhig heitern und ſichern Blick, womit er die Natur ſchauet. Hier iſt mehr als Lavater, gerade das Gegentheil! Enthuſiasmus für die Sache, aber ohne Schwärmerei, wie es bei jedem ſeyn ſoll, der eine Wahrheit zu erforſchen ſich vorgenommen hat.

Unſere Herzogin war ganz von Gall eingenommen, ſobald ſie ihn geſprochen hatte, und ich denke, ſie iſt's noch. Einen Beweis davon giebt die Wißbegierde, die ſie auch nach Jena zu ſeinen Vorleſungen getrieben hat, und wo ſie ſo lange bleiben wird, als dieſe dauern. Sie wiſſen, daß die Herzogin den vortrefflichen Zug in ihrem Charakter hat, der ſich wohl nur bei wenigen fürſtlichen Perſonen findet, daß vor allen Dingen der Menſch ſie intereſſiren, und ihr Zutrauen gewinnen muß, deſſen Virtuoſität ſie ſchätzen ſoll. Dies ſcheint auch der Fall mit Gall zu ſeyn. Er hat ihr perſönliches Zutrauen gewonnen, nun traut ſie auch auf ſeine Lehre.

Wenn Gall hier ſechzig Subſcribenten findet, ſo will er auch hier leſen, und wahrſcheinlich wird auch gegen dieſe Zeit der Hof von Wilhelmsthal zurückkommen. Unſre Herzogin hat indeſſen auf jeden Fall für rathſam gehalten, das Gewiſſe für's Ungewiſſe zu nehmen. Müßte ich nicht in täglicher Erwartung der Niederkunft meiner Frau hier in Weimar bleiben, ſo wäre ich auch hinüber gegangen. Jetzt will ich abwarten, daß er zu uns kommt. Goethe und auch Wolf ſind, wie ich höre, von Gall's Vorleſungen gleichfalls ſehr erbaut, und über ihr Erwarten befriedigt. Man ſieht, welche angenehme Erſcheinung jetzt einmal ein tüchtiger Empiriker iſt. Wir haben uns ſo in die Transſcendenz verſtiegen, daß wir das Wohlthätige und Erquickende der Erfahrung kaum mehr kennen.

Von Herrn Aſt iſt eine Kunſtlehre oder Aeſthetik nach Schellingſchen Grundſätzen erſchienen, die viel Gutes enthält, wenn ſie nur von der ſchrecklichen Schulterminologie gereinigt wäre. Sie hat wenigſtens das Verdienſt eines ſyſtematiſchen Zuſammenhanges, doch wollen mir die erſten Gründe noch nicht einleuchten, und ich werde ſchwerlich je zu der intellektuellen Anſchauung gelangen, aus welcher die Seher der neueſten Philoſophie ihre überirdiſche Weisheit ſchöpfen. Das was ich Religion nenne, iſt mir für alle Poeſie, und der Gegenſtand dieſer Religion für alle Philoſophie zu erhaben, und für das, was man gewöhnlich Religion nennt, ſind mir Poeſie und Kunſt wieder zu heilig, als daß ſie dem Betruge, oder der Schwärmerei oder dem Aberglauben dienen ſollten. Ich ſehe alſo die nothwendige Abhängigkeit der einen von der andern nicht ein, habe auch gegen den Kunſtpietismus in dem Leben meines Freundes Carſtens etwas geſagt, das den Frömmlingen, oder denen, die es zu ſeyn heucheln, wohl ſchwerlich gefallen wird.

Weimar, den 20. September 1805.

Gall hat hier in Weimar recht ſehr gefallen. Ich für meinen Theil bin der Meinung, daß Gall's Lehre in der Hauptſache, ſowohl was ſeine anatomiſchen Entdeckungen, als auch was die von ſo vielen bezweifelte und angefochtene Organenlehre betrifft, Wahrheit zum Grunde hat. Sie ſtimmt mit dem, was ich ſonſt wohl über die Natur unſers Weſens geahnet und vermuthet habe, und was zwiſchen Materialismus und Idealismus in der Mitte liegt, recht gut überein. Schade nur, daß es dem guten Gall zu ſehr an Ausbildung der philoſophiſchen Denkkraft fehlt, um die Brühe des Raiſonnements, die er doch durchaus über ſeine Erfahrungsklöße gießen muß, etwas ſchmackhafter und tüchtiger zu bereiten. Gewiß iſt ſeine Lehre ein Theil eines großen Ganzen, wozu eben ſo nothwendig die Empirie, als die tranſcendente

Naturphiloſophie gehören; nur wäre zu wünſchen, daß beide neben einander friedlich hergehen, und einander in gebührenden Ehren halten möchten. Leider ſchimpft Gall auf die Philoſophie, ohne ſie zu kennen, und die Naturphiloſophen ſchimpfen auf Gall, und wollen den menſchlichen Schädel nach ihrem dreieinigen Triangel conſtruiren.

Jetzt ſoll ich Ihnen auch etwas von mir ſagen. Meine Frau hat mir vor vier Wochen einen zweiten Sohn geboren. Beide ſind jetzt wohl und geſund. Mit der löblichen Pathenſchaft habe ich Niemand beläſtigt, ſondern dieſe kleine Mühe, wie billig, ſelbſt übernommen. Indeſſen iſt dabei, wie Sie leicht denken können, aller Einſchränkungen ungeachtet, der Säckel ein wenig ſchlaff geworden. Es iſt mir deshalb ſehr angenehm, daß endlich in Herrn Hartknoch ein Geburtshelfer für meinen kleinen Carſtens gefunden worden iſt. Ich bin ſchon zufrieden, daß das opusculum nur zur Welt gefördert wird und zwar in dieſen drangvollen Zeiten, wo wenig zu hoffen und viel zu fürchten iſt.

In Tieffurth iſt Alles recht wohl; ich bin den Sommer über, wegen des ſchlechten Wetters nur ſelten unten geweſen; öfter aber gehe ich ſeit einiger Zeit in den heißen September-Tagen, die wir jetzt genießen, hin. Es iſt jetzt in der That eine recht italieniſche Hitze, und ein ſo ehrner, rein entwölkter Himmel, wie man ihn nur im ſehnſuchtswerthen Auſonien findet. Schade, daß die Gunſtbezeugungen ſo ſelten, von ſo kurzer Dauer ſind, und blos dienen, die Sehnſucht nach Italien wieder um ſo lebhafter aufzuregen. Der iſt glücklicher, der nie da war; denn er kennt dieſes Heimweh nicht, und iſt an die nordiſche Dürftigkeit und proſaiſche Gemeinheit der Natur gewöhnt. Hätte ich nur die Mittel, ſo wollte ich gleich wieder meine Lenden gürten, und zurückkehren in die glückliche Wüſte, wo ſich es, trotz dem Bonſtettenſchen Jammer, beſſer lebt, als in jedem nordiſchen Paradieſe, wo man der ſtiefmütterlichen Natur zum Trotz Vergnügen und Genuß in Treibhäuſern und Schieshäuſern zu erzielen ſucht.

Weimar, den 11. October 1805.

Ihre Güte offenbart ſich immer preiswürdiger an mir. Neulich hat mir der Buchhändler Geßner durch Wieland den Antrag thun laſſen, daß er die Sammlung meiner kleinen Aufſätze in Verlag nehmen will, und ich bin deshalb noch heute an ihn zu ſchreiben im Begriff. Zu Oſtern kann der erſte Theil erſcheinen; ich werde meinen Aufſatz über Canova hineinbringen, der jetzt wahrſcheinlich a proposito kommt, da nun das Monument in Wien aufgeſtellt iſt, worüber wahrſcheinlich viel geſchrieben werden wird. Es verdient auch in gewiſſer Hinſicht wahrlich viel Lob und wird ihm in Deutſchland ſeinen Ruhm erhöhen; aber die neuern Künſtler haben mit ihren Arbeiten meiſtens das Unglück, daß der Kern nichts taugt, daß die Idee nicht glücklich gefaßt iſt, und das dürfte man auch dieſem Monument wohl vorwerfen, ſo viel Lob es ſonſt in der Ausführung verdient.

Der zu meinen Aufſätzen gewählte Titel Römiſche Studien, ſchien mir deshalb vorzüglich vortheilhaft, weil er beſſer, als ein anderer das Eigenthümliche derſelben charakteriſirt, und zugleich das Magiſche, welche das Wort Rom mit ſich führt, auf das Buch überträgt. Ein ſolcher Reflex iſt um ſo vortheilhafter, da er keine Charlatanerie zeigt, ſondern nur dem Kinde ſeinen rechten Namen giebt.

Fernow's Geſundheit war noch immer wankend. Das Fieber hatte ihn zwar verlaſſen, aber ſeine erſchöpften Kräfte ſtellten ſich nur ſehr langſam wieder her. Ruhig und zufrieden, in ſtiller Thätigkeit verlebte er indeſſen auf die von ihm oben beſchriebene Weiſe dieſen Winter und den darauf folgenden Frühling und Sommer. Er vollendete in dieſer Zeit ſeine Ausgabe des Petrark und ſeine römiſchen Studien, von denen die zwei erſten Bände gedruckt wurden, während er an die Aufſätze, die der dritte ſpäter erſchienene Theil enthalten ſollte, die letzte Hand legte. Im Auguſt fand er Gelegenheit in der Geſellſchaft eines ſeiner weimariſchen Freunde die längſt gewünſchte Reiſe nach Dresden anzutreten. Das Nähere über die Veranlaſſung dieſer Reiſe enthält folgender Brief an ſeinen Freund, den Geſchichtsmaler Gerhard von Kügelgen.

An Herrn von Kügelgen.

Weimar, den 7. Auguſt 1806.

Dein mir im Juni geſchriebener Brief hat mir eine herzliche Freude gemacht, um ſo mehr, da Du mir meldeſt, daß meine Opera Dir nicht mißfallen haben, und ich aus Deinem ganzen Briefe den regen Eifer ſehe, mit welchem Du in Deiner Kunſt zum Beßren ſtrebſt, ohne Dich von der Ohnmacht und Gleichgültigkeit, womit Du um Dich her die Kunſt treiben und behandeln ſiehſt, von Deinen edlen Vorſätzen abwendig machen zu laſſen. So muß es ſeyn. Wer nicht die Kunſt um ihrer ſelbſt willen liebt, wer ſein Intereſſe und ſeinen Geſchmack nach dem Geſchmack und Intereſſe des Publikums ſtimmt, der hat keine reine Liebe zur Kunſt und ich denke, der Künſtler, dem es wirklich mit ſeiner Kunſt Ernſt iſt, der einmal weiß, was er will, was er ſoll und ungefähr von ſeinen Kräften weiß, was er kann, der wird ſich weder von dem verkehrten Treiben der Kunſt, noch von dem verworrenen Geſchwätze der Kenner und Laien irre machen laſſen, ſondern muthig und zu ſeiner eignen Befriedigung ſeinen Weg fortgehen. Es verſteht ſich, daß er mit

Ueberzeugung von ſich ſagen könne, er ſey auf dem rechten Wege, und habe das wahre Ziel ſeines Strebens richtig in's Auge gefaßt.

So viel ich aus den mir ſehr intereſſanten Aeußerungen Deines Briefs abnehmen kann, darf ich hoffen, daß Du dieſen wahren Weg wirklich erkennſt und wandelſt, und ich habe die frohe Hoffnung, mich bald mit eignen Augen davon überzeugen zu können, da ich höchſt wahrſcheinlich gegen Ende dieſes Monats nach Dresden kommen werde. Da würde ich denn auch wohl von Deiner freundlichen Einladung, bei Dir zu wohnen, Gebrauch machen, wenn ich nur gewiß wüßte, daß ich Dir und Deiner lieben Frau nicht läſtig falle. Mein Vorſatz iſt, drei bis vier Wochen dort zu bleiben.

So groß mein Verlangen, Dresden zu ſehen, immer ſchon war, ſo wäre ich doch vielleicht dies Jahr noch nicht gekommen, ſondern hätte gewartet, bis meine Herzogin noch einmal hinreiſte; aber ich habe mich entſchloſſen, noch dies Jahr hinzugehen, da ich es zu meinen Arbeiten, die ich für den Winter vorhabe, bedarf, einige der dortigen Kunſtwerke, beſonders die Correggio's zu ſehen, von denen ich noch bisher zu wenig kannte, um mir eine vollſtändige Vorſtellung von dieſem Künſtler zu machen.

Deine über die Kunſt geäußerten Gedanken und die Aufmerkſamkeit, welche Du meinen Aufſätzen gewidmet haſt, ſind mir beſonders erfreulich geweſen. So wie es mir unendlich lieber iſt einen denkenden Künſtler zu finden, als zehn denkende Gelehrte, (wie es denn auch zehnmal ſeltner iſt) ſo giebt es mir auch eine beſondere Befriedigung, mich mit denkenden Künſtlern über ihre Kunſt unterhalten zu können, da man gewiß iſt, bei dieſem Tauſche der Gedanken und Auſichten immer etwas zu lernen und ſeine eignen Ideen mehr zu entwickeln.

Wenn ich behaupte, daß die griechiſche Kunſt für alle Zeiten und Künſtler ewig das erſte und vornehmſte Muſter ihrer Bildung ſeyn müſſe, ſo verſtehe ich darunter nicht die beſondere Bildung des Malers für ſein Fach, ſondern die Bildung für Idealität und Styl, welche allen bildenden Künſten gemein iſt. Wenn ich, wie in Carſtens's Leben, von der Bildung des Malers im Beſondern ſpreche, ſo habe ich nicht leicht auch den

Raphael zu erwähnen vergeſſen, der hier das vornehmſte Muſter iſt, weil er das Weſen und den Geiſt der Malerei am vollkommenſten in ſeinen Werken ausgedrückt hat, weshalb er auch der Einzige unter allen neuern Malern iſt, der den Künſtler, welcher ſich nach ihm bilden will, nie irre leiten, vielmehr ihn zum Höchſten, das er ſelbſt nur ſelten erreicht hat, hinanführen kann, in ſo fern deſſen Genie ihn einer ſolchen Stufe fähig macht.

Für den Bildhauer ſind die alten Bildwerke zunächſt und einzig Muſter; und es läßt ſich aus der Natur des Ideals bis zur völligen Evidenz erweiſen, daß in der Sculptur kein anderer Styl möglich iſt, als der, welchen die Antiken zur höchſten Reinheit und Vollkommenheit ausgebildet haben. Daher auch alle andere Wege in ihr blos Abwege ſind und ſeyn können. Nur verſteht ſich, ſollen auch die Antiken nicht blos nachgeahmt, noch viel weniger ſclaviſch und geiſtlos nachgeahmt werden, ſondern der Künſtler ſoll ſich mit Sinn und Geiſt und Gefühl ſo in ihre Vorſtellungsart hinein verſetzen, ſo in ihren Styl ſich hineinbilden, daß er ihm zur andern Natur werde, daß er ſich ſeine Erfindungen nicht anders denken könne; denn ſo lange der Styl noch nicht dem Künſtler zur Natur geworden iſt, ſo iſt er auch noch nicht mit ſich ſelbſt einig, ſo ſchwankt er noch zwiſchen der eignen individuellen Vorſtellungsart und dem Objectiven der Kunſt; ſeine Werke ſind noch nicht durchaus reine Organiſationen ſeines Geiſtes, ſondern blos künſtliche Produkte.

Die Kunſt iſt freilich an ſich Kunſt und von der Natur verſchieden; aber in dem Künſtler iſt ſie nur eine höhere Natur, die er in ſich ſelbſt zweckmäßig entwickeln muß. Nur das Techniſche läßt ſich erlernen; aber was in der Kunſt über dem Techniſchen noch hinaus liegt, und was man dem Namen der Genialität begreift, die lebendige, beſeelte Erfindung, der geiſtige Inhalt, dem die Technik nur den Körper bildet, das läßt ſich nur entwickeln und zweckmäßig ausbilden.

Du haſt ſehr recht, daß der Geiſt, der in den alten Bildwerken herrſcht, in der Malerei durch mehr Ausdruck und Leben modificirt ſeyn muß, denn die Malerei iſt der Wirklichkeit und dem Leben näher, als die abſtracten Idealbildungen der Sculptur. Schon die Art der Darſtellung durch Farben, welche den Ausdruck der Materie unumgänglich nöthig macht, fordert dies.

Auch die materielle Art, wie die Malerei ſich des Raums und aller Umgebungen im Raume bedient, bringt ſie der Wirklichkeit näher; aber deſſen ungeachtet bleibt auch ſie immer noch in der Sphäre des Ideals, und darum iſt auch in ihr das Studium der Antike zur Erlangung eines guten Styls unentbehrlich; nur muß es mit ſteter Hinſicht auf den Zweck der Malerei und mit Geiſt geſchehen. Die abſtracten Formen müſſen nur den Styl des Malers reinigen und ihn über die gemeine Natur erheben; er muß ſie zu beleben wiſſen durch Charakter, Ausdruck und Handlung. Dies ſind eigentlich die Hauptwerke des Malers, der uns in idealiſche Formen veredelte Menſchen in beſtimmten Situationen wirklich lebend und handelnd darſtellen ſoll; und ſo giebt es, wenn man auf das ſieht, was bisher geleiſtet worden und was zu leiſten möglich, allerdings, auch nach Raphael, noch eine Stufe der Vollkommenheit im Ganzen, die bis jetzt noch unerſtiegen iſt, und die der erſteigen wird, welcher

Genie und Geſchmack genug beſitzt, um Idealität und Charakter, Ausdruck und Schönheit in dem vollkommnen Gleichgewicht zu vereinigen, als ſie auch bei Raphael ſelbſt noch nicht vereiniget ſind, der zwar für Charakter, Ausdruck, Handlung, kurz für das Dramatiſche wenig oder nichts, für Idealität und Schönheit aber mit jenem verbunden, noch manches zu deſideriren übrig gelaſſen hat.

Nach einigen, an der Seite ſeiner Freunde im Genuſſe der Dresdner Kunſtwerke, froh verlebten Wochen kehrte Fernow in den erſten Tagen des Oktobers wieder zu ſeinen Hausgöttern zurück. Ernſte, furchtbare Scenen erwarteten ihn hier, von denen er indeſſen jetzt noch nichts ahnete. Ein Sonnenſtrahl aus Italien war wieder, ihn neu belebend in ſeine Seele gefallen; er hatte wieder mit Künſtlern gelebt, die ihn verſtanden, hatte wieder Meiſterwerke geſehen, die frohe Erinnerungen ſchönerer Tage aufs neue in ihm hervorriefen, und ſeine Freude am Leben erneuerten. Ein Brief vom fünften October an ſeinen geliebten Kügelgen, der ihn hocherfreut in ſeine Wohnung aufgenommen und beherbergt hatte, ſpricht es deutlich aus, wie wohl er ſich in Dresden befunden. Nach einer ſehr launigen Beſchreibung der Reiſe von Dresden nach Weimar fährt er in demſelben folgendermaßen fort.

Auszug eines Briefes an Herrn von Kügelgen.

Jetzt muß ich nun im Ernſt an meine Aeſthetik der bildenden Kunſt gehen, wovon zu Oſtern der erſte Band erſcheinen ſoll. Ich hoffe, mein Aufenthalt in Dresden ſoll nicht ohne Nutzen für dieſe Arbeit geweſen ſeyn. Ich habe dort manches Neue gelernt, manches Alte wieder aufgefriſcht. Wenn einſt ein günſtiges Schickſal es fügte, daß ich in Dresden leben könnte, ſo würde mir, glaube ich, in Deutſchland wenig mehr zu wünſchen übrig bleiben, außer etwa noch die Gelegenheit, auch die andern berühmten Kunſtſammlungen in München, Caſſel, Salzdalen, Wien und ſo weiter gehörig kennen zu lernen. Denn wenn ich einmal mit den allgemeinen Grundſätzen der Kunſt in allen ihren Theilen auf eine befriedigende Weiſe im Reinen bin, ſo möchte ich auch gerne das einzelne Vortreffliche, was in unſerm Vaterlande zerſtreut iſt, ſo viel als möglich kennen lernen. Vielleicht fügt es ſich, daß ich dazu gelange. Was ich davon durch eigne Kräfte erlangen kann, will ich nach und nach zu erreichen ſuchen. Caſſel liegt mir noch am nächſten, in zwei Tagen kann man von hier dahin kommen. Ich möchte wohl meine nächſte Excurſion dahin machen, doch wird vor der Hand nicht daran zu denken ſeyn, wenn ſich nicht die Umſtände ändern.

In dieſen Tagen las ich eine Anzeige von Carſtens's Leben in den Göttinger gelehrten Anzeigen, die ziemlich ausführlich iſt; aber weniger in der Beurtheilung des Buchs, als in der Darlegung der eignen Vorſtellungsart des Recenſenten, in welchem ich, verſchiednen Merkmalen nach, den Herrn v. R. oder wenigſtens einen in ſeinem Geiſte Denkenden vermuthe. Er erinnert nämlich, daß in allen neuern Schriften über Kunſt zweierlei vermißt werde, was doch für die Malerei von höchſter Wichtigkeit ſey.

Erſtlich, die Sonderung der Malerei von der Bildhauerkunſt, deren Verwandtſchaft gewiß weit geringer, als ihre Verſchiedenheit groß ſey.

Zweitens, eine richtige Vorſtellung vom Ideale. Hier gibt nun der Recenſent ſeine eigne Anſicht zum beſten, die aber nicht die meine iſt, und ſchwerlich auch Dich befriedigen würde.

Das Ganze geht nämlich darauf hinaus, daß die alten großen Maler, Leonardo, Raphael, Correggio, Rubens, Holbein, Cranach, ihre Kunſtideale von der ſie umgebenden Natur abſtrahirt haben, daß alſo auch unſre jetzt lebenden Künſtler daſſelbe thun ſollen, ſtatt das Ideal an der Antike zu ſtudieren, welche unſern Künſtlern vielmehr ſchädlich ſey, [illegible] ſie auf Abwege führe. Ueberhaupt, meint der Recenſent, unſre Maler würden weit beſſer thun, wenn ſie ſich an die wirkliche Natur hielten; wenn ſie dann auch nicht ſchöne Werke hervorbrächten, ſo würden ſie doch wenigſtens geiſtreiche und lebendige Werke liefern, wie Teniers, Gerhard Dov, Rembrand und andere.

Aus dieſem Wenigen wirſt Du den Kunſtgeiſt des Recenſenten erkennen. Dergleichen ſchiefe Anſichten kennen zu lernen, iſt mir lieb, weil es Gelegenheit gibt, die Gegenſtände derſelben ſchärfer und beſtimmter zu erklären und ſolchen falſchen Vorſtellungsarten entgegen zu arbeiten. Wenn jeder Künſtler nach ſeinem eignen Ideal arbeiten ſoll, ſo gibt es überhaupt kein wahres feſtes Ideal in der Kunſt, ſondern alles iſt blos zufällige Manier, und die Niederländer ſind eigentlich die wahren Muſter der Geſchmacksbildung, denn ſie haben die Natur ganz ſo gemalt, wie ſie dieſelbe um ſich her erblickten.

Ich denke Sculptur und Malerei haben urſprünglich nur ein Ideal, und können nur eins haben, wenn ſie es auch durch verſchiedene Mittel und auf verſchiedene Weiſe darſtellen. Die Aufgabe für den Maler iſt: immer ſeine Idealgeſtalten dem Charakter des Gegenſtandes gemäß zu bilden, und dieſelben immer mit der Individualität ihres Charakters ſo lebendig zu durchdringen, daß ſie, obgleich über alle Wirklichkeit erhaben, doch wirklich lebende Weſen zu ſeyn ſcheinen.

Charakter, Phyſiognomie, Individualität, oder wie man es ſonſt nennen will, denn dieſe Ausdrücke bezeichnen daſſelbe, ſind unſtreitig die Baſis aller Wahrheit und alles Intereſſes für das Gefühl; aber ſie ſollen an einer Idealgeſtalt ausgedrückt ſeyn, welche den Grad von Idealität und Schönheit hat, der dem Gegenſtand gemäß iſt, den der Künſtler behandelt. Leere Idealformen und Bildungen, ohne Phyſiognomie und Charakter ſind eben ſo wenig genügend, als charakteriſtiſche Geſtalten ohne Adel und Schönheit; ja ich bin überzeugt, es giebt ein idealiſches Prinzip, wodurch auch die Gegenſtände veredelt und idealiſirt erſcheinen, bei aller ſonſtigen Wahrheit ihres Charakters und Ausdrucks. Doch dies alles ſind Dinge, über die wir beide längſt einig ſind; ich wünſchte, daß dieſe Uebereinſtimmung in den erſten Grundſätzen der Kunſt etwas allgemeiner wäre.

Der unglückliche vierzehnte Oktober des Jahres achtzehnhundert und ſechs brach wenige Tage nach Fernow's Zurückkunft von dieſer ihm ſo angenehmen und für ſeine Geſundheit höchſt wohlthätigen Reiſe mit zerſtörender Gewalt herein. Alles, was eine ganz offne, wehrloſe Stadt, von Kampf und Sieg erhitzten, an Plünderung und blutige Gräuel gewöhnten Kriegern preisgegeben, leiden kann, litt Weimar während dreier ſchreckenvoller Tage. Eine Reihe der dem Schloſſe gerade gegenüberliegenden Häuſer loderte beim Einzuge der Feinde ſtill und hell zum Himmel auf, an Löſchung der Feuersbrunſt konnte und durfte Niemand denken, die ganze Stadt ſchien in dieſer grauſenvollen Stunde dem Untergange geweiht. Doch ein ſchützender Engel ſchwebte über der Flamme, kein Lüftchen, das ſie weiter hätte verbreiten können, regte ſich, ſie brannte wie ein Licht, ungeſtört die ganze Nacht hindurch, und ſank, als die Häuſer, die ſie zuerſt ergriffen, ganz ausgebrennt waren, in ſich ſelbſt zuſammen.

Kaum zwanzig Häuſer in der ganzen Stadt, unter welchen durch einen glücklichen Zufall auch das, welches ich bewohnte, ſich befand, blieben von den raubſüchtigen Feinden verſchont, die im frechen Uebermuth alles zerſtörten, was ſie nicht mit ſich fortſchleppen konnten. Das Krachen der mit Kolbenſtößen eingebrochenen Thüren, das Klirren zerſchmetterter Fenſter, das Jammergeſchrei gemißhandelter Bürger, hülfloſer Frauen und Kinder, tönte ſchauerlich durch die Nacht, die Sonne ging auf, aber alle dieſe Gräuel währten fort, bis der Abend neue Schrecken verbreitete. So wollte es der groſse Kaiſer Napoleon, um die Tapferkeit ſeiner Soldaten würdig zu belohnen.

Auch Fernow blieb von dem allgemeinen Schickſal nicht verſchont; auch in ſeine Wohnung drangen die übermüthigen Feinde plündernd ein, doch ſeine ſich immer gleich bleibende Faſſung war auch hier ſeine Schutzwehr; überdies kannte er noch von Italien her dieſe Krieger, und ihr Anblick erſchreckte ihn nicht ſo, wie die, denen er ganz neu war. Furchtlos und ruhig, ſprach er in ihrer Landesſprache ihnen ernſthaft zu, öffnete ihnen ſelbſt Thüren und Schränke, und verſicherte, er würde, da er die Nothwendigkeit davon einſehe, gutwillig hergeben, was ſie brauchten, wenn er es hätte; ermahnte ſie aber auch ſeine Familie nicht unnütz in Schrecken zu ſetzen, nicht zu zerſtören, was ſie nicht brauchen könnten, und ſeine Bücher, die er ihnen zeigte, zu ſchonen.

Dieſes feſte Betragen verfehlte auch bei den Feinden ſeinen Zweck nicht; ſie ließen ſich bedeuten, und Fernow pries ſich glücklich, mit dem, was er an Lebensmitteln vorräthig hatte, und mit dem gröſsten Theil ſeiner Wäſche, die Ruhe der Seinigen und die Sicherheit ſeiner Bibliothek erkauft zu haben. Immer wird der Furchtloſe von den Schwächern als eine Art von Schutzgott angeſehen. Zu ihm fliehen ſie gern bei drohender Gefahr, wenn ſie gleich wiſſen, daß ſeine Kraft ſie nicht thätig beſchützen könne, ſo gewährt doch ſchon der Anblick ſeines ruhigen Betragens Muth und Troſt. Auch um Fernow verſammelte ſich daher ein großer Theil der Mitbewohner des Hauſes, in welchem er lebte; einige davon blieben ſogar in ſeinem Zimmer, bis die Ruhe wiederkehrte; Fernow tröſtete und beruhigte Alle, ſo gut er konnte.

Drei unruhige Nächte hindurch, während welchen, unerachtet Napoleons Ankunft im Schloſſe, das Plündern der unglücklichen Stadt in den abgelegenen Quartieren derſelben ungehindert fortwährte, bewachte Fernow ſeine Frau und Kinder, und die zu ihm geflüchteten Nachbarn. Dieſe Vorſicht war höchſt nöthig, denn die Hausthüre war eingeſchlagen worden, und auch die ſeines Zimmers hatte weder Schloß noch Riegel mehr. Mit Recht heißt es, daß die Extreme ſich berühren, denn in dieſen Schreckenstagen lebte man in einiger Hinſicht in Weimar wie in der goldnen Zeit, kein Eigenthum war verſchloſſen und faſt Alles war Allen allgemein.

Nach durchwachter Nacht ging Fernow gewöhnlich, wenn es Tag geworden war, aus, um Lebensmittel für ſeine Hausgenoſſen herbei zu ſchaffen. Dieſes war in den erſten Tagen mit großen Schwierigkeiten verbunden, obgleich ſpäterhin durch zweckmäßige Einrichtungen jedem Mangel abgeholfen wurde, und ſogar nicht einmal die erwartete große Theuerung der Lebensmittel eintrat. Die Raubluſt der Feinde hatte ſich nicht nur aller Vorräthe der Bürger gewaltſam bemächtigt, ſie hatte auch das, was ſie davon nicht im Augenblick verzehren konnte, mit ſinnloſer Zerſtörungsſucht vernichtet; die bei den Bäckern vorgefundenen Mehl- und Getreideſäcke waren mit wildem Jubel hinaus auf die Straße getragen, aufgeſchnitten, und ihr Inhalt in den Straßenkoth geſtreut worden. Die natürliche Folge davon war, daß am erſten und zweiten Tage nach der Schlacht in der ganzen Stadt kein Pfund Brod mehr für Geld zu haben war, und die ohnehin geängſtigten Gemüther der geplünderten Bürger, durch die Abnung einer herannahenden Hungersnoth aufs neue in Furcht und Schrecken verſetzt wurden.

In dieſen Tagen widerfuhr Fernow ein kleines Glück, das ihn mehr erfreute, als vielleicht ein großes es zu einer andern Zeit gekonnt hätte; ſinnend ging er durch die Straßen, und dachte darüber nach, wie er ſeinen beiden kleinen, daheim hungernden Kindern eine ihrem zarten Alter angemeſſene Nahrung verſchaffen könne, als ſein Fuß an ein ſchönes großes franzöſiſches Waizenbrod anſtieß, von der Art, welche die Franzoſen pain de menage nennen, das ganz herrenlos mitten auf der Straße dalag. Mit welchem Entzücken Fernow den Fund aufnahm und gleich nach Hauſe trug, iſt leicht zu erachten. Späterhin erinnerte er ſich deſſen noch immer mit großer Freude, und wenn Andre mit Klagen und Erzählungen deſſen, was ſie während der Plünderung erlitten, ſich in die Länge und in die Breite ergoſſen, pflegte er mit dem ihm eignen etwas ſarkaſtiſchen Lächeln, nur dieſes einzigen glücklichen Moments zu erwähnen.

So oft Fernow in dieſen Tagen die Seinen auf eine Stunde genugſam ſicher wußte, um ſich von ihnen entfernen zu können, eilte er hinaus ins Freie, unter die wunderbar durcheinander ſich bewegende Menge. Der Anblick der merkwürdigſten Menſchen jener Zeit, die nach und nach in Weimar an uns vorüberzogen, intereſſirte ihn auf das lebhafteſte; und ſeiner ſtets regen Beobachtungskraft entging nichts Bedeutendes unbemerkt und unbenutzt. Mit gewohnter ruhiger Klarheit blickte er um ſich her, in das ihn umwogende ſchnelle raſche Treiben einer Zeit, in der alles außer den gewohnten Bahnen kreiſete, und fand Belehrung und Genuß, wo ängſtliche Gemüther mit bebendem Zagen nur Furcht und Schrecken erblickten.

Die böſen Tage zogen vorüber, die Feinde entfernten ſich, die von ihnen aus ihren Häuſern vertriebenen Einwohner kehrten wieder in dieſelben zurück, Ruhe, Ordnung und öffentliche Sicherheit waren wieder hergeſtellt, aber der Eindruck, welchen der vorübereilende Sturm in den Gemüthern zurückgelaſſen, konnte nicht ſogleich wieder verklingen.

Ein geſelliges Verhältniß eigner Art, welches freilich nicht dauernd beſtehen konnte, trat unter den Einwohnern von Weimar damals ein, das für den Augenblick höchſt wohlthätig auf die Gemüther wirkte. Die Gewalt, die Noth, die alle ohne Unterſchied des Standes und des Vermögens ergriffen, hatte auch zugleich gleichſam durch einen gewaltigen Ruck ſie einander näher gebracht. Die Trennung der Stände, die in einer kleinen Reſidenzſtadt weit fühlbarer wird, als anderswo, ſchien aufgehoben, man hatte wechſelſeitig in den böſen Tagen mit Rath, Hülfe und Troſt einander beigeſtanden, manche Unbill gemeinſchaftlich ertragen, und fühlte deshalb beſtimmter als gewöhnlich, daß ſie eigentlich alle Mitglieder einer und derſelben großen Familie wären.

Man fuhr fort bei einander wechſelſeitig Rath, Troſt, endlich auch Aufheiterung zu ſuchen und zu gewähren, und ſelbſt die Fremden, die ſich eben in Weimar befanden, hörten ſchneller als gewöhnlich auf, als ſolche betrachtet und behandelt zu werden, denn das allgemeine herbe Schickſal, das auch ſie mit den Einwohnern von Weimar getheilt hatten, gab ihnen in den Augen derſelben gewiſſermaßen das Bürgerrecht.

Auch ich gehörte damals unter die Anzahl derſelben, acht bis neun Tage vor der Schlacht bei Jena, war ich von Hamburg, meinem bisherigen Wohnort, nach Weimar gekommen, um mich daſelbſt häuslich niederzulaſſen, und es gehört zu den Zeichen jener Zeit, als Beweis der damaligen allgemeinen Verblendung über die politiſche Lage unſers Vaterlandes, daß ich dieſes wagen konnte, ohne von meinen Hamburger Freunden gewarnt zu werden, oder nur eine Ahnung der Gefahren zu haben, denen ich ohne Noth mich entgegenſtürzte.

Indeſſen dieſe Gefahren waren jetzt glücklich überſtanden; die durch ſie hervorgebrachte Stimmung der Geſellſchaft war auch mir Fremdling günſtig, ſie verſchaffte mir leichter, als es vielleicht ſonſt geſchehen wäre, eine freundliche Aufnahme und die angenehmſten geſelligen Verhältniſſe, mit den edelſten und ausgezeichnetſten Einwohnern dieſer an Männern, deren Ruhm und Namen noch in entfernte Jahrhunderte hinüber ſtrahlen wird, ſo reichen Stadt.

Auch Fernow war unter denen, deren Bekanntſchaft mein nach dem Ungewitter wieder aufgegangener Glücksſtern mir zuführte. Durch ihn ging endlich mein lang gehegter Wunſch italieniſch zu lernen, in Erfüllung. Zum dritten Mal trat nun, nur anders modifizirt, in Fernow's Leben das ſchöne Verhältniß ein, das früher ihn mit Carſtens, ſpäter mit Rauwerk verband, das Verhältniß des Lehrers zum lernenden Freunde, und wurde bald zu einem Freundſchaftsbunde, den nur der Tod löſen konnte.

Von nun an ſuchte und fand Fernow jeden Abend nach vollbrachter Arbeit Erheiterung und Erholung in meinem Hauſe, wo er gewiß war, wenigſtens zweimal die Woche um meinen Theetiſch einen Kreis verſammelt zu finden, wie ihn, in geiſtiger Hinſicht, vielleicht Jahrhunderte nicht wieder zuſammenbringen werden. Goethe war die alles belebende Seele deſſelben, neben dieſem in unausſprechlicher Liebenswürdigkeit Wieland, Einſiedel; was Weimar damals nur an geiſtreichen, gelehrten und bedeutenden Männern und gebildeten liebenswürdigen Frauen enthielt, ſchloß, von jenen beiden angezogen, der Geſellſchaft ſich an, die überdem durch die vielen merkwürdigen Fremden, welche, um Goethen und Wieland in der Nähe zu ſehen, bei mir Zutritt ſuchten, an Zahl mehr noch an Bedeutung und Intereſſe unendlich gewann.

Dieſes heitre, an jedem geiſtigen Genuß unendlich reiche geſellige Leben, welches Fernow lange entbehrt hatte, übte den günſtigſten Einfluß auf ſeine Geſundheit, die allmählich ſich ganz wieder zu befeſtigen ſchien; auch die ihm natürliche Heiterkeit war ganz wieder ihm eigen, und machte ihn zu einem der geſuchteſten und angenehmſten Mitglieder des ausgezeichneten Kreiſes, dem er angehörte.

Jeden Abend ſtellte er ſich regelmäßig um die Theeſtunde bei mir ein, gewöhnlich fand er Geſellſchaft; blieben wir allein, ſo las er aus den italieniſchen Klaſſikern mir vor, führte immer tiefer in das Gebiet der Poeſie, der Kunſt und alles Schönen und Hohen mich ein, oder ſprach mit mir von Italien, denn nur dort weilten ſeine Erinnerungen wie ſeine Wünſche.

So verging dieſer Winter. Fernow's Freunde freuten ſich mit mir ſeines wiederaufblühenden

Lebens; leider war es nur das hellere Aufflammen der Lampe vor dem Erlöſchen.

Auszüge aus Briefen an Herrn Gerhard von Kügelgen.

Weimar, den 19. Februar 1807.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun im Beſitze der mir überſandten vier Porträts *). Sie ſind glücklich und unbeſchädigt angekommen, und machen Allen, die ſie ſehen, große Freude. Daß es mehrere und gerade vier ſo verſchiedene Individualitäten ſind, gibt ihnen um ſo mehr Intereſſe, erhöht bei Kennern den Genuß, und ſetzt ſie in den Stand den Künſtler um ſo richtiger zu ſchätzen, der jedes Individuum auf die ihm angemeſſene Weiſe zu nehmen, und darzuſtellen weiß.

---

*) Herr von Kügelgen hatte vier von ihm gemalte Porträts nach Weimar an ſeinen Freund geſchickt, um ſie in meinen Zimmern der Anſicht der weimarſchen Kunſtfreunde auszuſtellen. Sie ſtellten Fernow, den Däniſchen Dichter Oehlenſchläger, Adam Müller und Seume vor.

Goethe iſt ganz vorzüglich befriedigt und zufrieden, ſowohl über die techniſche Vollendung, welche den viel geübten Künſtler zeigt, als auch über das Charakteriſtiſche, was in jedem Bilde ſo glücklich aufgefaßt und als Einheit durch's Ganze gehend ausgedrückt iſt. Vorzüglich gefällt ihm die Individualität des Colorits in jedem Kopfe, ſo wie die Beſtimmtheit der Formen, die Du beſonders in meinem Kopfe beobachtet haſt. Einige haben die Stellung und Wendung des Kopfes, die Du mir gegeben, etwas zu lebhaft, oder vielmehr zu momentan finden wollen, weil man mich gewöhnlich in einer ruhigen Stellung ſieht, Andern hat wiederum dieſer lebendige Ausdruck in meinem Geſichte, der es geiſtreicher macht, beſonders gefallen, wie das denn ſo bei den Liebhabern geht; Alle aber ſtimmen darin überein, daß mein Kopf als Kunſtwerk unter den den übrigen der vorzüglichſte iſt.

Wir haben ſchon manche vergnügte Stunde mit den Bildern gehabt und allerlei Experimente damit angeſtellt; wir haben in ihnen die Repräſentanten der vier Temperamente, der vier Jahreszeiten, der philoſophiſchen Sekten und dergleichen gefunden. Da iſt denn Seume der Melancholiker, der Winter, der Stoiker; ich der Cholerikus, der Herbſt, der Ariſtoteliker; Müller der Phlegmatiker, der Sommer, der Platoniker; Oehlenſchläger der Sanguiniker, der Frühling, der Epikuräer.

Bei Goethe haſt Du mit Deiner Kunſt einen großen Stein im Brete gewonnen. Er ſucht und ſchätzt nur das Solide und läßt ſich nicht von leerem Scheine blenden. Er meint, daß man jetziger Zeit wohl keinen Porträtmaler finden möchte, der im Stande wäre, beſſere Porträts wie dieſe, zu liefern, und wünſcht auch einmal etwas von Deinen größern Arbeiten und Erfindungen zu ſehen.

Ich hoffe noch immer, daß Du uns bald beſuchſt, und dann hübſch Deine Arbeiten mitbringſt. Du wirſt hier eine Menge von Liebhabern finden, deren Freude daran Dir einige Vergeltung ſeyn wird; denn der Genuß gebildeter Geiſter iſt ja immer die angenehmſte Belohnung für den Künſtler, der für etwas beſſeres, als für Geld arbeitet. Ich freue mich auf Deinen Saul; Du wirſt darin Dein Gefühl und Deine

Kunſt an den Tag legen können, und wenn Dir der Ausdruck darin vollkommen gelingt, ſo denke ich, ſo viel ſich nach der kleinen Skizze vorherſagen läßt, er wird unter Deinen Händen etwas Vortreffliches werden.

Es würde in mancher Hinſicht den Genuß meines Lebens in unſerm, an Kunſtſinn armen, Vaterlande erhöhen, wenn wir an einem Orte zuſammen leben könnten; denn auch die größte Neigung und Liebe zur Kunſt bedarf einer ſteten Anregung und Belebung durch Kunſtwerke und Künſtler, um nicht in der dumpfen proſaiſchen Alltäglichkeit des Lebens unter Menſchen zu erkalten, die nur das für ſchön halten, was ihre phyſiſchen Bedürfniſſe befriedigt, und ihre Sinne kitzelt. Freilich biſt Du in Dresden und ich in Weimar vor dieſem Unglück ſo ziemlich geſichert; indeſſen wünſcht man doch, immer ſeinen Zuſtand zu verbeſſern und zu vervollkommnen, und ich fühle beſonders, daß mir der vertraute Umgang mit Künſtlern, an den ich in Rom ſo viele Jahre lang gewöhnt worden bin, hier mangelt. Vielleicht führt die Zukunft das Gewünſchte herbei, oder mich dem Gewünſchten zu ꝛc.

Weimar, den 1. März 1807.

Auf die Dresdner Berichte von der nächſten Ausſtellung bin ich nun um ſo neugieriger, da ich bereits ſo glücklich bin, verſchiedene Kapitalſtücke derſelben zu kennen, welches, unter den hiſtoriſchen Compoſitionen, wahrſcheinlich Hartmann's und Roesler's Marien ſeyn werden.

Ich ſchrieb Dir neulich, was man an meinem Bilde auszuſetzen gefunden habe, allein dies Urtheil, nach welchem Du mir zu viel Bewegung gegeben, war nur das einiger Menſchen, die mich vielleicht nicht anders, als in einer gewöhnlichen und gleichgültigen Stimmung aufgefaßt haben. Halte Dich an Goethens Urtheil, welcher, ſehr zufrieden damit, zu Einem jener Wenigen, der in der Geſellſchaft, wo auch ich mich befand, dieſe Einwendung machte, ſagte: „Iſt denn Fernow nicht lebhaft? Laſſen Sie ſich nur mit ihm ein, und Sie werden ihn finden, wie ihn ſich Kügelgen gedacht hat. Wenn man vier ſolche Bilder von einem Maler ſieht, ſo kann man überzeugt ſeyn, er hat über jeden Charakter reflectirt, er hat ihn nach ſeiner Anſicht genommen, und damit muß man zufrieden ſeyn, und ihm die Ehre geben, daß er recht gethan hat, was er thun ſollte. Wenn Kügelgen Fernow's Porträt noch vier Mal malte, ſo würde er ihn vielleicht vier Mal anders nehmen, und alle vier Variationen könnten vortrefflich ſeyn.“

So denk' ich auch, und es hat mich gefreut, daß Goethe Deine Intention und Dein Streben ſo richtig aus dem Gemälde herausempfunden hat. Darin iſt er aber auch ganz beſonders glücklich organiſirt, daß jeder anklingende Ton von außen in ſeinem Gefühle richtiger wiederklingt, und ſo wie er dergleichen Anklang in ſich wahrnimmt, ſo iſt er darauf, wie auf eine Naturerſcheinung, aufmerkſam. Dann ſucht er ſich den Eindruck zur Klarheit zu bringen, und ihm wo möglich, Namen und Ausdruck, wenigſtens in einem Gleichniſſe zu geben. Er wäre ja auch der einzige Dichter nicht, der er iſt, wenn er das nicht könnte.

Daher kommt's aber auch, daß ſo unendlich wenig Menſchen Goethen verſtehen und kennen; und daß die, welche ihm als Künſtler Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ihn außer dieſer Sphäre als Menſchen ſo ſchief beurtheilen. Nach dem, was ich nach ſo vielfältiger Beobachtung von ſeinem Charakter begreife, und ahne, ſo halte ich ihn auch für einen der trefflichſten und edelſten Menſchen, überhaupt in jeder Hinſicht für eine der vollkommenſten und gediegenſten Naturen, die ich unter den Menſchenkindern gefunden habe. Wer könnte auch ein wahrhaft großer und trefflicher Künſtler ſeyn, und nicht zugleich ein eben ſo großer und trefflicher Menſch! Nur müſſen wir den Begriff Menſch nicht nach dem armſeligen Maßſtabe eines Philiſters, oder eines Pedanten, und was es ſonſt für verkrüppelte Ebenbilder Gottes gibt, abmeſſen.

Wenn man mit den vier Porträts die vier Humores perſonifiziren will, ſo werde ich freilich wohl mit dem kalten vorlieb nehmen müſſen, den Ihr mir zugetheilt habt; indeſſen will ich doch gegen dieſes Prädikat ein wenig proteſtiren und bemerken, daß ich nicht ſo gar eiskalt bin, ſondern noch eine ziemliche Portion von Brennſtoff in petto habe. Nur laſſe ich ihn gern ruhen, bis es Zeit iſt, nöthigen Gebrauch davon zu machen.

Weimar, den 12. April 1807.

Neulich ſchrieb ich Dir nur wenige Zeilen, auch heute werden es kaum mehrere werden. Ich bin in einer Stimmung, wo ich mich lieber an Deinen Buſen werfen, und mit Dir weinen, als Dir einen Brief ſchreiben möchte. Die gute treffliche Herzogin Amalia iſt leider nicht mehr! Sie ſtarb vorgeſtern Nachmittag um vier Uhr. Ihr Tod betrübt mich ſehr, und erſt jetzt fühle ich in dieſer Stimmung, die mich noch nicht wieder verlaſſen will, wie ſehr ich an dieſer trefflichen Frau hing, die zwar eine Fürſtin war, aber ein wahrhaft menſchliches Herz im Buſen trug. Sie liebte das Talent, und zog es an ſich, wo ſie es nur fand; aber nur den rechtlichen Menſchen ſchätzte ſie, und ein Virtuoſe, ſey es in welchem Fache der Kunſt, gefiel ihr nur dann ganz, wenn ſie ſich auch perſönlich für ihn intereſſiren, wenn ſie glauben konnte, daß er auch ein guter Menſch ſey. Ich habe ſie nur wenige Jahre ihrer letzten Zeit gekannt; aber ich werde ihr Andenken ſtets verehren, ſo wie es jedem, der ſie gekannt hat, unvergeßlich ſeyn muß.

Den 3. Mai 1801.

Gern hätte ich Dir ſchon früher geantwortet, wenn nicht mancherlei Hinderniſſe mich davon abgehalten hätten. Unter dieſen bringe ich beſonders die Unruhe und Unluſt zum Schreiben in Anſchlag, welche unſerer unvergeßlichen Herzogin Tod mir verurſacht hat. Jetzt bin ich nun wieder mehr beruhigt und kehre mit Luſt und Heiterkeit zu meiner alten gewohnten Ordnung zurück. Was wir in der Wirklichkeit durch ihren Tod verloren haben, bleibt unſerm Andenken heilig; und ich freue mich, dieſes Muſter einer vortrefflichen Fürſtin wenigſtens am Abende ihres Lebens genauer gekannt zu haben. Hätte ich mein Leben in ihrer Nähe verlebt, und auch ihre ſchönern Zeiten vor zwanzig oder dreißig Jahren perſönlich gekannt, ſo wüßte ich wohl, was ich thäte, ſo würde ich den Reſt der Muße, welche ſie mir hier verſchafft hat, dazu anwenden ihr Leben zu ſchreiben, und alle meine Kräfte würde ich dann anſtrengen, daß es ihrer würdig geriethe. Dies iſt leider nicht mein Fall, und ſo muß ich die Arbeit einem Andern überlaſſen; ich hoffe indeſſen, es werde ſich unter ihren jetzt ſchon ziemlich ſdünn gewordenen Zeitgenoſſen der frühern Jahre, noch einer finden, der ihr dieſes Denkmal errichtet. Auf den Wunſch des jüngern Bertuch's habe ich für ſein Journal des Luxus und der Moden ein Paar Worte zur Feier ihres Todes aufſetzen müſſen, wovon ich Dir hier einen Abdruck überſende.

In demſelben Stücke des Modejournals wirſt Du auch einen vorgeblichen Brief aus Dresden finden, in welchem ich euren letzten Ausſtellungsſkandal erzähle. Ich hätte nicht geglaubt, daß die groſſen Künſtler in Dresden, die ihre Pinſel in keine geringeren Farben, als die des Regenbogens, tauchen mögen, ſich ſo gebehrden könnten.

Wer ſeiner guten Sache gewiß iſt, und obendrein die Gunſt des Publikums genießt, welches nicht blos gafft und klafft, ſondern auch tüchtig bezahlt, der ſollte ſich um keines Rezenſenten Lob oder Tadel kümmern, aber die gewöhnliche Künſtler-Eigenliebe ſchein verwundbarer zu ſeyn, als die Eitelkeit anderer nicht ſo merkurialiſcher Menſchen.

Jeder, dem es mit ſeiner Kunſt oder Wiſſenſchaft hoher Ernſt iſt, der ſich das Zeugniß ſelbſt geben kann, daß ihm der Beifall des Publikums oder der baare Gewinn nicht das höchſte Ziel ſeines Strebens iſt, daß er vielmehr das Richtmaß ſeiner Kunſt in ſich ſelbſt trägt, und mit reinem Gewiſſen zu befolgen ſtrebt, der ſoll durchaus ſeinen Weg unbekümmert wandeln, gegründeten Tadel benutzen, ungegründeten verhallen laſſen, und übelgemeinte Angriffe verachten. Nie ſollte er ſich aber ſo weit vergeſſen, ſeine gekränkte Eigenliebe durch unwürdige Aeußerungen leidenſchaftlicher Empfindlichkeit zur Schau des lacheluſtigen und ſchadenfrohen Haufens auszuſtellen. Und ſagt ſein Gewiſſen, daß es mit ſeinem Kunſtweſen nicht gar ſo gründlich beſtellt iſt, daß es ihm mehr um Ruf und Geld, als um wahre Vortrefflichkeit zu thun iſt; mich dünkt; ſo hat er noch mehr Urſache zu ſchweigen, damit der gereizte Kritiker nicht ſeine Schwäche noch mehr aufdecke.

Meine Maxime iſt, mich nie öffentlich zu verantworten, ich mag von Rezenſenten verdient oder unverdient gelobt oder getadelt worden ſeyn. Die erſte Pflicht eines Künſtlers oder Schriftſtellers gegen ſich ſelbſt, und gegen ſein Geſchäft iſt, daß er die Würde ſeiner Perſon und ſeines

Zwecks behaupte, nicht durch Worte oder Zank und Streit, ſondern durch That und Betragen. Dieſe müſſen für ihn ſprechen. Wer ſeine bürgerliche Ehre, ſeine Rechtſchaffenheit in geſellſchaftlichen Lebensverhältniſſen angreift, den mag er als Verläumder behandeln und injuriarum belangen; wer hingegen nur ſein Talent und den darauf gegründeten Ruhm antaſtet, den ſoll er durch die Güte ſeiner Produkte zu Schanden machen. Das iſt die würdigſte, und am Ende auch die gründlichſte und ſicherſte Art, ſich zu vertheidigen.

Was die Recenſion von Leis betrifft, ſo finde ich eben nicht, daß er Unrecht hätte in dem, was er geſagt hat, indeß läugne ich auch nicht, daß nicht manches milder, und in einer ſchonendern Wendung hätte ausgedrückt werden können. Ein Recenſent ſoll ſtreng gegen die Sache, aber billig und ſchonend gegen die Perſon ſeyn, um ſo mehr, wenn der Künſtler noch kein alter verſtockter Sünder, ſondern ein junges emporſtrebendes Talent iſt. Was er über Graſſi urtheilt, iſt wahrlich nicht zu ſtrenge. Eigentlich ſollte man über Graſſi nur einmal, aber, ſo richtig und treffend als möglich, urtheilen, ſo könnte man nachher der Mühe für immer überhoben ſeyn.

Graſſi's Werke ſind eine Art von künſtlichem Fabrikat, wozu er das Rezept beſitzt, und die ihm kein anderer nachmachen kann; aber ſie ſind ſich alle gleich, wie die Produkte einer Fabrik. So lange dieſe dem Publikum gefallen, wird auch kein Recenſent ihm viel anhaben können; wenn aber einmal ein Publikum mit einem andern Sinne kommt, oder ein neuer Modefabrikant tritt mit einem neuen Muſter auf, da wird freilich ſeine Fabrik eben ſo gut in Verfall gerathen, wie ſchon ſo manche andere Künſtlerfabrik vor ihm. Da er ſeinen Produkten nicht den unverwüſtlichen Stempel wahren, der Natur entſproſſenen Lebens aufdrücken kann, ſo werden ſie auch keines längern Lebens, als deſſen, was die Gunſt des Augenblicks ihnen gibt, genießen.

Den 11. Juni 1807.

Seit ich Dir zuletzt ſchrieb, bin ich in Gotha geweſen, wo mir vier oder fünf Tage ſehr angenehm und bei dem herrlichſten Wetter verfloſſen ſind. Ich habe in Gotha Graſſi's beide Porträts in Lebensgröße von dem Herzog und der Herzogin geſehen und muß bekennen, daß ich nach dem großen Geſchrei, was davon gemacht worden iſt, mehr erwartet habe.

Das Porträt des Herzogs iſt völlig phyſiognomielos und fade al' ultimo segno, das der Herzogin in dieſer Hinſicht beſſer; dafür aber iſt das große Atlaskleid, welches die Hauptrolle im Gemälde ſpielt, ſehr mittelmäßig, und ohne die Wahrheit des Stoffes, die man von einem guten Porträtmaler mit Recht fordern darf, beſonders, wenn er Anſprüche darauf zeigt. Des Herzogs ſchwarzer Atlas iſt beſſer; das Bild aber im Ganzen zu dunkel gehalten. In einigen Jahren wird man kaum noch die Figur von dem Grunde unterſcheiden können. Die Harmonie des Ganzen iſt übrigens in beiden Bildern lobenswerth.

Es hängen in eben dem Zimmer noch einige Porträts von Böttner, der vor einiger Zeit in Caſſel geſtorben iſt, welche zeigen, daß er ein beſſrer Porträtmaler war, als Graſſi. Seine Bilder haben Conſiſtenz, einen wahren Ton, Charakter und eine lobenswerthe Einfachheit. Graſſi's Bilder dagegen ſind nebelhafte Dunſtgeſtalten ohne Wahrheit und Beſtand, und die Kunſtſchwätzer nennen's idealiſch und äſthetiſch. Wenn man bei Graſſi's Bildern an ein Porträt von Raphael, oder Titian oder Holbein auch nur denkt, ſo iſt das, dünkt mich, hinreichend, allen ſeinen Zauber zu zernichten, und ſich zu überzeugen, daß ſeine Art gerade das Gegentheil vom Rechten und Gründlichen iſt.

Doch zu was Ende ſag' ich Dir alles dies, was Du längſt lebendiger gefühlt haſt, als ich Dir es ſagen könnte. Du biſt jetzt wahrſcheinlich im Genuſſe Deines Raphaels, den Du kopirſt, verſunken. Daß ein Künſtler einmal ein großes treffliches Meiſterwerk kopirt, halte ich für ſehr nützlich; er ſtärkt ſich dadurch in ſeinem Streben und lernt wohl auch manches im Praktiſchen, was er durch's bloße Betrachten nicht lernen wird. Auch große Dichter hören nicht auf, ihren Homer und Shakſpeare zu ſtudieren, und Künſtler wie Raphael, Titian, Claude, Ruisdael und einige Andere ſind ein Spiegel höherer Natur, aus der die wirkliche verherrlicht und vervollkommt zurückſtrahlt.

Dein dortiger D...., von dem Du ſprichſt, wird hoffentlich etwas Originelles zu Markt bringen, wenn er einmal die Welt mit ſeinen Kunſtanſichten erfreuen wird. Wir wollen's indeſſen ruhig erwarten, und uns mit dem behelfen, was wir der aufmerkſamen Betrachtung des Beſten abgewonnen haben. Seines gleichen wollen ohne Formen und Beſtimmtheit nur in farbigem Dunſt und Nebel herumwühlen und haben eben ſo wenig eine Idee von bildender Kunſt in ihrem confuſen Gehirn, als von Religion und Philoſophie. Alles iſt da unter einander gewirrt, ſeit Schelling mit ſeiner Philoſophie, die nur für gute Köpfe verdaulich, füs Schwachköpfe aber verrückend iſt, ihnen das Oberſtübchen benebelt hat. Aber der Schwindel wird ſich ſchon wieder geben, wenn die Narrheit vorüber iſt. Dann wird die Selbſterkenntniß der Dummheit ſchon von ſelbſt eintreten. Wir wollen uns, was Kunſt betrifft, vor's erſte nach wie vor an die Muſter halten, die durch alle Jahrhunderte des guten und ſchlechten Geſchmacks als vortrefflich gegolten haben, ohne uns von D.... irre machen zu laſſen.

Was mich gefreuet hat in Gotha wiederzuſehen, wo ich es nicht erwartete, und was ihr ſelbſt in Dresden nicht habt, waren ſchöne Gypsabgüſſe von den zehn Reliefs der berühmten Thüren des Ghiberti in Florenz. Ich habe mir von Döll Winkelmann's Büſte mitgebracht, und dieſe als das Bild meines Schutzheiligen zwiſchen Goethe's und Wieland's Büſte über meinen Schreibtiſch aufgeſtellt.

In einer Hinſicht haſt Du nicht Unrecht, wenn Du ſagſt, daß es Dir hart ſcheine, wenn ein Künſtler, nach tauſend bekämpften Schwierigkeiten, nun endlich ſein Werk mühſam zu Stande gebracht hat, und nun ein leichtfertiger Kritikus davor hintritt, und in weniger, als zehn Minuten die ſaure Arbeit, welche monatlang Mühe und Schweiß gekoſtet hat, ehe ſie zu Stande kam, recenſirt. Dies iſt die Hinſicht auf die äußern und innern Beſchränkungen des Künſtlers; dieſe fordern allerdings, beſonders in ungünſtigen Verhältniſſen, Billigkeit und Nachſicht.

Nun giebt es aber auch noch eine andere Hinſicht, nämlich die der Kunſt, und dieſe fordert ſtrenge Gerechtigkeit, und beides, glaube ich, läßt ſich in der Beurtheilung eines Kunſtwerks recht gut vereinigen; aber man kann dem Kritiker, wenn er ſonſt ſein Handwerk verſteht, und der Sache durch Einſicht gewachſen iſt, nicht übel nehmen, wenn er blos Gerechtigkeit übt, das Schlechte ſchlecht, das Verfehlte verfehlt, das Ungereimte ungereimt nennt, und das Lebenswerthe lobt.

Nimm den Fall, daß Dir ein Bild vorgeſetzt wird, ohne zu wiſſen von wem, für welche Beſtimmung, zu welcher Zeit es gemacht worden, und Du ſollſt darüber, als über ein Kunſtwerk ein Urtheil fällen, ſo fallen ja von ſelbſt alle Rückſichten auf die Beſchränkungen des Künſtlers hinweg, die überhaupt ja auch nicht zum Kunſturtheile an ſich gehören; die aber dem lebenden Künſtler, beſonders in ſolchen Bildungsanſtalten, wie eine öffentliche Ausſtellung iſt, mit Recht zu Gute kommen ſollen, wenn er anders nicht durch zu hohe Prätenſionen dieſe Gunſt ſelbſt verſcherzt. Aber bei den meiſten iſt es nur um Lob, nicht um Belehrung oder lehrreichen Tadel zu thun.

Warum ſoll man dem Künſtler, der ſein Werk der öffentlichen Beurtheilung ausſtellt, nicht auch öffentlich ſagen dürfen: Dein Streben hat eine falſche Richtung, Deine Wahl iſt verfehlt, Deine Behandlung des Gegenſtandes iſt mißrathen; was Du zur Hauptſache machſt, kann nur einen untergeordneten Werth haben; wenn Deine Geſtalten nicht Bedeutung, Leben, und Ausdruck haben, ſo magſt Du ein Hexenmeiſter mit Farben und Licht ſeyn, Dein Werk wird doch nur das Auge des Unverſtändigen blenden, und den Verſtändigen unbefriedigt laſſen; gib uns erſt die Darſtellung an ſich, tüchtig und wahr und ſchön, gibſt Du uns noch eine allegoriſche Beziehung dazu, ſo wollen wir Dir für die Zugabe danken; aber, wenn die Hauptſache nichts taugt, ſo magſt Du auch die Zugabe behalten. Warum ſoll man das dem Künſtler nicht ſagen können? oder wenn ihn das beleidigen kann, ſo iſt der Schade ſein.

Mit dem Anfange des Sommers ſpürte Fernow wieder von Zeit zu Zeit einige leiſe fieberhafte Empfindungen, die ſeine Freunde mehr als ihn ſelbſt um ihn beſorgt machten; beſonders aber wurde ein Schmerz in der Bruſt ihm fühlbarer, den er ſchon ſeit dem erſten Fieberanfall auf der Reiſe aus Italien zuweilen empfunden, und den er für rheumatiſch hielt. Auf Anrathen ſeines Arztes und ſeiner Freunde entſchloß er ſich, wenn gleich ungern, nach Karlsbad zu gehen, wo man ihn Befreiung von dieſen Uebeln und völlige Herſtellung ſeiner Geſundheit hoffen ließ. Zu ſeiner großen Freude fand er in dem in Weimar lebenden bekannten Dichter St. Schütz einen eben ſo angenehmen als geiſtreichen Reiſegefährten, mit welchem er gegen die Mitte des Monats Juli die Reiſe antrat. Der Zweck derſelben ſchien anfänglich erreicht zu werden, leider aber entſchied die Zukunft ſpäterhin anders.

Auszüge einiger Briefe von Fernow an die Herausgeberin dieſer Blätter.

Karlsbad, den 18. Juli 1807.

Wir ſind geſtern Abend glücklich hier angekommen. Unſre Reiſe war etwas ermüdend und langweilig, aber wir hatten immer recht günſtiges Wetter. Den erſten Tag kamen wir nur bis

Schleiz, weil unſer Kutſcher die Pferde nicht gleich Anfangs zu ſehr ermüden wollte. Die zweite Nacht brachten wir in Aſch, der letzten Station vor Franzenbrunnen, zu, einem ganz ſchändlichen Neſte, wo wir weder für uns, noch für unſre Pferde Nachtlager gefunden hätten, wenn nicht ein ehrlicher Spießbürger ſich unſerer erbarmt und uns nach beſtem Vermögen, das jedoch mehr im guten Wollen als Können beſtand, bei ſich aufgenommen hätte. Ohne dieſen gaſtlichen Willen dieſes Bewohners von Aſch mußten wir die Nacht in unſerm Wagen zubringen, und um des einen Gerechten willen, haben wir denn auch diesmal unterlaſſen, Feuer des Himmels auf Aſch herabzuflehen, damit es in einen Aſchenhaufen verwandelt werde *). Geſtern Morgen habe ich in Franzenbrunnen Ihre Geſundheit in einem Glaſe Sauerbrunnen getrunken, und mich in dem

---

*) Leider hat dieſer unausgeſprochene Fluch das arme Städtchen dennoch hart getroffen. Einige Jahre ſpäter brach wirklich eine zerſtörende Feuersbrunſt in demſelben aus, und ich ſelbſt habe es förmlich und wörtlich in einen großen Aſchenhaufen verwandelt geſehen.

kleinen zierlichen Orte Ihrer und deſſen, was Sie mir öfter davon geſagt, recht lebhaft erinnert.

Die Reiſe allein hat ſchon auf mein Befinden eine recht wohlthätige Wirkung gehabt. Heute Morgen habe ich am Neubrunnen und am Sprudel hoſpitirt, und finde, daß der Geſchmack des Waſſers ſehr leidlich und lange nicht ſo widrig iſt, als ich erwartete. Morgen früh fange ich mein Weſen mit dem erſtern an und werde bald zu dem zweiten übergehen, weil ich glaube, daß ich ihn recht wohl ertragen werde, und, da ich einmal hier bin, wo möglich auch die vollſtändigſte Wirkung davon mit zurückbringen möchte.

Karlsbad, den 29. Juli 1807.

— — — Wir haben den Entſchluß gefaßt, noch acht Tage länger, als wir Anfangs beſchloſſen hatten, alſo in allem fünf Wochen, hier zu bleiben, um unſre Kur noch etwas länger fortzuſetzen. Der Entſchluß hat mich einige Ueberwindung gekoſtet; indeſſen ſehe ich auch die Nützlichkeit dieſes Aufſchubs ein, wenn überhaupt die Kur eine wohlthätige Wirkung auf meine Geſundheit haben wird. Noch habe ich dazu alle gute Hoffnung, ich denke geſünder wieder zu kommen, wenn auch nicht ſogleich ſtärker, denn die Kur iſt bis jetzt ſehr angreifend geweſen.

Von der Mattigkeit, die wir beide den Tag über fühlen, kann ich Ihnen keinen Begriff geben; auch hat wohl die große Hitze, die wir bisher gehabt haben, das Ihrige dazu beigetragen. Daß es uns nicht allein ſo geht, beweiſen auch die Klagen vieler anderer Brunnengäſte. Ich will Ihnen doch eine Schilderung meines täglichen Lebens machen.

Morgens um fünf Uhr wird aufgeſtanden, um halb ſechs bin ich ſchon am Sprudel, wo ich meine acht Becher trinke, und dann wohl zuweilen auch den Neubrunnen beſuche; gegen acht Uhr komme ich ziemlich matt zum Frühſtücke nach Hauſe, dann geht das mühſelige Vegetiren los; ich bade einen Tag um den andern in lauter Sprudel und die Bäder bekommen mir ganz wohl. Wenn ich nicht bade, wird ein Paar Stunden gearbeitet. Um ein Uhr gehen wir an die table d'hôte im Mühlbade; etwa um halb drei ſchlendert man dann ſo ganz gemächlich nach dem böhmiſchen Saale, um Kaffee zu trinken und iſt nun ſo ziemlich mit den Geſchäften des Tages fertig. Gegen Abend um ſieben etwa ſtellt ſich dann auch gewöhnlich mein fieberhafter Zuſtand mit etwas jagendem Pulſe ein, worauf dann oft unruhiger Schlaf und Nachtſchweiß folgt; doch ſagt mir ein Arzt, den ich hier unter den Brunnengäſten kennen lernte, daß ich daraus nichts machen ſoll, dies werde ſich nach der Kur ſchon geben, und ſey leicht mit ſtärkenden Mitteln zu heben. Sonſt fühle ich mich trotz der Mattigkeit wirklich etwas freier und leichter; ich athme leichter tief und die fortdauernde Tranſpiration hat mir die Empfindung rheumatiſcher Schmerzen, die ich ſonſt oft fühlte, wie es ſcheint, gänzlich gehoben. Ich werde nun ſehen, ob ſie ſich bei veränderter Witterung wieder einfinden.

Ob ich gleich recht gern hier bin, ſo muß ich doch ſagen, daß ich mich nie ſo unhäuslich gefühlt habe, als hier. Mir iſt jeden Tag ſo zu Muthe, als ob ich den folgenden wieder abreiſen müßte, ich werde, wenn die Kurzeit vorüber iſt, das liebliche Karlsbad recht froh verlaſſen, und mir wird nicht eher ganz wohl ſeyn, als bis ich wieder in das liebe gewohnte Gleis des Lebens zurückgekehrt bin, bis ich wieder meine Vormittags- und Abendſtunden mit Ihnen theile und nach vollbrachter Tagesarbeit, in Ihrem Kreiſe, im traulich freundlichen Geſchwätz mit Ihnen meine liebſte Erholung finde.

Brief von Fernow an ſeine Frau.

Cara Mariuccia! Jeri ho ricevuta con gran piacere la tua seconda lettera, anche tu avrai ricevuta l'ultima mia che ti scrissi la settimana passata. Jo ti scrivo subito di nuovo, per prevenire un equivoco che potrebbe nascere se tu non avessi ben guardata la mia lettera passata, in cui ti avvisai che noi ci tratteremo più di quello, che in principio avevamo determinato. In conseguenza di ciò tu non devi venirmi incontra a *Jena* il 19. ma otto giorni piú tardi, ciòè al dì venti sette di questo mese, ed avró gran piacere di rivederti lá co' nostri cari figli, e di abbraciarvi tutti. Non importa, che il maestro di *Carlo* non è più ritornato. Dopo il mio ritorno io stesso voglio in avanti dargli ogni giorno qualche lezione, giachè io vedo bene che con questi maestri non imparerà mai o male a leggere. Poco a poco

Carlo comincia ad arrivare a quella etá dove hada imparare seriamente, finora è stato piú tosto un divertimento per lui, che una occupazione, ma d'ora innanzi si dovra tenere con lui un altro metodo; lascialo pur andare cosi per queste poche settimane, se anche si scordasse un poco del leggere; noi ricominceremo di nuovo, ed imparerà meglio da me, che da altri.

Il bel tempo continua ancora quì, ma dopo qualche temporale forte che abbiamo avuto le notti passate il caldo ora è meno eccessivo. Il paese qui intorno è bellissimo, ma tutto è montagne e boschi e per passeggiare bisogna sempre andare per le salite che però sono molto belle e comode, e la quantità di Signori forestieri che sta qui dà a questa piccola cittá, che non è la metá grande quanto *Weimar*, l'aspetto di una cittá grande. Ogni casa qui è locanda; i cittadini abitano a pianterreno, e tutto il resto delle case é occupato da forestieri, ed ogni casa ha la sua insegna. Ogni giorno arrivono e partono de' forestieri, dopo noi già sono arrivati più di ducento, ed altrettante sono partiti, perchè la maggior parte non restano più che un mese qui; la maggior parte sono nobili e negozianti ricchi, e si vede qui un gran lusso in belle carozze, bei cavalli e bellissimi vestiarj delle Signore, e tutto le mode d'Europa si trovano qui radunate insieme; se tu le potessi vedere diresti che non hai mai veduto tanto vario e bel vestire, specialmente in abigliamenti da mattina, perchè ognuna vuol essere la più bella. Chi avesse solamente i danari chehanno costato gli abiti delle signore che qui durante una state si trovano, sarebbe un uomo ricco assai; ogni giorno è qui commedia ed accademia di musica e balli, ma di tutte queste cose io non mi curo, come tu sai bene, ma il veder da vicino questa vita dei Signori mi fa piacere. Ora però sono già abbastanza contentato di queste cose e desidero ogni giorno più di ritornare a casa, perchè per lungo tempo questa vita mi seccherebbe. Addio, cara mia, sta bene ed allegro, e bacia i nostri figli mille volte in mio nome etc.

Ueberſetzung.

Liebes Mariechen! Geſtern habe ich mit vielem Vergnügen Deinen zweiten Brief erhalten, auch Du wirſt meinen letzten, den ich Dir vergangene Woche ſchrieb, empfangen haben. Ich ſchreibe Dir ſchnell wieder, um einem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, welches im Fall entſtehen

könnte, wenn Du meinen letzten Brief nicht recht aufmerkſam geleſen hätteſt, in welchem ich Dir ſagte, daß wir länger hier bleiben werden, als wir uns anfänglich vornahmen. Dem zu Folge wirſt Du uns nicht den 19. ſondern acht Tage ſpäter, das heißt, den 27. dieſes Monats bis Jena entgegenkommen. Es wird mir großes Vergnügen machen, Dich und unſre lieben Kinder dort wieder zu ſehen und euch Alle zu umarmen. Daß Karl's Lehrer nicht wieder gekommen iſt, ſchadet nicht. Nach meiner Zurückkunft will ich in Zukunft ſelbſt ihm täglich einige Lectionen geben, denn ich ſehe wohl, daß er bei dieſem Lehrer nie oder doch ſchlecht werde leſen lernen. Karl fängt allmählich an, das Alter zu erreichen, wo er ernſtlich lernen muß. Bis jetzt iſt dies mehr ein Zeitvertreib für ihn geweſen, als eine Beſchäftigung; aber von nun an muß es anders mit ihm angefangen werden. Laß ihn nur noch die wenigen Wochen ſo hingehen, wenn er auch das Leſen ein wenig vergeſſen ſollte, wir wollen von Neuem anfangen, und er wird beſſer von mir lernen als von andern.

Hier haben wir noch immer ſchönes Wetter;

doch iſt die Hitze nach einigen ſtarken Gewittern nicht mehr ſo übermäßig groß. Die Gegend umher iſt ſehr ſchön; aber alles Berg und Wald, und um ſpazieren zu gehen, muß man immer die Anhöhen erſteigen; doch ſind dieſe recht ſchön und bequem, und die Menge fremder Herrſchaften, die ſich hier aufhalten, geben dieſer kleinen Stadt, welche nicht halb ſo groß iſt als Weimar, das Anſehen einer großen. Jedes Haus iſt ein Gaſthof; die Einheimiſchen bewohnen den untern Theil deſſelben, das Uebrige des Gebäudes die Fremden. Jedes Haus hat ſein Aushängeſchild. Alle Tage kommen Fremde an und reiſen Fremde ab. Später als wir trafen zweihundert ein und eben ſo viel reiſten ab; denn der größte Theil derſelben blieb nicht länger, als einen Monat. Die mehrſten Fremden ſind Adeliche, oder reiche. Kaufleute, und man ſieht hier großen Luxus mit ſchönen Wagen und Pferden und hauptſächlich mit ſehr ſchönen Kleidungen der Damen; alle Moden von Europa ſind hier vereint zu treffen.

Wenn Du hier wäreſt, Du würdeſt geſtehen, nie ſo verſchiedene und ſchöne Kleidung geſehen zu haben, beſonders in Morgen-Anzügen, denn

Jede will die Andere übertreffen. Wer nur das Geld hätte, was die Damen hier während eines Sommers koſten! Er wäre ſchon ſehr reich. Alle Tage iſt hier Schauſpiel, Konzert und Ball. Ich mache mir nichts daraus, wie Du wohl weißt, aber es vergnügt mich, es in der Nähe mit anzuſehen. Jetzt habe ich indeſſen genug davon, und mich verlangt alle Tage mehr zu Hauſe; denn auf die Länge würde dieſes Leben mir Langeweile machen. Adieu, meine Liebe, lebe wohl und vergnügt, küſſe unſre Kinder tauſendmal in meinem Namen ꝛc.

Ermattet und erſchöpft durch den wahrſcheinlich zu ſtarken Gebrauch des Karlsbader Sprudels langte Fernow Ende Auguſts wieder in Weimar an; dennoch ſchien die Freude, ſeine Familie, ſeine Freunde wieder zu ſehen, und die Rückkehr zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen ihn wieder neu zu beleben. In Karlsbad hatte er mit großer Sorgfalt eine Ausgabe von Arioſt's Satyren ausgearbeitet und mit Noten verſehen; jetzt fing er an, ſich ernſtlich mit der Ausgabe von Winkelmann's Werken zu beſchäftigen. Auch ſchrieb er während dieſes Winters das Leben Arioſt's des Göttlichen, welches er dem von ihm hoch verehrten und geliebten Wieland, unſerm deutſchen Arioſt, zueignete.

Jede ſeiner ſchmerzenfreien Stunden war dieſen Arbeiten geweiht. Die Abende brachte er, wie gewöhnlich, bei mir zu, wo, zum Theil auf ſeinen Antrieb, an dazu feſtgeſetzten Tagen ein kleiner geſelliger Kreis von Freunden der italieniſchen Sprache ſich verſammelte, um unter ſeiner Leitung irgend ein dramatiſches Werk der italieniſchen Poeſie zu leſen. Fernow belebte und belehrte Alle, und dieſe Abende bleiben gewiß denen unvergeßlich, die Theil daran nahmen. Im November ſchrieb er folgenden Brief an ſeinen Freund Kügelgen.

Weimar, den 22. November 1807.

Mit meiner Geſundheit hat es ſeit meiner Rückkehr vom Karlsbad nie recht wohl geſtanden. Noch einige Monate nachher habe ich mit der Schwäche zu kämpfen gehabt, die mir von dem auflöſenden Bade zurückgeblieben iſt, und mir ein Abend- oder Nachtfieber zugezogen hatte, das nicht wieder weichen wollte. Dabei habe ich noch jetzt einen empfindlichen drückenden Schmerz in der rechten Bruſt und Schulter, der nicht weichen will, obgleich ich ſchon mancherlei dagegen gebraucht habe und noch gebrauche. Er iſt nicht in der Lunge ſelbſt, ſondern vielmehr in den Umgebungen; denn dieſen Schmerz abgerechnet iſt meine Bruſt geſund. Die Aerzte wiſſen ſelbſt nicht recht, was ſie daraus machen ſollen. Es ſcheint irgend eine Stockung aus Schwäche zu ſeyn.

Ich ſuche nur dieſen Winter ſo leidlich durchzukommen, und gelingt mir das, ſo hoffe ich mich im Frühlinge und Sommer allmählich wieder herzuſtellen. Obgleich mich dieſe Dinge nicht zur Beſchäftigung unthätig machen, ſo ſind ſie doch ſehr unbequem und ſtörend, und ich thue weniger, als ich thun würde, wenn mir wohl wäre in meiner Haut. Ohne die Rückreiſe aus Italien wäre ich wahrſcheinlich geſünder geblieben, denn alle meine Unpäßlichkeiten, womit ich bisher zu kämpfen gehabt, ſchreiben ſich ſeit dem Fieber her, das ich auf meiner Rückkehr nach Deutſchland bekam und vierzehn Monate mit mir umherſchleppen mußte. Dies iſt's, was meine ſonſt geſunde und feſte Natur untergraben hat. Doch genug von dieſer Litanei.

Du willſt, ich ſoll Dir über Deinen Chriſtus und Moſes *) mein Urtheil ſagen, wie ich es meine. Mit Deinem Herrn Jeſus bin ich wohl zufrieden. Er drückt ſeinen Charakter, ſo viel ich Helde davon einſehe, ſehr gut aus, und die Ausführung iſt auch von der Art, daß der Künſtler Ehre und der Kenner Freude davon hat. Müßte ich unter beiden wählen, ſo würde ich den Repräſentanten des neuen Teſtaments vor dem des Alten den Vorzug geben; denn dieſer befriedigt mich durch ſeinen Charakter nicht in dem Grade, wie ich mir einen Moſes denke, ob ich gleich darum nicht ſagen kann, wie er ſeyn ſollte.

Mich dünkt, er müſſe mehr durch eine gewiſſe rohe Kraft, als durch Würde imponiren,

---

*) Herr von Kügelgen hatte auf Fernow's Bitte dieſe Gemälde nach Weimar geſchickt, und ſie mir anvertraut.

und mich dünkt auch, Du hätteſt ihn etwas älter halten müſſen; denn wenn ich den Bart wegdenke, ſo ſcheint mir der Kopf ziemlich jung. Deſſen ungeachtet hat er immer eine gewiſſe imponirende Größe und iſt ein trefflicher Kopf; aber um ein ſo verruchtes Judengeſindel in Ordnung zu halten, müßte er noch mehr furchtbare, eiſerne Härte und Gewalt in ſeinem Character zeigen. Ich wäre ſehr neugierig, Deinen Muhammed's Kopf, von dem ich im vorigen Jahre eine kleine Skizze bei Dir ſah, im Großen ausgeführt zu ſehen. In dieſem ſchien mir die Anlage des Charakters ſehr glücklich, Fanatismus und Despotismus, feurige Kühnheit und Schlauheit ſprach aus Phyſiognomie und Stellung des Kopfs, aus Blick und Geberde. Willſt Du den nicht ausführen? So wie ich mir ihn nach der Skizze im Großen denke, müßte er ein trefflicher Kopf von großer und frappanter Wirkung werden, der Dir und Deiner Kunſt Ehre brächte.

Deine Idee mit Weib und Kind nach Rom zu reiſen, kann ich nicht anders als loben und preiſen. Auch ich hätte eine ſolche Idee lange ausgeführt, wenn es möglich wäre. Ob es in

Zukunft möglich und wirklich werden wird, weiß ich jetzt noch nicht; aber ich wünſche es ſehr. Der Fiſch ſoll im Waſſer, und der Künſtler in Rom leben. Ich für meine Perſon kann mir kein höheres Glück wünſchen, als noch einige Jahre meines Lebens wenigſtens, wenn nicht den ganzen Reſt deſſelben, in Italien zu verleben. Man ſollte es nie wieder verlaſſen, wenn man einmal da iſt.

Den Doktor Schubert habe ich in Karlsbad kennen gelernt, und er iſt mir dort recht lieb und achtungswerth geworden, obgleich ich nicht weiß, ob wir mit einander ſympathiſiren könnten. Du weißt, ich hänge mehr zu dem plaſtiſchen Heidenthum, als zu dem muſikaliſch romantiſchen Chriſtenthum hinüber; aber das thut nichts zur Sache. Guter Wille und reine Wahrheitsliebe vereinigen alle Gemüther, ſo verſchieden ihr Streben auch ſeyn mag ꝛc.

Mit dem Anfange des Jahres achtzehnhundert und acht fing Fernow's Leben an, eine Kette von Schmerzen und Leiden zu werden. Seine ſchon lange kränkelnde Frau wurde jetzt faſt gänzlich unfähig für ihre Haushaltung und für ihre Kinder zu ſorgen. Mit unaufhaltſamer Schnelle zerſtörte die Lungenſucht ihr Leben, ein in ihrer Familie erbliches Uebel, welches wahrſcheinlich durch das ungewohnte, rauhere Klima bei ihr beſchleunigt wurde; und allen Bemühungen der Aerzte unerachtet, ſie, ein ſichtbar dem Tode geweihtes Opfer, dem Grabe zuführte. Zu gleicher Zeit ſtieg Fernow's Schmerz in der rechten Bruſt und Schulter zu einem ſo hohen Grade, daß er faſt keine andere Stellung, als eine halbliegende auf dem Sopha ertragen konnte, und keine Nacht eines ruhigen ununterbrochenen Schlafes genoß. So ſahen wir ihn in meinem Hauſe, wohin er ſich alle Abende tragen ließ; im Kreiſe ſeiner Freunde, rings umgeben von blühendem Leben lag er da bleich und abgezehrt, und dennoch, unerachtet der Zerſtörung, die ſichtbar ſein Leben untergrub, der Heiterſte unter uns Allen. Sein lebendiger Geiſt, ſein feiner, aber dennoch nie ſchmerzlich verwundender Witz; den er oft auf ſeine eigenen und ſeiner Krankheit Koſten ſpielen ließ, ergötzte und erfreute, wie ſonſt, und ſein reger Antheil an Kunſt und Wiſſenſchaft ſchienen jetzt, da er doch wohl bisweilen ahnen mochte, daß ſeiner Jahre nicht viele mehr ſeyn würden, eher zu ſteigen, als zu ſinken.

Einige Wochen nach ſeiner Rückkehr aus Karlsbad bemerkte er endlich an der ſchmerzenden Stelle ſeiner Bruſt eine Erhöhung und ein immerwährendes, pulſirendes Klopfen. Es wäre, ſagte er, als ſey ihm noch ein Herz gewachſen. Sein Freund und Arzt, der jetzt in Berlin lebende Hofrath Hufeland, erkannte augenblicklich die Krankheit wie die große Gefahr, in welcher Fernow's Leben ſchwebte, doch ſchonend verſchwieg er ihm dieſe, bewog ihn aber den damals berühmteſten Arzt in der benachbarten Univerſität Jena, den erſt vor mehreren Jahren verſtorbenen Geheimen-Hofrath Starke zu Rathe zu ziehen. Dieſer hellſehende Arzt nannte die unheilbare Krankheit ſogleich bei ihrem eigentlichen Namen, eine Pulsadergeſchwulſt, Fernow hatte dieſes Uebel nie nennen gehört, und ſo konnte der menſchenfreundliche Mann die damit unausweichbar verbundene Gefahr ihm ebenfalls mitleidig verſchweigen. Nur warnte er vor jeder heftigen inneren und äußeren Bewegung oder Anſtrengung, und verordnete ihm Linderungsmittel ſeiner Schmerzen, welche er ebenfalls, wenigſtens zum Theil, für rheumatiſch, und von dem eigentlichen Hauptübel unabhängig zu halten ſchien.

Fernow's Leiden vermehrten ſich, mit dem Herannahen des in dieſem Jahre ungewöhnlich rauhen Frühlings; ein zu ihnen ſich geſellender heftiger Huſten raubte ihm vollends den wenigen Schlaf, den er dem Schmerz abgewann, bis er ſich zuletzt gezwungen ſah, gänzlich das Zimmer zu hüten, was ihm, der täglich gewohnt war, friſche Luft zu ſchöpfen, doppelt unangenehm ſeyn mußte, doch er wußte Alles mit gewohnter Geduld zu ertragen.

Die durch lange Gewohnheit ihm zum Bedürfniß gewordene Arbeit gewährte ihm jetzt allein noch Erholung, indem ſie von dem ihn umgebenden häuslichen Elend ihn abzog, und ſein Winkelmann war es hauptſächlich, was ihn beſchäftigte. Die Zeit, welche er nicht auf dieſe Arbeit verwendete, verlebte er in Erinnerungen an Italien, die ihn ſchon oft jede trübere Wirklichkeit vergeſſen machten. So erwartete er gefaßt und gelaſſen die mildere Jahreszeit, von der er Linderung, wenn gleich nicht gänzliche Heilung durch irgend eine Brunnenkur hoffte. Seine Freunde ſuchten ihm durch öftere Beſuche ſeinen Zuſtand erträglicher zu machen; mir aber ſchickte er jeden Morgen eine Art von Krankenbericht, der aber gewöhnlich mehr von ſeinen geiſtigen Beſchäftigungen, als von ſeinem körperlichen Befinden, von letzterem aber meiſtens im launigſten Style ſprach. So ſchrieb er einmal:

„Sie wundern ſich, daß ich ſo ruhig und gleichgültig bin, während Sie ſich in ſteter Unruhe meinetwegen befinden. Wäre der Fall umgekehrt, ſo würde, glaube ich, gewiß das Gegentheil Statt finden. Der Patient iſt gewöhnlich ruhiger, als der liebend um ihn Beſorgte; den man deshalb auch den Impatienten nennen könnte. Wären Sie die Patientin, ſo würde ich der Impatient, alſo auch nicht ſo ruhig und gelaſſen ſeyn, als ich es jetzt bin.

„Mit mir iſt es nun einmal ſo, wenn ich eine Sache überſehen habe und entſchieden weiß, daß es nicht anders ſeyn kann, ſo beunruhigt ſie mich nicht leicht weiter; vielleicht liegt dies mehr in der ruhigen, heitern Grundſtimmung meines Temperaments, als in einer durch Kunſt und Mühe erworbenen Fertigkeit; aber deſto beſſer, wenn die Natur mich ſelbſt ſo geſchaffen hat.

„Mein Huſten hat mich geſtern noch etwas geſchüttelt, die Nacht nur wenig, und ich habe ziemlich viel geſchlafen. Meine Bruſt iſt jetzt wie ein Neſt voll junger Mäuſe; oft höre ich alle mögliche Stimmen in ihr pfeifen und quiken und flöten. Wenn Ihnen dies Bild nicht ſehr reizend ſcheint, ſo verzeihen Sie es meiner proſaiſchen Natur; wäre ich ein Poet, ſo hätte ich ein Neſt voll Amorinnen, oder doch wenigſtens junge Nachtigallen für Roſtorf's Roſen- und Violengarten daraus gemacht.“ ꝛc.

Zu Ende Aprils erholte Fernow ſich genugſam, um wieder ausgehen zu können. Seine Aerzte riethen ihm, die milderen Heilkräfte der Quelle von Liebenſtein zu verſuchen, einem am Fuße des Thüringer Waldes, in einer ſehr romantiſchen wunderſchönen Gebirgsgegend, einige Stunden von Eiſenach liegenden Bade. Angezogen von der ſchönen Jahreszeit, von der vielgeprieſenen Lage von Liebenſtein, vor allem aber von der Sorge um meinen leidenden Freund dazu getrieben, beſchloß ich ihn zu begleiten. In der Mitte des Juni-Monats reiſte ich mit ihm und meiner Tochter nach Liebenſtein ab. Die kleine Reiſe beträgt kaum zwölf Meilen, wir legten mit Extrapoſt, in einem höchſt bequemen engliſchen Wagen ſie zurück, und doch langte Fernow in einem ſolchen Zuſtande von Ermattung in Liebenſtein an, daß er mehrere Tage bedurfte, um ſich wieder zu erholen. Unter der Leitung des dortigen ſehr geſchickten Brunnenarztes begann er die Quelle zu trinken, und zu baden. Die ruhige Stille des um die Jahreszeit noch ſehr wenig beſuchten Bades that ihm anfänglich wohl, die nahen reizenden Umgebungen der Quelle erfreuten ihn; vielleicht war es auch Wirkung der Reiſe, der Veränderung der Luft und des Aufenthalts, genug es ging hier, wie zuerſt in Karlsbad, die Kur ſchien ihm Hülfe zu gewähren, und ihn und auch mich ſeine Freundin zu frohen Hoffnungen zu berechtigen.

Leider ſanken dieſe bald, der Schlaf verließ ihn auf's Neue, und ſeine Schmerzen kehrten zurück; doch bezeigte Fernow ſich dieſes Mal folgſamer gegen ſeine Aerzte, als damals in Karlsbad, und unternahm während dieſer Kur keine neue Arbeit.

Die wenigen Stunden des Tages, welche ihm ſeine Kur und die Geſellſchaft, der er ſich noch immer gerne näherte, unausgefüllt ließen, oder während welchen Schmerz und Kraftloſigkeit ihn nicht an ſein Lager feſſelten, füllte eine kleine Büchersammlung aus, die er mitgebracht. An den Freuden und Luſtbarkeiten der Geſellſchaft konnte Fernow freilich keinen Antheil nehmen, doch ſpeiſete er jeden Tag an der großen Tafel, und brachte auch, wenn das Wetter es erlaubte, manche Morgen- und Abendſtunde auf dem ſchönen Platze vor dem, den Badegäſten zum Bewohnen eingeräumten Schloſſe zu.

Nach und nach geſtaltete die allmählich ſehr zahlreich gewordene Geſellſchaft in Liebenſtein ſich auf eine für Fernow höchſt angenehme und intereſſante Weiſe; manche neue Bekanntſchaft wurde von ihm angeknüpft, die ihn ermunterte und erfreute; manche ältere erneuert, die er früher in Italien gemacht.

Unter letztern muß ich vor Allem des damaligen Erbprinzen Georg, jetzigen Herzogs von

Mecklenburg-Strelitz, gedenken. Mit ſichtbarem Wohlgefallen erinnerte er ſich jener Zeit, in der er Fernow in Rom kennen gelernt, und Fernow lebte wieder, an der Seite des geiſtreichen liebenswürdigen Fürſten, glückliche Stunden, in erneuter lebhafter Erinnerung an jenes ſchöne Land, in welchem ſein Geiſt, wie ſeine Wünſche noch immer weilten. Sein hoher edler Freund theilte dieſes Gefühl mit ihm, es waren Augenblicke, in denen wieder ein warmer belebender Sonnenſtrahl aus jenem glücklichen Himmel in Fernow's zum Tode erkrankte Bruſt fiel, der Leid und Weh ihn vergeſſen ließ.

Auch die ſchöne, talentvolle, geiſtreiche Herzogin von Hildburghauſen, die Schweſter des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, die leider nun auch ſchon bei den Todten ruht, würdigte, eben ſowohl als ihr edler Bruder, den ſichtbar Leidenden der Theilnahme an ſeinen Schmerzen und des innigſten Mitleids. Nie begegnete ſie ihm, ohne ihm tröſtend und freundlich zuzuſprechen; Abends, wenn ſie in ihrem dem ſeinigen ſchräge gegenüber liegenden Zimmer mit ihrer wunderſchönen ſorgſam gebildeten Stimme zur Guitarre ſang, pflegte Fernow den Zaubertönen zu lauſchen, die ihn in das Land ſeiner Wünſche verſetzten.

Die Herzogin erfuhr zufällig, wie nahe ſein Zimmer an das Ihrige gränze; mit der ihr eignen Grazie und Güte fragte ſie ihn, ob ihr Geſang ihn nicht am Einſchlafen hindere, und als er dankend erklärte, daß ihm, dem faſt ganz Schlafloſen, dadurch eine große Erquickung gewährt würde, ließ die gütige Fürſtin die Thüre ihres Zimmers offen ſtehen, ſo lange ſie ſang, damit der arme Kranke ſie beſſer hören könne, und wählte oft italieniſche Kanzonetten, von denen ſie wußte, daß ſie zu ſeinen Lieblingsliedern gehörten.

Jeder Tag führte nun neue intereſſante Bekanntſchaften herbei, über die Fernow Schmerz und Leiden vergaß; eine der intereſſanteſten war ihm die, des geiſtreichen Dichters von Thümmel, und die Ernſt Wagners, aus Meiningen, ſeines milden ſtilldulden den Leidensbruders, der eben wie Fernow auch, heitern Geiſtes und ungebeugten Muthes, dem Grabe langſam zuwelkte.

Die Anweſenheit des großherzoglichen Hofes von Weimar, in dem nur wenige Stunden von

Liebenſtein entfernten Luſtſchloſſe Wilhelmsthal, führte faſt täglich Beſuche von lieben Weimariſchen Bekannten herbei, andere weilten der Kur wegen längere Zeit in dem reizenden Liebenſtein. Fernow blieb gewöhnlich der Mittelpunkt, um den Nachmittags auf dem Platze vor dem Schloſſe ſich alle verſammelten. Geiſtreich, geſprächig, voll heitrer Theilnahme an jedem allgemeinen Intereſſe, tief gefaßt in ſich ſelbſt, ohne eine Spur von Unmuth oder Schmerz zu verrathen, ſaß er dann mitten unter ſeinen ältern und neuern Freunden und Bekannten. Sein leidender Anblick flößte allgemeines Mitleiden ein, während ſein Geſpräch die Gemüther wieder erhob. Man glaubte ſich ſelbſt geſtärkt zu fühlen, wenn man ihn das Schwere tragen ſah, wie er es trug.

Seine alte Liebe zum Schachſpiele war nach langem Schlummer wieder erwächt und er ſpielte faſt täglich mit wahrer Luſt, und dem ihm eignen Geiſte einige Parthien. So verlebte er hier ſechs bis ſieben Wochen, Anfangs hoffnungsvoll, zuletzt mit ſtiller Ergebung. Uebrigens ſchien er ſich hier ſo wohl zu befinden, als er es in ſeiner Lage konnte; nur des Sonntags, wenn zahlreiche

Beſuche aus den nahgelegenen kleinen Städten auf dem beſchränkten Platze zuſammenſtrömten und ſelbſt für den geſunden Brunnengaſt des Geräuſches zu viel ward, zog er ſich gern in ein kleines, abgelegenes Zimmerchen zurück, das eigends für ihn dazu eingerichtet worden war.

Mehr, als ſein eignes Leiden beunruhigte ihn indeſſen der traurige Zuſtand ſeiner Frau, deren Krankheit während ſeiner Abweſenheit unaufhaltſam zugenommen hatte. Folgender Brief an ſie, nebſt einer Ueberſetzung deſſelben, für die, welche der italieniſchen Sprache unkundig ſind, möge als Beweis ſeiner theilnehmenden Sorge hier einen Platz finden. Die häuslichen Details, die er enthält, wird man hoffentlich entſchuldigen, weil eben dieſe auf ſein Verhältniß als Gatte und Vater ein Licht werfen, welches ihn uns von einer ſehr liebenswürdigen Seite zeigt.

Liebenstein, li 15. di Luglio.

Cara Mariuccia, non ti posso dire abbastanza quanto mi dispiace che lo stato della tua salute è sempre si cattivo, mi posso immaginare quanto

tu devi soffrire ed il pensarci m'affligge il cuore. Darei quantunque cosa per vederti guarita. Il bel tempo che presentemente godiamo mi dà ancora qualche speranza. Il caldo in questi ultimi giorni qui è stato grande, e cosi sarà anche in *Weimar*.

Continuo l'uso di queste acque minerali bevendo e bagnando, il mio dolore però non vuol cessare ancora, può essere che la continuazione finalmente mi giovi e mi guarisca; in questo gran caldo io mi tengo quieto e riposo tutto il dopo pranzo. La settimana passata feci una piccola prova delle mie forze caminando una sera da un luogo qui vicino quanto è *Tieffurt* da *Weimar*; camminai lentamente un'ora ed un quarto senza trovarmi molto stracco; quest'è l'unica volta che sono stato a spasso.

Spero che la padrona di casa o qualche altra Signora di tua conoscenza conoscerà una donna buona ed onesta, che per una buona paga si presti a servirti bene. Ti ripeto di non guardar le spese, ma di cercar il tuo comodo; quel che costa è sempre piccola cosa in paragone del male che ti fa il combattere tutto il giorno con una bestia come è la nostra donna. Quando io sarò tornato, cercherò di provedere in una o in un altra maniera. E cosi fallo anche co'ragazzi; pensa alla tua salute e lasciali fare. Ho pensato che ti potrebbe far bene, se tu andassi qualche volta un poco a spasso in carozza e perciò vorrei che tu lo facessi, e prendessi qualche volta il dopo pranzo una carozza per farti qualche divertimento con i ragazzi. Trovandoti troppo debole per camminare credo che ti farà bene, farti qualche moto in questa maniera. Mi farai un piacere se siegui il mio consiglio e non guardi a qualche tallero più o meno. Io spendo qui meno di quel che credevo, e se anche prolonge il mio soggiorno per qualche Settimana mi avanzeranno ancora danari, e verso sa Michele riceverò altri. Se mi mandi le lettere, scrivimi anche qualche parola se puoi, e fammi sapere com stai, e se mai lo scrivere t'incomodasse troppo fammi scrivere da qualchedun altro per non lasciarmi senza nuove di te e di nostri figli. Addio cara mia! quanto piacere avrei di sentir buone nuove della tua salute. Fà tutto quel ch'è possibile per rimetterti, Saluta ed abbraccia i nostri amati figli etc.

Ueberſetzung.

Liebes Mariechen! Ich kann Dir nicht genug ſagen, wie es mir Leid thut, daß Dein Geſundheitszuſtand noch immer ſo ſchlecht iſt.

Wohl kann ich mir vorſtellen, wie viel Du leiden mußt, der Gedanke daran betrübt mich herzlich, und ich würde Alles darum geben, Dich geheilt zu ſehen. Das ſchöne Wetter, welches wir jetzt haben, gibt mir einige Hoffnung. Die Hitze iſt hier in den letzten Tagen groß geweſen, auch in Weimar wird es ſo ſeyn.

Ich fahre fort dieſe Quelle zu trinken, und darin zu baden; aber mein Schmerz will noch nicht aufhören, vielleicht wird es mich am Ende heilen, wenn ich eine Zeit lang damit fortfahre. Bei dieſer großen Hitze verhalte ich mich ſtille und ruhe den ganzen Nachmittag. Vergangene Woche verſuchte ich meine Kräfte ein wenig, indem ich eines Abends von einem Orte, der von hier ſo weit liegt, als Tieffurth von Weimar, nach Hauſe ging; ohne ſehr ermüdet zu werden, brauchte ich wohl $^5/_4$ Studen, und dies war das einzige Mal, daß ich ſpazieren gegangen bin *).

---

*) Es war der erſte und letzte Spaziergang in Liebenſtein, und zugleich der letzte eigentliche Spaziergang in Fernow's Leben; er war von Altenſtein, dem Landſitze der Herzogin von Meiningen, nach Liebenſtein zurückgegangen.

Ich hoffe, unſre Hauswirthin, oder eine andere von Deinen Bekannten wird Dir ein gutes, ehrliches Dienſtmädchen verſchaffen können, welches Dich für gute Bezahlung gut bedient. Ich wiederhole es Dir, ſieh nicht auf die Koſten, ſieh nur auf Deine Bequemlichkeit. Was es auch koſten mag, es iſt immer wenig gegen den Schaden, den Dir es thut, den ganzen Tag mit einem Geſchöpfe, wie unſere Magd iſt, zu ſtreiten. Wenn ich zu Hauſe ſeyn werde, will ich auf eine oder die andere Weiſe ſuchen, dafür zu ſorgen. Mache es auch ſo mit den Kindern; denke an Deine Geſundheit, und laß ſie laufen. Ich habe hier bedacht, es würde Dir gut thun, wenn Du bisweilen ein wenig ſpazieren führeſt, darum wollte ich, daß Du es thäteſt, zuweilen Nachmittags eine Kutſche nähmſt, und Dir mit den Kindern ein kleines Vergnügen machteſt. Da Du zum Gehen zu ſchwach biſt, ſo denke ich, es würde Dir wohl thun, wenn Du auf dieſe Weiſe etwas Bewegung hätteſt. Du wirſt mich erfreuen, wenn Du meinem Rathe folgſt. Sieh nicht auf ein Paar Thaler mehr oder weniger. Ich gebe hier weniger aus, als ich glaubte, und wenn ich noch einige Wochen hier verweile, ſo bleibt mir noch Geld übrig, auch erhalte ich gegen Michaelis wieder welches. Wenn Du mir Briefe ſchickſt, ſo ſchreibe mir ein Paar Worte, wenn Du kannſt, und laß mich wiſſen, wie es Dir geht. Iſt Dir das Schreiben beſchwerlich, ſo laß mir durch Jemand anders ſchreiben, damit ich nicht ohne Nachricht von Dir und unſern Kindern bleibe. Lebe wohl, meine Liebe! Wie viel Vergnügen würde es mir machen, von Deiner Geſundheit gute Nachricht zu erhalten! Thue was nur möglich iſt, um Dich zu erholen. Grüße und küſſe unſere geliebten Kinder ꝛc.

Schmerzlich betrübt, von düſteren Ahnungen bedrückt, kehrte ich in den erſten Tagen des Auguſtmonats mit meinem leidenden Freunde nach Weimar zurück. Er ſelbſt war zufrieden, erwähnte mit keinem Worte der getäuſchten Hoffnung eines günſtigeren Erfolgs der beendeten Brunnenkur, ſondern wiederholte ſich heitern Sinnes jede in Liebenſtein genoſſene frohe Stunde, jede erfreuliche Bekanntſchaft, die er dort gemacht oder erneuert hatte.

Auf der Rückreiſe fand ich ihn noch weit matter und kränker, als auf dem Hinwege, er mußte den Plan aufgeben, die ſchönen Spaziergänge um Wilhelmsthal und die Wartburg bei Eiſenach zu beſuchen, worauf er ſich in Liebenſtein ſo ſehr gefreut hatte. Nur in Gotha ſchleppte er ſich mühſam durch einige Straßen, um Spielſachen für ſeine Kinder einzukaufen.

Unterhaltend und geiſtreich, wie immer, ſuchte er unterwegs ganz unmerklich mich, die ich in ſtillen traurigen Ahnungen verſunken, neben ihm im Wagen ſaß, durch lebhaftere Geſpräche zu erheitern. Zum erſten Mal erwähnte er auf dieſer Reiſe gegen mich ſeinen Plan, wenn er fünfzig Jahre alt ſeyn würde, die Biographie ſeines Lebens zu ſchreiben. Vielleicht nur um mich von dem Gedanken an ſeine nahe Lebensgefahr abzuwenden, denn er ſelbſt hegte wohl ſchwerlich noch die Hoffnung, jenen um mehrere Jahre entfernten Zeitpunkt zu erleben. Umſtändlich lebhaft, mit immer ſteigendem Intereſſe, erzählte er mir die Züge aus ſeinem früheſten Jugendleben, welche der Leſer auf den erſten Bogen dieſes Buches gefunden hat. Es war, als ob dieſe Rückblicke in den

Morgen ſeines Lebens ſeinen trüben zu früh hereingebrochenen Abend erheiterten.

Fernow's Empfang zu Hauſe war der ſchmerzlichſte, den man ſich denken kann. Am Stabe, ein ſichtbar dem Tode geweihtes Opfer, wankte ſeine Frau ihm entgegen. Die Kinder freuten ſich der mitgebrachten Spiele; aber er fand ſie durch die lange Krankheit der Mutter verwildert und vernachläſſigt. An ſeine eigne Pflege, die ihm, dem tödtlich Kranken, ſo nöthig war, dachte er wenig; er ſorgte für die Bequemlichkeit und Pflege ſeiner Frau, nahm ſich der Kinder an, ſo viel er konnte, und arbeitete in leidlich freien Stunden an ſeinem Winkelmann. Der Geheime Hofrath Starke aus Jena, der ihn oft beſuchte, und der Hofmedikus Hufeland vereinten ihre Kräfte und ihre Kunſt zum Wohl dieſer beiden Leidenden. Umſonſt! Fernow's Frau war Monate lang ſterbend, und ihn ſelbſt brachte jeder Athemzug dem Untergang näher.

Bald nach ſeiner Heimkehr ſchrieb er folgenden Brief an ſeinen Freund Kügelgen.

Weimar, den 19. Auguſt 1808.

Ja wohl, Du alter, redlicher Herzensfreund, iſt es lange, daß Du keine Zeile von mir geleſen haſt, und leider iſt nicht Nachläſſigkeit, ſondern mein Geſundheitszuſtand vornehmlich Schuld daran. Du weißt, ich bin nie ein ſehr fleißiger und ordentlicher Briefwechsler geweſen, und jetzt, wo mir ein halb gelähmter Arm das Schreiben ſo beſchwerlich macht, daß ich nicht einmal das Nothwendigſte leiſten kann, wo eine ſchon mehrere Monate anhaltende Schlafloſigkeit mich außer Stand ſetzt, den Tag über etwas Ernſtliches zu thun, wirſt Du aus Freundſchaft Dich geneigt fühlen, ein ſo langes Säumen zu verzeihen.

Ich habe ſechs Wochen im Liebenſteiner Bade zugebracht, getrunken und gebadet; aber ohne den mindeſten Erfolg für meine Geſundheit. Im Gegentheil brachte ich faſt mehr Schmerzen mit zurück, muß mich alſo in Geduld fügen und ſehen, wie es ferner wird. Mein Uebel ſcheint freilich auch, je mehr ich dahinter komme, von der Art zu ſeyn, daß kein Geſundbrunnen ihm abhelfen kann, denn es beſteht wahrſcheinlich in einem organiſchen Fehler, der unheilbar iſt, und wo ich höchſtens für die Zukunft Linderung, nicht Heilung zu hoffen habe.

Was meinen Zuſtand noch übler macht, iſt, daß auch meine Frau an einer zehrenden Bruſtkrankheit leidet, von der ſie ſchwerlich wieder geneſen wird. Meine Ausſichten für den nahenden Winter ſind alſo nicht ſehr erfreulich; ich will froh ſeyn, wenn ich mich ſo erhalte, daß ich die unternommene Arbeit ausführen kann. Die Schlafloſigkeit, eine Folge des ſchmerzhaften Zuſtandes, der mein Uebel begleitet, macht, daß ich ſelten einen heitern, zur Arbeit aufgelegten Morgen habe.

Daß meine Kunſtaufſätze im dritten Theile der Studien Dir nicht mißfallen haben, freut mich; es iſt mir mehr Genugthuung, wenn ein denkender praktiſcher Künſtler mit meinen Kunſtanſichten und Urtheilen zufrieden iſt, als wenn ein Recenſent mich mit weiſer Miene lobt, der im Grunde nichts von der Sache verſteht; aber ſich doch Amtswegen ſo ſtellen muß, als verſtünde er es. Ob die im myſtiſchen Wahnſinn Befangenen mich für einen Heiden oder Türken halten, iſt mir vollkommen gleichgültig. Wenn ſie mich nur nicht für einen faden, albernen Neuchriſten nehmen, bin ich ſchon zufrieden; denn für ſo ein läppiſches Chriſtenthum, als die Herren predigen und einführen möchten, wird Gott und geſunder Menſchenverſtand mich gnädig bewahren.

Zu was können dieſe kindiſchen Spielereien mit der Madonna, mit Karfunkeln und Blumen und Sternen führen? Der Mythus der Madonna iſt ſchön und gut, aber auch höchſt beſchränkt, und von den alten Malern bereits das beſte Korn herausgedroſchen, die neuern werden nichts Beſſeres mehr herausbringen, und was ſoll uns jetzt dieſes ganze Weſen? Wen ſpricht es an? Gibt es in der heiligen profanen Geſchichte keinen reichhaltigern Stoff, als die ewige Madonna mit dem Chriſtuskindlein?

Doch über dieſe Materie iſt viel zu ſprechen, um ſie zu erſchöpfen, und ſich von allen Seiten darüber zu verſtändigen. Wenn Du dieſen Herbſt herkommſt, ſo ſoll ſie der Gegenſtand unſrer Unterhaltung ſeyn. Eben ſo auch, was die Schönheit des Gefühls anbetrifft, durch welche der Chriſtliche Mythus den Griechiſchen übertrefſen ſoll. Ich kann dieſem nur unter großen Einſchränkungen beiſtimmen, welche am Ende den Vorzug wohl gar aufwiegen möchten. Wie aber wollen Künſtler die hohe geiſtige Schönheit des Ausdrucks darſtellen, wenn ſie nicht mehr auf der Stufenleiter der idealiſchen Formenſchönheit ſich allmählich zu ihr zu erheben gelernt haben! Man ſtellt ſich's freilich jetzt ſo leicht vor, das Höchſte zu erfliegen, daß man keine Leiter mehr für nöthig hält, um, wie die alten Künſtler, mühſam, aber ſicher, hinanzuklimmen; daher kommt's denn gewöhnlich auch mit allem Streben zu nichts Rechtem. Jeder Pfuſcher glaubt jetzt, er könne nach dem Höchſten ſtreben; aber verſteht ſich, ohne ſich bei dem Gründlichen aufzuhalten, auf den Flügeln des Genies. So geht es in der Poeſie, ſo in der bildenden Kunſt ꝛc.

Wie lebendig Fernow's Eifer für das einmal von ihm dafür anerkannte Rechte noch immer glühte, und wie wenig ſein Geiſt durch die phyſiſche Schwäche des Körpers gelähmt ward, geht aus dieſem Briefe deutlich hervor. Anfangs

Septembers mußte er abermals das Zimmer hüten. Der kleine Weg bis zu meinem Hauſe, den er bis jetzt noch täglich, freilich höchſt mühſam, zurückgelegt hatte, ward ihm jetzt zu ſchwer, und der Schmerz in der Bruſt erlaubte ihm nicht mehr, die zwei Treppen zu ſeinem Zimmer hinanzuſteigen. Seine theilnehmenden, unabläſſig auf Mittel zu ſeiner Linderung und Erhaltung ſinnenden Aerzte verordneten ihm jetzt häufige Aderlaſſe, um den Andrang des Blutes zu vermindern, daneben auch die Traubenkur, jedoch nicht ſo, daß er blos von Trauben leben, ſondern nur daraus den Hauptbeſtand ſeiner Nahrung machen ſollte. Er befolgte jede Verordnung der Aerzte auf das gewiſſenhafteſte, obgleich er wenig davon hoffte, denn er fühlte zu deutlich, wie ſchnell ſein Uebel ſich mehrte, und wie die Erhöhung und das Klopfen in ſeiner rechten Bruſt zunahm.

Noch immer hatte er keinen recht klaren Begriff von ſeiner Krankheit, noch von der Nähe der Gefahr, in welcher ſein Leben ſchwebte. Er fühlte in ſich den Muth, ſeinem Geſchick heitern Angeſichts entgegen zu gehen, aber jede Ungewißheit war ihm höchſt peinlich, und um dieſer zu entgehen, ließ er ſich heimlich Scarpa's Werk über die Pulsadergeſchwulſt von einem Buchhändler verſchreiben, ein Werk, deſſen Mittheilung ſeine ihn gern ſchonenden Aerzte ihm abgeſchlagen hatten. Täglich ſchrieb er mir jetzt wieder einige Zeilen, um von ſeinem Befinden und ſeiner Gemüthsſtimmung mir Nachricht zu geben. Einſt unter andern: „Wie ſehr ich wünſche, es möchte anders ſeyn, können Sie leicht denken, da ich zweifach dabei leide; aber auch dieſer Wunſch, der höchſte, den ich haben kann, darf mir doch nicht die Schranken überſchreiten, die ich ihm gezogen habe; er darf in meine Faſſung nicht einbrechen, hinter der das Schickſal ſelbſt mir nichts anhaben ſoll. Einen Punkt muß der Menſch haben, wo er unerſchütterlich auf ſich ſelbſt beruht, oder er muß ſich jeden Augenblick verloren geben an tauſend feindliche Gewalten, die auf ihn eindringen können.“

Endlich, in den letzten Tagen des Septembers löſte ein ſanfter Tod die Bande, die Fernow's Gattin an ein höchſt ſchmerzhaftes Daſeyn gefeſſelt hielten. Sobald ich die Nachricht von ihrem Tode erhielt, eilte ich ſogleich zu meinem Freunde, um ihn, der ſo ſehr der Pflege bedurfte, und den jetzt nichts mehr an ſeine verödete Wohnung feſſelte, zu bereden, ein Zimmer in meiner Wohnung zu beziehen, wo es mir leichter werden mußte, für ihn das leider nur Wenige zu thun, was in ſeinem traurigen Zuſtande die innigſte Freundſchaft für ihn thun konnte. Seine Kinder hatte eine jetzt auch verſtorbene Freundin ſeiner Frau einſtweilen zu ſich genommen, bis ſie, wie Fernow beabſichtigte, auf das Land in Penſion gegeben werden konnten. Fernow brach bei meinem Anblicke in heiße Thränen aus; es war das erſte und einzige Mal, daß ich den feſten Mann ſo durchaus erſchüttert ſah; doch errang er bald wieder ſeine gewohnte Faſſung. Er nahm meinen Vorſchlag an, machte eine Auswahl unter ſeinen Büchern, weil der kleinere Raum, den ich ihm anbieten konnte, ihm nicht vergönnte, alle mitzunehmen, und ließ ſich dann in einer Sänfte in meine Wohnung tragen.

Auch hier, ſo wie früher in Karlsbad und Liebenſtein, ſchien Anfangs die Veränderung der

Wohnung ſehr wohlthätig auf ihn zu wirken, er konnte ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder ſchlafen, wahrſcheinlich weil er jetzt, da der Tod ſeine Frau von ihrem unheilbaren Jammer befreit hatte, mit ruhigerm Geiſte den Schlaf erwartete, als damals, wo Mitleid und Beſorgniß ihn oft wach erhielten. Doch auch dieſes Mal hielt dieſe glückliche Veränderung nicht lange an. In wenigen Wochen war er ganz auf ſein Zimmer beſchränkt, und konnte ohne die tödtlichſte Ermattung, ohne die heftigſten Schmerzen in der Bruſt und völliger Athemloſigkeit nicht mehr die Treppe nach meinen Zimmern hinabſteigen.

Um dieſe Zeit hatte Fernow Scarpa's Werk erhalten. Oft wenn ich Morgens zu ihm in's Zimmer trat, fand ich ihn, in dem Buch, deſſen Inhalt ich nicht ahnete, aufmerkſam leſend, und die dazu gehörigen Kupferſtiche, lagen ausgebreitet um ihn her. Freundlich begrüßte er dann die Eintretende, legte das Buch ruhig weg und ſprach heiter und theilnehmend von andern Gegenſtänden. Wer hätte ahnen können, daß er eben ſein Todesurtheil geleſen! Und doch war es ſo. Er ſprach mit Niemand darüber, außer mit ſeinem Arzte, und auch mit dieſem nur, um ihm die Beſorgniß zu benehmen, welche dieſer äußerte, daß die Lectüre dieſes Werkes nachtheilig auf ſeine Phantaſie wirken könne. Er wußte jetzt mit Beſtimmtheit, daß an keine Heilung ſeines Uebels zu denken wäre. Ruhig ſprach er davon, doch nie ſo, als ob er eine nahe Gefahr ahnde, nie als Sterbender vom Tode, nie in Bezug auf ſich, ſondern als ſcharfſinniger Denker, ſo wie er auch in geſunden Tagen davon geſprochen hatte, wenn die Gelegenheit ein ſolches Geſpräch herbei führte.

Fernow fürchtete weder den Tod, noch wünſchte er ihn; gern hätte er noch länger gelebt im freundlichen Sonnenlicht bei ſeinen Freunden, wenn es vom Schickſal ihm vergönnt geweſen wäre. Er ſah, daß es nicht ſey, und nun erlaubte er ſich auch den Wunſch nicht mehr, ſondern ging furchtlos den dunkeln Gang zu den Schatten.

Linderung der Schmerzen und etwas erquickenden Schlaf hoffte er noch der Kunſt ſeiner Aerzte verdanken zu können; Hemmung des zu ſchnellen Fortſchreitens ſeines Uebels hielt er für möglich, und glaubte, alles anwenden zu müſſen, um dieſe Zwecke zu erreichen. Deshalb lebte er, ſo lange es anging, faſt nur von Trauben oder anderm Obſt, ließ oft zur Ader, um den heftigen Andrang des Blutes zu mindern, und befolgte in Allem auf's pünktlichſte den Rath des Arztes.

Ruhige Heiterkeit war immer der Ausdruck ſeines ganzen Weſens geweſen; jetzt, da er über ſeinen Zuſtand im Klaren war, gewann dieſe Heiterkeit etwas unbeſchreiblich Rührendes und Erhabenes. Man ſah deutlich, es war kein Sonntagsputz, den er anlegte, um vor der Welt damit zu prunken, ſie ſtand ihm natürlich, ohne alle Affektation, ſie war der Grundton ſeines Weſens. Nie gab es eine reinere, unverſtelltere Natur, als ihn! Mittheilend, theilnehmend, unterrichtend und lernend, wie es die Umſtände mit ſich brachten, in leidlichen Stunden geſprächig, launig und witzig ſogar; in den Stunden, wo ſeine Schmerzen größer waren, ſtill duldend, ohne daß je eine Klage ihm entſchlüpft wäre. So fanden ihn die ihn beſuchenden Freunde, ſo fand ich ihn, deren Hausgenoſſe er jetzt war, die zu jeder Stunde zu ihm kam, immer.

Nie, auch nicht in den leidenvollſten Momenten verließ ihn ſein feſter Gleichmuth. Zu ihm flüchtete ich, wenn die Vorſtellung ſeiner Leiden mir das Herz zuſammen drückte; denn bei ihm war Troſt und himmliſche Ruhe; ſein Anblick, nicht ſeine Worte flößten ſie ein. Ohne zu reden, lehrte er, wie der unſterbliche Geiſt über Tod und Schmerz herrſchen kann.

Je trüber ſeine Gegenwart war, je mehr lebte er der Vergangenheit, daher war die Ankunft des Herrn von Humboldt, der eben aus Rom kam, ihm eine große Freude, ja, man möchte ſagen, eine wahre Erquickung. Lebhaft erinnerte er ſich der ſchönen genußreichen Stunden, deren er in früheren glücklicheren Zeiten in Rom ſo viele in dem gaſtfreien Hauſe dieſes ſeines edlen Freundes verlebt hatte. Auch hoffte er noch auf den ihm längſt verſprochenen Beſuch ſeines geliebten Freundes Kügelgen, und dieſen wieder zu ſehen, war der einzige Wunſch, den er oft mit Sehnſucht äußerte.

Er umgab ſich mit Allem, was ihm ſein unvergeßliches Italien vergegenwärtigen konnte; eine Ausſicht von Rom, die Porträts Raphael's, Dante's, Petrarka's, Taſſo's und Leonardo da Vinci's Abendmahl hingen um ſein Bette; Zoega's Hefte, Nachrichten von dem Neueſten, was die Kunſt jetzt in Rom hervorbringt, waren um ihn her ausgebreitet. Jede finſtere Idee entfernte er; die ewig junge Kunſt, der er von Jugend auf, nachſtrebte, für die er Alles opferte, verſchönte jetzt ſein ſinkendes Leben, ihr weihte er jetzt ſeinen letzten Athemzug.

Arbeit war noch immer ſeine einzige Erholung; aber er wählte ſich Arbeiten, die ihn angenehm beſchäftigten. In dieſen ſchmerzenreichen Tagen brachte er die Ausgabe des Taſſo, die nach ſeinem Tode erſchien, vollends zu Stande, und überſetzte einige Abhandlungen Merian's, über Dante's und Petrarka's Poeſien. Seine liebſte Arbeit aber war das Leben Dante's, welches er mit großer Liebe aus den erſten Quellen zuſammenſetzte, und zum Gegenſtück ſeines Lebens des Arioſt beſtimmte, was jetzt unter der Preſſe war. Er wollte das Leben der vier größten Dichter und der vier größten Maler Italiens nach und nach ſchreiben. Leider iſt Dante's Leben nur ein Fragment geblieben; wenige Stunden vor ſeinem Tode beſchäftigte er ſich noch damit.

Seiner Kinder gedachte er oft mit Rührung. Sie hülflos verlaſſen zu müſſen, war ihm der einzige trübe Gedanke; aber er hoffte auf den Beiſtand ſeines Fürſten, der noch nie Waiſen dem Elend überließ; er hoffte auf ſeine Freunde, und beruhigte ſich, wie es einmal bei allem Unabänderlichen ſeine Weiſe war. Den älteſten Knaben hatte er einem würdigen Landprediger zur Erziehung übergeben, der jüngſte brauchte für's Erſte nur Pflege, die ihm in dem Hauſe, wo er war, auch ward. Dieſen ließ der Vater öfters zu ſich holen, und freute ſich ſeiner kindlichen Liebe und ſeines fröhlichen Weſens.

Am Morgen des dritten Decembers fand ich Fernow lebhafter, heitrer, ja ſogar anſcheinend kräftiger, als ſonſt. Seit mehr als drei Wochen hatte er ſein Zimmer nicht mehr verlaſſen können, und nun trat er ſogar gegen Mittag völlig angekleidet, ſeinen jüngſten Sohn an der Hand, in das meinige! Ich konnte mich dennoch nicht freuen, eine trübe Ahnung preßte mir das Herz. Fernow blieb ein Paar Stunden bei mir, verſicherte, daß ihm hier weit beſſer zu Muthe ſey; oben in ſeinem Zimmer hätte er ängſtlich beklommen ſich gefühlt; verſprach von nun an alle Tage zu mir herunter zu kommen, und machte ſogar einige Beſtellungen, die ihm dieſes erleichtern ſollten.

Häusliche Abhaltung verhinderte mich ihn, wie ich gewöhnlich zu thun pflegte, Nachmittags zu beſuchen. Gegen Abend fand ich ihn in ſichtbarer Beklemmung; er klagte, daß er den Beſuch zweier Freunde, die bei ihm geweſen, nicht gehörig hätte annehmen können, ihm ſey zu übel zu Muthe geweſen. Auch jetzt litt er noch viel, und ſtrebte vergebens es zu verbergen. Es zeigten ſich ſogar leichte Spuren von Abweſenheit des Geiſtes, indem er einige Mal unzuſammenhängend ſprach. Doch auch dieſer Zuſtand ging in weniger als einer Stunde vorüber, und der Hofmedikus Hufeland, der eben dazu kam, fand ihn zwar leidend; aber ohne anſcheinend nahe Gefahr.

Den Reſt des Abends brachten wir mit einander wie gewöhnlich zu, ſein Geiſt hatte die ihm eigne Klarheit wieder erlangt. Ich las ihm Dante's Leben vor, ſo weit er es geſchrieben hatte.

Er veränderte einige Ausdrücke, verbreitete ſich im Geſpräch weitläufiger über manches darin Enthaltene, und erzählte mir manches aus Dante's Leben, was er noch nicht niedergeſchrieben hatte; in dieſen Stunden war er wieder ganz, wie einſt in beſſern Tagen; ich vergaß, indem ich ihm zuhörte, ſeine Leiden.

Gegen neun Uhr kehrte ſein ſchmerzhafter, beängſtigter Zuſtand zurück; aber weniger heftig, als vor einigen Stunden, mit einem ganz eignen Gefühl bemerkte ich, daß Fernow, indem er ſtill und klaglos auf ſeinem Sopha ſaß, ein Tuch, das zufällig vor ihm lag, mit anſcheinender Sorgfalt in feine Falten legte. Ich hatte noch nie einen Sterbenden geſehen, wohl aber oft gehört, daß dieſes ein Verbote des herannahenden Todes ſey, und eine unbeſchreiblich ſchauerliche bange Ahnung bemächtigte ſich meiner, ſchwand aber wieder, als ich ihn ruhiger werden und freier athmen ſah. Das Raſſeln der Wagen verkündete uns jetzt den Schluß des Theaters. Ich erwartete nach demſelben einige Fremde, die ich zum Abendeſſen eingeladen, und ſah mich jetzt gezwungen den Kranken, wenn gleich ungern und zögernd, zu verlaſſen; Fernow ſelbſt forderte mich dazu auf, verſicherte, daß er ſich nicht kränker fühle als ſonſt, und wollte nicht einmal erlauben, daß der Bediente die Nacht bei ihm bleibe. Sein letzter Abſchied von mir war ein freundlicher Händedruck, und da ich vergebens ſtrebte, meine innere Angſt zu verbergen, die mit lächelndem Ernſt ausgeſprochenen Worte: „Ich hoffe, Sie werden immer vernünftig ſeyn.“

Ich ſchied endlich, unter der Bedingung, heute noch einmal nach ihm ſehen zu dürfen, doch als ich eben von ihm gegangen war, ließ er mir ſagen: „Ich möge dieſen Abend nicht wieder zu ihm kommen, er ſey ermüdet, und hoffe zu ſchlafen.“

So war ich denn auf immer von ihm geſchieden. Ich fühlte keine Ahnung des Niewiederſehens, als ich von ihm ging, aber wohl Furcht vor großen Leiden, die ſeiner noch zu harren ſchienen. Wohlthätig verkürzte die gütige Natur ſie ihm, der mit ſo inniger Liebe an ihr hing, und ſtets treu ihren Geſetzen folgte, durch einen ſanften Tod.

Am folgenden Morgen fand der zur gewohnten Stunde zu ihm eintretende Bediente ihn auf ſeinem Bette, in der Geſtalt eines ruhig Schlafenden und in halb ſitzender halb liegender Stellung, der einzigen, die ſchon ſeit vielen Monaten ſein Uebel ihm anzunehmen erlaubte. Aber die zu der Größe eines Kinderkopfs angewachſene Erhöhung an der rechten Seite ſeiner Bruſt war verſchwunden. Die Pulsader war nach innen zerriſſen; keine Spur von Schmerz, oder von Todeskampf war in ſeinem Geſichte, oder in ſeiner Stellung zu finden. Eine Beſchreibung von Spanien lag neben ihm aufgeſchlagen, in der er wahrſcheinlich noch geleſen hatte, nachdem ich ihn verließ. Am Tage ſeines Begräbniſſes kam ſein Freund Gerhard von Kügelgen in Weimar an; er hoffte ihn noch lebend zu finden, und war entſchloſſen bei ihm zu bleiben bis zum Tode.

„Geiſt und Staub des Entſchlafenen! theurer, geliebter Bruder und Freund! ich trenne mich auf immer von Dir. Du kehrſt zurück in den Schoos der ewigen Natur, wohin auch wir einſt früher oder ſpäter Dir folgen. Ich trenne mich auf immer von Dir; aber Deine Freundſchaft, Deine Liebe, Dein ſtrebender Geiſt und Dein redliches Herz werden mir und Allen, die Dich kannten, unvergeßlich ſeyn.“

So endigte Fernow die Rede, die er ſeinem Freunde Carſtens neben der Pyramide des Ceſtius hielt. Es ſey mir vergönnt mit dieſen ſeinen Worten auch dieſen Verſuch ſeiner Biographie zu endigen.

Bei F. A. Brockhaus iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Huber, Thereſe, die Eheloſen. Zwei Bände. 1829. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Dies iſt die letzte größere Arbeit der nun dahingeſchiedenen edlen Verfaſſerin und ich erlaube mir zugleich auf folgende ihrer frühern Schriften, die in meinem Verlage erſchienen ſind, aufmerkſam zu machen:

Huber, Thereſe, Hannah, der Herrnhutherin Deborah Findling. 1821. 8. 2 Thlr.

— —, Ellen Percy, oder Erziehung durch Schickſale. Zwei Theile. 1822. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

— —, Jugendmuth. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1821. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Landolph (Capitain), Denkwürdigkeiten. Die Geſchichte ſeiner Reiſen während 36 Jahren enthaltend. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von **Th. Huber.** 1825. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Johann Georg Forſter's Briefwechſel. Nebſt einigen Nachrichten von ſeinem Leben. Herausgegeben von Th. H., geb. H. Zwei Theile. 1829. gr. 8. 7 Thlr. 16 Gr.

Herabgeſetzte Preiſe trefflicher Ueberſetzungen der italieniſchen Dichter Dante, Petrarca, Taſſo.

Die göttliche Komödie des **Dante.** Ueberſetzt und erklärt von **Karl Ludwig Kanne-**

gießer. Zweite, ſehr veränderte Auflage, 3 Theile. Mit einem Titelkupfer und geometriſchen Plänen der Hölle und des Paradieſes. 1825. Gr. 8. 60¼ Bogen auf dem feinſten franzöſiſchen Druckpapier. Früherer Preis 6 Thlr.

Jetzt für zwei Thaler zwölf Groſchen.

Dante Alighieri's lyriſche Gedichte. Italieniſch und deutſch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. 1827. Gr. 8. 31¼ Bogen auf dem feinſten franzöſiſchen Druckpapier. Früherer Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Jetzt für einen Thaler.

Wer beide Schriften zuſammen nimmt, erhält ſie für drei Thaler.

Die Verdienſte dieſer Ueberſetzungen des Dante ſind allgemein anerkannt und ich bemerke daher nur, daß der Göttlichen Komödie Einleitungen und ausführliche Commentare beigefügt ſind, von den lyriſchen Gedichten aber es weder in Italien eine vollſtändige Ausgabe des Originals noch in Deutſchland irgend eine Ueberſetzung gibt.

Le rime di Francesco Petrarca. Franceſco Petraca's italieniſche Gedichte, überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förſter. 2 Theile. 1818—19. 63 Bogen auf Schreibpapier. Früherer Preis 5 Thaler.

Jetzt für zwei Thaler.

Das Original iſt dieſer anerkannt gelungenen Ueberſetzung gegenübergedruckt und die ſchwierigen Stellen ſind in Anmerkungen erklärt.

Eine gute Zugabe hierzu bildet:

Francesco Petrarca, dargeſtellt von C. L. Fernow. Nebſt dem Leben des Dichters und ausführlichen Ausgabenverzeichniſſen herausgegeben von Ludwig Hain. 1818. 8. $22\frac{1}{4}$ Bogen auf Schreibpapier. Früherer Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Jetzt für zwölf Groſchen.

Torquato Taſſo's befreites Jeruſalem, überſetzt von Karl Streckfuß. 2 Bände. 1822. 8. 45 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. Früherer Preis 3 Thlr.

Jetzt für einen Thaler.

Torquato Taſſo's befreites Jeruſalem, überſetzt von Karl Streckfuß. Mit gegenübergedrucktem Originaltext. 2 Bde. 1822. Gr. 8. $51\frac{1}{2}$ Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. Früherer Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Jetzt für einen Thaler zwölf Groſchen.

Es iſt allgemein anerkannt, daß die Streckfuß'ſche Ueberſetzung die Reize des Originals am treuſten wiedergibt und ſich wie dieſes durch anmuthige Leichtigkeit auszeichnet.

Hierzu bildet eine intereſſante Zugabe:

Torquato Taſſo's Leben und Charakteriſtik, nach Ginguené dargeſtellt und mit ausführlichen Ausgabenverzeichniſſen ſeiner Werke begleitet von Friedrich Adolf Ebert. 1819. 8. $20\frac{1}{2}$ Bogen auf Schreibpapier. Geh. Früherer Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Jetzt für zwölf Groſchen.

Bei J. D. Sauerländer iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abraham a Santa Clara, Merk's! Ein curiöſes Memento für alle Stände aller Orten. Zur Ergötzung der heutigen Leſewelt wieder an's Licht geſtellt durch Dr. Heinmar. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. gr. 12. Geh. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

— — Auch eine Heerpredigt wider den Türken; oder: Auf, auf, ihr Chriſten! Das iſt: eine bewegliche Anfriſchung der chriſtlichen Waffen wider den türkiſchen Erbfeind, in Eil' ohne Weil' zuſammengetragen. gr. 12. Geheftet. 22½ Sgr. oder fl. 1. 30 kr.

Es ſind dies zwei der witzigſten Schriften von Abraham a Santa Clara, und zwar diejenigen, welche ſeit hundert Jahren nicht wieder hervortraten, und die hier nach der erſten Ausgabe als ein zuſammenhängendes Ganzes in lesbarer Erneuerung erſcheinen.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfern. Geh. Rthlr. 3. 15 Sgr. oder fl. 6.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſes Werk auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit welchen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen Bilder aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

Adrian, Dr., die Prieſterinnen der Griechen. 8. 1822. Geh. 22½ Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Der Gegenſtand, den der als Schriftſteller rühmlichſt bekannte Verfaſſer in dieſem Werke behandelt, iſt zu anziehend und wichtig, als daß es einer empfehlenden Anzeige bedürfte, um daſſelbe in die Kreiſe der gelehrten und Gebildeten einzuführen.

Döring, Georg, die freie Flur am Main, eine poetiſche Skizze. gr. 8. 1818. Geh. 5 Sgr. oder 18 kr.

— — Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. 8. Rthlr. 1. 20 Sgr. oder fl. 2. 48 kr.

Die anziehende, geiſt- und gemüthreiche Weiſe des Herrn Verfaſſers iſt der deutſchen Leſewelt zu bekannt, als daß wir ſie auf dieſe lieblichen Erzählungen erſt aufmerkſam zu machen brauchten.

Döring, Georg, Phantaſiegemälde für 1829. 8. Geh. Mit 1 Kupfer von Fleiſchmann. Rthlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 45 kr.

Dieſes Werk erfreut ſich ſchon ſeit einer Reihe von Jahren einer ſo ausgezeichneten Gunſt des Publikums, daß es überflüſſig ſcheinen dürfte, dieſen Jahrgang noch beſonders zu empfehlen. Dennoch halten wir es für unſere Pflicht, darauf aufmerkſam zu machen, daß die reiche Phantaſie des Verfaſſers ſich hier in einer Fülle entfaltet, wie noch in keinem der frühern Jahrgänge, indem ſie, bald das Meer, bald England und Frankreich, bald ſelbſt das üppig herrliche Oſtindien zum Schauplatze ihrer höchſt anziehenden Darſtellungen macht.

Döring, Georg, Phantaſiegemälde für 1830. Mit einem Titelkupfer von Fleiſchmann. Cartonirt Rthlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 45 kr.

So wie der Verfaſſer dieſes Werkes in früheren Jahrgängen das Leben und die Natur unter fremden Zonen, wahr und lebensfriſch, dargeſtellt hat, ſo malt er in dieſem Jahrgange mit gleich lebendigen und treffenden Farben das Leben unſerer höheren geſelligen Kreiſe, mit ſeinen anziehenden Geſtalten und ſeinen abſtoßenden Zerrbildern, mit ſeinem blendenden Glanze und ſeinen entſtellenden Flecken. Dabei wird ein freundliches Gemüthsleben nicht vernachläſſigt, in das wir aus jenem rauſchenden, täuſchenden Treiben gern eintreten.

Döring, Georg, Sonnenberg. Eine Novelle in drei Theilen. 12. Geh. Rthlr. 4. 25 Sgr. oder fl. 8. 24 kr.

Wir dürfen dieſes neue Product des beliebten Herrn Verfaſſers mit um ſo größerem Rechte empfehlen, da hier das Intereſſe der Dichtung ſelbſt und zugleich die Wahl des hiſtoriſchen Hintergrundes, auf welchem jene erſcheint, von hoher Bedeutung für den deutſchen Leſer ſind. Es iſt dies wohl die erſte hiſtoriſche Novelle, die, indem die reizendſten Gegenden unſers Vaterlandes ihr zur Scene dienen, einen allgemein wichtigen Zeitabſchnitt umfaßt.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Dritter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Ausflucht an den Rhein.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

Ausflucht an den Rhein

und deſſen

nächſte Umgebungen

im Sommer

des erſten friedlichen Jahres.

Den 8. Juli 1816.

Der Sturm hat endlich ausgetobt, der Jahre lang die halbe Welt verwüſtete, der jede Ausſicht in die Zukunft verdunkelte, ſo daß faſt Niemand Muth behielt, nur den Gedanken eines Plans für die nächſten Tage zu wagen. Die Zeiten ſind vorüber, wo wir jede Stunde bereit ſeyn mußten, übermüthige Feinde in unſern Häuſern als Gebieter zu empfangen und zu bewirthen. Auch die großen lebensreichen Tage des erſten Gefühls wiedererrungener Selbſtſtändigkeit ſind an uns vorübergegangen, in denen wir oft, vor unſerm eignen Glück erſchreckend, uns fragten, ob alles das Glorreiche, was wir erlebten, wirklich oder ein ſchöner Traum ſey. Die gern geübte Pflicht, unſre Befreier in unſern Häuſern gaſtlich zu empfangen, wird nicht mehr von uns gefordert; ſie zogen vorüber, der lieben Heimath zu, und wir, wir ruhen aus von Freude und Leid.

Sie, lieber Freund! wiſſen am beſten, mit welcher Gewißheit ich immer auf dieſe Tage der Ruhe hoffte, wie ich beinahe eigenſinnig den Glauben an ſie feſt hielt und in den trübſten Zeiten, die wir erlebten, nie Ihren und meiner übrigen Freunde troſtloſen Gegengründen weichen wollte; obgleich ich Ihren politiſchen Einſichten nichts entgegenzuſtellen hatte, als mein inneres Gefühl, und die feſte Ueberzeugung, daß alles Irdiſche ſinken muß, wenn es den höchſten Gipfel erreicht hat, und Uebermuth das Rad des Glücks nur in ſchnellern Umſchwung bringt, durch den er ſeinen eignen Fall beſchleunigt.

So wie man kranken Kindern von künftigen Luſtfahrten vorerzählt, ſo beſchwichtigte ich mich oft ſelbſt in böſen Stunden mit Plänen zu einer Reiſe an den Rhein, ſobald dieſer wieder zwiſchen deutſchen Ufern frei hinſtrömen würde. Die Spötter, zu denen Sie auch gehörten, lachten mich damit aus und hatten in ihrer Art nicht Unrecht; aber mein Glaube hat zu unſer Aller Glück am Ende nun doch geſiegt, und Sie, zur Strafe für Ihren Unglauben, müſſen es ſich gefallen laſſen, nur ſchwarz auf weiß zu leſen, was mich in der ſchönſten Wirklichkeit erfreut.

Freilich hatte es dieſen Frühling den Anſchein, als habe ſich die Natur gegen meinen Reiſeplan verſchworen. Unaufhörlich ſtrömender Regen machte die Straßen unwegſam, die Flüſſe traten aus ihren Betten, und große Ueberſchwemmungen drohten überall dem Reiſenden Gefahr. Ich harrte indeß, geduldig hoffend, in Weimar aus, bis mit den erſten Tagen des Juli auch dieſer Sturm ausgetobt zu haben ſchien und ich vernünftiger Weiſe den Weg antreten konnte. Dieſer war weit weniger böſe, als ich erwartet hatte, ſelbſt die letzte Meile vor Erfurt legten wir glücklich zurück, ohne umzuwerfen. Dennoch hatten in dieſen Gegenden Ueberſchwemmungen gar arg gewüthet; ein Poſtillion erzählte uns, daß man erſt vor wenigen Tagen die letzten Schweine von den Weidenbäumen herunter geholt habe, auf welchen die lieben Thiere, vom Waſſer gehoben, gelandet waren, um dort das Sinken deſſelben und ihre Rettung mehrere Tage lang unter großem Geſchrei abzuwarten. Der Anblick eines ſolche Früchte tragenden Baums muß einzig geweſen ſeyn; leider erblickten wir keinen mehr.

Raſtlos eilten wir durch die uns wohlbekannten Städte, Erfurt, Gotha und Eiſenach hindurch, um mit Aufgang der Sonne den uns als höchſt gefährlich beſchriebenen Weg von Eiſenach bis Bach anzutreten. Eines der romantiſch-ſchönſten, ſchattigſten Thäler des Thüringerwaldes empfing uns dicht hinter Eiſenach; die Sonne funkelte ſo hell vom reinen blauen Himmel, wie wir es in dieſem Jahr noch nicht geſehen hatten; fröhliches Leben durchſummte den glänzend-grünen Wald. Nirgends war eine Spur von Gefahr zu erblicken, und meine Reiſegefährtin ſang mit all' den tauſend Vögeln luſtig um die Wette, die emſig hin und her flogen und ihren kleinen Haushalt beſchickten, bis wir den beträchtlich-hohen Berg erreichten, deſſen Namen das Andenken der frommen Landgräfin von Thüringen, der heiligen Eliſabeth, zurückruft. Sicher und bequem führte uns eine breite eben vollendete Chauſſee hinauf, im Schatten von Buchen und Eichen, die vielleicht damals ſchon keimten, als die Heilige in dieſen Gegenden wie ein tröſtender Engel waltete.

Die alte Wartburg begrüßten wir mehrere Male auf dieſem Wege; ſie leuchtete von ihren Felſen zu uns herüber durch die Oeffnungen des dichten Laubgewölbes, das uns umgab; ein Waldthal trennte uns von ihr, die Wipfel der darin wurzelnden mächtigen Bäume ſäuſelten tief unter uns, bewegt vom milden Hauch des Himmels, und verbargen uns freundlich den ſteilen Abgrund, an deſſen Rand wir ſicher fuhren. Suchen Sie dieſen Punkt zwiſchen Eiſenach und Berka an der Werra auf, ſo bald Sie können, es iſt einer der ſchönſten dieſer an mannichfaltiger Schönheit ſo reichen Gegend.

Ohne allen Unfall erreichten wir Vach, obgleich in dieſer niedrigen Gegend die Waſſer fürchterlich gehauſt haben, und Wieſen und Gärten noch überſchwemmt daſtehen. Jetzt hatten wir den Thüringerwald im Rücken, dieſe Scheidewand zwiſchen Weimar und dem ſüdlichen Deutſchland. Der Unterſchied des Klima's ward uns hier ſchon bemerkbar, und immer bemerkbarer mit jedem Schritt. Wärmere Lüfte umwehten uns, und überall bot man uns reiſe Erdbeeren von ſeltner Größe, während ſie in Weimar kaum zu röthen begannen. Freundlich und ſchnell wurden wir an den Poſthäuſern in der nämlichen Viertelſtunde weiter gefördert, in der wir anlangten, und ſo erreichten wir Fulda noch früh genug, um uns beim Licht des Tages ein paar Stunden darin umzuſehen.

Die heitre reinliche Stadt gefiel uns gar wohl, es herrſcht eine behagliche Ruhe in ihr, die Einwohner haben alle ein wohlhäbiges und freundliches Anſehen, und alles erinnerte uns daran, daß dieſer Ort lange vom Krummſtabe beherrſcht ward, unter welchem es, dem alten Sprichwort zu Folge, ſich ſo gut wohnen ließ. Einige Straßen ſind enge und altväteriſch gebaut, aber der Schloßplatz mit der berühmten ſchönen Domkirche und dem großen, wirklich fürſtlichen Schloß könnte eine Zierde jeder noch ſo bedeutenden Stadt ſeyn, und macht einen wirklich imposanten Effekt. Wir irrten noch ein wenig in dem, zu einem öffentlichen Spaziergang benutzten, recht hübſchen Schloßgarten umher und begaben uns darauf zur Ruhe in dem Gaſthof zum Stern, einem der beſten und billigſten in dieſem Theil von Deutſchland.

Am andern frühen Morgen ergötzten wir uns noch an der von der Fulda durchſtrömten höchſt lieblichen Umgegend der Stadt, und eilten dann weiter, durch ein fruchtbares, mitunter maleriſchſchönes Land. Die um Weimar höchſt ſeltnen hohen Wallnußbäume, unter deren Schatten die Kunſtſtraße hinläuft, verkündeten uns ſchon die Nähe des Rheins, der mit ihren Früchten um Weihnachten die ganze Kinderwelt in Sachſen und weiter hin beglückt, wo ſie ſchön-vergoldet zwiſchen den Lichtern der Chriſtbäume funkeln. Bei Gelnhauſen an den Ufern der Kinz gewinnt die Gegend einen eignen ernſten Charakter, und die uralte Stadt ſelbſt hat ein wunderſames, faſt märchenhaftes Anſehen. Verwundert erblickten wir ſchon aus der Ferne die beiden Thürme der alten auf einer Anhöhe erbauten Kirche, von denen der eine in merklich ſchiefer Richtung ſich gegen den andern neigt; ein Kunſtſtück des Baumeiſters, der dabei wahrſcheinlich den Thurm von Piſa im Auge haben mochte, das aber weder einen gefälligen noch impoſanten Eindruck hervorbringt. Leider regnete es bei unſerer Ankunft wieder ſo, daß wir den Wagen nicht verlaſſen konnten. Wir mußten uns mit dem begnügen, was wir beim Durchfahren durch die alte bergige, faſt unwegſam gepflaſterte Stadt von den ſehr verſunkenen Trümmern alter Herrlichkeit erblicken konnten. So ſahen wir nur von weitem die Ruinen eines vormals prächtigen, im neugriechiſchen Styl erbauten Kloſters, und die eines ungeheuren Pallaſtes aus der Zeit Friedrichs des Rothbarts, die jetzt, in ſehr unerfreulichen Umgebungen, dem Garten eines Fleiſchers zur Schutzmauer dienen, aber doch noch die Trümmer einiger architektoniſchen Verzierungen aufbewahren, welche, bei ſchönem Wetter, des Beſuches eines Freundes alter Kunſt nicht unwerth ſind. Uralte Mauern, mit Epheu bedeckte graue Thürme, zwiſchen denen die neuen Häuſer wunderlich daſtehen, gaben dem ganzen Ort ein düſteres räthſelhaftes Anſehen, und die alte Sage, daß die Liebe des Kaiſers zu dem wunderſchönen Fräulein Gela ihm Namen und Entſtehen gab, verſetzte uns vollends ins wilde romantiſche Land, in welchem ſich die Phantaſie ſo gern ergeht. Gegen Abend erreichten wir Hanau noch bei ziemlich guter Zeit.

Hanau, 10. Juli.

Wenn mich auch nicht die Freuden des Wiederſehns alter lang entbehrter Freunde hier auf einige Tage feſſelten, ich bliebe dennoch gern, denn es gefällt mir in dieſer heitern Stadt. Alles darin hat ein freundliches, behagliches Anſehen, fern vom eitlern Prunk, aber auch von zu enger Beſchränktheit. Man erblickt, außer dem ehemaligen Reſidenzſchloß, keine Palläſte, doch viele recht hübſche bürgerliche Häuſer; keine glänzenden Equipagen rollen durch die Straßen, dennoch ſind dieſe nicht öde, und obgleich man das raſtloſe Treiben großer Handelsſtädte hier nicht findet, ſo herrſcht doch überall emſiger, nicht ängſtlicher Fleiß, und reges, wenn gleich ruhiges Leben. Die Ufer des nahe an der Stadt hinfließenden Mainſtroms ſind flach wie die ganze Gegend umher, nur am fernen Horizont erblickt man einen Kranz bläulich dämmernder Berge. Alles grünt und blüht ringsumher wie ein Garten, jedes Fleckchen Land wird mit Sorgfalt benutzt und angebaut, und ſo gewinnt die Gegend einen mannichfaltigen ländlichen Reiz, der für höhere Schönheit gewiſſermaßen entſchädigt, oder doch ſie weniger vermiſſen läßt.

Viele bedeutende Fabriken bringen Leben und Thätigkeit unter die Einwohner von Hanau, beſonders wird alles, was aus Gold und Email ſich hervorbringen läßt, nirgens vollendeter und geſchmackvoller gearbeitet, als hier. Dabei ſind die Preiſe dieſer Fabrikate nicht übermäßig hoch, wenn man das koſtbare Material und die mühſam fleißige und dennoch elegante Arbeit dabei recht in Erwägung zieht.

Unſre erſten deutſchen Maler, Kupferſtecher, Holzſchneider früherer Zeit erſtanden faſt alle aus den Werkſtätten der Silber- und Goldſchmiede; die nahe Verwandtſchaft dieſer Gewerbe mit der Kunſt äußert ſich auch in unſern Tagen auf das erfreulichſte in Hanau, und erweckt ihr überall eine allgemeine Theilnahme, die mit jedem Tage lebendiger wird. Viele angeſehene wohlhabende Bewohner der Stadt beſitzen nicht unbedeutende Gemäldeſammlungen, die ſie noch immer zu ſchmücken und zu vergrößern ſtreben, und deren Anblick ſie mit gaſtlicher Freundlichkeit reiſenden Kunſtfreunden gern verſtatten. Die unter der Aufſicht des Hofrath Weſtermayer ſtehende, in einem ſehr zweckmäßigen Lokal vorzüglich gut eingerichtete Zeichenſchule, bietet dem aufkeimenden Talent Hülfe und Aufmunterung. Sie wird von Schülern beiderlei Geſchlechts häufig und fleißig beſucht, ſowohl von bloßen Dilettanten, als ſolchen, die ſich ganz der Kunſt widmen wollen. Alles das geht ſo in der Stille ſeinen ruhigen Gang, ohne daß man in der Welt viel Lärm davon macht; aber manche recht gut gelungene Arbeit der Zöglinge, welche ich mit Vergnügen ſah, verſpricht, daß das Reſultat dieſes ſtillen Wirkens einſt recht erfreulich an das Licht treten wird.

Frau Weſtermayer, dieſe geſchickte Künſtlerin, welche die Sticknadel und den Pinſel mit gleichem Glück zu führen weiß, ſteht ihrem Gatten bei der Kunſtbildung ſeiner Zöglinge aufs thätigſte bei. Unter ihrem Schutz und ihrer Leitung öffneten ſich mir alle Thüren zu den in Hanau verſtreuten Kunſtſchätzen, die, auf einem Punkt vereinigt, eine ganz anſehnliche Gallerie bilden könnten. Mir aber iſt immer der Anblick von Gemälden erfreulicher in Sälen und Zimmern, unter den Augen der Eigner, die mit Liebe ſich daran ergötzen und die zum Theil von ihren Vorfahren ſchon gegründete Sammlung mit Sorgfalt erhalten und vermehren, weil die Kunſt dabei ins wirkliche Leben verſchönernd eintritt. Auch kann man ſich dort Zeit nehmen, alles zu betrachten, ohne von der Menge geblendet zu werden. Die größern Gallerien dagegen verließ ich immer faſt ſchwindelnd, ohne ein deutliches Bild des Geſehenen mit mir zu nehmen, bis mehrere Beſuche mich näher mit ihnen befreundet hatten, und ich im Stande war, mir einige Lieblinge unter den Gemälden zu wählen, zu denen ich immer wiederkehrte.

Fürchten Sie indeſſen nicht, eine zu genaue Beſchreibung aller der Gemälde, die ich in Hanau ſah und auf meiner ferneren Reiſe ſehen werde. Nur andeuten will ich Ihnen, was mich bei einem flüchtigen Beſuche hie und da beſonders anſprach, damit Sie es aufſuchen können, wenn Ihr Glücksſtern Sie einmal in dieſe Gegenden führt. Zu einer gründlichen Beſchreibung von Gemälden gehört öfteres Betrachten derſelben, was mir die Zeit nicht erlaubt, auch tiefere Kenntniß der Kunſt und ihrer Geſchichte, als ich zu beſitzen mich rühmen darf. Das geſchriebene Wort muß überdem immer weit hinter dem Zauber der Farben zurückbleiben, auch hat es ſelbſt mit den gelungenſten ſchriftlichen Darſtellungen von Gemälden, die ganz eigene Bewandniß, daß ſie dem Verfaſſer immer mehr Freude machen und ihm beſſer gefallen, als dem, der ſie leſen muß.

Zuerſt brachte uns Frau Weſtermayer zu Herrn Leisler. Er beſitzt viele ſehr ſchöne Landſchaften, zwei ganz vortreffliche Blumenſtücke von de Heem und andre recht ſehenswerthe Gemälde, beſonders Niederländer. Unter dieſen zogen mich vor allen drei einzelne Porträte an; ein männliches und zwei weibliche, die in jeder Gallerie einen ehrenwerthen Platz finden würden. Von den Frauen iſt eine wunderhübſch, die andere ſieht etwas mürriſch aus. Alle drei Köpfe ſind vortrefflich gemalt und voll Charakter und Natur, den Namen des Meiſters habe ich leider nicht erfahren. Die ſowohl der Zahl, als dem Werthe nach ſehr bedeutende Sammlung des Herrn Kriegsraths Touſſaint iſt vor allen reich an Werken deutſcher Maler aus der mittlern Zeit. Lukas Kranach zeigt ſich hier in ſeiner ganzen Farbenglorie, beſonders in einer Darſtellung ſeines ſchönen Beckermädchens als Venus, neben ihr den von den Bienen verfolgten, jämmerlich weinenden Amor, der einen Honigwaben in der Hand hält. Mehr als dieſes zog mich ein ſehr anmuthiges Gemälde von ihm an, welches Friedrich den Gütigen darſtellt, wie er über eine Brücke reitet und ringsum von vielen Leuten freudig begrüßt wird; auch ein heitres liebes Bild von Albrecht Dürer, das Porträt einer ſehr ſchönen, reich geſchmückten Frau. Das Hauptgemälde der ganzen Sammlung iſt eines von Lukas von Leyden, welches aber, wie ich höre, einige Kenner einem andern Meiſter zuſchreiben wollen. Eine Meiſterhand malte es gewiß, denn es iſt ein ſehr vorzügliches Bild, und das genügt mir. Es ſtellt den Heiland vor, wie er einen todten Knaben erweckt; Ausdruck im Einzelnen und Gruppirung des Ganzen ſind gleich lobenswerth. Im Vorgrunde kniet ein Mädchen in einem ſchönen grünen Gewande, das bei aller Verſchiedenheit, an die herrliche Figur in Raphaels Verklärung erinnert.

Die bis ins kleinſte Detail ganz vortrefflich launig und natürlich ausgeführten Darſtellungen einer Advokatenſtube und der Werkſtatt eines Schuhmachers, von einem unbekannten deutſchen Meiſter, ergötzten mich ſehr. Sie wiſſen, wie lieb ſolche Gemälde mir ſind und wie ich mich ereifern kann, wenn vornehm thuende Kunſtkenner nichts ſehen wollen, als Madonnen und himmliſche Heerſchaaren. Das Gebiet der Kunſt umfaßt die Welt, man ſollte es ſo nicht beſchränken.

Von Herrn Touſſaint wanderten wir zu Herrn Barensfeld, einem angeſehenen Weinhändler. Außer mehreren ſehr guten Gemälden beſitzt dieſer auch noch viele andre Seltenheiten aller Art, mit großer Liebe geſammelt; beſonders mechaniſche Kunſtwerke, Uhren und dergleichen, unter denen für den Kenner und Liebhaber ſolcher Dinge manches recht merkwürdige Stück ſich befindet. Die Liebhaberei ſolcher künſtlichen Werke war die Freude unſrer Voraltern, jetzt erſtirbt ſie allmählich, mit ihr dieſe Kunſt ſelbſt, und es iſt doch Schade darum, und gut, wenn hie und da ſich Jemand findet, der ſie noch aufrecht erhält. Unter den Gemälden des Herrn Barensfeld befinden ſich mehrere ſehr ſchöne Landſchaften, beſonders vom Frankfurter Maler Schütz, den ich in Hanau zuerſt kennen lernte. Er malte meiſtens wirkliche Gegenden, ohne Abänderung treu nach der Natur, aber geiſtreich und mit vorzüglichem Farbenton. Unter den übrigen Gemälden, die größtentheils aus der niederländiſchen Schule ſind, bemerkte ich noch als vorzüglich ein ſehr gutes Nachtſtück von Schalk in ſeiner bekannten Manier, und eine Frau, die ihr krankes Kind zu einem Quackſalber bringt, von Gerhard Douw.

Nun war ich aber auch zum Umfallen ermüdet und außer Stande, an dieſem Vormittage mehr zu ſehen. Hanau beſitzt noch manche merkwürdige Kabinette, beſonders im naturhiſtoriſchen Fach, denen ich aber vorüberging, weil ich beim Hinausgehen aus ähnlichen Sammlungen, deren ich unzählige ſah, mich jedes Mal über meinen Mangel an Kenntniß in dieſem Fache ärgern mußte, welches dennoch alles umfaßt, was uns zunächſt umgiebt und von der Natur ſelbſt, zum eigentlichen Studium des Menſchen beſtimmt iſt. Morgen führt uns Frau Weſtermayer nach Emmerichshoff, dem Gute des bekannten Grafen Benzel-Sternau, um uns die Erlaubniß zu verſchaffen, ſeine Gemäldeſammlung zu ſehen.

Nie hat mich etwas unerwarteter und freudiger überraſcht, als dieſe Gemäldeſammlung in

Emmerichshoff, ſie iſt mein Ideal, wie ich mir eine zu beſitzen wünſche. Ein einfach geſchmückter, aber recht zweckmäßig eingerichteter Saal vereinigt hier vielleicht nur fünf und zwanzig bis dreißig Gemälde, faſt alle aus den italieniſchen Schulen, aber kein einziges iſt darunter, an dem man nicht ſo recht ſeine innige Freude haben könnte. Obgleich alle an ihrem Standpunkt recht gut beleuchtet werden, ſo laſſen die gaſtfreien Beſitzer ſie dennoch einzeln herunter nehmen und auf Staffeleien ſtellen, wo man ſie dann im vortheilhafteſten Licht, von allen abgeſondert, bequem betrachten und ſich daran ergötzen kann. Wie ſehr der Genuß dadurch erhöht wird, läßt ſich nicht beſchreiben.

Von allen andern nenne ich Ihnen ein Gemälde von Raphael, wahrſcheinlich der erſte Entwurf ſeiner berühmten Jardinière, denn mit wenig Abweichungen iſt es ganz das nämliche Bild, wie ich es in Paris ſah. Einige Nebenſachen ſind abgeändert; bei näherer Betrachtung entdeckt man Spuren zweier angegebener und wieder ausgelöſchter Köpfe. Sonſt findet man, wie dort ſo hier, dieſelbe Gruppirung, dieſelbe hohe

Einfalt der ganzen Anordnung, und den unausſprechlichen Liebreiz in der jugendlichen Geſtalt der jungfräulichen Mutter und ihres göttlichen Kindes. Auf der das Gewand der Madonna verzierenden Stickerei läßt ſich der Name Rafael Sanzio da Urbino entziffern, und alles deutet an, daß der hohe Meiſter hier zuerſt verſuchte, die ihm vorſchwebenden himmliſchen Geſtalten auf der Leinwand feſt zu halten.

Ein köſtliches Bild von Leonardo da Vinci verdient neben dieſe Madonna geſtellt zu werden. Obgleich der Gegenſtand deſſelben an ſich einer der widerwärtigſten iſt, ſo wußte der Meiſter ihn dennoch mit unausſprechlicher Anmuth zu ſchmücken. Er ſtellt die Herodias mit dem Haupte des Johannes vor. Im köſtlichſten Schmucke ſteht die eitle Schöne da, jugendlich leichtſinnig, weiß ſie kaum, was ſie mit weggewendetem Blick in den Händen trägt; ihre ganze Seele iſt ſchon bei dem feſtlichen Tanz und dem ſie erwartenden Triumph der allgemeinen Bewunderung ihrer Grazie und Schönheit.

An dieſe Gemälde reihen ſich ein ſehr heitres Bild von Andrea del Sarto, Eliſabeth und Maria mit ihren beiden halb erwachſenen Knaben, und eine heilige Familie von Saſſo ferrato; letzteres iſt nicht ganz vollendet, aber von unbeſchreiblich rührendem Ausdruck, beſonders in der Geſtalt des heiligen Joſeph. Doch ich müßte Ihnen die ganze Sammlung, Stück vor Stück, wenigſtens nennen, beſonders alle die Madonnen, aus denen ſie zum größten Theil beſteht, um Ihnen nur einen kleinen Begriff von all' dem Herrlichen zu geben, was dieſer beſchränkte Raum umfaßt. Nur einer ſchönen höchſt anmuthigen Frau in einem prächtigen rothen Sammtkleide von Holbein will ich noch erwähnen, die unter allen dieſen Italienern gar nicht fremdartig daſteht.

Für mich hat dieſe Sammlung noch den beſondern großen Vorzug, daß in ihr kein einziger widerwärtiger Gegenſtand das Gefühl empört, indem er zur Bewunderung hinreißt. Von allen Märtyrergeſchichten, allen bethlehemitiſchen Kindermorden, allen Geißelungen muß ich immer ſchaudernd wegblicken, und kann mich nicht daran erfreuen, wären ſie auch das Höchſte, was je die Kunſt erſchuf; mein inneres Gefühl ſagt mir, daß ſie ſich entweiht, indem ſie ſolche Gegenſtände darſtellt, ſie, die Hohe, uns zum Troſt, nicht zur Qual, Gegebene. Hier fand ich kein einziges ſolches Gemälde. Nennen Sie mir nicht die Herodias; der hohe Meiſter wußte mit der ihm ſo ganz eignen Anmuth allen Widerwillen zu bannen, den ſie ſonſt wohl einflößen könnte, und im brechenden Blick einer hier auch befindlichen ſterbenden Lukrezia von Guido Reni ſtrahlt ſchon der Wiederſchein einer beſſern Welt, indem der erſtarrenden Hand der Dolch entſinkt, mit dem ſie ſelbſt dem Tode ſich weihte.

Frankfurt.

Auf dem herrlichen, von hohen Nußbäumen beſchatteten Wege, längs den fruchtbaren, reich angebauten Ufern des Mains werden die zwei Meilen von Hanau bis hieher zu einer Luſtfahrt, die man in weniger als zwei Stunden beendigt. Gern hätte ich das auf halbem Wege belegene Wilhelmsbad beſucht, den angenehmen geſelligen Vereinigspunkt beider Städte, deſſen liebliche Anlagen mir ſeit mehr als zwanzig Jahren noch immer in der Erinnerung vorſchweben, aber der

Regen machte die Promenaden unwegſam, ich zog alſo für diesmal vorüber, und tröſtete mich mit der Zukunft.

Der Eintritt in Frankfurt überraſchte mich wahrhaft. Zwar iſt die Reihe von Jahren, die ſeit meinem erſten Hierſeyn vorüberging, nicht unbedeutend, aber die Verſchönerungen, welche ich überall erblicke, ſind ſelbſt für den langen Zeitraum von zwanzig Jahren erſtaunenswürdig, beſonders wenn man bedenkt, unter welchen Stürmen der größte Theil derſelben verlebt ward. Frankfurt iſt jetzt nicht nur eine der reichſten, auch eine der ſchönſten Städte in Deutſchland. Große pallaſtähnliche Häuſer der reichen Bewohner ziehen ſich in langen Reihen durch viele Straßen hin, und auch die beſcheidenen Wohnungen des Mittelſtandes erſcheinen zierlich, anſtändig, und zeugen von frohem Lebensgenuß. Das, mir ſo liebe, reichsſtädtiſche Anſehen iſt der Stadt geblieben; man ſieht, daß nicht der Wille eines Einzigen dieſe ſchönen Gebäude alle entſtehen hieß, ſondern daß jeder Beſitzer baute, wie ſein Wille oder ſeine häusliche Lage es beſtimmten. Aber man ſieht auch, daß gebildete, die Kunſt liebende

Menſchen hier wohnen, die mit dem Zeitalter fortſchreiten und ihre Reichthümer auf würdige Weiſe anzuwenden wiſſen.

Die Straßen wimmeln von wohlgekleideten Leuten aus allen Klaſſen, von ſchönen Equipagen und allem Gewühl einer großen Handelsſtadt. Seit zehn Jahren, die ich in Weimar verlebte, ward dieſes mir fremd. Mich ergreift hier ein heimathliches Gefühl, alles erinnert mich an Danzig, meine liebe Vaterſtadt, und an Hamburg, wo ich durch eine Reihe von dort verlebten Jahren einheimiſch ward. Glänzende Magazine und Laden, angefüllt mit allem, was das Leben zum Schmuck und zur Erhaltung erfordert, nehmen den Erdſtock faſt aller Häuſer ein. Alles, was ich ſehe, trägt das Gepräge von Wohlhäbigkeit und Luſt am Lebensgenuß nach gethaner Arbeit, die hier ihren Lohn reichlich ärndtet. Zwar mag wohl in Frankfurt wie in andern Städten mancher Dürftige im Elende ſchmachten, aber nirgend erblickte ich eine Spur davon. Jeder Arbeitsfähige kann hier lohnende Beſchäftigung finden, und ſo wird es, bei der anerkannten Wohlthätigkeit der hieſigen Reichen gegen Hülfloſe, auch wahrſcheinlich, daß hier im Ganzen weniger Armuth zu finden ſey, als in andern großen Städten, ungeachtet das Leben in Frankfurt ſehr theuer iſt.

Wir haben hier leider nur zwei Tage zu bleiben, weil wir in Schwalbach die Kur anfangen wollen, ehe der in dieſem Jahre dort erwartete große Schwarm von Badegäſten eintrifft, und acht und vierzig Stunden ſind ſehr wenig für eine Stadt wie dieſe. Doch wir wollen jede einzeln benutzen und zuſehen, wie weit wir damit reichen.

Nach Goethen noch etwas von der ehrwürdigen Domkirche, dem Römer und den übrigen öffentlichen merkwürdigen Gebäuden und Anſtalten Frankfurts ſagen zu wollen, wäre anmaßend und überflüſſig zugleich. Nur des neuern ſchönſten Theils der Stadt, der langen Reihe prächtiger Häuſer längs dem Ufer des Mains will ich erwähnen. Mit Recht trägt dieſe den Namen der „ſchönen Ausſicht,“ denn wenig Städte haben eine ähnliche aufzuweiſen, als die iſt, welche die Fenſter dieſer Häuſer gewähren. Der dicht vorüberſtrömende, von Flößen und Schiffen belebte Main, die einem Garten ähnlichen entgegengeſetzten Ufer, die Vorſtadt Sachſenhauſen und die große ſteinerne Brücke, welche zu dieſer über den breiten Strom, ſanft ſich wölbend, führt, bilden hier ein herrliches Panorama. Wir fuhren über die Brücke nach Sachſenhauſen, welches an und für ſich ſchon eine nicht unbeträchtliche Stadt ausmachen würde. Vormals war es ein enges winkliges Neſt, berühmt wegen der Rohheit und Widerſpenſtigkeit ſeiner Bewohner. Noch ſteht darin freilich manches alterthümliche dunkle Gebäude als Denkmal voriger Zeiten, aber allmählich gewinnt auch Sachſenhauſen eine andere Geſtalt; neue hübſche Häuſer erſtehen neben den alten räuchrigen, und komme ich nach zwanzig Jahren wieder, ſo werde ich Sachſenhauſen eben ſo verändert finden, als mir jetzt Frankfurt erſcheint.

Nichts Reizenderes giebt es, als die an der Stelle der demolirten Wälle angelegten Spaziergänge, die wie ein großer Blüthenkranz ſich rings um Frankfurt hinziehen. Die Stadt liegt jetzt wirklich mitten in einem ungeheuren Roſengarten, der in dieſem Augenblick in voller Blüthe ſteht.

Schöne Bäume und neben ihnen alle Arten inländiſcher und einheimiſch gewordener Sträuche bilden duftig-ſchattende Gänge, welche bald in geraden Alleen, bald in ſchlängelnden Fußſteigen durch dieſe großen, an der Chauſſee ſich hinziehenden Anlagen führen. Sie ſtehen aller Welt offen und werden doch von Allen ſchonend behandelt; Niemand denkt daran, Blumen und Zweige zu brechen. Die unzähligen Nachtigallen, welche im Frühling dieſen Blüthenhain beleben, ſind leider jetzt verſtummt. Eine große Anzahl allerliebſter netter Landhäuſer liegen wie Pavillons in dem großen Garten zerſtreut, umgeben von kleinen Blumengärtchen, und größere, zum Theil prächtige Gebäude — der Sommer-Aufenthalt der reichern Familien — glänzen nahe und fern aus dicht belaubten Bäumen hervor.

Obgleich unſre Zeit uns nicht erlaubt, Einladungen zu Frankfurts geſelligen Kreiſen anzunehmen, ſo überzeugt uns doch alles, daß ächte Gaſtfreiheit hier oder nirgends wohnt und der

Ton der Geſellſchaft ſehr angenehm ſeyn muß. Mit liebenswürdigem Zuvorkommen tritt man uns überall entgegen und erleichtert unſern Zweck, Alles zu ſehen, was in ſo kurzer Zeit ſich ſehen läßt. Blieben wir länger hier, wir würden bald einheimiſch uns fühlen unter dieſen freundlich gebildeten Menſchen, bei denen jede Saite Anklang findet, ſo bald man ſie berührt. Einen Abend habe ich aber doch im Theater zugebracht. Sie wiſſen, daß ich dieſes auf Reiſen ſelten verſäume, ſelbſt nicht in Städten, wo ich ganz unbekannt, vielleicht nur einen Tag verweile. Das unbehagliche Gefühl des Alleinſeyns unter fremden Menſchen verliert ſich nirgend leichter als im Schauſpielhauſe, wo wir, mit Hunderten zu einem Zweck verſammelt, Rührung, Erheiterung, ja, wenn es ſeyn muß, auch Langeweile redlich theilen. Was wir zu Hauſe ſonſt ſahen und hörten, ſehen und hören wir hier wieder; ein heimathliches wohlthuendes Gefühl bemächtigt ſich unſer dabei, und um die Täuſchung zu vollenden, meinen wir ſogar, bekannte Geſichter in allen Logen zu erblicken. Gern überlaſſe ich mich der freundlichen Täuſchung, die mich, wenn auch nur für ein paar Stunden, in der fremden Stadt gleichſam einbürgert.

Das Schauſpielhaus iſt vielleicht nicht ganz ſo modern und elegant, wie es ſich für dieſe bedeutende Handelsſtadt ziemt, aber doch ziemlich groß und bequem. Der Umſtand, daß beinahe alle Logen von Abonnenten eingenommen ſind, ſetzt bei der zuvorkommenden Gaſtlichkeit ihrer Inhaber den Fremden nicht leicht in Verlegenheit, denn Alle, die ihn einigermaßen kennen, beeifern ſich, ihm Plätze anzubieten. Sehr leid that es mir, daß ich in der Hoffnung getäuſcht ward eine Oper zu ſehen, denn nach dem Urtheil aller Muſikkenner gehört die Frankfurter Oper zu den beſſern in Deutſchland, beſonders in Hinſicht auf das Orcheſter, und ſelbſt die Aufführung der Symphonie überzeugte mich ſchon, daß letzteres ſeinen großen Ruf wohl verdient.

Von der Aufführung der ſonſt ziemlich in Vergeſſenheit gerathenen Kreuzfahrer von Kotzebue, die ich hier nach vielen Jahren zuerſt wiederſehen mußte, kann ich Ihnen nicht viel ſagen. Das Frankfurter Theater ſcheint mir in dem nämlichen Zuſtande wie jetzt alle andern deutſchen Bühnen zu ſeyn. Man findet wenig ganz Vortreffliches, wenig ganz zu Verwerfendes, viel Mittelmäßiges und nirgend ein abgerundetes Ganze, in welchem, ein Theil zum andern paſſend, alle zuſammenſtimmend, in einander eingreifend, ein ächtes Kunſtwerk erfreulich darſtellen.

Die Dekorationen waren zum Theil recht ſchön, beſonders die Kirche im letzten Akt und das Sprachzimmer mit dem Gitter, hinter welchem der Ritter von der Aebtiſſin wie eine Maus in der Falle gefangen wird. Die Koſtüm's waren glänzend, aber ich vermißte dabei eine alles ordnende Hand. Die Ritter ſchienen aus ſehr verſchiedenen Zeitaltern zuſammen gekommen zu ſeyn, und die Nonnen mit ihren Locken und ihren Schleiern von ſchwarzem Kreppflor gehörten wohl in das Gefolge der Maria Stuart, aber nicht in ein Kloſter. Auch ſahen dieſe dem Einmauern ihrer Schweſter und dem Eindringen der fremden Krieger ſehr gelaſſen zu. Aehnliches aber geſchieht auf allen Theatern, ſelten vermehren Statiſten den Eindruck des Stückes, was doch ihre Beſtimmung iſt, oft ziehen ſie ihn gar ins Lächerliche herab. Freilich ſind ſie nicht

Schauſpieler und ſollen es auch nicht ſeyn, aber daß ſie unter guter Leitung ihren Platz dennoch recht gut ausfüllen können, davon haben mich in früheren Zeiten manche einzelne Vorſtellungen auf dem kleinen Theater von Weimar überzeugt. Uebrigens gehörte die ganze Darſtellung der Kreuzfahrer keineswegs zu den ſchlechten; Herr Heigel ſpielte den Balduin von Eichhorſt mit Natur und Gefühl, auch mehrere der übrigen Rollen wurden ſehr gut durchgeführt. Die gute, ewig klagende Emma trat freilich ſo durchdrungen vom Gefühl ihrer Leiden auf, daß keine Steigerung für den Gipfel derſelben ihr möglich blieb; mit wahrer Freude aber ſah ich Frau Vohs in der Rolle der Aebtiſſin. Ihre ſchöne Geſtalt und die Würde ihrer ganzen Haltung eignen ſich ganz für die höhere Tragödie. Ich hatte dieſe Künſtlerin ſchon oft in Weimar rühmlich nennen hören, ohne je ſie geſehen zu haben, und freute mich, noch jetzt Spuren der dortigen frühern Schule in ihrem Spiel zu entdecken, nur ſcheint ſie ſich in ſpätern Zeiten eine etwas ermüdende Monotonie der Deklamation angewöhnt zu haben.

Daß Frankfurt einen Reichthum an Kunſtſammlungen aller Art, beſonders an Kupferſtichen, Handzeichnungen und Gemälden beſitzt, läßt ſich von dieſer ſo günſtig belegenen, von reichen gebildeten Menſchen bewohnten Stadt nicht anders erwarten. Gern möchte ich alle ſehen, und bei der Liberalität ihrer Beſitzer hätte ich auch wohl dazu gelangen können, wäre mir nur die Zeit nicht ſo ſpärlich zugemeſſen.

So begnügte ich mich mit der Sammlung des Herrn Städel, als der berühmteſten und zahlreichſten, und beſchränkte mich auch hier nur auf die Gemälde, denn ſeine Handzeichnungen und Kupferſtiche durchzugehen, würde mehr Tage erfordern, als ich in Frankfurt Stunden zu verweilen habe. Der ehrwürdige Greis *) empfing uns aufs freundlichſte, und machte uns ſelbſt,

---

*) Herr Städel ruht nun ſchon ſeit einigen Monaten im Grabe. Seine Sammlungen mit einem beträchtlichen Kapital zur Erhaltung und Vermehrung derſelben hinterließ er durch teſtamentariſche Verfügung der Frankfurter Kunſtſchule, die dadurch wahrſcheinlich eine der bedeutendſten wird.

trotz ſeines hohen, mit mancher Beſchwerde verknüpften Alters, auf ſeine vorzüglichſten Gemälde aufmerkſam, deren Anblick ihn wieder zu verjüngen ſchien.

Wenig Privatſammlungen werden mit dieſer ſich meſſen können. Sie nimmt eine bedeutende Reihe von Sälen und Zimmern ein, von deren Wänden uns Werke der berühmteſten Meiſter aller Schulen entgegen glänzten. Der Reichthum iſt zu groß, als daß ich bei einem einzigen Beſuch mehr hätte davon tragen können, als den erfreulichen Eindruck des Ganzen. Ich wußte nicht, wohin ich die Blicke wenden ſollte; hier zog mich das ſchöne Portrait einer Frau mittleren Alters von Holbein an, wohl werth, neben dem ſich zu ſtellen, welches Graf Benzel-Sternau in Emmerichshoff beſitzt; dort überglänzte ein prächtiges Gaſtmahl von einem Schüler des Paul Veroneſe alle andern Gemälde. Dann feſſelte mich ein Blumenſtück von Huyſum; ein paar kleinere noch ſchönere von Rachel Ruyſch ſchienen mir entgegen zu duften, da zogen mich ein paar Trauben ſchmauſende Lazaronis von Murillo's Meiſterhand von ihnen ab. Nichts, was den

Kunſtfreund erfreuen kann, fehlt in dieſer unſchätzbaren Sammlung, wenn er nur Zeit hat, alles zu betrachten.

Dem alten berühmten Maler Morgenſtern, deſſen kunſtreicher Hand wir die Erhaltung manches trefflichen Gemäldes verdanken, ſtattete ich auch einen Beſuch ab; ſeine durch Goethe uns bekannt gewordenen Miniaturkopien größerer Gemälde veranlaßten mich beſonders dazu. Ihn ſelbſt konnte ich nicht ſehen, Krankheit und Altersſchwäche feſſeln ihn ſchon ſeit Monaten an das Bette; aber ſein Sohn empfing uns, der ſchon jetzt an des Vaters Stelle tritt und mit vielem Erfolge die von ihm erlernte ſchwere Kunſt übt, ſchadhafte alte Gemälde mit ſchonender Hand und richtigem Gefühl zu reinigen und zu ergänzen.

Etwas Hübſcheres, das mich mehr angezogen hätte, als die kleine Gallerie Miniaturbilder des Vaters, welche der Sohn mir zeigte, ſah ich nie in meinem Leben, und gewiß giebt es keine zweite Sammlung dieſer Art in der Welt. Denken Sie ſich einen flachen Schrein mit zwei Flügelthüren, die ihn verſchließen, wie man das an alten, beſonders Altargemälden ſieht, etwa drei Ellen hoch, und, wenn die Thüren offen ſtehen, etwas breiter als hoch, dieſe kleine ſo gebildete Wand über und über mit aufs ſauberſte in Oel gemalten Miniaturbildchen überdeckt. Alle Gemälde von Werth, die während eines langen arbeitsvollen Lebens durch des alten Meiſters Hände gingen, hat er hier mit unſäglichem Fleiß im kleinſten Format aufs treuſte kopirt. Mir war beim erſten Blick darauf, als ſähe ich eine große herrliche Bilder-Gallerie durch ein Verkleinerungsglas an. Nichts, auch nicht die unbedeutendſte Kleinigkeit iſt auf einem dieſer Bilder weggelaſſen oder verändert, und alles aufs ſorgfältigſte und zarteſte ausgeführt bis ins geringſte Detail. Aber nicht nur dieſes giebt der Sammlung ihren Werth, noch bewundernswürdiger iſt es, wie Morgenſtern den Geiſt aller der von einander ſo verſchiednen Künſtler ſo auffaſſen konnte, wie er die Eigenheiten, den Ausdruck, den Farbenton, mit einem Wort die Manier eines jeden Einzelnen in dem engen Raum mit täuſchender Wahrheit darzuſtellen wußte. Alles, was man in großen Gallerien findet, iſt auch hier vereint. Einzelne Köpfe, Landſchaften, Thierſtücke, Seeſtücke, niederländiſche Bauernſtuben, hiſtoriſche Gemälde aus allen Schulen, von allen Meiſtern. Die Figuren auf den Landſchaften ſind winzig klein, die Köpfchen auf den hiſtoriſchen Gemälden nicht größer, als auf Kalenderkupfern, und alle haben Geiſt, Ausdruck und die größte Aehnlichkeit mit den Originalen, von denen ich manche früher geſehene wieder erkannte. Unter andern einen heiligen Johannes von Mengs, der lange in Weimar war. Zwei ſolcher Schränkchen ſind ganz mit Gemälden bedeckt, im dritten iſt noch Platz, der leider wohl unausgefüllt bleiben wird. Die Anzahl der Gemälde ſchien mir in die Hunderte zu gehen; ſie ſind ein ſeltner Schatz, wohl werth, daß er einſt in Hände gerathe, die ihn zu würdigen wiſſen.

Auch als Perſpektivmaler kann der alte Morgenſtern zu den bedeutendſten Künſtlern in dieſem Fache ſich zählen. Ich ſah in ſeinem Hauſe ſein Lieblingsbild, von dem er nie ſich trennen mochte; es ſtellt das Innere einer ſchönen hellen Kirche vor.

Herr von Bethmann hat in ſeinem ganz nahe an der Stadt belegnen Garten allen Kunſtfreunden einen großen Genuß bereitet. Er widmete ein groſſes, ihnen immer offen ſtehendes, mit Säulen tempelartig geſchmücktes Gebäude der plaſtiſchen Kunſt. Vortreffliche Abgüſſe der ſchönſten antiken Statuen und Büſten ſind hier, ſchön beleuchtet, theils in der groſſen Eintrittshalle, theils in daran ſtoſſenden Kabinetten aufgeſtellt und mit feinem Kunſtſinn ſo geordnet, daß die zu einander paſſenden auch zuſammen ſtehen. Hier ſah ich zum erſten Mal ein bedeutendes Werk unſeres berühmten Danneckers, von welchem ich bis jetzt nur Büſten, und dieſe auch nur in Abgüſſen, kannte. Seine viel beſprochene Ariadne ſteht in dieſem Muſeum, ganz allein, mitten in einem von oben beleuchteten Kabinett, auf einem beweglichen Sockel, der mit leichter Mühe gedreht wird, ſo daß man die ſchöne Gruppe von allen Seiten im beſten Lichte ſehen kann, ohne von der Stelle zu gehen. Sie glauben nicht, welchen magiſchen Effekt dies langſame Wenden des Marmorbildes hervorbringt, und wie es dadurch belebt wird. Die Gruppe ſelbſt kennen Sie längſt aus Zeichnungen und Beſchreibungen. Ariadne, nicht die Verlaſſene, ſondern die Königin, die vom Gott der Freude zur Göttin Erhobene, ruht auf einem Tiger vom Wagengeſpann ihres großen Befreiers. Sehnſüchtig und erwartend blickt ſie hinaus in die Ferne, wahrſcheinlich ihm entgegen. Lange ſtand ich bewundernd vor ihr; ich glaube nicht, daß neuere Plaſtik viel aufzuweiſen hat, was dieſer ſchönen Gruppe mit Recht den Vorrang ſtreitig machen könnte, obgleich Kenner Manches daran zu tadeln wiſſen mögen. Denn wo fände man das nicht? Leider entſtellen einige dunkle bläuliche Flecken den höchſt weich und vollendet gearbeiteten Körper, und Geſicht und Hals ſind auch nicht ganz frei davon geblieben, weil ein ganz weißer Marmorblock von dieſer Größe nicht zu finden war.

Schwalbach, 16. Juli 1816.

Das Wetter war wieder wunderſchön nach mehreren regnichten Tagen, der Weg vortrefflich, die angenehmſte Gegend und mannichfaltige Anſichten des Mainſtroms ergötzten uns auf dem kurzen Wege von Frankfurt nach Wiesbaden, bis näher an letzterm eine weite ausgebreitete Ausſicht auf den Rhein uns wirklich entzückte. Da ſahen wir nun, zum erſtenmal den herrlichen freigekämpften Strom um ſeine Inſeln, durch den mit Städten und Dörfern dicht beſäeten fruchtbaren Rheingau ſich winden.

Man wird in dieſen Gegenden ſo ſchnell auf den Poſten befördert, daß wir ſchon gegen eilf Uhr in Wiesbaden eintrafen, obgleich unſre Abfahrt aus Frankfurt ſich ein wenig verſpätet hatte. Wir traten in der Wohnung unſrer Freundinnen aus Jena ab, denn in dieſem Jahr iſt hier während der Badezeit an ein bequemes Abſteigequartier in einem Gaſthofe nicht zu denken, weil die ſehr zahlreichen Brunnengäſte jeden bewohnbaren Winkel längſt eingenommen haben. Die Stadt iſt nicht klein und vergrößert ſich mit jedem Tage; überall ſahen wir neue hübſche Häuſer im Entſtehen, alles baut, um dem dringenden Bedürfniß der mit jedem Jahr zunehmenden Anzahl der Fremden abzuhelfen. Die meiſten Badegäſte wohnen hier bis jetzt weder elegant noch bequem, Ausnahmen finden ſich freilich. Die Wohnungen, welche nahe an der Hauptquelle liegen, ſind ſehr warm, an heißen Tagen, wie dieſer einer war, ſcheint es mir faſt unmöglich, in der erſtickenden feuchtwarmen Luft zu athmen, aber in der ſogenannten kalten Stadt, welche von der Quelle entfernter liegt, iſt die Luft beſſer und kühler. Jede Wohnung für Badegäſte hat ihre eignen gemauerten Bäder, in welche das ſiedend-heiſſe Waſſer durch Kanäle geführt wird, und jeder Badegaſt erhält mit ſeiner Wohnung den Schlüſſel zu einem derſelben, deſſen er allein ſich bedienen darf. Dies iſt eine von Wiesbadens größten Annehmlichkeiten, die man ſelten in andern Bädern findet.

Da unſer Aufenthalt in Wiesbaden gerade auf einen Sonntag fiel, ſo beſchloſſen wir im Kurſaal zu Mittag zu eſſen, weil ſich an dieſem Tage dort beinahe die ganze Geſellſchaft verſammelt, und wir manche Bekannte zu finden hofften; aber das ging nicht ſo leicht, als wir es dachten. Wer hier an der Sonntagstafel Platz finden will, muß ihn mehrere Tage vorher beſtellen und deſſen Nummer ſorgfältig bewahren, ſonſt kann er der Seligkeit nicht theilhaftig werden, mit einigen hundert Perſonen, unter dem Geräuſch einer betäubenden Tafelmuſik und dem Geklapper der Aufwärter zwei Stunden lang am Tiſche zu ſitzen. Ohne die ſich aufopfernde Güte einiger Freunde, die uns ihre Plätze abtraten, wären wir auch nicht dazu gelangt. So iſt es aber nur an Sonntagen, denn in der Woche eſſen die meiſten Brunnengäſte in ihren Wohnungen. Sonntags aber verſammelt ſich alles, wenigſtens Nachmittags zum Kaffee, im und um den Kurſaal. Die Freuden dieſes Tages beſchließt ein Ball, zu welchem ſich oft auch viele Einwohner von Mainz und der umliegenden Gegend einfinden, die dann neues Leben in die Geſellſchaft bringen.

Der Kurſaal iſt ein ſo ſchönes imponirendes Gebäude, wie ich es noch in keinem Brunnenorte ſah; eine hübſche Allee führt zu ihm hin, und ſehr angenehme Spaziergänge rings um einen großen Teich ſchließen ſich an ihn an.

Außer dem Saal, wo geſpeiſt und getanzt wird, und in welchem mehrere hundert Perſonen bequem Platz finden, enthält dies Gebäude noch einige recht artig dekorirte und meublirte Zimmer zum Spiel und für kleinere Geſellſchaften. Den großen Saal ſelbſt umgiebt eine von hohen Marmorſäulen getragene Gallerie, viele glänzende Kronleuchter blitzen von der Decke herab und vervielfältigen ſich in den großen Spiegeln. Die Säulen ſind alle von grauem inländiſchen Marmor, der in der Gegend von Limburg gebrochen wird; ſie würden ſehr ſchön ſeyn, wenn man dahin getrachtet hätte, die Zuſámmenſetzung der Säulenſchäfte beſſer zu verbergen.

Die an mehreren langen Tafeln ziemlich gut bediente Geſellſchaft war ſehr elegant, doch ſahen wir bald deutlich, daß das Ganze unter ſich wenig Verbindung hat. Beides die Stadt ſowohl, als die Anzahl der Badegäſte ſind zu groß. Bekannte halten ſich hier zu Bekannten, wie wir auch thaten, dadurch aber zerſtückelt ſich der große Kreis in unzählige kleine, und an allgemeine Geſelligkeit, die in Brunnenorten doch zu Hauſe ſeyn ſollte, iſt nicht zu denken. Alles zerfällt in kleine Coterien von alten Freunden und Landsleuten, welche zuſammen die himmliſche Gegend umher beſuchen. Wer hier allein aus weiter Ferne ankommt, dem muß, wenigſtens Anfangs, zu Muthe ſeyn wie einem einzelnen Regentropfen im Ozean.

Die zwei Meilen von Wiesbaden nach Schwalbach ſind ſehr bergig. Sie führen faſt immer durch einen ſchönen dichten Wald über die hohe Wurzel, ſo heißt eine Anhöhe unfern der Chauſſee, zu welcher von Schwalbach aus fleißig gewallfahrtet wird. Von dieſer Stelle umfaßt das Auge mit einem Blick den ganzen Rheingau bis an die Thürme von Mainz, und weiter hinaus die vom Main durchſtrömten Gegenden; gute Augen entdecken ſogar bei hellem Wetter die Thürme von Frankfurt; es iſt eine der ausgebreitetſten Ausſichten im Taunus-Gebirge. Schwalbach erblickt man erſt, wenn man hereinfährt, tief und ſteil windet ſich der Weg eine beträchtliche Anhöhe hinab, in das von waldbewachſenen Bergen eng umſchloſſene Thal, durch welches der kleine Ort ſich lang und ſchmal hinzieht. Mit Recht heißt er eigentlich Langenſchwalbach, denn er beſteht faſt nur aus einer einzigen Straße, und ſelbſt recht bedeutende Städte werden ſelten eine aufzuweiſen haben, welche dieſe an Länge überträfe. Der zunächſt liegenden wild-romantiſchen Umgegend fehlt es nicht an ländlichem Reiz, an ſchönen Wieſen, ſchattendem Wald und herrlichen Bäumen; aber gleich beim erſten Schritt vermißte ich überall die ſorgliche Pflege, das beſcheidne Nachhelfen der Gartenkunſt, welche in einem nicht günſtigern Klima die Gegend um Karlsbad ſo unausſprechlich verſchönern und eigentlich erſt recht genießbar machen. Auch auf dieſen Bergen, in dieſen ſchattigen Gründen könnten ohne großen Aufwand von Geld und Mühe bequeme Fußpfade angelegt werden; an ſchönen Bäumen fehlt es nicht, unter denen ein dem Ermüdeten höchſt willkommener Ruheſitz winken könnte, nicht an lieblichen Ausſichten in das Thal, bei welchen ein einfach ſchützendes Dach ſehr wünſchenswerth wäre, um ſich ihrer bequem erfreuen zu können. Aber den guten Bürgern von Schwalbach, welche hier die Herren ſpielen, kömmt dergleichen nicht in den Sinn. Sie vermiethen ihre Wohnungen zum möglichſt hohen Preis, den ſie erhalten können, laſſen ſich den übrigen Gewinn, den ihnen die Badegäſte bringen, wohl gefallen, doch um ihre Bequemlichkeit kümmern ſie ſich weiter nicht. Sie füllen jährlich mehrere tauſend Krüge mit ihrer heilbringenden Quelle, deren Verſendung ihnen viel Geld einbringt, aber die Quellen liegen in einem naſſen Wieſengrunde, und bei feuchten Sommern, wie dieſer, waten die Trinkenden wirklich in einem Sumpfe herum; denn ſelbſt hier wird nicht durch wohlerhaltene Kieswege für Geſundheit geſorgt.

Auch den Wohnungen fehlt das freundlich einladende, reinliche Anſehen, welches dem Badegaſt in Karlsbad gleich beim Hereinfahren den Ort ſeines künftigen Aufenthalts ſchon im voraus angenehm macht. Im Innern derſelben vermißt man manche, beſonders im Bade, faſt unentbehrliche Bequemlichkeit, denn alle ſind nur mit dem nothwendigſten Geräthe ausgeſtattet, und das ſo einfach, mitunter ſo altväteriſch als möglich. Das Sopha, welches uns unſer Wirth mit Mühe verſchaffte, iſt der Gegenſtand des Neides aller unſerer Bekannten, denn im ganzen Ort ſind deren gewiß kein Dutzend vorhanden. Dennoch fehlt es in Schwalbach nie an zahlreichem Zuſpruch, und die Gewißheit deſſelben bewegt wahrſcheinlich die Bürger, ſich um Gäſte wenig Mühe zu geben, da dieſe von ſelbſt ſich einfinden. Unſere Wohnung gehört indeſſen zu den beſſern im Ort. Wir wohnen im Kaiſerſaal, dem größten und beſuchteſten Gaſthof, der aber außer dem Namen nichts Kaiſerliches aufzuweiſen hat. Doch muß ich Herrn Wiegand, dem Eigner deſſelben, bei dieſer Gelegenheit wegen ſeiner aufmerkſamen Gefälligkeit und auch wegen der Billigkeit ſeiner Forderungen das ihm gebührende Lob ertheilen.

Außer dem Kaiſerſaal ſind noch mehrere Gaſthöfe und eine Menge Privathäuſer zur Aufnahme von Fremden beſtimmt. Die Geſellſchaft iſt jetzt noch klein, vergrößert ſich aber mit jedem Tage. Alle Wohnungen ſind für die letzte Woche dieſes Monats im voraus beſtellt. Dann tritt die glänzendſte Periode in Schwalbach ein und währt bis zur Mitte des Auguſtmonats. Mit dem zwanzigſten Juli beginnen die Bälle, die Spieler ziehen dann auch wie Hayfiſche herbei, und der beſchränkte Raum des engen Thals wimmelt von fröhlich buntem Leben. Jetzt wandeln wir noch in ſehr kleiner Anzahl zum Brunnen, das blaugeränderte vorſchriftsmäßige Trinkglas in der Hand, und zwar gegen ſieben Uhr des Morgens, weil die Sonne dies enge Thal erſt ſpät erwärmt.

Eine ziemlich lange, mit hohen Bäumen dicht beſetzte Allee führt vom Orte an bis zu der beſuchteſten Quelle, die man den Weinbrunnen nennt, und dient den Trinkenden zur Promenade. Auf einer ſehr ſchlechten hölzernen Treppe, ſeitwärts zu Ende der Allee, ſteigt man herab auf die kleine ſumpfige Wieſe, in deren Mitte die Quelle reichlich ſprudelt, zwar mit einer Baluſtrade umgeben, aber ohne alle Bedachung. Zwei Männer ſchöpfen den heilbringenden Trank, der wie Champagner brauſt und wirklich etwas Berauſchendes hat. Die übrigen Umgebungen der Quelle ſind die kunſtloſeſten, die man ſich denken kann. Des Sumpfes, der ſie umgibt, habe ich ſchon ehrenvoll erwähnt; die einem verfallenen Pferdeſtall ähnliche hölzerne Barake, unter welcher die Brunnengäſte beim Regen Schutz ſuchen müſſen, paßt vollkommen zum übrigen. Man erzeigt dieſer die Ehre, ſie eine Kolonade zu nennen; ſie iſt ſo enge, daß kaum dreißig Perſonen darunter Raum finden, wenn ſie auch ganz ruhig neben einander ſtehen wollen. Die verſtimmte Harfe eines Juden und ein gewaltig dazu ſchreiendes Mädchen machen den muſikaliſchen Theil der Morgenunterhaltung aus, und beide Virtuoſen ſind auf Uebung ihrer Kunſt ſo erpicht, daß weder Geld noch gute Worte ſie zum Schweigen zu bringen vermögen. Schmutzige Juden, mit allerlei kurzer Waare, verengen in großer Anzahl den beſchränkten Raum der ſogenannten

Kolonade, ſie haben wenigſtens das Gute, daß Niemand durch ihr Waarenlager ſich hier, wie in den Karlsbader Magazinen, zu großen Ausgaben verleiten läßt, auf die er bei dem Antritt der Reiſe nicht rechnete.

Die zweite Quelle, der Stahlbrunnen, liegt höher, zur Seite des Ortes. Die ſie umgebenden Alleen ſind ſonniger und beſſer erhalten, aber auch ſehr feucht und ohne Kiesweg; eine geräumigere, etwas leidlichere Kolonade bietet hier Schutz gegen die Witterung, kurz, alles ſieht im Ganzen anſtändiger und einem Badeorte ähnlicher aus. Sogar einige mit Putzſachen und andern Waaren angefüllte Laden ſind unter den Säulen zu finden; auch hier glänzen freilich Karlsbads Herrlichkeiten nicht, aber man hat doch Gelegenheit für kleine Bedürfniſſe des Augenblicks zu ſorgen, ohne deshalb erſt nach Frankfurt ſchreiben zu müſſen. Der Stahlbrunnen wird indeſſen weniger benutzt, als der Weinbrunnen, weil das Waſſer, bei ſonſt völlig gleicher Wirkung, dem Magen weniger zuträglich iſt.

Schwalbach, 25 Juli.

Jetzt iſt hier der luſtige bunte Wirrwarr des Badelebens in vollem Gange. Aus allen Fenſtern bis unters Dach hinauf gucken zierliche Lockenköpfe und Säle, Straßen und Spaziergänge wimmeln von Brunnengäſten, deren Mehrzahl man es anſieht, daß nicht das Bedürfniß einer Kur ſie hieher führte. Die Geſellſchaft beſteht zwar jetzt faſt aus allen europäiſchen Nationen, doch iſt der größte Theil derſelben in Frankfurt, Mainz und andern benachbarten Städten zu Hauſe. Böſe Zungen behaupten ſogar, ein alljährlicher Beſuch in Schwalbach oder Wiesbaden ſey ein unerläßlicher Artikel des Ehekontraktes in dieſen Gegenden. In allem mögen jetzt wohl unſrer fünf bis ſechs hundert hier verſammelt ſeyn, ohne die Zugabe von Bedienten und Zofen. Wir machen zuſammen Lärm genug in dieſem kleinen Winkel der Welt, in welchem wir eben nur Raum genug haben, uns herum zu drehen, das verſichre ich Ihnen. Nur wenige von uns ſuchen ſich zu iſoliren, oder kleine abgeſonderte Koterien zu bilden. Freilich hat jeder einen Kreis, zu welchem er ſich vorzugsweiſe hält, aber bei allen vorkommenden Gelegenheiten vereinen ſich dieſe kleinen Kreiſe zu einem Ganzen, und jedes trägt gern zum allgemeinen Vergnügen ſein Scherflein bei, ohne Rückſicht auf Rang und Titel. Noch nie ſah ich einen Brunnenort, in welchem man ſich wechſelſeitig mehr entgegen käme und ganz ohne alle Repräſentation. Auch iſt eigentlich gar kein Raum zum Repräſentiren vorhanden; ein Hof, der ſich hieyer verirrte, würde ſchon um ein Local dazu in Verlegenheit kommen, wenn er ſeine gewohnte Sitte mitbringen wollte. Bei der vollkommenſten Gleichheit aller gebildeten Stände artet dennoch der Ton der Geſellſchaft nicht aus, und nie bemerkte ich noch die kleinſte auffallende Unſittlichkeit. In der Kleidung herrſcht Eleganz, doch keine übertriebene Pracht. Das Leben iſt nicht wohlfeil, doch auch nicht theuer zu nennen, beſonders da alles ſehr gut iſt, was man für ſein Geld erhält, Wohnung und Bäder ausgenommen. Im Grunde kann ich den oben erwähnten Artikel der Ehekontrakte nicht ſehr tadeln, denn es gibt wenig Orte, wo man einige aus einem ganzen langen Jahr zur Erholung auserwählte Wochen fröhlicher und anſtändiger hinbringen könnte, ohne groſſen Aufwand von Geld.

Wie wir hier leben, iſt nicht wohl anders recht anſchaulich zu machen, als wenn ich Ihnen einen Tag in Schwalbach von Anfang bis zu Ende beſchreibe; denn alle gleichen ſich, mehr oder weniger. Gegen ſieben Uhr ziehen wir ſammt und ſonders zum Weinbrunnen, die vielen ſchönen weißgekleideten Geſtalten der Damen beleben, gleich ſo viel Hamadryaden, die dunkelgrüne Dämmerung der zu ihm führenden Allee, und gewähren einen ſehr anmuthigen Anblick. Doch möchte ich ihnen lieber zu wohl wattirten Ueberröcken und ſtarken waſſerdichten Schuhen rathen. Nirgends ſind dieſe nöthiger, als in dieſem immer kühlen und feuchten Laubgewölbe, durch welches nur ſelten ein Sonnenſtrahl dringt. An allen Brunnen der Welt wird geſchwatzt, getrunken und Bekanntſchaft gemacht, aber nirgends geht alles dieſes beſſer von Statten, als in Schwalbach; das Trinken, weil das Waſſer höchſt angenehm ſchmeckt, das Plaudern und ſchnell mit einander Bekanntwerden, weil das durchaus unwürdige Lokal die Trinkenden gewaltſam an einander drängt und uns alle als Leidensbrüder und Schweſtern vereinigt. Der Menſch iſt nie geſelliger und anſchließender, als bei einem Unglück, welches Alle gleich trifft, das haben wir bei Plünderung und anderer Kriegsnoth zur Genüge erfahren; daher ſchreibe ich einen großen Theil der Leichtigkeit, mit der man hier Bekanntſchaften macht, dem ſchlüpfrig naſſen Boden am Quell und dem löcherigen Dach der ſchönen Kolonade zu. Doch möchte ich nicht, daß die Rathsherren von Schwalbach etwas von dieſer meiner pſychologiſchen Bemerkung erführen, ſie wären im Stande, die bretterne Bude ganz abzubrechen und uns bis an die Knie im Moraſt zu verſenken, einzig zu mehrerer Beförderung der Geſelligkeit; jetzt kommen wir doch noch mit durchnäßten Schuhen davon.

Nachdem wir unſere beſtimmte Zahl von Gläſern geleert haben, machen wir noch eine kleine Promenade zum Stahlbrunnen und ſehen uns dann gegen neun Uhr nach dem Frühſtück um, welches jeden in ſeiner Wohnung erwartet. Oeffentliche große Frühſtücke ſind hier nicht gebräuchlich, wenigſtens nicht in dieſem regnichten Sommer; hin und wieder etabliren ſich wohl kleine Tiſchchen in der Allee, vor dem an dieſer in geringer Entfernung von der Stadt belegnen Alleeſaal, aber gewöhnlich treibt der Regen ſie bald wieder fort, und ſelbſt an ſchönen Morgen iſt der Aufenthalt in der kühlen feuchten Allee nicht rathſam, beſonders wenn man vom Gehen nur im mindeſten warm ward.

So weit geht es gut, aber nun bricht eine böſe Stunde herein, in der Niemand ein freundliches Geſicht macht. Alle ſchelten, zanken, ärgern ſich gewaltig, und die Polizei hat nicht Beine genug, um überall hinzulaufen, wo man ſie verlangt, nicht Ohren genug, um alle Klagen zu hören. Es iſt die Badeſtunde, lieber Freund, in welcher ein heilloſer Dämon ganz Schwalbach zu beherrſchen ſcheint. Niemand wird zufrieden geſtellt, obgleich Treppen und Gänge von den ſchweren Tritten der häßlichſten Najaden in der Welt dröhnend wiederhallen.

Wirklich iſt das Baden in Schwalbach das unangenehmſte, und bei aller Trefflichkeit des Waſſers das zweckloſeſte, oft ſchädlichſte, was ſich denken läßt, weil die ganze Einrichtung deſſelben durchaus fehlerhaft iſt. Schon daß man in einer ſehr engen kleinen Wanne in ſeinem eignen Zimmer zu baden gezwungen iſt, taugt nichts;

obendrein muß man dieſe oft mit andern Badegäſten theilen, wenn man ſie nicht mit Argusaugen bewacht, denn die vorhandene Anzahl derſelben reicht nicht hin, um jeden Einzelnen damit zu verſehen. Das Waſſer wird von eigenen, dazu angeſtellten Weibern in großen Kübeln auf den Köpfen herbeigetragen. Mit lautem Geplapper ſtampft davon immer wenigſtens ein halbes Duzzend zugleich in das meiſt enge Zimmer der Fremden herein, und gewährt eben keinen reizenden Anblick. Dieſe Weiber ſtehen zwar unter der Polizei, deren Diener bei jedem Ruf erſcheinen, auch ſonſt fleißig nachfragen, wie man bedient werde, aber nie erlebte man noch, daß irgend einer der unzähligen Beſchwerden der Badenden deshalb abgeholfen würde. Auch iſt das Haupt der Polizei, an welches man ſich vorzüglich zu wenden hat, in der Badezeit immer krank und unzugänglich, gleich den unſterblichen Göttern in ihrem Olymp. Daher erhält man ſein Bad nie zur beſtimmten Zeit, kann nie lange genug darin bleiben oder vor dem Ankleiden eine halbe Stunde ruhen, wenn man bei der Mittagstafel erſcheinen will, und, was noch ſchlimmer iſt, das Waſſer hat nie die gehörige Temperatur. Immer iſt es entweder zu kalt oder zu heiß, und ſelten gelingt es, noch einen Kübel voll warmen oder kalten Waſſers von den hartherzigen Najaden zu erflehen. Wer, in Privathäuſern wohnend, von ſeinen Hausleuten das Bad bereitet erhalten kann, wird freilich etwas beſſer bedient, aber ſo glücklich ſind nur wenige, und dieſe Privatwohnungen haben wieder andre Unannehmlichkeiten.

Doch auch dies böſe Stündlein geht vorüber wie die guten. Nach ein Uhr eilt alles zu den durchaus ſehr reichlich und gut beſetzten Tiſchen. Ehre dem Ehre gebührt; in Hinſicht des Eſſens und Trinkens bleibt Karlsbad weit hinter Schwalbach zurück. Faſt alle Gäſte ſpeiſen an den öffentlichen Tiſchen, deren es mehrere giebt, welche alle lobenswerth beſtellt ſind. Die vorzüglichſten ſind im Alleeſaal, in der Kette, in der Poſt und in unſerm Kaiſerſaal zu finden. Letzterer wird für den beſten gehalten. Dort eſſen wir gewöhnlich, hoſpitiren aber auch oft in den andern Sälen, wo wir Freunde und Bekannte wiſſen, die uns dann wieder einen Gegenbeſuch an unſerm Tiſche abſtatten. Die Geſellſchaft beſteht jetzt im Kaiſerſaal gewöhnlich aus ſiebzig bis achtzig Perſonen. Der Saal erſchallt von fröhlichem Geſpräch, aber auch leider von recht ſchlechter betäubender Tafelmuſik. Sie wiſſen, auch die beſte iſt mir immer zuwider, und können alſo denken, wie oft ich im Stillen die ſchlechte ins Pfefferland wünſche, beſonders da man leider faſt zwei Stunden bei Tiſche ſitzt.

Gegen Ende der Tafel treten die Spieler herein, unter dem Arm ihr verhängnißvolles grünes Tuch, welches ſie am Ende des Saales ausbreiten. Den Vormittag gehen ſie damit im Saal der Kette auf den Fang aus. Bald nach ihnen erſcheint die ganze Brunnengeſellſchaft von allen andern Tiſchen, um, der hergebrachten Sitte gemäß, im Kaiſerſaal ihre Taſſe Kaffee zu trinken, die hier weder beſſer noch ſchlechter iſt, als anderswo. Dieſe halbe Stunde iſt wirklich ergötzlich, obgleich des Gedränges oft zu viel wird; die Scene am Brunnen wiederholt ſich hier trocknen Fußes und im größern Styl, Partien werden für den Abend oder den folgenden Tag verabredet, alte Bekannte begrüßt, neu angekommne bewillkommt, bis Alle hinab ins Freie eilen. Die

Spieler haben dabei keine ſonderliche Aerndte, zwar belagern Zuſchauer genug ihren Kampfplatz, aber wenig Theilnehmer, und im Ganzen werden keine bedeutenden Summen von ihnen umgeſetzt.

Auf der Straße vor dem Hauſe finden wir nun meine neuerkohrnen Lieblinge, die Eſel, ſchlecht, aber nicht recht gezäumt und geſattelt. An der Hand ihrer etwas zerlumpten Treiber erwarten ſie unſre Befehle, und wer nicht gern geht und Berge erſteigt, der eilt, ein ſolches geduldiges Thier in Beſchlag zu nehmen. Die Damen ſitzen auf etwas unbequemen, mit einem Fußbrett verſehenen Stühlen, quer auf dem Eſel, die Herren reiten wie gewöhnlich. Bald bilden ſich lange prozeſſionenartige Züge von Reitern und Reiterinnen, umſchwärmt vom rüſtigern, zu Fuße gehenden Theil der Geſellſchaft, und ziehen rechts und links durch das Thal und über die Berge.

Etwas burlesk ſieht ſolch ein Zug zwar aus, das iſt nicht zu läugnen, auch mußte ich bei dem Anblick zuerſt recht herzlich lachen, bald aber befreundete ich mich ſelbſt mit den lieben Thieren, die mich ſo bequem und ſicher auf die ſteilſten Gipfel der Berge tragen. Wollte der Himmel, ich fände ſie überall, wo es Berge giebt! In Schwalbach ſind ſie wirklich unentbehrlich, denn man muß bergauf, wohin man ſich auch in dieſem tiefen Felſenkeſſel wenden mag, und außer den nach Wiesbaden und Ems führenden Kunſtſtraßen ſind die Wege rings umher beinahe unfahrbar. Auf ſolch einem Eſel trotzt man jeder Gefahr; zuweilen werden ſie zwar wohl verdrüßlich und wollen nicht fort, dafür weiß der Treiber aber Rath, der ohnehin immer nebenhergeht. Oft legen ſie ſich unterwegs ein wenig nieder, dabei iſt aber weiter keine Gefahr, man kommt plötzlich auf ſeine eignen Füße zu ſtehen, man weiß nicht wie, ohne andern Schaden, als den, ausgelacht zu werden, und hat gewöhnlich dabei noch den Troſt, daß den Lachern in der nächſten Viertelſtunde daſſelbe widerfährt.

Mit dem ſinkenden Tage finden wir uns wieder im erleuchteten Alleeſaal alle zuſammen. Letzterer iſt ein recht artiges Gebäude, mit einem großen, nicht uneleganten Tanzſaal und mehreren Nebenzimmern; im obern Stock ſind auch Wohnungen für Brunnengäſte eingerichtet. Hier treffen wir nun wieder die Muſik, die Spieler, und in den Nebenzimmern mehrere Tiſche, an welchen man nach der Karte ſupiren kann. Nun wird gelacht, geplaudert, erzählt, die junge tanzluſtige Welt dreht ſich in ein paar Walzern herum, und ſo iſt der Tag zwiſchen elf und zwölf Uhr vollbracht.

Bei Regenwetter fallen freilich die Landpartien weg, und dies geſchieht in dieſem Sommer leider nur zu oft. Dann kommen wir ſchon um ſechs Uhr im Alleeſaal zuſammen, einzelne Geſellſchaften bilden bald einen geſelligen Kreis um den Theetiſch, der allmählich durch ſpäter Hinzukommende ſich vergrößert. Wer ſpielen will, findet leicht auch außer dem Gebiet des Königs Pharao eine Partie, wie er ſie wünſcht, und der Abend vergeht wie in jeder andern Geſellſchaft.

Ein Heer dienſtbarer gnomenartiger Kobolde belebt die Gegend in und um Schwalbach, deſſen ich noch ehrenvoll gedenken muß, weil es immer und überall ohne großen Lohn zu jeder Hülfleiſtung bereit iſt. Hat man auf einem Spaziergang ſich verirrt, gleich iſt ſolch ein Kobold zur Hand, um uns zurecht zu weiſen; iſt der Tag heiß, ungerufen erſcheinen ſie mit friſchem Waſſer in reinlichen Gläſern, oder mit einem Körbchen voll Erdbeeren, und nehmen uns Shawls und Ueberröcke ab, um ſie hinter uns her zu tragen. Ueberraſcht uns ein Regen, gleich eilen ſie aus allen Winkeln mit recht guten ſeidenen Regenſchirmen herbei. In allen Büſchen, allen Felsſpalten und Klüften, wenigſtens eine Viertelmeile um Schwalbach, ſind ſie zu Hauſe, und wer irgend ein Tuch oder ſonſt eine Habſeligkeit in der abgelegenſten Gegend verlor, braucht nur ein Wort zu ſagen, und ganze Schaaren fliegen darnach aus, und raſten nicht, bis ſie das Verlorne gefunden haben. Dies Gnomen-Heer übt wirklich eine Art von Allgegenwart; jeder Geſellſchaft, deren Heimkehr von Landpartien ſich bis zur Dämmerung verzieht, erſcheint es, ſobald letztere einbricht, und wäre man noch eine Stunde weit vom Ort entfernt. Von weitem iſt es dann wie eine lange Reihe von Irrwiſchen anzuſehen, in der Nähe wird man aber gewahr, daß jeder eine Laterne trägt, mit der er ſpäter bis weit nach Mitternacht am Alleeſaal bereit ſteht, uns nach Hauſe zu leuchten. Bei allen dieſen lobenswerthen Eigenſchaften behält das Gnomenheer ein ſehr beſcheidnes Anſehen, man könnte es ſogar zerlumpt nennen und für Straßenbuben zwiſchen fünf und zwölf Jahr alt anſehen; eben ſo beſcheiden ſind ſeine Anſprüche auf Belohnung treuer Dienſte. Es beugt ſich ſogar unter die ſtrengen Geſetze der Polizei, die jeden Einzelnen mit einer Nummer verſieht, welche ihm zugleich ſtatt des Namens dient. Auch hat die Polizei eine Art von Reihefolge beim Leuchten unter ihnen eingeführt, auf die ſie ſelbſt ſtreng halten. Genug, ſie ſind in ihrer Art eben ſo lobenswerth, als die Eſel, und tragen, gleich dieſen, viel zur Annehmlichkeit des Aufenthalts in Schwalbach bei.

Nun noch ein paar Worte von der Gegend um Schwalbach. Wer ſich damit begnügt, dies wild romantiſche Thal zu durchſtreifen und hier und da eine Anhöhe zu beſteigen, der wird ſich nicht über Mangel an Anmuth und mannichfaltigem Reiz der Umgebungen beklagen können. Anders iſt es, wenn wir bei weiteren Landpartien uns ein Ziel vorſetzen, wo wir ein paar Stunden bleiben und uns erfriſchen wollen. Die Wege ſind böſe, und nirgends in der Nähe iſt ein Gaſthof zur Aufnahme von Gäſten bereit; man muß unter freiem Himmel biwachten und alles, was man braucht, mitbringen, wobei wieder die Kobolde und Eſel treffliche Dienſte leiſten. Wiesbaden und Schlangenbad ſind die einzigen Orte, wo man ein gaſtliches Obdach und eine gute Mahlzeit finden kann, und da die Nähe derſelben einen freundſchaftlichen Verkehr unter den Badegäſten begünſtigt, ſo werden oft wechſelsweiſe Beſuche hinüber und herüber abgeſtattet.

Von den Orten, wo wir fleißig biwachten, muß ich Adolphseck als den beſuchteſten und auch anmuthigſten zuerſt nennen. Man geht oder reitet ein Stündchen durch ein wunderliebliches, von der Aar und vielen Quellen durchrauſchtes Thal, am Fuße ſchöner, grün bewachſener Felſen, bis zu den Ruinen des Schloſſes, welches Adolph von Naſſau hier auf einer mäßigen Anhöhe erbaute. Die maleriſchen Umgebungen dieſer Ruine, das kleine Dörfchen am Fuß derſelben, die Aar, welche hier eine Mühle treibt und einen kleinen

Waſſerfall bildet, geben dieſem ruhigen Fleck Erde einen unbeſchreiblichen ländlich-ſtillen Reiz. Die Sage geht, daß dies Schloß urſprünglich der Zufluchtsort treuer unglücklicher Liebe des Königs Adolph von Naſſau zu einer von ihm dem Kloſter entführten ſchönen Nonne geweſen ſey, mit welcher er hier einige Jahre ganz im Verborgenen glücklich lebte, und die zuletzt mit ihm unterging. Ich mag an der Wahrheit dieſer Sage nicht zweifeln, denn ein heimlicheres Plätzchen für zwei Menſchen die einander die Welt ſind wäre wohl nicht zu finden, und der Glaube an den liebenden König und die bis in den Tod getreue Imagina giebt ihm einen neuen romantiſchen Reiz. Vor allem empfehle ich Ihnen hier eine kleine, von Jelängerjelieber, Roſen und Epheu umrankte Felſengrotte, mitten in einem ländlichen Garten voll duftender Blumen. Die Eigner deſſelben öffnen ihn gern den Fremden und ſind ſogar mit Theegeſchirr verſehen, was mir zu beſondrer Freude diente. Sie wiſſen, ich trüge auch gern meinen Theekeſſel bis auf den Veſuv, wie die engliſchen Damen. Eine andere Nachmittags-Partie bietet der Hammer. Der Weg dorthin iſt etwas weiter, als bis Adolphseck und kann ebenfalls nur zu Fuße oder zu Eſel zurückgelegt werden, denn an Fahren iſt bei beiden nicht zu denken. Die Gegend iſt hier anmuthig, aber Adolphseck behält doch den Vorzug.

Auch nach dem noch entferntern Hohenſtein werden öftere Wallfahrten angeſtellt, die indeß etwas beſchwerlich ſind; zum Gehen iſt es zu weit, zum Fahren iſt der Weg einer der ſchlechteſten, die es geben kann, aber der Anblick der ſchönen großen Ruine, eines im dreißigjährigen Kriege zerſtörten Schloſſes, entſchädigt reichlich für die Mühſeligkeiten des Hingelangens. Waldumſchloſſene, tiefe Wieſengründe, durch welche die Aar ſich windet, umgeben die Anhöhe, von welcher die grauen Thürme und Mauern der Burg gen Himmel ſtarren, als düſtere Zeugen der alten hier verſunkenen Herrlichkeit. Keine Wohnung der Lebenden zeigt rings umher ſich dem Blick, die wenigen benachbarten Hütten liegen tief verborgen, und das kleine Haus eines Förſters im Bezirk des Schloſſes ſelbſt, verſchwindet ganz hinter den ehrwürdigen Trümmern und dem ſie umrankenden Epheu.

Wir faßten einmal den kühnen Gedanken, dort oben unſer Mittagsmahl zu halten. Eine große Schaar zog beim ſchönſten Sonnenſchein zu Eſel und zu Wagen hinaus und freute ſich im voraus auf die tauſendfache luſtige Noth, in die man dort oben beim Mangel an manchen Bequemlichkeiten gerathen würde. Oben that jeder groß mit ſeinen mitgenommenen Vorräthen, ein langer Tiſch und Sitze umher wurden aus Brettern und Klötzen mitten in dem alten Ritterſaal errichtet, dem aber jetzt, wie der ganzen Burg, das Obdach fehlt. Laut jubelnd über unſre wohlgelungenen herrlichen Anſtalten, ſaßen wir im luſtigſten Verein, als plötzlich die über unſern modernen Frevel ergrimmten Burggeiſter dicke Regenwolken über unſre Häupter zuſammen ballten, und uns alle, bis auf die Haut durchnäßt, nach Hauſe ſchickten. Dieſe Sündfluth hatte indeſſen unſere gute Laune nicht mit fortgeſpült. Zwar nahmen wir alle die Flucht, bei welcher die Eſelsreiter und Reiterinnen am übelſten daran waren, aber es gab unterweges und zu Hauſe noch ſo manches luſtige Abentheuer zu belachen, ſo daß die Geiſter trotz ihrer an uns geübten Ungaſtlichkeit in ihrer Behauſung nicht ſichrer vor Beſuchen ſind, als zuvor.

Adolphseck, der Hammer, Hohenſtein, Wiesbaden und Schlangenbad ſind aber auch alles, was ich Ihnen von Orten nennen kann, welche nahe liegen und zu denen die Brunnengäſte, der Abwechſelung zu Liebe, hinziehen. Fahrten nach Ems, Ellfeld, Bibrich und andern Orten des Rheingaus ſind ſchon kleine Reiſen; man muß über Nacht ausbleiben, oder kommt doch erſt nach Mitternacht nach Hauſe; deshalb werden ſie ſelten unternommen.

Nun ſteht uns noch der Tag der heiligen Porziunkula bevor, ein Volksfeſt, bei welchem die wirklichen Bewohner von Schwalbach die größte Rolle ſpielen und die Brunnengäſte meiſtens Zuſchauer ſind. Wer die Heilige war, konnte ich nicht recht erfahren, auch nicht, warum eigentlich an dieſem Tage ſo viel Menſchen nach Schwalbach herbeiſtrömen, als der Ort nur halten kann. Nach dieſem Feſte verſchwinden die Brunnengäſte, einer nach dem andern, und in der Mitte des Auguſts ſinkt Schwalbach faſt ganz in die Einſamkeit zurück, in welcher es beinahe zehn Monate im Jahre begraben liegt.

Schlangenbad, 15. Auguſt.

Wir ſind hier kaum zwei Stunden von Schwalbach entfernt, und doch wie in einer andern Welt; ſo tief iſt die in dieſem engen grünen Thale herrſchende Ruhe und Stille. Ich komme mir darin vor wie ein Vogel, der ſein Neſt in den am dichteſten verſchlungenen Zweigen einer mächtigen Linde erbaute; wohin ich blicke, ſehe ich über mir Himmel, und rings um mich grüne Schatten; es iſt, als ob die übrige Welt gar nicht in der Welt wäre.

Erquickt vom Bade in den kryſtallenen, ſeidenweichen, lauwarmen Wellen, gehöre ich nachher den ganzen Morgen über nur mir und meinem Wollen, irre in den nahen Spaziergängen umher und gebe mir ſelbſt Audienz, oder reite, wenn ich mich etwas weiter wagen will, irgend eine Anhöhe hinauf, von der ich den Rhein erblicken kann, denn auch hier finde ich meine nie genug zu lobenden Schwalbacher Eſel wieder.

Mittags kommt die ganze Geſellſchaft im Speiſeſaal zuſammen. Im Naſſauer Hof, wo wir wohnen, beſteht ſie jetzt aus vierzehn bis funfzehn Perſonen, die zum Theil mit uns unter demſelben Dache leben, zum Theil im heſſiſchen Hofe.

Häufige Beſuche aus Schwalbach und Wiesbaden vergrößern oft dieſen kleinen Kreis und bringen uns in unſre ſchöne Einſamkeit Nachricht vom Thun und Treiben der Außenwelt. Beſonders kommen die Schwalbacher am Ende ihrer Kur gewöhnlich einige Male nach Schlangenbad, um den Oker wieder abzuſpülen, welcher während der Badezeit dort ſelbſt der blendendſten Blondine das Anſehen einer Zigeunerin giebt. Nach Tiſche und den Abend über iſt wieder ein jeder ſich ſelbſt überlaſſen. Hier ſind keine Bälle, keine Spieler, kein Salon, obgleich es an Raum dazu nicht fehlt, nicht einmal eine Badeliſte kommt zu Stande. Abends ſoupirt Jedermann in ſeinem Zimmer. In dem dicht an den Naſſauer Hof gränzenden heſſiſchen Hof iſt die Zahl der Bewohner noch kleiner, bei der nämlichen Einrichtung des Ganzen.

Sie können leicht denken, daß dieſe kleine Anzahl bleibender Gäſte in dem großen Lokal nicht ſtörend wird, und daß man ſie kaum bemerkt; aber die, welche zu einander gehören, können einander auch nicht verfehlen, denn der Mittagstiſch ſetzt alle mit einander in Rapport. Daher beklage ich mich keineswegs über Mangel an Geſellſchaft. Ich habe hier ſchon manche angenehme Bekanntſchaft gemacht und erneuert, übrigens thut mir die Ruhe um mich her unausſprechlich wohl, nach den letzten vier geräuſchvollen Wochen.

Einzeln verſtreute ländliche Hütten abgerechnet, ſind nur zwei Gebäude in dieſem von hohen waldigen Felſen eng umſchloſſenen Thal, der heſſiſche und der Naſſauer Hof. Eine vortreffliche Kunſtſtraße von Schwalbach hieher, und eine andre, welche nach Bibrich führt, ſind die einzigen, das Thal durchſchneidenden Wege, wohl nur des Bades wegen angelegt, denn eine eigentliche Heerſtraße geht hier nicht durch, und nie verirrt ſich der Fuß eines Wanderers, den nicht ſein Zweck gerade hierher führt in dieſe ſtille Gegend. Das Thal ſelbſt iſt faſt nur eine große Laube, Schatten reihen ſich an Schatten, alles iſt grün, wohin das Auge ſieht, und prangt in der üppigſten Vegetation.

Der heſſiſche Hof, ein großes ſchloßartiges Gebäude, mit ſehr großen weitläuftigen Sälen und Gallerien, geräth leider nach und nach in einen zum Untergang ſich neigenden Zuſtand. Etwas kleiner iſt der Naſſauer Hof und in weniger vornehmen Styl erbaut. Ein langer, ziemlich dunkler, gewölbter Gang verbindet beide Häuſer und führt auch zu den ſehr geräumigen Bädern, von denen einige ſogar mit Porzellan und Marmor bekleidet ſind. Sie werden alle reinlich und ordentlich gehalten; das Baden wird dadurch hier eine rechte Freude, beſonders wenn man dabei an Schwalbach denkt.

Nie habe ich in meinem Leben wohlfeiler gewohnt, als in Schlangenbad, wenigſtens in keinem Badeorte. Jedes Zimmer hat ſeinen feſtgeſetzten, unglaublich niedrigen Preis. Das Ganze wird hier für herrſchaftliche Rechnung verwaltet, und alles Hausgeräth beſteht aus Inventarienſtücken. Man glaubt ſich wenigſtens um fünfzig Jahre zurück, wenn man in den hohen geräumigen Zimmern die großen alterthümlichen Stühle, die Tiſche mit Löwenklauen, die uralten Komoden betrachtet, die ſo groß ſind wie ein Haus in den ſchottiſchen Hochlanden. Doch alles iſt ziemlich reinlich gehalten, und die Betten, als die Hauptſache, ſind vorzüglich gut. Bei alle dem haben beide Häuſer etwas Schauerliches, beſonders der heſſiſche Hof; dieſer gleicht ganz den Spukabteien der Miß Radcliff, ſo uralt und grauerlich ſieht er aus. In den hohen weiten Sälen, den unabſehbaren Gallerien, verhallen die Tritte der einſam darin Wandelnden, lange nachdem man ſie aus dem Geſicht verlor, wie Geiſterſchritt; oft, wenn ich ſpät Abends aus dem Bade komme, ſchauere ich unwillkürlich zuſammen vor einer, von einem ſchwachen Licht beleuchteten weißen Geſtalt, die neben einer dunkeln, tief verhüllten, durch den langen düſtern Gang mir entgegen ſchwebt. Am Ende iſt es dann eine Dame, die, wie ich, in ihren ſchwarzen Mantel gewickelt, ſich von ihrer Kammerjungfer ins Bad geleiten läßt. Einige Terraſſen und Boskette, welche zum heſſiſchen Hofe gehören, werden ziemlich ordentlich gehalten und bieten gar freundliche trauliche Plätzchen für den kleinen geſelligen Theetiſch. Sie ſind zwar im veralteten franzöſiſchen Styl angelegt, mit geſchnittnen Hecken und ähnlichen Zierrathen, aber die Natur ward hier Meiſter über die Kunſt, überall drängt ſie ſich üppig hervor, und erlaubt letzterer nur für leidliche Ordnung und Reinlichkeit zu ſorgen. Die zum Naſſauer Hof gehörenden ſehr weitläuftigen Promenaden ſind ganz verwildert. Man hofft, daß beide Häuſer bald unter eine Herrſchaft kommen werden, und daß alsdann mehr zur höchſt nöthigen Erhaltung und Wiederherſtellung des Ganzen geſchehen ſoll. Der jetzige Zuſtand iſt wirklich unnatürlich geſpannt. Ein kleiner, zwiſchen beiden Gebäuden hinfließender Bach trennt die Gränzen, deren Ueberſchreitung manchen Zwiſt unter den Inhabern beider Wirthſchaften herbeiführt, und zugleich die Unterlaſſung jeder Verbeſſerung, weil der Nutzen davon auch dem feindlichen Nachbar zu gut käme.

Für einen ländlichen Aufenthalt von ein Paar Monaten wüßte ich keinen angenehmern Ort, als Schlangenbad. Man iſt dort einſam und doch nicht allein. Wird man des engen romantiſchen Thales überdrüſſig, ſo liegt der ganze Rheingau offen da; nach Bibrich, Ellfeld, dem Johannesberg läßt es ſich bequem in wenigen Stunden fahren. Wem nach dem Geräuſch der Welt verlangt, hat Schwalbach und Wiesbaden ganz in der Nähe, die deſſen genug bieten. Dennoch wird es hier Niemanden gefallen, der mit der Idee herkommt, einen wirklichen Badeort zu finden; die mehreſten Beſuchenden erklären daher den Aufenthalt in Schlangenbad für höchſt langweilig, und wollen nicht begreifen, wie man es darin länger als einen halben Tag aushalten kann.

Das Waſſer iſt ſo weich, daß man es ohne Widerwillen nicht trinken mag, aber zum Baden das ſchönſte und angenehmſte in der Welt. Sehr berühmte Aerzte ſchreiben ihm bedeutende Heilkräfte zu, obgleich es keine Spur mineraliſcher Beſtandtheile enthalten ſoll.

Darmſtadt, 16. Auguſt.

Ein höchſt angenehmer Weg führt durch mein liebes Schlangenbader Thal nach Bibrich. Eine Stunde lang wanden wir uns zwiſchen ſchönen waldbewachſenen Felſen hindurch, dann traten wir aus dem Thal hervor und der mächtige Rhein und ſeine wunderſchönen Ufer lagen plötzlich vor uns, in überraſchender Herrlichkeit. In einiger Entfernung der Johannisberg, näher Bibrich mit ſeinem großen modernen Schloß, weiter hin die Thürme von Mainz, die ſich aus der grünlichen Fluth zu erheben ſcheinen; die lange Schiffbrücke ſieht von hier wie eine durch den Strom gezogene Linie aus. Unzählige Ortſchaften und einzelne Wohnungen blinken rings umher aus Rebenlaub und ſchattenden Bäumen hervor. Froh jubelnd über den Anblick, fuhren wir in Bibrich ein. Recht herzlich wünſchten wir Sie und unſre übrigen Freunde an dieſem ſchönen Tage um unſern Frühſtücktiſch in dem dicht am Rhein erbauten Gaſthof verſammelt. Die Lage Bibrich's iſt unbeſchreiblich ſchön, uns erſchien ſie um ſo reizender, da wir jetzt mehrere Wochen in engen Felſenthälern verlebten, die uns von ihren Bergen zwar weite Ausſichten gewährten, aber dort lag doch Alles in zu weiter Ferne vor uns; wir ſahen es von oben wie im Vogelfluge, und ſelbſt die ſchönſte Ausſicht erhält, ſo geſehen, etwas Landkartenähnliches. Hier konnten wir faſt erreichen, was wir dort von fern erblickten, und die ganze Gegend ſchien uns in dieſer Nähe noch tauſend Mal ſchöner, als wir es auf jenen Bergen geahnet hatten.

Der das Schloß umgebende Garten hat ſehr reizende Parthien. Bald wandelten wir dicht am Ufer des lebensreichen Stroms, bald gewährten uns ſchattige Baumgänge einzelne Blicke auf ihn und ſeine Umgebung; dann wanden wir uns wieder durch ſchlängelnde Fußſteige zwiſchen Blumen und blühendem Geſträuch. Hohe Bogengänge, dicht bezogen mit Aprikoſen, Pfirſichen und Reben, welche ſelbſt in dieſem ungünſtigen Sommer üppig wachſen, verſetzten mich ganz in den glücklichen, immer blühenden Süden, den ich nimmer vergeſſen kann. Das anſehnliche, recht ſchöne Schloß ſahen wir nur von außen, und freuten uns der herrlichen Ausſicht von der davor liegenden Terraſſe. Der Eintritt in das Innere deſſelben war mit einiger Schwierigkeit verbunden, es gehörte eine beſondere Erlaubniß dazu, die wir weder hatten noch zu erhalten wußten. Ich freute mich heimlich über dieſes Hinderniß, denn der Beſuch eines Schloſſes an dieſem ſeltnen ſchönen Tage ſchien mir gar nicht wünſchenswerth; und dennoch hätte ich es im entgegengeſetzten Falle ſehen müſſen, um die Pflicht eines rechtlichen Reiſenden zu üben, die ihn verbindet, Alles in Augenſchein zu nehmen, was ihm in den Weg kommt. Eine Pflicht, der ich mich aber gern dann und wann entziehe, obgleich mit einem gewiſſen ſtillen Gefühl des Unrechts, trotz dem, daß meine beſte Ueberzeugung mir ſagt, daß man durch allzuvieles Sehen nur ſich und Andere verwirrt.

Zu Mittage waren wir in Mainz und fuhren bald darauf weiter, einen ſandigen öden Weg bis Darmſtadt. Mainz kennen zu lernen, erſpare ich mir auf die Zeit, wenn ich von dort den Rhein herunter ſchiffen werde.

Darmſtadt hatte ich mir immer ſehr alterthümlich, auch wohl etwas düſter und winklig gedacht. Die ſchöne Lindenallee, durch die unſer Weg in der Nähe der Stadt uns führte, paßte ſchon gar nicht zu dieſer meiner vorgefaßten Meinung. Zu beiden Seiten derſelben erblickte ich elegante Landhäuſer mitten in ſchönen Gartenanlagen, und Schaaren wohlgekleideter Spaziergänger begegneten uns. Jetzt fuhren wir in Darmſtadt ein und fanden mit Erſtaunen eine neue freundliche Stadt, faſt noch im Entſtehen begriffen, ſchöne große Häuſer, breite, mit bequemen Fußpfaden eingefaßte Straßen, große Gaſthöfe im eleganteſten Styl, und überall Spuren eines heitern genußfrohen Lebens.

Ich habe nun den Ort näher kennen gelernt. Der neuere Theil deſſelben prangt mit mehreren ſchönen Straßen, zierlichen und großen Gebäuden und einigen recht anſehnlichen öffentlichen Plätzen, unter denen der Louiſen-Platz ſich beſonders auszeichnet. Dieſer bildet ein regelmäßiges, von ſtattlichen Gebäuden umgebnes Achteck, zu welchem vier der ſchönſten Straßen führen. Man ſpricht noch viel von großen Plänen zur Verſchönerung, ſowohl des Louiſen-Platzes, als der ganzen Stadt, von ſchön verzierten Brunnen, die man anlegen will, von einem neuen Schauſpielhauſe, das erbaut werden ſoll. Wirklich ſehe ich überall noch viele neue Häuſer im Werden, und fährt man fort zu bauen, wie es in den letzten zwanzig Jahren geſchah, ſo wird Darmſtadt in den nächſten zwanzig Jahren eine der ſchönſten Städte Deutſchlands. Raum genug dazu gewährt die ſehr große Anlage der Neuſtadt. Dem weitläuftigen alterthümlichem Schloß ſieht man es an, daß es nach und nach unter mehreren Fürſten entſtand, denn in der Bauart paßt kein Theil deſſelben zu dem andern, dennoch hat es ein imponirendes fürſtliches Anſehen. Es ſcheidet die neue Stadt von der alten, indem es zwiſchen beiden liegt; letztere gleicht mehr dem Darmſtadt, das ich mir gedacht hatte, doch ſieht ſie im Ganzen nicht unfreundlich aus.

Der an das Schloß ſich anſchließende große Garten ſteht aller Welt offen. Hohe weitſchattende Bäume, wohl angelegte Luſtgänge, und ein großer maleriſch umgebner Teich machen ihn reich an mannichfaltiger Schönheit. Mich freuten beſonders die vielen ausländiſchen Bäume, Geſträuche und Blumen, die darin grünen und blühen, als wären ſie zu Hauſe. Schönere Trauerweiden, als hier am Waſſer ſtehen, ſah ich nie. Ein kleiner düſtrer Hain, mitten in dem freudigſten Leben der Natur, umfriedet den mit Epheu bedeckten Hügel, unter welchem die Mutter des jetzigen Großherzogs ruht; dunkle Taxusbäume und Tannen beſchatten die einfach ſchöne Urne von weißem karrariſchen Marmor, welche die heilige Stätte ſchmückt.

Es lebt ſich gar gut und froh im Kreiſe der freundlichen gebildeten Einwohner von Darmſtadt, und auch in den niedern Klaſſen ſieht man viel angenehme heitre Geſtalten und überall ein freundlich höfliches Betragen. Die Umgegend von Darmſtadt iſt flach, hin und wieder ſandig, aber anmuthig durch eine reiche Vegetation und fleißigen Anbau. Den Horizont kränzen die Gebirge des Odenwaldes, des Taunus und der ferne Donnersberg. An angenehmen Spaziergängen fehlt es der Gegend nicht, auch nicht an anſtändigen Erholungsorten zum Ausruhen in freundlicher Geſelligkeit. Unter dieſen zeichnet der nur eine halbe Stunde entfernte Karlshof ſich vor allen aus. Ein ſchöner Garten im neuern Geſchmack ſteht dort dem gebildeten Publikum offen; er gehört zu der ſehr elegant gebauten und eingerichteten Villa des Freiherrn von Borkhauſen. Nicht weit davon findet man einen recht anſtändigen Gaſthof. Die Faſanerie, ein kleines Gehölz voll herrlicher Buchen, bietet ebenfalls ganz in der Nähe ſeine erquickenden Schatten; kein Wunder daher, daß die Darmſtädter dieſen Ort zum Lieblingsziel ihrer Spaziergänge wählen. Auch findet man an jedem heitern Tage geſellige Kreiſe, ſowohl vor der Thüre des Gaſthofs bei Karlshof, als vor dem Forſthauſe mitten im Holze.

Das Leben wird hier ſchon recht leicht und fröhlich betrieben, wie überall wo Reben gedeihen. Auf allen Tiſchen, im Schatten der Lauben und Bäume blinkt goldener Wein; fröhliche Geſichter jedes Ranges und Geſchlechts ſind um ihn verſammelt, und keine Frau, kein Mädchen, ſelbſt aus den höheren Ständen, weiſet ihn zimperlich von ſich weg. In dieſer ganzen Gegend bietet man nach einem ermüdenden Spaziergange den Damen ein Glas Wein, wie bei uns ein Glas Milch oder Limonade. Dies iſt hier allgemeine Sitte und kommt freilich den Fremden zuerſt etwas wunderbar vor, doch bald gewöhnen ſie ſich daran ſo gut wie die Einheimiſchen, und es bekommt ihnen recht wohl.

Daß ich das Darmſtädter Theater nicht zu beſuchen verſäumte, glauben Sie wohl ohne meine Verſicherung. Zingarelli's Oper, Romeo und Julie, war die erſte Vorſtellung, der ich beiwohnen konnte. Vor mehreren Jahren hatte ich ſie in Wien geſehen. Crescentini's Zauberton, ſein bis zum innerſten Gemüth wie Geiſterhauch tönendes „Ombra adorata“ riſſen mich damals hin; die italieniſche Sprache und das Recitativ thaten das Ihrige dazu, mir meinen Shakeſpeare in dieſer Verkleidung unkenntlich zu machen, und ſo vergaß ich meinen gerechten Zorn über die Entwürdigung eines ſeiner vollendetſten Meiſterwerke. Hier aber ſollte ich in deutſcher Sprache die Parodie der hohen ernſten Tragödie halb ſingen, halb ſprechen hören; dies ſchien mir unerträglich, und doch mochte ich keine Gelegenheit vorüber gehen laſſen, die mir hochgeprieſene Darmſtädter Oper kennen zu lernen.

Ziemlich mißmuthig und ſehr wenig erwartend, machte ich mich alſo auf den Weg zum Theater. Ich war ſogar im Innern feſt entſchloſſen, in meiner verdrüßlichen Stimmung zu bleiben und mich durch nichts aus ihr bringen zu laſſen. Sie kennen ja auch wohl dieſe Unart, die jedem mehr oder weniger anhängt. Doch ſchon der Weg erheiterte mich wider meinen Willen, denn das Schauſpielhaus liegt im Schloßgarten, und ſchöne Schattengänge führen dazu hin. Für einen Ort, wie Darmſtadt, iſt es recht anſehnlich und geräumig, auch bequem und zweckmäßig eingerichtet. Das Innere deſſelben, ſehr elegant, grau mit Gold dekorirt, müßte bei beſſerer Erleuchtung einen glänzenden Effekt machen. Aber dies Halbdunkel, in welchem die Zuſchauer ſich befinden, iſt der Fehler aller deutſchen Schauſpielhäuſer. Man glaubt die Beleuchtung der Bühne dadurch zu heben, und bedenkt nicht, daß man dieſe auch nur beſſer zu erleuchten brauchte, ſo würde die größere Helle des Saals ihr keinen Abbruch thun. Den Beweis davon gibt jedes engliſche Theater von einiger Bedeutung. Der Anblick des mit Zuſchauern erfüllten Hauſes iſt ein Vergnügen, um welches man uns nicht bringen ſollte; unſre Geduld in den oft ſo unendlich langen Zwiſchenakten verdient dieſe kleine Belohnung mit Recht.

Sobald der Hof ſeine Loge im Hintergrunde des Schauſpielhauſes betrat, begann die Symphonie wie mit einem einzigen Bogenſtrich, und verſcheuchte vollends jede Spur des vorigen Unmuths aus meinem Gemüth. Sie ſowohl, als die ganze Oper ward von dem ſehr ſtarken Orcheſter mit einer Präziſion, einem Ausdruck durchgeführt, welche den größten Opertheatern Ehre machen würden. Die Sängerinnen ließen auch wenig zu wünſchen übrig; Frau Fiſcher hat eine reine ſchöne Stimme; die Dame, welche den Romeo ſang, iſt freilich kein Crescentini, und ſeit dieſer verſtummte, ſollte eigentlich das „Ombra adorata“ Niemand ſingen, aber es mißlang ihr doch nicht. Weniger Löbliches kann ich von den Sängern ſagen, deſto mehr von den ſehr ſtark beſetzten Chören, auf deren Vervollkommnung immerwährend viel gewendet wird. In der Scene, wo Julie anſcheinend ſtirbt, füllte ſich das ganze Theater mit zu Hülfe eilenden Mädchen; eine ſolche Armee von Kammerfrauen hat ſchwerlich eine Kaiſerin. Nach Statiſten-Art ſtanden Alle untheilnehmend da, nur auf ihren Geſang bedacht. Die ſchönen Kinder hätten doch recht liebliche, der Handlung anpaſſende Gruppen bilden können, und thäten es auch wohl gern, wenn ihnen nur Jemand dazu Anleitung geben wollte. Auch kam es mir als ein Uebelſtand vor, daß alle noch in der Ballkleidung waren, in der ſie beim Anfang des Stücks als zum Feſte geladne Damen figurirt hatten. Die Dekorationen verdienen ebenfalls gelobt zu werden, beſonders das Grab der Kapulets und das Boskett, in welchem Tebaldo den Tod findet. Dies ſah aus, als ob man eine der ſchönſten Partien des Parks hätte hineintreten heißen.

Gern hätte ich die quälende Schlußſcene entbehrt, in welcher die erwachte Julie ihren Geliebten noch lebend wiederſieht; dieſen ganz unſhakeſpeareſchen Einfall hat indeß Garrick auf ſeinem Gewiſſen, der ihn zuerſt auf die engliſchen Bühnen brachte. Der unausſprechlich holprige Dialog war mir in der Seele zuwider, beſonders weil Shakeſpeare's Strahlen noch hie und da aus dem Wuſt hervorſchimmern. Doch ging ich im Ganzen befriedigt nach Hauſe, mit der Ueberzeugung, daß die Darmſtädter Oper unſtreitig zu den beſſern in Deutſchland gehört und den Ruhm verdient, welcher ihr allgemein ertheilt wird.

Eine Darſtellung des Wettkampfs in Olympia nach Metaſtaſio vom Freiherrn von Poiß'l beſtärkte mich in dieſem Glauben, obgleich Langeweile bleiern auf mir und allen übrigen ruhte. Das ganz Lebloſe kann kein Künſtler mit der angeſtrengteſten Aufopferung ſeiner Kräfte beleben; dennoch ſtrebten Sängerinnen und Orcheſter das Mögliche zu leiſten, und lauter Beifall der zahlreich verſammelten Zuſchauer lohnte es ihnen, wie billig.

Außer dieſen beiden Opern ſah ich noch eine Vorſtellung des Ganges zum Eiſenhammer, die ich zu den gelungenſten rechne, ſo ich kenne, obgleich das Schauſpiel hier weniger gelobt wird, als die Oper. Herr Grüner, als Graf von Savern, und Herr Hölken, als Fridolin, zeichneten ſich beſonders vortheilhaft aus. Sonderbar iſt es aber doch, daß ich hier lauter argen Verſündigungen gegen die Manen unſterblicher Dichter begegnen muß; zuerſt ſah ich Shakſpeare entwürdigt, nun vollends unſern Schiller in dieſem unverzeihlichen Machwerk zerſtückelt, und ſelbſt dem guten Metaſtaſio hatte der Ueberſetzer oder Umarbeiter gar übel mitgeſpielt.

Im Muſeum und in der Gemäldegallerie habe ich zwei Morgen zugebracht, um wenigſtens eine flüchtige Ueberſicht von beiden zu erhalten. Sie ſtehen dem Publikum Mittwochs von zehn bis zwölf Uhr offen; bei dieſen allgemeinen Beſuchen wird man aber mit dem Schwarm vorwärts getrieben, ſieht wenig und betrachtet nichts. Daher machte ich von dem Vorrecht der Reiſenden Gebrauch, und erbat mir den Zutritt an einem andern Tage. Er ward ohne Schwierigkeit gewährt; doch aus Furcht, dieſe Gefälligkeit zu mißbrauchen, wagte ich es nicht, eine Wiederholung derſelben zu verlangen. Beide Sammlungen befinden ſich im Schloß, ſo wie auch die bedeutende Bibliothek und das Naturalienkabinet.

Die Gemälde-Gallerie darf man nicht mit zu großer Erwartung betreten; ſie entſtand erſt während der letzten ſtürmiſchen zwanzig Jahre, in der ungünſtigſten Zeit. Wer hierauf Rückſicht nimmt, muß noch immer die Zahl und den Werth der hier aufgeſtellten Kunſtwerke bewundern, wenn auch noch manches Wünſchenswerthe dabei vermißt wird. Sie füllen ſchon jetzt neun große Säle, und Abgüſſe der vorzüglichſten Antiken nehmen einen großen Theil dieſes Raumes ein. Nicht nur Statuen, Büſten und Basreliefs, auch einzelne Fragmente von bewundernswürdiger Schönheit trifft man hier treu nachgeformt an, Torſos, Köpfe, Arme und Beine, die für den Lehrling der Zeichenkunſt von unſchätzbarem Werth ſind.

Felloplaſtiſche Nachbildungen der merkwürdigſten römiſchen Ruinen ſtehen auf langen Tafeln daneben; das Coliſeum, das Pantheon, die Pyramide des Ceſtius, neben welcher ſo mancher deutſche Künſtler in Rom den langen Schlaf ſchläft, und noch viele andere merkwürdige Ueberreſte jener alten wundervollen Zeit. Alle ſind in Italien vortrefflich gearbeitet und ahmen aufs täuſchendſte Form und Farbe ihrer Urbilder nach, ein Vorzug, den die Abbildungen in Korkholz vor allen Gemälden und Zeichnungen voraus haben. Die eigentliche Größe jener alten Gebäude können ſie uns freilich nicht begreiflich machen; aber dies vermag auch nicht einmal ihr Anblick, wenn andere Gegenſtände nicht in der Nähe ſind, um uns als Maaßſtab zu dienen. Neben dieſen italieniſchen Korkarbeiten nehmen die des geſchickten Hofkonditors May aus Aſchaffenburg einen ehrenvollen Platz ein. Sie ſtellen Ruinen alter deutſcher Burgen vor, beſonders aus den Gegenden am Rhein und der nahen Bergſtraße.

Viele der Gemälde prangen zwar mit großen Namen berühmter Meiſter, beſonders aus den italieniſchen Schulen, ohne dazu ein Recht zu haben;

doch trifft man auch in allen Zimmern manches vorzügliche Kunſtwerk neben mittelmäßigern. So fand ich hier eine köſtliche Landſchaft von Claude Lorrain, eine heilige Dorothea von Carlo Dolce, einen heiligen Petrus von Domenichino, eine Magdalena von le Brun, und ein ſehr ſchönes weibliches Porträt von Rembrandt. Auch einige ganz vorzügliche Thierſtücke von Potter und Roſa di Tivoli, ein paar ſchöne Pferde von Rugendas, daneben einen ſchönen Mondſchein von van der Neer und eine Winterlandſchaft von Foſchi. Mehrere recht warme erfreuliche Landſchaften von unſerm bekannten Schönberger ſchmücken ebenfalls dieſe Säle; genug, ich würde mich ſehr freuen, wenn wir dieſe Gallerie oder eine ihr ähnliche in Weimar beſäßen, und manche genußreiche Stunde in ihr verleben.

Das Naturalienkabinet ſahen wir nicht. Man ſagt, es enthalte viel Seltnes und Merkwürdiges; die Sammlung von Vögeln und die von Verſteinerungen werden von Kennern als ganz vorzüglich reich und wohlgeordnet gelobt. Durch einen Theil der großen reichen Bibliothek eilten wir auch nur hindurch, um recht bald zu den Schätzen alter und neuerer Kunſt zu gelangen, welche das Muſeum in einer Reihe von Zimmern aufbewahrt.

So groß das Lokal eigentlich iſt, ſo fehlt es im Muſeum dennoch an Raum, den großen Reichthum gehörig zu ordnen und aufzuſtellen, und dies erſchwert gar ſehr die Ueberſicht deſſelben. In den Fenſterbrüſtungen, an den Seitenwänden der Schränke, an beiden Seiten der Thüren, überall ſind Handzeichnungen der beſten alten Meiſter, und alte merkwürdige Gemälde und Kupferſtiche angebracht. Wer nicht auf den Einfall geräth, die Thüren zuzumachen, bemerkt vieles gar nicht. Ich verdankte dieſem Einfall den Anblick einer der ſchönſten Federzeichnungen Albrecht Dürers, das Portrait des Erasmus von Rotterdam. Der daneben hängende, in ſeiner Art recht ſchöne Kupferſtich dieſes höchſt vollendeten und geiſtreichen Kunſtwerks, war mir ein neuer augenſcheinlicher Beweis, wie viel jede Zeichnung unter der Radirnadel verliert und verlieren muß. Die Kupferſtecher, dünkt mir, ſind dem Maler und Zeichner höchſtens das, was der Ueberſetzer dem Poeten iſt.

Alles, was das Gebiet der Kunſt umfaßt, iſt auch hier im Muſeum zu finden, von der früheſten Zeit bis auf die gegenwärtige. Von altdeutſchen Gemälden, beſonders auf Goldgrund aus der frühen Zeit, die uns Goethe als die byzantiniſche bezeichnet, iſt ein reicher Schatz vorhanden. Die Wände bedecken Schweizerlandſchaften in Gouaſche von Heß gemalt, Abbildungen anderer Gegenden, Thierſtücke, perſpektiviſche Darſtellungen des Innern großer Gebäude und Kirchen, unter welchen ein paar vom alten Morgenſtern ſich auszeichnen, viele andere zum Theil vorzügliche Gemälde, auch chineſiſche Landſchaften und römiſche ſowohl als florentiniſche Moſaik. Hier hängt auch die kolorirte Skizze, welche Rubens zuerſt von ſeinem berühmten jüngſten Gericht zeichnete, das jetzt mit ſo vielem andern Herrlichen in München ſich befindet. Die Idee davon ſchwebte mir noch dunkel vor, aus einem frühern Anſchauen deſſelben in der damaligen Düſſeldorfer Gallerie.

Seufzend betrachtete ich die Menge großer Mappen nur von außen, welche eine ungeheure Anzahl ſeltner und ſchöner Kupferſtiche und Handzeichnungen enthalten; dann wandte ich mich zu den vielen Schränken rings umher und zu den großen mit Kunſtwerken beladenen Tafeln mitten in den Zimmern. Vaſen, Urnen, Prachtgefäße aller Art, aller Zeit, ſtehen da aufgehäuft, aus China und Japan, aus Pompeji und Herkulanum. Majolika von ſeltner Schönheit, merkwürdige Becher von köſtlichen Steinen, von Gold, Silber, Email und Kryſtall; daneben Bronzen aller Art, Lampen und Kandelabers, wunderſchöne Reliquienkäſtchen mit antiken Kameen verziert, künſtliches Schnitzwerk von Holz und Elfenbein, von Bernſtein und Korallen, kleine Statuen von Bronze, Alabaſter und Marmor. Der Münzen und geſchnittenen Steine mag ich gar nicht einmal erwähnen, ſo groß iſt ihre Anzahl. Mir ſchwindelte vor der Menge merkwürdiger Gegenſtände, an denen ich wie im Fluge vorübergehen mußte, und ich vermißte ſchmerzlich einen kundigen unterrichtenden Führer. Der aufeinander gehäufte Reichthum der mannichfaltigſten Gegenſtände iſt hier ſo groß, daß es auch bei wiederholten Beſuchen unmöglich wird, ſich ohne eine leitende Hand aus dieſem Labyrinth von Schätzen zu finden, beſonders da der Mangel an Platz eine ſtrenge Ordnung, der Zeitfolge oder der Gegenſtände nach, bis jetzt beinahe unmöglich macht. Der beſte Führer wäre ein belehrendes Verzeichniß, das hier jedem Kunſtfreunde höchſt wünſchenswerth erſcheinen muß; aber das Unternehmen eines ſolchen iſt eine mehr als herkuliſche unüberſehbare Arbeit, darum fürchte ich, daß wir es noch lange werden entbehren müſſen, bis günſtige Umſtände eine Vergrößerung des Lokals herbeiführen.

Weinheim, 21. Auguſt.

Jetzt, mein Freund, kenne ich auch den Garten von Deutſchland, die über alle meine Erwartung ſchöne anmuthige Bergſtraße, welche aber, nebenher geſagt, dieſen Namen mit Unrecht führt, denn ſie iſt die ebenſte die ſich denken läßt. Zu lange ſchon hatte ich mich auf ihren Anblick gefreut, um nicht dahin zu trachten ſie nicht im Regen ſehen zu müſſen, ich verließ deshalb Darmſtadt nicht eher, bis der Stand des Barometers mir gutes Wetter zuſicherte, und hatte wirklich das Glück, einen zwar heißen, aber ſonſt wunderſchönen Tag zu wählen.

Meine Pläne waren ſehr weitausſehend. Ochſen ſollten mich auf den Gipfel des Melibocus ſchleppen, alle Ruinen wollte ich beſteigen, auch die ſeit kurzem berühmte Granitſäule des Feldbergs beſuchen, welche aus dem Odenwald nach Leipzigs Ebenen geführt werden ſollte, um dort als Denkmal unſerer Befreiung zu prangen. Ich weiß ſelbſt nicht mehr was ich alles wollte; aber es ging mit meinen Plänen wie mit allen andern, die wir in dieſem Leben machen. Sie werden in der Ausführung immer einfacher, weil Niemand den Aufwand von Zeit und Kraft vorher gehörig berechnet, deſſen er bedarf, um ſie ganz ins Werk zu ſtellen.

Da ich in Auerbach zu verweilen gedachte, ſo hatte ich Pferde bis Heppenheim, der erſten Poſtſtation, gemiethet, um mich, ſo lange ich wollte, unterwegs aufhalten zu können. Die erſte Meile von Darmſtadt aus gab uns noch keine Ahnung von dem, was weiterhin unſrer wartete. Zwar iſt das Land in der Nähe der Stadt mit Sorgfalt angebaut, und ſchöne Gärten dienen ihm zum Schmuck, aber weiterhin wächſt faſt nur dunkles Nadelholz in unfruchtbarem Sande. Erſt bei Bickebach, wo wir aus dem Tannenwalde hervortraten, erblickten wir die eigentliche Bergſtraße im vollen Glanz des heitern Morgenlichts. Vom Gipfel des mächtigen Melibocus ſchimmerte uns das oben erbaute weiße Häuschen wie ein leuchtender Punkt entgegen, und erinnerte mich an die Baſtiden bei Marſeille. Auf einem andern nahen hohen Berge erhoben ſich die prächtigen Ruinen des Auerbacher Schloſſes; ähnliche Ueberreſte alter Burgen erblickten wir rings umher auf Höhen, zu deren Füßen freundliche Dörfchen in ſtillem Frieden ruhten. Rieſengroße Wallnußbäume, Mandelbäume, Obſtbäume aller Art ſtreuten dichte Schatten auf unſern Weg, und ihre Zweige bogen ſich ſchon jetzt unter der Laſt der noch bei weitem nicht zum völligen Wachsthum gediehenen Früchte.

Alle Bauerhäuſer ſind hier dicht mit Rebenlaub umzogen, ſchöne blühende Kinderköpfchen gucken dazwiſchen aus allen Fenſtern heraus, liebliche Bilderchen, wie ſo oft Mieris ſie malte. Ueberall am Wege winken blühende Gärtchen mit ſchattigen Lauben; es iſt das Land der Fülle und des reichſten Segens der Natur. So wie die dunkeln Ruinen mit dem blühenden Leben an ihrem Fuß, ſo kontraſtiren die links ſich erhebenden pittoresken Felſen des Odenwaldes mit der Ebne zur Rechten, in welcher hie und da ferne kaum ſichtbare Thurmſpitzen das Daſeyn bedeutender Städte am Ufer des mächtigen Rheines verkünden.

In Auerbach hielten wir im Gaſthof zur Roſe an, und fanden freundliche ſachkundige Wirthsleute, die uns über alles Auskunft zu geben wußten, was wir zu wiſſen verlangten. Des beſchwerlichen weiten Wegs halber riethen ſie uns vom Beſteigen des Melibocus ab, beſonders da wir vor der Mittagsſtunde nicht hinauf kommen würden, und man in dieſer auf hohen Bergen faſt gar nichts ſieht, oder wenigſtens doch alles in der ungünſtigſten Beleuchtung. Dagegen prieſen ſie uns die Ausſicht von dem in weit kürzerer Zeit zu erreichenden nahen Schloßberge an, auf welchem die Ruine ſteht, die ich ohnehin in der Nähe zu ſehen wünſchte. Dieſer Berg iſt viel niedriger, als der Melibocus, gewährt aber, nach aller Verſicherung, dieſelbe, nur etwas weniger ausgebreitete Ausſicht. Auf eine Meile mehr oder weniger kommt es mir bei ſehr weiten Ausſichten nicht an; ich habe wenig Freude davon, wenn ich mit angeſtrengteſter Sehkraft am fernen Horizont ein ſchwarzes Mückenfüßchen erblicke oder zu erblicken glaube, und der Führer mir dabei ſagt, das iſt der Strasburger Münſter. Ich lobe mir die Nähe, in der ich wenigſtens das deutlich ſehe, worüber ich mich freuen ſoll, deshalb nahm ich guten Rath an und wanderte raſch vorwärts, von einem ganz vernünftigen Führer begleitet, der unſre Shawls und unſer Frühſtück trug.

Unterwegs dachte ich mit wahrer Sehnſucht an meine Schwalbacher Eſel, da wir auf ziemlich beſchwerlichem Wege über eine Stunde, faſt immer aufwärts ſtiegen, aber mit dem letzten Schritt, der den Gipfel des Berges erreichte, war jede Mühſeligkeit des Hinaufkommens völlig vergeſſen. Die Ruine des uralten, von den Franzoſen im dreißigjährigen Kriege zerſtörten Schloſſes iſt eine der herrlichſten in dieſer ganzen, an koſtbaren Ueberbleibſeln des Alterthums ſo reichen Gegend. Epheu von einer Größe, wie ich ihn nie ſah, umſchlingt mit mächtigen Zweigen die dunkeln Mauern, die gewaltigen Thürme, und ſchmückt die Vergangenheit mit friſchem jugendlichen Leben. Gebahnte Wege erleichtern und ſichern den Zugang zu allem, was Zeit und feindliche Gewalt von dem weitläuftigen, einſt prächtigen Gebäude übrig ließen, ohne das Auge durch moderne Kunſt in dieſem Heiligthum der Vorzeit zu beleidigen. Ueberall iſt nur das zur Erhaltung des noch Vorhandnen Nöthigſte gethan, und nirgend eine, hier übel angebrachte Verzierung gewagt, wie wohl bei andern Ruinen, namentlich bei der in Tharant, geſchehen iſt.

Da ſaßen wir nun, bald auf der hohen Ringmauer, bald im Bogen eines ehemaligen Fenſters, bald oben auf der Zinne des Thurms, geblendet von der Pracht der uns umgebenden Natur. Von der einen Seite der Ruine blickten wir tief in die ſchauerlichen Klüfte und Wildniſſe des Odenwaldes und des Speſſarts, an der andern lagen die Pfalz, die ganze, vom Rhein durchſtrömte reiche Ebene im Morgenſtrahl vor uns, bis zu den fernen Vogeſen, dem Taunus und dem Donnersberg. Ein großer Theil der Bergſtraße lag wie ein blühendes Paradies, faſt ſenkrecht unter uns. Ganz in der Nähe das freundliche Dörfchen Auerbach, etwas weiter das Städtchen Benzheim, unfern davon das Städtchen Heppenheim mitten in ſeinen Reben, über welches die Ruine der einſt mächtigen Starkenburg, auf einem bis hinauf zum Gipfel mit Wein bepflanzten hohen Berge, ihre dunkeln Thürme erhebt. Ich glaube nicht, daß in der ganzen Gegend ein ſchönerer Punkt zu finden ſey als dieſer, ſelbſt nicht auf dem Melibocus. Der Kontraſt zwiſchen dem wilden Gebirge und der unabſehbar weiten Ebne, die große Anmuth der nahen Gegend dicht unter uns, wo man faſt in die Straßen von Auerbach, Benzheim und Heppenheim hinein blickt, die gegenüberſtehende Starkenburg, welche uns ſo nahe ſchien, daß wir glaubten, ein Ruf müſſe bis zu ihr dringen; alles dies bildet ein entzückendes unbeſchreibliches Ganze, welches ich nie vergeſſen werde.

Auf einem ſehr beſchwerlichen Wege, mitunter durch Sumpf und Moor, hätten wir in Zeit von drei Stunden von dieſem Berge zum Feldberge gelangen können, wo die Rieſen-Säule noch ſo daliegt, wie die Römer ſie bei ihrer Bearbeitung verließen. Dieſe Säule iſt indeſſen nach Aller Ausſage nur dreißig Fuß lang, und verdient alſo nicht ihren großen Namen. Ihretwegen that es mir auch nicht leid, daß wir unſern Kräften dieſen weiten Weg nicht zumuthen konnten, wohl aber wegen des nahe daran liegenden Felſenmeeres. So nennen die Umwohner dieſer Gegend ein mit, wie von Geiſterhänden hingeſchleuderten, großen Felſenmaſſen dicht beſäetes wildes Thal des Odenwaldes. Aller Beſchreibung nach muß es den Felſen bei Adersbach in Böhmen, oder auch denen bei Alexandersbad im Voigtlande ähnlich ſeyn, welche man ſonſt die Luxburg nannte, und der verewigten Königin von Preußen zu Ehren, zur Luiſenburg umgetauft hat.

Da wir in Ermangelung hülfreicher Eſel den Gedanken aufgeben mußten, den Feldberg zu beſuchen, ſo wählten wir wenigſtens den etwas weitern angenehmeren Weg zurück nach Auerbach. Wir wanderten erſt im friſchen Waldſchatten gemächlich den Berg hinab, und befanden uns bald darauf in den ſchönen Anlagen, welche die im Rosbacher Thal entſpringende Heilquelle umgeben. So ſahen wir uns in weniger als einer Stunde aus der gewaltigen Vorzeit in die allerneueſte jetzige verſetzt. Vor uns im Thal lag das elegante kleine Schloß mit artigen Nebengebäuden, welches der Darmſtädter Hof zuweilen im Sommer einige Wochen bewohnt, nicht weit davon ein ziemlich großer Gaſthof und einige für Brunnengäſte eingerichtete artige Häuſer. Schattige Gänge, Grasplätze, Blumenſtücke, kleine Pavillons ſchmükken hier die Höhen und das Thal, während von ihren Bergen die Ruinen des Auerbacher Schloſſes und der Starkenburg dunkel und ernſt über die Gipfel der hohen Bäume auf dieſe ihnen ſo fremdartigen neuern Erſcheinungen herüber blicken. Wenige berühmte Brunnenorte haben eine reizendere Lage, als die faſt unbekannte Quelle, welche hier, von einem artigen kleinen Tempel umgeben, einſam ſprudelt. Nur die Einwohner der zunächſt liegenden Orte benutzen zuweilen ihre heilende Kraft; deſto häufiger aber beſuchen ſie an Sonn- und Feſttagen die Einwohner von Darmſtadt und andern nahen Städten, als geſelligen Erholungsort. Dann erſchallt das ſonſt ſo ſtille Thal von lautem fröhlichen Leben, und Gläſer erklingen zum Takt des raſchen Walzers, in welchem das junge Volk ſich luſtig dreht.

Je weiter wir nun auf der Bergſtraße fortſchritten, je herrlicher ward alles um uns her.

Immer üppiger wachſen die Reben an den Bergen, die Obſtbäume am Wege und in den Gärten. Ueber das helle Grün der Reben erheben ſich in beträchtlicher Höhe dunkle Kaſtanienhaine, über dieſe ſtrecken höhere Felſen die waldigen Gipfel gen Himmel. Die weite Ebene bleibt ſtets zur rechten Hand, zur linken die hohen Berge des Odenwaldes, und doch wechſeln die Anſichten aufs mannichfaltigſte. Bald ſteigen die Felſen drohender empor, bald ſenken ſie ſich zu ſanftern Anhöhen; hier ſtarren zackige Felsſpitzen aus dem friſchen Grün hervor, dort geben ſchöne Ruinen alter Burgen der Gegend einen eignen romantiſchen Reiz. Am Abhang der Berge iſt jedes urbar zu machende Fleckchen auf das ſorgfältigſte angebaut, und alles gedeiht, Menſchen und Thiere, Pflanzen und Bäume. Städtchen reihen ſich an Städtchen, Dorf an Dorf, in dieſem kleinen Bezirk. So gelangten wir gegen Abend hierher nach Weinheim, dem ſchönſten Theil der Bergſtraße, wie er auch der wärmſte iſt.

Die kleine uralte Bergſtadt mit ihren epheubewachſenen zackigen Mauern und grauen Thürmen hat eine paradieſiſche Lage; gern vergeſſe ich darüber die winkligen, bergauf bergab führenden engen Straßen und den ſteil abhängenden Marktplatz, an welchem wir für die Nacht unſre Wohnung nahmen. Die, Weinheim umgebenden, mit Reben und Kaſtanien bepflanzten Berge ſteigen am Ufer der Wiſchnitz, eines dicht an der Stadtmauer hinfließenden Bergſtroms, faſt ſenkrecht empor, und hoch über der alterthümlichen Stadt thront die mächtige Ruine der Burg Windeck auf einem Weinberge, und gewährt, mit ihr vereint, einen höchſt pittoresken Anblick. Rings umher gedeihen die edelſten Obſtbäume, noch üppiger als im übrigen Theil der Bergſtraße. Es wird hier viel Gärtnerei getrieben, daher blühen die ſchönſten fremden Blumen und Sträuche in allen Fenſtern und Gärten, und keine Pflanze trauert unter dieſem ſchönen Himmel um ihr ſüdliches Vaterland. Die Stadt ſelbſt hat, bei aller ihrer Alterthümlichkeit, einige hübſche freundliche Häuſer; auch liegt hier der elegante Landſitz einer adeligen Familie, von ſchönen Gartenanlagen umgeben.

Sie kennen meine Art, mich wenigſtens in Gedanken überall anzuſiedeln, wo es mir gefällt; ſo habe ich auch hier ein kleines hübſches Landhaus gefunden, welches jetzt nicht bewohnt wird, und von dem ich mir einbilde, daß ich einmal einen Sommer darin verleben könnte. Ein ländlicher Garten voll Reben und Pfirſiſchen und Mandeln und Feigen umgiebt es, und die ſchönſten Blumen blitzen wie farbige Juwelen aus ihrem Schatten hervor. Auch hat der obere Stock meines Hauſes einen Balkon, von dem man weit und breit die himmliſche Gegend überſchaut, den Rheingau in der Ferne, näher die Ebene, bis zu den fernen Vogeſen, auf welcher Mannheim und die uralte Stadt Ladenburg liegen. Die nämliche Ausſicht, nur noch ausgebreiteter, bietet ebenfalls die Ruine der Windeck, von welcher auch die alten Mauern der Stadt mit ihren zackigen Zinnen und den beiden Hexenthürmen ſich recht maleriſch ausnehmen. Dicht an der Stadt öffnet ſich das Birkenauer Thal. Zwei in den Felſen gehauene uralte Thorpfoſten, an welchen man noch Spuren der Angeln erblickt, woran die Thorflügel hingen, bilden hier den Eingang in die düſtern Klüfte des Odenwaldes. Wahrſcheinlich verſchloß dies Thor den Zugang zu einem dem Odin geweihten heiligen Hain. Mich ergriffen ahnende Schauer einer gewaltigen

Vorzeit, da ich hindurch ſchritt. Schon der Name des Odenwaldes verkündet, daß er vor allem dem Dienſte Odins geweiht war; die ganze Gegend bietet noch Spuren davon, und wohin man tritt, iſt altdeutſcher klaſſiſcher Boden.

Felſen und Steine, alte Denkmahle und Namen von Gegenden und Ortſchaften, alles erinnert an die Geſchichte der Niebelungen und einer großen Vorwelt, die jetzt im romantiſchen Dunkel einzelner Sagen verhüllt liegt. Starr und wild drängen ſich die Felſen am Anfange des Birkenauer Thales zu einer engen Schlucht zuſammen; die Weſchnitz eilt rauſchend zwiſchen ihnen hin, durch das Thal hindurch; oft läßt ſie am Fuße der Berge kaum Raum genug für den ſich längs ihrem Ufer hinziehenden Fahrweg, hin und wieder aber erweitert ſich das Thal, und wo der Platz es erlaubt, iſt auch eine Mühle hingebaut; hohe Erlen umgeben das ländliche Gebäude, und der Wiederhall verdoppelt das Rauſchen des unwillig über die Räder ſich ſtürzenden Bergſtroms. Solcher Mühlen giebt es hier drei, die alle die romantiſche Schönheit des wilden Felſenthals erhöhen, jede auf beſondre Weiſe und von den andern verſchieden. Nächſt einem Kloſter wüßte ich nichts, das den Reiz einer gebirgigen Gegend mehr erhübe, als eine Mühle mit ihren brauſenden Bächen, ihren immer im Schwunge ſauſenden Rädern, und jetzt, da die Klöſter wie „ausgenommene Neſter“ daſtehen, iſt mir eine Mühle faſt noch lieber, als ein ſolches verödetes oder gar zu einer Fabrik umgeſchaffenes Kloſter.

Die das Thal einſchließenden hohen Felſen bieten dem Naturforſcher höchſt merkwürdige Erſcheinungen dar; mich freute ihre wunderbare Geſtaltung, der friſche Wald, der ſie kleidet, und die rothen zackigen Felſenſpitzen, die hie und da aus dem üppigen Laube hervorragen und ſchöne Gruppen bilden. Das Thal endet in einer ziemlich weiten Ebne, in deren Mitte das Dörfchen Birkenau und das dazu gehörende Schloß eine ſehr freundliche Landſchaft bilden.

An das andere Ende von Weinheim ſtößt das vom Grundelbach durchſtrömte Gorchsheimer Thal. Es ward mir als ſtill und ſchattig, voll angenehmer Waldſcenen beſchrieben, aber weit weniger maleriſch und intereſſant, als das Birkenauer Thal. Deshalb ging ich nicht hin. Die Welt iſt zu groß, um alles darin zu ſehen.

Heidelberg, 23. Aug.

Auf halbem Wege von Weinheim hieher ſchimmerte die Strahlenburg uns im Schein der dem Untergang ſich neigenden Sonne ſo herrlich entgegen, daß wir, um in ihre Nähe zu gelangen, den kleinen Umweg über das uralte, an ihrem Fuß ſich hinſchmiegende Schriesheim gern nicht achteten. Keine Ruine rings umher glänzt einem verklärten Geiſte dahin geſchwundener alter Zeiten ſo ähnlich, als dieſe, beſonders wenn Abends die letzten Sonnenſtrahlen das weiße Geſtein in Roſengluth färben. Alsdann erblickt man meilenweit im flachen Lande die Burg wie einen leuchtenden Stern, und gewiß verdankt ſie dieſer, ſie vor allen andern auszeichnenden Lage den ſchönen Namen der Strahlenburg, welchen die Erbauer ihr gaben. Die Burg liegt ganz frei auf einem nicht ſehr hohen Weinberge. Höhere Felſen bilden den Hintergrund der reizenden Landſchaft, auf welcher groſse, ſonderbar geformte Granitmaſſen zwiſchen dicht belaubten Bäumen emporſteigen. Schriesheim iſt ein ſehr alter Ort voll Leben und Thätigkeit; mehrere Mühlen, einige Fabriken und ein nahes Bergwerk, in welchem Vitriol und Alaun gegraben werden, beſchäftigen die Einwohner und geben ihnen Unterhalt. Ziemlich lange ſahen wir uns in der engen, etwas ſchmutzigen Straſse vergebens nach einem Führer zur Burg um, bis ein freundlicher Färber uns ſeine dunkelblaue Hand bot und uns recht ſorgſam den ſteilen, von Reben beſchatteten Fuſsweg hinauf leitete.

Da ſtanden wir vor den ſchönen Trümmern der einſt prächtigen Burg, ſtaunten ihre Thürme an, und wandelten zwiſchen den Mauern umher, bei denen der Aberglaube noch bis dieſe Stunde nach Schätzen gräbt, wie mehrere, friſch aufgeworfene Hügel bezeichnen.

Unſer mit den Sagen ſeiner Gegend wohlbekannte Führer erzählte uns indeſſen recht einfach und treuherzig, wie Kaiſer Friedrich mit dem rothen Bart dieſe Burg vor vierhundert Jahren in einer Nacht eroberte und verbrannte, und wie er vierzehn gefangene Ritter binden und im Kanzelbach ertränken ließ. Schaudernd blickte ich ſeitwärts in das enge, vom Kanzelbach durchrauſchte Thal, und verglich die wilde Vorzeit mit der friedlichen Gegenwart. Wo damals die Ritter gemordet wurden, da ſteht jetzt eine Reihe ewig klappernder Mühlen, die der ſilberklare, einſt blutgefärbte Bach treibt. Dicht daran ſah ich fleißige Menſchen den Schooß der Erde durchwühlen, um verborgene Schätze ans Tageslicht zu fördern, über welche unſre Voraltern achtlos hingingen. Vor mir lag die angebaute Ebne, ich überſah viele Dörfer und Städte, weit über Mannheim hinaus, und dachte, welche Schrecken in jener verhängnißvollen Nacht, der grauſend ſchöne Anblick der brennenden Burg unter die Einwohner des flachen Landes verbreitet haben mag. Die Flammen müſſen hier fürchterlich gewüthet haben, dennoch konnten ſie dieſe aus Granitmaſſen für eine Ewigkeit zuſammen gethürmten Mauern nicht zerſtören; der langſamern, aber mächtigern Gewalt der Zeit wurde vieles ſpäter zum Raube, was der Gewalt des Feuers damals widerſtanden. Doch ſtehen noch Thürme und Gewölbe, ihr trotzend, da, umklammert von den ſtarken Armen des hier üppig gedeihenden rieſengroßen Epheus.

Ganz in der Nähe fand man römiſche Gräber und Spuren alter Bäder. Dies brachte wahrſcheinlich das Volk auf die Idee des Schatzgrabens im Bezirk der Burg.

Von Schriesheim gelangten wir bald nach Handſchuchsheim, einem gar freundlichen Ort, in deſſen mit Reben umrankten ländlichen Häuſern mehrere Einwohner von Heidelberg den Sommer über wohnen. Nun bog der Wagen bei Neuenheim um eine Ecke; es war der letzte Schritt, mit welchem wir die Bergſtraße hinter uns ließen. Vor uns lag eine neue ſchöne Welt; der breite ſchimmernde Neckar und ſein entzückendes Thal; die ſchöne, mit Statuen geſchmückte Brücke, die ſich über ihn wölbt; am entgegengeſetzten Ufer Heidelberg, dicht am Strome in einem weiten Halbzirkel erbaut, über den ſich die prächtigen Ruinen des Schloſſes hoch erheben; und hinter dieſem höhere waldgekrönte Felſen, deren dunkles Grün den Grund des großen Gemäldes bildet.

Hätte die Bergſtraße auch keinen andern Zauber, als hier wo ſie endet, dieſen großen überraſchenden Anblick, er allein würde die ganze Reiſe reichlich belohnen. Daher eilen Sie, mein Freund, damit Sie unſre freundliche Erde nicht verlaſſen, ohne ihn genoſſen zu haben.

Heidelberg, 9. September.

Kaum weiß ich Worte zu finden, um Ihnen, lieber Freund, zu ſagen, wie ſo ganz über meine Erwartung wohl es mir hier gefällt, wie groß und herrlich die Natur um mich iſt, wie freundlich und heiter die Stadt. Sonſt ſpotteten Sie oft über meinen Mangel an Ortſinn, wenn ich mich in den Straßen nirgend zurecht zu finden wußte; aber kommen Sie nur zu uns nach Heidelberg, ich will Sie herumführen trotz dem beſten Lohnbedienten, denn hier weiß ich überall Beſcheid, ſo gut wie in meinem eignen Zimmer. Indeſſen muß ich Ihnen doch geſtehen, daß Heidelberg eigentlich nur aus einer einzigen breiten ſchönen Straße beſteht; am Fuße hoher Felſen, welche hier von beiden Seiten des Stromes das Thal beſchränken, zieht ſie wohl eine halbe Stunde lang, am Ufer des Neckars ſich hin. Ein inneres Thor mitten in dieſer Straſe, trennt die Vorſtadt von der eigentlichen Stadt, ohne daß übrigens ein bedeutender Unterſchied zwiſchen beiden bemerkbar wäre. Einige groſe, von ſchönen Gebäuden umgebene Plätze ſchließen ſich an dieſe Straße an, und viele, zum Theil etwas düſtre enge Queerſtraßen gehen zu beiden Seiten von ihr aus. Faſt alle Häuſer ſind maſſiv und haben ein recht ſtattlich-bürgerliches Anſehen. Einige tragen Spuren eines hohen Alterthums, beſonders eins, vor dem ich immer einige Minuten betrachtend verweilen muß, wenn ich auch noch ſo ermüdet vom Spaziergange zurückkomme. Wahrſcheinlich ward es gleichzeitig mit dem öſtlichen Flügel des Schloſſes im ſechzehnten Jahrhundert erbaut, und war einſt der Wohnſitz der edlen Familie von Sickingen; jetzt bewohnt es ein Kaufmann. Säulen und Niſchen, mit allerlei Bildhauerarbeit verziert, ſchmücken noch von oben bis unten die reiche Faſade und zwiſchen ihnen ſchauen die Büſten vieler alten Ritter und Damen gar wunderbar und ernſt auf die neue Generation herab.

Weiter aber laſſe ich mich nun auf keine topographiſche Beſchreibung der Stadt und ihrer merkwürdigen Gebäude ein. Wollen Sie mehr davon wiſſen, ſo verweiſe ich Sie an Frau von Chezy und Herrn Aloys Schreiber, denn beide haben alles erſchöpft, was davon zu ſagen iſt. Hingegen von Heidelbergs Umgegend möchte ich Ihnen recht viel ſchreiben; ſie gehöret zu den anmuthigſten und zugleich erhabenſten in Deutſchland. Die ganze reiche Rhein-Ebene, in welcher Mannheim liegt, breitet ſich vor uns aus, ſo wie wir aus dem Mannheimer Thor treten, welches das weſtliche Ende der Stadt begränzt; der Neckar eilt durch ſie hin, dem Rheine zu; die Gebirge am Rhein ſchließen die blaue Ferne und ſeitwärts die des Odenwaldes an der Bergſtraße, mit ihren alten Burgen und dem über alle emporragenden Melibocus.

In der Stadt und am andern Ende des Thales hingegen, umringen uns hohe ſchön geformte Felſen, zwiſchen welchen breit und ſilbern der Neckar hinwogt. Neben bekleiden die Berge bis zu einer gewiſſen Höhe; über dieſe erheben ſich, wie an der Bergſtraße, dunkle Kaſtanien-Haine, faſt bis zu dem mit Wald und Buſch gekrönten Gipfel hinauf. Wo die größere Breite des Thales es irgend erlaubt, blinken freundliche Dörfer und einzelne Wohnhäuſer aus Reben und reichen Obſtgärten hervor, und ziehen ſich am Abhange der Berge oder durch enge Felſenſchlüfte hin. Dicht über der Stadt, auf einer mäßigen Höhe, am Fuße eines hohen, mit dunkelm Grün gekleideten Felſen, thront über all dieſem Reichthum die prächtige Schloßruine. Ich werde nicht müde, ſie anzuſchauen, denn immer bietet ſie im Wechſel der Tageszeit oder des Wetters einen neuen herrlichen Anblick, Abends und Morgens, im Nebel und im Sonnenſchein, oder wenn vom Winde ſchnell vorüber gejagte Wolken mit leicht hineilenden Schlagſchatten ſie überziehen. Ueberhaupt gewährt der Kampf der aus dem Strom aufſteigenden Nebel mit den Sonnenſtrahlen zwiſchen den mit dunkelm ſaftigem Grün bekleideten hohen Felſen ein ganz wunderbares Schauſpiel. Beſonders Morgens währt er oft viele Stunden lang, in denen die Nebel ſich in tauſendfachen Geſtaltungen bald hier, bald dort feſthängen und einklemmen. Leider aber tragen ſie nur zu oft den Sieg über die Sonne davon, und fallen dann in unbarmherzigen Regenſtrömen nieder.

In der Nähe gleicht die Ruine des Heidelberger Schloſſes mehr der, einer von lauter Königen ehemals bewohnten Stadt, als der eines einzigen Palaſtes, ſo groß iſt ihr Umfang, ſo in der Bauart von einander verſchieden ſind die vielen einzelnen Gebäude, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt, und welche im Lauf mehrerer Jahrhunderte hier nach und nach entſtanden. Oft genug ward dieſe berühmte Ruine bis ins kleinſte Detail beſchrieben, aber es geht mit dieſen Beſchreibungen wie mit allen, welche es wagen, wahrhaft große Gegenſtände umfaſſen zu wollen; ſie befleißigen ſich der ängſtlichſten Genauigkeit, ohne je den mächtigen Eindruck des Ganzen wiedergeben zu können. Beſſer gelingt dies dem Zeichner, auch betrete ich nie den Bezirk des Schloſſes, ohne mehrere Künſtler oben zu finden, die ſich mit Kopiren einzelner Theile deſſelben emſig beſchäftigen. Ein Franzoſe hat ſich ſogar ſeit länger als einem Jahr im Hauſe des oben wohnenden Gärtners förmlich angeſiedelt, und zeichnet mit unermüdetem Fleiß, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht. Einige ſeiner Anſichten des Schloſſes ſind ſchon in Kupfer geſtochen, und was ihnen etwa an Geiſt abgehen möchte, erſetzt die pünktlichſte Treue, mit welcher alles bis auf die kleinſte Verzierung aufgefaßt wird.

Als ich zuerſt den geräumigen Schloßhof betrat, und die mit ſechzehn Bildſäulen und vielen andern Verzierungen geſchmückte nördliche Faſade des Schloſſes von fern erblickte, glaubte ich faſt ein noch bewohnbares prächtiges Gebäude zu ſehen, und erſt beim Nähertreten entdeckte ich, wie furchtbar hier vernichtende Zerſtörung gehauſt hat. Der noch reicher geſchmückte öſtliche Flügel ſteht in ähnlichem Zuſtande da; im Innern deſſelben ſind noch die Abtheilungen des Ritterſaales und mehrerer großer Gemächer deutlich zu unterſcheiden. Ueberbleibſel reicher Verzierungen von Bildhauerarbeit an den Thürpfoſten und Fenſtergeſimſen von innen und außen, Säulen, Niſchen, Statuen, Wappen und zum Theil emblematiſche Basrelifs, bezeugen noch die ehemalige hier verwaltende Pracht. Obgleich aber das Dach längſt eingeſunken oder weggebrannt iſt, ſo hat dieſer Theil des Schloſſes doch noch ein zu neues Anſehen, um als Ruine in der Nähe vollkommen ſchön zu ſeyn. Ihm mangelt bei aller ſeiner imponirenden Größe das ehrwürdige Anſehen des Alterthums, welches nur lange an ihm vorüberziehende Jahrhunderte zu geben vermögen. Jetzt gleicht er noch zu ſehr einer großen Brandſtätte, an welcher man zwar bedauernd verweilt, aber ohne das Gefühl, welches zum Beiſpiel beim Auerbacher Schloß Jeden ergreift. Doch nicht nur der Zeitraum von wenig mehr als hundert Jahren, ſeit welchen das Schloß zerſtört ward, auch die dem Modernen ſich nähernde Bauart dieſes Theils deſſelben iſt Urſache, daß er ein weniger ehrwürdiges und pittoreskes Anſehen hat. Dem ältern, in einem frühern Styl erbauten und mit zum Theil noch ſtehenden Granitſäulen geſchmückten Flügel des Schloſſes mangelt beides nicht, obgleich er zur nämlichen Zeit im dreißigjährigen Kriege zerſtört ward. Einen unvergleichlich erhabnen Anblick aber gewährt der geſprengte Thurm an der andern Seite des Schloſſes, deſſen ungeheure, aus Felſenſtücken zuſammengeſetzte

Maſſe der Wuth der Flammen widerſtand. Selbſt die mächtigere Gewalt des Schießpulvers, womit damals die Franzoſen dieſen ſtarken Thurm der Erde gleich zu machen trachteten, vermochte nur einen Theil des Felſengebäudes loszureißen, der nun drohend über dem Abhang ſchwebt, einzig durch eigene Schwere vor dem völligen Herabſturz geſichert. Baumſtarker Ephen umklammert ihn mit Rieſenarmen; nirgend wächſt dieſe Pflanze üppiger als hier, wo ſie Felſen und Mauern unglaublich verſchönert und mit immer grünen Kränzen ſchmückt. Noch ein alter prächtiger Thurm in der Nähe von dieſem macht einen nicht minder maleriſchen Effekt, auch iſt er unzählige Mal gezeichnet, geäzt und beſungen. Ein ſchönes altes Thor führt zu einer Abtheilung der das Schloß umgebenden Anlagen, in welcher er ſteht; ſie heißt, ich weiß nicht warum, der Stickgarten. Ich bin wie auf dieſen Platz hingebannt, und laſſe ungern einen Tag vergehen, ohne ihn zu beſuchen. Von einer kleinen, mit Linden beſetzten Terraſſe, welche ehemals ein Wall war, genießt man dort einer köſtlichen Ausſicht. Dicht unten am Wall fließt der Neckar; man überſieht die ſchöne Brücke und die ganze Stadt; in der Ferne blinken die mannichfaltigen Windungen des Rheins aus der Ebene herüber, und die blauen Vogeſen kränzen den weiten Horizont. Auf der Terraſſe ſelbſt ſteht der ſchöne alte Thurm, faſt ganz mit Epheu überdeckt, welcher zwei daran angebrachte Niſchen in Lauben verwandelt, aus denen die Bildſäulen zweier alten Pfalzgrafen drohend blicken. Der Effekt, welchen dieſe beiden, im Geſchmack der damaligen Zeit ſehr gut gearbeiteten Statuen hier machen, iſt groß und wunderbar. Sie haben etwas Geiſterartiges, als fühlten ſie noch Trauer und Zorn über die Zerſtörung ihrer Fürſtenwohnung, und wären bereit, ſie zu rächen. Oben auf dem alten Gemäuer des Thurms grünen und blühen Pflanzen und Blumen in zwei kleinen Anlagen, die man den Luftgarten nennt. Die Ausſicht dort iſt noch ausgebreiteter, als die unten von der Terraſſe; es war ein hübſcher Gedanke, hier Blumen und Sträuche zu pflanzen, die im Graus der Zerſtörung üppig gedeihen und Leben aus dem Tode ſaugen.

Das berühmte Heidelberger Faß iſt ebenfalls noch zu ſchauen; ich werde mich aber wohl nicht in den kalten feuchten Keller hinabwagen, in welchem es liegt. Gegen Maſter Whitbread's thurmhohe Porterfäſſer, welche ich in London ſah, iſt es doch ohnehin nur ein Zwerg. Auch hörte ich heute eine Schaar engliſcher Herren und Damen, die ich davon herkommen ſah, mit wahrem vornehmen Mitleid von dem winzigen kleinen Dinge ſprechen und Altengland preiſen, welches auch in dieſer Hinſicht den Sieg über Deutſchland davon trägt. Brummend ſchlich die Schloßwärterin hinter der Geſellſchaft drein, die ihr für die nicht kleine Mühe des Herumführens im ganzen Schloß nur ſechs Kreuzer gegeben hatte, und ich dachte daran, wie man in England den Beſuch eines Schloſſes mit Gold erkaufen muß.

Ueberhaupt werfen die jetzigen Engländer auf Reiſen den Leuten nicht mehr die Guineen an die Köpfe, wie ſonſt wohl geſchah; ſie zeichnen ſich eher auf ganz entgegengeſetzte Weiſe aus; dafür werden auch in dieſer ganzen Gegend die eleganteſten Reiſekutſchen an den guten Gaſthöfen aus vorgeblichem Mangel an Raum abgewieſen, ſobald der Wirth Britten darin ſpürt, und ich traute kaum meinen Sinnen, da ich dies zuerſt hörte und ſah. So ändern ſich die Zeiten und Sitten. Vor zwanzig Jahren durfte ein Deutſcher ſich mit ſeinem Geldbeutel kaum in die Gaſthöfe wagen, welche von den großmüthigen Mylords beſucht wurden, denn damals war jeder Engländer wenigſtens ein Lord, und jetzt habe ich es wirklich erlebt, daß einer den in Heidelberg ſehr billigen Preis der Wirthstafeln für ſeine Damen noch billiger behandeln wollte, weil dieſe weniger äßen als die Männer.

Ich werde es nicht müde, hier Berg und Thal an jedem heitern Tage zu durchſtreifen, denn der mannichfaltige Reiz, die Anmuth und Erhabenheit dieſer Gegenden ſind ewig neu. Heut wandelten wir zum Wolfsbrunnen, zuerſt den Strom entlang, bis zu dem kleinen Dörfchen Schlierbach, wo wir durch einen Bauerngarten zu den kühlen ſilberklaren Quellen hinaufſtiegen, die in einem dunkeln Felſengrunde reichlich ſprudeln, und ſich in vier terraſſenartig über einander liegende fiſchreiche Weiher ſammeln. Dunkles Gebüſch und einige Bäume verbreiten eine ewige kühle Dämmerung über dieſen von der Welt abgeſonderten ſtillen Platz. Er gleicht einem ſehnſuchtsvoller Schwermuth geweihten Tempel. Ich glaube nicht, daß man auch mit dem fröhlichſten Gemüth hier lachen oder luſtig ſeyn kann, ſo feierlich iſt der Ort, in welchem nur das leiſe Murmeln der Quellen die tiefe Stille durchſäuſelt. Um den obern Weiher ſchatteten ſonſt noch uralte mächtige Linden und verdichteten das heilige gründämmernde Dunkel; ſie wurden unter allerlei nichtigen Vorwänden vor wenigen Jahren gefällt und werden noch immer ſchmerzlich beklagt. Dieſer Vernichtungsgeiſt, der die Menſchen treibt, auch das Unerſetzbare zu zerſtören, nur um es anders zu haben, iſt eine ſehr traurige Erſcheinung, der man nur zu oft begegnet.

Die Sage behauptet, daß Siegfried an dieſem abgelegenen ſtillen Orte unter Haagens meuchelmörderiſchem Schwerte fiel, da er im Brunnen badete. Doch widerſprechen ihr viele eifrige Verehrer des Niebelungenliedes, und führen Gegengründe an, die hauptſächlich auf dem Lokal des Ortes beruhen, vorzüglich den, daß hier keine

Wieſe in der Nähe iſt, auf welcher der Held ſein Roß tummelte, ehe er ins Bad ging. Ich glaube, daß die Zeit hier wohl vieles veränderte, daß Buſch, Wald und Anhöhen im Lauf der Jahrhunderte recht wohl an die Stelle eines Raſenteppichs entſtehen konnten, und denke hier gern an Siegfried und die Niebelungen; auch an die uralte Seherin der Germanen, Velleda, welche Chateaubriand neuerlich zu der Heldin einer Liebesgeſchichte zu machen für gut hielt. Sie ward auch Jutta genannt und bewohnte die Höhe, auf der die Ruine des Schloſſes jetzt ſteht, welche noch heutigen Tages nach ihr der Jettenbühl heißt; ein Name, der das Andenken und die Sage von der Prophetin noch immer unter dem Volke lebendig erhält. Velleda wandelte in früher Morgendämmerung von ihrem Wohnſitz zum Brunnen herab, um dort im Verborgnen heilige Gebräuche zu üben. Die Seherin, zu beſchäftigt mit wichtigen künftigen Ereigniſſen, dachte nicht daran, Gefahren zu erforſchen, welche ihr ſelbſt drohten; unverſehens traf ſie daher am Brunnen eine Wölfin, welche dort ihre Jungen bewachte, und ward dem wüthenden Thiere wehrlos zur Beute.

Darum wird dieſer Ort noch immer der Wolfsbrunnen genannt.

Es iſt hier das Land alter Sagen, lieber Freund! Sie wiſſen, wie ich dieſe liebe, wie ſie mir alles um mich her beleben, daher verargen Sie es mir nicht, wenn ich ihnen zuweilen recht treuherzig etwas erzähle, was geſcheutere Leute als ich geradezu für Mährchen erklären.

Der Tag war zu heiß, mir ſelbſt zu warm vom Spaziergange geworden, um lange in dieſer friſchen Kühle am Brunnen zu verweilen. Wir wählten den Rückweg über die Höhe nach dem Schloſſe, wahrſcheinlich denſelben, welcher die Prophetin ihrem Schickſal entgegenführte. Jeder Schritt gewährte uns hier eine neue Ausſicht auf den tief unten fließenden Neckar und das wunderſchöne Thal. So gelangten wir bald zu den weitläuftigen Anlagen, welche die Ruine des Schloſſes umgeben. Kunſt und Natur ſchufen hier im ſchönen Verein die angenehmſten, von unzähligen ausländiſchen Bäumen und Sträuchen umgrünten Spaziergänge. Bald belebt ſie das Flüſtern einer einſamen Quelle, bald wandelt man unter hohen dichten Laubgewölben, zwiſchen ſchön geformten

Felſen. An einigen Stellen treten einzelne Theile der Ruine unerwartet hervor und machen einen höchſt pittoresken Effekt; oder man gelangt auch plötzlich an freie Plätze, von welchen man beide vom Rhein und vom Neckar durchſtrömte Thäler zugleich überſieht, bis wo die Vogeſen, der Donnersberg und das Haardtgebirge den Horizont ſchließen.

Die ausgebreitetſte Ausſicht bietet eine große, mit wilden Kaſtanienbäumen beſetzte Terraſſe, auf welcher uns diesmal der Thee erwartete, denn ein Gaſthof, wo man Erfriſchungen aller Art findet, gehört auch mit zu den Annehmlichkeiten dieſer Spaziergänge. Hier genoſſen wir nun einen herrlichen Abend, ſahen die Sonne ſinken und den Vollmond heraufſteigen. Nirgend, ſelbſt nicht am Ufer des Meeres, fand ich das wechſelnde Farbenſpiel der Abendröthe, den Kampf des Lichts mit der Dunkelheit ſchöner als hier. Jeder Moment bringt neue glänzende Farbenerſcheinungen an dem weiten Horizont hervor; die nach einem heißen Tage aus beiden mächtigen Strömen aufſteigenden Dünſte, in welchen die Lichtſtrahlen widerſcheinen, ſind wohl die Urſache dieſer unglaublichen Pracht. Roſig ſchimmernd tritt der Rhein in der Ferne hervor, und verbirgt ſich wieder, um an einem andern Ort noch glänzender zu erſcheinen, ohne daß das Auge allen ſeinen Krümmungen zu folgen vermöchte. Dicht unten funkelt glühend der Neckar im Abendroth, die nahe Ruine, die Stadt, die Brücke, alles glänzt im Purpurlicht, während die Dämmerung allmählich ihre grauen Schleier immer weiter und weiter verbreitet, bis ſie endlich alles zur nächtlichen Ruhe verhüllt.

Es wäre eine unverzeihliche Sünde, wenn wir hier einen ſchönen Tag ungenoſſen hingehen lieſſen; man ſollte dies eigentlich nie, denn das Leben iſt ſo kurz und gleicht überhaupt nur zu ſehr dieſem Sommer, an welchem ganz heitere Tage ſo ſelten erſcheinen. Wir benutzten alſo gleich den erſten ſchönen Morgen, um durch das Neckarthal nach Neckargemünd zu fahren.

Je mehr ich vom Neckarthal ſehe, je ſchöner erſcheint es mir. Auf unſerm Wege umſchloſſen uns bald prächtige Granitfelſen ſo enge, daß nur eben für uns und den Strom Raum genug blieb. Weiterhin treten ſie auseinander, und freundliche Dörfer ſpiegeln ſich in der klaren Fluth. Dann folgen röthliche Sandſteinbrüche, in welchen der Wiederhall das Knallen des die Steinmaſſen ſprengenden Pulvers unzählige Mal wiederholt. Plötzlich wendet der Strom ſich nach Oſten, und dicht an ſeinem Ufer liegt Neckargemünd vor uns, von Reben und aller Anmuth der reichen Vegetation dieſes Landes umgeben. Dicht daran fällt der kleine Fluß, die Elſenz, in den Neckar und bildet einen kleinen Hafen für Holzſchiffe, Flöße und Nachen. Schöne hohe Berge erheben ſtolz ihre Häupter über dem freundlichen Städtchen; vor allen zeichnet ſich der Dillsberg durch ſeine regelmäßige Kegelform aus, welche wahrſcheinlich auf einen ausgebrannten Vulkan deutet. Man will ſogar Spuren von Lava in den Steinen der uralten Ringmauer des oben liegenden Städtchens Dillsburg entdeckt haben. Das ſehr alte Dillsburger Schloß und die es umgebenden hellrothen Ziegeldächer des Städtchens gewähren, von unten geſehen, einen ganz eignen Anblick; ſie liegen wie ein Adlerneſt auf dem beträchtlich hohen Berge;

nirgend zeigt ſich von dieſer Seite die Spur eines hinauf führenden Weges, und man begreift nicht, wie die Leute dort oben es anfangen, um mit der übrigen Welt in leidlichem Zuſammenhang zu bleiben. Von der andern Seite führt freilich ein ziemlich ſteiler Weg hinauf, den wir aber nicht ſehen konnten und an dieſem heißen Tage auch nicht beſteigen mochten, obgleich die Ausſicht oben als ſehr ausgebreitet und ſchön geprieſen wird. Wir ſahen uns lieber gleich nach einem Führer und einem Nachen um, die uns an das jenſeitige Ufer brachten, nachdem wir in Neckargemünd unſer Mittagseſſen beſtellt hatten.

Unſer Führer war ein wackrer alter Landmann, der ſeine drei Söhne gegen die Franzoſen in den Krieg geſchickt hatte, zwei von ihnen auf dem Siegesfelde bei Belle-Alliance verlor, und doch nicht glaubte, um dieſen Preis die Befreiung des Vaterlandes zu theuer erkauft zu haben. Er mußte mir von Dillsburg erzählen, das, vom Strome aus geſehen, noch ſchroffer und unzugänglicher auf ſeinem Felſen zu liegen ſcheint. Solche, in höchſt unbequemen Stellungen angelegte Wohnungen der Menſchen erregen in mir immer ein hohes Intereſſe, beſonders wenn das Schöne und Bequeme ſie ſo nahe begränzt, als hier. Ich möchte gern ergründen, was die Leute bewegt, dort zu bleiben, und finde immer keinen andern Grund, als die Macht der Gewohnheit. Die Bewohner von Dillsburg haben nur einen einzigen Brunnen, aus welchem täglich nur vier Eimer Waſſer geſchöpft werden dürfen, in welche die Honeratioren des Orts ſich theilen. Die übrigen Bewohner behelfen ſich mit Regenwaſſer, welches ſie in Ciſternen auffangen. Dieſer Sommer muß die waſchluſtigen Hausfrauen von Dillsburg entzücken, und eine ächte Holländerin aus Broek oder Zaardam wäre dort oben, ſo ganz außer ihrem Element, gewiß das unglücklichſte Geſchöpf in der Welt.

Unter dieſen Geſprächen und Betrachtungen waren wir über den Strom geſetzt und eine gute Strecke am andern Ufer fortgegangen, als uns eine ganz neue, höchſt romantiſche Ausſicht überraſchte. Der breite Strom krümmt ſich hier plötzlich nach dem Dillsberge zu und bildet einen großen Halbkreis. Uns beinahe gegenüber, am äußerſten Ende dieſes Kreiſes, ſahen wir das Städtchen Neckarſteinach am Fuße mächtiger grüner Felſen im Strome ſich ſpiegeln und ſeitwärts, auf bedeutender Höhe, vier alte Burgruinen, in nicht groſſer Entfernung von einander, eine ernſte Reihe bilden. Die erſte und kleinſte dieſer Ruinen, zu welcher wir gelangten, hängt dicht am Strom, den Einſturz drohend, beinahe über den Weg, wie ein Schwalbenneſt auf der Zinne eines Kirchthurms, und macht einen höchſt maleriſchen Effekt; ſie wird auch das Schwalbenneſt genannt. Nur ein Thurm und einiges Gemäuer entgingen der Zerſtörung und werden leider vielleicht bald ihr ganz zum Raube, denn ein Steinbruch untergräbt den Fels, auf dem die Burg ſteht; deshalb iſt auch das Hinaufſteigen zu ihr höchſt beſchwerlich und nicht ganz ohne Gefahr.

Zu der zweiten Ruine ſtiegen wir hinauf. Dieſe Burg iſt größer und prächtiger geweſen, als die erſte. Ein ſchöner Thurm und ein großes Thor, mit einem Wappen geſchmückt, ſtehen noch wohl erhalten neben andern weniger gut erhaltenen Thürmen und vielen alten Mauern, welche die Abtheilungen eines Schloßhofes und einiger Säle errathen laſſen. Hohe Birken und Fichten wurzeln auf den mächtigen Steinmaſſen, und ſchöner Epheu umzieht ſie. Die Ausſicht auf den Neckar und die nahen Felſen und Ruinen iſt entzückend ſchön, die Krümmung des Stroms giebt ihm das Anſehen eines lang ſich hindehnenden Sees, denn an beiden Seiten treten die Felſenufer vor, und verbergen den Ort, woher er kommt und wohin er geht. Seitwärts blickt man in das einſamwilde Schönauer Thal, das, wie eine ſchmale grüne Bergſchlucht, ſich durch die Felſen hinwindet. Mich ergriff dort oben ein wehmüthiges Gefühl. Grau und düſter ſah ich die ernſten Trümmer über den Weg blicken und die ewig jugendlichen Wellen mit dem Abbilde ihrer ehrwürdigen Formen ſpielen, welche ehemals wohl im Schein der Fackeln rothflammend blinkten, wenn dieſe jetzt verödeten Mauern vom Geräuſche froher Feſte wiederhallten. Ich dachte mir, wie vielleicht ein Vater vieler Söhne dieſe Burgen ſo nah an einander erbaute, um ſeine Kinder darin um ſich her wohnen zu laſſen, und wie ſpäterhin gaſtlicher Verkehr die Bewohner dieſer Schlöſſer vereinte, deren Namen jetzt Niemand mehr nennt.

Die dritte Burg erhebt ſich nahe über Neckarſteinach. Ein in neuerer Zeit daran gebauter Theil derſelben iſt bewohnt und ſogar zu einem Gaſthofe eingerichtet, aus deſſen Saalfenſtern man die ganze herrliche Gegend überſieht.

Die vierte Ruine iſt ſehr verfallen, ſie beſteht nur aus wenigem Gemäuer und einem ſehr alten Thurme, und ſieht noch ſchauerlicher und öder aus, als die andern.

In Neckarſteinach beſuchte ich die halb alte, halb neue Kirche, um einige alte Grabmähler des längſt erloſchnen Geſchlechts der Landſchaden von Steinach zu ſehen. Die in gar naiven, alten deutſchen Knittelreimen abgefaßten Inſchriften der Gräber ergötzten uns ſehr, während uns die Küſterin mit der Geſchichte ihrer Bewohner unterhielt. Die alten Herren von Steinach ſtehen noch immer in ſehr ſchlechtem Ruf hier unter dem Volke. In ihrer dunkeln Zeit mögen ſie auch wohl das damals unter dem Adel übliche Räuberhandwerk getrieben haben. Unſre Frau Küſterin machte ſie aber zu Seeräubern auf dem Rhein, und behauptete, ſie hätten deshalb den Beinamen Landſchaden erhalten. Mir fielen dabei die Seekönige ein, die jetzt in unſern neueſten Romanen eine ſo große Rolle ſpielen, ſeit Fouqué ſie einführte.

Uebrigens gibt dieſe kleine Kirche ein großes Beiſpiel der höchſten Toleranz. Mit Erſtaunen ſah ich Weihkeſſel und Prozeſſionsfahnen am Grabe eines Landſchaden hängen, der, wie die Inſchrift lobend verkündete, zuerſt in dieſer Gegend dem Pabſt entſagte und Luthers neue Lehre ergriff. Ich vernahm zur Erklärung, daß Lutheraner und Katholiken ſich dieſer Kirche gemeinſchaftlich bedienen, um darin zu verſchiedenen Stunden, jedes auf ſeine Weiſe, Gottesdienſt zu halten.

So wie wir in Neckargemünd wieder angelangt waren, ſchickten wir unſern Wagen nach Heidelberg zurück, und ſchifften uns gegen Abend auf einem Nachen ein, um auf dem Neckar nach Hauſe zu fahren. Die Sonne ſtreute ihre letzten Strahlen auf Fels und Strom; es war eine höchſt angenehme Fahrt, ein Vorſchmack deſſen, was uns am Rhein erwartet. Jede Krümmung des Stroms, jedes Dörfchen am Ufer gewährte ein neues Bild; alles, was uns am Morgen beim Hinfahren erfreut hatte, erſchien uns jetzt, vom Waſſer aus, noch ſchöner, und ungern verließen wir nach einer guten Stunde den Kahn, es bedauernd, daß dieſe Freude ſo kurz war.

Ganz anders und doch nicht minder ſchön zeigt ſich mir die Welt, wenn ich dem romantiſchen Neckarthale den Rücken wende, aus dem Mannheimer Thore trete, und die reiche, vor mir liegende Ebne überſchaue. Hier ladet alles zu heiterm Lebensgenuß ein, wie dort zu ernſterer Betrachtung. Ueppig grünt und blüht Garten und Flur, und die aus Obſtbäumen und Reben hervorblickenden ſchönen Dörfer ſehen aus, als lebe man nur zur Luſt darin, und als müßten ihre Bewohner nicht im Schweiß ihres Angeſichts das Land bauen, wie andre Erdenſöhne und Töchter.

Solch ein Dorf iſt auch Rohrbach, in welchem die verwittwete Markgräfin von Baden ein nicht großes, aber elegantes Landhaus beſitzt, welches ſie im Sommer zuweilen bewohnt. Ein klarer Bach, ein von ſchattendem Gehölz umgebener Teich, ländliche Ausſichten auf grüne Wieſen und freundliche Dörfer geben den dazu gehörigen Gartenanlagen etwas ſehr Anmuthiges. Der Eintritt ſteht dem gebildeten Publikum offen. Wir ſaßen dort an einem ſchönen Abend ſehr fröhlich am Theetiſch, als wir ein allmählich aufſteigendes Gewitter bemerkten, welches plötzlich ſo ſchnell und in ſo drohender Geſtalt ſich über Heidelberg aufthürmte, daß wir eilen mußten, um vor dem völligen Ausbruch deſſelben die Stadt zu erreichen. Noch war über uns der Himmel blau, kein Lüftchen regte ſich, aber in furchtbarer Majeſtät thronte die ſchwarzblaue Gewitternacht über dem Kreiſe der die Bergſtraße umgebenden Felſen; am dunkelſten ruhte ſie auf dem hoch über Heidelberg ſich erhebenden Heiligenberg und dem darunter liegenden Schloßberg. Nie ſah ich die Natur in furchtbar-erhabnerer Pracht. Der Wiederhall in den Bergen *wiederholte den unaufhörlich rollenden* Donner unendliche Mal, ſo daß kein einzelner Schlag ſich unterſcheiden ließ. Blaue zackige Blitze zerriſſen die dunkle Wolkendecke, dann glänzte einen Moment lang die Schloßruine hervor, und verſank im nächſten wieder in dem Gewitterſchleier, welcher ſchwarz und undurchdringlich ſie verhüllte. Wild aufgeregt in ſeinen tiefſten Tiefen, brauſte der Neckar und glänzte wie dunkelblauer Stahl, obgleich der Sturm noch ſchwieg und kein Regentropfen fiel. Schaudernd gedachte ich jener entſetzlichen Nacht, als hier im ſechzehnten Jahrhundert ein Wetterſtrahl das uralte erſte

Schloß zerſtörte, welches auf dem nämlichen Berge hoch über der jetzigen Ruine des neueren Schloſſes erbaut war, und von dem keine Spur mehr übrig blieb. Ein großer, mit Pulver angefüllter Thurm ſtand damals neben dem alten Schloß; der Blitz entzündete dieſen, und in einem Moment waren Thurm und Schloß zerſtört und die Stadt unten verwüſtet und in Flammen, angezündet von den auf ſie herabregnenden brennenden Balken, zerſchmettert von herunterſtürzenden Felsſtücken. Schon ahnete mir, ein Aehnliches zu erleben, als das Gewitter ſich theilte. Nur ein Theil deſſelben entlud ſich über Heidelberg, nachdem wir glücklich angelangt waren, aber ſo furchtbar, wie wir es uns auf dem flachen Lande nicht denken können. Die alten Felſen krachten, als ob ſie zuſammenſtürzen wollten, und die Blitze leuchteten heller, als die ſtrahlende Mittagsſonne. In der Bergſtraße hat das Gewitter noch weit ärger gewüthet, große Schloßen verwundeten Reiſende und Pferde, welche eben auf freier Straße waren, und die ganze herrliche Obſtärndte in Heppenheim iſt zerſtört.

Mit dem neulichen Aufruhr der Natur ſcheint jetzt der Sommer wirklich eingezogen zu ſeyn, freilich etwas ſpät, doch immer beſſer, als gar nicht. Wir denken jetzt ernſtlicher daran, unſre eigentliche Rheinreiſe in wenigen Tagen anzutreten, und benutzen die Zeit bis dahin, um noch alles zu ſehen und zu genießen, was uns bis jetzt die nur zu häufigen Regentage verwehrten. So brachten wir denn auch einen Sonntag in Schwetzingen zu, weil an dieſem Tage die Springbrunnen dort angelaſſen werden. Es liegt von hier ſo entfernt, als von Mannheim, und auch ſo weit, als Mannheim ſelbſt von Heidelberg liegt. Beide Orte kann man bequem in Zeit von zwei Stunden erreichen, und dies iſt keine der geringſten Annehmlichkeiten, welche Heidelbergs Lage bietet. Dieſe Nähe Mannheims iſt den Freunden des Theaters beſonders bequem, da man bei Tage, bei Nacht und zu jeder Jahreszeit nicht die geringſte Gefahr oder Unbequemlichkeit auf der trefflichen Kunſtſtraße zu ſcheuen hat.

Es iſt mir unbegreiflich, wie jemand auf den Einfall kommen konnte, die prächtigen großen Anlagen von Schwetzingen mitten in dieſe öde Sandwüßte zu verlegen, da Heidelberg ſo ganz in der Nähe eine Gegend bietet, in welcher die Natur der verſchönernden Kunſt auf mehr als halbem Wege willig entgegen gekommen wäre. Aber die Fürſten lieben es, das Unmögliche zu verſuchen und ſowohl die Elemente, als die ewigen Geſetze der Natur zu beſiegen. Zuweilen gelingt ihnen dies, und obgleich der Sieg ſelten des großen Aufwandes von Kraft und Geld werth iſt, mit welchem er errungen ward, ſo erregt er doch wenigſtens das Erſtaunen der Menge. Hier in Schwetzingen wächſt dies Erſtaunen noch durch den Kontraſt der traurigen Oede der Umgebung mit der reichen üppigen Vegetation, die man im Garten zu erzwingen wußte, wozu denn freilich das warme günſtige Klima nicht wenig beigetragen haben mag.

Der Garten, einer der größten in Deutſchland, iſt eine eigne Zuſammenſetzung einzelner grandioſer Partien, wie le Notre in Frankreich ſie ſchuf, und modernerer Anlagen in ſogenanntem engliſchen Geſchmack. Dieſer Mangel an Einheit des Styls fällt indeſſen bei dem großen Umfange des Ganzen gar nicht widerwärtig auf. Auch die vielen

Tempel und andre darin angebrachten Gebäude erſcheinen aus demſelben Grunde nicht geſchmacklos und lächerlich, wie es auf einem kleineren Platz ſo leicht geſchieht. Sie ſind alle wahrhaft prächtig aus maſſiven Quaderſteinen erbaut, einige in ſehr edlem Styl, wie zum Beiſpiel ein Apollostempel und ein andrer, der Minerva geweiht. Eine große Moſchee, die genaue Kopie eines ſolchen in Konſtantinopel exiſtirenden Tempels, iſt wenigſtens prächtig und merkwürdig. Wer ſich die Mühe geben will, auf engen Wendeltreppen ihren hohen Minaret zu beſteigen, den lohnt oben eine ausgebreitete Ausſicht auf die Städte Speyer, Mannheim, Ladenburg und viele andre, welche in der weiten Ebne zwiſchen den Vogeſen und dem Meliboeus zerſtreut liegen. Manche artige Spielerei ergötzt wenigſtens für den Augenblick. Zu dieſen rechne ich ein großes Vogelhaus von mährchenhaftem Anſehen, und die berühmte gemalte Ausſicht auf den Rhein, welche ſonſt durch einen optiſchen Betrug alle Welt täuſchte, jetzt aber zu verbleichen beginnt. Den impoſanteſten Effekt macht indeſſen der mit hohen Alleen umgebne große Platz im altfranzöſiſchen Styl, gleich am Eingange. Ihn ſchmücken eine Menge von Springbrunnen, Marmorvaſen und Statuen, deren es in dieſem Garten unendlich viele giebt und von denen einige nicht ohne Kunſtwerth ſind. Auch ein ſehr großes Waſſerbaſſin, an deſſen Ufer die koloſſalen Statuen des Rhein- und und Donau-Gottes liegen, nimmt ſich recht grandios aus. Einen Tag kann man in Schwetzingen recht angenehm hinbringen, und ſich obendrein müde laufen, wenn man alles ſehen will, was dieſer Platz enthält. Auch müde leſen kann man ſich, wenn man eine detaillirte Beſchreibung aller darin enthaltenen Einzelheiten leſen muß, deshalb verſchone ich Sie damit, und ich hoffe, Sie danken es mir. In Summa, alles wäre hier vortrefflich und gut, wenn nur nicht die Luft von blutdürſtigen Ungeheuern wimmelte, die ſchonungslos jedermann anfallen, und keinem erlauben, nur eine Viertelſtunde im Freien auszuruhen. Dieſe berüchtigten Rheinſchnaken, deren Hauptſitz Schwetzingen iſt, ſind keine Mücken, kleine geflügelte Drachen ſind ſie, gegen welche die berühmten Mücken in Iſraelsdorf bei Lübeck, die ärgſten, die ich bis jetzt kannte, als ſanfte harmloſe Geſchöpfe geprieſen zu werden verdienen.

Ich habe Ihnen nun ſchon ſo viel von Heidelbergs Umgebungen geſagt, und noch kein Wort von dem Ton der dortigen Geſellſchaft. Das kommt aber daher, lieber Freund, weil man das, was man ſonſt in der Welt eigentlich oder uneigentlich Geſellſchaft nennt, hier nicht findet. Nirgend erblickt man hier ein Streben nach Vergnügungen außer dem Hauſe, ausgenommen nach denen, welche die Natur reichlich in der Umgegend bietet. Man kennt oder fühlt hier nicht das Bedürfniß, ſich zum Spiel oder zur Konverſation in größerer Anzahl zu verſammeln, daher giebt es auch keinen großen allgemeinen Vereinigungspunkt für Männer und Frauen, weder in Privathäuſern, noch an einem öffentlichen Ort. Einige Konzerte und Bälle machen im Winter hiervon eine geringe Ausnahme. Dennoch wird man ſelten mehr kenntnißreiche, gebildete, mit einem Worte mehr intereſſante Menſchen auf einem ſo kleinen Punkt verſammelt finden, als in Heidelberg. Aber dieſe intereſſanten Menſchen ſind Männer, welche den ganzen Tag ihrer ernſten Beſchäftigung widmen, und Frauen, die ihren Haushalt, ihre Kinder beſorgen, um Abends dem ermüdeten Mann im Kreiſe der Seinen Erholung und Erheiterung zu bereiten. Müßiggänger giebt es hier nicht, oder verirren ſie ſich einmal hieher, ſo halten ſie es wenigſtens nicht lange aus, und ohne dieſe kann doch bekanntermaßen keine Geſellſchaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes beſtehen. Ausgebreitete Familienverbindungen, welche in andern Städten einigen Anlaß zu größeren Geſellſchaftskreiſen geben, finden hier ebenfalls nicht Statt, denn die bedeutendſten Einwohner wurden größtentheils aus andern, oft fernen Orten nach Heidelberg verſetzt. Daher ſuchen und finden nur Gleichgeſinnte einander, und bilden kleine geſellige Kreiſe aus drei oder vier Häuſern, die ohne Zwang oder Zeremonie unter einander in freundſchaftlichem Verkehr ſtehen, und die übrigen nur gelegentlich als entfernte Bekannte begrüßen. In dieſen kleinen Kreiſen befindet ſich aber jeder Fremde recht wohl, der Zutritt zu ihnen erhält, und der die Qualität, nicht die Quantität berückſichtigt. Ausgezeichnete junge Leute, welche hier ſtudiren, werden zuweilen, doch ſelten, zu dieſen Zirkeln gezogen; übrigens treiben die Studenten ihr Weſen für ſich, doch auf die wenigſt ſtörende Weiſe. Sie ziehen ſich wunderliche Jacken an, die ſie altdeutſch nennen, ſetzen ſammtne Damenhüte auf, und nennen ſie Baretts, binden ſich allerlei ſeltſam gezackte Kragen um den nackten Hals, und wem die gütige Natur einen Schnurrbart verleiht, der läßt ihn wachſen und dankt dem Himmel dafür. So ſehen dieſe jungen Leute denn freilich ziemlich maskenartig aus, aber ſie denken damit einen gewaltigen Schritt zum ächten Deutſchthum zu thun, und die Freude iſt ihnen zu gönnen. Wenn ſie einmal Acceſſiſten, Kanzeliſten, Kandidaten, oder ſo etwas werden, giebt ſich der Spaß von ſelbſt.

Ich weiß, Sie wundern ſich längſt, daß ich Ihnen noch immer kein Wort von der Boiſſeréeſchen Gemäldeſammlung ſchrieb, denn Sie ahnen wohl, daß dieſe hauptſächlich es iſt, was mich ſo lange hier feſt hält. Da Sie aber gewiß einmal in Ihrem Leben recht liebten und vielleicht noch lieben, ſo wiſſen Sie auch, daß ein Liebender den Namen der Dame, die er vor allen im Herzen trägt, immer zuletzt und ſo ſpät als möglich nennt. So ſchwieg ich denn auch von jenen Gemälden, eben weil ſie unaufhörlich und überall mein Gemüth beſchäftigten, denn ihr Anblick hatte mich in einen ſchwankenden Zuſtand von Unruhe und Ungewißheit verſetzt, aus dem ich wieder zu gelangen ſuchen mußte, ehe ich es wagen konnte, Ihnen etwas darüber zu ſagen. Eine Schülerin Fernows und Winckelmanns Verehrerin, kannte ich bis jetzt nur die Antike, als die Sonne, von der das Licht der Kunſt zuerſt über Italien ausging; als die Quelle des Ideals, welches vor allen Raphael dem Göttlichen göttlich erſchien.

Die flamändiſche, überhaupt die niederländiſche Schule war mir auf andre Weiſe lieb, und nie konnte ich es mit Langmuth ertragen, wenn vornehm thuende Kunſtkenner ſie herabſetzen wollten. Der Farbenglanz, die anſpruchloſe Naivetät ihrer Schöpfungen ergötzten mich; der Fleiß, die pünktliche Treue in den Darſtellungen der die Meiſter umgebenden Natur rührten mich oft auf eigne Weiſe, wenn gleich die Gegenſtände nicht immer die edelſten ſind. Ich hing mit wahrer Liebe an dieſen ehrlichen, lieben Bildern, ſo wie man auch gern mit einem guten getreuen Nachbar manches gemüthliche Stündchen verlebt, ohne deshalb hohe Anſprüche an ſeinen Geiſt zu machen, und ahnete nicht, daß bloßes treues Kopiren der Natur zu einer noch höhern Stufe der Vollendung führen könnte, als die ich hier erreicht ſah und die mir deshalb genügte.

Von der altdeutſchen Schule kannte und ehrte ich hauptſächlich nur Albrecht Dürer und Lukas Kranach. Ihre Farben, ihr unermüdeter Fleiß erregten meine Bewunderung. Aber wenn die Frommheit, die einfache Hoheit ihrer Gedanken mich anzogen, ſo ſtießen mich die unſchönen Formen oft wieder zurück. Albrecht Dürers treffliches Zeichnen konnte mich doch nicht ganz mit der Härte ſeiner Konture, mit der Magerkeit vieler ſeiner Formen verſöhnen, und manche Verzerrung in Lukas Kranachs Köpfen fiel mir widerwärtig auf. Ich ehrte und fühlte, was dieſe großen Meiſter gewollt hatten; aber es betrübte mich zugleich, daß ſie bei hohem Talent und dem angeſtrengteſten Fleiß es weder erreicht hatten, noch in ihrem, durch tauſend äußere ungünſtige Umſtände beengten Kunſtkreis es jemals erreichen konnten. Daher hatte ich ſelten eine recht reine innige Freude an ihren Kunſtwerken.

Die letzte, ſeit einigen Jahren bei uns eingetretene Kunſtperiode hätte mir dieſe trefflichen alten deutſchen Meiſter beinahe ganz verleidet. Sie wiſſen, wie faſt allgemein die neuere Künſtlerwelt ein myſtiſch-frommer Schwindelgeiſt ergriff, den ſie noch auf wunderliche Weiſe mit Vaterlandsliebe zu verbinden trachtet. Die Antike wird als Ueberbleibſel des blinden Heidenthums ganz bei Seite geſchoben. Raphael läßt man noch allenfalls gelten; zwar war er kein Deutſcher, aber doch katholiſch, und malte Madonnen; doch Albrecht Dürer, Lukas Kranach und ihnen gleichzeitige oder frühere, zum Theil unbekannte Meiſter ſind die Helden des Tages, und werden zu Vorbildern erwählt, nicht nur in der Erfindung, auch in der Ausführung. Das Uebelſte dabei iſt, daß man, aus Unvermögen ihre höheren Eigenſchaften zu ſchätzen oder ſich zu erwerben, nur gerade alle Fehler treu nachahmt, welche dieſe

Alten aus mancherlei Gründen begehen mußten. Wunderliches, geſchmackloſes Koſtum, fratzenhaft übertriebene oder vermagerte Geſtalten, in verdrehter unmöglicher Stellung, mit eidechſenartigen Körpern, Geſichtern, Händen und Füßen von unnatürlicher Länge, gelten jetzt für altdeutſch, und junge talentvolle Künſtler bemühen ſich, nur ſolche Geſtalten auf allerlei Weiſe zu gruppiren und ihnen irgend eine verworren-myſtiſche Bedeutung unterzulegen. Wenn ſolch ein Bild recht herrlich ſeyn ſoll, ſo malt man es auf Goldgrund, vergoldet auch wohl die Spitzen der Blätter an den Bäumen, die Säume der Draperien, die Federn der Vögel, ſogar den Blick in den Augen mit wirklichem Metall, wie die Pfefferkuchen-Bäcker es mit ihren Puppen zu machen pflegen. An die Geſetze der Perſpektive, der Vertheilung des Lichtes, der Gruppirung, wird nicht dabei gedacht, denn die hohe fromme Kindeseinfalt, nach der man ſtrebt, verbietet jede Regel. Dies Unweſen empörte mich oft zu gerechtem Zorn, welcher um ſo höher ſtieg, wenn ich in den Werken der auf ſolche Abwege gerathenen Künſtler ein hohes Talent, Fleiß und Genius nicht verkennen konnte, deren ganz mißgriffene Anwendung mich tief ſchmerzte. Doch wie man auch im gerechteſten Zorn oft zu weit zu gehen pflegt, ſo geſchah es wohl, daß mein Widerwille ſich zuweilen auf die alten Bilder ſelbſt erſtreckte, die dieſes Unheil verurſacht hatten, wenigſtens war mir das ewige Loben und Bewundern derſelben ganz unerträglich geworden.

Daß die Gemälde in der Boiſſerée'ſchen Sammlung nicht von jener mir verhaßten Art ſeyn konnten, wußte ich, ehe ich ſie ſah; ich kannte ſie ſchon einigermaßen aus Goethe's erſtem Heft über Kunſt und Alterthum am Rhein und Main; aber was ich fand, hatte ich dennoch nicht erwartet, nicht den Stoß, der alle meine Meinungen und Ideen über den Gang, den die Kunſt zur ächten Vollkommenheit nehmen ſoll, ſo durch einander wirrte, daß ich lange umſonſt ſtrebte, mich wieder zu recht zu finden.

Ich ſah eine Reihe Gemälde von Johann van Eyk, von Schoreel, von Hemmling, von Mabuſe, lauter Namen, deren erſter mir nur aus dem in meiner Kindheit geſehenen Danziger Bilde bekannt war. Eine neue Kunſtwelt ging mir auf, oder vielmehr ein Chaos, aus dem ſich mir eine neue Welt entwickeln mußte.

Hier iſt kein Gedanke von Lukas Kranach oder ſeinen Nachahmern, aber auch keine Spur der Antike und des Ideals. Neben dieſen noch immer Verehrten erblicke ich jetzt noch eine zweite Führerin zum Heiligthum der Kunſt, die Natur, eben ſo fern vom myſtiſchen Dunkel, von Verzerrung, vom Gemeinen, als von der Antike. Alles in dieſen Gemälden iſt Portrait, treue Nachahmung des im Leben Vorhandenen, aber groß und herrlich durch ungeſuchte Einfalt, Schönheit der Formen und ächt menſchlich frommen Sinn, ohne Streben darnach. Dieſer ſpricht aus den Gemälden, weil die Meiſter wirklich fromm und einfach waren, und ſich nicht nur ſtellten, als ob ſie es wären. Die Malerei dieſer Bilder iſt das Vollkommenſte was ich kenne, ausgeführt bis in die kleinſten Details wie Miniatur, aber ohne Aengſtlichkeit. Die Karnation des Fleiſches athmet und lebt, und gegen die Farbenpracht der Gewänder erbleicht ſelbſt der Glanz der venetianiſchen Schule. Mit was für Farben dieſe alten Meiſter eigentlich malten, wie ſie ſie bereiteten, iſt ſchwer auszumitteln, doch da ſich der jüngere Boiſſerée ſchon lange und ernſtlich mit Unterſuchungen darüber beſchäftigt, ſo dürfen wir von ſeinem Kunſteifer vielleicht bald die erfreulichſten Reſultate erwarten. So viel iſt ſichtbar, daß dieſe Meiſter ſich faſt keiner Erdfarben bedienten. Wahrſcheinlich lag auch viel an der erſten Bereitung des Grundes, auf dem ſie malten. Dieſer iſt weiß und ſchimmert beinah durch die bis zum Durchſcheinen dünn aufgetragenen Saftfarben durch; er bringt ungefähr das hervor, was bei einem fleißig gemalten Miniaturbilde eine dem Elfenbein untergelegte Silberplatte leiſtet.

Meine Bewunderung wuchs, da die Eigner der Sammlung mich ſtufenweiſe mit der Entſtehung dieſer ächt deutſchen Schule bekannt machten, und mir zeigten, wie ſie zuerſt durch tiefes Dunkel zu dieſer Höhe gelangte.

Nun aber, bitte ich Sie, lieber Freund! nehmen Sie Goethe's erſtes Heft über Kunſt und Alterthum am Rhein wieder zur Hand, und leſen Sie nochmals, was er über die Boiſſerée'ſche Sammlung, beſonders in Hinſicht auf das Geſchichtliche der Kunſt ſagt. Denn nur an dieſen feſten Faden kann ich die Erzählung deſſen anreihen, was ich davon hörte und ſah. Zuerſt wurden mir mehrere Gemälde aus der frühern Zeit gezeigt, die Goethe als die byzantiniſche bezeichnet, und in welcher der Künſtler an eine, von der Geiſtlichkeit ſtreng beſtimmte Form der Darſtellung gebunden war. Immer wiederkehrende Aehnlichkeit jedes einzelnen Geſichtes, trockne Symmetrie in der Anordnung der neben einander geſtellten Figuren, goldner Grund und mit Stempeln eingedrückte Verzierungen und Heiligenſcheine, ſind die charakteriſtiſchen Zeichen jener Zeit. Skulptur, wie man ſie noch in alten Kirchen ſieht, und nicht die Natur, war damals das Vorbild der Maler; daher ſtehen die Geſtalten kerzengerade da, *mit gekreuzten oder gefalteten Händen*, in langen ſchönfarbigen Gewändern, deren trockne Falten aber wie geſchnitzt ausſehen. Köpfe, Hände und Füße ſind lang und mager, ſo wie die ganze Figur; das Haar ſehr fleißig gemalt, aber ſteif und ſymmetriſch geordnet.

Eine große goldne Tafel, auf welcher mehrere Apoſtel neben einander abgebildet ſind, zeigt alle Fehler und Vorzüge jener Zeit. Gewänder und Geſtalten ſind ſteinern und todt, die Köpfe haben alle eine Familienähnlichkeit, ſind aber edel und mit bewunderswürdigem Fleiße ausgeführt.

Nach und nach riß ſich die Kunſt immer mehr von den byzantiniſchen Feſſeln los. Zwar ward noch auf die, aus der Architektur in die Malerei übergegangene Symmetrie ſtreng gehalten, welche eine ganz gleichförmige Anordnung beider an den Mittelpunkt des Gemäldes ſich anſchließenden Seiten erforderte, auch der Goldgrund und die eingedruckten Verzierungen blieben, doch die Bewegung ward freier, die Köpfe wurden individueller, die Draperien erhielten einen natürlicheren Faltenwurf.

Die Sammlung beſitzt ein ſehr vorzügliches altes Altargemälde aus dieſer beſſern Zeit; es ſtellt die Kreuzigung vor. Maria und Johannes bilden am Fuße des Kreuzes eine ſchöne ausdrucksvolle Gruppe; die übrigen Jünger ſtehen zu beiden Seiten des Kreuzes, faſt in der nämlichen Stellung, wie auf den andern ſchon erwähnten Bildern. Neben dieſes Gemälde muß ich die beiden großen goldnen Tafeln mit Abbildungen von Apoſteln ſtellen, deren Goethe beſonders erwähnt, und ſie, wahrſcheinlich mit Recht, für Nachbildungen wirklich geſchnitzter Bildniſſe hält. Die ſchönen ehrwürdigen Geſtalten der Apoſtel ſtehen auf glänzend goldnem Grunde neben einander, über jeden wölbt ſich ein zierlich durchbrochner, oben ſpitz zulaufender Bogen, mit brauner Farbe, doch ohne alle Perſpektive, auf dem Goldgrund gleichſam ſchattirt. Dieſe Bogen gleichen kapellenartigen Niſchen, wie man ſie noch an Chorſtühlen, Thürmen und andern kirchlichen Verzierungen des Alterthums häufig ſieht. In einer Abtheilung unter den Füßen der Apoſtel liegen Todtenköpfe und Knochen, auf ſeltſame Weiſe zur Zierde geordnet. Die ſteinerne Form weicht in dieſem Bilde ſchon dem Leben. Die Stellung der Apoſtel iſt ernſt und ruhig, aber nicht ſtarr; ihre in den hellſten Farben glänzenden Gewänder und Mäntel fallen in wirklich großem Styl weit und faltenreich um ſie her, die trefflich gemalten Köpfe ſind charakteriſtiſch und edel. Ein unausſprechlich frommer Sinn, ein heiliger Gottesfrieden ſpricht aus ihren Zügen, es weht ein ſo beruhigender ſtiller Geiſt über dieſe beiden Tafeln, daß man nicht müde wird, ſie anzuſchauen.

Die heilige Veronika macht den Beſchluß dieſer byzantiniſch-niederrheiniſchen Reihe von Gemälden, als das vortrefflichſte, obgleich es vielleicht älter iſt, als die andern; denn darüber läßt ſich nichts beſtimmen. Leben und Namen der Künſtler, welche alle dieſe Bilder malten, verhüllt das Dunkel der Vergangenheit, und obgleich die Tradition einiges bewahrte, ſo hat man hierüber dennoch keine Gewißheit.

Dies Gemälde, welches die heilige Veronika darſtellt, wie ſie auf einem leinenen Tuche den Abdruck von dem Geſichte des Erlöſers ausgebreitet vor ſich dem Anſchauer entgegen hält, iſt, genau wie Goethe es beſchreibt, auf Goldgrund gemalt. Weich und zart wie eine junge Roſe, leuchtend in unbeſchreiblicher Anmuth und Jugend, ſtrahlt das Köpfchen der kaum zur Jungfrau herangeblühten Heiligen über dem furchtbaren Tuch hervor, welches ihre zarten Händchen gar zierlich halten. Die kleinen ſingenden Engelchen mit ihren ſchönen Flügeln, deren drei in jeder Ecke unten zuſammen ſitzen, ſind ſo hold und lieblich, wie die Heilige ſelbſt. Im furchtbarſten Kontraſt mit aller dieſer Anmuth ſteht das koloſſale dunkelbraune Bild des Erlöſers auf dem von der heiligen Veronika emporgehaltenen Tuche. Die Züge des Geſichts, beſonders die Augen und Augenbraunen ſind wunderſam in die Länge gezogen, die ſchwarzen Haare hängen wie eine ägyptiſche Haube zu beiden Seiten herunter, und der Anblick der entſetzlichen Dornenkrone mit den daran hängenden Blutstropfen verwundet auf's ſchmerzlichſte. Ein mit braunen Farben in den Goldgrund gemalte blumenartige Verzierung bildet ein Kreuz, welches über dem Scheitel, zu beiden Seiten des Kopfs und unten an dem höchſt ſorgfältig ausgeführten Bart hervorragt. Fremd und wunderbar wie ein Traumgebild ſtarrte dies Antlitz mich an, ſo daß ich beim erſten Blick darauf ſchaudernd zurückfuhr; aber bei näherer Betrachtung vergaß ich alles darüber, ſelbſt die ſchöne Heilige und die lieblichen Engel. Aus den edlen Zügen, die immer weniger verzerrt erſcheinen, je länger man ſie betrachtet, leuchtet wahrhaft göttliches Dulden im tiefſten Leiden mir entgegen und erfüllte mich mit einem Gefühl von Andacht und Rührung, für welche ich keine Worte habe.

Je länger ich vor dem Bilde ſtand, je mehr überzeugte ich mich, daß es ſehr nachgedunkelt haben muß, und urſprünglich weit heller war. Ein leichter röthlicher Hauch wird bei genauer Betrachtung auf den dunkeln Wangen noch ſichtbar, auch auf dem im Ausdrucke des höchſten Schmerzes immer noch edlen Munde, und die Blutstropfen über der Stirn leuchten wie dunkle Rubinen. Es geht mir beim Schreiben von dieſem Gemälde wie beim Anſchauen deſſelben; ich kann nicht davon ſcheiden.

Ein paar kleine Gemälde, welche beide die Verkündigung darſtellen, führe ich nur als Beweiſe der Abſurdität an, zu welcher die Kunſt ſich damals bequemen mußte, und zu welcher ſie wahrſcheinlich jetzt wieder durch die Bemühungen unſrer neueſten Künſtler herabſinkt. Starr und ſteif kniet die heilige Jungfrau vor ihrem Betſtuhl, während der auf einem Lichtſtrahl in Geſtalt einer Taube zum Fenſter herein flatternde heilige Geiſt ihr mit ſeinem Schnabel ein Loch in den Kopf zu picken bemüht iſt; ein ganz winzig kleiner Chriſtus mit dem Kreuze fährt auf dem nämlichen Lichtſtrahl dicht hinter ihm drein. Dem zweiten, dieſem vollkommen ähnlichen Bilde fehlt nur der Chriſtus, und die Taube fliegt dem Ohr der heiligen Jungfrau zu.

Jetzt komme ich zu dem Rieſenſchritt, mit welchem zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Johann van Eyk plötzlich hervortrat, und der um ſo größer erſcheint, wenn man bedenkt, daß wahrſcheinlich die oben erwähnten Gemälde der Verkündigung vielleicht nur funfzig Jahre vor ſeiner Zeit gemalt wurden. Von der Natur mit hohem Geiſt, mit Talent, Künſtlerſinn und Eifer ausgeſtattet, war er es müde, ſich von dem Goldgrunde ewig beſchränken zu laſſen. Vielleicht ſann er lange darüber nach, wie dieſer beengenden Feſſel zu entgehen ſey, und ein einziger begeiſternder Moment gab ihm den muthigen Gedanken ein, die goldne Scheidewand zu durchbrechen, welche ihn und ſeine Geſtaltungen von dem Reiche der Natur abſchnitt. Mit dieſem einzigen Schritt war nun aber auch alles gethan; Luft und Waſſer, das ganze Pflanzenreich, Berge, Städte, ferne Gegenden, zu denen das Auge kaum reicht, alles, was unſere ſchöne Erde ſchmückt, hatte Johann van Eyk nun für das Gebiet der Kunſt gewonnen, und ſein ſchöpferiſcher Genius benutzte dieſe neu erworbne Welt, wie er wollte und mußte. Seine im freien Raum ſich nun bewegenden Geſtalten riſſen ſich von der todten ſteinernen Form los und gewannen Leben und Wärme. Große techniſche Fertigkeit, der Vorzug ſeiner Zeit, war ihm eigen; die prächtigſten Farben ſtanden ihm zu Gebot, und ſo ſchritt er mächtig vorwärts auf der einmal gebrochnen Bahn, ein Vorbild für Viele, die ihm mit nicht minderem Gelingen nachfolgten, und deren Werke dieſe Sammlung ebenfalls aufbewahrt.

Ich ſah zuerſt die drei, eine Reihefolge ausmachenden Gemälde von Johann van Eyk, deren Goethe in ſeinem erſten Heft ausführlich gedenkt. Sie beſtehen bekanntlich aus einem Mittelbilde mit zwei Flügelbildern, und ſchmückten wahrſcheinlich einſt einen der heiligen Jungfrau geweihten Altar. Das erſte Seitenbild, die Verkündigung, führt uns in das Heiligthum der Jungfräulichkeit. Man glaubt wirklich in das ſtille, zierlich gehaltene Zimmer zu blicken, in welchem die künftige Mutter des Erlöſers ihre Blüthenzeit lebte. Alles darin hat ein häusliches und wohnliches Anſehen, die rothen Vorhänge des im Hintergrunde ſtehenden Bettes ſind mit zierlicher Sorgfalt aufgebunden; ſeitwärts am Bette ſieht man das noch etwas eingedrückte, roth ſammtne Kiſſen des Stuhls, von dem Maria aufſtand, um zu beten. Das durch ein ſeitwärts angebrachtes hohes Fenſter hereinfallende Licht beleuchtet die Geſtalten des Engels und der Jungfrau auf die allernatürlichſte Weiſe. Im weißen, lang herabfließenden prieſterlichen Gewande, leicht über den Fußboden hinſchwebend, eine Lilie in der Hand, ſteht der begrüßende Engel in holder Jünglingsgeſtalt vor dem kaum der Kindheit entblühten jugendlichen Mädchen, das, am Betſtuhl knieend, in demuthvoller Ergebung ihn anhört. Der Geiſt jener Zeit vergönnte dem Maler noch nicht, den gewöhnlichen, ſichtbar aus dem Munde des göttlichen Boten hervorgehenden Gruß ganz wegzulaſſen. Leicht angedeutet ſchrieb er ihn daher auf den dunkeln Grund in flüchtigen Zügen, die in geringer Entfernung zum Lichtſtrahl werden, und mit der Lilie, die

Gabriel in der Hand trägt, ein kaum bemerkbares Kreuz bilden. Reiner und unſchuldiger kann nichts gedacht werden, als die holde liebliche Maria auf dieſem Gemälde. Sie erinnerte mich an die Sage, daß Engel mit ſchlummernden Kindern ſpielen, wenn dieſe lächeln; es iſt, als ob ſie in dem Engel einen der ſchönen Geſpielen ihrer Kindheit wieder erkenne, ſo furchtlos iſt ihr Erſtaunen, ſo zutrauensvoll ihre Demuth.

Auf dieſes Seitenbild folgt das mittlere größere Gemälde, welches die Anbetung der drei morgenländiſchen Könige darſtellt. Unter dem Dache einer ringsum offenen verfallenen Kapelle, zur Seite eines hohen Prachtgebäudes, ſitzt die heilige Jungfrau, ihr göttliches Kind auf dem Schooß. Von der andern Seite öffnet ſich die breite Straße einer ſchönen volkreichen Stadt; der Hintergrund verliert ſich in eine weite reiche Gegend, durch welche noch ein Theil des Gefolges der Könige herbeizieht. Zwei Könige, ehrwürdige greiſe Geſtalten in weiten orientaliſchen Prachtgewändern, reichen der in Demuth und Freude verlornen jungfräulichen Mutter und ihrem göttlichen Kinde, die mit Juwelen reich geſchmückten glänzenden Geſchenke. Hinter Maria, etwas zur Seite, ſteht Joſeph, ihr ſchützender Freund, mit einem höchſt edlen bleichen Geſichte und dem Ausdrucke ſtillahnender Wehmuth. Der eine der Könige kniet, in heiliger Andacht verloren. Der zweite, mit gebogenem Knie, iſt im Begriff, neben ſeinem Freunde hinzuſinken und anzubeten. Der dritte jüngere Maurenkönig, in kurzer ſarazeniſcher Tracht, ſteht ſtolz, faſt trotzend da, etwas ſeitwärts gewendet, im inneren Kampf mit ſich ſelbſt, halb verwundert, halb beleidigt über die Aermlichkeit des Ziels, zu welchem der Stern ihn leitete; und doch ergriffen von einer Ahnung der ihm nahen Gottheit in dieſer niedern Geſtalt. Die eine Hand ruht an dem ſonderbar gebogenen reichen Säbel, die andere erhebt ſich unwillkührlich zu der turbanähnlichen Bedeckung des Hauptes. Aus der ganzen Stellung der Heldengeſtalt geht hervor, daß dennoch der nächſte Moment auch ihn zu den Füſſen des göttlichen Kindes niederbeugen wird. Dieſer Maurenkönig, den van Eyk nicht zu einem ſchwarzen Mohrenkönig machte, iſt ein treues Portrait Karls des Kühnen, ſo wie der ſchon knieende König die ſprechendſte Aehnlichkeit mit den Bildniſſen Philipp des Guten trägt. Wahrſcheinlich iſt auch der dritte das Portrait eines Fürſten jener Zeit. Zur Seite und hinter den Königen bilden ihre Begleiter mehrere ſchöne geiſtreiche Gruppen. Einige nehmen hocherſtaunt Theil an der Verehrung, welche ihre Gebieter dem Kinde bezeigen, Andre drücken nur Neugierde aus, noch Andre ſtarren wie bewußtlos hervor. Alle haben ein durchaus fremdes Anſehen, ächt orientaliſche Phyſiognomie, und ſind nach der Sitte ihres Landes in reiche Gewänder gekleidet. Dieſe Kleidungen, ſo wie die wunderlich geformten Säbel, Spornen, Turbans und Fußbekleidung malte Johann van Eyk alle nach der Natur. Am Hofe Philipp des Guten, wo er längere Zeit im Dienſte dieſes prachtliebenden frommen Fürſten lebte, hatte er Gelegenheit, die Trachten und Geſichtszüge der morgenländiſchen Völker zu ſtudiren, denn Philipp verſammelte aus allen ihren Stämmen Diener um ſich, die, nachdem ſie getauft waren, ihre eigenthümliche Tracht beibehalten mußten, um den Glanz ſeines Hofes zu erhöhen. Die Eigner der Sammlung erzählten mir, daß ſie einigen aſiatiſchen Kriegern, welche während des letzten Feldzuges nach Heidelberg kamen, den Zutritt erlaubt hatten. Dieſe drückten beim Anblick des Gemäldes laute Freude aus, ſprachen heftig unter ſich und wieſen dabei bald auf dieſen, bald auf jenen Theil deſſelben mit unverkennbarem Beifall. Boiſſerée glaubte, daß die Schönheit des Bildes ſie ſo entzückte, aber der Dolmetſcher erklärte es ihm anders. Die von den fernſten Gränzen des aſiatiſch-ruſſiſchen Reichs hergezogenen Fremden erkannten Sitte und Tracht ihres Landes wieder, wie ſie dort noch heut zu Tage üblich ſind; denn im Orient hat die Mode wenig Gewalt, und vieles mag noch dort geblieben ſeyn, wie es vor vierhundert Jahren zu van Eyk's Zeiten war. Daß aber dieſe an den Anblick ſolcher Kunſtwerke durchaus nicht gewöhnten halben Barbaren die Wahrheit des Gemäldes ſo anerkannten, iſt ein erfreuliches Zeugniß für die Natur der Darſtellungen unſers Künſtlers und ihrer pünktlichen Treue im Größten wie im Kleinſten.

Das dritte Gemälde in dieſer Reihefolge iſt die Darſtellung des Chriſtuskindes im Tempel. Das durch die gefärbten Scheiben eines großen prächtigen Fenſters hereinbrechende Licht erleuchtet die Tempelhalle, in welcher die heilige Handlung vor ſich geht. Eine wunderliche, faſt tartariſche Geſtalt lauſcht im Hintergrunde an der geöffneten Thür, durch welche man hinaus in die Stadt blickt. Der ehrwürdige, von Freude begeiſterte Simeon empfängt das Kind aus den Händen ſeiner Mutter, deren frühere Lieblichkeit jetzt im erhabnen Gefühl dieſer Würde einen unausſprechlich edlen Charakter angenommen hat. Faſt matronenartig in weite Schleier gehüllt, ſteht ſie neben dem heiligen Joſeph, und ganz im Vorgrunde neben ihr ein liebliches Mädchen, das, noch naiv-unbefangen, in das Leben hineinſchaut, unbekannt mit deſſen ernſterem Sinn, der ſchon weit ſchwerer auf der jungen Mutter laſtet. Das um Leib und Arme eng anſchließende grüne Gewand, welches, von der Hüfte an, die ſchlanke ſchöne Geſtalt in weiten reichen Falten umfließt, ſcheint die Tracht vornehmer Frauen zu van Eyks Zeiten geweſen zu ſeyn; ſo auch der um das Haupt zierlich gewundene Schleier, der nebſt den langen ſchön geflochtnen blonden Haaren den Rücken hinab rollt. Mir iſt es wahrſcheinlich, daß die ganze höchſt reizende Geſtalt das treue Porträt einer damals

Lebenden iſt. Ohne ſonderliche Theilnahme ſteht ſie, faſt kindlich neugierig um ſich blickend, neben ihrer hohen Gefährtin. Die ganze einfache Kompoſition dieſes Bildes iſt unbeſchreiblich anziehend. Je länger man es anſchaut, je erhabner und erfreulicher erſcheint es.

Auf einer einzelnen Tafel führte Johann van Eyk den freundlichen Gedanken aus, ſeinen Bruder Hubert van Eyk als heiligen Lucas darzuſtellen, wie er das Bild der heiligen Jungfrau malt, Hubert war ebenfalls ein Maler von ausgezeichnetem Verdienſt, und beide Brüder arbeiteten an mehreren Bildern in Gemeinſchaft. Zu dieſen gehört wahrſcheinlich auch das berühmte jüngſte Gericht in Danzig. Aber es ſcheint als ob ein dem Hubert van Eyk angebornes heftiges Weſen dieſen verhindert habe, zu der hohen Klarheit und Milde ſeines Bruders zu gelangen, und beide gingen zuletzt jeder ſeine eigene Bahn für ſich. Johann malte den Hubert auf dieſem Gemälde in halb knieender Stellung, ein ſchönes violettes Gewand umfließt ihn in breiten, reichen Falten, er hält die Tafel, auf welcher er zeichnet; ihm gegenüber in dem großen kapellenartig verzierten Zimmer ſitzt die heilige Mutter, reich geſchmückt, das Kind am Buſen; ihr ſchönes Antlitz ſtrahlt von milder Hoheit und Majeſtät.

Alles auf dieſen vier Gemälden iſt Porträt, das kleinſte wie das größte, das lebendige wie das lebloſe, genau wie die Wirklichkeit ſelbſt. Von der Ausführung kann ich nur wiederholen, was Goethe davon ſagt. „Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten zerbröckelten Ruingeſtein, von den Grashalmen, die auf dem vermoderten Strohdache wachſen, bis zu den goldenen juwelenreichen Bechergeſchenken, vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe bis zur Ferne, alles iſt mit gleicher Sorgfalt behandelt, und keine Stelle dieſer Tafeln, die nicht durchs Vergrößerungsglas gewönne.“ Auf keinem ſah ich in den Stickereien und ſonſtigen Verzierungen eine Spur von wirklichem Golde.

Neben dieſen Meiſterwerken van Eyks zeigt ein kleines Gemälde von Wohlgemuth auf eine betrübende Weiſe, wie leicht auch talentvolle Künſtler, ſelbſt bei den beſten Vorbildern, auf Abwege gerathen, wenn ihrem Geiſt die Freiheit mangelt, das ächte Schöne zu erkennen, und ſich von lange gewohnten Vorurtheilen loszureißen. Dieſer Wohlgemuth war van Eyks Schüler, aber ihm fehlte die Kraft, die von ſeinem Meiſter geöffnete Bahn zu verfolgen. Er kehrte wieder zum Goldgrunde zurück, zum Myſtizismus und den ſteifen hergebrachten Formen der byzantiniſchen Zeit; führte aber übrigens ſeine Gemälde mit möglichſt zarter Sorgfalt aus. Auf dieſem Bilde iſt die heilige Jungfrau als Himmelskönigin abgebildet, das Kind im Arm. Ein faltenreicher Mantel breitet ſich von ihren Schultern wie ein vorn offenes Zelt aus, in deſſen Mitte ſie ſteht; ihr zu beiden Seiten, kaum ein Drittel ſo groß als ſie ſelbſt, hocken unter dem Mantel alle Könige und Fürſten der Welt mit Kronen und Sceptern, in der allerängſtlichſten Stellung, wie ein Neſt junger Hühner. Eine Darſtellung, die gewiß den höchſten Beifall unſrer neuen myſtiſchen Kunſtjünger erhalten muß; auch gibt es deren mehrere, die den Meiſter Wohlgemuth weit über van Eyk erheben und preiſen.

Hemmling folgt jetzt in der Künſtlerreihe. Er, der wie van Eyk nur die Natur zum Vorbild nahm, und ſich auch alle deſſen übrigen Vorzüge der Farbengebung und der Ausführung zu eigen machte, doch ohne deshalb in die Sklaverei der Nachahmung zu verfallen. Von ihm befindet ſich ein kleineres Altargemälde in der Sammlung, welches ebenfalls aus zwei Seitengemälden neben einem Mittelbilde beſteht. Die Figuren ſind auf dieſem etwa eine Elle hoch; doch hat er auch größere gemalt. Kein Miniaturbild, kein berühmtes Kabinetſtück der niederländiſchen Schule kann zarter und ſorgfältiger vollendet ſeyn, als dieſe herrlichen Bilder bei aller möglichen Kraft und Farbenpracht es ſind. Sie haben alle drei zuſammen eine ſymboliſch-allegoriſche Tendenz, welche die Eigner mir erklärten; doch verlieren ſie ſich deshalb nicht in myſtiſches Dunkel. Denn, ſelbſt wenn man dieſe Erklärung wegnimmt, beſteht jedes für ſich, als ein allgemein verſtändliches Ganze, obgleich ſie vereint durch den geheimen Sinn, den der Künſtler hineinlegte, ein höheres Intereſſe erregen.

Die katholiſche Kirche nimmt drei Stufen zur Erlangung des Glaubens an, welche ſie die drei Taufen der Sehnſucht, des Waſſers und des Lichts nennt. Dieſe drei Taufen ſtellte der Künſtler auf dieſem Altarbilde ſymboliſch dar, und zwar die erſte, die Taufe der Sehnſucht, auf dem mittlern Bilde, in denen aus dem Morgenlande zur Anbetung des neugebornen Heilandes herbeieilenden Königen. Bei aller ſeiner Vortrefflichkeit zog dieſes Bild mich dennoch weniger an, als die dazu gehörigen Seitengemälde, vielleicht weil van Eyks Behandlung des nämlichen Gegenſtandes mir noch zu ſehr vorſchwebte. Einen deſto größern erfreulichern Eindruck aber macht das erſte der Flügelbilder, die Taufe des Waſſers.

Johannes der Täufer, eine edle, leicht mit Fellen bekleidete Geſtalt, ſteht, ernſt vorwärts blickend, in der Wüſte, am Rande eines hell und klar rieſelnden Felſenbaches. Zu ſeinen Füßen ſpielt das bedeutungsvolle ſchneeweiße Lamm unter den ſchimmernden Blumen und ſaftigen Waſſerpflanzen, welche zu beiden Seiten des Baches üppig grünen und blühen. Die kleinen Wellen des Waſſers ſind ſo klar, daß man die darin ſpielenden Fiſchchen und die Kieſel des Grundes erblickt. Ueberhaupt iſt die Ausführung dieſes Gemäldes von der höchſten Vortrefflichkeit; man glaubt das

Waſſer rieſeln zu hören, und jede Pflanze hat ihren, der Natur getreuen Charakter. Der Kopf des Johannes, ſo wie die ganze Geſtalt, ſind vom edelſten Ausdruck. Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen, noch fehlt ihr hellſtrahlendes Licht, aber die ganze, reichblühende Gegend ſchwimmt im roſigen Schimmer einer herrlichen Morgenröthe, die den ſchönſten heiterſten Tag verſpricht. So iſt alles ſymboliſch in dieſem Bilde. Mit großer Freude entdeckte ich ſelbſt eine kleine artige Allegorie, die bis dahin nicht bemerkt worden war. In vielen Gegenden, auch in der um Danzig, meiner Vaterſtadt, glaubt man, eine Eidechſe käme immer vor der dicht hinter ihr her eilenden Schlange, um den Menſchen durch ihr Geräuſch auf das Herannahen derſelben aufmerkſam zu machen. Nun bemerkte ich im klaren Waſſer dicht am Ufer eine Eidechſe und hinter ihr eine ſchöne kleine Schlange; wenn man nun von den ſchädlichen Eigenſchaften der Schlange abſtrahirend bedenkt, daß Chriſtus im alten Teſtament durch die erhöhte eherne Schlange vorgebildet ward, deren Anblick die Sterbenden geſund machte, und daß Johannes ſein Verkünder war, ſo erſcheint dieſe ganz natürlich herbeigeführte Allegorie ſo ſinnreich bedeutend, als irgend eine des Alterthums.

Das dritte Gemälde, meinem Gefühl nach das ſchönſte von allen dreien, iſt die Taufe des Lichts. Sanct Chriſtophorus, der mächtige Rieſe, trägt den Heiland der Welt in Geſtalt eines dreijährigen Kindes durch wild wogende Wellen und erliegt beinahe der ungewöhnlich ſchweren Laſt. Das klare Bächlein des vorigen Bildes iſt hier zu einem breiten reißenden Strom geworden, der aus dem Hintergrunde zwiſchen hohen Felſenufern dahinſtrömt und den größten Theil des Raumes ausfüllt. Faſt mitten in den ſchäumenden Wogen ſchreitet mit aufgeſchürztem Gewande der heilige Chriſtophorus mühſam fort. Gelehnt auf ſeinen mächtigen Stab, blickt er nach dem wunderſamen Kinde, welches er auf der Schulter trägt. Er iſt ein wirklicher Rieſe, mächtig und ſtark, kein aufgedunſenes übertriebenes Wolkenbild, wie wir ſie jetzt ſo oft abgebildet ſehen müſſen; es iſt deutlich, daß dieſen kräftigen Sehnen und Muskeln keine natürliche Laſt zu ſchwer werden kann. Das Kind iſt wunderſchön, in hohem göttlichen Ernſt bei allem Reiz der Kindlichkeit, mit aufgehobener Rechte gen Himmel zeigend, ſpricht es in dieſem Augenblick die ernſten Worte: „Du trägſt den Herrn der Welt.“ Oben auf dem hohen Felſenufer ſteht eine Einſiedelei; der ſie bewohnende Eremit vernahm das Geräuſch auf dem Waſſer und eilte hinaus mit ſeinem Lämpchen, um den Wanderern zu leuchten. Ueber die Felſenwand gebogen, ſteht er, das ſchwache Licht hinaus haltend; aber im nämlichen Moment ſteigt hellſtrahlend die Sonne in ſiegender Pracht aus den Wogen, die ganze Welt zu erleuchten, und Niemand bedarf weiter das künſtliche, vor dem mächtigern Scheine erbleichende Licht des noch in der Dämmerung Wohnenden.

Mit großer aber gerechter Vorliebe der Eigner ward mir noch ein Altargemälde von Hemmling gezeigt; ſie verglichen es dem Niebelungen-Lied, und wahrlich, es iſt ein epiſches Gedicht, welches beinahe das ganze neue Teſtament umfaßt. Zuerſt ſahen wir dies wunderbar-große Gemälde nur theilweiſe, um jede der vielen einzelnen Gruppen, die es enthält, um ſo deutlicher und beſtimmter auffaſſen zu können. Es iſt eine wirkliche Gallerie kleiner bibliſchen Darſtellungen, eine wahre Fundgrube für Maler, um Ideen zu groſſen hiſtoriſchen Gemälden daraus zu ſchöpfen, und doch fand ich es durchaus nicht verworren, als es ganz enthüllt vor mir ſtand. Die Mitte des Vorgrundes nimmt die Anbetung der Könige aus dem Morgenlande ein. Aus der fernſten Ferne ſieht man ſie, jeden von einem andern hohen Berge mit ſeinem Gefolge herbei ziehn, um dem einzigen Stern zu folgen, der allen leuchtet. In der Mitte der Landſchaft treffen alle drei Könige zuſammen und ſetzen vereint die Reiſe fort; Einige vom Gefolge ſchwimmen in Schiffen auf Strömen herbei. Das Auge kann ihrem ganzen Wege folgen bis zu der verfallnen Hütte, welche den Heiland der Welt umſchließt. Den übrigen Raum der Landſchaft zu beiden Seiten erfüllen Geſchichten aus dem Leben Chriſti, ſein Tod, ſeine Auferſtehung, ſeine Verklärung, ſeine Himmelfahrt und viele ſeiner Wunder. Ungemein lieblich iſt eine kleine Gruppe von Hirten, denen Engel auf freiem Felde das Heil der Welt verkünden. Auch mehrere Legenden ſind dargeſtellt, zum Beiſpiel der Tod der Maria. Das ganze Gemälde beſteht aus mehreren hundert Figuren, größere und ganz kleine entferntere, alle im vollkommenſten Verhältniß und trefflich gruppirt. Daß viele Perſonen in verſchiedenen Situationen mehrere Male auf dieſem Bilde erſcheinen, war zu jener Zeit nichts Ungewöhnliches, und man findet dies ja auch auf vielen Basreliefs der Alten; aber daß alle dieſe verſchiedenen, höchſt lebendig gemalten Gruppen weder bunt noch verworren erſcheinen, ſondern ein harmoniſches Ganze bilden, iſt etwas, das man ſehen muß, um es zu glauben. Die ebenfalls ſehr vorzüglichen Seitengemälde dieſer erſtaunenswerth-großen Kompoſition ſtellen Geſchichten aus dem alten Teſtament vor, das Sammeln des in der Wüſte vom Himmel regnenden Manna, und Abraham, wie er dem König Melchiſedek Wein und Brod entgegen bringt.

Schoreel, der nächſtfolgende treffliche Meiſter, welchen ich hier kennen lernte, lebte ſpäter, als van Eyk und Hemmling. Sein Fleiß, ſeine Farbenpracht, der Geiſt, der in ſeinen Werken athmet, machen ihn würdig, neben van Eyk geſtellt zu werden, mit dem er überhaupt große Aehnlichkeit im Kolorit und der Ausführung hat, was wohl nicht anders ſeyn kann, da beide einzig der Natur nachzuahmen ſtrebten.

Ich ſah nur ein großes, aus drei Gemälden beſtehendes Altarbild von ihm; aber dieſes genügt, um ihn als einen der größten Meiſter der niederrheiniſchen Schule anzuerkennen. Das Hauptgemälde ſtellt den Tod der heiligen Jungfrau vor, und nie ſah ich den Furchtbaren ſo ganz ſeiner Schrecken beraubt, und doch ſo heilig, ſo rührend fromm dargeſtellt. Mitten in einem heitern Zimmer ſteht das ſchön drapirte Bette, auf welchem die Heilige entſchlummerte, mit dem Fußende gegen den Anſchauenden gewendet. Das ſchöne Geſicht der Todten gleicht einer weißen Roſe, die ein ätheriſch röthlicher Hauch kaum ſichtbar färbt; ein leiſes ſeliges Lächeln ſchwebt über die noch im Tode friſch blühenden Lippen des ſchönen Mundes, die gewölbten Augenlieder ſind wie vor Wonne über das blendende Licht des Paradieſes geſchloſſen. Das Zimmer iſt feſtlich geſchmückt, im Hintergrunde links ſteht ein Altar mit den Bildniſſen Moſes und Aarons, rechts blickt man durch eine offene Thür hinaus ins Freie. Es iſt durchaus nichts Aengſtliches, nichts Beengendes in dieſem

Sterbezimmer. Ehrfurchtsvolles Schweigen herrſcht unter den verſammelten trauernden Apoſteln, Hoffnung erhebt ihren Schmerz zu ſeliger Wehmuth. Zwei Geſtalten beten ſtill im Fenſter, die übrigen ſtehen theilnehmend in mannichfaltigen Gruppen dem Bette näher. Petrus, am Hauptende, zur Rechten deſſelben, hält die geweihte Kerze und ſcheint eben tröſtliche Worte zu den übrigen geſprochen zu haben; Johannes iſt in Wehmuth verſunken. Der Ausdruck des tiefen Schmerzes, der innigſten Theilnahme iſt in allen dieſen Köpfen auf das verſchiedenſte dargeſtellt, ſo wie der Charakter eines jeden es heiſcht. Am Fuße des Bettes ſchwingt ein Diener das Weihrauchfaß. Eine andere Geſtalt in langen Gewändern ſchreitet durch das Zimmrr, etwas in den Händen tragend; die Jünger winken ihr zu leiſe zu gehen, alles deutet auf ehrfurchtsvolle heilige Stille, die ſelbſt dem Schmerz keine laute Klage erlaubt.

In der Anordnung dieſes Gemäldes bemerkte ich viel Aehnlichkeit mit einer kleinen Gruppe auf dem großen epiſchen Gemälde Hemmlings, die den nämlichen Gegenſtand darſtellt. Zwar glaube ich nicht, daß Schoreel dieſe benutzte, vielleicht kannte er jenes Bild gar nicht; aber ich ſah in dieſer Aehnlichkeit doch Beſtätigung des Gedankens, daß jenes große Gemälde unſern neuern Malern zu ſehr erfreulichen Kompoſitionen den Stoff geben könnte.

Nicht minder vortrefflich ſind die beiden zu dieſem Hauptgemälde gehörenden Flügelbilder. Nach der Gewohnheit jener Zeit ſtellen ſie die Bildniſſe der Stifter dieſes Altargemäldes vor, das eine die Frauen, das andre die Männer. Jeden derſelben begleitet ſein Schutzheiliger; die Wappen der edlen Geſchlechter, aus welchen die Ritter und Frauen ſtammen, ſind ſeitwärts im Vorgrunde angebracht. Unbeſchreiblich geiſtreich und ſchön wußte der Künſtler den Unterſchied zwiſchen den noch im Staube Wandelnden und den ſeligen Bewohnern des Himmels zu bezeichnen, obgleich dieſe auch in irdiſchem Schmuck reich gekleidet erſchienen. Die Sterblichen knien, in Demuth verſunken; die Heiligen ſtehen hinter ihnen, jeder mit dem Attribut, das ihn als Märtyrer bezeichnet; über irdiſchen Schmerz und irdiſche Freude erhaben, blicken ſie wohlwollend-heiter auf ihre Schützlinge herab. Wie wahre Kunſt einen an ſich abſchreckenden Gegenſtand ſchonend behandeln kann, zeigt der hinter einem der Ritter ſtehende heilige Dionyſius mit halbabgehauenem Schädel. Im Paradieſe heilen alle Wunden, daher iſt auch an dieſer keine Spur von Blut zu ſchauen, und der Heiligenſchein, welcher das ſo wunderbar verkürzte Haupt umgiebt, iſt ſo mit dem heitern Hintergrunde verſchmolzen, daß alles Widerliche, ſogar faſt alles Auffallende des Anblicks ſchwindet. Die reizendſte Heilige, die es geben kann, iſt die heilige Chriſtina auf dieſem Bilde. Sie ſteht in reichem Schmuck, über ihr Attribut den Mühlſtein etwas vorgebeugt, hinter einer der knieenden Frauen. Es iſt eine über alle Beſchreibung liebliche Geſtalt, der die gar zierliche altdeutſche Schneppenhaube höchſt angenehm zu dem freundlichen wunderſchönen Geſichtchen ſteht. Hier könnten unſre jungen Künſtler lernen, wie ſie ihre altdeutſchen Ritter und Frauen zu kleiden haben.

Von der Schönheit der Farben, der Ausführung, der Natur, der Kompoſition dieſer drei Gemälde ſage ich weiter nichts, ich müßte ja nur wieder abſchreiben, was Goethe von van Eyk ſagt. Ich war ſo glücklich, ſtundenlang vor ihnen verweilen zu können, und fühlte mich immer aufs Neue zu ihrem Anblick gezogen.

Jetzt führe ich Sie zu Mabuſe, welcher ſpäter Italien beſuchte. Von ihm ſah ich eine Kreuzigung, die er vor dieſer Reiſe malte. Weniger heilig und ſtill, als ſeine großen Vorgänger, mehr, ſeiner Natur nach, dem beweglichern Süden ſich nähernd, herrſcht in ſeinem ganzen Bilde eine dramatiſch-fortſchreitende Bewegung, die ihm großen Effekt giebt, doch immer treu der Natur und fern von jeder Uebertreibung bleibt. Der ſterbende Erlöſer hängt am Kreuz zwiſchen den beiden Schächern, deren ganz verſchiedene Phyſiognomien und Haltung den zwiſchen beiden obwaltenden Unterſchied jedoch ohne alle Verzerrung auf das beſtimmteſte andeuten. Angeklammert am Fuße des Kreuzes, mit allen Zeichen des wildeſten verzweifelnden Schmerzes kniet, halb aufgerichtet, Magdalena, und blickt zum Erlöſer hinauf, faſt zürnend dem Himmel, der dies Ungeheuere geſchehen läßt. Seitwärts verſinkt die weinende Mutter in lautloſen Jammer; Johannes und Maria Salome unterſtützen, im eignen Schmerz faſt vergehend, die Halbohnmächtige. Ergreifend iſt der Kontraſt der ſtillen Gottergebenheit der Mutter, die alles duldet, was er ihr auferlegt, mit den leidenſchaftlichen Stürmen der weit jüngeren Magdalena, die im Drange des Weltlebens zu dieſer frommen Faſſung nicht gelangen konnte. Ausdruck, Geſtalt und Drapirung dieſer Gruppe ſind nicht genug zu loben. Beſonders ſchön iſt das dunkelblaue Gewand der heiligen Magdalena und das der Maria Salome, deren auffallender ſchöner Kopfputz dem der heiligen Chriſtina ähnlich iſt. Einen zweiten Kontraſt bilden die um das Kreuz verſammelten Phariſäer, Kriegsknechte und einige herrlich geſchmückte Reiter auf ſtolzen Pferden. Einer von ihnen in dunkel rothem Gewande iſt wahrſcheinlich Pontius Pilatus. Alles Geſtalten voll Leben, Ausdruck und Natur, beſonders in der Charakteriſtik der ſehr verſchiedenen Köpfe. In der Ferne ſieht man viel Bewegung von hin und her Wandelnden, vor den Mauern von Jeruſalem.

Ein zweites kleineres Bild von Mabuſe ſtellt die Jungfrau mit ihrem Kinde als Himmelskönigin dar. Er malte es, nachdem er in Italien geweſen war, und es hat allerdings etwas, das an Michael Angelo's Werke erinnert. Dies Gemälde iſt der Triumph der Malerei, denn es iſt unmöglich, etwas vollendeter Ausgeführtes zu ſehen, als dieſe Madonna und ihr weites, in großen Falten hinfließendes Gewand. Der hohe Ernſt des Kindes iſt wahrhaft göttlich.

Noch eines wunderlieblichen Bildes von einem unbekannten alten Meiſter der niederrheiniſchen Schule muß ich erwähnen. Chriſtus, Johannes, die beiden Jakobe und mehrere dem Erſtern verwandte Kinder ſpielen mit Blumen, mit Tauben, mit einem Lämmchen zu den Füßen der heiligen Jungfrau, der heiligen Eliſabeth und einiger andern frommen Frauen. Die Lieblichkeit des Ganzen und jeder einzelnen Gruppe, die Schönheit der Gewänder, des Ausdrucks der Kinderköpfchen erlaubt keine Beſchreibung, nur das Chriſtuskind iſt etwas aufgedunſen und weniger befriedigend.

Und nun erſcheint Albrecht Dürer am Ende dieſer glänzenden Reihe vaterländiſcher Künſtler, welche die Brüder Boiſſerée und ihr Freund Bertram mit unendlichem Kunſteifer, mit unbeſchreiblicher Sorge und Mühe, mit großen Aufopferungen aller Art dem Staube der Vergangenheit entriſſen und uns wiedergaben.

Eins von Albrecht Dürers gelungenſten Werken, die Abnahme vom Kreuz, beurkundet hier ſein großes Talent, den hohen Genius, der den zum ausgezeichneten Künſtler Gebornen belebte; aber auch den Anfang des Verfalls der Kunſt, die ſich ſchon zu ſeiner Zeit allmählich wieder von der Natur entfernte, ohne zum Ideal ſich zu erheben.

Auf dieſem Bilde iſt die Abſtufung und der Ausdruck des Schmerzes der Umſtehenden und an der Handlung Theilnehmenden von ergreifender Wahrheit, höchſt rührend die fromme Ergebung der tiefbetrübten Mutter. Gruppirung, Zeichnung, beſonders die des todten Chriſtus ſind nicht genug zu loben, aber die Klarheit, die Heiterkeit, die Schönheit der Farben vermißte ich, mit einem Wort, den warmen Lebenshauch, der in van Eyks Werken athmet. Bei Albrecht Dürer mußte ich immer daran denken, daß ich vor einem trefflichen Gemälde ſtehe, bei van Eyk, bei Schoreel vergeſſe ich dies ganz. Ich ſehe wirklich den Engel im ſtillen Zimmer der Jungfrau, ſtehe am Bette der todten Maria neben den Jüngern, ſehe die Könige wirklich zu den Füßen der erhabenen Mutter. Ich denke nicht daran, daß dies gezeichnet und gemalt ſey; kein ſcharfer dunkler Kontur erinnert mich daran, alles iſt verſchmolzen, ohne deshalb zu verſchweben. Die ſcharfgezogenen ſchwarzen Federſtriche Albrecht Dürers hingegen, mit denen er ſeine Konture bezeichnet, und die andern nach ihm, in dem Beſtreben gerade dieſe Eigenheit des Meiſters nachahmen zu wollen, allmählich immer breiter und breiter geriethen, ſtehen zwar als Beweiſe ſeines trefflichen Zeichnens da, geben aber ſeinen Gemälden eine Härte und etwas Flaches, welches die früheren Maler nicht haben. Jene folgten der Natur, die keine ſolchen Begränzungen kennt; dafür athmen ihre Werke auch in aller Friſche des wirklichen Lebens.

Nach Albrecht Dürer ſank die Kunſt immer tiefer und tiefer; kein Maler erreichte mehr die Höhe, auf welcher er noch ſtand. Ich ehre des Lukas Kranach noch immer großes Verdienſt und außerordentlichen Fleiß, auch bin ich fern davon, abſprechend über ihn urtheilen zu wollen; aber dennoch möchte ich kein Bild von ihm neben einem van Eyk oder Schoreel ſehen, weil es zur Karikatur herabſinken müßte.

Wohin es jetzt bei der neualtdeutſchen myſtiſchen Wendung mit uns kommen wird, iſt ſchwer abzuſehen, und ich mag nicht gern daran denken. Ich greife wieder dabei zu meinem oft bewährt gefundnen Troſt, daß alles ſinken muß, wenn es nicht mehr ſteigen kann, und daher giebt mir die jetzt ſchon erreichte große Höhe des neuern Unſinns die ſchönſten Hoffnungen für ſeinen baldigen Fall. Mein inniger Wunſch dabei iſt, daß dieſe in ihrer Art einzige Sammlung recht bald auf einen günſtigen, allen Künſtlern zugänglichen Standpunkt geſtellt werden möge, damit die, ſo von ächtdeutſchem Sinn und reiner Kunſtliebe beſeelt das Beſſere ſuchen, hier den Weg ſehen mögen, der unſre großen Vorfahren zu dieſer Stufe von Vollkommenheit brachte. *)

---

*) Beide von mir damals ausgeſprochenen Wünſche ſind jetzt ſchon nach zwölf Jahren längſt auf das Erfreulichſte in Erfüllung gegangen. Die größre und beſſere Anzahl unſerer jungen Künſtler iſt durch eignes Nachdenken von dem Irrwege zu-

Uebrigens ſah ich noch mehrere Gemälde in dieſer Sammlung, die ich mit Stillſchweigen überging, um Ihnen nur vom Vorzüglichſten einen Begriff zu geben, und doch habe ich gewiß nicht den vierten Theil derer geſehen, aus welchen ſie beſteht. Die, welche ich Ihnen bezeichnete, ſind freilich die Krone derſelben, aber die Eigner beſitzen deren noch viele, welche die Uebergänge und Abweichungen des Weges zeigen, den die Kunſt am Niederrhein nahm, und ſo die ganze Geſchichte derſelben aufs Anſchaulichſte lehren. Theils aus Mangel an Raum, theils aus andern triftigen Gründen hat faſt kein einziges dieſer Gemälde einen beſtimmten Platz an der Wand, ſie ſtehen an und über einander gelehnt, und werden jedes Mal erſt herbei gebracht, und auf einer Staffelei

---

rückgekommen, auf welchen damals vielleicht mißverſtandne Vaterlandsliebe und der Reiz der Neuheit ſie verlockte; und die Boiſſeréeiſche Sammlung hat, auf ewige Zeiten, in der Gallerie des Königs von Baiern, in München, den ihr mit Recht zukommenden Ehrenplatz gefunden, der ſie zugleich allen Kunſtfreunden und Künſtlern zugänglich macht.

ins vortheilhafteſte Licht geſtellt, wenn ſie geſehen werden ſollen. Für die Beſuchenden iſt dies allerdings eine groſe Erhöhung des Genuſſes, denn man ſieht jedes allein und kann es lange ungeſtört betrachten, aber für die Eigner eine ſehr groſe zeitverſplitternde Mühwaltung. Aus Kunſtliebe, und um ihre wichtige Entdeckung allbekannt und gemeinnützig zu machen, opferten ſich die Eigner vor einigen Jahren mit unermüdeter Gefälligkeit beinahe für Jeden auf, der Zutritt verlangte. Dadurch wurde der Ruhm dieſer Gemälde allgemein verbreitet, es ward Mode, ſie zu ſehen, und der Zudrang der Neugierigen ſo groß, daß es unmöglich wurde, dieſe allzugroße Liberalität länger beizubehalten. Seitdem wird nur wirklichen Kunſtfreunden, die ſich als ſolche legitimiren, oder von beſondern Freunden Empfohlnen der Zutritt erlaubt. Aber nun ſind die Reiſenden verwöhnt und ſchelten die Eigner ungefällig, wenn ſie abgewieſen werden, ohne zu bedenken, welch ein Opfer ſie eigentlich von ihnen verlangen, oft nur, um ſagen zu können: „Ich habe auch die Boiſſeréeſche Gemäldeſammlung geſehen, ſie iſt deliziös.“

Denken Sie ſich nun noch, lieber Freund, daß alle dieſe Gemälde vollkommen wohl erhalten ſind, daß die mehreſten im friſcheſten Farbenglanz ſtrahlen, als kämen ſie eben aus den Händen des Meiſters, ein Glanz, der in den Gewändern und ſonſtigen Drapirungen ſogar die Wirklichkeit weit übertrifft.

Daß ich hier zuerſt vor van Eyks Gemälden geblendet daſtand, und, in meinem Kunſtglauben irre gemacht, nicht mehr wußte, woran ich war, iſt mir wahrlich nicht zu verargen. Laſſen Sie es mich wiederholen, daß ich hier Kunſtwerke vor mir ſah, die ganz von dem abweichen, was ich ſonſt als das Höchſte anerkannte. Nirgend eine Spur der Antike, nichts Idealiſirtes, alles Portrait, treue Kopie der Natur, im Belebten und Lebloſen, und doch alles edel und ſchön, wie die Natur es immer iſt, wenn man ſie ungeſtört ihren großen Gang gehen läßt, und keine lokalen Nebenumſtände ſich einzwängen. Bei der höchſten Farbenpracht erblickte ich nirgend geſchmackloſe Buntheit, überall ſah ich bloßes Hinarbeiten auf Effekt von weitem vermieden, jeden Theil dieſer Gemälde durfte ich durch ein Vergrößerungsglas betrachten, ohne daß er dabei verlor, und dennoch fand ich nirgend eine Spur von ſteifer ängſtlicher Mühſeligkeit.

Endlich fühlte ich mit vaterländiſchem Stolz, daß auch wir eine eigenthümlich deutſche Kunſt, eine Schule haben, wie die Italiener die ihrige. Keine darf über die andere ſich erheben, denn ſie ſind völlig von einander verſchieden, aber beide dürfen ſich neben einander ſtellen, und keine bleibt Sieger, weil beide nicht mit einander verglichen werden dürfen. Ich bin überzeugt, daß Raphael, hätte er Johann van Eyk kennen können, ihn als Bruder begrüßt und anerkannt haben würde, denn bei aller Verſchiedenheit des Weges gelangten beide zum Wahren und Schönen. Beide erhoben die Kunſt von einer niederen Stufe zu der höchſten Höhe, welche ſie bis jetzt erreichte, jeder auf ſeine Weiſe. Wer jemals ein Gemälde Raphael's neben einem von ſeinem Lehrer Pietro Perugino erblickte, muß den mächtigen Genius bewundern, der den Schüler ſo hoch über den Meiſter erhob; wer aber die Bilder betrachtet, welche kurz vor van Eyk gemalt wurden, und ſie mit den ſeinigen vergleicht, der fühlt ſich faſt bewogen, an Wunder zu glauben, die das Unmöglichſcheinende bewirken, ſo ungeheuer iſt der Abſtand.

Die Italiener ſtreben zum Idealen und mußten es, denn ſelbſt die Natur in dieſem vor allen begünſtigten Lande nähert ſich demſelben. Dabei iſt die Vortrefflichkeit der ſie umgebenden Antike ſo ſtrahlend, daß jeder Künſtler, von ihr ergriffen, den Wunſch fühlt, Aehnliches zu bilden. Doch iſt auch nicht zu läugnen, daß die Antike auf das Weſen mancher Meiſter unvortheilhaft wirkte, weil ſie ſich nicht an den Geiſt, nur an die Form halten, nur nachbilden, wo ſie nachſtreben ſollten. Dann ergreifen ſie das Phantaſtiſche ſtatt des Erhabenen, ihr Ideal verunglückt und wird zum Zerrbild.

Van Eyk und die Meiſter, ſo zu ihm gehören, waren zu weit von der Antike entfernt, als daß dieſe ihnen vor Augen gekommen wäre, ihr Vorbild ward alſo die Natur, und nach dem großen Siege über die byzantiniſchen Feſſeln folgten ſie ihr treulich. Manche Tradition von den in Italien aufgefundenen Wundern früherer Zeit, die, bei allem übrigen Verderben, aus der Antike in die byzantiniſche Schule übergegangene Großheit und Einfachheit der Formen, und ihr eigner Genius bewahrten ſie vor dem Gemeinen wie vor der Karikatur. So bildeten ſie fleißig, liebend und wahr nur das Schönſte nach, was ſie umgab. Der ihnen als Niederländern angeborne Farbenſinn lehrte ſie Farben ſuchen und finden, die keine italieniſche Schule kennt. Ihr ſtilles häusliches Leben in dem, Eifer und Fleiß begünſtigenden, nördlicheren Klima, beförderte ihr raſcheres Fortſtreben auf der einmal durch van Eyk muthig gebrochenen Bahn, und die hohe, keine Mühe ſcheuende Vollendung ihrer Werke, und ihr Feſthalten an der Natur drückte ihnen den Stempel der Originalität auf. Je befreundeter mir hier die deutſche Schule wird, je mehr ich ihren Werth erkenne, deſto tieferes Mitleid fühle ich mit denen Künſtlern unſrer Zeit, welche ſich einbilden, die ächt deutſche Kunſt dadurch zu beleben, daß ſie ſich bemühen, alle die Schritte wieder rückwärts zu gehen, die van Eyk und ſeine Nachfolger vorwärts thaten, und mit unſäglichem Fleiß auf goldnem Grunde Geſtalten zuſammenpinſeln, die wahrlich nicht nach Gottes Ebenbild geſchaffen ſind.

Möchten ſie doch die Natur erkennen und an ihr halten, wenn ſie die Antike als heidniſch verabſcheuen; denn erſtere iſt in unſern Tagen nicht minder groß und herrlich, als zu den Zeiten van Eyks. Dann würden bald die Teufelsfratzen, die nur eine fieberhafte Phantaſie erſinnen kann, die langbeinigen dünnleibigen Ritter, die aufgedunſenen Rieſengeſtalten und aller Unſinn möchiſcher Legenden aus ihren Bildern verſchwinden. Wahrhaft fromm würden ſie die Werke Gottes nachzubilden ſuchen, und nicht mehr ihre fieberhaften Träume für tiefe Hieroglyphen ausgeben wollen, unter denen das Heiligſte verborgen liegen ſoll, was den Menſchen der Gottheit näher bringt.

Mainz, 19. September.

Ehegeſtern verließen wir endlich das mir ſo lieb gewordene Heidelberg und eilten fürs erſte über Mannheim dem Rheine zu. Anfangs kamen wir durch ein höchſt fruchtbares Land und drei der größten ſchönſten Dörfer, ſo ich jemals außer England und der Schweiz ſah; näher an Mannheim aber gewann die Gegend ein gar trauriges

Anſehen. Ueberall fanden wir Spuren der in dieſem Frühling faſt ganz Deutſchland verheerenden Ueberſchwemmungen; Felder und Wieſen ſtanden zu beiden Seiten des Weges noch tief unter Waſſer, und in der Ferne glaubte ich überall große Landſeen zu erblicken. Die in Verweſung übergehenden Pflanzen, die neuentſtandenen, jetzt allmählich austrocknenden Moräſte verpeſteten die Luft, ſo, daß ich froh war, auf dem vortrefflichen Wege dieſem Gräuel der Verwüſtung ſchnell vorüber eilen zu können.

Auch durch Mannheim flog ich diesmal nur hindurch, über die lange ſchwankende Schiffsbrücke hin, die dicht hinter der Stadt über den ſehr breiten Rhein führt. Bald gelangten wir an das artige Städtchen Frankenthal, dem Kanal vorbei, der dieſen Ort mit dem Rheine verbindet. Der allmählich in Verfall gerathene Handel und das mit ihm ſinkende Fabrikweſen dieſer Stadt hat auch die Vernachläſſigung dieſes Kanals nach ſich gezogen. Doch ſieht Frankenthal mit ſeinen breiten Straßen und den ſchönen, ziemlich gleichförmig erbauten Häuſern noch immer recht heiter und einladend aus. Es hat das Anſehen einer

Kolonieſtadt, und war es auch einſt, als Zufluchtsort der aus Frankreich und Brabant vertriebenen Hugenotten. Dieſe brachten mancherlei Manufakturen, und durch dieſe Thätigkeit und Reichthum in den Ort, der jetzt nur noch mit Ueberreſten ſeines ehemaligen Glanzes prangt. Zu Mittage langten wir in Worms an, ohne daß bis dahin die durchaus flache Gegend uns ſonderliche Freude gewährt hätte. Einen großen Theil der Felder fanden wir ebenfalls noch unter Waſſer, wie bei Mannheim, und alles hatte ein trauriges zerſtörtes Anſehen.

Von außen ſieht Worms mit ſeinen epheubewachsnen Thürmen, ſeinen zackigen alten Mauern recht ehrwürdig-alterthümlich aus, von innen öde und menſchenleer. Keine Spur von der Kaiſerpracht mehr, die vor grauen Jahrhunderten hier geherrſcht haben mag; noch weniger eine von dem im Niebelungenlied beſungenen Roſengarten, außer dem Namen, welchen noch eine Inſel im Rheine führt. Wir wollten wenigſtens die berühmte Domkirche ſehen, in der wir noch Ueberbleibſel alter Kunſt zu finden hofften, aber nur mit Mühe trafen wir in den menſchenleeren

Straßen Jemanden, der uns den Weg zu ihr bezeichnete. Zuletzt erhielten wir von der Frau Küſterin einen Knaben, der uns die Thür des feierlich-ſchönen Gebäudes zwar aufſchloß, aber uns weiter über nichts Auskunft zu geben wußte, ſo, daß wir in unſerm Gaſthof wieder ankamen, ohne von dieſem Beſuch ſonderlich erbaut zu ſeyn, und nun ſo ſchnell als möglich vorwärts eilten, um Mainz zu erreichen.

Bis Oppenheim verfolgte uns der traurige Anblick der Ueberſchwemmungen und die durch ſie verdorbene Luft längs den hier flachen, öden Ufern des Rheins. Ich dachte daran, daß ich nun wirklich in der Rheinebene ſey, deren Anblick mich von der Bergſtraße und Heidelbergs Felſen aus oft entzückt hatte, und war auf gutem Wege, über die glänzende Täuſchung der Ferne allerhand erbauliche Betrachtungen anzuſtellen; aber in der Nähe von Oppenheim ward ich anderes Sinnes, denn hier gewinnt alles eine freundlichere Geſtalt. Die Ufer des Rheins erheben ſich zu reizenden Rebenhügeln, dazwiſchen liegen hübſche wohlhäbige Dorfſchaften, und alles gedeiht und blüht in üppigem Wachsthum und regem Leben. Die alte Stadt Oppenheim ſelbſt mit ihren grauen Thürmen und Mauern nimmt ſich auf ihrer Anhöhe recht maleriſch aus. Wir fuhren indeſſen nicht hinein, ſondern wechſelten nur die Pferde am Poſthauſe unten vor der Stadt.

Bis hierher waren wir auf dem klaſſiſchen Boden des Niebelungenliedes gereiſet, jetzt betraten wir einen klaſſiſchen Boden andrer Art, den der Weintrinker. Zuerſt kamen wir nach Nierenſtein, einem hübſchen Dorfe, deſſen weiße, mit Rebenlaub umſponnene Häuſer ſich in einer langen Reihe längs dem Ufer des Rheins hinziehen. Die hinter ihnen ſich erhebenden Berge ſind von oben bis unten mit Reben bedeckt, überall wächſt Wein, wo nur ein dazu ſchickliches Plätzchen ſich findet, aber bei alle dem begreife ich doch nicht, woher all der Nierenſteiner kommen kann, der in der ganzen Welt getrunken wird. An Nierenſtein gränzt Bodenheim, an dieſes Laubenheim, lauter berühmte Namen der dem freudebringenden Gott geweihten Orte, von denen einer ausſieht, wie der andere. Das reinliche nette Anſehen dieſer aus lauter weißen Häuſern beſtehenden Dörfer, gegen welche das friſche Grün gar anmuthig abſticht, und die über und über mit Reben bepflanzten, ſanft ſich erhebenden Hügel, die hier den breit hinwogenden Rhein umkränzen, gewähren der Gegend ländlichen Reiz und Anmuth.

Mainz erreichten wir mit dem Anbruch der Nacht, und konnten daher erſt am andern Morgen anfangen, uns in dieſer berühmten Stadt etwas umzuſehen und unſre Bekannte aufzuſuchen.

Ich könnte nicht ſagen, daß Mainz als Stadt einen erfreulichen Anblick gewährte. Die Straßen ſind größtentheils enge und winklig, die Häuſer hoch und im Ganzen nicht ſchön, wenn man einige große anſehnliche Gebäude ausnimmt. Mit jedem Schritt ſtieß ich auf Spuren des alles verwüſtenden Krieges, ſowohl auf zerſtörte Gebäude, als auf zerſtörten Wohlſtand der Einwohner, die noch immer unter mannichfaltigen, vielleicht zum Theil unabwendbaren Laſten ſeufzen und des heilbringenden Friedens wohl noch nicht ſo bald froh werden können. Für jetzt ſcheinen mir die Mainzer in Kleidung und Sitte weder Franzoſen noch Deutſche zu ſeyn; auch ihre Sprache hat viele franzöſiſche Wörter und Wendungen angenommen. Sie rechnen nach Sous und Franks, nennen

Mainz „Majenze,“ und die Bürgerfrauen ſehen aus wie eine Pariſer Bourgeoiſe. Sie kommen mir wie Kinder vor, die lange in der Fremde blieben und ſich vom Vaterhauſe entwöhnten. Jetzt, da ſie heimgekehrt ſind, wiſſen ſie ſich nicht gleich wieder darein zu finden, doch wird Nachſicht und ſanfte Behandlung ſie gewiß bald heimiſch machen, wenn der ſchwere Druck der jetzigen Zeit erſt gehoben werden kann.

Von jeher war Mainz ſeiner, im übrigen ſo angenehmen, Lage wegen ein feſter Kriegsplatz, und wird es zum Unglück der Einwohner ewig bleiben. Schon die Römer legten, um die Deutſchen zu unterjochen, hier Feſtungen an, deren für eine Ewigkeit zuſammen gekittete Mauern noch an vielen Stellen ſichtbar ſind. Blut benetzte von jeher dieſe Wälle, und zahlloſe Krieger aus den entfernteſten Zonen fanden hier in fremder Erde ein Grab. Dies bezeugen eine Menge in Mainz und in deſſen Nähe gefundner römiſcher Grabſteine; täglich gräbt man deren neue aus, und mit ihnen Urnen, Altäre, Waffen, Münzen und ähnliche Alterthümer aus der Römerzeit.

Zum Glück für die Alterthumskunde beſitzt

Mainz in dem Profeſſor Lehne einen Mann, der mit großer Einſicht und Thätigkeit alles dieſes ſammelt und ordnet, um es im Muſeum aufzuſtellen, über welches er als Bibliothekar ebenfalls die Oberaufſicht hat. Dieſe führt er mit wahrer Kunſtliebe, mit Geiſt und Verſtand, und verbindet mit ſolchen Eigenſchaften auch noch die zuvorkommendſte Bereitwilligkeit, alle ſeine mühſam geordneten Schätze Fremden und Einheimiſchen zu zeigen.

Durch die, beſonders wegen vieler ſeltner Handſchriften, merkwürdige Bibliothek, durch das Naturalien-Kabinett und die Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente konnten wir, von ihm geführt, nur flüchtig hindurcheilen. Wohl hätte uns bei längerem Aufenthalt vieles Merkwürdige auch hier angezogen und feſtgehalten, doch wir eilten, um in den untern Stock des großen Gebäudes zu gelangen, welches unter dem Namen des Muſeums alle dieſe Gegenſtände vereinigt. Dort fanden wir nahe an hundert Legionſteine, alle der Zeit und der darauf bezeichneten Zahl der Legion nach geordnet. Sie vergegenwärtigen uns jene Tage, in welchen die Römer aus der ganzen von ihnen beherrſchten Welt ihre Sklaven herbei trieben, um den einzigen frei gebliebenen Theil derſelben zu unterjochen. Alles kehrt im Laufe der Zeiten wieder, nur nicht der einzelne Menſch; auch wir erlebten ein ähnliches Herbeiſtrömen der entfernteſten Völker zum blutigen Kriege, der jetzt ſo glorreich geendet iſt. Aus den Inſchriften vieler dieſer Legionſteine, welche Profeſſor Lehne mir erklärte, ſah ich, daß jetzt ſo mancher Tartar fern von ſeinem Vaterlande, vielleicht auf der nämlichen Stelle, den Tod fand, wo vor mehr als tauſend Jahren ſein Landsmann, vielleicht ſein Urahn, verblutete. Unter allen dieſen kriegeriſchen Denkmälern war mir auf andere Weiſe der Grabſtein einer alten Sklavin merkwürdig, den ihre Herrſchaft zum Lohn langer treuer Dienſte ihr ſetzte. Wenn die Inſchrift nicht lügt, ſo hat die gute Alte weit über hundert Jahre gelebt.

Außer dieſen Denkmalen ſahen wir noch eine Menge in der Umgegend ausgegrabener Altäre, Votivſteine, Waffen, Urnen, Vaſen und unzählige kleine Antiquitäten aufs ſorgfältigſte geordnet, auch einen ſehr merkwürdigen antiken ſteinernen Sarg. Dann wurden wir von unſerm freundlichen Führer zu der nicht unbeträchtlichen Gemäldeſammlung begleitet, welche im nämlichen Gebäude ebenfalls unter ſeiner Aufſicht ſteht.

Eines der größten Gemälde, welche ich jemals ſah, zog hier zuerſt meine Aufmerkſamkeit an, denn es bedeckte die ganze Wand eines nicht kleinen Zimmers. Dies Gemälde ſtellt den zwölfjährigen Chriſtus vor, wie er vor den erſtaunten Phariſäern und Prieſtern im Tempel lehrt, und iſt ein gemeinſchaftliches Werk von Rubens und Jordaens. In einem ihm angemeſſenern Lokal, mit einem goldnen Rahmen, und von Staub und Schmutz gereinigt, die es jetzt entſtellen, müßte es großen Effekt machen, denn es iſt ein herrliches Bild, voll Leben und Ausdruck in den vielen, höchſt verſchiedenen Geſtalten und Köpfen. Adam und Eva, ein großes Oelgemälde von Albrecht Dürer, beſtätigten mich nur in dem, was ich Ihnen früher über dieſen Meiſter ſchrieb. Dieſe Darſtellung unſrer lieben Voraltern machte mir obendrein um ſo weniger Freude, da die Körper dürftig und ganz gemeiner Natur ſind, und Frau Eva den heilloſen Apfel zwiſchen Zeigefinger und Daumen ſo zierlich hält, als irgend eine Dame des ſiebzehnten Jahrhunderts auf alten Familienportraiten.

Manches gute Bild aus den italieniſchen Schulen wird hier ebenfalls aufbewahrt, aber alle trauern in Schmutz, Vergeſſenheit und einem durchaus ungünſtigen Lokal. Ein Bilderraub wäre hier eine ſehr verzeihliche Sünde, die ich faſt ein gutes Werk nennen möchte; denn außer dem Profeſſor Lehne und einigen durch Zufall herbeigeführten Fremden bekümmert ſich Niemand um dieſe Gemälde, und für ihre Erhaltung wird durchaus nichts gethan. Doch wird die Zeit auch hierin hoffentlich bald das Beſſere herbeiführen. So ſah ich hier ein paar ſchöne Gemälde von Hannibal und Agoſtino Caracci im Staub und in der Aſche. Beſonders lieblich iſt ein Engel auf der Himmelfahrt der Maria von letzterem. Auch die heilige Agatha von Domenichino verdiente ein beſſeres Schickſal, eben ſo eine niederländiſche Hausfrau von Rubens, mit allerlei Thieren umgeben, die von Sneyders vortrefflich gemalt ſind. Mein Diebsorgan, welches ſich bis jetzt noch nie bei mir äußerte, muß hier auf eine wunderbare Weiſe plötzlich rege geworden ſeyn. Denn außer dem ſchon geäußerten Gedanken eines Bilderraubs im Ganzen wandelte mich beim Anblick einer ſehr gewöhnlichen Landſchaft noch die beſondre Luſt an, einen kleinen von le Sueur hineingemalten Einſiedler mit einem Stückchen ſeiner grünen Waldeinſamkeit aus dem groſſen leeren Bilde herauszuſchneiden. Er müßte in dieſer Geſtalt ein ganz vortreffliches kleines Kabinetſtück abgeben.

Den Nachmittag führten uns Freunde auf den Druſusſtein, welcher innerhalb der Feſtungswerke liegt und ſelbſt noch einen Theil derſelben ausmacht. Er iſt ein uraltes, dem Druſus Germanikus errichtetes Monument, deſſen einſtige Geſtalt ſich gar nicht mehr errathen läßt. Die es ehemals bekleidenden Quadern, welche ihm eigentlich ſeine Form gaben, ſind ſeit undenklicher Zeit verſchwunden und wahrſcheinlich von den alten Deutſchen zerſtört, die kein Ehrendenkmal ihrer vertriebnen Unterdrücker dulden wollten. Nur die innere felſenfeſte Maſſe, welche das Monument ausfüllte, iſt geblieben, und ſieht wie ein mäßig hoher kegelförmiger Hügel aus. Man hat dieſe Felſenmaſſe in ſpätern Zeiten ausgehöhlt und eine enge Wendeltreppe hineingehauen, auf der wir in tiefer Dunkelheit zum Gipfel des Steines gelangten. Dort überſahen wir die ganze Stadt mit ihren Wällen tief unter uns; über ſie hinaus die Gegend nach Worms zu und den ganzen herrlichen Rheingau. Bibrich glänzte uns entgegen, und der entferntere Johannisberg; wir zählten die grünenden Inſeln auf der ſilbernen Fläche des Rheins, und ſahen dem Fahren und Gehen der ganz klein erſcheinenden Geſtalten auf der langen Schiffsbrücke zu, welche nach dem am andern Ufer erbauten Kaſſel führt. Dieſe Art von Vorſtadt von Mainz war ſchon zu der Römer Zeiten ein feſtes Kaſtell, wovon ſie wahrſcheinlich jetzt noch den verſtümmelten Namen führt. Die große Waſſermaſſe des mit dem Rhein ſich vereinigenden Mains gewährt vom Druſusſtein ebenfalls einen herrlichen Anblick; deſto trauriger aber ſind die Trümmer des ſchönen Luſtſchloſſes, welches ſonſt auf der Landzunge ſtand, an deren Spitze die Ströme zuſammenfließen. Dieſe einſt prächtige Favorite iſt jetzt nicht einmal eine ſchöne

Ruine, nur ein unförmlicher Schutthaufen, denn kein Stein ward auf dem andern gelaſſen, und die ſie einſt umgebenden Gartenanlagen, die ich einſt in meiner Jugend mit großer Luſt durchwandelte, ſind ſpurlos verſchwunden.

Vom Druſusſtein fuhren wir wenigſtens eine Viertelſtunde lang zwiſchen engen hohen Wällen und Mauern, durch dunkle Thore, bis wir aus den Feſtungswerken hinaus, ins Freie und auf den Weg nach Zahlbach gelangten. Eine Feſtung von der Bedeutung, wie Mainz, iſt doch ein beängſtender unheimlicher Wohnort, den ich mir nicht erwählen möchte.

Unfern des hübſchen Dorfes Zahlbach erblickten wir eine ziemlich große Anzahl ähnlicher Legionſteine, wie die, ſo wir im Muſeum geſehen hatten. Sie waren das eigentliche Ziel unſrer Spazierfahrt. Hier an dem Orte, wo man ſie ausgrub, hatte man ſie wie auf einem Kirchhofe neben einander aufgeſtellt. Unter freiem Himmel auf dieſe Weiſe geordnet, von Geſträuchen und Gras umgeben, machen dieſe alten Steine einen gar ſonderbarintereſſanten Effekt, zu welchem die nicht weit davon entfernten Ueberreſte eines alten römiſchen

Aquädukts, nicht wenig beitragen. Gerade um Zahlbach herum wurden die mehreſten der im Muſeum aufbewahrten Alterthümer gefunden; alles deutet hier auf eine große Vergangenheit, aber dabei auch auf Untergang und Zerſtörung.

Seit zwei Tagen, die ich in Mainz verlebte, gab ich mir vergebliche Mühe, eine anſtändige Geſellſchaft zu finden, um mit ihr gemeinſchaftlich eine Jacht zur Rheinfahrt zu miethen. Alle meine Bekannten riethen mir, mich des großen Jachtſchiffes zu bedienen, welches jeden Morgen von hier abgeht, den Abend Koblenz erreicht und am folgenden Abend in Kölln landet. Sie können denken, wie ich zuerſt vor der bloßen Idee einer Diligenze erſchrak, aber ich werde mit meinen Bedenklichkeiten und Anſtandsgründen, als mit etwas Unerhörtem, nur ausgelacht, denn hier zu Lande bedienen ſich Herren und Damen dieſer wohlfeilen und ſichern Reiſegelegenheit, ohne den mindeſten Anſtand dabei zu nehmen. Dennoch würde ich mich ſchwerlich dazu entſchließen, wenn ich nicht heut eine ſehr paſſende und angenehme

Geſellſchaft von Herren und Damen gefunden hätte, die morgen mit dieſer Jacht nach Koblenz gehen will, und mich in ihren Schutz zu nehmen bereit iſt. So ſey es denn gewagt, ich beſtelle fürs erſte unſre Plätze nur bis Bingen.

Bingen, 21. September.

Da ſitzen wir nun hier ſeit geſtern Mittag im weißen Roß, übrigens ganz wohl aufgehoben. Ich ſehe bald den Mäuſethurm an, bald die mir gegenüber liegenden Ruinen der Burg Ehrenfels und bald den wankelmüthigen Himmel, der in einer Stunde Regen und Sonnenſchein, Sturm, Donner und Blitz auf einander folgen läßt, ſo daß ich wohl ſagen kann: wir haben eigentlich gar kein Wetter, ſondern etwas von Allem, was ich gar nicht zu brauchen weiß.

Unſre Fahrt bis hieher ging vortrefflich, ſchon vor ſechs Uhr Morgens waren wir mit unſrer Geſellſchaft am Hafen. Da gab es einen Wirrwarr, ein Laufen, ein Rufen, ehe die vielen Perſonen und das Gepäck eingeſchifft wurden, als ginge es wenigſtens bis Amerika. Alles dies erinnerte mich an mein früheres Leben in großen Seeſtädten und beluſtigte mich nicht wenig. Auch die Jacht gefiel mir; ſie iſt wirklich ein Schiff mit Maſtbaum, Segel und Steuer, mit einer Kajüte, einem Schiffsraum, ſogar mit einer kleinen Küche, in welcher Kaffee gekocht wird, und gleicht im Kleinen den engliſchen Paketbooten zwiſchen Dover und Calais.

Die Menge der Paſſagiere war zu groß, als daß ſie alle in der Jacht Platz gefunden hätten, denn ſie beſtand aus nahe an hundert Perſonen; daher mußte ein Beiboot herbeigeſchafft und an der Seite derſelben befeſtigt werden. Endlich war alles in Ordnung, und wir gingen unter Segel, gerade im Moment, als die Sonne aus den Wogen glühend emporſtieg und ein Meer von Gold über ſie ausgoß. Scheu, wie nächtliche Geſpenſter, rollten die Nebel ſich zuſammen und flohen vor der Himmelskönigin. Bald lag, vom Morgenſtrahl geröthet, Bibrich vor uns, mit ſeinem ſchönen Schloß; hinter uns glänzten im erſten Sonnenlicht die hohen Thürme von Mainz. Je weiter wir kamen, je herrlicher wurde alles; der breite Strom trug uns durch ein blühendes Paradies um grünende Inſeln herum; alles athmete Luſt und Freude.

Nie ſah ich eine anmuthigere Gegend, jeder Augenblick gewährt den Anblick einer neuen ſchönen Landſchaft. Große Schlöſſer, freundliche Landhäuſer, zierliche Dörfer und Städtchen ſpiegeln ſich in den Wellen, dicht an das Ufer gelagert, zwiſchen ihnen die Rebenhügel, die reichen Obſtgärten; hin und wieder blicken ehrwürdige Trümmer einer Burg oder ein altes Kloſter von hohen Bergen hinab. Wir kamen dem Johannisberg vorbei, auf deſſen Terraſſen die Reben emporſteigen, bis zu dem weiß glänzenden Schloſſe, das ſeinen Gipfel krönt. Auf einer beträchtlichen Höhe, ihm ſchräge gegenüber, am linken Ufer, ſchimmert als Gegenſtück die ebenfalls weiße Rochuskapelle. Ueberhaupt ſind alle Gebäude in dieſen Gegenden weiß, was ihnen ein gar freundliches Anſehen giebt. Bald ſchifften wir nun Rüdesheim vorbei, ſeinen ſchönen Rebenhügeln, ſeiner ehrwürdigen alten Burg, und erblickten das gegenüber liegende Bingen, im Schatten der hohen Felſen, von deren Gipfel die Ruine des Raubſchloſſes Klopp düſter herabblickt.

Jeʒt begriff ich recht wohl, warum man in Mainz ſo unbarmherzig über meine Furcht vor dem Jachtſchiff geſpottet hatte. Ich befand mich während der nur vier Stunden langen Reiſe recht wohl darauf, bald im Beiboote, bald auf dem ſehr geräumigen Verdecke der Jacht, je nachdem die Ausſicht mich nach dieſer oder jener Seite zog. Außer unſrer Geſellſchaft waren unſre übrigen Reiſegefährten Kaufleute, die von der Frankfurter Meſſe zurückkamen, Geiſtliche, Beamte, Gutsbeſitzer aus der Gegend, zum Theil mit ihren Frauen und Töchtern. Alle waren höflich und bereit zu jeder kleinen Hülfsleiſtung, gegen uns und unter einander. Die Einheimiſchen beeiferten ſich, den Fremden jeden Ort zu nennen, dem wir vorüber kamen, und ſtille ruhige Heiterkeit belebte die ganze Geſellſchaft. So war es auf dem Verdecke. Wie es in der Kajüte zuging, weiß ich nicht; ich ſah Wolken von Tabacksdampf aus den Fenſtern derſelben ziehen, und wagte mich alſo gar nicht hinunter. Bei ſchönem Wetter, wo man im Freien bleiben kann, iſt die Jachtfahrt gewiß recht angenehm und dabei unglaublich wohlfeil; bei Regen und Gewitter thut man ohnehin am beſten, die ganze Reiſe zu unterlaſſen.

So wie wir in Bingen landeten, eilte die Geſellſchaft zu der ſie ſchon erwartenden Mittagstafel, weil ſie in einer Stunde weiter gehen mußte, um Koblenz zu erreichen. Wir aber trennten uns von ihr und unſern freundlichen Begleitern aus Mainz, um uns für's Erſte im Gaſthof, wo wir über Nacht bleiben wollten, ein wenig häuslich einzurichten. Es war noch nicht eilf Uhr, wir hatten alſo vor Tiſche Zeit genug übrig, um die Ruine des Schloſſes Klopp zu beſuchen.

Sie liegt auf dem Gipfel eines Weinberges, der, hoch und ſteil, ſich dicht hinter Bingen erhebt, und deſſen jetziger Beſitzer, überall zwiſchen den Reben ſehr anmuthige, mit Blumen und Bäumen geſchmückte Spaziergänge anlegte, welche zu den ſchönſten Ausſichten führen. Bei jeder findet man ein bequemes Plätzchen zum Ausruhen. Unter dieſen gefiel mir vor allen ein kleines Kabinet, gerade am ſchönſten Punkt der ganzen Gegend. Duftende Blumen und eine unweit davon angebrachte Aeolsharfe ſind die nächſten Umgebungen des kleinen traulichen Zimmers, welches eine gewählte Sammlung unſrer beſten Dichter, ein bequemes Sopha und einen wohl beſorgten Schreibtiſch enthält. Es iſt ein ſo anmuthiges ruhiges Plätzchen, daß es mir ſchien, als brauche ich gar nichts mehr von der Welt, wenn dies Kabinetchen nur mein wäre.

Hier überſah ich nun recht Bingens ganze herrliche Lage: Rechts überblickt man die lachendſte, vom Rhein durchſtrömte Landſchaft, einige ſeiner Inſeln, die unzähligen Ortſchaften des Rheingaus, die Rebenhügel, den Johannisberg bis zu den blau dämmernden Felſen bei Heidelberg und den fernen Melibocus. Zur linken Seite verliert ſich der Rhein in die ewig-dunkeln Schatten hoher waldgekrönter Felſen; hier iſt alles erhaben und groß, wie dort alles anmuthig und heiter. Hatto's Thurm ſteht da, ſtets umtobt von der wilden Brandung, mitten in den Fluthen, ihm gegenüber ſieht man die leichten Nachen, wie im Tanz, dem immer kreiſenden Wirbel des Bingerloches vorüberſchweben, und ſich bald darauf in dunkeln Felſenklüften verlieren. Seitwärts dem wunderſamen Mäuſethurm ſtrömt die Nahe aus ihrem romantiſchen Thal in den Rhein; eine ſchöne Brücke wölbt ſich über ſie hin. Gerade Bingen gegenüber ſtreckt ſich der hohe Rüdesheimer Berg lang aus, ihn krönt der Niederwald, durch deſſen dunkles Laub die weißen Säulen eines Tempels hervorſchimmern, und an ſeinem Abhange wächſt der berühmte Rüdesheimer Wein. Rüdesheim mit ſeiner uralten Römerburg liegt am Fuße dieſes Berges, mehr dem Rheingau zu. Auf der andern Seite von Rüdesheim erheben ſich in ziemlich beträchtlicher Höhe die pittoresken Trümmer der Burg Ehrenfels, und dieſen gegenüber, durch den Strom von ihnen getrennt, hoch auf dem Binger Berge, von deſſen Abhange ich alles dieſes überſchaute, ſtehen die alten Mauern und Thürme des Schloſſes Klopp, von denen man dieſelbe Gegend noch ausgebreiteter vor ſich liegen ſieht.

Den Nachmittag beſtiegen wir die Anhöhe, auf welcher die ſeit kurzem wieder hergeſtellte Rochuskapelle liegt. Sie könnte wohl für eine kleine Kirche gelten, ſo groß iſt ſie. In der Mitte des Auguſts, am St. Rochus-Tage, wallfahrten mehr als zehntauſend Menſchen aus der umliegenden Gegend zu ihr hinauf, und dienen Gott mit fröhlichem Herzen. Denn dieſes fromme Feſt iſt zugleich ein Volksfeſt, an welchem alles Theil nimmt und von deſſen Freuden das ganze Jahr hindurch ſo lange geſprochen wird, bis der erſehnte Tag im Wechſel der Zeit wiederkehrt. Auch wüßte ich keinen Platz, an dem man zugleich fröhlicher und frömmer ſeyn könnte, als dieſen, wo die Welt ſo herrlich vor uns liegt, geſchmückt mit allen Gaben der gütigen Natur.

Heute Morgen wollten wir den Niederwald beſteigen, aber das wunderliche Wetter erlaubte dies nicht; doch benutzten wir ein paar ſonnige Nachmittagsſtunden, um nach Rüdesheim hinüber zu ſchiffen. Zuerſt beſuchten wir die alte Burg, die am äußerſten Ende des freundlichen Dorfes hart am Rhein liegt. Die felſenfeſten Mauern, die ganze Bauart des Grundes bezeugen noch ihre uralte Entſtehung zur Zeit der Römer, die hier ein feſtes Kaſtell hatten. Spätere Jahrhunderte fügten die Säulen, die gothiſchen Thürme und Gewölbe hinzu, welche uns heut zu Tage als pittoreske Trümmer erſcheinen. Ihr jetziger Beſitzer, der Graf von Ingelheim, ſchmückte das alte Gebäude auf die ſchonendſte Weiſe, ohne deſſen ehrwürdiges alterthümliches Anſehen im mindeſten zu verletzen, und ſchuf daraus eine Wohnung, wie ich mir die einer wohlthätigen Zauberin, etwa der Frau Minnetroſt denke. Ein viereckiger, von hohen uralten Mauern umgebener düſterer Hof bildet den Eingang. Durch enge ſpaltenartige Thüren gelangt man zu ſchmalen ſteinernen Treppen, und ehe man ſich es verſieht, ſteht man in einem ſchön geſchmückten Saal, deſſen hohe gothiſche Bogenfenſter uns die Ausſicht in ein Paradies öffnen. Dunkle, vom Rauch der Wachfeuer geſchwärzte Gewölbe führen in freundliche Wohnzimmer, in zierliche Kabinette, und außen merkt man den alten Trümmern von allem dieſem nichts an. Oben auf den Zinnen der Thürme und Mauern blühen Blumen; die üppig am Abhange des Berges wachſenden Reben ranken bis zu den höchſten Zinnen der Burg empor, leichte Brücken führen über Abgründe, von einem Thurm zum andern, von einer Abtheilung des Gemäuers zur andern; das Ganze gleicht einem Traume, der die wunderbarſten, durch Jahrhunderte von einander geſchiedenen Gegenſtände vereinigt.

Noch eine Burg des Mittelalters, das Stammhaus der längſt verloſchnen Familie von Brömſer liegt mitten in Rüdesheim. Nur ein Theil deſſelben ſteht noch in ſeinem alterthümlichen Zuſtande, begränzt von einem neueren Schloſſe, welches bewohnt wird. In der alten Kapelle zeigte man uns eine Reihe Familienbilder der ehemaligen Herren von Brömſer und ihrer Gemahlinnen, alte Rüſtungen, manches mit Schnitzwerk verzierte Hausgeräth aus dem Mittelalter, und ähnliche Dinge, denen zum Theil nur ihr hohes Alter Werth gibt. Die alten Ritter und Damen ſchauten gar wunderlich von ihrer Wand auf den geputzten Lakeien herab, der uns herumführte; mitten unter ihnen hängt das Gemälde eines unglücklichen Fräuleins Jutta von Brömſer, deren trübes Geſchick noch immer im Munde hieſiger Landleute und Fiſcher lebt. Sie wohnte auf der, ebenfalls der Familie Brömſer von Rüdesheim gehörigen, Burg Ehrenfels. Ihr Vater, der während der Kreuzzüge mit nach Paläſtina gegangen war, verlobte dort in einer großen Gefahr ſein einziges Kind dem Himmel, nicht ahnend, daß dieſes indeſſen zu Hauſe mit einem jungen Ritter durch das Gelübde treuer Liebe ſich auf ewig verband. Jutta vernahm bei des Vaters Heimkunft ihre unabwendbar-traurige Beſtimmung, und bat nur, ihren Geliebten noch einmal ſehen zu dürfen, um von ihm Abſchied zu nehmen. An dem zu dieſer traurigen Zuſammenkunft beſtimmten Tage ſchmückte ſie ſich auf's Köſtlichſte wie eine Braut; der Ritter ſchied, Jutta ſah ihm vom hohen Söller des Schloſſes nach, ſo weit ſie konnte, und ſprang dann hinab in den tiefen kalten Rhein, auf welchem die Fiſcher in ſtürmiſchen Nächten ſie oft mit Grauſen noch hinſchweben ſehen. Sieht ſie ihrem Bilde ähnlich, ſo mag der Anblick fürchterlich genug ſeyn, aber hoffentlich that der alte Pfuſcher von Maler ihr Unrecht, der dieſe Vogelſcheuche aus ihr machte.

Auch ein Paar gewaltig große Ochſenhörner hängen als geheiligter Gegenſtand der Verehrung in dieſer Kapelle. Mit ihnen grub ihr ehemaliger Träger beim Pflügen ein jämmerlich um Hülfe rufendes Kruzifix aus der Erde. An der Stelle, wo dieſes Wunder ſich begab, baute Jutta's Vater ein Kloſter, in welchem Kapuziner für die Seele ſeiner unglücklichen Tochter beten mußten, und nannte es „zur Noth Gottes.“ Es liegt hinter Asmannshauſen, tief im Walde.

So herrlich auch die Lage von Rüdesheim iſt, ſo gebe ich doch Bingen den Vorzug, weil Rüdesheim von dort aus ein viel ſchöneres Bild macht, als Bingen von Rüdesheim geſehen. Bingen ſtellt ſich hier ſo abſchreckend-dunkel dar, daß man auf dieſer Seite des Rheins die hohe Anmuth der dortigen Gegend kaum ahnet.

St. Goar, 22. September.

Heute endlich erlebten wir einen ſchönen Morgen in Bingen, und benutzten ihn ſogleich, um den Niederwald zu beſuchen. Eigentlich ſchifft man ſonſt zu dieſem Zweck nach Asmannshauſen hinüber, erſteigt von dort aus, auf ſehr bequemen Wege, den Berg, und geht ihn bei Rüdesheim wieder hinab. Noch beſſer iſt es ſich nach Rüdesheim überſchiffen zu laſſen, wo ſogar meine alten Lieblinge, die Eſel, bereit ſtehen, um uns auf ihren geduldigen Rücken hinauf zu tragen. Doch alles dieſes erfuhren wir leider zu ſpät; wir trauten dem Worte unſres, im Gaſthofe uns empfohlenen Schiffers, der uns über den Rhein bringen, und uns oben auf dem Berge zum Führer dienen ſollte. Dieſer behauptete einen leicht zu erſteigenden weit näheren Weg als den über Asmannshauſen zu kennen, und da der Mann übrigens ganz vernünftig zu ſeyn ſchien, ſo überließen wir uns ſeiner Führung.

Wir landeten alſo weit näher, unterhalb der Burg Ehrenfels, und begannen nun von da die Terraſſen zu erklimmen. Dieſe umgeben den ſehr ſteilen Berg im Zickzack, und auf ihnen wächſt der berühmte Rüdesheimer Wein. Sehr ermüdend war es, daß wir immer eine lange Strecke längs den die Terraſſen ſtützenden Mauern hin und her zu gehen hatten, ehe wir zu einem der hohen, ſtufenartigen Einſchnitte in dieſen gelangten, auf welchen wir uns etwa zwei Ellen höher ſchwangen und dann bis zum nächſten Einſchnitt wieder weiter wanderten. Glücklicher Weiſe iſt die Anhöhe bis zur Burg Ehrenfels nicht ſehr beträchtlich, und ſo war dies bald überſtanden. Der nähere Anblick der höchſt maleriſchen Ruine, die wir täglich aus unſern Fenſtern vor Augen gehabt hatten, und die wunderſchöne Ausſicht machten uns alle Ermüdung vergeſſen. Wir blickten dort tief in das wilde Felſenthal, durch welches ſich der Rhein hinter dem Bingerloche windet; auch Asmannshauſen ſahen wir zwiſchen ſeinen Rebenhügeln liegen, woran uns in Bingen der weit vortretende Berg hinderte. Nun aber mußten wir weiter, und zwar auf einem Wege, den ich Niemanden in der Welt, als höchſtens einem Gemſenjäger empfehlen möchte.

Tief unter uns brauſte der durch den pötzlich ſich erhebenden Wind wild aufgeregte Rhein; faſt ſenkrecht ſtieg über uns der hohe Fels mit ſeinen Terraſſen empor, und wir mußten auf den immer ſchmaler werdenden Mauern ihn erklimmen, mit den Händen uns anhalten, um nicht herunter zu ſtürzen, und fanden oft nur eben Raum genug, um einen unſrer Füße feſtzuſtellen. So hingen wir zwiſchen dem Himmel und dem Rhein, ein einziger Fehltritt, ein losbröckelnder Stein, und wir waren in Gefahr, der armen Jutta in ihrem naſſen Grabe Geſellſchaft zu leiſten. Dennoch konnten wir nicht zurück, denn an Herunterſteigen war auf dieſem Wege nicht zu denken, ja ich wagte es nicht einmal, herunter zu blicken, ſo ſchwindelerregend war mir die grauſenvolle Tiefe. Wie die Winzer es anfangen, um hier die Reben zu pflegen und ſpäter die Trauben zu ſammeln, iſt mir unbegreiflich.

Endlich, nach einer langen ängſtlich ermüdenden Stunde, waren wir oben im kühlenden Schatten des Waldes, und nie in meinem Leben habe ich mich mehr über ein ſchwer errungenes Ziel gefreut, als über dieſes. Der ganze Wald, der den langen Bergrücken krönt, iſt durch ausgehauene Gänge zu einem Park umgeſchaffen. Dieſe gewähren hie und da wunderſchöne einzelne Blicke tief in das Rheinthal hinein; beſonders anmuthig iſt eine Hütte, von welcher man durch eine Oeffnung des Waldes nur Bacharach und ſeine nächſte, höchſt romantiſche Umgebung erblickt, aber den Preis von allen trägt, näher an Rüdesheim, ein offener, von Säulen getragener Tempel davon, den ich ſchon von Bingen aus durch den Wald ſchimmern geſehen hatte. Geblendet von der mich rings umgebenden Pracht der Natur, ſtand ich lange in ſtummen Entzücken auf dieſem Platz, nicht nur dem ſchönſten auf dem Niederwalde, ſondern vielleicht in der ganzen Gegend. Tief unten liegt im Vorgrunde das freundliche Rüdesheim mit allen ſeinen alten Burgen, ſeitwärts über dem Strom das dunkle Bingen, weiterhin die Rochuskapelle im Sonnenſtrahl, ihr gegenüber, dieſſeits, der Johannisberg, und nun der ganze Rheingau mit allen ſeinen Städten und Weinbergen und Gärten und Dörfern, alle Krümmungen des prächtig hinwogenden Rheins, alle ſeine vielen gartenähnlichen Inſeln. Der Odenwald, die Vogeſen, der Donnersberg begränzen in blauer Ferne die weite Ausſicht, wie leicht am Horizont hinſchwebende Wolken.

Ein zwar ſteiler, aber gefahrloſer Weg führte uns nun nach Rüdesheim hinab, wo unſer Nachen ſchon wartete. Der Wind war indeß beinahe zum Sturm geworden, und unſer Tanz auf den wildempörten Wogen ſchien mir ſo wenig angenehm, daß ich recht froh war, als ich in Bingen wieder feſten Fuß faſſen konnte. Dieſe, aus dünnen Brettern zuſammen geſchlagenen platten Nachen kommen mir gar gebrechlich vor, da ich an feſtere größere Fahrzeuge auf dem Waſſer gewöhnt bin. Sie ſchwimmen wie ein Strohhalm auf den oft ſehr tobenden Wellen des Rheins; dennoch ſind Unglücksfälle damit ſelten, und entſtehen gewöhnlich nur aus Fahrläſſigkeit der Schiffer. Weit gefährlicher ſind eine kleine den Kanots der Wilden ziemlich ähnliche Art von Fiſcherkähnen. Dieſen möchte ich mich nie anvertrauen, denn ein

Hauch, dünkt mich, könnte ſie umwehen, auch ſchlagen ſie oft genug um. Die Leute hier heißen ſie deshalb Seelenverkäufer, fahren aber immer luſtig damit herum, und ich habe in dieſen Tagen deren gewiß mehr als hundert ſich durch das Bingerloch drehen geſehen. Gegen Mittag legte ſich der Sturm, einzelne graue Wolken bedeckten zwar den Himmel, aber die Beleuchtung der ſie durchbrechenden Sonnenſtrahlen wurde dadurch nur ſchöner. Deshalb wagte ich es, einige Stunden ſpäter wieder den Nachen zu beſteigen, um nach Sankt Gewer zu ſchiffen. So nennen hier die Einwohner Sankt Goar, wo ich mich in dieſem Augenblick ſehr wohl befinde.

Mit einem ganz eignen Gefühl wandte ich bei Bingen dem lachenden Rheingau den Rücken, um dem Rhein auf ſeinen fernern, düſterern Wegen zu folgen. Hatto's mährchenhafter Mäuſethurm ſieht in der Nähe noch ſchauerlicher aus, als ich aus der Ferne ihn mir gedacht hatte; geſpenſtiſch einſam ſteht er mitten in den tobenden Wogen, die nun ſchon ſeit Jahrhunderten gegen ſeinen Felſengrund anwüthen, ohne ihn zu erſchüttern. Ich glaube, daß er urſprünglich ein Leuchtthurm an dieſer, ehemals ſo gefährlichen Stelle des Rheins war, wenigſtens hat er ganz die Geſtalt eines ſolchen. Noch einen Blick warf ich im Vorüberfahren in das Nahe-Thal, auf die hübſche Brücke, die ſich über die Nahe wölbt, und die ſie umgebenden hohen Felſen mit den Trümmern eines alten Kloſters. Ich begrüßte nochmals die Burg Ehrenfels, war nun am gefürchteten Bingerloch, und wieder drüber hinaus, ohne es beinahe gewahr zu werden, denn faſt nur unmerklich ſchwankte der Nachen. Freilich war der Rhein ſehr hoch, aber auch bei niedrigem Waſſerſtande iſt keine Gefahr denkbar, wenn nur der Schiffer ſich dem rechten Ufer nahe hält, wo die Strömung des bei alle dem kraus genug ausſehenden Wirbels ſehr ſchwach iſt.

Gleich hinter dieſer, über Verdienſt verrufenen Stelle, gewährt noch am linken Ufer Asmannshauſen einen freundlichen Anblick, dann aber iſt es auch mit der Freundlichkeit vorbei, und die ganze Gegend gewinnt einen wilden ernſten Charakter. Von Mainz bis Bingen herrſcht fröhlich blühendes Leben in der Natur, von Bingen aus weiterhin, ernſtes Schweigen über Gräbern der Vergangenheit, in einer bei allem Reichthum ſchauerlich erhabenen wilden Gegend.

Alles ſtimmt hier das Gemüth zu ernſter Betrachtung, faſt möchte ich ſagen zur Schwermuth. Die vielen Ruinen auf der Höhe, die uralten Städte am Ufer, ſehen grau und düſter aus, und die Wellen weit dunkler in dieſen tiefen Schatten der Berge, als dort, wo ſie im Sonnenglanz das blühende Eden des Rheingaus umſpielen. Bald drängen die Berge den Rhein enge zuſammen, bald breitet er ſich zu einem weiten See aus, immer erfüllt er das ganze Thal und läßt zwiſchen den Felſen und ſeinem linken Ufer eben nur Raum genug für den Fahrweg. Die Städte und Dörfer ziehen ſich dicht am Waſſer in einer langen Reihe hin und ſteigen zum Theil den Abhang der Berge hinan. Reben bedecken dieſe an jedem ſonnigen Plätzchen, alles übrige iſt dunkler Wald, und nur ſelten drängen ſich ſchroff und kahl einzelne Felsſpitzen an das Licht des Tages hervor. Zuweilen windet ſich der Strom ſo wunderbar um die Felſen herum, daß dieſe ſcheinbar den

Ausgang verſperren, und auch, wo er breit wie ein See hinwogt, glaubt man ſich oft rings von Bergen umſchloſſen. In manchen Momenten dünkte mir, mitten in den ſchottiſchen Hochlanden auf einem der dortigen ſtillen Seen zu ſchweben, und als müßten Hochländer, in ihren Plaid gehüllt, zwiſchen den Felſen hervorkommen, ſo ähnlich ſind einige Stellen des Rheinthals jenen Gegenden, bis auf die Reben, die freilich am Loch-Lomond oder Loch-Killin nicht gedeihen.

Nun denken Sie ſich zu dieſer erhabenen Pracht der Natur noch die vielen maleriſchen Trümmer alter Burgen und Klöſter, die von den Felſenhöhen ernſt in das Thal blicken. Auf der ganzen Fahrt ſahen wir faſt immer eine, oft mehrere dieſer Ruinen zugleich, und jede hat ihren eigenen, vor allen andern ſie auszeichnenden Charakter der Bauart und der Umgebungen. Mir war beinahe, als durchblätterte ich eine Mappe voll herrlicher Landſchaften, ſo ſchnell folgen hier die intereſſanteſten Gegenſtände einander; man hat wahrlich nicht Augen genug, um alles zu ſehen. Bei jeder Krümmung des Stroms, faſt mit jedem Ruderſchlage öffnet ſich eine neue

Gegend. Bald umſchiffen wir eine der vielen grünen Inſeln des Rheins, bald zieht uns die mannichfaltige Geſtaltung der Felſen an. Gleich hinter Asmannshauſen thront eine der ſchönſten Ruinen, die der Burg Sonneck, auf einem hohen Felſen, unfern von ihr die einer zerſtörten Kirche. Dann kamen wir dem ſchmalen wilden Wisperthale vorüber, das ſich wie eine enge Kluft zwiſchen hohen Felſen windet, aus der oft ein ſonderbar-flüſternder Wind gleich Geiſterſtimmen ertönt und zuweilen ſelbſt in Bingen bemerkbar wird. Bald darauf zeigten ſich die alterthümlich-zackigen Mauern und Thürme von Bacharach. Dieſe uralte Stadt ſieht ſelbſt einer großen Ruine ähnlich, ſo düſter und grau ſteht ſie am Ufer, wie in tiefer Trauer verſunken. Aus den Ruinen einer zerſtörten Kirche in ihrer Mitte ſteigt ein mit gothiſchen Verzierungen herrlich geſchmückter Fenſterbogen hoch über ſie empor, und ähnliche Trümmer ehemaliger Pracht krönen die Felſen umher. Wild brauſt der Rhein über tief verborgne Klippen und ſpitzige Felſenriffe, ſchäumend brechen ſeine Wogen ſich an den uralten Mauern der Stadt und toben gegen ſie an, ſo daß mir dieſer Theil der Rheinfahrt weit gefährlicher dünkte, als bei Bingen. Bald darauf erweitert ſich der Strom und gleicht einem See, auf dem ich zu meinem Erſtaunen ein großes Kriegsſchiff mit ausgeſpannten Segeln zu erblicken glaubte. Es war die alte, mitten im Rhein erbaute Pfalzburg. Die Täuſchung, welche ſie hervorbringt, iſt wirklich unglaublich groß; in der Ferne gleichen die vielen kleinen, über einander aufſteigenden weißen Thürme vom Winde ausgedehnten Segeln auf das vollkommenſte, und das ganze Gebäude ſcheint wirklich zu ſchwimmen, weil es den Fels, auf dem es ſteht, überall bedeckt. Die Umgebungen dieſer Pfalz gehören zu den erhabenſten und ſchönſten auf der ganzen Fahrt. Herrlich geſtaltete, zum Theil mit Reben bekleidete Felſen ziehen einen weiten Kreis rings um die ſilberne breite Fläche des Stroms; hart am Ufer, der Pfalz gegenüber, liegen die dunkeln Mauern der alten Stadt Kaub, wo wir anhielten, um den Zoll zu entrichten, und hoch über ihnen erheben ſich die ſchönen Ruinen der Burg Gutenfels.

Die Sage behauptet, daß die Kinder der alten Pfalzgrafen alle in dieſer ſchwimmenden Burg geboren werden mußten, und vor zweihundert und fünfzig Jahren ſoll eine dieſer Fürſtinnen dies wunderliche Geſetz zum letzten Male befolgt haben. Wie es möglich war, daß nur eine von ihnen die Schrecken dieſes Aufenthalts in einer ſolchen Lage überlebte, begreife ich nicht. Die niedrigen gewölbten Zimmer gleichen einem Gefängniß, zu welchem nur ſpärlich das Licht des Tages durch die engen Fenſter dringt, und das Brauſen der ewig dieſe Mauern rings umtobenden Wellen muß, beſonders bei Nacht, fürchterlich ſeyn.

Hinter Kaub folgen ſich die ſchönſten Felſenpartien in ununterbrochener Reihe; überall ſehen wir maleriſche Ruinen auf der Höhe und lang ſich ausbreitende Städte und Dörfer im Thal, bis plötzlich die Felſen den Strom in eine enge Schluft zuſammen drängen. Brauſend ſtrömen die dunkelgrünen zürnenden Wogen durch düſtere Schatten, einer wunderbar ſich aufthürmenden zackigen Felſenklippe vorüber, die der Lurlei-Berg heißt. Jeden Ruf der Vorüberſchiffenden wiederholt hier ein fünffaches Echo, das von der Mitte des

Stroms aus am deutlichſten vernommen wird. Sie können daher leicht denken, welch ein Geſchrei die Schiffer hier immer erheben. Ich wollte lieber, wir hätten ein paar Waldhörner in unſerm Nachen gehabt, als dieſe unbändigen Schreier.

Am Ende dieſes ſchauerlich wilden Thals tobt der Rhein wieder mächtig über Klippen hin, und unſer Nachen ſchwankte ärger, als je zuvor, dann aber kamen wir plötzlich an einen weiten ſtillen See, wo uns eine der ſchönſten Anſichten des Rheinthals erfreute. Am linken Ufer bildet das freundliche Städtchen Sankt Goar einen weiten Halbkreis; am rechten, ihm gegenüber, liegt das Dörfchen Goarshauſen am Fuße köſtlicher Rebenhügel. Hoch über der Stadt thronen die Trümmer der Feſtung Rheinfels, welche im Revolutionskriege geſprengt ward; über Goarshauſen eine alte zerſtörte Burg, und ſeitwärts, etwas entfernter, ſind noch die Ruinen zweier andern Burgen ſichtbar. Ich kann Ihnen die erhabene Schönheit dieſer Gegend nicht beſchreiben, die jetzt beim Untergang der Sonne roſig-funkelnd vor uns lag; unmöglich war es mir, von ihrem Anblick zu ſcheiden, ehe der letzte Schein des Abendroths an den alten Burgen verglühte. Selbſt da noch blieb ich am Fenſter meines freundlichen Zimmers, und ſah den zitternden Lichtern zu, welche die Lämpchen in den Hütten von Goarshauſen über den Strom ſtreuten, und dem Funkeln der Sterngebilde des nächtlichen Himmels im Waſſer. Jetzt iſt auch das letzte Lämpchen in den Hütten verloſchen, ihre müden Bewohner ſchlafen, kein Laut tönt mehr herüber, nur die Sterne funkeln noch, und die Wellen plätſchern ihr eintöniges ewiges Lied.

Thal Ehrenbreitſtein, 23. September.

Heute Morgen beſtieg ich den Berg, auf welchem die vor etwa zwanzig Jahren geſprengte Feſtung Rheinfels liegt, deren Trümmer weit pittoresker ſind, als man es nach dieſer kurzen Zeit ihrer Zerſtörung erwarten ſollte. Ich ergötzte mich an der herrlichen Ausſicht auf den Rhein und in die kleinen grünen Thäler zwiſchen den benachbarten Felſen, und nahm dann das freundliche Sankt Goar ſelbſt ein wenig in Augenſchein. Es war eben ein Feſttag und alle Einwohner im ſonntäglichen Schmuck. Nie in meinem Leben ſah ich, nach Verhältniß der Größe des Ortes, ſo viele wunderſchöne junge Frauen und Mädchen, als hier; ich glaube, daß im ganzen Städtchen keine einzige recht Häßliche zu finden iſt. Eins dieſer Mädchen, mit einem Geſicht, wie Raphael ſie ſeinen Madonnen giebt, trat mir aus einem Laden neben unſerm Gaſthofe entgegen, und blendete mich wirklich durch ihre auffallende Schönheit, die der anmuthige Kopfputz der Bürgermädchen in dieſen Gegenden noch erhöhte. Sie tragen ein kleines enganſchließendes goldnes Mützchen, welches den Hinterkopf kaum bedeckt, und dem glatt geſcheitelten oder gelockten Haar über der Stirne und um die blühenden Wangen freien Spielraum läßt. Im Nacken quellen die langen, zierlich geflochtenen Zöpfe unter dem Häubchen hervor und werden dort, in einen griechiſchen Knoten geſchlungen, mit einer goldnen breiten Nadel befeſtigt. Man kann nichts Hübſcheres ſehen, als dieſen wahrſcheinlich ſehr alten Kopfputz, den in früheren Zeiten vielleicht nur Fürſtinnen trugen.

Handel und Gewerbe machen die Einwohner von Sankt Goar wohlhabend; anders iſt es mit dem dieſer Stadt gegenüber liegenden Dörfchen Sankt Goarshauſen. Mit wahrem Schmerz erfuhr ich heute, daß die Lampen, deren Schein mich geſtern erfreute, nur das Elend und den Jammer der ärmſten Menſchen in dieſer ganzen Gegend beleuchten. Sie haben zu ihrer Erhaltung nichts als den Wein, welchen ſie mit unſäglicher Mühe auf den ſie eng umſchließenden Bergen bauen, und dieſer iſt ſeit einigen Jahren völlig mißrathen. Um nun für den Augenblick Brod zu erhalten, ſahen ſie ſich gezwungen, den Ertrag künftiger Aerndten auf mehrere Jahre hinaus für wenige Gulden an unbarmherzige Wucherer zu verkaufen. Dieſe durchziehen hier immer das Land, auf ſolche Spekulationen bedacht, und werden reich dabei, während die Armen verhungern. Selbſt Gottes reichſter Segen in kommenden Jahren kann dieſen Unglücklichen kaum mehr helfen, weil ſie in die Hände von Menſchen gefallen ſind, die weder Recht noch Erbarmen kennen.

Nachmittags ſchifften wir uns wieder ein, um den Abend Koblenz zu erreichen. Der Ruine gegenüber, die über Sankt Goarshauſen ſich erhebt, und die Katze heißt, liegt auf der nämlichen Seite des Rheins eine andere, ſehr ſchöne alte Burg; auf einem hohen Felſen, die Thurmburg. Sie wird aber im Gegenſatz mit der Katze gewöhnlich die Maus genannt. Ein hübſcher kleiner Ort mit einem ſehr ſchönen alten Thurm ſchmiegt ſich um den Fuß dieſes Felſen; überhaupt wird die Gegend hier freundlicher und offener; Wieſen und Gärtchen finden Raum, ſich am Ufer auszubreiten, hier, wo der Strom um eine große grüne Inſel einen weiten ſilbernen Bogen zieht. Maleriſche Ruinen krönen immerfort die Gipfel der hohen Felſen; die ſchönſten ſind die beiden nahe an einander liegenden Burgen Liebenſtein und Sternfels. Man nennt dieſe auch die „Brüder,“ und die Sage erzählt von einer blutigen Fehde zwiſchen zwei Brüdern, die in grauer Vorzeit dieſe Burgen bewohnten, in welcher einer von ihnen den Tod fand. Weiterhin bildet der Rhein wieder einen großen See, den die mit Reben bepflanzten Felſen ringsum dermaßen einzuſchließen ſcheinen, daß man keinen Ausgang gewahr wird. Grau und düſter breitet ſich die alte Stadt Boppart an ſeinen Ufern aus, auf der Höhe und im Thal blicken Thürme ehemaliger Klöſter aus üppigem Grün hervor, und das reiche Land umher prangt mit allem Segen der Natur.

Gleich hinter dieſem See wendet ſich der Rhein plötzlich, als wolle er wieder zurück, aber ein mächtig vortretender Fels zwingt ihn bald wieder vorwärts. So geht es in ewiger Abwechſelung fort, und die ganze Gegend, durch welche wir heute kamen, gleicht der geſtrigen an mannichfaltiger erhabner Schönheit. Der Strom trug uns bald durch enge dunkle Thäler, bald lachenden Fluren vorüber, auch vielen Städten und Dörfern, zerſtörten Klöſtern und Burgen, bis wir der Mündung der Lahn uns näherten, die aus einem engen Felſenthal bei Niederlahnſtein ſich in den Rhein ergießt.

Jetzt überblickten wir mit einem Male das weite herrliche Thal, in welchem Koblenz hart am Ufer des Rheins liegt. Gegenüber am andern Ufer erheben ſich auf einem hohen ſchroffen Felſen die koloſſalen Trümmer der Feſtung Ehrenbreitſtein, an deſſen Fuß Thal-Ehrenbreitſtein, einer kleinen Stadt ähnlich, ſich ebenfalls dicht am Waſſer hinzieht. Ueber Koblenz thronen auf einer bedeutenden Anhöhe die Ueberreſte eines ehemaligen Karthäuſer Kloſters. Die reiche, mit joniſchen Säulen geſchmückte Façade des dicht am Waſſer erbauten neuen Schloſſes ſpiegelt ſich in den vorübereilenden Wellen. Leider iſt dieſe ehemals prächtige Reſidenz der Kurfürſten von Trier von den Franzoſen im Innern auf alle Weiſe zerſtört. Weiterhin verliert ſich der Blick auf der breiten ſilbernen Fläche des Rheins, welchen dicht hinter Koblenz die Moſel aufnimmt. Dörfer und Gärten und Weinberge kränzen die Ufer, ſo weit das Auge reicht, bis zu den blauen Bergen, die bei Andernach und fernerhin den Rhein umgeben. Entzückt über den herrlichen Anblick dieſer wunderbar reichen Landſchaft wanden wir uns durch alle die Nachen und Schiffe, die hier den Strom beleben, und landeten an dem ſehr vorzüglichen Gaſthofe zum weißen Roß, in Thal Ehrenbreitſtein. Nur der hier ſehr breite Rhein trennt uns von Koblenz. Die fliegende Brücke, welche dicht unter unſerm Fenſter immerfort hinüber und herüber geht, macht uns dieſe Kluft als ſolche kaum merklich, und gewährt uns obendrein ein höchſt lebendiges, immer wechſelndes Schauſpiel. Es iſt unglaublich, was alles auf dieſer, einer ſchwimmenden Inſel ähnlichen Brücke Platz findet, wie viele Pferde und Wagen. Dennoch bleibt noch Raum zum Hin- und Herſpazieren und zum Sitzen auf den Seitenbänken. Obſtverkäuferinnen haben ihren Handelstiſch auf der Brücke aufgeſchlagen; eine Kajüte bietet Schutz beim Regenwetter. Dieſe Brücke iſt wirklich eine kleine Welt, auf der es mitunter eben ſo bunt und luſtig hergeht, als auf der großen.

So wäre denn mein lange gehegter Wunſch erfüllt, ich habe den ſchönſten Theil des Rheinthals geſehen. Den Gedanken, bis Kölln zu gehen, gebe ich auf; das ewig wechſelnde Wetter und die Kürze der Tage beſtimmen mich, dieſen Genuß zu verſchieben, bis uns etwa ein Komet wieder einmal einen wirklichen Sommer beſcheert. Freilich verliere ich viel, die Gegend von Koblenz bis Bonn wird allgemein geprieſen, und auch das alte Kölln mit ſeinen Kunſtſchätzen zieht mich mächtig an. Wenn ich alle die vielen Gegenſtände mir ins Gedächtniß zurückrufe, die in den letzten Tagen an mir vorüberſchwebten, ſo dünken ſie mir faſt wie Traumgebilde. Nicht nur Tage oder Wochen, Monate wenigſtens müßte man auf der Rheinreiſe zubringen, um ein vollkommnes Bild von ihr mit heim zu nehmen.

Von Mainz bis Bingen gleicht die Gegend einer wunderlieblichen Idylle, voll Anmuth und ländlicher Schönheit. Auch möchte ich dieſen Theil der Reiſe der fröhlichen Jugend vergleichen, die unter Scherz und Lachen vorüberzieht. Von Bingen bis Koblenz hingegen gleicht alles einer ernſten wehmüthigen Elegie, die über längſt verſunkenen Gräbern melodiſche Klagen aushaucht. Oder ſoll ich dieſe Gegend, meinem zweiten Bilde folgend, dem ſpätern ernſteren Alter vergleichen? dann wäre Koblenz das Paradies, das uns am Ende erwartet. Und dies iſt es gewiſſermaßen auch, denn es vereint alles auf einen Punkt, was auf dem Wege bis dahin entzückte, und jeder findet gerade das hier wieder, was dort vor allem andern ihn erfreute; Fels und Thal, Wald, Reben, Gärten, freundliche Dörfer, eine große lebensreiche Stadt, und ehrwürdige Trümmer der

Vorzeit, am Ufer des ſchönſten Stromes wie hingezaubert, ſo daß man alle dieſe mannichfaltigen Gegenſtände mit einem Blicke überſehen kann. Bei alle dem gebe ich doch Bingen den Vorzug, wenn es darauf ankäme, längere Zeit in dieſen Gegenden zu verweilen, um aller ihrer Schönheit recht froh zu werden. Ich bin ſogar um Bingens willen meinem lieben Weinheim untreu geworden und habe mein Luſtſchloß einſtweilen hierher verlegt. Der Ort liegt ſo recht im Mittelpunkt zwiſchen der Idylle und der Elegie, dem Alter und der Jugend. Vergleichen Sie ihn mir nur aber deshalb nicht mit den ſogenannten beſten Jahren, die wahrlich bei weitem nicht die beſten ſind.

Von Bingen aus kann ich in einem halben Tage in Mainz oder Koblenz ſeyn, und wie viel Herrliches liegt noch in dem Nahe=Thal und der ganzen Gegend umher verborgen, deſſen Daſeyn ich auf dieſem Durchfluge nur ahnen konnte! Die Stadt, ſo klein ſie iſt, bietet alles, was man zum Leben braucht; das täglich ankommende Poſtſchiff bringt Mannichfaltigkeit und vielleicht manches unverhoffte Wiederſehen alter Freunde und Bekannte. Selbſt in geſelliger Hinſicht glaube ich, daß die Stadt und die Umgegend viele Bewohner zählt, mit denen ſich leicht und bald ein ungezwungner erfreulicher Verkehr anknüpfen ließe. Doch letzteres wird gewiß auch in der weit bedeutenderen und bevölkerten Stadt Koblenz der Fall ſeyn.

Thal-Ehrenbreitſtein, 25. Sept.

Koblenz iſt eine bedeutend große Stadt, die aber noch größer ſcheint, als ſie es wirklich iſt, weil ſie ſich auf der Erdzunge lang und ſchmal hindehnt, an deren Spitze der Rhein und die Moſel zuſammenſtrömen. Der Anblick der Gegend von der ſchönen ſteinernen Moſelbrücke am Ende der Stadt iſt bezaubernd ſchön. Nicht weit von dieſer Brücke liegt hart am Rhein die ſehr alte Caſtorkirche, die ſchon beim Hereinſchiffen uns durch ihre einfache edle Bauart anzog. Wir haben ihr jetzt einen Beſuch gemacht und uns an dem hohen, von ſchönen korinthiſchen Säulen getragenen kühnen Gewölbe erfreut. Schade, daß der gutgemeinte letzte Wille eines reichen Bürgers von Koblenz ihrer Außenſeite das alterthümliche ehrwürdige Anſehen raubte, indem er eine bedeutende Summe beſtimmte, um ſie und ihren ſehr ſchönen Thurm recht bunt und wunderlich neu anſtreichen zu laſſen. Nahe an dieſer Kirche ſah ich auch mit großem Vergnügen den bekannten Brunnen mit der groß-prahleriſchen Inſchrift von Bonaparte und darunter das vu et approuvé eines ruſſiſchen Generals. Nie hat wohl Jemand einen glücklichern witzigen Einfall gehabt, als dieſen; halb Europa muß ſich noch in vielen kommenden Generationen daran ergötzen, und die Weltgeſchichte ſelbſt darf ihn nicht ſinken laſſen.

Die Straßen in Koblenz ſind größtentheils ſchmal und haben hohe Häuſer; doch gibt es hier einige große, mit Lindenbäumen beſetzte Plätze, an denen es ſich recht angenehm wohnen muß. Das ewig mit Regen drohende Wetter verhindert uns manches zu ſehen, was wohl unſrer Aufmerkſamkeit werth geweſen wäre. Aber wir müſſen jede ſonnige Stunde benutzen, um die Umgegend zu genießen, und deshalb den Anblick manches Kunſtwerks aufopfern, das hier in Privatſammlungen ſich befindet. Oeffentliche Sammlungen gibt es in Koblenz nicht.

Die Einwohner könnte man in zwei Klaſſen theilen, in wirkliche Koblenzer und in Fremde, welche von der gegenwärtigen Lage der Zeiten aus allen übrigen Theilen Deutſchlands herbei gezogen wurden und hier leben. Beide ſcheinen mit einander nur in den nothwendigſten Berührungspunkten zu ſtehen. Koblenz ward ſchon gleich zu Anfange der franzöſiſchen Revolution, alſo ſeit beinahe dreiſſig Jahren, der Sammelpunkt der aus Frankreich Ausgewanderten, und blieb nachher fortwährend in franzöſiſchen Händen. Kein Wunder daher, daß die jetzige Generation eben ſo wenig, als die Mainzer, ſich ſogleich in die neue Ordnung der Dinge zu finden weiß. Man muß ihr Zeit laſſen, ſich auch an das Beſſere zu gewöhnen; jetzt ſieht noch alles ziemlich franzöſiſch hier aus, eben wie in Mainz auch, nur fröhlicher ſcheinen mir im Ganzen die Leute zu ſeyn und auch ſchöner. Sie glauben es nicht, wie viel hübſchen Mädchen und Frauen man täglich nur allein auf der fliegenden Brücke begegnen kann.

Eine Hauptfreude ſowohl der ächten Koblenzer, als der hier wohnenden Fremden-Familien gewähren die vielen Gärten in den nahen wunderſchönen Umgebungen der Stadt. Der Weg nach der Karthauſe führt Anfangs zwiſchen lauter ſolchen Gärten hin, aus denen allen wir fröhliche Stimmen lachen und ſprechen und ſingen hörten, bis der Berg dicht vor uns lag, den wir zu beſteigen hatten. Oben iſt wenig mehr von der alten Karthauſe zu ſehen, nur noch die in der Nähe ſehr unſchönen Trümmer einiger neuern Gebäude ſtehen auf der Höhe, aber die Ausſicht auf den gegenüber liegenden Felſen Ehrenbreitſtein, auf die Stadt, die Lahn, den Rhein, die Moſel und das ganze herrliche Thal von Niederlahnſtein bis zu den Felſen bei Andernach, iſt eine der ſchönſten in der Welt.

Den Ehrenbreitſtein ſelbſt können wir leider nicht beſteigen. Viele hundert Arbeiter ſind immerwährend bemüht, die Feſtung wieder herzuſtellen, daher darf Niemand ohne beſondere Erlaubniß hinauf. Dieſe zu erhalten, würde mir nicht ſchwer werden, aber die nähern Wege, welche hinaufführen, ſind durch die ſtets hinabrollenden Felsſtücke gefährlich, ſo daß Niemand ſie zu betreten wagt, während oben gearbeitet wird. Den weitern gefahrloſern Weg aber hat der viele Regen unwegſam gemacht. Die Ausſicht von dem Gipfel der Felſen ſoll eine der reichſten und ausgebreitetſten ſeyn, die es gibt.

Das überaus anmuthige Pfaffendorf, dicht am Rhein, habe ich trotz der immerwährenden Sündfluth dieſes Unſommers dennoch beſucht, und war wirklich ſo glücklich, ein paar ſonnenhelle Stunden zu dieſem Beſuche zu erhaſchen. Es iſt das Lieblingsziel der Spaziergänger von Koblenz, die, beſonders an jedem ſchönen Sonntage, zu Waſſer und zu Lande ſchaarenweiſe hinziehen, um ſich in den Weingärten dicht am Strom zu ergötzen. Die ſchönſte Zier des freundlichen Dörfchens iſt der Garten des Kanonikus Umbſcheiden. Zwiſchen Reben, Blumen und Bäumen aller Art wandelten wir hier von einer Terraſſe zur andern, immer höher und höher bis zum Gipfel des Hügels, an dem er liegt. Ein einfaches Gartenhäuschen gewährte hier, im Purpurglanze der eben ſinkenden Sonne, einen Ueberblick der ganzen himmliſchen Gegend viele Meilen weit umher. Es war ein Schauſpiel, das ich nie vergeſſen werde.

Außer dieſem Gartenhäuschen bietet der ziemlich weitläuftige Garten noch viele höchſt reizende Anſichten und iſt voll angenehmer einzelner Partien. Ich ſah hier unter andern die größte ſchönſte Trauerweide, ſo vielleicht in Deutſchland zu finden iſt. Von allen Seiten ſenkt der ſchöne hohe Baum ſeine ſchlanken Zweige bis zur Erde nieder, und bildet ein dichtes grünes Zelt, unter welchem wohl zwanzig Perſonen Raum finden könnten. Vom Golde der Abendſonne durchfunkelt, glänzte das dichte hellgrüne Laub in einem überirdiſchen Glanze, wie ihn kein reicher perſiſcher Teppich nachahmen kann.

Morgen ſchiffen wir noch nach Neuwied, dann kehre ich zu Lande zurück, weil ich überhaupt ungern gegen den Strom ſchwimme.

Neuwied, 26. September.

Ich Weltkind habe nun einen ganzen Tag unter den frommen Brüdern und Schweſtern der Herrnhuter Gemeine zugebracht, und denke auch die Nacht in ihrem Schutz recht ſanft zu ruhen, denn ich habe mich in dem zur Gemeine gehörenden Gaſthofe einquartiert. Neuwied iſt übrigens der toleranteſte Ort in der Welt; Juden, Mennoniten, Katholiken, Proteſtanten, alle dienen hier Gott in ihrem eignen Tempel auf die Weiſe, die ſie für die beſte halten. Ich glaube ſogar, daß man den Türken nicht verwehren würde, ſich hier eine Moſchee zu erbauen. Doch um alle dieſe Bewohner Neuwieds habe ich mich weiter nicht bekümmert, denn nur die ſchöne Lage des ſehr hübſchen freundlichen Orts und der Wunſch, eine Herrnhuter Gemeine recht in der Nähe zu ſehen, zogen mich her.

Die etwas über zwei Stunden lange Fahrt auf dem Rhein, von Koblenz bis Neuwied, gewährte uns eine nähere Anſicht der Gegend, die uns ſchon oft von Koblenz aus entzückte. Hier iſt alles lachend und freundlich, keine Spur der wilden romantiſchen Pracht zwiſchen Bingen und Koblenz; die hohen Felſen bei Andernach und weiterhin, ſtehen wie wachehaltende Rieſen in der Ferne; in der Nähe kränzen Rebenhügel und Gärten die Ufer. Der Rhein umfluthet eine freundlich angebaute Inſel, auf welcher einige, wie es mir ſchien, ziemlich große Gebäude im Schatten ſchöner Bäume ſtehen. Mehrere andere

Klöſter, Dörfer und Flecken ſchimmern überall am Ufer aus dem Grün der Bäume und Reben. Wendet man den Blick rückwärts, ſo ſieht man Koblenz vom Rhein und der Moſel umarmt, und den ſtolzen Ehrenbreitſtein hoch und kühn ſich erheben.

Neuwied ſelbſt mit ſeinen breiten reinlichen Straßen und den netten zierlichen Häuſern, macht gleich beim Landen einen ſehr freundlichen Eindruck. Auch im Gaſthofe der Brüdergemeine gefiel uns der höflich treuherzige Empfang unſrer Wirthin, und die große Sauberkeit des anſtändig, wenn gleich ländlich eingerichteten Hauſes. Die nächſte Umgebung des Ortes iſt ziemlich flach, aber dennoch ſehr angenehm durch die Nähe des Stroms, und die Anſicht der Felſenpartkhien rings umher.

Da Sie mehrere Herrnhuter Kolonien kennen, ſo wiſſen Sie, daß in allen die unverheiratheten Männer, die Mädchen, die Wittwen, einzig mit ihres Gleichen in großen, beſonders dazu eingerichteten Gebäuden leben; daß alle, die zu einer dieſer Klaſſen gehören, gemeinſchaftlich eſſen, beten, arbeiten, in großen Sälen ſchlafen, und ſo, von der ganzen Welt getrennt, ihr ſtilles einförmiges Daſeyn von einem Tage zum andern hinbringen, ohne ſelbſt mit ihren übrigen Glaubensgenoſſen in nähere Verhältniſſe viel zu kommen.

Ein glücklicher Zufall hatte uns in Koblenz die Bekanntſchaft eines der angeſehenſten Mitglieder der Neuwieder Gemeine verſchafft, daher mangelte es uns auch hier nicht an einem geiſtreichen ſachkundigen Führer. Von ihm begleitet, eilten wir nur flüchtig durch das Brüderhaus, um im Schweſternhauſe etwas länger zu verweilen. Doch zogen uns auch im erſtern der Fleiß und die Geſchicklichkeit an, mit denen dort unendlich viel nothwendige und bequeme Erforderniſſe des Lebens verfertigt werden; vor allen wegen ihrer großen Vollendung bis in die kleinſten Theile derſelben, und wegen der geſchmackvollen Form die Arbeiten der Schreiner und Ebeniſten. In beider Hinſicht werden ſie kaum von den Engländern übertroffen.

Im Schweſternhauſe bewunderten wir die ſchönen Stickereien und andere feine weibliche Arbeiten, mit denen ſowohl die Schweſtern, als ihre jungen Zöglinge ſich emſig beſchäftigen, um uns

Weltkinder damit zu ſchmücken, denn ſie ſelbſt tragen dergleichen nie.

Die Gemeine verbindet mit ihrer innern Einrichtung auch zwei große Erziehungsanſtalten für Söhne und Töchter, ſelbſt anderer Religionen.

Wie ich höre, empfangen hier die Knaben recht gründlichen Unterricht in alten Sprachen und allen vorbereitenden Schulwiſſenſchaften. Die Mädchen erhalten eine zu ſtiller Thätigkeit und Häuslichkeit ſtimmende Erziehung. Alle werden mit Liebe und zweckmäßigem Ernſte behandelt, müſſen ſich aber in die Einrichtung der Kolonie ſtreng fügen, ſo lange ſie in ihr leben. Daher erlaubt man ihnen auch während ihres Aufenthalts in Neuwied nie einen Beſuch bei ihren Aeltern oder Verwandten, obgleich dieſen recht gern verſtattet wird, zu den Kindern zu kommen.

Die vielen am Stickrahmen beſchäftigten, größtentheils ſehr jungen Mädchen ſehen allerliebſt aus. Zum Unterſchied von den Schweſtern tragen die Zöglinge zierlich geſtickte Häubchen von etwas weltlicher Form mit einer blaßrothen Schleife unter dem Kinn zugebunden, denn hier verſtattet die ſtrenge Sitte keinem Lockenköpfchen, ſich unverhüllt zu zeigen. Manches blitzende Auge ſchien mir zwar etwas ſehnſüchtig über die Stickerei hinweg, in die ferne bunte Welt zu blicken; doch waren alle ganz heiter bei ihrer emſigen Arbeit.

Die kleinen leinwandnen Hauben der Schweſtern gefallen mir nicht, alle ſind in der Form einander ganz gleich, verbergen faſt gänzlich das Haar und entſtellen wirklich manches hübſche Geſicht. Die Wittwen binden ſie mit einem weißen Bande zu, die Frauen mit einem blauen und die Mädchen mit einem rothen. Die ältern unter dieſen tragen hochrothes Band, und nur der blühenden Jugend wird die ſchöne Roſenfarbe verſtattet. Ich denke es mir doch als einen traurigen Moment, in welchem das letzte Roſa-Band abgelegt wird und das inkarnate an deſſen Stelle tritt. Wir in der Welt thun dieſen Schritt auch, und bei Zeiten, wenn wir vernünftig ſind, aber doch nicht ſo plötzlich, ſondern nach und nach, ſo daß wir ihn ſelbſt kaum bemerken.

Noch weit weniger als die Hauben gefallen mir die Schlafſäle der Herrnhuterinnen, obgleich die Luft darin ſo rein als möglich iſt. Achtzig ſchneeweiße Betten, in langen Reihen neben und hinter einander dicht zuſammen geſtellt, gewähren darin einen ſonderbaren, aber durchaus nicht behaglichen Anblick. In der Mitte des hohen, weiß getünchten Saals hängt eine große Glocke von der Decke herab, auf deren erſten Ton alles zu Bette gehen und wieder aufſtehen muß, um einem neuen Tage entgegen zu gehen, der nichts anderes bringt, als was der geſtrige brachte.

So geht hier alles nach beſtimmten Regeln und Geſetzen, in die Jeder ohne Ausnahme ſich fügen muß, und die denn doch wohl am Ende den Untergang aller Selbſtſtändigkeit herbeiführen, wenigſtens bei ſchwachen Gemüthern.

Dennoch fühlte ich mich auf eigne rührende Weiſe von der ſtillen Ruhe dieſer Menſchen ergriffen, von ihrer Freundlichkeit, ihrer gemeſſenen Thätigkeit, und beſonders von dem familienartigen Verhältniß, in welchem alle gegenſeitig zu einander zu ſtehen ſcheinen. Auch freute mich ihre hohe Reinlichkeit und Ordnungsliebe im Aeußern.

Ich betrachtete aufmerkſam alle die vielen Geſichter der Brüder und Schweſtern, in deren Nähe ich heut kam. Auf vielen hatte die Zeit tiefe Furchen gezogen, viele ſchienen früh gealtert;

nirgend ſah ich Spuren eines fröhlich genoſſenen Lebens oder muntere Luſt an Scherz und Lachen; aber auch auf keinem Geſicht Spuren herznagenden Grams, wilder ausgetobter Leidenſchaft, oder gar jene verſteinerte Verzweiflung, die ich früher oft in Klöſtern bemerkte. Zwar ſehen die Menſchen hier eben nicht fröhlich aus, aber doch ruhig zufrieden, und ſelbſt die vielen verblühten Mädchen, die unter ihren jüngern Schweſtern herum wandeln, haben bei weitem nicht das abſchreckende Anſehen alter Nonnen. Auch bemerkte ich zu meiner großen Freude kein einziges jener ſüßlichfrommen, ſcheinheiligen Geſichter, die mir im Grund der Seele zuwider ſind.

Die immer rege Thätigkeit der Herrnhuter iſt es wohl hauptſächlich, welche ſie beim gänzlichen Mangel aller Vergnügungen aufrecht erhält. Arbeit und Gebet iſt die ganze Geſchichte ihres Lebens, und das Bewußtſeyn, daß keiner von ihnen in Mangel und Elend verſinken kann, verſcheucht jede beängſtende Sorge daraus.

Viele treiben ein der Kunſt ſich näherndes Handwerk. So ſah ich bei einem Uhrmacher Flötenuhren in einer alles übertreffenden Vollkommenheit, von den ganz groſsen zum Schmuck für Zimmer und Säle an, bis zu den kleinſten in Doſen und Ringen. Ein anderes Mitglied der Gemeine zeigte mir groſse Mappen voll geiſtreich und leicht hingezeichneter Abbildungen der ſchönſten Gegenden und Ruinen am Rhein, die von ihm einzig zu ſeiner eignen Freude treu nach der Natur kopirt waren, und deren Zahl ſich noch täglich mehrt.

So mag denn das Leben hier wohl ganz ruhig und leiſe weggehen, wenn man ſich einmal daran gewöhnt hat, obgleich ich in meinem weltlichen Sinn nicht begreife, wie man dies anfängt.

Shakſpeare's Worte: „Life is as tedious as a twice told tale, vexing the dull ear of a drowsy man,“ ſcheinen mir vor allen auf das Leben eines Herrnhuters paſſend, daher glaube ich, daſs es dieſen auch leichter wird, es zu verlaſſen, als uns Weltkindern; denn alles, was ſie von der Zukunft in dieſer Welt noch erwarten können, gleicht zu ſehr der Vergangenheit, in der viele einander vollkommen ähnliche Tage ſich zu Jahren reihten. Warum ſollten ſie ſich alſo ſonderlich ſträuben, wenn der lezte erſcheint? ich glaube im Gegentheil, ſie ſterben gern, um doch endlich einmal etwas Neues zu erleben.

Von dem Gottesdienſte der Gemeine würde ich gar nichts geſehen haben, wenn es nicht zum Glück einem alten ehrlichen Herrnhuter eingefallen wäre, ſich gerade heute begraben zu laſſen. Die Thaten des guten Mannes beſchränkten ſich während ſeines ganzen ſechs und ſiebenzigjährigen Lebens auf nichts, als auf die Verfertigung von Siegellack und engliſchem Pflaſter, deshalb ſahen wir aber doch die ganze Gemeine ihm zur letzten Ehre zwiſchen den weißen kahlen vier Wänden des hohen Betſaales verſammelt. Der eisgraue Pfarrer ſetzte ſich ganz bequemlich in einen mächtigen Großvaterſtuhl; ſein ziemlich unverſtändlicher, aber gewiß gut gemeinter Vortrag der Lebensgeſchichte des Verſtorbenen, machte indeß auf mich keinen ſonderlichen Eindruck, einen deſto tiefern der leiſe harmoniſche Geſang der Gemeine. Dieſer iſt das Rührendſte, Herzergreifendſte, was ich jemals gehört habe, jeder Ton ſpricht mächtig das Gefühl der reinſten Andacht, der demüthigſten Ergebung und Gottesverehrung aus. So hat noch keine Kirchenmuſik mein heiligſtes Gefühl erregt, wie dieſer einfache Geſang, und wenn ſie noch ſo herrlich vom hohen Dome wiederhallte.

Nach der Begräbnißfeierlichkeit beſuchten wir die höchſt angenehmen Umgebungen des freundlichen Ortes. In dem großen ſchönen Schloßgarten erfreute uns beſonders die Anſicht der prächtigen Felſen, an deren Fuß gegenüber am Rhein Andernach liegt, auch das ſehr hübſche Luſtſchloß Mon-repos erblickten wir, mäßig entfernt, in einer ſehr reizenden Lage.

Den Abend brachten wir im Hauſe unſers Herrnhuter Gaſtfreundes am Theetiſch zu, wo ſich ein kleiner Kreis ſeiner Freunde geſammelt hatte.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie wunderbar mir dieſe Geſellſchaft geiſtreicher Menſchen an dieſem Orte erſchien, wo ich in der That nichts Aehnliches vermuthet hätte. Wenn ich vor mich hinſah und dem lebhaften Geſpräch über Kunſt und Literatur theilnehmend folgte, ſo glaubte ich mich mitten in Weimar und in einem unſrer angenehmſten Zirkel zu ſeyn; blickte ich auf und ſah neben mir die herrnhutiſchen Geſtalten, ſo meinte ich zu träumen. Beſonders ſchwer ward es mir, die feine Bildung, die Sitte und den geſelligen Ton der Frauen mit ihrer altmodiſchen einfachen Kleidung und dem häßlichen leinenen Häubchen zu vereinen.

Mit einer mir ganz unerwarteten Liberalität erlaubte man mir, meine Meinung über alles, was ich in Neuwied geſehen hatte, zu äußern, und ſuchte ſie hin und wieder zu berichtigen, ſo daß ich zuletzt einſah, es ſey hier, wie überall, viel Gutes neben manchem Mißbrauch zu finden, der wohl hauptſächlich aus der Individualität Einzelner entſteht. Nur über zwei Punkte konnten wir durchaus nicht einig werden, über den unbedingten Gehorſam, mit welchem jeder Herrnhuter ſein Haus, ſein Vaterland verlaſſen muß, um als Miſſionär in die Wüſten Afrika's zu ziehen, wenn ihn die Obern dazu vor allen Andern für tüchtig erklären, und über das Loos, welches hier bei den Heirathen eine ſo entſcheidende Stimme hat. Mit letzterm iſt es zwar nicht ganz ſo arg, wie ich es mir gedacht hatte, aber doch noch immer fürchterlich genug. Denn wenn gleich Niemand dadurch zu einer Heirath gezwungen werden kann, ſo vermag es doch, zwei Menſchen, die ſich lieben, zu trennen, ohne daß andere Hinderniſſe ihrer Verbindung entgegenſtehen. Vergebens wandte man mir ein, daß eine unglückliche Ehe in der Gemeine zu den höchſt ſeltenen, faſt beiſpielloſen Fällen gehört. Das ächte wahre Unglück zeigt ſich nicht an den Straßen, und wer vermag es, in das Innere der Gemüther zu dringen, wo es oft verzehrend wohnt, wenn auch keine Klage es verräth! Auch glaube ich nicht, was behauptet ward, daß die höchſt eingezogene Lebensweiſe der jungen Männer und Mädchen, die faſt gänzliche Unmöglichkeit irgend einer Annäherung von beiden Theilen, jeder leidenſchaftlichen Liebe vorbeuge. So wie ich die Menſchen kenne, muß ich glauben, daß gerade dieſe unüberſteiglichen Hinderniſſe ein Fünkchen Liebe zur höchſten Glut entflammen; kurz, nichts vermag, mich mit dem Gange einer Herrnhuter Liebesgeſchichte zu verſöhnen.

Denken Sie ſich, lieber Freund, Sie wären ein Herrnhuter und liebten ein Mädchen, das Sie freilich nur im Bethauſe geſehen haben. Einen Verſuch, Ihre Auserkohrne zu ſprechen, oder vielleicht gar ſie mit Ihren Wünſchen bekannt zu machen, dürfen Sie ja nicht wagen; bewahre Gott, das wäre ein unverzeihliches Vergehen; nein, Sie wandeln dafür hübſch bedächtig zu den Vorſtehern, und erklären dieſen auf die gelaſſenſte Weiſe von der Welt, wie Sie geſonnen wären zu heirathen, und daß eine chriſtliche Verbindung mit der bewußten jungen Perſon, Ihnen als die angemeſſenſte erſcheine. Die Vorſteher forſchen nach dieſer Erklärung, wie es mit Ihrem Vermögen und ſonſtigen Zuſtänden ſich verhalte, und ſchicken Sie darauf einſtweilen wieder nach Hauſe, mit dem Verſprechen, Ihr Anbringen reiflich zu überlegen. Während Sie nun zwiſchen Furcht und Hoffnung bei dem entſcheidendſten Schritt Ihres Lebens ganz paſſiv daſitzen müſſen, ſuchen die Vorſteher die Perſönlichkeit Ihrer Geliebten und deren übrige Verhältniſſe zu erkunden; überlegen bedächtig, ob eine Verbindung zwiſchen Ihnen und ihr zu beider Heil wünſchenswerth wäre, und wenn ſie darüber einig ſind, tragen ſie zuletzt dem Heiland dieſe Angelegenheit im Gebet zur endlichen Entſcheidung vor. Nach dieſem wird das Loos geworfen, ein wahres Gottesurtheil; fällt es verneinend, ſo wird Ihnen ihr unabwendbares Schickſal verkündet, Sie müſſen ſich darein fügen, oder werden als ein Widerſpenſtiger aus der Gemeine verſtoßen. Im Fall aber, daß das Loos mit Ihrem Wunſch übereinſtimmt, erfahren zuerſt die Aeltern des Mädchens Ihren Antrag, und wenn dieſe nichts dagegen haben, wird dem Mädchen erſt der Wille des Herrn verkündet, darauf mit Erlaubniß der Aeltern eine Zuſammenkunft zwiſchen ihnen beiden veranſtaltet, und das übrige findet ſich hernach, wie in der übrigen Welt. Ein Glück iſt es nur noch, daß den Mädchen erlaubt iſt, dem Willen des Heilandes in dieſem Fall nicht immer Folge leiſten zu müſſen. Sie dürfen Nein ſagen, und immer wieder Nein bei allen folgenden Anwerbungen, ohne deshalb zum inkarnaten Bande auf Lebenszeit verurtheilt zu werden, und es abwarten, ob nicht endlich einer kommt, den ſie lieben zu können glauben.

Koblenz, 27. September.

Wir fuhren heut früh von Neuwied zu Lande hieher zurück. Ein kleiner unbedeutender Umweg führte uns nach Friedrichsberg, einem Ort, wo ich zwar kein Luftſchloß, aber doch einen Luftpavillon einſtweilen erbaute, und dabei Sie recht herzlich zu uns wünſchte.

Friedrichsberg iſt der Landſitz des Grafen von Boos. Wir ſtiegen an der Thür des Parks aus und gelangten durch mannichfaltige Windungen ſehr anmuthiger Laubgänge auf die Anhöhe, wo nun einſtweilen mein Luftpavillon neben einem recht hübſchen tempelartigen Sommerhauſe gegründet iſt.

Mit einem Blick überſah ich dort oben den reichen Schauplatz des bunten regungsvollen Lebens, die mit Städten und Dörfern beſäeten Ufer des Rheins viele Meilen weit hinaus; dazu ein tief verborgnes ſtilles Thal, einſam und grün wie eine Laube; und dicht vor mir, auf einem Felſen, das ernſte Denkmal längſt verſunkner Größe und Pracht in den maleriſchen Trümmern einer Burg, das Stammhaus der am Rhein ehemals mächtigen Grafen von Sayn; alles dies vom nämlichen Standpunkt aus. Ich brauchte kaum den Kopf ein wenig zu wenden, ſo lagen die

Gegenwart, die Vergangenheit und die einſamſte Abgeſchiedenheit vor mir da.

Von hier führte uns der Weg immerfort dicht am Rheine hin; die Kunſtſtraße iſt ſchön, aber Felſen engen ſie ein, und der Blick in den tief unten wogenden Strom iſt deshalb grauſenerregend, ſo herrlich auch die Natur rings umher prangt. Beinah überall in dieſen Gegenden iſt mir der faſt gänzliche Mangel der Bruſtwehren an den Straßen aufgefallen, obgleich man auf dieſen oft an Abgründen hinrollen muß, wo ohne ſie jeder doch mögliche Unfall an Wagen und Pferden die augenſcheinlichſte Gefahr bringt.

Mannheim, 4. October.

Hier bin ich nun am letzten Ziel meiner Reiſe angelangt, von dem ich in wenigen Wochen heimzukehren gedenke. Wir fuhren zu Lande von Koblenz nach Mainz zurück, wo wir unſern Wagen während der Rheinreiſe hatten ſtehen laſſen. Leider war der Tag unſrer Abreiſe ſehr trübe und regnig, nur zuweilen belebten einige Sonnenblicke die unausſprechlich herrliche Gegend, und gaben uns eine Ahnung von dem, was dieſe Fahrt an einem ſchönen Tage ſeyn muß.

Der Weg führt, längs dem linken Rheinufer, durch alle die Orte, denen wir an dieſer Seite vorübergeſchifft waren, und es wird mir ſchwer, zu entſcheiden, ob ich dieſe Fahrt zu Waſſer oder zu Lande vorzüglicher finde. Allen den vielen am linken Ufer liegenden Städten und Dörfern, allen den Burgen, Klöſtern und Kirchen kamen wir jetzt ganz nahe vorüber. Der Rhein und deſſen rechtes Ufer blieben uns immerwährend im Geſicht. Von einem höhern Standpunkt, als auf dem Waſſer, zeigten ſich die Gegenſtände jenſeit des Stroms nicht minder maleriſch und ſchön. Auch waren wir zu Lande den Bewohnern dieſer Gegenden näher, deren naiv-treuherziges Weſen und Sprache für mich viel Anziehendes haben.

Die Kunſtſtraße war durch den vielen Regen verdorben; an einigen Stellen iſt ſie ſo ſchmal, daß die uns begegnenden Frachtwagen mir manche Herzensangſt erregten. Die Nacht blieben wir in Bacharach. Mit großer Freude erblickte ich am andern Morgen aus einem Fenſter des Gaſthofes die ſchöne Ruine der Kirche hoch über der Stadt, welche mir ſchon vom Waſſer aus ſo wunderbar entgegen geleuchtet hatte. Sie glänzte wie verklärt, im hellen Strahl der Morgenſonne, aber leider waren alle Pfade ſo naß und ſchlüpfrig geworden, daß ich nicht zu ihr hinauf ſteigen konnte. In Mainz ruhten wir aus und eilten dann ſo ſchnell als möglich durch die uns ſchon bekannten Gegenden, die uns, nach allem, was wir in den letzten Tagen geſehen hatten, noch reizloſer erſchienen, als das erſte Mal.

Mannheim, 15. Oktober.

Alle Welt iſt darüber einig, daß Mannheim eine ſehr ſchöne, große, durchaus regelmäßig erbaute Stadt ſey. Weil ſich aber immer Leute finden, denen der Honig zu ſüß, die Roſe zu duftend, die Sonne zu warm iſt, kurz, die überall Fehler aufſpüren, und ſollten ſie auch nur in der zu großen Vollkommenheit des zu tadelnden Gegenſtandes ſie ſuchen; ſo wird auch hin und wieder behauptet, dieſe Stadt ſey zu regelmäßig und werde dadurch langweilig.

Ich bin nicht dieſer Meinung. Mich freut der Anblick der ſchnurgraden breiten Straßen, die alle in beſtimmter Entfernung einander durchkreuzen, und die Stadt in lauter regelmäßige Vierecke eintheilen; ich wandle gern auf den bequemen Fußpfaden, längs den zum Theil ſehr ſchönen großen Häuſern, die bei aller vorherrſchenden Symmetrie doch nicht ermüdend gleichförmig erbaut ſind, ſondern ſich gar wohl von einander unterſcheiden laſſen.

Faſt keine einzige der Straßen hat hier einen beſtimmten eignen Namen, wie in andern Städten. Die Nummer des Quadrats und die Nähe irgend eines bekannten Gebäudes ſind der einzige Leitfaden auf dem Wege zu dem Orte, wohin man will; deshalb wird es beſonders dem Fremden nicht leicht, ſich hier zurecht zu finden. Dennoch iſt dies minder ſchwer, als man auf den erſten Anblick es glauben ſollte, wenn man nur auf die Richtung achtet, in welcher das Schloß, das Theater, oder irgend eine Kirche mit dem uns vorgeſteckten Ziele liegen. Auf dieſe Weiſe verirre ich mich hier faſt nie, oder doch nur um wenige Schritte, weil ich gewiß bin, daß die Straße, die ich links einſchlage, mich nicht am Ende etwa unverſehens rechts führt, was in andern, weniger regelmäßig gebauten Städten oft genug geſchieht.

Nur etwas mehr Leben möchte ich herwünſchen, denn die Stadt iſt zu groß für etwa achtzehn tauſend Einwohner, die jetzt in Mannheim leben, und die größten Straßen und Plätze haben daher ein etwas verödetes Anſehen. Man findet hier überall wenig Spuren von Handel und Gewerbe, dafür aber entſchädigen, mich wenigſtens, die Stille und Ruhe um mich her. Ich möchte faſt ſagen, Mannheim ſieht vornehm aus, ſo, als ob nur Leute darin wohnen, die ohne eigentliche andere Beſtimmung ihre Renten angenehm und bequemlich verzehren. Alle Welt hat hier Zeit zu Allem, an emſiges Laufen, Drängen, Stoßen und Treiben denkt Niemand, deshalb iſt es mir hier auch recht behaglich zu Muthe, und es ſcheint, als ob es den Andern, die hier leben, auch ſo wäre. Spuren drückender Armuth ſind mir, bis jetzt wenigſtens, hier nicht ſichtbar geworden, und Alles hat ein zufriedenes Anſehen.

Eine lange, mit Lindenbäumen beſetzte Straße durchſchneidet Mannheim der Breite nach, und theilt es in zwei, vielleicht etwas ungleiche Theile. Dieſe Straße heißt die Planken; ihr jenſeits wohnt größtentheils die ärmere, oder doch wenigſtens minder vornehme, vom Kleinhandel und ihrer Hände-Arbeit ſich nährende Klaſſe der Einwohner; auch ſind die Häuſer weit kleiner und unanſehnlicher. Im ſchönern Theile der Stadt, nach dem Schloſſe zu, wohnen die reicheren Familien. Hier ſteht auch das Kaufhaus, ein großes ſchönes Gebäude. Auf Säulen ruhende Arkaden umgeben es, unter denen eine Menge glänzender und nützlicher Dinge in Magazinen feil gehalten werden. Mehrere Kirchen, große, Paläſten ähnliche Wohnungen adliger Familien vom erſten Range, auch das Schauſpielhaus und andere öffentliche und Privatgebäude, ſchmücken dieſen Theil der Stadt durch edlen Styl der Bauart, durch Pracht und Eleganz. Am impoſanteſten aber erſcheint das nahe am Rhein erbaute Schloß, dieſe ehemals prächtige Reſidenz der Churfürſten, und gewährt einen wahrhaft großen Anblick, beſonders von der Gartenſeite. Der weſtliche Flügel trägt leider noch Spuren der während der Belagerung Mannheims erlittenen Zerſtörung, die aber dennoch dem grandioſen Effekt des Ganzen wenig Schaden thun, da ſie nur in der Nähe recht ſichtbar werden.

Der ſchöne, zur öffentlichen Promenade dienende Schloßgarten erſtreckt ſich bis dicht an den hier ſehr breiten Rhein. Auch in ihm haben Ueberſchwemmungen gewüthet, herrliche Baumgruppen, ſchöne Grasplätze ſtehen noch unter Waſſer und ſinken allmählich zum gänzlichen Untergang hin. Der Anblick iſt traurig, noch trauriger der, der ganzen Umgegend, die, unter dem nämlichen Mißgeſchick erliegend, vielleicht in vielen Jahren ſich nicht wieder völlig erholen wird. In günſtigern Zeiten müſſen die Umgebungen Mannheims ſehr angenehm ſeyn, ungeachtet ihrer vollkommenen Fläche. Die Vegetation in dieſem milden Klima iſt reich; Obſtgärten und ſchöne Alleen ziehen ſich um die Stadt; die Vogeſen und die maleriſchen Berge bei Heidelberg und an der Bergſtraße gewähren einen ſchönen Blick in die Ferne, und ſowohl der breite Rhein mit ſeinen ſchönen Inſeln, als der hier ihm zuſtrömende Neckar bieten ein immer neues, mit jeder Tagesſtunde wechſelndes Schauſpiel. Ich erfreue mich daran täglich bei meinen gewöhnlichen Spaziergängen auf dem ſich an den Schloßgarten anſchließenden Damm, der ſich längs den Rheinufern hinzieht.

Die Einwohner der Stadt wallfahrten am häufigſten nach der Mühlau, einer etwa eine Viertelſtunde von ihr entfernten Inſel im Rhein. An jedem ſchönen Tage ſtrömt alles dorthin, zu Waſſer und zu Lande, gehend, fahrend und reitend; auch iſt dieſe Inſel ein gar grünes, ſchattiges Plätzchen, von dem man ſich der anmuthigſten Ausſichten auf den Rhein und Neckar erfreuen kann. Umgeben von einem hübſchen Gehölze, ſteht mitten auf ihr ein kleines Luſtſchloß, welches jetzt zu einem ſehr vorzüglichen Gaſthofe eingerichtet iſt. Hier werden den Sommer über wöchentliche Konzerte und Bälle gegeben, zu welchen die erſten adeligen und bürgerlichen Familien unterzeichnen und ſich fleißig und zahlreich dabei einfinden. Leider haben ſie mit dem Michaelistage aufgehört, daher fanden wir ſie nicht mehr, und ſehen nur das ſehr elegante und geräumige Lokal der jetzt vor dem Herbſte flüchtig gewordenen Freuden.

Im Vergleich mit andern Städten von dieſer Bedeutung iſt das Leben in Mannheim noch immer ſehr wohlfeil, und obendrein alles, was man für ſein Geld erhält, in ſeiner Art vortrefflich. Auch die Wohnungen ſind ſchön, bequem, und verhältnißmäßig nicht theuer.

Es herrſcht ein froher, geſelliger Geiſt über die Mannheimer, ſie lieben die Freuden des Lebens und theilen ſie gern mit Andern, ohne ſich doch zu ſehr dem blos rauſchenden Vergnügen zu ergeben. Sie ſind zuvorkommend gegen Fremde, ohne ihnen durch zu großen Aufwand bei koſtbaren Gaſtereien den Muth zu nehmen, ſie oft zu beſuchen. Daher iſt es hier im Durchſchnitt den Fremden ſo wohl zu Muthe, daß Viele, ſobald ſie nur erſt in der Geſellſchaft recht bekannt geworden ſind, gar nicht mehr an Weggehen denken; obgleich manche bei ihrer Ankunft entſchloſſen waren, nur einige Wochen oder Monate in Mannheim zu verweilen.

Viele angeſehene adelige und bürgerliche Familien leben auf dieſe Weiſe nun ſchon ſeit Jahren in dieſer Stadt. Aus England und Holland, aus den Niederlanden, aus ganz Deutſchland, von der Donau bis zu den fernen Geſtaden der Oſtſee, haben ſie ſich auf dieſem freundlichen

Punkt der Erde verſammelt. Daher iſt auch der geſellige Ton hier weit liberaler als anderswo, und weit entfernt von jener, die Freude verſcheuchenden langweiligen Monotonie, welche man ſo oft in nicht kleineren Städten antrifft.

Mannheim iſt nicht mehr die prächtige glänzende Reſidenz, die es war. Die Zeitumſtände haben auch hier alle Klaſſen der Einwohner um einen Theil ihres Vermögens gebracht, und ſie gezwungen, ſich auf alle Weiſe in ihren Ausgaben zu beſchränken. Aber wenn gleich wenig eigentlicher Luxus hier noch zu finden iſt, ſo blieben doch eine gewiſſe Eleganz, welche das Leben verſchönt, und alle feineren Genüſſe des häuslich geſelligen Lebens unter gebildeten Menſchen, die an allem wahrhaft Schönen und Guten lebhaften Antheil nehmen.

Mit dem Hofe ſchwand auch die höfiſche Etikette und die zu ſtrenge Abſonderung der Stände; letztere wenigſtens in ſo weit, daß vorzüglich geiſtreich Gebildete bürgerlichen Standes mit denen vom höchſten, ja ſogar-fürſtlichen Adel Umgang haben, ohne je vom Ahnenſtolz verletzt oder zurückgeſetzt ſich zu fühlen. Dies habe ich ſelbſt in vielen adligen und bürgerlichen Häuſern, in welchen ich eingeführt bin, geſehen und erfahren. Daher thut es mir weh, wenn man mein mir ſo liebes Mannheim ſogar in öffentlichen Blättern in dieſer Hinſicht verläumdet. Freilich iſt nicht aller Unterſchied der Stände aufgehoben, dies wäre ja ſogar kein Gewinn, ſondern Zerſtörung der einmal im civiliſirten Leben eingeführten Ordnung, die ſich immer an ihren Vernichtern von ſelbſt rächt. Aber nur bei öffentlichen feierlichen Gelegenheiten, die ſelten vorkommen, wird man etwas von Rangordnung gewahr; in das geſellige Leben miſcht ſich keine ſtörende Etikette, auch äußert ſie ſich nicht bei öffentlichen Vergnügungen, bei Bällen und Konzerten. Ich habe deren mehreren beigewohnt und keine Spur davon gefunden, obgleich man im Auslande die lächerlichſten Mährchen davon öffentlich erzählt, ſo daß mir Anfangs ſelbſt bange davor ward.

Alle Abende ſind hier Privatzirkel, oft von fünfzig und mehr Perſonen, in vier bis fünf verſchiedenen Häuſern, zu welchen gebildeten Fremden der Zutritt ſehr leicht gemacht wird.

Faſt alle Welt bewohnt hier ein hübſches geräumiges Lokal, denn auch die Hausmiethen ſind, im Vergleich mit andern Städten, nicht theuer. Man verſammelt ſich zum Thee, der Ton iſt leicht, das Geſpräch lebhaft. Kartenſpiel kommt ſelten in die Reihe der Unterhaltungen, aber Muſik fehlt faſt nie. Die Mannheimer alle lieben dieſe ſchöne Kunſt, und viele Dilettanten haben es in ihr bis zur Meiſterſchaft gebracht. Niemand denkt daran, durch das oft gewöhnliche, wirklich ſündhafte Weigern das Vergnügen der Geſellſchaft zu ſchmälern, oder wenigſtens zu erſchweren, ſondern Jeder, der dazu fähig iſt, und deren gibt es hier viele, trägt gern und anſpruchlos zur allgemeinen Freude bei. Verſtummt der Geſang, ſo tritt oft ein Walzer auf dem Klavier an deſſen Stelle, nach welchem der jüngere Theil der Geſellſchaft ſich ein Weilchen luſtig herumdreht, oder es werden Charaden und ähnliche Spiele vorgenommen, die den fröhlichen Abend beſchließen.

Außer dieſen Privatzirkeln gibt es noch wöchentliche Subſcriptions-Bälle. Im Sommer, wie ich früher erwähnte, werden dieſe auf der Mühlau gegeben, im Winter im Schauſpielhauſe, in einem ſehr ſchönen großen Saal, an welchen einige

Nebenzimmer ſtoßen. Während des Karnevals ſind die, wie ich höre, recht hübſchen Maskenbälle häufig beſucht, auch fehlt es nicht an kleinen Bällen in Privatzirkeln.

Sie ſehen aus allem dieſem, lieber Freund, daß auch der Lebensluſtigſte in Mannheim ſeine Zeit recht angenehm hinbringen kann, und daß kein Gebildeter, ſelbſt mit höheren Anſprüchen, als die auf bloßes fröhliches Zuſammenſeyn, hier irgend etwas vermißt, was ſein Leben verſchönert.

Manchen genußreichen Abend gewährt mir der Beſuch des hieſigen Theaters.

Es war einſt die Pflanzſchule, aus welcher faſt alle die bedeutendſten Künſtler hervorgingen, deren unſer Vaterland ſich bis auf unſere Zeiten erfreute. Was es war, iſt es nicht mehr, und konnte es auch nicht bleiben, ſeit Mannheim aufhörte, die glänzende Reſidenz eines prachtliebenden Fürſten zu ſeyn, denn vor allen andern Künſten bedarf die Schauſpielkunſt eines mächtigen Schutzes und kräftiger Unterſtützung. Aber die den Mannheimern eigne Kunſtliebe erhält dieſe

Bühne noch immer über der langweiligen Mittelmäßigkeit empor. Das Orcheſter, ungeachtet des ungünſtigen Zeitenzuſtandes, bleibt ſeines alten Ruhmes werth; viele Mitglieder deſſelben erheben ſich auf ihrem Inſtrument zur wirklichen Virtuoſität, auch die Direction des Ganzen iſt ſo vortrefflich, daß es zur wahren Freude wird, hier die Begleitung einer großen Oper anzuhören.

Mehrere unter den Schauſpielern zeichnen ſich durch regen Kunſteifer aus, und würden jede Bühne zieren; unter den jungen Schauſpielerinnen gibt wenigſtens manches im Entwickeln begriffene Talent recht angenehme Hoffnungen für die Zukunft.

Das Schauſpielhaus iſt groß, ſchön, prächtig ſogar, eine wahre Zierde dieſer ſchönen Stadt durch ſeine, im großen Styl erbaute, mit Säulen geſchmückte Außenſeite. Im Innern hat man durch viele große und bequeme Ausgänge, durch ſchöne Treppen und Koridors dafür geſorgt, daß auch bei überfülltem Hauſe nie die mindeſte Unordnung entſtehen kann.

Die Dekorationen ſind freilich nicht alle ganz neu mehr, aber doch anſtändig und viele von ausgezeichneter Schönheit; die Koſtüms der Schauſpieler, wie faſt bei allen Theatern, zuweilen glänzend, aber nicht immer richtig gewählt. Man rühmt ſehr die Einrichtung der Maſchinerien bei Verwandlungen, Flugwerken, Verſenkungen und ähnlichen Theaterkunſtſtücken; ich habe aber nicht Gelegenheit gehabt, mich ſelbſt durch den Augenſchein davon zu überzeugen.

Alle Einwohner Mannheims, die es vermögen, beeifern ſich, durch Abonnements für die Erhaltung ihres Theaters zu ſorgen. Daher ſind von allen den vielen Logen nur ſehr wenige für Durchreiſende frei geblieben, im Nothfall aber bietet dieſen das Parkett Raum genug. Durch das allgemeine Abonniren iſt übrigens auch dem traurigen Anblick eines leeren Schauſpielhauſes vorgebeugt; ich ſah es immer von wohlgekleideten Zuſchauern angefüllt, ſelbſt bei ſehr bekannten Darſtellungen älterer Stücke.

Das Theater ſelbſt erſcheint mir, ſo lange ich hier bin, faſt wie eine Muſterkarte aller übrigen Bühnen, beſonders der benachbarten. Durchreiſende Künſtler empfängt man in Mannheim ſehr freundlich, und da unſere Schauſpieler jetzt alle gewaltig mobil ſind, ſo ſehen wir faſt an jedem Abend Gaſtrollen, oft ſogar drei bis vier zugleich, von Fremden geſpielt.

Es fällt mir auf, daß dieſe Art von Kunſtreiſen in unſern Tagen ſo gar ſehr häufig werden, und ich zweifle, ob die Kunſt ſelbſt dadurch ſo viel gewinnen kann, daß der Nachtheil, den ſie, ihrer jetzigen Einrichtung nach, bringen, dadurch überwogen werde. Wahr iſt es, nur wer viel ſieht, kann viel lernen, er treibe welche Kunſt er wolle, und in dieſer Hinſicht mögen ſolche Reiſen für den angehenden talentvollen Schauſpieler von unbeſtrittenem Nutzen ſeyn; beſonders wenn er als müßiger Zuſchauer das Spiel Anderer beobachtete. Auf dieſe Weiſe könnte er am beſten einſehen lernen, was ihm noch mangelt, was er zu vermeiden hat, und mancher gute Gedanke über die verſchiedenen Anſichten einer und derſelben Rolle müßte in ſeinem Innern ihm klar werden. So aber reiſen unſre Künſtler nicht, und können es auch nicht, denn ſchwerlich möchte ſich irgend eine Direction entſchließen, ſie mit dem dazu nöthigen Reiſegelde zu verſehen. Die Kunſt ſelbſt muß es alſo dem Schauſpieler möglich machen, eine Reiſe zu unternehmen, und durch ſein eignes Auftreten auf fremden Bühnen geht faſt aller Vortheil verloren, den er für ſeine Bildung aus ihr ziehen könnte; denn der Wunſch, ſelbſt vortheilhaft zu erſcheinen, erſchwert das Beobachten Anderer, die ſich auch ohnehin in einem von dem ſeinen verſchiedenen Rollenfach zeigen. Die Theater, auf welchen das Auftreten fremder Künſtler zu oft erlaubt wird, verlieren am Ende dadurch. Beſtochen durch den mächtigen Reiz der Neuheit erheben die Zuſchauer das fremde Verdienſt, beſonders durch das jetzt zur Gewohnheit gewordene Hervorrufen, und vergeſſen darüber ihre einheimiſchen, vielleicht eben ſo preiswürdigen Künſtler. Dieſe werden dadurch muthlos und läſſig in der Ausübung des, ihrer Meinung nach, nicht genug anerkannten Talentes, und ſinken in der Kunſt, anſtatt vorwärts zu ſtreben. Sie ergreifen die erſte beſte Gelegenheit, um ihrerſeits auch auf andern Bühnen zu glänzen. Dadurch vermehren ſich die Künſtlerwanderungen, aus denen denn zuletzt Auswanderungen entſtehen. Dieſe aber zerſtören alle Hoffnung, jemals auf einer deutſchen Bühne ein harmoniſches Ganze gegründet zu ſehen, daß alle einzelne Theile einer Darſtellung zur erfreulichen Einheit verbindet, die wir jetzt leider überall vermiſſen.

In Mannheim habe ich bis jetzt mehrere Opern, Trauerſpiele und Komödien geſehen; keine dieſer Darſtellungen war ganz verfehlt, und manche ergötzte mich ſehr, ungeachtet die vielen Gaſtrollen manches Fremdartige, zum Ganzen nicht Stimmende hineinbrachten. Auch auf die Wahl der Stücke hatten dieſe nicht den günſtigſten Einfluß, manches ward augenſcheinlich blos deshalb gegeben, weil irgend ein fremder Künſtler darin vorzüglich zu glänzen gedachte. So kam denn auch das Ifflandiſche Stück, die Mündel, einmal an die Reihe, in welchem ein Schauſpieler aus Karlsruhe den Kaufmann Drawe ſo natürlich ſpielte, daß mir ſelbſt bei aller der Angſt und Noth ganz jämmerlich zu Muthe wurde. Sie verſetzte mir faſt den Athem, obgleich ich wohl einſah, daß ſowohl ihre Exiſtenz, als ihre endliche Auflöſung, durch die gegen den wirklichen Gang des Lebens anſtrebende Erfindung, völlig in das Reich der Unmöglichkeiten gehören. Ueberdies macht das leidige Geld uns Plage genug im Leben, beſonders auf Reiſen; daher könnten wir füglich vom Theater her mit ſolchen unäſthetiſchen Leiden verſchont werden.

Don Juan, dieſe Oper aller Opern, habe ich zweimal, beſonders von Seiten des Orcheſters, vortrefflich aufführen ſehen. In der zweiten dieſer Darſtellungen entzückte uns die junge Künſtlerin Eunike aus Berlin, als ein ganz allerliebſtes Zerlinchen. In der erſten machte ein hannöveriſcher Hof- und Kammer-Sänger aus dem vornehmen jungen Spanier einen luſtigen, etwas verruchten Bruder Studioſus, wurde aber, dem Herkommen gemäß, am Ende doch hervorgerufen, obgleich auch ſein Geſang uns nicht für den argen Mißgriff ſeiner Rolle entſchädigt hatte.

Doch ich will Sie nicht durch Aufzählung aller der theatraliſchen Vorſtellungen, welchen ich in Mannheim beiwohnte, ermüden. Nur einer erwähne ich noch, die der Schuld von Müllner, weil mir das meiſterhafte Spiel eines ganz jungen Mädchens, der kleinen lieblichen Sophie Müller, gar zu viel Freude gemacht hat. Sie gab den Knaben Otto ſo unübertrefflich ſchön, daß ich dem Dichter wohl die Freude wünſchen möchte, es anzuſehen. Dieſe Kinderrolle, vielleicht die ſchwerſte unter allen, wird durch die gewöhnliche Art, ſie darzuſtellen, oft unerträglich. Der Dichter bezeichnet ſie mit ſtarken, hin und wieder etwas ſcharfen Zügen, die, zu grell herausgehoben, aus dem Kinde ein vorlautes abſprechendes Weſen machen, welches wenigſtens keine Mutter ohne innern Aerger anſehen kann. Ganz anders erſchien dieſer Otto in der Geſtalt der anmuthigen Sophie. Mit dem zarteſten Gefühl milderte dieſe alles, was der Milderung bedarf, um nicht im Munde eines Kindes zu empören, ohne deshalb dem Charakter des Knaben ſein Eigenthümliches zu rauben; meiſterlich drückte ſie ſeine Anhänglichkeit an ſein ſchönes Vaterland aus, und vermied doch jede Uebertreibung ſpaniſcher Grandezza. Die treffliche Beſchreibung des Stiergefechtes ſprach ſie wie ein Kind, das ſich freute, dem Großvater ein merkwürdiges Ereigniß zu erzählen, von dem es Augenzeuge war, und das vom Strome ſeiner eignen Rede fortgeriſſen wird, während andere, die dieſe Rolle ſpielen, ſie mit affektirtem rednериſchen Pathos herdeklamiren und dabei, wie eine Operſängerin bei einer Bravourerie, ſich ordentlich gegen das Parterre hinſtellen. Aus allen Bewegungen dieſer ſehr jungen Schauſpielerin ſprach die reinſte Kindernatur. Wie ſie vom Anblick des Vaters im Sarge erzählte, ſtieg die ſchmerzliche Rührung in ihrem Innern mit jedem Worte, bis ſie den ſchauerlichen Umſtand erwähnte, daß man ſeine Bruſt geöffnet habe, um ihn köſtlich einzubalſamiren; denn dieſer Gedanke muß für jedes Kind etwas höchſt Furchtbares haben; auch überwältigte ſie hier das Gefühl, ihre Stimme brach, und weinend verhüllte ſie am Schluß der Rede ihr Geſicht in das Gewand der Mutter.

Sie wiſſen, wie jedes erblühende und ausgezeichnete Talent mich intereſſirt, und nach dieſer Darſtellung muß ich Sophie Müller für ein mit natürlichen Anlagen reich ausgeſtattetes Kind halten, das, zweckmäßig gebildet, vielleicht in wenig Jahren, als ſehr ausgezeichnete Schauſpielerin die Zierde unſrer deutſchen Bühnen werden kann; daher verargen Sie es mir nicht, daß ich in meinem Briefe ſo lange bei ihr verweilte *).

---

*) Daß Sophie Müller wirklich geworden iſt, was ſie vor zwölf Jahren zu werden verſprach, iſt allbekannt.

Uebrigens iſt die Mannheimer Bühne noch an vorzüglich guten Komikern beſonders reich, und den Herren Kaibel, Thürnagel, Müller verdanke ich manche fröhliche Stunde, manches recht herzliche Lachen, das ſie durch ihr treffliches Spiel zu erregen wiſſen, ohne doch weder den Anſtand, noch die Wahrſcheinlichkeit zu verletzen.

Nicht nur Schauſpiel und Muſik, auch die bildenden Künſte finden in Mannheim Schutz und rege Theilnahme. Außer der bedeutenden Bibliothek und einem Naturalienkabinet werden im Schloß noch mehrere Kunſtſammlungen bewahrt, die ohne alle Schwierigkeit dem Künſtler und dem Kunſtfreunde offen ſtehen. Eine reiche Sammlung vortrefflicher Abgüſſe der vorzüglichſten antiken Statuen und Büſten, eine von Kupferſtichen, und eine Gemälde-Gallerie füllen mehrere Zimmer an.

Die Mappen der Kupferſtichſammlung betrachtete ich auch hier nur von außen; ſie genau durchzuſehen, würde mehr Zeit erfordern, als ich in dieſen kurzen Tagen darauf verwenden kann, aber Kenner verſichern mich, daß ſie viele treffliche und ſeltene Blätter enthalte.

Die Gemäldegallerie gehört zwar nicht zu den bedeutendſten in Deutſchland, enthält aber doch manches treffliche Bild, beſonders aus der niederländiſchen Schule.

Ich würde gewiß viele Morgen in ihr mit Vergnügen verweilen, wenn ich hier wohnte; auch fällt es Lehrlingen in der Kunſt nicht ſchwer, die Erlaubniß zu erhalten, nach den Abgüſſen zeichnen oder ein Gemälde kopiren zu dürfen. Ich bemerkte hier beſonders einige ganz vortreffliche Bilder von Tennier, von Netſcher, von Rubens, von Terburg und andern berühmten Meiſtern, ein Paar ſehr ſchöne Landſchaften von Ruisdael, auch ſonſt noch ſo manches Vorzügliche, und das nur im Vorübereilen. Bei näherer Bekanntſchaft würde ich gewiß noch vieles entdecken, das mich anzöge.

Unter die erfreulichſten Erſcheinungen für die Kunſt zähle ich die ſehr bedeutende und allbekannte Kunſthandlung der Herren Artaria. Dort findet man Altes und Neues in ewig wechſelnder Ebbe und Fluth, man ſchreitet mit der Zeit fort, keine bedeutende neue Erſcheinung am Kunſthimmel kann uns unbeachtet entgehen, während die Werke berühmter alter Meiſter uns immer aufs Neue erfreuen. Denn die Eigner dieſer Handlung laſſen ſich keine Gelegenheit entſchlüpfen, um alles Schönen habhaft zu werden, was ſie nur erreichen können, und beſonders waren ihnen die letzt verfloſſenen Jahre in dieſer Hinſicht ſehr günſtig. Mit der größten Liberalität öffnen ſie ihre Schätze nicht nur dem Käufer, auch dem, welchen blos rege Theilnahme und Freude am Schönen zu ihnen führt, wie es bei mir der Fall war; ja ſie erlauben es gern, daß man lange verweilt und oft wiederkehrt. Dies ſcheint ihnen ſogar Freude zu machen. Durch lange Uebung ihres Geſchäfts haben ſie ſich große Kunſtkenntniß erworben, und ſcheinen es jetzt eben ſo wohl aus Liebe zu ihr, als zum Gewinn zu treiben.

Unter einer Menge von ſchönen Gemälden, welche ich bei ihnen ſah, ſind drei mir unvergeßlich geblieben, zu denen ich immer wiederkehren muß. Eins iſt von Metzu, ein herrliches heiteres Bild voll Wahrheit und von hoher Vollendung. Es ſtellt einen Fürſten von Oranien vor, der, von ſeinen Dienern begleitet, auf die Jagd reiſet. Die Pferde, die Hunde, die ganze Anordnung des trefflichen Bildes ſind von der höchſten Schönheit.

Der einfache edle Ausdruck im trefflichen Kopfe des Prinzen, und die Mannichfaltigkeit der Stellungen ohne alle Verworrenheit, können nicht genug geprieſen werden.

Die beiden andern Gemälde ſind von Titian. Eins davon ſtellt eine kleine Prinzeſſin vor, ein gar liebliches Kind von etwa fünf Jahren, deſſen anmuthige Naivität mit dem reichen ſchweren Sammtkleide und dem Juwelenſchmuck einen wirklich rührenden Kontraſt bildet. Sie ſchmiegt das allerliebſte Köpfchen an einen großen Pudel, der ſie mit klugen Augen anſchauet, ſo daß man nichts Freundlicheres ſehen kann, als dieſes Gemälde.

Ernſter und erhabener iſt das zweite, aber auch von viel höherer Schönheit.

Im Schatten eines großen Baumes, mitten in einer anmuthigen Landſchaft, unter dunkelblauem italieniſchen Himmel, ſitzt die Madonna mit ihrem Kinde, ſo einfach und ſo edel, dabei ſo lieblich, als man es ſich nur denken kann. Ihr dienend, knien zu beiden Seiten zwei Engel in Jünglingsgeſtalt, mit herrlich großen purpur- und azurfarbnen Flügeln, in ſchimmernden Gewändern, deren Falten weit umher den Boden bedecken, und mit dem frömmſten heiligſten Ausdruck in den wunderſchönen Köpfen. Es iſt ein Bild, von dem man ſich gar nicht wieder wegwenden kann, und dabei trefflich erhalten.

Eine Kunſthandlung, wie dieſe, wäre mir in meiner Nähe faſt noch lieber, als eine Bildergallerie. Dieſe hier iſt wirklich eine, nur daß die Gemälde darin wechſeln, und das Vortreffliche nach und nach an uns vorüber zieht, doch immer langſam genug, um es, recht aufgefaßt, im Gemüth feſt halten zu können. Und dabei hat man noch den Vorzug, jedes einzeln zu ſehen, und nicht durch die Menge geblendet zu werden.

Die Zeit, die Allem ein Ende macht, der Freude wie dem Leid, führt auch das Ende meines hieſigen Aufenthaltes herbei.

Noch iſt der Himmel blau, und die Sonne ſendet Mittags noch warme Strahlen herab, aber die düſtern Nebel, welche Abends die gegenüberſtehenden Häuſer uns oft unſichtbar machen, die goldgefärbten Blätter, welche langſam an den Bäumen ſinken, ohne daß ein Hauch ſie berührt, alles ruft mir zu, daß die letzten Tage des Octobers da ſind, und ich die Heimreiſe antreten muß.

So wäre denn nun auch dieſe Reiſe beendet, auf die ich mich Jahre lang freute, wo ich alles, was ich von ihr hoffte, fand: Geſundheit, Erholung nach langen Stürmen, frohes Gefühl der wiedergewonnenen Freiheit und Stoff zu tauſendfacher Erinnerung.

Nie vergeſſe ich der mannichfachen Freuden, welche mir Natur und Kunſt an den ſchönen Ufern des Mains, des Rheins und des Neckars in dieſen vier Monaten gewährten. War gleich der Himmel mir nicht immer günſtig und freundlich, waren es doch die Menſchen überall, wo ich verweilte.

Manche ſchöne Stunde des Wiederſehens älterer Freunde habe ich gefeiert, manche neue gefunden, die mich ein gleiches frohes Wiederſehen hoffen laſſen, wenn ſpäterhin mein Lebensweg mich wieder in ihre Nähe bringen ſollte. Darum, ich bekenne es Ihnen, wird mir der Abſchied recht ſchwer.

Gewiß, ich freue mich herzlich auf das Wiederſehen meiner Freunde in Weimar, auf das Leben mit Ihnen Allen im gewohnten traulichen Kreiſe, ſogar auf meine Wohnung und meine durch eine Reihe von Jahren mir liebgewordenen Umgebungen. Aber immer ergriff mich ein trübes, wehmüthiges Gefühl, wenn ich am letzten Ziele einer Reiſe die Deichſel meines Wagens zum erſten Male wieder dem Rückwege zugewendet ſah, und heut bemächtigt es ſich meiner unwiderſtehlich. Denn nicht nur von meinen Mannheimer Freunden nehme ich Abſchied, auch von allen, die mir auf dieſem Wege begegneten und mich freundlich unter ſich aufnahmen. Alle glaube ich in dieſem Augenblicke um mich verſammelt zu ſehen und Allen rufe ich ein herzlich gemeintes Lebewohl zu; auch dem Rheine und den ihm befreundeten Strömen, die mich auf ſilbernen Wogen ſo oft dahintrugen durch paradieſiſche Gegenden, blühenden Ufern entlang und herrlichen Felſen, zu freundlichen Städten.

Und nun wollte ich, es wäre ſchon eingeſpannt und ginge raſch vorwärts, der Heimath zu, damit die Nähe derſelben mir bald tröſtlich erſchiene.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Vierter Band.

Johann van Eyck und ſeine Nachfolger.

Erſter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

Johann van Eyck
und
ſeine Nachfolger.

Erſter Theil.

> Beides, ihre Kunſt und ihr Leben war bei ihnen in ein Werk eines Guſſes zuſammengeſchmolzen, und in dieſer innigen, ſtärkenden Vereinigung ging ihr Daſeyn einen deſto feſteren, ſichereren Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch.
>
> W. H. Wackenroder.

Vorwort.

Was ich bei Abfaſſung nachſtehender Blätter bezweckte, habe ich in der Einleitung zu denſelben meinen Leſern geſagt, und ſo bleibt mir nur noch übrig, die Quellen zu nennen, aus denen ich ſchöpfte.

Die vorzüglichſten derſelben ſind, außer Karl von Mander's Werk: Het Leven der Doorluchtighe Nederlandtsche on hoogduytsche Schilders, noch: Sandrart's Kunſt-Akademie, Fuesli's Künſtler-Lexikon, Descampes vies des Peintres flamands, von Murr's Kunſt-Journal, und bei der Abfaſſung von Hemling's Leben einige der ſehr reichhaltigen Noten zu dem Kunſt-Romane: Ursule, Princesse britannique, von Herrn von Keverberg.

Sodann verdanke ich Manches noch, einzelnen, in andern Büchern verſtreuten Bemerkungen, die ich nicht alle namentlich aufführen kann; ſehr Vieles den gütigen Mittheilungen kunſtliebender Freunde, vor Allen Herrn Sulpize Boiſſerée und deſſen Hinweiſungen auf einzelne Aufſätze, welche in dem, das Morgenblatt begleitenden Kunſtblatte zu finden ſind, und theils Herrn Boiſſerée, theils Herrn Doktor Schorn zu Verfaſſern haben.

Uebrigens bin ich mir wohl bewußt, den reichhaltigen Stoff bei weitem nicht erſchöpft zu haben. Möge eine geübtere Hand bald die Feder ergreifen, um das Fehlende zu ergänzen, mögen einſtweilen dieſe Blätter mit ſo viel gutem Willen aufgenommen werden, als ich ſie ſammlete und gab.

Weimar, im Mai 1821.

Johanna Schopenhauer.

Einleitung.

Hell und klar iſt ein ſchöner Tag angebrochen, bei deſſen Licht wir uns, unſre Umgebungen, ja ich möchte ſagen, das Vaterhaus, nach langer Verblendung wieder erkennen. Die Scheinglorie, welche noch vor wenigen Jahrzehnden alles Ausländiſche unſern Augen umſtrahlte, täuſcht uns täglich weniger, und der geiſtig untergeordnete Zuſtand, in den zuerſt eigne Schwäche und fremde Verführung, ſpäter Alles verhöhnende Gewalt uns verſetzte, iſt auf immer überwunden. Wir ſind darum nicht ungerecht, wir ehren auch fremdes Verdienſt; aber wir fühlen mit frohem Stolze, daß der Deutſche in Allem was den Menſchen erhebt, in jeder Wiſſenſchaft wie in jeder Kunſt, ſich, ohne zu erröthen, neben alle gebildete Völker des Erdbodens ſtellen darf, und es ſchon ſeit Jahrhunderten durfte. Herzliche, ſonſt weniger deutlich empfundene Liebe zu deutſcher Art und Kunſt iſt unter uns erwacht, mit ihr ein rühmliches Streben Allem nachzuforſchen, was die letzte dunkle undankbare Zeit mit ſich in Schutt und Trümmer hinabriß.

Dieſes Wiedererwachen zum lebendigen Gefühl unſres beſſern Daſeyns verdankten wir Anfangs nur wenigen hochherzigen, talentvollen, unterrichteten Männern, deren Zahl ſich aber täglich vermehrte. Seit kaum zwanzig Jahren bieten ſie einander überall in Deutſchland zum rühmlichſten Forſchen die Hand, und der glänzendſte Erfolg lohnt ihr ſchönes ernſtes Streben. Das Niebelungen-Lied entſtieg durch ſie dem ſtaubbedeckten Dunkel, in welches die Barbarei unwiſſender Afterbildung es verſenkt hatte, und mit ihm erſtand eine große Zahl deutſcher Dichter und Minneſänger. Vergeſſen und verklungen waren noch vor kurzem ihre einſt hochgefeierten preiswürdigen Namen, nur hie und da von gelehrten Geſchichtsforſchern gekannt. Jetzt nennt und preiſet ſie wieder Jung und Alt jedes Geſchlechts; ſie ſind uns Allen wieder liebe Bekannte geworden, Ahnherren, deren Gedächtniß dankbare Enkel treulich feiern; und manches ihrer Lieder geht wieder im fröhlichen Kreiſe der Jugend von Mund zu Munde, wie einſt in der glänzendſten Blüthenzeit der ehrwürdigen Sänger.

Mit dem Niebelungen-Liede und den Minneſängern mußten auch die alten Künſtler wieder erſtehen, denn Poeſie und bildende Kunſt gingen ewig Hand in Hand bei allen Völkern der Erde, weil ihr Streben und Wirken im Grunde eins iſt, und Ein Geiſt beide belebt. Die Fackel iſt nun einmal angezündet, mit welcher wir nach den Schätzen der Urväter in die düſtre Nacht hinableuchten, welche ſie ihren Söhnen Jahrhunderte lang verbarg. In Staub und Moder, unter veraltetem zertrümmertem Kirchengeräthe, in dunkeln Archiven, unter halb verlöſchten Pergamenten, wie in alten Schlöſſern, in Sälen und Kammern, ſeit Jahren nicht dem Lichte geöffnet, hat ein reges Treiben und Forſchen begonnen, und wer ſucht der findet.

Bald ward es mit frohem Erſtaunen anerkannt, daß auch wir, wie die Italiäner, uns einer eigenthümlichen, urſprünglich deutſchen Kunſtſchule rühmen dürfen, welche Jahrhunderte lang, von allen andern ſich unterſcheidend, am Nieder-Rheine blühte, dort von den byzantiniſchen Feſſeln ſich losriß, ohne andere Hülfe als die der Natur, kühn, feſt und ernſt den Gang zum Gipfel der Vollkommenheit wagte, und ihn endlich unter van Eyck, Hemling, Schoreel erreichte, wo ſie in ihrer Eigenthümlichkeit neben dem Höchſten ſteht, deſſen die Kunſt ſich rühmen darf. Dieſe Entdeckung verdanken wir vorzüglich den Gebrüdern Boiſſerée und ihrem Freunde Bertram, Namen, welche jeder deutſche Kunſtfreund unſrer Zeit kennt, und mit Liebe und Dankbarkeit ausſpricht. Eine Sammlung, wie ſie wohl ſchwerlich zum zweiten Mal in der Welt zuſammengebracht werden könnte, ward der Lohn ihres weder Mühe noch Koſten ſcheuenden Forſchens; eine Sammlung, deren Anblick ſchon Tauſende wie mich, auf die rührendſte Weiſe erfreute.

Bei mir mußte neben dieſer Freude auch der Wunſch rege werden, von den alten Meiſtern ſelbſt, welche die altdeutſche Schule ſtifteten und verherrlichten, etwas zu erfahren, da ich mit Vorliebe an dem einfachen Leben und dem ſchönen ernſten

Streben unſrer Vorfahren hange, und mich gern zurück in jene gemüthreiche ſinnvolle Zeit verſetze, in der ſie lebten und wirkten. Die Ueberzeugung, daß wohl Manche, beſonders meines Geſchlechts, dies Gefühl mit mir theilen, veranlaßte mich in dieſen Blättern ſchmucklos, wahr und treu aufzuzeichnen, was ich von dem Leben und den Werken jener Meiſter in Erfahrung bringen konnte. Doch bleibt mir dabei die Anmaßung fern, für gelehrte Kunſtkenner ſchreiben zu wollen, denen ſowohl die Quellen, aus welchen ich ſchöpfen konnte, als die, welche, meiner Individualität nach, mir verſchloſſen bleiben mußten, offen und zugänglicher ſind als mir. Ich ſchreibe nur für meines Gleichen: für Frauen, welche, wie ich, die deutſche Kunſt lieb gewannen, höchſtens für Kunſtfreunde, deren übrige Verhältniſſe ihnen nicht erlauben der Kunſtgeſchichte ihres Vaterlandes ein eignes tieferes Studium zu weihen.

Und ſo möchte es nicht überflüſſig ſeyn, hier von dem früheren Zuſtand der Kunſt, vor van Eyck, einige Worte zu ſagen, ehe wir zu unſerem eigentlichen Zwecke weiter vorſchreiten. Indeſſen kann ich in dieſer Hinſicht wenig mehr thun, als meine Leſer an das, was uns Goethe in ſeinem erſten Hefte über Kunſt und Alterthum von dieſem Gegenſtande ſagte, wieder erinnern, und zwar zum Theil in ſeinen eignen Worten; denn wo wären beſſere zu finden? Die ihm eigne Klarheit, Tiefe und Anſchaulichkeit giebt jenen wenigen Blättern einen ſo unſchätzbaren Werth, daß Alles was in ſpätern Zeiten über dieſen Theil der Kunſtgeſchichte geſchrieben und gelehrt werden kann, nur zum Belege deſſen dienen wird, was er mit gewohnter Meiſterſchaft in wenige Seiten zu faſſen wußte.

Gute Anſtalten aller Art waren durch militäriſches und politiſches Unheil von der Erde vertilgt und mit dieſen hatte ſich die, wenige Jahrhunderte früher noch ſo hoch ſtehende Kunſt im wildeſten Kriegs- und Heeres-Weſen völlig verloren. Die fratzenhaften Darſtellungen einer Unzahl von Kaiſern und Kaiſerlingen auf elenden Kupfer-Münzen jener Zeit legen ein trauriges Zeugniß davon ab bis an den heutigen Tag. Die Kunſt wäre völlig erloſchen und das Menſchengeſchlecht hoffnungslos verſunken in Barbarei, hätte nicht die chriſtliche Kirche ſie in Schutz genommen und ſie vom gänzlichen Untergange gerettet, wenn gleich nur als ſchwachen, unter der Aſche fortglimmenden Funken. Woran der Menſch glauben, was er lieben ſoll, das muß ſich ihm auch geſtalten, und ſo wurden die alten, aus ihren Tempeln vertriebenen Götterbilder, der Triumph Helleniſcher Kunſt, gar bald durch andre, menſchlicher gedachte Bilder erſetzt, zu denen die glaubige betende Menge um ſo hoffnungsreicher den Blick erhob, je näher ſie ſich in ihrer Beſchränktheit dieſen Bildern verwandt fühlen konnte, die mit bekannten, ſtets treu wiederholten Zügen ihr entgegen traten.

Bei dem Druck der Verworrenheit, welchem damals die Welt unterlag, ward indeſſen die Bildung aus dem Weſten vertrieben; ſie flüchtete ſich zum glanzerfüllten Oſten, und nur Byzanz blieb noch ein feſter Sitz für die chriſtliche Kirche und die ihr verwandte Kunſt; obgleich in dieſer Epoche leider auch der Orient ein immer traurigeres Anſehen gewann. Die Religion ſelbſt mußte einen diplomatiſch-pedantiſchen Charakter annehmen, die kirchlichen Feſte gewannen die Geſtalt von Hof- und Staatsfeſten, bei denen Alles einer einmal beſtimmten, etikettenartigen, mehr für die Sinne als das Gemüth berechneten Regel folgte. Und ſo wie dem Zeremonienmeiſter bei Hoffeſten über die Befolgung der einmal für allemal vorgeſchriebnen Aeußerlichkeiten zu wachen auferlegt war, ſo wachte auch die Geiſtlichkeit über Alles, was auf kirchliche Feier Bezug hatte.

Die heiligen Bilder, welche ſie hernach durch Weihe und Wunder dem einmal beſtehenden Gottesdienſte völlig aneigneten, mußten alle auf das genaueſte nach der einmal angenommenen Norm, unter der Aufſicht und nach der Vorſchrift der Prieſter verfertiget werden. Man ſuchte immerfort die aus den erſten chriſtlich-kirchlichen Jahrhunderten durch Tradition erhaltnen Geſtalten der Apoſtel und Märtyrer ſo individuell als möglich beizubehalten; doch die Zahl der Heiligen mehrte ſich faſt täglich, und bei dem immer mehr überhand nehmenden ſtarren mumienhaften Styl ging alle Bedeutſamkeit nach und nach in einer Art von Familienähnlichkeit verloren, ſo daß man endlich anfangen mußte unter oder neben jedem Bilde den Namen des dargeſtellten Heiligen zu ſchreiben, damit man nicht Einen ſtatt des Andern verehrte und Jedem ſein Recht, wie billig, bewahrt bliebe.

Wahrſcheinlich aus ägyptiſchen, äthiopiſchen, abyſſiniſchen Anläſſen begann man endlich ſogar die Mutter Gottes mit braungefärbtem Antlitz abzubilden; bei getrockneten verharzten Muskeln behauptete nur noch die Geſtalt des Gebeins einigermaßen ihr Recht, und die Kunſt verſank allgemach in einen immer mehr verkümmerten Zuſtand. Strenge, trockne Symmetrie blieb dabei der einzige wenig erfreuliche Vorzug der byzantiniſchen Schule, auf dem ſie mit Feſtigkeit beharrte; jeder Geſtalt mußte eine zweite, ihr auf das genaueſte entſprechende entgegen ſtehen, an jede Mitte ein Hüben und Drüben ſich anſchließen.

Um dieſe Zeit war aus Italien alles praktiſche Talent gänzlich verſchwunden; Alles, was gebildet werden ſollte, hing von den Griechen ab. So wurden die Thüren der Kirche St. Paul außerhalb der Mauern im eilften Jahrhundert zu Konſtantinopel gegoſſen und mit eingegrabnen Figuren abſcheulich verziert. Griechiſche Maler, Muſivarbeiter und Baumeiſter, von Konſtantinopel geſendet, verbreiteten ſich durch das ganze Land und bedeckten es mit ihrer traurigen Kunſt, bis endlich im dreizehnten Jahrhundert das Gefühl für Wahrheit und Anmuth der Natur wieder erwachte. Die Italiäner ergriffen ſogleich das einzige an den Byzantinern gerühmte Verdienſt, die ſymmetriſche Compoſition, der Unterſchied der Charaktere; und der Sinn für Form that bei ihnen um ſo eher ſich wieder ſchnell hervor, da er bei dieſem, von den herrlichſten Ueberreſten einer großen Vorwelt umgebnen Volke nie ganz untergegangen ſeyn konnte.

Auch an den, von römiſchen Heeren durchzognen, von römiſchen Kolonien angebauten und bevölkerten Ufern des Rheins hatte die byzantiniſche Malerſchule in allen ihren Verzweigungen, wie über den ganzen Weſten, geherrſcht, auch hier einheimiſche Meiſter, Geſellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet, wie manches aus jener düſtern Schule ſtammende Bild in Köln und der Nachbarſchaft noch beweiſet. Jene orientaliſche Trockenheit erheiterte ſich auch in dieſen Gegenden nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert. Nun aber bricht ein freudiges Naturgefühl auch mit einmal durch, und vielleicht nirgends tritt der Nationalcharakter, die klimatiſche Einwirkung, ſo ſchön in der Kunſtgeſchichte hervor, als gerade in den Rheingegenden.

Es iſt nicht nur gelungne Nachahmung des einzelnen Wirklichen, es iſt eine behagliche Augenluſt, die ſich im Allgemeinen über die ſinnliche Welt aufthut. Aepfelrunde Knaben- und Mädchengeſichter, eiförmiges Männer- und Frauen-Antlitz, wohlhäbige Greiſe mit fließenden oder gekrauſten Bärten, das ganze Geſchlecht gut, fromm und heiter durch einen zarten Pinſel charakteriſtiſch genug dargeſtellt. Die Farben ſind heiter, klar, kräftig, ohne eigentliche Harmonie, aber auch ohne Buntheit, durchaus dem Auge angenehm und gefällig.

Ein ganz goldner Grund, mit eingedruckten Heiligenſcheinen um das Haupt, worin der Name des dargeſtellten Heiligen zu leſen, bezeichnet die Gemälde aus dieſer Zeit. Oft iſt die glänzende Metallfläche mit wunderlichen, tapetenartigen, ebenfalls durch Hülfe eines Stempels eingedrückten Blumen verziert; oft bildet ſie durch braune Umriſſe und Schattirungen vergoldetes Schnitzwerk nach, kleine Kapellchen, oder Baldachine, unter welchen die Heiligenbilder in ruhiger Stellung einzeln ſtehen. An Perſpektive dachte damals noch Niemand, und die zu Ende des Mittelalters auch in Deutſchland der Malerei weit zuvoreilende Plaſtik ſcheint auf dieſe Gemälde nicht geringen Einfluß gehabt zu haben.

Doch weht ein heitrer ſtiller Geiſt über ſie, ein unausſprechlich frommer Sinn und ein wahrhaft heiliger Gottesfrieden. Die jetzt mit der Münchner Bildergallerie vereinte Boiſſerée'ſche Sammlung bewahrte mehrere größere und kleinere Gemälde aus jener Zeit, welche alle Vorzüge und Mängel derſelben auf das deutlichſte beurkunden.

Starr und unbeweglich ſtand ſo die Kunſt, wenn gleich nicht mehr ſo ganz erdrückt von den byzantiniſchen Feſſeln; bis an der Gränze des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in Köln der Schöpfer des dortigen berühmten Dombildes hervortrat, welches Goethe als die Achſe der niederrheiniſchen Kunſt bezeichnet. Die Geſchichte ſeines Daſeyns riß der Strom der Zeit mit ſich fort, ſogar mit Gewißheit ſeinen Namen zu nennen, iſt im Laufe derſelben unmöglich geworden. Denn wenige, faſt kein einziges Gemälde aus jener ganz frühen Zeit ſind mit dem Namen des Meiſters, der es ſchuf, bezeichnet. In alten Urkunden wird aber um das Jahr 1380 der kunſtreiche Meiſter Wilhelm von Köln erwähnt, als einer, deſſen

Gleichen nie zuvor geſehen ward, weil er die Menſchen lebend und athmend auf ſeinen Tafeln darzuſtellen wußte. Und da nach einer auf dem Bilde angebrachten Jahrzahl die Vollendung deſſelben im Jahr 1410 für gewiß angenommen wird, da überdem ein Bild von dieſem Umfang bei dieſer ſorgfältigen Vollendung, nur in einer Reihe von mehreren Jahren entſtehen konnte, und das Ganze von großer Uebung und außerordentlichem Kunſttalent des Meiſters zeugt, ſo glaubte man in unſern Tagen ſich durch hinreichende Gründe berechtigt, das Werk dem von ſeinen Zeitgenoſſen über Alle hoch geprieſenen Meiſter Wilhelm zuzuſchreiben.

Die alte Limburger Chronik iſt es, die dieſen kunſtreichen Mann zuerſt erwähnt, und ihn blos mit ſeinem Taufnamen Wilhelm bezeichnet. Aus andern in alten Archiven aufgefundnen Urkunden geht auch wirklich hervor, daß um das Jahr dreizehnhundert ſiebenzig und einundſiebenzig ein Maler Wilhelmus de Herle in Köln lebte; doch zugleich auch, daß dieſer ſchon in jener Zeit (vierzig Jahre vor der Vollendung des Dombildes) ein eignes Haus beſaß und verheirathet war; aller Wahrſcheinlichkeit nach mußte er damals doch wenigſtens dreißig Jahre alt, und folglich zur Zeit der Vollendung ſeines Meiſterwerks ein ſiebzigjähriger Greis geweſen ſeyn.

Albrecht Dürer, in ſeinem während ſeiner Reiſe nach den Niederlanden mit großer Treue geführten Tagebuch, erwähnt indeſſen eines von einem Meiſter Stephan gemalten Bildes, das er für zwei Weißpfennige ſich in Köln habe aufſchließen laſſen, welches aller Wahrſcheinlichkeit nach kein anders geweſen ſeyn kann, als das jetzige Dombild, das damals noch in der Stadtraths-Kapelle aufgeſtellt war. Unſtreitig war dieſes das merkwürdigſte, bedeutungsvollſte und trefflichſt gemalte Bild, welches die an Kunſtwerken reiche Stadt damals in ihren Mauern beſaß. Albrecht Dürer's Aufenthalt in Köln fiel um das Jahr 1520 oder einundzwanzig, ungefähr hundert Jahre nach Entſtehung deſſelben. Der Name des Meiſters, der es geſchaffen, konnte noch nicht der Vergeſſenheit anheim gefallen ſeyn, und Albrecht Dürer hat gewiß nicht verſäumt, ihn in ſeinem Gedächtnißbuch getreulich aufzubewahren.

Wilhelm de Herle, dem bis jetzt das Dombild zugeſchrieben wurde, wäre demnach der Vorläufer des kunſtreicheren Meiſters Stephan geweſen, und unſre Kunſtgeſchichte um einen bedeutenden Namen reicher. Mehrere höchſt merkwürdige trefflich ausgeführte Gemälde, die in Köln theils in dem vom Kanonikus Wallraf geſtifteten Muſeum, theils in Privatſammlungen aufbewahrt werden, und die augenſcheinlich aus einer, der Vollendung des Dombildes zunächſt ſich anſchließenden Vorzeit herrühren, ſcheinen dieſer freilich nur auf Wahrſcheinlichkeit ſich gründenden Hypotheſe zur Beſtätigung dienen zu wollen.

Das merkwürdigſte unter jenen noch über das Alter des Kölner Dombildes hinausreichenden Gemälden, iſt eine Darſtellung des jüngſten Gerichts im Kölner Muſeum, deſſen blendende Farbenpracht und meiſterhafte Ausführung, beſonders ſeit es durch den geſchickten Reſtaurateur Herrn Laurent von hundertjährigem Schmutze gereinigt ward, allgemeine Bewunderung erregen muß, ohnerachtet es in der Kompoſition an das Gräßlichfratzenhafte gränzt, und überhaupt bei allen Vorzügen, auch alle Mängel jener frühen Kunſtepoche an ſich trägt. Dieſes, und noch einige augenſcheinlich von derſelben Hand geſchaffne Gemälde, ſind in jeder

Hinſicht einem in der Kloſterkirche in Koblenz befindlichen Wandgemälde ſo ähnlich, daß Niemand an der Identität des nämlichen Meiſters zweifeln kann. Jenes Wandgemälde aber ſchmückt das Grab eines im Jahre 1388 verſtorbnen Biſchofs, deſſen Neffe und Teſtamentsvollſtrecker der damalige Domprobſt in Köln war. Der Tod des hochehrwürdigen Herrn fällt gleichzeitig mit der Zeit, in welcher Wilhelm de Herle in Köln durch ſeine Kunſt Aufſehen erregte, und da der Neffe des Biſchofs gewiß nur dem ausgezeichnetſten Meiſter ſeiner Zeit den Auftrag gegeben haben kann, die Grabſtätte deſſelben durch ſeine Kunſt zu verherrlichen, ſo läßt ſich aus allen dieſen Gründen mit ziemlicher Gewißheit ſchließen, daß der Maler des Dombildes der von Albrecht Dürer genannte Meiſter Stephan geweſen, Meiſter Wilhelm aber deſſen Vorgänger in der Kunſt, von welchem das Koblenzer Bild, nebſt der Darſtellung des jüngſten Gerichts, und die übrigen rieſenähnlichen Gemälde ſtammen.

Auf dem ,aus einem Mittelbilde und zweien Seitentafeln beſtehenden Altargemälde des Domes iſt noch immer keine Ahnung von Perſpective zu erblicken; der reine, Alles abſchließende Goldgrund, der mit Stempeln gepreßte, mit Farben bunt ausgemalte Teppich ſind beibehalten, die Figuren des Mittelbildes, ſo wie auch die der Seitenbilder beziehen ſich auf die Mitte mit gewohnter Symmetrie; die herkömmliche byzantiniſche Manier herrſcht noch vollkommen, aber mit Lieblichkeit und Freiheit beachtet. Die Anbetung der drei weiſen Könige des Morgenlandes, welche der helle Stern zur Hütte des neugebornen Heilandes führte, iſt auf der mittlern Tafel dargeſtellt; auf einem der beiden Flügel der heilige Gereon in hellglänzender prächtiger Rüſtung, ihm folgen die Ritter, welche mit ihm unter dem Kaiſer Maximian für den chriſtlichen Glauben den Märtyrer-Tod litten; auf dem zweiten Flügelbilde, in hoher Schönheit und Anmuth, in fürſtlicher Pracht der Kleidung und Geſchmeide, führt die britanniſche Fürſtin Urſula ihre lieblichen jugendlichen Gefährtinnen an, welche ebenfalls unter dem nämlichen Kaiſer mit ihr vor Köln die Märtyrer-Krone errangen. Beide, Gereon und Urſula, ſcheinen mit ihrem Gefolge zu dem hohen Ziele hinzuwallen, vor welchem die Könige ſchon in Demuth und Andacht die Kniee beugen. Mehrere theils in Kupfer geſtochene theils lithographirte Nachbildungen dieſes köſtlichen Gemäldes, die in dieſem Augenblick in Aller Hände ſind, machen jede genauere Beſchreibung deſſelben überflüſſig.

Nachdem widrige Zufälligkeiten mich lange von einer Reiſe nach Köln abgehalten, iſt es mir endlich gelungen zur Erfüllung des Wunſches, das hochgeprieſene Dombild mit eignen Augen zu ſehen, zu gelangen. Ein vor demſelben errichtetes Gerüſt, auf welchem ein junger mit Nachzeichnung des einen Flügelbildes beſchäftigter Künſtler ſaß, machte es mir möglich, nachdem ich an dem allgemeinen Ueberblick der Compoſition mich genugſam erfreut hatte, das berühmte Gemälde in alle Einzelheiten deſſelben eingehend, auch ganz in der Nähe zu betrachten. Die durchaus zarte und fleißige Ausführung deſſelben iſt höchſt bewundernswerth, der weiße Kreidegrund, auf welchem die durchſichtigklaren und doch kräftigen Farben mit leichter aber feſter Hand aufgetragen ſind, leuchtet überall hervor, die ganze Fläche, wo die Stempel nicht auf ſie einwirkten, iſt glatt wie Emaille; mit welchen Farben es gemalt wurde, wird wohl ewig ein

Räthſel bleiben, daß es aber keine Oelfarben waren, iſt augenſcheinlich.

In der Boiſſeréeſchen Sammlung befinden ſich vier Tafeln, welche die damaligen Beſitzer derſelben, aus faſt unwiderleglichen Gründen, für die Arbeit des Malers des Kölner Dombildes hielten. Auf zweien derſelben, welche augenſcheinlich zu einander gehören, ſtehen auf goldnem Grunde acht heilige Männer und Apoſtel, auf jeder vier; über jedem derſelben erhebt ſich eine durch ſchwarze Umriſſe und Schraffirungen angedeutete kapellenartige Niſche. Auf den beiden andern Tafeln, welche ebenfalls zuſammen gehören, ſind auf ſchwarzem Grunde, auf jeder drei Figuren heiliger Männer und Frauen abgebildet; dieſe ſtehen nicht mehr ganz auf einer Linie, einige ſind mehr vor, andere mehr zurückgeſtellt, die Köpfe nähern ſich mehr in Ton und Behandlung von Licht und Schatten dem wahren wirklichen Leben. Die hellen farbigen Gewänder fallen auf allen vier Tafeln in breiten Falten von edlem großartigen Styl um die Geſtalten her, die trefflich gemalten Köpfe ſind ſo unbeſchreiblich edel fromm und bedeutend, daß man es kaum vermag, den Blick von ihnen abzuwenden.

Dicht an Wilhelm von Köln und Meiſter Stephan ſich anſchließend, ja gewiſſermaßen mit ihnen gleichzeitig, tritt nun Johann van Eyck mit Rieſenſchritten hervor, er, welchen die ſo mit ihm zugleich lebten für den Fürſten der Maler ſeiner Zeit einſtimmig erklärten und als ſolchen ſtaunend bewunderten.

Johann und Hubert van Eyck.

Maaseyck, ein kleines unbedeutendes Städtchen am Ufer der Maas, iſt der Geburtsort dieſer Brüder; vielleicht ſogar ein noch kleineres, nur eine Viertelſtunde weit von jenem Städtchen gelegenes Dorf, welches ehemals Eyck hieß, nachher aber bei Entſtehung der Stadt Maaseyck, den Namen Alden-Eyck erhielt. Der Grund dieſer Vermuthung liegt darin, daß dieſe Künſtler, welche zufolge der Sitte ihrer Zeit den Namen ihres Geburtsorts annahmen, ſich ſonſt wahrſcheinlich Johann und Hubert van Maaseyck genannt haben würden.

Hubert ward im Jahr 1366 geboren, wahrſcheinlich mehr denn zwanzig Jahre früher als ſein Bruder Johann, deſſen Lehrer in der Kunſt er ward; denn auch Hubert war ein großer bedeutender Meiſter. Von wem dieſer Unterricht erhielt, iſt unbekannt geblieben, wie denn überhaupt dichtes verwirrendes Dunkel die Geſchichte der Kunſt vor der Zeit der van Eycks uns verhüllt. Nur der Name Wilhelms von Köln ſchimmert hell und bedeutſam hervor, und auch nur dieſer, ohne beſtimmtere Kunde ſeines Lebens auf Erden.

Wer die Eltern Huberts und Johannes van Eyck waren, davon findet ſich ebenfalls keine Spur; vielleicht, ja wahrſcheinlich ſogar, iſt ſchon ihr Vater ein Maler geweſen; Geiſt, Talent und reges Gefühl für das Hohe und Schöne waren wenigſtens gewiß in ihrem Vaterhauſe einheimiſch, vielleicht als herrliches, durch eine lange Reihe längſt vergeſſner Vorfahren auf daſſelbe herabgekommnes Erbtheil. Denn zwiſchen beiden Brüdern ſtand auch noch eine kunſtbegabte Schweſter, als glückliche, zu ihrer Zeit weit und breit im Lande geprieſene und berühmte Malerin. Dieſe hieß Margareth, und Karl von Mander, der Gründer altdeutſcher Kunſtgeſchichte, nennt ſie in ſeiner Biographie der niederländiſchen und hochdeutſchen Künſtler, eine geiſtige Minerva, welche alle Heirathsanträge von ſich wies, um als freie Jungfrau einzig und allein der Kunſt zu leben, durch welche ſie ſich allgemeine Verehrung und Bewunderung erwarb.

Uebrigens können die Eltern dieſer hochbegabten Geſchwiſter weder zu den niedrigſten Ständen gehört, noch in Armuth gelebt haben; die ſorgfältige Erziehung ihrer Kinder, inſonderheit die des jüngern Sohnes Johann van Eyck beweiſt, daß ſie nach Maasgabe ihrer Zeit gewiß eben ſo wohlhabend als gebildet waren. Dieſer zeigte von früher Jugend an, neben ſeinem hohen Künſtlertalent auch ſonſt noch die herrlichſten geiſtigen Kräfte und Anlagen, die auf das vielſeitigſte ausgebildet wurden. Bartholomäus Faccius, ſein Zeitgenoſſe, der ſchon im Jahr 1456 ſein Buch de Viris illustribus ſchrieb, welches aber erſt im Jahr 1745 zu Florenz im Druck erſchien, preiſet ihn beſonders wegen ſeiner großen Kenntniß der Geometrie, und ſeines fleißigen Studiums der Werke des Plinius und anderer alten Schriftſteller; ein Lob, welches ſelbſt eine gelehrte Erziehung voraus ſetzt. Uebrigens war Johannes auch mit der, damals freilich noch in der Wiege liegenden Chemie wohl bekannt, in der Deſtillirkunſt erfahren, und beſchäftigte ſich gern mit Forſchungen in beiden, gleich als habe er ſchon früh die großen Vortheile geahnet, welche er mit ihrer Hülfe einſt für die Malerei erringen würde. Hohe Klarheit des Geiſtes, unglaublich ſchnelles Faſſungsvermögen erleichterten dieſem ſeltnen Menſchen jedes wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Streben; ſein verſtändiges Weſen, die Anmuth, die Güte ſeines Charakters, die anſpruchloſe edle Zierlichkeit ſeiner Sitten erwarben ihm überall Achtung und Liebe, wo er auch erſchien, bei Großen und Kleinen.

Hubert, der weit ältere Bruder, Anfangs Johannes und auch wohl Margarethens väterlicher Freund und Lehrer, ward bald der würdige neidloſe Gehülfe des hochbegabten jüngern Bruders, und dieſer hing dafür mit unſäglicher Liebe und Ehrfurcht an ihm, dem er die Entwickelung ſeiner Kräfte in ſo hohem Grade verdankte. Mehrere ſeiner herrlichſten Werke, in denen er die Geſtalt des geliebten Bruders auf die ehrendſte Weiſe verewigte, geben uns noch bis auf den heutigen Tag die ſprechendſten Beweiſe dieſes von Dankbarkeit und Liebe feſtgeſchlungenen brüderlichen Vereins.

Unter Huberts Leitung, an der Seite ſeiner Schweſter Margarethe, verlebte Johannes van Eyck in ſeinem beſcheidnen Geburtsort die Jahre der

Kindheit und die der erſten Jugend. Es mag wohl ein ſchönes genußreiches Leben geweſen ſeyn, welches dieſe Geſchwiſter bei der damaligen einfachen Sitte des Mittelſtandes, in gemeinſchaftlicher Arbeit und gemeinſchaftlichem Gelingen mit einander führten, bis endlich der die Schwingen immer weiter entfaltende Genius des jüngern Bruders eines größeren Raums bedurfte.

Brügge, dieſe große, jetzt ſo tief geſunkne und verödete Stadt, war damals durch ihren weit ausgebreiteten Handel glänzend und reich, voll Wohlleben und Pracht wie keine andere in den damals ſo blühenden, glücklichen Niederlanden. Wo jetzt in der Todtenſtille der weiten, mit Gras bewachſenen Straßen der wankende Schritt eines einſamen Bettlers lange noch nachhallt, wogte im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert das regſte Treiben der in Pracht und Ueppigkeit lebenden Reichen und Großen, neben dem unaufhörlichen Wirken fleißiger, aber nicht mühſeliger, Arbeit der minder Begüterten. Mit ihren Reichthümern ſtrömten auch die Bewohner fremder, zum Theil weit entlegner Länder dort jubelnd zuſammen, wo jetzt das überall ſtockende Leben den Durchreiſenden antreibt, ſo ſchnell als möglich aus dieſer beklemmenden Oede zu flüchten.

In einem blühenden Lande ſiedelt auch die Kunſt neben dem Reichthum gerne ſich an, denn ſie bedarf ſeiner zum Gedeihen, wie die Pflanze des Sonnenſcheins; der Reichthum aber bedarf wiederum der Kunſt, um ſich ſeiner ſelbſt würdig zu erfreuen, und durch ſie erſt zu werden was er ſeyn kann. Hubert und Johann van Eyck fanden daher mit Margarethen in dem ohnehin von Maaseyck nicht eben weit entfernten Brügge einen allen ihrem Wünſchen und Bedürfen völlig zuſagenden Wohnort; ſie ließen ſich dort häuslich nieder und begannen mit neuem Eifer und Muth ihre Kunſt zu üben. Zuweilen vereinten beide Brüder ihr Talent in Vollendung eines und deſſelben Gemäldes, zuweilen malte jeder für ſich allein. Wirklich bewahrt auch die Bibliothek in Brügge noch heute das älteſte Gemälde von Johann van Eyck, von welchem man mit Sicherheit weiß, es iſt von ihm. Es ſtellt einen Chriſtuskopf weit unter Lebensgröße dar, mit des Künſtlers Namensunterſchrift und der Jahrzahl 1420 bezeichnet. Uebrigens fanden ſich bald nicht nur unter den

Vornehmen und Reichen Kunſtfreunde genug, welche mit einander um den Beſitz der Werke beider Brüder wetteiferten, auch fremde und einheimiſche Kaufleute ſtrebten darnach, und führten dann die mit Gold erkauften Tafeln in das Ausland, wo der Name van Eyck in kurzer Zeit nicht minder ruhmvoll bekannt ward als daheim.

Von ſo günſtigen Verhältniſſen unterſtützt, regten Johannes urkräftiger Geiſt, ſein hohes Talent, ſein Muth ſich immer mächtiger in ſeiner Bruſt; immer kühner ſprach ſich die Sehnſucht in ſeinem Innern aus, vorwärts zu Höhen zu ſtreben, welche noch von Keinem erreicht waren; immer deutlicher ward ihm das Gefühl des Unzulänglichen der ihm zur Ausführung ſeines Wollens zu Gebote ſtehenden Mittel. Die Welt lag hell und blühend vor ſeinem klaren Auge, in tauſendfacher Form belebt; an Geſtalt, Kleidung, Ausdruck auf das mannichfaltigſte von einander unterſchieden, wogten die Bewohner des Süden und Norden vor der ſtillen Werkſtatt auf und ab, in welcher ſich der junge Maler dem ſeiner Zeit eignen kräftigen und ernſten Fleiße auf das ungeſtörteſte ergab. Er blickte hinaus in die ſonnenhelle Welt, und fühlte in ſich Kraft und Muth, feſtzuhalten und nachzubilden, was dort in ewigem Wechſel ſich bewegte; er ſah zurück auf ſeine Tafel, der metalliſche Glanz des Goldgrundes ſtarrte, beengend, ihm entgegen; er wagte es, das, lange Jahrhunderte hindurch von ſeinen Vorgängern für unmöglich Geachtete zu unternehmen, den Goldgrund zu verlaſſen, und hatte mit dieſem Schritte Alles gewonnen. Luft, Waſſer, das ganze Pflanzenreich, was nur unſre ſchöne Erde ſchmückt und bekleidet, Berge, Städte, ferne Gegenden, zu denen das Auge kaum reicht, hatte Johann van Eyck mit einem Male für das Gebiet der Malerei ſich erobert, und der ſchöpferiſche Genius der Kunſt benutzte, einmal erwacht, Alles wie er wollte und mußte. Von ihm durchdrungen, lernte Johann van Eyck die früher erworbenen mathematiſchen Kenntniſſe zur Behandlung der Ferne anwenden, und ſeine jetzt in freien Räumen ſich bewegenden Geſtalten gewannen Wärme, Leben und Eigenthümlichkeit.

Wunderbare, nie zuvor geahnete Gemälde entſtanden jetzt unter dem ſchöpferiſchen Pinſel Johanns van Eyck. Wie wunderbar ſie ſeiner Zeit erſcheinen mußten, kann nur der ganz begreifen, der

Gelegenheit hatte, ſie mit denen ſeiner Vorgänger zu vergleichen. Hochgewölbte architektoniſche Räume, Durchſichten in endlos ſich verlierende Straßen, enge Felſenthäler, und bis in die blaue Ferne ſich hin erſtreckende blühende Gegenden, ſtellte Johann van Eyck von nun an mit vollkommenſter Sicherheit und möglichſter Naturwahrheit dem Auge dar, während ſeine nächſten Vorgänger, ſelbſt Meiſter Wilhelm und Meiſter Stephan von Köln auch nicht die kleinſte Spur einer Ahnung der Möglichkeit zeigen, eine flache Tafel dem Auge auf dieſe Weiſe bis in die Unendlichkeit hinaus dehnen zu können. Johannes einziges Vorbild, wie ſeine Lehrerin, war von nun an die Natur; ſie leitete ſeine Fortſchritte auf der Bahn, welche die, wie durch höhere Offenbarung ihm gewordene Kenntniß der Linienperſpektive ihm geöffnet hatte, und Treue gegen ſie wurde ſein unabläſſiges Bemühen wie ſein höchſtes Verdienſt.

Auf keinem ſeiner bis auf unſre Zeiten gekommnen Gemälde findet ſich eine Spur erkünſtelter, auf Effekt berechneter Beleuchtung; im klaren milden Tageslicht, nicht im Sonnenſcheine, ſtehen die Gegenſtände, hell und deutlich wie ſie in der

Wirklichkeit daſtehen. Scharf bezeichnete dunkle Schlagſchatten drängen ſich nirgend dem Auge auf, nirgend grelle Lichter, oder erzwungne farbige Reflexe, nichts erſcheint verſchwebelnd oder flach, verworren oder undeutlich.

Bei der Kompoſition ſeiner Gemälde dachte Johann van Eyck ſich die Handlung, welche er darſtellen wollte, als ginge ſie unmittelbar unter ſeinen Augen vor; deshalb iſt es auch uns bei ihrem Anſchauen als ſtänden wir mitten darin, als lebten und regten ſich die Geſtalten vor uns, und um uns her. Anſpruchlos ſtellt er ſie hin, wie es der Augenblick fordert, und vergaß dabei wohl zuweilen der Rückſicht auf das einzig lebenswerthe der byzantiniſchen Kunſt, auf die Regel ſymmetriſcher Gruppirung. Doch die unglaubliche Naivetät und Wahrheit, die unausſprechliche Anmuth und höchſte Abſichtloſigkeit in der Zuſammenſtellung ſeiner Figuren, die Art, mit der ſie ſich bewegen, geben ihnen einen unbeſchreiblichen Reiz, und der aus Allem hervorleuchtende reine würdige Sinn erſetzt reichlich, was die ſtrenge Regel ſonſt noch fordern könnte.

Wie weit entfernt Johann van Eyck von jeder

der Natur ſich entfremdenden Künſtelei war, zeigt beſonders die Art, wie er das Fleiſch malte; weder grüne, noch graue, noch violette Töne herrſchen vor, es athmet und lebt wie das Leben ſelbſt. Nichts iſt der Ausführlichkeit zu vergleichen, mit welcher er Alles vom Größten bis zum Kleinſten bis in faſt unſichtbare Einzelnheiten zu behandeln wußte; Alles iſt Porträt, Alles vollendet wie die feinſte Miniaturmalerei, kein Gegenſtand auf einer ſeiner Tafeln, der nicht die genaueſte Unterſuchung durch die Lupe ertrüge, und dennoch iſt nirgend eine Spur ängſtlicher Steifheit oder manirirter Unnatur zu erblicken. In ſeinen Gewändern, weit und faltenreich, nach der damaligen Art, finden ſich nirgend kleinlich gebrochene oder überflüſſige Falten, jede derſelben iſt motivirt, durch die Stellung des Körpers, durch Wurf oder Schwere des Gewandes ſelbſt. Sammt, Leinen, Wolle oder Seide erſcheinen in allen ihren Eigenheiten; Gold, Perlen und Edelſteine, welche er gerne anbringt, ſtrahlen in unglaublichem Glanz, ohne alle Anwendung wirklicher Metalle.

Ohne Spur von Nachahmung der Antike, welche er nicht kannte, oder des Strebens nach dem abſtrakten Ideal, welches dieſem Sohne der Natur nie in den Sinn kommen konnte, bildete Johannes van Eyck ſeine Köpfe nur nach ſeinen Zeitgenoſſen in der ihn umgebenden Welt. Doch Unedles oder Gemeines ſtand mit dieſem hohen reinen Geiſte in offenbarem Widerſpruch, es durfte ihm nicht nahen, und die ganze Natur zeigte ſich ihrem begünſtigten Liebling ſtets im verklärten Licht. Daher ſind auch bei aller nur erdenklicher Wahrheit, ſeine Köpfe edel und ſchön zu nennen in Form und Ausdruck. Das Studium nach einem Modell war zu ſeiner Zeit noch nicht Gebrauch, eben ſo wenig mag es damals einem Künſtler eingefallen ſeyn für ſeine Kunſt Anatomie zu ſtudiren; dieſe Wiſſenſchaft war ohnehin noch in der Kindheit. Johannes konnte daher nur nachbilden was er ſah, was ihn umgab: ſchwer und dicht bekleidete Geſtalten. Dennoch herrſchen bei ihm Ebenmaß und Anmuth, nirgend treten in ſeinen Figuren Zwang, unmögliche Stellungen, oder unnatürliche Verrenkungen hervor; nur Hände und Füße erſcheinen zuweilen etwas mager, wenn gleich nie ſo ſehr um ſtörend zu werden.

Die Farben-Pracht ſeiner Gemälde läßt nicht mit Worten ſich beſchreiben, gegen ſie erbleicht Paul Veroneſe und aller Glanz der venetianiſchen Schule, ja die Wirklichkeit ſelbſt. Er malte mit möglichſter Vermeidung aller Erdfarben, größtentheils nur mit Lack oder durchſichtigen Saftfarben, auf einem ſehr feinen, wahrſcheinlich abgeſchliffnen, ganz weißen kreideartigen Grunde. Dieſer ſchimmert durch die unkörperlichen Farben durch, und bringt etwas dem Effekt Aehnliches hervor, den die Silberfolie hat, welche einige Miniaturmaler ihren auf Elfenbein ſorgfältig ausgeführten Bildern unterzulegen pflegen.

Ueberhaupt iſt es, wenn man Johann van Eycks Gemälde lange betrachtet, als ob ein Strahl innern Lebens hervorbräche, und der Purpur, das Blau der Gewänder, die Helle des Himmels, das Grün der Pflanzenwelt, das Gold der Stickereien und Kleinode, die ſchimmernden Waffen ſtrahlen in überirdiſchem Glanz. Friſch, als kämen ſie heute erſt von der Staffelei, ſtehen die vier Bilder des hohen Meiſters, welche die Boiſſeréeſche Sammlung aufbewahrt, in neu verjüngter blendender Pracht. Ihr Glanz übertrifft allen Glauben, ſeit ſie mit ſchonender Hand von allem

Fremden und Entſtellenden befreit wurden; von dem trüben Firniß, den die Unwiſſenheit darüber zog und von mehr als hundertjährigem Staube und Kerzendampf.

Das erſte dieſer vier Gemälde, eine einzelne Tafel, iſt wahrſcheinlich aus einer frühern Zeit als die übrigen drei, welche, zuſammengehörend, einen heiligen Zyklus bilden. Der Meiſter war, als er dieſes Bild ſchuf, noch nicht ganz zu der Großheit und Gründlichkeit in der Zeichnung und dem Faltenwurf der Gewänder gelangt, die aus ſeinen ſpätern Arbeiten hervorleuchten; Bildung, Ausdruck und Malerei der Köpfe ſind indeſſen ſchon von der höchſten Vortrefflichkeit. Dies Gemälde iſt auf eine ſehr rührende und erfreuliche Weiſe als die Apotheoſe ſeines verehrten und geliebten brüderlichen Lehrers anzuſehen, denn der Evangeliſt Lukas, wie er zufolge der Legende die Madonna malt, iſt darauf unter der Geſtalt Huberts van Eyck dargeſtellt. Die Figuren dieſer Tafel ſind faſt Lebensgröße. Die heilige Jungfrau ſitzt in einem hohen Prunkgemache. Im Hintergrunde, zwiſchen zwei ſchlanken dunkelblauen Säulen öffnet ſich dem Blick eine vom heiterſten

Himmel überwölbte Landſchaft. Schöne hohe Häuſer von der einen Seite, grüne Hügel von der andern, weithin lachende blühende Ferne. Ein köſtlicher Teppich von Goldbrokat mit grüner Einfaſſung hängt hinter der heiligen Jungfrau hoch von der Decke herab, und bildet ihren Seſſel zum Thron der Himmelskönigin um. Sie ſelbſt iſt reich geſchmückt mit einem weiten violetten Mantel, das geſenkte Auge ruht mit unendlicher Liebe und Anmuth auf dem Kinde an ihrem Buſen; ihr gegenüber, in halb knieender Stellung, im rothen Gewande, ein kleines violettes Käppchen auf dem Haupte, ſcheint Hubert, als Schutzheiliger der Maler, den Umriß auf der Tafel in ſeiner Hand mit der Gruppe vor ſich, nach der er arbeitete, zu vergleichen. Ehrfurchtsvoll, bewundernd, anbetend ruht ſein Auge entzückt auf Mutter und Kind, während er mit der andern Hand, zu Verbeſſerungen bereit, den Griffel hält. Seitwärts hinter dem Maler ſteht die Thüre eines Nebengemachs offen; wir blicken ins Freie durch deſſen halb offnes halb geſchloßnes Fenſter von wirklich durchſichtigem, ſtellenweiſe buntgefärbtem Glas.

Das ganze Bild in ſeiner blendenden Farbenpracht iſt das heiterſte ſo ich je ſah. Man möchte in das Nebenzimmer hineintreten, dieſes Fenſter nach Belieben öffnen und ſchließen; keiner der ſpätern niederländiſchen Maler hat die Perſpective des Innern eines Hauſes mit größerer Wahrheit darzuſtellen vermocht, und die Ausführung, die Wärme, die Kraft dieſes wunderbaren Bildes ſtellen es dem Vollendetſten in der Kunſt gleich.

Die drei andern Gemälde des Johannes van Eyck in der Boiſſeréeſchen Sammlung ſind aus dem Zeitpunkt, in welchem ſeine Kunſt den höchſten Gipfel erreicht hatte und ſchmückten wohl urſprünglich den der Mutter Gottes geweihten Altar einer Kirche oder Kapelle. Sie ſtellen auf einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern drei der freudigen Momente ihres Lebens dar.

In häuslicher ſtiller Beſchränktheit öffnet ſich uns auf dem erſten Seitenbilde das hochgewölbte ſchmale Zimmer, in welchem Maria aus der Knospe der Kindheit zur anmuthigſten reinſten Jungfräulichkeit heranblühte. Sie ſelbſt knieet am Betpult im Vorgrunde, in einem in breiten Falten weit auf den Boden hinfließenden dunkelblauen Gewande, die Flechten ihres lichthellen Haares wallen aufgelöſt in kleinen Wellen über die Schultern hin. Lieblicher und dabei mädchenhafter läßt nichts ſich erdenken als dieſes ſchöne Oval des ſeitwärts gewendeten Köpfchens, als die unbeſchreibliche Unſchuld dieſes vor der glänzenden Erſcheinung des Engels niedergeſchlagnen Blicks. Maria iſt ſo furchtlos in ihrem Erſtaunen, ſo zutrauungsvoll in ihrer Demuth, als erkenne ſie einen der holden Geſpielen aus den ſüßlächelnden Träumen ihrer Kindheit in dem Jünglinge, der, weißgekleidet, auf mächtigen, weißen Pfauenfeder-Schwingen vor ihr leicht über den Boden hinſchwebt. Der goldne Scepter in ſeiner Hand bildet ganz ungeſucht ein Kreuz mit dem Sonnenſtrahl, welcher die bedeutungsvolle Taube zu dem hohen geöffneten Fenſter im Hintergrunde hereinträgt, und zwiſchen dem Engel und der Jungfrau entblüht aus glänzender Vaſe das ſchöne Symbol höchſter Reinheit, eine ſchneeweiße Lilie ohne Staubfäden. Die Anordnung des ganzen Zimmers ſpricht die heitre fromme Häuslichkeit der jungfräulichen Bewohnerin aus; die rothen Vorhänge des mit einer gleichfalls rothen Decke geſchmückten Bettes im Hintergrunde ſind zierlich aufgebunden und zurückgeſchlagen, ſo daß die goldbrokatne Hinterwand deſſelben ſichtbar wird; neben dem Bette ſteht ein Seſſel mit einem rothſammtnen Kiſſen, dieſes iſt noch ein wenig eingedrückt, denn Maria ſtand eben davon auf, um zu beten. Auch der Betſtuhl, an welchem ſie knieet, iſt mit ſauberm Schnitzwerk, den Sündenfall der erſten Eltern darſtellend, geſchmückt.

Das an dieſes erſte Seitengemälde zunächſt ſich anſchließende Mittelbild zeigt uns die hohe Erfüllung jener geheimnißvollen göttlichen Verkündigung. Unter den edlen Ruinen eines Tempels, welche, jetzt zum Stall herabgewürdigt, ein leichtes Strohdach gegen die Witterung ſchützt, ſitzt die jungfräuliche Mutter in ihren dunkelblauen weit und ſchön gefalteten Mantel gehüllt. Der mädchenhafte Reiz der Jugend ging in hohe Würde, in ernſtere Schönheit über, der neugeborne Heiland ruht ganz in Kindesgeſtalt in ihrem Schooße. Zu ſeinen Füßen verſammeln ſich die anbetenden Weiſen des Morgenlandes, in reichen königlichen Prachtgewändern und aller Herrlichkeit des Orients. Der älteſte der Könige, welcher knieend das Händchen des Kindes küßt, iſt ein treues Portrait Philipp des Guten, Herzogs von Burgund; der zweite etwas jüngere König beut dicht hinter dieſem mit gebogenem Knie einen goldnen, juwelenreichen Becher dem Kinde dar; wahrſcheinlich trägt auch er die Aehnlichkeit irgend eines Fürſten jener Zeit. Dieſe beiden Könige ſind in weit über den Boden hin ſich verbreitenden Mänteln von Goldbrokat und köſtlichen Stoffen würdig bekleidet. Doch in kurzer, rothſammtner, faſt ſarazeniſcher Tracht ſteht der dritte, der Mauren König, kein Mohr, wie frühere und auch ſpätere Maler ihn abbildeten. Stolz, trotzend beinahe ſteht er da; etwas ſeitwärts gewendet, halb beleidigt, halb verwundert über die anſcheinende Aermlichkeit des Zieles, zu welchem der Stern ihn führte, und doch ergriffen von der Ahnung des nahen Gottes in niedrer Geſtalt. Unwillkührlich lüftet die eine Hand die turbanartige Kopfbekleidung, während die andere nach dem von einem weißgekleideten Pagen dargebotnen Goldgefäße greift. Aus der ganzen Haltung der edeln hohen Geſtalt des kaum den Jünglingsjahren entwachſenen Helden ſpricht ſchon der nächſte Moment, der auch ihn zu den Füßen des göttlichen Kindes niederbeugen wird. Dieſer Maurenkönig iſt in Allem das treue, ſehr ähnliche Porträt Herzogs Karl des Kühnen, wahrſcheinlich ſogar bis auf Waffen, Schmuck und Bekleidung, denn wenigſtens erinnerte mich ſein rothſammtner Rock, der in Luzern nebſt anderer ihm abgenommenen Krieges-Beute aufbewahrt wird, durch Farbe und Form auf das lebhafteſte an dieſes Gemälde.

Hinter Karl dem Kühnen ſchließen mehrere Begleiter der Könige ſich an den ſchon erwähnten weiß gekleideten Edelknaben; einige nehmen an der Verehrung, welche ihre Gebieter dem Kinde bezeigen, demüthigen Antheil, andre drücken nur Erſtaunen oder Neugierde aus. Stumpf und gedankenlos ſtarren einige gelbbraune orientaliſche Geſichter hervor, in der Ferne ſieht man den Zug mehrerer herannahender Diener. Die Pracht des juwelenreichen Orients herrſcht in Schmuck, Kleidung und in den blitzenden Geſchenken, dabei eine ganz eigne Lokalität in den ſonderbar fremdartigen Waffen, in der Fußbekleidung, den Kopfbedeckungen; aus Allem leuchtet ein tiefes Studium der Sitten des Morgenlandes hervor. Einige im letzten Befreiungskrieg aus den entfernteſten ruſſiſchen Provinzen herbei gezognen Offiziere legten davon unwillkührlich das Zeugniß ab. Sichtbar freudig beim Anblick des Bildes erkannten und begrüßten ſie die noch immer in ihrem Vaterland beſtehenden Formen, und wieſen dabei, laut und fröhlich unter einander ſprechend, bald auf dieſes bald auf jenes Waffen- oder Kleidungsſtück. Dieſer Umſtand iſt nicht nur ein ſprechender Beweis für die Treue, ſondern auch für die Trefflichkeit einer Darſtellung, die ſolche unerfahrne, durchaus an den Anblick von Kunſtwerken nicht gewöhnte Augen ſo bis zur Täuſchung entzücken konnte.

Links neben der göttlichen Mutter, mehr nach dem Vorgrunde zu, ſteht Joſeph, ihr und des Kindes frommer, ſchützender Freund, mit ehrfurchtsvoll entblößtem Haupte, den ſchwarzen Hut in der Hand, halb verwundert, halb gedrückt von dem prachtvollen Beſuche. Aus ſeinen edlen Zügen ſpricht ſtille vorahnende Wehmuth. Seitwärts am Gemäuer über dem Bogen einer Thüre, die zu einem tiefen Gewölbe zu führen ſcheint, ſieht man nach alter Sitte den Donator des Bildes, einen ziemlich jungen Mann mit einem Roſenkranz in der Hand; die Stadt, die lebensreiche Straße und ferne Berge ſchließen den Hintergrund.

Auf der zweiten, dem Mittelbilde ſich anſchließenden Seitentafel, iſt des neugebornen Heilandes Darſtellung im Tempel abgebildet; durch die offenſtehende Thüre des hochgewölbten, mit Säulen, vielen Fenſtern und in die Tiefe ſich verlierenden Bogengängen geſchmückten Gebäudes blickt man nach Außen in die volkreiche, belebte Straße und auf grüne Bäume; im Tempel ſelbſt lehnen troſtſuchende Kranke und Müde an den entfernten Säulen. Ernſt und gedankenvoll, den klaren ruhigen Blick dem Hohenprieſter zugewendet, welcher, von der Begeiſterung des Moments ergriffen, das Kind aus ihren Armen in die ſeine nimmt, ſteht Maria im Vorgrund am Altar. Die weiße Stirnbinde der Frauen, der weite blaue Mantel, verhüllen ſie faſt matronenartig; das ſchöne edle Geſicht trägt den Ausdruck der Beſcheidenheit und des Bewußtſeyns hoher Mutterwürde. Etwas mehr zurück ſteht Joſeph ihr zur Seite, eine brennende Kerze in der Hand. Einige andieſes. Zum Schluſſe dieſer Beſchreibung kann ich nur Goethe's Worte wiederholen:

„Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten, zerbröckelten Ruingeſtein, von den Grashalmen die auf dem vermoderten Strohdach wachſen, bis zu den goldnen, juwelenreichen Bechergeſchenken, vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe zur Ferne, alles iſt mit gleicher Sorgfalt behandelt, und keine Stelle dieſer Tafeln, die nicht durchs Vergrößerungsglas gewänne.“

Herzog Karls des Kühnen Porträt auf dem Mittelbilde beſtimmt glücklicher Weiſe die Zeit der Entſtehung dieſes unſchätzbaren Kunſtwerks. Unverkennbar ähnlich, ganz den Beinamen verdienend, ſteht die jugendliche Heldengeſtalt in einem Alter von fünf und zwanzig bis ſieben und zwanzig Jahren, und da dieſer Fürſt im Jahr 1433 geboren ward, ſo muß daher das Bild nothwendig um 1458 oder 1460 in der letzten vollendetſten Zeit Johann van Eycks gemalt worden ſeyn. War dieſer, wie alles uns beſtimmt zu glauben, ungefähr fünf und zwanzig Jahre jünger als ſein im Jahr 1366 geborner Bruder, ſo fällt die Vollendung dieſes Meiſterwerks zwiſchen ſein ſieben und ſechzigſtes und neun und ſechzigſtes Jahr. Daß der Künſtler ſo ſpät noch ſo Hohes vermochte, darf uns nicht befremden. In unſern Tagen übereilt das Alter die Jugend, in den ſeinigen war es umgekehrt. An Thatkraft, Geiſt und Lebensfriſche ſtets junge wenn gleich hochbejahrte Greiſe waren damals eben ſo wenig ſelten, als jetzt im Frühling des Lebens ſchon lebensmüde, altkluge, um das Glück ihrer künftigen Enkel ängſtlich beſorgte Greiſe im Jugendalter.

Ueberdem war von jeher die Natur den Künſtlern, inſonderheit den Malern, hold und günſtig; ſie ließ ſie mit ungeſchwächten Sinnen lange leben auf Erden. Die Kunſtgeſchichte liefert davon unzählige Beweiſe, wie man ſelbſt im Verfolg dieſer Blätter verhältnißmäßig finden wird.

Das Beſtreben, des Johann van Eyck hohes Verdienſt anſchaulich in ſeinen Werken darzuſtellen, ſo gut dieſes in bloßen Worten geſchehen kann, hat uns indeſſen verleitet der Zeit vorzugreifen; wir kehren zurück zu ſeiner Werkſtatt, indem wir den Faden der Geſchichte ſeines Lebens von Neuem ergreifen.

Der gränzenloſe Raum, mit Allem, was darin blüht, athmet und lebt, war nun von ihm für das Gebiet der Kunſt errungen, aber ſein raſtlos thätiger Geiſt erlaubte ihm nicht, hier ſtehen zu bleiben. Von Neuem quälte ihn das Unzulängliche der techniſchen Mittel, das Widerſtreben des todten Stoffes in der Ausführung deſſen, was er im gerechten Vertrauen auf ſich, ſein gebildetes Auge, ſeine kunſtgeübte Hand unternehmen zu dürfen ſich bewußt war. Er ahnete die Möglichkeit einer anderen Farbenbereitung, und wandte ſowohl Alles, was er von Chemie und Deſtillirkunſt erlernt hatte, als überhaupt jede Kraft ſeines Geiſtes daran, um dieſe aufzufinden. Tauſendfältige Verſuche, die mühſamſten Unterſuchungen der verſchiednen Farbenſtoffe, ihrer Zuſammenſetzung, ihrer Bereitung, beſchäftigten ihn lange zu dieſem Zweck, ehe er glaubte am Ziel zu ſeyn.

Endlich erfand er einen größtentheils aus öligen Subſtanzen zuſammengeſetzten Firniß, mit welchem er die mit Leimwaſſer oder Eiweiß gemalten Bilder ganz zuletzt überzog; die größere Dauerhaftigkeit, die erhöhte Friſche der Farben, der Glanz, den dieſe neue Erfindung ſeinen Gemälden mittheilte, erwarb ihnen noch größern Beifall, und der Ruhm des Johann van Eyck breitete ſich immer weiter aus.

Ein herrliches Bild war fertig geworden, Johannes hatte viel Zeit, viel Mühe und Fleiß daran verwendet. Mit jener unnennbaren Künſtlerfreude an einem vollendeten wohlgelungnen Werke betrachtete er es, während er es nach der von ihm neu erfundenen Weiſe mit Firniß überzog, und ſtellte es dann hinaus an die Sonne zum Trocknen, wie er gewohnt war zu thun. Doch vielleicht brannten ihre Strahlen dieſes Mal zu heiß, vielleicht auch waren die Bretter, aus denen die Tafel beſtand, nicht ſorgſam genug zuſammengefügt; ſie zerſprang, und das köſtliche Gemälde lag, zu Trümmern vernichtet, umher.

Unmuthig konnte Johann van Eyck über dieſen Unfall wohl werden, doch nicht muthlos. So wie er das Unzuverläſſige und Unzulängliche ſeiner Erfindung eingeſehen hatte, ſetzte er dieſe bei Seite, und unterſuchte von neuem Farben, ölige und geiſtige Flüſſigkeiten; er fand, daß Nußöl und Leinöl am ſchnellſten trocknen, er ſiedete dieſe, verſetzte ſie mit andern Ingredienzen, und hatte endlich die Freude einen vollkommen genügenden Firniß zu beſitzen, der im Schatten trocknete, ohne Zuthun der Sonnenhitze.

Der Firniß war nun erfunden, doch jetzt beſchäftigte ihn die Bereitung der Farben. Nach vielen Verſuchen kam er darauf, ſie, ſtatt mit Leimwaſſer oder Eiweiß, mit Oelen zu bereiten, und ſah mit unausſprechlicher Freude in Erfüllung gehen, was Jahre lang ſeinem ahnungsvollen Geiſte vorgeſchwebt hatte. Die Farben ließen ſich, mit Oel bereitet, weit beſſer behandeln und vertreiben, ſie gewannen unendlich an Lebhaftigkeit, ihr natürlicher Glanz machte jeden Firniß überflüſſig, und die Dauerhaftigkeit der auf dieſe Weiſe gemalten Tafeln widerſtand dem Waſſer und den heftigſten Erſchütterungen.

So ward Johann van Eyck, der zuerſt die Luft- und Linienperſpective entdeckte, jetzt auch der Erfinder der Oelmalerei. Die Zeit, in der dieſes geſchah, wird gewöhnlich um das Jahr 1410 angenommen, doch iſt dies nur eine Vermuthung ohne beſondern Grund.

Johann van Eyck ſowohl als Hubert hielten dieſe Erfindung in der Folge fortwährend ſehr geheim; keiner ihrer Schüler durfte die Art der Bereitung der Farben erfahren, die Meiſter arbeiteten nur bei verſchloßnen Thüren; niemand betrat ihre Werkſtatt, aus der von nun an Gemälde hervorgingen, welche die Welt in immer neues höheres Erſtaunen verſetzten; um ſo mehr, da ſie in techniſcher Hinſicht von allen vorhergeſehenen abwichen, und niemand die Art ihres Entſtehens zu begreifen vermochte.

Wie Johann van Eyck ſeine Farben bereitete, mit welchen öligen oder vielleicht auch geiſtigen Flüſſigkeiten, davon konnte uns jetzt, nach beinah vier Jahrhunderten, keine Spur mehr übrig bleiben. Gewiß ging auch im Lauf der Zeiten noch manches andere geheime Verfahren der alten Meiſter, mancher bedeutende, ihnen bekannt geweſene techniſche Vortheil ihren Enkeln verloren; denn auch der Unkundigſte muß auf den erſten Blick bemerken, wie ſehr ihre Gemälde in techniſcher Hinſicht ſich von der neuern Oelmalerei unterſcheiden. Die Farbenpracht der Alten hat noch kein ſpäterer Künſtler völlig erreichen können und eben ſo wenig die bewundernswerthe Dauer ihrer Farben. Sie glänzen noch jetzt in unveränderter Friſche wie damals, da ſie von der Staffelei kamen, ohne nachgedunkelt zu ſeyn. Unreines konnte zwar ihre Oberfläche verſchleiern, jedoch ohne darauf ſo zu haften, daß es nicht dem ſorgfältigen Bemühen kunſtreicher Hände hätte gelingen können, den entſtellenden Schleier wegzuziehen, und ſie in ihrer urſprünglichen Pracht und Reinheit wieder herzuſtellen.

Im Jahr 1420, gerade zur Zeit da des Johann van Eyck Geiſt und Talent am herrlichſten ſich entfalteten, kam Philipp der Gütige als Herzog von Burgund und Graf von Flandern zur Regierung. Abwechſelnd hielt er ſeinen glänzenden Hof in den einander nah gelegenen Städten, in Gent und in Brügge, wo der berühmte Name der Brüder van Eyck bald bis zu ihm dringen mußte. Er lernte ſie und ihre Werke kennen, und dieſe ſowohl als ihre Perſönlichkeit erwarben ihnen Achtung und Wohlwollen des kunſtliebenden Fürſten. Hubert, der damals ſchon mit ſtarken Schritten ſich dem Greiſenalter nahte, erhielt bei näherer Bekanntſchaft jede ehrende

Auszeichnung ſeines Herzogs, die ein ſo bedeutender Künſtler nur immer verdienen und erwarten mochte; doch die Anmuth der Sitten des noch jugendlichen Johannes gewann das Herz Philipps des Gütigen, die Offenheit und Milde ſeines Charakters feſſelten den ihm gleichgeſinnten Fürſten mit jedem Tage mehr, und die auch ohne Hinſicht auf Kunſt ſeltne wiſſenſchaftliche Bildung des jungen Malers, ſein durchdringend klarer Verſtand, die Sicherheit ſeines Urtheils, gewannen ihm nach und nach das unumſchränkteſte Vertrauen ſeines fürſtlichen Freundes. Bei jeder Gelegenheit ſuchte dieſer ihn an ſeine Nähe zu feſſeln, zog ſeine Geſellſchaft allen andern vor, und befragte ihn bei jedem bedeutenden Unternehmen um ſeine Meinung, die er auch oft befolgte. Karl von Mander nennt bei der Beſchreibung dieſes ſchönen Verhältniſſes Johann van Eyck Herzog Philipps heimlichen Rath; doch war er dieſes wahrſcheinlich, wenn gleich in der Wirklichkeit, nie dem Namen nach.

Der Aufenthalt an dieſem glänzenden Hofe war für das Kunſttalent des Johann van Eyck von nicht zu berechnendem unſchätzbaren Werth.

Schöne, vornehm geſchmückte Frauen, ſtattliche Fürſten mit ihren geputzten Pagen, in glänzender Waffenrüſtung ſchimmernde Ritter und würdige Geſtalten bedeutender Staatsmänner umgaben ihn täglich; er ſah ſie in den mannichfaltigſten Situationen ſich bewegen, gehen, reden, handeln, und ſeine Phantaſie faßte Alles auf, um in der heimlichen Werkſtatt eine neue ſchönere Welt daraus zu ſchaffen. Das aus allen Ländern, ſelbſt aus dem fernen Orient, herbeigezogne Perſonal der Dienerſchaft des Fürſten trug nicht wenig dazu bei, dem Hofe ein wunderbar romantiſches Anſehen zu geben, das man in unſern Tagen vielleicht theatraliſch nennen möchte. Jeder mußte die Tracht ſeines Landes treulich beibehalten, und daß Johann van Eyck alle dieſe verſchiednen Koſtüme zu benutzen wußte, beweiſen die wohlgehaltenen orientaliſchen Trachten und Geſtalten auf ſeiner Abbildung der weiſen Könige des Morgenlandes. Auch ſeine auffallende Vorliebe für Edelſteine und Kleinodien, ſo wie die geſchmackvolle Art, mit der er ſeine Bildungen zwar verſchwenderiſch, doch nicht überladen mit dieſen zu ſchmücken wußte, rührt wahrſcheinlich aus jener glänzenden Epoche ſeines Lebens her.

Im Jahr 1420 erkaufte die Familie Vydt, eine der angeſehenſten, edelſten und älteſten in Gent, ſich eine Kapelle in der Johanniskirche, um nach dem damaligen frommen Brauch ſie zum Familienbegräbniß einweihen zu laſſen. Das Haupt derſelben, Joſſe Vydt, damals die erſte Magiſtratsperſon der Stadt, wurde dadurch veranlaßt, den in Gent lebenden berühmten Maler Hubert van Eyck zu einem Kunſtwerk aufzufordern, deſſen gleichen an Bedeutſamkeit und Umfang noch nie geſehen worden war. Er übertrug ihm nämlich die Ausführung eines aus zwölf großen Tafeln beſtehenden Altarblatts, und Hubert ſowohl als Johann van Eyck ergriffen mit freudiger Bereitwilligkeit dieſe Gelegenheit, ſich ſelbſt ein dauerndes und würdiges Denkmal zu ſtiften. Johann van Eyck verließ deshalb ſeinen ſelbſtgewählten Wohnplatz in Brügge, und zog nach Gent, um ſeinem Bruder bei dieſem großen Unternehmen beizuſtehen. Beide begaben ſich in treuer gewohnter Gemeinſchaft an die Arbeit. Doch Hubert erkrankte und ſtarb, lange vor Vollendung des Werkes, am achtzehnten September des Jahres 1426, in einem Alter von ſechzig Jahren. Er ward in der nämlichen Kirche ehrenvoll begraben, zu deren Schmuck er die letzten Tage ſeines Lebens verwendet hatte. Ein Monument mit einer Grabſchrift bezeichnete noch gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts den Ort, wo dieſer große Meiſter unfern ſeiner ihm vorangegangenen Schweſter Margaretha beerdigt ward. Auch dieſe hatte in Gent das Ziel ihres Lebens erreicht, beklagt von den Kunſtfreunden und feierlich beſungen von den Dichtern des Landes und ihrer Zeit.

Einſam und verwaiſet ſtand jetzt Johann van Eyck, doch ſein fürſtlicher Freund und ſeine Kunſt waren ihm geblieben; in dieſer vor allem ſuchte er Troſt und fand ihn auch. Muthig wandte er ſich mit verdoppeltem Eifer ihr zu, und vollendete das hohe Werk allein, das er ſo freudig unter der Leitung ſeines Bruders begonnen hatte. Fertig ſtand es da, das Wunder der Welt, zu dem aus der Nähe und Ferne Alles herbei wallfahrtete. Beinahe zwölf Jahre nachdem es begonnen wurde, am ſechsten Mai des Jahres

1432 wurde das hohe Meiſterwerk den Augen der ſtaunenden Menge zum erſten Male gezeigt; doch der Meiſter, der es vollbracht, zog ſtill und beſcheiden wieder nach Brügge in ſeine verödete Werkſtatt zu neuen Arbeiten ſich zurück.

Der Gegenſtand jenes allberühmten Altarblattes in Gent iſt aus der Offenbarung Johannis entlehnt, doch deſſen Ausführung umfaßte eine ganze Welt. Fürſten und Ritter, Weltleute und Geiſtliche, Krieger, heilige Pilger, Eremiten, ziehen in all ihrer Eigenthümlichkeit herbei, um vor dem Lamme, dieſem Symbol des höchſten Geheimniſſes der Gottheit, anbetend niederzuſinken; ja dieſe ſelbſt erſcheint zu deſſen Verherrlichung, begleitet von den Heiligen des Himmels und den himmliſchen Heerſchaaren.

In der obern Abtheilung des Gemäldes, über dem bedeutungsvollen Lamme, iſt Gott Vater ſitzend abgebildet, das Scepter in der Hand, die päpſtliche Krone auf dem Haupt, ihm zur Rechten Maria, ein Buch auf dem Schooße, zur Linken Johannes der Täufer; alle drei lebensgroße Figuren, wahrſcheinlich ganz von Hubert gemalt, der gewiß mit den drei oberſten Tafeln das große

Werk begonnen. Der Styl derſelben neigt ſich noch merklich dem byzantiniſchen zu, die Geſtalten ſind größer, edler in ſtrenger Einfachheit dargeſtellt, aber ihnen mangelt noch der belebende Zauber, mit welchem Johann van Eyck, vielleicht nur drei oder vier Jahre ſpäter, die zahlloſe anbetende Menge, die Heiligen, die Märtyrer, die Apoſtel ausſtattete, welche auf dem Hauptbilde dieſer unendlich reichen Kompoſition um das geheimnißvolle Lamm ſich verſammeln. Dieſer Theil des urſprünglich aus zwölf Tafeln beſtehenden Gemäldes befindet ſich in dieſem Augenblick wieder in Gent, über dem Altar einer Kapelle in der Kirche St. Bavon. Das Ganze war noch bis zu dem traurigen Zeitpunkte beiſammen, da raubſüchtige plündernde Feinde die Welt überſtömten; ein Kunſtwerk von dieſer Bedeutung konnte ihrem Späherblick nicht entgehen, doch gelang es der Geiſtlichkeit des Domkapitels von St. Bavon, mit Hülfe einiger vaterländiſch geſinnter Männer, acht dieſer Tafeln, und zwar nicht ohne Lebensgefahr, zu verbergen. Nur vier wurden nach Paris geſchleppt, von wo ſie im Jahr 1815 wieder zurückkehrten. Sechs der früher verborgenen Tafeln wurden ſeitdem von der Geiſtlichkeit der Kirche St. Bavon an den Gemäldehändler Nieuwenhuys in Brüſſel verkauft, der ſie ſeitdem, nebſt einigen und fünfzig andern alten Bildern einem engliſchen Kunſtfreunde für die Summe von hunderttauſend Franks überließ. Herr Nieuwenhuys wurde darüber in einen Reklamationsproceß verwickelt, den er gewann. Dieſe ſechs Tafeln ſind das höchſte Kleinod einer in ihrer Art einzigen unſchätzbaren Sammlung, welche aber zur Freude aller Kunſtfreunde nicht nach England abgeführt ward, um dort in ſtolzer Unzugänglichkeit einſam zu trauern, ſondern vom Könige von Preußen zur höchſten Zierde des neuen Berliner Muſeums angekauft worden iſt. Das Schickſal der übrigen noch fehlenden zwei Tafeln iſt mir unbekannt.

Auf einer von dieſen hatte Johann van Eyck mit unnachahmlicher Kunſt Adam dargeſtellt, wie dieſer, kämpfend mit innerem Grauen und Alles hingebender Liebe zu ſeiner jungen Gattin, die Unheil bringende Frucht betrachtet, welche ſie ihm beut. Aus Achtung für die Meinung des heiligen Auguſtinus und einiger andern Kirchenväter hatte der Künſtler ſtatt des Apfels eine friſche Feige als Veranlaſſung des Sündenfalles unſerer erſten Eltern dargeſtellt. Dieſe Vorſtellung bezog ſich auf den Namen der Kapelle, in welcher der Altar ſtand, denn dieſe wurde Adam und Eva geheißen.

Von dem, was dieſes wundervolle Kunſtwerk geweſen ſeyn muß, als noch alle zwölf Tafeln in urſprünglichem Glanz den Altar ſchmückten, davon geben die ſechs in Berlin befindlichen Seitengemälde eine höchſt erfreuliche Ahnung. Zwar entſtellt ſie Staub und Kerzendampf, doch des Johann van Eyck Glorie ſchimmert durch dieſe Decke ſtrahlend hervor. Ein ſchützender Genius wird von nun an über dieſe köſtlichen Ueberbleibſel eines unſchätzbaren Kunſtwerkes ferner walten, damit keine ungeſchickte oder voreilige Hand es wage, ſie zu berühren und zu zerſtören, indem ſie beſſern will.

Jede dieſer Tafeln ſchien mir etwa drei Ellen hoch und halb ſo breit; die Figuren auf den beiden erſten ſind beinahe Lebensgröße, die auf den übrigen weit kleiner.

Auf der erſten Tafel erblickt man die heilige

Cäcilie vor ihrer Orgel ſitzend, von vier ihr Orgelſpiel auf verſchiednen Inſtrumenten begleitenden Engeln umgeben; ſie trägt ein weites, mit Hermelin aufgeſchlagnes königliches Gewand mit großen goldnen Blumen auf dunkelem Grunde. Dieſer erſcheint ſchwarz, iſt aber vermuthlich urſprünglich dunkelblau oder purpurfarben. Das reiche helle Haar fließt wellenförmig gelockt über die Schultern hin, von einer aus Juwelen und Perlen zuſammengeſetzten Stirnbinde oder Kette gehalten. Man erblickt die hohe Geſtalt faſt ganz von hinten, auch das ſchöne ernſte Geſicht zeigt ſich nur im abgewendeten Profil. Die Engel ſind in reiche Chorgewänder von Goldbrokat und hellfarbigen reichen Stoffen gekleidet, ſie tragen, wie die Heilige, köſtliche von Gold und Edelſteinen ſtrahlende Binden um die Stirne und um das ſchön gelockte Haar. Der, welcher oben neben der Orgel, halb von dieſer verdeckt, ſteht, ſpielt die Harfe, ein andrer im Vorgrunde dicht hinter Cäcilien ſpielt das Violonzell.

Auf der zweiten Tafel, welche das Gegenſtück der erſten bildet, ſtehen ebenfalls in reichen Chorgewändern mit juwelenreichen Stirnbinden acht andre Engel. Der Glanz, die Pracht, die unaüsſprechliche naive Anmuth beider Gruppen, ſowohl der heiligen Cäcilie als beſonders dieſer zweiten, laſſen ſich nicht in Worte faſſen. Ganz im Vorgrunde hält ein Engel das mit künſtlichem Schnitzwerk verzierte Notenpult in der einen Hand, und gibt mit der andern den Takt an, um den Geſang ſeiner hinter ihm gruppirten Brüder zu leiten. Unerachtet ihrer großen, ſchimmernden Flügel ſind alle dieſe himmliſchen Sänger doch eigentlich nur das treue Porträt ſchöner Chorknaben, wie ſie der Künſtler unzählige Mal ſah; in Ausdruck und Bewegung rein menſchlich dargeſtellt, mit unübertroffener Wahrheit und entzückender Naivetät, aber himmelweit entfernt von jedem Gedanken an Ideal. Alle blicken ſehr ernſt in das auf dem Pulte liegende Notenblatt, und ſingen ſo eifrig, mit ſo emſiger Anſtrengung, daß man faſt taub zu ſeyn glaubt, indem man ſie ſieht und nicht hört. Karl von Manders naive Bemerkung, daß man jedem von ihnen deutlich anſehen könne, welche Stimme er ſingt, ob Baß, Tenor oder Sopran, muß dabei jedem einfallen. Ich ſah dieſes Gemälde einſt durch die offne

Thür des Zimmers, welches an das ſtößt, wo die Tafeln aufgeſtellt ſind, in einiger Entfernung; ein ſcharfer heller Sonnenſtrahl beleuchtete es, und die Knaben ſtanden wie herausgetreten aus den Rahmen frei und lebendig im Zimmer; ſo täuſchend iſt die Wahrheit dieſes wunderbaren, bis zu jeder einzelnen Haarlocke ausgeführten Gemäldes.

„Justi Judicis“ iſt die Unterſchrift der dritten Tafel. In einem reichen blühenden Thal, zwiſchen hohen Bergen, deren Gipfel Thürme und feſte Schlöſſer krönen, ziehen mehrere Ritter zur Anbetung des Lammes hin. Im Vorgrunde reitet Philipp der Gütige, neben ihm Johann und Hubert van Eyck. Dieſe Abbildung beſtätigt vollkommen den großen Unterſchied des Alters der Brüder; Hubert, faſt ſchon ein Greis, reitet auf einem ſtolzen prächtig geſchmückten Schimmel, auch er ſelbſt iſt ſtattlich gekleidet, und trägt eine vorn aufgeſchlagne und mit Pelzwerk verbrämte Mütze von ſeltſamer Form auf dem Haupt; Johann trägt über einem ſchwarzen Talar ein rothes Paternoſter, mit einer daran hängenden goldnen Medaille, und eine turbanartige Kopfbedeckung, an der hinten ein Zipfel herabhängt; er ſcheint etwa fünf und dreißig Jahre alt. Die Züge ſeines Geſichts haben nichts ausgezeichnetes, ſind aber von mildem edlem Ausdruck, und tragen ganz das Gepräge ſeines Vaterlandes. Noch ſechs andere Reiter füllen den Hintergrund, unter ihnen ein König, die Krone auf dem Haupt, den man aber nur im Rücken ſieht.

Auf der vierten Tafel, mit der Unterſchrift „Christi milites“ reiten die Krieger Gottes, durch eine der vorigen ſehr ähnliche Landſchaft, zum nemlichen Ziele. Vorauf, auf prächtigen, reich geſchmückten Zeltern ziehen zwei mit Lorbeerkränzen gekrönte junge Helden, mit hochflatterndem Panier, in ſilberheller von Gold und Edelſteinen ſtrahlender Rüſtung; ſieben andere Ritter folgen dieſen, einer von ihnen trägt einen köſtlichen reichen Helm, die andern haben zierliche zum Theil mit Pelzwerk verbrämte Kopfbedeckungen, die Pferde ſind ſehr ſchön, ganz der Natur getreu, die ganze Gruppe iſt von unausſprechlicher ritterlicher Lebendigkeit und Hoheit.

Die fünfte Tafel hat zur Unterſchrift „Pegrini sti.“ Sie hat mehr gelitten als die vorhergehenden, und ſcheint an einigen Stellen durch Staub und Schmutz ſehr verdunkelt. Die Landſchaft ſtellt eine ſchöne Gegend im üppigſten Glanz des Südens dar; Pinien ſchmücken ſie, Cedern und Orangenbäume, zwiſchen dieſen tauſend fremdartige bis in die kleinſten Details ausgeführte Gräſer, Kräuter und Blumen. Wie Kieſel am Wege leuchten verſtreute Perlen und farbige Edelſteine aus dem Graſe und zwiſchen Felsſtücken unter den Füßen der Pilger hervor. Dieſe ziehen in mannichfaltiger Kleidung und Geſtalt aus allen Ständen herbei, zum Theil auch mit Muſchelhut und Stab, mitten unter ihnen eine edle ausdrucksvolle Greiſengeſtalt mit langem ehrwürdigen Bart. Ganz im Hintergrunde ſteht eine ſeltſame lachende Figur, in einer Mönchskutte, denn in jener einfachen Zeit glaubte man das Heilige nicht durch einen gutgemeinten Scherz zu entweihen. Rieſengroß führt im Vorgrunde der heilige Chriſtoph die fromme Schaar an, doch ohne die ſchwere Laſt des göttlichen Kindes auf der Schulter zu tragen.

Die ſechſte Tafel trägt die Unterſchrift „Heyremite sti.“ Durch ein enges Felſenthal von ganz ſüdlichem Charakter zieht die fromme Schaar der Einſiedler herbei, zwiſchen Pinien und Orangenbäumen; Kräuter und Blumen, gleich denen auf der vorigen Tafel, blühen und grünen unter ihren Füßen, und auch hier liegen Perlen und farbige Juwelen in Menge umhergeſtreut. Zwei ſchöne herrliche Greiſe führen den Zug an, einer von ihnen hält den Roſenkranz in der Hand, ihnen folgen die würdigſten edelſten Geſtalten mit prächtigen langen Bärten; doch auch hier miſcht ſich der Scherz dem Ernſt bei, denn einige Köpfe von ächt humoriſtiſchem Ausdruck lauſchen hie und dort einzeln hervor. Magdalena mit dem Salbengefäß und neben ihr noch eine heilige Frau beſchließen im Hintergrunde den Zug.

Die Ausführung, beſonders der Haare und Bärte, ſo wie der ſo naturgetreue Ausdruck jedes einzelnen Kopfes, iſt höchſt bewundernswerth. Von allen dieſen Tafeln läßt ſich nur das über die Gemälde des Künſtlers in der Boiſſeréeſchen Sammlung Geſagte wiederholen. Unerachtet der verſchwenderiſch überall verbreiteten Pracht der köſtlichen Stoffe, des Goldes und der Juwelen konnte ich doch nirgend in dieſen eine Spur wirklichen Metalls entdecken, nur auf den beiden erſten Tafeln, hinter der heiligen Cäcilie und hinter dem ſingenden Engelchor ſchimmert der Grund von wirklichem Golde, wahrſcheinlich um die ſtrahlende Herrlichkeit des Ganzen noch zu erhöhen.

Da das Hauptgemälde durch dieſe Flügelbilder gewöhnlich verſchloſſen gehalten ward, ſo iſt auch die Rückſeite derſelben von des Meiſters Hand zwar einfacher, doch nicht minder würdig geſchmückt. Auf jeder Tafel ſteht nur eine einzelne Figur; farblos, grau in grau, zeigen dieſe ſich jetzt, vielleicht waren ſie früher etwas kolorirt, wie einzelne Spuren dem genau ſie beobachtenden Auge anzuzeigen ſcheinen, doch läßt ſich dieſes nicht mit Gewißheit behaupten. So wie ſie jetzt ſich zeigen, iſt dennoch der hohe Geiſt des Meiſters in ſolcher Fülle über ſie ergoſſen, daß wahrlich die ganze blendende Pracht des Innern dazu gehört, um dieſe edlen, einfachen, alles Farbenzaubers beraubten Geſtalten zu verdunkeln.

Im ſtillen ſchmalen hochgewölbten Zimmer knieet die reinſte holdſeligſte der Jungfrauen auf der erſten Tafel, vor dem Betpult, und vernimmt in Demuth die wunderbarſte Verkündigung einer unbegreiflichen Zukunft. Die heilige Taube ruht auf ihrem Haupte. Die ganze Darſtellung der in Huld und Anmuth verklärten Jungfrau, farblos und verblichen wie ſie iſt, gehört zu dem Vortrefflichſten, und erinnert unwiderſtehlich an Johann van Eycks Verkündigung in der Boiſſeréeſchen Sammlung; ſogar bis auf die Anordnung des Gemachs. Aus dem großen offnen Fenſter im Hintergrund blickt man in eine weite, von ſchönen Gebäuden umgebene Straße hinaus.

Die zweite Tafel zeigt uns, als würdiges Gegenſtück zu der erſten, den göttlichen Boten; eine blühende Lilie in der Hand ſchwebt der jugendlich ſchöne Jüngling, von mächtigen Schwingen getragen, leicht über den Boden hin. Die Rückſeite der dritten Tafel ſchmückt die hohe ernſte Geſtalt Johannes des Täufers, er trägt das Lamm in ſeinen Armen.

Auf der vierten Tafel bildete Johann van Eyck nochmals ſeinen Bruder Hubert ab, den Lehrer ſeiner Jugend, den Mitgenoſſen ſeines Ruhms. Er ſteht mit zum Gebet erhobnen Händen; leider hat das Bild mehr als die übrigen von der Gewalt der Zeit gelitten, die Züge des Geſichts ſind nicht ganz deutlich erhalten, aber ſo wie es iſt, zieht es durch Adel und Geiſt in Stellung und Form unwiderſtehlich an. Ein rothes Gewand, bei übriger Farbloſigkeit, zeichnet dieſes Bild ſonderbar aus.

Auf der fünften Tafel ſteht Johannes der Evangeliſt, mit ſeinem Attribut, dem Kelch, aus welchem eine Schlange emporſteigt; auf der ſechſten endlich erblickt man eine Frau in der Feſttracht der damaligen Zeit. Auch ſie ſteht in betender Stellung wie Hubert; man giebt dieſe, leider ebenfalls ſehr verblichene Geſtalt, für die Gattin eines der beiden Brüder van Eyck aus, ich aber möchte ſie lieber für ihre Schweſter, die zu ihrer Zeit berühmte jungfräuliche Künſtlerin Margarethe halten, beſonders da, ſo viel ich weiß, nirgend der Verheirathung Johannis oder Huberts erwähnt wird.

Hubert ward nach Karl von Manders Verſicherung in der Johanniskirche zu Gent unfern ſeiner Schweſter Margarethe begraben. Dies läßt vermuthen, daß letztere den Brüdern von Brügge nach Gent gefolgt ſey, vielleicht um ſie bei der großen Arbeit mit ihrem Talent nach Kräften zu unterſtützen, denn ſie bedurften wohl bei dem ihren

Schülern verborgnen Geheimniſſe ihrer Kunſt einer treuen verſchwiegnen Gehülfin. Margarethe ſtarb bekanntlich vor Huberts Ableben, und was kann ungezwungner uns entgegen treten, was ſtimmt beſſer mit Johann van Eycks Geiſt und Gemüth, als die Vermuthung, daß er beiden ihm durch Geiſt und Talent noch mehr als durch Bande des Bluts verwandten Geſchwiſtern hier ein Gedächtniß ſtiften wollte auf dem mit ihrer Hülfe begonnenen großen Werke, welches er nun allein vollenden mußte.

Nicht nur Himmel und Erde, Leben und Hoffen des Menſchen, umfaßte dieſes ungeheure Werk; unter der Haupttafel deſſelben, auf einer Art von Fuß oder Geſtell, worauf dieſe ruhte, war auch das Fegefeuer abgebildet, deſſen unglückliche Bewohner in Furcht, Zittern und peinlicher Qual vor dem Namen des Lammes die Kniee beugen. Doch dieſer Theil des Gemäldes war leider nicht mit Oelfarben gemalt, und da er ſtets offen ſtand, ging die Malerei darauf allmählich durch die bekannte niederländiſche Reinlichkeitsliebe zu Grunde; unverſtändige Verbeſſerer verſuchten den Schaden wieder gut zu machen, und ſo war dieſer Theil des

Altarbildes ſchon im ſechzehnten Jahrhundert durchaus verdorben, ſo daß nur durch Tradition ſeine frühere Exiſtenz uns bekannt geworden iſt.

Nie ward ein Kunſtwerk höher geachtet, allgemeiner geprieſen, als dieſes Gemälde vom Moment an da es vollendet in nie geſehner Pracht den Altar ſchmückte. Gewöhnlich blieb es verſchloſſen, nur an ſeltnen hohen Feſten ward es den Blicken des Volks Preis gegeben, außerdem wurde es nur mächtigen Fürſten gezeigt, oder Reiſenden, welche dieſe Begünſtigung mit ſchwerem Golde erkauften.

Doch war einmal ein ſolcher feſtlicher Tag angebrochen, an dem die Flügel des Heiligthums ſich allen Augen erſchloſſen, dann vermochte auch die Kapelle, welche es bewahrte, die Menge kaum zu faſſen, die vom Morgen bis zur Nacht ſich herzudrängte. Weit und breit waren dann die Wege um Gent mit hinzueilenden Wallfahrern bedeckt; aus ganz Flandern und Brabant zogen Kunſtfreunde und Künſtler herbei, und umſchwärmten das Wunderbild wie Bienen den Blüthenbaum. Dieſe laute, allgemeine Bewunderung ſchwand nicht mit dem Reize der Neuheit. Jahre folgten Jahren in langen

Reihen und jedes führte die Tage des hohen Triumphs der Kunſt in erneutem Glanz herbei. Lukas de Heere, ein geachteter Künſtler und Poet ſeiner Zeit, weihte hundert Jahre nach Entſtehung des hohen Meiſterbildes dieſem ein eignes Lobgedicht, und erlebte die Ehre, ſolches an einem Pfeiler in der Kapelle, dem Altar gegenüber, geheftet zu ſehen, wo Alt und Jung an ſolchen feſtlichen Tagen ſich daran erfreuten.

Mancherlei Gefahren drohten dieſem Kunſtwerke in jener trüben Zeit, als der bilderſtürmende Fanatismus Kirchen und Klöſter verheerend durchzog. Der Verluſt, welchen die Kunſt damals erlitt, iſt eben ſo wenig zu berechnen als zu erſetzen, und die Errettung des Einzelnen mitten im allgemeinen Untergange gränzt oft an Wunder. Doch nicht nur verblendete Barbaren, auch Philipp der Zweite, König von Spanien, drohte dem geſchätzteſten Kleinod der Stadt Gent. Er ſtreckte den eiſernen Arm, der die unglücklichen Niederlande vernichtend beherrſchte, nach dieſem Wunderbilde aus, um es nach Spanien zu führen, und kaum läßt es ſich begreifen, wie allgemeine Bitten und Vorſtellungen ihn endlich bewegen konnten, davon abzuſtehen. Er begnügte ſich mit einer Kopie von der Hand des beſonders auch in Spanien hochberühmten Meiſters Michael Coxies von Mecheln. Dieſer arbeitete für die damals ſehr beträchtliche Summe von viertauſend Gulden mit unermüdlichem Fleiße zwei Jahre lang daran. Die Pracht der Farben mag ihm manche unüberwindliche Schwierigkeit entgegengeſtellt haben; unter andern verzweifelte er daran, das Blau des Gewandes der heiligen Jungfrau erreichen zu können, und Philipp der Zweite verwendete ſich ſelbſt bei dem großen Tizian für ihn, der ihm von Venedig aus eine ſehr koſtbare, aus den ungariſchen Gebirgen kommende Azurfarbe ſchickte. Wahrſcheinlich war es Ultramarin, deſſen jener Meiſter ſich bekanntlich ſehr häufig bediente. Karl von Mander erzählt als etwas Merkwürdiges, daß Michael Coxies allein zu dem Mantel der heiligen Jungfrau für zwei und dreißig Dukaten von dieſer Farbe verbraucht habe. Die Kopie ward endlich nach unſäglicher Arbeit glücklich vollendet und nach Spanien geſandt, nur hatte der Meiſter es ſich herausgenommen, einiges darin zu verändern, zum Beiſpiel die Stellung der heiligen Cäcilie, die zu ſehr von hinten geſehen, ihm nicht zierlich genug dünkte. In unſern Zeiten iſt dieſe Arbeit Michael Coxies wieder nach den Niederlanden gekommen, und das Eigenthum des Prinzen von Oranien geworden, der ihr in ſeiner unbeſchreiblich reichen und merkwürdigen Sammlung in Brüſſel einen würdigen Platz eingeräumt hat. Auf dieſer Kopie ſieht man alle zwölf Tafeln wieder vereint, wie ſie es urſprünglich waren. Doch ſelbſt ein ſo großer Meiſter, wie Michael Coxies unſtreitig es war, vermochte nicht die unbeſchreibliche Herrlichkeit der Brüder van Eyck ganz zu erreichen; dieſes fühlte ich deutlich, als ich vor zwei Jahren zuerſt die Kopie in Brüſſel, und einige Tage ſpäter das Original in Gent ſah. Michael Coxies ſcheint von dem unüberſehbaren Umfange der von ihm unternommenen Arbeit endlich ermüdet, manche kleinere Verzierung, beſonders in den Vorgründen, die Edelſteine, die feinen zierlichen Blumen, Gräſer und Kräuter, abſichtlich weggelaſſen zu haben. Manches andere hat er mit zu vieler Willkühr abgeändert, beſonders iſt dieſes in der Geſtalt der heiligen Cäcilie ſehr merkbar. Eine zweite Kopie aller zwölf Tafeln, ebenfalls von einem alten deutſchen Meiſter befindet ſich in London im Beſitz der Herrn Aders, welche einige Kenner noch der von Michael Coxies vorziehen. Eine ebenfalls alte Kopie der Haupttafel, auf welcher das Lamm abgebildet iſt, befindet ſich in Berlin, im Beſitz des Königs.

Doch kehren wir zurück zu der Geſchichte und zu der ſtillen geheimen Werkſtatt des Meiſters, aus welcher während einer langen Reihe von Jahren, nach Vollendung dieſer ſeiner größten Arbeit, eine unüberſehbare Anzahl von Gemälden hervorging, die ihr nur an Umfang, nicht an innerem Werthe nachſtehen durften.

Immer lauter ward die Verkündigung ſeines Ruhmes, immer geſpannter die Aufmerkſamkeit der Künſtler, vor allem in Italien, um die Bereitung von Farben zu entdecken, deren groſʒe Vortheile Alle einſahen. Säle und Gallerien der Fürſten Italiens, wo damals auch die Kunſt ſich mächtig zu regen begann, prangten mit den Werken des Deutſchen, Johann van Eyck, dort unter dem Namen Giovanni da Bruggo bekannt; leider hat uns die Kunſtgeſchichte nur Namen und Beſchreibungen von wenigen dieſer längſt zu Grunde gegangenen Gemälde aufbewahrt. Ein heiliger Hieronymus wird hochgeprieſen, der ſpäter das Eigenthum des großen Lorenzo von Medicis ward; auch eine Verkündigung, welche Alfons der Erſte, König von Neapel, beſaß und die der Beſchreibung nach, welche uns Faccius in ſeinem Buche de viris illustribus davon gibt, die größte Aehnlichkeit mit der erſten Tafel des Altargemäldes in der Boiſſeréeſchen Sammlung gehabt haben muß.

Doch nicht nur der heiligen Geſchichte allein weihte Johann van Eyck ſein großes Talent; er hatte ja der Kunſt die ganze ſichtbare Welt zu eigen erworben und achtete es daher nicht ſeiner unwürdig auch andere Gegenſtände zu malen, oder die Geſtalt einzelner Menſchen ihren Freunden und der Nachwelt zu erhalten. Er malte mehrere Bildniſſe ſeiner Zeitgenoſſen nach dem Leben und ſchmückte dieſe oft mit ſchönen Landſchaften im Hintergrunde. Dieſe kleinern Gemälde von ſeiner Hand wurden ſpäter zu hohen Preiſen geſucht und verkauft. Die verwittwete Königin von Ungarn, Schweſter Karls des Fünften, gab einem Barbier in Brügge, der ſo glücklich war, durch Erbſchaft oder Zufall ein ſolches Bildchen zu beſitzen, ein

Jahrgeld von hundert Gulden auf Zeitlebens dafür. Es ſtellte in einem kleinen Raum ein Brautpaar vor, deſſen Hände die Treue zuſammen gibt. Faccius gedenkt bewundernd der täuſchenden Perſpective eines von Johann van Eyck dargeſtellten Bibliothekzimmers, und ſetzt hinzu: „auf der äußern Seite derſelben Tafel iſt Baptiſta Lommellinus gemalt, dem ſie (die Bibliothek) zugehört hatte, und dem nur die Stimme zu fehlen ſcheint, und ſein geliebtes Weib, genau ſo ſchön abgebildet als ſie war; zwiſchen beiden fällt ein Sonnenſtrahl wie durch eine Ritze herein, den man für wahren Sonnenſchein halten möchte.“

Vaſari gedenkt der Abbildung eines Badezimmers, welche ebenfalls König Alfonſo von Neapel von Johann van Eyck erhielt, und die ein Wunder naturgetreuer Darſtellung geweſen ſeyn muß. Wahrſcheinlich iſt es dieſelbe, welche Faccius als das Eigenthum des Kardinals Octavian folgendermaßen beſchreibt: „Du ſiehſt ſchöne Frauen, wie ſie aus dem Bade ſteigen, und, merklich errötheud, ſich mit einem feinen Tuche bedecken; eine davon ſtellte er ſo, daß nur Geſicht und Bruſt geſehen wird, die entgegengeſetzte Seite des Körpers aber ſich in einem daneben gemalten Spiegel dergeſtalt zeigt, daß man den Rücken eben ſo ſieht wie die Bruſt. Auf demſelben Bilde iſt eine Lampe in dem Badezimmer, als ob ſie brenne; ein altes Weib, welches zu ſchwitzen ſcheint; ein Hündchen, das vom Waſſer leckt; weiterhin ſind Pferde, Menſchen, ſehr klein, Berge, Wälder, Dörfer, Schlöſſer, ſo künſtlich ausgeführt, daß man meint, es ſey jedes von dem andern fünfzigtauſend Schritte entfernt. Aber nichts in dieſem Werk iſt bewunderswürdiger als ein Spiegel, auf derſelben Tafel gemalt, worin du Alles, was dort abgebildet iſt, wie in einem wahren Spiegel ſiehſt.“

Jeder, der nur eines der uns erhaltnen Gemälde Johann van Eycks ſah, wird dieſer Beſchreibung der für die Welt verlornen Glauben beimeſſen. Und auf welcher Höhe, in welcher Macht und Größe muß dann der gewaltige Geiſt eines Mannes vor uns ſtehen, der während eines einzigen beſchränkten Menſchenlebens dieſe lebende, geſtaltenreiche Welt hervorzurufen vermochte!

Der Ruf jeder dieſer Tafeln verbreitete ſich ſogleich durch die ganze italieniſche Künſtlerwelt, ſo wie eine derſelben über die Alpen gelangte. Schaarenweiſe eilten die Maler zu ihrer Bewunderung herbei. Sie unterſuchten die Gemälde auf das genaueſte, ſie bemerkten den eignen ſcharfen Geruch der ölgemiſchten Farben, doch ohne ihn zu erkennen. Tauſend Verſuche wurden gemacht, es dem großen Giovanni da Brugge gleich zu thun, keiner gelang, bis ein einziger ernſtlich vorwärts ſtrebender Mann, Antonello von Meſſina, den Entſchluß faßte, dieſem Geheimniſſe an der Quelle nachzuforſchen.

Ein glücklicher Zufall führte dieſen Künſtler auf einer Reiſe von Meſſina, ſeiner Vaterſtadt, nach Neapel an den Hof Königs Alfons des Erſten. Dort erblickte er zuerſt eines jener allgeprieſenen Wunderbilder des deutſchen Künſtlers. Es war die ſchon erwähnte Verkündigung, deren hohe Vollendung ihn ſogleich bewog, jedes andere Unternehmen aufzugeben, ſein ſchönes ſonnenhelles Vaterland zu verlaſſen und jenſeits der Alpen den hohen Meiſter aufzuſuchen, der ſolche Wunder vermochte.

Nicht jugendlicher Enthuſiasmus beſtimmte den Antonello zu Antretung der weiten Pilgerſchaft von Neapel nach Flandern, welche damals weit unbequemer und gefährlicher war als in unſern

Tagen, ſondern vielmehr eine Alles überwindende Liebe zur Kunſt. Er war ſchon ein ſehr bedeutender Maler in ſeinem Lande und hatte gewiß längſt das reifere Mannsalter erreicht. Vaſari berichtet uns von ihm, daß er von Meſſina zuerſt nach Rom ſich begab, wo er viele Jahre hindurch mit Zeichnen ſich beſchäftigte. Von dort zog er nach Palermo, wo er ebenfalls Jahrelang lebte, bis ſeine Landsleute ihn wieder in ihrer Mitte zu ſehen wünſchten. Als bedeutender, geachteter Künſtler kehrte er darauf nach Meſſina zurück, malte dort Vieles, und führte, wegen ſeines Talents und ſeiner übrigen guten lobenswerthen Eigenſchaften von Allen geachtet, ein zufriedenes glückliches Künſtlerleben, bis eine Geſchäftsreiſe ihn nach Neapel brachte, von wo ſein ſtrebender Geiſt ihn nach Flandern trieb.

Antonello legte die große Reiſe nicht nur glücklich zurück, ſondern es gelang ihm ſogar auch im Hauſe des Johann van Eyck freundlich aufgenommen zu werden. Er fand den großen Meiſter zwar als hochbejahrten Greis, aber noch immer rüſtig, in gewohnter Thätigkeit und reger Theilnahme an Allem, was mit der Kunſt, der er ſein

Leben geweiht hatte, in Berührung ſtand. Antonello führte viele italieniſche Zeichnungen und andre Kunſtwerke mit ſich, er legte ſie ihm vor, erzählte ihm von ſeinem ſchönen Vaterlande, von dem Leben und Wirken der dortigen Künſtler, von der hohen Achtung, in welcher der große Name Giovanni da Brugge dort bei Fürſten und Malern ſtand, von der Bewunderung, die Alle ihm zollten, und wie er den weiten Weg zurückgelegt habe, einzig um ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und von ihm zu lernen.

Des ſüdlichen Fremdlings einnehmendes Weſen, ſeine Kenntniſſe, ſeine heiße Alles opfernde Liebe zur Kunſt, gewannen ihm des ehrwürdigen Greiſes freundliche Neigung; er gewöhnte ſich bald, ihn gleich einem lieben, zu ihm gehörenden Hausgenoſſen zu betrachten. Johann van Eyck fühlte die Schwächen des Alters, er wußte ſeine Tage gezählt, und hatte vielleicht lange ſchon nach einem würdigen Erben des Geheimniſſes ſich geſehnt, das er, ſo lange er lebte, zwar heilig bewahrte, von dem er aber gewiß nicht wünſchen konnte, es mit ſich ins Grab zu nehmen. Die beiſpielloſe Treue, mit welcher der in voller Kraft ſtehende jüngere Mann der Kunſt ſein Leben geweiht hatte, erfüllte die alte doch nicht erkaltete Bruſt des Greiſes mit Liebe und Vertrauen, und Antonello ſah in weit kürzerer Zeit als er gehofft hatte den Gipfel aller ſeiner Wünſche erreicht. Johann van Eyck öffnete ihm die bisher Allen verſchloſſen gebliebne Werkſtatt, theilte ihm den ganzen reichen Schatz ſeiner Erfahrungen mit, ſo viel Antonello davon zu faſſen vermochte, und ließ nicht nur unter ſeinen Augen ihn malen, ſondern erlaubte ihm auch Zeuge ſeiner eignen wundervollen Arbeiten zu werden. Rogier von Brügge, ebenfalls ein Schüler Johann van Eycks, theilte dieſes Glück mit Antonello, und dieſer blieb von nun an um ſeinen edlen Lehrer, gleich einem vielgeliebten Sohn, in treuer unermüdeter Anhänglichkeit, bis der Tod in einem ſehr hohen Alter die lichthellen aber müden Augen des hohen Meiſters auf immer ſchloß.

Johann van Eyck ward zu Brügge in der Kirche St. Donati begraben. Eine Säule mit einer von Karl von Mander uns erhaltnen lateiniſchen Inſchrift bezeichnet die heilige Stätte, wo er ruht, doch weder dieſe, noch irgend eine andre ſichre Nachricht beſtimmt uns das Jahr ſeines Todes.

Ehe wir uns von Johann van Eycks Leben und Werken hinweg zu ſeinen Nachfolgern wenden, muß ich noch der Darſtellung des jüngſten Gerichts erwähnen, die ſeit nicht zu berechnender Zeit in Danzig, meiner Vaterſtadt, ſorgfältig aufbewahrt ward, bis 1807 franzöſiſche Raubſucht ſich auch dieſes Kleinods bemächtigte. Deutſche Tapferkeit gewann es wieder, es ward nebſt den übrigen wieder eroberten Kunſtſchätzen in Berlin öffentlich ausgeſtellt und dadurch unter dem Namen des Danziger Bildes allbekannt. Seitdem haben ſich ſehr bedeutende Stimmen gegen die alte Tradition erhoben, welche dieſes vortreffliche Gemälde den Brüdern van Eyck zuſchrieb. Sie ſind zu bedeutend, als daß ich ihnen entgegen treten möchte, und doch vermag ich es eben ſo wenig, ihnen meine eigne Ueberzeugung blindlings zu opfern. Deshalb bleibt mir nichts übrig, als neben der Beſchreibung dieſes Gemäldes einfach und wahr zu ſagen, was ich von demſelben weiß, und wie ich es anſehe, ohne mir doch dabei eine entſcheidende Stimme anzumaßen.

Wann dieſes Bild nach Danzig kam, weiß man bis jetzt nicht genau zu beſtimmen, doch ging ſeit undenklicher Zeit die Sage von Mund zu Mund, daß ein Schiffer es in einem wohl verſchloßnen Kaſten auf offnem Meere aufgefiſcht und nach Danzig gebracht habe, wo er es der damaligen Marien-Kirche weihte. Letztere wird jetzt die Pfarr-Kirche genannt und iſt eines der impoſanteſten, größten Denkmäler früherer Baukunſt, das noch kein Menſch ohne Ehrfurcht und Bewunderung erblickte. Die Sage vergaß ferner nie dabei zu erwähnen, daß zwei Brüder Namens van Eyck, welche man zugleich als die erſten Erfinder der Oelmalerei bezeichnete, es gemalt hätten, und ſo lebte dieſer große Name faſt an der äußerſten nordiſchen Gränze deutſcher Sprache noch immer fort, ſelbſt unter dem Volk, und war auch mir bekannt und befreundet von Jugend auf, während ihn die übrige Welt, wenige Kunſtverſtändige ausgenommen, beinahe gänzlich vergaß.

In der Zeit, wo die katholiſche Kirche in Danzig die herrſchende war, ſchmückte dieſes Bild vielleicht einen kleinen Seitenaltar, doch gewiß nie den ſehr großen hohen Hauptaltar der von ihren Erbauern der heiligen Jungfrau geweihten Kirche, weil ſich der Gegenſtand deſſelben, das jüngſte Gericht, nicht hiezu eignet. Denn man wählte zum Schmucke des Hauptaltars immer ein Kunſtwerk, das hauptſächlich auf den Heiligen Bezug hatte, dem zu Ehren die Kirche erbaut war. Und ſo enthält auch das Innere des Hauptaltars dieſer Kirche eine in Holz geſchnitzte und reich vergoldete, faſt koloſſale Abbildung der von der heiligen Dreieinigkeit umgebenen Mutter Gottes, die aller Wahrſcheinlichkeit nach noch dieſelbe iſt, von welcher Kurike in ſeiner Chronik, als im Jahr 1517 von Meiſter Michell überantwortet, ſpricht. Sehr achtenswerthe Kunſtkenner, welche aber dieſe Kirche nie ſahen, fühlten ſich durch dieſe in der Chronik enthaltne Stelle bewogen, das Danziger Bild für dieſe Tafel zu halten und es deshalb dem Meiſter Michael Wolgemut zuzuſchreiben. Bötticher aber, der bis ins Jahr 1615 bei dieſer Kirche als Kirchenvorſteher angeſtellt war, nennt in ſeinem im Manuſcript vorhandenen hiſtoriſchen Kirchenregiſter den Verfertiger der Tafel auf dem Hauptaltar einen Prieſter, Namens Michael, und bemerkt, daß das Malwerk nebſt dem Vergülden des Altars 3386 Mark gekoſtet habe, und der Kontrakt darüber mit einem Meiſter Michell geſchloſſen ſey, den Prätorius in einem andern Werk Michael Schwarz nennt. Zwei gewaltige große Flügelthüren, ebenfalls mit geſchnitzten Figuren bedeckt, verſchließen gewöhnlich das Innere dieſes Altars. Wahrſcheinlich waren es dieſe Figuren, deren Anmalung den Maler beſchäftigte, wie man es noch häufig in alten Kirchen findet; jetzt ſind ſie weiß angeſtrichen und vergoldet; das Ganze iſt überhaupt als Kunſtwerk wenig erfreulich.

Seit der lutheriſche Glaube in Danzig der herrſchende wurde und man die kleinen Seitenaltäre wegnahm, hing das Bild in einem verſchloßnen Schrein, an einem der gewaltigen Pfeiler, welche das ſchwindelnd hohe Gewölbe der Pfarrkirche tragen. Es war gewöhnlich verſchloſſen, doch keinesweges verkannt oder vergeſſen, im Gegentheil ward wohl nie ein Kunſtwerk höher geachtet und allgemeiner bewundert, gerade weil es in der großen Stadt ſo vereinzelt da ſtand. An hohen Feſten, wenn die Kirche mit ihrem koſtbarſten Altargeräthe prangte, pflegte auch das Bild aufgeſchloſſen zu werden, und dann ſtrömte Alles herbei es zu bewundern. Das Gedränge war groß und die Kirche ward nie leer ſo lange das Bild offen blieb, denn das Volk betrachtete es als einen Gegenſtand der Erbauung, es ſchauderte vor dem Anblick der Hölle, und gewiß ſind von ſonſt rohen Gemüthern vor dieſem Bilde manche gute Entſchlüſſe gefaßt worden, die der ſtrengſte Bußprediger nicht hätte erwecken können. Uebrigens konnte man das Bild ſich aufſchließen laſſen, wann man wollte; es war die erſte Merkwürdigkeit, welche jeder Einwohner aus den gebildeten Ständen ſeinen fremden Gäſten zu zeigen ſich beſtrebte. Hausgenoſſen und Vorübergehende drängten ſich dann freudig hinzu, ich habe bei ſolchen Gelegenheiten es als Kind unzählige Mal geſehen und darf wohl ſagen, daß vor dieſem Bilde das erſte Gefühl für die Kunſt in meiner Seele erwachte.

Jetzt ſteht es in einer Seitenkapelle der Kirche, doch vergehen wenige Tage im Jahr, an denen es nicht auf Fremder oder Einheimiſcher Begehren gezeigt wird. Das Bild ſelbſt beſteht aus einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern. Auf einem großen glänzenden Regenbogen, deſſen Kreis bis auf einen kleinen Theil unten, wo er den Horizont berührt, ganz ſichtbar iſt, thront der Heiland in ernſter Richterſtrenge. Ein glühend rothes Schwert, die Spitze nach ihm gewendet, ſchwebt zur linken Seite dicht an ſeinem Haupt, zur rechten eine Lilie. Eine in der Luft ſchwebende goldne Kugel, in welcher ſich die nächſten Gegenſtände ſpiegeln, dient ihm zum Schemel. Er iſt mit einem rothen Mantel bekleidet, der auf der Bruſt durch eine reiche Spange zuſammengehalten wird, dann von beiden Seiten zurückfällt, ſo daß der nackte Körper ſichtbar wird, und über dem Schooß in großem ſchönen Faltenwurf ſich ausbreitet. Vier Engel in farbigen langen Gewändern ſchweben über ihm mit den Emblemen ſeines Leidens für eine ſündige Welt. Dicht hinter dem Regenbogen, auf Wolken ſitzend, bilden die zwölf Apoſtel einen ſich dieſem anſchließenden Kreis, auf jeder Seite ſechſe; am Ende dieſes Kreiſes knieet zur Rechten Maria in betender Stellung, eine Strahlenglorie um das Haupt, in einem weiten dunkelgrünen Mantel matronenartig verhüllt; der Ausdruck ihres ſchönen Geſichts iſt mütterliche Güte und fürbittende Milde. Ihr gegenüber, am andern Ende des Kreiſes knieet Johannes der Täufer, ebenfalls eine Glorie um das ſehr edle ſchöne Haupt, mit einem eng anſchließenden Gewande von feinen Fellen bekleidet, über welche ein grüner, roth gefütterter Mantel fällt. Die bis in die kleinſten Einzelheiten vortrefflich ausgeführten Hände erſcheinen etwas mager, doch warm und lebendig. Unter dieſer Gruppe ſchweben drei Engel, ebenfalls in langen, die Füße bedeckenden Gewändern, und laſſen die furchtbare Poſaune zur Erweckung der Todten ertönen. Alles dieſes geht in der Luft vor, auf der Erde öffnen ſich die Gräber und die Todten ſtehen auf.

Ganz dem Anſchauer zugewendet, und rieſengroß gegen die faſt um die Hälfte kleineren Auferſtehenden, ſteht in der Mitte die hohe Heldengeſtalt des Erzengels Michael in prachtvoller goldner Rüſtung, in welcher ſich von beiden Seiten die nächſten Umgebungen ſpiegeln, eben wie in der Kugel, auf welcher die Füße des Heilands ruhen. Die prächtigen großen Flügel des Erzengels ſind aus ſchimmernden Pfauenfedern zuſammengeſetzt, ein weiter Mantel, ſcharlachroth mit goldnen Blumen, mit Purpur gefüttert, mit einer Doppelreihe von Perlen und farbigen Edelſteinen eingefaßt, über der Bruſt durch ein großes juwelenreiches Medaillon zuſammengehalten, fließet zu beiden Seiten von ſeinen Schultern bis auf den Boden herab, ſo daß der ganze Harniſch ſichtbar bleibt; oben am Halſe erſcheint das Panzerhemd von goldnem Geſtricke. Das ernſte, von goldigen Locken umfloßne Haupt ſchmückt eine ſchmale Binde, aus welcher vorn ein juwelenreiches Kreuz emporſteigt. Hoch in der rechten Hand hält der Engel einen langen ſchwarzen Stab, an deſſen oberm Ende ein reicher kreuzförmiger Griff ſchimmert, in der linken, mit dem Stabe ſich kreuzend, hält er die furchtbare Waage. Die rechte Schale, in welcher ein Seliger betend knieet, ruht am Boden, die linke, mit dem zu leicht Befundenen, fährt hoch in die Höhe; die Stellung des faſt herausfallenden Unglücklichen, den ein naheſtehender Teufel ſchon beim Haar faßt, drückt das ganze Gefühl ſeines Elends aus. Nichts kann impoſanter, höher, größer gedacht werden, als Michaels edle, glänzende, ſchlanke Geſtalt, als der richtende Blick ſeines etwas vorgebeugten ernſten Geſichts. Dennoch iſt gerade dies nicht mit vollkommner Freiheit behandelt, die Farbe iſt ſo dünn aufgetragen, daß bei genauer Betrachtung einige

Veränderungen des mit Bleiſtift gezeichneten Konturs hindurchſchimmern, als habe dem Maler ein noch höheres Bild vorgeſchwebt. Auch bei einigen andern Köpfen entdeckt man ſchwache Spuren ſolcher ausgelöſchten Konture. Die Gruppen der Erwachenden und Erſtaundnen zu beiden Seiten des wägenden Engels ſind zu mannichfaltig, um ſie alle zu beſchreiben. In der Nähe und Ferne ſteigen die Todten aus ihren Gräbern, alle drücken das Vorgefühl ihres nahenden Schickſals aus, ſey es Freude, ſey es Entſetzen. Auf einem Grabſtein ſteht die Zahl CCCLXVII. doch wie mir ſcheint von ſpäterer Hand übermalt, ſo wie auch die Köpfe des Seligen in der Waage und des mittelſten der drei Engel mit der Poſaune ſichtbar aufgemalt ſind.

Dicht hinter dem Erzengel ſtreiten ein Engel und ein Teufel ſich um den Beſitz einer Seele. Die unausſprechlichſte Angſt, Schmerz, an Wahnſinn gränzende Verzweiflung ſpricht zur Linken Michaels aus den unſeligen, auf das mannichfaltigſte gruppirten, zum Theil dicht zuſammengedrängten Geſtalten jedes Alters und Geſchlechts. Wunderbar fantaſtiſche Teufelsfratzen, zum Theil mit ſchönen

Schmetterlingsflügeln, miſchen ſich unter die Verdammten und treiben ſie auf mannichfaltige Weiſe mit wahrhaft ſataniſcher Freude dem Abgrunde zu. Selbſt Dante's gewaltige Phantaſie konnte nichts erſinnen, was dieſes überträfe. Auf der rechten Seite hingegen iſt Alles fromme Ruhe und ſeliges Vorgefühl der Himmelsfreuden, das in einigen, beſonders weiblichen Köpfen ſogar an faſt kindiſch-ſüßlächelnde Freudigkeit gränzt. Unter einer dicht züſammengedrängten, der Himmelspforte ſich zuwendenden Gruppe, zeichnet ſich der Kopf eines Negers aus; in einer andern, dieſer gegenüber auf der linken Seite, wo es auch an tonſurirten Mönchsköpfen nicht fehlt, ſteht ein ernſter ſtiller Greis, deſſen Geſicht nur tiefe Wehmuth, doch weder Schmerz noch Angſt ausdrückt und der wahrſcheinlich, im Kontraſt mit jenem getauften Neger, einen der alten tugendhaften Heiden darſtellt, die, ohne eigentlich verdammt zu ſeyn, dennoch nach dem Glauben der katholiſchen Kirche, beſonders dem damaligen, keinen Anſpruch auf die Seligkeit des Himmels machen können.

Zwiſchen hohen, dunkeln, zackigen Felſen, zu welchen die Flammen des tiefen Abgrundes, von dem wir im Vorgrunde nur den Eingang erblicken, hoch herauflodern, zeigt uns das linke Flügelbild alles denkbare Entſetzen, alle Verzweiflung, alle Qual, allen Jammer der linken Seite des Mittelbildes, auf das fürchterlichſte geſteigert. Noch wildere, entſetzlichere Teufel, die aber nie ins Widerwärtig-Scheußliche ausarten, treiben die armen Seelen den engen Felſenſteig hinunter, zwiſchen Dampf, Flammen und Graus, dem Abgrund zu. Sie ſtürzen hinten über, ſie fallen unter einander, über einander, klammern ſich an, werden fortgeſchleudert mit entſetzlicher Gewalt. Die Mannichfaltigkeit der Stellungen aller dieſer nackten Körper iſt eben ſo unbeſchreiblich, als der verſchiedene Ausdruck des nämlichen Gefühls in allen dieſen Köpfen. Dabei ſind die Stellungen oft in der wunderbarſten Verkürzung, mit einer Wahrheit gedacht und ausgeführt, die man nur bewundernd anſtaunen kann.

Der rechte Flügel des Gemäldes zeigt uns ein prächtiges, mit Säulen geziertes und im gothiſchen Styl erbautes Portal, durch welches die Seligen zur ewigen Freude einziehen. Bildwerke von halb erhabner Arbeit ſchmücken die Façade und den

Plafond der hochgewölbten Eintrittshalle. Ueber derſelben in einem Giebelfelde iſt auf gleiche Weiſe die Schöpfung der Eva dargeſtellt; im Innern des Plafonds Cherubim und Seraphim; unter dem Bogen deſſelben, inwendig auf einem Pfeiler, Chriſtus als König auf dem Throne ſitzend, zu ſeinen Füßen das Lamm, rings um ihn die Embleme der vier Evangeliſten. An zwei großen thurmähnlichen Pfeilern, zu beiden Seiten der Halle, ſind zehn Statuen theils ſitzender, theils knieender Könige und heiliger Ordensſtifter angebracht, über ihnen erheben ſich zierlich geſchnitzte Baldachine, genau wie man es an den herrlichſten alten Kirchen ſieht. Alles dies ſcheint mit ſolcher täuſchenden Wahrheit in Stein gehauen, und iſt von ſo vollendeter Ausführung, daß man ſogar das Geäder des Holzwerks an der offen ſtehenden Thüre, die Beſchläge derſelben, ja ſogar die einzelnen Nägel erblickt. Hinter der dieſes Prachtgebäude krönenden Baluſtrade ſtehen ſingende, muſizirende, jubilirende, Blumen hinabſtreuende Engel, in reichen Meßgewändern; etwas tiefer, auf zweien die Pfeiler umgebenden Balkonen, auf jedem drei kleine wunderliebliche und ſchön beſchwingte Engel, ebenfalls in Meßgewändern, welche von Gold und Juwelen ſtrahlen; drei von ihnen ſingen aus einem Buche, drei andere ſpielen die Harfe, die Zither und die Geige. Wolken umgeben das Gebäude von beiden Seiten, es ſcheint ſogar auf dieſen zu ruhen, obgleich die letzte der kryſtallähnlichen Stufen, welche zu demſelben führen, noch die Erde berührt, auf welcher zwiſchen Kieſeln und Kräutern Diamanten und Rubinen umhergeſtreut liegen. Acht Geiſtliche haben ſchon die Stufen erſtiegen, und ziehen, dicht an einander gedrängt, zur Himmelspforte ein, ſo daß man von den mehrſten nur die tonſurirten Hinterköpfe erblickt, voran prangt einer mit der Tiare, neben dieſer zeigt ſich ein Kardinalshut. Vier ſehr ſchöne Engel, in reichen Meßgewändern, mit hohen prächtigen Schwingen, bekleiden die Eintretenden mit geiſtlichen Gewändern, einem der letztern wird eben die Biſchofs-Mütze aufgeſetzt. Unten auf der zweiten Stufe, recht väterlich freundlich und mild, ſteht die würdige Geſtalt des heiligen Petrus; er hält den großen goldnen Schlüſſel und reicht einem Greiſe die Hand, welcher die erſte Stufe betritt. Mehrere Selige nahen, Männer und Frauen, und ein ſehr reichbekleideter Engel, unfern dem heiligen Petrus, ſteht, bei ihrem Empfange helfend, dieſem zur Seite und winkt den Erwählten die Stufen vollends zu erſteigen.

Mit derſelben Wahrheit, wie auf der linken Tafel der Jammer der höchſten Verzweiflung, iſt auf dieſer die Ruhe des Himmels, das freudige und doch demüthige Erſtaunen beim erſten Gefühl unausſprechlicher Seligkeit ausgedrückt. Jeder von dieſen Köpfen ſcheint Porträt zu ſeyn, alle ſind ausgeführt wie die feinſte Miniatur, alle leben wie die Wirklichkeit ſelbſt.

Die vielen nackten Körper ſind in Zeichnung und Farbe tadellos, doch etwas hager, beſonders an Armen und Beinen. Man ſieht, daß der Künſtler nicht Gelegenheit hatte, in dieſer Hinſicht ſo die Natur zu ſtudiren, wie in den Köpfen, Händen, Gewändern und allen andern darzuſtellenden Gegenſtänden.

Wie auf der Tafel der heiligen Cäcilie und der ſingenden Engel des Genter Bildes zu Berlin, iſt auch auf dieſen der Grund oder die Luft von wirklichem Golde; wahrſcheinlich hier wie dort, weil der Glanz des ſich öffnenden Himmels dargeſtellt werden ſollte, und keine irdiſche Atmoſphäre, indem die Erſtehenden und Heiligen ihrer zum Athmen nicht mehr bedürfen. Alles andre Gold, in Schmuck, Stickereien und Stoff, wie überhaupt alles Metall, iſt einzig durch Farben bis zur höchſten Täuſchung hervorgebracht. Auch die goldne Kugel unter dem Fuße des Heilandes und die Rüſtung des Erzengels Michael. Die Art, wie ſich in beiden die äußern Gegenſtände abſpiegeln, erinnert lebhaft an den Spiegel, deſſen Facius in der Beſchreibung der von Johann van Eyck gemalten Badſtube erwähnt.

Die Himmelspforte, in allen ihren Theilen, in allen ihren Verzierungen, gleicht auf das genaueſte den architektoniſchen Gegenſtänden, den Tempeln, Säulen, und dem erhabnen Schnitzwerk auf den Gemälden van Eycks in der Boiſſeréeſchen Sammlung. So auch die Behandlung der Stickereien, der Waffen, des Geſchmeides. Die vor der Himmelspforte geſtreuten Juwelen und farbigen Edelſteine ſind genau die nämlichen wie die, welche unter den Füßen der zur Anbetung des Lammes hinziehenden Ritter und Pilger auf den Genter Tafeln in Berlin hervorſtrahlen.

Die Engel, in ihrer prächtigen Kleidung, ſind ebenfalls bis in die kleinſten Einzelheiten der Köpfe, des Schmuckes, der Goldſtoffe, der Schwingen, der ganzen Behandlung der Engel auf den Genter Bildern auf das Vollkommenſte ähnlich; ja die kleinen ſingenden und muſizirenden Engelchen auf den Balkonen gleichen ſo ſehr den Engeln auf dem Genter Bilde, daß man ſie für Miniatur-Porträte der nämlichen Chorknaben halten könnte, die bei jenen großen Figuren zum Vorbilde dienten.

Die unbeſchreiblich ſchönen Köpfe der Apoſtel, der Mutter Gottes, des heiligen Petrus und Johannes des Täufers ſind in Farbe, Ausdruck, Form, Behandlung der Haare ganz ſo, wie auf den Tafeln Johann van Eycks in der Boiſſerée-ſchen Sammlung, beſonders erinnert hier Vieles an die Tafel des heiligen Lukas. So iſt es ferner mit dem Faltenwurfe der Gewänder, der Behandlung der verſchiedenartigſten Stoffe und des Goldbrokats. Unter den Köpfen der Seligen fand ich mehrere, die ich auf den Genter Tafeln, unter den Rittern und Eremiten geſehen zu haben glaube. Die Pracht der Farben iſt übrigens ganz ſo ſtrahlend, wie wir ſie in allen mir bekannten Gemälden van Eycks bewundern müſſen.

Als ich im Frühling des Jahres 1819 nach einer langen Reihe von Jahren meine Vaterſtadt wieder beſuchte, eilte ich, ſobald ich es konnte, auch dieſes Gemälde wieder zu ſehen. Wenige Tage vorher hatte ich die Genter Tafeln in Berlin aufmerkſam betrachtet, im Herbſte des Jahres zuvor mich in der Boiſſeréeſchen Sammlung an den Meiſterwerken Johann van Eycks aufs neue erfreut, und alle dieſe Gemälde ſchwebten noch hell und deutlich vor meinem innern Auge. Die Aehnlichkeit des Danziger Bildes mit jenen mir unvergeßlichen, beſonders mit denen in Berlin, trat mir im erſten Moment auf das beſtimmteſte und erfreulichſte entgegen. Die Ueberzeugung, daß dieſes Danziger Bild unter van Eycks ſchöpferiſchen Händen entſtand, begründete ſich immer feſter, je öfter und je länger ich es betrachtete, und ich glaube in der That, daß auch bei Andern jeder Zweifel ſchwinden würde, ſobald man nur die Genter Tafeln in Berlin dieſem Bilde gegen über ſtellen könnte, um ſie mit einander genau zu vergleichen. Uebrigens ſtammen dieſe Tafeln gewiß aus der früheren Zeit der van Eyck, und wurden lange vor dem Cyklus aus dem Leben der heiligen Jungfrau, den die Boiſſeréeſche Sammlung beſitzt, gemalt; wahrſcheinlich kurz vor dem großen Altargemälde in Gent, über welchem Hubert im Jahr 1426 ſtarb. Kenner mögen entſcheiden, ob ich irre, wenn ich in Manchem, vor Allem in den Erſtandnen und in den Teufelsgeſtalten, hin und wieder Huberts Mitwirkung ahne. Beſtätigt ſich dies, ſo wäre dieſes herrliche Gemälde ein Meiſterwerk der vereinten Kräfte beider Brüder und dadurch für die Geſchichte der Kunſt von um ſo größerer Bedeutung.

Antonello von Meſſina.

Antonello eilte gleich nach dem Ableben ſeines großen Lehrers nach Italien zurück, und begab ſich nach Venedig, wo er durch ſeine in den Niederlanden erlernte Kunſt allgemeine Bewunderung ſich erwarb. Viele ſeiner Zeitgenoſſen bemühten ſich auf das angelegentlichſte, das Geheimniß des Giovanni da Bruggo von ihm zu erforſchen; er widerſtand lange und nur einem Einzigen gab er ſich zuletzt hin. Dieſer hieß Domenico; ſein Name iſt jetzt faſt verſchollen, ſeine Werke hat der Strom der Zeiten fortgeriſſen, doch war er in ſeinen Tagen ein hochberühmter Meiſter der kaum im Entſtehen begriffenen venetianiſchen Schule. Wie Antonello das Herz des Johann van Eyck gewann, ſo wußte Domenico das Herz Antonello's zu gewinnen und dieſer vertraute ihm nach Verlauf weniger Monde, aus uneigennütziger Liebe, das Geheimniß, welches er für keinen andern Preis verkauft haben würde.

Beide Freunde arbeiteten von nun an mit hoher Freude und Luſt; ihr Ruhm ward groß im Vaterlande, doch Antonello erfreute ſich deſſen nicht lange, vielleicht nur wenige Jahre. Er erhielt den ehrenvollen Auftrag, einen großen Saal im Pallaſt der Signoria von Venedig mit ſeiner neu erworbnen Kunſt zu ſchmücken, doch er erkrankte und ſtarb im neun und vierzigſten Jahr ſeines Alters, noch ehe er das große Werk beginnen konnte. Auch Domenico erfreute ſich nicht lange des mit Hülfe ſeines Freundes erworbnen Ruhms. Ein Maler, Namens Andrea dal Caſtagno, wußte ſein Vertrauen in ſo hohem Grade zu erſchleichen, daß er ſich zuletzt bewegen ließ, ihm das von Antonello von Meſſina erlernte Geheimniß der Oelmalerei mitzutheilen. Der Lohn dieſes treuherzigen Vertrauens war ein gewaltſamer, grauſamer Tod, von der Hand des meuchelmörderiſchen Buben.

So waren Antonello und Domenico beide in der Blüthe ihrer Kunſt dem Untergange geweiht, doch die Oelmalerei war für alle nachkommenden Zeiten gerettet; ſie verbreitete ſich von nun an durch alle Werkſtätten der Maler in ganz Italien, wo bald darauf die herrlichen Meiſter aufſtanden, deren unſterbliche Werke eine bewundernde Nachwelt als unerreichbar verehrt.

Von Antonello's Gemälden iſt in Italien wenig der zerſtörenden Gewalt der Zeiten entgangen; vielleicht das einzige, welches in den Niederlanden erhalten ward, befand ſich ehemals in der Sammlung des Herrn von Rotterdamm, Profeſſors der königlichen Univerſität zu Gent, der es ſpäterhin dem Bürgermeiſter von Antwerpen Ritter Florens von Ertborn überließ, in deſſen höchſt intereſſanter und reicher Gemälde-Sammlung ich es vor zwei Jahren geſehen habe. Die ganze Sammlung befindet ſich wahrſcheinlich in dieſem Augenblick in Utrecht, indem ihr edler Beſitzer zum Gouverneur jener Stadt ernannt worden iſt. Dieſes Gemälde trägt die ſehr klein, und daher etwas undeutlich, mit dem Pinſel gezeichnete Unterſchrift, 1445, oder 1477. Die der damaligen Zeit eigne Geſtalt der Zahl, 4, welche große Aehnlichkeit mit der Art hat, wie wir jetzt die

Zahl, 7, ſchreiben, macht es ſchwer zu beſtimmen, welche von beiden Lesarten die rechte ſey. Dieſe Undeutlichkeit iſt um ſo mehr zu bedauern, da dieſes Gemälde ſonſt dazu dienen könnte, die Zeit von Johann van Eyck's Ableben genauer zu beſtimmen. Der Jahreszahl ſind noch folgende Worte hinzugefügt:

Antonyllus Messaneus me oleo pinxit.

Daß Antonello dieſes Bild nach Johann van Eycks Tode malte, iſt höchſt wahrſcheinlich, ob noch in Brügge, oder bald nach ſeiner Zurückkunft, in Italien, muß unentſchieden bleiben, Kenner, denen man die hölzerne Tafel, auf der es gemalt iſt, zur Unterſuchung übergab, erklärten, daß ſie aus einer fremden, in Belgien nicht einheimiſchen Holzart gemacht ſey.

So viel bleibt indeſſen gewiß, daß er ſeinen großen Lehrer nur wenige Jahre überlebte, da er ſchon weit über die Jünglingsjahre hinaus war, als er nach Brügge kam, dort mehrere Jahre verweilte und im neun und vierzigſten Jahre die Welt verließ. Antonello's Gemälde ſtellt den Heiland zwiſchen den beiden mit ihm zugleich gekreuzigten Verbrechern dar. An einem Baumſtamm, an welchem der reuige Verbrecher zur Rechten des gekreuzigten Heilandes hängt, lehnt die Mutter, tief verſunken in lautloſem Jammer; ihr gegenüber kniet Johannes, anbetend in Liebe und Demuth. Der Ausdruck der Geſtalt des todten Chriſtus iſt durchaus edel und ruhig; die Verbrecher ſind augenſcheinlich in peinlicher Qual verſchieden, der zur Linken in gewaltſamen Zuckungen, die der Künſtler zwar furchtbar darſtellt, doch ohne in das Gräßliche zu fallen. Im Mittelgrunde erblickt man einen Theil der Stadt Jeruſalem, im Hintergrunde das wild empörte Meer. In der Form und dem durchſichtigen Schimmer der Wogen wollen aufmerkſame Beobachter den Charakter des mittelländiſchen oder adriatiſchen Meeres erkennen, auch die warmen Töne der Luft gehören dem leuchtenden Süden. Antonello hielt mit Liebe und Treue an den Vorzügen ſeines ſchönen Vaterlandes, aber alles Techniſche in dieſem augenſcheinlich in Oel gemalten Bilde gehört unwiderſprechlich zur Schule Johann van Eycks, und ſo iſt dieſes Bild, gleichſam als Vereinigungspunkt der deutſchen und italieniſchen Schule, von hoher Bedeutſamkeit.

Rogier van Brügge.

Rogier van Brügge, der zweite ſeiner Schüler, welchem Johann van Eyck das Geheimniß der Oelmalerei entdeckte, ward ein großer allgeachteter Meiſter ſeiner Zeit. Er malte nach der Art ſeines hohen Lehrers in Eiweiß, Leimfarben und Oel; letztere Art die Farben zu bereiten war von nun an kein Geheimniß mehr, und verbreitete ſich bald allgemein in den Niederlanden wie in Italien. Rogier war ein trefflicher Zeichner; der Ausdruck und die Anmuth, welche er ſeinen Geſtalten zu geben wußte, verſchafften ihm die allgemeine Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen. Er malte meiſtentheils ſehr große Gegenſtände in Lebensgröße und war vermuthlich einer der erſten, die ſich der Leinwand, ſtatt hölzerner Tafeln, bei ihren Gemälden bedienten. Denn die auch in jenen Tagen allgewaltige Mode brachte große bemalte Decken als einen ſeltnen Gegenſtand des Luxus auf, mit denen die Wände großer Säle in Paläſten und in öffentlichen Gebäuden geſchmückt wurden, ſtatt der ſonſt üblich geweſenen teppichartigen Tapeten von mancherlei Stoffen. Rogier van Brügge zeichnete ſich beſonders in dieſer Gattung von Malerei aus, und viele Stadthäuſer, Kirchen und Privatgebäude in den Sädten der Niederlande prangten noch lange nach ſeiner Zeit mit koſtbaren Gebilden von ſeiner kunſtreichen Hand. Das Jahr ſeines Todes iſt unbekannt. Karl von Mander erwähnt eines Gerüchts, welches ihn ſogar in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts als noch lebend verkündigte, doch dünkt ihm dieſes ſelbſt zu unwahrſcheinlich, und er zieht vor, dieſe Sage, nach Art der damaligen Zeit, auf die unſterbliche Kunſt des Meiſters allegoriſch zu deuten. Die Sammlung des Herrn von Ertborn bewahrt unter ihren übrigen Schätzen einige ſeltne merkwürdige Arbeiten deſſelben.

Rogier van der Weyde.

Descamp, und Fuesli nach ihm, erwähnen eines Schülers van Eycks unter dem Namen Rogier van der Weyde oder Rogier Bruxellenſis, deſſen Geburtsjahr ſie aber wunderlich genug auf das Jahr 1480 beſtimmen, während ſie Johann van Eyck, bei dem er nach ihrer Ausſage gelernt haben ſoll, ſchon im Jahr 1441 ſterben laſſen. Eine faſt beiſpielloſe Unachtſamkeit, die zugleich die Möglichkeit des Irrthums bezeugt, der ſie verleitete, unerachtet aller oben ſchon angeführten Beweiſe für eine weit ſpätere Zeit, das Jahr 1441 als das Sterbejahr Johann van Eycks beſtimmt anzunehmen. Wahrſcheinlich irrte ſie oder ihre Vorgänger die Form der alten Zahlen. Die Zahl ſieben ward in früherer Zeit wie eine umgekehrte römiſche Fünfe geſchrieben, und 14ʌ0 kann in alten vergelbten und ſtaubbedeckten Manuſcripten von Unkundigen oder Achtloſen leicht für 1440 ſtatt 1470 angeſehen worden ſeyn.

Ohne ihn genauer als Johann van Eycks Schüler zu bezeichnen, erwähnt Karl von Mander dieſes Rogier van der Weyde, als eines mit hoher Kunſt reich begabten alten Meiſters aus der letzten Hälfte des fünfzehnten und der erſten des ſechzehnten Jahrhunderts, der viele bedeutſame Gemälde von reicher Erfindung und bewundernswerthem Ausdruck in Oel malte. Vier große hiſtoriſche Tafeln von ſeiner Hand ſchmückten den Gerichtsſaal des alten prächtigen Rathhauſes zu Brüſſel, welche alle die ſtrengſte Ausübung unbeugſamer Rechtspflege bildlich darſtellten. Auf einer derſelben ſah man einem Vater und ſeinem Sohne, jedem ein Auge ausreißen, weil einer von ihnen wegen eines Verbrechens beide Augen zu verlieren verurtheilt war, und dies furchtbare Urtheil nur dadurch gemildert werden konnte, daß die Gerechtigkeit ſich bewegen ließ, beide durch innige Liebe Verbundene wie Eine Perſon anzuſehen. Auf einem andern dieſer Gemälde mordet ein ſterbend auf dem Krankenbette hingeſtreckter Vater mit eigner Hand den verbrecheriſchen Sohn, zur Sühne des Geſetzes. Wie himmliſch klar und rein erſcheint dagegen Johann van Eyck, deſſen ewig heitre Phantaſie ſolche Greuelbilder nie aufzufaſſen vermochte! Dennoch erwarben dieſe Gemälde Rogiers van der Weyde durch Wahrheit des Ausdrucks allgemeine Bewunderung, obgleich Schauer und Entſetzen von ihnen ausging. Beſonders wurde der gelehrte Lampſonius während ſeines Aufenthaltes in Brüſſel nicht müde ſie zu betrachten und zu preiſen. Die Gemälde dieſes Meiſters ſind indeſſen in unſeren Tagen ſehr ſelten geworden. Nur in den Niederlanden trifft man noch in den Sammlungen der Feunde alter Kunſt einzeln ſie an. In der ſchon mehremal in dieſen Blättern erwähnten Sammlung des Herrn von Ertborn befindet ſich ein ſowohl durch den Gegenſtand der Darſtellung als durch die Ausführung ausgezeichnet merkwürdiges Werk dieſes großen Meiſters. Ein Meſſe leſender Prieſter ſteht vor einem Altar, deſſen weit geöffnete Flügel im Innern deſſelben eine Reihe wunderſchöner, in Kreuzesform aufgeſtellter Miniaturbildchen ſichtbar werden laſſen; der Altar, die goldnen Verzierungen, alle Nebendinge, bis zu den kleinſten Gegenſtänden, ſind mit unübertrefflicher Sorgfalt und Zartheit behandelt und gemalt. Ein Altarblatt für die Marienkirche in der Stadt Löwen ward für das größte Meiſterwerk Rogiers van der Weyde gehalten. Es ſtellte die Abnehmung vom Kreuze dar. Auf zweien an das Kreuz gelehnten Leitern ſtehen zwei Männer und laſſen den in ein leinenes Tuch gefaßten todten Chriſtus in die Arme Joſephs von Arimathia und eines Gehülfen hinabgleiten, während die heiligen Frauen und Johannes die in Ohnmacht hingeſunkne Mutter des Heilandes unterſtützen. So wie Johann van Eycks berühmtes Altar-Gemälde in Gent, ſo erregte auch dieſes die Habſucht Philipps von Spanien, er ließ es ebenfalls durch Michael Coxies kopieren, nahm aber diesmal das Original und ließ den Bürgern von Löwen die Kopie.

Das Schiff, welches die Gemälde nach Spanien führen ſollte, ſcheiterte an der ſpaniſchen Küſte, und das Bild fiel ins Meer, ward aber wieder geborgen, und war zum Glück ſo gut verwahrt, daß ihm das Seewaſſer nur wenig hatte ſchaden können. Ein Umſtand, der die Möglichkeit deſſen bezeugt, was die Sage von dem Danziger Bilde erzählt.

Dieſes unbeſchreiblich grandioſe, Geiſt und Gemüth erhebende Gemälde iſt jetzt der herrlichſte Schmuck der reichen Sammlung des Herrn von Bettendorf in Aachen. Ob das Original in Spanien, wie allerdings wahrſcheinlich, geblieben, und dieſes Bild, welches Herr von Bettendorf beſitzt, die von König Philipp der Stadt Löwen zur Entſchädigung geſchenkte Kopie des Michael Coxies ſey, wie viele Kunſtkenner behaupten, darüber zu entſcheiden, kann ich mir nicht anmaßen wollen. Wäre dieſes aber auch der Fall, ſo kann die Stadt Löwen bei dem Tauſch unmöglich viel mehr als den Namen des Künſtlers verloren haben, den ſie in jedem Fall für den eines nicht viel minder berühmten hingab. Das Gemälde gehört zu dem Herrlichſten, was ich von altdeutſcher Kunſt geſehen. Die beiden Schächer könnten weniger unedel dargeſtellt ſeyn; die Geſtalt des entſeelten Heilandes aber iſt ſehr ſchön und edel gedacht und dargeſtellt; unübertrefflich der bis zur höchſten Abſpannung geſteigerte Seelenſchmerz der Mutter und die ſie umgebende Gruppe von Frauen. Eine in grünem Gewande unterſtützt ſie, eine zweite verbirgt ihr Geſicht, eine dritte ringt verzweiflend die Hände. Ausdruck, Haltung und Ausführung ſind gleich vortrefflich und nicht genug zu loben. Ernſt und reuevoll, zum Heilande emporſchauend, ſteht unter den Zuſchauern der Meiſter Rogier ſelbſt. Mit dem treuſten Ausdruck des innern Lebens ſcheint er auszurufen: Auch für mich iſt er geſtorben!

Rogier van der Weyde ward endlich ſehr reich durch ſeine Kunſt. Einige ſeiner beſten Gemälde für die Königin von Spanien wurden mit einem bedeutenden lebenslänglichen Einkommen belohnt, und er erwarb auch ſonſt noch viel von den Großen ſeiner Zeit, die ſeine Arbeiten fürſtlich bezahlten. Er wandte ſeinen Reichthum auf die edelſte Weiſe zur Unterſtützung Armer und Nothleidender an, ward allgemein geliebt und verehrt bis an ſeinen Tod, und ſtarb im Herbſt des Jahres 1529, an einer peſtartigen Krankheit, welche damals in den Niederlanden wüthete und viele tauſend Menſchen hinwegraffte. Man nannte dieſes Uebel zu jener Zeit die engliſche Krankheit.

Hugo van der Goes.

Johann van Eycks eignes unabläſſiges Vorwärtsſtreben auf ſelbſt gebrochner Bahn machte ihn wahrſcheinlich zur Annahme einer großen Anzahl von Schülern wenig geneigt. Es ſcheint, als ob nur ein beſtimmt hervorragendes Talent ihn bewegen mochte, ſich der Mühe des Lehrens zu unterziehen, denn außer Antonello von Meſſina und Rogier van Brügge kennen wir mit einiger Gewißheit nur noch Hugo van der Goes unter dem ehrenvollen Namen ſeines Schülers.

Nur wenig aus dem Leben dieſes Hugo iſt bis auf unſre Zeiten gekommen; man weiß nur, daß er um das Jahr 1480 die von Johann van Eyck erlernte Kunſt mit großem Glück und ſeltnem Gelingen in den Niederlanden, beſonders in Gent, übte, und ſich als deſſen würdiger Nachfolger

Ruhm und Ehre erwarb. Wahrheit in Zeichnung, Zuſammenſtellung und Ausdruck ſeiner Figuren, Vollendung im Größten wie im Kleinſten, zeichneten ſeine Arbeiten aus, und erhoben ihn zu einem der erſten Meiſter ſeiner Zeit und ſeines Vaterlandes.

Seine Lehrerin in der Darſtellung weiblicher Geſtalten, in welcher nach dem Urtheil der damaligen Kunſtkenner es niemand ihm gleich that, war die heiße innige Liebe zu Jakob Weytens, eines Bürgers von Gent, ſchöner Tochter. Dieſem geliebten Mädchen zu Ehren umſtrahlte alle ſeine Frauenbilder eine nur ihm eigne unbeſchreibliche Anmuth, neben der züchtigſten Beſcheidenheit in Stellung und Ausdruck. Ein in Oel auf einer Wand im Hauſe des Vaters ſeiner Geliebten gemaltes Bild zeichnete in dieſer Hinſicht beſonders ſich aus. Es ſtellte die kluge Abigail dar, wie ſie, begleitet von ihrer weiblichen Hausgenoſſenſchaft, dem hocherzürnten, auf einem ſtolzen Roſſe einher reitenden König David mit ſanfter Ueberredung entgegen tritt und durch weibliche Milde ſeinen ſtrengen Sinn beſiegt. Auf dieſem Bilde prangte auch das nach dem Leben gemalte ſehr ähnliche Porträt der ſchönen Geliebten des Malers, und der Glückliche empfing dafür mit ihrer Hand den lange erſehnten Lohn.

Lukas de Heere, welcher Johann van Eycks Meiſterwerk in Gent beſungen hatte, weihte auch dieſem Bilde einige nach Art ſeiner Zeit ſinnreiche Reime, in welchen er die Frauen von Gent auf Hugo's van der Goes Gemälde verweiſt, um Anmuth und Beſcheidenheit zu lernen, und zuletzt behauptet, daß dieſes Meiſters Frauenbilder nur einen einzigen bei ihrem Geſchlecht ſeltnen Fehler beſäßen, den, nicht zu ſprechen.

Ein kleines, kaum anderthalb Fuß hohes Bildchen Hugo's van der Goes, in der Jakobskirche zu Gent, ſtellt die heilige Jungfrau mit dem Kinde in aller ihrer Holdſeligkeit dar, und war bis auf die kleinſten Blümchen, Kräuter und Kieſel im Vorgrunde mit unausſprechlich zarter Vollendung ausgeführt. Ein anderes ſeiner Gemälde im Marien-Kloſter zu Gent ſtammte aus ſeiner früheſten Zeit; der Stoff dazu war aus der Legende der heiligen Katharina entlehnt, und auch dieſe ſeine Jugendarbeit erwarb ihm ſchon allgemeine Bewunderung. Von allen dieſen Bildern iſt uns leider nur die Kunde ihres ehemaligen Daſeyns geblieben, und überhaupt mögen wohl nur wenige dieſes alten Meiſters bis auf unſre Tage gekommen ſeyn; doch beſitzt die Boiſſeréeſche Sammlung eines oder mehrere derſelben, von denen mir aber nichts Näheres bekannt iſt. In Brüſſel, in der Sammlung des Prinzen von Oranien, befinden ſich indeſſen zwei kleine Doppelbilder von ihm; jedes aus zwei Tafeln beſtehend, die in der Mitte gleich einem Buche aneinander gefügt ſind, und ſich vermuthlich auch wie ein ſolches zuſchließen laſſen. Jede dieſer Tafeln enthält eine einzeln ſtehende Figur, auf den beiden erſten iſt St. Laurenzius und St. Chriſtophorus abgebildet, auf den beiden andern die heilige Magdalena und St. Johannes. Alle vier ſind mit unendlicher Zartheit der Ausführung, der feinſten Miniaturarbeit ähnlich, höchſt einfach und graziös dargeſtellt und vollendet.

Herr Hofrath Hirt erwähnt mit großem Lobe eines Gemäldes von Hugo van der Goes, welches er in Florenz fand, und deſſen Anſchauen ihn bewog das erwähnte Danziger Bild mit Beſtimmtheit für eine Arbeit deſſelben zu erklären. Ohne hierüber entſcheiden zu wollen, kann dieſe Anſicht eines ſo berühmten Kunſtkenners wenigſtens als Beleg der hohen Vortrefflichkeit ſowohl jenes Florentiner Gemäldes, als überhaupt der Arbeiten Hugo's van der Goes dienen, und zugleich die täuſchende Aehnlichkeit ſeiner Art zu malen mit der ſeines hohen Lehrers beweiſen. Eines der vorzüglichſten Gemälde Hugo's, eine Kreuzigung, welche den Altar der Jakobs-Kirche in Gent noch zu Karl von Manders Zeiten ſchmückte, wurde damals wie durch ein Wunder vom gänzlichen Untergange gerettet. Lange Zeit war es gleich einem köſtlichen Kleinod ſehr hoch gehalten, und ſelbſt die Bilderſtürmer jener Tage hatten nicht gewagt es zu berühren. Es ſtand ruhig und ſicher an heiliger Stätte, bis man zuletzt den Entſchluß faßte, die Kirche alles katholiſchen Schmucks zu berauben und ſie für irgend eine der proteſtantiſchen Sekten einzurichten, welche damals mit ihren Predigten das Land durchzogen. Selbſt das Altar-Gemälde durfte diesmal ſeinen Standort nicht behalten, es ward herabgenommen, und ein Maler, ein Kunſtverwandter, deſſen Namen Karl von Mander aus zu großer Schonung verſchweigt, gab bei dieſer Gelegenheit den unbegreiflich heilloſen Rath, die ſchöne Holztafel des köſtlichen Gemäldes zu benutzen und das Bild mit ſchwarzer Farbe zu überziehen, um in goldnen Buchſtaben die zehn Gebote darauf zu ſchreiben. Der Frevel ward wirklich vollbracht, doch zum Glück hatte Hugo gemalt, wie er es von ſeinem Meiſter gelernt hatte; die Farben waren ſehr fein und dünne auf einem ſehr feſten, glatt abgeſchliffnen Grund aufgetragen, und die mit fetten Oelen bereitete ſchwarze Farbe vermochte eben ſo wenig, als das Gold, auf dieſer ſpiegelglatten, von der Zeit noch mehr gehärteten Fläche zu haften; das Bild wurde bald darauf von beſſer Geſinnten mit großer Sorgfalt wieder gereinigt, und trat nach kurzer Verfinſterung von neuem hell und unverſehrt hervor.

Hans Hemling, auch Memmeling genannt.

Wohl noch nie reihte ſich der Name des Jüngers mit beſſerm Rechte an den ſeines ihm vorangeſchrittenen Meiſters, als der Name Hans Hemling an den Namen Johannes van Eyck. Nur der Zeitfolge nach iſt er der zweite nach jenem, ſonſt ſteht er überall dicht neben ihm, ja man möchte ſagen, zuweilen über ihm, wenn es dem Talent möglich wäre, ſich höheren Flugs zu erheben, als jener Rieſengeiſt, der erſt den Raum ſich ſchaffen mußte, in welchem er ſich nachher ſo kühn und frei bewegte. Wahrheit, Anmuth, pünktliche Treue bei höchſter Freiheit, tief gefühlter Ausdruck, Vollendung im Höchſten wie im Kleinſten bei lichtheller Klarheit, Poeſie der Erfindung ohne eine Spur von Phantaſterei oder geſuchtem Weſen, kurz Alles, was wir bei Johann van Eyck ſtaunend bewundern, ſtrahlt auch aus Hans Hemlings Werken uns blendend entgegen. Mit allem dieſem vereinte er noch die aus der byzantiniſchen Zeit ſtammende höhere Korrektheit der Kompoſition, welche Johann van Eyck, hingeriſſen vom eignen Schöpfungstriebe, nicht immer beachtete.

Hemlings ganzes Weſen war Poeſie, durch ſie ward jedes ſeiner Gemälde zum lebenhauchenden Gedicht, und viele derſelben ſind gemalte Epopeen, wie nur die erſten Sänger aller Zeiten ſie in Worte zu faſſen vermochten. Selten genügte ihm die Gegenwart des Augenblicks, den er darſtellen wollte, er ſuchte Vergangenheit und Zukunft ihm anzureihen, und benutzte dazu den damaligen Kunſtgebrauch, die nämlichen Geſtalten, welche die Hauptgruppe eines Gemäldes bilden, nach Maasgabe der Ferne verkleinert, und in den verſchiedenartigſten Situationen, auf den entferntern Gründen ſeiner Tafel wieder anzubringen. Ein weites unabſehbares Feld, das er freudig zu benutzen wußte, ward ihm hierdurch geöffnet, und viele ſeiner größern Gemälde wimmeln von ſolchen epiſodenartigen Darſtellungen. Der geläuterte Geſchmack unſrer Zeit verwirft dieſe damals durchaus übliche Freiheit der alten Maler, und zwar mit Recht; aber gewiß wird keiner im Angeſichte der Schöpfungen Hemlings ſie unbarmherzig zu verdammen vermögen, denn wer wollte dem wahrhaft Schönen das Recht zu exiſtiren ſtreitig machen, es ſey in der Wirklichkeit oder in der Kunſt?

Von den Schickſalen, welchen Hans Hemling während der Laufbahn ſeines Lebens begegnete, iſt nur wenig geſchichtliches auf unſre Zeiten gekommen; war ja doch ſein Name bis vor wenigen Jahren unter uns faſt verſchollen, und ſind die Kunſtgelehrten doch auch noch nicht bis auf den heutigen Tag unter ſich darüber einig geworden, ob er Hemling oder Memmeling geheißen, ob er in den Niederlanden oder am Bodenſee geboren worden ſey! Doch ſeine Arbeiten, deren eine verhältnißmäßig groſe Anzahl uns erhalten ward, gewähren uns Andeutungen ſeines Lebens, welche, verglichen mit dem, was wir beſtimmt von ihm wiſſen, wenigſtens die Hauptepochen und merkwürdigſten Begebenheiten deſſelben mit einiger Sicherheit bezeichnen.

Nach Einiger Behauptung ward Hans Hemling in dem ohnweit Brügge liegenden Orte Damm geboren, nach Andern in jener alt berühmten Stadt ſelbſt; doch eine vom Herrn von Laßberg zu Eppishauſen, ohnweit Konſtanz, aufgefundne und den Herren Boiſſerée mitgetheilte Handſchrift macht es neuerdings wahrſcheinlich, daß er kein Niederländer war, obgleich er in Brügge ſeine künſtleriſche Bildung erhielt, ſondern eigentlich aus Konſtanz ſtammte.

Dieſe Handſchrift, eine um das Jahr 1386 geſchriebene Elſaſſer Chronik, ward vor kurzem von Herrn von Laßberg in Konſtanz gekauft, und er fand auf den letzten Blättern des Buchs das von ſpäterer Hand geſchriebne Stammregiſter eines Hans Hemling nebſt Familienereigniſſen, wie man dieſe in jener Zeit gewöhnlich in Bibeln oder andern werthgeachteten Büchern aufzuzeichnen pflegte. Dieſes Stammregiſter beginnt mit dem Großvater Rudin Hemling, geboren 1342, geſtorben 1414. Dem folgt der Vater Conrad Hemling, geboren 1394, geſtorben 1448, und deſſen Ehefrau, Margareth Bruſchin, geſtorben 1447. Auf dieſen folgen ſechs Kinder dieſes Ehepaars, unter denen Hans Hemling der vorletzte, im Jahr 1439 geboren iſt. Die Familienereigniſſe ſind bis in das Jahr 1490 fortgeſetzt, in welchem der Tod eines der Geſchwiſter angezeigt iſt, und nach Herrn von Laßbergs Verſicherung war das Geſchlecht der Mutter Margareth Bruſchin und das des Gatten einer der Töchter, Hans Hubſchlin, in der Gegend von Konſtanz einheimiſch; letzteres blüht dort ſogar noch bis auf den heutigen Tag. Die in dieſen Geſchlechtsnachrichten enthaltnen Zeitbeſtimmungen paſſen übrigens recht gut zu dem, was wir ſonſt noch von dem Leben Hemlings wiſſen, ſo auch der Name. Auf zweien ſeiner in Brügge befindlichen Gemälde, von denen weiterhin ausführlicher die Rede ſeyn wird, ſchrieb er, opus Johannis Hemling, anno 1479, und nicht Hemmelinck, wie Descamp, mit ſeiner gewohnten franzöſiſchen Flüchtigkeit, es berichtet; ſein eignes Bild, welches er auf einer dieſer Tafeln anbrachte, hat augenſcheinlich das Anſehen eines höchſtens vierzig Jahr alten Mannes, was ebenfalls mit dem Geburtsjahr 1439 vollkommen zuſammentrifft. Auſſer dieſen Familiennachrichten finden ſich in der Chronik mehrere von dem Verfaſſer derſelben nicht angeführte Denkwürdigkeiten der Stadt Konſtanz, von derſelben Hand, welche jene Nachrichten ſchrieb, hinzugefügt, auch eine Aufzählung der Biſchöfe von Konſtanz, bis auf Heinrich von Hoewen, welcher von 1439 bis 1475 dieſe Stelle bekleidete.

Ein zweiter Zuſatz kommt in der Chronik bei Friedrich von Blankenheim vor, mit welchem Königshoven, der Verfaſſer derſelben, die Reihe der Straßburger Biſchöfe ſchließt. Dieſer gelangte um das Jahr 1393 zum Bisthum Utrecht, welchem er bis zum Jahr 1423 vorſtand, und jener Zuſatz hat hauptſächlich Bezug auf dieſe Veränderung. Hieraus ſowohl, als dadurch, daß derſelbe in niederländiſcher Sprache geſchrieben iſt, geht hervor, daß dieſes Exemplar der Chronik eine Zeitlang in Utrecht war, und ſo wird es erklärt, wie das Buch ſelbſt in die Hände des in den Niederlanden lebenden Malers Hans Hemling kommen konnte.

So wie jetzt junge Künſtler nach Rom gehen, um ihr Talent auszubilden, ſo wanderten in ältern Zeiten die Lehrlinge nach den Niederlanden, wo ſchon im dreizehnten Jahrhundert in Köln und Maſtricht die berühmteſten Malerſchulen Deutſchlands blühten. Im fünfzehnten Jahrhundert zog der große Ruhm Johann van Eycks alles an ſich, um ſo mehr, da der Reichthum und die Pracht der niederländiſchen Städte der Ausübung bildender Kunſt die günſtigſten Ausſichten boten. Es iſt alſo um ſo leichter erklärbar, wie Hans Hemling gerade nach Brügge kam, da deſſen Lehrjahre eben in die Zeit fielen, in welcher Johann van Eyck die höchſte Stufe ſeiner Kunſt und ſeines überall verbreiteten Ruhmes erreicht hatte. Ob Hemling wirklich des Glücks theilhaftig ward, unter die kleine Zahl der eigentlichen Schüler des großen Meiſters aufgenommen zu werden, läßt ſich freilich nicht mit diplomatiſcher Gewißheit behaupten, aber daß es mehr als wahrſcheinlich iſt, davon wird jeder, der Hemlings Gemälde mit denen von Johann van Eyck zu vergleichen Gelegenheit hatte, ſogleich durch den Augenſchein überzeugt.

Der gelehrte Jacopo Morello, Aufſeher der

Bibliothek St. Marco zu Venedig, gab im Jahr 1800 das Tagebuch eines anonymen Reiſenden aus dem ſechzehnten Jahrhundert heraus, unter dem Titel: **Notizia d' opere di disegno della prima meta del Secolo XVI esistenti in Padova, Cremona, Milano, Pavia, Bergamo, Crema e Venezia. Scritta da un anonimo di quel tempo, publicata e illustrata da Jacopo Morello.** Dieſer Reiſende erwähnt mehrerer trefflicher Gemälde eines ultramontaniſchen Künſtlers, die er in Padua und Venedig geſehen, und den er Memelino oder Memelingo nennt. Daß hiemit kein andrer als Hemling gemeint ſeyn kann, leidet keinen Zweifel; denn ſelbſt Karl von Mander nannte ihn Memmelinck, indem ſein an die niederländiſche Sprache gewöhntes Ohr, ſowohl den Anfangsbuchſtaben als den letzten ſeines Namens verwechſelte. Eines dieſer Gemälde, welche der Reiſende alle näher beſchreibt, trug die Jahrzahl 1470, ein anderes, und zwar das Porträt Iſabellens von Portugal, war ſeiner Ausſage nach mit der Jahrzahl 1450 bezeichnet. Dieſes wäre denn freilich das älteſte von dieſem Meiſter, das wir kennen, und ſein Daſeyn wäre ein wichtiger

Grund gegen die ſonſt wahrſcheinliche Vermuthung, welche ſein Geburtsjahr auf 1439 beſtimmt, wenn ſich hier nicht eine abermalige Verwechſelung des im fünfzehnten Jahrhundert üblichen Zeichens Λ für ſieben, mit der römiſchen V vermuthen ließe, ſo daß man 1450 ſtatt 1470 las, welche Jahrzahl mit allem Uebrigen, was wir von Hemling wiſſen, vollkommen übereinſtimmt.

Dieſe Gemälde ſind wahrſcheinlich alle längſt untergegangen, wenigſtens nicht mehr an den Orten zu finden, wo jener Reiſende vor mehr als zweihundert Jahren ſie antraf. Doch aus ihrem einſtigen nicht zu bezweifelnden Daſeyn, aus den Aehnlichkeiten mit den antiken Pferden des Markusplatzes von Venedig, aus den Abbildungen des Koliſäums und andrer römiſchen Alterthümer, welche wir in Hemlings ſpätern Arbeiten antreffen, geht wenigſtens die höchſte Wahrſcheinlichkeit hervor, daß er in ſeiner Jugend Italien geſehen habe, wo freilich damals ſelbſt Raphaels Lehrer, Pietro Perugino, wohl kaum geboren war.

Vielleicht ſtand Hemling mit Antonello in Verbindung, deſſen Bekanntſchaft er in Brügge gemacht haben mußte, und kehrte nach einem Beſuche bei ihm wieder nach Brügge zurück, wo er nach längſt überſtandenen Lehrjahren zünftig und anſäſſig war. Wenigſtens ſpricht der Umſtand für dieſe Vermuthung, daß Morello's anonymer Reiſende Hemlings Arbeiten nur in Venedig und Padua antraf, und ſonſt in keiner italieniſchen Stadt.

Die Miniaturmalerei, dieſer jetzt ſo ſehr vernachläſſigte und geſunkene Zweig der Kunſt, ſtand damals ſo hoch, daß ſelbſt Meiſter wie Hemling ihn nicht verſchmähen durften; der anonyme Reiſende liefert uns einen Beweis davon in der Beſchreibung eines koſtbaren lateiniſchen Manuſcripts, welches noch gegenwärtig in Venedig aufbewahrt wird. So wie wir den prunkvollen Gottesdienſt der katholiſchen Kirche überhaupt als den Quell der Erhaltung moderner Kunſt anzuſehen haben, ſo verdankte damals beſonders die Miniaturmalerei unendlich viel dem Luxus und der Pracht, welche in jenen Zeiten Fürſten und vornehme Geiſtliche mit ihren Gebetbüchern trieben. Mehrere bedeutende Meiſter vereinten ſich gewöhnlich, um einige Blätter Pergament durch ihre Kunſt zu einem unſchätzbaren Kleinod zu erheben, und ein ſolches Buch ging hernach viele Generationen hindurch, in Fürſtenhäuſern und Klöſtern als ein köſtlicher Schatz von einem Erben auf den andern. Eine kurze Geſchichte des Gebetbuchs, von dem eben die Rede iſt, mag hier zum Belege davon dienen. Morello's anonymer Reiſende fand es im Beſitz des Kardinal Grimano, der es von einem Sicilianer, Messer Antonio, für die damals ſehr beträchtliche Summe von fünfhundert Zechinen erkauft hatte. Bei ſeinem Ableben hinterließ der Kardinal dieſes Buch ſeinem Neffen, Marino, Patriarchen von Aquileja, doch mit der Bedingung, daß es nach deſſen Tode dem Staate zufallen und in der Schatzkammer aufbewahrt werden ſolle. Marino's Nachfolger, der Patriarch Giovanni Grimaldi, erhielt indeſſen von der Signoria die Erlaubniß, es ebenfalls Zeitlebens behalten zu dürfen, und übergab es erſt kurz vor ſeinem Tode dem Staat in einem beſonders dazu verfertigten, mit Edelſteinen und Gemmen reich verzierten Käſtchen von Ebenholz. Lange ward darauf das Buch in der Bibliothek St. Marco mit großer Sorgfalt bewahrt, doch kam es ſpäter in den Kirchenſchatz von St. Marco, wo es ſich noch befindet, aber leider nicht mehr ganz unbeſchädigt erhalten. Dennoch weiß Morello ſelbſt noch jetzt kaum Worte für deſſen Pracht und Herrlichkeit zu finden.

Dieſes Buch iſt in klein Folio auf dem feinſten Pergament geſchrieben. Alle großen Buchſtaben deſſelben ſind mehr oder weniger mit Gold und kleinen Figürchen verziert, alle Ränder der Seiten, der Länge nach, mit wunderſchönen Arabesken, Blumengewinden, Früchten, Vögeln und ähnlichen Gegenſtänden. Einzelne Blätter, welche die Abſchnitte bezeichnen, ſind ganz mit Darſtellungen aus der Legende der Heiligen in der feinſten Miniatur angefüllt, auf andern ſind die zwölf Monate abgebildet, unter denen der Februar als vorzüglich ſchön bewundert wird. Landſchaften und Gebäude, auch die Geſtalten ſelbſt tragen augenſcheinlich das Gepräge des Flammändiſchen National-Charakters, und der Ausdruck, die Kompoſition, die richtige Zeichnung der kleinen hiſtoriſchen Gemälde ſind in dieſem ſehr verjüngten Maaßſtab nur um ſo bewunderuswerther. Nach dem Berichte des anonymen Reiſenden befinden ſich in dieſem Buch einhundert fünf und zwanzig Miniaturen von Girardo da Guant, wahrſcheinlich Gerhard van der Meire, einem mit Hemling gleichzeitig lebenden vorzüglichen Maler aus Gent; ein hundert fünf und zwanzig andre Gemälde ſind von einem Maler, den der Reiſende Lievino d'Anverſa nennt, mit dem eigentlich wohl Liever de Witt aus Gent, oder auch Hugo von Antwerpen gemeint iſt, und mehrere ſind von Zuan Memelin, Johann Memeling, deren Zahl aber, wahrſcheinlich wegen einer Undeutlichkeit im Manuſcript, in Morello's Ausgabe dieſes Tagebuchs nur mit Punkten ausgedrückt iſt.

Ein anderes, dieſem ähnliches, lateiniſches Gebetbuch, von ungefähr einhundert und ſiebenzig Blätter in Quart, befand ſich in der ſchönen und merkwürdigen Gemälde-Sammlung des Herrn Paſtors Fochem in Köln, und iſt ſeit einigen Jahren leider nach England gebracht worden. Es ward zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ebenfalls auf Pergament geſchrieben, und ſtammt, wie der frühere Beſitzer deſſelben mit hoher Wahrſcheinlichkeit vermuthete, aus dem Nachlaſſe der Königin Katharina von Medicis, welche ſich zuletzt bis an ihren Tod in Köln aufhielt. In dieſem Buche ſind nicht nur alle großen Anfangsbuchſtaben, ſondern auch die Zwiſchenräume der abgeſetzten Zeilen auf das allerzierlichſte mit Gold und Farben ausgemalt; den äußern Rand jeder Seite ſchmückt ein viereckiges Feld, ſo lang als die geſchriebne Kolonne und etwa ein Drittel ſo breit. In dieſem Felde ſind auf mattem Goldgrund in glänzenden Farben mancherlei Blumen, Vögel, Früchte und Arabesken höchſt zierlich gemalt, doch ſcheinen dieſe erſt in ſpäterer Zeit hinzugefügt worden zu ſeyn. Die Anfänge der Kapitel und Gebete aber ſind mit großen hiſtoriſchen Gemälden geſchmückt, zu welchen die bibliſche Geſchichte und die Legenden der Heiligen den Stoff boten. Reichthum der Erfindung, Wahrheit und Anmuth der Anordnung, der Behandlung der Gewänder und Landſchaften geben allen dieſen im Geiſte und Styl Hemlings ausgeführten Miniaturen einen hohen Werth. Aber die Namen der Meiſter, welche vielleicht mit ihm zu dieſem Werke ſich vereinten, ſind eben ſo ſchwer auszumitteln, als es ſich beſtimmen läßt, welche Blätter ausſchließend von ſeiner Hand ſich unter den vielen befinden mögen. Nur einem dieſer Gemälde, der Krone von allen, hat er unverkennbar den Stempel ſeines Genius aufgedrückt, und zwar einer Darſtellung des Pfingſtfeſtes. Hände und Gewänder ſind auf dieſem Bildchen vorzüglich ſchön. Die Köpfchen alle, unerachtet des kleinen Raumes, voll Geiſt und Ausdruck, und einige der Apoſtel gleichen auffallend denen auf einer Darſtellung des nämlichen Gegenſtandes in der Boiſſeréeſchen Sammlung, welche jedoch in der Anordnung von dieſer völlig abweicht. In einem altdeutſch verzierten Betſaal mit Kanzel und Betſtühlen ſieht man auf dieſem Bildchen die Apoſtel verſammelt. Die Taube ſchwebt mitten im Saal; Maria, Johannes, und noch zwei Apoſtel knieen im Vorgrunde vor einem kleinen Pult, in einem Betſtuhl zur Seite drei andre Apoſtel, und dieſen gegenüber auf der andern Seite noch einer. Im Hintergrunde unter der Kanzel ſind noch zwei Apoſtel, ein dritter, der ſich verſpätete, kommt eben erſt die Treppe herab; in der geöffneten Thüre, welche den Blick ins Freie gewährt, ſtehen noch einige Jünger, und alles dies iſt in dem beſchränkten Raume eines kleinen Pergament-Blättchens höchſt vollendet, wahr und ausdrucksvoll dargeſtellt.

Ob Hemling in Köln ſelbſt zum Schmuck dieſes ſeltnen Buches beitrug, läßt ſich nicht mit Gewißheit behaupten, wohl aber geht aus ſeinen andern Werken hervor, daß er in jener ehrwürdigen Stadt, der Wiege und dem Sitz altdeutſcher Kunſt, ſich lange aufhielt und die Meiſterwerke ſeiner frühern Vorgänger in der Kunſt fleißig benutzte. Ueberhaupt muß er geraume Zeit an den Ufern des Rheines verweilt haben; die treffenden Abbildungen von Kirchen, Klöſtern und alten Gebäuden aus Köln, die wir in ſeinen Werken antreffen, beweiſen dies eben ſowohl, als ſeine vielen Landſchaften, in welchen man die Ufer des Rheins durchaus wieder erkennt. Auch die Urbilder zu den Geſtalten auf dem großen Werk, in welchem er das Leben der heiligen Urſula bildlich darſtellte, und welches in dieſen Blättern ſpäterhin ausführlich erwähnt werden ſoll, ſind augenſcheinlich weder in Italien noch in Flandern, wohl aber noch jetzt an den Ufern des Rheines einheimiſch zu finden.

Hemlings Leben fiel in eine trübe, wilde Zeit, voller Streit, Zwietracht und Unheil aller Art, und auch er konnte ihrer fürchterlichen Einwirkung nicht entgehen. Wahrſcheinlich zog er, im Gefolge Karls des Kühnen, als Maler mit, in das Feld gegen die Schweizer. Johannes von Müller gibt uns in ſeiner Geſchichte der Schweiz eine Beſchreibung der faſt unglaublichen Pracht und Herrlichkeit der Zurüſtungen jenes Fürſten zu dieſem Kriege, zufolge welcher der größte Theil ſeines Hofes und ſeine ganze Dienerſchaft den Herzog damals begleiten mußte. Gewiß befanden ſich mehrere Maler darunter, denn dieſe durften in jener Zeit in keiner Hofhaltung großer Herren fehlen. Und was wäre denn wohl natürlicher anzunehmen, als daß der prachtliebende Fürſt den in ſeiner Hauptſtadt anſäſſigen, nach dem Tode Johann van Eycks, größten Meiſter in allen Oberdeutſchen und Niederdeutſchen Ländern, für ſeinen Dienſt zu gewinnen wußte? Vielleicht ſuchte Hemling, als Krieger gekleidet, nach der Flucht bei Granſon oder Murten die Heimath wieder auf, vielleicht that er auch wirklich Kriegsdienſte, nachdem er die Niederlage ſeines Fürſten geſehen, und floh erſt nach der unglücklichen Schlacht, die im Jahr 1477 am ſechſten Januar bei Nancy geſchlagen ward, in Noth und Ungemach mitten im härteſten Winter nach Hauſe. Gewiß iſt es, daß um dieſe Zeit von Damm aus ein Krieger, krank und entſtellt, in ärmliche Lumpen gehüllt, durch die Thore von Brügge hereinwankte, und das Mitleid der Bürger in Anſpruch nahm, die in ihm ihren ehemaligen Mitbürger und Zunftgenoſſen erkannten. Sie führten den Armen in das von dem Stifter zu ſolchem Behufe errichtete Johannis-Hoſpital. Dort ward er verpflegt und geheilt; der Geneſene ergriff Pinſel und Palette, um das Haus, das ihn aufgenommen hatte, zum Beweiſe ſeiner Dankbarkeit mit ſeiner Arbeit zu ſchmücken, und mit frohem Erſtaunen erkannte man jetzt in ihm den großen Hemling wieder.

Bewundernswerthe Gebilde gingen von nun an in dieſem ſeinem Wohnort unter des Meiſters ſchöpferiſchen Händen hervor. Viele davon ſind in der Folge der Zeiten zerſtreut, verloren, untergegangen, doch Vieles ward auch dort erhalten. Auſſer dem Bilde der Aebtiſſin Sibylle

Zambeth, welches der kaum vom Krankenlager Erſtandene mit noch ſchwacher Hand malte, bewahrt das Johannis-Hoſpital noch zwei ſeiner größten, herrlichſten Werke. Das erſte von dieſen iſt eines der mit der Jahrzahl 1479 beichneten und beſteht aus einem Mittelbilde und zwei Flügeln. Das Hauptgemälde ſtellt die heiligen Könige zu den Füßen des neugebornen Heilandes dar; die ganze Anordnung deſſelben erinnert unwiderſtehlich an die berühmte Abbildung dieſes an lieblichen Kontraſten überreichen Gegenſtandes auf dem Kölner Dombilde, den die alten Meiſter der deutſchen Schule ſo oft und gern mit vorzüglicher Liebe und unermüdlichem Fleiße ſich erwählten. Der durch hohes Alter ehrwürdigſte König küßt, hingeſunken in Demuth und Andacht, das Füßchen des Kindes; neben ihm knieet der zweite König mit ſeinen reichen Gaben; der dritte ſteht in bewunderndem Anſchauen verloren. Einer der Zuſchauer, in einiger Entfernung, mit der Mütze auf dem Haupte, welche ſonſt die Geneſenden in dieſem Hoſpitale trugen, iſt, nach einer in demſelben bis auf unſere Zeiten bewahrten Tradition, das ſchon erwähnte Porträt des

Malers ſelbſt, ſo wie der neben ihm ſtehende, Hemlings Freund, der Kloſterbruder Florens von Nyſt, welcher ihm zu dieſem Gemälde die erſte Veranlaſſung gab.

Auf dem erſten der zu dieſem Bilde gehörenden Seitengemälde beten Engel den neugebornen Heiland an; auf dem zweiten iſt die Darſtellung deſſelben im Tempel abgebildet; in hoher Würde ſteht die göttliche Mutter am Altar, neben ihr die heilige Anna und der höchſt kräftig und edel gehaltne Hoheprieſter. Kenner, welche Gelegenheit hatten, die größten Meiſterwerke italiäniſcher Kunſt zu bewundern, rechnen dennoch dieſe aus fünf Perſonen beſtehende Gruppe zu dem Allervortrefflichſten, was je der chriſtlichen Epoche der Kunſt ſeine Entſtehung verdankte. Auf der Auſſenſeite eines der Flügelbilder iſt Johannes der Täufer, das Lamm im Arm, abgebildet. Auf der zweiten eine höchſt liebliche Veronika; ſie hält das wunderbare Tuch mit dem Abdruck des edlen Antlitzes des Erlöſers.

Das zweite Gemälde im Johannis-Hoſpital, mit der nämlichen Jahrzahl wie das vorige bezeichnet, iſt eine der größten Kompoſitionen Hemlings. Es beſteht in fünf Tafeln, von denen die mittlere die Vermählung der heiligen Katharina vorſtellt. Die ganze Anordnung der Hauptgruppe auf dieſer Tafel gehört augenſcheinlich der byzantiniſchen Schule an. Maria mit dem Kinde ſitzt in der Mitte auf einem von Säulen getragenen Throne, deſſen Verzierungen bis an den obern Rand des Gemäldes emporſteigen. Zwei kleine Engel in grünen Gewändern tragen ihre Krone. Rechts dem Throne ſteht die heilige Katharina, neben dieſer ein Engel in Jünglings-Geſtalt, mit einem reichen Chorgewande bekleidet, ſo wie auch Johann van Eyck dieſe Bewohner des Himmels abzubilden pflegte; neben dem Engel, ganz im Vorgrunde, ſteht Johannes der Täufer. Links neben dem Throne ſteht ein zweiter Engel, neben dieſem die heilige Barbara, und ganz vorn Johannes der Evangeliſt. Reiche Stoffe, Gold, Perlen, Edelſteine ſchmücken in einer nur durch Johann van Eyck übertroffenen Pracht die Heiligen und Engel auf dieſem herrlichen Bilde.

Die Säulen am Throne gehen zu beiden Seiten deſſelben in einer Kolonnade aus, deren offne Zwiſchenräume freie Ausſicht auf eine reiche Landſchaft gewähren. In ſchönen Windungen ſchlängelt ſich dort der Jordan durch grüne Gefilde, ferne Berge begränzen die Gegend, Felſen, Bäume und ſchöne Gebäude, unter denen das Koliſäum bemerkbar wird, verleihen ihr mannichfaltigen Schmuck. Die nämliche Landſchaft geht auch auf die Seitengemälde über, welche ſie auf dieſe Weiſe mit dem Mittelbilde zu einem großen Ganzen verbindet.

In dieſer Landſchaft ließ nun Hemling ſeinen überreichen Geiſt in ungebundner Willkührlichkeit frei walten. Faſt unzählige, zum Theil ganz kleine Figuren beleben ſie, deren einzelne bewundernswerthe Gruppen zuſammen ein epiſches Gedicht bildlich darſtellen. Der Raum zur Rechten des Throns iſt dem Leben Johannes des Täufers geweiht, welcher auf dieſer Seite, wie oben erwähnt ward, im Vorgrunde der Hauptgruppe ſteht.

Ganz oben, faſt am Rande der Mitteltafel, zur rechten Seite hin, liegt der Heilige im Gebete vor Gott; etwas tiefer ſieht man ihn als Prediger in der Wüſte, vom klarſten Himmelslicht beleuchtet, auf einem Felſen ſtehen, und vor ihm mehrere trefflich gruppirte Zuhörer. Noch tiefer führt ihn ein römiſcher Krieger nach der rechten Seitentafel zum Tode, und nur zwei ſeiner Zuhörer folgen ihm, von Mitleid bewogen, ein Greis und ein Mann mittlern Alters. Gegen die Mitte des Bildes, immer noch auf der Mitteltafel, liegt der enthauptete Leichnam des Heiligen auf einem brennenden Scheiterhaufen, und ein Krieger auf einem weißen Pferde treibt die Männer an, welche das Feuer ſchüren.

Jetzt geht die Handlung auf die zur rechten Hand ſich anſchließende Seitentafel über; der blutende Körper des Heiligen liegt im Vorgrunde auf der Erde, und neben ihm ſteht die ſchöne, reich geſchmückte Tochter des Königs Herodes. Schaudernd, erbleichend, mit geſenktem Blick empfängt ſie das Haupt des Gemordeten, deſſen edle Züge ſelbſt ſterbend noch den Ausdruck der erhabenſten Ruhe bewahrten. Mehr ſeitwärts ſieht man die nämlichen beiden Männer, in Schmerz verſunken, welche früher den Heiligen auf dem Wege zum Tode begleiteten.

Ueber dieſer Hauptgruppe des Seitengemäldes erblickt man im Mittelgrunde der Landſchaft den Palaſt des Königs Herodes und zwei zu ſolchem gehörende terraſſenartig ſich übereinander erhebende

Höfe. Verſchiedene aus mehreren Perſonen beſtehende Gruppen ſcheinen ſich in dieſen Höfen über die eben vorgegangne Hinrichtung des Heiligen zu unterhalten; ein Kind befindet ſich mitten unter ihnen, welches von einem Pferde herab derſelben von dort aus zugeſehen zu haben ſcheint. Auch das Innere des Palaſtes iſt unſern Blicken aufgethan; in einer offnen Halle ſitzt Herodes neben ſeiner blutdürſtigen Gemahlin Herodias an der Tafel, ſeitwärts ein Chor Muſikanten, nach deren Saitenſpiel die junge Prinzeſſin ihre Eltern durch anmuthigen Tanz erfreut.

Die vom Mittelgemälde ausgehende herrliche Landſchaft ſchließt den Hintergrund und man erblickt dort nochmals den Heiligen, wie er den Erlöſer der Welt im Jordan tauft; die Wolken theilen ſich über ſeinem Haupt und der ewige Vater blickt aus der Klarheit ſeiner Himmel auf ihn und den Sohn herab.

So wie die rechte Seite dieſes Bildes der Geſchichte Johannes des Täufers geweiht iſt, ſo iſt es die linke der des Evangeliſten gleiches Namens, der auch in der Gruppe des Vorgrundes auf dieſer Seite voran ſteht. Jene zeigt uns den klaren Lebensgang eines heiligen frommen Mannes, in dieſer ſchimmert der geheimnißvolle Glanz höherer Offenbarung aus dem unbegreiflichen Dunkel der Apokalypſe myſtiſch hervor.

In der Landſchaft auf der Haupttafel, gegen die Mitte derſelben, erblickt man zur Linken den Evangeliſten mit zum Gebet gefalteten Händen, in dem Gefäße voll ſiedenden Oels, in welches er auf Befehl des Kaiſers Domitian geworfen ward, das aber zufolge der Legende, ſtatt ihn zu verletzen, ihm wie ein lindes erquickendes Bad dünkte. Fünf Perſonen, theils Henker, theils Zuſchauer, ſtehen um ihn her. Höher hinauf erblickt man einen Biſchof im offnen Portal einer Kirche, wahrſcheinlich der Evangeliſt ſelbſt; vor ihm knieet ein Neubekehrter, die Taufe erwartend; tiefer hinunter zieht ein römiſcher Krieger den Heiligen dem Strom zu, wo das Boot ſeiner harrt, das, weil Gewalt ihn nicht zu tödten vermag, ihn in die Verbannung auf die wüſte Felſeninſel Pathmos tragen ſoll. Ganz im Hintergrunde läßt ſich noch ein ſehr kleines wunderbar-korrekt gezeichnetes Figürchen erkennen, und am linken äußerſten Rande dieſer

Tafel iſt das ſchön und kraftvoll gemalte Porträt des Donators derſelben angebracht.

Die linke Seitentafel führt uns zur Inſel Pathmos, wo himmliſche Geſichte den Apoſtel zum Niederſchreiben der Apokalypſe begeiſtern. Er ſelbſt, ganz unten im Vorgrunde, erliegt faſt der Gewalt des Augenblicks und dem Anſchauen der hohen Wunder, welche ſeinem entzückten Auge vorſchweben. Das höchſte Erſtaunen feſſelt die edle, ſchöne Geſtalt, das Wort erſtarrt auf der Lippe und die gehobne Hand vermag es nicht, die begonnene Geberde zu vollenden. Wunderbare Lufterſcheinungen, Nebel, Wolken, verhüllen auf der rechten Seite dieſer Tafel die Landſchaft, welche nur dem Mittelbilde nahe noch ſichtbar bleibt. Ein geheimnißreiches Rund, aus Licht, Glanz und wunderſam verſchlungenen Regenbogen gebildet, umgibt ein weiter Kreis aus Engeln, heiligen Flammen, und noch einem Alles abſchließenden Regenbogen zuſammengeſetzt. Der ewige Vater, in der Mitte des Lichtkreiſes, auf ſeinem Throne, hält in der Linken das Scepter; die Krone liegt in ſeinem Schooße, auf welchen das Lamm ſich ſtützt. Die geheimnißvollen Leuchter der Apokalypſe, mit wunderbar gemalten, in mannichfaltigen Farben glühenden Flammen ſtehen vor ihm, und neben dieſen die bedeutungsreichen, ſechsfach geflügelten, Geſtalten des Menſchen, des Adlers, des Stiers und des Löwen, lauter myſtiſche Gebilde der Apokalypſe. Zwölf gekrönte Könige in weißen Gewändern bilden zu beiden Seiten des Thrones einen Halbkreis; die Geſtalt des letzten unter ihnen ſieht man nur durch die transparenten Farben des Regenbogens hindurchſchimmern. Noch innerhalb des Kreiſes, doch am äußerſten Rande, ſteht ein Engel vor Gott; ein zweiter, außerhalb deſſelben, mit lang herabwallenden Locken, im reichen Meßgewande, opfert vor einem Altar, den Weihrauchkeſſel ſchwingend. Der himmliſchen Erſcheinung zur Linken, näher dem Hauptgemälde zu, tritt nun die Landſchaft wieder hervor. Man erblickt dort das Meer, von hohen Felſen umgeben, deren Bild, ſo wie der Himmel über dem Meere, aus der kryſtallhellen Fläche widerſcheint. Erſchrockene Menſchen flüchten hier ängſtlich zu den Felsklüften, um ſich vor den grauſenhaften Wundern zu verbergen, die an dieſen Ufern hauſen, dem Tummelplatz der unerklärlichſten Geſtalten der Apokalypſe. Der Gekrönte auf dem weißen Roß, der den Bogen trägt, das ſchwarze Roß mit ſeinem Reiter, der die Waage in der Hand hält, der Geharniſchte auf dem rothen Roß, und endlich das dem flammenden Rachen eines Meerungeheuers entſprungene fahle Roß, das den Tod in der abſchreckendſten Geſtalt auf ſeinem Rücken trägt, toſen hier wie fieberhafte Traumgeſtalten. Haltung und Gewand der kleinen Figürchen, beſonders des Königs, ſind bewundernswerth, die ſchönen, augenſcheinlich den korinthiſchen zu Venedig nachgebildeten Pferde athmen und leben. Die ganze wunderbare Kompoſition vernichtet durch ihre Vollkommenheit im Einzelnen jeden Tadel, der ſich gegen das Ganze vielleicht mit Recht erheben könnte. Sankt Jakobs von Kompoſtella und des heiligen Antonius edle, ruhige Geſtalten, ſo wie die der ſchönen heiligen Frauen, Agnes und Klara, auf der Außenſeite der Flügelbilder, reihen ſich, gleichſam beruhigend, dem gewaltigen Leben auf dem Innern der Tafeln an, die, vereint, ein einziges großes Gemälde bilden. Der ſchöne kräftige Kopf des heiligen Antonius, die ſanften lieblichen Züge der heiligen Klara, ſo wie alle Figuren auf dieſen wundervollen Tafeln, vom größten bis zum kleinſten, tragen das Gepräge der edelſten Wahrheit und höchſten Vollendung. Figuren von allen Dimenſionen, ſo klein, daß ſie das ungewaffnete Auge kaum zu entdecken vermag, bis zur halben Lebensgröße hinauf, können bei der genaueſten Betrachtung durch ein Vergrößerungsglas nur gewinnen, weil durch daſſelbe die Großheit der Draperien, der Ausdruck der Köpfchen in dieſen oft kaum einen Zoll hohen Figürchen, erſt recht ſichtbar wird.

Die königliche Akademie zu Brügge bewahrt die wegen ihrer hohen Einfachheit bewundernswerthe Abbildung des heiligen Chriſtophs, eines Gegenſtandes, den Hemling öfters und ſtets mit großer Liebe behandelte. Geſtützt auf den Baum, der dieſem Rieſen-Heiligen bekanntlich zum Stabe diente, trägt er den Herrn der Welt in Kindesgeſtalt durch die im Morgenroth glänzenden Wogen eines breiten von hohen Felſenufern umgebnen Stroms. Oben auf dem Felſen linker Hand ſteht der den heiligen Chriſtoph gewöhnlich begleitende Einſiedler mit ſeiner Leuchte, unten ganz im Vorgrunde auf der einen Seite der heilige Benedict, eine raphaeliſche Geſtalt, auf der andern der heilige Egidius, den durchbohrenden Pfeil im Arm, neben ihm ſein Reh. Die milde treuherzige Freundlichkeit im Geſichte des durch die Fluten nur mühſam unter ſeiner wunderbar ſchweren Laſt fortſchreitenden Rieſen, das ſtille Felſenbett des breiten Stroms, die Schönheit der beiden jugendlichen Heiligen, die Wahrheit des Ganzen, gewähren einen wohlthuenden Eindruck von Abgeſchiedenheit und frommer Ruhe. Leider aber hängt das Bild viel zu hoch, und iſt zu ſchlecht beleuchtet, um der Schönheit deſſelben die Bewunderung zollen zu können, die es verdient. Auch iſt es weniger gut gehalten als die übrigen, Staub, Kerzendampf, Weihrauchsduft, haben einen es verdunkelnden Schleier über daſſelbe gezogen, von dem zu wünſchen ſteht, daß eine geſchickte Hand ihn bald beſeitigen möge. Die beiden zu dieſem Gemälde gehörenden Flügelbilder zeigen die Bildniſſe des Donators und ſeiner Familie. Den Vater und ſeine Söhne begleitet als ihr Schutzpatron der heilige Wilhelm, glänzend gewapnet im prächtigen Harniſch, ein Krieger Gottes. Neben der Mutter und ihren Töchtern ſteht freundlich und anmuthig die heilige Barbara. Eine wunderſchöne, vom Mittelbilde ausgehende Landſchaft bildet auch hier den Hintergrund; die Gebäude, die Vegetation, die Felſen, alles erinnert hier auf das lebhafteſte an die ſchönen Ufer des Rheins. Johannes der Täufer und der Erzengel Michael ſind grau in grau auf der Außenſeite dieſer Tafeln gemalt, und wegen der edlen Korrektheit der Zeichnung des hohen Meiſters auf alle Weiſe würdig.

Ein anderes Meiſterwerk Hemlings befand ſich noch vor kurzem unbegreiflicher Weiſe in Brügge ſelbſt in einem zerſtückelten Zuſtande, indem die Akademie die beiden zu demſelben gehörenden Seitentafeln bewahrte, während das Mittelbild im Rathhauſe aufgeſtellt war, doch ſind alle die Tafeln jetzt in dem Gebäude der Akademie wieder vereint. Der Gegenſtand derſelben iſt die Taufe des Heilands. An dem Chriſtus im Vorgrunde vermißt man zwar den Ausdruck erhabner Göttlichkeit, den Hemling auf andern Gemälden glücklicher aufzufaſſen wußte; die edle vom Gefühl ſeines hohen Berufs begeiſterte Geſtalt Johannes des Täufers iſt weit gelungner, wunderſchön aber ein ſehr reich bekleideter Engel mit blondem kurz gelocktem Haar, der während der heiligen Handlung am Ufer des Jordans die einfachen Gewänder des Heilandes bewacht. Die ſchöne Landſchaft, welche den Hintergrund dieſer Haupttafel bildet, erſtreckt ſich auch hier, wie wir es bei dieſem Meiſter öfter finden, durch beide Flügelbilder, und Hemling hat auch dieſe zu bewunderswerth gruppirten, kleinen epiſodenartigen Darſtellungen benutzt. Links gegen die Hauptgruppe tritt Chriſtus auf den mit grünem Raſen bedeckten Felſen aus dem Schatten ſchöner mit Epheu reich umzogner Bäume hervor. Sinnend lenkt er ſeine Schritte der Wüſte zu, wo die Stimme ſeines Jugendfreundes erſchallt, vier ſeiner Jünger folgen ihm in ehrfurchtsvoller Entfernung. Rechts auf der nämlichen Tafel verkündet Johannes der Täufer, als Prediger in der Wüſte, auf einem moosbedeckten Felſenſtück ſitzend, die Ankunft des Herrn. Neunzehn Zuhörer jedes Geſchlechts und Alters ſammeln ſich um ihn und den Felſen, noch vier andere nahen zwiſchen den Bäumen. Alle dieſe verſchiednen kleinen Figürchen ſind mit unnennbarer Mannichfaltigkeit, mit Wahrheit und Ausdruck gedacht, zuſammengeſtellt und ausgeführt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.H. FN. 18070/021

Die Fortſetzung der ſchönen reichen Landſchaft des Mittelbildes füllt den Hintergrund der beiden zu dieſem Gemälde gehörenden Flügelbilder. Auf dem erſten derſelben knieet der Donator und erhebt die ſchön geformten Hände zum frommen Gebet. Er trägt ein ſchwarzſamtnes mit Pelzwerk aufgeſchlagnes Kleid und ſchönes braunes Haar umgibt die angenehmen Züge des biedern Geſichts; keiner der berühmteſten ſpätern Niederländer hat in Anmuth und Wahrheit dieſes ſo vollendete, und dabei ſo lebendige Porträt übertroffen. Neben dem Betenden ſteht deſſen Schutzheiliger, der Evangeliſt Johannes, himmliſche Güte in dem ſchönen geiſtreichen Geſicht. Sein weißer Mantel fällt von der Rechten zur Linken in herrlichen Falten über das graue Gewand, ſein Haar fließt in ſchönen Locken ihm über die Schultern hin. Ganz im Hintergrunde der Landſchaft ſieht man noch ein ganz kleines Figürchen dem Prediger in der Wüſte auf dem Mittelbilde zueilen.

Auf dem zweiten Flügelbilde knieet im Vorgrunde die Gattin jenes Mannes, eine ſchöne Frau mittlern Alters; ſie betet aus einem Buche, welches mit täuſchender Wahrheit aus der Tafel hervortritt. Vier ganz junge Mädchen, ihre Töchter, ſind im lieblichen Kreiſe um ſie verſammlet, andächtig betend wie ſie, in kindlicher Einfalt. Eliſabeth, die Schutzheilige der frommen Gruppe, blickt freundlich auf ſie hin, eine Krone ſchmückt das Haupt der Heiligen; eine zweite ruht auf dem Buche, welches ſie in der Hand trägt.

Beide Flügelbilder drehen ſich auf Angeln, und die Rückſeite derſelben bietet eine vielleicht noch anziehendere Darſtellung. Durch die großen Bogen einer offnen Halle blickt man auf der erſten Tafel in den einen Halbkreis bildenden Hof eines mit Säulen geſchmückten Palaſtes, über welchen noch höhere Gebäude zu den Wolken emporſteigen. In der Halle kniect eine Frau neben einem ganz jungen Mädchen, doch ſcheinen beide durch das Anſchauen irgend eines äußern Gegenſtandes vom Gebete abgezogen. Das Kind beſonders iſt ſichtbar zerſtreut, und in ſeinem Gemüth gleichſam wider Willen nach Außen gewendet. Hinter den Betenden ſteht ihre Schutzheilige, Magdalena, in der Hand das Salbengefäß, einen Turban, und eine Stirnbinde von

Perlen zum Kopfſchmuck. Ihr ſchönes Geſicht zeigt eine Aehnlichkeit mit Raphaels heiliger Cäcilie, die ohne den geſenkten Blick der Magdalena noch auffallender erſcheinen würde. Das Gegenſtück zu dieſer Tafel zeigt uns in der heiligen Jungfrau die himmliſche Erſcheinung, welche dort die Aufmerkſamkeit der Mutter und ihrer Tochter ſo unwiderſtehlich rege macht. Die heilige Jungfrau Maria ſitzt neben einem Bette mit grünen Vorhängen, ſie trägt ein rothes Gewand, über welches die langen blonden aufgelöſten Flechten in kleinen Wellen reich und ſeiden herabfließen, und hält, recht mütterlich ſorgſam, das liebliche Kind auf ihrem Schooße beim rechten Aermchen feſt, während dieſes mit der linken Hand den Betenden auf der andern Tafel eine Traube entgegen reicht. Hemling ſelbſt hat nichts Anmuthigeres und Vollendeteres gemalt, als dieſen allerliebſten Gegenſtand, die holde jungfräuliche Mutter und dieſes Kind mit dem Köpfchen voll reicher Locken und dem lebendigen Ausdruck himmliſcher Güte.

In der St. Salvators-Kirche zu Brügge befindet ſich ein Gemälde Hemlings, deſſen grauſenhafter Gegenſtand mit den meiſten ſeiner bekannten Werke, beſonders mit dem oben beſchriebnen, gewaltſam kontraſtirt. Gewiß war er nicht des Meiſters freie Wahl, und die Art, wie er den widerwärtigen Stoff mildernd zu behandeln wußte, iſt ein neuer Beweis der ihm inwohnenden Poeſie, welche auch dem Empörendſten eine verſchönerte Seite abzugewinnen wußte. Das Gemälde ſtellt die Marter des heiligen Hippolyt uns vor Augen. Zufolge der Legende war dieſer Heilige ein römiſcher Krieger, der zur Zeit des Kaiſers Valerian ſich zum Chriſtenthum bekehrte und von dieſem furchtbaren Verfolger deſſelben verurtheilt ward, lebendig von Pferden zerriſſen zu werden. Hemling hat zart und ſchonend nur die Vorbereitung zur Vollziehung dieſes grauſamen Urtheils gewählt, und dieſe bot ihm, abgeſehen von dem Gedanken an den zunächſt folgenden Augenblick, eine Fülle ſchöner maleriſcher Kontraſte, in den wild ſchnaubenden Pferden, ihren noch wilderen Treibern, und dem Heiligen, der, noch unverletzt, in frommer Begeiſterung und ruhiger Erwartung, mit Armen und Beinen an die wilden Roſſe gefeſſelt, da liegt. Auch bei dieſen, ſo wie bei denen auf der Viſion des Evangeliſten Johannes, ſcheinen die venetianiſchen antiken Roſſe dem Meiſter vorgeſchwebt zu haben. An dem alten Rahmen dieſes Gemäldes befindet ſich abermals die Jahrzahl 1479.

Eines der alleranziehendſten Werke Hemlings iſt ein kleines, nur aus zwei Tafeln beſtehendes Bildchen im Verſammlungsſaal der zur Beſorgung der Hoſpitäler beſtellten Kommiſſion. Die erſte dieſer Tafeln zeigt uns die heilige Jungfrau, von den blonden Wellen ihres über die Schulter hinabrollenden Haares umfloſſen, in all ihrer holdſeligen Anmuth und Herrlichkeit. Reich geſchmückt, mit Gold, Perlen und Edelſteinen, einen rothen Mantel über ein glänzend blaues Gewand, reicht ſie freundlich dem Kinde auf ihrem Schooß einen Apfel. Dieſes ſitzt auf einem Kiſſen von Goldbrokat mit grünen Blumen, ein Stoff, den Hemling vorzugsweiſe oft wählte.

Das Gegenſtück zu dieſer Tafel, welches zugleich als Deckel dient ſie zu verſchließen, zeigt uns den frommen Stifter dieſes Bildes in knieender Anbetung, einen Junker von Neuenhoven, der hier, wie eine Inſchrift auf dem Bilde uns ſagt, im Jahr 1487 in ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre abgebildet ward. Obgleich man dieſe bleiche jugendliche Geſtalt durchaus nicht ſchön nennen kann, ſo iſt es doch unmöglich, ſie ohne die innigſte Theilnahme zu betrachten. Alles an ihr ſpricht zum Herzen, dieſe ſtille Trauer in Haltung und Geberde, dieſes erbleichende ſichtbare Hinſchwinden in eben erblühter Jugend. Die unausſprechliche Milde eines frommen Gemüths leuchtet aus den braunen frommen Augen, aus Haltung und Geberde; man möchte ihm helfen, ihn tröſten, aber man fühlt zugleich, daß dieſem in Sehnſucht und Glauben vergehenden Jünglinge der Troſt nur aus höhern Regionen zufließen konnte.

Das letzte der Meiſterwerke Hans Hemlings, welche die Stadt Brügge bewahrt, iſt der berühmte Reliquienkaſten der heiligen Urſula, im Beſitz der Nonnen des Johannis-Hoſpitals. Dieſen Kaſten, in Form einer kleinen Kirche, (einer ſogenannten Baſilika) ſchmücken vierzehn größere und kleinere Miniaturgemälde des großen Meiſters, alle in Bezug auf die Geſchichte der Heiligen, deren Ueberreſte er aufzubewahren beſtimmt ward. Den Beſitzerinnen deſſelben wurde ſchon öfter in frühern Zeiten ein ähnlicher von gediegenem Silber für dieſes Kunſtwerk geboten, welches die berühmteſten Maler und Kunſtkenner ſtets als ein unübertroffenes Kunſtwerk bewundernd betrachteten.

Als im Jahr 1794 die Franzoſen Kirchen und Klöſter der Niederlande plünderten, verdankten die Nonnen deſſen Erhaltung nur ihrer Einfalt, welche ein glücklicher Zufall zu ihren Gunſten wendete. Descamps Beſchreibung der Niederlande, als Führer zu den niederländiſchen Kunſtwerken, in der Hand, ermangelten die franzöſiſchen Kommiſſarien nicht, auch in das ſtille Heiligthum der frommen Schweſtern zu ſtürmen. La Châsse, riefen ſie, la Châsse célèbre, und die armen verſchüchterten Nonnen verſicherten lange umſonſt, daß ſie gar nicht einmal wüßten, was man fordere; die unverkennbare Wahrheit, welche in ihrer Angſt ſelbſt Beſtätigung fand, trug indeſſen endlich den Sieg davon; die Plünderer glaubten ſich von Descamp irre geleitet und zogen mit leeren Händen ab. Nur erſt nach geraumer Zeit erfuhren die Nonnen, daß mit dieſer geforderten Châsse nichts mehr und nichts minder gemeint geweſen ſey, als das Kleinod ihres Hauſes, der Reliquienkaſten der heiligen Urſula, den ſie in ihrem Flandriſchen Pathos la Ryve zu nennen gewohnt waren, ein Wort, für das ſie den richtigen franzöſiſchen Ausdruck bis dahin nie gehört hatten.

Die Legende der Märtyrer und Heiligen kennt beinahe keinen an heitern herzergreifenderen, und maleriſchen Motiven reichhaltigern Stoff, als die Sage von der ſchönen heldenmüthigen Urſula und ihren Gefährtinnen, welche Hemling hier zu einer Reihefolge von Darſtellungen ſehr glücklich zu benutzen wußte. Urſula war, wie die Legende erzählt, die Tochter eines Königs, der zu Anfang des dritten Jahrhunderts eines der ſieben Reiche beherrſchte, in welche damals das jetzt in ſeiner Einheit ſo mächtige England ſich zertheilte. Er ſowohl als ſeine Gemahlin, obgleich von Heiden umgeben, hatten ſchon früher zum Chriſtenthum ſich bekannt und erzogen auch ihre Tochter in dieſem ſie beglückenden Glauben. Fromm und gläubig wuchs die Prinzeſſin heran, bis in ihrem ſechzehnten Jahre ihre ſich immer herrlicher entfaltende Schönheit die Aufmerkſamkeit der benachbarten heidniſchen Könige auf ſich zog und Heirathsanträge ſie von allen Seiten zu verfolgen begannen. Dem frommen Kinde ſchauderte vor einer Verbindung, die ſie in Uebung ihrer Religionspflichten ſtören konnte; ängſtlich um Rettung flehend wandte ſie ſich zu Gott, und eine himmliſche Erſcheinung ward ihr zum Troſt. Dieſe forderte ſie auf, in weit entfernte Länder zu ziehen, und dort in frommer Ergebung die Entwickelung ihres Schickſals zu erwarten. Urſula war mit Freuden bereit, dem ernſten Rufe unbedingt Folge zu leiſten, und ihre frommen Eltern, weit entfernt, ihr irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, machten ſogleich alle Anſtalten zur Erfüllung des göttlichen Befehls. Bäume wurden gefällt, Schiffe daraus erbaut, und ein Aufruf erging an die edelſten Jungfrauen des Landes, um ſie zur Begleitung der Tochter ihres Königs während der gefahrvollen Reiſe einzuladen. Ihrer fanden ſich eilftauſend aus den angeſehenſten Geſchlechtern ein, alle jung und lieblich wie der Mai, und nicht nur wie die Prinzeſſin ſelbſt, vom glühendſten Verlangen beſeelt Gott zu dienen, ſondern auch bereit in ſeinem Dienſt mit ihr die Märtyrerkrone zu erringen.

Der fromme Eifer der Jungfrauen erweckte ähnliches Empfinden in der Bruſt der männlichen Jugend. Ritter und Knappen, alle im Frühling des Lebens, zogen von allen Seiten herbei, gelobten, heilig und rein ihr Leben und ihre Waffen einzig dem Himmel zu weihen, und gewannen damit die Erlaubniß, die Königstochter und ihre Jungfrauen auf der langen Reiſe begleiten und beſchützen zu dürfen.

Die Flotte war nun bereit, auf welcher die Blüthe des Landes unter frommen Liedern ſich einſchiffte; ſie überließ ſich ohne eigenmächtiges Lenken dem Hauche des Himmels, gelangte ſo zuerſt an die holländiſche Küſte, und ſchwamm dann weiter den Rhein herauf bis Köln, dem damaligen römiſchen Agrippinum. Alexander Severus herrſchte damals mit mildem Sinn gegen die Chriſten, und die fromme Schaar fand deshalb in dieſer römiſchen Kolonie eine ſo freundliche Aufnahme, daß ſie ſich am Ziele geglaubt hätte, wenn nicht ein zweites Traumgeſicht die Prinzeſſin nach Rom zu den Füßen des heiligen Vaters gerufen hätte. Die Ritter und Jungfrauen ſchifften ſich dem zu Folge abermals ein, und landeten bei Baſel, von wo ſie den weiten beſchwerlichen Weg über die Alpen zu Fuße antraten.

Freudig empfing ſie in Rom der Nachfolger Petri, — Cyriakus nennt ihn die Legende, —

und verkündete ihnen bald nach ihrer Ankunft, daß auch ihn eine unmittelbar vom Himmel geſandte Offenbarung berufen habe, der frommen Schaar ſich anzuſchließen, und ſie zurück an den Rhein zu begleiten, wo ihrer Aller die Märtyrer-Krone zum Lohne ihrer Frömmigkeit harre. Abermals machten ſich Alle auf den Weg, den heiligen Vater in ihrer Mitte. Die Alpen wurden wieder erſtiegen, Baſel erreicht, wo ihre Schiffe ſie erwarteten. Sie ſchifften ſich ein, ſie erreichten Köln wieder, doch Alexander Severus war indeſſen durch den Meuchelmörder Maximian gefallen, dieſer herrſchte jetzt, und eilte, von ſeinen barbariſchen Horden begleitet, der Chriſtenſchaar mit Tigerwuth entgegen. Unter den Keulenſchlägen, den Schwertern, den Pfeilen der Heiden, auf dem Felde von Köln oder auch in den kalten Wellen des Rheins ſtarben Alle freudig unter Abſingung heiliger Pſalmen den ſelbſt erwählten Tod für den Glauben; die Ritter, die Jungfrauen, ja der heilige Vater ſelbſt; die ſchöne Königstochter durchbohrte ein Pfeil von Maximian ſelbſt geſendet.

So erzählt die Legende, deren glänzendſte Momente Hemling mit ächt poetiſchem Sinn ergriff, um ſie mit geübter Hand auf dem der Heldin derſelben geweihten Heiligthume in vierzehn Gemälden darzuſtellen. Sechs der größern ſind, oben bogenartig abgerundet, auf den beiden langen Seiten des kirchenförmigen Reliquienkaſtens angebracht, auf jeder Seite drei; zwei ähnliche an beiden Giebelenden deſſelben, und den oben dachförmig ſchräg zuſammenlaufenden Deckel ſchmücken ſechs Medaillons, auf jeder Seite ein größeres zwiſchen zwei kleinen. Das erſte der Gemälde in der Geſchichtsfolge, eines von denen an der langen Seite des Kaſtens, zeigt uns Köln an den Ufern des Rheines, mit ſeinem Dom und ſeinen vielen Thürmen. Die Anſicht der Stadt, der Umgegend, vor allem des Doms, iſt mit ſo großer Treue aufgefaßt, daß ſogar noch jetzt, nach mehreren Jahrhunderten die Aehnlichkeit unverkennbar iſt. Auf dem halbvollendeten Thurm des Domes ſteht ſchon der zum Aufwinden der Steine beſtimmte Krahn, welcher noch in dieſem Augenblick als ewiges Wahrzeichen der Stadt, den unvollendeten Bau bezeichnet. Ein Theil des ſchon ausgeſchifften Gefolges nebſt vielen edlen Frauen und Bürgern erwarten am Ufer die Königstochter, welche eben herrlich geſchmückt den Kahn verlaſſen will. Eine ihrer Jungfrauen trägt ihr ein Schmuckkäſtchen vor, zwei andre halten die im Nachen ſich ausbreitende Schleppe ihres Hermelinmantels. Alles iſt Leben und friſche jugendliche Heiterkeit.

Ein anderes Seitengemälde zeigt uns die fromme Schaar, wie ſie bei Baſel anlandet. Ueberall herrſcht das frohe, rege Gefühl des Ausſchiffens, des Ankommens, des Weitergehens. Einige Jungfrauen und Ritter ſtehen ſchon gelandet am Ufer, andere gehen eben zum Thore der Stadt ein, noch andere erblickt man bereits jenſeit derſelben der Alpenkette zueilend, welche den fernen Horizont begränzt. Die edle Geſtalt der eben im Ausſteigen begriffenen Fürſtin Urſula erblickt man faſt nur im Rücken, ein wenig ſeitwärts gewendet; in ihrem und in noch zwei benachbarten Schiffen ſitzen ihre Gefährtinnen, ruhig den Ausgang erwartend.

Das nächſte Gemälde, eines der vorzüglichſten, zeigt uns die jugendliche Pilgerſchaar in Rom angelangt. Urſula nebſt einigen ihrer Jungfrauen knieen in Demuth hingeſunken an den Stufen des Tempels, auf welchen der heilige Vater mit ſeinem geiſtlichen Gefolge herabſteigt, um ſie würdig und freundlich zu begrüßen.

Auf einem andern Bilde iſt der weite Weg über die Alpen zum zweiten Mal wieder zurück gelegt. Wir finden Urſula und ihr Gefolge abermals vor Baſel, im Begriffe ſich zur Reiſe nach Köln einzuſchiffen. Der heilige Vater erſcheint zweimal auf dem Bilde, einmal wie er im Begriff ſteht das Schiff zu beſteigen; einer der beiden ihn begleitenden Kardinäle wirft ſich ihm zu Füßen, um von dem gefahrvollen Unternehmen ihn durch Bitten und Vorſtellungen abzuhalten. Das zweite Mal erblickt man ihn im Nachen neben der Prinzeſſin; der Kardinal ihm zur Seite ſcheint noch immer ihm eifernd zuzureden, der andre hält ſich ſtill und Gott ergeben hinter ihm. Unabſehbare Schaaren von Rittern und Jungfrauen kommen noch jenſeits der Stadt von den Alpen herab und ziehen dem Rheine zu, wo mehrere Schiffe ihrer warten.

Das fünfte Bild zeigt uns den Untergang alles dieſes jungen, frohen und frommen Lebens. Ritter und Jungfrauen, auf das mannichfaltigſte gruppirt, in unendlicher Abwechſelung der Stellungen, fallen, wie Blumen vor der vernichtenden Senſe, unter den blutigen Waffen heidniſcher Barbaren. Eine der Jungfrauen ſinkt, von einem Pfeil im Arm getroffen, eine andere verbirgt das Geſicht, um den Tod nicht zu ſehen, dem ſie doch nicht zu entgehen wünſcht, andere erwarten oder empfangen ihn in ſtiller Ergebung.

Auf dem ſechſten Bilde endlich, dem letzten der Seitengemälde, erblicken wir die Königstochter in Maximians Zelt; hoch und furchtlos wie ein Held, ſchön und fromm wie ein Engel ſteht ſie da, neben ihr einer ihrer Ritter, wie zu ihrem Schutze bereit, den ſie ſanft aber ernſt von ſich abweiſet. Maximian ſpannt den Bogen, der Pfeil ſucht ſein Ziel, aber wir ſehen ihn nicht fliegen, wir ſehen die Heldin nicht ſinken. Hemling wollte uns den Anblick des Untergangs der frommen königlichen Jungfrau erſparen, und begnügte ſich, nur die nächſte Nähe des ſchmerzlich ſchönen Augenblicks anzudeuten.

Auf dem einen Giebelfelde erblicken wir Urſula, wie die katholiſche Kirche ſie als Schutzheilige der Kindheit und der reinſten Unſchuld noch jetzt verehrt. In himmliſcher Schönheit und hoher

Anmuth ſteht ſie da und breitet den Königsmantel weit über ihre Jungfrauen aus, die vertrauensvoll zu beiden Seiten ſich ihr anſchmiegen. Die Taube ſchwebt über ihr, und der ewige Vater nebſt dem Sohne, drücken die Krone des Märtyrthums ihr auf das lichtumſtrahlte Haupt. In jedem der vier kleinen Medaillons auf dem dachförmigen Deckel des Reliquienkaſtens iſt ein wunderlieblicher Engel abgebildet, der mit Saitenſpiel das Lob der Heiligen feiert.

Das zweite Giebelbild zeigt uns die Königin der Himmel, Maria, mit dem Kinde im Arm, welches einen Apfel und eine Blume den zu ihren Füßen knieenden Urſulinernonnen hinreicht.

Jedes dieſer Gemälde, im Ganzen, wie in den Einzelheiten, vereint in verhältnißmäßig ſehr kleinem Raume die unbeſchreiblichſte Anmuth, die vollendetſte Ausführung, mit unübertroffner Wahrheit; und der Reichthum der Erfindung in allen dieſen mannichfaltigen faſt unzählbaren Gruppen übertrifft allen Glauben.

Außer dieſen Gemälden Hemlings in Brügge, bewahrte uns ein günſtiges Geſchick noch manches ſeiner unſchätzbaren Werke in andern Städten.

Herr von Bettendorf in Aachen beſitzt in ſeiner reichhaltigen Sammlung deren mehrere, einigen unter dieſen giebt die frühe Zeit ihrer Entſtehung ein um ſo höheres Intereſſe, da wir in ihnen des Meiſters Beginnen auf ſeiner ſpäterhin ſo glorreich vollendeten Bahn deutlich erkennen, andere zeigen ihn uns am Ziele derſelben. Zu Letztern gehört eine Darſtellung des Propheten Elias. In einer von Hemlings köſtlichſten Landſchaften, das Haupt auf die Hand geſtützt, ruht der kräftig ſchöne Alte mit langem ehrwürdigen Bart, deſſen Geſichtszüge, mit denen des heiligen Chriſtophs auf einem andern in der Boiſſeréeſchen Sammlung befindlichen Gemälde von Hemling, eine auffallende Aehnlichkeit zeigen. Ein ſchön beſchwingter neben ihm ſtehender Engel in weißem Gewande legt ihm die Hand auf die Schulter, um ihn zur Wanderung in die Wüſte aufzufordern. Der Alte ſchläft, die leiſe Berührung erweckt ihn nicht gleich, aber die Seele iſt ſchon im Erwachen, die Erſcheinung des himmliſchen Boten ſchwebt wie ein Traumgeſicht ihr vor. Weiterhin, in einem entfernteren Grunde der Landſchaft und durch die Ferne verkleinert, erblicken wir den Propheten noch einmal den fernen Gebirgen einſam zuwandernd.

Die Feier des Oſterlamms in einer iſraelitiſchen Familie iſt der Gegenſtand des zweiten der oben erwähnten Gemälde und gehört zu dem vollendet Herrlichſten, was von Hemling bis auf unſre Zeit gekommen iſt. An dem gedeckten Tiſche, auf welchem nach dem jüdiſchen Geſetze neben dem Oſterlamm auch Brod, grüne Blätter und einige Becher ſich befinden, ſteht der in orientaliſcher Tracht vornehm und prächtig gekleidete iſraelitiſche Hausvater, im Begriff das Oſterlamm zu zerlegen. Neben ihm ein nicht minder reich geſchmückter Greis mit langem ehrwürdigen Barte. Ein jüngerer Iſraelit, ebenfalls in reicher feſtlicher Kleidung, ſteht neben dieſem, den Reiſeſtab in den Händen, nach dem Ritus der Juden bei dieſem zum Andenken der Auswanderung aus Egypten geſtifteten feierlichen Mahl, welches ſtehend und gleichſam reiſefertig genoſſen werden muß. Zwei Frauen ſtehen noch auf der andern Seite neben dem Hausvater; beiden ſieht ein hinter ihnen ſtehender Mann über die Schultern weg, und ein die Aufwartung bei der Tafel beſorgender Knabe tritt zur halb geöffneten Thüre hinein, durch welche man hinaus ins Freie blickt. Eine Darſtellung der Marter des heiligen Erasmus, ſo trefflich ſie gemalt iſt, konnte ich, wegen der Abſcheu erregenden Widerwärtigkeit des Gegenſtandes, nicht genau genug betrachten, um hier viel darüber zu ſagen. Hoffnung und fromme Ergebung ſind im Geſichte des Märtyrers vortrefflich ausgedrückt, außerordentlich gefühlvoll gedacht und herrlich ausgeführt das ſchöne bleiche Profil eines hinter dem Heiligen ſtehenden jungen Kriegers, der, von Abſcheu ergriffen, den Blick abwendet, und eines andern neben ihm, der den Schauder, den er empfindet, verhehlen möchte und ſich zurück zieht, um das Gräßliche nicht zu ſehen.

Herr von Liewersberg in Köln beſitzt in ſeiner Sammlung acht alte auf Goldgrund gemalte Darſtellungen der Leidensgeſchichte Chriſti, aus der früheſten niederrheiniſchen an den Meiſter des Dombildes in Köln ſich anſchließenden Zeit, in welcher der ſtarre ſteinerne Styl der byzantiniſchen Schule vor dem warmen Hauch ächten Lebens ſich aufzulöſen begann. Aus einigen dieſer Tafeln geht nun Hemlings frühere Bildung nach den Muſtern dieſer

Schule auf das deutlichſte hervor. Vor allen aus einem, welches die Gefangennehmung Chriſti darſtellt. Judas ſteht etwas hinter ſeinem Herrn, als wolle er ſelbſt im Momente, da er den verrätheriſchen Kuß ihm giebt, ſich noch vor deſſen Augen verbergen. Ein Gerichtsdiener ergreift den Heiland bei der Bruſt, ein andrer faßt ſein Gewand um ihn fortzuziehen, während Petrus über Malchus das Schwert ſchwingt. Alles dieſes geht im Vorgrunde ziemlich auf einer Linie vor; hinter derſelben erblickt man das empörte, mit Schwertern und Stöcken bewaffnete Volk. Eine gleiche Anordnung des nämlichen Gegenſtandes, nur freier und mit größrer Wahrheit behandelt, finden wir auf einem Gemälde Hemlings beibehalten, welches, aus ſeiner früheren Zeit ſtammend, ſich in Köln in der Sammlung des Herrn Paſtors Fochem befindet. Freilich ſind Hemlings Geſtalten edler, lebendiger, grandioſer, das Kolorit wahrer und kräftiger, Schatten und Licht ausgeſprochner und beſſer verſchmolzen, als bei dem alten niederrheiniſchen Maler, doch die Kompoſition iſt augenſcheinlich jener nachgebildet.

In Löwen, wo Hemling ſpäterhin höchſt wahrſcheinlich längere Zeit lebte, befindet ſich noch eine aus mehreren Abtheilungen beſtehende Reihefolge ſeiner Gemälde. Die Anordnung des mittelſten Bildes, einer Darſtellung der Einſetzung des Abendmahls, gehört wieder urſprünglich einem jener acht Gemälde des Herrn Liewersberg in Köln. Chriſtus ſitzt an der Mitte der Tafel, ihm zu beiden Seiten zwei Apoſtel, gegen ihm über noch zwei, und drei an den beiden ſchmalen Ecken des Tiſches. In der obern Abtheilung über dieſer iſt der Märtyrer-Tod des heiligen Erasmus dargeſtellt. Die untere Abtheilung iſt wieder dreifach zertheilt. In der Mitte ſind die Jünger von Emaus abgebildet, zu beiden Seiten, betend auf den Knieen, die Familie des Donators.

Dieſe Gemälde hängen ſo hoch, daß es ſchwer wird, ſie von unten deutlich genug zu erkennen, um in alle ihre Einzelheiten einzugehen; doch der Direktor der Zeichen-Akademie in Löwen, Herr Profeſſor Geets, hat es ſich möglich gemacht, ſie in der Nähe zu ſehen. Nach ſeinem gewiß ſehr gültigen Urtheile iſt die Zeichnung lobenswerth und in Allem der Natur getreu; die Köpfe ausdrucksvoll, der des Judas beſonders charakteriſtiſch, der edle Kopf des Heilands höchſt vollendet, und wahrhaft göttlich zu nennen. Das Kolorit iſt friſch, angenehm und der Natur gemäß, die Schatten ſind klar und verſchmolzen; die Ausführung gleicht in allen Einzelheiten der feinſten Miniatur, und nirgend zeigt ſich eine Spur ängſtlicher Kleinlichkeit oder manierirten Weſens.

Dieſes Urtheil gilt nicht nur von dieſen, ſondern von allen Werken Hemlings, nur die Jünger von Emaus, in dieſer Reihefolge von Gemälden, machen hierin eine Ausnahme. Dieſe ſind ſchwach, und tragen keine Spur ſeiner gewohnten Meiſterſchaft. Wahrſcheinlich wurden ſie von Hemling nur angelegt, und er mußte vielleicht bei ſeiner ſchnellen Abreiſe von Löwen nach Spanien das Bild unvollendet laſſen, welches dann einem andern Künſtler zur Vollendung übergeben ward.

Freilich läßt es ſich nicht mit Gewißheit behaupten, daß Hemling in einem ſchon ziemlich hohen Alter nach Spanien gereiſet ſey, und dort das Ende ſeiner Tage gefunden habe, doch ſind viele Gründe vorhanden, die es als höchſt wahrſcheinlich anſehen laſſen, und ich kenne keinen einzigen, der dieſe Wahrſcheinlichkeit widerlegte.

Den bedeutendſten Beweis für Hemlings Aufenthalt in Spanien gewährt uns Don Alonzo Ponz, Sekretär des Königs und der Akademie von St. Ferdinand, in ſeiner Viage de Espano, en quo se da noticia de les cosas mus apréciables y dignas de saberse gue hay en ella. Von dieſer Reiſebeſchreibung erſchien zu Madrid in den Jahren 1776 bis 1794 eine zweite Ausgabe in Octav in achtzehn Bänden mit Kupferſtichen.

Don Alonzo Ponz ſpricht in dieſem Werke mit ziemlicher Ausführlichkeit von dem Karthäuſerkloſter Miraflores nahe bei Burgos. Zu dieſem Kloſter lieferte, zufolge ſeiner Erzählung, ein deutſcher Baumeiſter im Jahre 1454 den Plan, und erhielt dafür 3350 Maravedis. Dieſer Baumeiſter hieß Johann von Köln, und war mit dem Biſchof von Karthagena, Don Alonzo, bei deſſen Rückkehr vom Baſeler Konzilium nach Spanien gekommen. Ihm folgte Garcias Fernandez de Matienzo als Baumeiſter, und dieſem Simon, der Sohn Johanns von Köln.

In dem Chor dieſer Karthauſe fand Don Alonzo Ponz einige ſehr alte Gemälde an einem Altar, deren hohe Vortrefflichkeit ſeine ganze Aufmerkſamkeit rege machte. Sie ſtellten Epochen aus dem Leben Johannes des Täufers dar, welches Hemling, wie bekannt, oft und mit ausgezeichneter Liebe behandelte, wahrſcheinlich weil er dieſen ſeinen Namensheiligen beſonders verehrte. Don Alonzo Ponz fühlte ſich durch den edlen Ausdruck der Geſtalten, die hohe Vollendung jeder Einzelheit, und die ſeltne Pracht der noch ganz friſch erhaltnen Farben dieſer Gemälde höchlich angezogen. Er bemühte ſich um Nachricht von dem Meiſter, der in früher Zeit ſo Hohes vermochte, und fand bald was er ſuchte in dem Archive des Kloſters Miraflores.

Ein Maler, Juan Flamenco, (Johann der Flamänder,) heißt es darin, hat dieſe Gemälde im Jahr 1496 begonnen, und im Jahr 1499 vollendet. Er erhielt dafür, außer den dazu nöthigen Holztafeln, die ihm vom Kloſter geliefert wurden, noch 26735 Maravedis für ſich und ſeine Gehülfen.

Nun aber iſt außer Hans Hemling in jener Zeit kein niederländiſcher Maler bekannt, der die Lobſprüche verdienen konnte, welche Don Alonzo Ponz jenen Gemälden in Miraflores giebt; der

Vornamen des Meiſters, die Wahl des Gegenſtandes, die Eigenſchaften, welche vorzugsweiſe an jenen Tafeln gerühmt werden, Alles dient dazu, uns in der Vermuthung zu beſtärken, daß Hemling ſie wirklich malte. Vielleicht haben ſelbſt die eben erwähnten deutſchen Baumeiſter, Johann, oder deſſen Sohn Simon von Köln, Hemling früher gekannt und ſeinen Ruf nach Spanien veranlaßt. Auch iſt es ſehr denkbar, daß der junge Philipp von Spanien bei ſeiner Huldigung als Herzog von Brabant, welche in Löwen ſelbſt im Jahr 1494 vor ſich ging, den berühmten Hemling dort kennen lernte und ihn mit ſich nach Spanien führte, einem Lande, wo auch ſpäterhin die Meiſter ſeiner Schule in hohen Ehren gehalten wurden.

Gewiß hatte der um das Jahr 1439 geborne Hemling ſchon ein bedeutendes Alter erreicht, als er die Reiſe nach Spanien unternahm, um dort im Jahr 1499 vielleicht ſein letztes Werk in der Karthauſe von Miraflores zu vollenden. Seine Rückkehr in die Heimath iſt nicht denkbar, und wahrſcheinlich fand ſeine Aſche unter den Pinien von Miraflores ihre Ruheſtätte, neben den Gräbern der ſtummen Brüder, deren ewigem Schweigen geweihten Wohnſitz er ſchmückte. Auch ſeine Gemälde exiſtiren ſchwerlich noch in Miraflores; Plünderung, Feuer und Schwert haben ſeit Don Alonzo Ponz Reiſe oft dort gewüthet, man weiß gewiß, daß ein franzöſiſcher General im letzten Kriege den Befehl gab, das Kloſter anzuzünden, und wenn gleich die feſten alten Mauern vielleicht damals widerſtanden, wie vernichtend mögen nicht dennoch die letzten innern Unruhen in ihren Ruinen gewaltet haben.

Bis jetzt war in dieſen Blättern von Gemälden Hemlings die Rede, welche theils die Niederlande, theils ſüdlichere Gegenden bewahren, doch auch die Boiſſeréeſche Sammlung in München beſitzt eilf Tafeln dieſes hohen Meiſters, deren Anblick Jedem die Wahrheit alles deſſen verbürgt, was zum Lobe der übrigen geſagt werden kann.

Zwei Flügelbilder in dieſer Sammlung, zu denen das Mittelbild fehlt, bildeten mit dieſem wahrſcheinlich einen auf das Abendmahl Bezug habenden Zyklus. Auf dem erſten derſelben erblicken wir den Patriarchen Abraham, ſtolz und kühn tritt er an der Spitze ſeines Haushalts dem Könige Melchiſedeck entgegen; Kinder und Kindeskinder, ein unabſehbarer Zug, bilden zu Roß und Wagen ſein Gefolge, einer ſeiner Söhne, reich gewapnet, ſteht neben ihm. Abraham, noch in kräftigem Mannesalter, mit braunem Haar und ſchönem Bart, in reicher kriegeriſcher Tracht, berührt nur mit der Hand den helmartigen Kopfſchmuck, um den König zu begrüßen, der, glänzend in orientaliſcher Pracht, vor dem frommen Helden das Knie beugt, indem er ihm zum Pfande freundlicher Geſinnungen Brod und Wein entgegen bringt. Die zweite Tafel zeigt uns den die Iſraeliten vom Hungertode errettenden Manna-Regen, doch ſcheint der Meiſter mit poetiſchem Geiſt dieſes Wunder mehr ſymboliſch ergriffen zu haben; denn nirgend auf dieſem Bilde iſt eine Spur von einer durch wirklichen Mangel erzeugten Begier zu erblicken, nirgend drängt und ſtößt ſich das ſammelnde Volk, wie man wohl ſonſt es auf Darſtellungen dieſes Wunders zu ſehen gewohnt iſt. Die Ueberzeugung, ſichtbar unter dem unmittelbaren Schutz des Königs der Könige zu ſtehen, verdrängt für den Moment das Gefühl irdiſchen Bedürfens. Sehnen und Fürchten, Unmuth und Sorge ſind verſchwunden und frommes Vertrauen erwärmt jedes früher troſtlos verzweifelnde Herz. Darum gleicht das Ganze eher einer religiöſen Feier als dem Abhelfen einer drückenden Noth, denn der Anblick des Wunders allein erhebt ſchon dieſe Menſchen über ſich ſelbſt und über das Leben auf Erden. Flammend bricht die Morgenröthe auf dieſer Tafel der glühend heißen Wüſte hervor, in einem, jeden ſonſt nur denkbaren Farbeneffect übertreffenden Glanz; und doch erbleicht dieſer Glanz vor dem Gluten-Meer, aus welchem auf dieſem nämlichen Bilde Jehova ſtralend vom Himmel auf ſein Volk herabblickt. Der Effekt des Lichts iſt blendend im beſtimmteſten Sinne des Worts, und ich zweiſle, ob je ein Maler etwas Aehnliches hervorbrachte. Der Hintergrund der ſüdlichen Landſchaft erhebt ſich terraſſenartig und überall in der Ferne treten die Iſraeliten aus Höhlen und Gebüſchen hervor, die ihnen bei nächtlicher Zeit ein Obdach gewährten. In feierlicher Stille ſammlen einige den Segen des Himmels, andre vergeſſen in frommem Gebet der Gabe, um dem Geber zu danken, deſſen Glorie ſie umſtrahlt. Vier das Manna ſammelnde Figuren im Vorgrunde künden ſich durch Tracht, Anſtand und Geſtalt als Fürſten des Volkes an. Die eine von ihnen, eine reich gekleidete Frau von ſehr edlem Anſehen, ſteht hoch und ſchön zur linken Hand des Gemäldes; ſie trägt ein rothes goldgeſticktes Gewand, darüber einen durchſichtigen Flor, auf dem Haupt einen weißen Turban, deſſen Ende ſchleierartig herabfällt, und unter dem Kinn durchgehend wieder an den Turban befeſtigt iſt. Ein neben dieſer Frau ſtehendes Kind hebt bittend die Händchen zu ihr auf, doch ſie, von der Feierlichkeit des Moments ergriffen, ſcheint ihm Schweigen zu gebieten. Ein ſehr edler ſchöner Mann, in reichem orientaliſchen Schmuck, ſammelt neben ihr, tief zur Erde gebückt, das Himmelsbrod; neben ihm ſteht eine andre ſehr anmuthige weibliche Figur, mit einem geſchmackvoll geordneten turbanartigen Kopfputz. In einiger Entfernung im Mittelgrunde zeigt ſich eine dieſer ähnlichen Gruppe, welcher ſich die ganz kleinen Figuren im Hintergrunde anſchließen.

Ein großes Gemälde Hemlings in dieſer Sammlung, eine ſeiner Epopeen, vielleicht die reichhaltigſte welche er je malte, pflegten die ehemaligen Beſitzer gerne nur nach und nach theilweiſe den

Kunſtfreunden zu zeigen, und ſelbſt ſo iſt es ſchwer, jede der vielen mannichfaltigen Gruppen auf dieſer Tafel vollkommen aufzufaſſen, obgleich alles klar und folgerecht neben einander ſteht, nirgend Verworrenheit das Auge blendet.

Dieſes Bild für ſich allein bildet eigentlich eine ganze Gallerie, welcher man viele Tage weihen möchte. Es iſt eine wahre Fundgrube für Maler, welche um Stoff und Kompoſition zu ihren Gemälden verlegen ſind, denn aus jeder dieſer Gruppen könnten eben ſo viele Meiſterwerke entſtehen, ohne etwas anderes als den Maasſtab derſelben zu verändern. Man ſagt, daß fünfzehnhundert verſchiedene Geſtalten auf dieſer Tafel ſich entdecken laſſen, der Augenſchein bekräftigt die Möglichkeit der Behauptung, doch wer vermöchte hier nachzuzählen!

Dieſes Bild iſt kaum eine Landſchaft zu nennen, es iſt die treuſte Abbildung des Lebens und der Welt, ihrer Herrlichkeit und Pracht, ihrer Mühe und Arbeit. Dem ungewaffneten Auge kaum ſichtbar ſtehen die weiſen Könige des Morgenlandes im fernſten Hintergrunde, jeder auf ſeinem Berge, den wunderbaren Stern beobachtend. Sie ziehen herab, ſie kommen näher und näher zu Lande, auf Strömen, wir ſehen ihren ganzen Weg, ihr ganzes reiches Gefolge. Auf dem Kalvariberg ſehen wir ſie, wie auch die Legende es erzählt, alle drei, wenn auch auf verſchiednen Wegen angelangt, im nämlichen Moment zuſammen treffen. Sie erkennen einander, ſie erblicken Jeruſalem zu ihren Füßen liegen, und eilen nun vereint weiter. Wir ſehen ſie auf Brücken über breite Ströme ziehen, wir ſehen ſie bei Herodes einkehren, der ihnen den Weg nach Bethlehem bezeichnet. Dazwiſchen geht das Leben der Bewohner des Landes, welches ſie durchziehen, immerfort den gewohnten Gang; die Leute ſäen, erndten und tragen das Korn zur Mühle. Wanderer beleben die Straßen, Hirten und ihre Heerden die Felder; wir ſehen Städte, Dörfer, Ströme, Paläſte, in einer in Frühlings-Reiz grünenden und blühenden Gegend. Im Vorgrunde endlich erblicken wir die Könige am Ziel, ſeitwärts eine unbeſchreiblich reizende Gruppe von Hirten, denen Engel das Heil der Welt verkünden. Dann erblicken wir die heilige Familie auf der Flucht nach Egypten, wir ſehen die Krieger des Herodes, welche von den

Landleuten, denen ſie begegnen, den Weg der Flüchtigen zu erforſchen ſuchen; es folgt der Kindermord. zu Bethlehem, und ſo nach und nach alle Hauptepochen des Lebens und Leidens Chriſti bis zu dem Momente, wo er vor den Augen der anbetenden Jünger von einem Hügel aufwärts zum Vater ſchwebt. Nun folgt die bei Gelegenheit des in Herrn Paſtor Fochems Sammlung befindlichen Manuſkripts erwähnte Ausgießung des heiligen Geiſtes über die um die Mutter ihres Herrn verſammelten Jünger, und ſeitwärts zur rechten Hand mehrere Hauptzüge aus dem Leben derſelben, wie die Legende unter dem Namen ihrer ſieben Freuden und ſieben Schmerzen ſie auf unſre Zeiten brachte; zuletzt ihr frommer ſchöner Tod, in der Mitte der Jünger ihres göttlichen Sohnes. Man müßte dieſem Bilde ein eignes Buch weihen, um jede ſeiner zahlreichen und mannichfaltigen Darſtellungen gehörig zu würdigen und zu beſchreiben. Alle dieſe viele hundert, oft kaum einen Zoll hohe Figürchen, bewegen ſich, gruppiren ſich, in unbeſchreiblicher Wahrheit, keinem fehlt es an Ebenmaas und Ausdruck, alle, bis in die kleinſten Einzelheiten, der Gewänder, der Haare, ſind ausgeführt wie die feinſte Miniatur. Nichts iſt bunt, verworren oder kleinlich und das Ganze dieſes wunderbaren Bildes reine Harmonie und unausſprechliche Wahrheit.

Minder umfaſſend, aber nicht minder erfreulich, iſt ein aus drei Tafeln beſtehendes kleines Altargemälde Hemlings in dieſer Sammlung, deſſen Hauptfiguren höchſtens eine Elle hoch ſind. Das Mittelbild zeigt uns ebenfalls die drei Könige zu den Füßen des göttlichen Kindes. Die Mutter ſitzt in der Vorhalle eines verfallnen edlen Gebäudes, von Tauben umflattert, von Blumen und duftigen Kräutern in ſüdlicher Fülle umblüht; vor ihr die würdigen bärtigen Geſtalten der in Demuth anbetenden Weiſen des Morgenlandes. Doch ſo ſehr dieſes ſchöne Gemälde, allein geſehen, Jeden entzücken müßte, ſo wird deſſen Zauber dennoch von der höheren unausſprechlichen Schönheit der beiden zu demſelben gehörenden Flügelbilder übertroffen.

Johannes der Täufer, eine ſehr edle, leicht mit Fellen bekleidete Geſtalt, ſteht auf dem erſten derſelben, das weiche ſchneeweiße Lamm im Arm, ernſt vorwärts blickend, am Rande eines hell und klar durch üppig wachſende Blumen und Kräuter hinrieſelnden Felsbaches. Man hört das Plätſchern der kleinen kryſtallhellen Wellen, man ſieht auf dem ſandigen Grund die Fiſchchen zwiſchen bunten Kieſeln ſpielen. Eine ſchöne Lilie ſproßt neben dem Heiligen aus dem Graſe auf, und überhaupt trägt jede Pflanze, jede Blume des Vorgrundes den eigenthümlichen Charakter. Kein Zug dieſes köſtlichen Gemäldes, der nicht voll zarter und ernſter Andeutungen einer nahen, die Welt beglückenden Zukunft wäre. Das ahnende Erwarten derſelben ſpricht ſich vor Allem in dem ſchönen, edlen, ausdrucksvollen Kopf des Heiligen aus, doch auch allem Uebrigen lieh hier der begeiſterte Künſtler eine jedem Volke verſtändliche Sprache.

Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen, noch fehlt ihr belebendes Licht, aber die ganze herrliche, reich blühende Gegend ſchwimmt im roſigen Schimmer einer Morgenröthe, die den ſchönſten heiterſten Tag verſpricht; neben dem Heiligen auf einem Felſenſtück ſitzt ein Eisvogel, der Verkündiger guter Zeit. Im Bache, dicht am Ufer, eilt eine ſchöne kleine Schlange hinter einer Eidechſe her; in vielen Gegenden iſt dieſes kleine Thier als Vorläufer der Schlangen allbekannt, und wenn man, von den ſchädlichen Eigenſchaften einiger Schlangen abgeſehen, ſich erinnert, daß auch im alten Teſtament Chriſtus durch die erhöhte eherne Schlange vorgebildet ward, deren Anblick Sterbende geſund machte, und daß Johannes ſein Verkünder iſt, ſo erſcheint dieſe ganz natürlich herbeigeführte Allegorie ſo ſinnreich, als eine des Alterthums. Und dieſes Bild gewährt deren noch viele.

Auf dem zweiten Flügelbilde, dem herrlichſten unter dieſen dreien, ward das klare Bächlein der vorigen Tafel zum breiten reißenden Strom, der, aus dem Hintergrunde zwiſchen hohen Felſenufern daher ſtrömend, und im Vorgrunde zu beiden Seiten von noch gewaltigern Felſen begränzt, den größten Theil des Raumes ausfüllt. Der fromme Rieſe Sanct Chriſtophorus ſchreitet faſt mitten in den ſchäumenden Wogen mühſam fort; im purpurrothen aufgeſchürzten Gewande, auf ſeinen mächtigen Stab gelehnt, blickt er nach dem wunderſamen Kinde auf ſeiner Schulter um, deſſen unbegreifliche Schwere ihn beinahe niederdrückt.

Sanct Chriſtoph iſt keines jener aufgedunſenen Wolkenbilder, wie ſie die allerneuſte Kunſt uns zuweilen zeigt, er iſt ein wirklicher Rieſe, mächtig und ſtark, und Jeder ſieht deutlich, daß keine natürliche Laſt ſolcher Art dieſen kräftigen Sehnen und Muskeln zu ſchwer werden konnte. Der Ausdruck freundlicher Verwunderung in dem frommen treuherzigen Geſicht des Rieſen iſt höchſt anziehend; doch wahrhaft göttlich groß, bei aller kindlichen Anmuth, iſt der junge, etwa drei Jahr alte Chriſtus. Das lichte Köpfchen von himmliſcher Glorie umfloſſen, hebt er die erhobne Rechte gen Himmel, indem er die ernſten Worte ausſpricht: — „Du trägſt den Herrn der Welt.“ — Oben auf dem hohen Felſenufer ſteht eine Einſiedelei, der ſie bewohnende Eremit vernahm das Geräuſch auf dem Waſſer, er eilte hinaus und ſteht über die Felſenwand gebogen, ſein ſchwaches Lämpchen hinaushaltend. Aber im nämlichen Moment ſteigt die Sonne in ſiegender Pracht aus dem unabſehbaren Wellenbette. Der Strom wird zum Lichtmeer, und die erfreute Welt, ſtrahlend im Glanze des Himmels, bedarf nicht mehr des künſtlichen ſchwachen Lichts des in der Dämmerung Wohnenden.

Kein Miniaturbild, kein berühmtes Kabinetsſtück der fleißigſten niederländiſchen Meiſter ſpäterer Zeit, kann bis in die kleinſten Einzelheiten zarter und vollendeter ſeyn als dieſe unbeſchreiblich herrlichen Bilder bei möglichſter Großheit der Zeichnung und des Ausdrucks, und bei der blendendſten Farbenpracht es ſind. Sie ſind ein Juwel, ein Kleinod, deſſen Glanz man geſehen haben muß, um daran zu glauben.

Außer dieſen ſechs Gemälden Hemlings beſitzt die Boiſſeréeſche Sammlung von dieſem Meiſter noch eine Auferſtehung Chriſti, drei Fuß fünf Zoll hoch, einen Evangeliſten Johannes von derſelben Größe, und, grau in grau gemalt, eine heilige Katharina und eine heilige Barbara. Jedes derſelben iſt ſeiner würdig, doch eile ich an ihnen vorüber zu dem göttlichſten erhabenſten Chriſtuskopf, der je einem Sterblichen vorgeſchwebt hat und von ihm dargeſtellt wurde.

Minder jugendlich aufgefaßt, könnte er für einen Gott Vater gelten, doch den Ausdruck deſſelben, dieſen innigen Verein göttlicher Hoheit und unendlichen Erbarmens der ewigen Liebe ſprechen Worte nicht aus. Ehrfurchtsvolle Schauer ergreifen Jeden vor dieſem wunderbaren Bilde; Unedles oder Gemeines in ſeiner Nähe nur zu denken, muß unmöglich ſeyn, denn die wunderklaren leuchtenden Augen blicken uns in die tiefſten Tiefen der Seele, mit faſt ſtrafendem Ernſt. Die höchſte Schönheit des zum vollkommenſten Mann herangereiften Jünglings tritt hier uns entgegen, obgleich wir dabei die Unmöglichkeit fühlen, dieſer Geſtalt irgend im Leben zu begegnen, denn ſie iſt die eines jugendlichen Gottes, für menſchliche Leiden und Freuden, ſelbſt für menſchliche Tugend zu erhaben.

Wie dieſes wunderbare Bild gemalt iſt, bleibt ein Räthſel; je länger man es betrachtet, je lebendiger wird es; man lobt ja das Waſſer eines Diamanten, ich möchte dieſen Ausdruck borgen, indem ich von den Augen dieſes Chriſtus ſpreche; nie, ſelbſt nicht in der Natur, meine ich ähnliches geſehen zu haben.

Uebrigens gleicht dieſer Chriſtuskopf auf das genaueſte dem hundert und fünfzig Jahre nach Chriſto bereits in der Kirche angenommenen Typus deſſelben. Das Bild, über welches der Papſt noch alljährlich in Rom die Weihe ausſpricht, ſo wie alle alten Chriſtusbilder der neugriechiſchen Schule tragen dieſelben Züge, ja ſelbſt das dunkle furchtbare Haupt auf dem Schweißtuch jener heiligen Veronika, welche Goethe uns als den höchſten Gipfel byzantiniſcher Kunſt im erſten Heft ſeines Werks über Kunſt und Alterthum ſo anſchaulich darſtellt. Ich habe dieſe beiden Gemälde mit einander lange und aufmerkſam verglichen, und es läßt ſich nicht wegleugnen, jenes meduſenartige braune Haupt, in aller ſeiner wunderſamen Verzogenheit, zeigt dennoch die höchſte Aehnlichkeit mit dieſer ſchönen Geſtalt in der höchſten Blüthe jugendlicher Kraft.

Die Traditionen von der eigentlichen Geſtalt des Heilands ſind vielfältig und auf mannichfache Weiſe bis auf unſre Tage gekommen. Die merkwürdigſten derſelben hat Johann Reiske, Rector zu Wolfenbüttel, im Jahr 1685 geſammelt, und ihnen unter dem Titel de imaginibus Jesu Christi ein gelehrtes und gründliches Werk gewidmet. Einige dieſer Beſchreibungen ſcheinen mit ſo ächt phyſiognomiſchem Sinn und mit ſo individuellen Zügen aufgefaßt, ſie ſtammen aus ſo grauer, den Tagen Chriſti naher Vorzeit, ſie tragen ſo gan den Stempel einfacher Wahrheitsliebe, daß es beinahe unmöglich wird, ihnen in der Hauptſache allen Glauben zu verſagen, wenn gleich ſich Gründe finden, die es mehr als zweifelhaft machen, daß zum Beiſpiel folgender Brief gerade vom Conſul Lentulus geſchrieben ſey, welcher fünf und zwanzig Jahre nach Chriſti Geburt lebte, und ihn perſönlich gekannt haben konnte. Ich laſſe dieſen Brief um ſo lieber hier folgen, als er die Hauptzüge des Hemlingſchen Chriſtuskopfes weit beſſer beſchreibt als ich es vermöchte.

Brief des Conſul Lentulus.

Es hat ſich bei uns hervorgethan und lebt noch ein Menſch von vielen Tugenden, den man Jeſus nennt, welcher von vielen Leuten ein Prophet der Wahrheit, von ſeinen Jüngern aber Sohn Gottes genannt wird. Dieſer erwecket die Todten und heilet die Kranken. Er iſt anſehnlich, lang von Wuchs und von ſolchem Anſehen, daß ihn Jedermann liebet und fürchtet. Er hat bräunliche Haare, wie die Farbe einer reifen Haſelnuß, oben glatt und dunkel, doch unten zu etwas kraus und heller um die Schultern, auf dem Haupte getheilt, nach Art der Nazaräer;

eine freie Stirn und munteres Angeſicht, ohne Runzeln und Flecken, mit einer mäßigen Röthe geziert; Naſe und Mund ſind ohne Tadel, ſein voller Bart, dem Haupthaare ähnlich, iſt nicht lang und in der Mitte geſpalten. Er iſt aufrichtigen und beſtändigen Geſichts, von großen klaren Augen, entſetzlich wenn er beſtraft, liebreich und ſanftmüthig wenn er ermahnt, fröhlich, doch mit einem anſtändigen Ernſt; man hat ihn niemals lachen geſehen, wohl aber zum öftern weinen; er ſpricht wenig, aber Alles mit Anſehn; ſeine Geſtalt iſt vortrefflich vor allen Menſchenkindern.

Auf höchſt überraſchende Weiſe fand ich in Berlin, in der nämlichen reichen Sammlung, welche auch die unſchätzbaren Seitentafeln des Gentner Gemäldes von van Eyck beſaß, und jetzt in dem dort neu erbauten Muſeum aufgeſtellt iſt, den deutlichſten Beweis, daß Hemling, durch jene alte Beſchreibungen geleitet, ſeinen wunderbaren Chriſtus malte. Für dieſen Beweis nämlich mußte ich einen Chriſtuskopf anſehen, den ich dort fand mit folgender Unterſchrift. **Johes de eyk me fecit et apleivit anno 1438. 31. January AAE. IXII. XAN. Primus et Novissimo.**

Dieſer Kopf, der auch ohne die Unterſchrift für eines der Meiſterwerke Johann van Eycks gelten müßte, ſchien mir jenem von Hemling ſo durchaus ähnlich, daß ich ihn für den nämlichen gehalten hätte, ohne die Kruſte von Kerzendampf und Staub, welcher ihn noch verdunkelt, da hingegen der, welchen die Herren Boiſſerée beſaßen, von allen jenen Unbilden befreit, in blendender Friſche der Farben ſtrahlt, als käme er eben von der Staffelei. Wahrſcheinlich würde ſich mancher Unterſchied zwiſchen beiden Gemälden entdecken laſſen, wäre es möglich ſie neben einander zu ſtellen, doch ſo dünkte mir die Aehnlichkeit täuſchend, nur daß mir [illegible] Berliner Gemälde bei genauer Betrachtung minder groß vorkam als das der Boiſſeréeſchen Sammlung. Jedes dieſer Gemälde iſt zu vortrefflich, zu ſichtlich und unwiderleglich von Meiſterhand, als daß man eines für die Kopie des andern halten könnte, und ſo iſt denn nur denkbar, daß das nämliche Ideal, aus alten Traditionen und Bildern geſchöpft, beide groſſe Meiſter zu höchſt ähnlicher Darſtellung ihres göttlichen Gegenſtandes begeiſterte.

Quyntin Meßis.

Kein freundlicher Stern leuchtete der Geburt und der Kindheit des armen Quyntin; Dunkelheit und Armuth empfingen ihn, als er um das Jahr 1450 zu Antwerpen ins Leben trat. Sein Vater, ein armer Handwerker, ſtarb, da Quyntin als unmündiges Kind dieſen Verluſt noch nicht zu empfinden vermochte, und ſeine Mutter erzog ihn unter Kummer, Mangel und Sorgen, bis er kräftig genug ſchien, um bei einem Handwerker die Lehrjahre antreten zu können. Sie brachte ihn in dieſer Abſicht zu einem Schmied, wahrſcheinlich weil auch ſein Vater dieſes Gewerbe betrieben hatte; dort wuchs er vollends heran, bei ſchwerer Arbeit und grober Koſt, theilte, ſobald er es vermochte, den ſauer erworbnen kärglichen Lohn mit ſeiner Mutter, die mit ihm Haus hielt, und die er herzlich liebte und ehrte, und führte ſo ein dunkles, kümmerliches Leben, bis in ſein zwanzigſtes Jahr.

Die ſchwere Arbeit am Ambos mochte dem von der Natur einer höhern Beſtimmung geweihten Jüngling wenig zuſagen; das mühevolle Leben, die gewaltige körperliche Anſtrengung, zu welcher kindliche Liebe ihn trieb, griffen ihn heftig an, ſeine Kräfte erlagen und er fiel in eine tödtliche Krankheit. Lange lag er ſchwer und gefährlich krank in der ärmlichen Hütte ſeiner troſtloſen Mutter, die nun, da ſie ihrer einzigen Stütze beraubt war, nicht mehr wußte, wie ſie für ſich und ihren Sohn nur das Nothdürftigſte herbeiſchaffen ſollte, ſo daß Beide Mangel und Noth litten. Jugend und eine unverdorbne Natur halfen ihm zwar endlich die Todesgefahr überwinden, doch mußte er noch Mondenlang das Bette hüten, und der Anblick ſeiner darbenden Mutter, das Gefühl ihr noch lange nicht helfen zu können, quälten ihn unabläſſig, mehr als Krankheit oder Schmerz, und brachten ihn faſt zur Verzweiflung. Freunde, Verwandte, Bekannte, die ſeinem Schmerzenslager mitleidig nahten, bat er unabläſſig, ihm einen Erwerbsquell anzuweiſen, den er in ſeiner gegenwärtigen Lage zur Erleichterung häuslicher Noth ergreifen könne, doch niemand wußte Rath.

Es war eben um die luſtige Faſtnachtszeit, und mancherlei Gebräuche und Luſtbarkeiten waren in jenen Tagen, beſonders bei den unteren Ständen, im Schwange, von denen unſre verfeinerte Sitte nichts mehr weiß. So war es denn auch damals in den niederländiſchen Städten Gebrauch, daß in dieſer Zeit allgemeiner Fröhlichkeit die Armen und Schwachen, welche in den Hoſpitälern verpflegt wurden, in den Straßen von Haus zu Haus zogen, eine große aus Holz geſchnitzte und mit bunten Lappen behangene Puppe mit ſich herumführten, und den Kindern buntbemalte Bilderchen ſchenkten, von deren Eltern ſie dafür mit mancherlei Gaben wieder erfreut wurden. Dieſe Bildchen, deren man zur Vertheilung eine ſehr große Anzahl bedurfte, beſtanden aus illuminirten Holzſchnitten, und glücklicher Weiſe kam endlich einer von Quyntins Freunden auf den Einfall, ihm zum Anmalen dieſer Holzſchnitte, als zu einem Erwerbszweige zu rathen, dem auch wohl ein Kranker verſtehen könne. Um zu begreifen, wie Quyntins Freund gerade auf dieſen, dem Handwerk des Hufſchmieds ſo entgegengeſetzten Gedanken verfallen kennte, müſſen wir wohl annehmen, daß Quyntin ohnehin ſchon in geſunden Tagen ſich und ſeine Freunde durch rohe Kunſtverſuche zu ergötzen pflegte, eine Vorausſetzung, die überdem ſehr natürlich ſcheint, da angebornes Kunſttalent, auch bei dem ſchwerſten Druck der Aeußerlichkeiten, ſich immer ans Licht drängt, gleich dem auf harten Felſengrund gefallnen Samenkorn, das im Frühlingsthaue wenigſtens Keime treibt, wenn gleich ſpäterhin kein günſtiger Boden die ſchwachen Wurzeln der edlen Pflanze in Schutz nimmt.

Der ſchwache, kaum geneſende Jüngling folgte dankbar des Freundes wohlgemeintem Rathe, und die leichte Arbeit gelang ihm über ſein Erwarten und Hoffen. Seine Fertigkeit in ihr wuchs mit jedem Tage, die Bildchen geriethen zuſehends immer beſſer, ſie gewannen immer ausgebreitetern Abſatz, und Noth und Sorge waren bald aus ſeinem kleinen Haushalte verbannt. Beſſre Pflege und Ruhe des Gemüths beförderten mächtig ſeine gänzliche Herſtellung, ſo daß er nach einiger Zeit wieder völlig zu Kräften gelangte. Doch während dem waren auch die fröhlichen Faſchingstage vorübergezogen, man bedurfte der Bildchen vor der Hand nicht weiter, und Quyntin mußte ſich wieder, wenn gleich mit ſchwerem Herzen, dem Amboſe zuwenden, und der weit liebern Beſchäftigung entſagen, zu der bittre Noth ihn geführt hatte.

Er lebte und hämmerte nun wieder eine Weile ſo fort, im dumpfbeklemmenden ſehnſüchtigen Gefühl, das ſo oft den Frühling talentreicher Jünglinge umdüſtert, die ohne Mittel und Wege dazu zu entdecken, dennoch den Trieb zum Höheren dringend in ſich empfinden. Doch endlich ging ein heller Stern ſeinem Leben auf, der ihm wirklich der rechten Bahn zuleuchtete.

Dieſer Stern ſtrahlte in dem Auge eines ſehr ſchönen Mädchens, und dem armen Schmiedejungen gerade ins Herz. Das hübſche Kind war nicht von ſo hohem Stande, daß Quyntin ſich ihr nicht hätte nahen dürfen, es ſchien ihm auch ſogar, als ob er nicht ungern würde geſehen werden, wenn nur nicht ſeine ſchmutzige Arbeitsjacke, ſeine vom Führen des Hammers gehärteten Hände, ſein von Kohlenſtaub geſchwärztes Geſicht, das in niederländiſcher Reinlichkeit erzogne Mädchen zurückgeſchreckt hätten, dem es obendrein an Freiern und Verehrern nicht mangelte. Der arme Quyntin wußte ſeiner Noth vollends kein Ende, als ein artiger geputzter Geſell, ein Maler ſeines Handwerks, ſich ernſtlich um das Mädchen bewarb. Er war der Verzweiflung nahe, als eine Aeußerung der Jungfrau, die er durch die dritte Hand vernahm, ihn plötzlich wieder ermuthigte: „Wäre doch jener der Hufſchmied, und Quyntin der Maler,“ hatte ſie geſagt, und dies war ihm genug. Er ließ den Ambos ſtehen, warf den Hammer weg, und ſich ganz der Kunſt in die Arme, zu der ſchon längſt ſein innerer Genius ihn gezogen hatte.

Mit dem Eifer der Jugend, von heißer Liebe getrieben, durch ſchnelles ſeltnes Gelingen begeiſtert, arbeitete er nun Tag und Nacht, und, wie behauptet wird, ohne die Leitung eines Meiſters zu Hülfe zu nehmen; was ihm wahrſcheinlich weder ſeine Armuth noch der Wunſch, die Geliebte ſeines Herzens bald heimzuführen, erlaubten. Denn nach dem Gebrauche damaliger Zeit, in der auch die Kunſt zunftmäßig betrieben ward, hätte er nicht nur ein Lehrgeld zahlen, ſondern ſich auch auf mehrere Jahre bei einem Lehrherrn verdingen müſſen, die er zu opfern nicht Willens war.

Durch fleißiges Studium der Natur und der vielen herrlichen Werke großer Meiſter, welche ſeine, zu jener Zeit lebensreiche und prachtvolle Vaterſtadt Antwerpen ſchmückten, machte er in kurzer Zeit die bewundernswürdigſten Fortſchritte in der Kunſt, und ward um ſo eher berühmt, da Jedermann auch durch die ſchnelle Entwickelung ſeines Talents, und die wunderbare Umwandlung eines Hufſchmieds in einen Maler in das größte Erſtaunen verſetzt ward. Sein ſchönes Mädchen belohnte ihn, wie billig, mit ihrer Hand, er führte mit ihr unter ſeinen Landsleuten ein langes glückliches Leben in Ehre und Wohlhabenheit, und auf allen ſeinen Gemälden, wo es nur irgend der Gegenſtand erlaubte, lächelt uns noch immer, nach mehr als dreihundert Jahren, ihr freundliches anmuthiges Köpfchen entgegen, denn er liebte ſie immerfort mit unwandelbarer Treue. Auch die Tonkunſt verſchönerte ſein Leben; er übte ſie mit großem Gelingen, und war deshalb unter ſeinen Landsleuten ebenfalls bekannt und geliebt. Er ſtarb 1529 im neun und ſiebzigſten Jahre ſeines Alters. Wie hoch ſeine Vaterſtadt ihn ehrte, beweiſ't ſein in Stein gehauenes Profil, an der Außenſeite der Marienkirche zu Antwerpen, mit der Umſchrift des bekannten Verſes „Connubialis Amor etc.“ Auch ſteht unweit dieſer Kirche ein mit künſtlicher Eiſenarbeit recht ſchön verzierter Brunnen, von welchem die Tradition unter dem Volke lebt, daß Quyntin Meßis ihn noch als Schmied verfertiget habe, was aber nicht glaublich iſt, da er wohl ſchwerlich in ſeinem Handwerke, das er nicht liebte, und bald verließ, bis zu dieſem Grade der Kunſt es gebracht haben kann.

In der Ausübung ſeiner eigentlichen Kunſt war Quyntin Meßis kein blinder Nachahmer des ſchon Vorgefundnen. Sein kräftiges beharrliches Gemüth bahnte ſich einen eignen Weg und ſeine Gebilde tragen den Stempel einer ihm ganz angehörenden Originalität, die nicht ohne Anmuth iſt. Die zierliche und ausgeführte Vollendung der Meiſter ſeiner Zeit konnte er ſich nie ganz zu eigen machen, vermuthlich weil ſeine durch ſchwere Arbeit in der Jugend minder gefügig gewordne Hand ihm nicht erlaubte, es ihnen hierin gleich zu thun; dafür aber erfand er ſich eine eigenthümliche Art, auf den Effekt hin zu arbeiten, die vor ihm Niemand weder kannte noch übte.

Sein Kolorit iſt warm und kräftig, obgleich es ſich mit van Eycks und Hemlings Farbenglut nicht meſſen kann. Mit feſtem herzhaften Pinſel ſtellte er was er wollte auf die Tafel hin; in einiger Entfernung geſehen, erſcheinen ſeine Gemälde ſogar ſehr fleißig gearbeitet, wenn gleich etwas trocken und ſcharf gezeichnet. Der warme Ton, die anſcheinende Ausführlichkeit geben ihnen einen ganz eignen Reiz, doch in der Nähe ſchwindet der Zauber, den ihnen die Ferne verlieh, und man findet ſie im Vergleich eher etwas rauh und hart.

Eines ſeiner vorzüglichſten Gemälde, vielleicht das beſte unter allen, eine Abnahme vom Kreuz, befand ſich zu Karl von Manders Zeiten in der Marien-Kirche zu Antwerpen und wird jetzt, als eine ſeltne bedeutende Zierde des dortigen Muſeums, von Kennern und Kunſtfreunden allgemein bewundert. Den todt daliegenden Chriſtus hat, wie man glaubt, der Maler nach der Natur gemalt; der Ausdruck des Schmerzes der Mutter und der übrigen Umſtehenden, ſo wie auch die Behandlung der Farben, verdienen das höchſte Lob. Zwei ehrwürdige Greiſe richten das Haupt und den obern Theil des eben vom Kreuz heruntergenommenen Körpers ein wenig auf, während die heiligen Frauen ſeine Wunden ſalben. Die Mutter, von Johannes unterſtützt, liegt tief gebeugt, in ſchmerzlicher Anbetung, vor der entſeelten Hülle ihres göttlichen Sohnes hingeſunken. Zur Rechten erblickt man im Hintergrunde die Stadt Jeruſalem, zur Linken das Grab, das eben bereitet wird, und über welches der Berg Kalvari hervorragt.

Auf einem der Flügelbilder erblickt man das abgeſchlagne Haupt Johannes des Täufers auf der Tafel des Königs Herodes, der dem zierlichen Tanz ſeiner ſchönen jugendlichen Tochter mit großem Wohlgefallen zuſieht, auf dem zweiten Flügelbilde iſt der Märtyrer-Tod des Evangeliſten Johannes, der in einen Keſſel mit ſiedendem Oel geſtürzt wurde, abgebildet. Dieſes Gemälde gehörte urſprünglich der Tiſchlergilde zu Antwerpen, für die Quyntin Meßis auf ihre Beſtellung, um den vorher beſtimmten Preiß von dreihundert Gulden es gemalt hatte. Aus alten Urkunden vom ſechs und zwanzigſten Mai 1511, die in den Stadt-Archiven von Antwerpen bewahrt werden, geht hervor, daß man dieſe Summe dem Meiſter nur theilweiſe auszahlte, und er für den Reſt mit einer Leibrente für ſeine Kinder ſich begnügen mußte. König Philipp der Zweite von Spanien ließ dem Meiſter eine weit beträchtlichere Summe für ſein Werk bieten, doch dieſer blieb ſeinem der Tiſchlerzunft einmal gegebenen Worte treu, obgleich ſie ihre Verpflichtung gegen ihn nicht ganz erfüllte. Dem Meiſterwerke drohte bald darauf, als die Bilderſtürmer vernichtend herumzogen, große Gefahr, doch es ward ſorgfältig verborgen und gerettet, wo ſo vieles zu Grunde ging. Endlich im Jahr 1577, zwangen die Umſtände die Beſitzer es an die Stadt Antwerpen ſelbſt zu verkaufen, welche ihm den Ehrenplatz in der Marien-Kirche einräumte. Sie erhielten die damals beträchtliche Summe von fünfzehnhundert Gulden dafür, die ſie zum Ankauf eines Zunfthauſes verwendeten, deſſen ſie nöthig bedurften.

Die Boiſſeréeſche Sammlung beſitzt ebenfalls ein ſehr vorzügliches figurenreiches Gemälde dieſes Meiſters, deſſen Gegenſtand mir indeſſen nicht mehr gegenwärtig genug iſt, um es hier näher zu beſchreiben. Auch habe ich in andern Sammlungen manche ſeiner Arbeiten getroffen, meiſtens von fröhlichem heitern Eindruck, doch mögen ſie im Ganzen jetzt ſelten ſeyn.

Johann Meßis, Quyntins Sohn, war zugleich deſſen Schüler, und galt zu ſeiner Zeit für einen über die Mittelmäßigkeit ſich erhebenden Maler, ohne bei weitem den Ruhm ſeines Vaters zu erreichen. Jedoch machte er ſich deſſen Art zu malen ſo zu eigen, daß manche ſeiner Arbeiten für die ſeines Vaters gehalten wurden, und vielleicht es noch werden. Die Gallerie in Schleisheim beſaß von dieſem Johann Meßis eine Abbildung des Evangeliſten Matthäus in halber Figur, die ſich wahrſcheinlich jetzt in der Münchner Gallerie befindet. Seine gelungenſten Werke waren vielleicht die zahlreichen Kopien einer von ſeinem Vater gemalten Wechslerſtube, in welcher nach damaliger Art Gold gewogen und gezählt wird. Man trifft in faſt allen bedeutenden Kunſtſammlungen eine davon, die gewöhnlich für das Original ausgegeben, und ſelbſt von den Beſitzern dafür gehalten werden, während dieſes ſich in der königlichen Sammlung zu Windſor befindet; ſo genau wußte Johann Meßis ſich die Manier ſeines Vaters anzueignen, dem er übrigens weder in ächtem Kunſtſinn noch Erfindungsgeiſt noch Führung des Pinſels gleichzuſtellen iſt.

Barent von Brüſſel, auch Bernhard von Orlay genannt.

Weit freundlicher als dem armen Quyntin Meßis lächelte das Glück der Geburt dieſes Meiſters, der ſchon in früher Jugend nach Rom kam, wo er unter die Zahl von Raphaels Schülern aufgenommen ward. So vom Schickſal begünſtigt, bildete er ſein angebornes und ausgezeichnetes Talent auf das allervielſeitigſte aus; er malte in Oel, mit Waſſerfarben, auf Glas, alles mit gleichem Gelingen, und kehrte endlich als vollendeter Meiſter nach Brabant zurück, wo Kaiſer Karl der Fünfte ihn unter die Zahl ſeiner Hofmaler aufnahm. Beſonders erwarb er ſich die Gunſt dieſes Fürſten durch mehrere große Jagdſtücke, nach welchen der Kaiſer in den kunſtreichen Fabriken von Brüſſel koſtbare und prächtige Tapeten weben ließ. Die Gegend und die Holzungen um Brüſſel waren in dieſen Gemälden auf das treuſte kopirt, ſo daß Karl der Fünfte den Schauplatz ſeiner ehemaligen Luſt in ihnen wieder erkennen konnte; auch war deſſen Bildniß und das der Fürſtinnen und Fürſten ſeines Hauſes, die bei den Jagdfeſten gegenwärtig geweſen, in dieſen Gemälden vollkommen ähnlich dargeſtellt.

Aus dem Dienſte Karls des Fünften trat Bernhard von Orlay in den der Statthalterin der Niederlande, Margaretha von Parma, Kaiſer Karls natürlichen Tochter. Auch dieſe Fürſtin zeichnete nach dem Beiſpiel ihres Vaters den Künſtler auf das ehrenvollſte aus und belohnte alle ſeine Arbeiten mit königlicher Freigebigkeit, ſo daß er ſich nicht nur Ehre, ſondern auch ein bedeutendes Vermögen erwarb. Für dieſe Fürſtin, ſo wie früher für ihren Vater, malte er außer vielen andern bedeutenden Werken auch noch mehrere große Vorbilder, Kartons oder Patronen zu gewirkten Tapeten, damals ein Hauptgegenſtand des Luxus in den Paläſten der Großen. Sechszehn von dieſen wurden faſt hundert Jahre nach ihrem Entſtehen im Haag wieder ans Licht gebracht; auf jedem derſelben ſah man eine Fürſtin oder einen Fürſt aus dem Naſſauiſchen Hauſe zu Pferde abgebildet, und alle waren von ſo ſeltner Vortrefflichkeit, daß der damalige Statthalter der Niederlande, Moritz von Naſſau, ſich bewogen fühlte, ſie durch den in Delft wohnenden Maler, Hans Jordaen von Antwerpen, kopiren zu laſſen.

Dieſer Meiſter war damals hoch berühmt, nicht nur wegen ſeiner Kunſt, ſondern auch wegen ſeiner ſeltnen Fertigkeit und der wenigen Zeit, deren er zur Vollendung eines Gemäldes bedurfte. In Italien, wo er ſich lange aufhielt, pflegten ſeine Kunſtgenoſſen deshalb zu ſagen: er ſchöpfe ſeine Figuren mit dem Löffel aus den Farbentöpfen heraus, und von dieſem Scherz trug er auch ſpäterhin in ſeiner Heimath den Namen Potlepel (Topflöffel) davon.

Neben den Arbeiten für den Hof, ſchmückte Bernhard von Orlay auch viele Kirchen und öffentliche Gebäude in den Niederlanden mit großen Gemälden von bedeutendem Werth. Eines der berühmteſten und ſchönſten derſelben befand ſich in der Kapelle der Allmoſenpfleger zu Antwerpen; es ſtellte das jüngſte Gericht vor. Die Tafel, auf welche er dieſes Bild malte, ließ er vorher ganz übergolden, wodurch ſeine Farben an Glanz und Durchſichtigkeit unendlich gewannen, beſonders in den Luftpartheien, in welchen der goldne Grund ſichtbar hervorſchimmerte; wahrſcheinlich um, wie auf dem Danziger Gemälde, die überirdiſche Atmoſphäre des geöffneten Himmels anzudeuten. Descamp giebt dieſes Gemälde für eine große gemalte Fenſterſcheibe aus, weil er wahrſcheinlich mit gewohnter Flüchtigkeit ſich nicht die Mühe nahm, Karl von Manders Beſchreibung deſſelben recht zu verſtehen, und Fuesli ließ ſich dadurch verleiten, es in ſeinem Künſtler-Lexikon ebenfalls als ſolche anzuführen. Dieſes zu widerlegen bedarf es kaum mehr als der Bemerkung, daß eine ſtark mit Gold belegte Fenſterſcheibe unmöglich durchſichtig bleiben kann, was doch ein Haupterforderniß der alten Glasmalerei war. Uebrigens war Bernhard von Orlay, wie ſchon früher erwähnt ward, auch in dieſer, ſeinem Zeitalter eigenthümlichen Kunſt ein großer Meiſter, und viele Kirchen in Brüſſel prangten mit ſolchen ſchimmernden Werken von ſeiner Hand.

Für die der Malerzunft eigene Kapelle zu Mecheln malte Bernhard von Orlay eine ſehr geprießne Darſtellung der heiligen Jungfrau mit dem Kinde; vor ihr iſt der heilige Lukas im Begriffe, die himmliſche Erſcheinung auf ſeiner Tafel nachzuzeichnen. Die Seitenbilder dieſes Altargemäldes waren von Michael Coxcis, von dem in den nächſtfolgenden Blättern ausführlicher geſprochen werden wird.

In unſern Zeiten ſind Bernhard von Orlay's Gemälde ſehr ſelten geworden, doch beſitzt die Boiſſeréeſche Sammlung eines derſelben, deſſen ſeltne Vortrefflichkeit in der Ausführung, geiſtreiche Kompoſition und hohe Naturwahrheit in Ausdruck und Form, den Werth dieſes alten Meiſters auf das anſchaulichſte beurkunden. Es ſtellt den heiligen Norbertus vor, der im Anfange des zwölften Jahrhunderts Biſchof von Magdeburg wurde und kurz vorher nach Antwerpen gerufen ward, um mit einem damals berühmten Ketzer über Glaubensartikel zu disputiren und ihn wo möglich der Wahrheit zuzuwenden.

Der heilige Biſchof ſteht in dieſem Gemälde auf der nicht ſehr hohen Kanzel einer ſchönen, mit mehreren Zuhörern belebten Kirche. Eindringende

Beredtſamkeit, feſte Ueberzeugung, und ernſtes Hinſtreben zum Zweck ſind der Ausdruck ſeines edlen Geſichts und ſeiner zwar warmen doch gemäßigten Rednergeberde. Er ſcheint eben ein ſehr eindringendes Argument vorgebracht zu haben, und beobachtet den Eindruck deſſelben auf ſeinen ihm rechts gegenüber ſtehenden Gegner. Mit dem Ausdrucke innern Kampfes, halb erfreut, halb betrübt, achtet dieſer mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die Worte des Redners, während ſeine um ihn verſammelten Angehörigen, von einer Art innerer Beklommenheit ergriffen, den Ausgang erwarten. Neben dem Ketzer hat der Maler ſein eignes Bild unter den Zuhörern angebracht, an deſſen Aehnlichkeit mit bekannten Abbildungen des Meiſters die Beſitzer zuerſt dieſes Gemälde für eine ſeiner Arbeiten erkannten. Unter der Kanzel ſitzt eine ſehr ſchöne Frau mit ihrer kaum der Kindheit entwachſenen Tochter; das junge Mädchen fühlt ſich mit jugendlicher Schwärmerei von der eindringenden Rede ergriffen, während die Mutter mit dem Ernſte der Erfahrung und dem ruhigen Abwarten des reiferen Alters nur ſtill ſinnend dem Vortrage des Heiligen aufmerkſam zu folgen ſcheint. Das ganze Gemälde iſt nicht groß, doch das Leben, der Ausdruck in dieſen kleinen Figuren, ſo wie auch die ganze Anordnung unübertrefflich. In der kleinen Kirche einer der Erziehung junger Töchter jetzt gewidmeten frommen Anſtalt in Antwerpen, hängt ſeit alter Zeit ein großes figurenreiches Gemälde, ein berühmtes Meiſterwerk Bernhards von Orlay; aber in einem traurigen Zuſtande, ſchlecht beleuchtet, mit einer Kruſte hundertjährigen Schmutzes überzogen, ſo daß es ſchwer, faſt unmöglich wird auch nur den Gegenſtand deſſelben zu erkennen. In der Sammlung des Herrn von Bettendorf in Aachen befindet ſich eine ſehr figurenreiche Kreuzigung von dieſem alten Meiſter, in Anordnung und Behandlung ſchon an die italieniſche Schule erinnernd. Auf einem zu dieſem Gemälde gehörenden Flügelbilde iſt die Auferſtehung des Heilandes dargeſtellt. Der Auferſtandne ſchwebt über dem noch verſiegelten von vier Wächtern umgebnen Grabe, von denen zwei in Schlaf verſunken daliegen. Einer der wachenden, der von Schrecken ergriffen ſo heftig aufſchreit, daß man ihn zu hören glaubt, iſt auf eine ſo naturgetreue humoriſtiſche Weiſe dargeſtellt, daſs man über ſeine Erſcheinung in dieſem einem ernſten heiligen Gegenſtande gewidmeten Gemälde unmöglich zürnen kann. Die Sammlung des Prinzen von Oranien in Brüſſel bewahrt ebenfalls zwei trefflich gemalte Porträte von Bernhard von Orlay; das einer ſchönen Frau, die für Petrarca's Laura gehalten wird, und noch einer jungen Dame, mit einem Kätzchen im Arm. Bernhard von Orlay erreichte, wie faſt alle Maler ſeiner Zeit, ein bedeutendes Alter. Er ſtarb, ſiebenzig Jahre alt, im Jahr 1560.

Michael Coxcis.

Dieſem Meiſter ward, wie in Johann van Eycks Leben früher erwähnt iſt, die Ehre, das berühmte Altarbild in Gent für König Philipp von Spanien zu kopiren. Im Jahr 1497 zu Mecheln geboren, zeigte er ſchon in früher Jugend die ausgeſprochenſten Anlagen für ſeine Kunſt, welche er als Schüler Bernhards von Orlay durch den rühmlichſten Fleiß auszubilden ſtrebte. Mit unermüdetem Eifer wendete er alle ſeine Zeit auf die Befolgung der Lehren ſeines Meiſters, kannte kein andres Vergnügen als das Gelingen ſeines Strebens, und verlebte ſo ſeine Jugend in Mäßigkeit und Arbeit, ohne ſich von ſeines Gleichen zu der Verderbtheit der Sitten hinreißen zu laſſen, die in den Niederlanden gerade in ſeinen Jugendtagen nur zu allgemein herrſchend wurde.

Nach vollendeten Lehrjahren zog er, wie früher auch ſein Lehrer gethan hatte, nach Rom, wo er geraume Zeit verweilte, und unermüdet der Kunſt lebte. Er zeichnete und malte viel nach Raphael und andern groſſen italieniſchen Meiſtern, nahm Rath und Lehre an, und ward bald auch durch Uebertragung bedeutender Arbeiten ehrenvoll ausgezeichnet. So malte er unter andern in der alten Peterskirche zu Rom eine Auferſtehung Chriſti al Fresco auf der Mauer; auch die Kirche St. Maria della pace und andere prangten mit ſeinen Werken.

An der Hand einer italieniſchen Gattin kehrte Michael Coxcis endlich wieder in die Heimath zurück. Dieſe war eine eben ſo verſtändige als geiſtreiche Frau, welche durch ihr ſittliches Betragen ſich und ihm allgemeine Achtung erwarb. Sie hielt ſowohl durch Theilnahme an ſeinen Kunſtwerken als durch Bitten und Ermahnungen zu ſtetem Fleiße ihn an, und veranlaßte dadurch nach und nach die Erwerbung eines bedeutenden Vermögens. Nachdem ſie mehrere Jahre glücklich mit ihm verlebt hatte, ſtarb ſie, und Michael Coxcis wählte bald darauf unter ſeinen Landsmänninnen eine zweite Gattin, doch von minder ausgezeichneten Eigenſchaften. Dieſe zweite Ehe blieb kinderlos, aus der erſten aber hatte Michael einen Sohn, Namens Raphael, den er für die Kunſt bildete.

Dieſer ward zwar ein ganz guter Maler, doch gewiß kein Raphael, wozu der Vater ihn doch in der Taufe beſtimmt zu haben ſcheint. Wenige ſeiner Werke ſind auf die Nachwelt gekommen, dennoch erhielt er ſpäterhin eine Art von Berühmtheit durch ſeinen Schüler Caspar de Crayes, welcher zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts unter die damals vorzüglichſten in Flandern lebenden Maler gezählt ward.

Das erſte Gemälde, wodurch Michael Coxcis nach ſeiner Rückkunft aus Italien ſich berühmt machte, war ein großes Altarbild, ein gekreuzigter Chriſtus, im Schloß Halſenberg, wenige Meilen von Brüſſel, zu welchem alle Kunſtverſtändige und Künſtler aus Brüſſel hinzogen, um es mit freudiger Bewunderung zu betrachten. Eine Darſtellung des Todes der heiligen Jungfrau, auf dem Altar der Kirche St. Gallus in Brüſſel, war ebenfalls ein herrliches allbewundertes Werk unſers Meiſters, doch leider kam dieſes, ſo wie auch das vorerwähnte, ſpäterhin während der niederländiſchen Unruhen in die Hände eines gewiſſen Thomas Werry, eines Kunſthändlers, der in jener traurigen Zeit die allgemein herrſchende Raubſucht und Unordnung benutzte, um dieſe und viele andere herrlichen Kunſtwerke umſonſt oder für ein Spottgeld zu erhalten, und ſie dann nach Spanien führte, wo man ſie mit Gold aufwog. Unzählbare Kunſtwerke wurden damals auf dieſe Weiſe den unglücklichen Niederlanden entführt, auch die beiden Seitengemälde, welche Michael Coxcis zu Bernhard von Orlay's Abbildung des Evangeliſten Lukas und der heiligen Jungfrau in der Kapelle der Malergilde zu Mecheln gemalt hatte, und die zu den beſten ſeiner Arbeiten gezählt wurden.

Während eines ſehr langen glücklichen Lebens gingen viele größere und kleinere Gemälde aus der Werkſtatt des fleißigen Meiſters hervor. So hatte er unter andern für die Marien-Kirche in Antwerpen einen heiligen Sebaſtian von ſeltner Schönheit gemalt, und eine Einſetzung des heiligen Abendmahls, welche den Altar der Kirche St. Gallus in Brüſſel ſchmückte. Ueberall ſtrebte man nach dem Beſitz ſeiner Werke, doch wollten Kunſtverſtändige ſeiner Zeit ſeinen früheren Arbeiten vor den ſpäter entſtandnen in mancher Hinſicht den Vorzug geben. Er ſelbſt hatte die innigſte Freude an ſeiner Kunſt, und bewahrte mehrere ſeiner Lieblingsarbeiten, die er um keinen Preiß wegzugeben entſchloſſen war, in dreien Palaſt-ähnlichen Häuſern, welche in Mecheln ſein Eigenthum waren, und einen Theil ſeiner großen wohlerworbnen Reichthümer ausmachten.

Mit leichtem feinen Pinſel wußte Michael Coxcis ſeinen Geſtalten etwas höchſt Gefälliges und Heitres zu verleihen, und obgleich man das kräftige naturgetreue Kolorit ſeiner großen Vorgänger wohl zuweilen vermiſſen könnte, ſo iſt es doch unmöglich, dem Zauber ſeiner leicht aufgetragnen hellen ſchönen Farben zu widerſtehen. Wie unbeſchreiblich reizend er ſeine weiblichen Geſtalten darzuſtellen, wie köſtlich er ſie zu ſchmücken wußte, beweiſen zwei Gemälde in der Boiſſeréeſchen Sammlung. Jedes von dieſen enthält nur eine einzige Figur; das eine die Abbildung der heiligen Katharina, das andere die der heiligen Barbara, beide fürſtlich geſchmückt, mit Juwelen, Gold, Perlen und hellfarbigen glänzenden Gewändern. Nichts kann lieblicher ſeyn als dieſe beiden jugendlichen Köpfchen, beſonders das der heiligen Barbara; ein zarter durchſichtiger, leicht geſchlungner Schleier bildet ihren höchſt gefälligen Kopfputz. Eigne Erfindung bei der Darſtellung bedeutender Momente in ſeinen größern Kompoſitionen war indeſſen nicht die glänzendſte Seite dieſes ſonſt ſo trefflichen Meiſters. Oft bei der Zuſammenſtellung ſeiner Gruppen in Verlegenheit, half er ſich mit ſeinen aus Italien gebrachten Studien, mit Erinnerungen aus den

Werken ſeiner dortigen berühmteſten Kunſtgenoſſen. Deshalb war er höchſt unzufrieden als Hieronymus Cock eine Sammlung Kupferſtiche nach Raphaels Werken herausgab, weil dadurch offenbar wurde, wie ſehr er dieſe, beſonders bei ſeiner Darſtellung der ſterbenden Maria, benußt hatte.

Bei ſeinem großen Reichthum ward Michael Coxcis dennoch nicht läſſig im Erwerb und verſchmähte ihn ſelbſt im Kleinen nicht. So hatte er eine ihm eigne Art, eine weiße Wand von oben bis unten mit allerlei artigen Verzierungen zu bedecken, die er ſehr behende mit der Kohle hin zu zeichnen wußte, und ließ ſich durch kleine ihm angenehme Geſchenke leicht dazu bewegen.

Den Mangel an innerer, Alles belebenden Poeſie, der aus ſeiner Verlegenheit bei der Kompoſition größerer Gemälde hervorgeht, erſetzte bei ihm, wie bei ſo vielen ſonſt geiſtreichen Männern, ein leichtes ſchnelles Auffaſſungsvermögen, und eine große Fertigkeit, zwei ganz entgegengeſetzte Gegenſtände mit einander zu vergleichen. Sein heitrer Umgang ward deshalb von Vielen geſucht, doch auch von Vielen gefürchtet, denn er verletzte oft die, welche ihm nahten, durch ſcharfe beißende Reden und witzige Einfälle, die niemand ſchonten.

Dies erfuhr unter andern ein junger Maler, der, ſchwer beladen mit Zeichnungen und andern Kunſtwerken, aus Italien zurückkehrte, und die einheimiſchen Kunſtverwandten und Freunde einlud, ſie anzuſehen. Als er nun bei Vorzeigung ſeiner Schätze mehrmals über die Schwere der getragnen Laſt klagte, und wie wund ſie ihm auf dem langen Wege den Rücken gedrückt habe, wandte ſich Michael Coxcis plötzlich mit der Frage an ihn: Warum er ſie nicht lieber und bequemer im Buſen mit ſich getragen habe? Der junge Menſch erklärte ihm mit großer Naivetät: wie das Paket dazu viel zu groß geweſen ſey. So äußerlich hatte es der Meiſter freilich nicht gemeint, wie die Anweſenden zur Beſchämung des jungen Malers leicht einſahen.

Michael Coxcis erreichte in ununterbrochener Thätigkeit, in Glück und Wohlleben, die äußerſte Gränze des menſchlichen Lebens. Als geſunder rüſtiger Greis arbeitete er noch im fünf und neunzigſten Jahre an einem Gemälde im Stadthauſe zu Antwerpen, hatte aber das Unglück um dieſe Zeit eine Treppe herunterzufallen, und ſtarb an den Folgen davon im Jahr 1592.

Sämmtliche Schrifte

von

Johanna Schopenhauer.

Fünfter Band.

Johann van Eyck und ſeine Nachfolge

BIBL. UNIVERS.

Zweiter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerlände

1 8 3 0.

Johann van Eyck

und

ſeine Nachfolger.

Zweiter Theil.

> Beides, ihre Kunſt und ihr Leben war bei ihnen in ein Werk eines Guſſes zuſammengeſchmolzen, und in dieſer innigen, ſtärkenden Vereinigung ging ihr Daſeyn einen deſto feſteren, ſichereren Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch.
>
> W. H. Wackenroder.

Albrecht Dürer.

Ein günſtiges Geſchick bewahrte uns recht anziehende Notizen über die Eltern und die Jugend des großen edlen Meiſters, von ſeiner eignen Hand niedergeſchrieben, und ich freue mich um ſo mehr, mit ſeinen eignen Worten dieſe ſeinem Andenken gewidmeten Blätter beginnen zu können, da er ſelbſt in ihrer rührenden treuherzigen Einfalt gleichſam wie lebend vor uns ſteht, fromm und gut, einfach, Gott ergeben und arbeitſam, wie er es war und blieb, bis an ſein Ende.

„Ich Albrecht Dürer, der jüngere, hab zuſammengetragen aus meines Vaters Schriften, von wannen er geweſen ſey, wie er herkommen und blieben, und geendet ſeliglich, Gott ſey ihme und uns gnädig, Amen.“

Anno 1524.

„Albrecht Dürer, der ältere, iſt aus ſeinem Geſchlecht geboren im Königreich zu Hungarn, nicht fern von einem Städtlein, genannt Jula, acht Meilen Wegs weit unter Wardeln, aus einem Dörflein, zunächſt dabei gelegen, mit Namen Eytas, und ſein Geſchlecht hat ſich genähret der Ochſen und Pferde, aber meines Vaters Vater iſt genannt geweſt Antoni Dürer, iſt Knabenweis in das obgedachte Städtlein kommen zu einem Goldſchmidt, und hat das Handwerk bei ihm gelernet. Darnach hat er ſich verheirathet mit einer Jungfrauen mit Namen Eliſabeth, mit der hat er eine Tochter, Catharina, und drei Söhne geboren, den erſten Sohn, Albrecht Dürer, der iſt mein lieber Vater geweſt, der iſt auch ein Goldſchmidt worden, ein künſtlicher reiner Mann. Darnach iſt Albrecht Dürer, mein lieber Vater, in Teutſchland kommen, lang in Niederland geweſt, bei den großen Künſtlern, und auf die letzt her gen Nürnberg kommen, als man gezehlet hat nach Chriſti Geburt 1455 Jahr, an S. Loyen Tag, und auf denſelben Tag hatte Philipp Birkheimer Hochzeit auf der Veſten, und war ein großer Tanz unter der großen Linden; darnach hat mein lieber Vater, Albrecht Dürer, dem alten Jeronymus Heller, der mein Ahnherr geweſen iſt, gedient eine lange Zeit, bis daß man nach Chriſti Geburt gezehlet hat 1467 Jahr, da hat ihm mein Ahnherr ſeine Tochter geben, eine hübſche gerade Jungfrau, Barbara, 15 Jahr alt, und hat mit ihr Hochzeit gehabt acht Tage vor Viti. Auch iſt zu wiſſen, daß meine Ahnfrau, meiner Mutter Mutter, iſt des Oellingers Tochter von Weiſſenburg geweſt, hat geheiſſen Kunigund, und mein lieber Vater hat mit ſeinem Gemahl, meiner lieben Mutter, dieſe nachfolgende Kinder gezeugt, das ſetz ich, wie er das in ſein Buch geſchrieben hat, von Wort zu Wort.“

Hiernächſt folgen die vom alten Dürer aufgezeichneten Familien-Nachrichten, Geburtstage, Namen und Pathen zweier Kinder, dann fährt er weiter fort den Geburts-Tag unſers Albrecht Dürer anzuzeigen.

„Item nach Chriſti Geburt 1471 Jahr in der ſechſten Stunde, an S. Prudentien-Tag, an einem Freitag in der Creuzwochen, gebahr mir meine Hausfrau meinen andern Sohn, zu dem war Gevatter Antoni Koburger, und nannt ihn Albrecht nach mir.

Nun folgen wiederum Namen, Pathen und Geburts-Tag von noch funfzehn Geſchwiſtern, auf die nämliche Weiſe von dem Vater Albrecht Dürers treulich niedergeſchrieben, ein langes Namen-Regiſter, nach deſſen Beendigung Albrecht Dürer, der Sohn, wieder die Feder ergreift.

„Nun ſind dieſe meine Geſchwiſterigt, meines lieben Vaters Kinder, alle geſtorben, etliche in der Jugend, die andern, ſo ſie erwachſen, allein leben wir drei Brüder noch, ſo lang Gott will, nämlich ich Albrecht und mein Bruder Andreas, desgleichen mein Bruder Hanns des Namens, meines Vaters Kinder.

„Item dieſer Albrecht Dürer, der ältere, hat ſein Leben mit großer Müh, und ſchwerer, harter Arbeit zugebracht, und von nichten anders Nahrung gehabt, denn was er vor ſich, ſein Weib und Kind mit ſeiner Hand gewonnen hat, darum hat er gar wenig gehabt. Er hat auch mancherlei Betrübung, Anfechtung und Widerwärtigkeit gehabt. Er hat auch von männiglich, die ihn gekannt haben, ein gut Lob gehabt, denn er hielt ein erbar Chriſtlich Leben, war ein gedultig Mann und ſanftmüthig, gegen jedermann friedſam, und er war faſt dankbar gegen Gott. Er hat ſich auch nicht viel weltlicher Freud' gebraucht, er war auch weniger Wort, hat nicht viel Geſellſchaft, und ward ein Gottesfürchtiger Mann.

„Dieſer mein lieber Vater hat großen Fleiß auf ſeine Kinder, die auf die Ehr Gottes zu ziehen, denn ſein höchſt Begehren war, daß er ſeine Kinder mit Zucht wohl aufbrächt, damit ſie vor Gott und den Menſchen angenehm würden, darum war ſein täglich Sprach zu uns, daß wir Gott lieb ſolten haben und treulich gegen unſerm Nächſten handeln, und ſonderlich hatte mein Vater an mir ein Gefallen, da er ſahe, daß ich fleißig in der Uebung zu lernen war. Darum ließ mich mein Vater in die Schule gehen, und da ich ſchreiben und leſen gelernt, nahm er mich wieder aus der Schul, und lernet mich das Goldſchmid-Werk, und da ich nun ſäuberlich arbeiten konnt, trug mich mein Luſt mehr zu der Malerei denn zu dem Goldſchmid-Werk. Das hielt ich meinem Vater für, aber er war nicht wohl zufrieden, denn ihm reuet die verlorne Zeit, die er mit Goldſchmid-Lehr hatte zugebracht, doch lies er mirs nach, und da man zählet nach Chriſti Geburt 1486 an S. Andreas-Tag verſprach mich mein Vater in die Lehr-Jahr zu Michael Wolgemut, drei Jahr lang ihm zu dienen. In der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernete, aber viel von ſeinen Knechten leiden muſte. Und da ich ausgedient hat, ſchickt mich mein Vater hinweg, und blieb vier Jahre auſſen, bis daß mich mein Vater wieder fordert. Und als ich im 1490 Jahr hinweg zog nach Oſtern, darnach kam ich wieder als man zählt 1494 nach Pfingſten. Und als ich anheims kommen war, handelt Hans Frey mit meinem Vater, und gab mir ſeine Tochter, mit namen Jungfrau Agnes, und gab mir zu ihr 200 Gulden, und hielt die Hochzeit, die war am Montag, vor Margarethe im 1494 Jahr. Darnach begab ſich aus Zufall, daß mein Vater krank ward an der Ruhr, alſo, daß ihm die niemand ſtellen möcht. Und da er den Tod vor ſeinen Augen ſahe, gab er ſich willig drein, mit großer Geduld, und befahl mir meine Mutter und befahl uns göttlich zu leben.“

In dieſem treuherzig-einfachen Ton fährt

Albrecht Dürer noch eine Weile in ſeinen Familien-Nachrichten fort, berichtet nähere Umſtände von dem ſeligen Hinſcheiden ſeines frommen Vaters, erwähnt einiger Todesfälle in ſeiner Verwandtſchaft, und erzählt zuletzt, wie er ſeine alte arme Mutter zwei Jahre nach dem Tode ſeines Vaters zu ſich ins Haus genommen, und ſie treulich gepflegt habe, beſonders in ihrer letzten langwierigen Krankheit, da ſie ein ganzes Jahr das Bette hüten mußte, bis auch ſie ſanft und ſelig entſchlief.

Albrecht Dürer hatte, da er in ſeinem ſechzehnten Jahre die Werkſtatt ſeines Vaters mit der Meiſters Michael Wolgemuts vertauſchte, ſich ſchon große Geſchicklichkeit erworben in den damals unter den Goldſchmieden üblichen künſtlichen Arbeiten, wie wir ſie noch jetzt an denen mit getriebnen Figuren gezierten Bechern und anderem köſtlichen Silbergeräthe der Vorzeit in Kunſtkabinetten bewundern. Er hatte, zur großen Freude ſeines Vaters, und zur Bewunderung aller Verwandten und Bekannten, ſchon die ſieben Fälle des Leidens Chriſti in getriebner Silberarbeit ſehr ſchön und künſtlich ausgeführt, ſo daß es dem Vater allerdings leid ſeyn mußte, den hoffnungsvollen Sohn von der ſo wohl betretnen Bahn abgehen zu ſehen, und gewiß gehörte ſehr dringendes Bitten ſeines Lieblings dazu, um ſeine Einſtimmung zu dieſem bedenklichen Schritt zu erhalten. Doch ergab er ſich endlich, und trat mit ſeinem alten Freunde, dem berühmten Meiſter Martin Schön zu Kolmar, dem er am liebſten ſeinen Sohn anvertrauen mochte, deshalb in ſchriftliche Unterhandlungen; doch dieſer ſtarb vor Vollendung derſelben, und ſo entſchloß der alte Dürer ſich, ſeinen Albrecht dem damals berühmteſten Maler in Nürnberg, Michael Wolgemut, zu übergeben, wahrſcheinlich um ſo lieber, da er ihn auf dieſe Weiſe unter ſeinen Augen behielt.

Auf der Wanderſchaft, die Albrecht Dürer nach vollendeten Lehrjahren antrat, beſuchte er die berühmteſten, damals lebenden Maler, nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in den Niederlanden, lernte von ihnen mit dem Fleiß, der bis ans Ende ſeiner Tage ihn auszeichnete, und ſtudirte mit beſonderer Vorliebe die Werke Martin Schöns und Iſraels von Mecheln.

Nach vier Jahren kehrte er heim, ausgebildet an Leib und Geiſt, fromm, rein und gut, wie er vom väterlichen Hauſe ausgegangen war. Seine Probezeichnung, die er nach der Heimkehr in Nürnberg mit der Feder zeichnete, um nach damaligem Gebrauch unter die Meiſter aufgenommen zu werden, erhielt wegen ihrer ſeltnen und vollendeten Ausführung von allen Kunſtverſtändigen großes Lob, und erregte allgemeine Bewunderung, beſonders in Hinſicht auf die den Hintergrund bildende Landſchaft. Dieſe Zeichnung ſtellte einen Orpheus dar, dem, freilich proſaiſch genug, von den wüthenden Bachantinnen mit Knitteln übel mitgeſpielt wird. Leider iſt die Wahl dieſes Motifs als eine ſehr unglückliche Vorbedeutung auf ſeine bald darauf geſchloſſene Ehe mit Agnes Frey anzuſehen, deren Vater, Hans Frey, ſich durch eben dieſe Zeichnung bewogen fühlte, ihm ſeine Tochter zuzuführen, da er ſie bei einem jungen Künſtler, der ſo zu beginnen wußte, für wohl verſorgt achtete. Das bösartige, geizige, zankſüchtige Weſen dieſer Frau vergällte Albrecht Dürers ganzes Leben und führte zuletzt das frühe Ende ſeiner Tage herbei.

Wenn wir den Zeitraum von ein und vierzig

Jahren, vom erſten Tage an, da Albrecht Dürer der Kunſt ſich widmete, bis an ſeinen Tod, mit der Menge der uns von ihm erhaltenen Kunſtwerke vergleichen, und dabei bedenken, wie Vieles noch im Lauf von dreihundert Jahren für uns verloren gehen mußte, ſo wird der Fleiß des edlen Meiſters nicht minder unſre Bewunderung erregen, als die Kunſtwerke ſelbſt, deren ſeltene Vortrefflichkeit den hohen Genius beurkunden, der, vom Glück beſſer begünſtigt, und ohne die traurige Beſchränkung der Umgebungen, in denen er leben mußte, wahrſcheinlich neben Raphael und Johann van Eyck zu den höchſten Höhen der Kunſt ſich erhoben hätte.

Schon in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, kaum hundert Jahre nach Albrecht Dürers Tod, war es ſehr ſchwer, alle noch vorhandnen Blätter zuſammen zu bringen, die er in Holz geſchnitten, in Kupfer geſtochen, einige ſogar in Eiſen geäzt, oder in Zinn mit der Nadel geriſſen hatte, denn er verſuchte ſich gern und ohne zu ermüden in Allem, wodurch er ſeine Kunſt zu vervollkommnen hoffte. Seiner damals noch vorhandnen Holzſchnitte zählt Sandrart dreihundert und zwölfe, ohne Kaiſer Maximilians große Ehrenpforte und die vier Triumphzüge zum Theurdank; von Kupferſtichen gibt er einhundert und ſechſe als ihm bekannt an. Und wie viele Handzeichnungen bereichern nicht noch die Mappen der Kunſtfreunde, wie viele Kruzifixe, Heiligen-Bilder und ähnliche Werke von Albrecht Dürer aus Holz und Elfenbein meiſterhaft gebildet, werden nicht noch, gleich Heiligthümern, in und auſſer Deutſchland in reichen Sammlungen aufbewahrt! Seine, zum Theil großen, figurenreichen Gemälde ſind noch der Stolz vieler Gallerien und Privat-Sammlungen, bei uns wie im Auslande; gewiß fand eine nicht minder große Anzahl derſelben im Laufe der Zeiten ihren Untergang, und wahrſcheinlich liegt auch noch manches unerkannt, in Staub und Dunkel verborgen.

Auſſer der Uebung ſeiner Kunſt beſchäftigte er ſich auch mit der Feder, und erwarb ſich als Schriftſteller ebenfalls Achtung und Ehre, ſo daß ſeine Werke in franzöſiſchen, lateiniſchen und italiäniſchen Ueberſetzungen auch im Auslande gar bald bekannt wurden. Er ſchrieb mehrere Werke über Geometrie, Perſpective, Proportion des menſchlichen Körpers, ſogar über einen ſeiner Kunſt ganz fremden Gegenſtand, über Fortifikation; welche Schrift 1527 unter dem Titel: „Etliche Underricht, zu Befeſtigung der Stätt, Schloß und Flecken,“ im Druck erſchien, nebſt einer Zueignung an den römiſchen König Ferdinand. Seine vier Bücher von der Bild- und Maler-Kunſt wurden von Paulo Galluci aus dem Lateiniſchen ins Italiäniſche überſetzt, und um ein fünftes Buch vermehrt. Dieſe Ueberſetzung ward im Jahr 1594 zu Venedig in Folio-Format gedruckt.

Wie hoch Albrecht Dürers Kunſtwerke auch in Italien geſchätzt wurden, wo damals mit ihm gleichzeitig Michael Angelo und Raphael Alles überſtrahlten, beweiſet des, gewiß gegen die Deutſchen nicht unpartheiiſchen Vaſari eignes Bekenntniß, daß der berühmte Kupferſtecher Marc Antonio ſechs und dreißig von Albrecht Dürer in Holz geſchnittne kleine Paſſionsſtücke ſogar mit deſſen bekannten Namenszeichen nachahmte, und ſie als deſſen Arbeit verkaufte. Albrecht Dürer verklagte ihn deshalb, und brachte es dahin, daß er auf Befehl der Signoria wenigſtens das Zeichen in den Holzſtöcken weglöſchen mußte.

Albrecht Dürer war im Umgange mit Freunden und Bekannten einer der liebenswürdigſten Menſchen; noch jetzt gewinnt in ſeinem Bilde ſein edles, frommes, von langen, lichten, ſanft gekräuſelten Haaren umfloßnes Antlitz alle Herzen, und zeigt von der Milde und Reinheit des Geiſtes, der einſt dieſe Züge belebte. Er war der Stolz ſeiner Vaterſtadt, die ihn zum Beweiſe ihrer Achtung zum Mitglied des großen Raths erwählte. Alle ſeine Mitbürger vom größten zum kleinſten liebten ihn, die geiſtreichſten Männer ſeiner Zeit ſuchten ſeine Bekanntſchaft, ſeine Nähe, und Kaiſer und Könige zeichneten ihn ehrenvoll aus. Der König von England und viele Fürſten und Große belohnten freigebig den Fleiß, den er auf ihre Bildniſſe verwendet hatte, vor Allem aber hielt Kaiſer Maximilian ihn in hohen Ehren, ernannte ihn mit einem Jahrgelde von einhundert Gulden zu ſeinem Hofmaler, und belohnte überdem auch reichlich jede ſeiner Arbeiten in dieſem ſeinem Dienſt, in welchem nach Maximilians Ableben auch Kaiſer Karl der Fünfte ihn beſtätigte.

Als Albrecht Dürer einſt in Kaiſer Maximilians Gegenwart auf einer Mauer etwas hinzeichnen wollte, wankte die Leiter, auf welcher der Meiſter ſtand, und der Kaiſer hieß einem ſeiner naheſtehenden Edelleute die Leiter zu halten. Dieſer aber zog ſich etwas zurück, und winkte einem in der Entfernung ſtehenden Diener, an ſeiner Stelle dieſen Dienſt zu verrichten, den er unter ſeiner Würde hielt. Der Kaiſer ward dies gewahr, und ſtellte ſogleich den Edelmann deshalb zur Rede, und als dieſer einige auf ſeinen Rang Bezug habende Gründe vorbrachte, erzürnte ſich der Kaiſer noch mehr, — „Albert iſt wohl mehr als ein Edelmann wegen Fürtrefflichkeit ſeiner Kunſt,“ — ſprach er, — „denn ich wohl aus einem Bauern einen Edelmann, aber nicht gleich von einem Edelmann einen Künſtler machen kann.“ — Auch gab er von Stunde an dem Albrecht Dürer ein adeliches Wappen, drei ſilberne Schilde im blauen Felde, für ſich und ſeine Zunft.

Mehr aber als alle Ehrenbezeugungen, die ihm entgegen kamen, tröſtete Albrecht Dürer die treue Anhänglichkeit ihm herzlich ergebner Freunde, bei ſeinem, wirklich ſehr ſchweren häuslichen Ungemach, an der Seite der unerträglichen Frau, mit der er in kinderloſer Ehe leben mußte. Mehrere durch Herz und Geiſt ſich auszeichnende Männer ſchloſſen im traulichſten Verein ſich ihm an, und ſuchten jede Noth und Sorge ihm wenigſtens zu erleichtern. Unter dieſen befand ſich Doctor Johann Aegidius Ayrer, ein warmer Freund der Kunſt, dem Albrecht Dürer ſeine Freundlichkeit und manche ihm erzeigte Gefälligkeit dadurch belohnte, daß er ihm bei Anlegung und Ordnung ſeiner bedeutenden Sammlungen kräftig beiſtand. Doch der eigentliche, bis an ſeinen Tod ihm ergebne Freund ſeines Herzens war der geiſtreiche und gelehrte Nürnberger Rathsherr Vilibald Pirkheimer. Dieſer beſaß ſein ganzes Vertrauen, und half ihm auch aus mancher beklemmenden Noth; denn unerachtet aller ſeiner Arbeit war dennoch im Hauſe des durchaus uneigennützigen Meiſters nie Ueberfluß, wohl aber zuweilen Sorge und Mangel zu finden. Im vertrauten Umgange mit dieſem ſeinem Freunde, war es auch wohl, daß Albrecht Dürer auf Luthers damals hervortretende Erſcheinung zuerſt aufmerkſam wurde. Beide laſen alle damals von dieſem erſcheinende Schriften, welche ganz Deutſchland in Bewegung ſetzten, theilten einander ihre Bemerkungen mit, und gelangten mit einander zu einer Ueberzeugung, die beider durch Uebermuth des Pfaffenthums aufgeregtes Gemüth der neuen Lehre endlich zuwendete; Pirkheimer ergab ſich ihr mit der Ueberlegung des Weiſen, der Jedes von allen Seiten betrachtet ehe er es für gut erkennt, und kam ſpäterhin in mancher Hinſicht auf andre Gedanken, wie aus einem von ihm bald nach Albrecht Dürers Tode geſchriebnen merkwürdigen Briefe hervorgeht, aber Albrechts Künſtler-Natur ergriff mit feuriger Begeiſterung, was ſeinem hellen Auge im ſtrahlenden Glanz der Wahrheit erſchienen war, ohne ſich je wieder davon abwenden zu laſſen.

Im Jahr 1506 unternahm Albrecht Dürer eine Kunſtreiſe nach Venedig. Er ward dort von Vielen freundlich empfangen, und führte mehrere Kunſtaufträge, die er erhielt, ehrenvoll aus. Wie fröhlich er, fern von ſeinem häuslichen Elend, unter einem ſchönen Himmel ſeyn konnte, beweiſ't eine Reihe Briefe, welche er an ſeinen Freund Pirkheimer von Venedig aus ſchrieb, deren mitunter zu derb luſtiger Ton aber freilich nicht mehr in unſere Zeit paſſen will. Zur beſſern Darſtellung ſeiner Lage, ſowohl daheim als in ſeinem damaligen Aufenthalt, hebe ich nur ein paar Stellen aus dieſen Briefen aus.

„Wollt Gott, daß ich euch großen Dienſt könnt, denn das wollt ich mit Freuden ausrichten, denn ich erkenn, daß Ihr mir viel thut, und ich bitt euch habt Mitleiden mit meiner Schuld, ich gedenk daran öfter denn Ihr. Alsbald Gott mir heim hilft ſo will ich euch erbarlich zahlen mit großem Dank, weil ich hab den Teutſchen zu malen ein Tafel, davon geben ſie mir 110 Gulden rheiniſch. Darauf geht mit fünf Gulden Koſtung. Die werd ich noch in acht Tagen verfertigen mit weißen (gründen) und ſchaben, ſo will ich ſie von Stund anheben zu malen, wenn ſie mag, ſo Gott will, ein Monat nach Oſtern auf dem Altar ſtehn. Das Geld hoff ich, wenn Gott will, all zu erſparen, wenn ich gedenk ich dürf der Mutter noch dem Weib alsbald kein Geld ſchicken u. ſ. w.

„Venedig an der heil. drei Könige Tag im Jahr 1506.“

Die in dieſem Briefe erwähnte Tafel war ein heiliger Bartholomäus, für den damaligen Verein deutſcher Kaufleute in Venedig, und ſchmückte einen Altar in der dem deutſchen Hauſe zunächſt liegenden Kirche. Mit großer Mühe kam Kaiſer Rudolph ſpäterhin zum Beſitz dieſes Gemäldes, indem er ſich erbot, jede Summe, welche die Kirche nur immer dafür fordern möchte, zu zahlen. Auf das ſorgfältigſte eingepackt, ward es hierauf nach des Kaiſers eigner Veranſtaltung durch vier ſtarke Männer auf den Schultern von Venedig bis Prag getragen, damit das koſtbare Gemälde nicht durch das Rütteln eines Wagens unterwegs Schaden litte.

In einem andern Briefe ſchreibt Albrecht Dürer an Bilibald Pirkheimer:

„Ich wollt, daß Ihr hie zu Venedig wärt. Es ſind ſo viel artiger Geſellen unter den Welſchen, die ſich je länger je mehr zu mir geſellen, daß es einem am Herzen ſanft ſollt. Denn vernünftig gelehrt gut Lautenſchleger, Pfeiffer, verſtändig im Gemäle, und viel edles Gemüth, rechte Tugends von Leuten, und thun mir viel Ehr und Freundſchaft. Dagegen ſind Ihr auch der untreuſten verlogen diebiſch Böſewichter da, Ich glaub, daß ſie auf Erdreich nit ſo leben, und wenns einer nit wüßt, ſo gedächt er es wären die artigſten

Leut die auf Erdreich wären. Ich muß ihn ſelbſt lachen, wenn ſie mit mir reden, ſie wiſſen daß man ſolch Bosheit von ihnen weiß, aber ſie fragen nie darnach. Ich habe viele guter Freund unter den Welſchen, die mich warnen, daß ich mit ihren Malern nicht eß und trink, auch ſind mir ihrer viel feind, und machen (kopiren) mein Ding in Kirchen ab, und wo ſie es mögen bekommen; noch ſchelten ſie es, und ſagen es ſey nit antikiſch Art, dazu ſey es nit gut; aber Sambellinus (Gian Bellino, auf venetianiſch Zan Belin, Tizians groſer Lehrer) der hat mich vor Gentilomen faſt ſehr gelobt. Er wollt gern etwas von mir haben und iſt ſelber zu mir gekommen und hat mich gebeten, er wolls wohl zahlen. Und ſagen mir die Leut alle, wie es ſo ein frommer Mann ſey, daß ich ihm gleich günſtig bin. Er iſt ſehr alt und iſt noch der Beſte im Gemäle u. ſ. w. Geben zu Venedig neun Uhr in die Nacht, am Samſtag nach Lichtmeß im 1506 Jahr.“

Von Venedig aus machte Albrecht Dürer eine Ausflucht nach Bologna; „Um Kunſt willen,“ ſchreibt er, „in heimlicher Perſpektive, die mich einer lernen will, da werd ich ungefehr in acht oder zehn Tagen auf ſeyn gen Venedig wieder zu reiten, darnach will ich mit dem nächſten Boten kommen. O wie wird mich nach der Sonne frieren! hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer.“

In Bologna ward er von den dortigen Malern wie zuvor in Venedig ehrenvoll empfangen, und langte wahrſcheinlich erſt im Spätherbſt deſſelben Jahres wieder in Nürnberg an, wo er in ununterbrochnem Fleiß das gewohnte Leben von neuem begann. Lange gefühlte Liebe und Bewunderung, noch erhöht durch die unſterblichen Werke Raphaels, welche ihm wahrſcheinlich in Venedig und Bologna zu Geſichte gekommen, trieben ihn jetzt unwiderſtehlich, dieſem hohen Meiſter zu ſchreiben und ihm ſein eignes Bildniß zu überſenden; eine Zeichnung, die er höchſt kunſtreich, ohne alles aufgeſetzte Licht, mit täuſchender Wahrheit ausgeführt. Beides langte glücklich in Rom an, und Raphael erkannte mit Freuden den ihm verwandten Genius, deſſen Ruhm gewiß ſchon früher bis zu ihm gedrungen war. Er nahm das Schreiben wie die Gabe dankbar und freundlich auf, und erwiederte beides, mit einem liebevollen Briefe und mit Zeichnungen von ſeiner Hand zum Gegengeſchenke.

Inniges Verlangen, die großen Meiſter der Niederlande und ihre Werke zu ſehen, bewog Albrecht Dürer vierzehn Jahre ſpäter nochmals ſeine Heimath zu verlaſſen und das Land zum zweiten Male zu beſuchen, wo er früher muthig und ſorglos den Weg zum Ziele begonnen. Jetzt war das freilich viel anders, ſein Weib begleitete ihn mit ihrer Magd Suſanna, und ſo ging Alles viel ſchwerfälliger als damals, da dem fröhlichen, lehrbegierigen Jüngling Welt und Kunſt im Morgenroth des Lebens entgegen lächelten.

Von dieſer ſeiner Reiſe iſt der größte Theil ſeines ſehr ſorgfältig geführten Tagebuchs bis auf unſre Zeit gekommen, aus welchem ich hier die mir am merkwürdigſten ſcheinenden Stellen dem Leſer mittheile, da das Ganze, bei aller ſeiner naiven Anmuth und herzlichen Einfachheit doch wohl zu viel Raum erfordern möchte. Herr von Murr hat es im ſiebenten Theil des Journals zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Literatur, welches er im Jahr 1779 zu Nürnberg herausgab, abdrucken laſſen.

Anno 1520.

„Am Pfingſtag nach Kiliani hab ich Albrecht Dürer auf mein Verkoſt und Ausgeben mich mit meinem Weib von Nürnberg hinweg in das Niederland gemacht, und da wir deſſelben Tags auszogen durch Erlang, da behaußten wir zu Nachts zu Baiersdorf, und verzehrten daſelbſt drei Batzen minder ſechs Pfennig u. ſ. w.

„Darnach fuhren wir gen Antorff (Antwerpen), da kam ich in die Herberg, zum Jobſt Plankfeld, und denſelben Abend lud mich der Fugger Factor mit Namen Bernhard Stecher, gab uns ein köſtlich Mal. Aber mein Weib aß in der Herberg, und dem Fuhrmann hab ich für unſer drei Perſonen zu führen gegeben drei Fl. an Gold.

„Am Sonntag war auch Sanct Oswaldtag, da luden mich die Maler auf ihr Stuben, mit meinem Weib und Magd, und hatten alleding mit Silbergeſchirr, und andern köſtlichen Gezier und überköſtlich Eſſen. Es waren auch ihre Weiber alle da, und da ich zu Tiſche geführt ward, da ſtund das Volk auf beiden Seiten, als führe man einen großen Herrn. Es waren auch unter ihnen gar trefflich Perſonen, von Mannen, die ſich all mit tiefen Neigen auf das allerdemüthigſt gegen mich erzeigten, und ſie ſagten ſie wollten alles das thun, als viel möglich, was ſie wüßten das mir lieb wäre. Und als ich alſo ſaß, da kam der Herren von Antorff Rathsboth mit zweien Knechten, und ſchenket mir von der Herren von Antorff wegen vier Kannen Wein, und ließen mir ſagen, ich ſolle hiemit von ihnen verehret ſeyn, und ihren guten Willen haben. Deß ſagte ich ihnen unterthänigen Dank, und erbot meine unterthänige Dienſt. Darnach kam Meiſter Peter, der Stadt Zimmermann, und ſchenket mir zwei Kannen Wein, mit Erbietung ſeinen willigen Dienſt. Alſo da wir lang fröhlich bei einander waren, und ſpat in die Nacht, da belaithen ſie uns mit Windlichtern gar ehrlich heim, und baten mich ich ſoll ihren guten Willen haben, und annehmen, und ſollt machen was ich wollt, darzu wollten ſie mir allbehülflich ſeyn. Alſo dankte ich ihnen, und legte mich ſchlafen.

„Auch bin ich geweſt in Meiſter Quintines (Quintin Meßis) Haus. Aber ich bin geweſen auf ihren großen drei Schießplätzen, ich hab geſſen ein köſtlich Mal, mit dem Staber. Aber ein ander mal mit dem Factor von Portugall, den hab ich mit der Kohlen konterfeit, mehr hab ich meinen Wirth konterfeit, item Jobſt Plankfeld, der hat mir geſchenkt ein Zinken weiß Korallen.

„Item Sebaldt Fiſcher hat mir zu Antorff abkauft ſechzehn kleiner Paſſion pro 4 fl., mehr 32 Bücher pro 8 fl., mehr 6 geſtochne Paſſion pro 3 fl., mehr 20 halbe Bogen aller Gattung gleich durch einander pro 1 fl. Item meinem Wirth hab ich zu kaufen geben auf ein Tüchlein ein gemalt Marienbild um 2 fl. rheiniſch u. ſ. w.

„Item am Sonntag nach Bartolomäi bin ich von Antorff mit Herr Tomaſin gen Mecheln gefahren, da lagen wir über Nacht, da lud ich Meiſter Konrad und ein Maler mit ihm, zu Nachteſſen, und dieſer Meiſter Konrad iſt der gut Schnitzer, der dienet Frau Margareth des Kaiſer Maximilians Tochter, desgleichen ich kein geſehen hab. Von Mecheln fuhren wir durch das Städtlein Wilßwart, und kamen am Montag gen Brüſſel zu Mittag u. ſ. w.

„Ich hab geſehen zu Brüſſel im Rathhaus in der gulden Kammer, die vier gemalten Materien die der groß Meiſter Rudiger (Rogier van der Weyde) gemacht hat.

„Auch hab ich geſehen die Ding die man dem König auß dem neuen gulden Land (Mexico) hat gebracht, eine ganz guldene Sonnen, einer ganzer Klafter breit, desgleichen ein ganz ſilberner Mond, auch alſo groß, desgleichen von allerlei ihrer Waffen, Harniſch, Geſchütz, und allerlei wunderbarlicher Ding zu menſchlichen Brauch, das da viel ſchöner zu ſehen iſt als Wunderding. Dieſe Ding ſind alle köſtlich geweſen, daß man ſie beſchäzt hundert tauſend Gulden werth. Und ich hab aber all mein Lebtag nichts geſehen das mein Herz alſo erfreut hat, als dieſe Ding. Denn ich hab darin geſehen wunderliche künſtliche Ding, und hab mich verwundert der ſubtilen Ingenio der Menſchen in fremden Landen.

„Item Madonna Margarethe (die Statthalterin) die hat zu Brüſſel nach mir geſchickt, und mir zugeſagt ſie woll meine Beförderin ſeyn gegen König Karl, und hat ſich ſonderlich ganz tugendlich gegen mich erzeigt. Hab ihr mein geſtochnen Paſſion geſchenkt, desgleichen ein ſolchen ihrem Pfenning-Meiſter mit Namen Jan Marini, und hab ihn auch mit den Kohlen konterfeit. Item als ich bin geweſt in des von Naſſau Haus, da hab ich geſehn das gut Gemähl in der Kapellen das Meiſter Hugo (Hugo van der Goes) gemacht hat.

„Item Meiſter Bernhardt (Bernhard von Orlay) hat mich geladen, der Maler, und hat ein ſolch köſtlich Mahl zugericht, daß ich nit glaub, daß erzeugt ſey mit zehn Gulden. Dazu haben ſich von ihm ſelbs geladen mir gut Geſellſchaften zu leiſten, der Frau Margareth Schatzmeiſter den ich konterfeit hab, und des Königs Hofmeiſter mit Namen der Meteni, und der Stadt Schatzmeiſter mit Namen von Pusſladis, dem ſchenket ich ein Paſſion in Kupfer geſtochen, und er hat mir wieder geſchenkt eine ſchwarze ſpaniſche Taſchen drei Gulden werth. Und Erasmo Rotterdammo hab ich auch ein Paſſion geſchenkt in Kupfer geſtochen, der iſt des Boniſius Sekretarius.

„Item hab Meiſter Bernhardt (von Orlay) der Frau Margareth Maler mit der Kohlen konterfeit. Ich hab den Erasmum Roterodam noch einmal konterfeit. Ich hab dem Lorenz Starken geſchenkt ein ſitzenden Hieronymum und die Melancholey, und hab mein Wirthin Gevatterin konterfeit. Item ſechs Perſon haben mir nichts geben die ich zu Brüſſel hab konterfeit. Ich hab ausgeben für zwei Püffelhörner drei Stüber, ein Stüber für zween Eulenſpiegel.“ (Ein jetzt faſt unbezahlbares Blatt von Lukas von Leyden.)

„Alſo bin ich am Sonntag nach S. Gilgentag mit Herr Tomaſin gen Mecheln gefahren, und hab Urlaub von Herrn Hans Ebner genemmen, und er hat vor die Zehrung, ſolang ich bei ihm geweßt, nichts wollen nehmen, ſieben Tag, von des Hans Geuders wegen. Ein Stüber hab ich des Wirths Knecht zuletzt geben. Ich hab mit der Frau von Neukirchen zu Nacht geſſen, und bin von Mecheln früh am Montag gen Antorff gefahren, und ich aß früh mit Portugales, der ſchenket mir drei Porgolana (Majolika Schalen) und der Ruderigo ſchenket mir etlich Federn, Calekutiſch (indianiſch) Ding.

„Item des Raphaels von Urbins Ding iſt nach ſein Todt alles verzogen, aber ſeiner Diſcipuln einer mit Namen Thomas Polonier, ein guter Maler, der hat mich begehrt zu ſehen, ſo iſt er zu mir kommen, und hat mir ein gulden Ring geſchenkt, antica, gar mit ein guten geſchnitten Stein, iſt fünf Gulden werth, aber mir hat man zwiefach Geld dafür wollen geben.“

Die Sprache des Tagebuchs iſt von hier an durch Herrn von Murr etwas moderniſirt.

„Verehrte Frau Margareten, Karl des Fünften Schweſter, ein Exemplar aller meiner Kupferſtiche und Holzſchnitte. Verfertigte ihr zwo Zeichnungen auf Pergament, und für ihren Leibarzt einen Riß zu einem Hauſe.

„Dem Thomas Polonius alle meine Werke gegeben, die nach Rom geſchickt wurden um dafür Raphaeliſche Sachen zu bekommen. Polonius verfertigt mein Bildniß um es mit nach Rom zu nehmen.

„Am Donnerſtag nach Michaelis fuhr ich nach Aachen. Am 23. October ſah ich die Krönung Kaiſer Karls. Am Freytag vor Simon und Juda verließ ich Aachen und kam nach Löwen; am Sonntag nach Köln, wo ich ein Tractat Doctor Luthers um fünf Weißpfennige kaufte, und gab ich ein Weißpfennig für die Condemnation Lutheri des frommen Mannes. In Brüſſel, Aachen und

Köln hatte ich frei Quartier bei den drei Nürnbergiſchen Herren Krongeſandten, Leonhard Groland, Hans Ebner und Nikolaus Haller. In Köln ſah ich am Sonntage nach Allerheiligen Kaiſer Karls Fürſtentanz und Banquet (darnach machte er eine Zeichnung die in Holz geſchnitten iſt). Am Montag nach Martini erhielt ich von Kaiſer Karln die Beſtätigung als kaiſerlicher Hofmaler.

„An unſer Frauen Abend reiſete ich nach Seeland. Sebaſtian Imhof lieh mir fünf Gulden. Wir mußten die erſte Nacht vor Anker liegen. Samſtag konterfeite ich ein Mädchen in ihrer Tracht. Kam nach Mittelburg, ſah in der Abtei Johann's de Mabuſe große Tafel; iſt beſſer gemalt als gezeichnet.

„Kam am Freytag nach Lucia wieder nach Antwerpen zu Jobſt Plankfeld.

Anno 1521.

„Am Samſtag nach Oſtern mit Hans Lieber von Ulm und Jan Plos, einem guten Maler von Brügge gebürtig, nach Brügge gefahren.

„Sah in Kaiſers Hauſe Rüdigers (Rogiers van Brügge) gemalte Kapelle, und Gemälde von einem großen alten Meiſter (wahrſcheinlich Hemling). Bei St. Jakob köſtliche Gemälde von Rüdiger und Hugo (van der Goes) den großen Meiſtern. Sah das Marienbild von Alabaſter zu unſrer Frauen, das Michael Angelo gemacht hat. Sah alle gute Gemälde des Johannes (van Eyck) und anderer in der Kirchen, und in der Malerkapelle. Gaben mir ein großes Banquet auf ihrer Stube zu Nacht, und beſchenkten mich. Jakob und Peter Moſtaert, die Rathsherren ſchenkten mir zwölf Kannen Wein, und die ganze Geſellſchaft von ſechzig Perſonen begleiteten mich mit Windlichtern heim.

„Kam nach Gent. Der Dechant von den Malern und die vorderſten empfingen mich herrlich und aßen mit mir zu Nacht. Am Mitwoche frühe führten ſie mich auf den hohen St. Johannisthurm. Sahe des Johannes Tafel (van Eycks berühmtes Gemälde) das iſt ein überköſtlich, hochverſtändig Gemäld, und ſonderlich die Eva, Maria, und Gott der Vater ſind faſt (ſehr) gut.

„Sah die Löwen, und zeichnete einen mit dem Stefte. Die Maler mit ihrem Dechant haben mich nicht verlaſſen, haben zu Morgens und Nachts mit mir geſſen und alle Ding bezahlet. Fuhr am Dienſtag frühe wieder nach Antwerpen.“

Folgendes iſt wieder ganz unverändert im Styl Albrecht Dürers. Der ganze Aufſatz aber ſo rührend und herzergreifend, daß ich mich nur mit Mühe entſchließen konnte, ihn, als doch nicht ganz hierher gehörig, nur theilweiſe mitzutheilen.

„Item am Freytag nach Pfingſten im 1521 Jahr kam mir Mähr gen Antorff, daß man Martin Luther ſo verrätherlich gefangen hätt, denn da ihm des Kaiſers Karols Herold mit dem kaiſerlichen Geleit war zugeben, dem war er vertrauet, aber ſo bald ihn der Herold bracht bei Eiſenach in ein unfreundlich Ort, ſagt er dörfte ſein nit mehr, und ritt von ihm. Alsbald waren zehn Pferd da, die führten verrätherlich den verkauften frommen, mit dem heiligen Geiſt erleuchteten Mann hinweg, der da war ein Nachfolger des wahren chriſtlichen Glaubens, und lebt er noch oder haben ſie ihn gemördert, das ich nit weiß, ſo hat er das gelitten um der chriſtlichen Wahrheit willen, und um daß er geſtraft hat das unchriſtliche Papſtthum. — — —

„Und ſonderlich iſt mir noch das ſchwereſt, daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falſchen blinden Lehr will laſſen bleiben, die doch die Menſchen, die ſie Väter nennen, erdicht und aufgeſetzt haben, dadurch uns das köſtlich Wort an viel Enden fälſchlich ausgelegt wird, oder gar nit fürgehalten.

„Darum ſehe ein jeglicher, der da Martinus Luther Lehre lieſt, wie ſein Lehr ſo klar durchſichtig iſt, ſo er das heilige Evangelium führt. Darum ſind ſie in großen Ehren zu halten, und nit zu verbrennen, es wäre denn daß man ſein Widerpart, die allezeit die Wahrheit widerfechten, ins Feuer würf mit allen ihren Opinionen, die da aus Menſchen Götter machen wollen. Aber doch iſts gut, daß man wieder neuer lutheriſcher Bücher Druck hatt. O Gott iſt Luther todt, wer wird uns hinfür das heilig Evangelium ſo klar fürtragen? Ach Gott, was hätt er uns noch in zehn oder zwanzig Jahren ſchreiben mögen! O ihr alle fromme Chriſtenmenſchen, helft mir fleißig beweinen dieſen gottgeiſtigen Menſchen, und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchten Mann ſende. O Erasme Roterodame wo wilt du bleiben? ſieh, was vermag die ungerechte Tirannei der weltlichen Gewalt, der Macht der Finſterniß? Hör du Ritter Chriſti, reuth hervor neben dem Herrn Chriſtum, beſchütz die Wahrheit, erlang der Märtirer Kron, du biſt doch ſonſt ein alt Menniken (Männchen). Ich hab von dir gehört, daß du dir ſelbſt noch zwei Jahr zugeben haſt, die du noch tügeſt etwas zu thun, dieſelben leg wohl an, dem Evangelium und dem wahren chriſtlichen Glauben zu gut. ——— O Erasme halt dich hin, daß ſich Gott dein rühme, wie vom David geſchrieben ſteht, denn du magſts thun, und fürwahr du magſt den Goliath fällen.“

Nach dieſer Erleichterung ſeines frommen, ſorgenerfüllten Herzens führt Albrecht **Dürer** nach gewohnter Weiſe ſein Tagebuch weiter fort.

„Item am achten Tag nach Corpus Chriſti bin ich gen Mecheln mit den Meinen zu Frau Margareth gefahren. Bin zur Herberg geweſt zum gelden Haupt, bei Meiſter Heinrich, Maler, da haben mich zu Gaſt geladen in meiner Herberg die Maler und Bildhauer, haben mir groſſe Ehre gethan in ihrer Verſammlung.

„War bei Frau Margareth, ließ ihr meinen Kaiſer ſehen, und wellt ihr denſelben verehren, ſie nahm ihn aber durchaus nit an. Am Freytage zeigte ſie mir alle ihre ſchöne Sachen, darunter ſahe ich bei vierzig kleine Täfelein von Oelfarben, ſo ſchön, daß ich dergleichen nie geſehen hab. Bat Frau Margareth um Meiſter Jakobs (Jakob Cornelis, Schorrels Lehrer) Büchlein, ſie ſagte aber ſie hätte es ihrem Maler (Bernhard von Orlay) zugeſagt. Sah auch eine ſchöne Bibliothek.

„Bin am Samſtag von Mecheln gen Antorff kommen. Mich hat zu Gaſt geladen Meiſter Lucas, der in Kupfer ſticht, iſt ein klein Männlein und bürtig von Leyden aus Holland, der war zu Antorff.

„Den Bernhard Stecher und ſein Weib konterfeit, und Meiſter Lucas mit dem Stefft.

„Ich hab in allen meinem Machen, Zehrungen, Verkaufen, und anderer Handlung Nachtheil gehabt in Niederland, in all meinen Sachen, gegen großen und niedern Ständen, und ſonderlich hat mir Frau Margareth für das ich ihr geſchenkt und gemacht hab, nichts geben.

„Alexander Imhoff lieh mir hundert Goldgulden, an unſrer Frauen Abend als ſie über das Gebirg geht, 1521, darum hab ich ihm geben mein verſiegelte Handſchrift, daß er mir die zu Nürnberg antworten laß, ſo will ich ihm die wieder zu Dank zahlen.

„An unſrer Frauen Heimſuchung, da ich gleich weg von Antorff wollte, da ſchicket der König von Dännemark zu mir (Chriſtian der Zweite), daß ich eilend zu ihm käm, und ihn konterfeiet, das thät ich mit der Kohlen, und ich konterfeiet auch ſein Diener Antony, und ich mußt mit dem König eſſen, erzeugt ſich gnädiglich gegen mich.

„Am Tage nach unſrer Frauen Heimſuchung nach Brüſſel gefahren auf dem Schiff des Königs von Dännemark, dem ich die beſten Stücke meines Kunſtdrucks verehrte.

„Item hab geſehen wie das Volk zu Antorff ſich ſehr verwundert hat, da ſie den König von Dännemark ſahen, daß er ſo ein mannlich ſchön Mann war, und nur ſelb dritt durch ſeiner Feinde Land kommen. Ich hab auch geſehen, wie ihm der Kaiſer von Brüſſel entgegen geritten, und ihn empfangen, ehrlich mit großem Prange. Darnach hab ich geſehen das ehrlich köſtlich Bankett, das ihm der Kaiſer und Frau Margareth gehalten hat am andern Tag.

„Item am Sonntag vor Margaretha hielt der König von Dännemark ein groß Bankett dem Kaiſer, Frau Margarethen und Königin von Spanien; und lud mich, und ich aß auch darauf. Ich hab zwölf Stüber für des Königs Futteral geben, und ich hab den König von Oelfarben konterfeit, und er hat mir dreißig Gulden geſchenkt.

„Item am Freitag frühe von morgens bin ich von Brüſſel ausgefahren, fuhren am Sonntag frühe gen Ach u. ſ. w.“

Ich habe mir beim Abſchreiben dieſer Stellen aus Albrecht Dürers Tagebuch nur einige Veränderung der Orthographie erlaubt, die mir des leichtern Verſtehens wegen nothwendig dünkte. Nicht nur des Verfaſſers wegen, ſondern auch als merkwürdiges Bild des bürgerlichen Lebens jener Zeit, müſſen jene Blätter Aufmerkſamkeit und Theilnahme erregen. Wir ſchelten die Sitten jener Tage roh und ungebildet, ſie waren es auch in vieler Hinſicht, und doch ſpricht die regſte Theilnahme an allem Großen und Schönen aus der Art wie Fürſten, Edelleute und Bürger die beſcheidne anſpruchsloſe Erſcheinung des großen

Meiſters überall aufnahmen, und ihm ſelbſt ſogar fürſtliche Ehre erzeigten.

Wie gern er lebte, welche wahrhaft kindliche Freude er an allem hatte, was Gutes und Schönes ihm widerfuhr, geht aus dem Ganzen noch viel deutlicher hervor, als dieſer Auszug es darſtellen kann. Mit großer Gemüthlichkeit führt er viele, größtentheils ihm zu Ehren gegebne Bankette, auch einige Maskenzüge an; auch kommen mit unter einige im Spiel gewonnene oder verlorne Gulden und Stüber vor, denn über Einnahme und Ausgabe hielt er ſehr ordentlich Rechnung. Dennoch war er gern freigebig, wie alle heitre Naturen; faſt verſchwenderiſch theilte er überall ſeine Kunſtwerke nach allen Seiten aus, doch heißt es auch einmal: „Ich machte viel Sachen, den Leuten zu gefallen, aber das wenigſt ward mir bezahlt.“ Da ſeine grämliche Frau ſich gleich häuslich in Antwerpen niederließ, Waſchzuber, Blasbalg und Schüſſelnapf ſich kaufte, für ſich und ihre Magd ſelbſt kochte und wuſch, und ihn nach der damaligen Sitte wenig außerhalb dem Hauſe zu Gaſtmälern und Feſten begleitete, ſo behielt er Freiheit und fröhlichen Muth; machte auch all die kleinen Reiſen von Antwerpen aus, ohne ihre läſtige Begleitung. Geſchenke an Wein, Konfituren, und koſtbarem Seidenzeuge, die ſie ſeinetwegen erhielt, und die er alle ſorgfältig in ſeinem Tagebuch aufzeichnete, mochten ſie auch wohl bei guter Laune erhalten; doch mochten auch kleine häusliche Unglücksfälle zuweilen ſie wieder verſtimmen, als zum Beiſpiel, daß ihr einmal auf dem Markt zu Antwerpen ihre Geldtaſche abgeſchnitten ward.

Zu Hauſe, nach vollbrachter Reiſe ging freilich das ängſtliche Treiben des häuslichen Unfriedens wieder an, ja es nahm dermaßen zu, daß es an dem Leben Dürers nagte, und nach und nach ſeine Geſundheit zerſtörte. Ein heitrer Strahl brach indeſſen doch noch in das Dunkel ſeiner Tage, als Melanchthon, im Jahr 1526 zum dritten Mal, wegen der Einweihung des Gymnaſiums von St. Aegidien, Nürnberg beſuchte. Bei ſeinem Freunde Pirkheimer lernte Albrecht Dürer den Mann kennen, der ſchon um Luthers willen ihm theuer ſeyn mußte, und verlebte dort mit ihm manche herzerhebende Stunde, in troſtreichen frommen Geſprächen und gegenſeitiger erfreulicher Mittheilung ihrer Gedanken.

Zwei Jahre ſpäter, im Jahr 1528, am 6. April, in der Charwoche, im ſieben und fünfzigſten Jahre ſeines Alters, entſchwang ſich ſein entfeſſelter Geiſt, und ein metallner Sarkophag mit einer lateiniſchen Inſchrift bezeichnet die Stelle, wo man auf dem Kirchhof der St. Johanniskirche ſeine ſterbliche Hülle zur Ruhe brachte.

Von ſeinem Leben in der letzten Zeit und ſeinem Tode, wie auch von ſeinem Verhältniß zu ſeinen Freunden, gibt Vilibald Pirkheimer im Anfange des ſchon erwähnten merkwürdigen Briefes ein zu rührendes und treues Bild, als daß man nicht gern einer bis auf die Orthographie getreuen Abſchrift dieſer Stelle hier den Raum gönnen ſollte. Der Brief ſelbſt iſt an Johann Tſcherte, Kaiſer Karls Bau- und Brückenmeiſter in Wien gerichtet, und vollſtändig im zehnten Theil des ſchon erwähnten Journals des Herrn von Murr, nach Pirkheimers eigner Handſchrift, abgedruckt.

„Mein freundlich willig Dienſt ſind euch bevor, mein lieber Herr Tzerte, mir hat unſer Freund Herr Jorg Hartmann ein Schreiben durch euch an ihn gethan angezeigt, in welchem ihr mein nit allein im Guten gedenkt, ſondern meßt mir auch mehr Lobs und Ehre zu, denn ich mich ſelbſt würdig erkenn. Will aber ſolchen guten Willen unſer beider in Gott verſtorbnen Freund Albrecht Dürer zurechnen; denn dieweil ihr denſelben um ſeiner Kunſt und Tugend willen geliebt, ſind euch ohne Zweifel auch die ſo ihn geliebt haben auch lieb. Solchen will ich euer Lob, und gar nit meiner Schicklichkeit zumeſſen.

„Ich hab warlich an Albrechten der beſten Freund einen, ſo ich auf Erdreich gehabt hab verloren und dauert mich nichts höher, als daß er eines ſo hartſeligen Todes geſtorben iſt, welchem ich nach dem Verhängniß Gottes niemand denn ſeiner Hausfrauen zuſagen kann, die ihm ſein Herz eingenagen, und dermaß gepeiniget hat, daß er ſich deſto ſchneller von hinnen gemacht hat, denn er war ausgedorrt wie ein Schaub, durft niendert keinen guten Muth mehr ſuchen, oder zu den Leuten gehn. Alſo hat das böſe Weib ſein Sorg, das ihn doch wahrlich nit Noth gethan hat. Zu dem hat ſie ihn Tag und Nacht zu der Arbeit härtiglich gedrungen, allein darum daß er Geld verdient und ihr das ließ, ſo er ſtarb. Denn ſie allweg verderben hat wollen, wie ſie dann noch thuet, unangeſehen daß ihr Albrecht bis in die ſechs tauſend Gulden Werth gelaſſen hat. Aber da iſt kein Genügen, und in Summa iſt ſie allein ſeines Todes ein Urſach.

„Ich hab ſie ſelbſt oft für ihr argwöhnig ſträflich Weſen gebeten und ſie gewarnet, auch ihr vorhergeſagt, was das Ende hievon ſeyn wird, aber damit hab ich nit anders denn Undank erlangt.

„Dann wer dieſem Mann wohlgewollt und um ihn geweßt, dem iſt ſie feind worden, das wahrlich den Albrecht mit dem Höchſten bekümmert, und ihn unter die Erden bracht hat.

„Ich hab ihr ſeit ſeines Todes nie geſehen, ſie auch nit zu mir wollen laſſen, wiewohl ich ihr dennoch in viel Sachen hülflich geweßt bin, aber da iſt kein Vertrauen. Wer ihr Widerpart hält, und nit aller Sach Recht gibt, der iſt ihr verdächtlich, dem wird ſie auch alsbald feind, darum ſie mir lieber weit von mir denn um mich iſt.

„Es ſind ja ſie und ihr Schweſter nit Bübinn, ſondern wie ich nit zweifel, der Ehren fromm und ganz gottesfürchtig Frauen. Es ſollt aber einer lieber ein Bübinn, die ſich ſonſt freundlich hielt, haben, denn ſolch nagend, argwöhnig, und keifend fromm Frauen, bei der er weder Tag noch Nacht Ruhe oder Fried haben könnt. Aber wie dem, wir müſſen die Sach Gott befehlen, der woll dem frommen Albrecht gnädig und barmherzig ſeyn, denn er hat wie ein frommer Biedermann gelebt, ſo iſt er auch ganz chriſtenlich und ſeeliglich verſtorben, darum ſeines Heils nit zu fürchten iſt. Gott verleih uns ſein Gnad, daß wir ihm zu ſeiner Zeit ſeeliglich nachfolgen.“

Von Albrecht Dürers vielen uns noch erhaltnen Gemälden, will ich nur eines der allervortrefflichſten anführen. Die Boiſſeréeſche Sammlung bewahrt dieſes herrliche Bild, es zeigt deutlich ſowohl alle Vorzüge der Schöpfungen Albrecht Dürers, wie das, was ihnen zur höchſten Vollkommenheit noch abgeht.

Das Bild ſtellt die Abnahme des Leichnams Chriſti vom Kreuze dar. Wie wahr, wie ſchön, und doch mit wie großer Verſchiedenheit iſt der Ausdruck des nämlichen Schmerzes in den Köpfen und Stellungen der umſtehenden Freunde des Erblaßten, in dem vor allen von ihm geliebten Jünger Johannes, in den heiligen Frauen, die innig und treu ihn verehrten! Wahrhaft erhaben und herzergreifend iſt die gottergebene Frömmigkeit der Mutter, mitten im tiefſten Seelenleiden ausgedrückt. Die Wahrheit des Kolorits, der Gewänder, der Zeichnung, iſt bewundernswerth, es iſt ein köſtliches Gemälde, das man zu betrachten nicht ermüdet, an dem man immer neue Vorzüge entdeckt, aber es iſt ein Gemälde. Schoreel, Hemling, vor Allen Johann van Eyck ſtellen uns mitten in ihre Schöpfungen, ihre Gebilde ſind die Wirklichkeit ſelbſt, die Albrecht Dürer uns nur mit großem Fleiß nachgebildet zeigt; ihm mangelt die Jugendfriſche, die unausſprechlich ſeelenvolle Heiterkeit, der Strahl des Lebens, der bei den alten Meiſtern recht aus dem Innern hervorbricht. Vor ihren Tafeln vergißt man oft über dem Werke den Meiſter, hier muß man ſtets, wenn gleich bewundernd, ſeiner gedenken. Dieſe ſchwarzen ſcharfen Umriſſe, die er ſowohl im Kontur der Köpfe, als in den Falten der Gewänder unvermalt ſtehen ließ, ſo meiſterhaft, mit ſo feſter Hand ſie auch gezeichnet ſind, kennt die Natur eben ſo wenig als ihre oben genannten treueſten Nachfolger ſie kannten. Auch Albrecht Dürers Farben, bei aller ihrer Schönheit, erbleichen vor der brennenden Pracht ſeiner Vorfahren, und bei manchem ſeiner Werke ſpüren wir recht ſchmerzlich die beengende Lebensluft, in welcher dieſer, von der Natur ſo hochbegabte Meiſter unter dem Keifen ſeines bösartigen Weibes wie zur Frohne arbeiten mußte; er, der ſich in andern Verhältniſſen frei, edel und leicht im Gebiete der Kunſt gewiß noch weit höheren Flugs erhoben hätte.

Höchſt bewundernswerth iſt indeſſen die Feſtigkeit, mit der Albrecht Dürer in Zeichnung und Anordnung ſeiner Geſtalten an der Natur hielt. Sind dieſe gleich nicht immer edel und ſchön zu nennen, ſo ſind ſie dennoch ſtets von unübertrefflicher Wahrheit. Dieſes iſt um ſo höher zu achten, da ſeine Zeit, obſchon noch immer überreich an trefflichen Meiſtern, dennoch ſchon begann, ſich jener Manier zuzuwenden, welche den Schein der Dinge ſtatt des Weſens ergreift, durch blendende Licht-Reflexe, durch tiefe Schlagſchatten, wo die Natur keine kennt, und durch tauſend ähnliche

Künſteleien, das Auge zu feſſeln, und ihre innere Armſeligkeit zu verbergen ſucht. Sehr bald nach ihm führte dieſe neue, großentheils durch falſchverſtandnes Studium der italiäniſchen Meiſter und der Antike entſtandne Manier, der bald niemand mehr widerſtrebte, die ächte deutſche Kunſt unaufhaltſam dem Untergange zu.

Lukas von Leyden.

Lukas von Leyden gehörte zu den Seltnen, welchen die Natur das Siegel ihrer Beſtimmung auf Erden beim erſten Lebenshauch deutlich aufdrückt, bei denen ſchon die Knospe der Kindheit die ganze, bald prächtig ſich entfaltende Blüthe ihrer Zukunft deutlich zeigt, die himmelweit verſchieden ſind von jenen kraftlos in die Höhe geſchoßnen kränklichen Pflanzen, welche in unſern Tagen durch pädagogiſche Treibhauskünſte zum ſchnellen Entfalten gezwungen werden, eine Zeitlang als Wunderkinder ihre armen Künſte machen, und dann wie taube Blüthen fruchtlos zuſammenſinken. Er war ein wirkliches Wunderkind, das im Jahr 1494, in den letzten Tagen des Monats Mai, oder den erſten des Juni zu Leyden in das Leben trat.

Hugo Jakobs, ſein Vater, war ein geachteter Maler, und Malergeräth das erſte Spielwerk des Knaben. Lukas erſter Blick fiel auf Paletten und Pinſel, auf Kreide, Reißfeder und Radirnadel. Mit ſchwacher kindiſcher Hand griff er nach dieſen und führte ſie, beinahe ehe er ſie nur gehörig feſt zu halten wußte. Der Vater hatte innige Freude an dem natürlichen Geſchicke, welches der Knabe dabei zeigte, er half ihm und lehrte ihn, wirklich ſpielend, den Gebrauch aller dieſer Werkzeuge; das Kind kannte bald keine andere Luſt als an dieſen Dingen, und die Luſt ſtieg, ſo wie es heran wuchs. Oft, wenn Lukas in ſpäter Nacht noch zeichnete, ſchalt ſeine Mutter und nahm ihm das Licht weg, weil ſie fürchtete, ſeine Geſundheit möchte unter der unabläſſigen Anſtrengung leiden, aber er ließ dennoch nicht ab. Er zeichnete nach der Natur Alles was ihm vorkam, Köpfe, Hände, Füße, Gebäude, Gegenden, vor Allem aber, und mit auffallender Vorliebe, Gewänder von verſchiedenartigen Stoffen, an denen er den aus dieſer Verſchiedenheit entſtehenden Charakter ihres Faltenwurfs unermüdet nachzubilden ſtrebte.

Angehende Maler, Glasmaler und Goldſchmiede waren, ſo wie der junge Lukas heranwuchs, ſeine liebſten Geſpielen, weil er mit ihnen treiben konnte, was einzig ihn ergötzte. Mit gleichem Eifer, gleicher Freudigkeit und gleichem Gelingen ergriff er in früheſter Jugend alle Zweige der Kunſt; er malte geſchichtliche Gegenſtände, Porträte, Landſchaften, mit Waſſerfarben und in Oel, malte auf Glas, ſchnitt in Holz, gravirte auf Kupferplatten, zeichnete mit der Feder, mit der Kohle, vor Allem aber gerne, und in ſpätern Jahren ganz vortrefflich, mit ſchwarzer Kreide.

Es klingt eben ſo unglaublich als es wahr iſt, daß Lukas von Leyden ſchon als neunjähriges Kind Zeichnungen von ſeiner eignen Erfindung ſehr ſauber und fein in Kupfer ſtach. Man trifft noch zuweilen auf einzelne ſeltene Abdrücke ohne Jahrzahl, von dieſen ſeinen frühſten Jugendarbeiten.

Da er zwölf Jahr alt war, malte er die Legende vom heiligen Hubertus mit Waſſerfarben auf Leinwand, und erregte dadurch die Bewunderung Aller, welche dieſes Gemälde erblickten. Ein Kunſtfreund, Herr von Lockhorſt, gab dafür dem Knaben ſo viele Goldſtücke als er Jahre zählte, um ihn zu fernerem Fleiß zu ermuntern.

Kaum mochte Lukas das vierzehnte Jahr erreicht haben, als er ein höchſt ausgeführtes, mit der Jahrzahl 1508 bezeichnetes Blatt nach eigner Zeichnung in Kupfer ſtach, welches den Mahomed darſtellt, wie dieſer in der Trunkenheit einen Mönch ermordet. Im folgenden Jahr erſchienen neun andre Blätter in Form runder Medaillons, die eben ſo viel Scenen aus der Leidensgeſchichte Chriſti darſtellten. Nächſtdem die Verſuchung des heiligen Antonius, dem der Teufel in Geſtalt einer ſchönen Frau erſcheint. Auch noch im nämlichen Jahr, die Bekehrungsgeſchichte des Apoſtels Paulus. Der junge Künſtler hatte den Moment gewählt, in welchem Paulus, vom Strahl des Himmels geblendet, nach Damaskus geführt wird, und dabei den Zuſtand dieſer plötzlichen Blindheit ganz vortrefflich ausgedrückt. Sowohl bei dieſen als allen ſeinen Blättern muß man neben der vollendeten Ausführung, neben der Mannichfaltigkeit der Köpfe und Stellungen, auch den durchaus naturgetreuen Ausdruck höchlich bewundern. Nirgend erſcheint Verworrenheit oder Zwang, ſelbſt in ſeinen figurenreichſten Kompoſitionen; alle ſeine Blätter tragen den Stempel eines hellen originellen Geiſtes, der ſich ſelbſt von jedem Strich, jeder Linie Rechenſchaft zu geben wußte, und frei und leicht unter jedem Bedingniß ſeiner Kunſt ſich bewegte. Die größte Mannichfaltigkeit herrſcht in ſeinen Gewändern, auch war er unerſchöpflich in Erfindungen, um ſeine den Tagen der Vorzeit oder fremden Nationen angehörenden Geſtalten ſo viel möglich zu charakteriſiren.

Lukas verlor ſehr früh ſeinen Vater und erſten Führer auf der ſo hoffnungsreich begonnenen Bahn; und kam gleich darauf bei Cornelis Engelbrecht in die Lehre, deſſen Sohn, ein Glasmaler Namens Peter Cornelis, unter die Zahl ſeiner Jugendfreunde gehörte.

Meiſter Cornelis Engelbrecht war ein ſehr guter Zeichner, ein verſtändiger, verdienſtvoller Maler, deſſen Werke von ſeinen Mitbürgern ſehr hoch gehalten wurden. Man ſagte ſogar, er ſey der Erſte in Leyden geweſen, der nach Johann van Eycks Weiſe der Oelfarben ſich bediente. Einigen ſeiner vorzüglichſten Gemälde wurde ein Ehrenplatz auf dem Stadthauſe zu Leyden, doch hielt man ein Gemälde mit zwei Flügelbildern, welches einen Gegenſtand aus der Apokalypſe darſtellte, für ſeine beſte Arbeit. Dieſes hing zuerſt in einer Kapelle, über der Familiengruft der Herren von Lockhorſt, ward aber ſpäterhin von einem Abkömmling dieſes Geſchlechts nach Utrecht gebracht. Herr von Bettendorf in Aachen beſitzt ein ſeltnes Gemälde dieſes Meiſters. Es zeigt uns in einer offnen Halle die heilige Barbara vor dem Richterſtuhl ihres eignen Vaters. Ihre ganze Geſtalt trägt den Ausdruck ſchmerzlicher Entſchloſſenheit beim unabwendbaren Unheil; im Hintergrunde erblickt man den Thurm, den ſie ſelbſt erbauen ließ, und in welchem ſie gefangen gehalten wurde, nebſt einem Theil der Stadt.

Unter einem ſo guten Lehrer machte der von der Natur ſo reich begabte Jüngling in unglaublich kurzer Zeit die größten Fortſchritte im Zeichnen und Malen. Im Kupferſtechen hatte ihm ein Künſtler Namens Harnaſſen noch beſondern Unterricht ertheilt, der ihn zugleich den Gebrauch des Scheidewaſſers lehrte. Auch ſagt man, daß ein geſchickter Goldſchmied ihm bei ſeiner Bildung für die Kunſt viel geholfen habe. Im Jahr 1510 da Lukas von Leyden ſechszehn Jahre zählte, erſchien abermals von ihm ein allgemein bewundertes Blatt, ein Ecce Homo, und ſo folgte in ſchneller Folge eines ſeiner Kunſtwerke dem andern. Sein Ruhm ward groß in ſeinem Vaterlande, und verbreitete ſich bald über die Gränze desſelben in Deutſchland und Italien; überall ſtrebte man nach dem Beſitz der Abdrücke ſeiner Werke, und mancher italiäniſche Meiſter benutzte, ohne ſich deſſen zu rühmen, bei der Kompoſition ſeiner Gemälde die Erfindung des niederländiſchen Meiſters, der nie ſein Vaterland, kaum ſeine Vaterſtadt verlaſſen hatte und ohne fremde Einwirkung nur ſeinem Genius und der Natur treulich folgte. Vaſari ſelbſt erwähnt rühmend den Namen Lukas von Leyden, und preiſ't die Anordnung, die Wahrheit und die Ausführung ſeiner Arbeiten.

Lukas von Leyden wußte den Pinſel mit nicht minderm Gelingen zu führen als die Reißfeder und das Radireiſen. Seine Gemälde waren der Stolz ſeiner Vaterſtadt, und die Bewunderung aller Kunſtverſtändigen. Das Stadthaus zu Leyden prangte mit einer trefflichen Darſtellung des jüngſten Gerichts von ſeiner Hand, an welcher beſonders die Zeichnung und Karnation der vielen nackten Figuren bewundert wurden. Ein ſehr ſchönes Marienbild, ein Knieſtück, auf welchem das Kind eine Traube mit einer von dieſer herabhängenden Weinranke in der Hand hält, und deſſen Draperie beſonders geprieſen wird, kaufte ſpäterhin der kunſtliebende Kaiſer Rudolph, und ließ es nach Prag bringen. Ein anderes ſehr bewundertes Gemälde ſtellte die Kinder Iſrael vor, wie ſie das goldne Kalb verehren, und bei Luſtgelagen und Banketten des Herrn und ſeiner Gebote vergeſſen. Und ſo gingen in ununterbrochner Reihe mehrere treffliche Arbeiten in Oel und in Waſſerfarben aus der Werkſtatt des fleißigen Meiſters hervor. Auch auf Glas malte er mit hohem Gelingen; unter andern wie die Töchter Iſraels dem König David tanzend entgegenziehn. Doch weder in ſeinen Gemälden, noch in ſeinen andern Arbeiten beſchränkte er ſich einzig auf geiſtliche Darſtellungen, er wählte oft und gern auch andere, mitunter ſogar humoriſtiſche Gegenſtände; wie zum Beiſpiel zu dem kleinen, von Vaſari geprieſenen Blatt, auf welchem ein Bauer ſich von einem Quackſalber den Zahn ausreißen läßt, während eine Frau, von ihm unbemerkt, ihm die Taſche leert. Auch in Brüſſel, in der Gemälde-Sammlung des Herrn von Henneſay, befindet ſich ein ſehr kleines, in Oel gemaltes Bildchen dieſer Art von ihm. Ein alter Mann und eine alte Frau ſitzen mit einander höchlich vergnügt unter einem ſchönen grünen Baum, er ſpielt auf einer Zitter, und ſie akkompagnirt ihn auf der Violine. Man kann ſich nichts Launigeres und Naturgetreueres denken, als dieſes im beſten Humor gemalte allerliebſte kleine Miniaturbild.

Sein von ihm ſelbſt gezeichnetes Porträt zeigt ihn ſehr jugendlich, ohne Bart, von etwas ſchwächlichem Anſehen, doch mit hellen klaren Künſtleraugen. Er trägt ein mit Federn geſchmücktes Barett auf dem Kopf, und einen Todtenſchädel im Buſen. Von Geſtalt war Lukas von Leyden klein, zierlich und ſchmächtig. Er verheirathete ſich ſehr jung mit einer edlen reichen Jungfrau aus dem adlichen Geſchlecht der von Boshuyſen, wodurch er in große und vornehme Familienverbindungen gerieth, zugleich aber auch zu ſeinem Leidweſen veranlaßt ward, mehr Zeit bei Gaſtmahlen und Feſtlichkeiten zu verlieren als ihm lieb war. Sogar die Feierlichkeiten, welche ſeine eigne Vermählung unter den Verwandten ſeiner Frau herbeiführten, preßten ihm Klagen aus, ſo ſehr hatte er ſich daran gewöhnt, jede Stunde ſeiner Zeit einzig der Kunſt zu weihen. Er achtete faſt jede Minute für verloren, die er anders hinbringen mußte, und arbeitete ſtets mit einem Eifer, einer Anſtrengung, als ob ihm ein vorahnendes Gefühl die Kürze ſeiner irdiſchen Laufbahn geweiſſagt habe.

Eine einzige Tochter war die Frucht ſeiner zufriednen Ehe. Er führte mit ſeiner Frau in Ehre und Anſehen unter ſeinen Mitbürgern ein ruhiges, glückliches Leben. Nicht nur durch ſeine Heirath, ſondern auch durch ſeine Kunſt war Lukas von Leyden bald ſehr wohlhabend geworden. Seine Staffelei-Gemälde wurden von reichen Kunſtfreunden wohl bezahlt, und ſeine ſehr geſuchten Holzſchnitte und Kupferſtiche ſtanden ſchon bei ſeinem Leben in nach damaliger Art ungewöhnlich hohem Preiſe.

Um ganz fehlerfreie Abdrücke der letztern war er ſo beſorgt, daß er jedes Blatt, das nur den geringſten Makel trug, verbrannte, damit die Welt nur Vollkommnes von ſeiner Hand erhalten möge. Hierdurch hat er aber freilich auch den Nachkommen den Beſitz derſelben ſehr erſchwert und die jetzige große Seltenheit der Abdrücke veranlaßt. Sein Eulenſpiegel, ein Kupferſtich auf einem Quartblatt, den Albrecht Dürer für einen halben Stüber kaufte, wurde ſchon zu Sandrarts Zeiten, in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, für vierhundert Gulden verkauft, und iſt jetzt vielleicht im Original um keinen Preis mehr zu haben.

Endlich entſchloß ſich Lukas von Leyden eine Reiſe nach Seeland, Flandern und Brabant zu unternehmen, um ſich ſelbſt eine Erholung von angeſtrengtem Fleiß, und ſeinen Tagen einige Abwechſelung zu gewähren. Nach holländiſcher Art machte er die Reiſe zu Waſſer, auf denen das Land überall durchkreuzenden Kanälen, und als ein wohlhabender Mann, in einem eignen Schiff mit einer wohlverſchloßnen, mit allen Bequemlichkeiten verſehenen Kajüte; vermuthlich ſo eine Art von Treckſchuyte, wie ſie noch in Holland gebräuchlich ſind. Da Lukas von Leyden, wie wir aus Albrecht Dürers Tagebuch wiſſen, mit dieſem Meiſter in Antwerpen zuſammentraf, ſo muß er die Reiſe im Jahr 1521, als er ſieben und zwanzig Jahre alt war, gemacht haben, und nicht ſechs Jahre ſpäter, in ſeinem drei und dreißigſten Jahr, wie Karl von Mander und nach ihm Sandrart es meinen. Auch findet ſich in Albrecht Dürers Tagebuch von dem oft erwähnten Beſuch deſſelben in Meiſters Lukas Hauſe in Leyden ſelbſt, keine Spur, es geht vielmehr aus Allem hervor, daß Albrecht Dürer jene Stadt nie geſehen hat, und daß er Lukas von Leyden nur in Antwerpen zum erſten und auch wohl letzten Mal erblickte.

Mit einem ſeltſam gemiſchten Gefühl mögen beide große Meiſter im erſten Augenblick einander gegenüber geſtanden haben. Beide waren Jahre lang, mit beinahe gleichem Gelingen und gleichem Ruhm die nämliche Bahn gegangen, hatten oft in den Gegenſtänden ihres künſtleriſchen Bemühens die nämliche Wahl getroffen, und waren gewiß auch oft genug zu gegenſeitigem Nachtheil mit einander verglichen worden. Denn die Welt hatte von jeher die Unart, von der ſie auch wohl nie laſſen wird, zu glauben, daß ſie keinen ihrer großen Zeitgenoſſen nach Verdienſt ehren könne, ohne ihm einen zweiten gegenüber zu ſtellen, auf deſſen Koſten ſie ihn erhebt. Sie wird nie bedenken, daß es beſſer wäre, ſich des Glücks zu freuen, *beide in ihrer Mitte zu beſitzen* und dabei jeden für ſich auf ſeine Weiſe gelten zu laſſen.

Albrecht Dürers Reiſe glich, wie wir wiſſen, einem Triumphzuge der Kunſt, von dem das Gerücht gewiß auch bis zu Lukas nach Leyden gedrungen war, und ihn vielleicht veranlaßt hatte, gerade in dieſer Zeit nach Antwerpen zu kommen. Er erkannte den hohen Werth des großen Nürnberger Meiſters mit voller Ueberzeugung, ſo wie auch dieſer ihm alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und überall zum Beſitz ſeiner Arbeiten zu gelangen ſuchte. Doch Lukas war jünger, ehrgelziger, von etwas kränkelnder Lebhaftigkeit, und hatte, wie behauptet wird, wenn gleich ohne es vielleicht jemanden anders als ſich ſelbſt zu geſtehen, oft mit Albrecht Dürer in der Behandlung des nämlichen Gegenſtandes abſichtlich gewetteifert.

Jede andere Regung, auſſer die, herzlicher

Freude, wich indeſſen aus ihrem Gemüth, ſobald beide Meiſter einander erblickten; denn Männer von dieſem Werth konnten ſich nie ungerecht verkennen. Sie brachten in gegenſeitiger Freundlichkeit die kurze Zeit ihres Beiſammenſeyns mit einander zu und Jeder zeichnete zuletzt des Andern Bild, um es als das eines geehrten und geliebten Freundes und Kunſtverwandten mit ſich in die Heimath zu nehmen.

So wie Albrecht Dürer während ſeiner Reiſe überall eine höchſt ehrenvoll gaſtfreie Aufnahme fand, ſo zeichnete der, bei Fürſten und großen Herren nicht ſo perſönlich bekannte, Lukas von Leyden, ſich ſeinerſeits wieder durch Freigebigkeit und gaſtliches Zuvorkommen gegen die Künſtler aus, in deren Wohnort er längere Zeit weilte. In jeder größeren Stadt, durch welche ſein Weg ihn führte, gab er den dort einheimiſchen Malern in ihrem Gildehauſe ein Gaſtmahl und hatte für jedes dieſer Feſte einmal für allemal ſechzig Gulden beſtimmt. Eine damals bedeutende Summe, beſonders wenn man ſich Albrecht Dürers Bemerkung bei einem ihm von Meiſter Bernhard von Orlay gegebenen Feſte erinnert, das er als ſehr verſchwenderiſch beſchreibt, und meint, es könne wohl an zehn Gulden gekoſtet haben.

Zu Middelburg erfreute ſich Lukas von Leyden beſonders an den Gemälden des damals dort wohnenden Johann von Mebuſe; auch der Meiſter ſelbſt, und ſein muntres, luſtiges Weſen zogen ihn an. Er unterließ nicht in dieſer Stadt ſein gewohntes Maler-Banket zu geben, wobei er ſehr ſchön und anſtändig gekleidet erſchien, in einem gelblichen Rock von feinem Seiden-Kammelot, der in der Sonne wie Gold glänzte. Aber nun kam Mebuſe in einem Kleide von wirklichem goldnen Brokat; dieſe übergroße Pracht erregte Meiſter Lukas etwas überſpannte Empfindlichkeit, dem es nun bedünken wollte, als würde er wegen ſeiner einfacheren Tracht von ſeinen übrigen Gäſten weniger geachtet. Hieraus mochte wohl eine nicht ganz angenehme Spannung in der Geſellſchaft entſtanden ſeyn, denn ſonſt wäre dieſer an ſich unbedeutende Umſtand ſchwerlich auf die Nachwelt gekommen.

So viel Vergnügen dieſe erſte und einzige Kunſtreiſe dem Meiſter Lukas während ihrer Dauer gemacht haben mochte, ſo gedachte er ihrer nach ſeiner Heimkehr doch nur mit Reue und Schmerz. Er fühlte ſich, ſo wie er wieder zu Hauſe war, von einem langſam ſchleichenden Uebel ergriffen, welches, ſeine Kräfte untergrabend, ihn allmählich dem Untergange zuführte, und kam dadurch auf den unſeligen Gedanken, von irgend einem Neider ſeines Ruhms Gift empfangen zu haben. Freilich läßt die Natur ſich ſelten ungeſtraft in ihrem gewohnten Gange vorgreifen. Früchte, die früh blühten, reifen früh und fallen ab, und der Geiſt, der ſchon den neunjährigen Knaben ſo mächtig beſeelte, mußte auch um ſo früher die gröberen Bande zerſtören, welche ihn an die Erde feſſelten. Doch dies bedachte Lukas von Leyden nicht, ſondern quälte ſich Tag und Nacht mit dem peinlichen Glauben an ſeine Vergiftung, von dem kein Zureden ſeiner Freunde ihn abzubringen vermochte.

Er lebte und kränkelte fort, während einer ziemlichen Reihe von Jahren, und behielt das Schreckbild des langſam herannahenden Todes immer im Geſicht. Dabei zerſtörte er durch verdoppelten Fleiß alle ihm übrig gebliebene Kraft, ſtatt durch Ruhe für ſeine längere Erhaltung zu ſorgen.

Die letzten ſechs Jahre ſeines Lebens mußte er wegen ſeiner außerordentlichen Schwäche größtentheils im Bette liegend zubringen, doch ſelbſt dies hinderte ihn nicht, jeden leidlichen Moment ſeinen Arbeiten zu widmen. Er hatte ſich zu dieſem Zweck nach eigner Erfindung Werkzeuge und beſondere Vorrichtungen verfertigen laſſen, die es ihm möglich machten, ſelbſt in dieſer Stellung, zu zeichnen, in Holz zu ſchneiden oder in Kupfer zu ſtechen. Auch malte er in dieſer Zeit noch ſein letztes Gemälde in Oel, ein Werk, welches als eines ſeiner vorzüglichſten in dieſer Art geprieſen wird, und zu welchem er wahrſcheinlich jede Stunde benutzte, in der er von ſeinem Schmerzenlager ſich erheben konnte.

Dieſes Gemälde war mit zweien, daſſelbe verſchließenden Flügelthüren verſehen, mit der Jahrzahl 1531 bezeichnet, und ſtellte den Heiland dar, wie er einem Blinden das Geſicht wieder verleiht. Die Blindheit des von ſeinem Knaben geführten Armen, das Mitleid und die himmliſche Güte im Angeſicht des Erlöſers werden als höchſt vortrefflich ausgedrückt geprieſen. So auch die Mannichfaltigkeit und der Ausdruck in den Köpfen der

Umſtehenden, die Gewänder, die Bäume und Gebüſche in der den Hintergrund bildenden Landſchaft. Ein Kunſtliebhaber in Harlem kaufte ſpäterhin dieſes letzte Meiſterwerk Lukas von Leyden um einen bedeutenden Preis, und es gehört vielleicht noch zu den wenigen, die von ihm bis auf unſere Zeit gekommen ſind.

Die allerletzte Arbeit, mit der er ſich bis kurz vor ſeinem Ende beſchäftigt hatte, war ein Holzſchnitt, welcher die Göttin der Weisheit darſtellte. Dieſen behielt er immer bei ſich und ſein brechendes Auge betrachtete ihn noch mit Wohlgefallen, als die ſchwache Hand ihm jede weitere Anſtrengung verſagte.

Neun Tage vor ſeinem Tode erfreute ihn noch ſeine, während ſeiner Krankheit verheirathete Tochter durch die Geburt eines Enkels, doch legte er dabei auch einen traurigen Beweis ſeiner, durch langes Leiden auf das Höchſte gereizten Empfindlichkeit ab. Denn als die Pathen mit dem Kinde von der Taufe zurückkehrten, fragte er angelegentlich nach dem Namen, den man dem Kinde beigelegt habe, und als man antwortete, man habe dafür geſorgt, daß nach ihm noch ein Lukas von

Leyden blühen ſolle, ward er dadurch verletzt, ſtatt ſich darüber zu freuen, und nahm es ſo, als ob die Seinigen wünſchten, nur recht bald der läſtigen Sorge für ihn enthoben zu ſeyn.

Wenige Tage darauf verlangte er noch einmal den blauen Himmel zu ſehen. Er ward aus dem Bette an das Fenſter getragen, ſtill und ſinnend verweilte er dort, ließ ſich dann wieder auf ſein Lager bringen, und athmete zwei Tage darauf zum letzten Mal aus ſchwer beklemmter Bruſt. Er wurde nur neun und dreißig Jahre alt, und ſtarb im Jahr 1533.

Sein Enkel Lukas Dameſſen wurde ein mittelmäßiger Maler und ſtarb zu Utrecht ein und ſiebzig Jahre alt; ein zweiter nach ſeinem Tode geborner Enkel, Namens Johann de Hovy, zeichnete ſich ebenfalls nicht unter der Menge aus, war aber noch zu Karl von Manders Zeiten Hofmaler des Königs von Frankreich.

Die Zahl der von Lukas von Leyden bis auf Sandrarts Zeiten gekommnen Kupferſtiche gibt dieſer auf hundert zwei und ſiebzig Stücke an, die jedoch ſchon damals ſehr ſchwer zuſammen zu bringen waren, ſo daß man ein kleines Blatt, Abraham und Hagar, mit fünfhundert Gulden bezahlte. Sein in Kupfer geſtochnes Bildniß des Kaiſers Maximilian, welchen er während deſſen Aufenthaltes in Leyden zeichnete, wird als das vortrefflichſte geprieſen, welches der Meiſter in dieſer Art hervorgebracht.

Von den Gemälden ſind ebenfalls nur wenige bis auf unſere Tage gekommen, doch bewahrt die Boiſſeréeſche Sammlung von ihm ein köſtliches großes Altarblatt, auf welchem ſieben Figuren, faſt nach alter byzantiniſcher Art neben einander in einer Reihe ſtehen. Bis zur Hälfte des Mittelbildes halten Engel einen Teppich mit goldnen Blumen durchwirkt; über ihn hinaus verliert ſich der Blick in die blaue Ferne, man ſieht das Meer mit ſeinen Inſeln und Klippen, und die ſtolz ſich erhebenden Thürme einer großen Stadt; Alles liegt hell und deutlich im klaren Himmelsſchein. Vor dem Teppich, in der Mitte, ſteht der heilige Bartholomäus, das Meſſer, als Emblem ſeiner Mutter, in der Rechten, in der Linken ein Buch. Würdevoller Ernſt, unerſchütterliche Ruhe ſpricht aus der hohen Geſtalt, wie aus dem von dunkelem Bart und Haar umfloßnen edlen Geſicht. Er trägt ein blaues Gewand, und über demſelben, in leichte ſchöne Falten geworfen, einen weißen, mit Gold eingefaßten Mantel. Ihm zur Seite ſteht die heilige Cäcilie mit ihrer Orgel und horcht, den reinſten Ausdruck himmliſcher Seligkeit in den leuchtenden Augen, auf die Töne, welche unter ihrer Hand, ihr ſelbſt faſt unbewußt, der Orgel entſchweben. Zur andern Seite des Heiligen ſteht die heilige Agnes, ſchön, hold und jung wie eine Blume, geſchmückt wie eine Fürſtin. Lang hinabwallendes goldiges Haar umgibt das roſig blühende Köpfchen, ihr Auge ruht auf einem geöffneten Buche, welches, nebſt dem die Heilige bezeichnenden Palmzweig, in den zarten Händchen ruht, zu ihren Füßen ſchmiegt ſich ein ſchneeweißes Lamm.

Auf dem rechten Flügelbilde ſteht der heilige Jakob der ältere, mit der Keule, als bezeichnendem Emblem ſeines Märtyrertodes, und ebenfalls mit einem Buche; ein herrlicher geiſtreicher Kopf voll lebendigen Ausdrucks; neben dieſem die heilige Chriſtina; der Mühlſtein neben ihr, ihr gewohntes Emblem, ragt wirklich halb zum Bilde heraus. Auf dem linken Flügelbilde ſteht Johannes der Evangeliſt und blickt mit der Ruhe des über alles Irdiſche erhabnen Heiligen auf die Schlange, die unter ſeinem Segensſpruch aus dem Kelch' emporſteigt, den er hält. Neben Johannes erblickt man die heilige Margaretha. Schön, edel, mit entzückender Freude ſieht ſie in Geſtalt eines zornſprühenden Ungeheuers den Urheber alles Böſen ſich kraftlos unter ihrem Fuße winden, der, wie die Legende erzählt, ihr in dieſer Geſtalt im Kerker erſchien, um die heilige Jungfrau zu ſchrecken. Die heitere Feierlichkeit, die ernſte Pracht dieſes Bildes läßt ſich durch Worte nicht darſtellen, man ſteht davor, wie vor einem lichterfüllten, heiligen Tempel. Die techniſche Vollkommenheit derſelben, die Schönheit der Draperien, des reichen mannichfaltigen Schmuckes, die Haare, das lebenswarme Kolorit, ſtellen es zu dem herrlichſten, was je die Kunſt der alten Meiſter hervorbrachte.

Ein ſehr ſchönes und ſeltenes Gemälde dieſes großen Meiſters befindet ſich in der Sammlung des Herrn von Lieversberg in Köln. Es ſtellt die Kreuzigung des Heilandes dar, iſt drei Fuß fünf Zoll hoch, zwei Fuß ſieben Zoll breit, und bildet oben einen flachen Bogen. Das Kreuz ſteht in der Mitte des Hauptbildes, am Fuße deſſelben kniet Magdalena. Links neben dem Kreuze ſteht die ſchmerzerfüllte Mutter, neben ihr der heilige Hieronymus, auf der andern Seite der Evangeliſt Johannes und der Apoſtel Simeon. Denn auch bei der Anordnung dieſes Gemäldes hat Lukas von Leyden ſich nicht ganz von der alten byzantiniſchen Art abgewendet. Die Geſtalt des Heilandes kann weder edel, noch ebenmäßig genannt werden, die hagern Beine ſind viel zu lang, Hände und Füße zu knöchern, zu abgezehrt, was man aber über die unbeſchreiblich herrliche Ausführung und bei dem trefflichen Kolorit leicht überſieht. Die plaſtiſche Abrundung aller Geſtalten auf dieſem Bilde iſt höchſt glücklich und ſorgfältig behandelt, kein Pinſelſtrich iſt ſichtbar, die Farben höchſt durchſichtig und klar, das Ganze wie durch einen Guß von Emaille entſtanden, alle Farbentöne verfließen harmoniſch in einander, keine Abſtufung wird irgendwo bemerkbar, und ſelbſt der matte Schimmer des Goldgrundes, auf dem Mittelbilde, ſcheint abſichtlich gemildert zu ſeyn, um die Wirkung der Farben nicht zu ſtören. Ein Laubgewinde, das um den obern Rand des Bogens ſich hinzieht, ſtößt unmittelbar an das, welches die beiden Flügelbilder einfaßt.

Den Hintergrund zu dieſen bilden ausgeſpannte Teppiche von Brokat, über welche ſehr anmuthige Landſchäftchen hervorragen. Auf dem einen derſelben ſind Johannes der Täufer und die heilige Cäcilia, auf dem andern der heilige Alexius und die heilige Agnes abgebildet. Alle weiblichen Köpfe auf dieſem herrlichen Bilde ſind höchſt anmuthig und lieblich, der Ausdruck des Schmerzes auf dem Mittelbilde, vor allem der Schmerz der Mutter, der heiligen Magdalena und des Evangeliſten Johannes, iſt von ergreifender Wahrheit. Warm und lebendig, wie das Leben ſelbſt, erſcheinen die Köpfe der Apoſtel und der Heiligen, auf dem Mittelbilde wie auf den Flügelbildern, Haare, Stoffe und Faltenwurf der Gewänder ſind bis zur täuſchendſten Wahrheit, mit unendlichem Fleiß der Natur nachgebildet. Die Köpfchen der auf dem Mittelbilde, wie auf den Flügelbildern einherſchwebenden kleinen Engel ſind anmuthig und freundlich, die

Körperchen freilich erſcheinen durch die Verkürzungen ein wenig verkrüppelt, doch alle dieſe kleinen Mängel werden durch die hohe Ausführung des ganzen Meiſterwerks dermaßen überſtrahlt, daß man ſie kaum bemerkt. Von außen zeigen die beiden Flügelbilder, wenn ſie geſchloſſen das Mittelbild bedecken, grau in grau gemalt, den engliſchen Gruß.

Johann von Mabuſe, auch Maubeuge und Maboggio genannt.

In Maubeuge oder Mabuſe, einem Ort im Hennegau, ward dieſer Meiſter zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts geboren, und nahm nach damaligem Künſtlergebrauch den Namen ſeiner Vaterſtadt an. Wer ſeine Eltern waren, iſt eben ſo unbekannt geblieben, als der Name des Meiſters, unter deſſen Leitung er zuerſt die Künſtlerbahn betrat. Nur ſo viel iſt gewiß, daß er ſchon in der Jugend als ſeine hohe Meiſterin die Natur anerkannt haben muß, der er auch in der Folge, bei mancher Abweichung, dennoch im Grunde ſtets treu blieb. Sein wilder ungeregelter Geiſt, ſein leidenſchaftliches Weſen riſſen ihn ſpäter zu tauſend Verirrungen hin, ſo daß er, während eines wüſten, ausſchweifenden Lebens, in der Welt bald hie- bald dorthin geworfen ward. Daher iſt es ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich, dem Gange ſeiner Schickſale genau zu folgen. Aus der ausgezeichneten Vortrefflichkeit ſeiner Werke geht indeſſen hervor, daß er während ſeiner Lehrjahre treu und fleißig der Uebung ſeiner Kunſt ſich widmete, denn ohne dauernden, ernſten Gebrauch aller Kräfte wird Keiner ein Meiſter, wie Mabuſe es ward. Auch iſt die Geduld, die Treue, die Zierlichkeit, deren er bei Ausführung ſeiner Arbeiten ſich befliß, gerade bei einem ſonſt ſo raſtloſen Gemüth zwiefach bewundernswerth, und beweiſ't, daß dennoch innige Alles überwiegende Liebe zur Kunſt der Grundton ſeines Weſens war.

In der erſten ſchönſten Blüthe ſeiner Jugend zog Mabuſe nach Rom, um dort ſeine Bildung für die Kunſt zu vollenden. Mit rühmlichem Eifer nahm er die großen italiäniſchen Meiſter ſich zum Vorbilde, welche jene wunderreiche Zeit, zu der er ſelbſt auch gehörte, verherrlichten. Sowohl ihre Werke, als der Anblick der uns gebliebnen plaſtiſchen Gebilde einer großen Vorzeit, erfüllten den für die Kunſt glühenden Jüngling mit Bewunderung. Höhere Wünſche ſtiegen in ihm auf, er wollte es den groſsen Meiſtern ſeiner urſprünglichen heimathlichen Schule nicht nur gleich thun, er wollte ſie wo möglich noch übertreffen, und von der treueſten Nachahmung der lebendigen Natur ſich bis zum Ideal der höchſten Schönheit hinaufſchwingen, das in dem Marmor vor ſeinen wonnetrunknen Blicken zu athmen ſchien. Doch ſein guter Genius bewahrte ihn hier auf dem Scheidewege vor jenen Irrgängen, auf welchen viele ſeiner Nachfolger und zuletzt die deutſche Kunſt ſelbſt zu Grunde gingen; Mabuſe erkannte, daß Wahrheit ewig das erſte Bedingniß der Schönheit ſeyn werde, und wagte es deshalb nie, ſich von ihr und der Natur zu entfernen, obgleich er ſtets, und oft ſehr glücklich, darnach ſtrebte, ſie mit dem, ſeinem inneren Sinne vorſchwebenden, ihm höher dünkenden Reiz des Ideellen zu ſchmücken.

Er war es, der zuerſt bei ſeiner Heimkehr aus Italien die ſpäterhin auf Koſten des guten Geſchmacks nur zu ſehr herrſchend gewordnen allegoriſchen Darſtellungen in das Gebiet ſeiner vaterländiſchen Kunſt einführte. Er zuerſt brachte die italiäniſche Weiſe in der Kompoſition ſeiner Gemälde an, und auch jene ſüdliche Art vorzüglich nackte Figuren zu malen, was die züchtigen, ehrbaren Altväter ſonſt immer ſo viel möglich zu vermeiden pflegten. Und ſo wurde er bald berühmt, fand überall Bewunderer und Anhänger.

Mabuſe lebte eine Zeitlang in Utrecht, im Dienſte des dortigen Biſchofs, Philipp von Burgund, und malte viel und fleißig; aber er verſank zugleich auch immer tiefer in Ausſchweifungen, zu welchen die ſchlechteſte Geſellſchaft, die er ſich vorzugsweiſe erwählte, ihn nur verleiten konnte. Die Staffelei und der Aufenthalt in Schenken bei wilden lärmenden Gelagen, theilten ſich in ſeine Zeit, und es iſt ſchwer zu begreifen, wie er bei dieſer Lebensweiſe den klaren Blick und die feſte Sicherheit der Hand ſich erhalten konnte, oder wie es ihm möglich war, ſo viel Fleiß auf die höchſte Vollendung ſeiner Gemälde zu verwenden.

Von Utrecht zog Mabuſe nach Middelburg, wahrſcheinlich auf Verlangen des Abts Maximilian von Burgund, der damals dort lebte und im Jahr 1524 ſtarb. Dieſer trug ihm ein großes Altargemälde für die Kirche ſeiner Abtei auf, ein Werk von gewaltigem Umfange, mit zwei Flügelthüren, die ſo groß und ſchwer waren, daß man ſie jedesmal bei Eröffnung des Altars ſtützen mußte. Der Meiſter wendete viel Zeit und faſt unglaublichen Fleiß auf dieſes ſehr figurenreiche Gemälde; es ſtellte eine Abnahme vom Kreuze dar und ward von den Kunſtverſtändigen der Zeit als ſeine vollendetſte Arbeit höchlich geprieſen. Albrecht Dürer, der es ſah, als er im Jahr 1521 nach Middelburg kam, wo er auch Mabuſen in ſeinem Hauſe beſuchte, fället indeſſen in ſeinem Tagebuche das Urtheil: das Bild ſey beſſer gemalt als gezeichnet. Späterhin ſchlug der Blitz in die Kirche ein, in welcher es den Altar ſchmückte, und dieſe ward unrettbar mit allen Schätzen, welche ſie enthielt, ein Raub der Flammen.

Mabuſe ſcheint in Middelburg Anfangs mit großem Aufwande gelebt zu haben, wie die Geſchichte ſeines goldbrokatnen Gewandes bei Lukas von Leydens Gaſtmahl beweiſ't. Doch ließ er deshalb nicht von ſeinem gewohnten Leben und mag es wohl ziemlich arg getrieben haben, denn der Magiſtrat fand endlich für gut, ihn unerachtet ſeines hell leuchtenden Künſtlerruhms gefänglich einzuziehen, ob wegen Schulden oder ſonſt ſträflicher Handlungen, iſt nicht bekannt. Mabuſe wendete indeſſen dieſe unfreiwillige Einſamkeit zu mehreren vortrefflichen Zeichnungen an, von denen Karl von Mander, der ſie noch geſehen hat, mit Freude und Bewunderung ſpricht.

Es ſcheint, als ob Mabuſe nach wieder erlangter Freiheit eine Reiſe nach London gemacht habe; vielleicht zog Hans Holbein ihn hin, der damals unter dem Schutze König Heinrichs des Achten dort lebte. Denn außer vielen, vielleicht noch in England exiſtirenden, trefflich gemalten Bildniſſen von Mabuſens Hand, wurde in der ſehr bedeutenden Gallerie des alten Palaſtes von Whitehall noch insonderheit das von ihm gemalte Porträt zweier vornehm geſchmückter Knaben bewundert, die wahrſcheinlich zu der Familie des Königs gehörten. Doch der Palaſt ſelbſt, die alte Reſidenz der Könige von England, von Heinrich des Achten Zeit bis auf die der Königin Anna, ward ſeitdem bis auf einen kleinen Theil zerſtört. Neuere Gebäude aller Art erfüllen jetzt den weiten Raum, welchen dieſes Prachtgebäude ehemals von den Ufern der Themſe an bis zu dem jetzigen St. Jamespark mit ſeinen weitläuftigen Nebengebäuden bedeckte. Die Gemälde daraus ſind alle zerſtreut oder ſpurlos verloren, und ſo mögen denn auch Mabuſens Arbeiten kein beſſeres Schickſal gehabt haben.

Eine Zeitlang, ob früher oder ſpäter? iſt ſchwer auszumitteln, befand ſich Mabuſe als Hofmaler im Dienſte eines vornehmen Niederländers, den Karl von Mander den Marquis van der Veren nennt. Dieſer muß ſehr reich und ſehr vornehm geweſen ſeyn, denn ſein Haushalt war ganz auf fürſtlichen Fuß eingerichtet. Er hielt ſich einen Poeten, einen Maler und einen Philoſophen als unentbehrliche Mitglieder ſeines Hofſtaats. Ob er dieſen dreien auch den luſtigen Rath beigeſellte, finde ich nicht erwähnt, es ſcheint faſt, als ob Mabuſe auch dieſen Ehrenpoſten neben ſeinem eigenthümlichen mitunter verſehen habe, wie aus folgendem Zuge ſeines Hoflebens hervorgeht.

Kaiſer Karl der Fünfte dachte einſt dem Marquis van der Veren die hohe Ehre ſeines Beſuches zu und dieſer machte natürlicher Weiſe ſogleich die allervortrefflichſten Anſtalten zum würdigen Empfang des hohen Gaſtes. Die ganze Dienerſchaft ward neu und glänzend gekleidet, beſonders aber ſollten der Poet, der Philoſoph und der Maler in neuen Gewändern von prächtigem weißen ſeidnen Damaſt das Feſt verherrlichen helfen. Die Schneider nähten Tag und Nacht, doch Mabuſe wußte unter dem Vorwande, ſeinem Kleide einen ganz neuen maleriſchen Zuſchnitt zu geben, den ihm beſtimmten Damaſt unverarbeitet in die Hände zu bekommen; und da er, wie Alle ſeines gleichen, in ewiger Geldnoth war, ſo verkaufte er ihn heimlich, trug das Geld in die Schenke, und machte ſich dafür, um die Folgen ganz unbeſorgt, auf ſeine Weiſe einen guten Tag. Der Marquis erfuhr es wohl, denn wann wäre an einem kleinen Hofe ein ſolches Geheimniß verborgen geblieben? aber er kannte ſeinen Mann, ließ ihn ſtillſchweigend gewähren, und verließ ſich auf deſſen Talent, ſich aus jeder Verlegenheit zu ziehen.

Der große Tag kam, der Kaiſer auch. Die Majeſtät ward gebührend empfangen, und endlich von dem Marquis auf einen Balkon geführt, um die lange Reihe der geſchmückten Diener anzuſehen, die prozeſſionsartig unten im Hofe vorbeizogen. Der Poet und der Philoſoph in ihren ſchönen weißen damaſtnen Gewändern ſtolzirten an der Spitze des Zuges, und in ihrer Mitte Mabuſe in einem ähnlichen, doch weit ſchöneren Kleide. Damaſt von ſolcher Pracht, ſo blendend weiß, mit ſo herrlichen geſchmackvollen Laubgewinden und Blumen hatte der Kaiſer noch nicht geſehen, auch lobte er ihn über die Maßen.

Bei der Tafel endlich, wo der Poet, der Philoſoph und der Maler in ihren ſchönen Kleidern unter der übrigen geputzten Dienerſchaar zur Aufwartung bereit daſtanden, fiel des Kaiſers Blick abermals auf Mabuſens vortrefflichen Damaſt; dem Maler wurde gewinkt, näher zu treten, der Damaſt blieb auch in der Nähe ſo ſchön, daß der Kaiſer einen Zipfel des Gewandes ergriff, um ihn beſſer zu unterſuchen, und nun erſt entdeckte er die Täuſchung. Das ganze Gewand war Papier, über und über mit Blumen und Ranken, dem wirklichen Stoffe ſo ähnlich übermalt, daß wirklich nur das Gefühl den unglaublichen Irrthum entdecken konnte.

Die Majeſtät lachte, daß ihr die Augen übergingen, als ſie die Geſchichte des wunderſamen Rockes jetzt vernahm, die ganze Tiſchgeſellſchaft lachte mit, und ſo lange der Kaiſer regierte hatte er keine ſo fröhliche Tafel gehalten. Um viel hundert Ellen des herrlichſten Damaſts hätte der Marquis dieſen Schwank ſeines Hofmalers nicht miſſen mögen, und dieſer gewagte Streich befeſtigte ihn ſogar noch in der Huld ſeines Herrn, der, minder geſchickt ausgeführt, ihn wahrſcheinlich völlig geſtürzt hätte.

Doch Mabuſe wußte auch auf edlere Weiſe ſein großes Talent im Hauſe ſeines Beſchützers geltend zu machen. Er malte deſſen Gemahlin nebſt ihrem Sohn, als Madonna mit dem Kinde, und wandte ſo viel Fleiß auf die Ausführung dieſes köſtlichen Bildes, daß ſogar ſeine übrigen Gemälde, ſo trefflich gemalt ſie auch ſind, dagegen rauh und unvollendet erſcheinen.

Dieſes aber iſt auch Alles, was ich vom Leben dieſes großen Meiſters in Erfahrung bringen konnte, deſſen Natur das Höchſte mit dem Niedrigſten auf ſo ſeltſame Weiſe vereinte. Man ſagt, er ſey im Jahr 1562 in ziemlich hohem Alter geſtorben, doch iſt ſowohl der Ort, wo er ſtarb, als die Art ſeines Todes unbekannt.

Das Grab bedeckt die Verirrungen ſeines Lebens, doch was er in Hinſicht auf die Kunſt war, beweiſen drei ſeiner unſchätzbaren Gemälde in der Sammlung der Herren Boiſſerée. Das eine, eine Kreuzigung, iſt ein großes Bild, von dem man vermuthet, daß er es vor ſeiner Reiſe nach Italien gemalt haben könne, aber dennoch ſpricht ſchon aus dieſem ſein lebhaftes, dem warmen Süden ſich annäherndes Weſen. Weniger fromm, ruhig und innig, als ſeine großen Vorgänger und Zeitgenoſſen bei Behandlung dieſes Gegenſtandes es waren, brachte er in die Darſtellung ein höchſt effektvolles Leben, ich möchte ſagen ein dramatiſches Fortſchreiten; alles iſt in Bewegung, doch immer fern von aller Uebertreibung. Die drei Kreuze nehmen die Mitte des Bildes ein; auf der den Hintergrund bildenden Landſchaft erblickt man Jeruſalem und viele hin und her Wandelnde unter den Mauern der Stadt. Wunderſchön iſt der Kontraſt zwiſchen dem ſterbenden Heiland und den in peinlicher Qual verſcheidenden Verbrechern ausgedrückt, nicht minder auch der zwiſchen dieſen beiden obwaltende Unterſchied der Charaktere. Beider Sterben iſt furchtbar, doch fern von gräßlicher Verzerrung, ihre Phyſiognomien gänzlich verſchieden, ſo wie auch ihre Haltung im Tode.

Angeklammert an den Fuß des Kreuzes, welches den Erlöſer trägt, mit dem vollen Ausdruck wilden verzweiflenden Schmerzes, halb knieend, halb aufgerichtet, blickt Magdalena zu ihm auf, faſt zürnend dem Himmel, der dies Ungeheure geſchehen läßt. Seitwärts erliegt die weinende Mutter ihrem ſtilleren, doch nicht minder herzzerreißenden Schmerz. Johannes und Maria Salome unterſtützen, im eignen Jammer faſt vergehend, die Halbohnmächtige. Wahrhaft herzergreifend iſt die Gottergebenheit der Alles duldenden Mutter, im Gegenſatz mit dem leidenſchaftlichen Stürmen der weit jüngern Magdalena, die im Drange des Weltlebens noch nicht lernen konnte ſich unter den Willen Gottes fromm zu beugen. Der Ausdruck, die Gruppirung, die Schönheit der Köpfe, ſo wie die Draperie dieſer Gruppe ſind vor Allem bewundernswerth, beſonders in letzter Hinſicht das dunkelblaue Gewand der Magdalena und das der

Maria Salome; ein ſehr reizendes mit einer Art von goldnem Netz verbundnes Häubchen ſchmückt das ſchöne Köpfchen der letzteren. Die um das Kreuz verſammelten Phariſäer bilden einen zweiten Kontraſt mit den weinenden Frauen; Kriegsknechte auf ſtolzen Pferden ſchließen an dieſe ſich an, unter denen ſich ein vornehmer Mann im rothen Gewande auszeichnet, wahrſcheinlich Pontius Pilatus. Alle dieſe Geſtalten, dieſe Köpfe, vom verſchiedenſten Ausdruck, ſind voll Leben und Wahrheit. Es iſt ein Bild, das den Blick unwiderſtehlich feſſelt, es athmet, es bewegt ſich wenn man es länger betrachtet.

Ein zweites, weit kleineres Bild, welches Mabuſe nach ſeiner Heimkehr nach Rom malte, iſt die vorhin erwähnte Abbildung der Gemahlin des Marquis van der Vere als Madonna. Es erinnert an die Werke Michael Angelo's, und an alles Herrliche italiſcher Kunſt. Es zeigt uns die heilige Jungfrau in hoher Anmuth, in fürſtlicher Pracht, als Königin des Himmels. Der tiefe Ernſt des Kindes iſt wahrhaft göttlich zu nennen, das prächtige faltenreiche Gewand der Mutter fließt weit über den Boden hin. Höher konnte wohl weder Mabuſe, noch irgend Jemand die Kunſt des Malens treiben, wie auf dieſem höchſt vollendeten kleinen Gemälde geſchah, das in Hinſicht der Ausführung der Triumph aller Malerei genannt zu werden verdient.

Das dritte Bild Mabuſens zeigt in prachtvoller goldner Rüſtung den Erzengel Michael, den Ueberwinder Luzifers, welcher kraftlos unter ſeinem Fuße ſich windet. Himmelsglorie umſtrahlt die hohe Heldengeſtalt des göttlichen Streiters, während ſein Schützling auf Erden, der Donator dieſes Bildes, demüthig und fromm, ſeitwärts zu ſeinen Füßen knieet. Es iſt ein Gemälde von wahrhaft blendender Pracht, herrlich gemalt, und ſtammt ebenfalls aus der ſpätern Zeit des Meiſters, nach ſeiner Rückkehr aus Italien.

Johann von Schoreel.

In Schoreel, einem kleinen holländiſchen Dorf, ohnweit Alkmaar, trat dieſer ſeltne, von der Natur durch ihre edelſten Gaben ausgezeichnete Geiſt, am erſten Auguſt des Jahrs 1495 in das irdiſche Leben. Nahe Verwandte nahmen ſich mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt des verwaiſ'ten Knaben an, der in frühſter Jugend beide Eltern verlor, und nun fromm und einfach unter Jener treuen Pflege heran wuchs. Sobald er das dazu gehörige Alter erreicht hatte, wurde er nach Alkmaar auf die Schule gebracht, wo er ſich durch ſittliches Betragen und ſchnelles Fortſchreiten in Allem, was ihm gelehrt ward, beſonders in der lateiniſchen Sprache, vor ſeinen Mitſchülern auszeichnete. Was er auch unternahm, begünſtigte ein ſeltnes Gelingen; ſeine natürlichen Fähigkeiten, ſein großes

Faſſungsvermögen, machten ihm auch das Schwerſte leicht, doch ſein angeborner Beruf zur bildenden Kunſt trat vor Allem auffallend vor und äußerte ſich ſogar in ſeinen kindiſchen Spielen. Die ihm zugänglichen Gemälde, ſelbſt die damals allgemeinen gemalten Fenſterſcheiben nachzuzeichnen und zu malen, war ſeine innigſte Freude, und bei ſeinen Schulkameraden machte er ſich beſonders dadurch beliebt, daß er ihre in der Schule üblichen Tintenfäſſer von weißem Horn mit allerlei artigen Verzierungen ſchmückte, indem er Menſchen und Thiere, Bäume und Blumen ſehr ſauber und erfindungsreich mit einem Federmeſſer hineinſchnitt. Zum Glück waren Schoreels Pflegeältern nicht nur ſo verſtändig dieſes Alles gehörig zu beachten, ſondern auch liebevoll genug, um ſelbſt mit eigner Aufopferung das aufkeimende Talent des Knaben zu unterſtützen, ſobald ſie es erkannt hatten. Sie nahmen ihn deshalb ſchon im vierzehnten Jahre aus der Schule, wo er indeſſen zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung einen recht tüchtigen Grund gelegt hatte, und brachten ihn nach Harlem zu dem beſten Maler, den ſie kannten, zu Meiſter Wilhelm Cornelis.

Dieſer Wilhelm Cornelis, der aber mit mehreren ſeiner Kunſtgenoſſen, die auch Cornelis hießen, nicht zu verwechſeln iſt, war in der That ein nicht ungeſchickter Maler, und wohl fähig ſeinen hoffnungsvollen Lehrling dem Anfange der rechten Bahn zuzuleiten, doch dabei rohen harten Gemüths, eigennützig in hohem Grade, und auch dem Trunke ergeben. Er machte viel Einwendung, ehe er ſich entſchloß, den Knaben in die Lehre zu nehmen, und willigte endlich nur unter der Bedingung darein, daß die Vormünder deſſelben ſich ſchriftlich anheiſchig machten, ihn drei Jahre in ſeinem Dienſte zu laſſen, oder, im Falle er die Werkſtatt ſeines Meiſters früher verließe, eine bedeutende Geldbuße zu zahlen. Schoreels Pflegeältern, denen das Fortkommen des verwaiſten Knaben ſehr am Herzen lag, willigten in Alles; das ungefügige, aufgeblaſene Weſen des Meiſters brachte den einfachen treuen Landleuten nur einen um ſo feſtern Glauben an ſeine Kunſt bei, indem ſie meinten, daß, wo ſo viel gefordert würde, auch viel geleiſtet werden müſſe; ſie unterſchrieben daher was man verlangte, und Schoreel zog fröhlichen Muthes als wohlbeſtallter Lehrling bei ſeinem Meiſter ins Haus.

Daß es ihm dort mitunter übel genug ergehen mochte, iſt leicht zu erachten, aber er ertrug Alles, denn er durfte ja zeichnen und malen den ganzen Tag. Auch machte er in kurzer Zeit ſo ſchnelle und ſo bedeutende Fortſchritte, daß er ſchon im erſten Jahr im Stande war, ſeinem eigennützigen Lehrherrn durch ſeine Kunſtarbeiten einen Gewinn von mehr als hundert holländiſchen Gulden einzubringen; eine ſehr beträchtliche Summe in jener Zeit. Der arme Knabe hatte aber leider mit einem, jeder guten Empfindung unfähigen Menſchen zu thun; denn ſtatt daß, wie zu erwarten ſtand, Fleiß und Talent ihm wenigſtens eine freundlichere Behandlung ſeines Meiſters erworben hätten, zogen dieſe Eigenſchaften ihm nur Neid und Argwohn zu. Wilhelm Cornelis konnte nicht ohne inneren Verdruß den Fortſchritten des Lehrlings zuſehen, der ihn in kurzem zu verdunkeln drohte, fand es hinwieder aber auch zu bequem, müßig in der Schenke zu ſitzen, während dieſer daheim für ihn Geld verdiente, als daß er nicht hätte dafür ſorgen ſollen, ſich einen ſolchen Arbeiter zu erhalten. Daß Liebe und Freundlichkeit hier Alles thun könne, fiel ihm nicht ein; lieber bewachte er den armen Knaben Tag und Nacht auf die unleidlichſte Weiſe, überhäufte ihn mit Arbeit, und verwieß ihn, bei dem kleinſten Zeichen gerechten Unwillens über eine ſolche Behandlung, auf die Verſchreibung, die ihn noch auf lange Zeit zu ſeinem Leibeignen machte, und die der Meiſter von nun an immer bei ſich trug.

„Siehſt du Jan?“ ſtammelte er oft, wenn er betrunken war, und klopfte dabei höhniſch lachend auf ſeine Taſche, „ſiehſt du, da hab ich dich, da ſteckſt du feſt darin. Gehſt du mir davon, ſo weiß ich ſchon, was ich mit deinen Freunden anzufangen habe, die ſollens empfinden.“

Den armen Schoreel ſchmerzten dieſe ewigen Neckereien und Drohungen jedesmal tief in der Seele, er begann ſogar ſich heimlich darüber zu härmen, und der Gedanke, ſo verkauft zu ſeyn, ward ihm endlich ſo entſetzlich, daß er beſchloß Alles anzuwenden, um der heilloſen Verſchreibung habhaft zu werden. Es gelang ihm auch wirklich, in einer ſehr ſtürmiſchen dunkeln Nacht, da der Meiſter völlig betrunken wie ein Todter da lag. Leicht wie ein Vogel ſprang Schoreel mit ſeinem Raube davon, lief auf die Brücke, wo er das Papier, in tauſend Stückchen zerriſſen, dem Winde und den Wellen übergab, kehrte dann leichteren Herzens wieder heim, und ging ruhig zu Bette.

In der reinen Seele des jetzt fünfzehnjährigen Knaben war bei alle dem keine Spur des Gedankens aufgekommen, ſich auf dieſe Weiſe durch Zerſtörung der Handſchrift von der gegen ſeinen Lehrherrn eingegangnen Verbindlichkeit befreien zu wollen. Sein treues redliches Gemüth glaubte ſich hinfort nicht minder an das für ihn gethane Verſprechen gebunden als zuvor, aber der verhaßte Anblick der Handſchrift, und das ewige Drohen mit dieſer konnte ihn nun doch nicht mehr plagen; er fühlte ſich frei, weil nur ſeine innere Ueberzeugung ihn band, und ertrug nunmehr Alles mit Geduld, ward vielleicht aber auch beſſer gehalten.

Redlich und treu, ohne einen Verſuch zu entfliehen, arbeitete er nun für den Meiſter nach beſten Kräften fort, lernte, ſo viel ſeine jetzige Lage ihm erlaubte, und kannte kein Vergnügen als Sonntags und Feiertags, wenn die Sonne und die warme Sommerluft ihn lockten, einſam hinaus in das nahe Harlemer Holz zu wandern. Dort, unter den hohen herrlichen Laubgewölben, vergaß er Alles, was ſein Leben beengte; lagerte ſich mit jener unnennbaren Sonntagsfreude, welche die Kinder vornehmer Eltern ſelten kennen lernen, an irgend einem ſtillen Plätzchen in das grüne weiche Gras, zeichnete Bäume, Büſche, Blumen und Kräuter nach der Natur, und ergötzte ſich dabei an dem Gezwitſcher der kleinen Vögel und dem Feſtgeſang zahlloſer Nachtigallen, die noch alljährlich im Harlemer Holze ihre Wohnung aufſchlagen. Wenn dann die Sonne ſank, kehrte der junge Künſtler mit bereicherter Mappe wieder heim in ſeine unerfreuliche Wohnung, und war doch innerlich vergnügt, wie ein Prinz es nur immer ſeyn könnte.

Endlich im Jahre 1512 waren die drei ſauern Lehrjahre überſtanden; Schoreel, jetzt ſiebzehn Jahre alt, fühlte Kraft und Muth, ſich ferner ſelbſt durch die Welt zu helfen, und war klug genug, ſich durch die plötzlich eingetretne Freundlichkeit ſeines Lehrherrn nicht zu einem falſchen Schritte verleiten zu laſſen. Er nahm geziemenden Abſchied von ihm, und wanderte leichten Muthes nach der großen ſchönen Handelsſtadt Amſterdam, wo er bald nach ſeiner Ankunft in der Wohnung und der Werkſtatt des Meiſter Jakob Cornelis, den er wahrſcheinlich ſchon früher hatte kennen gelernt, ſehr freundlich aufgenommen ward.

Dieſer Meiſter Cornelis, der auch unter dem Namen Jan Walter von Aſſen bekannt iſt, war ſowohl in Hinſicht ſeiner Sitten als ſeiner Kunſt von dem Cornelis himmelweit verſchieden, welchen Schoreel eben verlaſſen hatte. Von armen Bauern in Ooſtſanen, einem Dörfchen im Waterland, geboren, hatte er durch eigne Kraft, durch Ausdauer und Muth ſich den Weg zu der Höhe bahnen müſſen, auf der er jetzt ehrenvoll ſtand. Er galt in der That um die Zeit, wo Schoreel in ſeinem Hauſe Aufnahme fand, für einen der berühmteſten Maler in den Niederlanden, beſonders wegen der Wahrheit ſeiner Gemälde. Ein ausgezeichnet ſchönes Werk ſeiner Hand befand ſich früher in der Campeſchen Sammlung in Leipzig, und iſt ſeitdem für eine bedeutende Summe für die Gemälde-Gallerie in Kaſſel erkauft worden. Dieſes

Bild wurde früher bald dem Johann v. Mabuſe, bald Albrecht Dürer zugeſchrieben. Das Monogramm des Künſtlers aber, mit welchem es bezeichnet iſt, beweiſt unwiderſprechlich, daß es von Jakob Cornelis und keinem andern Meiſter ſey. Die Identität dieſes Zeichens geht aber wieder aus einem Buche hervor, welches Herr Kovning im Haag beſitzt; es trägt das nämliche Zeichen, und daneben iſt ſchriftlich angemerkt, daß dieſes Buch dem Schilder Jakob Cornelis angehöre. Er malte Alles, ſo viel möglich nach der Natur, vor Allem die Gewänder, welche er ſehr vorzüglich in aller Eigenthümlichkeit der Farben und Stoffe darzuſtellen wußte. Seine Gemälde ſchmückten Kirchen und Altäre, ſowohl in Amſterdam ſelbſt, als in den benachbarten Städten, doch wurden dieſe faſt alle ſpäterhin durch die Bilderſtürmer zerſtört. Karl von Mander erwähnt beſonders einer Abnahme vom Kreuz, damals im Beſitz einer Wittwe Namens von Sonneveldt zu Alkmaar. Schoreel hatte zu dieſem Bilde die Landſchaft, welche den Hintergrund bildete, gemalt, und es war ein Werk, das ſowohl dem Meiſter als ſeinem Schüler Ehre machte. Ein ſehr ſchönes Gemälde, das ich in der, in dieſen Blättern mehrmals von mir erwähnten, reichen und bedeutenden Sammlung des Herrn von Bettendorf in Aachen geſehen, hat mich indeſſen auf die Vermuthung gebracht, daß dieſes Gemälde dennoch vielleicht gerettet, und bis auf unſre Zeiten gekommen ſeyn könnte. Gelehrtere und einſichtsvollere Kunſtkenner, als ich zu ſeyn mir anmaßen darf, mögen über die Wahrheit dieſer meiner Vermuthung entſcheiden; ich kann hier nur wiedergeben was ich geſehen und im Sehen geahnet.

Es gibt einen alten, Kunſtfreunden wohl bekannten Kupferſtich des Marc Antonio, nach einer Zeichnung von Raphael, ebenfalls eine Kreuzes-Abnahme darſtellend. Zwei an beiden Seiten an das Kreuz gelehnte Leitern, auf welchen die Freunde des an demſelben Erblichenen, auf und niederſteigend, ſich bemühen den wunderſchönen Körper im Herunternehmen zu halten und zu ſtützen, geben zur Bildung einer der ſchönſten pyramidaliſchen Gruppen die Veranlaſſung. Aber bei näherer Betrachtung fällt es auf, daß der Körper unmöglich auf dieſe Weiſe gehalten werden kann, ſondern das Uebergewicht bekommen und herunter, und zwar gerade auf die Köpfe der Unterſtehenden ſtürzen muß. Wahrſcheinlich iſt dieſes der einzige Zeichnungsfehler dieſer Art, welchen Raphael ſich jemals zu Schulden kommen ließ, auch hat er dieſe übrigens vortreffliche Kompoſition nur als Zeichnung beſtehen laſſen, und nie einem Gemälde zum Grunde gelegt.

Dieſes aber hat der treffliche Maler der Geſtalten auf dieſem Gemälde augenſcheinlich bei dieſer Kompoſition gethan, der, wenn mich nicht meine Vermuthung täuſcht, Meiſter Jakob Cornelis iſt. Sie ſind trefflich gemalt, die Gradationen des Schmerzes mit Geiſt, Sinn und Gefühl ausgedrückt; die Mutter liegt in Ohnmacht hingeſunken am Fuße des Kreuzes, von zwei reichgekleideten Frauen unterſtützt, ſeitwärts ſteht ein theilnehmender Freund. Unten am Bilde iſt ein Monogramm angebracht, das für Albrecht Dürers gehalten wird, woraus man ſchließen wollte, daß Schoreel dieſes Bild während ſeines Aufenthalts in deſſen Hauſe gemalt hat, auch will man Albrecht Dürers Porträt, und in einer der die Mutter unterſtützenden Frauen, das ſeiner Gattin erkennen. Dieſer böſe Engel des vielgeplagten edlen Meiſters iſt freilich ſehr ſchön geweſen, wie die Sage behauptet, doch der unbeſchreiblich anmuthige, milde, liebliche Ausdruck dieſer Geſichtszüge kann unmöglich ihr eigen geweſen ſeyn. Und wie käme Albrecht Dürers Monogramm auf ein Gemälde von einer andern Hand, wenn es gleich in ſeinem Hauſe, unter ſeinen Augen gemalt ward. Jakob Cornelis Monogramm hat aber eine leicht zu verwechſelnde Aehnlichkeit mit dem Albrecht Dürers, und dieſes iſt es, was in meiner Vermuthung über daſſelbe mich beſtärkt. Die Landſchaft hinter dem Kreuze iſt ganz im Charakter von Schoreels übrigen Werken dieſer Art, und trägt unleugbare Spuren ſeines Pinſels. Sie iſt, nach allem was man über die Umgegend von Jeruſalem, aus Beſchreibungen, Zeichnungen und Kupferſtichen erfahren, ein getreues Abbild derſelben. Wahrſcheinlich malte er ſie, nach ſeiner Rückkunft aus dem gelobten Lande, aus treuer Anhänglichkeit für ſeinen alten Lehrer und Meiſter. Eine oben an dem Bilde angebrachte Jahrzahl, die mit jener Zeit zuſammenſtimmt, ſcheint dieſes beſtätigen zu wollen, und dem ohnehin ſchönen effektvoll gemalten Bilde ein neues Intereſſe zu gewähren.

Auf einem der beiden Flügelbilder iſt eine Mutter mit ihren Töchtern in betender Stellung abgebildet, hinter welchem die heilige Jungfrau mit dem Kinde als Schutzheilige ſteht; auf dem zweiten der Vater mit einem Sohn, und noch ein Kind, das durch ein Kreuz auf dem Gewande, nach gewohntem Gebrauch, als ein früher Verſtorbnes bezeichnet wird. Die Landſchaft hinter dieſen iſt die nämliche, wie auf einem kleinen unſchätzbar ſchönen Bildchen von Schoreel, Jeſus am Oelberge darſtellend, welches Herr von Bettendorf ebenfalls beſitzt.

Jakob Cornelis war auch wegen ſeiner Kunſt in Holz zu ſchneiden berühmt, und wahrſcheinlich ſind einige Abdrücke dieſer ſeiner Arbeiten auch bis auf unſere Zeiten gekommen. Im ſiebenten Bande des Peintre Graveur werden Holzſchnitte, welche in der Sammlung zu München ſich befinden, erwähnt, welche ebenfalls mit dem Monogramm des Meiſter Jakob Cornelis bezeichnet ſind. Karl von Mander aber beſchreibt neun runde Paſſionsſtücke, neun eben dergleichen Blätter, welche

Reiter zu Pferde darſtellen, und eine größere Darſtellung des Leidens Chriſti auf einem Quartblatt, die zu ſeiner Zeit in Hinſicht auf Zeichnung und Ausführung als ſehr vorzüglich bewundert worden ſeyen. Aus alle dieſem geht wenigſtens hervor, daß Schoreel für die Ausbildung ſeines Talents nicht leicht in beſſere Hände hätte fallen können. Nicht minder vortheilhaft war die Veränderung ſeines Aufenthalts für die häuslichen Verhältniſſe des angehenden Künſtlers. Meiſter Jakob war ganz das Bild eines wackern Hausvaters aus dem Bürgerſtande der damaligen Zeit, der mit Liebe und Verſtand in ſeinem Hauſe unumſchränkt herrſchte, ohne daß es einem der Mitglieder deſſelben je einfiel, zu wünſchen oder zu glauben, daß dies anders ſeyn könne. Sowohl ſeines tadelloſen Wandels als ſeiner Kunſt wegen, ward er auch im öffentlichen Leben von ſeinen Mitbürgern hochgeachtet und ſtand in Ehre und Anſehen bei Groß und Klein.

Er hatte viele Kinder, aber ſie waren alle ſchon erwachſen, und die mehrſten weit älter als Schoreel; nur ein ſpät nachgebornes Töchterchen zählte erſt zwölf Jahre. Das holdſelige Kind war die Freude des Vaters, der Liebling des ganzen Hauſes, und wuchs ſo von Liebe gepflegt heran, in unvergleichlicher Schönheit; rein und klar wie ein Thautropfen im Frühroth, auf der eben entfalteten Roſe, ſanft und gut, und unbekannt mit der Welt, wie ein Vögelchen im Neſte, unter den ſchützenden Flügeln ſeiner Mutter. In dieſen Umgebungen verlebte Schoreel die glücklichen Tage ſeiner Jünglingszeit. Mit Luſt und Gelingen arbeitete er für ſeinen Meiſter, unter deſſen Aufſicht tägliches Zunehmen in der Kunſt ſeinen Eifer belohnte, und der ihm dennoch nicht nur ein ganz anſtändiges Jahrgeld für ſeine Arbeiten zahlte, ſondern ihm dabei auch noch die Freiheit ließ, in Nebenſtunden für ſeine eigne Rechnung zu malen was er wollte. Viele gelungne Arbeiten gingen ſchon damals in dieſen ſeinen freien Stunden unter des jungen Künſtlers fleißigen Händen hervor und fanden bald Liebhaber, die nicht nur Schoreels frühen Ruhm begründeten, ſondern auch gut bezahlten, was ſie von ihm erkauften, ſo daß er in kurzer Zeit ſich für die nächſte Zukunft eine nicht ganz unbedeutende Summe erworben hatte.

Mit allen ſeinen Hausgenoſſen lebte Schoreel in Friede, Liebe und Vertrauen, vor Allem aber erſtand zwiſchen ihm und dem ſchönen Töchterchen ſeines Meiſters ein unbeſchreiblich zartes Verhältniß. In der Bruſt des achtzehn oder neunzehnjährigen Jünglings mußte gar bald heiße innige Liebe aus dieſem unſchuldigen Vertrauen entſtehen, aber das zwölfjährige Mädchen war ſich nur bewußt, ihm herzlich gut zu ſeyn, und verheelte ihm dies eben ſo wenig, als ob er wirklich einer ihrer Brüder geweſen wäre.

Das ging eine Weile ſo hin; ſüße Worte, liebe Verſprechen nie einander zu vergeſſen, wurden gewechſelt, und Schoreels ganzes Streben hätte ſich vielleicht in Liebe und Sehnſucht aufgelöſ't, wäre er nicht kräftig genug geweſen, ſich ſelbſt aus dem ſüßen Taumel empor zu reißen. Die Zukunft an der Hand ſeines unbeſchreiblich holden Mädchens erſchien ihm im himmliſchen Glanz, aber auch die Liebe zur Kunſt ſprach laut in ſeiner Bruſt. Er bedachte ſeine eigne große Jugend, und die ſeiner kaum den erſten Jahren der Kindheit entwachſenen Geliebten, und beſchloß hinaus zu gehen in die Welt, ſich auf jede Weiſe des Glücks würdig zu machen, das ihm als einzig wünſchenswerth erſchien, und dann erſt heimzukehren, wenn er im Stande ſey, würdig und ehrenvoll um die Hand der Tochter ſeines Meiſters zu werben.

Meiſter Jakob Cornelis war ein zu verſtändiger Mann, als daß er, ſo lieb und nützlich Schoreel ihm auch war, nicht dieſem Entſchluß hätte beiſtimmen ſollen, und ſo reiſte dieſer dann endlich mit ſchwerem Herzen ab, begleitet von den Segenswünſchen des Vaters und den bittern Thränen ſeines lieblichen Mädchens.

Der allgemeine Ruf, welcher Johann von Mabuſe als einen der erſten damals lebenden Meiſter verkündete, zog den lehrbegierigen Jüngling zuerſt nach Utrecht, wo jener im Dienſte des dortigen Biſchofs, Philipp von Burgund, lebte. Mabuſe empfing den jungen Schoreel auf das freundlichſte, wies ihm eine Wohnung in ſeinem Hauſe an, öffnete ihm ſeine Werkſtatt, und Beide begannen eifrig mit einander zu arbeiten. An der Staffelei ging Alles vortrefflich, aber nicht weiter. Das wüſte Leben des Meiſters konnte dem edlen, an ſtrenge Sitte gewöhnten Jüngling nicht gefallen. Bald mußte er Mabuſen zu ſeinen Trinkgelagen begleiten, und wenigſtens die koſtbare Zeit dort vergeuden, bald in der Schenke für ihn bezahlen, bald gar, wenn jener mit ſeinen Spiesgeſellen über den Bechern oder Würfeln in Zwiſt gerieth, für ihn ſich herumſchlagen. Schoreel hielt dieſes Leben nicht lange aus, ſondern nahm bei der erſten Gelegenheit höflichen Abſchied und wanderte weiter.

Er wendete ſich von Utrecht nach Köln, und von dort nach Speier. Hier weilte er eine Zeitlang bei einem kunſtreichen Geiſtlichen, für den er einiges malte, und der ihm dafür in der Linienperſpektive, in der Lehre von den Verkürzungen, und in der Behandlung architektoniſcher Gegenſtände Unterricht ertheilte. Dann zog er weiter nach Strasburg, von dort nach Baſel. So zog er während ſeiner Wanderſchaft durch noch mehrere Städte, ſuchte überall, nach damaliger Künſtler-Sitte, die Gildehäuſer der Maler auf, und bemühte ſich, bei den berühmteſten Meiſtern Zutritt zu erhalten, bei ihnen zu arbeiten und von ihnen zu lernen. Wohin er kam, ſah man ihn gern; alle Werkſtätte ſtanden ihm offen, die größten Meiſter ſeiner Zeit beeiferten ſich, ihn zum Gehülfen zu haben, und belohnten ihn auf das freigebigſte, denn ſein Fleiß und ſeine Kunſt hielten immer gleichen Schritt. Er brachte in einer Woche hervor, woran Andere ſich Monate lang abquälten, ohne daß ſie dennoch die ſchon damals ſeltne Vortrefflichkeit ſeiner Arbeiten hätten erreichen können. Doch blieb er in keiner Stadt länger als es ihm für ſeinen Zweck nöthig ſchien, denn all ſein Denken und Streben war der Kunſt und ſeiner jungen Geliebten zu eigen; die Liebe zu Beiden vereinte ſich zu einer einzigen hellen ſtillen Flamme in ſeiner Bruſt, die ſein ganzes Weſen durchglühte, und ihn unaufhaltſam zum Vorwärtsſtreben bis zum Ziele trieb, an welchem der Beſitz ſeines holden Liebchens ihm entgegen winkte.

Albrecht Dürers großer allgefeierte Name bewog ihn endlich, auch nach Nürnberg zu ziehen. Er kam an, und der edle Meiſter nahm den jungen talentvollen Künſtler mit Freuden in ſeiner Werkſtatt und in ſeinem Hauſe auf. Beide einander ſo nah verwandte Geiſter würden ſich wahrſcheinlich bald gegenſeitig erkannt und dann auf ewig gefunden haben, wäre nicht das damals allgemein herrſchende Streiten über Religionsmeinungen auch zwiſchen ſie getreten. Albrecht Dürer hing, wie wir aus ſeinem Leben wiſſen, mit voller klarer Ueberzeugung an Luthern und ſeiner Lehre; was ſeine Seele erfüllte, davon mußte er auch zu denen ſprechen, die er ſeines Vertrauens werth hielt, und ſo kamen oft zwiſchen ihm und Schoreel, während ſie mit einander arbeiteten, Geſpräche auf, in denen Albrecht ſeinen jungen Freund über das, was ihm das Wichtigſte war, erleuchten zu wollen ſchien, die aber dieſer nicht ohne Schauer und Widerwillen zu ertragen vermochte. Unwandelbare Treue war der Grundton von Schoreels innerſtem Weſen; was er einmal für wahr hielt, woran er glaubte, was er liebte, das vermochte er nie wieder zu laſſen; es ſchien ihm ſogar frevelhaft nur zu unterſuchen, ob er recht thue ſo beharrlich zu ſeyn. Daher trennte er ſich lieber nach einem kürzeren Aufenthalte als er Anfangs gewünſcht hatte, von dem edlen Mann, den er in jeder andern Hinſicht lieben und ehren mußte, nur um ſich nicht länger der Gefahr auszuſetzen, in dem ihm ehrwürdigen Glauben ſeiner Väter geirrt zu werden.

Mehrere Jahre waren indeſſen während Schoreels bald längerem, bald kürzerem Aufenthalt in den Städten, wo er arbeitete, an ihm vorübergezogen, und er mochte ungefähr zwei und zwanzig Jahre zählen, als ſeine fernern Wanderungen, bald nach der Trennung von Albrecht Dürer, ihn nach Kärnthen führten, wo er, in einem der adligſten und reichſten Beſitzer bedeutender Güter in dieſem Lande, einen warmen Kunſtfreund fand, der gaſtfrei auf ſein Schloß ihn einlud, und bei dem er längere Zeit verweilte.

In Ruhe und Freiheit malte er dort vieles, theils für den Freiherrn ſelbſt bei dem er wohnte, theils für deſſen kunſtliebende Freunde, und ward mit reichen Geſchenken, mit Lob und Ehren von allen Seiten überhäuft; doch ward ihm auch ein Lohn in dem Herzen der Tochter des edlen Hauſes, welches ihn ſo gaſtfrei empfing, deſſen bloße Möglichkeit dem anſpruchsloſen Jüngling nie in den Sinn gekommen war. Schoreels Liebenswürdigkeit im Umgang, ſein angenehmes Aeußere, ſein gebildeter Geiſt, machten auf das Fräulein einen zu tiefen und lebhaften Eindruck, als daß ihr Vater lange darüber hätte im Dunkeln bleiben können, und der hochherzige Mann ehrte die Kunſt und den Künſtler, den er ſelbſt liebte, zu ſehr, um hier Rang, Geburt und Vermögen zu berechnen, da es noch überdem das Glück ſeines Kindes galt. Er ſelbſt bot dem jungen Maler die Hand des Fräuleins, um die, wie er wohl wußte, des Jünglings Beſcheidenheit ihm nie erlauben würde zu werben, und mit dieſer ein ſo glänzendes Loos, wie es kaum im Traum Schoreelen vorgeſchwebt haben konnte. Doch das roſige ſüßlächelnde Bild der Tochter Jakob Cornelis lebte noch immer in dem treuen Gemüth, welches Alles eher konnte als vergeſſen; und ſo blieb Schoreelen denn nichts übrig als das gaſtfreie Schloß zu verlaſſen, in dem er unter dieſen Umſtänden nicht länger zu weilen vermochte, und mit dem tiefſten Gefühl ſchmerzlicher Dankbarkeit von neuem den Wanderſtab zu ergreifen.

Mit dem vollen Bewußtſeyn, noch nicht das zu ſeyn, was er zu werden Kraft und Muth in ſich fühlte, lenkte er ſeine Schritte immer weiter von der Heimath ab, wo, wie er hoffte, der ſüßeſte Lohn indeſſen für ihn heranblühte. Er zog nach Venedig. Hier geſellte er ſich mehreren

Malern und Kunſtfreunden aus Antwerpen zu, und wandte, friſchen Muths, aufs neue jeden Augenblick ſeiner Zeit mit gewiſſenhafter Treue für ſeine Kunſt an. Das regere Leben der reichen glanzerfüllten Stadt, die große Anzahl Fremder aus allen Nationen die dort ſich vereinten, das Kommen und Gehen der vielen reichbeladnen Schiffe, beſchäftigten neben der Kunſt ſeinen Geiſt, und erweiterten ſeine Anſicht der Welt. Vor Allem aber zog ihn die Bekanntſchaft eines ſehr unterrichteten und kunſtverſtändigen Landsmannes an; dieſer war ein Kloſterbruder aus einem der Wohlthätigkeit geweihten holländiſchen Ordensſtifte, und hielt ſich in Venedig auf um mehrere Pilger zu erwarten, die von dort aus mit ſich zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem einſchiffen wollten.

Das Zureden ſeines frommen Freundes, mehr vielleicht noch der ihm inwohnende Trieb recht viel von der Welt zu ſehen, deren Einzelheiten nachzubilden er ſich berufen fühlte, bewogen Schoreelen, der frommen Geſellſchaft ſich anzuſchließen, und wirklich ging er, da Alles zur Abreiſe bereit war, mit ihr unter Segel. Wind und Wetter begünſtigten die Fahrt, ſo daß Schoreel ſelbſt auf dem Schiffe der gewohnten Uebung ſeiner Kunſt nicht entſagen durfte. Er malte während der Reiſe mehrere ſeiner Begleiter, und zeichnete alle ihm vorkommende merkwürdige Gegenſtände ſehr ſauber und treu in ein kleines Buch, welches er zu dieſem Behuf ſtets bei ſich führte. Auch auf den Inſeln Kandia und Zypern, wo ſein Schiff eine kurze Zeit vor Anker ging, benutzte er den Aufenthalt zu Studien nach der Natur; er zeichnete die Herbergen wo er Obdach fand, Städtchen, feſte Schlöſſer, Anſichten der mit einer ſüdlichen Pflanzenwelt geſchmückten Gegend, und ſammlete ſo unſchätzbaren Vorrath für künftige Arbeiten im fernen Vaterlande.

Endlich gelangte er nach Jeruſalem, dem Ziel ſeiner Reiſe, wo ihm ſein frommer Freund und Reiſegefährte in dem Pater Guardian des Kloſters Sion eine eben ſo nützliche als angenehme Bekanntſchaft zuführte; denn dieſer nahm ihn nicht nur freundlich auf, ſondern lud ihn auch zur Begleitung auf ſeinen Berufsreiſen durch die Umgegend von Jeruſalem ein. Schoreel lernte auf dieſe Weiſe das Land weit beſſer kennen als es ihm ſonſt möglich geweſen wäre; er zeichnete auch hier vieles nach der Natur, beſonders die Ufer des Jordans; eine Zeichnung, die er ſpäter in den Niederlanden zu einer Darſtellung des Durchganges der Iſraeliten durch dieſen Strom benutzte. Auch zeichnete er Anſichten der Stadt Jeruſalem von verſchiedenen Seiten, das heilige Grab, und alle merkwürdigen Stellen jener dem heiligſten Andenken geweihten Gegenden.

Nach ſeiner Heimkehr im Vaterlande benutzte Schoreel ſpäterhin alle dieſe Studien zu herrlichen Landſchaften, welche, beſonders für ſeine Zeitgenoſſen, das Intereſſe ſeiner vielen Darſtellungen aus der Geſchichte des neuen Teſtaments ungemein erhöhten. Denn damals war noch nicht die ganze Welt in Bilderbüchern für Groß und Klein zu finden, es gab noch Dinge in ihr, welche nicht jeder Schulknabe zu kennen glaubte, und die Leute betrachteten mit um ſo ehrfurchtsvollerer Bewunderung Schoreels Meiſterwerke, auf welchen er die Bergpredigt, oder den Heiland am Oelberge abgebildet hatte, da ſie zugleich die Gegenden treu nach der Natur vor ſich ſahen, die das Andenken jener Begebenheiten ihnen zum Heiligthum ſchuf. Eines ſeiner vorzüglichſten Gemälde in dieſer Art ward im Jakobs-Kloſter zu Harlem aufgeſtellt, auf welchem er ſein eignes Bild mitten in einer Gruppe von Pilgern angebracht hatte, die im Begriffe ſind, zum Thore von Jeruſalem einzuziehen.

Der Pater Guardian hatte Schoreelen während ſeines Aufenthalts in Jeruſalem ſo lieb gewonnen, daß er ihn nur ungern von ſich laſſen wollte, und Alles anwandte, um ihn wenigſtens für ein Jahr dem Kloſter Sion zu gewinnen. Vielleicht hätte dieſer, angezogen durch die Neuheit ſeiner Umgebungen, ſich auch zu dieſem Aufſchub ſeiner Heimreiſe bereden laſſen, doch der holländiſche Kloſterbruder, der aus guten Gründen ihn ungern in dieſen Händen laſſen wollte, drang ſo lange mit Bitten, verſtändigen Vorſtellungen, und mitunter nöthigen Warnungen in ihn, daß er ſich endlich bewegen ließ dieſen Plan aufzugeben, und mit ſeinem erſten Reiſegefährten zurück nach Venedig zu ſchiffen. Doch drang der Guardian ihm noch beim Abſchiede das Verſprechen ab, während der Reiſe ein Bild für ſein Kloſter zu malen. Schoreel hielt Wort, und malte auf dem Schiffe den Apoſtel Thomas, wie er zweiflend die Seitenwunde des Heilandes berührt. Es war im Jahr 1520, und Schoreel fünf und zwanzig Jahre alt, da er aus dem heiligen Lande zurückkehrte. Das Schiff landete diesmal unterwegs auf Rhodus, wo damals die Johanniter-Ritter noch ihren Sitz hatten, indem Sultan Soliman der Zweite erſt zwei Jahre ſpäter durch die Eroberung der Inſel ſie zwang, ſolche zu verlaſſen und ſich nach Malta zu begeben. Schoreels glücklicher Stern begleitete ihn auch hierin, denn der damalige Großmeiſter des Ordens, Villiers, nahm ihn nicht nur ſehr freundlich auf, ſondern verhalf ihm auch zur möglichſten Benutzung ſeines kurzen Aufenthalts, indem er ihm Gelegenheit ſchaffte, auch hier vieles Merkwürdige nach der Natur zu zeichnen. Und ſo langte Schoreel, beladen mit Vorarbeiten für die Zukunft, nach einer ſehr glücklichen Reiſe endlich wieder in Venedig an.

Seine erſte Sorge war hier, das Bild, das er auf dem Schiffe gemalt, zurück nach Jeruſalem an ſeinen dortigen geiſtlichen Freund abzuſenden. Es langte wohlbehalten an und erhielt einen ſehr ehrenvollen Platz an der durch die Geburt des Heilands geheiligten Stätte; viele Reiſende haben es dort geſehen und wahrſcheinlich befindet es ſich noch in dieſem Augenblick am nämlichen Orte.

Von Venedig reiſ'te Schoreel bald nach ſeiner Ankunft wieder ab, um jetzt Italien kennen zu lernen. Er beſuchte die für ſeine Kunſt bedeutendſten Städte dieſes Landes und gelangte endlich nach Rom. Welchen Eindruck der Anblick dieſer Königin der Städte auf ein Gemüth, wie das ſeine machen mußte, läßt ſich beſſer empfinden, als beſchreiben. Raphaels hoher Geiſt hatte ſich, vielleicht nur wenige Monate früher, der ewigen Heimath zugeſchwungen, doch Michael Angelo lebte und wirkte noch in voller Thatkraft ſeines Geiſtes, und Julius Romano, und ſo viele Meiſter, deren große Namen damals der Unſterblichkeit zuſtrebten.

Umſtrahlt vom zwiefachen Glanze der hohen Gegenwart und der herrlichſten Vergangenheit, durchwandelte nun Schoreel die weiten Räume dieſer der Kunſt geheiligten Stadt; jeder Schritt, jeder Blick brachte ihm unſäglichen Gewinn. Wie er dieſen Aufenthalt in Rom benutzte, ausführlicher zu berichten, wäre unnütze Wiederholung des oft ſchon Geſagten; er athmete hier in ſeinem eigentlichen Element, und weihte jeden Augenblick ſeines Lebens dem unabläſſigen Streben, zu erringen, was er von Andern ſo glorreich errungen ſah, während die ſeinem Gemüth inwohnende Treue ihn dabei immer feſter an die Natur band, und ihn vor glänzenden Abwegen bewahrte. Vor Allem zogen Raphaels Werke ihn an; verloren in ihrem Anblick, brachte er vor ihnen die ſeligſten Stunden hin; er fühlte ſich tief im Gemüthe dem hohen einfachen Geiſte verwandt, der aus ihnen, Leben athmend, ihm entgegen trat, und Muth und Hoffnung loderten immer heller in ihm auf.

Es war ihm nicht möglich, die Monden ſeines Aufenthaltes in Rom zu zählen oder abzukürzen, obgleich das Bild ſeiner fernen Geliebten ihm hier faſt ſichtbar vorſchwebte, wo er in tauſendfacher Geſtalt überall ſie wieder zu erkennen glaubte. Doch er fühlte, wie jeder Tag dem Ziele ihn näher führte; dies gab ihm Kraft, die tiefe Sehnſucht zu beherrſchen, die ihn oft zurück über die Alpen zog, und ſo weilte er noch in Rom, als im Jahr 1522 Leo des Zehnten Nachfolger, Adrian der Sechſte, den päpſtlichen Thron beſtieg. Glück und Talent hatten dieſem aus dem Staube des tiefſten Dunkels den Weg zum damals höchſten Gipfel irdiſcher Größe gebahnt. Er war, wie Schoorel, in Holland geboren, der Sohn eines armen Webers aus Utrecht; es war ſogar möglich, daß er in ſeiner Jugend noch die Eltern Schoreels gekannt hatte, wenigſtens ehrte er in dieſem wahrſcheinlich den Landsmann nicht weniger als den Künſtler, und überhäufte ihn mit vielen und großen Beweiſen ſeiner Huld und Gnade. Viele bedeutende Arbeiten, die Schoreel mit großem Gelingen für ſeinen hohen Beſchützer ausführte, ſetzten ihn immer feſter in deſſen Gunſt. Zu dieſen gehörte auch das vorzüglich gelungene Bildniß des Papſtes, welches dieſer einem von ihm in Löwen geſtifteten Kollegium verehrte. Endlich trug Adrian ſeinem kunſtreichen Landsmann auch die Aufſicht über Belvedere auf, und ſchien ſo deſſen Glück für ſein ganzes künftiges Leben zu gründen.

Doch was iſt wandelbarer als menſchliche Pläne und irdiſche Größe! Adrian ſtarb am vierzehnten September des Jahres 1523, nachdem er nur wenige Monate über ein Jahr die päpſtliche Krone getragen, und Schoreel blieb plötzlich verwaiſet zurück, in einem Lande, wo ſein ſchnelles Emporſteigen in der Gunſt des heiligen Vaters gewiß nicht unbeneidet geblieben war. Er gab von nun an alle Gedanken auf, ſeine Geliebte nach Rom heimzuholen, die wohl früher, von den Umſtänden begünſtigt, in ihm aufgeſtiegen ſeyn mochten. Sein Bewußtſeyn ſagte ihm: er dürfe jetzt es wagen, um den lieblichen Lohn ſeines unermüdeten Strebens ohne Erröthen zu werben, und ſo verließ er denn Rom, überſtieg die Alpen, glühend von Sehnſucht, Liebe und frohem Erwarten, und eilte unaufhaltſam der Wohnung der Geliebten zu, die jetzt, in völlig erblühter Pracht ihrer ſchon in der Kindheit ſo wunderbaren Schönheit, ſeinem wonneerfüllten Gemüth wie ein Götterbild vorſchwebte.

Sein Weg führte ihn durch Frankreich, wo damals, mitten im wildeſten Getümmel des Krieges, Franz der Erſte durch Liebe, Kunſt, und Poeſie treue Pflege alles Schönen ſeinem unruhvollen Leben unſterbliche Kränze einzuflechten ſtrebte. Der Ruhm Schoreels war mit ſeinen Meiſterwerken bis zu dem Könige gedrungen und dieſer ſandte ihm deshalb die vortheilhafteſten und glänzendſten Anerbietungen entgegen, um ihn für ſeinen Dienſt zu gewinnen. Doch Schoreel mochte jetzt keinem Fürſten dienen; er gehörte einzig ſeiner lieblichen Herrin, und eilte, alle Vorſchläge des Königs von ſich abweiſend, unaufhaltſam weiter, bis er Utrecht erreichte.

Hier Amſterdam, ihrem Wohnort, ſo nahe, wagte er es zuerſt nach ihr zu fragen. — Sie war verheirathet an einen Goldſchmied in Amſterdam. — Sein langes Ausbleiben, die weite Entfernung, ihre große Jugend, da er von ihr ſchied, hatten ſein Andenken verlöſcht, ſie hatte gemeint, er käme wohl nie wieder. Treue, wie er ſie übte, iſt ja ſo ſelten wie der Vogel Phönix, niemand glaubt mehr daran, ſie ſind beide ſchon längſt ins Fabelland verwieſen, und theilen auch mit einander das Loos, einſam in ſich ſelbſt zu verglühen.

Das Gefühl Schoreels bei dieſer Nachricht zu beſchreiben, wird hoffentlich mir erlaſſen. Nur will ich noch hinzuſetzen, daß er es nie vermochte, das Bild, welches er in treuer Bruſt Jahre lang durch ferne Länder, über das Meer und über die Alpen getragen, aus ſeinem innigſt damit verflochtenen Leben zu reißen; eben ſo wenig gewann er es über ſich, ein unendlich ſchmerzliches Wiederſehen zu ertragen. Die ſchönſte Hoffnung ſeines Lebens war untergegangen, und ſo warf er ſich mit verdoppelter Kraft der Kunſt in die Arme, die mit ſeiner Liebe ſo ganz eins in ihm geworden war, daß er beide nie wieder in ſeinem Herzen von einander zu trennen vermochte.

Schoreel blieb, nachdem ihn dieſer Schlag getroffen, wo er war, in Utrecht, im gaſtfreien Hauſe eines Freundes, der dieſe Gunſt von ihm erbat. Und warum hätte der Künſtler ſie ihm nicht gewähren ſollen? Die Zeit, wo er Lebenspläne bildete, war vorüber.

Was Liebe ihm verſagte, ſchien während ſeines ganzen Lebens treue Anhänglichkeit würdiger Freunde ihm ſo viel möglich erſetzen zu wollen. Die Nähe des Mannes, in deſſen Hauſe er jetzt lebte, war ganz dazu geeignet, ſeinem wunden Gemüthe wohl zu thun. Er hieß von Lockhorſt, war damals Dechant des alten Münſters zu Utrecht, geiſtreich, unterrichtet, liebte und kannte die Kunſt. Dieſe ſeine Liebe zu derſelben ſowohl, als ſein Name machen es wahrſcheinlich, daß es derſelbe Herr von Lockhorſt war, der ſiebzehn Jahre früher das aufblühende Talent des damals zwölfjährigen Lukas von Leyden aufzumuntern ſtrebte, indem er ihm für ſein erſtes bedeutendes Gemälde nach der Zahl ſeiner Jahre zwölf Goldſtücke gab. Denn die Einwohner dieſer holländiſchen Städte lebten, bei der geringen Entfernung, von jeher in einer Art von Nachbarſchaft, welche die vielen, das Land durchkreuzenden Kanäle ſehr begünſtigen, und Maler und Kunſtfreunde finden ja noch immer in der Welt den Weg zu einander.

Im Hauſe dieſes ſeines edlen Freundes malte Schoreel auf deſſen Verlangen viel Bedeutendes in Oel und mit Waſſerfarben; unter andern den Einzug Chriſti in Jeruſalem, ein groſſes Gemälde mit zwei Thüren. Auf dieſem hatte er jene Stadt auf das treuſte nachgebildet, und viele Gruppen der Einwohner und ihrer Kinder angebracht, wie ſie den Weg des Heilandes mit ihren Feſtgewändern, mit Blumen und Palmzweigen bedecken. Die Freunde des edlen Beſitzers ſtellten nach ſeinem Tode dies Gemälde zu ſeinem Gedächtniß über ſeinem Grabmal in der Dom-Kirche auf.

Nach Verlauf einiger Jahre, während welchen Schoreel ſich fortwährend in Utrecht aufhielt, entſtanden dort bedeutende Unruhen; die Stadt theilte ſich in zwei Partheien, von denen es die eine mit ihrem Biſchof, die andere mit dem Herzog von Geldern hielt, die beide mit einander wegen gegenſeitiger Anſprüche in Streit gerathen waren. Alle Gräuel eines bürgerlichen Aufruhrs tobten Tag und Nacht in den ſonſt ſo ruhigen Straßen, die friedlich geſinnten Bürger entflohen, und auch Schoreel fühlte ſich bewogen ſeinen Wohnort einſtweilen zu verändern.

Er zog nach Harlem, wo der Komthur des Johanniter-Ordens, Simon Saen, ein warmer Verehrer der Kunſt, ihm mit offnen Armen und großer Freude entgegen kam, und ihm ſogleich mehrere bedeutende Arbeiten auftrug. Einige von dieſen befanden ſich noch zu Karl von Manders Zeiten in Harlem, und Letzterer gedenkt ihrer mit großem Lobe; vor Allem einer Darſtellung der Taufe des Heilands im Jordan, auf welcher Schoreel, ganz im Geiſte Raphaels, eine unendlich anmuthige Gruppe ſchöner Frauen angebracht hatte, die zu dem in Geſtalt einer Taube niederſchwebenden heiligen Geiſt hinaufblicken.

Schoreels Ruf verbreitete ſich jetzt immer weiter, immer heller ſtrahlte ſein Name im Gebiete der Kunſt, und er wurde deshalb von ſo vielen Seiten mit Bitten um Annahme von Schülern umlagert, daß er ſich endlich entſchloß zu dieſem Zweck ein großes Haus in Harlem zu miethen, in welchem er ſich eine geräumige Werkſtätte einrichten ließ. Aus dieſer gingen von nun an ſeine bedeutendſten wundervollſten Schöpfungen hervor, unter andern eine ſehr berühmte Kreuzigung für den Hochaltar der alten Kirche in Amſterdam.

So lebte und arbeitete er fort, geliebt, geehrt und bewundert von Allen. Die Edelſten ſeines Landes, ausgezeichnet durch Geiſt und Wiſſenſchaft oder hohe Geburt, ſuchten ſeinen Umgang. Denn, abgeſehen von ſeiner Kunſt, war er auch einer der liebenswürdigſten und dabei wiſſenſchaftlich gebildetſten Männer ſeiner Zeit, der lateiniſchen Sprache vollkommen mächtig, ein vortrefflicher Redner, und dabei Meiſter in Allem, was das Leben erheitert und verſchönt. Muſik war ſeine Freude, und er wußte auch Andere durch ſeine Fertigkeit in dieſer ſchönen Kunſt zu erfreuen. Er ſprach franzöſiſch, italiäniſch und hochdeutſch, mit gleicher, während ſeiner Reiſen erworbner Fertigkeit, und verband mit dieſen geſelligen Talenten auch die Gaben des Dichters. Unzählige traurige und frohe Lieder, Refrains und Rondelais nach damaliger Art, ſang er in trüben und frohen Stunden, oder dichtete kleine Scherzſpiele und dramatiſirte Schwänke, für die Geſellſchaft in der er lebte. Denn ſeine getäuſchte Hoffnung hatte ihn weder gegen die Menſchen noch gegen das Leben erbittert, er war und blieb bis ans Ende heitern und milden Geiſtes, und verſchmähte keine geſellige Freude, die ſich in den Schranken der Sittlichkeit hielt. So war er auch unter andern als ein trefflicher Schütze mit der Armbruſt unter ſeinen Freunden berühmt, die nach damaligem Zeitgebrauch mit ihm hierin oft wetteiferten.

Vor Vielen, welche in näherem Verhältniß mit ihm lebten, zeichnete Schoreels Neigung beſonders den jungen Johannes Everard aus, einen der geiſtreichſten, anmuthigſten Dichter ſeiner Zeit, und auch der unſern unter dem Namen Johannes Sekundus allbekannt. Dieſer war im Jahr 1511 im Haag geboren, und von ſeinem Vater, einem großen Rechtsgelehrten, der unter Kaiſer Karl dem Fünften in Mecheln die Stelle eines Präſidenten des ſouveränen Raths von Holland und Seeland bekleidete, ſchon früh der Rechtswiſſenſchaft geweiht worden. Wirklich hatte er ſich in derſelben auch ſchon im ein und zwanzigſten Jahre den Doctor-Hut erworben, doch ſein innerer Beruf führte ihn der Poeſie und der bildenden Kunſt zu, über welche er gern die Pandekten und den Kaiſer Juſtinian vergaß. Gelungne Verſuche im Zeichnen, im Kupferſtechen, vor Allem aber in kleinen Arbeiten aus Alabaſter, füllten die Stunden ſeiner Muſe aus. Schoreels Aufmerkſamkeit ward durch dieſe vielleicht zuerſt dem Jüngling zugewendet, doch ſein Geiſt, ſeine Lieder, vor Allem ſein in treuer Liebe glühendes Herz, mußten ihm in kurzer Zeit des edlen Meiſters noch innigere Zuneigung erwerben. Er ſah in dem um ſechszehn Jahre jüngern Freund ſeinen eignen Frühling wieder erblühen. Denn ſo wie Schoreel das

Bild der ſchönen Tochter ſeines Meiſters, ſo trug Johannes das ſeiner Julia in treuer Bruſt, ſein Leben, alle ſeine Wünſche und Hoffnungen waren ihr geweiht, und ſeine Lieder führten ihren Namen, neben Petrarca's Laura, Dante's Beatrice und Taſſo's Leonore, kommenden Jahrhunderten zu. Beide Freunde wandelten nur kurze Zeit neben einander; Johannes Sekundus ging zur ferneren Ausbildung ſeiner Talente nach Italien, und von dort nach Spanien, wo er als Sekretär des Erzbiſchofs von Toledo angeſtellt ward. Schoreel malte ſein Bildniß kurz vor dieſer Trennung. Ein Kupferſtich nach dieſem Gemälde zeigt uns den Dichter in tiefer Betrachtung eines Medaillons mit dem Bildniß ſeiner Julia, neben ihm ein Tiſch, auf welchem zwei kleine Meißel ſeine Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt andeuten.

Im Mai des Jahres 1533, kurz ehe Johannes Sekundus Italien verließ, um nach Spanien zu reiſen, ſchrieb er noch an Schoreel, und zwar nach dem Gebrauch der damaligen elegant gebildeten Welt in lateiniſcher Sprache. Eine Stelle aus dieſem Briefe gewährt ein zu anziehendes Bild ſeines vertrauten Verhältniſſes zu Schoreelen, als daß man ihr nicht gern hier einen Platz einräumen ſollte.

„Ich ſcheue mich keineswegeſ zu ſagen,“ ſchrieb Johannes Sekundus, „daß die Natur mir etwas Gemeinſames mit Dir gegeben. Ich meine jenes geheime Gebot, wodurch ſie mich getrieben, die Künſte der Zeichnung und Malerei zu bewundern und zu erfaſſen. Außerdem habe ich mit leichtem Jugendſinn mich in der Bildnerei verſucht, und da ich nach Deinem ſehr gültigen Urtheile hierin nicht ganz unglücklich war, ſo überlaſſe ich mich noch ferner dieſem angenehmen Spiel. Damit Du jedoch ſehen mögeſt, ob ich Fortſchritte gemacht, ſo überſchicke ich Dir das Bildniß des Erzbiſchofs von Palermo, welches ich in der letzten Zeit gemeißelt. Sage mir darüber Dein offnes Urtheil. Denn kaum kann ich mich überreden, daß Deine Meinung vom Bilde meiner Julia ganz unbeſtochen geweſen. Vielleicht hat ihr Bildniß eben ſo Deine Augen, wie ſie ſelbſt die meinen bezaubert.“

Johannes Sekundus ferneres Geſchick umfaſſen wenige Worte. Er glich jenen Blumen, welche weit und breit die Lüfte mit berauſchend ſüßen Düften erfüllen, in denen aber innerhalb wenigen Stunden ihr Leben dahinſtrömt. Der Duft weht noch lange an der Stätte, wo ſie blühten, doch ſie ſelbſt neigten im Morgenroth ihr Haupt, und kehren nimmer wieder.

Von dem Erzbiſchof von Toledo dazu überredet, ſchloß Johannes Sekundus von Spanien aus ſich Kaiſer Karls des Fünften Zuge nach Tunis an. Doch ſeine ohnehin ſchwache Geſundheit erlag den Mühſeligkeiten des Kriegerlebens und dem afrikaniſchen Himmel; ſie zwang ihn, die Heimath ſo ſchnell als möglich wieder aufzuſuchen, in der bald darauf ein bösartiges Fieber ihn im blühenden Alter von fünf und zwanzig Jahren hinwegnahm. Er ſtarb zu Utrecht, wahrſcheinlich in den Armen ſeines edlen Freundes Schoreel, am achten October des Jahres 1536.

Ein ſehr ehrenvoller Auftrag hatte um dieſe Zeit Schoreelen zurück nach Utrecht gerufen. Er ſollte mit lebensgroßen Figuren die vier Flügelthüren ſchmücken, welche das mit künſtlichem Bildwerk verzierte Innere des Hauptaltars der von Kaiſer Heinrich dem Vierten in jener Stadt erbauten Marienkirche verſchloſſen. Auf einer derſelben malte er die heilige Jungfrau mit dem Kinde und den heiligen Joſeph; auf der zweiten den Kaiſer Heinrich ſelbſt im vollen Ornate, knieend zu den Füßen ſeines ehemaligen Lehrers, des Biſchofs Konrad von Utrecht. Die beiden andern Thüren, welche das Opfer Abrahams darſtellten, vollendete Schoreel einige Jahre ſpäter, und malte inzwiſchen zwei große Gemälde mit Waſſerfarben auf Leinwand, welche einſtweilen ihre Stelle erſetzten. Die ſeltne Vortrefflichkeit dieſer beiden Gemälde bewog den König Philipp, ſie nach Vollendung des Ganzen, während ſeiner Anweſenheit in Utrecht im Jahr 1549, der Kirche abzukaufen und mit ſich nach Spanien zu führen, wo ſie den Namen des hohen Meiſters auch in dieſem ſüdlichen Lande ehrenvoll bekannt machten.

Doch auch im hohen Norden kannte und ehrte man ihn. Der König von Schweden wendete ſich mit der Bitte an Schoreelen, ihm einen Baumeiſter zu empfehlen, und Schoreel benutzte dieſe Gelegenheit, um dem Könige durch den Architekten, welchen er ihm ſandte, ein Bild der heiligen Jungfrau überreichen zu laſſen. Der König nahm dies Geſchenk ſo hoch auf, daß er dem

Meiſter nicht nur in einem von ihm eigenhändig unterzeichneten Schreiben dafür dankte, ſondern ihm auch einen koſtbaren Ring, einen ſehr ſchönen Marderpelz und ſeinen eignen Eisſchlitten nebſt vollſtändigem Geſchirr für ein Pferd dafür ſandte. Dieſem wirklich königlichen Geſchenke fügte er auch noch einen rieſengroßen, zweihundert Pfund ſchweren ſchwediſchen Käſe hinzu. Doch leider kam von allen dieſen Herrlichkeiten nichts als der erbrochne Brief in Schoreels Hände, alles Uebrige hatte unterwegs einen andern Herrn gefunden.

Körperliche Uebel mancherlei Art, Gicht und Steinſchmerzen trübten das ſpätere Alter des edlen Meiſters und machten ihn, lange vor dem gewöhnlichen Laufe der Natur, zum frühen Greiſe. Doch ſein kräftiges Gemüth, ſein reines Bewußtſeyn, halfen ihm jedes Geſchick in ſtiller Ergebenheit, mit Geduld und mit Ruhe ertragen. Er ſtarb am ſechſten December des Jahres 1562, in einem Alter von ſieben und ſechzig Jahren, vier Monaten und ſechs Tagen. Zwei Jahre vor ſeinem Tode malte einer ſeiner liebſten Schüler, Antonius Moro, ſein ſehr ähnliches Bildniß, doch weiß ich nicht, ob dieſes bis auf unſre Zeit gekommen iſt. Ein Zeitraum von einhundert Jahren liegt zwiſchen Johann van Eyck und Johann von Schoreel, aber keiner von allen Nachfolgern des großen Stifters der alten deutſchen Schule war jenem im Geiſte näher verwandt, als dieſer, ſogar nicht der in feuriger Begeiſterung glühende Hemling. Schoreels wie van Eycks Werke umgibt dieſelbe lichthelle Klarheit, aus beiden ſpricht der nämliche heitre, ruhig erhabne Sinn. Dieſelbe unübertroffne Farbenpracht ſtrahlt von Beider Tafeln uns entgegen, dieſelbe Wahrheit des Kolorits, des Ausdrucks, der Anordnung, der Zeichnung, dieſelbe gerade zum Herzen dringende Innigkeit. Wie van Eycks Geſtalten, ſo ſtehen auch die Schoreels im reinen Lichte des Himmels; entfernt von unnatürlicher Künſtelei oder gewaltſam erzwunghem blendendem Scheinen, und in der Ausführung auch der zarteſten Einzelheiten, konnte er vielleicht nur durch van Eyck übertroffen werden. Sie ſind in nichts unterſchieden, als in jenem unausſprechlichen Zauber, der von den Gebilden van Eycks ausgeht, und ihn als den Einzigen bezeichnet, dem hierin keiner ſeiner Nachfolger völlig gleichkam, und dennoch ſteht ſelbſt hierin Schoreel ihm, neben Hemling, näher als Alle.

Die blinde Wuth wahnſinniger Fanatiker, die ich leider ſchon ſo oft in dieſen Blättern anklagen mußte, hat uns auch um viele der unſchätzbarſten Meiſterwerke Schoreels gebracht. Im Jahr 1566, nur vier Jahre nach ſeinem Tode, verbrannten, zerbrachen, zerſtörten die furchtbaren Bilderſtürmer beinahe alle ſeine in Kirchen und Klöſtern aufbewahrten Gemälde, von denen die mehrſten gerade aus ſeiner beſten Zeit ſtammten; auch die koſtbaren Thüren des Hochaltars in der Marienkirche zu Utrecht, und die berühmte Kreuzigung in der alten Kirche zu Amſterdam gingen damals mit zu Grunde. Doch wurde auch manches gerettet, beſonders was in fürſtlichen Häuſern, oder in reicher Kunſtfreunde Privatſammlungen, oder auſſerhalb ſeines Vaterlandes ſich eben befand.

Die Boiſſeréeſche Sammlung beſitzt vier ſeiner, dem Untergange entronnenen Tafeln, alle vier von unſchätzbarem Werthe. Von dieſen will ich zuerſt eines kleinen etwa drittehalb Fuß hohen Bildchens erwähnen. Es ſtellt die ſchönſte, in wunderfriſcher Frühlingspracht grünende Landſchaft, dar, von vielen kleinen Figuren belebt, durch die Schoreel, nach Hemlings Weiſe, eine Scene aus der Kindheitsgeſchichte des Heilands dramatiſch uns vor Augen ſtellt. Krieg und Frieden ziehen auf dieſem Bilde im wunderlichſten Verein durch die Welt. Blaue Berge ſchließen den Hintergrund der herrlichen Landſchaft; etwas näher thront Herodes Burg ſtattlich auf einer Höhe über der blühenden Ebne, durch welche der Jordan ſich windet; Bethlehem liegt an ſeinen Ufern und etwas näher, unfern der Stadt, ein Dorf. Mordluſtige Krieger ſtürmen aus der Burg hervor, ein Hirte, der dicht neben ihnen auf grünem Hügel ſeine Schaafe hütet, achtet ihrer nicht, und auch ſie ziehen an ihm vorüber, dem Orte zu, wo ſchon der blutige Mord der Unſchuld begann. Verzweiflende Mütter wollen dort ihre Kinder vertheidigen, andere ſuchen ſich mit ihren Säuglingen durch die ſchleunige Flucht zu retten. Eine von ihnen entflieht mit dem Kinde durch die Hinterthüre des Hauſes, während die Krieger ſchon die vordere Thüre derſelben erſtürmen, eine andere ringt verzweiflend die Hände über die kleine

Leiche, welche vor ihr im Graſe liegt. Inzwiſchen geht das Treiben der Menſchen in der Umgegend dieſes unglücklichen Ortes ſeinen gewohnten Gang; eben wie in der Wirklichkeit, wo auch oft neben dem höchſten Schmerz der tiefſte Friede wohnt. Die Leute erndten, ſäen, tragen Korn zur Mühle, fleißige Bienen ſchwärmen, einige Krieger, die von dem blutigen Tagewerk zurückkommen, beſchenken einen Armen, dem ſie begegnen, ein anderer Krieger ſteht neben einem Bürger, und guckt mit ihm recht für die Langeweile in einen Brunnen hinein. Alles dieſes geht in der Entfernung vor, doch im Vorgrunde, am Saum eines wunderſchönen Waldes, ſitzt Maria im Schatten herrlicher Bäume, mit dem Ausdruck himmliſcher Ruhe und ſüßer Mutterfreude. Ihr Blick ruht auf dem ſchönen Kinde in ihrem Arm, das liebevoll zu ihr hinaufſieht, und keine Ahnung der Schrecken, denen ſie entgangen iſt, trübt ihren Sinn. Ein kleiner Quell rieſelt ſeitwärts den Felſen herab, Joſeph tritt aus dem Gebüſch hervor, wo er den ferneren Weg erforſchte, und im kühlen Walde graſet das treue Thier, welches Mutter und Kind ſicher hieher trug. Die Ausführung der Kräuter im Vorgrund, der Blumen, des Weizenfeldes mit seinen Klatschrosen und blauen Cyanen kann man sich nicht vollendeter denken. Das ganze Bild macht einen unbeschreiblich anmuthigen Eindruck, denn jene Schreckensscenen bei aller ihrer Wahrheit sind zu fern, um diesen zu stören. Man sieht die schöne Mutter mit dem Kinde, man freut sich, sie hier im sichern Schatten ruhig zu wissen, und vergißt darüber unwillkührlich, den Blick weiterhin in die Ferne zu wenden.

Die drei anderen weit größeren Gemälde, ein Altarblatt mit zwei Seitentafeln, gehören zu den herrlichsten Kleinoden dieser überreichen Sammlung altdeutscher Meisterwerke. Die Mitteltafel führt uns zum Sterbebette der Mutter des Erlösers; nie sah ich den Tod so ganz aller seiner Schrecken beraubt, und doch so heilig, so rührend fromm dargestellt. Mitten in einem heitern, festlich geschmückten Zimmer, mit dem Fußende gegen den Anschauer gewendet, steht das schön-umhangene Bette, auf welchem Maria hinüberschlummernd ruht. Die Legende, welcher Schoreel, zu Folge seiner Religion, vollen Glauben beimessen mußte, belehrt uns, daß die Zeit machtlos an der Geſtalt der Mutter des Heilandes vorüberging. Siebenzig Jahre lang wandelte ſie auf Erden, und blühte immer fort in unverwelklicher Schönheit, die holdſeligſte der Frauen. So ruht ſie auch hier, und man kann ſich bei ihrem Anblicke nicht des Gedankens erwehren, daß der Meiſter in ihr die ſchönen Züge der jungen Geliebten verewigte, die er mit ſo unbelohnter Treue lebenslang im Herzen trug. Marias Geſicht gleicht einer weißen Roſe, die ein ätheriſcher röthlicher Hauch kaum ſichtbar färbt. Ein leiſes ſeliges Lächeln umſchwebt die noch im Tode friſchblühenden Lippen des ſchönen Mundes, und die gewölbten Augenlieder ſcheinen wie vor Wonne über das blendende Licht des Paradieſes geſchloſſen. Alles Drückende, Beängſtigende iſt aus dieſem Sterbezimmer verbannt; im Hintergrunde, zur rechten Seite des Bettes, gewährt eine offne Thüre die Ausſicht ins Freie; zur linken ſteht ein Altar, mit dem Bilde Moſes und Aarons. Ehrfurchtsvolle Stille herrſcht unter den, um die Mutter ihres Herrn verſammelten Apoſteln; Hoffnung erhebt ihren Schmerz zur ſeligſten Wehmuth. Zwei von ihnen beten leiſe am Fenſter, die übrigen ſtehen, in mannichfaltige Gruppen geordnet, dem Bette näher, an deſſen Hauptende zur Rechten deſſelben Petrus ſo eben einige erhebende Worte an ſeine Brüder gerichtet zu haben ſcheint. Johannes ſteht in Wehmuth verſunken, einer der Apoſtel ſchwingt den Weihrauchkeſſel zu den Füßen des Bettes. Der mannichfaltigſte Ausdruck tiefen Schmerzes belebt jede dieſer Geſtalten, doch deutet Alles dabei auf das Gefühl heiliger Ergebenheit in Gott, welches jede laute Klage zurückdrängt. Auch uns ergreift vor dieſem Anblick ein Strahl der Empfindung, welche die Jünger verſtummen läßt; Letztere ſtehen mit ſolcher lebendigen Wahrheit vor uns, daß wir uns mitten unter ihnen glauben. Laut und heftig vor dieſem wahrhaft heiligen Bilde zu ſprechen, kann in der That Niemanden möglich ſeyn, ſo wenig wie vor einem wirklichen Sterbebette, und doch geht von demſelben ein unbeſchreibliches Gefühl ſtiller Seligkeit und erhabner Ruhe aus, das alle Schrekken des Todes vernichtet.

Die beiden zu dieſem Gemälde gehörenden Seitenbilder zeigen uns, wie gewöhnlich, den

Stifter deſſelben nebſt den Seinen, an der Seite ihrer Schutzheiligen; neben dieſen ſeitwärts die Wappen ihrer edlen Geſchlechter.

Auf dem erſten Seitenbilde knieet im kräftigſten Mannesalter der Ritter, deſſen ſchöne Burg in der Landſchaft des Hintergrundes hoch vom Felſen ins Land ſchaut; neben ihm, dem man es wohl anſieht, daß ſeine Kniee nur vor Gott ſich beugen können, ſein Sohn, ein Jüngling im blühenden Frühling des Lebens. Sankt Dyonyſius ſteht hinter dem Vater. Des Schutzheiligen, der Legende nachgebildeter, halb abgehauener Schädel iſt ein neuer Beweis, wie ſchonend ächte Kunſt auch einen an ſich abſchreckenden Gegenſtand zu behandeln weiß. Im Paradieſe blutet keine Wunde, daher iſt auch an dieſer keine blutige Spur mehr zu erblicken, und der Heiligenſchein, der das ſo wunderbar verkürzte Haupt umgibt, verſchmilzt ſo kunſtreich mit demſelben und dem hellen Hintergrunde, daß alles Widerliche, ſogar faſt alles Auffallende des Anblicks vermieden iſt. Neben dem Sohne ſteht im glänzenden Waffenſchmuck der ritterliche Heilige, Sankt Georg, mit dem Lindwurm unter ſeinen Füßen.

Des Ritters treue Hausfrau, im ſchwarzen Feſtgewande, mit goldnem Gürtel und reichen Spangen geſchmückt, knieet auf dem zweiten Bilde, in einer ſehr heitern blühenden Landſchaft; neben ihr ihre Tochter, das reinſte Bild ſittſamer und anſpruchloſer Unſchuld. Die heilige Gudula, ihre Schutzheilige, legt etwas vorgebeugt die ſehr ſchöne Hand dem jungen Fräulein auf die Schulter, ihr frommes klares Geſicht trägt den vollſten Ausdruck herzlicher Milde und Güte. Sie iſt reich, aber doch einfach gekleidet, und trägt ihr Attribut in der Hand, eine Laterne, an welche ein kleines drachenartiges Ungeheuer ſich klammert; denn wie die Legende erzählt, pflegte Gudula, als ſie noch auf Erden lebte, oft noch in ſpäter Nacht die Armen und Kranken zu beſuchen, und der Teufel ſtrebte dann oft, jedoch immer vergebens, ſie auf dieſen frommen Wegen zu irren, indem er wenigſtens ihre Leuchte auszulöſchen ſich bemühte. Zur Ritterfrau lächelnd herabgebeugt, ſteht die heilige Chriſtina, die reizendſte Heilige, die es geben kann. Wie allerliebſt die altdeutſche goldne Schneppenhaube dieſem freundlichen wunderſchönen Geſichtchen ſteht, iſt eben ſo unbeſchreiblich, als die

Anmuth der ganzen Geſtalt. Hieher ſollten unſere jungen Künſtler und unſere Schauſpieler wallfahrten, um an dieſen beiden Bildern zu lernen, wie ſie ihre Ritter und altdeutſche Edelfrauen zu koſtümiren haben. Dieſes treffliche Gemälde, wurde urſprünglich von der Familie Hardenroth, einer der erſten und edelſten in Köln, deren Wappen auf den Flügelbildern neben der Abbildung der Donatoren angebracht iſt, der dortigen alten ſehr ſchönen Kirche St. Maria zum Kapital geweiht. Im Kölner Muſeum aber befindet ſich noch eine kleinere, etwas anders geordnete Darſtellung des nämlichen Gegenſtandes, von des nämlichen Meiſters kunſtreicher Hand, zufolge dem Wappen und der Geſtalt, der auf den Flügelbildern abgebildeten Donatoren, von der nämlichen Familie Hardenroth, wahrſcheinlich für eine kleinere Hauskapelle geſtiftet. Welches von beiden Meiſterwerken dem andern an Schönheit der Kompoſition, der Farbe, der Ausführung vorzuziehen ſey, läßt ſich ſchwer beſtimmen, denn beide ſind vortrefflich. Auf dem Kölner Gemälde, welches ein nicht hohes längliches Viereck bildet, ſteht das Bette, auf welchem die heilige Jungfrau ruht, der Länge nach an der Wand im Hintergrunde, und nicht mit dem Fußende gegen den Anſchauer gewendet, wie auf dem Boiſſeréeſchen Gemälde. Auch iſt die Sterbende, deren ſanft geöffneter Lippe, ohne eine Spur von Todeskampf, der letzte Hauch ſo eben entſchwebt, hier etwas älter dargeſtellt, als auf jenem. Im Zimmer ſelbſt herrſcht die nämliche zierliche Ordnung, das ſchöne bleiche Geſicht der Heiligen ruht wie ſchlummernd auf einem mit Bändern und Schnüren künſtlich verzierten Kopfkiſſen. Einer der Jünger tritt zu der offen ſtehenden Thüre hinein, mehrere umſtehen mit dem Ausdruck tiefer Trauer das Bette. St. Petrus kniet neben demſelben, er iſt mit einem prächtigen Talar von Goldbrokat bekleidet, der in weiten grandioſen Falten ſich um ihn her ausbreitet. Auf den Flügelbildern ſind hier die nämlichen Schutzheiligen neben ihren Schutzbefohlnen abgebildet, wie auf dem größern Gemälde, die heiligen Dionyſius und Georg, die heilige Chriſtina mit ihrem Mühlſtein, und die heilige Gudula mit ihrer Laterne, nur in etwas veränderter Kleidung und Stellung.

Alle dieſe Ritter und Frauenbilder, ſo wie der Charakter der Landſchaften im Hintergrunde, ſind unverkennbar in Deutſchland zu Hauſe. Die Farbenpracht, der Glanz der Waffen, der Edelſteine und des Goldes, Zeichnung, Gruppirung, Kolorit und Kompoſition dieſer Tafeln wären van Eycks würdig; Alles erinnert hier bei möglichſter Originalität dennoch unwiderſtehlich an ihn. Ich weiß nichts Höheres und Beſſeres weder ihrem Lobe noch ihrer Charakteriſtik hinzuzufügen.

Hans Holbein, der jüngere.

Die allgemeine Sage nennt gewöhnlich Baſel als den Geburtsort dieſes berühmten Meiſters, doch wahrſcheinlicher iſt es Augsburg, wo deſſen Vater, Hans Holbein der ältere, als ein bedeutender geachteter Maler und anſäſſiger Bürger noch nach dem Jahr 1498 lebte, dem Geburtsjahr des berühmten jüngern Hans Holbein. Namen und Jahrzahl auf mehreren Gemälden Hans Holbeins des Vaters, die ſich zu Sandrarts Zeiten in Augsburg befanden und vielleicht noch dort befinden, beſtätigen dies, unter andern auf einem, wo man neben dem Namen des Meiſters auf einer Glocke die Jahrzahl 1499 angezeichnet findet. Wahrſcheinlich zog der Vater Holbein bald darauf mit ſeinen drei Söhnen, Ambroſius, Bruno und Hans Holbein nach Baſel. Alle drei ſuchte er dort für die Kunſt zu bilden, doch nur der letzte lohnte ihm durch überwiegendes Talent und wurde groß und berühmt.

Der alte Hans Holbein hatte auch einen ſehr kunſtreichen Bruder Namens Siegmund, welcher ihm bei der Erziehung ſeiner Söhne Beiſtand leiſtete. Dieſer war eigentlich ein Goldſchmied, doch hat er vieles in Kupfer geſtochen und in Holz geſchnitten, und zwar ſo vortrefflich, daß ſeine Arbeiten mit denen ſeines berühmten Neffen ſpäterhin zuweilen verwechſelt wurden, unter andern ein großes Alphabet mit Holzſchnitten, welche einzelne Scenen aus der bibliſchen Geſchichte darſtellen.

Ob Hans Holbein, außer ſeinem Vater und ſeinem Oheim noch einen andern Lehrer in der Kunſt gehabt hat, iſt unbekannt; man weiß nur, daß er nie zu ſeiner ferneren Bildung Italien, oder überhaupt das Ausland beſuchte, ſondern dieſe einzig ſeinem Genius verdankte, und dem Orte, an welchem er ſeine Jugend verlebte.

Im Knabenalter ſchon erwarb der junge Holbein durch Fleiß, Talent und hohes Gelingen, auf der von ihm betretnen Bahn ſich allgemeine Bewunderung. Wie ſehr er dieſe verdiente, zeigen die von ihm im Jahr 1512, wo er vierzehn Jahre alt war, nach dem Leben gezeichnete Bildniſſe ſeines Vaters und ſeines Oheims, welche Sandrart, der dieſe Zeichnungen beſaß, im zweiten Theil ſeiner deutſchen Akademie in Kupfer ſtechen ließ.

Holbeins immer herrlicher ſich entfaltendes Talent erwarb ihm ſchon früh in Baſel einen bedeutenden Namen, doch wußte er es auch zuweilen auf eine Weiſe zu üben, die von unſeren jetzigen Anſichten der Kunſt ſehr abweicht. In jener, an bedeutenden, ruhmwürdigen Meiſtern ſo überreichen Zeit, pflegte man ſogar auch die Außenſeite gewöhnlicher Bürgerhäuſer durch ihre Kunſt zu ſchmükken, was jetzt den Tünchern überlaſſen bleibt, und Hans Holbein mußte ſich auch hiezu in ſeiner Jugend bequemen. Der Einfluß der Witterung zerſtörte dieſe Kunſtwerke natürlicherweiſe im Laufe weniger Jahre; nur trübe, halb verloſchne Ueberreſte und die Sage haben ihr ehemaliges Daſeyn bis auf uns gebracht. Als ausgezeichnet vortrefflich wurde ein Bauerntanz von Holbeins Zeitgenoſſen ſehr bewundert, den er auf dieſe Weiſe an die Mauer eines am Baſeler Fiſchmarkt belegnen

Eckhauſes gemalt hatte; doch ſowohl von dieſem, als von Holbeins berühmtem Todtentanz, den er in dem Innern der nach Schweizerart über die große Brücke angebrachten hölzernen Bedachung malte, iſt uns nur die Kunde nebſt einigen nach dieſen Gemälden verfertigten Holzſchnitten geblieben.

Dennoch bewahrt die Bibliothek der Stadt Baſel noch immer einen ſehr bedeutenden Schatz an Porträten, hiſtoriſchen Gemälden und Zeichnungen von Holbeins Hand; ihre Zahl iſt zu bedeutend um ſie hier alle aufzuführen, und jedes an ſich zu vortrefflich um eine Auswahl zu machen. Als die Krone von Allen werden indeſſen allgemein acht kleine Oelgemälde anerkannt; ſie gehören zu einander und ſtellen Scenen aus der Paſſionsgeſchichte dar. Alle ſind höchſt vollendet in der Ausführung, dabei lebensreich, ausdrucksvoll, groß und edel gedacht; unerachtet des kleinen Raums, der ſie beſchränkt, bilden ſie für ſich allein eine Gallerie, von der man nur mit Mühe ſich wegwenden mag, und in der man bei längerer Betrachtung immer neue Schönheiten entdeckt.

Im häuslichen Leben war Holbein anfangs nicht glücklicher als ſein großer Zeitgenoſſe Albrecht

Dürer. Wie dieſer hatte auch er ſehr jung ſich verheirathet, und ſeine Wahl war unglücklicher Weiſe auf eine Frau gefallen, deren zankſüchtiges bösartiges Weſen ſeine Tage verbitterte. Vielleicht wäre auch er in dieſem traurigen Verhältniß zu Grunde gegangen, aber das Schickſal erbarmte ſich ſein, und führte ihm einen Freund zu, deſſen Rath und thätige Hülfe ihn veranlaßte, ſich bald wieder von dieſen unwürdigen Feſſeln zu befreien.

Der berühmte Erasmus von Rotterdam, welcher damals in Baſel ſich niedergelaſſen hatte, war dieſer Freund, der frühe ſowohl des jungen Künſtlers hohes Talent, als ſein trauriges Leben erkannte, und ihn beredete, nach England zu reiſen. Er ſelbſt hatte lange Zeit in dieſem Lande gelebt und dort bedeutende Verbindungen geſchloſſen, die ihn in den Stand ſetzten, Holbeins erſtes Auftreten daſelbſt mächtig zu begünſtigen.

Die Vorbereitungen zu dieſer Veränderung ſeines Wohnorts begann Holbein damit, daß er das Bild ſeines edlen Freundes malte. Er wandte alle ſeine Kunſt daran, es zu einem Meiſterwerk zu erheben, und es gelang ihm in ſo hohem Grade, ſowohl in Hinſicht der Aehnlichkeit als der Ausführung, daß Erasmus die glänzendſten Hoffnungen für die Zukunft des Meiſters darauf baute, der Solches vermochte. Ausgeſtattet mit dieſem Gemälde, und einem Briefe an den Großkanzler Thomas Morus, Erasmus vertrauteſten Freund, dem das Bild zum Geſchenk beſtimmt war, reiſte Holbein nach London, gerade zum Großkanzler hin. Der Brief des Erasmus war allerdings darauf eingerichtet Holbeins Verdienſte im glänzendſten Lichte zu zeigen, indem er den jungen Künſtler ſogar über Albrecht Dürer erhob, deſſen Zeichnung, wie Erasmus verſicherte, mit dieſem Gemälde, ſogar in Hinſicht der Aehnlichkeit, durchaus nicht zu vergleichen ſey.

Holbein, der Brief und das Bild fanden bei Thomas Morus die freundlichſte Aufnahme, vor allem letzteres, deſſen ſeltne Vortrefflichkeit den Großkanzler zu dem Entſchluß bewog, den Meiſter ſogleich bei ſich in ſeinem Hauſe zu behalten. Drei Jahre lang lebte Holbein daſelbſt aller Welt unbekannt und in tiefer Verborgenheit, beſonders durfte König Heinrich der Achte von ſeinem Daſeyn nichts erfahren, weil Thomas Morus überzeugt war, daß dieſer einen Meiſter ſolcher Art nicht lange in ſeinem Dienſt laſſen würde. Holbein war damit wohl zufrieden, er freute ſich der ſorgloſen Exiſtenz, und wendete alle ſeine Zeit für ſeinen hohen Beſchützer und ſeine Kunſt an. Mit Luſt und Freude malte er in lang entbehrter Ruhe den Großkanzler, deſſen Gemahlin, Verwandte und Freunde; auch gingen mehrere hiſtoriſche Gemälde, nach des Großkanzlers eigner Angabe, aus der ſtillen Werkſtatt hervor, ſo daß dieſer, nach Verlauf der drei Jahre, ſich einer Reihe von Meiſterwerken erfreute, deren Beſitz ihn mit jedem Tage mehr entzückte.

Jetzt endlich dünkte es ihm Zeit, den ſeltnen Meiſter ans Licht treten zu laſſen, deſſen Daſeyn er ohne Ungerechtigkeit gegen ihn und den König nicht länger verborgen halten zu können glaubte. Er lud zu dieſem Zweck den König und den ganzen Hof zu einem großen Feſte ein, und führte dann ſeine Gäſte in einen Saal, wo Holbeins Gemälde alle, nach der Reihe geordnet, im höchſten Glanz ihrer friſchen Farbenpracht ihnen entgegen leuchteten.

Der König ſtaunte beim Anblick ſo vieler Meiſterwerke eines ihm ſogar dem Namen nach unbekannten Künſtlers. Er wanderte unermüdet von einem zum andern, überall traten Bekannte ihm wie lebend aus dem Rahmen entgegen. Die Wahrheit, die Wärme des Kolorits, der Ausdruck der verſchiedenartigſten Köpfe ſetzten ihn in immer neues Erſtaunen. Die Anmuth der ſchönen Frauen, die er hier dargeſtellt ſah, entzückte ihn. Der Sammet, der Atlas, der Schmuck, die goldnen Stickereien glänzten ihm wie in der Wirklichkeit entgegen, er war außer ſich vor Freude und Bewunderung.

Mit ächt hofmänniſcher Geſchmeidigkeit bot jetzt Thomas Morus ſeinem Könige alle dieſe Gemälde zum Geſchenke, und der Erfolg dieſer anſcheinenden Freigebigkeit, die natürlicher Weiſe abgelehnt ward, entſprach vollkommen ſeiner Erwartung, denn der König fragte nur nach dem Meiſter, der ſo Großes vermochte, und äußerte laut den Wunſch, dieſen Mann in ſeinem Dienſte zu wiſſen. Holbein ward aus ſeiner beſcheidnen Entfernung herbei gerufen, und war von dieſem Tage an nicht nur der Hofmaler des Königs, ſondern auch ſein Günſtling, um den alle Großen und Vornehmen des Reichs ſich drängten. Von nun an gab es keine ſchöne reiche Frau mehr in England, die nicht von ihm gemalt ſeyn wollte; die vornehmſten Familien ſtritten ſich um die Ehre ihm zu ſitzen, und auch ſeine hiſtoriſchen Gemälde wie ſeine Handzeichnungen wurden mit Guineen aufgewogen. Noch bis dieſen Tag werden ſeine Werke von den reichen Engländern als der ſchönſte Schmuck ihrer Paläſte und Kunſt-Sammlungen betrachtet, die ganze Nation hat ſich gewöhnt, ihn, der ſo lange in ihrer Mitte lebte, als ihr ausſchließendes Eigenthum zu betrachten, und ſeinen deutſchen Urſprung zu vergeſſen, dem er eigentlich doch ſeine Kunſtbildung verdankte.

Daß er unzählige Aufträge des Königs vollführen mußte, die dieſer auf das Freigebigſte belohnte; bedarf wohl keiner beſondern Erwähnung. Oft malte er ihn ſelbſt im königlichen Schmucke nach dem Leben, auch mußte er mit Waſſerfarben die Wand eines Saales in dem jetzt zerſtörten Palaſt von Whitehall mit allegoriſchen Darſtellungen ſchmücken, die jetzt leider nicht mehr ſind. Sie ſtellten die Triumphzüge des Reichthums und der Armuth in zwei ſehr großen Kompoſitionen dar, voll allegoriſcher Perſonen, nach dem damals immer mehr ſich verbreitenden Geſchmack. Auch malte er in Oel mehrere große Darſtellungen öffentlicher Verhandlungen, in welchen er die Porträte der merkwürdigſten anweſenden Perſonen nach dem Leben anbrachte, eine Art von Verewigung des Moments, welcher die engliſche Nation noch in dieſem Augenblick ſehr zugethan iſt.

Holbeins unermüdlicher Fleiß, beſonders wenn man die, bis in die kleinſten Einzelheiten ausgeführte Vollendung ſeiner Gemälde betrachtet, gränzte an das Unglaubliche, dazu malte er, wie man behauptet, ſtets mit der linken Hand. Außer ſeinen vielen Gemälden in Oel und in Waſſerfarben zeichnete er auch noch Vieles, ſelbſt für Goldſchmiede, Formſchneider und Kupferſtecher. Er erwarb ſich auf dieſe Weiſe ein ſehr bedeutendes Vermögen, und ſtand überall in Ehre und Anſehen.

Wie hoch der ſonſt gegen alle Welt übermüthige und tyranniſche Heinrich der Achte den Meiſter ſchätzte, davon erfuhr ein vornehmer Pair des Reichs einen ſehr unangenehmen Beweis, den ich indeſſen, ſo bekannt die Geſchichte auch iſt, hier nicht übergehen darf.

Holbein hatte, wie alle Portraitmaler, zuweilen Bildniſſe zu malen, die er als ein Geheimniß behandeln und jedem dazu unberufnen Auge verbergen mußte. Er war einſt gerade mit einer ſolchen Arbeit beſchäftigt, als ein junger Lord bei ihm Zutritt verlangte, um ſeine Werkſtatt zu ſehen. Holbein trat ihm ganz höflich auf dem Vorplatz entgegen und bat ſich zur gelegneren Stunde die Ehre von ihm aus, Mylord hingegen meinte, jede ihm ſelbſt beliebige Zeit ſey gerade die gelegne. Holbein proteſtirte gegen dieſe Behauptung, Anfangs ziemlich gelaſſen, hernach heftiger, der Streit erhitzte ſich von beiden Seiten, und da Mylord endlich mit Gewalt die Treppe zur Werkſtatt hinauf wollte, faßte der Maler ihn beim Kragen, und warf ihn ſo unſanft hinab, daß er ſeiner untenſtehenden erſchrocknen Dienerſchaft mit einem Schrei des Schmerzes vor die Füße fiel.

Mit einem Blick überſah Holbein das Unheil, welches er geſtiftet, nebſt allen, für ihn möglicher Weiſe daraus entſtehenden Folgen. Uebrigens bedachte er ſich nicht lange, ſondern ſtieg eilends die Treppe hinauf, zu einem Dachfenſter heraus, und ſuchte ſeinen Weg über die Dächer.

Die Diener des Lords waren noch lange um ihren jämmerlich zugerichteten Herrn beſchäftigt, als Holbein ſchon athemlos vor ſeinem Könige ſtand, und deſſen Vergebung erbat, ohne ihm indeſſen ſein Vergehen zu nennen bis er derſelben gewiß war. Nach angehörtem Bekenntniß erfolgte freilich eine tüchtige Strafpredigt, und ſehr ernſtliche Ermahnungen zur künftigen beſſern Mäßigung in ähnlichen Fällen, doch wies ihm der König auch zugleich ein Nebenzimmer an, wo Holbein die Beendigung der Geſchichte abwarten ſollte.

Jetzt kam der Lord, von zwei ſeiner Diener geführt, und, vielleicht etwas mehr als nöthig, mit Pflaſtern und Bandagen bedeckt. Kläglich und zornig zugleich, klagte er den Frevler an, und drang auf deſſen ſchleunige Beſtrafung; doch entging Heinrich dem Achten nicht, wie der Kläger ſorgfältig jeden Umſtand wegließ, der zur Entſchuldigung des Malers dienen konnte. Der König hörte deshalb den edlen Lord mit einer Gelaſſenheit an, die dieſer nicht erwartet hatte, und die ihn ſo empörte, daß er zuletzt die Mäßigung gänzlich vergaß, welche die Gegenwart ſeines Herrn ihm auflegen mußte. Er begann mit eigenmächtiger Rache dem Thäter zu drohen, indem er laut ausſprach, daß er wohl ſähe, wie wenig die Majeſtät geneigt ſey, ſelbſt die gerechte Strafe über ihn ergehen zu laſſen.

Jetzt ergrimmte der König, beſchuldigte den Lord eines Eingriffs in ſeine geheiligten Rechte, und endete zuletzt mit der Verſicherung: der Streit gelte nicht mehr dem Maler, ſondern ſeiner eignen geheiligten Perſon. — „Meint Ihr denn,“ ſprach er, faſt wie Kaiſer Maximilian zu dem Edelmann, der ſich weigerte Albrecht Dürern die Leiter zu halten; „Meint Ihr denn, ein Meiſter wie Holbein ſey ſo unbedeutend? Bringt mir ſieben Bauern, und ich mache euch, wenn ich will, in einer Viertelſtunde ſieben ſolche Grafen, wie Ihr ſeyd, daraus; aber aus ſieben ſolcher Grafen vermag ich nimmermehr nur einen einzigen Hans Holbein zu ſchaffen.“

Die ganze komi-tragiſche Geſchichte endete zuletzt mit dem heiligen Verſprechen des Lords an dem Maler weder perſönliche Rache ſelbſt zu nehmen, noch durch Andere nehmen zu laſſen, und mit des Königs ſehr ernſtlicher Verſicherung, daß er jede, Holbein zugefügte Beleidigung, als ihm ſelbſt widerfahren, aufnehmen und beſtrafen würde. Wie höflich ſich in der Folge der ganze hohe und niedere Adel von England gegen Holbein betrug, iſt leicht zu erachten, und gewiß hat keiner mehr gegen deſſen Willen ſich in ſeine Werkſtatt zu drängen geſucht.

Bei aller dieſer Huld und Gnade des Monarchen war Holbeins Exiſtenz an dieſem Hofe doch gewiß nicht durchaus erfreulich. Die Entfernung allein, in welcher er von politiſchen und Hofhändeln ſich hielt, konnte Leben und Freiheit unter dem Scepter dieſes furchtbaren Despoten ihm friſten, dem er freilich Alles verdankte, von dem aber die Gräuel, die dieſer täglich unter ſeinen Augen verübte, ihn dennoch gewaltſam zurückſchrecken mußten. Er ſah ein ganzes Land unter den Bedrückungen des grauſamſten engherzigſten und blutdürſtigſten Wollüſtlings erliegen. Tauſend blutige Verbrechen ſeines Beſchützers gingen an ihm vorüber. Er ſah ſeinen edlen Freund, Thomas Morus, den Gründer ſeines ganzen Glücks, zum Blutgerüſte ſchleppen, ſah Anna Boleyns ſchönes Haupt, deſſen edle Züge er kurz zuvor, mit Aufwand aller ſeiner Kunſt, in der vollen

Glorie einer Königin, der Nachwelt überliefert hatte, unter dem Beile des Henkers fallen. Auch Katharina Howard ging vor ſeinen Augen den nämlichen Weg, vom Throne zum Schaffot; jeder Tag brachte neues Entſetzen, neue Schlachtopfer, neue Thränen, bis der königliche Miſſethäter unter den entſetzlichſten Qualen des endlich erwachten Gewiſſens im Jahr 1547 ſo ſchrecklich endete wie er gelebt hatte. Sieben Jahre ſpäter, während welchen Holbein ruhig in London fortlebte, wandelte im Jahr 1554 eine furchtbare peſtartige Krankheit die ganze lebensreiche Stadt zur ſchreckenvollſten Einöde um. Tauſende fielen ihr zum Opfer, und unter ihnen auch, im ſechs und ſechszigſten Jahre ſeines Lebens, der edle Meiſter Hans Holbein ſelbſt. Wahrſcheinlich ſtarb er verlaſſen und allein, in einer Zeit, wo die allgemeine entſetzliche Noth alle Bande auflöſ'te, und Jeder nur ſich ſelbſt zu retten bedacht war. Sein entſeelter Körper ward mit andern an der Peſt Verſtorbnen in eines jener weiten Gräber geworfen, die damals immer offen ſtanden, ohne Unterſchied Alle aufnahmen, und Niemand weiß den Ort wo ſeine Gebeine ruhen.

Graf Arundel war zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts einer der wärmſten Verehrer der Kunſt, beſonders aber Holbeins, deſſen Werke, ſowohl Zeichnungen als Gemälde, er mit großem Aufwande von Mühe und Koſten ſammlete. Dieſer wünſchte dem großen Meiſter ein würdiges Denkmal an der Stätte, wo er begraben ward, zu ſetzen. Doch vergebens ſtellte er die mühſamſten Nachforſchungen an, der durch Holbeins Staub geheiligte Ort bleibt ewig verborgen.

Holbeins Gemälde ſind zu allgemein bekannt und bewundert, als daß ich hier viel zu ihrem Lobe oder zu ihrer Charakteriſtik ſagen dürfte. Was er war, noch ehe er Baſel verließ, beweiſ't ſein Gemälde, auf welchem er in unausſprechlicher Anmuth und Hoheit die Madonna darſtellte, zu ihren Füßen den Burgermeiſter von Baſel, als Stifter des Gemäldes, neben ſeiner Hausfrau und ſeinen blühenden Söhnen und Töchtern. Wer kennt nicht dieſes Bild als eines der herrlichſten Kleinode der Dresdner Gallerie, wenigſtens aus Kupferſtichen! Keines von Allen die ich in England von ihm ſah, übertrifft dieſes an Wahrheit, Ausdruck und Ausführung. Als vollendeter Meiſter kam er zu den Britten hinüber; er iſt unſer, das dürfen wir mit Stolz und Gewißheit behaupten.

Von ſeinen vielen Porträten bewahrt die Boiſſeréeſche Sammlung eines der allervortrefflichſten; es lebt und blickt uns an mit unausſprechlicher Wahrheit. Der Gegenſtand deſſelben iſt der nämliche Erzbiſchof von Palermo, deſſen Bildniß Johannes Sekundus ſeinem Freunde Schoreel, als einen Beweis ſeines Fortſchreitens in der Kunſt der Bildnerei aus Italien ſchickte. Dieſer Erzbiſchof hieß Johann von Carandolet, war aus Brügge gebürtig, und lebte als Kanzler von Flandern und Mitglied des hohen Raths zu Mecheln in den Niederlanden. Er war einer der vertrauteſten Freunde des Erasmus von Rotterdam, ein Umſtand, der gewiß den dieſem ſo ergebnen Hans Holbein vermochte ſein Bild mit ſo großer Liebe und Sorgfalt auszuführen, der aber auch zugleich beweiſ't, daß es ebenfalls vor ſeiner Reiſe nach England vollendet ward.

Ueberhaupt iſt wohl wenig von ſeinen in jenem Lande vollendeten Meiſterwerken zu uns über das Meer gelangt, denn Jedermann weiß, wie die Engländer alle ihre Schätze jeder Art gern für ſich allein zu behalten pflegen.

Lukas Kranach.

Dieſer berühmte alte Meiſter ward in Kranach, einem fränkiſchen, zum ehemaligen Bißthume Bamberg gehörenden Städtchen, im Jahr 1472 geboren. Sein Familien-Name war Müller, oder, wie Andere nach alten Handſchriften behaupten wollen, Sunder; beide Namen ſind jedoch ſo gänzlich in dem untergangen, welchen er nach damaligem Künſtlergebrauch von ſeinem Geburts-Ort annahm, daß es ſehr ſchwer hält zu entſcheiden, ob er eigentlich Müller oder Sunder geheißen.

Von ſeinem Vater erhielt Lukas Kranach den erſten Unterricht in der Kunſt, hauptſächlich im Zeichnen, dann trat er die Wanderjahre an, und zog, wie damals faſt alle angehenden Maler, nach den Niederlanden. Wer eigentlich dort ſein Lehrer geweſen, iſt nicht bekannt, wahrſcheinlich waren es mehrere, und er bereiſete nach einander viele Städte, und ſuchte Eingang in den überall durch die Niederlande zerſtreuten Werkſtätten der berühmteſten Maler ſeiner Zeit.

Nach Vollendung ſeiner Wanderjahre kehrte er zurück ins Vaterland, wo er bald darauf in Wittenberg ſich häuslich niederließ. Er hatte die von Johann van Eyck auf die Meiſter der altdeutſchen Schule vererbte Behandlung der Farben, und überhaupt alle techniſchen Vorzüge derſelben, in ſofern ſie auf die Führung des Pinſels Bezug haben, ſich zu eigen gemacht, und übte von nun an ſeine Kunſt, zur Freude und Bewunderung ſeiner Mitbürger, unter denen ſein edler Geiſt, ſeine ſeltne Güte bei groſʒer Feſtigkeit des Charakters ihm allgemeine Achtung und Liebe erwarben.

Seine Frau, mit der er ſich bald nach ſeiner Zurückkunft aus den Niederlanden verheirathete, hieß Barbara, und war die Tochter eines Bürgermeiſters von Gotha, Namens Brengbier. Gegen die gewöhnliche Art der Maler, hatte er ſich bei der Wahl einer Gattin nicht durch den Glanz äußerer Schönheit leiten laſſen. Man ſagt, ſeine Barbara ſey ſo wenig hübſch geweſen, daß er ſich nie entſchließen mochte ſie ſo zu malen, daß man ihr Geſicht ſehen konnte; dennoch lebte er mit ihr in zufriedner, glücklicher Ehe, deren Band die Geburt und Erziehung von zwei Söhnen und zwei Töchtern mit jedem Jahre feſter knüpfte.

Friedrich der Weiſe, welcher im Jahre 1502 die jetzt aufgehobene Univerſität zu Wittenberg ſtiftete und deshalb dieſer Stadt ſeine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, konnte natürlicher Weiſe einen Meiſter wie Lukas Kranach war, nicht überſehen. Er überhäufte ihn mit Beweiſen ſeiner Huld, übertrug ihm die Stelle eines Hofmalers, und um ihn noch auffallender zu ehren, berechtigte er ihn im Jahr 1508 vermittelſt eines Adelbriefs, das Wappen zu führen, welches ſeitdem faſt alle Gemälde Lukas Kranachs bezeichnet; eine ſchwarze roth gekrönte Schlange im gelben Schilde, mit einem goldnen Rubinringe im Munde. Das Original dieſer Urkunde bewahren die im Brandenburgiſchen lebenden Nachkommen Lukas Kranachs noch bis auf den heutigen Tag. Im Sommer des Jahres 1509 beſuchte Lukas Kranach auf Befehl ſeines Herrn zum zweiten Male die Niederlande, wo er in Mecheln den nachmaligen

Kaiſer Karl den Fünften als damals neunjährigen Prinzen malte, und überall wegen ſeiner großen Kunſtfertigkeit Achtung und Bewunderung ſich erwarb. Unter andern zeichnete er einſt im Beiſeyn mehrerer Künſtler den Kaiſer Maximilian mit einem Stück Kohle ſo ſprechend ähnlich auf die Wand hin, daß Alle, auch die welche den Kaiſer nur einmal geſehen, ihn ſogleich wieder erkannten. Dieſe durch unermüdeten Fleiß erworbne Fertigkeit, jede von ihm aufgefaßte Idee ſchnell in die Wirklichkeit treten zu laſſen, war überhaupt eine der ausgezeichnetſten Eigenſchaften Lukas Kranachs. Bis in ſein ſpäteſtes Alter verwendete er daheim wie auf Reiſen, beinahe jede Stunde ſeines Lebens, auf Uebung ſeiner Kunſt. Was er einmal geſehen, hielt ſeine Einbildungskraft auf immer feſt, und ſeine fertige Hand ſtellte es in unglaublich kurzer Zeit auf die Tafel hin. Selbſt wenn er nicht malte beſchäftigten Entwürfe zu künftigen Arbeiten ſeinen Geiſt, daher iſt die Zahl derſelben faſt unüberſehbar; ſie beſchränken ſich nicht auf Gemälde oder Zeichnungen; Lukas Kranach ſtach auch in Kupfer, und man zählt daneben noch an dreihundert Blätter, die er, mitunter recht ſauber und kräftig, in Holzſchnitt. Er ſchmückte mehrere auf Pergament abgedruckte Bibeln mit ſolchen Holzſchnitten, die er hernach mit Gold und ſehr lebhaften Farben ausmalte. Seine große Thätigkeit erleichterte ihm Alles und ſchuf ihm Zeit zu Allem was er unternehmen wollte.

Wir finden in Müllers ſächſiſchen Annalen, zu denen der Verfaſſer den Inhalt vieler Archive durchſuchen mußte, daß Lukas Kranach den Kurfürſten Friedrich den Weiſen auf ſeiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande als Hofmaler begleitete, um ſowohl unterwegs als in Jeruſalem die merkwürdigſten Gegenſtände zu zeichnen; doch wird dieſe Reiſe wieder dadurch etwas zweifelhaft, daß in dem Verzeichniſſe derer, welche den Kurfürſten auf ſeiner Wallfahrt begleiteten, Lukas Kranachs Name nicht zu finden iſt, und man nirgend eine Spur ſeiner Arbeiten während derſelben antrifft. Das Gefolge des Kurfürſten war indeſſen ſehr groß; es beſtand aus acht Grafen, fünf und dreißig Edelleuten, neun Prälaten, Gelehrten und Geiſtlichen, ohne die Diener; da konnte der Name des einzelnen Malers wohl übergangen werden, der dennoch ſchwerlich in einem ſo fürſtlichen Zuge fehlen durfte. Seine während der Reiſe gefertigten Zeichnungen liegen wahrſcheinlich noch irgendwo in Staub und Dunkel verborgen, und vielleicht gelingt es einſt dem jetzt überall regen Forſchungsgeiſte, ſie wieder aufzufinden, oder überhaupt uns über die Reiſe ſelbſt aufzuklären.

Im Jahr 1519 wurde Lukas Kranach die ehrenvolle Stelle eines Bürgermeiſters von Wittenberg übertragen, die er neben ſeinen Kunſtbeſchäftigungen, zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltete, bis er einige Jahre vor der Belagerung der Stadt aus eignem Antrieb ſie niederlegte. Wahrſcheinlich ſchloß ſich auch damals das feſte Band inniger Freundſchaft, das ihn von nun an lebenslang mit Martin Luther vereinte, der in jener Zeit muthig und kraftvoll den großen Kampf öffentlich begann. Lukas Kranach war der Vertraute aller Pläne und Handlungen dieſes heldenmüthigen Geiſtes, er vor Allen beförderte durch Rath und That Luthers Verbindungen mit Katharina von Bora, und war auch bei der Verlobung und Vermählung dieſes ſeltnen Paares als Zeuge zugegen. Luther hingegen nahm dafür auch ſeinerſeits den herzlichſten Antheil an allen trüben und freudigen Ereigniſſen in Lukas Kranachs häuslichem Leben; ſein Zuſpruch war dem gebeugten Vater vor Allem tröſtlich, als Johann, Lukas Kranachs älteſter Sohn, im Jahr 1536 in Italien ſtarb, wohin er nach damaligem Gebrauch auf eine der dortigen hohen Schulen geſandt worden war. Und ſo ſtrebten beide edle Männer einander gegenſeitig in den Stürmen des Lebens aufrecht zu erhalten. In der Entfernung ſuchten ſie durch vertrauten Briefwechſel in ununterbrochener Verbindung zu bleiben, und immer fand jeder den andern zu größern oder kleinern Dienſtleiſtungen in freudiger Bereitſchaft. So zum Beiſpiel verſchaffte Lukas Kranach Martin Luthern aus dem kurfürſtlichen Schatze alle Gattungen farbiger Edelſteine zur Anſicht, deren dieſer bei ſeiner Ueberſetzung der Offenbarung Johannis bedurfte und die er nachher wieder nach Altenburg zurückſchickte.

Nichts hat Lukas Kranach ſo oft mit ſolcher Liebe und mit ſo hohem aus dieſer hervorgehenden Gelingen gemalt, als Martin Luthers kräftige Heldengeſtalt. Bald ſtellte er ihn in voller Lebensgröße, bald in Oel-Miniatur dar, am öfterſten mit der Bibel in der Hand und im Prieſtergewande, das er trug, nachdem er dem Mönchthum entſagt hatte, doch hat er ihn auch in der Mönchskutte, oder als Ritter Jörgen, in der Tracht die er auf der Wartburg trug, mitunter gemalt. In Frankfurt am Main im Beſitz der Familie von Holzhauſen, befindet ſich ſogar ein ungemein freundliches und anmuthiges Werk des alten Meiſters, auf welchem er den nie vor ihm gewagten Verſuch mit unglaublichem Gelingen ausführte, den Freund, deſſen Züge vom reifen Mannesalter an, bis in die ſpätern Jahre, ſeine kunſtreiche Hand ſo oft dargeſtellt hatte, auch ſo zu malen wie er ihn nie geſehen, wie aber ſeine lebendige Zeit und Raum beherrſchende Phantaſie ſich ihn dachte, als Kind, in jenen frühen Tagen, in denen die ſpäterhin ſo feſt und kräftig ſich ausſprechenden Züge des heldenmüthigen Reformators, noch unentwickelt, aber die Zukunft ſchon andeutend, aus der weichen Knospe der Kindheit kaum hervorbrachen.

Das Gemälde ſtellt den Heiland dar, wie er das unendlich milde Wort ausſpricht: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer iſt das Reich

Gottes, und mitten in der Schaar blühender kerngeſunder ganz der Natur getreu nachgebildeter Kinder, ſteht im Vorgrund in einer Ecke, als zu den Uebrigen gehörend Martin Luther, als vier bis fünfjähriger Knabe, und neben ihm, mit ihm Hand in Hand, ſeine Katharina von Bora, ebenfalls in Kindesgeſtalt, und etwas jünger als er.

Die Aehnlichkeit iſt unverkennbar. Wer dieſes Bild erblickt, ruft: das iſt Martin Luther, und doch ſind dieſe Züge durchaus kindlich gehalten, und ein ſeinem Vater recht ähnlicher Sohn Martin Luthers könnte genau ſo ausgeſehen haben, ohne daß man in ſeiner Geſtalt den getreuſten Ausdruk des Lebensfrühlings vermißte.

Nach dem im Jahr 1525 erfolgten Tode Friedrichs des Weiſen behielt deſſen Nachfolger, Johann der Beſtändige, den Hofmaler Lukas Kranach in ſeinem Dienſt. Dieſer Fürſt hatte ihn von jeher begünſtigt und auch ſchon früher zu ſeiner Sendung in die Niederlande mitgewirkt. Er ſtarb ſieben Jahre nachdem er Kurfürſt geworden war, im Jahr 1532, und nun trat Lukas Kranach in den Dienſt ſeines dritten Herrn, des Kurfürſten Johann Friedrich des Großmüthigen, dem er von nun an, ſein ganzes Leben hindurch, mit faſt beiſpielloſer Liebe und Treue anhing, und, den er ſelbſt im tiefſten Unglück, als alle ſeine Getreuen ſich von ihm abwendeten, nimmer verließ.

Jedermann kennt das traurige Geſchick jenes unglückſeligen Fürſten. Als Johann Friedrich nach der Schlacht bei Mühlberg im Jahr 1547 gefangen war, und Kaiſer Karl nun Wittenberg belagerte, verlangte Lukas Kranach vor dieſen geführt zu werden. Karl der Fünfte ließ den Maler, den er wohl kannte, in ſein Zelt bringen, unterhielt ſich eine Zeit lang ſehr gnädig mit ihm, indem er ſich zugleich erinnerte, als achtjähriges Kind in den Niederlanden von ihm gemalt worden zu ſeyn, und forderte ihn zuletzt auf, ſich eine Gnade von ihm zu erbitten.

Da fiel der ehrwürdige fünf und ſiebzigjährige Greis, der wohl noch nie anders als vor Gott gekniet hatte, vor dem Kaiſer hin, und bat mit heißen Thränen um die Freiheit ſeines gefangenen Fürſten. — Du ſollſt erfahren, daß ich deinem Herrn Gnade widerfahren laſſen werde, erwiederte Karl der Fünfte ſehr gleichmüthig, und wandte ſich ab.

Wie kaiſerlich Karl Wort hielt, weiß die Welt. Der unglückliche Kurfürſt wurde von einem Gericht, bei welchem der furchtbare Herzog Alba den Vorſitz hatte, zum Tode verurtheilt; er mußte die Schmach erdulden, begnadigt zu werden, und wurde dann fünf Jahre lang in ſchmählicher Gefangenſchaft von Land zu Land geſchleppt, bis es gelang, ſein hartgebeugtes Gemüth zur Entſagung des ihm und ſeinen Kindern angebornen Rechtes zu bewegen. So mußte er denn Leben und Freiheit endlich durch ein Opfer erkaufen, das ihm gewiß härter ſchien als der ihm angedrohte Tod auf dem Schaffot, den man ihm zu geben nicht wagen durfte, und deſſen Ankündigung er früher beim Schachſpiel mit großem Gleichmuth angehört hatte. Dem Maler Lukas Kranach blieb der Kaiſer nach wie vor in Gnaden gewogen, doch dieſer mochte von einer ſolchen Huld keinen Gebrauch machen. Er ſchlug die Stelle eines kaiſerlichen Hofmalers aus, die ihm geboten wurde, und als Karl der Fünfte ihm eine ſilberne Schüſſel voll Dukaten zum Geſchenk überſandte, nahm er nur ſo viel davon als er mit zwei Fingern faſſen konnte, und ſchickte das Uebrige zurück.

In ſeinem hohen Alter verließ Lukas Kranach Alles, was er in der Welt beſaß, um freiwillig das Gefängniß ſeines unglücklichen Herrn mit dieſem zu theilen. Seine Frau war ſchon vor ſechs Jahren geſtorben, aber er hatte in Wittenberg Kinder und Enkel, Freunde und Verwandte, Haus und Hof. Alles dies achtete er nicht, ſein ganzes Leben war jetzt einzig dem Beſtreben geweiht, das unglückliche Loos des von Allen verlaßnen Kurfürſten nach Kräften zu erleichtern. Er verließ ihn von nun an nie, ließ ſich mit ihm von einem Gefängniß zum andern ſchleppen, betete mit ihm, las mit ihm die Bibel oder Luthers Schriften, und führte ihn in heitern Stunden durch Uebung ſeiner Kunſt weit über die beengenden Mauern hinaus, die Beide umſchloſſen hielten. So führten ſie ihr ſtilles frommes trübes Leben unzertrennlich mit einander fort, bis im Jahr 1552 ihr Kerker geöffnet ward und Lukas Kranach an der Seite ſeines fürſtlichen Freundes und deſſen älteſten Sohnes in Weimar einzog.

Doch nur ein Jahr genoß er noch das theuer erkaufte Glück, ſeinen geliebten Herrn in Freiheit zu ſehen, und in ſeiner Nähe, von Allen geehrt und geliebt wie er es verdiente, zu leben. Ein lebensmüder, aber noch kräftiger Greis von ein und achtzig Jahren, ging er am ſechzehnten October des Jahres 1553 in eine beßre Welt.

Er ward auf dem Gottesacker der Sanct Jakobs-Kirche in Weimar begraben. Der Leichenſtein, mit dem ſein Fürſt den Hügel bezeichnete, unter dem ſeine Gebeine ruhen, ſteht jetzt neben demſelben der Kirchhofsmauer eingefügt. Der alte Meiſter iſt in Lebensgröße, die Palette in den Händen, darauf abgebildet, und eine lateiniſche Umſchrift verkündet ſeinen Namen, ſein Alter, ſein Sterbejahr, und die wohlerworbne Liebe ſeines Herrn, der wenige Monate ſpäter im nächſtfolgenden Jahre mit ihm dort wieder vereint ward, wo keine Thränen Unterdrückter mehr fließen.

Lukas Kranachs ſeltne Treue und Feſtigkeit des Gemüths, ſein reines fleckenloſes Leben, machen ihn, ſelbſt abgeſehen von allem Uebrigen, der innigſten Verehrung ſeiner Nachkommen werth, und auch ſeinen wohlerworbnen Künſtlerruhm wird Niemand wagen ihn ſchmälern zu wollen. Dennoch fühlt Jeder, der ſeine Gemälde und die ſeiner großen Vorfahren kennt, daß es wahrhaft ſchmerzlich ſeyn mußte, ſie neben denen van Eycks, Hemlings, oder auch ſeines Zeitgenoſſen Schoreels aufgeſtellt zu erblicken, und zwar um ſo ſchmerzlicher, da Niemand ſein großes Talent neben dem ernſten, zum Theil auch gelungnen Beſtreben verkennen kann, gleich jenen an Natur und Wahrheit feſt zu halten. Aber ihm fehlte, bei auffallendem Mangel an Kenntniß der Perſpektive, jene hohe poetiſche Begeiſterung, jenes innere Vermögen, ein Werk, ehe es nur noch im Kontur auf der Tafel ſteht, im Geiſte als vollendet zu überſchauen. Und durch dieſes allein nur kann ein vollkommnes lebendiges Ganze hervorgebracht werden, das uns mit täuſchender Wahrheit in die Mitte der Handlung verſetzt, welche wir dargeſtellt ſehen. Alle Geſtalten Lukas Kranachs ſtehen im hellſten Licht, die wenigen Schatten, die er als unvermeidlich anbringen mußte, ſind oft unrichtig angegeben, und ſeine Gemälde machen deshalb ſelten eine gefällig-maleriſche Wirkung; auch war er in der Wahl ſeiner Motive nicht glücklich, und wich oft in dieſer von der Bahn des guten Geſchmacks ab. Dennoch war er keinesweges arm an Erfindungsvermögen, wie aus den Stellungen und den naturgetreuen Bewegungen der mehrſten ſeiner Figuren hervorgeht. Seine Umriſſe ſind mehr ſtreng und pünktlich als richtig zu nennen, denn er wandte während der Arbeit ſeine Aufmerkſamkeit mehr der Ausführung einzelner Theile als der Darſtellung eines harmoniſchen Ganzen zu. Daher haben faſt alle Köpfe, die er malte, etwas Verſchobnes, obgleich jeder Theil derſelben einzeln betrachtet mit muſterhafter Treue der Natur nachgebildet erſcheint.

In der Behandlung der Farben, die er in den Niederlanden erlernt hatte, erſcheint er allerdings als einer der vorzüglichſten Meiſter; dieſe glänzen noch in einer, durch die Zeit unverminderten Schönheit, friſch und lebendig. Nirgend erſcheinen ſie zu ſtark aufgetragen, und bei der allerſorgfältigſten Ausführung, auch der kleinſten Einzelheiten, tritt auf keinem ſeiner Gemälde ängſtlicher Fleiß oder gezwungene Mühſeligkeit hervor. Sein Kolorit iſt die Wahrheit ſelbſt, beſonders in den Lokaltinten des Fleiſches, es iſt warm und kräftig, blühend und zart, wie es jedesmal der dargeſtellte Gegenſtand erfordert; jedoch fallen die Schatten zuweilen ein wenig ins Graue; ſeine oft ſchneidend ſtrengen Umriſſe ſind ebenfalls durchaus nicht unangenehm, weil ſie auf Bedeutung abzwecken und keineswegs ſteif ſind. Seine Gewänder, wie aller dabei angebrachte Schmuck von Gold und Edelſteinen, prangen in glänzenden Farben, und ſind mit Treue und Sorgfalt gemalt, aber die Falten erſcheinen größtentheils in ſanften weichen Biegungen und Brüchen, man vermißt faſt durchaus den großartigen weiten ſchönen Faltenwurf, den wir bei den erſten Meiſtern der alten deutſchen Schule ſo oft bewundern müſſen. Selten ſtrebte er, das Koſtüm früherer Zeit oder fremder Nationen beizubehalten, er moderniſirte das Alterthum, und hielt ſich faſt immer an das, was gerade zu ſeiner Zeit und in ſeiner Nähe gebräuchlich war, ohne ſich um andere Völker oder frühere Zeiten zu bekümmern. Auch vermiſſen wir bei ihm den wahren lebendigen Ausdruck innern Gefühls. Den Zuſtand vollkommner Ruhe ſtellte er dagegen ſehr glücklich dar, und deshalb ſind ſeine Porträte oft ſo vortrefflich, daß man ſich lebenden Perſonen gegenübergeſtellt glauben möchte. Heftige Bewegung des Gemüths, leidenſchaftliches Empfinden auszudrücken, vermochte und verſuchte er nie. Ich erinnere mich hiebei beſonders eines, übrigens ſehr ſchön gemalten Bildes, welches ſich jetzt in der oft erwähnten Sammlung in Berlin befindet, auf welchem er die alt-teſtamentariſche Heldin Jael abgebildet hat, wie ſie dem ſchlafenden Feldherrn Siſſera, der auf der Flucht in ihrer Wohnung Schutz geſucht hatte, einen Nagel durch die Schläfe ſchlägt. Es iſt ein Knieſtück, und der Kopf des Siſſera, von dem man beinahe nichts weiter ſieht, nimmt ſchon auf dem Schooße der Jael ſich übel aus. Sie ſelbſt iſt in Purpur-Sammet, mit goldnem Geſchmeide, ganz wie eine Prinzeſſin aus den Zeiten Lukas Kranachs gekleidet. Ein hübſches Beckermädchen aus Weimar, das er oft bald als Venus, bald in anderer Geſtalt malte, hat auch hier ihm zum Modell gedient, und das artige Kind ſieht bei der blutigen Arbeit ſo gemüthlich und unbefangen aus dem Bilde heraus, und führt den Hammer mit einem ſolchen Gleichmuth, als klopfe ſie Nüſſe auf.

Das große Altargemälde in der Hauptkirche zu Weimar iſt ohnſtreitig eine der größten ſo wie der vorzüglichſten Arbeiten Lukas Kranachs. Die Mitteltafel deſſelben hat eilf Fuß ſechs Zoll Höhe, bei einer Breite von neun Fuß und eilf Zoll, und die beiden dazu gehörigen Seitentafeln ſind bei nämlicher Höhe halb ſo breit. In der Mitte der Haupttafel ſehen wir den Heiland am Kreuze, nicht unedel dargeſtellt, wenn gleich etwas hager, beſonders an den Armen. Dicht neben dem Kruzifix, zur Rechten deſſelben, erblicken wir ihn noch einmal ganz in Lebensgröße, als auferſtandnen Sieger über Tod und Teufel, die unter ſeinem Fuße ſich kraftlos winden, indem er ſie mit der ſtrahlenden Lanze von Kryſtall vollends vernichtet. Dieſe Figur iſt weit vorzüglicher als der Gekreuzigte, beſonders ſind es die edlen heitern Züge des Antlitzes, welches man den gelungenſten Chriſtusköpfen beizählen darf. Zur Linken des Kreuzes, dieſem zunächſt, ſteht Johannes der Täufer, mit einer Hand zeigt er zum Heiland hinauf, mit der andern hinunter auf das ſymboliſche Lamm am Fuße des Kreuzes. Dieſes war urſprünglich gewiß ſehr zart und ſorgfältig ausgeführt, hat aber durch die Zeit ſehr gelitten; die Stellung des Heiligen iſt etwas gezwungen und unbequem, die Figur ſelbſt ſchön kolorirt und trefflich ausgeführt, doch vermißt man in ihr den ernſten, edlen Ausdruck, der bei den beſten Meiſtern ſie vorzugsweiſe bezeichnet. Neben Johannes ſteht Lukas Kranach ſelbſt mit zum Gebet zuſammengefalteten Händen, neben dieſem, ganz im Vorgrunde Martin Luther, mit der Linken hält dieſer die aufgeſchlagene Bibel, und zeigt mit der Rechten auf die in derſelben lesbar aufgezeichneten Stellen, die alle auf die Erlöſung durch Chriſti Blut Bezug haben. Dieſe beide Geſtalten ſind unſtreitig die gelungenſten auf dem ganzen Gemälde, und feſſeln den Blick unwiderſtehlich. Beſonders wahr und ſchön ſind Lukas Kranachs Hände; der würdige Kopf des edlen Greiſes, mit lang herabfließendem Bart, iſt ohne alle Mühſeligkeit, bis in die kleinſten Einzelheiten der Haare ausgeführt; nur der Blutſtrahl, der in einem weiten Bogen aus des gekreuzigten Heilandes rechter Seite ihm auf den Scheitel niederfällt, macht einen etwas widerwärtigen Eindruck. Unbeſchreiblich edel und groß ſteht Martin Luther felſenfeſt da, in ruhigem Ernſt und klarer Beſonnenheit. Jeder Zug dieſes Geſichts, ſo wie die ganze Geſtalt beurkunden auf das deutlichſte den umfaſſenden, mächtigen Verſtand, den unerſchütterlichen, ausdauernden Muth des Mannes, der im Bewußtſeyn des Rechts ſelbſt den Kampf mit Teufeln nicht ſcheute, und wären ihrer ſo viel als Ziegel auf den Dächern zu Worms. Luthers Kopf iſt faſt noch ausgeführter, als der von Lukas Kranach, ich möchte ſagen mit Dennerſchem Fleiß, wenn ich mich nicht ſcheute, dadurch an alles das Widerwärtige jenes Meiſters zu erinnern, von dem hier keine Spur zu finden iſt.

Die Blumen und Kräuter, die üppig im Vorgrunde und an einem Felſen hinter dem auferſtandnen Heiland entſprießen, ſind ſo wahr, ſo friſch, ſo vollendet in der Ausführung, daß dieſer Theil des Bildes zu dem allervortrefflichſten auf demſelben gerechnet werden kann; doch der Felſen ſelbſt zeigt von Lukas Kranachs Unbehülflichkeit bei landſchaftlichen Gegenſtänden; ſo auch im Hintergrunde das Lager der um die eherne Schlange verſammelten Iſraeliten, und die Hirten auf dem Felde, welchen die Geburt des Heilands verkündet wird. Bei allen dieſen kleinen Figuren darf man ja nicht an den Zauber denken, den Hemling bei ähnlichen Darſtellungen zu üben wußte; ſie ſind roh in der Farbe, die Umriſſe hart und ſchwarz, wie mit der Feder gezogen. Dicht hinter dem Felſen, an welchem der auferſtandne Chriſtus ſteht, lodert die Hölle empor, und Tod und Teufel jagen einen nackten Mann ihrem Abgrunde zu; ohnfern davon ſteht Moſes mit den Geſetztafeln; noch erblickt man vier Geſtalten, unter denen eine in Purpur und Hermelin wahrſcheinlich den König David vorſtellt. Dieſe Figuren ſind etwa einen Fuß hoch, und weit beſſer gezeichnet und kolorirt als die kleineren im Hintergrunde. Die Köpfe ſind ohne Ausnahme tadellos; beſonders richtig gezeichnet und ſchön gemalt iſt der Unglückliche, welcher der Hölle zugejagt wird.

So ſteht das ganze Gemälde als Muſter aller Werke dieſes Meiſters da; vortrefflich im Einzelnen, mangelhaft im Ganzen, und nicht frei von jener Verworrenheit, die aus Lukas Kranachs Unkunde in der Behandlung der Ferne, wie der Beleuchtung entſteht; ein Fehler, welcher hier noch durch das von beiden Seiten flatternde lange Tuch um die Hüften des Gekreuzigten, und durch allerlei Paniere mit Sprüchen vermehrt wird.

Martin Luther ſtarb am achtzehnten Februar

1546, daher iſt es wahrſcheinlich, daß die mittlere Tafel dieſes Altarblattes nicht ſpäter gemalt worden, denn Luthers Porträt iſt zu ausgeführt bis in die kleinſten Einzelheiten, als daß die Möglichkeit denkbar wäre, Lukas Kranach habe es blos nach Erinnerungen ſo lebenathmend darſtellen können. Die beiden Seitentafeln hingegen ſind augenſcheinlich aus einer ſpätern Zeit. Die erſte derſelben zeigt uns den Kurfürſten Johann Friedrich und ſeine Gemahlin; beide knieen in betender Stellung vor einem Pulte, über welchem ein mit Wappen und Borten reich geſtickter Teppich ausgebreitet liegt. In gleicher Stellung als ihre Eltern erblicken wir auf der zweiten Tafel drei Söhne dieſes Paares; der vierte, im Februar des Jahres 1553 verſtorbne Prinz Johann Ernſt, iſt nicht mehr in der Reihe ſeiner Brüder mit abgebildet, und dieſer Umſtand ſowohl, als die Narbe der in der Mühlberger Schlacht empfangenen Wunde auf der Wange des Kurfürſten, machen es mehr als wahrſcheinlich, daß dieſe Tafeln die letzte Arbeit des ein und achtzigjährigen Lukas Kranach waren, der im October des nämlichen Jahres von der Welt ſchied. Daß er die erſte derſelben noch während der Gefangenſchaft ſeines Herrn gemalt habe, iſt ihrer Größe wegen, die den Transport ſehr ſchwer gemacht hätte, kaum zu glauben, noch weniger möchte man beide Tafeln einem andern Meiſter zuſchreiben, denn in der damaligen Zeit lebte keiner, weder in Weimar noch in deſſen Umgebungen, der dieſes vermocht hättee

Möglich, ſogar wahrſcheinlich, iſt es indeſſen, daß Lukas Kranachs von ihm ſelbſt für die Kunſt gebildeter Sohn, Lukas Kranach der Jüngere, nach dem Tode des Vaters ſie vollendet habe, ſo wie er auch ſchon bei deſſen Leben ihm bei ſeinen größern Arbeiten behülflich war. Alle dieſe fünf lebensgroße Bildniſſe ſind trefflich gemalt und kolorirt, beſonders das des mittelſten Prinzen; obgleich die Köpfe nicht ſo ganz ausgeführt erſcheinen, als die Martin Luthers und Lukas Kranachs auf der mittlern Tafel. Ein goldbrokatner Vorhang bildet den Hintergrund, der dem Ganzen etwas ſehr Heiteres gibt; die Hände ſind wahr und ſchön bei aller Einförmigkeit ihrer Haltung, und das Ganze beider Tafeln gewährt einen ſehr freundlichen Eindruck.

Lukas Kranach der Jüngere, der einzige Sohn des würdigen alten Meiſters nach dem Tode ſeines in Italien verſtorbnen Bruders Johann, erreichte zwar bei weitem nicht den Ruhm ſeines Vaters, war aber ein guter Maler, beſonders im Porträt, dabei ein ſehr vorzüglicher Koloriſt. Man findet noch in Weimar, Dresden, und andern ſächſiſchen Städten, beſonders aber in Wittenberg, mehrere ſeiner Gemälde. Er lebte an letzterem Ort, wo er ebenfalls die Stelle eines Bürgermeiſters bekleidete, und ſtarb daſelbſt, ein und ſiebenzig Jahr alt, im Jahre 1586. Sein Monument mit einer lateiniſchen Inſchrift iſt noch in der dortigen Pfarrkirche zu ſehen; er war zweimal verheirathet und iſt der Ahnherr der in Brandenburg noch lebenden Herrn von Kranach. Von ſeinen beiden Schweſtern war die älteſte, Namens Urſula, an einen Lizentiaten verheirathet, die jüngere, Anna, an einen Bürgermeiſter von Wittenberg, Namens Kaspar Freund. Ich weiß nicht, ob von dieſen noch Nachkommen leben.

Martin Hemskerk.

Hemskerk, ein unbedeutendes holländiſches Dorf unfern Harlem, iſt der Ort, wo dieſer Meiſter im Jahr 1498 geboren ward und deſſen Namen er ſpäterhin annahm. Sein Vater hieß Jakob Willems van Veen und war ein ganz gewöhnlicher Bauer, der ſich durch ſeines Sohnes früh aufkeimendes Talent zwar bewegen ließ, ihn nach Harlem zu einem Maler, Namens Cornelis Villems in die Lehre zu geben, doch aber auch dieſen Schritt bald wieder bereute, indem er den Vortheil berechnete, den der heranwachſende Sohn ihm in der Wirthſchaft bringen könnte. Er nahm deshalb den armen Martin lange vor Vollendung der Lehrjahre wieder zurück auf das Dorf, und hier muſte er nun graben, hinterm Pfluge gehen, die Kühe melken und tauſend Dinge treiben, die ihm läſtig waren. Doch Martin ergab ſich darein, wenn gleich mit Widerwillen, denn Willems van Veen war ein harter, roher Mann, der ſeinen Sohn bei jedem Verſehen ſeine ſchwere Hand fühlen ließ. Das trübſelige Leben des armen Jünglings währte ſo eine ziemliche Weile fort, bis er eines Abends, den vollen Milcheimer auf dem Kopf, vom Melken heimkehrte. Seine Gedanken mochten wohl ſehr ins Weite ſchweifen, denn er vergaß einem Baume aus dem Wege zu gehen, an den er mit dem Eimer ſo heftig ſtieß, daß ihm dieſer vom Kopfe fiel. Traurig ſah er die weiße Milch die ſchwarze Erde tränken, und zugleich in der Ferne den Vater mit einem ſo tüchtigen Knittel herbeieilen, daß ihm ſogleich die Luſt verging, deſſen Ankunft vollends abzuwarten. Er lief davon, war ſo glücklich ſich die Nacht über in einem Heuſchober vor dem ihm drohenden Ungewitter verbergen zu können, und ſchlich erſt am Morgen heim zu ſeiner Mutter, als der Vater, wie er wohl wußte, ſich ſchon längſt auf dem Feld bei der Arbeit befand. Die Mutter war eine gute, vernünftige Frau, welche den höheren Beruf ihres Sohnes wohl einſah, und gern ſeinem Glück die

Freude, ihn um ſich zu haben, aufopfern mochte. Sie hing ihm einen wohlgefüllten Knappſack über die Schultern, gab ihm einiges Reiſegeld aus ihrer Sparkaſſe in die Taſche, dazu ihren Segen, und hieß ihn nun mit Gott ſich auf den Weg machen, gut und brav bleiben, und zuſehen, wie er es anfangen könne, um in der Welt fortzukommen und ein ordentlicher Maler zu werden, wozu er doch nun einmal einzig Luſt und Geſchick habe.

So wanderte Martin fort, kam glücklich, ohne eingefangen zu werden, durch Harlem durch, und gelangte nach Delft, wo er in der Werkſtatt und dem Hauſe eines Malers, Namens Johann Lukas, Aufnahme fand. Bei dieſem Meiſter blieb er mehrere Jahre, zeichnete und malte ſehr fleißig und machte, von ſeinem Talent unterſtützt, bedeutende Fortſchritte in der Kunſt, bis Schoreels weitverbreiteter Ruhm in ihm den lebhaften Wunſch erregte, unter die Zahl der Schüler dieſes großen Malers aufgenommen zu werden, was ihm auch endlich gelang, da Schoreel einige Jahre nach ſeiner Rückkehr aus Italien ſich in Harlem zur Annahme mehrerer Lehrlinge einrichtete. Nun erſt war Martin Hemskerk an dem Platze, wohin er gehörte, denn unter der Leitung eines Meiſters dieſer Art und bei ſeinem ausgezeichneten Fleiße mußte in kurzer Zeit das ihm angeborne große Talent ſich auf das Herrlichſte entfalten. Er lernte von Schoreel die Natur in allen ihren Einzelheiten beobachten, und machte in Kurzem deſſen Art ſie aufzufaſſen und darzuſtellen ſich ſo ganz zu eigen, daß man oft die Arbeiten des Meiſters von denen des Schülers kaum zu unterſcheiden vermochte. Daß Schoreel den Werth eines Lehrlings dieſer Art wohl erkannte, iſt leicht zu erachten, und Beide lebten einige Jahre im freundlichſten Verhältniſſe gegen einander, bis dieſes ſich ganz unerwartet und plötzlich wieder auflößte, Martin Hemskerk Schoreels Haus und Werkſtätte verließ, und zu einem Goldſchmied, Namens Peter Jan Fopſen, zog, in deſſen Hauſe er von nun an für ſich allein arbeitete.

Es ging in jenen Tagen das Gerücht, welches ſich auch in der Geſchichte der Maler jener Zeit erhalten hat, daß Schoreel die gewaltigen Fortſchritte ſeines Lehrlings mit Unmuth und Mißgunſt anſah und ihn verſtieß, weil er ſich in Kurzem von ihm verdunkelt zu ſehen befürchtete;

dennoch ſtimmt dieſes ſo wenig mit Allem, was wir von dem Leben und dem Charakter dieſes ſo ausgezeichnet guten und edeln Menſchen wiſſen, daß es unmöglich iſt, dergleichen von ihm zu glauben. Wahrſcheinlich ſtammt dies Gerücht von Hemskerk ſelbſt her, der vielleicht wegen eines ihm unbedeutend ſcheinenden Vergehens entlaſſen ward, und ſelbſt glauben mochte, was er andern klagend erzählte; denn, als Folge ſeiner erſten Erziehung unter der Zucht eines harten, rohen Vaters, zeigte er Zeit ſeines Lebens ſich auffallend argwöhniſch und furchtſam. Und ſo wäre denn dieſe ganze Geſchichte nur ein neuer Beweiß, daß die Welt gern dem Böſen Glauben beimißt und eine wohl erſonnene Klätſcherei ſich durch eigne Kraft Jahrhunderte hindurch zu erhalten vermag.

Im Hauſe des Goldſchmieds befand Martin Hemskerk ſich eine Zeitlang ſehr wohl, beſonders da die Hausfrau Jan Fopſens ihm ganz beſonders gewogen war. Sie ereiferte ſich gewaltig, wenn man bei ihr nach dem Maler Martin fragte, der ihrer ſehr richtigen Meinung nach wohl verdiente, Meiſter Martin zu heißen. Dafür malte ihr aber auch Meiſter Martin an ihre Bettſtelle in einer Hinterſtube Sol und Luna in Lebensgröße, auch Adam und Eva, und zwar, wie man ſagt, nach lebenden Modellen, was damals in den Niederlanden wenig üblich war. Doch ſcheint er ſich endlich auch mit dieſen ſeinen Hausgenoſſen entzweit zu haben, denn er verließ ihre Wohnung und zog zu einem andern Goldſchmied in Harlem, Namens Jens Cornelis.

Martin Hemskerk wohnte mehrere Jahre in Harlem, er malte viel, und ſein Ruhm verbreitete ſich immer weiter mit jedem Tage. Auch gingen wahrhaft bewunderswerthe Gebilde unter ſeinen fleißigen Händen hervor, die dem Herrlichſten der alten Schule van Eycks mit Recht zur Seite geſtellt werden können; Natur und Wahrheit leiteten ſeinen Pinſel. Dabei hielt er feſt an Schoreels Weiſe, und wußte, wie dieſer, Anmuth, Leben und Geiſt ſeinen Werken mitzutheilen. Im Jahre 1532, da Martin Hemskerk vier und dreißig Jahr alt war, entſchloß er ſich endlich, eine Kunſtreiſe nach Italien zu unternehmen; vorher aber malte er noch den Apoſtel Lukas, wie er die heilige Jungfrau mit dem Chriſtuskinde abbildet, und ſchenkte dieſe Tafel der Harlemer Malergilde zum Angedenken. Dieſes Bild, von dem Karl von Mander uns, mit großem Lobe deſſelben, eine Beſchreibung mittheilt, wurde zu deſſen Zeit von der Obrigkeit der Stadt als ein ſeltnes Kleinod hoch in Ehren gehalten und auf dem Rathhauſe aufbewahrt, wo es vielleicht noch zu finden iſt. Maria, umſtrahlt von Schönheit und Anmuth, mit dem lieben freundlichen Kinde, das auf einem über die Kniee der Mutter gebreiteten reichen Teppich ſitzt, war ganz nach Schoreels Weiſe gedacht und ausgeführt; zum Apoſtel Lukas hatte ein wohlgeſtalteter Bäkker aus Harlem geſeſſen, denn Martin Hemskerk war damals durchaus gewöhnt, die Natur überall, wo er konnte, zum Vorbilde zu nehmen. Die Palette des Schutzpatrons der Maler war auf dieſer Tafel mit ſo täuſchender Wahrheit gemalt, daß ſie wirklich hervorzuſtehen ſchien, und überhaupt das Ganze mit möglichſter Treue ausgeführt. Hinter dem Apoſtel ſtand eine grün bekränzte Figur, einen Poeten vorſtellend, in welchem Hemskerk ſich ſelbſt abgebildet hatte, und nicht weit davon war auch ein Engel mit einer

Fackel in den Händen angebracht. Wahrſcheinlich lag in dieſen beiden Figuren irgend eine allegoriſche Bedeutung, die jetzt ſchwer zu entziffern iſt. Ein Papagei in einem Korbe hing oben an der Wand, und unten an derſelben war ein wie mit Wachs angeklebter Zettel gemalt, auf welchem die Harlemer Maler mit recht gut gemeinten, in niederländiſcher Sprache abgefaßten Reimen Martin Hemskerks Namen, ihren Dank für ſein Geſchenk, und den drei und zwanzigſten Mai des Jahres 1532 als den Tag, da dieſes vollendet ward, der Nachwelt verkünden. Bei allen Vorzügen, die dieſes Gemälde gewiß beſaß, bei aller Schönheit und Anmuth der Köpfe, der Farbenpracht und dem trefflichen Faltenwurf der Gewänder, die Karl von Mander uns beſchreibend anrühmt, dünkt mir doch, als leuchte ſchon aus der Anordnung deſſelben der Keim der Verirrungen hervor, zu welchen der Meiſter in ſpätern Jahren ſich hinreißen ließ. Dieſer Engel mit der Fackel, dieſer gekrönte Poet, von denen Niemand begreift, was ſie da wollen oder ſollen, wie verſchieden ſind ſie von dem hohen, einfachen Geiſte, in welchem Johann van Eyck den nämlichen Gegenſtand ſo klar und dennoch ſo anziehend darzuſtellen wußte!

In Rom, wo Martin Hemskerk nach vollendeter Reiſe glücklich anlangte, fand er im Hauſe eines Kardinals, an den er Empfehlungsbriefe mitbrachte, Wohnung und Unterhalt. Mit glühendem Eifer warf er ſich jetzt auf das Studium der Antike, entſagte faſt aller Gemeinſchaft mit ſeinen Landsleuten, um nur keine Zeit bei ihren Luſtgelagen verlieren zu müſſen, und malte und zeichnete den ganzen Tag nach den Ueberbleibſeln antiker Baukunſt, nach Statuen und Basreliefs und nach Michael Angelo's Werken, den er allen andern modernen Künſtlern vorzog. Die Neuheit der Gegenſtände blendete ihn, er ergriff ſie in wilder, eifriger Haſt, ohne ſich ſelbſt Zeit zu laſſen, ſich mit ihrem eigentlichen Weſen zu befreunden, oder ihren Geiſt in ſeinem Innern aufzufaſſen. Die glänzende Oberfläche dieſer ihm fremd erſcheinenden Kunſtwelt genügte ihm, ohne daß es ihm einfiel, ihre Tiefe nur zu ahnen, und ſo verlor er darüber nach und nach die Natur faſt gänzlich aus dem Geſichte, die ſo lange in ſeiner Werkſtatt befreundet ihm zur Seite geſtanden hatte.

Indeſſen ging dieſe traurige Veränderung wahrſcheinlich nicht gleich vor ſich; Martin Hemskerk war zu weit auf rechter Bahn vorwärts geſchritten, um nicht auch zum Rückwege einige Zeit zu brauchen. Seine erſten Arbeiten in Rom, deren ihm mehrere aufgetragen wurden, erwarben ihm den allgemeinſten Beifall bei Künſtlern und Kunſtkennern. Auch Vaſari gedenkt rühmlichſt ſeiner unter dem Namen von Martin Tedesco, und lobt vor Allem die Gemälde, die dieſer grau in grau für den Einzug Karl des Fünften in Rom malte, doch vergißt er auch nicht dabei des guten griechiſchen Weines zu erwähnen, der dem Meiſter und ſeinen deutſchen Gehülfen im Ueberfluſſe gereicht ward, um ſie bei der Arbeit zu begeiſtern.

Martin Hemskerk war jedoch weder ausſchweifend in ſeinen Sitten, noch ein Trunkenbold, ſondern vielmehr mäßig, bedachtſam und haushälteriſch mit ſeinem Gelde, wie mit ſeiner Zeit und mit ſeiner Geſundheit; er kannte kein anderes Vergnügen als, wenn er ſich zu Hauſe müde gemalt hatte, hinaus ins Freie zu wandern, und die Umgegend, alte Ruinen oder merkwürdige Gebäude zu zeichnen.

Mit unſäglichem Erſchrecken fand er einſt, da er von einem ſolchen Gange nach Hauſe kam, in ſeinem Zimmer zwei ſeiner Gemälde aus dem Blendrahmen geſchnitten und mitgenommen; ängſtlich öffnete er ſeinen Kaſten, und auch hier fehlten ſehr viele ſeiner Zeichnungen und andere Kunſtſachen. Der Verluſt war im Ganzen zu bedeutend, als daß er ihn in der Stille hätte verſchmerzen mögen; er begann dem Räuber nachzuforſchen, entdeckte ſolchen in einem ihm bekannten Italiener, der ihn früher zuweilen beſucht hatte, und war ſogar glücklich genug, den größten Theil des Geraubten zurückzuerhalten. Nun aber begann dem armen Martin erſt vor ſeinem Räuber zu grauen; alle Mordgeſchichten, die er je von Rache dürſtenden Italienern erzählen gehört, fielen ihm mit einem Male ein, er glaubte ſchon den kalten Dolch in der Bruſt zu fühlen und ängſtigte ſich über ſeine eignen Einbildungen dermaßen ab, daß er ſich endlich entſchloß, lieber Alles aufzugeben, um nur das Leben zu retten. Er packte ſchnell ein und vergaß vor allen Dingen nicht, eine ziemlich bedeutende Summe Geldes mitzunehmen, die er, obgleich kaum drei volle Jahre in Rom, ſich dort ermalt und mit haushälteriſcher Sparſamkeit zuſammengehalten hatte. So ſchnell als er es vermochte, eilte er nun über die Alpen zurück und hielt ſich für ſicher, da er dieſe im Rücken hatte, ohne zu ahnen, daß er im eignen Vaterland einer weit dringenderen Lebensgefahr entgegen gehe, als es die vielleicht nur erträumte war, die ihn ſo ſchnell aus Rom vertrieben hatte.

Er war glücklich in der holländiſchen Stadt Dordrecht angekommen, und ſehr freundlich von einem Gaſtwirth empfangen worden, dem er einen Brief von deſſen in Rom lebendem Sohne mitbrachte. Man hatte ihn ſogar durch Bitten und Zureden bewogen, die Einladung Peter Jakobs, eines warmen Kunſtfreundes, auszuſchlagen, und im Gaſthofe über Nacht zu bleiben, als eine noch am Abend ſich unvermuthet bietende Schiffsgelegenheit ihn bewog, gleich nach Harlem aufzubrechen, ohne, wie er erſt Willens geweſen, bei dem freundlichen Wirth bis zum folgenden Tage zu verweilen. Dieſer Zufall rettete ihm, ohne daß er es wußte, das Leben, denn das Haus, in welchem er bleiben wollte, ward wenige Monate ſpäter von der Obrigkeit für eine Mordherberge erkannt, deren Beſitzer ſchon Jahre lang einkehrende Reiſende, welche Geld bei ſich führten, umgebracht und im Keller vergraben hatten. Man fand dort eine große Grube voll Ueberreſte dieſer Unglücklichen, deren Zahl Hemskerk gewiß zu vermehren beſtimmt war, denn dem Sohne dieſer Verbrecher konnte das fürchterliche Gewerbe ſeiner Eltern nicht unbekannt ſeyn, da eine ſeiner Schweſtern ſchon früher mit einem jungen Maler nach Venedig geflüchtet war, weil ſie weder die Gräuel im väterlichen Hauſe länger anzuſehen, noch ihre Eltern anzuklagen vermochte. Hemskerk war bei dem Einpacken ſeiner in Rom erworbnen Schätze wahrſcheinlich nicht vorſichtig gegen einen Landsmann geweſen und hatte dieſen dadurch bewogen, ihn mit jenem Uriasbriefe ſeinen Eltern als eine gute Beute zuzuſenden.

Mit der Ankunft in Harlem, ſeinem Wohnorte von nun an, beginnt in Martin Hemskerks Leben ein neuer Abſchnitt, welcher zuvörderſt eine Beſchreibung der in der Boiſſeréeſchen Sammlung aufbewahrten Gemälde aus ſeiner beſten Zeit nothwendig macht, um auf dieſe Weiſe ſoviel als möglich dem Leſer einen Begriff von dem zu geben, was er war. Dann wollen wir zu dem übergehen, was er nach ſeiner Rückkehr aus Italien wurde. Das erſte dieſer Gemälde ſtellt uns Kaiſer Karl den Fünften in noch jugendlichem Alter dar; er ſteht als Feldherr, den Kommandoſtab in der Hand, in voller Rüſtung, über welche ein rother Mantel in freien ſchönen Falten geworfen iſt; der edle, ſehr ausdrucksvolle Kopf zeigt ſich im Profil. Es iſt ein ſo lebendiges Bild, daß man gar nicht müde wird, es anzuſchauen; nichts kann wärmer und naturgemäßer gemalt ſeyn, als dieſer Kopf, nichts edler und wahrer als dieſe Stellung der kraftvollen Heldengeſtalt des vollendeten Mannes, in blühender Friſche der Jugend.

In einer von allen Seiten offnen Halle, welcher der heitere blaue Himmel zum Hintergrunde dient, ſteht auf einem andern Gemälde die Kaiſerin Helena, die heilig geſprochne Mutter Konſtantins; das wahre Kreuz des Heilandes, deſſen Wiederfinden die Legende zum Theil den Bemühungen dieſer frommen Fürſtin zuſchreibt, lehnt ihr im Arme. Sie iſt faſt nonnenartig gekleidet und in einen durchſichtig-feinen weißen, in ſchönen Falten ſie umſchwebenden Schleier gehüllt, über welchem ſie die goldne Kaiſerkrone auf dem Haupte trägt. Recht wunderbar wußte der Maler die Kaiſerin und die Heilige in der Darſtellung dieſer hohen, ernſten, etwas ältlichen Frau zu vereinen; aus den blitzenden Augen, aus der ganzen Haltung der edlen Geſtalt, ſpricht ſo viel Feſtigkeit, ſo viel ſicheres Bewußtſeyn, ſo viel Strenge gegen eigne Schwächen, daß man unwillkührlich bei ihrem Anblick von Ehrfurcht ergriffen wird und gleichſam ihren Richterſpruch erwartet.

Ihr gegenüber ſteht in wahrhaft fürſtlicher Haltung und Geſtalt der ebenfalls heilig geſprochne Kaiſer Heinrich der Zweite. Die Züge des etwas ſeitwärts gewendeten Kopfes haben Aehnlichkeit mit Karl dem Fünften, der Ausdruck derſelben iſt edel und ſtolz, kühn und mild zugleich, Bart und Haare beſonders ſchön gemalt. Er trägt einen reichen Wappenrock über der glänzenden Rüſtung, und hält als Stifter des Bisthums

Bamberg das Modell des Domes dieſer Stadt in der rechten Hand. Zu den Füßen dieſer beiden Heiligen knieet in ſchwarzer feſtlicher Kleidung, in ganz kleiner Miniatur dargeſtellt, der Donator des Bildes mit ſeinen Söhnen, lauter ächt deutſche, fromme, ruhige Geſichter. Das Gegenſtück zu dieſem Bilde zeigt uns in einer der vorigen ganz ähnlichen offnen Halle die edle Geſtalt des Evangeliſten Johannes, in einem hellfarbigen, in ſchönem Faltenwurfe ihn umgebenden Gewande; in der Rechten hält er, faſt als wolle er ihn fortſchleudern, den ſchäumenden Kelch, welchen, wie die Legende erzählt, die Heiden bei einem Gaſtmahl vergiftet ihm reichten, und aus welchem, dies Verbrechen bezeichnend, ein kleiner Drache ziſchend emporſteigt; die andere Hand iſt wie zum Segnen erhoben. Aus dem wunderſchönen, von röthlich goldnen Locken umgebenen jugendlichen Geſichte ſpricht flammend der edelſte Zorn über die Unthat, der zugleich in Mitleid übergeht, das ihn verhindert, die Verbrecher zu vernichten.

Ihm zur Seite ſteht, fürſtlich geſchmückt, die heilige Katharina, die ſchöne Braut Chriſti, und blickt theilnehmend auf ihren erzürnten Freund.

Sie hält in einer ungemein anmuthigen Stellung der Arme und Hände ein Buch, und zu ihren Füßen knieet, ebenfalls in Miniatur dargeſtellt, die Gattin des Stifters dieſer Bilder mit ihren Töchtern. Alle dieſe heiligen Geſtalten, in ihrer edlen Einfachheit, gewähren durch die über dem Ganzen ſchwebende Heiterkeit einen höchſt erfreulichen Eindruck. Jener Strahl innern Lebens, der die Gebilde der höchſten Meiſter dieſer Schule verherrlicht, umleuchtet auch ſie. Aus allem, aus der Wahl der Stellungen, dem lebensvollen Kolorit, der Zeichnung, der Schönheit der Draperien, und der vollendeten Ausführung, geht das hohe Talent des Meiſters hervor, die Natur mit zartem, edlen Sinn aufzufaſſen, mit gewiſſenhafter Treue darzuſtellen, und nirgend erblicken wir eine Spur von Manier und erkünſteltem Weſen.

Auf dem nun folgenden Altarblatt, zu welchem zwei Seitentafeln gehören, ſtellt das Hauptgemälde eine Kreuzigung dar; der vielleicht nicht ganz todt genug erſcheinende Chriſtus hängt, umgeben von den Seinen, am Stamme des Kreuzes, deſſen oberer Theil im Rahmen des Bildes verſchwindet. Maria iſt in lautloſen Jammer verſunken, Joſeph von Arimathia mit noch einem Freunde ſtehen etwas zurück, noch weiterhin eine Dienerin, in welcher der Meiſter mit bewunderns-würdigem Ausdrucke die Verſchiedenheit der Empfindung einer Fremden, und des zerreißenden Schmerzes der Angehörigen des Entſeelten darſtellte. Wo dieſe, überwältigt von Jammer und Wehmuth, faſt vergehen, empfindet jene nur ängſtliche Scheu und banges Schrecken. Seitwärts lehnt an einem Hügel zur Linken die heilige Magdalena, das feine, liebe Geſichtchen iſt bleich, und aus allen Zügen deſſelben ſpricht völlige Erſchöpfung aller Kräfte; ſie kann nicht mehr weinen, und die müde gerungnen Hände und Arme ſinken in ſehr anmuthiger natürlicher Stellung kreuzweiſe über einander hin. Ihr Gewand iſt von roth und blau ſchillernder Seide, wie Raphael und überhaupt die italiäniſchen Meiſter es ſo oft malten.

Auf der erſten der beiden Seitentafeln ſteht der heilige Stephan, mit geſchornem Haupte, im reichen prieſterlichen Gewande von Goldſtoff. Sein ruhig ernſtes Geſicht trägt die Spur früheren Kampfes, man ſieht es ihm an, daß es nicht immer ſo ſtill und ruhig war, und daß der Heilige in ſeinem Innern manchen Sturm beſiegen mußte, ehe er dahin gelangte, wo er jetzt ſteht. Auf der zweiten Tafel iſt der heilige Mauritius in glänzender Rüſtung mit darüber geworfnem rothen Wappenrock, muthig und fromm, in kühner vorſchreitender Stellung abgebildet, und auch dieſer Kopf trägt die Züge Kaiſer Karls des Fünften.

So malte Martin Hemskerk als er im Jahr 1532 nach Rom zog, und auch wohl noch in der erſten Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes, ehe er ganz von der Natur und den Lehren ſeines Meiſters Schoreel ſich abwandte.

Bei ſeiner Heimkehr ward er in Harlem von Künſtlern und Kunſtfreunden ſehr ehrenvoll empfangen, auch übertrugen ihm ſeine Mitbürger die Stelle eines Kirchen-Raths, welcher er zwei und zwanzig Jahre lang bis an ſeinen Tod vorſtand. Er verheirathete ſich mit Maria Coninghs, einem der ſchönſten und liebenswürdigſten Mädchen der Stadt, und feierte ſeine Hochzeit mit großem Glanz; ſogar die damals ſehr ſeltne Vorſtellung eines Schauſpiels, welches die Rhetoriker der dortigen hohen Schule ihm zu Ehren aufführten, verherrlichte das Feſt. Leider aber war ſein häusliches Glück nur von kurzer Dauer, denn ſeine junge, ſchöne Frau ſtarb nach anderthalb Jahren im erſten Wochenbette, auch das Kind überlebte die Mutter nicht.

In Hinſicht auf ſeine Kunſt trat Hemskerk jetzt mit einer Selbſtzufriedenheit auf, in der die vielen unberufnen, vom Reiz der Neuheit geblendeten Bewunderer, welche er leider überall antraf, ihn nur zu ſehr beſtärkten, während ächte Kunſtverſtändige mit Bedauern bemerkten, wie ſehr ſeine neueren Werke gegen ſeine früheren zurückſtanden. Eine unbegreifliche, wahrſcheinlich aus Eitelkeit, aus dem Wunſche ſich auszuzeichnen, entſtandne Verkehrtheit des Geiſtes bewog ihn, ſich bald gänzlich, nicht nur von Schoreels Lehre und Beiſpiel, ſondern auch von der Natur abzuwenden, und eine durchaus fremdartige Manier anzunehmen. Er ſuchte von nun an ſeiner früheren alten deutſchen Schule, welche einzig die Natur als Vorbild anerkannte, in Allem entgegen zu arbeiten, ohne ſich deshalb doch den, mehr dem Ideellen höherer Schönheit nachſtrebenden italiäniſchen Meiſtern, welche ihm vorſchwebten, nähern zu können. Seine in den verkehrteſten, übertriebenſten Stellungen der antiken Statuen nicht nachgebildeten, ſondern nachkopirten Geſtalten verloren mit der Wahrheit allen Charakter, allen Geiſt, alles Leben; trüber Schein mußte die Wirklichkeit erſetzen, und ſogar die ihm ſonſt eigne Pracht ſeiner Farben ging in dieſer ſeiner Verworrenheit mit zu Grunde.

Des Kontraſtes wegen bewahren die Herren Boiſſerée ein Gemälde, welches Hemskerk nach dieſer traurigen Umwandlung malte; Niemand, der es erblickt, wird von ſelbſt auf den Gedanken kommen, daß dieſelbe Hand, derſelbe Geiſt, welche jenen eben beſchriebnen Meiſterwerken das Daſeyn gaben, auch dieſes, ihnen in Allem ſo entgegengeſetzte Zerrbild entſtehen ließen. Es iſt ſo flach wie ein illuminirter Kupferſtich, und ſtellt einen Heiligen oder Apoſtel, der ein beſeßnes Mädchen heilt, auf eine Weiſe dar, daß man beinahe glauben könnte, die Kranke habe ſowohl ihrem Arzte, als allen Umſtehenden ihr Uebel mitgetheilt. Das Ganze iſt ohne allen Charakter, und die Anordnung deſſelben durch die geſpreizten übertriebnen Stellungen der Figuren durchaus unverſtändlich. Unerachtet dieſes ſeines auffallenden Uebergangs vom Vortrefflichen zum Tadelswerthen, vom Leben zum dürftigen, weſenloſen Schein, gewann Hemskerk täglich nicht nur Bewunderer, ſondern auch Nachahmer in Menge, ja man darf wohl behaupten, daß von ihm der Anfang des bald darauf mit ſchnellem Schritte hereinbrechenden Untergangs aller ächten deutſchen Kunſt zuerſt ausging. Denn die angehenden Künſtler begannen von nun an nach ſeinem Beiſpiele, nur dem äußeren Scheine, den effektmachenden Künſteleien nachzuſtreben, ohne ſich um die wahre Geſtalt und das eigentliche Weſen der Gegenſtände, welche ſie darſtellen wollten, weiter zu bemühen.

Vergebens verſuchten es von jeher die Beſſerwiſſenden, ſich der, vom bethörenden Reize der Neuheit berauſchten Menge zu widerſetzen, oder den allgemeinen Beifall zu bekämpfen, welcher das Schlechtere bis in den Himmel erhebt, ſobald es nur neu und auffallend erſcheint, und darüber das längſt für gut und recht Anerkannte gedankenlos in den Staub tritt. Die, welche von ſelcher Verblendung ferne bleiben, werden nach und nach es wenigſtens müde, ungehört und nutzlos für Wahrheit zu kämpfen, ſie ſchweigen, bis zuletzt auch ſie die gewaltige Macht der Gewohnheit beſiegt, und ſo geht nach und nach mit dem Guten und Schönen ſogar auch die Erinnerung an deſſen einſtigen Beſitz verloren, bis ein glücklicher Zufall es wieder ans Licht bringt, und ihm zum zweiten Mal den bezaubernden Reiz der Neuheit verleiht.

Hemskerk malte auf dieſe ſeine neue Weiſe unendlich vieles; Geld, Ehre und Schüler ſtrömten von allen Seiten ihm zu, und machten ihn taub gegen jeden Tadel von Außen, vielleicht auch gegen die Stimme, die ſich doch wohl zuweilen in ſeinem Innern gegen ſein jetziges Treiben erheben mochte. Einer ſeiner Schüler wagte einſt die Aeußerung, daß einige Kunſtkenner Hemskerks frühere, nach Schoreels Weiſe gemalte Bilder ſeinen in der neuen Manier weit vorzögen. Hemskerk erwiederte ganz gelaſſen: „Mein Sohn! als ich jene Bilder malte, wußte ich gar nicht was ich that.“ Wohl hatte er hierin Recht, mehr als er ſelbſt es damals glauben mochte, denn gerade in dieſer

Unbefangenheit, dieſer durchaus mit keinen Nebenabſichten verbundnen treuherzigen Einfalt, mit welcher die alten Maler ſich den Eingebungen ihres Genius überließen, und, bei möglichſter Treue im Darſtellen der Wirklichkeit, es nie unternahmen, die Natur noch übertreffen zu wollen, liegt ja das Geheimniß ihrer, mit dieſer wetteifernden Größe. Nichts aber ſteht ächter Kunſt mehr entgegen als Künſtelei, Abſichtlichkeit und oberflächliches Haſchen nach glänzendem Effekt.

Hemskerk begnügte ſich nicht, nur in ſeinen Gemälden dieſe Abirrung von der rechten Bahn immer weiter zu verbreiten; er zeichnete auch viel, und da er ſelbſt weder in Holz ſchnitt, noch in Kupfer ſtach, ſo wurden viele hundert Blätter nach ſeinen Zeichnungen von andern Meiſtern, beſonders von einem Namens Coornhardt radirt, in Holz geſchnitten und geätzt. Dieſe ſind zum Theil bis auf unſere Zeiten gekommen, und ganz im Geſchmack ſeiner ſpätern Gemälde; einzelne Lichtpunkte, welche in dieſen wie in jenen bezeugen, was der Meiſter vormals war, betrüben ſtatt zu erfreuen, denn ſie erſcheinen wie lichte

Momente eines in trübem Wahnſinn untergegangnen, einſt hohen, edlen und reichen Geiſtes.

Von allen Seiten ſtrömten Hemskerken Beſtellungen bedeutender Arbeiten für Kirchen, Paläſte und Sammlungen von Kunſtfreunden zu; große Summen, zum Theil auch lebenslängliche Leibrenten waren ſein Lohn. Er brachte ganz ungewöhnliche Kunſtſtücke und Verzierungen auf dieſen ſeinen Arbeiten an; ſo malte er zum Beiſpiel den polirten Marmorboden einer Verkündigung für den Altar einer Kirche in Harlem ſo aus, daß der darauf ſtehende Engel Gabriel ſich in dieſem abſpiegelte, als ſtünde er auf klarem Eiſe. Ein reicher Kunſtfreund, Jakob Rauwaart, zog ſogar zu ihm ins Haus, und ließ ſich unter die große Zahl ſeiner Schüler aufnehmen. Dieſer nämliche Freund zählte ihm für eine Darſtellung des jüngſten Gerichts den Tiſch ſo lange voll goldener Doppeldukaten, bis Hemskerk ſelbſt ausrief, es ſey nun genug, was gewiß ſehr ſpät geſchah, denn der Meiſter war nichts weniger als uneigennützig oder freigebig.

Seine große Liebe zum Gelde verleitete ihn ſogar, wenige Jahre nach dem Tode ſeiner erſten jungen, ſchönen Frau, ein altes ſehr häßliches, dabei geiſtloſes und ganz ungebildetes Mädchen zu heirathen, das ihm aber ein bedeutendes Vermögen zubrachte. Dieſe zweite Gattin verbitterte ihm nicht nur im Hauſe das Leben, ſondern brachte ihn und ſich auch außer demſelben durch ihr Betragen oft in ſchimpfliche Verlegenheit, indem ſie bei Kaufleuten theils Waaren ausnahm, die ſie nicht bezahlte, theils manches heimlich mitgehen hieß, ſo daß ſie zuletzt durch die Entdeckung dieſer Betrügereien in den Augen ihrer Mitbürger für völlig ehrlos galt.

So war denn Hemskerk nach und nach zu einem ſehr großen Vermögen gelangt, aber er verſtand nicht die Kunſt, ſich ſeines Reichthums auf würdige Weiſe zu erfreuen, vielmehr lebte er immerfort mit ängſtlicher Sparſamkeit, fühlte dabei ſtets eine heimliche Angſt, einſt im Alter Noth leiden zu müſſen, zitterte immer vor plötzlichen Unglücksfällen, die über ihn hereinbrechen könnten, und trug deshalb ſtets eine bedeutende Anzahl Goldſtücke mit ſich herum, die er eigenhändig in ſeine Kleider eingenäht hatte. Ueberhaupt war er unglaublich furchtſam, ängſtlich und kleinmüthig, ſo daß er, wenn die Schützengeſellſellſchaft mit Gepränge zu ihrem Feſte durch die Straßen von Harlem zog, ſich auf die Spitze des höchſten Thurms flüchtete, um nicht durch ein zufällig losgehendes Gewehr erſchoſſen zu werden, und ſelbſt dort glaubte er ſich noch nicht ganz ſicher und außer dem Schuſſe.

Bei dieſer ſeiner großen Muthloſigkeit war er natürlicher Weiſe auch einer der erſten, welche im Jahr 1572, da die Spanier Harlem belagerten, aus der bedrohten Stadt flüchteten. Er zog nach Amſterdam zu ſeinem Schüler und Freunde Jakob Rauwaart, und kehrte erſt nach völlig hergeſtellter Ruhe in ſeine Heimath zurück. Indeſſen hatten die Spanier, beim Uebergange der Stadt, eine große Anzahl ſeiner Gemälde, unter dem Vorwande, ſie kaufen zu wollen, mit ſich nach Spanien genommen; viele gingen ſpäterhin durch die Bilderſtürmer zu Grunde, und ſelbſt ſchon zu Karl von Manders Zeiten war nur wenig von ihm noch in Harlem und der Umgegend zu finden.

Martin Hemskerk war nun vier und ſiebenzig Jahre alt, ſeine Frau todt, er kinderlos und frei, daher dachte er jetzt mit Recht ernſtlich daran, ſein Haus zu beſtellen.

Mit jener Art Prachtliebe, die man ſo oft bei ſonſt geizigen Naturen antrifft, ließ er vor allen Dingen auf dem Kirchhofe des Dorfes Hemskerk ſeinem Vater, dem alten Bauer, der ihn mit dem Knittel der Kunſt zugetrieben hatte, ein prächtiges Monument ſetzen, und beſtimmte in ſeinem Teſtamente die Zinſen eines nicht unbedeutendem Kapitals zu deſſen Erhaltung auf ewige Zeiten. Das Bruſtbild des alten Jakob Willems van Veen war darauf an einer ſteinernen Pyramide in Medaillon angebracht; auch fehlte es nicht an Todtenköpfen, weinenden Genien mit umgekehrten Fackeln, deutſchen und lateiniſchen Inſchriften, und einem großen ſchönen Wappen mit Adlern, Löwen und auf die Kunſt Bezug habenden Sinnbildern. Die Zinſen eines andern Kapitals beſtimmte Hemskerk zur Ausſtattung einiger jungen liebenden Paare, die noch zu Karl von Manders Zeiten, ſo wie jener es in ſeinem Teſtamente verordnet hatte, auf deſſen Grabe alljährlich getraut wurden. Hemskerk ordnete ſonſt noch manche fromme wohlthätige Stiftung für künftige Zeiten an, ſchied endlich am erſten October des Jahres 1574 als ein ſechs und ſiebenzigjähriger Greis aus dieſem Leben, und ward von ſeinen Mitbürgern in der Kapelle an der Nordſeite der großen Kirche zu Harlem, ehrenvoll und feierlich begraben.

Anton Moro von Utrecht.

Auch dieſer im Jahre 1519 zu Utrecht geborne Meiſter widmete ſich unter Schoreels Leitung der Malerei und wußte durch Fleiß, Talent und gutes Betragen ſich die Zufriedenheit ſeines großen Lehrers in kurzer Zeit zu erwerben. Das Beiſpiel Schoreels, welchen Anton Moro einzig durch ſeine Kunſt zu Ehre und Vermögen gelangt ſah, feuerte den ehrgeizigen und lebensluſtigen Jüngling an, ihm mit Kraft und Ausdauer nachzuſtreben; er hielt ſich genau an Lehre und Beiſpiel ſeines Meiſters, blieb, wie dieſer, der Natur und der Wahrheit getreu, ohne ſich durch die Blendwerke neuerer Erfindung irren zu laſſen, und reißte zuletzt nach damaligem Gebrauch auf einige Jahre nach Italien, von wo er als vollendeter Meiſter wiederkehrte und ſich beſonders durch ſeine Porträte allgemeine Bewunderung erwarb.

Dieſe wußte er mit kräftigem markigen Pinſel und ſehr vollendeter Ausführung nicht nur ſprechend ähnlich, ſondern auch mit einer ganz eignen Anmuth gleichſam wie lebend darzuſtellen, ſo daß der Kardinal Granvella ihn vor allen Andern dem Kaiſer Karl dem Fünften empfahl, als dieſer einen geſchickten Maler wegen des Porträts der erſten Braut ſeines Sohnes Philipp, der Prinzeſſin Marie von Portugal, nach Liſſabon ſenden wollte.

Anton Moro kam glücklich in Liſſabon an, ward ehrenvoll empfangen, herrlich bewirthet, und malte nicht nur die Prinzeſſin, ſondern auch ihre Eltern zur allgemeinen Zufriedenheit. Außer ſechshundert Dukaten, welche Kaiſer Karl dem Maler für dieſe drei Porträte gab, ward er noch vom König von Portugal mit koſtbaren Geſchenken überhäuft, und das portugieſiſche Volk ließ dem glücklichen Maler noch obendrein eine ſchwere goldne Ehrenkette, tauſend Gulden an Werth, überreichen. Nächſtdem malte er noch viele Vornehme des Liſſaboner Hofes, erhielt für jedes Bild hundert Dukaten, für manches noch obendrein reiche Geſchenke an goldnen Ketten und andern Kleinodien, und kam auf dieſe Weiſe, überhäuft mit Ehrenbezeigungen und beladen mit Reichthümern, bei ſeinem Kaiſer an, in deſſen Dienſten er von nun an verweilte. Er malte auch das Porträt Philipps des Zweiten, als dieſer fünf und zwanzig Jahr alt war, und wurde dann nach England geſendet, um das Porträt der Königin Marie, Philipps zweiten Braut, zu fertigen. Das Bildniß dieſer Königin, eines ſeiner gelungenſten, wurde ſehr freigebig belohnt. Er erhielt dafür, außer einer ſchweren goldnen Kette und einhundert Pfund Sterling, noch eine jährliche Rente von ebenfalls einhundert Pfund, und überdem noch bedeutende Geſchenke von mehrerern fürſtlichen und vornehmen Perſonen, denen er Kopien von dieſem Bilde überreichte.

In ſeinem Vaterlande, wohin er von England zurückkehrte, blieb Anton Moro, nachdem Karl der Fünfte dem Thron entſagt hatte, im Dienſte von deſſen Sohn, Philipp dem Zweiten, und ging nach dem mit Frankreich im Jahr 1559 abgeſchloßnen Frieden, mit dieſem ſeinem Herrn nach Madrid, wo er eine Zeitlang an deſſen Hofe verweilte.

Anton Moro war nicht nur ein vorzüglicher Maler, ſondern auch geiſtreich, gebildet, angenehm im Umgange, ſtattlich und gefällig in ſeinem Aeußern, und hatte das Glück, ſich durch dieſe Eigenſchaften bei dem Könige in ganz beſondere Gunſt zu ſetzen. Dieſer fürchterliche Despot, bei deſſen bloßem Namen ſonſt Alles zitterte, würdigte dem Maler einer Vertraulichkeit im Umgange, die Allen, beſonders aber der Alles beachtenden Inquiſition auffallen mußte. Er ſelbſt fühlte ſich durch des Königs Benehmen oft zu einer Sorgloſigkeit und Vergeſſenheit hingeriſſen, die auf dem Boden, auf welchem er ſtand, ihm höchſt gefährlich werden konnte, denn oft dachte er gar nicht daran, daß er dem unumſchränkten Herrſcher über Leben und Tod gegenüberſtände.

Einſt, als Anton Moro im Beiſeyn des Königs malte, klopfte ihm dieſer im freundlichen Geſpräch ein paar Mal auf die Achſel, und der unglückſelige Maler fühlte ſich endlich zu einem ſolchen Grad von Vergeſſenheit hingezogen, daß er dieſe Vertraulichkeit erwiederte, und zwar mit dem Malerſtock, den er eben in der Hand hielt. Wunderbar genug ſchien der König dieſes unvorſichtige Benehmen ſeines Lieblings gar nicht zu bemerken. Vermuthlich betrachtete er ihn wie ein wohlgelittnes Hausthier, dem man ſeiner gefälligen Künſte wegen wohl einmal eine kleine Unart überſieht, aber der tauſendäugigen Inquiſition war es nicht entgangen. Dieſe traf ſchon die ernſtlichſten Anſtalten, ſich des Frevlers an des Königs geheiligter Perſon zu bemächtigen, und der arme Anton Moro wäre ſelbſt ſeinem hohen Beſchützer unrettbar verloren geweſen, hätte nicht ein Großer des Hofes, der ihm wirklich wohl wollte, die Gefahr, in welcher er ſchwebte, noch bei Zeiten entdeckt. Unter irgend einem paſſenden Vorwande wußte dieſer brave Mann vom Könige einen Urlaub für den Maler zu erhalten, den dieſer mit dem Verſprechen, bald wiederzukehren, ſchnell benutzte, ein Schiff beſtieg und ſeinem Vaterlande zuſegelte, ehe die Inquiſition Zeit hatte, ihn mit der ſchon ausgeſtreckten Kralle zu faſſen.

Dieſes muß um das Jahr 1560 geweſen ſeyn, und Anton Moro's Aufenthalt in Spanien folglich kaum ein Jahr gewährt haben, denn er ſuchte nach ſeiner Heimkunft ſeinen alten Freund und Lehrer Schoreel wieder auf, deſſen ſehr ähnliches Bildniß, obgleich er ihn ſehr leidend fand, er noch zwei Jahre vor deſſen im Jahr 1562 erfolgten Tode mit ausgezeichneter Sorgfalt und Liebe malte.

Anton Moro dachte in Utrecht, wo er ſich niederließ, ſehr oft mit Sehnſucht ſeines verlornen glänzenden Lebens, bis eine Botſchaft des Herzogs Alba, der ihn zu ſich nach Brüſſel berief, ihn dieſer unfreiwilligen Eingezogenheit wieder entriß. Er war ſo entzückt über dieſen Ruf, daß er all' ſein Hausgeräth verſchenkte, aus ſeinen Staffeleien ein Freudenfeuer machte, und dann, ſo ſchnell er konnte, ſeinem hohen Gönner entgegenzog.

Er muß eine ganz eigne Gabe beſeſſen haben, die wildeſten, blutdürſtigſten Gemüther zu zähmen und zu gewinnen, denn wie König Philipp, ſo war auch deſſen nicht minder furchtbarer Alba dem Anton Moro zugethan. Er überhäufte ihn mit Beweiſen ſeiner Huld, machte ihm nicht nur bedeutende Geſchenke, ſondern übertrug ihm auch eine Stelle bei dem Steuerweſen in Weſtflandern, bei der es viel einzunehmen und wenig zu thun gab, ſo daß der Maler wie ein kleiner Fürſt leben konnte, und immer mit einem ſtattlichen Gefolge und vielen ſchönen Pferden in Brüſſel einherzog. Auch ſeine Kinder, deren er viele hatte, wurden alle durch Kanonikate, Präbenden und auf andere Weiſe ſehr reichlich und anſtändig verſorgt.

Dafür malte Anton Moro Alles was ſein Beſchützer von ihm verlangte, beſonders die ſchönen Damen, welche Herzog Alba nach ſeiner Art liebte und deren nicht wenige waren. Oft ließ König Philipp ſeinen Maler zur Rückkehr nach Madrid ermahnen; doch der Inquiſition durfte Niemand, der ihr einmal glücklich entgangen war, zum zweiten Mal ungeſtraft nahen. Dies bedachte Anton Moro und war ſo glücklich mit Hülfe des Herzogs Alba, der ihn auch nicht verlieren mochte, den Anforderungen des Königs immer durch geſchickte Wendungen auszuweichen.

So lebte Anton Moro in Freude und Herrlichkeit ein genußreiches aber nicht langes Leben; er ſtarb ſchon im sechs und funfzigſten Jahre ſeines Alters im Jahr 1575 zu Antwerpen, wohin er berufen war, um eine Beſchneidung für die dortige Frauenkirche zu malen. Denn er war auch in geſchichtlichen Darſtellungen ein großer geachteter Meiſter und hatte deren viele für ſeinen König und auch ſonſt gemalt, unter andern eine meiſterhafte Kopie der Danae von Titian, welche nach Madrid kam.

Das Gemälde in Antwerpen blieb nach dem Tode des Meiſters unvollendet. Ueberhaupt ſind ſeine Gemälde jetzt ſo ſelten, daß man erzählt, ein Kaufmann in Paris habe eine große Summe Geld damit erworben, indem er ein Bild von ihm auf dem Jahrmarkt von Saint Germain öffentlich zeigte, welches den Heiland zwiſchen den Apoſteln Petrus und Paulus darſtellte.

Johann Schwartz, auch Swarte Jan genannt.

Johann Schwartz ward gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Gröningen, der Hauptſtadt Oſtfrieslands, geboren. Von ſeinem frühern Leben weiß man nur, daß er im Jahre 1522 um die Zeit, da Schoreel aus Italien wiederkehrte, in Gouda lebte, und daß der allgemein ausgebreitete Ruf jenes großen Meiſters ſehr ſchnell bis zu dem kalten neblichen Wohnorte des jungen geiſtvollen Malers drang, der ſich alſobald durch dieſen bewogen fühlte, Schoreeln aufzuſuchen, um von ihm zu lernen. Später ging er nach Italien, wo er ſeine Bildung vollendete, doch aber keinesweges Schoreelen und der Natur untreu ward. Im Gegentheil hatte er

Schoreels Art zu malen ſich durchaus angeeignet, beſonders in den landſchaftlichen Hintergründen, welche dieſer ſo meiſterhaft darzuſtellen verſtand, und war und blieb ein ſehr ausgezeichneter ehrenwerther Meiſter der alten von van Eyck ſtammenden deutſchen Schule.

Seine Gemälde ſind in unſern Tagen ſelten anzutreffen, doch beſitzt die Boiſſerée'ſche Sammlung eines davon; ein kleines, höchſt anmuthiges Bild, welches ſowohl durch die Wahl des Gegenſtandes, als durch Pracht der Farben, durch ſorgfältige Ausführung und naturgemäße, höchſt lebendige Darſtellung an die herrlichſte Zeit der alten deutſchen Kunſt auf das Lebhafteſte erinnert.

Es ſtellt die heiligen drei Könige zu den Füßen des Chriſtkindes dar. Maria ſitzt, das Kind auf dem Schooß haltend, in der Mitte des Gemäldes, und Huld und Anmuth umſtrahlen die edle Geſtalt der holdſeligen Mutter. Der älteſte der Könige bietet knieend dem kleinen Chriſtus ein goldnes Prachtgefäß, und dieſer hebt, kindlich ſpielend, den Deckel davon ab. Die Anmuth des wunderſchönen Kindes, der Kontraſt dieſes anmuthigen Spieles mit dem wahrhaft göttlich ernſten Blick, mit welchem es den knieenden König betrachtet, gibt dem Bilde etwas unnennbar Anziehendes. Ehrfurchtsvoll zu dem Kinde hingeneigt, bietet der zweite König ſeine reiche Gabe, während von der andern Seite der Mohrenkönig mit kühnem Schritt, jedoch entblößten Hauptes, herantritt. Diesmal iſt er ein wirklicher Mohr von kleiner, faſt zwergähnlicher Geſtalt. Die übrigen Umgebungen ſind ungemein vollendet in der Ausführung, und geben dem Ganzen etwas Heiteres, wozu die Friſche des blühenden Kolorits nicht wenig beiträgt.

In der Sammlung des Herrn von Ertborn, in Antwerpen fand ich noch ein Gemälde dieſes Meiſters, eine Darſtellung des heiligen Chriſtophorus, das ſchon durch den Gegenſtand, mehr noch durch die trefflich vollendete Ausführung, mich lebhaft an den alten herrlichen Meiſter Hemling erinnert.

Mehrere von Johann Schwartz in Holz geſchnittne Zeichnungen haben ihm auch in dieſem Zweige der Kunſt unter den Meiſtern ſeiner Zeit einen ehrenvollen Platz erworben; vor Allem eine Darſtellung des Heilandes, der von einem Nachen in der Mitte des Stromes dem Volke predigt, wobei der Künſtler viele bedeutende, geiſtreich gedachte und gezeichnete Gruppen der am Ufer verſammelten Zuhörer anbrachte. Auch einige mit Pfeil und Bogen bewaffnete Türken zu Pferde, von ihm auf die nämliche Weiſe abgebildet, werden ſehr gelobt.

Sein übriges Leben verhüllt das Dunkel der Zeit. Man kennt nicht einmal den Ort wo er ſtarb, noch das Jahr ſeines Todes.

Johann von Calkar.

Johann von Calkar ward um das Jahr 1500 in der im Herzogthum Cleve liegenden Stadt, deren Namen er führt, geboren, und auch von dieſes Meiſters Jugendgeſchichte und ſeinem Beginnen auf der Bahn der Kunſt iſt nur wenig bis auf unſere Zeiten gekommen. Er vollendete ſeine Bildung in Italien, und könnte, als einer der vorzüglichſten Schüler Titians, eher zu den italiäniſchen Meiſtern als zu den Nachfolgern van Eycks gezählt werden. Doch ſeine Geburt eignet ihn uns an, er nimmt in der Reihe der großen Meiſter jedes Landes einen ſo ehrenvollen Platz ein und hielt bei allen Vorzügen der italiäniſchen Schule, welche er ſich anzueignen wußte, dennoch ſo feſt an der Natur, blieb ſo ferne von allen erzwungnen Künſteleien, daß wir billig uns freuen, ihn den Unſern zu nennen, und uns keinesweges dieſes Rechtes begeben dürfen.

Wahrſcheinlich kam er auf ſeiner Wanderung nach Italien in jene Mörderherberge zu Dordrecht, deren in Hemskerk's Leben Erwähnung geſchieht, und die Tochter jenes Hauſes rettete ſich und ihn, indem ſie mit ihm nach Venedig entfloh. Denn als im Jahr 1536 die dort verübten Gräuel endlich von der Obrigkeit entdeckt wurden, lebte dieſes unglückliche Mädchen bei Johann von Calkar, in ſeinem Hauſe zu Venedig, wo dieſer damals ſchon anſäſſig war. Sie ward auf Verlangen der Obrigkeit von Dordrecht, in Venedig vor Gericht gezogen, doch da ſie ihre Unſchuld an den Verbrechen ihrer Eltern beweiſen, und man ſie doch nicht dafür beſtrafen konnte, daß ſie dieſelben verſchwiegen hatte, ſo ließ man ſie bald wieder frei zu ihrem Beſchützer zurückkehren.

Johann von Calkar hatte ſich Titians Art zu malen ſo ganz angeeignet, daß es oft ſchwer war, die Arbeiten des Schülers von denen des Meiſters zu unterſcheiden. Man ſagt, daß die größten Kenner und bedeutende Künſtler ſeiner Zeit, ſich durch die große Aehnlichkeit zwiſchen beiden zuweilen für den Moment irre führen ließen, und eine Mater Doloroſa von ihm in der Boiſſerée'ſchen Sammlung iſt in der That von ſo hoher Schönheit, daß man die Möglichkeit eines ſolchen Irrthums leicht begreift.

Ein weiter dunkelblauer Mantel umgibt im herrlichſten Faltenwurf die ſchöne Geſtalt, wahrſcheinlich das Porträt einer edlen noch jugendlichen Frau. Nichts kann einfacher und dabei noch herzergreifender gedacht werden, als der tiefe Ausdruck unendlichen Schmerzes in den ſchönen Zügen dieſes Geſichts. Und doch iſt über dem Ganzen eine ſo unbeſchreibliche Anmuth verbreitet, daß wir dabei eine Art wehmüthiger Freude empfinden ein ſolches Leid ſo getragen zu ſehen. Sie weint nicht mehr, denn alle ihre Thränen ſind längſt vergoſſen, ſie klagt nicht, denn ihr Schmerz iſt zu groß für jede Klage. Sie weiß, es gibt keinen Troſt mehr für ſie auf Erden, aber ſie hat ſich darein ergeben, nicht aus weichlicher Schwäche, ſondern im feſten Vertrauen in Gott und ſeinen Willen. Die Linke der ſchönen Hände ruht auf der noch ſchmerzlich wogenden Bruſt, die Rechte iſt erhoben, als deute ſie auf einen Gegenſtand auſſerhalb dem Bilde, zu welchem das Gegenſtück, wahrſcheinlich ein Ecce Homo, verloren ging.

Wie hoch Johann von Calkar's Gemälde, auch in ſpätern Zeiten, von den bedeutendſten Kennern geſchätzt wurden, beweiſ't die große Vorliebe, mit der Rubens ein kleines, kaum über eine Spanne großes Bildchen von ihm bewahrte, das er überall mit ſich führte. Es ſtellte die Hirten vor, wie ſie Joſeph an der Krippe des neugebornen Heilandes freundlich empfängt, und der Künſtler hatte dabei, wie Correggio in ſeiner berühmten Nacht, das Licht von dem Kinde ausgehen laſſen. Sandrart erkaufte dies Gemälde nach Rubens Tode in deſſen Nachlaß-Verſteigerung. Er überließ es ſpäter dem Kaiſer Ferdinand dem Dritten, der es mit ſich nach Prag führte, von wo es nach Wien kam, und ſich jetzt wahrſcheinlich dort in der Gallerie von Belvedere befindet. Herr von Bettendorf in Aachen beſitzt ein des großen Meiſters würdiges Porträt von Johann von Calkar gemalt. Es ſtellt den Herzog von Jülich, Johann den Dritten, in ſeinem neun und zwanzigſten Lebensjahre dar. Beſonders bewundernswürdig ſind an dieſem Porträt die ſchönen Hände, in welchen der Fürſt einen Roſenkranz trägt.

Johann von Calkar's Zeichnungen mit Feder und Kreide ſind von nicht minderem Kunſtwerth als ſeine Gemälde. Faſt alle Bildniſſe der Maler in Vaſaris Beſchreibung von deren Leben ſind von ſeiner Hand gezeichnet, ſo auch die Tafeln zu dem anatomiſchen Werk des berühmten Arztes Veſalius. Er zog zuletzt von Venedig nach Neapel, vielleicht weil die Geſchichte des unglücklichen Mädchens von Dordrecht dort zu viel Aufſehen erregt hatte, ſtarb aber wenige Jahre nach dieſer Veränderung ſeines Aufenthaltes im Jahre 1546, und in der Blüthe ſeiner Jahre, leider viel zu früh für die Kunſt, deren Zierde er war.

Karl von Mander.

Dieſer durch hellen Geiſt, unermüdlichen Fleiß, und feſten ſtets friſchen Lebensmuth ausgezeichnete Mann verdient es wohl, daß wir ihm und ſeinen mannichfaltigen Schickſalen am Schluſſe des Buches einige Blätter weihen, welches ohne ſein treues Vorarbeiten gar nicht hätte geſchrieben werden können. Denn ihm allein verdanken wir den größten Theil deſſen, was wir von dem Leben der alten Meiſter noch wiſſen. Mit unſäglicher Mühe und Geduld forſchte er dem nach, was er davon in Erfahrung bringen konnte, zeichnete es treulich für die Nachwelt auf, und ward ſo der eigentliche Urheber aller alten deutſchen Kunſtgeſchichte.

Auch in Hinſicht auf die Malerei ſelbſt iſt Karl von Mander merkwürdig, wenn gleich nicht als treuer Nachfolger van Eycks und der Natur, ſondern als Beiſpiel der unglaublichen Verblendung, welche in jener Zeit ſich auch Solcher bemächtigte, die mit den reichſten Anlagen ausgeſtattet waren und früher gewiß in der Reihe der preißwürdigſten Meiſter einen ehrenvollen Platz eingenommen hätten.

Karl von Mander ward geboren im Mai des Jahres 1548 zu Meulebeck, einem großen Dorf in einer der anmuthigſten Gegenden von Flandern. Er ſtammte aus einem altadeligen Geſchlecht, und mehrere ſeiner Ahnherren bekleideten ſchon im dreizehnten Jahrhundert hohe geiſtliche Würden und bedeutende Ehrenämter in ihrem Lande. Sein Vater Cornelis von Mander, war ein ſtattlicher, ſehr verſtändiger Mann, der mit ſeiner Gattin Johanna von der Beck, und ſeinen Kindern auf ſeinem eignen Landgute in Meulebeck in Wohlhabenheit und Anſehen ein angenehmes ländliches Leben führte. Außer ſeinen eignen Beſitzungen verwaltete er noch ſehr große Güter, mit welchen er von der Regierung ſeines Landes belehnt war, und galt als Amtmann und Einnehmer der fürſtlichen Gefälle für einen der bedeutendſten Einwohner der Umgegend ſeines Ortes.

Karl von Mander hatte noch einen ältern Bruder, Namens Cornelis, einen jüngern der Adam hieß, und zwei Schweſtern. Cornelis war von Jugend auf ein ſtiller ordentlicher Knabe, Karl aber ſchon als Kind ſehr lebhaften Geiſtes, voll witziger Einfälle, und täglich allerlei luſtige Knabenſtreiche übend, die aber nie ins Bösartige fielen. Dabei zeigte Karl ſchnelle Faſſungsgabe, hellen Verſtand, unermüdliches Streben nach geiſtiger Ausbildung und ein erklärtes Talent für Malerei und Poeſie. Tiſche, Bänke und Wände bedeckte er mit Zeichnungen und allerlei Reimen von ſeiner Fabrik, auch ſeine Schreibebücher blieben nicht frei davon, und ſo beſchloſſen die Eltern endlich den viel verſprechenden Knaben nach der nahen Stadt Thielt in die lateiniſche Schule zu bringen. Er machte dort in allem, was ihm gelehrt ward, ſchnelle und bedeutende Fortſchritte, jedoch ohne das Malen und Reimen zu unterlaſſen. Späterhin ſchickte man ihn nach Gent, zu einem franzöſiſchen Sprachmeiſter, wo ſein in jener Stadt lebender Oheim die Aufſicht über ihn hatte. Dies war Franz von Mander, der als ein auf Reiſen in fremden Ländern vielſeitig gebildeter Mann, ſich vollkommen dazu eignete, die Erziehung ſeines lebhaften geiſtvollen Neffen zu leiten.

Des allmählich zum Jüngling heranwachſenden Knaben unwiderſtehlicher Hang zur Poeſie und Malerei, der ſich immer deutlicher zeigte, bewog nach einiger Zeit den Oheim, ihn mit Beiſtimmung der Eltern zu Lukas de Heere förmlich in die Lehre zu geben. Dieſer war damals in Gent, ſeinem Wohnorte, nicht nur als ein bedeutender Meiſter in der Malerei, ſondern auch als ein ſinnreicher Poet in großen Ehren gehalten. Das Lobgedicht auf van Eycks Meiſterwerk zu Gent, welches letzterem gegenüber in der Kirche aufgeſtellt ward, war von ihm, und Karl von Mander mußte ſich bei dieſem Manne völlig in ſeinem Elemente befinden, da er ihn Malen und Verſemachen lehrte. Auch hing er dafür Zeitlebens mit ganzer Seele an ſeinem Meiſter und brachte in der Folge in ſeinem Malerbuche deſſen Lob bei jeder einigermaßen ſchicklichen Gelegenheit an.

Nach einigen ſo verlebten Jahren nahm Karl von Manders Vater dieſen von Gent fort, und brachte ihn nach der ebenfalls nah belegnen Stadt

Courtray zu einem andern Meiſter Namens Peter Ulrick, unter deſſen Leitung er noch etwas über ein Jahr die Kunſt übte, und dann als ein und zwanzigjähriger Jüngling im Jahr 1569 wieder im väterlichen Hauſe einzog.

Es ſchien beinah, als ob er jetzt die bildende Kunſt aufgeben wollte, um ſich ganz den ſchönen Wiſſenſchaften, vor Allem der Poeſie zu weihen. Er malte Anfangs nur wenig, las, ſchrieb und dichtete aber um ſo mehr, und fand beſonders große Freude an theatraliſchen Darſtellungen, die er durch ſeine Geſchwiſter und ſeine nächſten Umgebungen im väterlichen Hauſe aufführen ließ. Bei dieſen war er Dichter, Dekorateur und Direktor in Einer Perſon, und zeigte dabei Talent und bedeutendes Erfindungsvermögen. Jene Kunſt war damals noch ganz in der Kindheit, von Theatern, wie wir ſie jetzt beſitzen, noch keine Spur vorhanden. Nur Fürſten und große Herren ließen zuweilen bei feſtlichen Gelegenheiten allegoriſche Aufzüge, bei denen geſprochen ward, in ihren Paläſten aufführen, während das Volk nur Poſſenſpiele kannte, die um Faſtnacht oder auf Jahrmärkten, gewöhnlich unter freiem Himmel, auf breternen

Gerüſten dargeſtellt wurden, oder geiſtliche Komödien, welche die Schüler unter der Leitung der Geiſtlichkeit zuweilen in der Schule aufführten. Jung und Alt ſtrömte daher aus der Umgegend zuſammen, als Karl von Mander eine Darſtellung der Sündfluth veranſtaltete; der Beifall war unermeßlich, und man achtete es nicht, daß ein großer Theil der Zuſchauer, die ſich dem Theater zu nahe gedrängt, naß bis auf die Haut, ſich eiligſt zurückziehen mußten. Denn um die Sache recht natürlich zu machen, hatte Karl von Mander eine Menge Waſſer mit Handpumpen in ein nahes Haus bringen laſſen, welches, als die Sündfluth hereinbrach, von dort mit großer Gewalt auf das Theater herabſtürzte. Vorher ſah man, wie Noah ſeinen ſündigen Zeitgenoſſen Buße predigte, dann die Arche baute, und ſie mit den Seinen bezog. Man ſah alle Thiere paarweiſe ihm folgen, man ſah die Arche auf den Wellen treiben, den Raben und die Tauben ausfliegen; ein großes mit Ertrinkenden über und über bemaltes Tuch wurde dabei an Stricken queer über das Theater gezogen, und ſtellte den Untergang der Gottloſen ſo anſchaulich dar, daß viele der Zuſchauer bei dem Anblick in Thränen zerfloſſen, und ſich vor Jammer und Rührung nicht zu laſſen wußten. Kurz die ganze Darſtellung ging ſo vortrefflich, daß der jüngere Cornelis von Mander, der ſonſt mit dem Treiben ſeines Bruders Karl wenig zufrieden war, und es lieber geſehen hätte, wenn ihm dieſer bei ſeinem Leinwand-Handel geholfen hätte, ſich dennoch von ihm bereden ließ, die Koſten des Schauſpiels zu bezahlen. Dafür aber erklärte ihn auch die Mutter für einen noch größern Narren als Karl, weil dieſer ohne ſein Geld ſolche Poſſen nicht hätte ausführen können.

Dieſem Schauſpiele folgten noch viele andere, die Karl von Mander alle ſelbſt dichtete; Nebukadnezars Geſchichte, Salomos Urtheil und dergleichen, lieferten ihm die Motive dazu. Das prächtigſte aber, wobei fünfzig Perſonen mitſpielten, Kameele nebſt vielen andern fremden Thieren auftraten, wurde am Pfingſttage aufgeführt, und ſtellte den Beſuch der Königin von Saba bei dem weiſen Salomo vor. Der Zulauf dabei war ungeheuer, Haufenweiſe zogen die Leute aus Brügge, Gent und andern benachbarten Städten herbei, und

Karl von Manders Name ward dadurch berühmt und bekannt in der Ferne wie in der Nähe. Er galt aber auch noch überdies für einen tüchtigen Poeten wegen ſeiner vielen Lieder geiſtlichen und weltlichen Inhalts, ſeiner Tafel-Lieder, Refrains und Minnelieder. Von allen Seiten erhielt er Aufträge zu Gelegenheits-Gedichten, und erwarb durch ſeine Reime mehrere der in damaliger Zeit ausgeſetzten Ehren-Preiſe, die aber in ſeinem Lande nicht wie in Toulouſe aus goldnen Veilchen oder ſilbernen Lilien, ſondern aus gutem brauchbaren Zinngeräthe beſtanden. Daneben dichtete er auch manches Spottlied und luſtige Faſtnachtsſtücke, welche er durch die Bauern in Meulebeck zu aller Welt Ergötzen aufführen ließ.

So verlebte er fünf Jahre fröhlichen Muthes, und malte zuletzt auch wieder ſehr fleißig für Kirchen, Rathhäuſer und Privatſammlungen, bis im Jahr 1574 die Eltern ſeinen Bitten nachgaben und ihm erlaubten nach Rom zu reiſen. Der Vater verſorgte ihn mit Geld, der vielgereiſ'te Oheim aus Gent, der auch einſt in Italien geweſen war, gab ihm allerlei nützliche Notizen und Ermahnungen mit auf den Weg, die Mutter ſorgte für ſeine Garderobe, und ſo zog er denn freudig und erwartungsvoll im blühenden Alter von ſechs und zwanzig Jahren aus dem väterlichen Hauſe in die weite Welt.

Einige junge Edelleute, mit denen er die Reiſe antrat, verließ er bald unterweges, denn dieſe wollten immer vorwärts, er hingegen hielt ſich bei allem ihm unterweges vorkommenden Merkwürdigen auf, beſonders in den italiäniſchen Städten, durch welche ſein Weg führte. Hier beſuchte er alle Werkſtätten der berühmten noch lebenden Maler, und betrachtete mit Entzücken die hohen Meiſterwerke der zunächſt vergangnen Zeit, die ihm überall noch friſchen Glanzes in Kirchen und Paläſten entgegen ſtrahlten. Nach ſeiner Ankunft in Rom benutzte er jede Stunde mit gewiſſenhafter Treue für ſeine Kunſt, nebenher zeichnete er Alles, was ihm bemerkenswerth erſchien, in ſeinem Tagebuche auf, beſonders die Beſchreibung der vielen Feierlichkeiten, von welchen er im Jahr 1575 bei der ſeltnen Feier des päpſtlichen Jubiläums Augenzeuge war. Aus all' dieſem bildete er ſpäterhin eine Reiſe-Beſchreibung, welche auch im Druck erſchienen iſt. Er zeichnete viel nach der Antike, malte ſehr fleißig, und that ſich beſonders durch große Landſchaften hervor, die er auf friſchen Kalk in den Paläſten einiger Kardinäle malte, denen er bekannt geworden war.

Doch leider ſank die Kunſt in ſeinen Tagen immer tiefer und tiefer, artete immer mehr und mehr in Manier und Künſtelei aus. Die übertriebenſte Unnatur in Form und Ausdruck, überſpannt hervortretende Muskeln, wunderliche Verdrehungen der menſchlichen Körper, erkünſtelte Farbenreflexe, verdrängten allmählich Natur, Wahrheit und ächte Schönheit gänzlich aus ihrem Gebiete. Der bloße Schein gewann immer mehr den lauten Beifall der verblendeten Menge, und ſo ließ auch Karl von Mander vom Strome ſich hinreißen, um ſo mehr, da ſein lebhafter Geiſt ohnehin ſchon ihn allem Neuen gewaltig zutreiben mußte. Sein in Antwerpen geborner Landsmann Bartholomäus Spranger, den er als Hofmaler Pius des Fünften in Ehre und Anſehen in Rom lebend fand, trug vor Allem durch Lehre und Beiſpiel dazu bei, jeden Funken ächten Kunſtgefühls vollends in ihm zu erſticken, und die edlen alten Meiſter ſeines Vaterlandes, nebſt ihren, der

Natur nachgebildeten herrlichen Werken, aus ſeinem Gedächtniſſe zu tilgen.

Bartholomäus Spranger war in der damaligen Zeit einer der berühmteſten Verbreiter des überhand nehmenden falſchen Geſchmacks, und wurde, ohnerachtet der in ſeinen Werken herrſchenden Unnatur, dennoch ſelbſt vom Papſte und vom Kaiſer Rudolph dem Zweiten hochgeehrt. Beide ernannten ihn zum Hofmaler, der Papſt räumte ihm eine Wohnung in Belvedere ein, der Kaiſer erhob ihn in den Adelſtand und verlieh ihm eine dreifache goldne Ehrenkette. Dieſer allgeehrte Meiſter nahm nun den jungen Karl von Mander in ſeinen beſondern Schutz, verſchaffte ihm vom Papſte die Erlaubniß einen Degen tragen zu dürfen, was damals in Rom eine ſeltne Auszeichnung war, und ſo iſt es wohl begreiflich, wie der von all' dem Glanz geblendete junge Künſtler ſich mit Herz und Sinn ihm völlig zu eigen ergab.

Nach dreijährigem Aufenthalt in Rom, im Jahr 1577, reiſ'te Karl von Mander der Heimath wieder zu. In Baſel malte er unterwegs auf dem dortigen großen Gottesacker den Auszug Jakobs mit ſeinen Söhnen, völlig in Sprangers

Manier, mit dem er in Wien wieder zuſammentraf. Denn der Kaiſer hatte dieſem vom Papſte die Erlaubniß verſchafft, nach ſieben und dreißigjähriger Abweſenheit ſein Vaterland beſuchen zu dürfen. In Wien arbeitete Karl von Mander einige Zeit mit Spranger und dem Bildhauer Hans Mandt an dem großen Triumphbogen, der zum nahen Einzuge des Kaiſers errichtet wurde. Dann reiſete er, beladen mit Zeichnungen und Studien, doch leider für die Kunſt ganz verbildet, dem väterlichen Hauſe wieder zu, wo Eltern und Geſchwiſter mit Sehnſucht ſeiner harrten. Sein Bruder Adam ging ihm ſogar, ſobald er von ſeiner Annäherung Nachricht erhielt, mit allen Hausgenoſſen und an der Spitze ſeiner Schulgefährten eine weite Strecke entgegen, ſo daß ſeine Ankunft daheim einem kleinen Triumphzuge glich.

Karl von Mander führte nun einige Jahre hindurch ein beneidenswerthes Leben in ländlicher Stille. Er malte, ſchrieb, dichtete und ſah ſich dabei unter den Töchtern in der Nachbarſchaft nach einer Gefährtin für ſeine künftigen Tage um, bis die in Flandern immer mehr überhand nehmenden bürgerlichen Unruhen ſein und der Seinen häusliches ſtilles Glück völlig vernichteten. Geſetzloſe Empörung brach überall aus, die längſt unzufriednen Wallonen überſchritten ihre Gränze, bemächtigten ſich der Städte, Dörfer und Flecken in der Umgegend von Meulebeck, deren Bewohner an fünf tauſend Mann ſtark, meiſtens bewaffnete Bauern, gegen ſie wieder aufſtanden; der alte Cornelis von Mander mußte einige Mal ſein Eigenthum an der Spitze ſeiner Knechte und Bauern gegen die Aufrührer vertheidigen, und das ganze einſt ſo geſegnete Land ward bald der wildeſten Unordnung zum Raube und allem Elende eines Bürgerkrieges Preis gegeben.

Bei der immer mehr überhand nehmenden Unordnung flüchteten die angeſehenſten Einwohner des flachen Landes, und auch Karl von Manders Eltern, ihre beſte Habe, Silbergeſchirr, Geld und Juwelen nach Brügge, Courtray und in andere benachbarte Städte, zuletzt führten ſie ſelbſt ein wanderndes raſtloſes Leben, ſtets auf der Flucht, um nur ſich vor Gefahren zu retten. An Schreiben und Malen konnte Karl von Mander in ſolcher Lage jetzt nicht denken, all' ſein Thun und Sinnen ging einzig nur darauf aus, ſich ſeinen Eltern hülfreich zu beweiſen. Sein ſtets friſcher Lebensmuth verließ ihn nicht, er dichtete mitten im allgemeinen Elende noch manches Liedchen, unter andern eines, in welchem er alle die Mädchen aus der Nachbarſchaft beſingt, die aus Furcht vor den Soldaten aus dem Hauſe ihrer Eltern in die Städte flohen. In dieſem Liede heißt es unter andern:

„Noch weiß ich Eine,
Artiger Keine,
Und die iſt geblieben zu Haus.

Dieſe Eine war ein ſehr hübſches achtzehnjähriges Mädchen, zwar von niederer Abkunft und ohne Vermögen, doch ſo liebenswürdig und gut, daß Karl von Manders treue redliche Liebe zu ihr ihm den Muth gewährte, ſie mitten in allen dieſen Unruhen zu heirathen. Er führte ſeine junge Frau nach Courtray, wo auch ſeine älteſte Schweſter mit ihrem Manne lebte, und war nun faſt immer auf dem Wege zwiſchen jener Stadt und Meulebeck, um hier wie dort den Seinen beizuſtehen.

Am Vorabende des heiligen Dreikönigs-Tages fuhr er einſt mit drei Wagen von Meulebeck ab, die er, mit Getreide und allerlei Geräthe beladen, nach Courtray für ſeine Eltern in Sicherheit bringen wollte; denn das Land wimmelte von Soldaten, ein walloniſches und ein deutſches Regiment lagen in der Nachbarſchaft, die größten Frevel wurden ungeſtraft verübt, und der Landmann erlag unter den fürchterlichſten Laſten. Kaum war Karl von Mander zum Dorfe hinaus, ſo fiel eine Rotte plündernder Wallonen in das Haus ſeiner Eltern. Der alte Vater lag gefährlich krank, und der jüngſte, damals achtzehnjährige Sohn Adam ſah wohl ein, daß er allein dem Unheil nicht wehren könne. Mit großer Geiſtesgegenwart griff er alſo nach einem Degen, den er verborgen hatte, und miſchte ſich unter die Plünderer, die ihn, da er ſehr geläufig ihre Sprache redete, für einen von den Ihrigen hielten. Adam machte unſäglichen Lärm, fluchte wie beſeſſen, brach Kiſten und Kaſten auf, wo er wußte daß die beſten Sachen verborgen lagen, und machte ſo die reichſte Beute, mehr als er tragen konnte. Dann wandte er ſich zur Mutter und zwang ihr mit den entſetzlichſten Drohungen das Geld ab, welches ſie mit verſtelltem Widerſtande ihm gab, und ſich dabei im Herzen der wohlgelungnen Liſt ihres Sohnes freute, durch welche dieſer zugleich ſeine vermeinten Kameraden bewog, ſich um die Frau nicht zu bekümmern, die ſie bei ihm in guten Händen zu ſehen glaubten. Dem armen Karl von Mander ging es unterdeſſen beinahe noch ſchlimmer als den Seinen daheim. Kaum war er zum Dorfe hinaus, ſo überfielen auch ihn Wallonen und raubten ihm Alles, ſogar ſeine Kleider. Auch er ſprach ihnen in ihrer Sprache zu, aber ſie ſchlangen ihm demungeachtet einen Strick um den Hals, führten ihn zu einem nahen Baum, und trafen alle Anſtalten ihn aufzuhängen, während ſie mit ihm um die Summe handelten, mit der er ſich aus ihrer Gewalt loskaufen ſollte. Ein Italiäner, der eben des Weges geritten kam, ſah dieſem Treiben eine Weile ganz vergnüglich zu, bis Karl von Mander ihn gewahr ward und ihn in italiäniſcher Sprache um Beiſtand bat. Der Italiäner, ſehr verwundert, daß ein Bauer, für welchen er Karl von Mander in ſeiner jetzigen Geſtalt halten mußte, ſeine Sprache rede, fragte ihn, wo er italiäniſch gelernt hätte? In Rom! war die Antwort. Was er da gemacht habe? erwiederte der Italiäner; gemalt, ſprach Karl von Mander. Nun faßte der Italiäner ihn recht ins

Auge, ſchrie dann wie toll: Laßt mir meinen Freund los! nehmt den verdammten Strick ihm vom Halſe! gebt ihm ſeine Kleider wieder! und theilte dabei rechts und links vom Roſſe herab flache Klingenhiebe unter die Wallonen aus, die zu Fuße dem Reuter wenig anhaben konnten oder mochten. Alles geſchah, wie er es befahl; gern hätte er auch Wagen, Pferde und alles Uebrige wieder erſtatten laſſen, aber das Getümmel war groß, und er am Ende ſelbſt froh, als die Wallonen, ohne ſich viel zu beſinnen, mit ihrer Beute davon jagten.

Nun gab es eine Erkennungsſcene zwiſchen Karl von Mander und ſeinem Befreier, der ehemals im Dienſte eines Kardinals geſtanden hatte, bei dem Karl von Mander als Maler aus und eingegangen war, und ſich durch mancherlei kleine Geſchenke des Dieners Zuneigung erworben hatte, ſo daß er bei ihm in gutem Andenken geblieben war. Der Italiäner wollte ſeinen Schützling jetzt durchaus ins Lager führen, um ihn nach überſtandnem Schrecken dort herrlich zu bewirthen, doch Karl von Mander entſchuldigte ſich mit ſeinem kranken Vater in Meulebeck, und ſeiner jungen Frau, die unlängſt ihm in Courtray ihr erſtes Kind geboren hatte, und ſo begnügte jener ſich damit, ihn zu begleiten, bis er ihn in Meulebeck in völliger Sicherheit ſah.

Im väterlichen Hauſe fand er die leeren Wände, und laute Klagen der Seinen ſtrömten von allen Seiten ihm entgegen. Doch Bruder Adam führte ihn vor allen Dingen an einen von hohen Hecken umgebnen trocknen Graben, aus welchem er mit Karls Hülfe ihre jüngſte Schweſter Janneke herauszog, die er vor den Soldaten dorthin glücklich verborgen hatte. Dann zeigte er ihm triumphirend die reiche Beute, die er als Wallone von dem väterlichen Eigenthum gemacht hatte. Der kranke Vater, dem die Plünderer Betten und Kleider genommen, ward nun fürs erſte aus dem geretteten Vorrath warm gekleidet, und dann von ſeinen Kindern drei Stunden weit bis Courtray getragen, denn im ganzen Dorf war weder Pferd noch Wagen mehr. Dort fand der Greis die nöthige Pflege und freundliche Aufnahme im Kloſter der barmherzigen Brüder, denen er in früheren Zeiten viele Wohlthaten erwieſen hatte. Auch die Seinen wurden bei Freunden untergebracht, und ſo waren alle einſtweilen wieder in Ruhe und Sicherheit.

Karl von Mander erhielt ein Altarblatt zu malen, das ihm fünf und zwanzig Pfund flämiſch einbrachte; ſeine Frau beſchenkte ihn im Laufe des Jahres mit einem zweiten Kinde, und er wäre gewiß bei ſeiner heitern Gemüthsart in dieſer beſchränkten Lage völlig zufrieden geblieben, wenn nicht die Peſt, dieſe furchtbare Begleiterin des Krieges, ihn von neuem aus ſeinem Zufluchtsort vertrieben hätte. Jeder Tag zählte neue Opfer dieſes entſetzlichſten aller Uebel, Karl von Manders in Courtray verheirathete Schweſter mit allen den Ihrigen gehörte unter die erſten, welche den Untergang fanden, und ſo blieb dieſem nichts übrig, als Frau und Kinder durch ſchleunige Flucht zu retten. Mit einigem Gepäcke und wenigem Gelde wanderten ſie aus den Thoren der unglücklichen Stadt, um ſich nach Brügge zu begeben; ſeine Frau trug, in warme Decken eingehüllt, ihr neugebornes Kind, doch ſie kamen nicht weit, als abermals raubſüchtige Plünderer ſie überfielen, die ihnen alles nahmen, ſogar die Kleider und die Hüllen des armen kleinen Kindes. Da ſtanden ſie nun auf freiem Felde, die Frau ſuchte weinend ihr Kind in die dürftige, kaum ſie ſelbſt bedeckende Bekleidung zu hüllen, die man ihr gelaſſen. Karl von Mander ſelbſt hatte nichts als eine alte Decke, welche die Soldaten weggeworfen und in die er ſich einwickelte. Doch da ſeine Frau noch ein Geldſtück entdeckte, welches die Räuber in der Taſche des einzigen armſeligen Röckchens, das ſie behalten, nicht gefunden hatten, ward er plötzlich wieder guten Muthes, wie in ſeinen glücklichſten Tagen; er tröſtete die Frau, indem er ihr erzählte, wie er in Brügge friſch ans Malen gehen, und Kleider und Geld bald wieder erwerben wolle; dann nahm er ihr das Kind vom Arm, tanzte damit vor ihr her und ſang mit lauter Stimme ein frohes Lied, ſo daß ſie mitten in ihren Thränen über ihn lachen mußte. So kamen ſie ohne fernere Widerwärtigkeiten glücklich in Brügge an.

Hier fand Karl von Mander in dem Maler Paul Weyts einen alten Bekannten, der ihm Arbeit verſchaffte, durch die er bald ſo viel erwarb, als er zu ſeiner und der Seinen Erhaltung bedurfte. Doch auch in Brügge begann die Peſt zu wüthen, während die Feinde von auſſen die unglückliche Stadt in ewiger Unruhe hielten. Karl von Mander fühlte, daß er vielleicht auf immer jeder Hoffnung auf eine ruhige Exiſtenz in ſeinem dem Raube, der Peſt, der Verwüſtung hingegebnen Vaterlande entſagen müſſe, und faßte endlich den Entſchluß, es zu verlaſſen und nach Holland zu gehen.

Er ſchiffte ſich im Jahr 1583 mit Frau und Kindern ein, und gelangte glücklich nach Harlem, wo er, von Allen geachtet, zwanzig Jahre lang lebte. Er malte dort viele Gemälde für Kirchen und Kunſtfreunde, und bildete viele Schüler. In freien Stunden dichtete er eine Menge Lieder, überſetzte die Ilias, Virgils Bucolica und Georgica, und Ovids Metamorphoſen, auch begann er hier an ſeinem Malerbuche zu arbeiten. Dieſes vollendete er in Siebenbergen, einem Schloſſe zwiſchen Alkmaar und Harlem, wo er ein Jahr lang ſich wegen einiger ihm aufgetragner Gemälde aufhielt. In dieſem ſeinem Wohnorte erwachte noch einmal ſeine alte theatraliſche Luſt. Er ließ durch ſeine Schüler ein von ihm ſelbſt gedichtetes, auf die Kunſt Bezug habendes Stück aufführen, zu welchem er alle Künſtler und Kunſtfreunde aus der Nachbarſchaft einlud. Wahrſcheinlich war dieſes Stück, das auch ein Feuerwerk verherrlichte, allegoriſcher Art. Das Theater war dabei nach ſeiner Angabe mit Kränzen, Feſtons, und aus Malergeräth künſtlich gebildeten Trophäen geſchmückt, und das Ganze fand bei den Zuſchauern vielen Beifall. Von Siebenbergen zog er im Jahr 1604 nach Amſterdam. Hier fühlte er bald ſich körperlich leidend, und obgleich er lange durch innere Geiſteskraft das Krankheits-Gefühl zu beſiegen ſtrebte, ſah er ſich endlich doch gezwungen, einen Arzt zur Hülfe herbeizurufen. Leider fiel die Wahl deſſelben nicht glücklich aus, allzuſehr ihn ſchwächende Arznei zerſtörte gänzlich alle Lebenskraft, er ſtarb an den Folgen dieſer Behandlung acht und funfzig Jahr alt, im Jahr 1606. Seine Brüder waren bei ſeinem Tode gegenwärtig, und ſuchten ſeine Wittwe zu tröſten, die mit ſieben Kindern um ihn weinte. Ein Lorbeerkranz ſchmückte ſein Haupt im Sarge, den dreihundert Verehrer und Freunde des Verſtorbnen zur letzten Ruheſtätte begleiteten; unzählige Lobgedichte verkündeten den Verluſt des allgeſchätzten Meiſters und Poeten, und ſein Name wurde noch lange, in ſeinem Vaterlande wie in Holland, in hohen Ehren gehalten.

In ſeinem Malerbuche, dieſem bedeutendſten ſeiner Werke, folgt einer in Reimen geſchriebnen Anleitung zum Malen, erſtlich das Leben der antiken Maler, ſoviel er davon in Erfahrung zu bringen wußte, dann geht er zu dem der italiäniſchen Meiſter über und benutzte dabei hauptſächlich das bekannte Werk des Vaſari. Doch den letzten und bedeutendſten Theil ſeines Buches füllt das mitunter ſehr ausführlich beſchriebne Leben der niederländiſchen und hochdeutſchen Meiſter, von den Gebrüdern van Eyck bis auf die damals noch lebenden Zeitgenoſſen Karls von Mander. Aus jeder Zeile deſſelben geht nicht nur die vertrauteſte Bekanntſchaft mit den alten Meiſtern und ihren Werken hervor, ſondern auch klares Anerkennen ihres hohen Werthes und innige Liebe zur vaterländiſchen Kunſt. Ueberall ſehen wir, wie er mit wahrhaft rührender Treue, oft mit unſäglicher Mühe, den kleinſten Einzelheiten aus dem Leben ſeiner großen Vorfahren nachforſchte. Und dennoch konnte er die von ihnen ſo glorreich geöffnete Bahn verlaſſen, denn während in ſeinen Gemälden keine Spur ihres einfachen Geiſtes, ihres Beſtrebens, der Natur treu zu folgen, blieb, erkannte er es dennoch in ſeinem Buch mit Bewunderung an. Er ſelbſt tadelte darinnen Hemskerks Verirrungen, und ſank noch tiefer als dieſer. Dies beweiſ't ſeine Darſtellung der Sündfluth, eines ſeiner berühmteſten Gemälde, welches die Herren Boiſſerée als trauriges Denkmal des Verfalls der Kunſt aufbewahren.

Dieſes Bild iſt nicht unrichtig gezeichnet, aber flach, todt, ſeelenlos, ohne Verſtand gedacht und ausgeführt. Theatraliſch Verzweiflende, unter ihnen der Borgheſiſche Fechter, kleben an Felſen, die aus dem Waſſer ragen, hängen auf Dächern und Bäumen, in den unmöglichſten verzerrteſten Stellungen, während ſie in der nahen, auf einer Anhöhe liegenden Stadt noch ganz trocken bleiben könnten, und nirgend iſt eine Spur von Wahrheit in dem ganzen Jammer, in allen gehäuften Gräßlichkeiten der qualvoll zu Grunde Gehenden.

Dieſe Verblendung eines von der Natur gewiß reich begabten edlen Geiſtes iſt ein trauriger

Beweis, wie ſchwer es ſey, ſich vom Irrthum rein zu halten, wenn Beiſpiel und Autorität geachteter Perſonen dieſen unterſtützen, und die nach Neuheit dürſtende Welt ihn mit lautem voreiligen Beifall begünſtigt. Daher trachte jeder vor Allen nur darnach, den reinen wahren Zweck ſeines Strebens nie aus den Augen zu verlieren, ohne ſich durch Lob oder Tadel der dazu Unberufnen irren zu laſſen. Das Rechte ſiegt dennoch am Ende, wenn es auch für den Augenblick verkannt wird. Auch die alten Meiſter, deren Namen dieſe Blätter ſchmücken, lagen lange verachtet, in Staub und Nacht verborgen, und jetzt umſtrahlt ſie friſcher, jugendlicher Glanz; ihr Andenken iſt bei uns erwacht, und hoffentlich werden auch nachkommende Jahrhunderte ihren hohen Werth anerkennen und ihre Werke mit frommer Sorgfalt vom gänzlichen Untergange zu ſchützen ſuchen.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Sechster Band.

Die vier Jahreszeiten.

Mit Königlich Würtembergischem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1831.

Die vier Jahreszeiten.

Ein

Cyklus von Novellen.

Frühlingsliebe.

Mein Vater war ein Landprediger. O wie ſchön, wie unbeſchreiblich lieblich lag unſer Dörfchen, in einem weiten, von romantiſcher Gebirgswelt umgebnen Thale, am Ufer eines klaren Sees, zu welchem die Bächlein von den Bergen luſtig hinabtanzten, und deſſen blaue Fläche mehrere grüne Inſeln belebten! Unſere Wohnung war hell, geräumig und freundlich. Sie lag mitten in einem großen Garten, voll Blumen und prächtiger Bäume, deren Gipfel mir bis in den Himmel zu ragen ſchienen; dunkle, ſchattige Laubengänge mit Reben, Aprikoſen und duftendem Jelängerjelieber umgaben ihn von allen Seiten. Hyacinthen, Aurikeln, Anemonen, ein ganzes Heer bunter ſtrahlender Tulpen ſchmückten im Frühlinge die Beete, nahe an dem von Säulen getragenen ländlichen Vordach unſeres Hauſes, um das der Epheu und die Waldrebe mit zarten

Ranken ſich anklammerten. Hohe Roſenſtöcke mit blühenden Orangenbäumen in bunter Reihe gepaart, ließen im Sommer, wenn jene zarten Boten des Frühlings verblüht waren, uns ſie nicht vermiſſen.

Wir waren ſehr wohlhabend und wohnten im eignen, von meinem Vater ſelbſt neu eingerichteten Hauſe, das zu einem ziemlich bedeutenden Gute gehörte, deſſen Eigenthümer er ebenfalls war. Das Pfarrgebäude hatte er, gleich beim Antritte der Predigerſtelle, dem Schullehrer eingeräumt. Ein wunderbar verflochtenes Geſchick, aus welchem zuletzt eine unwiderſtehliche Neigung zu einem ſtillen, aber dennoch der Welt nützlichen Daſeyn, in unbemerkter ländlicher Abgeſchiedenheit ſich entwickelte, hatte im Sommer des Lebens ihn bewogen, fern von dem Lande, wo er geboren, den Stand eines Landpfarrers ſich zu erwählen, und um die Stelle ſich zu bewerben, die er jetzt bekleidete.

Meine fromme ſchöne Mutter mochte wahrſcheinlich an dieſem wichtigen Schritt ihres Gatten großen Antheil gehabt haben. Meine liebe, liebe Mutter! ſie hieß Angelika; ich habe leider ſie, und auch meinen Vater ſchon in meinem fünfzehnten Jahre verloren, aber ihr freundliches Bild kann keine Zeit in meinem Innern verlöſchen. Nie hatte ſie unſer ſtilles Dörfchen verlaſſen, in welchem ſie geboren war; alles, was ſie je von der Auſſenwelt geſehen hatte, umfaßte ein Umkreis von zwei Stunden rings um daſſelbe her; was ſie von höherer geiſtiger Bildung beſaß, verdankte ſie einzig und allein ihrem früheſten Freunde, meinem Vater, der mit ihrer Hand den Entſchluß, auf dem Lande zu leben, auf immer ergriff.

Mein Vater war ein großer, ſehr ernſter, ſtattlicher Mann, von edelm gebietenden Anſehen. Bedeutend älter als meine Mutter, lebte er dennoch in ihr und für ſie, und konnte aus liebender Sorge für die angebetete Frau ſich nie dazu entſchließen, das ſchöne Gleichgewicht ihres milden Weſens, auch nur durch die kleinſte Veränderung ihrer äuſſern Lage zu erſchüttern.

Die innige Liebe meiner Eltern, das ungewöhnlich zart Zuvorkommende in ihrem Benehmen gegen einander, ließen mich die Art ihres Verhältniſſes, und auch wohl überhaupt das ganze

Menſchenleben auf Erden, in einem erfreulicherem höherem Lichte ſehen, als mir wahrſcheinlich für meine Zukunft gut geweſen ſeyn mag. Ich wuchs in einem vollkommen ideal gehaltnen Daſeyn auf, ohne von der übrigen Welt und ihren beengenden kleinlichen Rückſichten und Konvenienzen das Mindeſte gewahr zu werden. Meine Eltern hatten durchaus keinen Umgang, weder mit den Pfarrern noch den Gutsbeſitzern in der Nachbarſchaft. Die iſolirte Lage unſeres Dörfchens trennte uns ohnehin um mehrere Meilen von allen. Zu uns kam Niemand, auſſer Unglückliche, die bei meinem Vater Hülfe ſuchten und erhielten, und dann die Bewohner unſeres Dorfes, und der ländlichen Hütten, längſt dem reich angebauten Ufer unſeres Sees, deren Knaben meine Spielkameraden waren.

Wer wäre ſo arm, daß er nicht gern der Tage ſeiner Jugend gedächte, und bei der Erinnerung an ſie mit gerührtem Gemüthe verweilte? Die meinige aber war ein reiner Abglanz des Himmels, viel zu reich, um der Vorhof eines beſchränkten Menſchenlebens zu ſeyn. Sie ſteht von meinen übrigen, ihr folgenden Jahren ganz abgeſondert und in ſich vollendet da, ein leuchtender herrlicher Stern, zu dem ich noch immer voll Sehnſucht zurückblicke. Soll ich, mein Freund, den lieblichſten ſeiner Strahlen dir näher zu leiten verſuchen?

Mein vierzehnter Geburtstag war angebrochen, und um ihn nach meiner Art recht fröhlich zu begehen, ſuchte und erhielt ich die Erlaubniß, ganz allein mit mir ſelbſt, ſchon am frühen Morgen, auf eine Entdeckungsreiſe auszuziehen. So nannte ich die Spaziergänge, auf denen ich, ſeit ich ein wenig herangewachſen war, mich ganz planlos, ohne Führer und beſtimmten Zweck, in dem nahen Gebirge vertiefen durfte, zuweilen fünf bis ſechs Stunden weit von meinem väterlichen Dache. Mein Vater erlaubte gern und ohne Sorge um mich, mir dieſe Freude, weil es, wie er ſagte, dem Knaben gut ſey, wenn er früh lerne, die eigne, von Gott ihm verliehene Kraft zu üben, und ſich in mißlichen Lagen zu helfen. Meine gute Mutter blickte freilich mir anfangs ein wenig ängſtlich nach, wenn ich ſo allein auszog, meinen kleinen Torniſter auf dem Rücken. Nachdem ſie mich aber mehreremale, und immer geſund und froh wiederkehren geſehen hatte, ergab ſie ſich endlich darein; gewöhnte ſich daran, mich ohne Aufſicht und Schutz auswandern zu laſſen, verſäumte aber nie, mir viel Warnungen vor möglicher Gefahr mit auf den Weg zu geben, die ich mit kindlichen herzlichen Liebkoſungen erwiederte, mir aber gewöhnlich aus dem Sinn ſchlug, ehe ich noch von unſerm Hofe herunter war.

Bei dieſen kleinen Fußreiſen war ich von jeher immer gerne allein geweſen, und ſelbſt meine liebſten Spielkameraden drangen vergebens in mich, ſie mitzunehmen. Denn eine geheime Wunderahnung, die innre ſchönſte Poeſie eines jugendlichen Herzens, regte, mir ſelbſt unbewußt, die lichten Strahlenflügel in meiner Bruſt, und trieb mich fort, weit über Berg und Thal. Ach! und an jenem Morgen, den ich mir jetzt mit Entzücken wieder heraufrufe, wie war alles ſo über die Maaßen herrlich und freundlich, wie war die Sonne ſo hell, und das Leben in mir und um mich her ſo klar und froh! Der unbeſchreibliche, nur zu ſchnell ſchwindende Zauber des neuen friſchen Jugendblickes, zeigte mir, wohin ich mich wandte, ein blühendes, an Freuden überſchwenglich reiches Paradies.

Was ich längſt mir vorgenommen, wollte ich dieſesmal, meinem Geburtstage zu Ehren, ausführen, darum hatte ich früher als gewöhnlich mich auf den Weg gemacht. Ein ſeltſam geſtalteter Fels auf der fernſten Seite des, unſer Thal und unſern See umziehenden Gebirges, dem ich noch nie genaht, hatte ſchon längſt den Wunſch in mir rege gemacht, ihn zu erſteigen, um zu ſchauen, wie wohl die hinter ihm liegende Welt ausſehen möge. Um mir den Weg abzukürzen, ruderte ich mich in meinem kleinen Nachen den ſtillen See entlang, der im Abglanz der Morgenröthe gleich einem Meere geſchmolzner Rubinen ſchimmerte. Ich band jenſeits den Kahn am Ufer feſt, und begann jetzt auf ziemlich ungebahntem Pfade aufwärts zu ſteigen.

Bald war der Gipfel der Felſen erreicht, den ich zum Ziele meiner Wanderung mir erſehen; er bot mir eine entzückende Ausſicht über den See und deſſen reich bebaute, in Frühlingspracht blühende Ufer, die ich aber von andern Punkten aus ſchon oft geſehen hatte. Was ich eigentlich hier ſuchte, einen Blick in das auf der andern Seite, jenſeits der Berge liegende Thal, gewährte er mir nicht. Um dieſen doch endlich zu entdecken, kletterte ich von einer Felſenſpitze zur andern, durch enge Schluchten hinab, dann wieder ſteile Felſenſpitzen hinauf, und verlief mich, ohne darauf zu achten, immer weiter und weiter. Ehe ich es gewahr geworden, hatte ein immer breiter und bequemer werdender Pfad mich aufgenommen, und endlich abwärts geführt; ich drängte durch eine Hecke mich durch, die mir im Wege ſtand, und ſah mich plötzlich auf der durch Kunſt planirten Fläche eines nicht ſehr hohen Felſen, neben mir einen koloſalen Blumenkorb voll hoch aufgeſchoſſener Blumen, dicht an dieſem einen bequemen Gartenſitz, von duftenden fremd blühenden Rankengewächſen umkränzt, die in den Spalten des Felſen von ſelbſt und ungepflanzt zu wurzeln ſchienen. Ein ſehr bequemer Pfad führte von dieſem noch tiefer, zu einem wunderlieblichen Plätzchen hinab, wie ich noch keines geſehen. Ein von kunſtreicher Hand zwiſchen den Felſengruppen in mannigfaltigen Schattirungen geordneter Kreis, herrliche Bäume, umſchatteten ein Marmorbecken, aus deſſen Mitte ein kriſtallheller Strahl des reinſten Waſſers, von Regenbogenfarben umſchillert, dem blauen Aether zuſtieg. Tauſende von goldnen und ſilbernen Fiſchchen tanzten in den kleinen hellen Wellen zur Melodie des Geplätſchers der fallenden Tropfen, in welches die hohen, ſich wie im Geſpräch gegen einander neigenden Bäume, ihr leiſes Geflüſter miſchten. Der Duft der Orangenbäume und Roſen, die hier früher als in unſerem Garten blühten, ſtieg berauſchend zu mir auf; überall ſtanden ſie, um das Marmorbecken und zwiſchen den Felſen, in großen Maſſen vertheilt, und dazwiſchen unzählige mir zum Theil ganz unbekannte Blumen und Blüthenſträuche, ſo üppig, ſo duftend, in ſolch einer überſchwenglichen Fülle, als wären ſie hier, wie in ihrer eigentlichen Heimath, vollkommen zu Hauſe.

Mir ſchwindelte beim Anblick dieſer niegeſehenen Herrlichkeit, die hier, wo ich nimmer ſie vermuthen konnte, ſo überraſchend glanzvoll mir entgegen trat. Und gerade heute, an meinem vierzehnten Geburtstage, mußte das mich erwartende neue Leben, von dem mein Vater am geſtrigen Abend ſehr ernſthaft mit mir geſprochen, mit ſo freundlichem Gruße mir entgegen treten!

Laut jubelnd ſchwang ich mich von der Höhe, wo ich ſtand, hinab, pflückte ohne Bedenken Roſen und Orangeblüthen, und warf mich, trunken vor Wonne, in das hohe Gras, um einen vollen prächtigen Kranz zu flechten. Der Kranz war fertig, ich drückte ihn in meine dichten krauſen Locken, indem ich raſch emporſprang. Da ſtand ich nun, und blickte um mich her, keck wie ein Held und zugleich ſchüchtern wie ein Mädchen. In heimlicher nie gefühlter Seligkeit, wußte ich nicht wohin mit mir ſelbſt. Mir war, als müßte jetzt gleich etwas ganz Unerhörtes, nie zuvor von mir Erlebtes geſchehen, das die Richtung meines mir neu aufgehenden Lebens völlig umgeſtalte. Ich weinte, ich wußte nicht worüber, und war doch dabei ſo unausſprechlich ſelig! Meine Phantaſie, mein ganzes Weſen, ſchien in immer wachſender Wehmuth und Sehnſucht ſich auflöſen zu wollen.

Ein Ton ganz aus der Nähe rief mich in die Wirklichkeit zurück. Ein Mädchen, ſchön und jung wie die Blüthen, aus denen ſie hervor trat, ſtieg eilends vom Felſen hinab, und ſah eben ſo glücklich aus, als ich in meinem Herzen mich fühlte.

Das liebliche Kind war vielleicht noch etwas jünger als ich; es hatte den bequemen Pfad verſchmäht, der zu dem Waſſerbecken hinabführte, und dafür eine rauhe, ſchmale, aus unbequemen rohen Steinen zuſammengefügte Art von Treppe ſich erwählt. Als es beinahe unten war, brachte ein unvorſichtiger Schritt es in Gefahr; es ſtieß einen kleinen ſilberhellen Schrei aus. Ich ſah die Liebliche ängſtlich balanzirend, kaum fähig ſich ſtehend zu erhalten; mit ausgebreiteten Armen ſprang ich ihr entgegen, und rettete ſie vom Fallen; in der Angſt hatte ſie die Augen feſt zugedrückt, jetzt, als ſie von meinem Arm ſich gehalten fühlte, ſchlug ſie ſolche wieder auf, kaum eine Spanne weit war ihr liebes Geſichtchen von dem meinigen entfernt, und als ſie die dunkeln lachenden Augen öffnete, war mir, als öffne ſich ein ganzer Himmel voll Engel. Sie redete mich an; nie hatte ähnlicher Wohllaut mein Ohr berührt, aber von dem, was ſie mir ſagte, verſtand ich keine Silbe. Die mir ganz unbekannten melodiſchen Laute ihrer mir fremden Sprache, gingen völlig bedeutungslos an mir vorüber. Sie betrachtete, anſcheinend mit Verwunderung, den Kranz in meinen Locken, und ſtreckte ein wenig ſcheu das zarte Händchen nach ihm aus, als wünſche ſie und wage es doch nicht, ihn zu berühren. Ein innerer Inſtinkt regte ſich in mir, und mit ächt ritterlicher Galanterie, die ich wahrlich ſelbſt nie zuvor in mir geſucht, nahm ich den Kranz von meinem Haupte herunter, und legte ihn in das Gras zu zu ihren Füßen hin.

Mein holdes Wunderkind lächelte mir immer freundlicher und freundlicher zu, und nickte dabei mit dem allerliebſten Köpfchen. Ich kniete endlich ſelbſt zu meinem Kranze in das Gras hin, mir war, als müßte das ſo ſeyn, ſie aber ſtreckte die kleinen blüthenweißen Hände wie abwehrend vor ſich hin, und blieb ſo zögernd und erröthend in vorgebeugter Stellung, über mir ſtehen.

Mais Angeline, mais chère Princesse, ou êtes vous donc! quickte eine ſchneidend gellende Stimme zwiſchen den Felſen, und wenige Augenblicke ſpäter trat eine ſehr geputzte ältliche dicke Dame, mit hochrothen Wangen, oben zwiſchen den Felſen hervor, und fing an mit ängſtlicher Behutſamkeit den bequemeren Pfad herunter zu trippeln. Auch mir ward plötzlich ſehr bänglich zu Muthe, und ſelbſt mein liebliches Engelsbild wurde meiner Meinung nach blaß, und ſchien erſchrocken.

Aus meinen Himmeln geriſſen, von allen poetiſchen Entzückungen verlaſſen, blieb ich plötzlich nicht weiter, als was ich eigentlich noch war, ein verlegener, ſchüchterner, unbeholfner Junge, und ſprang auch als ein ſolcher, auf einer andern Seite, als der von welcher ich gekommen, die Felſen hinauf; in wenigen Augenblicken war ich zwiſchen dieſen verſchwunden.

Wie ein Träumender langte ich Abends zu Hauſe an, und ward dafür, als Einer, mit dem aus übergroßer Ermüdung nichts anzufangen ſey, früh zu Bette geſchickt. Ich war ſtill, aber unbeſchreiblich ſelig. Angelina, ſprach ich leiſe, Angelina, und wiederholte den ſüßen Namen, bis ich einſchlief. Angelina, Angelika! ſo heißt ja auch die Mutter — o wie ich dich lieben will, Angelina! nun ſoll alles anders werden, und wie ſchön!

So wie ich aufgeſtanden war, ſuchten meine

Augen am andern Morgen zu allererſt den Felſen auf, hinter welchem mein neu gefundenes Paradies lag. Ich ſelbſt durfte freilich ſobald nicht wieder hin, aber mir kam es auch gar nicht in den Sinn dieſes zu wollen. Ich überlegte gar nicht, daß Angelina dort wahrſcheinlich immer wohne, ich verband mit der Erinnerung an ſie gar keine andere Idee; ich freute mich nur, daß ich ſie geſehen, daß ſie wirklich auf der Welt und kein Traumbild ſey, wie ich mir deren ſonſt wohl zuweilen geſchaffen. Für einen Engel hielt ich ſie gerade nicht, aber daß ſie ein Mädchen und obendrein ein ſehr vornehmes ſey, daran dachte ich vollends gar nicht, obgleich ich die franzöſiſchen Worte recht gut verſtanden, die man ihr zugerufen, und auch in unſerm Hauſe von einer kleinen Prinzeſſin die Rede geweſen war, die, wie es hieß, ſeit einigen Wochen das Schloß Belrepos im Gebirge bewohne. Was ein Schloß ſey? wußte ich nicht recht; ich hatte noch keins geſehen, und überhaupt faſt nie darüber gedacht, und wann dieſes einmal geſchah, ſo waren auch immer Wälle, Zugbrücken, feſte Thürme und aller Apparat einer Belagerung dabei. Angelina aber war mir nur ſie, der Inbegriff alles Lieblichen und Schönen, was ſie weiter noch ſeyn mochte, ging mich nichts an, und ich bekümmerte mich gar nicht darum.

Meiner Meinung nach gingen, ſeit ich Angelina geſehen, in ſtiller aber grenzenloſer Seligkeit viele Tage an mir vorüber. Denn in meinem damaligen Alter, hat man noch keinen Maasſtab für die Zeit, und eine ganze Woche ſcheint ein unüberſehbar langer Zuſammenfluß von Tagen und Stunden zu ſeyn.

Auch in unſerm Garten begannen jetzt Roſen und Orangen zu blühen; der Anblick dieſer meiner Lieblingsblumen, ihr ſüßer berauſchender Duft, weckten in mir Erinnerungen, und endlich eine unwiderſtehliche Sehnſucht, Angelina wieder zu ſehen.

Indeſſen koſtete es mir doch manchen innerlichen Kampf, und es währte ziemlich lange, ehe ich den Muth gewann, auf die Erfüllung dieſes köſtlichen Wunſches auszugehen.

Endlich am Sonntage in aller Frühe machte ich mich auf, pflückte und band einen großen Straus von den ſchönſten Blüthen und Roſen in unſerem Garten, und machte mit dieſem mich auf den Weg zu ihr.

Ich durchſchiffte den See, kletterte durch die Felſengewinde, bald in ſtürmender Eile, bald bange verzagend. Als ich endlich am Ziele ankam, wäre ich beinahe, und ach wie gerne! wieder umgekehrt, wenn ich mich nur nicht dann vor mir ſelber hätte ſchämen müſſen. Ich faßte mir endlich ein Herz, und guckte durch eine Spalte im Felſen nach dem Springbrunnen — ſie war nicht da. Ich ſchlich mich hinab; alles war ſtill und leer. Ich wagte es endlich, den ganzen, nicht übermäßig großen Garten zu durchſpähen, nirgends war eine menſchliche Seele zu finden. Auch der Schloßhof, in den ich zuletzt gerieth, und das Schloß ſelbſt, ſchienen wie ausgeſtorben. Ich ging quer über den Hof, durch ein großes Thor an der andern Seite deſſelben, dem Schloße gegenüber, und gelangte in ein Dorf, in welchem ich nie zuvor geweſen war.

Mitten in dieſem ſtand eine heitere, wenn gleich etwas bunt und überladen verzierte Kirche, ſie ſtand offen, es ward eben Gottesdienſt darin gehalten. Ohne Bedenken trat ich hinein und endlich auf einer ſchön geſchmückten Emporkirche, dem Altare gegenüber, entdeckte ich mein holdes Wunderkind, andächtig im Gebetbuch leſend. Zum erſtenmal in meinem Leben war ich in eine katholiſche Kirche gerathen, denn mein Vater war ein eifriger Proteſtant; doch hier hätte ich mit der Gemeine hinknien, und in nie ſo glühend gefühlter Andacht mein Gebet zum Himmel hinauf ſchicken müſſen, und wäre es eine türkiſche Moſchee oder eine indiſche Pagode geweſen. Ein feierliches Hochamt ward von einem vornehmen Geiſtlichen, einem fremden Biſchoffe glaube ich, gehalten. Die vielen brennenden Kerzen beim hellſten Sonnenſcheine draußen, die bunten Gemälde über den Altären, das wie Gold und Silber glänzende Kirchengeräthe auf denſelben, der Weihrauchsdampf, und nun vollends die rauſchende Muſik, die an ſich ſchlecht genug geweſen ſeyn mag, mir aber, der ich nie ſo etwas gehört, ganz überirdiſch vorkam, Alles dieſes zuſammen bemächtigte ſich unwiderſtehlich meiner jungen Phantaſie, und riß mich hoch über mich ſelbſt empor.

Fromm, wie ich in unſrer ſchmuckloſen kleinen Kirche, an der Seite meiner geliebten, engelgleichen Mutter es zu ſeyn pflegte, war ich hier nicht, wohl aber begeiſtert, auſſer mir, wie ſonſt noch nie. Das bunte glänzende Weſen, der im Grunde wohl ziemlich ärmlichen Dorfkirche, kám mir höchſt prächtig vor; es erinnerte mich an die alten heidniſchen Tempel meiner Römer und Griechen, von deren Herrlichkeit ich viel gehört, ohne mir einen eigentlichen Begriff davon machen zu können. Ich gedachte der großen Thaten, zu deren Vollbringung ſie in ihren Tempeln die Weihe empfingen, ich ſuchte nach einem Helden meines Alters, und der junge Hannibal fiel mir ein, wie Hamilkar, ſein Vater, ihn am Altare ſeiner Götter, den Römern ewigen Krieg geloben ließ. Ich war auf gutem Wege mich gewiſſermaßen darüber zu betrüben, daß wir meines Wiſſens keine Feinde zu bekriegen hatten. Mein Herz war voll bis zum Ueberfließen, ich mußte es erleichtern, und ſo kniete ich dann dicht an den Stufen des Hochaltars, mitten unter der leiſe und andächtig murmelnden Menge hin, und ſprach innerlich aber feierlich das Gelübde aus, mit aller Kraft meines Geiſtes und Gemüthes dem Großen, dem Edlen, jeder hohen Tugend nachzuſtreben und alles Niedrige, Gemeine ewig zu haſſen, um Angelinas willen. Sie war es eigentlich, der ich durch dieſes Gelübde mich zu weihen meinte, ſie war meine Göttin, deren hoch über mir thronende Gegenwart ich in dieſem Augenblicke mir deutlich bewußt war, ohne jedoch den Muth zu beſitzen, das wonnetrunkene Auge bis zu ihr zu erheben.

Die Meſſe war beendet, das rauſchende Gloria in excelſis verklungen. Betäubt, mir ſelbſt ganz entfremdet, ließ ich vom Gedränge der Menge mich forttreiben, der Kirchenthüre zu. Ein glänzender, mit ſechs Pferden beſpannter Wagen, hielt vor derſelben; die nemliche roth gemalte, kugelrunde Dame, die ich damals am Springbrunnen den Felſenweg hatte hinunter trippeln geſehen, wurde eben von einem Paar über und über mit Gold beſetzter Bedienten in die Kutſche geſchoben, meine Angelina aber ſtand oben auf den zur Kirche führenden Stufen, im Begriff ihr zu folgen. Sie wand ſich um, die Landleute zu grüßen, die noch vor der Kirche verſammelt ſtanden, und der nemliche kleine ſilberhelle Schrei, den ich ſchon einmal von ihr gehört, verrieth mir, daß ſie meiner gewahr worden ſey. Ohne weiter noch etwas zu hören oder zu ſehen, nahm ich mir das Herz zu einem gewaltigen Wageſtück, eilte auf ſie zu, und überreichte ihr hinter dem Rücken der, noch immer mit dem in den Wagenſteigen nicht fertig gewordnen Dame, meinen Straus. Zu meiner unſäglichen Freude nahm ſie ihn ohne Weigern, nickte ein paarmal, kurz hinter einander, mit der allerholdſeligſten Freundlichkeit, und hüpfte in die Kutſche. Danken, danken, rief ſie aus derſelben mir noch zu, den Straus in die Höhe haltend, um mir ihn zu zeigen, während die Pferde mit ihr davon jagten.

Freudetrunken, wie von Himmelsflügeln getragen, und kaum die Erde berührend, langte ich wieder zu Hauſe an. Ich ſuchte am folgenden Tage alle meine Spielſachen zuſammen, die noch nicht gänzlich verabſchiedet waren; meine Bälle, mein kleines Kegelſpiel, meine Säbel, Lanzen, Rüſtungen, Fahnen und Schilde. Ich trug das Alles zu unſerem Nachbar, um es unter deſſen Kinder zu vertheilen, weil ich doch jetzt beinah erwachſen und kein Kind mehr ſey. Ich lernte und arbeitete heute das doppelte von dem, was mir zu vollbringen aufgegeben worden war. Den ganzen Tag umſchwärmte ich mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit meine Mutter; bei jedem Begegnen küßte ich ihre lieben, ſchönen Hände, liebkoſete ſie und nannte ſie immer Angelika, wie mein Vater ſie zu nennen pflegte. Die liebe Frau ſah lächelnd mich an, und wußte nicht was ſie heute aus mir machen ſolle; ich wußte es wohl was ich bei dem Allem mir dachte. Angelika klang ja beinahe eben ſo ſchön als Angelina, am Ende waren vielleicht beide nur ein und derſelbe Name.

Sonntags durfte ich nur ſelten bei dem Gottesdienſt in unſerer Kirche fehlen, aber ich fing an eifrig den Kalender zu ſtudiren, um mir alle die vielen Feſttage zu merken, welche wir Proteſtanten aus der Reihe der unſrigen ausgelöſcht, die Bekenner der katholiſchen Kirche aber noch beibehalten haben. Mit welchem ſtillen Entzücken lauſchte ich oft an ruhigen Abenden dem Schall, der den morgenden Feiertag einläutenden Glocken, den ein günſtiger Wind zuweilen über dem See her mir zutrug, und der, bei der großen Entfernung jenes Dorfes, vielleicht wenig andern Ohren hörbar wurde, auſſer den meinen. In früher Dämmerung ſtahl ich an ſolchen Tagen mich dann aus dem Hauſe heraus, um nur am Morgen in ihrer Kirche ihr gegenüber zu ſtehen. Sie grüßte mich jedesmal mit ſüßer Freundlichkeit, das war aber auch mein ganzer Gewinn dabei, denn die, Gott mag wiſſen wodurch, rege gewordene Aufmerkſamkeit ihrer Hofmeiſterin, vergönnte mir nicht mehr, mich ihr zu nähern.

Endlich einmal traf ich am Springbrunnen im Park ſie allein; wie oft hatte ich einen ſolchen Glücksfall mit feuriger Sehnſucht herbei gewünſcht! wie oft ihn mir, als wirklich geträumt! Jetzt war er da, und ich verlegner Knabe ſtand ihr ſtumm gegenüber, ohne den Muth ſie anzureden, obgleich ich die franzöſiſche Sprache, die ſie, wie ich wußte, neben ihrer eignen, mir unbekannten, redete, nicht nur verſtand, ſondern mich auch leidlich genug darin auszudrücken vermochte. Auch Angelina ſprach keine Sylbe; ſie lächelte, nickte mir zu, immer freundlicher und freundlicher, und pflückte zuletzt mit einer ſehr raſchen Bewegung, von einem neben ihr ſtehenden Bäumchen, einen blühenden Myrthenzweig, den ſie mir zuwarf.

Angelina war vielleicht einige Monate, vielleicht beinah ein Jahr jünger als ich, aber ſie war ein Mädchen und mir alſo in gewiſſer Hinſicht weit vorausgeeilt. Der Inſtinkt ihres Geſchlechtes gab ihr eine Einſicht, die mir noch fehlte, er lehrte ſie, unſer eigentliches Verhältniß zu einander erkennen, und über das erröthen, was ſie halb aus kindiſchem Muthwillen, halb von ihrem Gefühle für mich hingeriſſen, in dieſem Augenblicke gethan. So wie ſie den Zweig in meinen Händen ſah, den ſie mir zugeworfen, barg ſie das mit Purpur übergoßne Geſichtchen, und die lachenden ſchwarzen Feueraugen, mit beiden Händen; denn zog ſie die eine derſelben herab, und blinzelte ein wenig mit einem Auge nach mir hin, aber ſie winkte mir zugleich fortzugehen. Dieſes war mir indeſſen für den Augenblick unmöglich; reden konnte ich noch immer nicht, aber ich kreuzte ganz andächtig meine Hände über meine Bruſt, und ſtreckte ſie ihr dann mit bittender Geberde entgegen.

Angelina mußte recht herzlich über dieſe Pantomime lachen, in ihrem jugendlichen Frohſinne beſann ſie ſich nicht lange, ſondern ſprang auf mich zu, ſchlug ein, und ſo hielten wir uns eine ziemliche Weile bei den Händen, und ſahen im frohen Gefühl des kindlich-reinſten Glückes uns an, immer noch ohne ein Wort zu reden.

Lautes ſchallendes Gelächter ſchreckte uns auf; ein Kreis herrlich geputzter Damen nebſt einigen Herren, die ſich alle von uns unbemerkt herbeigeſchlichen hatten, umgab uns. Meine Angelina wurde unter überlauten franzöſiſchen Exklamazionen, von ihrer erzürnten Aufſeherin mir von der Seite geriſſen, und ich? — ich wußte vor der Hand gar nicht, wie mir geſchehen.

Erſt als ich, jenſeits der Felſen, am Ufer meines See's athemlos ſtand, fand ich meine Sinne wieder. Wonne, unſägliche Freude durchſchauerten mich, und doch war ich mir deſſen, was mich eigentlich ſo entzückte, durchaus nicht deutlich bewußt. Nur Angelina ſchwebte mir vor, und wie ſie ihre weichen, weißen Händchen in meine Hand gelegt, und wie ſie gewiß, nun ganz gewiß mich ebenfalls lieb habe, wenn gleich nicht ſo wie ich ſie. Heut konnte ich nicht nach Hauſe, mir war, als habe ich vor allem Bedenken deſſen was vorgegangen, nicht Zeit dazu; und ſo brachte ich denn die laueſte, kürzeſte Frühlingsnacht, zum erſtenmal in meinem Leben, unter freiem Himmel zu.

Meine Mutter war ſchon aufgeſtanden, als ich am Morgen, den ich denn doch zuletzt halb verſchlafen hatte, zu Hauſe anlangte. Vielleicht war die gütige liebe Frau, aus mütterlicher Beſorgniß um mich, gar nicht zu Bette gegangen geweſen. Sie empfing mich mit einem Geſichte, auf welchem das Beſtreben ſich erzürnt zu zeigen, mit der innigſten Freude, mich geſund wieder zu ſehen, kämpften; meine kindlichen Liebkoſungen erſtickten ihren Zorn, ihre Sorge um mich und ihre Fragen.

Anders war es bei meinem Vater; ich fand ihn wie gewöhnlich am Morgen, in einer Laube auf einer Anhöhe nahe an der Gartenmauer, von der er den Theil unſres Thales überſehen konnte, durch welchen die Landſtraße ging. Ruhig aber ernſthaft forderte er mich auf, ihm Rechenſchaft zu geben, wo ich die Nacht zugebracht, und was mich abgehalten habe, Abends wie gewöhnlich nach Hauſe zu kommen.

Ich nannte und beſchrieb ihm die Stelle am

Ufer des Sees, wo ich wirklich im Schatten einiger Bäume geblieben war; große Ermüdung und die außerordentliche Milde und Schönheit der mondhellen Sommernacht hatten, wie ich vorgab, zum Ausbleiben mich verleitet.

Ach, zum erſtenmal in meinem Leben umging ich, meinen Eltern gegenüber, wiſſentlich die Wahrheit, und kann doch nicht ſagen, daß ich es mit Vorbedacht that. Es kam, ich wußte ſelbſt nicht wie; gewiß ich wollte es nicht! Wie gerne hätte ich ihnen alles geſagt, wenn mich nicht eine Art innerer Verlegenheit, eine heimliche, peinliche Furcht, welche ohne eigentlichen Gegenſtand war, davon zurückgehalten hätte, ihnen Angelina's Namen zu nennen. Mit der größten Anſtrengung ſuchte ich mein liebes Geheimniß zu verbergen, und litt dabei Todesangſt; das Herz in der Bruſt that mir wehe, während mein Vater ſo gütig mich befragte, und die Wahrheit deſſen, was ich ihm antwortete, nicht im mindeſten zu bezweifeln ſchien. Ich hätte mich vor mir ſelbſt verbergen mögen, indem ich nicht ſo wahr und offen, als ich es von Kindheit auf gewohnt war, mich gegen ihn bezeigte, und doch konnte ich nicht anders, und hätte es mein Leben gegolten.

Das erſt von Ferne, dann immer näher kommende Raſſeln mehrerer Wagen, eine Seltenheit in unſerer Gegend, riß aus dem dumpfen Hinbrüten, in welches ich eben verſinken wollte, mich empor. Tief unten, am Fuße der Anhöhe, längs welcher unſere Gartenhecke ſich hinzog, ſah ich eine Reihe hochbepackter Reiſeequipagen einem kleinen Gaſthofe am See zufahren, der etwa eine Viertelſtunde von unſerem Hauſe lag. Nur in ſeltenen Fällen wurde er von den wenigen Fremden beſucht, die von der Schönheit unſeres Gebirges, das damals noch nicht, wie einige Jahre ſpäter, Mode geworden war, ſich beſtimmen ließen es zu bereiſen.

Hingeriſſen von der meinem Alter angemeßnen kindiſchen Lebhaftigkeit eines halberwachſenen Knaben, lies ich den guten Vater mitten in ſeiner Rede ſitzen, ſprang über die Gartenhecke, den ſteilen Hügel hinunter, den Wagen nach. Mein Vater ſah dem, ihm ſehr verzeihlich dünkenden wilden Jugendſtreich lächelnd zu, und hatte weiter kein Arges daraus. Ach! er hatte nicht, wie ich, Angelinas Köpfchen aus einer der Kutſchen ſich beugen geſehen, und nicht ihr ſchmerzliches Geſichtchen, nicht die trüben Augen, denen es ſo deutlich anzuſehen war, daß ſie geweint hatten.

Ich langte auf einem näher führenden Fußſteige, beinahe mit den Wagen zugleich, im Gaſthofe an. Die Reiſenden waren ausgeſtiegen, während die dort ſie erwartenden Relais-Pferde angeſpannt wurden; eine ſchöne große Dame, von einigen Herren umgeben, ſtand im Hofe, und ſah durch ein Fernglas nach dem See hinaus. Angelinas Hofmeiſterin war nicht mit ausgeſtiegen, ſie lag mit geſchloſſenen Augen in eine Wagenecke gedrückt, und ſchien ſich nicht wohl zu befinden. Bedienten und Kammerfrauen waren theils um die Wagen her beſchäftigt, theils ſtanden ſie in ehrerbietiger Ferne, zur Bedienung ihrer Gebieter bereit; Angelina war nirgends zu ſehen.

Vergebens durchſpähte ich, um ſie zu finden, das ganze Haus, in welchem ich ſehr wohl bekannt war; endlich ging ich hinab in den Garten. Behutſam drängte ich meinen Kopf durch die Seitenwand einer dicht umgrünten Rebenlaube, um zuzuſehen, ob in dieſer nicht vielleicht die ſey, welche ich ſuchte; da faßten mich von hinten zwei weiche kleine Hände um die Bruſt, und drehten mich herum. Angelina's liebe ſüße Augen begegneten den meinen, ſie weinte bitterlich, ich weinte mit ihr, und das währte eine gute Weile. Addio, addio, Carissimo, ſchluchzte ſie endlich, und bog ſich näher zu mir hin, und legte in unendlicher Betrübniß beide Arme mir um den Nacken, ihr Köpfchen ſenkte ſich an meine Bruſt, gleich einer Nelke ohne Stab. Ich riß ſie feſter an mich, da entwand ſie ſich meiner Umarmung, und floh, ohne ſich umzuſehen, leicht wie ein Schmetterling zur Gartenthüre hinaus.

Kaum zwei Minuten ſpäter hörte ich die Wagen vom Hofe hinunterraſſeln, und fühlte zum erſtenmal in aller ſeiner Schwere das herbe Loos des Sterblichen, den Leidenſchaft und eigne Thorheit aus dem Paradieſe verbannten, wo keine Trennung ſeinem Daſeyn drohte; der erſte heftige, keinen Troſt ahnende Schmerz ergriff mich, und zu Boden gedrückt von ſeiner Laſt, warf ich mich, da wo ich ſtand, in das hohe Gras, und weinte als wolle ich mein Leben in einem Strome von Thränen ausſtrömen laſſen.

«Ferdinand, Ferdinand, wachen Sie doch auf, der Papa wartet dort oben auf Sie,» rief nach einer ziemlichen Weile eine mir nicht unbekannte freundliche Stimme, und eine Hand verſuchte es, mich aufzurichten. Ich fuhr in die Höhe; vor mir erblickte ich Nanni, die mir wohlbekannte Tochter der Gaſtwirthin; ſie machte mich auf meinen Vater aufmerkſam, der auf einem nahen Hügel ſtand, von welchem aus er den ganzen kleinen Garten überſehen konnte. Er rief mich durch Zeichen zu ſich hinauf, und ich nahm mich zuſammen ſo gut ich es konnte, um ſeinem Winke zu folgen; aber ich war noch zu beklommen, zu ſeelenbetrübt, um nur daran denken zu können, ihm meine rothen geſchwollnen Augen, meine noch immer die Wangen herabſchleichenden Thränen verbergen zu wollen; er aber ſchien beides nicht zu bemerken.

Ich bin jetzt feſt überzeugt, daß mein Vater von jener Anhöhe meinem Abſchiede von Angelina zugeſehen haben muß, und daß weder die Quelle meiner Thränen, noch die Urſache meiner ſpäterhin noch viele Tage anhaltenden Betrübniß ihm ein Räthſel geblieben waren; doch er überlies mich meiner ſcheinbar von ihm unbemerkt bleibenden Trauer, ohne weder durch Fragen noch auf andere Weiſe mich ihr entreißen, oder mich zwingen zu wollen, ihm den Grund derſelben, in Worte gefaßt, zu geſtehen. Er verlies ſich auf die glückliche Eigenheit der erſten, nah' an die Kindheit gränzenden Jugend, ſich leicht über den Schmerz hinweg, zu einer neuen Freude erheben zu können, wenn man ſie nur abhält, den erlittenen Verluſt durch Klagen ſich ſtets wieder zu erneuern. Deshalb behandelte er mich, ohne es mir jedoch merken zu laſſen, wie ein Kind, das man, durch ein neues, glänzendes Spielwerk mitten in ſeinen Thränen, weit leichter als durch alle erſinnliche Troſtgründe, zum Lächeln bringen kann, indem man dadurch ſeine Gedanken von dem abwendet, was es verloren hat.

Tauſend ganz unmerklich herbeigeführte Zerſtreuungen, kleine Fußreiſen an ſeiner Seite, eine noch freundlichere Behandlung als die gewohnte, mußten von dem Brüten über meinen Schmerz mich gleichſam von ungefähr abziehen, ohne daß ich den dabei vorwaltenden Zweck im mindeſten gewahr werden konnte. Nähere Bekanntſchaft mit Kunſt und Poeſie älterer und neuerer Zeit, vermehrte Beſchäftigungen ernſterer Art, füllten immer mehr meine ehemaligen Spielſtunden aus, ſo daß ich zum Grübeln über Vergangenes wenig Zeit behielt. Am wohlthätigſten aber wirkte auf mein junges verletztes Gemüth die nähere Bekanntſchaft mit der Natur, in deren Wunderwelt mich einzuführen, mein edler Vater jede Gelegenheit ergriff; bald unter dem in mitternächtlicher Pracht ſich hoch über uns wölbenden Sternhimmel, oder auch gelagert am Fuße des Felſen, verloren im Betrachten des kleinen unſcheinbaren Mooſes, das ihn kümmerlich kleidet.

Niemals wohl hat ein Mann es beſſer verſtanden als mein Vater, alles was um ihn athmete, zu beglücken; nie wußte ein Gemüth das Glück reiner und ungetrübter in ſich aufzunehmen, als das meiner Mutter! ach! und ich, befangen im erſten beſeligenden Freudentraum der Jugend, ich ſtand zwiſchen beiden, fühlte mit beiden, war der Hauptgegenſtand ihrer ſtets wachſenden unabläßig über mich wachenden Liebe, und zugleich die höchſte Freude ihres Lebens.

So von allen Seiten von einem ſchönen heiteren friedlichen Leben umgeben, konnte ich nicht lange in dumpfem Trübſinn verharren. Der Schmerz wich von mir, doch Angelina's liebliches Bild blieb mein Begleiter; in all' ſeiner himmliſchen Klarheit und Freundlichkeit leuchtete es auf meinen Spaziergängen, aus jeder Blume, im Walde, vom hohen Felſen, mir entgegen. Es glitt über die kleinen blauen Wellen meines See's, neben meinem Kahne dahin, und wenn Abends die Glocken über dem Waſſer her, mir für den morgenden Tag ein Feſt verkündeten, das meinem Glauben fremd, meinem Herzen aber durch Erinnerung unendlich theuer und heilig war, dann glaubte ich oft, in dem fernen Silberlaut ihre Stimme zu hören, ihr addio, addio, Carissimo! und unbeſtimmte Sehnſucht engte mir die Bruſt ein, und ſchmerzlichſüße Thränen drängten aus ihr ſich hinauf in meine Augen.

Wenn ich erſt groß ſeyn werde, dachte ich oft, dann — aber was dann? — ich wußte es nicht. Tauſend Luftſchlöſſer bauete ich, eins über dem andern; in allen thronte Angelina bald als Fee, bald als Königin. Ihr liebes Bild hat bis auf den heutigen Tag durch alle Ereigniſſe meines Lebens mich begleitet, und wird nicht erlöſchen, ſo lange ein Herz in meinem Buſen ſchlägt.

So hatte denn nach einigen Wochen der erſte wahre Schmerz meines Lebens erſt in ſtille Wehmuth, dann in beſeligende Erinnerung ſich aufgelöſet. Ach nur zu bald, nach wenigen Monaten ſchon, ſollte ein zweiter, aber tieferer, ernſterer Art ihm folgen, ein Unglück mich treffen, das ich nie ganz verſchmerzen werde, deſſen Folgen den ſchönen, ſtillen, bis dahin ſo einfachen Gang meines Lebens abänderten, und aus dem Paradieſe meiner unendlich glücklichen Kindheit mich vertrieben.

Mein Vater war Prediger, im edelſten erhabenſten Sinne des Wortes. Gleich fern von Fanatismus, Bigotterie, und vernünftelndem Unglauben, verwaltete er mit wahrhaft göttlichem Eifer ſein Amt, und war, wie ich ſpäterhin eingeſehen habe, mehr ein ächter Bote des Herrn, als ein Wächter auf der Zinne ſeiner Kirche. Die ſeinem Geiſte, wie ſeinem Gemüthe inne wohnende Kraft, drängte ihn von allen Seiten zum thätigen Wirken und Walten. Allen, die Hülfe bedürfend ihm nahten, erſchien er wohlthätig; auch er pflegte eben ſo wenig darnach zu fragen, wes Landes und Glaubens der ſey, der Beweiſe ſeiner Milde erfuhr, als die alles belebende Sonne, die ihre Strahlen auf Gute und Böſe fallen läßt. So ſtand er da, mitten in den Erbärmlichkeiten der Welt; feſt auf ſich ſelbſt beruhend, immer gebend und niemals empfangend.

Die immer ſich mehrenden Schrecken des langen Krieges, der erſt damals die Welt in ihren Grundfeſten zu erſchüttern begann, hatten unſer ſtilles Thal, in welches ſogar die Zeitungen nur ſelten und ſpärlich ihren Weg fanden, bis dahin verſchont. Nur von Zeit zu Zeit ſtiegen hinter unſeren Bergen, gleich ſchreckenden Geſpenſtern, Gerüchte von begangenen Gräueln, von angezündeten und geplünderten Städten und Dörfern, von blutigen Schlachten, hervor. Doch wie jene Grauſen erregenden Gebilde der Nacht vor dem Tagelicht, ſo löſeten auch dieſe beängſtenden Nachrichten aus der Ferne, vor dem rings uns umgebenden ſtillen Frieden ſchnell wieder in Nichts ſich auf; ſie dienten nur dazu die Bewohner unſeres Thales, gleich Kindern, durch ein angenehmes Schaudern zu erſchüttern, das die Ruhe ihres glücklichen Daſeyns ſie nur um ſo lebhafter empfinden ließ.

Allmählig aber trat dennoch das allgemeine Unheil uns näher. Die Hirten ſahen ſchon zuweilen von den Gipfeln unſerer Berge, wie drohende Feuerzeichen den nächtlichen Himmel in der Ferne rötheten, und mancher einzelne Unglückliche, den der Krieg vom eignen Heerde vertrieben, fand Hülfe ſuchend den Weg zu unſeren bis jetzt noch von beneidenswerther Vergeſſenheit umfriedeten Hütten. In banger Ahnung, mit hochſchlagendem Herzen, horchten die mitleidigen Bewohner derſelben den herzzerreiſſenden Berichten von ihnen noch unbekannten Gräueln zu, und die Zeit, die beſtimmt war, uns Allen, beſonders aber mir, einen traurigen Wechſel unſerer Lage zu bringen, rückte darüber immer näher heran.

Mehrere Männer, die im Spätherbſt in den Wald gegangen waren um Holz zu fällen, kehrten eines Morgens mit allen Zeichen heftigen Schreckens zurück, und verkündeten, wie ein nie zuvor gehörtes, dumpfes, wild brüllendes Getöſe Wald und Gebirge durchtobe, ſo daß die Felſen in ihrer mächtigtiefen Grundfeſte davor zu erbeben ſchienen. Mein Vater ließ ſich von den Männern ſogleich an den Platz führen, wo dieſer Lärmen ſie erſchreckt hatte, doch ehe er ihn noch erreichte, erkannte er ſchon das laute Toben der wahrſcheinlich nicht ſehr entfernten Schlacht, das Brüllen der Batterien, das knatternde Getöſe des kleinen Gewehrfeuers, das, vom Echo von Felſen zu Felſen getragen, durch das Gebirge hindonnerte, und alles, ſogar die Vögel und Thiere des Waldes, mit Schrecken erfüllte.

Den ganzen Tag, die Hälfte der folgenden Nacht, ſaß ich mit ahnungsvoller Seele auf der Anhöhe hinter unſerem Garten, und horchte, halb ſchaudernd, halb gehoben und begeiſtert, dem fernen Donner mit nie ſo gefühltem ſehnſüchtigem Herzklopfen zu. Wunderſame, ungeheure Bilder, vor denen mir graute, und die doch durch einen ganz eignen Zauber mich anzogen, erfüllten dabei meine junge Phantaſie, und ich vermochte es nicht, mich von ihnen abzuwenden, bis endlich alles ſtill geworden war.

Am nächſten Tage ſtörte nicht einmal ein über die Berge zu uns eindringendes Gerücht von einer Schlacht, die gewohnte Ruhe und Stille um uns her. Auch am zweiten und dritten Tage blieb es ſo, und die, welche nicht das furchtbare Toben des Wiederhalls im Gebirge mit uns gehört hatten, fingen bereits an, es für ein Spiel unſerer Einbildungskraft zu erklären, bis der Anblick eines Transports Kriegsgefangener, der erſte, der jemals unſer Thal betreten, ſie am vierten Tage eines Andern belehrte.

O, mein Freund! wie ſoll ich den unausſprechlichen Jammer, das Haaremporſträubende Grauſen, das Herzzerreißende Mitleid dir ſchildern, alle die Gefühle, die bei dem Anblick eines von mir nie als möglich gedachten Elendes meine junge Seele ergriffen, und ſie mit nie empfundenem Entſetzen durchſchauerten! Ich ſah eine Schaar halbnackter Elenden, zum Theil mit ſchwarzem geronnenem Blute bedeckt, das aus nicht verbundenen Wunden gequollen war, mit blutenden, von Dornen und ſpitzigen Steinen zerrißnen unbedeckten Füßen. Nagender Hunger, verzehrender Durſt, brennende Fiebergluth, grinſten aus den verzerrten Geſichtszügen der Unſeligen mich an, die unter dem Hohngelächter der Bewohner unſeres Dorfes, ihrem Kerker mit einer Grauſamkeit zugetrieben wurden, welche ſelbſt der Verruchteſte gegen Thiere kaum übt, die er zur Schlachtbank führt. Ich warf mich vor meiner weinenden Mutter auf die Kniee, ich verbarg mein Geſicht in ihre Kleider, um nur nichts mehr zu ſehen und zu hören, bis der entſetzliche Zug vorüber war. Die noch mit Thüren und Fallgitter verſehenen, halb unterirdiſchen Gewölbe eines alten längſt verfallenen Schloſſes am andern Ende unſeres Dorfes, ſollten die Unglücklichen aufnehmen, und Tagelang, vielleicht Wochenlang ihnen zur Wohnung dienen.

Während ich und meine Mutter vor Schmerz, Grauen und Mitleid zu vergehen glaubten, trat mein Vater vor die Thüre unſeres Hauſes heraus; mit Mühe erhielt er Erlaubniß, die unglücklichen Gefangenen mit den Labungen erquicken zu dürfen, die meine Mutter ſchon ſeit jenem Tage, an welchem wir zwiſchen unſeren Bergen den Kanonendonner gehört hatten, auf mögliche Fälle ſorgfältig hatte vorbereiten laſſen. Uebrigens aber ging alles was er ſagen mochte, um ſeine ihm ſonſt ſo folgſam und von Herzen ihn ehrende Gemeinde zu bewegen, ein Gleiches zu thun, für dieſes mal an ihr verloren; ſogar ſeine Ermahnungen, dem überwundenen, dem Elende verfallenen Feinde, wenigſtens durch milde Schonung Mitleid zu beweiſen, fanden wenig Gehör. Es war nicht nur jener Widerwille, der faſt überall Grenznachbarn von verſchiedener Sprache und Sitte gegen einander aufbringt, was hier die Gemüther der ſonſt gutgearteten Landleute gegen die Armen verhärtete und erbitterte; ein noch ſchonungsloſeres Gefühl, das des Religionshaſſes, hatte ſich ihrer bemächtigt. Der kleinere Theil der in unſerm Gebirge belegnen Ortſchaften, zu dem auch unſer Dorf gehörte, bekennt ſich zum proteſtantiſchen Glauben, der Größere iſt der katholiſchen Kirche zugethan, und leider fühlen beide Glaubensverwandte ſich auf einen ſolchen Grad gegen einander verfeindet, daß selbſt mein edler Vater, mit aller ſeiner tief in die Herzen eindringenden Beredſamkeit, dem fanatiſchen Eifer ſeiner Gemeine kaum Schranken zu ſetzen vermochte, ſelbſt wenn keine äuſſeren Veranlaſſungen obwalteten, die dieſen heftiger anzuregen ſich eigneten. Hier aber erkannte man in den Gefangnen geborne Katholiken, zum Theil aus dem benachbarten Lande, und ohne meinen Vater wären vielleicht mehrere von ihnen, zu Märtyrern ihres Glaubens geworden.

Schonungslos, ohne Pflege, ohne mehr Nahrung, als ſie zur nothdürftigſten Erhaltung ihres jammervollen Lebens bedurften, wurden ſie endlich, Geſunde und Kranke durcheinander, in ihrer dunklen Haft allen Qualen ihres gräßlichen Geſchicks überlaſſen. Ich und meine Mutter litten faſt nicht minder als ſie, wenn wir ihrer gedachten; doch meines Vaters edle große Seele ließ durch unthätiges, fruchtloſes Mitleid ſich nicht zufrieden ſtellen. Er ruhte und raſtete nicht, bis er den Gefangenen, mit Erlaubniß der oberſten Behörden, in einem leer ſtehenden geräumigen alten Jagdſchloſſe, das ziemlich entfernt von unſerem Dorfe lag, einen geſünderen Aufenthalt ausgemittelt hatte. Er ſelbſt ſtellte ſich freiwillig an die Spitze derer, welchen die Beſorgung der leider jetzt nöthig werdenden, in der Eile getroffenen Anſtalten, zur Errichtung eines Lazarethes übertragen worden war. Nicht Mühe, nicht Geld wurde von ſeiner Seite geſpart, um den Kranken Hülfe und Erquickung, den Geneſenden beſſere ſtärkere Nahrungsmittel zu verſchaffen, und meine gute, fromme Mutter ging mit rührender Freudigkeit ihm bei den Anſtalten dazu an die Hand.'

Viele Monate lang wandelte mein Vater, gleich einem ächten Apoſtel ſeines Herrn, zwiſchen den Leidenden umher. Der ganze Winter ging darüber hin; den Sterbenden brachte er Hoffnung, den Verzweiflenden Troſt, ohne nach der Kirche, zu welcher ſie ſich bekannten, zu fragen; bis mit dem wiederkehrenden Frühlinge ſeine von unabläſſiger langer Anſtrengung geſchwächten Kräfte, endlich erlagen, und er, von einem verzehrendwüthenden Fieber ergriffen, auf das Krankenbette hinſank.

Nie vergeſſe ich der letzten Nacht, die ich an ſeinem Lager wachte! Völlige geiſtige und körperliche Erſchöpfung, hatte meine Mutter in halb wachem Schlummer ſinken laſſen. Mit ſchmeichelndem Strahl umſpielte der Mondſchein das ſtolze edle Antlitz meines Vaters; die furchtbare Fiebergluth lieh ihm einen täuſchenden Schimmer der längſt ihm verblüheten Jugend, und verklärte die ſchönen, gleichſam neubelebten Züge ſeines

Geſichts. In unſäglicher Pracht war abermals der Frühling vom Himmel auf die Erde geſunken, die Fenſter des Krankenzimmers waren geöffnet, der Arzt hatte es ſo gewollt, und das Lied einer fernen Nachtigall drang leiſe und ſchmeichelnd, von einem Meer von Blumendüften getragen, zu uns hinein; kaum hörbare Glockentöne aus meinem jetzt verödeten Paradieſe begleiteten es. Und mitten in dieſer unbeſchreiblichen himmliſchen Ruhe, in dieſer überall in der Natur herrſchenden Seligkeit, in dieſem unendlichen Blüthenzauber, der Alles verklärte, lag allein das arme Menſchenherz den furchtbarſten Schlägen des Geſchicks, den wilden Schmerzen der Trennung von dem innigſt Geliebten, und allen Schauern des Todes, wehrlos hingegeben da. Draußen athmete alles harmloſe entzückende Freude, und uns umgaben heiße verwirrende Qualen, unnennbare, an Verzweiflung gränzende Angſt, um das Theuerſte, was die Welt für uns hatte, um das Leben des Vaters. Die junge Bruſt wollte vor Schmerz mir zerſpringen, indem ich dieſes bedachte, ich konnte die Herrlichkeit, die Ruhe der Nacht nicht begreifen, während wir dem

Drucke des Daſeyns beinahe erlagen, und zum erſtenmal ergriff mich eine Art Ingrimm, indem ich der vielen Tauſende gedachte, die in dieſer nemlichen Stunde, die mir ſo dunkel, ſo drohend erſchien, nur Freude und Entzücken athmeten, während meines Vaters gequälte Bruſt jeden Athemzug mit ſtechendem Schmerze erkaufte.

Im Momente, da ich von meiner Troſtloſigkeit am heftigſten ergriffen mich fühlte, drehte ſich leiſe und langſam die Thüre des Zimmers in ihren Angeln, und eine hohe, dunkle Geſtalt trat unhörbaren Schrittes herein. Meine Mutter fuhr aus ihrem leichten Schlummer empor, regungslos, mit verwildertem Blicke ſtarrte ſie den Eintretenden an, als wähne ſie in ihm den Engel des Todes zu erblicken, auf leiſen dunkeln Flügeln hereinſchwebend, vom Herrn der Himmel geſandt, um das Leben von der Erde abzufordern, an dem ihr eigenes Leben hing.

Die unerwartet ſeltſame Erſcheinung trat jetzt näher, und wir konnten ſie deutlicher unterſcheiden. Ein Mann war es, ungefähr von gleichem Alter mit meinem Vater, auch wie dieſer von hoher Geſtalt, vornehm in Gang und Bewegung, Mit feſtem, gemeßnem, eilendem Tritte, wenn gleich unhörbar leiſe, ſchritt er auf das Krankenlager zu. Tiefen Schmerz in den edlen ſcharf bezeichneten Zügen ſeines Geſichtes, blieb er neben meinem Vater ſtehen, der ſchon ſeit vielen Stunden völlig bewußtlos und ohne ſich zu regen dagelegen hatte; der Athem des Leidenden ging ſchwer, wie bei einem in tiefem unerquicklichem Schlaf Verſunknen; übrigens gab er kein Zeichen des Lebens.

Lange, lange ſtand der Fremde da, die feſt in einander gefalteten Hände dem Boden zugewendet, das dunkle Auge ruhte, ohne ſich abzuwenden, auf den, in Gottes Gewalt Daliegenden, die Lippen des ſtolzen feingeformten Mundes zitterten vor innerer Bewegung und einzelne Thränen, die unter tödtlichen Schmerzen ſich aus der feſten männlichen Bruſt loszureißen ſchienen, rollten von Zeit zu Zeit, langſam und ſchwer, ihm die Wangen herab. Meine Mutter und ich, wir regten uns nicht, wir athmeten kaum, wir ehrten und liebten den Schmerz, der dem unſrigen glich, und ihm ſo nahe verwandt war.

Plötzlich, als habe mitten in ſeiner, ihn ſchon umdüſternden Todesnacht, die Gegenwart des Freundes ihm entgegen geſtrahlt, richtete mein Vater ſich in ſeinem Bette langſam auf, und betrachtete mit leuchtenden, ſchon in Himmelsfreude ſchimmernden Blicken den, deſſen bloße Annäherung ihn allein von der Schwelle der Grabespforte zurückgerufen zu haben ſchien. Meine Mutter und mich ergriffen ehrfurchtsvolle Schauer, ein gewaltiger Ruf ſchien an den Sterbenden ergangen zu ſeyn, der Leben, Athem, Sprache und Bewußtſeyn ihm wieder gab, und uns kam es vor, als erneue eines jener hehen göttlichen Wunder früherer Zeit ſich unter unſern Augen.

«Herrmann! Herrmann!» rief mein Vater, faſt wie ſonſt, mit kräftiger, volltönender Stimme dem Fremden entgegen; dieſer ſank ihm in die geöffneten Arme, und beide hielten ſich lange und innig verſchlungen umfaßt. Mein Vater fiel nach dieſem wieder in ſeine Kiſſen zurück, doch erholte er bald ſich wieder. Sein Auge ſuchte meine Mutter; ergriffen von neuer ſeligen Hoffnung, war ſie dicht neben ſeinem Bette in zitternder Freude niedergeſunken, ich in ſeltſamer Befangenheit, kniete neben ihr. Der Vater faßte ihre Hand und auch die meine: «ſieh' Herrmann, ſehe dieſe beiden,» ſprach er: «ſehe genau ſie an, ſie ſind die Meinigen. Sie waren meine Welt, meine Liebe, meine Sorge und meine Freude. Glaubſt du jetzt an mein ſtilles verborgnes Glück? Fürchteſt du noch, daß ich bei Dieſen vermiſſen konnte, was mir ſchon, vor langer, langer Zeit, wie Staub unter dem Fuße geweſen war?»

Auf meines Vaters, mehr in Blicken als Worten angedeuteten Wunſch, entfernte ſich meine Mutter bald darauf mit mir, um ihn, wie er es zu verlangen ſchien, mit ſeinem Freunde im ungeſtörten Geſpräche beiſammen zu laſſen. Auch ich und meine Mutter waren jetzt mit einander allein, aber wir ſprachen beide kein Wort, getrauten uns kaum einander anzuſehen. Jedes von uns fürchtete dem andern die Hoffnungen zu verrathen, die in unſern Herzen von neuem ſich zu regen begannen, und gegen die dennoch in dem nemlichen Herzen, eine mächtige, unerbittliche, alles niederſchlagende Stimme, ſich furchtbar erhob.

Ach wohl hatte ſie Recht, dieſe Stimme! Ungefähr nach Verlauf einer Stunde, ließ der

Vater uns wieder zu ſich rufen; wir fanden ihn höchſt ermattet, und von neuem begannen die Schatten des Todes über die geliebte Geſtalt ſich zu verbreiten.

«Ich habe glücklich gelebt, und ein ſanfter ſchöner Tod bringt mir Ruhe nach der Arbeit, indem er, alles vollendend, an das Ende der langen Reihe meiner in Liebe und Hoffnung verlebten Tage tritt,» ſprach mein Vater mit matter aber deutlicher Stimme. Dann legte er meiner Mutter und meine Hand mit ſanftem Druck in die ſeines Freundes; «Gott erhörte meinen letzten Wunſch,» ſprach er weiter, «ich habe dich wieder geſehen, Freund meiner Jugend, ich kann ſelbſt deiner Vorſorge meine Geliebten übergeben, und ſcheide mit Bewußtſeyn, mit dankbarem Abſchiedsgruß von dieſer ſchönen, wunderſchönen Welt!» ſetzte er hinzu, indem er das Auge dem Fenſter zuwandte, und mit einem ſeligen Lächeln in die draußen herrſchende Frühlingspracht hineinblickte.

«Weine nicht ſo, lieber Ferdinand,» ſprach er jetzt nach einer Pauſe noch zu mir. «Ich ſterbe, mein Sohn, aber ich leide nicht.» Noch einmal beſeelten die geliebten Züge des Sterbenden ſich zu höherem, in Himmelswonne verklärtem Leben, doch nun ſchwanden ſeine Kräfte; mit einer ſie beruhigen wollenden Gebehrde faßte er noch einmal die Hand meiner Mutter, und behielt ſie in der ſeinen; er ſchien noch einmal ihr die Thränen von den Wangen abtrocknen zu wollen, dann aber ſank er in ſeine früheren Fieberträume zurück. Himmliſche Geſtalten, paradieſiſche Klänge ſchienen ſein Sterbelager zu umſchweben, während wir zagend und in Schmerz vergehend, an ſeinem Bette knieten. Der Engel des Todes überhob ihn der peinigenden Qual, unſern Jammer zu ſehen, und ließ erſt jenſeits der dunkeln Schwelle aus ſeinen ſchönen lichten Träumen ihn erwachen, über die er dahin ſchritt, ohne ihrer gewahr zu werden.

An der Hand meiner ſtilltrauernden Mutter begleitete ich ihn, nach wenigen Tagen, zur letzten Ruheſtätte, und acht Tage ſpäter ſtand ich, zum zweitenmal, und jetzt völlig verwaiſet, auch an dem Sarge der mir einzig noch Gebliebenen. Der Mutter Tod war ſchnell und ſchön geweſen; holdſelig und freundlich lag ſie da, ein ſchlummernder Engel; wie das Lächeln auf dem Geſicht eines an dem Herzen der Mutter entſchlummernden Kindes, ſo war ihr Leben faſt unmerklich erloſchen. Man darf nicht ſagen, der Schmerz habe ihr das Herz gebrochen, dazu war es zu ſanft, zu ſtill, dieſes Herz. Als ihre Sonne untergegangen war, ging ſie zur langen, tiefen Ruhe; ſie hörte auf zu leben, weil das Leben ihres Lebens dahin war, und wie die Vögel von uns ſcheiden, weil der Frühling uns verläßt, ſo ſchied auch ſie aus der Welt, aus der ihre Liebe geſchieden.

Herrmann, der Freund meines Vaters, den ich damals noch bei keinem andern Namen zu nennen wußte, war bei uns geblieben; meine theure Mutter hatte die wenigen übrigen Tage ihres Lebens ihn, wie einſt den Vater, über alles frei walten laſſen, ohne ihn je über etwas zu befragen. Im Vorgefühl des ganz nahen Scheidens hatte ſie mit ſprechender Gebehrde, wenn gleich wortlos, mich ihm an das Herz gelegt, und war dann ſorglos und fröhlich entſchlummert, wie ein müdes Kind. Warum ſollte ſie ſorgen? Herrmann war es ja, dem der Vater unbedingtes

Vertrauen geſchenkt, deſſen Schutz er ſelbſt die geliebte Gattin nebſt dem einzigen Sohne freudig übergeben hatte.

Faſt beſinnungslos, ohne Klage, ohne Thräne, ohne allen Widerſtand, ließ ich, ſo wie wir von dem Begräbniß meiner Mutter heimgekehrt waren, mich von Herrmann in einen ſchon bereit ſtehenden Wagen heben, und fuhr mit ihm ab, ohne daß es mir nur eingefallen wäre, ihn zu fragen: wohin führſt du mich vom Grabe meiner Eltern? von dem einzigen mir bekannten und lieben Platz, auf der weiten großen Welt? Jeder Aufenthalt, Tag und Nacht, ja Leben und Tod, galten in dieſem meinem wortloſen, unendlich tiefen Jammer mir gleich. Mit liebender Weisheit, mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt, brachte Herrmann unterwegs das Geſpräch auf meine Todten, auf meine Verlaſſenheit. Durch Fragen nach tauſend kleinen Zügen, aus unſerm ehemals ſo glücklichen häuslichen Leben, durch Hindeutungen auf das unausſprechliche Glück, das ich beſeſſen und verloren, durch Erkundigungen nach der früheren Geſchichte meiner Jugend, an der Seite ſo hochgeliebter Eltern, wußte er mir endlich die Thränen vom Herzen zu löſen, die mich zu erſticken drohten; ſie floſſen unaufhaltſam in Strömen dahin. Die Bruſt ward mir dadurch leichter, doch mein großer Jammer ward es nicht, ich vermochte nur, ihn kräftiger zu tragen.

Wie Angelina's ſüßes, holdes, nie vergeßnes Bild in jenen, der tiefſten Trauer geweihten Tagen, ſich mit dem meiner Verlornen, beſonders der geliebten ſanften Mutter auf das innigſte verflocht, das weißt du wohl, das fühlſt du wohl, ohne daß ich verſuche, es dir zu beſchreiben. Du biſt ja keine Ausnahme bei dem allgemeinen Looſe der Sterblichen, und auch in dein Leben iſt gewiß einmal der Schmerz, mitten in der höchſten Blüthe deſſelben, verheerend getreten. Ja gewiß, du kennſt die Sehnſucht, die uns in die Vergangenheit zurückreißt, bis wir Leid und Freude derſelben mit einander verwechſeln, und es ganz vergeſſen, daß die Sonne auch damals uns nicht immer ſchien.

Lange noch überſtrahlte Erinnerung verlornen Glückes mir die, auch jetzt wahrlich nicht freudenarme Gegenwart; lange noch tönten die Melodien meiner Kindheit in allen meinen Träumen mir wieder. Doch der Menſch iſt nicht geboren zu nie endender Trauer, und, wie jedes reine unverſtellte und unverkünſtelte Gemüth, erfuhr auch ich dieſes weit früher, als ich es geglaubt hätte. Des Augenblicks Gewalt, dem wir alle fröhnen müſſen, übte auch an mir ſeine Herrſcherkraft aus, und nahm mein Weſen gefangen. Alles um mich her hatte ſich indeſſen neu umgeſtaltet; was ich geliebt hatte, an was ich, ſeit ich geboren, gewöhnt geweſen war, Alles, ſogar bis auf meinen Namen, war ſpurlos verſchwunden, und auf ganz verſchiedne Weiſe erſetzt.

Viel Neues, ſelbſt viel Schönes, war an die Stelle des Alten getreten, das ich anfangs mit Bewunderung, ſogar mit Freude betrachtete. Neubegierig, wie Kinder es ſind, nahm ich alles was ſich mir bot, willig auf, und ließ es auch, wie ein Kind, bald wieder fallen; denn es war ja doch nicht das Liebe, das Gewohnte, nicht das, was ich immer wieder aufs neue, überall und in Allem, ſchmerzlich vermißte, und zu dem ich, mit meinen Gedanken wie mit meinen Wünſchen, immer wieder zurückkehrte.

Lieber Freund, hat man, als du noch ein

Kind warſt, nicht auch dir ein altes Ammenmärchen erzählt, das ich unzähligemal, ohne deſſen müde zu werden, von meiner Mutter mir erzählen ließ? Ein Märchen von einem köſtlichen Garten, noch ſchöner als der unſere, voll wunderbar leuchtender Blumen und Früchte, zwiſchen denen prächtige bunte Vögel herumflatterten, deren ſchimmernde Flügel wie Silberglöckchen erklangen, wenn ſie ſie regten. Und ein großer ſingender Springbrunnen war in dem Garten, und ein ganz durchſichtig helles Schloß von Bergkriſtall. Ach, ich ſah das alles ſo deutlich vor mir, wenn meine Mutter erzählte! In dem Schloſſe gingen die zierlichſten kleinen Geſtalten, wahre Engelsbilder, aus und ein, und feierten bei Geſang und Tanz und allerliebſten Spielen die anmuthigſten herrlichſten Feſte. In ihrer Mitte lebte ein verzaubertes Kind, ein Knabe, den alle unbeſchreiblich lieb hatten, und ihm an Blumen, Früchten und Spielwerk, alles ſchenkten, was ihm gefiel; er wußte nicht anders, als daß er in das Schloß und zu ſeinen freundlichſchönen Beſchützern gehöre, und immer mit ihnen bleiben werde.

Nun aber war mit einemmal die Zeit ſeiner

Verzauberung um, und er mußte zurück in das Schloß ſeines Vaters, den er nicht kannte, und der ein König war; dort erwachte er eines Morgens plötzlich, in einer fremden ihm ganz unbekannten Welt. Nichts iſt von ſeinem früheren ſeligen Aufenthalt ihm geblieben, als die Erinnerung an denſelben, die Sehnſucht nach ſeinen lieblichen, holden Geſpielen, um die der arme Knabe lange, lange weint, und die glänzenden Geſchenke der Elfen, deren Pracht alles um ihn her in das höchſte Erſtaunen verſetzt, und die er allein nicht mehr zu ſchätzen weiß, indem er ſie jetzt, da ſie dem Boden entnommen, dem ſie entſproſſen, nicht mehr erkennt. Seitdem auf Erden das Licht des Tages ſie beſchien, hatten ſie in kalte, ſchimmernde, lebloſe Zweige und Blumen von glänzenden Metallen, und in Früchte von farbigen blitzenden Edelſteinen ſich verwandelt.

Ach meine Mutter hat, indem ſie dieſes mein Lieblings-Märchen mir erzählte, wohl nie gedacht, daß ſie mit prophetiſchem Sinn meine Zukunft mir entdecke! Ich war jetzt der arme Knabe, dem alles, alles verloren, das fühlte ich, beſonders Anfangs, unaufhörlich; ich war unendlich einſam, mitten in dem geſelligen Gewühle, das mich umgab. Von allen früheren Hoffnungen, von allen ſüßen Träumen meiner unbeſchreiblich ſeligen Kindheit war ich unabwendbar geſchieden. Neue Freuden fanden ſich wohl, aber, wie dort im Märchen, harte, kalte, glänzende Steinfrüchte, nicht mehr das weiche, warme, liebe Leben, an das ich gewöhnt! Denn ich war mit einemmal, ich begriff nicht wie, ein reiches vornehmes Kind geworden, und man nannte mich den jungen Grafen Ferdinand von Hochburg. Ich hatte eine Reihe ſchöner Zimmer in einem großen pallaſtartigen Hauſe zu meiner Wohnung, und einen eigenen Bedienten, Reitpferde und Gewehre, und Jagdhunde, und was ich immer nur verlangen mochte. Wo ich im Hauſe, und ſogar auch auf der Straße mich blicken ließ, grüßten die Leute mich ehrfurchtsvoll. Greiſe ſtanden vor mir auf, und entblößten ihre grauen Locken. Mein Vater, und mehr noch meine Mutter, hatten immer darauf gehalten, daß ich das Alter ehren, es gern bedienen und ihm hülfreich mich beweiſen mußte; und dieſes zu unterlaſſen, ward in der That mir ſchwer, erſt ſpät und mit großem Widerwillen konnte ich mich daran gewöhnen.

Herrmann war eigentlich nur der Taufname des General von S..., der jetzt mit wahrhaft väterlicher Liebe ſich meiner Verlaſſenheit annahm. Er war nicht vermählt; ſein Verhältniß gegen ſeinen Fürſten, der vor vielen andern ihn ehrenvoll auszeichnete, die Pflichten der hohen militäriſchen Stelle, die er bekleidete, alles dieſes zwang ihn oft zu bald längeren bald kürzeren Abweſenheiten von Hauſe, und erlaubte ihm nicht, ſich ganz ſo der Aufſicht über die Vollendung meiner Erziehung widmen zu können, wie er es gerne wollte. Er übergab mich daher ſeiner von ihm ſehr hochgehaltnen und geliebten Schweſter, der verwittweten Gräfin von Lichtwerth, in deren Hauſe ich fortan leben mußte, einer hohen, ſtolzen, ſehr gebildeten Frau, von faſt männlichem Geiſt, und doch mit einem Herzen voll mütterlicher Liebe, das aber erſt ſich erwärmen mußte, ehe es ſich öffnete.

Die höchſte Wohlthat aber, die der General mir erwies, beſtand wohl darin, daß er einem Hofmeiſter die Leitung meiner Erziehung übertrug, der ſein vieljähriger Freund war, und bis zu dieſer Stunde der meinige geblieben iſt. Du erräthſt wohl, daß ich von meinem hochgeliebten und verehrten Werner ſpreche. Wenn je ein

Menſch auf Erden lebte, den ich in jeder trefflichen Eigenſchaft des Geiſtes und Gemüthes meinem Vater zur Seite ſtellen möchte, ſo iſt er es.

Alle dieſe drei ausgezeichnet edle Menſchen vereinten ſich, um mir armen Knaben zu erſetzen, was ich auf immer verloren. Sie liebten mich, und ich lernte ſie wieder lieben; ich ſollte glücklich ſeyn, und ich ward es am Ende auch, nur anders wie ich es mir gedacht; doch zog mein Herz mich noch lange Zeit nach der erſten ſeligen Heimath meiner Kindheit zurück, und nie traten meine Blumen, mein See mit dem kleinen Nachen darauf, meine Felſen, meine Bäume, ach, und Angelina! mir lebendiger vor den innern Sinn, als wenn es gerade um mich her am ſchönſten war. Wenn alle, die mir wohl wollten, voll froher Erwartung um mich herſtanden, und vor Begierde brannten, zu ſehen, wie ich nun gleich vor Luſt über etwas mir ganz unerwartet zugekommen Erfreuliches auſſer mir gerathen würde, dann trieb oft die gewaltige Sehnſucht nach Ehemals mir Thränen in die Augen, und ich ſchien undankbar, weil mein umdunkelter Blick mir nicht erlaubte, das viele Gute zu erkennen, das mir gewährt war.

Sommerliebe.

Der Spätherbſt, dieſe trübſte aller Jahreszeiten, hatte ſo eben ſeine düſtre Herrſchaft angetreten, und die Reſidenz füllte ſich wieder mit Familien, welche von ihren Landgütern, oder aus Badeorten in die Winterwohnungen heimkehrten. Die geſelligen Freuden hatten den gewohnten Kreislauf zwar noch nicht wieder begonnen, aber dennoch wurden ſchon überall gegen das Eindringen der Langenweile Anſtalten getroffen, dieſes allgemein gefürchteten Feindes, der während der immer länger werdenden Abende, ernſtlich einzubrechen drohte. Auf allen Straßen liefen athemloſe Boten umher, mit Subſcriptionsliſten zu Thee-danſants und Bal-parées, zu Klubs, Liebhabertheatern und Kartenaſſembleen. Auch die Morgen wurden bedacht, indem man für dieſe äſthetiſche Vorleſungen und muſikaliſche Vereine in Vorſchlag brachte; Akademien, in denen jeder ſingen durfte, wie ihm der Schnabel gewachſen war, und literariſche Frühſtücke, bei welchen man alle Sprachen reden durfte, nur nicht die, in welcher dieſes am beſten von ſtatten ging, die eigne deutſche Mutterſprache. Jede der neun oder zehn Klaſſen, in welche die vorzugsweiſe ſich ſo nennende gute Geſellſchaft ſich eintheilte, beeiferte ſich, bei dieſen Einrichtungen ſo wenig als möglich hinter der ihr zunächſt Vorangehenden zurückzubleiben. Denn die Stadt war groß und volkreich, und ein glänzender Hof gab den Einwohnern derſelben ein Beiſpiel von Pracht und Eleganz, dem Alle, mehr oder weniger, nach Kräften nachzueifern verſuchten.

An einem ſehr dunkeln Abende, während welchem der Regen in Strömen ſich ergoß, hatte das bei ſolchem Wetter immer fühlbarer werdende Bedürfniß der Geſelligkeit, alle Equipagen in ungewöhnliche Bewegung geſetzt. Eine bunte Schaar Beſuchender drängte in allen Salons ſich zuſammen, am bunteſten und zahlreichſten aber in dem der Gräfin Lichtwerth. Es war nicht allein der Wunſch, der allgemein geehrten Frau Achtung und Aufmerkſamkeit zu beweiſen, der die vornehme ſchöne Welt in größern Maſſen hier vereinte; eine mächtigere Triebfeder kam dieſesmal mit ins Spiel, Neubegier, den jungen Grafen Ferdinand von Hochburg, den Pflegeſohn der Gräfin anſichtig zu werden, der ſeit einigen Tagen von ſeinen Reiſen heimgekehrt war.

Das frühere Geſchick dieſes jungen Mannes, das man ſehr romantiſch fand, obgleich man wenig Ausführliches davon wußte, hatte ohnehin die allgemeine Aufmerkſamkeit ihm ſchon längſt zugewendet. Man wußte, daß er einſtweilen bei ſeiner Pflegemutter abgeſtiegen ſey, um indeſſen ſeine eigne Wohnung völlig nach ſeinem Geſchmack einrichten zu laſſen, aber bis jetzt war er noch unſichtbar geblieben und hatte keine einzige der ſonſt üblichen Viſiten abgeſtattet.

Auch an dieſem Abende zögerte er zu erſcheinen. Alle Blicke, beſonders die der jüngern Welt, wandten beim jedesmaligen Oeffnen der Thüre ſich derſelben zu, und in allen Ecken ward ſein Name flüſternd genannt. Man war begierig zu wiſſen, ob er noch ſo mädchenhaft ausſehe, wie bei ſeiner Abreiſe vor fünf Jahren. Auch Ferdinands wunderliche Erziehung kam wieder zur Sprache; bei einem Landprediger im Gebirge, hieß es, ſey er aufgewachſen, der aber kein eigentlicher Landprediger, ſondern ein vornehmer Verbannter aus einem benachbarten Staate, und eigentlich des jungen Grafen Hochburg Vater geweſen ſeyn ſollte. Auch ſprach man von Herrn Werner, der denſelben als Hofmeiſter auf Reiſen begleitet, aber nicht wieder mit ihm hergekommen, ſondern jetzt in einer höchſt romantiſchen Gebirgswelt, an die Stelle jenes Pfarrers getreten war.

Wahres, halb Wahres, gänzlich Erdichtetes, Neues und Altes wurde hervorgeſucht, um die Zeit des Erwartens hinzubringen. «Am Ende iſt Alles nur ein alberner Scherz, von einem unſerer witzigen Köpfe ausgedacht, um uns zu miſtificiren,» rief zuletzt die ſchöne, ſeit wenigen Wochen vermählte, Gräfin Emma: «mein ehemaliger Spielgefährte iſt wahrſcheinlich noch viele Meilen weit von hier, und denkt nicht daran, ſobald hierher — — —

«Verzeihung, Gnädigſte!» unterbrach ſie der Hofrath Altbüll, der ſich immer viel damit wußte, alles Neue auf das umſtändlichſte zuerſt verbreiten zu können: «Verzeihung, er iſt am Sonnabend

Abend dreiviertel auf neun Uhr, in Begleitung des jungen Baron Willdorf angelangt, und hier im Hauſe der Gräfin abgetreten. Gewiß wird er ſogleich in unſerer Mitte erſcheinen — — —

«Tant mieux,» rief Emma, «ich freue mich recht auf ihn. Er wird viel zu erzählen wiſſen, von ſeiner Reiſe in dem ewig heitern Süden, an den herrlichen Ufern des Rheins.»

«Ach, da iſt er gewandelt, wie der Tempelherr unter den Palmen,» ſeufzte Fräulein Klara, der Gräfin Emma jüngſte Schweſter, die eben aus der Penſion angelangt war.

«Sie erlauben gnädigſt, mein Fräulein,» fing belehrend der Hofrath an, «die Palmen wachſen eigentlich noch nicht am Rhein:» er ſtand im Begriffe, ſich in einer ziemlich weitläufigen Diſſertation über dieſen Gegenſtand zu verbreiten, als ſein Auditorium ihm plötzlich untreu wurde, denn ſo eben war Graf Hochburg in den Saal getreten.

Die hohe edle Geſtalt, das zierliche Stutzbärtchen, das die fein geſchweifte Oberlippe ſchmückte, ließen in ihm den ſchlank aufgeſchoſſenen jungfräulich erröthenden Jüngling kaum wieder erkennen, der er geweſen war, als er, dem

Knabenalter kaum entronnen, vor fünf Jahren die Univerſität bezog. Mit dem ruhigen Anſtande eines geübten Weltmannes beantwortete er alle, mitunter vielleicht indiskrete Fragen, welche die ältern Perſonen an ihn richteten, denen ſeine Pflegemutter ihn vorſtellte. Dann näherte er ſich dem jüngern Theil der Geſellſchaft, wußte jeden ſeiner früheren Bekannten und Spielgefährten in ihm aufzufinden, miſchte ſich mit vieler Gewandtheit in ihre Kotteriespäße und zeigte im Ganzen eben ſo viel Lebensfreudigkeit als richtigen Takt und feinen Weltgebrauch.

«Der junge Mann hat wirklich erſtaunend viel geſelliges Talent von ſeinen Reiſen mit zurück gebracht,» flüſterte eine der älteren Damen der andern zu.

«Ach ja,» war die Antwort, «aber ich weiß doch nicht, was er an ſich hat, das ihn mir ſo unheimlich erſcheinen läßt; er kommt mir vor wie ein fremder Vogel, man weiß nicht, wie man ihn anfaſſen ſoll.»

«Klara!» ſprach Abends zu Hauſe Gräfin Emma zu ihrer Schweſter, «der Ferdinand Hochburg iſt recht fatal geworden, bei aller ſeiner Artigkeit. Er ſieht ſo altklug aus, wie der Hofrath ſelbſt.

Der weiß gewiß eben ſo gut, als dieſer, wo alle Bäume wachſen.»

«Und mich behandelt er, als wäre ich noch ein Kind,» rief Klara ganz ereifert, «nur das Allernothwendigſte hat er mit mir geſprochen. Eigentlich hat er ſich mit niemand, als der langen, häßlichen Geiſtreichen abgegeben.»

«Ja, ja! das kommt vom Reiſen!» ſeufzten beide im Chor.

Doch auch Graf Ferdinand, nachdem die erſte Freude über das Wiederſehen gewohnter Gegenſtände und Geſtalten vorüber war, wußte ſich in das Leben und Treiben um ihn her nicht recht wieder zu finden. Eine Leere, eine Oede um ihn und in ihm, beklemmte ihm die Bruſt, und trieb ihn oft zu Aeuſſerungen zweckloſer Ungeduld, deren er ſich ſchämte, ohne ſie bezwingen zu können. Was ihm eigentlich mangelte, wußte er nicht; war es das freie, kräftige, wenn gleich mitunter etwas rohe Burſchenleben auf der Univerſität? War es der unbeſchränktere Umgang mit der freien Natur, an den er auf ſeinen Reiſen ſich gewöhnt hatte? Am ſchmerzlichſten aber vermißte er jedenfalls die Gegenwart Werners, ſeines Lehrers und geliebteſten Freundes. Dieſer hatte noch während der Reiſe ſich von ihm getrennt, um die ehemalige Wohnung von Ferdinands Vater zu beziehen, und zugleich die Predigerſtelle anzutreten, welche jener ehemals bekleidete. Und doch fühlte Ferdinand ſehr deutlich, wie nöthig gerade jetzt, auf der neuen Lebensbahn, die er betrat, nicht ſowohl ein Freund, als ein Führer ihm wäre, denn er war ſehr weit davon entfernt, mit ſeinem eignen Betragen zufrieden zu ſeyn, obgleich er es nicht abzuändern vermochte.

Er ſchrieb an Wernern:

«Meine gute Pflegemutter hat in dieſen wenigen Tagen mich öfter und ernſtlicher ausgeſcholten, als es mir je zuvor in meinem Leben wiederfahren iſt. Ich ſoll artig, ſoll freundlich, ſoll zuvorkommend ſeyn, weil ich dieſes alles zu ſeyn verſtehe. Frage ich ſie, in Erwiederung dieſer Anforderungen, warum ich in dieſe leeren konvenzionellen Formen mich einengen? von jenen lauwarmen Zuvorkommenheiten, die Herz und Sinn mir empören, mich einfangen? von dem leeren Geſchwätz erſt zur Langeweile, dann in unartigen Ausbrüchen innern Aergers mich hinreißen laſſen ſoll? dann legt ſie zur Beantwortung von allem dieſem mir wieder die verfängliche Frage vor: warum mir denn während der erſten Tage meines Hierſeyns alles anders erſchienen ſey, und ich mit anſcheinender Leichtigkeit in das geſellige Treiben einzugreifen vermocht habe, ohne daß mir der mindeſte Zwang dabei anzuſehen geweſen wäre? Warum ich denn damals durch die Melodien, die ſie mir vordudelten, mich zum Mitſingen verleiten laſſen konnte? Du lieber Gott! als wenn jeder Misgriff deines ſchwachen Geſchöpfs ſolche feſſelnde Folgen haben müßte! Warum hängt ſich denn, ohne meine Schuld, ewiges unvermeidliches Irregehen an jeden meiner Schritte.»

«Wie hatte ich mir hier alles ſo anders gedacht! Was hatte ich nicht alles von dem Erblühen der lieblichen Knospen gehofft, die ich mit ſchwerem Herzen damals verlies! und was hab' ich gefunden!»

«Am widerwärtigſten aber ſind mir dieſe grinſenden Larven, dieſe höhnenden prunkenden Erdrücker meines Vaterlandes, die zuchtlos, ſchamlos, zügellos, die edelſten Blüthen umflattern, zerſtören, vergiſten, ohne daß eine züchtigende Hand ſich erhebt, ſie zu verſcheuchen, oder nur ihnen zu wehren.»

«Ich muß wieder fort von hier. Mit Ungeduld erwarte ich die Rückkehr des Generals S., des edlen Freundes meines verklärten Vaters. Seinen Rath will ich mir erbitten. Ich weiß, er wird in meine Anſichten eingehen. Ich will eine neue Reiſe, wahrſcheinlich nach einem andern Welttheil unternehmen; dort will ich harren, bis die Zeit der Erlöſung kommt, die nicht fern ſeyn kann; denn alles, was den höchſten Gipfel erreicht hat, muß ſinken und fallen.»

«Wahrſcheinlich gehe ich allein, denn der Einzige, den ich auſſer Ihnen mir zum Begleiter wünſchen könnte, unſer alter Reiſegefährte Willdorf, iſt ſo eng und feſt von Familienbanden umgarnt, daß die arme treue Seele ſich kaum regen mag. Nun iſt er vollends auf Betrieb ſeiner Schweſter, der Hofmarſchallin, gleich nach ſeiner Heimkehr zum Kammerjunker ernannt! Nun, Gott helfe dem wackern Jungen! Ich gehe wohl allein.»

«Zu allem übrigen Jammer hat der arme Willdorf noch eine unglückliche Liebe, deren Gegenſtand eine neuengagirte Schauſpielerin, eine Mamſel Emilie Lichtfeld, iſt. Ich mußte mich von ihm als ſeinen Freund bei ihr einführen laſſen; die Sache war mir neu, und ſo ließ ich, als etwas aus dem gewöhnlichen ausgetretenen Gleiſe Hinausgehendes, ſie mir recht gern gefallen. Wir wurden mit vielem Anſtande, ich möchte im guten Sinne des Wortes ſagen, recht vornehm empfangen. Das Mädchen hat einen durchaus unbeſcholtenen Ruf mit ſich hergebracht. Sie iſt nicht eben ſchön, aber brillant; wunderbar gelocktes dunkles Haar, ein paar große, von Geiſt ſtrahlende Augen, geben dem eigentlich nicht regelmäßigen Geſicht einen ganz eignen Liebreiz. Dazu kommt ein weiches unbeſchreiblich wohlthuendes Sprachorgan, das auch bei den gewöhnlichſten Redensarten unwiderſtehlich zum Herzen dringt. Ein herrliches Geſchenk der Natur für eine Künſtlerin ihrer Art!»

«Wir fanden noch einige Herren und Damen, wahrſcheinlich vom Theater, bei ihr; ſie leuchtete durch Betragen und Anſtand, gleich einer Perle, aus deren Mitte hervor. Heute tritt ſie zum erſtenmal als Iphigenia auf — wir werden ſie ſehen — die Natur hat ſie wenigſtens überſchwenglich reich mit Allem ausgeſtattet, was das Gelingen ihr erleichtern kann.»

«Ergriffen bis in die tiefſten Tiefen meines Gemüthes, kehre ich aus dem Theater zurück; Das war keine Darſtellung der Iphigenia; das war das kryſtallhelle engelreine Weſen ſelbſt; wie die erhabne Phantaſie des edlen Meiſters, aus dem ungetrübten Born ſeines Geiſtes, es geſchöpft hat.»

«Aller Glaube, der einſt meine Kindheit beſeligte, erwachte auf's neue bei ihrem Anblick, bei dem erſten Zauberlaut, der ihren Lippen entſtrömte. Klar und licht und geebnet, entwirrte ſich vor meinem innern Auge der labirintiſche Pfad durch das Leben, und mir ward das Herz ſo leicht, wie damals, als ich an der Hand meines Vaters lächelnd dahin ging, ohne eine Ahnung von den Dingen dieſer Welt.»

«Welch ein Gemüth muß das ihrige ſeyn,

das dieſes höchſte Ideal jungfräulicher, ich möchte ſagen, kindlicher Hoheit ſo in ſich aufzunehmen vermag! Mit welcher edlen furchtloſen Zuverſicht ſtand ſie vor dem Könige Thoas, wie erhaben war ſie in ihrer Demuth!»

«Nie, weder im Scherz noch in Ernſt, iſt mir der Wunſch gekommen, eine Bühne betreten zu wollen, doch könnte ich einmal dieſen Thoas darſtellen, und mit ihr, ſähe ich einmal dieſe ſternhellen Augen mir bittend zugewendet — ach ich müßte Rolle und Publikum vergeſſen, und vor ihr hinſinken in den Staub. Ich begreife nicht wie es dem Manne möglich war, ſtehen zu bleiben, und auf das Stichwort zu lauern.»

«Wird Ihnen bang um mich, lieber Werner? Seyn Sie ruhig, es iſt nur die reine Freude an allem in ſich Vollendeten, die mich immer beſeelte, und die jetzt, nach langem Entbehren, mich wieder über mich ſelbſt erhebt. Morgen will ich zu ihr, der holden Künſtlerin für einen Genuß zu danken, der in dem Maaße mir noch nie zu Theil ward. Aber denken Sie deshalb nur nicht, daß ich fähig wäre, ſie mit dem Gebilde ihrer

Kunſt zu verwechſeln, in ſo großer Vollkommenheit ſie es auch hinzuſtellen wußte.

Ferdinand fand am folgenden Morgen die gefeierte Künſtlerin von einem Kreiſe ſich in Lobſprüchen überbietender Bewunderer umgeben, in deſſen Mitte ſie, gleich einer jungen Königin, umringt von den Huldigungen ihrer getreuen Unterthanen thronte. Iphigenien hier wieder zu finden, hatte er freilich nicht gehofft, oder es ſich wenigſtens nicht geſtanden, wenn er es that; aber die Leichtigkeit verletzte ihn doch, mit der Emilie alle die vielen Lobeserhebungen theils annahm, theils mit zierlichen Phraſen von ſich wies, oder auch in ziemlich ſcharfen Sarkasmen perſiflirte. Ihr hell aufſprühender Witz, der Scharfſinn, den ſie dabei zeigte, beluſtigten ihn, indem ſie ihm wehe thaten, und gerade dieſes ſonderbar gemiſchte Gefühl bannte in ihrer Nähe ihn feſt, während die übrigen Beſuchenden ſich allmählig verloren. Endlich war auſſer dem Grafen nur noch Willdorf geblieben; auch er nahm in gewaltſamer Bewegung, als fühle er ſich ſchmerzlich fortgeriſſen, zuletzt Abſchied, und ward ebenfalls mit einem halb beißenden, halb luſtigen Einfall, beinahe höhnend von ihr entlaſſen.

«Und womit werden Sie mich jetzt abfertigen?» fragte mit einem etwas bittern Lächeln Ferdinand, als die Thüre hinter ſeinem Freunde zugefallen war; «womit mich, der es doch auch gewagt hat, ſich im Uebermaaße ſeines bewundernden Dankgefühls zu Ihnen zu drängen. Mit einem kaum mich beachtenden Neigen des ſchönen Köpfchens? mit einem ſpöttelnden Lächeln, oder mit einem, mir Worte und Athem abſchneidenden Sarkasm?»

«Rächen Sie die kleine Sünde eines vielleicht zur unrechten Zeit angebrachten Scherzes nicht zu ernſt, ich bitte, Herr Graf!» erwiederte Emilie, ganz verändert in Ton und Weſen. «Könnten Sie nur eine Ahnung davon haben, wie unſer Einem bei den Redensarten unſrer Bewundrer zu Muthe wird! wie es thut, wenn man fühlt, daß man oft ſo ganz anders verſtanden wird, als man es meinte! gewiß ſie würden Nachſicht mit meinem anſcheinenden Uebermuthe haben, der eigentlich nur Unmuth iſt.

Unſre Kunſt dient euch zum Schmucke des Lebens, oft nur zum Spielwerk, und doch nimmt ſie den vollen Ernſt unſers Daſeyns, jede Kraft unſres Strebens in Anſpruch. Wir bedürfen nicht minder als andre Sterbliche des Ausruhens; unſre Lobredner aber wollen, daß wir vom Morgen zum Abende in nie endender Begeiſterung bleiben. Zu dem Gegebenen ſollen wir noch Höheres geben; was wir mit Anſtrengung unſers ganzen Weſens hervorbrachten, genügt ihnen nicht, wir ſollen ihnen auch von dem Wie und Warum Rechenſchaft ablegen. Und,» fuhr ſie in einem leichteren Tone fort, «ſieht es nicht aus, als vergäßen ſie über Nacht, was ſie Abends zuvor geſehen und gehört, und wollten es ſich deshalb am nächſten Morgen noch einmal vormachen laſſen?»

Ferdinand erröthete vor Freuden über die Auszeichnung, die ihm hier ſo ganz unverhofft von der ſeltnen Künſtlerin zu Theil ward, und die gewünſcht zu haben er ſich nicht einmal eingeſtand. Sein klopfendes Herz hemmte einige Sekunden lang den raſchen Strom der Worte, in welchem er, zuletzt von Bewunderung völlig hingeriſſen, es verſuchte, Emilien recht anſchaulich zu machen, was er bei ihrem Spiel am vorigen Abende empfunden.

Was er ſprach, kam aus der Tiefe ſeines bewegten Gemüthes, es trug das Gepräge der Wahrheit, und Emilie vermochte es nicht, dieſem Zauber zu widerſtehen. Auch ſie entwickelte im Laufe des lebendigſten Geſpräches, alle Grazie eines fein gebildeten Geiſtes, indem ſie manchen ſeiner Anſprüche beſcheiden abzulehnen oder auch zu widerlegen verſuchte. Ferdinand verließ ſie endlich, indem er verſprach, ſie nicht mehr in Beiſeyn Anderer ins Geſicht zu loben, und Emilie gab ihm die Verſicherung mit auf den Weg, daß ein Anerkennen wie das ſeine, ſie allein über vieles, von ihrer Stellung im Leben unzertrennliches Trübe, zu tröſten vermöge.

Willdorf erwartete, unruhig vor dem Hauſe auf- und abgehend, ſeinen Freund. Er eilte auf ihn zu, ſo wie er ſeiner anſichtig wurde, und ergriff mit eiskalter, zitternder Hand deſſen Arm. Sein Auge flammte, ſeine Bruſt rang ſichtbar nach Athem, und die bleiche, regungsloſe Lippe bemühte ſich vergeblich Worte zu bilden, indem er den Grafen heftig mit ſich fortzog, zu den nahen Baumgängen, einer um dieſe Zeit ganz menſchenleeren Promenade.

«Sprich es nur aus,» ſprach Willdorf endlich, mit bebender, halb unterdrückter Stimme; «geſtehe es nur mit deutlich klaren Worten, denn täuſchen ſollſt du mich nicht und kannſt es auch nicht wollen. Zwar weißt du wohl, ich kann nicht ohne ſie leben — aber geſtehe es nur, und dann werde es mit ihr, und mit dir und mit mir, wie es kann und will.»

Ferdinand blieb tief erſchüttert vor ſeinem ſonſt ſo gemäßigten und klaren Freunde ſtehen, deſſen jetziger zerſtörter Zuſtand ihm ganz unerklärlich dünkte. Er betrachtete ihn mit Blicken voll der innigſten Liebe und des reinſten Mitgefühls. «O ſieh' mich ſo nicht an!» rief Willdorf, «mit dieſem Blicke haſt du ihr Herz dir zugewendet. Wolle es nur nicht leugnen, daß du ſie liebſt, und; ſie liebt auch dich, ich ſeh es deutlich. Und wie könnte es auch anders ſeyn?»

«Du biſt ein Kind, Willdorf,» erwiederte Ferdinand, der jetzt erſt anfing, recht einzuſehen, was ſein Freund eigentlich meine. «Du biſt ein

Kind, ich denke nicht an dieſe Liebe und Mamſell Lichtfeld thut es eben ſo wenig als ich. Sey ruhig,» ſetzte er hinzu, «verſprich mir ganz ruhig zu ſeyn, keine Uebereilung dir zu Schulden kommen zu laſſen, und ich will dir geloben, ſie nie anders als auf den Brettern zu ſehen. So ſey doch ruhig,» wiederholte er, Willdorfs jetzt freudigen Ungeſtüm von ſich abwehrend, «ich bringe dir ja mit dieſem Verſprechen nicht einmal ein Opfer, ich leiſte und erfülle es gern, wenn das dich glücklich macht — ja wenn es dich nur freut — ſelbſt wenn es dir nur angenehm iſt,» ſetzte er endlich, von Willdorfs Umarmungen halb erſtickt, lächelnd hinzu.

«Ferdinand, theurer Freund,» rief Willdorf im höchſten Freudentaumel, «betrügſt du dich nicht etwa ſelbſt? Es wäre zu glücklich, wenn es ſo wäre wie du ſagſt, und zu unglücklich, wenn es nicht ſo iſt. Sieh', mein Freund, mein Bruder, ich habe und kenne nichts auf der Welt, als ſie, als Emilien, keine Freude, keinen Wunſch, keine Seligkeit. Ich will dir alles geſtehen. Ich wage zu hoffen, doch Anſprüche an ihre Liebe gewährte ſie mir noch nicht. Und doch habe ich um ihretwillen dem Zorne meines Vaters und meines Oheims mich ausgeſetzt, mit meiner Schweſter, mit dem Hofmarſchall, meinem Schwager, mit meiner ganzen Familie, bin ich um Emiliens willen entzweit. Ich verliere darüber vielleicht meinen Dienſt und die Erbſchaft meines Oheims. Es mag wohl thörigt ſeyn, aber ich kann nicht anders, ich muß, ich muß, da kann kein Gott mir helfen.»

Mit ſanft beſchwichtigenden Worten führet Ferdinand den aufgeregten Freund nach ſeiner Wohnung. Er hörte geduldig dem wilden, ſtürmiſchen Erguß ſeiner Gefühle zu, dem dieſer ſich ganz überließ, aber er ſuchte zugleich ihn von einer Verirrung des Herzens zurück zu bringen, die ſeiner ruhigern Anſicht nach, nur dem Untergange zuführen konnte. «Erwache, Willdorf,» rief er, «erwache und blicke um dich her, beleuchte es recht, und du wirſt finden, daß nur ein Gebilde deiner Einbildungskraft dieſen Zauber an dir übt. Wie kannſt du glauben, daß auch ich jemals ihm unterliegen könne? Dich blendet die Liebe, doch ich ſehe deutlich, wie künſtlich dieſes, freilich ſeltne Mädchen es anfing, dich zu umgarnen. Auch mich möchte ſie umſtrikken, dieſe Zauberin, ich glaube es gern; ſie möchte es, um auch mich an ihrem Triumphwagen mit ziehen zu laſſen, darum zeichnete ihre Freundlichkeit mich heut aus; aber ſey ruhig, mein Freund, noch ziehe ich nicht, und auch du, ehrliche Seele, ſollſt es nicht lange mehr, wenn meine geſunde Vernunft bei dir Eingang finden kann.»

Doch was auch Ferdinand in dieſer Art immer vorbringen mochte, es ging an ſeinem Freunde ſpurlos vorüber; dieſer hörte nichts, faßte von allen den ſchönen, vernünftigen Reden deſſelben nichts auf, als die Verſicherung, daß Ferdinand Emilien hinfort meiden wolle, und durchaus nicht geſinnt ſey, Willdorfs Nebenbuhler zu werden. Endlich ſchieden beide mit noch herzlicher gewordener Liebe und erhöhtem Vertrauen von einander.

Jugendliche Gemüther lieben es, ſich in Uebung der Grosmuth noch immer ſelbſt zu überbieten, und ſtreben im ſchönen Eifer, das ihnen geſetzte Ziel ſo viel möglich weit zu überfliegen. Daher entſagte Graf Hochburg nicht nur, wie er es verſprochen hatte, dem nähern Umgang mit der ſchönen liebenswerthen Künſtlerin, er vermied es ſogar, das Schauſpiel an Abenden zu beſuchen, an welchen ſie auf der Bühne erſchien, und trug es geduldig, wenn ſeine Bekannte, und vor allem die Damen, ihn deshalb einen Barbaren und einen Vandalen ſchalten. Doch eben dieſes gefliſſentliche Vermeiden zwang ihn lebhafter und öfterer ihrer zu gedenken, als vielleicht ohne das geſchehen ſeyn würde. Gleich jenem Britten, der zehn Jahre in London gelebt hatte, ohne den Bezirk der Stadt zu verlaſſen, und erſt dann, als er eine hohe Wette eingegangen war, dieſes auch in den nächſten drei Wochen nicht zu thun, den unwiderſtehlichſten Drang empfand, ſich auſſerhalb demſelben zu ergehen, ſo fühlte auch Ferdinand jetzt, oder glaubte zu fühlen, daß er mit dem Verſprechen, Emilie Lichtfeld nicht zu ſehen, allem entſagt habe, was in ſeinen gegenwärtigen Umgebungen ihn erfreuen konnte.

Indeſſen hatte Emilie an der Leere in ſeinem Leben, die ihm immer merklicher wurde, weit weniger Antheil, als er ſelbſt es ſich dachte.

Das tägliche Zuſammentreffen mit den Feinden ſeines Vaterlandes, die in immer größern Maſſen herbei ſchwärmten, war es, was hauptſächlich ihn bedrückte und ihm eine Art Unfrieden mit ſich ſelbſt aufdrang. Der Uebermuth derſelben verführte ihn beinahe täglich zu einer Selbſtvergeſſenheit, die an ſich menſchlich, deren Grund ſogar lobenswerth war, die aber bei der damaligen Lage der Dinge für ihn und ſeine Freunde ſehr gefährlich werden konnte; oft brauchte es aller Würde, alles Anſehens, aller Lebensklugheit ſeiner Pflegemutter, um ihn vor den üblen Folgen der Unbeſonnenheiten zu ſchützen, zu welchen Vaterlandsliebe ihn hinriß. Indem die Gegenwart immer abſchreckender ihm ſich darſtellte, wachte immer lebendiger die Erinnerung an ſeine Kindheit in ihm auf, an ſeinen edlen Vater, ſeine ſchöne Mutter und an Angelina's ſchnell vorübereilende liebliche Erſcheinung. Das Dunkel, welches über jene Zeit ſchwebte, war noch immer nicht völlig ihm geſchwunden, obgleich der General S..., oder, wie ſein Herz dieſen lieber nannte, ſeines Vaters Herrmann, ihm manches von dem früheren Geſchick dieſes geliebten

Vaters vertraut hatte. Mit Ungeduld erwartete er die Ankunft des Generals, um endlich völlige Aufklärung über ihn ſo nahe berührende Gegenſtände zu erhalten. Dieſer blieb noch immer aus; politiſche Verhältniſſe flüſterte man ſich zu, die er aber ſelbſt in undurchdringliches Dunkel verhüllte, hielten von ſeinem gewöhnlichen Wohnorte ihn fern. Indeſſen hatte er dennoch den jungen Grafen Hochburg auf das Dringendſte beſchworen, jeden Gedanken an eine Reiſe in entfernte Länder aufzugeben, ſich übrigens ruhig zu verhalten, aber bereit, einem ehrenvollen Aufruf augenblicklich Folge leiſten zu können, der vielleicht bald an ihn gelangen dürfte.

So war denn der größte Theil des Winters bald träge und matt, bald in wilder Aufregung über das Unerträgliche, das er dennoch ertragen mußte, an ihm vorüber geſchlichen, als unausweichbare, auf geſellige Convenienz beruhende Gründe ihn eines Abends zwangen, ſeinem feſtgefaßten Vorſatz untreu zu werden, und Emilie Lichtfeld abermals als Iphigenia auftreten zu ſehen. Seit er ihren Anblick meiden mußte, hatte ſie eine Sicherheit in ihrem Spiele ſich angeeignet, durch die ſie unendlich gewonnen. Ganz Auge und Ohr, verloren im Entzücken über der holden, in ſeiner Erinnerung faſt verblichenen Erſcheinung, ſaß er da. Der Zufall, der es heute gut mit ihm zu meinen ſchien, hatte an einem ſehr in die Augen fallenden Platz in einer der Theaterlogen ihn ohne ſein Zuthun geſtellt. Er glaubte zu gewahren, daß Emilie ſeine Gegenwart bemerkt habe, ihm war ſogar, als ob ſie, gegen ihn gewendet, mit einem ganz eignen Nachdruck die Verſe:

— — — — o daß ich
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löſe meine Zweifel,

mehr zu ihm, als zu ihrem Bruder Oreſt ſpräche. Doch im nächſten Moment war ſie wieder ſo ganz Iphigenia, daß er ſich ſelbſt der lächerlichſten Eitelkeit beſchuldigen mußte, die ihn zu einem unverzeihlichen Irrthum verleitet habe.

Doch indem er darüber noch nachdachte, wandte die Künſtlerin ſich abermals, und noch auffallender gegen ihn:

«O höre mich!» flehte ſie, mit jenem Zauberton, deſſen ſie allein Meiſterin war,

«O höre mich, o ſieh' mich an, wie mir
«Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet!»
Ferdinand wußte nicht, wie ihm geſchehen; wie ein Träumender ſaß er da, und ſah und hörte nur ſie. Doch harrte er den Abend über vergebens auf ein drittes Zeichen des Antheils, den Emilie noch immer an ihm zu nehmen ſchien. Selbſt als der Vorhang gefallen, die Lampen erlöſchen waren, und er ſchon lange an der glänzenden Abendtafel der Gräfin als ein ſtummer Gaſt da geſeſſen hatte, war ſeine Seele noch bei Iphigenien. Mitternacht war längſt vorüber, als er noch immer in halber Unbewußtheit deſſen, was um ihn geſchah, in ſeiner Wohnung anlangte. Doch hier erwachte er aus ſeinen Träumen, denn zu ſeinem unſäglichen Erſtaunen fand er Willdorf, zu dieſer ganz ungewohnten Stunde, in ſeinem Kabinete ihn erwartend.

Nichts war wohl natürlicher, als der Gedanke, der ſich augenblicklich ſeiner bemächtigte, Willdorf ſey da, um ihn wegen ſeines heutigen Beſuchs des Theaters zur Rechenſchaft zu ziehen, und ſchon begann der Zorn in ſeiner Bruſt ſich mächtig zu regen, als ein Blick auf ſeinen augenſcheinlich tief betrübten Freund ihn ſogleich wieder entwaffnete. Unendliches herzliches Mitleid, tiefe Wehmuth bemächtigten ſich ſeiner, als er Jetzt vernahm, Willdorf habe ihn erwartet, um auf unbeſtimmte lange Zeit von ihm Abſchied zu nehmen, indem er mit dem Anbruch des nächſten Tages die Reſidenz verlaſſen müſſe. Wider Wunſch und Erwarten war er zu einem der Kavaliere ernannt worden, welche den jüngſten Sohn des regierenden Fürſten auf einer langen Reiſe begleiten ſollten, die man unter den obwaltenden politiſchen Umſtänden, den jungen feurigen Prinzen antreten zu laſſen, für gut gefunden.

«Meine Verwandten haben das in ihrer Weisheit ſo eingerichtet,» ſprach Willdorf mit großer Bitterkeit; «ſie wollen mich entfernen, ſie wollen von meiner übel angebrachten Paſſion, wie ſie es nennen, mich heilen, und freuen ſich jetzt des wohl gelungenen Plans, die klugen Leute. Du aber kennſt mich beſſer, du weiſt, daß keine Furcht, keine glänzenden Ausſichten, keine Macht auf Erden mich von hier weg bringen könnten, wenn — o mein Bruder, über einen todtwunden Rieſen kann ja ſogar ein Kind Herr werden, und ich bin auf den Tod verwundet, zerſtört, zernichtet, hier mitten im Herzen, im Leben meines Lebens. Sie, ach laß ihren Namen mich nicht nennen! Sie liebt mich nicht. Das iſt es nicht allein, das ließe ſich tragen, Hoffnung bliebe mir doch; aber ſie liebt einen Andern — nicht dich, mein Ferdinand, da bliebe mir doch noch ein Strahl des Troſtes in der Nacht meiner Verzweiflung; ein jammervoller Komödiant, der nicht werth iſt, daß ſein Name in der nämlichen Stunde mit dem Deinen genannt werde, der iſt der Mann ihrer Liebe, der täglich, ja ſtündlich ſie umgibt. O mein Bruder! daß dieſes hohe Götterbild, dem ich nur mit ſcheuer Ehrfurcht mich zu nahen wagte, daß es ſo tief, daß es auf dieſe Weiſe ſinken konnte, ſieh', das iſt der Wurm, der an meinem Leben nagt, der es ſicher und bald zerſtören wird. Meine ganze Exiſtenz iſt nicht mehr der Mühe werth, daß ich nur ein Wort um ſie verliere, deshalb thue ich auch meinen Verwandten alles zu Gefallen, was ſie nur immer verlangen. Hoffentlich gibt es bald Krieg und da findet ſich ja auch wohl eine Kugel für mich, die der Poſſe ein Ende macht.»

Ferdinand konnte unmöglich an Emiliens Liebe zu einem ganz Unwürdigen glauben, doch alles, was er zu ihrer Vertheidigung ſagen mochte, ging an Willdorfen verloren. Beide Freunde durchwachten im traulichen Geſpräche die Nacht, bis der Morgen anbrach, der auf unbeſtimmte, vielleicht ſehr lange Zeit ſie trennen ſollte.

«Geh' zu ihr,» bat Willdorf noch zuletzt, indem er Ferdinand's Umarmung ſich entwand. «Nimm um deines Freundes Willen des noch immer geliebten Weſens dich an. Sey Emiliens Freund in der böſen Zeit, die unaufhaltſam ſich naht, ihr Beſchützer, wenn das Unglück ſie ergreifen will, und ſie verlaſſen und einſam in einer Welt voll Greuel und Zwietracht daſteht, ein rathloſes Weib.»

Schwankend zwiſchen Leid um den verlornen Freund, heimlicher Freude über den letzten Auftrag deſſelben, die er ſich ſelbſt nicht eingeſtand, und beklemmender Befangenheit, betrat Ferdinand am nächſten Vormittage Emiliens Zimmer, um ihr Willdorfs letzten Abſchiedsgruß zu bringen. Ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, hatte er auf mancherlei Weiſe ſich den Empfang gedacht, der von ihr ihm werden würde, und ſich vorbereitet, ihm in jedem Falle geſchickt und geiſtreich zu begegnen. Doch nichts von allem, was er als wahrſcheinlich erwartet hatte, geſchah. Ohne eine Spur von Verlegenheit ſich anmerken zu laſſen, berüßte Emilie ihn mit dem ihr eignen natürlichen Weſen, als ſey ſie gewohnt, ihn alle Tage zu ſprechen; nichts an ihr verrieth, daß ſie ſich erinnere, ihn ſeit Wochen und Monden nicht bei ſich geſehen zu haben. Die Nachricht, daß Willdorf abgereiſ't ſey, wie auch ſein Abſchiedsgruß, wurden mit freundlichem Gleichmuthe von ihr aufgenommen, und als Ferdinand es wagte, anzudeuten, daß eigentlich die unglückliche Neigung ſeines beklagenswerthen Freundes dieſen aus der Heimath vertrieben, da äußerte ſich Emilie mit eben ſo viel Unbefangenheit als Würde, über die ihr unerklärliche und von ihrer Seite unverſchuldete Selbſttäuſchung, des von ihr ſehr geſchätzten jungen Mannes. Sie betheuerte dabei, zu ihrem Troſte überzeugt ſeyn zu können, daß dieſe Täuſchung, nun er von ihr entfernt ſey, vor dem Schimmer neuer Gegenſtände, wie Nebelgebilde vor den Strahlen der Sonne, ſich ſehr bald in Nichts auflöſen werde.

Ferdinand fühlte ſich hier auf durchaus unſicherem Boden. Staunend betrachtete er das wunderbare Weſen vor ihm, und war geneigt, ihm alle jene zärtern, innigern Gefühle in der Wirklichkeit abzuſprechen, die es im Kreiſe ſeiner Kunſt mit ſo bezaubernder Wahrheit darzuſtellen wußte.

Er ging und kam, er kam und ging von nun an mehrere Wochen hindurch; der Umgang mit Emilien war eine liebe Gewohnheit ihm geworden, wenigſtens mochte er das, was an jedem Morgen ihn zu ihr zog, nicht anders nennen.

Das Theater mußte einer tiefen Hoftrauer wegen einige Wochen geſchloſſen bleiben, und nicht einmal ein Komödienzettel, den ihr Name ſchmückte, konnte ihn durch Erinnerung an ihren Stand einigermaßen als Aegide, gegen den Zauber dieſer ſeltnen Erſcheinung dienen. Ueberdem blieb alles Komödiantenhafte aus ihrem Benehmen verbannt, ihre ganze Haltung war fein und edel, jede ihrer Bewegungen bewies ein ſicheres

Vertrautſeyn mit den Gebräuchen der feinern Welt, und nichts Störendes erinnerte Ferdinand jemals daran, daß er ſich einer Schauſpielerin gegenüber befände.

Und doch war Emilie weit davon entfernt, ſich ihres Künſtlerſtandes zu ſchämen, ſie war im Gegentheil ſich deſſelben mit Würde bewußt, und ſprach gern und viel über ihre höhere Anſicht einer Kunſt, der ſie mit leidenſchaftlicher Liebe ſich ergeben und deren höchſtem Ziele ſie mit aller Kraft ihres Weſens zuſtrebte.

Oft las Emilie in dieſen Morgenſtunden einzelne Stellen aus den bedeutendſten dramatiſchen Dichtern ihrem Freunde vor, und er horchte mit immer neuem erhöhten Entzücken dem Wohllaut ihrer Stimme und bewunderte den feinen Sinn, den vielumfaſſenden, durchgreifenden Geiſt, mit welchen ſie, fern von aller Affectation, jede einzelne Schönheit der Dichtung zu empfinden und herauszuheben verſtand. Im Geſpräche mit ihr, vergaß er oft auf das, was ſie eigentlich ſagte, zu hören, um ſie nur reden zu ſehen. Nie gab es beweglichere Geſichtszüge als die ihrigen, und Ferdinand wußte in dieſer holden Schrift ſelbſt das im Voraus zu leſen, was ihr ſchöner Mund noch zögerte, auszuſprechen.

So vergingen einige Wochen, während welcher Ferdinand ſeine bewunderte Freundin beinahe an jedem Morgen beſuchte, und leiſe, leiſe, überſchlich ihn ein immer mächtiger werdendes Gefühl, von dem er ſich nicht einmal zugeben mochte, daß es einſt in Liebe ſich umwandeln könne, obgleich er geſtand, daß in dieſer troſtloſen Zeit Emiliens Umgang ihm allein noch Freude gewähre.

Bis jetzt hatte er ſie zur gewohnten Stunde immer allein getroffen, doch nun führte der Zufall ihn einſt an einem Nachmittage zu ihr. Auch dieſesmal fand er Emilien allein, doch, wie es ihm ſchien, war der Empfang minder freundlich als ſonſt, und ein leiſer Zug von Verlegenheit überſchlich ihr liebes Geſicht; auch hatte er kaum den gewohnten Platz ihr gegenüber eingenommen, als die Thüre aufging und ungemeldet, den Hut erſt auf der Schwelle abnehmend, frank und frei, als wäre er dort zu Hauſe, Herr Waller hereintrat, eben der junge Schauſpieler, den Willdorf als Emiliens Liebhaber ihm bezeichnete, und an den Ferdinand nicht wieder gedacht hatte, ſeit er Emilien näher kannte.

Emilie erröthete ein wenig bei deſſen Eintritt, auch Ferdinand fühlte eine ungewohnte, in ihm aufſteigende Glut. Waller aber geberdete ſich mit erkünſtelter Nonchalence, wie Leute ohne Weltgebrauch es pflegen, wenn ſie ſich verlegen fühlen, ohne ſich dieſes anmerken laſſen zu wollen. Er begrüßte den jungen Grafen, in deſſen Nähe er nie vorher gekommen war, als wären ſie alte Bekannte, die einander alle Tage ſähen; warf ſich in den nächſten beſten Seſſel, ſchlug die Beine über einander, nahm eine künſtlich unbequeme Stellung an, die aber bequem und vornehm-nachläßig ausſehen ſollte, und bemächtigte ſich dann mit überlauter Stimme des Geſprächs.

Emilie nahm, zuerſt um ſein Benehmen zu mildern, dann aber mit wirklichem Intereſſe Theil daran. Die Rede war von einem neuen Trauerſpiele, in welchem, bei der nahen Wiedereröffnung des Theaters, beide mit einander auftreten ſollten. Waller war zwar nichts weniger als ein ausgezeichneter Schauſpieler, dennoch fehlte es ihm nicht an Theaterroutine. Nächſt ſeiner männlich ſchönen, volltönenden Stimme, ſeiner hohen Geſtalt von ſeltnem Ebenmaß, und ſeinem wohlgebildeten, für die Bühne ſich eignenden Geſichte, hatte ihm dieſe die Rollen des erſten Liebhabers zugewendet, in denen er um ſo glänzender erſchien, da bei dieſem Theater keiner neben ihm ſtand, der ihm den Rang hätte ſtreitig machen können.

Mit ſtillem Erſtaunen hörte Graf Ferdinand Emilien in einem ganz andern Geiſte von ihrer Kunſt ſprechen, als er es wohl ſonſt von ihr gewohnt war. Sie ließ ihn gleichſam einen Blick hinter die Kuliſſen thun, und er ſah die Hebel, die Winden, die Latten, die grobe, mit Farben beklexte Leinwand, mit deren Hülfe man bis dahin ihm einen Feenpalaſt vor die Sinne gezaubert hatte. Er erkannte das Zinn, das Flittergold, die Glasſtückchen, die als köſtliche Kleinode ihm erſchienen waren. Ihm wurde zu Muthe, wie Einem ſeyn mag, der die entſeelte Hülle eines einſt geliebten ſchönen Geſchöpfs, unter dem Meſſer des Anatomen zerlegt, in tauſend Theilchen erblickt, und banger Widerwille ſchauerte ihm durch Herz und Sinn.

Emilie und Waller trieben indeſſen, ohne etwas hievon zu gewahren, ganz ungeſtört ihr Weſen mit einander. Sie ſchalten das ungraziöſe, durchaus nicht kleidſame Koſtüm, in welchem das neue Stück geſpielt werden ſollte, und beklagten den Mangel frappanter Stellen und brillanter Abgänge in den ihnen zugetheilten Rollen. Dann beſprachen ſie ſich über einige maleriſche Stellungen, die ſie mit einander ausführen wollten, um wenigſtens ſich ſelbſt einigermaßen zu heben, und die Hände der Zuſchauer zu ihren Gunſten in Bewegung zu ſetzen. Waller war bei dieſer Gelegenheit einmal andrer Meinung, als Emilie, da ergriff dieſe ihren zur Hand liegenden großen türkiſchen Shawl, warf ihn über und ſtand im nächſten Moment, einem hohen Götterbilde vergleichbar, vor dem erſtaunten Ferdinand. Er hätte bewundernd vor ihr hinknieen mögen, Waller aber rückte eine Falte über dem linken Ellenbogen anders, und meinte, jetzt erſt wäre es eben recht.

Je länger Waller und Emilie mit einander ſprachen, je theatraliſcher wurden beide, jemehr ſchienen ſie die Gegenwart eines Dritten zu vergeſſen. Nach der Gewohnheit faſt aller Schauſpieler miſchten auch ſie, oft mit treffendem Witz und köſtlichem Humor, einzelne Stellen aus mehreren ihrer Rollen in das Geſpräch. Zuletzt beſtand dieſes faſt aus lauter ſolchen Bruchſtücken, beſonders als ſie anfingen, ihre Mitſchauſpieler der Reihe nach durchzunehmen. Die mehrſten von dieſen wurden auf der Stelle in Geberde und Sprache auf das treffendſte nachgeahmt, und alles dieſes ging mit der größten Leichtigkeit von Statten, als müſſe es ſo und nicht anders ſeyn. Die Trivialität, die leichte Bosheit, die Emilie dabei an den Tag legte, liehen dieſer einen neuen unglaublichen Reiz, den Ferdinand tief empfand, ſo erzürnt er eigentlich war. Was er ſah und hörte, verletzte und bezauberte ihn zugleich, und ihm wurde dabei, als fühle er ſich plötzlich in eine ihm ganz neue, fremde Welt verſetzt, in welcher ihm jedoch äuſſerſt unbehaglich zu Muthe war.

Und dennoch konnte er von nun an es nicht laſſen, gleichſam zu ſeiner eignen abſichtlichen Pein, nicht nur wie gewöhnlich des Morgens, ſondern auch zuweilen Nachmittags zu Emilien zu gehen, wo er denn faſt mit Gewißheit darauf rechnen konnte, daß auch Waller ſich bei ihr einſtellen, und das Geſpräch, wenn gleich mit tauſend Variationen, dieſelbe Wendung nehmen würde, die es genommen hatte, als er das erſtemal ihn bei ihr geſehen.

Waller entfaltete gewöhnlich in dieſem kleinen Kreiſe eine ihm eigne Art witziger Laune, er zeigte ſogar, daß es ihm nicht ganz an Schulkenntniſſen mangele, auch ſchien er Liebe zu ſeiner Kunſt zu fühlen, obgleich die höhere Anſicht derſelben, die Emilien einen ſo unwiderſtehlichen Reiz gab, ihm gänzlich abging. Uebrigens aber war ſowohl ſeinem äuſſern Weſen, als ſeinen Ideen und Bemerkungen, der Stempel an Gemeinheit grenzender Gewöhnlichkeit aufgedrückt, der ſich oft auf eine Weiſe blicken ließ, die Ferdinanden unausſprechlich widerwärtig erſchien.

«Ich liebe ſie nicht, nein ich liebe ſie nicht,» ſchrieb um dieſe Zeit der junge Graf Hochburg an ſeinen Freund Werner, dem er fortwährend ſowohl aus ſeinem innern, als ſeinem äuſſern Leben nichts verhehlte. «Ich liebe Emilien nicht, dennoch mag ich es Ihnen nicht verbergen, daß es mir oft recht ſchmerzlich weh thut — nein, das iſt nicht das rechte Wort für das, was ich empfinde — daß es mich, gleich einem himmelſchreienden Unrecht, empört, wenn ich Abends, aus dem Theater kommend, an ihrem Hauſe vorübergehe, gern hinauf möchte zu ihr, um ihr für den Strahl reines Entzückens zu danken, den ſie aus ihrem Kunſthimmel in meine ſchaale Erdengemeinheit mir herabſandte, und dann ſchon von weitem, auf den herabgelaſſenen weißen Rouleaux des mir ſo lieben bekannten Zimmers, den Schatten jener fatalen Perſonage neben dem ihrigen ſchweben ſehe. Was in aller Welt kann ſie ſo an dieſes Wallers gemeine Natur feſſeln, die leider nur zu oft auch die ihrige um einige Stufen herabzieht! Wie iſt es nur möglich, daß dieſe ganz ordinäre Liebhaberfigur ihr nicht die tödtlichſte Langeweile macht, dieſes Theaterecho, das nichts kann und verſteht, als die matte Kunſt, ihr auf die fadeſte Weiſe zu wiederholen, was Tauſende ihr täglich zurufen? Zu glauben, daß die vom Himmel ihm verliehene Apollo'sgeſtalt ſie an ihn feſſelt, die ſo wenig zu ſeinem Innern paßt, wäre Entheiligung des liebenswürdigſten Weſens. Sie und Er! Emilie und Waller! es iſt ja nicht einmal denkbar.»

«Indeſſen bleibt dieſer Herr Waller mir auf jeden Fall ein kräftiges Präſervativ gegen eine Liebe, die nach dem Urtheile der Welt ſich vielleicht mit meinen übrigen Verhältniſſen nicht recht vereinigen ließe. Wüßte meine gute Pflegemutter dieſes nur, die ſich oft bemüht, mich recht ängſtlich und verblümt zu warnen, ohne mit der Sprache offen heraus zu wollen, die gute Frau könnte um vieles ruhiger ſeyn.»

«Man rede mir nur nicht mehr von der Kleinſtädterei kleiner Städte, in unſrer großen Reſidenz herrſcht ſie nicht minder, als in irgend einem Krähwinkel, oder Quirlequitſch. Ich weiß mit Gewißheit, jeder meiner Beſuche bei Emilien wird belauſcht, zu Buche getragen und endlich gehörig rapportirt. Von allen Seiten wird an mir geſchraubt, gedreht und gehechelt; verſtändliche und unverſtändliche Anſpielungen, werden an mir verſchwendet; ich laſſe die guten Leute ihr Weſen nach Gefallen treiben, das zuweilen ſogar dazu dient, mich zu amüſiren; wegbringen, wie ſie wohl möchten, ſollen ſie mich nicht von hier; ſchon allein mein dem

General S . . . gegebenes Wort wäre genügend, mich hier feſt zu halten.»

«Von unſerm Willdorf habe ich wunderliche Nachrichten, zwar durch eine dritte, aber dennoch ſichre Hand, denn er ſelbſt hat mir noch nicht geſchrieben. Er hatte erſt einige Tage mit ſeinem Prinzen auf der Reiſe zugebracht, als er auf dem Gute der Familie von Dorenheim, die der Prinz, als die ſeines ehemaligen Lehrers, beſuchte, in ſchwere Krankheit verfiel. Das war nun freilich, nach allem mit ihm hier Vorgegangenen, einigermaßen voraus zu ſehen geweſen. Die Familie, der es an liebenswerthen Töchtern nicht mangelt, hat wie einen theuren, lieben Sohn und Bruder ihn gepflegt, beſonders hat Fräulein Bertha ſich des Kranken mit inniger Theilnahme angenommen. Genug, Willdorf iſt geneſen, und, wie man ſagt, nicht nur vom hitzigen Fieber, ſondern auch von ſeiner Liebe zu Emilien; man flüſtert ſich zu, er ſey als Fräulein Bertha's heimlicher Verlobter ſeinem Prinzen nachgereiſ't.»

«Gott ſegne den wackern Jungen und laſſe ihn glücklich werden! Wie man aber Emilien, wenn man ſie einmal liebte, vergeſſen kann? ſelbſt an den Pforten des Todes, das werde ich nimmer begreifen. Ich habe wohl einmal gehört, daß Leute durch ein hitziges Fieber ihr Gedächtniß verloren, aber Liebe wohnt ja nicht im Kopf, ſondern im Herzen; deutſche Liebe meine ich, mit der franzöſiſchen mag es wohl anders ſeyn.»

«Jeden Falls will ich Herrn Waller in hohen Ehren halten, ein beſſeres Beruhigungsmittel, als ihn, gibt es nicht. Beſonders jetzt, da Willdorfs drohende Geſtalt nicht mehr zwiſchen mir und Emilien aufſteigt.»

Ferdinand begab ſich, ohne dieſen Brief zu vollenden, in's Schauſpielhaus; zum erſtenmal wurde Romeo und Julie nach Schlegels meiſterhafter Ueberſetzung gegeben. Nach Beendigung der Tragödie vermochte Ferdinand es nicht, dem Nachklange des Zaubers zu widerſtehen, den Emiliens Spiel an ihm geübt hatte; ein unbeſtimmtes Hoffen und Wünſchen zog ihn mächtig zu ihr, und er trug um ſo weniger Bedenken, dieſem Zuge zu folgen, da er ganz unerwartet ſich veranlaßt ſah, in Geſchäften des General

S... am folgenden Morgen auf mehrere Tage zu verreiſen, und ſomit der Abſchied, den er von ihr zu nehmen hatte, dieſem ſpäten Beſuch zur Entſchuldigung dienen konnte. Es ſchlug zehn Uhr, indem er ihrer Wohnung ſich näherte, denn die Vorſtellung hatte lange gewährt. Emiliens Zimmer war hell erleuchtet, die Thüre des Hauſes ſtand noch offen. Jetzt, dachte er, jetzt in dieſer ſpäten Stunde wird ſie doch allein ſeyn, und die Gegenwart jenes Verhaßten wird wenigſtens dieſes einemal nicht ſtörend zwiſchen uns treten.

Unbemerkt war Ferdinand die Treppe hinauf in Emiliens Vorzimmer gelangt; die Thüre ihres Wohnzimmers war ebenfalls halb geöffnet, und er ſah ſeine Freundin vor dem großen hell erleuchteten Ankleideſpiegel. Das bräutliche Gewand, welches Julie im Sarge getragen, lag ſchon abgelegt auf dem Sopha, der reiche Faltenwurf eines Unterkleides von weißem Atlas bezeichnete die edlen Formen der herrlichen Geſtalt, Arme und Hände glänzten blendendweiß, indem ſie, hoch gehoben, beſchäftigt waren, die Blumen und blitzenden Steine aus den dunkeln üppigen Locken zu ziehen.

Ferdinand blieb gefeſſelt von ſüßem Erſchrecken, doch fühlte er die Verbindlichkeit, ſich unbemerkt zurück ziehen zu müſſen. Nur einmal noch wollte er mit trunknen Blicken das Zauberbild vor ſich betrachten, und dann ſich fortſchleichen, als plötzlich in Emiliens Zimmer ſelbſt eine Nebenthüre aufging, und zu Ferdinands höchſter Verwunderung, mit gewohnter jovialer Traulichkeit, Waller zu ihr hineintrat.

Mehr noch, als über des Schauſpielers unerwarteter Erſcheinung, gerieth Ferdinand darüber in Erſtaunen, daß Emilie weder Zorn noch Verwunderung über dieſelbe an den Tag legte. Waller überſtrömte ſie ſogleich nach ſeiner gewohnten Art, mit einem Schwall übelgewählter lobpreiſend ſeyn ſollender Redensarten.

«Einzig, bezaubernd, hinreißend war meine göttliche Julie, das weiß Gott!» rief er. «Und wie angezogen! wie himmliſch! göttlich ſage ich Ihnen. Ich armer ſeliger Romeo, maustodt wie ich war, konnte es doch nicht unterlaſſen, nach ihr hinzuſchielen. Nein über das Koſtüm geht doch gar nichts in der Welt! Da liegt es ja noch, das köſtliche Kleid, und, bei meiner armen Seele!

der Goldſtoff iſt ächt, wie ich jetzt ſehe! doch wohl von Gerard et Compagnie? und die prächtige Brautkrone, nein, es kann nichts pompöſeres geben.»

So ſchwatzte Waller eine Weile fort, Ferdinand ſtand wie verſteinert, Emilie ſaß träumeriſch lächelnd in ihren Shawl gehüllt, gab nur zuweilen ein nicht halb paſſendes Wörtchen zu, ſchien geiſtig und körperlich zu angegriffen, um viel auf Wallers Reden zu achten, obgleich ſie ſeine Gegenwart keineswegs unfreundlich aufnahm.

«Nun aber habe ich meinen Willen gehabt,» rief er endlich, «ich habe nach unſrer Auferſtehung meine engliſche Julie wiedergeſehen, und muß nun fort zum Soupee, mit dem der Herr Intendant ſich für die heutige Darſtellung bei uns abfinden will. Sie, Tigerherz! haben abgeſagt, gern hätte ich das auch gethan, aber Sie wiſſen ja auch, wo uns allen eigentlich der Schuh drückt. Da muß man ſchon ſich ſchicken lernen. Nun, Adieu, Engelskind,» ſetzte er hinzu, und wollte eine der ſchönen langen Locken, die dem ſtolzen Marmornacken hinab wallten, mit zärtlicher Geberde an ſeine Lippen drücken.

«Was fällt Ihnen ein?» fragte Emilie, indem ſie ſtolz ſich erhob und einen Schritt rückwärts that.

«Nicht bös ſeyn, nicht bös ſeyn, bitte, bitte, engliſche Lichtfeld,» rief Waller; «Sie wiſſen es ja, ich bin der Unglückſeligſte, wenn Sie zürnen.» Damit haſchte er nach ihrer Hand und bedeckte dieſe mit zahlloſen Küſſen.

Ferdinand, halb beſinnungslos, wollte in dieſem Augenblicke ſich davon ſchleichen, und ſtolperte über einen Stuhl hinweg.

«Um aller Götter willen, der Geiſt aus Don Juan kommt zu Pferde die Treppe hinauf,» rief Waller. «Ich armer Leporello gehe wieder durch die Seitenthüre ab. Adieu, Adieu, ſchönſtes Leben, engliſche Lichtfeld. Mit ſüßem Trennungswehe eil' ich zur Excellenz, dich Morgen wieder ſehe!»

Während Waller durch die Nebenthüre wieder verſchwand, trat Emilie, ein Licht in der Hand, in das Vorzimmer, um nach der Veranlaſſung des Geräuſches ſich umzuſehen, das ſie gehört, und ihr erſter Blick fiel auf Ferdinands geiſterbleiche Geſtalt.

Mit namenloſem Schmerze hatte dieſer in dem Augenblicke, wo er glaubte, aufhören zu müſſen, Emilien zu achten, die eigentliche Natur des Gefühles klar erkannt, das wie mit glühenden Ketten ihn zu ihr zog und an ſie feſſelte. Um nur für den Augenblick ſich zu retten, griff er zu einem wilden Mittel, das ſein eignes Herz mit unſäglicher Pein verwundete, während es Emilien wehe thun ſollte. Mit höhnendem, eiskaltem Grimm, vornehm höflich und herablaſſend, mit beleidigender Uebertreibung ihres Lobes, mit ſchneidender Ironie in verletzende Schmeichelworte verhüllt, gab er ſeine Reue darüber zu erkennen, daß er ſüße Verhältniſſe ungeſchickter Weiſe ſtörend, eingetreten ſey; während er, eingedenk ſeiner morgenden Abreiſe, nur kommen wollen, um dem unvergleichlichſten, noch über die Bühne hinaus ſich erſtreckenden Talent, die ihm ſchuldige Huldigung zu Füßen zu legen.

Ferdinand ſprach, ziemlich lange, wurde immer bitterer, immer höhnender, aber auch immer witziger, bis Emilie es nicht länger ertragen konnte. Sie brach in heiße Thränen aus, deren jede, gleich einem glühenden Lavatropfen in Ferdinands Herz fiel. Denn es waren nicht jene entſtellenden Thränen ohnmächtiger Wuth, es waren Thränen des herbſten Schmerzes, die mehr dem Beleidiger, als ſeiner Beleidigung galten. Ferdinand hielt erſchrocken inne mit ſeinen frevelnden Reden, ohne zu wiſſen, was er that, nahte er ſich ihr und wollte ihre Hand faſſen; ſie zog ſie zurück, richtete ſich empor, und trat mit faſt königlichem Stolz aus der Fenſterbrüſtung, in welche ſie ſich zurückgezogen hatte, hervor, ihm entgegen. Mit aller Siegesgewalt ihres Strahlenauges blickte ſie beinahe mitleidig ihn an, große Thränen, die ſie nicht zu verbergen ſuchte, fielen noch immer ſchwer und einzeln über ihre bleichen Wangen herab.

Ferdinand konnte den ernſten, milden Blick, der unverwandt auf ihm ruhte, nicht ertragen. Er ſenkte die Augen zur Erde. «Emilie!» ſeufzte er endlich aus tiefſter Bruſt.

«Und, womit, Herr Graf, habe ich das verdient?» ſchwebte leiſe, wie ein halb verhauchter Seufzer, über Emiliens Lippen.

«Emilie,» rief Ferdinand, und zog in wildaufflammender Glut ſie an ſein Herz, was iſt dir jener leere, anſpruchsvolle, in tauſend Worten nichts ſagende Thor? Was kann er dir ſeyn?»

«Und was iſt er mir denn?» wiederholte Emilie ſanft, «was kann er mir ſeyn! was wäre er denn, daß es der Mühe werth ſeyn ſollte, ihn von ſich zu weiſen? was wäre es mir denn, wenn ich auch im ganzen Leben ihn nicht wieder ſähe?»

Ferdinand ſchrieb noch am nämlichen Abende folgende Zeilen unter den an Wernern angefangenen Brief.

«Freund meiner Jugend! Einziger, der mich immer verſtand und liebte, ſeit ich, vom väterlichen Heerde hinweg, hinaus in die Welt geriſſen ward; ſo manchen Schmerz, ſo manche ſchwere dunkle Stunde haſt du mit mir getheilt! Du haſt im peinlichen Schwanken der Wogen des Lebens mich immer oben gehalten, du haſt mich empor getragen im Sturme des Gefühls, in der wilden Brandung der Leidenſchaft. Du, du allein ſollſt es noch heute erfahren, wie mächtig und herrlich und wonnereich das Glück in meine ſo lange verödete Bruſt eingezogen iſt; mein Herz in verdoppelt freudigen Schlägen möchte den Kerker zerbrechen, mein Fühlen und Sinnen, die ganze undenkbare Seligkeit, die mir vor innerer Wonne faſt den Athem raubt, möchte ich ausſtrömen können, in einem einzigen freudejubelnden Laute, damit die ganze Welt es erführe, daß endlich einmal ein Glücklicher auf ihr lebt, ein Seliger, der keinen Wunſch mehr kennt! Emilie liebt mich, liebte mich vom erſten Augenblicke, da ſie mich ſah. Ich Raſender, ich Thor! womit kann ich die Stunden, deren jede einen Himmel von Seligkeit umfaſſen konnte, zurückkaufen! die Stunden, deren jede einzelne ein ganzes gewöhnliches Menſchenleben aufzuwiegen werth war, und die ich auf ewig verlor.»

«Heute kein Wort, das einer Erzählung deſſen, was ſich begeben, ähnlich wäre, nie, nie eins! ja wenn wir Aug' in Auge einander gegenüber wären, dann könnte der raſchere Schlag des Herzens, der wonnetrunkne Blick dir einen Theil deſſen verkünden, was in mir wogt; Worte ſind Tand und vollends geſchriebene!»

«Soll ich auch das frühere Geſchreibſel Ihnen mitſenden? ja ich will es, mögen Sie am raſchen Wechſel meines Sinnes und Gefühls, am Umſchwunge meines ganzen Weſens es deutlich erkennen, wie nun der Irrthum meines Lebens gelöſet iſt; möge eine Ahnung meiner unausſprechlichen Seligkeit, nach langer unendlicher Pein, Ihnen werden; denn, guter Werner! auch ich habe Emilien geliebt, ſeit ich zuerſt ſie erblickte; und ſtrebte nur in unſäglicher Angſt, es vor mir ſelbſt zu verbergen.»

Dem erſten Aufleuchten des höchſten Lichtpunktes in Ferdinands Leben, folgte jetzt eine ſchöne, freudenreiche Zeit. Emiliens Liebe war nicht die eines, in halbem Bewußtſeyn hinträumenden, der Kindheit kaum entwachſenen Mädchens. Die Künſtlerin wußte ſogar ihr heiligſtes Gefühl zu einem Kunſtwerk zu erheben, ſie ſchmückte dem Geliebten jeden Tag zu einem hohen Feſte, ſie erfand an jedem eine neue Gunſt, die ſie allein ihm gewähren konnte, weil nur ihr tief empfindender, alles lebhaft ergreifender Geiſt fähig war, den Gedanken daran zuerſt aufzufaſſen.

Ueberall, wo ſie ſelbſt nicht war, traten Beweiſe ihres liebenden Andenkens ihm entgegen, er konnte faſt mit Gewißheit darauf rechnen, in jedem der vornehmen Kreiſe, zu welchem Emilie nicht Zutritt hatte, ein ihn begrüßendes Zeichen von der Geliebten zu erhalten; ihr Erfindungsgeiſt war in dieſer Hinſicht unerſchöpflich. Eine Blume, ein paar nur ihm verſtändliche Worte von ihrer Hand, wurden ihm zugeſpielt, er wußte nicht wie? noch durch wen? Beſtellungen, von denen die Ueberbringer derſelben nichts verſtanden, wurden ihm ganz unerwartet, durch die wunderlichſt gewählten Boten überbracht. Zuweilen pflegte ſie auch wohl den Glockenſchlag einer gewiſſen Stunde ihm zu beſtimmen, mit dem gleichzeitig ſie verhieß, ihn laut bei Namen zu rufen, und der Schlag der Pendule im fürſtlichen Saal wurde dann plötzlich ihm zum Liebesruf, der mit unſäglicher Wonne ihn durchſchauerte.

Auch von der Bühne aus wußte Emilie in tauſend Formen dem Freunde ſich zu nahen. Nur dem Auge der Liebe bemerkbare Zeichen ſagten ihm, daß ſie ihn beobachte, daß ſie nur ſeinen

Beifall ſuche in der bewundernden Menge; die innigſten Liebesworte, welche die Dichter ihr in den Mund legten, wurden ihm allein angeeignet und das überfüllte Haus erbebte oft vom donnernden Beifall der entzückten Zuſchauer, während Emilie nur mit der vollen Glut ihres Gefühls ſich freute, dem Geliebten in harmoniereichen Worten zu ſagen, wie ſie ihn liebe.

Ihr Zimmer, in welchem ſie ihn an jedem Tage mit leidenſchaftlicher Freude empfing, als habe ſie Jahre lang ihn entbehren müſſen, war ein treues Abbild ſeiner Neigungen. Kupferſtiche, Bücher, feine weibliche Arbeiten, die er einmal gelobt, alles, was nur einmal ihm gefallen, mußte ſo viel möglich ſie umgeben; ſogar ſeine Lieblingsblumen wurden mit treuer Sorge gepflegt und durften nie auf ihrem Blumentiſche fehlen. Nichts wurde vergeſſen, was ihm Freude machen konnte, und wäre es auch nur für einen Augenblick. Zwiſchen ihm und ihr war nie weder von Fordern noch von Gewähren die Rede, es war als dächten und empfänden und wollten beide nur eins und daſſelbe, und ihr Leben verzweigte ſich immer enger und feſter in einander.

Noch einen hohen Genuß, den keine Andre ihm hätte gewähren können, fand Ferdinand im Durchgehen der Rollen, die Emilien zugetheilt wurden; ſie beſprach ſich dann mit ihm über ihr Spiel, ſie ging gern dabei ſelbſt auf anſcheinend unbedeutende Einzelheiten ein, und immer entzückte ihn von neuem der helle Geiſt, der klare Scharfblick, der bei der anſcheinend höchſten Abſichtsloſigkeit dennoch auch nicht das Kleinſte dem Zufalle überließ. Nie hatte Emilie die Dichter beſſer verſtanden, nie ihre Meiſterwerke begeiſterter vorgetragen, als jetzt. Sie war das Wunder des Hofes und der Stadt. Journale und Zeitungen waren ihres Lobes voll, und ſo, wie ſie nur auf der Bühne ſich zeigte, wurde ſie von dem freudetrunkenen Publikum beinahe vergöttert.

Doch gerade dieſer hellglänzende Theil von Ferdinand's Glück, hatte auch ſeine ſehr dunkle Kehrſeite. Zwar, wenn er nach einem ihrer glänzendſten Triumphe zu ihr, der Hochgefeierten, der Allbewunderten, ging, um ihr für den Genuß zu danken, den ſie ihm gewährt, wenn ſie dann, die von tauſend Zungen noch vor wenigen Minuten hoch Geprieſene, alles ihres Glanzes entäuſſert, in anſpruchsloſer Einfachheit ihm liebevoll entgegentrat, wenn ſie mit rührender Offenheit ihm bekannte, wie ſie immer an ihn nur gedacht, wie ihr Auge unter den Zuſchauern ihn geſucht, wie entzückt ſie geweſen, als ſie ihn gefunden, dann fühlte und nannte ſich Ferdinand den glücklichſten aller Menſchen, und war es wirklich.

In ſolchen Momenten vergaß er gern und leicht, mit welcher bittern Pein er kurz vorher dieſes Glück erkaufen müſſen; denn vor der glanzerfüllten Bühne ging die Freude an Emiliens ſeltnen Kunſttalent nur zu oft in einem höchſt bittern beklemmenden Gefühle ihm unter, deſſen er ſich ſchämte, weil es als Emiliens völlig unwürdig ihm erſchien, und das dennoch unwiderſtehlich ſich ſeiner bemächtigte. Er kannte ſich kaum ſelbſt vor wüthender innrer Empörung, wenn ein fremder Arm es wagen durfte, die geliebte, reizende Geſtalt zu umfaſſen, wenn in täuſchender Liebesglut das Auge der Geliebten einem andern ſtrahlte als ihm, wenn der liebliche Mund in jenem weichen unnachahmlichen, von Sehnſucht erbebenden Tone an einen Andern Liebesworte verſchwendete, die ihm allein gehören ſollten. Ach! wenn nun vollends des verhaßten Wallers Lippe die nach dem reinſten Ebenmaß der Antike geformte Stirn, oder die ſchöne Wange zu berühren wagen durfte, dann klopfte mit wüthendem Schmerz in jedem ſeiner Pulſe die Ueberzeugung, daß dieſes anders werden müſſe, daß Emilien nur die Wahl bleiben könne, ihm allein anzugehören, oder ſeinem völligen Untergange zuzuſehen.

So, in ewigem Wechſel zwiſchen tödtlichem Schmerz und entzückender Freude, gerieth ſein ganzes Weſen endlich in eine ihm fremdartige Spannung, die ſogar denen auffallen mußte, welche ihn nur oberflächlich kannten. Liebende Vorſorge und alles gern erforſchende Neubegier, beobachteten ihn bald von allen Seiten mit Späherblicken, und das ſchönſte, ihm heiligſte Geheimniß ſeines Lebens, durch Verleumdung und Gemeinheit entſtellt, wurde in durchaus verzerrter Geſtalt bald zum Mährchen der Stadt.

Die Gräfin Lichtwerth ſuchte und fand in mütterlicher Beſorgniß Mittel und Wege, ihren Bruder, den General S..., auf einige Tage ſeinen wichtigern Geſchäften in der Ferne zu entziehen, und ihn zu Ferdinand's Rettung aus eminenter Gefahr herbei zu rufen. Denn der nur im Ideenkreiſe ihres Ranges und Standes alt gewordenen Frau, war es, auch bei den edelſten ausgezeichnetſten Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüthes, dennoch unmöglich, ſich für den jungen Grafen von Hochburg auſſer demſelben ein Glück nur als möglich zu denken.

Der General, voll Beſorgniß für den Sohn ſeines verklärten Freundes, folgte ihrem Rufe, und begab ſich auf eines ſeiner, nur wenige Stunden von der Reſidenz entfernten Güter, weil er in dieſem Augenblicke Gründe hatte, die Stadt ſelbſt nicht betreten zu wollen. Dorthin berief er Ferdinanden zu ſich. Verdrüßlich über die unwillkommene Störung aus wichtigen Geſchäften, getrieben von dem Wunſche, mit möglichſter Zeitersparniß zu dieſen wieder zurück zu kehren, mochte er beim Wiederſehen dieſen wohl mit zu kurzen, ernſten, vielleicht zu wenig abgemeſſenen Worten über den Urſprung eines, wie er ſich ausdrückte, albernen Gerüchts befragen, das ſeinen geliebten Pflegeſohn einer, beſonders in dieſen ſchickſalſchwangern Tagen, höchſt unpaſſenden, Tugend, Ehre, und das Andenken ſeiner edeln Eltern gleich ſchwer beleidigenden Verbindung mit einer Schauſpielerin, beſchuldige.

Ferdinand war ohnehin, durch tauſend in der Geſellſchaft gangbare Neckereien und Anſpielungen auf ſein Verhältniß zu Emilien, in eine ſehr gereizte Stimmung verſetzt worden; die Art, mit der hier ſein Heiligſtes, ſeine Liebe erwähnt ward, empörte ihn deshalb auf das Aeußerſte, und ſo that er, woran er vielleicht vorher noch nicht ernſtlich gedacht, oder was er wenigſtens noch eine Weile verſchoben haben würde; er erklärte dem General ganz unumwunden, daß er von keinem, ihn, oder die Tugend, oder das Andenken ſeiner Eltern entehrenden Verhältniſſe etwas wiſſe, daß er ſich aber dieſer Gelegenheit freue, dem edeln Freunde ſeines Vaters früher als jedem andern das ſeltne Glück zu verkünden, das ihn erwarte, ſobald es ihm nur gelungen ſeyn werde, Emilie Lichtfeld zu bewegen, den Tag ſeiner unabwendbar feſt beſchloſſenen Vermählung mit dieſer Krone ihres Geſchlechts zu beſtimmen.

Ein ſehr heftiges, von beiden Theilen mit

Vorurtheil und Erbitterung fortgeſetztes Geſpräch entſtand nun zwiſchen dieſen beiden Männern. Ferdinand fühlte, wie er in der Raſerei des Zornes ſich immer unverzeihlicher an ſeinem zweiten Vater verſündige, und dieſes Gefühl verſtärkte ſeine nichts mehr ſchonende Wuth; die wegwerfende Art, mit welcher er, den in der Tiefe ſeines Gemüths noch immer von ihm hochverehrten Herrmann, von ſeiner angebeteten Emilie ſprechen hören mußte, verleitete ihn zu immer empörender werdenden leidenſchaftlichen Ausbrüchen, zu immer eigenſinniger und verwegener ſich ausſprechenden Entſchlüſſen.

Der General ſetzte dem jugendlichen Toben nur die ernſte Würde eines tief beleidigten väterlichen Freundes entgegen, die ſich freilich ohne beſondere Schonung in ſeinen Worten, wie in ſeinem ganzen Weſen ausſprach. Er verhehlte dem immer mehr ſich vergeſſenden Jünglinge nicht, daß er bereit geweſen und es noch ſey, dem Andenken ſeines unvergeßlichen Freundes, des verſtorbenen Grafen von Hochburg, jedes Opfer zu bringen, nur könne dieſes nicht über die von Gott und Menſchen anerkannten Schranken des Rechten und

Billigen hinaus gehen. Daher dürfe er dieſer Behandlung, von Seiten eines von Leidenſchaft geblendeten, kaum dem Knabenalter entwachſenen Jünglings, ſich nicht länger ausſetzen.

«Du verſchmähſt meine väterliche liebende Sorge um dich,» fügte der General zuletzt noch hinzu, «ſo fahre denn hin! meine Gewalt über dein inneres beſſeres Daſeyn haſt du vernichtet, meine Gewalt über deine äuſſern Verhältniſſe weichen der Macht der Zeit. Seit mehreren Monaten biſt du mündig. Morgen ſoll mein Geſchäftsträger dir meine Rechnungen vorlegen, und die Verwaltung deines Vermögens in deine Hände abgeben. Sey von nun an ungeſtört durch mich der Thäter deiner eigenen Thaten, und laſſe dir ſomit auch die Folgen derſelben gefallen.»

«Nun habe ich nur dich noch in der Welt!» rief Ferdinand, indem er im aufgeregteſten Zuſtande, zerriſſen von tauſend einander widerſtrebenden Gefühlen, vor Emilien hinſtürzte und mit flammendem Blicke ihre Knie umfaßte. «Nun iſt es gut, nun bin ich ganz allein auf dich zurückgewieſen, nun darfſt, nun ſollſt, nun kannſt du dich mir nicht länger entziehen wollen, du biſt jetzt der einzige Stern, der meinem Leben noch leuchtet, du kannſt mich nicht zurückſtoßen wollen in ewige Nacht.»

Lange währte es, ehe die tödtlich Erſchrockene aus Ferdinand's, nur durch inniges Bitten ihm abgedrungenen Antworten, ſo viel ſich zuſammenſetzen konnte, daß ſie errieth, Ferdinand ſey um ihrerwillen mit dem General S... in einen Zwiſt verfallen, der wenig Hoffnung zur Verſöhnung aufkommen laſſe.

«So iſt es gut, ſo iſt es ja gut,» rief Ferdinand, der jetzt wieder ſich ein wenig zu ſammeln begann. «Ich danke ihm, denn ſeine Härte hat mich endlich, wenn gleich gewaltſam, der einzig möglichen Entſcheidung unſers Schickſals zugeführt, welcher mein Herz ſchon längſt mich zugetrieben. Emilie, wir ſind eins, aber wir dürfen es nicht länger in die Macht irgend eines Weſens auf Erden ſtellen, uns trennen zu können. Morgen, meine Emilie, morgen werde ich von deines Feindes vormundſchaftlicher Fürſorge befreit, übermorgen gehe ich auf mein Stammgut, dort, ſo viel die Kürze der Zeit es erlaubt, bereite ich alles zu deinem Empfange, und kehre dann mit der Eile eines ſeinem Glücke entgegen Gehenden zu dir zurück. Du liebſt mich, Emilie, und wirſt dich nicht weigern, mir ganz zu gehören, du wirſt mein heißes Flehen erhören, wirſt am Altar das Gelübde dir feierlich wiederholen laſſen, das mein Herz längſt vor Gott ausgeſprochen, das Gelübde, das mit allem, was ich bin und habe, mich dir zu eigen gibt fürs ganze Leben.»

Emilie ſank verſtummend in ihren Sopha zurück, Thränen rollten einzeln über ihre glühende Wangen, während ein ſüßes träumeriſches Lächeln ihre Lippen umſpielte, und ihr ſinnendes Auge ſich in dem Bilde einer Zukunft verlor, die in morgenfriſcher Helle ihr entgegenſtrahlte. Sie ſtrebte lange vergebens das ſchmeichelnde Gefühl, das unwiderſtehlich ſie umſtricken wollte, zu bekämpfen, doch nahm ſie endlich, gleichſam mit Gewalt, ſich zuſammen. Sie ſtand vom Sopha auf und trat an das Fenſter, als wolle ſie Ferdinands perſönlicher Nähe ſich entziehen, doch er folgte ihr dorthin; ſchwankend zwiſchen Furcht und Hoffnung hatte er bis jeẓt jede ihrer Bewegungen bewacht.

«Sieh, Emilie,» fing er an, indem er ihre Hand ergriff, «ſieh um dich her, wir ſtehen hier auf dem nämlichen Plaẓe, wo du, Engel der Huld, den Frevler zu einem Himmel voll Glück einſt erhobſt, den armen Ferdinand, den heiße Liebe zur Sünde gegen dich verleitete; ſprich es hier aus, daß du meinem Wunſche nachgibſt, daß du es mir frei ſtellſt, die Welt zum Zeugen eines Glückes zu machen, an welchem hinfort alle ihre Verſuche, es zu ſtören, zerſplittern müſſen.»

Laut und ſchmerzlich weinend eilte Emilie mit verhülltem Geſicht wieder zum Sopha zurück. Ferdinand, in verſtummender Angſt, ſtand über ſie hingebeugt, während ihre Thränen lange unaufhaltſam hinſtrömten, er wagte kaum zu athmen, denn er kannte ihren feſten edeln Sinn und ahnete den mächtigen Kampf, den ſie in dieſem Augenblicke in ihrem Innern beſtand.

«Ferdinand,» ſprach ſie endlich, mit unendlich weichem Tone, «wozu die Qual der Ungewißheit verlängern? Laß mich nach alter Gewohnheit das Unabänderliche frei und offen gegen dich ausſprechen: nie kann ich dein Weib werden.» Ihre Stimme brach, athemlos ſank ſie zurück, doch Ferdinand's wildes Auffahren zwang ſie ſich wieder zu ermuthigen.

«Höre mich an, Liebſter, höre mich an, ich flehe darum,» rief ſie. «Ich bin frei, ganz unabhängig frei, ſtehe ganz allein in der Welt, nur dir gehöre ich an, dein Glück iſt das meine; und von gegenſeitigen Opfern, die wir einander zu bringen hätten, kann unter uns beiden niemals die Rede ſeyn. Doch darf ich den Schritt, zu dem deine dich verblendende Leidenſchaft dich verleiten will, nimmer zugeben; glaube mir, nie iſt ein Gedanke daran in mein Herz gekommen, ihn von dir zu erwarten, oder auch nur zu wünſchen. Ich kenne die entſetzlichen Folgen eines Mißbündniſſes, wie das, in welches du uns verſtricken möchteſt, ich ſelbſt bin das Kind eines ſolchen, und, daß ich Zeuge des unheilvollen Zuſtandes ſeyn mußte, den es herbeiführte, hat ſchon früh das Glück meines Jugendlebens vernichtet. Nein, ſieh mich nicht ſo flehend an! bitte nicht, zerreiß mir nicht vollends das Herz. Emilie iſt dein, doch Gräfin Hochburg kann ſie nie werden.»

In höchſter Erſchöpfung ſank Emilie an Ferdinands Bruſt. Sie fühlte den gewaltſamen Herzensſchlag, der ihn durchbebte, mit krampfhafter Anſtrengung faßte ſeine eiskalte Hand die ihrige, hörbar rang er nach Athem, ſein ganzer gewaltſamer Zuſtand, war gleich dem eines Sterbenden.

«Nein! nein, es iſt unmöglich!» rief er endlich. «Nimm es zurück, Emilie, das Wort. Großes, edles Herz, wie könnteſt du die Nichtigkeit von Rang und Reichthum nicht empfinden, wenn unſere Liebe gegen ſie in die Waage kommt? Sey größer als dein Geſchlecht, Emilie, gib freiwillig, was du geben mußt, laß mich nicht mit Bitten eine Einwilligung dir abdringen, die du in edler Freiheit gewähren kannſt. Du vermagſt es ja doch nicht mehr, dich mir zu entziehen, Emilie! Glaube mir, mein Leben, für uns beide gibt es kein Glück mehr, als in unſern Herzen. Mich hat die Auſſenwelt von ſich geſcheucht, dich hat ſie nie anerkannt, troß der Lobeerkränze, die ſie dir ſpendet; von uns Beiden iſt jedes nun an das Andere gewieſen.»

Emiliens Herz war zum Zerſpringen voll, Ferdinand's Glut ergriff auch ſie, beide hielten wortlos unter heißen Thränen ſich lange umfangen. Dann entwand ſie ſich wieder ſeinen Armen, von neuem ſuchte ſie ſeinen Wunſch zu bekämpfen, von neuem wandte er alles an, was verzweifelnde Liebe ihm nur eingeben mochte, um ſie zu beſiegen.

«Ferdinand,» ſprach Emilie endlich, «ich trage dieſes Kämpfen nicht länger, meine Kraft erliegt, wenn gleich nicht mein feſter, klarer Wille. Höre mich endlich geduldig an, aus Schonung für mich. Längſt opferte ich dir ſchon das Höchſte, was ich hatte, meinen unbefleckten Ruf vor der Welt, die mich verdammt, ohne mich zu kennen. Ich klage nicht deshalb ſie an; was ich that, habe ich gethan, weil ich dich liebte, und bereue es nicht. Deine Liebe ward mein Leben; wohin ſie führt, wie es einſt enden wird, gleichviel. Doch vorwurfsfrei in meinem Innern muß ich bleiben, und wenn ich gleich vielleicht mein Daſeyn verſchleudert hätte, dein Leben, Freund, darf nicht verloren gehen, nie werde ich ſeinem Gange hemmend entgegentreten. Ich bin älter als du, meine Welterfahrung iſt reifer. Laß dieſe, laß meine Liebe dich endlich beſiegen, laß die ſchöne Klarheit deines eigenen hellen Sinnes für mich bei dir ſprechen, kräftiger als ich ſelbſt es vermag. Ferdinand, ich gebe dir den höchſten Beweis von Liebe, den ein edles Weib zu geben hat, ich erwähle dich zum Herrn und Gebieter meines Geſchicks, ordne es nach freier Wahl, führe mich hin wohin du willſt, ich bin ganz dein, doch die Hand reiche ich dir nicht am Altare und trage deinen Namen nicht. Beſtehſt du noch darauf, ſo muß ich fliehen und werde die Flucht vor dir nicht überleben.»

Ehe er es vermuthete, war Emilie bei dieſen Worten an ihm vorbei, in ihr Kabinet geſchlüpft; «gute Nacht, gute Nacht,» rief ſie ihm noch zu, er hörte, wie ſie den Riegel vorſchob, und eilte hinaus, um die glühende Bruſt in der kalten Sturmnacht zu kühlen.

«Auch Sie, Werner?» ſchrieb Ferdinand vierzehn Tage ſpäter an ſeinen Freund, «auch Sie haben vom Strudel des allgemeinen Urtheils über meine Verbindung mit Emilien ſich hinreißen laſſen? Ich habe Ihren langen Brief erhalten, den Sie mir ausdrücklich geſchrieben, um mich von einer Vermählung mit einer Komödiantin abzubringen; doch dieſer Brief, geſtehen Sie es nur, er floß zwar aus Ihrer Feder, doch nicht aus Ihrer Seele; der General und meine gute, aber vorurtheilsvolle Pflegemutter ſind dieſesmal Ihre Orakel geweſen. Ich bitte, beruhigen Sie ſich und auch jene beide über dieſen Punkt. Graf Ferdinand von Hochburg heirathet keine Komödiantin, er ſitzt in dieſem Augenblick auf ſeinem alten Stammſchloſſe mit ganz andern Gedanken beſchäftigt; denn, faſſen Sie es wohl auf, die Komödiantin hat dem reichen, vornehmen Grafen einen Korb gegeben; ich wünſche, daß Alle, die es intereſſirt, Feinde und Freunde, dieſe Weigerung erfahren mögen. Ferdinand war von jeher, wie jedermann weiß, etwas abſurd, und ſo hat denn dieſer Korb, ſo ſchmerzlich er von Einer Seite ihn verletzte, ihn doch zugleich auch zum glücklichſten Sterblichen erhoben, den vielleicht die Erde trägt.»

«Muß ich denn wirklich dem edeln Freunde und Führer meiner Jugend dieſes alles erſt erklären? muß ich es ihm deutlich machen, daß meine Emilie groß genug dachte, um meine Hand auszuſchlagen, damit auch nicht der geringſte Anſchein von Eigennutz oder kleinlicher Abſichtlichkeit ihr reines Weſen jemals entſtelle; damit nicht geſagt werde, ſie habe, um ſich zu erheben, mich in meinem Fluge gehemmt. Rückſichtslos, jedes fremden Schutzes ſich entäuſſernd, hat ſie ihre ganze Zukunft, all' ihr Wohl und Weh in meine Hände gelegt. Und welch ein verächtlicher Elender wäre ich, wenn nicht eben deshalb die Sorge um ſie der Zweck meines Lebens würde! wenn ich jemals es vergeſſen könnte, wie hoch ihr unbeſchränktes Vertrauen mich geehrt!»

«Doch ſie vertraute mir nicht nur ihre Zukunft, auch ihre Vergangenheit liegt ausgebreitet vor mir; klar, hell und fleckenlos, ſtrahlt ſie im herrlichſten Schimmer der Unſchuld und nie ſich vergebender Würde. Wie bin ich jetzt darüber beſchämt, daß dieſer Waller einſt meine Eiferſucht rege machen konnte. Auſſer dem Theater war er Emilien von jeher zu unbedeutend, um ſowohl ſeine Perſönlichkeit, als ſein Betragen einer beſondern Bemerkung werth zu halten; doch auf den deutungsvollen Brettern war er, als ihr gewöhnlicher beſtändiger Mitſpieler, ihr von der höchſten Wichtigkeit. Sie pflegte gern über manchen kleinen Theatercoup ſich mit ihm zu beſprechen, den ſie, bei dem immer tiefer ſinkenden Geſchmacke unſerer Zeit, mit ihm ausführen mußte; und daß ſie in den Theaterproben nicht gern dergleichen mit ihm verabreden mochte, war wohl natürlich. Dieſes gab zu dem vertrauten Benehmen Anlaß, das er ſich erlaubte, und welches ſie duldete, weil ſie ſich nicht die Mühe nehmen mochte, ihn in die ihm gebührenden Schranken zurück zu weiſen. So war er denn auch an jenem Abende, nach der Vorſtellung von Romeo und Julie, nur gekommen, um eine koſtbare Hutagraffe ihr wieder zuzuſtellen, die ſie für dieſen Abend ihm geliehen.»

«Wie unſer Leben ſich jetzt geſtalten wird, fragen Sie? ob Emilie mir ihre Kunſt opfern wird? Sie erbot ſich dazu, mit der Aeußerung, ſie hoffe, ſie würde mit der Zeit lernen, die dadurch entſtehende Lücke in ihrem Daſeyn auszufüllen; doch welch ein Ungeheuer von Egoismus wäre ich, wenn ich, nach einer ſolchen Erklärung, nur den Gedanken faſſen könnte, ihrem Daſeyn ſeine ſchönſte Blüthe ſogleich gewaltſam rauben zu wollen. Die Zeit, die ſo vieles ebnet, ſoll auch hier heilſam wirken.»

«Freilich trägt dieſe Blüthe, deren Duft mich erfreut, mir auch Dornen. Weſpen, Nachtvögel, Käfer, allerlei Geſchmeiß wagt es, ſie zu umſchwärmen. Dieſes zudringliche Volk zu verſcheuchen, iſt freilich keine angenehme Mühe, doch habe ich in dieſen Tagen einen Verſuch gemacht, der, hoffe ich, von gutem Erfolge ſeyn wird. Ich habe einen der jungen Herren, der ſich in meiner Gegenwart unbeſcheidene Aeußerungen über Emilien erlaubte, ein wenig in die Schule genommen, und denke die Andern ſollen ſich an ihm ein Beiſpiel nehmen.»

«Jetzt bin ich hier auf dem Schloß Hohenburg, theils um meine Angelegenheiten zu ordnen, theils um es abzuwarten, daß jene Duellgeſchichte, durch irgend eine neue Albernheit aus der geſelligen Unterhaltung verdrängt werde. Kopf und Herz trage ich voll paradieſiſcher Träume von einer überglücklichen Zukunft, aber ſie wogen noch, kaum halb verſtanden, in den tiefſten Tiefen meiner Seele.»

Ferdinand kehrte bald darauf in die Reſidenz und zu Emilien zurück. Er verlebte zauberiſch ſchöne Tage, Emilie ließ nie in dem Beſtreben nach, ihn täglich durch neue Beweiſe ihrer innigen Liebe zu beglücken; doch manche Bitterkeit miſchte ſich dennoch in dieſe Freuden, die ſein Daſeyn wahrhaft verſchönten, und manche Wolke ſtieg an dem heitern Horizont ſeines Lebens ihn umdüſternd auf.

Vor allem begann ſein geſtörtes Verhältniß zu dem General S... und deſſen edlen Schweſter, durch ein der Reue ſehr ähnliches Gefühl, ihm mit jedem Tage drückender zu werden. Er war es nicht gewohnt, alte Liebe und Treue zu vergeſſen, in dem hülfloſen Zuſtande verwaiſter Jugend ihm erzeigte Wohlthat, mit Undank zu lohnen, und ſein Gewiſſen ſprach ihn in dieſer Hinſicht nicht ganz frei von aller Schuld; er mußte ſich wenigſtens geſtehen, daß er dem wohlmeinenden Freunde, dem väterlichen Beſchützer, mit mehr ehrerbietiger Duldſamkeit hätte begegnen ſollen, als er gethan; und wenn er daran dachte, daß er ſogar ſeine Pflegemutter, die ihm doch nie anders, als mit herzlicher Güte entgegen gekommen, mit faſt beleidigender Abſichtsloſigkeit vermieden, dann hätte er gern vor ſich ſelbſt ſich verbergen mögen.

Der Zufall führte ihn einſt am dritten Orte der lange nicht Geſehenen entgegen; die Gräfin blickte nicht zürnend, aber mit trübem Ernſte auf ihn, und tief ergriffen eilte Ferdinand zu ihr hin, ihre Hand zu küſſen, die ſie ihm nicht verweigerte; er blickte zu ihr auf und eine große Thräne perlte in dem ſtillen klaren Auge der ehrwürdigen Frau.

Dies war zu viel für ſein Herz. Die Umgebungen, in denen beide ſich befanden, erlaubten für den Augenblick ihm keine Ergießung desſelben, doch er eilte noch am nämlichen Abende zur Gräfin, zu einer Stunde, in der ſie, wie er wußte, ſich gewöhnlich allein befand. Nach alter Gewohnheit ging er, ohne ſich melden zu laſſen, geradezu hinauf in ihr Zimmer, und ſtand plötzlich wider Hoffen und Erwarten vor der ehrwürdigen Geſtalt ſeines ehemaligen Vormundes, des General S..., der ſo eben, nach langer Abweſenheit, heimgekehrt, und bei ſeiner Schweſter abgetreten war.

Ferdinand weilte einen Augenblick an der Schwelle des Zimmers, unſchlüſſig, ob er näher treten, oder wieder umkehren ſolle? Doch Herrmann machte ſeinem Schwanken ein Ende, indem er einige Schritte ihm entgegen ging. Ein gleichgültiges Geſpräch wurde angeknüpft, während welchem beide jede Seite ſorgfältig zu berühren vermieden, die einen Mißton hätte hervorbringen können. Doch Ferdinand hielt es nicht lange aus, in ſo ganz verändertem Verhältniß dieſem Manne gegenüber zu ſtehen. Das Benehmen des Generals blieb ſich gleich, mild, ernſthaft und gemeſſen, wie immer; Ferdinanden aber that das Herz weh. Er dachte daran, wie dieſer nämliche Herrmann einſt an dem Sterbebette ſeines Vaters gleich einem troſtbringenden Schutzgeiſt ihm erſchienen war, und griff haſtig nach ſeinem Hute, um deſſen jetzt drückender Gegenwart zu entfliehen.

«Du gehſt, Ferdinand,» ſprach plötzlich der General, indem er ihm näher trat, «gehe wohin du willſt, und möge das Glück, das du hoffend ſuchſt, dir entgegen treten. Manche meiner früheren Bitten und Ermahnungen haſt du vergeſſen. Es ſey darum! Meine ermahnende Bitte dich für einen nahen, ehrenvollen Aufruf ſtets bereit zu halten, iſt hoffentlich nicht unter jenen. Die große Zeit, die nebenher manchen Flecken und manche Scharte vertilgen wird, naht jetzt mit leiſem, aber gewaltigem Schritt. Faſſe dieſe meine Andeutungen wohl, und laß dich nicht ſo feſt umgarnen, daß du dich nicht mehr losmachen könnteſt, wenn es dem großen Werke gilt.»

Des Generals letzte Worte waren unbeſchreiblich wohlthätig für Ferdinand's wundes Gemüth; er ſah nicht ganz ſich von dem Manne verſtoßen, den er, ohnerachtet alles deſſen, was in der letzten Zeit Störendes vorgegangen war, dennoch ſehr hoch ſtellen, und als einen zweiten Vater verehren mußte; überdem war die Hoffnung langerſehnter, thatenreicher Tage ihm um vieles näher gerückt worden, ſo daß er ihnen jetzt in freudiger Erwartung mit Sicherheit entgegen ſehen durfte.

Er eilte zu Emilien, um ſein freudiges Gefühl ihr mitzutheilen, er wollte zugleich ſie zu bewegen verſuchen, die herannahende Zeit ihres jährlichen Urlaubes, die ſie ſonſt zu einer ſogenannten Kunſtreiſe anzuwenden pflegte, auf ſeinem Gute zuzubringen, wohin er ſich, bis zum gewiß nicht mehr fernen Tage des Aufbruchs, zurück zu ziehen wünſchte, um dem Anblick der immer übermüthiger ſich zeigenden Feinde zu entgehen. Doch zu ſeinem Mißvergnügen fand er Emilien von Geſellſchaft umringt. Einige Fremde von Bedeutung, von dem Rufe der ſeltnen Künſtlerin angezogen, hatten gewünſcht, abgeſehen von der Bühne, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen; einige ihrer geiſtreichſten Bekannten aus der Stadt, hatten zu dieſen ſich geſellt, freilich lauter Männer, denn Emiliens Stellung in der Welt erlaubte ihr nicht, weiblichen Umgang ihren Wünſchen gemäß zu wählen.

Umſtrahlt von einer Glorie von Reiz und Anmuth, ſaß Emilie in der Mitte dieſes Kreiſes, Heiterkeit thronte auf ihrer Stirn und ihr Auge glänzte heller als ſonſt; ſie ſprach eben mit vielem Geiſte und großer Lebendigkeit von ihrer Kunſt. «Ich ſpiele wie ich athme,» hörte Ferdinand bei ſeinem Eintritt ſie ſagen, «Kunſt und Leben ſind mir gleich bedeutend und ich bin überzeugt, daß ich nur beiden zugleich entſagen könnte.»

Dieſe, alle ſeine ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft vernichtenden Worte, verletzten Ferdinanden tief; mit einer Stimme, welche von innerer Aufregung bebte, ſuchte er an dem Geſpräche jetzt Theil zu nehmen. So gut es in Gegenwart ſo vieler Zeugen ſich thun ließ, erinnerte er Emilien an jene Pläne zu einem Leben in ländlicher Abgeſchiedenheit, dem Genuß der Natur wie dem der Kunſt, im weiter umfaſſenden Sinne des Wortes hingegeben, denen ſie ſich oft an ſeiner Seite überlaſſen hatte.

«Sie dachten einſt anders, und das iſt eben noch nicht ſehr lange her,» ſprach er zuletzt. «Wiſſen Sie noch, wie Sie, unter gewiſſen Bedingungen, es gar nicht für unmöglich achteten, dem öffentlichen Auftreten auf der Bühne entſagen zu können?»

Emilie ſchwieg, indem ſie mit wehmüthigem Lächeln zu ihm aufblickte. «Sie haben Recht, das war einmal und iſt nicht mehr,» ſprach ſie endlich. «Es war ein Irrthum, doch er war göttlich ſchön; und noch immer gibt es Augenblicke, in denen ich mich mit Freuden ihm hingeben kann,» ſetzte ſie mit einem halbunterdrückten Seufzer hinzu. «Wenn ich aber ganz unbefangen darüber nachdenke, ſo finde ich doch, daß dieſe Idee nichts weiter iſt, als ein ſchöner Traum, gegen deſſen Erfüllung mein ganzes Weſen anſtrebt. Ich weiß, ich müßte und würde darüber zu Grunde gehen, denn glauben Sie nur, Graf Hochburg, wen die Kunſt einmal recht ergriffen hat, den hält ſie feſt für's ganze Leben, da gilt kein Widerſtreben und keine Wahl. Auch paßt ein Solcher für nichts Anderes mehr, und ſollte auch wohl ſich auf nichs Anderes mehr einlaſſen wollen.»

Nicht ſowohl dieſe Erklärung, als die Art, mit der ſie ihm gemacht wurde, fiel Ferdinanden ſehr unangenehm auf, er verließ früh die Geſellſchaft und eilte in ſeine Wohnung. Briefe, die er zu Hauſe antraf, ließen ihn ſeinen Unmuth jedoch bald vergeſſen. Sie beſtätigten die wichtigen politiſchen Neuigkeiten, die man ſeit einigen Tagen im engſten Vertrauen einander zugeflüſtert; von vielen Seiten erhielt er Nachrichten von großen, wenn gleich bis jetzt noch geheim gehaltenen Zurüſtungen und Verbindungen, zum gewaltigen Kampf. Neues, friſches Jugendleben durchglühte dabei ſeine Bruſt, ſeine Phantaſie erfüllte ſich mit Bildern von einem glorreichen thatenvollen Daſeyn, das ihm nun bald aufgehen ſolle, und ſo wie nur die Morgenſtunde ſchlug, in welcher Emilie ihm ſichtbar werden konnte, eilte er zu der Geliebten, ſeine freudigen Erwartungen ihr mitzutheilen. Sein geſtriger Unmuth blieb vergeſſen, wie ſeine geſtrigen Pläne, an deren Ausführung für jetzt ohnehin nicht mehr zu denken war.

Weit früher als gewöhnlich, fand er Emilien völlig angekleidet, in voller Arbeit vor einem Tiſche, auf welchem ſeidne Stoffe, Flor, Flittern, Perlen, Stickereien, Theaterſchmuck aller Art, hoch aufgethürmt durcheinander lagen. Drei der widerwärtigſten Theaterkreaturen, die Ferdinand nie zuvor bei Emilien geſehen, waren ihr zur Seite, in ernſter tiefer Beſchäftigung mit allen dieſen Herrlichkeiten.

«Willkommen zur guten Stunde!» rief Emilie ihrem Freunde entgegen, ſo wie ſie ſeiner anſichtig wurde. «Sie kommen recht erwünſcht, um uns mit Ihrem anerkannt feinen Geſchmack in einer wichtigen Angelegenheit beizuſtehen. Donna Diana braucht ein verführeriſches Negligee, wir haben einen eigenliebigen ſtolzen Prinzen zu beſiegen, wenigſtens gilt Don Ceſar für einen ſolchen, und das iſt kein kleines Unternehmen; da darf nichts Gemeines, nichts Unächtes erſcheinen, nichts, das nicht mit erprobtem Schönheitsſinn angeordnet wäre.»

Die drei Theaterdamen unterließen bei dieſen Worten nicht, Emilien mit einem Schwalle der allertrivialſten Schmeicheleien zu überhäuſen, und ſteigerten dadurch Ferdinand's unmuthigen Widerwillen faſt bis zum Unerträglichen. Er trat ſeitwärts in das entfernteſte Fenſter des Zimmers, und auf ein Zeichen, das er ihr gab, eilte Emilie ſogleich zu ihm hin.

In aller Kürze theilte er hier in wenigen geflügelten Worten der Geliebten mit, welche an Gewißheit grenzende Hoffnung einer nahen, alles bis jetzt ertragene Unheil ausgleichenden Zukunft ihm aufgegangen war, ſeit er ſie nicht geſehen. Seine Wange glühte, ſein Auge flammte, er drückte Emiliens Hand auf ſein in ſtolzer Freudigkeit hoch ſchlagendes Herz, während er, leiſe flüſternd, ihr es recht lebendig darzuſtellen ſuchte, welch ein Glück es ſey, den Tag noch zu

Ferdinand ſah mit einem ſeltſamen Gefühle ihr nach, wie ſie im Nu wieder mitten in Diskuſſionen über die Auswahl unter mehreren Farben ſich einließ, Drapperien, Federbüſche und Koſtüme abhandelte. Bruchſtücke aus Rollen, Parodien und Theatergeſchichten miſchten ſich im bunteſten Wirbel in ihre Unterhaltung mit den drei Damen. Ferdinand hielt es für das Beſte, ſich zu entfernen, um am nächſten Tage wieder zu kommen.

Doch leider fand er am andern Morgen alles genau ſo, wie er Tags vorher es verlaſſen, dieſelbe frivole Beſchäftigung und die nämliche unleidliche Geſellſchaft, durch einige elegante Nähjungfern vermehrt. Emilie war noch heiterer, als am vorhergehenden Morgen, denn ihre Arbeit ſchien ihr zu gelingen. Scherze, luſtige Anſpielungen, witzige Einfälle folgten einander mit Blitzesſchnelle, ſie war wirklich in dem Moment höchſt reizend, Ferdinand fühlte das wohl, der neue Zauber, den ſie um ſich her zu verbreiten wußte, verfehlte nicht, ihn zu ergreifen, aber er hatte dennoch keine Freude an dieſem ihm ungewohnten Treiben, bei dem ihm eigentlich recht unheimlich ward, faſt wie ſonſt, wenn Wallers Gegenwart ihn drückte.

«Wird das Alles noch lange währen?» fragte er endlich.

«Damit iſt es, wie mit der Höhe des Berges Sinai, man weiß es nicht,» rief lachend Emilie, warf ihm einen Kuß zu, indem er, ſeines Unmuthes nicht länger Meiſter bleibend, zum Fortgehen ſich anſchickte, machte aber nicht den kleinſten Verſuch, ihn zum Dableiben zu bewegen.

War das Emilie! ſprach Ferdinand zu ſich ſelbſt, als er von ihr ging in dieſen Tagen, in denen die Morgenhelle einer großen kommenden Zeit meine ganze Seele durchleuchtet, beſchäftigen ſie Putz und Tand ſo ausſchließend, daß keine Stunde ihr bleibt, um mich zu hören, wenn ich mein von großen Empfindungen und Gedanken überſtrömendes Herz vor ihr ausſchütten möchte! Er erinnerte ſich, wie ſie noch vor Kurzem ihm zuweilen verbot zu kommen, weil ſie ihre Rollen lernen müſſe, und dennoch ihn ſchalt, wenn er dem Verbote Gehorſam leiſtete, und wie ſie ihm geſtanden, daß ſie ſich gewöhne, drei Stunden früher als ſonſt dem Schlafe zu entſagen, um nur die Abende, an denen ſie nicht auf der Bühne erſcheinen mußte, ihm frei zu erhalten; er gedachte alles deſſen, wie etwas lange Vergangenen, und ein tiefer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt.

Treue innige Liebe und ernſte Beſchäftigung mit Vorbereitungen für eine noch ernſtere Zukunft, ließen indeſſen den in ihm aufkeimenden Unmuth nicht feſtere Wurzeln ſchlagen. Nicht ſowohl die Vernachläſſigung ſeiner ſelbſt hatte ihm wehe gethan, ſondern vielmehr die Kälte, mit der Emilie über das, was in dieſem Moment ihm das Wichtigſte ſchien, verwundete ſein Gemüth am empfindlichſten. Er begriff nicht, wie ein wahrhaft großes Herz, ſelbſt in einer weiblichen Bruſt, kalt bleiben könne, ſobald es der Befreiung des Vaterlandes von fremden ſchimpflichen Ketten galt, und eilte, ſich in einen Strudel von Arbeiten zu ſtürzen, um nur nicht ferner darüber nachdenken zu müſſen. Er fing an, emſiger als je, ſeine eigenen Angelegenheiten noch vor dem Ausbruche eines Kriegs zu ordnen, deſſen Dauer nicht vorher berechnet werden konnte, und einige kleine Reiſen in die nächſten Umgebungen der Reſidenz, die er deshalb unternehmen mußte, verhinderten ihn mehrere Tage lang Emilien zu ſehen. Dieſes Entbehren konnte nicht verfehlen, die Sehnſucht nach ihr von Neuem in ihm zu erwecken, jedes Gefühl des Unmuths entſchlummerte in ſeiner Bruſt, als er heimkehrend die Thürme der Reſidenz wieder von fern erblickte. Er erinnerte ſich, daß eben am heutigen Abende eine zwiſchen ihm und Emilien oft beſprochene Darſtellung des Taſſo gegeben werden ſolle, in welcher ſie neben einem fremden Schauſpieler von bedeutendem Rufe als Prinzeſſin auftreten werde, und er wandte alles an, um wenigſtens früh genug anzulangen, damit er dieſem Triumph der Geliebten noch beiwohnen könne. Unerachtet der möglichſten Eile war es indeſſen doch ſpät geworden, der erſte Akt des Meiſterwerks war vorüber, der zweite angefangen, als Ferdinand das Schauſpielhaus betrat; alle Logen waren bis zum Erdrücken von einer ſchauluſtigen Menge gefüllt, die hauptſächlich der Wunſch herbeigezogen hatte, den berühmten Gaſtſpieler zu ſehen; und Ferdinand, bei der Unmöglichkeit, bis zu ſeinem gewohnten Platze zu gelangen, blieb ganz Auge und Ohr, in einer der vom Theater entfernteſten Logen ſtehen. Jetzt begann der dritte Aufzug und jetzt erſt erblickte Ferdinand Emilien. Ihre melodiſche Stimme, ihre glänzende Schönheit, die unnachahmliche Kunſt, mit der ſie die harmoniereiche Sprache des Dichters ſich anzueignen wußte, riß alles zum rauſchendſten Beifall hin. Entzückt, begeiſtert hing Ferdinands Auge an der Geliebten; doch von ungefähr ſtreifte es an dem Platze vorüber, den er gewöhnlich einzunehmen pflegte, ein Fremder von hoher ſchöner Geſtalt ſtand, über Alle hervorragend, faſt iſolirt an demſelben und Ferdinand glaubte ſogar zu ſehen, wie Emiliens Blicke dieſen einigemal aufzuſuchen ſchienen. Vergebens flüſterte ſein guter Genius ihm zu, ſie ſucht dich an der gewohnten Stelle, der alte Unmuth erwachte wieder, begleitet von einem eigenen vorahnenden Gefühle, das immer lauter ward, je öfter er den Fremden mit ſeinen Blicken aufſuchte; und als endlich Taſſo auftrat, die ſchöne Zauberwelt in ſeinem Gemüthe bejammernd, von der er wähnte, daß ſie jetzt vor ſeinem klar gewordenen Sinn in nichts ſich auflöſe, als er mit dem Ausdruck des höchſten Schmerzes ausrief:

Auch ſie! auch ſie! Entſchuldige ſie ganz,
Allein verbirg' dir's nicht: auch ſie! auch ſie!

da ertrug Ferdinand es nicht länger. Noch einmal blickte er zu dem Fremden hin; weit, weit vor ihm, ihr ganz nahe, ſtand jener im hellſten Lichte des Proſceniums; eine kalte Hand preßte Ferdinanden das Herz zuſammen, indem er die Dunkelheit bemerkte, die ihn ſelbſt umgab, ihm wurde, als ſey er von nun an ihr nicht minder fern, als alle die Uebrigen um ihn her; er eilte fort; die Sterne, die Bäume, alles was er erblickte, ſchien mit Klagetönen ihm zuzurufen: Auch ſie! Auch ſie!

Die Stille der Nacht beſchwichtigte endlich den Sturm in ſeinem Gemüthe, ſein beſſeres Selbſt erwachte, und lehrte ihn, ſich eines im Grunde lächerlichen, eigentlich auf Nichts fußenden Anfalles von Eiferſucht zu ſchämen. Er gelobte ſich ſelbſt, in Zukunft duldſamer gegen die Geliebte zu ſeyn, deren Stellung in der Welt es ihr zur Pflicht machte, Allen gefallen, Alle bezaubern zu wollen. So früh er am andern Morges konnte, eilte er zu Emilien, um ein Unrecht ihr abzubitten, von dem ſie nicht einmal wußte, daß er ſich deſſen ſchuldig gemacht habe. Im

Vorzimmer eilte Nanny, Emiliens Kammermädchen, weinend an ihm vorüber, ohne ihm Rede ſtehen zu wollen; Ferdinand begann ſchon ein Unheil zu ahnen, das die Geliebte betroffen, und zwiefaches Schrecken ergriffen ihn, als er die Thüre ihres Wohnzimmers öffnete, und ſie bleich, entſtellt, allem Anſcheine nach krank, auf dem Sopha liegen ſah.

Ehe er noch eine Frage an ſie wagte, wollte er ſelbſt hinweg eilen, um den Arzt herbei zu holen, doch Emilie rief ihn zurück.

«Ich bin nicht krank,» ſprach ſie, «nur verſtimmt, nur verdrießlich, nur ärgerlich zum Sterben, und habe wahrlich auch Grund dazu. Aergeres, wie mir, iſt noch keinem widerfahren! Du ſelbſt warſt Zeuge, mit welcher Sorgfalt ich meinen Anzug für die Donna Diana vorbereitete, auch war es mir gelungen, das eleganteſte, kleidſamſte und dabei doch recht fürſtlich-würdigſte Negligee, für die ſo ſchwierige Scene in der Laube zu erſinnen. Ich wollte, du hätteſt mich darin geſehen, als ich es anverſuchte! und nun, Ferdinand, denke dir mein Entſetzen! Daß ich fähig war, weiter zu ſpielen, iſt der höchſte Beweis meines Talents, den ich bis jetzt noch abgelegt habe; denke dir, Geliebteſter, wie mir ward, als geſtern die unerträgliche Kramer, als Leonore Sanvitale, mir in der erſten Gartenſcene genau ſo gekleidet entgegen tritt, wie ich nächſtens in der Donna Diana es ſeyn wollte. Die kleine la Croix, der ich das Kleid zu nähen gab, hat mich verrathen, ſie ſoll es entgelten und Nanny auch, die mit im Komplotte war — — —»

«Emilie!» unterbrach ſie Ferdinand mit einem ganz ſeltſamen Tone.

«Sey ruhig,» ſprach Emilie weiter, «die Kramer triumphirt nicht. Ein Gott hat es mir eingegeben, ich zerſchneide meinen neuen türkiſchen Shawl; ich bin mit mir ſelbſt ſchon im Klaren, die zweite Erfindung des Gewandes ſoll an Eleganz die erſte bei weitem übertreffen; aber verdrießlich bleibt dieſe Geſchichte denn doch.»

«Welcher Theater-Dämon hat denn in dieſer Zeit allen Unfug, der je zwiſchen den Kuliſſen ausgebrütet worden, über dich ergoſſen, und dich faſt bis zum Unkenntlichen deinem Freunde entſtellt!» nahm mit mächtiger Stimme jetzt Ferdinand das Wort. Er fühlte ſich um ſo erzürnter, und auch betrübter, je kleinlicher und unbedeutender der ganze Vorfall ihm erſchien, der Emilien auſſer ſich geſetzt hatte.

«Ich bitte dich,» erwiederte ziemlich empfindlich Emilie, die noch immer in einer etwas aufgeregten Stimmung ſich befand, «ich bitte dich, unternimm es nicht, über ein Gefühl abſprechen zu wollen, von dem du keinen Begriff haben kannſt. Du kannſt es unmöglich faſſen, wie viel mir daran liegen muß, den erſten günſtigen Eindruck mir zu bewahren, und das Feld zu behaupten. Die Kramer iſt hübſch, iſt eine ganz neue Erſcheinung, die Gunſt des Publikums etwas ſehr Wankelmüthiges; wie nothwendig aber dieſe Gunſt meiner Kunſt und folglich auch meinem Leben iſt, das kann ich dir freilich nicht deutlich machen.»

Es war zum erſtenmale, daß Emilie es ausſprach, wie bei aller Liebe, die ſie für Ferdinand im Herzen trug, ſie ſich dennoch als ein von ihm getrenntes Weſen betrachte, ſobald er dem gegenüberſtand, was ihre Kunſt von ihr erheiſchte. Es verletzte ihn tief, aber er wußte in ihrer Gegenwart dieſes zu verbergen, und als er von ihr wieder entfernt war, brachte ein mit gewinnender Zartheit ſie entſchuldigendes Liebe athmendes Briefchen von ihrer Hand, ihm bald das gewohnte Gleichgewicht wieder. Aber es zerſtörte nicht zugleich die ihm immer deutlicher werdende Ueberzeugung, daß Emiliens Kunſt ſeiner Liebe ein weit gefährlicherer Nebenbuhler ſey, als alle Waller's der Welt. Der Wahn, als könne Emilie ungeſtraft ihr Daſeyn zwiſchen ihrer Liebe und ihrer Kunſt theilen, löſte ſich immer mehr vor ſeinem, durch die letzten Erfahrungen klarer gewordenen Blick, in ein ſchönes aber trügeriſches Nebelgebilde auf; und immer deutlicher ward es ihm, daß ſie den Verſuch aufgeben müſſe, ihrer beider Exiſtenz auf ſo traurige Weiſe zerſtückeln zu wollen.

Weniger leidenſchaftlich, aber feſter und beſtimmter, als an jenem Abende, da er im wilden Wahnſinn der Verzweiflung zu Emiliens Füßen ſank, fühlte er in ſeinem Herzen die klare Ueberzeugung, daß ſie, durch geſetzliche Bande ihm vereint, auch vor den Augen der Welt Leid und Freude, Ehre und Namen mit ihm theilen müſſe, wenn nicht er ſowohl als auch ſie am Ende in Zwieſpalt und Unſicherheit untergehen ſollten. Er verbarg ſich die Größe des Opfers nicht, das

Emilie ihm bringen mußte, indem ſie den ganzen Zweck ihres bisherigen Strebens hingab. Ihm ſelbſt that das Herz weh, wenn er es ſich dachte, wie er hinfort dem Glück entſagen müſſe, ſeine ſchöne Geliebte in der blendenden Glorie ihrer Kunſt mit dem Bewußtſeyn zu ſehen, daß ſie doch nur ihm allein angehöre. Aber in der Tiefe ſeines Gemüthes erhob ſich laut und dringend die Stimme der Nothwendigkeit, und er beſchloß, alles daran zu ſetzen, um Emilien ſeinen jetzigen Anſichten zu gewinnen, und dadurch ihr, wie ſich ſelbſt, ein durch keine Halbheit getrübtes Daſeyn zu ſichern.

Er nahm ſich vor, das, was er einmal beſchloſſen, raſch und beſonnen auszuführen, und die erſte dazu ſchickliche Stunde zu benutzen, um der Geliebten das Wiederaufleben ſeines ihm früher verweigerten Wunſches an das Herz zu legen, von allen Gründen unterſtützt, die ſeine Liebe wie ſein Verſtand ihm eingeben konnten. Doch Zufälligkeiten, die ſich nicht im Voraus berechnen ließen, verhinderten ihn mehrere Tage lang, dieſen Entſchluß in's Werk zu ſtellen.

Eine Stille war jetzt in das öffentliche Leben getreten, ähnlich der, welche kurz vor dem Ausbruche des Sturms die Wogen ebnet; der kundige Schiffer erkennt und benutzt ſie zu Vorbereitungen gegen das nahende Unheil. Bei dem tiefſten Ernſt im Herzen, zeigte jedermann ein völlig unbefangenes Geſicht. Hof und Stadt belebten glänzende Feſte, zu denen die Vermählung einer Prinzeſſin des regierenden Hofes die nächſte Veranlaſſung lieh. Eine Menge, durch Rang, Anſehen, oder einem ihnen vorangegangenen bedeutenden Ruf ausgezeichneter Fremden, ſchien der Zufall nur darum in der Reſidenz vereinigt zu haben, um dem geſelligen Treiben neues Leben zu verleihen. Ferdinand's Verhältniſſe erlaubten ihm nicht, ſich bei dieſer Gelegenheit in Dunkelheit zurückzuziehen, auch wollte er dieſes nicht zu einer Zeit, in welcher oft, mitten im anſcheinend luſtigen Gewühle, ein ernſter tiefer auf das zunächſt Bevorſtehende Bezug habender Sinn, ihm gerade da entgegen trat, wo er dieſes am wenigſten vermuthet hatte.

Unter allen den mannichfaltigen neuen Geſtalten, die dem Auge des Beobachters ſich entgegen drängten, ragte eine einzige, gleich einem koloſſalen Rieſenbilde, über alle übrige hoch empor; eine Erſcheinung, die ſowohl durch perſönliche Vorzüge, als durch tauſend auffallende Sonderbarkeiten die Augen auf ſich ziehen mußte, und es ſichtbarlich auch wollte. Es war Graf Felix Colotinsky, der Sohn eines ehemaligen polniſchen Magnaten, von unermeßlichem Reichthum. Von Jugend auf hatte er meiſtens auf Reiſen gelebt; Monate, beinahe Jahre lang, war er zuweilen in Städten geblieben, wo er bei ſeiner Ankunft nur wenige Stunden hatte verweilen wollen; an andern Orten reiſ'te er oft in dem Augenblicke wieder ab, in welchem eine mit Mühe und bedeutendem Aufwande auf lange Zeit für ihn eingerichtete Wohnung zu ſeinem Empfange fertig geworden war. Ein ſehr wechſelnder Ruf ging überall ihm voran; bald nannte das Gerücht ihn einen ausgemachten Narren, bald erhob es ihn zum Halbgott; bald galt er für enthuſiaſtiſch und ſentimental, bald ſchien er mit Allem, ſogar dem Heiligſten, ein freches übermüthiges Spiel treiben zu wollen, von dem man ſich ſchaudernd abwenden mußte.

So ſtand dieſer ſeltſame Menſch unverſtanden, ungeliebt, aber dennoch allein herrſchend, in jedem Kreiſe, den er um ſich zuſammen zog; er vereinte die ſeltſamſte Miſchung von einander widerſtrebenden Eigenthümlichkeiten und Eigenſchaften. Ob er dem reifen Mannesalter ſich nähere, oder noch in der Blüthe der Jugend ſtehe, war ſchwer zu entſcheiden: aus dem dunkeln rollenden Feuerauge blitzte oft ächt jugendliches Verlangen unter den ſcharf gezogenen, etwas tiefen Augenbogen, und doch ſchien der durchdringende Blick auf mannichfaltige große Erfahrungen zu deuten. Der faſt gewaltſam geſchloſſene, fein geſchweifte Mund, trug den Ausdruck glücklich beſiegter, aber heftiger Schmerzen; und doch umſpielte ihn oft kaltes, ſeltſames, beinahe ironiſches Lächeln. Sein Gliederbau war groß und gewaltig, faſt athletiſch zu nennen, aber eine ihm eigene Anmuth und Grazie begleitete jede ſeiner Bewegungen. Er wäre in den glänzendſten Frauenkreiſen als unbeſtrittener Sieger aufgetreten, hätte der Stolze nicht zu deutlich merken laſſen, daß er ſolche Siege verſchmähe, die ihm leicht werden zu wollen ſchienen.

Uebrigens war das Aufſehen, das er überall erregte, ihm augenſcheinlich ein wahres Bedürfniß; alles um ihn und an ihm war darauf berechnet, die prächtig gekleidete zahlreiche Dienerſchaft, die mit faſt orientaliſcher Pracht ihn umgab, die Menge glänzender Equipagen, ſchöner Pferde und Hunde. Auch unternahm er ſelbſt mancherlei, um die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen; er fuhr im Luftballon den Sternen zu, oder rutſchte auch auf einer Draiſine mühſelig einher; kaufte Koſtbarkeiten, die er im nächſten Moment an ihm ganz gleichgültige Perſonen verſchenkte, und beging tauſend Thorheiten. Die ihm angeborne edlere Natur hielt ihn aber ſtets fern von allem Gemeinen, vielleicht ohne daß er ſich deſſen bewußt war; er hatte ſogar Augenblicke, in denen ſein Geiſt ſo klar, ſo göttergleich über eine Alltagswelt ſich erhob, daß ſelbſt die, welche ihm am wenigſten wohl wollten, ihm bewundernd huldigen mußten.

Ferdinand hatte dieſe auffallende Geſtalt in der Geſellſchaft zwar bemerkt, wie das denn auch nicht anders ſeyn konnte, aber er war ihr faſt gefliſſentlich ausgewichen. Auf den erſten Anblick hatte er in dem Grafen jenen Fremden wieder erkannt, den er bei der Vorſtellung des Taſſo an ſeinem Platz erblickt, und der ſchon damals einen unheimlichen, widerwärtigen Eindruck auf ihn machte. Die Erinnerung an jenen Abend, die Beſorgniß, daß Colotinsky als Pole ſich wahrſcheinlich auf die Seite des allgemeinen Feindes hinneige, und ſogar durch heimliches Auskundſchaften der guten Sache gefährlich werden könne, eigneten ſich nicht dazu, dieſen erſten Eindruck zu mildern. Und nun mußte er an dem erſten freien Abende, den es ſeit langer Zeit ihm gelang, bei Emilien zuzubringen, denſelben Mann, den er ſo abſichtlich vermieden, bei der Geliebten treffen; und zwar auf dem Fuß eines alten Bekannten, der nicht geſonnen ſchien, einem Andern ſo bald zu weichen.

Ein ſtechender Schmerz benahm ihm bei Colotinsky's Anblick Luſt und Athem; ein dumpfes peinigendes Gefühl, wie von einem großen Unrecht, das ihm geſchehen ſey, hemmte ihm die Sprache und raubte ihm die ſonſt ihm eigene Geiſtesgegenwart. In ſeltſamer Bewußtloſigkeit begrüßte er Emilien und den Grafen, und ſetzte ſich neben beide hin, ohne jedoch an ihrer wirklich geiſtreichen Unterhaltung den mindeſten Antheil zu bezeigen. Ohne alle Weigerung folgte er endlich dem Allbewunderten, als dieſer aufſtand, und Ferdinanden daran erinnerte, daß es Zeit ſey, ſich auf das Schloß zu begeben, wohin ſie beide zur Abendtafel geladen waren.

Nach einer in dumpfem Unmuth über ſich ſelbſt durchwachten Nacht, ging Ferdinand am folgenden Morgen hinaus, um im Frühlingsſonnenſchein unter eben knoſpenden Bäumen, ſich einigermaßen zu erholen und zu beruhigen. Eine Menge feſtlich geputzter Leute, die an ihm vorüber eilten, erinnerten ihn durch ihren Anblick, daß er geſtern von einer, für dieſen Morgen beſtimmten Luſtbarkeit gehört habe, nur hatte er völlig vergeſſen, von welcher Art dieſe ſeyn und an welchem Orte ſie ſtatt haben ſolle. In dem Augenblicke rauſchten ein Paar Dienſtmädchen mit einem halberwachſenen Knaben an ihm vorüber.

«Mach' fort, Fritz,» ſprach das eine der Mädchen, wir kommen ſonſt zu ſpät und kriegen nichts mehr zu ſehen.»

«Ach was! damit hat's keine Noth,» antwortete der Knabe, «die Mamſell Lichtfeld iſt noch nicht da, und eher darf kein Pferdeſchwanz aus dem Stalle. Der polniſche Graf hat das ſeinen Leuten wohl zehnmal ſelbſt anbefohlen, der Herr Stalljunge mit der bunten Jacke hat es mir geſagt, und der muß es ja am beſten wiſſen.»

«Ach ich möchte wohl ſo eine Mamſell ſeyn, die die vielen Pferde ſo in Trab ſetzen kann, wenn ſie will!» ſetzte der Knabe hinzu.

«Und die vielen Grafen dazu,» lachte das Mädchen, indem ſie vorwärts eilten.

Empört im tiefſten Grunde der Seele, eilte Ferdinand jetzt ebenfalls weiter, denn plötzlich war er es ſich deutlich bewußt worden, daß an dieſem Morgen ein Pferderennen nach engliſcher Art ſtatt finden ſolle, an welchem der reiche Pole den bedeutendſten Antheil nehmen mußte, indem niemand ſchönere Pferde beſaß als er. Auch flogen in dem Augenblicke, da er an dem zum Wettrennen beſtimmten Platze anlangte, einige wunderſchöne engliſche Renner an ihm vorüber, die er ſogleich für das Eigenthum deſſelben erkannte. Zu jeder andern Zeit würde das Schauſpiel, das hier bereitet war, ihn ſehr angezogen haben, doch dieſesmal ſuchte ſein Auge unter der Menge von

Zuſchauern nur die Geliebte, und fand ſie auch bald an der Seite einer ihrer Bekanntinnen, in einem der vielen Wagen, die angefüllt mit Damen an einer Stelle hielten, wo man alles bequem überſehen konnte. Graf Colotinsky hielt unſern Emilien auf einem prächtigen wildſchnaubenden Araber, er nahte ſich ihr von Zeit zu Zeit, um ihr ein paar Worte zu ſagen, während ihr ſtrahlendes Auge an dem lebensreichen, flüchtig-ſchönem Schauſpiele mit unverhehlter Freude hing, und den pfeilſchnell an ihr vorüber eilenden herrlichen Thieren, mit einer Art von Begeiſterung folgte.

Ferdinand wandte den Blick jetzt ſeinen eigenen nächſten Umgebungen zu, und fand ſich mitten unter Freunden und Bekannten, von denen aber kein einziger ihn anredete; Vieler Blicke waren feſt auf Emilien gerichtet.

„Qui va à la chasse perd sa place! garde à vous, mon cher!“ ſchnarrte endlich ein alter Wüſtling, unter überlautem frechen Gelächter ihm entgegen. Ferdinand fuhr zuſammen, faßte ſich aber bald wieder, grüßte verbindlich die ihm zunächſt Stehenden und ging dann, da das Rennen eben beendigt war, mit erzwungener Faſſung auf Emilien zu.

«Ich darf doch dieſen leeren Platz einnehmen?» fragte er, indem er, ohne die Antwort abzuwarten, oder die Equipage und die Livree der zu ihr gehörenden Dienerſchaft zu betrachten, den Schlag des Wagens öffnete, und ſich den beiden Damen gegenüber ſetzte. «Nach Hauſe doch wohl?» fragte er nochmals, und rief auch ſogleich dem Kutſcher zu, «nach Hauſe, vorwärts! fort!»

Die Pferde zogen an, doch im nämlichen Augenblick hielt auch der polniſche Graf neben Emilien, der in einiger Entfernung mit einem Bekannten im Geſpräch geweſen war. Er legte die Hand auf den Schlag, Ferdinand's Auge folgte dieſer Bewegung und erkannte nun zu ſeinem nicht geringen Schrecken Colotinsky's Wappen auf demſelben.

«Dank Ihnen, Graf Hochburg,» hob dieſer jetzt, ſeltſam lächelnd, an, daß Sie ſelbſt meine Unart gut machen wollen; ich ſah ſie zu Fuß, und zögerte, unſere ſchöne Freundin um die Erlaubniß zu erſuchen, Ihnen dieſen Platz anbieten zu dürfen.»

Eine wahrſcheinlich beleidigende Antwort, auf dieſe ziemlich ironiſche Anrede, ſchien in dieſem Augenblicke auf Ferdinand's Lippe zu ſchweben; doch Emilie bemächtigte ſich mit vieler Geiſtesgegenwart des Geſprächs, und wußte, während des kurzen Wegs bis zu ihrem Hauſe, die beiden wild erregten Gemüther ſo zu beherrſchen, daß die äuſſere Ruhe durch nichts unterbrochen ward. An der Thüre ihrer Wohnung ſchwang Colotinsky ſich vom Pferde, und machte Miene, ſie mit ritterlicher Galanterie bis an ihr Zimmer führen zu wollen; doch ſie verbat dieſes ſehr ernſtlich, und nahm von ihren beiden Begleitern Abſchied, denn ſie wagte nicht, mit Ferdinanden hier eine Ausnahme machen zu wollen, von der ſie gewiß war, daß Colotinsky nicht ermangeln würde, ſie auch auf ſich ebenfalls auszudehnen.

Ferdinand und der Pole trennten ſich gleich darauf mit kalter Höflichkeit, und jeder von ihnen ging allein ſeinen Weg; Ferdinand in der gewiſſen Ueberzeugung, in der nächſten Stunde eine Ausforderung zu erhalten. Er war es ſich bewußt, Colotinsky beleidigt zu haben, und rechnete deſſen bisheriges höfliches Betragen ſeinem feinen Takte zu, der ihm als einem Mann von Welt nicht erlauben konnte, in Gegenwart einer Dame dieſe Beleidigung zu rügen. Er zweifelte indeſſen nicht daran, daß dieſes ſchonende Benehmen jetzt ſehr bald einer raſcheren Handlungsweiſe weichen dürfte. Doch der Tag verging, ohne daß etwas von dem, was Ferdinand erwartete, erfolgt wäre. Der Abend kam heran, mit ihm die Zeit, in der er für das letzte und glänzendſte der durch die fürſtliche Vermählung herbei geführten Hoffeſte ſich ankleiden mußte, und abermals war ein Tag vorüber, an welchem Ferdinand's wild aufgeregtes Gemüth ihn davon abgehalten hatte, ſich wie ſonſt der noch immer innig Geliebten mit herzlicher Offenheit zu nahen.

Das Feſt dieſes Abends beſtand in einem glänzenden Maskenball am Hofe, zu welchem die Einladungen nur mit großer Auswahl vertheilt worden waren. Die den Tanzſal umgebende Gallerie, war für Zuſchauer aus den höheren Ständen eingerichtet, auch Emilie hatte Billette zu dieſer erhalten, und einen ziemlich in die Augen fallenden Platz eingenommen, von dem ſie ernſten Blickes in das unter ihr wogende glänzende Getümmel hinabſchaute. Die mannigfaltigen Gruppen, ſcheinbar aus allen Völkern der Erde in ihrer auffallendſten Nationaltracht zuſammen gebracht, die hier ganz ungeſucht in maleriſchen Stellungen ſich bildeten, mußten den Beobachtungsgeiſt der Künſtlerin erregen und befriedigen. Mit wahrer Freude bewunderte ſie die vielen ſchönen, prächtig gekleideten Frauen, und den gebildeten Geſchmack, mit dem jede die ihr vorgeſchriebene Tracht ihrer Individualität anzupaſſen, und ſelbſt dem ſcheinbar Unkleidſamen, Anmuth und Würde zu verleihen gewußt hatte. Doch endlich nahm eine einzelne, ſeltſame Erſcheinung ihre Aufmerkſamkeit ausſchließend in Anſpruch.

Ein prächtig gekleideter indianiſcher Zauberer bewegte ſich durch die ihn umgebende Menge, und dieſe ganze feenartige Welt ſchien in dem Augenblicke nur durch die Gewalt ſeines mächtigen Stabes hervorgerufen und geordnet zu ſeyn, ſo ſicher, ſo treu in Haltung und Ausdruck, wußte er die Rolle, die er ſich gewählt, aufzufaſſen und durchzuführen. Es war Colotinsky, darüber blieb kein Zweifel möglich. Jetzt trat er mit der ſchönen Fürſtenbraut in die glänzenden Reihen, um mit ihr den phantaſtiſchen Tanz ſeines Volkes, den Maſureck, anzuführen. Immer ſeiner Rolle getreu bleibend, flog er mit dämoniſcher Gewandtheit, gleich einem Weſen aus andern Sphären, um das den ſüßen Träumen der Kindheit ſich eben entwindende, anmuthige Weſen. Die ſchüchterne und doch würdevolle Haltung der jungen Prinzeſſin bildete mit den kühnen, fremdartigen und dennoch graziöſen Wendungen ihres faſt koloſſalen Tänzers einen auffallenden, aber ſehr reizenden Kontraſt.

Mit der Begeiſterung einer Künſtlerin, vor deren Augen ein ausgezeichnetes Kunſtwerk ſich entfaltet, ſah Emilie dem lebensvollen Schauſpiele zu, ohne den Blick davon abzuwenden. Jetzt aber war der Tanz beendet und jetzt erſt wurde ſie Ferdinanden gewahr. Ohne alle Theilnahme an dem, was um ihn her vorging, ſtand er unten im Saal, an eine Säule gelehnt, ihr gegenüber; ſie glaubte faſt ſchmerzlich es zu fühlen, wie ernſt-trübe ſein durchdringender Blick an ihr haftete. Die ſchöne Tempelherren-Kleidung, die er ſich erwählt hatte, gab ſeinem ganzen Weſen etwas ungewohnt Kräftiges und Entſchiedenes; mit beinahe richtendem Ernſte ſtand er in der edeln farbloſen Tracht, mitten in der bunt ihn umfluthenden, flimmernden Menge.

Zum erſtenmal that ſein Anblick Emilien nicht wohl; ſowohl heut, als alle die zunächſt vergangenen Tage hatte ſie vergeblich auf eine einſame trauliche Stunde mit ihm gehofft, die alles ſchlichten und jedes mögliche Mißverſtehen beſeitigen ſollte. Jetzt, da ſie ihm ſo nah und doch auch ſo fern ſich ſah, überſchlich eine eigene traurige Beklemmung ihr Gemüth; alle Freude, die ſie bis jetzt an dem fröhlichen Gewühle gefunden, ſchwand plötzlich dahin, der Glanz der Kronleuchter verwundete ihr Auge mit ſtechendem Schmerz, die Muſik weckte in ihr eine quälende Unruh, und ſo entſchloß ſie ſich plötzlich, ſich nach Hauſe zu begeben, obgleich es noch ſehr früh, und die Luſt eben erſt im Beginnen war.

Ferdinand ſah ſie fortgehen, und ein unwiderſtehlicher Trieb, ihr zu folgen, bemächtigte ſich ſeiner; auch er war bedrückt und trübe; ihm war, als habe er ein Unrecht ihr abzubitten, und die Sehnſucht, dieſes ſogleich thun zu dürfen, ließ ihm keinen Augenblick Raſt und Ruh. Bis zu der bald nach Mitternacht angeſetzten Abendtafel, bei der er nicht wohl fehlen durfte, war es noch über zwei Stunden hin; und da die Geſellſchaft durch mehrere Säle und Zimmer ſich verſtreute, ſo durfte er erwarten, von niemanden vermißt zu werden. Er konnte den Gedanken, ſich zu Emilien zu ſchleichen, unmöglich aufgeben, da er ihn einmal aufgefaßt hatte, und es gelang ihm endlich, ihn glücklich auszuführen. Freilich koſtete es einige Müh', eh' er durch eine Menge von Masken ſich durchwinden konnte, die ihn mit ihren, zum Theil albernen Späßen verfolgten und aufhielten; doch endlich war auch dieſes überwunden; in ſeinen großen Mantel gehüllt, ſaß er in dem erſten beſten Fiaker, den er vor dem Schloſſe gefunden, und blickte bald darauf zu den hell erleuchteten Fenſtern der Geliebten hoffend hinauf.

Leiſe ſchlich er die Treppe hinan, leiſe öffnete er die Thüre zu Emiliens Wohnzimmer. Er ſah ſie an ihrem gewohnten Platz auf dem

Sopha ſitzend, und ihr gegenüber, ſchön wie ein Halbgott, in der fremden, ſeinen hohen edlen Wuchs maleriſch bezeichnenden Tracht, ſaß Felix Colotinsky. Gleich einem Starrſüchtigen blieb Ferdinand auf der Schwelle des Zimmers ſtehen.

Frei und gewandt wie ein Weltmann, mit raſcher Offenheit, wie einer, der weder Furcht noch Berückſichtigungen kennt, trat Colotinsky dem Regungsloſen entgegen.

«Ich ſehe,» ſprach er verbindlich in Ton und Anſtand, «ich ſehe mit Freuden, daß das nämliche Gefühl den Grafen Hochburg hierher zieht, welches auch mich in dieſen ächten Zauberkreis bannte, vor deſſen Wundern meine arme Kunſt ſich neigen muß, wie einſt die der ägyptiſchen Negromanten vor Moſes und Aaron. Ich ſehnte mich, wie ſie wahrſcheinlich auch, jenem unſeligen, ermüdenden Haſchen nach Geiſt dort drüben auf einige Minuten zu entfliehen, um hier ſicher zu finden, was dort vergebens geſucht wird; und nun wir zu Zweien ſind, werden wir unſerer ſchönen Freundin um ſo leichter die Erlaubniß abdringen können, hier ein wenig verweilen zu dürfen. Es thut mir unbeſchreiblich wohl, einmal wieder rein-geiſtig verſtanden zu werden, gönnen auch Sie mir dieſe ſeltene Freude, Graf Hochburg, kommen Sie, ſeyn Sie einmal recht menſchlich-liebenswürdig und gut, wie ich weiß, daß Sie es ſeyn können. Laſſen Sie uns in dieſem ſeltenen Zuſammentreffen die Welt, und ihre ſchreienden Extreme eine kleine Weile vergeſſen.»

Unter dieſen Reden hatte Colotinsky mit ſanfter Gewalt den noch immer verſtummenden Ferdinand zu Emilien gezogen; ein Blick auf ſie erinnerte dieſen, wie unmännlich es wäre, unter ihren Augen nur eine Spur des innern Zorns, der raſenden Glut blicken zu laſſen, die ihn verzehrten. Er verhielt ſich alſo ruhig und bemühte ſich ſogar in den Ton einzugehen, den Graf Colotinsky angegeben hatte.

Mehr bedurfte es nicht, um dieſen zu veranlaſſen, ſeine ganze Liebenswürdigkeit mit aller der ſchmeichelnden unnachahmlichen Gewandtheit zu entfalten, die den Vornehmeren ſeines Volkes faſt angeboren wird. Er, der an beinahe fürſtliche Pracht Gewöhnte, wußte mit der gewinnendſten Grazie ſich in Emiliens beſchränkte Hausordnung zu fügen, er ſchmeichelte ihr für ſich und Ferdinanden die Erlaubniß ab, an ihrer kleinen, durch den heutigen Ball ohnehin verſpäteten Abendmahlzeit Theil nehmen zu dürfen, und wußte während derſelben belehrenden Ernſt mit jugendfriſcher Fröhlichkeit und auch wohl ein wenig phantaſtiſcher Schwärmerei auf das Anmuthigſte im Geſpräch zu vereinen. Mit dem Anſtriche herzlicher unbefangener Offenheit ließ er in ſeinen Aeuſſerungen einen, weit über das Gewöhnliche hinausragenden Geiſt hindurch blicken, und erſchien dabei einfach und anſpruchslos, wie ein gut geartetes Kind.

Ferdinand fühlte ſich in ſeinem Herzen gezwungen, die gewaltige geiſtige Ueberlegenheit dieſes Mannes anzuerkennen; er hatte dieſe, nicht ohne Bezug auf Emilien, ſchon oft dunkel empfunden, obgleich er nie ſie ſich geſtanden, und daß er gerade in dieſer Stunde es mußte, erfüllte ihn mit Todesſchmerz. Seine Gedanken verwirrten ſich, ein bodenloſer Abgrund gähnte rings umher ihn an, ihm war, als habe er Emilien nie wirklich gekannt, nur von ihr geträumt; ihm war, als ſey er geſtorben, und ſitze nun, ſich ſelbſt bejammernd, neben ſeiner eigenen Leiche.

Nur einſilbig und verworren vermochte er zu antworten, wenn eben eine Frage an ihn gerichtet ward, und ſelbſt Emiliens liebevolle Beſorgniß um ihn, ging nicht minder klanglos an ihm vorüber, als des Polen geiſtreiche Reden.

Die Wanduhr meldete, daß nur eine Viertelſtunde bis Mitternacht noch übrig ſey, und: «jetzt iſt es Zeit, jetzt müſſen wir fort, in jene Hofſphäre wieder hinein,» ſprach, von Tiſche aufſtehend, Colotinsky: «gute Nacht, ſchöne Freundin, eigentlich ſollte ich ſagen, guten Tag, denn ſie haben heute meinem Leben einen neuen Morgen heraufdämmern laſſen, einen Frühlingsmorgen, voll Blüthen und Nachtigallen. Mögen die Götter Ihnen dafür eine fröhliche Stunde verleihen, ſo oft Sie ihrer bedürfen,» ſetzte er mit plötzlich verändertem bewegten Tone hinzu.

In der Thüre wandte er noch einmal ſich um; Ferdinand ſah, wie er Emilien mit brennenden Blicken betrachtete, er ſchauderte zuſammen, und wandte ſich raſch, um dem Grafen zu folgen.

«Ferdinand!» flüſterte Emilie ſo leiſe, ſo weich, ſo mit dem Tone inniger Liebe, es zog ihn zurück mit ſchmerzender Gewalt. Er ſtand vor ihr, ihre beiden Hände in den ſeinen. Schweigend hob ſie die ſchönen glänzenden Augen zu ihm auf, ſie wurden trüber und trüber, und floſſen endlich von Thränen über. Er hätte eine Welt geben mögen, ſich nur dieſesmal ausſprechen zu können, aber ſein böſer Genius band ihm die Zunge. Er konnte nichts als ihre Hand an ſeine Lippen, an ſeine Augen, an ſein ſtürmendes Herz drücken, und entfernte ſich.

Trübe ſinnend blieb Emilie jetzt mit ſich und dem Gefühle allein, das jeden überfällt, der, ſey es geiſtig oder körperlich, von einem Extreme zum andern geworfen wird. Colotinsky's geiſtreiche Unterhaltung hatte die Künſtlerin mit ſich fortgeriſſen, unwillkührlich war ſie mit jener ſchönen Wärme ihm gefolgt, die wir jedesmal empfinden, wenn uns ein Weſen von hohem geiſtigen Uebergewicht die Flügel leiht, um über die kleinlichen Qualen des Lebens hinweg, zu ungewohnter Höhe, gleichſam in eine ferne andere Welt uns zu erheben. Ein brennender, ihrem Kunſttalente nah verwandter Hang zum Ungewöhnlichen, lag in ihrer Seele; Colotinsky hatte dieſen befriedigt, indem er einen tiefen Blick in das Innerſte ſeines Gemüthes ihr vergönnte; er hatte ihr damit ein weites ungeheures Reich geöffnet, in welchem ſie wähnen mußte, als Herrſcherin gebieten zu können, ſo bald ſie es wollte.

Emilie war gewohnt zu glänzen, zu gefallen, zu gewinnen; doch ein Triumph gleich dieſem, über einen ſo allgemein anerkannten Verächter der Frauen, war ihr noch nicht geworden. Sie glaubte, ohne Vorwurf ſich des Sieges freuen zu dürfen, der ungeſucht ſich ihr geboten; und des Freundes mißmuthige Kälte dabei, fiel um ſo ſchmerzlicher ihr auf, da ſie die Urſache derſelben wohl errieth. Doch die Leichtigkeit, mit der Colotinsky jeden ihrer Gedanken glücklich aufzufaſſen, ſinnreich zu erwiedern verſtand, bemächtigte ſich ihrer unwiderſtehlich. Es war nicht ſowohl das Bewußtſeyn zu gefallen, wovon ſie hingeriſſen wurde, es war vielmehr Freude darüber, vor einem ihrer würdigen Mitſtreiter die Flügel ihres Geiſtes in all' ihrem ſchimmernden Glanze einmal entfalten zu dürfen.

Doch jetzt, da die, dieſem Genuſſe geweihte Stunde entflohen war, jetzt, im Augenblick des

Scheidens, traf das unverkennbare Leiden ihres Freundes ihr Gemüth mit verdoppelter Gewalt. Sie ſtand im Begriff, jene Seelengröße in das wirkliche Leben zu ziehen, die ſie oft auf der Bühne dargeſtellt; ſie wollte den neugewonnenen Siegeskranz dem Geliebten opfern, und unaufgefordert allem entſagen, was fähig war, nur momentan ihn zu betrüben. Sie fühlte es ſelbſt, dieſes Opfer war nicht klein; aber ſie wollte dem Freunde es bringen, und nun ſchwieg dieſer im ungewöhnlichſten Augenblick, auf faſt ganz gewöhnliche Weiſe; er ſchwieg, und ging auf eine Art, die ſich ſehr dazu eignete, ſie an ihm irre zu machen.

Nach einer unruhig und trübe durchwachten Nacht war Ferdinand indeſſen dahin gelangt, in leidlicher Faſſung, wenn gleich tief beſchämt, die Rolle zu erwägen, die er geſtern unter den Augen der Geliebten, dem ſchönen geiſtvollen Manne gegenüber, geſpielt. Nur der tief eingewurzelte Widerwille, welchen der Pole beim erſten Anblick ihm eingeflößt, konnte in ſeiner eigenen Anſicht ihm dabei einigermaßen zur Entſchuldigung dienen, und doch war dieſer Widerwille auch wieder ſo ſchlecht motivirt, daß er ebenfalls wohl einer eigenen Entſchuldigung bedurft hätte. Lange ging Ferdinand finſter ſinnend in ſeinem Zimmer auf und nieder, bis er den Entſchluß faßte, den einzigen Ausweg zu ergreifen, der alles ausgleichen konnte, den Weg zu ſeinem Widerſacher; er ſah in der weiten Welt keinen andern.

Er fand ihn auf einem Ruhebette liegend, mitten unter ſeltſamen, fremdartig ausſehenden Umgebungen. Ueber einem, längs den Wänden ſich hinziehenden Chaos von hochaufgethürmten Büchern, Kupferſtichen, Landcharten, ragten Käfige und Ruheſtängelchen hervor, beſetzt mit einer Menge Papageyen und bunter Vögel aller Art; die klugen Geſichter der Papageyen, das Schnarren, Ziſchen und Krächzen der andern Vögel, ſchien eine tolle Parodie der zu ihren Füßen aufgehäuften Gelehrſamkeit darbieten zu wollen. Einige Jagdhunde ſchauten mit klugen ehrlichen Augen in das wunderliche Gewimmel hinein. Aloen, Cactus, phantaſtiſch geformte Pflanzen aller Art füllten die Fenſter und zogen ſich an den Wänden hinauf. Das Ganze trug den Charakter ſeltſamer, unheimlicher Unruhe, nur Colotinsky lag, ruhig um ſich herſchauend, anſcheinend unthätig, und ſchien in ſeinem eigenthümlichen Elemente ſich zu fühlen.

Bei Ferdinands Eintritt ſprang er in die Höhe, ein nur ihm eigenthümlicher Zug ſchmerzlicher Ironie flog über ſein ſchönes Geſicht, ein fremdklingendes leiſes Lachen entfuhr ihm, ward aber zum freundlichen Lächeln, während er dem Eintretenden entgegen ging, ihn willkommen hieß und zu einem Seſſel geleitete.

«Achill, gib einmal dem Herrn deinen Stuhl,» rief er einem ſchönen großen Jagdhunde zu: «nehmen Sie ohne Bedenken den Platz ein, Graf Hochburg, ich wette, Sie haben in Ihrem Leben ſchon ſchlechtere Vormänner gehabt, als hier dieſes ehrliche Hundsgeſicht. Nicht wahr? Sie finden, daß es bei mir faſt eben ſo bunt ausſieht, wie in der Welt da draußen? Ich liebe das, es erinnert mich, daß ich noch lebe; man vergißt dieſes wohl zuweilen, und wird ſchläfrig, wenn man ſo einen Tag nach dem andern, und einen wie den andern vorüber ziehen ſieht, gleich den Bildern in einer Laterna magica. Als Kind drehte ich dieſe immer ſo durcheinander, daß wenigſtens zwei derſelben ineinander floſſen, das gab doch wenigſtens etwas Neues, und jetzt ſpiele ich für mich allein auf die alte Weiſe das Spiel fort, wenn es nämlich ſich ſo fügen will.»

Nun begann Colotinsky ein Geſpräch, bei dem der Graf Hochburg faſt nicht zum Worte kam. Er ſprach von Stadt- und Hof-Geſchichten, vom Wetter, von Bekannten und Unbekannten, nur kein Wort von Politik und keines von Emilien. Ferdinand benutzte dieſe Zeit, um ſich in ſeiner mühſam erworbenen kalten Faſſung immer mehr zu befeſtigen. Endlich ſprach der Pole auch von ſeinen Hunden, deren treffliche Eigenſchaften er lobte, und dabei erwähnte, wie er keinen um ſeine Perſon dulde, dem auch nur das unbedeutendſte Kunſtſtück eingelernt worden ſey.

«Leider könnte es mit der Zeit wohl dahin kommen, daß nur bei Thieren noch reine ungeheuchelte Natur zu finden wäre,» erwiederte Ferdinand endlich ſehr gefaßt und beſonnen: «wir, die wir dieſes bedauernd empfinden, ſollten daher das möglichſte verſuchen, um uns von allen den Geiſt feſſelnden Umhüllungen frei zu erhalten; erlauben Sie mir ſchon jetzt den Anfang dazu, indem ich eine offene Frage an Sie richte. Graf Colotinsky, ich ſehe Sie ſeit einiger Zeit die Farben einer Dame tragen, die ich gewohnt bin, zu mir zu zählen. Sie leben lange genug mit uns, um von dem zwiſchen mir und Emilie Lichtfeld beſtehenden Verhältniſſe gehört zu haben. Ihr Benehmen, obgleich bis jetzt an ſich untadelhaft, iſt dennoch vollkommen dazu geeignet, auf ein mir theures Weſen ein fremdartiges, entſtellendes Licht zu werfen; darum bin ich gekommen, mit der mir ziemenden Offenheit Sie ſelbſt zu befragen, ob Emilie Ihnen mehr iſt, als eine liebenswürdige angenehme Geſellſchaft.»

«Es klingt ein wenig romanhaft und iſt ſogar etwas unerhört, mein junger Freund, daß Sie ſo geradezu eine Frage an mich richten, die nach dem gewohnten Gange der Welt, kaum Einer unter Tauſenden Ihnen ſo beantworten möchte, wie Sie es wünſchen,» erwiederte der Pole nach kurzem Bedenken, aber mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit. «Wie ſelten findet ſich Einer, der Muth genug hätte, ſein innerſtes Empfinden bei dem Lichte kalter Vernunft mikroſkopiſch zu unterſuchen! Man nennt mich ſonderbar, aber in

Wahrheit, Sie ſind es mehr noch, als ich. Indeſſen fühle ich mich dennoch durch das, was Sie mir zutrauen, geehrt; ich will die günſtige Meinung, die Sie von mir gefaßt haben, verdienen. Alſo hören Sie es denn — ich bin entſchloſſen, Emiliens Liebe um jeden Preis mir zu gewinnen.»

Ferdinand ſtarrte ſprachlos ihn an.

«Ich will Ihnen ſogar geſtehen, daß ich glaube, Ihnen ſchon bei Emilien geſchadet zu haben, doch wahrlich! das wollte ich nicht — damals wenigſtens noch nicht,» fuhr Colotinsky fort; «Anfangs bewunderte ich die hohe Künſtlerin, das ſchöne holdſelige Weib; jetzt aber fühle ich, wie ſie weit mehr, als dieſes alles iſt. Mir iſt ſie das ſeelenvollſte, reichſte, geiſtigſte Weſen. Was ich in ihr finde, habe ich nie als beſtehend mir gedacht, ſogar nie es geſucht.»

«Sie erkennen den hohen Werth dieſes Kleinods,» fiel Ferdinand mit lauter, feſter Stimme ein, «und können denken, daß ich ohne Widerſtand zuſehen werde, wie Sie ſich deſſen bemächtigen? daß ich gelaſſen es Ihrer Willkühr preisgeben werde? Graf Colotinsky, Sie denken höher von mir, Sie wiſſen nun, ohne daß ich es auszuſprechen nöthig hätte, daß wir jetzt einen ernſten Gang mit einander thun müſſen, der alles entſcheidet, und je eher dieſes geſchieht, deſto beſſer.»

«Doch keinen auf Degen oder Piſtolen?» fragte der Pole mit eiſiger Kälte. «Hochburg, ich ſchlage mich nicht mehr um einer ſchönen Frau willen, und Sie könnten es auch unterlaſſen, denn auch Sie ſind über die Studentenjahre hinaus. Und, wahrlich! ich möchte den ſehen, der es ſich beikommen ließe, Sie oder mich deshalb feig zu ſchelten, weil wir, wie es Männern ziemt, Blut und Leben für Wichtigeres, Größeres ſparen.»

Was Ferdinand auch ferner ſagen und thun mochte, Colotinsky beharrte bei ſeinem Entſchluß, und auf unwürdige Art dieſen beleidigen und dadurch zum Zweikampf zwingen zu wollen, war ſeiner edlern Natur nach ihm unmöglich, es lag ganz auſſerhalb ſeines Charakters.

«Ich will durchaus keinen Gewaltſchritt in dieſer Sache,» ſprach Colotinsky endlich ſehr ernſt; «Emilie iſt frei, die Liebe iſt es immer; dieſe und Emilie mögen entſcheiden. Hochburg, ich gehe ganz offen zu Werke, ich will Emilien ja nicht heirathen, nur lieben ſoll ſie mich. Nicht einmal auf Treue mache ich Anſpruch,» ſetzte er plötzlich weich werdend hinzu, «längſt habe ich das ſchöne Hirngeſpinnſt erkannt, von dem Sie, junger Freund, noch träumen. Sie zucken, weil ich Sie wecke, was ein Anderer, vielleicht noch ſchmerzlicher, doch früher oder ſpäter gethan haben würde. Und glauben Sie es nur, Sie paſſen für dieſe Emilie nicht, Ihr Beide gehört nicht zu einander. Ja! hätte ich das herrliche Weſen gefunden, als ich, wie Sie jetzt, am Eingange des Lebens noch ſtand!»

Wie die Sonne aus trübe wogendem Nebelgewölk hervortritt und weithin ihre Strahlen verſendet, ſo leuchtete, bei dieſen Worten des Polen, auch die ihm angeſtammte beſſere Natur aus Ferdinands plötzlich ſich erheiternden Zügen, und verdrängte den Ausdruck von Schmerz, Zweifel und Unmuth, der bis dahin dieſe entſtellt und umdüſtert hatte. «Ich danke Ihnen, Herr Graf,» ſprach er, «Sie haben ein Wort ausgeſprochen, das mir den Weg zeigt, den ich zu gehen habe, ich danke Ihnen. Laſſen Sie uns jetzt ohne weiteres überflüßiges Reden von einander ſcheiden, jeder von uns geht von dieſer Stunde an ſeinen eigenen Weg.» Ohne weitern Aufenthalt verbeugte er ſich und ging. Colotinsky ſah ſinnend ihm nach.

Treue war der Grundton von Ferdinands ganzem Daſeyn, ſie war ihm das Heiligſte, das Bild der ewigen Natur, der Gottheit ſelbſt; von ihr aus ging all ſein Denken und Handeln. Indem Colotinsky dieſes Wort auf ſeine Weiſe nannte, hatte er, ohne es zu wollen oder zu ahnen, das alte Vertrauen in Ferdinands Bruſt geweckt, und ſeinem Glauben an Emilien eine höhere Richtung gegeben. Was bis jetzt ihn gequält und bedrückt hatte, ſchien ihm plötzlich in ein Nebelgebilde ſich aufzulöſen, das gefürchtet zu haben, er jetzt ſich ſchämen zu müſſen glaubte.

Er begab ſich zu Emilien mit der gewohnten freudigen Zuverſicht; er fand ſie glücklicher Weiſe allein, und die milde Anmuth ſeines Betragens verbreitete über beide einen ſtillen, unſäglichen Frieden. Emilien wurde bei dieſem Anblick, als kehre ein lang vermißter Freund zu ihr zurück, und wecke ſie aus lang verworrenen Träumen. Mit unausſprechlicher Innigkeit ſah ſie zu des Geliebten leicht umflorten Augen auf; lange faſſen ſie im liebevollſten Geſpräch bei einander und Colotinsky's Name wurde nicht unter ihnen genannt, doch endlich mit gedämpfter, beinahe flüſternder Stimme nannte Ferdinand ihn, aber kein äuſſeres Zeichen verrieth dabei Mißmuth oder Zweifel.

«Emilie,» ſprach er, «Colotinsky liebt dich, du weißt es längſt, mir hat er es heute geſtanden; erſchrick nicht ſo, Liebe, ich bin weder übereilt, noch geſpannt, fürchte nichts von deinem Freunde; doch höre mit Faſſung und Aufmerkſamkeit ihn an. Du biſt der gute Genius meines Daſeyns, dir danke ich die ſchönſte Zeit desſelben, das habe ich, hingeriſſen von meinem Gefühle, tauſendmal laut anerkannt. Nie wird ein Mann dich lieben, wie ich dich liebte und noch liebe; aber meine Geliebte, meine Freundin, was ein Mann einmal mit ganzem Gemüth erfaßte, wie ich dich, das muß er halten, ganz und allein.»

«Sage mir nicht, daß du mir treu biſt, ich weiß es, ich fühle es; wäre ich ſonſt in dieſer Stunde noch hier bei dir? Doch jener Menſch übt über die Gemüther Anderer eine verderbliche, die Sinne verwirrende Gewalt; laß uns ihr uns entziehen, ſo lange es noch Zeit iſt, gib das thörichte Wagſtück auf, gegen ſie ankämpfen zu wollen, denn ſchon der Zweifel iſt des Glükkes Tod. Meine Emilie, ſey ganz mein, alle Anſtalten ſind getroffen, auf meinem Gute vereinigt am Altare uns das heiligſte Band, umſonſt ſträubſt du dich länger, den einzigen Schritt zu thun, der unſer Glück ſicher ſtellen kann. Ich weiß es wohl, ich fordere ein großes, ernſtes Opfer von dir, Entſagung der vollen freien Uebung deiner Kunſt; aber du ſiehſt mich bereit, noch ein größeres, ernſteres dir zu bringen, wenn du es forderſt. Der Krieg bricht aus, in dieſen Tagen ſteht Deutſchland gegen ſeine Unterdrücker auf, ich aber will bei dir bleiben, wenn du es verlangſt; ich will dich nach Italien führen, nach England oder wohin du willſt. Dein Freund wird nicht in den vorderſten Reihen mit fechten, der Name Hochburg wird im erſten entſcheidenden Moment nicht ehrenvoll genannt werden, aber ſo wahr ich dieſen Flecken meiner Ehre im Blut der Feinde gewiß und wahr abzuwaſchen ſchwöre, ſo wahr ſchwöre ich auch, daß ich für deine und meine Zukunft kein Glück abſehen kann, als indem du meinem ſehnlichſten Wunſche nicht länger entgegen ſtrebſt.»

Emilie verkannte nicht Ferdinands innige Liebe, aber ihr weiblicher Stolz fühlte durch ſeine Worte ſich beleidigt. Sie wandte von dem Geliebten ſich ab, um ſein bittendes Auge nicht zu ſehen, indem ſie in Vorwürfe über ſein Mißtrauen ausbrach, und ſeine Darſtellung eines Unheils romantiſch nannte, gegen welches, ihrer Verſicherung nach, es durchaus keiner Vorkehrungen bedürfe, da es ihr ſchon von ſelbſt fern bleiben müſſe und werde, indem es doch wohl eigentlich nur in Ferdinands Phantaſie exiſtire.

«Emilie, ich bitte dich, gib meiner Liebe nach, es gilt mein Glück, meinen Glauben an Liebe und Treue,» bat Ferdinand noch dringender, als zuvor. «Alles um alles, nichts um die Hälfte, war von jeher der Wahlſpruch meines Lebens. Colotinsky iſt kein gewöhnlicher Menſch, doch die Reinheit, die ihn unſerer Freundſchaft würdig machen könnte, geht ſeinem Weſen ab, er kann der Dritte in unſerm Bunde nicht ſeyn. Und fühlſt du denn nicht, daß die ſchneidende Gewalt, mit der du mich zu deiner Anſicht herüber bringen willſt, in der Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Gefahr mich beſtärken muß, deren Daſeyn du mir ableugnen willſt! O gib mir nach, ſelbſt die äußere Lage der Dinge iſt uns günſtig. Dein Kontrakt mit der Direktion des Theaters iſt in dieſem Augenblick abgelaufen, der neue noch nicht unterzeichnet. Frei ſtehſt du da, du zerreiſſeſt kein Band, beleidigſt kein Geſetz, indem du deinen Freund beglückſt.»

Emilie ſchlug ſinnend, faſt betroffen die Augen nieder; entzückt ſtand Ferdinand über ſie hingebeugt, er fühlte, der nächſte Blick, den ſie auf ihn werfen würde, müſſe die nahende Gewährung ihm zeigen; ein Geräuſch bewog ihn umzublicken, Colotinsky ſtand vor ihm. Ferdinand trat mit zornblitzenden Augen auf ihn zu, doch jener ſchien dieſes nicht zu bemerken. Demüthig verbeugte er ſich vor Emilien: «Ich komme nicht allein,» ſprach er in jenem weichen, zum Herzen dringenden Tone ſeines Volkes, «wir ſind unſerer Mehrere, und jeder Einzelne von uns kann dennoch nur das Emblem von Tauſenden ſeyn, die Ihnen huldigen.»

Er öffnete die Thüre. Offiziere, Studenten, Künſtler, lauter junge Leute, enthuſiaſtiſche Verehrer der Kunſt und ihrer ſchönen Prieſterin, traten, ihn an der Spitze, im feierlichen Zuge herein, der goldne Lorbeer, dem zu entſagen Emilie eben aufgefordert war, leuchtete von einem rothſammetnen Kiſſen ihr entgegen; die in wohlklingenden Verſen ausgeſprochene Bitte, noch ferner die Zierde dieſer Bühne zu bleiben, ward nebſt dem reichen Geſchenke ihr zu Füßen gelegt. Das Gerücht, die ſeltne Künſtlerin wolle, wegen einiger Mißhelligkeiten zwiſchen ihr und der Direktion, die Reſidenz verlaſſen, hatte auf Colotinsky's Anſtiften dieſe Feierlichkeit veranlaßt, von der weder Ferdinand noch Emilie vorher eine Ahnung gehabt hatten.

Nach dieſer Scene war es unmöglich, das durch ſie unterbrochene Geſpräch wieder aufzunehmen, Ferdinand fühlte das, und verließ mit ſchwerem, von bangem Vorgefühl bedrückten Herzen zugleich mit den Uebrigen die Geliebte.

Ein langer Brief Emiliens, den er am folgenden Morgen erhielt, beſtätigte, was er gefürchtet. Der Eindruck, den Ferdinands bittende Vorſtellungen in ihrem Gemüthe hervorgebracht, war von dieſem ehrenvollen, ſeltenen Beweiſe der Anerkennung ihres Talents gänzlich erloſchen. Alle ihre Forderungen hatte die Direktion ihr bewilligt, ſelbſt vom Hofe aus hatte man, um ſie der Bühne zu erhalten, ihre kühnſten Wünſche übertroffen. Sie ſchrieb mit ſchlecht verhehlter Freude das Alles dem Geliebten, doch erbot ſie ſich zugleich, zu ſeiner Beruhigung, auf die entſchiedenſte Weiſe Colotinsky's Beſuchen ein Ende zu machen, und ihn hinfort nie wieder zu ſehen. «Daß er nach der Art, mit der ich ihm den Abſchied ertheilen werde, ſich mir nicht wird aufdringen wollen, deſſen bin ich gewiß,» ſchrieb ſie; «für ſolche jugendliche Thorheiten ſteht er zu hoch, er kennt mich, und weiß, daß ich zu erfahren, oder vielmehr zu altklug bin, als daß damit bei mir etwas auszurichten ſeyn könnte.»

Mit gewinnendem Liebreiz ſchilderte ſie am Ende dieſes Briefs das Glück der ihr jetzt aufgegangenen Gegenwart, in welcher nichts mehr ſie zwingen könne, weder ihrer Liebe, noch ihrer Kunſt zu entſagen. Sie zeigte ſich herzlicher, inniger, liebevoller als je, aber feſt beſtimmt in ihrer Weigerung, des Geliebten Wunſch zu erfüllen.

Emilie erſchrack vor dem bleichen, von tiefer Betrübniß umdunkelten Ausſehen ihres Freundes, als er, den Brief noch in der Hand, in ihr Zimmer trat. Ihr Herz zog ſie an das ſeine, ſie verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt, um nur dieſen Schmerz in den geliebten Zügen nicht mehr zu ſehen. Ferdinand drückte mit ſanfter Gewalt ſie von ſich ab, als wolle er ſo ſie beſſer betrachten, lange weilte ſein Auge auf der ſchönen Geſtalt, bis es von Thränen überfloß.

«Ich weiß,» ſprach er endlich mild und begütigend, «ich weiß, du konnteſt nicht anders; und ich gebe dir nach, obgleich ich einer Welt widerſtreben würde, um dich mir zu erhalten; nur vergiß nie, was du unaufgefordert mir verſprochen,» ſetzte er hinzu.

«Vergiß es nie, Emilie,» wiederholte er, «du ſiehſt jenen Fremden nicht wieder, niemals, faſſe es wohl, niemals. Dein Wort iſt mir heilig, deine Liebe auch, ich könnte auf dieſe bauen; auch ohne Verſprechen würdeſt du dennoch nichts thun, das deinen Freund verletzen könnte, ich weiß es; doch ich bedarf deines Wortes zur innern Rechtfertigung eines Nachgebens, das vielleicht Schwäche iſt.»

Wenige Tage ſpäter ward offenbar, was tauſende von Herzen lange im Verborgenen bewegt hatte. Deutſchland ſtand auf, der Krieg wurde erklärt, und nahm jede jugendliche Kraft in Anſpruch. Eine ſolche, allgemeine Thätigkeit anregende Gegenwart, vernichtet jede kleinliche Furcht vor der Zukunft, jedes perſönliche Intereſſe wird vergeſſen; was auſſer dem großen, Allen gemeinſchaftlichen Zweck, ſonſt noch das Herz einengt und bedrückt, wird in die Tiefen deſſelben zurückgedrängt. In jenen Tagen war ein lebensfriſcher Geiſt des Gemeinſinns in das Daſeyn getreten, von dem niemand einen Begriff wird faſſen können, der nicht ſo glücklich war, ſie zu erleben. Gold war das Geringſte der Güter, unberechnet und ohne Bedenken wurde es hingegeben und angenommen, Alles gehörte Allen und Jeder hätte geglaubt, eines nicht mitgetheilten Eigenthums ſich ſchämen zu müſſen. Glück, Leben, Jugend, wurden ohne Bedenken auf's Spiel geſetzt, daſſelbe Herz ſchlug in jeder Bruſt und jede Perſönlichkeit ſchwand dahin in einem großen, Allen gemeinen, begeiſternden Gefühl, das auch die Frauen mit ihren Gatten, mit ihren Geliebten, mit ihren Söhnen theilten, indem ſie mit liebendem Stolze zu ihnen hinaufblickten. Freiheit iſt das höchſte Gut des Mannes, freiwillige Abhängigkeit das größte Glück liebender Frauen, jener will ſchützend erwerben, dieſe gewährend verzichten, und jemehr ſie den ehren muß, für den ihr liebeerfülltes Gemüth alles hingeben möchte, je inniger fühlt ſie ihr Glück.

Auch Ferdinand wurde auf das Vielfältigſte von dieſer großen Zeit in Anſpruch genommen; ſchon ſeit längerer Friſt hatte er auf ſeinen Gütern eine, für die Kräfte eines Einzelnen nicht unbedeutende Anzahl wackerer Bauernburſche ſich erwählt, die, fortgeriſſen von der Begeiſterung ihres jungen Grafen, hoch und theuer gelobten, mit ihm für die gute Sache auszuziehen, in Tod und Leben ihn nicht zu verlaſſen; einige Jünglinge von höherer Bildung, Söhne der Pfarrer und Forſtmänner in der Nachbarſchaft, hatten dieſen ſich zugeſellt. Die kleine Schaar beritten zu machen, ſie zu kleiden, ſie für den Krieg einzuüben, war bis jetzt, während ſeiner öftern Abweſenheit von der Reſidenz, Ferdinands Hauptgeſchäft geweſen; jetzt war es das, ſie um ſich zu verſammeln und ſowohl für ihre künftige Erhaltung, als für ihre völlige Ausrüſtung Sorge zu tragen. Er ſah Emilien deshalb nur ſelten, und ſie weinte oft in troſtloſem Unmuth ihm nach, wenn er nach einem ſeiner, ihr ſpärlich zugezählten kurzen Beſuche ſie ſtürmend wieder verließ.

Das Wort Vaterland war Emilien ein leerer Schall, der nicht bis zu ihrem Herzen gelangen konnte. Ihr Vaterland war ihre Kunſt, und der Ort, wo ſie dieſelbe am glänzendſten üben konnte; der Sinn für beide war aber in dieſen ernſten Tagen im Allgemeinen wie erſtorben; ausgenommen, wenn das Gefühl, das jede Bruſt jetzt beſeelte, von der Bühne herab in ergreifenden Worten unſerer Dichter laut und begeiſternd ausgeſprochen ward.

Colotinsky war ſchnell und ganz unerwartet abgereiſ't; Emilie hatte ihr feierlich gegebenes Wort, ihn nicht wieder zu ſehen, nicht gebrochen, und doch konnte ſie die Abſchiedskarte, die er ihr ſandte, und die ſeltſam verſchnörkelten Züge ſeines Namens auf dieſer, nicht ohne eine geheime Wehmuth betrachten. Ferdinand trat in dem Augenblick zu ihr ein, und die Karte, ſie wußte ſelbſt nicht warum, flog aus ihrer Hand in's Kaminfeuer. Ferdinand fand die Geliebte zerſtreut, verſtimmt, arm an Worten. Sie war mit ſich ſelbſt deshalb unzufrieden, denn was hatte ſie durch Colotinsky's Abreiſe verloren? war ſie doch ohnehin ſchon längſt von ihm getrennt. Sie begriff ſich ſelbſt nicht, aber ſie konnte ſich dennoch nicht entſchließen, mit Ferdinand von ihm, und daß er nun fort ſey, zu ſprechen.

Der letzte Abend, an welchem Ferdinand Emiliens Zimmer betreten ſollte, war nun gekommen, noch in der ihm folgenden Nacht wollte er mit ſeiner kleinen Schaar ſich aufmachen, um dieſe dem General S... zuzuführen, und über ſeine ferneren Schritte auf der mit kühner Begeiſterung von ihm angetretenen neuen Bahn ſich mit dem väterlichen Freunde zu berathen.

Er fand Emilien in einem troſtlos krampfhaften Zuſtande auf dem Sopha liegen. Einige Näherinnen, unter dieſen die an der verabſchiedeten Nanny Stelle angenommene franzöſiſche Kammerjungfer Emiliens, beſchäftigten ſich, der kleinen Fahne, die Ferdinands Häuflein Reiter vorangetragen werden ſollte, den letzten Schmuck anzuheften. Die Töchter der edelſten Familien von Ferdinands Bekanntſchaft hatten mit freudigem Stolz ſich dazu gedrängt, ſie ſticken zu dürfen, und nur ſeine herzliche Liebe hatte, mit einer Art von altritterlicher Galanterie, Emilien das ehrenvolle Geſchäft aufgeſpart, ſie zu vollenden.

Sie hatte es übernommen, doch die Kraft dazu verſagte ihr; ſie war unfähig, noch einen andern Gedanken zu denken, als den, daß Ferdinand ſie verlaſſen wolle, er, der ſo ganz ihr eigen geweſen. Nie hatte ſie ihn inniger geliebt, aber auch nie hatte ſie ihm ferner geſtanden, als in dieſem großen und doch ihr ſo entſetzlichen Moment. Tauſende von Frauen und Mädchen weinten in jener verhängnißvollen Stunde an dem Herzen ihrer Geliebten, die ſie dennoch um alle Güter der Welt nicht hätten mögen zurück bleiben ſehen; doch, was jene tröſtete und erhob, blieb der armen Emilie fern.

Und dieſe Fahne ſollte ſie ſchmücken? dieſe

Fahne, die ähnlich einer glücklichen Nebenbuhlerin, den Mann ihrer Liebe fortriß in Tod und Gefahr? O wie mußte ſie die Worte haſſen, die ſtündlich auf Ferdinands Lippen ſchwebten, deren ſtechender Goldglanz ihr Auge jetzt verwundete: für König und Vaterland! Alſo nicht mehr für Emilien und die Liebe?

In faſt wahnſinniger Verzweiflung wollte ſie bei Ferdinands Anblick ſich emporreißen, ihm entgegen, doch die Kräfte verſagten ihr und ſie ſank troſtlos in ſich zuſammen. Auch Ferdinand war in ſehr aufgeregtem Zuſtande; die letzte Zeit hatte viel dazu beigetragen, ihn reifer und ernſter zu ſtimmen. Emilie herrſchte noch in ſeinem Herzen, doch ihr Bild allein füllte nicht mehr es aus, denn ſeine Wünſche und Anſichten waren in den Stürmen gewachſen, die in dieſen Tagen ihn in ein größeres, gewaltſamer bewegtes Leben hineinriſſen. Er liebte das Leben, ohne vor der Möglichkeit des nahen Todes zu erſchrecken. Jeder andere Wunſch als der: würdig zu ſiegen, oder würdig zu fallen, war ihm fremd geworden, und der Gedanke, den er im liebenden Wahnſinn einſt ergriffen, bei Emilien zurück bleiben zu wollen, war ganz ſeiner Erinnerung entſchwunden; mit ihm jede Anregung kleinlicher Eiferſucht. Ehre, Begeiſterung, Jugendmuth hatten ihre früheren Rechte wieder geltend gemacht, und doch hing er noch immer mit der innigſten Liebe an ſeiner ſchönen Freundin, obgleich es tief ihn ſchmerzte, daß ſie ſo ganz unfähig ſich zeige, ſein heiligſtes, über eine Welt voller Gefahren ihn erhebendes Gefühl mit ihm zu theilen, oder auch nur zu verſtehen.

Nie hatte er hievon einen überzeugenderen Beweis erhalten, als indem er jetzt ſeine Fahne bezahlten Händen von ihr überantwortet ſah, dieſes hoch gehaltene Heiligthum, das nur berühren zu dürfen, Emilie einzig ſeiner Liebe verdankte. Im erſten gewaltigen Auflodern ſeines Zorns, riß er der franzöſiſchen Zofe die Fahne aus der Hand, die Bänder und Zierrathen, die ſie daran geheftet hatte, herunter, und verwies mit einem befehlenden Wink und Blick die Mädchen alle aus dem Zimmer. Dann wandte er ſich zu Emilien. «Das konnteſt du zugeben!» rief er mit bebender Lippe, und fühlte zum erſtenmal tief in der Seele, wie er für die Geliebte erröthen müſſe.

Emilie hingegen fühlte nur die Härte ſeines Vorwurfs, des erſten, den ſie je von ihm vernommen, und ſank bewußtlos vor ihm hin. Ihr Erwachen, dieſes Ringen zwiſchen Himmel und Hölle, läßt ſich nicht ſchildern. Aus allen Wunden, welche ihnen jemals das Leben geſchlagen, bluteten beider Herzen auf's neue; Worte konnten nur verletzen, ſtumm ſaßen ſie bei einander, in heißer wortloſer Umarmung, bis die Scheideſtunde ſchlug.

Die unvollendete Fahne feſt an die Bruſt gedrückt, ritt Ferdinand an der Spitze ſeiner Getreuen durch die ſchweigende Nacht; nicht mehr dem Genius der Ehre, dem finſtern Dämon des Untergangs entgegen; ſo wenigſtens ſchien es ihm in dieſer dunkeln Stunde, in der er zum erſtenmale recht empfunden hatte, was Scheiden eigentlich ſey.

Der wilde Kriegestanz war begonnen, deſſen verhängnißvoller Gang noch in unſer Aller Andenken lebt; noch ſchwankte die Waage, und endlich kam jene unvergeßliche Zeit des Waffenſtillſtandes herbei, die wie ein trüber, alles in Dämmerung einhüllender Nebel auf Deutſchland laſtete, deſſen Auflöſung zwiſchen Hoffnung und Troſtloſigkeit ſchwankend, Aller Herzen erwartungsvoll entgegenſchlugen.

Schon lange hatte Ferdinand keine tröſtende Kunde aus der Heimath erhalten, noch ſie, bei dem völlig geſtörten Lauf der Poſten, erhalten können. Die Bravour, mit der er überall, wo es galt, unter den Erſten als einer der Erſten ſich auszeichnete, hatte ihn ſeinen Vorgeſetzten ſehr werth gemacht, und man ſuchte dieſes ihm dadurch zu beweiſen, daß man mit wichtigen Aufträgen in ſeine Heimath, an ſeinen Fürſten, ihn ſandte, und ihn zugleich ermahnte, die Tage unerwünſchter Ruhe zur Heilung einer nicht ganz unbedeutenden Wunde am Arme anzuwenden, die er in einem der letzten kleinen Gefechte davon getragen.

Monate waren ſeit jenem unſeligen Abſchiede von Emilien verfloſſen; aber die Erinnerung daran hatte ihn noch oft in einſamen Stunden überfallen, und dann ward es Nacht in ſeiner Seele, und ſeine ſonſt ſo klaren Gedanken verwirrten ſich in unheimlicher Düſterheit. Ein fröhliches Wiederſehen, hoffte er jetzt, ſollte jene alten Schmerzen ihn verwinden helfen; mit ungeduldiger Eile nahm er auf der Reiſe die Nacht zur Hülfe, und nie war die Natur ſo ſchön, ſo ſonnenhell ihm erſchienen, als in dieſen Tagen. Während ſo Viele der drückenden Schwüle des Augenblicks zu erliegen meinten, erhob ihn ſein ungebeugter froher Muth; eine fromme ernſte Sicherheit war über ihn gekommen, die ihn der Zukunft heitern hoffnungsreichen Sinnes entgegengehen ließ.

Auch Emiliens Bild ſtand wieder in erfreulichem erneuten Lichte, vor ſeinem liebeerfüllten Gemüthe, und jeder daſſelbe entſtellende Flecken war daraus verſchwunden. Er hoffte, auch ſie habe ihm vergeben, denn es gab Augenblicke, wo er nur mit der Reue jener verletzenden Härte ſich erinnern mochte, die er ihr bewieſen zu haben fürchtete, als er dem Mädchen die Fahne entriß, und ſelbſt mitten in ihrem liebevollen Schmerz die Geliebte durch Vorwürfe betrübte und erſchütterte. So eilte er vorwärts, ſein Herz ſchlug leicht und fröhlich, obgleich er durch den bei einer Verwundung erlittenen ſtarken Blutverluſt, ſich ſehr ermattet fühlte.

Die Nacht brach bereits herein, als er die Reſidenz erreichte. So überraſche ich ſie denn zur nämlichen Stunde wie damals, als ſie ſich mir zuerſt zu eigen gab, dachte Ferdinand, und drückte mit ſtillem Entzücken den Schlüſſel zur Nebenthüre ihres Hauſes, der als liebes Andenken ihn mit in's Feld begleitet hatte, an das in glühendem Entzücken hochſchlagende Herz. In einiger Entfernung von dem Hauſe verließ er ſeinen Wagen; jetzt hatte er ihre Wohnung erreicht, er blickte hinauf, und freundlich, nach gewohnter Art, begrüßte ihn der Schimmer ihrer erleuchteten Fenſter. Der Schlüſſel drehte ſich in dem wohl bekannten Schloſſe, die Thüre wich, Ferdinand ging, ohnerachtet der Dunkelheit, mit leiſem, aber ſicherem Schritt die Treppe hinauf, über den wohlbekannten Gang hin. Jetzt öffnete er die Seitenthüre, durch welche einſt Waller in Emiliens Zimmer getreten war — er ſah Emilien an ihrem gewohnten Platz; doch neben ihr auf dem Sopha, mit einem Arme ſie leicht umſchlungen haltend, ſaß, im lebhaften Geſpräch mit ihr, Graf Colotinsky.

Ferdinand behielt Beſonnenheit genug, unhörbar leiſe wieder zurück zu treten; unbemerkt, wie er gekommen, fand er zum Hauſe ſich wieder hinaus, aber nun verließ ihn völlig das Bewußtſeyn.

Matt und entkräftet erwachte er, er wußte ſelbſt nicht nach wie langer Zeit, in einem ihm fremden Zimmer. Er verſuchte ſich aufzurichten und um ſich herzuſchauen; ein paar liebevoll ihn umſchließende Arme unterſtützten ihn dabei, ein ihm wohl bekanntes Geſicht beugte, freundlich beſorgt, ſich über ihn hin. Er erkannte den treuen Werner, einſt der liebevolle Freund und Führer ſeiner Jugend, und entſchlummerte wieder an deſſen Bruſt ſanft, ruhig und ſicher, wie ein Kind im Arme der Mutter.

Nach langem erquickenden Schlummer erwachte Ferdinand neugeſtärkt, doch ſtrebte er vergebens, der nächſten Vergangenheit ſich zu entſinnen. Er erinnerte ſich dunkel, den Verband ſeiner Wunde in einem Anfalle von Zorn und Verzweiflung abgeriſſen zu haben, doch es währte lange, ehe es ihm beifallen wollte, was denn eigentlich bis zu dieſem Grade ihn empört haben könne. Endlich, gleich einer ziſchenden Schlange fuhr ein Gedanke an Emilien ihm durch den Sinn. Ueberlaut, im herzdurchſchneidenden Ton wilder Verzweiflung, rief er ihren Namen, da trat Werner zu ihm mit milden, beſchwichtigenden Worten.

Werner ſprach lange und eindringend; er ſuchte Emilien zu entſchuldigen, ohne ſie jedoch ſchuldlos darſtellen zu wollen. Er verſicherte Ferdinanden, daß Colotinsky erſt ſeit wenigen Tagen wieder in der Reſidenz ſey; daß Emilie die Schranken des äuſſern Anſtandes im Umgange mit ihm nie verletzt habe, und ſogar vor den Augen der Welt in dieſer Hinſicht makellos daſtehe. Er bat ihn, zu ihrer Entſchuldigung, die an Verlaſſenheit grenzende Einſamkeit zu bedenken, in der ſie, die Verwöhnte, nach Ferdinands Abreiſe zurück geblieben ſey; ihre Hülfloſigkeit in dieſer bewegten Zeit, ihr Entbehren alles deſſen, was ſonſt ihr Leben geſchmückt habe, indem ſogar das Theater verſchloſſen geblieben wäre.

Ferdinand hörte dem wohlmeinenden Freunde zwar unter tiefen Schmerzen, aber doch ohne ihn zu unterbrechen, zu. Nur von Zeit zu Zeit wiederholte er mit klangloſer Stimme, gleichſam wie innerlich: «Sie gab mir, mir, der eine Welt für ſie hingegeben hätte, ihr Wort, und hat es nicht gehalten.»

Seines jungen Freundes anſcheinende Gelaſſenheit verleitete Wernern endlich, auch auf die große Verſchiedenheit des Charakters, der Anſichten Ferdinands und Emiliens hinzudeuten, ſogar auf die ihrer Stellungen in der Welt. Endlich wagte er ſogar, es auszuſprechen, wie dieſe gewaltſame Löſung ihres Verhältniſſes eigentlich als die leichteſte und beſte anzuſehen ſey, indem eine ſolche doch früher oder ſpäter, und dann gewiß um ſo ſchmerzlicher habe eintreten müſſen: «denn,» ſetzte er hinzu, «eine Zukunft, wie du, mein Ferdinand, geblendet von heißer Leidenſchaft, ſie für dich gehofft haſt, gibt es für Sterbliche nicht; ſolch hohes Glück, in unwandelbarer Liebe und Treue, liegt auf Erden auſſerhalb den Grenzen der Möglichkeit.»

Dieſes war mehr, als der ſo tief und ſchmerzlich Verletzte in dieſem Augenblick ertragen konnte. «Werner,» rief er, «wohin verlockt Sie der Wunſch, mich beruhigen zu wollen! Wollen Sie, ich ſoll in der traurigen Ueberzeugung Troſt finden, daß Liebe und Treue nichts weiter wären, als ein Wahn, als Täuſchung der Sinne, als ein leicht auffliegender Traum aus einer Unſchuldswelt, über den die Weiſen mitleidig lächeln? Wenn es ſo iſt, ſo laſſen Sie ewig mich träumen. Ich bin zwar dem Unglück, dem Alleinbleiben, dem Mißverſtehen vielleicht auf ewig verfallen; es ſey darum! ich will es tragen als ein Mann, nur verſuchen Sie nicht, den Glauben mir rauben zu wollen, daß es in der Welt Glücklichere gibt, als die alles das im Leben finden, was dieſes mir verſagte. Ach, wie könnte ich doch je meinen Vater, meine Mutter, und ihr ſtillbeglücktes Leben vergeſſen! und ſollten ſie die Einzigen geweſen ſeyn auf Erden?»

«Ich ſtehe wieder in neuer Jugenkraft, ein körperlich völlig Geneſener da,» ſprach Ferdinand einige Tage ſpäter zu ſeinem Freunde. «Meine Geſchäfte ſind abgethan, der Waffenſtillſtand naht ſeinem Ende, laſſen Sie mich eilen, einen Ort zu verlaſſen, wo der Boden unter mir glüht. Haben Sie Dank, edler, treuer Freund, daß Sie eines Verlaſſenen, den Sie in ſeinem Blute am Boden fanden, ſich annahmen, daß Sie ihn ſelbſt in ſeine Wohnung trugen, und mit mehr als väterlicher Liebe dort ſeiner pflegten. Alle dieſe Umſtände, die Ihr Edelmuth mir verſchweigen wollte, habe ich erſt heute von Ihrem treuen Diener erfahren.»

Vergebens ſuchte Werner ihn zum Dableiben auf wenigſtens einige Tage zu bewegen. «Ich bin nicht krank, und will nicht den Kranken ſpielen,» erwiederte Ferdinand. «Das Vaterland bedarf rüſtiger Arme, und der meinige iſt wieder geſund. Hier in der Bruſt ſieht es zwar noch ſehr trübe, noch ſehr dunkel aus, und wird es auch bleiben; doch was kümmert das die Kugel, die vielleicht den Weg dorthin ſuchen und finden wird! Ich ſehe, Sie tragen die Uniform des Landſturms, Sie ſind aus Ihrer ſichern Bergeinſamkeit hiehergezogen, um, wenn wir Jüngeren dahin ſind, noch über unſern Leichen für unſere Hausgötter zu kämpfen. Gott ſegne Sie dafür und ſchütze Sie, und nun laſſen Sie mich ſcheiden. Scheiden!» ſeine Stimme brach bei dieſem Worte, finſtere Erinnerungen überwältigten ihn. «Scheiden,» rief er mit bebender Stimme nochmals, «Scheiden! O mein Gott! das iſt ja die allgemeine Loſung alles Lebens!»

Er wollte mit verhülltem Geſichte fort, doch Werner hielt mit ſanfter Gewalt ihn zurück.

«Nein, du ſollſt nicht allein gehen,» rief er, «ein Kriegsgefährte iſt vor einigen Stunden angekommen, er will mit dir ziehen, er wünſcht bei Euch —

Die Thüre flog auf, ein ſtattlicher junger Offizier warf ſich mit lautem Jubel in Ferdinands Arme; es war ſein Jugendfreund Willdorf. Ferdinands ganze Vergangenheit ſtand in dieſem Augenblicke wie im Spiegelbilde vor ihm, ſie war ihm blendend nahe gerückt, ſo daß ihm faſt die Sinne darüber vergingen.

Helle Thränen fielen aus Willdorfs gutmüthigen ehrlichen Augen, als er den lang entbehrten Jugendfreund betrachtend anſah, und in ſeinen Zügen die Verwüſtung las, die der Schmerz angerichtet. Werner hatte, mit ihm gewohnter Schonung, die Beiden alleine gelaſſen.

«Du weißt es?» fragte endlich Ferdinand.

«Ich weiß alles, Bruderherz,» erwiederte Willdorf, und ſchloß ihn in die Arme. «Auch von mir werden ſie dir wohl viel erzählt haben,» fuhr er mit treuherziger Redſeligkeit fort, «und manches davon iſt auch wahr. Sie haben dir wohl geſagt, ich ſey verlobt, nun damit hat es ſeine Richtigkeit; meine Bertha iſt ein liebes ſchönes Mädchen, und haben wir erſt den Feind aus dem Lande, ſo hoffe ich ihr ein guter braver Mann zu werden. Doch, wenn man dir etwa geſagt haben ſollte, ich hätte vergeſſen — du weißt ſchon, wen — das wäre eine verdammte Lüge. Glaube ſo etwas nicht von mir, Bruder, das Leben, welches ich damals in ihrer Nähe geführt, ach! es war doch zu ſchön! Nun das alles liegt denn hier in meiner Bruſt feſt und tief begraben, und Kreuz und Leid habe ich auch darüber getragen, das weiß Gott.»

Willdorf ging jetzt einigemal im Zimmer auf und ab, dann trat er wieder vor Ferdinand hin und faßte deſſen beide Hände. «Eins bitte ich dich, Bruder, und du gewährſt es mir. Verſprich mir, ſie nicht ganz zu verlaſſen, wenn ſie etwa in Noth kommen ſollte, du biſt die Erfüllung dieſer Bitte mir ſchuldig, denn durch dich, wenn gleich du es nicht abſichtlich wollteſt, iſt doch mein

Glück zu Grunde gegangen nun, wenn ich dich ſo recht anſehe, ſo kann ich es eigentlich weder unrecht, noch unbillig finden. — Jetzt hat ſie dich verloren, und muß dich verloren haben auf immer.»

Laut weinend warf Ferdinand ſich in Willdorfs Arme, es waren die erſten Thränen, die ſeinem Schmerze floſſen. Lange hielten die Freunde ſich umfaßt, und als der Morgen wieder graute, ritten ſie, tief in ihre Mäntel verhüllt, zum Thore hinaus, dem Felde der Ehre zu.

Emilie war von ſchwerem Erkranken befallen, und kämpfte Wochen lang in wilden Fieberträumen mit dem Tode.

Herbſtliebe.

Die in ſüdlichern Ländern faſt unmerkbar kurze Dämmerung begann ſo eben der ſchönſten Sommernacht zu weichen. Die von allen Italienern mit Recht geſcheute empfindliche Kühle, welche in ihrem Lande dem Untergange der Sonne unmittelbar zu folgen pflegt, war, nach einem glühend heißen Tage, in erquickende Abendfriſche übergegangen, und das eigentliche Leben der Bewohner eines kleinen Städtchens, am Ufer des Gardaſees, begann vor den Caffeehäuſern und Eisbutiken ſich bund und fröhlich zu regen. Ein Reiſewagen, der in dieſem Augenblicke die wogende Menge theilte, und vor dem einzigen leidlichen Gaſthofe des Städtchens hielt, bot ihrer Neugier ein willkommenes Schauſpiel. Männer, Weiber und Kinder, Alt und Jung drängten lärmend ſich herbei, um den Fremden ausſteigen, und ſein Gepäck in das Haus tragen zu ſehen. In letzterem trieb ein halb deutſcher, halb italieniſcher Gaſtwirth ſein Weſen. Seit einiger Zeit war der Anblick Reiſender dieſer Art den Einwohnern von Peschiera eine Seltenheit. Im Königreiche Neapel und deſſen Umgegend wütheten damals alle Gräuel der eben entſtandenen Revolution, und der Zuſtand von beinahe ganz Italien war in dieſen Tagen der Unruhe und der Empörung, nicht von der Art, um Fremde herbeizuziehen, die nicht die Reiſe dorthin nothgedrungen unternehmen mußten.

Der Anblick des Reiſenden, der leicht und behende ſich aus dem Wagen ſchwang, bot den Schauluſtigen indeſſen wenig Befriedigung; ſie ſahen nichts als einen ſtattlichen, tief im Mantel verhüllten Mann in das Haus eilen, der dem Wirthe zurief, ſich bereit zu halten, mehrere Fremde von hohem Range vielleicht noch in dieſer Nacht aufzunehmen, und dann ſogleich ihren Blicken entſchwand. Sie mußten alſo einſtweilen mit dem Anblick der Dienerſchaft und des mannigfachen Reiſegeräthes ſich begnügen.

Mißmuthig warf Graf Ferdinand von Hochburg, denn dieſer war der Reiſende, ſich am Fenſter des ihm angewieſenen ziemlich ärmlichen Zimmers in einen Seſſel, befahl ihn allein zu laſſen, wegen allen etwa nöthigen Beſtellungen ſich an ſeinen Kammerdiener zu wenden, und blickte trüb in die ſchöne, helle Sommernacht hinaus. Die kriegeriſche Muſik einiger öſtreichiſcher Regimenter, die dicht am Städtchen vorüberzogen, um die Kühle der Nacht auf ihrem Marſche nach der neapolitaniſchen Gränze zu benutzen, drang aus der Ferne zu ihm herüber; ſie verſetzte ihn zurück in jene unlängſt vergangene Zeit, in welcher auch er der Reihe der Tapfern ſich anſchloß, die mit vereinten Kräften Deutſchland vom fremden Joche befreiten, und ſo verlor er ſich in wache Träume von Zukunft und Vergangenheit.

Seit der glorreichen Beendigung jenes rechtmäßigſten aller Kriege, war er ſeinem Vaterlande entfremdet; denn von Paris aus hatte er ſeine Reiſe angetreten, und es war ihm ſogar wahrſcheinlich, daß vielleicht noch viele Jahre den ſcho vergangenen ſich anſchließen möchten, ohne daß er ſeine Heimath wieder ſähe. Nur das Getümmel des Krieges, der blutige Waffentanz auf dem Schlachtfelde, in den er mit der Verwegenheit eines Verzweifelnden ſich ſtürzte, konnten damals, als er Emiliens Treuloſigkeit entdeckte, das Gefühl ſeines unnennbaren Leidens übertäuben, den tiefen Seelenſchmerz, über die anerkannte Unwürdigkeit eines hochgeliebten Weſens, dem er jedes Opfer, nur nicht das der Ehre, zu bringen entſchloſſen geweſen. So lange der Krieg währete, nahm die Gewalt der Gegenwart ihn gänzlich in Anſpruch, ihm blieb keine Zeit der nächſten Vergangenheit anders als in flüchtigen Momenten zu gedenken; doch als nun das Ziel erreicht war, als im Aeußern Ruhe und Frieden wieder zurückkehrten, da erwachte von neuem die verzehrende Qual im Innern ſeiner Bruſt. Raſtlos trieb es ihn vorwärts. Er bereiſ'te die Schweiz, durchzog England, Italien, Spanien, Portugal. Er ſah dieſe Länder nicht mit der Flüchtigkeit gewöhnlicher Reiſenden; er hielt in jedem derſelben ſich lang genug auf, um ein Bild ihrer ſie von einander unterſcheidenden Individualität in ſich aufnehmen zu können, doch in keinem derſelben ward ihm heimiſch zu Muthe.

Aber auch nach Deutſchland zog ihn kein heimathliches Gefühl mehr, ſo ſehr er ſein Vaterland liebte; ihm war als gäbe es überhaupt für ihn keine Heimath mehr in der Welt. Durch die wunderbare Heilkraft der Zeit war die Wunde zwar vernarbt, die ihn zuerſt in die Fremde getrieben, er war kein Jüngling mehr, der im fruchtloſen Liebesſchmerz ſein Leben verbluten zu müſſen wähnt. Er war zum Manne herangereift, zum mit feſtem, ſichern Schritte vorwärts ſchreitenden Manne, der da weiß und fühlt, wie viel größer es ſey, den Schmerz zu beſiegen, als ohne Widerſtand ſich ihm hinzugeben; er mied gern jenes kränkelnde, ſchwachſinnige Brüten über geiſteslähmende Erinnerungen, die ſein Gemüth weder tröſten, noch erheben konnten, aber er vermochte es dennoch nicht, an eine Rückkehr in ſeine eigentliche Heimath ohne Schaudern zu denken. Nicht allein durch die Geliebte, die ihn verlaſſen, war ſie ihm verödet, auch jedes andere, ihm dort einſt befreundet geweſene Leben war erloſchen, nichts ihm geblieben, als der kalte lebloſe Beſitz, Reichthum, Anſehen, alle die glänzenden Vorzüge ſeines Standes. Kein Herz ſchlug ihm dort mehr in freudiger Erwartung entgegen, kein Arm konnte bei ſeiner Wiederkehr ſich mehr regen, um ihn liebevoll zu umfaſſen. Der General S… war bald nach dem Frieden an den Folgen ehrenvoller Wunden geſtorben, ſein Freund Werner, einſt der Führer ſeiner Jugend, späterhin der Vertraute ſeiner geheimſten Gedanken, war längſt an ſeiner Seite, in einem unbedeutenden Scharmützel, auf dem Schlachtfelde gefallen, und außer dieſen beiden hatte ſein Herz an keinem gehangen, als an der ihm ebenfalls verlornen Geliebten.

Sein Sinn ſtrebte daher noch immer in die weite Ferne hinaus; eigentlich nach einem andern Welttheile, denn das Schönſte und Herrlichſte, was Europa ihm bieten konnte, hatte er geſehen und genoſſen. Bolivar's glänzende Erſcheinung, die eben am politiſchen Horizonte aufging, zog ihn vor allem unwiderſtehlich an; er wünſchte den Helden, den er in der Ferne verehrte, auch in der Nähe zu ſehen, das chaotiſche Ringen eines entſtehenden Freiſtaats zu beobachten, und beſchloß von Sicilien aus, wo er ſich eben befand, nach Neapel überzuſetzen, noch einmal Italien der Länge nach zu durchſtreifen, und ſich zuletzt in Genua nach Marſeille einzuſchiffen, wo es ihm nicht an Gelegenheit fehlen konnte, in das ſüdliche Amerika zu gelangen. Zwar hatte er ſchon in Sicilien von Unruhen gehört, welche im Königreiche Neapel entſtanden ſeyn ſollten, aber doch keine Ahnung von dem furchtbaren Aufruhr gehabt, der ihn von allen Seiten umtobte, ſobald er die Gränze dieſes unglücklichen Landes betrat, und der bald darauf in alle Gräuel eines Revolutions-Krieges überging. Die Urelemente deſſelben leuchteten Ferdinanden zu grell entgegen, als daß er hätte wünſchen mögen, Theil an demſelben zu nehmen. Unter tauſend Gefahren ſuchte er ſeine Reiſe ſo viel möglich zu beſchleunigen, mußte oft auf Nebenwegen ſich durchwinden, bis er endlich auf einem ſolchen in ein halb eingeäſchertes Dorf an der Gränze der Abbruzzen gerieth. Hier zwangen Menſchlichkeit und Erinnerungen an frühere Verbindlichkeit ihn einige Tage zu verweilen, denn in dem einzigen noch bewohnbaren Hauſe, das ehemals ein Schloß geweſen war, fand er den Duca di P..., ſchwer verwundet, vielleicht dem Tode nahe, von wenigen Getreuen umgeben. Dieſer italieniſche Fürſt hatte es gewagt, ſich einem Haufen der Aufrührer entgegen zu werfen, hatte ſie glücklich beſiegt und verjagt, war aber im Gefechte verwundet worden, und mußte an dieſem elenden Orte liegen bleiben, weil körperliche Schwäche ihm nicht erlaubte, ſich nach Neapel bringen zu laſſen.

Ferdinands Erſcheinung war dem Leidenden die eines helfenden Engels von Gott geſandt. Beide hatten einander früher gekannt, ſich ſchon vielfältig auf ihren Wegen begegnet, denn auch der Duca hatte von jeher das Reiſen geliebt. Als ſie zuerſt in Frankreich mit einander bekannt wurden, war Ferdinands Gemüth noch in der troſtloſeſten Stimmung, und der Duca der Einzige geweſen, deſſen ſtille, keine Neugier verrathende Theilnahme einen wohlthuenden Eindruck auf ihn machte. Auch in Spanien hatten ſie einander angetroffen, einen großen Theil dieſes Landes gemeinſchaftlich durchzogen, manche Gefahr gemeinſchaftlich bekämpft. Sechs Monate hindurch waren ſie unzertrennliche Reiſegefährten geblieben, und auf dieſe Weiſe in ein gegenſeitiges Verhältniß zu einander gerathen, das, wenn es auch nicht im engſten, heiligſten Sinne des Wortes Freundſchaft genannt werden durfte, doch auch nicht als das einer gewöhnlichen Bekanntſchaft angeſehen werden konnte.

Mit bleichen, halb ſchon erſtorbenen Lippen, mit jener herzzerreißenden Beredſamkeit, die aus Blick und Ton eines dem Tode geweihten Opfers weit eindringender ſpricht, als alle Worte, legte der Fürſt ſeine letzte Bitte, ohne deren Erfüllung er nicht ruhig ſterben zu können verſicherte, Ferdinanden an das Herz, und Ferdinand gab, wenn gleich ungern, die Ausführung ſeines ihm ſehr werth gewordenen Planes für den Augenblick auf, indem er gelobte, alles was ſein Freund von ihm verlangte, pünktlich zu erfüllen. Er verſprach, ſtatt nach Genua, nach Brescia zu gehen, wohin die Gemahlin des Duca ſchon ſeit längerer Zeit ſich geflüchtet hatte, um, im Fall die jetzt herrſchenden Unruhen ſich noch weiter verbreiten ſollten, ſich ſchnell in die Schweiz oder nach Deutſchland begeben zu können. Er gab ſein Ehrenwort darauf, dieſer Dame ſchützend zur Seite zu ſtehen, ſie nicht zu verlaſſen, bis Gott über Leben und Tod ihres Gemahls entſchieden hätte; ihr aber einſtweilen die Gefahr, in welcher dieſer jetzt ſchwebte, zu verheimlichen, um ſie in dieſer unglücksſchwangern Zeit nicht noch mehr, vielleicht unnütz, zu beunruhigen, und endlich, es komme, wie es wolle, ſie an einen völlig ſichern und bequemen Zufluchtsort zu begleiten, ehe er ſich von ihr trenne. Ferdinand ſah die Richtigkeit der Bemerkung ſeines fürſtlichen Freundes ein, daß es ihm, als einem zu keiner Parthei gehörenden Ausländer, weit leichter werden müſſe, als jedem Italiener, in dieſer Gefahr bringenden Zeit die Fürſtin zu beſchützen; er gelobte nochmals, alles was ihm aufgetragen worden war, genau zu erfüllen, ſah noch einmal einen Strahl von Freude in den ſchon halb erloſchenen Augen des tödtlich Kranken aufleuchten, und eilte dann mit ſchwerem Herzen dem nördlichen Italien zu.

Mit Noth und Gefahr gelangte er über die jenſeitige neapolitaniſche Gränze; ſein Name und ſeine perſönliche Bekanntſchaft mit mehreren Offizieren vom erſten Range, halfen ihm glücklich durch die öſtreichiſche Armee, die ſich dort zuſammen zu ziehen begann, und endlich durfte er es wagen, einen Kurier an die Fürſtin nach Brescia abzuſenden, um dieſe Dame mit dem von ihrem Gemahl ihm ertheilten ehrenvollen Auftrage bekannt zu machen, und ſie um ihre nähern Befehle zu bitten. Der Kurier, den er an ſie abgeſandt hatte, brachte ihm auch ihre Antwort zurück; ſie drückte in ſehr zierlichen Worten der Fürſtin dankbare Freude darüber aus, endlich einen würdigen Beſchützer gefunden zu haben, deſſen ſie in ihrer gegenwärtigen Lage dringend bedürfe, und bat Ferdinanden, an einem Tage, den ſie ihm beſtimmte, in Peschiera ſie zu erwarten; hier wolle ſie mit ihm verabreden, wohin ſie ferner ſich begeben könne, indem ihr gegenwärtiger Aufenthalt in Brescia in vieler Hinſicht ihr durchaus nicht gefalle.

Der Abend dieſes Tages war der von der Fürſtin zu ihrer Zuſammenkunft mit Ferdinanden beſtimmte, der Graf hatte ſich beeilt, zur rechten Zeit in Peschiera einzutreffen, und ſaß nun an ſeinem Fenſter, die Fürſtin zu erwarten.

Ihn überlief ein leichtes Grauen, indem er ſich die Wahrſcheinlichkeit dachte, in dem engen Kreiſe eines kleinen Hofſtaates ſich vielleicht mehrere Wochen herumdrehen zu müſſen, denn er kannte die Prunkliebe der vornehmen Italiener. Der Duca gehörte in die Reihe der Fürſten, deren es in Italien ſo viele gibt, die ohne eigentlich regierende Herren zu ſeyn, dennoch über nicht ganz unbedeutende Strecken Landes ziemlich unbeſchränkt als Vaſallen gebieten; überdem war die Fürſtin einem ſehr hohen Hauſe entſproſſen, ſogar der kaiſerlichen Familie anverwandt, und es ſtand daher beinahe mit Gewißheit zu erwarten, daß ſie auch im Auslande ihre gewohnten fürſtlichen Umgebungen beibehalten haben würde. Voll heimlichen Verdruſſes über den Zufall, der ihn beſtimmen mußte, die Ausführung eines Planes auf nicht zu berechnende Zeit hinauszuſchieben, der ihm, mehr als er ſich ſelbſt deſſen bewußt geweſen, am Herzen lag, malte er ſich ſchon im Voraus alle die Unannehmlichkeiten aus, denen er entgegen ging. Und alles dieſes einer ihm unbekannten Dame wegen, die für ihn nur das einzige Intereſſe haben konnte, daß ſie die Gemahlin eines ihm werthen Bekannten war, und die, ſo wie er die Lage der Dinge jetzt anſah, gar leicht ſeines Schutzes entbehren hätte können.

Eine momentane Stille hatte einſtweilen unten auf dem Platze geherrſcht, die Menge hatte ſich vor die Stadt hinaus begeben, um die Regimenter vorüber marſchieren zu ſehen; jetzt kehrte ſie wieder zurück, vermuthlich weil ſie von den zu erwartenden vornehmen Reiſenden etwas vernommen, und entſchoſſen war, die Ankunft derſelben abzuwarten.

Gelächter, einzelne Guitarrenklänge, fröhlicher Geſang, mitunter auch Zank und Geſchrei tönten zu Ferdinands Fenſter hinauf. Plötzlich wurde das luſtige Toben noch lauter, und zog ſich näher dem Hauſe zu; unten im Gaſthofe entſtand ein tumultuariſches Durcheinanderlaufen, Fackelſchein erhellte mit röthlichem Schimmer Ferdinands öde vier Wände, er blickte zum Fenſter hinaus, es war die Prinzeſſin; ihr Wagen, von einigen andern gefolgt, fuhr ſo eben vor dem Hauſe an. Eine Dame bog ſich aus dem Schlage hinaus, ein äußerſt mildes, zartes Frauenantlitz vom flackernden Scheine der Fackeln, wie von einer Glorie umgeben, leuchtete ihm entgegen;

ein Geſicht, welches man, unerachtet der dunkeln Haare und Augen, kaum für ein italieniſches halten konnte, und er eilte die Treppe hinab, der Dame entgegen, mit welcher eine ſonderbare Verpflichtung ihn in ein noch ſonderbareres Verhältniß gebracht hatte.

Die Fürſtin begrüßte ihn, mit der den vornehmen italieniſchen Frauen eignen graziöſen Würde, ſie dankte ihm nochmals für ſeine Bereitwilligkeit, in dieſer verwilderten Zeit einer Schutzloſen beizuſtehen, und wußte dabei ſehr geſchickt ihren Worten einen Anſchein freundſchaftlichen Vertrauens zu geben, während ſie eigentlich doch nur eine ganz gewöhnliche Pflicht der Höflichkeit gegen ihn erfüllte. Ferdinanden aber wurde dabei zu Muthe, als klänge ein Ton aus dem fernen Vaterlande zu ihm herüber, als ſtände er Angeſichts der fernen blauen Hügel ſeiner Heimath, unter deutſchen Eichen, und blicke in blaue Augen. Eine ihm ſelbſt unbegreifliche Wehmuth kam über ihn, indem er die immer noch ſchöne Fürſtin betrachtete. Sie mochte nicht viel über dreißig Jahre zählen, würde aber in Deutſchland für etwas älter gehalten worden ſeyn, denn der erſte roſige

Schimmer der Jugend verfliegt in Süden weit früher, als in unſerem Norden. Eine eigne namenloſe Grazie begleitete jede Bewegung der, bei höchſter Zartheit, vollkommen ebenmäßigen Geſtalt; jedes ihrer Worte gewann durch den ſchmeichelnden melodiſchen Ton ihrer Stimme eine tief zum Herzen dringende Gewalt, und die edlen Züge ihres Geſichts, der milde Schimmer der dunkeln Strahlenaugen ließen bei ihr nichts von alle dem vermiſſen, was ſie vielleicht mit ihrer erſten Jugendblüthe verloren haben mochte.

«Arme ſchöne Frau!» ſeufzte Ferdinand vor ſich hin, indem er ſie am Arm einer Dame, die neben ihr im Wagen geſeſſen hatte, fröhlich in das Haus gehen ſah, «du ahneſt nicht, welche Trauerbotſchaft dich, vielleicht morgen ſchon, wekken wird.» Das Bild ihres vielleicht in dieſem Augenblick verſcheidenden Gemahls ſtieg vor ihm auf, er wandte, von innerer Wehmuth übermannt, ſich ſeitwärts, und ſein thränenſchwerer Blick fiel gerade in ein Paar dunkel glühende ſchwarze Augen, die mit ſeltſamem, faſt ſehnſüchtigem Ausdruck ſich ihm zuwandten. Er fühlte wie ſein eigenes Auge von ungewohntem Feuer leuchtete, indem er die jugendliche, üppig blühende Geſtalt betrachtete, der dieſe Flammenaugen angehörten, und eilte, ihr den Arm zu bieten, um ſie der Fürſtin nachzuführen, zu deren näherem Gefolge ſie zu gehören ſchien.

In einer Art Scheune, welche der Gaſtwirth, mit ächt italieniſcher Prunkſucht, einen Salon nannte, wurde Ferdinand jetzt von der Fürſtin den ſie begleitenden Damen, als ihr, von ihrem Gemahl ihnen beſtimmter Beſchützer vorgeſtellt. Zuerſt einer Dame über die Jahre des mittleren Alters hinaus, deren Aeußeres Spuren großer ehemaliger Schönheit mit Würde vereinte, der Marcheſa Clementina, einer nahen Anverwandtin des Herzogs, ſeit mehreren Jahren verwittwet. Genaue Bewahrung des äußern Anſtandes, unabläſſige Sorge, auf keine Weiſe dem hohen Range ihrer eignen Perſon ſowohl, als ihrer Familie, etwas zu vergeben, war von jeher die Hauptbeſchäftigung ihres Lebens geweſen; ſie war ſtolz, das ließ ſich nicht ableugnen, doch, weit entfernt von beleidigendem Hochmuth, wußte ſie durch eine gewiſſe abgemeſſene Freundlichkeit die Herzen zu gewinnen, ſo daß ihr jeder gern und willig alle die Vorzüge einräumte, auf die ſie in jeder Hinſicht Anſpruch machen konnte. Eben um den äuſſeren Anſtand zu ſchonen, hatte ſie ſich entſchloſſen, die weit jüngere Gemahlin ihres nächſten Verwandten zu begleiten, damit im Auslande der Erſcheinung derſelben durch ihre Gegenwart ein würdigeres Anſehen gegeben werde.

«Die Marcheſa iſt in einiger Hinſicht ſogar Ihre Landsmännin,» ſetzte die Fürſtin lächelnd hinzu, indem ſie den Grafen ihr vorſtellte: «ſie iſt, wie mein Gemahl auch, in Deutſchland geboren, und hat ſogar die Sprache ihres Geburtslandes noch nicht ganz vergeſſen.»

Der Marcheſa folgte in der Reihe der Damen die Conteſſina Bianca, mit dem dunkel glühenden Flammenblick, den jetzt ein freundliches Lächeln verklärte, indem ſie vor Ferdinanden ſich verneigte. Sie bekleidete gewiſſermaſſen die Stelle der Hofdame bei der Fürſtin. Zwei liebliche, wehmüthig ſtille Erſcheinungen machten den Beſchluß, zwei Griechinnen von fünfzehn bis ſechszehn Jahren, die ältere Olinda, die jüngere Roxandra genannt. Sie hatten durch einen ſchnellen Tod ihren Vater in Neapel verloren, völlig abgeſchnitten von Freunden, Verwandten und dem geliebten Vaterlande, waren die armen, mit der Welt noch ganz unbekannten Kinder, im fremden Lande ſchutzlos zurück geblieben, und achteten es für eine große Wohlthat, als die Marcheſa ſich ihrer annahm, und ihnen endlich vorſchlug, ſie und die Fürſtin auf dieſer Reiſe zu begleiten. Dem Range nach ſtanden ſie zwiſchen der Hofdame und den Kammerfrauen, aber obgleich ſie letzteren in der Verwaltung ihres Amtes Hülfe zuweilen freiwillig leiſteten, ſo zeichneten ſowohl die Marcheſa, als die Herzogin ſie dennoch vor denſelben auf alle Weiſe aus, zogen ſie mit zur Tafel, und behielten ſie immer in der Nähe. Doch unerachtet aller Güte und Freundlichkeit, mit welcher die armen Mädchen ſich behandelt ſahen, blieb ihr Sinn und Gemüth doch ewig dem theuren, ihnen vielleicht auf immer verlornen Vaterlande zugewandt, ein bänglich ſehnſüchtiger Ton klang durch ihr ganzes Weſen hindurch. Die ſchönen Tage ihrer ſeligen, in Griechenland verlebten Kindheit ſtanden ihnen noch zu nahe, als daß ſie dieſe hätten vergeſſen können, denn beide waren noch viel zu jung, um die wohlthätige

Einwirkung der Zeit in ihrem Gemüthe zu empfinden.

Dem Grafen lag alles daran, die Fürſtin, noch ehe die ihm nur zu wahrſcheinliche Nachricht von dem Abſterben ihres Gemahls eintraf, zur Beſtimmung eines einſtweiligen feſten Aufenthaltes zu bewegen, und zwar nicht auſſerhalb Italien. Er ſah vorher, daß dieſer Todesfall Umſtände herbeiführen könne, die ihre perſönliche Gegenwart, oder doch nicht zu weite Entfernung von den Beſitzungen des Duca nothwendig machen würden. Letztere lagen größtentheils mitten im Schauplatz der jetzt vorwaltenden Unordnung, und aller Gräuel eines Bürgerkrieges, oder doch wenigſtens demſelben zu nahe, als daß die trauernde Wittwe ſich der ringsumher raſenden Partheienwuth hätte ausſetzen dürfen. An einen längern Aufenthalt in den ärmlichen Städtchen längs dem Garda-See war ebenfalls nicht zu denken, ſo reizend die Umgebungen deſſelben auch ſind; aber Verona ſtand ihr offen, und Mantua, nebſt mehreren bedeutenden andern Städten des nördlichen Italiens. Ferdinand ſuchte noch während der Abendtafel dieſen Gegenſtand zur Sprache zu bringen, und wider ſein Hoffen und Erwarten gelang es ihm, zu einer ſchnellen Entſcheidung zu gelangen, obgleich er den Hauptgrund verſchweigen mußte, der ihn eine ſolche wünſchen ließ.

Die Marcheſa hatte von einem ihrer Freunde den Auftrag erhalten, der Fürſtin eine dieſem angehörende Villa, in der fruchtbaren Ebene der Lombardei und in der Nähe von Mailand, zum Aufenthalt anzubieten, bis die Unruhen ſich gelegt haben würden. Zwar erhob die Fürſtin mancherlei Einwendungen gegen die Annahme dieſes Erbietens; denn es hatten in früherer Zeit einige Mißhelligkeiten zwiſchen dem Eigenthümer jener Villa und ihrem Gemahl obgewaltet, und ſie zweifelte darum, daß es letzterem angenehm ſeyn würde, wenn ſie einer perſönlichen Verbindlichkeit gegen ſeinen alten Widerſacher ſich ſchuldig machen ſollte. Doch Clementinens gelaſſene und einſichtsvolle Vorſtellungen wußten allen Gegengründen der Fürſtin entgegen zu kommen, und ſie endlich völlig zu beſeitigen. Die Reiſe nach Mailand wurde auf den nächſten Morgen angeſetzt, und der Stallmeiſter der Fürſtin, der einzige männliche Begleiter von etwas höherem

Range, den ſie bei ſich hatte, wurde einſtweilen voraus geſchickt, um in der Villa alle nöthigen Vorkehrungen zu ihrem Empfange zu treffen.

Jede Reiſe iſt gleichſam ein gedrängter Auszug, eine Art Quinteſſenz des ganzen Menſchenlebens; unſre Tugenden, unſre Fehler, unſre Launen treten im Laufe einer ſolchen im grellſten Lichte hervor, beſonders aber unſre üblen Angewohnheiten, die im geſelligen Leben oft ſtörender auffallen, als ſelbſt laſterhafte es könnten. Wenige Tage in der engen Gemeinſchaft zugebracht, die Reiſegefährten nie ganz vermeiden können, führen ein genaueres Erkennen der gegenſeitigen Charaktere herbei, als Jahre es würden, die man in gewöhnlichem, geſelligem Umgange mit einander verlebte; und gewiß würde die Zahl der unglücklichen Ehen, aber auch die der Ehen überhaupt, weit geringer ausfallen, wenn jedes verlobte Paar, als eine Art Novlziat, ehe es am Altar ſich auf immer mit einander verbände, eine gemeinſchaftliche Reiſe von einigen Monaten antreten müßte, ſtatt jener, die zufolge dem Gebrauch unſrer Zeit, gleich nach dem Hochzeitstage gewöhnlich unternommen wird.

Auch Ferdinand gelangte während der kleinen Reiſe nach Mailand zu einer näheren Bekanntſchaft mit den ſeinem Schutze empfohlenen Damen, und wurde auch ſeinerſeits von ihnen beſſer gekannt, doch das Reſultat dieſes gegenſeitigen Erkennens gehörte zu den erfreulichſten. Der Fürſtin ruhige Heiterkeit, ihre unausſprechliche Güte, die dennoch nie in geiſtloſe Apathie ausartete, milderten ſehr bald ſeinen Unmuth über ſeine gegenwärtige Lage; der Marcheſa wahrhaft vornehmes und doch nie drückendes Benehmen, die klare verſtändige Beſonnenheit, die ſie bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, erfüllten ihn mit ungeheuchelter Achtung, und Bianca's blendende Schönheit, die leidenſchaftliche Beweglichkeit dieſer durchaus ſüdlichen Natur, zogen auf das angenehmſte ihn an. Um ſie nur lächeln zu ſehen, war er unabläßlich bemüht, jeden ihrer kleinen Wünſche zu erfüllen, und ſie lächelte ihm oft, denn ihrer Wünſche waren eben nicht wenige.

Nicht ſo war es mit den beiden jungen Griechinnen; die furchtſamen, gedrückten Kinder äußerten in ihrer Demuth nur immer das Verlangen, auf keine Weiſe läſtig zu werden; Ferdinand machte es ſich hingegen zur angenehmen Pflicht, durch mancherlei an ſich unbedeutende Aufmerkſamkeiten ihr trübes Daſeyn zu erheitern, und fand dafür in ihrer ſtillen Dankbarkeit und der ſichtbaren Zufriedenheit, mit welcher die Marcheſa ſein Betragen gegen ihre Lieblinge bemerkte, den ſüßeſten Lohn. So fühlte er ſich denn ſehr bald in dem kleinen Frauenkreiſe gewiſſermaßen einheimiſch geworden, dem er mit innerm Widerſtreben ſich angeſchloſſen hatte.

In Mailand ſelbſt aber gewannen ſeine Verhältniſſe gar bald eine andere Geſtalt, die ihn weniger anſprach. Die Fürſtin beſchloß, einige Zeit in dieſer großen, lebensreichen Stadt zu verweilen, in der es damals von Fremden wimmelte, beſonders von Flüchtlingen, wie ſie ſelbſt war. Sie ſowohl als die Marcheſa kannten vom Landleben nichts, als die in Italien gebräuchlichen Villeggiaturen der Großen, bei denen man die Geſellſchaft, in der man in der Stadt lebt, ſamt allen ihren Vergnügungen und Gewohnheiten mit ſich auf das Land hinausführt. Der Gedanke, in ſtiller ländlicher Einſamkeit einige Wochen hinbringen zu können, war beiden, beſonders der Marcheſa, völlig fremd. Deßhalb mußten in Mailand eine Menge Beſuche gegeben werden; frühere Bekanntſchaften wurden erneuert, neue angeknüpft; und ſo bildete ſich ſehr ſchnell ein kleiner geſelliger Kreis, der da versprach, ihnen recht bald auf das Land zu folgen, indem die Villa, die ſie beziehen wollten, geräumig genug war, um eine nicht ganz unbedeutende Anzahl Gäſte aufnehmen zu können.

Ferdinand mußte in dieſer Zeit bald die Rolle eines Hofmarſchalls der Fürſtin, bald die eines Hofkavaliers übernehmen; ihm blieb beinah kein freier Augenblick. Die innere Ermüdung, die geiſtige Abſpannung, in die er nach einigen ſo verlebten Tagen verfiel, ſo ſehr er ſie auch zu verbergen ſtrebte, entgingen weder dem geübten Scharfblick der Marcheſa, noch dem ihm näher verwandten Sinne der Fürſtin. Beide Damen beriethen ſich darüber unter einander, ſie fühlten die Verbindlichkeit, die ſie ihm ſchuldig waren, ſie wünſchten auf keine Weiſe ſeine Gefälligkeit gegen ſie zu mißbrauchen, und beſchloſſen endlich, für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes auf dem Lande den Vicomte de Belleville einzuladen, den

Sohn eines alten Freundes der Marcheſa, der ſich eben auch in Mailand befand. Sie konnten im voraus überzeugt ſeyn, daß der junge Franzoſe eine ſolche Gelegenheit, ſein Haupttalent geltend zu machen, mit Freuden ergreifen würde, und daß er alle Pflichten eines Hofkavaliers, den ſie nun einmal nicht entbehren zu können glaubten, mit unſäglichem Eifer erfüllen werde, ohne dazu von ihrer Seite beſonders aufgefordert zu ſeyn.

Sie fanden ſich in ihren Erwartungen von ihm nicht getäuſcht. Sobald ſie mit ihm in der Villa anlangten, war Belleville im Dienſte der Damen unermüdlich; man hätte beinahe auf den Gedanken verfallen können, er verſtehe die Kunſt, ſeine Perſönlichkeit zu vervielfältigen, denn er war immer und überall zugegen, wo man ſeiner für den Augenblick bedurfte. Auf der Promenade bot er den Damen den Arm, in der Kapelle das Weihwaſſer; im Salon war er unabläſſig für die Unterhaltung der Geſellſchaft beſorgt, die, nach einigen Tagen, durch das Hinzukommen der früher eingeladenen Gäſte ſich anſehnlich vermehrte. Der Fürſtin und ihrer edlen Verwandtin gegenüber, war er von ehrfurchtsvoller Bewunderung ganz hingeriſſen, und immer auf dem Sprunge, ihre Wünſche zu erfüllen, ehe ſie ſich ſelbſt deren deutlich bewußt wurden. Der ſchönen Bianca bemühte er ſich, durch Blicke, Seufzer und leiſe Andeutungen den tiefen Eindruck zu verſtehen zu geben, den ſie auf ſein Herz gemacht hatte; ſogar die kleinen Griechinnen wurden von ihm nicht überſehen, am wenigſten Olinda, der erklärte Liebling der Marcheſa; kein Tag verging, an dem er ihnen nicht einen ſinnreich geordneten Blumenſtrauß überreicht, und mit zierlich gedrechſelten Lobſprüchen ihren jugendlich erblühenden Reizen gehuldiget hätte.

Ferdinand ſah durch Belleville's Bemühen ſich beinahe völlig in den Ruheſtand verſetzt, und benutzte ohne Bedenken die ihm dadurch gewonnene Freiheit. Er war von Jugend auf gewohnt, mehrere Stunden des Tages mit ſich allein zuzubringen, und der lange Schmerz, der in die Blüthenzeit ſeiner Jugend gefallen war, hatte dieſe Gewohnheit ihm noch werther gemacht. Anfangs floh er die Geſellſchaft der vornehmern Welt, um ungeſehen und unbeobachtet ſeinem Schmerze ſich hingeben zu können, ſpäterhin achtete er es für eben ſo unbequem als ſeiner unwürdig, ſich von ihr Feſſeln anlegen zu laſſen, die jeder freien Bewegung ſeines Geiſtes wie ſeines Gemüthes hemmend entgegentreten mußten, ohne ihm die kleinſte Entſchädigung dafür bieten zu können. Doch blieb er weit davon entfernt, ſich unbedingt der Einſamkeit hinzugeben, oder die Menſchen zu fliehen; im Gegentheil, es machte ihm Freude, das Treiben und Thun derſelben in zwangloſer Freiheit zu beobachten, und er liebte eben deshalb Italien und die regere Lebendigkeit ſeines Volkes, das von dem glücklichſten Klima begünſtigt, ſein häusliches Leben faſt ganz nach Auſſen gewendet hat, und der vier beengenden Wände beinahe nur bedarf, um in ihrem Schutze zu ſchlafen. Unausſprechlich zuwider war ihm das eigentliche Salonleben, in welchem man jeden Schritt, jede Bewegung im voraus berechnen kann, und die, welche nur in dieſem zu Hauſe ſind, kamen ihm wie Marionetten vor, denen ein, durch alle hindurchlaufender Drath ein ſcheinbares Leben verleiht. Sogar jetzt, von geiſtreichen, in jeder Hinſicht ausgezeichneten Frauen umgeben, war ihm oft zu Muthe, als habe man ihr gewaltſam entführt, als ſey er gar nicht mehr in Italien, weil der Anblick des Volkslebens ihm fehlte. Er entbehrte mit dieſem der gewohnten Zerſtreuung, ſein Gemüth war überdem ſehr bedrückt, weil es ihm durchaus nicht gelingen wollte, von dem Leben oder Tode des Gemahls der Fürſtin ſich Nachricht zu verſchaffen. Die Empörung im Königreiche Neapel griff mit jedem Tage um ſich, der Lauf der, in dieſem Lande ohnehin ſehr unregelmäßig gehenden Poſten war durch die öſtreichiſche Armee völlig gehemmt, und überhaupt jede Kommunikation mit dem Süden unmöglich geworden. Auch von Deutſchland aus trafen nur ſelten Nachrichten ein, und er führte im eigentlichſten Sinne ein von der Außenwelt völlig abgeſchiedenes Leben.

Die Nachſicht, mit welcher man ihn hier ganz ungeſtört ſeinem eignen Willen frei gab, ließ ihn indeſſen doch die Verpflichtung empfinden, ſich auf einige Zeit in Verhältniſſe zu fügen, deren er ungewohnt war. Er beſchloß, wenigſtens die kleinere Hälfte des Tages und den Abend der Geſellſchaft zu weihen, und nur den Morgen und Vormittag nach eigenem Gefallen hinzubringen.

Weder der Fürſtin noch der Marcheſa ſchien es unangenehm aufzufallen, daß er gewöhnlich erſt gegen die Zeit der Mittagstafel ſich ihrem Kreiſe näherte; ſobald er erſchien, empfingen ihn beide mit zuvorkommender Auszeichnung; und tauſend kleine Züge in ihrem Benehmen gaben ihm die ſchmeichelnde Gewißheit, daß ſie ihn mit wahrem Wohlwollen als einen bewährten Freund zu ehren wünſchten. Er fühlte zugleich, daß er durch ſein ungezwungenes und doch nirgend gegen die einmal angenommene Regel anſtoßendes Betragen allen gefiel, den einzigen Belleville vielleicht ausgenommen, und dieſes Bewußtſeyn gab ihm eine angenehme Sicherheit, die gleich wohlthätig auf ihn ſelbſt und auf ſeine Umgebungen einwirkte.

Nur eines machte ihn beklommen, und erfüllte ihn oft mit Unmuth gegen ſich ſelbſt; der ſchönen Bianka holde Freundlichkeit, ihre auffallende Art, ihn jedem Andern vorzuziehen, als müſſe das ſo, und könne gar nicht anders ſeyn. Ihre blendende Schönheit, die friſche Lebendigkeit ihres Weſens zogen ihn unwiderſtehlich in ihre Nähe, es war ihm unmöglich, die unbeſchreibliche Theilnahme, die ſie ihm bewies, nicht zu erwiedern, und doch wußte er von inneren Vorwürfen ſich oft nicht zu retten, wenn er, im Geſpräch mit ihr, das große, dunkle Feuerauge in leidenſchaftlicher Glut aufblitzen ſah. Er war überzeugt, nie wieder lieben zu können, und doch ward ſein Auge zum Spiegel des ihrigen, die Flamme, die aus jenem hervorbrach, ſtrahlte es unwillkührlich wieder zurück. Soviel Huld und Anmuth mit Kälte zu erwiedern, war, ihr gegenüber, ihm unmöglich, doch nur ihr gegenüber. So wie er ihrem Zauberkreiſe entrückt ward, blieb in ſeinem Gemüthe faſt keine Spur der innigen Ergebenheit zurück, die er ſich nicht enthalten konnte, ihr zu beweiſen, ſo lange er in ihrer Nähe verweilte, und die er in ſolchen Momenten auch wirklich empfand. Belleville beobachtete beide mit allen Zeichen wüthender Eiferſucht, er unterließ es ſogar nicht, durch Bemerkungen ſeinem innern Zorn Luft zu machen, welche augenſcheinlich nur durch die Gegenwart der Fürſtin in den Schranken der Mäßigung erhalten wurden, und dieſes Betragen eines Nebenbuhlers, den er weder beſonders achtete, noch liebte, trug allerdings auch dazu bei, Ferdinanden von einer

Abänderung ſeines Betragens in Hinſicht auf Bianca abzuhalten.

Wie man vor der Glut der hoch am Himmel ſtrahlenden Sonne ſich gern zuweilen einer tief im Schatten rieſelnden Quelle zuwendet, ſo wandte auch Ferdinand ſich gern von Bianca's blendender Erſcheinung dem lieblichen, bleichen Griechenkinde Olinda zu, das, mit jener im holdeſten Kontraſt, die Demuth und Anſpruchsloſigkeit ſelbſt war. Er begegnete ſo gern dem ſchüchternen Blicke des erröthenden Mädchens, das nur ſelten den dunkeln Schleier der langen, ſeidenen Augenwimper gegen ihn aufſchlug. Die weiche Hingebung des armen Kindes rührte ihn nicht minder tief, als deſſen wirklich hartes Geſchick; doch auch hier blieb er in ſeinem Gemüthe von leiſen Vorwürfen nicht ganz frei, welche die ihm eigne Beſcheidenheit ihm gewiß erſpart haben würde, hätte nicht das Betragen der Marcheſa ihm über Olindens Gefühl für ihn Aufſchluß gegeben. Er ſah dieſe Dame immer freundlicher gegen ihn werden, je öfter er mit dieſem ihrem Lieblinge ſprach, ſie hatte oft geäuſſert, wie ſie nichts ſehnlicher wünſche, als Olinden an der Hand eines edlen Mannes recht bald einen ſichern Standpunkt im Leben gewinnen zu ſehen, er bemerkte, wie ſie ihm jede Annäherung zu der jungen Griechin erleichterte, und die Furcht, den innern Frieden dieſes jugendlichen, ohnehin von der Hand des Schickſals ſchwer getroffenen Weſens vielleicht auf lange zu trüben, bemächtigte ſich ſeiner um ſo ſchmerzlicher, jemehr er ſich innerlich ihrer als einer Thorheit ſchämte. Wider ſeinen Willen mußte er in Olindens ſanftem Auge, in dem bebenden Ton ihrer ſüßen Stimme, wenn ſie zu ihm ſprach, den Eindruck bemerken, den er auf dieſes junge Herz gemacht hatte; vergebens ſträubte er ſich dagegen, vergebens verſuchte er, ihr Gefühl für ihn Dankbarkeit, kindliches Hinneigen einer unerfahrnen Unſchuld zu nennen, eine Stimme erhob ſich in ſeinem Gemüthe, die es für das anerkannte, was es war, für das erſte Erwachen eines weichen, Liebe bedürfenden Herzens, das leider mehr für den Schmerz, als für die Freude organiſirt zu ſeyn ſchien. Wie hätte er jemals ſich entſchließen können, durch Nichtbeachtung dieſem zarten Weſen wehe zu thun, das, gleich der Senſitive, bei jeder unſanften Berührung ſich ſchmerzlich in ſich ſelbſt zuſammenzog! Er konnte es nicht, ſelbſt nicht in Gegenwart der Fürſtin, die er gleich einer Gottheit verehrte.

Die Fürſtin! Seit er in dieſer Villa mit ihr lebte, hatte er ſie nie anders als im Beiſeyn Anderer geſehen, ſogar nicht einmal in ihrem Zimmer, wohin ſie ihn zuweilen rufen ließ, um ſich mit ihm über die Möglichkeit, von ihrem Gemahl Nachricht zu erhalten, zu berathen. Immer war entweder Bianca gegenwärtig, oder die ſtolzen klugen Augen der Marcheſa blickten ſeltſam forſchend ihn an. Kein einziges, recht aus dem Herzen geſprochenes Wort, keine Aeuſſerung, die nicht auf der Wage der ſtrengſten Etikette Probe gehalten hätte, durften jemals zwiſchen ihm und ihr zur Sprache kommen; eine unſichtbare Scheidewand verhinderte von beiden Seiten jede geiſtige Annäherung, und doch hatte er ſeit Jahren keine Frau geſehen, zu der er, frei von jedem leidenſchaftlichen Gefühl, mit ſo vollkommenem Vertrauen, mit ſo inniger Ergebenheit ſich hingezogen fühlte. Sie war ihm eine Heilige, ein höheres geiſtiges Weſen, er fühlte, wie ihr heller

Blick ſein Innres durchſchaute, und wünſchte nichts ſehnlicher, als vertrauensvoll jede Regung ſeines Gemüthes ihr offenbaren zu dürfen. Auch lag in ihrer ganzen Erſcheinung etwas ihm ſo Bekanntes, im Blick, im Gange, vor allem im Ton ihrer Stimme; aber vergebens rief er die Vergangenheit ſich zurück, nie und nirgend war er einem lebenden Weſen begegnet, das auch nur eine Spur entfernter Aehnlichkeit mit ihr gehabt hätte; und ſo geſtand er ſich endlich, daß nur die reine Harmonie, die klare Vollendung ihres ganzen Daſeyns dieſen Zauber an ihm übten, und ihm vorſpiegelten, eine Erſcheinung früher wirklich gekannt zu haben, die nur bisher, als Ideal weiblicher Vollkommenheit, ſeinem Geiſte vorgeſchwebt hatte.

Die zwangloſeſten Stunden der Unterhaltung, an der auch die Fürſtin heitern Antheil zu nehmen pflegte, fielen gewöhnlich in die Abendzeit, wo denn die ganze Geſellſchaft ſich in einem ſchönen Gartenſaale zu einer leichten Kollation zu verſammeln pflegte. Ferdinand gewöhnte ſich ſehr bald, ſeine Tage nur nach dieſen Abenden zu zählen, die dennoch zuweilen durch Spazierfahrten, oder Beſuche auſſerhalb dem Hauſe verdrängt wurden. Zwangloſe Freude, Scherz, Lachen und Geſang gingen um die mit Blumen, Früchten und Erfriſchungen aller Art beſetzte Tafelrunde; es war, als ob mit der Tageshitze auch jedes einengende Verhältniß verſchwunden ſey, obgleich die ſtrengſte Sitte dabei immer vorherrſchend blieb, und Niemand es wagte, auch nur von fern die ſcharf gezogene Gränze der Schicklichkeit zu berühren.

Ferdinand hatte, er wußte ſelbſt nicht wodurch, bei dieſen Kollationen ſeinen beſtimmten Platz, der Fürſtin und der Marcheſa gegenüber, an Bianca's Seite erhalten, und letztere ſuchte hier eben ſo wenig als anderswo ſich in ihrem Benehmen gegen ihn Zwang anzuthun; er ſelbſt, theils von ihr ſelbſt, theils durch allerlei Zufälligkeiten dazu veranlaßt, konnte es nicht immer vermeiden, ihr als der anerkannt Schönſten zu huldigen. Ein unbehagliches, ihn innerlich beſchämendes Gefühl bemächtigte ſich ſeiner, wenn er nach einer ſolchen, ihm beinahe abgezwungenen Auszeichnung der ſchönen Hofdame, das Auge zu der ihm gegenüberſitzenden Fürſtin erhob, oder zufällig nach der entfernteſten Seite der Tafel hinüberblickte, und gewahr wurde, wie Olinda, den umdunkelten Blick auf ihn geheftet, bleich und zitternd, Todesſchmerz in allen Zügen, ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Um ſich nur einigermaßen aus dieſen quälenden Verhältniſſen zu retten, pflegte er dann wohl irgend ein von Bianca leicht hingeworfenes Wort aufzunehmen, und ſie in eine Art geiſtreichen Krieg zu verwickeln, dem ihr leichter ſpielender Witz ziemlich gewachſen war. Sie verfehlte auch nie, mit gewohnter Lebhaftigkeit darauf einzugehen, ſo daß er bald laut genug geführt wurde, um die ganze Geſellſchaft daran Theil nehmen zu laſſen. Die, welche ſich dazu geeignet fühlten, miſchten ſich freudig in den luſtigen Kampf, die Uebrigen ergötzten ſich am Zuhören. Sogar die Marcheſa verſchmähte es nicht, dann und wann ein gelaſſen ausgeſprochenes, aber immer den rechten Punkt genau treffendes Wort zu der fröhlichen Unterhaltung beizutragen, und auch die Fürſtin pflegte oft mit recht anmuthiger Heiterkeit ſich hinein zu miſchen. Dieſe legte dabei ſo viel anſpruchsloſe Beſcheidenheit an den Tag, eine ſo rege

Gemüthlichkeit, der auch das ihr am Fernſten Liegende, ſobald es nur eine Seite rein menſchlichen Empfindens berührte, nie fremd blieb, daß Jedem wohl um das Herz ward, der ſie anhörte. Die Leichtigkeit, in die Gefühle wieder einzugehen, durch die ſie vor allen Uebrigen ſich auszeichnete, zog alle unwiederſtehlich zu ihr hin.

Belleville blieb natürlicher Weiſe bei dieſen Uebungen des Witzes kein müßiger Zuhörer, ſondern pflegte ſich im Gegentheil als einer der Vorlauteſten auszuzeichnen. Er ſchien es beſonders darauf anzulegen, als Ferdinands erklärter Gegner aufzutreten, wenn gleich nicht immer mit ausgezeichnetem Gelingen. Die Ausfälle, die er gegen dieſen ſich erlaubte, waren oft mehr boshaft als witzig, je nachdem ſich den Tag über die Dame ſeines Herzens gegen ihn bezeigt hatte, für die er jetzt in vollem Ernſt ſo leidenſchaftlich entbrannt war, als er ſich früher bemüht hatte, es zu ſcheinen.

Ferdinand bedurfte oft aller mühſam errungenen Gewalt über ſich ſelbſt, um dem eitlen Franzoſen, aus ehrerbietiger Rückſicht gegen die Fürſtin, alles was dieſer ſich gegen ihn erlaubte, ungeſtraft hingehen zu laſſen. Eines Abends aber fühlte er dennoch ſeinen mit aller Anſtrengung feſtgehaltnen Gleichmuth wankend werden. Bianca war nie ſchöner erſchienen, als an dieſem Tage, aber auch nie hatte ſie ſich Ferdinanden huldreicher zugeneigt. Der Vicomte ſeinerſeits glühte vor Eiferſucht und innerem Zorn, und verfiel endlich in ein völliges Vergeſſen ſeiner ſelbſt und ſeiner Umgebungen. Die gewohnte fröhliche Unterhaltung war eben in vollem Gange, und Belleville nahm die Gelegenheit wahr, ſich durch einen beißenden Einfall Luft zu machen, der nicht nur Ferdinanden, ſondern auch Bianca verletzte. Ein zur Rache aufforderndes Wort ſchwebte auf den Lippen der letzteren, die Flamme des heftigſten Zornes blitzte in Ferdinands Augen auf, doch die immer und alles beobachtende Marcheſa wurde beides gewahr, und ſtand plötzlich unter dem Vorwande, ſich unwohl zu befinden, von ihrem Sitze auf. Sie winkte Ferdinanden, ihr, wie er alle Abende that, bis in die Vorhalle des Schloſſes den Arm zu geben, und hatte wahrſcheinlich vor, ihm auf dem Wege dahin ein Paar begütigende Worte zu ſagen; doch ihr Ausbruch ward von der ganzen Geſellſchaft wie ein Signal angeſehen, ihr zu folgen. Die Fürſtin ging am Arm des Vornehmſten unter ihren Gäſten ihr zur Seite; die beiden Griechinnen drängten in großer Beſorgniß ſich dicht an ſie heran; die ganze Geſellſchaft umgab ſie, und ſie ſah ſich gezwungen, Ferdinanden unten im Schloſſe wie gewöhnlich zu entlaſſen, ohne ihren Zweck erreichen zu können.

Nachdem alles zur ungewohnt frühen Stunde auseinander gegangen war, kehrte Ferdinand noch einmal in den Garten zurück; noch immer kochte das wild aufgeregte Blut in ſeinen Adern, er wollte Kühlung ſuchen in der friſchen thauigen Nacht, und ſtieß ſogleich auf Belleville, der auch noch, wahrſcheinlich aus gleicher Abſicht, auf der Terraſſe, dicht unter Bianca's Fenſter, auf und ab wandelte.

Bei ſeinem Anblick brauſte Ferdinands Zorn von neuem auf, doch er berückſichtigte den Ort, wo ſie beide ſich befanden, und ſuchte die Ausbrüche deſſelben zu mäßigen.

«Der Herr Vicomte lieben es, wie ich ſehe, die Kühlung der Nacht zu genießen,» ſprach er,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.A. FN. 18071/022

höflich ihn begrüßend, «die Morgen aber ſind nicht minder ſchön in dieſem Lande, und ich wünſchte, Sie möchten ſich, etwa morgen früh um vier Uhr, entſchließen, einen Spaziergang im Freien zu machen.»

«Warum nicht? beſonders in guter Geſellſchaft,» erwiederte der Vicomte im nämlichen Ton, «ich habe mich ſchon lange danach geſehnt. Wohin wünſchen Sie, daß wir gehen?»

«Ich dächte in's Boskett, am Ende des Gartens,» ſprach Ferdinand.

«Der Platz iſt eben nicht der bequemſte,» erwiederte Belleville, «doch wenn wir erſt beiſammen ſind, ſteht es ja bei uns, einen andern zu ſuchen. Rechnen Sie auf mich, Punkt vier Uhr habe ich die Ehre, den Herrn Grafen im Boskett zu erwarten. Sie kommen ohne Begleitung?»

«Ganz allein,» erwiederte Ferdinand, und ſchlug, ihn abermals höflich grüßend, einen andern Weg ein.

Der herrlichſte Morgen war ſo eben über die üppig reiche Gegend aufgegangen, als Ferdinand dem Boskette zueilte, der Vicomte war ihm aber dennoch zuvorgekommen, er fand ihn ſchon ſeiner erwartend.

«Sie kommen ohne Degen, Herr Graf?» rief Belleville gleich nach der erſten Begrüßung dieſem zu, «wünſchen Sie vielleicht Piſtolen, und haben welche mitgebracht?»

«Ich komme, wie Sie ſehen, ohne alle Waffen,» erwiederte Ferdinand, indem er, um dieſes zu beſtätigen, ſeinen Ueberrock von beiden Seiten zurückſchlug. Das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe, das er unter demſelben trug, ward durch dieſe Bewegung ſichtbar, Belleville ſchauderte vor dem beſcheidnen Glanz deſſelben zurück, und legte unwillkührlich von ſeinem Gefühl hingeriſſen, die Hand an den Degen.

«Ich begreiſe, daß der Anblick dieſes Ehrenzeichens Sie verletzen muß, Herr Vicomte, und vermied daher bis jetzt, es in Ihrer Gegenwart öffentlich zu tragen,» ſprach Ferdinand, indem er ſeinen Ueberrock ganz gelaſſen wieder zuknöpfte. «Sie ſind aber gewiß gerecht genug,» ſetzte er hinzu, «um mir einzugeſtehen, daß ein Mann, der wie ich auf dem Schlachtfelde es erhielt, wohl wagen darf, ſich von einem ehrenwerthen

Gegner ein Paar Augenblicke ruhigen Geſprächs zu erbitten, ehe Sie zum Kampfe ſchreiten, ohne deshalb befürchten zu müſſen, für feig zu gelten.»

«Erſt Kampf, dann Worte, ſo viel Ihnen beliebt, das iſt ſo meine Art,» erwiederte der Vicomte trotzig.

«Es iſt in der Regel auch die meine, und noch geſtern Abend war ich feſt entſchloſſen, von ihr nicht abzugehen, doch beſſerer Rath kommt über Nacht,» ſprach Ferdinand: «Da ich indeſſen bedeutend älter bin als Sie, Herr Vicomte, ſo war es auch wohl natürlich, daß mir zuerſt der Gedanke an das Unrecht kam, das wir beide im Begriffe ſtanden, zu begehen.»

«Unrecht? Zum Teufel, Herr, ſind Sie etwa ein verkappter Prieſter, und wollen mir hier eine Bußpredigt halten?» rief, höhniſch lachend, Belleville.

Ferdinand hatte Mühe, in dem gemäßigten Ton zu bleiben, den er gleich anfangs angenommen hatte: «ich bin weder das eine, noch will ich das andre,» ſprach er mit feſtem, ernſtem Ton und Blick, «aber ich ſtehe ganz unbewaffnet vor Ihnen, und kam ſo, in der Ueberzeugung, daß die ritterlichen Geſinnungen ſeiner Nation keinem braven Franzoſen erlauben werden, einen Feind abſichtlich beleidigen zu wollen, der nicht im Stande iſt, die Beleidigung augenblicklich zu rächen.»

«Nun ſo ſagen Sie mir denn, was Sie mir zu ſagen haben,» rief mit leichtem Erröthen der Vicomte, und warf ſich unmuthig auf eine nahe Gartenbank.

«Wir können und dürfen uns hier nicht ſchlagen, ohne das Gaſtrecht und die Ehrfurcht zu verletzen, die wir der Fürſtin zollen müſſen, auf deren Einladung wir hier ſind,» ſprach Ferdinand, indem er ſich neben ihn auf die Gartenbank ſetzte.

«Bei meiner Ehre, Sie haben Recht, und es iſt unverzeihlich, daß ich nicht ſelbſt dies bedacht habe,» rief der Vicomte. «Wohin wollen wir?» ſetzte er von der Bank aufſpringend hinzu, «wollen wir an die Gränze?»

«Sobald ich wieder frei bin, Vicomte, ſtehe ich Ihnen überall zu Befehl,» erwiederte Ferdinand, «für jetzt aber bindet mich ein heiliges Verſprechen, einem ſterbenden Freunde geleiſtet. Ich vertraue Ihrer Ehre das Geheimniß an, daß der Duca ſchwer verwundet darnieder liegt, ich habe ihm mein Ehrenwort darauf geben müſſen, ſeine Gemahlin, die von der Gefahr, in welcher er ſchwebt, keine Ahnung hat, noch ſeinem Willen zufolge haben ſoll, ſo lange zu beſchützen, ſie nicht zu verlaſſen, bis ſein Schickſal entſchieden iſt. Bin ich meiner Verpflichtung gegen dieſe Dame entlaſſen, ſo bin ich jede Stunde zum Kampfe mit Ihnen bereit, doch bis dahin bin ich gebunden, das ſehen Sie ſelbſt ein.»

«So ſey es denn,» rief der Vicomte, und wollte ſich entfernen, doch Ferdinand hielt ihn zurück.

«Gönnen Sie mir noch ein Paar Augenblicke,» ſprach er, «es gibt noch eine Dame, wegen derer ich Ihnen eine Erklärung ſchuldig bin, die Contesſina Bianca: Sie lieben ſie . . . . . .»

«Ich bete ſie an! mögen Sie, mag die ganze Welt es wiſſen,» fiel Belleville mit großem Ungeſtüm ein; «aber jetzt iſt es an mir zu fragen, wollen Sie Ihren Feind beleidigen, den Sie ſo eben durch Ihre Erklärung waffenlos gemacht haben?»

«Ich bin es der Ehre dieſer Dame ſchuldig, Sie aus einem ſeltſamen Mißverſtand zu ziehen, in welchem Sie mir befangen ſcheinen, Herr Vicomte,» erwiederte Ferdinand ſehr gemeſſen. «Sie ſehen mich ihr die Bewunderung zollen, die kein Mann der Schönheit verſagen kann, beſonders wenn ſie in ſo blendendem Glanze erſcheint wie hier; doch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß zwiſchen mir und Bianca kein näheres Verhältniß in keiner Art beſteht; daß ich ſogar ſie nie anders als in der Geſellſchaft geſehen und geſprochen habe, und durchaus nicht in dem Wahne ſtehe, auf ihre Hand oder ihr Herz Anſprüche machen zu können, ſie iſt frei, vollkommen frei, frei wie ich ſelbſt es bin.»

Ein leichtes Geräuſch in der Nähe hielt den Vicomte von der Antwort auf dieſe unerwartete Erklärung ab. «Ich glaube nicht, daß wir für jetzt einander noch weiter etwas zu ſagen hätten,» nahm Ferdinand, nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſich nichts weiter hören ließ, wieder das Wort. «Wir Beide ſind in einem zu aufgeregten Zuſtande, als daß es uns angenehm ſeyn könnte, von Spaziergängern, deren Annäherung ich zu hören glaube, hier beiſammen getroffen zu werden. Vicomte, ich habe Ihnen nicht Frieden, aber Waffenſtillſtand geboten, laſſen Sie dieſen auch in unſerem geſelligen Verkehr einſtweilen gelten, wir ſind es den hohen Damen, deren Gäſte wir beide wurden, ſchuldig, durch unſere perſönliche Mißhelligkeiten den Frieden ihres Hauſes nicht zu ſtören, ſondern uns vielmehr dahin zu vereinen, ihn aufrecht zu erhalten. Was ferner geſchehen ſoll, wenn ich meiner jetzigen Verpflichtung gegen die Fürſtin entlaſſen bin, darüber mag die Zukunft entſcheiden, Sie werden mich immer bereit finden.»

Ferdinand entfernte ſich mit dieſen Worten, und ließ ſeinen Gegner in einer ſehr ſeltſamen Stimmung zurück. Er haßte den Grafen in dieſem Augenblicke herzlicher, als je, denn er hatte deſſen Ueberlegenheit empfunden, und ſah doch keine Möglichkeit vor ſich, einen andern Weg einzuſchlagen, als den, welchen ihm dieſer angedeutet hatte; die Erklärung, welche er ihm in Hinſicht auf Bianca gegeben hatte, befriedigte ihn nur halb, denn ein junger Franzoſe ſeiner Art fürchtet nicht leicht auf einen Nebenbuhler zu treffen, den er nicht durch die Vorzüge ſeiner

Perſönlichkeit aus der Gunſt einer ſchönen Dame ſollte verdrängen können.

Aber Belleville wollte nicht nur glücklich ſeyn, er wollte es auch zu ſeyn ſcheinen, und ihm lag vielleicht an letzterem noch mehr, als am erſten. Daß Ferdinand in den Augen der Welt, ſowohl bei Bianca als in der Geſellſchaft, den erſten Platz beibehalten ſollte, ohne daß er, Belleville, nach allem zuletzt Vorgegangenen, ihn daran ſollte hindern können, ſchien ihm unleidlich, und er hätte gern alles, was er beſaß, darum gegeben, um nur ſeinen Widerſacher von dieſem Platze vertrieben zu ſehen.

In Mismuth und inneren Aerger verſunken, verließ Belleville endlich das Boskett auf entgegengeſetztem Wege von dem, welchen Ferdinand eingeſchlagen hatte, und war nur um wenige Schritte von letzterem entfernt, als etwas Weißes, das zwiſchen dem niedern Geſträuch hervorſchimmerte, ſeine Aufmerkſamkeit anregte. Er eilte darauf zu, und fand die Conteſſina Bianca im thauigen Graſe halb ohnmächtig hingeſtreckt. Schnell wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, daß ſie wahrſcheinlich ſein Geſpräch mit

Ferdinanden belauſcht habe; er erinnerte ſich deutlich, daß ihr Balkon am geſtrigen Abende offen ſtand, während er dicht unter demſelben auf den Grafen ſtieß; es war faſt nicht zu bezweifeln, ſie hatte Beider Verabredung, ſich hier in dieſer frühen Stunde zu treffen, gehört, den eigentlichen Zweck dieſer Zuſammenkunft ohne Mühe errathen, und war gekommen, um einen Zweikampf zu verhindern, oder auch vielleicht Zeuge deſſelben zu werden.

Im erſten Augenblick ſchien Bianca den Vicomte für Ferdinanden zu halten; ſie wies ſeine ihr dargebotene Hülfe ſehr unfreundlich zurück, und einige halb unverſtändliche Vorwürfe entſchlüpften ihren Lippen, die Belleville in ſeiner vorgefaßten Meinung beſtärkten. Doch ſobald ſie dieſen für den erkannte, der er war, veränderte ſie ihr Betragen, ſie erlaubte ihm, ihr aufſtehen zu helfen, ſprach einiges ziemlich Unzuſammenhängende von kalter Morgenluft und feuchtem Graſe, und befahl ihm endlich, ſie in den Gartenſaal zu führen, ihre Kammerfrau ihr dorthin zu ſenden, und vor allem über ihr Unwohlſeyn und den Ort, wo er ſie gefunden, das ſtrengſte Schweigen zu beobachten.

Belleville war froh wie ein König, indem er ihre Befehle erfüllte; er war in ſeinem Herzen überzeugt, das Spiel jetzt gewonnen zu haben, und obendrein ohne die Geſetze ritterlicher Ehre und der Galanterie gegen Damen zu verletzen, auf die er als ein ächter Franzoſe unverbrüchlich hielt.

Die Fürſtin war an dieſem Tage auf einer benachbarten Villa zum Mittagseſſen eingeladen, und Ferdinand benutzte das ihm ein für allemal zugeſtandene Vorrecht, ſie nicht dorthin zu begleiten; doch am Abende ſtellte er zur gewohnten Zeit ſich bei der Geſellſchaft ein, die ſich dieſesmal, ihrer geringen Anzahl wegen, nicht im Gartenſaal, ſondern in den Zimmern der Fürſtin verſammelte. Die meiſten Gäſte hatten an dieſem Morgen ſich beurlaubt, um in ihre Heimath zurückzukehren, und die, welche dieſelbe erſetzen ſollten, wurden erſt in einigen Tagen erwartet.

Dieſer Abendverein bot ſeltſame Erſcheinungen, die ihn von allen ſeinen Vorgängern unterſchieden, und zwar nicht blos der veränderten Lokalität wegen. Bianca erſchien nicht, weil ein plötzliches Kopfweh ſie nach ihrer Rückkehr vom Diner überfallen hatte, die Marcheſa war von ungewöhnlicher Heiterkeit, bis zur fröhlichſten Laune belebt, Belleville ſah aus wie ein junger Triumphator auf dem Operntheater, und Olinda war zum erſtenmal in ihrem Leben wirklich blendend ſchön; es war, als ob ein Strahl von Glückſeligkeit die zarte Geſtalt von innen heraus durchſichtig hell verkläre.

Alles war fröhlich, nur Ferdinand fühlte ſich ängſtlich beklommen, kein allgemeines Geſpräch wollte aufkommen, und er fürchtete jeden Augenblick, man könne glauben, oder ſich wenigſtens ſtellen als glaube man, daß Bianca's Abweſenheit ihn ſo ſtumm und einſylbig mache.

Vergebens verſuchte er, den gewohnten Ton anzuſtimmen, bei jedem mißlungnen Verſuche dazu fühlte er ſeine innere Verlegenheit ſich ſteigern, und endlich hob er ganz unwillkührlich einen bittenden, faſt Hülfe ſuchenden Blick zur Fürſtin auf, den dieſe verſtand, vielleicht auch ohne es zu wollen oder zu wiſſen.

«Sitzen wir nicht heute hier, wie eine vom Sturm auf ein ſchönes unbewohntes Eiland geworfene Geſellſchaft Schiffbrüchiger, weil uns die Freunde fehlen, die ſonſt Leben und Abwechſelung in unſern Kreis brachten?» ſprach ſie lächelnd. «Oder ſoll ich uns der Geſellſchaft von Flüchtlingen vergleichen, zu denen der alte Boccaccio uns in ſeinem Decameron einführt? Schon unſere Anzahl, und auch manches andere in unſerer Lage macht den Vergleich paſſender. Wie jene dort, ſo ſind auch wir gerade unſerer Zehne, fünf Herren und fünf Damen, und auch uns hat größtentheils eine Art von Peſt aus der geliebten Heimath vertrieben, welche ſich leider, in ihren weit um ſich her greifenden Folgen noch zerſtörender zeigen kann, als jene, welcher die Geängſteten damals zu entfliehen trachteten. Wie wäre es, wenn wir einmal nach ihrem Beiſpiel die Stunden durch Erzählungen zu beflügeln verſuchten, zu denen jeder von uns beitragen müßte? Und damit ſich Niemand durch Mangel an Stoff zu entſchuldigen hätte, ſo will ich für heute die Rolle der Königin freiwillig übernehmen; und ſchlage daher vor, daß jeder die Geſchichte ſeiner erſten Liebe uns mittheile. Ich meine damit die allererſte, ganz jugendliche Liebe; denn eine ſolche hat doch gewiß ein Jeder, und wäre es auch an der Gränze der Kindheit, einmal in ſeinem Leben empfunden.»

Die Marcheſa war heute zu gut gelaunt, um nicht in jeden Vorſchlag ihrer Couſine freundlich einzuſtimmen, und die ganze übrige Geſellſchaft folgte, wie zu erwarten war, ihrem Beiſpiel. Ein Kreis wurde gebildet, Looſe wurden aufgeſchrieben und gezogen, und Ferdinand freute ſich innerlich, Nummer Zehn erhalten zu haben, weil er dadurch ſicher zu ſeyn glaubte, daß, für heute wenigſtens, die Reihe des Erzählens nicht bis an ihn gelangen werde. Noch wurde einſtimmig ausgemacht, daß jede erſte Liebe, ſey ſie noch ſo kindiſch, noch ſo unverſtändig oder drollig, ſammt ihren glücklichen oder unglücklichen Folgen, ohne Hehl der Geſellſchaft zum Beſten gegeben werden ſolle; denn der Hauptzweck bei der Wahl dieſer Unterhaltung war, ſich an dem Kontraſt zwiſchen dem Geweſenen und dem daraus Gewordenen zu ergötzen.

Ein alter franzöſiſcher Chevalier, mit ſchneeweißem Haar und einem Paar Augen, das dieſem durchaus widerſprach, hatte Nummer Eins gezogen. Wie Tauſende ſeines Gleichen, war er in der Blüthe des männlichen Alters vor den Jacobinern nach Koblenz geflohen. Feſt überzeugt, nur eine kleine Luſtreiſe anzutreten, von der er in wenigen Wochen nach der einzigen Stadt in der Welt, in der es ihm der Mühe werth ſchien zu leben, wieder zurückkehren würde. Er harrte und hoffte von einem Tage, von einem Jahre zum andern, bis ihn nach und nach das Elend mit eiſernem Arm ergriff. Es zog ihn herab in tiefe Armuth, in unausſprechliche Leiden und Entbehrungen aller Art. Nichts blieb ihm, als ſein fröhlicher Sinn und ſein Ludwigskreuz. Von erſterem kräftig unterſtützt, half er ſich ehrlich durch die Welt; war bald Silhuetteur, bald Tanzmeiſter, bald Sprachlehrer, ſogar einmal Reſtaurateur in einer großen deutſchen Stadt. Ein Verſuch zur Wiedererlangung ſeiner Güter, den er zur Zeit, als die Emigranten zurückberufen wurden, wagte, ward durch die Ränke der jetzigen Beſitzer derſelben vereitelt; ſo harrte er denn in der Fremde fort und fort, und ward darüber ein faſt ſiebzigjähriger Greis, bis die große Umwälzung der Dinge ſeinen König und auch ihn in das geliebte Vaterland zurückführte. Dort fand er ſeine Freunde todt oder zerſtreut, ſeine bedeutenden Güter zum Eigenthum Anderer geworden, und wartete jetzt in Mailand, faſt eben ſo arm als zuvor, aber mit dem friſchen Muth eines zwanzigjährigen Jünglings den Augenblick ab, wo er, wie er feſt hoffte, einen Theil des ihm Geraubten wieder erhalten würde, um dann im geliebten Vaterlande ein neues Leben zu beginnen.

Der fröhliche Greis zeigte ſich ſehr bereitwillig, von ſeinen drei erſten Lieben zu erzählen, denn er behauptete, eine einzelne erſte Liebe gar nicht gekannt zu haben. Im neunten Jahr war er ſchon, wie er verſicherte, in ſeine Tante, eine vierzigjährige Aebtiſſin, zum Sterben verliebt geweſen; ihre wunderſchönen Hände, mit denen ſie ihm Bonbons austheilte, und der ſüße Ton ihrer Stimme hatten ſein Herz völlig erobert, zugleich aber liebte er auch auf das Leidenſchaftlichſte ein ſechszehnjähriges Fräulein, weil es röthliche, in's goldige ſpielende Haare hatte, mit denen es ihm wie eine Sonne vorkam, und dann auch das kleine ſchwarzäugige Hühnermädchen auf dem Landgute ſeiner Ältern, das ihn immer mit friſch gelegten Eiern heimlich verſorgte, die er gar gern aß. Alle dieſe drei Lieben waren, ſeiner Verſicherung nach, zu gleicher Zeit ſeine erſten geweſen, aber auch alle drei hatten unglücklich geendet, und ihn dadurch in tiefen Schmerz verſenkt. Die goldgelockte Schöne hatte geheirathet, was er ſehr übel nahm; zu der Äbtiſſin durfte er, nachdem er ſein zehntes Jahr erreicht hatte, nicht mehr gehen, weil die Regel ihres Kloſters dieſes verbot; und das Hühnermädchen war, eben jener entwendeter Eier wegen, fortgeſchickt worden. Der gute Alte wußte die Geſchichte dieſer drei Lieben ſo geſchickt in einander zu verflechten, und auch zugleich in ihren mitunter recht komiſchen Einzelnheiten darzuſtellen, daß die ganze Geſellſchaft ſich daran höchlich ergötzte, während er einen großen Theil des Abends damit ausfüllte.

Die zweite Perſon, welche an die Reihe des Erzählens kam, war die Marcheſa; ſie ſelbſt hatte dem Vorſchlage dieſes Spieles ihre freudige Zuſtimmung gegeben, und durfte ſich ihm alſo für ihre

Perſon nicht entziehen. Es war angenehm und beluſtigend zugleich, zu ſehen, wie die ernſte, ſonſt immer ſehr gleichmüthige Frau ſich anſchickte, von einer Leidenſchaft zu reden, von der man hätte glauben ſollen, daß ſie ihr immer fremd geblieben ſey. Sie kam darüber in eine ihr recht wohl ſtehende Verlegenheit, erröthete ein wenig, und ſah aus, als ob ſie noch jetzt der kindiſchen Thorheiten ihrer längſt verſchwundenen Jugend ſich ſchämen müßte. Es war wirklich, als ob ein Morgenſtrahl aus dieſer noch in ihren Abend hinüber leuchte, und ihn verkläre, ſo wie im hohen Norden ſich der Himmel um Mitternacht ſchon von neuem röthet, wenn die Sonne unlängſt verſchwunden iſt. So begann ſie lächelnd zu ſprechen.

«Meine erſten Lieben, denn gleich dem Chevalier muß auch ich hier in der Mehrzahl ſprechen: meine erſten Lieben waren alle geſtaltlos, lauter Helden aus den Romanen des Herrn von Calprenede und der Mademoiſelle de Scudery, von denen ich mir gar nicht denken konnte, wie ſie wohl ausgeſehen haben möchten; denn die wenigen alten Herrn in gepuderten Perrücken, ſteif abſtehenden, goldgeſtickten Röcken und langen Spitzenmanſchetten, die ich zuweilen bei meiner Mutter ſah, konnten mir kein Bild von ihnen geben. Ich wurde bis in mein eilftes Jahr in Wien, wo meine Eltern damals lebten, ſehr eingezogen gehalten, denn dieſe hatten mich halb und halb zum Kloſterleben beſtimmt; ich ſah nichts als unſer Haus, den kleinen Garten daran, die Kirche, in die mich meine Mutter alle Morgen zur Meſſe führte, und die obern Giebel der Häuſer, die grünen Wipfel der Bäume, an denen ich vorüber kam, wenn wir ſpazieren fuhren; das einzige, was meine kleine Perſon in den hohen, unförmlichen Karoſſen, die damals Mode waren, von der Auſſenwelt erblicken konnte; auch kannte ich faſt keine lebende Seele als meine Eltern, unſern Beichtvater, meine Gouvernante und meine Bonne, eine gute alte Franzöſin, Gott tröſte ihre Seele in der Ewigkeit.»

«Meine Gouvernante liebte es, während meine Mutter am Kaiſerlichen Hofe, oder in andern Aſſembleen glänzte, auch bei ſich einen kleinen Geſellſchaftszirkel zu verſammeln. Darum ſchickte ſie mich gewöhnlich ſchon gegen acht Uhr zu Bette, um meiner los zu werden. Da lag ich armes Kind, mit weit offnen, muntern Augen, gepeinigt von der gräßlichſten Langeweile. Meine treue Bonne pflegte ſich dann wohl zu mir zu ſetzen, und mir aus jenen alten bändereichen Romanen, die ihre Lieblingslektüre waren, zu erzählen, mitunter auch vorzuleſen. Sie meinte mich damit einzuſchläfern, aber ſie erreichte ihre Abſicht ſehr ſchlecht; je mehr ſie las, oder erzählte, je munterer wurde ich. Die ſchönen, unendlich grauſamen und dennoch liebenden Prinzeſſinnen, die herrlichen gewaltigen Ritter, von denen einer allein oft tauſend wilde Sarazenen und Heiden in die Flucht jagte, ſich gleich darauf, ſanft wie ein Lamm, zu den Füßen ſeiner Caſſandra oder Beliſſene ſchmiegte, und überglücklich war, wenn ſie nach zehn verſchmachteten Jahren ihm erlaubte, ihre lilienweiße Hand mit ſeinen Lippen zu berühren, alles das ſtand wie lebendig vor meiner Phantaſie. Die Turniere, die im Waffenſchmuck prunkenden Ritter mit ihren hochwehenden Federbüſchen, die ſie vor dem Balkon, auf welchem die Damen ſaßen, bis tief in den Staub neigten; die Damen ſelbſt, alle ſchön, wie der Tag, ſo geliebt, ſo liebend, und doch ſo tugendhaft ſtreng! alles das erfüllte mich mit lebensreichen Bildern, gegen welche meine eigene Exiſtenz mir recht kümmerlich, farblos und ſchläfrig erſchien. Wie ſehnte ich mich nur erſt groß zu ſeyn, um auch ſolch einen treuen, zärtlichen, tapfern Ritter zu meinen Füßen ſchmachten zu ſehen! denn ich war feſt überzeugt, daß alle dieſe abentheuerlichen Geſchichten, von denen ich Tag und Nacht träumte, ſich noch mitunter in der Welt zutrügen, und wunderte mich nur, daß mir bis jetzt noch kein Ritter begegnet ſey, wie die waren, von denen meine Bonne erzählte.»

«Meine Gouvernante war ſehr zufrieden mit mir, denn je älter ich wurde, je früher verlangte ich zu Bette, weil mein eigentliches Leben erſt dann begann, wenn meine Bonne mir vorlas; und wenn ſie endlich aufhören mußte, weil ihr der Athem ausging, ſo ſetzte ich, halb wachend, halb träumend, das eben Gehörte fort. Ich ſelbſt war dann die Heldin meines Romans, und verſetzte mich in tauſend Situationen, eine immer abentheuerlicher als die andere. Nur mit dem Helden deſſelben konnte meine Phantaſie nicht fertig werden; es war ihr unmöglich, zu erſinnen, wie er wohl ausſehen, wie er wohl gekleidet ſeyn könnte, und meine heimliche Sehnſucht, nur einmal einen wirklichen Ritter zu erblicken, wär es auch nur ganz von ferne, ſtieg mit jedem Tage ſo, daß meine Geſundheit darunter zu leiden begann. Endlich, ich hatte unlängſt mein eilftes Jahr angetreten, endlich erblickte ich Einen, und mein Herz erkannte ihn obendrein ſogleich für den mir Beſtimmten...»

«Einen fahrenden Ritter der alten Zeit?» rief lachend die Fürſtin.

«Einen leibhaftigen Faramond, ſage ich Ihnen, Couſine,» erwiederte die Marcheſa: «das tapfere Schwert blinkte in ſeiner Hand, im glänzenden Bruſtharniſch ſaß er auf einem reich geſchmückten Zelter. Er war mit Gold, mit Edelſteinen, von denen meiner Meinung nach jeder drei Königreiche werth ſein mußte, über und über bedeckt, und ſein prächtiger, thurmhoher Federbuſch wehte ſtattlich in der blauen Luft. Ein langer Zug faſt eben ſo reich geſchmückter Ritter folgte ihm, in deſſen Mitte ein Paar Mohren mit feuerfarbnen Turbanen ritten, wahrſcheinlich von ihm beſiegte Heidenkönige; vor ihm her verkündeten laut ſchmetternde Trompeten den glorreichen Einzug des berühmten gewaltigen Helden, der gewiß vor kurzem viel tauſend Sarazenen in den Staub geſtreckt hatte, und eine unzählige Menge Volks drängte jubelnd von allen Seiten ſich um ihn her.»

«Und das alles ſahen Sie wachend?» fragte die Fürſtin.

«Am hellen Mittag, Couſine, mit dieſen meinen weit offnen Augen,» erwiederte die Marcheſa. «Ein glücklicher Zufall hatte mich in einem der vordern Zimmer unſeres Hauſes, wohin ich ſelten kam, ganz allein gelaſſen; ich hörte von fern das Schmettern der Trompeten, öffnete mit unſäglicher Mühe das mir etwas zu hoch angebrachte Schloß der Thüre zum Balkon, trat hinaus, und ſah mit Entzücken das Unglaubliche. Ich bog mich, ſo weit ich konnte, über das Geländer des Balkons herüber, der Held blickte zu mir hinauf, und neigte den tapfern Degen vor mir; er iſt es! er iſt es! rief mein ahnendes Herz. Einer meiner Handſchuhe entfiel mir in dieſem Augenblick, und zwar dicht vor ihm hin. Ich glaube, er fiel nicht ganz von ungefähr; aber war doch auch der Prinzeſſin Alcidiane ein gleiches geſchehen,» ſetzte die Marcheſa, noch immer ein wenig über dieſes Bekenntniß erröthend, hinzu. «Denken Sie ſich mein Erſtaunen, mein Entzücken! Mit unnachahmlicher Grazie hob er mit der Spitze ſeines Degens den Handſchuh vom Boden auf, ſtand im nächſten Augenblick aufrecht auf dem Pferde, ſo daß ich von dem nicht ſehr hohen Balkon die Spitzen ſeiner Federn hätte berühren können, und gab mir, unter ehrfurchtsvollem Neigen des ſtolzen Hauptes, den noch immer auf der Spitze des Degens ſchwebenden Handſchuh zurück. Im nächſten Augenblicke ſaß er wieder im Sattel, neigte ſich nochmals vor mir, tief, tief; ſeine Federn berührten wirklich beinahe den Boden, wie ich es oft im Traume geſehen. Der Jubelruf des Volkes hallte bis zu den Wolken hinauf und ich ſtieß ein Angſtgeſchrei aus, und dachte ohnmächtig zu werden, denn das wilde Thier, auf dem er ſaß, bäumte ſich hoch in die Höhe. Er bemerkte mein Erſchrecken, zügelte lächelnd mit gewaltiger Hand das edle Roß, verneigte ſich nochmals gegen mich, ließ das Pferd noch einmal zierliche Courbetten machen, und ſetzte dann langſam ſeinen Triumpfzug fort, von der bewundernden Menge begleitet. Leiſe ſchlich ich mich wieder in's Zimmer, machte ſehr vorſichtig die Balkonthüre wieder zu, und ſetzte mich in das dunkelſte Eckchen, um dem eben Geſehenen und Erlebten nachzudenken, aber mit dem feſten Entſchluſſe, gegen Niemanden etwas davon zu erwähnen, ſelbſt gegen meine alte treue Bonne nicht. Den koſtbaren Handſchuh bewahrte ich gleich zunächſt meinem Herzen, das mir die Bruſt zu zerſprengen drohte, und trug ihn dort von nun an Tag und Nacht, ſo viel Künſte ich auch anwenden mußte, um dieſes unbemerkt thun zu können. Daß der Held edelmüthig genug geweſen, mir den Handſchuh wieder zu geben, rührte mich unbeſchreiblich, obgleich es mich daneben auch ein wenig verdroß. Er hätte ihn ja leicht als ein unſchätzbares Kleinod bewahren können, wie andere Ritter in ähnlichen Fällen gethan hatten; denn ich zweifelte keinen Augenblick, daß auch er die lange geſuchte Prinzeſſin ſeines Herzens in mir erkannt habe. Ach er iſt eben ſo beſcheiden, als tapfer, ſeufzte ich kläglich, und nahm mir vor, auch recht barbariſch tugendhaft gegen ihn zu ſeyn, ihn aber doch nicht ganz verſchmachten zu laſſen. Vorleſen und Erzählen ließ ich mir an dieſem und den folgenden Abenden nichts mehr, ich hatte genug zu denken, was meine Phantaſie hinlänglich beſchäftigte. Die Welt hätte ich drum geben mögen, ihn wieder zu ſehen, oder auch nur ſeinen, gewiß ſehr wohlklingenden Namen zu erfahren; und begriff nur nicht, wie es möglich ſey, daß Niemand ſeiner und des unſtreitig bedeutenden herrlichen Sieges über die Feinde erwähnte, den er durch dieſen triumphirenden Einzug gefeiert. Vierzehn Tage lang lebte ich ſo in beſeligender und doch beklemmender Träumerei hin, in denen ich ihn weder ſah, noch etwas von ihm erfuhr; da endlich kam die Aufklärung, die nicht nur dieſes Traumbild, ſondern auch mit ihm alle andere mir ſo lieb gewordenen Traumbilder zerſtörte, die meine Kindheit beglückt hatten.»

Die Marcheſa machte hier eine kleine Pauſe, und nahm erſt dann, als ſie bemerkte, daß aller Blicke noch erwartungsvoll auf ſie gerichtet blieben, wieder das Wort: «Soll ich es denn wirklich ausſprechen, was Sie alle gewiß längſt errathen haben?» fragte ſie; «daß mein edler tapferer Ritter nichts anderes war, als ein Kunſtreiter, der mit ſeiner Geſellſchaft am erſten Tage ſeiner Darſtellung den gewohnten Umzug durch die Straßen von Wien hielt, um ſich der Gunſt des hohen und niedern Publikums zu empfehlen? Seine damals noch seltne Kunſt und Geſchicklichkeit machte Aufſehen in der Kaiſerſtadt, und meine Mutter kam dadurch auf den Gedanken, mir, die ich bis dahin noch keine Idee von einem Theater irgend einer Art hatte, dieſes Schauſpiel zu zeigen. Wir fuhren hin. Süßes Erſchrecken durchſchauerte mich, ſo daß ich bei'm Ausſteigen beinah aus dem Wagen gefallen wäre, als ich meinen Ritter im nämlichen köſtlichen Schmucke, in welchem er vor unſerem Hauſe vorübergezogen war, an der Kaſſe ſtehen ſah. Was dieſe ſey? was er überhaupt da wollte, begriff ich nicht, kümmerte mich auch in meinem Entzücken über dieſes unverhoffte Wiederſehen wenig darum. Das iſt ein Turnier, ſagte ich zu mir ſebſt, als ich die Reihen ſchöner, geputzter Frauen unten in den Logen, und tiefer im Hintergrunde die amphitheatraliſch über einander ſich erhebende Menge Volks erblickte, und nun die Schaar glänzender Reiter, meinen Helden an der Spitze, rings um die Bühne Parade ritt. Doch ach! als nun das eigentliche Schauſpiel begann, als ich ihn die halsbrechendſten Künſte üben ſah, geneckt, verhöhnt, verfolgt von den beiden abſcheulichen Mohren, eigentlich den Pagliazzo's der Truppe, ohne daß er ſie dafür ſtrafte, da überfiel mich eine unbeſchreibliche Angſt. Es iſt nicht anders, dachte ich, das ſind wilde Zauberer, und der treue, tapfere Ritter iſt ihrer unheimlichen Gewalt verfallen. Aengſtlich ſah ich nach ſeinem Befreier mich um, der, wie ich feſt erwartete, nun augenblicklich erſcheinen würde, und wurde endlich ſo unruhig, daß meine Mutter es gewahr werden mußte. Sie meinte mich zu beruhigen, indem ſie mich ermahnte, dem Schauſpiel ohne alle Furcht zuzuſehen, da es durchaus keine Gefahr damit habe. Dieſe Art Leute werden von Jugend auf zu ſolchen Künſten abgerichtet, ſprach ſie, ſie ſtehen auf dem Pferde oder auf dem Seile ſo ſicher, wie du in deinem Zimmer, denn ſie bleiben ewig in der Uebung, indem ſie von Ort zu

Ort, von Stadt zu Stadt ziehen, und überall die nämlichen Künſte für Geld machen, weil ſie ſonſt nichts gelernt haben, und nur auf dieſe Weiſe ihr Brod verdienen können.»

«Mir verging Hören und Sehen über dieſer Erklärung, einer Ohnmacht nahe, in Thränen zerfließend, mußte ich augenblicklich nach Hauſe gebracht werden, war mehrere Tage hindurch bedeutend krank, und Wochen vergingen, ehe ich dieſen größten aller Schmerzen, die ich bis dahin erlebt, völlig überwinden konnte. Ich mochte von allen Prinzeſſinen und Rittern nichts weiter hören noch wiſſen, doch das glänzende Bild des Meinen erſchien mir noch oft in nächtlichen Träumen, und ich weinte bitterlich, wenn ich erwachte. Nicht ſowohl über ihn, als über den völligen Untergang der ſchönen phantaſtiſchen Welt, in der ich bis dahin gelebt hatte, und die vor meinem nüchtern gewordenen Sinn jetzt in Nichts zerſtäubt war. Die ganze tragikomiſche Geſchichte war im Grunde nichts weiter, als ein Vorſpiel meines künftigen, und vielleicht jedes andern Lebens, das habe ich ſeitdem oft gedacht und empfunden.»

Ein Paar kürzere, mitunter beluſtigende Erzählungen folgten dieſer. Nummer fünf ward jetzt gefordert, und Wange und Hals von glühendem Purpur übergoſſen, ſaß die Fürſtin erſchrocken und ſchweigend da, als ſie die Entdeckung machte, daß dieſe Nummer in ihren Händen ſich befinde. Sie ſchien gar nicht daran gedacht zu haben, daß die Reihe des Erzählens auch ſie treffen könne. Ferdinand ſah ihre faſt ängſtliche Verlegenheit, ſein Herz klopfte faſt hörbar in ſeiner Bruſt, während die Fürſtin, ſichtbar im Kampfe mit ſich ſelbſt, noch immer ſchwieg. Ein unnennbares, peinigendes Mitgefühl bemächtigte ſich ſeiner, ihm war, als habe die ſchöne, unſchuldige Seele ſich ſelbſt einen tiefen Schmerz bereitet, indem ſie ihn aus der Verlegenheit zu ziehen trachtete, in der er zu Anfange dieſes Abends ſich befunden. Den, bei vielen vorzüglichen Eigenſchaften doch ſehr kühl und ernſt gewordnen, ihr an Jahren weit überlegenen Fürſten konnte ſie unmöglich einſt geliebt haben, obgleich ſie an ihm mit herzlicher Treue, wie an dem Geehrteſten ihrer Freunde hing, das fühlte Ferdinand in dieſem Augenblicke zum erſtenmal; und nun ſollte ſie ein lang bewahrtes Geheimniß, vielleicht das einzige ihres reinen, unſchuldigen Lebens, dieſen ihr gleichgültigen Zuhörern, dieſer ſtreng richtenden, ſtolzen Verwandtin enthüllen! Er hätte alles aufbieten mögen, um dieſer Entheiligung zuvorzukommen, um ſie nur im Schweigen verharren zu laſſen, doch nachdem die Marcheſa ſelbſt ſich dem zuerſt von der Fürſtin ausgeſprochenen Geſetze nicht entzogen hatte, war daran nicht mehr zu denken.

«Ich geſtehe,» fing die Fürſtin endlich mit niedergeſchlagenen Augen und leiſer Stimme an, «ich geſtehe, je weiter ich in meine Vergangenheit mich zurück verſetze, je weniger finde ich Stoff zu einem Bekenntniſſe der Art, wie ſie für unſere heutige Unterhaltung paſſend ſeyn möchten; ein einzige kleine Epiſode aus meinem vierzehnten Jahre könnte ich allenfalls als Ausnahme gelten laſſen, doch auch dieſe iſt viel zu unbedeutend, als daß ſie nach allem, was wir hier Ergötzliches gehört haben, noch unterhalten oder intereſſiren könnte.»

Daß man von allen Seiten mit Bitten um die Epiſode die Fürſtin beſtürmte, war die natürliche Folge dieſer ihrer Erklärung; ſie fühlte ſich gezwungen, nachzugeben, und fing nach kurzem Nachdenken mit ziemlicher Faſſung folgendermaßen an:

«Sie erinnern ſich vielleicht noch, liebe Couſine, daß ich während meiner früheſten Jugend ungewöhnlich lange ſehr klein blieb, und erſt gegen das Ende meines dreizehnten Jahres plötzlich anfing, in die Höhe zu ſchießen? Das ſehr ſchnelle Wachsthum erſchöpfte gefahrdrohend meine Kräfte, ich litt zuweilen an ſo heftigen Schmerzen in allen Gliedern, daß ich, unfähig mir ſelbſt fortzuhelfen, von einem Zimmer zum andern auf den Armen getragen werden mußte. Unſer Arzt fürchtete, meine Bruſt könne darunter leiden, und ich in Auszehrung verfallen, er verordnete mir im nächſten Frühlinge, in welchem ich mein vierzehntes Jahr antrat, eine Molkenkur, ſtärkende Bäder, und vor allem den freien Genuß der alles belebenden Bergluft. Meine Mutter war ohnehin Willens geweſen, im Laufe dieſes Sommers ihre Anverwandten in Deutſchland zu beſuchen, ſie nahm mich mit ſich, und brachte mich in ein, tief im Gebirge liegendes Schloß, das einem derſelben angehörte. Dort begann ich ſogleich, die, von dem uns begleitenden Arzte mir vorgeſchriebene Kur recht ernſtlich zu gebrauchen, und der Erfolg davon übertraf alle Erwartung. Mit jedem Tag ward ich kräftiger, meine ganze Geſtalt veränderte ſich ſichtbar, neues friſches Leben durchſtrömte mich, und meine hocherfreute Mutter durfte ſchon nach wenigen Wochen es wagen, unter der Aufſicht meines Arztes und meiner franzöſiſchen Gouvernante mich in jenem Schloſſe zurückzulaſſen, und ihre fernere Reiſe anzutreten. Unſer Hauskaplan, ein Paar Damen und ältere Herren von der Begleitung meiner Mutter, blieben ebenfalls bei uns, um mir die ungewohnte Einſamkeit minder fühlbar zu machen.»

«Ich glaube kaum, daß es in der Welt einen reizendern Aufenthalt geben mag, als mein damaliger es war, mir wenigſtens ſchien er ein Abbild des Paradieſes zu ſeyn. Von nicht ſehr hohen, aber maleriſch geformten Bergen umgeben, liegt das Schloß ſo warm, ſo weich, ſo heimlich in ſeinem kleinen Felſenthal, wie in einer Wiege. Der vorige Beſitzer deſſelben hatte, gleich einem theuren Kleinode, es werth und lieb gehabt, er war erſt vor einigen Monaten geſtorben, und alles darin befand ſich noch vollkommen wohl erhalten, wie er es verlaſſen. Die Welt ſchalt ihn einen Romanhelden, doch nach meiner Ueberzeugung muß er ein Mann von ſeltenem poetiſchen Geiſt und tiefem Gefühl für das Schöne geweſen ſeyn, dafür zeugte die wundervolle Schöpfung, welche er in jenem abgelegenen Winkel der Welt in's Daſeyn rief. Im Schloſſe ſelbſt hatte er nur für einfache, bequeme Wohnlichkeit geſorgt, doch die Gartenanlagen, welche ſich an die Gebäude anſchloſſen, waren zum freien Spielraum ſeines immer thätigen Geiſtes von ihm erwählt worden. Hier ſchuf und ordnete er ſich eine kleine Zauberwelt von unausſprechlicher Schönheit. Alles in dieſer ſchien nur von der Natur allein, ohne Beihülfe der Kunſt hervorgebracht zu ſeyn; letztere durfte nur leiſe und beſcheiden ihrer hohen Herrin nachzuſchleichen wagen, um ganz unmerklich zu ihrem Schmucke beizutragen, und doch hatte ſie faſt Unbegreifliches hier gewirkt. Blumen und Sträuche weit ſüdlicherer Zonen blühten, mit Kunſtſinn geordnet, wie durch ein Wunder zwiſchen den wilden Felſen hervor, denn der verſtorbene Fürſt hatte durch Anlegung tief verborgener Kanäle, und auch ſonſt auf mancherlei Weiſe, den unfruchtbaren Boden für ſolche Erzeugniſſe zu erwärmen und zu eignen gewußt. Granaten, Oleander, Orangen, Myrthen und Lorbeer, ſcheinbar dem Boden ſelbſt entſproſſen, grünten und blüheten auf das üppigſte, als wären ſie hier in ihrer Heimath, und ich glückliches Kind durfte ganz frei und ohne Zwang in dieſem Meer von Duft und Blüthen mit den Bienen und Schmetterlingen um die Wette, vom Morgen bis zum Abend herumſchweifen. Ich glaubte mich in's Feenreich verſetzt, ſo glücklich war ich nie geweſen, und ward es auch nicht wieder,» ſetzte die Fürſtin, die ſich während des Sprechens vollkommen wieder erheitert hatte, kaum hörbar hinzu.

«Ach es war eine ſchöne, ſchöne unvergeßliche Zeit!» fing ſie nach kurzem Schweigen wieder an, «friſche Jugendluſt erfüllte mich mit neuem nie zuvor geahnetem Leben, Freude war all' mein Denken und Thun; eine grünende blühende Oaſe in der Wüſte des Lebens, hatte mich gleich bei meinem erſten Eintritt in daſſelbe empfangen, deren Andenken mir ſpäterhin manchen Dornenpfad geebnet hat, über den ich hin mußte.»

Im ferneren Verlauf ihrer Erzählung erwähnte die Fürſtin eines ſehr ſchönen, ihr aber völlig unbekannten Knaben ihres Alters, den ſie einſt in den Gartenanlagen an ihrem Lieblingsplätzchen angetroffen, und der ſie vor einem ziemlich gefährlichen Falle von einem Felſen herab bewahrte; ſie erzählte ferner, wie dieſer Knabe, den ſie noch einigemal wiederſah, ihr unſäglich lieb geworden ſey, obgleich ſie nie mit ihm ſprechen konnte, indem ſie eben ſo wenig ſeine deutſche Sprache, als er ihre italieniſche verſtand; und wie er ihr einſt einen wunderſchönen Blumenſtrauß geſchenkt, den ſie, als er völlig verwelkt war, auf einem kleinen Atlaskiſſen befeſtigte, um ihn zur Erinnerung an den Geber deſſelben aufzubewahren. Dann erzählte ſie auch, wie ſie unter heißen Thränen von ihrem jungen, unbekannten Freunde Abſchied genommen, um ihn nimmer wieder zu ſehen, und wie ſie, lange nachdem, noch mit ſchmerzlicher Sehnſucht ſeiner gedacht.

«Alle Engelsköpfchen,» ſprach ſie, «die auf dem großen herrlichen Guido Reni, der in Neapel in meiner Mutter Zimmer hing, das Haupt der Madonna umſchweben, ſahen in der Folge mir aus wie er. Wenn ich dort zufällig allein gelaſſen wurde, konnte ich ſtundenlang mit ihnen von ihm ſprechen, und mir zuweilen ſogar einbilden, daß ſie mir Antwort gäben. Dieſer Knabe, deſſen Namen ich nicht einmal wußte, war und blieb mir der liebſte aller meiner Jugendgeſpielen, und auch er hatte mich gewiß von Herzen lieb, das ſagten mir ſeine klaren Augen, ſeine Thränen, als ich mich von ihm trennen mußte. Gewiß zog ein eigenes ſympathetiſches Gefühl uns wechſelſeitig zu einander hin, ein Gefühl wie Gottes Engel, deren Ebenbild er war, es für einander empfinden mögen, die gewiß, eben ſo wenig als damals wir, der menſchlichen Sprache zum innigſten Verſtehen bedürfen.»

Je länger die Fürſtin ſprach, je lebendiger floſſen die Worte von den blühenden Lippen, je heller ſtrahlte ihr Auge, gleichſam vom Wiederſchein ihrer, ihr ſo lieben Jugendzeit. Sie zeigte ſich immer zwangloſer und freier in Ausdruck und Bewegung, und Olinda mußte ihr zuletzt von ihrem Schreibtiſch ein ſchön gearbeitetes Käſtchen von etwas veralteter Form reichen, das ſie während des Redens mit einem kleinen Schlüſſel öffnete, den ſie an einer feinen venetianiſchen Halskette befeſtigt trug. Olinda kniete vor ihr hin, wie ſie oft und gern zu thun pflegte, und ſah aufmerkſam zu, wie die Fürſtin eine Kapſel aus dem Käſtchen zog und ſie öffnete.

«Wie man doch ſelbſt in ſpätern Jahren noch zuweilen ein Kind bleibt!» ſprach jetzt die Fürſtin mit wehmüthigem Lächeln; «da liegen ſie nun wieder vor mir, die unſcheinbaren Ueberreſte der armen Blumen, die jener Knabe mir gab; zwanzig Jahre ſind vergangen, ſeit ſie, wie ich, ihres kurzen Frühlings ſich erfreuten, die Hand, die ſie brach, iſt vielleicht ſchon längſt in Staub zerfallen, ich ſelbſt habe ſeit vielen Jahren ihrer nicht wieder gedacht; und doch iſt es, indem ich ſie jetzt wieder betrachte, als ob ein friſcher Hauch des Lebens mich aus ihnen anwehe, und die ſchönen Tage meiner Kindheit ſtehen in Frühlingshelle wieder vor mir auf. Anfangs bewahrte ich dieſe Blumen aus jugendlicher Schwärmerei, und bettete ſie ſanft in dieſem kleinen Grabe meiner früheſten Vergangenheit, das noch manches andere, mir unendlich theure Andenken von meiner Mutter und andern werthen Freunden aufbewahrt; ſpäterhin mochte ich theils aus Gewohnheit ſie nicht von ihrem Platze verdrängen, theils hielt jene Art Scheu mich davon ab, die wohl ein Jeder empfindet, wenn er im Begriff iſt, auch das an ſich Unbedeutendſte zu vernichten, ſobald es durch den Verlauf vieler Jahre gleichſam geheiligt worden iſt. Arme Blumen, ich hatte eurer ganz vergeſſen, und nun ruft ihr ſo freundlich meine liebe Vergangenheit mir zurück; ich ſehe die ſchönen Schatten von Belrepos, ich höre den ganz eigenen unbeſchreiblichen Ton, mit welchem jener Knabe meinen Namen, Angelina, rief, bei welchem ich damals genannt ward.»

«Angelina,» widerholte Ferdinand unwillkührlich. Die Fürſtin fuhr erſchrocken zuſammen, die verdorrten Blumen entſanken ihren Händen und zerſtreuten ſich auf dem Boden. Angelina's Blicke begegneten den Seinen; wo hatten Beide bis dahin ihre Augen gehabt, daß ſie nicht gleich die einſt geliebten, damals noch in der Knospe der Kindheit ruhenden Züge in ihrer jetzigen Entwickelung erkannten?

Zum Glück hatten alle Anweſende, ausgenommen die Marcheſa, ſich auf die verunglückten Blumen geworfen, um dieſe, die bei der leiſeſten Berührung in Staub zerfielen, unter lautem Bedauern wieder aufzuleſen. Die augenblickliche Aufwallung der Fürſtin ſowohl als Ferdinands entging dadurch jedem Bemerktwerden, das Leben hatte Beide zu Meiſtern in der ſchweren Kunſt der Selbſtbeherrſchung gemacht; ſie hatten gelernt, mit ruhigem Geſichte den Sturm in ihrem Innern zu verhüllen, und gewannen daher ihre gewohnte äuſſere Faſſung ſehr bald wieder. Doch für Olinda's kindlich ahnendes Gemüth konnte ihr unſchuldiges Geheimniß keines bleiben; ſie wußte in dieſem Momente alles, alles, als wäre ſie ſelbſt damals gegenwärtig geweſen; und zufolge ihrer treuen liebenden Natur war ſie unfähig, den Gedanken zu faſſen, daß nicht alles von nun an wieder ſo ſeyn und bleiben müſſe, wie es damals geweſen. Als Ferdinand den Namen Angelina mit einem Ton rief, deſſen Wiederhall ſie tief in ihrem eigenen ſchuldloſen Herzen empfand, da wandte auch ſie ſich nach ihm um, das ſchüchterne Zuſammentreffen ſeiner Blicke mit denen der Fürſtin entging ihr nicht, und ſagte ihr alles. Sie fühlte ihr Herz in namenloſem Schmerze erſtarren, bückte ſich tief, als wolle auch ſie Ferdinands verdorrte Blumen vom Boden aufſuchen helfen, ward bleich, immer bleicher und ſank zuletzt ohnmächtig zu den Füßen der Marcheſa hin, die über dieſen Unfall ihres Lieblings alles übrige, was um ſie hier vorgehen mochte, vergaß.

Die Störung, welche dadurch in der Geſellſchaft entſtand, gewährte der Fürſtin und Ferdinanden eine große Erleichterung, obgleich die Urſache derſelben beide betrübte und beunruhigte. Olinda ward in ihr Zimmer getragen, die Damen begleiteten ſie, alles ging auseinander, und auch Ferdinand kehrte in ſein einſames Zimmer zurück, doch in ganz anderer Stimmung, als die war, in der er es vor wenigen Stunden verlaſſen hatte.

Von ſchmerzlich-ſüßer Unruhe befangen, wandelte er raſtlos umher bis tief in die Nacht hinein. «Angelina, die lange Vermißte, iſt gefunden; der Stern, der meiner Kindheit leuchtete, taucht aus dem Meere der Vergangenheit am Horizonte meines Lebens von neuem auf;« weiter vermochte er nichts zu ſagen noch zu denken, bis der erſte Sturm des neuerwachten Gefühls nach mehreren Stunden der kälteren Ueberlegung zu weichen begann, und er ſich ſelbſt eingeſtehen mußte, daß die überraſchende Entdeckung dieſes Abends ihn durchaus nicht berechtige, ſowohl in ſeiner Stellung gegen die Fürſtin, als überhaupt im Ganzen, das Mindeſte abgeändert zu halten.

Wie die Sonne, wenn das Jahr dem Ende ſich zuneigt, zum zweitenmale ſchräge Lichter und rieſengroße Schatten auf die, im neuen bunten Schmuck prangende Erde wirft, und, um die Täuſchung zu vollenden, als wäre der Frühling wiedergekommen, die Malven wie Roſen erſcheinen, ſo kehrt auch die Liebe zuweilen, bei reiferen Jahren, in dem lange verſtummten Menſchenherzen wieder ein, dem früheren ſo überſchwenglich beſeligenden Gefühle täuſchend ähnlich, und doch weit entfernt, das Nämliche zu ſeyn. Denn wie man, ſelbſt am mildeſten, ſonnigſten Herbſttage die Nachtigall vermißt, ſo vermißt das wieder erwachende Herz jenes ſelige Dahingeben der erſten Liebe, jenes innige Verſchmelzen zweier Weſen in einem einzigen Wohllaut, in welchem wir, dem Leben entrückt, in wonnevollen Thränen zu vergehen wähnen. Wir möchten den Himmel uns abläugnen, der zum zweitenmal ſich wieder uns öffnet, weil wir nicht mehr mit ſo feſtem Vertrauen an deſſen Ewigkeit glauben können, weil wir mit den unendlichen Windungen und Irrungen des Lebens bekannter geworden ſind, und die Gewalt der Nothwendigkeit uns eingeſtehen müſſen, die wir in der Jugend uns ſo gern abläugnen. Aber die Macht der Liebe bleibt dennoch dieſelbe; lang gehegter Rath, Muth, Beſonnenheit und Vernunft ſinken vor ihr zuſammen. Das Leben hat uns zu wund gemacht, als daß wir es über uns ſollten gewinnen können, mit Feſtigkeit dem neuen Glücke zu entſagen, wenn gleich eine innere Stimme ſich gegen daſſelbe warnend erhebt; denn wir kennen jetzt die Länge und Oede der leeren hoffnungs- und freudenarmen Tage, die, ſeit jener erſt beſeligende Traum uns entſchwand, hinter uns liegen; und uns ſchaudert dafür, die lange Reihe derſelben ununterbrochen fortzuſetzen bis an's Ende.

Ferdinand ſträubte ſich, dem wieder mit erneuerter Kraft auf ihn eindringenden Gefühle nachzugeben, und es gelang ihm, ſich wenigſtens zur Selbſttäuſchung zu bringen. Er zwang ſich, die ſelige Jugendzeit und Angelina's flüchtige Erſcheinung wie einen ſchönen poetiſchen Traum zu betrachten, den kein Vernünftiger wähnen wird zum zweitenmal träumen zu können, und ſo gewann er es über ſich ſelbſt, der Fürſtin am nächſten Tage vollkommen ruhig entgegen zu treten, und ſich auch nicht die leiſeſte Andeutung auf jene ſchöne Vergangenheit zu erlauben, die ein Zufall ihnen beiden wieder heraufgerufen hatte. Doch Angelina vermochte es nicht, ſich und ihr Herz bis zu dieſem Grade zu bemeiſtern; in ihren Zügen wie in dem bebenden Ton ihrer Stimme ſprach die innere Bewegung ſich aus, von der ihr Gemüth ſich ergriffen fühlte; ihrem ganzen Weſen mangelte die gewohnte Ruhe, ſie ſprach mehr und lebhafter wie ſonſt, beſonders viel von dem Fürſten, und ihrer Sorge um ihn, in dieſer immer trüber und drohender ſich geſtaltenden Zeit. Die Marcheſa ſtimmte mit ihr ein, und ließ ſich weitläuftig über alle die Veranſtaltungen aus, die ſie kürzlich getroffen, um von ihrem geliebten Verwandten endlich einige Kunde zu erhalten. Ferdinand ſah, wie die Fürſtin alles ergriff, um nur jedes Wort zu meiden, das aus ihrer künſtlich errungenen Faſſung ſie bringen könne, er fühlte ſich verpflichtet, die Freundin zu beruhigen, und ihr zu zeigen, daß ſie den Freund nicht zu fürchten habe. Auch er ſprach daher mehr, als er ſonſt wohl pflegte, und durfte es um ſo eher, da Bianca, unter dem Vorwande unwohl zu ſeyn, auch heute nicht in der Geſellſchaft erſchien. Er erwähnte mit Liebe und Achtung des Fürſten, ſprach von ſeinem früheren Zuſammentreffen mit dieſem, von ihren gemeinſchaftlichen Reiſen, und aus ſeinem früherem Leben mit ihm.

Mehrere Tage vergingen der Fürſtin wie Ferdinanden unter ähnlichen Anſtrengungen, das, was in ihrem Innern vorging, einander verborgen zu halten, und beide befreundeten ſich auf dieſe Weiſe mit der neu erwachten Erinnerung, als ſey ſie wirklich beſeitigt und beſchwichtigt. Unwillkührliche Hindeutungen auf ſie, die ihnen wohl zuweilen entſchlüpften, wurden mit anſcheinender Nichtbeachtung überhört. Endlich kam aber doch ein Abend, deſſen unbeſchreiblich milde Schönheit ſie mit ſtiller Wehmuth erfüllte, und ſich ſchmeichelnd ihrer Sinne bemächtigte. Ungewöhnliche Ruhe herrſchte heute im Schloſſe; die noch anweſenden Gäſte waren zu einem Feſte in der Nachbarſchaft gezogen, die Fürſtin und die Marcheſa waren zurückgeblieben, weil letztere in ihrem Kabinette mit Briefſchreiben ſich beſchäftigen wollte, Blanka ſpielte noch immer die Kranke, Olinda war es wirklich, und die Fürſtin wandelte ganz allein unter der Orangerie, um den herrlichen Abend zu genießen.

Ohne es zu wollen oder zu ahnen, traf Ferdinand die Fürſtin hier an; zum erſtenmal, ſeit ſie die Villa bezogen, ſahen beide ſich ohne Zeugen, und das Ungewohnte eines ſolchen Beiſammenſeyns erhöhte die ſüße Verwirrung, von der ſie in dieſem Augenblick ſich ergriffen fühlten. Anfangs wandelten ſie in ziemlich gleichgültigem Geſpräche neben einander auf und ab, doch immer lebendiger tauchte die Erinnerung an jene Zeit in ihrer Seele auf, deren ſie nie zu erwähnen feſt beſchloſſen hatten. Wie damals in Belrepos, ſo lag auch an dieſem Abende die Welt in paradieſiſcher Schönheit vor ihnen, eben ſo blau und durchſichtig als damals wölbte der Himmel ſich über ſie hin, und die nämlichen Blüthen und Blumen hauchten ihre berauſchenden Düfte ihnen entgegen. Dieſem Zauber zu widerſtehen war unmöglich, alles mühſam Erkünſtelte, von Rückſicht und vermeinter Nothwendigkeit ihnen aufgedrungen, wurde vergeſſen, und ehe ſie ſelbſt deſſen gewahr wurden, waren ſie in ein höchſt lebendiges Geſpräch über ihr erſtes Zuſammentreffen hineingerathen, über ihren Schmerz bei der Trennung, ihrer lange gehegten Sehnſucht; nicht als ob ſie ſich jetzt erſt einander zu erkennen gäben, ſondern als ob dieſes längſt ſchon geſchehen ſey, und ſie jetzt nur in einer früher begonnenen Unterhaltung fortführen, die beide gleich lebhaft intereſſirte. Je länger ſie ſprachen, je mehr fühlten ſie ſich von gegenſeitigem, unendlichem Vertrauen erfüllt, ſie konnten und mochten einander nichts mehr verhehlen; und doch war unter ihnen weder von Liebe noch von Freundſchaft die Rede, ſie ſprachen nur von ſich und jener längſt vergangenen ſeligen Zeit, und ſtanden in eben ſo kindlich reiner Unſchuld einander gegenüber, als damals zwiſchen den Felſen von Belrepos.

Es war ein kurzer, aber himmliſch ſchöner Moment, den aber Ferdinand mit einer bang durchwachten, unendlich langen Nacht abbüßen mußte; denn das Leben gibt uns nie los aus ſeinen beengenden Banden. Er erwachte nur aus ſeiner ſeligen Trunkenheit, um die Gefahr einzuſehen, in der er ſchwebte, nicht nur den eignen innern Frieden, ſondern auch den eines hochgeliebten Weſens zu zerſtören; er fühlte das Bedürfniß, ſich ganz allein mit ſich ſelbſt zu berathen, und in ungeſtörter Einſamkeit nach Faſſung zu ringen, und verließ am Morgen die Villa, ohne jemanden von den Bewohnern derſelben zu ſehen.

Lange wanderte er auf ihm unbekannten Wegen, in tiefe, ernſte Gedanke verſunken, und ging weiter und immer weiter, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, bis er von der Gluth der indeſſen herangekommenen Mittagszeit, und großer Ermüdung an allen Kräften erſchöpft, nicht weiter konnte.

Ein Rebendach vor einer einzelliegenden ländlichen Hütte, nahm gaſtlich ihn auf; er war viel weiter gegangen, als er es gewollt oder gemeint hatte, und fühlte ſich ſo ermattet, ſo fieberhaft erhitzt, daß er ſich entſchließen mußte, die freundliche Einladung der Hausfrau anzunehmen, und über Nacht dort zu bleiben. Eine Menge weit über Land hergekommener Gäſte belebte die einſam gelegene Wohnung, alles war Leben und Freude, denn die hübſche ſechszehnjährige Tochter der Eignerin derſelben, ſollte am folgenden Morgen ihre Hochzeit feiern, und Ferdinand befand ſich nach langer Zeit wieder einmal mitten im Jubel eines ländlichen Volksfeſtes, das freilich ſehr ſchlecht zu ſeiner jetzigen Stimmung paßte. Er ſah in der Abenddämmerung das junge Liebespaar fort von der im Hauſe lärmenden Freude in den kleinen Garten ſchleichen, wo er, von dickem Gebüſch verdeckt, mit ſeinen Gedanken einſam ſaß. Dort gingen die Liebenden unter ſüßem traulichem Koſen lange auf und ab, und Ferdinand mußte dabei des geſtrigen Abends mit ſchmerzlicher Sehnſucht gedenken; er ſah, wie das Paar ſtehen blieb, er ſah, wie die Braut, halb kindiſch verſchämt, halb ſchelmiſch lächelnd, das hübſche, mit Bändern und Blumen geſchmückte Köpfchen, an die Bruſt des hoch und ſchlank gewachſenen Jünglings lehnte, und mit den großen ſchwarzen Augen zu ihm aufblickte, er ſah wie dieſer ſich zu ihr hinabbeugte, wie er mit beiden Armen das zarte Mädchen umfaßte, und es feſter an ſich drückte. Beide ſtanden lange ſo, Aug' in Auge, und ſahen ſich an, ſo vertraut, ſo innig liebevoll, und dennoch küßte der Jüngling das Mädchen nicht; dies rührte Ferdinanden unbeſchreiblich. Von tauſend Gedanken, Gefühlen, Wünſchen und Entſchließungen beſtürmt, warf er für ein Paar Stunden ſich in der ihm angewieſenen Kammer auf das Bette hin, während unter ihm im Hauſe die Freude fortjubelte, und trat dann mit grauendem Morgen den Rückweg wieder an, ſo daß er noch zu ziemlich früher Zeit die Villa wieder erreichte.

Zu ſeinem großen Erſtaunen fand er die Fürſtin ſchon zur ungewohnt frühen Stunde im Garten, durch den ſein Weg ihn führte. Er ſah ſie ungewöhnlich bleich und erſchöpft, wie nach einer, in banger Sorge durchwachten Nacht. Sie eilte auf ihn zu, ſo wie ſie ſeiner anſichtig wurde;

zum Glück begleitete ſie nur die jüngſte der Griechinnen, denn die haſtig ausgeſprochenen Fragen nach ſeinem Ergehen, nach der Urſache ſeiner Abweſenheit am geſtrigen Tage, und der namenloſe Wechſel zwiſchen Freude und Angſt in ihren Zügen, hätten jedem andern Auge auffallen müſſen.

Ferdinand nahm ſich zuſammen, um ernſt und ehrerbietig ihre vielen Fragen zu beantworten, er miſchte abſichtlich einige nur ihr verſtändliche Hindeutungen auf das eigentliche Verhältniß zwiſchen ihnen ein, und fragte, ob noch keine Nachricht von ihrem Gemahl eingelaufen wäre? Die Fürſtin wandte, wie erſchrocken und noch bleicher werdend, ſich von ihm ab, der Villa zu, wo ſie ſogleich in ihr Zimmer ſich einſchloß, um ungeſehen ihr tiefes Leid in einem Strom von Thränen auszuweinen; ein Leid, das ſie ſelbſt nicht verſtand, denn noch immer kam kein Gedanke von Schuld in ihr auf, obgleich eine Ahnung deſſen, was ſie eigentlich für Ferdinand empfand, in dieſem Moment vor ihrem innern Auge aufblitzen mochte. Ihr ungetrübtes Bewußtſeyn half ihr indeſſen bald wieder über dieſe bange Stunde hinaus. Sie überlegte ihre ganze Stellung gegen Ferdinanden, und fühlte wohl, daß ihre Verhältniſſe, beſonders in Hinſicht auf die Marcheſa, ihr geböten, Allen zu verhehlen, daß ſie in ihm jenen Knaben wiedergefunden, den ſie an jenem Abende, und in ſeiner Gegenwart, für den Gegenſtand ihrer erſten Liebe erklärt habe. Doch ſie begriff nicht, wie das ſie abhalten könne, dem Freund Freundin zu ſeyn, und zu bleiben, im reinſten, edelſten Sinne des oft mißbrauchten Wortes. Sie erforſchte ihr Inneres, und immer beruhigender ſtieg die Ueberzeugung in ihr auf, daß ſie nichts weiter wolle und wünſche als dieſes, und ſo beſchloß ſie denn, durch übel angebrachte Rüſichten ſich nicht irren zu laſſen, das nie empfundene Glück, einen treuen, edlen Freund gefunden zu haben, nicht von ſich zu ſtoßen, und durch zu große Strenge nicht in ihren eigenen Augen ſich ſelbſt für ſchuldig zu erklären, während ſie ſich in ihrem Gemüthe noch vorwurfsfrei fühlte.

Von nun an mied ſie es nicht mehr, Ferdinanden öfter als ſonſt, und ſogar ohne Zeugen zu ſehen; auch er kam ihr hierin entgegen, denn auch ihm war es gelungen, ſich gegen die Gefahr, in der er ſchwebte, zu verblenden, und ſich zu überzeugen, daß er keineswegs berechtigt ſey, das dem ſterbenden Freunde gegebene Wort zu brechen, um nur ſich ſelbſt den Kampf mit dem eigenen Herzen zu erleichtern. Er ſtrebte mit aller Macht ſich abzuleugnen, daß er geliebt ſey, geliebt, wie er ſelbſt liebte, und ſuchte alles, was in dem Benehmen der Fürſtin gegen ihn darauf hätte hindeuten können, nur ihrer ſüdlichen Natur und der nationellen Eigenheit ihres Geburtslandes zuzuſchreiben, deſſen Bewohner, vom Höchſten bis zum Geringſten, bei jeder Gelegenheit ſich weit leidenſchaftlicher äußern, als die Nordländer. Und ſo gab er ſich denn zuletzt dem ſo natürlich ſchönen Irrthum hin, zu glauben, daß es ihm gelingen könne, ſeine eigene Liebe in die Bande genügſamerer Freundſchaft zu zwängen, ohne ſich je zu verrathen, oder ſeine Pflichten gegen den Fürſten und ſich ſelbſt jemals aus den Augen zu verlieren.

Der Fürſtin ſchloß im nähern Umgange mit Ferdinand jetzt eine neue Welt ſich auf; denn erſt durch ihn gewann ſie einen Begriff vom wirklichen Leben und deſſen Anforderungen, indem er in den Stunden, die er mit ihr allein im vertrauten Geſpräch zubrachte, ihr oft von ſeiner Vergangenheit und von ſeinen Eltern erzählte. Er theilte jenen urſprünglich an ſeinen Freund Willdorf gerichteten Aufſatz ihr mit, welcher unter dem Titel: Frühlingsliebe, dieſe Reihefolge von Novellen eröffnet, und die Geſchichte ſeines früheſten Jugendlebens enthält; zugleich übergab er ihr einen ſchriftlichen Aufſatz des General S...., der über das Leben ſeines Vaters ihm Aufſchluß gewährt hatte, und der hier ſeinen Platz finden mag.

Winterliebe.

General S... an Ferdinand von Hochburg.

Welch edlem Stamm du, der letzte Zweig deſſelben, entſproſſen biſt, iſt dir längſt kein Geheimniß mehr, lieber Ferdinand; du weißt, daß mir die ſchöne aber auch ſchwere Verpflichtung wurde, dich aus deiner faſt märchenhaften Einſamkeit hinweg vom Grabe deiner Eltern, in eine dir ganz neue Welt, in Verhältniſſe einzuführen, deren Möglichkeit dir früher auch nicht in den Träumen deiner Phantaſie einfallen konnte. Was ich geſollt, habe ich redlich zu vollbringen getrachtet; nicht jedes Saamenkorn, das ich ſtreute, iſt aufgegangen, nicht alles iſt gekommen und gelungen, wie ich es hoffte und wollte; das iſt das ewige Loos aller menſchlichen Plane! Dagegen iſt aber auch in der Entwickelung deiner dir von der Natur ertheilten Anlagen vieles weit über mein Erwarten geglückt. Wie ich dies meine, mag ich hier nicht deutlicher erklären, denn dich dir ſelbſt gegenüber zu loben, liegt nicht in meiner Art.

Von nun an biſt du dir ſelbſt überlaſſen, und nur der Welt, die große Anforderungen an dich hat, und deinem eigenen Selbſtbewußtſeyn für die Anwendung der Gaben und Güter verantwortlich, mit welchen Glück und Natur dich ſo überreich ausgeſtattet haben.

Die letzte meiner Verpflichtungen gegen dich erfülle ich heute, indem ich deiner oft ausgeſprochenen dringenden Bitte, um nähere Kunde von der Lebensgeſchichte deines Vaters, endlich willfahre. Auf ausdrückliches Verlangen deines Vaters mußte ich die Gewährung derſelben bis zum Zeitpunkt deiner Volljährigkeit verſchieben; ich geſtehe dir, daß ich es gern that, ich ſcheute es, ſo manche trübe, ſchmerzliche Erinnerung in mir wieder wach zu rufen, denn auch alte Wunden, unſanft berührt, können wieder brennen, das wirſt du mit der Zeit auch noch an dir ſelbſt erfahren, das glaube mir, dem erfahrneren Freunde, der noch immer gern dich ſeinen Sohn nennen möchte, obgleich du der väterlichen Leitung dich längſt entwachſen fühlteſt, und in dieſem Augenblick, in Folge der Anordnung des Geſetzes und der jetzigen Anſichten der Jugendwelt, es auch biſt.

Was du in dieſen Blättern leſen wirſt, hätte ich weit lieber dir mündlich mitgetheilt; es wäre mir leichter geworden, und zwar nicht allein weil ich ungern die Feder führe, auch für dich wäre es wohl beſſer geweſen, ich hätte Manches, das dir vielleicht dunkel ſcheinen wird, dir deutlicher erklären können. Aber die unruhvolle Zeit, in der wir leben, erlaubt dies nicht mehr; jedes eigne Intereſſe muß jetzt vor dem allgemeinen Großen zurücktreten, und uns wird keine ſtille, trauliche Stunde mehr werden, wie wir für dieſen Zweck ſie bedürſten.

Uns beide ſcheidet in dieſem Augenblick die Pflicht, die uns weit von einander entfernte Wirkungskreiſe anweiſet, und obendrein ſagt mir ein vorahnendes Gefühl, das ſelten mich trog, ich werde in dem großen, glorreichen Kampfe, der uns bevorſteht, das Ziel meiner eifrigſten Wünſche aber auch das meines Lebens erreichen. Ahnungen dieſer Art, in ſolchen Momenten, können täuſchen, ich weiß es wohl, aber die Möglichkeit kann ich mir doch nicht ableugnen, plötzlich und fern von dir aus dieſem Leben abgerufen zu werden.

Daher greife ich, wenn gleich widerwillig, zur Feder; daß ich aber möglichſt kurz mich dabei faſſe, daß ich, während ich keinen Hauptpunkt in dem Leben deines Vaters übergehe, deinem eignen, in vieler Hinſicht dem Seinigen ſo ähnlichen Gemüthe es überlaſſe, das, was er dabei gelitten, gefühlt, überwunden, dir ſelbſt lebhaft zu ſchildern, dieſes, hoffe ich, wirſt du unter den gegenwärtigen Umſtänden mir wohl erlauben.

Graf Egon von Hochburg hatte in früher Kindheit ſeine Eltern verloren. Mein mit dieſen durch enge Freundſchaftsbande vereinigt geweſener Vater war zu ſeinem Vormunde erwählt worden; er wurde mit mir in meinem väterlichen Hauſe erzogen. Gleich an Jahren, wie auch in unſern äußeren Verhältniſſen, wuchſen wir im brüderlichſten Vereine neben einander auf, theilten von unſrer früheſten Kindheit an, Unterricht und Spiel, Freude und Leid. Immer feſter verzweigten ſich unſre Herzen, je älter wir wurden; jeder von uns war das zweite Ich des Andern, dem keine Regung des Gemüthes, kein Gedanke verborgen gehalten wurde. Ferdinand, ich und dein Vater waren und blieben Freunde, bis an ſein Grab, und werden auch über daſſelbe hinaus in der Ewigkeit es bleiben, wenn der Schöpfer der Welten, nach ſeiner ewigen Weisheit, uns dort einander wiederfinden und wiedererkennen läßt.

Unſre altadliche Herkunft, ſowie die Stellung meines Vaters im Lande und am Hofe, hatte uns erſt zu Spielgenoſſen, ſpäterhin zu Jugendgefährten des Neffen des Königs gemacht. Prinz Max, ſo nannten wir ihn, wäre gern der dritte in unſerm Bunde geworden, auch ſchmeichelte er ſich mit dem Gedanken, es zu ſeyn, obgleich ohne unſer Zuthun. Was ich und dein Vater einander waren, konnte er uns nicht ſeyn, aber wir erwiederten dennoch ſeine leidenſchaftlicher ſich äuſſernde Neigung zu uns, mit der treuherzigen Innigkeit eines unverdorbenen jugendlichen Gemüths; bei jeder Jugendluſt waren wir ihm treue liebende Gefährten, in allen jenen kleinen Verlegenheiten, in welche der junge Fürſtenſohn aus

Unbedacht zuweilen gerieth, und aus denen allein ſich loszuwinden, ſein hoher Stand ihm erſchwerte, waren wir ſeine redlichen Vertrauten und treue Beiſtände. Graf Egon aber ſtand ſeinem Herzen noch näher, als ich, denn das milde, zur Poeſie ſich hinneigende Gemüth deines Vaters, ſtimmte beſſer zu dem etwas weichlichen, ſchwärmeriſch-ſentimentalen Charakter des Prinzen, als mein von jeher ernſterer und mitunter unbeugſamer ſtörriger Sinn.

Unſre Kindheit, wie unſre Jünglingjahre waren leider in jene dumpfe, trübe Zeit gefallen, welche gleich nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges begann, und dann noch eine bedeutende Reihe Jahre hindurch das müde, erſchöpfte Deutſchland wie in kalte, graue Nebel einhüllte, die nur ſelten ein Lichtſtrahl durchbrach. Tauſendfache Feſſeln ſchienen auf jeden höheren Aufſchwung der Geiſter lähmend zu laſten, eine dumpfe Monotonie hatte des geſelligen Lebens ſich bemächtigt, und verhinderte jede freudigere Regung deſſelben. Von der einen Seite hatte der troſtloſe, alles verneinende und verſpottende Unglaube, der von den neueſten Philoſophen in Frankreich ausging, ſich der Gemüther bemächtigt, von der andern der kraſſeſte fanatiſche Aberglaube, durch welchen in proteſtantiſchen wie in katholiſchen Ländern, herrſchſüchtige Prieſter, die Menſchen bethörten. Der faſt erſtorbne Sinn für Freiheit der Gedanken regte ſich nur noch in Einzelnen, jede laute Aeuſſerung deſſelben war hart verpönt, nur im fernſten Weſten, in Amerika, begann endlich das Licht aufzudämmern, deſſen lange unter der Aſche glimmender Funke ſpäterhin zuerſt in Paris zu einer verzehrenden Flamme ward, welche die ganze Welt umgeſtaltete.

Das Aufſtehen eines in friſcher Jugendkraft gegen ſeine Unterdrücker ſich erhebenden Volks, begeiſterte Deutſchlands edelſte Jugend; auch ich und meine Freunde ſahen mit kaum zu mäßigendem Unmuth dem damaligen Beginnen deutſcher Fürſten zu, die das edelſte Herzblut ihres Volkes an die Unterdrücker der hochherzigen Amerikaner, für ſchnödes Gold verkauften, und Gedanken, Gefühle bemächtigten ſich unſer, wie jetzt jeder frei und ungehindert ſie ausſprechen darf, die aber damals als ſchädliche, zu Aufruhr und Hochverrath führende Neuerungen betrachtet wurden.

Stolz, kühn, zum wärmſten Enthuſiasmus geneigt, wie lebenskräftige Jünglinge es immer ſind, ſtanden wir damals alle drei in dem glücklichen Alter von zwanzig bis ein und zwanzig Jahren, am Eingange des Lebens, das in ſeiner glänzendſten Geſtalt ſich vor uns ausbreitete, aber die faſt unbedingte Wahl unter allen ſeinen Genüſſen konnte uns nicht genügen. Wir wußten und fühlten, daß es etwas Höheres und Beſſeres gäbe, als Ball, Oper, und die ganze Schaar von Vergnügungen, die an dem Hofe unſres prachtliebenden Monarchen in ununterbrochener Reihe an uns vorüber rauſchten. Unſre Gedanken, unſer Herz und Sinn, waren ganz dem großen Kampf dort drüben über dem Meere zugewendet. Dein Vater und des Prinzen leicht erregbares Gemüth waren bis zur höchſten Begeiſterung davon ergriffen, und äuſſerten dieſes frei und unbefangen. Der König und die ihn zunächſt Umgebenden waren der entgegengeſetzten Meinung, vor Allen die Prieſter, deren immer furchtbare Macht, an dieſem zwiſchen zügelloſer Sinnenluſt und dunkler Bigotterie getheilten Hofe ſich nicht mehr berechnen ließ, an welchem man täglich alte

Sündenregiſter durch Beichte und Abſolution zu tilgen ſuchte, um getroſten Muthes neue beginnen zu können.

Durch unvorſichtige Aeuſſerung republikaniſcher Geſinnungen, die man in der letzten Zeit demagogiſch genannt haben würde, beleidigte Prinz Max täglich ſeinen Oheim, den König; aber zwiſchen ihm und der Thronfolge ſtand nur noch das, von jeher an einem ſeidnen Faden hängende Leben eines kränklichen Knaben, des Kronprinzen; der alles vermögende Beichtvater des Monarchen beherzigte dieſen Umſtand, und wußte die höchſte Ungnade ſehr gewandt von ihm ab, und dem Grafen Egon von Hochburg zuzuwenden. Die frühe Unabhängigkeit deſſelben hatten dieſen von jeher verleitet, die öffentliche Meinung wenig zu ſchonen, ſobald er im Rechten zu ſeyn überzeugt war; und ſo mußte er denn hier für den eigentlichen Verführer des um einige Jahre jüngern Fürſtenſohnes gelten, und nur Rückſichten auf ſeine edle Abkunft, ſeine ſehr bedeutenden Beſitzungen im Lande, hielten die Ausbrüche des königlichen Zorns einſtweilen noch zurück.

Doch nicht nur in politiſcher Hinſicht ſtimmten die Anſichten und Gefühle deines Vaters und des Prinzen Max mit einander überein; eine dem uralten, aber durch Unglücksfälle tief geſunknen Stamme eines der edelſten Geſchlechter im Lande entſproſſene Waiſe, die ſogar auf entfernte Verwandtſchaft mit dem regierenden Hauſe Anſpruch machen konnte, wurde unter dem Schutze der Mutter des Prinzen Max erzogen; ein Weſen, an Schönheit, Grazie und glänzenden Geiſtesgaben, keinem andern an unſerm Hofe zu vergleichen. Selbſt ich konnte dem Zauber der von ihr ausging, mich kaum entziehen, und nur meine kältere Vernunft, mein feſter Sinn und meine innige Liebe zu deinem Vater, deſſen ſtille Neigung zu ihr mir kein Geheimniß blieb, halfen mir ihn überwinden. Aber auch der Prinz brannte für ſie, mit all' der glühenden Leidenſchaftlichkeit eines zur ſentimentalſten Schwärmerei geneigten, vom Glücke verzogenen Jünglings, dem noch nie ein Wunſch verſagt, in deſſen Seele noch nie ein Gedanke an Selbſtbeherrſchung gekommen war. Beide huldigten der Schönen, jeder auf ſeine Weiſe; dein Vater mit der ehrfurchtsvollen Schüchternheit wahrer, inniger Liebe, der Prinz mit all der Zuverſicht, die ſein hoher Rang und das Bewußtſeyn der Vorzüge ſeiner Perſönlichkeit ihm einflößte. Er verſchmähte es, das, was er empfand, vor der Welt zu verbergen, er trug ſeine Liebe öffentlich zur Schau, und war von der reizenden Felizitas faſt eben ſo unzertrennlich, als ihr eigner Schatten.

Gräfin Felizitas, ihren Familiennamen verſchweige ich, als hier völlig gleichgültig, abſichtlich dir; Gräfin Felizitas alſo, war noch ſehr jung, kaum ſiebzehn Jahre alt, aber doch ſchon durch die Umgebungen, in welchen ſie aufwuchs, ſcharfſichtig genug geworden, um die Wirkung ihrer Reize nicht ohne Wohlgefallen zu bemerken. Auf dieſe Weiſe von den beiden ausgezeichnetſten jungen Männern am Hofe, gleich bei'm erſten Eintritt in die Welt ſich vorgezogen und gefeiert zu ſehen, war ihrer Eitelkeit ein ſehr wohlgefälliger Triumph, den ſie nicht ſobald aufzugeben beſchloß. Ihre Sinne waren äuſſerſt erregbar, aber ihr Herz eigentlich kalt; jung, wie ſie war, hatte ſie doch an dieſem Hofe ſchon gelernt, Plane zu machen, und ihr Betragen nach vorher wohl überlegten Regeln abzumeſſen. Sie bedachte, daß die Hälfte ihres Triumphs in der Geſellſchaft ihr unfehlbar verloren gehen würde, wenn ſie einen ihrer Verehrer vor dem Andern begünſtige, indem, bei der unter beiden beſtehenden Freundſchaft, der Verſchmähte ſich gewiß dann von ihr zurückziehen werde. Welcher von beiden ihr in Zukunft das glänzendſte Loos würde bieten können, darüber war bei dem hohen Range des Einen derſelben noch nicht wohl zu entſcheiden, und ſo hielt ſie es für das gerathenſte, unter dem Schein der argloſeſten Unſchuld beide ganz gleich zu behandeln, keinem vor dem Andern den mindeſten Vorzug einzuräumen, aber auch nicht durch ein hartes, abſtoßendes Betragen die Hoffnungen zu zerſtören, die allein ſie in ihren Roſenfeſſeln feſthalten konnten. Sie war mild, heiter, freundlich, bemerkte nichts, was ſie für rathſam hielt, nicht zu bemerken.

Das Spiel wurde von ihrer Seite lange ſo fortgetrieben, bis endlich die leidenſchaftliche Glut des Prinzen alle Schranken durchbrach. Aufgeregt in den tiefſten Tiefen ſeines Gemüths, glühend, in halber Verzweiflung, warf er dem Freunde ſich in die Arme, flehte um ſeinen Beiſtand, ſetzte mit leidenſchaftlicher Beredſamkeit ihm die Gründe auseinander, die ihn zu der Hoffnung zu berechtigen ſchienen, mit Einwilligung ſeiner hohen Verwandten, um die Hand der Gräfin Felizitas ſich bewerben zu können.

Egon, der edle Egon fühlte das Blut in ſeinen Adern erſtarren, aber betrügen konnte er den Freund nicht; auch er geſtand offen und frey ſeine Liebe, gelobte aber auch im ſchönſten Enthuſiasmus ſeines reinen jungen Herzens, dieſe Liebe zu bekämpfen, jedem Streben nach der Gunſt des geliebteſten Weſens zu entſagen, und ſtill und ſchweigend ſich zurückzuziehen.

Egon hielt Wort. Erſt mit Erſtaunen, dann mit einem ſteigenden Unmuth, bemerkte Felizitas die gänzliche Abänderung ſeines Betragens gegen ſie. Sie ſah ſich abſichtlich gemieden von ihm, der ſonſt nur in ihrem Anſchauen zu leben ſchien, und, war es nur der Stachel gereizter Eitelkeit, oder ein natürlicheres, beſſeres Gefühl, was ſie dazu anreizte? ich weiß es nicht, genug ſie beſchloß, um jeden Preiß ihn ſich wieder zu gewinnen. Alle kleinen Künſte, welche der Jugend und Schönheit zu Gebote ſtehen, wurden angewendet, um die treue Erfüllung des dem Freunde geleiſteten Verſprechens ihm auf eine Weiſe zu erſchweren, die den armen Egon zur Verzweiflung brachte. Felizitas hatte mit ihm die Rolle getauſcht, er mied ſie jetzt, ſie ſuchte auf alle Art ſich ihm zu nähern, mit Blicken, mit gleichſam in ſüßer Unbewußtheit ausgeſprochenen Andeutungen, er konnte nicht anders, er mußte ſich geliebt glauben, geliebt von ihr, die ſeine ganze Seele erfüllte, und der er zu entſagen gelobt hatte. Immer noch blieb er ſtandhaft, und immer mehr ließ Felizitas von ihren eignen Künſten ſich hinreißen, bis ſie endlich an ſich ſelbſt irre ward. Sie glaubte zu lieben, ein halbes Geſtändniß entſchlüpfte einſt, als ſie mit Egon allein war, ihren Lippen, einen kurzen ſeligen Moment hielt er die Geliebte in ſeinen Armen, an ſeinem vor Wonne und Schmerz bebenden Herzen, dann riß er ſich los, und eilte zu ſeinem Freunde.

Er bekannte dem Prinzen den unfreiwillig an ihm begangenen Treubruch, aber während er ſprach, ward ihm plötzlich klar, wie wenig er berechtigt ſey, Felizitas zu einem Opfer zwingen zu wollen, deſſen ganze Schwere er mehr wie jemals in dieſem Augenblick empfand. Der zweideutige Edelmuth, mit welchem in Romanen und Komödien jener Zeit, ein paar Freunde den Beſitz der ſchönen Geliebten gewöhnlich einander abtreten wollten, war ſo oft von ihm und dem Prinzen beſpöttelt worden, und nun ſollte er ſelbſt, auf Koſten ſeines eignen und des liebenden Herzens der Heißgeliebten, ein ſolches Opfer bringen wollen, das keinen von allen dreien beglücken konnte. Aller Rückſichten vergeſſend, überwältigt von ihrem eigenen Herzen, hatte Felizitas ihm ihr ſüßes Geheimniß verrathen, konnte, durfte er ſie von ſich abweiſen?

Seine Sinne, ſeine Reden verwirrten ſich, und während er noch von Entſagung ſprach, warf er unter einem Strom von Thränen ſich dem Prinzen in die Arme, und forderte ihn ſelbſt auf, das Opfer zu bringen, das er jetzt nicht mehr bringen könne, ohne an ſich ſelbſt und der Geliebten, an jedem guten Gefühl, an allem, was ihm das Heiligſte war, ſich zu verſündigen.

Eine herzerſchütternde Scene erfolgte. Nach furchtbarem Seelenkampf, noch in halbem Wahnſinn von beiden Seiten geforderten, gebotnen, abgelehnten Erbietungen und Opfern, begaben ſich endlich beide, Arm in Arm, zur Gräfin Felizitas. Was dort vorgegangen iſt, habe ich nie vollſtändig erfahren. Zerſtört im Innern und Aeuſſern trat dein Vater eine Stunde ſpäter in mein Zimmer, er wollte ſprechen, aber die gewaltſame Aufregung ſeines ganzen Weſens raubte ihm Athem und Worte. Als er wieder zu einiger Faſſung gelangt war, nahmen wichtige Anordnungen für ſeine Zukunft die wenigen uns noch übrig bleibenden Stunden ein. Die ganze Nacht ging darüber hin, die wir mit einander durchwachten. Am frühen Morgen des folgenden Tages hohlte der Prinz, wie oft ſchon gethan, ihn zu einer Jagdpartbie ab. Abends kamen beide nicht wieder heim. Am nächſten Tage verbreitete ſich das Gerücht, ſie wären mit einander entflohen, wahrſcheinlich um zu der Armee der amerikaniſchen Rebellen, wie man dieſe nannte, ſich zu begeben.

Unter wüthendem Geſchrei, beſonders von Seiten der Prieſter, wurde dein Vater jetzt als Verführer des Prinzen, laut angeklagt. Tauſend giftige Zungen nannten ihn einen Hochverräther, einen Atheiſten, einen Empörer, zerriſſen ſeine Ehre, ſeinen guten Namen, und bedauerten den armen betrogenen Prinzen. Alles wurde zur Einholung der Entflohenen aufgeboten, es war feſt beſchloſſen, den Grafen Egon des Hochverrathes anzuklagen, und dann auf Lebenszeit ihn in irgend eine Feſtung zu bringen.

Die Freunde hatten in geringer Entfernung von der Stadt ſich getrennt, um auf verſchiedenen Wegen das Ziel um ſo ſicherer zu erreichen. Die, beſonders in jener Zeit den Fürſtenkindern eigne Unbeholfenheit brachte den bedauernswerthen Max. ſehr bald in die Hände ſeiner Verfolger. Unter fremden Namen, aber mit allen ſeinem hohen Range gebührenden Rückſichten, führte man ihn zurück in die Reſidenz. Mehrere Monate lang wurde er, unter dem Vorwande einer auf der Jagd ſich zugezogenen Erkältung, an die Niemand glaubte, im Schloſſe in engem Verwahrſam gehalten. Keiner ſeiner Freunde erhielt Zutritt zu ihm, Niemand, auſſer dem Beichtvater des Königs, und einige dieſem gleichgeſinnte Prieſter. Allmählig wußten dieſe mit ſchlauer Liſt des Zutrauens dieſer im Grunde edlen, aber zu wenig ſelbſtſtändigen Natur ſich zu bemächtigen, die kraftlos in ſich ſelbſt zuſammenſank, ſeit ſie die mächtige Stütze des Freundes entbehrte.

Dein Vater war vorſichtiger, und folglich auch glücklicher geweſen. Er wand durch alle ihm drohende Gefahren ſich hindurch, und erreichte unangehalten den Seehafen, wo er ſogleich ſich einſchiffte. Schnell und ohne Widerwärtigkeiten langte er in Nordamerika an, und trat ſogleich unter Washington in die Reihe der tapfern Verfechter ihrer Rechte und ihrer Freiheit.

Endlich nach mehreren Jahren ward der große Kampf durch einen ehrenvollen Friedenstraktat beendet, aber dein Vater fühlte ſich zu einheimiſch in jenem Lande, um es ſogleich verlaſſen zu können, und neun Jahre waren verfloſſen, ehe er wieder in ſein Vaterland zurückkehrte.

Die Zeit, verbunden mit den Beſchwerden des Krieges, denen er ſich ausgeſetzt, hatten ſein Aeuſſeres dermaßen verändert, daß er, ohne Gefahr erkannt zu werden, es wagen durfte, unter dem angenommenen Namen, den er in Amerika geführt, mich zu beſuchen. Niemand gedachte mehr des Grafen von Hochburg, er wie ſein Name war in der Reſidenz verſchollen, der größte Theil ſeiner Güter war einſtweilen von der Regierung in Beſchlag genommen. Man glaubte, oder vielmehr man bemühte ſich zu glauben, er ſey in irgend einem blutigen Gefecht in Amerika gefallen, und ſeine Agnaten harrten ungeduldig auf ſichere Nachrichten von ſeinem Tode, um auch ihrerſeits ſeiner ſehr bedeutenden Majoratsgüter ſich ebenfalls zu bemächtigen. Ich war durch meine Konnexionen ſo glücklich, in dieſer Hinſicht ſeine Rechte kräftig zu verfechten, und die von ihm bei ſeiner Abreiſe mir übergebene Verwaltung derſelben zu behaupten; auch war es mir gelungen, ihm einen großen Theil ſeines baaren Vermögens heimlich zu retten. Die gegenſeitigen Anſprüche der Regierung, die doch nicht ganz ungehört ihn verurtheilen konnte, und der Erben ſeines Vaters, die eines Zeugniſſes ſeines Todes bedurften, um ſeines Nachlaſſes ſich bemächtigen zu können, hielten einander das Gleichgewicht, und der Wettſtreit zwiſchen beiden verſchaffte mir indeſſen die Beruhigung, für ſein Beſtes thätig ſorgen zu können.

Sobald der erſte Freudentaumel des Wiederſehens ſich gelegt hatte, betrachtete ich mit ſtaunender Bewunderung meinen, im Innern wie im Aeuſſern veränderten Freund. Die hohe imposante Heldengeſtalt des einſt ſo zarten blühenden Jünglings war es nicht allein, was mir ihn faſt unkenntlich machte, wie herrlich hatten alle bei ſeiner Abreiſe noch in ihm ſchlummernden geiſtigen Anlagen ſich entwickelt! er war ein Mann geworden, wie ich nie einen geſehen, und nie wieder einen ſehen werde. Feſt auf ſich ſelbſt beruhend, deſſen, was er war und wollte, in höchſter Klarheit ſich bewußt, und doch mild und ſchonend, voll unausſprechlichen Wohlwollens gegen alles, was lebt. Du, ſein Sohn, warſt, als er ſtarb, ſchon erwachſen genug, um ſeinen Werth zu erkennen, zu fühlen, was er war, und was du in ihm verlorſt.

Wie ſtrahlte ſein Auge! wie freudig ſtolz erhob ſich die edle Geſtalt, als er von all' dem Großen und Herrlichen mir erzählte, das er erlebt, das er zum Theil mit vollbracht.

Ich hatte nur ſehr ſchmerzliches, niederſchlagendes ihm dagegen zu berichten. Der Kronprinz war geſtorben, Prinz Max war nun der erklärte Erbe des Throns ſeines Oheims. Ein Meiſterſtreich war indeſſen an ihm verübt, um ſich für die Zukunft ſeiner und der Regierung des Landes ganz zu bemächtigen. Man hatte Mittel und Wege zu finden gewußt, dieſe ſchwache Natur geiſtig und körperlich zu Grunde zu richten. Sein Leben floß getheilt zwiſchen wilden Ausſchweifungen und nagenden Gewiſſensſcrupeln ihm hin, die ihn ganz in die Hände derer gaben, die ſich ſeiner mit ſchlauer Liſt bemeiſtert, die ihn zum Schatten deſſen, was er früher geweſen, herabgewürdigt hatten, um ihre heimliche aber unbeſchränkte Gewalt in dieſem Lande auch nach dem Hintritt des Königs ſich zu ſichern.

Ach und die Gräfin Felizitas! ſie war verblüht; das hätte der Lauf der Zeit ohnehin mit ſich gebracht; aber auch ſie war geſunken, tief, tief unter ſich ſelbſt, noch tiefer als der unglückliche Prinz, und wahrſcheinlich nicht allein durch ihre eigne in der Erziehung verwahrloſte Natur; auch ihrer hatten jene Liſtigen ſich zu bemächtigen gewußt. Als erklärte Maitreſſe des altersſchwachen Königs bemühte ſie ſich jetzt, mit ſehr ſchlechtem Gelingen, die Rolle einer zweiten Maintenon zu ſpielen.

Alles dieſes zuſammen genommen, war weit mehr, als mein edler Freund mit Gelaſſenheit tragen konnte; in tiefſter Seele empört, durch und durch vom gerechteſten Unwillen entflammt, dürſtete er nach Rache an denen, die ſein Paradies ihm zertrümmert, und die Lieblinge ſeiner Seele in den Sumpf hinabgezogen hatten, der ihr eignes Element war. Unſägliche Mühe, einen wahrhaft harten Kampf hat es mir gekoſtet, ihn vor übereilten Entſchlüſſen abzuhalten, und ihn von der Nutzloſigkeit der Schritte zu überzeugen, die er wagen wollte. Endlich gelang es mir, ihn zu beſtimmen, einſtweilen in der Ferne den günſtigen Augenblick zu ſeinem Wiedererſcheinen abzuwarten, der meiner Meinung nach nicht mehr lange ausbleiben konnte. Denn des alten Königs Leben neigte ſich ſichtlich zum Ende, und ſein Nachfolger konnte doch nicht ganz unfähig geworden ſeyn, die Stimme des einſt ſo hochgeliebten Freundes durch das Dunkel, in welches man ihn umhüllt hatte, noch zu vernehmen.

Aber nun ließ Graf Egon auch keinen Augenblick länger ſich halten; im edelſten Zorn ſchüttelte er am Thor den Staub von ſeinen Füßen, und ging hinaus in die Welt. Nur auf Stunden war er mir wiedergeſchenkt worden, ich ſollte der Trennung von ihm mich freuen, und empfand ſie dennoch mit bitterm Schmerz. Und doch kam mir damals noch keine Ahnung, daß wir nie wieder uns ſo beiſammen finden würden, daß beinahe ein halbes Menſchenalter verfließen müſſe, bis ich am Rande des Grabes, halb ſchon der ernſten, dunkeln Ewigkeit angehörend, ihn wiederſehen würde, um für immer in dieſem Leben von ihm Abſchied zu nehmen.

Die erſte Nachricht, die ich von ihm erhielt, war, daß er in B... öffentlich, unter ſeinem wahren Namen, Graf Egon von Hochburg, zu der proteſtantiſchen Kirche übergetreten ſey. Welchen Eindruck, welch ungeheures Aufſehen in der Reſidenz, wie im ganzen Lande, dieſes Ereigniß hervorbrachte, brauche ich dir nicht zu ſchildern. Wie triumphirten ſeine Feinde! ſein Untergang ſchien unvermeidlich; aber da weder ein Familienpakt noch ein Geſetz ſich auffinden ließ, das wegen der Veränderung ſeines Glaubens ihn der ihm angebornen Rechte und Güter verluſtig machen konnte, ſo blieb es mir noch immer möglich, ihm letztere wenigſtens zum Theil zu erhalten.

Abermals vergingen einige Jahre, ohne daß wir anders als ſchriftlich uns einander mittheilen konnten. Nach jenem ſo großes Aufſehen erregenden Schritte zog Graf Egon ſich ganz in den Schatten des einfachſten Bürgerlebens zurück, bereiſte unbekannt, unter einem angenommenen Namen, einen großen Theil von Europa, hielt an mehreren deutſchen Univerſitäten ſich längere Zeit auf, und benutze mit großem Eifer jede Gelegenheit, um in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſeine Kenntniſſe zu vermehren, und alles nachzuholen, was bei der vornehmen Erziehung, die wir beide gemeinſchaftlich erhalten, verſäumt worden war. Immer lieber ward ihm das einfache, prunkloſe, aber deshalb nicht minder genußreiche Leben des höheren Mittelſtandes in unſerm Vaterlande. Die Vorzüge, welche ſeine adelige Geburt ihm gewährten, hatte er in Amerika längſt als etwas ſehr unweſentliches betrachten gelernt. Unausſprechlich widerte das glatte abgeſchliffne und doch ſo hohle Leben an Höfen und in den Salons der vornehmen Welt ihn an, in der er alles hatte untergehen ſehen, was ihm lieb und heilig war, den Freund, die Geliebte, ſogar den Glauben an Treue und Menſchlichkeit. Wenn er an die Möglichkeit dachte, dorthin wieder zurückkehren zu müſſen, ergriff ihn wahres Grauſen. Unbekannt wie er jetzt war, wo Niemand auſſer mir um den eigentlichen Aufenthalt des einſt ſo brillanten Grafen Egon von Hochburg wußte, beſchloß er auch fortan zu leben, bis an das Ende ſeiner Tage. Längſt ſchon war er kein Jüngling mehr, ſeine Blüthenjahre waren vorüber, die Zeit war gekommen, in welcher der Sturm der Leidenſchaft von ſelbſt ſich legt, und der freiere Geiſt einen helleren Ueberblick der Welt und des wirklichen Lebens ſich gewinnt.

Egon wollte und ſuchte nichts, als ein von der Natur und dem Klima begünſtigtes tief verborgenes Plätzchen, um dort ſeinen eignen Heerd zu begründen, einen freien, wenn gleich engbegränzten Wirkungskreis, in welchem er ungekannt unberühmt, unbewundert, ſo viel ruhig ſtilles Glück um ſich her verbreiten könnte, als er zu gewähren und ſeine Umgebungen zu ertragen vermöchten.

Mit aller Beredſamkeit, die mir zu Gebote ſtand, mit allen Gründen, die meine Ueberzeugung mir eingab, mit aller Gewalt der Freundſchaft, die uns unzertrennlich vereinte, bekämpfte ich dieſen Entſchluß. Ich ſtellte meinem Freunde vor, daß ſeine Geburt ſowohl als ſeine Stellung im Leben ihm einen weit ausgebreiteteren Wirkungskreis angewieſen haben, in welchem er unendlich kräftiger für das Wohl vieler wirken könnte, als in ländlicher tief verborgner Einſamkeit; ich machte ihn auf die Verpflichtung aufmerkſam, von dem hohen Standpunkt aus, auf welcher das Glück mit ſo viel innern und äußern Vorzügen ausgerüſtet, ihn geſtellt, nicht nur durch die That, ſondern auch durch Beiſpiel zu wirken, Unrecht zu bekämpfen, wo es ſich immer zeige, und den Schwächern auf der Bahn des Beſſern voranzuleuchten.

Anfangs ſuchte er meinen Gründen Gegengründe entgegen zu ſtellen, dann fing er in ſeinen Briefen an, dieſen Punkt gänzlich mit Stillſchweigen zu übergehen, endlich ſchrieb er ſeltner, dann nur, wenn die Umſtände es durchaus erforderten, zuletzt ließ er beinahe ein ganzes Jahr in völliger Unwiſſenheit über ſein Geſchick, ſogar über ſeinen jetzigen Aufenthalt mich verharren. Beiliegender Brief aus dem *** Gebirge brachte endlich Licht in das Dunkel, in welches er ſich bis dahin abſichtlich mir verborgen hatte.

Graf Egon von Hochburg an ſeinen Freund Herrmann von S...

Herrmann! mein Freund, mein Bruder! Endlich habe ich, mitten in den Wüſteneien des Lebens, die ſtill verborgne grüne Oaſe gefunden, wo ich von meiner mühſeligen Pilgerfahrt ausruhen werde, bis noch tiefere Ruhe mich umfängt. Die Welt, nebſt allem, was in ihr mich quälte, liegt weit hinter mir, vergeſſen, in Nebel aufgelöſt, gleich einem böſen Traum, den ich nicht zum zweitenmal zu träumen feſt entſchloſſen bin. Meine Rechnung mit ihr iſt abgethan, ich athme frei, ich bin im Hafen des Friedens gelandet, und du wirſt dich freuen, deinen Freund dort zu wiſſen, wenn er gleich nicht deinem Kompaß auf der Fahrt dorthin folgen konnte.

Drei viertel Jahre, auch wohl noch etwas darüber, mögen verfloſſen ſeyn, ſeit ich, kurz vor meinem Eintritt in dieſe paradieſiſche Gebirgswelt, zum letztenmal dir ſchrieb. Zuerſt verhinderte die große Abgeſchiedenheit dieſer Gegenden von der bewohnteren Welt mich daran, dann ſchwieg ich abſichtlich, denn ſelbſt vor dir, mein Bruder, wollte ich auf dem Wege zu der Art von Glück, deren ich allein noch fähig bin, und der ſo unerwartet ſich mir zeigte, mich nicht irren laſſen. Deinen treuen, wohlgemeinten Rath, den mein Geiſt im voraus ahnete, konnte ich nicht befolgen, und mochte dich deßhalb lieber nicht zum Worte kommen laſſen. Du haſt ſo lange, ſo oft mich, wie ich bin, mit Geduld ertragen, du wirſt auch dieſe ſehr menſchliche Schwäche mir verzeihen.

Jeder Schritt auf dieſen herrlichen Bergen gewährte mir einen unverſiegbaren Quell des reinſten Genuſſes; mit täglich wachſendem Intereſſe durchſtreifte ich dieſe engen, grünenden, blühenden Thäler, und kehrte Abends, ſchwerbeladen mit Steinen, Pflanzen, Inſekten, in meine beſcheidne Hütte mitten im Walde heim, um die Ausbeute des Tages zu ordnen, und dann, müde, glücklich und ſorglos wie ein Taglöhner, mich dem feſteſten, erquicklichſten Schlaf zu überlaſſen. Der alte brave Förſter, bei welchem ich mich eingemiethet hatte, nannte ohne mein Zuthun mich Herr Kandidat, und ich ließ ihn dabei; ich ſah, wie er froh war, ſeiner Meinung nach den Henkel gefunden zu haben, bei dem er mich anfaſſen konnte; denn dieſen einfachen, an beſtimmte Thätigkeit gewohnten Leuten kommt ein Menſch, der nichts iſt, ſeyn und werden will, als ein Menſch gar zu ſeltſam wunderlich vor. Mein einfacher grauer Ueberrock und mein rund geſchnittnes Haar ohne Locken und Zopf, das man hier zu Lande noch nicht zu ſehen gewohnt iſt, mochten ihn zuerſt auf den Gedanken gebracht haben, ich ſey ein Kandidat der Theologie, und ſo war und blieb ich denn der Herr Kandidat, nicht nur bei meinem Hauswirth, ſondern auch weit und breit im Lande; in allen Bauernhöfen der Nachbarſchaft, in allen umliegenden Dörfern, wo mich bald jedes Kind kannte, und dem Herrn

Kandidaten mit einem Kußhändchen entgegenlief, wenn er mit ſeinem blechernen Kräuterbehälter, ſeinen Mappen, ſeinem Hammerſtock ſich zeigte, um unter dem erſten beſten ländlichen Dach ein Stündchen auszuruhen.

Einſt hatte ich auf einer dieſer Wanderungen im Gebirge mich zu weit von meiner Wohnung verſtiegen. Ich war in ein mir bis jetzt ganz unbekannt gebliebenes, von einem wilden Bergwaſſer durchſtrömtes Thal gerathen. Vergebens ſah ich nach irgend einem Gegenſtand mich um, mit deſſen Hülfe ich mich hätte wieder zurecht finden können. Dichtes Laubgewölbe hemmte von allen Seiten mir jede Ausſicht in die Ferne, der Abend kam heran, und die ſchon tief ſtehende Sonne tauchte die Gipfel der Bäume in glühendes Gold, ſtreute kleine hüpfende Lichter auf meinen Pfad, und verklärte die grüne Waldeinſamkeit zum, von Smaragd und Gold blitzenden Tempel der Natur. Ich fühlte mich ungewöhnlich ermüdet, und beſchloß, dem halbverwachſenen Fußſteige längſt dem Bach auf gerathewohl zu folgen, und in dem nächſten Orte, zu dem er mich führen würde, zu übernachten. Heitern, ruhigen Sinnes wandelte ich langſam fort, horchte auf das Gezwitſcher der Vögel, die im Gebüſch ſich für die Nacht einrichteten, auf das Flüſtern des Abendwindes in den Wipfeln der Bäume, auf das Zirpen der Heuſchrecken, auf das leiſe Geliſpel im Graſe, als plötzlich ein ſchwacher Klagelaut mein Ohr traf, und aus meinen Träumereien mich weckte. Der Ton ſchien ganz in der Nähe aus dem Gebüſch zu kommen, ich ging ihm nach. «Herr Kandidat ſind Sie es? lieber Herr Kandidat helfen Sie mir, ich kann nicht weiter, mein Fuß iſt, glaube ich, zerbrochen,» wimmerte ein ſchwaches Stimmchen. Ein allerliebſtes kleines Mädchen, das ich am vorigen Tage bei Landleuten, bei denen ich eingekehrt war, mit den Kindern ſpielend getroffen, lag wenige Schritte von mir zwiſchen dem Geſtein. Die arme Kleine war nach Waldbeeren ausgegangen, hatte ſich verſpätet, und um ſchneller aus dem Walde zu kommen, durch das Geſtrüppe ſich Bahn zu machen geſucht, war ausgeglitten, und lag nun, unfähig ſich zu regen, hülflos da, bei einbrechender Nacht, im Walde ganz allein.

Der Fuß, den ich gleich unterſuchte, war zwar nicht gebrochen, aber doch verrenkt und ſchon ſehr geſchwollen. Ich nahm das arme kleine Bärbeli auf, das ſehr geduldig große Schmerzen litt, und mußte, da es nicht anders fortzubringen war, mich entſchließen, es nach Hauſe zu tragen; den nächſten Weg, meinte Bärbeli, würde ſie mir ſchon angeben können.

Die Laſt war eben nicht leicht, denn Bärbeli iſt ein ſtarkes geſundes Kind von neun Jhren; der bergauf und bergab führende Fußpfad war beſchwerlich, ich ſehr ermüdet, wir mußten mitunter uns niederſetzen, um auszuruhen, und ſo gingen wohl zwei Stunden darüber hin, und es war ganz dunkel geworden, ehe wir in dem Dorfe anlangten, hinter welchem wohl noch eine gute halbe Stunde weiter die Mühle liegt, welche Bärbeli's Eltern angehört. Ich fühlte, daß meine Kräfte ſchwerlich bis dahin ausreichen würden, und überdem verkündete mir der kleine Bärbeli leiſes Wimmern ihren zunehmenden Schmerz, und daß es die höchſte Zeit ſey, für ihren beſchädigten Fuß Sorge zu tragen.

Oft ſchon hatte ich von hohen Bergen hinab dieſes Dorf in ſeinem wunderſchönen Thale liegen geſehen, ohne jemals in daſſelbe hineingegangen zu ſeyn. Ich ſah mich um, alle Thüren waren geſchloſſen, alle Fenſter dunkel, die Leute ſchienen ſchon alle in tiefem Schlaf verſunken, nur im Pfarrhauſe, vor deſſen Thüre wir ſtanden, brannte noch ein einſames Licht.

«Soll ich hier anklopfen, um deinen Fuß erſt zu verbinden? damit deine Mutter nicht gar zu ſehr erſchrickt, wenn wir beide ſo mit einander ankommen,» fragte ich.

Bärbeli war mit dieſer Einrichtung ſehr zufrieden. «Pfarrers ſind herzgute Leute, und kennen mich recht gut,» verſicherte ſie. «Aber klopfen Sie ganz ſachte, lieber Herr Kandidat, denn die Pfarrerin iſt ſehr krank.» Indem öffnete ſich ein Fenſter über uns: «doch wohl verirrte Reiſende?» fragte mit gedämpftem Ton eine tiefe, wohlklingende Baßſtimme, «ein wenig Geduld, ich komme gleich.»

Die Hausthüre wurde geöffnet, der Pfarrer ſelbſt trat mit Licht hinaus; ohne ein Wort zu ſprechen, lud er durch eine ſehr freundliche Bewegung der Hand uns unter ſein Dach ein, ſchloß, jedes Geräuſch vermeidend, die Thüre wieder, und führte uns eben ſo ſtill und leiſe in ein Zimmer.

«Nehmen Sie es nicht übel,» ſprach er jetzt freundlich, «aber meine Alte ſchläft gottlob ein wenig, und da möchte ich um alles in der Welt ſie nicht wecken. Bärbeli! biſt du es? armes Kind, was iſt dir denn widerfahren? aber weine nur nicht ſo, dir ſoll geholfen werden.» Jetzt fiel ſein Blick auf mich: «der Herr Kandidat, wenn ich nicht irre?» ſprach er nach einigem Beſinnen. «Seyn Sie mir herzlich willkommen, Sie Mann Gottes, nach dem mein Herz ſchon lange ſich ſehnt, zwiefach willkommen in doppelter Geſtalt, als barmherziger Samariter, und als der, den augenſcheinlich der Herr ſeinem alten Knecht zum Beiſtand und zum Troſte geſendet hat. Davon nachher; denn jetzt muß für die Kleine geſorgt werden, ich will Angelika rufen, die Mutter ſchläft feſt und ſanft, da können wir ſie ſchon ein Viertelſtündchen verlaſſen.»

Unter den mancherlei nützlichen und überflüßigen Künſten und Kenntniſſen, die ich ſeit unſrer Trennung mir anzueignen geſucht, gehört auch ſo viel von Wundarzneiwiſſenſchaft, als man auf dem Lande bedarf, um in dringenden Fällen augenblickliche Hülfe zu leiſten.

Ich begann alſo gleich, das Füßchen des armen Kindes genauer zu unterſuchen, als ich im Walde es gekonnt hatte; der Geſchwulſt hatte ſchon ſehr überhand genommen, ohne die nachtheiligſten Folgen durfte mit dem Wiedereinrichten deſſelben kein Augenblick länger geſäumt werden. Die Tochter des Pfarrers kam indeſſen herbei. Sie brachte alles, was ich zu der Operation bedurfte, ſo zweckmäßig, ſo behend, ſo ſchnell, als wäre ſie Tage lang vorher darauf vorbereitet geweſen. Und wie ſie, während der wirklich ſehr ſchmerzlichen Operation, das Kind in ihren Armen hielt! wie ſie mit Liebkoſen und Zureden es zu beſchwichtigen wußte, damit es nur geduldig alles ertrüge, und nicht durch lautes Schreien die kranke Mutter wecke! Herrmann, wohl bewundern aber beſchreiben läßt ſo etwas ſich nicht. Sie litt ſichtbarlich mit der armen Kleinen, helle Thränen perlten in ihren ſchönen Augen, aber ſie verſäumte dabei doch nicht, das Kind feſt zu halten, ohne an ſeine Klagen und ſein Weinen ſich zu kehren. In dieſer ſtillen, weichen Seele findet ſich keine Spur von jener kränkelnden Sentimentalität, die jede ſchöne Dame in euern Salons bei ähnlichen Vorfallenheiten wenigſtens einigemal in Ohnmacht hätte fallen heißen.

Die Operation war ſchnell vollbracht; der Alte ging während derſelben unhörbar leiſe ab und zu, hatte bald meine Geſchicklichkeit gelobt, bald der kleinen Leidenden die thränennaſſen Wangen väterlich geſtreichelt, und ihr zum Lohne ihrer Geduld allerlei Schönes verſprochen; dann hatte er ſich wieder an die Schlafkammer ſeiner Frau geſchlichen, um an der Thüre zu horchen, ob ſie ſich nicht rege. Bärbeli ward zu Bette gebracht, und der Aufſicht einer freundlichen alten Magd übergeben, und nun wurde auch für mich geſorgt. In wenigen Minuten hatte Angelika mit großer Zierlichkeit alles auf einem Tiſchchen in Ordnung geſtellt, was einem müden Wandrer, wie ich, zur Erquickung dienen konnte, deren ich wirklich nöthig bedurfte. Der Vater wieß während der Zeit mir im Nebenzimmer mein Nachtquartier an, das ich ſo bequem und vollſtändig eingerichtet fand, als wäre ich ein längſt erwarteter geladener Gaſtfreund geweſen. Und nun trat Angelika wieder zu uns, in Mantel und Schleier gehüllt. «Hans wartet ſchon mit der Laterne,» ſprach ſie, und küßte dem Vater recht liebevoll die Hand. «Sey unbeſorgt, lieber Vater, in einer Stunde ſpäteſtens bin ich wieder hier, die Mutter ſchläft ſanft und feſt, hoffentlich wird ſie in der Zeit nicht erwachen, und dann biſt du ja doch bei der Hand.»

«Um Gotteswillen, wo wollen Sie hin in dieſer ſpäten Stunde, in dunkler Nacht!» rief ich erſchrocken.

«Ich muß doch zu den Müllersleuten draußen vor dem Dorf,» erwiederte ſie lächelnd. «Die arme Frau mag Angſt genug um ihr Kind ausgeſtanden haben, und auch noch ausſtehen.»

«Aber könnte nicht Hans, oder ich mit ihm, ich bin gar nicht mehr ermüdet ......»

«Lieber Herr,» unterbrach ſie mich, «bedenken Sie, es gilt ein Mutterherz zu beruhigen, da darf ich keinen andern Boten ſchicken. Ich kann doch den armen Leuten die beſte Auskunft über ihr Kind geben, ſie kennen mich, und vertrauen mir. Gute Nacht, Sie haben heute ſchon genug gethan, und dürfen ruhig ſchlafen.» Damit wandte ſie der Thüre ſich zu.

«Meine Tochter geht auf gutem Wege, der Engel des Herrn breitet ſchützend ſeine Flügel über ſie aus, da hat es keine Gefahr,» ſprach der Alte.

Was konnte ich ferner noch einwenden wollen? Angelika ging, und ich? ich harrte an meinem Kammerfenſter, bis ich bei'm Schein von Hanſens Laterne nach ein paar Stunden, die mir ſehr lang dünkten, ſie wieder durch den Garten in's Haus gehen ſah.

Das kleine Abentheuer kommt dir gewiß ſehr unbedeutend vor, und du begreifſt nicht, wie ich darüber ſo viele Worte machen kann. . Lieber Bruder, ich habe abſichtlich mich bemüht, dir ganz ſchmucklos und einfach ein Ereigniß hinzuſtellen, das, klein wie es dir erſcheinen muß, meiner ganzen Zukunft ihre eigentliche Beſtimmung gibt; ich wollte nicht durch hochtönende Beſchreibungen und poetiſchen Schmuck dich zu blenden ſuchen, damit du glimpflicher mit mir verfahren möchteſt, denn zürnen wirſt du, ich weiß es wohl, aber abwenden kannſt du dich nicht von mir, und ſo trage ich die Ausbrüche deines Unmuths mit Geduld, denn was iſt dieſer anders als Liebe?

Die Pfarrerin fühlte am andern Morgen ſich durch den ruhigen Schlaf der vergangenen Nacht merklich geſtärkt, und hatte ihr Bett verlaſſen, um bei dem Frühſtück der Ihrigen zugegen zu ſeyn. Ich fand ſie alle ſchon verſammelt. Lieber Herrmann! wie ſoll ich den Eindruck dir beſchreiben, den das wahrhaft patriarchaliſche Familienglück dieſer einfachen Menſchen auf mich machte! Ihre Begriffe von der Auſſenwelt ſind ſo beſchränkt, wie ihre Lage es iſt; ihr kleiner Wirkungskreis iſt ihre eigentliche Welt, in der ſie alles lieben und zu beglücken ſtreben, was nur auf die entfernteſte Weiſe mit ihnen in Berührung kommt. Was über dieſer hinausliegt und ſich begibt, gewährt ihrer Phantaſie einen Spielraum, in der ſie oft mit faſt homeriſcher Naivität ſich ergeht. Du ſollteſt nur hören, wenn die Mutter ihrer Tochter von dem ebnen flachen Lande und von dem breiten Strom und den Schiffen darauf erzählt, die ſie in ihrer Jugend geſehen, als ſie einmal eine Reiſe von zehn Meilen machen mußte; ſie iſt die Tochter des vorigen Pfarrers, und in dem Hauſe geboren, das ſie bewohnt. Seit ſie von jener großen Reiſe zurückkam, hat ſie nie wieder über die nächſten Umgebungen deſſelben ſich hinaus gewagt; und alles, was Angelika von der Welt geſehen, liegt in einem Umkreiſe von höchſtens zwei Stunden um ihr väterliches Haus; aber weder ihre Wünſche noch ihre Gedanken haben bis jetzt noch nie dieſe enge Gränze überflogen.

Zärteres, rührenderes gibt es nichts in der Welt, als die Art, wie ſie alle drei mit unausſprechlicher Liebe an einander hängen, ohne Ziererei und Uebertreibung, ſo recht herzlich, wie glückliche Kinder; ſie ſprechen nie von ihrer Liebe zu einander, aber ſie ſelbſt ſpricht in jedem Wort, jedem Blick, in all' ihrem Thun ſich aus. Und ſo iſt auch ihr Betragen gegen ihre Nachbarn, denn dieſe ſind ihre Welt. Sie üben Handlungen aus, ſie bringen dem Wohl anderer Opfer, welche in allen Journalen ausposaunt werden würden, wenn ſie bekannt wären; aber ſie üben das alles in ſeligſter Unbewußtheit, als müſſe und könne es nun einmal nicht anders ſeyn. Sie ſind, wie ſie ſind, und meinen, Alle wären ſo.

Mir ward in ihrer Mitte, als ſey ich nach dem Schiffbruch aller meiner Lebenshoffnungen in einer idylliſch ſchönen Unſchuldswelt aus einem langen bangen Traume erwacht.

Gern ſchilderte ich vor Allen dir den Vater, die hohe ehrwürdige Apoſtelgeſtalt mit dem freundlich frommen Antlitz und dem lockigen Silberhaar. Er iſt in Oſtfriesland geboren, wurde aber in früher Jugend nach Deutſchland geſchickt.

«Als mein Vater ſelig verſtorben war,» erzählte er mir ganz ſchlicht und offen, gleich am erſten Morgen, als wären wir alte Bekannte, «als mein Vater geſtorben war, mußte ich freilich meiner lieben Heimath bald wieder den Rücken wenden, denn, ſehen Sie, lieber Herr Kandidat, ich hatte einen um mehrere Jahre älteren Bruder, der auch ſchon für Frau und Kind ſorgen mußte. Deshalb mochte er auch wohl ſein Herz gar zu ſehr an Gut und Geld gehängt haben, denn er wollte über die Theilung des väterlichen Nachlaſſes ſich durchaus nicht im Frieden mit mir vereinigen. Er machte allerlei Forderungen, und willigte ich in eine derſelben ein, ſo kam er gleich wieder mit Andern heran, von denen vorher gar nicht die Rede geweſen war. Zuletzt beſtand er darauf, die ganze Erbſchaftsſache vor Gericht aus einander ſetzen zu laſſen. Das ſchnitt mir durchs Herz! Sie ſehen es ſelbſt ein, die Schande, daß ſeine Kinder über die Erbſchaft in Zwiſt oder gar in Prozeß gerathen ſollten, konnte ich doch unmöglich meinem lieben ſeligen Vater noch in ſeinem Grabe anthun laſſen. Und ſo griff ich in aller Stille zum Wanderſtabe, nahm nur im Herzen von meinem väterlichen Hauſe, meinem Bruder und den Seinigen Abſchied, ging in die weite Welt hinaus, und habe ihm Alles gelaſſen.»

Da, Herrmann, haſt du den Mann, wie er iſt und lebt, ich weiß ihn dir nicht beſſer zu ſchildern.

Aus dem verklärten, wunderbar glänzenden Auge der treuen, ſchon halb der Ewigkeit angehörenden Gefährtin ſeines langen glücklichen, Lebens leuchtete ſchon der Abglanz der nahen Himmelsſeligkeit. Ihre faſt zum Schattenbilde eingeſchwundene zarte Geſtalt belebte nur noch ein ſchwacher Hauch, der, wie ich es deutlich vorherſah, in wenigen Wochen oder vielleicht auch nur Tagen, im weiten Weltall ſich verlieren mußte. Ihr Leben hing nur noch an einem Haar, aber ſie fühlte ſich plötzlich Schmerzen freier und leichter, wie das bei Bruſtkranken gewöhnlich der Fall iſt, wenn ſie dem Ziel ihrer Leiden nahe ſtehen. Ein gottergebneres Gemüth, als das Ihrige, iſt undenkbar; ſie fürchtete nicht den Tod, auch nicht die Trennung von ihren Lieben, denn die feſte Ueberzeugung des ſeligſten Wiederſehens leuchtete aus der dunkeln Grabesnacht ihr entgegen; aber ſie fühlte unausſprechliches Mitleid mit dem Schmerz ihres Gatten, ihres Kindes, wenn ſie nun von ihnen ſcheiden müſſe, und ihre Freude über ihre ſcheinbare Beſſerung, ihre Pläne für die Zukunft, wenn ſie nun bald völlig geneſen ſeyn würde, waren für mich das rührendſte, ich könnte faſt ſagen, das betrübendſte, was ich jemals für Andere empfunden.

Seit Jahren war jeder Athemzug dieſer Frau ein ſtechender Schmerz, die Liebe der Ihrigen, und die einfachſten Freuden, welche die Natur auch dem Aermſten nicht leicht verſagt, waren alles, was das Leben ihr jemals geboten, und doch liebte ſie es, und hing daran mit unausſprechlicher Innigkeit, und mochte ungern davon ſcheiden, während ich, den das Glück mit allen ſeinen Gaben verſchwenderiſch überſchüttete, der in der Fülle der Geſundheit, in aller Kraft des männlichen Alters noch daſteht, es längſt gern als eine drückende Laſt abgeworfen hätte!

Dahin, mein Herrmann, bringt uns das vornehme Leben in der großen Welt, an Höfen, in euern Salons; dahin führen Ehrenſtellen und Orden, Reichthum und Rang!

Denke dir mein Erſtaunen, meine Verlegenheit, als noch am nemlichen Tage der gute Alte zuverſichtlich und ganz unumwunden mich bat, den nächſten Sonntag für ihn die Kanzel zu beſteigen, überhaupt einſtweilen meine Wohnung bei ihm zu nehmen, und ihm in der Führung ſeines Amtes beizuſtehen, dem er in ſeiner jetzigen Stimmung leider nicht mehr gewachſen ſey, denn, ſetzte er wehmüthig hinzu: „bis Gott über Leben oder Tod meiner lieben Frau entſchieden hat, habe ich weder Kopf, noch Muth, noch Kraft, meiner Pflicht gegen die Gemeinde ganz zu genügen. Der Zuſtand der geliebten Kranken geht mir gar zu ſehr zu Herzen, ich muß immer daran denken; und mir ahnet, daß der ſchwache Hoffnungsſchimmer, der jetzt uns erfreut, ſich ſehr bald in Trauer umwandeln werde. Sie ſind zu gut, lieber Herr Kandidat, als daß ſie einem altersſchwachen, tief betrübten Greiſe Troſt und Hülfe verſagen ſollten, um die er vertrauensvoll Sie anſpricht.»

Die Seltſamkeit der Situation betäubte mich wirklich einige Augenblicke. Ich, predigen! ich! mir war, als träume ich. Der Alte ſah meine Verwirrung, was er davon denken mochte, konnte ich nicht errathen. Er bat von Neuem: «nur bis Gott über Leben und Tod entſchieden hat, verlaſſen Sie uns nicht! das kann ja ſo lange nicht mehr dauern.»

Ich ſtand noch immer ſchweigend und unbeweglich da. Tauſend Gedanken ſtiegen verworren in mir auf. Was durfte, was ſollte ich in dieſer Verlegenheit beginnen? Sollte ich den zwar ganz ohne Veranlaſſung entſtandenen, aber doch durch die Art, wie ich ihn hingehen ließ, von mir beſtätigten Irrthum jetzt aufdecken, und vor dieſen argloſen, reinen Gemüthern wie ein Betrüger daſtehen? Denn nimmermehr hätte ich dieſen, mit den Verwickelungen und dem Drange des Weltlebens ganz unbekannten Menſchen, die

Urſachen begreiflich machen können, die mich bewogen haben könnten, etwas anderes ſcheinen zu wollen, als ich bin.

«Ich habe noch nie gepredigt,» ſtieß ich in der Angſt heraus, und wußte ſelbſt in dem Augenblick nicht recht, was ich ſagte.

Der Alte fing nun an, mir etwas weitläufig zu demonſtriren, wie weder große Gelehrſamkeit, noch Rednerkunſt dazu erfordert werde, um eindringlich und fromm zu den Herzen einfacher, gutgeſinnter Landleute zu ſprechen. Auch mir war dieſer Gedanke ſchon durch den Sinn geflogen, und was ſoll ich weiter dir ſagen? ich beſchloß, es einmal zu verſuchen; ich habe es gethan, und der Erfolg übertraf bei weitem meine Erwartung. Lieber Herrmann, ohne große Vorbereitung, aus dem Herzen hatte ich zu dem Herzen meiner Zuhörer zu ſprechen mich bemüht, und was aus dieſer Quelle kommt, pflegt ſelten das Ziel zu verfehlen. Als ich von der Kanzel herunter kam, auf der mir nicht halb ſo ängſtlich zu Muthe geweſen, als ich es erwartete, drückte der alte Pfarrer mit beredtem Schweigen mir die Hand, und drauſſen vor der Kirchenthüre harrten die

Aelteſten der Gemeine auf mich, um mir im Namen derſelben zu danken.

Schmerzlos und ſanft, wie ein müdes Kind, entſchlummerte zwei Tage ſpäter die Mutter zum langen Schlaf. Konnte, durfte ich jetzt die tief Betrübten verlaſſen?

Der Schmerz des Vaters und der Tochter war unausſprechlich rührend, aber zugleich auch herzerhebend. Aus ihrem tiefen Jammer blickten ſie hinauf zu dem, der dieſes Leiden ihnen geſendet, und durch das Dunkel der Grabesnacht drang ein Strahl himmliſcher Hoffnung in ihre bekümmerten Herzen.

Jetzt hätte ich gehen ſollen, mein Verſtand ſagte mir, daß ich es müſſe, auch wollte ich es, aber ich blieb dennoch; wie wäre es mir möglich geweſen, die ohnehin Tiefgebeugten noch mehr zu betrüben; ich fühlte ja, und mußte fühlen, daß die neue Lücke, die durch meine Entfernung in ihrem Leben entſtehen würde, ihnen die erſtere größere, zwiefach groß zeigen müſſe, welche der Tod in ihr Daſeyn gebracht.

Stiller Gram um die geliebte Tode zog langſam aber ſichtbar den Greis ihr nach, und

Angelika? was ſoll ich von dieſer dir ſagen? ſpräche ich von ihr, wie ſie es verdient, du würdeſt für einen verliebten Thoren mich halten, und glaube mir, das bin ich nicht. Ich wollte, ſie wäre meine Tochter, oder meine Schweſter, damit ich ein Anrecht an ſie hätte, das mich befugte, für ihr Glück zu ſorgen. Ach, aber wäre ſie eines von Beiden, ſo hätte das Leben in der Welt ſie doch nicht ſo gelaſſen, wie ſie jetzt iſt, rein und fleckenlos, wie eine Lilie, arglos und gut und unbefangen, wie ein Kind. Tanzmeiſter und Gouvernantinnen und gute Freundinnen hätten dieſes holde Kind der Natur — ich mag dieſes Bild mir nicht weiter ausmalen.

Der Alte behandelte mich, als wäre ich ſein Sohn, Angelika, als wäre ich ihr naher Verwandter. Mit feſter Zuverſicht, mit unbegränztem Vertrauen ſtützten beide ſich auf mich; daß ich eigentlich ihnen fremd ſey, daß Zeit und Verhältniſſe mich jemals von ihnen entfernen könnten, fiel ihnen nie ein, ſie betrachteten mich als ganz zu ihnen gehörend. Und war ich es denn nicht auch? Hatte ich nicht den herbſten Schmerz ihres Lebens treulich mit ihnen getheilt?

Ich ſchrieb oben, Angelika betrachtete mich wie einen geliebten Verwandten? ich will ganz offen gegen dich ſeyn, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß du für eitel und eingebildet mich hältſt. Ich war dem jungen Herzen mehr als dieſes geworden, das ſah ich deutlich, aber Angelika wußte es nicht, und es gab Augenblicke, in denen ich ſelbſt mich darüber zu verblenden ſtrebte.

Eines Tages war der Alte weit hinfälliger uns erſchienen, als gewöhnlich. Abends begegnete ich Angelika, wie ſie vom Grabe ihrer Mutter kam; ſie hatte geweint, aber ſie bemühte ſich, es mir zu verbergen. Ich faßte ihre weiche Hand, ich bat ſie, ſich zu ſchonen, nicht zu ſehr ſich ihrem Schmerz hinzugeben. «Lieber Freund,» erwiederte ſie gelaſſen und freundlich wie immer, «ich thue warlich, was ich kann. Hoffnungslos um ſeine Todten klagen, iſt heidniſch, und ziemt Chriſten nicht, ich weiß es wohl. Auch bin ich darauf gefaßt, daß der Vater nun auch bald dort unter der großen Linde Ruhe finden wird. Die Mutter zieht ihn nach, ich weiß es wohl, und Sie werden ſehen, daß ich auch dieſes tragen werde, wie es der Tochter ſolcher Eltern zukommt. Gott läßt die Sonne warm ſcheinen, wenn das Lamm geſchoren iſt, und deshalb hat er zur rechten Stunde ſie zu uns geſandt, das fühle ich, und danke ihm täglich dafür in meinem Gebete. Sie bereiten meinem Vater ein ruhiges Sterbeſtündlein, und das iſt mir ein großer Troſt. Er wird ohne Zagen um ſein Kind zur ſeligen Mutter hinüber gehen, denn Sie werden gewiß mich nicht verlaſſen, wenn ich nun bald ganz verwaiſet bin. Auſſer Ihnen habe ich denn ja Niemand auf der Welt.

O könnte ich dir den Ton, den Blick, das unbeſchreibliche Zutrauen wiedergeben, mit dem ſie dieſe Worte ſprach!

Herrmann, ſchon ſeit mehreren Tagen hatte ich mit mir ſelbſt gekämpft, um zu dem Entſchluß zu gelangen, fortzugehen. Ich frage dich ſelbſt, du ſtrenger ernſter Richter, konnte ich es, durfte ich es jetzt? Du hätteſt mit ſo wenigem die Zukunft der Kleinen ſicher ſtellen können, wirſt du mir vielleicht erwiedern. Das konnte ich allerdings, im Aeuſſern, o ja. Aber konnte ich das geiſtige Band zerreiſſen, das an Vater und Tochter mich band, und nicht zugleich dieſe beiden Herzen, voll des innigſten Vertrauens zu mir?

Was ich dir ferner noch zu berichten habe, iſt mit wenigen Worten abgethan. Der Geſundheits-Zuſtand des Vaters war noch nicht ſo dringend Gefahr drohend, daß ich es nicht hätte wagen dürfen, mich auf einige Wochen von hier zu entfernen. Als ich die Nothwendigkeit, auf kurze Zeit zu verreiſen, ihnen kund that, ſah ich erſt, wie wenig beide es zu tragen fähig ſeyn würden, mich ganz aus ihrer Nähe zu verlieren, aber auch wie ſehr ſie mir vertrauen, denn kein Zweifel an meine baldige Wiederkehr regte ſich in ihrem Gemüth.

Auch habe ich mein Wort nicht gebrochen, ich bin zu ihnen zurückgekehrt. Als ein, unter meinem angenommenen Namen, den ich nie abzulegen feſt entſchloſſen bin, förmlich ordinirter Kandidat der Theologie bin ich wieder gekommen. Das ſchwere Geſtändniß iſt heraus, und nun lache über meine Thorheit, oder zürne; wahrſcheinlich wirſt du beides, und ich kann es dir nicht verargen, und muß es deshalb geduldig leiden. Der Schritt, den ich gethan, kann dir nicht abentheuerlicher erſcheinen, als mir ſelbſt, aber er iſt gethan, und wäre er es nicht, ich thäte ihn noch heute; möge dieſe Verſicherung dich einigermaßen über mich beruhigen.

Wie ich das zuwege gebracht? Wie ich über das Examen und hundert andere Schwierigkeiten mir hinausgeholfen habe? den ganzen Hergang dir zu erzählen, wäre für uns beide ermüdend und langweilig, auch kann es dir nicht ſchwer werden, manches davon zu errathen. Deine treue, mehr als brüderliche Vorſorge hat ja die Mittel mir erhalten, um wohl noch Größeres in dieſer Welt, wie ſie einmal iſt, zu Wege bringen zu können, und hier, wo ich eines guten Zweckes mir bewußt war, durfte ich mir eben kein Gewiſſen daraus machen, ſie zu benutzen.

Die Gemeine hat die hieſige Predigerſtelle zu vergeben, und bedarf zur Beſtätigung ihrer Wahl nur die Einwilligung einer entfernten Behörde, die ſich nicht viel um die Angelegenheiten eines kleinen, mitten unter Katholiken, in einem Winkel des Gebirges liegenden proteſtantiſchen Dörfchens bekümmert. Die Gemeine hatte mich liebgewonnen, und Vertrauen zu mir gefaßt; ſchon oft hatte ſie den Wunſch ausgeſprochen, den einſtweiligen Adjunkt ihres geliebten alten

Pfarrherrn, und ſpäter den Nachfolger deſſelben in mir zu finden, und dieſer Wunſch iſt mir jetzt in Erfüllung gegangen. Daß ſie dieſes nie bereuen ſoll, dafür ſtehe ich dir.

Ein nicht bedeutend großes, aber ganz nahe am Dorf, auf dem ſchönſten Punkt dieſer herrlichen Gegend liegendes Gut, iſt ſeit einigen Monaten mein Eigenthum. Der vorige Beſitzer deſſelben wünſchte ſchon ſeit mehreren Jahren es zu verkaufen; er hat es nie beſucht, denn er bringt ſein Leben in der ziemlich weit entfernten Reſidenz zu; du kannſt daher leicht denken, daß ich Haus und Garten in einem ſehr vernachläßigten Zuſtande fand. Ich baue und pflanze, und hoffe in weniger Zeit dieſe ſchöne Wüſtenei mir in ein kleines Paradies umgewandelt zu haben.

Seit vier Tagen ruht nun auch der Vater unter der großen Kirchhofslinde neben der ihm vorangegangenen Gefährtin ſeines Lebens. Zum letztenmal übte er die Pflichten ſeines treugeführten Amtes aus, indem er im Angeſicht ſeiner ihn wie einen Vater liebenden Gemeine über mich und Angelika den Segen der Kirche vor dem

Altar ausſprach, der für das ganze Leben uns vereinigt.

Nun weißt du die ganze Geſchichte meines Lebens, du treuſter, geliebteſter aller Freunde. Ich hoffe, meine Rechnung iſt mit demſelben geſchloſſen, die Schwüle des Mittags iſt vorüber, und der genußreiche Abend zieht an meinem Horizonte ſchon herauf. Was auch ferner noch kommen mag, und ſollte ich auch das längſte Ziel des menſchlichen Lebens erreichen, was ſich auch noch mit mir und um mich ereignen kann, was ich auch noch zu erleben beſtimmt bin, ich hoffe, es ſoll nicht hinreichen, um mit der Erzählung deſſelben nur ein Quartblatt auszufüllen. Das ſturmbewegte Meer liegt weit hinter mir, und ich bin im Hafen des Friedens und der Ruhe ſicher geborgen.

Wie ich lebe, kann ich dir nicht beſchreiben, ein Tag reiht ſich dem andern an, Liebe, innerer Friede, Thätigkeit, erfreuliches Gelingen, bezeichnen jeden derſelben. In meinem Hauſe waltet Angelika, ein holder, Segen verbreitender Engel; vor den äuſſern Stürmen des Lebens ſie zu ſichern, wird, wenn mich nicht alles täuſcht, mir gelingen; aber um den ſie beglückenden Seelenfrieden ihr zu erhalten, die ſtille kindliche Freude an der Natur, das reine Vertrauen auf Gott und Menſchen, aus denen ihr eigentliches Weſen beſteht, darf der Geſichtskreis, an den ſie gewohnt iſt, ſich nie erweitern. Nie erfahre ſie, wie es hinter ihren Bergen hergeht, die ihre kleine Welt umfrieden, nie wer und was ich einſt war! ſtrebe ich doch ſelbſt mit aller mir zu Gebote ſtehenden Kraft, es auf ewig zu vergeſſen. Von nun an ſey meine ganze Vergangenheit, was ich verloren und beſeſſen, die Vorzüge meines Standes, der alte ehrwürdige Name meines Hauſes, Alles, Alles, wie nie geweſen!

Nur deine geliebte Geſtalt, mein Herrmann, ragt wie ein Götterbild aus dem Chaos meines in Trümmer verfallenen ehemaligen Daſeyns empor, ich halte mich daran, und werde nie davon laſſen. Auch du wirſt nie dich von mir wenden, du wirſt, wenn dein erſter Zorn verrauſcht iſt, mir vergeben, daß ich auf anderm Wege endlich zur Ruhe gekommen bin, als auf dem, welchen du für mich erwählteſt.

Fortſetzung des Briefes des General S... an Ferdinand von Hochburg.

Ich will dir hier nicht auseinanderſetzen, mein Ferdinand, wie dieſes Schreiben deines Vaters mich durch und durch erſchütterte, wie unbegreiflich ſein ganzes Thun mir erſchien, wie an Wahnſinn gränzend ſein Entſchluß, allen ihm angebornen Gaben des Glückes, ſogar der Rechtfertigung ſeiner von Verläumdern und niedrigen Schmeichlern ſchwer beleidigten Ehre, zu entſagen, um im abgelegenſten Winkel der Welt als Dorfprediger zu leben, und eine hübſche Pfarrerstochter zu heirathen. Gerade jetzt, da ich den Augenblick ganz nahe vor mir ſah, der auf die glänzendſte Weiſe in alle ſeine Rechte ihn wieder einſetzen würde, denn das Ableben des alten Königs wurde mit jedem Tage erwartet.

Ich fuhr fort, die Angelegenheiten meines Freundes mit gewohnter Treue zu beſorgen, aber eine gewiſſe Spannung zwiſchen ihm und mir blieb fortwährend beſtehen, bis du ihm geboren wurdeſt. Vaterliebe hellten ſeine Anſicht der Dinge jetzt auf; er begriff endlich, was ich lange mich bemüht hatte, ihm deutlich zu machen, daß er, bis dahin der letzte Abkömmling eines alten edlen Stammes, vielleicht befugt geweſen ſey, den Vortheilen, die ſeine Geburt ihm gewährt hatte, aus Eigenſinn oder Grillenhaftigkeit für ſeine Perſon zu entſagen, aber keineswegs das Recht beſitze, auch ſeinen Sohn derſelben zu berauben. Auf mein dringendes Verlangen wurden jetzt die nothwendigen Vorkehrungen getroffen, wenn gleich ohne Vorwiſſen deiner Mutter, um dich dereinſt als rechtmäßigen Sohn und Erben des Grafen Egon von Hochburg anerkennen zu laſſen. Dein Taufſchein und alle zu deiner Legitimation nothwendigen Dokumente wurden bis zu dem Augenblick, wo ich Gebrauch davon machen konnte, mir zur Bewahrung übergeben. Der König ſtarb, und mir gelang es zur guten Stunde, in dem umdunkelten Gemüth ſeines Nachfolgers Erinnerungen an unſre Jugend zu erwecken, die ihn bewogen, meinen Bitten und Vorſtellungen Gehör zu geben. Dein Vater gelangte wieder zu dem völligen Beſitz ſeiner Güter und ſeines übrigen Eigenthums, freilich mit dem, von ſeinen noch immer regen Widerſachern errungnen heimlichen

Vorbehalt, daß er nie auf zehn Meilen in die Runde dem Könige oder der Reſidenz ſich zu nahen verſpreche, eine Bedingung, auf die ich in ſeinem Namen mit gutem Gewiſſen eingehen konnte. Du wurdeſt als ſein in rechtmäßiger Ehe erzeugter Sohn und dereinſtiger Erbe aller ſeiner Rechte öffentlich anerkannt, und ſprangſt, unbekannt mit dir ſelbſt und allem, was dich betraf, noch manches Jahr als Pfarrers Nantchen mit deinen ländlichen Spielkamraden im Dorfe herum, als ſchon in der Reſidenz von dem jungen Grafen von Hochburg und deſſen nahen Erſcheinen recht viel geſprochen und gefabelt wurde.

Von nun an war das ſchöne Verhältniß unſrer Jugend zwiſchen mir und deinem Vater nicht nur völlig wieder hergeſtellt, es geſtaltete ſich noch inniger mit jedem Jahre. Oft zog mein Herz mich zu ihm hin, aber Geſchäfte, meine eignen Verhältniſſe, und ich geſtehe es offen, eine gewiſſe Scheu, ihn unter ſo ganz veränderten Verhältniſſen wieder zu ſehen, bewogen mich, den ihm zugedachten Beſuch zu verſchieben, bis er ſelbſt, von Todesahnung ergriffen, den Wunſch ausdrückte, mich vor ſeinem Ende noch einmal zu ſehen, und ſeinen Sohn meiner liebenden Vorſorge zu übergeben. Nun hielt mich nichts mehr, ich eilte zu ihm. Die feierliche Stunde, in der ich bei euch eintrat, bleibt mir wie dir unvergeßlich.

Herbſtliebe.

(Fortſetzung.)

Sinnend legte die Fürſtin dieſe Blätter neben ſich hin, nachdem ſie dieſelben geleſen. Wie hohl und welk, wie kleinlich erſchien ihr dagegen ihr eigenes Leben? Welche Menſchen hatten an Ferdinands Wiege geſtanden, ſeine erſten Schritte in der Welt geleitet, während ſie der beinah unbeſchränkten Führung einer ſehr gewöhnlichen franzöſiſchen Gouvernante hingegeben, nur durch die ihr inwohnende edlere Natur vor geiſtigem Untergehen bewahrt wurde. Erſt als der Frühling ihrer Jugend bereits zu entſchwinden begann, war ſie dem weit älteren, ihr völlig unbekannten Gemahle zugeführt worden, dem ſie auch ſpäterhin nie näher kam, weil der Kreis ſeines Strebens mehr nach auſſen ging, und ihn oft Jahre lang von ihr entfernt hielt. Er hatte ihr immer Achtung, und dadurch jene negative Art von Liebe bewieſen, welche in der großen und vornehmen Welt die Ehen nach ihrer Weiſe beglückt, ohne das Herz zu erwärmen. Sie hatte ihren Gemahl bewundert und hochgeachtet, weil ſie ihn von Andern bewundert und hochgeachtet ſah; und ſo ſtill und ruhig hingelebt, ihrer Pflichten ſtets eingedenk, von denen ſie einen hohen Begriff hatte; ohne Wünſche, weil ſie kein anderes Glück kannte, als das, was in ihrem Bereiche lag. Bis dahin hatte ihr ganzes Leben einem milden, nebelgrauen Tage geglichen, der jede Ausſicht in die Ferne verhüllt, und unſeren Blick auf die nächſten Umgebungen beſchränkt, ohne uns eine Ahnung von dem zu gewähren, was darüber hinausliegt.

Jetzt erſt, in Ferdinands Nähe, begann die Fürſtin zu empfinden, was das Leben eigentlich ſey, welche Freuden, welche Schmerzen es umfaßt, und dieſen Freund ſollte ſie von ſich weiſen? ihn, den ihr Gemahl ſelbſt ihr zugeführt hatte? Was ſie für ihn empfand, ſchien ihr ſo natürlich, jede Möglichkeit eines ſtrafbaren Gefühls lag ihren Gedanken ſo fern, und ſie fühlte ſich ſelbſt in dieſem Augenblick viel zu glücklich, als daß die Furcht, eben durch dieſes Gefühl ihren

Gemahl zu beleidigen, in ihr hätte aufkommen können.

Während die Fürſtin ſich auf dieſe Weiſe den ſüßen Täuſchungen ihres Herzens hingab, zog indeſſen ſchon der Sturm in ihrer Nähe ſich zuſammen, der ſie unſanft daraus wecken ſollte.

Alles in ihren Umgebungen war in den letzten Tagen in das gewohnte Gleis zurückgekehrt; die Villa hatte mit neuen Gäſten ſich angefüllt, welche die Marcheſa erheiterten und Belleville in unabläſſiger Thätigkeit erhielten. Bianca erſchien wieder in noch blendenderem Glanze als vorher, und war die Seele der Geſellſchaft. Nur gegen Ferdinand benahm ſie ſich mit unverhehlter Feindſeligkeit, und mied deſſen Nähe auf nicht minder auffallende Weiſe, als ſie ſolche früher geſucht hatte. Auch Olinda ſchwebte wieder unter den Gäſten umher, ähnlicher einem verklärten Geiſte, als einem ſterblichen Weſen, denn der Wurm in ihrem Herzen zehrte ſichtbar an der Blüthe ihrer Jugend. Mit rührender Innigkeit ſuchte ſie mehr als jemals ſich der Fürſtin anzuſchmiegen, und war bei ihren traulichen Geſprächen mit Ferdinanden zuweilen ein gern geduldeter

ter Zeuge. Sie war die Einzige, die das Geheimniß des ſich ſelbſt verhüllt gebliebenen Gemüthes ihrer geliebten Herrin klar durchſchaute, ſie liebte Ferdinanden in ihr, und hätte mit Freuden ihr ſchmerzerfülltes Daſeyn geopfert, um nur ihn durch die ihr vorgezogene Geliebte beglückt zu wiſſen. Die arme Olinda war das rührendſte Gegenſtück zu Göthens Veilchen, das ſich freut, wenigſtens unter dem Fuße der Schäferin, wenn gleich unbeachtet, zu ſterben.

Indeſſen hatte Bianca, ohne daß es bekannt worden war, Belleville's Bewerbungen mit unerhörtem Stolze abgewieſen, und ihn dadurch von neuem gegen Ferdinand auf das Höchſte erbittert. Er mußte dieſen noch immer als die Urſache davon betrachten, denn ſeine genauere Kenntniß der Frauen in der großen Welt hatte ihn überzeugt, daß verſchmähte Liebe gar leicht in grimmigen Haß übergeht, und dennoch Liebe bleibt. All' ſein Sinnen und Trachten ging deshalb darauf hinaus, den zwar ſpröden, aber dennoch gefährlichen Nebenbuhler zu entfernen, um dann allein im Felde zu bleiben, das er, wie ſeine

Eigenliebe ihm vorſpiegelte, dann gewiß als Sieger behaupten würde.

Eiferſucht macht blind, ſagt man, aber in einigen Fällen macht ſie auch ſcharfſichtig. Belleville fing an, jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung ſeines Feindes unabläſſig zu beobachten, hoffend, er werde vielleicht irgend etwas entdekken, das er benutzen könne, um dieſen aus Bianca's Nähe zu verbannen. Ferdinand hingegen war viel zu ſehr mit ſich und dem ſteten Kampf in ſeinem Innern beſchäftigt, um nur daran zu denken, daß er gegen Belleville auf ſeiner Huth ſeyn müſſe. Mit dieſem jemals in Streit gerathen zu ſeyn, hatte er beinahe völlig vergeſſen; er dachte ihn ſich durch Bianca's Liebe beglückt, und bemerkte kaum deſſen Gegenwart, während Belleville jeden ſeiner Blicke auffing, gerade in Augenblicken, wo ſie denen der Fürſtin auf halbem Wege begegneten; jedes ſeiner Worte maß und wog, halb ausgeſprochene Gedanken ſchlau ergänzte, und jeden ſeiner Spaziergänge mit der Fürſtin, jeden Beſuch in ihrem Zimmer bewachte und zählte. Das Reſultat von allem dieſem war endlich, daß Belleville von der Exiſtenz eines zwiſchen der Fürſtin und Ferdinand ſtatthabenden Verhältniſſes ſich überzeugte. Er jubelte über dieſe Entdeckung laut auf, ſeine früh verdorbene Phantaſie und ſeine unſeligen Erfahrungen ließen keine Ahnung davon in ſeine Seele kommen, daß jenes Verhältniß ein anderes, als ein gemein-ſtrafbares ſeyn könne, welches keine Schonung verdiene, und war endlich frech und unbeſonnen genug, die Marcheſa ſelbſt zur Vertrauten ſeiner vermeinten Entdeckungen zu machen, in der feſten Ueberzeugung, daß dieſes der ſicherſte Weg ſey, um den ihm verhaßten Nebenbuhler auf immer zu entfernen.

Mit unbeſchreiblich wehmüthigem Erſtaunen hörte die Marcheſa anfangs ihre fürſtliche Verwandtin eines Vergehens beſchuldigen, an deſſen Möglichkeit ihre ſtolze, edle Seele nie gedacht hatte. Doch dieſes Erſtaunen löſte ſehr bald in Zorn gegen den Ankläger ſich auf. Es war ihr unmöglich, Worten Glauben zu ſchenken, durch deren bloßes Anhören ſie ſchon ihrem Gefühle für Ehre und Tugend viel zu viel vergeben zu haben meinte; ſie erhob ſich daher in all' ihrer Würde und Hoheit, nannte, tief empört, Belleville einen elenden Verläumder, hörte auf keine ſeiner Gegenreden, deutete ihm an, daß er ſogleich, ohne das mindeſte Aufſehen zu erregen, das Haus verlaſſen müſſe, und fügte noch hinzu, daß ſie alles anwenden würde, ihn zur ſtrengſten Rechenſchaft ziehen zu laſſen, wenn es ihm je beikommen ſollte, den guten Ruf der Fürſtin mit giftigem Hauche beflecken zu wollen, oder auch ſogar nur ihren Namen zu nennen.

Belleville ging, betäubt, beſchämt, auſſer ſich vor Wuth, und die Marcheſa blieb nun allein.

Belleville's Worte waren indeſſen doch nicht ganz ſpurlos an ihr vorüber gegangen; ſie fing an, ſobald ſie von der erſten Aufwallung des Zorns ſich erholt hatte, über dieſelben nachzudenken. Sie konnte die Wahrheit manches Umſtandes ſich nicht ableugnen, den Belleville erwähnt hatte; die Fürſtin für ſchuldig zu halten, war und blieb ihr unmöglich; aber ſie kam auf den Gedanken, und endlich zu der Ueberzeugung, daß Ferdinand eine geheime Leidenſchaft für die Fürſtin im Herzen trage, wenn gleich dieſe ſolche nicht erwiedre. Und nun fiel Olinda's trauriges Geſchick ihr plötzlich ſchwer auf das Herz.

Gleich vielen andern Frauen ihres Alters hatte die Marcheſa allmählig eine große Neigung, Ehen zu ſtiften, ſich angeeignet, beſonders wenn ſie, wie hier der Fall war, das Glück zweier Perſonen, die ihr beide werth waren, dadurch zu begründen vermeinte. Deshalb hatte ſie gleich anfangs Olinden dem Grafen näher zu bringen geſucht, und nur Bianca ſchien ihr der Ausführung eines Planes hinderlich zu ſeyn, der ſie ſehr beſchäftigte. Seit Ferdinand mit dieſer Dame in offenbarem Zwieſpalt lebte, und ſie Olinden von ihm mit weit größerer Freundlichkeit ausgezeichnet ſah, war ihre Hoffnung, endlich zum Ziele zu gelangen, ſehr gewachſen; ſie hatte ſogar die junge Griechin in ihrer unverkennbaren Neigung zu Ferdinanden zu beſtärken, und alle die Wünſche und Hoffnungen in ihr zu wecken geſucht, die ſie ſelbſt für dieſen ihren Liebling im Herzen begte, und die ſie nun alle zertrümmert ſah. Die vornehm bedenkliche, aber doch ſehr mild geſinnte Frau war menſchlich genug, ſich hierüber mit innern Vorwürfen zu quälen, ſie wußte nicht, wie ſo ganz hoffnungslos die arme Olinda ſchon längſt den Schmerz verſchmähter Liebe heimlich im Buſen trug, und ihn an ihrem jungen Leben zehren ließ.

Olinda's ſchleunige Entfernung, nicht allein von dem Liebling ihrer Seele, ſondern auch von allem, was ſie an dieſen erinnern konnte, ſchien der Marcheſa jetzt das einzige Mittel, die Arme zu retten, und ſie war ſogleich bereit, weder Mühe noch Koſten zu ſparen, um dieſe zu bewerkſtelligen. Raſch wie immer, nach jedem ihr klar gewordenen Entſchluß, warf ſie ſich ſogleich an den Schreibtiſch, um eine ihrer Freundinnen, die eben in Interlacken die Molkenkur brauchte, zu bitten, die beiden jungen Griechinnen einſtweilen in ihren Schutz zu nehmen, ſandte augenblicklich einen eigenen Kurier mit dieſem Briefe ab, traf einige Vorkehrungen, um die jungen Mädchen, ſicher und anſtändig begleitet, ſogleich die Reiſe nach der Schweiz antreten zu laſſen, und begab ſich dann zur Fürſtin, um ſich mit dieſer über alles, was geſchehen und gethan war, zu beſprechen.

Sie fand die Fürſtin allein, Ferdinands wahrſcheinlichen Beſuch erwartend, und fing ſogleich an, von Olinda's Liebe und der Nothwendigkeit, das junge Mädchen zu entfernen, zu ſprechen, weil der Graf nicht geneigt ſcheine, dieſer Neigung mit Gegenliebe entgegen zu kommen. Innerlich, ohne daß ſie ſich deſſen deutlich bewußt ward, regte ſich doch ein Gedanke in ihr, daß ſie aus der Art, wie die Fürſtin Belleville's Anklage aufnehmen würde, ſich am beſten von der Unſchuld derſelben würde überzeugen können, denn das Gift der Verläumdung war doch nicht ganz wirkungslos geblieben, und mancher dunkle Argwohn wollte in ihr aufſtehen, den ihr edler Stolz und ihr feſtes Vertrauen auf die Tugend einer Fürſtin aus ſo hohem Geſchlechte aber ſogleich niederdrückte. Sie wollte alſo, nachdem Olinda's Angelegenheiten beſeitigt waren, mit Belleville's Anklage anfangen, und erſt ſpäter zu dem übergehen, was ſie ſelbſt von Ferdinanden dachte. Sie hatte ſich dabei vorgenommen, Belleville's Beſchuldigung der Fürſtin ſo ſchonend als möglich vorzutragen; doch während ſie davon ſprach, erwachte ihr rechtlicher Zorn von neuem, und die ſonſt immer gelaſſene und gefaßte Frau konnte ſich nicht enthalten, Belleville'n nicht nur für einen Verläumder, ſondern auch für einen Wahnſinnigen zu erklären, denn nur ein ſolcher, meinte ſie, könne es wagen, nur zu denken, geſchweige auszuſprechen, daß die Gemahlin eines ſo allgemein geachteten Fürſten ſich jemals vor ſich ſelbſt ſo tief erniedrigen könne, um, Tugend und Pflicht vergeſſend, nur einen Augenblick einer fremden, verbotenen Liebe in ihrem Herzen Raum zu geben.

Staunend, innerlich weinend und erbebend, äuſſerlich mit möglichſter Anſtrengung ſich ruhig verhaltend, hörte Angelina die ernſte Frau anfangs an, die mit gewohntem Scharfſinne die Gründe, die ſie bewogen, Olinden zu entfernen, ihr auseinander ſetzte, und während der Zeit ſie forſchend beobachtete. Doch als Belleville und deſſen entehrende Beſchuldigungen erwähnt wurden, und die Marcheſa endlich gar zu Andeutungen von dem überging, was ſie ſelbſt von Ferdinands heimlicher Leidenſchaft dachte, da vermochte Angelina es nicht länger zu tragen, ſie ſtieß einen lauten Schmerzensſchrei aus, und ſank, bleich wie eine Sterbende, von kalten Schaudern ergriffen, in ihren Armſtuhl zuſammen. Eine Ohnmacht, ja der Tod ſelbſt, wäre in dieſer bangen Stunde ihr eine Wohlthat geweſen, aber ſie verlor keinen Augenblick ihr Bewußtſeyn, es war reger in ihr erwacht, als je zuvor, und drängte die Ueberzeugung innerer Schuld ihr auf. Sie fühlte jetzt deutlich und klar, daß ſie ſich gegen ein Gefühl abſichtlich verblendet habe, das ſie bis jetzt nur deshalb nicht für das, was es war, erkannte, weil ſie es nicht erkennen wollte. Dunkle Gedanken brauſten verwirrend und verworren ihr durch den Sinn, denn zum Erſtenmal drang ein Gefühl von Schuld in aller ſeiner Furchtbarkeit auf ſie ein; ſie wußte nicht mehr, was ſie ſagte oder that, willigte in Olinda's Entfernung, ohne zu bedenken, was ſie damit eingeſtand, willigte in alles, was die Marcheſa vorſchlug, ohne zu merken, daß es ewige Trennung von dem Manne ſey, von dem ſie ſich jetzteinge ſtehen mußte, ihn mit aller Gluth einer zum erſtenmal erwachten Leidenſchaft zu lieben.

Die Marcheſa war indeſſen mit Angelina höchſt zufrieden, weil dieſe ſcheinbar in alle ihre Anſichten einging; den Zuſtand von Verzweiflung, in welche ſie dieſelbe gerathen ſah, nahm ſie gutmüthigerweiſe für einen Beweis gerechter Empörung über eine ſo unerhört erniedrigende Verleumdung. Sie redete tröſtend ihr zu, bat ſie, die Beſchuldigungen eines unbedeutenden Menſchen, wie Belleville, denen kein Vernünftiger Glauben ſchenken könne, ſich nicht zu ſehr zu Herzen zu nehmen, und verließ ſie endlich, als ſie die Fürſtin etwas ruhiger zu ſehen glaubte, um für Olinda's Abreiſe zu ſorgen, die in den nächſten Tagen vor ſich gehen ſollte.

Kaum war Angelina allein, kaum war ſie ihrer Sinne einigermaßen wieder mächtig geworden, als Ferdinand zu ihr hereintrat; ein Klagelaut entſchlüpfte ihr bei ſeinem Anblick, und ſie verhüllte zitternd ihr Geſicht, während er ſtarr vor Schrecken vor ihr ſtehen blieb. Ihm zu verheimlichen, was vorgegangen ſey, war unmöglich. Worte reihten ſich an Worte, wurden zu Klagen, zu Verſicherungen, zu Thränen. Was ſie zu einander ſprachen, ging klanglos an beiden vorüber. Jedes fühlte im eignen Herzen den Schmerz des Andern, doch wie ſie ihn ausdrückten, war ihnen unbewußt, bis endlich in dieſem Zuſtande allgewaltiger Aufregung beide in dieſem ein Geſtändniß gegen einander ausſprachen, das nie ihre Lippen hätte berühren ſollen; ein

Geſtändniß, daß ſie von dieſem Augenblick an verdammte, ein ſchuldbewußtes Daſeyn mit ſich zu tragen, bis an die Gränze der Ewigkeit.

Die Fürſtin ſank in Ferdinands ſie unterſtützende Arme, einen einzigen kurzen Moment ruhte ihr lebensmüdes Haupt an ſeiner hochklopfenden Bruſt, ſie hielten ſich feſt umſchlungen, wie Liebende, die auf ſchwankendem Brette in den zu ihren Füßen tobenden Abgrund des Meeres hinabſchauen, das im nächſten Momente ſie dem Untergange zuſchleudern wird. Ferdinand ſank zu Angelina's Füßen hin, und bedeckte ihre Hand mit glühenden Küſſen und heißen Thränen.

Alles dieſes währte nur wenige Sekunden, dann ſtanden beide kalt und bleich wie Marmorbilder einander gegenüber. Trennung, Trennung, rief eine furchtbare Stimme in ihrem Herzen, Trennung, augenblickliche Trennung für immer und ewig! In keinen von Beiden regte ſich nur der Schatten eines Zweifels darüber, daß es nicht ſo ſey und ſeyn müſſe.

Ferdinand ermannte ſich zuerſt. Mit bebender Lippe, nicht als ob er ſich mit ihr darüber berathen wolle, ſondern als ſey das längſt ſchon unter ihnen ausgemacht, ſprach er in wenigen Worten es aus, daß er der Marcheſa kund thun wolle, wie ein wichtiges Geſchäft ihn zurück in ſein Vaterland rufe, und ihn zwinge, noch in dieſer Nacht die Villa zu verlaſſen, wenn gleich er die Laſt der Wortbrüchigkeit gegen den Fürſten dadurch auf ſich lade. Angelina zerfloß in Thränen, aber ihr entſchlüpfte kein Wort, um ihn von dieſem Vorſatz abzubringen. Daß es ſo ſeyn müſſe, nicht anders ſeyn könne, ſtand unwiderſprechlich klar in ihrem Gemüth; es konnte ihr eben ſo wenig in den Sinn kommen, es abändern zu wollen, als zu wünſchen, daß die Sonne von ihrem ewig unabänderlichen Pfad abweichen und zurückgehen ſollte. Sie bat ihn, nicht ihrer zu gedenken, beide ſtanden ſtill und lautlos einander gegenüber, wie an der Brücke der Ewigkeit, von der kein Rücktritt möglich iſt.

Die Pendule verkündete mit hellem Schall in dieſem Augenblick die Stunde, in welcher die Fürſtin unten im Salon erwartet wurde, und dieſe ſtreckte mechaniſch ihre Hand nach der Klingelſchnur aus, vielleicht um ſich für den heutigen

Abend entſchuldigen zu laſſen, denn alle ihre Lebenskraft war nach innen gekehrt, und jede äuſſre Bewegung ihr völlig unbewußt. Sie dachte nicht daran, daß ſie damit das Signal zur ewigen Trennung gebe, doch Ferdinand fühlte es; noch einmal ergriff er ihre Hand und drückte ſie an ſein Herz, an ſeine Augen. Zum letztenmal.

Plötzlich flog die Thür auf, die Marcheſa wankte todtenbleich herein, verſuchte vergebens zu reden, ihre zitternde Hand hielt ein ſchwarz umrändertes Papier. Von aller gewohnten Vorſicht und Faſſung in dieſer dunkeln Stunde gänzlich verlaſſen, reichte ſie ſprachlos es Ferdinanden entgegen, es war ein Brief vom Sekretär des Fürſten, vor vielen Wochen ſchon an ſie geſchrieben, doch jetzt erſt in ihre Hände gekommen, weil die ringsum herrſchenden Unruhen dieſes bisher verhindert hatten. Der Fürſt war todt, bald nach Ferdinands Abſchied von ihm war er in jenem ärmlichen Dorfe am Fuße der Abruzzen an den Folgen ſeiner Wunden verſchieden.

Ein großer Theil der Schuld, die auf Ferdinands und der Fürſtin Gemüth laſtete, ſchien durch dieſes Ereigniß aus dem Buche ihres Lebens getilgt; Angelina war Wittwe, war frei, war es ſchon früher geweſen, ehe ſie Ferdinanden erkannte. Doch dieſer Gedanke ſtand beiden noch fern. Die Thränen, die ſie dem Freunde weinten, floſſen um ſo ſchmerzlicher, jemehr ſie ſich geneigt fühlten, ihn als ein ihnen gefallenes Opfer zu betrachten; und kein heiterer Blick in die Zukunft vermochte ſie über ihre nächſte Vergangenheit zu tröſten.

Die Marcheſa erholte ſich indeſſen ſehr bald von dem erſten überraſchenden Schmerz über den Tod ihres Freundes und geliebteſten Verwandten; mit gewohnter Geiſteskraft übernahm ſie es, die Schritte der Fürſtin in ihrer jetzigen Lage zu leiten, und vor allem dahin zu ſehen, daß der Anſtand nirgend verletzt werde. Angelina, von zwiefachem Schmerz an allen Kräften erſchöpft, gab ſich ihr willenlos hin. Wien wurde für den ſchicklichſten Aufenthalt erklärt, um dort, unter den Augen ihrer hohen Verwandten, das Trauerjahr in ſtrenger Zurückgezogenheit zu verleben. Der Weg dorthin war völlig gefahrlos, die Marcheſa übernahm es, die Fürſtin ſelbſt zu geleiten, und traf ſogleich alle Anſtalten, um in

Begleitung ihrer Dienerſchaft die Reiſe in den nächſten Tagen antreten zu können, da jede andere, als unſchicklich unter den obwaltenden Umſtänden, von ihr verworfen ward. Ferdinand mußte ſchon am nächſten Tage mit den übrigen Gäſten die Villa verlaſſen. Die Fürſtin ſah er nach jener erſchütternden Scene nicht wieder, ihr tiefer Schmerz, und die ſtrengen Regeln der Etikette, welche die Marcheſa auf alle Weiſe beachtet wiſſen wollte, erlaubten ihr nicht, jemanden auſſer ihren nächſten Umgebungen vor ſich zu laſſen.

Planlos, abſichtslos, im Sturm wechſelnder, einander widerſtreitenden Gefühle, trat jetzt Ferdinand die längſt beabſichtigte Reiſe nach Südamerika faſt mechaniſch an, die jetzt jedes Intereſſe für ihn verloren hatte. Er ſchiffte in Marſeille ſich ein, und erreichte glücklich das Ziel ſeines ehemaligen Strebens.

Olinda begleitete ihre geliebte Fürſtin in die ſtille, wohlthätige Einſamkeit, in der dieſe ihr Trauerjahr verleben ſollte, doch Bianca konnte die Ausſicht auf eine ſo eintönige, freudenloſe Exiſtenz nicht ertragen; ſie äuſſerte dies unverholen, und die Marcheſa wirkte ihr ſehr gern die leicht zu erhaltende Erlaubniß der Fürſtin aus, in Mailand bei Verwandten, die ſie dort gefunden hatte, zurückzubleiben, wo ſie denn doch nach einiger Zeit ſich herabließ, dem oft verſchmähten Belleville die Hand zu reichen, und ihm in ſein Vaterland zu folgen.

Olinda umſchwebte gleich einem guten, tröſtenden Engel die Fürſtin, und ward immer verklärter, immer heiterer in der Bemühung, ihren Blick auf eine glücklichere Zukunft zu lenken, bis ſie im folgenden Frühlinge mit den Veilchen zugleich, lächelnd und ergeben, in das blumige, grünende Grab zur ewigen Ruhe hinſank.

Nach zwei Jahren, in deren Laufe die Ruhe Italiens wieder hergeſtellt ward, finden wir die Fürſtin auf ihrem Wittwenſitz, einer Villa an den lachenden Ufern des Arno, wieder. In blühender Jugendkraft eines zum Manne herangereiften Jünglings, in vollem Bewußtſeyn freier, ſchöner Thätigkeit, und mit dem reinſten Ausdruck innern Glückes ſteht Ferdinand ihr dort zur Seite, doch die Marcheſa hat zwar nicht unfreundlich, aber doch ſehr kühl ſich von ihr zurückgezogen. Die Welt ahnet ein nicht ganz gewöhnliches Verhältniß zwiſchen jenen beiden, und nennt den Hofkavalier als den am Altar heimlich verbundenen Gemahl der hohen Frau, deren vornehme Geburt ſie dem Throne näher brachte, als für ihr Glück vielleicht gut war, und die bei dem mächtigen Einfluß ihrer hohen Verwandten und ihrer übrigen Verhältniſſe, ihre Hand nie öffentlich einem proteſtantiſchen deutſchen Grafen hätte reichen dürfen, deſſen Mutter eine Bürgerliche war. Doch keine Vernachläſſigung im äuſſern Benehmen von Seiten der Fürſtin, keine ein ſolches Verhältniß andeutende Vertraulichkeit von Seiten des Grafen läßt die Umgebungen des ſeltnen Paares darüber zur Gewißheit gelangen. Wer aber des Glücks theilhaftig ward, ihm näher treten zu dürfen, wär' es auch nur für wenige Tage, dem kann es nicht entgehen zu bemerken, wie die Fürſtin und Ferdinand, im Gefühl der reinſten, edelſten Liebe, des vollkommenſten, gegenſeitigen Verſtehens, zu immer höherer Vervollkommnung ihrer geiſtigen Exiſtenz vereint ſich erheben. Und jeder trägt die tröſtende Ueberzeugung mit ſich fort, daß wenigſtens zwei Menſchen auf Erden zu einem von innen und auſſen ſie vollkommen beglückenden Daſeyn gelangt ſind.

Angelina's Villa iſt ein kleines Ferrara geworden; kein bedeutender Künſtler zieht ſo leicht daran vorüber, ohne die Bewohner derſelben zu begrüßen; die Edelſten und Beſten aus allen Ständen und von allen Nationen fühlen dort ſich angezogen und feſtgehalten, und wenn die Zeit ſie endlich zum Scheiden zwingt, ſo ziehen Träume und Gedanken ſie in der Folge oft dorthin zurück.

Bei J. D. Sauerländer iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Irving's Columbus. Aus dem Engliſchen vom Legations-Rath von Meyer. Vollſtändige Ausgabe in 4 Bänden mit 4 meiſterhaft ausgeführten Kupferſtichen und 2 Karten. Auf ordin. Druckpapier Rthlr. 2. 10 Sgr. oder fl. 4. Auf weißem Druckpap. Rthlr. 3. oder fl. 5. Auf geglättetem Velinpap. Rthlr. 3. 20 Sgr. oder fl. 6.

Die **Literary Gazette** von London drückt ſich bei dem Erſcheinen dieſes meiſterhaften Produktes folgendermaßen über daſſelbe aus:

«Dieſes Werk wird Herrn Irving's Ruhm unglaublich vergrößern; die Neuheit der Erzählungen wird Verwunderung erwecken und iſt nur aus der beſondern Vergünſtigung zu erklären, welche der Autor in Spanien fand, wo ihm die Regierung den Zutritt zu ihren Archiven erlaubte, und ihm außerdem viele Privatbibliotheken zu Gebote ſtanden, welche früher «eine verſchloſſene Quelle und ein verſiegeltes Buch» waren; — hierdurch iſt er in den Stand geſetzt worden, manche höchſt intereſſante, bis jetzt unbekannte Thatſachen über Columbus in ſein Werk zu verweben. — Die reine und kräftige Eleganz ſeines Styls, der unbefangene und wahrhaft philoſophiſche Blick ſeiner Gedanken und Empfindungen, ſind Dinge, die Niemanden in Erſtaunen ſetzen werden, der ſeine früheren Schriften kennt; aber dieſes neue Produkt iſt noch ausgearbeiteter und von ungleich höheren Anſprüchen. Mit ungemiſchter Freude betrachten wir daher die Früchte ſeiner langen und angeſtrengten Forſchungen.

Luſtfeld, der Kinder, oder erſte belebende Mittheilungen der Mütter an ihre Kleinen. Zugleich als erſtes unterhaltendes Leſebuch für Kinder. Von dem Verfaſſer von „Der Knaben Luſtwald,“ „Der Mägdlein Luſtgarten“ u. ſ. w. Mit Kupfern und Vignetten. gr. 12. Geb. Rthlr. 1. 17½ Sgr. oder fl. 2. 42 kr.

Hiermit wollen wir in die Eltern- und Kinderwelt ein Büchlein einführen, welches nicht mit den gewöhnlichen alltäglichen Erſcheinungen im Gebiete der Kinderſchriften verwechſelt werden darf. Denn es enthält mit das Bedeutendſte, was ältere und neuere Zeit für die kleine Kinderwelt mittel- oder unmittelbar gedichtet und geſchrieben hat. Der Kinder Luſtfeld hat eine doppelte Beſtimmung: einerſeits gehört es in die Hand der Mutter, «daß ſie daraus ihrem kleinen Kind vorſinge, vorſpreche oder vorerzähle;» anderſeits ſoll es, «wenn das Kind anfängt ſelbſtſtändig zu leſen, ſein erſtes Unterhaltungsbuch» ſeyn. Man wird darin nicht leeres, kindlich ſeyn ſollendes Geplauder, nicht bloße dürr-abſtrakte Moral, nicht fieberhaftes Spukweſen, — wohl aber «ſchlichte Einfachheit, friſche Naturanſchauung, reine Lebensluſt bei tief inwohnender Sittlichkeit und Sinnigkeit» finden und erkennen. Der Herausgeber ſagt in der Vorrede, daß es gewiß noch viele Eltern und Erzieher gebe, welche den Kindern ihren Kinderhimmel mit all den Sternen- und Wolkenſchäfchen, die auf ihm als Erzählungen, Mährchen, Liedchen, Scherzreimen, Sprüchlein u. ſ. w. ſtehen oder dahinziehen, mit Recht nicht rauben laſſen wollen. Dieſen wird eine ſolche ſeltene Gabe, als Stoff zur ſchönen heitern Ausbauung des Kinderlebens, gewiß recht willkommen ſeyn.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Siebenter Band.

Gabriele.

Erſter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

BIBL. VNIVERS.

Meinen
lieben und treuen Freundinnen,
der verwittweten Oberkammerherrin
Karoline Freifrau von und zu Egloffſtein,
geb. Freyin von Aufſeeß,

Henrietten von Pogwiſch,
geb. Gräfin Henkel von Donnersmark,
Hofdame Ihro Königl. Hoheit der Frau Großherzogin
Louiſe zu Sachſen-Weimar-Eiſenach ꝛc. ꝛc.

und

Karolinen Gräfin Egloffſtein,
Hofdame Ihro Kaiſerl. Hoheit, der Frau Großfürſtin
Maria Pawlowna von Rußland, vermählten Erb-
großherzogin zu Sachſen-Weimar-Eiſenach ꝛc. ꝛc.

zur Erinnerung an froh und traurig,
aber immer in treuer Liebe durch-
lebte Tage
freundlich gewidmet
von
der Verfaſſerin.

Vorwort.

Der freundliche Empfang, welcher den Beſchreibungen meiner Reiſen durch mancherlei Städte und Länder widerfuhr, munterte mich auf, auch mit einigen Anſichten hervorzutreten, die ich auf der groſsen Reiſe durch das Leben ſammelte.

Jene Reiſebeſchreibungen ſind Abbildungen nach der Natur, mit möglichſter Wahrheit wiedergegeben, wie ich ſie auffaſste. Ich möchte ſie Landſchaftsgemälde nennen, auf denen ich mich bemühte, jeden treu kopirten Gegenſtand genau an den Platz hinzuſtellen, wo er in der Wirklichkeit ſich befindet, indem ich mich wohl hütete, den Regeln der Gruppirung oder dem Zauber des Effekts das kleinſte Opfer zu bringen. Dieſe Blätter hingegen bieten willkührliche Zuſammenſetzungen einzelner Studien nach Gegenſtänden, wie ſie mir auf dem Lebenswege begegneten, die ich nach Gefallen trennte und vereinte, ſo daß oft zu einer meiner Figuren mehrere Individuen und Oertlichkeiten beitragen mußten. Obgleich dieſem nach keine einzige derſelben ein Portrait im ſtrengen Sinne genannt werden darf, ſo würde es mich doch freuen, wenn jede einzelne für ein ſolches gehalten würde. Denn ſo wäre mir gelungen, wonach jeder Hiſtorienmaler ſtreben muß, und was unſer großer Meiſter durch Wahrheit und Dichtung ſo treffend bezeichnet.

Uebrigens fühle ich mich in meinem Gewiſſen verpflichtet, zu bekennen, daß mir die Gabe des Geſanges vom Himmel verſagt ward und daß daher die in dieſem Buche enthaltenen Gedichte nicht von mir ſind. Ich danke ſie einem Freunde, den ich gern vor der Welt nenne. Friedrich von Gerſtenbergk, von dem wir ſchon ſo manches ſchöne Lied, ſo manche zarte Dichtung mit Dank und Freude empfingen, der Verfaſſer der „kaledoniſchen Erzählungen“ und der „Phalänen“, ſteuerte meine Gabriele mit dieſem Schmucke aus.

Geſchrieben zu Weimar am erſten Pfingſtfeiertage 1819.

Johanna Schopenhauer.

Gabriele.

Erſter Theil.

Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen,
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt,
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen;
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück,
In dein Herz fiel mein erſter Blick.

Schiller.

„Niemand liebt ſeine Freunde inniger als ich, mein Leben gäbe ich willig für ſie hin, aber Unmöglichkeiten darf mir niemand zumuthen.“ Mit dieſen Worten verließ Gräfin Eugenia ziemlich erhitzt den Salon der Gräfin Roſenberg, in welchem die Hauptprobe einer für den folgenden Abend beſtimmten Darſtellung von Tableaux ſo eben gehalten ward, und rauſchte mit einer leichten Verbeugung an der eintretenden Aurelia vorüber. Flammend vor Zorn, blieb die Gräfin Roſenberg auf ihrem königlichen Throne ſitzen. Ein reichgeſtickter Baldachin erhob ſich über ihrem Haupte, ein Purpurmantel umwallte in weiten Falten ihre majeſtätiſche Geſtalt, in ihrem ſchwarzen Haare funkelte ein Diadem von Brillanten, und ihre Hand hielt das goldne Zepter. Vor ihr ſtand ein mit reichen Teppichen und Prachtvaſen geſchmückter Tiſch, um ſie her waren mehrere

Herren und Damen in altrömiſcher und ägyptiſcher Kleidung eifrig, aber fruchtlos, bemüht, ſie zu beruhigen. Die Scene ging in einer alkovenartigen, von einem großen goldnen Rahmen umfaßten Vertiefung der Zimmerwand vor, gerade der Thüre gegenüber, verborgne Lampen goſſen einen magiſchen Strom von Licht über ſie aus, im Zimmer ſelbſt herrſchte tiefe Dämmerung, doch verrieth ein leiſes Flüſtern und Rauſchen die Gegenwart mehrerer Perſonen.

Sprachlos vor Erſtaunen über das ihr unbegreifliche, plötzlich hereingebrochne Unheil, blieb Aurelia, die Tochter der Gräfin, in der eben geöffneten Thüre ſtehen; hinter ihr ſchmiegte ſich furchtſam die ſechszehnjährige Gabriele, welche in dieſem Moment aus der tiefſten Einſamkeit eines alten Bergſchloſſes angelangt war, um einige Monate im Hauſe ihrer Tante zuzubringen. Aurelia, ihre Couſine, hatte ſie mit der Verſicherung empfangen, daß ſie zum Glücke heute ganz unter ſich wären; und nun ſtand ſie da, einen freundlichen Empfang erwartend, und wußte bei dem wunderbaren Anblick, der ſich ihr darbot, nicht, ob ſie wache oder träume.

„Thue mir die Liebe,“ rief die Gräfin Aurelien entgegen, ſo wie ſie ihrer anſichtig ward, „thue mir die einzige Liebe und werde morgen krank, bleib den ganzen Tag im Bette; ich laſſe früh alles abſagen, mit der Feier deines Geburtstages iſt es vorbei, wir haben weder Konzert, noch Ball, noch Tableaux; Eugeniens prätentiöſer Eigenſinn vernichtet alles. Mit ihrer winzig-kleinen Figur beſteht ſie darauf, an meiner Stelle die Kleopatra vorzuſtellen, und da ich ihr beweiſe, wie unmöglich dies ſey und ihr die Rolle der Dienerin, welche das Schmuckkäſtchen trägt, zutheile, eilt ſie davon und derangirt mir den ganzen Plan.“ „Könnten wir nicht die Dienerin ganz weglaſſen?“ ſtammelte furchtſam ein junger Mann in römiſcher Tracht, welcher wahrſcheinlich den Antonius vorſtellte. „Unmöglich,“ erwiederte Kleopatra, „wo ſoll ich die köſtliche Perle hernehmen, wenn das Schmuckkäſtchen fehlt? und überdies iſt die Figur zur Gruppirung des Ganzen unentbehrlich. Es iſt vorbei!“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich in höchſt unmuthiger Stellung auf ihrem Throne zurück warf: „Eugenia macht heute Abend und morgen früh gewiß noch funfzig Viſiten, um ihren Triumph zu ſichern. Keine Dame wird an die Stelle treten, welche ſie verſchmähte, und alle Welt iſt doch ſchon von der Darſtellung unſrer morgenden Tableaux voll. Um ſie zu ſehen beſchleunigt Ottokar ſeine Zurückkunft von der Reiſe, er trifft morgen ein, und nun iſt alles zerſtört! Ich könnte vor Verdruß weinen," ſetzte ſie hinzu, das Geſicht in beide Hände verbergend.

Aurelia benutzte dieſe Pauſe in der heftigen Rede ihrer Mutter, um Gabrielens Ankunft zu melden. „Laß die Couſine von Aarheim an Eugeniens Stelle treten," rieth ſie, indem ſie das bange Kind hinter ſich hervor zog und vor den Rahmen hinſtellte. „Die Kleine?" fragte die Gräfin, ſich emporrichtend und Gabrielen von oben bis unten mit prüfendem Blicke betrachtend. „Nun," fuhr ſie fort, „ſtehen wird ſie ja können; nöthigen Falls ſtellen wir ſie auf eine Erhöhung. Willkommen, liebes Kind!" Mit dieſen Worten zog ſie Gabrielen zu ſich in den Rahmen, küßte ſie auf die Stirn, gab ihr ein goldnes Käſtchen in die Hand, ſtellte ſie in die gehörige Attitüde und ſchob ſie an den von der Gräfin Eugenia verlaſſenen Platz, indem ſie ſelbſt wieder ihren Thron einnahm. Alle andere, zur Gruppe gehörende Perſonen reihten ſich im nämlichen Moment in gebührender Ordnung um ſie her.

„Es geht!“ rief hocherfreut die ganze Geſellſchaft im Zimmer. „Aber,“ ſetzte lachend Aurelia hinzu, „deliziös ſieht es jetzt aus, das blaſſe Geſicht, die rothen Augen und das ſchwarze Kleid mitten in all der bunten Pracht und Herrlichkeit; doch ſey nur getroſt, Gabriele, morgen ſoll es beſſer werden; Wind und Staub haben dir heut auf der Reiſe übel mitgeſpielt, das iſt morgen vorüber und ich will dich ſchon koſtümiren.“ Die arme Gabriele, welche bei allen dieſen Vorgängen noch kein Wort hatte aufbringen können, flüſterte jetzt, halb nur hörbar und in großer Beklommenheit, die Frage: was ſie denn eigentlich morgen thun ſolle? „Was du heute thuſt,“ war die kurze Antwort, „hier einige Minuten ſtehen und das Käſtchen halten.“ „In dem tiefen Traueranzug?“ wandte Gabriele zur großen Beluſtigung der Uebrigen ein. Kaum konnte Aurelia vor Lachen dazu kommen, ihr zu bedeuten, daß ſie morgen ohnehin auf einen Tag die Trauer ablegen müßte.

Gabriele blickte ſehr ernſt um ſich her. „Wie?“ ſprach ſie, „die Trauer um meine Mutter ablegen, ehe die Zeit verfloſſen iſt, während welcher die Sitte mir erlaubt, dieſes Zeichen meines Schmerzes zu tragen? Nein, gnädige Tante! Das befehlen Sie mir nicht,“ ſetzte ſie mit feſter Stimme hinzu, obgleich dabei zwei große Thränen, die ſchon lange in ihren dunkeln Augen geſchimmert hatten, über ihre jetzt hochroth erglühenden Wangen herab rollten. „Nur zwei Monate ſind es, ſeit meine Mutter begraben ward; wie könnte ich ihr Andenken nur Eine Stunde verleugnen! Ich kann es nicht, ich werde es nicht, ich will es nicht,“ ſprach ſie höchſt entſchieden, und hob dabei, dennoch wie flehend, ihre kleinen zarten Händchen empor. Die Gräfin und Aurelia ſchwiegen eine Weile vor Erſtaunen über Gabrielens plötzlichen Muth, ehe ſie anfingen auf das arme Mädchen heftig einzuſtürmen. Gabriele mußte verſtummen, ängſtlich blickte ſie, wie Beiſtand ſuchend, um ſich her und erſchrak dennoch nicht wenig, als ihr dieſer höchſt unerwarteter Weiſe zu Theil ward.

Aus dem dunkelſten Winkel des Zimmers,

dicht neben dem Rahmen, erſcholl mitten durch den Streit eine männliche Stimme: „Ich vereinige meine Bitte mit der des jungen Fräuleins; mir dünkt wahrlich, ſie hat nicht ganz Unrecht.“ „Ottokar!“ rief Aurelia; „willkommen, ſo viel früher als wir es erwarteten,“ die Gräfin. Aller Zwieſpalt ward augenblicklich beſeitigt, und die ganze Geſellſchaft drängte ſich freudig um den unbemerkt Hereingetretenen her. Gabriele taumelte faſt in freudiger Ueberraſchung, ſie ſchlug die Augen nicht auf, ſie wagte keinen Blick auf ihren Fürſprecher, aber ſie wußte dennoch, wer er ſey.

Jedermann beeiferte ſich nun um die Wette, Eugeniens unverantwortliches Benehmen mit allen ſeinen entſetzlichen Folgen dem eben Angekommenen auf das weitläuftigſte auseinanderzuſetzen. Er hörte alle gelaſſen an und ſchlug dann an der Stelle der Dienerin einen Edelknaben vor, deren er am folgenden Tage wenigſtens ein Dutzend zur Auswahl in aller Frühe zu ſtellen verſprach. Dieſer Ausweg war niemanden von der Geſellſchaft eingefallen, und die Idee ward mit dem allgemeinſten Beifall ergriffen.

Kleopatra verließ beruhigt ihren Königsſitz, den ein herabrollender ſeidner Vorhang verhüllte, Römer und Aegypter begaben ſich in die Nebenzimmer, um als moderne Herren und Damen wiederzukehren, die Lichter im Saal wurden angezündet, der Theetiſch hereingebracht, und alles ordnete ſich in friedlicher Eintracht um ihn her.

Die Geſellſchaft beſtand größtentheils aus dem engen Ausſchuſſe der Bekannten der Gräfin, aus ſogenannten Hausfreunden, die ſich an freien Abenden gewöhnlich bei ihr verſammelten; das Geſpräch wogte raſch und lebendig, nur Gabriele blieb ſtumm. Niemand achtete ſonderlich auf ſie, denn ihr erſtes auffallendes Erſcheinen war über Ottokars unerwarteten Eintritt gänzlich vergeſſen. Deſto mehr Zeit gewann ſie, fürs erſte Athem zu ſchöpfen, und dann die neue Welt, in die ſie verſetzt war, zu betrachten. Zum erſtenmal in ihrem Leben befand ſie ſich unter ſo vielen, ihr gänzlich fremden Geſtalten, und das Gefühl, daß auch ſie ihnen fremd ſey und es wohl lange noch bleiben würde, machte ihr Herz beklommen. Der Anblick der Gräfin verſetzte ſie in immer neues Erſtaunen, ſie erſchien ihr um zwanzig Jahre jünger als ſie vor wenig Tagen zum erſtenmal im Schloß ihres Vaters ſie geſehen hatte, deſſen Schweſter ſie war. Dem mit allen Toilettenkünſten unbekannten Kinde kam dieſe Verwandlung ganz unbegreiflich vor, ja ſie hätte geglaubt, daß es gar nicht die Tante ſey, wäre Aurelia nicht zugegen geweſen und hätte ſie nicht Mutter genannt. Aurelien betrachtete ſie mit dem heißen Wunſch, ſogar mit dem Entſchluſſe, ſie zu lieben, und fühlte doch innerlich, daß ihr dies nie gelingen würde. Der ſcharfe Blick der großen dunkelblauen Augen, das ſpöttiſche Lächeln, welches bei jedem Anlaß um die Roſenlippen der ſchönen Aurelia ſpielte, vernichtete jede Möglichkeit herzlichen Vertrauens zu ihr.

Endlich wagte Gabriele es auch, den Blick zu Ottokarn zu erheben. Sie konnte es unbemerkt; er ſtand hinter Aureliens Stuhl im eifrigen Geſpräche mit dieſer. Seine hohe ſchlanke Geſtalt, die Anmuth ſeiner Bewegungen waren von Gabrielen ſchon früher als heute bemerkt worden. Sie erkannte ihn jetzt daran; auch die edlen Züge ſeines Geſichts waren ihr nicht fremd, ſie erſchienen ihr wie die eines längſt Bekannten, obgleich ſie ſie noch nie deutlich erblickt hatte. Eine Fülle hellbrauner Locken kräuſelte ſich um ſeine hochgewölbte Stirn, die blauen, muthig und kühn um ſich her blitzenden Augen hatten bei allem Feuer etwas unbeſchreiblich Mildes und Freundliches, und die dünnen Lippen des feſtgeſchloßnen Mundes gaben ſeinem Geſicht einen ſehr ernſten, faſt wehmüthigen Ausdruck, der aber beim Sprechen in ein höchſt anmuthiges Lächeln verſchwebte. Sein ganzes Weſen trug das Gepräge kräftiger, zum Manne herangereifter Jugendblüthe. Er ſchien etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt.

Es that Gabrielen heimlich weh, daß er ſie ſo gar nicht bemerkte, obgleich ſie ſich auch freute, ihn ungeſtört anſehen zu können. Da ſtimmte er das einſeitige Geſpräch zum allgemeinen um, und ſie konnte nun mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf jedes ſeiner Worte horchen. Er erzählte von ſeiner eben beendigten Reiſe, und ſeine lebendige Darſtellung wußte auch dem Allergewöhnlichſten Leben und Intereſſe zu geben. Dabei entging es Gabrielen nicht, daß er dem Geſpräch abſichtlich dieſe Wendung gab, um nur die ewigen Spötteleien über die abweſende Eugenia zu beenden, und ihr Gefühl wußte es ihm heimlich Dank. Es lag ein eigener, aller Herzen ſich bemächtigender Zauber in dem vollen, reinen Klange ſeiner Stimme. Gabriele horchte ſo lange auf dieſen Ton, daß ſie zuletzt nur ihn hörte, wie man einer lieblichen Muſik ſich hingiebt, ohne dabei die Worte des Geſanges zu beachten. Alles andere um ſich her vergeſſend, ſaß ſie da, als ganz unerwartet ein ältlicher Mann, ihr Nachbar am Tiſche, ſie durch eine gleichgültige Frage auf eine unangenehme Weiſe aus dieſer ſüßen Selbſtverlorenheit riß. Erſchrocken darüber, fuhr ſie zuſammen, zerbrach beinah ihre Taſſe und ſtammelte endlich hocherröthend eine Antwort, die niemand verſtehen konnte. Die Augen der ganzen Geſellſchaft wandten ſich plötzlich ihr zu, und die Verlegenheit des armen Mädchens war entſetzlich, ſie ſtieg bis zur qualvollſten Pein, als Aurelia nach ihrer ſchonungsloſen Art laut ausrief: „Ich glaube, die Kleine war eingeſchlafen: kein Wunder, ſie iſt müde von der Reiſe!" und indem ſie aufſtehend ihre Hand ergriff, hinzuſetzte: „Komm, Liebchen, ich bringe dich zu deiner Bonne, die wohl auch mit Schmerzen auf dich harrt; die Abſchiedsknixe kannſt du übrigens ſparen;" und damit zog ſie das tiefgekränkte Mädchen zur Thüre.

Beinahe weinend vor Scham und Zorn über Aureliens unfreundliches Benehmen und ihre eigne Ungeſchicklichkeit, langte Gabriele bei der guten Frau Dalling an, der Pflegerin ihrer Kindheit, und vermochte es kaum über ſich, ihr die Begebenheiten dieſes Abends nur ganz im Allgemeinen kund zu thun. Alles ſchwamm in bunter Verworrenheit vor ihrem betäubten Sinn; nur Ottokars Geſtalt, ſeine Stimme, ſeine Worte waren ihr deutlich in der Erinnerung geblieben. In ihrer jungen Bruſt gegen einander ankämpfend, wogten tauſend nie zuvor gekannte ſüße und bittre Empfindungen und machten ſie verſtummen; Freude über Ottokars Wiederbegegnen, Schmerz, daß er ſie gar nicht bemerkte, und dazu das herbe Gefühl des Alleinſeyns, mitten unter fröhlichen Menſchen. Noch nie war Gabriele ſich ſelbſt ſo unbedeutend erſchienen, nie zuvor hatte ſie Demüthigung vor Zeugen, Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, wie heute, empfunden, und es gelang ihr nur mit großer Anſtrengung, ſich zum tröſtenden Selbſtbewußtſeyn endlich wieder empor zu ringen und den feſten Entſchluß zu faſſen, äußere Zufälligkeiten nicht höher zu ſtellen, als deren eigentlicher Standpunkt es fordert. Eine unausſprechliche Sehnſucht nach ihrer Mutter ergriff ihr tief verwundetes Gemüth, wie ein müdes Kind weinte ſie ſich endlich ſpät in den Schlaf; aber alle die vielen neuen Geſtalten des vergangnen Abends umſchwirrten ſie noch im ängſtlichen Traume, und zwiſchen ihnen hindurch tönte tröſtend Ottokars Stimme, mit der er die Worte ſprach: „Ich bitte für das junge Fräulein, es hat wahrlich nicht Unrecht!“

Ehe wir Gabrielen auf ihrem fernern Lebenspfade begleiten, wird es nöthig ſeyn, den Leſer zu ihrer früheren Jugendgeſchichte zurückzuführen und ihn mit ihren Eltern bekannt zu machen.

Ihr Vater, Baron Aarheim, war ſchon im frühen Jünglingsalter unumſchränkter Gebieter ſeiner eignen Thaten und eines ſehr bedeutenden Vermögens geworden. Er verbrachte ſeine Jugend theils auf Reiſen, theils an Höfen auswärtiger Fürſten, und fand überall die Aufnahme, zu welcher Rang, Reichthum und eine ausgezeichnet vortheilhafte Geſtalt ihn berechtigten. Durch keinen äußern Zwang zurückgehalten, ſtürzte er ſich in den Strudel des großen Lebens, ſuchte raſtlos alle Genüſſe, gab ſich ohne Maaß und Ziel allen Freuden hin, welche es bietet, bis er, erſchöpft und abgeſtumpft, im reifern Alter des ewig wiederkehrenden Einerleis überdrüſſig ward und ihm entſagte, um ernſtern Plänen zu folgen. Herrſchſucht und Ehrgeiz traten jetzt in ſeinem Gemüth an die Stelle der Sucht nach ewigem Wechſel des Vergnügens; die Gunſt des Fürſten, an deſſen Hofe er eben lebte, zeichnete ihn vor allen andern aus und ſteigerte ſeinen Wunſch nach dem nächſten Platz neben dem Thron bis zur Leidenſchaft, indem ſie ihm ein Recht darauf zu geben ſchien. Anfänglich war es, als ob das Glück ſein Streben begünſtigen wollte; er erklimmte eine Stufe nach der andern, ſtieg immer höher und höher; aber das Gelingen machte ihn unvorſichtig, es ſchläferte ſeine Wachſamkeit ein, Feinde, die er gar nicht beachtete, arbeiteten im Verborgnen ihm entgegen, und ſo ward auch ihm das Schickſal, das ſchon ſo viele in ſeiner Lage traf: er fiel plötzlich, als er am ſicherſten zu ſtehen glaubte, und um ſo tiefer, je höher er geſtiegen war.

A[illegible]helms Fall zerriß die Verbindung mit der Tochter eines großen, glänzenden Hauſes, wenig Tage vor dem zur Vermählungsfeier beſtimmten, und als er Beſinnung genug gewann, um ſich zu ſchauen, ſah er ſich furchtbar verlaſſen. Kein einziger Freund war ihm geblieben, ſeine Jugend früh und längſt an ihm vorüber geſchwunden, den größten Theil ſeines Vermögens hatten ſeine frühere Lebensweiſe und ſeine ſpätern großen Pläne verzehrt, ſeine Geſundheit war zerrüttet, er ſelbſt erkannte in ſich nur noch den Schatten von dem, was er einſt geweſen war.

Sein Gemüth erſtarrte in bitterm Haß, in tiefer Verachtung aller Menſchen, vor allem der Frauen, und er ſchwur ſich ſelbſt, jeden geſelligen Umgang ſo viel möglich Zeitlebens zu meiden. Von ſeinen vielen Gütern war ihm nur ſein Stammgut geblieben; es lag tief im Gebirge, im Gebiet eines andern Fürſten; dorthin beſchloß er vor dem Anblick der Welt zu fliehen, die ihn ſo unbarmherzig gemißhandelt hatte. Er raffte die Trümmer ſeiner übrigen Habe zuſammen und eilte, ſich in die tiefſte Einſamkeit zu vergraben, in welcher nur demüthige Diener und zitternde Unterthanen ſeine Umgebung bildeten. So lebte er mehrere Jahre und ward mit jedem Tage härter, ſchroffer und finſterer.

Der Brief eines Verwandten erinnerte ihn endlich einmal an die Außenwelt, die er ſo gern ganz vergeſſen hätte; es fiel ihm ein, daß ſein noch immer ſehr beträchtliches Gut Mannlehn ſey und nach ſeinem Tode an einen entfernten Vetter fallen müſſe, den er allein ſchon deshalb als ſeinen ärgſten Feind betrachtete, ohne ihn weiter zu kennen. Er war es leider gewohnt worden, von allen Menſchen das Aergſte zu vermuthen, und ahnete alſo auch bei ſeinem muthmaßlichen Erben das ſehnlichſte Verlangen nach ſeinem baldigen Tode, vielleicht gar Pläne, ihn zu beſchleunigen; daher beſchloß er plötzlich, ſich noch im Spätherbſt ſeines Lebens zu vermählen, um ſeinem Agnaten dieſe Hoffnung und Freude zu verderben.

Seine Wahl fiel auf Auguſten von Rohrbach, die elternlos und arm auf einem kleinen Gute unfern Schloß Aarheim einſam traurige Tage bei einer alten Tante verlebte. Er hatte das Fräulein nie geſehen, ehe er um die Hand deſſelben ſich bewarb; aber der Ruf der ſeltnen Schönheit Auguſtens und der unermüdeten Geduld, mit der ſie den Launen einer höchſt wunderlichen Frau ſich fügte, war bis in ſeine Einſamkeit gedrungen, und dies hinlänglich, ihn für ſie zu beſtimmen. An Liebe glaubte er nicht und war weit entfernt, ſie zu fordern; ihm genügte Gehorſam von ſeiner künftigen Gattin, und dieſen zweifelte er nicht unter ſolchen Umſtänden zu erlangen oder zu erzwingen.

Auguſte von Rohrbach war in frühester Kindheit zur mutterloſen Waiſe geworden; ihr Vater hatte ſie erzogen. Sein diplomatiſcher Beruf erlaubte ihm keinen feſten Wohnſitz, ſondern trieb ihn raſtlos durch faſt alle die glänzendſten Städte Europens; doch ließ er ſich dadurch nicht hindern, ſeinem einzigen Kinde die möglichſte Sorgfalt zu weihen. Ueberallhin mußte Auguſte ihrem Vater folgen, und ſobald ihr Alter es erlaubte, benutzte er alle Gelegenheiten, ihr in jeder Stadt, wo ſie längere Zeit lebten, die beſten Lehrer zu verſchaffen, um ſie in allen, ihrem Geſchlechte zuſagenden Wiſſenſchaften und Künſten unterrichten zu laſſen.

Die freigebige Natur hatte das Kind nicht nur mit einer höchſt anmuthigen Geſtalt ausgeſtattet, ſie begünſtigte es auch mit ſeltenem Talent und ſchneller Faſſungsgabe. Und ſo geſchah es denn gar bald, daß Auguſte der Stolz ihres Vaters ward, ein Kleinod, mit dem er gern bei jeder Gelegenheit prunkte und auf deſſen ſeltnen Werth er große Pläne für kommende Zeiten erbaute. So wie ſie älter ward, ſuchte er alle ihre Vorzüge in's hellſte Licht zu ſtellen; kein Schmuck, der ihre ſchöne Geſtalt erheben konnte, war ihm zu koſtbar, überall mußte das junge Mädchen vor den erleſenſten Zirkeln ihr muſikaliſches Talent üben, im einzelnen Tanz oder durch die zu jener Zeit als etwas ganz neues bewunderten Attitüden der Lady Hamilton die Zuſchauer entzücken, und auf alle Weiſe beſtmöglichſt glänzen und ſchimmern.

Bei dieſer Erziehung wäre Auguſte eine eitle Thörin geworden, wenn nicht zum Glück den Kindern auffallende Fehler ihrer Eltern oft zu ſchützenden Warnern auf ihrem Lebenswege würden, beſonders wenn ſie ſich durch ſie in ihrer angebornen Eigenthümlichkeit behindert fühlen.

Dies war eben bei Auguſten der Fall. Bis zur Furchtſamkeit beſcheiden, koſtete es ihr, als ganz jungem Mädchen, manche heiße, bittre Thräne, wenn ſie auf Befehl ihres Vaters vor großen Geſellſchaften mit ihren Künſten auftreten mußte. Späterhin gewann ſie freilich durch lange Gewohnheit mehr Muth, aber auch hellern Beobachtungsgeiſt. Das heimliche, neidiſche Hohnlächeln der Anweſenden und deren leiſe geflüſterten Anmerkungen entgingen Auguſtens Scharfblick nicht, obgleich ihr Vater nichts davon ahnete. Dieſen blendete der rauſchende Beifall, welchen alle dieſe Herren und Damen ſeiner Tochter um ſo reichlicher zollten, je ſchärfer ſie, von ihm unbeachtet, die Geißel der Kritik über ſie ſchwangen. Auguſte wagte es nicht, gegen ihren Vater ihre Bemerkungen laut werden zu laſſen; er war zu glücklich in ſeiner Verblendung, als daß es ſie nicht hätte ſchmerzen ſollen, ihn daraus zu wecken; aber innerlich fühlte ſie ſich durch dieſe Falſchheit ſeiner vorgeblichen Freunde oft ſchmerzlich verwundet. Sie ſelbſt ward indeſſen wenigſtens dadurch in der anſpruchloſen Beſcheidenheit erhalten, zu welcher ihr ganzes Weſen ſich ohnehin neigte, und ihr tiefes Erröthen bei jedem laut ausgeſprochenen Lobe zeigte deutlich, wie wenig ſie ſich bewußt war, es zu verdienen.

Ihre reine, ſchöne Natur wäre dennoch vielleicht dem ewigen Entgegenarbeiten des eitlen Vaters erlegen, doch frühe Liebe erhob ſich ihr zum Schutzgeiſt. Rein und innig loderte die ſtille Flamme heißer Neigung zu einem edeln jungen Manne in ihrer jungen Bruſt, ihr ſelbſt faſt unbekannt und nur im Schmerz der Trennung ſich zuerſt ihr ganz offenbarend.

Ihr Geliebter war Sekretär bei der Legation ihres Vaters und in ſeinem Hauſe, zum Theil mit Auguſten, erzogen. Er lebte mit ihr unter einem Dache, theilte mit ihr alle ihre Freuden, half ihr bei ihren muſikaliſchen Uebungen, war am Tiſche und auf Reiſen überall in ihrer Nähe. Was konnten beide mehr vom Schickſal zu erlangen wünſchen? Sie waren glücklich wie Kinder, die ſich des heutigen Tages freuen, ohne dabei an Morgen zu denken.

Auguſtens Vater dachte aber nicht nur an Heute und Morgen, ſondern auch an alle dieſen folgenden Tage und Jahre. Ein Zufall entdeckte ihm das Geheimniß der Liebenden, es ſtimmte nicht zu ſeinen hohen Plänen mit der einzigen, glänzend erzogenen Tochter; aber er ſchwieg dazu, weil er das menſchliche Herz genug kannte, um zu wiſſen, daß hier mit Einreden wenig abgeändert werden würde. Er handelte lieber, wie er es gewohnt war, ſobald ſein Vortheil es heiſchte, kalt und ruhig, beſonnen und ſicher. Eines Morgens erwartete Auguſte vergebens ihren Freund bei ihren muſikaliſchen Uebungen; bei Tafel vermißte ſie ſein Couvert; er war ſpurlos verſchwunden, und ihre erbleichende, zitternde Lippe vermochte nicht, eine Frage nach ihm auszuſprechen. Unter dem Vorwande eines geheimen Auftrags von der äußerſten Wichtigkeit war er in der Nacht weit weg verſendet worden, am Orte ſeiner Beſtimmung hatte man ſchon dafür geſorgt, daß er in noch entferntere Länder geſchickt wurde, und ſo war er auf ewig von Auguſten geſchieden, ohne eine Ahnung davon zu empfinden. Die Argusaugen ſeines Gebieters bewachten ihn zu ſorgfältig in jener verhängnißvollen Nacht, als daß er nur ein Wort des Abſchieds an Auguſten hätte gelangen laſſen können; überdem glaubte er auch, nur auf wenige Wochen ſich von ihr zu trennen. Späterhin ward es ihm ganz unmöglich gemacht, einen Brief auf ſicherm Wege in ihre Hände zu bringen. Beide hatten keine Vertrauten, ihre reine jugendliche Liebe bedurfte deren nicht, ſie ſcheute jede Berührung der Außenwelt; wie hätten ſie Fremden ein Geheimniß geſtehen können, das ſie gegen einander ſelbſt kaum in Worten auszuſprechen verſucht hatten!

Ganz auf ſich zurückgeworfen, blieb nun Auguſte in der glänzendſten Geſellſchaft einſam, wie in einer Wüſte. Kein Laut des einzigen Weſens in der Welt, zu dem ſie allein zu gehören ſich bewußt war, tönte zu ihr herüber; nie hörte ſie mehr den geliebten Namen nennen, als wenn ſie ſelbſt in ſtiller Mitternacht, unter heißen, langverhaltnen Thränen, ihn den ſtummen Wänden ihres einſamen Zimmers zurief. Ihr Vater wußte in aller Freundlichkeit ſo abſchreckend-ſchroff vor ihr zu ſtehen, daß das bange Mädchen es kaum wagen mochte, in ſeiner Gegenwart nur an den Geliebten zu denken. Er ſah wohl ihre ſtille Trauer, aber er fragte nie nach der Urſache derſelben und hoffte alles von der Zeit.

Dem Anſchein nach verfehlte dieſe auch nicht, ihre gewohnte Macht zu bewähren. Auguſte fand allmählich eine wehmüthige Freude im Schmerz um das verlorne Glück, in der unausſprechlichen Sehnſucht, die jetzt einzig in ihrem Buſen lebte, und auch ihr Aeußeres wurde von dieſem Gefühl verklärt. Sie gewöhnte ſich daran, ihren Freund unter den Todten zu denken. Ihr Vater, der es bemerkte, ſuchte ſchweigend ſie in dieſem Glauben zu beſtärken, und nun wandte ſie ihren Blick einzig nach oben, der Heimath ihres Lebens und ihrer Liebe. Hier unten ging ſie willig den ihr von ihrem Vater vorgezeichneten Pfad, lächelte freundlich zu allen ſeinen Wünſchen und ſuchte wenigſtens ihn zu erfreuen, da für ſie auf der Erde keine Freude mehr blühte.

So verlebte Auguſte noch drei Jahre in verſchiedenen Ländern und äußern Umſtänden, ohne eine befreundete Seele um ſich zu wiſſen. Selbſt des Mädchenglücks, eine gewöhnliche Jugendfreundin zu beſitzen, hatte ſie Zeitlebens entbehrt. Sie war ſelten viel länger als ein Jahr an dem nämlichen Orte geblieben, hatte unzähligemal alle ihre Umgebungen wechſeln müſſen, und nie Zeit oder Gelegenheit gefunden, irgend eine dauernde Verbindung zu knüpfen. Die letzte Stadt, in welcher ſie mit ihrem Vater längere Zeit verweilte, war Stockholm. Auf einer Reiſe von dort aus erkrankte er plötzlich in einem kleinen ſchwediſchen Städtchen und ſtarb.

Nie war eine Waiſe verlaſſener, als die jetzt zwanzigjährige Auguſte am Grabe ihres Vaters. Sie harrte dort, bis der ihr in den letzten Augenblicken vom Verſtorbenen beſtimmte Vormund ſie nach Deutſchland abzuholen kam. Der Nachlaß ihres Vaters war ſehr gering; eignes Vermögen hatte er nie beſeſſen und dabei in der Welt zu glänzend Haus gehalten, um beträchtliche Summen für ſeine Tochter zurücklegen zu können; ihr blieb kaum genug, um davon nothdürftig zu leben. Willenlos, wie ſie von jeher war, folgte ſie jetzt ohne Widerrede dem Rath ihres Vormunds, und ließ ſich von ihm zu der einzigen Verwandtin führen, die ſie ihres Wiſſens noch in der Welt hatte, und die allein ihrer Jugend einen anſtändigen Zufluchtsort bieten konnte.

Unter Entſagungen aller Art, unter ſteten Uebungen unbeſchreiblicher Geduld, ſchwanden von nun an Auguſtens Tage auf dem einſamen Landgute ihrer Tante, einer nach dem andern, einer wie der andre. So lebte ſie mehrere Jahre lang. Erinnerungen der glänzenden Vergangenheit machten ihr die düſtre Gegenwart nicht noch trüber, denn ſie hatte keine Freude an deren flüchtigem Schimmer gefunden; aber das verklärte Bild des verlornen Geliebten wohnte noch immer tief verborgen in ihrem Herzen, von ewigem Jugendglanz umfloſſen, wie das Bild eines Heiligen in einem dunkeln Grabmal, das eine nie erlöſchende Lampe erleuchtet.

Uebrigens war Auguſte weder fröhlich noch traurig, nur freundlich und ſtill. Die Wenigen, welche ſie kannten, ahneten nicht die ganze Freudenloſigkeit ihres Daſeyns, aber alle bewunderten ihre Anmuth, ihr anſpruchloſes Weſen, und prieſen die unerſchöpfliche Langmuth und engelgleiche Gelaſſenheit, mit denen ſie den wunderlichſten, unerträglichſten Launen ihrer Tante gefällig entgegen kam.

Letztere war eine jener ſcheinheiligen alten Betſchweſtern, die unter dem Mantel der Frömmelei die abſchreckendſten Eigenſchaften zu verdecken ſuchen, und mit dem glatteſten, herzloſeſten Egoism die ganze Welt nur einzig zu ihrer Bequemlichkeit erſchaffen glauben. In der ſchriftlich an ſie gerichteten Bewerbung des Baron Aarheim um Auguſtens Hand, ſah ſie nur den Finger Gottes, der ſie von einer ihr läſtigen Hausgenoſſin befreien wollte, und verkündete daher ſchonungslos ihrer Nichte das ihr unverdienter Weiſe zugefallene große Glück; dabei ermangelte ſie nicht, dieſes einzig ihrem eifrigen Gebet für Auguſtens Wohlfahrt zuzuſchreiben. Das Leben dieſer Armen war jetzt mehr als je ganz nach Innen gekehrt, die Außenwelt kümmerte ſie wenig, weniger noch ihr eignes Schickſal; an Glück auf der Erde zu glauben hatte ſie längſt verlernt, und all ihr Hoffen ging weit über dieſes Prüfungsleben hinaus. Daher fügte ſie ſich ohne Widerſtreben dem deutlich ausgeſprochenen Willen der Tante, wie ſie ſich früher dem ihres Vaters gefügt hatte. Mit ruhiger Faſſung reichte ſie dem Baron die Hand, als er ſie heimzuführen kam. Sie war es ſich bei dieſem Schritte deutlich bewußt, daß ſie nur ein unerfreuliches Daſeyn mit einem ähnlichen, vielleicht noch unerfreulicheren, vertauſche, aber ſie folgte willenlos dem Winke des Schickſals.

Feſt entſchloſſen, durch Treue, Sorgfalt und jede Aufopferung, dem Manne, der ſie gewählt hatte, alles zu werden, was ſie ihm zu werden vermochte, und bei allen ihren Handlungen einzig ſein Glück zu bezwecken, betrat ſie die dunkle Schwelle vom Schloß Aarheim. Und doch fühlte ſich Auguſte unendlich glücklicher, wie ſie es je zu träumen gewagt hatte, als ſie nach Jahresfriſt Gabrielens Mutter ward. Nun hatte ſie ein lebendes Weſen, das ſie umfaſſen und beglücken konnte, mit all der bis jetzt tiefverborgnen Liebe, die der Grundton ihres Daſeyns war. Sie lebte nun nicht mehr ohne Plan und Zweck in dieſer Welt; ſie wußte jetzt, für wen ſie lebte, und trug nicht mehr bloß ergeben, ſondern freudig alle andere Zumuthungen des ihr im übrigen noch immer nicht freundlicher gewordnen Geſchicks.

Gabriele ward beim Eintritt in das Leben vom Vater nicht freundlich willkommen geheißen. Er hatte auf einen Erben ſeines alten Namens und ſeines Stammgutes gehofft, und ſuchte nicht den Unmuth über die getäuſchte Erwartung ſeiner

Gemahlin ſchonend zu verhehlen. Jahre vergingen, Gabriele blieb das einzige Kind, und der Vater blickte nie mit Liebe, oft mit verbißnem Zorn auf ſie herab.

Auguſtens unausſprechliche Milde, ihre unermüdete, allen Wünſchen des Barons zuvorkommende Sorgfalt für ihn, ſiegten doch endlich einigermaßen über ſein von der Welt verwahrloſetes Gemüth. Ihm war jetzt zu wohl in ſeinem Hauſe geworden, als daß er die Urheberin dieſes ihm bis jetzt unbekannt gebliebnen behaglichen Zuſtandes nicht hätte von den übrigen Menſchen unterſcheiden ſollen. Zwar blieb er im Leben hart und kalt wie zuvor; aber er duldete Auguſtens ſtilles Walten, in ſeinem Schloß ſowohl als auf ſeinem Gute, und ließ ihr ſchweigend die Freiheit, das Schickſal ſeiner Unterthanen auf mannigfache Weiſe zu erleichtern. Allmählich ward ſein Vertrauen zu ihr immer größer, ſo daß er zuletzt die ganze Verwaltung ſeiner Geſchäfte ihr allein übertrug, allem menſchlichen Umgang, außer mit ihr und den ihn zunächſt umgebenden Dienern, völlig entſagte und ſich auf den entfernteſten Flügel des weitläuftigen Schloſſes zurückzog, wo er ſich eine von allen übrigen Bewohnern deſſelben ganz abgeſonderte Wohnung einrichten ließ.

Eine von ſeinen Vorfahren vor langer Zeit geſammelte Bibliothek war in der von ihm erwählten gänzlichen Abgeſchiedenheit der einzige Zeitvertreib, welcher ſich dem Baron gewiſſermaßen entgegendrängte. Zuerſt bewog ihn Langeweile, die alten Bücher zu muſtern und zu ordnen, aus welchen ſie beſtand; bald aber zog ihn der Inhalt eines Theils derſelben unwiderſtehlich an. Eine ſehr vollſtändige große Sammlung alter alchymiſtiſcher Schriften, gedruckt und im Manuſcript, war ihm in die Hände gefallen; er hatte ſie Anfangs nur aus bloßer Neubegier durchblättert, aber dieſe Blätter fingen bald an, ihn immer ernſtlicher zu beſchäftigen, ſo daß er zuletzt mit unermüdetem Eifer ſie Tag und Nacht ſtudirte und alles Uebrige dabei vergaß, bis ihm die Möglichkeit, mit der Natur in ihrem geheimſten Walten zu wetteifern, völlig erwieſen ſchien.

Schon lange hatte er mit einem, aus gekränktem Stolz und Mitleid gemiſchten, bittern Gefühl auf ſeine Gemahlin und ſeine Tochter geblickt, wenn er bedachte, daß dieſe nach ſeinem Tode Schloß Aarheim verlaſſen müßten, und in einer, wenn auch nicht hülfloſen, doch gegen jetzt ſehr beſchränkten Lage zurückbleiben würden. Nun, da die Möglichkeit, Gold zu machen, ihm immer deutlicher, ja zuletzt zur Gewißheit ward, regte ſein alter eingeſchlummerter Ehrgeiz aufs neue die Flügel. Schon ſah er im Geiſt Gabrielen zur reichſten Erbin von Europa erhoben, um deren Hand einſt Fürſten werben würden. Im voraus genoß er den hohen Triumph über ſeine Feinde, die ihn in den Staub getreten zu haben wähnten, aus dem er jetzt zu ihrer Beſchämung glorreich empor zu ſteigen hoffte, und er beſchloß, ſein ganzes übriges Leben an dieſes große Ziel zu ſetzen, zu deſſen Erreichung ihm nichts zu koſtbar ſchien.

Er ließ dicht neben ſeinem Zimmer ein eignes Laboratorium erbauen, in welchem er ſich unabläſſig mit alchymiſtiſchen Verſuchen beſchäftigte, wenn er nicht über den Schriften brütete, die ihm jetzt als das Höchſte erſchienen. Den Seinigen ward er nur bei der Mittagstafel ſichtbar, und ſaß ſelbſt dann ſtumm und in Gedanken verloren, ohne auf irgend etwas zu achten, was um ihn her geſchah. Niemand im Hauſe konnte den eigentlichen Zweck ſeines Strebens nur ahnen, denn er arbeitete immer bei verſchloſſnen Thüren, und nahm nur im äußerſten Nothfall einen alten Diener zur Hülfe, der gar nicht wußte, was er that, indem er ſeinem Herrn bei alchymiſtiſchen Prozeſſen Handreichung leiſtete. Auguſte ſelbſt durfte nie die Schwelle der Zimmer ihres Gemahls betreten. Sie glaubte mit allen übrigen Hausgenoſſen, daß der Baron ſich mit Erfindung neuer Färbeſtoffe beſchäftige, denn er ſelbſt hatte auf eine geſchickte Weiſe dieſe Meinung zu veranlaſſen gewußt. Herzlich gern gönnte ſie ihm dieſe harmloſe Beſchäftigung, ohne weiter darüber zu grübeln, und war nur beſorgt, jede Störung mit verdoppelter Aufmerkſamkeit von ihm abzuwenden.

Auguſte erfreute ſich jetzt der glücklichſten Zeit ihres Lebens. Jede Stunde des Tages durfte ſie ungehindert dem Liebling ihrer Seele weihen, nie ſtörte die Außenwelt ſie in dieſer ſüßen Beſchäftigung, denn kein Beſuch betrat jemals das Schloß, und die alte Tante war bald nach ihrer Verheirathung geſtorben.

Die kleinen Sorgen für das Hauswesen hatte Frau Dalling anfangs redlich mit ihr getheilt, zuletzt ſie deren völlig enthoben. Dieſe wackere, nicht ungebildete Frau war noch vor Gabrielens Geburt in Auguſtens Dienſte getreten und hatte bald nicht nur Vertrauen, ſondern auch Achtung und Liebe ihrer Herrſchaft und der übrigen Hausgenoſſen ſich erworben. Sogar der finſtre, ſtrenge Gebieter Aller bemerkte ihre treue Ergebenheit nicht ohne Wohlgefallen. Frau Dalling ſelbſt hing mit der innigſten Liebe an ihrer freundlichen Herrin und dem holdſeligen Kinde, und hätte im Fall der Noth ihr Leben für beide willig geopfert.

Den ſchwachen Lebensfunken, mit welchem Gabriele zur Welt kam, konnte nur Mutterliebe und die ſorgſamſte Pflege vor frühem, völligen Erlöſchen bewahren; ſehr langſam wuchs ſie kräftiger heran und ward endlich ein zwar geſundes, aber kein blühendes Kind. Ihre ganze Erſcheinung hatte etwas Aetheriſches. Wenn das kleine zierliche Geſchöpf durch den Garten hüpfte, die vollen, goldnen Locken um den blendend weißen Hals flogen, das dunkelbraune Auge fröhlich blitzte, und ein blaſſes Roth das einer weißen

Roſenknospe ähnliche Geſichtchen ſanft überhauchte; dann glich es mehr der Elfenkönigin Titania, als einem ſterblichen Weſen. So blieb Gabriele bis in ihr ſechszehntes Jahr dem Anſehen nach völlig ein Kind. Die köſtlichſten Blumen zögern ja immer am längſten, ehe ſie die ſchützende Knospe durchbrechen.

Wehmüthig bange ſah Auguſte dem Zeitpunkt entgegen, in welchem der goldne Traum der Kindheit dem ihr vom Himmel zum Troſt geſandten Engel entſchweben mußte; ſie ſuchte ihn ſo lange als möglich zu entfernen; aber das ohne alle Geſpielen ihres Alters, einzig bei dieſer Mutter aufwachſende Mädchen reifte im Innern weit früher heran, als im Aeußern.

Auguſtens Natur war die reinſte, alles opfernde Liebe. Schüchtern geworden in der ihr ſo unfreundlichen Welt, hatte ſie ſich immer tief verborgen gehalten, und nur geſtrebt, alles, was ſie berührte, unbemerkt zu beglücken, bis ſie in Gabrielen ein Weſen fand, bei dem es Pflicht ward, ſich unverſchleiert zu zeigen. Nun ward die mütterliche Liebe in ihrem ſo lange verwaiſt gebliebenen Gemüth zur hell lodernden Flamme der Leidenſchaft. Sie zog Gabrielen mit ſich in ihre ſchöne innerliche Welt, dort lebten Mutter und Tochter ein, allen Uebrigen verborgenes, engelgleiches Leben, in gegenſeitigem Verſtehen, wie dieſe Erde es ſelten birgt. Vertrauen auf Gott, Muth und Ergebung zum Schutz gegen die unvermeidlichen Stürme des Lebens wußte Auguſte frühe dem jungen Herzen ihrer Tochter einzuflößen. Gabriele lernte von ihr, ſtilles Dulden, bei feſtem Anhalten an das Rechte, als der Frauen höchſte Pflicht erkennen; aber in wehmüthig vertrauten Stunden lernte ſie auch von der Mutter, daß nur in der Bruſt des Weibes ſtille, durch ſich ſelbſt beglückte und beglückende Liebe wohnt, die ſelten echte Gegenliebe findet, und ihrer auch nicht bedarf, um des Lebens höchſte, ſchönſte Blüthe zu ſeyn.

Fröhlich ſuchte Auguſte nun alles wieder hervor, was ſie früher im Geräuſch der ihr jetzt ſo fernen Welt erlernt hatte, um auch äußerlich ihren Liebling damit zu ſchmücken. Sie brachte dadurch in ihre düſtre Einſamkeit ein wunderliches Feenleben voll Wechſel und Glanz, von dem, außer der vertrauten Frau Dalling, niemand etwas ahnen konnte. In den ausländiſchen Sprachen, die der Mutter während ihres langen Aufenthalts in fremden Ländern ſo geläufig als die eigene geworden waren, lernte Gabriele ſich mit Leichtigkeit ausdrücken. Muſik und bildende Kunſt blieben auch in den trübſten Tagen Auguſtens freundliche Tröſter; jetzt übte ſie ſie mit Gabrielen und fühlte die reinſte entzückendſte Freude bei deren Fortſchritten in beiden. Sie lehrte ſie, die unſterblichen Lieder der Dichter durch den Wohllaut der Stimme zu beleben. Uebung jeder ſchönen Kunſt machte aus jedem Tage ihres ſtillen Beiſammenſeyns ein Feſt. Gabriele lernte ſogar, von der Mutter geleitet, ſich durch Blumenkränze mit gemeßnem Schritte winden, oder mit einem Shawl die reizendſten Stellungen der Antike nachbilden. Auguſte ſah oft mit wonneglänzendem Auge die kleine Grazie, das Tamburin ſchwingend, im leichten, ſüdlichen Tanze auf und niederſchweben; ſie gedachte dabei der trüben Tage ihrer eignen Jugend, in denen ſie lächelnd, wenn gleich mit halb gebrochnem Herzen, ſich auf Befehl ihres Vaters vor ſchimmernden Verſammlungen ſo zeigen mußte, und pries dankbar das Geſchick ihres glücklichen Kindes und ſeine ungetrübte Freude an der heitern Kunſt.

Stunden ernſtern Unterrichts wechſelten mit dieſen, dem Schmuck des Lebens geweihten. Auguſte ſelbſt hatte eine zu ſorgfältige Erziehung genoſſen, als daß ſie nicht ihrer Tochter eine ſehr vorzügliche Lehrerin hätte werden können. Sie las mit ihr aufmerkſam, und nöthigen Falls erläuternd, das Beſte, was in unſrer und in fremden Sprachen für den Unterricht der Jugend geſchrieben ward; ſie führte ſie früh in die Geſchichte der Völker ein, aber ſie öffnete ihr auch früh das Wunderreich der Poeſie; Gabrielens leicht bewegliche Phantaſie verſank in ſeinem Zauber, und das rege Mutterherz mit ihr.

So geſchah es denn, daß Gabrielens liebliche Erſcheinung allen Reiz kindlich unbefangener Unſchuld mit Kenntniſſen und Talenten vereinte, welche ſonſt nur durch die liberalſte Erziehung reicher Eltern in großen Städten erworben werden können. In ihrer tiefen Einſamkeit kam ihr keine Ahnung von dem, was ſie eigentlich war; alle Mädchen ihres Alters und Standes dachte ſie ſich weit unterrichteter, kunſtreicher, liebenswürdiger als ſich ſelbſt, denn ſie hatte noch nie eines geſehen, und fremdes Lob noch nie ihr Ohr berührt. Selbſt ihr Vater hatte keine Ahnung von dem, was ſie wußte und war; er ſah ſie nur bei Tiſche, wo Frau und Tochter in bangem Schweigen vor ihm erſtarrten, und er ſelbſt nur den Mund öffnete, um nach Vollziehung früherer Befehle zu fragen, oder neue zu ertheilen. Gabrielen fiel übrigens der Zwang, welchen ſeine Gegenwart ihr und der Mutter auflegte, nicht im geringſten auf. Von Jugend an deſſen gewohnt, glaubte ſie, es ſey in allen Familien ſo, könne und dürfe nicht anders ſeyn, und Auguſte hütete ſich, ſie in dieſem Glauben irre zu machen.

Nie hätte das Band gelöſt werden ſollen, das Mutter und Tochter ſo beglückend vereinte, ihre Herzen hätten immer zuſammen, in gleicher Bewegung ſchlagen müſſen, bis von Einem Grabe beide in einer Stunde aufgenommen worden wären. Aber im Buche dort oben war es anders geſchrieben. Auguſte erkrankte plötzlich und ſtarb. Wenige Tage nur hatte das verzehrende Fieber in ihrem Innern gewüthet, der Schmerz des Todes war ſchonend an ihr vorüber gegangen; aber die Krankheit zerſtörte gleich anfangs ihr Bewußtſeyn, ſie entſchlief ohne auch nur einigermaßen für Gabrielens künftige Verhältniſſe ſorgen zu können. Das Bild dieſer Tochter am Grabe dieſer Mutter verdecke ein undurchdringlicher Schleier; wer könnte es unternehmen, ſolch einen Schmerz beſchreiben zu wollen!

Baron Aarheim erſtarrte vor Schrecken über das ſo plötzlich über ihn hereingebrochene Unheil. Geliebt hatte er Auguſten nicht, denn ſein verſteinertes Gemüth konnte nicht lieben; ihren vollen Werth hatte er nie klar erkannt, nur dumpf empfunden; aber ſchmerzlich fühlte er die durch ihren Tod entſtandne Unbequemlichkeit, für ſein Haus und ſein Kind ſelbſteigen ſorgen zu müſſen. Sobald er nur einigermaßen wieder zur Beſinnung kam, war er ernſtlich darauf bedacht, ſich dieſer Sorgen zu entledigen, um nur wieder ungeſtört ſeinen alchymiſtiſchen Arbeiten leben zu können, von denen er ſich hoffnungsreicher als je, den glänzendſten Erfolg ganz nahe verſprach. Zum erſtenmale würdigte er ſeine Tochter eines ernſtlichen Bemerkens; ihre jugendliche Anmuth gefiel ihm. Von der ſeltnen Ausbildung ihres Geiſtes und ihrer Talente wußte und ahnete er fortwährend nichts, ſie blieben ihm verhüllt, denn früherer Gewöhnung eingedenk, wagte es das traurige, ſchüchterne Mädchen kaum in ſeiner Ehrfurcht gebietenden Nähe zu athmen.

Des Barons eifrigſtes Beſtreben ging jetzt dahin, Gabrielen irgendwo unterzubringen, wo ſie alles lernen ſollte, was ihr ſeiner Meinung nach noch fehlte. Seine Schweſter, die Gräfin Roſenberg, ſchien ihm bei reiflichem Nachſinnen die Einzige, an die er ſich in dieſer Angelegenheit wenden konnte. Sie war mehrere Jahre jünger als er, frühe verwittwet, und lebte in Glanz und Pracht, mit ihrer einzigen Tochter, mitten im Geräuſch einer drei Tagereiſen vom Schloß Aarheim entfernten großen Stadt. Hier ſollte Gabriele für den ausgezeichneten Platz gebildet werden, auf dem ſie, wie der Vater feſt glaubte, in der Welt zu glänzen beſtimmt war. Seit mehr als zwanzig Jahren ergriff der Freiherr zum erſtenmal wieder die Feder, um ſeiner Schweſter zu ſchreiben. Er machte ſie mit ſeinem Verluſte bekannt, ſtellte ihr die Verlegenheit vor, in der er ſich wegen der Erziehung ſeiner einzigen Tochter befand, und wandte alles an, um ſie zu einem Beſuch auf ſeinem einſamen Schloſſe zu bewegen.

Aurelien war dieſe Einladung höchſt unwillkommen, ihre Mutter hingegen ergriff ſie mit einer Art von Begeiſterung, die ihr ſogar den Muth gab, dem Willen ihrer Tochter für dieſes Mal gerade entgegen zu handeln. Eine Wallfahrt zum Stammhauſe ihrer Vorfahren, welches die Gräfin noch nie beſucht hatte, ſchien ihr ſo romantiſch, ſie dachte ſich die dunkeln, hohen Gemächer, die gemalten Fenſterſcheiben, die langen Gallerieen voll alter Bilder ihrer Ahnen ſo intereſſant, ſie freute ſich ſo ſehr auf den neuen Stoff zur geſelligen Unterhaltung, daß ſie ungeachtet aller Einwendungen Aureliens, die Reiſe ſo viel möglich beſchleunigte, und mehrere Tage früher im Schloß Aarheim eintraf, als der Baron es erwarten konnte.

Doch kaum hatte ſie einige Stunden dort verlebt, ſo ſehnte ſie ſich ſchon wieder recht herzlich in ihre gewohnten Umgebungen zurück. Alles was ſie ſah, machte auf ſie einen weit andern Eindruck, als ſie erwartet hatte. Die todte Stille in dem großen öden Gebäude ängſtigte ſie, die dunkeln winkligen Gänge und Säle, die viele Ellendicken Mauern ſchienen ſie erdrücken zu wollen, vor allem aber erregte ihr der Anblick ihres Bruders ein nie gefühltes unüberwindliches Grauſen. Als einen großen ſtattlichen Mann hatte ſie ihn zum letztenmal erblickt, nach einer langen Reihe von Jahren ſah ſie ihn jetzt wieder zum hinfälligen, hagern Greiſe gealtert, und ſuchte vergebens in ſeinen von mannigfachen Leidenſchaften durchwühlten Zügen, in ſeinen tiefliegenden, dunkel glühenden Augen nach einer Spur von dem, was er in frühern Tagen geweſen war. Seine ganze Erſcheinung blieb ihr nur eine ſtete ernſte Erinnerung an die mächtige Gewalt der Zeit, die ſie ſo gern für immer vergeſſen hätte, er ſtand vor ihr wie ein Geſpenſt, das aus einem ſchönen Traum ſie erweckte, und ſeine Gegenwart war ihr um ſo entſetzlicher, je mehr ſie zu verbergen ſtrebte, was ſie dabei empfand.

Auf Aurelien, die, vier Jahre älter als Gabriele, in der höchſten Pracht völlig erblühter Schönheit ſtrahlte, machte der Baron freilich nicht den Eindruck als auf ihre Mutter, dafür aber fühlte ſie ſich beim erſten Schritt in das Schloß von der gräßlichſten Langenweile ergriffen. Beſonders aber war ſie ärgerlich über die kleine blaſſe Couſine, der unſchuldigen Veranlaſſung dieſer ihr widerwärtigen Reiſe. Um dieſem Zorn Luft zu machen, auch wohl, um ſich doch auf irgend eine Weiſe zu amüſiren, verfolgte ſie die arme Gabriele mit tauſend luſtigen Einfällen über das, was ſie altmodiſch-empfindſames Weſen nannte, und ſpottete ganz ohne Erbarmen, wenn das arme verſchüchterte Kind dadurch in Verlegenheit gerieth, und ſich irgend eine kleine Unbehülflichkeit zu Schulden kommen ließ. In beſſern Stunden kramte ſie vor ihr alle die Künſte aus, um derentwillen man ſie in der Stadt unter dem Namen einer zweiten Korinna zu vergöttern pflegte. Gabrielens ſprachloſes Staunen dabei ſchien ihr ein großer Triumph, ihr ahnete nicht, daß dieſe nur zu begreifen ſuchte, wie man von ſolchen Künſten ſo viel Weſens machen könne, die ſie ſelbſt nur gewohnt war als Erholung von ernſtern Beſchäftigungen zu üben. Noch weniger fiel es ihr ein, daß die unbedeutende Kleine in Manchem wohl nicht ohne Erfolg mit ihr zu wetteifern fähig wäre, denn Gabriele war zu furchtſam, und auch zu beſcheiden gewöhnt, um auf die entfernteſte Weiſe etwas davon zu äußern.

Es bedurfte nicht Aureliens ungeſtümes Treiben, um die Gräfin zur möglichſten Abkürzung eines Aufenthalts zu bewegen, der ihren Erwartungen ſo gar nicht entſprach, beſonders da der Baron weit entfernt war, auf deſſen Verlängerung zu beſtehen. Die Gräfin verſprach ihrem Bruder in allgemeinen Ausdrücken, Gabrielen einſtweilen zu ſich zu nehmen, ihr den nämlichen Unterricht zu verſchaffen, den die glänzende Aurelia gehabt hatte, und ſie in die Welt einzuführen. Dies genügte ihm. Sie ſelbſt hatte Gabrielen kaum des Bemerkens würdig geachtet. Von ihrer ſehr kleinen Geſtalt, und ihrem ganzen Anſehen getäuſcht, hielt ſie ſie für ein kaum vierzehnjähriges Kind, und dies mußte ein jeder, der ſolche zum erſtenmale ſah, und nicht Gelegenheit hatte, ihren weit über ihre ſechszehn Jahre hinaus gebildeten Geiſt zu erkennen.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft rollten beide Damen ſehr fröhlich über die Zugbrücke der alten Burg der Stadt wieder zu. Gabriele athmete erleichtert auf, indem ſie ihnen nachſah, aber im nämlichen Moment traf ſie wie ein Donnerſchlag aus heitrer Luft die Erklärung ihres Vaters, daß ſie in acht Tagen den Damen folgen würde, um wenigſtens bis zum Frühling bei dieſen zu verweilen. Dennoch vernahm ſie den Befehl, ohne eine Einwendung dagegen zu wagen, denn die Möglichkeit, mit Blicken oder Worten dem Willen ihres Vaters zu widerſtreben, war nie in ihre Seele gekommen.

Es that ihr ſehr weh, alle lieben, gewohnten, durch die einſtige Gegenwart ihrer Mutter geheiligten Umgebungen verlaſſen zu müſſen, beſonders da ſie vernahm, daß Frau Dalling ſie zwar begleiten, aber gleich nach vollendeter Reiſe zurückkehren würde, um wie ſonſt dem Haushalt ihres Vaters vorzuſtehen. Der Schmerz über den Tod ihrer Mutter ergriff ſie mit verdoppelter Gewalt; ſie fühlte, wie troſtlos ſie in der Stadt unter Fremden ſeyn würde, von denen keiner ihre Mutter gekannt hatte. Hier im Schloß war ſie es nicht, wenn ſie auch weinte; der Mutter Geiſt wehte noch über alles, was ſie umgab, ſie ſetzte gleichſam unter ſeinem Schutz das gewohnte Daſeyn fort, und achtete ſich nicht durch das Grab gänzlich von ihrer Mutter geſchieden. Dabei fühlte ſie ein unnennbares Grauen, wenn ſie ſich das künftige Leben mit der Gräfin und Aurelien lebhaft dachte, ein Gefühl, das durch die Art, wie beide ſich in dieſen Tagen gegen ſie benommen hatten, recht wohl zu entſchuldigen war; aber ſie hatte Kraft genug, ihr innres Widerſtreben während der ganzen acht Tage, die ſie noch im Schloß ihres Vaters blieb, zu verbergen, und mit ſchweigender Ergebung allen Anſtalten zu ihrer Abreiſe zuzuſehen. Sie gedachte dabei der Lehren und des Beiſpiels ihrer Mutter; jeder Tag des Lebens der früh Verklärten war ja auch durch alle jene unzähligen, unbemerkten Opfer bezeichnet, die das Loos ſo vieler Frauen ſind, welche die nur nach dem Schein urtheilende Welt glücklich preiſt. Gabriele hatte von ihr gelernt, ſie für die Beſtimmung ihres ganzen Geſchlechts zu halten, aber auch das Unvermeidliche mit guter Art zu ertragen.

Nur am Abend des letzten Tages im väterlichen Hauſe ward die Laſt des Schmerzes und der Sorge der jungen Bruſt zu mächtig und zwang ihr laute Klagen ab. Zum letztenmal ſaß ſie mit ihrer lieben Frau Dalling in dem vertrauten Zimmer, wo ſie gewohnt hatte, ſeit ſie geboren war; ſie hatte an dieſem Tage alle ihre lieben Plätze in Garten und Wald noch einmal einſam beſucht, hatte im Zimmer, welches ſonſt ihre Mutter bewohnte, und am ſtillen Grabe, in welchem dieſe jetzt ruhte, zu ihr wie zu einer Heiligen gebetet; auch ihr Vater hatte ihr ſchon Lebewohl geſagt, und ſeine ihr ganz ungewohnte Freundlichkeit beim Abſchied war ihr tief ins Herz gedrungen. Allen Bedienten im Schloß, unter deren Augen ſie aufgewachſen war, hatte ſie freundlich die Hand gereicht, ſie zum letztenmal durch kleine Gaben erfreut und betrübt, und ihrer Sorgfalt die einzigen Spielgefährten ihrer Kindheit aufs dringendſte empfohlen. Dieſes waren ſchöne Blumen, ihre lieben Zöglinge, und viele freundliche zahme Thiere, welche ſich jeden Morgen in buntem Gewühl um ſie drängten. Jetzt ward ihr zu Muthe, als wäre ſie von ihrem ganzen Jugendleben geſchieden, und mit einem Strom heißer, langverhaltner Thränen warf ſie ſich in die treuen Arme der Pflegerin ihrer Kindheit, von der ſie auch in wenigen Tagen ſich trennen ſollte.

Frau Dalling ſtellte vergebens dem weinenden Mädchen vor, daß Tauſende an ſeiner Stelle ſich überglücklich fühlen würden, wenn ſie das öde Schloß mit dem glänzenden Hauſe der Gräfin Roſenberg vertauſchen ſollten. Gabriele aber hatte keinen Sinn für die Freuden, die dort ſie erwarten mochten. Wie die Tante und Aurelien, ſo dachte ſie ſich die Welt, in welcher ſie künftig leben ſollte. Aus deren Benehmen gegen ſie ſchloß ſie auf den Empfang, welcher ſie in der Geſellſchaft erwartete. Ueberſehen oder verſpottet zu werden, iſt eine gar zu traurige Alternative für ein junges, an Liebe gewöhntes Weſen, und etwas anders glaubte ſie nicht hoffen zu dürfen. Auch der Troſt, daß der Frühling ſie wieder in ihre Heimath zurückführen würde, machte keinen Eindruck auf das tiefbetrübte Kind. Die Bäume begannen eben erſt, ſich herbſtlich zu färben, acht Monate mußten wenigſtens vergehen, ehe ſie wieder im Blüthenſchmuck prangten. Im reifern Alter reihen ſich die Tage ſehr ſchnell zu Wochen und Monden, ſie werden zu Jahren, ehe wir uns deſſen verſehen, aber im ſechszehnten Jahre dünken uns acht Monate eine ſo unabſehbare

Zukunft, daß Gabriele ſie kaum zu erleben glaubte.

Mit wahrer Freude ſah Baron Aarheim am folgenden Morgen den Wagen in aller Frühe nach der Schloßbrücke fahren, in welchem die trauernde Gabriele neben ihrer Dalling ſaß. Er athmete dabei hoch auf, als ſey er einer ſchweren Sorge entledigt, und verſchloß ſich ſorgſamer und eifriger als je bei ſeinem Forſchen nach den dunkeln Geheimniſſen der Natur, feſt beſtimmt, durch keine andern Geſchäfte ſich davon abhalten zu laſſen. Frau Dalling hatte im Lauf von mehr als ſechszehn Jahren ſich zu treu bewieſen, als daß er ihr nicht bei ihrer baldigen Rückkehr die Beſorgung ſeiner häuslichen Angelegenheiten ohne Bedenken hätte überlaſſen ſollen; übrigens bekümmerte ihn die Verwaltung ſeines Gutes jetzt ſehr wenig, da er in kurzem der Beſitzer unermeßlichen Reichthums zu werden gedachte.

Zum erſtenmal überſchritt jetzt Gabriele die enge Gränze des kleinen Gebiets ihres Vaters, denn Auguſte hatte auch hierin ſeinen deutlich ausgeſprochenen Willen geehrt, und war mit ihrer Tochter gern in den Schranken geblieben, welche er ihr zu ſetzen für gut hielt. Als Gabriele die letzten bekannten Bäume und Hütten hinter ſich gelaſſen hatte, kam ihr alles unheimlich und unabſehbar groß vor, was ſie erblickte. Das Raſſeln der Räder ihres Wagens durch die engen, ſchmutzigen Straßen des erſten kleinen Städtchens erſchreckte und beängſtigte ſie; die Leute, denen ſie darin begegnete, erregten ihr Grauen, denn ſie grüßte ſie freundlich, wie ſie es gewohnt war, und ſie ſtarrten ſie verwundert an, ohne ihren Gruß zu erwiedern. Endlich mochte ſie gar nichts mehr ſehen, ſchloß die Jalouſieen des Wagens, wickelte ſich in ihren Schleier und ſaß lange in ſchweigendem Sinnen verloren, bis Frau Dalling dem Wunſch nicht mehr widerſtehen konnte, durch liebkoſende Fragen ihre junge Reiſegefährtin aus ihren Träumereien zu erwecken.

„Sey ruhig, gute Dalling,“ entgegnete ihr Gabriele, „ich dachte jetzt an meine Mutter, und überlegte was ich thun muß, um zu ſeyn, wie ſie es wünſchen würde. Der Zeitpunkt iſt ſehr früh gekommen, den ſie mir ſo oft mit ſchmerzlichem Vorgefühl andeutete; ich trete jetzt in die fremde Welt und ohne ſie. Aber ſie ſoll mir nicht geſtorben ſeyn, ich will wie unter ihren Augen mein Leben fortſetzen, denn hier in meiner Bruſt fühle ich zu deutlich alles, was ſie mir rathen würde, und die fremden Leute ſollen mich nicht darin ſtören. Finde ich ein Weſen, das ich lieben könnte, ſo will ich lieben, auch wenn man mich nicht bemerkt, und ich werde glücklich ſeyn, denn wer liebt, iſt glücklich; alles andre was kommen kann, werde ich gefaßt zu ertragen ſtreben, wie meine Mutter auch that; darum, liebe Dalling, gräme dich nicht um mich, auch wenn du mich in wenigen Tagen verlaſſen mußt; freilich thut mir noch das Herz ſehr weh, aber alles ſoll dennoch gut werden.“

Von dieſem Moment an ward Gabriele augenſcheinlich heiterer; Frau Dalling ſah mit inniger Freude, wie das junge Kind gegen ſeine vorige Troſtloſigkeit ankämpfte, ſelbſt gegen das Bangen vor dem erſten Eintritt in das gefürchtete Haus der Tante und in neue unbekannte Verhältniſſe. Sie iſt ganz wie die Mutter, dachte die gute Frau, aber doch auch ein wenig wie der Vater.

Am Abend des zweiten Tages der Reiſe langten unſre Wandrer ziemlich früh in dem ihnen vom Baron beſtimmten Nachtquartiere an; es war das letzte unterwegs, denn ſie gedachten am folgenden Tage noch bei guter Zeit den Ort ihrer Beſtimmung zu erreichen. Der Wagen hielt vor der Thüre eines großen anſehnlichen Gaſthofes, mitten auf dem gewühlvollen Marktplatz der erſten bedeutenden Stadt, welche Gabriele ſah. Viele Fremde füllten die Fenſter des Hauſes und betrachteten mit und ohne Brille neugierig die Ausſteigenden. Dieſen kam der auf ihre Ankunft vorbereitete ſehr elegante Gaſtwirth höflich entgegen. Alles war Gabrielen neu und beängſtigte ſie nicht wenig, ſie eilte durch die Schaar der zu ihrem Empfang geſchäftig hin und her laufenden Aufwärter, und war herzlich froh, ſo ſchnell als möglich in das für ſie bereitete Zimmer flüchten zu können. Dort fühlte ſie ſich vor allen den vielen Augen gerettet und blickte mit Wohlgefallen aus dem Fenſter auf das ihr ganz neue Schauſpiel der Kutſchen und geputzten Leute, die dem nahen Theater zuwogten.

Lautes Lachen dicht unter ihrem Fenſter machte ſie aufmerkſam; ſie ſah eine Menge Zuſchauer um einen ſehr ſchönen Reiſewagen vor der Thüre des Gaſthofes verſammelt, aus welchem eben zu Gabrielens Verwunderung ein altes Mütterchen in der ärmlichſten Bauerntracht, gebückt und mühſam heraus kletterte. Ein junger Mann von vornehmen Anſehen unterſtützte ſie mit ſeinem Bedienten und geleitete ſie mit großer Sorgfalt in das Haus, ohne ſich durch die lauten Anmerkungen der Umſtehenden im mindeſten dabei ſtören zu laſſen.

„Da hat uns der Herr Graf einen angenehmen Gaſt mitgebracht, Herr Lorenz!“ hörte Gabriele den Kellner zu dem eben wieder hinaustretenden Kammerdiener des Fremden ſagen, „die Alte ſieht ja aus, als wäre ihr die Ofengabel unterwegs ſcheu geworden und habe ſie abgeworfen.“ Viel anders wird es auch wohl nicht ſeyn, erwiederte Herr Lorenz ſehr verdrüßlich, wir fanden ſie im Chauſſee-Graben, und denken Sie nur, fuhr er fort, ich mußte wegen des häßlichen Ungethüms aus dem Wagen und auf den Kutſchbock neben den Jäger mich ſetzen. „Unerhört!“ rief der Kellner, mit allen Zeichen des höchſten Erſtaunens. Ach was unerhört! antwortete Herr Lorenz noch verdrüßlicher, mein Herr macht mir alle Tage ähnliche Streiche, und am Ende fällt der Schimpf immer auf mich, wenn wir ſo wie heute vor den Leuten zum Spektakel werden, denn ihm iſt das einerlei. „Hören Sie, lieber Herr Lorenz,“ ſprach beſchwichtigend der eben hinaustretende Wirth, „das verſtehen Sie nur nicht recht, der Herr Graf machen den Spleen mit, das iſt jetzt unter den jungen Herrn eine ganz neue Mode aus England.“

Gabriele mochte nichts weiter hören, ſie wandte ſich vom Fenſter, konnte aber das kleine Abentheuer den ganzen übrigen Abend nicht vergeſſen. Der Wunſch, von der wunderlichen Reiſegeſellſchaft mehr zu erfahren, überwand zuletzt die Furcht in dem fremden Hauſe allein im Zimmer zu bleiben, und Frau Dalling mußte ſich entſchließen, ihrem Bitten nachzugeben und auf Erkundigung hinunter zu gehen. Der Name des Fremden war der Wirthin unbekannt, obgleich er ſchon einigemal ihr Haus beſucht hatte. Uebrigens hörte Frau Dalling erzählen, daß der Fremde wirklich die arme Frau unterwegs halb ohnmächtig im Chauſſee-Graben liegend gefunden und ſie zu ſich in den Wagen genommen habe, weil ſie nicht weiter gehen konnte, und ſich auf dem hohen Kutſcherſitz nicht feſtzuhalten vermochte. Die gute Alte war vor wenigen Wochen, durch den Tod ihrer Tochter, ihrer einzigen Stütze beraubt, und wollte jetzt nach Böhmen zu ihrem dort anſäſſigen Sohne. Mühſelig hatte ſie ſich viele lange Tage auf dem Wege dahin fortgeſchleppt, bis ſie vor Ermattung nicht weiter konnte, und ohne den Beiſtand des Fremden wäre ihr wahrſcheinlich in der kalten Herbſtnacht der Tod geworden. Jetzt war ihr geholfen; der Fremde hatte nicht nur für ihre augenblickliche Erquickung geſorgt, ſondern ſie auch ſo reichlich beſchenkt, daß ſie den Reſt des Weges fahren konnte, ohne deshalb mit ganz leeren Händen bei ihrem Sohne anzulangen.

Die halbe Nacht hindurch mußte Gabriele an den Unbekannten und ſeine menſchenfreundliche Handlung denken, ſie träumte ſogar von nichts Anderem. Nicht die That ſelbſt war es, was ſie in Bewunderung verſetzte, dieſe kam ihr gar nicht außerordentlich vor, denn oft hatte ſie ihre Mutter Aehnliches üben geſehen, wohl aber, daß ein

Mann ſolchen zarten Mitleids, ſolcher thätigen Theilnahme an fremden Leiden fähig ſey. Dieſes feinere Gefühl hatte ſie bis jetzt einzig für das Eigenthum der Frauen gehalten; ſie kannte keinen Mann außer ihrem Vater, deſſen in Erbitterung erſtarrtes Gemüth bei jedem ähnlichen Anlaſſe nur zu deutlich ſich ausſprach. Mehr oder weniger ihm ähnlich, dachte ſie ſich faſt alle Männer im wirklichen Leben, und Auguſte hatte abſichtlich dieſe Meinung unangefochten gelaſſen.

Kein Wunder war es demnach, daß der Unbekannte Gabrielen wie eine ſeltene Erſcheinung aus einer anderen Welt vorſchwebte. Gern hätte ſie wenigſtens die Züge ſeines Geſichts deutlich geſehen; obgleich ſie aber am andern Morgen weit früher als Frau Dalling erwachte und vom Geräuſch Abreiſender ſich an das Fenſter locken ließ, ſo ſah ſie doch nur ſeine Geſtalt, als er in den Wagen ſtieg, und hörte ſeine Stimme, indem er der alten Frau noch einige freundliche Abſchiedsworte zurief. Etwas ungeduldiger als gewöhnlich fing Gabriele nun an, ihre eigne Abreiſe zu betreiben, im Wagen beſchäftigte ſie nur der Unbekannte, ſie bildete ſich tauſend Möglichkeiten, ihn im

Hauſe der Tante anzutreffen, ſie dachte ſich allerlei Verhältniſſe, in welche ſie mit ihm gerathen könnte, und ſprach ſo lange mit ihrer Reiſegefährtin von nichts Anderem, bis ſie ſelbſt über ihre kindiſche Einbildung lächelnd ausrief: „Was denke ich weiter an ihn, er iſt jetzt fern von hier und ich ſehe ihn in meinem Leben nicht wieder.“ Aber in ihrem Herzen behauptete eine dem Wunſch ſehr gleichende Ahnung das Gegentheil und dieſe traf früher ein, als ſie hoffen konnte, denn der Fremde war Ottokar.

Ein ungeheures Lärmen im Hauſe erweckte Gabrielen am erſten Morgen in ihrem neuen Aufenthalt. Thüren wurden auf- und zugeſchlagen, Treppen und Vorſäle dröhnten von den Tritten der hin und her laufenden Bedienten und Handwerker, es war ein Hämmern, ein Fluchen, ein Rufen und Schelten, als ſey eine feindliche Armee eingerückt und das Haus dem Abendfeſte zu Ehren in völligem Aufruhr.

Gabriele ſchmiegte ſich vor dem ungewohnten Getöſe wie ein ſchüchternes Vögelchen in eine

Ecke, bis die Stunde ſchlug, in der ſie der Tante ihren Morgenbeſuch abſtatten mußte. Mit Erſtaunen begegnete ſie auf der Treppe dem wohlbekannten Herrn Lorenz, ſchwer belaſtet mit einem Korbe voll der auserleſenſten Blumen. Seine Erſcheinung freute ſie, als ein Beweis, daß ſie nicht irrte, indem ſie in Ottokarn den Unbekannten aus dem Gaſthofe wieder zu finden glaubte. Aber als ſie weiterhin ihn ſelbſt durch die halb geöffnete Thüre eines Zimmers erblickte, und dadurch die Gewißheit erhielt, mit ihm in Einem Hauſe zu leben, ihn alle Tage zu ſehen und zu hören, da bemächtigte ſich ihrer ein freudig-ängſtliches Gefühl. Es war ein Glück für ſie, daß die Gräfin, zu beſchäftigt mit Anordnungen für den Abend, Gabrielens Eintritt kaum bemerkte und noch weniger ihr höchſt befangnes Weſen. Kurz, aber freundlich entließ die Tante ſie gleich in der erſten Minute und gab ihr nur noch die Weiſung mit auf den Weg, ſich zu Aurelien zu begeben, die ſie in ihrem Zimmer finden würde, umringt von Freundinnen, welche heut mit einander in Geſchenken zu ihrem zwanzigſten Geburtstage wetteiferten.

Den Geburtstag hatte die arme Gabriele ganz vergeſſen, und ein Geſchenk für die gefürchtete Couſine ſetzte ſie in die höchſte Verlegenheit. Sie eilte zurück in ihr Zimmer, ergriff ohne große Wahl eine ihrer beſten Zeichnungen und betrat damit athemlos die Schwelle des zierlichen Zimmers, in welchem Aurelia in friſcher, einfacher Morgentracht, ſchön wie der junge Tag, vor einem großen Tiſche ſtand, auf dem alles ausgebreitet lag, was die Mode in unſern Tagen Köſtliches und Elegantes zum Schmuck der Jugend erfand. Eine Schaar junger Mädchen half ihr alle die Geſchenke bewundern, muſtern und ordnen; mitten unter ihnen ſtand Ottokar mit ſichtbarer Freude an dem jugendlichen Weſen und Treiben. Die ſeltenſten, ſchönſten Blumen aller Jahreszeiten und Zonen blüheten und dufteten an Wänden und Fenſtern; Gabriele erkannte ſie auf den erſten Blick für die nämlichen, welche Lorenz vorhin an ihr vorüber trug.

Da kommt unſer kleiner Eigenſinn von geſtern Abend, rief Aurelie, als ſie Gabrielen erblickte, und trat freundlich der Verlegnen entgegen, die es kaum wagen mochte, ihr beſcheidenes Geſchenk neben allen jenen Herrlichkeiten zu zeigen. Das iſt ja leibhaftig die Geſpenſterburg deines Vaters, fuhr Aurelia fort, indem ſie die Zeichnung beſah; ſo nimmt ſie ſich vortrefflich aus, aber behüte mich der Himmel davor, ſie in der Wirklichkeit wieder zu ſehen! Gemalt ſind die alten Schlöſſer ganz allerliebſt; auch auf dem Theater oder in Romanen mag ich ſie wohl leiden, beſonders wenn ganz erſchrecklich wunderſame Begebenheiten ſich darin zutragen; aber ſitzt man ſelbſt in ſolch einem alten Neſte und lebt ſo allein fort, ohne etwas zu erleben, dann thäte man beſſer, vor Graun und Langeweile zu ſterben. Ich wundre mich wirklich, daß ich während der zwei Tage im Schloß Aarheim noch mit dem Leben davon kam. Es iſt eine betrübte Exiſtenz; danke Gott, liebes Kind, daß du ihr entronnen und bei uns biſt, du wärſt dort auch ſo eine Art von Käuzlein in den krauſen alten Thürmen geworden; Anlagen haſt du dazu, ſprach ſie lächelnd, indem ſie Gabrielen umarmte und ſie dann allen ihren gegenwärtigen Freundinnen der Reihe nach vorſtellte.

Die Menge der Namen rauſchte an Gabrielens Ohr vorüber, ohne daß ſie einen zu faſſen vermochte; nur fiel es ihr auf, daß auch die Gräfin

Eugenia ſich unter den Glück wünſchenden Freundinnen befand. Dieſe hier zu ſehen, hätte ſie nach der Scene des geſtrigen Abends nicht erwartet, noch weniger in ſo anſcheinend vertrautem Verhältniß mit Aurelien. Alle die jungen Damen waren gegen Gabrielen ſehr zuvorkommend freundlich; aber dieſe blieb verlegen, ſie haßte ſich ſelbſt in dieſem Moment wegen ihrer Unbehülflichkeit, die ſie doch nicht abzuwerfen vermochte. Ihre Bänglichkeit ſtieg mit jeder Minute, denn ſie ſah, daß Ottokar ihre Zeichnung aufmerkſam betrachtete; und als er nun vollends die geiſtreich kühne und dennoch vollendete Ausführung derſelben lobte, und ſich mit der Frage nach dem Namen des Künſtlers an ſie wendete, da konnte Gabriele vor gewaltigem Herzklopfen kaum ihre eigene Antwort hören, daß ſie ſelbſt unter Anleitung ihrer Mutter ſie gezeichnet habe. Er ſprach noch einige lobende Worte und verließ bald darauf die Geſellſchaft.

Gabriele langte bei ihrer Dalling mit dem Gefühl an, als ſey eine höchſt wichtige Begebenheit vorgefallen, etwas ganz Unerhörtes geſchehen, das ſie der Einzigen kund thun müſſe, die noch in der Welt Theil an ihrem Schickſal nahm; und dennoch wußte ſie nichts zu ſagen, was ſich nicht in der Erzählung höchſt gewöhnlich ausgenommen hätte. Eine nie gefühlte Unruhe trieb ſie raſtlos umher. Wenn ſie ihres ungeſchickten Benehmens gegen Aureliens Freundinnen gedachte, wenn ſie ſich erinnerte, wie jene, von ihrem Aeußern und ihrem Betragen irre geführt, ſie wie ein Kind behandelt hatten, dem man freundlich thut, damit es nur nicht weine; dann verging ſie faſt in der fürchterlichen Qual, ſich ihrer ſelbſt zu ſchämen, denn ſie konnte es ſich nicht verhehlen, daß ſie größtentheils durch eigene Schuld in dieſem Lichte erſchienen war. Ottokars Lob ihrer Zeichnung vermochte nicht, ſie zu tröſten; ſie glaubte eine Spur ungläubigen Lächelns an ihm bemerkt zu haben, da ſie ſich ſelbſt nannte, als er nach dem Namen des Künſtlers gefragt hatte, und dies kränkte ſie noch tiefer als alles übrige. Frau Dalling ſelbſt war in dieſem Moment über die auf den folgenden Morgen beſtimmte Trennung von dem Liebling ihres Herzens zu betrübt, als daß ſie fähig geweſen wäre, Gabrielen Troſt und Muth einzuſprechen; ſie verſtand ſogar den Kummer und das beklommene, unruhige Weſen derſelben nicht, ſondern ſchrieb alles dem Gefühl zu, von dem ſie ſelbſt niedergebeugt ward. Und ſo wußte die gute Frau nichts Beſſeres zu thun, als Gabrielen recht mütterlich in ihre Arme zu ſchließen und herzlich mit ihr zu weinen, da dieſe, von innerm Weh überwunden, zuletzt in heiße, bittre Thränen ausbrach.

Gabriele errang auch diesmal ihre gewohnte Faſſung zuerſt wieder. „Ich will nicht mehr weinen,“ ſprach ſie, trocknete ihre Augen und richtete ſich hoch auf. „Laß mich jetzt von dir Abſchied nehmen, liebe Dalling,“ ſetzte ſie hinzu, „jetzt in dieſer ruhigen Stunde, nicht heute Abend, wenn ich erſchöpft aus der Geſellſchaft komme, nicht morgen früh im Geräuſch des Einpackens und der Abreiſe. Du geheſt mit Tagesanbruch von mir, geleite dich Gott, du meine einzige Freundin in dieſer Welt, grüße meine Berge, meine Bäume, meine Blumen; ich war unter ihnen ſehr glücklich, aber auch hier werde ich nicht unglücklich ſeyn; der Gedanke an meine Mutter wird mich vor Unrecht behüten, und alles andre iſt zu ertragen. Noch bin ich hier fremd, noch iſt mir alles ungewohnt, und der Abſtand zwiſchen Jetzt und Ehemals iſt ſehr groß; aber ich werde mich eingewöhnen und lernen, was mir noch fehlt, um in dieſen neuen Verhältniſſen mich zurecht zu finden. Mein Vater ſchickte mich her, um mich für die Welt zu bilden; ſage ihm, daß ich ihm gehorſam ſeyn und alles thun werde, ſeinen Wunſch zu erfüllen, ſo viel ich es vermag. Und nun nimm meinen Dank für deine unausſprechliche Liebe und Treue. Sehnen werde ich mich immer nach dir, aber glaube nur, ich weiß es, ich finde auch hier ein Weſen, das ich lieben kann, und bin dann glücklich; laß dies nochmals dir zum Troſte geſagt ſeyn, wenn du im Schloß Aarheim ſorgend meiner gedenkſt.“

Bei aller ihrer mühſam errungenen Faſſung ſah Gabriele dennoch mit Zittern der Stunde entgegen, in welcher ſie ſich am Abend zur Geſellſchaft begeben mußte; ſie fürchtete neue Verlegenheiten, neue Demüthigungen, ohnerachtet ſie ſich feſt vorgenommen hatte, ihre ſcheue Blödigkeit ſo viel möglich zu beſiegen. Kein Zureden Aureliens und ihrer Kammerjungfern, ſogar nicht das Zürnen der Tante hatten ſie bewegen können, in ihrer, die tiefſte Trauer bezeichnenden Kleidung etwas abzuändern. Selbſt dem Bitten ihrer lieben Frau Dalling hatte ſie widerſtanden, die durch die Wichtigkeit, welche man der Sache gab, in ihrer eignen Anſicht wankend geworden war. „So geh denn, eigenſinniges Kind!“ entſchied endlich die Tante, des Streitens müde, „geh wie du willſt und verdanke dir es ſelbſt, wenn du ausgelacht wirſt.“

Die vielen Lichter, die emſig hin und her laufenden Diener, die glänzende Verſammlung in der langen Reihe prächtig dekorirter Zimmer erregten in Gabrielen jene Art Bangigkeit, welche wohl einen Jeden beim erſten Eintritt in die Welt ergreift, ſelbſt wenn er auch nicht ſo klöſterlich aufwuchs wie ſie. Giebt es doch viele in der Geſellſchaft, ſelbſt aus den höhern Ständen, denen dies Gefühl Zeitlebens bleibt; die für abſtoßend ſtolz gelten, während ſie nur verlegen ſind. Wenige von den Gegenwärtigen bemerkten Gabrielens Eintritt in den Saal, aber dieſe Wenigen ſtaunten beim Anblick des bleichen, der Kindheit kaum entwachſenen Mädchens im langen ſchwarzwollnen Trauerkleide, dem tief hinunter wallenden Kreppſchleier, mit der breiten, die Stirne bedeckenden Schneppe, unter der ſich nur einige ihrer wie Gold glänzenden reichen Locken hervordrängten. Der Tante Prophezeihung ward nicht erfüllt, niemanden fiel es ein, zu lachen, aber jedermann wich ihr mit einer Art Aengſtlichkeit aus, denn dieſe dunkle Erſcheinung mitten im feſtlichen Glanze hatte wirklich etwas Geiſterartiges. Vergebens blickte Gabriele um ſich her und ſuchte in dem Gewühl ein bekanntes Geſicht heraus zu finden, ſie erblickte keines; ſelbſt die Gräfin und Aurelia waren nicht gegenwärtig, der Anzug für die Tableaux hielt ſie entfernt. Eine ſchöne Frau mittleren Alters vertrat die Stelle der Frau vom Hauſe beim Empfang der Geſellſchaft. Gabriele fühlte ſich mächtig von ihr angezogen, ſie glaubte, in ihr eine entfernte Aehnlichkeit mit ihrer Mutter zu finden und konnte kaum den Blick von ihr wenden, aber ſie kannte ſie nicht und wagte es daher auch nicht, ſich ihr zu nähern.

So ſtand Gabriele lange ganz allein, ſah, wie überall Gruppen von Bekannten ſich bildeten, wie einzelne Paare einander aufſuchten und ſich im eifrigen Geſpräch von den übrigen abſonderten. Niemand ſuchte ſie, niemand hatte ihr etwas Freundliches zu ſagen, ſie war und blieb einſam mitten in der großen Verſammlung und ward darüber recht innerlich betrübt. Der Gedanke, wie ſie eigentlich eben ſo verlaſſen in der ganzen Welt daſtehe als hier in der Geſellſchaft, fiel mit laſtender Schwere auf ihr nach Liebe ſich ſehnendes Gemüth. Schon war ſie im Begriff, ſich von allen den Glücklichern zurückzuziehn und in ihr einſames Zimmer zu ſchleichen, als ſie ihre Hand ergriffen fühlte. Es war der freundliche ältliche Mann, deſſen unerwartete Anrede ſie am vergangenen Abende ſo erſchreckt hatte, und der ihr jetzt den Arm bot, um ſie im Gefolge der übrigen Geſellſchaft in das zu den Tableaux beſtimmte Zimmer zu führen.

Eine von Haydns herrlichſten Symphonieen verkündete dort das nahe Aufrauſchen des die Darſtellung noch verhüllenden Vorhangs. Nie zuvor hatte Gabriele den Einklang vieler Inſtrumente zugleich gehört, er ergriff ſie mit ſeinem allgewaltigen Zauber, vor welchem alles Beengende von ihr abzufallen ſchien. Die Töne trugen ſie weit weg auf unſichtbaren Flügeln in ihr magiſches Reich, ſie ſprachen mit ihr von ihrer Vergangenheit, von allem, was ehemals ſie beglückt hatte, und hauchten ihr neue Freude am Leben und friſchen Jugendmuth ein. Die Dämmrung in dem nur durch die Lichter der Nebenzimmer ſchwacherleuchteten Saal erlaubte es ihr, ungehindert ſich ihrem Gefühl zu überlaſſen; ihr Führer war neben ihrem Sitz ſtehen geblieben; mit dankbarem Vertrauen blickte ſie zu ihm auf und entdeckte im nämlichen Moment dicht neben ihm Ottokars hohe Geſtalt, der ſie begrüßend ſich gegen ſie verbeugte.

Ein Gruß im gewöhnlichen Gange des Lebens iſt gar wenig, aber unendlich viel für den, der vereinzelt in einer großen Geſellſchaft, mit dem Gefühl der Verlaſſenheit daſteht; dies Zeichen des Bemerktwerdens, gerade von ihm, gab Gabrielen ein ſo tröſtendes Selbſtbewußtſeyn, daß ſie dadurch beruhigt, in den Stand geſetzt ward, ſich des eben beginnenden Schauſpiels wirklich theilnehmend zu erfreuen.

Tante Kleopatra nahm ſich auf ihrem königlichen Thron zum Bewundern gut aus. Mit aller erſinnlichen Grazie hielt ſie die reiche Perle über dem Becher, und hatte keine Ahnung von den Anmerkungen, die links und rechts unter den Zuſchauern hingeflüſtert wurden. Dreimal ſenkte ſich der Vorhang, dreimal mußte er auf lautes Bitten der Anweſenden ſich wieder heben, die alle behaupteten, des herrlichen Anblicks gar nicht müde werden zu können.

Am entzückteſten ſtellte ſich die Gräfin Eugenia, ihr Beifall war der rauſchendſte und kannte weder Maß noch Ziel, während ſie zu gleicher Zeit tauſend witzigboshafte Einfälle über die herbſtliche Kleopatra und ihren das Schmuckkäſtchen tragenden Edelknaben den jungen Herren zuflüſterte, die dicht zuſammengedrängt hinter ihrem Stuhle ſtanden, ihr aufs kräftigſte applaudiren halfen, und dabei jedes ihrer Worte mit allen Zeichen des Beifalls von ihren Lippen gierig auffingen. Sie ſaß ſo nahe bei der von ihr ganz überſehenen Gabriele, daß dieſe keine Sylbe von dem, was ſie ſprach, verlieren konnte; auch manches andre ſpottende Wort einiger der übrigen Anweſenden erreichte das Ohr des unerfahrnen Kindes und kontraſtirte ſo ſehr mit der, von allen laut ausgeſprochnen Bewunderung, daß Gabriele ein innres Grauſen über die Falſchheit der Menſchen empfand, unter denen ſie leben ſollte. Ihr war zu Muthe, als ſey ſie unter geſpenſtiſche Larven gefallen, die im nächſten Moment ſich umwandeln und in eigenthümlicher, fürchterlicher Geſtalt daſtehen müßten. Wie nach Rettung ſah ſie ängſtlich um ſich her.

„Seyn Sie ruhig, liebes Fräulein!“ flüſterte eine leiſe Stimme ihr zu, „auch ich ſehe und höre, was Sie empört, aber es iſt nicht ſo böſe, als Sie in Ihrer Unſchuld es glauben.“ Verwundert blickte Gabriele auf und ſah ihren Führer, der noch immer neben ihr ſtand. Seine Gegenwart erſchien ihr in dieſem Moment wie ein Troſt vom Himmel. „Die Welt,“ fuhr der freundliche Mann mit mildem Lächeln fort, indem er zu ihr ſich hinabbeugte, „die Welt iſt leider lange nicht ſo gut, als Sie in Ihrer Unerfahrenheit es vielleicht noch vor acht Tagen glaubten, aber auch wahrlich lange nicht ſo arg, als ſie jetzt Ihnen vorkommen muß. Dieſe kleinen Bosheiten, vor denen Sie ſich in dieſem Augenblick mit Recht entſetzen, werden Ihnen in kurzem ziemlich harmles ſcheinen, wenn Sie dieſe Menſchen und ihr wahres Meinen erſt näher kennen, denn in der That dieſe Einfälle haben keinen Zweck und erreichen auch keinen, wie den, für den Moment als witzig bewundert zu werden. Sie werden ſich daran gewöhnen und ſie endlich als ganz gleichgültig betrachten.“ „Nie! nie!“ rief Gabriele ſo laut, daß ſie ſelbſt darüber erſchrak, beſonders da ſie gewahr ward, daß der noch immer in ihrer Nähe ſich befindende Ottokar dadurch aufmerkſam auf ihr Geſpräch gemacht ward. „Gewiß!“ erwiederte ihr Führer leiſe und beſchwichtigend, indem er zugleich auf den ſich wieder hebenden Vorhang hinwies.

Mehrere Tableaux folgten dem der Kleopatra, alle wurden laut geprieſen und leiſe bekrittelt, bis ganz zuletzt Aurelia in wahrhaft himmliſcher Glorie als Raphaels Jardiniere erſchien. Die Kinder ſtanden ſo anmuthig da, ſie ſelbſt war in dieſer Stellung mit geſenktem Auge ſo hinreißend ſchön, daß ſogar der Neid verſtummen mußte. Ein einziger Athemzug der Bewunderung ſäuſelte durch die Stille des glänzenden Kreiſes und löſte ſich erſt ſpät in lauten Beifall auf. Gabrielens für

Freude glänzendes Auge traf auf Ottokarn. Dieſer ſtarrte vorgebeugt, wie in Bewunderung verloren, noch immer den Vorhang an, welcher ſchon lange die holde Erſcheinung verhüllt hatte. Als ſich Ottokar endlich wandte, traf ſein Blick auf Gabrielen, er lächelte ihr in theilnehmendem Entzücken wie einer Bekannten zu, und dieſer kleine Zufall durchſtrömte ſie mit Empfindungen, die ſie zu verſtehen weit entfernt war.

Die Geſellſchaft vertheilte ſich wieder in die Nebenzimmer, um dort die Damen des Hauſes nebſt den übrigen bei den Tableaux beſchäftigt geweſenen Perſonen zu erwarten und nochmals mit Bewunderung und Dank zu überſchütten. Gabriele blieb mit ihrem Begleiter beinah allein in dem dämmernden Saal, und er benutzte dieſe Pauſe, um ſich ihr als einen Maler zu erkennen zu geben, deſſen bedeutender Name im neuern Gebiet der Kunſt ihr ſchon rühmlichſt bekannt war. Signor Erneſto hatte man ihn der Landesſitte gemäß in Italien genannt, wo jeder Zuname dem Taufnamen weichen muß, und dieſe Benennung blieb ihm auch in der Geſellſchaft, ſeitdem er vor kurzem, nach einem, viele Jahre langen Aufenthalt in Rom, wieder in ſein deutſches Vaterland zurückkehrte.

„Ich war geſtern bei Ihrer Ankunft zugegen, mein theures Fräulein,“ ſprach Erneſto weiter zu Gabrielen, „ich erkannte in Ihnen beim erſten Blick das Ebenbild Ihrer Mutter; ſo wie Sie jetzt vor mir ſtehen, ſo ſah ich ſie einſt in Rom, jugendlich blühend, mit glänzendem Auge vor den hohen Wundern der unſterblichen Kunſt. Mir ward das ſeltene Glück, ihr Begleiter auf ihren Wanderungen durch die Königin der Städte, ihr erſter Lehrer in der bildenden Kunſt zu ſeyn; ich werde auch Ihr Lehrer, Gabriele, ich habe mich ſchon geſtern bei der Gräfin dazu erboten, ſobald ich den Zweck Ihres hieſigen Aufenthaltes vernahm. Schlagen Sie es mir nicht ab, Sie brauchen einen väterlichen Freund zu Schutz und Rath, der will ich Ihnen werden, und ich kann es nur, wenn der Unterricht im Zeichnen mir Gelegenheit verſchafft, Sie täglich ohne äußre Störung zu ſehen. Mir iſt bei Ihrem Anblick,“ fuhr er fort, weil Gabriele ſchweigend ihm zuhörte, „mir iſt, als hätte ich in Ihnen eine geliebte Tochter gefunden, als wäre der ſchöne Frühling meines

Lebens zurückgekehrt, als ſtünde Auguſte und mit ihr Roms alte Herrlichkeit wieder vor meinem friſchen jugendlichen Sinn. Und darum will ich auch väterlich um Sie ſorgen, Sie leiten auf dem unbekannten, gefährlichen Pfade in der Ihnen ſo fremden Welt, wenn Sie mich nicht zurückweiſen.“

Erneſto hätte noch lange fortſprechen können, ohne daß er von Gabrielen unterbrochen worden wäre, ſie vermochte ſogar kaum, ihm zu antworten, aber ihr beredtes Auge ſagte ihm alles, was in ihrem tiefbewegten Gemüthe vorging. Nicht mehr allein und verlaſſen, hatte ſie jetzt einen Freund ihrer Mutter zur Seite, der auch ihr wie ein Bekannter aus früheren Tagen erſchien. Mit Entzücken fühlte ſie dies, und alles, was ſie umgab, zeigte ſich ihr in einem neuen, ſchönern Licht, die Tante, Aurelia, die ganze Geſellſchaft, zu der ſie jetzt, von Erneſto begleitet, wie ein fröhliches Kind an der Hand ſeines Vaters zurückkehrte.

Die Gräfin und Aurelia ſtanden mitten in einem dichten Kreiſe von Bewunderern, die ſie mit den ausſchweifendſten Lobſprüchen überſtrömten. Nur mühſam gelang es Gabrielen, bis zu ihnen ſich durchzuwinden, und ihr Staunen beim Anblick der roſig blühenden, Freude ſtrahlenden Tante war faſt noch größer, als geſtern. Die Gräfin benutzte die Gelegenheit, ihre Nichte vielen der eben anweſenden Damen vorzuſtellen, eine Ceremonie, welche noch vor einer Stunde Gabrielen ſehr verlegen gemacht hätte, über die ſie aber jetzt, durch Erneſto's Gegenwart ermuthigt, mit großer Faſſung und leidlichem Anſtande hinauskam. Die Reihe traf endlich auch die Dame, welche vorhin, während der Abweſenheit der Gräfin, die Stelle derſelben beim Empfange der Geſellſchaft vertreten hatte, und deren Aehnlichkeit mit ihrer Mutter Gabrielen jetzt, da ſie ſie in der Nähe ſah, mit unbeſchreiblicher Wehmuth erfüllte. Die Gräfin Roſenberg nannte ſie Frau von Willnangen, eine nahe Verwandte ihres verſtorbenen Gemahls. Gabriele erſtarrte beinah, als ſie dieſen Namen hier hörte, den ihre Mutter ihr nur in Stunden des engſten Vertrauens als den Namen ihres verlornen Jugendfreundes genannt hatte. Aengſtlich ſuchte ſie wieder in Erneſto's Nähe zu gelangen, um von ihm zu erfragen, in welchem Verhältniß dieſe Frau mit Ferdinand von Willnangen geſtanden haben mochte, den er gewiß auch gekannt hatte, aber ein Chor von Damen hielt ihn umlagert und machte es ihr unmöglich.

Ein Konzert begann jetzt, die letzte Stunde vor der Abendtafel auszufüllen, nach welcher ein Ball die Freuden des Tages beſchließen ſollte. Die rauſchende Symphonie hatte vorhin Gabrielen auf mächtigen Wogen in eine andere Welt getragen; jetzt verſenkte ein Quartett, von Meiſtern meiſterhaft durchgeführt, ſie ganz in ſich ſelbſt, die Töne verſtummten endlich, aber ſie hallten noch in ihrem Innern wieder, und ſie ſaß da, ihnen lauſchend, als ſie plötzlich von neuem ſich erhoben und eine einzige Stimme, voller, reiner als alle, ſie übertönte. Gabriele blickte auf und ſah Ottokar neben Aurelien am Pianoforte ſtehen. Beide ſangen mit einander ein italieniſches Duett, voll Sehnſucht und Liebe. Gabriele kannte es, ſie hatte es einigemal mit ihrer Mutter geſungen, in ihrem Innern ſang ſie auch jetzt es mit, und ihr ganzes Weſen verſchwebte im ſüßeſten Verein mit Ottokar's Tönen. Die Verzierungen und Manieren, welche nach der neueren Weiſe Aurelie der einfachen Melodie anhängte, ſchienen Gabrielen ein faſt frevelhaft ſtörendes Beginnen, obgleich ſie ihre Kunſt, ſo wie ihre ſehr ſchöne Stimme, bewundern mußte. Ihr Leben hätte ſie in der Minute freudig hingegeben, um an Aureliens Stelle ſo neben Ottokar zu ſtehen, und doch fühlte ſie in der nächſten, wie unmöglich es ihr ſeyn würde, nur einen Ton hervorzubringen.

„Leidvoll und freudvoll“ eilte Gabriele gleich nach dem Konzert hinauf in ihr ſtilles Zimmer, zu welchem ſpäter, wie aus weiter Ferne, die frohe Tanzmuſik herüber tönte. Ihr Herz war übervoll von allen Ereigniſſen dieſes bangen und freudigen Abends, zu voll zur Mittheilung; nur Erneſto's Erſcheinung blieb ihr ganz klar, und dieſe war ein großer Troſt für die um das Kind ihrer innigſten Liebe mütterlich beſorgte Frau Dalling.

Mit ſchwerem, ſorgenvollem Herzen war am folgenden Morgen Frau Dalling beim Anbruch des Tages von ihrer Gabriele geſchieden, und dieſe ſuchte nun mit der neuen, ihr von der Tante zugegebenen Kammerjungfer ſich einigermaaßen zu befreunden. Es war ihr unmöglich, gegen die hübſche, zierlicher als ſie ſelbſt gepuꝛte Annette den Ton der Gebieterin anzunehmen, und Annette konnte ſich auch nicht ſogleich in die freundliche Art ihrer neuen Herrſchaft finden, die gar nichts zu erſinnen wußte, was ſie ihr hätte befehlen können. So waren beide ein Paar Stunden in ziemlicher Verlegenheit einander gegenüber geblieben, als Erneſto's früher Beſuch, der erſte, den Gabriele je erhielt, der Noth endlich ein Ende machte.

„Ich erſcheine in dieſer unſchicklich frühen und deshalb viſitenfreien Stunde, um Sie zu zwei Freundinnen zu geleiten, die mit offnen Armen und Herzen Sie erwarten,“ ſprach Erneſto; „Frau von Willnangen ſendet mich.“ „Frau von Willnangen?“ unterbrach ihn Gabriele, aufs neue von dem Namen heftig aufgeregt; „höre ich recht? wirklich Willnangen? um Gotteswillen! wer iſt dieſe Frau, die meiner Mutter ſo ähnlich ſieht? Iſt ſie mit Ferdinand von Willnangen verwandt? Gewiß, Sie kannten auch dieſen Ferdinand.“ „Wohl kannte ich auch ihn,“ erwiederte Erneſto, von trüben Erinnerungen ſichtbar bewegt. „Frau von Willnangen,“ fuhr er fort, „iſt die Mutter ſeiner

Tochter, eines lieben Mädchens, das wohl verdient, ihre ſchweſterliche Freundin zu werden.“ „O Auguſte! meine liebe, liebe Mutter!“ rief tief erſchüttert, in faſt betender Stellung, Gabriele, „auch dorthin verfolgt dich unerbittlich dein Geſchick! Der ſelige Geiſt deines Freundes hat dich auf deinem ſtillen Lebenswege nicht ſchützend umſchwebt, wie du fromm es wähnteſt, er geleitete dich nicht aus der bittern Stunde deines Scheidens zur frohen Ewigkeit, die keine Trennung kennt: Ferdinand lebt, er war dir nah, und vergaß deiner, die du wie ein Heiligthum ſein Andenken in treuer Bruſt bewahrteſt! So lieben Männer,“ fuhr ſie mit zürnendem Ernſt fort; „treue Liebe wohnt nur im Herzen der Frauen und bleibt dort ihr eigner, einziger Lohn. So lehrte mich meine Mutter mit Recht; wer darf noch hoffen, ſie außer ſich zu finden, wenn dieſe Frau vergeſſen werden konnte!“

Mit theilnehmendem Staunen blickte Erneſto auf das ſchwärmende, ſich ſeinem Gefühl ganz überlaſſende Mädchen. „Ich mag Ihren ſchönen Glauben von unſern Erwartungen jenſeits nicht ſtören, wenn er auch nicht ganz der meinige iſt,“ ſprach er endlich mit ſehr bewegter Stimme, indem er ihre gefalteten Hände ſanft ergriff. „Erlauben es die Geſetze jenes Landes, von deſſen dunkeln Gränzen noch nie ein Wandrer zurückkehrte, der uns Kunde brachte, ſo empfing Ferdinands ſeliger Geiſt Auguſten beim Scheiden aus dieſer Welt, ſo umſchwebte er ſie ſchützend ſchon lange vorher auf ihrem Lebenspfad, denn ſeit mehreren Jahren verließ er dieſes Leben, in welchem ſein Geſchick ihn raſtlos umhertrieb und nur ſpäte Ruhe ihm vergönnte. Ich führe Sie jetzt zu ſeiner Wittwe, die geſtern hocherfreut in Ihnen die Tochter der Frau erblickte, deren Andenken, ohne daß ſie jemals ſie ſah, ihr dennoch heilig iſt, weil es der Mann, den ſie liebte, ſtets im Herzen trug. Sie glaubt es nicht beſſer ehren zu können, als indem ſie Gabrielen mütterliche Liebe entgegen trägt; doch wähnt ſie deshalb nicht, ihr jemals Auguſtens Verluſt erſetzen zu können. Das reine, ſtille Gemüth dieſer ſeltnen Frau war ſtets zu demüthig, dies ſogar bei Ferdinanden zu hoffen, und ohne alles neidiſche Streben begnügte ſie ſich immer damit, ſein Leben durch Liebe zu erheitern, mit ihm zu trauern, wenn Wehmuth über verlornes Jugendglück in ihm erwachte und ihm die Gegenwart trübte. Kommen Sie, Gabriele," fuhr Erneſto eifriger fort, „folgen Sie mir in das Haus der Frau von Willnangen, Sie werden einen dem Andenken Ihrer Mutter geweihten Tempel betreten. Die Blumen, die ſie vor allen liebte, werden dort noch immer ſorgſam gepflegt, ihr Bild iſt noch immer der geehrteſte Schmuck des Hauſes, ich malte es heimlich in Rom für mich und konnte Ferdinands ungeſtümen Bitten eine Kopie davon nicht verſagen; Ferdinands Tochter erhielt bei ihrer Geburt den ihm ſo theuern Namen Auguſte. Glauben Sie mir, Sie werden dort heimiſch ſeyn, wie unter verwandten Freunden; vielleicht auch dort überzeugt werden, daß treue Liebe in der ſtärkern Bruſt des Mannes oft nur um ſo ſichrer wohnt, als in dem weichern Herzen der Frauen," ſetzte er lächelnd hinzu.

Was Erneſto von Ferdinands ſpäterem Geſchick Gabrielen noch ferner mittheilte, läßt ſich in wenig Worte faſſen. Auf eine ihm unerklärbare Weiſe von der Geliebten getrennt, währte es beinahe ein Jahr, ehe er den ganzen Umfang ſeines Unglücks erkannte, und tröſtende Hoffnungen begleiteten ihn lange von Land zu Land. Auguſtens Vater leitete fortwährend mit unſichtbarer Hand ſein Geſchick; er hatte den Zweck erreicht, ihn auf immer von ſeiner Tochter zu trennen, und war übrigens nicht weniger als ſonſt für das zeitliche Glück ſeines ehemaligen Pfleglings beſorgt. Er glaubte ſogar, ihm gewiſſermaaßen Erſatz ſchuldig zu ſeyn, und ebnete deshalb, ſo viel er es konnte, Ferdinands Weg auf der einmal angetretnen Laufbahn ſeines Strebens, ohne daß dieſer es ahnete. Bis Konſtantinopel hatte er ihn zu bringen gewußt, als der Tod ihn in Schweden übereilte. An der ſüdlichſten Gränze von Europa erfuhr Ferdinand ſehr ſpät aus den Zeitungen die Nachricht von dem Hinſcheiden ſeines ehemaligen Beſchützers, und die weite Entfernung, in der er ſich von jenem nördlichen Lande befand, vernichtete den Erfolg jedes ſchriftlichen Verſuches, Auguſten, die dort verſchwunden war, wieder aufzufinden. Er eilte ſelbſt nach Schweden, ſobald ſeine Verhältniſſe es ihm möglich machten, aber vergebens ſuchte er aufs ängſtlichſte eine Spur von ihr. In der Reſidenz war Auguſtens vorübereilende Erſcheinung längſt vergeſſen, in dem kleinen Städtchen, in welchem ihr Vater ſtarb, hatte niemand ſie gekannt; nur wenige erinnerten ſich ihrer Exiſtenz, keiner wußte nur von ferne anzudeuten, wohin ſie ſich gewendet haben könne, und in der tiefen Einſamkeit, in welcher ſie auf dem Landgute ihrer Tante damals lebte, war und blieb ſie ihm verloren.

Ferdinand führte von nun an ein trübes, unſtätes Leben, ewig ſuchend nach dem Glück ſeiner Jugend und nimmer es findend, bis das Fruchtloſe ſeines Strebens ihm endlich die Ahnung von Auguſtens Tod zur Gewißheit machte. Jetzt beſchwichtigten allmählich wehmüthige Sehnſucht und fromme Hoffnung den wüthenden Schmerz in ſeinem Innern und wandelten ihn in ſtille Trauer. Seine äußere Lage befriedigte übrigens alles, was er ſonſt vom Leben noch wünſchen mochte, denn er war durch Thätigkeit und Treue im Dienſt ſeines Fürſten zu einer bedeutenden Stelle in ſeinem Vaterlande gelangt. Still und trübe lebte er ſeine Tage hin, bis er einſt von ungefähr ein Fräulein Roſenberg erblickte, deſſen auffallende Aehnlichkeit mit der Verlornen alle alten Wunden in ſeinem Innern wieder erneute.

Zuerſt fühlte er ſich von dieſer Aehnlichkeit bald unwiderſtehlich angezogen, bald ſchmerzlich zurückgeſtoßen. Sie war Auguſte und war es doch nicht, aber bei näherer Bekanntſchaft fand er in ihr ein mildtröſtendes Weſen, das einzige, dem er je die traurige Geſchichte ſeiner Jugend vertrauen mochte. Des Fräuleins innige Theilnahme an ſeinem Schmerz, ihre demüthige Verehrung Auguſtens feſſelten ihn immer mehr an ihre Nähe, ſie gab ihm den einzigen Troſt, der ihm noch werden konnte, und bald kam es dahin, daß kein Tag verging, ohne daß er ſie zu ſehen ſuchte.

In zarter Frauen-Bruſt wandelt ſich die Theilnahme an den Leiden eines Freundes nur zu leicht in ein glühenderes Gefühl, und Ferdinand konnte ſich endlich nicht mehr die Art des Eindrucks verhehlen, den er und ſeine Schmerzen auf das Herz ſeiner jungen Freundin gemacht hatten. Er fühlte zugleich, daß ſein der Liebe erſtorbnes Gemüth dennoch des Troſtes inniger, vertrauensvoller Freundſchaft nicht mehr entbehren konnte, nachdem es deſſen gewohnt geworden war, und ſo bat er das Fräulein, ſein durch tiefen Gram und ewige Sehnſucht getrübtes Daſeyn mit ihm zu theilen, ohne ſie über die Art ſeiner Empfindungen für ſie zu täuſchen, indem er ihr ſeine Hand bot.

Der ſchöne Verein alles opfernder Liebe und treuer, inniger Freundſchaft währte kaum ein Jahr; Ferdinand ſtarb, und Familienverhältniſſe beſtimmten ſeine Wittwe, den Ort ihres bisherigen Aufenthalts mit der Stadt zu vertauſchen, in welcher faſt alle ihre Verwandten wohnten, und wo Gabriele ſie fand. Frau von Willnangen lebte dort mit ihrer Tochter nicht mitten im Strudel der großen Welt, aber doch auch nicht ganz von ihr abgeſondert, ſie war nicht reich, aber ihre äußre Lage erlaubte ihr, ſich keinen wirklichen Lebensgenuß zu verſagen, und ihre anſpruchloſe Bildung, die milde Würde in ihrem ganzen Weſen zogen bald einen kleinen Kreis auserwählter Freunde um ſie her, in deſſen Mitte ſie ſich zu wohl befand, um ſich nach rauſchendern Freuden zu ſehnen. Nur ſelten erſchien ſie in größern Geſellſchaften und ſtets ungern.

Die Gräfin Roſenberg ehrte in ihr die nahe Verwandte ihres verſtorbenen Gemahls; lieben konnte ſie ſie nicht, dazu war ihr ganzes Weſen zu ſehr von dem der Frau von Willnangen verſchieden, und eigentlich ſahen beide Damen einander nur ſelten. Aber da die allgemeine Achtung Frau von Willnangen vor allen Andern auszeichnete, ſo fühlte die Gräfin ſich dadurch bewogen, bei jeder öffentlichen Gelegenheit mit der nahen Verbindung zu prunken, in welcher ſie ſich gegenſeitig befanden. Deshalb hatte ſie ſie auch gebeten, bei dem Feſte die Honneurs des Hauſes zu machen, ſo lange ſie ſelbſt abweſend ſeyn mußte, und da es Aureliens Geburtstage zu Ehren angeſtellt war, ſo mochte ihr Frau von Willnangen dieſe Bitte nicht abſchlagen.

Mit hochbewegter Bruſt betrat Gabriele an Erneſto's Hand das Haus, in welchem alles, beſonders die Beſitzerin deſſelben, ſie auf das lebhafteſte an ihre Mutter erinnerte. Der freundliche Empfang, der ihr ward, that ihrem, in den letzten Tagen ſo vielfältig verletzten Gemüth unendlich wohl, und jede Spur der ſcheuen Blödigkeit, die im Hauſe der Tante ſie ängſtlich beklemmt hatte, verſchwand vor ihm. Die prunkloſe, aber bequem-zierliche Einrichtung der Zimmer verſetzte ſie ganz in die frohe Zeit ihrer erſten Jugend zurück; alles deutete darin auf heitern Lebensgenuß, auf Fleiß und Kunſtliebe der Bewohner, alles war ſo, wie ſie es bei ihrer Mutter zu ſehen gewohnt geweſen war. Ihr ward in dieſen Umgebungen, als ob ſie nach einer langen Abweſenheit wieder zu Hauſe angekommen wäre, und mit wahrer kindlichen Freude hörte ſie die Einladung, recht oft, wenn es möglich wäre täglich, zu kommen, und jede freie Stunde bei der Frau von Willnangen und ihrer Tochter in ruhiger Gemüthlichkeit zuzubringen.

Der erſte Anblick der achtzehnjährigen Auguſte eignete ſich durchaus nicht dazu, die Herzen mit Sturm zu erobern. Ihr Aeußeres zeichnete ſich nur durch eine hohe, regelmäßig ſchlanke Geſtalt aus, und ihr Geſicht war nichts weniger als ſchön, ſo lange ſie ſchwieg; aber der Geiſt, der es belebte, ſobald ſie ſprach, der Ausdruck, den die klaren, großen Augen dann gewannen, gaben ihr einen ganz eignen Reiz, ſie feſſelten die Herzen wie die Blicke, man ſah Auguſten eben ſo gern ſprechen, als man ſie hörte, und wurde endlich beinah verleitet, ſie ſchön zu finden. Bei dem neuen Gefühl, ſich von einem jungen, ihr ähnlichen Weſen liebevoll umfangen zu ſehen, ging Gabrielen in nie zuvor empfundner Freude das Herz auf; ein Vorgefühl jugendlich vertraulicher Freundſchaft bemächtigte ſich ihrer, und glücklicher, als ſie es je ſeit dem Tode ihrer Mutter geweſen war, verließ ſie das Haus der Frau von Willnangen mit dem feſten Entſchluß, ſobald als möglich dahin zurückzukehren.

Gabrielens Tante war eine der Frauen, wie man in großen Städten ſo viele findet, die mit wahrem Heldenmuth allen ihren Neigungen geradezu entgegen handeln, ſobald der eben herrſchende Ton es gebeut. Funfzig Jahre früher geboren, hätte ſie, ſchwimmend in Moſchus- und Ambra-Duft, mit aller damals üblichen Ziererei einer franzöſiſchen petite maitresse über Vapeurs geklagt, in Geſellſchaft Gold gezupft, oder Triſett geſpielt, und ihr Haus wäre eine Menagerie von Schooßhündchen und Papageyen geweſen. Die Zeiten, in denen ſo etwas galt, ſind aber vorüber gezogen, und Kunſt und Wiſſenſchaft jetzt bei uns an der Tagesordnung. So ſah ſich die

Gräfin gezwungen, ſich zur eifrigen Beſchützerin derſelben aufzuwerfen, wenn ſie ſich in dem Kreiſe, den ſie die Welt nannte, geltend machen wollte, und die Langeweile nicht zu achten, welche ſie dabei empfand.

Im Grunde waren ihr die Figuren in den Modejournalen weit lieber, als alle Raphaele und Kunſtgeſpräche, von denen ſie nichts verſtand; die Donaunixe oder Rochus Pumpernickel ergötzten ſie weit mehr auf der Bühne als Goethe oder Schiller, bei denen ſie immerfort heimlich durch die Naſe gähnen mußte; und obgleich in ihrem Kabinette alle unſre vorzüglichſten Dichter in goldigem Einbande hinter Spiegelglas ſtrahlten, ſo griff ſie doch ganz in der Stille nur nach Cramer, Spieß und deren Nachfolgern, wenn Migräne oder eine ſeltne einſame Stunde ihr ein Buch in die Hand ſpielten. Dennoch wußte ſie durch ſtete Anſtrengung, geleitet von einem angebornen Taktgefühl, dieſen ihr eignen Geſchmack ſo künſtlich zu verbergen, daß niemand merken konnte, wie ſehr alles, wonach ſie im Aeußern ſtrebte, ihr im Innern zuwider war. Man konnte lange mit ihr umgehen, und dennoch darauf ſchwören, ſie ſey geiſtreich und unterrichtet. Sie wußte ſehr gut, wenn es im Theater Zeit war, den Kopf verächtlich wegzuwenden, oder auch in Extaſe zu gerathen, und in ihrem Geſpräch vermißte man keinen techniſchen Kunſtausdruck, kein einziges der vielen neuen Worte, mit welchen unſre Poeten und Kunſtjünger die deutſche Sprache neuerdings bereicherten; ſie hatte ſich alle durch den Umgang zu eigen gemacht. Es geſchah wohl dann und wann, daß ſie ſich in der Anwendung derſelben ein wenig vergriff, aber doch immer ſelten genug, um nicht auffallend zu werden. In zweifelhaften Fällen half ſie ſich mit einem Ach! oder Oh! die jedermann auslegen konnte, wie er wollte, und übrigens hütete ſie ſich gar ſehr, über irgend ein neues Kunſterzeugniß ihre Meinung voreilig an den Tag zu legen, ſondern wartete beſcheiden, bis jemand aus der Geſellſchaft, auf deſſen Anſicht ſie ſich verlaſſen konnte, ihr zu einem ſichern Urtheil verhalf.

Mit aller dieſer Anſtrengung war es ihr wirklich gelungen, ihren Zweck zu erreichen. Das Haus der Gräfin Roſenberg galt allgemein für das angenehmſte in der Stadt, dem alles zuſtrömte, was für geiſtreich und gebildet geachtet ſeyn wollte, oder auch es wirklich war. Es wimmelte bei ihr von fremden Künſtlern, Gelehrten und ſchönen Geiſtern, und eine Addreſſe an die Gräfin ſchien den mehreſten dieſer Ankömmlinge nicht minder nothwendig als ein Reiſepaß. Wer keine mitbrachte, den wußte ſie auf andre Weiſe ſich zuführen zu laſſen, denn ſie wäre untröſtlich geweſen, wenn ein berühmter Mann das Weichbild der Stadt betreten hätte, ohne über ihre Schwelle zu gehen. Freilich ſchlich ſich auch mancher bloß titulär-ſchöne Geiſt unter der Menge mit ein, denn an Auswahl war hier nicht zu denken; aber alle vereint brachten doch den Reiz einer mannigfaltigern Unterhaltung, eines geiſtigern Lebens in die Geſellſchaft, als man in andern großen Zirkeln zu finden gewohnt iſt, und ſelbſt ſehr ausgezeichnete Männer beſuchten gern den Vereinigungs-Punkt, der ihnen hier geboten ward. Ueberdem verſtand die Gräfin die Kunſt, eine ſehr angenehme Wirthin zu ſeyn. Mit anſcheinender Sorgloſigkeit überließ ſie es jedem, nach Gefallen ſeine Unterhaltung zu wählen, und trachtete nur ganz unmerklich dahin, daß es nie an

Stoff dazu mangle. Den feinen Takt echter Geſelligkeit hatte lange Gewohnheit ihr zur zweiten Natur gemacht, und jedermann fühlte ſich in ihrem Hauſe frei und behaglich.

Erneſto war der tägliche Gaſt deſſelben. Früher zog ihn heiterer Hang zu Geſelligkeit dahin, ſpäter die Sorge um Gabrielen. Den Gedanken, auch auf Aurelien vortheilhaft zu wirken, den ihre Schönheit zuerſt in ihm erregt hatte, gab er auf, ſobald er mit gewohntem Scharfblick ſie und ihre Mutter durchſchaute. Sein durchaus rechtliches Benehmen, ſein heller Geiſt, ſeine Kenntniſſe, vor allem die ihm eigne heitre Unterhaltungsgabe und ſein fröhlicher, wenn auch zuweilen etwas kauſtiſcher, Witz erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe. Faſt immer war er der von Allen geſuchte Mittelpunkt der Geſellſchaft, um ſo mehr, da er bei ſeiner Genügſamkeit und ſtrengen Mäßigkeit ſich von jedermann unabhängig erhielt, und ſich nie dahin bringen ließ, ſeiner Würde in etwas zu vergeben.

Die Gräfin fühlte den ganzen Werth ſeiner Gegenwart in ihrem Kreiſe, und ſtrebte auf alle Weiſe, ſich ſolche zu erhalten, obgleich ihr dabei zuweilen etwas unheimlich zu Muthe wurde. Erneſto war beinah der einzige Menſch, der ihr imponirte, ſie fühlte ſich gezwungen, ihn zu ehren und ſich, ſobald er es ernſtlich wollte, ſeinem Willen in manchen Dingen zu fügen. Deshalb wagte ſie es auch nicht, ihm zu widerſprechen, als er ziemlich eigenmächtig ſich gewiſſermaaßen zu Gabrielens Vormund aufwarf. Die Gräfin mußte es ihm ſogar Dank wiſſen, daß er es unternahm, den mannigfaltigen Unterricht zu leiten, welchen Gabriele dem Willen ihres Vaters zufolge in der Stadt erhalten ſollte, denn er entledigte ſie dadurch einer großen Laſt, die ſie übereilt ſich aufgeladen hatte, ohne die dabei vorwaltenden Schwierigkeiten und Mühen gehörig zu bedenken. Sie bat ihn, nur vor allem die erſten Wochen eifrigſt zu benutzen, in denen Gabrielens tiefe Trauer, welche dieſe nicht vor der beſtimmten Zeit ablegen wollte, deren eigentliche Einführung in die Welt noch verzögerte, und überließ alles Uebrige recht gern ſeinem beſſern Wiſſen und Wollen.

Erwünſchteres konnte für Gabrielen nichts geſchehen, als daß ſie Erneſto's Führung übergeben ward, und von ihm geleitet begann ihr Leben bei der Tante ſehr bald, ſich beruhigend und erfreulich für ſie zu ordnen. Bei der Gräfin und Aurelien brach der Tag wenigſtens drei Stunden ſpäter an als bei ihr; Toilette und Viſiten raubten dieſen Damen alle übrige Zeit vor der Mittagstafel; es konnte ihnen daher nicht einfallen, Gabrielens Lehrſtunden und Uebungen zu unterbrechen, und dieſe behielt alſo die vollkommenſte Muße für ſie und für Erneſto, der jeden Morgen mehrere Stunden mit Zeichnen und im Geſpräch bei ihr verweilte.

Er ſowohl, als die Lehrer, welche er für ſie gewählt hatte, ſtaunten nicht wenig bei der Entdeckung, welche Fortſchritte Gabriele ſchon früher bei ihrer Mutter in alle dem gemacht hatte, was ſie ihr von den erſten Anfangsgründen an lehren zu müſſen geglaubt hatten, und mehrere von ihnen befanden ſich wirklich mit dieſer Schülerin in einiger Verlegenheit. Im gewöhnlichen Sinn des Wortes konnte Gabrielens Erziehung wirklich für mehr als vollendet gelten, aber die Gelegenheit zu fernern Fortſchritten und Uebung im ſchon Erlernten war ihr zu willkommen, um ſie nicht aufs beſte zu benutzen. Uebrigens gewöhnte ſie ſich durch den Umgang mit ihren Lehrern immer mehr an den mit der Welt, und dieſe hingegen nahmen wieder recht gern den mühelos erworbenen Ruhm an, in unbegreiflich kurzer Zeit ihre Schülerin ſo weit gebracht zu haben.

Mit allen lebte Gabriele in der vollkommenſten gegenſeitigen Zufriedenheit, außer mit ihrem Singmeiſter, einem ſehr vorzüglichen Künſtler, der aber von der neuen italieniſchen Methode bezaubert war. Er beſtand darauf, ihre ungewöhnlich reine biegſame Stimme an alle die immer wiederkehrenden Verzierungen und Manieren zu gewöhnen, mit welchen jetzt manche unſrer berühmteſten Sänger und Sängerinnen auf Koſten der Melodie und des Ausdrucks ihren Geſang oft ſo überladen, daß der urſprüngliche Gedanke des Komponiſten eigentlich ganz dabei zu Grunde geht und nur noch das Tempo und die Worte eine große Arie von der andern unterſcheiden. Gabriele hingegen war von ihrer Mutter nach der ältern reinern Methode unterrichtet, ſie ſuchte nur, den echten Sinn des Geſanges einfach, wahr und gefühlvoll ſo wiederzugeben, als der Meiſter, der ihn niederſchrieb, ihn ſich dachte, und wollte ſich auf keine Weiſe zu jenen künſtlichen Schnörkeleien bequemen. Dies gab Anlaß zu unzähligen ziemlich lebhaften Zwiſtigkeiten zwiſchen ihr und ihrem Lehrer, bei welchem aber Gabriele nie von ihrer Ueberzeugung abweichen wollte. „Glauben Sie,“ ſprach ſie zu ihm, „daß Gluck oder Mozart dieſe krauſen Läufer, dieſe Vorſchläge und Triller nicht hätten vorſchreiben können und es auch nicht gethan haben würden, wenn ſie ſie für zweckmäßig hielten? Niemanden fällt es je beim Vorleſen ein, ſich an Goethen oder Schillern durch den eigenmächtigen Zuſatz nur eines einzigen Wortes zu verſündigen. Sollten die Meiſter der Tonkunſt, die ſo klar ohne Worte zu uns zu ſprechen wiſſen, daß wir ſie deutlich verſtehen, uns weniger heilig ſeyn?“ Vergebens bekämpfte der Muſikmeiſter dieſe Meinung ſeiner Schülerin mit allen nur erſinnlichen Gegengründen, keiner derſelben ſchien ihr bedeutend genug, um ihre eigne Ueberzeugung umzuſtoßen.

Erneſto war zufällig einmal Zeuge eines ſolchen Zwiſtes, und da der erzürnte Sänger ihn endlich zum Schiedsrichter aufrief, ſo erklärte er ſich mit wenigen Einſchränkungen für Gabrielen. Dies beendete wenigſtens den Streit, aber der Lehrer ſeufzte doch jedesmal über den Eigenſinn ſeiner ſonſt ſo gelehrigen Schülerin, wenn er gezwungen ſich ihrem Willen fügen mußte.

Eigenſinnig! So hatten auch die Tante und Aurelie ſie mehreremale genannt, und dennoch war ſie es nicht. Gabriele ſcheute nur das Unrecht und war, bei aller ihrer Furchtſamkeit, in ihrem Gemüthe feſt genug, um ſich durch keine Ueberredung von dem abwenden zu laſſen, was ſie für das Rechte anerkannte, ſobald ſie aber ihren Irrthum einſah, war auch niemand bereitwilliger, ihn abzulegen, und Erneſto's welterfahrnem, klarem Sinne gelang es immer, ſie zum Beſſeren zu leiten.

Eines Morgens traf ſie dieſer in ſehr lebhaftem Geſpräch mit ihrer Kammerjungfer. Er fürchtete, in einer wichtigen Toilettenangelegenheit zu ſtören, und wollte eben beſcheiden ſich zurückziehn, als er zu ſeiner großen Verwunderung entdeckte, daß die Rede von nichts geringerem ſey, als von Alexanders des Großen Zug nach Indien.

„Um Gotteswillen, was hat die kleine, hübſche Annette mit dem großen krummhälſigen Alexander zu thun?“ fragte Erneſto, ſo wie er mit Gabrielen allein war. Lächelnd erzählte ihm dieſe, wie ſie das Mädchen bei allen Stunden ihres eignen Unterrichts habe mit ſeiner Handarbeit im Zimmer bleiben heißen, und wie es anfangs aus Langerweile, endlich mit wirklicher Theilnahme, eifrig zugehört und vieles gelernt und behalten habe. In freien Stunden machte es ſich Gabriele jetzt zum angenehmen Geſchäft, die oberflächlichen Bruchſtücke, welche Annette, oft nur halb gehört, auffaßte, in ihrem Köpfchen zu ordnen, und ſie gründlicher zu unterrichten. Jugendliche Freude am Lehren des eben Erlernten mochten an dieſem Unternehmen wohl vielen Theil haben, mehr aber noch der Wunſch, dem artigen Mädchen nützlich zu ſeyn, das mit großer Liebe an ſeiner jungen Gebieterin hing, und ſich dabei als eine äußerſt gelehrige Schülerin bewies.

„Sie glauben da etwas recht Vortreffliches zu ſtiften, liebe Gabriele,“ ſprach Erneſto zu ſeiner jungen Freundin, „ich aber fürchte, Sie bereiten dem armen Mädchen eine traurige Zukunft. Laſſen Sie ſich freundlich von mir warnen und an Annetten's einſtige Beſtimmung erinnern. Wahrſcheinlich wird ſie die Frau eines Handwerkers, wenn es hoch kommt eines Krämers oder eines untergeordneten Beamten; Höheres darf ſie nicht erwarten, und heirathen wird ſie doch wollen, denn das will jedes Mädchen. Und nun denken Sie ſich Annetten mit der geiſtigen Bildung, die Sie ihr zu geben im Begriff ſtehen, ein Paar Kinder um ſie her, eine große Wäſche im Hauſe, und auf dem Heerde das Mittagsmahl für ihren Mann und vielleicht für noch ein Dutzend Gehülfen bei ſeinem Gewerbe!“

„Und warum ſollte ich ſie mir ſo nicht denken können?“ unterbrach ihn ziemlich lebhaft Gabriele; „warum ſollte dieſe geiſtige Bildung ſie in der Uebung ihrer Pflicht hindern? Sagt man mir doch, es ſtünden oft die geiſtreichſten Männer in Aemtern, welche ihrem Genius gerade entgegen ſtreben, ohne daß weder ihre Pflicht noch ihr Talent darunter leiden.“

„Sie vergeſſen, oder vielmehr Sie wiſſen noch nicht, liebe Gabriele, wie viel günſtiger das Loos der Männer als das der Frauen fiel,“ erwiederte Erneſto; „wie viel Freiheit Jenen außer dem Hauſe bleibt, und wie ſchneckenartig Dieſe das ihrige immer mit ſich herumtragen müſſen, wenn Reichthum ſie nicht von den drückendſten Banden befreit. Sie kennen den Mittelſtand nicht,“ fuhr er fort; „Ihr vornehmen Leute kennt ihn überhaupt alle nicht; bittre Armuth, das höchſte Elend, ſo wie alle Extreme kann Eure Phantaſie Euch allenfalls malen. Mitleid führt Euch auch wohl ein Paarmal in Eurem Leben in Hütten, aus denen Ihr mit einer Hand voll Eures überflüſſigen Goldes alle Noth verbannt, aber das beſchränkte Weſen von Menſchen, welche einen ſogenannten kleinen Haushalt führen müſſen, bleibt Euch ewig verborgen. Ich aber kenne es, denn Künſtler und Handwerker ſind einander im Leben näher verwandt, als unſer Hochmuth es eingeſtehen will. Schütteln Sie nicht ſo vornehm das Köpfchen, liebe Gabriele, es bleibt dennoch wahr, beide haben gleiche Hülfsmittel und oft gleiche Noth. Von dieſer bezwungen, ſinkt der Künſtler in unſern Tagen nicht ſelten zum Handwerker herab, dafür aber erſtanden auch in frühern Zeiten viele große Meiſter aus der engen Werkſtatt des Handwerkers.“

„Aber gerade den Mittelſtand dachte ich mir immer als den glücklichſten,“ wandte Gabriele, das Geſpräch wieder zurücklenkend, ein. „Mann und Frau, jeder auf ſeine Weiſe, bringen den Tag im emſigen Bemühen für das Wohl der Ihrigen zu. Die Ruheſtunden führen ſie Abends wieder zuſammen, ſie erzählen einander die Geſchichte ihres wohlgelungenen Tagewerks, und vergeſſen alle Mühe des Lebens beim gemeinſchaftlichen Leſen eines Buchs, das ihren Geiſt aus dem Werkeltags-Staub wieder erhebt. Bei Muſik, im geiſtreich erheiternden Geſpräch, beim Zauber der Poeſie, ſchwinden ihnen die Feierſtunden, und jedes geht am folgenden Morgen friſch und fröhlich an die Arbeit und freut ſich den ganzen Tag über auf den Abend.“

„Sie malen da ein Bild, das Ihrer Phantaſie alle Ehre macht,“ ſprach lächelnd Erneſto; „leider aber iſt es im wirklichen Leben ganz anders. Wenn Sie die höhere Klaſſe des Mittelſtandes meinen, zu welcher der reiche, angeſehene, große

Kaufmann, der wohlhabende, auf den erſten Stellen ſtehende Beamte gehören, ſo haben Sie Recht, dort iſt es zuweilen, und könnte es immer ſeyn. Aber zu den niedrigern Klaſſen, in welchen Annette einſt leben wird, paßt dieſes nicht. Können Sie ſich wirklich einen Schneider oder Tiſchler denken, der das Leben führte, welches Sie eben geſchildert haben? und ſetzen Sie ſelbſt den Fall, daß Annette einen untergeordneten Beamten oder einen Landprediger heirathete. Was dieſe Männer auf Univerſitäten an geiſtiger Bildung gewannen, geht ſehr oft in überhäufter Arbeit und Nahrungsſorgen wieder zu Grunde, was ſie von geiſtiger Unterhaltung brauchen, gewähren ihnen, mit ſeltnen Ausnahmen die politiſchen Welthändel, und Abends verlangt der abgemattete Mann gewöhnlich nur nach einer guten Suppe, während die Frau ihrerſeits auch froh iſt, wenn ſie die Kinder erſt zur Ruhe weiß."

„Meine arme Annette!" rief Gabriele dazwiſchen. „Und nun die Frau Baſen, die Frau Gevattern," fuhr Erneſto fort, „von dieſen Leuten hat ein hochgebornes Fräulein, wie Sie ſind, keinen Begriff. Familienbande ſind im eigentlichen

Bürgerſtande viel feſter und dabei weiter umfaſſend als in dem Ihrigen. Was mit einander in einem Grad von Verwandtſchaft ſteht, ſey er auch noch ſo entfernt, das muß an Ehrentagen und bei Kaffeeviſiten zuſammen kommen, da gilt keine Ausnahme. Und nun denken Sie ſich die hochgebildete Annette, als die Frau eines wohlhabenden Handwerkers, in einer ſolchen Geſellſchaft. Die gelehrte Frau Meiſterin, welche franzöſiſch und italieniſch kann, von den Griechen und Römern zu reden weiß, und dabei vielleicht einmal den Feſtkuchen verbrennen ließ, wie würde es ihr ergehen! wie müßte ihr ſelbſt in dieſen Umgebungen zu Muthe werden! und welche Qual wäre es für ſie, den ewig unbefriedigten Hang zum Höhern, zum geiſtig Schönen mit ſich herum zu tragen, während ſie den ganzen Tag arbeiten müßte, um ihr Hausweſen zu beſchicken, und bei noch unerwachſenen Kindern ſelbſt Nachts auf keine ſicher ruhige Stunde rechnen könnte. Ihr Mann mag ſie noch ſo herzlich lieben, er mag noch ſo gut und brav in ſeiner Art ſeyn, er wird doch oft gar nicht wiſſen, was ſie meint, wenn ſie von etwas anderm, als dem ganz Alltäglichen mit ihm zu ſprechen verſucht.“

„So ſehe ich denn keine Rettung für meine arme Annette, als daß ſie immer bei mir bleibt,“ rief ſchmerzlich bewegt Gabriele. „Nichts hat je mein innigſtes Mitleid mehr erregt,“ fuhr ſie fort, „als wenn ich las, wie Jean Paul das vernähte, verwaſchne, verkochte Leben der armen Weiber ſchildert, die nur einmal im ſonnenhellen kurzen Tage der Liebe ihr Haupt erhoben, und dann mit beraubtem Herzen auf ewig in die Tiefe verſinken. Ich hoffte, es könne in der Wirklichkeit anders ſeyn, Sie, Erneſto, lehren mich das Gegentheil, ich traue Ihrem erfahrnen, weltklugen Sinn; aber ich möchte darüber weinen, daß der größte Theil meines Geſchlechts ſo elend ſeyn muß.“

„Sie gehen in Ihrem Eifer wieder zu weit, gute Gabriele,“ ſprach Erneſto, „gerade wie an jenem erſten Abend bei den Tableaux. Erinnern Sie ſich noch, wie Sie um einiger unſchuldig-bosHafter Anmerkungen willen die ganze Geſellſchaft für lauter maskirte Tigerkatzen anſahen? und doch haben Sie jetzt ſchon gefunden, daß ich Recht hatte, indem ich Sie verſicherte, daß jene Leute wirklich ſo übel nicht ſind, und daß ſie, ihrer Luſt am Mediſiren unbeſchadet, für Unglückliche nicht nur einen Dukaten in der Hand, ſondern ſogar eine Thräne im Auge in Bereitſchaft halten, wenn man ihnen den Jammer nur recht deutlich zu machen verſteht. So wie damals die Verderbniß, der Welt, ſo denken Sie ſich jetzt das Unglück, ſich nicht auf Ihre Weiſe des Lebens freuen zu können, wieder viel zu groß. Und nehmen Sie denn die Mutterfreuden, welche eine Handwerkers-Frau eben ſo gut empfindet als eine Gräfin, für gar nichts? für nichts das Gelingen in ihrem Hausweſen? die treuherzige, ehrliche Liebe eines guten, wenn gleich nicht geiſtig gebildeten, Mannes? Selbſt bei Ihrem Jean Paul können Sie des Troſtes genug finden; gegen die eine Stelle, welche Sie anführten, will ich Ihnen zwanzig andere zeigen, wo er die Freuden dieſer Frauen an ſchönen neuen Hauben und Kleidern, an feſtlichen Gaſtereien, an einem wohleingerichteten Hausſtande eben ſo wahr ſchildert, als ihr mühſeliges Alltagsleben. Rauben Sie Ihrer Annette nur nicht die Fähigkeit, an dem Glück ſich genügen zu laſſen, das ihrem Stande gebührt. Entbehrt ſie die Freuden höherer Bildung, ſo entgeht ſie auch vielen aus ihr entſpringenden Schmerzen, und es iſt noch immer nicht entſchieden, wohin die Wage ſich neigt.“

„Soll ich ſie denn ſo ganz ohne allen Unterricht laſſen?“ fragte Gabriele. „Lehren Sie ſie richtig deutſch ſchreiben und ſprechen,“ war Erneſto's Antwort, „aber um des Himmelswillen keine fremden Sprachen, die ſie nur dazu bringen könnten, ſich über ihres Gleichen zu erheben. Annette wird in Deutſchland leben und ſterben, und ſollte ein ſeltenes Geſchick ſie ins Ausland verſetzen, ſo lehrt Noth nicht nur beten, ſondern auch engliſch und franzöſiſch. Laſſen Sie ihr artiges Stimmchen mit den Waldvögeln um die Wette ſingen, aber wie dieſe, ohne Noten und ohne Guitarre, Mann und Kinder werden ſich an ihren Liedern doch ergötzen. Von Alexander dem Großen und ſeines Gleichen braucht ſie vollends keine Sylbe zu wiſſen, um eine thätige, freundliche Hausfrau zu werden, deshalb kann ſie aber doch Sonntags manches gute Buch beim Strickſtrumpf leſen, das ihren literariſchen Horizont nicht überſteigt, und wenn es ſeyn muß bei Lafontaine's rührenden Geſchichten ihr bitter-ſüßes Thränchen weinen, obgleich ich ihr gerade dieſe am wenigſten anpreiſen möchte."

„Aber Annette hat doch ſo viel Anlagen," wandte halb beſiegt Gabriele ein.

„Sie iſt auch hübſch und wohlgewachſen," erwiederte ſchnell Erneſto. „Wollen Sie ſie deshalb in die koſtbarſten, feinſten Stoffe kleiden, die eine ſchöne Geſtalt am vortheilhafteſten bezeichnen? Liebe Gabriele!" fuhr er fort, „alle Welt ſchreit jetzt über den alles entnervenden äußern Luxus, in unſrer der höchſten Kraft bedürftigen Zeit, ich aber halte den geiſtigen Luxus für weit gefährlicher; mir graut weit mehr, wenn ich die Töchter unſrer wohlhabenden Handwerker in franzöſiſche Schulen, als wenn ich ihre Mütter in geſtickten Kleidern gehen ſehe. Schöne Kleider laſſen ſich allenfalls erwerben und bezahlen, wie aber ſetzt man ein durch halbes Wiſſen verdrehtes Köpfchen wieder zurechte?"

„Und doch redeten Sie noch geſtern Abend bei der Tante allem Luxus gar ſehr das Wort," wandte lächelnd Gabriele ein.

„Das that ich und werde es immer thun,“ antwortete Erneſto, „aber nur bei denen, welche Zeit und Geld genug dazu haben. Alles, was wir zu beſitzen ſtreben, ohne es zu brauchen, iſt Luxus, aber in unſern Tagen iſt vieles Bedürfniß geworden, was noch vor dreißig Jahren Luxus war. Auch ſprach ich jetzt gar nicht vom äußeren Luxus, denn jedes Kind weiß, daß wir ohne ihn wieder zum eichelneſſenden Naturzuſtande unſrer Vorfahren herabſänken. Ich ſpreche vom innerlichen, geiſtigen, den ſollen und müſſen die Reichen freilich treiben. Was würde ſonſt aus Autoren, Verlegern und aus Künſtlern, wenn niemand ein Buch oder ein Kunſtwerk kaufte, als wer Freude und Genuß davon hat? Sehen Sie nur Ihre Tante an, die treibt den rechten geiſtigen Luxus, und ich kann ſie darum nicht genug loben und ehren, denn ſie hat Geld und Zeit im Ueberfluß. Für ſich bedarf ſie weder Bücher noch Kunſtwerke, weder Gelehrte noch Künſtler zum Umgange, im Gegentheil ſie ſind ihr alle recht läſtig, dennoch kauft ſie die erſtern, bereitet den zweiten ein angenehmes Daſeyn, und ahnet nicht einmal, wie viel Gutes ſie damit ſtiftet. Aber eine Frau des arbeitenden Mittelſtandes darf ihr das nicht nachthun. Wenn eine ſolche Bildchen malt, Guitarre ſpielt und Lektüre treibt, ſo verſchwendet ſie wenigſtens die Zeit, welche ihrem Haushalt gehört, und oft köſtlicher als Gold iſt; obendrein bereitet ſie ſich eine traurige Exiſtenz, weil ſie gegen ihren, ihr beſtimmten Kreis anſtrebt, von welchem ſie ſich doch nicht losreißen kann. Darum, liebe Gabriele, bitte ich Sie nochmals, verſuchen Sie es nicht, aus einer niedlichen Wieſenblume eine Prachtpflanze zu erkünſteln, die in dem rauhen Klima zu Grunde gehen müßte, in welchem ſie in ihrem natürlichen Zuſtande recht ergötzlich blüht! Lehren Sie Annetten weder franzöſiſch noch italieniſch, und ſagen Sie ihr kein Wort mehr von Alexander dem Großen.“

Gabriele verſprach endlich, ihrem erfahrnen Freunde zu folgen, obgleich mit innerm Widerſtreben, denn er hatte nur ihren Verſtand, aber nicht ihr Gemüth, beſiegt; obendrein erſchwerten ſowohl Annettens Eitelkeit, als die wirkliche Luſt des jungen Mädchens am Lernen ihr dieſen Entſchluß, aber ſie blieb ihm treu, nicht nur weil ſie es verſprochen hatte, ſondern auch weil ſie einſah, daß es wirklich ſo beſſer ſey.

Ottokar blieb noch immer Gabrielens Hausgenoſſe. Als den Sohn eines entferntlebenden, aber mit ihrem Gemahl innigſt verbunden geweſenen Freundes, hatte die Gräfin Roſenberg ihn dringend eingeladen, in ihrem ſehr geräumigen Hauſe bei ihr zu wohnen, ſo lange er in der Stadt verweilen mußte, in welcher er ſeine nahe Anſtellung zu einem Geſandtſchaftspoſten erwartete. Aus den wenigen zu ſeinem dortigen Aufenthalt beſtimmt geweſenen Wochen wurden Monate, ohne daß weder er noch ſeine gaſtlichen Freundinnen es zu bemerken ſchienen. Ottokar befand ſich zu wohl in ihrer Nähe, um über dieſes Zögern der Entſcheidung ſeines Schickſals in Ungeduld zu gerathen. Die Gräfin ſowohl als Aurelia hatten ebenfalls ihre eignen triftigen Gründe ihn gerne bei ſich zu ſehen, und ſo lebten alle drei in großer Zufriedenheit neben einander hin, ohne die Tage zu zählen.

In der erſten Zeit ſah Gabriele Ottokarn weit ſeltner, als ſie es im Stillen gehofft und gefürchtet hatte, denn der geſelligen Abende im Hauſe ihrer Tante gab es jetzt ſehr wenige.

In großen Städten tritt zwar nie eine gänzliche Ebbe der Vergnügungen ein, aber oft eine alles mit ſich fortreißende Fluth, während welcher Feſte an Feſte ſich reihen, und die Zahl der Tage für alle kaum hinreichen will. Solch eine Fluth fiel gerade in die Zeit, wo Gabriele noch nicht öffentlich erſchien. Bälle, große Soupers, auffallende theatraliſche Neuigkeiten zogen die Gräfin und ihre Tochter an jedem Abende aus dem Hauſe, ohne ihnen Zeit für ihre eignen Zirkel zu laſſen, und auch Ottokar ward von dem Strome mit fortgeriſſen. Gabrielen entging dadurch jede Gelegenheit, ihn anders als an der Mittagstafel zu ſehen, und auch an dieſer vermißte ſie ihn oft. Sowohl ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, als ſeine äußern Verhältniſſe zogen ihm vielfältige Einladungen in andern Häuſern zu, und die Gräfin hielt ihn nie davon zurück, ſolche anzunehmen. Sie blieb auch in Hinſicht ſeiner ihrem Syſteme treu: keinen ihrer Gäſte in ſeiner Freiheit zu beſchränken, denn Erfahrung hatte ſie gelehrt, daß dies der ſicherſte Weg ſey, ſie immer feſter an ſich zu binden.

Mit gewaltigem Herzklopfen hörte Gabriele jedesmal die Stunde ſchlagen, welche ſie in den Speiſeſaal rief; ihre ſonſt ziemlich überwundne ängſtliche Blödigkeit kehrte dann mit verdoppelter Gewalt zurück, und nur heimlich wagte es ihr Blick, unter den Anweſenden nach Ottokar zu ſuchen. Stumm und traurig nahm ſie ihren Platz ein, wenn er abweſend war; die Unterhaltung rauſchte unbeachtet an ihr vorüber, und nur Aureliens luſtiger Uebermuth verſuchte es zuweilen, ſie hinein zu verflechten. Die Uebrigen, mit Stadtgeſprächen beſchäftigt, ſchienen faſt gar nicht ſie zu bemerken. Ohnehin war die Geſellſchaft nie zahlreich, die Gräfin liebte keine Diners, ſie ſchimmerte lieber bei Kerzenſchein, und auch Erneſto war ein ſeltner Gaſt an ihrem Tiſche.

Ganz anders aber geſtaltete ſich die Unterhaltung, wenn ſie durch Ottokars Gegenwart belebt ward. Mit Entzücken ſah dann Gabriele, wie alles in ſeiner Nähe ſich veredelte, wenn ſie auch dabei bald erglühte, bald erblaßte, und ihr Herz ſich zitternd in ihrer Bruſt bewegte. Es konnte ihr nicht entgehen, daß Alle ſtrebten, ſich vor ihm vom Gemeinen entfernt zu halten, und ihn offenbar als den Erſten unter ſich anerkannten, obgleich er mit der anſpruchloſeſten Beſcheidenheit ſich über keinen zu erheben ſuchte. Sein Platz an der runden Tafel zwiſchen der Gräfin und Aurelien war dem von Gabrielen gerade gegenüber. Ihr entging faſt kein einziges ſeiner Worte, und wenn er im Geſpräch ſich gegen ſeine Nachbarinnen wendete, ſo konnte ſie dem freundlichen Strahlen ſeiner Augen, dem anmuthigen Spiel ſeiner Geſichtszüge zuſehen, ohne daß jemand es bemerkte. Oft wünſchte ſie recht ſehnlich, daß er auch an ſie mit freundlichen Worten ſich wenden möge, und wenn er es that, ſo raubte ſüßes Erſchrecken ihr den Athem zur Antwort. Ottokar konnte nicht umhin, ihre ewige Verlegenheit zu bemerken, er ſah, daß ſie auch mit den übrigen Anweſenden nur dann ſprach, wenn ſie gefragt ward, und immer in möglichſt wenigen Worten. Er ſchrieb ihr Benehmen einzig der unüberwindlichen Furchtſamkeit zu, die er an einem ſo jungen, in der tiefſten Einſamkeit erzogenen Mädchen ſehr natürlich fand, und begnügte ſich endlich, aus

Mitleid mit ihrer Angſt, ſie nur mit einem freundlichen Lächeln zu begrüßen, ohne ſie ferner durch Anreden in Verlegenheit zu ſetzen.

Gabriele bemerkte dies, ohne zu wiſſen, ob ſie ſich darüber freue oder betrübe. Immer mehr verſtummte ſie in ſeinem Beiſeyn und ſtrebte nur, nichts von dem zu verlieren, was er zu den Uebrigen ſprach. Ihr war dabei, als ob er dennoch nur ſie damit meine, als wenn nur ſie den Sinn ſeiner Rede vollkommen verſtünde, weil nur ſie ſo an jedem ſeiner Worte hing, denn die Andern konnten doch manches zuweilen achtlos überhören. Jeder ſeiner Gedanken war wie aus ihrer tiefſten Seele herausgeſprochen, bei jedem vorkommenden Gegenſtande fühlte ſie im voraus, wie er ſich darüber äußern würde, und doch war und blieb ſie die Einzige, zu der er niemals mit Worten ſich wendete.

Träfe er mich nur einmal im Zimmer allein! dann müßte er doch zu mir reden, ich hätte gewiß dann auch den Muth, ihm zu antworten, und alles wäre anders! So dachte ſie oft, während alles blieb wie es war.

Auch wußte ſie nicht, was denn eigentlich anders werden ſolle. Ihre Wünſche, ihre Hoffnungen ſchwammen formlos vor ihrem ſonſt ſo klaren Sinn, aber tief in ihrem Gemüth herrſchte eine unausſprechliche Sehnſucht nach jenem ſeligen Moment, ohne daß ihr nur von ferne der Gedanke kam, ihn auf irgend eine Weiſe herbeiführen zu wollen.

Keiner von denen, welche ſie kannte, ſchien ihr würdig, an Ottokars Seite zu ſtehen, ſelbſt Erneſto nicht, in deſſen hellem, ſcharfem Blick ſie die milde Güte oft vermißte, durch welche Ottokar ihr vor Allen liebenswerth erſchien, und ſo ſtieg dieſer nach jedem Wiederſehen immer höher in ihrer Verehrung, und ihr Anerkennen ſeines ſeltnen Werthes ward immer demüthiger.

In ihrem einſamen Zimmer rief ſie ſich jedes ſeiner Worte, jede ſeiner Bewegungen zurück, aber ſie vermochte es nie, vor Andern ſeinen Namen zu nennen, ſelbſt nicht vor der ſich immer feſter an ſie ſchließenden Auguſte von Willnangen. Es betrübte ſie, ſie ſchalt ſich undankbar, wenn es ihr unmöglich war, das herzliche Vertrauen im gleichen Maaß zu erwiedern, mit welchem dieſe, mädchenhaft traulich, ſie auf den tiefſten Grund ihres reinen Herzens blicken ließ. Aber ſie war an das Leben mit einem Weſen gewöhnt, das ohne Worte ſie verſtand, und deſſen jetzt ruhendes Herz ſonſt mit dem ihrigen in ſtetem Einklange ſchlug, wie zwei gleichgeſtimmte Saiten, die nur eines Hauches bedürfen, um zugleich im nämlichen Tone zu erbeben. Es blieb ihr unbegreiflich, daß nicht Erneſto, Frau von Willnangen, deren Tochter, daß nicht alle nur von Ottokar ſprachen, daß ſie ihn nicht alle als den Einzigen, Seltnen laut anerkannten, wie er ihr ſchon beim erſten Anblick auf der Reiſe erſchienen war. Aber da jedermann ſchwieg, ſo verſtummte auch ſie.

Nur in der ſtillen Nacht ergoß ſich ihr volles Herz in dem Tagebuche, welches ſie ſchon früh zu führen gewöhnt worden war, und in welchem ſie von jeher alles Merkwürdige aus ihrem äußern und innern Leben oft nur in kurzen Sätzen niederſchrieb. Oft glaubte ſie bei dieſer einſamen Beſchäftigung, die beſeligende Nähe des Geiſtes ihrer Mutter zu fühlen, der, ihrer Ueberzeugung nach, als ſchützender Engel ſie umſchwebte. Dann redete ſie die Mutter als noch lebend an, ihr und den Blättern ihres Tagebuchs vertraute ſie allein das glühende Gefühl, welches ſie jetzt allmächtig beherrſchte, dem ſie immer wehrloſer ſich hingab, weil ſie es nicht erkannte. Ottokar ward gar bald durch das Schreiben von ihm zum Geſchöpf ihrer jugendlichen Phantaſie, zu einem himmliſchen Gebilde; er ſtand in einer Glorie vor ihrem Sinne, zu welcher ſie ihm ſelbſt die Strahlen lieh, ohne ſich deſſen bewußt zu werden.

Alles, was wir in der Einſamkeit dem Papier vertrauen, übt dadurch tauſendfache Gewalt an uns, Liebe, Freude, vor allem der Schmerz. Wir ſelbſt ſchärfen bei dieſer ſtillen Beſchäftigung jeden Stachel des Lebens, wir drücken ihn immer tiefer in das wunde Herz, während wir uns alles verhehlen, was ihn ſänftigen könnte. Und ſo kommen wir bald dahin, in fruchtloſem Mitleid mit uns ſelbſt zu vergehen, und kein Strahl aus der hellern Wirklichkeit erleuchtet mehr die ſternloſe Nacht, die wir ſelbſt immer dichter und dichter um uns und unſer Geſchick ziehen.

So war es auch mit Gabrielen; aber keiner von den Wenigen, die an ihr Theil nahmen, konnte vor dieſer Gefahr ſie warnen, denn Allen blieb ſogar das Daſeyn ihres Tagebuchs ein Geheimniß und mußte ſeiner Natur nach es bleiben.

Alle die Abende, an denen Feſte und Luſtbarkeiten ihre Hausgenoſſen entfernt hielten, brachte Gabriele bei der Frau von Willnangen zu. Das Gefühl, mit welchem die edle Frau zuerſt der Tochter Auguſtens entgegen kam, hatte ſich bald in wahrhaft mütterliche Liebe zu dem verwaiſten Mädchen umgewandelt, und oft betrachtete ſie es mit ängſtlicher Sorge. Ihrem tief eindringenden Blick entging es nicht, daß Gabriele von einer einzigen, vielleicht ihr ganzes künftiges Daſeyn beſtimmenden Empfindung beherrſcht ward; aber vergebens ſtrebte ſie, den Gegenſtand ihrer jugendlichen Neigung zu entdecken, denn bis jetzt hatte ſie in Ottokars Gegenwart ſie faſt nie geſehen, auch kannte Frau von Willnangen Letztern ohnehin nur oberflächlich, da er ſo ganz zu den nächſten Umgebungen der Gräfin Roſenberg gehörte. Ahnendes Vorgefühl ließ ſie wenig Erfreuliches für Gabrielens Zukunft hoffen, deſto feſter aber begründete ſich der Vorſatz in ihrem Gemüth, dieſes ſo vereinzelt und hülflos daſtehende anmuthige Weſen in keinem des Troſtes bedürfenden Moment zu verlaſſen, und bei Gabrielen, wie ehemals bei Ferdinand, an die Stelle der früh verklärten Auguſte zu treten, ſo viel die Möglichkeit dies erlaubte.

Im nähern Umgange mit ihrer welterfahrnen Freundin ward Gabrielens Blick in das Leben allmählich immer mehr erweitert. Blieb ſie allein mit ihr und Auguſten, ſo verlebte ſie Abende, während welchen ſie ſich in ihre frühere Zeit auf Schloß Aarheim wieder verſetzt glaubte. Muſik, gemeinſchaftliches Leſen, vertraulich heitres Geſpräch und Uebung mancher weiblichen Kunſt liehen den Stunden dann Flügel. Oft aber erweiterte ſich auch der kleine Kreis durch das Hinzukommen mehrerer Freunde der Frau von Willnangen, und freie, frohe Mittheilung belebte dann die kleine Geſellſchaft. Gabriele fühlte ſich in ihr weit heimiſcher als im Hauſe ihrer Tante, aber ſie vermochte es doch noch nicht, ihr zurückhaltendes Weſen im Beiſeyn Mehrerer ganz abzulegen, und blieb darum gewöhnlich nur eine ſtumme, wenn gleich fröhlich theilnehmende, Zuhörerin.

So verging der Anfang des Winters; immer näher kam das neue Jahr, welches beſtimmt war, Gabrielen dieſen ſtillern Freuden zu entreißen, um ſie in größere Zirkel einzuführen. Sie ſah ihm deshalb mit bangem Widerſtreben entgegen.

Eines Abends ward die Geſellſchaft weit größer und glänzender als gewöhnlich, viele, die ſonſt mitten im Geräuſch lebten und ſelten Frau von Willnangen beſuchten, traten nach und nach in ihr Zimmer, denn ein ungewöhnlich ſpät anfangender Ball ließ ihnen zufällig den Abend frei, und ſie benutzten dieſe Gelegenheit, ſich vorher hier zu verſammeln, wo ſie die Frau vom Hauſe immer zu finden gewiß waren. Unter mehreren Perſonen, welche Gabriele ſchon im Hauſe ihrer Tante geſehen hatte, erkannte dieſe vorzüglich die Gräfin Eugenia und den jungen Mann, welcher den Antonius vorgeſtellt hatte; ganz zuletzt kam auch Erneſto hinzu und mit ihm Ottokar.

Frau von Willnangen wurde Gabrielens Erſchrecken bei Ottokars Eintritt, ihr hohes Erröthen und eben ſo plötzliches Erbleichen gewahr, und das bis dahin vergebens geſuchte Geheimniß des jungen Herzens lag nun entſchleiert vor ihrem Blick. Ihre Anſicht von Gabrielens Zukunft klärte ſich auf, denn ohne Ottokarn genau zu kennen, wußte ſie doch genug von ihm, um ihn günſtig zu beurtheilen. Zum erſtenmal fiel es ihr ein, daß er und Gabriele in einem Hauſe lebten; daß die ihr eigne Liebenswürdigkeit bei dieſem ſteten Zuſammenſeyn ſich ihm offenbaren müſſe; und daß auch er von ihr ſich bald mächtig angezogen fühlen würde, ſchien ihr gewiß. Sie beſchloß daher, von nun an Ottokarn genauer zu beobachten, und keine Gelegenheit dazu entſchlüpfen zu laſſen. Der Gedanke, Gabrielen recht bald unter dem Schutz, am liebenden Herzen eines edeln Mannes zu ſehen, war ihr zu tröſtend, zu erfreulich, als daß ſie ſich nicht hätte geneigt fühlen ſollen, auf das Thätigſte dazu mitzuwirken, ſobald die Gelegenheit ſich darbot. Für's Erſte aber wollte ſie ſich auf bloßes Bemerken beſchränken.

Das Geſpräch wandte ſich dieſen Abend ſehr bald wieder auf die Tableaux bei der Gräfin Roſenberg. Als die erſten und bis jetzt einzigen, welche man hier geſehen hatte, waren dieſe Darſtellungen noch unvergeßlich, und in den Geſellſchaften ward viel herüber und hinüber, preiſend und tadelnd, darüber geſprochen. Gräfin Eugenia fand es ſeit jenem Feſte für gut, überall ſo wie hier, als die erklärteſte Widerſacherin dieſes neuen geſelligen Vergnügens aufzutreten. „Ich war herzlich froh,“ ſprach ſie, „als ich einen ſchicklichen Vorwand erſonnen hatte, mich von der Theilnahme davon loszumachen. Nie hätte ich es ausgehalten; mich bewegungslos von mehr als hundert Augen anſtarren zu laſſen, dazu gehört ein Grad von Muth, welchen ich mich wenigſtens nicht rühmen darf zu beſitzen.“

„Und doch waren Sie ſo gütig, uns auf unſerm Privattheater recht oft durch Ihre Erſcheinung zu entzücken,“ wandte mit einer höflichen Verbeugung der Antonius jenes Abends ein. „Das iſt ja ganz etwas anders,“ erwiederte Eugenia, „dort auf den Bretern bin ich nicht mehr ich, die Dichtung, die Kunſt reißen mich hin, ich ſehe die Zuſchauer und ihre Blicke nicht mehr. Ueberdem gehört ein gewiſſes Talent dazu, um auf der Bühne aufzutreten; aber ſchön geputzt einige Minuten bewegungslos daſtehen, kann jedes Gänschen vom Lande, wenn es nur hübſch iſt.“

„Vor allen Dingen iſt der hohe Grad von Eitelkeit und Leichtſinn wohl zu erwägen, welcher dazu gehört, ſich in fantaſtiſcher, oft unanſtändiger, ja ſogar heidniſcher Kleidung zur allgemeinen Bewunderung hinzuſtellen,“ ſprach langſam bedächtig ein Fräulein Silberhain. Dieſe junge Dame ſtand ſchon ſeit einiger Zeit auf der zweiten Gränze ihres Lebensfrühlings. Früher war ſie eine Naturphiloſophin, jetzt wandte ſie ſich zur Frömmigkeit, weil dieſe moderner iſt, aber ſie hatte Schelling und Thomas a Kempis in ihrem Köpfchen noch nicht recht zu einigen gewußt, und warf daher Redensarten aus beiden im Geſpräch verwirrt und wunderlich durcheinander. Uebrigens hing ein fein gearbeitetes Kruzifix an einer goldenen Kette von ihrem Halſe herab, ein zweites krümmte ſich ſehr widerwärtig zu einem Ringe an ihrer Hand, und ihre gemeſſenen Worte drängten ſich mühſam durch die kaum geöffneten, faſt regungsloſen Lippen.

„Ich begreife nicht, wie man um ſo nichtigen Zweck ſeine Identität zu opfern vermag,“

fuhr Fräulein Silberhain in ihrer Rede fort, „wie kann ein in ſeinen tiefſten Tiefen vom Höchſten erfülltes Gemüth ſo ganz dieſes vergeſſen und dem prunkenden Schimmer irdiſcher Vergänglichkeit huldigen! Die Stille des Gemüths, das beſeligende Gefühl deſſen, was unſer Ein und Alles ſeyn ſoll, müſſen ja in der aus Tand und flüchtigem Glanz entſtehenden Verblendung auf lange von uns weichen, und der verirrte Sinn braucht vielleicht viele Monate, ehe er wieder zur anſchauenden Klarheit gelangt.“

„Hätte ich nur einen recht ſchönen türkiſchen Shawl gehabt, ich wäre für mein Leben gern dabei geweſen, wenn ich auch nur ein ganz unbedeutendes Nebenperſönchen hätte vorſtellen ſollen; und was wetten wir? mein frommes, gelehrtes Schweſterchen würde ſich unter dieſer Bedingung auch wohl dazu haben bewegen laſſen,“ rief überlaut das ſehr junge Fräulein Fanny Silberhain, indem es ſich lachend hinter Gabrielen vor den zürnenden Blicken der viel ältern Schweſter verbarg.

„Allerdings,“ ſprach ein anſehnlicher, ſchwarz gekleideter Mann, „allerdings wüßte ich wenigſtens keine beſſere Gelegenheit, um ſowohl jene koſtbaren Hüllen als überhaupt alle Pracht der Gewänder und auch körperliche Vorzüge in's ſchönſte Licht zu ſtellen, als ſolche Tableaux. Bei Maskeraden verlieren die ausgeſuchteſten Masken ſich im Gewühl, und obendrein verhüllen die häßlichen Larven das Geſicht, hier aber wird uns der ungeſtörteſte Genuß der Anſchauung des Schönen, verbunden mit der äſthetiſchen Freude an dem Kunſtwerk, welches, gleichſam in's Leben gerufen, vor uns tritt.“

„Echte Freude an der Kunſt iſt allemal religiös, hier aber, Herr Profeſſor! ſehe ich nur die traurige Erſcheinung ungebändigten Weltſinns und unverhüllter Eitelkeit,“ ſprach, ſanftmüthig zürnend, das Fräulein mit dem Kruzifix.

„Erlauben Sie indeſſen, meine Gnädige!“ erwiederte der Profeſſor, „daß ich Sie daran erinnere, wie untrennbar die Neigung zur Eitelkeit von jeder höhern Natur iſt, die man die organiſche zu nennen pflegt; bemerkt man ſie doch ſogar an einigen der edleren Thiergattungen. Sie ganz ausrotten zu wollen, wäre eben ſo vergeblich als ſchädlich, ſo wie alles, was gegen die

Natur anſtrebt. Es iſt vielleicht unſchicklich, hier den nackten Wilden als Beweis, wie tief der Hang zum Putz in unſerem Weſen liegt, anzuführen, der ſich tattowirt und mit grellen Farben bemalt, um ſich zu verſchönern, aber blicken Sie nur um ſich her, Sie finden bei Reichen und Armen daſſelbe, nur anders geſtaltet. Daß man ſich, ſchön geſchmückt, auch Andern gerne zeigt, iſt ebenfalls natürlich und war es vom Anbeginn der Welt. Damals, als Weichlichkeit und Prachtliebe das alte Rom ſeinem Untergange näher führten, war es unter den vornehmen Römerinnen gebräuchlich, ſich, wenn ſie einander beſuchten, nicht nur auf das Herrlichſte zu ſchmücken, ſondern ſich auch durch ihre Sklavinnen mehrere reiche Gewänder und Schmuck nachtragen zu laſſen, die ſie im Hauſe der den Beſuch empfangenden Dame alsdann ſich anlegen ließen, wie Sie alle, meine Gnädigen, aus der weltberühmten Anekdote der Mutter der Gracchen längſt wiſſen werden. Man behauptet, daß dieſe Sitte auch unter den, allen männlichen Augen verborgen lebenden, vornehmen Frauen des Orients noch heut zu Tage im Schwange ſey. Aber wie ärmlich, wie unbequem, wie ungraziös ſelbſt erſcheint dieſe Art von Schauſtellung gegen eine Reihe von Tableaux, welche die glücklichſte Wahl unter den Koſtüms aller Völker, aller Jahrhunderte frei laſſen. Die Pracht der Steine und der Gewänder erſcheint in ihnen nur als das begleitende Attribut der Schönheit, des geiſtreichen Ausdrucks und der anmuthigſten Stellungen, und wir können es in der That der Gräfin Roſenberg nicht genug verdanken, daß ſie mit dieſem erhöhten Genuß uns bekannt machte.“

„In welchen wunderlichen Zeiten leben wir! ein Profeſſor muß gegen Damen die Eitelkeit in Schutz nehmen!“ rief ein alter Herr.

„Mich dünkt, wir leben in einer in dieſer Hinſicht recht verſtändigen Zeit, in welcher man endlich einmal aufhört, die Frauen allein eines Fehlers zu beſchuldigen, den ich am liebſten eine Tugend nennen möchte,“ erwiederte ſchnell Ottokar. „Wir Männer mögen uns noch ſo weiſe anſtellen,“ fuhr er lächelnd fort, „wir ſind eben ſo wenig frei von ihm als die Frauen, und ich danke Gott dafür. Der Hang zum Gefallen erſcheint mir als die Würze des geſelligen Lebens, als die Wurzel aller ſeiner Freuden und Tugenden, die ohne ihn zu Grunde gehen müßten. Man thäte ja am beſten, in Höhlen und Wälder zu ziehen, wenn niemand mehr das Beſtreben zeigen wollte, liebenswürdig zu erſcheinen, und ſogar durch den bloßen Anblick zu gefallen.“

„Sollte denn aus dieſen Tableaux, über welche wir ſo viel ſtreiten, nicht auch für die Kunſt manches Gute entſtehen können?“ fragte Auguſte von Willnangen.

„Doch wohl nur, indem ſie mehr Theilnahme an ihr und ihren Erzeugniſſen aufregen,“ erwiederte Ottokar, „ſonſt glaube ich nicht, daß ſie in dieſer Hinſicht von groſſem Nutzen ſind. Sie bleiben doch nur die Kopie einer Kopie der Natur, und zwar eine unvollkommne, denn vieles muß aus jedem Gemälde hier wegbleiben, das doch durchaus dazu gehört, die Hintergründe, die Architekturen, die Landſchaften, das Gewölk.“

„Eine angenehme, geſellige Unterhaltung zur Abwechſelung mit den ewigen Charaden und Sprichwörtern ſcheinen ſie mir doch wenigſtens zu bieten,“ ſprach Frau von Willnangen, „auch hoffe ich, ſollen ſie dazu beitragen, die unſeligen Jeux d'esprit aus der Geſellſchaft zu verbannen, in welchen der arme Geiſt ſo gemartert wird, um zu erſcheinen, daß er ſich endlich ganz in Langeweile auflöſt. Nur thut es mir leid, daß die Vorbereitungen zu Tableaux für die kurze Dauer ihrer Erſcheinung zu viel Zeit und Mühe koſten.“

„Alles läßt ſich vereinfachen,“ erwiederte Erneſto, „und ich getraue mir mit ſehr wenigen Vorrichtungen, ganz aus dem Stegreif, dennoch manches Ergötzliche in dieſer Art Ihnen vorzuführen. Wir brauchen zum Beiſpiel nur dieſe Flügelthür auszuheben, einen Vorhang vorzuhängen, eine große ſpaniſche Wand dahinter zu ſtellen, und wir haben das Lokal dazu. Einige große Lampen, oder ein Paar Dutzend zu einer Fackel vereinigte Wachslichter, und die Beleuchtung iſt fertig. Schminke und etliche falſche Bärte für die Herren ſind bald herbeigeſchafft, und wenn die Damen ihre ſchönen Shawls zur Garderobe herleihen wollen, ſo läßt ſich mit dieſen wenigen Requiſiten ſchon manch guter und glänzender Effekt hervorbringen. Auch für die Kunſt ſelbſt könnte auf dieſe Weiſe Bedeutendes geſchehen, wenn die Geſellſchaft einem Künſtler erlaubte, mit ihrer Hülfe nicht bloß ſchon vorhandene Gemälde nachzubilden, ſondern ſeine eignen Gedanken, die oft noch beinah formlos ihm vorſchweben, auszuführen. Manches erfreuliche Kunſtwerk könnte dieſem Spiele ſeine Entſtehung verdanken, wenn ein talentvoller Künſtler auf dieſe Weiſe gleichſam ein Vorbild von dem ſähe, was er auszuführen Willens iſt; der Zufall würde manches ordnen, manches in ihm erwecken, an das er außerdem nie gedacht hätte, und der aus ſolchen Proben für die Kunſt entſtehende Gewinn könnte leicht unſchätzbar werden.“

Kaum hatte Erneſto geendet, als ſchon Auguſte von Willnangen und Fanny Silberhain fröhlich aufſprangen und ihn mit Bitten beſtürmten, gleich auf der Stelle eine ſolche Darſtellung anzuordnen. Ottokar, Antonius und der größte Theil der Geſellſchaft, ſelbſt Frau von Willnangen nicht ausgenommen, vereinigten ihre Bitten mit jenen, und Erneſto mußte dem allgemeinen Wunſche nachgeben; nur that er es mit der Bedingung, daß es ihm erlaubt ſey, ſeine Figuranten ſelbſt zu wählen. Fanny ſammelte ſogleich auf's Eifrigſte alle Shawls ein und wählte dabei in Gedanken den glänzendſten unter ihnen für ſich aus;

Auguſte beſorgte ſo ſchnell als möglich alles Uebrige und trug noch eine Menge zweckdienlicher Sachen herbei, die von frühern Maskenanzügen und kleinen theatraliſchen Vorſtellungen her ſich noch in der Garderobe vorfanden. In weniger als einer halben Stunde war alles zum Anfangen der Vorſtellungen in Bereitſchaft. Mehrere Tableaux folgten nun einander, ernſte und heitere, im mannigfaltigen Wechſel, denn Erneſto war unerſchöpflich im Erfinden, und Ottokar ſowohl als der Profeſſor ſtanden ihm bei der Anordnung treulich bei. Die ganze Geſellſchaft gerieth in eine ſo fröhliche Stimmung, daß Alle die Wagen überhörten, welche allmählich herbeiraſſelten, um ſie zu einem glänzenderen Feſte abzuholen. Nur Fräulein Silberhain ſaß ernſt in ſich gekehrt, und wies im voraus alle Einladungen zur thätigen Theilnahme unerbittlich ab, ehe noch eine an ſie gelangte. Gräfin Eugenia hingegen hatte eine Weile zugeſehen; da es aber Erneſto nicht einfallen wollte, ihr eine Rolle anzubieten, winkte ſie Antonius herbei, der eben müßig daſtand. Leiſe flüſterte ſie ihm den Auftrag zu, Erneſto auf nicht auffallende Weiſe an ſie zu erinnern, und ihm zu verſtehen zu geben, daß ſie in einem ſo kleinen, aus lauter Freunden beſtehenden Zirkel ihren Widerwillen wohl überwinden werde, und nöthigen Falles ſich entſchließen könne, etwa als Grazie oder Muſe aufzutreten. Antonius erklärte ihr ſein Entzücken über dieſen Auftrag, verſicherte, nicht mit Worten ausdrücken zu können, wie geehrt er ſich durch dieſes holde Vertrauen in ſeine Geſchicklichkeit fühle, und flog in das Nebenzimmer, um ihren Befehl zu vollbringen. Leider aber gelang es ihm durchaus nicht, Erneſto nur auf eine Minute allein habhaft zu werden, es kam ihm ſogar vor, als ob dieſer ihm gefliſſentlich ausweiche. Vielleicht hatte Erneſto wirklich von dem ausgeſprochenen Wunſch der Gräfin etwas gemerkt, und vermied mit Vorbedacht die Gelegenheit, ihn an ſich kommen zu laſſen, vielleicht lag aber auch die Schuld an der gar zu höflichen Unbeholfenheit des Abgeſandten; genug, Eugenia blieb den ganzen Abend unangefochten als Zuſchauerin, und war die erſte, welche die laute Bemerkung machte, daß die zum Anfange des Balls beſtimmte Stunde ſchon längſt geſchlagen habe.

Gedankenvoll ſaß Frau von Willnangen dicht neben Gabrielen in der fernſten Ecke des Zimmers. Sie ſah, wie jene jedem Tone Ottokars lauſchte, wie ihr Auge entzückt auf ihm ruhte, ſo oft er in den Tableaux erſchien, und das unruhige, faſt hörbare Klopfen des jungen Herzens erregte ſo tiefes Mitgefühl, ſo bange Sorge in ihrem Gemüth, daß ſie faſt eben ſo ſehr als Gabriele ſelbſt erſchrak, als Erneſto plötzlich vor beiden ſtand, und ſie zur thätigen Theilnahme an dem Tableau aufforderte, welches für heute die Reihe derſelben beſchließen ſollte. Doch bald faßte ſie ſich wieder und ſtand mit gewohnter Freundlichkeit auf, um ihm mit ihrer jungen Freundin in das Nebenzimmer zu folgen. Gabrielens Hand zuckte in der ihrigen, ihr Blick bat, ſie frei zu laſſen, doch er ward nicht erhört, und Erneſto erinnerte ſie mit komiſcher Feierlichkeit an das ihm zugeſtandene Recht, ſeine Figuranten nach Belieben wählen zu dürfen.

Das Tableau ſtellte die Nacht vor, die ihren dunkelblauen Sternenſchleier über ihre Kinder, den Schlaf und den Tod, ausgebreitet hält. Der Frau von Willnangen hohe Geſtalt, der ruhige, milde Ausdruck ihres noch immer ſchönen Geſichts eignete ſich ganz zum Bilde einer ſtillen, heitern Sommernacht. Zu ihren Füßen ſchlummerten zwei liebliche, blonde Genien, der eine war mit Mohnblumen geſchmückt, der andre, mit der ausgelöſchten Fackel, trug einen Kranz von Cypreſſen. Bunte, fantaſtiſche Traumgeſtalten drängten ſich hinter ihr, unter ihnen ſtand Gabriele, als ein trüber, Unheil verkündender Traum, in ihren langen, ſchwarzen Schleier gehüllt, unter welchem die goldglänzenden Locken tief herabrollten. Beim Lampenlicht, mitten unter roſenwangigen, ſchimmernden Geſtalten ſchien ſie, ohne alle Schminke, noch bläſſer als ſonſt. Sie glich Pygmalions Meiſterwerk bei der erſten Regung des erwachenden Lebens. So glühend ſtrahlte ihr dunkles Auge aus dem Marmorgeſicht, denn ihr Blick traf auf Ottokarn, der in einiger Entfernung in ihrem Anſchaun verloren ſtand.

Alle Anweſenden erklärten einſtimmig dieſes Tableau für die Krone von allen, welche dieſer genußreiche Abend an ihnen vorüber geführt hatte.

„Ich ſtimme gern mit Ihnen ein,“ ſprach Erneſto, „denn die Erfindung dieſer Gruppe iſt nicht mein, ich habe nur die Träume hinzugefügt. Ich bildete ſie nach einer Zeichnung meines leider viel zu früh unter der Pyramide des Ceſtus zur Ruhe gegangenen Freundes, Carſtens," fuhr er mit bewegter Stimme fort. „Lange feſſelte ihn ein trübes Mißgeſchick, das wie ein böſer Zauber auf ſeinem Leben ruhte und ihn verhinderte, aus dem Reich der Formen in das der Farben zu dringen. Und da es endlich überwunden war, da ſein hoher Genius die Flügel freier zu regen begann, da entſchwand er uns ganz. Die Kunſt wird ewig um ihren Liebling trauern, um ſo mehr, da jetzt ein dem ſeinen ganz entgegengeſetztes verderbliches Streben unter ihren Jüngern täglich herrſchender wird."

Die Geſellſchaft mußte nun ernſtlich zum Aufbruch eilen, denn das Stampfen der Pferde unter den Fenſtern mahnte ſie immer lauter. In dem dadurch entſtehenden Gewimmel fand ſich Gabriele plötzlich neben Ottokar. Er beugte ſich freundlich zu ihr herab und ergriff ihre zitternde Hand. „Ich fürchte keine böſen Träume mehr," flüſterte er ihr zu, „ſeit ich die Vorbedeutung des Unglücks ſo anmuthig erſcheinen ſah." Der fortwogende Strom der Geſellſchaft riß ihn im nämlichen Moment fort, ohne daß Gabriele zur Antwort Zeit gewann.

Aus Gabrielens Tagebuche.

Ich fürchte keinen böſen Traum mehr, ſeit mir die Vorbedeutung des Unglücks ſo anmuthig erſchien! Sprach er nicht ſo? Warum mußte ich auch dieſes Mal, nur ſtumm mich verneigend, vor ihm ſtehen und vermochte nicht, ihm zu antworten? Ach, weil ich bin, was ich zu ſeyn ſchien, weil mein ganzes Daſeyn ein ſchwerer, banger Traum iſt! Immer ringe ich nach dem Erwachen; bin ich einſt erwacht, dann, Ottokar, dann werde ich zu dir ſprechen, dich fragen, dir antworten können, und, gewiß! du wirſt mich verſtehen.

Wie oft verſuchte ich es ſchon, ſein Bild auf dem Papier feſt zu halten! aber ich ermüde im fruchtloſen Streben. Ja, wenn ich mit den Zügen ſeines Geſichts auch die unbeſchreibliche Harmonie in ſeinem ganzen Weſen wiederzugeben vermöchte! Er iſt immer er ſelbſt! ganz und ungetheilt er ſelbſt, in jeder ſeiner Bewegungen, in jedem ſeiner Worte, im Scherz wie im Ernſt! Nur er, einzig er kann ſo daſtehen, ſo ſprechen, ſo ausſehen, und doch iſt es nicht ſeine Geſtalt allein, die ihn vor allen auszeichnet, es iſt der Einklang, die Uebereinſtimmung in ſeiner ganzen Erſcheinung., Wo lebt der Künſtler, der dieſe darzuſtellen vermöchte? Ohne ſie bleiben meine Bilder leblos und ſtarr, bei aller übrigen Aehnlichkeit gleichen ſie Wachsbildern, die das Leben ungeſchickt nachäffen wollen, und ich muß ſie vernichten, denn ſie erregen mir Grauen.

Nichts wollen, nichts wiſſen, nichts wünſchen als lieben, ſich ſelbſt vergeſſen im Glück des geliebten Weſens, ohne Erwiederung zu hoffen oder zu wünſchen, ſtellt uns den Engeln gleich, iſt Vorgefühl himmliſchen Glücks! So lehrteſt du mich, meine Mutter! Warum bin ich denn nicht glücklich? Warum treibt unerklärliche Unruhe mich raſtlos umher? Warum beklemmt meine Bruſt ein Wünſchen, ein etwas Erwarten von der nächſten Minute, für das ich ſogar nicht einen Namen habe? Könnte ich nur einmal recht Großes, recht Schweres für ihn vollbringen, ohne daß er ahnete, von wo es ausginge. Könnte ich, ungeſehen von ihm, ein trübes Geſchick, ein groſſes Unheil von ſeinem geliebten Haupte auf das meinige lenken und dann, in mich geſchmiegt und ſtill aus meinem Dunkel hinauf zu ihm blicken und mich in ſeinem freudigen Lächeln ſonnen. Dann, dünkt mich, wäre ich ruhig und glücklich für mein ganzes übriges Leben.

Nie werde ich mich darüber tröſten, daß meine Mutter ſtarb, ohne ihn geſehen zu haben. Ach hätteſt du, Verklärte, ihn gekannt, wie lieb wäre er dir geworden! Wie glücklich ich im Anſchaun von euch geliebten Beiden!

Arme Pflanzen, die ſie verſtieß, weil ihr verblüht ſeyd, wie will ich euch pflegen und lieben! Ich fand ſie heute alle im Vorſaal, die ſchönen Blumen, welche Ottokar Aurelien an ihrem Geburtstage ſchenkte; verdorrt, losgeriſſen von ihren Stäben, mit Staub bedeckt, erkannte ich ſie kaum.

„Sie taugen nur noch zum Wegwerfen,“ ſprach Aurelia, „ſie ſind verblüht.“ „Ja,“ ſetzte ſie mit komiſchem Pathos hinzu, „ſieh hier, gutes Kind, das Bild der Vergänglichkeit aller Dinge, und nimm dir ein Beiſpiel daran. Alles Fleiſch vergeht wie Heu, ſingt die chriſtliche Gemeine, darum verträume deine Blüthenzeit nicht, ſie kehrt dir ſo wenig wieder als dieſen armen Sträuchern, die Anton alſobald wegſchaffen ſoll.“ „Liebe Aurelia,“ erwiederte ich, „mit uns iſt es wie es iſt, aber dieſe Blumen können wirklich wieder blühen, nimm ſie nur wieder in dein Zimmer, trage ſie an die Sonne, begieße ſie.“ — „Allerliebſte Gabriele, thu du das ſelbſt, ich ſchenke ſie dir,“ unterbrach mich Aurelia, und machte mir nach ihrer luſtigen Art einen tiefen Knicks. Ich erſchrak; „aber du haſt ſie von Ottokar,“ ſtammelte ich, und fühlte dabei, wie ich roth ward; weiß ich doch nicht ob vor Freuden über die Blumen oder vor Verdruß, daß ich Aurelien an ihren Geber erinnern mußte. „Mag er mir friſche Blumen ſchicken, wenn er will, daß ſein Andenken bei mir grüne und blühe,“ antwortete ſie lächelnd; „ſeit ich nicht mehr vierzehn Jahre alt bin, bewahre ich nichts länger auf, als es des Bewahrens werth iſt. Damals freilich, da hatte ich auch ein Heumagazin von gedörrten Roſen, Vergißmeinnicht und ſonſt noch allerlei Grünlichkeiten, ſo gut wie eine von euch zarten Seelen, wie ich aber einmal gewahr ward, daß ich alle das Zeug ſogar nicht einmal zum Kräuterkiſſen bei Zahnweh brauchen konnte, warf ich es zum Fenſter hinaus.“

Ottokar weiß, daß ich ſeine Blumen beſitze, er hat Aurelien meine Zeichnung dafür geraubt und auf ſein Zimmer getragen, gewiß nur im Scherz, gewiß er giebt ſie ihr wieder. Warum hat mich denn Annettens Erzählung dieſes unbedeutenden Umſtandes ſo erſchreckt? Warum ſtrebe ich jetzt ſo ängſtlich, mir dieſe Zeichnung Zug für Zug recht deutlich zu denken? Er wird ſie ja doch nicht behalten.

Wenn er unglücklich würde! Nein, dieſe Möglichkeit kann ich mir nicht denken. Nicht einmal die, daß ich oder Andre es in ſeiner Nähe ſeyn könnten. Ihm gegenüber, ſeinem freundlich hellen Blick gegenüber, muß ja das Unglück eine ſo ſtille rührende Geſtalt annehmen, daß es zur ſchmerzlich ſüßen Freude ſich darüber umwandelt.

Sonſt nannte Frau von Willnangen nie Ottokars Namen, jetzt höre ich ihn täglich aus dem Munde der geliebten Frau und lauſche mit Freuden ſeinem Lobe. Während Gewohnheit und Arbeit mich zu Hauſe in meinem Zimmer feſthalten, bringt er die Morgen bei ihr und Auguſten zu. Meine Freundinnen ſtreben auf vielfache Weiſe, mich zu einem Beſuche zur nämlichen Zeit zu veranlaſſen, ohne jedoch mich geradezu einzuladen, und oft regt ſich auch in mir der Wunſch, ihren Winken folgen zu dürfen, aber ein innres Widerſtreben hält dennoch mich zurück.

Abends ſingt mir Auguſte die Lieder, welche er ihr brachte, ihre Mutter giebt mir faſt wörtlich den Inhalt ihrer Geſpräche mit ihm. Ich bewundre die Freiheit des Geiſtes, welche es ihr möglich macht, ſich mit ihm ſo in Rede und Gegenrede zu verſtändigen, ſogar zuweilen anderer

Meinung als er zu ſeyn, denn in ſeiner Nähe wird mein ganzes Weſen nur ein Spiegel des ſeinen.

* * *

Ich wollte ich könnte dichten, oder komponiren; oft iſt es mir, als müſſe ich beides können, aber vergebens ſuche ich Worte oder Töne für das, was ich ſo gerne ſingen oder ſagen möchte. Auch in meinen Büchern, in meinen Dichtern, finde ich nicht, was ich ſuche, nirgends, was auf ihn paßte. Alle Geſtalten, welche ſie mir vorführen, ſind nicht wie er, mild und hoch, kräftig und beſcheiden.

* * *

Er hat meine Zeichnung behalten, ſie hängt über ſeinem Schreibtiſch, freilich als ein Geſchenk Aureliens. Erneſto ſah ſie bei ihm. Ich bin darüber froh wie ein Kind, ich möchte ſagen, ich fühle mich geehrt, ſo wie ſonſt, wenn die geliebte Mutter irgend eine Arbeit von mir ſich zum Gebrauch aneignete. Wenn er die Zeichnung anſieht, muß er nicht zuweilen meiner gedenken?

* * *

Heute Abend war ich zeitiger als gewöhnlich zu Frau von Willnangen gegangen, ich fand die liebe Frau allein mit Auguſten, trübe und traurig ſchien ein ſchmerzliches Andenken ſchwerer als ſonſt auf ihrem Gemüthe zu laſten. Sie bat uns, etwas zu ſingen, und wir wählten das himmliſche Duett aus Paers Sargino, das mir von jeher wie die Sprache klingt, in welcher Engel einander ſagen, wie ſie ſich lieben. Dolce dell' anima, fing ich an; speme e dilleto di questo cor, und meine Seele ſchwebte auf den ſüßen Tönen himmelan. Da erſcholl es dicht hinter mir, dolce dell' anima, es war nicht Auguſtens Stimme, es war ſeine, ſeine! Unbemerkt von mir war er in's Zimmer und an Auguſtens Stelle getreten. Ich wagte nicht, mich umzuſehen, aber ich hatte den unbegreiflichen Muth, fortzuſingen, la pura fiamma che m'arde in petto! Ich fühlte mir das Herz in der Bruſt, jeden Puls meines Lebens erzittern, aber meine Stimme bebte nicht, ich wußte kaum, daß ich ſang, die Töne ſtrömten unwillkührlich aus meiner tiefſten Bruſt, aus dem Herzen meines Herzens, und ich hörte mich ſelbſt wie die Stimme eines Dritten. Athemlos, bewußtlos ſogar, ſtand ich da, als das Duett geendet war, und konnte nichts als mich tiefer und immer tiefer vor Ottokar neigen, während er zu mir ſprach. Auguſte ſagt, er habe viel zum Lobe meiner Stimme, meines einfachen Vortrags geſagt; ich weiß es nicht, ich habe ſogar nicht geſehen, wie er ſich bald darauf entfernte. Als er fort war, ſchloß mich Frau von Willnangen mit verdoppelter Zärtlichkeit in ihre Arme, Auguſtens ſchönes Auge blitzte freudig, beide waren den ganzen Abend unerſchöpflich in ſeinem Lobe, in Erzählungen kleiner Züge von ihm. Zu jeder andern Zeit hätte dieſe Unterhaltung mich ſehr glücklich gemacht, jetzt konnte ich kaum darauf achten. Ja, Muſik iſt die Sprache ſeliger Geiſter, das weiß ich jetzt mit Ueberzeugung, in Tönen konnte ich ihm ſingen, wofür ich nimmer Worte fände, und der Nachhall dieſer Stunde wird mein ganzes kommendes Leben durchtönen.

Einmal, nur einmal möchte ich doch Aurelia ſeyn, neben ihm ſitzen, ihn anſehen, und mit ihm ſprechen können wie ſie.

Es war mein Stolz und meine Freude, mit Ottokarn, wenn gleich ihm unbewußt, ein Geheimniß zu theilen, etwas, allen andern Verborgenes von ihm zu wiſſen, daher vertraute ich keiner lebenden Seele die Geſchichte unſers erſten Zuſammentreffens. So lange ich allein darum wußte, wähnte ich, ſie ſey ein unſichtbares Band, das mich allein vor allen andern mit ihm vereinte. Nun iſt es zerriſſen. Woran ich Wochen und Monde hindurch in der Stille mich freute, iſt die Neuigkeit des Tages geworden und geht entſtellt von Mund zu Mund. Die ganze ungewöhnlich zahlreiche Geſellſchaft, Aurelien an der Spitze, ſtrömte mir heut entgegen, ſo wie ich den Speiſeſaal betrat, nur Ottokar blieb in der Ferne. Mein Blick ſucht immer ihn zuerſt, ich bemerkte einen leiſen Zug des Unmuths auf ſeinem Geſicht, ein vielleicht nur meinem Auge ſichtbares ſchnell wieder verfliegendes, zorniges Erröthen. Erſtarrt blieb ich in der Thüre ſtehen, Aurelia und alle Uebrigen mochten lange mit Fragen und Redensarten in mich hineingeſtürmt haben, ehe ich nur begriff, wovon eigentlich die Rede ſey. Ich ſah nur Ottokarn in dieſer mir unerklärlichen Bewegung. Erneſto, der ſonſt um dieſe Stunde ein ſeltner Gaſt bei uns iſt, kam mir zu Hülfe. Seit meinem erſten Eintritt in dieſes Haus iſt er mir immer nah, ſo bald ich ſeiner bedarf. Wie er es anfing, weiß ich nicht, ich war zu aufgeregt, um es zu bemerken, aber der ganze geſellige Knäuel drehte ſich bald von uns ab, um Aurelien her, und ich ſtand mit Erneſto allein im Fenſter. Hier erfuhr ich von ihm, daß Ottokar's Kammerdiener Aurelien's Kammerjungfer erzählt habe, wie ſein Herr eine arme alte Frau unterweges in den Wagen genommen habe, auch daß ich damals mit ihnen in einem Gaſthofe wohnend, die Geſchichte mit großer Theilnahme gehört und durch Frau Dalling mich näher darnach erkundigt habe, denn obgleich Lorenz mich nicht zu Geſichte bekam, ſo hatte er dieſe doch dort geſehen und hier wiedererkannt. Die Jungfer hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihrer Gebieterin bei der nächſten Gelegenheit dieſe Anekdote wieder zuzutragen. „Sie können denken,“ fuhr Erneſto fort, „wie willkommen ein ſolcher Stoff Aurelien ſeyn muß, um ihren nie zu ermüdenden Muthwillen daran auszulaſſen. Gönnen Sie ihr die Freude, folgen

Sie Ottokar's Beiſpiel und lachen Sie mit, anſtatt ſich darüber zu ärgern. Die Tante trat zu uns, anſcheinend recht fröhlich, aber in ihren Augen zuckte doch eine gewiſſe Unruhe, ſie vermochte nicht ganz die Furcht zu verbergen, daß Aurelia den Scherz zu weit treiben könne; der luſtige Tumult in dieſer und Ottokar's Nähe ward immer größer und lauter, die Tante immer ängſtlicher und freundlicher, und mir ward das Herz ſchwer und ſchwerer mit jeder Minute. Mehrere Spottbilder, mit erklärenden Knittelverſen, alle von Aurelien ſelbſt, nur zu geiſtreich erfunden und ausgeführt, hatten bisher die Geſellſchaft ergötzt, endlich gelangten ſie auch zu uns. Ottokar war darauf als Don Quixotte dargeſtellt, wie er ſeine durch Zauberkünſte in die Geſtalt einer alten häßlichen Frau verkappte Dulcinea von Toboſa in eine Schenke bringt, die er für ein Kaſtell anſieht. Auf einem andern Blatt erſcheint er als ein Schäfer, der eine zur Bettlerin verwandelte Fee vom Tode befreit, und gleich daneben, wie er zum Danke dafür in einen wunderſchönen Prinzen mit Krone und Scepter verwandelt wird. Dann ſahen wir ihn auch in Hofgalla, die Bettlerin am Arm, und mich im Hintergrunde, ganz in Extaſe vor Rührung und Bewunderung, neben mir eine ganze Reihe naßgeweinter Schnupftücher auf einer Leine zum Trocknen aufgehängt. Ottokar ſelbſt näherte ſich uns und betrachtete dieſe Ergießungen einer nichts ſchonenden, übermüthigen Laune mit beifälligem Lächeln.

„Wir ſind dieſesmal Leidensgefährten, liebes Fräulein,“ ſprach er, indem er ſich freundlich zu mir neigte, während ich, erröthend vor Zorn und Verlegenheit, nicht wußte, wohin ich die Blicke wenden ſollte. „Sie ſehen ſo ernſthaft aus, thun Sie das nicht, nehmen Sie einen geſelligen Scherz nicht höher auf, als er aufgenommen ſeyn will,“ ſetzte er leiſer, faſt bittend hinzu.

Alles ſchwamm vor meinen Augen bei dem unerwarteten Glück, einen von ihm ausgeſprochenen Wunſch erfüllen zu können. Ich hätte Aurelien, auf die ich eben erſt zürnte, jetzt mit Freuden an mein Herz drücken mögen, weil ſie die Veranlaſſung dazu lieh, und ich hoffe, daß jede Spur des Unmuths in dieſem Moment eben ſo von meiner Stirne ſchwand wie aus meinem Herzen. Um meiner Zufriedenheit die Krone aufzuſetzen, ſammelte Erneſto die Zeichnungen alle ſorgfältig zuſammen und legte ſie in ſeine Schreibtafel, mit der Erklärung, daß er ſie als das gelungenſte Werk ſeiner Schülerin aufbewahren wolle, und weder die Bitten der Geſellſchaft noch Aureliens Zürnen konnten ihn bewegen, ſie wieder herauszugeben.

Der einmal angeſtimmte Ton wollte bei Tiſche noch nicht gleich verhallen, aber Erneſto und Ottokar bemeiſterten ſich des Geſprächs, die Tante unterſtützte ſie auf das Kräftigſte, und ſo nahm es bald eine für mich erfreulichere Wendung, die ich mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit verfolgte. Ottokar's Blick gleitete während des Geſprächs oft von dem neben mir ſitzenden Erneſto auf mich herab, ich ſah es nicht, denn meine Augen ſenken ſich immer vor den ſeinen, aber ich fühlte ſeinen Blick wie einen Sonnenſtrahl in meinem Innern.

Jetzt bin ich allein, und das durch Ottokar's Nähe unterdrückte bittre Gefühl regt ſich von Neuem in meiner Bruſt. Ach ich fürchte, die Spottſucht, die flache Charakterloſigkeit der Geſellſchaft um mich her wird auch mich noch ergreifen. Am beſten wär' es wohl für mich, ich ginge. Aber wohin? Arme Gabriele, wohin? Wo er nicht iſt? Frei'ich werden Tage kommen, an denen ich ihn nicht ſehe, vielleicht ein Tag, der von ihm auf dieſes ganze Leben mich ſcheidet; aber ſoll ich denn ſchon jetzt dem Licht der Sonne mich entziehen, weil vielleicht bald die Nacht hereinbrechen wird?

Mit dem neuen Jahre war endlich der Zeitpunkt erſchienen, der eine gänzliche Umänderung in Gabrielen's ihr allmählich lieb gewordner Lebensweiſe hervorbrachte. Von nun an ward ſie die beſtändige Begleiterin ihrer Tante durch die ganze lange bunte Reihe von Luſtbarkeiten, welche das Karneval in der großen, lebensluſtigen Stadt herbeiführte. Bälle, Soirees, Schauſpiele aller Art raubten ihr jeden Abend, und die Zurüſtungen zu dieſen verkümmerten ihr manche Morgenſtunde, die ſie ſonſt andern Beſchäftigungen zu widmen gewohnt war.

Mit aller Kraft ihres Geiſtes ſuchte ſie jetzt die ängſtliche Blödigkeit zu überwinden, welche ihre erſten Schritte in der Geſellſchaft ſo unſicher gemacht hatte. Es gelang ihr nach und nach. Das Blendende der Erſcheinungen, das betäubende Geräuſch verloren allmählich die Gewalt, ihr zu imponiren, ihre Exiſtenz in der Welt ward mit jedem Tage angenehmer und obgleich ſie ſich oft nach den ſtillen, genußreichen Abenden ſehnte, welche ſie ſonſt bei Frau von Willnangen zu verleben gewohnt war, ſo gab es doch auch oft Stunden, in denen ſie ſich recht jugendlich heiter an dem bunten Leben ergötzte.

Dennoch war ihre Erſcheinung in denſelben nichts weniger als brillant. Als eine nahe Verwandte der von allen gefeierten Gräfin Roſenberg, in deren Begleitung ſie überall erſchien, verfehlte man zwar nicht, ihr die Aufmerkſamkeit zu erzeigen, zu welcher dieſes Verhältniß ſie berechtigte; aber eigentlich betrachtete man ſie doch noch immer als ein halbes Kind, und ſie hätte gewiß an manchem Abend die Reihe der ungeſtört gähnenden Opfer der Sozietät vermehrt, welche man in allen Salons-Ecken ſitzen ſieht, wäre nicht Erneſto ihr treuer Beſchützer geblieben, und hätte nicht Frau von Willnangen dieſen Winter der gewohnten Ruhe weit öfterer als ſonſt entſagt, um ihren Liebling in ſo ungewohnten Verhältniſſen nicht ganz verlaſſen zu wiſſen.

Ottokar ſah Gabrielen jetzt täglich, ohne daß beide einander deswegen viel näher gekommen wären. Er zeichnete ſie nicht minder als Aurelien aus, durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten, die er, als der Gaſt der Gräfin, ihnen vor andern ſchuldig zu ſeyn glaubte, übrigens aber blieb ihr gegenſeitiges Verhältniß fremd und abgemeſſen wie zuvor.

Nur ſelten, beſonders aber am Neujahrsabende, bei ihrem Eintritt in die große Welt, hatte er ihr einige Theilnahme gezeigt. Die Gräfin feierte den Schluß des feſtlichen Tages mit einem Ball, den ſie den jüngern Bekannten Aurelien's gab. Einſam und vergeſſen ſaß Gabriele lange in einer Ecke des Tanzſaals. Sie gedachte der Neujahrsabende, welche ſie als fröhliches Kind an der Hand der Mutter in den hohen, düſtern Sälen von Schloß Aarheim verlebt hatte. Die Tanzmuſik tönte nur wie aus weiter Ferne in ihre Träume, als Ottokar plötzlich vor ihr ſtand und ihr ſeine Hand bot, um auch ſie den fröhlichen Reihen zuzuführen. Es war der erſte feſtliche

Tanz ihres Lebens, ihr ſchwindelte, noch ehe ſie den Tanzplatz betrat. Ottokar merkte ihr Schwanken, ſchrieb es ihrer gewohnten Furchtſamkeit zu, und umfaßte ſie nur um ſo feſter, um ſie vor jedem möglichen Zufall zu ſichern. Gabriele fühlte den Druck ſeines Armes, das Säuſeln ſeines Athems in ihren Locken, ſie ſah ſein freundliches Auge ganz nahe auf ſie herabblitzen und ſchwebte, an ihn gelehnt, wie auf geflügelten Sohlen durch den weiten Saal, ſo leicht, ſo anmuthig, daß ſelbſt die Tante ihr freundlich Beifall zunickte. Mit ihm ſo durch das Leben! Der Gedanke flog zum erſten Mal wie ein Pfeil, in ſtechendem Schmerz, durch ihr Innres; ein unendlich betrübendes Gefühl bewegte ſie faſt bis zum Weinen, und noch nie hatte ſie ſich ſo vereinzelt, ſo ganz verlaſſen gefühlt, als da Ottokar nach beendigtem Walzer ſie zu einem Sitz führte und ſie dann mit einer ſtummen Verbeugung verließ, um ſich eine andre Tänzerin zu wählen.

Eines Abends, in einer großen Geſellſchaft, wandte ſich das Geſpräch auf den echt ſpaniſchen

Fandango. Aurelie war eben in ſehr glänzender Laune, und ſo bedurfte es nicht großer Ueberredungskraft, um ſie zu bewegen, ihn zu tanzen, obgleich die muſikaliſche Begleitung, außer dem Tambourin und den Kaſtagnetten, nur noch aus einem Pianoforte beſtehen konnte, und an einen Mittänzer gar nicht zu denken war.

„Du kennſt die Figuren des Fandango, ich weiß es vom Tanzmeiſter,“ ſprach Aurelia zu Gabrielen, indem ſie die ſich vergeblich Sträubende in die Mitte des Saales mit ſich fortzog; „übrigens,“ ſetzte ſie noch wie ihr zum Troſte hinzu, indem ſie ihr die Kaſtagnetten aufzwang, „übrigens hat es wenig zu bedeuten, wer neben mir herhüpft.“

Die mehrſten der Anweſenden, ſogar die Gräfin, blickten mit mitleidiger Beſorgniß auf die arme Gabriele, die beinahe zitternd, mit niedergeſchlagenen Augen daſtand, während ein dichter Kreis von Zuſchauern ſich um ſie und ihre Couſine bildete. Endlich ſah ſie auf, ihr erſter Blick fiel auf Ottokar, der neben Erneſto ſtand, und ſie mit ängſtlicher Theilnahme betrachtete. Unfern von beiden winkte ihr Frau von Willnangen

Muth zu, und nie war dieſe Gabrielen der verlornen Mutter ſo täuſchend ähnlich erſchienen. Der Anblick der befreundeten Geſtalten, die erſten Takte der ihr bekannten Muſik, aus welcher ihr Erinnerungen an ihre glückliche Kindheit wiederhallten, begeiſterten ſie; die Gewalt, mit der ſie ihre Aengſtlichkeit niederzukämpfen ſuchte, verknüpft mit dem lebhaften Wunſche, die durch ihr Gelingen zu erfreuen, welche ihr wohlwollten, verſetzten ſie in eine Art von Extaſe. Wider alles Erwarten gelang es ihr, mit unnachahmlicher Grazie auch den künſtlichſten Wendungen Aurelien's zu folgen, die jetzt in vollem Ernſt mit der eben Verachteten zu wetteifern begann.

Wie ein weißer Schmetterling die prachtvoll erblühte Centifolie umflattert, ſo ſchwebte die kleine Silphidengeſtalt um die hohe ſchöne Aurelia her. Der Anblick war wirklich entzückend, lauter, rauſchender Beifall übertönte faſt das Pianoforte; nach beendetem Tanze drängte ſich alles, um beide mit Lob- und Dankſprüchen zu überſchütten, vorzüglich aber Gabrielen; denn ein unerwartet neu entdecktes Talent gilt immer mehr als ein längſt bekanntes. Frau von Willnangen, Erneſto, Ottokar ſogar, erhoben Gabrielen bis in die Wolken, andre folgten dieſen anerkannten Koriphäen des guten Geſchmacks, ſogar die Gräfin erklärte ſich für ſtolz auf ihre liebe Nichte und umarmte ſie mit großer Zärtlichkeit. So ward das Unerhörte herbei geführt, daß Aurelia wirklich zu ihrem eignen höchſten Erſtaunen ein Paar Minuten lang um der kleinen Couſine willen vergeſſen und verlaſſen daſtand, und dieſe Erfahrung war ihr nicht weniger neu, als Gabrielen die, der allgemeinen, laut ausgeſprochenen Bewunderung.

Mit dem Scharfblick beſorgter Mutterliebe bewachte Frau von Willnangen Ottokar's Benehmen gegen Gabrielen bei jeder ſich bietenden Gelegenheit. Nichts war ihrem genauen Aufmerken entgangen, weder jenes feſtere Umfangen ihres Lieblings beim erſten Tanze in der Neujahrsnacht, noch ſein Beſorgtſeyn um Gabrielen, als Aurelia ſie zum Fandango hinzog. Freudig hatte ſie geſehen, mit welchem Entzücken er hierauf jeden ihrer Schritte mit den Augen verfolgte, zuletzt in laute Bewunderung ausbrach und ſich den Andern verdrängte, um der Erſte zu ſeyn, der ihr für das Allen gewährte Vergnügen ſeinen Dank ausſprach.

Auch in Ottokar's übrigem Betragen gegen Gabrielen glaubte ſie, wenn gleich nicht leidenſchaftliche Liebe, doch ein ſtilles Hinneigen zu ihr zu erblicken, denn Wunſch und Hoffnung ſind zu nahe verwandt, als daß ſie im Laufe des Lebens nicht oft ſollten eins für das andere gehalten werden. Frau von Willnangen gewöhnte ſich nach und nach, alle die kleinen Aufmerkſamkeiten mit in ihre Waage zu legen, durch welche Ottokar die Hausgenoſſin, die nahe Verwandte ſeiner Gaſtfreundin, vor andern auszeichnete. Sie ſah, mit welcher zarten Schonung und zugleich mit welcher Gewandtheit er ſo manche kleine, Gabrielen drohende Verlegenheit von dieſer abzuwenden wußte; ſie legte alles zum Vortheil ihrer Wünſche aus, und wahrhaft mütterliche Liebe verleitete ſie endlich zu Mißgriffen, welche bei der welterfahrenen, klugen Frau ſich nur durch dieſes vorherrſchende Gefühl entſchuldigen laſſen.

Zu dieſen Mißgriffen gehörte, daß ſie nicht nur es nicht vermied, mit Gabrielen über alle jene ihr bedeutend dünkenden Zufälligkeiten in Ottokar's Benehmen gegen ſie zu ſprechen, ſondern ſie ſogar aufmerkſam darauf machte, und ſie ihr aus einem Geſichtspunkt zeigte, der für Gabrielens Ruhe durchaus gefährlich werden mußte. Auguſtens ewig heitre Phantaſie, ihre warme Anhänglichkeit an Gabrielen verleiteten auch dieſe, das Gemälde einer Zukunft vollends auszumalen, welche keine von ihnen mit deutlichen Worten zu nennen wagte, die aber Mutter und Tochter für jedes andere Gemüth, als Gabrielens, dennoch nur zu deutlich bezeichnet haben würden. Dieſe, zu wenig vertraut mit allem, was auf das wirkliche Leben Bezug hat, verlor ſich nur mit ſüßer Schwärmerei in die von ihren Freundinnen ihr geöffnete helldunkle Ausſicht. In ruhigen, einſamen Stunden ſtrebte ſie freilich, zu ihrer ehemaligen Reſignation wieder zu gelangen, und war es ſich ſogar nicht bewußt, wie weit ſie von ihr gewichen ſey. Ottokarn zu werden, was er ihr war, dieſe Möglichkeit hatte ſie noch nie mit klaren Worten ſich gedacht, aber noch weniger die, daß eine Andere ſo über alles von ihm geliebt werden könne. So verwirrten ſich ihre Wünſche, ihre

Hoffnungen immer mehr, ſie vermied ſogar, zur Klarheit über ſie zu gelangen, und ihr Tagebuch enthielt von nun an nur die Ergießungen eines leidenſchaftlich aufgeregten Gemüths, das ſich ſcheut, ein Dunkel zu durchdringen, in welches es ſich vor ſich ſelbſt verhüllt.

Der Winter zog allmählich fort, die Tage wurden länger, und im wärmeren Sonnenſtrahl erglänzten ſchon die ſchwellenden Knospen der Bäume. An Gabrielens Rückkehr nach Schloß Aarheim ward indeſſen nicht gedacht, obgleich der anfänglich dazu beſtimmte Zeitpunkt nicht mehr fern war. Der Baron, welcher mit jedem Tage ſeinem großen Ziele ſich zu nähern glaubte, und deshalb ungeſtört zu bleiben wünſchte, hatte ſchon früher die Gräfin ſchriftlich um die Erlaubniß gebeten, den Aufenthalt ſeiner Tochter bei ihr auf unbeſtimmte Zeit verlängern zu dürfen, und Gabriele war zu ſehr von der Gegenwart befangen, als daß ſie den Wechſel der Zeiten hätte bemerken können. Tage und Monden gingen an ihr vorüber, ohne daß ſie an die Möglichkeit einer Abänderung in ihren Verhältniſſen gedachte.

Indeſſen konnte eine um dieſe Zeit entſtehende geheimnißvolle Bewegung im Hauſe ihrer Tante ihr doch nicht verborgen bleiben, welche auch außer ihr jedermann bemerkte und niemand verſtand; ſogar Erneſto nicht, denn die Gräfin pflegte nach Art aller Frauen, die in der großen Welt eine Rolle zu ſpielen gewohnt ſind, ihr eignes Geheimniß ſicher zu bewahren, ſobald ſie es wollte. Sie ſelbſt blieb ſtill und freundlich, wie jemand, der dem Gelingen großer Pläne mit Zuverſicht entgegen ſieht. Dabei konnte ſie indeſſen es doch nicht laſſen, ſich zuweilen mit halbverhüllten Winken an Gabrielen zu wenden, von denen es ſchien als wollten ſie dieſer eine große Freude, ja ſogar ein hohes Glück verkünden.

Aurelia erſchien in dieſer Zeit ſtrahlender und übermüthiger als je zuvor, Ottokar war mehr in ſich gekehrt, und man bemerkte eine ihm ſonſt nicht gewöhnliche Ungleichheit der Gemüthsſtimmung in ſeinem Betragen. Unter der Dienerſchaft herrſchte ein immerwährendes leiſes Treiben, die Gräfin ſelbſt leitete es, es ſah aus wie Zubereitungen zu einem prächtigen Feſte, oder zu einer großen Reiſe, oder zu beiden; niemand von den dabei Beſchäftigten wußte es zu erklären, und alle zerbrachen ſich darüber die Köpfe.

Gabriele bemerkte wohl, daß alle dieſe Erſcheinungen auch auf ſie Bezug haben müßten, ſie ſann über ihre Bedeutung nach, bis ſie von der allgemeinen, dumpfen Unruhe quälend ergriffen wurde, und war nach jedem, ſo in vergeblichem Aufmerken verlebten Tage herzlich froh, wenn der Abend hereinbrach und der gewohnte Kreis ſich in den Zimmern der Gräfin verſammelte, welcher jetzt, nach den vorübergezogenen Zerſtreuungen des Karnevals, wieder in ſeine alten Rechte getreten war.

Eines Tages ſchien die allgemeine Spannung der Hauptperſonen des Hauſes auf das Höchſte geſtiegen, noch nie waren die Gräfin ſo geheimnißvoll, Ottokar ſo ernſt in ſich gekehrt, Aurelia ſo übertrieben luſtig geweſen. Allen, welche dieſen Tag an der Mittagstafel der Gräfin Theil nahmen, fiel dieſes unheimliche Weſen bis zum Aengſtlichwerden auf. Nichts konnte ihnen daher Erwünſchteres kommen, als der für den Abend verheißene Beſuch eines berühmten Deklamators, denn er verſprach nicht nur Schutz gegen die bei dieſer Stimmung der Geſellſchaft zu befürchtenden Langeweile, ſondern auch gegen etwaige Ausbrüche einer innern Aufgeregtheit der Gemüther, von der ſich jedes ergriffen fühlte. Unter allen aber freute ſich Gabriele darüber; noch nie war ihr Gelegenheit geworden, einen Künſtler dieſer Art zu hören, ſie hatte überhaupt keinen Begriff, wie man das, was ſie als Deklamation kannte, zum Hauptzweck ſeines Lebens machen könne, und erwartete daher etwas ganz Außerordentliches von einem ſich einzig dieſem Zwecke weihenden Künſtler. Alles, was ſie jemals von Improviſatoren, von Troubadours, von Barden, die als überall willkommene Gäſte mit ihren Liedern durch die Länder zogen, ja ſogar vom Wanderleben Homers gehört und geleſen hatte, kam ihr wieder ins Gedächtniß. Sie erwartete nicht viel Geringeres als alles dies zuſammen, und war daher nicht wenig verwundert, als der Erwartete in Geſtalt eines hagern, kleinen, ſchwarzgekleideten, ſehr jungen Männchens hereintrat und der Gräfin vorgeſtellt ward. Seine Ungeduld, ſich hören zu laſſen, ſchien nicht minder groß, als die der Anweſenden, ihn zu hören. Er ergriff die erſte Gelegenheit, ſich anſcheinend nachläſſig in einen Lehnſtuhl zu werfen, und begann mit nicht auffallend angenehmen Sprachton ſeine Rezitationen.

Es war wunderlich anzuſehen, wie er ſich ängſtlich abmühte, zu deklamiren, ohne dabei zu agiren. Mit der untern Hälfte des Körpers gelang es ihm, er ſaß mit kreuzweis über einander geſchlagnen Beinen wie angebunden auf ſeinem Seſſel, aber die Züge ſeines Geſichts, Arme und Hände waren gleichſam wider ſeinen Willen in ewiger theatraliſcher Bewegung. Er hatte kein Buch nehmen wollen, weil er behauptete, ſich vollkommen auf ſein Gedächtniß verlaſſen zu können, dies aber vermehrte die Verlegenheit, in welche ihn die Haltung ſeiner Hände augenſcheinlich verſetzte. Freilich hätte er auch eine ganze Bibliothek herbeiſchaffen müſſen, ſo viele ganz heterogene Dichtungen der heterogenſten Dichter ließ er im ſchnellſten Wechſel auf einander folgen. Endlich kam auch Macbeths bekannter Monolog an die Reihe. Schauerliches Schweigen herrſchte im Saal, alles horchte ſeinen dumpfen, geiſterartigen Tönen. „Iſt das ein Dolch?“ rief er mit Macbeths ſtierem Blick und einem plötzlichen Griff auf den vor ihm ſtehenden Tiſch. „Es iſt nur die Lichtſchere,“ flüſterte Aurelia, laut genug, um von den nahe Stehenden, wahrſcheinlich auch vom Deklamator ſelbſt gehört zu werden, denn ſobald dieſer den Monolog beendet hatte, erinnerte er ſich eines Verſprechens, noch dieſen Abend in einer andern Geſellſchaft zu erſcheinen, und eilte davon.

„Shakeſpeare! ach Shakeſpeare!“ rief die Gräfin, indem ſie ſich entzückt auf dem Sopha zurück lehnte, und ſo es vermied, ihr Urtheil über den Deklamator zu frühe zu äußern. Beim Shakeſpeare war ſie ihrer Sache gewiß, nicht ſo bei jenem, obgleich dem in allen Zeitungen Geprieſenen in jeder Pauſe ſeines Vortrags von einem großen Theil der Anweſenden lauter Beifall gezollt worden war. „Wie groß erſcheint Shakeſpeare, wo man auch immer ihn antrifft!“ fuhr die Gräfin fort; „wie ſogar nicht zu ertödten! Welch eine Höhe! und welche Tiefe! Wie treten ſeine Gebilde hinaus in die Wirklichkeit!“ „Ich bin nur froh, daß der Deklamator endlich zum Saal hinaus getreten iſt,“ ſprach Erneſto ganz gelaſſen. Erſtaunt ſah die Gräfin ihn an, und war doppelt froh, ſich an Shakeſpeare gehalten zu haben, da nun auch der Profeſſor anfing, Klopſtocks Ode, Theone, zu rezitiren.

Still auf dem Blatt ruhet das Lied, noch erſchrocken
Von dem Getöſ' des Rhapſoden, der es herlas,
Unbekannt mit der ſanfteren Stimme
Laut, und dem volleren Ton.

„Die armen Lieder!“ ſprach lächelnd Auguſte, „ſie hatten nicht einmal ein Blatt, auf dem ſie ruhen konnten, er ſagte ſie auswendig her, und mir iſt daher noch immer, als fühle ich die heimathloſen Geiſter mich ängſtlich umſchwirren.“ Antonius wollte wenigſtens das große Gedächtniß des Deklamators bewundert wiſſen, konnte aber nicht damit zu Stande kommen, denn Erneſto verdammte gerade dies aus dem Kopfe-Herſagen, als einen der ärgſten Mißgriffe, welche ſich der Deklamator hatte zu Schulden kommen laſſen, und der Profeſſor trat ihm treulich bei. „Wodurch wird das Lied zum Liede?“ ſprach dieſer; „durch den Rhythmus, den Versbau, die Wahl des Ausdrucks, nicht durch die poetiſche Idee allein. Mit der ſtrengſten Auswahl wägt der Poet jedes Wort, jede Silbe, überall ſucht er den Geiſt und die Harmonie auf's Genaueſte zu vereinen, und Gott weiß, wie ſchwer ihm dieſes in unſrer an guten

Reimen ſo armen Sprache oft wird. Verzweifeln müßte er, wenn er es anhörte, wie ſolch ein Deklamator alle ſeine Mühe vernichtet und die auswendig gelernten Lieder mißhandelt!" „Das iſt's ja eben," ſetzte Erneſto hinzu, „die Herren haben es nur auswendig, und nicht inwendig, ſonſt müßten ſie fühlen, was ſie zerſtören, wenn ſie hier ein fremdes Wort einſchalten, weil das rechte ihrem untreuen Gedächtniß entſchlüpfte, dort einen falſchen Accent anbringen, oder ein kurzes Wort dehnen, weil ſie vom vorhergehenden eine Silbe verſchluckten, und nun mit dem Versmaaß nicht auskommen. Auch das beſte Gedächtniß ſichert vor dergleichen nicht. Auf dem Theater verdecken Spiel und theatraliſche Täuſchungsmittel dieſe Mängel ſo ziemlich, auch Sängern und Sängerinnen will ich es allenfalls nachſehen, wenn ſie unſere Dichter verſtümmeln, man verſteht ſie ohnehin nur ſelten, und wird es alſo nicht gewahr; aber der Deklamator, der uns den vollkommenſten Genuß eines poetiſchen Werkes verſpricht, müßte ſich nie in den Fall ſetzen, ſo fehlen zu können."

„Ich wünſchte faſt, es gäbe gar keine Deklamatoren in der Welt," ſprach Frau von Willnangen; „wenigſtens fühle ich immer das innigſte Mitleid, wenn ich einen jungen Menſchen ſehe, der von falſchverſtandner Kunſtliebe ſich verleiten ließ, dieſen Weg zu wählen, um darauf durch die Welt zu kommen.“

„Denen jungen Herren, die weder zum Graben noch zum Erlernen gründlicher Kenntniſſe Luſt haben, ſcheint dieſer Weg aber ſehr anlockend und bequem,“ erwiederte der Profeſſor, „ſie denken noch obendrein, etwas Ungemeines für die Kunſt zu thun, wenn ſie von Stadt zu Stadt gehen und pathetiſch herſagen, was andre Leute gedichtet haben, und was jeder ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt in ſeinem Kabinet leſen und ſich dabei das gerade für ihn Paſſende auswählen kann.“

„Dabei ſind ſie gewöhnlich in offenbarem Zwieſpalt mit ſich ſelbſt,“ ſetzte Erneſto hinzu. „Deklamiren mit Aktion oder ohne Aktion, das iſt die Frage, die ſie nie löſen können. Erſteres mitten im Zimmer auf plattem Boden hat denn doch immer etwas Komiſches, abgerechnet, daß es auch dem eigentlichen Begriffe des Deklamirens ganz entgegen ſteht. Und ſich beim Deklamiren im übrigen ganz ruhig zu verhalten, iſt faſt unmöglich, oder wird es erzwungen, ſo kann niemand ſich an dem Anblick freuen. Eigentliches Deklamiren möchte ich ganz auf das Theater oder auf die Bühne der Volksredner verweiſen, wenn es deren noch außer den Kanzeln gäbe; zur geſellſchaftlichen Unterhaltung aber würde ich bloſſes Vorleſen mit Ausdruck und Präziſion allen Deklamatorien vorziehen."

Es ward über dieſen Gegenſtand noch viel hin- und her geſtritten, bis Erneſto Gabrielen aufforderte, den Streit zu beenden und der Geſellſchaft zu zeigen, was er mit Vorleſen eigentlich meine. Er kannte ihr ſchönes, ſorgfältig von der Mutter gebildetes Talent, und ergriff gern dieſe, wie jede Gelegenheit, ſeine junge Freundin nicht ſowohl an das Licht zu ziehen, als vielmehr ſie von der ängſtlichen Befangenheit gänzlich zu befreien, von welcher ſie noch zuweilen befallen ward. Auch dieſes Mal gewährte ſie nur mit innerm Zagen ſeinen Wunſch, überſtog ſchnell mit den Augen ein Blatt, welches Erneſto ihr reichte, während die Lichter gerückt wurden und der Kreis der Anweſenden ſich um ſie her ordnete. Sie las zuerſt etwas zaghaft, dann aber mit immer ſteigendem Affekt, immer eindringender, immer wahrer in Ton und Ausdruck, ganz ſich und Alle um ſich her vergeſſend, wie an jenem Abende, als ſie in Ottokar's Gegenwart ſang: la pura fiamma che m' arde in petto. Kein Hauch regte ſich, Alle waren an ihren Vortrag wie gebannt, denn man hörte, was ſie las, war der innigſte Ausdruck ihres eigenſten Gefühls, und ſie bezwang alle Herzen mit der Wahrheit Gewalt. Sie hatte das Gedicht, welches ſie vorlas, zuvor nie geſehen, es war das neueſte Erzeugniß eines jungen Poeten von Erneſto's Bekanntſchaft.

Hier iſt es:

O laßt mich ruh'n an dieſer lieben Stelle
Nur einen kurzen, ſtillen Augenblick!
Hier zog mein Tag herauf, ſo licht, ſo helle;
O laßt mich ruh'n an dieſer lieben Stelle;
Vergönnet mir dies arme, einz'ge Glück!

Ich will nicht um mich ſchau'n; laßt mich vergeſſen,
Daß eine Zukunft iſt, daß Morgen kommt.
Was über Heute liegt, iſt unermeſſen,
Und über Nacht zu denken, iſt vermeſſen,
Mit Sonſt zu ſprechen meinem Herzen frommt.

Wenn es der Welt noch einmal tagt, umdichten
Mich Gram und Nacht. Dein Bild kann nur allein
Die Nacht zur Dämm'rung eines Traumes lichten,
Und wie ein Traum mußt du vorüberflüchten,
Geflügelt Glück! dein bin ich, du nicht mein.

Der hat ein ſüßes, hold Geſchick empfangen,
Wer dich, du zartes Bild, nur einmal ſah;
Mich hat dies Glück für immerdar umfangen,
Biſt du auch, Klara! weit von mir gegangen;
Mein Herz bringt ewig deine Fernen nah.

In meiner tiefſten Seele ſtillen Tiefen
Steh'n deine Worte, rufen nach und nach
— Wie Glockentöne, die am Tage ſchliefen,
Vom Abend aufgeweckt, zur Veſper riefen —
Das Heiligſte in meiner Bruſt mir wach.

Und dieſe Augen ſollten wiederſehen,
Was nicht zu dir gehört, was du nicht biſt?
Es ſollten and're Töne mich umwehen?
Und deine liebe Stimme mir vergehen?
Giebt es ſolch' Auferſteh'n, was Grab nur iſt?

Wer hörte dich und darf noch Unglück denken?
Noch an das Böſe glauben und dich ſeh'n?
Dein liebend Auge könnte Sonnen lenken,
Und meinen Stern, den könnteſt du verſenken
In ew'ger Trennung namenloſe Wehn?

Es muß die Zeit hinab zur Zeit wohl gehen,
Doch meine Liebe nicht und nicht mein Schmerz;
Selbſt dieſer Schmerz darf nicht die Lieb' umſtehen
Gewaltſam, rauh; er ſoll wie Frühlingswehen
Wachrufen, Blumen gleich, ein ſehnend Herz.

Und wenn der Winter ſchlafen legt die Blumen alle,
Und Herz und Sehnſucht ſtarrt in Grabesfroſt,
Wenn todtgekühlt die Blumen, Herzen alle,
Dann ſeh' ich dich allein aus meiner Halle
Noch diamanten-ſtrahlend hoch im Oſt.

Bis dahin laßt an dieſer lieben Stelle
Mich ruhen meines Lebens Augenblick.
Hier kam mein Tag, hier bleibt die Nacht mir helle;
O laßt mich ruh'n an dieſer lieben Stelle!
Euch ſey die ganze Welt mit ihrem Glück!!

Während des Leſens waren Gabrielen ſchon bei der Stelle:

„Es ſollten and're Töne mich umwehen?
Und deine liebe Stimme mir vergehen?"

einzelne Thränen in die Augen getreten; ſie ward im Fortfahren immer bewegter und bewegter. Bei den Worten:

„Hier kam mein Tag, hier blieb die Nacht mir helle."

verſagte ihr die Stimme, und ſie ſtrebte vergebens, die beiden letzten Strophen des Liedes vorzutragen, dieſes zu beenden. Erbleichend, verſtummend ſtand ſie endlich auf, bedeckte das Geſicht mit ihrem Tuche und eilte zum Zimmer hinaus, jede Begleitung durch eine bittende Bewegung der Hand von ſich ablehnend.

Ottokar, der zunächſt der Thüre ſich befand, war dennoch unbemerkt bis in den Vorſaal ihr gefolgt, dann faßte er ihre Hand und führte ſie zu einem Sitz im Fenſter, während er die Bedienten fortſchickte, um Annetten herbei zu rufen. Gabriele erbebte ſichtbarlich, als ſie ihn erkannte; ein Strom von Thränen ſchaffte ihrem gepreßten Herzen Luft, während er, den ſorgenden Blick auf ſie geheftet, vor ihr ſtand. „Fräulein,“ ſprach er, indem er noch immer ihre Hand hielt, „liebes Fräulein, Sie haben uns allen einen ſo hohen Genuß gewährt, wir alle müſſen Ihnen ſo dankbar dafür ſeyn; was iſt es denn, das jetzt Sie ſo gewaltſam niederdrückt? Zürnen Sie mir nicht,“ fuhr er fort, da es ihm ſchien, als wolle Gabriele ſich von ihm loswinden, „zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihrem Winke nicht gehorchte und Ihnen hierher folgte; daß ich die Beſorgniß, mit der ich Ihren ſchwankenden Schritt bemerkte, nicht unterdrückte. Als Ihr Hausgenoſſe glaubte ich dies wagen zu dürfen, und vielleicht, hoffentlich ſogar, geben mir die nächſten Tage, vielleicht der morgende ſchon, das ſchöne Vorrecht, an allem, was Sie betrifft, recht innigen Antheil zu nehmen."

Gabriele horchte bebend auf ſeine Worte, ſie war unfähig, ihm zu antworten, und fühlte ſich zum erſten Mal in ihrem Leben einer Ohnmacht nah. Ottokar konnte nichts, als ſie unterſtützen, bis die erſchrockene Annette kam und ſie in ihr Zimmer geleitete.

Die Nacht verging Gabrielen unter lautem Herzklopfen, unter tauſend wechſelnden Ahnungen, Gedanken, hal[illegible]erſtandnen Wünſchen. Jedes Wort, das Ottokar am vergangnen Abend zu ihr geſprochen hatte, tönte unaufhörlich in ihrem Innern wieder, jedes war ihr ein Räthſel, deſſen Löſung ſie mit Entzücken und Grauen ſuchte und nicht fand, bis ſie ermattet ſpät gegen den Morgen in unerquickliche Bewußtloſigkeit verſank.

Ihr Erwachen zu einer ungewöhnlich ſpäten Stunde glich ganz dem erſten im Hauſe ihrer Tante. So wie an jenem Morgen, durchtoſeten auch heute Bediente und Handwerker das Haus mit Zurüſtungen zu einem Feſte. Weder Aurelia, noch die Gräfin waren den ganzen Morgen über ſichtbar, ſelbſt die Bedienten thaten geheimnißvoll, wenn ſie einander auf der Treppe begegneten. Gabriele ſaß in ängſtlicher Spannung; unfähig zu jeder ſonſt gewohnten Beſchäftigung, lauſchte ſie auf jeden Fußtritt, auf jedes Knarren der Thüren in zitternder Unruhe. Sie ahnete das Herannahen einer für ihr ganzes Leben entſcheidenden Stunde, ſie ahnete einen Zuſammenhang zwiſchen dieſer Stunde und dem, was Ottokar am geſtrigen Abende zu ihr geſprochen hatte, ohne doch begreifen zu können, wie dieſes möglicher Weiſe ſeyn könne. Gegen Mittag ließ die Gräfin ihr ſagen, daß ſie und Aurelia allein in ihrem Zimmer ſpeiſen würden, zugleich ſchickte ſie ihr einen ſehr glänzenden Anzug für den Abend. Alles dieſes ſo ganz Ungewohnte vermehrte Gabrielens peinliche Unruhe, ſie begann weit früher, als ſonſt, ſich anzukleiden, und zählte hernach jeden Pendelſchlag ihrer Uhr.

Endlich ſtrahlten die Kronleuchter, Equipagen rollten herbei, und ſchon durchrauſchten die Tritte vieler herannahenden Gäſte Treppe und Vorſaal, ehe Gabriele ſich wirklich entſchließen konnte, den Verſammlungs-Saal zu betreten, und eine immer ſteigende Angſt hemmte jeden ihrer Schritte. Unter lautem Herzklopfen blieb ſie unfern der Thüre ſtehen; wie durch einen dichten Flor zeigte ſich ihr die ganze glänzende Verſammlung, welche längs den Wänden des Zimmers einen weiten Kreis bildete. Alle nahen und entfernteren Verwandten der Gräfin, alle ihre vornehmſten Bekannten waren gegenwärtig, nur Frau von Willnangen fehlte, weil eine plötzliche Unpäßlichkeit Auguſtens ſie zu Hauſe hielt, und weder Erneſto, noch irgend einer der Künſtler und Gelehrten, welche ſonſt das Haus beſuchten, waren zugegen. Am oberſten Ende des Kreiſes ſtand die Gräfin, reich und feſtlich gekleidet, neben ihr Aurelia, im weiß und ſilbernen Kleide, diamantne Sterne im dunkeln, mit Perlen durchflochtnen Haar; ihr großes blaues Auge überſchaute die ganze Geſellſchaft, ſo wie etwa eine Königin ihren Hofſtaat überſieht, ob niemand fehlte, und als ſie Gabrielen an der Thüre gewahrte, winkte ſie ſie zu ſich heran. Uebrigens herrſchte tiefe Stille in der Verſammlung, man konnte das Picken der Uhren hören, ſo regungslos erwartend ſtand alles da. Da trat Ottokar in völliger Hofkleidung aus einem Seitenzimmer in der Nähe der Gräfin herein, zum erſten Mal ſah Gabriele ihn von einem breiten Ordensband umſchlungen, und einen blitzenden Stern auf ſeiner Bruſt. Mit freundlichem Ernſt, etwas bleicher, als ſonſt, näherte er ſich der Gräfin, die ſeine und Aureliens Hand ergreifend, mit würdevollem Anſtande beide einige Schritte vorwärts gegen die Mitte des Kreiſes führte, und Ottokarn als Aureliens verlobten Bräutigam der Geſellſchaft vorſtellte.

Die Gräfin ſchien ſich zu dieſer Feſtlichkeit eine kleine Rede ausgeſonnen zu haben, die ſie, zwiſchen Ottokar und Aurelien ſtehend, mit dem Anſtande der Fürſtin von Meſſina an die Anweſenden richtete. „Der Wunſch ihrer Väter“ ſagte ſie unter andern, „der Wunſch ihrer Väter, wenn gleich nicht ihr unabänderlicher Wille, beſtimmte dieſes Paar ſchon ſeit Aureliens Geburt für einander, doch blieb dieſes, meinem Willen gemäß, beiden ein Geheimniß, bis ich überzeugt ſeyn konnte, daß kein inneres oder äuſſeres Hinderniß ſich ihrer Verbindung entgegenſtellte. Die Gnade des Fürſten hat auch das letzte beſeitigt, indem ſie den Grafen in den Stand ſetzt, ſeiner Braut mit ſeiner Hand auch einen meinen Wünſchen angemeßnen Rang in der Geſellſchaft zu bieten; Ottokar erhielt heute ſeine Ernennung zum Geſandten in Rom, und Aurelia folgt ihm entzückt in das ſchöne Land, zu welchem ſchon längſt ſie, wie jeden Gebildeten, die Sehnſucht zog. Auch ich werde ſie dorthin begleiten, und da Graf Ottokars Beſtimmung die ſchnellſte Ausführung des längſt Vorbereiteten fordert, ſo wird uns leider das ſchöne Feſt des heutigen Tages durch den Schmerz des Abſchiednehmens von ſo werthen Freunden getrübt. Schon morgen verlaſſen wir die Stadt, in wenig Tagen wird das hochzeitliche Band auf meinem Landgute ganz in der Stille geknüpft, und in weniger als einem Monat eilen wir Italien zu, wohin Pflicht, Liebe und Sehnſucht uns rufen. In Jahr und Tag hoffe ich indeſſen Sie alle hier wieder zu ſehen, ich kehre dann mit der feſten Ueberzeugung des Glücks meiner Kinder zurück und hoffe, in Erinnerung und Gegenwart mit meinen Freunden frohe Tage zu verleben. Auch meine Nichte, Gabriele von Aarheim, wird mich begleiten. Ich habe dich von deinem Vater dazu erbeten,“ ſprach ſie, in ihrem natürlichen Ton, ſich plötzlich zu Gabrielen wendend, „du ſollſt auch Italien ſehen, freue dich recht, Kleine, und wünſche deiner Couſine und ihrem Bräutigam Glück,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihr näher zu treten winkte.

Gabriele, welche ſchon früher auf Aureliens erſten Wink ſich genähert hatte, drängte ſich jetzt mit wunderbarem Ungeſtüm durch die Verſammlung, welche ſich in dem Moment auch in Bewegung ſetzte, um Aurelien ebenfalls ihre Glückwünſche zu bringen. Gabriele wankte, als ſie der Tante näher kam; im Begriff zu ſinken, umfaßte ſie unwillkürlich das Knie der Gräfin, um ſich aufrecht zu halten. „Wunderliches Kind, wie ſtürmiſch iſt deine Freude! Hier, hier bringe deinen Glückwunſch an, ſprach lächelnd die Gräfin, indem ſie ſie umarmte und dann zu Aurelien und

Ottokar wendete. „Glück! Glück!“ rief Gabriele, athemlos und wie verwildert, ſie konnte in augenſcheinlicher Bewußtloſigkeit kein anderes Wort hervorbringen, als dieſes eine, das ſie mehrere Male ſchnell wiederholte. Die Gräfin, welche auch in der höchſten Bewegung die feingezogene Linie des hergebracht Schicklichen nie aus den Augen verlor, wurde von dem Aufſehen beunruhigt, welches Gabrielens ſonderbares Benehmen unter den Zunächſtſtehenden ſchon zu erregen begann. Sie ſchob ſie daher mit ſanfter Gewalt der Thüre zu, durch welche Ottokar hereingetreten war. „Dorthin, dorthin,“ flüſterte ſie ihr leiſe ins Ohr, „erhole dich erſt von deiner ausgelaſſenen Freude, und dann kehre wieder.“

Gabriele ging, der Weiſung der Tante gehorſam; ſie ging und ging, einen endloſen Weg, wie es ihr ſchien, die Kronleuchter drehten ſich in einem wunderlichen Tanz um ſie her, die Tapeten und Fußteppiche hoben und ſenkten ſich, ſie ſah alles und erkannte nichts, bis ſie am äußerſten Ende der erleuchteten Reihe von Zimmern in einem nur von einer Dämmerungslampe erhellten Cabinet auf den Divan ſank.

Ueber eine Stunde mochte wohl verfloſſen ſeyn, ſeit Gabriele ſich von der Geſellſchaft entfernte; im freudigen Tumult hatte weiter Niemand an ſie gedacht, ſelbſt die Gräfin nicht, welche jetzt, nachdem die Gratulationen vorüber waren, alle Aufmerkſamkeit darauf verwandte, die Spieltiſche zu Jedermanns Zufriedenheit zu ordnen. Aurelia zog ſich indeſſen mit ihren jüngern Freundinnen in ihr Zimmer zurück, Ottokar's prächtige Brautgeſchenke mit ihnen zu muſtern und zu bewundern, und ſo entſtand für dieſen eine Pauſe in der geſelligen Unterhaltung, die ihm in ſeiner jetzigen Stimmung höchſt willkommen war. Er fühlte dringend das Bedürfniß einiger einſamen, ruhigen Minuten, um ſich ſelbſt wieder zu finden. Jede auffallende Abänderung des Gewohnten, und ſey ſie noch ſo erwünſcht, führt ihre eignen Schauer mit ſich, die uns mit unwillkommner Gewalt ergreifen, oft in Momenten, wo wir es ſogar als Pflicht fühlen, nur Freude äußern zu dürfen. Sogar das höchſte Entzücken unverhofften Wiederſehens geliebter Freunde iſt im erſten Augenblick ein Schmerz, wir müſſen mit jedem Glück erſt Bekanntſchaft machen, ehe wir uns deſſen recht erfreuen können, und wir erſchrecken ſogar vor unſern eignen Wünſchen, wenn ſie plötzlich in Erfüllung treten.

So ging es auch Ottokar. Ihn ſchauerte, als er ſich nun wirklich an dem Wendepunkt ſeines Lebens ſah, den er doch ſeit Monden zu erreichen ſtrebte. Oft hatte er den bitterſten Unmuth empfunden über den langſamen Cabinetsgang, der ſeine Anſtellung verzögerte, und jetzt ſchien ihm alles überraſchend ſchnell gekommen zu ſeyn. Er konnte es ſich nicht verhehlen, daß das leichte, luſtige, freie Schmetterlingsleben durch den heutigen Tag beendet werde. Bande aller Art, ehrenvolle Thätigkeit, ernſte Pflichten im häuslichen Leben erwarteten ihn, tauſend Rückſichten mußten ſeinem bisherigen harmloſen Umherſchweifen jetzt ein Ende machen, die Blüthenzeit ſeines Jugendlebens war dahin, und er vermochte es nicht, ohne Schmerz von ihr zu ſcheiden.

Leiſe hatte er ſich, die hellerleuchteten Säle entlang, neben den eben beſetzten Spieltiſchen durchgeſchlichen, ohne daß jemand es bemerkte, außer der Gräfin, die auch heute, wie immer, ihm Freiheit ließ zu gehen und zu kommen. Er öffnete vorſichtig die Thüre des Cabinets, in welches Gabriele ſich geflüchtet hatte, und fuhr faſt wie vor einer Geiſtererſcheinung zurück, da er ſie beim Schein der ſchwach leuchtenden Alabaſterlampe erblickte, wie ſie ſich bleich und langſam bei ſeinem Eintritt vom Divan erhob und ihm ein paar Schritte entgegen trat.

„Sie ſind es? Sie ſind es wirklich, Ottokar?“ redete ſie ihn an. „Sie ſind es wirklich? ich ſehe Sie noch einmal und kann von Ihnen Abſchied nehmen? ich darf einmal im Leben zu Ihnen noch ſprechen, ehe ich auf immer ſcheide? Nun ſo ward doch ein heißer Wunſch im Leben mir gewährt!“

Ottokar erſchrak vor dem zitternd bewegten Ton ihrer Stimme, vor der heftigen Spannung, in der augenſcheinlich ihr ganzes Weſen ſich befand. Er näherte ſich ihr, indem er beſchwichtigend ihre bebende Hand ergriff und ſie wieder zum Divan zurückführte. „Sie reden vom Scheiden, vom Abſchiednehmen?“ ſprach er, „liebe theure Gabriele, — mit dieſer vertraulichen Benennung darf ich jetzt doch Sie anreden? — liebe, liebe Gabriele, an Scheiden, an Trennen iſt nun gar nicht zu denken. Verſtehen Sie jetzt meine

Worte von geſtern Abend?“ fuhr er fort, indem er recht vertraulich ſich neben ſie ſetzte. „Giebt der heutige Tag mir nicht ein Recht, an allem, was Sie betrifft, innigen, warmen Antheil zu nehmen?“

Gabriele ſchwieg, ihre Hand zitterte noch immer in der ſeinen, ſchwere Tropfen fielen einzeln aus ihren geſenkten Augen.

„Morgen gehen wir zuſammen auf das Land,“ fuhr Ottokar etwas verlegen fort, da es ihm gar nicht gelingen wollte ſie zur Gegenrede zu bringen. „Morgen auf das Land, und wenig Tage ſpäter durch den blühenden Frühling nach Italien. Wie wird dieſe liebliche weiße Roſenknospe in jenem ſchönen Garten hold erblühen!“ ſprach er, indem er ſich zurückbeugte und Gabrielen mit Wohlgefallen betrachtete. „Welche Freude wird es ſeyn, dort in der Heimath der Kunſt alle die Anlagen, die Talente ſich bis zur Vollkommenheit entfalten zu ſehen, die Ihre zu große Beſcheidenheit uns jetzt kaum errathen läßt. Wird es mir dort vielleicht gelingen, Ihr Zutrauen zu erwerben? Ich ahne ſchon lange, daß Sie nicht glücklich ſind, liebe Gabriele,“ ſprach er, ihre Hand feſter faſſend, „oft wenn Sie, von mir ſich unbemerkt glaubend, am Tiſch mir gegenüber ſaßen, ſah ich den Schmerz auf Ihren Lippen beben. Ich weiß es wohl, Ihnen fehlt das höchſte Glück der Jugend, eine liebende Mutter, Geſchwiſter. Nehmen Sie mich, liebe Gabriele, nehmen Sie mich zu Ihrem Bruder an, jetzt, da ohnehin Verwandtſchaftsbande uns vereinen werden; geben Sie mir ein Recht, mit liebender Sorgfalt um Sie geſchäftig zu walten. In dem fremden Lande, wohin wir gehen, ſo ſchön es iſt, werden wir doch unter uns unbekannten Menſchen, die vielleicht gar nicht zu uns paſſen, allein zuſammen ſtehen; aber wir werden uns dafür auch deſto feſter an einander ſchließen und einander um ſo näher angehören, je iſolirter wir ſind. Darum adoptiren Sie mich zum Bruder, ehe die Noth Sie dazu treibt, gewiß, ich will ein recht guter Bruder ſeyn," ſetzte er faſt ſcherzend hinzu.

Er ſchwieg, ihre Antwort erwartend, während ſie ſichtbar nach Faſſung, nach Athem rang; plötzlich richtete ſie ſich auf und legte auch ihre zweite Hand auf die ſeinige. Er blickte verwundert, voll Erwartung ſie an.

„Ich danke Ihnen, Ottokar,“ ſprach ſie, „ich danke Ihnen herzlich; Sie wollen ein krankes Kind mit erfreulichen Bildern zur Ruhe einlullen, aber ich bin nicht krank, ich bin auch kein Kind, ich darf es ja nicht ſeyn, von jetzt an nicht mehr. Ach wäre ich es, und läge tief gebettet bei meiner Mutter!“ rief ſie ſchmerzlich, ermannte ſich aber gleich wieder. „Sie zeigen mir eine entzückend ſchöne Ausſicht in die Zukunft, Ottokar,“ fuhr ſie fort. „Noch geſtern hätte der Gedanke an die Möglichkeit derſelben mir ein Traum vom Himmel gedünkt, aber in dieſer Stunde fühle ich, daß ich ſelbſt mir dieſen Himmel verſchließen muß. Ottokar, ich nehme hier an dieſer Stelle, in dieſer Stunde Abſchied von Ihnen, ich kann nicht mit Ihnen gehen. Fragen Sie mich nicht: warum?“ ſetzte ſie mit bittender Stimme hinzu, „fragen Sie mich nicht: warum? Es iſt mir ſelbſt nicht deutlich, ich vermag nicht, es in klaren Worten vor mir ſelbſt auszuſprechen, aber eine Stimme in meinem Herzen ruft laut, daß wir uns hier trennen müſſen, und ich darf ihr nicht widerſtreben. Ich danke Gott, daß mir vor dem Scheiden der Augenblick wird, nach dem ich Monden lang mich ſehne, und auch Muth und Faſſung ihn feſtzuhalten. So ſcheide ich doch nicht von Ihnen als eine ganz Unbekannte, ſo nehme ich doch das Bewußtſeyn Ihrer Theilnahme an meinem Daſeyn mit mir. Sie werden in dem ſchönen Lande, wohin Sie ziehen, der armen Gabriele nicht vergeſſen, die hier immer Ihrer gedenken wird, auch wenn mächtige Gewäſſer und himmelhohe Alpen zwiſchen uns liegen.“

In immer ſteigender Bewegung hörte und ſah ſie Ottokar, ſo lange ſie ſprach, immer feſter hielt er ihre Hand, immer näher ſuchte ſein Auge das ihre, während die zarte Geſtalt, im Schmerz des Scheidens aufgelöſt, das müde Haupt an ſeine Bruſt lehnte, und mit der argloſen Sicherheit eines Kindes verſtummend, neben ihm ſaß. Ihm war, als ſchwände vor ſeinen Augen ein dichter Nebel, der ihn bis jetzt verhindert hatte, ein Juwel, nach welchem er lange überall vergebens ſuchte, dicht neben ſich glänzen zu ſehen. „Wie war es möglich,“ rief er endlich, „daß Sie ſo lange faſt unbemerkt neben mir ſtanden? Ja, ich ahnete Ihren höhern Werth, wann ich Sie ſo jung, ſo allein, ſo ſchweigend, mitten im Wirrwarr der ungeſelligſten Geſelligkeit ſtehen ſah; welche unſelige Verblendung, welche eitle Verknüpfung unbedeutender Zufälligkeiten hielt mich ab, Sie näher kennen zu lernen! und ſollen wir jetzt, da wir uns eben fanden, den herben Schmerz des Scheidens muthwillig auf uns laden, mit dem das Geſchick uns dennoch freundlich verſchont? Nein, Gabriele, Sie irren, es muß nicht ſeyn, wir dürfen uns nicht trennen. Ich bin Ihr Bruder, Sie ſelbſt mir die geliebteſte Schweſter, denn Sie können mich nicht verſchmähen, und auch Aurelia wird in dem fremden Lande der Gegenwart einer liebenden Freundin aus der Heimath doppelt bedürfen.

„Aurelia!“ rief beinahe ſchreiend Gabriele, und verhüllte einen Augenblick ihr Geſicht. Dann hob ſie gefaßter die ſchönen, durch Thränen lächelnden Augen zu Ottokar auf.

„Nach dieſer Stunde darf nichts Halbes in unſerm Verhältniß mehr bleiben,“ ſprach ſie, „ganz verhüllt oder ganz erkannt muß ich von Ihnen ſcheiden. So bringe ich denn mein Herz Ihnen offen dar und fürchte kein Mißverſtehen. Seit ich zuerſt Sie ſah, Ottokar, ſind Sie ein Theil meines Daſeyns, Ihr Glück iſt das meine! Sie legen jetzt Ihr Geſchick in Aurelien's Hände — du liebſt Aurelien — o liebe ſie recht innig, recht treu — treue, innige Liebe, alles, ſich ſelbſt ſogar, opfernde Liebe, bringt uns den Himmel, wenn auch das Herz darüber bricht. — Auch Aurelia liebt Sie," fuhr Gabriele nach einer kurzen Pauſe fort. „Sie liebt Sie, aber jeder Einzelne hat wohl ſeine eigne Liebe, ihre Weiſe iſt nicht die meine, ich würde nie ſie verſtehen, ſo wenig wie ſie mich jemals verſtand. Darum muß ich fort, ich würde in ewiger unendlicher Sorge um dich in deiner Nähe vergehen, ich würde dich mit mir herabziehn zu meinen ängſtlichen Zweifeln. Ach! ſchon jetzt ſuche ich vergebens Worte, um auszuſprechen, was doch ſo klar vor meiner Seele ſteht, meine Reden verwirren ſich unwillkürlich, ſo würde ich auch in euer Leben nur Verworrenheit bringen. Darum muß ich zurück in meine Einſamkeit, meine Nähe wäre euch nur unheilbringend. Ich bedarf Ihrer Gegenwart nicht zu meinem Glücke, Ottokar, Sie ſind doch immer mit mir, und dieſe an Thränen und Freuden ſo reiche Stunde bleibt ewig der hellſchimmernde Lichtpunkt meines Lebens, er kann nie verlöſchen.“

„O Gabriele!“ rief Ottokar, mit leuchtenden Augen und tiefbewegter Stimme, „Gabriele! warum ſchlug dieſe Stunde uns nicht früher! wie anders könnte alles ſeyn!“ — „Sprich dieſen Gedanken nicht aus, hüte dich, ihn nur auszudenken, rein und treu mußt du bleiben, wenn ich nicht im Schmerz um dich vergehen ſoll,“ unterbrach ihn Gabriele, in heftiger Bewegung.

„Ich bleibe rein, ich bleibe treu,“ erwiederte Ottokar, „aber noch bin ich nicht gebunden, noch hat die Kirche nicht“ — „Ottokar! Ottokar! ich flehe zu dir!“ rief Gabriele, in höchſter Angſt, mit gefaltenen Händen, indem ſie vom Divan hinabgleitend faſt zu ſeinen Füßen hinſank.

Ottokar faßte ſie ſchnell in ſeinen Armen auf; beide ſaßen einige Minuten ſprachlos mit hochpochenden Herzen, Hand in Hand neben einander. „So laß uns wenigſtens in dieſer entſcheidenden Stunde unſers Lebens nichts übereilen,“ ſprach er endlich mit mühſam errungener Faſſung, „höre auch mich an, und dann entſcheide du ſelbſt, ich lege willenlos mein Geſchick in deine Hände, du kannſt kein Unrecht wollen, du reiner Engel des Himmels. Liebe war der ſüße Traum meiner Jugend, ich trat früh in die Welt, ich ſuchte ſie, ich fand ſie nicht, und ſo gab ich ihn als unerreichbar auf, den ſchönen Traum, und bereitete mich, mit freiem Herzen bei der Wahl einer Gemahlin dem Wunſche meines Vaters zu folgen. Fern vom Geräuſch der Welt, lebt er in tiefer Einſamkeit. Mit der ſtarren Anhänglichkeit des Alters, klammert er ſich an die Vergangenheit, die er ſo gern wieder zurückbrächte, und der Gedanke, mich mit der Tochter ſeines Jugendfreundes verbunden zu ſehen, war immer der einzige Plan für die Zukunft, den er faſſen mochte. Doch liebt er mich zu ſehr, um das Opfer meiner Ruhe zu fordern. Sehen ſollte ich ſie, Monden lang in ihrer Nähe leben, ehe ich mich erklärte, nur eigenes Wollen ſollte mich binden, darum ſandte er mich hierher. Ich ſah ſie, Gabriele! wen ſollte dieſe hohe Schönheit nicht blenden? dieſer heitre, immer ſpielende Geiſt, dieſes Talent für alles, was das Leben verſchönt? Ich glaubte, ſie zu lieben, ja ich liebte ſie wirklich, wenn unausſprechliches Wohlgefallen an einem reizenden Weſen Liebe genannt werden kann. Wenn mich, wie oft geſchah, etwas Befremdendes in ihrem Benehmen auf Augenblicke von ihr zurückſcheuchte, wenn ein Ahnen, ein Sehnen höhern Empfindens mich beſchlich, ſo gedachte ich meines guten alten Vaters und entfernte alles, was mir die Erfüllung ſeines Wunſches hätte erſchweren können. So lebte ich Monate neben dem reizenden Mädchen. War auch ſie vom Wunſch unſrer Väter unterrichtet? beobachtete auch ſie mich im Stillen? ich wußte es nicht, auch galt es gleich. In jedem Fall war ſie zu ſtolz, mich täuſchen zu wollen, ſie zeigte ſich mir immer, wie ſie iſt, und achtete es nicht, wenn ſie es auch bemerkte, daß ſie mir deshalb nicht in jeder Stunde gleich liebenswerth erſchien. Vor einigen Wochen brachte mein Vater, — ach! auf mein Bitten, — das frühere Verſprechen ihres Gatten bei der Gräfin Roſenberg wieder in Anregung. Sie weigerte ſich nicht, es zu erneuern, doch unter der Bedingung, daß ich nur dann gegen Aurelien mich erklären dürfe, wenn ich ihr zugleich den Rang, den Glanz bieten könne, der ihren Vorzügen gebühre. Bis dahin achtete die Gräfin weder ihre Tochter noch mich durch dieſes Verſprechen gebunden und verhehlte es auch nicht, daß mehrere Männer ſich um die Hand derſelben bewürben. Jetzt, Gabriele, jetzt da ich die Gefahr ſah, Aurelien zu verlieren, jetzt erſt fühlte ich mich mächtig zu ihr gezogen. Denn Eiferſucht gleicht der Liebe, obgleich jene nicht immer dieſe begleitet, ſie iſt gar oft nur das Kind gekränkter Eitelkeit. Die von den ausgezeichnetſten Männern gefeierte Aurelia konnte mein werden, wenn ich ſie zu feſſeln verſtand; dies bannte mich an jeden ihrer Schritte, während ihr Leichtſinn, ihre auch mich nicht ſchonende Spottluſt mich auf die Folter ſpannten. Endlich vor einigen Tagen kam mit der Gewißheit meiner Ernennung zu der Geſandten-Stelle auch der Tag meiner Erklärung gegen Aurelien. Kalt, gemüthlos, ſpottend beinahe, gab ſie mir das Verſprechen, die meine zu werden, und alle Luſt am Leben ſchwand mir in der Minute dahin. Ich fühlte mit Bewußtſeyn, daß dieſes kalte, über alles lachende, mit allem ſeinen Spott treibende Weſen nie lieben kann. Sie wird mir treu ſeyn, ſie wird mich vielleicht freundlich behandeln, ich will es glauben; aber mehr darf ich nie von ihr hoffen, und alle die ſchönen Ahnungen häuslichen Glücks, denen ich doch nie ganz hoffnungslos entſagen konnte, ſinken mir an ihrer Seite in das Reich der Unmöglichkeit. Mir zum Troſte ſuchte ich mich zu bereden, daß, was ich wünſche, zu ſchön für dieſes Werkeltagsleben, nur in andern Welten heimiſch ſey. Ich war gefaßt, eine gewöhnliche Konvenienz-Heirath einzugehen, und weder mehr noch minder glücklich zu ſeyn, als alle die Tauſende um mich her, und nun, in der letzten Minute, da ich mit halber Freiheit noch athme, kommſt du wie eine himmliſche Erſcheinung, du wunderbares Weſen, und zeigſt mir ein Glück, das mir Verblendeten bis heute noch erreichbar war. Und wäre es denn wirklich zu ſpät? nein! mein guter Engel ſandte dich, ich habe dich gefunden, ich gehöre zu dir, und bin noch nicht ganz gefeſſelt. Gabriele, ſprich nicht zu raſch unſer Urtheil! ein Wink von dir, und meine Feſſeln reißen, und" —

„Ottokar! Ottokar!" rief Gabriele erbleichend und trat einige Schritte von ihm zurück — gefaßter näherte ſie ſich indeſſen ihm bald wieder, „Wie du mich erſchreckſt!" ſprach ſie, „wie du mich erſchreckſt mit einer mir ſo fremden Anſicht unſerer Zukunft, daß ich es nicht faſſe, wie ſie dir kommen konnte, dir, deſſen Gedanken ich ſonſt ſtets lange vorher wußte, ehe du ſie ausſprachſt. Auch iſt das, was du ſagteſt, nicht die wahre Meinung deines Herzens," fuhr ſie fort, „du kannſt nicht wortbrüchig werden, weil kein Schwur dich bindet, du kannſt deinem guten Vater nicht die nahe Erfüllung ſeines letzten Wunſches vorſpiegeln und dann grauſam ihn täuſchen, du kannſt nicht meiner Tante mit der Schmach ihrer Tochter heimtückiſch dafür lohnen, daß ſie ihr Haus zu dem deinen machte und dir vertraute. Ottokar, ich brauche nicht zu entſcheiden, du ſelbſt haſt entſchieden in der rechten Tiefe deines Gemüths, du weißt es wohl, was geſchehen muß," ſetzte ſie mit ſanftem Weinen hinzu.

„Aber iſt es denn wirklich ſo? müſſen wir ſcheiden auf ewig? und du, du Arme, was wird aus dir in den Wüſten des Lebens?" rief Ottokar. „Ich bin beglückt," ſprach Gabriele, kraftlos auf den Divan hinſinkend, „laß mir nur die Hoffnung, daß du ſtreben willſt, mit Aurelien glücklich zu ſeyn." „Ich will es, Gabriele! ich will alles, was du willſt. Guter Gott! wie ſoll ich es aber anfangen, dich zu vergeſſen?“ erwiederte Ottokar. „Vergiß mich nicht!“ bat Gabriele, „laß mich mit dir leben, wie du ewig mit mir leben wirſt, vielleicht ſehen wir einſt uns hier noch wieder, nach langen, langen Jahren, dort finden wir uns gewiß; dorthin wende den Blick,“ ſprach ſie mit aufgehobenen Händen, und ſank ſogleich wieder zurück.

„Und kein Andenken dieſer Stunde gewährſt du mir?“ ſprach Ottokar. „Du haſt meine Zeichnung von Schloß Aarheim, betrachte die alten düſtern Mauern, in denen ich von nun an leben werde, denke, daß dein Bild ſie mir erhellt, und nun lebe wohl, meine Kräfte reichen nicht weiter,“ ſprach Gabriele mit erlöſchender Stimme.

Ottokar kniete vor ihr hin, mit heißen Thränen netzte er die Hände der jetzt beinahe ganz Bewußtloſen, als eine Tapetenthüre ſich öffnete. Erſchrocken fuhr er auf, es war Annette. Von einer unerklärlichen Angſt getrieben, hatte ſie das ganze Haus durchſtreift, um ihre junge Gebieterin zu ſuchen, nachdem ſie vergeblich ſich in der Geſellſchaft nach ihr umgeſehen hatte. Angſt leitete ihre Schritte, auch in das an die Geſellſchaftsſäle anſtoßende Kabinet, und der Zuſtand, in welchem ſie ihre geliebte Herrin dort fand, erſchreckte ſie ſo ſehr, daß ſie kaum Ottokar's Gegenwart, noch weniger die an Verzweiflung grenzende Bewegung bemerkte, in welcher er ſogleich nach ihrem Eintritt das Kabinet verließ. Es gelang ihm, auf der bis jetzt ihm unbekannt gebliebenen verborgenen Treppe, welche Annetten herbeigeführt hatte, ſein Zimmer zu erreichen, ohne daß ihn jemand bemerkte. Eben erhaltene Briefe von höchſter Wichtigkeit mußten für dieſen Abend ſein Nichtwiedererſcheinen bei der Geſellſchaft entſchuldigen, während Gabriele, ſanft und ſchweigend, ſich von Annetten in ihr Zimmer führen ließ. Der ſtarre Blick, das wunderliche Lächeln, das ununterbrochene Schweigen Gabrielen's trieben die arme Annette, unerachtet der dunkeln Nacht, auf die Straße hinaus, um Frau von Willnangen zu Hülfe zu rufen, denn im Hauſe war alles zu beſchäftigt, um auf ihr Bitten zu hören, und glücklicher Weiſe Auguſten's Uebelbefinden zu unbedeutend, als daß es Gabrielen's mütterliche Freundin hätte abhalten ſollen, dem Kinde ihres Herzens zu Hülfe zu eilen.

Schon am zweiten Tage nach dieſen Ereigniſſen war alles Leben aus dem ſonſt ſo geräuſchvollen Hauſe der Gräfin Roſenberg gewichen. Nur in Gabrielen's Zimmer waltete und flüſterte bange Sorge am Bette der zum Tode Erkrankten. Durch die übrigen verödeten Gemächer ſchlichen nur noch ein Paar halb invalider Diener, um die Vorhänge an den Fenſtern herabzulaſſen und das koſtbare Hausgeräthe gegen den Staub ſorgfältig zu bewahren. Bald war auch dieſes gethan, und die ehemals glänzende Wohnung gewann nach und nach ganz das Anſehen jener verlaßnen Schlöſſer, die man auf Reiſen ſo oft beſehen muß, die wie verzauberte Palläſte in einem Feenmährchen daſtehen, und einen unbeſchreiblich traurigen Eindruck machen, weil ſie mit allem verſehen ſind, deſſen das üppigſte Leben nur bedarf, ohne daß eine fröhliche lebende Seele zwiſchen den reichgeſchmückten Wänden athmet.

Kaum hatte die Gräfin am Morgen der Verlobung ihrer Tochter die Nachricht von Gabrielen's plötzlichem Erkranken vernommen, ſo ahnete ſie mit der ihr in ſolchen Fällen gewöhnlichen Lebhaftigkeit ein bösartiges Nervenfieber in dieſer Krankheit. Der Arzt wagte es nicht, ſogleich für oder wider ihre Muthmaßung zu entſcheiden, Frau von Willnangen hingegen wünſchte, die Pflege ihrer jungen Freundin ganz ungehindert übernehmen zu können, und bemühte ſich daher nicht ſonderlich, der Gräfin die Furcht vor einer möglichen Gefahr der Anſteckung auszureden. Halb todt vor Angſt, konnte dieſe von dem Momente an keinen andern Gedanken faſſen, als wie die Stunde ihrer Abreiſe auf das Land möglichſt zu beſchleunigen wäre. Alles dazu Nöthige war ohnehin ſchon lange vorbereitet, und es gelang ihr deshalb ohne zu große Anſtrengung, ſich noch im Laufe des Vormittags, begleitet von Ottokar, Aurelien, und Eugenien, auf dem Wege nach ihrem Landgute Roſenhain zu ſehen.

Frauen, wie die Gräfin, pflegen aus angebornem Inſtinkt genau zu wiſſen, was ſie zu verhehlen, was ſie bekannt zu machen haben. Dieſes Gefühl leitete ſie daher auch dieſes Mal ganz richtig, indem es ſie beſtimmte, der Krankheit ihrer Nichte gegen Ottokar nicht zu erwähnen. Nichts in der Welt hätte dieſen dazu bringen können, ſeine Braut und ihre Mutter zu begleiten, wenn er nur eine Ahnung von der Todesgefahr gehabt hätte, in welcher die ihm eben ſo ſchnell Verlorene als Gefundene im Augenblick ſeiner Abreiſe ſchwebte. Indem er ſeinen Reiſewagen beſtieg, dachte er nur an ſie und die unausweichbare Trennung von ihr. Selbſt in dem Unwahrſcheinlichen des Vorwandes, mit welchem die Gräfin das Zuhauſebleiben ihrer Nichte gegen ihn zu beſchönigen ſuchte, wähnte er Gabrielen ſelbſt zu erkennen. In der ungeſchickten Art, mit welcher man ihn täuſchen wollte, ſah er nur ihre reine, jeder Unwahrheit widerſtrebende Natur, er ergab ſich und ſchien alles zu glauben, was man ihn glauben machen wollte, weil er dadurch ihrem Willen gemäß zu handeln ſich bewußt war.

Aurelia würde vielleicht gar nicht nach Gabrielen gefragt haben, wenn ſie nicht zu ihrer großen Freude bemerkt hätte, daß ein Windſpiel, welches ſie ſeit zwei Tagen leidenſchaftlich liebte, weit bequemern Platz auf dem Rückſitz des Wagens fand, als ſie gehofft hatte. Mit halbem Ohr hörte ſie auf die Urſachen, die wegen Gabrielen's Zurückbleiben angegeben wurden, und hatte dieſe, wie ihre Couſine ſelbſt, längſt vergeſſen, ehe ſie noch über die Vorſtadt hinaus war.

Mehrere lange Tage und längere Nächte lag Gabriele ruhig da, im dumpfen bewußtloſen Schlummer, wenn nicht fieberhafte Träume ihre innere Welt aufregten und mit verworrenen wechſelnden Bildern vor ihrem Geiſte ſpielten. Frau von Willnangen hatte dieſe ganze Zeit über an dem Bette der geliebten Kranken in banger Beſorgniß gewacht und gebetet; nur wenn die höchſte Erſchöpfung aller ihrer Kräfte es gebot, wagte ſie es, ſich einem kurzen unruhigen Schlummer zu überlaſſen. Auguſte und die treue Annette traten dann mit verdoppelter Sorgfalt an ihren Platz vor dem Krankenbette, von welchem ſie ohnehin faſt nie ſich entfernten.

Dankbar, wenn gleich tiefbetrübt, erkannte es Frau von Willnangen, als eine beſonders gütige Fügung der ewigen Vorſicht, daß lauter freundliche Geſtalten das kranke Haupt der oft ſanft Lächelnden umſchwebten, daß keine Schreckensträume dem Sterbekiſſen ihrer geliebten Gabriele nahen durften, und die vielleicht nicht entfernte Stunde ihres Scheidens mild und ruhig, wie ihr ganzes übriges Leben, vorüber zu gehen versprach. Sie belauſchte mit der angeſpannteſten Aufmerkſamkeit alle Bilder, welche der Kranken exaltirte Phantaſie dieſer vorüberführte, ſie horchte auf jedes verſtändliche Wort von den in wilder Fieberhitze glühenden Lippen. Bald führte Gabriele innige vertraute Geſpräche mit der ihr nun zum Schutzgeiſt gewordenen verklärten Mutter, bald dünkte es ihr, als ſey ſie wieder ein fröhliches Kind im Schloß Aarheim, ſpiele mit freundlichen Engeln in ihrem eignen Gärtchen, unter hohen wunderſchönen Blumen. Oft ſagte ſie ganze Stellen aus Schillers Wallenſtein her, beſonders aus der Abſchieds-Scene zwiſchen Max und Thekla. Dann ſah ſie Ottokar, wie von einer langen Reiſe heimkehrend, und nannte ihn Max und eilte ihm freudig entgegen.

Unter dieſen Zuſtänden war endlich die bange, über Tod und Leben entſcheidende Nacht herangekommen. Ernſt und ſchweigend ſaß der Arzt am Haupte des Bettes, auf welchem Gabriele glühend, in ſchwerem Schlummer und völlig bewußtlos lag. Neben ihm horchte Frau von Willnangen auf jeden Athemzug der Kranken, und erbleichte vor Entſetzen, wenn die Pulſe ſchneller auf einander folgten, oder zuweilen gänzlich auszubleiben ſchienen. Die arme Annette lag auf dem Fußboden neben dem Bette, und betete in höchſter Angſt ganz leiſe vor ſich hin; ſie war feſt überzeugt, daß auch ſie mit ihrem Fräulein aus Jammer über daſſelbe ſterben müſſe. Erneſto und Auguſte ſaßen ſchweigend neben einander auf dem Sopha, ſie zählten jede Sekunde an dem Picken der Uhr, und wagten es nicht, einander anzublicken, um nicht eines in des andern Geſicht die ſtarren Züge innrer ſteigender Hoffnungsloſigkeit zu gewahren.

Jetzt ſchlug die erſte Stunde nach Mitternacht. Der Arzt beugte ſich mit forſchendem Blick über Gabrielen hin, weil er einer faſt unmerklichen Aenderung in ihrem Athmen gewahr ward. Annette richtete ſich im nämlichen Moment auf ihren Knieen von der Erde auf, und blickte ſtarr nach dem Fenſter. „Dort fliegt er hin, dort fliegt er hin,“ flüſterte ſie ſo innerlich leiſe, daß ſie kaum die Lippen dabei regte, und zupfte Frau von Willnangen am Kleide, und zeigte dabei auf das Fenſter. „Sie iſt gerettet,“ ſprach ſie darauf in faſt unhörbarem Tone zu ihr, die im bängſten Erwarten kaum noch athmete. „Sehen Sie dort?“ ſetzte ſie hinzu, immer auf das Fenſter zeigend, „dort hoch über dem Thurme? den kleinen weißen Wolken am Monde vorüber? Ach Gott, dort ſenkt er ſich wieder!“ rief ſie einen Augenblick ſpäter und verhüllte ſchluchzend ihr Geſicht.

Eine bange ängſtliche Stille herrſchte jetzt um Gabrielen, man hörte das Summen der Fliegen im Nebenzimmer, den Schwung der Flügel eines Nachtſchmetterlings, der um die Lampe flatterte. Da ſchlug Gabriele plötzlich groß und hell die Augen auf. „Sind Sie ſchon ſo früh da, liebe mütterliche Frau?“ ſprach ſie zur Frau von Willnangen, die ſie zum erſten Mal, ſeit ſie krank ward, wieder erkannte. „Ich habe wohl lange geſchlafen, und bin doch noch müde,“ ſetzte ſie hinzu. Ein mattes Lächeln glitt über ihr Geſicht, von neuem ſchlief ſie ein, aber die krampfhafte

Anſpannung in ihren Zügen, die Fieberröthe auf ihren Wangen waren verſchwunden; ſie lag bleich und ſchön, gleich einem Marmorbilde jetzt da, und athmete zwar matt, aber ruhig. Noch ehe die Sonne aufging, wagte es der Arzt, für die Erhaltung ihres Lebens zu bürgen, wenn man ſeinen Vorſchriften pünktlich Folge zu leiſten verſpräche.

Ein Arzt, der ſolch ein Wort mit feſter Zuverſicht ausſprechen darf, wenn von der Rettung eines heiß geliebten Weſens die Rede iſt, ſteht in dem Momente wie ein göttergleiches Weſen vor uns da. Auch bedarf es wohl ſolcher Augenblicke, um ihn für die vielen bittern Stunden zu tröſten, in welchen er die Ohnmacht alles menſchlichen Wiſſens anerkennen muß, und die dennoch von ſeinem wohlthätigen hohen Beruf ſich nicht trennen laſſen. Erneſto und Frau von Willnangen, Auguſte und Annette, Alle drängten ſich im freudigſten Tumult um den Retter Gabrielen's, Alle wußten ihrem Dank, ihrem Entzücken keine Worte zu geben. Es war, als habe er jedem von ihnen neues Leben geſchenkt, indem er jene tröſtenden Worte ausſprach: „Ihr unausſprechliches

Glück kennt nur, wer in einem einzigen entzückenden Momente den unausweichlich geglaubten Verluſt eines über alles geliebten Weſens von ſich abgewendet ſah.“ „Ach! wenn ich nur dies eine Mal nicht träume,“ rief zwiſchendurch Annette; „aber es iſt doch gewiß wahr, ich ſah ihn fortfliegen, gewiß ich ſah es,“ ſetzte ſie dann ganz leiſe vor ſich hinzu, gleichſam um ſich ſelbſt zu beruhigen. „Was ſahſt du denn fortfliegen, Annettchen?“ fragte Erneſto, aber ſie erwiederte ihm, „daß es in dieſer Stunde noch nicht gut ſey, davon zu ſprechen. Er iſt noch nicht weit,“ ſetzte ſie, betrübt und vorſichtig um ſich her blickend, hinzu, „ich ſah ihn auf das Haus der Frau von Felsberg ſich ſenken, deren Kinder ſo krank ſind.“ Und damit nahm ſie wieder ihren Platz auf der Erde neben dem Bette ein, legte das Geſicht auf Gabrielen's Decke, und wandte kein Auge mehr von ihr ab.

Viele Tage vergingen, ehe Gabriele ihren Freunden anders, als mit unausſprechlich freundlichen Blicken, ihre liebevolle Pflege verdanken konnte, Wochen ſchwanden hin, ehe ſie es vermochte, ſich nur wenige Stunden außer dem Bette zu halten.

In den Armen der Liebe von einer ſchweren Krankheit zu geneſen, iſt eine unbeſchreiblich rührende, heilige Freude, die für alle erlittenen Schmerzen reichlich Entſchädigung beut. Das Gefühl des neu erwachenden Lebens verſchönt alle Gegenwart, und jeder alte Schmerz wird wenigſtens für's erſte zurückgeſchoben, daß wir nicht gleich ſeiner gedenken. Wir ſelbſt ſind liebender, als im gewöhnlichen Gange des Lebens, und auch von unſern Freunden mehr geliebt. Die nahe Gefahr des Verluſtes, der furchtbare Gedanke des Scheidens für das ganze irdiſche Daſeyn hat uns ihnen theurer gemacht; ihnen iſt zu Muthe, als hätten ſie zuvor unſern Werth nicht genugſam anerkannt, als hätten ſie deshalb ein Unrecht gegen uns gut zu machen, und müßten ſich dankbar dafür erweiſen, daß wir noch länger unter ihnen weilen wollen. Wir hingegen, mit Sinnen, in der Einſamkeit des Krankenzimmers neugeſtärkt, wir wiſſen nicht, wie wir genugſam ihrer großen Liebe uns erkenntlich beweiſen ſollen, und jeder kleine Dienſt, den ſie in unſrer Schwäche uns leiſten, hat, als Zeuge ihrer treuſten Anhänglichkeit, für uns unſchätzbaren Werth.

Und ſo war es auch mit Gabrielen. Sie fühlte ſich durch die liebevolle Pflege ihrer Freunde höchſt beglückt, und die Ereigniſſe, welche ſie auf das Krankenlager geworfen hatten, waren in der erſten Zeit ihres Geneſens faſt ſpurlos aus ihrem Gemüthe verlöſcht. Nur mit der allmählichen Erneuerung ihrer Kräfte regte ſich eben ſo allmählich der alte Schmerz wieder auf, und verflocht ſich in den Gang ihres Lebens, je mehr ſich dieſes der Außenwelt wieder zuwendete.

Allmählich war es jetzt völlig Frühling geworden. Draußen im Garten ſchwärmten die Vögelchen ſchon gar luſtig, zwiſchen röthlichen Blüthen ihren kleinen Haushalt beſchickend, und die Sonne ſchien warm und lockend durch die immer blühenden Roſen auf Gabrielen's Fenſter. Auch Ottokar's Pflanzen trieben wieder Knospen, und Gabriele ſtand oft vor ihnen, verſunken in ſtilles Nachdenken, aus welchem nur die angeſtrengteſten Bemühungen ihrer Freunde ſie zu ziehen vermochten.

Eines Morgens hatte ſie bis zur Erſchöpfung ihrer wenigen Kräfte bei ihnen verweilt, und ſank darauf in den tiefen Schlummer der Ermattung. Erneſto mit Auguſten, welche eben zugegen waren, zogen ſich in das Nebenzimmer zurück, um ſie nicht durch ihre Gegenwart im Schlafe zu ſtören. Auch Annette mußte mit, denn das treue Kind war durch ihre große Liebe zu Gabrielen Allen werth geworden, und wurde mehr wie ein zur Familie gehörendes Mitglied derſelben, als wie eine um Lohn dienende Kammerjungfer betrachtet.

„Jetzt iſt es heller lichter Tag, und für dein Fräulein iſt Gottlob alle Gefahr verſchwunden,“ fing Erneſto jetzt an, „jetzt ſage uns, liebe Annette! was ſahſt du fliegen in jener ängſtlichen und frohen Nacht, die wir mit dem Arzte durchwachten?“ Feuerroth warf Annette einen ängſtlichen Blick auf das Fenſter und flüſterte dann ſchnell und leiſe: „Wen anders als den Todesengel?“

„Den Todesengel?“ erwiederte Erneſto lächelnd; „den ſahſt du fliegen? und wie ſah er denn aus, dieſer Schreckensengel?“

„Ach ſchrecklich genug,“ antwortete Annette, „mir grauſt es noch, wenn ich daran denke, wie er ausſah, und doch war er ſo ſehr ſchön, wie ich noch nichts geſehen habe, kein Menſch auf Erden kann ſo ausſehen. Er iſt kein Kind, wie die andern Engel, die in der Kirche und in der gnädigen Gräfin ihrem Zimmer abgemalt ſind. Er ſah aus, wie eine ſehr ſchöne Frau, die pechſchwarzen Locken hingen ihm zu beiden Seiten des todtenbleichen Geſichts lang herab. Dabei ſah er recht gräßlich, recht grauſam ernſthaft aus und über alle Maßen traurig und herzlich betrübt, und doch war es auch, als ob er mitleidig wäre und ſich recht gerne tröſtlich bezeugen wolle. So flog er mit den breiten dunkeln Flügeln über das Bett meines Fräuleins, bald in weiten Kreiſen rings darum her, bald zwiſchen den Vorhängen unter dem Betthimmel durch. Ich wollte immer die Vorhänge zuziehen, aber dann dachte ich, er kömmt doch wohl hindurch und ich ſähe nicht, wie er ſie zu Tode küſſe, denn im Kuſſe hätte er ihre Seele genommen, das weiß ich gewiß.“

„Liebe Annette! mir ſchaudert jetzt am hellen Tage bei deiner Erzählung, unmöglich kannſt du das geſehen haben, du mußteſt ja vor Angſt und Schrecken bei dem Anblicke von Sinnen kommen,“ wandte Auguſte ein.

„Ich wäre auch gewiß dabei von Sinnen gekommen,“ erwiederte Annette, „wenn nicht die weit größre Angſt um mein Fräulein mich aufrecht erhalten hätte. Er flog ihr immer näher und näher, zuletzt ſchwebte er ſo dicht über ſie hin, daß ich jeden Augenblick dachte: jetzt wird er ſie küſſen und dann iſt ſie todt. Ich lag auf der Erde neben ihr, und rückte recht mit Bedacht mein Geſicht dicht neben ihr Geſicht und dachte immer daran, wie ich es ſo machen könne, daß er mich an der Stelle meines Fräuleins küſſen ſolle, oder doch wenigſtens mit ihr zugleich. Herr Gott! ich begreife gar nicht, wie Sie alle ihn nur nicht geſehen haben, wie Sie alle nur nicht das ängſtliche Schwirren in der Luft hörten, wenn er ſo über meinem armen Fräulein hin und her flog."

„Und wo blieb er denn zuletzt, wo flog er hin?" fragte Erneſto. „Er flog durch das Fenſter hinaus," war die Antwort, „wie er durch die Scheiben kam, kann ich nicht beſchreiben, er drang hindurch wie der Mondſchein und ſchwebte noch lange von außen um die Fenſter her. Endlich, Gottlob! endlich flog er ganz fort! Hoch durch die Luft, dicht neben dem Monde hin, ich ſah es recht deutlich, wie die dunkeln Flügel durch die weißen Wolken neben dem Monde, wie durch einen Silberflor hindurch ſchimmerten. Auf einmal ſenkte er ſich nieder; mir ſtand das Herz ſtill vor Angſt, aber er flog weiter und ließ ſich zuletzt auf dem Hauſe der Frau von Felsberg herab. Sehen Sie wohl dort das grüne Thürmchen mit dem weißen Balkon rings herum? man ſieht es faſt in der ganzen Stadt. Das Thürmchen ſteht oben auf dem Hauſe der Frau von Felsberg. Ach Gott! und ihre lieben kranken Kinderchen ſind auch beide in derſelben Nacht geſtorben. Ich habe ſchon ſo viel um ſie geweint,“ ſetzte Annette ſchluchzend hinzu, indem die hellen Thränen ihr über die Wangen liefen.

Eine lange Pauſe entſtand; Auguſte vermochte es nicht vor Grauſen ein Wort aufzubringen, und auch Erneſto fühlte von der treuherzigen Erzählung der jungen Engelſeherin ſich befangener, als ihm lieb zu ſeyn ſchien. Endlich wollte er einiges über die ängſtliche Wallung ſagen, in der ſie ſich Alle während jener Nacht befunden, dann ſprach er davon, daß Annette aufgeregter und überwachter ſeyn mußte, als jeder von ihnen, weil ſie allein, vom Anfange der Krankheit Gabrielen's an, bis zu jenem entſcheidenden Moment, ſich keine Stunde ruhigen Schlummers gewährt hatte. Auch verſuchte er, von den wunderlichen Bildern zu ſprechen, die unſre Phantaſie uns ſchon auf nächtlichen Reiſen oft vorſpiegelt, beſonders, wenn wir mehrere Nächte hindurch fahren, ohne auszuruhen, aber die Worte ſtanden ihm nicht ſo zu Gebote, wie wohl ſonſt. „Am beſten iſt es,“ ſagte er endlich, „wir danken Gott, daß der Furchtbare diesmal vorüberzog; ſey es auf welche Weiſe es ſey, ſichtbar oder unſichtbar, grübeln wir weiter nicht darüber, und hüten wir uns, davon zu ſprechen, denn ſolche Geſpräche taugen überall nichts. Vor allen Dingen aber wünſche ich, daß unſre junge Freundin nie etwas von dieſer Erſcheinung erfahre.“

So wie ſich Gabriele ſtark genug dazu fühlte, trug man Sorge, ſie aus ihrer verödeten Wohnung hinweg, in das Haus der Frau von Willnangen zu bringen, wo ſie ihre völlige Geneſung bequemer abwarten konnte. Ottokar's Name war ſeit ſeiner Abreiſe noch von keinem von ihnen genannt worden, und Frau von Willnangen ſah nicht ohne Beſorgniß dem Augenblick entgegen, wo dieſes zum erſten Mal geſchehen würde. Bei aller Ueberzeugung, daß Gabrielen's Krankheit mit der unerwarteten Erklärung der nahen Vermählung Ottokar's Zuſammenhang habe, war ſie doch weit entfernt, nur eine Silbe von der wunderbaren Zuſammenkunft zu ahnen, welche an jenem Abend zwiſchen beiden ſtatt gefunden hatte. Sie wußte daher gar nicht, wie ſie ſich über Ottokar zu äußern habe, um Gabrielen nicht weh zu thun. Sie war uneins mit ſich ſelbſt, wie jeder, der es ſich nicht verhehlen kann, daß er von der rechten Bahn abwich, und nun gern wieder gut machen möchte, was er ſich geſtehen muß verdorben zu haben, wenn es auch in der beſten Abſicht geſchah. Die Verblendung, in welcher ſie Gabrielen's Neigung ſtets mehr entflammt hatte, ſtatt ſie zu mäßigen, war ihr jetzt unerklärlich. Sie begriff es nicht, wie ihre im Laufe eines langen Lebens erworbene Welterfahrenheit ſie dieſes Mal ſo irre gehen ließ, aber eben ſo wenig begriff ſie noch immer, wie Ottokar Aurelien wählen konnte, da Gabriele neben dieſer ſtand. „Habe ich gefehlt,“ ſagte ſie ſich endlich ſelbſt zum Troſt, „ſo ſtürzte die herzlichſte Liebe zu dem liebenswürdigen

Kinde mich in den Irrthum; mag denn dieſe Liebe, ſo lange ich lebe, auch ſtreben, wieder gut zu machen, was ſie übel gemacht hat.“

Gabrielen's Kräfte nahmen unter der treuen Pflege ihrer Freunde beinahe mit jedem Tage ſichtbar zu. Ihre Jugend, ihr ſtilles, von jedem innren Vorwurf freies Gemüth, und auch des Frühlings allbelebende Kraft waren des Arztes mächtige Gehülfen. Es hatte faſt den Anſchein, als ob ihre phyſiſche Natur dieſes heftigen Stoßes bedurft habe, um zur völligen Entwickelung zu gelangen, ſo auffallend war die Veränderung, welche jetzt in ihrem Aeußern vorging, und ſie faſt bis zum Unkenntlichwerden verſchönte. Das kindlich runde Geſichtchen gewann jetzt den hohen, edlen Ausdruck vollendeter Jungfräulichkeit, ohne dadurch an jugendlichem Reize zu verlieren; ihre mit jedem Tage höher erſcheinende Geſtalt entwickelte ſich zu der edelſten Form, und ihrem ganzen Weſen fehlte nur noch der Glanz blühender Jugendfriſche, um Aller Augen zu entzücken.

Mit Gabrielen's wiederkehrender Geſundheit nahm aber auch der ſchweigende kalte Ernſt zu, mit welchem ſie jetzt alles um ſich her zu betrachten ſchien. Eine nachdenkliche, untheilnehmende Stille in ihrem ganzen Benehmen beängſtigte Frau von Willnangen weit mehr, als wenn ſie ſie traurig geſehen hätte. Ihr verging dabei völlig der Muth, endlich eine Erklärung des Vergangenen herbeizuführen, deren Nothwendigkeit ſie anerkannte, obgleich ſie vor den möglichen Folgen derſelben zitterte. Sie wußte ja nicht, welche Art von Schmerzen ſich mit dieſer in dem armen getäuſchten Herzen ihres Lieblings wieder auf's Neue, vielleicht zerſtörend, regen würden. Vom erſten Moment der Krankheit an hatte ſie ihren Pflegling vor allen fremden Beſuchen gehütet, nicht allein aus Rückſicht auf ärztliche Vorſchrift, ſondern auch weil ſie es gern vermeiden wollte, Ottokar's gefürchteten Namen vor unberufnen Zeugen zum erſten Mal in Gabrielen's Gegenwart nennen zu hören. Im Anfange ward ihr dieſes nicht ſchwer gemacht. Die übereilte, einer Flucht ähnliche Abreiſe der Gräfin Roſenberg hatte das Gerücht von der in ihrem Hauſe obwaltenden Gefahr der Anſteckung bis zum Ungeheuern vergrößert. Sogar ihre genaueſten Bekannten hüteten ſich, ihm vorüber zu gehen, und wählten lieber Umwege, um nur nicht die verrufne Straße zu betreten. Doch mit der Zeit verſchwand auch dieſe Furcht, und da Gabriele ſpäterhin im Hauſe der Frau von Willnangen ſich befand, ſo drängte ſich bald die gewöhnliche Schaar von Beſuchenden herbei, welche jedes Krankenzimmer für einen erwünſchten Vereinigungspunkt anzuſehen pflegt. Keiner von dieſen gelangte indeſſen bis zu Gabrielen; Auguſte machte in einem Nebenzimmer die Honneurs, und entſchuldigte ihre Freundin mit dem, ausdrücklich gegen Annahme aller Beſuche gerichteten Verbote des Arztes. Man ließ dieſe Entſchuldigung um ſo lieber gelten, ohne etwas dagegen einzuwenden, da ſich eigentlich niemand für das Leben oder Sterben des jungen Mädchens wirklich intereſſirte, das bis jetzt eine ſo wenig bedeutende Rolle in der Geſellſchaft geſpielt hatte.

Nach vielen, in ihrem Krankenzimmer ſtill verlebten Wochen wagte es Gabriele endlich, zum erſten Mal ihre Freundinnen an einem warmen Frühlingsmorgen im eignen Wohnzimmer zu überraſchen. Freudig erſchrocken fuhren beide vom Sopha auf, als ſie die ſchöne Geſtalt am Arme Annettens hereinſchweben ſahen. Frau von Willnangen hätte ſie kaum erkannt, ſo verändert ſtand Gabriele jetzt, zum erſten Mal außer dem Halbdunkel des Krankenzimmers, im hellſten Strahl der Morgenſonne vor ihr da. Das ſchöne Geſicht mit den blaßrothen Wangen ſah wunderlieblich aus dem feinen Spitzenhäubchen hervor, unter welchem die lichthellen Locken ſich einzeln um die blüthenweiße Stirn hervordrängten. Die dunkeln Augen ſtrahlten in erneutem Jugendglanz, und das in den wenigen Wochen merklich zu kurz gewordne blendend weiße Morgenkleid zeigte die allerzierlichſten Füßchen. „Mein Kind, mein liebliches, ſchönes Kind!“ rief Frau von Willnangen, hingeriſſen von der himmliſchen Erſcheinung, und drückte unter freudigen Thränen ſie an ihre Bruſt, während Auguſte ſie zum Sopha hinzog, und beide hernach in der Freude ihres Herzens tauſend einander widerſprechende Anſtalten trafen, um es dem lieben Gaſt nur recht wohl und bequem zu machen. Endlich ſaßen ſie in traulicher Gemüthlichkeit neben einander, als plötzlich die Thüre aufging, und

Gräfin Eugenia mit dem älteſten Fräulein Silberhain unangemeldet hereintraten.

„Nun da ſieht man die liebe Kranke doch wieder! Und wie groß geworden! wie ſchön! man möchte bald verleitet werden, ſich ein Fieber von ſolchen Folgen zu wünſchen. Sie ſehen ja in der That aus, als könnten Sie uns die neueſte Kunde aus dem Lande der Seligen bringen,“ rief Gräfin Eugenia, indem ſie die zu ihrem Empfange aufgeſtandene Gabriele umarmte.

„Auch war meine Gabriele der Himmelsthüre nahe genug. Ein Glück für uns, daß ſie bei Zeiten wieder umkehrte, um noch bei uns zu weilen,“ erwiederte lächelnd Auguſte.

„Achten Sie es wirklich für ein Glück, wenn der Engel zum Fluge in die ewige Heimath ſchon die Flügel entfaltet hat, und dann, auf's neue gefeſſelt von irdiſchen Banden, ſie wieder zuſammen legen muß?“ fragte Fräulein Silberhain; „ach! wir wiſſen vielleicht nicht, welch ein Unrecht wir thun,“ fuhr ſie fort, „wenn wir uns der anſcheinenden Geneſung unſrer Freunde freuen! Was iſt denn längeres Leben anders als längeres Harren?“

„Liebe Silberhain,“ fiel Eugenia ein, „Gabriele und wahrſcheinlich die mehreſten Leute harren doch recht gern, ſo lange als möglich, denn in den himmliſchen Freudenſaal kommen wir Alle zeitig genug. Aber einer Reiſe nach Italien entſagen zu müſſen, wenn ſchon beinahe der Wagen vor der Thüre ſteht, das iſt ein Unglück, von dem ich gar nicht begreife, wie man es überlebt, ohne wenigſtens vor Verdruß darüber den Verſtand zu verlieren. Armes, armes Kind! warum mußten Sie auch ſo ganz zur unrechten Zeit von dem böſen Fieber befallen werden! Sie dauern mich ungeheuer, ach! und hätten Sie nur, wie ich, die Glücklichen abfahren geſehen! Ehegeſtern ging es fort, gleich am frühen Morgen nach dem Hochzeittage. Das junge Ehepaar fuhr allein, in einem ganz neuen, deliziеuſen, engliſchen Wagen; den Platz in der Batarde der Gräfin, der Ihnen beſtimmt war, nahm Aureliens Bella ein. Das iſt pikant, nicht wahr? gewiß niemand darf es Ihnen verdenken, wenn Sie ein wenig mit dem Schickſal grollen, es ſpielt Ihnen wahrlich dies Mal übel mit.“

„Soll ich dich nicht auf dein Zimmer führen?“

fragte ängſtlich Auguſte; aber Gabriele beſtand darauf, da zu bleiben, verſicherte, ſich ſehr wohl zu befinden, und bat die Gräfin Eugenia um nähere Nachricht von der Tante und Aurelien.

„Von beiden bringe ich Ihnen tauſend Abſchiedsgrüße,“ ſprach Eugenia, „ich kam erſt geſtern Abend von Roſenhain wieder nach Hauſe, denn einem alten gegenſeitigen Verſprechen zu Folge, mußte ich Aurelien als Brautführerin zum Altar geleiten. Es war recht gut, daß ich gleich mitreiſen konnte, da Sie zu Hauſe bleiben mußten, liebe Gabriele! Die Gräfin und Aurelia hätten ſich ſonſt in Roſenhain vielleicht zu oft allein gefühlt, denn Ottokar machte ſich ſehr ſelten. Geſchäfte und Reiſeanſtalten hielten ihn fern von uns, ſagte man. Ueberhaupt hat er, meiner Meinung nach, als Bräutigam an Amabilität nicht gewonnen; vielleicht kommt das im Eheſtande nach. So lange ich jetzt in Roſenhain mit ihm zuſammen lebte, war er wenigſtens — mauſſader als je — möchte ich ſagen, wenn ich mich nicht hier vor den ſtrafenden Blicken der Mamma Willnangen fürchtete, die von jeher dieſem ihrem lieben

Schooßkinde in allen ſeinen Arten und Unarten gefälligſt nachzuſehen gewohnt iſt.“

„Schelten Sie den Grafen nicht, weil er nicht leichtſinnig den wichtigſten Schritt ſeines Lebens vollbrachte,“ ſprach Fräulein Silberhain. „Ach! wer müßte nicht in einem ſolchen Zeitpunkte ſich und ſein Gemüth in der tiefſten Stille zu heiligen ſuchen! Lehrt uns nicht die ſchöne Geſchichte vom jungen Tobias“ — — —

„Ob Ottokar ſo fromm iſt, wie der junge Tobias, oder wie Sie, liebe Silberhain, ihn ſich denken, weiß ich nicht;“ unterbrach Eugenia das Fräulein! „aber langweilig genug war er wenigſtens. Ich ſchiebe alles dies einzig auf die Luft, die um jene Zeit im Roſenberg'ſchen Hauſe höchſt perniziös geweſen ſeyn muß. Unſre liebe kleine Gabriele erkrankte ja auch am Verlobungs-Abend, und Ottokar muß ebenfalls zur nämlichen Stunde von einem beſondern Schwindel ergriffen worden ſeyn; denn er plantirte beim Soupé nicht nur die Geſellſchaft, — das hätte noch hingehen mögen, aber auch die zärtliche Braut, die neben einem leeren Stuhl ſitzen mußte. Sein Lorenz erſchien zwar, wie wir uns ſchon an der Tafel rangirten, mit einer ſehr lahmen Entſchuldigung ſeines Herrn, der plötzlich höchſtwichtige Briefe erhalten haben ſollte, aber der naſeweiſe Menſch ſchnitt zu dieſer Entſchuldigung ein ſo pfiffig hämiſches Geſicht, daß Alle merken mußten, woran ſie waren; ſelbſt die, welche nicht wie ich daran dachten, daß Mittwochs keine einzige Poſt hier eintrifft.“

Frau von Willnangen verging faſt vor Angſt um Gabrielen bei dieſem Geſpräch, vergebens bemühte ſie ſich, ihm eine andere Wendung zu geben, oder doch wenigſtens Gabrielen zum Fortgehen zu bewegen. Dieſe wollte keinen ihrer ſie dazu einladenden Winke verſtehen, und ſowohl Fräulein Silberhains Luſt am Fragen, als Eugeniens Luſt am Antworten ließen die Unterhaltung nicht fallen, welcher Gabriele mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhörte.

„Nie in meinem Leben habe ich eine einer wandelnden Leiche ſo ähnliche Geſtalt geſehen, als Ottokar beim Antritt der Reiſe nach Roſenhain,“ ſprach Eugenia weiter. „Gewiß! er war ſehr krank, denn ſolche Todtenbläſſe, ſolche trübe, zugeſchwollene Augen, ſolche Veränderung in allen Zügen finden ſich über Nacht bei keinem Geſunden ein. Auch in Roſenhain wankte er ſo ſchattenähnlich umher, daß ich jeden Morgen zu hören fürchtete, er ſey in der Nacht zum Tode erkrankt. Die Gräfin war deshalb in nicht geringerer Beſorgniß als ich, allein er hielt ſich aufrecht. Uebrigens, wie geſagt, war er am Tage kaum ſichtbar, wichtige Arbeiten feſſelten ihn in ſeinem Kabinette, wie es hieß, obgleich ich nicht begreife, was ſein Hof jetzt gerade mit Italien, wohin er geſendet wird, ſo Wichtiges zu verhandeln haben kann. Auch die Gräfin wunderte ſich gewiß im Stillen darüber, aber Sie kennen ihre Art, ſich zu verbergen, und immer daſſelbe Geſicht zu behalten. Mir ſchien es, die Wahrheit zu ſagen, als ob die Depeſchen, welche ihn ſo beſchäftigten, von hier oder doch ſehr aus der Nähe kämen, denn an Botentagen kam er gar nicht vom Fenſter weg, bis er die grünlederne Brieftaſche erblickte, und eilte immer, der Erſte zu ſeyn, der ſie aufſchloß, um ſein Päckchen herauszunehmen. Ich erkannte ſogar einmal, kurz vor der Hochzeit, Erneſto's Hand auf der Adreſſe eines ſeiner Briefe." „Und Aurelia?" fragte Gabriele.

„Von der läßt ſich wenig ſagen," erwiedert

Eugenia, „Sie kennen ja das fröhliche Geſchöpf. Sie ſah nichts, ſie merkte nichts, ſogar nicht, daß der Hochzeittag von Woche zu Woche, endlich einen ganzen Monat hinaus verſchoben ward. Ueber die Freude, einige Offiziere, die in der Nachbarſchaft einquartirt waren, zu erobern und auszulachen, und über die noch größere, ein paar Landjunker zu myſtifiziren, vergaß ſie Italien und die Hochzeit mit ſammt dem Bräutigam.“

„Sie behandeln das junge Paar zu ſtrenge,“ ſprach endlich Frau von Willnangen, „ich hoffe, ſie lieben einander, und wenn gleich keine heftige Leidenſchaft“ — —

„Wer leugnet denn, daß ſie einander lieben?“ unterbrach ſie Eugenia ziemlich eifrig, „keines von beiden ließ es an Beweiſen davon fehlen. Aurelia neckte ihren Ottokar, ſo wie ſie ſeiner anſichtig ward, und, Sie wiſſen es ja, nach dem alten Sprichwort liebt ſich, was ſich neckt. Ottokar gab hingegen ſeine Zärtlichkeit für ſeine Braut auf modernere Art zu erkennen. Es war, als ob er alle Modiſten, Blumiſten und Juweliere, auf zwanzig Meilen in die Runde, mit einem Zauberſtabe regiere, ſo unerſchöpflich war der Reichthum mannigfaltiger Geſchenke, mit welchem er ſie überſchüttete. Jeder Morgen brachte ihr irgend eine elegante, oft ſehr koſtbare Kleinigkeit von ihm, Abends überraſchte er ſie durch Nachtmuſiken, Feuerwerke, kleine ländliche Feten. Welche andere Beweiſe ſeiner Liebe konnte Aurelia ſich wünſchen? Zum Glück beſitzt Graf Ottokar an ſeinem Lorenz ein unerſchöpfliches Genie für die Anordnung dergleichen Dinge, aber gut war es doch, daß endlich der Hochzeittag dem allen ein Ende machte, denn die Erfindungen des Kammerdieners wollten doch nicht mehr recht zureichen, um die geiſtigen und körperlichen Abweſenheiten ſeines Herrn zu bedecken.“

So plauderte Eugenia ungeſtört fort. Frau von Willnangen, ſowohl als Auguſte, hatten es aufgeben müſſen, ſie unterbrechen zu wollen. Ihnen blieb nichts weiter übrig, als den Eindruck zu beobachten, welchen ihre Erzählung auf Gabrielen machte, beſonders da die Erzählerin, vom Fräulein Silberhain durch noch dringendere Fragen angeregt, ſich anſchickte, die eigentliche Hochzeitfeier auf das Umſtändlichſte zu beſchreiben.

„Die Trauung geſchah in der Dorfkirche, und zwar ſehr früh am Morgen. Beinah mit Sonnenaufgang, denn ſo hatte es Ottokar gewollt,“ ſprach Eugenia. „Und da er zum erſten Mal etwas wollte,“ fügte ſie hinzu, „ſo ſtaunte man zwar ein wenig über dieſes Anſinnen, ließ es aber dennoch gelten, obgleich Aurelia hoch und theuer verſicherte, daß ſie und wir alle die abſcheulichſte Migräne vom frühen Aufſtehen davon tragen würden.“

Nun ließ ſich Eugenia auf eine ſehr genaue Beſchreibung des prächtigen Negligees von Brüßler Spitzen ein, welches die Braut an dem feſtlichen Morgen getragen hatte, auch der kleinſten Garnierung deſſelben geſchah ehrenvolle Erwähnung, ehe das Betragen des Brautpaars während der Trauung zur Sprache kommen konnte. Eugenia lobte Aureliens ſich durchaus gleichbleibende Faſſung und ihren vornehmen, man möchte ſagen königlichen Anſtand während der Zeremonie, indeſſen Ottokar bei der endloſen, langweiligen Vorbereitungs-Rede des Pfarrers todtenbleich hin- und herſchwankte, bis der Moment kam, das feierliche Ja auszuſprechen. „Da war es denn doch,“ erzählte Eugenia weiter, „als ob es ihm einfiel, daß ſein Benehmen nicht ganz das eines Menſchen ſey, der ſich am Ziele lang erſehnter Wünſche ſieht, und daß es deshalb allen Gegenwärtigen als höchſt befremdend auffallen müſſe. Er nahm ſich ordentlich mit einem Ruck zuſammen,“ ſprach ſie, „ſtand plötzlich aufrecht da, und ſein Geſicht belebte ſich zu einem Ausdruck, den wir, ſo lange er in Roſenhain war, an ihm vermißt hatten. Ich muß geſtehen, es gab einen Augenblick, während welchem er wieder recht ſchön war, als er mit glänzenden, himmelwärts gewendeten Augen zum Gewölbe der Kirche aufblickte, und dann, nach einer faſt unmerklich kleinen Pauſe, das verhängnißvolle Ja laut und vernehmlich von ſich hören ließ. Aber dies Wörtchen mußte auch wie ein Zauberſpruch auf ihn gewirkt haben, denn auf dem Wege aus der Kirche war der ſteinerne Mann mit einem Mal wieder lebendig geworden. So wie wir zu Hauſe angelangt waren, drückte er zum erſten Mal ſeine Braut an ſeine Bruſt, wenigſtens ſahen wir es zum erſten Mal. „Aurelia!“ fing er höchſt feierlich, ich glaube gar mit Thränen in den Augen an, und hätte wahrſcheinlich ein Supplement zu des Pfarrers Rede geliefert, aber Aurelia machte ſich bei Zeiten los, verſicherte, todtmüde zu ſeyn, und eilte in ihr Zimmer. Gleich darauf ſchickte ſie uns ihre Jungfer mit dem Bedeuten, daß ſie nicht eher als bei der Tafel ſichtbar werden könne, weil ſie durchaus vom frühen Aufſtehen ruhen müſſe, um nicht den ganzen Tag unwohl zu ſeyn. Ich geſtehe es, wir ſowohl als der eben aufgethaute Bräutigam blieben bei dieſer Erklärung mit recht langen Geſichtern ſtehen.

„Und wie äußerte ſich denn der Bräutigam bei dieſer Laune ſeiner Braut?“ fragte jetzt Frau von Willnangen.

„Er ſagte das klügſte, was ſich unter ſolchen Umſtänden ſagen ließ, nehmlich gar nichts, kein einziges Wörtchen;“ antwortete Eugenia. „Die Gräfin, die ſich immer zu helfen weiß, ergriff gleich ſeinen Arm, um mit ihm die Anſtalten zur Bewirthung einiger hundert Bauern aus der Umgegend zu beſehen, denn ein feſtliche Tag ſollte bloß durch ein Volksfeſt gefeiert werden, da man am folgenden Morgen ſehr früh abzureiſen beſchloſſen hatte. Ottokar ging ganz in die Ideen ſeiner neuen Schwiegermutter ein, und nahm ſich des Empfanges und der Unterhaltung ſeiner ländlichen Gäſte mit großem Eifer an, bis ſpäter, kurz vor der Tafel, die holde Braut ungerufen erſchien, und mit ihm im vollen Schmuck, unter dem Vivatrufen der Bauern, durch ihre Reihen zog.

„Sehen Sie mich nicht ſo unruhig, nicht ſo bekümmert an, liebe, theure Frau,“ ſprach Gabriele zur Frau von Willnangen, ſobald Eugenia endlich mit ihrer Erzählung zugleich ihren Beſuch beendet und das Zimmer verlaſſen hatte. „Auch du, meine Auguſte, ſey getroſt! Was ängſtigt euch denn, ihr lieben Beide?“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihre vereinten Hände an ihre Bruſt drückte, und mit den klaren, treuen Augen zu ihnen aufblickte. Beide umarmten ſie ſchweigend, und Gabriele fuhr fort zu reden.

„Wonach ich lange im Stillen mich ſehnte, iſt mir in dieſer Stunde geworden,“ ſprach ſie gleichſam zu ſich ſelbſt. „Ich habe Nachricht von ihm, von ſeinem Leben, ſeit wir uns trennten, vom Vollbringen deſſen, was geſchehen mußte, alles iſt vorbei — alles, alles iſt vorbei,“ wiederholte ſie und ſank in die Kiſſen des Sophas zurück. Doch ermannte ſie ſich ſogleich wieder und richtete ſich auf, mit der in ſolchen Momenten ihr eigenthümlichen Kraft. Frau von Willnangen vermochte es nicht, ihr etwas Zweckmäßiges, oder auch nur Zuſammenhängendes zu erwiedern, nicht allein, weil ſie in zu heftiger Bewegung ſich befand, auch ihre Anſichten von Gabrielen's Geſchick ſchwebten noch immer in zu verworrener Geſtaltung ihr vor. In der Verlegenheit, doch etwas ſagen zu müſſen, ſtammelte ſie einige Worte von unbegreiflichen Täuſchungen, von unerklärlichem Benehmen, doch ſchnell unterbrach ſie Gabriele: „Glauben Sie mir,“ ſprach dieſe, „keine Täuſchung, nichts Unerklärliches liegt zwiſchen mir und Ottokar; um uns iſt alles hell und klar wie das Sonnenlicht. Zwar werden wir auf Erden uns ſchwerlich wieder ſehen, aber dennoch halten wir feſt im Glauben an einander. Wir haben uns einmal gefunden, wir haben uns einmal verſtanden, und das genügt uns, um nie in keinem Moment des Lebens an einander irre werden zu können.“

Die Lebhaftigkeit, mit welcher Gabriele dieſe

Worte ſprach, verſetzte Frau von Willnangen in die höchſte Beſorgniß um ſie. Sie hatte den Moment, von dem ſie ſo vieles aufgeklärt zu ſehen hoffte, das bis jetzt ihr dunkel geblieben war, ſchon lange im Verborgnen herbeigeſehnt. Jetzt war er unerwartet ihr erſchienen, und ſie wünſchte beinah noch weit ſehnlicher, ihn verſchieben zu können, wäre es auch auf immer. Das ſtürmiſche Pulſiren des jungen Herzens, das, wie Ruhe ſuchend, ſich im Laufe des Geſprächs an ihre Bruſt gelehnt hatte, erfüllte ſie mit Angſt um die kaum Geneſene. Sie ſah mit Entſetzen, wie alles Blut aus dieſem armen Herzen in einem Moment auf Gabrielen's Wangen glühte, im nächſten in deſſen Tiefen zurückſtrömte, und nur die bleiche Farbe des Grams auf dem holden Geſicht zurück blieb. Aber alle Verſuche, die ihr jetzt ſo furchtbar ſcheinende Unterredung abzubrechen, waren vergeblich.

„Laſſen Sie mich jetzt die Bruſt mir frei ſprechen,“ erwiederte Gabriele ihren Einwendungen; „fürchten Sie nicht, daß mir die Kräfte dazu fehlen, ich fühle mich und weiß, daß ich in dieſer Stunde es vermag. Es iſt mir ein Troſt, denn ſchon lange ſehne ich mich, Ihre unſägliche Liebe durch eben ſo ungemeßnes kindliches Vertrauen zu erwiedern. Hernach will ich ruhen, und Sie werden gewiß mit dem kranken Kinde nachſichtig umgehen. Ja, ich liebe Ottokar, und er weiß es, denn in der höchſten Stunde meines Lebens, die mir ewig allein daſtehen wird, in Freude und Schmerz, habe ich es ihm geſagt. Wovor erſchreckt ihr denn wieder? Gott kennt ja meine Liebe, ich ſchämte mich ihrer nicht vor ihm, warum ſollte ich ſie denn dem einzigen Weſen verbergen, das gewiß nach ſeinem Willen zu mir gehört, wenn wir gleich, durch irdiſche Verhängniſſe eingezwängt, fern von einander jedes ſeinen eignen Weg gehen müſſen. Auch Ottokar liebt mich! wir fanden uns in ſeligen Schmerzen, in trüber Wonne, nur einen Moment, um uns gleich wieder zu trennen; und nun iſt es gut. — Es iſt alles ſehr gut!“ wiederholte ſie nach einer kleinen Pauſe, und drückte, ſanft weinend, Mutter und Tochter feſter an ſich. Beide weinten verſtummend mit ihr.

„Wir ſollten eigentlich nicht weinen,“ ſprach Gabriele bald darauf, „ich bin ja nicht unglücklich, ich bin ja nicht beklagenswerth, warum weinen wir denn? ich habe gelebt und geliebt! Beut mir die Zukunft keine Freude mehr, ſo brauche ich auch dafür ſie nicht mehr zu ſcheuen. Wohin Sie, liebe Mutter! durch Jahre voll Schmerz hin gelangten, dahin bin ich in früher Jugend, in einer kurzen Stunde gekommen; ich bin in ihr alt geworden, und kann nun ohne Furcht überall hintreten, meine Ruhe iſt geſichert. Ein zweiter Schmerz wie dieſer droht mir nicht wieder, denn das Herz liebt nur einmal, wie es nur einmal bricht. Es war ein artiges Spiel des Zufalls, daß unter den Blumen, die ich von Ottokar erhielt, auch die Eine ſich befindet, welche nur einmal um Mitternacht eine Stunde lang blüht und dann auf immer ſich ſchließt. Ich erhielt in dieſer Blume ein Vorbild meines Geſchicks, und von ihm.“

„Gabriele, wüßteſt du, wie dieſe deine kalte Verzweiflung mich quält!“ rief Frau von Willnangen; „was ſoll, was kann ich thun, um dich davon zu retten? ach ich ſelbſt, ich Unbeſonnene, war es ja, welche in deinem jungen Gemüthe Wünſche und Hoffnungen immer mehr entflammte, die ich hätte unterdrücken ſollen, die nun dein Verderben ſind! Jetzt weiß ich dies, aber damals blendete ich mich ſelbſt. Ich wollte an die Erfüllung jener Wünſche und Hoffnungen glauben, weil auch ich ſie im Herzen hegte, und du gehſt nun an ihnen zu Grunde.“

„Wie Sie mich mißverſtehen, theure Frau!“ erwiederte mit wehmüthigem Lächeln Gabriele. „Ich bin ja fern von Verzweiflung, glauben Sie mir, ich bin ſogar nicht unglücklich, denn wehmüthige Erinnerungen, tiefgefühlte Sehnſucht ſind ja nicht Unglück. Verſtehen Sie doch alles wörtlich, wie ich es Ihnen ſage, ich flehe darum, denn wie ich es meine, ſpreche ich es aus, immer in einfacher Wahrheit. Nie hegte ich die Wünſche, die Hoffnungen, auf welche Sie mit Winken hindeuteten, die ich jetzt erſt verſtehe. Nie ſogar habe ich mit Bewußtſeyn mir ihre Möglichkeit gedacht, nie ſie empfunden. Ich liebte Ottokar wie ich athme, wie ich die Sonne, das Leben liebte. Ich vergaß bei ihm der Vergangenheit und gedachte keiner Zukunft; ich war glücklich und unglücklich in der Gegenwart, ohne mich weiter um etwas zu kümmern. Ja ich will

Ihnen nichts verhehlen; nur wie ich Aurelien als ſeine Braut ſah, da erſt fiel es mir ein, daß auch auf mich ſeine Wahl hätte fallen können, da erſt, liebe Mutter! und legen Sie es mir nicht als Unwahrheit aus, wenn ich ſage, ich hätte eingewilligt, wenn er mich gewählt hätte, wie ich in alles willigen müßte, was er ſo recht, aus der Tiefe ſeines Gemüths wollen könnte, aber es wäre ein Opfer geweſen, das ich ſeinem Wollen brachte. Neidlos ſehe ich Aureliens Geſchick; ich habe es nie für mich gewünſcht, glauben Sie es mir; ſegnen will ich ſie, ſie lieben wie ihn, wenn ſie ihn ſo glücklich macht, wie er es durch eine ſolche heilige Verbindung werden könnte.“

Mit dieſen Worten und der Bitte, den Tag ganz allein bleiben zu dürfen, zog Gabriele ſich in ihr Zimmer zurück. Dort in der Einſamkeit ließ allmählich die Spannung nach, in welche Eugeniens Erzählung und das darauf folgende Geſpräch mit ihren Freundinnen ſie verſetzt hatten. Sie verſank in tiefes Nachdenken; jedes Wort, jede noch ſo leiſe Andeutung Eugeniens gingen nochmals ihrem Geiſte vorüber; alle waren ihr ein unerſchöpflicher Quell von Freude und Schmerz, von dem ſie zu fühlen glaubte, daß er ihr ganzes Leben hindurch nicht verſiegen könne.

Aus dem von Eugenien nur ganz obenhin erwähnten Umſtande, daß ſie Erneſto's Hand auf einem Briefe an ihn bemerkt habe, ahnete Gabriele, was wirklich geſchehen war. Ottokar war auf irgend eine Weiſe von ihrem Erkranken benachrichtiget worden, er hatte alle Qualen der bängſten, zur Hülfe ohnmächtigen Sorge um ſie gelitten, er hatte in martervoller Todesangſt um ſie gebebt, während ſie an den Pforten des Todes in ſüßer Bewußtloſigkeit lag und wahrſcheinlich ſo hinüber geſchlummert wäre, ohne Schmerzen zu fühlen. Durch Erneſto hatte er gewußt beſtimmte Nachricht von ihr zu erhalten, ohne ihn dennoch zum Vertrauten der Art des Antheils zu machen, den Gabriele in ihm erregte. Als ob Ottokar ſelbſt es ihr geſtanden habe, ſo beſtimmt wußte Gabriele jetzt, daß nur Beſorgniß um ihr Leben ſeinen auffallenden Trübſinn veranlaßte, über den Eugenia ſich ſo ſpottend geäußert hatte; daß nur dieſe Sorge ihn bewog, den Tag ſeiner Vermählung immer weiter hinaus zu ſchieben, und daß nur die Ueberzeugung, ſie ſey geneſen, ihn ermuthigen konnte, das unvermeidliche Opfer endlich zu bringen, welches für das ganze Leben ihn von ihr trennte und ihn ſogar aus der Luft verbannte, in welcher ſie athmete.

Aureliens und ihrer ſich immer gleichbleibenden Art ſich gegen Ottokar zu benehmen, gedachte Gabriele nur mit tiefem Schmerz; denn alles überzeugte ſie, daß dieſe kalte, liebloſe, ſpottende Natur ſich nie an ſeiner Seite erwärmen, nie ihn liebend beglücken könne. Daher vermied ſie den Gedanken an ſie, oder verſuchte wenigſtens, ſich ſelbſt durch die Hoffnung zu täuſchen, daß es am Ende ihm doch wohl gelingen könne, die böſen Geiſter, die ſein Glück verhinderten, durch die ſeiner höhern Natur eigene Güte zu bannen und die Gefährtin ſeines Lebens für ſich zu gewinnen. Wenn alles fehl ſchlägt, ſo bleibt ihm der Troſt, an den auch ich mich halte, die Ueberzeugung, das Rechte gewollt und vollbracht zu haben, und mein Andenken, ſetzte ſie ganz leiſe ſich zur Beruhigung hinzu.

Noch während des Laufes des Winters hatte Frau von Willnangen den Entſchluß gefaßt, den größten Theil des Sommers in den böhmiſchen Bädern zuzubringen. Durch Gabrielen's Krankheit war die Ausführung dieſes Plans einſtweilen in Vergeſſenheit gerathen; nun ſie aber wieder genas, kam er auf's neue zur Sprache. Der Arzt drang ſogar darauf, ihn baldmöglichſt, und zwar in Gabrielen's Begleitung, auszuführen, er hoffte viel Erfreuliches für ihre völlige Herſtellung, nicht ſowohl von den Heilquellen, als von den Zerſtreuungen, welche ſtets im Gefolge einer ſolchen Reiſe ſind.

Es war durchaus nothwendig, die Erlaubniß des Baron Aarheim zu dieſer Reiſe ſeiner Tochter einzuholen, und Frau von Willnangen übernahm es ſehr gern, ihn ſchriftlich darum zu erſuchen. Seine Einwilligung erfolgte ſogleich und in den verbindlichſten Ausdrücken; nur war die einzige Bedingung beigefügt, daß Gabriele jede Stunde bereit ſeyn müſſe, zu ihrem Vater zu eilen, ſobald er ihre Gegenwart verlange.

Nicht ohne Schrecken hatte der Baron die Nachricht vernommen, daß Gabriele mit der Tante nicht hatte nach Italien reiſen können, denn er fürchtete nun jeden Augenblick, ſie in ſeinem alten Bergſchloſſe eintreffen zu ſehen. Dieſe ſchickliche Gelegenheit, ſie noch einige Zeit von ſich entfernt zu halten, überhob ihn einſtweilen jener Sorge, und ward deshalb freudig von ihm ergriffen. Dennoch war er jetzt ſehr zufrieden, daß nicht die Alpen zwiſchen ihm und ſeiner Tochter als Scheidewand daſtünden, weil er ſich ſeit einigen Tagen dem Ziel ſeines Strebens ſo nahe glaubte, daß er oft die völlige Entſchleierung des großen Geheimniſſes von der nächſten Sekunde erwartete.

Seit er ſo ganz allein, fern von jeder äußern Störung, in Schloß Aarheims düſtern Mauern hauſte, hatte er ſich mit raſtloſer Leidenſchaft, ja bis zur Erſchöpfung aller ſeiner Kräfte, jenen geheimnißvollen Arbeiten hingegeben. Kein freundliches, lebendes Weſen durfte ihm nahen, der Wechſel der Jahreszeiten ging unbemerkt an ihm vorüber, er wußte nicht, ob die Bäume grünten oder ob Schnee ſie bedeckte, er ſah ſogar nicht das Licht der Sonne, denn die ſchweigenden Nächte ſagten ſeinem dunkeln Treiben am beſten zu. Deshalb ſchlief er, wenn alles wachte, und während jedes glückliche Geſchöpf nach des Tages Laſt und Luſt Ruhe ſucht, begann ſein ängſtliches Wirken im dunkeln Kreis der finſtern Mächte, die kein Sterblicher ungeſtraft ruft, wenn gleich vielleicht keiner je von ihnen Antwort erhielt.

So verkehrte er die Ordnung der Zeiten. Dennoch verhehlte er ſich nicht die bei dieſer unnatürlichen Lebensweiſe für ſeine Geſundheit obwaltende Gefahr. Er wußte beſtimmt, daß er auf keine lange Reihe von Jahren mehr rechnen dürfe, in denen er die Früchte ſeiner Arbeit zu genießen hoffen könne, aber er achtete dieſes nicht, denn er ſtrebte nach keinem dauernden Genuß. In nie geſehenem Glanz aus dem Dunkel ſeiner Ahnenburg hervortreten, ſein uraltes Geſchlecht auf's neue in ſeiner Tochter erſtehen ſehen, auf's neue für kommende Jahrhunderte der Stifter deſſelben werden, ſeine alten Feinde, knirſchend vor Neid, in ohnmächtiger Wuth erbleichen ſehen, und dann ſich hinlegen und ſterben; das war es, was er vom Geſchick zu erzwingen dachte; und nur der Gedanke, daß irgend einer von denen, welche er haßte, vor dem Gelingen ſeines großen Werkes dieſes Leben verlaſſen könne, machte ihn beben.

Nicht weniger, als dieſes raſtloſe Treiben, ängſtigte ihn ein ewiges Ueberlegen, wie er ſein Geheimniß auf das ſchnellſte und vortheilhafteſte benutzen könne, ſobald es ihm gelungen wäre, es ganz zu entſchleiern. Sollte er ſeine Tochter zur Erbin ſeines durch mühſeliges, unabläſſiges Forſchen und tauſendfache Opfer erworbenen Wiſſens einſetzen? ſollte er ſich daran genügen laſſen, ihr noch bei ſeinem Leben unermeßliche Schätze zuzuwenden und ſein Geheimniß mit ſich in die Gruft ſeiner Ahnen hinabzunehmen? Dieſe Zweifel erregten einen nie zu ſtillenden Zwieſpalt in ſeinem Innern, der, zerſtörender, als Wachen und Arbeit ihn langſam verzehrte. Es war ihm unmöglich, einem weiblichen Weſen den Muth, die Klugheit, ja ſelbſt die Verſchwiegenheit zuzutrauen, welche unumgänglich dazu gehören, ein ſolches Geheimniß nicht nur zu verwalten, ſondern auch zu verbergen. Die Gefahren, welche jedem drohen, den die Gewaltigen dieſer Erde im Beſitz ſolcher Kenntniſſe wähnen, waren ihm nur zu bekannt, und das Geſchick Böttchers, des unglücklichen Erfinders des ſächſiſchen Porzellans, trat oft warnend vor ſeinen Geiſt. Alle dieſe Ueberlegungen machten ihn geneigt, ſein Geheimniß mit ſich ſterben zu laſſen; dann aber ergriff ihn der Gedanke, wie groß es ſey, die Erbin ſeines Namens, mit dieſer mächtigſten aller irdiſchen Gewalten ausgerüſtet, zurück zu laſſen. Ihn ſchwindelte, ein neuer Kampf entſtand in ſeinem Gemüth, und ſo konnte der unglückliche Greis nimmer zur Ruhe gelangen. Raſtlos ſchwankte er ewig in banger Sorge von einem Entſchluſſe zum andern und verwachte die langen, endloſen Stunden des Tages auf ſeinem Lager, bis die Abendſonne die Zinnen ſeiner Burg röthete und ihn mahnte, aufzuſtehen, um ſein nächtliches Tagewerk zu beginnen.

Frau von Willnangen zögerte keinen Augenblick, die Erlaubniß des Barons zu benutzen und die Reiſe in das Bad anzutreten, denn der Sommer war indeſſen ſchon ziemlich weit vorgerückt, und da der Herbſt dem rauhen Klima der Gebirge ſelten günſtig iſt, ſo hatte ſie keine Zeit zu verlieren.

Erneſto ſuchte und erhielt ſehr leicht die Erlaubniß, ſich der kleinen Karavane ſeiner Freundinnen anſchließen zu dürfen, welche ihrerſeits froh waren, ihn zum Beſchützer auf der Reiſe zu haben. Nicht Furcht vor der, während der ſchönen Jahreszeit mit jedem Tag überhandnehmenden Oede der Stadt hatte ihn zu dieſem Entſchluſſe bewogen, wie Auguſte im fröhlichen Muthe ihm oft Schuld gab, ſondern wahrhaft väterliche, treue Liebe für die verwaiſete Tochter der Frau, deren Andenken ihm noch immer wie ein hell leuchtender Stern am fernen Horizont ſeiner längſt hinter ihm zurück gebliebenen Jugend ſtrahlte. Gabrielen's Geſchick und der Zuſtand ihres Gemüths waren dem treuen, beobachtenden Freunde nicht verborgen geblieben, obgleich ihm Niemand darüber etwas anvertraut hatte.

Zwiſchen ihm, Frau von Willnangen und auch Gabrielen war ſogar eine Art von ſtillſchweigender Uebereinkunft darüber entſtanden; man behandelte ihn, als wiſſe er alles, ohne doch je ausdrücklich irgend eines nähern Umſtandes zu erwähnen. Er, der lebenskundige Mann, ſah Gabrielen's Zuſtand in weit hellerem Licht, als Frau von Willnangen. Er glaubte Gabrielen's Ruhe nicht für immer zerſtört, er hielt ſie ſogar in dieſem Augenblick nicht für unglücklich. Er wußte, wie der Zauber der Jugend alles, ſelbſt den Schmerz, zu verſchönern vermag und ihn zuletzt in das ſüßeſte aller Spiele umwandelt, das aber zugleich auch das gefährlichſte iſt, weil es dem Gemüthe die Kraft entzieht für den Ernſt des Lebens in ſpäter kommenden Jahren. Die Thränen jener nie wiederkehrenden Frühlingszeit gleichen den Thautropfen auf der Roſenknospe, ſie verhauchen in ſüßen Düften, ſo lange der Morgen friſch athmet, aber wenn die glühenden Strahlen der Mittagsſonne ſie noch finden, ſo brennen ſie ſie ätzend zu unzerſtörbaren Flecken ein; die entſtellten, früh welkenden Blätter bleiben geſchloſſen und vermögen es nie, ſich in der ihnen von der Natur beſtimmten Herrlichkeit zu entfalten.

Uebrigens wußte Erneſto auch, daß der Frauen Herz ewig jung bleibt, wenn gleich ihre Locken unter der Hand der Zeit erbleichen; daß ſie immer geneigt bleiben, mit ihren jüngern Freundinnen ſich auf's neue den Wonnen und Schmerzen hinzugeben, welche einſt auch ihren Frühling erhellten und trübten, und die der Machtſpruch des ſpäten Alters nur entſchlummern hieß, aber nicht vernichten konnte. Deshalb fürchtete er Frau von Willnangens zu weiche Theilnahme für Gabrielen, jetzt da dieſe an dem ihre ganze Zukunft beſtimmenden Wendepunkt ihres Lebens ſtand, und achtete es für Pflicht, in ihrer Nähe zu bleiben, um ſie mit ſtarker väterlicher Hand zu faſſen, zu ſtützen, zu leiten, ſobald es Noth thäte.

Die kleine Reiſe ward in wenigen Tagen und ohne alle Abenteuer zurückgelegt. Gabrielen's ſtille Heiterkeit während derſelben hatte zwar oft einen höchſt wehmüthigen Ausdruck, der aber nie in wilderen Schmerz, in tiefere Trauer ausartete.

Die Reiſegeſellſchaft kam über Eger nach Karlsbad, und die Gegend in der Nähe dieſes erſten Ziels ihrer Reiſe, beſonders aber die mit keinem andern Badeorte zu vergleichende Einfahrt in das Städtchen ſelbſt, entzückte ſie Alle. „Wahrlich,“ rief Auguſte, „es verlohnt ſich der Mühe, alle Jahre nach Karlsbad zu reiſen, einzig um darin anzukommen. Ich wollte, ich könnte, ſo lange wir hier bleiben, wenigſtens jede Woche einmal die Freude haben, mich ſo luſtig vom Thürmer anblaſen zu hören, während ich am Fuß dieſer prächtigen Felſen unter den wilden Roſenbüſchen hinrolle und ihre Wälder, ihre ſchimmernden Kreuze, ihre Pyramidenzacken hoch über mir ſehe.“

Gabriele lehnte indeſſen ſchweigend zum Wagen hinaus, ihr Blick ruhte auf den Felſen, ihre Gedanken flogen der Heimath zu. So, ja eben ſo umſtarrte hohes Gebirge das alte Schloß, in welchem ſie das Licht der Sonne zuerſt erblickt hatte. Nicht ſo geſchmückt mit jeder Anmuth der Cultur und einer üppigen Vegetation, aber doch dieſem ähnlich, nur beinah enger noch und tiefer, war das ſtille Thal, in welchem ſie an der Hand ihrer Mutter zu wandeln pflegte. Seit ſie Schloß Aarheim verließ, war ſie immer in der Ebene geblieben, nur ganz von Ferne hatte ſie mit der, allen im Gebirge gebornen eignen Sehnſucht ihre lieben blauen Berge zu ſich herüber ſchimmern geſehen. Beinahe ein Jahr war vorübergezogen, ſeit ſie von ihnen ſchied. Ihr war, als kehre ſie in dieſem Augenblick wieder heim zu ihnen aus der fernen Welt, welche ſie mit ſo wenig Erwartungen betreten hatte, in der ſie ſo unendlich viel fand, was nur noch in der Erinnerung ihr gehörte, und von der ſie, ohnerachtet ihrer Jugend, jetzt zu wiſſen glaubte, daß ſie ihr nichts weiter mehr zu bieten habe als ein Grab.

Der wirkliche Eintritt in Karlsbad und in ihre freundliche Wohnung riß ſie aus ihren trüben Träumen, und Auguſtens herzliche Freude an allen neuen Umgebungen erweckte auch ſie zur Theilnahme. Bald gewahrte ſie ſich ſelbſt in einer neuen Welt. Die geputzten Brunnengäſte, welche an dem wunderſchönen lauen Sommerabend unter ihrem Fenſter auf- und abgingen, ſchienen ihr unzählbar, ſo daß die große lebensreiche Stadt, welche ſie eben verlaſſen hatte, ihr wie todt dünkte gegen dieſen kleinen, einem Ameiſenhaufen ähnlichen Fleck Erde, und ſie ſich an dem ungewohnten Schauſpiel faſt eben ſo ſehr ergötzte als Auguſte.

Der Julimonat, und mit ihm die Zeit, während welcher Karlsbad am glänzendſten erſcheint, war über die Hälfte vorübergezogen, als Frau von Willnangen mit ihren Begleitern dort anlangte. Einige fürſtliche Perſonen, die bisher einen kleinen

Hof gebildet hatten, welcher den vornehmern Brunnengäſten einen, alle übrigen ausſchließenden Vereinigungspunkt gewährte, hatten ſich ſchon zur Nachkur in andere Bäder begeben. Täglich ſah man lange Reihen mit Koffern hochgepackter groſſer Berlinen über die Wieſe ziehen, in welchen vornehme Familien ihnen nacheilten. Dennoch blieb die Geſellſchaft noch immer zahlreich genug, um keine Lücke merkbar werden zu laſſen, und neue Ankömmlinge erſetzten täglich die Stelle der Abreiſenden.

Frau von Willnangen beſaß unter vielen angenehmen Eigenſchaften auch die, ſich überall, wohin ſie kam, leicht anzuſiedeln und heimiſch zu werden. Auf Reiſen wußte ſie dem aller ungemüthlichſten Gaſthofszimmer in wenigen Minuten ein wohnliches Anſehen zu geben, ohne daß man ſonderlich bemerken konnte, was ſie darin verändert habe. Wo ſie an fremden Orten längere Zeit blieb, da gewannen alle ihre Umgebungen bald einen ſo behaglich-häuslichen Anſtrich, daß jedem wohl darin ward, dem es erlaubt war, ſich ihr zu nahen.

Darum ſammelte ſich auch in Karlsbad wie überall ein ſehr angenehmer Kreis der Liebenswürdigſten und Gebildetſten um ſie her. Es war als ob ſie durch einen Zauberſpruch Alle an ſich zöge, die zu dieſen gezählt werden durften, oder als ob ſie ein Zeichen an ſich trüge, an dem die Gleichgeſtimmten ſie erkannten. Dennoch wunderte ſich jeder, der ſie zum erſten Mal ſah, wie dieſe einfache, weder durch jugendlichen Reiz noch glänzenden Witz ausgezeichnete Frau dazu gekommen ſey, der Mittelpunkt der Geſellſchaft zu werden, ſo anſpruchlos und zuvorkommend war ſie in ihrem Betragen gegen Alle.

Gabrielen hatte der Arzt nur ein Paar Gläſer des Thereſienbrunnens, als des ſchwächſten von allen, zu trinken erlaubt, damit ſie ſich doch auch mit Ehren in die Reihe der Brunnengäſte ſtellen dürfe; denn es iſt nichts unangenehmer, als bei einem, Allen gemeinſchaftlichen Zweck, allein ausgeſchloſſen zu bleiben. Frühes Aufſtehen, Bewegung in der vom Duft der Bergkräuter und friſchem Waldeshauch erfüllten Luft, und vor allem Rückkehr zu der regelmäßigen Lebensart, deren ſie während dieſes Winters ſich hatte entwöhnen müſſen, waren die eigentlich ihr vom Arzt verordnete Kur, und der Erfolg bewies, daß er in der Wahl nicht geirrt hatte. Gabriele, die jetzt eben ihr ſiebzehntes Jahr vollendete, blühte von Tage zu Tage ſchöner auf. Der Roſenglanz der Geſundheit gab ihr einen neuen Reiz, ohne den faſt ätheriſchen Ausdruck zu zerſtören, der von ihrer frühſten Jugend an ſie ausgezeichnet und ihr das Anſehn einer Bewohnerin andrer Welten gegeben hatte. Dabei lag in ihrem freundlich-anſpruchloſen Weſen etwas ſo unausſprechlich Liebliches, daß Jedermann ſich zu ihr gezogen fühlen mußte, obgleich der ſtille Ernſt, mit dem ſie das Leben nur als Zuſchauerin zu betrachten ſchien, Niemanden zu näherer Vertraulichkeit aufforderte.

Unter den Reiſegeſellſchaftern der Frau von Willnangen war Erneſto der Einzige, der mit dem Ton und überhaupt dem Leben in Karlsbad nicht recht zufrieden ſeyn wollte. Sie ſelbſt war zu oft ſowohl hier als an ähnlichen Orten geweſen, um mehr von ihnen zu fordern, als ſie ihrer jetzigen Einrichtung nach leiſten können. Auguſten's heitere Natur befand ſich in ihrer Mutter und Gabrielen's Geſellſchaft überall wohl, und dieſe freute ſich zwar der herrlichen Umgegend, war aber in ihrer innern Welt noch zu befangen, um ſonſt noch Anſprüche irgend einer Art an die äußere zu machen.

Anders aber verhielt es ſich mit Erneſto. Dieſer hatte noch nie zuvor einen Brunnenort beſucht, denn zu der Zeit, da er im frühen Jünglingsalter Deutſchland verließ, um die Ausbildung ſeines Talents in Italien zu ſuchen, war es noch nicht wie jetzt Gebrauch, die Bäder als Erholungsorte zu betrachten. Eine Badereiſe wurde damals als ein großer Entſchluß, und faſt immer nur als der letzte Verſuch zu geneſen angeſehen, ja der Ausſpruch des Arztes, welcher die Kranken dorthin verwies, klang den mehreſten von ihnen wie ein halbes Todesurtheil. Daher kannte ſie Erneſto nur aus lobpreiſenden Aufſätzen in Zeitſchriften und hochtönenden, an Ort und Stelle verfertigten Beſchreibungen, die ihn freilich weit mehr erwarten ließen, als er fand.

„Wir ſitzen hier ganz vortrefflich," ſprach er einſt in halb unmuthiger, halb zufriedner Stimmung zu der Geſellſchaft, die ſich an einem warmen Nachmittag, im Schatten der ſchönen Bäume vor dem böhmiſchen Saal recht häuslich niedergelaſſen hatte. „Wir ſitzen hier ganz vortrefflich. Frau von Willnangen macht die angenehme Wirthin, als wäre ſie zu Hauſe, die übrigen Damen arbeiten an allerliebſten Kleinigkeiten, und wir Männer führen weiſe Geſpräche. Uns iſt wohl! aber wir bilden doch einen Staat im Staate, und das iſt hier nicht recht. Mir wenigſtens thut mitten in meiner Glückſeligkeit das Herz weh, wenn ich die einzelnen Paare anſehe, die dort auf der Wieſe und hier in den Alleen langweilig und langſam neben einander herſchlendern. Da Gott hier für Alle und Jede ſeinen Segen in die Quellen fließen läßt, ſo ſollten auch wir Niemanden von unſern Vergnügungen ausſchließen und Alle zuſammen darnach ſtreben, daß allgemeine Freude die ganze Brunnengeſellſchaft zu einer Familie vereine.“

Die Geſellſchaft, an welche Erneſto dieſe Worte richtete, beſtand außer den Hausgenoſſen der Frau von Willnangen noch aus der im nördlichen Deutſchland einheimiſchen Familie des Baron Wallburg. Dieſer bewohnte mit ſeiner Frau, zwei Töchtern und einem Sohne den obern Stock des nämlichen Hauſes, von welchem Frau von Willnangen die erſte Etage inne hatte. Nicht ſowohl dieſe nahe Nachbarſchaft, als vielmehr eine gewiſſe Uebereinſtimmung in ihrer Lebensweiſe hatte beide Familien zuerſt einander näher gebracht. Gegenſeitiges Gefallen, beſonders des jüngern Theils derſelben, machte ſie in kurzer Zeit zu unzertrennlichen Gefährten in allen der Geſelligkeit geweihten Stunden.

General Lichtenfels, ein heitrer Greis, und ſein Neffe Adelbert gehörten als frühere Bekannte des Baron Wallburg mit zu dem kleinen Kreiſe, in welchem Adelbert der einzige bedeutend Kranke war. Ehrenvoll im Kriege erhaltene, aber übel geheilte Wunden hatten dieſen nach Karlsbad geführt, um Geneſung oder doch wenigſtens Linderung zu ſuchen. Im Innern ſchien er noch ſchmerzlicher verletzt zu ſeyn, als im Aeußern, denn alle ſeine Züge trugen tiefe Spuren eines verzehrenden Kummers. Gewöhnlich nahm er nur ſchweigenden Antheil an der Geſellſchaft, und ſchien gern in Gabrielen's Nähe ſich zu halten, deren ebenfalls nicht fröhliche Stimmung der ſeinen am beſten zuſagte. Sein ihn väterlich liebender und von ihm kindlich verehrter Oheim war, einzig ihn zu begleiten, nach Karlsbad gekommen, und es gewährte einen eignen rührenden Anblick, wenn der alte eisgraue, aber noch immer rüſtige Krieger die ſchöne hohe Geſtalt des jüngern unterſtützte, der, von einer Fußwunde gelähmt, ſich nur mühſam und gebeugt fortbewegen konnte. Allwill, ein junger Dichter, und Wollmer, ein ausgezeichneter Tonkünſtler, hatten ſich auch diesmal, wie gewöhnlich, der Geſellſchaft angeſchloſſen. Beide waren wegen ihrer Talente und ihres angenehmen Humors immer höchſt willkommen.

Erneſto's Klage über den Mangel allgemeiner Geſelligkeit regte ſogleich alle Mitglieder des Kreiſes zum lebhafteſten Widerſpruch auf, denn ſie befanden ſich in dieſer Abgeſchloſſenheit von den Uebrigen nicht minder behaglich, als im Grunde Erneſto ſelbſt, und nahmen ſie deshalb gern gegen ihn in Schutz. Auguſte und Roſalie von Wallburg überhäuften den italieniſirten Signor, wie ſie ihn ſpottend nannten, mit Vorwürfen über ſeinen Wankelmuth, der ihn verleite, ſich nach andrer Geſellſchaft zu ſehnen, und die kleine zwölfjährige Luzie

Wallburg ſprang gar von der Stelle neben ihm auf, wo ſie als ſeine erklärte Geliebte gewöhnlich zu ſitzen pflegte, indem ſie verſicherte, von einem ſo zur Untreue geneigten Liebhaber wollte ſie nichts weiter wiſſen.

Frieden und Ruhe wurden indeſſen bald wieder hergeſtellt, und Frau von Willnangen nahm den Faden des Geſprächs wieder auf, indem ſie Karlsbad gegen Erneſto's Tadel vertheidigte. „Kommen Sie nur nach Töplitz, oder überall hin,“ ſprach ſie, „wo nur gebadet wird und nicht getrunken. Dort, wo Morgens kein Brunnen Gelegenheit zum Bekanntſchaftenmachen bietet, dort mag es Ihnen allenfalls erlaubt ſeyn, über Iſolirung der Einzelnen und alle die tauſend Schwierigkeiten zu klagen, die ſich jeder nur einigermaßen allgemeineren Geſelligkeit entgegenſtellen.

„Damit, daß es anderswo noch ärger iſt, wird aber dem nicht abgeholfen, was ich hier als mangelhaft ſchelte,“ erwiederte Erneſto. „Ich bleibe dabei, daß der größte Theil der Brunnengäſte ſich noch immer in Karlsbad mehr langweilt, als recht und billig iſt, und ſogar als es bei einem ſolchen Zuſammenfluß von Leuten möglich ſeyn ſollte, die Alle nichts zu thun haben, als ſich zu beluſtigen.“

„Ich muß hier auf Erneſto's Seite treten,“ nahm der Kapellmeiſter Wollmer das Wort. „Blikken Sie nur um ſich her, die Sonne beginnt zu ſinken, längſtens in einer Stunde verweiſet der Aerzte ſtrenges Gebot uns Alle aus der Abendluft unter Dach und Fach, und dennoch werden dann noch vor Schlafengehen ein paar Abendſtündchen übrig bleiben, die wohl Jedermann gern auf angenehme Weiſe in Geſellſchaft zubrächte. Sehen Sie indeſſen nur, wie ſich ſchon Alles vereinzelt und nach ſeiner vielleicht ziemlich unbequemen Wohnung hinzieht, während beide Säle leer bleiben, in denen man ſich doch recht bequem noch zum erheiternden Geſpräch verſammeln könnte.“

Leo von Wallburg meinte, wenigſtens der Bälle lobend erwähnen zu dürfen, die zweimal die Woche einen allgemeinen Vereinigungspunkt bieten, ward aber von Erneſto ſchnell unterbrochen. „Geht mir,“ ſprach dieſer, „mit euren Bällen, auf welchen Niemand tanzt, als wer ſeine Mittänzer gleich mitbringt. Dieſe beweiſen gerade, wie ſehr der Koterie-Geiſt hier herrſchend iſt.

Tanzte wohl am verwichnen Sonntag im ſächſiſchen Saal noch irgend eine Seele außer den verwünſcht hübſchen Polinnen? und auch ſie nur mit den Herren, welche ſie auf den Ball geführt hatten. Freilich ſchweben dieſe Sarmatinnen wie Grazien einher; aber ringsum an den Wänden des Saals ſaßen auch deutſche und andre Grazien die Menge in langen Reihen da, ohne daß es einem von den vielen jungen Herren eingefallen wäre, ſie zum Tanz aufzufordern.“

„Eigentlich,“ nahm der General wieder das Wort, „eigentlich fehlt es uns hier nur an Jemanden, der Aufopferung, Geſchicklichkeit und Anſehen genug beſäße, um ſich an die Spitze aller Uebrigen ſtellen zu können, und nicht nur bei Feſten und Bällen, ſondern überall als Wirth die Honneurs zu machen. Ohne einen ſolchen Mittelpunkt gedeiht bei uns keine Geſelligkeit. Wir Deutſche ſind nun einmal bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſowohl träge als unbehülflich. Genau wie die Kinder, die, wenn ſie zum erſten Mal zuſammen kommen, um mit einander zu ſpielen, lange verſchämt daſtehen, einander kaum anſehen, und dabei thun, als läge ihnen im mindeſten nichts am Spiel, während ſie ſich vor innerlicher Ungeduld darnach nicht zu laſſen wiſſen. Da muß durchaus Jemand eintreten, der Jedem zeigt, was es zu thun hat, um ſich zu beluſtigen, und Alle mit linder Gewalt an einander treibt, ſonſt bleibt Jeder für ſich und ärgert ſich dabei über den Nachbar, der nicht den erſten Schritt thun will.“

„Thun Sie dieſen erſten Schritt und machen Sie der allgemeinen Noth ein Ende, lieber Herr General,“ ſprach lächelnd Frau von Willnangen; „in jeder Hinſicht eignet ſich Niemand zu unſerm Anführer beſſer als Sie, und ich bin im voraus überzeugt, daß Jedermann dies dankbar anerkennen wird.“

Der General verbeugte ſich und fuhr fort zu reden. „In jüngern Jahren habe ich oft aus eignem Antrieb es verſucht, den Ehrenpoſten zu bekleiden, den Sie, meine gütige Freundin! mir jetzt wieder zutheilen möchten, dem ich mich aber um keinen Preis wieder unterziehen würde. In Bädern, in Garniſonen oder wo ſonſt der Zufall eine ungewohnte Zahl Menſchen aus allen Ständen zuſammenführt, welchen geſelliges Vergnügen Bedürfniß iſt, bin ich oft von eigner Lebensluſt verleitet worden, mich zum maitre des plaisirs aufzuwerfen, aber lag es an meiner Ungeſchicklichkeit oder an etwas Anderm, ich weiß nur, es iſt mir jedes Mal ſo ſchlecht bekommen, daß ich noch jetzt nicht ohne Aerger daran denken kann."

„In der That," ſprach Baron Wallburg, „das Amt eines Zeremonien- oder wenn Sie wollen, Vergnügen-Meiſters iſt eines der anerkannt mühſeligſten und unbelohnendſten, am Hofe wie in der Stadt, vor allem aber in einer Republik, wie doch jeder Brunnenort eine iſt, und ich begreife nicht, wie man anders, als durch den Drang der Umſtände dazu gezwungen, ſich ihm unterziehen mag."

„Sollten Sie mich auch wieder der Anglomanie beſchuldigen, lieber Vater!" ſprach Leo, „ich muß hier doch bemerken, daß das Talent der Britten, überall das Komfortabelſte zu erfinden, ſich auch in dem vorliegenden Fall bewährt. Unerachtet ihrer, jeder geſelligen Verbindung mit Unbekannten noch weit mehr, als die der Deutſchen, widerſtrebenden Natur trafen ſie dennoch den rechten Weg, Alle zufrieden zu ſtellen. In jedem bedeutenden Brunnenort wählen die Badegäſte einen

Zeremonienmeiſter, deſſen Anordnungen Jeder gern Folge leiſtet, und der um einen anſtändigen Ehrenſold für die geſellige Unterhaltung Aller, wie jedes Einzelnen, unermüdlich beſorgt iſt. So darf dort Niemand über Vernachläſſigung oder Langeweile klagen, der dies nicht ſelbſt durch ſein Betragen verſchuldet.“

„Dacht' ich's doch, daß die große Erfindung auf etwas Fabrikmäßiges hinauslaufen würde,“ ſprach Baron Wallburg, „denn hoffentlich hat dieſer Zeremonienmeiſter auch Gehülfen, die ihm vorarbeiten, und der Fremde, der amüſirt werden ſoll, geht dabei aus einer Hand in die andre, wie ein engliſcher Knopf.“

„Haben Sie nicht auch aus Holz und Stahl vortreflich gearbeitete Herrn und Damen, die eingeſchoben werden, wenn es an lebendigen Tänzern fehlt?“ fragte Erneſte.

Die Idee ſolcher unermüdlichen Tänzer erweckte großes Vergnügen bei dem jüngern Theil der Geſellſchaft. Vor allem äußerte die kleine Luzie den ſehnlichen Wunſch, daß auf dem nächſten Ball deren ein halbes Dutzend, wo möglich in Huſarenuniform, erſcheinen möchte. Dann, meinte ſie, käme auch wohl einmal die Reihe an ſie, mit ſo einem hölzernen Huſaren zu tanzen, denn die großen Mädchen nähmen ihr die lebendigen Tänzer alle weg.

„Auch ich kenne die Badekönige, denn ſo pflegt man in England ſie zu nennen, nahm endlich der Kapellmeiſter das Wort, und ich habe mich während meines vieljährigen Aufenthalts in jenem Lande zu wohl unter ihrem ſanften Scepter befunden, als daß ich mich nicht laut für ſie erklären ſollte. Aus Reiſebeſchreibungen iſt zwar Jedermann von den Statuten ihres Reichs unterrichtet, aber den ganzen wohlthätigen Einfluß derſelben auf das Badeleben kann nur der ermeſſen, der wie ich einſt zu ihren Unterthanen gezählt ward.“

Noch vieles ſprach man, bald lobend, bald tadelnd über dieſe engliſche Einrichtung, deren Einzelheiten ſelbſt dabei ſehr umſtändlich zur Sprache kamen. „Leo hatte in der That Recht,“ entſchied endlich der General, „und ich wünſche herzlich, recht bald ſolche Könige auf deutſchem Grund und Boden zu begrüßen. Erneſto's fromme Wünſche können wahrſcheinlich nur durch ihre

Einführung bei uns in Erfüllung gehen, aber ich fürchte aus mancherlei Gründen, daß ſich unendliche Schwierigkeiten ihr entgegen ſtellen würden. Indeſſen käme es auf einen Verſuch an, und wäre die Brunnenzeit nicht ihrem Ende ſo nahe, ſo möchte ich ſie wohl, wenigſtens als Probeſtück, auf einige Wochen in Vorſchlag bringen, obgleich ich nicht weiß, wo ich ſogleich einen würdigen Kandidaten zu dieſem ſehr ſchweren Poſten finden würde.“ „Ein Mann vom Stande könnte ſich doch unmöglich dazu entſchließen,“ meinte Frau von Wallburg. „Und warum denn nicht? meine gnädige Frau!“ erwiederte ihr ſchnell Erneſto. „Ich halte die Stelle eines ſolchen Königs für recht ehrenvoll, und um ſo mehr, da nicht gemeine Eigenſchaften dazu gehören, ſie mit Würde zu bekleiden.“ „Glauben Sie vielleicht, daß die Stelle eines Banquiers am Pharao-Tiſche, die ſo mancher Sprößling eines ſehr edeln Stammes ausfüllt, für ehrenvoller gelten dürfe?“ ſetzte der General lächelnd hinzu.

Die letzten Strahlen der ſinkenden Sonne mahnten jetzt die Geſellſchaft zum Aufbruch, doch traf man noch vorher die Verabredung, es an einem der nächſten Abende zu verſuchen, ob nicht der größere Theil der in Karlsbad gegenwärtigen Fremden zu einer zahlreichern Verſammlung in einem der Säle zu veranlaſſen ſey, um ſo vielleicht den Grund zu künftiger allgemeiner Geſelligkeit zu legen. Niemand wandte gegen dieſen Plan etwas ein, außer Frau von Wallburg. „Ich weiß nicht,“ ſprach ſie, „warum wir uns um die Uebrigen, die ſich um uns nicht bekümmern, ſo viel Mühe geben wollen, da wir ihrer doch nicht bedürfen, um uns recht wohl zu befinden. Unſer Zirkel genügt uns, er iſt groß genug, um uns zu amüſiren, und wir werden uns da ein Menge Bekanntſchaften aufladen, unter denen ſich gewiß Leute befinden, die gar nicht zu uns paſſen, und die uns in Zukunft vielleicht recht läſtig und beſchwerlich in unſerm eignen Hauſe werden können.“

Herr von Wallburg tröſtete indeſſen ſeine Frau mit der Verſicherung, daß Badebekanntſchaften ſich nie über die wenigen Wochen hinaus erſtrecken dürfen, die man mit einander verlebt, und daß es anerkannt herkömmlich ſey, auch die genauſten dieſer Art in ſeiner Heimath zu ignoriren, ſobald man nicht durch eigne Beweggründe ſich veranlaßt finde ſie fortzuſetzen; und ſo wanderte ſie beruhigt mit der übrigen Geſellſchaft ihrer Wohnung zu.

Die letzten, auf eine eigne, gleichſam etwas bezeichnen ſollende Weiſe betonten Worte des Baron Wallburg machten indeſſen auf Frau von Willnangen einen nichts weniger als angenehmen Eindruck. Sie hörte ſie mit dem prophezeienden Vorgefühl, mit welchem der kundige Schiffer bei ſonſt heiterem Himmel das kleine dunkle Wölkchen am fernſten Horizonte erblickt, welches ihm den nahenden Orkan verkündigt. Ueberhaupt wohnt in vielen Frauen ein Vorahnen deſſen, was ſie von denen, welchen ſie auf ihrem Lebenspfade begegnen, zu erwarten haben, ſey es Freude, ſey es Schmerz. Liebe oder Feindſeligkeit, ſie empfinden beide lange im Voraus, ehe ſich noch die Perſon ihrer bewußt wird, in deren Bruſt dieſe Empfindungen ſpäter erwachen. Von dieſem wunderbaren Gefühl geleitet, würde Frau von Willnangen den Umgang mit dem Baron Wallburg und ſeiner Frau vielleicht gänzlich vermieden haben, aber ſie hielt es für unbillig und thöricht, auf eine Ahnung zu achten, für welche ſich durchaus kein vernünftiger Grund erdenken ließ, und überdem erſchien ihr der jüngere Theil dieſer Familie ſo liebenswürdig, daß ſie um ſeinetwillen manches ihr minder Angenehme gern überſehen mochte.

Nicht ohne Wohlgefallen hatte ſie das Aufkeimen einer Neigung Leo's von Wallburg zu ihrer Tochter bemerkt, deren Erwiederung von Auguſtens Seite ihr durchaus nicht unerwünſcht gekommen wäre. Leo zeichnete ſich in der That auf eine vortheilhafte Weiſe vor andern jungen Männern aus. Mit einem ſehr gebildeten Geiſt und einem angenehmen Aeußern verband er die ſchätzenswertheſten Eigenſchaften des Gemüths, die ſich auf das Unverkennbarſte bei jeder Gelegenheit, beſonders aber im Umgang mit den Seinen äußerten. Und ſo war es wohl ſehr verzeihlich, wenn Frau von Willnangen ſich bisweilen ſüßen, allmählich zu Wünſchen und Hoffnungen ausartenden Träumen vom künftigen Glück ihrer Tochter überließ, beſonders da der einſtigen Erfüllung derſelben ſich auch im Aeußern nichts entgegen zu ſtellen ſchien. Dennoch hütete ſie ſich wohl, mit Auguſten darüber zu ſprechen, ſie ließ das Herz ihrer Tochter ungeſtört ſeinen ſtillen Gang gehen; der Reue Schmerzen, die ſie noch immer bei Gabrielen's Anblick empfand, lehrten ſie jetzt Vorſicht üben, da es vielleicht der ganzen Zukunft ihres geliebten einzigen Kindes galt.

Das vom Baron Wallburg über die Bade-Bekanntſchaften ausgeſprochene Urtheil wäre vielleicht von ihr unbeachtet geblieben, hätte es ſie nicht plötzlich an ein Geſpräch erinnert, welches ſie am nämlichen Morgen mit dem General auf einem einſamen Spaziergange gehalten hatte. Er, der immer offen zu Werke zu gehen gewohnt war, hatte mit einer höchſt auffallenden Abſichtlichkeit die Gelegenheit geſucht, vom Baron Wallburg und deſſen Gemahlin zu ſprechen. Beide wurden zwar als ſehr vorzüglich in jeder Hinſicht von ihm geprieſen, dabei aber zu wiederholten Malen und faſt warnend des Ahnenſtolzes erwähnt, der in ihrem Vaterland überall mehr als in irgend einem andern Theile Deutſchlands vorherrſche. Auch dieſes ſonſt ſo liberal geſinnte Paar ſollte, nach des Generals Verſicherung, in dieſer Hinſicht mit unüberwindlichen Vorurtheilen erfüllt ſeyn; nur feine Sitte verhindere es, dieſe auch im gewöhnlichen Leben laut werden zu laſſen.

Die Dazwiſchenkunſt des Barons ſelbſt und die übrigen Zerſtreuungen des Tages hatten Frau von Willnangen abgehalten, dieſes Geſpräch mit dem Ernſt zu würdigen, zu welchem es augenſcheinlich des Generals Abſicht war, ſie zu ſtimmen. Jetzt aber ſtand jedes Wort deſſelben plötzlich wieder vor ihrem Geiſt, und dabei fiel der Gedanke ihr mit Zentnerſchwere auf das Herz, daß Auguſtens Stammbaum wirklich nicht von der Art ſey, um vor ſtrengen Richtern als gültig zu beſtehen. Ihr Vater war der Sohn eines ſehr angeſehenen aber bürgerlichen Hauſes, ſeinen ſpäter erworbenen Adel verdankte er nur ſeinen Verdienſten und dem Range, den er bekleidete. Die lange Reihe von Ahnen, welche Frau v. Willnangen als eine geborene Roſenberg zählte, vermochte es leider nicht, die ihm fehlenden zu erſetzen.

Frau von Willnangen fühlte ſich bei ihrer Zuhauſekunſt von dieſen Gedanken ſo verſtimmt, daß ſie es ausſchlug, noch, wie ſonſt gewöhnlich, ein paar Stunden bei der Geſellſchaft zu bleiben, und ſich vielmehr mit den Ihrigen in ihr Zimmer zurückzog. Dieſe Verſtimmung theilte ſich auch den Uebrigen mit, Alle vereinzelten ſich, und der Abend nach dieſem ſo fröhlich begonnenen Nachmittag, der eine allgemeine Geſelligkeit einzuführen beſtimmt ſchien, war der erſte, an dem Jedermann ſich beſtmöglichſt zu iſoliren ſtrebte.

Ein wunderſchöner, wenn gleich ſchwüler Morgen folgte dieſem Abend. Die ganze, durch das Hinzutreten mehrerer entfernteren Bekannten ſehr vergrößerte Geſellſchaft beſchloß deshalb, einen längſt entworfenen Plan auszuführen. Das Frühſtück ſollte auf dem höchſten der über dem ſchönen Thal thronenden Berge eingenommen werden, neben den drei Kreuzen, die deſſen Gipfel bezeichnen. Auch Frau von Willnangen hatte ſich mit ihrer Tochter von dem allgemeinen Vergnügen nicht ausſchließen mögen. Erneſto mit der fröhlichen Luzie waren als Heerführer an die Spitze der kleinen Schaar geſtellt, die ſingend und jubelnd vom Brunnen weg durch den blinkenden Morgenthau hinzog. Allwill hatte einen eignen

Rundgeſang für dieſe Wallfahrt gedichtet, der Kapellmeiſter erfand auf der Stelle eine Melodie dazu, dies erhöhte die laute Freude, mit der alle ſich auf den Weg machten.

Nur Adelbert und Gabriele blieben einſam zurück. Mit ſeinem gelähmten Fuß konnte erſterer gar nicht daran denken, eine ſolche Wanderung zu unternehmen, und Gabriele durfte es auch noch nicht wagen, ſich der Ermüdung eines ſo weiten Spaziergangs auszuſetzen. Nach dem Scheiden der fröhlichen Geſellſchaft begleitete Adelbert Gabrielen ſchweigend und langſam nach Hauſe, aber der Morgen war zu ſchön, um ihn ganz ungenoſſen vergehen zu laſſen, und ſo wandten ſie ſich daher bald den lieblichen Schattengängen zu, die das anmuthige Thal von allen Seiten bekränzen.

Nie zuvor hatten beide Gelegenheit gehabt, ſo ganz allein mit einander zu ſeyn. Adelbert fühlte ſich zwar vom erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an durch die ſtille ſanfte Schwermuth zu ihr hingezogen, die wie ein Schleier über Gabrielen's ganzes Weſen ſich verbreitete, und der milde Strahl ihres ſchönen dunkeln Auges war oft wie ein erwärmendes Licht in ſeine wunde Bruſt gedrungen, aber die reine Güte ihres Gemüths und ſelbſt ihre hohe geiſtige Bildung konnten ihm dennoch nie zuvor, wie jetzt im ungeſtörten Geſpräch mit ihr, in dieſer Klarheit ſichtbar werden. Auch hatte ſie ſich ihm noch nie ſo unausſprechlich freundlich und vertrauend gezeigt.

Beide waren heute durch ähnliche Leiden von der allgemeinen Freude ausgeſchloſſen geblieben, und Gabriele fühlte ſich dadurch Adelberten gewiſſermaßen ſchweſterlich verwandt. Sie neigte ſich deshalb zu ihm und ſprach mit ihm, wie eine liebende Schweſter mit ihrem kranken leidenden Bruder ſprechen könnte. Ein wahrhaft und tief verwundetes Gemüth erkennt das andre ohne Worte, daher wußte Gabriele recht wohl, daß Adelbert freundlicher Theilnahme weit bedürftiger ſey, als es ſelbſt ſeine im Aeußern zerſtörte Jugendblüthe vermuthen ließ, und daß vielleicht nur dieſe ihn von völligem Untergang in Tiefſinn und Schwermuth erretten könne. Sie wandte ſich deshalb unendlich mitleidig zu ihm; alles was ſie ſagte und that, drückte das Beſtreben aus, ihm tröſtlich zu werden. Ihre ohnehin ſanfte melodiſche Stimme klang wie das Flöten einer Nachtigall, denn ſie ſuchte ſie noch mehr zu mildern, indem ſie zu ihm ſprach, und Adelberten ging dabei in lange nicht empfundener Seligkeit das Herz auf.

So in ernſtes und vertrauliches Geſpräch verloren, wanderten beide langſam neben einander hin, länger und weiter, als ſie ſelbſt es bemerkten. An ſich unbedeutende Anhöhen, die Adelberten aber noch geſtern unüberſteiglich geſchienen hatten, ging er jetzt, ſeiner Krücke nicht gedenkend, an Gabrielen's Seite hinauf und hinab, ohne es zu gewahren. An den Stellen, welche ihr am ſchwierigſten dünkten, bot ſie ihm hülfreich die kleine weiße Hand, und indem er ſie berührte, war ihm, als ob unſichtbare Engel ihn mit ihren Flügeln unterſtützten. Zwar dachte Gabriele nicht ohne Sorge an den Rückweg, indem ſie neben ihm herging; aber ſie vermochte es nicht über ſich zu bringen, ihn aus dem augenblicklichen Vergeſſen ſeines traurigen Zuſtandes zu erwecken, und verſchwieg daher ihre Beſorgniſſe.

Endlich erreichten ſie den kleinen Tempel, welcher den Namen des Lords Finlater, des Verſchönerers dieſer Gegend, trägt, und mit ihm die beinahe äußerſte Gränze der eigentlichen Promenaden. Bei ihrer, ihnen jetzt erſt recht fühlbar werdenden Ermüdung und der ungewöhnlichen Schwüle des Tages war ihnen dieſer Ruhepunkt höchſt willkommen. Sie ſetzten ſich traulich neben einander und fuhren in dem Geſpräche fort, deſſen Intereſſe ſie ſo unvermerkt bis zu dieſem, von ihrer Wohnung ziemlich weit abgelegnen Platz hingeführt hatte.

Die Unterhaltung war zuerſt von der Poeſie und dem verſchiednen Werth der neuſten Erzeugniſſe unſerer Dichter ausgegangen, unmerklich aber hatte ſie ſich der Liebe und ihren Leiden und Freuden zugewendet. Gabrielen's beredtes Auge hatte Adelberten längſt eine unglückliche Liebe als das ſtille Geheimniß ihres Herzens verrathen, obgleich ſie auch nicht auf die leiſeſte Art darauf hindeutete. Er ſtrebte daher mit der zarten Schonung, alles zu vermeiden, was ihm das Anſehen geben konnte, als ſuche er ihr Vertrauen zu erſchleichen, oder wolle die nähern Umſtände eines Geſchicks erſpähen, das er nicht umhin konnte, ſich dem eigenen ähnlich zu denken. Der Anblick des unausſprechlich anmuthigen und doch ſo tief verletzten Weſens an ſeiner Seite ſtimmte ihn dabei immer wehmüthiger, indem er doch zugleich über ſeine eignen Schmerzen für den Augenblick ſich beruhigter fühlte.

„Nur eines kann ich mir denken, wogegen kein Troſt zu finden wäre,“ ſprach Gabriele im Verlauf des Geſpräches zu Adelbert. „Trennung, Tod des Geliebten, ſind zwar ein unnennbares Weh, das ſchwache Herz möchte darüber brechen, wenn nicht die Liebe ſelbſt und der ſchöne Hoffnungsſtrahl von jenſeits es hielten, aber dieſer Schmerz reicht doch nicht an jenen, alle Hoffnung ſogar jeden Wunſch nach Troſt vernichtenden, vor deſſen Möglichkeit ich zurückbebe. — Er heißt Unwerth des Geliebten, Verachten deſſen, was wir dennoch lieben müſſen. — Nein, die menſchliche Natur kann dies Entſetzliche nicht ertragen!“

Todtenbläſſe überzog bei dieſen Worten Adelberts Geſicht, das er im nächſten Moment krampfhaft zitternd, mit beiden Händen verhüllte. „Und doch, mein Fräulein! und doch,“ ſtammelte er faſt unhörbar. „Sie haben in zwei Worten die traurige Beſtimmung meines Daſeyns ausgeſprochen. Lieben und Verachten! Die menſchliche Natur erträgt es wohl, Sie ſehen, ich lebe noch.“

Gabriele hätte vor Reue darüber vergehen mögen, daß ſie ihn, den ſie beruhigen und tröſten zu wollen ſich bewußt war, ſo unvorſichtig verletzt hatte. Sie fand und ſuchte kein Wort zu ihrer Entſchuldigung, aber Adelbert hob den getrübten Blick zu ihr auf und las in ihrem ſchimmernden Auge innigere Theilnahme, ſchmerzlichere Reue, als ſie mit aller Beredſamkeit ihm hätte ausdrücken können. Sein Herz öffnete ſich zum erſten Mal wieder nach langer Zeit im Erguſſe des reinſten Vertrauens; auch ſie fand allmählich herzliche beſchwichtigende Worte für ihn, und bald vernahm ſie die Geſchichte ſeiner glücklich verlebten früheren Zeit und die Urſache des jetzt ihn zerſtörenden Kummers, die er mit der, allen Unglücklichen eignen Umſtändlichkeit ihr vertrauend mittheilte.

Früh verwaiſet, wuchs Adelbert im Schloſſe ſeines edlen Oheims auf, der das hoffnungsvolle Kind mit wahrhaft väterlicher Liebe erzog. Zwei Knaben und ein jüngeres Mädchen, Herminie genannt, theilten mit ihm die Stunden des Unterrichts wie die der Erholung. Sie waren die Kinder einer benachbarten Familie, welche durch enge Bande der Freundſchaft mit ſeinem Oheim von jeher vereinigt, faſt immer in ſeiner Nähe lebte. Adelberts Auge ſtrahlte noch einmal im Wiederſchein der untergegangenen Sonne ſeines Frühlingslebens, als er jetzt erwähnte, wie ſchon in früher Jugend die innigſte Liebe zu Herminien ihn zu allem Guten entflammte, wie er ſtets ſich auszuzeichnen ſtrebte, um ihr zu gefallen, und wie auch ſie mit unverkennbarer Zärtlichkeit an ihm hing. Sein Oheim und Herminiens Eltern blickten lächelnd auf die frühe Liebe ihrer Kinder, und bauten darauf goldene Pläne für ihre Zukunft. „O wäre ich damals geſtorben!“ rief Adelbert mit ſchimmernden Augen, „damals in der Morgenröthe des Lebens, die den herrlichſten aller Tage ſchien verkünden zu wollen, der jetzt mit untergegangen iſt in Nacht und Graus.“

Die Kinder wuchſen zum Jünglingsalter heran; mit dieſem erſchienen Jahre der Trennung, aber dieſe ſollte ja den Zeitpunkt ewiger Vereinigung herbeiführen. Adelbert fühlte die Nothwendigkeit, ſich erſt für das Leben zu rüſten, ſich Eigenſchaften zu erwerben, die ihn einſt berechtigen könnten, nach dem Preiſe zu ſtreben, der in roſiger Glorie vor ihm ſtand. Auch lockte ihn, den in der Einſamkeit erzognen Jüngling, die ferne bunte Welt mit alle dem magiſchen Reiz, durch welchen ſie jeden Unerfahrnen blendet, und ſo beſtieg er, ziemlich gefaßt, den Reiſewagen, der ihn nach einer entfernten Univerſität führen ſollte, während Herminie in wildem Schmerz zu vergehen glaubte. Ein Briefwechſel mit dem Geliebten, zu welchem Eltern und Oheim, nach der feierlichen Verlobung des jungen Paars, ihre Einwilligung gegeben hatten, blieb ihr einziger Troſt.

So vergingen drei Jahre. Adelbert verlebte ſie unter Arbeit, Sehnſucht und Hoffnung. Herminiens Andenken hielt ihn hoch über den Strudel wüſter Verwilderung, in welchem viele ſeiner jugendlichen Genoſſen neben ihm verſanken. Herminiens Briefe zu beantworten, ſein ganzes Herz ihr offen darzulegen, war die höchſte Wonne ſeines Lebens. Er fühlte ganz den hohen Zauber, mit der dieſe Art, uns das Geliebte zu vergegenwärtigen, zuweilen ſogar das Glück der wirklichen Gegenwart beſiegt. Auge in Auge macht die Lippen verſtummen, aber in der einſamen Beſchäftigung mit einem geliebten Weſen reihen ſich die Worte zum Ausdruck unſrer innigſten Gefühle von ſelbſt an einander, und wir vermögen zu ſchreiben, was wir nimmermehr ſagen könnten.

Dennoch nannte Herminie Adelberts Briefe oft kalt und liebeleer, und obgleich ſie von allem, was ihn nur auf die entfernteſte Weiſe berührte, unterrichtet zu werden verlangte, ſo konnte ſie doch auch oft darüber zürnen, daß er fähig wäre, irgend etwas anders zu erwähnen als ſeine Liebe. „Du kannſt Mannichfaltigkeit in deine Briefe bringen,“ ſchrieb ſie ihm, „du biſt ein Mann, du lebſt in der Welt. Ich Einſame lebe nur in dir, ich kann nichts denken als dich, darum vergieb, wenn ich langweilig dir nur von dir ſchreibe; du biſt ja meine Welt, von der ich jetzt nur träumen darf.“

Endlich war der Zeitpunkt ganz nahe, in welchem Adelbert zu ſeinem Oheim zurückkehren ſollte, um wenige Wochen ſpäter mit Herminien auf ewig vereint zu werden. Mit kaum zu mäßigender Ungeduld ſah er dem nicht mehr fernen Tage ſeiner Abreiſe von der Univerſität entgegen, als ganz unerwartet ein vom General abgeſandter Eilbote erſchien, mit dem Auftrage, ihn zur möglichſten Beſchleunigung ſeiner Rückkehr in die Heimath zu mahnen. Dieſer an ſich höchſt willkommne Befehl ſeines Oheims überraſchte dennoch Adelberten, beſonders da der in höchſter Eil abgeſandte Bote ihm durchaus nichts Näheres darüber zu ſagen wußte. Adelbert eilte raſtlos Tag und Nacht, bis er das Schloß ſeines Oheims erreichte. Dort fand er den edlen Greis gerüſtet, um in den Kampf gegen die Feinde zu ziehen, deren Horden damals auf's neue unſer Vaterland zerſtörend zu überſchwemmen drohten. Ob Adelbert ihn auf dieſem Zuge begleiten würde, blieb nicht die Frage eines einzigen Augenblicks; der General hatte ſchon alles dazu vorbereitet, der nächſte Morgen war zur Abreiſe beſtimmt, und beiden Liebenden blieb nur dieſer einzige Abend zum Wiederſehn und zum Scheiden.

Schweigend betrachteten ſie ſich einander in der Stunde des Wiederſehns. Mit ſüßem Erröthen ſchlug Herminie die langen ſeidnen Augenwimpern nieder vor den liebeglühenden Blicken des hoch und ſchön vor ihr ſtehenden, zum Mann heranblühenden Jünglings, während dieſer, verloren in Entzücken, den unbegreiflichen Zauber anſtaunte, welchen drei kurze Jahre hier geübt hatten. Die Stunde der Trennung ſchlug unter den heiligſten Schwüren ewiger Liebe in Noth und Tod. Bewußtlos ſank Herminie aus Adelberts Armen in die ihrer Mutter, während er die glänzenden Augen ſeitwärts wendete, indem er ſein Roß beſtieg, damit keiner der alten Krieger, die mit ihm und ſeinem Oheim auszogen, die ſtill über ſeine Wange hinrollende Thräne gewahren möge.

Von neuem begann der Briefwechſel der Liebenden. Herminie lebte nur mit der Feder in der Hand, Adelbert verwandte für ſie jede freie Minute, bis die immer ſteigenden Unruhen des Krieges alle Möglichkeit einer freien Mittheilung vernichteten. Unglück häufte ſich auf Unglück, Jammer auf Jammer.

Nach der Schlacht bei E . . . . . blieb Adelbert unter den Todten liegen, und ward nur durch ein halbes Wunder vom lebendig Begrabenwerden gerettet. Als Kriegsgefangner wurde er in ein Hoſpital gebracht. Seine Jugendkraft ließ ihn die Behandlung der franzöſiſchen Wundärzte überleben. Nach abgeſchloſſenem Frieden erſchien ſein Oheim ſelbſt, ihn abzuholen. Traurig wandten ſich beide der Heimath zu, aber die Hoffnung, Herminien dort zu finden, glänzte wie ein heller Stern dem alten wie dem jungen Krieger durch die dunkle Nacht der Trauer, die jede andre Hoffnung ihnen verhüllte. „Herminiens ſanfte Hand wird unſre Wunden heilen, ſie wird künftig dich führen, dich ſtützen, armer Adelbert,“ ſprach der General, wenn er den Gelähmten ſich mühſam an Krücken forthelfen ſah. „Jetzt in einer Stunde ſehen wir ſie wieder,“ ſprach er endlich.

Aber ſie fanden ſie nicht. Ihr Schloß war öde und leer, ihre Eltern waren, aus Furcht vor den auf dem flachen Lande ſich immer weiter verbreitenden Unruhen des Krieges, in eine ziemlich entfernte Reſidenz mit ihr gezogen, man wußte nicht ob und wann ſie wiederkehren würden.

Nach wenigen, der nothwendigen Erholung vergönnten Stunden, ſaßen Adelbert und der General wieder im Wagen auf dem Wege zu ihr. Kein Zweifel an Herminien's Treue kam in ihnen auf. Adelbert dachte nur ihre Freude, ihn lebend wieder zu ſehen. Daß der Arm, den er noch in der Binde trug, der gelähmte Fuß, das bleiche Geſicht, die nach der langen Krankheit nur ſpärlich es umwehenden Locken Herminien von ihm zurückſcheuchen könnten, fiel ihm nicht ein. „Sie wird dich um ſo mehr lieben, je mehr du ihrer Hülfe bedarfſt,“ ſprach der General, „denn die Weiber ſind alle Engel des Troſtes in Menſchengeſtalt, ſie ſind am glücklichſten, wenn ſie etwas zu pflegen und zu heilen haben.“

Sie kamen an. Wie wenig glich dieſes Wiederſehen dem vorigen! Herminie erbebte, ſichtbar erſchrocken über Adelberts Anblick; ſie wollte ſich überwinden, man ſah deutlich, wie ſie ſich deshalb Gewalt anthat, aber ſie vermochte es doch nicht, den Entſtellten anders als mit heißen Thränen, mit bittern Klagen über dieſes Geſchick zu empfangen, und keine Sylbe verrieth ein frohes Gefühl über ſein wunderbar gerettetes Leben. Auch Adelbert fand Herminien verändert. Zwar ſtand ſie im ſorgſam gewählten ſchimmernden Putz faſt reizender noch vor ihm, als da er ſie verließ, aber ihre Erſcheinung hatte etwas Fremdartiges, etwas Theatraliſches angenommen, wovon bei dem einfachen Landmädchen ſonſt keine Spur zu finden geweſen war, und Tanzmeiſterkünſte ſuchten die Stelle der natürlichen, alle Herzen gewinnenden

Anmuth zu erſetzen, welche ehedem jede ihrer Bewegungen begleitet hatte.

Adelbert ward tief betrübt über dieſe, in ſo kurzer Zeit aus dem Geräuſch des Stadtlebens hervorgegangene Verwandlung der Vielgeliebten, aber er blieb doch noch immer ihr eigen, und tröſtete ſich mit ſchönen Hoffnungen von der Zukunft. „Gewiß ſie kehrt zurück, gewiß ſie wird wieder was ſie war, wenn wir erſt dem Gewühl glücklich entgangen ſind, welches jetzt durch ſeine Neuheit ſie betäubt.“ Mit dieſen Worten ſuchte er oft ſich und ſeinen Oheim zufrieden zu ſprechen. Plötzlich aber zerſtörte Herminiens Mutter jede Hoffnung, indem ſie mit der Erklärung hervortrat, daß ihre Pflicht ihr nicht erlaube, die junge ſchöne Herminie für ihre ganze Lebenszeit zur Krankenwärterin auf einem Dorfe zu verurtheilen, daß Herminie ſelbſt ihre Kraft einem ſolchen Opfer nicht gewachſen fühle und daß ſie deshalb ſich gezwungen ſähe, das früher unter günſtigeren Ausſichten gegebene Verſprechen zurückzunehmen. Adelbert verlor bei dieſer Erklärung alle Beſinnung, aber der General beſtand darauf, ſie von Herminien ſelbſt bekräftigen zu hören, und als dies, obgleich unter Thränenſtrömen und mit vielen ſchönen Worten, dennoch wirklich geſchah, da blieb dem edlen Greiſe nichts weiter übrig, als ſeinen unglücklichen Adelbert an ſeine väterliche Bruſt zu nehmen und mit ihm hinaus zu fahren in die Welt. Wenige Wochen darauf kam die Nachricht, daß Herminie einem der Angeſehenſten aus Napoleons Gefolge ihre Hand gegeben habe, und ſich mit ihm auf dem Wege nach Paris befinde.

Nicht in ſo zuſammengedrängter Kürze, ſondern in wechſelndem Geſpräch, belebt durch mehrere Nebenumſtände, die hier wegbleiben mußten, hatte Adelbert die Geſchichte ſeiner Leiden Gabrielen anvertraut. Vertieft in klagender und tröſtender Rede und Gegenrede, mochten beide wohl lange neben einander geſeſſen haben, ohne den Blick ins Freie zu wenden, als ein heftiger Donnerſchlag ſie plötzlich aufſchreckte. Ein ſchweres Gewitter war mit der in Gebirgen nicht ungewöhnlichen Schnelle, von ihnen unbemerkt, heraufgezogen, und entlud ſich jetzt gerade über ihren Häuptern in ſchmetternden Donnerſchlägen, in unzähligen, einander durchkreuzenden, gelben, ziſchenden Blitzen. Heulender Sturm durchtoſete die Wipfel der Bäume, laut krachte der Fall einzelner Tannen durch den Wiederhall des Donners, bis endlich, gleich einem Wolkenbruch, mit wildem Brauſen herabſtrömender Regen den allgemeinen lauten Aufruhr der Natur allmählich beſchwichtigte.

„Und unſre Freunde oben auf dem Gipfel des unwirthbaren Berges, ohne alles Obdach, dem Zorn der Elemente ausgeſetzt!“ rief klagend Gabriele. „Gewiß ſind ſie längſt im Schutz einer Bauernhütte am Fuße des Berges,“ erwiederte tröſtend Adelbert, „das Gewitter konnte ſie auf der Höhe, auf welcher ſie ſich befanden, nicht ſo hinterrücks überſchleichen als uns. In der That,“ ſetzte er nach einem Blick auf ſeine Uhr etwas verlegen hinzu — „in der That, obgleich ich die Möglichkeit davon nicht begreife, aber ich muß glauben, daß Alle längſt zu Hauſe angelangt ſind und nun um uns in der größten Sorge ſchweben, denn die Mittagsſtunde iſt eigentlich ſchon lange vorüber. Die engelgleiche Güte, mit der Sie, mein Fräulein! einem Unglücklichen den Troſt freundlicher Theilnahme gewährten, hat uns die Stunde vergeſſen laſſen. Wir ſind viel länger hier geblieben, als wir es dachten oder eigentlich ſollten.“

Gabriele blickte ängſtlich hinaus ins Freie, der Regen ſtrömte zwar minder heftig, aber um ſo eindringender, Wege und Fußpfade glichen rieſelnden Bächen. Sie ſprach kein Wort, aber Adelbert bemerkte nur zu deutlich, wie der Gedanke an Frau von Willnangen und Auguſten ſie mit banger Sorge erfüllte. „Was fangen wir nun an?“ ſeufzte ſie endlich mit einem Blick auf ihre ſeidnen Schuhe. „Der Arzt hat mich beſonders vor aller Erkältung gewarnt.“ „Ach! wie fröhlich, wie leicht, liebes Fräulein! hätte ich Sie ehemals auf meinen Armen hinunter getragen!“ rief Adelbert, und blickte traurig und finſter auf ſeine Krücke. „Jetzt, ich muß es Ihnen leider geſtehen, jetzt könnte ich Sie auf dieſen ſchlüpfrig gewordenen Pfaden, ohne eine feſtere Stütze als dieſe, nicht einmal hinunter begleiten, ſelbſt wenn der Regen nachließe. Hätte ich es ahnen können, daß ich noch heute die erſte Stunde des Troſtes, ſeit ich alles verlor, ſo bitter bereuen würde! Aber ſo will es das jammervolle Loos, das mir zu Theil ward," ſetzte er im finſterſten Unmuth hinzu.

„Briccone maledetto! Verwünſchter Taſchenſpieler! Damn'd Juggler!" erſcholl es in dieſem Augenblick dicht neben ihnen, und eine wunderliche ganz durchnäßte Geſtalt ſchlüpfte in den Tempel hinein, ohne die ſchon Anweſenden ſogleich zu bemerken, warf dann einen ungewöhnlich dicken keulenartigen Stock von ſich und arbeitete darauf mit Zähnen und Nägeln an dem Knoten eines Bandes, welches ein kleines braunes Päckchen zuſammen hielt. Dabei ſchimpfte der neue Ankömmling in einem weg und in verſchiedenen Sprachen, bald auf den Knoten, bald auf den Regen.

Adelbert und Gabriele betrachteten, höchſt verwundert, die ſonderbare Geſtalt. Nach ſeinem Aeußern zu urtheilen, hätte man den Fremden für einen Taſchenſpieler oder für den Pagliaſſo einer herumziehenden Seiltänzerbande halten können, und doch lag etwas in der Art, mit der er Adelbert und Gabrielen, ihrer gewahr werdend, begrüßte, das eine feinere Bildung verrieth.

Seine vom Regen triefende Kleidung beſtand aus einer kurzen Jacke und weiten wunderlichen Pantalons von weißem buntſtreifigen Leinenzeuge, in Schuhen von gelbbraunem Leder, Kamaſchen von Nanking und einem großen Strohhut mit breitem Rande und flachem Kopf. Eigentlich war er ziemlich treu nach Ebels Vorſchrift für Reiſende in der Schweiz gekleidet, was aber hier in Böhmen und zu ſeiner kurzen gedrängten Geſtalt ſich ſehr lächerlich ausnahm, beſonders da er wenigſtens funfzig Jahre alt zu ſeyn ſchien.

Eines der gewöhnlichen Geſpräche, wie man ſie in ähnlichen Fällen zu führen pflegt, entſpann ſich jetzt zwiſchen Adelbert und dem Fremden, der dabei unermüdet, aber mit allen Zeichen der höchſten Ungeduld, daran arbeitete, den Knoten zu löſen, welchen er dabei immerfort und in allen möglichen europäiſchen Sprachen halb laut vermaledeite.

„Mercè di Dio!“ rief er endlich, denn der Knoten war plötzlich aufgegangen. „Mais voyez, monsieur! ſehen Sie nur, ob es nicht zum Verzweifeln war,“ ſprach er zu Adelberten, der verwundert auf den Inhalt des Päckchens blickte;

„Vraiement c'étoit fait pour enrager. Geſtern laſſe ich mir von einem herumreiſenden Phyſiker im Alexandersbad lehren einen Knoten zu ſchlingen, der feſter als alle Schlöſſer iſt, weil er nur der Hand des mit dem Geheimniß Bekannten weicht, ich knüpfe meinen Regenmantel, my Patent cloak, den ich immer mit mir trage, auf dieſe Weiſe zu, und jetzt, da mich der Platzregen überraſcht, habe ich Unglückſeliger die Löſung des Knotens vergeſſen. Ich habe einen Mantel in der Hand, mit dem ich unter dem Staubbach hingehen könnte, ohne daß mir ein Tropfen Waſſers an die Haut käme, und muß mich durchregnen laſſen. No it is too bad, too bad; es iſt zu toll.“

Während der Zeit zog er den Regenmantel von dünnem durchſichtigen Wachstaffet an, ſetzte eine gleiche von allen Seiten herabhängende Kapuze auf den Kopf, und ſah in dieſer Vermummung noch viel abentheuerlicher aus als zuvor, faſt wie ein in Bernſtein inkruſtirter Käfer. „Könnte ich mich nur auf das Geheimniß des heilloſen Knotens wieder beſinnen,“ murmelte der Fremde vor ſich hin, „ich muß es doch zufällig getroffen haben, weil er aufſprang.“ Dabei arbeitete er wieder aufs emſigſte und mit großer Anſtrengung an den dicken Stock, den er beim Eintritt weggeworfen, hernach aber wieder hervorgeſucht hatte, bis es ihm gelang, ihn auseinander zu ſchrauben und in mehrere Stücke zu zerlegen. Oserois-je Madame, Ihnen dieſen Patent Umbrella zum Heimgehen anzubieten?“ ſprach er zu Gabrielen, indem er ihr einen ſehr zerbrechlichen Regenſchirm, ebenfalls mit Wachstaffet überzogen, darreichte, den er aus einem Theil ſeines Stocks zuſammengeſetzt hatte. „Avouez, que c'est l'invention la plus belle, la plus commode, enfin es giebt nichts bequemeres,“ ſprach er weiter, indem er aus vier dünnen Meſſingſtäbchen und einem Stückchen Leinen eine Art von kleinem Feldſtuhl zuſammenfügte und Gabrielen nöthigte, ſich darauf zu ſetzen. „Sehen Sie,“ ſprach er mit ſehr großer Selbſtzufriedenheit, „ſo trage ich in dieſem Stock gleichſam ein kleines Haus mit mir, das mir ſelbſt auf den höchſten Bergen Schutz gegen die Witterung und einen bequemen Ruheſitz gewährt. Das Futteral, welches Schirm und Seſſel beherbergt, dient mir obendrein nicht nur zum Wanderſtab, ſondern auch zum Fernrohr, wenn ich die dazu gehörigen Gläſer hineinſchraube, und ich denke nur noch auf eine Vorrichtung, um dieſen Stuhl zu einem vollſtändigen Fauteuil zu vervollkommnen.“

Der Regen hörte endlich auf und der wunderliche Fremde erbot ſich auf die gutmüthigſte Weiſe, Adelberten auf dem Wege nach Karlsbad zum Führer zu dienen. Dabei bedauerte er nur, daß dieſem nicht das gelähmte Bein bis an das Knie abgenommen ſey, ohnerachtet ihm Adelbert wiederholt verſicherte, daß er hoffe, nicht Zeitlebens lahm zu bleiben. „N'importe,“ ſprach der Fremde, „ich könnte Ihnen ein ganz vortreffliches hölzernes Bein verſchaffen, Sie ſollten damit gehen, reiten, ſogar tanzen können, il n'y a rien de plus beau et de plus commode au monde, indeſſen kommen Sie nur, ich will Sie gewiß nicht fallen laſſen.“ Adelbert dankte ihm lächelnd, und äuſſerte zugleich die Beſorgniß, daß ſeine Begleiterin in ihren ſeidnen Schuhen wohl ſchwerlich würde den Weg zu Fuß machen können. „Ah Cospetto di bacco!“ rief der Fremde, „warum habe ich nicht ein einziges Paar der Pattens der

Dutchess of Devonshire bei mir! Auf dieſen zierlichen Kothurnen könnte das Fräulein gerade durch einen Bach gehen, ohne naß zu werden; ſie ſind die allervortrefflichſte Erfindung.“ — „Ich erkenne höchſt dankbar Ihre Güte, mit der Sie wünſchen mir helfen zu können,“ unterbrach ihn Gabriele. „Da es indeſſen auf dieſe Weiſe nicht möglich iſt, ſo wage ich es, Sie zu bitten, die Meinigen bald möglichſt zu beruhigen, die gewiß um mich in der größten Beſorgniß ſind. Haben Sie die Gefälligkeit, Frau von Willnangen im ſteinernen Hauſe auf der Wieſe aufzuſuchen, und ihr zu ſagen, daß Gabriele von Aarheim“ —

„Aarheim? Sie ſind ein Fräulein von Aarheim? Aarheim? von Schloß Aarheim?“ rief im größten Entzücken der Fremde, „mais permettez que je vous embrasse, mon aimable petite Cousine, ich bin Ihr Vetter, Ihr nächſter Verwandter, Moritz von Aarheim, Ihr Vater und ich ſind Cousins à la mode de Bretagne. Ihr Aelter-Vater war der Bruder meines Großvaters. Haben Sie denn nie von mir ſprechen gehört?“

„Mein Vater lebt ſo fern von der Welt,“ ſtotterte Gabriele etwas erſchrocken. „Es iſt wahr, das thut er,“ erwiederte Moritz von Aarheim, „ich habe ihm einmal vor vielen langen Jahren geſchrieben, er hat mich aber keiner Antwort gewürdigt. Mais je ne lui porte pas rancune, ſeine Tochter iſt die Krone unſers alten Geſchlechts, and I forgive him. Ich will ihn beſuchen, den alten Herrn, ich habe mich ſchon nach ihm erkundigt, ich höre, er beſchäftigt ſich mit alchymiſtiſchen Unterſuchungen der Färbeſtoffe. Ich habe die göttlichſten Vorſchriften zum Färben aus England mitgebracht, auch aus der Türkei habe ich deren mir zu verſchaffen gewußt, er ſoll ſie alle haben, er hat zwar auf meinen Brief nicht geantwortet, but I do not care for it, er ſoll ſie doch haben.“

So ſchwatzte Moritz von Aarheim noch lange fort, und legte dabei ſeine Freude über Gabrielen in faſt allen lebendigen Sprachen an den Tag, bis ihm plötzlich der Nachtheil einfiel, der aus dieſem langen Verweilen in der feuchten Luft für Gabrielen's Geſundheit entſtehen konnte. So ſchnell als möglich eilte er nun fort, auch währte es nicht lange, bis der General Lichtenfels und Erneſto mit einer Sänfte für Gabrielen im Tempel anlangten, um das dorthin vom Sturm verſchlagene Paar heim zu geleiten.

Gabriele fand bei ihrer Nachhauſekunft den neuen Vetter ſo eingewohnt, als wäre er Zeit ſeines Lebens der vertrauteſte Freund der Frau von Willnangen geweſen. Alle Tiſche und Stühle in ihrem Zimmer waren mit kleinen Modellen und Zeichnungen von neuen Erfindungen belaſtet, deren Erklärung und Nutzen er dem ältern Herrn von Wallburg auf das Eifrigſte zu demonſtriren ſuchte. Die Damen und Leo hielten ſich dabei in einiger Entfernung, um nicht an dem Streite Theil zu nehmen, der ſich zwiſchen jenen beiden ſchon entſponnen hatte, denn Herr von Wallburg war der abgeſagteſte Feind aller Neuerungen. Gabrielen's Erſcheinung machte indeſſen dem Zwiſt ein Ende. Moritz von Aarheim ließ alles im Stich, um ſeiner neugefundenen Couſine unter einem halben Dutzend Fläſchchen mit Präſervativen gegen Erkältung die Auswahl anzubieten, und ſuchte auf alle Weiſe ſie zu bewegen, wenigſtens aus einem derſelben ein Paar Tropfen zu nehmen. Sein zudringliches

Bitten hatte zwar etwas ungemein Läſtiges, ſo wie im Grunde auch ſein ganzes übriges Betragen, aber es lag auch wieder etwas ſo ausgezeichnet Gutmüthiges ſelbſt in dieſer Zudringlichkeit, daß es Gabrielen wirklich ſchwer ward, ihm ſeinen Wunſch nicht zu gewähren.

Mehr aber als alles übrige war ihr der vertrauliche Ton unangenehm, zu welchem er als ein naher Verwandter gegen ſie berechtigt zu ſeyn glaubte, und es ward ihr beinah unmöglich, ſich daran zu gewöhnen, noch unmöglicher, ihn zu erwiedern. Nie zuvor war es ihr eingefallen, daß ſie außer der Gräfin Roſenberg und Aurelien noch Blutsverwandte in der Welt haben könne, nie hatte ſie ſolche nennen hören, und nun kam gerade eine der lächerlichſten Erſcheinungen und wollte Familienverbindungen geltend machen, welche ſie kaum im Stande war zu begreifen.

Den durchnäßten Schweizeranzug hatte Herr von Aarheim zwar abgelegt, und alles, was er jetzt trug, war wirklich ſo neu und elegant als möglich, aber er ſah deshalb nicht minder abentheuerlich aus. Seine Kleidung war wie ſeine Sprache, allen Nationen abgeborgt; kein Stück ſeines Anzugs paßte zu den übrigen, alle aber verdankten der allerneuſten und dabei barockſten Erfindung ihren Urſprung. Auch ſeine Bewegungen hatten etwas Unſtätes, das mit ſeinen grauen Haaren und ſeiner ganzen Geſtalt auf eine widerliche Weiſe kontraſtirte. Uebrigens waren die Züge ſeines Geſichts nicht unangenehm und wurden zuweilen durch einen gewiſſen Ausdruck von treuherzigem Wohlwollen ſogar recht leidlich. Da er im Geſpräch immer von einem Gegenſtand zu dem andern überging, ohne ſich und Andern zum gehörigen Auffaſſen eines einzigen Zeit zu laſſen, ſo war ſein Umgang höchſt ermüdend, und der ganze Kreis wäre ſeiner gewiß ſehr überdrüſſig geworden, wenn er längere Zeit in Karlsbad verweilt hätte. Aber er eilte ſchon am dritten Tage zum kunſtliebenden Scharfrichter nach Eger, den er durchaus ſprechen zu müſſen behauptete, obgleich er ſich augenſcheinlich höchſt ungern ſo ſchnell von Gabrielen trennen mochte. Er verließ ſie mit der Erklärung, daß er ſie auf Schloß Aarheim wiederzuſehen gedenke, und wollte ſich durchaus nicht daran kehren, daß ihr Vater keinen Beſuch annähme. Er war auf jeden Fall überzeugt, daß er ihm mit den engliſchen und türkiſchen Farbengeheimniſſen willkommen ſeyn würde, wenn jener auch ihre nahe Verwandtſchaft bei der Annahme ſeines Beſuchs nicht in Betracht ziehen wollte. Uebrigens hielt ihn ein innres Zartgefühl ab, Gabrielen zu geſtehen, daß er des Freiherrn nächſter Agnat und der künftige Beſitzer von Schloß Aarheim ſey, der als ſolcher doch einigermaßen ſich berechtigt glauben konnte, bei ſeinem Verwandten, den er nie beleidigt hatte, vorgelaſſen zu werden.

Ganz nahe den die Geſellſchafts-Säle von Karlsbald umgebenden Alleen ſteht eine der Madonna geweihte kleine Kapelle zwiſchen hohen Bäumen und dichtem Gebüſch. Die Mädchen und Frauen der Umgegend ſchmücken das in ihr wohnende freundliche Muttergottesbild mit dem Schönſten, was ſie nur aufzubringen wiſſen. Nie mangelt es ihm an ſtrahlenden Flittern, an ſchönen Bändern und Perlen. Friſche Blumenſträuße duften jeden Morgen auf dem kleinen Altar, ſo lange die Jahreszeit dies vergönnt, und an jedem Abend werden helle Kerzen vor dem Bilde angezündet, von denen oft ein funkelnder Strahl durch das dichte Laub bis mitten in die fröhlichen Kreiſe der vornehmen Welt den Weg findet, und auch da manches ſtille fromme Herz mit heiliger Sehnſucht erfüllt. Sobald der Abend hereinbricht, bevölkert ſich der kleine Betſtuhl vor dem Bilde mit Andächtigen; größtentheils ſind es Weiber, und Mädchen aus den umliegenden Dörfern, die von der Arbeit kommen und zuvor an dieſer heiligen Stätte ihr Abendgebet verrichten, ehe ſie heimkehren.

Auch Gabriele weilte oft und gern bei der kleinen Kapelle. Wenn frühere Schmerzen ſich wieder regten, wenn Ergebung, Hoffnung und die ſchwer errungene Ruhe des Gemüths im Geräuſch ihr fremder werden wollten, dann flüchtete ſie ſich hierher und kehrte nach kurzem Verweilen immer mit einer Bruſt voll Frieden zu ihren Umgebungen zurück. Die unerwartete Ankunft ihres Vetters, die unruhige Bewegung, in welche Alles um ſie her während der Zeit ſeines Dableibens gerathen war, und nun zuletzt noch ſein ſehr tumultuariſcher Abſchied und ſeine Abreiſe machten ihr am Abende nach letzterer eine einſame Stunde höchſt wünſchenswerth. Ohnehin waren diesmal die Stunden nach Sonnenuntergang zu der jüngſthin verabredeten allgemeinen Verſammlung in einem der Säle beſtimmt, und Gabriele wußte wohl, daß ſie alle ihre Freunde beunruhigen und betrüben würde, wenn ſie nicht dabei erſchien. Daher flüchtete ſie ſich eben, als die Sonne hinter die Felſen zu ſinken begann, zu dem Ort, an welchem ſie ſchon oft Troſt und Beruhigung fand, um ſich für das Geräuſch der nächſten Stunden in ruhiger Stille zu erholen, zu ſtärken und zu ſammeln. Sie traf nur eine einzige, auf ihren Knieen in tiefer Andacht hingeſunkene Beterin in der Kapelle, und ſchlich ſich leiſe an die andere äußere Ecke des Betſtuhls, um durch ihre Gegenwart ſo wenig als möglich ſtörend zu werden.

Lange hatte ſie ſich nicht ſo durchaus beklommen, ſo recht innerlich betrübt gefühlt als heute. Durch Adelberts Erzählung ſeines unwürdigen trüben Geſchicks war nicht nur ihr wärmſtes Mitgefühl in Anſpruch genommen, es hatte ſolche auch alle ihre eignen Schmerzen und Sorgen wieder angeregt. Ottokar's Bild ſtand ſeitdem lebendiger als je wieder vor ihrem Geiſt, begleitet von einer düſtern bangen Ahnung, die ihr weder Raſt noch Ruhe ließ, und ſie um ſo mehr beängſtigte, je undeutlicher und verworrener die Vorſtellungen waren, durch welche ihr aufgeregtes Gemüth ſich mit Grauſen erfüllte.

In der Kapelle ward ihr indeſſen bald ruhiger zu Muthe. Die Stille des Orts, die Abendſonne, welche zwiſchen dem hohen Gezweige der ihn umgebenden Bäume hindurch ihre goldnen Lichter auf das Marienbild ſtreute, ſtimmten ſie zu ſüßer ſeliger Wehmuth. Bald erleichterten Thränen ihr gepreßtes Herz, ſie weinte recht herzlich, ohne doch eigentlich zu wiſſen, wem ihre Thränen floſſen; aber ſie fühlte, daß ſie ihr unendlich wohl thaten.

„Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ Mit dieſer in Karlsbad gewöhnlichen Begrüßung hörte ſie ſich plötzlich von der Frau angeredet, die vorhin in der Kapelle gebetet hatte und jetzt dicht neben ihr ſtand. „In Ewigkeit!“ erwiederte Gabriele und ſtand auf, um ſie an ſich vorbei gehen zu laſſen; aber die Frau ging nicht, ſondern begrüßte Gabrielen nochmals mit dem zweiten, in Karlsbad üblichen Gruß: „Gott ſchenk' Euer Gnaden die Geſundheit!“

„Ich danke euch, gute Frau!“ ſprach Gabriele, und blickte etwas verwundert auf. Ihr Auge traf in das fromme, ſtille, halb erloſchene Auge eines uralten, ärmlich, aber höchſt reinlich gekleideten Mütterchens mit ſchneeweißen, glatt gekämmten Haaren, das mit unausſprechlicher Freundlichkeit ſie betrachtete. „Ihr habt recht andächtig gebetet, fromme alte Mutter! euch muß Gott erhören; gedenkt auch meiner künftig in eurem Gebete!“ mit dieſen Worten reichte Gabriele der Alten eine Gabe.

„Das will ich,“ antwortete die Frau in einer dieſen Gegenden fremden Mundart, „recht herzlich will ich für Sie beten, aber nicht um Ihres Geſchenks willen. Doch nehme ich es gern, Sie ſind reich und gut, und ich will meinen Urenkelchen eine Freude damit machen.“

„Für dieſe Urenkelchen habt ihr auch wohl hier gebetet?“ fragte Gabriele.

„Alle Tage bete ich für ſie und ſegne ſie,“ war die Antwort; „aber nicht hier, hier bete ich weder für mich noch die Meinen, nur für Einen, den ich nicht einmal zu nennen weiß. Aber Gott kennt ihn und hat den Namen in ſein Buch geſchrieben; Er weiß, wen ich in meiner Einfalt meine, und wird mich wohl erhören. Liebes gnädiges Fräulein!“ fuhr die Alte fort, indem ſie ſich neben Gabrielen ſetzte, „halten Sie mirs zu gut. Als ich Sie vorhin ſo jung, ſo ſchön, ſo vornehm und ſo reich und doch ſo herzlich betrübt weinen ſah, da konnte ich nicht anders, ich mußte mich zu Ihnen ſtellen und mit Ihnen zu reden ſuchen. Glauben Sie mir nur, Gott wird ſeinen Engel ſenden, Sie zu tröſten, wenn es Zeit iſt, bleiben Sie nur in der Geduld und in der Hoffnung. Hat er ihn doch auch mir geſendet, als meine Margarethe geſtorben war und ich deshalb zu meinem Sohn nach Böhmen wandern mußte. Da blieb ich in einem wild fremden Lande, von aller Welt verlaſſen, in Todesnöthen auf freiem Felde liegen, ringsum war es Nacht und kalt, ich konnte die Lippen nicht mehr regen und betete nur noch innerlich: „Vater unſer, der du biſt im Himmel,“ und er hörte mich doch und ſandte den Retter.“

Freudiges Schrecken durchrieſelte Gabrielen bei dieſen Worten; ſie fragte, die Frau antwortete, und bald fand es ſich, daß es ſo ſey, wie ſie es geahnt hatte. Es war die nämliche alte Mutter, welche Ottokar vor ungefähr Jahresfriſt vom Verſchmachten gerettet hatte. Mit heißen Freudenthränen fiel Gabriele ihr um den Hals.

„Er iſt Ihnen wohl nahe verwandt?“ fragte die Frau.

„Ja wohl verwandt! nahe verwandt!“ erwiederte Gabriele,“ die naſſen Augen gen Himmel gerichtet.

„Das hätte ich gleich ſehen können, daß Sie Schweſter und Bruder ſind, Sie ſind beide ſo gut und ſo ſchön. Sagen Sie Ihrem Bruder doch, wenn Sie ihn ſehen, wie ſeine Wohlthat mir Segen gebracht hat, ich denke, es muß ihn freuen, wenn er es hört. Ueberall fand ich weiterhin gute Seelen, die ſich einer armen alten Mutter annahmen, und ſo habe ich von ſeinem Gelde ſo viel erübrigt, daß ich meinem Aloys eine Kuh kaufen konnte. Und nun lebe ich bei ihm und meinen Enkeln und Urenkeln dort unten im Dorfe. Aber alle Abende ſteige ich hier herauf, ſobald es Vesperzeit wird, im Winter und Sommer, im Regen, im Schnee, im Sonnenſchein, nichts hält mich ab, denn ich habe ein

Gelübde gethan und das will ich halten, ſo lange Gott mir die Kräfte verleiht. Hier bete ich immer einen Roſenkranz für meinen Erretter und empfehle ihn dem Schutz aller lieben Heiligen, beſonders der heiligen Jungfrau, denn ſo habe ich es gelobt. Lieber Gott, denke ich, er iſt zwar ein Engel an Güte, aber doch ein junger, reicher, vornehmer Herr. Da kann es wohl geſchehen, daß ſolch ein junges Blut mitten im Vergnügen einmal das Beten vergißt, und mein einfältiges Gebet kommt doch aus treuem Herzen, das muß ihm frommen, wo er auch ſeyn mag.“

„Wo er auch ſeyn mag! wo er auch ſeyn mag! O gute Mutter, vergiß ja nie dein Gelübde und gedenke auch meiner, wenn du für ihn den Himmel anrufſt!“ Mit dieſen, in hoher Bewegung ausgeſprochenen Worten drückte Gabriele der Alten ihr Taſchenbuch mit Bankzetteln in die Hand und eilte mit verhülltem Geſicht ihrer Wohnung zu.

Jetzt war es ihr unmöglich geworden, noch heute den Abendzirkel zu beſuchen, und Frau von Willnangen, der ſie mit wenigen Worten das Vorgefallene mittheilte, war auch ſehr bereit ſie zu entſchuldigen. Allein in ihrem Zimmer gab ſie ſich ganz den Erinnerungen hin, welche der Anblick jener Frau auf's neue belebt hatte. Jede in Ottokar's Nähe verlebte Stunde ging an ihrem Geiſte vorüber, vor allen die erſte, in der ſie ihn ſah, ohne ihn nennen zu können, und dann die letzte entſcheidende.

Die Sonne war untergegangen, tiefe Dämmerung, gemildert durch das Licht des eben aufſteigenden Mondes, erfüllte das Zimmer; noch immer ſaß Gabriele ſinnend und im Aeußern regungslos da, obgleich ſie innerlich bei jedem auch noch ſo leiſen Geräuſch zuſammenzuckte, denn ihr war als dürfe ſie jetzt auch ihn erwarten, ja als müſſe Ottokar in der nächſten Sekunde hereintreten, ſo ſehr hatte die Erſcheinung der Alten ihr die Vergangenheit zur Gegenwart gemacht. Annette, die ſchon lange aus dem Nebenzimmer jede Bewegung ihrer jungen Herrin beobachtet hatte, wagte es endlich, ſich ihr zu nahen; mit bittender Geberde legte ſie ihr die Harfe in den Arm und kniete dann neben ihr hin.

„Gutes Kind! dein Herz ſagt dir, was mir frommt,“ ſprach Gabriele, indem ſie liebkoſend ihre Locken berührte. Dann ſtimmte ſie die Harfe und ſang ein Lied, welches Allwill ihr einſt auf ihre Veranlaſſung gedichtet hatte.

Sie ſieht mich nicht!
Ich ſehe ewig Sie,
Und wenn auch meine Augen einſt erblinden,
Mein Geiſt wird dieſes theure Bild doch finden,
Auch wenn ich dahin flieh,
Wo ausglimmt alles Licht.

Sie hört mich nicht!
Ich höre ewig Sie!
Von ſüßen Lippen floſſen Geiſterworte,
Die mich ergriffen, leiſe Mollakkorde;
Der Ton erſtirbt mir nie,
Wenn auch kein Laut mehr ſpricht.

Beklagt mich nicht,
Daß ferne, ferne Sie;
Bin ich nicht glücklich, ewig Sie zu lieben?
Mein war Sie, mein für immer iſt geblieben,
Was Leben mir verlieh
Und auch der Tod nicht bricht.

Da öffnete ſich leiſe die Thüre, und eine im Dunkel kaum erkennbare weibliche Geſtalt trat herein, ein paar Schritte brachten ſie näher. „Erſchrick nicht vor mir, meine Gabriele,“ ſprach eine liebe bekannte Stimme, ein paar Arme breiteten ſich aus, und Gabriele ſank mit einem freudigen Schrei an das treue Herz ihrer Dalling.

„Kehrt denn alles, alles heute wieder, was früher mich beglückte? auch du, auch du?“ rief ſie im frohen Taumel des Wiederſehens, während Frau Dalling mit Erſtaunen die unglaubliche Veränderung bemerkte, die in der kurzen Zeit mit Gabrielen vorgegangen war. Statt des kaum der Kindheit entwachſenen, bleichen Mädchens, welches ſie verlaſſen hatte, fand ſie jetzt Auguſtens, ihrer Mutter, verklärtes, verſchönertes Bild in der Pracht eben erblühender Jungfräulichkeit und wußte kaum, wie ſie es anfangen ſolle, um Gabrielen mit aller der mütterlichen Liebe zu umfangen, die ſie im Buſen trug, ohne doch die Ehrfurcht zu verletzen, welche dieſe hohe, ſchöne Erſcheinung von ihr zu fordern berechtigt ſchien.

Während die beiden wieder Vereinten im erſten freudigen Taumel ein faſt unverſtändliches Geſpräch mit einander führten und Fragen und Antworten auf die wunderlichſte Weiſe durch einander wirrten, kehrten auch Erneſto, Frau von Willnangen und Auguſte aus der Geſellſchaft wieder nach Hauſe.

Niemand hatte an dieſem Abende ſonderliche Freuden gefunden. Was der General vorher geſagt hatte, war zum Theil eingetroffen, überall hatte es an Jemanden gefehlt, der es übernehmen wollte, durch innern Zuſammenhang dieſe Verſammlung zu einer Geſellſchaft zu bilden. Einige der Anweſenden waren in ſtummer Unbehülflichkeit neben einander ſtehen geblieben, Andre hatten ſich mit ihren Bekannten flüſternd berathen, was denn eigentlich hier vorgehen ſolle, nur Wenigen war der feinere geſelligere Zweck dieſer Zuſammenkunft klar geworden, und dieſe Wenigen hatten ſich ſogleich dem eigentlichen Kreiſe der Frau von Willnangen anzuſchließen geſucht, ohne ſich um die weiter zu bekümmern, welche ſich in verlegner oder ſtolzer Entfernung hielten. Ungeduld trieb endlich den Kapellmeiſter an das verſtimmte Fortepiano, Allwill brachte in der Noth geſellige Spiele in Vorſchlag, zuletzt wurden glücklicher Weiſe die Muſikanten von der ungewohnten Erleuchtung herbeigezogen und ſpielten ein paar Walzer auf, mit denen die geſelligen Freuden dieſes Abends ſich endigten.

Jubelnd und fröhlich, wie ein Kind, führte Gabriele die ſorgſame, treue Pflegerin ihrer erſten Jugend ihren Freunden zu, und war nun doppelt froh, bei jenem verunglückten Verſuche zur Beförderung der Geſelligkeit nicht gegenwärtig geweſen zu ſeyn.

Ein Unglück weiſſagendes Gefühl ergriff Frau von Willnangen, als ſie Frau Dalling erblickte, aber ſie ſchwieg davon, denn ſie ſah deutlich, wie es Gabrielen noch gar nicht eingefallen war, daß dieſe ihr ſo liebe Erſcheinung ihr dennoch unheilbringend ſeyn könne. Auch Frau Dalling ſchien über das Wiederſehen ihres theuren Kindes den eigentlichen Zweck ihrer Sendung ganz vergeſſen zu haben. Sie konnte kein Auge von Gabrielen wenden. In der einen Minute ſchalt ſie ſich, daß ſie die zu ihrer Gebieterin herangewachſene Jungfrau noch immer wie ein Kind behandle, in der nächſten nahm ſie ſie wieder liebkoſend an ihr Herz und nannte ſie mit allen den tändelnden Namen, die ſie ihr ſonſt gegeben hatte, als ſie ſie noch auf ihren Armen trug. So verging die übrige Abendzeit. Frau Dalling ward ſpäterhin ſichtbar ernſt, wie Jemand, dem etwas Trauriges, das er vergaß, plötzlich wieder einfällt; aber ein bittender Wink der Frau von Willnangen beſtimmte ſie, ihren Liebling noch dieſe Nacht dem ungeſtörten Schlummer zu überlaſſen, deſſen Gabriele nach den mannigfaltigen Begegniſſen des Tages augenſcheinlich höchſt bedürftig war. Erſt nachdem dieſe mit Auguſten das Zimmer verlaſſen hatte, um ſich zur Ruhe zu begeben, kam der eigentliche Zweck zur Sprache, welcher Frau Dalling nach Karlsbad geführt hatte. Frau v. Willnangen hatte in ihren Vermuthungen nicht geirrt, ſie kam, um Gabrielen auf das Schleunigſte zu ihrem Vater zu geleiten, der, ohne eigentlich gefährlich krank zu ſeyn, doch höchſt ängſtlich nach ſeiner Tochter verlangte.

Kurze Zeit vor der Ankunft der Frau Dalling in Karlsbad ſaß der Baron Aarheim um Mitternacht ganz allein in ſeinem Laboratorium, ſo wie er es ſeit vielen Jahren gewohnt war. Sein ſtarrer Blick ruhte bald auf den Retorten, Gläſern und Tiegeln, welche im Ofen am Feuer ſtanden, bald auf mago-kabbaliſtiſchen Figuren, die er an der Wand gezeichnet hatte, und aus denen er den Stand der Sterne, und ob es an der Zeit ſey, erſehen zu können glaubte. Alles ſagte ihm, es ſey an der Zeit, die Stunde der Vollendung ſey gekommen, und ein leiſes Flüſtern und Kniſtern um ihn her beſtärkte ihn in dieſem Glauben, während es ſein zitterndes Erwarten faſt bis zur Bewußtloſigkeit ſteigerte.

Nur nichts vergeſſen! nur nichts vergeſſen! mußte er immerfort innerlich mit wahrer Todesangſt wiederholen, während er mit bebenden Lippen unverſtändliche Formeln ſtammelte, durch welche er die Elementar-Geiſter zu bändigen oder zu gewinnen gedachte. Unverwandt blickte er jetzt die Gluth im Ofen an, die Flammen regten ſich luſtig, er ſah wunderliche Geſtalten in ihnen ſpielen. Langbärtige Menſchengeſichter nickten ihm aus dem Feuer zu und verzogen ſich dann grinſend zur gräßlichſten Unform, bis ſie in Dampf ſich auflöſten; glänzend geringelte, blaue und grüne Schlangen wanden ſich hoch empor und reckten die langen, feuerrothen, dreigeſpitzten Zungen nach allen Seiten aus, immer höher und höher. Aber über alles ſah er ein einziges, rieſig groſſes Greiſenhaupt ſich erheben, mit einem langen, ſchneeweißen Bart und einer wie Rubin glühenden Krone. So wie der Baron dieſe Geſtalt gewahrte, ward es ihm unmöglich, den Blick von ihr abzuwenden; ſein Haar ſträubte ſich in der Angſt, mit welcher er ſich bemühte, an alles, für dieſe Stunde in ſeinen Büchern Vorgeſchriebene ſich zu erinnern, während es ihm immerfort warnend in die Ohren dröhnte: Nur nichts vergeſſen! nur nichts vergeſſen! Das Rieſenhaupt dehnte ſich über den Herd des Ofens hinaus, er ſah es, wie ihn begrüßend, ſich neigen, er ſah ganz in der Nähe das gräßliche Durcheinanderflimmern aller Züge deſſelben, und nun folgte dem Haupte die ganze Geſtalt. Der weite, wie aus Feuernebel gewobene Mantel, welcher ſie in große bauſchende Falten verhüllte, quoll weit über den Herd hinaus und begann allmählich ſich im ganzen Gemache zu verbreiten. Der Baron raffte ſich mit aller Kraft zuſammen, um das Grauſen zu überwinden, was ihn ergriffen hatte, und ward wirklich wieder auf einen Augenblick Meiſter ſeiner Geranken. Er warf einen Blick auf den Herd und gewahrte, daß die Flamme dort zu mächtig lodere, er wollte ſie dämpfen, aber er vermochte nicht, dies allein zu vollbringen. Jetzt breitete ſich das Feuernebel-Gewand des rieſenhaften Greiſes immer weiter aus, der Baron glaubte, ihn immer zürnender auf ſich blicken zu ſehen, es war, als ob er ihn in die Falten ſeines Mantels einwickeln und erſticken wolle; er verſuchte, ſich davon loszuwinden, aber der unkörperliche Stoff ließ ſich mit Händen nicht erfaſſen, obgleich er ſchwer auf ihn drückte.

In der höchſten Noth ſucht der Menſch immer den Menſchen, auch ohne Hoffnung auf Hülfe, und dieſe hatte der Baron doch noch nicht aufgegeben. Entſchloſſen riß er die ins Vorgemach führende Thüre auf. „Franz!“ rief er mit donnernder Stimme, „Franz!“ ſo hieß der alte Bediente, der einzige, welcher mit ihm dieſen Flügel des Schloſſes bewohnte und zuweilen bei ſeinen Arbeiten ihm Handreichung leiſtete. Keine Antwort erfolgte. Der Baron durchſchritt mit feſtem Tritte das Zimmer. Als er an der andern Thüre deſſelben ſtand, blickte er ſich um und ſah mit Entſetzen das feuerrothe Gewand des Greiſes ihm durch die Thüre des Laboratoriums nachquellen. Pfeilſchnell ſtürzte er durch das zweite Zimmer. Ein Blick rückwärts verrieth ihm abermals, daß das Gräßliche ihm immer langſam nachfolge. Er floh in das dritte Zimmer; dort lag Franz auf einem Ruhebette, der Baron erfaßte ihn, wollte ihn wach ſchütteln; umſonſt! der ſiebenzigjährige treue Diener lag ſtarr und kalt, ob durch einen Schlagfluß plötzlich entſeelt? ob nur ohnmächtig oder in tiefem Schlaf begraben? Der Baron hatte nicht Zeit, dieſes zu unterſuchen. Ein furchtbarer Knall ſchien den Felſen, auf welchem Schloß Aarheim ſteht, bis in den Grund zu ſpalten, die alten Mauern erbebten, als ſtürzten ſie zuſammen. Der Baron ſah das Feuergewand mit Macht hervorquellen, die blauen und grünen Schlangen waren rieſengroß geworden und wanden ſich dazwiſchen hin und ſtreckten die feuerrothen Zungen nach ihm, als wollten ſie ihn durchbohren. Da öffnete er im wahnſinnigen Entſetzen auch die äuſſere Thür, floh auf Flügeln der Angſt pfeilſchnell hinab in den Hof, und ſah nun den ganzen Theil des Gebäudes, den er bewohnt hatte, rettungslos flammend gen Himmel lodern.

Des Baron's erſte Bewegung war ein Verſuch, in wilder Verzweiflung das eigene Leben auf dieſem Scheiterhaufen ſeines Glücks und ſeiner Hoffnungen zu opfern, aber er fühlte ſich von ſtarken Händen gehalten. Alle Einwohner des Schloſſes waren von der heftigen Exploſion im nämlichen Augenblick erweckt worden, und hatten ſogleich im erſten Schreck ſich in den Hof geflüchtet. Dieſe ſeine Diener, von welchen viele ihren Herrn in dieſem Moment zum erſten Mal erblickten, verhinderten ihn jetzt, den gräßlichen Tod in den Flammen zu ſuchen, welchen der alte Franz vielleicht im nämlichen Moment, hoffentlich bewußtlos, ſtarb.

Regungslos und ohne alle Beſinnung ſtand nun der Baron, anſcheinend ruhig, und blickte wieder in die ziſchenden, praſſelnden Flammen. Im Rauch, im Feuerdampf ſah er noch immer das weite erglühende Gewand des Greiſes und hoch über ſich deſſen drohendes Haupt; der weiße, nebelgleiche Bart wehte, wie der Schweif eines Kometen, weit hin durch die Nacht, im Sturmwinde, den die Flammen erregten. An Rettung des brennenden Flügels war nicht zu denken; es war, als ob er an allen Ecken zugleich ſich entzündet habe, er ſank in weniger als einer Stunde in ſich ſelbſt zuſammen; nur die aus Felſen für eine Ewigkeit aufgethürmten Außenmauern widerſtanden, alles Innere verzehrte die wüthende Feuersbrunſt. Nichts blieb von allem, worauf der Baron Schwindel erregende Hoffnungen erbaut hatte, und auch die Gebeine des armen alten Franz verglühten mit im allgemeinen Untergang, und ſeine Aſche fand ihr Grab in den Trümmern.

Mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte gelang es den Bedienten und den Bewohnern des Dorfs, das Hauptgebäude des Schloſſes vom Untergange zu retten, aber der Baron ſchien ihr Bemühen und ihre Anſtalten gar nicht zu bemerken. Ganz ſtill ſtand er und ſah in das Feuer, bis der letzte Balken einſtürzte und alles Zerſtörbare vernichtet war. Dann wandte er ſich; mit feierlichem Schritt, begleitet von ſeinen vornehmſten Dienern, ging er die große Treppe im Mittelgebäude hinauf, in das ehemalige Zimmer ſeiner Gemahlin, das er ſeit dem Tage ihres Todes nicht wieder betreten hatte. Dort ſetzte er ſich an ein Fenſter, der dampfenden Brandſtätte gegenüber, und ſchlug nach kurzem Beſinnen ein ſo furchtbar gellendes Gelächter auf, daß Alle, die ihn umgaben, ſich faſt bis zum Wahnſinn davon erſchüttert fühlten.

Dieſer entſetzliche Zuſtand währte mehrere Stunden, kein Arzt war in der Nähe, der ihn zu mildern verſuchen konnte. Das Geſicht des unglücklichen Greiſes verzerrte ſich im furchtbarſten Krampfe, ſeine ermattete Bruſt hob ſich immer gewaltſamer, während das herzzerreißende unaufhaltſame Lachen immer forttönte, bis die erſchöpfte Natur ſich endlich ſeiner erbarmte und ihn nach und nach in ohnmächtiges Erſtarren hinſinken ließ, das ſich ſpäter in tiefen Schlaf auflöſte.

Erſt als am Abende dieſes Tages die Sonne ſank, erwachte der Baron, aber unglaublich verändert. Die ohnehin tiefen Züge ſeines Geſichts waren ganz eingeſunken, keine Spur mehr von krampfhafter Anſtrengung. Er war ſtill und gelaſſen, Jedermann durfte zu ihm kommen, aber er ſprach mit Niemanden. Ganz in ſich gekehrt ſaß er da, aß und trank, was ihm gereicht ward, und eben nur genug, um das Leben zu friſten, forderte aber nichts. Die Thüre ſeines Zimmers blieb offen ſtehen, ſeine Bedienten, ſeine Bauern, Fremde, die des Wegs vorbei kamen, alles ſtrömte, theils aus Neugier, theils aus Theilnahme, herbei, alles wanderte ungehindert bei ihm aus und ein, er aber achtete auf Niemand, obgleich er auch Niemand zurückſcheuchte. Seine ganze Haltung war die des tiefſten Nachſinnens über einen höchſt wichtigen Gegenſtand. Endlich um Mitternacht rief er Frau Dalling herbei und befahl ihr, in möglichſter Eile nach Karlsbad zu reiſen, um Gabrielen abzuholen und ſie zu ihm zu führen. Nach dieſem deutlich und beſtimmt ausgeſprochenen Befehl verſank er wieder in ſein voriges Schweigen.

Frau Dalling konnte den theilnehmenden Freunden Gabrielen's nur den heftigen Schreck über die unglückliche Feuersbrunſt als die Urſache von des Baron's traurigem Zuſtande angeben, aus welchem der Wunſch, Gabrielen zu ſehen, natürlicherweiſe entſpringen mußte. Denn von deſſen lange gehegten und jetzt ſo furchtbar zertrümmerten Hoffnungen hatte ſie noch immer keinen Begriff. Frau von Willnangen und Erneſto hingegen blickten tiefer. Nach dem, was ſie von des Baron's Aeuſſerungen und dem entſetzlichen Zuſtande, in welchen er gleich nach dem Brande gerathen war, vernahmen, mußte die Ahnung eines Geheimniſſes ſie durchſchauern, das ihre Angſt, Gabrielen in ſolchen Händen zu wiſſen, noch um vieles vermehrte. Der Schmerz der Frau von Willnangen über die plötzliche Trennung von ihrem Lieblinge leidet keine Beſchreibung; er überſtieg alle Gränzen, wenn ſie an das Schickſal dachte, welches die arme Gabriele im Schloß ihres Vaters erwartete, und dabei keine Möglichkeit ſah, es zu mildern. Ihre gewohnte Faſſung hatte ſie gänzlich verlaſſen. „Was wird aus dem weichen, liebebedürfenden Gemüth in jener ſtarren Umgebung werden!“ rief ſie mit Augen voll Thränen. „Welche Opfer wird der Mann, der das Herz ihrer Mutter mit kalter Hand zerdrücken konnte, nicht von dieſem, ſeiner Willkür ganz preisgegebenen Geſchöpf fordern, das wir ſchutz- und wehrlos ihm ausliefern müſſen!“

„Das müſſen wir nicht und werden es auch nicht,“ erwiederte plötzlich nach einigem Sinnen

Erneſto, „denn ich begleite Gabrielen. Das Schickſal und mein Herz haben mich einmal zu Gabrielen's Vormund, zu ihrem Beſchützer erkoren, ich will es bleiben, ſo lange dieſes nur irgend ausführbar iſt, ich reiſe mit ihr.“

Beide Frauen hörten mit hoher Freude dieſe Erklärung Erneſto's, nur wagte Frau Dalling einige Zweifel wegen der Aufnahme, die Erneſto im Schloß Aarheim finden würde. „Vielleicht,“ ſprach ſie, „hat ſich der Baron während meiner Abweſenheit völlig erholt, und dann kehrt er gewiß zu ſeiner gewohnten Abgeſchiedenheit von allen Menſchen zurück.“

„Weiß ich es doch ſelbſt nicht, ob ich mich werde Gabrielen's Vater zeigen wollen oder nicht,“ erwiederte Erneſto; „das mögen die Umſtände beſtimmen. Ich bleibe auf jeden Fall in ihrer Nähe, ihr Schutz, ihr Freund, ja ich kann ſagen ihr eigentlicher Vater, wenn väterliche Liebe zu dieſem Namen berechtigen kann. Sorgen Sie nur, daß Gabriele morgen früh ihre Beſtimmung auf die ſchonendſte Weiſe erfährt, und daß ſie dann wo möglich in der nämlichen Stunde abreiſen kann. Verkürzen Sie ihr die bittern Stunden des Scheidens, ein langer Abſchied iſt eine lange Qual, die wir ihren Kräften nicht zumuthen dürfen, ſie wird ſie nöthiger brauchen.“

„Laſſen Sie uns übrigens das Beſte hoffen,“ ſprach Erneſto zur Frau von Willnangen, ſobald er mit dieſer allein war. „Nach dem, was ich von des Baron's eigentlichem Geſchick ahne, und nach dem, was Frau Dalling von der plötzlichen Veränderung in ſeinem ganzen Weſen erzählt, achte ich ihn ſeiner letzten Stunde ſehr nahe, und leider iſt der, im gewöhnlichen Lauf des Lebens, für ein glückliches Kind herbſte Verluſt, unſrer armen Gabriele der höchſte Gewinn. Sie, die ſchon Mutterloſe, kann nur glücklich werden, wenn ſie auch vaterlos iſt. Ich wiederhole es Ihnen, ich bleibe in Schloß Aarheims Nähe, und ſo wie eine günſtige Veränderung in Gabrielen's Lage eintritt, ſo wie ſie der Feſſeln entledigt iſt, die jetzt ſie drücken, nehme ich ſie auf und bringe ſie in Ihre ſchützenden Arme, an Ihr mütterliches Herz. Bis dahin wache ich über ſie, ohne zu wanken oder zu weichen.“

„Haben Sie Dank, guter, edler Erneſto!“ erwiederte Frau von Willnangen. „Sie wollen mir Troſt geben, indem Sie mir die Ausſicht für meine Gabriele zu erheitern ſuchen, aber mein ahnendes Herz will ſich nicht zufrieden ſprechen laſſen. Sie auch künftig in Gabrielen's Nähe zu wiſſen, iſt freilich viel; es iſt das Einzige, woran ich in dieſer trüben Stunde mich noch halte. Möge ein freundlich Geſchick Ihr wohlmeinendes Streben begünſtigen! Ich bete mit Inbrunſt darum, aber ich fürchte, ſie iſt dennoch von nun an verloren, verloren uns und verloren ſich ſelbſt."

Mit dem Gefühl, mit welchem ein halb Erwachter ſich völlig von den Feſſeln eines ängſtigenden Traums loszuwinden ſtrebt, ſaß Gabriele ſchon am folgenden Vormittage im Wagen. Unverwandt haftete ihr Blick auf dem raſchen Umſchwunge der Räder, welche ſie einer Beſtimmung entgegen führten, von der ſie noch vor wenigen Stunden keine Ahnung gehabt hatte. Keiner ihrer Begleiter unterbrach auch nur mit einem einzigen Worte die im Wagen herrſchende Stille. Ernesto kannte zu gut das weiche, aber auch ſtarke, Gemüth ſeiner Schülerin, um nicht überzeugt zu ſeyn, daß ſie gewiß aus dem ſchweren Kampf zwiſchen ihrem Herzen und ihrem Pflichtgefühl als Siegerin hervorgehen würde, wenn man ſie nur ungeſtört ſich ſelbſt überließ. Frau Dalling ſchwieg, weil unausſprechliches Mitleid mit ihrem geliebten Kinde ihr die Sprache hemmte, und die arme Annette hatte genug mit ihrem eignen Schmerz zu thun; ſie weinte ganz in der Stille über ſich ſowohl als über ihre Herrin.

Der Erfolg rechtfertigte Erneſto's Erwartungen von Gabrielen. Nach wenigen Stunden richtete ſie ſich raſch und muthig auf, wie ſchon oft in ähnlichen Fällen, und ſuchte von nun an ihre alte Freundin recht liebkoſend und hold für das bisherige untheilnehmende Verhalten zu entſchädigen. Aber der Geiſt der Freude blieb dennoch fern von der kleinen Reiſegeſellſchaft. Bei aller gegenſeitiger Freundlichkeit ſaß doch jedes Mitglied derſelben trübe und in ſich gekehrt da. Keines vermochte ſich des Zieles der Reiſe zu freuen, während Alle ſich beſtrebten, die eignen Beſorgniſſe den übrigen, ſo viel es nur möglich war, zu verhehlen.

So kam allmählich der letzte Tag der Reiſe heran. Der Wagen hielt zur Mittagszeit vor einem Eiſenhammer, der ſchon zu den Beſitzungen des Barons Aarheim gehörte.

Das vom ewigen Rauch und Kohlendampf geſchwärzte Gebäude ſteht in einem von öden Felſen eingeengten Thal; oder vielmehr in einer wilden Schlucht, durch deren Mitte ein ſchäumender Bach über moosbewachſene Steine hinrauſcht. Wenn Mittags die Sonne von ihrem höchſten Standpunkt einige erwärmende Strahlen in dieſen, einem Grabe ähnlichen Winkel der Erde herabſendet, dann werfen ein paar halb verdorrte Fichten ihren ſpärlichen Schatten auf die ſchwarzen Wellen und auf das moosbedeckte Ufer, die übrige Zeit des Tages liegt alles farbelos und erſtorben da. Nichts belebt dieſe ſchauerliche Einöde, als das einförmige unaufhörliche Klopfen des Hammers, das Schwirren und Toſen der Räder. Wände und Fußboden der engen dunkeln Gemächer des zu dem Eiſenhammer gehörenden Hauſes dröhnen und zittern immerwährend. Gabriele und Erneſto eilten deshalb ſobald als möglich hinaus ins Freie, um dieſem ängſtlichen Aufenthalt zu entgehen, Frau Dalling aber blieb zurück, um ſich bei den Bewohnern deſſelben nach dem gegenwärtigen Befinden des Barons zu erkundigen.

Gleich beim erſten Schritte außer dem Hauſe erinnerte ſich Gabriele, in früher Kindheit einmal mit ihrer Mutter hier geweſen zu ſeyn. Am Bach ſtand noch die alte halb verfallene Bank, wo ſie damals an ihrer Seite mit Epheukränzen geſpielt hatte, und zum erſten Mal auf dieſer Reiſe bemächtigte ſich ihrer ein heimathliches Gefühl. Mit wehmüthiger Freude ergriff ſie Erneſto's Hand, führte ihn zu dem Plätzchen, welches die ehemalige Gegenwart der Mutter ihr zum Tempel geheiligt hatte, und ſetzte ſich dort recht vertraulich neben ihn hin.

„Ich fürchte, guter Erneſto!“ hob ſie in großer Bewegung an, „ich fürchte, wir werden ſobald nicht wieder eines ſo traulichen, ungeſtörten Beiſammenſeyns uns erfreuen können. Umſonſt ſtreben wir, es uns zu verbergen, wir müſſen ſcheiden, heute oder morgen, gleichviel. Ich muß mich auch von Ihnen trennen, wie ich mich ſchon von meiner ewig theuern Willnangen, von meiner geliebten Auguſte, von — ach! von ſo Vielem trennen mußte, für das mein künftiges Leben mir nie Erſatz bieten kann. Vergebens ſuchten Sie es mir durch Ihre Begleitung auf dieſer traurigen Reiſe zu verbergen, wie ich ſo ganz verlaſſen von meinen Freunden künftig ſeyn werde. Aber ich danke es Ihnen doch, mit dem innigſten Gefühl, daß Sie es mir mitleidig verbergen wollten. Guter, ſorgſamer Freund, treuer Beſchützer meiner verwaiſten Jugend, ich danke Ihnen, mehr kann ich nicht.“

„Wollen Sie mich denn fortſchicken, liebe Gabriele?“ fragte Erneſto mit etwas gezwungnem Lächeln. „Ich bin noch gar nicht geſonnen, ſo bald zu gehen. Meine Meinung war, noch recht lange in Ihrer Nähe zu verweilen, oder Sie recht bald in Ihre eigentliche Heimath zu Frau von Willnangen zurück zu begleiten.“

„Guter Erneſto! was hülfe es, wenn ich Sie täuſchte, und mir ſelbſt Hoffnungen erregte, die doch nie in Erfüllung gehen können;“ erwiederte Gabriele. „Ich weiß es, ich ſtehe hier an der Schwelle eines ſehr dunkeln, ſehr einförmigen, und in den Augen der Welt ſehr freudenloſen Lebens. Ich muß Sie darauf vorbereiten, ehe Sie die wenigen Stunden zwiſchen hier und Schloß gräßlichen Wüſte? Guter Gott, Erneſto, wie kann ich je eines ſolchen Opfers mich werth achten!“ rief Gabriele.

„Wie leid iſt es mir, daß ich dieſe bewundernden Ausrufungen nicht verdiene,“ ſprach Erneſto in ſeinem gewöhnlichen humoriſtiſchen Ton, „denn ich bin leider nicht halb ſo edelmüthig, als Sie es ſich denken. Schon längſt wünſchte ich die mir oft gerühmte wilde Pracht dieſes Gebirges kennen zu lernen. Ich will hier Studien für meinen Johannes in der Wüſte nach der Natur malen, den ich, wie Sie wiſſen, ſchon längſt im Sinne trage. Farben, Leinwand, alles habe ich mitgebracht, vielleicht fange ich morgen ſchon an, denn ſeit ich dieſe Felſengegend ſah, bin ich überzeugt, daß ich in der Welt keine beſſere Einöde für meinen Heiligen finden kann.“

„Sie ſollen Ihren edlen Willen haben, Erneſto! ich will thun, als merkte ich nicht, wie Sie meinem Dank ausweichen wollen,“ ſprach Gabriele und neigte ſich kindlich über Erneſto's Hand, die ſie an ihr Herz drückte. „Aber,“ fuhr ſie fort, und ſah mit ihren klaren Augen recht treuherzig zu ihm auf, „nehmen Sie auch die Beruhigung an, die ich mit aller Aufrichtigkeit Ihnen zu geben im Stande bin. Glauben Sie meiner Verſicherung, daß ich auch die abgeſchiedenſte Einſamkeit, zu der mein Vater mich beſtimmen kann, für kein Unglück halte. Vor Langerweile haben Sie und meine Mutter mich durch die Sorgfalt geſchützt, mit der beide für meinen Unterricht ſorgten; meinem Herzen bleibt Erinnerung und Liebe, die laſſen Niemand einſam. Ueber alles tröſtend aber iſt mir das Gefühl, daß ich hier auf dem einzigen Punkte ſtehe, auf welchen ich in der Welt hingehöre. Das einzige Kind eines greiſen, kränkelnden Vaters darf ja keine andre Freude ſuchen und kennen, als ihn zu pflegen und die trüben Stunden ſeines Abends zu erheitern.“

„Mein Heldenmädchen!“ rief Erneſto und ſtrebte vergebens, die tiefe Rührung, von der er ſich ergriffen fühlte, unter heiterm Lächeln zu verbergen. „Ich weiß, Gabriele! was Sie zu tragen vermögen,“ ſetzte er ſehr ernſt hinzu, „und darum fürchte ich ſo ſehr die edle jugendliche Luſt, die Sie verleiten kann das Schwerſte zu wählen, weil es das Schwerſte iſt. Wer weiß, zu welchen unerhörten Opfern man Sie in jener finſtern Burg auffordern wird! Das in langer Einſamkeit, unter der Laſt eines freudenloſen Alters verhärtete Gemüth Ihres Vaters, wird es ſich an Ihrem milden Weſen erwärmen? wird es ſich daran nur erfreuen? Gabriele! eine mir ſelbſt unerklärliche Angſt verleitet mich in dieſem Augenblick, es zu vergeſſen, daß ich zu der Tochter von ihrem Vater ſpreche, aber ich kann nicht anders, ich muß Sie bittend warnen. Hier auf dem kalten Boden, wo Ihre Mutter, einſam und verlaſſen, vor der Zeit hinwelken mußte, wird es hier ihrem zarten jugendlichen Ebenbilde, das ſie uns hinterließ, beſſer ergehen?“

„Was fürchten Sie denn eigentlich für mich von meinem Vater? lieber Erneſto!“ erwiederte Gabriele. „Welches Opfer kann er denn von mir fordern? doch keines, als das der geſelligen Freuden und meiner Zeit, die ich ohnehin von nun an einzig ihm weihen muß; ich habe ja nichts anders, das ich ihm darbringen könnte. Beruhigen Sie ſich. Das hohe Beiſpiel meiner Mutter leuchtet mir vor auf der Bahn, die ich betrete. Sie ſagen: ich gleiche ihr. O laſſen Sie mich in Allem ihr immer ähnlicher werden, ſelbſt in ihrem Geſchick, wenn es ſeyn muß, denn was kann ich Höheres wünſchen, als zu ſeyn wie ſie war.“

„Nun ſo ſegne dich Gott, du reines Weſen! und behüte dich vor gar zu großer Verſuchung, dich ſelbſt zu vergeſſen!“ rief Erneſto, und drückte zum erſten Mal Gabrielen an ſeine Bruſt. „Nur noch den einzigen Troſt gewähren Sie mir, um den ich jetzt Sie bitte, und ich will ruhig ſeyn,“ ſetzte er hinzu. „Verſprechen Sie mir feierlich, ohne meinen Rath, ohne mein Mitwiſſen keinen Ihre Zukunft beſtimmenden Schritt zu thun. Verſprechen Sie es mir, Gabriele! wenn Sie wirklich glauben, daß ich irgend Dank um Sie verdiene; verſprechen Sie es mir, ich muß, ich muß dieſes Verſprechen von Ihnen erflehen, erzwingen, genug ich muß es erhalten.“

„Ich begreife Sie nicht, Erneſto! wahrlich ich glaube, dieſe dunkeln Umgebungen, dieſe ſchwarzen Felſen erfüllen ihre Einbildungskraft mit grauenvollen Bildern,“ ſprach freundlich Gabriele, indem ſie ihre Rechte in Erneſto's dargebotene Hand legte. „Hier haben Sie mein feierliches Verſprechen, wie Sie es wünſchen. Es bedurfte deſſen nicht; denn wie könnte ich ohne den Rath meines einzig treuen, erfahrnen Freundes irgend etwas Wichtiges für mich entſcheiden, ſobald ich ſo glücklich bin, ihn in meiner Nähe zu wiſſen. Ich ehre und liebe meinen Vater, wie es die Pflicht dem Kinde gebeut, aber ich kenne ihn wenig; ich habe mich nie in meinem Leben vertrauend ihm genaht. Sein ernſtes, Ehrfurcht und Gehorſam gebietendes Anſehen ſchreckte mich ſtets von ihm zurück, und dieſer Eindruck iſt bleibend. Aber deshalb rührt es mich eben ſo unbeſchreiblich, daß er gerade jetzt, da ein Unheil ihn traf, ſich meiner erinnert und meine Gegenwart verlangt. Wenn ich mir denke, daß er geſtorben ſeyn könnte, ohne mich wieder geſehen zu haben, dann, Erneſto! dann fühle ich erſt recht lebhaft das Glück noch für ihn thätig ſeyn zu können, ich erkaufe es mit keinem Opfer zu theuer. Das Gefühl eines Kindes, welches nicht mit dem Bewußtſeyn am Grabe der Eltern ſteht, nach Kräften alles für ſie gethan zu haben, muß entſetzlich ſeyn.“

Schweigend reichte Erneſto ihr die Hand, um ſich mit ihr dem Eiſenhammer wieder zuzuwenden, wo ſchon alles zu ihrer Abfahrt bereit war.

Zu Gabrielen's groſser Verwunderung war der neu gefundene Vetter, Moritz von Aarheim, der Erſte, der ihr in der dunkeln Vorhalle ihres väterlichen Schloſſes entgegen kam. Er bewillkommte ſie mit einem Wortſchwall, der ſich ſogar beim babyloniſchen Thurmbau hätte füglich hören laſſen können, auch Erneſto ward mit ungeheuchelter Freude von ihm empfangen, und überhaupt zeigte ſein ganzes Benehmen, wie höchſt erwünſcht ihm die endliche Ankunft der Erwarteten ſey. Dennoch fiel es deshalb dieſen nicht weniger auf, ihn hier, und zwar in der Eigenſchaft eines gebietenden Herrn zu finden. Als ſolcher beeiferte er ſich, Erneſto ein Zimmer anzuweiſen und lud ihn dringend ein, doch ja recht lange zu verweilen. Beſonders ſetzte er Frau Dalling, die ihn gar nicht kannte, in Erſtaunen und in Verlegenheit.

Seine Gegenwart im Schloſſe des Barons war indeſſen auf ſehr gewöhnlichem Wege herbeigeführt worden. Nächſt ſeiner Vorliebe für fremde Sprachen und neue Erfindungen, beſchäftigte er ſich ſehr gern mit Nachforſchungen über die urſprüngliche Bildung der Erde, und beſaß in der That nicht gemeine geologiſche Kenntniſſe. Er hatte ſich längſt vorgenommen, das Gebirge, in deſſen Mitte Schloß Aarheim liegt, mit Hinſicht auf dieſes ſein Lieblingsfach zu bereiſen, und wollte auch bei der Gelegenheit ſeinen Verwandten einen Beſuch abſtatten; das zufällige Zuſammentreffen mit Gabrielen in Karlsbad beſtimmte ihn, dieſen Plan ſogleich auszuführen. Nach einem Aufenthalt von nur wenigen Stunden in Eger, eilte er, ſich in die Nähe von Schloß Aarheim zu begeben, und ſein wiſſenſchaftliches Forſchen hatte ihn in nicht gar zu große Entfernung von der Burg ſeiner Ahnen geführt, als ihm die Kunde von dem Brande daſelbſt zu Ohren kam, und zwar durch das Gerücht bis ins Ungeheure vergrößert. Er mußte fürchten, dort keinen Stein mehr auf dem andern zu finden, es war alſo ganz natürlich, daß er ſo ſchnell als möglich ſich hinbegab, theils um dem Baron beizuſtehen, theils um zu retten, was noch zu retten ſey, und wenigſtens raubbegierigen Händen das zu entreißen, was die Flammen übrig gelaſſen haben mochten.

Frau Dalling war ſchon auf dem Wege nach Karlsbad, als Moritz von Aarheim im Schloſſe anlangte. Er fand die Zugbrücke heruntergelaſſen, das äußere Thor, ſo wie auch alle inneren Thüren des Gebäudes, ſtanden weit offen und ein Schwall von Menſchen drängte ſich durch dieſelben und auf den Treppen, hinaus und hinein, hinauf und hinab. Niemand ſchien den Neuangekommenen zu bemerken, er folgte dem Schwarm der Hineinſtrömenden und gelangte ſo in das Zimmer des Barons.

Schweigend ſaß dort die hohe düſtre Greiſengeſtalt auf einem großen altväteriſchen Lehnſtuhl dicht am Fenſter, den ſtarren Blick auf die Brandſtätte feſt geheftet, kaum noch einem lebenden Weſen mehr ähnlich. Ein Paar alte Diener, ſchweigend wie ihr Gebieter, ſchienen bei ihm Wache zu halten. Der Baron bemerkte Moritzens Eintritt eben ſo wenig, als er die Menge unverſchämter Neugieriger zu bemerken ſchien, die unabläſſig bei ihm aus- und eingingen. Er ſaß immer gleich finſter und gleich regungslos da, wie die alten grauen Standbilder auf den Gräbern ſeiner Ahnen.

Des Barons nächſter Verwandter mußte bei dieſem Anblick die Verbindlichkeit fühlen, hier thätig einzutreten. Sein erſtes Thun war, ſich deſſen Dienern zu erkennen zu geben; mit ihrer Hülfe die fremden Zudringlichen auszutreiben, einen Boten nach einem geſchickten Arzt in das nächſte Städtchen zu ſenden, und dann die Thore zu ſchließen. Dieſes vollbracht, begann er, ſich der Pflege und Wartung des Barons ſelbſt eifrig anzunehmen, wobei ſeine Vorliebe für neue Erfindungen wieder eine glänzende Gelegenheit fand, ſich zu zeigen. Dieſe, und ſeine den Bedienten beinahe ganz unverſtändliche Art ſich auszudrücken, führten freilich manchen Mißgriff herbei, doch die baldige Ankunft des Arztes verhinderte wenigſtens jedes Unheil, welches hätte entſtehen können.

Ruhe, Stille und ſtärkende Mittel verhalfen dem Baron in unglaublich kurzer Zeit zur völligen Beſonnenheit. Verwundert erblickte er bei ſeinem Erwachen den ihm ſo lange ganz unbekannt gebliebenen Verwandten, und obendrein mit einer Art Autorität um ihn geſchäftig, welche ſich von ſelbſt auf deſſen früheres Nichtbemerktwerden gegründet hatte.

Der Baron fand in dem ſonſt ſo bitter Gehaßten jetzt den einzigen Menſchen, welcher ſich ſeiner angenommen hatte, während er unfähig war, ſich ſelbſt zu helfen. Alle ſeine übrigen Umgebungen waren ihm faſt nicht minder fremd als dieſer neue Ankömmling, denn ſeit Jahren hatte er mit keinem von ſeinen Dienern geſprochen, ausgenommen mit Frau Dalling und Franz. Jene war abweſend, dieſer todt. Moritz von Aarheim überhob ihn jeder Nothwendigkeit irgend eines Verkehrs mit andern Menſchen, der Baron fühlte dies als wohlthätig und bequem; gern, wenn gleich nicht dankbar, ließ er es ſich ſchweigend gefallen, und ſein Agnat behielt die Freiheit, von ihm ungeſtört, alles im Hauſe einſtweilen nach eigner Anſicht zu ordnen. Nur als dieſer, durch ſchweigende Nachſicht dreiſt gemacht, einſt dem Baron einen Plan zum Wiederaufbau des zerſtörten Flügels vorlegen wollte, da gerieth der Greis in eine furchtbare Aufwallung. Seine zürnenden Augen ſchienen Feuer zu ſprühen, ſeine grauen Locken ſich zu ſträuben, ſeine ohnehin ſehr hohe Geſtalt dehnte ſich zu faſt übermenſchlicher Größe, während er laut und mit donnernder Stimme in ganz unverſtändliche Flüche und Verwünſchungen ausbrach. Halb todt vor Schrecken und Angſt, packte Moritz ſeine Pläne zuſammen, ſuchte den Baron durch das Verſprechen zu beruhigen, dieſen Punkt nie wieder zu berühren, und tröſtete ſich im Stillen mit der ſichern Ausſicht, ſpäteſtens in wenigen Jahren hier bauen und einreißen zu können, ohne irgend Jemand darum zuvor befragenzu müſſen.

Während Moritz ſogleich nach der Ankunft der Reiſenden den armen Erneſto mit einem unerträglichen Wortſchwall in dem ihm angewieſenen Zimmer peinigte, ſchlich die zitternde Gabriele am Arm ihrer Dalling bis an die Thüre des Gemachs, in welchem ihr Vater ſich befand. Frau Dalling trat allein zu dem Baron herein, um vom Erfolg der Reiſe ihm Rechenſchaft abzulegen und ihn auf Gabrielen's Ankunft vorzubereiten, doch er ließ ſie nicht zum Worte kommen. „Gabriele!“ rief er mit gebietendem Ton, „Gabriele!“ Bebend mit ausgebreiteten Armen, überſchritt dieſe auf den Ruf die Schwelle. Ein gräßlicher Schrei des Barons feſſelte ſie an der Stelle, auf welcher ſie ſtand. „Du!“ rief er, „du! was willſt du von mir!“ „Sie befahlen ja das Fräulein Gabriele,“ ſprach leiſe und zitternd Frau Dalling. Der Baron athmete tief auf; „es iſt Gabriele,“ ſprach er, ſich ſelbſt beruhigend, und blickte nach der Thüre, wo dieſe noch immer bleich und bebend in höchſter Unentſchloſſenheit ſtand. Aber ſein Blick war ſcheu, die Hand zitterte, mit der er ihr winkte näher zu treten, und ſeine Lippe bebte, indem er ſie zu ſich rief. Gabriele eilte herbei und kniete neben ihm hin. „Steh auf! du biſt wohl erſchrocken?“ ſprach der Baron, und bemühte ſich, mild zu erſcheinen. „Steh auf, ich erkannte dich nicht gleich. Ich glaubte, du wärſt — ich hielt dich für — für etwas — für Jemand anders. Steh auf, gib mir die Hand. — Du biſt gewachſen, wie es mir ſcheint, du biſt — du gleichſt ſehr deiner Mutter! ruhe aus, geh' zu Bette, morgen, wenn ich aufgeſtanden bin, gleich nach dem Frühſtück laſſe ich dich rufen. Dann ſprechen wir uns, jetzt geh! Geh, mein Kind!“ ſprach er endlich und wollte lächeln, aber die ſtarren Muskeln verſagten ihm den Dienſt, und ſein Geſicht verzog ſich wunderlich.

Am andern Tage war Gabriele ſchon mit Sonnenaufgang bereit, vor ihrem Vater zu erſcheinen, aber der Nachmittag ging vorüber, der Abend näherte ſich, und noch immer ward ſie nicht zu ihm gerufen. Seit er wieder zum Bewußtſeyn gekommen war, blieb er älterer Gewohnheit getreu, und lebte nur in der Nacht.

Gabriele hatte volle Muße, an Erneſto's Hand das ganze Schloß zu durchwandern, und auch außer demſelben alle die Plätze im Garten und Wald aufzuſuchen, von welchen ihr vor kaum Jahresfriſt das Scheiden ſo ſchmerzlich geweſen. Alles war wie damals. Die Blätter der Bäume begannen ſich roth, gelb und braun zu färben, ihre wohl gepflegten Blumen blühten in bunter, herbſtlicher Pracht. Ihr zahmes Reh ſprang ihr entgegen, ſie fand ihre Tauben, ihre Vögel, ihre Hündchen, alle ihre freundlichen lieben Thiere wieder; die treue Anhänglichkeit der Leute im Schloſſe hatte für ſie alles gepflegt und ihr aufbewahrt. Alles war wie damals, nur ſie ſelbſt war es nicht. Ihr waren die Freuden ihrer Kindheit im Gewirre des Lebens verloren gegangen; abgeſchiedne Geiſter mögen ſo in Wehmuth den Schauplatz ihres irdiſchen Lebens betrachten, wie Gabriele den ihres viel zu früh entſchwundenen Frühlings. Auch Erneſto wandelte ſtumm und in ſich gekehrt an ihrer Seite, trübe Erinnerungen drückten auch ihn nieder.

„Am beſten iſt es, ich gehe heute, ich gehe jetzt gleich und ſuche meine Einſiedelei zwiſchen den Felſen auf,“ ſprach plötzlich Erneſto, indem er mit Gabrielen vor der Schloßbrücke ſtand. „Ich bedarf der Ruhe,“ fuhr er fort, „ich bedarf der Arbeit; hier komme ich zu keinem von beiden. Auch kann ich es nicht läugnen, dieſer Vetter Moritz wird mir allmählich ſo läſtig, daß ich fürchte, mich einſt gegen ihn auf eine Art zu vergeſſen, die dieſes, bei aller Lächerlichkeit doch höchſt gutmüthige Weſen nicht verdient. Und ſo leben Sie wohl, Gabriele! gedenken Sie Ihres Verſprechens. Ich verlaſſe Sie jetzt unbeſorgt, denn meine Entfernung von Ihnen iſt zu gering, um irgend einer Befürchtung Raum zu geben. Auch werde ich ſchwerlich einen Tag vorübergehen laſſen, ohne Sie zu ſehen.“

Eine unbeſchreibliche Traurigkeit ergriff Gabrielen, indem Erneſto ſich zum Weggehen wandte, obgleich ſie gewiß war, ihn morgen wieder zu ſehen. In' ihm verlor ſie den letzten ihrer Freunde, gleichſam den Repräſentanten aller ihrer Lieben. Ohne je Ottokar's Namen vor ihm ausgeſprochen zu haben, wußte ſie doch, daß ſie durch ihn, und allein durch ihn, von dem Fernen Kunde erhalten könne, ſobald ſie es wolle. Die furchtbare Macht des Augenblicks, die ſie in ihrem kurzen Leben ſchon mehrmals erfahren hatte, fiel ihr ſchwer auf's Herz, indem ſie Erneſto ſchon tiefer unten am Schloßberge wandeln ſah.

„Wenn ich ihn nie wieder ſähe! wenn er dieſe Nacht ſtürbe, und mit ihm jede Hoffnung, von Ottokar Kunde zu erhalten!“ Kaum in Worte gefaßt, erfüllte ſie dieſer Gedanke mit unausſprechlicher Angſt; von einer unſichtbaren Gewalt getrieben, rief ſie, winkte ſie. Erneſto ſah noch einmal ſich nach ihr um, ſie flog den Felſen hinab, er eilte wieder hinauf ihr entgegen, und beide trafen an einem uralten ſteinernen Ruheſitz auf der Hälfte des Schloßberges wieder zuſammen.

„Ich möchte in meiner Einſamkeit gern aller meiner Freunde recht lebhaft gedenken,“ ſprach athemlos und tief erröthend Gabriele. „Die Tante,“

fuhr ſie in großer Verwirrung fort, „Aurelia, — und — Erneſto! haben Sie keine Nachricht aus Rom?“

„Den Tag, ehe wir Karlsbad verließen, erhielt ich Briefe von dort,“ erwiederte Erneſto und vermied es, Gabrielen anzuſehen, um ihre Verwirrung nicht zu ſteigern. „Aurelia kränkelt oder glaubt zu kränkeln, die Luft in Rom ſagt ihr nicht zu. Sie wird mit ihrer Mutter den Winter in Neapel zubringen, wo es freilich luſtiger hergeht als in jenem, der Nemeſis und der Vergangenheit geweihten großen Tempel, in der heiligen Roma, deren Andenken mich noch immer ſchmerzlich und freudig bewegt. Ottokar führt dort ein ſchönes, ernſtes, der Erinnerung geweihtes Leben, unter den Trümmern verſunkener Größe, unter den Wundern der Kunſt. Ihn umgeben die ausgezeichnetſten Künſtler, welche er gaſtfrei um ſich zu verſammeln weiß. Für jetzt hindern ihn Geſchäfte daran, die Damen zu begleiten, vielleicht folgt er ihnen ſpäter nach, wenn das neue Jahr in jenen glücklichen Zonen den Frühling weckt.

Annetten's Stimme erſcholl jetzt ſehr ängſtlich, ſie rufte Gabrielen zu dem Vater und erſparte dieſer dadurch die Verlegenheit einer Antwort auf Erneſto's Erzählung. Den widerſtrebendſten Gefühlen hingegeben, ſtieg ſie, auf Annetten's Arm geſtützt, ſtumm und langſam den Felſen hinauf, während Erneſto ſich gedankenvoll abwärts wandte.

Noch ſchüchterner beklommen als in der erſten Zeit ihres Aufenthaltes bei der Gräfin Roſenberg, betrat Gabriele das Zimmer, in welchem ihr Vater ſie erwartete. Zu ihrem Erſtaunen fand ſie ihn von allen ihren Mappen umgeben. Ihre Stickereien, ihre Zeichnungen, ihre geſchriebenen Auszüge aus Büchern, ihre Muſikalien, alles lag auf einem großen Tiſche ausgebreitet vor ihm da. Auch ihre Laute, ihre Harfe und ein ſchönes Fortepiano, welches einſt ihrer Mutter angehörte, waren geſtimmt und bereit. Auf des Barons Befehl hatte Frau Dalling alle dieſe Dinge müſſen herbei ſchaffen laſſen, während Gabriele mit Erneſto ſich außer dem Schloſſe befand.

Jetzt begann ein förmliches Examen, in welchem der Baron mit großer Aufmerkſamkeit und Sachkenntniß Gabrielen prüfte. Von Allem, was ſie früher und ſpäter erlernt hatte, mußte ſie ihm Rechenſchaft ablegen, von Allem verlangte er Proben. Sie mußte auf ſein Geheiß in fremden Sprachen ihm vorleſen und mit ihm ſprechen, ſie mußte ſingen und auf den verſchiedenen Inſtrumenten ſich hören laſſen, welche eben zur Hand waren. Ihre Zeichnungen und andre künſtliche Arbeiten betrachtete und beurtheilte er ſehr verſtändig, und erforſchte auch, wie weit ihr Unterricht in wiſſenſchaftlicher Hinſicht gereicht haben mochte.

Zuerſt wagte es Gabriele nur zitternd, auf ſeine Fragen zu antworten, doch allmählich gewann ſie mehr Muth. Der Baron äußerte zwar keineswegs durch Worte ſeine Zufriedenheit mit dem, was ſie leiſten konnte, aber der Eifer, mit welchem er ſie prüfte, die Aufmerkſamkeit, deren er ſie würdigte, bewieſen ihr ſolche.

Vier Stunden waren auf dieſe Weiſe hingebracht worden, Mitternacht war nicht mehr fern, und Gabriele konnte ſich vor Erſchöpfung kaum noch aufrecht erhalten oder die Lippen regen, während ihr Vater noch immer unermüdet ſchien. „Nun iſt es genug,“ ſprach er endlich, und machte mit der Hand eine verabſchiedende Bewegung. „Ich weiß jetzt, daß du deine Zeit in der Stadt nicht ſchlecht angewendet haſt, du haſt viel und vieles gelernt. Ich bin zufrieden mit dir. Ruhe aus, morgen um die nämliche Stunde laſſe ich dich wieder rufen, bis dahin thue, was dir gefällt.“

Gabriele vermochte es nicht, ſich ſogleich zu entfernen; ſie blieb ſtehen, als erwarte ſie von ihm noch ein freundliches Wort, während er, in Gedanken verloren, vor ſich hinſtarrte. Auf ein kleines Geräuſch vor der Thüre ſah er ſich um und ward Gabrielen gewahr, die mit bittendem Blicke noch daſtand. „Warum gehſt du nicht?“ fragte er, „du mußt die Nächte ſchlafen, deine Jugend verlangt dies, meine Zeitordnung iſt nicht für dich. Und nun genug,“ ſprach er nochmals mit gebietendem Ton, und winkte wieder mit der Hand, ſo daß Gabriele ſich auf das ſchnellſte entfernte, um ihm nicht widerſpenſtig zu erſcheinen. An der Thüre begegnete ihr Moritz von Aarheim, der auf des Barons Einladung kam, um jetzt gegen Mitternacht bei deſſen Mittagseſſen gegenwärtig zu ſeyn.

Ohnerachtet ſeines unruhigen Hanges zur Thätigkeit und ſeiner unermüdlichen Sprechluſt, ſaß

Moritz von Aarheim dennoch während der ganzen Mahlzeit ſchweigend und ſtumm dem Baron gegenüber und wartete nur auf eine Frage von dieſem, um alsdann durch Antworten ein Geſpräch herbei zu führen, daß er ſo ohne alle Veranlaſſung nicht zu beginnen wagte. Des Barons geſpenſtiſches, finſteres Weſen kam ihm unbeſchreiblich grauenvoll vor, und beſonders ſeit jener heftigen Scene, die er bei Erwähnung eines künftigen Schloßbaues mit ihm gehabt hatte, ging er ihm gern überall aus dem Wege. Längſt wäre er abgereiſt, wenn er nicht Gabrielen's Ankunft hätte abwarten wollen, um das Eigenthum ſeines Verwandten doch nicht wieder ohne alle Aufſicht der Willkühr der Bedienten zu überlaſſen. Seit Gabriele und Frau Dalling in dieſer Hinſicht ſeine Gegenwart überflüſſig machten, hatte er nur auf eine Gelegenheit geharrt, ſich beim Baron zu beurlauben, um dann ſogleich abzureiſen. Er hoffte, die Einladung für dieſen Abend, die erſte die er erhielt, dazu zu benutzen, und war feſt entſchloſſen, gleich am andern Tage einem Aufenthalt zu entfliehen, der ihm höchſt peinlich zu werden begann.

Unter gegenſeitigem Schweigen ward die Mahlzeit ſehr ſchnell beendet. Der Baron ſtand auf, ein Wink von ihm entfernte auf das eiligſte die Bedienten. Auch Moritz erhob ſich und nahte ſich dem Baron, um Abſchied zu nehmen, aber dieſer ſchritt feierlich dem Fenſter zu, nahm wieder in ſeinem thronartigen Lehnſeſſel Platz und heftete, wie gewöhnlich, den ſtarren Blick auf die dunkeln, ihm gegenüberliegenden Trümmer der Brandſtätte. Der Mond war hinter ihnen aufgegangen, ſein Licht blinkte durch die hohlen, ausgebrannten Fenſterlücken, während die in Schatten gehüllten halb zerſtörten Mauern ſcharf und ſchwarz ſich auf dem von leichten Silberwölkchen überzogenen Himmel zeichneten.

In höchſter Verlegenheit ſtand Moritz da, und wußte nicht, wie er es anfangen ſolle, um die Aufmerkſamkeit des Barons auf ſich zu ziehen, als dieſer von ſelbſt ſich nach ihm umwandte. „Bleibt!“ rief er ihm zu, indem er gewahrte, daß jener ſich abſchiednehmend verbeugte! „Bleibt, ich habe mit Euch zu reden, Vetter! ſetzt Euch zu mir. Ich will mein Haus beſtellen und dann zur Ruhe, denn ich bin müde.“ Moritz ſetzte ſich erwartungsvoll auf ein Taburet, dem Baron gegenüber, das jener ihm anwies.

„Ihr ſeyd mein erſter Agnat, darum muß ich an Euch mich wenden,“ ſprach der Baron weiter. „Unterbrecht mich nicht, ich habe mit Euch zu reden, Ihr könnt mir nichts zu ſagen haben, antwortet nur, wenn ich frage. Ihr ſeht dort die Brandſtätte; das weite Grab! Wißt Ihr, was dort begraben liegt? wißt Ihr es? Schweigt! Antwortet nicht. Wie kämt Ihr zu dieſer Wiſſenſchaft! — Doch was Ihr faſſen könnt, ſollt Ihr erfahren. — Wenn ich todt bin, ſind dieſe Burg, dieſe Güter Euer Eigenthum. Ich hinterlaſſe nichts weiter. Was ſonſt noch mein war, liegt auch dort unter jenem Schutthaufen begraben; Gabriele behält nichts.“

Mit haſtiger Gutmüthigkeit und einem Schwall in- und ausländiſcher Worte beeilte ſich Moritz von Aarheim, den Baron über das künftige Schickſal ſeiner Tochter zu beruhigen, verſprach, wie ein liebender Bruder für ſie zu ſorgen, ſie in Schloß Aarheim, oder wo ſie ſonſt wolle, wohnen zu laſſen, und würde noch lange fortgeſprochen haben, wenn nicht ein Blick auf den Baron ihm plötzlich die Zunge gelähmt hätte. Schrecklich, wie damals, als Moritz des Schloßbaues erwähnt hatte, ſtand der Alte vor ihm da, ſichtbar kämpfend mit innerlichem Zorn, der konvulſiviſch ſeine Geſichtszüge verzog und ihm die Sprache hemmte.

„Frecher, eingebildeter Thor!“ brach endlich der Baron mit donnernder Stimme los. „Meint Ihr, der Freiherr Aarheim von Schloß Aarheim bettle bei Euch für ſeine Tochter? Meint Ihr, der letzte echte Sproß des uralten Hauptſtamms, zu deſſen Nebenzweigen Ihr die Ehre habt, Euch rechnen zu dürfen, könne von Euch Almoſen nehmen?“

Bleich und zitternd ſtand Moritz von ſeinem Sitze auf; der Baron war in dieſer Minute wirklich furchtbar, doch ſchien er ſich bald wieder zu beſänftigen. „Ich ſehe,“ ſprach er gelaſſener, „Ihr habt nicht bedacht, was und zu wem Ihr redetet; auch habe ich nicht mehr Zeit zum Zorn.“ Mit dieſen Worten nahm er wieder ſeinen Lehnſtuhl ein und deutete mit einer Bewegung der Hand dem immer noch bebenden Moritz an, ſich ebenfalls wieder zu ſetzen.

„Ihr wißt jetzt, daß ich Euch nicht zu mir forderte, um von Euch etwas zu bitten. Ihr habt begriffen, daß dies nie der Fall ſeyn kann?“ fragte der Baron. Moritz bejahte es mit einer ſtummen Verbeugung. „Ich bin es, der Euch beſchenken will,“ fuhr der Baron fort, „ich biete Euch eine köſtlich hohe Gabe, vor wenigen Wochen noch hielt ich ſie der Hand eines Fürſten werth, und eigentlich iſt ſie es noch. Ich biete Euch Gabrielen, ſie ſey Eure Gemahlin. Antwortet noch nicht. Hört mich aus, ehe Ihr redet. Gleich vielen deutſchen Fürſtentöchtern, bringt Gabriele ihrem Gemahl keine Ausſteuer. Mögen Krämer die bequeme Verſorgung ihrer Töchter mit Golde aufwiegen, das reine edle Blut, das in Gabrielen's Adern fließt, überhebt ſie und ihres Gleichen dieſem elenden Zoll.“

Jetzt ſchwieg der Baron und gab ſeinem Verwandten ein Zeichen, nun ebenfalls das Wort zu nehmen.

Moritz verſuchte es, in allen Sprachen Gabrielen's Reize, ihre Talente und ſein Glück bis zu den Sternen zu erheben. Dann aber wagte er es auch, einige beſcheidene Zweifel über ſich ſelbſt und ſein Werthſeyn eines ſolchen Glücks zu äußern. Er erwähnte mit der größten Gutmüthigkeit ſein Alter und ſeine Geſtalt, als welche zu ſolchen Hoffnungen ihn keineswegs berechtigen könnten, und ermuthigte ſich endlich ſogar zu der Erklärung, das ihm dargebotene Glück, ſo reizend es ſey, dennoch dem Zwange nicht verdanken zu wollen.

„Niemand wird gezwungen, nicht Ihr, nicht Gabriele,“ erwiederte der Baron. „Daß Gabriele ſchön iſt, weiß ich; ich ſah in der Welt wenige, die in dieſer Hinſicht mit ihr ſich meſſen dürften, keine ſah ich, die an Geiſt, Talent, Bildung ihr nahe käme. Jetzt, nach vierzig Jahren, bei euer hochgeprieſenen Kultur, mag das nun wohl anders ſeyn. Auch gebe ich Euch Gabrielen's Hand nur als Erſatz für etwas, das ich von Euch fordern will; die Freiherren von Aarheim waren immer gewohnt, kleine Leiſtungen groß zu lohnen. Gabriele wird nur unter der Bedingung die Eure, daß Ihr mir bei Eurer Ehre verſprecht, das zu erfüllen, was ich im Moment, da ſie für Euch ſich erklärt, verlangen werde. Ihr dürft es ohne Sorgen. Unrechtes, Entehrendes forderte noch kein Freiherr von Aarheim. Wollt Ihr dieſe Bedingung eingehen?“ Moritz verbeugte ſich abermals ſchweigend, denn aus Furcht, zu beleidigen, wagte er es nicht, den Mund zu öffnen.

Der Baron ward jetzt ſichtbarlich heiterer, es war, als beginne die Eisrinde um ſeine Bruſt ſich zu löſen. „Vetter, von Euch kann ich nichts bitten und nichts annehmen, das ſeht Ihr wohl ein, und doch muß mein Wunſch erfüllt werden,“ ſprach er gewiſſermaßen mit behaglichem Zutrauen. „Es liegt mir mehr daran, als Ihr und die Welt zu faſſen vermögen. Darum biete ich Euch den höchſten Lohn, den ich zu gewähren habe. Ihr werdet mein Sohn, und unſer alter Stamm blüht vielleicht glorreich wieder auf. Um Gabrielen's Verſorgung willen thue ich nichts, für ſie wäre auch ohne Euch geſorgt, ſelbſt wenn ſie Euch verſchmäht, ſelbſt dann!“ Hier verſank der Baron auf's neue in tiefes Nachſinnen, er blickte unverwandt auf die jetzt vom Monde hell beleuchtete Brandſtätte, und ward wieder zuſehends düſtrer.

„Habt Ihr nie vom Virginius gehört? vom Römer Virginius?“ fragte er nach einer ziemlich langen Pauſe plötzlich mit wunderlich heimlichem Ton.

Moritz von Aarheim eilte, auf dieſe Frage bejahend zu antworten, und verbreitete ſich darauf ſehr weitläuftig in Lobpreiſungen der Heldenthat des Römers, die er höchlich bewunderte *). „Ultimo pegno d' amor ricevi — libertade e morte," rief er endlich aus.

„Ich ſehe, Vetter! Ihr habt Euren Alfieri recht gut inne," ſprach der Baron, pegno d' amor — libertade e morte. Freiheit und Tod: haltet Ihr die wirklich für Liebespfänder, wie Alfieri es dem Virginius in den Mund legt?" Mit dieſen Worten zog der Baron ein ganz kleines, hermetiſch verſiegeltes Fläſchchen hervor, das er an einer goldenen Kette um den Hals hangen hatte. „Libertade e morte!" rief er, und hielt das Fläſchchen von geſchliffnem Kriſtall hoch gegen das Licht, ſo daß es in bunten Farben blitzte und funkelte. „Kennt Ihr den dieſen Gottheiten geweihten Lorbeer? hier ſeht Ihr ihn, die Gelehrſamkeit verleumdet ihn zwar und nennt ihn falſch. Er iſt der echte! wer ihn errungen hat und ihn zu brauchen weiß, kümmert ſich weder um Kronen noch Kränze,

---

*) Nimm das letzte Pfand meiner Liebe — Freiheit und Tod.

Aus Virginia, Trauerſpiel von Alfieri.

und trotzt dem Geſchick wie den Gebietern der Welt. Virginius war ein Thor, ſein blutiger Dolch erregt Entſetzen. Hier bedarf es nur eines balſamiſch duftenden Hauches, und Gabriele tritt ſchmerzlos mit mir die Reiſe nach jenem Lande der Freiheit an. Nicht blutig, nicht entſtellt, ihre Hülle bleibt die Zierde der Welt, ſo lange das Licht des Tages ſie beſcheint, die Oberfläche der Erde ſie trägt.“

Mit einem Schrei des Entſetzens warf Moritz von Aarheim ſich unwillkürlich auf den Baron und ſtrebte das Fläſchchen ihm zu entreißen, doch dieſer hielt ihn mit ſtarkem Arm ferne von ſich.

„Was wollt Ihr?“ ſprach er mit blitzenden Augen, „Ihr habt es ja ſelbſt ausgeſprochen, **Libertade e morte, ultimo pegno d' amor!** O ihr armen Thoren! Was ſteht Ihr denn entzückt vor Bildern? was preiſt Ihr Thaten? was prahlt Ihr mit Geſinnungen, die Euch mit Entſetzen erfüllen, wenn Ihr ſie ins wirkliche Leben treten ſeht? Seyd ruhig, ich gäbe Euch gern dieſes Fläſchchen, denn ich habe mehr dergleichen, wenn ſo etwas Euch nur anvertraut werden dürfte. Seyd ruhig! Eure Perſon iſt ſicher, mit Euch hat kein Lorbeer etwas zu ſchaffen. Erfüllt meinen Willen, Gabriele wird die Eure, obgleich es mir leid um ſie thut. Ihr wäre beſſer, ſie ginge mit mir, ohne zu wiſſen, wohin die Hand des Vaters ſie führt. Ein Hauch, und es wäre vorbei mit aller Noth und aller Langenweile, die ſie bei Euch erwarten. Doch lebt wohl, beruhigt Euch, wir ſehen uns morgen wieder, und nun geht!“

Bleich wie ein Todter, bebend vor innerem Grauſen, durcheilte Moritz von Aarheim die langen düſtern Gänge, welche zu ſeinem Zimmer führten. Kein Schlaf kam die ganze lange Nacht hindurch in ſeine Augen. Er blieb angekleidet. Unruhig wandelte er auf und ab und trat jeden Augenblick an das Fenſter, um zu ſehen, ob der Tag noch nicht zu grauen beginne. In dieſer Minute blickte er auf zu Gabrielen's Zimmer, und ſah, wie der ruhige Schimmer ihrer Nachtlampe das Fenſter ſchwach erhellte; in der nächſten horchte er wieder hinaus, ob nicht etwa das Verderben herumſchleiche, ob nicht leiſe Tritte hörbar würden; doch alles blieb ſtille und ruhig.

Endlich begann der Himmel, ſich zu röthen. Moritz ſchlich ſich auf die andere Seite des Schloſſes und ſah nach den Zimmern des Baron's. Dort erloſchen nach und nach alle Lichter, zum Zeichen, daß für jenen jetzt auch die Zeit der Ruhe herbei käme. Nochmals lauſchte Moritz, und da alles immerwährend ruhig blieb, eilte er in den Stall, ſattelte ſelbſt ſein Pferd und pochte ſchon beim Aufgang der Sonne an die Thüre von Erneſto's beſcheidener Wohnung.

Erneſto's erſtes Empfinden beim Anblick des frühen Beſuchs war Zorn über die Zudringlichkeit des Läſtigen, doch als er ihn näher betrachtete und Unruhe und banges Entſetzen in ſeinen entſtellten bleichen Zügen las, fühlte er ſich ſelbſt von gleichem Gefühle vorahnend ergriffen.

Moritz begann ſogleich, das zwiſchen ihm und dem Baron Vorgegangene zu erzählen, aber ſo verworren, ſo weitſchweifig, ſo ſeltſam in Form und Ausdruck, daß Erneſto dabei in tödtlicher Ungeduld zu vergehen glaubte. Und doch mußte er ſich faſt jeden Umſtand des Geſprächs zwiſchen Moritzen und dem Baron mehrere Male wiederholen laſſen, denn was er vernahm, ſchien ihm ſo unglaublich, daß er immer meinte, den Erzähler falſch verſtanden zu haben.

Recht ehrlich und treuherzig bat Moritz ihn endlich, nach vollendeter Erzählung, um Beiſtand mit Rath und That, zu Gabrielen's Errettung. „Ich wäre der glücklichſte Menſch, wenn ſie mich heirathen wollte," ſetzte er in ſeiner gewöhnlichen Art zu reden hinzu. „Ich wollte ſie recht gut halten, alles wollte ich aufbieten, was ihr Vergnügen machen könnte. Sie iſt es werth, ſie iſt wie Milton's Eva, all softness and sweet attractive grace. Ich will auch nicht, daß ſie mich wie einen jungen amoroso lieben ſoll, ils sont passé ces jours de fêtes, wo ich dergleichen Prätenſionen machen konnte, ich weiß es wohl. Aber gut ſeyn müßte ſie mir, und mir vor allen. Ich könnte es nicht ertragen, wenn ſie als meine Frau Jemanden lieber hätte als mich. Auch müßte ich ſie zufrieden und heiter ſehen. Eine empfindſame Dame mit ewigen Thränen in den Augen, eine pleureuse éternelle, will ich nicht um mich haben. Sagen Sie ihr das alles, Signor Erneſto, und fühlt ſie dann keine Abneigung gegen mich, ſo biete ich ihr mit wahrer Liebe die Hand. Unglücklich aber will ich uns beide nicht machen. Schlägt ſie mich aus — **Eh bien, je m'en consolerai** — Doch will ich auch dann für ſie noch wie für eine nahe werthe Verwandte ſorgen, ſie ſoll nicht Noth leiden. Aber wie retten wir ſie vor der Wuth ihres Vaters, wenn ſie mich ausſchlägt? **Comment la sauver des mains d'un fanatique cruel, qui l'immolera à ses fantaisies?** Wollen wir Gabrielen die grauſame Gefahr entdecken, in welcher ſie von Seiten des eignen Vaters ſchwebt? Signor Erneſto, reden Sie, ſchaffen Sie Rath, ich vergehe vor Angſt.“

„Laſſen Sie mir Zeit, das ganz Unerwartete nur zu faſſen,“ ſprach Erneſto, „ich hoffe einen Ausweg zu finden.“

„**What shall we do! What shall we do!** was fangen wir an!“ rief Moritz in höchſter Angſt und lief, die Hände ringend, auf und ab. „Ich bitte, ſprechen Sie, ich muß nach Hauſe, der Baron könnte erwachen und — **oh Dio!** ich will gleich fort, ich will ſie hüten, ihre Thüre, ſie ſelbſt nicht aus den Augen laſſen. Sagen Sie mir nur noch mit einem einzigen Wort, was ich thun ſoll!“

„Halten Sie zu jeder Stunde Pferde und Wagen bereit, und nun eilen Sie. Ich folge Ihnen ſogleich, und gelange auf dem Fußſteige vielleicht noch früher hin als Sie,“ ſprach endlich Erneſto. „Eilen Sie, und hüten Sie ſich, Gabrielen etwas zu verrathen, am beſten iſt es, Sie vermeiden es ſogar, mit ihr zu ſprechen. Sie können ſie und die Zugänge zu ihr doch im Auge behalten.“

„Addio!“ rief Moritz, und eilte in vollem Galopp davon, von Herzen froh, einen Auftrag erhalten zu haben, der ihn in Thätigkeit ſetzte, und ſeinem ängſtlichen fruchtloſen Sinnen ein Ende machte. Während deſſen durchwanderte Erneſto nachdenkend und langſam ſein dunkles Thal, um den Felſenſteig zu erreichen, welcher in gerader Linie zum Schloſſe hinaufführt.

Unwillkürlich verweilte er einige Minuten an der alten moosbedeckten Bank, wo er beim erſten Eintritt in dieſe düſtre Einöde mit Gabrielen geſeſſen hatte. Alles, was damals in ſchweren, trüben Ahnungen vor ſeinem Geiſte ſchwebte, und ihn ſo ungewöhnlich niederdrückte, lag jetzt im hellſten Licht der nahen Wirklichkeit vor ihm, und weit furchtbarer, als er es ſich hatte denken können. Frau von Willnangen's Worte: „Sie iſt verloren ſich, verloren uns,“ tönten unaufhörlich in ſeinem Innern, während er doch mit aller Anſtrengung ſeines Geiſtes darauf ſinnen mußte, Gabrielen wo möglich noch zu retten. Die Gefahr, welche ihrem Leben drohte, ſchien ihm bei weitem nicht ſo nah und nicht ſo groß, als Moritz im erſten Schrecken ſie ihm geſchildert hatte. Ihm kam ſogar der Gedanke nicht unwahrſcheinlich vor, daß der halb wahnſinnige Greis in einer bei ſeiner Gemüthsſtimmung nicht ungewöhnlichen, boshaft-fröhlichen Laune, ſich eine Luſt daraus gemacht haben könne, den armen Moritz auf dieſe Weiſe in Angſt zu ſetzen. Deſto entſetzlicher aber war ihm die Gefahr, Gabrielen mit einem bei manchen achtungswerthen Eigenſchaften, dennoch höchſt widrigen, lächerlichen Weſen, auf Lebenslang verbunden zu ſehen. Und doch begriff er nicht, wie ſie dieſer Verbindung würde entgehen können. Woher ſollte ihr frommes Gemüth die Kraft gewinnen, dem Befehle, vielleicht gar dem Bitten eines Vaters zu widerſtehen, den ſie von jeher gewohnt war als den unumſchränkten Gebieter ihres Daſeyns zu betrachten? Keine Hoffnung, ſogar kein Wunſch einer glücklichen Zukunft konnten ihren Muth dazu ſtählen, ſie achtete ihre Rechnung mit dem irdiſchen Leben für geſchloſſen, denn ſie hatte geliebt. Erneſto hatte Gabrielen zu genau beobachtet, um an dieſer ihrer Ueberzeugung zu zweifeln. Der Gedanke, daß es mit Bitten, Rathen, Warnen ihm doch vielleicht gelingen könne, ſie zur beſſern Anſicht des wirklich Rechten und Wahren zu bringen und ſie dadurch zur ſtandhaften Weigerung zu ermuthigen, gewährte ihm ebenfalls wenig Troſt, denn wie ſchauderhaft wurde alsdann doch vielleicht vom eigenen Vater ihr Leben bedroht!

Flucht, ſchnelle Flucht, blieb der einzige Weg. Aber wie die Tochter bewegen, ihren alten Vater wider ſeinen Willen zu verlaſſen, und vielleicht ſeinen Fluch auf ſich zu laden! Sollte Erneſto ihr entdecken, in welcher entſetzlichen Gefahr ihr Leben bei ihm ſchwebte? Wahrſcheinlich würde ſie ihm nicht Glauben beimeſſen, und gelänge es ihm, ſie von der traurigen Wahrheit zu überzeugen, ſo mußte der Gedanke an ſolche Gräuel ihre ganze Zukunft trüben. Wer bürgte ihm dafür, daß

Gabriele nicht in einem, durch das Gefühl ihres Unglücks exaltirten Augenblick den Tod von Vatershänden ohne Widerſtreben annähme! Erneſto kannte den Geiſt unſrer, jedem überſpannten Gefühl günſtigen Zeit, welcher der Jugend ſtatt froher Thätigkeit, bloß leidende ſchmerzliche Sehnſucht als Zweck eines Daſeyns zeigt, dem das innige Wohlbehagen, die reine Freude am Leben mit jedem Tage ſich mehr entfremden.

In dieſe Ueberlegungen vertieft, war Erneſto dem Schloſſe ſchon ganz nahe gekommen, ohne eine andere Auskunft gefunden zu haben, als die, welche ſich im erſten Augenblick ihm dargeboten hatte, die er als zu eigenmächtig verwarf, und welche zuletzt doch ergreifen zu müſſen er jetzt befürchtete. Er nahm ſich indeſſen vor, erſt die Ueberzeugung zu gewinnen, daß alles wirklich ſo ſey, wie Moritz es ihm vorgeſtellt hatte, ehe er Anſtalten traf, Gabrielen im äußerſten Nothfall ohne ihr Vorwiſſen und ihre Einwilligung vom väterlichen Schloſſe fortzubringen. Moritzen ſollte alsdann die Sorge bleiben, den Wahnſinn ſeines Verwandten geſetzlich anerkennen zu laſſen und ihn dadurch unſchädlich zu machen.

Erneſto konnte und mochte es ſich nicht verbergen, wie viel er durch dieſen Eingriff in Gabrielen's Schickſal auf das Spiel ſetzte; aber er ſah keine andere Möglichkeit, ihr zu helfen, und mußte ſogar davor zittern, daß Zufälligkeiten ihm auch dieſe vereiteln könnten.

Moritz von Aarheim war bei Erneſto's Ankunft noch eifrig bemüht, ſein dampfendes Pferd im Schloßhofe herumführen zu laſſen, und dem Jokei dabei in eigner Perſon unter lautem Demonſtriren zu zeigen, wie man in England dieſen Thieren nach jeder Erhitzung den Kopf und die Ohren mit einem Tuche abreibe. „Sie ſehen, wie beſchäftigt ich bin," flüſterte er geheimnißvoll dem eben Angekommnen zu, „ſobald ich nur eine Minute Zeit gewinne, beſorge ich die verlangten Pferde und Wagen. Uebrigens ſchläft der Baron hoffentlich noch mehrere Stunden, und die Couſine finden Sie mit ihrer Cameriera im Blumengarten."

Schön und heiter wie der Morgen trat Gabriele ſchon an der Thüre des Gartens ihrem

Freunde entgegen. Sie trug eine Vaſe voll maleriſch geordneter bunter Herbſtblumen. Mit der Linken drückte ſie die Vaſe feſter an ſich, um ſie nicht fallen zu laſſen, während ſie ihm die Rechte zum Willkommen freundlich entgegen reichte. Die friſche Herbſtluft hatte ihre Wangen höher geröthet, ihr Auge ſtrahlte glänzender, Erneſto glaubte, ſie noch nie ſo reizend geſehen zu haben. Beim Anblick des holden Geſchöpfs, das arglos wie ein Kind am Rande des Verderbens noch lächelnd mit Blumen ſpielte, ergriff ihn ein unausſprechlich mitleidiges Gefühl. Woher ſollte er Muth gewinnen, den rührenden Frieden dieſes ſchuldloſen Weſens durch ſeine Warnung zu ſtören, den milden Glanz dieſes hellen Auges zu trüben? Es ward ihm, als ſey er ſelbſt im Begriff, eine frevelhafte That zu üben, als würde er mitſchuldig an ihrem Untergange, wenn er jetzt ſpräche. Vor ihrem ruhig ſchönen Anblick verlor er ſelbſt für den Moment den Glauben an die obwaltende Gefahr, und ſeine ſonſt ſo klare Beſonnenheit mußte der mächtigen Sprache ſeines Herzens einſtweilen weichen.

Seit ſie von Frau von Willnangen ſich getrennt hatte, war Gabriele noch nicht ſo fröhlich geweſen. Ihr Herz ſchwamm in Wonne bei der Erinnerung an die theilnehmende Art, mit der ihr Vater am geſtrigen Abend ſich mit ihr beſchäftigt hatte. Sie war entzückt, wenn ſie ſeiner deutlich ausgeſprochenen Zufriedenheit mit ihrem bisherigen Streben gedachte. Freude macht geſchwätzig; wortreicher als jemals erzählte daher Gabriele ihrem Freunde jeden kleinen Umſtand des vergangnen Abends, und ſuchte auch ihm ihre eigne Ueberzeugung mitzutheilen, daß ſie von nun an immer höher in der Gunſt ihres Vaters ſteigen, ihm immer nothwendiger werden müſſe und würde.

Erneſto hingegen ward immer muthloſer, immer unfähiger, ihr das Entſetzliche zu verkünden, je länger er den fröhlichen Ergießungen ihres reinen Herzens zuhörte. Er litt unbeſchreibliche Qual bei dem Gedanken, ſie aus ihren Träumen von einem heißerſehnten Glücke zum Elend erwecken zu müſſen. Schonend ſie und ſich, verſchob er es von Stunde zu Stunde, denn jede Minute, während welcher er noch ſchwieg, war, ſeiner Ueberzeugung nach, ihrer künftigen traurigen Zukunft abgewonnen.

So kam die Zeit des Mittagsmahls heran. Der Gerichtsdirektor war diesmal dabei gegenwärtig, denn der Baron hatte ihm zum heutigen Abend auf das Schloß einladen laſſen. Und auch ohne dieſen würde das Beiſeyn der Bedienten und ſelbſt Moritzens Gegenwart jede freie Mittheilung während der Mahlzeit unmöglich gemacht haben.

So ganz widerwärtig, wie heute an dem kleinen Tiſche dicht neben Gabrielen, war Moritz noch nie ihrem Freunde erſchienen; ſein läppiſches verſtecktes Winken, ſein geheimnißvoll ſeyn ſollendes Fragen, ſeine Anſpielungen, mit denen er Erneſto, ſo lange die Mahlzeit währte, zu verfolgen nicht aufhörte, machten ihn ganz unerträglich, und dieſer war deshalb herzlich froh, als endlich die Tafel aufgehoben ward, und er mit Gabrielen ſich wieder allein ſah.

Die herbſtliche Sonne ſenkte ſich ſchon dem Felſen zu, die Stunde der früh eintretenden Dämmerung nahte heran, und Erneſto fühlte mit bitterm Schmerz, daß es jetzt nicht möglich ſey, länger zu ſchweigen. Um Gabrielen zu ſchonen, auch wohl um ſelbſt Muth zu gewinnen, wendete er zuerſt das Geſpräch auf Gabrielen's Verhältniß zu Moritz von Aarheim, als Lehnerben ihres Vaters, und machte gleich die Entdeckung, daß ſie durchaus keinen Begriff davon habe. Alles, was er ihr darüber zu ſagen für gut fand, machte auch weiter keinen Eindruck auf ſie, als daß es ſie an die Zeit erinnerte, in welcher ihr Vater nicht mehr ſeyn würde, und ſie deshalb ernſter und trüber ſtimmte.

„Behalte ich doch Sie, meine Willnangen und meine Auguſte, wenn Gott meinen Vater zu ſich ruft, dazu Genügſamkeit und Freude an wohlgeordneter Thätigkeit, dieſe Güter kann kein Geſetz mir rauben,“ ſprach endlich Gabriele. „Möge mir das Glück, meinen Vater zu pflegen, recht lange gegönnt werden! kommt aber die Zeit, wo ich ihn zu verlieren beſtimmt bin, ſo weiß ich, daß meine Freunde ſich um mein künftiges Fortkommen auf dem Lebenswege weit mehr kümmern werden als ich ſelbſt.“

„Auch ich wäre um ihre Zukunft unbeſorgt, theure Gabriele! wenn nicht die Pläne Ihres

Vaters mich beängſtigten," erwiederte Erneſto; „vielleicht entdeckt er ſie Ihnen heute noch." — Ein eintretender Diener unterbrach ihn mit der Nachricht, daß der Baron Gabrielen ſogleich zu ſprechen verlange. Erneſto ward bleich wie ein Sterbender.

„Beinahe zwei Stunden früher als geſtern! Sehen Sie wie er allmählich meine Geſellſchaft lieb gewinnt?" rief frohlockend Gabriele, und bemerkte nicht, in welcher Todesangſt ihr Freund vor ihr ſtand, bis ſie im Forteilen ſich von ihm feſt gehalten fühlte.

„O Gabriele!" rief er, „Sie wiſſen nicht! armes, unglückliches Kind! Sie wiſſen nicht, wem Sie entgegen gehn, was Sie erwartet! Worauf ich langſam Sie vorbereiten wollte, muß ich jetzt Ihnen ohne Milderung eilend zurufen. Ihr Vater will Sie vermählen, er will das Unglaublichſte, er will an Moritz von Aarheim Sie vermählen, gerade wegen jener Familienverhältniſſe, die ich eben Ihnen zu erklären begann. Moritz ſelbſt entdeckte mir dies, er gab mir den Auftrag, Sie vorzubereiten, er iſt zu gutmüthig, um Sie dem Zwange verdanken zu wollen."

Gabriele ward bleich, ſie zitterte, ſie verſtummte einige Minuten lang, doch wußte ſie ſich bald wieder zu faſſen. „Dank! Dank Ihnen, Erneſto, für Ihre Warnung!“ ſprach ſie, „jetzt aber laſſen Sie mich, ich darf meinen Vater nicht länger auf mich warten laſſen. Ich hoffe, dieſe Gefahr ſoll an mir vorüber gehen, ich werde meinen Vater gewinnen, er ſoll ohne mich nicht leben können, er ſoll mich lieben lernen, dann wird er mich nicht verſtoßen wollen.“ „Gabriele!“ rief Erneſto in höchſter Angſt, und eilte neben ihr her, die ſchnell die langen Gallerien durchſtreifte, um zu den Zimmern ihres Vaters zu gelangen. — „Gabriele! nur einige Worte noch. Gedenken Sie Ihres Verſprechens im Felſenthal, ehren Sie diesmal meinen Rath. Erzürnen Sie Ihren Vater nicht durch Weigerung, wenn er Ihnen ſeinen Willen kund thut, um Gotteswillen nicht. Bitten Sie um Bedenkzeit, hören Sie mich? um Bedenkzeit. Geloben Sie es mir, um Bedenkzeit zu bitten, ohne irgend eine Abneigung gegen ſeinen Willen zu äußern, oder ich dringe mit Ihnen in ſein Zimmer, werde dann weiter daraus was da wolle;“ ſetzte er wie außer ſich hinzu.

„Erneſto, wie fürchterlich ſind Sie!“ rief Gabriele, und ſtand einen Augenblick ſtill, ihn betrachtend. Sie ſah Thränen in ſeinen Augen glänzen, ſie gewahrte den Ausdruck des ängſtlichſten Mitleids, der höchſten Unruhe in allen ſeinen Zügen. „Ich ſehe es,“ ſprach ſie tief bewegt, „ich ſehe es, Ihrer Angſt um mich liegt noch ein Geheimniß zum Grunde, das Sie mir nicht entdecken wollen. So bleibe es mir denn verborgen, ich ehre Ihre Gründe, es mir zu verſchweigen und traue Ihrer Freundſchaft. Ich gelobe, Ihrem Rathe zu folgen, meinen Vater nicht durch Widerſpruch zu reizen, ihn um Bedenkzeit zu bitten. Darf ich nun hoffen, Sie beruhigt zu haben?“

Erneſto vermochte vor innerer Bewegung nicht ihr zu antworten. Die dunkeln Mauern von Schloß Aarheim übten ohnehin an ihm eine Zaubermacht aus, welche ſeine Geiſteskraft lähmte. Er wähnte dort noch Auguſtens Seufzer zu athmen, die einſt ungehört hier verwehten; ferne Töne umſchwirrten ihn wie der Wiederhall ihrer längſt verklungenen Stimme, und ihre holde Geſtalt ſchien ihm aus jeder Ecke entgegentreten zu wollen. Bei dem ſchwachen Schimmer einer einſamen Lampe in der hochgewölbten düſtern Gallerie, in welcher Gabriele mit ihm ſich befand, war es ihm, als ſähe er plötzlich neben ihr den Geiſt ihrer Mutter; er bebte ergriffen zurück, im nämlichen Augenblick öffnete ſich die Thüre vom Vorzimmer des Barons, in deren Nähe ſich beide befanden, und ſchlug klingend hinter Gabrielen zu, ſobald dieſe die Schwelle überſchritten hatte.

Erneſto wollte ihr nach, um wenigſtens, wenn auch durch eine zweite Thüre von ihr getrennt, in ihrer Nähe zu bleiben, aber er hörte die Stimme des Barons, der ſeiner Tochter gebot, ihm in ſein Zimmer zu folgen, und dann den innern Riegel vorſchob. Auf Flügeln der Angſt durcheilte Erneſto jetzt wieder die Gallerien, um Frau Dalling aufzuſuchen, ihr alles zu entdecken und dann wo möglich mit ihrer Hülfe ein Mittel zu finden, der gefürchteten Unterredung zwiſchen Vater und Tochter ungeſehen beizuwohnen.

Feſtlich gekleidet, geſchmückt mit allen Zeichen ehemaliger Würden und Ehren, war der Baron ſeiner Tochter bis an die Thüre des Vorzimmers entgegen gekommen, die er, wie ſchon erwähnt ward, hinter ihr verriegelte. Dann ſchritt er feierlich vor ihr her, nahm ſeinen gewöhnlichen Platz im Lehnſtuhl am Fenſter ein, und winkte ihr ſchweigend, ſich auf ein Taburet ihm gegenüber zu ſetzen.

Der Eindruck, welchen ſeine ganze Geſtalt auf ſie machte, war heute noch imponirender als ehemals, der Baron ſchien ſogar größer als ſonſt, und der verſteinerte Ernſt aller ſeiner Züge beklemmte ihre Bruſt und raubte ihr den Athem.

„Ich wiederhole die ſchon geſtern dir ertheilte Zuſicherung meiner Zufriedenheit mit deinen in der Stadt erworbenen Kenntniſſen,“ hob der Baron nach einer ziemlich langen Pauſe an, „ſie haben mein Erwarten übertroffen. Wer ſo fleißig war wie du, hatte wahrſcheinlich nicht Zeit, Thorheiten zu begehen. Daher hoffe ich, daß kein inneres Hinderniß dich abhalten wird, meine Wünſche zu erfüllen, und daß du auch neben ſo vielem andern gelernt haſt, kindlichen Gehorſam zu üben. Ich bin entſchloſſen, dich meinem Lehnserben, Moritz von Aarheim, zu vermählen, doch habe ich ihm verſprechen müſſen, es dir frei zu ſtellen, ſeine Hand auszuſchlagen. Entſcheide alſo ohne Zwang: ob du meinem Willen folgen willſt oder nicht, ſo wie du glaubſt, daß es recht ſey.“

Der Baron ſchwieg, und Gabriele ſtrebte vergebens, ihre zitternden Lippen zur Antwort zu bewegen. Einige Minuten vergingen im ſchweigenden Kampf mit ihrer innern Angſt. „Entſcheide!“ rief endlich der Baron mit flammenden Augen, und richtete ſich hoch in die Höhe.

„Mein Vater,“ ſtammelte Gabriele, „wie kann ich ſo ſchnell — ich flehe nur um Bedenkzeit.“

„Bedenkzeit!“ wiederholte der Baron, und ließ ſich langſam wieder nieder. „Bedenkzeit! Thoren, Schwächlinge bedenken ſich. Der Tapfre, der Weiſe, wiſſen gleich, was ſie wollen oder müſſen. Doch du biſt ein Mädchen, und dieſe Alfanzerei war ſchon vor vierzig Jahren unter euch Mode, wunderbar, daß ſie in der langen Zeit nicht wieder abkam. Nun, es ſey — du haſt Bedenkzeit, bleib ſitzen, bedenke dich.“

Seiner Gewohnheit gemäß wandte ſich der Baron nach der Brandſtätte, eine bange Viertelſtunde verging, während welcher Gabriele es nicht wagte, ſich zu regen. Endlich kehrte ſich der Baron mit fragendem ernſten Blick ihr wieder zu.

„Vater!“ rief ſie und hob flehend die Augen voll erſtarrter Thränen zu ihm auf, „Vater, ich brauche keine Bedenkzeit. Bei Ihnen will ich bleiben! Ihnen allein widme ich mein Leben, Sie pflegen will ich, Ihnen dienen, keine andre Pflicht erkennen, als jedem Ihrer Wünſche zuvorzukommen!“

„Und weigerſt dich dennoch, den erſten, welchen ich ausſprach, zu erfüllen?“ erwiederte der Baron und durchbohrte ſie faſt mit ſeinen glühenden Augen.

„Nein, o nein, mein Vater!“ erwiederte ſchnell Gabriele, „ich bitte Sie nur, mich nicht zu verſtoßen. So lange ich lebe, iſt Ihnen mein Daſeyn geweiht. Ich kann mich nicht entſchließen, einem Andern anzugehören als meinem Vater, ich fühle einzig den Beruf, um Sie zu ſeyn, ſo lange mir Gott Ihr Leben erhält; was ſpäter aus mir wird, macht mir keine Sorge.“

„Auch mir ſollte es keine machen — beſſer wäre es, wenn“ — murmelte der Baron nur halb hörbar vor ſich hin, dann verſank er wieder in tiefes Nachdenken. Abermals vergingen einige ſtumme Minuten, dann wandte er ſich plötzlich wieder zu Gabrielen.

„Höre mir aufmerkſam zu,“ ſprach er. „So viel du davon zu faſſen vermagſt, will ich dir die Gründe entwickeln, welche mich beſtimmen, dieſe Verbindung zu wünſchen. Hernach entſcheide. Forderſt du dann noch längere Bedenkzeit, ſo ſey ſie dir im Voraus gewährt. Höre mich jetzt.

Unermüdetes Forſchen, Streben, Arbeiten war mein Leben, ſo lange du athmeſt; die Nacht mir Tag. Ich habe Schrecken getrotzt, Gefahren, bei deren bloßem Namen dein jugendliches Blut in den Adern erſtarren müßte. Meine Umgebungen waren — Mein Umgang war — Nein, ich will deine Sinne nicht durch die Namen jener Schrecklichen verwirren, ich will dich nicht dem Wahnſinn zuführen. Ich ſchweige von dem, was ich that, was ich litt, was ich überwand. Für dich, Gabriele, für dich! dich wollte ich erheben, dich erhöhen zur Glorreichſten unſeres alten Geſchlechts! hoch über alle jene edlen Frauen deiner Ahnen, deren lange Reihe der edelſte Schmuck unſers Hauſes iſt.“

Hier ſchwieg der Baron wieder einige Minuten lang, Gabriele wagte es nicht, ſich zu regen. Dann fuhr er mit faſt tonloſer Stimme fort: „Die doppelte ſchuppige Schlange, deren gekröntes Haupt in rother Erde ſich birgt, war mein, die Königin ruhte in ihrer Kammer, der Rabe wandelte ſich zum hochfliegenden Aar, und ernährte den in ihrem Schooße ſchlummernden grünen Löwen, es nahte ſich der Alte, der zwiſchen den Bergen geht, die rothe und die weiße Lilie prangten in ſeinen Händen. — Da — da — fort mit der Erinnerung, wie alles vernichtet ward,“ rief der Baron jetzt laut und fürchterlich, „fort — es ward vernichtet. Weh mir! ich vergaß den Fluch, der auf der fünften Zahl ruht, feindliche dunkle Mächte, auf mein Verderben lauernd, irrten mich.— Freundliche zürnten mir — Verloren — verloren — verloren iſt das große Spiel.“

Mit geſchloſſenen Augen lehnte ſich der Baron jetzt in ſeinen Lehnſtuhl zurück und lag regungslos da. Gabriele war vor ihm auf die Knie hingeſunken; ſie blickte in ſein farbloſes Antlitz, auf ſeine grauen Haare, welche ſpärlich die eingefallnen Schläfe umgaben, ſie ſah die tiefliegenden geſchloſſenen Augen in ihren weiten Höhlen, von den überhängenden ſchneeweißen Augenbraunen beſchattet. Er glich ſo ganz einem Todten, daß der Gedanke ſie grauſend überfiel, er könne in dieſem Momente geſtorben ſeyn.

„Mein Vater, mein Vater!“ rief ſie, und wagte es, leiſe ſeine Hand zu berühren; da richtete er, gleich einem Erwachenden, ſich wieder auf.

„Du weinſt?“ ſprach er, „du zitterſt? weißt du warum? wovor?“ Dann blickte er ſie eine Weile ſtarr an. „Ich leſe in deiner Seele,“ fuhr er fort, „du glaubſt, ich ſey wahnſinnig, weil du meine Reden nicht verſtehſt. Du irrſt, hohe Weisheit liegt hinter dieſen Bildern, aber ihr hört nur, und vernehmt nicht, eure Sinne hält Wahn befangen. Die Vergangenheit enthüllte ich dir, ſo weit ich es durfte. Die Gegenwart, — tritt her zu mir ans Fenſter, blicke hinaus, dort liegt ſie, dort in Trümmern. Was dieſe decken, bleibe ewig verborgen. Fluch der Hand, die es wagt, dieſen Schutthaufen zu berühren!“ rief er mit furchtbarem Ton, in hoher aufrechter Stellung, mit flammenden Augen, wie ein Begeiſterter. „Fluch dem, der dem Unheil, das dort im dunkeln tiefen Gewölbe ſicher ruht, den Weg bahnt zum Licht. Niemand darf dort den Faden finden, ihn wieder aufnehmen, der meiner ſtarken Hand entfiel, denn Niemanden darf gelingen, was mir mißlang!“

„Moritz von Aarheim gebietet hier nach meinem Tode,“ ſprach der Baron nach einer kleinen Pauſe, während welcher er ſich mit Anſtrengung zu beſänftigen ſchien. „Sein erſtes Thun wird ſeyn, dort zu graben, zu bauen, zu wühlen, er ſelbſt hat mir es ins Angeſicht geſtanden. Du allein kannſt mir die Sicherheit jenes Heiligthums auf ewige Zeiten erkaufen, und erkauft muß ſie werden. Es gilt der Ruhe meiner Todesſtunde, es gilt dem ruhigen Schlaf meiner Gebeine im ſtillen Grabe, weit, weit, auf Jahrhunderte hinaus! Gabriele, du darfſt jetzt nicht ohnmächtig werden, faſſe dich, du darfſt jetzt nicht die Beſinnung verlieren, du mußt mich aushören, denn nie darf ich wieder wie in dieſer Stunde zu dir reden.“

Mit leiſem, wunderlich-heimlichen Tone fuhr der Baron nach kurzem Schweigen in ſeiner Rede weiter fort. „Kennſt du die Geheimniſſe der Unterwelt? Wie ſollteſt du! Ich aber wagte es, mit dieſer Hand ihren Schleier zu lüften. Nicht Alle, meine Tochter, nicht Alle, die hier entſchliefen, ruhen dort in Frieden. Furchtbare Vorhöfe führen zum finſtern Reich, dort in Tophet und Scheol weilen raſtlos die Seelen derer, die beunruhigt über die Zukunft deſſen hinübergingen, was ſie hier erſtrebten. Jede Mitternacht ruft ſie herauf, geſpenſtiſch durchwandern ſie den Gegenſtand ihrer Sorge in banger Qual, bis der Morgenhauch ſie wieder zur kalten düſtern Tiefe ſcheucht — jede Nacht ſehe ich dort drüben den alten Franz, Sorge um mich läßt ihn nicht ruhen, er hebt das bleiche Haupt aus der Aſche, mit langem Todtenfinger winkt er mich zu ſich, zu ſich, zur jammervollen Wache um das dort Verborgene.“

„Ich habe vollendet, du weiſt jetzt genug. Ruhe oder Verzweiflung deines Vaters in der letzten Stunde und im Grabe ſey das Werk deiner freien Wahl. Bedenk es wohl, es gilt nicht eine Handvoll Tage, die ihr ein Leben nennt, es gilt der Ewigkeit. Meine Todesſtunde kann jetzt ſchlagen, in dieſer Minute, aber du haſt Bedenkzeit. Willige ein, verwirf, bringe durch thörichtes Zögern das

Unheil über mich, ich breche mein gegebenes Wort nicht, du biſt frei, du haſt auch Bedenkzeit.

„Vater, Vater!“ rief Gabriele, „kann denn mein Leben nicht das Opfer ſeyn?“

Haſtig griff der Baron an ſeine Bruſt, dann ließ er die Hand wieder ſinken. „Nein,“ ſprach er halb leiſe, und blickte milder als vorher Gabrielen an.

„Nun denn, ich will nicht ängſtlich berechnen, was ich meinem Vater opfre, hier bin ich, Ihr Kind! mein Schickſal lege ich in Ihre Hand und murre nicht.“

Erſchöpft an allen Kräften, doch nicht bewußtlos, ſank ſie mit dieſen Worten vor ihm hin.

„Ich danke dir,“ ſprach der Baron, und ließ einen Moment ſeine Hand auf ihrem ſchön gelockten Haupte wie ſegnend ruhen; dann hob er Gabrielen ſorgſam auf und ſetzte ſie in ſeinen Lehnſtuhl. „Ermanne dich, faſſe Muth, du haſt entſchieden wie es recht war. Uebrigens geſchehe gleich, was geſchehen muß; alles iſt vorbereitet. Zögern iſt Qual, iſt Gefahr, und ich bin müde und will zur Ruhe.“

Mit dieſen Worten zog er die Schelle und ging in das Vorzimmer, um die Thüre zu öffnen.

Athemlos ſtürzte dort Frau Dalling ihm entgegen, ein lauter Schrei des Schreckens, als ſie Gabrielen bleich und regungslos im Lehnſtuhl erblickte, verrieth, daß Erneſto ihr Alles vertraut habe, was er wußte. Der Baron achtete nicht darauf. „Führen Sie Ihr Fräulein auf ihr Zimmer,“ ſprach er, „ſchmücken Sie die Braut mit dem Hausſchmuck, den ſeit Jahrhunderten jede Braut von Schloß Aarheim an ihrem Ehrentage trägt,“ fügte er hinzu, indem er ihr ein uraltes Käſtchen mit einem goldnen Schlüſſel übergab. „In einer Stunde kommt der Bräutigam, ſie zur Trauung abzuholen.“

Matt zum Tode, aber fromm lächelnd wie ein ſeliger Engel neigte ſich Gabriele vor ihrem Vater, dann wankte ſie am Arm der Frau, die einſt an der Schwelle des Lebens ſie empfing, ſtill hinaus. Erneſto eilte ſchon im Vorzimmer ihr entgegen. Ein Strom lindernder Thränen machte beim Anblick des treuen Freundes dem armen gepreßten Herzen Luft. „Sie hatten Recht,“ flüſterte Gabriele ihm zu, und lehnte das ſchöne bleiche Köpfchen auf ſeine Schulter, indem ſie erſchöpft auf einen Stuhl ſank. Frau Dalling und Erneſto knieten vor ihr hin ſie zu unterſtützen.

„Noch iſt Rettung möglich!“ ſprach Erneſto ängſtlich und ſchnell. „Fliehen Sie, Alles iſt bereit. Frau Dalling begleitet uns, Moritz ſelbſt befördert und beſchützt unſre Flucht, er will Sie nicht dem Zwange verdanken. Keine Pflicht bindet Sie, den Willen eines verwirrten Sinnes zu erfüllen, wenn es dem Glücke Ihres ganzen künftigen Lebens gilt. Kommen Sie, verlieren Sie keine Zeit, Pferde und Wagen ſtehen unten am Schloßberge, jede Minute iſt koſtbar, Moritz ſelbſt will hier uns vertreten, wir eilen zur Frau von Willnangen.“

„Der Rath kam nicht aus Ihrer Seele, Erneſto,“ erwiederte Gabriele ſehr ernſt und trocknete ihre Thränen. „Wohin könnten Sie mich führen, daß nicht der Fluch meines Vaters mich erreichte? daß nicht die Schrecken der eben durchlebten Stunde mich verfolgten, nicht die Angſt um einen ſterbenden Vater, dem ich den Troſt verweigerte, welchen zu geben in meiner Macht ſtand? Erneſto,“ ſetzte ſie hinzu und blickte ihn zutrauend an, indem ſie ſeine beiden Hände faßte, „können Sie wirklich mir rathen jetzt zu fliehen?“

„Nein! ich kann es nicht, und du biſt verloren," rief Erneſto, „dort in in der Freiheit würde Reue dich verzehren, ich fühle es. So gehe denn gefaßt dem entgegen, was du, reine Seele! als Pflicht anerkennſt. Damals, als du dieſen fürchterlichen Mauern zueilteſt, in denen alles Gute und Schöne untergehen muß, damals hätten wir, deine Freunde, dich zurückhalten, dich nicht ſo unbedacht der Gewalt eines Wahnſinnigen ausliefern, wir hätten ſeinen Zuſtand vorher erkunden ſollen. Jetzt iſt es zu ſpät," ſetzte er mit verhülltem Geſicht hinzu.

Die zum Schmuck der Braut vom Baron beſtimmte Stunde war vorüber. Bleich wie ein Marmorbild, keine Spur von Lebenswärme auf Wangen und Lippen, ſaß Gabriele auf ihrem Sopha und ſchauderte bei jedem Geräuſch. Nur ihr ſchwimmendes Auge, die zitternde Bewegung ihres hochklopfenden Herzens, von welcher der diamantene Blumenſtrauß an ihrer Bruſt erbebte, verriethen inneres Leben und innern Kampf. Schweigend, aber vergebens, ſtrebte ſie wie ſonſt wenigſtens äußerlich gefaßt dem Unvermeidlichen entgegen zu treten, ihr unwillkürliches Zittern, ihre Unfähigkeit, ſich aufrecht zu erhalten, vermochte ſie nicht zu überwinden.

Erneſto ſtand bleich wie ſie ſelbſt neben ihr, ſein Blick ruhte auf den vor alter Zeit in wunderliche Schnörkel gefaßten Diamanten, die, zum Brautkranz zuſammengefügt, Gabrielens blonde Locken niederdrückten. Plötzlich ergriff ihn der Gedanke, daß dieſer nämliche Kranz wahrſcheinlich auch an Auguſtens Opfertage in ihren Haaren geſchimmert hatte, und die Ironie des Zufalls, der hier den kalten ſchweren Stein ſtatt der weichen lieblichen Myrte erwählte, erhöhte den bittern Schmerz, der ihn, den ſonſt ſo ruhigen Mann, in dieſem Augenblick der Verzweiflung nahe führte.

„Alle Liebe erſtirbt in dieſen Mauern,“ rief er aus, „darum iſt auch ihr Symbol daraus verbannt, und ſpitziger Steine flimmernder Glanz muß deſſen Stelle erſetzen. O Gabriele! mögen Sie nie auf Ihrem Lebenswege die Myrte vermiſſen, die jetzt auch Ihrem Schmucke fehlt, und nie ihr begegnen! Dies iſt der einzige Segen, den ich heute Ihnen geben kann, und es klingt wie ein Fluch.“

„Ich denke Sie zu verſtehen, guter Erneſto, und möchte gern Sie tröſten, wenn Sie mir nur glauben wollten, erwiederte ſanft und gelaſſen Gabriele. „Mein Leben iſt vorüber, wenn Lieben Leben iſt. Andern mag Hoffnung ſtrahlen, mein Stern iſt Erinnerung, Erinnerung an eine kurze Stunde voll Wonne und Schmerz, die nie mir wiederkehren kann und dennoch ewig mich beglückt. In meinem Herzen iſt der Sturm beſchwichtigt, um nie wieder zu erwachen, ich weiß es, ſeit geſtern, da ich es vermochte, vor Ihnen den Namen auszuſprechen, den ich nie wieder nennen werde, obgleich ich es dürfte, denn mein Empfinden iſt ruhig und ſchuldlos. Das Opfer, welches ich meinem Vater bringe, iſt daher nicht ſo groß, als Sie es ſich wohl denken. Ich opfre keine Hoffnungen, denn ich hatte keine, kein Glück der Zukunft, denn mir blüht keins, als in der Liebe meiner Freunde, und die bleibt mir. Für die Freiheit weniger Jahre gewinne ich meines Vaters Ruhe, ſeinen Segen, und Frieden mit mir ſelbſt. Es werden der Jahre ſehr wenige ſeyn, mir ſagt es mein ahnendes Herz, und warum ſoll ich um ſo hohen Preis mit einer Hand voll Tage noch geizen!“

Die Thüre öffnete ſich, Moritz von Aarheim trat herein. Gabriele zuckte bei ſeinem Anblick krampfhaft zuſammen, doch erholte ſie bald ſich wieder, und ging, geſtützt auf ihre Dalling, ihm einige Schritte entgegen. „Haben Sie den Wunſch meines Vaters erfüllt?“ fragte ſie leiſe und zitternd.

„Ich habe es. In allen Formen, wie er es verlangte, habe ich gerichtlich mich und meine Nachkommen auf ewige Zeiten verbindlich gemacht, keinen Stein in Schloß Aarheim zu verrücken, weder zu bauen, noch einzureißen,“ erwiederte Moritz in ungewohnter Kürze, denn innere Bewegung und Gabrielen's überirdiſcher Anblick hemmten den gewohnten Fluß ſeiner Rede.

„Wollen Sie auch mir eine Bitte gewähren?“ fragte Gabriele. Moritz antwortete ſchweigend mit einer bejahenden Verbeugung. „Nun ſo verſprechen Sie mir, mich nie von meinem Vater zu trennen, ſo lange mir Gott ſein Leben erhält,“ bat Gabriele, mit unendlich weicher rührender Stimme und Geberde.

„Ich verheiße es Ihnen,“ erwiederte Moritz, „gewähren Sie mir dagegen die Verſicherung, daß

Sie freiwillig und ohne Zwang mir die Hand reichen.“

„Freiwillig, ohne Zwang,“ wiederholte Gabriele kaum hörbar.

„Der Baron erwartet uns,“ ſprach Moritz ebenfalls ſehr leiſe.

Gabriele wankte, indem ſie hinausſchreiten wollte, Erneſto bot zur rechten Zeit ihr den Arm, um ſie vor dem Fall zu ſchützen; auf ihn gelehnt, betrat ſie die an das Zimmer ihres Vaters grenzende Kapelle des Schloſſes.

Dort ſtand der Baron, neben dem Prieſter am hellerleuchteten Altar, nur die Bewohner des Schloſſes und der Gerichtsdirector waren als Zeugen gegenwärtig, bange Grabesſtille herrſchte unter allen Anweſenden. Feierlich ſchritt der Baron dem langſam herannahenden Paare entgegen, er nahm die zitternde Hand der Braut, die ſo lange auf Erneſto's Arm geruht hatte, und ſchien dabei dieſen in der Zerſtreuung nicht zu bemerken.

Todesbleiche wechſelten mit der Purpurröthe des Zorns in Erneſto's Geſicht, während dieſes geſchah, ſein Herz pochte hoch, ſein Auge flammte, ſeine Hand ballte ſich wie zum Kampf. Ungehindort hatte indeſſen die Zeremonie begonnen, welche Gabrielen's Schickſal unwiderruflich beſtimmte.

Sie ward beendet, alles blieb ſtill, kein fröhliches Getümmel Glückwünſchender drängte ſich um die Neuvermählten, und wie bewußtlos ſchwankte Gabriele am Arm ihres Vaters in ſein Zimmer. Erneſto folgte mit Moritz von Aarheim, zuletzt Frau Dalling und Annette. Alle übrigen blieben in der Kapelle zurück, die Thüre derſelben, welche in des Barons Zimmer führte, ward geſchloſſen.

Der Baron trat in ſeinem Zimmer an das Fenſter und blickte hinüber zur Brandſtätte; wüthender Sturm durchtobte heulend die ſchwarzen Trümmer. „Dort iſt Aufruhr, hier endlich Ruhe,“ ſprach der Baron, und ſetzte ſich auf ſeinen gewohnten Platz. Gabriele, unfähig ſich aufrecht zu erhalten, kniete vor ihm hin. „Dir danke ich dieſe Ruhe, Gabriele; auch deine Mutter hat viel für mich gethan,“ ſprach der Baron. „Ich ſegne dich nochmals, mein Kind,“ ſetzte er höchſt feierlich hinzu, indem er ihre Stirn mit ſeiner Hand berührte; „auch dich ſegne ich, mein Sohn Moritz von Aarheim! Halte das Kleinod hoch, das ich dir übergab.“ Es lag etwas beſonders Mildes in dem Ton, mit welchem der Baron dieſe Worte ſprach. Ungewohnte Ruhe ebnete die harten Züge ſeines Geſichts und machte ſie faſt unkenntlich. „Jetzt iſt mein Haus beſtellt. Lebt wohl! ich bin müde und gehe zur Ruhe,“ ſprach er noch, und winkte verabſchiedend wie gewöhnlich.

Halb getragen von Annetten und ihrer Dalling, ſchritt Gabriele langſam der Thüre zu, Moritz und Erneſto folgten ihr; kaum aber hatten ſie die Mitte des ſehr geräumigen Zimmers erreicht, als Erneſto den Baron in ſeinem Lehnſtuhl zuſammenſinken ſah, zugleich verbreitete ſich ein betäubender mandelartiger Geruch. Alle wandten ſich plötzlich wieder dem Baron zu. An ſeinem Halſe hing das kriſtallne Fläſchchen erbrochen an der goldnen Kette herab, er ſelbſt lag regungslos in ſeinem Lehnſtuhl, kein Zweifel war möglich. Im Geiſte des Kirſchlorbeers hatte er den ſchnellen ſchmerzloſen Tod eingeathmet, welchen er einſt Gabrielen beſtimmte, die einzige Frucht ſeines jahrelangen, mühſeligen, alchymiſtiſchen Forſchens.

In tiefer Ohnmacht ſank Gabriele neben der entſeelten Hülle ihres Vaters zu Boden.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Achter Band.

Gabriele.

Zweiter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

Gabriele.

Zweiter Theil.

Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen,
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt,
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen;
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück,
In dein Herz fiel mein erſter Blick.

Schiller.

Wie dem Blitz der Donner, ſo ſchnell war bei der Entſcheidung von Gabrielen's Geſchick die Erfüllung dem erſten Drohen der Gefahr auf dem Fuße gefolgt.

Erneſto hatte im Drange der Begebenheiten keinen ruhigen Augenblick gefunden, um Frau von Willnangen auf die Möglichkeit des faſt Unglaublichen vorzubereiten, und ſelbſt, nachdem ſchon alles entſchieden war, währte es noch mehrere Tage, ehe er Muth und Ruhe des Geiſtes genug gewinnen konnte, um ihr zu ſchreiben. Ueberdies ſtand er nach dem Tode des Barons wirklich ganz allein in der alten grauſenvollen Burg, mitten unter einem Haufen verſchüchterter, hülfloſer Menſchen, die Alle zu ihm aufblickten, die von ihm berathen und in Thätigkeit geſetzt zu werden verlangten, um nur dadurch ihren eignen Gedanken zu entgehen.

Moritz war, zufolge ſeiner armen, ſchwachen, an tauſend Kleinigkeiten ſich anklammernden Natur, im erſten Schrecken ganz unfähig geworden, nur einen einzigen Gedanken klar zu faſſen; noch weniger vermochte er, einigermaßen zweckdienliche Anſtalten zu treffen, wie ſie die Umſtände heiſchten. Seine unglaubliche Unbeholfenheit, Gabrielen's bewußtloſer Zuſtand, ſelbſt die ängſtliche müßige Neugier der Bedienten, alles vereinigte ſich, die ganze Thätigkeit des einzigen hellen Geiſtes in Anſpruch zu nehmen, der mitten in dieſem Wirrwarr fähig geblieben war, für die Uebrigen zu denken.

Erneſto's erſte Sorge mußte das feierliche Leichenbegängniß des Barons ſeyn, deſſen ſelbſt gewählte Todesart er um Gabrielen's Ruhe willen möglichſt zu verheimlichen ſuchte. Der Uebung dieſer traurigen Pflicht folgte des neuen Beſitzers feſtliche Uebernahme der Güter und dem zunächſt die Unterſuchung der bisherigen ſehr nachläſſig betriebenen Verwaltung derſelben. Erneſto übernahm gern jedes Geſchäft, theils um Gabrielen's willen, theils weil er wirklich unausgeſetzter Thätigkeit bedurfte, um ſich ſelbſt aufrecht zu halten.

Moritz wendete indeſſen ſeine Aufmerkſamkeit auf unzählige unbedeutende Kleinigkeiten, die aber alle mit der höchſten Wichtigkeit von ihm betrieben wurden.

Ruhig, keiner Erdennoth ſich bewußt, aber krank zum Tode, lag während der Zeit Gabriele in tiefer Betäubung auf ihrem Bette, bis ſie nach mehreren Tagen wieder zur Beſinnung und ins Leben zurückgerufen ward. Ihr Erwachen glich dem eines Kindes, das nach einer Nacht voll ängſtlicher Träume beim erſten Aufſchlagen der Augen in das milde treue Antlitz der Mutter blickt. Ihr war, als fände ſie ſich wieder im Hauſe der Frau von Willnangen wie bei ihrer erſten Krankheit. Wie damals, ſah ſie Erneſto und Annette neben ihrem Bette; freundlich reichte ſie beiden die Hand und begrüßte mit mildem Lächeln den tiefblauen Himmel voll goldner Herbſtwolken, in den ſie durch ein großes Fenſter, ihrem Bette gegenüber, blicken konnte.

„Ich bin wohl wieder krank geweſen?“ ſprach ſie, „ich habe euch wohl wieder recht viel Sorge gemacht? mir iſt auch, als ſey ein großes Unglück geſchehen, aber ich weiß nicht welches? und ſo habe ich doch wohl nur davon geträumt.“ Da ging die Thüre auf, Moritz trat herein, ſein Anblick, ſeine laute wunderliche Freude über ihre Beſſerung, riefen ſie plötzlich in helles Bewußtſeyn zurück. Alles, alles, was geſchehen war, ſtand in einem fürchterlichen Momente vor ihr, klar wie der Tag, die ganze Hoffnungsloſigkeit ihrer Zukunft, alle Schrecken der nächſten Vergangenheit. Sie verbarg das Geſicht in die Kiſſen, ihre Augen ſchloſſen ſich wieder, ſehnlich betete ſie in ihrem Herzen um neuen Schlummer ohne Erwachen, aber ſie ward nicht erhört, ihre Jugendkraft ſiegte und jeder Tag führte ſie von nun an näher der völligen Geneſung.

Der Tod ihres Vaters war das einzige Ereigniß, deſſen Gabriele ſich nicht deutlich erinnerte. Sie ſelbſt hatte ja, faſt im nämlichen Momente als er zuſammenſank, ebenfalls das Bewußtſeyn verloren, und ſo konnte es Erneſto's ſorgſamer Freundſchaft gelingen, ſie nach und nach auf dieſe traurige Begebenheit vorzubereiten, und vor allem ihr das Entſetzen über die Todesart des Barons zu erſparen.

Heiß und bitter quollen Gabrielen's Thränen als ſie endlich vernahm, daß ſie ihrem Vater mit allem, was ſie ihm opferte, nur ein paar ruhige Minuten hatte erkaufen können. Alle ihre, auf dieſes Opfer gegründeten Hoffnungen von ſeiner zufriedenen Zukunft, ſeinem heitern Alter, ſeiner Wiederkehr zu den Menſchen und zu mildern Gefühle waren nun verſchwunden auf immer; alles, woran ſie unter der ungeheuren Laſt der übernommenen Pflichten ſich zu halten gehofft, war nun mit ihm zu Grabe getragen. Gabrielen blieb kein Troſt als das Bewußtſeyn, der heiligen Stimme in ihrem Innern gefolgt zu ſeyn.

Nach langem Zögern ergriff Erneſto endlich die Feder, um Frau von Willnangen die traurige Geſchichte der im Schloß Aarheim verlebten Tage kund zu thun. Das grauſenvolle Geſpräch zwiſchen Vater und Tochter, durch welches zuletzt Gabrielen's traurige Beſtimmung entſchieden ward, konnte er ihr faſt wörtlich mittheilen. Denn als ſich der Baron mit ſeiner Tochter eingeſchloſſen, hatte Erneſto in der höchſten Angſt ſeine Zuflucht zu Frau Dalling genommen. Zwar war dieſe nicht im Stande geweſen, ihn in das feſt verriegelte Vorzimmer zu bringen, aber ſie hatte ihn auf verborgnen Wegen und Treppen zu einem kleinen Behältniß neben dem Kamine des Barons geführt, von wo aus beide alles deutlich vernehmen konnten, was im Zimmer geſprochen ward. Nachdem Erneſto Gabrielen's mütterliche Freundin mit jedem, auch dem kleinſten Umſtande bekannt gemacht hatte, der zur Entſcheidung ihres Geſchicks beitrug, fuhr er in ſeinem Briefe alſo weiter fort:

„Alle die Bilder und Räthſel, mit denen der Baron Gabrielen betäubte, der grüne Löwe, die ſchlummernde Königin, alle beſtätigen es mir, daß Forſchen nach übermenſchlichen Kenntniſſen, beſonders nach dem Stein der Weiſen, ihn dem Untergange zuführte. In dem zunächſt vergangnen Jahrhundert verfielen manche an Geiſt ausgezeichnete, bedeutende Männer in den nämlichen Irrthum und gingen unter wie der Baron. Auch in unſern, jedem verjährten Unſinn, jeder Schwärmerei ſo günſtigen Tagen fällt dem Streben nach ſogenanntem verborgnen Wiſſen manches beklagenswerthe Opfer, ohne daß die Welt viel davon erfährt.

„Ich bin zufällig mit der Tendenz und dem

Ton der in jenes Fach einſchlagenden Schriften wohl bekannt. Mir fiel ein ſtaubiger Wuſt magokabbaliſtiſcher und theoſophiſcher Bücher einſt in Italien, beim Aufräumen einer alten Bibliothek, in die Hände. Neugierig durchblätterte ich ſie, und vieles iſt mir aus ihnen im Gedächtniß geblieben, was mir jetzt das Betragen von Gabrielen's Vater erklärt. Unter andern entſinne ich mich einer ſehr feierlichen Warnung vor der fünften Wiederholung eines chemiſchen Prozeſſes, der, viermal geübt, jedes Mal die Kraft des Steines der Weiſen verdoppelt, aber dem, der ihn zum fünften Mal wagt, unwiderrufliches Verderben bringt. Dieſe Warnung erklärt mir des Barons Verzweiflung beim Ausbruch der Flamme, ſein ſpäteres Klagen über das Vergeſſen der fünften Zahl, durch die er wahrſcheinlich das Unheil ſich ſelbſt zugezogen zu haben wähnte. Ich glaube auch die Angſt zu verſtehen, mit der ſein in Wahn verſunkener Geiſt, kämpfend zwiſchen Sehnſucht und Grauſen, der Todesſtunde entgegen ſah. Wer ſich ſolchen Träumereien überläßt, wie dieſer unglückliche Greis es that, der iſt auch jeder quälenden Einwirkung des Aberglaubens und vor allem dem Grauen der Geſpenſterwelt verfallen, welchem auch wohl hellere Geiſter in dunkeln Momenten nicht immer mit Gelingen entgegenſtreben.

„Unter der vor Jahrhunderten ſchon erbauten Burg Aarheim erſtrecken ſich unabſehbare, in den Fels ſelbſt hineingehauene feuerfeſte Gewölbe. Ich habe ſie unterſucht, ſo weit ich vordringen konnte. Nach allen Richtungen hin bilden ſie zwei Reihen, unter und über einander, in bedeutender Tiefe; viele ſind verſchüttet, viele von den jetzigen Burgbewohnern nie beſucht, einige werden von ihnen noch als Keller benutzt. Ich habe erfahren, daß der verſtorbene Baron oft Stunden lang in den Gewölben unter dem jetzt abgebrannten Flügel des Schloſſes verweilte. Vermuthlich ruht dort manches ihm wichtige Geheimniß, manches Reſultat ſeiner ängſtlichen mühſamen Arbeit, auch wohl manche Schrift, die auf ſeiner dunkeln Bahn ihn leitete. Was dort liegt, entzog der ſchützende Fels wahrſcheinlich den Flammen, aber der Zugang dazu iſt beim Einſturz des Gebäudes durch hohe Schutthaufen, durch zertrümmerte Mauern und ſchwere Steine unzugänglich gemacht. Des Barons Blick ruhte ſtets auf dieſen Trümmern, ſein Sinnen und Trachten ging nur dahin, jede dort begrabene Spur ſeines Hoffens und Mißlingens der Welt zu verbergen. Es war ihm unmöglich, nur einen Augenblick ſeine Gedanken von dieſem Wunſche abzuziehen, der dadurch bei ihm zur fixen Idee geworden. Kein Wunder daher, daß ihm vor der Möglichkeit grauſte, dort noch nach Jahrhunderten geſpenſtiſch Wache zu halten, im Fall er ohne die Gewißheit der Erfüllung dieſes ſeines einzigen Wunſches von der Oberwelt ſcheiden müßte. Seine Bücher konnten ihn nur in dieſer Angſt beſtärken; ich erinnere mich in einer ſolchen Schrift ſogar eine förmliche Abbildung des Aufenthalts unſeliger Geiſter geſehen zu haben, die, wie jene Schwärmer lehren, dieſen allnächtlich mit der Oberwelt vertauſchen müſſen, bis der letzte Wunſch erfüllt iſt, der ſterbend ſie beunruhigte.

„Es wird Ihnen unglaublich ſcheinen, liebe Frau von Willnangen! daß ein Mann, der, wie der Baron, durch Geiſt, Bildung und Verſtand ſich einſt in der Welt auszeichnete, bis zu dem Glauben an ſolchen Unſinn ſinken konnte; aber Einſamkeit, Ehrgeiz und durch dieſen erregtes ſtetes Hinſtreben nach einem Punkte haben wohl noch hellere Geiſter verdüſtert. Uebrigens fiel des Barons Jugend in die herzloſe, troſtloſe, jedes höhere Gefühl austrocknende Zeit von Voltaire und Konſorten, und glauben Sie mir, wer in ſeiner Jugend ſich über den bon Dieu moquiren lernte, der kommt im ſpätern Alter leicht dahin, vor dem Teufel zu zittern.

„Unerachtet ſeiner jammervollen Anſicht von unſrer Zukunft jenſeits, peinigte den Baron dennoch ein unſäglicher Ueberdruß am Leben, eine ewige Sehnſucht nach der Stunde des Scheidens aus dieſer Welt, in welcher alle ſein Hoffen zerſtört war. Ich danke Gott, daß Gabriele die unſelige Verknüpfung ihres Geſchicks nicht ganz zu überſehen vermag. Wüßte ſie, daß ſie ſelbſt ihrem Vater das längſt erwartete Signal gab, die Bürde des Lebens getroſt abzuwerfen, unter deren Laſt er längſt ſeufzte, wüßte ſie, daß ſie ſein Todesurtheil ſprach, während ſie Ruhe und Freude für den Spätherbſt ſeines Lebens ihm erkaufen wollte, ich glaube ſie überlebte dieſe Entdeckung nicht. Nur einmal wagte ich die Aeußerung gegen ſie, daß vielleicht lebhafte Freude über die

Erfüllung ſeiner Wünſche ihm den Schlagfluß zuzog, an dem ſie glaubt, daß er geſtorben ſey, und ich bereute es bitter, als ich ſah, wie gewaltſam erſchütternd dieſer Gedanke ihr Gemüth ergriff.

„Und ſo habe ich denn das Verderben des liebenswürdigſten Weſens vor meinen Augen bereiten ſehen, und durfte es nicht abwenden. Vergebens war meine ängſtliche Sorge, vergebens daß ich wie Argus ſie bewachte! Wie ſchwach iſt die Hand der Freundſchaft, um gegen das Schickſal anzukämpfen! Ich ſah alles und durfte nichts ändern, um Gabrielen's willen durfte ich es nicht. Ich danke meinem guten Genius, daß er mich mit unſichtbarer Hand im Augenblick der Ausführung von einem Plan zurückhielt, den die Verzweiflung mir eingegeben hatte, daß ich Gabrielen nicht gewaltſam entführte, wie ich es Willens war, als ich jeden andern Weg der Rettung mir verſperrt ſah. Umſonſt hätte ſie den Schmerz gefühlt, mich einer ſolchen That fähig zu wiſſen. Nichts als offenbare Gewalt hätte ſie abhalten können, zu ihrem Vater zurück zu gehen und ſeinem Willen ſich zu unterwerfen;

ich ſelbſt hätte ſie ihm ausliefern oder ſie gefangen halten müſſen. Ihre Achtung, ihr Vertrauen, jede Möglichkeit ihr in Zukunft als treuer Freund zur Seite zu ſtehen, hätte ich auf ewig und nutzlos verloren. Wir beide, theure Freundin! wir beide kannten bis jetzt noch nicht die Tiefe und Feſtigkeit dieſes Gemüths, nicht die ſeltene Kraft, mit der dieſes ſonſt ſo zarte Geſchöpf alles zu tragen, allem zu widerſtehen weiß, nur nicht dem innern Vorwurf des Unrechts oder auch nur verſäumter Pflicht. Bei aller unbeſchreiblichen Aehnlichkeit mit dem Engel, der ihr zur Mutter gegeben ward; trägt Gabrielen's Weſen doch auch ſtarke Züge von dem felſenfeſten Sinne ihres Vaters, deſſen angeſtammte Geiſtesgröße ich, trotz ſeiner Verfinſterung, anerkennen mußte.

„Ueerachtet des unausſprechlichſten Mitleids, beobachte ich jetzt mit Bewunderung, wie Gabriele den furchtbaren Kampf mit ſich ſelbſt beſteht. Sie geht gewiß als Siegerin hervor, aber vielleicht ſterbend. Schweigend muß ich es ſehen, wie ſie die Einſamkeit ihres Krankenzimmers benutzt, um mit ihrem armen wunden Herzen fertig zu werden, und ſich auf den Weg vorzubereiten, welchen ſie künftig zu gehen hat. Ich darf und kann ihr weder einreden noch rathen; beides darf man überhaupt ſo ſelten, gerade wenn es der Mühe werth wäre. Und ſo ergriff ich heute den erſten beſten Anlaß, als ich ſie eben heitrer als ſonſt ſah, den Wunſch zu äußern, nächſtens meine Einſiedelei im Felſenthal aufſuchen zu dürfen. Ich gab vor, dieſe letzten ſchönen Tage des Spätherbſtes zu Studien für meinen Johannes benutzen zu wollen, aber ich ſah deutlich, wie wenig dieſes Vorgeben ſie täuſchte.

„Lange ruhte ihr ſchönes dunkles Auge auf mir, ehe ſie mir antwortete, dann reichte ſie lächelnd unter Thränen mir die Hand. „Wo lebt noch ein Freund, der wie Sie zu kommen und zu gehen und alles zu errathen weiß, was gut wäre und nützlich?“ ſprach ſie. „Gehen Sie, lieber Erneſto! weil Sie es wollen,“ ſetzte ſie hinzu „gehen Sie morgen, um wo möglich täglich wieder zu kehren. Es iſt freilich nöthig, daß ich mich gewöhne allein zu ſtehen, aber nur allmählich, wie es die Kinder lernen, darum laſſen

Sie mich nicht mit einem Male ganz ohne Stütze.“

„Es blieb mir nicht verborgen, wie die Gewißheit, daß ich nicht mehr stündlicher Augenzeuge von den Lächerlichkeiten Moritzens ſeyn werde, Gabrielen über meine Entfernung tröſtet, obgleich ich mir keine Anmerkung mehr über ihn erlaubte, ſeit jenes unſelige Band geknüpft ward.“

„Arme, arme Gabriele! Gibt es ein härteres Frauenloos als das, ſich des Mannes ſchämen zu müſſen, dem man alles aufopferte! Oft iſt mir, als wäre Auguſtens Geſchick neben ihrem harten ſtarren Gebieter doch noch dem ihrer unglücklichen Tochter weit vorzuziehen geweſen.

„Dieſer Moritz, den ich nie mich werde entſchließen können Gabrielen's Gemahl zu nennen, dieſer Moritz geht umher wie einer, der nicht weiß, ob ihm ein Königreich zufiel, oder ob ihm nur davon träume. Noch wage ich es nicht, von ſeinem Benehmen gegen Gabrielen eine Meinung zu faſſen, mich dünkt, es ſey unſtät und wechſelnd, wie ſeine ganze Erſcheinung, bis auf die Sprache ſogar. Meine Ueberzeugung, daß er wirklich zu gutmüthig iſt, um einem lebenden

Geſchöpf wiſſentlich wehe zu thun, giebt mir zuweilen einigen Troſt, aber leider ſchmerzt jede unverſehens erhaltene Wunde deshalb nicht weniger, weil ſie uns ungeſchickter Weiſe und ohne Vorbedacht verſetzt ward. Am beunruhigendſten iſt mir eine Spur von mißtrauiſchem Weſen, das ich leider an ihm bemerke; vermuthlich iſt es das dumpfe Gefühl eigner Unliebenswürdigkeit, was ihn argwöhniſch macht, aber ich fürchte davon die ſchlimmſten Einwirkungen auf Gabrielen's künftige Ruhe."

Der geſellige Kreis, zu welchem Frau von Willnangen und Auguſte gehörten, weilte noch immer in Karlsbad, obgleich die Brunnenzeit beinahe vorüber war und die Zahl der übrigen Fremden mit jedem Tag merklich abnahm. Alle, den Kapellmeiſter und den Dichter mit eingeſchloſſen, hatten dem General Lichtenfels verſprechen müſſen, ihn auf ſein nur wenige Tagereiſen entferntes Gut zu begleiten, um dort die letzten ſchönen Tage des Spätherbſtes mit ihm zuzubringen. Man harrte nur auf beſtimmte Nachricht von Gabrielen, von der man noch nichts als ihre Ankunft in Schloß Aarheim erfahren hatte, um dann ſogleich die kleine Reiſe gemeinſchaftlich anzutreten.

Frau von Willnangen hätte ſich eigentlich gern davon ausgeſchloſſen, da ſie vernahm, daß auch die Familie Wallburg mit von der Parthie ſeyn würde, aber ſie wußte nicht wie ſie dieſes anfangen ſolle, ohne den General durch eine abſchlägige Antwort zu kränken, auch fürchtete ſie durch gewaltſames Eingreifen dem Glück ihrer Tochter vielleicht in den Weg zu treten.

Auguſtens ſich ſtets gleichbleibende Heiterkeit, mit der ſie Leo's augenſcheinliche Huldigung ſich gefallen ließ, ohne ihn weder gefliſſentlich anzuziehen noch zurückzuſtoßen, beruhigte ſie ebenfalls nicht wenig. Das fröhliche Mädchen nahm augenſcheinlich das Leben noch zu leicht, als daß man ihrer Zukunft wegen hätte ernſten Beſorgniſſen Raum geben müſſen. Mit ächt jungfräulicher Grazie wußte ſie den Ernſt zum Spiel, das Spiel zum Ernſt zu wandeln, und, gleich entfernt von Leidenſchaftlichkeit und Ziererei, nichts zu gewähren und dennoch gefällig zu erſcheinen. Auch verſtand es Niemand beſſer als ſie, ſich herzlich zu bezeigen, ohne doch zur Vertraulichkeit herabzuſinken.

Erneſto's lange erwarteter Brief langte endlich in Karlsbad an. Der Schmerz der Frau von Willnangen und ihrer Tochter, als ſie nun die Löſung von Gabrielen's Geſchick vernahmen, läßt ſich mit Worten nicht ausdrücken. Sie laſen den Brief wieder und immer wieder, und trauten dabei ihren Sinnen nicht, denn was geſchehen war, ließ alles, was ſie im Augenblick des Scheidens gefürchtet hatten, ſo weit hinter ſich zurück, daß es ihnen faſt unmöglich ward, an ſolche abentheuerlichen und fabelhaft erſcheinenden Ereigniſſe zu glauben.

Auguſte zerſtoß beinah in Thränen, als ihr endlich jedes Beſtreben, länger an Gabrielen's Unglück zu zweifeln, mißlang. „Ach! wäre ſie doch damals in unſern Armen geſtorben,“ rief ſie, „ſchmerzlicher als jetzt hätte ich nicht um ſie weinen können und ihr liebes Bild würde Zeitlebens wie ein tröſtender Engel mich umſchwebt haben. In jeder frohen wie in jeder trüben Stunde hätte ich ſie in himmliſcher ſeliger Glorie mir gedacht. Jetzt, wenn ich wieder froh werden ſollte, muß ich doch mitten in der Freude mich betrüben, ſo oft es mir einfällt, welch ein Leben ſie indeſſen an der Seite jenes verhaßten lächerlichen Menſchen führet, und jeder Schmerz, der mich trifft, wird mir doppelt wehe thun, weil ich immer denken werde: Gabriele iſt doch noch tauſendmal unglücklicher als ich es je werden kann.“

„Frevle nicht mit dem Schickſal, mein armes Kind,“ ſprach Frau von Willnangen, indem ſie die weinende Tochter in ihre Arme ſchloß. „Du weißt eben ſo wenig, welche Pfeile es für dich aufbewahren mag, als du im Stande biſt, den ganzen Umfang von Gabrielen's Elend zu überſehen. So drückend ihr häusliches Leben an der Seite des ungeliebten, ſogar widerwärtigen Mannes auch wahrſcheinlich ſeyn wird, es iſt doch nicht der höchſte Punkt ihres Unglücks. Jedes ſtille heimliche Opfer läßt ſich bringen, das faſt Unleidliche läßt ſich ertragen, wenn wir es nur den Augen der Welt verheimlichen können. Shakſpeare's „Smiling at grief“ *) iſt mehr oder we-

---

*) Dem Schmerze lächeln.

niger das Loos und die Tugend der beſten unſers ganzen Geſchlechts; wir ſind dazu geboren. Nur das Mitleid der Welt iſt eine faſt unerträgliche Laſt, und doch wird unſre arme Gabriele dieſe Laſt tragen müſſen, wenn ſie ſich nicht in Einſamkeit begraben will oder kann.“

„Mit Moritz von Aarheim in der Einſamkeit!“ rief Auguſte.

„Es iſt furchtbar, ich gebe es zu,“ erwiederte Frau von Willnangen, „aber immer doch noch beſſer, als das Mitleid der guten Freundinnen, die von nun an ſich alle berufen fühlen werden, zu Gabrielen ſtets wie zu einer Kranken zu ſprechen, und ſich einbilden, die Stimme immer ein paar Töne höher nehmen zu müſſen, um mit recht kläglichem Laut und Blick zu fragen: wie ſie ſich denn befinde? Und denke dir Gabrielen's Gefühl in der Geſellſchaft, wenn ſie bei jeder Plattheit des Menſchen, zu dem ſie doch nun einmal gehört, unaufhörlich erröthen muß; denke dir, wie ihr ſeyn wird, wenn ſie ſich das heimliche verlegene Lächeln der Anweſenden und die ängſtlich ungeſchickte Sorgfalt nicht länger verbergen kann, mit der die Beſſern um ihrer willen ſich ſtellen werden, als hätten ſie nichts bemerkt! Ich weiß nichts Traurigeres als ſolch ein Loos.“

„Und was fängt Gabriele nun mit Ottokar's Bild in ihrem Herzen an?“ rief Auguſte.

„Ich hoffe, ſie ſoll es heilig und treu bewahren in reiner Bruſt,“ erwiederte Frau von Willnangen. „Möge ſie es immer in der Strahlenglorie ſehen, in welcher es ihrem jugendlich erwachenden Blicke zuerſt erſchien, ſo bleibt es der Schutzgeiſt ihres Lebens auf einer ſehr gefahrvollen Bahn. Meine arme Gabriele iſt ſehr jung, ſehr unerfahren, um in der Welt als Gattin eines Mannes dazuſtehen, den ſie nicht einmal zu lieben vorgeben kann, ohne abgeſchmackt oder als Heuchlerin zu erſcheinen. Und doch fürchte ich nicht wegen deſſen für ſie, was die Welt ihr etwa anhaben könnte, ich fürchte nur ihr Herz, wenn es erwacht. Möge Ottokar's Angedenken es behüten!“

Sobald Frau von Willnangen nur Faſſung dazu erringen konnte, eilte ſie, die traurige Entſcheidung von Gabrielen's Schickſal der Geſellſchaft mitzutheilen. Alle hörten ſie zuerſt mit Entſetzen und bald mit der innigſten Theilnahme, obgleich mancher Nebenumſtand im Betragen des Barons und auch die Art ſeines Todes ihnen um Gabrielen's willen verſchwiegen ward. Zorn über die Beſtimmung des liebenswürdigen Weſens war bei dem ältern Theil der Geſellſchaft das überwiegende Gefühl, während Leo und ſeine Schweſtern recht innig mit Auguſten trauerten. Herr von Wallburg behauptete, es dem Novitätenkrämer, wie er Moritz von Aarheim nannte, gleich angeſehen zu haben, daß ſein Erſcheinen nichts Gutes bedeuten könne; der General ging ſchweigend, aber heftig bewegt, im Zimmer auf und ab, und ſtand dann vor Adelbert ſtill, der wie vernichtet, bleich und ſtumm allein in der fernſten Ecke des Zimmers ſaß.

„Armer Adelbert!“ ſprach der General, und ſtrich liebkoſend ihm über die dunklen Locken hin, „ich hoffte freilich, es ſolle anders kommen!“

Mit höchſt ſchmerzlicher Geberde ergriff Adelbert ſeines Oheims Hand, drückte ſie an ſeine brennenden Augen, an ſein hochſchlagendes Herz. „Vater,“ ſprach er, „mein gütiger Vater! ich hoffte nichts, ich wünſchte nichts, ach! ich kenne mich ja zu gut, was kann ein Unglücklicher wie ich noch hoffen oder wünſchen! Aber ich erfreute mich ihrer Nähe, ihres Anblicks, wie ich der Sterne mich freue, ohne ſie zu mir herabziehen zu wollen. Sie war ſo gut, ſo tröſtend gegen mich wie ein Engel des Himmels, und eben weil ſie es war, mußte ſie untergehen. Ich bin es, ich, der ſie dem Verderben entgegenführte; die Ueberzeugung davon vernichtet mich, und doch iſt es ſo. Nie hätte Moritz von Aarheim nur ihr Daſeyn geahnet, wenn ſie nicht dort im Tempel mitleidig neben mir verweilte. Er wäre den nämlichen Abend abgereiſt, wie er es ſich vorgenommen hatte, er wäre nimmer bei Lebzeiten des Bärons nach Schloß Aarheim gekommen; nur um meinetwillen durfte das Verderben ſie überſchleichen. Ich bin vom Schickſal geächtet, Niemand darf freundlich mir nahen!“ Mit verhülltem Geſicht verließ Adelbert nach dieſen Worten das Zimmer, nur Allwill wagte es ihm zu folgen, deſſen weiche Natur ſich von ihm ſtets angezogen fühlte.

Der General ſandte noch den nämlichen Abend einen Eilboten nach Schloß Aarheim, um die Bewohner deſſelben, nebſt Erneſto auf das dringendſte zu ſich einzuladen. Am folgenden Morgen eilte die ganze Geſellſchaft Karlsbad zu verlaſſen, wo ſie nichts mehr feſſelte.

Ob Herr von Aarheim die Einladung des Generals annehmen, wie er ſie aufnehmen würde, war die ganze Reiſe über der Gegenſtand der allgemeinen Unterhaltung. Viele von der Geſellſchaft glaubten nach dieſem erſten Schritte ſein ganzes künftiges Betragen gegen Gabrielen im voraus beurtheilen zu können, ſie bedachten nicht die Unmöglichkeit, bei dieſem wankenden formloſen Charakter auch nur von der jetzigen Minute auf die zunächſt folgende ſchließen zu können. Alle blieben indeſſen voll Erwartung, und die, welchen Gabriele am theuerſten war, zitterten heimlich vor dem Gedanken an die erſte Stunde des Wiederſehens, ſo ſehnlich ſie auch dieſe herbei wünſchen mochten.

Das bequeme heitere Schloß des Generals, die ſchönen Umgebungen im bunten herbſtlichen Schmuck, vor allem aber des Eigenthümers ungezwungene edle Gaſtfreundlichkeit verfehlten nicht, am Ziel der Reiſe auf die Ankommenden den angenehmſten Eindruck zu machen. Ein möglichſt freier Lebensplan, der Jedermann zufrieden ſtellen ſollte, kam bald zur Sprache und ward förmlich angenommen. Die Männer beſchloſſen, den Morgen den Freuden der Jagd zu weihen, während es den Frauen überlaſſen blieb, ſich einzeln in ihren Zimmern oder verſammelt im gemeinſchaftlichen Geſellſchaftsſaal, nach eigner Wahl zu beſchäftigen, bis die ſpäte Stunde der Mittagstafel Damen und Jäger vereinte. Geſellige Freuden, Spiel, Tanz, Muſik, gemeinſchaftliches Leſen ſollten die Abendſtunden ausfüllen und geladene Gäſte aus der nächſten Umgegend zuweilen Mannigfaltigkeit und Abwechſelung in die Geſellſchaft bringen.

Unter Allwills und des Kapellmeiſters Leitung vergingen die erſten Tage größtentheils in Anordnungen geſelliger Feſte, und in Proben kleiner theatraliſcher Kunſtleiſtungen, die gewöhnlich mehr Freude gewähren als die Aufführung ſelbſt. Letztere ward bis zu Gabrielen's Ankunft verſchoben, denn der General wünſchte Herrn von Aarheim glauben zu laſſen, daß alles einzig zu Gabrielen's und ihres Gemahls Empfang veranſtaltet worden ſey. Herrn von Aarheims dadurch geſchmeichelte Eitelkeit, hoffte er, würde ihn dann freundlicher ſtimmen, und ihn bewegen, Gabrielen recht lange im Kreiſe ihrer Freunde zu laſſen.

Weder die Gemüthsſtimmung, noch die Geſundheit Adelberts erlaubte dieſem, an dem edlen Waidwerk Theil zu nehmen, welchem die Herren den Morgen über, alles andre ausſchließend, oblagen. Angezogen von Frau von Willnangens Güte und Auguſtens traulicher Freundlichkeit, gewöhnte er ſich daher gar bald, die Stunden des Vormittags größtentheils im Zimmer dieſer Damen mit ihnen allein zu verleben. Oft war Gabriele der Gegenſtand ihres Geſprächs, und Adelbert konnte dann nie aufhören, den Unſtern anzuklagen, welcher ihn, wenn gleich ſchuldlos, zur erſten Veranlaſſung ihres traurigen Geſchicks gemacht hatte.

„Mutter!“ ſprach eines Morgens Auguſte, da er eben niedergeſchlagener als gewöhnlich ſich bezeigte, „liebe Mutter! der Rittmeiſter verdient unſer ganzes Vertrauen, ich kann es nicht länger tragen ihn ſo ſich quälen zu ſehen. Ich bitte dich, erlaube, daß ich ihm alles ſage, was wir aus Erneſto's Briefe von den Umſtänden wiſſen, die Gabrielen's Vermählung begleiteten. Was du allen Andern mit Recht verhehlſt, darf er erfahren, denn gewiß er iſt jeder Unbeſonnenheit unfähig, die Gabrielen's Ruhe gefährden könnte."

Adelbert blickte verwundert auf Auguſten, wie ſie mit blitzenden Augen und glühenden Wangen bei ihrer Mutter für ihn ſich verwendete. „Fräulein!" ſprach er endlich, halb lächelnd, halb gerührt, „Sie wünſchen mir Troſt zu geben, Sie nehmen Theil an meinem Kummer, o hüten Sie ſich! auch Sie ſind liebenswürdig, jung, ein Engel an Güte, wie ihre Freundin; auch Sie ergreift das Verderben, wenn Sie mit Wohlwollen ſich mir nahen."

„Ich wage es darauf," erwiederte lächelnd Auguſte, „denn Sie retteten meiner Gabriele das Leben. Ja, das thaten Sie, Herr Rittmeiſter! und eben ſo unbewußt, als Sie dem unſeligen Moritz ſie auslieferten. Wollen Sie über das letzte verzweifeln, ſo müſſen Sie auch des erſtern ſich rühmen. Sagen Sie mir nicht, daß es vielleicht beſſer ſey, Gabriele wäre geſtorben; im erſten Schmerz dachte ich das auch, aber eigentlich halte ich doch viel vom Leben. Im Leben iſt Hoffnung, wer weiß, welche Freuden es Gabrielen noch aufbewahrt, die ſie alle dann Ihnen verdanken muß.“

Frau von Willnangen hatte indeſſen Erneſto's Brief hervorgeſucht. „Ich wage es auf Auguſtens Verantwortung,“ ſprach ſie, indem ſie ein Blatt deſſelben Adelberten hinreichte. „Ja, ich will Ihnen vertrauen, was aus tauſend Gründen jedem Andern ein Geheimniß bleiben muß. Der Antheil, den Sie an meiner Gabriele nehmen, iſt zu innig, als daß ich nicht wünſchen ſollte Sie von der unverſchuldeten Qual zu erlöſen. Wiſſen Sie denn, der eigene Vater hatte Gabrielen dem Tode geweiht; gekränkter Hochmuth brachte den wahnſinnig Verzweiſelnden zu dem entſetzlichen Entſchluſſe, ſie, der er keine, ihrer Geburt gemäße Exiſtenz zu ſichern wußte, mit ſich hinabzuziehen in das Grab. Darum ließ er ſo plötzlich ſie zu ſich entbieten, und nur durch Moritzens unerwartete Ankunft ward ſie gerettet, ohne ſelbſt die entſetzliche Gefahr zu ahnen, in welcher ſie geſchwebt hatte. Der Baron fand in der Vermählung des letzten Zweigs des Hauptſtammes ſeines Geſchlechts mit dem Erben der Vorrechte deſſelben den einzig möglichen ehrenvollen Ausweg. Gabriele wurde dem Leben erhalten, während der verfinſterte Geiſt ihres Vaters allein, freiwillig, hinabſtieg ins Reich der Schatten. Leſen Sie hier die Beſtätigung des Unglaublichen.“

Adelbert las; das lebhafteſte Entſetzen malte ſich während deſſen in ſeinen Zügen.

„Sind Sie nun überzeugt?“ fragte Auguſte, als er ſchweigend das Blatt zurückgab, „oder werden Sie noch ferner fortfahren, ſich ſelbſt mit fruchtloſer Reue zu peinigen?“

„Das ſollten wir überhaupt nie,“ ſprach Frau von Willnangen, „denn wie wenig wiſſen wir was wir thun, wenn es auf den Erfolg unſrer Thaten ankommt! Wie ſelten hilft uns unſre Klugheit! Was half es denn, daß Erneſto Gabrielen begleitete? Vermochte er es, ſie zu beſchützen? Das Leben geht mit uns ſeinen gemeſſenen Gang; wir werden mitgezogen; unſre beſten, überdachteſten Plane ſcheitern heute am Zufall, unſre Unbeſonnenheiten ſchlagen morgen uns und Andern zum Glück aus. Was hilft es, darüber zu klügeln? Laßt uns nur immer das Gute ernſtlich wollen und üben, und uns darein ergeben, wenn es anders wird als wir dachten, oder wenn aus unſeren an ſich gleichgültigen Handlungen ein unvorhergeſehenes Uebel entſpringt. Der Zukunft vorgreifen wollen, iſt vermeſſen. Nicht umſonſt bietet uns die Vorzeit ſo manches Beiſpiel von Orakeln, die gerade das angedrohte Unheil herbeiführten, weil die Menſchen zu ängſtlich ſtrebten, ihm auszuweichen.“

Der Eilbote, welchen der General nach Schloß Aarheim geſandt hatte, kehrte zur rechten Zeit zurück, und zwar mit einem Dankſagungsſchreiben des Herrn von Aarheim, ſehr zierlich, auf goldnem Papier, mit himmelblauer Tinte geſchrieben, in welchem dieſer bedauerte, daß Geſchäfte, tiefe Familientrauer und die noch immer ſchwankende Geſundheit ſeiner jungen Gemahlin es ihm unmöglich machten, die an ihn ergangene Einladung anzunehmen.

Alle fühlten ſich durch dieſe abſchlägige Antwort verſtimmt, und da unbefriedigte Neugier keinen kleinen Antheil an dieſer Verſtimmung haben mochte, ſo ſah man ſich wenige Tage ſpäter durch die ganz unerwartete Ankunft Erneſto's um ſo freudiger überraſcht.

Die ganze Geſellſchaft eilte ihm entgegen, drängte ſich an ihn mit tauſend Fragen und Erkundigungen nach allem, was Gabrielen betraf, und es bedurfte ſeiner ganzen bekannten Geiſtesgewandtheit, um dem überläſtigen Forſchen ſchicklich auszuweichen, nicht bald hier zu viel, bald dort zu wenig zu ſagen. Mit Noth und Mühe gelang es ihm endlich, eine ruhige Stunde zu erringen, in welcher er vor ſeinen und Gabrielen's innigſten Freundinnen ſein volles Herz ungeſtört ausſchütten konnte. Der Schmerz über alles, was vorgegangen war, ſeit ſie ſich zum letzten Mal ſahen, erneute ſich auf das lebhafteſte in dieſer traulichen Zuſammenkunft, und es währte ziemlich lange, ehe Erneſto dazu kommen konnte, von Gabrielen's jetziger Lage Bericht zu geben.

„Das Unerträglichſte bei Gabrielen's Geſchick, dünkt mir, iſt deſſen Farbloſigkeit," ſprach Erneſto. „Ihr Leben gleicht einem jener grauen Tage, wo es weder friert noch regnet, ſondern alles in einem dicken handgreiflichen Nebel eingehüllt iſt, der erkältend jedes Leben erſtarren läßt, ohne es eben zu tödten. Blumen und Blätter ſind nicht erfroren, nicht verwelkt, nicht erſtorben, aber ſie ſehen aus, als wären ſie das alles. Ein rechtſchaffner Orkan, in welchem die Welt zittert und ſplittert, wäre mir tauſend Mal lieber.“

„Moritz iſt gut,“ fuhr er im Laufe des Geſprächs fort, „aber es iſt nicht die rechte, warme, menſchliche Güte, die ihn beſeelt; nicht jene Güte, die zum Herzen geht, weil ſie recht aus dem Grunde des Herzens kommt, und bei der Jedermann wohl wird. Er iſt gut, weil er nicht böſe iſt, er iſt nicht böſe, weil es ſich nicht ſchicken will, weil nichts dabei herauskommt, weil — ich weiß, Sie werden mich nicht mißverſtehen, wenn ich es ausſpreche — weil er nicht den Muth dazu hat, wenn gleich wohl zuweilen die Neigung. Er iſt feig, wie alle Narren ſeiner Art, obwohl ihn dann und wann der Moment hinreißt, wie damals als er dem Baron das Fläſchchen mit Kirſchlorbeergeiſt entwinden wollte. Dies ſcheint indeſſen die größte Heldenthat ſeines Lebens geweſen zu ſeyn, denn er hörte nicht auf davon zu ſprechen, wenn er mit mir allein war. Ich halte dieſe Feigheit Moritzens für deſſen gefährlichſte Eigenſchaft, denn in ihr ruht der Keim zu tauſend andern, als da ſind: Mißtrauen, Eiferſucht, Unwahrheit, Kleinlichkeit, Eigenſinn.“ —

„O genug, genug von ihm,“ rief Auguſte, „ſprechen Sie uns von unſrer Gabriele.“

„Die iſt ein Engel, von dem ſich eben nichts weiter ſagen läßt, wenn man den Erdenklumpen nicht erwähnen darf, an den dieſe Pſyche leider gefeſſelt iſt,“ war Erneſto's Antwort. „Woher das junge Kind den Muth, die Geduld, ja ſogar die Lebensklugheit hernimmt, die ſie bei jeder Gelegenheit an den Tag legt, iſt mir unbegreiflich. Wahrlich ja, ich fange an, in ihren kindlichen Glauben einzugehen, daß der Mutter verklärter Geiſt unſichtbar ſie umſchwebe und ſie leite. Sie erinnern ſich, wie nach der Trennung von Ottokar ſich ihr ganzes Weſen ſo gewaltſam emporrang, daß nach überſtandner Lebensgefahr die Geneſene, obgleich immer dieſelbe, uns damals wie in einem verklärten erhöhten Zuſtande erſchien. Jetzt iſt ſie von jeder Hoffnung auf eine glückliche Zukunft geſchieden, wie damals von dem Gegenſtande ihrer ſtillen Liebe, und zum zweiten Mal hat die nämliche Veränderung mit ihr ſich zugetragen, denn zum zweiten Mal fühlt ſie ſich erhoben und gekräftigt durch das Bewußtſeyn des ſchweren Sieges über ſich ſelbſt. So hoch die Gabriele, welche in Karlsbad von Ihnen ſchied, über dem furchtſamen, blaſſen, zitternden Kinde ſteht, das bei den Tableaux der Gräfin Roſenberg zuerſt erſchien, ſo hoch erhebt ſich die jetzige Gabriele über jene, die Sie verlaſſen mußte. Auch im Aeußern iſt ſie verändert. Sie iſt größer, lieblicher, ſchöner als je. Beſcheiden, demüthig ſogar, vereint ſie mit dem Ausdruck ſichrer ſtiller Ruhe im Gemüth, eine Würde, einen edlen Anſtand, der ſogar mir imponirt, und den armen Moritz oft dahin bringt, daß er ärger als je alle Sprachen durcheinander jagt, um das rechte Wort zu finden; beſonders wenn er ihr etwas anzukündigen hat, von dem er ahnet, daß es ihren Wünſchen nicht zuſagen möchte, wie zum Beiſpiel das Ablehnen der Einladung des Generals.“

„War es denn nicht möglich ihn zu bewegen, dieſe anzunehmen?“ fragte Auguſte.

„Ich glaube, es wäre Gabrielen möglich geweſen, aber ſie ſcheint ſich Verhaltungs-Regeln vorgeſchrieben zu haben, denen ich nicht einzureden wage,“ war die Antwort. „Ihre erſten Schritte auf der neuen Lebensbahn ſind ſo beſtimmt, ſo ſicher, dabei ſo eigen, daß es Pflicht iſt, ſie ungeſtört gehen zu laſſen. Ihr eignes Vergnügen, jeden Genuß opfert ſie Moritzen auf, ſobald er den Wunſch davon nur äußert, ohne es der Mühe werth zu achten, ihm merken zu laſſen, daß ſie ihm ein Opfer bringt. Im Gegentheil, ſie iſt gerade in ſolchen Momenten noch freundlicher gegen ihn als ſonſt. Zu Bitten erniedrigt ſie ſich nie, denn wen man nicht liebt oder wenigſtens achtet, von dem kann ein edler Sinn nichts für ſich erbitten wollen. Gilt es aber ihrem Gefühle von Recht und Unrecht, dann erklärt ſie ihre Meinung, ruhig und beſcheiden, und hält ſie feſt, und läßt ſich nicht irren, ohne ſich weiter mit ihm darüber zu ſtreiten. Freilich habe ich dieſes nur einmal erlebt, aber ſie iſt ja auch noch nicht viel über einen Monat mit ihm vermählt. Herr von Aarheim machte Anſtalt, ſie von Annetten zu trennen, die er bei Frau Dalling in Schloß Aarheim laſſen wollte. Er war im Begriffe, für Gabrielen eine Pariſer und eine Londoner Kammerfrau zu verſchreiben, und kündigte ihr dieſes mit großem Triumph als einen Beweis ſeiner ungemeinen Sorgfalt für ſie an. Gabriele erklärte ihm mit wenigen Worten, daß Annette ihr zu große Beweiſe der liebevollſten Treue gegeben habe, als daß ſie je ſie von ſich laſſen könnte. Die fremde Bedienung verbat ſie ſich gänzlich, weil dergleichen zu einem deutſchen Haushalt nicht paſſe. Moritz redete ſich Stunden lang außer Athem, um die Kunſtfertigkeit und Vortrefflichkeit der ausländiſchen Kammerfrauen zu beweiſen, Gabriele gab alles zu, behauptete aber ganz gelaſſen, nichts von dieſen Talenten nöthig zu haben, und Annette bleibt bei ihr nach wie vor.“

„Raubt er ihr denn alle Zeit zum Briefwechſel mit ihren Freunden? zur Uebung ihrer Talente? zum Genuß ihrer ſelbſt?“ fragte Frau von Willnangen.

„Gottlob nein,“ ſprach Erneſto, „wenigſtens nicht für jetzt, ſo lange die Marotte vorhält, die er ſich in den Kopf geſetzt hat, ſeinen Eheſtand auf engliſche Weiſe zu führen. Gabriele gewinnt dadurch unendlich an Freiheit, und fühlt ſich obendrein ſehr glücklich, daß dieſe Art zu leben ſie einer Menge läſtiger Vertraulichkeiten überhebt. So fällt es ihnen zum Beiſpiel gar nicht ein, einander mit Du anzureden. Er nennt ſie Madame oder Frau von Aarheim, ſie ihn Herr von Aarheim. Da er wie alle Nachahmer die engliſche Sitte karikirt, ſo würde er es höchſt unſchicklich finden, wenn ein Fremder an ihrer Art mit einander umzugehen merken könnte, daß ſie ein verheirathetes Paar ſind, und er beeifert ſich deshalb, beſonders vor Leuten, einer oft höchſt lächerlichen formellen Höflichkeit gegen ſie, die ihn immer drei Schritte von ihr entfernt hält. Bei Tiſche ſteht ſie nach engliſchem Gebrauch früher auf als er, um ſich in ihr Zimmer zu begeben. Er bleibt dann noch ein Stündchen allein ſitzen, knackt Nüſſe auf, und da er kein Trinker iſt, ſo läßt er ſeinen Wein vor ſich ſtehen und verrauchen; dabei langweilt er ſich fürchterlich, ohne es zu achten, denn es geſchieht à l'angloise. Durch dieſe Lebensweiſe gewinnt Gabriele den größten Theil des Tages für ſich, den ſie in ihrem Zimmer bei gewohnten Beſchäftigungen zubringt, ohne daß es Herrn von Aarheim oft einfiele, ſie durch ſeine Gegenwart zu unterbrechen. Er iſt zufrieden, wenn ſie nur bei den Mahlzeiten die Honneurs macht, mehr fordert man ja auch in England von keiner Lady. Leider aber hat dieſe Nachahmung engliſcher Sitte uns auch um ihre Gegenwart hier im Schloſſe gebracht. Moritz behauptet, ein neuvermähltes Paar dürfe wohl gleich nach der Hochzeit auf Reiſen gehen, was leider Gabrielen's Geſundheit nicht erlaubt hat, aber während der Flitterwochen ſich in Geſellſchaft zu zeigen, wäre unſchicklich, undelikat und gemein, und eigentlich müſſe er ſich wundern, wie man ihm nur habe ſo etwas zumuthen können. Ich glaube aber der Urſache ſeiner Weigerung beſſer auf den Grund zu ſehen, ſie heißt Eiferſucht, Eiferſucht ohne beſtimmten Gegenſtand, und deshalb um ſo gefährlicher. Herr von Aarheim möchte alle Welt von Gabrielen entfernt halten, eigentlich mehr aus Mißtrauen in ſich als in ſie. Seine engliſchen Grundſätze, welche dem Mädchen jede, der Frau keine geſellige Freiheit erlauben, kommen ihm dabei trefflich zu ſtatten. Vor jetzt ſchwebt indeſſen obendrein Adelbert's Bild, trotz der Narben und des lahmen Fußes, ihm als das eines höchſt gefährlichen Nebenbuhlers vor. Unaufhörlich ſuchte er mich und Gabrielen auf das Aengſtlichſte über ihn auszuforſchen, nannte ihn alle Augenblicke und beobachtete dabei Gabrielen's Mienen auf eine wirklich lächerliche Art. Uebrigens aber, glaube ich, thut er auch mir die Ehre an, mich für gefährlich zu halten, da er mit Gabrielen nach ſeinen Gütern am Rheine gegangen iſt, wo er den Winter zubringen will, ohne mich einzuladen, ſie zu begleiten, oder auch nur ſpäterhin zu beſuchen. Im Gegentheil nahm er es als ganz bekannt an, daß ich hieher gehen müßte.“

Die Abende wurden immer länger. Graue Nebel verhüllten Tage lang die Sonne und trieben die eifrigſten Waidmänner bei ungewohnt früher Zeit dem warmen kerzenhellen Verſammlungs-Saale zu, wo die geſellige Freude in ſteter Abwechſelung an jedem Abende lebendiger ſich regte.

Seit es entſchieden war, daß die zur Königin der Feſte beſtimmte Gabriele nicht erſcheinen würde, hatte alles einen raſchen lebendigen Gang genommen. Zwar war ſie weder vergeſſen, noch war der Antheil geſunken, welchen Freunde und Bekannte an ihrem Geſchick nahmen, aber man hatte ſich darüber ausgeſprochen und wandte nun gerne ſeine Aufmerkſamkeit andern Gegenſtänden zu.

Jeder Eindruck verliſcht, der nicht täglich erneut wird, vergebens ſucht man ihn feſtzuhalten, vergebens ſtrebt man, ſich länger zu freuen oder zu betrüben, ſobald die Zeit ihre Rechte geltend zu machen beginnt. Selbſt Auguſte ließ oft vom fröhlichen Taumel ſich hinreißen, obſchon ſie gleich darauf ſich leichtſinnig ſchalt, ſo fröhlich geweſen zu ſeyn, während ihre freudenarme Gabriele einſam-traurige Stunden verlebte.

„Sie verſündigen ſich an der Natur und an ſich ſelbſt,“ erwiederte ihr einſt Erneſto auf eine ähnliche Aeußerung, welche ſie über ihre jugendliche Fröhlichkeit that. „Wie könnten wir nicht nur den Schmerz, ſondern auch die Freude tragen, bliebe ihr Empfinden immer ſich gleich? Glauben Sie mir, Niemand von uns verlebte das zwanzigſte Jahr, wenn uns nicht die alles ebnende, alles erleichternde Gewöhnung zur tröſtenden Begleiterin auf dem Lebenswege gegeben

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.A. FN. 18072/023

wäre; lebensſatt, oder mit gebrochnem Herzen ſänken wir Alle lange vor der Zeit in das Grab.“

Im übrigen Schloſſe ging es unterdeſſen gar fröhlich her, und je bunter und lauter das Leben von den aus der ganzen Umgegend herbeiſtrömenden Gäſten betrieben wurde, je zufriedener bezeigte ſich der General. Mit der zuvorkommendſten Gaſtfreiheit bot er zu allem die Hand, munterte zur Ausführung jedes Einfalls auf, den irgend einer ſeiner Gäſte zum allgemeinen Vergnügen angab, und ward dabei ſelbſt mit jedem Tage heitrer. Auch die Freude über Adelbert's ſichtbares Geneſen verjüngte augenſcheinlich den liebenswürdigen Greis, der mit mehr als väterlicher Liebe an dieſem hing. Seine Augen glänzten, wenn ſie auf der Geſtalt des geliebten Pflegeſohns ruhten, deſſen Wange in der Farbe der Geſundheit wieder zu erblühen begann, und deſſen ganzes Weſen von neuem in friſcher lebendiger Theilnahme an der Außenwelt erwachte.

Adelberts Wunden heilten wie durch ein Wunder, der Arm blieb freilich ſteif, obgleich faſt unmerklich, aber der gelähmte Fuß erlaubte ihm ſchon an Auguſtens Seite im Polonoiſen-Takte den Saal zu durchwandern, und ſey es nun die oft belobte Nachwirkung der Brunnenkur, oder die Wirkung des gegenwärtigen heitren Lebens, Adelbert behielt bald nicht mehr vom Anſehen eines Kranken als er bedurfte, um von allen Fräuleins drei Meilen in der Runde für höchſt intereſſant erklärt zu werden.

Die Zeit, welche man urſprünglich im Schloſſe des Generals zu verweilen beſchloſſen hatte, war unbemerkt längſt vorübergezogen und der mit ſtarken Schritten herannahende Winter beſtimmte jetzt die Geſellſchaft, ſehr ernſtlich an den Abſchied von ihrem freundlichen Wirthe zu denken, ſich zur Heimreiſe zu rüſten.

Die Ungewißheit der Frau von Willnangen in Hinſicht auf Leo und Auguſten machte dieſer indeſſen manche Sorge. Vergebens hatte ſie fortwährend Beide mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtet; Leo's Benehmen und Auguſtens Herz wurden ihr mit jedem Tage räthſelhafter, und ſie ſelbſt immer unentſchiedener, ob es nicht die Pflicht der Mutter heiſche, Auguſten um ihr Verhältniß zu dem jungen Manne zu befragen, deſſen auffallende Weiſe, ſie allen Andern vorzuziehen, von der ganzen Geſellſchaft als ein Beweis gegenſeitigen Verſtehens angeſehen wurde.

„Wecken Sie keinen Nachtwandler, indem Sie ihn beim Namen rufen,“ ſprach Erneſto, den ſie deshalb zu Rathe zog. „Sie gerathen in Gefahr, ihn eben dadurch in den Abgrund zu ſtürzen, wodurch Sie ihn warnen wollten. Leo iſt ein ganz guter Menſch, aber leider gehört er zu jener Legion von Kurmachern, die in der Mädchenwelt ſo viel Unheil ſtiften. Zum Glück iſt Auguſte mit ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden genug, um keine Veränderung ihres Zuſtandes herbei zu ſehnen. Ich bin überzeugt, daß Leo keinen tiefen Eindruck auf ſie gemacht haben kann, obgleich ſie ſeine Huldigungen ſich recht gern gefallen läßt. Bei allen dem wäre es aber dennoch möglich, daß ſie eine Zeitlang ſich einbildete, ihn zu lieben, wenn man durch unnütze Fragen ſie auf dieſe Gedanken brächte; ſie könnte in dieſem Glauben ſogar dahin kommen ihm ihre Hand zu reichen, wenn er ſich erklärte, und ſich für unglücklich zu halten, wenn er es unterließe, was aus Furcht vor dem gnädigen Papa und der gnädigen Mama wahrſcheinlich geſchehen wird.“

„Glauben Sie in der That nicht, daß Leo Auguſten genug liebt, um wenigſtens einen Verſuch zu wagen, die Beiſtimmung ſeiner Eltern zu einer Verbindung mit ihr zu erhalten?“ fragte Frau von Willnangen.

„Ich glaube es nicht,“ erwiederte Erneſte; „denn was konnte ihn beſtimmen, faſt bis zum Abſchiedstage damit zu zögern? Mir ſcheint es, er gehört zu der Zahl junger Leute, welche wie im Traume umherwandeln, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie wollen. Sie ſeufzen, ſie werfen mit zärtlichen Blicken um ſich, ſie thun bedeutend, alles ohne Plan und Zweck. Dabei ſind ſie wetterwendiſch wie eine Kokette aus dem vorigen Jahrhundert. Heute glühend, morgen kalt wie Eis, ſcheinen ſie die geſtern zur Huldgöttin erhobene kaum noch zu kennen, und ſehen gelaſſen, und eigentlich nicht ohne heimliches Behagen drein, wenn es ihnen gelingt, ein helles Auge zu trüben, eine jugendliche Wange erbleichen oder erröthen zu machen, und ein unerfahrnes junges Herz in ſchmerzliche Unruhe zu verſetzen.“

„Welch ein Bild!“ rief Frau von Willnangen. „Iſt es möglich, daß Sie Leo von Wallburg dadurch bezeichnen wollen, der noch vor wenigen Wochen in Karlsbad ſo viel bei Ihnen galt?“

„Was er mir galt, gilt er noch bis auf einen gewiſſen Punkt,“ erwiederte Erneſto. „Seit ich hier bin, habe ich um Auguſten willen ihn genauer beobachtet, und ihn auf mancher der Ungleichheiten betroffen, welche ich eben rügte. Ich hätte deren wahrſcheinlich noch mehrere an ihm erlebt, wenn Auguſten von dieſer Seite nur etwas anzuhaben geweſen wäre; ſie blieb aber in vollkommner Ruhe, wenigſtens äußerlich, und da mußte er das Spiel freilich aufgeben. Uebrigens ſtreite ich ihm keine der vorzüglichen Eigenſchaften ab, um derentwillen ich ihn ſonſt ſchätzte. Er iſt hübſch, artig, gewandt, unterrichtet, als Sohn und Bruder lobenswerth, wahrſcheinlich wird er auch einmal ein Ehemann, mit dem eine Frau, die mit ihrer Glückſeligkeit nicht gar zu hoch hinaus will, ein zufriednes Leben führen kann. Aber ſein Betragen gegen Auguſten erkläre ich deshalb doch für unmännlich und unwürdig. Es kann ihm nicht verborgen ſeyn, daß der

Ahnenſtolz ſeiner Eltern ſich einer Verbindung mit ihr ſtets auf das ernſtlichſte entgegen ſtellen wird; er fühlt, daß es ihm an Muth, Kraft und Liebe gebricht, dieſes Hinderniß zu bekämpfen; er wagt nicht einmal einen Verſuch dazu und dennoch ſtrebt er Auguſtens Herz zu gewinnen und ſogar indirekt der Welt weiß zu machen, es ſey gewonnen, ohne doch ſich ſelbſt auf irgend eine Weiſe verbindlich zu machen. Das iſt es, was mich an ihm empört, denn ſolche Künſte ſind verächtlich. Gilt das einfach gegebene Wort dem rechtlichen Manne ſo viel als ein Eid, ſo ſollte ihm auch jede abſichtlich erregte Erwartung ſo viel gelten als ein Verſprechen.“

„Das, was Sie über den jungen Wallburg jetzt ausſprachen, habe ich mir immer dunkel gedacht,“ erwiederte Frau von Willnangen, „aber dabei blieb ich ſtets in der Ungewißheit, was ich thun könne. Oft glaubte ich den General bitten zu müſſen, daß er den jungen Mann geradezu über ſein Verhältniß zu Auguſten zur Rede ſtellen möge, denn als Mutter dies ſelbſt zu übernehmen, dazu fehlt es mir an Muth oder an Demuth.“

„An beiden wahrſcheinlich, und das iſt ein rechtes Glück,“ erwiederte Erneſto. „Aus ſolchem Einmiſchen dritter Perſonen kommt ſelten etwas Geſcheidtes heraus, wenn gleich zuweilen eine Heirath, die mich denn immer an Moliere's mariage forcé erinnert, und bei welcher beide Theile ſich gewöhnlich ſehr ſchlecht befinden.“

„Aber wie meinen Sie, daß ich mich jetzt benehme, ſowohl gegen Leo als Auguſten?“ fragte Frau von Willnangen.

„Am beſten, Sie benehmen ſich gar nicht, ſondern laſſen alles gehen, wie es geht,“ war die Antwort. „Gönnen Sie Auguſten noch die paar Tage hindurch die Freude, ſich von Leo adoriren zu laſſen, die Trennung kann wohl einen halb erſtickten Seufzer koſten, vielleicht wird auch beim Abſchied ein Thränchen mit den Augenwimpern zerdrückt werden müſſen, aber dabei bleibt es gewiß. In vier Wochen gedenkt ſie Leo's nur noch als eines vortrefflichen Partners bei Tanz und Spiel, und vermißt ihn höchſtens, wenn ſie auf der Promenade ihren Shawl ſelbſt tragen muß. Auguſte ſteht zu hoch über den gewöhnlichen Mädchen, als daß Leo's Koketterie wirklich hätte Eindruck auf ihr Herz machen können, und ſchon ihre ungetrübte Heiterkeit muß Sie hievon überzeugen. Aber wäre dies auch wider Vermuthen geſchehen, ſo wird dieſer Eindruck nur um ſo leichter ſchwinden, wenn ſie Niemanden hat, mit dem ſie darüber ſprechen kann. Glauben Sie mir, die Vertrauten ſind oft der Ruhe gefährlicher, als die Liebhaber ſelbſt. Eine ermahnende Mutter iſt auch eine Art von Vertraute, ſie nennt doch wenigſtens den theuern Namen, und der ſüße Klang verfehlt ſelten, die Töchter über das Tadeln der Mutter zu tröſten."

„Wenn ich Sie nicht kännte wie ich Sie kenne, Freund Erneſto," ſprach Frau von Willnangen, „ſo müßte ich Sie nach dieſen Aeußerungen nicht nur für höchſt frivol, ſondern auch für herzlos und gemüthlos halten. Sind das Ihre Anſichten der Liebe?"

„Der Liebelei," erwiederte Erneſto, „des kalten chineſiſchen Feuerwerks von ausgeſchnittenem Papier, hinter denen man Lämpchen ſtellt, womit die Jugend ſo groß thut. Glauben Sie mir, nur Wenige ſind berufen, den göttlichen Funken in reiner Bruſt zu hegen, welcher der Urſprung der heiligſten Gefühle und alles Großen und Herrlichen iſt. Wem dieſer einmal ſich entzündet, dem verliſcht er nie, auch nicht im Sturme des Lebens, auch nicht im Grabesdunkel der Trennung, auch nicht unter dem Schnee des Alters. Aber es giebt auch luftige Irrlichter für die Menge, welche ihnen nachjagt. Man läuft, man fällt, man verirrt ſich, verlockt Andre, aber am Ende kommt doch alles in eine Art von Ordnung, und wenigſtens ſtirbt die Welt dabei nicht aus.“

Am vorletzten Abend des Abſchiedstages ſollte die ſchon längſt angekündigte Aufführung eines Luſtſpiels ſeyn. Allwill war deſſen Verfaſſer, und das Stück beſtimmt, die lange Reihe der in dem gaſtlichen Schloſſe des Generals genoſſenen Freuden würdig zu beſchließen. Zuſchauer und Schauſpieler ſahen dieſer Darſtellung mit der geſpannteſten Erwartung entgegen, welche freilich die vielen Proben und andre Vorkehrungen erregen mußten, mit denen Allwill die ganze Zeit über geſtrebt hatte, die Erſcheinung ſeines Stücks ſo vollkommen als möglich vorzubereiten.

Zum erſten Mal in ſeinem Leben, wenn gleich nur auf einem Privattheater, ſollte dem Dichter die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches werden; er ſollte die Schöpfung ſeiner Fantaſie auf den magiſchen Bretern ins plaſtiſche Leben gerufen ſehn. Mit welchem Enthuſiasm er daher bei der Anordnung dieſes Feſtes zu Werke ging, iſt leicht zu erachten. Jahrelang hatte er geſtrebt bis zur lampenhellen Bühne durchzudringen, ohne daß es ihm, trotz der Klagen über Mangel an guten neuen Komödien, gelungen wäre. Ein Schickſal, welches faſt alle Dichter mit ihm theilen, die ihre theatraliſchen Arbeiten nicht eher ſchwarz auf weiß dem Urtheil der Welt ausliefern mögen, als bis ſie ſich von der Wirkung überzeugt haben, welche dieſelben an dem Platze machen, für welchen ſie beſtimmt wurden.

Das Ausland iſt in dieſer Hinſicht billiger als wir, ſelten erſcheint dort ein Schauſpiel gedruckt, das nicht vorher auf der Bühne die große Probe überſtand. Aber unſre Theaterdirektionen bedenken nicht, daß es eben ſo unmöglich iſt, vor der Aufführung über den theatraliſchen Werth eines Stücks ein ganz genügendes Urtheil zu fällen, als ohne gehörige Beleuchtung über den Effekt eines Gemäldes zu entſcheiden. Schwerlich wird ein Dichter zur möglichſten Ausbildung ſeines Talents gelangen können, dem dieſe praktiſche Erfahrung verſagt ward, und der heutige Mangel an guten, für das Theater paſſenden neuen Schauſpielen iſt vielleicht größten Theils nur den Schwierigkeiten zuzuſchreiben, die ſich zu dieſem Zweck dem Dichter überall entgegenſtellen.

Bei Privatbühnen ſind die Proben bei weitem das Ergötzlichſte für die Mitſpielenden, das weiß Jedermann. Auch Allwill erfuhr es, denn er wollte oft über die gute Laune ſeiner Schauſpieler verzweifeln. Dafür erklärten ihn dieſe für den wunderlichſten, krittlichſten, herrſchſüchtigſten aller Theaterdirektoren, und zuletzt galt es für ausgemacht, daß zwei Allwills im Schloſſe hauſen, feindliche Zwillingsbrüder, die nie zuſammen erſchienen; der eine, der Dichter, die Liebenswürdigkeit ſelbſt, der andre aber, der Theaterkönig, ein Despot ohne Gleichen, ein heftiger mürriſcher Kautz, mit dem eben kein Auskommen ſey.

Des armen Allwills gute Laune war indeſſen ſchon bei der Austheilung der Rollen auf fürchterliche Proben geſetzt worden. Es gab dabei unendliche, zum Theil ſehr lächerliche Schwierigkeiten, die er aber ſich nur zu ſehr zu Herzen nahm. Wenigſtens dreimal ſo viel Schauſpieler und Schauſpielerinnen als man bedurfte, hatten Anfangs ſich mit großem Eifer gemeldet, und zuletzt koſtete es dennoch nicht geringe Mühe, nur ſo viele zuſammenzubringen, als man nothwendig brauchte, um alle Rollen des Stücks gehörig zu beſetzen. An erſten Liebhabern und Liebhaberinnen fehlte es freilich nicht, aber ein redſeliges altes Fräulein und einen etwas rauhen invaliden Papa wollte Niemand übernehmen. Einer der beſten Freunde des Generals, welcher ſchon vor dreißig Jahren den Major Tellheim mit dem größten Beifall geſpielt hatte, fuhr im Zorn auf und davon, weil Allwill durchaus den erſten Liebhaber von Niemand anders als Leo von Wallburg ſpielen laſſen wollte. Andre, die ebenfalls mit den ihnen zugetheilten Rollen nicht zufrieden waren, folgten dem ehemaligen Tellheim, indem ſie ſich ganz in der Stille fortſchlichen, und Allwill war wirklich in Gefahr, die Aufführung ſeines Stücks hier eben ſo gut, als wäre es ein öffentliches Theater, an Rollenneid ſcheitern zu ſehen.

Endlich ließ Frau von Grünborn, die Nichte jenes Tellheims, ſich durch unabläſſiges Bitten und Zureden der übrigen Geſellſchaft bewegen, die alte Tante zu übernehmen; ihrem Beiſpiele folgten Andre, und ſo kam das Ganze zur allgemeinen Freude allmählich in anſcheinende Ordnung. Frau von Grünborn brütete indeſſen ganz im Stillen noch über einen großen Plan, denn ſo ganz gutwillig konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, in einer, ihrer Meinung nach, undankbaren Rolle aufzutreten, und bei dem erſten einſamen Spaziergang mit Auguſten, den ſie herbeizuführen wußte, nahm ſie Gelegenheit, zu verſuchen, ob es ihr nicht gelingen könne, dieſe ihren Wünſchen günſtig zu ſtimmen.

„Sie dauern mich unbeſchreiblich, liebes Fräulein von Willnangen,“ wendete ſie das Geſpräch nach unendlichen Liebkoſungen gegen Auguſten, ſobald ſie weit genug vom Hauſe entfernt waren, um keine Lauſcher fürchten zu müſſen. „Sie dauern mich, Allwill's Eigenſinn zwingt Sie, die Eliſe zu ſpielen, und ich fühle recht gut, wie entſetzlich es Ihnen ſeyn muß, vor aller Welt mit Leo von Wallburg zärtlich zu thun. Gewiß der Gedanke an die Aufführung des Stücks iſt Ihnen deshalb recht peinlich, es kann nicht anders ſeyn, und ich habe es Ihnen ſchon lange angeſehen. Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich Sie liebe, theure Auguſte, um Ihnen einen Beweis davon zu geben, habe ich ganz in der Stille Ihre Rolle neben der meinen gelernt, und bin nun im Stande, Ihnen einen Tauſch anzubieten. Das hätten Sie wohl von ihrer Nanny nicht erwartet?" ſetzte ſie hinzu, indem ſie Auguſten feurig umarmte.

Mit dem allergrößten Erſtaunen hörte Auguſte den abſurdeſten Vorſchlag von der Welt aus dem Munde einer Frau, die alt genug war, um ihre Mutter zu ſeyn, und die nun, ſchalkhaft lächelnd, in jugendlicher Verſchämtheit vor ihr ſtand. Die Anſpielung auf ein näheres Verhältniß zum jungen Wallburg war ihr freilich ſo unangenehm als unerwartet, und eine leichte zornige Regung röthete dabei ihre Wangen, bald aber ſiegte das unbeſchreiblich Lächerliche in der ganzen Zumuthung ihrer neuen Freundin, und lächelnd gab ſie ihr Gehör, als dieſe mit der ſelbſtzufriedenſten Redſeligkeit fortfuhr, ihren Plan weiter auseinander zu ſetzen.

„Vor allen Dingen,“ ſprach Frau von Grünborn, „müſſen wir unſern Rollentauſch aller Welt verſchweigen, bis zur Stunde der Ausführung, ſonſt giebt ihn Allwill nimmermehr zu; er hat es ſich zu feſt in den Kopf geſetzt, daß wir Alle ſeinen Befehlen folgen müſſen; ſteckt er aber erſt in ſeinem Souffleurkaſten, ſo muß er ſich ſchon alles gefallen laſſen, was über ſeinem Haupte auf der Oberwelt vorgeht. Ich habe mir in den Proben Ihr Spiel genau gemerkt, wenn Sie die Rolle noch ein paar Mal mit mir durchgehen, ſo wird Herr von Wallburg keinen Unterſchied finden, und des Beifalls der Geſellſchaft können wir gewiß ſeyn.“ Auguſte ward dem Vorſchlage immer geneigter, je länger ſie ihm zuhörte. Der Gedanke, wie komiſch Leo's Verwunderung und Allwill's zorniges Schrecken ſich ausnehmen müßten, gewann immer mehr Lockendes, ſo daß ſie, zuletzt in einem Anfall von Uebermuth, ſich wirklich entſchloß, in den Tauſch zu willigen, und nun, nicht minder eifrig als Frau von Grünborn, ſelbſt ſich bemühte, alles darauf vorzubereiten.

Der luſtige Erfolg übertraf bei weitem Auguſtens Erwartung. Beide Damen fanden mit leichter Mühe einen Vorwand bis zum Aufrollen des Vorhangs in ihrem Ankleidezimmer allein zu bleiben.

Leo, der mit einem Monolog zuerſt die Bühne betrat, erſtarrte über den Anblick der Frau von Grünborn, wie Hamlet, indem er den Geiſt ſeines Vaters erblickt. Allwill reckte ſich lang aus ſeinem Souffleurkaſten empor, und machte Miene, ganz auf das Theater heraufſteigen zu wollen, um wegen des Rollenwechſels Rechenſchaft zu fordern, ja ſelbſt die Zuſchauer begannen ſehr lebhaft zu werden. Frau von Grünborn ließ ſich indeſſen von allem was vorging, nicht im mindeſten anfechten. Sie hatte ihre Rolle zu gut gelernt, um der Eingebungen des Souffleurs zu bedürfen und beſaß auch überdem ziemliche Gewandtheit und theatraliſche Uebung. An Schminke und jugendlichem Putz hatte ſie ebenfalls nichts geſpart; man ſah deutlich, wie ſie in großer Herzensfreudigkeit ſich ſelbſt Illuſion machte, und ſo war denn die Geſellſchaft endlich gutmüthig genug, ſich dieſe ebenfalls gefallen zu laſſen und dem Wageſtück ward von allen Seiten applaudirt.

Doch dieſer gemäßigte Beifall verwandelte ſich in ein laut donnerndes Bravo-Rufen, in ein ganz unerhörtes Händeklatſchen, wie man es in einem Privattheater gar nicht für möglich halten ſollte, als Auguſte erſchien. Die altmodiſche Tracht ertheilt jungen Perſonen immer durch den Kontraſt des Scheinenwollen mit dem wirklichen Seyn einen eignen unbeſchreiblichen Reiz. Das gepuderte Toupee, die zu beiden Seiten des jugendlichen Geſichtchens tief hineingehende altmodiſche Dormeuſe, aus der die wunderſchönen hellen Augen ſchalkhaft herausblitzten, die ſchlanke Taille, welche das lange Korſett erſt recht verſichtbarte, die netten Füßchen in ihren ſpitzen Hackenſchuhen, die man bei der hochaufgeſchürzten altfränkiſchen Cirkaſſienne deutlich ſah, alles dieſes verlieh Auguſten's Erſcheinung eine wunderbare Anmuth, von der Niemand eine Ahnung haben konnte, der ſie nur im gewöhnlichen Leben zu ſehen gewohnt war. Ihr mit der heiterſten Laune aufgefaßtes und durchgeführtes Spiel ließ den Taumel der Bewunderung, den ihr Anblick erregt hatte, gar nicht enden. Alles war dadurch verſöhnt. Leo konnte über den Streich, welchen ſie ihm geſpielt hatte, nicht länger zürnen, Alliwill ſetzte ſich getröſtet auf ſeinem unterirdiſchen Ehrenpoſten wieder zurecht, Frau von Grünborn umarmte ſie mit anſcheinendem Entzücken, ſobald ſie wieder zwiſchen die Couliſſen trat, und pries überlaut die eigne Selbſtverleugnung, mit der ſie Auguſten die intereſſanteſte Rolle im Stück freiwillig abgetreten haben wollte.

Je lauter die Freude im Schauſpielſaale ſich äußerte, je trüber ward Adelbert. Kaum vermochte er es über ſich, das Ende eines kleinen Liederſpiels abzuwarten, in welchem die ſcheidenden Gäſte unter der Leitung des Kapellmeiſters dem gaſtfreien Hausherrn zuletzt ihren Dank brachten. Schmerzlich bewegt verließ er den Saal, ſobald er es unbemerkt thun zu können glaubte, und erſchrak nicht wenig, als mit ihm zugleich auch Auguſte durch eine andre Thüre in ein an das Theater ſtoßendes Nebenzimmer trat.

Verlegen, wie ſonſt nie, ſtanden ſie da, und keines wagte das Andre anzublicken, bis der Abſchied zur Sprache kam, der beiden das Herz zuſammenpreßte.

„Sie gehen,“ ſprach Adelbert, „und in dieſem Moment fühle ich erſt, wie ſehr Ihre Nähe das Element meines Lebens ward. Erinnerung iſt alles, was mir nun übrig bleibt; ich weiß, um wie viel reicher durch dieſe mein Daſeyn geworden iſt, aber wenn mich nun die Sehnſucht ergreift, wie werde ich dieſe überwinden? Und wenn ich ihr nachgebe, wenn ich über Berg und Thal hineile, um wieder einmal in den Strahlen Ihrer lieben, gütigen Augen mein Herz zu erwärmen, ach Auguſte! wie werde ich dann Sie finden?“

„Ich hoffe wie jetzt,“ erwiederte Auguſte ſehr freundlich; „hier nehmen Sie meine Hand darauf, Sie finden mich wie jetzt, und kämen Sie auch erſt nach langen Jahren; dann vielleicht um ſo gewiſſer genau ſo,“ ſetzte ſie lächelnd mit einem Blick auf ihre Theater-Kleidung hinzu.

„Zwingen Sie mich nicht, mich ſelbſt zu täuſchen,“ ſprach Adelbert, und drückte mit trübem Blick ihre ihm dargebotene Hand an ſeine hochbewegte Bruſt. „Mein tröſtender Engel betrat mit Ihnen die Schwelle dieſes Hauſes, mit Ihnen verläßt er es wieder, ich weiß es. Dieſe Hand, welche jetzt in der meinen ruht, wird in wenigen Tagen einem Glücklichern gereicht. Leo — doch ich mißbrauche Ihre Nachſicht, verzeihen Sie mir, ich fühle beſchämt, wie unbeſcheiden ich ward.“

„Leo?“ rief Auguſte und ward dabei feuerroth, „Leo? Nun der zieht übermorgen gen Norden, während wir dem Süden uns zuwenden, und faſt möchte ich wetten, daß ich Sie früher wieder ſähe als ihn.“

„Fräulein! wäre es möglich! verſtehe ich Sie?“ fragte Adelbert ſehr bewegt. „Ach ich weiß nicht, welch ein böſer Dämon mich in dieſer Stunde zwingt, immer auszuſprechen, was ich eigentlich verſchweigen müßte!“ Es iſt wohl Ihr fremdes Anſehen, was ſo mich verwirrt,“ fuhr er, mit trübem Lächeln ſie betrachtend, fort; „Sie ſind Sie ſelbſt, und ſind es auch nicht. Gewiß wäre es ſündlich vermeſſen, zu wünſchen, Sie wären wirklich, was Sie dieſen Abend ſcheinen wollen, aber ich kann den Gedanken daran nicht los werden und einem armen Invaliden iſt er wohl zu verzeihen, der ſo Ihnen näher zu ſtehen wähnen dürfte. Sie ſind ſo reich, daß Sie dennoch bleiben was Sie ſind, wenn gleich dieſe Roſen verblüht wären.“

„Hat es wohl je in der Welt einen jungen Mann gegeben, der einem artigen Mädchen dreißig Jahre mehr und dazu ein gepudertes Toupee wünſcht, blos um ihr etwas Schönes zu ſagen?“ rief Auguſte ein wenig gezwungen lächelnd, und wandte ſich der Thüre zu, in welcher der General ihr plötzlich entgegentrat, um ſie zur Geſellſchaft abzuholen.

Bei Spiel und Tanz ſchwärmte man noch bis tief in die Nacht hinein. Es war, als ob die Freude jetzt, ſo nahe vor dem Scheiden, erſt recht lebendig werden wollte. Nur Leo irrte verdrüßlich und abgeſondert von den Uebrigen durch die lange Reihe der Zimmer. Seit mehr als einer Stunde vermißte er Auguſten, ohne ſie eigentlich ſuchen zu mögen, als Frau von Grünborn zu ihm trat und unter der Behauptung, ſie habe Auguſten zu einer Quadrille höchſt nöthig, lachend ſeinen Arm ergriff, um mit ihm das ganze Schloß nach ihr zu durchſtreifen.

Beide gelangten auf ihrer Wanderung an das Vorzimmer der Frau von Willnangen, es ward darin geſprochen, das hörte man deutlich, die Thüre war nur angelehnt, neugierig blickte Frau von Grünborn durch die Spalte und fuhr im nämlichen Moment mit einem ganz eigenen Geſicht zurück, um in großer Haſt ihren Begleiter an ihre Stelle zu ſchieben.

Leo traute ſeinen Augen nicht, er erblickte Auguſten in Adelbert's Armen und neben dieſer Gruppe Frau von Willnangen und den General. Eingewurzelt wäre er ſtehen geblieben, hätte nicht Frau von Grünborn ihn wieder mit ſich fort zur Geſellſchaft gezogen, wo ſie Jedem, der ihr in den Weg kam, die eben gemachte Entdeckung im ſtrengſten Vertrauen zuflüſterte.

Bald wurden Aller Blicke forſchend dem armen Leo zugewendet, der, von der allgemeinen Aufmerkſamkeit gedrückt, verſtimmt, erſchrocken ſogar, es dennoch nicht wagen mochte, ſich früher zu entfernen, als die Uebrigen, um Niemanden Raum zu lauten Bemerkungen hinter ſeinem Rükken zu geben. Doch da der General ſich unter dem Vorwand eines ihm plötzlich überkommenen Geſchäfts entſchuldigen ließ, ſo zerſtreute ſich bald darauf die ganze Geſellſchaft.

Tauſend unangenehme, einander widerſtrebende Empfindungen bemächtigten ſich Leo's, ſobald er in ſeinem Zimmer allein ſich befand, und raubten ihm für dieſe Nacht den Schlummer. So wenig es ihm in den Sinn gekommen ſeyn mochte, ſich ernſtlich um Auguſten zu bewerben, ſo ſchien ſie ihm doch in dieſem Moment unendlich reizend und ihr Beſitz höchſt wünſchenswerth, gerade weil er ihm unerreichbar geworden war. Am meiſten aber peinigte ihn Reue über ſein bisheriges Streben, ſich vor der Welt den Anſchein eines innigern Verhältniſſes mit Auguſten zu geben; und die Eitelkeit, welche ihn dazu angetrieben hatte, ward jetzt ſeine empfindlichſte Strafe. Wie oft hatte er nicht Auguſten die gleichgültigſten Dinge abſichtlich mit einem höchſt wichtigen Geſicht zugeflüſtert! wie oft ſich bemüht, dankbar gerührt auszuſehen, während ſie mit ihm vom Wetter ſprach! Unzählige Mal hatte er den unbedeutendſten gegenſeitigen Gefälligkeiten ein geheimnißvolles Anſehen zu geben geſucht und gewußt! Alle dieſe Veranſtaltungen, die er mit ſo großer Mühe erſonnen und ausgeführt hatte, halfen jetzt zu nichts, als ihm in den Augen der Geſellſchaft das

Anſehen eines Abgewieſenen, Zurückgeſetzten zu geben! Auguſten's Charakter ſtand zu hoch, als daß ſelbſt der Neid es hätte wagen mögen, ihn in ein zweideutiges Licht zu ſtellen. Leo begriff bei ſo geſtellten Dingen, daß ihm keine andere Wahl blieb, als entweder morgen demüthig, wie ein Verſtoßener, das öffentliche Mitleid und den heimlichen Spott der Anweſenden zu ertragen, oder in der Stille ſich zu entfernen, ehe es im Schloſſe Tag ward. Ein innerer Widerwille, den glücklichen Adelbert zu ſehen, trug viel bei, ihn zu der Wahl des letztern zu beſtimmen; er hatte die Flamme zu nahe umgaukelt, um nicht jetzt ſich von ihr ergriffen zu fühlen, und fürchtete daher, vor den Augen des glücklichen Paars etwas trübſelig da zu ſtehen. Nach vorher genommener Rückſprache mit ſeinen Eltern, machte er ſich daher in aller Frühe auf den Weg. Die Ueberzeugung, daß er aus einem Lande und von Menſchen ſcheide, welche nie wieder zu ſehen in ſeiner Macht ſtand, und daß kein ſpöttiſches Wort aus dieſer Ferne in ſeiner Heimath ihn erreichen könne, war das einzig Tröſtliche, was er mit ſich nahm.

Strahlend in einer Freudenglorie, als wäre er ſelbſt der beglückte Bräutigam, ſtellte der General am folgenden Morgen die Braut ſeines Adelberts der Geſellſchaft vor. Die herzlichſte Theilnahme aller Anweſenden empfing ſie mit lauten Glückwünſchen, nur Herr und Frau von Wallburg machten hierin eine Ausnahme, und was ſie anſcheinend Freundliches ſich nicht entbrechen konnten dem Brautpaar zu ſagen, war augenſcheinlich nur ein Opfer mit kalten Lippen, aus kalten Herzen der Konvenienz gebracht. Es mag wunderlich ſcheinen, daß ſie, die eine Verbindung Auguſtens mit ihrem Sohne zwar zuweilen fürchteten, aber nie wünſchten, und gewiß nur gezwungen ſie zugelaſſen haben würden, ſich jetzt beleidigt fühlten, weil man es nicht in ihre Macht geſtellt hatte, ſolche auszuſchlagen. Sie bildeten ſich ein, Auguſtens Verlobung als ein gegen Leo begangenes Unrecht anſehen zu müſſen, eigentlich aber verſtimmte ſie nur die angeborene Unart mancher Naturen, welche nicht ohne heimlich-neidiſche Regung einen Andern im Beſitz ſelbſt deſſen glücklich ſehen können, was ſie früher verſchmähten. Unter dem Vorwande dringender

Geſchäfte, welche ihren Sohn ſchon gezwungen hätten, bei Tagesanbruch ohne Abſchied fortzureiſen, beurlaubten auch ſie ſich noch in der nämlichen Stunde und eine allgemeine Erkältung, wie man ſie noch vor weniger Zeit nimmer hätte vermuthen können, begleitete ihren Abſchied.

Der übrige Theil der Geſellſchaft ließ ſich gerne bewegen, noch einige Tage beiſammen zu verweilen, um ſich des neuen Ereigniſſes zu erfreuen, deſſen unerwartetes und ſchnelles Entſtehen zu mancher abgeſonderten Unterhaltung den Stoff hergeben mußte.

Adelberts und Auguſtens gegenſeitiges Wohlgefallen an einander hatte ſich indeſſen weit früher, als Andere und ſogar ſie ſelbſt es vermutheten, in eine herzliche, innige Neigung verwandelt. Verlaſſen, verrathen, an ſchweren Wunden geiſtig und körperlich erkrankt, war Adelbert früher nur durch ſeines Oheims väterliche Liebe über dem Abgrund der Verzweiflung gehalten worden, der Jedem ſich öffnet, welcher aus goldenen Jugendträumen plötzlich in einer Welt voll höhnender, treuloſer, verächtlicher Larven zu erwachen glaubt.

Herminiens Angedenken ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, es war zu innig mit ſeinem Daſeyn verwoben, er hatte nur ſie gekannt, einzig ſie. Zu Hauſe war ſie die Sonne ſeines Frühlings geweſen, auf der Univerſität beflügelte die nahe Hoffnung auf ihren Beſitz ſeinen Fleiß, im Kriege hatte dieſe Hoffnung ihm Elend, Wunden, tiefgefühlten Schmerz über ſein zerrüttetes Vaterland ertragen helfen. Sie ſchwand und mit ihr der leitende Stern ſeines Lebens. Er blickte auf die kurze Laufbahn, die er zurückgelegt hatte. Ueberall, ſeit er ins thätige Leben trat, ſtarrte mannichfaches Unrecht, Elend und Verrath ihm entgegen, ſeine Jugend fiel in eine ſehr troſtarme Zeit, in der auch die Zukunft ſich immer düſterer verhüllte. Was blieb ihm daher anders, als jene ungemeſſene Sehnſucht, zu ſterben, welche ſo leicht die Jugend zu ergreifen und in trübe Unthätigkeit zu verſenken pflegt!

Da ſtrahlte plötzlich Gabrielen's mildes Licht in die trübe Nacht ſeiner Schwermuth, er ſah, wie fromm, wie ergeben, wie freundlich ſie einen großen Schmerz trug, deſſen Daſeyn zwar keine Klage verrieth, aber ihr ganzes Weſen bezeugte. Er blickte zu ihr auf, wie zu einem höhern Weſen, wie zu einer Heiligen, der man nur in demüthiger Ferne nachzuſtreben wagt. Ihr Mitleid, ihre Theilnahme an ſeinem Geſchick nahm er als einen unverdienten Beweis ihrer Huld, bis ſie ihm entſchwand und Auguſte an ihre Stelle trat.

Auch dieſe war freundlich, mild, theilnehmend und voll zarter Schonung. Weniger überirdiſch als ihre Freundin, ſchien ſie in ihrem fröhlichen Jugendglanz ihm näher zu ſtehen. Ihr anſcheinendes Verhältniß zu Leo von Wallburg beunruhigte ihn nicht, er wähnte ſich auf ewig von jedem Anſpruch an Liebe und Glück ausgeſchloſſen; um ſo getroſter überließ er ſich der ſüßen Gewohnheit, nur in Auguſtens Nähe zu leben. Tauſend Zufälligkeiten banden mit unſichtbaren Fäden ihn immer feſter an ſie, jeder Tag brachte ihm neue Beweiſe ihrer zarten Theilnahme an allem, was ihn betraf; beſonders rührte ihn ihr Beſtreben, die Angſt um Gabrielen's Geſchick, das er veranlaßt zu haben glaubte, von ſeiner Seele zu nehmen.

So lebten beide über zwei Monate lang in wechſelndem, aber ſtets freundlichem Verhältniſſe neben einander. Auguſte freute ſich am Gelingen ihres Strebens, das verfinſterte Gemüth eines edlen Menſchen zu erheitern, ihn der Welt und dem Leben wieder zu geben, die ſo viel Anſprüche an ihn hatten; ſie gewann ihn lieb, wie Frauen alles lieb gewinnen, deſſen ſie mit treuer Pflege ſich annehmen. Jeder Tag lehrte ſie Adelberts ſchönen, reinen Sinn beſſer kennen, und Leo's wechſelndes Benehmen fing an, ſie immer weniger zu intereſſiren.

So nahte die Zeit der Trennung, und Adelbert wie Auguſte gewahrten erſt jetzt, wie viel ſie indeſſen einander geworden waren. Der General hatte, ohne es zu wollen, ihrer Unterredung nach dem Schauſpiel zugehört; längſt bemerkte er mit innigem Wohlgefallen, aber ganz in der Stille, das Heranblühen der Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches, und der jetzige Moment ſchien ihm günſtig, durch ſein Hinzutreten alles zu ordnen und mit klarem Sinn dem jungen Paare in der eignen Erkenntniß ſeiner ſelbſt zurecht zu helfen.

Und ſo geſchah es denn bald, daß liebend und freudig Auguſte abermals ihre Hand in Adelberts legte, um ſie ihm nie zu entziehen. Entzückt drückte dieſer das liebliche Weſen an ſeine Bruſt, das ihm, zum Lohn für den Kampf um Vaterland und Ehre, die mit Roſen der Liebe durchflochtene Bürgerkrone häuslichen Glückes bot. Zwar fühlte er nicht die flammende Gluth, welche in einem ähnlichen Momente an Herminiens Seite ihn ſinneverwirrend zu einer Zeit ergriffen hatte, von welcher er jetzt gern den Blick abwandte, ohne ſie doch ganz vergeſſen zu können. Er fühlte ſich aber um ſo glücklicher, je ruhiger er war, denn dieſe Ruhe nahm er als das Pfand einer heitern ſegensreichen Zukunft, die aus Auguſtens ſeelenvollem Auge ihm lächelnd winkte. Auguſte war zu glücklich, um der unlängſt verfloſſenen Tage oft zu gedenken, in welchen Leo ſie umflattert hatte, und geſchah es ja zuweilen, ſo erſchienen ſie ihr wie ein jugendliches Spiel, aus dem zu ihrem eigenen großen Glück nicht Ernſt geworden war.

Von Frau von Willnangens mütterlicher Freude, von Erneſto's Triumph über den Scharfblick, mit dem er Auguſtens Herz durchſchaut hatte, ſchweigen wir. In Adelberts Begleitung traten beide mit Auguſten froh und hoffnungsreich den Weg in ihre Heimath an, wohin ihnen der General noch vor Ende des Winters zum Hochzeitfeſte zu folgen verſprach.

Ein langer Brief von Gabrielen, der erſte ausführliche, begrüßte Frau von Willnangen bei ihrer Ankunft zu Hauſe.

„Ich weiß es,“ ſchrieb Gabriele, „ich weiß, Ihr mütterlich liebendes Herz ſehnt ſich ſchon lange nach genauer Kunde von dem Geſchick des armen verwaiſeten Weſens, das Ihnen ſo viel, ach unendlich viel verdankt; aber ich weiß auch, Sie laſſen ſtatt aller Entſchuldigungen meines bisherigen Schweigens die bloße Verſicherung Ihrer Gabriele gelten, daß ſie nicht ſchrieb, weil ſie es nicht konnte, weil ſie nichts zu ſchreiben wußte, ſo ſonderbar dieſes auch klingen mag.

„Den äußern Gang meines Geſchicks meldete Ihnen Erneſto; er, der theilnehmende Augenzeuge, vermochte dies weit beſſer als ich. Schwindelnd, beinahe bewußtlos, den widerſtrebendſten Gefühlen zum Raube, war ich vom Wirbel des Lebens fortgeriſſen worden. Jede ſchickſalsſchwere Minute übergab mich der ihr folgenden, ich konnte kaum die Gegenſtände erkennen, an denen ich vorübergeſchleudert ward, bis zur unabänderlichen Entſcheidung meiner Zukunft, während jene Minuten ſich zu weniger als vier und zwanzig Stunden an einander reihten.

„Sie wiſſen es, ich that was ich mußte, ich duldete, was keine irdiſche Macht von mir abzuwenden vermochte, doch am Ziele ſchwand meine Kraft. Ich ward krank, liebe, gütige Frau! ſehr krank. Aus der Betäubung, während welcher meine phyſiſchen Kräfte ſich wieder geſammelt hatten, erwachte ich zum tiefſten Schmerz über den Tod meines Vaters, ich blickte in meinem Jammer um mich her nach Troſt, ich erkannte den treuen Freund Erneſto und Annetten, alles andere aber war mir fremd, wildfremd, ich ſelbſt ſogar, ich und meine künftige Beſtimmung. Das Fremde aber ſoll man nie beurtheilen, bis es zum Bekannten geworden iſt, damit ſpäter keine Ungerechtigkeit uns zu Schulden komme. Darum mußte Ihre Gabriele wohl ſchweigen, es währte lange, ehe ihr alles klar ward.

„Nun bin ich geneſen, bin meiner ſelbſt wieder mächtig. Ich erkenne mich wieder; mein Gefühl, mein Seyn, mein Leben, alles was mich umgiebt, iſt mir deutlich geworden, ſo daß ich es nun wagen darf, Ihnen von allem Rechenſchaft abzulegen. Vorahnend ſehe ich, wie bei Leſung dieſer Stelle meines Briefes Ihr Herz höher ſchlägt, wie Furcht vor der nächſten Zeile Sie ergreift, und Sie Klagen erwarten läßt, welche alle Ihre Güte und Liebe nicht zu ſtillen vermögen. Nein, geliebte, mütterliche Frau! beruhigen Sie ſich, Ihre Gabriele klagt um nichts, als um den Tod ihres Vaters. Der lebensmüde Greis ruht im Grabe ſanft und ſtill von einem Daſeyn aus, das er, ich bin deſſen überzeugt, um keinen Preis wieder aufnähme. Gern und ſchnell entfloh ſein entfeſſelter Geiſt zu Regionen des Friedens; darum ſollte ich nicht trauern. Aber ich bin eigennützig und in den Tiefen meines Herzens regt ſich der Glaube, daß es meinem Streben gelungen ſeyn würde, ihm auch dieſes irdiſche Daſeyn wieder lieb zu machen, wäre er mir nur nicht ſobald entſchwunden. Es dünkt mich oft hart, daß kaum ein einziger Augenblick ſeiner Zufriedenheit mir zum Lohne meines Gehorſams ward, und oft muß ich gewaltſam mich zuſammennehmen, um mich daran zu erinnern, daß ich ja mein eigenes Heil bereitete, indem ich ihm gehorchte; daß ein qualvolles Daſeyn, innere unauslöſchliche Vorwürfe mein Loos geworden wären, wenn er in Unfrieden mit mir dieſes Leben verlaſſen hätte.

„Und haſt du denn Heil dir bereitet? biſt du glücklich? Gabriele!“ So höre ich Sie fragen. Glücklich, meine theure Freundin, glücklich iſt undenkbar viel! Wer iſt denn glücklich? Die Kinder ſind es, auch ich war es, da ich ein Kind war. Ich war es auch noch in einem einzigen thränen- und wonnenreichen Moment, an der erſten Grenze der Jugend, die jetzt in meinem kaum angetretenen achtzehnten Jahr mir ſchon ſo fern zu liegen ſcheint! Und ſpäter, als die ſegnende Hand meines Vaters meine Stirn berührte, ſein Dank bis in die tiefſte Tiefe meines Gemüths erklang, war ich da nicht auch glücklich? Ja ich erkenne es dankbar, ich war es, wenn gleich nur in ſeligen Momenten. Mir wurden Lichtpunkte im Leben, wie Wenigen, und damit darf das Kind Ihrer Wahl ſich zufrieden geſtellt dünken. „Gabriele, du weichſt der Wahrheit aus, du ſprichſt von der Vergangenheit, und verhehlſt mir die Gegenwart!“ Nein, geliebteſte Frau! ich weiche nicht aus, ehrlich und offen wie immer, will ich Wahrheit Ihnen geben.

„Ich bin zufrieden, denn ich bin reſignirt, möchte ich ſagen, wenn Sie dieſen fremdartigen Ausdruck, für den ich aber in unſerer Sprache keinen Erſatz zu finden weiß, nicht in zu trübem Sinne nehmen wollen. Frieden mit mir ſelbſt aus reinem Bewußtſeyn entſproſſen, giebt meinen Tagen Heiterkeit und meinen Nächten Schlaf. Was darf ich mehr wollen? Alle jene Uebungen, jene ſüßen Beſchäftigungen, die ich ſonſt unter Ihren Augen trieb, füllen auch jetzt in der Einſamkeit meine Stunden vergnüglich aus, mir bleibt Zeit für alles, was ſonſt auch mir lieb war. Meine äußern Umgebungen laſſen mir nichts zu wünſchen übrig. Eine reiche Kupferſtichſammlung, mehrere vorzügliche Gemälde, plaſtiſche Kunſtwerke, eine in frühern günſtigern Jahren geſammelte reiche Bibliothek ſind der Schmuck unſeres Hauſes und ſtehen mir ſtündlich zu Gebot. Wir wohnen in einer entzückenden Gegend; mit unausſprechlicher Sehnſucht male ich mir des Frühlings Erwachen in dieſen wunderherrlichen Thälern, auf dieſen Rebenhügeln, wenn um ſie die grünen Wogen des von Eiſesbanden befreiten Stromes den fröhlichen Tanz wieder beginnen werden.

„Herr von Aarheim (er ſelbſt wünſcht es, daß ich ſtets ſo ihn nenne) Herr von Aarheim begünſtigt freundlich und nachſichtig alle meine kleinen Liebhabereien, er iſt wohlwollend, aufmerkſam und gütig gegen mich. Ob er manche Sonderbarkeit, die uns bei ſeinem erſten Anblick an ihm auffiel, theilweiſe abgelegt hat, oder ob Gewohnheit ſie mir weniger auffallend machen, wage ich nicht zu entſcheiden; ſo viel iſt gewiß, daß dieſe ſeine Angewöhnungen ſehr ſelten ſtörend in unſer häusliches Leben eintreten, und wo ſie es könnten, fühle ich die Verpflichtung, jeden Mißton ſchonend und zuvorkommend abzuwenden, ſo viel dieſes in meiner Macht ſteht. Auch ohne das Band, durch welches mein Vater in ſeinen letzten Stunden mich mit Herrn von Aarheim vereinte, wäre er als mein nächſter Verwandter zugleich der natürliche Vormund und Beſchützer meiner Jugend geweſen, und als ſolcher berechtigt, Achtung und Fügung in ſeinen Willen von mir zu fordern. Meine jetzige Verbindung mit ihm macht mir beides zur heiligſten Pflicht, ich übe ſie gern, und ſeine wohlwollende nachſichtige Art mir zu begegnen, erleichtert mir vieles.

„Wahr iſt es, wir leben ſehr einſam, die Nachbarſchaft iſt wie ausgeſtorben, alles nun dem Winter auf dem Lande ausgewichen, dem luſtigen Leben in den Städten zugezogen, nur wir allein von allen Güterbeſitzern der Gegend, ſind hier geblieben. Doch Sie wiſſen, Einſamkeit war von jeher die Freundin meiner Jugend, und jetzt bedarf ich ihrer doppelt. Denn ich hatte und habe noch manches mit mir allein abzumachen, wozu ich vieler Zeit bedarf. Herr von Aarheim glaubt auch, es wäre gut, wenn ich, ehe ich in die Welt gehe, mich erſt in häuslicher Stille an meine jetzigen Pflichten gewöhne, und lerne, was künftig mir obliegen wird zu verwalten. Ich fühle, wie ſehr er Recht hat, und ſelbſt, wenn ich ſeinen Gründen etwas entgegen zu ſetzen wüßte, würde ich aus Wahl vermeiden es zu thun, denn das ſtille Familienleben auf dem Lande hat auch im Winter für mich großen Reiz. Sehnte ich mich nur nicht ſo unausſprechlich und oft nach Ihrer und Auguſten's lieber Gegenwart! Vermißte ich nur nicht ſo ſchmerzlich den heitern belehrenden Umgang Erneſto's, des treuen vielerfahrnen Freundes!

„Herr von Aarheim gedenkt im nächſten Spätjahre eine Reiſe nach Italien zu unternehmen. Vielleicht gelingt es mir dann, während der Zeit ſeiner Abweſenheit mich in Ihrer geliebten Nähe für die lange Trennung von Ihnen zu entſchädigen. Oft wenn mich gar zu ſehr nach Ihnen bangt, beſchwichtige ich mich ſelbſt mit dieſer lieben Ausſicht. Es wird mir ja hoffentlich nicht ſchwer werden, Herrn von Aarheim's Zuſtimmung zu einem Beſuche bei Ihnen zu erhalten. Zwar liegt es in ſeinem Reiſeplan, daß ich ihn begleiten ſoll, aber ich bin entſchloſſen, dieſes nicht zu thun, und ich werde zu Hauſe bleiben, weil ich es für beſſer achte, jetzt noch Ottokar's Nähe zu meiden.

„Ottokar! Da ſteht er, der Name, den ich je wieder zu nennen, mir einſt auf ewig verbieten zu müſſen glaubte, und meine Hand zitterte nicht, indem ich ihn jetzt niederſchrieb. Daß er daſteht, ſey Ihnen Bürge meines innern Friedens; es iſt der Name des Schutzgeiſtes meiner jetzigen Ruhe, und der ganzen Zukunft meines Lebens. Jetzt erſt verſtehe ich die wahre Meinung meiner verewigten Mutter, wenn ſie mich lehrte: „Liebe iſt der Quell unausſprechlicher Seligkeit, durch ſich allein, ohne Hoffnung, ohne Erwiederung, ohne Wunſch ſogar.“ Ja wahrlich, in dieſer höchſten Reinheit muß ſie die Seligkeit der Engel ſeyn, die von uns unerkannt, ſchützend uns umſchweben!

„Ich denke an Ottokar, und bin verſöhnt mit allen Ereigniſſen, die in einer Welt mich treffen können, in welcher auch er lebt; um ſeinetwillen liebe und ertrage ich alle Menſchen, die mich in meinem Wirkungskreis berühren, die guten wie die böſen, die freundlichen wie die widerwärtigen. Er iſt mir fern, und nie vielleicht ſehe ich ihn wieder, aber er lebt, lebt wirklich, iſt nicht das Geſchöpf meiner Phantaſie. Daß ich dieſes mit Ueberzeugung weiß, beſeligt mein Gemüth mit unnennbarem Frieden. In mir regt ſich auch nicht der leiſeſte Wunſch, daß etwas in unſerem gegenſeitigen Verhältniſſe anders wäre als es iſt. Darum reiſe ich nicht nach Italien, denn alles muß ſo bleiben. Der Schmerz der Trennung iſt vorüber, und nun halte ich mich an die Seligkeit, ihn gefunden zu haben. Meine Liebe iſt ja nur Freude an ſeinem ſchönen Daſeyn, und dieſe wird mich begleiten bis an mein Grab, ſie wird mich bewahren, rein und treu mich ſchützen vor jeder zerſtörenden Leidenſchaft, ſie kann nicht vergehen ſo lange ich lebe, und ſie zu erhalten braucht es keines Wiederſehens.

„Gewiß, meine liebevolle zweite Mutter! Sie zittern nicht für Ihr Kind bei dieſem Bekenntniß? Zittern Sie nicht! Ohne Erröthen darf ich ſogar in Herrn von Aarheim's Gegenwart Ottokar's gedenken, ich dürfte es, wäre der Mann, dem mein Vater mich verband, zugleich der Gegenſtand meiner freien Wahl. Ich kenne den ganzen Umfang der heiligen ernſten Pflicht, die mir auferlegt ward, aber mein Herz ſchlägt ruhig und zeiht mich keiner Untreue. Vor dem Altare gelobte ich Treue dem Gemahl, gefällige Achtung, Ergebenheit und liebevolle Theilnahme an allem, was ihn berührt in Freude und Leid; mehr kann Niemand geloben und ich werde halten was ich verſprach. Was aber hat dieſes Geloben mit dem Gefühl zu thun, das mein inneres Daſeyn mit

Ottokar aufs innigſte verwebt? Dieſes iſt nicht von dieſer Welt, hat mit ihr ſo ganz und gar keinen Zuſammenhang, daß jede ihrer Einrichtungen es nur entheiligen könnte. Wozu jemals geloben, Ottokar ewig zu lieben? Gelobt man denn zu leben? zu athmen? Das kommt ja alles von ſelbſt, und die Liebe, die ich meine, iſt ja nur reines ätheriſches Leben ohne Abſicht, ohne Wollen entſtanden, und kann nie vergehen. Wie ich Ottokar's, ſo trug meine Mutter Ferdinand's Bild in reiner, treuer Bruſt, und ſie war das Muſter der Frauen.

„Sie ſehen demnach, meine theure zweite Mutter! Sie können ruhig ſeyn um Ihr entferntes Kind. Ich bin zufrieden. Im Aeußern nichts, das tief mich verletzen könnte; im Innern Kraft und Muth, Liebe und Frieden. Was darf der arme Menſch vom Schickſal Höheres fordern? Ich wende den Blick hinab auf die Tauſende, die neidend zu mir heraufblicken, und ſchaue nicht hinauf zu jenen, denen ein vollerer Freudenkranz, von wenigern Dornen durchflochten, gereicht ward, als mir.“

Wer einer Feuersbrunſt, oder der Raubſucht plündernder Feinde alle ſeine Habe hingegeben ſah, der nimmt, was unverhofft ihm gerettet ward, ſo dankbar auf, als wäre es ein Geſchenk. In der erſten Freude über das ſchon verloren Geglaubte dünkt man ſich Anfangs mit dem zehnten Theil ſeines Eigenthums beinahe reicher als vorher im Beſitze des Ganzen, und nur allmählich gewöhnt man ſich wieder, ein jedes gehörig zu würdigen.

Gleich einem ſolchen, dem Feuer oder den Feinden entriſſenen Kleinode, betrachteten Gabrielen's Freundinnen dieſen ihren erſten Brief ſeit ihrer Vermählung. Mit innerem Zagen und mit widerſtrebender Hand hatte Frau von Willnangen ihn entſiegelt; ſie fürchtete in herzzerſchneidenden Klagen ihres Lieblings die traurige Beſtätigung aller der trüben Ahnungen leſen zu müſſen, welche Gabrielen's Geſchick ihr in den dunkelſten Farben vorſpiegelten. Was ſie von ihr las, übertraf daher ſo ganz ihre Erwartung, daß wenig daran fehlte, ſie hätte ſich dadurch verleiten laſſen, ſie glücklich zu preiſen. Freilich ſchwand dieſer erſte Freudentaumel früh genug, aber der tröſtende

Eindruck konnte dennoch nicht gänzlich verlöſchen. Allen den lieben Sorgen, allen den mannichfaltigen Beſchäftigungen, welche Auguſten's Ausſtattung und Vermählung nothwendig machten, unterzog ſich Frau von Willnangen von nun an mit weit leichterem Herzen, und auch die junge Braut gab an Adelbert's Seite ſich dem Glücke unbefangener hin als zuvor. Gabrielen's trauernde Geſtalt war in manchen Momenten oft wie ein ſtiller Vorwurf zwiſchen Auguſten und die Freude getreten. Die Ueberzeugung, daß die geliebte Freundin weit weniger beklagenswerth ſey, als ſie es ſich gedacht hatte, ſchien ihr jetzt erſt die rechte Erlaubniß zu geben, es ſich ſelbſt zu geſtehen, wie glücklich ſie ſich fühle.

Der General Lichtenfels und Adelbert theilten freudig die Hoffnungen, welchen Frau von Willnangen und ihre Tochter ſich ſo unbedingt überließen, nur Erneſto ward ſichtbar trübe und verſtimmt nach Leſung des Briefes, der alle Andern beruhigt hatte. Verſtummend gab er ihn in die Hände der Frau von Willnangen zurück, und antwortete nur mit einem halberſtickten Seufzer und abgewandtem Blicke ihren, um Beſtätigung des eignen frohen Gefühls bittenden Augen.

Nicht Gabrielen's gegenwärtige Lage beängſtigte ſo den treuen Beſchützer ihrer Jugend. Er kannte die Elaſtizität ihres Gemüths, deſſen Kraft zum Guten durch Uebung, auch der ſchwerſten Tugend, nur erhöht, nicht gemindert werden konnte und baute feſt darauf. Aber ſeit er Gabrielen's Brief geleſen hatte, vermochte er es nicht ein banges Vorgefühl künftigen Unheils von ſich abzuſchütteln. Er zitterte vor dem Gedanken, ſie einſt, vielleicht bald die tiefe Einſamkeit verlaſſen zu ſehen, in welcher ihr jetzt alle ihre Tage in ſteter Dämmerung, von lieben Erinnerungen umgaukelt, hinſchwanden. Denn Ruhe, ungeſtörte einförmige Ruhe, dieſes trübe Surrogat des Glücks, waren, ſeiner Ueberzeugung nach, alles, was die Freunde der armen Gabriele dieſer von nun an noch wünſchen konnten, damit nichts ſie völlig aus dem ſchönen Traume erwecken möge, den ſie, wie er fürchtete, ſchon halb erwacht, ſich noch fortzuträumen bemühte.

Es hatte wirklich den Anſchein, als ob Erneſto's fromme Wünſche für Gabrielen's Ruhe auf das pünktlichſte in Erfüllung gehen ſollten, denn ſie lebte lange Zeit am ſchönen Ufer des Rheins, in abgeſchiedener, beinahe klöſterlicher Einſamkeit. Nie ſah man ſie außerhalb des Bezirks der zu ihrem Schloſſe gehörenden Gartenanlagen, als in Herrn von Aarheims Geſellſchaft, höchſtens mochte ſie es zuweilen an ſchönen Abenden wagen, allein oder nur von Annetten begleitet, in ihrer Gondel auf den goldig grünen Wellen des Stroms hinzugleiten. Argwohn und Eiferſucht hatten ihren Gemahl gelehrt, ſie von allen Seiten ſo ſchlau einzuengen, daß es gar keines ausdrücklichen Verbots von ihm bedurfte, um Gabrielen jede Verbindung mit der Außenwelt unmöglich zu machen. Daß man in ſeinem Schloſſe nach engliſcher Sitte die Tageszeiten eintheilte, die Frühſtücksſtunde auf den Mittag, die Mittagsſtunde auf den Abend verlegte, damit war ſchon ein großer Schritt zur Abſonderung von der ganzen Nachbarſchaft geſchehen, der größte aber dadurch, daß Moritz bei ſeiner Ankunft unterließ, mit ſeiner jungen Gemahlin die gewohnten Beſuche zu machen, um ſie vorzuſtellen.

Nichts wird ſtrenger und ſichrer geahndet, als eine ſolche abſichtliche Verletzung der allgemein hergebrachten Sitte, beſonders in kleinen Städten, oder in einem nachbarlichen Kreiſe auf dem Lande. Man erklärt ſich dadurch ſelbſt in die Acht, und alle die, mit denen nicht ſeyn zu wollen wir bezeigen, halten ſich durch unſer Verfahren berechtigt, wider uns zu ſeyn.

Die arme Gabriele würde dieſes ſchwer empfunden haben, hätte ihre natürliche Anſpruchsloſigkeit ſie nicht verhindert zu bemerken, wie man bei allen Gelegenheiten ſogar ihre Exiſtenz zu ignoriren befliſſen war. Auch das allerunbedeutendſte Geſchöpf kann nicht ſo total überſehen werden, als ſie es wurde, ſo oft ein ſeltner Zufall ſie in die Nähe derer brachte, welche Herr von Aarheim ohne ihr Zuthun beleidigt hatte. Dieſer fühlte das zu ſeiner großen Kränkung ſehr deutlich, und ſtrebte durch tauſend kleine Künſte es Gabrielen zu verbergen; aber er hätte dieſe Mühe füglich ſparen können, denn Gabriele ſchien in ihrer Lebensweiſe nicht die mindeſte Abweichung vom allgemein Ueblichen zu finden. Briefe, welche ſie von den Freunden ihrer Jugend empfing, oder an ſie ſchrieb, waren in ihrem gleichförmig-ſtillen Leben, die einzige Auszeichnung eines Tages vor dem andern, und eine unbeſtimmte ſüße Sehnſucht bemächtigte ſich ihrer allmählich in dieſer ungeſtörten Einſamkeit. Oft ſaß ſie Stundenlang allein, das blühende Lockenköpfchen auf die weiße Hand geſtützt, in dämmernden Träumen verloren. Hell und einzeln perlten Thränen unter den langen ſeidnen Augenwimpern hervor, und fielen langſam herab, wie wenn der West eine tropfenſchwere Roſe wiegt. Ein namenloſes ſüßes Weh durchzuckte ſchmerzlich und freudig ihr volles Herz, dann nannte ſie leiſe Ottokar's Namen, und blickte verwundert, gleichſam ſie zählend, auf die Thränen, die ihrem Auge entquollen, ſie wußte nicht warum. Zum Glück wurde Frau von Willnangen und Erneſto durch den Ton, der in Gabrielen's Briefen vorzuherrſchen begann, auf die jetzige Stimmung ihres Lieblings ſehr bald aufmerkſam gemacht, und ihre warnende Stimme kam nicht zu ſpät, um die Träumerin zu erwecken.

Gabriele riß ſich mit gewohnter Kraft plötzlich empor. Die Gefahr bei dieſem ſüßen Verlieren in ſich ſelbſt entging von nun an ihrem klaren Blicke nicht, noch weniger die Nothwendigkeit, in nützlicher Thätigkeit Schutz gegen jede Lähmung des Geiſtes zu ſuchen, deren leiſes Heranſchleichen ſie jetzt deutlich erkannte. Ein würdiger Gegenſtand dieſer Thätigkeit zeigte ſich ihr, ſo wie ſie nur Gewalt genug über ſich gewann, den Blick auf das ihr Zunächſtliegende zu wenden.

Seit Moritz ſo einſam auf dem Lande lebte, hatte er ſich mit ſeiner gewohnten Oberflächlichkeit auf die praktiſche Oekonomie geworfen. Und ſie bot ſeiner Vorliebe für neue Erfindungen ein unüberſehbares Feld. Täglich ward etwas Neues unternommen, ſein unruhiges, in ſich ſelbſt ſich zerſplitterndes Weſen erlaubte ihm aber nicht, irgend etwas vollenden zu laſſen. Was geſtern erbaut ward, mußte heute wieder eingeriſſen werden; Menſchen und Thiere wurden ſtündlich von den nothwendigſten Feldarbeiten abgerufen, um zur Fröhnung irgend einer momentanen Laune ihres Gebieters ihre Kräfte herzuleihen. Die alten treuen Arbeiter, welche an dem Boden, den ihre Urgroßväter ſchon im Schweiße ihres Angeſichts gebaut hatten, ſich eine Art von Anrecht erworben zu haben glaubten, ſträubten ſich vergebens gegen dieſes Verfahren; vergebens vertheidigten ſie ihre alte Art das Land zu bauen mit dem, dem Landmann eignen Widerwillen gegen alle Neuerungen. Die Starrſinnigen wurden des Dienſtes entlaſſen und Fügſamere traten an ihre Stelle. Pflüge und Pflüger, Hirten und Heerden, Pflanzen und Gärtner wurden mit unendlichen Koſten aus dem Auslande verſchrieben, aus England, aus der Schweiz, aus Spanien ſogar. Die Umgegend füllte ſich mit fremdartigen Geſtalten, Abentheuerer aller Art drängten ſich herbei, welche Herrn von Aarheim mit den niedrigſten Schmeicheleien zu gewinnen wußten, und die ganze Nachbarſchaft ſah in ſtiller Schadenfreude zu, wie er, der ſich das Anſehen gab, klüger ſeyn zu wollen als alle, auf das gröbſte hintergangen ward.

Alle dieſe Mißbräuche konnten Gabrielen nicht entgehen, ſobald ſie mit Ernſt um ſich blickte, und indem ſie ſolche gewahrte, mußte ſie zugleich die Verpflichtung fühlen, die gutmüthige Schwäche ihres Gemahls nicht länger als unthätige Zuſchauerin mißbrauchen und verſpotten zu laſſen.

Das Beiſpiel ihrer Mutter ſchwebte ihr vor, die mit ſanfter Hand und klugem Auge der Verwaltung der Güter von Schloß Aarheim vorgeſtanden hatte, und das Gefühl, wie unendlich viel zur Erreichung dieſes Vorbildes ihr noch mangle, durfte Auguſten's Tochter nicht abſchrecken, ihm wenigſtens von ferne nachzuſtreben. Zum Glück fand Gabrielen's Unerfahrenheit bald einen verſtändigen und treuen Beiſtand in einem alten Wirthſchaftsbeamten, dem einzigen aus der vorigen Zeit, der unter einem wüſten Haufen aus allen Theilen Europen's zuſammen gelaufnen Geſindels noch da ſtand. Eine Art von Scheu vor ſeiner durch lange Dienſtjahre bewährten Treue hatte Herrn von Aarheim abgehalten, ihn gleich den übrigen alten Dienern zu entlaſſen.

Die Gärten waren der erſte Gegenſtand, welchen Gabriele unter ihre beſondere Obhut nahm. Dies ſchöne Gebiet gehört ohnehin, wenigſtens zur Hälfte, in das Reich der Frauen, und Herr von Aarheim trug freudig ſeiner Gemahlin alle vom Gartenbau handelnden Bücher aus ſeiner Bibliothek ſelbſt herbei, ſobald ſie nur den Wunſch äußerte, ſich mit der Oberaufſicht deſſelben zu beſchäftigen. Der Gedanke, daß Gabriele beginne, an ſeinen Verbeſſerungsplanen Theil zu nehmen, entzückte ihn um ſo mehr, da ſeiner Meinung nach gerade der Theil derſelben, welchen ſie erwählte, ſie immer mehr von der Außenwelt trennen und in die Nähe des Schloſſes bannen mußte.

Sie begann ihr neues Geſchäft mit dem größten Eifer zu treiben. Die Tiſche in ihrem Zimmer waren bald mit Plänen zu Gartengebäuden, Anlagen und Treibhäuſern aller Art bedeckt, ſie kamen nach und nach unter ihren, durch vieles Zeichnen geübten Augen ins Daſeyn und der große Garten ward unter ihrer Leitung ſehr bald ein Paradies voll Duft und Blumen und Früchte. Herr von Aarheim, im Entzücken über das Gedeihen der exotiſchen Pflanzen, welche er mit großen Koſten aus fremden Ländern hatte kommen laſſen, überſah es gern, daß Gabriele deshalb auch die einheimiſchen nicht verbannte und Weinſtöcken und Obſtbäumen nicht minder die ihnen zukommende Pflege angedeihen ließ, als dem Piſang oder der Ananas.

So verging das erſte Jahr ihrer Ehe. Uebung vermehrte Gabrielen's Kraft und Moritz bemerkte mit Erſtaunen die ernſte Thätigkeit ſeiner jungen Gemahlin. Die Gewandtheit, die Sicherheit, die Ruhe, mit der ſie alles vollbrachte, was ſie unternahm, erregte ſeine Bewunderung, während ihr ganzes Betragen ihm eine Achtung einflößte, vor der das ängſtliche Mißtrauen, mit welchem er ſie bisher bewacht hatte, es wenigſtens nicht wagte, ſich zu zeigen. Seine innere Unruhe, die ihn von jeher raſtlos in der Welt nach Neuigkeiten herumjagte, erwachte, ſo wie er in Hinſicht auf Gabrielen ruhiger zu werden begann, und unwiderſtehlicher als je fühlte er in ſich den Wunſch, ihr nachgeben zu dürfen. Des ökonomiſchen Steckenpferdes, ſo wie der ländlichen Einſamkeit war er eigentlich längſt überdrüſſig geworden; nichts konnte ihm daher erwünſchteres kommen, als daß Gabriele ſpäterhin ihre Neigung erklärte, ſich nicht allein der Gärten, ſondern auch der ganzen Verwaltung des Gutes anzunehmen. Er fand die Bereitwilligkeit zu bequem, mit der ſie ihn ſo mancher, ihm jetzt höchſt läſtigen Sorge überhob, als daß er ſie ſich nicht recht gern hätte gefallen laſſen ſollen, um ſo mehr, da er ſich dabei das Anſehen geben konnte, als erzöge er ſich in ſeiner Gemahlin eine Schülerin ſeiner außerordentlichen ökonomiſchen Kenntniſſe. Vielleicht war er auch eitel genug, ſich dieſes ſelbſt einzubilden, während Gabriele, nach dem Rathe ihres redlichen Inſpektors allmählich alle ſchädlichen Neuerungen abſtellte, welche Herr von Aarheim eingeführt hatte, und nur die beſſern beibehielt, ohne daß dieſer irgend eine Veränderung bemerkt hätte. Immer ſorgloſer, faßte er endlich gar den Muth, Gabrielen erſt auf Tage, ſodann auf Wochen ſich ſelbſt zu überlaſſen, und zuletzt ſie zur unumſchränkten Regentin ſeines Gutes und ſeines Hausweſens zu machen, während er in den naheliegenden Städten umherzog, oder ſich auf kleinen mineralogiſchen Reiſen in das Gebirge vertiefte.

Bald unter dem Vorwande des Heimwehs, bald ganz ohne Abſchied in der Stille, verſchwanden nun auch nach und nach die fremden Abentheurer, welche Herr von Aarheim früher um ſich her verſammelt hatte; eigentlich wohl, weil keiner von ihnen unter der Oberaufſicht des alten Inſpektors mehr ſeine Rechnung fand. Die alten, von ihnen vertriebenen deutſchen Geſichter erſchienen wieder, doch Herr von Aarheim nahm von allen dieſem keine Notiz. Wenn er zuweilen eine Säemaſchine oder einen neuerfundenen Pflug in Aktivität erblickte, war er vollkommen zufrieden, gab ſich das Anſehen, als ſey er überzeugt, daß alles noch nach ſeiner Vorſchrift betrieben werde und vermied jede Aufklärung oder Rechenſchaft, welche Gabriele ihm zu geben ſtets bereit war. Sein ewig wechſelnder Sinn hatte ihn eigentlich dem Himmel zugeführt, indem er ihn der Erde abwendete, und es war nicht ſowohl Vertrauen in Gabrielen's Kenntniſſe, als Ueberdruß und Ekel an ſeiner ehemaligen Lieblingsbeſchäftigung, was zu dieſem Benehmen ihn bewog. Quadranten, Globen, Ferngläſer aller Art, gaben jetzt ſeinen Zimmern das Anſehen eines Obſervatoriums, aus welchem Fellenberg, Thaer und Arthur Young völlig verbannt wurden, denn Aſtronomie war für den Augenblick ſein Lieblingsſtudium geworden. Dieſe neue Leidenſchaft begann endlich, ihn ſo mächtig zu beherrſchen, daß er, der früher die Reiſe nach Italien aufgegeben hatte, um Gabrielen nicht zu verlaſſen, ſich jetzt mitten im Kriege nach England ſchlich, einzig um in Slowe auf Herrſchel's hohem Seſſel in den Lüften zu ſchweben, mit einem Fernglaſe in deſſen koloſſalen Tubus zu gucken und deſſen neuerfundenen Kometenjäger zu bewundern.

So waren drei Jahre verſtrichen, und Gabriele hatte in ſteter Einſamkeit, fern von den Freunden ihrer Jugend, ihr zwanzigſtes Jahr vollendet, doch war ſie durch einen ununterbrochenen Briefwechſel mit Erneſto, Auguſten, Frau von Willnangen, ſogar mit der guten alten Frau Dalling, die rege Theilnehmerin an allen ihren Leiden und Freuden geblieben. Ja dieſer Briefwechſel war es eigentlich, welcher noch Abwechſelung und Bewegung in den Lauf ihres Lebens zu bringen vermochte, denn ihre eigene Exiſtenz glitt ſo einförmig an ihr vorüber, daß das Schwinden der Tage ihr nur durch den Wechſel der Jahreszeiten bemerkbar werden konnte. Die Zeit, welche ſie bei ihrer Tante verlebt hatte, die Tage voll Schmerz und Luſt im Hauſe der Frau von Willnangen, ja ſelbſt Ottokar's Bild ſchwebten nur noch in dämmerndem Scheine vor ihrer Seele, wie die Tage der Kindheit vor dem innern Auge des lebensmüden Greiſes ſchweben, der liebend noch an ihnen hängt, obgleich er es nicht mehr vermag, ſie noch deutlich aus der weiten Ferne zu erkennen. Im ruhigen Bewußtſeyn erfüllter Pflicht, aufrecht erhalten durch rege Thätigkeit, konnte Gabriele nicht in dumpfe Apathie verſinken. Der Anblick der Natur, das Gelingen ihres Strebens, ließ ſie nicht unergötzt, aber kein frohes, glückliches Empfinden röthete je ihre Wangen höher, ſtrahlte in ihrem Blick, oder beſchleunigte das ruhige Pulſiren ihres Herzens zu raſcheren Schlägen. Sie war ruhig, ſo ruhig, daß ſie faſt keinen Wunſch mehr kannte, und dieſes Gefühl theilte ſie in ihren Briefen ihren Freunden mit. Erneſto ſelbſt mußte endlich aufhören, für ihre Zukunft beſorgt zu ſeyn.

So lange Gabrielen's Gemahl in England verweilte, ſetzte ſie die eingezogene Lebensweiſe fort. Gewohnheit hatte ſie ihr täglich werther gemacht und bei Moritzens Heimkehr überraſchten dieſen überall Beweiſe ihres unermüdeten, ſtillen, wohlgeordneten Wirkens. Was er noch von ſeiner ehemaligen Eiferſüchtelei beibehalten haben mochte, verſchwand, wie Eis an der Sonne, vor dem ruhigen Blick und der über das ganze Weſen der ſchönen Frau ergoſſenen Würde, mit der ſie freundlich, doch nicht heuchelnd ihm entgegentrat und ihn willkommen hieß. Die engliſche Manie hatte er ohnehin in England verloren, er kehrte heim, feſt entſchloſſen, einen neuen Lebensplan zu ergreifen; nur ſchwankte er noch in der Wahl desſelben, als bei Gabrielen's Anblick ihn ein freudiger Uebermuth ergriff. Er fühlte plötzlich eine Art von Sehnſucht, vor aller Welt mit dem Glück glänzen zu können, deſſen eigentlichen Werth zu würdigen er doch weit entfernt war. Sein alter Hang, von einem Extrem zum andern zu eilen, ward mächtiger in ihm als je zuvor, und er, der noch vor kurzem ſogar den Sonnenſtrahlen den Anblick ſeiner Gemahlin gern verwehrt hätte, begann jetzt ſehr ernſtlich darauf zu denken, wie er ſie bereden könne, den kommenden Winter in Paris, mitten im Strudel der großen Welt mit ihm zu verleben.

Alle ſeine Geſpräche gingen von nun an einzig darauf hinaus, ihren Widerwillen gegen eine ſolche Veränderung ihres Wohnorts zu bekämpfen, und je inniger ſie an ihrer Einſamkeit zu hängen ſchien, je eifriger bezeigte er ſich, ſie ihr zu entreißen und ſie den rauſchendſten Vergnügungen wieder zuzuführen.

Inzwiſchen wurde Herr von Aarheim in England nicht nur der engliſchen Lebensweiſe untreu, ſondern auch ſeiner neuern Leidenſchaft der Sternkunde. Der Landwirthſchaft mochte er ſich nicht wieder zuwenden, und ſo ſchwebte er wirklich vakant, wie nach einem alten Glauben die Seelen der ungetauft geſtorbenen Kinder, zwiſchen Himmel und Erde, in tödtlicher Langerweile, welche das ewige Disputiren mit Gabrielen über ihren künftigen Winteraufenthalt doch nicht ganz zu bannen vermochte. Ein Zufall brachte ihn endlich auf den Gedanken, die Sorge für Requiſitionen, Einquartirungen und andere Kriegsübel, welche mit jedem Tage in der Gegend ſich häuften, in eigner Perſon zu übernehmen, und darin einen Zeitvertreib zu ſuchen.

Wie durch ein Wunderwerk, lag bis jetzt ſein Schloß, gleich einer glücklichen Inſel, mitten in einem ſtürmiſchen Meer. Gabriele, welche die

Gränzen der nächſten Umgebungen ihrer Wohnung ſelten zu überſchreiten pflegte, hatte noch nie einen der Feinde erblickt, die ringsum, wenn gleich nicht den Krieg ſelbſt, doch manches Unheil und manche der Unruhen herbeiführten, welche dieſen zu begleiten pflegen. Sie verdankte dieſe Schonung den wohlgetroffenen Maßregeln ihres Wirthſchaftsinſpektors, der als Elſaſſer der franzöſiſchen Sprache kundig genug war, um jede Verhandlung übernehmen zu können, welche das Ausheben der Konſcribirten, der Durchmarſch der Armeen und ähnliche Kriegslaſten nothwendig machten. Er hatte überdem ein ſehr artiges Jagdhaus zum Empfange der Einquartirungen einrichten laſſen, es lag nahe am Schloſſe, doch außer dem Geſichtkreis deſſelben. Dort nahm er einſtweilen ſelbſt ſeine Wohnung und wußte bald durch freundliches Zuvorkommen, bald durch ernſtes, gefaßtes Betragen jeden Unfug abzuwenden, welchen der Uebermuth der ungeladenen Gäſte hätte ſtiften können.

Herr von Aarheim, ſeiner alten Weiſe getreu, alles beſſer wiſſen zu wollen, war weit davon entfernt zu begreifen, wie nützlich dieſe Einrichtung ihm bis jetzt geweſen ſey. Unter dem Vorwande, daß die Gegenwart des Inſpektors anderswo nöthiger wäre, vertrieb er dieſen aus dem Jagdſchloſſe, ſchlug dann ſelbſt ſeine Wohnung darin auf und ſchuf ſich ein eigenes Syſtem zur Erleichterung der Kriegslaſten, ſowohl für die Armee als den Landeigenthümer. Dieſes mochte ſeltſam genug ausgefallen ſeyn, wenigſtens war Niemand mit den neuen Einrichtungen zufrieden, deren Ausführung Herr von Aarheim perſönlich übernahm, und Unmuth und Streit traten an die Stelle des ehemaligen gegenſeitig guten Vernehmens. Endlich kam es ſogar ſo weit, daß Gabriele durch ihr plötzliches Dazwiſchentreten ihren Gemahl einſt von Mißhandlungen retten mußte, die er Anfangs durch Knickerei und Uebermuth, dann durch feiges, ängſtliches Betragen ſich ſelbſt zugezogen hatte. Ihre unerwartete glänzende Erſcheinung machte zwar aller Fehde gleich ein Ende, und Moritz war herzlich froh, ſeine Perſönlichkeit unverletzt gerettet zu ſehen, aber ihn überlief dabei doch wieder ein kleiner eiferſüchtelnder Schauer. Um den neugeſtifteten Frieden dauerhaft zu gründen, ſah Gabriele ſich genöthigt, die fremden Offiziere jetzt in das Schloß ſelbſt einzuladen. Sie folgten ihr mit allen Zeichen der höchſten Verehrung, kamen mit aller Galanterie ihrer Nation jedem Winke der ſchönen Frau zuvor, leiſteten anſcheinend jeder ihrer Aeußerungen den pünktlichſten Gehorſam, fanden es aber auch zugleich höchſt nöthig, das Schloß des Herrn von Aarheim zum Mittelpunkt zu machen, von wo aus ſie ihre Geſchäfte in der Umgegend dirigirten und alle ihre Anſtalten deuteten auf einen recht langen Aufenthalt in demſelben.

Moritz war zu feig, um gegen dieſe Einrichtung etwas einzuwenden, aber ihm war dennoch gar nicht wohl dabei zu Muthe. Vor allem quälte ſeine arme ſchwache Seele ſich mit der Furcht, daß Gabriele bei dieſer Gelegenheit ſich leicht eine Herrſchaft über ihren Gemahl anmaßen könne, welche in ruhigern Zeiten ihr wieder zu entreißen ihm ſchwer werden möchte. Unfähig, länger dieſe Beſorgniſſe zu tragen, kam er endlich auf den Gedanken, ihr, die er jetzt nicht mehr nach Paris zu führen verlangte, einen Beſuch bei der Frau von Willnangen vorzuſchlagen. Eine freudige Aufwallung färbte zum erſten Mal ſeit langer Zeit Gabrielen's Wangen und ihre Augen leuchteten vor Entzücken, als ſie dieſen Vorſchlag vernahm. Dankbar ergriff ſie ihn; mit der gewohnten ruhigen Einſamkeit hatte der Aufenthalt am Rhein ohnehin ſeinen höchſten Reiz für ſie verloren; die Anſtalten zur Reiſe wurden daher ſo ſchnell als möglich getroffen, das Gut der Barmherzigkeit des Himmels und der Aufſicht des treuen Inſpektors empfohlen, und kurze Zeit darauf feierte Gabriele im Arme ihrer Freundinnen eine höchſt ſelige Stunde des Wiederſehens.

Nicht in der Stadt, in welcher Frau von Willnangen früher lebte und wo Ottokar's Bild Gabrielen auf jedem Schritt entgegen getreten wäre, wurde dieſes Wiederſehen gefeiert. Die Geſtaltung der Zeit, welche Gabrielen von den ſchönen Ufern des Rheins verbannte, hatte auch ihre Freundin bewogen, ſich mit ihren Kindern auf das Gut des Generals Lichtenfels zurückzuziehen; Erneſto hatte den dringenden Bitten, ſeine Freunde zu begleiten, nicht widerſtehen können. So lebten Alle auf dem ſchönen Schloſſe im fröhlichſten Verein, doch nicht wie ſonſt in rauſchenden Feſten.

Mit freudeſtrahlendem Blicke, wenn gleich noch ein wenig bleich, hielt Auguſte von dem Sopha, auf welchem ſie ruhte, eine kleine, wenige Tage alte Gabriele der Freundin auf ihrem Arme entgegen. Neben ihr lag ein funfzehn Monate älterer roſenwangiger Adelbert und jauchzte laut im luſtigen Spiel mit dem Vater. Ein einziger Blick auf die häuslich frohe Gruppe verkündete Gabrielen das ſtille Glück dieſer Menſchen. Und als nun Auguſte, nach dem erſten freudigen Verſtummen des Wiederſehens, mit froher Redſeligkeit die Aehnlichkeit der kleinen Gabriele mit der großen zu beweiſen ſuchte, als Adelbert ſeinen Knaben tanzen, lachen und einzelne Töne ſtammeln ließ, um Gabrielen alle erſtaunenswürdigen Künſte deſſelben gleich in der erſten Stunde zu zeigen, da perlte eine helle Thräne Gabrielen im Auge und ein leiſer Seufzer hob langſam ihren Buſen, an welchen ſie Auguſten feſter drückte.

Mitleidig betrachtete Frau von Willnangen ihre Gabriele in dieſem Moment, doch bald erglühte ſie faſt zornig bei Moritzen's Eintritt, der gleich nach der erſten Begrüßung die Kleidung der Kinder zu unterſuchen und zu tadeln begann, dann eine lange Rede über die neueſten Arten derſelben hielt, welcher Niemand zuhören mochte. Zuletzt verlangte er, alle in das Schloß gehörenden Hunde zu ſehen, um einen heraus zu finden, der Genie genug beſäße zu lernen, wie er vermittelſt eines Rades die Wiege des Neugeborenen in Bewegung ſetzen könne. „Er iſt noch wie ſonſt!“ ſeufzte Erneſto leiſe vor ſich hin, und hütete ſich ſchonend, Gabrielen's Blicken zu begegnen.

Keine Sylbe über ihr gegenwärtiges Verhältniß, vielweniger eine Klage entſchlüpfte beim längern Beiſammenſeyn Gabrielen's Lippen, ſelbſt im vertrauteſten Geſpräch mit ihren Freunden. Nur überflog zuweilen ein dunkleres Roth ihre Wangen, wenn Herrn von Aarheim's Eigenheiten in zu grellem Lichte ſich zeigten, und ihre Worte folgten dann ſchneller wie gewöhnlich auf einander, in dem Beſtreben, dem Geſpräche, in welchem er zu unvortheilhaft erſchien, eine andere Wendung zu geben. Selten mißlang ihr dieſes und ihre Freunde fühlten ſich oft bewogen es zu bewundern, wie künſtlich ſie dann gerade die wenigen Gegenſtände zur Sprache zu bringen wußte, über welche ihr Gemahl mit erträglicher Sachkenntniß ſich zu äußern fähig war. Uebrigens erſchien ſie ihnen in ihrem ganzen Betragen völlig unverändert, obgleich Alle die Unmöglichkeit fühlten, zu fragen, was ſie nicht von ſelbſt geſtand und was Alle ſich doch ſehnten zu erfahren. Nicht weil ſie in geheimnißvolles Dunkel ſich hüllte, verloren ihre Freunde den Muth dazu, ſondern im Gegentheil, weil ihr ganzes Weſen ſo kryſtallhell vor ihnen ſtand, daß man keine Nachforſchung wagen mochte, um es nicht zu trüben.

Endlich brach Gabriele ſelbſt zuerſt dieſes Schweigen. Es war an einem jener dunkelhellen warmen Herbſtabende, wo alles zur wehmüthigen Feier einer lieben Vergangenheit uns auffordert. Langſam, von keinem Lüftchen berührt, ſinken die purpurfarbenen und goldenen Blätter einzeln von den Bäumen herab und ein ſeltſames Rauſchen flüſtert in den Wipfeln, während unten auf der Erde die tiefſte Stille herrſcht. Die Menſchen rücken dann näher zuſammen und haben einander lieber als ſonſt, denn Alle fühlen ahnungsvoll die Gewißheit des vielleicht nahen

Scheidens und der Vergänglichkeit aller Blüthe und aller Pracht.

Gabriele, Frau von Willnangen, Auguſte und Erneſto ſaßen in der Dämmerung allein unter den Säulen vor dem Hauſe. Der General und Adelbert hatten mit dem überläſtigen Moritz ſchon am frühen Morgen zu einer Jagdparthie ſich begeben, wie ſie oft thaten, um den Frauen ein ungeſtörtes Beiſammenſeyn zu gewähren. Vieles aus der Vergangenheit war unter den Daheimgebliebenen ſchon den Tag über leiſe zur Sprache gekommen und Aller Gemüth weicher geſtimmt. Da fragte Gabriele plötzlich wie an jenem verhängnißvollen Abende vor ihrer Vermählung: „Erneſto! haben Sie keine Briefe aus Rom? Weiß Ottokar, welchen Gang das Geſchick mit mir nahm?“ ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu.

„Er weiß es, er nimmt Theil an Gabrielen, wie Gabriele an ihm. In wenigen Jahren, vielleicht noch früher, hofft er uns Alle wiederſehen zu dürfen,“ erwiederte Erneſto in einiger Bewegung über die unerwartete Frage. Doch fuhr er bald mit feſterer Stimme fort, von Ottokar's

Lage zu ſprechen, und von dem Einfluſſe des gegenwärtigen Ganges der Welt auf dieſe. Er erzählte, wie Ottokar fortwährend in Rom lebe; doch, für den Augenblick fern von allen öffentlichen Geſchäften und Verbindungen; wie er ſeine Zeit einzig ſeiner Neigung zur Kunſt widme und der fröhlichen Sorge für einen lieblichen Knaben, ſein einziges Kind.

Die ſichtbare Bewegung, in welche Gabriele bei dieſer Nachricht gerieth, beſtimmte Frau von Willnangen, eine Frage nach Aurelien hinzuwerfen, um ihrer jungen Freundin Zeit zu geben, ſich zu faſſen. „Aurelia,“ erwiederte Erneſto, „iſt ihrem Gemahl als Mutter ſeines Sohnes viel werther geworden, ohne daß er deshalb größere Anſprüche an ſie macht. Er erlaubt ihr gern, ihren Launen zu folgen, ihren Aufenthalt nach Belieben zu wählen, wenn ſie nur zuweilen zu ihm zurückkehrt. Dieſes thut ſie und iſt dann freundlich und angenehm, da ſie bei Ottokar keinen Widerſpruch antrifft. Im übrigen iſt ſie ſich völlig gleich geblieben. Sie erklärt Rom für ein weites ödes Grab, in dem die Geſpenſter füglich bei hellem Tage herumwandeln könnten, und behauptet, die Lüneburger Haide ſey in Anmuth der römiſchen Campagna bei weitem vorzuziehen. Deshalb lebt ſie bald in Neapel, bald in Florenz oder Venedig. Einen Sommer brachte ſie in der Schweiz zu, einen Winter in Paris, wo die Gräfin Roſenberg nach einem kurzen Beſuch in Deutſchland, ſich für immer niedergelaſſen zu haben ſcheint.“

Es ward noch vieles über Ottokar's Leben in Rom geſprochen, von welchem Erneſto manche angenehme Einzelnheiten zu erzählen wußte. Im fernern Laufe des Geſprächs bemerkte Frau von Willnangen bedauernd, wie wenig Aurelia doch eigentlich beitrage, dieſes Leben zu verſchönern.

„Sie irren, theure Frau,“ erwiederte ſchnell Gabriele, „oder vielmehr Sie vergeſſen, wie liebenswürdig Aurelia erſcheinen kann, ſobald ſie es will, und bei Ottokar, dieſem nachſichtigſten aller Menſchen, muß ſie immer es wollen. Gewiß bemerkt er ihre kleinen Schwächen nur, um durch ſie ihr Freude zu bereiten und iſt dann zwiefach glücklich in ihrem Ergötzen.“ Alle hefteten bei dieſen Worten aufmerkſam und gerührt den Blick auf Gabrielen. Sie bemerkte es und fuhr mit glänzenden Augen weiter fort. „Ich danke Gott, daß keine neidiſche Regung je in meinem Gemüthe Raum fand; auch danke ich Ihnen, Erneſto, daß Sie das freundliche Bild Ottokar's mit ſeinem Knaben mir zum Troſte hinſtellten an meinen einſamen Lebenspfad, deſſen einziger Schmuck Mitgefühl iſt und Erinnerung. Jetzt weiß ich, daß alles, was ich je liebte, glücklich iſt, dort oben oder hier. Um mich her hat der Sturm ausgetobt, es iſt und bleibt jetzt ſtille. Was kann ich mehr wollen? In meinem Gemüthe regt ſich kein Wunſch zu einem andern Glück, ich glaube ſogar, daß ich keines andern fähig wäre, ſelbſt nicht an Ottokar's Seite. Darum bitte ich Euch alle, meine Lieben! ſeyd in Zukunft ruhig um mich; ich wandle zwar einſam meinen Pfad, aber ich blicke von ihm in die hellerleuchteten Häuſer meiner Freunde in Rom und hier, und auch dort hinauf," ſprach ſie mit einem zu dem eben aufgehenden Abendſtern gehobenen Blicke. „Und ſo," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, „und ſo fühle ich mich weder allein, noch betrübt und verlaſſen." Ruhe des Himmels leuchtete bei dieſen Worten aus Gabrielen's Zügen und Alle fühlten ſich näher zu ihr hingezogen. Auguſte ſchmiegte mit ihrem Knaben ſich an ſie, während Frau von Willnangen unter Thränen ſie umarmte und Erneſto ihre Hand ergriff und liebend und bewundernd mit glänzenden Augen ſie betrachtete.

Moritzen's lärmende Ankunft ſcheuchte die Gruppe auseinander, ſeine Stirne umwölkte ſich, ſo wie er ſie erblickte, und noch am nämlichen Abend kündigte er den dritten Tag nach dieſem als den zur Abreiſe unwiderruflich beſtimmten an. Es war nicht Eiferſucht, was zu dieſem plötzlichen Entſchluß ihn bewog, aber er vermochte es nicht, die bittere Empfindung niederzukämpfen, welche ſich allemal ſeiner bemächtigte, wenn er Gabrielen im kleinen ſtillen Kreiſe ihrer Freunde erblickte, in Liebe ſie umfaſſend und von ihnen umfangen. Ein dumpfes Bewußtſeyn, wie fremd und fern er ſelbſt ihr bleiben müſſe, obgleich es ihm vergönnt war, ſie die Seine zu nennen, regte ihn ſtets zu einer Art Ingrimm gegen dieſe Freunde auf, und unerachtet der Gefälligkeit und Güte, mit der man ihm entgegenkam, ergriff er freudig die erſte Veranlaſſung, ihnen mit Gabrielen zu entfliehen.

Am Morgen ihrer Abreiſe ſtand Erneſto vor dem Schloſſe, unter den nämlichen Säulen, wo ſie vor zwei Abenden noch Alle im herzlichen Vereine verſammelt waren. Sinnend blickte er dem Wagen nach, in welchem Moritz, triumphirend über Gabrielen's Freunde, ſie ihnen entführte, bis auch die letzte Staubwolke ſeinem Blick entſchwand. Dann wandte er ſich, ſchmerzlich aufſeufzend, und gewahrte dicht neben ſich Frau von Willnangen, die forſchend ihn betrachtete.

„Sie ſind betrübt,“ ſprach ſie, „und ich bin es mit Ihnen, denn ſeit ich Gabrielen's liebe Geſtalt in dieſen Räumen einmal erblickte, werde ich ſie immer um ſo ſchmerzlicher vermiſſen. Da wir aber ſcheiden mußten, ſo gereicht es mir doch zum Troſte, daß ſie nicht mehr allein mit dem langweiligſten Narren der Welt in jenem alten Raubſchloß am Rhein hauſen wird. Sie geht, wenn gleich nicht einer glücklichen, doch einer heitereren Exiſtenz entgegen, wie ihre Jugend ſie fördert. Sie ſcheinen meiner Meinung nicht zu ſeyn, Erneſto? Sie der Geſelligſte, Lebensfrohſte unter uns. Ich glaube faſt, Sie fürchten den Eindruck, welchen die Vergnügungen der Reſidenz auf Gabrielen machen könnten, und ich geſtehe es Ihnen, ich begreife weder Sie noch Ihre Sorgen. Was kann die groſſe Welt einem ſo erprobten Gemüthe, wie das von Gabrielen iſt, anhaben? Ach! leider wiſſen wir es ja, es giebt für ſie weder Hoffnung noch Gefahr; der kurze Frühling meines armen Kindes iſt dahin und wird nie wieder erwachen.“

Schweigend ſtand Erneſto eine Weile da, dann nahm er, nach ſeiner gewohnten Art, zu einem Gleichniß ſeine Zuflucht. „Hörten Sie nie,“ ſprach er zu ſeiner Freundin, „hörten Sie nie von jenem Baume, deſſen beim erſten warmen Frühlingshauch erſcheinende Blüthen mit allen Wundern des frühen Lenzes ſich befreunden? mit Schneeglöckchen und Krokus, mit Himmelsſchlüſſeln und Veilchen, und dann verſchwinden, wenn die Sonne höher ſteigt? Der Sommer findet von ihnen keine Spur mehr, aber neue Blüthen entſtehen dann an der Stelle der verſchwundenen, ſie ſind weniger glänzend, werden aber zu Früchten, zu ſüßen oder herben, je nachdem Sonne und Zeit dem Baum es gewähren, der ſo, nach dem gaukelnden Spiele ſeines Frühlings, die Beſtimmung ſeines Daſeyns erreicht.“

„Das Bild nimmt ſich recht artig aus,“ erwiederte Frau von Willnangen, „aber entweder iſt das Gleichniß unpaſſend oder ich verſtehe es eben ſo wenig als Ihre jetzige Sorge. Sie ſelbſt verwieſen mich ja tröſtend auf Gabrielen's Liebe zu Ottokar, Sie nannten ſie den Schutzgeiſt, welcher durch die Wüſten und Steppen ihres Lebenspfades ſie begleiten würde. Wie haben Sie denn nun plötzlich dieſen Glauben verloren? Was fürchten Sie für Gabrielen's Ruhe, ſelbſt wenn Zeit und Entfernung ihr Gefühl für Ottokar gemildert hätten? Kann man den zweimal lieben, wie Ihr Gleichniß es andeuten zu wollen ſcheint? und wenn Andere es könnten, kann es ein Weſen wie Gabriele?“

„Nein! wahrlich nein!“ rief Erneſto. „Ward Ottokar einſt wahrhaft geliebt von Gabrielen, ſo liebt ſie ihn bis zum letzten Hauch ihres Lebens, und iſt durch dieſe reine Liebe geſichert gegen

Schmerz und Reue. Aber ſo ſehr ich auch dagegen mich ſträube, immer von neuem ergreift mich der Gedanke, den ich früher nur leiſe anzudeuten wagte, daß dies Gefühl für Ottokar nur des erwachenden geiſtigen Lebens erſtes jugendliches Sich-Loswinden aus den Banden der Kindheit war. Was wir in früher Jugend die erſte Liebe nennen, iſt es ſelten, oder nie. Iſt doch auch die Morgenröthe, in aller ihrer Pracht, noch nicht die Sonne, welche unſern ganzen Lebenstag erleuchten und erwärmen ſoll.“

Vergebens beſtritt Frau von Willnangen dieſen Gedanken Erneſto's mit allen Gründen, welche ihr Herz und ihr Verſtand ihr nur anzugeben vermochten. „Blicken Sie um ſich,“ erwiederte er ihr, „wie viele der zum Glück nicht zahlreichen Ehen, welche einer ſogenannten erſten Liebe ihr Daſeyn verdankten, ſind wahrhaft glücklich zu nennen? Könnte dies ſeyn, wie es denn unleugbar iſt, wenn nicht hier Täuſchung, Mißverſtehen ſeiner ſelbſt, ſo leicht, ja faſt unausweichbar wären? Laſſen Sie es uns zum trüben Troſte dienen, daß Gabriele vielleicht in Zukunft nicht glücklicher geworden wäre als ſie jetzt es iſt, wenn ein anſcheinend günſtigeres Geſchick ſie an Aureliens Platz geſtellt hätte. Ich verkenne nicht Ottokar's ſeltnen Werth, aber die Strahlenglorie mußte im Laufe des Lebens vor Gabrielen's Blick dennoch ſchwinden, mit der ſie ſelbſt ſein geliebtes Haupt ſich zur Anbetung ſchmückte. Und wenn ſie nun vollends vor dem mächtigern Glanz einer höhern, Gabrielen näher verwandten Erſcheinung hätte erbleichen müſſen? und wenn nun dieſe Erſcheinung ihr jetzt auf ihrem neuen Pfade begegnete? Ach! Frau von Willnangen, ich bin nicht Herr über die bange Vorempfindung, welche mich ergreift! Warum, warum mußte Gabriele ihrer ſichern Einſamkeit entriſſen werden?!“

Gabriele verlebte von nun an einige Jahre, getrennt von ihren Freunden, den Winter in einer großen lebensreichen Reſidenz, den Sommer in den beſuchteſten Bädern. Sobald Moritzens verſchrobener Sinn nur den Gedanken aufgefaßt hatte, daß alle Huldigungen, welche die Geſellſchaft ſeiner Gemahlin darbringen mochte, auf ihn zurückfallen müßten, daß jeder ihrer Verehrer nur ſeinen Triumphzug verherrlichen könne, weil ſie ihm allein angehöre, ſo hatte er weder Ruhe noch Raſt, bis er Gabrielen auf eine Höhe geſtellt hatte, von der ſie ſeiner Ueberzeugung nach alles überſtrahlen mußte. Ueberall, wo er länger ſich aufhielt, war es ſeine erſte Sorge, ein großes glänzendes Haus einzurichten. Gabriele mußte die Honneurs deſſelben machen, und Moritz tanzte vor Freude und rieb ſich die Hände wund, wenn ihre Vorzüge recht blendend hervortraten. In allen Sprachen poſaunte er das Lob ſeiner Frau, ſogar in ihrem Beiſeyn, ohne es zu achten, daß die peinlichſte Verlegenheit ſie in ſolchen Momenten faſt zu Boden drückte. Alles Bitten und Ermahnen von ihrer Seite war an dem eitlen Thoren verſchwendet, er blieb bei ſeiner Weiſe mit all dem ſtarren Eigenſinn eines beſchränkten Geiſtes, und Gabriele fand endlich keinen andern Ausweg, als dem Willen ihres Gemahls zu folgen und nur dabei durch noch einfachere Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit den verhaßten Schein eitler Gefallſucht von ſich abzuwenden. Es gelang ihr; ſogar die Frauen haßten ſie nicht, während alle Männer ihr huldigten und ihr Talent für die Welt bildete ſich immer glänzender aus, je länger ſie in dieſer lebte. Von jener Blödigkeit, mit der ſie im Hauſe der Tante erſchien, konnte nicht mehr die Rede ſeyn, noch weniger aber von jenem dreiſten Blick, jenem arroganten Auftreten, die ſo oft die Stelle früher übertriebener Zurückgezogenheit ausfüllen. In kleinen gewählten Zirkeln wußte Gabriele durch ihr Geſpräch mit der hinreißendſten Grazie die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, doch beſonders liebenswürdig war ſie wenn ſie erzählte; dann lauſchte ihr jedes Ohr und Aller Blicke hingen an dem lebendigen Ausdrucke des ſchönen Geſichts. Aber ſie wußte auch ihre glänzenderen Talente vor der Menge geltend zu machen, ſobald es erforderlich war. Sie ſang, ſpielte, tanzte, erſchien ſogar auf Privatbühnen, gewöhnlich weil Herr von Aarheim es wollte, zuweilen aber auch aus wahrer Luſt an dem fröhlichen geſelligen Treiben, das ihr die Tage ihres frühern Zuſammenlebens mit Ottokarn zurückrief. Moritz genoß bei allen dieſem, mit dem aller behaglichſten Gefühl, die Gewißheit, der Gemahl der brillanteſten Frau in der Reſidenz zu ſeyn, während Gabriele da ſtand, als ahne ſie nichts von der Höhe, zu welcher die allgemeine Bewunderung ſie erhob. Auch wagte es Niemand, ſie unbeſcheiden darauf aufmerkſam zu machen. Bei aller Friſche des Jugendglanzes, der ſie umſtrahlte, gab die ſeltene Würde ihres Anſtandes ihr etwas Matronenhaftes, und ſo wie man in ihrem ſechszehnten Jahr ſie überall für noch weit jünger anſah, ſo ſchien Jedermann jetzt in ihrem vier und zwanzigſten Jahre geneigt, ſie für älter zu halten als ſie war. Oder vielmehr, man dachte weder an Alter noch Jugend bei der, nicht weniger Achtung als Liebe einflößenden Erſcheinung, für die es, wie für die himmliſchen, keine Zeitrechnung zu geben ſchien.

Der Winter war vorüber, überall zeigten ſich ſchon die erſten Vorboten des Frühlings. Bei der Unmöglichkeit, den vielfältigen Einladungen des Generals Lichtenfels ſchicklicher Weiſe länger auszuweichen, hatte ſich Moritz endlich entſchloſſen, mit Gabrielen den Beſuch auf dem Landgute deſſelben zu wiederholen, als Gabrielen's Tante, die Gräfin Roſenberg, ganz unerwartet in der Reſidenz eintraf. Napoleons weit ausſehende Plane vertrieben ſie aus Paris, indem ſie die große Stadt verödeten. In ihrem ehemalichen Wohnorte fand ſie ihr Haus von fremden Gäſten eingenommen und ihre ehemaligen Zirkel zerſtört. Beinahe alle ihre Bekannten waren ausgewandert und ihr blieb alſo keine andere Wahl, als ſich einſtweilen in einer Stadt niederzulaſſen, die ihr, bei allen Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens, die vollkommenſte Ruhe und Sicherheit bot.

Die Wahl einer Wohnung, in welcher ſie im gewohnten Glanze auftreten konnte, war gleich nach ihrer Ankunft in der Reſidenz die erſte Sorge der Gräfin geweſen; ihr zweiter Wunſch war, ſich bei Hof und in der Geſellſchaft auf eine auszeichnende Weiſe eingeführt zu ſehen. Rang und Reichthum, dieſe mächtigſten Talismane auf Erden, verhalfen ihr zu beiden in unglaublich kurzer Zeit, und kaum waren vierzehn Tage verſtrichen, als ſich ſchon in einem der ſchönſten Hotels alles, was nur auf Eleganz, Ton und Talent Anſpruch machte, um ſie und ihre Begleiterin, die junge, ſchöne Marquiſe d'Aubincourt verſammelte. Von Paris aus, wo ſie einander kennen lernten, waren dieſe beiden Damen unzertrennliche Reiſegefährtinnen geblieben und gedachten jetzt mit vereinten Kräften ein glänzendes Haus zu bilden, das bei ihrem Vermögen und ihren Talenten alle andern in der Reſidenz zu verdunkeln drohte.

Gegenſeitiges Bedürfen hatte gar bald das lockere Band bloßer Bekanntſchaft enger zuſammengezogen, welches Anfangs die Gräfin und die Marquiſe vereinte. Es ward eine jener Liaiſons daraus, wie die Welt deren ſo manche aufzuweiſen hat. Sie mit dem Namen der Freundſchaft zu bezeichnen, wäre Entweihung. Es kann weder von Liebe noch Achtung bei dieſen Vereinen die Rede ſeyn, aber ſie trotzen doch oft Jahre lang manchem Stoße von außen, ja ſelbſt der langſam auflöſenden Gewalt der Zeit, und erhalten dadurch bei aller ihrer Frivolität einen Anſtrich von Ehrwürdigkeit, den ſie mit allem Dauernden gemein haben.

Die Gräfin hatte bei ihrer Rückkehr aus Rom nach Deutſchland, und auch ſpäter in Paris es ſich nicht verbergen können, wie ſie, unerachtet aller ihrer noch immer anerkannten geſelligen Vorzüge, dennoch mit Aurelien einen großen Theil jener Zaubermacht verloren habe, durch welche ſie ſonſt alles in ihre Nähe zog und feſt bannte. Ihr feiner Takt kam ihr bei dieſer Entdeckung mächtig zu Statten, und weit entfernt, ſich durch dieſelbe gedemüthiget zu fühlen, ſuchte ſie von der nämlichen Stunde an, wo ſie ſolche gemacht hatte, nach einem Weſen, das fähig war, jene Lücke in ihrer Umgebung auszufüllen.

Die Marquiſe d'Aubincourt, eine junge, blendend ſchöne Frau, war in Paris zur nämlichen Zeit ebenfalls aus ihrer gewohnten Sphäre getrieben; ihr Gemahl mußte ſie verlaſſen, um ſeinem Kaiſer in weit entfernte Länder zu folgen, und da die franzöſiſche Sitte die ſtrengſte Wächterin des äußern Scheines iſt, ſo blieb ihr bei ihrer Jugend keine andere Wahl, als ſich entweder während der Abweſenheit des Marquis der Welt gänzlich zu entziehen, oder ſich unter den Schutz einer ältern Frau von Rang und unbeſcholtenem Ruf zu begeben, in deren Begleitung es ihr allerdings erlaubt war, überall öffentlich zu erſcheinen. Was konnte daher dieſen beiden

Damen wohl Erwünſchteres kommen, als ihr Zuſammentreffen zur Zeit gegenſeitiger, völlig ähnlicher Noth? Der Bund zwiſchen ihnen war bald geſchloſſen, und da ſpäterhin Langeweile beide aus Paris vertrieb, ſo erwarb die Marquiſe noch den Anſtrich einer exemplariſchen Treue, indem ſie ſich den Mühſeligkeiten der langen Reiſe ausſetzte, einzig, um, wie ſie verſicherte, ihrem bei den Eisbären hauſenden Gemahle in Deutſchland näher zu ſeyn.

In allen Zirkeln, aus Aller Munde vernahmen die Gräfin und die Marquiſe, ſo bald ſie ein wenig einheimiſch geworden waren, den Namen Gabriele von Aarheim, überall erſcholl ihr Lob, Männer und Frauen klagten über ihre Abweſenheit. Die Marquiſe begann die Deutſchen etwas langweilig zu finden, welche in Gegenwart einer ſchönen Frau es wagten, einer zweiten auf dieſe Weiſe zu erwähnen, während die Gräfin die ganze Familie Aarheim in ihrem Gedächtniß die Revue paſſiren ließ, um dieſe berühmte Gabriele aufzufinden.

„Unmöglich,“ ſprach ſie ſehr bedenklich, „unmöglich kann es meine kleine Nichte mit dem blaſſen Mondſcheinsgeſichte ſeyn! In ſeinem ſechzehnten Jahre wußte das arme Kind kaum drei zu zählen, ſo entwickelt kann ſie ſich nicht haben, und doch giebt es meines Wiſſens keine andere Gabriele in meiner Familie. Vor fünf bis ſechs Jahren ward mir die Nachricht ihrer Vermählung mit dem halbverrückten Erben unſerer Mannlehngüter mitgetheilt; es iſt unmöglich, daß ſie es ſey.“

„Ach Gott! ſie wird es wohl ſeyn,“ rief kläglich Graf Hippolit, der gegenwärtige Verehrer der Marquiſe, „ſie wird es ſeyn, die Mondſcheinsdame; ſie wird zu allgemein geprieſen, als daß wir viel von ihr erwarten könnten!“ „Alſo Ihre Couſine? liebe Roſenberg, nun ich ſterbe vor Neugier, wenn ich nicht bald dieſes Wunder der Welt zu Geſichte bekomme!“ fiel halb gähnend die Marquiſe ein.

„Ach, wie gern thäte ich das auch,“ rief luſtig Hippolit, „aber mir ſind leider ſchon in der Welt zu viele dergleichen Wunder vorgekommen, die, entſchleiert, eigentlich alle ſehr gewöhnlich und natürlich daſtanden. Es iſt immer das alte Buch mit einem neuen Titel, das nämliche Räthſel in ein anderes Gewand eingekleidet, was man uns da zu ſtudiren giebt. Bei alle dem bleibt es aber doch ein Studium, deſſen man nie überdrüſſig wird, beſonders wenn uns, wie hier, jede Stunde mit einer neuen ganz unerhörten Kapriſe beglückt.“ Indem er dies hinzuſetzte, wollte er die Hand der Marquiſe an ſeine Lippen drücken, ſie entzog ſie ihm aber, heftig und unwillig ſich ſträubend. „Schöne Dame,“ rief Hippolit in ſeinem Uebermuth, „indem Sie zürnen, beweiſen Sie, daß ich Recht habe; die kleine Wuth ſteht Ihnen ſo allerliebſt, daß ich dadurch leicht verleitet werden könnte, Sie alle Tage halb todt zu ärgern. Die Verſöhnungen, die doch auch nicht zu verachten ſind, hätte ich dann für meine Mühe noch obendrein.“

Die Marquiſe begann recht ernſtlich ſich zu erzürnen, doch nicht auf lange; die Gräfin warf ſich zur Vermittlerin auf, und der Frieden war bald geſchloſſen.

Der glänzende Graf Hippolit, entſproſſen aus einem der edelſten Geſchlechter in Ungarn, ſchön wie Apoll, kaum zwanzig Jahre alt, und dabei ſchon unumſchränkter Herr großer Reichthümer, war allerdings eine Eroberung, welche eine Frau wie die Marquiſe, ſich auf alle Weiſe zu erhalten ſtreben mußte. Auch war es ihr ſeit dem Moment gelungen, da er in Paris als ein weitläufiger Verwandter der Gräfin ihr vorgeſtellt ward. Ihre ſeltene Schönheit, ihr leichter Sinn, vor allem eine gewiſſe piquante Ungleichheit in ihrem Betragen entzückten ihn, und Gewohnheit, Ueberdruß an Wechſel, hatten bis jetzt ihn feſt gehalten.

Als die Damen Paris verließen, wußte er eben nichts Beſſeres zu thun, als ihnen nach Deutſchland zu folgen, und bei dieſer Gelegenheit ſpäterhin einen Beſuch in ſeinem Vaterlande und auf ſeinen Gütern abzuſtatten. Vor jetzt war er der tägliche Gaſt in ihrem Hauſe, ihr ſteter Begleiter außer demſelben, aber die Strenge, mit welcher die Gräfin über die Geſetze des Anſtandes zu wachen gewohnt war, hatte ihn veranlaßt, ſich eine von ihnen abgeſonderte eigene Wohnung zu wählen.

Ungeachtet ſeiner frivolen Außenſeite, war

Hippolit von Natur zu allem Großen und Edlen geeignet, aber das Schickſal, welches ſein äußeres Leben mit jedem Vorzuge reichlich ausſtattete, hatte ihn ſchon früh im Innern tief verletzt und ſein Entwickeln verhindert. Von einer leichtſinnigen Mutter als fünfjähriger Knabe verlaſſen, von einem durch das Betragen ſeiner Gattin mit der Welt und dem Leben entzweiten, verbitterten Vater erzogen, war der arme Hippolit um jenes Vertrauen in die Menſchen gebracht worden, ohne welches keine Jugendblüthe fröhlich gedeiht. Sein ganzes Weſen widerſtrebte der ſtrengen klöſterlichen Zucht, in welcher er bis in ſein funfzehntes Jahr gehalten ward, er fühlte zur Freude ſich geboren, aber jede Jugendluſt, wie jede ſanftere Regung, ward von der Strenge ſeiner Zuchtmeiſter niedergedrückt. Er war zu ſtolz, die Hülfe der, in ihm ihren künftigen Herrn ſchmeichelnden Diener anzunehmen, und ſeinen Vater zu betrügen, um wenigſtens Stundenlang ſeinem Kerker zu entgehen, aber in ihm wogte ein verzehrendes Feuer, das, weit entfernt ſein Herz zu erwärmen, es nur immer enger zuſammenzog, während ſeine Phantaſie ihm das Glück künftiger Freiheit in den glühendſten Farben malte. Das jedem gutgearteten Kinde eigene Sehnen nach Liebe ſprach zwar auch mächtig in ſeiner Bruſt, aber er drückte es, als ſeiner unwürdig, nieder, denn wen ſollte er lieben? Rings um ſich ſah er nur fühlloſe Strenge oder erbärmliche Kriecherei. Künftiger Genuß ward ihm die Looſung des Lebens. Worin dieſer beſtehen ſollte, wußte er nicht deutlich ſich zu ſagen, aber einſtweilen gedachte er, die freudenloſe Zeit, welche er jetzt verlebte, durch eifriges Beſtreben nach Wiſſen als vorbereitend zu benutzen. Mit dem größten Eifer verfolgte er daher den Gang der ihm von ſeinem Vater vorgeſchriebenen Studien, jede Stunde bereicherte ſeinen Geiſt, aber in ſeinem Gemüth ward es immer ärmer, immer mehr erſtorben, bis der Zufall den einzigen Bruder ſeines Vaters in ſeine Nähe führte. Hippolit war jetzt funfzehn Jahr alt und zum erſten Mal ſeit ſeiner früheſten Kindheit hörte er nun wieder mit milden Worten ſich anreden. Da brach die Eisrinde, in welcher ſein Herz beinahe erſtarrt war. Mit der kindlichſten Liebe, mit der innigſten Treue eines jugendlichen Gemüths hing er ſich nun an den Oheim, der wie eine himmliſche Erſcheinung in die Nacht ſeines Daſeyns ſtrahlte und ſogar auch die düſtere Stimmung ſeines Vaters milderte, als Letzterer plötzlich erkrankte. Ein ſeit langen Jahren allmählich heranſchleichendes Uebel warf den alten Grafen wenig Monate nach der Ankunft ſeines Bruders auf das Sterbebette. Bleich und bebend kniete Hippolit neben demſelben, als der Vater zum erſten Mal liebend und ſegnend die ſchwere kalte Todtenhand auf ſein lockiges Haupt legte, in den rührendſten Ausdrücken den zum Jüngling heranreifenden Knaben der Vorſorge ſeines Oheims empfahl, und dann, getröſtet durch deſſen heiligſtes Verſprechen, ihn wie ſeinen eigenen Sohn zu betrachten, die müden Augen auf ewig ſchloß.

Der weinende, tief erſchütterte Knabe folgte nun dem vom Vater ihm gegebenen Beſchützer ſeiner Jugend auf deſſen Güter, von wo er in Jahresfriſt, begleitet von einem Hofmeiſter, auf eine von ſeinem Vaterlande Ungarn weit entfernte Univerſität geſandt ward. Während er dort, von heißem Durſt nach Wiſſen getrieben, jede Stunde auf das gewiſſenhafteſte anwendete, erhob ſein Oheim in ſeiner Abweſenheit einen Prozeß gegen ihn, der ihn um ſein väterliches Erbe bringen ſollte. Aller ſeiner, dem ſterbenden Bruder mit in die Ewigkeit gegebenen Verſprechen vergeſſend, jedem menſchlichen Gefühl entſagend, benutzte der Eigennützige den Leichtſinn der Mutter des Jünglings, dem er Vater zu ſeyn geſchworen hatte, um die Aechtheit ſeiner Geburt anzugreifen, und dann ſeinen eigenen Söhnen die beträchtlichen Güter deſſelben zuzuwenden. Der Verſuch mißlang, er hatte nur die Folge, daß Hippolit etwas früher als gewöhnlich für mündig erklärt ward. Empört bis in den tiefſten Grund ſeiner Seele, überzeugter als je von der Erbärmlichkeit der Menſchen, ging dieſer nun nach vollendeten Studien auf Reiſen; die Zeit des Genuſſes ſchien ihm gekommen, er war entſchloſſen, ſie zu benutzen. Sein Rang, ſein Reichthum, ſeine glänzende Perſönlichkeit öffneten ihm Herzen und Thüren, er taumelte von einem Vergnügen zum andern, und übertäubte ſo den alten bittern Unmuth in ſeinem Gemüth, der aber dennoch ſtets von neuem ſich regte. Er ſah, wie man ihn mit Schmeicheleien überhäufte, um ihn um ſo ſicherer zu elenden Zwecken zu mißbrauchen, aber er verachtete die Menſchen und in einzelnen ſchrecklichen Momenten ſich ſelbſt zu ſehr, um es der Mühe werth zu achten, dem plumpen Netz entgehen zu wollen, das man ihm ſtellte. Es genügte ihm, ſeine ſogenannten Freunde zuweilen in wilder Luſtigkeit mit bitterm Hohn zu mißhandeln, und dann mit Ekel ſich von den ängſtlichen Windungen wegzuwenden, in welchen ſie ſtrebten, ihn nicht zu verſtehen, um nur auf guten Fuß mit ihm bleiben zu dürfen.

Auch Frauen kamen überall dem ſchönen reichen Jünglinge entgegen, kämpften unter einander um ihn, mit allen Waffen der Schönheit und Kunſt, ſuchten überall mit Blumen ihn zu feſſeln, und gern vergaß er bei ihrer lieblichen Erſcheinung alles, was ihn hätte warnen können. Noch einmal überließ er ſich Träumen himmliſcher Seligkeit, er glaubte ſogar zu lieben, aber er ward grauſam erweckt. Ohne zu bedenken, wie ſo ganz ohne Umſicht er ſich hingegeben hatte, klagte er jetzt das ganze Geſchlecht des Verraths der Einzelnen an und ſchwur ſich ſelbſt, nie wieder die Maske für Wahrheit zu nehmen. Dem troſtloſeſten Unglauben zum Raube, vermochte er aber doch nicht, der Freude zu entſagen, ſich wiſſentlich täuſchen zu laſſen, ſo lange dies irgend nur möglich war. Bitter lachendes Spotten ſeiner ſelbſt übertönte dann oft nur mühſam das Weinen in ſeiner Bruſt, wenn ein ſchöner Traum, den er lange feſtgehalten hatte, in Nichts zerrann, aber er achtete deſſen nicht, auch nicht der herben Schmerzen, mit denen er jede Regung des Beſſern gewaltſam in ſich erſtickte, um zu ſeyn wie die Andern. Dennoch ſank er nie zum Gemeinen herab, ſo achtlos er auch dem Treiben der Welt ſich hingeben mochte. Was ihn blenden und verführen konnte, mußte wenigſtens den Anſtrich des Reinen und Sittlichen zu erhalten ſtreben; denn ſeine beſſere Natur und Reminiszenzen der früher bei ſeinem Vater ihm eingeprägten ſtrengern Grundſätze hielten ihn noch immer über dem Abgrund empor.

„Das Wunder der Welt iſt endlich angelangt, wie ich ſehe,“ rief Hippolit freudig aus, indem er die Viſitenkarten auf dem Tiſch der Gräfin muſterte und Gabrielen's Karte hoch in die Höhe hielt. „Da ſteht der geheimnißvolle Name des

Erzengels, und mein thörichtes Herz erbebt ſogar ein wenig bei ſeinem Anblick! Ich bitte Sie, theuerſte Gräfin!“ fuhr er mit komiſchem Pathos fort, „iſt es die Mondſcheinscouſine? ſagen Sie nein! ich flehe darum.“

„Daß ſie die Gabriele iſt, die ich meine, weiß ich jetzt gewiß,“ erwiederte die Gräfin, „obgleich ich ſie noch nicht geſehen habe; wir verfehlten einander bei unſern gegenſeitigen Beſuchen, und ſo bleibt uns nichts übrig, als die Soirée zu erwarten, mit der wir, wie Sie wiſſen, morgen hier debütiren wollen.“

„Alſo morgen, morgen iſt der große, der entſcheidende Tag,“ rief Hippolit, und wendete ſich gleich darauf zur Marquiſe mit der Bitte um den zweiten Tanz. „Den erſten,“ ſetzte er hinzu, „bin ich ſo gut als verſagt, den tanze ich mit der Wunderdame, meine Ehre duldet es nicht anders, ich muß der Erſte ſeyn, mit dem ſie auftritt.“

„Ich überlaſſe Sie ihr mit Vergnügen auf den erſten, den zweiten, den dritten und alle folgenden Tänze; ich tanze morgen gar nicht; entweder ich habe Migräne, oder ich habe mir den Fuß verrenkt; ich bin noch nicht entſchloſſen, welches von beiden," erwiederte die Marquiſe, ein wenig piquirt.

Hippolit blickte lange ſchweigend und verwundert ſie an. „Wahrhaftig, Marquiſe! ich erkenne Sie nicht mehr," ſprach er endlich. „Zum erſten Mal ſehe ich, daß auch Sie etwas ſchwerfällig nehmen können; doch hoffe ich, Sie werden ſich eines beſſern beſinnen, und allen Erzengeln und Erzengelinnen zum Trotz morgen tanzen, wie immer!"

„Diesmal beliebt es wohl dem Herrn Grafen ſelbſt, ſich etwas ſchwerfällig zu zeigen; denn, um des Himmels willen! wer denkt denn an Ihre Erzengelin?" erwiederte ſpottend die Marquiſe. „Schon in Paris nahm ich mir vor, morgen krank zu ſeyn; ſehen Sie hier den Beweis davon," fuhr ſie fort, indem ſie einer Kammerfrau ein Kleid, welches dieſe eben durch das Zimmer trug, vom Arme nahm und vor dem Grafen entfaltete.

Mit dem größten Erſtaunen erblickte dieſer ein ganz einfaches, blendend weißes Gewand, fein und durchſichtig, wie aus Aether gewoben, doch ſchien es für eine Rieſin beſtimmt; es mußte, wenn die Marquiſe es trug, nicht nur hinten, ſondern auch vorne und von allen Seiten mehrere Ellen lang ihr auf dem Fußboden nachſchleppen. „Aber wie in aller Welt wollen Sie es anfangen, in dieſem Gewande nur zwei Schritte zu gehen?“ rief er endlich.

„Gehen,“ erwiederte die Marquiſe, und lachte jetzt wirklich recht herzlich, „gehen? Aber, lieber Graf! Sie werden immer ſchwerfälliger. Wer geht denn, wenn man krank iſt?“

„Ach Gott,“ ſeufzte Hippolit, „eigentlich fängt es an, mir leid zu thun, daß dieſe Gabriele morgen erſcheint; abweſend gab ſie zu ſo manchem guten Einfall, zu ſo manchem piquanten Scherze Anlaß, und ihre Gegenwart wird gewiß nichts weniger als piquant oder amüſant ſeyn. Ich ſehe ſie ſchon im Geiſte vor mir mit dem Mondſcheinsgeſichte, wie ſie an der Seite ihres alten Gecken die geſtrenge Penelopeia mitten unter den übermüthigen Freiern zu ſpielen bemüht iſt. Die Maske iſt übrigens ſchon etwas verbraucht, indeſſen wenn ſie ihr nur halb ſo gut ſteht als die Leute es behaupten, ſo mag es drum ſeyn. Ich fürchte aber, der morgende Triumph unſerer ſchönen Freundin wird kaum der Mühe des Erkämpfens werth ſeyn, obgleich ich dieſe ſehr gering anſchlage.“

Der Abend kam. Die glänzende Reihe kerzenheller Säle füllte ſich nach und nach und die Gräfin bemühte ſich mit gewohnter Liebenswürdigkeit, die Abweſenheit der Marquiſe mit einer heftigen Migräne zu entſchuldigen, welche aber hoffentlich ſpäterhin zur gewohnten Stunde nachlaſſen und ihr erlauben würde, die Geſellſchaft, in kleinere Partien getheilt, in ihrem Zimmer wenigſtens auf Minuten zu ſehen. Hippolit wich beim Empfange der Gäſte der Gräfin nicht von der Seite. Mit dem Bedeuten, er müſſe ſie errathen, hatte dieſe es abgeſchlagen, ihm Gabrielen gleich bei deren Eintritt bemerkbar zu machen, daher hielt er es für das ſicherſte, auf dieſe Weiſe ſeinen Willen durchzuſetzen. Indeſſen war es ſpät geworden, die Erwartete fehlte noch immer, Graf Hippolit begann aus Verdruß darüber der Gräfin allerlei witzig-bittere Muthmaßungen über die Abweſende zuzuflüſtern, als ein Kreis ſeiner Bekannten ihn einen Augenblick feſthielt, und dadurch ihn von der Gräfin trennte, ohne daß er ſolches bemerkte.

Ein lächerlich modern gekleideter dicker Mann ſtand mitten im Kreiſe der jungen Leute, ſprach alle Sprachen zugleich und erzählte, heftig geſtikulirend und im völligen Ernſte, die Geſchichte einer heftigen Leidenſchaft, welche vor einigen Jahren eine Nepoteſſa des Papſtes für ihn gefühlt hatte. Dabei erwähnte er der mannichfachen Gefahren, deren er ſich ausgeſetzt geſehen, um ihr und den Verfolgungen ihrer mächtigen Verwandten in Rom zu entgehen. Die jungen Herren um ihn her ſtürmten mit Fragen auf ihn ein; er wußte für alle eine Antwort, löſte alle Zweifel, die man ihm in den Weg warf; das Lachen, der Lärmen wurden bald lauter, als man es in einer ſolchen Aſſemblée hätte erwarten ſollen. Hippolit nahm recht herzlichen Antheil daran, als plötzlich erſt ein leiſes Geflüſter, dann ein allmähliches Verſtummen in dem Kreiſe entſtand. Die, ſo den lebhafteſten Antheil an den Neckereien genommen, welche man an dem alten Herrn ausgeübt hatte, begannen, ſich leiſe davon zu ſchleichen, die übrigen nahmen ſich ſichtbar zuſammen und ſtanden dann in etwas feierlich verlegener Faſſung; alles verkündete den Eintritt einer allgemein geachteten Perſon. Hippolit ſuchte mit den Augen den Gegenſtand, der dieſe plötzliche Umſtimmung des Tones verurſacht haben mochte und erblickte die Gräfin, welche eben eine Dame hereinführte, deren anmuthige und doch würdevolle Haltung und ſeltne Schönheit ihm gleich in ihr die lang Erwartete errathen ließ. Vor dem Zauberton ihrer Stimme, in dem ſie einige ihr naheſtehenden Bekannte anredete, war plötzlich jede Spur wilder Luſtigkeit verſchwunden. Selbſt als der alte dicke Herr mit dem Ausruf: „ma femme, ma petite femme vous voilà!“ auf ſie losſprang, um ſie zu begrüßen, wagte es Niemand, den Mund zu einem ſpöttiſchen Lächeln zu verziehen. „Die iſt es?“ flüſterte Hippolit der Gräfin zu, und dieſe beantwortete ſeine Frage, indem ſie ihn erſt Gabrielen vorſtellte und dann ihn mit Adelberten bekannt machte, welcher Geſchäfte halber Gabrielen und Herrn von Aarheim in die Reſidenz begleitet hatte.

Hippolit vermochte von nun an nicht, ſein Auge von Gabrielen zu verwenden, er ſah, wie mehrere Bekannte, Männer und Frauen herbeieilten, um die lange Entbehrte zu begrüßen, wie alles um ſie ſich drängte, als ſey mit ihr die Seele der Geſellſchaft heimgekehrt.

Moritz wich nicht von der Seite Gabrielen's, rieb immerfort freudig die Hände an einander und brach in tauſenderlei Redensarten aus, auf welche Niemand achtete, obgleich die meiſten mit ma femme dit, oder ma femme sait, anfingen. Der leiſe Schmerz, der dabei in Gabrielen's Lippen faſt unmerkbar zuckte, die ängſtliche Röthe, welche, ſchnell entſtehend und entſchwindend, ihr Wange, Hals und Buſen überhauchte, entgingen Hippoliten's Späherblick nicht. Eine wunderbar fremde Regung des Mitleids überſchlich ihn dabei und er begann mit einer Art Aengſtlichkeit darauf zu ſinnen, wie der Läſtige auf gute Art aus Gabrielen's Kreiſe zu entfernen ſey, um dieſe in ungeſtörter Anmuth ſich bewegen zu ſehen, als ſie ihren Gemahl mit wenigen, leicht hingeworfenen Worten auf einige Vaſen von ſeltner Schönheit aus koſtbaren Steinarten geformt, aufmerkſam machte. Der Tiſch, auf welchem dieſe Vaſen ſtanden, war mit farbigem Marmor aller

Art ausgelegt, und Moritz fand und benutzte hier ein reiches Feld, auf welchem er mit der einzigen Wiſſenſchaft, welche er wirklich beſaß, glänzen konnte. Bald geſellten mehrere Sachkundige aus der Geſellſchaft ſich zu ihm, ein lebhaftes Geſpräch entſtand, und Gabriele wendete ſich ſichtbar heiterer ab, um in den Nebenzimmern die übrige Geſellſchaft aufzuſuchen.

Sinnend folgte ihr Hippolit mit immer regerem Bemerken. So hatte er ſie ſich nicht gedacht, nicht ſo fein, nicht ſo gewandt, nicht ſo heiter. Die Melodie ihrer Worte, die Harmonie in allen ihren Bewegungen zogen ihn noch unwiderſtehlicher an, als ihre Schönheit.

„Es iſt doch nur eine Maske, wie ſie alle," dachte er, „aber dieſer ſteht ſie vortrefflich und iſt ſo herrlich angepaßt, daß ſchon der Verſuch, ſie zu lüften, Belohnung verdient." Er verſuchte es hierauf, Gabrielen anzureden, aber es war, als ob eine ihm fremde Gewalt den gewohnten Fluß ſeiner Worte hemmte; Gabrielen's gerader kalter Blick brachte ihn aus der Faſſung; zum erſten Male fühlte er ſich verlegen, und war froh, als die Gräfin mit der Bitte erſchien:

Gabriele möge ſie zur Marquiſe begleiten, welche eben etwas beſſer ſich fühle und den Augenblick kaum erwarten könne, in dem es ihr vergönnt würde, die geliebte Nichte ihrer Freundin zu umarmen.

Der kleine Zug der zu dieſem Beſuch Auserwählten, welchem auch Hippolit ſich anſchloß, folgte der Gräfin durch die ganze lange Enfilade prächtiger Säle, welche, wie es in Paris gebräuchlich iſt, mit dem Schlafkabinet der Marquiſe endeten.

Ein reicher ſeidner Vorhang verhüllte noch den Tempel, nachdem ſchon die Flügelthüren ſich geöffnet hatten, aber der berauſchende Duft der auserleſenſten Aromas des Orients verkündete die Nähe der Göttin. Auch der Vorhang wurde beſeitigt und ſelbſt der verwöhnte Hippolit ſtand jetzt geblendet von dem unerwarteten Anblick.

Auf einer Eſtrade, zu welcher einige, mit prächtigen Teppichen belegte Stufen hinaufführten, ſtand, ſchimmernd von Gold und Elfenbein, das, der edelſten antiken Form nachgebildete Bette. Eine purpurrothe, mit goldener Stickerei und goldnen Franzen geſchmückte Decke war darüber hingebreitet, auf welcher die Marquiſe in der anmuthigſten Stellung hingegoſſen ruhte. Ein großer Spiegel an der Hinterwand deſſelben, ein anderer an der Decke des Baldachins über ihrem Haupte, und mehrere, anſcheinend vom Ungefähr, aber eigentlich mit ſorgfältiger Wahl im Zimmer geordnete große Ankleideſpiegel vervielfältigten die ſchöne Erſcheinung, indem ſie ſie von allen Seiten zeigten. Der Genius des Schweigens von Bronze, den Finger auf die Lippen gedrückt, ſchien den leicht vom Baldachin herabrollenden Schleier zu heben, der ſie zu verhüllen drohte, und blühende Roſenbüſche, Orangenbäumchen, Jasminſträuche, in köſtlichen Vaſen zu beiden Seiten auf den Stufen der Eſtrade, gaben der Niſche, in welcher das Bette ſtand, das Anſehen einer Laube aus dem Paradieſe der Muhamedaner. Alabaſterlampen verbreiteten den zauberhaften Schimmer einer mondhellen Nacht und kleine bläuliche Wölkchen kräuſelten ſich, aus Kaſſoletten aufſteigend, in welchen das ausgeſuchteſte Räucherwerk brannte. Das Auge irrte geblendet auf alle dem mannichfaltigen Geräthe von köſtlichen Hölzern, von Kryſtall, von Marmor und Bronze, welches das Schlafzimmer einer eleganten Pariſerin zum glänzendſten Prunkzimmer des Hauſes macht.

Mitten in alle dieſer Pracht lag die Marquiſe, ganz einfach gekleidet und dennoch alles überſtrahlend. Der wohl berechnete Ueberfluß des früher erwähnten weißen langen Gewandes, in große maleriſche Falten von Künſtlerhänden geordnet, umſchwebte ihre Geſtalt, ohne ſie neidiſch zu verhüllen; die ſchönen Formen ſchimmerten hindurch, wie der Mond durch Silberwölkchen, die an ihn ſich heranzudrängen ſcheinen. Unter der Bruſt hielt ein großer ſtrahlender Rubin das Gewand zuſammen, der eine der weiten Aermel, wie von ungefähr zurückfallend, enthüllte einen wunderſchönen Arm, auf dem geſtützt, das reizende Köpfchen im lieblichſten Ausdruck der Ermattung ruhte. Eine um den Arm geſchmiedete goldne Sentimentskette und einige Perlenſchnuren ſchienen ſich abſtreifen zu wollen. Den andern Arm bedeckte der Aermel bis zu den zierlichen Fingerſpitzen, die, dem Kopfweh zu Ehren, ein Riechfläſchchen hielten. Um die hohe Stirne ſchwebten die glänzendſchwarzen Locken in zierlicher

Unordnung, nur ein einfaches Band hielt ſie und die reichen Flechten zuſammen, welche den ganzen Kopfſchmuck bildeten. Die Marquiſe war unbeſchreiblich reizend in dieſen Umgebungen, auch feſſelte ſtummes Erſtaunen alles bei ihrem Anblick; nur Hippolit wagte es, ſich in ihre Nähe zu ſchleichen und ihr ein leiſes „Bravo!“ zuzuflüſtern.

Gabriele ward mit der entzückendſten Freundlichkeit von ihr empfangen; ſie zog ſie liebkoſend zu ſich herab, um ſie zu umarmen, und als die hohe, ſchlanke Geſtalt ſich zu der auf dem Bette Ruhenden niederbeugte, umſchwebte ihr goldnes Haar die dunkeln Locken der Marquiſe wie mit einer Strahlenglorie, während dieſe mit beiden Lilienarmen den ſtolzen Marmornacken der geliebten Nichte ihrer Freundin umſchlang, und ihr Entzücken darüber in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken laut verkündete.

Nichts kann einander ungleicher ſeyn, als beide Frauen in dieſem Augenblick. Farbe, Augen, Haare, Ausdruck des Geſichts, nichts von alle dem hatten ſie mit einander gemein, und doch war es unmöglich zu entſcheiden, welcher von ihnen die Palme der Schönheit gebühre?

Zu matt für eine fortgeſetzte Konverſation, bat die Marquiſe eine wie durch Zufall gegenwärtige berühmte Künſtlerin, die Geſellſchaft für ihre kranke Langweiligkeit durch die Zaubertöne ihrer Harfe zu entſchädigen. Die Dame ließ ſich dazu willig finden, denn eigentlich war ſie, nach Pariſer Sitte, der die Marquiſe in Deutſchland treu blieb, um eine bedeutende Summe von letzterer für den Abend erkauft. Ein griechiſcher Seſſel ward für ſie zu den Füßen des Ruhebettes auf die Eſtrade geſtellt, die große goldige Harfe ſtrahlte in ihren Armen, und kaum hatte die Virtuoſin mit prüfenden Akkorden die Saiten berührt, als mehrere wunderſchöne, faſt idealiſch gekleidete Kinder aus dem Nebenzimmer herbeieilten, und ſich in maleriſchen Gruppen zwiſchen den Roſen- und Orangenbäumchen ordneten. Als große Lieblinge der Marquiſe hatten ſie in deren Wohnzimmer geſpielt und waren von den Tönen der Harfe herbeigelockt worden. So wenigſtens ſuchte ihre Beſchützerin das unerwartete Erſcheinen mit lächelndem Zorne darüber zu entſchuldigen, aber es bedurfte keiner Entſchuldigung, denn Jedermann fühlte ſich von dem wirklich feenhaften Anblick hingeriſſen, den die Eſtrade in dieſem Augenblick gewährte; es war als ſähe man die Liebesgöttin von Amorinnen umflattert.

Endlich ward Ruhe. Der Zirkel war allmählich größer geworden; Mehrere, die nicht mit der Gräfin gekommen waren, hatten nach und nach ſich vor und in dem Kabinette ſelbſt verſammelt, deſſen Thüren jetzt weit offen ſtanden. Allgemein herrſchte die tiefſte Stille einer zur Bewunderung bereiten Erwartung; aber kaum hatte die Künſtlerin in leiſen Akkorden begonnen, als ein wunderliches fortwährendes Klirren ſie wieder verſtummen machte.

Zürnend blickten Alle in die Ecke, aus welcher das ſtörende Geräuſch zu kommen ſchien. Dort ſtand Adelbert, todtenbleich, den ſtieren Blick auf die Marquiſe geheftet. An allen Gliedern heftig bebend, hielt er ſich, anſcheinend völlig bewußtlos, an einem Geſtelle feſt, welches in einer Ecke des Kabinets mit Porzellan beladen ſtand, ſein Zittern theilte ſich den darauf befindlichen Prunkvaſen und Taſſen mit, alles ſtieß tönend an einander, ohne daß Adelbert weder dieſes, noch die daraus entſtehende Störung gewahr ward. Seine Seele war in ſeinen Augen, ſein Herz klopfte in ängſtlichen Schlägen gegen ſeine Bruſt, als wollte es ſie zerſprengen, denn mit dem erſten Blick auf die Marquiſe hatte er in ihr Herminien erkannt.

„Adelbert!“ rief Gabriele und ſprang erſchrocken von ihrem Seſſel auf, dem Freunde, den ſie plötzlich erkrankt glaubte, zu Hülfe zu eilen.

Ein allgemeiner Aufruhr entſtand, die Damen drängten ſich um die Marquiſe her, welche vor Schreck ohnmächtig zu werden drohte, die Herren führten Adelberten in ein Nebenzimmer, der noch immer bewußtlos mit erſtorbenen Augen Jedermann anſtarrte. Alle umſtanden ihn unſchlüſſig, auch Gabriele, die im erſten Schrecken, jede konventionelle Regel vergeſſend, ihm gefolgt war. Plötzlich erkannte er dieſe und mit einem erſtickten Schrei des Schmerzes ergriff er ihre Hände, drückte ſie an ſeine Augen, unter faſt konvulſiviſchem Beben, während einzelne Tropfen kalt und ſchwer ihm über die Wangen rollten.

„Um Gotteswillen einen Wagen, einen Arzt!

der Rittmeiſter iſt ſehr krank,“ rief Gabriele wie außer ſich; „er muß gleich nach Hauſe gebracht werden.“

„Liebe Nichte, das iſt ja ein entſetzlicher Zufall,“ ſprach die Gräfin, welche als Frau vom Hauſe eben hinzutrat; „doch beruhigen Sie ſich, mein Wagen wird angeſpannt, der Arzt wird gleich hier ſeyn den Herrn von Lichtenfels zu begleiten, und nun bitte ich, folgen Sie mir zu den übrigen Damen, beruhigen Sie ſich, bitte ich nochmals, für alles Nöthige wird geſorgt.“

Gabriele war indeſſen zu aufgeregt, um auf alle dieſe Redensarten zu achten, ſie ſchien im Gegentheil völlig entſchloſſen, den Rittmeiſter, der in ihrem Hauſe wohnte, zu begleiten. Die Gräfin ſtand in peinlicher Verlegenheit dabei, und ſogar von ihrem Betragen etwas beleidigt, als plötzlich Moritz, mit dem Geſchrei, ma che cosa che cosa? what's the matter? ihr zum Troſt erſchien, gerade im Momente, als das Bereitſeyn des Wagens gemeldet ward.

Die Gräfin beeiferte ſich Gabrielen's Gemahl den Vorgang zu erklären. „Herr von Lichtenfels iſt von einem plötzlichen Schwindel ergriffen,“

ſprach ſie, „er braucht ſchnelle Hülfe, gewiß werden Sie ihn begleiten, und unſre Gabriele wird ſich beruhigen, uns ihre Geſellſchaft nicht entziehen, wenn ſie ihn unter Ihrer Vorſorge weiß.“

„Certainement“ erwiederte Moritz, und begann in der Kürze die Reichthümer ſeiner Hausapotheke anzupreiſen, die ſeltenſten arcana, die koſtbarſten Wunderessenzen gegen Schlagfluß, Schwindel und böſen ſchnellen Tod. „Sie ſtehen ihm alle zu Dienſten,“ rief er, „ich freue mich der Gelegenheit ihre Kräfte einmal erproben zu können. Vous resterez, ma chère!“ ſetzte er, gegen Gabrielen gewendet, etwas ſcharf und ſchneidend hinzu, da er bemerkte, wie ſie dennoch Miene machte ihn begleiten zu wollen.

Hippolit hatte bis jetzt ganz ohne alle äußre Theilnahme, den prüfenden Blick auf Gabrielen geheftet, dageſtanden; doch jetzt, als er ſie beſonders bei Erwähnung der Hausapotheke, ängſtlich noch bleicher werden ſah, konnte er einer mitleidigen Regung ſich nicht erwehren. Er nahte ſich ihr unbemerkt. „Vertrauen Sie mir,“ flüſterte er ihr zu, „ich begleite ihn auch, und verlaſſe ihn nur unter der Aufſicht des Arztes. Sobald er meiner Gegenwart nicht mehr bedarf, bringe ich Ihnen Nachricht von ihm; von dem Glücklichen, der ſo Ihre Theilnahme zu gewinnen wußte!“ Mit einer leichten Wendung kehrte er ſich nach dieſen wie im Fluge geſprochnen Worten gegen Adelberten, der ſich eben etwas erholte, um ihn die Treppe hinunter zu führen. Moritz folgte Beiden, immerfort ſeine Wunderessenzen anpreiſend.

Die Marquiſe hatte indeſſen für gut gefunden, den leichten Schreck bald zu überwinden, und als Gabriele am Arme der Gräfin zu ihr zurückkehrte, fand ſie zwar ſie noch immer in der Lage einer Kranken, aber voll Luſt und Leben, voll Witz und Laune.

Ein in Paris auf das höchſte gebildeter Inſtinkt lehrte ſie, jedesmal den Ton der Unterhaltung der Neigung derer anzupaſſen, welche ſie gewinnen wollte, und eigentlich wollte ſie das gewöhnlich ohne Unterſchied bei Allen. Daher war ſie witzig, trübe, oder auch gefühlvoll, wie es die Umſtände erforderten, oft alles dieſes in einer Stunde. Was ſie ſprach, war ſelten bedeutend, aber es gewann in ihrem Munde einen eignen Reitz; bei der höchſten Frivolität verſtand ſie entweder mit der Naivetät eines Kindes den Schein der unbefangenſten Unſchuld beizubehalten, oder auch mit glücklicher Keckheit bis an die äußerſte Grenze weiblichen Zartgefühls zu treten, ohne dennoch dieſe je zu verletzen und ſo gefiel ſie Allen, weil ſie Allen Alles zu ſeyn wußte.

Indeſſen mißlang es ihr dieſes Mal dennoch Gabrielen an ſich zu ziehen, obgleich ſie ſehr wünſchte, durch ſie etwas Näheres von Adelberts gegenwärtiger Lage zu erfahren. Sie hatte ihn auf den erſten Blick eben ſo wohl wiedererkannt als er ſie, aber aus mancherlei Gründen wünſchte ſie, die frühere Bekanntſchaft mit ihm zu verſchweigen und ſuchte daher, nur ganz von weitem, Gabrielen zu einem Geſpräch über ihn zu bewegen. Doch dieſe blieb einſylbig, ſichtbar befangen, bis endlich Herr von Aarheim und Hippolit mit der Nachricht von Adelberts beſſerem Befinden anlangten. Ihr Blick erheiterte ſich jetzt, ſie vermochte es nicht, Hippoliten den Tanz zu verſagen, den dieſer, von Moritzen unterſtützt, als Botenlohn für die günſtige Nachricht von ihr erbat. Triumphirend führte er ſie in den Saal und alles ſtrömte dem ſchönen Paare nach, um es walzen zu ſehen.

Mit unverſtellter Verwunderung ſah die Marquiſe ſich allmählich von Allen verlaſſen, außer von einigen Fräulein, die, durch traurige Erfahrungen gewitzigt, den Tanzſaal gern mieden. Zu dieſen geſellten ſich noch ein Paar alte Damen, welche die gute Gelegenheit ſich nicht entgehen laſſen wollten, jedes einzelne Stück des Ameublements im Kabinette recht ungeſtört zu betrachten und nach den Preiſen ſich zu erkundigen. Von Männern war nur Moritz von Aarheim dageblieben. Dieſer unterhielt die Geſellſchaft ſehr lang und breit von Adelberts glücklicher Ehe, von Gabrielen's innigem Verhältniß zu deſſen Gemahlin und zur Frau von Willnangen, und wie gewöhnlich hörte Niemand auf ihn, ſogar die Marquiſe nicht, obgleich ſie dies Geſpräch ſelbſt veranlaßt hatte.

Tauſend Sorgen beſchäftigten dieſe; ihr ſo künſtlich erſonnenes Krankenkoſtüm begann ſie in die peinlichſte Verlegenheit zu ſetzen, ſie hätte in dieſem Augenblick gern alles darum gegeben, es wieder los zu ſeyn, um die Vorgänge im Ballſaal mit eignen Augen beobachten zu können, aber ſie ſah doch keine Möglichkeit, es abzuändern, ohne ſich lächerlich zu machen. Auch das Zuſammentreffen mit Adelberten, den ſie nie wieder zu ſehen gehofft hatte, beunruhigte ſie; Alle, ſogar die Gräfin Roſenberg, hatte ſie wenigſtens bei dem Glauben gelaſſen, daß ſie eine geborene Franzöſin aus einem großen Hauſe ſey; die Entdeckung des Gegentheils, das konnte ſie ſich nicht verhehlen, mußte ihr das Anſehen einer Abentheurerin geben; vor allem aber fürchtete ſie das Bekanntwerden ihrer früheren Verbindung mit Adelberten. Dieſen ſchnell wieder zu gewinnen, das ſchien ihr der ſicherſte Weg, um allen möglichen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, und ſeine jetzige äußere Erſcheinung konnte ſie dieſem Plane nur geneigter machen, beſonders in dieſem Augenblick, da ſie Hippolits Benehmen gegen Gabrielen als für ſich höchſt beleidigend empfand. Zu ihrem großen Verdruſſe blieb ihr volle Muße allen dieſen Betrachtungen nachzuhängen; denn auch die alten Damen hatten ſich, nach richtig aufgenommenem Verzeichniſſe der im Kabinette enthaltenen Koſtbarkeiten, den Spielzimmern zugewendet, Moritz aber war dem Ballſaal zugeeilt, um ſeinen Theil an dem Triumphe ſeiner Gemahlin ſich zu holen. Nur die verlaſſenen Fräulein waren da geblieben, und die Marquiſe fühlte ſich auf eine kränkende Weiſe mit ihnen auf gleichen Fuß geſtellt. Hippolit, der ſonſt außer ihrem Kreiſe keine geſellige Freude anerkennen wollte, ließ ſich nicht wieder blicken, vermuthlich huldigte er, wie alle Andern, in dieſem Augenblick nur jener Gabriele, die ihr immer verhaßter ward.

Endlich vermochte es die Marquiſe nicht länger, der peinigenden Ungewißheit zu widerſtehen. Bei der Unmöglichkeit, gekleidet wie ſie war, bis in den Ballſaal zu gehen, ſchickte ſie die Fräulein auf Kundſchaft dorthin aus, aber die armen Kinder kamen nach kurzer Zeit mit dem betrübten Geſtändniß zurück, nichts geſehen zu haben. Es war ihnen unmöglich geweſen, den dichten Kreis von Zuſchauern zu durchdringen, in deſſen Mitte, wie ſie gehört hatten, Gabriele mit dem Grafen Hippolit eben die Gavotte tanzte. Niemand hatte auf ihre Bitten, durchgelaſſen zu werden, geachtet, denn Alle waren zu eifrig mit dem Schauſpiele beſchäftigt, welches, wie überlaute, bis in das Kabinett dringende Beifallszeichen jetzt verkündeten, ſo eben beendet ward.

Allmählich kamen jetzt auch mehrere Herren und Damen herbei; Alle ſchilderten den eben gehabten Genuß in den lebhafteſten Farben, und bedauerten zwiefach die unſelige Krankheit, welche die Marquiſe um den ſchönſten einzigſten Anblick in der Welt gebracht habe. Da riß dieſer endlich der letzte ſchwache Geduldsfaden, beſonders als noch immer weder Gabriele noch Hippolit ſich blicken ließen. Die Migräne kehrte plötzlich wieder, und ward bald ſo unleidlich, daß die Geſellſchaft verabſchiedet und die Thüre des Kabinetts wieder verſchloſſen werden mußte. Innerlich hoffte die Marquiſe, daß ihr Ungetreuer, durch dieſe Maaßregeln beunruhigt, in banger Beſorgniß herbeieilen würde. Sie blieb ſogar noch in der einmal gewählten Attitüde, ſo läſtig ihr dieſe auch zu werden begann, aber umſonſt, der Erwartete kam nicht.

Längſt ſchon hatte dieſer ſich in ſeine Wohnung zurückgezogen, während die Marquiſe noch immer auf ihn harrte. Dort ſaß er in wortloſem Sinnen verloren, und horchte in die Nacht hinaus auf das ferne Rollen einzelner Wagen, wie es allmählich in den erſtorbenen Straßen verhallte. „Morgen, Morgen! Wir werden ja ſehen,“ ſprach er endlich leiſe vor ſich hin, und befahl dann ſeinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken, denn ihm war, als ſtünde ihm in dem morgenden ſchon anbrechenden Tage etwas höchſt Wichtiges bevor.

Die Nacht verging ihm zwiſchen Schlaf und Wachen, immer noch ſchwebte Gabrielen's Geſtalt, jede ihrer anmuthigen Bewegungen, jedes ihrer noch anmuthigeren Worte ihm vor. In faſt nie gefühlter Wonne war er an ihrer Seite durch den Saal geſchwebt, mit ungeheuchelter Bewunderung hatte er in der Gavotte jede maleriſche Wendung ihrer eleganten Geſtalt, den Ausdruck des ſchönen Geſichts, das Spiel der zierlichſten Füßchen unverwendeten Blickes verfolgt, und da ſie ſpäterhin alles Tanzen verweigerte, hatte er, bis ſie die Geſellſchaft verließ, den Platz hinter ihrem Stuhle behauptet. Dort lauſchte er auf jedes ihrer Worte, und ihr Geiſt entzückte ihn nicht minder als ihre Schönheit. Leicht und unbefangen, gleich entfernt von Uebermuth und Ziererei, ſah er ſie die Lobſprüche annehmen und ablehnen, mit denen man von allen Seiten ſie überſtrömte. Er fand ſogar keine Spur von dem ſentimentalen ſteifen Tugendbilde, das ſeiner Phantaſie vorgeſchwebt, keine von der Maske, die er abzuziehen ſich bereitet hatte. „Sie iſt ganz Leben, ganz Natur, Geiſt und Wahrheit,“ flüſterte er noch im Lauf des Abends der Gräfin zu, die ihrerſeits auch anfing auf ihre Nichte ſtolz zu werden, mit großem Selbſtbehagen ihn um ſeine Meinung von ihr fragte und ihm erzählte, wie Gabriele von Kindheit an unter ihrer Aufſicht, in ihrem Hauſe erzogen worden ſey.

„Daß ſie jenen glückſeligen Adelbert liebt?“ ſprach Hippolit weiter, „nun Honny soit qui mal y pense! Wer kann es ihr verargen, der die in Eſelshaut gebundene Enzyklopädie aller Künſte und Wiſſenſchaften ſieht, welche der Himmel, er ſelbſt mag es verantworten warum? ihr zum Gemahl erkohr. Mir iſt ſie durch dieſe Liebe nur um ſo verehrlicher und herrlicher. Ein Weib ohne Liebe iſt ein Weib ohne Seele. Sogar die Häßliche wird leidlich wenn ſie liebt, die Schöne wird dadurch zum Engel verklärt. Und daß dieſe Gabriele es unter ihrer Würde hält ihre Liebe zu verheimlichen, gefällt mir nun gar über die Maßen, ſie heuchelt doch wenigſtens nicht wie Alle ihres Geſchlechts, die etwas zu verſchweigen haben was der Mühe verlohnt.“ Die Gräfin war ähnlicher Aeußerungen ihres jungen Schützlings zu gewohnt, um ſich ernſtlich darüber zu erzürnen; Ermahnungen aber achtete er nicht, ſondern entging ihnen gewöhnlich und auch dieſes Mal durch ſchnelle Flucht. Wir werden ja ſehen, ob es ſich mit dem lahmen Helden nicht aufnehmen läßt! dachte er dabei in ſeinem Herzen.

Alle alten Schmerzen regten ſich indeſſen von neuem in Adelbert's Bruſt; Haß, Liebe, Verachtung im furchtbarſten Kampf. Vergebens ſtrebte er das verführeriſche Bild der Marquiſe aus ſeiner Phantaſie zu verbannen, vergebens rief er zu Auguſten wie zu einer Heiligen; Herminia ſchwebte die ganze Nacht hindurch in all ihrer blendenden

Schönheits-Pracht vor ſeinen aufgeregten Sinnen. So hatte er nie ſie geſehen, nie geahnet, daß ſie ſo über allen Ausdruck entzückend ihm erſcheinen könne. Er bemühte ſich, ihres Leichtſinns, ihrer Treuloſigkeit, der unverantwortlichen Art, mit der ſie ihn verſtieß, zu gedenken; er glaubte ſie zu haſſen, er wähnte ſie zu verachten, und doch ſah er noch immer die lockende Geſtalt, gelagert unter Roſen, von Liebesgöttern umſchwärmt. Er gedachte der Möglichkeit ſie wieder zu ſehen, und eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich ſeiner bei dem Gedanken. Sehnſucht zog ihn zu ihr, Erinnerung in einem blutig zerrißnen Herzen hielt ihn zurück. Dieſer Zuſtand erreichte eine ſo peinliche Höhe, daß er endlich, um ihm zu entgehen, den Entſchluß faßte zu fliehen, ohne jeden andern Verluſt weiter zu achten, der aus dieſer Flucht im Laufe der Geſchäfte, welche ihn hergeführt hatten, für ihn entſtehen konnte.

Herzlich froh endlich, der peinigenden Ungewißheit entgangen zu ſeyn, beſchloß er nur die ſchickliche Stunde abzuwarten, um Gabrielen Lebewohl zu ſagen, und dann zu eilen, um in Auguſtens Armen gegen ſich ſelbſt Schutz zu finden; doch graute ihm innerlich mit dieſem Entſchluß in der Seele allein und müßig zu bleiben. Er rief mit Tages Anbruch deshalb ſeinen Bedienten, gab ihm mehrere auf die nahe Abreiſe Bezug habende Aufträge, fing ſelbſt an, Papiere zu ordnen und einzupacken, um nur in erzwungener Thätigkeit ſein Gefühl nicht zur Sprache kommen zu laſſen, als plötzlich, er begriff ſelbſt nicht recht wie, eine der geſtrigen Amorinnen, in Geſtalt eines artigen kleinen Mädchens von etwa zehn Jahren, ihm ein roſenduftendes Zettelchen in die Hand ſchob, bei deſſen Anblick ihm beinahe, wie geſtern beim Anblick der Schreiberin deſſelben, die Sinne vergingen. Das Briefchen war nicht verſiegelt, es war nur zuſammengedreht, genau wie jene Zettelchen, die Herminia ſonſt ihm heimlich zuzuſtecken pflegte, als den Liebenden noch der ganze Tag, den ſie im Hauſe ihrer Aeltern mit einander verlebten, zu kurz war für alles was ſie ſich zu ſagen hatten. Gedankenlos öffnete er das duftende Papier, ohne beſtimmt zu wiſſen was er that. Hier der Inhalt deſſelben.

„Ich will nicht Vergebung, ich will nicht Mitleid, ich will nicht einmal andeuten, daß ich zu beiden wohl berechtigt wäre. Ich verbanne mich auf ewig aus meinem Vaterlande, die nächſte Stunde trifft mich nicht mehr hier. Der verhaßte Anblick der armen Herminia ſoll nicht mehr den Abſcheu des Mannes erregen, der — genug ich reiſe. Doch einmal, einmal noch möchte ich zum Abſchiede die Hand ergreifen, die einſt beſtimmt war, mich durch das Leben zu geleiten, einmal noch, ehe ich auf immer gehe! Ich weiß es, dieſer Wunſch wird mir nicht gewährt werden, aber ich ſpreche ihn aus, ich fürchte nicht den Schmerz einer Verweigerung, denn ich fürchte keine Schmerzen mehr. Marion würde ungeſehen, unbemerkt den Weg zu mir zu leiten wiſſen, ich wage es nicht noch eine Sylbe hinzuzufügen. Bitten klingt ja wie Hoffnung, Herminia hat ſeit geſtern keine mehr.“

Unſchlüſſig ſtarrte Adelbert die lange nicht erblickten, wohlbekannten Schriftzüge an, dann hob er mechaniſch den Blick zur Thüre, dort ſtand Marion mit einem ſchlauen ächt franzöſiſchen Kindergeſichtchen. Sie machte einen kleinen Knix, ſchob die nur angelehnte Thüre auf, und trippelte, den Blick rückwärts ihm zugewendet, die Treppe des Seitengebäudes hinab, auf welcher ſie zu Adelbert's Zimmer gelangt war. Gedankenlos ſchritt Adelbert ihr nach, über den Hof; auf der Straße erwachte er zwar wieder und war im Begriffe umzukehren, aber er bildete ſich ein, ſich der Feigheit einer ſolchen Flucht vor der Gefahr ſchämen zu müſſen, und dieſes Gefühl trieb ihn vorwärts.

Hippolit hatte indeſſen die Stunde ſehr ungeduldig erwartet, in welcher er Gabrielen's Wohnung aufſuchen konnte, um bei Adelberten einen Krankenbeſuch abzuſtatten, und vernahm mit nicht weniger Unmuth als Erſtaunen, daß der, welchen er, von Aerzten umgeben, im Bette zu finden geglaubt hatte, ſchon am frühen Morgen ausgegangen ſey. Niemand wußte, wohin? Hippolit hatte bei dieſem Beſuche auf irgend einen günſtigen Zufall gerechnet, der ihm bedeutender, als eine bloße zeremonielle Viſite, bei Gabrielen Zutritt verſchaffen ſollte, und verweilte jetzt unſchlüſſig auf der Treppe, darüber nachſinnend, ob es gerathener ſey, ſchon jetzt ſich bei ihr melden zu laſſen, oder ſpäter wiederzukehren, als Moritz, ihm begegnend, ſeinen Bedenklichkeiten ein Ende machte, indem er ihn erſt auf das freundlichſte begrüßte und dann ſogleich an das Ziel ſeiner Wünſche führte. Mit unendlichem Bedauern verließ der Baron dort aus Mangel an Zeit Hippolit, nachdem er dieſen für den Mittag eingeladen, denn noch am nämlichen Morgen hatte er der Auktion eines Naturalienkabinetts, einer Vorleſung über die Möglichkeit, den Luftballon zu regieren, und einer Opernprobe beizuwohnen.

Schöner noch als im feſtlichen Schmuck des geſtrigen Abends trat Gabriele Hippoliten im zierlich einfachen Morgenkleide entgegen. Ihr helles Auge ruhte mit ſichtbarem Wohlgefallen auf ihm, ihr ſchöner Mund lächelte ihn freundlich an, während ſie mit ihrer ſüßen melodiſchen Stimme für die ihrem Gaſtfreunde geleiſtete Hülfe ihm nochmals dankte. Er, ſonſt ſo vorlaut, aller Frauen Gunſt ſo ſicher, ſtand dabei faſt unbehülflich da, und ſuchte vergeblich nach einer paſſenden Antwort, er fürchtete, Gabrielen etwas zu erwiedern, weil er ſie dann nicht mehr hören würde, und fühlte dabei doch mit innerer Angſt das Lächerliche ſeines fortwährenden Schweigens. Endlich ſuchte er gewaltſam den Zauber zu zerreißen, der ſeine Zunge feſſelte, er ſtrebte wieder in den gewohnten Ton zu gelangen, mit dem er bis jetzt noch immer bei den Frauen Glück gemacht hatte, und ward zuletzt aus bloßer Verlegenheit zuerſt verlaut, und endlich beinahe unverſchämt. Mit erzwungener Bedeutung brachte er ziemlich ungeſchickt einige witzig ſeyn ſollende Anſpielungen auf den Kranken an, der ſolcher Theilnahme ſich erfreuen könne, ſprach dann von der Verpflichtung aller Männer, einem ſo ausgezeichneten Günſtling des Glücks zu dienen, wenn gleich ſie eben dieſer Auszeichnung wegen ihn alle tödtlich haſſen müßten. Das Unziemende ſolcher verbrauchten Scherzreden, Gabrielen gegenüber, fiel ihm ſelbſt auf und vermehrte ſeine Verlegenheit; er wollte es mildern, und gerieth immer tiefer hinein, bis ſie ihn endlich unterbrach, nachdem ſie ihm lange genug, zuletzt recht mitleidig ernſthaft zugehört hatte.

„Ich könnte mich ſtellen, als verſtünde ich

Sie nicht," ſprach ſie, „oder ich könnte Sie auch verſtehen, und dann mit gutem Fug und Recht mich erzürnen, und eigentlich ſollte ich dieſes auch wohl, aber Ihr ganzes Weſen, vor allem Ihre Jugend laſſen mich hoffen, daß Sie mir eben eine Lection herſagten, die Ihr Kopf in der Welt, in der Sie bis jetzt lebten, auswendig lernte, von der aber in Ihrem Herzen keine Sylbe ſteht. Ich freue mich um ſo mehr der Ausſicht, Sie oft und lange in unſerm Kreiſe zu ſehen, dem es vielleicht gelingen wird, Ihnen das Leben und auch die Frauen aus einem andern Geſichtspunkt zu zeigen." Hier ſchwieg ſie, gleichſam eine Antwort erwartend, doch Hippolit, hochroth vor Zorn und Scham, vermochte kein Wörtchen aufzubringen und ſuchte nur in ſeinem Aeußern noch das ſonſt gewohnte dreiſte Selbſtbewußtſeyn auszudrücken. „Stehen Sie nicht ſo wie ein zürnender Heros vor mir," ſetzte daher nach einer kleinen Pauſe Gabriele lächelnd hinzu, „nehmen Sie lieber meine Aeußerungen, wenn ſie Ihnen auch nicht ganz gefallen ſollten, ſo auf, wie ich die Ihrigen, das heißt, mit Duldung."

Gleich nach dieſem ſuchte ſie dem Geſpräch eine leichtere, gleichgültigere Wendung zu geben, aber es mißlang ihr. Hippolit war zu ſehr aus dem Gleichgewicht gekommen, um es ſogleich wieder zu finden, und ergriff deshalb den erſten ſchicklichen Augenblick, um ſeinen Beſüch zu beenden.

Von Gabrielen entfernt, fühlte er mit tiefer Beſchämung, daß er wie ein ausgeſcholtener Schulbube vor ihr dageſtanden, vor ihr, die ohne den geringſten Verſuch, ihm ſeine vorgefaßte Meinung von dem Verhältniß zwiſchen ihr und Adelbert zu benehmen, dennoch, wie völlig gerechtfertigt, ſtolz und klar ſich erhob, und zugleich eine Art Herrſchaft über ihn übte, zu welcher er ſich nicht bewußt war, ſie berechtigt zu haben.

Aergerlich und mit dem feſten Vorſatze, kalt und unbefangen aufzutreten, ſtellte er zur Zeit der Mittagstafel zum zweiten Male ſich in Gabrielen's Zimmer ein, aber er konnte ſich die Mühe ſparen, denn ſie begrüßte ihn nur mit einer leichten Verbeugung, und ſetzte dann ſehr lebhaft ihr Geſpräch mit einem Fremden fort, der eben aus Rom kam und Ottokarn dort geſehen hatte. Moritz hingegen, der ſeit geſtern eine ganz eigene Zärtlichkeit für Hippoliten gefaßt zu haben ſchien, bemächtigte ſich ſogleich ſeiner, um ihm eine Sammlung von Mißgeburten zu zeigen, welche er am nämlichen Morgen in der Auktion gekauft hatte. So ward im einzelnen Geſpräch beinahe eine Stunde von der nur aus acht oder neun Perſonen beſtehenden Geſellſchaft hingebracht. Gabriele blickte oft auf die Uhr, man erwartete ſichtbar noch Jemanden. Blaß und verſtört trat endlich Adelbert herein, beantwortete ſehr in der Kürze alle Fragen nach ſeinem Befinden, ſchob einige unverſtändliche Entſchuldigungen ſeines ſpäten Erſcheinens dazwiſchen, und verſicherte dann wieder, nur der Blumenduft, einzig der Blumenduft im Kabinett der Marquiſe habe ihm geſtern den Zufall zugezogen, von dem er ſich jetzt völlig hergeſtellt fühle.

Hippolit fand an der Tafel neben dem Herrn des Hauſes ſeinen Platz, Gabrielen und Adelberten gegenüber. Letzterer blieb ſichtbar verſtimmt und Gabriele betrachtete ihn mit augen=

ſcheinlicher Beſorgniß. Dann aber wendete ſie ſogleich alle ihre Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft zu. Jeden und jedes wußte ſie an ſeinen Platz zu ſtellen, hatte Allen einzeln etwas Angenehmes zu ſagen oder zu erzeigen; und das auf ſo natürliche Weiſe, als müßte es ſo und nicht anders ſeyn. Sie war die Seele der Unterhaltung ohne damit prunken zu wollen, im Gegentheil, es war, als ob der Abglanz ihrer Anmuth ſich auf die verbreitete, welche ſie umgaben. Wer ihr nahte, gewann an Liebenswürdigkeit, an Geiſt, Witz, Verſtand, denn ſie wußte jeden lichten Funken hervorzulocken, und ſeit ſie in der großen Welt lebte, war, außer Hippoliten, vielleicht noch nie jemand anders, als höchſt zufrieden mit ſich ſelbſt, von ihr geſchieden.

Adelbert verſank inzwiſchen in immer trüberes Nachſinnen, aus welchem er, ſichtbar ſich zuſammennehmend, auffuhr, wenn man ihn anredete. Moritz hingegen war ſeelenvergnügt und eine Albernheit jagte die andere aus ſeinem Munde. Vergebens ſtrebte diesmal Gabriele, das Geſpräch abzuändern, Hippolit ſah, wie ſie alle Kraft ihres Geiſtes anwendete, um die Schwäche des Mannes, dem ſie angehörte, zu verdecken, und die Nachtſeite des Geſchicks der ſchönen anmuthigen Frau trat plötzlich in all' ihrem hoffnungsloſen Dunkel vor ſeine Seele. „So," dachte er, „ſo muß das holde Weſen unabläſſig arbeiten, ſich anſtrengen, ſich quälen lebenslänglich, und warum? Um der Welt zu verbergen, was ſie leidet! Um fremden Augen das Unwürdige der Feſſeln zu entziehen, die ſie zu Boden drücken, und welche nur der Tod löſen kann!"

Von unſäglichem Mitleide hingeriſſen, bemühte er ſich von nun an, ihr zu helfen, und gewandt wie er war, gelang es ihm wirklich, den Faden der Unterhaltung behend zu ergreifen, ein Geſpräch aufzubringen, welches unter ſeiner Leitung intereſſant genug ward, um ſelbſt Moritzen zum Zuhören zu bewegen. Gabrielen's dankbare Zufriedenheit, die er in ihren Augen las, lohnte ihn überreich, beſonders da Moritz ihn einlud, morgen und an jedem Tage, ſo oft es ihm bequem ſey, wiederzukehren; eine Erlaubniß, welche er ſich vornahm, recht oft zu benutzen.

Mehrere Tage vergingen, während denen Adelbert und Hippolit die Rollen getauſcht zu haben ſchienen. Erſterer war nur ſelten, und nie in Gabrielen's Nähe zu finden, wenn er vermuthen konnte mit ihr allein zu ſeyn. Er verließ mit dem früheſten das Haus, und kehrte nur ſelten, und ſpät wieder heim, während Hippolit dort faſt jede Stunde des Tages verlebte, und die Marquiſe nie anders, als umringt von fremden Zeugen, im geſelligen Kreiſe ſah. Er hatte ſein Verhältniß zu ihr nie bindend gefühlt und auch ſie konnte, nach der ſtillſchweigenden Uebereinkunft der Welt, in der ſie zu leben gewohnt war, ſich hierüber keine Illuſion machen. Jetzt war das Band, welches ihn ihr verknüpfte, nicht gelöſt, es war zergangen vor Gabrielen's Erſcheinung, wie Sommerwölkchen vor der Sonne in Nichts ſich auflöſen, und er achtete übrigens die Marquiſe zu wenig, um ferner nach ihr, noch den Verbindungen zu fragen, die ſie jetzt zu ſchließen für gut finden mochte.

Nicht liſtig abſichtlich, ſondern vom ehrlichen Wunſche geleitet, Gabrielen's Geſchick zu erleichtern, hatte Hippolit ſich in kurzer Zeit ihrem ſchwachen Gemahl ſo lieb und werth zu machen gewußt, daß dieſer ihn ungern von der Seite ließ, und ihn mit Einladungen beſtürmte, ſein Haus als das ſeinige anzuſehen. Je länger er Gabrielen ſah, je deutlicher ward es ihm, daß dieſe Frau von Allen, die er bis jetzt gekannt hatte, ſich himmelweit unterſchied, und ſo konnte es ihm nie einfallen, auf gewöhnlichem Wege ſie zu gewinnen. Auch dachte er nie daran, planlos lebte er in ihrer Nähe fort, ſtrebte auf jede Weiſe, ſich dort zu erhalten, und ſann nie darüber nach, warum er ihr nach und nach ſeine liebſten Gewohnheiten und Neigungen opferte, warum ſie mit mächtiger Allgewalt ihn zu beherrſchen beginne; es war ihm, als müſſe alles dies ſo und nicht anders ſeyn.

Gabrielen konnte es indeſſen nicht entgehen, wie zart und ſchonend der übrigens in allem ſo rückſichtlos handelnde Jüngling es vermied, die Lächerlichkeiten eines Mannes zu bemerken, der alt genug war, um ſein Vater ſeyn zu können. Sie ſah, wie oft er gegen die Spottluſt der übrigen jungen Leute ihn in Schutz nahm, und ihre holdeſte Freundlichkeit lohnte ihm ein Betragen, welches ſie für den untrüglichſten Beweis reiner Herzensgüte nahm. Der frühern jugendlichen Unbeſonnenheit, mit welcher er in der erſten Stunde ihrer Bekanntſchaft es gewagt hatte, ſie zu beleidigen, wurde nicht mehr gedacht; oder wenn es geſchah, ſo ſchämte Gabriele ſich des Ernſtes, mit dem ſie eine kindiſche, nichts bedeutende Ungezogenheit gerügt hatte. So gewöhnte jeder Tag ſie immer mehr an die Gegenwart Hippolit's, den ſie zuletzt oft im Scherz ihren Edelknaben nannte.

Adelbert hingegen verlebte dieſe Zeit in ſtetem Schwanken zwiſchen Himmel und Hölle, bald in der wolluſtathmenden Nähe der Marquiſe alles außer ihr vergeſſend, bald niedergeſchmettert von Reue und Selbſtverachtung, wenn ein ſorgender Blick aus Gabrielen's Augen, wie ein Strahl aus der ſchuldloſen, ſeligen Heimath ihn traf. Herminia hatte, als er, von Marien geführt, ihr Zimmer betrat, mit unwiderſtehlichem Zauber den ganzen vollen Freudenkranz ihrer Beider Jugend neubelebt, in Himmelsfarben glühend, ihm zu zeigen gewußt. Ohne die frühere Schuld, welche dieſen Kranz zerriß, wegleugnen zu wollen, aber auch ohne Reue darüber in Worten auszudrücken, hatte ſie vor dem Beleidigten ſich nicht gebeugt. Aber, während ſie vergab, ihm Lebewohl auf ewig zu ſagen, mußte er wähnen, in ein von Liebe, Reue, Schmerz zerriſſenes Gemüth zu blicken, das in kalter Selbſtverleugnung ſich verloren gab, und nur bedacht ſchien, ſich und ſeine Qualen ihm zu entziehen. Entſchloſſen, die Treubrüchige mit kalter wortarmer Vergebung verachtend niederzuſchmettern, war er gekommen, nur wenige Minuten vergingen, und er lag zu ihren Füßen, ſie entſchuldigend, gegen ihre eignen Anklagen ſie in Schutz nehmend, die jetzt erſt laut zu werden begannen. Dieſe ihre erſte Zuſammenkunft endete von ſeiner Seite mit dem feierlichen Verſprechen, noch am nämlichen Abend wiederzukehren, um dann gefaßter, mit Bewußtſeyn den Augenblick ewiger Trennung zu feiern und ſo in Zukunft ſein Bild liebend vergebend und mild in ihrer Erinnerung leben zu laſſen.

Zur unglücklichſten Stunde hielt Adelbert ſein Wort. Der vereinte Zauber früherer Unſchuld und jetziger blendend ſtrahlender Schönheit, in Reue, in Verzweiflung, in aller Gluth der hingebendſten Liebe, riß ihn hin, er vergaß alles, auch die Auguſten geſchworene Treue. Ihr beſcheidnes Bild trat weit zurück in den verborgenſten Winkel ſeines Herzens, ſchmerzlich fühlte er es dort, ohne es ſich ſelbſt zu bekennen.

In bitterer Selbſtverachtung gab er von nun an jede Hoffnung der möglichen Rückkehr zum Beſſern auf. Er wollte nur Betäubung und fand ſie; er ſah und hörte nur Herminien, wie ſie einzig in ſeiner Liebe leben und athmen zu können ſchwur, ihre Verſicherungen, ihn nie ganz vergeſſen zu haben, ihr Geloben künftiger ewiger Treue, er glaubte Alles und Nichts. Im Wahnſinn äußern Sinnenrauſches, gefoltert von innern Vorwürfen in jeder Minute helleren Selbſtbewußtſeyns, mied er aufs gefliſſentlichſte alles, was ihn zu dieſem bringen konnte, vor allem Gabrielen.

Herminia hatte bei Adelberts Wiederſehen wirklich eine Regung jener Gefühle empfunden, die einſt ihre Jugend beglückten. Sie ſah ihn zum edlen ſtolzen Manne herangereift, ſogar die Narbe über der Stirn, welche früher ihr ſo entſetzlich dünkte, weit davon entfernt, ihn zu entſtellen, erhob jetzt ſein Geſicht zu dem eines Helden. Seine Erſchütterung bei ihrem Anblick verrieth ihr die Gewalt, welche ſie noch immer über ihn üben konnte, und Gabrielen's unverholene Theilnahme an ſeinem anſcheinend plötzlichen Uebelbefinden ließen ſie ſogleich in dieſer eine, wahrſcheinlich beglückte Nebenbuhlerin ahnen. Gabrielen's von Allen gefeierter Name erregte ſchon ihre Eiferſucht, ehe ſie ſelbſt ſie noch ſah, jetzt da Hippolit ihr um jener willen untreu zu werden drohte, ward ſie ihr ganz unerträglich. Sechs in den gefährlichſten Umgebungen verlebte Jahre hatten Herminien ſehr tief herabgezogen; Wechſel und Intrigue waren in dieſer Zeit ihrem leidenſchaftlichen Weſen zum Bedürfniß geworden, und unbekannt mit jeder beſſern Regung, beurtheilte ſie Alle und ſomit auch Gabrielen nach ſich. Sie glaubte daher, ſich nicht beſſer an dieſer rächen zu können, als indem ſie Adelberten von ihr abzuwenden und wieder in die alten Feſſeln zu ziehen ſuchte. Zugleich hoffte ſie dadurch Hippolit's Eiferſucht rege zu machen, und ſo auch ihn wieder zu gewinnen, den ſie, ohne ihn zu lieben, dennoch nicht freigeben wollte, beſonders nicht an Gabrielen. Alles dieſes vereint beſtimmte ſie zuerſt zu jener mühevollen Vorſtellung, mit der ſie

Adelberten umgarnte, aber es ging ihr bald mit dieſer Rolle, wie jeder guten Schauſpielerin mit der ihrigen, ſie gewann ſie lieb, ſo daß ſie ſelbſt nicht mehr Täuſchung und Wahrheit von einander zu unterſcheiden wußte, und das Spiel immer weiter trieb, zuletzt hauptſächlich nur um des Spieles willen.

Nicht mit jener quälenden Empfindung, welche Herminia in ihr erregen wollte, aber doch ſchmerzlich beſorgt, ſah Gabriele Adelberten ſich täglich ihr mehr entfremden. Sie ſah die Angſt, die ihn in ihrer Nähe ergriff, ſie bemerkte, wie gefliſſentlich er jedes Geſpräch mit ihr vermied, ohne errathen zu können, wodurch ſie ſein Zutrauen verſcherzt habe. Auch zeigte er ſich ihr durchaus nicht feindſelig, aber ihr Beiſeyn übte über ihn eine ſichtlich vernichtende Gewalt. Das Geſchäft, welches ihn in die Reſidenz geführt hatte, vernachläſſigte er durchaus und brachte dennoch faſt alle ſeine Zeit außer dem Hauſe zu. Sie begriff nicht, wo? und womit? Bei der Marquiſe traf ſie ihn ſelten, denn ſie beſuchte dieſe nur, wenn ſich dort Geſellſchaft verſammelte, und dann pflegte Adelbert gewöhnlich zu fehlen.

Tauſend Vermuthungen drängten ſich Gabrielen entgegen, doch keine brachte ſie der Wahrheit nahe; ihr Gefühl widerſtrebte jedem heimlichen Nachforſchen, aber dieſes unerklärliche Betragen des Gemahls ihrer Auguſte laſtete recht ſchwer auf ihrem Gemüthe.

Zwiſchen der Marquiſe und der Gräfin Roſenberg war indeſſen ſeit Gabrielen's Ankunft eine Spannung entſtanden, welche, und vielleicht bald, in einen förmlichen Riß auszuarten drohte. Herminie haßte Gabrielen zu ſehr, um dieſen Haß nicht auch der Gräfin ſichtbar werden zu laſſen, beſonders ſeit es mit jedem Tage ihr entſchiedener wurde, daß Hippolit um jener willen ihr unwiederbringlich verloren ſey. Die Gräfin hingegen nahm Gabrielen ſtets in Schutz; ſie hatte ſie auf ihre Art lieb gewonnen, ſie wußte ſich nicht wenig damit, daß eine ſo glänzende Erſcheinung aus ihrem Hauſe ausgegangen, unter ihren Augen gebildet ſey. Nichts konnte ihr ein beifälligeres Lächeln ablocken, als wenn man Züge von Aehnlichkeit zwiſchen der Tante und der Nichte entdeckt haben wollte; auch konnte ſie Gabrielen nicht entbehren, ihr ſtete Gegenwart machte die geſelligen Abende der Gräfin zu den geſuchteſten und glänzendſten der Stadt, unerachtet ſchwache Nerven jetzt ſehr oft das Nichterſcheinen der Marquiſe entſchuldigen mußten; zum Theil, weil dieſe die Abendſtunden lieber mit Adelberten allein zubrachte, mehr aber noch, weil ſie das Rivaliſiren mit Gabrielen ſcheute. Auſſer ſich wäre ſie geweſen, wenn ſie gewußt hätte, wie wenig die Geſellſchaft im Salon der Gräfin ihre Gegenwart vermißte. Ihr erſtes blendendes Auftreten war zwar nicht vergeſſen, aber man gedachte deſſen nur als eines angenehmen und zu gleich fremden Schauſpiels, welches ſich indeſſen ſeiner Art nach doch nicht ganz mit deutſchem Sinn und deutſcher Sitte vereinen ließ, während Gabrielen's ſich ſtets gleichbleibende anſpruchsloſe Liebenswürdigkeit auf Geiſt, Sinn und Herz immerwährend wohlthuend wirkte.

Unerachtet der tauſend Schwachheiten, zu welchen ungemeſſene Eigenliebe und Luſt zu glänzen die Gräfin Roſenberg verführen mochten, hielt dennoch Niemand feſter als ſie, an das was ſie ihre Grundſätze nannte. Achtung vor äußerem Anſtande, Sitte und gutem Ruf, dieſe Kardinal-Tugend vornehmer Leute beſaß ſie in hohem Grade; ſie war eine abgeſagte Feindin alles offenbaren Unrechts, und Adelberts Verhältniß zu Herminien mußte ihr großes Mißfallen erregen, ſobald ſie es für das erkannte, was es war. Hippolits jetziges Benehmen gegen die Marquiſe machte ſie zuerſt aufmerkſam darauf. Sie ſah, wie er, der ſonſt nur in den Blicken der Marquiſe d'Aubincourt zu leben ſchien, ihr jetzt mit unverkennbarer Kälte begegnete, wie zuvorkommend er Adelberten jedes Mal, wenn beide bei ihr zuſammentrafen, den Platz neben ihr einräumte, und ſie hatte ſelbſt zu lange und in zu mannichfaltigen Verhältniſſen in und mit der Welt gelebt, um nicht, wenn gleich dieſes Mal ungerechter Weiſe, den Grund einer ſo auffallenden Veränderung im Betragen ihrer Hausgenoſſin zu ſuchen. Die dunkle Seite deſſelben blieb ihrem Scharfblick nicht lange verborgen, und grenzenloſer Zorn ergriff ſie bei Entdeckung, daß die Marquiſe es wage, unter ihren Augen, in ihrem

Hauſe und gleichſam unter ihrem Schutze mit dem Gemahl einer ihrer nächſten Verwandtinnen ein ſolches Verſtändniß zu unterhalten. Hätte die Gräfin Roſenberg den erſten Regungen ihres empörten Gemüths zu folgen gewagt, ſo wäre die Marquiſe in der nächſten Stunde durch öffentliche Kundmachung ihres Betragens vor der Welt auf das Beſchämendſte beſtraft worden; aber ſie war von jeher gewohnt, nur mit der äußerſten Umſicht vorzuſchreiten, und jedes, nicht durch Bewunderung erregte Aufſehen zu ſcheuen, wie den Tod. Der Familienſtolz, welcher einſt den Baron von Aarheim ſo mächtig beherrſchte, war auch der Bruſt ſeiner Schweſter nicht fremd, und das Bekenntniß, daß Auguſte, ihre Verwandtin, um einer Andern willen verlaſſen werden konnte, ſchien ihr unwürdig und entehrend. Schmerzlich vermißte ſie jetzt Erneſto's gewohnte leitende Hand, doch dieſer Freund war fern, auf dem Wege nach Italien, wohin Ottokar's wiederholte Einladungen ihn zogen, und ſo blieb der Gräfin nichts übrig, als an ſeiner Stelle Gabrielen zu Rath und Mitwirkung aufzufordern, um mit ihrer Hülfe die Marquiſe ohne äußeres Aufſehen zu entlarven, zu entfernen, und hernach Adelberten reuig und gebeſſert Auguſten wieder zuzuführen.

Gabriele ſtritt lange und heftig für Adelberten, gegen die Beſchuldigungen der Gräfin, ehe ſie ſich entſchließen konnte, ſolche als Wahrheit anzuerkennen, und ſelbſt dann bemühte ſie ſich noch, ſein Vergehen in gemildertem Lichte zu ſehen. Weder ſie, noch ihre Tante hatten die leiſeſte Ahnung davon, daß er in der Marquiſe d'Aubincourt Herminien wieder gefunden habe; um ſo auffallender mußte ihnen dieſe plötzlich entſtandene Leidenſchaft erſcheinen, aber auch um ſo leichter die Möglichkeit ſolche zu beſiegen. Adelberts ſchleunige Entfernung von der gefährlichen Zauberin, welche ihn umſtrickt hielt, ſchien beiden Frauen nach langem Berathen, das einzige Mittel, ihn wieder zu ſich ſelbſt, zu Auguſten zurückzuführen und der innigſte Wunſch dieſer wo möglich die über dem Glück ihres Lebens ſchwebende Gefahr gänzlich zu verbergen, beſtimmte Gabrielen, ſich an Frau von Willnangen zu wenden, um durch dieſe Adelbert's ſchleunige Zurückberufung zu bewirken. Denn ſo ſehr ſie auch den freundlichen Greis, Adelbert's Oheim, liebte und ehrte, ſo wußte ſie dennoch nicht, in wie weit man in einer, für Auguſtens Zukunft ſo wichtigen Sache, auf deſſen Leitung ſich verlaſſen könne, und durfte demnach es nicht wagen, das Muttergefühl der geliebten Freundin zu ſchonen.

Mildernd, begütigend, aber doch eindringend und ernſt machte Gabriele ſie mit Adelbert's trauriger Verirrung ſo ſchonend als möglich bekannt. Die Marquiſe zeigte ſie ihr, ſo wie ſie ihr ſelbſt erſchien, als ein für den erſten Augenblick höchſt einnehmendes blendendes Geſchöpf, reich an Allem was reizt, gefällt und verführt, aber eigentlich doch arm an innerem Werthe, mit keiner einzigen der Eigenſchaften begabt, die einſt Auguſten das Herz ihres Gatten gewannen.

Auguſte wird ihn wieder gewinnen, ſetzte Gabriele dieſer Beſchreibung hinzu. Sie muß ihn wieder gewinnen, um auf ewig ihn zu halten, ſobald es uns nur gelingt, ihn dem magiſchen Kreiſe dieſer neuen Armida zu entrücken, deren Nähe ihn allen ſeinen Freunden und ſich ſelbſt zum Unkenntlichen verwandelt. Um nicht zu ängſtlich bei dieſem Hauptzweck ihres Briefes allein zu verweilen, verſuchte es weiterhin Gabriele, der Frau von Willnangen ein heiteres lebendiges Bild ihres jetzigen Lebens und des glänzenden Horizonts zu geben, an welchem ſie ſelbſt ein Stern erſter Größe war. „Sie ſehen,“ ſchrieb ſie ferner, „aus Ihrer ſonſt ſo furchtſamen Gabriele iſt nach und nach ein ziemliches Weltkind geworden; doch fürchten Sie nicht zu viel für meinen häuslichen Sinn. Ach liebe liebe Mutter! ich ſehne mich oft ſo, daß mir die Thränen in die Augen treten, nach einer einzigen Stunde, wie ich deren ſo unzählig viele bei Ihnen, mit Ihnen, mit Auguſten, mit Erneſto verlebt habe. Wiſſen Sie noch den Abend, wo wir ſangen: **Dolce dell' anima, speme del mio cor?** Wie laut, wie thöricht flatterte damals dieſes Herz, das jetzt ſo leiſe ſich regt! Alles iſt anders wie in jenen Tagen und doch im Grunde daſſelbe. Was je mir theuer war, iſt noch das Leben meines Lebens; jede Freude, jedes Gelingen, jeden guten Vorſatz knüpfe ich an ein liebes Bild; aber dies Bild glänzt weit, weit von mir in meinem Jugendlande. Ich träume davon, wie ſchlafende Kinder mit Engelbildern ſpielen, aus einer fernen, goldenen, himmliſchen Heimath, und wenn ich erwache, lächelt der Abglanz des Morgenrothes meines Lebens noch immer freundlich in meinen Werkeltag hinein.

„Wirklich, ich komme mit meinen vierundzwanzig Jahren mir oft recht alt, recht matronenhaft vor, und ich glaube, ich erſcheine auch Andern ſo; meinem Zöglinge wenigſtens gewiß, denn ich muß es nur bekennen, ich gebe mich jetzt mit der Erziehung ab, und zwar bei einem recht verwahrloſeten Kinde, das ich dem Untergange entreißen will. Freilich iſt es ſchon einundzwanzig Jahre alt, aber erſchrecken Sie nicht darüber, mein Zögling geberdet ſich gewöhnlich, als zähle er deren kaum ſieben; er iſt unbändig, ungehorſam und wieder lenkſam, folgſam und gut wie es kommt. Er verbindet alle Arten und Unarten eines Kindes mit jeder glänzenden Eigenſchaft der reifern Jugend. Denken Sie ihn hoch, ſchlank, ſchön wie Achill; ſchmiegſam, biegſam, faſt kindliche Grazie in jeder Bewegung, mit dunkeln Locken und ſchwarzen blitzenden Augen, wie Mignon. So wunderlich wie in ſeinem Aeußern eint ſich der Widerſpruch auch in ſeinem Innern. Er iſt ſtolz, auch wohl hochmüthig verachtend, eitel, argwöhniſch, ſuffiſant-ausgelaſſen und oft recht von Herzen betrübt. Alles das theils durch das Leben, welches er bis jetzt lebte, theils durch die Leute, mit denen er in Verbindung gerieth, mehr aber noch, wie er mir nicht vertraute, aber errathen ließ, durch früh erlittenen Verrath, Mißhandlung und Betrug von Seiten derer, welchen es Pflicht war, ihn zu lieben. Von Natur iſt er mild, beſcheiden, heiter, vertrauend, jeder Aufopferung fähig, aber dieſe edleren Eigenſchaften treten nur zuweilen hervor, und werden oft verdüſtert. Er iſt ſehr unterrichtet, ſogar gelehrt wie es mich dünkt. Er weiß von Kunſt zu reden, bläſt die Flöte, zeichnet, ſkizzenhaft aber geiſtreich. Doch Alles dies iſt ihm nur ein Erlerntes, er weiß es nicht zu brauchen, er weiß nur damit zu glänzen. Er geht umher wie ein Nachtwandler in eines Königs Pallaſt, man muß ihn bei Namen rufen, damit er die Herrlichkeit gewahr werde, die ihn umgiebt, aber man muß ihn dabei auch recht ſorglich feſthalten, um ihn vor dem Falle zu ſchützen und auf die rechte Bahn zu bringen.

„Dies zu verſuchen, habe ich mir nun vorgenommen. Ich fand ihn am Scheidewege, oder vielmehr, daß ich es nur geſtehe, ich fand ihn ſchon eine ziemliche Strecke über die Gränze hinaus verlockt. Ein wunderliches Begegnen brachte ihn mir nahe; zuerſt war er ungezogen, ich ſchalt wie billig, er ſchämte ſich etwas ungeſchickt, vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben bei ſolchem Anlaſſe, und mitten durch alles dieſes blickte ſo viel Gutes, ja ſelbſt Edles hervor, daß er mein innigſtes Bedauern erregte, und ich den Wunſch fühlen mußte, ihm wieder zurecht zu helfen. Die Frauen mögen an ſeinem Verderben nicht wenig Schuld ſeyn. Nun es ſey gewagt. Vielleicht gelingt es mir, wieder zu erbauen, was Andere meines Geſchlechts zerſtörten. Hippolit ſcheint Vertrauen zu mir gefaßt zu haben, und das iſt ſchon viel.

„Möge es Ihnen ein Beweis ſeiner Herzensgüte ſeyn, daß er zu meinem eignen Erſtaunen das Wohlwollen meines Gemahls ſich in ſo hohem Grade zu erwerben gewußt hat, daß dieſer ihn immer um ſich haben möchte, und Hippolit deshalb beinah wie einer unſerer Hausgenoſſen anzuſehen iſt; nur daß er nicht bei uns wohnt. Manche kleine körperliche Schwäche des Alters beginnt, früh wie mich dünkt, Herrn von Aarheims Daſeyn zu trüben, ohne daß ich deshalb ernſtlich um ihn beſorgt zu ſeyn Urſache hätte. Er wäre gewiß weit öfterer leidend und grämlich als er es iſt, doch Hippolit macht ihn vieles vergeſſen, denn er umſpielt ihn in Jugendluſt und heiterer Lebensfülle. Der allmählich zum Greiſe heranalternde Mann ſcheint oft zu wähnen, er habe in ihm einen lieben Sohn wieder gefunden, der ſeine grauen Locken ehrt und ſeine kleinen Schwachheiten ſchonend erträgt. Wie ſehr ich dabei an häuslicher Ruhe und Lebensfreiheit gewinne, werden Sie, die Sie uns ſo genau kennen, leicht ermeſſen, und ſich nicht darüber wundern, daß Hippolit, in dieſem freundlichen Verhältniß zu uns, mir ſelbſt ein Verwandter zu ſeyn dünkt, der Anſpruch hat an mich, daß ich für ihn thue was ich kann.“

Einige Wochen waren nach Abſendung dieſes Briefes vergangen und Gabriele ſah längſt der Antwort entgegen, als eines Abends ſich ein kleiner gewählter Kreis zum muſikaliſchen Verein in ihrem Zimmer verſammelt hatte.

Umfloſſen von Licht, Glanz und Schönheit ſaß die Marquiſe auf dem Divan unter einer ſtrahlenden Girandole von Kriſtall. Vor ihr ſtand die reich geſchmückte große Pariſer Harfe, hinter ihr über ſie hingebeugt Hippolit, deſſen Flöte die Töne begleitete, welche ſie mit Meiſterhand dem goldenen Saitengewebe entlockte. Die ganze Geſellſchaft im Saal war in der Andacht des Zuhörens und des Anſchauens verſunken. Nur Adelbert ſaß einſam und abgewendet in der fernſten Ecke deſſelben. Mit den ſo eben verklungenen einfachen Tönen eines alten oft gehörten Liedes hatte Gabriele eine Welt von Schmerz und Sehnſucht in ſeinem Buſen aufgeregt. Die Melodie des Liedes war eine von jenen, welche wie Töne aus der Heimath in uns wiederklingen und den Worten ſo feſt ſich anſchließen, daß es unmöglich wird jene ohne dieſe oder dieſe ohne jene zu denken. – Hier iſt das Lied:

Noch einmal muß ich vor Dir ſtehn,
Noch einmal in Dein Auge ſehn
So lieb und klar;
Die Hand, ſo feſt und wahr,
Noch einmal faſſen inniglich
Die liebe Hand und Dich — und Dich!

Drum wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Dann wär' ſchon alles recht,
Und wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Wie's Gott dann ſchicken möcht'!

Ich muß Dir ſagen noch einmal
All' meine Freud', all' meine Qual;
Du kennſt ſie beid',
Mein Glück und auch mein Leid,
Doch ich muß ſagen Dir auf's neu
All' meiner Seele Lieb' und Treu!

Drum wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Dann wär' ſchon alles recht,
Und wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Wie's Gott dann ſchicken möcht'!

Muß hören noch ein einzig Mal
Den ſüßen vollen Glockenſchall
Von Deiner Stimm',
Denn, — ging's mir noch ſo ſchlimm, —
Wenn ſie von Deinen Lippen weht,
Wird meine Klage ſtill Gebet.

Drum wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Dann wär' ſchon alles recht,
Und wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Wie's Gott dann ſchicken möcht'!

Will rufen all' mein ſchmerzlich Glück
Mir noch ein einzig Mal zurück;
Will lauſchen ſacht':
Wie Du an mich gedacht?
Noch einmal muß auf Erden mein,
Nur einmal noch der Himmel ſeyn.

Drum wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Dann wär' ſchon alles recht,
Und wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Wie's Gott dann ſchicken möcht'!

Dieſen Worten, dieſen Tönen hatte Adelbert unzählige Mal im innigſten Gefühl ſeines Glücks an Auguſtens Seite zugehorcht, wenn Gabriele, wie eben jetzt, mit ihrer ſüßen rührenden Stimme ſie ſang; und nun erfüllten ſie das Gemüth des einſam Verirrten mit einer unendlichen Sehnſucht nach dem häuslichen glücklichen Heerd. Dabei ward ihm, als trennten weite Meere, unüberwindliche Klüfte ihn von den Seinen, als werde er nimmer und nimmer ſie wiederſehen. Allmählich verſank er ſo in immer troſtloſere Wehmuth und beachtete weder das Spiel der Marquiſe noch alles was ihn umgab. Ein leiſes Oeffnen der Thüre bewog ihn endlich mechaniſch die Augen zu erheben und zu ſeinem unſäglichen Schrecken erblickte er dicht vor ſich die ehrwürdige Geſtalt ſeines, viele Meilen weit entfernt geglaubten Oheims, des General Lichtenfels. Blitzſchnell fuhr Adelbert bei dem unerwarteten Anblick in die Höhe, er wollte ihn begrüßen, aber die Stimme verſagte ihm den Dienſt; bleich, wie entgeiſtert, blieb er auf ſeinem Platze regungslos ſtehen, den ſtieren Blick auf den eben Eingetretenen geheftet, der ihn indeſſen eben ſo wenig bemerkte, als er ſelbſt von der, ganz der Muſik zugewendeten Geſellſchaft bemerkt ward.

Leiſe auftretend, durchſchritt der General das Zimmer der Länge nach, bis er dicht vor der Marquiſe ſtill ſtand, nur durch die Harfe von ihr geſchieden. Mit immer zorniger werdendem Ernſte betrachtete er ſie, jede Sekunde überzeugte ihn immer feſter, ſie ſey wirklich die, für welche er ſie im erſten Augenblicke erkannt hatte, bis endlich eine Pauſe in der Muſik entſtand. Die Marquiſe, welche bis dahin ihr Harfenſpiel ganz unbefangen fortgeſetzt hatte, wendete ſich jetzt gegen ihre Zuhörer, um in den Augen derſelben die dankbarſte Bewunderung zu leſen, und ihr erſter Blick fiel auf die hohe, drohende Geſtalt, die, ganz nahe vor ihr, über die Harfe weg, ſie anſtarrte. Gelähmt vom Schrecken bei der unerwarteten Erſcheinung, die auch ſie nur zu wohl wieder erkannte, fühlte ſie dennoch die dringende Nothwendigkeit, hier ruhig und beſonnen zu bleiben. Sogar ein Gedanke der Möglichkeit, unerkannt durchzuſchlüpfen, fuhr ihr durch den Kopf, wenn ſie Faſſung genug behielt, ferner für eine Franzöſin zu gelten, deren groſe Aehnlichkeit mit der ehemaligen Braut ſeines Neffen den General verwirre. Aber ein Seitenblick auf Adelbert, der wie vernichtet da ſtand, brach ihr den Muth, und als nun vollends der General die wohlbekannte Stimme donnernd erhob, ſank ſie erbleichend auf den Divan zurück, und vermochte es kaum noch, auf ihrem Sitz ſich aufrecht zu erhalten.

Erzürnt, tief empört, vom Augenblick hingeriſſen, vergaß der General alle ihm ſonſt eigene Milde und Schonung und begann eine laute lange Strafpredigt. Der ganze Zuſammenhang von Adelbert's Verirrung war ihm klar geworden wie der Tag, ſo wie er in der Marquiſe Herminien wieder fand, und er überſtrömte die ihm jetzt zwiefach ſtrafbar Erſcheinende mit Fragen, mit Vorwürfen, mit Anklagen, welche den dabei Gegenwärtigen ihre früheren und jetzigen Verhältniſſe in dem allerungünſtigſten Lichte offenbaren mußten. Die duldende Verlegenheit der Marquiſe galt bei Allen für das vollkommenſte Eingeſtehen jeder Beſchuldigung, beſonders da ſie in der Angſt der früheren Verſtellung vergaß, und plötzlich in ſehr reinem geläufigen Deutſch ihren Widerſacher zu beſänftigen und manche Anklage von ſich abzuwenden ſuchte. Die Scene ward immer verwirrender und Gabriele, die, wenn ſie gleich auf dieſe Art es nicht gewollt hatte, ſich doch bewußt war, ſie veranlaßt zu haben, gerieth in immer drückendere Verlegenheit. Denn jetzt erhob ſich auch die Gräfin, um die Angeklagte vollends zu zerſchmettern.

Mit richtendem Ernſt, ſtolz und hoch wie eine Königin, betrachtete ſie ſie einige Sekunden, dann wandte ſie ſich an Gabrielen mit der laut ausgeſprochenen Bitte, ihr zu verzeihen, daß ſie, auf beiſpielloſe Art getäuſcht, ſich durch ihre gewohnte argloſe Gefälligkeit habe verleiten laſſen, eine Dame bei ihr einzuführen, mit deren Verhältniſſen ſie, wie ſie jetzt gewahr werde, dazu nicht bekannt genug geweſen ſey. Mit einer verbeugenden Bewegung, welche die nämliche Bitte auch den übrigen Anweſenden wiederholte, verließ ſie alsdann das Zimmer, nur begrüßte ſie noch vorher die Marquiſe mit einem nachläſſig vornehmen: **Madame! J'ai l'honneur de Vous saluer** und umarmte nochmals ihre verlegen daſtehende Nichte.

Auch Adelbert hatte ſich früher, ohne bemerkt zu werden, entfernt.

Jedes Beſtreben, dem General Einhalt zu thun, war vergeblich. Mitleidig verſuchte es endlich Gabriele, der Marquiſe wenigſtens den Weg zur Flucht zu bahnen, aber dieſer war nicht zu helfen, ſie ſaß regungslos auf dem Divan, von der einen Seite durch die große Harfe eingeengt, von der andern durch den General, der ſich ſelbſt immer zorniger ſprach, und ſeinen Anſchuldigungen immer ſchonungsloſere Worte gab. Hippolit hatte ſich indeſſen lange fruchtlos bemüht, die bei dieſem widerwärtigen Vorgange nicht perſönlich intereſſirten Zuſchauer zum Weggehen zu bewegen, Alle bildeten aber einen neugierigen Kreis und Niemand hatte die mindeſte Luſt zu wanken oder zu weichen. Doch jetzt, da die Gräfin das Beiſpiel gab, konnte man ſich nicht mehr anſtändig weigern, ihr zu folgen. Die Geſellſchaft brach alſo mit ihr auf, und Hippolit ergriff nun das einzige Mittel, das ihm übrig blieb, um dieſe unangenehme Scene gänzlich zu beenden. Er nahte ſich der Marquiſe, ſchob die ſchwere Harfe bei Seite, und unerachtet der General, den er nicht kannte, noch immer fort ſprach, bot er ihr den Arm, um ſie an ihren Wagen zu geleiten. Doch es ſchien als ob das Regen der Geſellſchaft um ſie her, ſie plötzlich aus ihrer Bewußtloſigkeit erwecke; ſie ſtand auf, wieß mit einer verachtenden Bewegung Hippolits dargebotenen Arm von ſich, und wandte ſich dann gegen den General, der nun ſeiner

Seits auch über das Unerwartete wie verwundert verſtummte.

„Ihr Alter, Herr General! giebt Ihnen das Privilegium, unartig zu ſeyn, daher verzeihe ich Ihnen,“ ſprach Herminia ſehr vernehmlich. „Ob Sie aber Ihr heutiges Betragen ſich ſelbſt und denen, welche Sie dazu aufreizten, werden verzeihen können, das mögen Sie bei kälterem Blute ſelbſt entſcheiden. Morgen, wenn Sie das Fieber verſchlafen haben, in welches die Ermüdung der Reiſe Sie verſetzt hat, werden bei hellerem Bewußtſeyn Ihnen vielleicht die Gründe klar werden, welche dieſe Dame und dieſen Herrn veranlaßt haben können, Sie zu einer Scene zu verſchreiben, deren Herbeiführung freilich den Forſchungsgeiſt und das savoir faire derſelben in der ſkandalöſen Chronik der Stadt rühmlichſt verewigen muß.“ Mit einem höhniſchen Lächeln verbeugte ſie ſich bei dieſen Worten gegen Hippolit und Gabrielen und verließ dann das Zimmer. Hippolit folgte ihr dennoch, um ſie ſicher bis an den Wagen zu geleiten, während Gabriele beim General blieb, der zornbleich und von der heftigen Gemüthsbewegung erſchöpft in einen Armſeſſel geſunken war, aus dem er aber mit dem Ausdruck eines ſchreckhaften Sichbeſinnens bald wieder auffuhr.

„Auguſte!“ rief er, „Auguſte! Daß ich dieſe vergeſſen konnte! Aber wie war es möglich, ein ſolches Zuſammentreffen vorauszuſehen? Wir meinten es gut, Frau von Willnangen und ich; ungern mochte ich Adelberten vor Beendigung ſeines Geſchäfts von hier abrufen. Auguſtens Wiederſehen, ſo hofften wir, ſollte ſchnell die Feſſeln der Buhlerin löſen. Wer konnte die Möglichkeit denken, in der Marquiſe d'Aubincourt Herminien zu finden?“

„Um Gotteswillen, wo iſt Auguſte?“ rief Gabriele.

„Die Arme,“ erwiederte der General, der noch immer ſeine gewöhnliche Faſſung nicht wieder gewonnen hatte; „die Arme! Sie weiß von nichts. Auf mein Bitten begleitete ſie mich, Adelberten, wie ſie glaubt, zu ſeinem heutigen Geburtstage durch ihre Gegenwart freudig zu überraſchen. Wir vernahmen beim Ausſteigen aus dem Wagen, hier ſey Konzert, Gott weiß, ich ahnete nichts von der Scene, die nun erfolgt iſt. Ich glaubte nicht die Marquiſe in dieſer Geſellſchaft zu finden. Gut nur, daß Auguſte ſich nicht in Reiſekleidern zeigen mochte.“

„Wo iſt ſie? wo iſt ſie?“ fragte Gabriele noch ängſtlicher und zog haſtig die Klingelſchnur, um Annetten herbeizurufen.

„In Adelberts Zimmer,“ erwiederte der General, „ſie wollte eiligſt ſich umkleiden.“

Pfeilſchnell flog jetzt Gabriele, die Freundin aufzuſuchen, der General folgte ihr; unten von der Treppe herauf hörten ſie unterwegs Hippolits und Adelberts Stimmen, wie im heftigen Wortwechſel ertönen und auch der Marquiſe Stimme ward vernehmbar.

Zu jeder andern Zeit würde dies alles Gabrielen ſehr beunruhigt haben, jetzt achtete ſie kaum darauf und dachte nur an Auguſten. Sie fand ſie wirklich in Adelberts Zimmer allein, zwar mit allem Geſchehenen unbekannt, aber doch zitternd vor einem namenloſen Unglück, das ihr um ſo furchtbarer erſchien, je weniger ſie im Stande war, ihm eine Geſtaltung zu geben.

Adelbert war vor einigen Minuten heftig bewegt und, wie ſie meinte, freudig über ihren unvermutheten Beſuch in das Zimmer geſtürzt. Mit offenen Armen war ſie ihm entgegen getreten, er aber hatte mit vorgeſtreckten Händen ſie von ſich abgewehrt, hatte furchtbar ſie angeſtarrt und war dann davon geflohen wie ein Verzweifelnder. Auguſte war ihm gefolgt, aber er in dem ihr fremden Hauſe ſchnell ihr aus dem Geſicht geſchwunden. Mit Mühe hatte ſie ſich in das Zimmer zurück gefunden, und dann verſucht ſich zu erholen, um Gabrielen aufſuchen zu können, als dieſe mit dem General zu ihr eintrat.

Gabriele kannte das zutrauensvolle Gemüth ihrer Freundin, ſie wußte, daß dieſe liebende, neidloſe Bruſt keinen Funken Eiferſucht verbarg, und blickte mit um ſo herzlicherem Mitgefühl auf die Arme, die nur vor einem ihr unbekannten äußeren Unglück zitterte, welches ihren Adelbert betroffen zu haben ſchien, während ſie gar nicht daran dachte, daß ſie anders als in ihm beklagenswerth ſeyn könne. Gabrielen's erſte Sorge war, Auguſten unter einem Vorwande aus dem Zimmer zu entfernen, in welchem Adelbert ſelbſt jeden Augenblick überraſchend eintreten konnte. Dann ſuchte ſie die ſchwere Aufgabe zu löſen, Auguſten ſo ſchonend als möglich mit Adelberts und Herminiens zufälligem Zuſammentreffen und deſſen Folgen bekannt zu machen. Die Natur hatte Auguſten mit Lebensmuth und mit heiterem, alles ebnendem Sinn, dieſen zum Glück des Lebens nothwendigſten Gaben, reichlich ausgeſtattet und ſo wäre es der ſorgenden Freundſchaft wohl gelungen, die Bitterkeit des Kelches wenigſtens zu mildern, den ſie nicht mehr an ihr vorüberführen durfte, doch Moritzens unſeliger Unbedacht vereitelte ihr Bemühen.

Unbekannt mit allem früher Vorgefallenen, kehrte er von einem ſpäten Männerdiner zurück und gewahrte mit groſser Verwunderung den ungewohnt zeitigen Aufbruch der bei Gabrielen verſammelt geweſenen Geſellſchaft, deren Wagen ſich eben von ſeinem Hauſe aus in alle vier Winde verſtreuten. Mit noch größerem Erſtaunen fand er in der Vorhalle die Marquiſe, Adelbert und Hippoliten in heftigem Wortwechſel begriffen. Ohne deſſen Entſtehen zu kennen, bemühte er ſich, ihn zu ſchlichten, und ſtürzte, da dieſes mißlang, ganz verſtört in Gabrielen's Zimmer, ohne die Anweſenheit des Generals und Auguſtens zu bemerken.

„Sono ammazato! ſie ſind todt oder vielmehr ſo gut als todt, alle beide! Sie ſchlagen ſich mit Tagesanbruch auf Piſtolen, der Rittmeiſter und Hippolit,“ rief er aus, und lief wie ein Verrückter im Zimmer umher. Vergebens bemühten ſich der General und Gabriele ihn zum Schweigen oder zu einer beſtimmten Erzählung des Vorganges, den er andeutete, zu bewegen; er fuhr nach ſeiner unverſtändigen Weiſe fort, die bängſten Befürchtungen zu erregen, ohne ſich deutlicher erklären zu wollen, bis Auguſte, freilich bebend und bleich, ſich erhob, und des Generals Arm ergriff.

„Kommen Sie, Vater!“ ſprach ſie zu ihm, „führen Sie mich!“

„Braviſſimo!“ rief plötzlich ſehr freudig Moritz von Aarheim, das iſt ein herrlicher Einfall, mein Wagen ſteht zum Glück noch angeſpannt und ich ſelbſt will Sie zur Frau Marquiſe begleiten. Dort iſt er, die gute Dame zog ihn beinahe gewaltſam mit in ihren Wagen, gewiß hält ſie ihn bei ſich feſt, to keep him out of harms way.“

„Er folgte Herminien?“ rief wie außer ſich der General, und wüthender als je flammte ſein Zorn auf. „Ja, ich nehme Ihren Wagen, ich will den Ehrloſen bei der Ehrloſen finden!“

Auguſte ſank an Gabrielen's Buſen. „Herminia! und du verſchwiegſt es mir?“ ſprach ſie leiſe und fiel dann, nicht ohnmächtig, aber wie zerbrochen an allen Gliedern, auf das Sopha zurück.

„What shall we do, what shall we do?“ wimmerte Moritz in einem fort, nach ſeiner gewohnten Art in jeder Angſt. Der General war indeſſen zum Zimmer hinausgeſtürmt, eben rollte der Wagen fort, in welchem er zur Marquiſe fuhr. Moritz kam glücklicher Weiſe auf den Gedanken, ſich ebenfalls aufzumachen, um ſeinerſeits den Grafen Hippolit aufzuſuchen, und ſo erhielt Gabriele endlich eine ruhige Stunde, um mit der innigſten Liebe Auguſtens Sorge und Schmerz zu beſchwichtigen.

Die Zeit verging im trüben Geſpräche, es ward Mitternacht, ſchlaflos horchten die Freundinnen auf jeden, durch die immer einſamer werdenden Straßen hinrollenden Wagen, unzählige Mal mußte die treue Annette hinaus auf den Balkon, um nachzuſehen, ob Niemand käme? Vergebens. Draußen blieb Alles ruhig, und in ihnen ward es immer troſtloſer und bänger.

Schonend, um ihn trauernd, ihn vertretend, wie nur der Schutzengel ſeines Lebens vor dem ewigen Richter es könnte, hatte indeſſen Gabriele verſucht, Adelberts Verirrung zu entſchuldigen, und Hoffnungen einer glücklichern Zukunft zu erregen. Sie hatte es mit einem Herzen zu thun, das ohnehin ſo bereit war zu vergeben, und der Sieg über die Vergangenheit ward ihr in dieſer Hinſicht nicht ſchwer. Deſto bänger aber zitterte Auguſte den nächſten Morgenſtunden entgegen, die ſie, Unheil weiſſagend, den Himmel ſchon röthen ſah. Gabriele war hier weniger beſorgt und bemühte ſich eifrig, der Freundin den Glauben beizubringen, den ſie ſelbſt ſo gern feſthielt: daß Herr von Aarheim ſich geirrt habe und von gar keinem Streit, der einen blutigen Ausgang drohe, die Rede geweſen ſeyn könne.

Von jeher war ſie fern von allen Stadtſagen und aller Anekdotenjägerei geblieben, ihr ganzes Weſen ſchlug jeden Verſuch nieder, ſie mit irgend etwas, dieſen ſchmutzigen Quellen Entflieſſendem bekannt zu machen. Daher war Hippolit's früheres Verhältniß zur Marquiſe ihr ein Geheimniß geblieben und ſie begriff wirklich nicht, wie und warum Adelbert mit ihm gerade in dieſem Momente ſo heftig an einander hätte gerathen ſollen. Die beleidigenden Worte, mit welchen die Marquiſe das Zimmer verließ, hatte ſie als Ausbrüche ohnmächtiger Wuth zu wenig geachtet, um ſich die Mühe zu geben, ſie verſtehen zu wollen. Doch während ſie auf dieſe Weiſe ihre zitternde Freundin zu beruhigen ſuchte, erhob plötzlich Annette ihre Stimme aus dem dunkeln Winkel, in welchem ſie neben Auguſten's Ruhebette ſaß, und gab beiden Frauen eine Gewißheit, welche dieſe ſo gern entbehrt hätten.

Das treue Mädchen war der Liebling ihrer Herrin geblieben, und hatte als ſolcher ſo manches kleine Vorrecht; unter andern das, an Konzertabenden in einem Nebenzimmer der Muſik lauſchen zu dürfen. Auch an dieſem Abende hatte ſie dieſe Erlaubniß benutzt. Aengſtlich über die ihr ſo ganz ungewohnte Scene, welche die Freuden deſſelben unterbrach, wollte ſie die große Treppe hinab, der unerwartet ſchnelle Aufbruch der Geſellſchaft hielt ſie auf, und ſo kam ſie in der Vorhalle des Hauſes an, als eben der Zwiſt zwiſchen Hippolit und Adelberten begann.

„Liebe gnädige Frauen!“ ſprach Annette, „es ſchmerzt mich in der Seele, Ihnen Ihren Troſt zu benehmen, aber Wahrheit bleibt doch immer das Beſte, und ſo denke ich, muß ich ſie Ihnen geſtehen, da ich ſie weiß. Die beiden gnädigen Herren ſind freilich leider in gefährlichen Zwiſt gerathen.“

Gabriele erſchrak nicht weniger über dieſes Geſtändniß, als über Auguſten's Gegenwart dabei und ſuchte, ſo viel ſie unbemerkt es konnte, Annetten zum Schweigen zu bringen, aber vergebens. Ein unglücklicher Stern ſchien heute über dieſem Hauſe aufgegangen, der jede Schonung vernichtete, und Auguſte drang mit ſo heftigen, ungeduldigen Fragen in das Mädchen, daß Gabrielen nichts übrig blieb, als ſie gewähren zu laſſen.

„Die Frau Marquiſe,“ erzählte Annette „ging eben ganz hochtrabend durch die Halle und der junge Herr Graf hinter ihr drein; ſie ſah ſich aber gar nicht nach ihm um, ſondern nur immer mit ſteifem Nacken gerade aus, als der Herr Rittmeiſter an mir vorüber die Treppe hinabſtürmte.

Er war ſo todtenbleich und ſo zerſtört, daß ich ohne die Uniform gar nicht gewußt hätte, er ſey es. So wollte er neben der Frau Marquiſe zur Thüre hinaus, aber ſie hielt ihn am Arme feſt, trat dicht vor ihn und ſah ihm ſtarr und feſt in die Augen. Da ward er immer bleicher, und zitterte ſo, und ſah aus wie an dem Abende, als er aus der erſten Geſellſchaft bei der Frau Gräfin kam. Die Frau Marquiſe ſprach franzöſiſch zu ihm und weinte dabei, und lehnte den Kopf an ſeine Schulter vor allen Bedienten! Ich glaubte es nicht, wenn ich es nicht geſehen hätte."

„Und er? und er?" fragte ängſtlich leiſe Auguſte.

„Nun der Herr Rittmeiſter ſtand da und regte ſich nicht," war die Antwort; er trat ſogar ein kleines Bischen zurück, wie mir dünkt, aber es half ihm nichts. Die böſe Dame, Gott verzeih es mir, aber das iſt ſie, faßte ihn und drehte ihn plötzlich gegen den jungen Herrn Grafen. Danken Sie dieſem Herrn, ſprach ſie auf einmal auf deutſch, daß er zur Beſſerung des unartigen Knaben den Herrn Onkel kommen ließ, und dann gehen Sie hinauf, bitten Sie ab, küſſen Sie die

Hand, die Sie ſtraft, man wird Ihnen am Ende vergeben und Sie werden auf Ihre Art glücklich ſeyn. Was aus mir wird, aus meiner gemordeten Ehre, gilt dir gleich und ſo auch mir. Ja wahrhaftig, ſie hat ihn geduzt, und dann weinte ſie und lehnte ſich wieder an ihn. Da trat der junge Herr Graf heran, kommen Sie, gnädige Frau, ſprach er, Sie geben hier ein Schauſpiel, deſſen Sie morgen ſich ſchämen werden, und ſo nahm er ihren Arm und wollte ſie an den Wagen führen, aber ſie riß ſich los. Soll ich vor Ihren Augen um Ihretwillen mich mißhandeln laſſen? rief ſie dem Herrn Rittmeiſter zu. Soll ich den Befehlen dieſes Menſchen gehorchen, durch deſſen Künſte ich morgen das Mährchen der Stadt ſeyn werde? und Sie, um den alles dieſes geſchieht, ſehen gelaſſen zu? Da ward der Herr Rittmeiſter ſo feuerroth, als er vorher bleich geweſen war; auch Graf Hippolit ward heftig, und unſer gnädiger Herr, der eben zur Thüre hereintrat, ſprach auch darein und wollte ſie beſänftigen, auf ſpaniſch und italieniſch, aber es wollte alles nichts helfen. Der Streit ward immer heftiger und mir wurde ſo angſt dabei, daß ich zuletzt auch nicht mehr vernahm, was ſie auf deutſch zu einander ſagten, bis der junge Herr Graf endlich gelaſſener wurde und ſich verſtändlich machen konnte. Herr Rittmeiſter, ſagte er, laſſen Sie uns eine Scene enden, die ſchon zu lange gewährt hat und hier doch nicht entſchieden werden kann. Morgen bin ich zu jeder Erläuterung bereit. Gut dann, morgen, erwiederte der Rittmeiſter, und trat ganz nahe zu ihm heran und flüſterte ihm etwas in's Ohr, worauf der Herr Graf eine bejahende Verbeugung machte, als wolle er ſagen, ich bin's zufrieden, und dann fortging. Die Frau Marquiſe that nun ganz ohnmächtig und der Herr Rittmeiſter mußte ſie begleiten, damit ſie nicht allein im Wagen wäre. So wurde dann Ruhe, aber gewiß, es war nur zu deutlich zu ſehen, die beiden Herren haben ſo leiſe nichts Gutes mit einander abgemacht."

„Komm!" rief Auguſte mit erzwungener Ruhe, „jetzt muß ich zu ihm und wäre er auch bei ihr, ich muß ihn ſehen. Ihr Auge flammte, ihre Bewegungen waren fieberhaft und Gabriele kämpfte der Ausführung dieſes Gedankens mit aller Macht entgegen. Sie ſtellte ihr vor, wie mißlich und zweckwidrig, bei Männerſtreitigkeiten jedes Einmiſchen der Frauen in der Regel auszufallen pflege, aber ſie hätte ſchwerlich geſiegt, wenn nicht das Rollen eines Wagens in den Hof hinein Auguſten wenigſtens für den Augenblick zurückgehalten hätte.

Es war der General, der ſo ganz mit dem Ausdrucke einer guten Botſchaft zu den Frauen hineintrat, daß ſie alles geſchlichtet und jede Beſorgniß für überwunden achten mußten. Doch was den Oheim ſo freudig machte, war nur die Gewißheit, daß weder Bitten noch Drohen, weder Thränen noch Gründe Adelberten hätten bewegen können, die Marquiſe weiter als bis an die Thüre ihrer Wohnung zu begleiten. Die Gräfin Roſenberg, bei welcher der General, ſpät wie es war, Zutritt ſuchte und die freundlichſte Aufnahme fand, hatte als Augenzeugin ihn deſſen verſichert, überdem war ſein Zorn gegen Adelberten durch dieſe Dame um vieles gemildert werden. Mit ihrer gewohnten Klugheit hatte ſie dem Oheim alle Künſte und Lockungen auf das lebhafteſte geſchildert, mit welchen Herminia den Argloſen faſt unwiderſtehlich anzog und feſthielt. Die ſeltene Schönheit der verführeriſchen Frau, des Neffen früheres Verhältniß zu ihr, Auguſtens Abweſenheit wurden ebenfalls in Anſchlag gebracht, und ſo gelang es ihr, den Oheim halb verſöhnt mit dem Liebling ſeines Herzens wieder heimzuſenden.

„Die Tante iſt eine Frau, vor welcher ich alle Achtung habe,“ ſprach er zu Gabrielen, „Welt und Erfahrung haben ſie mild und verſtändig gemacht. Sie kennt das Leben, und weiß, daß Adams Söhne aus gröberem Stoffe geformt wurden als ihr, die ihr doch immer den Engeln näher verwandt ſeyd als uns, nämlich, wenn ihr einmal etwas taugt. Die Herminien nehme ich aus, die gehören zu den gefallenen Engeln, vor welchen jeder gute Chriſt ein Kreuz ſchlägt. Getroſt, liebe Nichte! Jugend iſt freilich ein ſtrengerer Richter als das Alter, aber ich hoffe doch, der Sünder Adelbert ſoll Gnade finden, wenn er heimkehrt. Und ſomit gute Nacht. Der heutige Tag hat der Plage genug gehabt, laßt uns Kräfte ſammeln für den morgenden, ehe er uns hier überraſcht.“

„Und Adelbert? wo iſt er?“ fragte Gabriele mitleidsvoll, denn Auguſte ſaß da und vermochte keinen Laut aufzubringen.

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte der General, „wie ich höre hat er weder Freunde noch Bekannte, bei denen man ihn vermuthen könnte, und nachdem ich die Gräfin verlaſſen, bin ich nach allen Gaſthöfen herumgefahren, ihn zu ſuchen, ich habe ſchlaftrunkene Portiers und Hausknechte die Menge ins Verhör genommen, aber Niemand wollte von ihm etwas wiſſen. Und wenn ich ihn auch gefunden hätte, was hätte es geholfen? Liebe Frauen, ich will es zugeben, es mag um die Geſetze unſrer Ehre ein barbariſches Ding ſeyn, aber ſie ſind für's erſte nicht zu ändern. Uebrigens hat er es, wie ich höre, mit einem braven edlen Gegner zu thun, laßt das euern Troſt ſeyn wie es der meinige iſt. An das Leben geht es nicht gleich, und ein kleines Andenken an dieſe Geſchichte kann ihm für die Zukunft ganz geſund ſeyn, wenn es nicht zu arg kommt.“

Die weichen liebenden Herzen der Frauen konnten dieſer Anſicht nicht beipflichten, ſie ſchlugen ängſtlich und ahnungsvoll in immerwachſender Beſorgniß, als auch Moritz bei jetzt ganz hellem Tag heimkehrte.

Der Arme bebte im Fieberfroſt und mußte ſogleich zu Bette gebracht werden. Seine Nachforſchungen waren nicht glücklicher geweſen als die des Generals. Vergebens hatte er Hippoliten in deſſen Wohnung aufgeſucht, vergebens war er von Haus zu Haus gefahren, wo er nur eine Spur von ihm zu finden hoffen konnte. Endlich war er bis an die Sternwarte gekommen, wo eben der Profeſſor der Aſtronomie, den er kannte, hinaufſtieg, um eine beim Aufgang der Sonne ſich ereignende Finſterniß zu beobachten. So wie die Vorliebe für die Aſtronomie von Moritz gewichen war, hatte er auch ſolchen Beobachtungen entſagt, aber es kam ihm der große Gedanke: ſo wie der Tag anbräche, mit Hülfe eines Teleſkops alle Thore der Stadt zu bewachen, um zu entdecken, nach welcher Seite Hippolit und Adelbert ſich wenden würden, ihr feindſeliges Vorhaben auszuführen; denn er vermuthete mit großer Wahrſcheinlichkeit, daß ſie weder in der Stadt noch bei Nacht ihren Zwiſt ausfechten könnten. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit begann er auf dem Balken des Obſervatoriums ſeine Beobachtungen der Wege, ſo wie der Tag graute, aber der kalte Morgenthau und die oben herrſchende Zugluſt griffen ihn nach der durchwachten Nacht und der vorhergegangenen Ermüdung ſo an, daß er bald ſeinen Plan aufgeben und mit einem bedeutenden Erkältungsfieber ſich nach Hauſe bringen laſſen mußte.

Gleich einer ſorglichen Mutter pflegt die Natur ihre leidenden Kinder gern dem allberuhigenden Schlafe in die Arme zu legen, wenn ſie ſich ausgeweint haben, und auch Auguſte war endlich in den ſchweren todtähnlichen Schlummer völliger Erſchöpfung geſunken. Trüb und gedankenſchwer blickte die neben ihrem Bette wachende Gabriele in den draußen hellleuchtenden Morgen hinaus, als Annette leiſe die Thüre öffnete, geheimnißvoll und ſchweigend ihr winkte, und gleich darauf leicht und unhörbar wie eine Elfe auf den Fußſpitzen über den Teppich hineilte und den Platz neben Auguſten einnahm, den ihre Herrin eben verlaſſen hatte. Gabriele ſchwankte, einen Augenblick erſchrocken, an der Thüre, mit fragendem Blick ſah ſie das Mädchen an, aber an dem ängſtlichen Klopfen ihres eigenen Herzens fühlte ſie die Unmöglichkeit, lautlos die traurige Nachricht zu vernehmen, die ſie zu hören befürchten mußte, und ſo eilte ſie zitternd und ſtumm die Treppe hinab.

In ihrem Wohnzimmer fand ſie Adelberten. Mit dem Ausdrucke der Verzweiflung ſank er vor ihr hin, ſo wie ſie hereintrat und umfaßte, tief zur Erde gebeugt, ihre Knie. Sie bebte bei ſeinem Anblick unwillkürlich zurück, eine Ahnung, der ſie nicht Worte zu geben ſich getraute, drückte ihr Herz bis zum Stillſtehen zuſammen; ängſtlich blickte ſie auf den Troſtloſen, der noch immer vor ihr lag und hatte kaum Kräfte genug, ihn aufſtehen zu heißen.

„Hier zu den Füßen des Schutzengels, deſſen Troſt, deſſen Hülfe ich auf ewig entſagen muß, lege ich meinen Abſchied von jedem Glück nieder, von jeder Freude, von mir ſelbſt! Ich gehe, gleichviel wohin, ich ſuche das Elend, ich finde es überall fern von Auguſten, fern von meinen Kindern,“ ſprach kaum verſtändlich Adelbert. Dann ſprang er auf, trat einige Schritte von Gabrielen zurück und rief mit wildem Blick und heftig gerungenen Händen: „Nein! nein! es iſt nicht möglich. Ich träume, ich will erwachen, ich muß erwachen! Es iſt nicht möglich, daß ich ſelbſt mir meinen eignen Himmel ſo ſchnöde verſchloſſen habe. Er war ja mein, er iſt es noch, ich will erwachen, ich muß erwachen!“

„Sie ſind erwacht. Gottlob Sie ſind es,“ ſprach jetzt Gabriele mild und gefaßt. „Hoffen Sie, haben Sie Vertrauen zu denen, die Sie lieben. Das Aergſte iſt doch nicht geſchehen?“ ſetzte Sie mit unſichrer Stimme hinzu. „Kein Blut hoffe ich? — Hippolit?“

„O hoffen Sie nichts Gutes mehr von mir,“ unterbrach ſie Adelbert mit vor dem Geſicht gefalteten Händen.

Grauſen ergriff Gabrielen bei dieſen Worten; abgewendeten Blickes wankte ſie der Thüre zu, doch er warf ſich, ſie aufhaltend, ihr in den Weg.

„Nein, ein Mörder bin ich nicht,“ rief er, „doch iſt es nicht mein Verdienſt, daß ich es nicht bin. Auguſtens guter Engel bewahrte mich; der meine nicht; der hat auf ewig ſich von mir gewendet!“

„So lebt Hippolit? Sie ſchlugen ſich nicht?“ fragte Gabriele.

„Sein Blut floß, es floß von meiner Hand, ich Raſender! Aber er lebt, er wird leben,“ rief Adelbert. „Um Auguſtens willen wird er leben.“

Lange noch fuhr er fort ſich bald zu verdammen, bald ſein Geſchick anzuklagen, während Gabriele, jetzt ſelbſt beruhigter, ſich abmühte, in den armen umdunkelten Geiſt ihres Freundes einen Strahl tröſtender Hoffnung zu leiten.

„O bewahren Sie alle Ihre Milde, allen Ihren Troſt für Auguſten, mich überlaſſen Sie dem Untergange,“ rief er. „Lieben und Verachten! Bezeichnete ich ſo nicht einſt den höchſten Schmerz? Wie wird Auguſte ihn tragen? Muß ich denn wünſchen, ſie möge mein vergeſſen?“

Gabrielen's ſanfte Stimme beſchwichtigte indeſſen doch allmählich ſeine wilde Leidenſchaftlichkeit. Sein Herz erwarmte, ſein altes Vertrauen erwachte vor ihrer holdſeligen Anmuth, und ſo gelangte er bald dahin, ihr alles zu bekennen. Und wer erſt dazu gekommen iſt, vor einem Zweiten ſich laut anklagen zu können, der beginnt im nämlichen Moment, halbausgeſöhnt mit ſich ſelbſt, im eignen Herzen ſich leiſe zu entſchuldigen.

Bittere Beſchämung, Reue, unausſprechliche Sehnſucht nach ſeinem ehemaligen glücklichen Leben hatten ihn aus dem Salon hinaus ins Freie getrieben; bekannte Stimmen, welche auf der Straße ihm entgegen kamen, bewogen ihn wieder umzukehren, und die ſtillere Einſamkeit ſeines abgelegenen Zimmers aufzuſuchen. Dort überraſchte ihn geiſterhaft Auguſtens nicht geahnete Gegenwart; mit ſeinem ganzen Daſeyn, ſogar mit ſeinen Sinnen zerfallen, wußte er nicht zu unterſcheiden: ob die beſchämende Wirklichkeit ihn quäle, oder ob Scheinbilder, durch inneres Bewußtſeyn ins Daſeyn gerufen, ihn irrten? Er floh halb wahnſinnig, mit der Haſt des wildeſten Entſetzens die Treppe wieder hinab, und am Fuße derſelben empfingen ihn Herminiens ungebändigter Zorn, ihre ſchonungsloſen Vorwürfe. Ach! er glaubte in jenem Augenblick dieſe alle zu verdienen, denn ſein Herz lag wie Eis in der wild-bewegten Bruſt; die Täuſchung der Sinne war geſchwunden und er fühlte ſich zwiefach meineidig, gegen ſie wie gegen Auguſten. Er hätte in dieſem Moment die ganze Welt, am liebſten ſich ſelbſt vernichten mögen; denn mitten durch den

Sturm ſeines Gemüths bebte noch der zitternde Klagelaut, mit dem Auguſten's Erſcheinung ihm entſchwunden war. Hippolit's beſonnene Klarheit, die ſichere Ruhe, mit welcher dieſer die ſchleunige Entfernung der Marquiſe als das zunächſt Nothwendigſte betrieb, erbitterten den Aufgebrachten noch mehr. In ſeiner leidenſchaftlichen Verworrenheit war ihm alles willkommen, was ſich ihm bot, um ſeiner innern Verzweifelung in verzweifelndem Thun Luft zu machen. Und ſo ergriff er mit Freuden die jedes Mißverſtehn ausgleichen ſollenden Worte Hippolit's als eine förmliche Ausforderung, die ihm Gelegenheit geben konnte, alle Schuld gegen Herminien wie gegen Auguſten mit ſeinem Blute zu ſühnen.

Im Wagen neben Herminien befiel ihn ein unausſprechliches Grauen vor ihr, wie vor dem Dämon ſeines Lebens; vergebens ſprach ſie ihm zu; er hörte ihre Stimme, ohne ihre Worte zu vernehmen, floh, von einem dumpfen Inſtinkt geleitet, und ließ ſich nicht halten, ſo wie ſie die Thüre ihres Hauſes erreicht hatten. Gequält vom ängſtlichen Bewußtſeyn verdienter Verlaſſenheit, in wilder Hoffnung auf den folgenden Morgen, irrte er nun heimathlos die ganze Nacht hindurch im Freien umher und ſtrebte nur Hippolit's Bild als das eines Feindes feſtzuhalten. Gleich zerſtört von innen und außen, mit jenem Trotz, welcher das innere Bewußtſeyn eines Unrechts, das man nicht anzuerkennen feſt entſchloſſen iſt, allemal begleitet, betrat er zur beſtimmten Stunde um fünf Uhr des Morgens das Zimmer Hippolit's, der ruhig und heiter dem Erwarteten entgegen kam.

Ganz anders als der arme Adelbert, hatte dieſer die Nacht zugebracht. Zwar war auch ſein Blut bei der geſtrigen Scene in Wallung gerathen und er hatte deshalb, vom Zorn überwältigt, nicht widerſprochen, da ſein Erbieten zu jeder Erläuterung ganz anders aufgenommen wurde, als er es eigentlich gemeint hatte; doch in der ruhigen Einſamkeit ſeines Cabinets ward er bald Herr ſeines leicht aufbrauſenden Sinnes. Der pünktliche Gehorſam ſeines Kammerdieners hatte dieſe Einſamkeit gegen jeden Angriff, beſonders gegen Moritzen's Nachfragen zu ſichern gewußt und ſo war Hippolit ungeſtört im ernſten Kampfe mit ſich ſelbſt, fähig geworden, dem feindſelig zu ihm

Eintretenden freundlich-ernſt die Hand entgegen zu reichen.

Adelbert ſtutzte einen Augenblick bei dieſem unerwarteten Empfang, dennoch war er weit von dem Gedanken entfernt, die dargebotene Hand zu ergreifen, die er mit erzwungener Kälte, doch nicht auf beleidigende Art ablehnte.

„Herr Graf!“ ſprach er, ſo ruhig als es ihm möglich war, „haben Sie die Güte auch für mich ein Pferd ſatteln zu laſſen, denn Sie begreifen wohl, daß ich jetzt das meinige nicht aus Herrn von Aarheims Stall holen laſſen kann.

„Alle meine Pferde ſtehen zu Ihrem Befehl, Sie ſollen die Wahl haben, es ſind ſchöne Thiere darunter, die Ihnen gewiß gefallen werden;“ war Hippolit's ſehr höfliche Antwort. „Doch wäre es nicht beſſer, den ſchönen Morgen erſt nach der Erläuterung zu genießen, zu welcher ich geſtern mich erbot?“

„Ihr kalter Hohn ſoll mich nicht aus der Faſſung bringen,“ rief jetzt Adelbert beinahe ſchäumend vor Wuth. „Kommen Sie denn zu Fuß, wenn Sie Ihre Pferde ſchonen wollen, doch ohne Säumen bitte ich, mich verlangt nach Ihrer ſogenannten Erläuterung; mit der ſchönen Natur halten Sie es ſpäterhin nach Belieben.“

In Hippolit's Angeſicht flammte bei dieſen Worten die glühende Röthe des Zorns auf, doch gelang es ihm ſchnell, die vorige Faſſung wieder zu gewinnen. „Eben deshalb, weil auch ich keine Zeit zu verlieren wünſche, bitte ich, den Ritt bis nach der Erläuterung, die ich Ihnen verſprach, zu verſchieben,“ erwiederte er gelaſſen. „Nirgend kann ich bequemer ſie Ihnen geben als hier.“

„Hier?“ rief Adelbert, mit wildem zornigem Lachen, „nun meinetwegen auch. Das Zimmer geht nach dem Hofe zu, in dem engen Raume kommen wir vielleicht um ſo eher zum Zweck. Nun es ſey, auch hier. Wo ſind Ihre Piſtolen? Ich habe keine mitgebracht, mein rechter Arm vermag zwar nicht mehr, den Säbel zu führen, mit dem linken aber nehme ich es im Schießen mit jedem auf.“

„Hier ſind zwei Paar Piſtolen, ſie ſind alle geladen,“ ſprach Hippolit, indem er ſie auf den Tiſch legte, dann ging er zur Thüre, ſchloß ab und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. „Sie ſehen meine Bereitwilligkeit alle Ihre Forderungen zu erfüllen, Herr Rittmeiſter! nur eine muß ich beſtimmt Ihnen verſagen, ich ſchieße nicht auf Sie, Sie hören mich denn zuvor an. Dann thun Sie, was Ihnen recht däucht. Laſſen Sie mich vollenden was ich zu ſagen habe,“ rief er mit erhobener Stimme, da Adelbert heftig gegen ihn anfuhr, „nur wenige Augenblicke erbitte ich mir, dann können Sie, ich wiederhole es, thun was Sie wollen. Einer Dame zu Gefallen wie die Marquiſe d'Aubincourt iſt, ſchlagen ſich Männer wie wir beide nicht; daß dem ſo ſey, liegt in der Erläuterung, die ich Ihnen verſprach, klar zu Tage. Und ſollten wir uns ſchlagen, um unſere Tapferkeit zu beweiſen? Ihre ehrenwerthen Narben, Herr Rittmeiſter, überheben Sie dieſer Mühe, und obgleich ich leider keine ähnlichen aufzuweiſen habe, ſo verkündet das Gerücht doch zu viel ſolcher Heldenthaten von mir, wie die iſt, zu der Sie mich jetzt auffordern, als daß ich fürchten müßte, in der Welt für feig zu gelten, weil ich erkläre, mich diesmal nicht ſchlagen zu wollen.“

„Genug, genug der Worte,“ unterbrach ihn Adelbert. „Die Zeit entflieht und meine Geduld mit ihr. Haben Sie mich geſtern gefodert, warum wollen Sie mir heute nicht Rede ſtehen? Und war Ihr Verſprechen einer Erläuterung keine Ausforderung, nun ſo fordere ich Sie jetzt, weil Sie es wagen, eine Dame zu läſtern, die zu ſchützen mir, beſonders ſeit dem geſtrigen Abend, Pflicht iſt. Ihnen gehört jetzt der erſte Schuß, ich bin bereit, wählen Sie, hier ſind die Piſtolen.“

„Nicht eher,“ rief Hippolit, „bis Sie den Inhalt des Taſchenbuchs unterſucht haben, welches dort neben den Piſtolen liegt; es enthält die verſprochenen Erläuterungen. Und auch dann, ich will Sie nicht betrügen, ich bleibe auf jeden Fall meiner erſten Erklärung treu, ich ſchieße nicht auf Sie, ich habe Gründe, es nicht zu thun.“

Mit immer ſteigender, raſender Wuth drang nun Adelbert auf ihn ein, ohne auf ihn zu hören, und wollte ihm ein Piſtol aufzwingen, doch Hippolit wehrte ihn ab, indem er bei ſeiner Erklärung blieb.

„Thun Sie, was Sie wollen,“ ſprach er endlich, „bleiben Sie meinetwegen dabei, wenn Sie es für Recht halten, meine geſtrigen Worte als eine Forderung zu nehmen, der Glaube, es ſey ſo, brachte Sie ja hieher, und ich ſtelle mich Ihnen, ſchieſſen Sie. Nur geben Sie mir Ihr Ehrenwort, das Zimmer nicht zu verlaſſen, ehe Sie jenes Taſchenbuch unterſucht haben, und dann geloben Sie mir, den Inhalt deſſelben vor Jedermann auf ewig zu verſchweigen. Gewähren Sie mir das.“

Adelbert, vor Zorn bewußtlos, ſpannte das Piſtol. Hippolit ſtand ihm gegenüber in aufrechter Stellung am Fenſter, während Jener der Thüre zuflog. Sein Mund ſprach unverſtändliche Worte, ſein Herz klopfte,' hörbar bewegt vom wildkochenden Blute, Feuerflammen tanzten vor ſeinen Augen. „Sie wollen es! Sie wollen es!“ ſchrie er, wie einer, der nicht weiß, daß er ſpricht, und ohne zu zielen drückte er ab.

Hippolit wankte erbleichend, und ſank dann in einem neben ihm ſtehenden Seſſel. „Sie halten Ihr durch die That abgelegtes Verſprechen, Sie können nicht eher hinaus, ich habe den Schlüſſel und Sie werden keinen Wehrloſen berauben wollen,“ ſprach er mit leiſer Stimme, und hob den linken Arm gegen den Tiſch, der rechte, überquellend von Blut, hing bewegungslos herab.

Adelbert ſtand da wie ein Starrſüchtiger. Faſt noch bleicher als der blutende Hippolit, ſtaunte er mit dem Ausdruck völligen Unbewußtſeyns ihn an, und hielt dabei das unglückliche Piſtol noch immer in drohender Stellung in die Höhe.

„Faſſen Sie ſich, erfüllen Sie, was ich von Ihnen erbat, Sie ſehen, ich blute ſehr, und mir kann eher keine Hülfe werden,“ ſprach Hippolit.

Adelbert ſchien zu erwachen. Mit einem unterdrückten Schrei des Entſetzens flog er auf den Verwundeten zu.

„Dorthin, das Taſchenbuch,“ ſtammelte dieſer faſt unverſtändlich und wies immerfort nach dem Tiſche hin, „laſſen Sie mich nicht verbluten.“

In wilder Haſt flog jetzt Adelbert an den Tiſch, mit zitternden Händen und unſtätem Blicke öffnete er das Buch, das Bild Herminiens fiel zuerſt ihm entgegen, dann einige Portraite junger Männer, unter ihnen ſein eigenes, das er ihr gab als er die Univerſität bezog, auch Briefe quellen den Bildern nach, doch alles flimmerte vor ſeinen Augen und draußen wurden Hippolits Diener immer lauter vor der verſchloſſenen Thüre, denn der Knall des Piſtols hatte ſie herbeigezogen.

„Laſſen Sie mich öffnen,“ rief endlich bittend Adelbert, „ich kann nicht leſen in dieſer Angſt, ich will es, ich gelobe es, ich will eher nichts anders unternehmen, aber laſſen Sie mich jetzt öffnen.“ Hippolit willigte ein.

„Ein Spiel, ein dummes Spiel, wir wußten nicht, daß ſie geladen ſeyen,“ ſtammelte er den erſchrocken Eindringenden entgegen und ſank dann, vom Blutverluſt erſchöpft, ohnmächtig hin.

Sein Kammerdiener, der zum Glück zugleich Wundarzt war, begann jetzt die Wunde zu unterſuchen und Adelbert erwartete in ſtummer Angſt mit geſenkten Blicken ſeinen Ausſpruch. Die Verletzung war ſchmerzhaft, bedeutend, doch nicht gefährlich, die Kugel war in den Oberarm gedrungen, aber nur der ſtarke Blutverluſt konnte Beſorgniß erregen. Die Schmerzen des erſten Verbandes erweckten den Verwundeten aus ſeiner Ohnmacht; ohne reden zu können, reichte er Adelberten die linke Hand, zeigte abermals nach dem Tiſch, auf welchem das Taſchenbuch lag, und ſchloß dann ermattet die Augen wieder.

Adelbert verſuchte zu halten, was er verſprochen hatte, er ergriff das Buch, aber die Luft im Zimmer, der Anblick Hippolits, der mit geſchloſſenen Augen wie ein Todter auf dem Ruhebett lag, beraubten ihn aller Beſinnung; in zitternder Haſt, ohne eigentlich zu wiſſen, was er that, raffte er Buch, Gemälde, Briefe, alles zuſammen, und floh damit hinaus, zum Zimmer, zum Hauſe, zur Stadt hinaus. Erſt in der lautloſen Einſamkeit eines abgelegenen, um dieſe Tageszeit ganz unbeſuchten Luſtwäldchens fand er ſich wieder.

Der geſtrige Abend, die darauf zum Theil an dieſer nämlichen Stelle durchwachte lange Nacht, und die eben durchlebten wildbewegten Morgenſtunden gingen, nach und nach heller werdend, an ihm vorüber; ihn hatte alles ein wüſter Traum gedünkt, nur das Taſchenbuch, gegen welches ſein Herz in heftiger Bewegung anſchlug, war ihm ein beängſtender Zeuge der Wahrheit. Abermals ergriff und öffnete er das Buch; eine heiße Thräne entfiel ſeinem Auge als er ſein Jugendbild betrachtete, deſſen reine von keiner Leidenſchaft entſtellten Züge ihn mit kindlicher Himmelsſeligkeit anlächelten. Es war ſo wenig ihm noch ähnlich, daß Hippolit ihn wahrſcheinlich nie darin wieder erkannt hatte.

„Ja ſo war ich! Auch ſie war ſo!“ ſeufzte er und verhüllte die brennenden Augen im thauigen Graſe und weinte laut. Er gedachte jener Zeit, da er, faſt noch ein Knabe, dies Bild heimlich malen ließ; er gedachte der Freude, mit der Herminia es empfing und wie ſie gelobte, allen fremden Augen verborgen, es ewig auf ihrem Herzen zu tragen. Endlich ermannte er ſich wieder, und begann nun ernſtlich, die im Taſchenbuch vorgefundenen Briefe zu unterſuchen.

Der erſte, der ihm in die Hände fiel, war von Herminien an Hippolit. Er hatte das Geſchenk ſämmtlicher Portraite, das von Adelbert mit eingeſchloſſen, begleitet. Sie wollte, ſchrieb ſie, durch dieſes Opfer Hippoliten, dem Einzigen, den ſie geliebt habe und lieben könne, jeden Argwohn benehmen, als ob ſie noch in irgend einer Art von Verbindung mit einem jener Männer wäre, die ſie freilich einſt, ehe ſie Ihn erblickt, zu lieben geglaubt habe. Mit ächt franzöſiſcher Leichtigkeit, unübertrefflichem Witz und hinreißender Lebendigkeit gab ſie ihm die Schilderung der moraliſchen Eigenſchaften und Eigenheiten der Originale, als Zugabe zu jenen Portraiten. Vor allem aber hielt ſie ſich lange bei der Geſchichte ihrer erſten Liebe auf. Ohne ihn zu nennen, malte ſie Adelberten, recht ausgelaſſen muthwillig, zuerſt als eine Art von zärtlichem Jocriſſe, im langen Kinderrock, hernach als ſentimentalen, invaliden Bramarbas. Auch ſich ſelbſt vergaß ſie nicht, und ſpottend ſchilderte ſie ſich in ihrer damaligen ländlichen Naivität und Einfalt. Sie wußte dabei doch ſehr geſchickt ſich durch manche liebenswürdige Schwäche, durch manches reizende Detail intereſſant zu zeigen, während ſie ſich das Anſehen gab, ſich über ſich ſelbſt luſtig machen zu wollen. Verſicherungen ihrer unwandelbaren, ewigen Liebe, faſt in den nämlichen zärtlichen Worten, in den nämlichen Wendungen, deren ſie unzählige Mal auch gegen Adelberten ſich bedient hatte; Eiferſüchteleien, Klagen, tauſend Neckereien füllten viele Seiten der übrigen Briefe an Hippoliten an. Andere waren von den Originalen jener Portraite, mit denen ſie ehemals in zärtlichem Verhältniß geſtanden, die ſie mit den Bildniſſen zugleich Hippoliten überliefert hatte. Alle waren ſo viel Beweiſe eines ſehr frivolen, ja man möchte ſagen, eines zügelloſen Lebens.

Adelbert mochte bald nicht weiter leſen. Das Unwahre in Herminiens Weſen ekelte ihn unbeſchreiblich an; die Thorheit des ungeheuern Opfers, welches er dieſer Unwürdigen gebracht hatte, fiel mit Zentnerlaſt ihm aufs Herz. Er fühlte ſich plötzlich von ihr losgeriſſen, frei auf ewig. Aber das Gefühl dieſer Freiheit glich dem des Gefangenen, der, dem Kerker entlaſſen, vor der Thüre desſelben ſteht, ohne Heimath, ohne Freund, ohne in der ganzen weiten Welt eine menſchliche Seele zu wiſſen, zu der er ſagen dürfe, nimm mich auf, denn ich gehöre dir an. Leidenſchaftlich in allem, auch in der Reue, glaubte er im Uebermaaß derſelben, daß ſein Hauch nie wieder mit der reinen Luft ſich einen dürfe, in der Auguſte, in der ſeine Kinder athmeten. Er beſchloß in ſeiner Verzweiflung, auf immer aus ihrer Nähe ſich zu verbannen, nie wieder ſollte der Klang ſeiner Stimme Auguſtens Ohr verwunden, nie ihr Auge mit Abſcheu von ſeinem Anblicke ſich wenden müſſen. Doch ſo ganz ohne Spur zu verſchwinden, ohne alles Lebewohl, ohne allen Segen in die Wüſten des Lebens hinaus zu gehen, dieſe Aufgabe ward ſeinem liebegewohnten Herzen doch zu ſchwer, und dies Gefühl hatte ihn mit allen ſeinen Klagen zu Gabrielen's Füßen geführt.

Noch immer bekämpfte dieſe ſeinen wilden Schmerz, und wandte, wenn gleich faſt hoffnungslos, alles an, ihn von dem Vorſatz zur Flucht abzubringen, als der General Lichtenfels zu ihnen hereintrat. Ernſt, wenn gleich nicht zürnend, ruhte ſein Blick eine ſtumme Minute lang auf Adelberten, der vor dem Gefürchteten ſich gern in den Mittelpunkt der Erde verborgen hätte; dann aber trat ein feuchter Schimmer in das milder werdende Auge des edlen Greiſes. „Komm!“ ſprach er, und ſchloß den beinahe Widerſtrebenden feſt an ſeine Bruſt. „Komm, hier trug ich den Knaben, hier ruhteſt du wundenmatt, nach ehrenvollem Kampf, dem Tode nah. Hier weinteſt du im ſchönen Schmerz um die geſunknen Hoffnungen deiner Jugend, hier iſt auch jetzt noch dein Platz. Du warſt ja immer das Kind meines Herzens; welcher Vater wird ſein Kind von ſich ſtoßen, weil es fiel? Komm, ich helfe dir auf, und dann wollen wir beide friſch ans Werk, um zu retten, zu beſſern, wieder herzuſtellen; Gott wird uns helfen.“

Vergebens ſtrebte Adelbert in den Armen des Generals ſein übervolles Herz in verſtändlichen Worten vor ihm auszuſchütten. „Sey ruhig,“ ſprach dieſer, „ich weiß Alles, du haſt mir nichts zu bekennen. Ich komme von deinem edlen Gegner, er leidet viel, doch hoffentlich ohne Gefahr. Nur der heftige Blutverluſt kann ſeine Heilung verzögern, die Kugel hat eine Ader zerriſſen und er blieb lange ohne Hülfe.“

Adelbert verſuchte abermals zu reden, doch der General verhinderte es, indem er nochmals verſicherte, die Gräfin Roſenberg und Hippolit hätten ihm alles erklärt. „Ich kenne den ganzen Umfang deiner Schuld,“ ſprach er, „aber ich weiß auch was ſie mildert. Der Graf wollte freilich Anfangs auch mir, wie ſeinen Leuten, aus eurem Duell ein Geheimniß machen.“ —

„Duell?“ unterbrach jetzt Adelbert den General, „Duell nennt er es? meine That iſt Mord, meuchelmörderiſch überfiel ich ihn, der wehrlos vor mir ſtand.“ —

„Laß das,“ erwiederte der General, „du wußteſt dieſen Morgen eben ſo wenig was du thateſt, als ich geſtern Abend wußte was ich that. Zorn und Ueberraſchung ſind gefährliche Feinde, die uns, auf das Mildeſte genommen, zu, wenigſtens dummen, Streichen verleiten, deren man hernach Zeitlebens ſich zu ſchämen hat. Das haben wir beide erfahren, ich geſtern, du heute. Jetzt ſtehe ich aber als Abgeſandter des Grafen vor dir, durch mich fordert er zurück was er deiner Ehre vertraute, und erinnert dich nochmals an das heilige Verſprechen ewigen Schweigens über dieſen Gegenſtand. Ich leſe in deinen und Frau von Aarheims Blicken, daß du es bei ihr ſchon jetzt vergeſſen haſt,“ ſprach nach einer kleinen Pauſe der General, beide mit prüfendem Blick betrachtend. „Es iſt nicht recht, aber auch diesmal noch mag der Zuſtand deines Gemüths dich entſchuldigen Unſere edle Freundin iſt unfähig, ihre Kenntniß eines ſolchen Geheimniſſes zu mißbrauchen, darum übergieb ihr jetzt getroſt das Buch, ſo kommt es am ſicherſten in die Hände ſeines Eigenthümers. Gabriele wird gewiß nicht den reinen Blick mit deſſen leidigem Inhalt beſudeln wollen. Und nun komm, alles iſt bereit, wir gehen mit einander auf Reiſen. Unſere hollſteiniſchen Güter entbehren ſchon lange unſrer Gegenwart, dort wollen wir hin. Es iſt gut, daß du jetzt Auguſten noch nicht wieder ſiehſt; eigentlich verdienſt du es auch noch nicht, alſo ohne Abſchied, Gabriele und deine Kinder werden dich indeſſen ſchon bei ihr vertreten und deine Fürſprecher ſeyn.'

Gabriele verſuchte es, hierin dem General einzureden, doch er verhinderte ſie daran mit ſanfter Gewalt. „Schöne, gute Frau!“ ſprach er, „ich weiß im Grunde Ihres Herzens billigen Sie mein Vorhaben, warum denn verſuchen, gegen Ihre eigene Ueberzeugung mich eines andern überreden zu wollen? Wir ſollten das nie; es kommt davon ſo vieles Uebel in der Welt, und dennoch laſſen ſich auch die Beſten und Klügſten unter uns nur zu oft von ihrem Gefühl dazu hinreißen. Von Ihnen aber weiß ich, daß

Sie über dieſe Schwäche erhaben ſind, ſobald Sie ſich nur recht beſinnen wollen. Jetzt lege ich Auguſten's armes, wundes Herz an das Ihrige, und reiſe in dieſer Hinſicht getroſt, Sie werden es zu heilen wiſſen, wenn es geheilt werden kann. Ich komme von ihr, ſie ſchläft noch. Armes Kind! Körper und Geiſt ſind todt-müde, denn wir ſind zwei Nächte hinter einander durchreiſet; ich und ihre Liebe ließen ihr keine Raſt, und ſo wollen wir ihr die Erholung gönnen, welche die Natur gütig ihr gewährt. Morgen bringt eine Staffette Ihnen die erſte Nachricht von uns; Auguſte wird ſich um Adelbert's Geſchick beruhigen, wenn ſie ihn bei mir weiß. Uebrigens reiſen wir Tag und Nacht, bis wir über die Grenze hinaus ſind, denn die Polizei könnte doch wohl Luſt bekommen, ſich nach dem von ungefähr losgegangenen Piſtol zu erkundigen, darum fort, fort, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Mit dieſen Worten zog er Adelberten ſich nach, der wie im bewußtloſen Traume ihm folgte, Gabriele blieb einſam zurück. Beinahe nicht minder betäubt als er, ſtarrte ſie gedankenlos vor ſich hin, bis Annette ſie mit der Nachricht ins thätige Leben zurückrief, daß Auguſte erwacht ſey und ſehnlichſt nach ihr verlange.

In ſtiller Ergebung betrachtete Auguſte ihr Geſchick, ſo wie allmählich die Hand der Freundſchaft den Schleier ſorgſam lüſtete, der ſo lange nur in verworrener Geſtaltung es ihr gezeigt hatte. Dann aber begann ſie auch recht innig in ihre ländliche Einſamkeit, zu ihrer Mutter, zu ihren Kindern ſich zurück zu ſehnen. Sie hatte noch immer manchen harten Kampf mit ihrem Herzen zu beſtehen, ſo fern auch alle Bitterkeit ihr war und blieb. Mit dem Glauben an Adelberts unerſchütterliche Liebe, an ſeine felſenfeſte Treue, war ihr auch die Ruhe verloren gegangen, mit der ſie bis dahin der ſüßen Gewohnheit, glücklich zu ſeyn, ſich hingegeben hatte, ohne weder über ihr Glück noch über die Möglichkeit, daß es anders werden köme, nachzudenken. Es konnte noch Alles gut werden, das fühlte ſie, das hoffte ſie, darum betete ſie mit Inbrunſt; doch wie konnte es ſo werden wie es geweſen war? Und dies Gefühl mußte ihr Gemüth mit einer Sehnſucht, einer ſtillen Trauer erfüllen, welche nur der Anblick ihrer Kinder zu mildern vermochte. In ihnen lebte ja noch der Adelbert, den ihr Herz, troß alles Gegenſtrebens ihres Verſtandes, dennoch verloren geben mußte.

Adelbert's Briefe, voll des Ausdrucks der tiefſten Reue, betrübten ihr Gemüth ſtatt es zu tröſten. Die glühende Leidenſchaftlichkeit, mit der er Auguſten zu einem engelgleichen Weſen erhob, von dem er in tiefer Selbſtzerknirſchung nur Mitleid erflehte, während er ſich ihrer Liebe und ihrer Achtung auf ewig für unwerth erklärte, konnte ihre Ausſicht in die Zukunft nicht erheitern. Nur des Generals Anſicht ihrer und Adelbert's Lage, die er in ſeinen Briefen ihr offen mittheilte, gewährte ihr einigen Troſt. Sein Ermuntern zum Rechten, ſein Verſtellen deſſen, was ihr oblag zu dulden und zu vollbringen, ſtählten ihren Muth. Ihr Blick erheiterte ſich, wenn ſie las, wie kräftig er Adelbert's, durch frühen Schmerz entnervtes Gemüth aufzurichten ſtrebe, wie er durch Thätigkeit ihn zu zerſtreuen und aus ſeiner jeßigen troſtloſen Verſunkenheit wieder empor zu richten ſuche, und wie er alles anwende, um ihn nur wieder zum Vertrauen in ſich ſelbſt zu verhelfen.

„Der Zuſtand unſrer hieſigen, durch unſre jahrelange Abweſenheit ſehr verwahrloſeten Beſitzungen gewähren ein weites, faſt unabſehbares Feld zur Arbeit,“ ſchrieb ihr der General, „und ſomit laſſe ich unſern Adelbert vor lauter Thätigkeit kaum zu Athem kommen. Morgens, mit Sonnenaufgang, ziehen wir hinaus in Feld und Wald, Abends gibts zu richten und zu ſchlichten, nachzurechnen, Papiere zu ordnen, bis in die ſinkende Nacht. Da müſſen die Grillen ihm verſchwinden, denn ihm bleibt keine Zeit weder ſie zu fangen, noch zu pflegen. Muthig, liebe Auguſte! laß du mich nur gewähren, ſobald es Zeit iſt, bringe ich ihn geſund und geheilt, von innen und außen, zu deinen Füßen hin, und du gute weiche Seele wirſt ihn dann wieder an deinen Buſen nehmen, das weiß ich, und fürchte nicht deine Strenge, ſondern nur deine Milde, die mir ihn wieder verderben könnte.“

Auguſten nach Lichtenfels zu begleiten, wäre Gabrielen's ſehnlichſter Wunſch geweſen, als endlich der Tag der Trennung herbeikam; doch Herrn von Aarheim's fortdauernde Kränklichkeit erforderte ihre ſtete Gegenwart. Seit jener auf der Sternwarte thöricht durchwachten Nacht plagten ihn Rheumatiſm und alle Uebel, welche dieſen Unhold in tauſendfacher Geſtalt zu begleiten pflegen. Gabrielen's mitleidige Geduld vermochte es kaum, alle die mannichfaltigen Wunderlichkeiten und Launen zu ertragen, mit denen der grämlichſte und unleidlichſte aller Kranken, zu jeder Stunde des Tages, zuweilen auch der Nacht, ſie quälte. Die Beſuche, welche Anfangs über manche lange Schmerzensſtunde ihr hinüberhalfen, blieben nach und nach aus, denn ſein böſer Humor verſcheuchte Alle, die nicht, wie Gabriele, durch Pflichtgefühl gebunden, bei ihm ausharren mußten. Hippolit, der Einzige, der die Langeweile, von der Moritz ſich hauptſächlich geplagt fühlte, hätte verſcheuchen können, befand ſich ſelbſt noch leidend. Mehrere Wochen waren ſeit dem Vorgange zwiſchen ihm und Adelberten vergangen, und noch immer durfte er das Zimmer nicht verlaſſen. Gabriele hatte noch in keiner Lage ihres Lebens ſich ſo ganz auf ſich ſelbſt zurückgewieſen gefühlt, ſelbſt nicht am Rhein, wo friſche lebendige Thätigkeit ihre tiefe Einſamkeit erheiterte. Sogar die Tante hatte ſie verlaſſen; um der Marquiſe auszuweichen, war ſie am Tage nach der Konzert-Scene nach einem nicht weit entfernten Badeorte gereiſt, obgleich noch vor der eigentlichen glänzenden Kurzeit. Ein kaltes höfliches Billet hatte einſtweilen Herminien deren Antheil an der gemeinſchaftlichen Wohnung aufgekündigt, denn dieſe war nur im Namen der Gräfin Roſenberg dem Eigener abgemiethet worden.

Die Marquiſe aber eilte eben nicht, von dieſer Aufkündigung Notiz zu nehmen, ſondern verweilte noch mehrere Wochen als einzige Bewohnerin des Hauſes, in anſcheinend vollkommner Ruhe. Sie zeigte während dieſer Zeit ſich weit öftrer als ſonſt im Theater und bei andern öffentlichen Vergnügungen, auch ſuchte ſie auf andere Weiſe, durch vielfältig ausgeſendete Einladungen zu glänzenden Feſten, die öffentliche Meinung irre zu leiten, oder auch zu braviren, doch gelang ihr dieſes nur bei ſehr wenigen Mitgliedern der Geſellſchaft. Obendrein gehörten dieſe Wenigen nicht zu denen, deren Beiſpiel auf die Uebrigen Einfluß haben konnte. Nie hatte es ſo viel Migränen und Katarrhe in der Reſidenz gegeben, als an den Abenden, wo die Marquiſe einen recht glänzenden Kreis um ſich her zu verſammeln gedachte. So mußte ſie es bald müde werden, in ihren hell erleuchteten, aber ſparlich bevölkerten Sälen ihre kleinen Koketterien zu üben, und Unmuth und Ueberdruß bewegen ſie endlich, Paris, den einzigen Schauplatz wieder aufzuſuchen, auf dem ihre glänzende Erſcheinung gehörig gewürdigt werden konnte. Kein ſehnender Blick folgte ihr dorthin, wo ſie wie ein ſtrahlendes Meteor wieder in den Strudel verſank, dem ſie, weder ſich noch Andern zum Heil, auf kurze Zeit entſtiegen war.

Müde und erſchöpft von einer zum größten Theil am Schmerzenslager ihres Gemahls durchwachten Nacht, ſaß Gabriele nach kurzem unerfreulichen Schlummer in der Jelängerjelieber-Laube des kleinen Gartens am Hauſe, dem einzigen Orte, wo es ihr jetzt vergönnt war, des im höchſten Schmucke prangenden Frühlings ſich zu erfreuen. Alles um ſie her funkelte und blitzte im Sonnenſtrahl von Diamanten, die ein warmer Frühregen verſchwenderiſch geſtreut hatte; ihre Roſen flammten in höchſter Blüthenpracht, faſt ſichtbar ſtieg der Opferduft von den Lilien und tauſend andern Blumen, die in üppiger Fülle ihre Beete ſchmückten, zum Himmel auf, und miſchte ſich in den noch berauſchendern Wohlgeruch der hohen Orangenbäume, die auf dem Raſenplatz vor der Laube lichte Schatten ſtreuten. Endlich einmal entronnen der ängſtlich beklommenen Atmoſphäre des dunkeln Zimmers, in der ſie jetzt den größten Theil des Tages, unter dem ungeduldigen Klagen ihres Kranken verleben mußte, athmete hier die arme Gabriele mit vollen Zügen neues Leben und Erquickung. Allmählich überſchlich ſie jene ſtille Sehnſucht, jener wonnige Frühlingsſchmerz, der das Auge mit ſüßen Thränen füllt und das Herz raſcher pulſiren macht. Sie gedachte ihrer erſten Jugend, ferne Geſtalten gingen an ihr vorüber und ſie verſank in immer lieberes Träumen, von ihrer Mutter, von Erneſto, von Ottokar. Dann gedachte ſie auch des jungen Freundes, der ſo keck das Leben daran geſetzt hatte und alle Vorurtheile ſeiner Jugend, ſeines Standes, ja der ſogar das eigne Gemüth mit eigenſinniger Entſagung überwand, nur um einen ihm faſt fremden Mann aus einem gefährlichen Traume zu erwecken. Dieſe That Hippolits war ihr immer im romantiſchen Licht eines Heldenmuths erſchienen, den ſie ſehr geneigt war übertrieben zu nennen und deſſen Aeußerung gerade auf dieſe Weiſe in dem feurigen, ſonſt alle Schranken ſo gern durchbrechenden Jüngling, ihr unerklärlich blieb, ſo oft ſie auch ſchon darüber nachgedacht haben mochte. Seit ſeiner Verwundung hatte ſie ihn nicht wieder geſehen, doch ließ ſie täglich mehre Male Nachricht von ihm einziehen, denn Moritz ſehnte ſich ſtündlich nach ſeiner erheiternden Gegenwart, und auch ſie vermißte oft ihren Edelknaben.

Ein leichtes Geräuſch weckte endlich die Träumerin aus ihrem faſt wortloſen Sinnen; ſie blickte auf und an einer großen Zypreſſe gelehnt, ſtand dicht vor der Laube Hippolit ſelbſt, die dunkeln blitzenden Augen auf ſie geheftet. Das ſelige Lächeln eines Verklärten umſpielte die bleichen Lippen und der Ausdruck langer körperlicher Leiden gaben der ſonſt ſo lebenskräftigen jugendlichen Geſtalt etwas unbeſchreiblich Rührendes. Ihn erblicken und mit einem hellen freudigen Ausruf ihm entgegen treten, war das Werk des erſten Moments, während er, wie überwältigt von der Seligkeit deſſelben, vor ihr auf das Knie ſank und die Hand, welche ſie ihm bewillkommnend gereicht hatte, mit Feuerküſſen bedeckte.

„So! ſo! begrüße ich das neue Leben! Hier begrüße ich die Sonne, die ich ſo lange entbehrte!“ rief Hippolit, wie außer ſich vor Entzücken.

„Unvorſichtiger!“ ſchalt freundlich und bewegt Gabriele, „Sie ſind noch krank, Ihre Lippen brennen heiß; wie konnten Sie in dieſem Zuſtande ſich auswagen? Wahrlich, Sie ſind im Fieber, Ihr ganzes Weſen iſt ſo unnatürlich gereizt, ruhen Sie, ich bitte, ruhen Sie aus,“ ſprach ſie beinahe ängſtlich werdend, und bemühte ſich, ihm aufzuhelfen.

„Mir iſt wohl, mir iſt unnennbar wohl, freilich meinem Arzt entſprungen, und — mir iſt unausſprechlich wohl, ſtammelte Hippolit, ward immer bleicher und ſank endlich mit geſchloßnen Augen in den Seſſel, aus welchem Gabriele bei ſeinem Eintritt aufgeſprungen war. Sie wollte fort, ſie wollte Hülfe herbeirufen, doch er hielt mit übernatürlicher Kraft ihre Hand feſt umſchloſſen; auch öffnete er nach wenigen Sekunden die Augen wieder, und athmete hoch auf, ſichtbar ſich erholend.

„Zürnen Sie nicht, ſchelten Sie nicht,“ bat er, „daß ich die ſchöne warme Sonne, den blauen Himmel, nicht länger nur aus dem Fenſter anſehen mochte. Ihre Pappeln dort am Baſſin ſind Schuld. Ganz in der Ferne ſehe ich von meinem Zimmer aus ihre Wipfel, das einzige Grün weit umher. Stundenlang habe ich während meiner Krankheit ſie betrachtet, ſie allein verkündeten mir den Sommer, und wenn der Wind in den ſchlanken Zweigen ſpielte, war mir, als ob ſie von Ihnen mir erzählen wollten. Heute, heute regten ſie ſich und nickten und winkten ſo ſehr und die Nachtigall vor meinem Fenſter ſang ſo ſchmerzliche Sehnſucht, es war nicht länger zu ertragen; ich öffnete ihr den Käfig und ſie und ich, wir flogen beide auf und davon. Hier werde ich geneſen, glauben Sie mir es nur, hier athme ich Lebensluft.“

„Gabriele waltete ämſig und arglos geſchäftig um ihn her, während er ſo ſich zu entſchuldigen ſuchte, recht wie ein ſorgliches Mütterchen um ihr liebes krankes Kind. Sie breitete ihren Shawl an den Zweigen der Laube aus, um ihn gegen das Sommerlüftchen zu ſchützen, das draußen ſanft und linde die Blumen und Blüthen umſpielte; aus einem Körbchen mit Orangen, welches zufällig neben ihr ſtand, wählte und bereitete ſie zu ſeiner Erquickung die ſüßeſte Frucht, dann brachte ſie ihm die ſchönſten Roſen herbei, es war, als wolle ſie ihn in dieſem Moment für alle Entbehrungen der ſchönen Tage entſchädigen, die der Arme, im dumpfen Zimmer eingekerkert, hatte verleben müſſen. Nach Frauen Art vergaß ſie in ihrer Geſchäftigkeit beinahe, wer der Gegenſtand ihrer ſorgſamen Pflege eigentlich ſey und Hippolit ſaß ſtill und ſelig da, ließ ſich alles gefallen und hütete ſich wohl, dieſe ſchönen Augenblicke durch ein unbedachtes Wort ſich zu verkümmern.

Inzwiſchen war unter ihnen beiden doch eine Art von zuſammenhängendem Geſpräch aufgekommen. Gabriele erzählte von Auguſtens jetzigem Leben, und wie alle Hoffnung da ſey, daß Adelbert in Liebe und Thätigkeit wieder geneſen und zu ſich ſelbſt kommen werde.

„Das alles danken wir Ihnen, Ihrem uns Allen unbegreiflichen Heldenmuthe. Sie ſind ein kronenwerther Sieger,“ ſprach ſie und blickte mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit ihn an. „Den ſchwerſten aller Siege, den über ſich ſelbſt, haben Sie errungen. Doch geſtehen Sie mir, was konnte Sie bewegen, des Mannes, der mit ſo unerträglichem Trotz Sie zu beleidigen ſuchte, mit ſo faſt eigenſinnigem Unbedacht zu ſchonen und Ihr eignes Leben einem Raſenden wehrlos in die Hände zu geben? Adelbert war Ihnen kaum ein Bekannter, und für einen ſolchen wagten und ertrugen Sie das Unglaubliche, das faſt Unmögliche, um ihn ſich und den Seinen, die Sie noch weniger kannten als ihn, am Rande des Unterganges zu retten! Die Welt wird dieſe That eben ſo wenig zu würdigen wiſſen, als wir, Ihre Freunde, ſie verſtehen, obgleich wir ſie bewundern, wärs auch nur der Seltenheit wegen. Geſtehen Sie es mir im Vertrauen, lieber Hippolit, was bewog Sie zu dieſem ungeheuern, unglaublichen Opfer?“

„Sie fragen im Ernſt?“ erwiederte gelaſſen Hippolit. „Konnte ich denn anders? Sie ſelbſt ſchwebten ja immer zwiſchen ihm und mir, da mußte er ja wohl ſicher ſeyn. Wie hätte ich nach dem Leben des Gemahls einer Frau zielen können, die Gabrielen ſo werth iſt, deren Leiden und Freuden ſie wie die eigenen empfindet! Wäre er gefallen, hätte ich ja Sie betrübt.“

Eine ſchöne Perle ſtieg bei dieſer unerwarteten Erklärung in Gabrielen's helles Auge. Sie wollte ſprechen, aber der Athem verſagte ihrer bewegten Bruſt. Lächelnd durch Thränen, wie ein ſeliger Engel, trat ſie endlich ganz nah vor Hippoliten hin, ſtrich mit ſanfter Hand ihm die dunklen Locken zurück und hauchte einen leiſen, kaum fühlbaren Kuß ihm auf die Stirne. Ihre Lippen bewegten ſich, im Begriffe ihm etwas recht Freundliches zu ſagen, aber ſie bebte erſchrocken zurück da ſie ihn anſah. Sein eben noch ſo bleiches Geſicht flammte in dunkler Purpurröthe, ſeine Augen blitzten wie verzehrendes Feuer, er machte eine Bewegung, als wolle er ſie umfaſſen, ſie an ſeine ungeſtüm wogende Bruſt drücken, und riß ſich im nämlichen Moment mit ſichtbarer

Gewalt von ihr los und floh bis in die fernſte Ecke der Laube. Dort warf er ſich auf die Knie nieder; ſich ſelbſt unbewußt, hatte er den verwundeten Arm aus der ihn ſtützenden Binde gezogen, und hob nun in flehender Stellung beide Hände zu ihr auf.

„Nein, nein," rief er wie auſſer ſich, „dies Uebermaaß von Wonne und Schmerz erträgt keine menſchliche Bruſt!" Und nun ergoß ſich ſein übervolles Herz im glühendſten Ausbruch einer Leidenſchaft, die in dieſem Moment der ſeligſten Pein, in wüthenden verzehrenden Flammen hell aufloderte und ſich nicht mehr bändigen laſſen wollte.

Zitternd vor Schrecken blickte ihn Gabriele eine Weile an, ehe ſie Faſſung genug gewann, ihm zu antworten. „Stehen Sie auf, Graf Hippolit," ſprach ſie endlich ſehr ernſt, „vergeſſen Sie den kranken Arm nicht; wahrlich ich ſehe immer mehr, wie Unrecht Sie thaten, ſchon heute das Haus zu verlaſſen. Kehren Sie heim, armer Kranker!" ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe etwas milder hinzu, „ich will es nicht verbergen, Sie haben mich erſchreckt, doch das iſt ſchon vorüber; die Ruhe wird Ihnen wohlthun, es ſoll ſogleich eine Sänfte geholt werden."

„Gabriele, Gabriele! wenn Sie jetzt mich fortſchicken, werde ich Sie nie wieder ſehen dürfen, ich ahne es," rief Hippolit; „ich verdiene Ihren Zorn; lange, lange habe ich geſchwiegen, weil ich ihn fürchtete. Glauben Sie mir, ich habe mich bekämpft, ich wollte ewig ſchweigen, kein Hauch, kein Wink ſollte das Geheimniß meines Lebens verrathen, damit Sie nur ferner mich um ſich dulden möchten, damit ich nur ferner Ihre ſüße Stimme hören, im Strahl Ihrer lieben Augen den Himmel erblicken könne, ich erlaubte mir ja keinen größeren Wunſch. Ich wollte ja nichts hoffen, nichts erflehen; das wilde Toben hier ſollte ſich Ihnen nie zeigen. Ein einziger unbewachter Augenblick hat mich verrathen, und nun darf ich nie wieder vor Ihnen erſcheinen, ich weiß es wohl, ich bin verbannt!"

Gabriele ſprach in milden Worten zu ihm; er hörte ſie wohl, doch er verſtand ſie nicht, er konnte nur den Gedanken faſſen, ſie beleidigt, ihren Zorn erregt zu haben.

„Wie werde ich künftig leben können!" rief er.

„Entfernung von Gabrielen iſt Tod, iſt Hölle, das fühlte ich jeden Abend in meiner Einſamkeit, wenn ich ihre Schwelle verlaſſen hatte. Und nun gehe ich ganz hoffnungslos, kein Morgen kommt, wo ich mir ſagen kann, ich werde Sie wieder ſehen. O Gabriele! O gnädige Frau! muß es denn ſeyn? ich will ja ewig ſchweigen, ich will ja nichts, als was Sie dem Würmchen dort auf dem Grashalm, der Mücke hier in der Luft auch gewähren, nur ſehen, nur dulden ſollen Sie mich, und wenn gleich nicht freundlich wie ſonſt, nur ohne Zorn.

Endlich gewann Gabriele einen Augenblick, ſich verſtändlich zu machen. „Graf Hippolit,“ ſprach ſie ſehr ruhig gefaßt. „Sie verkennen ſich und mich, und Ihr eignes Gefühl. Daß Sie dieſes bald ſelbſt einſehen werden, weiß ich gewiß. Für jetzt bitte ich Sie ernſtlich, beruhigen Sie ſich, ich zürne nicht, ich vergeſſe von heute an die wilden Ausbrüche, zu welchen gereizte Phantaſie den Kranken verleitete; ich wünſche, daß auch Sie dieſes thun mögen; nur ſo allein kann unſer ruhiges, freundliches Verſtehen ungetrübt bleiben. Kehren Sie jetzt heim, und laſſen Sie

Ihre völlige Wiederherſtellung einſtweilen Ihre erſte größte Sorge ſeyn. Leben Sie wohl.“

„Sagen Sie nur, daß ich Sie wieder ſehen werde,“ flehte Hippolit in demüthiger Entfernung.

„Darf ich denn mit meinem jungen Freunde ſo ſtreng ins Gericht gehen? Kann ich es denn vergeſſen, daß Sie für das Glück meiner Auguſte Ihr Leben wagten?“ erwiederte ihm Gabriele.

Ein Bedienter unterbrach ſie, er kam, um Hippoliten zu Herrn von Aarheim zu rufen. Dieſer hatte bei ſeinem Erwachen deſſen Anweſenheit im Garten erfahren und drang nun mit kränklicher Haſt darauf, ihn augenblicklich bei ſich zu ſehen.

„Jetzt? jetzt? in dieſer Minute? Nimmermehr! jetzt nicht, jetzt kann ich nicht zu ihm,“ rief Hippolit, bald erglühend, bald erbleichend.

„Nein, Sie können und dürfen es auch Ihrer Geſundheit wegen nicht, und ich ſelbſt will dieſes ihm erklären,“ erwiederte Gabriele, gab dann ſchnell dem Bedienten Befehl, den Grafen in einer Sänfte nach Hauſe zu geleiten und ergriff die Gelegenheit, mit leichtem Gruß an ihm vorüber zu eilen, um Moritzen über ſein Nichterſcheinen zu beruhigen.

Sie verſchwand bald unter den Säulen der Vorhalle, und Hippolit ſtarrte noch immer ihr nach. Er fühlte nicht, daß die Binde wieder um den verwundeten Arm gelegt ward, er merkte kaum, daß man dem Ausgange des Gartens ihn zuführte. Nur als er zu Hauſe in ſeinem eignen Zimmer, aus den Fenſtern deſſelben, Gabrielen's Pappeln wieder ganz in der Ferne erblickte, nur da kam ein lichter Gedanke an die zunächſtvergangene Stunde in ihm auf. Ein ſchnell aufſteigendes Wetter thürmte ſich ſchwarz und drohend hinter Gabrielen's Garten am Himmel empor, ſchon fielen einzelne große Regentropfen ſchwer herab und die ſchlanken Wipfel der Pappeln beugten ſich tief vor dem plötzlich ſich erhebenden Gewitterſturm. Mit bangem vorahnenden Herzen ſtarrte Hippolit in den Aufruhr der Natur, der über Gabrielen's Wohnung herein brechen zu wollen ſchien, als die Sonne die Wolken zerriß. Die Regentropfen wandelten ſich in glänzend flüſſiges Silber, und hoch über den Pappeln wölbte ſich prächtig der leichte Farbenbogen des Friedens und der Hoffnung.

Mit ſo anſcheinender Kälte Gabriele auch immer die unerwartete Erklärung ihres jungen Freundes aufgenommen haben mochte, in ihrem Innern fühlte ſie ſich doch dabei von Mitleid, Schrecken und zürnendem Erſtaunen bewegt. Vergebens verſuchte ſie das ganze unangenehme Ereigniß zu vergeſſen, ſie konnte ſich nicht enthalten in der Einſamkeit darüber nachzudenken. Seit Jahren hatte nichts ihre Ruhe in dem Grade erſchüttert, es war ihr, als laſte ſeit jener Minute ein innerer Vorwurf auf ihrem Gemüthe, und doch war es ihr unmöglich, zu entdecken, wo und wie ſie gefehlt habe.

Mißmüthig über dieſes beängſtigende Empfinden, ergriff ſie endlich die Feder, um ſich gegen Frau von Willnangen über den Vorgang auszuſprechen, der es veranlaßte, und ſo vielleicht auch mit ſich ſelbſt darüber ins Reine zu kommen. Doch kaum hatte ſie einige Zeilen geſchrieben, als ſie mit unwilligem Lächeln alles von ſich ſchob und ihren Schreibtiſch wieder zuſchloß.

„Bin ich nicht thöricht!“ ſprach ſie bei ſich ſelbſt. „Müßte Frau von Willnangen nicht laut auflachen, wenn ſie läſe, wie ich eifrig ernſthaft, gleich einem ſechszehnjährigen Mädchen, ihr in großer Herzensangſt die Liebeserklärung eines kaum dem Knabenalter entwachſenen Jünglings mittheile, und ſie bitte, in dieſer entſetzlichen Noth mir zu rathen? Nein! wahrlich nein! ſo großen Lärmen wollen wir über ein ſolches Flackerfeuer nicht anſtellen! Ihre Wangen erglühten in tiefer Beſchämung. Wie war es mir möglich, die brauſenden Ausbrüche eines exaltirten jugendlichen Sinnes ſo zu mißverſtehen?“ dachte ſie, während ſie den angefangenen Brief wieder aus dem Schreibtiſch nahm und vernichtete. „Weichheit des eben Geneſenden, Frühlingsfreude nach langem Entbehren, ließen ihn ſich ſelbſt verkennen; warum denn nicht auch mich? Er wird froh ſeyn, wenn ich zu vergeſſen ſcheine, was ich nur vergeſſend verzeihen kann, und was er gewiß nie wieder wagen wird, in Anregung zu bringen. Höchſtens könnte nur durch Widerſpruch erregter Eigenſinn ihn zur Beharrlichkeit bewegen, und das muß vermieden werden.“

Herrn von Aarheims Arzt erſchien am folgenden Morgen, um Hippoliten die Erlaubniß zu erbitten, ihn am Abend beſuchen zu dürfen. Moritz ſuchte ſeinen Jubel darüber in allen Sprachen, deren er mächtig war, auszudrücken und verſicherte, nun ebenfalls in den nächſten Tagen wieder ausgehen zu können.

„Wir wollen uns damit denn doch nicht übereilen,“ erwiederte der Arzt, zu Gabrielen gewendet. Auch dem jungen Grafen wäre es ſehr geſund, wenn er noch einige Tage daheim bleiben wollte, aber er läßt ſich nicht halten und ſo iſt es gerathener, wenn wir ihm das Ausgehen mit gehöriger Sorgfalt erlauben, als daß er uns, wie geſtern geſchah, entſpringt, und unnützer Weiſe in Angſt verſetzt. Ich fand ihn Nachmittags in heftiger fieberhafter Bewegung; auch ſeine Wunde ſchien ſich wieder entzünden zu wollen, und doch war er augenſcheinlich mehr exaltirt als krank. Ich wußte nicht, was ich aus dem wunderbaren Zuſtand machen ſollte und war ſchon im Begriff, ihn im Verdacht eines bedeutenden Vergehens gegen die ihm vorgeſchriebene Diät zu halten, als ich erfuhr, daß er in der

Sonnenhitze von einem Ende der Stadt bis zum andern gelaufen ſey.“

Hippolit erſchien gegen Abend. Gabriele war abſichtlich bei ſeiner Ankunft in Moritzens Zimmer zugegen. Er erröthete, erbleichte und kam bei ihrem Anblick ſichtbar außer Faſſung, doch Moritzens ausgelaſſene Freude über das Wiederſehen ſeines Lieblings überſtimmte alles, und verbarg auch die kleine Verlegenheit, deren Gabriele im erſten Augenblick ſich doch nicht gänzlich erwehren konnte. Moritz war an dieſem Abend, vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben, die Seele des kleinen Vereins; er ſcherzte, lachte über ſeine eigenen Einfälle, und ließ übrigens Niemanden zum Worte kommen. Hippolit bemühte ſich zwar, wie ſonſt munter und unterhaltend zu erſcheinen, aber der Zwang, den er ſich dabei anthat, konnte nur einem Beobachter, wie Moritz war, entgehen. Gabriele ward deſſen wohl gewahr, ſie nahm ihn als Beweis des beſchämenden Gefühls, mit dem er des geſtrigen Morgens gedenken mochte, und ſtrebte nur, durch möglichſte Unbefangenheit das Andenken einer Scene zu vernichten, die ſie am liebſten ganz in Vergeſſenheit begraben hätte.

Vierzehn Tage vergingen, während welchen Hippolit Gabrielen täglich, doch nie allein ſah. Er ſelbſt ſchien dieſes zu vermeiden und hütete ſeine Blicke wie ſeine Worte, ſo daß ſie wiederum gegen ihn, ſie wußte ſelbſt kaum wie, in ihren gewohnten zutraulichen Ton gerathen konnte. Seine Geneſung vollendete ſich in dieſer Zeit, und auch Moritz erholte ſich genugſam, um Tagelang mit Planen für den Reſt des Sommers ſich zu beſchäftigen. Jeden Tag wurde eine andere Reiſe in Vorſchlag gebracht, alle Beſchreibungen großer und kleiner Bäder, in der Nähe und Ferne, wurden herbeigeſchafft, aber es fanden ſich immer am Morgen triftige Gründe, das geſtern Abend Gewählte wieder zu verwerfen.

Gabriele hatte allen dieſen Berathſchlagungen immer ſehr gelaſſen und gleichgültig beigewohnt, bis Moritz eines Morgens mit ganz ungewohnt adeligen und ritterlichen Geſinnungen aufſtand, ſich zum Frühſtück bei ihr melden ließ, und ihr dabei ſehr feierlich erklärte, daß er jeden Edelmann für einen Thoren achte, der ohne Noth, ferne von dem Sitz ſeiner Ahnen, im bunten Gewühl der Menge ſich herumſtoßen laſſe, und daß er deshalb geſonnen ſey, ſich mit ihr innerhalb zweier Tage nach Schloß Aarheim zu begeben, um dort wenigſtens bis zum nächſten Winter zu reſidiren.

Schloß Aarheim wieder zu ſehen! Tauſend widerſprechende Gefühle wechſelten in Gabrielen's Gemüth bei dieſem Gedanken. Es ward ihr, als harre ihrer in den heiligen Mauern, irgend etwas Unerwartetes, etwas Unerhörtes. Nicht um die Welt hätte ſie eine Sylbe geſprochen und Moritzens Entſchluß wankend gemacht, aber ſie bebte in ängſtlicher Freude vor deſſen Ausführung.

Mit den altritterlichen Geſinnungen überkam dem Baron auch ein Anflug von altritterlicher Gaſtfreiheit. Rechts und links lud er nun Freunde und Bekannte ein, Wochen, ja Monate lang in der Burg ſeiner Ahnen bei ihm zu weilen. Auch Gabriele mußte an Frau von Willnangen ſchreiben und ſie bitten, mit Auguſten und den Kindern, die noch übrige Zeit bis zur Heimkehr Adelberts und des Generals, bei ihr zuzubringen. Während ſie mit dieſem Briefe ſich beſchäftigte, trat Hippolit in ihr Zimmer und zum erſten Mal ſeit dem Morgen in der Laube ſah ſie ſich mit ihm allein.

Niemand hätte in dem, bange und beklommen, in augenſcheinlicher Verlegenheit Daſtehenden, die vorlaute Zierde der eleganteſten Zirkel, den dreiſten Liebling der glänzendſten Damen wieder zu erkennen vermocht. Er hatte recht ehrlich mit ſich gekämpft, ob er nicht die Reiſe nach Aarheim als Anlaß ergreifen ſolle, um ſich wenigſtens auf einige Zeit von dem Gegenſtand einer Leidenſchaft zu entfernen, deren Hoffnungsloſigkeit ſowohl, als Unbezwingbarkeit ihm mit jedem Tage fühlbarer wurde. Schon glaubte er ſich Sieger, als Moritzens Einladung ihn von der geträumten Stufe herunterriß. So lange er noch an der Möglichkeit zweifeln konnte, in Gabrielen's Nähe, unter ihrem Dache, in der glücklichen Zwangsloſigkeit eines ländlichen Aufenthalts ſelige Tage zu verleben, ſo lange ſchien es ihm, als könne er entſagen; doch jetzt, da dieſes Glück ihm wirklich ſo nahe geboten ward, daß er es beinahe ohne Unſchicklichkeit nicht von ſich weiſen durfte, jetzt mußte er es ergreifen und ſollte er darüber zu Grunde gehen. Er dachte gar nicht mehr daran, freiwillig darauf reſigniren zu können, und nur der Zweifel marterte ihn, ob Gabriele ihm erlauben werde, die Einladung anzunehmen.

„Herr von Aarheim hatte die Güte, mich

einzuladen," flüſterte er ängſtlich und kaum vernehmbar. —

„Und Sie fürchten die Burggeiſter? und möchten uns lieber nicht begleiten?" unterbrach ihn Gabriele mit etwas erzwungener guter Laune, denn Hippolit's Verlegenheit ſteckte auch ſie an. „Wenn ich Ihnen rathen darf," fuhr ſie lächelnd weiter fort, „ſo überwinden Sie Ihre Geiſterfurcht und begleiten uns; finden Sie dort nicht das Gewohnte, ſo finden Sie dafür das Ihnen Neue. Die ehrwürdige Burg, das wilde, ſchöne Thal, die Felſen und Höhlen, ja ſelbſt die tiefe Einſamkeit, Aehnliches iſt Ihnen vielleicht im Leben noch nicht vorgekommen. An geſelliger Abwechſelung wird es uns ebenfalls nicht gänzlich fehlen; viele unſerer hieſigen Freunde verſprachen auf ihrer Rückkehr aus den böhmiſchen Bädern, einige Tage bei uns zuzubringen, und den kurzen Umweg weniger Meilen nicht zu ſcheuen. Und um Sie nicht ganz mit der Zukunft vertröſten zu müſſen, ſo habe ich auch Hoffnung, mir Ida und Bella von Schöneck von ihrer Mutter zur Begleitung zu erbitten. Die kaum zwei Tagereiſen entfernte große Stadt, wo ich bei meiner Tante zuerſt in der Welt erſchien, wird uns hoffentlich ebenfalls manchen angenehmen Beſuch früherer Bekannten zuſenden,“ ſetzte ſie hinzu, da Hippolit noch immer ſchwieg.

„Wie über allen Ausdruck gütig iſt es, daß Sie ſich das Anſehen geben wollen, als wünſchten Sie mich zum Mitgehen zu bereden, während ich in Demuth Ihrer Entſcheidung harre, ob ich Sie begleiten darf,“ ſprach er endlich, ſichtbar erleichtert. „Doch darf ich es geſtehen? Daß die Ausſicht, von ſo viel gleichgültigen Beſuchern umſchwärmt —“

„Es wird damit ſo gar arg nicht werden, als Sie es ſich denken,“ unterbrach ihn Gabriele; „wir werden genug der Tage, vielleicht ſogar der Wochen frei behalten, um unſere alten Uebungen wieder vorzunehmen; ich wette, es thut damit Noth, denn Sie ſind gewiß während Ihrer Krankheit nicht fleißig geweſen; eben ſo wenig als ich, bei der meines Gemahls, es ſeyn konnte. Das müſſen wir wieder einbringen. Für Ihr Landſchaftszeichnen bietet mein Thal Ihnen bei jedem Schritt die herrlichſten Punkte. Auch unſere muſikaliſchen Uebungen und vor allem unſer Studium der Kunſtgeſchichte wollen wir mit Eifer wieder vornehmen. So wie wir uns in Schloß Aarheim nur ein wenig eingerichtet haben, ſollen Winkelmann und der alte Vaſari wieder an die Reihe kommen. Ida und Bella werden gern an alle dieſem thätigen Antheil nehmen.“

Ziemlich gegen ihre ſonſtige Art, hatte Gabriele raſch hinter einander weg geſprochen, als ob ſie eine Indiskretion von Hippoliten befürchtete, und ihn deshalb lieber gar nicht zu Worte kommen laſſen wollte. Er ſelbſt hingegen war während der Zeit ſeiner innern Bewegung Meiſter geworden und ſo nahm von nun an das Geſpräch eine ruhigere Wendung, während deſſen beide vereint eine Auswahl unter Büchern, Muſikalien und allerlei Kunſtgeräth trafen, die ſie mit nach Schloß Aarheim nehmen wollten. Hippolit ſchwamm dabei in einem Meer von Wonne, doch hütete er ſich gar ſehr vor jeder, auch der unmerklichſten Aeußerung ſeines Empfindens.

Gabriele hatte ſich bis jetzt täglich unzählige Mal wiederholt, daß nichts lächerlicher ſeyn könne, als wenn ſie jene Erklärung Hippolit's für etwas mehr nehmen wolle als für jugendliche Uebereilung, in einem durch Zufälligkeiten bis zur Ueberſpannung gereizten Zuſtande. Auch war ſie von der Wahrheit dieſer Anſicht feſt überzeugt, vielleicht weil ſie es ſeyn wollte, denn wer vermag zu unterſcheiden, was ihr ſelbſt immer dunkel blieb? Eine Art ängſtlicher Uebereilung im Geſpräch, die ihr nicht eigen zu ſeyn pflegte, ſchien freilich oft, wie eben auch jetzt, geheimes Fürchten einer Aufklärung anzudeuten, das denn doch, ihr ſelbſt unbewußt, in einem Winkel ihres Herzens lauſchen mußte, den ſie, aus verzeihlicher Zaghaftigkeit vielleicht, zu ergründen nicht wagen mochte.

Fern von Allen, welche ſie liebte, in der troſtloſen Umgebung, zu der das Schickſal ſie verurtheilte, hatte ſie in Hippoliten endlich eine für ihr Gemüth wie für ihren Geiſt gleich wohlthuende Erſcheinung gefunden. Sie konnte nicht ohne die reinſte Freude, nicht ohne inniges Wohlwollen den glücklichen Einfluß bemerken, den ihre Leitung und warum ſollte ſie es ſich nicht ausſprechen? den ihre Nähe an ihm übten. Je mehr angebornen Edelſinn, unglaubliche Güte, und andere glänzendere Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüths er im Umgange mit ihr entfaltete, je deutlicher ſah ſie mit Schaudern, wie nahe er bei alle dieſem dem Untergehen in Eitelkeit, Unglauben und Liebloſigkeit geweſen war. Nie, unter keinen Umſtänden, hätte ſie ohne den tiefſten Schmerz ihn wieder loslaſſen, nie ihn dem eitelen Treiben wieder übergeben können, dem er an ihrer Hand ſo tapfer ſich entwunden hatte. Und nun, nach ſeinem an Adelberten geübten Edelmuth, fühlte ſie noch durch das heilige Band inniger Dankbarkeit ſich ihm verpflichtet. Daher fiel es ihr nicht ein, ihm eine ſtrenge Richterin werden zu wollen, daher ſah ſie ſo gern in der Unruhe, die ihn in ihrer Nähe ergriff, nur das Beſtreben, jedes Erinnern an ein Betragen zu verhüten, deſſen er, ihrer Meinung nach, ſich jetzt herzlich ſchämen mußte! Und wer mag ſie deshalb tadeln? Wer mag es verdammen, daß ihrem reinen Gemüthe nie der Gedanke kam, um einer dem Irrthum verfallenen Minute willen ihn dem Verderben Preis zu geben? Gabriele war zu rein tugendhaft, um je daran zu denken es ſeyn zu wollen; daher konnte ihr der Gedanke gar nicht kommen, daß ſie hier vielleicht ein Opfer zu bringen habe.

Ida und Bella von Schöneck waren ein Paar gute, liebe und ſchöne Kinder, deren harmloſe Geſellſchaft nur dazu dienen konnte, das Einerlei eines zu kleinen Kreiſes zu unterbrechen, ohne durch großes Uebergewicht ſtörend zu werden. Bei ihrer in ſehr beſchränkten Umſtänden lebenden Mutter hatten ſie nur einſame Tage geſehen, bis Gabriele der armen lebensluſtigen Mädchen ſich annahm und ihnen zu mancher, ihrem Alter und ihrem Range angemeſſenen Freude verhalf, nach der ſie bis jetzt ſich um ſo heißer geſehnt hatten, je ferner ſie ihnen geblieben waren.

Alles Neue war ihnen willkommen, daher fanden ſie ſich am Tage der Abreiſe mit frohen. erwartungsvollen Geſichtern bei Gabrielen ein, um ſie nach Schloß Aarheim zu begleiten. Sie fuhren in Gabrielen's Wagen. Moritz hatte ſeinem jungen Freunde einen Platz neben ſich in ſeiner, nach ganz eigner Erfindung erbauten Batarde beſtimmt, doch dieſer zog es gewöhnlich vor, auf einem der ſchönen Pferde, die er ſich nachführen ließ, bald Gabrielen's Wagen zu umſchwärmen, bald Morgens einige Stunden früher aufzubrechen, um die Uebrigen im gemeinſchaftlichen Abſteigequartier zu empfangen.

Den beiden jungen Mädchen zu Gefallen, deren Phantaſie ſich aus Romanen und Beſchreibungen, ein himmliſch ſchönes Bild von den Freuden des Badelebens zuſammen geſetzt hatte, war der Umweg über Karlsbad beſchloſſen worden. Mit dem Gefühle des frommen Wallfahrers an heiliger Stätte, ſah Gabriele ſich zum zweiten Mal auf dieſem Wege, der ſie vor ſieben Jahren zu dem Wendepunkte ihres Lebens geführt hatte, von welchen die lange Reihe der, ſtrengen Entſagungen und den ſchwerſten Opfern geweihter Tage ausging, die ſie ſeitdem verlebt hatte.

In Karlsbad ſelbſt knüpfte ſich eine oder die andere frohe oder bittere Erinnerung an jeden ihrer Schritte; in ſtiller Wehmuth ſuchte ſie jedes Plätzchen auf, das irgend ein ihr merkwürdiges Ereigniß bezeichnete; vor allem aber verſäumte ſie es nicht, in einer ſtillen feierlichen Abendſtunde zur kleinen Marienkapelle im Walde einſam zu wallfahrten, während ihre Begleiterinnen unter Moritzens Schutze ſich im ſächſiſchen Saal im luſtigen Wirbeltanz drehten.

Es war am Vorabend eines heiligen Feſtes. Die Betſtühle waren leer, nur ein Kind lag in einem Winkel der Kapelle auf den Knien, während der Sakriſtan den Altar abſtäubte, den morgenden Feſtputz des Muttergottes-Bildes zurecht legte und die welken Blumen und Kränze wegnahm, um ſie durch neue zu erſetzen.

Gabriele ſah dem einfältig-frommen Treiben eine Weile zu, ehe ſie ihrer Stimme Feſtigkeit genug zutraute, um nach der armen alten Frau zu fragen, die ſonſt um dieſe Stunde hier zu beten pflegte, und die ſie jetzt mit trübem Vorahnen vermißte.

„Die iſt bei Gott,“ erwiederte der Sakriſtan; „ich kannte ſie wohl, ſie war eine fromme Frau dort unten aus dem Dorfe; ſie hatte ein Gelübde gethan und hielt es redlich, bei Froſt und Hitze, im Sonnenſcheiн und Regen. Und ſo iſt ſie zum Lohne hier an heiliger Stätte vor drei Monaten ſanft und ſelig entſchlafen. Wir wollten ſie wecken, da es dunkel ward, und ſie noch immer auf den Knien wie betend lag, aber ſie erwachte nimmermehr auf Erden.“

Gabriele zerfloß in Thränen der innigſten Rührung, während der Sakriſtan ſo ſprach. Ottokar's Bild ſtand vor ihr und jedes entſchlummerte Gefühl in ihrem Herzen regte ſich mächtig und laut; ihr war, als ſeyen die Jahre zwiſchen jetzt und jenem Abend, wo ſie an dieſer nämlichen Stelle geſtanden hatte, ganz aus der Reihe der Zeiten getilgt, als ſey alles noch wie damals.

Indeſſen hatte das Kind ſich ihnen genähert und wollte mit ſchüchternem Gruße vorüber, als der Sakriſtan es anhielt. „Das iſt ein Urenkelchen der alten frommen Mutter, Ihro Gnaden,“ ſprach er, und klopfte freundlich die vollen blühenden Wangen des Mädchens. „Nun ſchäme dich nicht,“ fuhr er fort, „du biſt ein frommes Kind, Gott und die Heiligen werden deinen Vater und deine Mutter dafür ſegnen, denn das Gebet frommer Kinder dringt durch die Wolken.“

„Ich habe nicht für Vater und Mutter gebetet,“ ſprach das Kind.

„Nicht für Vater und Mutter? für wen denn?“ fragte der Sakriſtan.

„Weiß nicht,“ war die Antwort, „aber die heilige Jungfrau wird ſchon verſtehen, wem es angeht, ſprach Aeltermutter ſelige, und weil Mutter es ihr einmal verſprochen hat, da ſie krank war, ſo geht immer Eins von uns zur Vesperzeit hierher und betet wie Aeltermutter ſonſt, da ſie noch lebte.“

Gabriele ſank auf der Stelle, wo das Kind gebetet hatte, in ſtiller Rührung hin, der Sakriſtan und das Kind, reichlich von ihr beſchenkt, entfernten ſich ſchweigend und ehrfurchtsvoll. Ihr

Auge ſchwamm in ſüßen Thränen, ihr Herz in ſeliger Wehmuth. War es Gebet, war es Erinnerung, war es Hoffnung, was ihren Buſen in lange nicht gefühlter Wonne hob, ſie wußte es nicht zu unterſcheiden, aber ſie lag da auf den Knien, in Andacht und Freude verloren, bis die faſt zur Dunkelheit gewordene Dämmerung ſie erweckte. Langſam erhob ſie ſich und ſah dicht hinter ſich Hippoliten in ihrem Anblick verſunken. Sie wickelte ſich als ſie ihn gewahrte, feſter in ihren groſſen Shawl, den ſie wie einen Schleier über den Kopf nahm, als ſolle er gegen die Abendkühle ſie ſchützen.

Hippolit verſtand dieſe Bewegung, ſtumm und ehrfurchtsvoll zog er ſich zurück, während ſie an ihm vorüberging und wagte es nicht ihr den Arm zu bieten. Er drückte nur die zurückflatternde Ecke ihres Shawls demüthig an ſeine Lippen, ohne daß ſie dieſes bemerkte und folgte dann von ferne, um ſie auf dem Wege nach ihrer Wohnung zu beſchützen.

Wenige Tage darauf verließen ſie Karlsbad.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Neunter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Gabriele.

Dritter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

Gabriele.

Dritter Theil.

Ihn mußt' ich lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Goethe.

Karlsbad im Rücken, ging die Reiſe ſchnell vorwärts. Bald waren die beiden ſchroff und zackig emporſtrebenden Felſen erreicht, die, einander gegenüberſtehend, von dieſer Seite die Gränze der zu Schloß Aarheim gehörenden Ländereien bezeichnen, und den, einem Rieſenthor ähnlichen Eingang zu dem ſchauerlichen Felſenthale bilden, in welchem der Eiſenhammer liegt.

Im ärmlichen Gepränge, ſo gut ſie es vermochten, mit ihren dürftigen Feſtkleidern geſchmückt, harrten dort die Einwohner des Thals, um die Gutsherrſchaft vor allen andern zuerſt in ihrem Eigenthum zu begrüßen. Die Kinder ſtreuten Blumen, die Alten riefen ein Lebehoch, und Gabrielen's überwallendes Herz erlaubte ihr kaum, im Wagen zu bleiben, während Moritz mit echt ſpaniſcher Grandezza da ſaß, und ſich allen möglichen Zwang anthat, um ſich nicht an ſeiner Würde durch zu freundlichen Dank etwas zu vergeben, zu dem ſeine angeborene Gutmüthigkeit ihn dennoch trieb. Denn wunderlich genug war es ihm plötzlich in den Sinn gekommen, ſich hier das ſtolze Betragen ſeines Vorfahren, des alten Barons Aarheim, zum Muſter zu nehmen. Gabriele hingegen rief viele der Landleute, welche ſie erkannte, bei Namen, erkundigte ſich nach ihrem Ergehen, liebkoſte die Kinder, und ſchickte endlich alle beſchenkt und glücklich in ihre armen ſchwarzgeräucherten Hütten zurück. Dann eilte ſie fort aus dem frohen dankbaren Gedränge, um in dem Hauſe des Förſters Erneſto's ehemalige Wohnung aufzuſuchen. Ida und Bella begleiteten ſie; ihrer gutartigen Neugier war alles intereſſant, Moritz folgte ihnen etwas langſamer mit Hippoliten.

Im Gedränge des Lebens, unter ewigen Zerſtreuungen hatte Moritz ſich der Gewohnheit hingegeben, Gabrielen die Seine zu nennen, ohne weiter daran zu denken wie ſie es ward; hier aber rief ihm alles Scenen zurück, bei deren erneuertem Andenken ſein Blut noch erſtarrte. Das Knarren der elenden hölzernen Treppe des armſeligen Hauſes erinnerte ihn auf das lebhafteſte, wie er am Morgen ſeines ſchauerlichen Vermählungstages Erneſton hier aufſuchte, um von ihm Rath und Troſt zu erflehen. Ohnerachtet eines gewiſſen innern Grauens kam ihm doch jene ſtolze Freude an, die der armſeligſte Thor am lebhafteſten empfindet, der ein merkwürdiges oder gar gefahrvolles Ereigniß erzählen kann, in welchem ihm eine Hauptrolle ward. Eben wandte er ſich an Hippolit mit einem recht wichtigen Geſicht und allerlei geheimnißreichen Redensarten, die deutlich den Wunſch, befragt zu werden, verriethen, als Ida oben im Hauſe an das offene Fenſter trat, und die Herren antrieb, eilends hinauf zu kommen, weil oben viel Schönes zu ſehen ſey.

Hippolits Aufmerkſamkeit beim Eintritt in Erneſto's kleines Stübchen zogen zuerſt die weißen Wände an, auf denen dieſer mit kunſtreicher Hand allerlei Skizzen von Felſen, Baumgruppen und Geſträuch höchſt geiſtreich mit der Kohle entworfen hatte. Die Fräulein beſchäftigten ſich indeſſen mit einer großen Mappe voll Zeichnungen, welche, wahrſcheinlich aus Vergeſſenheit, in der

Schublade des Tiſches zurückgelaſſen worden war, und Gabriele, das ſchöne Haupt gedankenvoll auf die Hand geſtützt, ſchaute hinaus auf die dunkeln Felſenſpitzen rings umher.

„Mein Gott! welche Aehnlichkeit!“ rief plötzlich Ida überlaut. Moritz und Hippolit näherten ſich, die Zeichnung, welche ihr dieſen Ausruf abgelockt hatte, zu betrachten, und ihre Aeußerungen, die eher Tadel als Lob anzudeuten ſchienen, machten auch Gabrielen darauf aufmerkſam. Sie trat zu den Uebrigen an den Tiſch, doch kaum hatte ſie einen Blick auf das Blatt geworfen, ſo bebte ſie mit einem Schrei des Entſetzens zurück. Sie ſah ſich ſelbſt. Unverkennbar ähnlich war ſie hier als Virginia dargeſtellt, über deren ſchuldloſem Herzen der Vater eben den Dolch gezückt hielt. Icilius eilte aus der Ferne herbei, näher ein alter Römer im ſichtbaren Beſtreben, den Streich abzuwenden: unten ſtanden die Worte: Libertade e morte ultimo pegno d'amor. Die Zeichnung war ſehr ausgeführt, faſt ganz vollendet; Virginius trug unverkennbar die Züge des verſtorbenen Freiherrn von Aarheim, der zur Hülfe herbeieilende Alte glich Erneſto ſelbſt, Icilius war ſehr in der Ferne gehalten, doch glaubte Gabriele in ihm eine Aehnlichkeit mit Ottokar zu entdecken.

„Welch eine Darſtellung! Wie konnte Erneſto ſie erſinnen!“ rief Gabriele faſt zürnend aus, und wendete den Blick mit Grauſen von dem Bilde ab; bald aber faßte ſie es wieder und betrachtete es mit immer größerer Theilnahme. Obgleich ſie mit der eigentlichen Veranlaſſung deſſelben unbekannt geblieben war, ſo erkannte ſie darin doch eine Allegorie auf ihr Leben, die ſie ſchmerzlich berühren mußte. Eine ſtille Thräne ſtieg ihr ins Auge, als ſie Ottokar's nur undeutlich, wie aus einem Nebel hervortretende Geſtalt erblickte. Dann betrachtete ſie Erneſto's Bild, und die in ſeinen Zügen ausgedrückte ſchmerzliche Angſt erinnerte ſie auf das lebhafteſte an ſeine, ihr von jeher bewieſene Liebe und Treue. Es fiel ihr ein, daß er wohl nie daran gedacht habe, der Zufall könne ihr die Zeichnung entgegen führen, und ſie ward ihr jetzt zur wortloſen Klage des fernen Freundes. Immer tiefer ſah ſie ſich hinein und kaum vermochte ſie es, den Blick wieder davon abzuwenden.

„Die Aehnlichkeit der Geſichter iſt unverkennbar, aber eine weit größere innere Aehnlichkeit liegt zum Grunde, von der Gabriele nichts ahnet,“ flüſterte Moritz Hippoliten ziemlich hörbar zu. Gabriele vernahm die Bemerkung, die ſie aus Moritzens Munde zu hören nie erwartet hätte. Unwillkührlich ſuchte ihn ihr Blick, er ſtand dicht vor ihr und ſah ſie mit einem ſo eignen zweideutigen Ausdruck an, daß ſie darüber erſchrak. Mit zitternden Händen packte ſie die Zeichnung nebſt allen übrigen ſchnell in die Mappe, die ſie mit nach Schloß Aarheim nehmen wollte, um ſie dort dem Eigenthümer ſicherer aufzubewahren; dann eilte ſie, das Haus und ſo bald als möglich auch das Thal zu verlaſſen.

Durch die Zeichnung ſowohl, als durch Moritzens räthſelhafte Aeußerungen auf das Höchſte geſpannt, konnte Hippolit den Augenblick kaum erwarten, wo er mit Herrn von Aarheim im Wagen allein ſeyn würde, um dieſen mit Fragen und Nachforſchungen zu beſtürmen. Doch Moritzens ungemeine Redſeligkeit ließ es nicht dazu kommen. Ueber allen Ausdruck vergnügt, die Hände in einander reibend, begann er, ſobald er ſich bequem zurecht geſetzt hatte, von ſich zu erzählen. Er redete von ſich und immer von ſich und war ſelig in dieſem Bewußtſeyn, ohne im mindeſten auf den Eindruck zu achten, welchen ſeine Worte auf ſeinen Zuhörer machten.

Hippolit ward in dieſem Geſpräch von allem unterrichtet, was er längſt zu erfahren ſo ſehnlich gewünſcht hatte; von Gabrielen's früherm Geſchick und durch welche ſonderbare Verknüpfung der Zufälligkeiten, ſie eben die Gemahlin der Lächerlichſten und Läſtigſten aller Karrikaturen geworden war. Von Grauſen und unausſprechlichem Mitleid im Innerſten der Seele erſchüttert, hörte er die ſeltſame Erzählung an. Es ward ihm nicht ganz klar, welche Mittel der furchtbare Wahnſinnige angewandt haben mochte, um Gabrielen in Moritzen's Arme zu treiben, denn Gabrielen's Gemahl hatte nie die nähern Umſtände von dem letzten, alles entſcheidenden Geſpräch zwiſchen Vater und Tochter erfahren dürfen. Hippolit fühlte aber mit feſter Ueberzeugung, daß ein unausweichbares Geſchick hier gewaltet habe, über welches nachzudenken, er ſchaudernd vermied, um ſeiner Sinne mächtig zu bleiben. Plötzlich ergriff ihn der Gedanke, daß Moritz in ſeiner jetzigen offenherzigen Laune auch Gabrielen hier, an Ort und Stelle, zur Vertrauten deſſen machen könne, was ihr ewig verborgen bleiben mußte. Er fühlte im eigenen Herzen mit unausſprechlicher Angſt, daß ſie dieſen Moment vielleicht nicht überleben werde, und begann nun all' ſeinen Einfluß zu erſchöpfen, um ihren Gemahl zum Geloben ewigen, unverbrüchlichen Schweigens über dieſen Gegenſtand zu bewegen. Er ging ſogar ſo weit, ihm nicht undeutlich zu verſtehen zu geben, wie man doch ſo ganz eigentlich nicht wiſſen könne, auf welche Weiſe der alte Baron im Geiſterreiche, dem er doch lebend ſchon halb angehört habe, eine Indiskretion über dieſen Punkt aufnehmen dürfe.

Dieſer Bewegungsgrund wirkte mehr als alle übrigen, Moritz erbleichte und blickte ſehr bedenklich zu den grauen alten Thürmen und zakkigen Mauern hinauf, welche, wie aus dem Felſen, der ſie trug, hervorgewachſen, bei einer Biegung des Weges jetzt zum erſten Mal ſichtbar wurden.

Auch auf Hippoliten machte der Anblick des alten Gebäudes einen tiefen Eindruck, das ihm, wie von einer unerſteiglichen Höhe, entgegenſtarrte. Und als er nun vollends Gabrielen's Wagen vor ſich, in der alle Gegenſtände verwirrenden Dämmerung, auf dem ſteilen Wege ſich hinaufwinden und dann zum düſtern Außenthor hineinfahren ſah, da ward ihm, als verſänke ſie in ein offnes Grab.

In der hochgewölbten Eintrittshalle, beleuchtet vom ſchwankenden Schimmer vieler Fackeln, hatten ſich die verlebten Geſtalten der, einſt hier im Dienſt von Gabrielen's Vaters ergrauten alten Diener zum Empfange verſammelt. In ihren nach der Farbe des Wappens auf das ſtrengſte gewählten, altmodiſchen Galla-Livreen ſtanden ſie ehrfurchtsvoll in eine Reihe geordnet; Frau Dalling an ihrer Spitze. Auch das Haar dieſer war weiß geworden und ihre Geſtalt hatte ſich gebeugt.

Gabriele ſchwang ſich, ſo wie ſie ihrer gewahr ward, ganz allein aus dem Wagen, beinahe ehe er noch hielt, warf ſich der geliebten mütterlichen Frau in die Arme, und begrüßte ſie mit tauſend ſonſt gewohnten kindlichen Schmeichelnamen.

Dann wandte ſie ſich an die alten Diener mit den allerfreundlichſten Worten; ſie reichte ihnen die Hände und alle drängten ſich, zum Theil knieend, um ſie her und küßten unter verworrenen freudigen Ausrufungen, bald ihren Shawl, bald den Saum ihres Kleides.

Moritz trat mit dem erhabenſten Anſtande, den er aufzubringen wußte, herein, aber die freudige Gruppe ward ſeiner nicht gewahr. Hippolit ſchauderte zurück, da er Gabrielen von alle den greiſen bleichen Geſtalten umgeben ſah, die kaum noch dem Leben anzugehören ſchienen; er glaubte die geliebte Geſtalt ſchon im Gebiete der Unterirdiſchen zu erblicken, während Ida und Bella in einiger Beklommenheit ſeinen Arm ergriffen, als würde es ihnen ſo beſſer gelingen, das Grauſen zu bekämpfen, welches der erſte Eintritt in das alte wunderlich-dunkle Schloß in ihnen erregte.

Unter Gabrielen's ſorgfältiger Leitung ward indeſſen gar bald alles zu Jedermanns Zufriedenheit geordnet. Die Fräulein kamen unter den

Schutz der Frau Dalling, und vergaßen dort alles Grauen, obgleich das Schloß Ubaldo und andere Reminiszenzen aus ihren Romanen ihnen oft genug in den Sinn kamen. Gabriele bezog wieder die einfachen Zimmer, welche ſie von jeher im Schloſſe bewohnt hatte. Gute Geiſter, von denen einſt ihre harmloſe Kindheit beſchützt worden, umwehten ſie auch jetzt dort, und hauchten in ſeligen Träumen ihr Ruhe und Hoffnung in die jetzt nicht weniger als damals ſchuldloſe Bruſt.

Auch Hippollt war mit ſeiner Wohnung zufrieden, denn aus einer Fenſterecke derſelben konnte er zu Gabrielen hinüber ſehen, und Abends zuweilen ihren Schatten belauſchen, wenn dieſer an den heruntergelaſſenen Vorhängen vorüberſtreifte.

Nur Moritz befand ſich in einer trübſeligen Lage. Er hatte es ſeiner Würde angemeſſen erachtet, die alten Prunkgemächer zu beziehen, welche von ſeinem Vorfahren zuletzt bewohnt worden waren, und nun ergriff ihn jedes Mal eine unüberwindliche Geſpenſterfurcht, wenn er, beſonders Nachts, ſich dort allein fand. Ueberall vernahm er ein geiſterartiges Rauſchen und Raſcheln, von den Ruinen der Brandſtätte tönten wunderliche Klänge zu ihm herüber, und ein Paar Mal glaubte er ſogar im hellen Dämmerlichte der Sommernacht den alten Baron auf ſeinem gewohnten Platz im Lehnſtuhl am Fenſter, den Ruinen gegenüber, zu erblicken.

Wie Alle, die mit ſich nicht im Klaren ſind, war auch Moritz ein wunderliches Gemiſch von Freigeiſterei, Vernünftelei und ganz gemeinem Aberglauben. Vergeblich ſtrebte er dieſen wegzuſpötteln und wegzuraiſonniren, immer und ehe er ſich deſſen verſah, übte derſelbe ſeine Gewalt über ihn aus, aber um aller Güter der Welt willen hätte er dieſes nicht eingeſtanden. Deshalb konnte er ſich auch nicht entſchließen, die ihm ſo furchtbaren Zimmer mit andern zu vertauſchen, obgleich er beinahe in keiner Nacht eines ruhigen Schlafs ſich in ihnen erfreute.

Am Tage ging es nicht viel beſſer, denn da marterte ihn der Anblick der ſeinen Fenſtern gegenüberliegenden Brandſtelle. Die Luſt, etwas ganz Unerhörtes, nie Geſehenes hier aus der Aſche entſtehen zu laſſen, regte ſich um ſo unwiderſtehlicher, je enger ihm in dieſer Hinſicht die

Hände gebunden waren. Sogenannte Nachbarn, von der Neugier meilenweit zu ihm geführt, machten ihm durch ihre Aufforderungen und Vorſchläge zum Bauen die Entſagung noch ſchwerer; denn er mochte nicht geſtehen, was ihn eigentlich zurückhielt. Unzählige Mal nahm er den Bauriß, der einſt des alten Barons Zorn ſo heftig erregt, zur Hand, betrachtete ihn mit ſehnſuchtsvollen Blicken, und legte ihn mit ängſtlichem Fröſteln wieder hin. Endlich kam es ſo weit, daß er ſogar Gabrielen faſt nie ohne eine geheime widerwärtige Regung anblicken mochte, denn Alles erinnerte ihn daran, daß er ohne ſie hier als unumſchränkter Gebieter nach Belieben würde ſchalten und walten, einreißen und bauen dürfen. Gleich allen erklärten Günſtlingen des Glücks war es ihm unmöglich, nicht gerade das Einzige, was ihm verſagt war, für das Allerwünſchenswertheſte zu achten. Dieſes ärgerliche Empfinden verleitete ihn nicht ſelten zu Ungleichheiten im Betragen und ungeduldigen Ausfällen, wie er ſich früher deren nie gegen ſeine Gemahlin erlaubt hatte. Gabriele wußte indeſſen dieſem allen mit ſo edler Gelaſſenheit zu begegnen, ohne ſich ihrer Würde im mindeſten dabei zu vergeben, daß Moritz gewöhnlich im nächſten Moment über ſeine eigne Unart erſchrak und ſich ſichtbar ſchämte, doch ohne es anerkennen zu wollen.

Niemand beſchreibt den wilden Schmerz Hippolits bei ſolchen Anläſſen. Seit er als Hausgenoſſe Gabrielen in ihren häuslichen Verhältniſſen genauer beobachten konnte, ſtieg ſein Gefühl für ſie bis zur Anbetung; er hätte ſein Leben hinbluten mögen, um ihr einen frohen Augenblick zu erkaufen. Keins der unzähligen Opfer, welche ſie ihrer Pflicht täglich brachte, entging ſeinem Scharfblick. Und wenn ſie dann mit ihrem ſchuldloſen Lächeln, in milder Heiterkeit vor ihm ſtand, mit Leichtigkeit und Sorgfalt nur auf das Vergnügen ihrer nächſten Umgebungen bedacht ſchien, ſo hätte er vor ihr in den Staub ſinken mögen, wie vor einer himmliſchen Erſcheinung.

„Nein! ſie iſt nicht von dieſer Welt!“ rief er oft in die ſchweigende Nacht, wenn er mit ſich allein den eben verlebten Tag überdachte, „ſie gehört nicht zu uns. Sie iſt ein Engel, der, uns zum Vorbild, einige Zeit unter uns wandeln muß; weder Wonne noch Schmerzen, wie wir ſie empfinden, können das Gemüth dieſer Heiligen berühren!“

Aengſtlicher als je zuvor bewachte er den Sturm in ſeiner Bruſt, kein Wort, kein Blick durfte ihn verrathen. Nur wenn er ganz unbeachtet ſich glaubte, wagte er es zuweilen, ihr Kleid zu berühren, eine Blume aufzunehmen, welche ſie achtlos liegen ließ, oder an den Platz ſich hinzuwerfen, den ſie eben verlaſſen hatte. Wenn ſie auf Spaziergängen ihren Shawl ihm anvertraute, oder wenn er vollends ihren Geſang mit ſeiner Flöte begleitete, und ihr Hauch an ſeiner Wange ſtreifte, dann erbebte er in Seligkeit, aber er ſchwieg und wagte nicht, die Augen zu erheben, damit ſie nicht an ihm zu Verräthern würden.

So vergingen einige Wochen. Am Ende derſelben ſah Gabriele ſich mit ihren beiden jungen Geſellſchafterinnen und Hippoliten faſt immer allein, denn Moritz, der noch nie eine der unzähligen Thorheiten ſeines Lebens ſo ſchmerzlich bereut hatte, als den Entſchluß, nach Schloß

Aarheim zu gehen, ſchämte ſich doch, durch ſeine Abreiſe vor der dazu beſtimmten Zeit, dieſes einzugeſtehen. Er wählte lieber einen Mittelweg, der ſeiner Schwäche beſſer zuſagte. Er war nie zu Hauſe, machte Beſuche zehn Meilen in die Runde, ſuchte die in der Umgegend wohnenden Mineralogen auf, und unternahm mit ihnen kleine Reiſen; denn für dieſes Lieblingsfach ſeines Wiſſens blieb ſeine Vorliebe beſtändig ſich gleich. Hippolit begleitete ihn ſelten, ſeine Unwiſſenheit im mineralogiſchen Fache diente ihm meiſtens zur Entſchuldigung, und da Moritz die gewohnte Erheiterung in ſeiner Geſellſchaft jetzt weder ſuchte noch fand, ſo erlaubte er ihm recht gern, zum Schutz und Zeitvertreib der Damen zu Hauſe zu bleiben. Er that ſich noch dabei auf ſeinen Scharfblick etwas zu gute, der ihm eine entſtehende Leidenſchaft Hippolit's zu der ſchönen Ida entdecken ließ. In beſonders aufgeweckten Momenten ermangelte er auch nicht, ſeinen jungen Freund mit dieſer Vermuthung zu necken, und deſſen aus andern Gründen ſehr verlegenes Läugnen beſtärkte ihn in dem Glauben daran, ſtatt ihm denſelben zu rauben.

Ruhig von innen und außen, ſah Gabriele den Herbſt herannahen. Moritzens Gegenwart trat jetzt ſehr ſelten ſtörend ein und ſie zählte wirklich Tage und Wochen, die ihr ein recht anmuthiges Bild der früher an der Hand der Mutter verlebten glücklichen Jugend gewährten. Das Schloß war voll Reliquien jener Zeit. Zeichnungen, Bücher, Muſikalien, was nur die geliebte Verklärte berührt hatte, ward von Gabrielen zuſammengetragen, aufbewahrt, in ihrem Geiſte benutzt. Muſikaliſche Uebungen, gemeinſchaftliches Zeichen, geiſtige Beſchäftigungen aller Art, ließen in dem kleinen Kreiſe keine rauſchendern Freuden vermiſſen.

Ida und Bella wurden gar nicht gewahr, in welcher faſt gänzlichen Einſamkeit ſie ſich eigentlich befanden. Ihre Begriffe, ihr Wiſſen, ihre Anſichten von der Welt und dem Leben erweiterten ſich mit jedem Tage, ſie wußten nicht wie? Denn ſie erhielten keinen eigentlichen Unterricht, der in der Stadt, im Hauſe ihrer Mutter ſie oft bis zum Sterben langweilte. Auch Hippolit, obgleich er im eigentlichen geordneten Wiſſen ſich über Gabrielen erheben durfte, fühlte dennoch, wie im Umgange mit ihr, alles, was er jemals gelernt hatte, ihm erſt zur Wahrheit wurde, weil es in das wirkliche Leben verflochten ward, ſtatt daß es ſonſt nur kalt und todt ihm eben zur Hand geweſen war, wie etwa ein Lexikon, in welchem man aufſucht, was man für den Augenblick braucht.

Hätte Gabriele jemals ahnen können, wie ſchwer der junge Freund, an deſſen geiſtigem Entwickeln ſie ſo innig ſich freute, für jede ſelig mit ihr verlebte Stunde, in der Einſamkeit unter den wüthendſten Qualen glühender, hoffnungsloſer Leidenſchaft büßen mußte! Aber ihrem unbefangenen Sinn kam nie ein ſolcher Gedanke. Sein durchaus vorſichtiges Benehmen hatte längſt jede Erinnerung an jenen unbewachten Augenblick in der Laube verlöſcht, und wenn auch in ſeltnen Momenten ein Wort, ein Blick ihm entſchlüpfte, der ſie daran hätte erinnern können, ſo war Gabriele weder eitel noch argwöhniſch genug, dieſes zu bemerken. Er ward ihr mit jedem Tag lieber, wie Frauen alles wird, was ſie ſorgſam pflegen und erziehen. Die ſichtbare Veredlung ſeines Weſens, ſein eigentliches Selbſt war ihr Werk, das mußte ſie mit freudigem Stolz ſich geſtehen, und dabei pries ſie dankbar die Gelegenheit, die ihr ward, ihm ſo zu vergelten.

Freilich vergingen Tage, in denen auch Hippolit der Gegenwart ſich hingab wie ein Kind, ihm genügte dann, ſie zu ſehen, zu hören, von ihr angelächelt zu werden. Aber wenn nun Moritz nach einiger Abweſenheit nach Hauſe kam, wenn dieſer es wagte, Gabrielen vertraulich zu begrüßen, und nun plötzlich der Dämon der tollſten Eiferſucht Hippoliten zuflüſterte: ſie iſt ſein, auf immer! Dann ſtürmte er fort, hinaus in den Wald, in Klüfte, zwiſchen Felſen, wie ein gejagter Hirſch, der den Pfeil in der wunden Bruſt mit ſich trägt. Oft irrte er in tiefer Nacht zwiſchen den Ruinen der Brandſtelle, kletterte mit Lebensgefahr über die morſchen Mauern und ſuchte die verſchütteten Eingänge zu den Gewölben. Ganz verwilderten Sinnes, wollte er ſchlechterdings die ihm oft beſchriebene Rieſengeſtalt des alten Barons dort erblicken.

„Steig herauf!“ rief er in halbem Wahnſinn, „ſteig herauf aus deinem Steinhaufen, dem du die Tochter opferteſt! Libertade e morte! Gieb uns

Leben und Freiheit im Tode! Zieh uns beide hinab! Was ſoll ſie hier mit leerer, kalter Bruſt länger einſam umherwandeln? Dort wird ſie lieben, dort drüben, auf ihren heimathlichen Sternen. Mich wird ſie lieben, ſie muß es, denn ich gehöre zu ihr. Mein ganzes Daſeyn iſt ein Strahl, ein Abglanz ihrer Herrlichkeit, den ſie in's Daſeyn rief, der ohne ſie auf ewig verloſch!"

Moritz hörte ihn oft, und verwachte dann eine Angſtnacht, die ihn gewöhnlich bewog, mit Sonnenaufgang wieder von dannen zu ziehen.

Einſt hatte Hippolit die halbe Nacht ſo in faſt wahnſinniger Raſerei vertobt. Es war weit nach Mitternacht. An allen Kräften erſchöpft, ſank er zwiſchen dem Gemäuer der Brandſtelle hin; ſeine Wildheit löſte ſich plötzlich in unſägliche Weichheit auf; ihm war, als zerflöſſe ſein Daſeyn in dieſem ſtillen Weh; er mochte ſich nicht regen, ſondern überließ ſich faſt gedankenlos dem angenehmen Gefühl gänzlicher Ermattung, bis ihm die Sinne ſchwanden und der Schlaf ihn überſchlich.

Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne erweckten ihn wieder; der kühle Morgenhauch wehte beruhigend ihn an, er ſtarre auf ſeine wunderliche Ruheſtätte hin, und begriff nicht ſogleich, was ihn hierher gebracht haben könne? Dann begann er, wie immer bei kühlerem Bewußtſeyn, ſich ſeines leidenſchaftlichen Unmuths recht herzlich zu ſchämen, nannte ihn unmännlich und verſprach ſich ſelbſt, ſich künftig Gabrielen's würdiger zu betragen.

Noch nie hatte Hippolit ſich zu ſo früher Tageszeit zwiſchen den Ruinen befunden. Er blickte um ſich und ihn ergötzte das Spiel der faſt noch horizontal fallenden Sonnenſtrahlen, die hin und wieder, durch Lücken und Mauerſpalten dringend, in einzelnen feurigen Lichtern durch das tiefſte Dunkel auf den vom Rauch geſchwärzten Mauern glänzten. Er ſtand in dem Theil des Flügels, der zur Zeit des Brandes, um das Hauptgebäude zu ſchützen, größtentheils eingeriſſen ward, dicht vor einem der gewölbten Eingänge, welche einſt zu den Souterrains führten. Einige ziemlich erhaltene ſteinerne Stufen führten noch in die Tiefe des kellerartigen Gewölbes hinab, doch nur wenige Schritte weiterhin war alles verſchüttet. Hippolit blickte in die Tiefe, wo ein bläulich glänzender Punkt ſeine Aufmerkſamkeit erregte; es war als ob der Reflex eines einzelnen Sonnenſtrahls dort von einer metallenen Fläche zurückgeworfen würde. Je länger er hinſah, je wunderlicher ſchien ihm das ſeltſame Blinken. Endlich bahnte er ſich, nicht ohne Gefahr, den Weg zu dem Gegenſtande ſeiner Neugier, und ſtand bald vor einer, in den Fels, welcher dem Gebäude zur Grundlage gedient hatte, eingehauenen kleinen Vertiefung. Spuren einer eiſernen Thüre, die einſt ſie verſchloſſen haben mochte, waren noch ſichtbar. Unter Ueberbleibſeln zerbrochner Gläſer, vermoderter Schriften und Pergamente, welche die Vertiefung anfüllten, glänzte noch immer der Schein hervor, und Hippolit zog endlich eine kleine Kapſel von weißem Metall aus dem Wuſte. Schmutz und Staub verhinderten ihn, die darauf eingegrabenen Charaktere zu leſen, bis er, in ſeinem Zimmer angelangt, den ſonderbaren Fund bequemer unterſuchen konnte.

Das Metall, aus welchem die Kapſel beſtand, erkannte er für Platina. **Liberórum Salus** ſtand darauf eingegraben. Von ſonderbarem Schaudern ergriffen, ſchob er ſie weit von ſich weg, aber die Neugier ſiegte, er ergriff ſie wieder und ruhte nicht, bis es ſeinem Beſtreben gelang, ſie zu öffnen. Ein ganz kleines, hermetiſch verſchloſſenes Fläſchchen von Bergkryſtall funkelte ihm aus dem ſchwarzen Sammt, mit dem die Kapſel gefüttert war, entgegen; es war mit wenigen ganz hellen Waſſertropfen angefüllt. Sein Haar ſträubte ſich bei dem Anblick. Alles, was Moritz ihm auf dem Wege vom Eiſenhammer nach dem Schloſſe vertraut hatte, trat plötzlich in furchtbarer Lebendigkeit vor ſeine Seele. Ihm war zu Muthe, als ſtände der beunruhigte Geiſt hinter ihm, den er im wilden Wahn ſo oft zur nächtlichen Stunde herbeirief, als beuge die Rieſengeſtalt ſich über ihm weg, um ihm hohnlachend in's Antlitz zu ſtarren. Mit abgewandtem Blick ſchloß er die Kapſel wieder, vergrub ſie tief im verborgenſten Fach ſeines Schreibtiſches unter Papiere, und eilte dann hinaus, als folge das Verderben ihm auf dem Fuße.

Alles in Schloß Aarheim gewann eine andere Geſtalt, ſo wie der Herbſt näher herankam. Gabrielen's Zeitordnung ward verſtört, zwiſchen den alten Mauern wimmelte es von modernen geputzten Herren und Damen, luſtige Tanzmuſik wirbelte Abends durch die hochgewölbten Säle und laute Freude hallte durch alle Gemächer. Die rückkehrenden Brunnengäſte aus Böhmen ſtellten ſich weit zahlreicher ein, als man es erwartet hatte, jeder Tag führte neue Beſuche herbei, während die früher Angekommenen ſich wieder entfernten. Auch ältere Bekannte Gabrielen's aus der nächſten Stadt fanden ſich ein. Es war ein Leben, ein Treiben, ein Lachen, eine Luſtigkeit unter den Leuten, über die Hippolit zuweilen von Sinnen hätte kommen mögen, der er aber auch in andern Stunden ſich wieder recht jugendlich-theilnehmend hingab.

Auch Moritz war mit der neuen Geſtaltung der Dinge in ſeinem Schloſſe wohl zufrieden. Wo es ſo geräuſchvoll herging, meinte er, hätten die Geiſter wohl, wenigſtens für's erſte, ihre Macht verloren, und ſo wagte er es, wieder mehr zu Hauſe zu ſeyn, um ſeine Gäſte zu empfangen und zu unterhalten.

Ein glänzendes Feſt, welches auf einem, ein Paar Meilen weit entfernten Gute gefeiert werden ſollte, hatte am Vorabende deſſelben eine ungewöhnlich zahlreiche Geſellſchaft auf Schloß Aarheim verſammelt, die von dort aus in Begleitung der Bewohner deſſelben ſich mit dem früheſten auf den Weg zum beſtimmten Verſammlungsorte machen wollte. Gräfin Eugenia, der Profeſſor und der ſogenannte Antonius, lauter alte Bekannte aus dem Hauſe der Gräfin Roſenberg, kamen ſpät Abends noch ganz unerwartet an. Eugenia warf ſich mit lauten freudigen Ausrufungen in Gabrielen's Arme und betheuerte, ſeit ſie der Letztern Ankunft auf Schloß Aarheim erfahren, habe ſie ihrem Gemahl keine ruhige Stunde gegönnt, bis ſie ihn bewogen, ſie zu ihr zu führen. Dann ſtellte ſie den wie gewöhnlich verlegen lächelnden Antonius in dieſer Qualität vor. Dieſer fing mit vielem Anſtand eine ſchöne Rede an, in der er aber unglücklicher Weiſe ſich ſo verwickelte, daß er zuletzt nicht mehr wußte, wie er daran war und mitten in einem Paragraphen endete ohne zu ſchließen. Gabriele achtete nicht ſonderlich darauf, und begrüßte indeſſen mit recht herzlicher Freundlichkeit den Profeſſor, den ſie ſchon im Hauſe ihrer Tante ausgezeichnet hatte. Moritz bemächtigte ſich des Antonius als eines alten Bekannten, um ihm, Gott weiß welche Raritäten zu zeigen. Einige der Anweſenden folgten ihnen, Andere, unter dieſen Eugenia, ordneten ſich in einem geräumigen Pavillon von neuem um den geſelligen Theetiſch.

Gegen ihre Gewohnheit ſah ſich indeſſen Gabriele bald darauf genöthigt, ihr wirthliches Amt an dieſem Tiſche an Fräulein Ida abzutreten und die Geſellſchaft auf eine kleine Weile zu verlaſſen. Die Zahl der Fremden im Schloſſe war nämlich durch den neuen Zuwachs ſo groß geworden, daß die gute Frau Dalling, troz der vielen Zimmer in dem weitläuftigen Gebäude, ſich dennoch, ohne den Rath ihrer Herrin, nicht zu helfen wußte, um Jedermann anſtändig und würdig für die Nacht unterzubringen. Mit leichtem Schritt eilte Gabriele, ihrem Rufe folgend, durch den hohen Lindengang, der vom Pavillon zum Schloſſe führt, und die Zurückgebliebenen blickten ihr mit heiterem Wohlgefallen nach. An der Thüre des Pavillons ſtand Hippolit, die blitzenden Augen in ſprachloſem Entzücken auf die ſchöne Geſtalt geheftet, die, leicht wie eine Silphide, vor ihm hinſchwebte. Ihr weißes Gewand ward durch das Dunkel des hochgewölbten Bogenganges erhoben, die hie und da durch die Blätter dringenden Sonnenſtrahlen beſtreuten es mit einzelnen in Roſenglanz brennenden Sternen; die lichten, blonden Locken, goldig in Abendroth ſchimmernd, umgaben ihr Haupt mit der Glorie einer Heiligen. Zuweilen verſchwand ſie im tiefern Dunkel vor den ſie verfolgenden Blicken, und bald darauf glänzte ſie wieder im vollen Sonnenſchein wie eine Verklärte, bis ſie ſich endlich in der düſtern Vorhalle des Schloſſes völlig verlor.

„Aus Kindern werden Leute, das habe ich lange ſchon gewußt,“ rief jetzt Gräfin Eugenia, „und doch,“ fuhr ſie fort, „würde es mir nie einfallen, die kleine, blaſſe, zimperliche, etwas alberne Gabriele der Gräfin Roſenberg in dieſer ſchönen, eleganten Frau von Aarheim wieder zu erkennen, wenn nicht die unwiderſprechlichſten Beweiſe mich überzeugten, daß ſie es wirklich iſt. Wie die Frau ſich ausgebildet hat, ſo etwas iſt mir noch in meinem Leben nicht vorgekommen, es gränzt an Wunder. Erinnern Sie ſich noch, lieber Profeſſor! wie ſie vor ſieben oder acht Jahren zitternd, und knixend und halbweinend dazu, bei der Gräfin Roſenberg erſchien? Sie fiel gerade in die famöſe Tableaurgeſchichte hinein, die Sie unmöglich können vergeſſen haben.“

„Ja wohl erinnere ich mich deſſen genau,“ erwiederte der Profeſſor, „auch kann ich noch immer nicht ohne Bewunderung des Muths gedenken, mit dem das ſonſt ſo übermäßig blöde Kind ſich erdreiſtete, das ihm Heilige gegen alle Angriffe ſtandhaft zu vertheidigen; ich meine die Trauer um die jüngſt verſtorbene Mutter.“

„Der lange ſchwarze Schlepp, die Pleureuſen, die häßliche Schneppe und der Schleier, mit dem ſie ausſah wie eine Nachteule, das war ja eben der Gipfel aller Abgeſchmacktheit,“ antwortete lachend Eugenia.

„Alle civiliſirten Völker legen um ihre verſtorbenen Verwandten Trauer an,“ ſprach der Profeſſor, „und ſogar unter den Wilden finden ſich Spuren dieſes Gebrauches, der denn doch wohl eines tiefern Urſprungs ſeyn mag, als blos der Mode. Doch davon iſt hier nicht die Rede, Gabriele ſoll in der Sache ſelbſt Unrecht gehabt haben, ihr Wollen war dennoch rein. Ich behaupte nur, daß, ſo wie ſie damals ſtand, ihre Weigerung, das eigene Gefühl des Schicklichen, dem Willen der Tante zum Opfer zu bringen, eine Heldenthat war, deren Werth aber vielleicht nur der ganz zu überſehen vermag, der einſt wie ſie, ängſtlich beklommen und allein, in die ihm fremde Welt geworfen ward.“

Die Neugier der Geſellſchaft war rege geworden, und Eugenia mußte erzählen was ſie ſelbſt nur vom Hörenſagen kannte, denn ſie war bei Gabrielen's Ankunft im Zimmer der Tante nicht mehr gegenwärtig geweſen, wohl aber der Profeſſor, der als ſtrenger Cenſor über die Erzählerin wachte, und jede Uebertreibung oder Unwahrheit ohne Gnade rügte und berichtigte. Hippolit hörte Beiden mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu.

„Nun wohl, Sie mögen Recht haben,“ ſchloß endlich Eugenia, des Streitens müde, „Sie mögen Recht haben, und Gabriele äußerte ſchon damals Spuren jener Feſtigkeit, überhaupt jenes vernünftigen Ueberlegens, das ſie ſpäter bewieß, als ſie drei Monate, nachdem ſie aus Schmerz über die Trennung von einem gewiſſen Herrn hatte ſterben wollen, ſich plötzlich eines andern bedachte, der Auszehrung, in die ſie zu verfallen drohte, und überhaupt der ganzen traurigen Liebesgeſchichte den Abſchied gab, und kurz und gut dieſen etwas poſſierlichen Herrn Vetter heirathete, der ſie bei alle dem zur reichſten Frau im Lande machte, und auch ſonſt, wie ich höre, ſich ziemlich lenken läßt."

„Gräfin! Gräfin!" unterbrach ſie unwillig der Profeſſor.

„Stille, ſtille, lieber Freund!" erwiederte Eugenia und drückte ihre Hand auf ſeine Lippen, „ich weiß was ich weiß, und behaupte nichts, als was ich mit Beweiſen belegen kann. Ich war mit dem Roſenbergiſchen Hauſe zu genau liirt, als daß mir dieſe Geſchichte hätte verborgen bleiben können."

Gabrielen's Rückkehr zur Geſellſchaft zwang Eugenien mitten im Strome ihrer Rede zu verſtummen. Alles brach auf, um die letzten Stunden des milden Herbſtabends noch im Freien zu genießen. Doch mochte das, was Eugenia noch etwa zu erzählen haben konnte, nicht für Alle verloren gehen, denn einige der im Pavillon gegenwärtig geweſenen Damen bemächtigten ſich ihrer mit ungemeinem Eifer, um ihr noch bei Mondenſchein die Schönheiten des altväteriſchen Schloßgartens zu zeigen.

Auf Hippoliten hatte Niemand geachtet; außer ſich vor Zorn über die Erzählerin, deren unverkennbare Bosheit ſeine ganze Verachtung erregte, unfähig ihr zu glauben, und doch von ihr tief in der Seele verwundet, war er auf ſeinem Platze ſtehen geblieben, bis der Profeſſor, der letzte, welcher den Pavillon verließ, an ihm vorüberging. Mit einem freudigen Auffahren ergriff er dieſen am Arm, und zog ihn mit ſich fort, ins Schloß hinein. Ein Blick in Hippolit's bittendes Auge, und einzelne abgebrochene Worte bewogen den freundlichen Mann, ſich ihm unbedingt hinzugeben, und, freilich etwas verwundert über ſein ſeltſames Benehmen, ihm zu folgen, wohin er ihn führen möchte.

So wie ſie in Hippolit's Zimmer angelangt waren, begann dieſer, noch athemlos von äußerer und innerer Bewegung, dieſes ſein unziemend erſcheinendes Betragen gegen ſeinen Gaſt ſo gut er es vermochte zu entſchuldigen. „Es war mir unmöglich,“ ſprach er, „eine Frau, welche die Anbetung der ganzen Welt verdient, ſo läſtern zu hören.“ —

„Dann bedürfen Sie bei mir keiner Entſchuldigung, Herr Graf,“ unterbrach ihn der Profeſſor; „konnte ich ſelbſt es doch auch nicht, und ließ mich, wie Sie werden bemerkt haben, dadurch verleiten, mitten unter mir ganz Unbekannten als ihr Vertheidiger aufzutreten. Und doch habe ich ſie nur als ein halbes Kind gekannt. Jetzt ſtehe ich wirklich geblendet vor ihr.“

„O könnten Sie jetzt erſt ſie recht kennen lernen! Würde es Ihnen vergönnt wie mir, ein Augenzeuge ihres Lebens zu ſeyn!“ rief Hippolit, von ſeinem Gefühl hingeriſſen, und der eben aufgehende Mond ſpiegelte ſich in ſeinem glänzenden, himmelwärts gerichteten Auge.

Es entſtand eine kleine Pauſe, während welcher der Profeſſor Hippoliten aufmerkſam und mit Wohlgefallen betrachtete. Dann nahm dieſer gefaßter wieder das Wort.

„Mag denn die freudige Empfindung, mit der ich Ihnen zuhörte, mir und meinem Ungeſtüm das Wort reden,“ ſprach er, „und mich auch entſchuldigen, daß ich Sie, mit dem ich ſo zuſammentraf, nicht gleich wieder verlaſſen kann; daß ich ſogar es wage, Sie als einen längſt gekannten Freund zu betrachten, und mit vielleicht zu jugendlicher Zutraulichkeit Sie um die Gewährung einer Bitte zu erſuchen.“

„Es ſollte mich in Erſtaunen ſetzen, wenn ich im Stande wäre Ihnen eine zu gewähren, Herr Graf! obgleich ich fühle, daß ich Ihnen ſchwerlich eine abſchlagen könnte,“ erwiederte der Profeſſor, indem er Hippoliten freundlich die Hand bot.

„Die Macht der Verläumdung iſt groß,“ ſprach Hippolit verwirrt nach Worten ſuchend, und mit abgewendetem Geſicht; „ſie iſt darum ſo über allen Ausdruck entſetzlich, weil ſie unſer Heiligſtes untergräbt, ohne daß es möglich wäre, ihr entgegen zu arbeiten. Man glaubt ihr nicht, man bauet feſt auf ſeinen Freund, man ſtößt mit Abſcheu jeden aufkeimenden Verdacht von ſich, und doch bleibt ein geheimer Stachel tief im Verborgenſten der Bruſt zurück, und gräbt, und gräbt leiſe und unmerklich, bis das alte Vertrauen wankt.“ —

„Verſteh' ich Sie, Herr Graf?“ unterbrach ihn der Profeſſor, und ſah mit weniger freundlichem Blick ihn forſchend an. „Wäre es möglich? Sie? Wie! Sie? der Sie Gabrielen genau zu kennen vorgeben, Sie könnten die Möglichkeit ſich denken, daß elendes Berechnen von Rang und Vermögen ſie dahin bringen konnte, ſich dieſem Herrn von Aarheim zu verkaufen?“

„O ſprechen Sie das entſetzliche Wort nicht aus!“ rief Hippolit, „ſchon dies allein iſt ein Verbrechen gegen jenes himmliſch reine Weſen! Wie konnten Sie mich ſo mißverſtehen! Ich, der ich, und vielleicht beſſer als ſie ſelbſt den ſchauerlich-dunkeln Weg kenne, den das Schickſal mit Gabrielen nahm, um ſie in dieſes Elend zu führen, ich —“

„Ich weiß nichts von den nähern Umſtänden, die bei der Vermählung der Frau von Aarheim ſich zugetragen haben mögen, auf die Sie anzuſpielen ſcheinen, und verlange auch nichts davon zu wiſſen,“ unterbrach der Profeſſor ihn abermals, noch immer halb erzürnt. „Ich bedarf nichts von alle dem, um überzeugt zu ſeyn, daß dieſes verächtliche ſich ſelbſt Wegwerfen ihr unmöglich war, denn Liebe ſchützte ſie damals vor jeder Erniedrigung ihrer edlern Natur; eben jene Liebe, welche die Frau Gräfin Eugenia in ſo unwürdigem Lichte zu zeigen ſich abmühte.“

Ein unartikulirter Ausruf Hippolit's, den er bei dieſen Worten nur halb zu unterdrücken vermochte, wurde vom Profeſſor nicht beachtet, der, hingeriſſen von dem Vergnügen, Gabrielen zu vertheidigen, im Feuer ſeiner Rede fortfuhr.

„Ich war freilich bei Gabrielen's Ankunft und bei jener Tableauxſcene zugegen, deſſen die Gräfin Eugenia ſo ſpöttiſch erwähnte. Ich pflegte damals immer gern die mir zur Erholung gegönnten Stunden in dem gaſtfreien Hauſe und in dem geiſtreichen Kreiſe der Gräfin Roſenberg zuzubringen. Die kindliche Grazie, das unglaublich ſchüchterne Weſen des jungen Mädchens, bei dem Geiſte, der unter den dunkeln Wimpern hervorblitzte, ſo wie die über ihr ganzes Weſen ergoſſene unverkennbare Traurigkeit, machten ſie mir gleich in der erſten Stunde höchſt intereſſant. Die gänzliche Verlaſſenheit, in der ſie bald darauf oft mitten in den größten Geſellſchaften, furchtſam in ſich gekehrt, daſtand, erregte mein innigſtes Mitleid; ſchon wollte ich als väterlicher Freund ihr mich nähern, aber da entdeckte ich, daß ein Anderer mir zuvorgekommen ſey, der in jeder Hinſicht ſich freilich beſſer zu ihrem Beſchützer eignete als ich, ein bedeutender Künſtler, und wie ich ſpäterhin vernahm, ein alter Freund ihrer Mutter.“

Hippolit, der bei Erwähnung dieſes Freundes ſehr aufmerkſam geworden war, athmete bei den letzten Worten des Profeſſors hoch auf, mit ſichtbar erleichterter Bruſt, und jener fuhr fort:

„So begnügte ich mich denn, dem Entfalten dieſer lieblichen Blume von weitem, ohne thätige Theilnahme zuzuſehen. Mit unausſprechlichem Vergnügen beobachtete ich das erſte Erwachen des reinſten Herzens, das vielleicht je in einer Mädchenbruſt geſchlagen hat. Es zu erwecken, war einem Manne beſchieden, den ich vor allen Andern dieſes hohen Glücks werth achten mußte. Wie oft betrachtete ich mit wahrer Freude das ſchöne Paar, wenn beide der Zufall neben einander geſtellt hatte! Er, das Bild männlicher Hoheit, ſie ganz weibliche Anmuth und Beſcheidenheit.“

„Er iſt todt? Er ſtarb?“ fragte Hippolit beinahe athemlos.

„Nicht daß ich wüßte,“ erwiederte der Profeſſor, „er hat mit letzter Poſt mir geſchrieben. Aber ſeit Jahren ſind ſie getrennt, und ſo viel man menſchlicher Weiſe die Zukunft berechnen kann, ſind ſie getrennt auf immer. O hätten Sie Gabrielen damals geſehen! Zwar ihre ſterbliche Hülle wäre dem Schmerz der Trennung beinahe erlegen, doch Pſyche hob die glänzenden Flügel und ſchwebt noch immer in ewiger Klarheit. Darum, mein junger Freund! trägt dieſe ſeltene Frau alles ſo leicht, was Andere erdrücken würde, ſie hat ja das Schwerſte früher überwunden.“

Schweigend erhob ſich Hippolit von ſeinem Sitze, und beantwortete des Profeſſors Bitte, dieſes Geſprächs gegen Niemanden zu gedenken, nur mit einem Händedruck. Dieſer blickte abermals verwundert ihn an und eine leiſe Ahnung, daß er hier wohl Unheil geſtiftet haben könne, während er durch Gabrielen's Vertheidigung gegen jeden Argwohn Gutes zu ſtiften gedachte, flog ihm durch den Sinn, doch blieb ihm zu keiner Aeußerung hierüber Zeit. Es ward zur Abendtafel geläutet, und Hippolit eilte, noch immer in düſteres Schweigen verſunken, an ſeinem Arm dem jetzt hell erleuchteten Pavillon zu, wo die Geſellſchaft eben im Begriff war, an mehreren kleinen Tiſchen ſich zu ordnen.

Gabriele, die den Profeſſor ſchon längſt vermißt hatte, trat ihm an der Thüre entgegen, um ihm in ihrer Nähe ſeinen Platz anzuweiſen, und Hippolit nahm dieſen Augenblick wahr, um ſich, von Jedermann unbemerkt, in das dichte wilde Gebüſch neben dem Pavillon zu ſtürzen.

Unfähig, jetzt Gabrielen's Anblick zu ertragen, irrte er planlos umher. Auf ungebahntem Wege, zwiſchen Felſentrümmern gelangte er in der tiefen Dunkelheit zum Eiſenhammer; über wüſtes Geſtein, am Rande tiefer Abgründe hin, hatte er den Weg gefunden, ohne ihn zu ſuchen. Die Stille der Nacht verdoppelte das dröhnende Toſen der Räder, das Klopfen des Hammers. Die Gluth im hohen Ofen, um welchen ſchwarze, wie der Unterwelt entſtiegene Geſtalten ſich bewegten, leuchtete mit rothem Schein fernhin durch die Einöde; die verdorrten Tannen, die wunderlichen Felſenzacken ſchienen im flackernden Licht zu geſpenſtiſchen Erſcheinungen ſich umzuwandeln und im ſeltſamen Tanze auf- und abzuſchweben. Jede rege Phantaſie mußte hier mit grauſenvollen Bildern ſich erfüllen. Hippolit fühlte den Eindruck, ohne ſich deſſen deutlich bewußt werden zu können. Ermattet an Seele und Leib, warf er ſich auf die alte ſteinerne Bank neben dem Felsbach hin, und überließ ſich dumpfen ängſtlichen Träumen. Weit nach Mitternacht traf ihn dort der Förſter, welcher mit ſeinen Hunden in den Wald wollte, um nächtlichem Holzfrevel zu wehren. Er erkannte ihn, und führte ihn auf dem kürzeſten Wege nach ſeiner Wohnung, wo er ihn einlud, in Erneſto's Stübchen bis zum Morgen zu verweilen; denn es war zu ſpät geworden, als daß Hippolit noch in das Schloß hätte gelangen können, ohne die Hälfte von deſſen Bewohnern aus dem Schlaf zu ſtören. Hippolit ließ ſich ſchweigend alles gefallen.

In der ſtillen Einſamkeit der einfachen engen vier Wände, zu denen nur aus der Ferne das Dröhnen des Hammers, das Rauſchen der Waſſerbäche herüber tönte, kam Hippolit bald wieder zu einigem Beſinnen. Doch mit dieſem erwachte auch das ganze volle Gefühl des Schmerzes, der, ſein Inneres zerreißend, durch Nacht und Wald ihn bis hierher gejagt hatte.

Sie hatte geliebt? Sie liebte vielleicht noch!

Dieſe Ueberzeugung ward der Untergang ſeiner bis zu dieſem Augenblicke mühſam errungenen und erhaltenen Herrſchaft über ſich ſelbſt. Gabriele, die er ſonſt gleich einer über jede Leidenſchaft erhabenen Heiligen verehrt hatte, ward ihm jetzt nur zum ſchönen, liebeglühenden, irdiſchen Weibe; die Höhe, auf der ſie bis jetzt hoch über ihm ſtand, war eingeſunken und alle Qualen verzehrender Eiferſucht, alle Flammen der glühendſten Liebe ſchlugen hochauflodernd, jeder Mäßigung ſpottend, über ſeinem Haupte zuſammen. In dem engen Raum, der ihn umgab, wandelte er raſtlos auf und ab, bis er, vom Schwindel ergriffen, auf das Lager ſank. Kein Schlaf kam in ſeine Augen, kein einziger Augenblick Ruhe in die wildbewegte Bruſt. Er wollte fort, er wollte zu ihr, er wollte hinaus in die weite Welt; ganz mit ſich ſelbſt zerfallen, arbeitete er ſich planlos und vergebens ab, einen feſten Zweck des innern und äußern Strebens zu finden.

Der Morgen graute indeſſen, die Sonne ging auf, ſie ſtieg immer höher, ohne daß er von alle dem etwas bemerkt hätte, bis die Frau des Förſters mit freundlichem Morgengruß hereintrat, um ihm ein Frühſtück zu bringen. Wie ein gefangener Vogel, dem der Käfig geöffnet wird, rauſchte er da, ohne ſie anzuſehen, durch die von ihr offen gelaſſene Thüre, hinaus zum Zimmer, zum Hauſe hinaus.

Erſt auf der Hälfte des ſteilen Weges, der zum Schloſſe führt, ward es Hippoliten klar, was ihn ſo ſchnell fort und hierher getrieben habe; es war der plötzlich gefaßte Entſchluß, den Profeſſor zu ſprechen und von ihm durch Bitten oder mit Gewalt Namen und Aufenthalt des Mannes zu erpreſſen, den Gabriele liebte.

Mit dieſem Vorhaben beſchäftigt, kam er im Schloßhofe an und fand dort alles in ganz ungewohnter Oede und Stille. Nirgends ließ ein Einziger von der Schaar von Dienern ſich erblicken, die ſonſt immer dort ämſig hin und wieder lief. Die Pferdeſtälle, die Wagenremiſen ſtanden alle offen und leer, das ganze Schloß ſchien wie ausgeſtorben.

„Wo kommen der gnädige Herr denn ſo ſpät noch her? Die Herrſchaften ſind ſchon ſeit mehr als zwei Stunden nach der Rothenburg gefahren; ſie dachten alle, Euer Gnaden wären längſt vorausgeritten," rief Hippoliten endlich der Gärtner zu, der mit einem großen Korbe voll Herbſtblumen aus dem Garten kam.

Hippolit hatte der heutigen Luſtpartie gar nicht weiter gedacht, um derentwillen ſich am vergangenen Abend eine ſo große Geſellſchaft im Schloſſe verſammelt hatte. Jetzt beſchloß er, freilich mit einigem Widerwillen, den Profeſſor in der Rothenburg ſelbſt aufzuſuchen; doch während er ſich dazu anſchickte, fiel ihm plötzlich ein, daß auch Eugenia dort ſeyn, daß er auch Gabrielen dort finden werde. Er fühlte mit unwiderſprechlicher Gewißheit, daß es ihm unmöglich ſey, ſie, mit dieſem Sturm in der Bruſt wieder zu ſehen, ohne vor all' den neugierigen Blicken, ja vor der Frau, die er als ihre grimmige Feindin betrachtete, das heiligſte Geheimniß ſeines Herzens Preis zu geben. Ein neuer Kampf begann in ſeinem Innern, den endlich der Entſchluß endete, ſtatt nach der Rothenburg, nach der Stadt zu reiſen, den Profeſſor dort in ſeiner Wohnung zu erwarten, und ſobald er von ihm erfahren, was er wiſſen wollte, hinaus zu ziehen in die Welt, um den Mann aufzuſuchen, deſſen

Daſeyn ihn mit unerhörten Qualen peinigte. Ihn finden wollte er, ihn ſehen von Angeſicht zu Anſicht. Was dann aber noch ferner geſchehen, was aus dieſer Zuſammenkunft entſtehen ſollte, dies ſchwebte ihm nur in dunkeln Bildern vor, die er gar nicht zu beleuchten wagte.

So wie er über ſeine nächſte Zukunft mit ſich im Reinen war, glaubte er ſich ruhiger zu fühlen; körperliche Ermattung nach der wilddurchtobten Nacht ſchien ihm jetzt Faſſung zu ſeyn. Er bedachte die Ungewißheit ſeiner Wiederkehr und begann manches aufzuräumen und einzupakken, was er fremden Augen zu entziehen wünſchte. Briefe, Gedichte, glühende Ergüſſe der ihn verzehrenden Leidenſchaft, die er dem Papier anvertraut hatte, alles ſuchte er zuſammen, und mitten unter dieſer Beſchäftigung rollte ihm die längſt vergeſſene Kapſel von Platina entgegen, welche er einſt unter den Ruinen der Brandſtätte gefunden hatte.

Kalte Schrecken durchrieſelten ihn mit Todesſchauern bei dieſem Anblick. Sein Herz ſtand einige Sekunden, und groſe Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirne, wie auf der Stirne eines

Sterbenden. Er ſank vor ſeinem Schreibtiſch auf die Knie hin, das ſtiere Auge haftete an der Kapſel; er las die Inſchrift „Liberorum Salus,“ Rettung der Freien. Er mußte ſie immer wieder leſen, und vermochte nicht den Blick abzuwenden. Ziſchende Lichter, die er ſeitwärts ſah, ohne das Haupt zu wenden, blitzten um ihn her; über ſich hörte er ein Rauſchen wie von mächtigen Flügeln, es war das ſeine Adern durchrieſelnde Entſetzen, mit dem das junge Leben ſich gegen den furchtbaren Gedanken ſträubte, der in dieſem Moment ihn mit Rieſenſtärke ergriff. Und dabei mußte er innerlich doch immer wiederholen: Liberorum Salus.

Dieſer Zuſtand währte indeſſen nur wenige Minuten, dann ſtand er auf, faßte und öffnete die Kapſel mit feſter Hand und hob das funkelnde Fläſchchen gen Himmel. „Ich danke dir!“ rief er, „wie durch ein Wunder zeigſt du mir die rechte Bahn; ſo ſey es denn!“ Von dieſem Momente ſtand die Ueberzeugung feſt gegründet in ſeinem Gemüth, daß nur der ſelbſtgewählte Tod ihm einen Ausweg öffnen könne. Was ſollte er ohne Ruhe und Raſt die Welt durchirren, um ein Weſen zu ſuchen, deſſen Daſeyn ihn in Verzweiflung ſetzte! Wenn er ihn nun gefunden hätte? Nur blutig konnte dies enden. „Nein! Gabriele ſoll um ihn nicht weinen! mir, mir gehören ihre Thränen, wenn gleich ihm ihre Liebe,“ rief er. „Uns beiden zugleich kann dieſe Sonne nicht länger ſcheinen, ſo wähle ich denn für ſie den kleineren Schmerz und lege ihrer Ruhe mein Leben willig zum Opfer hin.“

Mit dem feierlichen Weſen, welches die Jugend im Schmerz ſo gern annimmt, fuhr er nun fort, Papiere zu vernichten, andre zu verſiegeln und an entfernte Verwandte zu addreſſiren. Er verſuchte es mehrere Male an Gabrielen zu ſchreiben, doch dieſes überſtieg ſeine Kräfte. Allmählich überſchlich ihn ein unnennbares Mitleid mit ſich ſelbſt, mit tiefer Betrübniß feierte er den Abſchied vom ſchönen, heitern Sonnenlicht. Sein eigner Entſchluß erſchien ihm als eine unabänderliche äußere Beſtimmung; er vergaß ganz, daß es nur von ihm abhing, ſie abzuwenden. Er hatte ausgetobt, ſeit dem vergangenen Tage hatten weder Schlaf noch Nahrung ihn erquickt. Er fühlte kein Bedürfen, aber er war einer völligen Erſchöpfung aller ſeiner Kräfte nah, und ſo gab er ſich ohne Widerſtreben ſanfteren Gefühlen hin. Traurig, aber mit feſtem Willen beſchloß er, die Bande langſam zu löſen, die ihn noch an das Leben feſſelten.

Feierlich und ſtill durchzog er das ganze Schloß, er ſuchte noch einmal alle die Plätze auf, wo er ſie geſehen, auf jedem Schritte drängten tauſend ſüße und bittere Erinnerungen ſich ihm entgegen. Rings um ihn her herrſchte das tiefſte Schweigen, kein neugieriges Auge, kein geſchäftiger Tritt beläſtigte ihn ſtörend, denn der Theil der Dienerſchaft, welchen die Herrſchaft zurückgelaſſen hatte, benutzte den ſeltnen freien Tag, um ſich außerhalb des Schloſſes zu vergnügen.

Hippolit gelangte endlich an die Thüre zu Gabrielen's Zimmern, er fand ſie verſchloſſen und ſank, von ſeinem Gefühl überwältigt, auf der Schwelle nieder. Alle Furien der Verzweiflung erwachten aufs neue in ſeiner Bruſt, er ergriff das Fläſchchen, im Begriff, es hier zu öffnen; aber der Gedanke an Gabrielen, an ihren Schrecken, an den Abſcheu, mit dem ſie vielleicht gerade hier von ſeiner entſtellten Hülle ſich wenden würde, hielt ihn zurück. Er riß ſich wieder empor, eilte, vor ſich ſelbſt fliehend, eine in der Nähe befindliche Treppe hinab, und fand ſich erſt in einem abgelegenen Seitenhofe wieder, vor dem äußern Eingange zur Kapelle, welche von der andern Seite an die Reihe von Zimmern ſtieß, die einſt der alte Baron und jetzt der gegenwärtige Beſitzer des Schloſſes bewohnte. Ohne ſich deſſen deutlich bewußt zu ſeyn, ſtieg er die Treppe hinauf, die Thüre der Kapelle ſtand offen.

Es war zur herbſtlichen Zeit des immer merklicher werdenden Abnehmens der Tage, und die Sonne neigte ſich ſchon dem Untergange zu, obgleich es noch gar nicht ſpät war. Ihr Strahl brach ſich in den mannichfaltigen, gleich reichen Edelſteinen glänzenden Farben der alten Heiligenbilder und Familienwappen, welche, bunt und kunſtreich gemalt, die Fenſter ſchmückten. Purpurrothe Dämmerung, mit tiefdunkeln Schatten wechſelnd, erfüllte das hohe Gewölbe, als Hippolit in die Kapelle trat. Der Altar, hinter welchem die Thüre ſich öffnete, ſchien erleuchtet. Langſam, von der Feierlichkeit des Ortes beſänftigt und erhoben, ſchritt Hippolit vorwärts und erblickte — und traute ſeinen Augen nicht — und glaubte einer überirdiſchen Erſcheinung gewürdigt zu ſeyn — denn auf den Stufen des Altars lag Gabriele betend, in Andacht verſunken.

Langſam erhob ſie ſich, vom Geräuſche ſeiner Tritte aus ihren Himmeln zurück gerufen. Ein langes ſchwarzſeidenes Gewand breitete in reichen Falten ſich weit um ſie her; ſie war ungewöhnlich bleich, aber ein Schimmer überirdiſcher Seligkeit umleuchtete ſie, als ſie die thränenſchweren Wimpern hob, und, in der Dämmerung ihn nicht gleich erkennend, ihm einige Schritte entgegentrat.

„Sie ſind es, Hippolit?“ rief ſie erſchrocken aus. „Was führt ſo ſchnell Sie von der Rothenburg zurück? Iſt meinem Gemahl oder ſonſt Jemanden von meinen Freunden dort ein Unglück widerfahren? Ihr zerſtörtes Anſehen läßt mich alles befürchten. Um Gotteswillen was iſt es? Ich kann alles eher ertragen als dieſe Ungewißheit, darum bitteich, ſprechen Sie.“

Hippolit, völlig unfähig, nur eine Sylbe zu erwiedern, zitterte ſo, daß er ſich an einem der den Altar umgebenden Pfeiler feſthalten mußte, um nicht zu Boden zu ſinken.

„Reden Sie, reden Sie," bat Gabriele mit vor Angſt faſt unhörbarer Stimme und immer bleicher werdend.

„In der Rothenburg iſt hoffentlich alles wohl; ich war nicht dort," antwortete ihr endlich leiſe und bebend Hippolit. Dann ſtürzte er, von ſeinem Gefühl hingeriſſen, plötzlich vor ſie hin, rief laut ihren Namen, verhüllte ſein Geſicht in den Saum ihres Kleides, und das Fläſchchen, welches er bis dahin noch immer krampfhaft feſtgehalten hatte, entfiel ihm, jedoch ohne zu zerbrechen. Mit lautem ſchrillenden Tone rollte es über den Marmorboden hin.

Ein Schrei Gabrielen's ſchreckte Hippoliten auf, er ſah ſie im Begriffe, zu ſinken, und umſchlang ſie mit ſeinen Armen; ſein Herz pochte hörbar, ſeine Augen glühten gleich verzehrenden Flammen, ſeine zitternden Lippen berührten ihren Schleier und die goldenen Locken, er drückte ſie feſt und immer feſter an ſeine ſchwerathmende Bruſt. Sie bemerkte nichts von dem allen, ihre Blicke hafteten mit dem Ausdruck des Entſetzens auf dem blinkenden Kryſtalle, der zu ihren Füßen die Strahlen der Altarlichter zurückwarf.

„Allmächtiger Gott! was iſt das?" rief ſie mit zuſammengeſchlagenen Händen, indem ſie ſich aus Hippolit's Armen wand, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn. „Ich kenne dieſes Fläſchchen — und doch weiß ich nicht — mir iſt als hätte ich einmal davon geträumt, einen fürchterlichen Traum — oder mein Vater — Heiliger Gott! mein Vater!“ rief ſie mit ſo wildem Tone, daß Hippolit davor zuſammenſchauderte, an allen Gliedern bebend, ſie los ließ und mit geſträubtem Haar in die tiefe Dunkelheit am andern Ende der Kapelle hinſtarrte, als erwarte er dort deſſen düſtern Schatten emporſteigen zu ſehen.

„Guter Hippolit! ich habe Sie erſchreckt,“ ſprach jetzt Gabriele, indem ſie ſich erholte und ſichtbar nach Faſſung rang, „ich wollte es nicht, aber Sie ſelbſt ſind Schuld daran.“ Sie ſetzte ſich ermattet auf die Stufen des Altares nieder, das Auge noch immer ſtarr auf das Fläſchchen geheftet. Ihn ſah ſie nicht an, der, verzehrendes Feuer im Blick, wie im Kampfe zwiſchen Himmel und Hölle, über ihr hing.

„Ich kann meine Augen nicht von dort wenden,“ ſprach ſie ernſt nachdenkend, „irgend eine entſetzliche Erinnerung knüpft ſich an dieſen Gegenſtand, und doch ſchwebt mir alles ſo undeutlich vor, ſo verworren, wie aus einem frühern Daſeyn in einer andern Welt. O rühren Sie es nicht an!“ rief ſie heftig, und ſtand auf und faßte Hippolits Arm, als dieſer ſich bückte, um das Fläſchchen aufzunehmen. „Rühren Sie es ja nicht an; ich bin wohl ſchwach und kindiſch, aber mir iſt, als müſſe irgend ein entſetzliches Unglück hereinbrechen, wenn Sie es berühren — als wäre der Tod darin verborgen. Der Tod — Mein Gott, mein Gott, wie iſt mir denn! — Wo habe ich es früher geſehen? Wo kommt es jetzt denn her?“ Bei dieſen Worten hob ſie den Blick zu Hippoliten auf. In der ſcheuen Zerſtörung, die aus ſeinen Augen, aus ſeinem ganzen Weſen hervorleuchtete, ſchien ihr mit einem Male ein Strahl der Wahrheit aufzugehen.

„Hippolit!“ rief ſie, „es iſt Gift und Sie brachten es hieher! Sagen Sie: nein! Sehen Sie meine Angſt um Sie, um Gotteswillen ſagen Sie: nein.“

Verſtummend ſank er vor ihr hin und verhüllte ſein Geſicht.

„Um Gotteswillen ſagen Sie: nein,“ wiederholte ſie, an allen Gliedern bebend; „dieſe Stunde, dieſer Ort, Ihr Zurückbleiben von der Geſellſchaft, der Ausdruck Ihrer ganzen Geſtalt — Was iſt Ihnen denn geſchehen? Was konnte Sie bewegen? Reden Sie mit mir, vertrauen Sie ſich mir! O Hippolit! das konnten Sie mir thun?“ rief ſie endlich und brach in Thränen aus. „Reden Sie mit mir,“ bat ſie, immer heftiger weinend, indem ſie mit aller Kraft den Gebeugten aufzurichten ſtrebte, ihre Thränen fielen auf ihn, ſie benetzten ſeine Hände, ſein Geſicht, indem ſie ihn zum Aufſtehen zu bewegen ſich vergeblich bemühte.

„O Gabriele!“ rief er, „du weinſt um mich! Nach dieſer Seligkeit gibt's keine mehr für mich in dieſer Welt. Vergib mir, ich wollte dich nicht betrüben. Segne mich und verlaſſe mich dann, *laß mich zur Ruhe gelangen*, ich unterliege dem ſchweren Kampf, aber ich habe ihn redlich gekämpft.“

Der Schleier, der bis dahin Gabrielen die Wahrheit verhüllt hatte, fiel bei dieſen Worten Hippolits von ihren Augen. Sein Anblick, die tödtliche Heftigkeit in ſeinem Weſen, vereint mit der Erinnerung an tauſend bis dahin von ihr unbeachtete Züge, traten plötzlich als unwiderrufliche Beweiſe ſeiner Leidenſchaft vor ihre Seele. Sie gedachte dabei ihrer erſten Jugendzeit, ſie gedachte Ottokar's, ſie gedachte der eigenen frühern Schmerzen, und fühlte unausſprechliches Mitleid für den vom Unglück nie gebeugten Jüngling, der dem wilden Kampf gegen ein Geſchick zu unterliegen im Begriff war, welches das ſanftere Mädchen in ſtiller Duldung zu tragen gewußt hatte.

„Hippolit!“ ſprach ſie mit unendlich weicher Stimme, „Hippolit! wenn es wahr iſt, wenn wirklich ein unſeliges Gefühl, dem ich bis jetzt ſo gern allen Glauben verſagte, Ihre Bruſt erfüllt, wie war es Ihnen möglich, mich ſo betrüben zu wollen? Fiel es Ihnen denn gar nicht ein, was aus mir werden ſolle, nach ſolchem Erleben?“

Ein Thränenſtrom erleichterte jetzt auch Hippolit's Bruſt; ihm war, als löſte ſich damit ein eiſernes Band, das bis dahin ſie zuſammengepreßt hielt. Gabrielen zu antworten, vermochte er noch nicht, doch er gab nach, da ſie abermals ihn aufzurichten ſtrebte, und ſetzte ſich, ihrem Winke gehorchend, neben ſie, auf die Stufen des Altars. Das Fläſchchen blinkte immerfort zu ihrer beiden Füßen.

Der Heiligkeit des Orts und ſeinem edlen

Seyn vertrauend, wendete ſich Gabriele jetzt ganz zu ihm und faßte ſeine beiden Hände; ſie blickte ihn mit dem vollen Ausdrucke des unendlichen Mitleids, der unſäglichen Beſorglichkeit für ihn an, die in dieſem Momente bis zum Zerſpringen ihre Bruſt bewegten.

„Sie glauben mich zu lieben,“ ſprach ſie. „Ach! was iſt Liebe wohl anders, als der innigſte Wunſch, das Geliebte zu beglücken, ſey es auch auf Koſten des Theuerſten, was wir in dieſer Welt beſitzen? Und iſt denn dieſes irdiſche Daſeyn das Höchſte, was wir opfern können? Iſt Leben nicht oft ſo unendlich ſchwerer als der Tod?“

Nach dieſen Worten erhob ſie ſich langſam, bückte ſich und faßte das Fläſchchen, obgleich ſie ſchaudernd zuſammenfuhr, indem ſie es berührte. Schweigend ſtand ſie einen Moment, das betende Auge fromm zum Altar erhoben, und es war, als ob ſie hiermit wieder die Faſſung errungen habe, welche immer zur Zeit der Noth aus ihrem Thun hervorleuchtete. Sie wendete ſich mit hohem Ernſte zu Hippoliten und überreichte ihm das Fläſchchen.

„Ich weiß, daß ich dieſes Ihnen jetzt anvertrauen darf," ſprach ſie; „ich lege das Glück, die Ruhe meiner künftigen Tage hiermit in Ihre Hände. Und nun geleiten Sie mich ins Schloß, wir ſind beide erſchöpft und die Natur fordert ihre Rechte. Morgen ſehe ich Sie wieder, morgen ſoll alles Verworrene ſich löſen. Die Nacht iſt düſter und ſchwer, aber die kommende Sonne wird uns Kraft, Muth und Entſchluß in die Seele ſtrahlen."

Sie ergriff ſeine Hand und führte ihn, wie ein Kind, durch die Kapelle zur Thüre hin, die in ihres verſtorbenen Vaters Zimmer ſich öffnete, und durch die ſie einſt, von Erneſto geleitet, zum Traualtar hingewankt war. Im Zimmer ſelbſt harrte ihrer Frau Dalling und Annette.

„Ich bringe dir einen Kranken, den ich deiner ſorgſamſten Pflege empfehle, liebe Dalling," ſprach ſie mit der Geiſtesgegenwart, die ſie in ſchweren Momenten ſich immer zu erhalten wußte. „Mich ſoll Annette auf mein Zimmer begleiten, denn auch ich bin der Ruhe höchſt bedürftig." Hierauf wendete ſie ſich zu Hippoliten, reichte ihm nochmals die Hand und blickte mit ihren klaren treuen Augen ihm Hoffnung und Frieden in das hart verwundete Gemüth. „Gute Nacht," ſprach ſie, „gedenken Sie meiner in Ihrem Gebet, ich werde Ihrer gedenken. Ich werde den Geiſt meiner Mutter für Sie anrufen, der an dieſem Tage, an welchem er mich einſt verwaiſt in der Welt zurückließ, gewiß noch freundlicher als ſonſt mich umſchwebt. Ich werde die Verklärte bitten, daß ſie meinen jungen Freund wie mich, in dieſen dunkeln Stunden vor nächtlichem Grauen und jedem Unheil behüte. Morgen ſehen wir uns wieder.“

Und ſo ſchieden ſie.

Mit ſich allein in der ungeſtörten Ruhe ihres Zimmers, fühlte Gabriele erſt die zerſtörende Gewalt der eben durchlebten erſchütternden Stunde. In ſtiller Betrachtung, in frommem Gebete hatte ſie ganz einſam dieſen Tag zugebracht, an dem vor acht Jahren der erſte Schmerz ihr kindliches Gemüth mit unausſprechlichem Jammer erfüllte. Der verklärte Geiſt ihrer Mutter war damals von irdiſchen Feſſeln befreit, zu höherem Leben gerufen worden, und was auch Gabriele ſeitdem Trübes und Schmerzliches erfuhr, ſo hatte doch nichts den Eindruck dieſes erſten Verluſtes zu verlöſchen vermocht. Immer hatte ſie ſich geſehnt, nur einmal noch den Sterbetag ihrer Mutter in den, durch das ſtille Walten der Verklärten geheiligten Räumen zu feiern, und der ihr ſo ſelten freundliche Zufall ſchien dieſes Mal den frommen Wunſch zu begünſtigen. Er ließ gerade auf dieſen Tag das glänzende Verlobungsfeſt eines jungen Paares aus der Nachbarſchaft fallen, und Schloß Aarheim ſowohl, als alle Schlöſſer in der Nähe ſtanden während der zwei Tage verödet da, die auf Schloß Rothenburg in allen erdenklichen Luſtbarkeiten dem Brautpaar zu Ehren zugebracht wurden.

Gabriele gehörte nicht zu den Frauen, die mit ihren Empfindungen vor den Augen der Welt Prunk zu treiben ſuchen. Still und geheim mochte ſie das, was ihr heilig war, vor jedem kalten fremden Auge gern bewahren. Daher hatte ſie gegen Niemanden geäußert, welche ernſte Feier an dieſem Tage ſie von dem Verlobungsfeſte entfernt halten würde. Unter dem Verwande einer leichten Unpäßlichkeit, ward es ihr im letzten Augenblicke nicht ſchwer bei Herrn von Aarheim ihr Zuhauſebleiben zu entſchuldigen. Von den übrigen der Geſellſchaft ward ſie im geräuſchvollen Moment der Abreiſe, wo eine große Anzahl Wagen und Pferde den Hof anfüllten, nicht vermißt. Denn jeder, der ſie in ſeiner Nähe nicht erblickte, vermuthete ſie bei den Andern. Auch den zurückgelaſſenen Bedienten blieb die Anweſenheit ihrer Herrin verborgen, denn Frau Dalling, um die ungeſtörte Einſamkeit Gabrielen's zu ſichern, hatte ſie alle aus dem Schloß zu entfernen gewußt. Und ſo herrſchte denn an dieſem Tage die feierliche Stille einer Karthauſe, wo ſonſt alles vom lebendigſten Treiben der Geſelligkeit wiederhallte.

Ihrerſeits hatte Gabriele, mit ſich und ihrem Gemüth beſchäftigt, eben ſo wenig daran gezweifelt, daß Hippolit mit dem Strome der Geſellſchaft nach der Rothenburg gezogen ſey, als ſie am vergangenen Abend ſein Wegbleiben von der Geſellſchaft bemerkt hatte. Sie war zu gewohnt, ihn völlig als ihren Hausgenoſſen zu betrachten, um bei ſolchen Gelegenheiten mit beſonderer Rückſicht ſich ſeiner zu erinnern, und da an dieſem Abend die ungewöhnlich zahlreichen Gäſte an mehreren kleinen Tiſchen ſoupirten, ſo konnte es ihr um ſo weniger auffallen, daß ſie in ihrer Nähe ſeiner nicht gewahr ward.

Um ſo mehr war es bewundernswerth, daß Gabriele das Schrecken, welches ſein Erſcheinen in der Kapelle ihr erregen mußte, ſo ertragen konnte, ohne auch nur für einen Augenblick ihm zu erliegen, beſonders da ſie ſich geiſtig und körperlich von der ernſten Feier des Tages höchſt angegriffen fühlte. Aus dem Sterbezimmer ihrer Mutter, wo ſie den ganzen Tag zugebracht hatte, war ſie erſt gegen Abend, begleitet von der treuen Pflegerin ihrer Kindheit, zu der unter der Kapelle befindlichen Familiengruft herabgeſtiegen, um an den Särgen ihrer Aeltern zu beten, die ſich hier der langen Reihe derer ihrer Ahnherrn anſchloſſen. Den Rückweg nahm ſie durch die Kapelle, dort wollte ſie noch in ſtiller Andacht vor dem Altare harren, bis die Sonne, welche dieſem thränenvollen und hoffnungsſeligen Tage geleuchtet hatte, hinter den Felſen ſich neigte; und gerade in dieſer Stunde war es, wo Hippolits düſtere Erſcheinung ſie ſo gewaltſam zwang, ſich der Erde und dem Leben auf ihr wieder zuzuwenden.

Mitternacht war längſt vorüber und noch immer zitterten Schrecken und Schmerz in den Nerven der armen Gabriele. Vergebens bemühte ſie ſich, auf das morgende entſcheidende Geſpräch mit Hippoliten ſich vorzubereiten; es war ihr unmöglich, irgend etwas darüber zu beſchließen.

„Wahr und treu und ſchonend will ich ſeyn, und das Uebrige Dem überlaſſen, der heut mich würdigte, wie durch ein Wunder Hippoliten als Retterin vom Untergange zu erſcheinen,“ ſprach ſie endlich zum Troſte.

Immer mußte ſie indeſſen des Fläſchchens noch gedenken und wohin ſie auch die Augen wenden mochte, glaubte ſie es ſich entgegen blinken zu ſehen. Ihr ſchauderte davor, und doch konnte ſie es nicht laſſen, mit Nachdenken und Forſchen ſich zu quälen: wo ſie es früher geſehen haben könne? Glücklicherweiſe ohne Erfolg. Denn hätte ſie ſich darauf beſonnen, daß gerade ein ſolches Fläſchchen in der Todesſtunde ihres Vaters an einer goldenen Kette von ſeinem Nacken geöffnet herabhing, ſo wäre ihr auch mit einem Male die Art ſeines Todes klar geworden, und mit dieſer Klarheit ein ewig nagender-Schmerz in ihr kindlich frommes Gemüth gedrungen. Vielleicht hatte das Bild dieſes Fläſchchens ſich ihr in jenem Moment eingeprägt, wo ſie von Schmerz, Schrecken und Angſt, auch wohl von dem durch das ganze Zimmer ſich verbreiteten betäubenden Duft des Kirſchlorbeers ergriffen, zu den Füßen ihres ſterbenden Vaters ohnmächtig hinſank. Vielleicht war auch die Ahnung einer Vergiftung damals in ihrer Seele entſtanden, war in bewußtloſem Zuſtande, in welchem ſie ſich während ihrer, gleich darauf folgenden langen Krankheit befand, wieder verloſchen, und jetzt durch den Anblick des Fläſchchens auf's Neue in ihr rege geworden. Vielleicht aber auch hatte der verklärte Geiſt, deſſen Nähe ſie den ganzen Tag über erfleht, und zu empfinden geglaubt, dieſe Ahnung ihr in die Seele gegeben, um Hippeliten zu retten, und ihr das Glück zu gewähren, ihn gerettet zu haben. Wer vermag es, hier zu entſcheiden? und wer, der es könnte, möchte hart genug ſeyn, dieſen frommen Glauben, den Gabriele endlich freudig ergriff, als thörichten Wahn zu verdammen oder zu verſpotten?

Hippolit's Erwachen aus ſchwerem betäubenden Schlummer glich am andern Morgen dem Erwachen aus Grabesdunkel in einer andern Welt. Die ganze Vergangenheit war ihm entſchwunden und nur in ängſtlichen Traumbildern ſchwebten die zuletzt verlebten Stunden vor ſeiner Seele. Als er allmählich zur vollen Beſinnung gelangte, wünſchte er nur wieder einzuſchlafen, um von neuem alles zu vergeſſen. Mit unendlichem Grauſen ergriff es ihn, wie alles jetzt ſo ganz anders ſeyn könne, hätte nicht Gabriele ihn wunderbar vor ſich ſelbſt errettet. Er bebte mit Entſetzen vor dem geheimnißreichen Schleier der Ewigkeit zurück, den er geſtern in verzweiflungsvollem Erdreiſten mit kecker Hand zu lüften im Begriffe ſtand. Dann wendete er den Blick zur Erde. Er ſah ſich ſelbſt bleich, regungslos erkaltet, entſtellt vielleicht zum Unkenntlichen, ein Grauſen, nicht Wehmuth, erregender Todter, von dem Layen und Geiſtliche ſich fromm bekreuzend den Blick abwandten. Fern, Allen zum Graus in ungeweihte Erde gebettet, hob kein bethräntes Auge von dem niedrigen Hügel ſich mit tröſtender Hoffnung gen Himmel. Freunde und Verwandte konnten nur den Wunſch hegen, ihn ſobald als möglich der Vergeſſenheit zu übergeben, darum durfte kein Stein mit ſeinem Namen den Ort bezeichnen, wo man ihn hinlegte.

Hippolit hatte den Tod nie geſcheut, oft in jugendlichem Unmuth ihn herbei gerufen, wenn das Leben ſich in frühern Zeiten ſeinen Wünſchen nicht fügen wollte. Späterhin war er ihm oft dreiſt entgegen gegangen, wenn er aus keckem Uebermuth, oder um das Lächeln einer ſchönen Frau, oder wegen ein paar unbedacht hingeworfener Worte ſeiner Jugendgeſellen das Leben wagte, als wäre es eine Seifenblaſe. Doch vor der abſchreckenden Geſtalt, in welcher der Tod jetzt ſeiner Phantaſie vorſchwebte, konnte er nur ſchaudernd ſich abwenden. Das Blinken des kryſtallnen Fläſchchens, das noch auf ſeinem Tiſche lag, verwundete ihn mit ſtechendem Schmerz, und er eilte, es wieder tief und ſorgſam zu bewahren, um nur das Entſetzliche nicht mehr zu ſehen.

Dann bereitete er ſich zu der gewünſchten und gefürchteten Zuſammenkunft, die ihm in den nächſten Morgenſtunden bevorſtand. Es gelang ihm, eine ruhigere Stimmung zu erringen, und nun begann er, ſeiner geſtrigen Verzweiflung ſich herzlich zu ſchämen. Wie damals, als er zwiſchen den Ruinen der Brandſtätte erwacht war, ſchalt er auch jetzt ſich unmännlich feig, und fühlte mit tiefer Reue, wie grauſam und unwürdig er im Begriff geweſen war, auch Gabrielen's Frieden auf immer zu zerſtören, den geringen Antheil häuslichen Glücks, der ihr ward, zu vernichten, und vielleicht ſelbſt ihre Ehre vor der Welt unheilbar zu verwunden.

Endlich ward er zu Gabrielen gerufen. Er wagte es nicht die Augen zu ihr zu erheben, bis er ihre ſanfte rührende Stimme hörte, mit der ſie freundlich ihn begrüßte, nach ſeinem körperlichen Befinden ſich erkundigte. Doch als er ſie anblickte, wär' er beinah in ehrfurchtsvoller Anbetung vor ihr hingeſunken. So glaubte er noch nie ſie geſehen zu haben. Hoch und hehr, bei aller gewohnten Einfachheit, ſtand ſie vor ihm wie eine Königin; ihr Auge ſtrahlte in ungewohntem Glanz, ihre Wange war höher geröthet und alle Züge ihres ſchönen Geſichts trugen den Ausdruck feſten, wenn gleich durch innere Güte gemilderten Ernſtes. Hippolit fühlte in dieſem Moment alle ſeine Wünſche in Demuth und Ergebung untergehen. Mit einer anmuthigen, wenn gleich etwas feierlichen Bewegung der Hand, wies ſie ihm ſeinen Platz ihr gegenüber an, einige Minuten vergingen, und keines von ihnen ſprach ein Wort; doch Gabrielen's Faſſung überwand gar bald dieſes verlegene Verſtummen.

„Ich habe in vergangner Nacht recht viel, recht beſorgt um Sie, Ihrer gedacht, lieber Hippolit!“ ſprach ſie zu ihm. „Ich möchte ſo gern dazu beitragen, Sie in ungetrübtem Jugendmuthe Ihrem eignen klaren Bewußtſeyn wieder zu geben. Dann wäre alles gut. Denn ein düſtrer unverſtandener Wahn hat wunderlich Sie betäubt. Sie verkennen ſich, die Welt und das Leben. Es wäre wohl die Pflicht der ältern erfahrneren Freundin, Ihnen wieder zurecht zu helfen, wüßte ich nur, wo zu beginnen!“

„O Gabriele! ich bin Ihrer Sorge nicht werth. Gefühle, Leidenſchaft, Erinnerungen, deren Vorſtellungen Ihnen ewig fremd bleiben müſſen, nagen an mir, reißen mich hin zu wildem verworrenen Thun; geben Sie mich auf! mir iſt nicht zu helfen;“ erwiederte ſchmerzlich Hippolit.

„Wie Sie mich betrüben!“ rief Gabriele; „nach dem geſtrigen Abend“ —

„Erwähnen Sie ihn nicht, aus Mitleid nicht, ich flehe darum,“ unterbrach Hippolit ſie in heftiger Bewegung. „Die Hälfte meines Lebens gäbe ich willig, um ihn zurückzukaufen. Wüßten Sie, welche wunderbare Verknüpfung unendlicher Zufälligkeiten bis zu dieſem Wahnſinn mich trieb! Doch warum mit der trüben Erzählung Sie behelligen? Vergeben Sie dem Unglücklichen; wenn es möglich iſt, ſo vergeſſen Sie. Fürchten Sie nichts Aehnliches von mir, ſo lange ich meiner Beſinnung mächtig bleibe. Ich werde harren, ich brauche dem Untergange nicht zu rufen, ich weiß, er wird mich früh genug ereilen.“

„An dieſem Morgen des neugeſchenkten Lebens hoffte ich Sie anders geſtimmt zu finden. Doch gebe ich darum die Hoffnung noch nicht auf, Sie beſänftigend zum Beſſern zu leiten,“ erwiederte

Gabriele. „Geduld iſt die Pflicht der Frauen und der Freunde, ich will gern ſie üben, aber üben Sie ſie auch, lieber Hippolit. Hören Sie mich an, und ohne Widerſtreben, ohne eigenwillig Ihr Gemüth gegen meine Stimme zu verhärten.“

Hippolit unterbrach hier zwar Gabrielen mit lauten leidenſchaftlichen Ausrufungen, doch ſie achtete deſſen nicht. Ein halb bittender, halb befehlender Blick machte ihn wieder verſtummen, und ſie fuhr fort zu reden.

„In meiner Sorge um Sie, in meinem Gebet um Erleuchtung, wie Ihnen zu helfen wäre, kam mir plötzlich der Gedanke, Ihnen mit meiner Erfahrung zu nützen. Die Klippen, die ein Freund vor uns bezeichnete, ſind leicht vermieden, und der Sieg, den Andere vor unſern Augen errungen, ſcheint uns nicht mehr unmöglich. Darum will ich allen Bedenklichkeiten entſagen, ich will Ihnen vertrauen was ich noch keinem ſterblichen Weſen, ſo in Worte gefaßt, bekannte. Ich gebe Ihnen das theuerſte Geheimniß meines Lebens in der Geſchichte meines eignen Herzens. Sie ſehen, ich achte Sie noch, Sie ſind mir noch immer werth, was ich kann, gebe ich Ihnen, Hippolit! und mehr dürfen und werden Sie nicht wünſchen," ſetzte ſie, ihm freundlich die Hand bietend, hinzu.

Mit hohem Erröthen begann ſie nun von jener Zeit zu ſprechen, da ſie, früh verwaiſt, in eine ihr ganz fremde Welt verſetzt, mit beklommnem Herzen, vereinzelt daſtand. Doch Blick und Ton wurden immer lebendiger, als ſie deren erwähnte, welche ihr ſo freundlich entgegen traten, Erneſto's, der Frau von Willnangen und ihrer Auguſte. Hippolit, ihr gegenüberſitzend, blickte mit ſtummen Entzücken in ihr ſeelenvolles Geſicht, in ihre klaren Augen, die, während ſie ſprach, oft mit dem Ausdrucke herzlichen Wohlwollens auf ihm ruhten.

„Ohne Anſprüche, geliebt zu werden, betrat ich die Welt," ſprach Gabriele, „doch bereit, mit inniger Liebe zu umfaſſen, was Liebenswerthes und Edles mir nahen werde. Denn ächte edle Liebe iſt die Blüthe des Lebens; ſie bedarf keiner Gegenliebe, um zu beglücken, ſie iſt ſich ſelbſt ihr eigner hoher Lohn. So hatte meine Mutter mich gelehrt."

Dann erwähnte Gabriele mit glänzenden Augen Ottokar's erſtes Erſcheinen. Ohne ihn zu nennen, oder ſonſt auf kenntliche Weiſe zu bezeichnen, beſchrieb ſie ihn, wie er ihr damals erſchienen war und noch immer in ihrer Erinnerung lebte. Mit hinreißender Einfachheit und jungfräulichem Erröthen bekannte ſie, wie ſie zuerſt in Demuth neben ihm geſtanden hatte, und all ihr Wünſchen einzig darauf hinausgegangen war, nur einmal ſo wie die Andern mit ihm ſprechen zu können; wie ſie zuletzt in ihrem Gemüth doch zu der Ueberzeugung gelangt wäre, daß ſie allein zu ihm gehöre, daß nur ſie ihn ganz verſtehe, obgleich er nie im Geſpräch ſich an ſie gewendet habe, und wie dies völlig von ihm Ueberſehenwerden in verborgenen, ſchweigenden Nächten oft ſchmerzlich von ihr beweint worden ſey. Dann kam ſie zur Beſchreibung jener einzigen Stunde, die in aller Seligkeit des Himmels und allem herzzerreißenden Schmerz des Erdenlebens beide auf ewig vereinte, indem ſie für das ganze Erdenleben ſie trennte.

„Und ſo iſt es noch jetzt;“ ſetzte Gabriele nach einem kurzen deutungsvollen Schweigen hinzu. „Sieben Jahre ſind ſeit jener Stunde vorübergezogen. Wir ſind für dieſes Leben ſo ganz von einander geſchieden, daß in all dieſer langen Zeit kein Gruß, kein Blättchen, von uns mit unſerm Namen bezeichnet, über die Kluft hinſchwebte, die das Geſchick und unſer eignes Gefühl des Rechten zwiſchen uns zog. Wir ſind mit unſerm Looſe zufrieden. Der irdiſche Schmerz iſt niedergekämpft und nur die reine Freude, einander gefunden zu haben, iſt uns geblieben. Bei jeder Erdennoth, jedem Zweifel, der im Gewühle des Lebens ſich an mich drängt, hebt und hält mich das Bewußtſeyn, daß er lebt, daß er kein Gebilde meiner Phantaſie iſt. Und auch ich — ich bin deſſen überzeugt, — auch ich erſcheine ihm zum Troſt, wenn er es bedarf. Weiter haben wir für dieſes Leben keine Wünſche mehr, ſogar der, einander hier noch ein Mal wieder zu ſehen, verſtummte allmählich. Doch will ich meinem jungen Freunde nicht bergen, daß die Ruhe, welche jetzt mich beſeligt, nur im ſchweren Kampfe errungen ward. Hippolit! auch Sie ſind zu dieſem Kampfe berufen und werden ſiegen.“

„Nimmermehr!“ rief Hippolit in leidenſchaftlichem Schmerz. „Wie könnte ich je dahin gelangen, wo Gabriele in der Glorie einer Heiligen ſtrahlt! Seliger Engel! warum bliebſt du nicht in deinen Himmeln? Warum mußteſt du in dieſer entzückenden Geſtalt herabſchweben, uns zu verderben?“

„Hippolit! ich wiederhole es, Sie betrüben mich mit dieſem wilden leidenſchaftlichen Weſen; Sie ängſtigen mich, und es iſt wohl beſſer, ich ende dieſes Geſpräch, um ſchriftlich einen vielleicht günſtigeren Moment zu treffen,“ ſprach Gabriele ſehr ernſt, als wollte ſie aufſtehen und das Zimmer verlaſſen, doch Hippolit's Verzeihung erflehender Blick und ſein ſichtbares Beſtreben, ſich zu mäßigen, bewogen ſie, noch zu bleiben.

„Verzeihen Sie mir die Behauptung,“ ſprach endlich Hippolit, „Gabriele, ſchönes engelreines Weſen! was Sie Liebe nennen, iſt es nicht. So lieben nicht ſterbliche Menſchen; wie Sie jenen namenloſen Glücklichen lieben, ſo lieben ſelige Geiſter.“ —

„So lieben Frauen,“ unterbrach ihn Gabriele, und ihre Augen leuchteten in verdoppeltem Glanze. „Wie gern ſtimme ich in kindlicher Demuth dieſem Ausſpruche bei,“ rief Hippolit und wagte erröthend kaum, die Augen aufzuſchlagen, „aber ich darf gegen Sie nicht falſch ſeyn,“ fuhr er fort. „Ich muß es bekennen, ein feindliches Geſchick hat mich ſchon frühe mit der Kehrſeite des Lebens bekannt gemacht. Aus Erfahrung, deren ich jetzt nur in tiefer Beſchämung gedenke, weiß ich, wie einſam Gabriele auf der Höhe ſteht, die über ihr Geſchlecht ſie erhebt, wie ohne alle Ahnung deſſen“ —

Ein zürnender Ausruf Gabrielen’s unterbrach ihn. „Fürchten Sie nichts!“ fuhr er bittend fort; „kein kühn ausgeſprochenes Wort ſoll Sie beleidigen; möge der Himmel mich noch elender machen als ich es bin, wenn je die hohe Ehrfurcht mich verläßt, die in Ihrer Nähe mich immer ergreift. Doch wenn Sie je — wenn jemals — ach! wie fange ich es an, um Ihnen gegenüber das, was ich denke, was ich fühle, in Worte zu faſſen? Wie ſoll ich Sie erbitten, es nicht Läſterung zu nennen, wenn ich bekenne, daß ich jetzt, von Ihrem holden Vertrauen beruhigt, ihn nicht mehr beneide, deſſen nie zuvor geahnetes Daſeyn ſchon geſtern die Bosheit Ihrer Feindin und die unbedachte Vertraulichkeit Ihres Freundes mir verriethen. In nie gefühlten Qualen der Eiferſucht jagte es mich in Wahnſinn und Tod!“

„Sie ſollen ihn auch nicht beneiden, Sie ſollen neidlos ihm nacheifern, Sie ſind es werth, neben ihm zu ſtehen,“ ſprach Gabriele mit begütigendem Tone, doch Hippolit fuhr fort, wie nachdenkend vor ſich hin, weiter zu ſprechen.

„Dies ruhige Gefühl wäre Liebe? Nein, ich wiederhole es, Gabriele hat nie die Liebe gekannt. O — kennten Sie dieſes verzehrende Feuer, dies Wünſchen ohne Namen und Ziel, dieſe Unmöglichkeit, anders wo zu athmen, als in der Nähe des Geliebten! — O Gabriele, was ſoll aus mir werden? Was ſoll mich ſchützen vor Wahnſinn und Verzweiflung?“ rief er, von ſeinem Schmerz aufs neue überwältigt; „was kann mich retten?“

„Was auch mich und meinen Freund vor Untergang und Unwürdigkeit ſchützte,“ erwiederte Gabriele feſt und mild. Sie faßte die Hand, mit welcher er in wildem Unmuthe ſein Geſicht verhüllte. „Blicken Sie mich an,“ ſprach ſie; „glauben Sie, daß dieſe Augen nie weinten?

Daß nicht auch meine Bruſt in ſchlafloſen Nächten nach Troſt, nach Hoffnung, nach Beruhigung ſchmerzlich rang? daß nicht auch er? — o Hippolit, ich fordere ja nichts Unmögliches, nur was ich und er auch thaten und trugen."

„Entfernung iſt Tod!" rief Hippolit, alle Mäßigung vergeſſend, im wilden Schmerze.

„Und Sie glauben mich zu lieben? Kennt Liebe denn Trennung? Iſt ſie nicht ewige Nähe? Giebt es für ſie Raum oder Zeit?" erwiederte ihm Gabriele.

Lange kämpfte ſie mit ihm, erſchöpfte Gründe und Bitten, um ihn zu einem Schritt zu bewegen, den ſie im Fall ſeines unüberwindlichen Widerſtandes entſchloſſen war, ſelbſt zu thun. Mit der Ueberzeugung von Hippolit's wirklich leidenſchaftlicher Liebe war ihr auch die Nothwendigkeit klar geworden, ihn aus ihrer Nähe zu entfernen. Sie fühlte unendliches Mitleid mit ihm in ihrem Herzen, es betrübte ſie unſäglich, ihn wieder ganz allein ſeiner leidenſchaftlichen Natur überlaſſen zu müſſen, ihn rath- und hülflos in die ihm ſo gefährliche Welt hinauszuſtoßen. Auch dachte ſie nicht ohne ein ſehr ſchmerzliches Gefühl für ſich ſelbſt an die Trennung von ihm; ſie war ſeiner Gegenwart ſo gewohnt worden, daß ſie kaum wußte, wie ſie es anfangen ſolle, um ſich von ihm loszureißen. Der ſchönſte Schmuck ihres jetzigen Lebens ging ihr mit ihm verloren, das konnte ſie ſich nicht verhehlen, und geſtand es auch ihm offen und wahr.

Ihr Mitgefühl milderte die Wildheit ſeines Schmerzes und machte ihn fähig, Bitten und Gründen ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Mit der größten Zartheit lenkte Gabriele auch ſeine Blicke auf ihre eigne häusliche Lage, die er nur zu genau kannte, auf die Gefahr, in welche er in unbedachten Augenblicken ſie ſtürzen könnte, dieſes Schattenbild von häuslicher Ruhe zu verlieren, das ſie bisher mühſam erkämpft, mit unzähligen Opfern ſich erhalten hatte. Selbſt auf das Urtheil der Welt, das man ehren muß, ohne es achten zu können, machte ſie in leiſen Andeutungen ihn aufmerkſam. Hippolit war es gewohnt, ſie beinahe ohne Worte zu verſtehen. Er konnte ſich die Wahrheit deſſen nicht verhehlen, was ſie ihn mehr errathen ließ, als daß ſie es ausgeſprochen hätte, und der Gedanke, ihrer

Ruhe dies große Opfer zu bringen, ermuthigte ihn. Ihre bittenden Blicke beſiegten ihn mehr als ihre Gründe; der gebietenden Herrin hätte er vielleicht noch lange Widerſtand geleiſtet, der mit ihm fühlenden Freundin mußte er nachgeben. Und ſo gelangte er denn endlich zu dem Entſchluſſe, zuerſt in Ungarn Freunde und Verwandte zu beſuchen, ſeine Güter zu bereiſen und dann nach Italien zu gehen. In Jahresfriſt ſollte er ſelbſt entſcheiden, ob er dann ſiegreich genug aus dem ſchweren Kampfe mit ſeinem Herzen hervorgegangen ſey, um zu verdienen, wieder in Gabrielen's Nähe zu leben.

„Was ich mir und meinem fernen Freunde verſagen mußte, darf ich Ihnen erlauben,“ ſprach ſie zu ihm. „Ich bitte Sie ſogar, mir wöchentlich zu ſchreiben. Ich will an allem theilnehmen, was Ihnen begegnet, und auch Sie ſollen von mir zuweilen Kunde erhalten, obgleich ich nicht verſprechen kann, jeden Ihrer Briefe regelmäßig zu beantworten. Der Reiſende hat immer leichter ſchreiben als der, welcher zu Hauſe bleibt, doch will ich gern freundlich und rathend Ihnen auch aus der Ferne die Hand reichen. Uebrigens vertraue ich Ihrem eignen Gefühle, ich bin gewiß, Sie werden nur ſchreiben was ich leſen darf; Sie werden nie mich zwingen, einen Ihrer Briefe ganz unbeantwortet zu laſſen, oder wohl gar alle zuletzt uneröffnet zurückſenden zu müſſen. Hippolit wird ſo das Gemüth der Frau nicht verwunden, die ihn ſo gern und freudig ihren Edelknaben nannte,“ ſetzte Gabriele, lächelnd unter Thränen, hinzu, indem ſie ihm freundlich die Hand reichte, um ſo den vielleicht zu ſtreng erſcheinenden Ernſt zu mildern, mit welchem ſie dieſen Ausſpruch that.

Hippolit's endlicher Abſchied von der hochgeliebten Frau duldet keine Beſchreibung. Schon in der nächſten Stunde ſaß er auf ſeinem prächtigen, ſtolzen Araber, denn er wollte, nach ſeinen eignen und Gabrielen's Wünſchen, die noch am nämlichen Abend von der Rothenburg zurückkehrende Geſellſchaft vermeiden. Als er über den Schloßhof ſprengte, ſah er noch einmal zu Gabrielen's Fenſter auf; ſie ſtand da und winkte ihm das letzte Lebewohl zu. Sein Herz zuckte, als wolle es brechen, da er ſie erblickte. Er vermochte es nicht, ihren Gruß zu erwiedern, ſondern ſpornte ſein edles Roß ſo, daß es hoch auf ſich bäumte und dann, wie vom Sturmwind getrieben, mit ihm zum Schloßthor hinaus den ſteilen Felsweg hinunterflog. Die ihm am Thore nachſehenden Bedienten ſchrieen alle vor Schrecken darüber laut auf; Gabriele lauſchte bebend am Fenſter, bis die Ruhe, mit welcher ſie Alle ſich dem Schloſſe zuwenden ſah, ſie überzeugte, daß jede Gefahr vorüber ſey und kein Unfall ihren jungen Freund betroffen habe.

Dann wandte ſie ſich langſam vom Fenſter ab, in ſtille Trauer und in wehmüthiges Andenken verſunken.

Sowohl Gabriele als Hippolit waren gleich bei der Ankunft auf der Rothenburg von der Geſellſchaft vermißt worden, und obgleich Herr von Aarheim ſeine Gemahlin, durch die ihr plötzlich zugeſtoßene Unpäßlichkeit ſehr umſtändlich zu entſchuldigen ſuchte, ſo fehlte es dennoch nicht an mannichfaltigen Muthmaßungen über den ſonderbaren Zufall, der zugleich auch Hippolit's Abweſenheit veranlaßt habe. Eugenia, mehr vielleicht aus Gewohnheit als aus böſer Abſicht, trug redlich dazu bei, die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft ſo lange als möglich mit dieſem Problem zu beſchäftigen; Moritz ſelbſt ward zuletzt dadurch angeregt, doch da Niemand in ſeinem Beiſeyn ganz verſtändlich ſich auszudrücken wagte, ſo begriff er nicht recht, was man eigentlich meinen mochte, und die ganze Geſchichte machte keinen großen Eindruck auf ihn. Anders wurde es als er, wenig Stunden nach Hippolit's Abreiſe, wieder zu Hauſe angelangt war. Hier vernahm er, daß ſein junger Freund, durch dringende Urſachen beſtimmt, plötzlich nach Ungarn gereiſt ſey, ohne ſich vorher bei ihm zu beurlauben. Das halbverſtandene Geflüſter und Geziſche auf der Rothenburg kam ihm wieder in den Sinn, und brachte ihn jetzt auf den albernen Gedanken, ſeine Gemahlin könne aus wunderlicher Eiferſucht den Augenblick benutzt haben, um den einzigen Menſchen, deſſen Geſellſchaft ihn ergötzte, von ihm zu entfernen. So lächerlich dieſe Vermuthung auch war, ſo ermangelte er doch nicht, Gabrielen deshalb anzuklagen, und ihr dadurch manche böſe Stunde zu machen.

Der Verluſt Hippolit's und die Verpflichtung, die Fräulein Schöneck wieder in die Arme ihrer Mutter zu geleiten, mußten ihm jetzt zum Vorwande dienen, die Rückreiſe nach der Reſidenz zu beſchleunigen.

Ida und Bella gingen mit eben der fröhlichen Erwartung dem Geräuſch der Stadt entgegen, mit der ſie auf die romantiſche Einſamkeit der alten Burg ſich gefreuet hatten. Mit naſſem Auge und manchem unterdrückten Seufzer trennte ſich Gabriele von dem geliebten Aufenthalte; Moritz hingegen vermaß ſich hoch und theuer in ſeinem Herzen, die Schwelle des alten verwünſchten Schloſſes nie wieder zu betreten; er fand jedoch für gut, dieſen Vorſatz nicht laut werden zu laſſen.

Mit einem ſehr unbehaglichen Gefühle, zu welchem die jetzige Geſtaltung ihres häuslichen Verhältniſſes nicht wenig beitragen mochte, betrat Gabriele in der Reſidenz abermals die gewohnte Bahn im geſelligen Leben der großen Welt. Nie war ihr dieſe freudenarmer und unintereſſanter erſchienen, und dennoch durfte ſie ihr, um ihres Gemahls willen, nicht entſagen.

Letzterer ward mit jedem Tage mürriſcher und unleidlicher. Gegen die Freude an Gabrielen's glänzender Erſcheinung in der Welt hatte die Zeit ihn abgeſtumpft; er bildete ſich nicht mehr ein, die Bewunderung, welche ſie überall erregte, mit ihr zu theilen, und ſein ewiges Ausposaunen ihrer Vortrefflichkeit quälte ſie nicht, wie wohl ehemals. Dafür machte ihn aber die fürchterlichſte Langeweile zum unerträglichſten Geſellſchafter, bis er durch irgend eine ſchnell aufgefaßte Lieblingsidee wieder angeregt und in Thätigkeit geſetzt ward. Doch als er dieſe endlich am Spieltiſch gefunden hatte, gewährte ſie ihm nur neue Anreizung zum ärgerlichſten Mißmuthe. Sein Verluſt an demſelben konnte bei ſeinem großen Vermögen zwar nicht in Anſchlag gebracht werden, aber leider bildete er ſich ein, das Geheimniß erfunden zu haben, den Gang des Spiels im Voraus aus mancherlei Nebenumſtänden berechnen zu können, und das öftere Mißlingen ſeiner mühſamen Kalkulationen verſetzte ihn beinahe an jedem Abende in den allerwiderwärtigſten Humor.

Der Briefwechſel mit ihren entfernten Freunden gewährte Gabrielen wenig Erheiterung ihres jetzigen trüben Lebens. Erneſto ließ aus Italien ſelten von ſich hören, und Frau von Willnangen mit ihrer Auguſte waren ſelbſt des Troſtes bedürftig. Denn der General fand für gut, Adelberten noch immer entfernt zu halten, und beide Frauen führten auf dem Lande, in Sehnſucht und banger Erwartung, ein ſehr einförmiges Leben. Gabriele hatte ihrer Freundin die Ereigniſſe nicht mitgetheilt, welche Hippolit's Entfernung aus ihrer Nähe herbeiführten, denn ſie achtete ſich nicht berechtigt, das Geheimniß ihres Freundes ohne Noth zu verrathen. Indeſſen hatte ſich doch eine Art Zwang in den Briefwechſel der Freundinnen durch dieſes Verſchweigen eingeſchlichen, den beide fühlten, ohne ſich ihn zu geſtehen. Stille Trauer über den Jüngling, den ſie gezwungen hinaus in die Verbannung geſtoßen, waltete noch immer in Gabrielen's Gemüth; überall vermißte ſie ihn, und ſeine Briefe, eigentlich das Tagebuch ſeines Lebens, waren faſt die einzige Unterbrechung ihres, bis zum Ueberdruß einförmigen, Umhertreibens mitten im Geräuſche.

„Ich muß fort,“ ſchrieb Hippolit Gabrielen, wenige Wochen nach ſeiner Ankunft im Vaterlande, „ich muß fort, ich halte es ſo nicht länger aus. Ruhe zu hoffen wäre lächerlich; ſo will ich denn Betäubung ſuchen. Betäubung anderer Art als mir die glänzenden Feſte, die großen Jagdparthien geben, welche meine Verwandten mir zu Ehren hier anſtellen. Wenn ſich Abends, von unzähligen Fackeln beleuchtet, unſere oft aus zwanzig und mehr Wagen beſtehenden Karavanen von dem Schloſſe eines Verwandten, wo wir einige Tage oder Wochen lang hauſten, zu dem Gute eines Andern begeben, wo wir uns wieder im nämlichen Kreiſe von Luſtbarkeiten umherzutreiben gedenken, dann kommt mir unſer Zug, dem die Landleute bewundernd nachſtaunen, oft wie ein prächtiges Leichenbegängniß vor. Ich hörte einmal ein altes einfaches Lied ſingen, ſein Anfang war:

„Mein Herz, das iſt begraben,
Tief und gar weit von hier“

Mein Gedächtniß hat von dem Liede nichts aufbewahrt als dieſe wenigen Worte, aber ich kann ſie nicht wieder los werden. Oft möchte ich meine Verwunderung laut darüber ausdrücken, daß man ſo viel Umſtände mit mir macht, um mich zu ergötzen, aber die guten Leute wiſſen nicht, daß es eben ſowohl Scheinlebende als Scheintodte gibt. Sie ahnen nicht, daß ich mit kalter, hohler Bruſt unter ihnen herumwandle, weil ich ohngefähr eben ſo ausſehe wie alle andere Menſchen, aber — „Mein Herz, das iſt begraben, tief und gar weit von hier!

„Eine freudige Regung, einen Strahl jugendlichen Lebens, hat mir denn doch das Wiederſehen, oder ich ſollte lieber ſagen, das Wiederfinden, eines ehemaligen Jugendgefährten hier gewährt. Auf einer jener glänzenden Familienreiſen führte unſer Weg dicht neben dem Schloſſe meines Oheims vorbei, dem ich als ein Unmündiger vom ſterbenden Vater anvertraut ward, und der mich zum Lohne dieſes Vertrauens für einen der Familie aufgedrungenen Baſtard erklären laſſen wollte, um mein reiches Erbtheil ſeinem eignen Sohne zuzuwenden. Seit einem halben Jahre iſt der Oheim todt, aber ich mochte ſelbſt den Ort nicht wiederſehen, wo er mit heuchleriſcher Freundlichkeit mich umfing, und mich Sohn nannte, während er im Herzen den Plan, mich zu verderben, umhertrug.

„Sein Sohn, mein ehemaliger Spielgefährte, bewohnt jetzt das Gut, ich ſchlug indeſſen das Frühſtück aus, das uns bei ihm erwartete, und beſtand darauf, weiter zu fahren. Ich mochte die Brut des heuchleriſchen Alten nicht ſehen, die durch meinen Raub hatte bereichert werden ſollen, und äußerte dieſes ganz unverholen. Heute früh ſtand Vetter Max vor mir in meinem eignen Zimmer, ehe ich mich deſſen verſah, und bot mir die Hand zur Verſöhnung. Ein einziger Blick in ſein ehrliches, treuherziges Geſicht entwaffnete mich, und nun höre und ſehe ich zu meiner unſäglichen Beſchämung, was Max alles für mich gethan hat. Selbſt mit Vernachläſſigung ſeiner eigenen Geſchäfte, hat er Tag und Nacht nur dahin getrachtet, die Ordnung auf meinen Gütern wieder herzuſtellen; und daß ich, unerachtet der ſinnloſen Verſchwendung meiner frühern Jugend, dennoch jetzt weit reicher bin als ich es je zu ſeyn glaubte, verdanke ich einzig ihm.

„Schweigt davon nur ganz ſtille,“ antwortete mir der gute Max, als ich meinem Danke

Worte geben wollte, „ich that wohl etwas um Euch, mehr aber noch um des Vaters willen. Ich meine, wenn ich jetzt gut zu machen verſuche, was er ſchlecht machen wollte, ſo ſoll das ſeiner armen Seele vielleicht beſſer frommen als etliche Dutzend Seelenmeſſen, die wir indeſſen auch nicht verſäumen. Euch aber, Vetter! wenn ich Euch wirklich einen Gefallen that, bitte ich übrigens, da ihr doch meines Vaters nicht im Guten gedenken könnt, ſo thut mir die Liebe, und denkt gar nicht an ihn. Er war doch mein Vater und hatte mich lieb, zu lieb; und das mag leicht ſein größter Fehler geweſen ſeyn.

„Morgen ſoll ich ganz allein mit Max herüber reiten, ſeine Frau und ſein Kind zu ſehen, er iſt einige Jahre älter als ich und ſchon Hausvater.“

Am Abend des folgenden Tages.

„Maxens Kind heißt Gabriele. Gabriele, rief ich, Gabriele! und riß das kleine zweijährige Mädchen vom Arme der Mutter, ſo wie ſie es mir genannt hatte. Ich konnte es nicht laſſen, ich bedeckte es mit tauſend glühenden Küſſen, es ſtreckte die Aermchen nach mir aus, es lächelte mich an, es wollte mich liebkoſen und ich — Nein, ich darf in dieſem Momente nicht weiter ſchreiben — Gabriele! Gabriele! welch ein Zauber liegt in dieſem Namen! Er ruft den Himmel und die Hölle in meinem Buſen wach.“

Einige Wochen ſpäter geſchrieben.

„Max ruhte nicht, ich mußte ihm hieher folgen, zum uralten hochgethürmten Sitze meiner Ahnen, am Fuße der Karpathen. Er meinte: wo ich eigentlich zu Hauſe ſey und hingehöre, müſſe doch endlich jener Trübſinn weichen, der in meiner Nähe ſogar ihn, den immer Lebensfrohen, wie ein böſer Geiſt ergreift und ihn oft ſo ſeltſam beängſtigt, daß er das Vorgefühl einer nahen ſchweren Krankheit zu empfinden glaubt. Und dennoch will der gute treue Freund nicht von mir laſſen; mag er denn immerhin meinen einſtweiligen Aufenthalt wählen; ich bin froh, dieſer Mühe überhoben zu ſeyn, ich gebe mich ſeiner Leitung hin, um ſo lieber, da ich, mit ihm allein, endlich einmal freier athmen kann.

„Ehegeſtern langten wir ziemlich ſpät gegen Abend hier an. Aus Hütten und Bauerhöfen ſtrömte Jung und Alt uns ſchon auf dem Wege entgegen, mit Kränzen, mit grünen Zweigen und endloſen gutgemeinten lateiniſchen Reden. Hörner und Trompeten lärmten dazwiſchen, und der Wiederhall aus den nahen Bergen ſandte uns das luſtige Losknallen der Feuergewehre, zum fernen Donner umgewandelt, zurück.

„Max ſuchte mit ſeelenvergnügter Erwartung Freude über ſeine wohlgetroffenen Anſtalten in meinen Augen zu leſen, während die troſtloſeſte Erinnerung an unſern Einzug in Schloß Aarheim mir das Herz zerriß.

„An unſern Einzug! Gabriele, an unſern! Wie war es möglich, daß dieſer Ausdruck jetzt mir entſchlüpfen konnte? Unſer! Die Seligkeit des Himmels umfaßte ſonſt für mich dieſes kleine Wort, ich ſuchte tauſendfältige Gelegenheit, es auszuſprechen. Jetzt iſts damit vorbei! ich darf ja mit Gabrielen nichts mehr gemein haben als das Tageslicht. Doch ſtill davon.

„Ich ſtand denn ehegeſtern eine ziemliche Weile unter den hohen Bäumen vor dem Schloſſe und war himmelweit von allen jenen Regungen entfernt, die Max in mir zu wecken gehofft hatte.

Noch nie hatte ich ſo verwaiſt mich gefühlt als eben hier, in dem von meinen Vätern mir vererbten Eigenthume; noch nie war es mir ſo ſchwer auf's Herz gefallen, wie ich doch nirgend und zu Niemanden mehr hingehöre, ſeit der Stern meines Lebens mir nicht mehr leuchtet.

„Alle dieſe Menſchen blicken hoffend zu mir auf, Alle dünken ſich zu mir zu gehören, ſie ſind bereit, ihr Wünſchen und Klagen und Bitten mir zu vertrauen, und ich will gern geben was ich kann; doch das, was ſie eigentlich und mit Recht von mir fordern, vermag ich doch nicht, ihnen zu gewähren. Ich ſtehe, in Sitte, Kleidung und Sprache ein Fremder, in meinem Vaterlande mitten unter meinem Volke.

„Warum ließ mein Vater den mutterloſen Knaben nicht hier aufwachſen, in dieſen alten Mauern, unter dieſen Menſchen, die ſo große Anſprüche an ihn haben? Ich wäre dann einfachen Sinnes und doch treu und brav, wie mein Vetter Max; ich nähme, wie er, das Leben arglos hin, ohne große Anſprüche, wie es gerade käme. Es ſtände dann gewiß viel beſſer um meine Ruhe, und doch ergreift mich ein Schauder, wenn ich es mir recht ausmale, wie es mit mir ſeyn könnte, wenn Gabriele mir nicht erſchienen wäre, wenn Kunſt, Wiſſen und jeder verfeinerte Schmuck des Lebens für mich gar nicht exiſtirten, wenn ich, verſunken in farbloſe Apathie, ſo hinlebte von einem Tage zum andern, und die Jahre über mir hinrollten, ohne daß ich es anders als an meinen ergrauenden Haaren gewahr würde. Nein! nein! ich will fühlen, daß ich bin, ſey es auch nur durch den Schmerz! Doch zurück zu meiner Erzählung unſrer Ankunft. Sie wollen ja, ich ſoll erzählen.

„Immer peinlicher ward das beängſtende Gefühl, das unter meinen jubelnden Unterthanen mich ergriffen hatte. Immer unmöglicher ward es mir, ihrer Freude, die mit jedem Augenblicke lauter ſich ausſprach, wenigſtens auf halbem Wege zu begegnen. Ich weiß was ich geſollt hätte; ich fühlte recht gut, welche Erwiederung die rührende Anhänglichkeit dieſer Menſchen, wenn auch nur an meinen, durch die Zeit ihnen heilig gewordenen Namen, von mir fordern durfte, und doch fürchte ich, theure Gabriele, ich fürchte, ich habe mich nicht benommen, wie ich ſollte. Ich konnte es nicht; weder mich zu freuen, noch Freude zu heucheln vermag ich, und ſo kam es denn wohl nicht ohne mein Zuthun, daß das muntere Getöſe um mich her allmählich verſtummte. Alles begann nach und nach ſich mit ſcheuem Blick, mit unſicherm Verneigen aus meiner Nähe zurück zu ziehen und endlich ſich zu zerſtreuen, ehe noch völlige Dämmerung eintrat.

„Max hat recht ernſtlich mein Benehmen getadelt; ich ſtand beſchämt vor ihm und wußte zuletzt nur körperliches Uebelbefinden zu meiner Entſchuldigung anzuführen. Er meint es ſo gut, und obgleich er mich oft eigenſinnig ſchilt, iſt doch ſein Herz voll Mitleid mit mir; aber wie könnte er je Wunden ſchonend behandeln, deren Möglichkeit er nie begreifen wird. Ich bat ihn alſo nur, bei einem Feſte, das ich allen meinen Unterthanen zu geben Willens bin, mich als Wirth zu vertreten. Dies ſtellte die treue Seele völlig zufrieden, nur mußte ich ihm noch verſprechen, dabei zu erſcheinen, ſey es auch nur auf wenige Minuten.

„Morgen alſo. Von Morgen an wird laute Freude drei Tage lang unten durch die weiten

Hallen meiner Burg toſend dröhnen. Für mich hoffe ich indeſſen ein ſtilles Plätzchen zu finden, wohin kein Ton von dorther dringen kann, wo ich allein ſeyn mag mit meinen lieben Gedanken an ehemals, an Gabrielen.“

„Sie tanzen, ſie ſingen, ſie lachen; wie das ferne Brauſen des Meeres, tönt es ſelbſt zu dem kleinen runden Eckthurm herüber, in welchen ich mich vor alle dem Lärmen geflüchtet habe. Iſt das Freude? Die ungebändigſte Luſtigkeit eines Bauerngelages, ſo wie die ausgeſuchteſten Feſte der vornehmen Welt, was ſind ſie im Grunde anders als Schlachtmuſik, die der arme Menſch ſich macht, um nur nicht zu ſehen und zu hören, wie der vernichtende Arm der Zeit die Sichel führt?“

„Schon beim erſten Eintritt in dieſes Schloß kam alles ſo bekannt mir vor. Das altmodiſch geſtickte goldene Laubwerk auf den ſchweren rothſammtnen Gardinen meines Bettes, die vergoldeten Löwenköpfe, welche meinen Schreibtiſch tragen, die hohen geſchnitzten Stühle, die koloſſalen unbeweglichen Tiſche. Mir war, als hätte ich vor langer Zeit das alles ſchon geſehen, und doch hatte ich dieſes Schloß kaum jemals nennen gehört; mein Vater beſuchte es nie, ſo lange ich denken konnte, obgleich es unſer Stammhaus iſt. Von Unruhe getrieben, durchzog ich heute die lange Reihe unbewohnter Zimmer, die noch in ihrer alterthümlichen verbleichenden Pracht genau ſo ſchon vor hundert Jahren daſtehen. Ein groſſer Saal am Ende derſelben hielt mich endlich feſt. Von ſeinen Wänden ſchienen die Bilder meiner Vorfahren aus ihren breiten kunſtreich geſchnitzten Rahmen auf mich, den letzten trüben Sohn ihres Stammes, mitleidig herabzublicken, und ich betrachtete ſie der Reihe nach. Zuletzt ſtand ich beim Bilde meines Vaters ſtill, ſein trauriges Alter und die Tage meiner, nicht freudiger bei ihm verlebten Kindheit traten mir vor die Seele. Ich verſank in immer tieferes Sinnen, ſo, daß ich über die Stimme des alten Kaſtellans wirklich zuſammenfuhr, der, von mir unbemerkt, hereingetreten war.

„Er iſt ein alter, faſt kindiſcher Greis, der hier, wo er ſein ganzes Leben hinbrachte, in ſpielender Geſchäftigkeit den Tod erwartet. Mit der Redſeligkeit des Alters begann er, mir die Geſchichte aller Feſte und großen Jagden, welche er zu meines Großvaters Zeiten hier erlebt hatte, herzuerzählen, bis ich, um ihn zu unterbrechen, nach einem Bilde fragte, von deſſen Exiſtenz der leere Raum neben dem meines Vaters zeugte, und das augenſcheinlich aus der Reihe weggenommen war. Der Alte wiegte bedächtig das ſchneeweiße Haupt, „ich hab's gerettet," flüſterte er mir endlich zu und öffnete dann eine verborgene Tapetenthüre in einer Ecke des Saals. Beklemmend ſchlug mir die ſchwüle eingeſchloſſene Luft des wohl ſeit vielen Jahren nicht geöffneten dunkeln Zimmers entgegen, doch trat ich hinein, eigentlich ohne Neugier und ohne zu wiſſen warum. Der Alte öffnete die Fenſterladen und ich ſah mich in dem Kabinette einer Dame aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Auf dem mit Spitzen auf verblichener roſenfarbener Seide umkleideten Nachttiſche ſchimmerten noch die ſilbernen mit getriebener Arbeit gezierten Putzkäſtchen; ein dicht zugezogener Schleier von altmodiſchen Spitzen verhüllte den kleinen ebenfalls in ſilberne Schnörkel eingefaßten Spiegel und ſeitwärts ſtand eine reich mit Perlmutter und Elfenbein geſchmückte Wiege, auf deren ſeidener Decke wohl längſt zerfallene Hände mit mühſamer Kunſt eine Grafenkrone geſtickt hatten.

„In ganz eigner Bewegung betrachtete ich die kleine Schlafſtätte und die prunkenden Anſtalten, welche Mutterliebe und Eitelkeit zum Empfange des hülfloſen kleinen Erdenbürgers hier getroffen hatten, den das Schickſal ſpäterhin wohl ſchwerlich wieder ſo weich gebettet haben wird, ehe er zu jener Ruheſtätte gelangte, die der ſpaniſche Dichter die zweite umgekehrte Wiege nennt, und die uns noch tiefern ruhigern Schlaf verheißt. Der Alte machte mich jetzt auf das über der Wiege hängende Bild einer jugendlich ſchönen Frau aufmerkſam. Sie lächelte mit ſo bekannten Zügen mich an, daß ich den Blick nicht wieder zu wenden vermochte. Plötzlich fiel es wie ein Schleier mir von den Augen, ich ſtand vor dem Bilde meiner Mutter, ich erkannte dies Kabinett, in welchem ich, ein glückliches Kind, bis in mein fünftes Jahr neben ihrem dicht daranſtoßenden

Zimmer gewohnt habe. Ich bin in dieſem Schloſſe geboren, theure Gabriele, ich wußte es nur nicht, aber der Greis ſagte es mir jetzt. Es war meine Wiege, an der ich ſtand, in der auch mein Vater, vielleicht mein Großvater einſt ruhten; denn ſeit einem Jahrhundert wenigſtens iſt hier nichts verändert worden. Die Morgenſonne meines Lebens ging mir plötzlich wieder auf und leuchtete um mich her, ſo klar, daß ich alles, was mich umgab, in ihrem roſigen Abglanz wieder erkannte. Ich blickte auf zum Bilde meiner Mutter, in ihren Augen ſchienen mir jetzt Thränen zu glänzen, wie in jener Nacht, da ich, halb erweckt von ihren heißen Küſſen, ſie weinen ſah und mit ihr weinend, wieder einſchlief. Am Morgen nach dieſer Nacht, erwachte ich das erſte Mal zum Schmerz der Trennung, der bängſten Sehnſucht nach einem geliebten entſchwundenen Weſen.

„Die Fenſter des Kabinetts gehen in einen kleinen Nebenhof; ich erkannte jetzt auch in ihm die Stelle, wo vor beinahe zwanzig Jahren der Wagen hielt, in welchen ich von ganz fremden Leuten getragen ward und dann ſtill weinend und, bänglich neben dem ernſten ſchweigenden Vater ſitzend, von allen Freuden meiner Kindheit Abſchied nahm. Ich habe ſeit jener Nacht meine Mutter nicht wieder geſehen, nie hat man wieder mit mir von ihr geſprochen, und die unglückliche Urſache unſrer Trennung iſt mir nie recht deutlich geworden. Ich weinte lange der Mutter nach, endlich vergaß ich ſie doch nach Kinderart. Die Liebe blieb aber dennoch in meinem Herzen, und hielt ihr Bild darin feſt; darum erkannte ich es in dem Gemälde gleich wieder, ſo wie dieſes mir vor die Augen trat. Es iſt das Einzige was von ihr übrig iſt. Dank ſey es dem alten treuen Kaſtellan, der es heimlich gerettet. Alle andere ſie darſtellenden Gemälde, die ſich im Schloſſe befanden, wurden nach der Entdeckung ihrer Flucht von uns auf Befehl meines erzürnten Vaters verbrannt. Der Unglückliche! Das Eine Bild in ſeinem Herzen vermochte er doch nicht zu vertilgen, das wie ein unheilbringender Dämon ihn überall hin verfolgte, alle ſeine Tage trübte, ihn in Lebenshaß und Bitterkeit erſtarren ließ. War es Schuld meiner Mutter oder ihr Unſtern, der hier verwaltete? Fern von mir ſey es, hierüber forſchen zu wollen. Sie hat mich einſt geliebt, ſie hat um mich geweint, dies genügt meinem Herzen. Ich beziehe noch heut mein ehemaliges Kabinett, vielleicht ſenkt in der Wohnung meiner harmloſen Kindheit ſich mir ein Strahl ehemaligen Friedens wieder in das wunde Herz.“

„Es iſt vergebens. Auch hier, wo ich zuerſt athmete, wohnt für mich keine Ruhe! Gabriele, hörten Sie je das Mährchen von jenem Unglückſeligen erzählen, der ſeit langen Jahrhunderten raſtlos umher wandert, ohne den Tod zu finden; von den Menſchen geflohen, in deren Mitte auch ihm grimmiges Schauern erkältend bis tief in das innerſte Herz dringt und dem müden Fuße keine Ruheſtätte gönnt? Ich dachte lange nicht mehr daran, aber hier in dieſem Zimmer, wo ich als Kind mit ängſtlichem Behagen darauf horchte, und es mir immer wieder und wieder erzählen ließ, hier fällt es mir oft recht grauſenhaft ein. Von jeher dünkte mir das Geſchick dieſes Raſtloſen ganz über allen Ausdruck entſetzlich, und nun wandre auch ich ſo ohne Ruhe und Raſt, und wohin ich mich wende, verſtöre auch ich jedes glückliche Geſchöpf. Lachen und Freude verſtummen im Dorfe, ſo wie ich mich zeige; meine Bedienten ſchleichen leiſe wie Geſpenſter um mich her, wenn ihr Dienſt oder der Zufall ſie in meine Nähe bringt; die alten Leute, welche meinen Großvater, der ſtets hier gewohnt, noch gekannt haben, ſehen meiner bleichen trüben Geſtalt bedenklich nach, und flüſtern einander mitleidige Bemerkungen, oder abentheuerliche Vermuthungen über mich zu, wenn ſie bei meinen einſamen Spaziergängen mir begegnen. Glauben Sie mir es, Gabriele, ich möchte gern Ihrem Willen folgen, ich möchte mich wenigſtens zwingen, auszuſehen, als nähme ich das Leben wie andre Leute thun; doch kann ich dafür, daß alles, was ich ergreifen müßte, um zu ſeyn, wie jene mir ſo ſchaal, ſo abgeſchmackt vorkommt?“

„Jede Noth und jede Freude, jede Tugend und jedes Vergehen der Bewohner meiner Herrſchaft, während der ganzen Zeit, daß dieſe mein iſt, möchte Max mir jetzt ans Herz legen, und quält mich dabei unaufhörlich, zu entſcheiden, ob ich mit dieſer oder jener ſeiner Einrichtungen zufrieden ſey. Dazu wimmelt das Schloß von Nachbarn und Verwandten, die Max zwar allein beſucht hat, weil er mit aller freundlichen Gewalt, die er über mich übt, es doch nicht vermochte mich mit ſich zehn Meilen in die Runde umher zu ſchleppen. Doch da er mein Hierſeyn nicht verſchweigen konnte, ſo hat er mein Nichtkommen durch den üblen Zuſtand meiner Geſundheit zu entſchuldigen geſucht, und nun ſtrömt alles in freundlicher Theilnahme herbei, den Kranken zu beſuchen. Fremde, nie geſehene Geſtalten umſchwärmen mich, deren Namen ich zu meiner großen Beſchämung alle Augenblicke verwechſele, und die doch durch Bande der Verwandtſchaft oder des früheren nahen Umgangs mit meinen Eltern, bedeutende Anſprüche an mein Vertrauen und meine Zeit zu haben glauben. Nein, wenn es denn ſo ſeyn muß, wenn ich denn im Geräuſche leben ſoll, ſo will ich es doch lieber in einer großen lebensreichen Stadt, wo ich mitten im Getümmel mit meinem tiefen Herzeleid einſam und unbeachtet daſtehen kann, und Niemand fragt: was fehlt dir? warum blickſt du ſo trübe? Ich folge den Einladungen meiner Verwandten, ich ziehe mit ihnen in ihren gewohnten Winteraufenthalt. — Und wenn ich nun dort ſeyn werde, was denn?“

Aus Hippolit's Briefen auf der Reiſe durch Deutſchland nach der Schweiz.

„Die Sonne geht auf, die Tage ſind ſo lang. Gottlob! ſage ich Abends, nun wird es Nacht, aber die Nacht frommt mir nicht, denn nur die Glücklichen ſchlafen. Vor der Morgenröthe wecke ich meinen Bedienten, das ganze Haus kommt in Allarm, Pferde müſſen herbeigeſchafft werden, ein Courier vorauf, ich habe Eile, fort! fort! nur immer raſch vorwärts. Aber wohin? Die Wege, das Wetter ſind entſetzlich, aber nur fort, und wohin? Weiß ich es denn? Gabriele! mußte es denn ſeyn? mußten Sie mich denn verbannen?

„Ich will nicht klagen, ich unterwerfe mich Ihrem Willen, und wenn ich nur den Gedanken ſo recht innig, ſo recht lebendig zu faſſen vermag, daß ich durch dieſe Unterwerfung vielleicht

Ihnen einige trübe Minuten erſpare, dann ſegne ich mein Elend.

„Ja, unſre Altväter hatten Recht, welche die Fremde das Elend nannten, das fühle ich. Ich bin in der Fremde; ausgeſtoßen aus meiner ſüßen Heimath, zu der ich nie wiederkehren werde! und wie elend!“

„Nun habe ich es erjagt! Ich habe Ihren Brief noch nicht geleſen, ich kann das Siegel nicht brechen, ich muß Ihnen erſt danken; ich habe ſie, ich halte ſie, die unſchätzbaren Züge, die Gabrielen's Hand für mich niederſchrieb. Dieſes Papier hat ſie berührt, ihr Athem wehte drüber hin, ihr Auge ruhte darauf; nein, ich kann noch nicht leſen, das Gefühl dieſer Seligkeit duldet es nicht.“

„Ich wußte, daß ich hier das einzige Glück meines jetzigen Lebens zu finden hoffen durfte, ſo wie ich die wohl bekannten Thürme von *** erblickte, warf ich mich auf das ſchnellſte meiner Pferde, die ich vorausgeſchickt hatte. So ſprengte ich zum Thore hinein, die Straße hinauf vor das

Poſthaus; ich kenne die Stadt noch von vorigen Zeiten her. Am Ziel ergriff es mich mit tödtlicher Angſt, als wäre kein Brief an mich da. Eiſeskälte in allen Gliedern, vermochte ich es kaum, eine Karte mit meinem Namen aus meinem Taſchenbuch zu nehmen und hinzureichen. Da — da — o Gabriele! ich erkannte gleich das roſenfarbene Couvert. Segen über Sie, tauſendfältigen, daß Sie es wählten! welche Maſſe von Seligkeit ruft dieſes gefärbte Papier mir zurück! Es war Regenwetter geweſen, mehrere Tage lang, Ida und Bella und ich, wir mußten artig ſeyn und uns neben Ihnen ſitzend mit nützlichem Fleiße beſchäftigen. Ich Ungeſchickter, ich konnte nichts Brauchbares hervorbringen als dieſe Briefcouverts, und ward von den Mädchen verhöhnt, von Ihnen in Schutz genommen, und, o Gabriele! Sie haben die armen bunten Papierſchnitzelchen nicht verworfen, Sie haben ſie mit ſich genommen, und nun fliegt eins davon zu mir herüber, von Ihnen geſandt, ein ſtummer Bote des Friedens und des Entzückens.

„Ihr Brief iſt ernſt, er iſt mehr als das, würde ich ſagen, durchwehte ihn nicht bei aller anſcheinender Strenge die himmliſche Güte und Milde, die Sie niemalen verläßt. Ich hätte bei meinen Verwandten noch verweilen, ich hätte überall im Winter nicht reiſen ſollen! ſo war Ihr Wille. Theure Gabriele! hätte ich ihn gekannt, ich hätte ihn erfüllt und wäre ich auch zu Grunde darüber gegangen. So habe ich in meiner Unwiſſenheit von meinem Gefühl mich hinreißen laſſen und wäre untröſtlich, ohne die Ueberzeugung, daß Sie mir ſelbſt würden geheißen haben fortzureiſen, wenn Sie mich und meine Umgebungen in der Nähe geſehen hätten. Nein! mit dieſem wunden Herzen konnte Gabriele ihren armen Edelknaben nicht in den wildeſten Strudel der Faſchingsluſtbarkeiten ſtürzen wollen; nicht in jenes Toſen, wo der Schmerz am einſamſten ſich fühlt, wo alle Wunden bluten, mit glühenden Krallen unnennbares Weh uns packt und hält und nicht losläßt, und fremdes Lachen um uns zum larvenartigen Grinſen wird, das uns in ſtummer Angſt von Ort zu Ort treibt, aus wüſten Träumen uns wach ſchmettert, bis der fürchterliche Contraſt zwiſchen Außen und Innen uns zu wahnſinnigem Thun treibt, in welchem wir Betäubung ſuchen, weil es keine Ruhe mehr auf Erden giebt.“

„Gottlob! der Winter iſt überlebt, die Blumen knospen, die Natur erwacht! Alte liebe Bekannte ſuchen den armen Verbannten auch in der Fremde auf; die Nachtigallen ſingen mir auch hier den einen, einen Namen zu, der alle Harmonie der Welt in ſeinen ſüßen Tönen vereint. Und die Pappeln! ſie wiegen die grünlich goldigen Häupter hoch in der blauen Luft, und flüſtern mit einander, wie jene am Baſſin im kleinen Gärtchen — o Gabriele, Gabriele, wie ſelig und wie elend macht mich Erinnerung! — Verzeihung, ich wage keine Sylbe mehr. Aber zu Fuße will ich ganz allein die Schweiz durchſtreifen, fortwandern, bis ich Abends in todtähnlicher Ermüdung hinſinke, und mir im betäubenden Schlummer vielleicht Vergeſſenheit wird auf wenige Stunden. So will ich das Ziel meiner Verbannung erreichen; Sie wollen es; es ſey! Das Meer und mächtige Ströme und himmelhohe Alpen ſollen zwiſchen uns treten, ich ſoll ſogar der Luft des Landes entſagen, in dem Sie athmen und leben, ſogar den mir ſo lieb gewordenen Tönen Ihrer Sprache. Es ſey! Aber Gabriele, es hilft Ihnen nichts! Nachts leuchten mir und Ihnen dieſelben Sterne, und wenn ich die Augen ſchließe, ſtehen zwei dunkele, blitzende Sonnen vor mir, und ſtrahlen mild und warm mir bis ins innerſte Herz. Sehnſucht ſpottet des Meers und der Ströme und der Alpen, und zaubert ein unausſprechlich anmuthiges Bild auf allen meinen Wegen mir vor. Freilich ſchwindet es bald wieder, und ach! in welche dunkle hoffnungsloſe Nacht!“

Auf der Grimſel.

„Ich ſtand heut, wo die Aar die dunkeln Wellen von gräßlicher Höhe hinabſtürzt. Felſen und Tannen erbeben rings umher, die Axe der Erde ſchien unter mir ſich dröhnend umzuwälzen. Wie der Eingang zur Hölle, ſo ſchwarz und fürchterlich gähnt der entſetzliche Schlund am Fuße des Felſen, der die in Schaum, in Staub aufgelöſte tobende Waſſermaſſe aufnimmt. Von noch höherer ſenkrechter Höhe ſtürzt ſich der Erlebach der Aar nach, raſch wie die Verzweiflung hinab, hinab in den nämlichen Abgrund, den er, in Myriaden ſchimmernder Tropfen zertrümmert, zuletzt erreicht. Den Kampf der Fluthen dort unten verhüllen Dampfwolken jedem ſterblichen Auge, aber tauſendſtimmige Donner verkünden ihn laut den zitternden Felſen rings umher. Ergrimmt faßt der mächtige Strom endlich den überwundenen Bach und ſchleudert in raſender Wuth die weißen Wogen wieder hinaus aus ſeiner Grotte, an die gegenüberſtehende Felſenwand und höher hinauf den Wolken zu. Sie zerſtäuben und ſinken in ewigen Nebeldämpfen nieder, gepeitſcht vom heulenden Sturm, der nie abläßt, hier zu wüthen. Das laute ängſtliche Geſchrei meiner Führer, da ich, vielleicht ein wenig zu verwegen, auf den überhängenden Felſen hinkletterte, verhallte in dieſem Aufruhr der Natur, gleich dem Zirpen einer Heuſchrecke. Anbetend, wortlos, ſank ich hin; ich ein Atom, ein Nichts in dieſen, alle Sinne betäubenden Schreckniſſen; und doch fühlte ich, ſelbſt Angeſichts ihrer, Kraft und Muth im glühenden Herzen, um mich überſelig, gleich jenem neidenswerthen Edelknaben, von dem des Dichters unſterbliches Lied uns ſingt, hinabzuſtürzen und, wie er, den gräßlichen Kampf auf Tod und Leben mit dem empörten Element dort in der Tiefe zu beſtehen, würde nur auch mir der hohe Preis geboten, den zu erringen, jener endlich unterging.“

Aus Konſtanz am Bodenſee.

„Mir war dieſen Morgen ſo ſtill, ſo ruhig zu Muthe; aller Jammer der Welt ſchien ſich mir in ſanfte Liebesklage auflöſen zu wollen. Gewiß, theure Gabriele, auch Sie erlebten ſolche Stunden, wo jeder Schmerz eine Zeitlang verſtummt, wo es wie Feiertag in uns wird und wir beſchwichtiget und ſtill in immer lieberes Träumen verſinken. So lag auch ich heute früh in eine Ecke meines Wagens gedrückt, rollte viele Stunden weit über Berg und Thal, ich weiß ſelbſt nicht wie lange, aber ich mochte mich nicht regen; es war, als ob flüſternde Engelſtimmchen mir leiſe zuſängen: Bleibe ſtill, ſieh' dich nicht um, öffne die Augen nicht; draußen ſteht der Schmerz, darum bleibe in dir ſelbſt verhüllt.

„Endlich hielt der Wagen. Mag er immerhin halten, dachte ich, und ſtrebte in meiner ſüßen Abgeſchiedenheit von der Außenwelt zu verharren, aber die überlauten bewundernden Ausrufungen meines Kammerdieners riſſen mich wider Willen auf. Ich blickte um mich her, und fand mich zu meinem Erſtaunen nur in den allergewöhnlichſten Umgebungen, mitten auf dem Marktplatze eines kleinen ſchwäbiſchen Landſtädtchens. Verdrüßlich ſprang ich zum Wagen heraus, ging einige Schritte vorwärts, und glaubte nun von neuem zu träumen, denn eine Zauberwelt, wie durch Feengunſt mir aufgeſchloſſen, lag blühend und duftend im Morgenrothe vor meinen geblendeten Augen. Die ganze unabſehbare Reihe der hohen Schweizer-Gebirge bis zu den Tyroler-Alpen hinauf, ſtand in ſchimmernder Ferne vor mir, gleich himmelſtürmenden Rieſengebilden, in einen weiten feierlichen Halbkreis geordnet. Ihr Diadem aus ewigem Eiſe ſtrahlte hell im Sonnenglanz zu mir herüber, während der Morgenſchein noch die niedrigen Felſengipfel röthete. An den Seiten der Berge, wo ſie den menſchlichen Wohnungen ſich zuneigen, glaubte ich ſogar die grünen Alpenmatten zu entdecken, ſo nahe ſchienen mir mit einem Male die Wunder jenes Landes entgegengerückt, dem Ihr Wollen mich zuſendet. In Andacht und Bewunderung verloren, ward mir, als wandle ich in einem heiligen Tempel. Gabriele, ich war recht fromm in dieſer Stunde, ich dachte Sie und mich und meine ſtille trübe Zukunft. Die Bruſt ward mir weit in hoher Zuverſicht auf Den, deſſen mächtige Hand dieſe Berge pflanzte und hält. Ich fühlte Muth und Kraft in mir ſich neu beleben, und war in dem Momente gerüſtet, jeder Beſtimmung meines Lebens hoffend und vertrauensvoll entgegen zu treten, ſey ſie auch düſtere Verborgenheit und ewiges Schweigen.

„O Gabriele, warum konnte dieſe Stimmung meines Gemüths nicht dauernd bleiben? warum mußte ſie verſchwinden wie der Thau der Wieſe vor der höher ſteigenden Sonne? Ach! nichts iſt dauernd und treu als der Schmerz und die Sehnſucht, das fühle ich mehr und mehr mit jedem Tage!

„Ich war allmählich in ein offenſtehendes duftendes Blüthengärtchen ſeitwärts, dicht neben der Stadt, hineingerathen, ich wußte ſelbſt nicht wie. Von hier aus überſah ich ganz das tiefe tiefe

Thal, das zwiſchen mir und jenen glänzenden Titanen-Geſtalten noch eine weite Kluft bildete. Und welch' ein Thal iſt dies! Gleich einem herrlich glänzenden Kleinode ſchimmerte zwiſchen Wald, Obſthainen und Weinbergen der prächtige Bodenſee zu mir herauf, überall blitzten im Sonnenſchein Städtchen, Klöſter, Dörfer, einzelne Wohnungen durch das üppigſte Grün. Nie und nirgend ſah ich ſo das Anmuthigſte neben dem Erhabnen in zauberhaftem Verein, als hier in dem faſt unbekannten Städtchen Heiligenberg.

„Rechts dicht neben demſelben thront ein anſehnliches weit in die Ferne hin leuchtendes Schloß, auf hohem, faſt ſenkrecht aus der Tiefe aufſteigendem Felſen; es ſteht unbewohnt da, der Eigenthümer deſſelben ſucht die Freude in London oder Rom oder Paris, genug in der weiten Welt, wo ſie ſo ſelten ſich treffen läßt. O Gabriele, hier mit einem einzigen, geliebten Weſen zu wohnen, einſam wie die Götter, im Angeſicht aller dieſer Pracht! Mir ſchwindelt und die Sinne vergehen mir, wenn ich mir recht ausmale, wie das ſeyn müßte. Und wenn ich mir denke, daß ein ſolches Leben möglich iſt, daß es vielleicht ſchon einmal hier, an dieſer nämlichen Stelle heimiſch war! Nein, dieſe Laſt von Seligkeit wäre doch zu viel für ein ſterbliches Daſeyn, nur in Verzweiflung würde es enden, denn was kann der Himmel unſerem beſchränkten Geiſte Höheres verheißen nach einem ſolchen Leben auf Erden? Was könnte über ſolches Scheiden tröſten?

„Unten am Ufer des Sees geſtaltete ſich alles zur höchſten idylliſchen Anmuth, was oben ſo herrlich, ſo prachtvoll mir erſchienen war. In einem kleinen, von einem einzigen Fiſcherknaben geführten Nachen ſchiffte ich einſam über das Waſſer hin, und überließ meinen Leuten die lärmende Sorge für das Herüberbringen der Pferde und Wagen. Der See war ſpiegelglatt, nur hie und da tauchten einzelne Wellen auf, ſpielten ein paar Sekunden lang im Sonnenſchein, und verſchwanden dann ſchnell wieder. Die Inſel Meinau, das Ziel meiner Schifffahrt, ſchwamm bald in ihrem grünen Frühlingsſchmuck ganz nahe vor mir auf der ſilberhellen Fluth; das kleine Eiland liegt ſo ſtill vertraut im leuchtenden See, und in immer lichterer Klarheit ſchwebte Gabrielen's ſchönes Bild vor mir hin auf den Wogen! Ich glaubte in ſeliger Wehmuth zu vergehen.

„Plötzlich ſang es hell und wunderfremd über mir in der Luft, und halb flatternd, halb taumelnd, ſank ein Vögelchen mit müden, hängenden Flügeln zu meinen Füßen in den Kahn hin. Ich nahm das arme kleine Geſchöpf auf, zu meiner Verwunderung war es ein Kanarienvogel, zahm und furchtlos wie Ihr kleiner Liebling, Gabriele, der mir ſo oft den guten Morgen entgegen ſang. Damals! ach damals! — „Hat auch Dich der Ausflug in die fremde Welt ſchon ermüdet, und Du ſehnſt Dich zurück in die warme Heimath?" fragte ich ihn. Das arme Ding neigte das Köpfchen zur Seite, und blickte ſo klug aus den ſchwarzen Korallenäugelein mich an, als verſtände es mich. Wir haben ein langes Geſpräch mit einander geführt; Ihr Edelknabe, theure Gabriele, war wieder einmal recht kindiſch, aber ich weiß, Sie ſchelten ihn deshalb nicht.

„Wir landeten an der Inſel und ich wendete mich, den kleinen Reiſegefährten auf der Hand, den nahen ſchattenden Bäumen zu; da regte er ſich, zwitſcherte und flog plötzlich auf und davon. Ich blickte beſorgt ihm nach und ſah jetzt alle Zweige von unzähligen Vögeln ſeiner Art belebt; ſie hatten ihre Neſter dort erbaut und waren völlig wie daheim; leider zerſtörte ungebeten ein vorübergehendes Mädchen die ſchöne Illuſion des Augenblicks, die mich in andere Zonen verſetzte. Sie erzählte mir: die Vögel würden Winters in einem nahen Hauſe verpflegt, zur Sommerzeit aber ließe man ſie frei auf der Inſel herumfliegen, da ihre ſchwachen Flügel es doch nicht vermöchten, ſie über den breiten See der Inſel fortzutragen. Ich blickte nach dieſer Erläuterung mit wahrer Betrübniß die armen kleinen Fremdlinge an, die in ihrer Beſchränktheit die ganze Welt ſich zu Gebote wähnen. Ach Gabriele, iſt es denn mit uns anders? Auch uns halten unſichtbare Bande, und wehe uns, wenn wir den kühnen Flug über ſie hinaus wagen wollen. Mit gelähmtem Fittig ſinken auch wir dann nur zu bald dem lauernden Abgrunde zu, wenn nicht ein ſeltnes Wunder bei Zeiten uns rettet, wie jenen armen Vogel, den ein glücklicher Zufall über meinen Nachen wegführte.

„Ich wandelte immer weiter und vermied ſorgſam die menſchlichen Wohnungen dieſes kleinen Eilandes. Die hellen Mauern des Schloſſes, einer ehemaligen Komthurei des Malteſerordens, ſchimmerte durch die Bäume; ich wandte mich ab. Lange war es mir nicht ſo wohl ums Herz gewesen! An der, meinem Landungsplatze entgegengeſetzten Seite der Inſel warf ich mich in's hohe Ufergras. Niedern Wellen gleich, ſchlug es über mich zuſammen, ich ſah nicht Himmel, nicht Erde, nur grüne dichte Dämmerung um mich, und leiſe ſchlich es über den Wellen zu meinem Ohr heran, wie fernes Hörnertönen. Ich lauſchte ihm mit ſtillem Entzücken.

„O Gabriele, da ward dies Tönen immer lauter und lauter. Und Lachen und helles Jauchzen und kurzes, abgeriſſenes Singen ſcholl dazwiſchen. Ich ſahe auf. Eine ganze Flotte von Kähnen zeigte ſich dicht neben meinem Ruheplätzchen, faſt ſchon im Begriffe, zu landen. Es war ein hochzeitlicher Zug, gewiß, gewiß, ich erkannte den Nachen, der die Braut trug, an den Blumenkränzen, die ihn ſchmückten, an den bunten fliegenden Wimpeln. Ich ſah ſie ſelbſt, Arm in Arm mit dem Geliebten.

„Da erwachte der Schmerz und riß mich fort wie die Furie den Oreſt. Ich floh gemartert, verwildert vor den freudigen Tönen. In furchtſamer Haſt, als folge das Verderben mir auf den Ferſen nach, ſuchte ich nach einem Auswege, um dem Anblicke der Glücklichen zu entkommen; ich fand ihn, in einer Entfernung von wenigen Schritten, wo ein ſehr langer ſchwankender Steg mich über den dort ſchmäleren See zum feſten Lande führte. Dort folgte ich dem erſten Wege, der ſich mir bot. Nur fort! nur fort! weiter dachte ich nichts, aber kalte Thränen der Verzweiflung füllten mein Auge. So gelangte ich nach Konſtanz, ohne es zu wollen oder zu wiſſen.

„Gabriele, Sie behaupteten einſt, daß der Schmerz edlere Naturen noch mehr veredelt und erhebt, ſie noch milder und gütiger macht, und wer, der Sie und Ihr Geſchick kennt, möchte daran zweifeln! Warum denn, o warum mußte mich der Anblick jener Beglückten ſo ſchmerzlich verletzen? Warum jenen Ingrimm in mir erregen, den der gefangene Verbrecher fühlt, wenn er aus dem Gitterfenſter ſeines kalten Kerkers auf die Glücklichen ſchaut, die in der warmen, blühenden Welt in Freiheit ſich ergehen? Neid, Haß und alles dieſem Verwandte waren meinem Herzen ſonſt ſo fremd! O Gabriele, ſoll ich auch noch mich verlieren, da ich Alles verloren habe was mich beglückte? Ich flehe, laſſen Sie mich nicht in mir ſelbſt untergehen; Sie retteten mich von einem furchtbaren Abgrund, laſſen Sie mich jetzt nicht wieder ſinken, wahrlich nur die Gewißheit, daß Sie Ihre Hand nicht ganz von mir abziehen, daß Sie mich noch Ihrer Sorge werth achten, kann mich noch oben erhalten.

„Düſter und einſam ſitze ich jetzt in dieſer düſtern öden Stadt. Ich bin noch einmal an den See hinausgegangen, ich blickte hinüber zu jenen jetzt in Nebel verhüllten Bergen, die dieſen Morgen mir im Sonnenſtrahl ſo freudig entgegen glänzten. Jetzt konnte ich ſie nur als die Scheidewand betrachten, die ſich, von Morgen an, zwiſchen mir und dem glücklichen Lande erhebt, wo Gabriele athmet. Morgen ergreife ich den Wanderſtab, die Schweiz zu durchziehen. Auf einem andern Wege ſoll mein Wagen mir folgen, ich gehe zu Fuß. Die Entfernung zwiſchen mir und Ihnen wächſt von nun an mir fühlbarer, mit jedem Schritte, den ich thue. Ich könnte darüber verzweifeln, doch ich befolge auf das Pünktlichſte Ihren Willen; der Gedanke daran iſt ja alles was mir übrig blieb. Selbſt in dem Schmerze, der mir die Seele zerreißt, finde ich eine wilde Freude, denn Sie waren es, Sie Gabriele! die ihn mir auferlegte.“

Aus Mailand.

„Ein Strahl des Troſtes iſt mir hier geworden, hier wo ich ihn nimmer erwartet hätte. Ich bin nicht mehr ſo ganz verlaſſen, allein, denn ich höre Gabrielen's geliebten Namen auch von andern Lippen als den meinigen.

„Noch einmal, an dem zu meiner Abreiſe von hier beſtimmten Tage, ſuchte ich das Dominikaner-Kloſter neben der Kirche S. Maria delle Grazie auf; ich wollte von Leonardo's Meiſterwerk den letzten Abſchied nehmen, wie von einem Freunde; eigentlich war er mir der einzige, den ich hier hatte und der mit jedem Tage mir immer lieber ward. Ich fliehe in meiner jetzigen Stimmung jede nähere Bekanntſchaft mit Menſchen; das zwecklose untheilnehmende Umhertreiben in ihrer Mitte verletzt mich auf tauſendfache Weiſe, und iſt mir entſetzlich. Aber im ſtillen Gebiete der freien Natur, im noch ſtilleren der Kunſt, da finde ich Vertraute, und von der ſtummen Leinwand, von der verblichenen, durch Kerzendampf geſchwärzten Wand, blickt es oft tröſtend mich an. Dann dünkt es mich, als umwehe mich mit lindem Fittig der ſtille Geiſt in ſeinem Heiligthume, der einſt hier ſchaffend waltete, und darüber eine Welt voll Unruhe und Entbehrung gern vergaß, als hauche er mir Ergebung und höheres Hoffen in die wild bewegte Bruſt. Ach! und wie oft ſehe ich mit Entzücken auch von der Leinwand einzelne Züge des Bildes mir entgegenſtrahlen, was in unerreichbaren Farben ewig vor meinem innern Sinne ſchwebt!

„Diesmal fand ich das Refektorium der guten Mönche nicht unbeſucht wie ich es gehofft und gewünſcht; ein junger Menſch ſaß vor dem wundervollen Bilde des heiligen Abendmahls, ämſig bemüht, ſeiner Mappe den Kontur deſſelben einzuverleiben. Nun iſt mir aber nichts verhaßter, als wenn ich dem ängſtlichen, nüchternen Streben zuſehen muß, das, was mich erhebt, begeiſtert, entzückt, ſchwarz auf weiß nach Hauſe zu tragen, damit man es ſicher bei der Hand habe, und es ſich haushälteriſch auftrocknen und aufbewahren könne zu künftigem beliebigen Gebrauch. Mag meine, jede Anſtrengung haſſende Ungeduld, die Sie ſo oft an mir tadelten, Schuld daran ſeyn und mich ungerecht machen, ich muß es doch bekennen, mich ärgert es immer, wenn die Herren und Damen, denen ich auf Reiſen begegne, vor den hohen Wundern der Natur, wo ſie anbeten oder doch wenigſtens genießen ſollten, ſich mit einem Blättchen Papier und einem Stückchen Kreide zurecht ſetzen, um ſchülerhaft zu kritzeln, was ſie in jedem Bilderladen tauſend Mal beſſer kaufen können, als ihre arme Kunſt es hervorzubringen vermag. Auch begreife ich nie, wie der vom ächten Geiſte belebte Schüler der Kunſt dadurch zum Künſtler gebildet werden ſoll, daß er die Linien, welche die längſt in Staub verſunkene Hand des hohen Meiſters einſt zog, mühſam nachzuzirkeln ſich abmüht. Mir dünkt, es wäre ihm gerathener, wenn er das Ganze im Geiſt aufzufaſſen ſtrebte, dann demüthig und doch freudig nach Hauſe ginge, und im Gefühl der Schöpferkraft, die dem reich begabten Menſchen von der Gottheit gegeben ward, ſelbſt verſuchte, jenen hohen Vorbildern ſich zu nahen, ohne knechtiſch ſie nachzuahmen.

„Voll von dieſem Gefühl, und dazu halb ärgerlich, hier nicht, wie ich es gehofft hatte, allein zu ſeyn, näherte ich mich dem Zeichnenden, und ſah ziemlich verächtlich, ich will es nur geſtehen, ihm über die Schulter auf ſeine Zeichnung. Eigentlich war ich nicht übel geneigt, meinem Verdruſſe beim mindeſten Anlaſſe dazu Luft zu machen, als ich ihn deutſch reden hörte mit ſeinem neben ihm ſtehenden Begleiter, einem ältlichen Manne von edler einnehmender Geſtalt, den ich jetzt erſt bemerkte.

„Seyd doch froh," ſprach dieſer zu dem jungen Künſtler, der ſich wohl über den leider wirklich ſehr traurigen Zuſtand des Gemäldes beklagt haben mochte, „ſeyd doch froh, daß die Zeichnung und die Anordnung des Ganzen uns erhalten ward; haltet euch an den Geiſt des Schöpfers, der ja noch immer hier in ſeinem edelſten Werke waltet, wenn gleich das Körperliche deſſelben faſt nicht minder dahin geſchwunden iſt, als die Hand, die es ſchuf. O wie fällt alle Farbenpracht weg, gegen dieſes alte edle ſchmuckloſe Werk! Nie und nirgend außer Raphael hat einer dieſe Einfalt des Herzens mit der hohen apoſtoliſchen Würde ſo zu einen gewußt!“ ſetzte er halblaut hinzu, in tiefe Betrachtung des Gemäldes verloren. Nach einer kleinen Pauſe redete er weiter, nicht vor ſich, nicht zu uns, gleichſam nur laut denkend, wie man wohl auch laut lieſt, was uns entzückt, wenn gleich Niemand uns zuhört. Er ſprach von der glücklichen Wahl des dargeſtellten Augenblicks der Handlung, durch welche die Einförmigkeit der Anordnung von dreizehn Perſonen hinter einer langen Tafel glücklich und ſchicklich vermieden ward. Mild, mit ruhigem Ernſt ſpricht der Herr das bedeutende ſchwere Wort: „Einer von denen, ſo mit mir ſind, wird mich verrathen!“ Er ſieht vor ſich nieder, um keinen ſeiner Jünger mit dem Blicke zufällig zu bezeichnen, aber Alle fahren, wie von einem Wetterſtrahl getroffen, bei dieſem Ausſpruch ihres Meiſters in die Höhe, Alle werden in Handlung geſetzt, einige der von ihm am entfernteſten Sitzenden ſuchen ſich ihm zu nähern und bilden ſo die mannichfaltigſten Gruppen. Geſicht, Stellung, Geberde bezeugen die Reinheit und Unſchuld eines Jeden unter ihnen, doch, nur mit ſich beſchäftigt, bemerkt keiner den wilden, trüben Blick des ſchreckhaft zurückfahrenden Judas. Nur dem dicht hinter dieſem ſitzenden Apoſtel ſcheint ein verahnender Gedanke wie ein Blitz durch die Seele zu fahren.

„Je länger der Fremde ſo ſprach, je mehr fühlte ich von ihm mich angezogen. Ich wagte es endlich, ihm einiges zu erwiedern und ſo gelang es mir, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen. Von einem Apoſtel zum andern übergehend, gab er mir in wenigen treffenden Worten eine kurze Charakteriſtik eines Jeden derſelben. Nie zuvor habe ich Jemanden über ein Kunſtwerk und über die Kunſt ſelbſt ſo klar, ſo bedeutſam, und, bei ſo tiefer Kenntniß, ſo anſpruchslos reden gehört. Immer lebendiger ſtieg in mir eine freudige wenn gleich dunkle Ahnung auf, er kam mir ſo bekannt vor, mir war, als ſey in ihm ein alter lang entbehrter Freund mir begegnet, von dem ich nichts vergeſſen hatte als den Namen. Nennt ihn Ihr

Herz Ihnen nicht Gabriele? Der immerfort ämſig Zeichnende nannte ihn endlich, obgleich er deutſch mit ihm ſprach: „Signor Erneſto.“

„Mit einem lauten Freudenſchrei hätte ich mich gern in ſeine Arme gedrängt, als ich mit dieſem Namen ihn nennen hörte, doch bei aller Freundlichkeit liegt in ſeinem klugen dunkelblauen Auge, in einem ſcharfen Zuge ſeines Mundes, beſonders wenn er halblächelnd ſpricht, etwas, das gebietet, in ſeiner Gegenwart ſich zu bemeiſtern. Und ſo nahm ich mich denn zuſammen, zog mein Taſchenbuch hervor und überreichte ihm die Karte, mit welcher Ihre Güte mich für den Fall eines Zuſammentreffens mit ihm ausrüſtete. O Gabriele! wie hängt Alles ewig an Ihnen, was einmal Sie erkannte! Hätten Sie den freudigen Strahl geſehen, der über das Geſicht des ſtrengen ernſten Mannes ſich verbreitete, während er die wenigen, von Ihrer Hand an ihn gerichteten Zeilen las! Es war als ob ein heller Abglanz Ihrer eignen Anmuth von der kleinen Karte ausginge und die ſcharf gezogenen Züge des würdigen, von Silberlocken umgebenen Antlitzes verklärte.

„Als ſey auch ihm ein längſt vermißter Liebling ſeines Herzens unverhofft wiedergekehrt, ſo freudig begrüßte Erneſto mich nun. Er ergriff meinen Arm, beurlaubte ſich leichthin von dem Zeichnenden, mit dem er, wie ich jetzt ſah, in keiner genauern Verbindung ſtand, und begleitete mich in meinen Gaſthof, wo ſogleich die Pferde wieder abgeſagt und alle Anſtalten zum längern Verweilen in Mailand getroffen wurden.

„Mir traten die Thränen ins Auge, als er mit mir allein auf meinem Zimmer, ſich nun recht theilnehmend nach Plan und Zweck meiner jetzigen Reiſe zu erkundigen begann; freilich nicht eher, als bis er mich über Sie, Ihr Leben, Ihre nähern Verhältniſſe, Ihre Geſundheit, Ihr Ausſehen recht inquiſiteriſch abgehört hatte. So väterlich wie er, hat noch keiner zu mir geſprochen; ſtets war ich elternlos, von meiner erſten Jugend an, wenn gleich nicht verwaiſet durch den Tod. In dieſem Augenblick fühlte ich recht lebendig, welch ein Glück ich ſo lange entbehrte, ohne je es gekannt zu haben. Mein Herz ſchloß ſich auf im wahrhaft kindlichen Vertrauen zu dem weiſeren, wohlmeinenden Freunde. Sie werden es verzeihen, Gabriele, Sie müſſen es verzeihen, wenn, indem ich von Ihnen ſprach, Auge und Ton ihm vielleicht mehr als meine Worte geſtanden. Wie wäre es möglich geweſen, dieſen hellen Blick zu täuſchen, der mir fühlbar bis in das tiefſte Herz drang! Seit langen Monden zum erſten Mal hörte ich Ihren Namen, und wie? o Gabriele! Wie ward er ausgeſprochen! Jedes Wort Erneſto's war der Nachhall meines eignen Gefühls.

„Noch hatte ich keine Stunde mit ihm verlebt, als ich ſchon vor der Möglichkeit zu zittern begann, daß er, den ich nie wieder zu laſſen ſehnlichſt wünſchte, vielleicht auf der Rückreiſe wäre, nach Deutſchland, zu Ihnen — Gabriele, zu Ihnen! Doch meine Furcht war vergebens, das zeigte ſich bald. Ein bedeutendes Geſchäft, das er für einen Freund hier abzumachen verſprach, hatte ihn nach Mailand geführt; es war jetzt vollendet und er im Begriffe nach Florenz zu gehen, wo er den größten Theil des Sommers zu verleben gedachte.

„Nun habe ich mir ihn gewonnen. Ich habe mich feſt an ihn geklammert, und er ſtößt mich nicht zurück, denn Gabrielen's Name iſt der Talisman, der ihn mir verbindet.

„Langſam will er mit mir noch einmal Italien durchziehen, vielleicht wandern wir bis Syrakus, ehe er mir Rom zeigt. Wahrſcheinlich komme ich erſt im folgenden Jahre dorthin, gegen die Zeit der großen kirchlichen Feſte, welche die Oſtertage herbeiführen.

„So habe ich denn wieder *eine* Beſtimmung, der ich entgegen gehe. Erneſto leitet mich wie er will, er nimmt meiner ſich an, weil ich von Ihnen geſendet ihm erſcheine. Er hängt an Ihnen mit Jünglingsfeuer und ſomit auch an Allem was nur auf die entfernteſte Weiſe Ihnen angehört. Wie beſorgt iſt er um Ihr Wohl! So wie die ſeine, denke ich mir die Liebe eines Schutzgeiſtes. Er iſt ein ſeltner Menſch, aber trüge er auch keine Spur ſeines hohen, ungewöhnlichen Werthes, ſo müßte ich dennoch ſeinen Schritten folgen, denn ich kann mit ihm von Gabrielen ſprechen und fürchte weder Hohn noch Mißverſtehen.“

Aus Florenz.

„Nun weiß ich, wie es dem Schweizer iſt, den, fern vom geliebten Vaterlande, ein Ton aus ſeinen heimathlichen Bergen traf und alle Qualen des Heimwehs über ihn rief! Ich ſtand an Erneſto's Seite im Garten des Pallaſtes Boboli, oben auf der höchſten Terraſſe. Die Sonne ging unter; als wäre der Aetna umgeſtürzt und ſchütte alle ſeine Gluthen aus, ſo flammte es in Weſten und zwiſchen dieſem Abendgolde und dem Aetherblau prangte der Horizont im herrlichſten durchſichtigen Grün, wie ich noch nie es ſah. Die fernen Appeninen glühten dunkel-violet zu uns herüber, zu unſern Füßen glänzte die Stadt, das Schloß, der Garten und das ganze reiche herrliche Thal, welches der Arno durchſtrömt, alles wie verklärt im Lichte der brennenden Himmelspracht. Nur einen ſolchen Abend hier an Ihrer Seite! ich konnte den Wunſch dem Freunde nicht verhehlen, er theilte ihn mit mir, und ein liebes beruhigendes Geſpräch, das nach Schloß Aarheim uns verſetzte, hatte ſich zwiſchen uns beiden entſponnen, als plötzlich der Ton Ihrer Stimme, Ihrer Stimme, Gabriele, mein Ohr traf.

Was ich rief, was ich that, weiß ich nicht, nur daß Erneſto mich beim Arm ergriff und ſehr ernſt mich zur Ruhe ermahnte. Dies brachte mich wieder in leidliche äußere Faſſung, obgleich ich ſeine Worte nur halb verſtand.

„Eine Geſellſchaft Herren und Damen, luſtwandelnd wie wir, näherte ſich uns vom Pavillon her unter lautem Lachen und Geſpräch, und immer tönte noch der Klang der ſüßen Stimme in ihrer Mitte. Ich zitterte, und als ich aufmerkſamer hinblickte, glaubte ich zu vergehen. Sie waren es, Sie ſelbſt, Gabriele, Sie traten hervor, Sie eilten auf uns zu. Signor Erneſto! riefen Sie in ſo bekanntem Ton! Und doch waren Sie es nicht. Nein! wo hatte ich meine Augen gehabt? Sobald man die Geſtalt genauer betrachtete, war, außer dem Ton der Sprache, kein Zug von Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und der blendendſchönen Frau, die jetzt dicht vor mir ſtand. Dieſe dunkle Lockenpracht, dies weitgeöffnete hohe blaue Auge voller Blitze, wie verſchieden von der lichten Strahlenglorie, die Gabrielen's ſchönes Haupt umwallt, von dem ſanften Mondlicht der frommen braunen Augen, die, gleich lieben freundlichen

Sternen, ſüßberuhigend uns leuchten? Und dennoch hatte dieſe, Ihnen ſo ganz entfremdete Erſcheinung auch etwas in ihren Bewegungen, dem ich unverwendeten Blicks zuſehen mußte, weil es eben wie der Ton ihrer Stimme mir Gabrielen vor die Sinne zauberte. Es zog mich an und ſtieß mich zurück, entzückte und betrübte mich, hundertmal in wenigen Minuten.

„Nachdem die Dame ziemlich lange mit Erneſto geplaudert und ich weiß nicht, welche Vernachläſſigungen ihm mit ſcherzhaftem Tone vorgeworfen hatte, wandte ſie den fragenden Blick mir zu und Erneſto konnte es nun nicht vermeiden, mich ihr vorzuſtellen. Er that es mit einer Art von Verlegenheit, die ich bis jetzt noch nie an ihm bemerkt hatte und ich mir nicht zu erklären weiß. Nach italieniſcher Sitte nannte er ſie mir nur Signora Aurelia und erſt da wir wieder allein waren, erfuhr ich, daß ſie die Tochter der Gräfin Roſenberg und Ihnen nahe verwandt ſey. So war mir denn der Zauber der Aehnlichkeit zwiſchen ihnen beiden durch dieſes Familienband erklärt. Ihre Couſine iſt im Begriffe, mit einer engliſchen Familie eine Reiſe nach Griechenland anzutreten, weil ihr in Italien das Klima nicht zuſagt. Ihr Gemahl lebt in Rom. Haben Sie ihn jemals geſehen? Erneſto vermeidet von ihm zu ſprechen; es muß eine eigne Bewandtniß mit dieſem Menſchen haben.“

„Was Erneſto durch Gründe, Bitten, Zureden nicht erhalten konnte, hat Aurelia ohne ein Wort darüber zu verlieren bewirkt. Ich gehe wieder in die Welt, die ich ewig meiden wollte, beſuche Soireen, Akademien, Konverſaziones; denn nur da kann ich ungeſtört in irgend einem Winkel ſitzen, mich mit verſchloſſenen Augen der ſüßeſten Täuſchung hingeben, während Aurelia zu den Andern ſpricht. Ihr ſelbſt mich zu nahen, vermeide ich, ſoviel ich es ſchicklicher Weiſe kann, weil ſie ſtets von Gabrielen mit mir ſprechen will. Letzthin hat ſie einen ganzen Abend hindurch mich über Sie ausgefragt. Ausgefragt, das iſt das rechte Wort — für dieſes neugierige, untheilnehmende Auskundſchaften. Mir war dabei zu Muthe, als ſpräche jene Eugenia, die einſt mit ähnlichen Redensarten mich dem Abgrunde entgegentrieb, von welchem nur die Hand eines Engels mich retten konnte.

„Und doch hat dieſe Aurelie eine gewiſſe, mir ſo liebe Art, den Kopf ein wenig vorzubeugen und dann ſeitwärts aufzublicken! Im Geſpräch hebt ſie oft die zarte wunderſchöne Hand, deren gleichen es nur noch einmal in der Welt giebt, und regt die roſigen Fingerchen ſo, daß ich nicht müde werden kann, ihr zuzuſehen. Oft höre ich ihrer Stimme zu und ſtrenge mich an, auf ihre Worte nicht zu merken, dann träume ich mir, ein böſer Zauber habe Gabrielen in dieſe Geſtalt gebannt, und die Zeit deſſelben wäre nun um; ich blickte auf zu ihr und bei jeder Ihnen abgeſtohlenen Bewegung wähne ich, jetzt müſſe die fremde Geſtalt verſchwinden und meine Sonne mir aufgehen.“

„Was man ſo in der Welt liebenswürdig nennt, iſt dieſe Aurelia, ſobald ſie es ſeyn will, in hohem Grade. Zu ihrer Ehre ſey es geſagt, daß dieſes oft der Fall iſt, und doch giebt es Momente, in welchen ſie mir ſogar haſſenswerth vorkommt, weil ſie nicht Gabriele iſt und ſich doch unterfängt ihr ähnlich zu ſcheinen. Dann grauſt mir vor ihr, wie vor einem Leben heuchelnden Wachsbilde.

„Aber iſt es nicht wunderbar, daß Erneſto, außer der Stimme, welche er allenfalls noch zugiebt, mir jede weitere Aehnlichkeit Aureliens mit Ihnen durchaus abläugnet? Er ſucht ſogar, und oft ziemlich auffallend mich von ihr fern zu halten, als fürchte er für mich in ihrer gefährlichen Nähe. Ahnet er denn gar nicht, daß es nur der Schatten von Gabrielen's Schatten iſt, was zu ihr mich zieht?“

Aus gleichzeitigen Briefen Erneſto's an Frau von Willnaugen.

„Ich weiß es, theure Freundin! Sie lachen über meine Bedenklichkeiten und Beſorgniſſe, aber ich laſſe es mir gefallen und gebe ohne Widerſtreben Ihrem gutmüthigen Spotte mich Preis, wenn ich nur nach gewohnter Art Ihnen vertrauen darf, was Herz und Sinne mir trübt. Und dies iſt jetzt Aureliens blendendſchöne Erſcheinung, unerachtet ihres zuvorkommenden Betragens gegen mich, und des ſchmeichelnden Klanges ihrer Worte. Ich kann mich nun einmal des peinlichſten Gefühls in ihrer Nähe nicht erwehren, und ſeit ein Zufall, den ich durchaus boshaft und unheilbrütend nennen muß, uns hier in Florenz ihr entgegen warf, habe ich innerlich weder Ruhe noch Raſt.

„Schon ſeit ſie aufhörte ein Kind zu ſeyn, ſpürte ich bei ihr etwas Unheimliches, das meinen Unmuth erregte, obgleich ihre äußere Liebenswürdigkeit mir oft recht hinreißend erſchien. Jetzt wird dieſes Gefühl lauter in mir als je, ihr Lachen, ihr Scherzen klingen mir wie bittrer, dem Leben geſprochener Hohn, der ſich nur in erzwungene Luſtigkeit zu verkleiden ſucht, und ihr ganzes Weſen hat in meinen Augen etwas ſo Verſtörtes, Unheilweiſſagendes, daß ich weder mich ſelbſt, noch die, welche ich liebe, in ihrer Nähe wiſſen mag. Vor allem ängſtigt es mich, wenn ich Hippoliten, verloren in ihrem Anſchauen und in dem Klange ihrer Worte, neben ihr ſitzen ſehe; dann drängt es mich, ihn von ihr fortzureißen, und müßte ich auch mit meinem geliebten

Zöglinge von irgend einem Felſen herabſpringen, wie einſt der weiſe Mentor mit dem Sohne des Odyſſeus. Daß es übrigens mit dem Einfluſſe dieſer neuen Kalypſo bei meinem Telemach keine große Gefahr hat, weiß ich, gottlob; ſie wird ihn mir weder bezaubern noch verhexen, obgleich ſie zu beidem wohl Luſt und auch Talent hätte, denn er ſteht zum Glück unter höherem Schutze. Wäre mir dies auch früher nicht ſchon klar geworden, ſo hätte mir es ein Lied geſagt, welches er ſich ſchrieb mitten in einer rauſchenden Geſellſchaft, wo Aurelia und andere ſchöne Frauen ihn aufforderten, mehr Theil an der Geſelligkeit zu nehmen. Es war an dem Ufer eines kleinen Fluſſes, wo er ſich unter überhängende Pinien ſetzte und in ſeine Schreibtafel die Worte aufzeichnete, die er mir beim Nachhauſegehen als Antwort auf die Aufforderung der Damen ſtumm überreichte, die ich ihm wortlos zurückgab und die ich ihn ſeitdem oft nach einer Melodie ſingen höre, welche er dazu fand. Ich ſchließe die einfachen Worte dieſem Briefe bei.

„Trotz alle dem ſuche ich doch abſichtlich, aber unmerklich die Gelegenheiten zu entfernen, wo

Hippolit mit Aurelien zuſammentreffen kann; denn der Umgang mit Weſen ihrer Art bringt nichts Gutes, macht Niemanden beſſer; und darum ſoll man ihn nach meiner Ueberzeugung meiden, ſo viel man nur immer kann.“

Hippolit's Lied.

Laßt mich, ob ich auch ſtill verglüh',
Laßt mich nur ſtille gehn;
Sie ſeh' ich ſpät, Sie ſeh' ich früh
Und ewig vor mir ſtehn.

Was ladet ihr zur Ruh' mich ein?
Sie nahm die Ruh' mir fort;
Und wo Sie iſt, da muß ich ſeyn,
Hier ſey es oder dort.

Zürnt dieſem armen Herzen nicht,
Es hat nur einen Fehl:
Treu muß es ſchlagen bis es bricht,
Und hat deß nimmer Hehl.

Laßt mich, ich denke doch nur Sie;
In Ihr nur denke ich;
Ja! ohne Sie wär' ich einſt nie
Bei Engeln ewiglich.

Im Leben denn und auch im Tod',
Im Himmel, ſo wie hier,
Im Glück und in der Trennung Noth
Gehör' ich einzig Ihr.

Fortſetzung von Auszügen aus Briefen Erneſto's an Frau von Willnangen.

„Ich fange an, recht tiefes Mitleid für dieſe Aurelia zu empfinden, die denn doch vielleicht etwas vorzügliches und glückliches hätte werden können, wäre ihr Gemüth minder verwahrloſet von Jugend an. Allein dieſes Mitleid iſt nicht jenes ſchöne, erwärmende Gefühl, mit dem ich Gabrielen's gedenke, Schauder und Widerwillen miſchen ſich darein, und ich möchte auf immer von einem Weſen mich abwenden können, welches ſo ganz hoffnungslos in ſich zerfallen iſt, daß kein Gott und kein Sterblicher hier mehr rechten dauernden Troſt gewähren kann.

„Mit kalter Bruſt, mit einem Herzen, das nie, weder Liebe noch Haß empfand, das von früheſter Jugend an nur mit der unerſättlichſten Eigenliebe erfüllt war, ſtand Aurelia ſtets in hoher Selbſtzufriedenheit da, auf eine Tugend geſtützt, die bei ihr, ſo wie ſie einmal iſt, kaum noch den Namen derſelben verdient. Wer ihr nahte, huldigte ihrem Geiſte, ihrer Schönheit, auch wohl oft nur dem Standpunkte, auf welchen das Schickſal und ihre in Eitelkeit verſunkene Mutter ſie geſtellt hatten, und der Stolzen ſchien die Welt zu Füßen zu liegen. So ſind bis jetzt die Jahre, eines nach dem andern, an ihr vorübergezogen, von ihr unbemerkt. Doch jetzt iſt die Zeit des Erwachens endlich gekommen und das, woran ſie früher in ihrem Leben nicht gedacht hatte, erfüllt ſie mit ängſtlichem Grauſen vor einer Zukunft, der ſie doch nicht auszuweichen vermag. Unter dem triumphirenden Lächeln, das ſie noch immer beibehält, ſehe ich deutlich ihre innere Herzensangſt hervorblicken. Und wiſſen Sie, wem dieſe Angſt gilt? Dem dreißigſten Geburtstage, dem fürchterlichen, der als Schreckbild am Lebenspfade aller Frauen ſteht, die Aurelien gleichen. Er naht unaufhaltſam mit ſchnellen Schritten, dieſer entſetzliche Tag, denn Aurelia zählt wenigſtens volle vier Jahre mehr als unſre Gabriele, und ſie beneidet ihr gewiß keinen der übrigen Vorzüge ſo ganz von Herzen, als dieſen flüchtigſten von allen.

„Im Grunde quält ſie ſich viel zu früh, denn nie war ihre äußere Erſcheinung brillanter. Auch iſt die Klippe, die ſie ſcheut, eigentlich nur im gewöhnlichen bürgerlichen Kreiſe des Frauenlebens recht gefährlich, wo es Tanten und Baſen giebt, die über alle Familienereigniſſe Buch und Rechnung halten und alle Data nachzuweiſen wiſſen. In der Welt, in welcher Aurelia lebt, gleitet man über alles leichter hin; man iſt toleranter; man gewinnt kaum Zeit, an ſich ſelbſt zu denken, geſchweige an Andere, und Jeden, der ſich nur geſchickt zu benehmen weiß, läßt man gern für das gelten, wofür er ſich geben will. Geiſt, Witz, Leichtigkeit und Vielſeitigkeit im Umgange werden über alles geſchätzt, darum trifft auch die glänzendſte Periode im Leben berühmter, ſchöner Frauen der großen Welt, ſehr ſelten mit ihrer erſten Jugendblüthe zuſammen, denn man muß gelebt haben, wenn man ſich auf's Leben genugſam verſtehen will, um es wie ein Kunſtwerk behandeln zu können. Aurelia weiß dieſes alles ſo gut und beſſer als ich, aber ſie denkt nicht daran, oder achtet es für einen traurigen Troſt. Sie iſt noch immer von einer bewundernden Schaar demüthiger Verehrer umgeben, über die ſie nach Luſt und Laune unumſchränkt gebietet, aber ſie fühlt dennoch ihren Thron unter ſich wanken und ich ſehe deutlich, wie das trübe Vorgefühl einer dunkeln, freudenarmen Zeit ſie Tag und Nacht unabläſſig quält und nagt. Mit ängſtlicher Haſt wirft ſie ſich nun auf alles, wovon ſie noch in ſpätern Jahren Glanz und Bewunderung ſich verſprechen zu können glaubt, auf Muſik, Literatur, Kunſtſtudium; ſogar Chemie und Aſtronomie hat ſie eine Zeitlang getrieben, weil dieſe Wiſſenſchaften einmal zufälliger Weiſe Mode wurden. Ihr mangelt, wie Sie wiſſen, weder Geiſt noch Talent zu allem was ſie unternehmen möchte, aber ſie iſt unfähig, irgend etwas ſich ſelbſt zum Troſt feſt zu halten. Ihre raſtloſe Natur trieb ſie von jeher immer von einem zum andern und erlaubt ihr jetzt ſogar kaum, länger als einige Monate an dem nämlichen Orte zu verweilen. Daß ſie in manchen Stunden die Unzulänglichkeit eines ſo zerſtückelten Strebens tief empfindet, vermehrt noch ihr Unglück auf jede Weiſe, denn dieſes, an ſich peinigende Gefühl reizt und erbittert ſie innerlich mehr und mehr, und treibt ſie zu ſeltſamen, ihrem Zwecke ganz entgegenarbeitenden Launen.

„Manche ihrer Anbeter, welche ihre wirklich zuweilen unwürdige Mißhandlungen nicht ertragen mögen, ziehen ſich allmählich zurück und dadurch wird das Uebel immer ärger. Sie muß mit ungewohnter Anſtrengung die ſo Verlorenen durch neue Eroberungen wieder zu erſetzen ſuchen, und ſie treibt dies mit einem Eifer, einer Ungeduld, die deutlich beweiſen, wie anſchaulich ihr jetzt mit einem Male die Flüchtigkeit der Zeit geworden iſt. Die arme Frau geräth dabei oft außer Athem und Takt, obgleich nicht Jedermann dies gewahr wird.

„Daß mein glänzender Hippolit gleich auf ihre Liſte kam, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. Bei ſeiner Jugend mußte ſie ihn für einen vollkommnen Neuling in der Welt anſehen, und bei dem ſichtbaren Eindrucke, den ihr erſtes Erſcheinen auf ihn machte, hielt ſie ſeine Eroberung für ein leichtes Kinderſpiel. Um ſo größer war ihr Erſtaunen, als ſie alle ihre kleinen Künſte an ihm abgleiten ſah. Ich bin überzeugt, daß ſie bis dieſe Stunde noch nicht weiß, wie ſie eigentlich mit ihm daran iſt, doch eben dieſer Zweifel giebt ihm in ihren Augen ein erhöhtes ſeltenes Intereſſe.

„Ich ſehe zuweilen mit wahrem Vergnügen dem kleinen Kriege zwiſchen beiden zu. Allen den haarfeinen Schlingen, die Aurelia mit unendlicher Klugheit und tiefer Berechnung ihm legt, weiß mein junger Held mit ſo unbefangenem Geſicht und ſo gewandt aus dem Wege zu gehen, daß es mir oft ſchwer wird, meinen innern Triumph darüber zu verbergen. Wenn ich ihn aber wiederum in den Aſſembléen hinter ihrem Seſſel ſtehen ſehe, wie er jede ihrer Bewegungen belauſcht, jedes ihrer, nicht zu ihm geſprochenen Worte von ihren Lippen wegzuhaſchen ſucht, und dabei immer tiefer in ſich ſelbſt ſich verliert, ſo daß zuletzt außer Aurelien nichts mehr für ihn zu exiſtiren ſcheint, dann werde ich wieder irre, auf Augenblicke wenigſtens. Zwar weiß ich, Aureliens Zaubergewalt über Hippoliten liegt nur in einer nie zuvor von mir bemerkten Familienähnlichkeit mit Gabrielen, die ſich erſt ſpäter entwickelt haben muß, und über die er im Stande iſt, Stundenlang in Extaſe zu gerathen; aber ſolche Aehnlichkeiten haben doch auch ihre Gefahren, und ich wollte, wir oder Aurelia hätten die Terraſſe des Gartens Bomboli nie geſehen.“

„Wünſchen Sie mir Glück, liebe Frau von Willnangen, ich athme freier! Aurelia hat heute in aller Frühe Florenz verlaſſen, um die große, lange beabſichtigte Reiſe durch Sicilien nach Griechenland endlich anzutreten, und es ſcheint mir, als ob Hippolit das trügeriſche Schattenbild Gabrielen's, das in der letzten Zeit ihn wohl öfterer betrübt als erfreut haben mag, zuletzt nicht ungern ſchwinden ſah. Ein kleiner Mißgriff, zu welchem Aurelien ihre Unſicherheit in Hinſicht ſeiner wohl verleitet haben kann, iſt wahrſcheinlich die nächſte Veranlaſſung dieſes plötzlichen Aufbruches geweſen. Vermuthlich ward ſie ungeduldig über ſeine anſcheinende Blödigkeit, die ihn, wie ſie meinte, verhinderte eine Bitte auszuſprechen, welche ſie ihm oft genug ſo nahe legte, daß ich kaum begreife, wie er ihr ausweichen konnte, nämlich die, ſie auf der Reiſe nach Griechenland begleiten zu dürfen. Ihre Ungeduld brachte ſie dahin ihm anzubieten, was ſie freilich lieber ſeinen dringenden Bitten zögernd gewährt hätte, und nun ſtellen Sie ſich das bittere Erſtaunen vor, mit dem ſie den für ſo furchtſam gehaltenen Jüngling das Anerbieten von ſich weiſen ſah, und zwar auf die feinſte aber auch beſtimmteſte Weiſe! Ich geſtehe Ihnen, ich ſelbſt muß dieſes feſte Entſagen bewundern, denn ſowohl die Reiſe als die Reiſegeſellſchaft können ſchwerlich reizender erdacht werden.

„Daß Aurelia nach der erſten bitteren Sekunde, die ſie benutzte, um ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen, genug Faſſung behielt, um aus dem ganzen Anerbieten einen gar nichts ſagen wollenden Scherz zu machen, war ihr wohl zuzutrauen, doch ſcheint ſie den Verdruß über Hippolit's Benehmen recht tief empfunden zu haben. Dies ſchließe ich unter andern auch aus der Eile, mit der plötzlich alle, ſo lange vernachläſſigten Reiſeanſtalten betrieben wurden, und aus ihren wiederholten Verſicherungen, daß ſie die engliſche Familie, mit der ſie ſchon längſt dieſe Reiſe verabredet hatte, unmöglich länger auf ſich warten laſſen könne. In der That hatte ſie dieſe, unter allerlei nichtigen Vorwänden, von einer Woche zur andern hingehalten, und ich mußte ſchon längſt die Geduld der guten Leute im Stillen bewundern.

„Genug, die Wagen wurden gepackt und ſie iſt fort! So fahre ſie denn hin! Recht glücklich — aber — wenn es ſeyn kann, auch recht weit und auf recht lange von uns und auch von meinem Ottokar, auf deſſen Frieden ihre Gegenwart doch ſtörender wirkt, als er es ſich ſelbſt vielleicht geſtehen mag.

„Iſt es aber nicht entſetzlich, daß dieſes durch ſo viele ſeltene herrliche Gaben ausgezeichnete Weſen weder glücklich iſt noch glücklich macht? Wie weit ſteht Aurelia in dieſer Hinſicht hinter ihrer Mutter, der Gräfin Roſenberg, zurück! ſo weit, als dieſe wohl von jeher, ſelbſt in ihren blühendſten Zeiten, in jeder andern Hinſicht hinter dem zurückgeſtanden ſeyn mag, was Aurelia iſt und war. Und doch iſt die Mutter, ſelbſt jetzt noch, ſchwerlich weniger gefallſüchtig und eitel als die Tochter, nur äußert ſich dieſe ihre Gefallſucht auf andere Weiſe. Die Gräfin wollte von jeher nicht ſowohl bewundert, als geſucht ſeyn, nicht ſowohl blendend erſcheinen als liebenswerth, und dies giebt ihr bei allen ihren übrigen Schwächen einen Anſtrich von Gutmüthigkeit, welche Jedem wohlthut, der ihr nahen darf. Aurelien hingegen beten ſelbſt ihre allerunterthänigſten Sklaven nur mit Furcht und Zittern an. Sie reizt, ſie entzückt, aber wohl iſt noch Keinem bei ihr geworden. Sie fahre hin.“

„Wunderbar! Dieſes Zuſammentreffen mit der gefährlichen Dame, das mir ſo viel Sorge ohne Noth machte, hat meinen Hippolit mir nur noch inniger verbunden, ſtatt mir ihn zu entfremden. Ich glaubte, je länger ich darüber dachte, ſeine Verweigerung, Aureliens Einladung zu folgen, zum Theil auf meine eigene Rechnung ſetzen zu dürfen, denn ich war nicht ausdrücklich darin mit einbegriffen geweſen. Ich wollte ihm darüber etwas Freundliches ſagen, und da geſteht er mir mit der liebenswürdigſten Offenheit, daß ich gar keinen Antheil an dieſer ſeiner Entſagung habe, daß ich ſie ihm überhaupt viel zu hoch anrechne, weil durch eine frühere Reiſe mit einer franzöſiſchen Dame ihm jede ähnliche auf Lebenszeit verleidet ſey. Mein Erſtaunen über dieſe unerwartete Entdeckung brachte die Geſchichte ſeines frühern Lebens zur Sprache. Guter Gott! in welches Labyrinth von Gefahren und Verirrungen haben Unbedacht, Eitelkeit, jugendlicher Uebermuth, den zu früh ſich ſelbſt Ueberlaſſenen geführt! Welch ein Glück, daß die Folgen einer frühern ſtreng tugendhaften Erziehung ſeine, im Grunde doch ſehr edle, reine Natur, mitten in all der Verworrenheit bei Kräften erhielt, daß es nur einer hülfreichen Hand von außen bedurfte, um ihn aus dem Sumpfe von Thorheit zu erretten, an deſſen Rande er in jugendlicher Unvorſichtigkeit und kindiſchem Muthwillen herumgaukelte."

Daß Gabriele dieſer rettende Engel geweſen ſey, brauchte Hippolit ſeinem weltklugen Freunde nicht zu vertrauen, um ihn davon zu überzeugen. Auch ſchwiegen beide über dieſen Punkt, aber es entſtand zwiſchen ihnen jenes zarte wortloſe Verſtehen, das einem wunden Gemüthe ſo wohl thut. Erneſto machte es ſich von nun an zur heiligſten Pflicht, durch ernſte Vorſtellungen und anhaltendes Beſchäftigen mit einem großen Gegenſtande, den ihm mit jedem Tage werther gewordenen Jüngling dem muthloſen Schmerz, der trübſinnigen Verworrenheit zu entreißen, in die er nur zu oft noch verſank. Der klaſſiſche Boden, den ſie jetzt langſam durchzogen, bot ihnen Anlaß und und Stoff zu geiſterhebender Betrachtung einer koloſſalen Vorwelt, und Erneſto benutzte alles, um ſeinen Liebling auf das gründlichſte und vielſeitigſte auszubilden. Es währte nicht lange, ſo entdeckte er in ihm einen jener Seltenen, von der Natur Hochbegünſtigten, denen das Schwere leicht wird, denen das unerreichbar Scheinende von ſelbſt zufällt, und die ohne Anſtrengung, ja beinahe ohne Fleiß, alles Wiſſenswerthe nicht ſowohl erlernen, als es ſich aneignen mit Kraft und Geiſt. Dabei bemerkte er abermals mit großem Wohlgefallen, wie ihm Hippolit's erſte faſt gelehrte Erziehung kräftig vorgearbeitet habe. Bei jedem Anlaß dazu entwickelte dieſer Kenntniſſe, von deren Beſitz er kurz vorher kaum ſelbſt eine Ahnung gehabt haben mochte, weil ſie in ihm geſchlummert, und nun, durch den Zufall geweckt, wie neu gewonnen ihm erſchienen. So knüpfte jede mit einander verlebte Stunde beide feſter an einander, und Erneſto's Blick ruhte oft mit wahrhaft väterlichem Stolz auf dem geliebten Zögling, der ihn dafür, wie ein liebender Sohn, treu und innig verehrte.

Moritz zog indeſſen von einem Bade in das andere, um ſeine neuerfundene Theorie des Spieles zu vervollkommnen, jedoch ohne dabei auf Gabrielen's Begleitung Anſprüche zu machen; eine Schonung, die ſie ihm um ſo herzlicher verdankte, da ſie dadurch zu der lange gewünſchten Reiſe zu ihren Freundinnen in Lichtenfels Zeit gewann. Der kleine Kreis, in deſſen Mitte ſie einſt ſo ſchöne Tage verlebte, fand ſich dort wieder ungetrennt beiſammen, denn der General hatte Adelberten mit dem Anfange des Frühlings den Seinigen wieder gegeben.

Alle empfingen Gabrielen, wie man ein lang vermißtes Glück empfängt, und das Leben ging im Aeußern wieder den lieben gewohnten Gang; doch im Innern war es anders geworden.

Adelbert und Auguſte wandelten ſo ſtill, mit ſo ängſtlicher Schonung neben einander her, als wären ſie von Todtkranken umgeben. Die Liebe war geblieben, aber das Vertrauen war entflohen, und eben weil es entflohen war, ſtrebten ſie ſich zutraulicher als je zuvor gegen einander zu bezeigen, um nur keinem geliebten Herzen wehe zu thun. Nur der von Allen gleichverehrte Greis, der General Lichtenfels, trat mit gewohnter Sicherheit, fröhlich und nichts ahnend, unter ihnen auf. Weil keine Klage laut ward, weil Aller Blicke ihm lächelten, glaubte er jede Wunde geheilt. Und wenn er auch zuweilen das ehemalige rege Leben unter ihnen vermißte, ſo ſchob er dieſes auf die zu große Einförmigkeit, in der ſie ſo lange Zeit hingebracht hatten. Gaſtfrei, wie in glücklichern Tagen, ſuchte er dieſem bald abzuhelfen; er öffnete von neuem ſein Haus; Freunde und Bekannte ſtrömten wieder herbei, und aufs Neue wurde das frühere geſellige Treiben in Gang gebracht, das einſt Auguſten und Adelberten zuſammenführte. Alles zeigte ſich ihm heiter und fröhlich wie damals, und ſo glaubte er gern an ein Glück, das er ſo innig wünſchte und ſo angelegentlich herbeizuführen ſich bemühte.

In ſtiller Wehmuth betrachtete indeſſen Gabriele das zerſtörte Lebensglück ihrer Freunde; obgleich man ihre Ehe nicht eigentlich unglücklich nennen konnte. Nie ward ein Zwieſpalt zwiſchen ihnen laut, vielmehr ſuchte jedes von ihnen dem unausgeſprochenen Wunſche des andern mit geſchäftiger Aemſigkeit zuvorzukommen. Mit ängſtlicher Sorgfalt vermied Auguſte jedes Wort, jede Miene, die in ihrem Gemahl den leiſeſten Argwohn erregen konnten, als gedenke ſie noch jener Verirrung, die er ſo ſchmerzlich bereute und ſo ſtreng zu büßen im Begriff geweſen. Adelbert war ſeinerſeits ebenfalls lauter Liebe und Aufmerkſamkeit und beide erſchienen in der Geſellſchaft als Muſter des ſchönſten ehelichen Verhältniſſes. Nur das ſcharfblickende Auge inniger Freundſchaft konnte hier ahnen, daß jenes ſonſt ſie beſeligende Empfinden gegenſeitigen Glücks, jenes Leben des einen in dem andern, den laut Geprieſenen auf ewig entſchwunden ſey. Sie liebten ſich noch, aber wie Verſtoßene aus dem Paradieſe einer Unſchuldswelt ſich lieben können. Das ſtille, ruhige, vertrauensvolle Gefühl war zu einer Art Leidenſchaft umgewandelt, die in Momenten des glühendſten Aufwallens oft in der Tiefe ihres Gemüthes einem verbiſſenen Haſſen glich. Trotz aller Anſtrengung konnte Adelbert nie vergeſſen, daß Auguſte ihm vergeben habe, ſo wie ſie ſtets daran denken mußte, daß ſie ihm etwas zu vergeben gehabt. Beide fühlten den Zwang, auf etwas achten zu müſſen, was ihnen ſonſt nie in den Sinn gekommen war, auf ihr Benehmen gegen einander. Und ſo geſchah es denn oft, daß ſie mit ausbrechender Wehmuth ſich von einander abwandten, wenn der Zufall ſie ohne Zeugen einmal zuſammen führte, und ſich dann mit wilder Haſt mitten im Strudel der Geſellſchaft vor dem eignen Herzen zu retten ſuchten, welches ihnen ihre ehemalige Seligkeit und ihr jetziges Elend laut zurief.

Frau von Willnangen ſah Anfangs tief bekümmert dem Verhältniſſe ihrer Kinder zu, deſſen trübe Seite ihr nicht entgehen konnte. Bald aber bewährte ſich von neuem ihr glückliches Talent, ſtets das Beſte zu hoffen; ſie gedachte ihrer eignen Ehe an der Seite eines über alles geliebten Gatten, dem ſie mit Freuden ihr Leben weihte, und dadurch unendlich beglückt war, obgleich er ihre glühende Liebe nicht in eben dem Maaß zu erwiedern vermochte. Ihre Phantaſie ſpiegelte ihr in dem jetzigen Verhältniſſe ihrer Auguſte eine trugeriſche Aehnlichkeit mit dem eignen früheren vor, und ſo kam ſie nach und nach zu der beruhigenden Ueberzeugung, daß Zeit und Liebe zu den, mit jedem Tage ſich anmuthiger entwickelnden beiden Kindern, alles bald wieder auf das Schönſte ordnen und beruhigen werde. Sie verſuchte es auch, Gabrielen ihren heitern Glauben an die Zukunft mitzutheilen, und dieſe ließ ihr gern den beruhigenden Irrthum, dem ſie ſelbſt ſich hinzugeben nicht vermochte.

Gabriele durchſchaute zu klar die tiefe, nie wieder herzuſtellende Zerrüttung eines einſt ſeltnen Verhältniſſes, das, ſo wie die Dinge jetzt ſtanden, ſich höchſtens nur noch zu etwas ſehr Gewöhnlichem geſtalten konnte, zu einer leidlichen Ehe, in der man aus Gewohnheit und um der Kinder willen einander gegenſeitig erträgt. Ihr

Herz blutete für Auguſten, deren gegenwärtiges Loos ihr ſogar trauriger als das eigene dünkte, weil der zur Armuth herabgeſunkene Reiche weit beklagenswerther iſt, als der in Dürftigkeit Geborene. Aber ſie hütete ſich eben ſo ſehr, das Herz ihrer mütterlichen Freundin durch dieſe ihre eigene Anſicht zu verwunden, als ſie jedes Geſpräch mit Auguſten ſorgfältig vermied, das zu irgend einer Erklärung über dieſen Gegenſtand führen konnte. Gabriele wußte aus eigner Erfahrung, daß es Seiten im menſchlichen Herzen und Verhältniſſe im Leben gibt, welche ſelbſt die zarteſte innigſte Freundſchaft nicht mit einem Hauche zu berühren wagen darf.

Den Schmerz um ihre Freunde abgerechnet, erfreute Gabriele ſich indeſſen noch eines Zuſtandes, der mit den letzt vergangenen unruhvollen Jahren ſehr angenehm kontraſtirte. Auguſten's Kinder waren die Freude ihres Lebens, mit ihnen und in der ſtillen Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, welche ihr durch das zerſtreute Leben in der Reſidenz ſo erſchwert worden war, brachte ſie die erſte Hälfte des Tages in der ruhigen Einſamkeit ihres Zimmers zu. Der Abend wurde ihren Freunden geſchenkt, beſonders der Erheiterung des freundlichen Oheims, den ſie, ſeit ſie ihn näher kennen gelernt hatte, gleich einer liebenden Tochter verehrte. Die Verlängerung von Moritzens Reiſe, die ſich auf unbeſtimmte Zeit über den Winter hinaus ausdehnte, erlaubte ihr, den Bitten ihrer Freunde nachzugeben und bis zu ſeiner Rückkehr bei ihnen zu verweilen. Sie that dieſes um ſo lieber, da ſie wohl einſah, wie erfreulich ihre Gegenwart den armen Verſtörten, wenigſtens momentan, den Schein vergangener Glückſeligkeit zurückgab.

Hippolit's Tagebuch-ähnliche Briefe waren ihr jedes Mal wie ein lieber Beſuch, dem ſie immer zur beſtimmten Zeit mit froher Erwartung entgegen ſah; und auch wenn er nicht ſchrieb, gedachte ſie ſeiner mit einer eignen Rührung. Nie konnte ihr dankbares Gemüth des hochherzigen Jünglings zarte Aufopferung vergeſſen, mit der er ertragen hatte, was ſeiner kühnen Natur das Unerträglichſte ſeyn mußte, um nur ſie nicht in ihrer Freundin zu betrüben. Für die wilde Leidenſchaftlichkeit, der er ſich bis zur höchſten Verblendung überlaſſen hatte, fand ihre nachſichtsvolle, alles gern ausgleichende Natur von jeher tauſend Entſchuldigungen und ſeine jetzigen Briefe bekräftigten dieſe. Aus jedem derſelben leuchtete die höhere Entwickelung ſeines Geiſtes unter Erneſto's Leitung hervor. Sie ſah aus ihnen, wie der bis jetzt nur in ſeinen Gefühlen lebende Jüngling, heranreifte zum feſten, edlen Manne, der mit hellem Blicke die Welt anſchaut, und aufhört, ſich und ſein Herz für den Mittelpunkt derſelben zu halten. Ihr ſelbſt unbemerkt, regte ſich dabei oft der Wunſch baldigen ruhigen Wiederſehens in ihrem Gemüth und ward allmählich zur ſüßen Sehnſucht, die ihrem Leben neuen Werth gab. Das Gefühl, deſſen Bekenntniß Hippolit's Entfernung veranlaßt hatte, ſchimmerte zwar noch fortwährend aus ſeinen Aeußerungen hervor, aber es glich einem goldnen Faden, der das ganze Gewebe ſeiner jetzigen Exiſtenz zuſammen hielt, und es ſchien, als ſähe er es doch als ſeiner und ihrer unwürdig an, ihr länger nur von ſich und ſeinen Empfindungen zu ſchreiben. Dabei waren ſeine Bemerkungen über Natur und Kunſt, über Welt und Leben, von einer Tiefe und Originalität, über die ſie oft in freudiges Erſtaunen gerieth.

Erneſto's Briefe beſtärkten von Zeit zu Zeit ihr frohes Hoffen von der Zukunft ihres jungen Freundes. „Sie ſind noch immer die hohe Dame ſeiner Gedanken, an der er mit der tiefſten Verehrung eines ächten Chevaliers der Tafelrunde hängt,“ ſchrieb er ihr einſt. „Leugnen Sie mir nicht ab, obgleich ich auch nicht fordere, daß Sie es mir geſtehen ſollen, daß ich Ihnen hiermit nichts Neues verkünde. Machen Sie es wie er, geben Sie es mir ſchweigend zu. Weiß ich doch auch nicht, ob er jemals mehr als ein ſolches ſchweigendes Geſtändniß gegen Sie gewagt haben mag; obgleich ich es aus dem Stottern, das ihn allemal befällt, wenn ich der nächſten Veranlaſſung ſeiner Reiſe nach Italien nachforſchen will, ebenſowohl ſchließen könnte, als aus einer gewiſſen reuigen Wehmuth, die ihn leicht bis zu Thränen bewegt, wenn er der letzten Tage gedenkt, die er in Schloß Aarheim verlebte. Dem ſey wie ihm wolle, ich danke den Göttern, für ihn und mich, daß wir einander fanden. Was ich für ihn thue, iſt alles und nichts; das hohe Gelingen lohnt mir tauſendfältig. Schön und traurig, wie ein Antinous, ſtand er vor mir bei unſerm erſten Zuſammentreffen, und erregte ſchon durch ſeine äußere Erſcheinung das lebhafteſte Intereſſe; aber ſein Feſthalten an mir, da er in mir Gabrielen's Freund erkannte, ſein Ergeben in meinen Rath, in meine Leitung, gewannen bald bei dieſer ſeiner rüſtigen Jugendkraft, etwas ſo unausſprechlich Rührendes, daß ich mich ſeiner hätte annehmen müſſen, und hätte es mich auch das höchſte Opfer gekoſtet. Und ſo entſtand denn eine Verbindung, die mir jetzt gegen das Ende meiner irdiſchen Laufbahn die höchſte Freude gewährt. Denn was kann belohnender ſeyn, als der Anblick einer edlen kräftigen Natur, die aus geiſtiger und irdiſcher Verirrung mancherlei Art ſich tapfer loswindet, und dabei das ſelige Bewußtſeyn, ihr hülfreich und ſchützend zur Seite zu ſtehen. Sie, Gabriele! mögen immer das ſchöne Gefühl mit mir theilen; Sie haben mir kräftig vorgearbeitet, ſo kräftig, daß ich oft Sie zu ſehen und zu hören glaube, wenn er recht aus dem Herzen ſpricht oder handelt. Und ſo iſt es billig, daß auch Sie ſich Ihres Werks erfreuen mögen.“

Still und ruhig hatte Ottokar indeſſen ſeit mehreren Jahren in Rom gelebt, in ſelbſterwählter Zurückgezogenheit von öffentlichen Geſchäften und Ehrenbezeugungen, nur mit ſich, ſeinem Knaben, der Natur, der Kunſt, und wenigen auserwählten Freunden. Tauſend ſehr ernſte Erfahrungen hatten ihn endlich überzeugt, daß nur in der Kunſt, entſagen zu können, der ächte Stein der Weiſen verborgen liegt. An Aureliens marmor-glatter und kalter Natur waren alle ſeine Verſuche fruchtlos abgeglitten, ſie ſich und dem ächten Genuſſe des Lebens zu gewinnen. So hatte er ſie denn endlich aufgegeben, und begnügte ſich damit, ſeine Gemahlin, nach der von ihr ſelbſt gewählten Weiſe, das Glück ſuchen zu laſſen, indem er ihr Geld und Freiheit gab, ſo viel ſie bedurfte oder verlangte. Erſteres machte ſein großes Vermögen und eigene Genügſamkeit ihm möglich, und daß Aurelia ihre unumſchränkte Freiheit nie auf eine, ſeine Ehre verletzende Weiſe mißbrauchen könne, dafür bürgte ihm ihr Stolz auf die einzige Frauentugend, die ſie eigentlich anerkannte, und zu deren ſtrenger Richterin ſie ſich überall aufwarf. Der kleine Herrmann, Ottokar's ſehr anmuthig heranwachſender Knabe, gewährte ihm wenigſtens einen Theil des häuslichen Glücks, nach dem er ſich ſtets geſehnt und das er leider an Aurelien's Seite nie hatte finden können. In der Freude über ihn, vergaß er gern alles, was die Welt ſonſt noch ihm verſagt hatte. Er näherte ſich jetzt dem Alter, in welchem die Stürme in der Bruſt, denen er früher mit Muth und Kraft entgegen kämpfen mußte, allmählich von ſelbſt ſich beſchwichtigen. Seine Jugend lag hinter ihm, wie ein halb ſchöner, halb ängſtlicher Traum, aus dem Gabrielen's kurze Erſcheinung gleich einem hellen Sterne hervorleuchtete. Er gedachte ihrer, wie einer himmliſchen Geſtalt, die auf irdiſchem Pfade ihm einſt ſegnend vorüberſchwebte und von höhern Sphären Kunde und Gewißheit verlieh.

Von ihrem ferneren Leben auf Erden ſeit jener Stunde, in der er ſie gefunden, um ſie zu verlieren, wußte er nur wenig. Erneſto hatte immer vermieden, ihm genaueren Bericht davon zu geben; er wollte gern dem ohnehin auf mancherlei Weiſe Verletzten unnütze Schmerzen erſparen, und konnte es ſchweigend nur, da er ihm ſo wenig Erfreuliches zu melden hatte. Ottokar wußte nur, daß Gabriele vermählt ſey, daß ſie mit dieſem Schritte ihrem Vater und ihrer Pflicht ein ſchweres Opfer freudig und willig gebracht. Dies war ja einſt ſein eignes Loos auch geweſen, und nach der ihn dafür beſeligenden Ruhe ſeines eignen Bewußtſeyns mußte er auch ſie für beglückt halten. Freilich vergaß er dabei der Verſchiedenheit des Verhältniſſes, welches den Frauen das als eine ſehr ſchwere drückende Laſt aufbürdet, was das freie glücklichere Loos der Männer dieſen auf tauſendfache Weiſe erleichtert.

So fand ihn Erneſto als er gegen Weihnachten mit ſeinem jungen Freunde in Rom anlangte. Denn die Reiſe nach Sicilien war aus mehreren bewegenden Gründen einſtweilen aufgegeben. Bis jetzt hatte Erneſto ſich von innerem Bangen immer abhalten laſſen, Hippoliten mit Ottokar bekannt zu machen. Von dieſem Gefühle geleitet, hatte er ſogar die Reiſe nach Rom ſo weit hinausgeſchoben und Ottokar's nur immer in ſehr allgemeinen Redensarten gedacht. Eigentlich fürchtete er, daß Gabrielen's Name, zur Unzeit genannt, bei Beiden Gefühle und Erinnerungen aufregen, ja vielleicht Scenen herbeiführen könne, die wenigſtens ihrer mühſam errungenen Ruhe neue Gefahr brächten. Doch jetzt mußte er ſich endlich entſchließen, den Schritt zu wagen, den er ſchicklicher Weiſe nicht länger zu vermelden wußte. Er führte beide einander zu, und hoffte dabei, weil er es wünſchte, daß Jeder von ihnen das heiligſte Geheimniß ſeiner Bruſt wohl zu bewahren wiſſen werde.

Hippolit fühlte ſich gleich in den erſten Minuten ihres Beiſammenſeyns von Ottokar's Erſcheinung mächtig ergriffen. Kein ſterbliches Weſen, ſelbſt Gabriele nicht, hatte ſein Herz mit ſo unausſprechlicher Ergebung, mit ſo ganz rückſichtsloſer reiner Neigung beim erſten Anblick erfüllt, als der ſchöne, ernſte und dabei ſo unſäglich milde Mann, aus deſſen hell leuchtendem] Auge jugendliche Kraft und Wärme ſprách, während er ausgerüſtet mit aller Würde und allen Vorzügen des reifern Alters vor ihm ſtand.

Auch Ottokar ward von Hippolits liebenswürdigem und beſcheidnem Weſen angezogen, dieſer kam ihm wie ein jüngerer Bruder vor, zu deſſen vollendeter Bildung mitzuwirken, er mit der lebendigſten Theilnahme ſich verpflichtet fühlte. Und ſo erbot er ſich, mit Erneſto ſein ſteter Begleiter zu allen jenen Wundern der Vorwelt zu werden, welche keine feindliche Macht dem heiligen Boden entführen konnte, der eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch ſie treu aufbewahrte und aufbewahren wird. Innigſt erfreut über Hippolits reges und richtiges Gefühl, ſchwelgte er an ſeiner Seite im frohen Nachempfinden jener Tage, in denen er ſelbſt zuerſt dies klaſſiſche Land betrat. Dafür theilte Hippolit Ottokar's Freude an dem kleinen Herrmann, der ſich ſehr ſchnell gewöhnte, ihn als ſeinen liebſten Spielgefährten zu betrachten. So ordnete ſich bald ein für Alle ſehr genußreiches Zuſammenleben; nur Ottokar's Nähe ſchien Hippoliten noch gefehlt zu haben, um ihn ganz auf die Stufe der Bildung zu heben, für welche ſeine Natur ihn beſtimmte; bei ihm fand er im glücklichſten Verein den würdevollen Ernſt des vollendeten Mannes mit faſt weiblich weichem Zartgefühl auf das innigſte verbunden; und während Ernesto Hippolit's Geiſt, deſſen Verſtand und Wiſſen mit alle dem Reichthum ausſtattete, den er ſelbſt in ſo hohem Grade beſaß, wirkte Ottokar nicht minder wohlthätig auf ſein Gemüth. Er verhalf ihm zu jener Klarheit in ſeinem Empfinden, welche er ſelbſt mühſam errungen hatte, und weihte ihn dadurch zu jedem Opfer, jeder Entſagung, welche das Leben im Laufe einer wahrſcheinlich ſehr langen Zukunft von ihm ferner noch heiſchen mochte.

So waren mehrere Wochen vergangen, während welchen ſich Hippolit immer feſter an Ottokar anſchloß, als dieſer zufällig von einer leichten Unpäßlichkeit gezwungen ward, einige Tage zu Hauſe zu bleiben. Hippolit eilte auf die erſte Nachricht davon herbei und fand ihn allein, in einem abgelegenen Kabinett, zu welchem ſonſt Jedermann der Zutritt verſagt ward, und das auch ſelbſt er noch nie vorher betrat.

Eine einzige Zeichnung über dem Schreibtiſch ſchmückte die mit grüner Seide ganz einfach bekleideten Wände des kleinen traulichen Gemachs, ſie mußte dem Eintretenden gleich in die Augen fallen, und erſtarrt, bleich wie ein Sterbender blieb Hippolit wie eingewurzelt vor Gabrielen's Abbildung ihrer väterlichen Burg ſtehen; dem einzigen Angedenken von ihr, das Ottokar vor jedem fremden Blick hier wie ein Heiligthum aufbewahrte.

Ottokar fuhr, über den Zuſtand ſeines Freundes erſchrocken, vom Divan auf, auf welchem er lag. Er mußte ihn von einem plötzlichen Uebel befallen glauben und wollte ihm zu Hülfe eilen, als dieſer in aller früheren, mühſam bekämpften Heftigkeit ſeines Weſens in ſeine Arme ſich warf und ihn feſt umklammerte.

„Ja du biſt es,“ rief er, und das Weh eines ganzen Lebens lag in dem ſchmerzlichen Ton dieſer Worte, „du biſt es! Wer anders konnte es ſeyn als du? Wie war es möglich, daß ich dich nicht gleich erkannte! Nun iſt mir alles klar, ja nur dich, nur dich konnte Gabriele lieben und nur du konnteſt ihr entſagen. O ich Verblendeter! Daß ich erſt jetzt dieſes weiß!“

Auch Ottokar erſtarrte, als er dieſen Namen von dieſen Lippen ſo nennen hörte. „Gabriele!‘

rief er, „kennſt du Gabrielen? Kennſt du dies Schloß?“

„Ob ich es kenne? ob ich Gabrielen, ob ich Schloß Aarheim kenne?“ antwortete Hippolit; ſeine Augen blitzten und alles Blut aus ſeinem Herzen färbte die erblichenen Wangen in Purpurglut. Er ſprang auf und riß ſein Taſchenbuch hervor, in welchem er eine kleine Kopie von Erneſto's Virginia aufbewahrte, die er auf Schloß Aarheim heimlich zu zeichnen Gelegenheit gefunden hatte. „Sieh her,“ rief er, „blick her, und du, du biſt ja Icilius, unverkennbar; mein Gott! wie gehen mir jetzt erſt die Augen auf!“

Ottokar betrachtete das Blatt; auch er erbleichte, tief erſchüttert, und kaum vermochte die zitternde Hand es feſt zu halten; denn eine Ahnung des ganzen Umfanges von Gabrielen's traurigem Geſchick ging ihm zum erſten Mal aus dieſen Zügen auf. Mit einer Art Beſchämung fühlte er plötzlich, wie vergleichungsweiſe glücklich er dieſe Reihe von Jahren verlebt hatte, während ſie den bitterſten Kampf mit dem Leben beſtand. Schweigend ſtanden beide einige Minuten einander gegenüber, doch dem geprüften feſteren Manne gelang es eher, Faſſung zu erringen, als dem wild bewegten, ſturmvollen Herzen des Jünglings. Ottokar nahm ihn an ſeine Bruſt, wie ein Vater ſein liebes verwundetes Kind, er zog ihn zu ſich, er ſprach ihm liebkoſend zu, mit ſeiner ſanften beruhigenden Stimme. Hippolit erkannte die Töne, die einſt auch in Gabrielen's Herzen wiederhallten, er konnte ihrem Zauber nicht widerſtehen, ſie beſchwichtigten allmählich das Toben in ſeinem Innern, und nun begann zwiſchen beiden edlen Menſchen eine Scene des innigſten Vertrauens. Ihre Seelen, alle ihre Gedanken ergoſſen ſich in einander; was nie über ihre Lippen gekommen war, geſtanden ſie ſich hier, offen, wahr, ohne Rückhalt, alles tief im Herzen Verborgene kam zur Sprache und dieſe Stunde, die bei minder Vorzüglichen vielleicht eine ewige Trennung bewirkt hätte, verband ſie einander für Zeit und Ewigkeit.

Den ganzen Tag hindurch ließ Ottokar den jetzt ganz Gewonnenen nicht von ſeiner Seite. Erneſto kam hinzu, es war unmöglich ihm, was vorgegangen, zu verhehlen, und er ſah mit freudiger Rührung neues, ihm unerwartetes Heil aus einer Entdeckung entſtehen, die er nur deshalb ſo ängſtlich abzuwenden geſucht hatte, weil die Erfahrung eines langen Lebens unter den Menſchen ihn um den Glauben an die hohe Reinheit des Gemüths gebracht hatte, die ihm doch hier, faſt am Ende ſeiner Laufbahn, aus der Bruſt ſeiner Lieblinge ſo hell entgegen ſtrahlte.

Ottokar nachzuſtreben, in allem nur Erreichbaren, war von nun an Hippolit's felſenfeſter Entſchluß.

„Sie hat ihn geliebt und er konnte ihr entſagen," ſprach er in einer ernſten Stunde des reinſten Vertrauens zu Erneſto. „Auch ich entſage, ich der Ungeliebte, der hoffnungsloſer, als je, doch ewig ihr Bild im Herzen tragen muß. Ich kann ſie nie gewinnen, nun ſo ſey all' mein Streben, ihrer werth zu werden, wie Ottokar es iſt. Kein Laut, kein Blick verrathe von nun an meinen ſtillen Schmerz, auch Sie Erneſto, ich flehe darum, auch Sie ehren ihn durch Schweigen."

Andere Pläne, andere Hoffnungen reiften indeſſen in Ottokar's edler Bruſt. Erſt jetzt, durch die Zeichnung Erneſto's zur Sprache gebracht, hatte er von dieſem treuen Freunde vernommen, welche lange Reihe von Entſagungen und Opfern jeden Tag in Gabrielen's Leben bis zu dieſer Stunde bezeichnete. Seine reuige Wehmuth, wenn er den Abſtand zwiſchen ſeinem und ihrem Geſchick betrachtete, ſteigerte ſich zu einer ängſtlich drückenden Höhe, ihm war, als habe auch er ihr Unglück mit verſchuldet, und müſſe jetzt nur ſuchen, ſie zu erretten. In aller unerträglichen Lächerlichkeit und Widerwärtigkeit ſah er Moritz neben Gabrielen, unabläſſig wie ein Schreckbild ſtand dieſer vor ſeiner Phantaſie. Er vermochte es nicht, ſich von ihm abzuwenden; im Gegentheil ward er nicht müde, Erneſto über ſeine Perſönlichkeit auszufragen, als hoffe er, dennoch endlich etwas zu vernehmen, das ihm Troſt zu geben vermöchte. Und zuletzt blitzte wirklich während eines ſolchen Geſprächs wenigſtens ein Hoffnung verheißender Strahl in ihm auf.

„Nein,“ ſprach er endlich, ſich ſelbſt zum Troſte, „die Natur wird nicht ungerecht ſeyn, ſie wird nicht die Lebenszeit des kränklichen Greiſes bis an die äußerſte Gränze des menſchlichen Lebens hinaus rücken, um die Qual jenes himmliſchen Weſens zu verlängern. Gabriele wird frei, vielleicht bald, und wer wäre dann des Glückes würdiger, die trübe Erfahrung ihres Lebens auszugleichen, jede qualvolle Erinnerung zu verlöſchen, als dieſer ſeltne Hippolit, mit ſeiner unendlichen Liebe! An ſich ſelbſt dachte Ottokar nicht dabei, von jeher glich ſein Gefühl für Gabrielen mehr der anbetenden Bewunderung, als irdiſcher Liebe. Jugendlich ſchön, faſt noch in holder Kindlichkeit, wie ſie in jener einzigen unvergeßlichen Stunde ihm erſchienen war, um ſchnell wieder zu verſchwinden, ſchwebte ihr Bild noch immer unverändert vor ſeinem inneren Sinn; es konnte ihm nicht einfallen, ſich ſelbſt noch würdig zu halten, ihr alle ihre Leiden zu lohnen, ſogar wenn ein unerwartetes Geſchick die Bande zerreißen ſollte, die ihn an Aurelien feſſelten, und die er ſelbſt längſt entſchloſſen war, nie eigenmächtig zu löſen. Die bedeutende Reihe von Jahren, die er vor Gabrielen vorauszählte, hatte ihn jener Zeit zugeführt, wo jedes jugendlich-wild-aufbrauſende Gefühl in milderes Empfinden übergegangen iſt. Gabrielen noch dereinſt glücklich zu wiſſen, mit dem Bewußtſeyn, ſelbſt zu ihrem Glücke beigetragen zu haben, ward ihm jetzt zum vorherrſchenden Wunſch, der immer und überall ihn verfolgte. Hippolit's unveränderte mit jedem Tage ſteigende Liebe zu ihm, die ganze Liebenswürdigkeit ſeiner Natur, zogen ihn immer mehr an, er gewöhnte ſich, ihn nur mit Hinſicht auf Gabrielen zu betrachten. Bald kam er dahin, ſich Beide ſchon jetzt als Eins zu denken, und ſo machte er es ſich zum angelegentlichſten Geſchäft, ihm überall zur Seite zu ſtehen. Gabrielen's Name ward nach jenen erſten Stunden heiligen Vertrauens nie wieder unter ihnen genannt, doch beide laſen ihn oft, eins in des andern Blicken. Auch Erneſto ſchwieg, und beruhigt durch Hippolits Herrſchaft über ſich ſelbſt, gab er ſich heiterer wie zuvor, der Freude an den Fortſchritten ſeines Zöglings in allem Edlen, Guten und Schönen hin, ohne weder über die Vergangenheit noch über die Zukunft ängſtlich zu grübeln.

* * *

An der Seite ſeiner edlen Freunde, angeregt und ermuthigt durch Ottokar's Nähe und Erneſto's klaren welterfahrnen Sinn, gelangte Hippolit zu einer immer ſicherer werdenden Gewalt über ſich ſelbſt. Das Jahr neigte ſich zu Ende, und er fühlte jetzt im gerechten Vertrauen auf ſich, daß er es wagen dürfe, Gabrielen um die Erlaubniß zur Rückkehr zu bitten. Sie hatte ſie ihm beim Scheiden unter Bedingungen verſprochen, deren Erfüllung ihm zwar noch ſchwer, aber doch nicht mehr unmöglich dünkte.

So ſchmerzlich auch Ottokar die Trennung fühlen mochte, beſtärkte dieſer ihn doch durch ſeine Zuſtimmung in dieſem Entſchluß, und ſo wagte es Hippolit denn endlich, ihn gegen Gabrielen auszuſprechen.

„Fürchten Sie keinen neuen Ausbruch jener vernichtenden Leidenſchaftlichkeit mehr von mir, deren ich jetzt nur noch mit einem ſehr beſchämenden Gefühl gedenken mag," ſchrieb er ihr. „Sie werden Ihren wilden Edelknaben in nichts wieder erkennen, als in der treuſten Anhänglichkeit und unbedingten Ergebung in Ihren Willen. Mögen Sie ihn zum zweiten Mal und auf immer verbannen, wenn je ein Wort, ein Blick, ein Athemzug jene trüben Tage Ihnen zurückruft, in denen er mit umdüſtertem befangnen Sinn alles vergaß, was er Gott, ſich ſelbſt und Ihnen ſchuldig iſt. Gabriele! ſeyn Sie wieder mild und gütig, wie Sie es immer waren; Sie können es ohne Sorge, ich will ja nichts als in Ihrer Nähe ſeyn, Sie ſehen, Sie hören. Sie ſelbſt ſollen beſtimmen, wie oft, wie lange? Und wenn Sie mir nur eine Stunde, ja nur wenige Minuten des Tages vergönnen, ich will nicht murren gegen Ihr Gebot, das ich dankbar verehre.“

Wenige Wochen nach dem Empfange dieſes Briefes ſtand Hippolit ſelbſt vor Gabrielen.

Er fand ſie allein in ihrem ſtillen Zimmer in der Reſidenz, wohin ſie von Lichtenfels zur Pflege ihres Gemahls zurückkehren mußte, der vor einigen Monaten ſehr krank von ſeinen ermüdenden Streifereien zu Hauſe angelangt war. Hippolit wankte zwar, als er Gabrielen zuerſt wieder erblickte, doch half ihm die Bewegung, in die ſie ſelbſt in dieſem Momente gerieth, dies zu verbergen. Ihr Auge ſtrahlte mit ungewohntem Feuer, ein blühenderes Roth färbte ihre Wangen, ihre Geſtalt ſchien noch ätheriſcher als ſonſt, die Zeit hatte ihrer Schönheit höheren Glanz verliehen und mit der erſten Blüthe früher Jugend ihr keinen Reiz geraubt. So erhob ſie ſich bei ſeinem Eintritte von ihrem Seſſel und ſuchte vergebens nach freundlichen Worten, ihn damit zu begrüßen. Er wagte es nicht, die Hand zu berühren, die ſie wie unwillkührlich ihm halb entgegenreichte, aber ſein Herz ſprach laut aus ſeinem geſenkten Blicke, aus der edlen und doch ſo demüthigen Stellung, in der er vor ihr, wie vor einem Götterbilde, ſich ehrerbietig neigte. Der Edelknabe war zum Manne geworden, zum männlichſchönſten, den ihr Auge je erblickte, aus deſſen edlen, rein harmoniſchen Zügen jede Spur jenes wilden Feuers verſchwunden war, von dem ſie ſonſt ſo oft erſchreckt worden. So hatte Ottokar ihren Jugendträumen vorgeſchwebt, jetzt erblickte ſie das Traumbild ins Leben gerufen, aber veredelt, verklärt, wie ſie ſelbſt in ihren phantaſiereichſten Stunden es nie ſich gedacht hatte.

Beide ſchwiegen in den erſten Momenten; Hippolit fand zuerſt den Muth, dies Schweigen zu brechen. Er brachte Briefe, Zeichnungen, Kameen, Paſten, kleine Moſaiken, die Erneſto ihm für Gabrielen mitgegeben hatte, und kramte alle die glänzenden Gaben in liebenswürdiger Geſchäftigkeit vor ihr auf dem Tiſche aus.

Von ihnen wendete ſich das Geſpräch auf ſein Leben und ſeine Reiſen in Italien. Er ſprach viel von Erneſto, endlich wagte er es, ſogar Ottokar's Namen zu nennen und Gabrielen manches Angenehme von deſſen jetzigem Leben mitzutheilen. Er that es mit etwas unſicherer Stimme und geſenktem Blick, ohne jedoch Ottokar's in irgend einer genauern Beziehung zu Gabrielen zu erwähnen. Er ſprach von ihm nur als von einem ihm ſehr theuern Freunde, dem er unendlich viel verdanke. Es war das letzte ſchwerſte Erproben ſeiner Standhaftigkeit, das er ſich ſelbſt auferlegt. Er hatte darin beſtanden, aber jetzt vermochte er auch nicht mehr. Er erhob ſich um Abſchied zu nehmen, und bat nur noch um die Erlaubniß, zu einer gelegenen Stunde auch Moritzen begrüßen zu dürfen.

Hippolit hatte während ſeines Beſuchs beinah allein geſprochen, denn Gabriele vermochte es kaum über ſich, dann und wann einige Worte der Schicklichkeit zu Liebe einzuſchieben; ſie war ganz Auge, ganz Ohr, hingeriſſen vom lebhafteſten Erſtaunen über die unglaubliche Veränderung, die, in weniger als zwei Jahren, wie durch ein Wunder bewirkt, ihr hier entgegenleuchtete.

In tiefem Nachſinnen und doch faſt ohne Worte für ihre Gedanken, blieb Gabriele lange wie in ſich verloren. War das der Hippolit, welcher einſt ſo keck und vorlaut an dieſer nämlichen Stelle auftrat? War das der wilde rohe Jüngling, deſſen ungebändigten Sinn ſie unlängſt mit ſo ernſter Strenge zurecht zu weiſen gezwungen war? Ihr Herz regte ſich laut in ungeſtümen Schlägen, ihre Wangen glühten, vor Freude weinte ſie, über dieſe glückliche Verwandlung. Eine ihr unerklärliche Unruhe hielt ſie mitten in dieſem frohen Gefühle befangen, die bei dem Gedanken, ihn am Abend wieder zu ſehen, in ihr ein Bangen erregte, wie ſie kaum damals es empfunden hatte, als ſie, ein Neuling in der Welt, zwiſchen Fürchten und Hoffen Ottokar's Gegenwart im Salon ihrer Tante entgegenging.

Endlich am Abend erſchien Hippolit in Moritzen's Zimmer. Der mürriſche Kranke empfing ihn mit bittern Vorwürfen über ſeine plötzliche Abreiſe von Schloß Aarheim, die Hippolit mit vieler Sanftmuth ertrug. Bald fühlte ſich Moritz wieder von dem gewohnten Zauber hingeriſſen, den die Gegenwart ſeines ehemaligen Lieblings ſtets an ihm übte. Er wurde immer freundlicher, zuletzt war alles Unangenehme ſo weit vergeſſen, daß er nur aufs neue mit Bitten in ihn drang, ſein Haus wie ehemals als ſein eignes zu betrachten. Der ihm nun wieder ganz zugeneigte Alte trug ihm ſogar eine Wohnung in demſelben an, er drang ſie ihm faſt auf, und Hippolit bedurfte aller ſeiner Gewandtheit im Leben, um dies Anerbieten beſcheiden von ſich abzuweiſen. Er that es, ohne dabei den Blick zu Gabrielen zu erheben, die hocherröthend und ſchweigend der Verhandlung zuhörte, ohne die mindeſte Aeußerung über ſie zu wagen. Sie ſchämte ſich innerlich ihrer Verlegenheit dabei, denn ſie glaubte nun feſt überzeugt ſeyn zu können, daß in Hippolit's Gemüth keine Spur von jenem Gefühl mehr lebe, das ſie einſt zwang, ihn zu verbannen, und doch vermochte ſie es nicht über ſich, dieſe wunderbare, ihr ſelbſt unerklärliche Befangenheit zu beſiegen.

Von nun an war Hippolit aufs neue Gabrielen's täglicher Gaſt. Sein Betragen blieb ſich immer gleich. Immer erſchien er gelaſſen, ſanft, freundlich gegen Moritzen; voll inniger Theilnahme und ungeheuchelter Ehrfurcht gegen Gabrielen. Zuweilen fand er ſie allein, öfter am Krankenſeſſel ihres Gemahls, der von einem unheilbaren Aſthma ergriffen, in manchen Augenblicken Todespein litt, von der er ſich aber ſtets nach einigen qualvollen Minuten ſchnell wieder erholte. Zufolge des Ausſpruchs der Aerzte konnte er noch viele Jahre lang mit dieſem Uebel kämpfen, ehe es ihn überwältigte.

Einſt, nicht lange nach ſeiner Ankunft, überraſchte Hippolit Gabrielen, eben da ſie zitternd vor Froſt, in der unfreundlichſten Jahreszeit, bei weit geöffneten Thüren und Fenſtern den athemloſen Kranken unterſtützte, der für ſeine gequälte Bruſt nur in der fürchterlichſten Zugluft einige Erleichterung fand, und ſie dabei in ſeinem bewußtloſen Zuſtand feſt umklammert hielt. Der Anfall ging vorüber und Hippolit gewann Zeit und Kraft, Gabrielen zu betrachten, welche, mitleidige Thränen im ſchönen Auge, erſchöpft hinſank.

Sein Herz ſtand ſtill vor Entſetzen, da ihm in dieſem Momente die Gefahr plötzlich entgegenſtarrte, der ſich dieſes zarte Weſen täglich ausſetzte. Und für wen?

Die auf ihren vorher ſo bleichen Wangen ſchnell erblühende tiefe Röthe, das ungewohnte Strahlen ihrer Augen bezeichnete ſie ſeinem vorahnenden Herzen auf einmal als eines jener Opfer, welche der langſam heranſchleichende Tod erſt mit überirdiſcher Schönheit ſchmückt, ehe er ſie früh und auf immer erbleichen läßt.

Von ungeheurer Angſt getrieben, ergriff er nun die erſte einſame Stunde mit ihr, um ſie um Schonung für ſich ſelbſt anzuflehen. Es war die erſte Bitte, die er ſeit ſeiner Rückkehr aus Italien an ſie wagte; wenn ſie ſie ihm gewährte, ſollte es auch die letzte ſeyn, dies gelobte er auf das Heiligſte. Gabriele konnte ſie ihm weder verſagen noch gewähren, und Hippolit ſah ſich dadurch gezwungen, ſie von nun an gleich einem theuern Kleinod argwöhniſch zu bewachen. Er beſchloß, ſo viel Zeit als möglich in ihrem Hauſe zuzubringen, entſtehe daraus was da wolle, um nur gleich zur Stelle zu ſeyn, wenn der Kranke ſo gefahrvollen Beiſtand verlange. Denn eigenſinnig wie immer, erklärte dieſer, ihn nur von ſeiner Gemahlin oder Hippoliten annehmen zu wollen.

Die Welt, eigentlicher was man in großen Städten die Welt zu nennen pflegt, begann freilich hier und da des glänzenden Fremdlings ſtete Anweſenheit im Aarheimiſchen Hauſe zum Ziel ihrer Bemerkungen zu machen; doch in der Abgeſchiedenheit, in welcher Gabriele jetzt lebte, vernahm dieſe wenig davon. Weniger noch Hippolit. Denn ſowohl ſein Aeußeres, als die Erinnerung an ſein Betragen gegen Adelberten waren ganz dazu geeignet, Jedermann den Muth zu einem unziemenden Scherze gegen ihn zu benehmen.

Und ſo war Hippolit jetzt glücklicher als er es je zu werden gehofft hatte; er war es in der Ueberzeugung, daß es ihm wirklich gelänge, zur Erhaltung und Erleichterung des geliebten Weſens beizutragen, für das er mit Freuden ſein Leben hingegeben hätte. Ein freundlicher Stern ſchien dabei ſein Bemühen zu begünſtigen, denn Moritz ward bald darauf ſcheinbar beſſer, wie das bei Kranken ſeiner Art zuweilen wohl auf kurze Zeit geſchieht, und er ermangelte nicht, dies einzig der treuen Pflege ſeines jungen Freundes zuzuſchreiben. Seine beängſtenden Anfälle verließen ihn einſtweilen faſt gänzlich, dafür aber ſtellte ſich ſeine alte Feindin, die Langeweile, wieder ein, und er machte jetzt weit ſtärkere Anſprüche als je zuvor auf Hippolit's und Gabrielen's Geſellſchaft in den Abendſtunden.

Um der Unterhaltung eine leidliche Wendung zu geben, trug Hippolit allmählich alle ſeine, in Italien geſammelten Kunſtſchätze herbei. Gemälde, Zeichnungen, Kupferſtiche, kleine Antiken gaben Moritzen's Zimmer gar bald das Anſehen eines Muſeums. Wunderbarer Weiſe bildete dieſer ſich mit einem Male ein, ein großer Kunſtkenner geworden zu ſeyn; da indeſſen ſeine Redſeligkeit durch ſein Uebel ſehr gehemmt ward, ſo war er weit weniger ſtörend als ſonſt, und blieb gewöhnlich nur ein größtentheils ſtummer Zuhörer von dem, was Hippolit und Gabriele mit einander ſprachen. Er behauptete indeſſen ſehr ernſtlich, dieſe-Unterhaltungen, beſonders Hippolit's Erzählungen ungemein ergötzlich zu finden, ſpielte aber dabei doch mit ſich ganz allein eine Schachparthie nach der andern, wie Philadelphia ſie in ſeinem Schachbuche vorſchreibt, ſammt allen Abänderungen jedes einzelnen Spieles. Triumphirend rief er ſein „Matt!“ aus, wenn die Weißen gewannen, die er nach ſeines Meiſters Beiſpiel, der die Schwarzen gewöhnlich ſchlecht ſpielen läßt, in beſondern Schutz genommen hatte. Dabei glaubte er ſteif und feſt, ſich den ganzen Abend über einzig mit der Kunſt beſchäftigt zu haben.

Hippolit's und Gabrielen's Unterhaltung gewann durch dieſes ſonderbare Beiſammenſeyn einen ganz eignen Reiz, eine faſt größere Freiheit, als wären ſie ganz ohne Zeugen geweſen. Moritz vertiefte ſich immer mehr in ſein Studium des Schachſpiels und miſchte ſich immer weniger in ihr Geſpräch. Die Kunſtwerke um ſie her, und Hippolit's in Italien, unter Erneſto's Leitung ſehr ausführlich geſchriebenes Tagebuch gaben ihnen ſtets neuen, nie endenden Stoff.

Gabriele ward in mancher Hinſicht jetzt wirklich die Schülerin ihres Freundes, anſtatt daß er ſonſt in Schloß Aarheim von ihr lernte. Lächelnd erwähnte ſie einſt gegen ihn dieſer ſeltnen Umwandlung.

„Bin ich nicht alles durch Sie?“ erwiederte er ihr. „Sie allein erweckten mich ja zu dieſem neuen erhöhten Leben. Sie öffneten mir ja zuerſt das Reich der Kunſt und führten mich zur beſeligenden Erkenntniß der ewigen Schönheit. O Gabriele, wüßten Sie, mit welchem Wonnegefühl ich mir täglich zurückrufe, was ich Ihnen alles verdanke! Möge nur ein günſtiges Geſchick mir erlauben, Ihnen ſtets zur Seite zu ſtehen wie jetzt, um mit jedem Athemzuge Ihnen zu beweiſen, daß ich nur für Sie lebe, für Sie, die mich allein dem Sonnenlichte und der Hoffnung erhielt.“

Ein Monat nach dem andern verging auf dieſe Weiſe und Hippolit fühlte mit immer tieferer Ueberzeugung, daß weder Zeit noch Veränderung des Ortes, ſeinem Gemüth in Hinſicht auf Gabrielen eine andere Richtung gegeben habe, noch geben könne. Sie nur thronte, gleich einem

Götterbilde, in ſeinem Herzen, und die Einſamkeit war noch oft Zeuge ſeines Schmerzes. Unendliches Mitleid mit ihr, mit ſich und auch mit Ottokar hielt manche bange lange Nacht hindurch den Schlummer fern von ſeinem Lager. Doch er hatte gelobt, ſich zu beherrſchen, und er führte es mit bewunderuswerther Standhaftigkeit aus. Er kam und ging, und kein Wort, kein Blick durfte ſein Geheimniß verrathen. Er dachte wohl daran, daß Gabriele auf dieſe Weiſe ſeine frühere Liebe zu ihr als erloſchen, und in ruhige Freundſchaft umgewandelt betrachten würde, aber er war bereit, auch dieſes zu tragen, um nur den innern Himmelsfrieden der hochgeliebten Frau nie wieder zu trüben.

Aechte Liebe und Beſcheidenheit gehen ſtets Hand in Hand. Deshalb kam in Hippolit's Seele keine Ahnung von dem, was in qualvoller Seligkeit ihn vielleicht zum Wahnſinn getrieben hätte, wäre es von ihm erkannt worden. Ach! jener Himmelsfrieden, den er ſchonen wollte, war längſt aus Gabrielen's Bruſt gewichen und entfremdete ſich ihr immer mehr und mehr mit jedem Tage, den Hippolit in ihrer Nähe verlebte. Während die unabläſſige Sorgfalt, mit der er in Gabrielen's Gegenwart ſtets über ſich ſelbſt wachte, ihm keine Zeit ließ, ſie anders als in Hinſicht auf ihre Zufriedenheit mit ihm zu beobachten, entzückte ihn zwar die holde Freundlichkeit, mit der ſie ihn gewöhnlich behandelte, aber er dachte dabei nur daran, ſich dieſes ſein gegenwärtiges Glück zu erhalten, und war weit davon entfernt, zu kühneren Hoffnungen den Blick zu erheben.

Auch Gabriele blieb Wochen- und Mondenlang ſich ſelbſt ein Räthſel, deſſen Auflöſung ſie, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, immer weiter hinaus ſchob. Vom Rückblick auf das frühere, von ihrer Seite ſo ruhige reine Verhältniß zu Hippoliten geblendet, glaubte ſie, es ſey noch wie ehemals. Sie ahnete nicht, was alles Blut ihres Herzens in heißen tobenden Strömen ihren Wangen zutrieb, wenn ſie aus faſt unhörbarer Ferne den Ton ſeiner Stimme, das Nahen ſeiner Schritte vernahm. Neues, nie zuvor geahnetes Leben war ihr aufgegangen, doch ſie erkannte weder deſſen Urſprung, noch das Stürmen und Wogen, welches ihre Bruſt mit ſüßem Schmerz beklemmte, himmelweit abweichend von jedem früheren Gefühl. Wenn ſie Morgens erwachte, war Hippolit ihr erſter Gedanke, Sehnſucht, ihn wieder zu ſehen, ihr erſtes Empfinden, und dennoch erſchrak ſie, und hätte es gern abgewendet, wenn ſein Beſuch ihr gemeldet ward. War er aber erſt da, dann begann ein hohes genußreiches Leben. Seine Worte, ſeine Aeußerungen entwickelten ihr täglich eine zuvor nicht gekannte Liebenswürdigkeit, eine neue, höhere Achtung fordernde Eigenſchaft an dem edlen ſchönen Manne, der dabei in ungeheuchelter Verehrung ſich und jede ſeiner Handlungen ihrem Willen unterwarf. Sie hing an ſeinen Blicken, an jeder ſeiner Bewegungen, alles andere vergeſſend, bis irgend ein unbedeutender Zufall ſie aufſchreckte. Verlegen wandte ſie ſich dann von ihm ab, floh aus ſeiner Nähe oder ſuchte ihre, ihr ſelbſt unbegreifliche, tiefe Beſchämung hinter irgend einem kleinen Geſchäft, das ſie plötzlich unternahm, zu verbergen. Zwanzigmal des Tages fühlte ſie ſich auf dieſe Weiſe von ihm angezogen und fortgetrieben. Sie war von einer Unruhe, einer Unbeſtimmtheit ergriffen, die ſie mit Angſt erfüllten, die ihr nicht erlaubten, irgend etwas zu unternehmen oder gar zu vollenden, als nur in Bezug auf Hippolit. Jene, ihr eignes Weſen wie die Welt, hellüberſchauende Klarheit, war für den Moment gänzlich von ihr gewichen; Gedanken, Empfindungen ſtiegen in ihr auf, ihr ſo fremd, daß ſie oft ſich überredete, das Herannahen einer bedeutenden Krankheit vorzuempfinden. Ein Zufall mußte ſie über ſich ſelbſt klar werden laſſen, wenn gleich auf ſchmerzliche Weiſe.

Unerachtet ihres jetzt ſehr merklich herannahenden höheren Alters hing Gabrielen's Tante, die Gräfin Roſenberg, noch immer mit gewohnter Leidenſchaftlichkeit an der Welt, an deren Freuden, und war keinesweges geſonnen, den Platz aufzugeben, den ſie in ihr ſo lange ehrenvoll behauptet hatte. Mehr als je zuvor beruhte jetzt ihr Glück auf Glanz und Geräuſch, denn ſie bedurfte beides, um manchem ernſteren Gedanken zu entweichen, der ſich zuweilen doch ungerufen ihr entgegendrängte. Ein einziger unbeſuchter Aſſembleeabend in ihrem Hauſe hätte ihr den Tod geben können. Dies fühlend, und treu ihren früheren Grundſätzen, ſuchte ſie daher bei Zeiten in dem ſie umgebenden Kreiſe nach einem jungen liebenswürdigen Weſen, das fähig wäre, Gabrielen's Alle herbeizaubernde Gegenwart ihr einigermaßen zu erſetzen. Denn ſie mußte leider dieſen Winter über in ihrem Salon Gabrielen vermiſſen, weil die Pflicht dieſe an das Krankenzimmer des Gemahls gefeſſelt hielt.

Der Gräfin gewohnter Scharfblick fand gar leicht den geſelligen Magnet, welchen ſie ſuchte, in der im üppigſten Jugendreiz eben aufblühenden Ida von Schöneck, Gabrielen's ehemaliger Begleiterin nach Schloß Aarheim. Seltene Schönheit und manches angenehme Talent hatten ſich ſeit jener Zeit auf das ſchnellſte und liebenswürdigſte in dieſem jungen Mädchen entwickelt. Die Gräfin konnte keine glücklichere Wahl treffen, denn der ewige Kampf zwiſchen einem unbegränzten Hange zum Vergnügen und ſehr beſchränkten häuslichen Verhältniſſen machten die arme Ida zur Gefälligkeit ſelbſt, was auch immer von ihr gefordert werden mochte. Sie verließ das Haus ihrer Mutter und bezog ein Zimmer im Hotel ihrer neuen Beſchützerin.

Alle Stunden, welche Toilette und Geſellſchaft ihr übrig ließen, wurden dort mit unermüdetem Eifer auf den Unterricht gewendet, den ihr die Gräfin in Muſik, Tanz und allen jenen Künſten ertheilen ließ, welche in unſern verfeinerten Tagen den höchſten Schmuck der, darüber ſelbſt zur Kunſt gewordenen Geſelligkeit ausmachen. Von Eitelkeit geſpornt, erſetzte der angeſtrengteſte Fleiß, was hie und da die Natur verſagt haben mochte, und die einmal der Dunkelheit entriſſene, vor kurzem noch ſo unbedeutende Ida trat ganz unerwartet als eine leuchtende Sonne hervor, deren Glanz alle ihre Umgebungen überſtrahlte. Der Gräfin Roſenberg Haus ward durch Ida wieder, was es ſtets geweſen war, der Mittelpunkt aller guten Geſellſchaft in der Reſidenz, ſie ſelbſt ſchwamm in Seligkeit, und vergötterte beinahe die kleine Zauberin, welche alle dieſe Wunder bewirkte.

Zwar war Ida himmelweit davon entfernt, Gabriele zu ſeyn; ihre Talente, ihr Wiſſen, waren nur ein oberflächlich Erlerntes, auf den Licht-Effekt berechnet; aber eben dieſe Licht-Effekte hatte ſie meiſterhaft ſtudirt. Dazu beſaß ſie den Reiz der Neuheit, der friſcheſten Jugend und obendrein eine ſeltene Fähigkeit, fremde Liebenswürdigkeit ſich anzueignen. Sogar das mondenlange Zuſammenleben mit Gabrielen hatte ſie, wenigſtens für das Aeußere, vortheilhaft zu benutzen gewußt, und nichts bezeichnet ſie beſſer, als das franzöſiſche Wort: je ne suis pas la Rose, mais j'ai habité avec elle.

Begleitet von dieſem ihrem jungen glänzenden Lieblinge, trat nun die Gräfin eines Abends ganz unerwartet in Gabrielen's Zimmer ein, um ihre vielgeliebte Nichte einmal wieder zu ſehen, nach der ſie ſich, ihrer Verſicherung nach, mondenlang vergebens geſehnt hatte. Sie erklärte, den ganzen Abend bei ihr bleiben zu wollen und etablirte ſich förmlich mit ihrer Knötchen-Arbeit auf dem Sopha, um dieſes zu beweiſen, denn der heutige Tag war eben ein allgemeiner Bußtag geweſen, der ohnehin ſtill und mitunter auch wohl langweilig ſelbſt von denen zugebracht werden mußte, die nicht wie die Gräfin und Ida im ewigen Wechſel des Vergnügens ſich herumzudrehen gewohnt ſind. Der ſeltene Beſuch der Tante ward von Gabrielen mit gewohnter Holdſeligkeit empfangen und auch Ida's beinahe ungeſtüme Liebkoſungen wurden ſo von ihr erwiedert. Wie entzückt, warf ſich dieſe ihr in die Arme, und ward nicht müde, ihrer Freude über dieſes lang erſehnte Wiederſehen Worte zu geben.

Mit innigem Wohlgefallen und ſtiller Bewunderung betrachtete indeſſen Gabriele das, alle früheren Erwartungen weit hinter ſich laſſende Erblühen des jugendlichen Weſens, das noch in dieſem Moment durch ein, bei Hippolit's Anblick aufleuchtendes freudiges Strahlen der ſchönen Augen unendlich reizender ward. Sie ließ Ida lächelnd gewähren, wie man einem artig ſpielenden Kinde den Willen thut, als dieſe nun mit anmuthiger Geſchäftigkeit ſich der Verwaltung des Theetiſches bemächtigte, dabei die in Schloß Aarheim ſelig verlebten Tage pries, und überhaupt alle ihre kleinen Künſte ſpielen ließ, um ſich ſo intereſſant und liebenswürdig als möglich zu zeigen. In Gabrielen's reine Seele kam noch immer keine Ahnung von dieſen Künſten, unerachtet ihre genaue Bekanntſchaft mit der Welt ſie in dieſer Hinſicht wohl hätte einſichtiger machen können. Sie aber war zu wahr geblieben, um an das Falſche oder Schlechte zu glauben, ehe Thatſachen ſie davon unwiderſprechlich überzeugten. Und ſo wie ſie als ſechszehnjähriges Kind die jugendliche friſche Farbe ihrer ſchon damals mehr als vierzigjährigen Tante bewundert hatte, eben ſo ließ ſie ſich auch jetzt zehn Jahre ſpäter von der gutgeſpielten kindlichen Naivetät eines achtzehnjährigen Mädchens blenden, ohne in ihr die geübte Schauſpielerin zu erkennen. Das Vergnügen, mit dem ſie dem anmuthigen Weſen zuſah, ſtieg mit jeder Minute, ihr Auge ſuchte endlich Hippoliten auf, um auch ihn zur Theilnahme daran aufzufordern, doch ſie ward gewahr, daß es deſſen nicht bedürfe. Feſt gebannt, alle ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließend dem reizenden Geſchöpfe zugewendet, ſah ſie ihn hinter Ida's Stuhl ſtehen, die glänzenden Augen nur auf dieſe geheftet, und ein ganz eignes ſtechendes Weh durchbebte in dem Momente ihre Bruſt.

Ida ward immer lebendiger in ihren Bewegungen und im Geſpräche. Die ihr ganz eigene

Grazie in all ihrem Thun wurde immer ſichtbarer, und Hippolit gerieth dadurch nach und nach in eine ihm jetzt ſeltene fröhliche Laune. Unter dem Vorwande, ihr wie wohl ehemals in Schloß Aarheim geſchehen war, bei ihrem Geſchäfte helfen zu wollen, rückte er ſich einen Stuhl dicht neben den ihrigen, verwirrte lachend und ſchäkernd die Taſſen, reichte ihr den Rum ſtatt des Rahms, warf Zucker in die Taſſen, die deſſen nicht bedurften, ließ ſich von ihr ausſchelten ohne ſich deshalb zu beſſern, und trieb tauſend kindiſche Poſſen, worüber ſie herzlich lachen mußte, was ihr über die Maßen wohl ſtand, und ihn zu immer neuen luſtigen Einfällen hinriß.

Die Gräfin ſah dem artigen Spiele des ſchönen jungen Paars mit unverhehltem Vergnügen darüber zu, und begann nach Art älternder Frauen, auf dieſe Stunde Pläne für ihre Ida zu bauen, die ſie durch manchen heimlichen Wink auch Gabrielen mitzutheilen verſuchte; doch dieſe war nicht geſtimmt, ſie zu verſtehen.

Mit nie empfundener Angſt fühlte ſie in ihren Augen aufſteigende Thränen, ſie wollte nach dem Beiſpiel der Andern den heimlichen Schmerz weglachen, aber es war ihr unmöglich. Je luſtiger jene wurden, je ernſter ward ſie. Zum erſten Mal in ihrem Leben war es ihr als ob ſie launig, verdrüßlich werden wolle; ſie ſtrebte, ihre Verſtimmung wenigſtens zu verbergen, da ſie nicht vermochte ſie zu unterdrücken, und zuletzt hielt ſie dieſes ſogar für überflüſſig, denn ſie glaubte zu bemerken, daß Niemand ſie beachte. Hippolit wie die Tante hatten nur Augen für Ida, die ihren Muthwillen immer höher trieb, und dabei immer reizender ward, während Gabriele in immer ſteigender Beklemmung den Abſtand ihres innern Mißmuths mit der allgemeinen Stimmung empfand.

Es iſt Beſorgniß um Moritzen, was ſo mich quält, dachte ſie endlich, er iſt ſo verlaſſen, vielleicht ſchmerzlich leidend, in ſeinem einſamen Zimmer. Sie wünſchte Hippoliten an ihn zu erinnern, aber ein wunderliches Schämen hemmte ihre Worte. Sie dachte darauf, ſich ſelbſt auf einige Minuten bei der Tante zu beurlauben, um nach ihm zu ſehen, aber auch dazu fehlte ihr Entſchloſſenheit. So kämpfte ſie eine ziemliche Weile mit ſich ſelbſt und ward immer ernſter, als der vermeinte Gegenſtand ihrer Sorge ihrer Ueberlegung ein ganz unerwartetes Ende brachte, denn Moritz ſelbſt trat in ihr Zimmer, was er lange nicht gewagt hatte.

Heiter und wohl, wie er es ſeit Monden nicht geweſen, wollte er ſeine Gemahlin durch dieſen Beſuch angenehm überraſchen, und ward ſelbſt durch das luſtige Treiben überraſcht, in das er hier ganz unerwarteter Weiſe hineingerieth, und das ihm in dieſem ſeinen Anflug von guter Laune höchſt willkommen war.

Die Stunden flogen, der Abend verging ehe man es dachte. Ida's naiver Witz zeigte ſich unerſchöpflich, ihre Fröhlichkeit unverwüſtlich, ſo daß Moritz nach ihrer Entfernung nicht aufhören konnte, ſie und den angenehmen Abend, den ſie ihm gewährt hatte, zu preiſen. Er erinnerte ſich mit einem Male, ſchon in Schloß Aarheim eine ſtille Neigung Hippolit's zu dem reizenden Mädchen bemerkt zu haben, alle jene alten Neckereien und Anſpielungen, mit denen er ſeinen jungen Freund dort oft genug gelangweilt hatte, wurden wieder hervorgeholt, und mit ernſten Ermahnungen begleitet, das Glück ja zu ergreifen und feſtzuhalten, ſo lange es ihm lächle.

Hippolit erwiederte wenig; er ſtand da, in ängſtlicher Verlegenheit, die Moritzen's Vermuthungen zu beſtätigen ſchien, und dachte nicht daran, ſich gegen Angriffe zu vertheidigen, die er kaum vernahm. Denn er ſah Gabrielen bleich und leidend im Sopha hingeſunken, ohne ſichtbare Theilnahme an dem Geſchwätz, in welches Moritzen's lange nicht geübte Redſeligkeit, überſtrömend von Albernheiten, ſich ergoß. All ſein Sinnen und Denken ging nur dahin, den überläſtigen Schwätzer auf eine ſchickliche Art zu entfernen, um ihr, die er krank glauben mußte, endlich die nöthige Ruhe zu verſchaffen. Es gelang ihm zuletzt, ihn auf ſein Zimmer geleiten zu dürfen, aber noch in der Thüre wandte Moritz ſich um. „Allons Madame“ rief er Gabrielen laut lachend zu, „ne faites pas la sainte Nitouche! Muſtern Sie nur morgen mit Sonnenaufgang Ihre Myrthen und Roſen zum Brautkranze, erſinnen Sie ein recht elegantes Hochzeits-Cadeau; vous en aurez besoin; ſehen Sie nicht hier das leibhafte Bräutigamsgeſicht? Wie trübſelig der arme Teufel da ſteht! Courage, mon ami! La petite non sera crudele; Courage! faint heart never won fair Lady.“

Ein langer mühſam verhaltener Strom heißer bittrer Thränen machte Gabrielen's gepreßtem Herzen Luft, ſobald ſie ſich allein ſah. Ernſteres Nachdenken folgte dieſem, während einer unendlich langen, ſchlafloſen Nacht, bis hell und klar, wie die eben aufgehende Sonne, der Abgrund von Unglück vor ihr lag, an deſſen Rande ſie bebte, ohne die Möglichkeit ſich abzuwenden.

Ja, ſie mußte es ſich endlich, ohnerachtet alles innern Widerſtrebens, ſelbſt geſtehen, es war Liebe, was ſie empfand, heiße glühende Liebe, die ſie jetzt nur an ihren Qualen erkannte, und o wie himmelweit verſchieden von jenem Ideale, mit welchem ihre ſanfte, der unbedingteſten Hingebung geweihte Mutter ſchon in früher Kindheit ihr junges Herz erfüllt hatte! Wie fern ſtand ihr jetzt jener kindliche Glaube, daß Liebe in ſich beglücke, und nur das unbedingte Glück des Geliebten fordere, um dieſes irdiſche Leben zum ſeligen der Engel zu erheben. Ihr ungeſtüm pochendes Herz, ſie konnte es ſich nicht ableugnen, es forderte Gegenliebe, Treue, Nähe des Geliebten; ihr Auge verlor ſich in undurchdringliches Dunkel, in welchem all ihr Wünſchen, ihr Sehnen, ihr Hoffen unausgeſprochen und unausſprechlich verſchwebte.

Reuevoll, mit ſchmerzlich gerungenen Händen, warf ſie ſich vor dem wehmüthig lächelnden Bilde ihrer Mutter hin, wie vor dem einer Heiligen, und betete zu ihr um Muth, um Kraft und Beiſtand, ſich aus den mächtigen Zauberbanden loszuwinden, die ſie umſtrickt hielten. Sie überdachte alles früher mit Hippoliten Erlebte; ſein erſtes Auftreten bei ihr, die Scene im Gärtchen, die ſpätere in der Kapelle; vergebens! Aus dem Ideal von Hoheit und Schöne, das jetzt vor ihr ſtand, war jede Spur jenes wilden unbeſonnenen Knaben gewichen, ihn konnte ſie zurückſtoßen, doch dieſes mußte ſie lieben, mit all der ſchwärmeriſchen Anbetung, die ihr ſonſt nur als Dichtertraum erſchienen war.

Um ſich zu retten, rief ſie Ottokar's Andenken herauf aus ihrem Herzen, es ſollte ihr helfen zum

Sieg über eine Leidenſchaft, deren verzehrende Glut ſie mit Schrecken erfüllte. Alle früheren Erinnerungen ihrer Jugend wurden von ihr hervorgeſucht, vor allem jenes Tagebuch, deſſen Blätter auch das flüchtigſte Empfinden ihres Gemüths während jener Zeit, die ſie mit Ottokar verlebte, treu aufbewahrten. Sie wollte ſich der Untreue gegen ihn anklagen, ſie las, und ſah mit Erſtaunen, je weiter ſie las, daß ſie dem erſten geliebten Freunde ihres neuen jugendlichen Herzens nicht untreu ſey. Was er ihr geweſen, war er ihr noch immer; der Stern ihres Lebens, zu dem ſie ohne Wunſch hinaufblickte in Freude und Leid, deſſen bloſſes Daſeyn ſie tröſtete in allem Zweifel, allem Bangen, allem Ueberdruſſe ihres freudenarmen Lebens. Zu ihm allein hätte ſie ſich mit allen ihren Schmerzen flüchten mögen, ohne Furcht ihn zu beleidigen, in aller Zuverſicht des reinſten Vertrauens, um von ihm zu lernen, wie man über ſich ſelbſt Macht gewinnt.

Immer klarer ward ſie, je weiter ſie in ihrem Tagebuche las; ſie gewann es über ſich, ihr ganzes Ich als ein Fremdes deutlich zu erkennen, ſo wie auch den Unterſchied zwiſchen Jetzt und Damals, als ſie in eine fremde Welt geſtoßen ward, noch halb ein Kind, mit jugendlich-neuen Sinnen, das Herz voll Sehnſucht nach Liebe, welche die nur in ihrer Ideenwelt lebende Mutter viel zu früh in ihr erweckt hatte. Verlaſſen, unbemerkt, auch wohl verſpottet ſtand ſie damals da, ohne Schutz, ohne Sicherheit, in furchtſamer Verlegenheit mitten unter fremden Geſtalten, die kalt und achtlos an ihr vorüber rauſchten, bis er erſchien. Er, Ottokar! ſo hoch über alle jene Figuranten erhaben, daß ſie in ihrer Unerfahrenheit ihn wie eine göttergleiche Erſcheinung nur aus der Ferne bewundernd verehrt hätte, wäre er ihr nicht zugleich auch der erſte Mann geweſen, den ſie mild und gütig ſah, und hätte ſie nicht einzig deshalb ſich ihm näher als Alle verwandt wähnen müſſen. Ihr durch den Tod einer angebeteten Mutter tief verwundetes Gemüth bedurfte eines Gegenſtandes für die ängſtlich ſuchende verwaiſte Liebe, von der es überfloß, und wo war ein würdigerer zu finden als Ottokar? Sie nahte ihm in faſt kindlicher Verehrung, ſie wagte es, ihn zu lieben — ſo wie ſie ihre Mutter geliebt hatte; und wähnte ihre Beſtimmung erfüllt. Sie kannte ja keine andere Liebe, und konnte keine kennen als aus ihren Dichtern, deren Gebilde, von ihrer Mutter gewarnt, ſie weit entfernt war in der Wirklichkeit zu ſuchen. Aber auch er ſchien achtlos an ihr vorüberzugehen, wie die übrigen, der Schmerz darüber täuſchte ihr Bewußtſeyn, und führte endlich jene feierliche Stunde von Wonne und Schmerzen herbei, deren Andenken ſie bis jetzt in einem ſchönen Irrthum über ſich ſelbſt erhalten hatte.

Und nun! Zu neuem, nie geahneten Leben war ſie erwacht, zu nie gedachten Schmerzen und Wonnen. Jetzt erſt verſtand ſie ihre Dichter, jetzt erſt die Natur um ſich her. Eine neue Sprache, neue Begriffe und Anſichten waren mit dieſem neuen Leben ihr gewonnen, ihr war, als erhöbe ſie ſich aus langem, traumbewegten Schlummer zum Licht. Mit richterlichem Ernſt überblickte ſie ihre Vergangenheit; ſie wollte ſich ſchuldig finden, aber ſie konnte nie ungerecht ſeyn, auch nicht gegen ſich ſelbſt. Ihr heller Geiſt hatte endlich den rechten Standpunkt gefunden, und ſie geſtand ſich, einer Gefahr erlegen zu ſeyn, die ſie nicht erkannt hatte, und ihrer Natur nach, nicht erkennen konnte. Sie fühlte ſich ſchuldlos an dem Irrthum ihres reinen, nichts ahnenden Gemüths; ſie fühlte, daß ſchon ein Grad von Verderbtheit dazu gehört, um ewig ſich ſelbſt zu bewachen und Gefahren zu fliehen, deren Möglichkeit wahre Unſchuld nie ſich denken kann, und ihre unbedachte Sicherheit, die ſie nicht verdammen konnte, obgleich ſie ſie als den Quell ihres Unglücks betrachten mußte, flößte ihr Mitleid mit ſich ſelbſt ein.

Dies reine Bewußtſeyn ermuthigte ſie endlich wieder zu der Feſtigkeit und Kraft des Gemüths, die ſchon ſo oft in ihrem Leben ihr aus jener ſchmerzlichen Verſunkenheit emporhalf, in welcher Schwächere untergehen.

„Herr meines Empfindens bin ich nicht, und kann es nicht ſeyn, doch Herr meiner Handlungen will ich ſeyn!“ ſprach ſie, und fühlte ſich in dem Momente erhaben über ſich und ihr Geſchick.

Den ganzen langen Tag, den ſie unter dem Vorwande eines leichten Uebelbefindens ganz einſam in ihrem Zimmer verlebte, verwendete ſie zum ernſten Ueberdenken, wie das Unabänderliche würdig zu beſtehen ſey. Hippoliten abermals von ſich zu entfernen! Wüthender unausſprechlicher

Schmerz durchzuckte ſie bei dem bloßen Gedanken an dieſes Opfer, das ihr ſchwerer als der Tod dünkte, aber ſie hielt ihn feſt. Doch wie? wie ſollte ſie ihn entfernen? unter welchem Verwande? ihn, der durch ſein Betragen ſie auch nicht auf die entfernteſte Weiſe zu einem ſolchen Schritte berechtigte, der in inniger ehrfurchtsvoller Ergebung nichts wollte, als in ihrer Nähe athmen; der keine Aufopferung ſcheute, ihr dieſes zu beweiſen und daneben ihr trübes Leben auf tauſendfältige Weiſe zu ſchmücken! Wahrſcheinlich hatte er jene jugendliche, leidenſchaftliche Aufwallung längſt auf ewig beſiegt, wohl gar vergeſſen, die er einſt für die Beſtimmung ſeines Lebens hielt, und von deren Daſeyn ſeit ſeiner Rückkehr aus Rom jede Spur in ſeinem Betragen gegen ſie verſchwunden war. So verwandelt wie ſein ganzes Weſen, war vielleicht auch ſein Herz, und nur Mitleid, Dankbarkeit und hoher Edelmuth feſſelten ihn noch an ſie. Ihre Liebe, die einſt das höchſte Ideal von Seligkeit ihm ſchien, würde jetzt vielleicht nur in wehmüthiger Trauer über ihre Schwäche ihn niederdrücken; und wenn gerade ihre Bitte ſich zu entfernen ihm ihr Geheimniß verriethe, wenn er dadurch entdeckte — Gabriele vermochte es nicht, den Gedanken zu vollenden; mit hohem Erröthen, mit dem ängſtlichſten Gefühle der tiefſten Beſchämung verhüllte ſie ſich vor dem Lichte des Tages, vor ſich ſelbſt, und träumte dabei noch eine Minute lang von der Himmelsſeligkeit, ihm einmal nur ſagen zu dürfen: „dich habe ich geliebt!“ und dann zu ſterben!

Schaudernd wie vor einem Verbrechen, eilte ſie, von dieſem Gedanken ſich loszureißen. Sie wußte es, ſie mußte leben, ſie war beſtimmt, den blutigen Pfeil im Buſen zu tragen und gleichgültig dazu lächelnd, ihren Weg zu gehen, wenn er gleich zum Untergange führte.

Mit möglichſter Gelaſſenheit begann ſie jetzt, über ihr künftiges Verhalten gegen Hippoliten nachzudenken; ſie wollte eine Richtſchnur ihres Lebens in ſeiner gefahrvollen Nähe erſinnen, und ſah bald ein, daß beinah alles bleiben mußte wie es war, wenn ſie nicht in ihm und vielleicht auch in ihrem Gemahle Aufmerkſamkeit, ſogar Argwohn erregen wollte. Im Aeußern war ſo wenig abzuändern, und in ihrem Innern, das fühlte ſie mit Ueberzeugung, konnte es nie anders werden. Trennung von ihm konnte ſie zwar vor Verrath ihres heiligſten Geheimniſſes bewahren, aber ſein Bild ſtand auf ewig in unverlöſchlichen Zügen ihrem Herzen eingegraben, und Abweſenheit oder Gegenwart galten hier gleich.

Schnell wie ein Blitzſtrahl durchzuckte ſie plötzlich der Gedanke: wie wenn auch ihn heilige Pflichten bänden! wenn er, glücklich an der Seite eines geliebten Weſens, von ſelbſt ſich nach und nach entfernte, und beſeligt durch alle die ſüßeſten Bande des häuslichen Lebens, nun immer ſeltner käme, zuletzt ganz ausbliebe? Tauſendmal ſchöner und reizender als ſie geſtern Ida geſehen hatte, ſchwebte dieſe ihrem Geiſte vorüber; abermals ſah ſie Hippolit in Bewunderung des anmuthigen Weſens verloren, der ganze Abend des vergangenen Tages, ſelbſt Moritzen's plumpe Scherze und Anſpielungen kehrten ihr zurück, und alle Schmerzen der fürchterlichen Nacht, die darauf folgte, wurden wieder in ihrem Buſen wach. Ida ward das Gebilde ihrer Phantaſie, das ſie zu ihrer eignen Qual mit jedem Liebreize verſchwenderiſch ſich ſchmückte. Je länger ſie es betrachtete, je überzeugter ward ſie, daß nur dieſes jugendlich ſchöne

Weſen werth ſey, den Gegenſtand ihrer eignen glühenden Liebe zu beglücken, daß es für ihn geſchaffen, einzig beſtimmt, von ihm geliebt zu ſeyn. Ein neuer ſchwerer Kampf erhob ſich in ihrem Gemüthe, aber auch aus dieſem trat ihr beſſeres Selbſt bald wieder ſiegreich hervor. Edlen Seelen gilt die ſchwerſte Pflicht oft für die Einzige, daher ward auch bald in Gabrielen's Gemüth der Entſchluß feſt: Hippoliten ſelbſt zu einem Schritt aufzufordern, zu welchem ihre Einwilligung zu erbitten, ihm vielleicht der Muth gebrechen möchte. Ihr Gefühl bei dem Gedanken an die Ausführung dieſes Entſchluſſes läßt ſich nicht in Worten ausſprechen, aber ſie ſchwelgte in ihrem Schmerz, ohne Linderung zu ſuchen, als in dem Bewußtſeyn, das Rechte erwählt zu haben, für ſich und für ihn.

Eine zweite, wenn gleich minder ſtürmiſch, doch nicht minder ſchmerzlich durchwachte Nacht führte endlich den Morgen herbei, den Gabriele dem höchſten Opfer geweiht hatte, das ſie der Pflicht und dem Glück des Hochgeliebten bringen zu müſſen glaubte.

Die bängſte Sorge um ſie, die er ernſtlich krank glaubte, trieb indeſſen Hippoliten lange vor der ſonſt gewohnten Stunde an Gabrielen's Thüre. Er war die ganze Nacht hindurch bis zum grauenden Morgen vor ihrem Hauſe auf- und abgegangen, hatte zu ihren Fenſtern hinaufgeblickt und dieſe mit unausſprechlicher Angſt von einem weit helleren Licht erleuchtet geſehen, als die verſchleierte nächtliche Lampe geben konnte, deren ſchwachen Schimmer er in ruhigen Nächten ſo oft von dieſer Stelle aus beobachtet hatte. Er ſah an den herabgelaſſenen grün-ſeidenen Rouleaux Gabrielen's Schatten einige Mal vorüberſchweben; er hielt ihn für den ihrer, um ſie beſchäftigten Frauen, und dachte vor ungeduldiger Sorge dabei zu vergehen. Um ſo freudiger überraſchte ihn jetzt die kaum gehoffte Erlaubniß, ſie ſehen zu dürfen; denn die kurze Trennung eines einzigen Tages dünkte dem Verwöhnten, ſchon unerträglich lange gewährt zu haben.

Anfangs ſtockte das Geſpräch. Gabriele ſchwieg oft und lange; ſie ſchien bleich und erſchöpft, Hippolit glaubte ſie noch immer körperlich leidend, und verhielt ſich ebenfalls ſtill und in beſcheidener

Entfernung, um ihr nicht läſtig zu werden; er war ja zufrieden, ſie nur zu ſehen.

Mit der äußerſten Anſtrengung ihrer geiſtigen Kraft begann Gabriele endlich, das, was in ihr ſo ſtürmiſch wogte, ruhig zur Sprache zu bringen. Ida's Name glitt zuerſt faſt unverſtändlich über ihre Lippen, doch nach und nach ermuthigte ſie ſich. Immer lebhafter werdend, ſprach ſie endlich von ihr, ihrer Schönheit, ihrer Anmuth, ihren geiſtigen Vorzügen, wie eine Begeiſterte; auch war ſie es in dieſem Moment durch das Bewußtſeyn des, mit faſt übermenſchlicher Kraft errungenen Sieges über ſich ſelbſt.

Hippolit hörte ihr indeſſen mit lächelndem Beifall zu, wie man etwa die geiſtreiche Beſchreibung eines ſchönen Gemäldes anhört. Er war ſo himmelweit davon entfernt, nur eine Ahnung von dem zu haben, was Gabriele mit ihren Worten eigentlich meinte, daß er ſogar nur jetzt erſt durch ſie wieder an Ida's liebliche Erſcheinung erinnert ward, die ihn zwar während eines flüchtigen Moments recht angenehm beſchäftigen konnte, die aber ſammt den Ereigniſſen des mit ihr verlebten Abends, über der Beſorgniß um Gabrielen von ihm gänzlich vergeſſen worden war. Die unerwartete Gegenwart der Gräſin Roſenberg hatte ihn damals wie immer ſehr unangenehm berührt, denn er ward durch ſie ſtets an Herminien und an einen Abſchnitt in ſeinem Leben erinnert, deſſen er nie ohne tiefe Beſchämung und Reue gedenken konnte. Bewacht von ihren ſcharfen ſtechenden Augen, die ihn immer verfolgten, als wollten ſie ſeine geheimſten Gedanken erſpähen, mochte er es in ihrem Beiſeyn kaum wagen, Gabrielen anzuſehen, doch da er gern unbefangen und heiter erſcheinen wollte, ſo war er darüber in jenen ihm ſonſt fremden Ton gerathen, in welchen Ida ſo meiſterhaft einzufallen wußte, da ſie ihn viel weiter mit ſich fortriß, als er es Anfangs gemeint hatte.

Jeder von uns hat ja wohl im Leben erfahren, wie leicht man gerade in recht trüber Stimmung, um dieſe zu verbergen, ſich den Schein ungewohnter Luſtigkeit zu geben ſucht, die dann leicht in ein wildes freudenloſes Toben ausartet, um ſpäterhin in nur noch herberen Schmerz ſich aufzulöſen.

Gabriele, durch Hippolit's ſchweigende Aufmerkſamkeit in ihrer Anſicht immer mehr beſtärkt, begann indeſſen immer deutlicher das anzudeuten, was ſie meinte, ohne daß Hippolit ſie verſtand. Und als er endlich denn doch aufmerkſam ward, Gabrielen einiges erwiederte, und ihre Antworten ihn immer mehr ins Klare ſetzten, da ſuchte er nur den Zweck eines Scherzes aufzufinden, der ſo ganz dem bitterſten Ernſte glich, und den er dafür zu nehmen ſich doch unmöglich entſchließen konnte. Zum erſten Mal erſchien Gabriele ihm fremd und unbegreiflich; er gerieth dadurch in eine peinliche Spannung, die ſie ebenfalls verkannte, weil auch ſie, vom Gange ihrer eignen Ideen hingeriſſen, ihn nicht mehr verſtand. Seine immer ſteigende Verwirrung, ſeine unzuſammenhängenden Reden ſchienen ihr ein Bekenntniß, das ihm, ſie fühlte dies in ſeiner Seele, freilich ſchwer werden mußte, vor ihr auszuſprechen. Ihr Herz brach dabei, aber ihre Stimme, ihre Blicke blieben feſt, ihre Augen trocken, als ſie nun endlich in deutlichen Worten ſich erbot, ſelbſt für ihn bei Ida zu ſprechen.

Als wäre aus blauer Luft ein Blitzſtrahl vor ihm niedergeſchmettert, ſo, von bleichen Schrecken ergriffen, fuhr Hippolit jetzt von ſeinem Seſſel auf; Gabriele ſank völlig erſchöpft zurück, und eine bange Pauſe entſtand, während welcher kein Laut den bebenden Lippen beider ſich zu entringen vermochte.

„Iſt es möglich?“ rief endlich Hippolit mit unendlich ſchmerzlichem Ton und Blick. „Gabriele! was habe ich verbrochen, daß Sie ſo mich ſtrafen? Jetzt erſt verſtehe ich Ihre Meinung; ich werde zum zweiten Mal verbannt. Doch weshalb? und warum ſo? O Gabriele! und warum eben ſo? Wie iſt es möglich, daß ich ſo ganz und gar keiner Schuld mir bewußt bin, und doch ſchwer genug gefehlt habe, um dieses zu verdienen? Ich ſehe es wohl, gnädige Frau! ich habe Ihre Achtung, mein einziges Glück, verſcherzt, denn Sie, Sie ſonſt ſo wahr und offen gegen Jedermann, Sie ſind es nicht mehr gegen mich!“

Vom Schmerz überwältigt, wandte ſich hier Hippolit mit verhülltem Geſicht von Gabrielen ab, während ſie vergebens nach Athem rang zu beruhigenden tröſtenden Worten.

„Gnädige Frau,“ begann Hippolit wieder

mit einem ganz eignen, an Verzweiflung gränzenden Ausdrucke, „ich flehe,“ rief er halb knieend, „ich flehe darum wie ein Schwerverwundeter um den Tod, ſagen Sie mir: ich ſey unwürdig in Ihrer Nähe zu athmen, ſagen Sie mir, ich ſoll fort, ich ſoll aus der Welt, ich will nicht mehr fragen, warum? denn Sie können nicht ungerecht ſeyn; aber ſagen Sie es mir nur unumwunden, geben Sie es mir nur nicht ſo zu verſtehen, nur nicht ſo! O mein Gott, nur nicht ſo!“

„Ich wollte — ich will Ihr Glück!“ hauchte Gabriele faſt unhörbar.

„Mein Glück!“ erwiederte Hippolit, „Sie wollten mein Glück! und zeigen mir deshalb, daß es noch ein höheres Unglück für mich gibt als das, von Ihnen verbannt zu ſeyn, ein Unglück, deſſen Möglichkeit ich vor einer Stunde noch nicht ahnen konnte! Gabriele achtet mich nicht mehr ihrer Befehle würdig, ſie will mich nicht ausdrücklich verbannen, ſie will mich vertreiben. Dagegen freilich iſt Verbannung Seligkeit!“ rief er, wie außer ſich. Doch mitten im höchſten Sturme ſeines empörten Gemüths fiel ein Strahl aus Gabrielen's jetzt überquellenden Augen auf ihn und er verſtummte. Gefaßter näherte er ſich ihr nach einigen Augenblicken, und betrachtete ſie mit immer ſteigender Wehmuth.

„Oder wäre es möglich? konnten Sie wirklich wähnen?“ fragte er jetzt ſo ſanft und leiſe als er es nur vermochte, „konnten Sie es? Nein es iſt unmöglich! eben ſo unmöglich, als daß Sie zu einer Ehe ohne Liebe mich führen, mich zum Heuchler, zum Meineidigen herabwürdigen wollten. Verzeihung, daß ich in dieſer Troſtloſigkeit einen Gedanken nur zu berühren wage, der Ihnen ſo fern ſteht. Einmal nur noch würdigen Sie mich Ihres Vertrauens, um meine Zweifel zu löſen,“ ſetzte er bittend hinzu, „Ihr Schweigen triebt mich ſonſt dem Wahnſinn entgegen, ich flehe darum, erklären Sie mir, was meine ſchwachen Sinne zu begreifen nicht vermögen.“

Gabriele ſammelte jetzt alle ihre Kraft, um ihm mild und begütigend die zitternde Hand wie zur Verſöhnung zu reichen. Er hielt ſie, doch wagte er es nicht, ſie an ſeine Lippen zu drücken, ſein Auge ruhte in angſtvoller Erwartung auf dem ihrigen. „Ich wollte Ihr Glück,“ wiederholte ſie endlich, „ich will es ſtets, ich werde es immer wollen, möge dies Ihnen genügen, forſchen Sie nicht weiter.“

„Mein Glück?“ rief er ſehr bewegt. „Und wo iſt es außer bei Gabrielen? O laſſen Sie es ſtets nur bleiben wie es war! ich verlange ja nichts Höheres. Laſſen Sie mich nur in Ihrer Nähe, nur täglich Sie ſehen, mehr will ich nicht, doch hieran hängt mein Leben.“

„Gabriele!“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „Sie ſind bewegt, erſchöpft, und alles in dieſer Stunde Vorgegangene iſt mir ſo unbegreiflich! doch ich frage nicht, ich forſche nicht. Nur ein Blick, ein Wink ſage mir, daß auch Sie des Gegenſtandes dieſer Unterredung nie wieder erwähnen wollen, nur dies gewähren Sie mir, und ich bin wieder ruhig.“

Mit ſchmerzlichem Lächeln hob Gabriele das trübe Auge zu Hippoliten auf und ſenkte hocherröthend ſchnell es wieder.

Ein Blick drückte Hippolit's Dank aus. Ruhiger ſetzte er dann hinzu: „Ich ſehe es aus Ihrem Schmerze, ich fühle es in meiner Bruſt, es war nicht Gabriele ſelbſt, die vorhin jene entſetzlichen Worte zu mir ſprach, aus dieſer reinen

Seele konnten ſie nicht kommen. Ich ahne fremde Einwirkung; vielleicht war es Ihr Gemahl, vielleicht ſogar — nein ich frage, ich forſche nicht weiter,“ ſetzte er ſchnell hinzu, da er Gabrielen’s Bewegung bei dieſen Worten bemerkte; „ich will ſogar jetzt Sie der Ruhe überlaſſen, deren Sie ſo ſichtlich bedürfen, ich gehe freudig, denn ich darf zur glücklichen Stunde wiederkommen, und bin nicht verbannt.“

Der Zuſtand, in welchem Gabriele nach Hippolit’s Entfernung allein zurückblieb, läßt ſich kaum in Worte faſſen. Lange ruhte ſie in jener ſtillen wehmüthigen Ermattung, der treuen tröſtenden Nachfolgerin zerreißender Schmerzen, in der wir es nicht wagen, uns zu regen, kaum zu athmen, und nur ganz leiſe, leiſe uns ſagen: es iſt überſtanden!

Vieles war in der That überſtanden. Die Qualen gehäſſiger, dem Neide und dem Mißtrauen doch immer nah verwandter Eiferſucht waren aus Gabrielen’s reiner Bruſt gewichen; das Opfer, welches ſie der Pflicht und dem Glücke des Geliebten mit brechendem Herzen zu bringen bereit geweſen, wurde nicht von ihr gefordert und er war unwandelbar derſelben geblieben, in verſchwiegner Liebe, ſtiller Ergebung und feſter Treue! Das freudige Gefühl gänzlich niederzukämpfen, das bei dieſem Bewußtſeyn unter Schmerzen und Wonnen in ihr rege werden mußte, überſtiege wohl jede menſchliche Kraft.

Doch allmählich gelangte ſie zu hellerem Ueberdenken deſſen, was die ſo ganz veränderte Anſicht ihres Verhältniſſes und ſelbſt der nächſte Moment von ihr fordern mochten. Sie rief ſich mit aller möglichen Treue ihr Betragen und jedes ihrer Worte während der eben durchlebten erſchütternden Scene zurück, und gewann wirklich die beruhigende Ueberzeugung, ſich und ihr Geheimniß Hippoliten auf keine Weiſe verrathen zu haben. So konnte ſie denn mit der Vergangenheit zufrieden ſeyn; für die Zukunft blieb ihr kein Ausweg, als nach Hippolit's Beiſpiel ihr Inneres feſt zu verſchleiern und übrigens, getreu der Tugend und ihrem eignen inneren Gefühl des Rechten, muthig und getroſt auf der gewohnten Bahn fortzugehen. Ihr klarer Sinn erkannte zu gut den Unterſchied zwiſchen Schuld und Unſchuld, zwiſchen Pflicht und überſpannter Unnatur, als daß ſie bei dieſem Entſchluſſe ſich der Unwahrheit gegen Hippoliten oder ihren Gemahl hätte zeihen können. Und ſo war ſie denn abermals bereit, ihrer eignen Ueberzeugung gefaßten Sinnes zu folgen.

Jene innere Feigheit, die uns verleitet, einem unausweichbaren Schmerze ſo lange als möglich aus dem Wege zu gehen, war Gabrielen's entſchloſſenem Gemüth ſtets fern geblieben, daher gewann ſie es auch dieſes Mal über ſich, Hippoliten noch am Abend des nämlichen Tages in Moritzen's Beiſeyn wieder zu ſehen. Er fand ſie wie ſonſt, freundlich und mild, wenn gleich übrigens ermattet und bleich, und war zu glücklich im Gefühle des alten unzerſtörten Verhältniſſes zu ihr, als daß er ſich beobachtenden Muthmaßungen über die nächſte Vergangenheit hätte hingeben mögen. Beide wandelten eine Weile neben einander ſo hin, er ohne Hoffen, faſt ohne Wunſch, weil jeder ſeinem, der innigſten Ergebung geweihten Gemüthe anmaßend dünkte. Sie in aller Wonne des Bewußtſeyns, ſo geliebt zu ſeyn, in aller Qual eines ewigen fruchtloſen Kampfes mit ſich ſelbſt, in ewiger Anſtrengung, jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte zu bewachen, um nicht zu verrathen, was ihre bewegte Bruſt oft bis zum Zerſpringen erfüllte.

Das Letztere gelang ihr ſo, daß in Hippolit's Seele keine Ahnung deſſen kam, was ſie ihm verbergen wollte; ihr Geiſt ſiegte unter dem heiligen Schutze der Tugend, doch ihre körperliche Kraft erlag der ungeheuern Anſtrengung. Moritzen's höchſt beſchwerliche Pflege während ſeiner langen Krankheit mochte ohnehin ihre ſonſt ſo blühende Geſundheit untergraben haben, ſie erkrankte, und die herbeigerufenen Aerzte erklärten ihr Uebel für um ſo bedeutender, da man ſogar nicht einen Namen dafür ſogleich aufzufinden wußte.

Faſt zu gleicher Zeit kehrte auch Moritzen's peinliches Leiden mit verdoppelter Heftigkeit zurück, und Hippolit ſah ſich zwiſchen beiden Krankenzimmern in einer ganz unbeſchreiblichen Lage. Während Herr von Aarheim durch alle die vielen

Anſprüche an ihn ſeine Geduld aufs äußerſte brachte, hätte Hippolit jede Minute mit einem Tage ſeines künftigen Lebens erkaufen mögen, in der es ihm vergönnt geweſen wäre, Gabrielen nur aus der Ferne zu ſehen. Aber das Herkommen, das man ſo gern ſtrenge Sitte nennt, hielt unerbittlich Wache an ihrer Thüre, und übergab die angebetete Frau der Pflege gemietheter Hände. Gabriele, in deren Bewunderung ſich ſonſt alles erſchöpfte, wenn ſie, von Glanz und Pracht umgeben, ſich zeigte, ſie, der ſonſt überall die innigſten Freundſchaftsverſicherungen entgegenſtürmten, ſie fand jetzt in der ganzen großen, volkreichen Stadt keine einzige liebende Seele, die ſich ihrer Pflege angenommen hätte. Daß der Tante längſt bekannte Scheu vor Krankenzimmern, dieſe und auch Ida von dieſem ebenfalls entfernt hielt, verſteht ſich von ſelbſt; aber auch die treue Annette war nicht zugegen, denn ſie lebte jetzt in Lichtenfels, wo ſie an einen der dortigen Beamten recht glücklich verheirathet war.

Hippolit ſchrieb in ſeiner Todesangſt an Ottokar, an Erneſto, an Frau von Willnangen, die er gar nicht kannte, er hätte mit einem einzigen Schrei die ganze Welt zu Hülfe rufen mögen und mußte ſich begnügen, an der Thüre ängſtlich zu lauſchen, bis der Arzt oder jemand von Gabrielen's Bedienung heraustrat und ihm verſicherte, daß ſie noch athme. Die Aerzte wichen ihm aus, wo ſie nur konnten, denn er quälte ſie mit Fragen und Bitten, denen ſie nichts Beſtimmtes entgegen zu ſetzen hatten. Oft wenn es ihm im Hauſe zu enge ward, lief er hinaus auf die Straße und ſtarrte hinauf zu den verödeten Fenſtern, aus welchen ſo manches freundliche Grüßen und Winken ihm ſonſt entgegengelächelt hatte, bis die vorübergehenden Leute ſtille ſtanden und ihn verwundert angafften. Dann erſchrak er beſchämt über ſeine Unvorſichtigkeit, eilte fort und nahm ſich von neuem vor, ſo lange Gabriele athme, ſtrenge zu halten was er ihr gelobt.

Endlich kam ihm Troſt, denn noch ehe die Antwort auf Hippolit's Brief zu erwarten geweſen wäre, erſchien Frau von Willnangen ſelbſt. Sie hatte ſich gleich nach dem Empfang deſſelben in ihren Wagen geworfen. Hippolit empfing ſie wie man einen Rettung und Heil verkündenden

Engel empfängt; er hätte gern dankbar ihre Knie umfaßt, da ſie ihm entgegen trat. „Nun wird alles, alles gut, und Gabriele uns wiedergeſchenkt!“ rief er beinahe jubelnd aus, während er ſie bis zur Thüre des Zimmers der geliebten Kranken mehr trug als geleitete.

Hippolit hatte mit prophetiſchem Geiſt geſprochen. Freude über das unverhoffte Wiederſehen der theuern Beſchützerin ihrer Jugend, vielleicht auch ſorgſamere Pflege von der Hand der Freundſchaft übten an Gabrielen eine höchſt wohlthätige Wunderkraft aus, ſo daß die Aerzte ſie nach wenigen Tagen für gerettet erklären konnten. Freilich vergingen von nun an noch Wochen, bis ſie, völlig hergeſtellt, das Zimmer verließ, doch Hippoliten war es unter dem Schutze der Frau von Willnangen jetzt zuweilen erlaubt, ſie zu ſehen, und mehr bedurfte es nicht, um ihm das Leben wieder lieb zu machen.

Der Tag, an dem ſie am Arme ihrer Freundin zum erſten Mal aus ihrem Zimmer hervorging, war ihm ein heiliges Feſt. Unwillkürlich beugte er das Knie, als die rührende Geſtalt, leicht und ätheriſch, wie eine Auferſtandene ihm entgegenſchwebte. Sie wollte ein paar freundliche Worte ihm lächelnd ſagen, aber der Athem fehlte ihr; nur ein leiſes Roth, wie der Abglanz, den die vollblühende Zentifolie auf die neben ihr ſtehende ſilberweiße Lilie wirft, überflog mit einem flüchtigen Hauche das ſchöne Geſicht, während Hippolit, ebenfalls ſchweigend, die Hand der Frau von Willnaugen dankbar an ſeine Lippen drückte und nur den feuchten, glänzenden Blick zu Gabrielen erhob.

Gabriele fand ihren Gemahl mit Anſtalten zu einer großen Reiſe vollauf beſchäftigt. Die Bäder von Piſa und die wärmeren italieniſchen Lüfte waren ihm als einziges Rettungs- und Linderungsmittel verordnet worden, und er hatte Gabrielen's Herſtellung bis jetzt mit der größten Ungeduld erwartet, weil er auf ihre Begleitung rechnete. Doch ihre fortdauernde Schwäche ſchien die Möglichkeit derſelben auf viele Monate hinausſchieben zu wollen, und er, der wenig Zeit zu verlieren hatte, ſah ſich deshalb durch den Ausſpruch der Aerzte genöthigt, einſtweilen, wenn gleich ungern, darauf zu verzichten. Ein geſchickter angehender Arzt, der gern dieſe Gelegenheit benutzte, Italien zu ſehen, erbot ſich indeſſen, während der Reiſe die Pflege des Kranken zu übernehmen, und ſein Erbieten wurde um ſo lieber angenommen, da ihn Moritz ſchon ſeit geraumer Zeit als einen vorzüglich heitern Geſellſchafter und ausgezeichnet-guten Schachſpieler kannte.

Nach der Abreiſe ihres Gemahls blieb Gabriele in ſo wunderbar-ſchwankendem Zuſtande zurück, daß Frau von Willnangen es gar nicht wagen mochte, ihrer Rückreiſe nach Lichtenfels zu den Ihrigen nur zu erwähnen. Zwar war Gabriele eigentlich nicht mehr krank zu nennen, denn kein merkliches Fieber, kein entſchieden-ſchmerzhaftes Empfinden quälte ſie am Tage, oder raubte ihren Nächten den Schlaf. Ihr Auge ſtrahlte heller als je, ihr ganzes Weſen zeugte von erhöhtem innern Leben, aber eine unerhörte Mattigkeit lähmte und hemmte jede, noch ſo wenig anſtrengende Aeußerung deſſelben, und zwang ſie oft ſtundenlang, nur mit den Augen zu ihren Lieben zu ſprechen. Jeder Tag ſchien ſanft und linde die Löſung eines neuen Bandes der gefeſſelten Pſyche zu beginnen, die ſchon jetzt freier ſich bewegte und, halb der ewigen Heimath zugewendet, dem ſchwindenden Erdenleben noch wie zu guter Letzt alle Liebe und Theilnahme zeigte, die ſie ihm zuzuwenden vermochte.

Abends ſank Gabriele oft wie halb vernichtet hin, wenn die fragelustige Schaar gewöhnlicher Beſuche an ihr vorübergerauſcht war, denen ſie jetzt, während der Entfernung ihres Gemahls wenigſtens auf ein paar Stunden des Tages ihre Thüre öffnen mußte, wollte ſie um der Welt willen ſie nicht auch zugleich Hippoliten verſchließen.

Die Kunſt der berühmteſten Aerzte der Reſidenz wurde aufgeboten; Frau von Willnangen wachte mit unermüdlicher Sorgfalt über die geliebte Tochter ihres Herzens, und war nur bedacht, Unangenehmes oder Schädliches von ihr zu entfernen. Hippolit brachte alles herbei, war es noch ſo ſelten, noch ſo ſchwer zu erhalten, was er nur irgend zur Erquickung oder Pflege der geliebten Leidenden erſinnen konnte; doch ihr Zuſtand blieb immer und unabänderlich derſelbe.

Früh, beim erſten Morgengruße, fand Frau von Willnangen ſie oft in wehmüthigem Nachdenken verſunken, aber ſo wie die Freundin ſich zeigte, erglänzte ihr Blick wie gewöhnlich; ſie winkte ſie zu ſich und lehnte ſchmeichelnd das Haupt voll lichter Locken an ihre Bruſt; ein liebſeliges Lächeln glitt über dem bleichen Geſichte hin, wie ein winterlicher Sonnenſtrahl über ein Schneegefilde, und die durchſichtig zarte blendende Hand ſtrich freundlich unter beruhigenden Schmeichelworten jede ſorgliche Falte von der Stirne der geliebten mütterlichen Frau. So blieb Gabriele gewöhnlich den ganzen Tag über, bis ſie Abends, gänzlich erſchöpft, dem Schlummer ſich zuneigte, ſtets liebevoll, freundlich und ihren Freunden in heitrer Aufmerkſamkeit zugewendet. Nur wenn ihr Blick auf Hippoliten, von ihm ungeſehen, ruhen konnte, dann zuckte zuweilen ein ſchmerzliches, dem Weinen nahverwandtes Lächeln um die ſanftgeſchloſſenen Lippen. Eine ängſtlich unbeſtimmte Ahnung ergriff dann oft das Herz der Frau von Willnangen, denn ihrem ſtets wachen Blicke durfte auch nicht die kleinſte Bewegung ihres Lieblings entgehen. Zuweilen ſtiegen aber auch in ſolchen Momenten freudigere Hoffnungen in ihr auf, ähnlich denen, welche Ottokar ſich zum Troſte erſann. Erneſto's frühere Briefe aus Italien hatten die edle Frau längſt zur Vertrauten Hippolit's gemacht, ohne daß dieſer es ahnete, und ſie bemerkte jetzt in ſchweigender Bewunderung, wie treu er ſeine glühende Liebe und ſeine bange Sorge mit gleicher Anſtrengung und, wie ſie glaubte, auch mit gleichem Glücke Gabrielen zu verbergen ſuchte. Nur wenn der Zufall die Freundin der Heißgeliebten mit ihm allein zuſammenbrachte, dann rief ein einziger zitternder Druck ſeiner Hand, ein einziger ſchmerzenvoller Blick ihr ſeine innere Qual weit deutlicher zu, als Worte es vermocht hätten. Doch blieb jede laute Klage fern von ihm; denn, wo hätte er anfangen ſollen und wo enden? Aber das weiche Herz der Frau von Willnangen zerfloß dennoch in Mitleid mit dem Armen. „Laſſen Sie uns auf den Frühling hoffen, guter Graf Hippolit!“ ſprach ſie in ſolchen Stunden ihm oft zum Troſte. „Im Frühlinge richten alle Blumen ſich wieder auf, auch unſere ſchöne Freudenblume wird in ihm wieder erblühen, laſſen Sie uns nur getroſt die nahe Zeit erwarten.“

Der Frühling kam, mit ſeiner Herrlichkeit, mit ſeinem milden, belebenden Hauche. Ueberall ſproßten neue Blumen, überall erwachte das ſchlummernde Leben, aber Gabrielen's Zuſtand blieb ſich gleich, ohne alle merkliche Abänderung weder zum Schlimmern noch zum Guten, und die bange ängſtliche Beſorgniß ihrer Freunde ſtieg peinlicher mit jedem Tage.

Endlich kam es dahin, daß den Aerzten nichts übrig blieb, als die gewöhnliche Zuflucht in Fällen, wo ihre Kunſt ſie verläßt, der Rath: Heil und Geneſung in einem ruhig ländlichen Aufenthalte und in friſcher Waldesluft zu ſuchen.

„Ja, auf dem Lande!“ rief, als ſie dieſes vernahm, Gabriele mit ungewohnter Lebendigkeit. „Ja auf dem Lande, da werde ich geneſen; in Schloß Aarheim, wo ich geboren ward! Dorthin, liebe Frau von Willnangen, dorthin bringen S' mich, dort wird es mit mir beſſer werden, ich weiß es. In den Armen meiner zweiten Mutter werde ich in Schloß Aarheim alles Weh ſchwinden ſehen, und ein neues Leben beginnen!“

Eine eigne Bangigkeit bemächtigte ſich der Frau von Willnangen bei dieſen, in faſt prophetiſcher Begeiſterung ausgeſprochenen Worten, ſo tröſtlich ſie übrigens klangen, und auch Hippolit, der eben zugegen war, fühlte ſich ſonderbar dabei ergriffen. Gabriele bemerkte es und ſtrebte durch erheiterndes Geſpräch den Eindruck wieder zu verlöſchen, den ſie unwillkührlich bei ihren Lieben erregt hatte. Sie ſprach viel von der wilden ernſten Pracht ihres Gebirges und von dem ehrwürdigen Anſehen und Alter ihrer Burg.

„Sie können mich jetzt doch nicht verlaſſen!“ ſetzte ſie hinzu, den bittenden Blick zur Frau von Willnangen erhoben. „Sie müſſen ja die Wiege Ihres Kindes ſehen, und den Ort, wo meine Mutter lebte; ach! wie werden meine armen alten Burgbewohner ſich wundern und freuen, wenn ſie die Nievergeſſene in ihrem hochverehrten Ebenbilde wieder unter ſich wandeln zu ſehen glauben werden!“

„Mein Kind, mein herzliebes Kind, meine Gabriele!“ rief Frau von Willnangen und nahm ſie recht liebend in ihre Arme; „wie könnte ich jetzt von Dir gehen, ſo lange Du meiner Pflege noch bedarfſt? Mögen die Meinigen noch immer mich ein Weilchen entbehren; Auguſte hat ihre Kinder und den Oheim, die geben ihr Freude und Beſchäftigung, wenn gleich Adelbert, von mancherlei Geſchäften behindert, jetzt wenig daheim iſt. Ich weiß, ſie ſelbſt würde mich ſchelten, wenn ich ohne die Gewißheit deiner völligen Geneſung zurück käme.“

Beide Frauen vertieften ſich nun im Geſpräche über die Vorkehrungen zu dieſer kleinen Reiſe, die ſie, von Gabrielen's ſehnſüchtiger Ungeduld getrieben, gleich in den nächſten Tagen anzutreten beſchloſſen. Hippolit blieb dabei ein ſtummer Zuhörer, während Gabrielen's hochklopfendes Herz ihr nicht erlaubte, ihm nur einen Blick, vielweniger ein Wort, zuzuwenden. In banger Ungewißheit ſprach ſie immer fort, ſie wußte kaum was, bis Frau von Willnangen, die nur zu gut ſie verſtand, ſie aus dieſer Verlegenheit zog.

„Und Sie, Graf Hippolit! wo bleiben Sie?“ fragte dieſe, den freundlichen Blick ihm zugewendet, da Gabriele eben von der Wahl des Fuhrwerks ſprach.

„Und ich!“ erwiederte er mit einem Ton, in welchem all ſein Wünſchen, ſein Hoffen, ſein ſehnendes Erwarten lag.

Gabriele fühlte in den tiefſten Tiefen ihres Herzens dieſen Ton wiederhallen. „Mag Frau von Willnangen entſcheiden, ob wir in Abweſenheit meines Gemahls den Grafen nach Schloß Aarheim einladen dürfen;“ fiel ſie hoch erröthend ein, und wagte es nicht die Augen dabei aufzuſchlagen, um durch keinen Blick den Ausſpruch der Freundin zu leiten.

„Ich ſehe nicht recht ein, warum wir es nicht dürften,“ erwiederte nach ſehr kurzem Bedenken Frau von Willnangen mit möglichſter Gleichgültigkeit, und blickte dabei recht ämſig auf ihre Arbeit, um beide zu ſchonen; doch Niemand antwortete ihr. Es entſtand eine für den Moment recht drückende Pauſe, der Frau von Willnangen nur dadurch ein Ende zu machen wußte, daß ſie begann, etwas umſtändlich ihre Meinung von dem qu'en dira-t-on, und von der Nachgiebigkeit, die man ihm ſchuldig iſt, aus einander zu ſetzen.

„Dieſe ſogenannte Welt,“ ſprach ſie, „der wir von Kind auf ſo manches ſchwere Opfer bringen müſſen, iſt doch, beim Lichte beſehen, ein ſehr ſchwankendes chamäleonartiges Weſen; jeder von uns hat ſeine eigne, die Hofdame wie die Schneidersfrau, ſo wie man ſagt, daß auch jeder ſeinen eignen Regenbogen hat; jeder ehrt nur die ſeine und ignorirt alle übrigen, und am Ende läuft es mit allen dieſen ideellen Welten, wie mit dem Regenbogen auch, nur auf eine optiſche Täuſchung hinaus. Millionen Regentropfen, von denen ein einzelner doch nur ſehr wenig iſt, ſetzen vor unſern Augen das ſtattliche Phantom zuſammen, das in kühnen Bogen die halbe Erde zu umfaſſen ſcheint, und wenn wir die einzelnen Glieder der Menge betrachten, deren geſammtes Urtheil uns ſo bedeutend dünkt, daß wir es zur Richtſchnur unſrer Handlungen erheben, ſo möchte die Mehrzahl derſelben wohl auch nicht viel größern inneren Gehalt haben, als ſolch ein kleiner farbloſer fader Waſſertropfen.“

„Sie ſprechen aus meiner Seele,“ rief Hippolit mit ungewohnter Lebhaftigkeit. „Wahrlich ja, Sie haben recht! Wir brauchen nur die Einzelnen recht ernſtlich ins Auge zu faſſen, die wir, in unſrer Idee zu einem Ganzen verſammelt, als Richter über Glück und Unglück anzuſehen uns gewöhnten, um verachtend und über unſre bisherige Verblendung lachend, aus der ſchimpflichen Knechtſchaft zu ſcheiden.“

„Sachte, ſachte, junger Freund!“ erwiederte freundlich, wenn gleich mit aufgehobenem drohenden Zeigefinger, Frau von Willnangen. „Was ich andeuten wollte, war nicht ganz ſo gemeint, wie Sie es nehmen. Nie ſoll man, ohne die äußerſte Noth, der öffentlichen Meinung den Krieg ankündigen. Eine große Maſſe, ſie ſey zuſammengeſetzt wie ſie wolle, iſt immer etwas Furchtbares und hat Anſprüche auf unſer Nachgeben in billigen Dingen; ſie rächt ſich ſchwer und ſicher, wenn wir es ihr verſagen. Indeſſen muß ich mich aber doch zu dem Glauben bekennen, daß es Fälle geben kann, in welchen es erlaubt, ſogar billig iſt, einmal eine Ausnahme von der großen Regel zu machen und ſich nicht viel um das zu kümmern, was die Andern etwa ſagen möchten. Zum Glück aber ſind dieſe Fälle obendrein gewöhnlich ſolche, bei denen gerade dieſe aus Leuten zuſammengeſetzte Welt, trotz ihrer gewohnten Kälte und ziemlicher Abſurdität, dennoch zuletzt ſich bewogen findet, uns beizuſtimmen.“

Frau von Willnangen ſchwieg hier, doch da Niemand das Geſpräch fortzuſetzen den Muth bezeigte, nahm ſie nach einer kleiner Pauſe es wieder auf. „Ich glaube,“ ſprach ſie, „daß die Frage, ob der Graf uns nach Schloß Aarheim begleiten ſoll oder nicht, gerade zu jenen Fällen gehört, deren ich eben erwähnte. Man hat ſich ſeit langem ſchon gewöhnt, ihn als zu uns gehörend zu betrachten, man hat ſich ſchon tauſend Mal darüber ſo müde geſprochen und gewundert, daß man vielleicht ſogar recht erfreut wäre, durch ſein Hierbleiben, während wir fortgehen, neuen Anlaß zur Verwunderung und zu Muthmaßungen zu erhalten. Ueberdem bin ich überzeugt, daß das, was man über ſeinen Beſuch auf Schloß Aarheim ſagen könnte, ſo wenig von dem verſchieden ſeyn wird, was man bis jetzt wahrſcheinlich ſchon geſagt hat, daß es deshalb wohl ſchwerlich der Mühe verlohnen möchte, uns ein Entbehren aufzulegen, welches wir alle Drei doch ſchmerzlich empfinden müßten.“

„Ich bitte, laſſen Sie uns in dieſer Stunde noch nichts entſcheiden,“ nahm jetzt Gabriele das Wort. „Morgen ſind wir ruhiger, dann ſehen wir Alle heller, was zu thun iſt, was nicht? Ich würde es dann vielleicht am liebſten Hippolit's eigner Entſcheidung überlaſſen, ob er ſogleich in dieſen Tagen uns begleiten will, oder ob er es für beſſer hält, ſpäter meiner Einladung zu folgen, wenn —“ Ein kleine augenblickliche Schwäche verhinderte ſie, hier zu vollenden und zwang ſie Ruhe zu ſuchen.

Erneſto's höchſt unerwartete erfreuliche Erſcheinung machte am folgenden Tage allem Zweifel und allem Berathen über dieſen Gegenſtand ein Ende. Er ſtand plötzlich in der Mitte ſeiner Freunde, ohne daß einer von ihnen ſeine nahe Ankunft nur geahnet hatte, denn der Brief, der ſie Hippoliten verkünden ſollte, war verſpätet oder vielleicht verloren; ein gar nicht ungewöhnlicher Fall auf den italieniſchen Poſten. Hippolit's beängſtende Darſtellungen von Gabrielen's Zuſtand, vereint mit Ottokar's dadurch veranlaßter und mit jedem Tage wachſender Beſorgniß um ſie, hatten ihn aus ſeinem geliebten Rom getrieben. Er wollte nigſten Bande vereinigten Menſchen noch gefehlt; mit ihm war erſt das rechte Leben unter ſie gekommen, in ernſtem Scherze und frohem Ernſte, in ewig raſcher Theilnahme und ſtetem unterhaltenden Wechſel der ſie aufregenden Gegenſtände. Ihnen ſelbſt ſchien ihr Glück unermeßlich. Doch leider ſank es nur zu bald wieder, wie alles Glück dieſer Erde.

Gabriele vermochte nur kurze Zeit alle den Wonnen und Schmerzen zu widerſtehen, die ſtärker als je zuvor heimlich auf ſie einſtürmten. Ihre Kräfte ſchwanden eben ſo ſchnell, als ſie wiedergekehrt waren, und ihre Lieben begannen von neuem, ſie und einander mit immer hoffnungsloſerem Blicke zu betrachten, beſonders Erneſto. Er allein las deutlich in Gabrielen's Herzen alles unausgeſprochene Weh, unter deſſen Laſt es erlag, und ſein eignes drohte vor Schmerz und Reue zu zerſpringen, wenn er daran dachte, daß er Jahre vorher mit prophetiſchem Geiſte alles vorhergeſagt habe, was jetzt in trauriger Erfüllung ihn der Verzweiflung nahe brachte, und daß er doch dabei verblendet genug geweſen ſey, um nicht Hippolit's Rückkehr zu Gabrielen aus allen

Kräften zu verhindern. Er begriff es nicht, wie es ihm möglich geweſen, die Gefahr zu überſehen, welche die Nähe des ſchönen, liebenswerthen Mannes, verbunden mit ſeiner heißen, edlen, alles opfernden Liebe ihrem Frieden, ja endlich ihrem Leben bringen mußte. Die drei Jahre, welche, wie er wußte, Gabriele mehr zählte als Hippolit, hatten freilich aus der Ferne ihm ihr Verhältniß zu dieſem verſchoben und ihn einem Irrthum zugeführt, den Gabriele mit ihm theilte, bis auch ſie zu ſpät ihn erkannte. Das Einzige, woran er ſich noch aufrecht zu halten vermochte, waren jetzt Ottokar's auf Moritzen's baldigen Tod gebaute Hoffnungen, die er dieſem bis jetzt aus Schonung des Freundes nur halb zugegeben hatte.

Indeſſen ward in dieſer Zeit das Leben in Schloß Aarheim das rührendſte und erfreulichſte, das ſchmerzlichſte und ſeligſte, das man zu erdenken vermag. Gabriele wandelte unter ihren Lieben wie ein ſchöner verklärter Geiſt, der ſchmerzensfrei nur die Seligkeit empfindet, welche die Gegenwart der geliebteſten Freunde zu gewähren vermag. Niemand wagte es, in ihrem Beiſeyn nur durch einen Blick den bangen vorahnenden Schmerz auszuſprechen, der Allen am Herzen nagte, ja ſie vergaßen ihn oft in ihrer erhebenden Nähe. Es war, als ob Gabriele jetzt, am Rande des Grabes, noch die Quinteſſenz des Lebens genießen wollte, denn ſie ſammelte alles, was jemals es ihr verſchönt hatte, mit zartem Sinn und fern von aller Ziererei um ſich her: erheiterndes Geſpräch, bildende Kunſt, Poeſie und Geſang. Sie nahm an allem Theil mit ewig friſchem jugendlichen Geiſt; nichts, was Trauer bezeichnet, keine noch ſo ferne Andeutung von Scheiden, von Trennung durfte ihr nahen. Ihre innere Heiterkeit ſtieg mit jedem Tage, je tiefer ihre körperlichen Kräfte ſanken; ihr ganzes Weſen bezeichnete nur die innigſte Liebe zu ihren Freunden und die reinſte Freude an dieſer ſchönen Welt. Ihre Blumen, ihre Vögel, alles was ſchon ihre Kindheit beglückt hatte, mußte wieder um ſie her geſtellt werden, und ſie liebte das alles und pflegte es, ſoviel es ihr möglich war, wie ſonſt. So genoß ſie lächelnd, wie zur Zeit ihrer herrlichſten Blüthe, jede kleinere Freude, welche die Natur beut, und verlor ſich in bewundernden Entzücken vor der höheren Pracht, die mit unendlichem Reichthum in den wilden Umgebungen ihres Wohnortes ſich täglich neu entfaltete.

Hippolit ertrug den Schmerz, den keine Sprache nennen kann, mit unbeſchreiblicher Gewalt über ſich ſelbſt. Er ging ganz in den Geiſt der Hochgeliebten ein, lebte nur in ihr, lächelte wenn ſie lächelte, und ſchien nur von dem Licht ihrer Augen Worte und Bewegung zu empfangen. Nie wich er von ihrer Seite, ſo lange es ihm vergönnt war, bei ihr zu weilen. Ihr nahe, vermochte er es, ſein Herz zuſammen zu drücken, und ſeinen unausſprechlichen Schmerz wie ſeine glühende Liebe zu beherrſchen; denn Gabrielen's heilige Gegenwart erhob ihn über Tod, Trennung und Grab. Keine Klage kam über ſeine Lippen, keine Thräne in ſeine Augen, bis die Nacht ihn und ſeinen ausbrechenden Jammer verhüllte.

Gabriele bewachte minder ängſtlich als ſonſt ihr Benehmen gegen ihn und ſuchte nicht mehr ganz ſo wie ehemals ihm den Grund ihres Gemüths zu verſchleiern. Manche Ahnung des ganzen Umfangs der unnennbaren Seligkeit, die ihm hier vor ſeinen Augen unterging, durchſchauerte den Armen mit allen Freuden des Himmels und verſenkte ihn in ſelige Träume, aus denen er leider mit dem Gefühl des Unglücklichen wieder auffuhr, der im Schlafe den Himmel offen ſah, und aufgerüttelt zu jahrelanger Pein, im Kerker wieder erwacht.

Nicht minder unausſprechlich als Hippolit's Schmerz, war auch das tiefe, unſägliche Mitleid, welches Gabriele für ihn empfand, denn ſie erkannte wohl den unendlichen Jammer ſeines treuen liebenden Herzens. Sie ſelbſt war beglückt in der ſeligſten Hoffnung, und die nahe Trennung, deren Gewißheit ihr an jedem Morgen deutlicher entgegentrat, erſchien ihr nur als ein Schritt aus dem Dunkel zum Lichte, zur ſicheren, ewigen Vereinigung, deren nahe Seligkeit ſie ſchon hier vorempfand. Abends, wenn wieder einer ihrer Tage zur Ewigkeit hinabſank, wiederholte ſie jetzt in der unbelauſchten Einſamkeit ihres Zimmers oft die einfachen Worte eines Liedes, welches ſie unter den Papieren ihrer verehrten Mutter gefunden hatte. Hier iſt es:

Gabrielen's Abendlied.

Zur letzten Tages-Stunde
Flammt goldner noch das Licht,
Spricht mit dem Purpur-Munde:
„Ich gehe ſchlafen nicht.“

„Unſichtbar, zu dem Oſten
„Zieh' ich den Sternen-Pfad;
„Auch Du ſollſt Aether koſten,
„Den friſch der Morgen hat.“

Wenn all' die Welten ſchlafen,
So iſt's die Lieb', die wacht,
Und landet ſie im Hafen,
Sagt ſie: „Welt, gute Nacht!“

Ich mußte ſtill verſchließen
Was ſchmerzreich mich entzückt,
Was tödtlich mich beglückt
In tiefſter Bruſt verſchließen.

Ich mußt' im Dunkel gehen
Als hell es draußen war,
Nun Schatten mich umwehen,
Nun wird es licht und klar;

Aus Sonnenſchein gewoben
Mein Aether-Kleid ſo blank,
Die Sprache bald Geſang
In blauen Sphären droben;

Wo mich der Engel=Flügel
Leicht trägt auf lichtem Steg',
Wo Sonnen ſind mein Weg
Fern von der Erde Hügel.

Ich möchte mehr noch ſingen
Aus meiner tiefſten Bruſt,
Was Niemand war bewußt,
Es ſollten's Töne klingen;

Es möchte mehr noch ſagen
Die Lippe treu und bleich,
Doch ſieh', es will ſchon tagen
Herauf aus licht'rem Reich.

Denn, wenn die Welt geht ſchlafen,
Iſt's Liebe noch, die wacht.
Mein Herz erblickt den Hafen;
Zu tauſend gute Nacht.

Früher ſchon verdankte Gabriele dieſem Liede oft wehmüthigen Troſt und erleichternde Thränen; jetzt klangen ſie in ihrem Innern wie Jubelgeſang, wenn gleich die athemloſe Bruſt ihm nur leiſe Töne noch zu leihen vermochte.

So lebte ſie hin in ſtiller Freundlichkeit. Nur wenn ſie Hippolit's gedachte, des Verlaſſenen, dann wollte ihr das Herz brechen bei dem Gedanken an den langen, einſamen, freudenarmen Lebensweg, der von nun an öde und düſter ſich vor dem Freunde durch eine unabſehbare Wüſte hoffnungslos ausdehnen mußte; und all ihr Streben ging nun dahin, ſeine Zukunft ihm wenigſtens mit frohen Erinnerungen auszuſtatten, zu ſchmücken. Daher zeigte ſie ſich Hippoliten, wie ſeine ſtille Ergebung es glorreich verdiente. Sie war ihm die liebendſte Schweſter, die innigſte theilnehmendſte Freundin, und jeder Tag brachte ihm neue rührende Beweiſe des reinſten, von keinem irdiſchen Hauche befleckten Vertrauens.

Die Tage ſchwanden, der Sommer flog vorüber, immer tiefer ſenkte ſich die Sonne und der Wald ſchmückte ſich abermals mit Purpur und Gold. Wieder ging der Sterbetag von Gabrielen's Mutter auf, doch dieſes Mal feierte ſie ihn in frommer ſtiller Heiterkeit, gleich einem Feſte der Auferſtehung, nicht des Todes. Der kalte Stein, der die geliebte Hülle bedeckte, ward nach ihrer Angabe mit einer Fülle reicher Blumenkränze geſchmückt, ſtatt der Cypreſſen, die ſie einſt mit frommer Hand gewunden hatte. Von ihr ſelbſt blieben ebenfalls alle ihr ſonſt an dieſem Tage gewohnten äußern Zeichen der Trauer entfernt, und kein langes ſchwarzes Gewand, kein dichter Kreppſchleier verhüllte ſie. Wie immer in blendendes Weiß gekleidet, ſaß ſie am Abend des feſtlichen Tages an ihrem gewohnten Platze in einem großen Bogenfenſter; die ſeitwärts in das Eckzimmer fallenden letzten Strahlen der untergehenden Sonne verklärten ihre blonden Locken zur himmliſchen Glorie, genau wie an jenem für Hippolit unvergeßlichen Abende, da dieſer faſt an der nämlichen Stelle bewundernd ihr nachſah, als ſie den dunkeln Lindengang hinabſchwebte. Sie blickte hinaus in die herbſtliche Wolkenpracht, die roſig und golden im tief=blauen Aether verglühte; überirdiſches Lächeln ſchwebte auf dem verklärten Angeſicht, ihr dunkelſtrahlendes Auge haftete mit dem Ausdrucke des unausſprechlichſten Entzückens auf der ſchimmernden Ferne, als ſchwebe aus ihr eine geliebte Geſtalt herbei, und ihre Lippe regte ſich unhörbar leiſe wie im Gebet.

Erneſto und Frau von Willnangen hatten

es nicht vermocht der heitern Feier dieſes Tages länger zuzuſehen, deren Deutung ſie nur zu wohl verſtanden; ſie hatten beide ſich entfernt, um in gegenſeitigen Klagen neue Kraft zu ſuchen, und Niemand war bei Gabrielen geblieben als Hippolit. Schweigend betrachtete er ſie, und wagte es kaum zu athmen, um ſie nicht zu wecken. Auch er ahnete, von ihrem Gefühl durchdrungen, welche Gebilde ihrem Auge jetzt vorüberſchweben mochten; ihm war, als empfinde auch er die Nähe der an dieſem Tage zur ewigen Freude eingegangenen Mutter, der halb ſchon Verklärten, und kalt und geheimnißvoll hauchten Schauer aus einer andern Welt ihn, den Lebenden, an.

Wie ein Engel, der vom Himmel herabſchwebt, um Sterblichen von ſeinen Freuden Kunde und Gewißheit zu geben, wandte Gabriele ſich dem geliebten Freunde endlich wieder zu; ſein Herz erwärmte ſich an ihrem Blick, es war, als wolle ſie zu ihm ſprechen, als wolle ſie irgend etwas Wichtiges ihm vertrauen, doch ſchien ſie bald wieder anders entſchloſſen, und bat ihn nur mit den Augen, ihr die Harfe zu reichen, die ſeit mehreren Tagen von ihr unberührt in einer Ecke lehnte. Hippolit gehorchte wie immer ihren Winken, und nun begann unter ihren ſchwachen, zarten Händen leiſe und langſam ein fremdartiges Tönen, gleich dem Nachhall himmliſcher Lieder. Endlich erhob ſich auch ihre ſüße Stimme, lieblicher, herzdurchdringender als Hippolit ſie jemals gehört hatte, wenn gleich unendlich zart und leiſe. Es war gleichſam ein innerliches Singen, ein wunderbar-ergreifendes Heraufklingen aus der Tiefe ihres Herzens.

In kurzen abgeriſſenen Sätzen, oft unterbrochen von Harfenklängen, die, der Erdenſprache erſt Bedeutung gebend, wie zur Erläuterung forttönten, wenn dieſe wortarm verſtummen mußte, ſang Gabriele ein regelloſes Lied, von der Begeiſterung des Augenblicks eingegeben.

Nie hatten ihre Freunde dieſe Gabe der Dichtkunſt in ihr vermuthet, die jetzt erſt neu in ihr erwacht, der halb ſchon dem irdiſchen Leben Entſchwebten eine nie zuvor von ihr geübte Sprache lieh. Gleich dem Schwane, der nur dann zum erſten Male mit ſüßen Klängen die Sterne begrüßt, wenn ſie zum letzten Male die ſtille Fluth ihm verſilbern, auf welcher er ſterbend wogt.

Gabrielen's Lied ſang alles Hoffen, Sehnen, Erwarten ihrer, in Himmelswonne vergehenden Bruſt. Es waren Worte, es waren Töne, welche der Unſterblichkeit angehören und der ſchwache Hauch des Erdenlebens wiederzugeben nicht vermag.

Sie ſang, bis ſie erbleichend, verſtummend in ihren Lehnſtuhl erſchöpft zurückfiel. Noch eine Weile flüſterten die Harfentöne, endlich verſtummten auch ſie. Die zarten Lilienfinger entglitten matt den goldnen Saiten und Gabrielen's Auge ſchloß ſich einige Minuten lang wie im Schlummer; doch bald öffnete es ſich wieder und ſuchte Ihn, der, zum erſten Mal in ihrer Gegenwart vom Schmerz überwältigt, in einer Ecke des Zimmers in der troſtloſeſten Stellung hingeſunken war.

„Mein Freund! mein theurer herzlich lieber Freund! warum ſo?“ ſprach ſie zu ihm. „Ich dachte Muth und Hoffnung in Ihre Seele zu ſingen, denn ich ſelbſt bin ſehr freudig, ſehr hoffnungsreich in meinem Gemüth. Das Leben iſt nicht minder kurz als ſchön, darum ſollten wir nie die köſtlichen Stunden der Gegenwart in voreiliger Trauer über eine vielleicht nahe, dunklere Zukunft verſchwenden. Denken Sie daran, daß ohne Trennung kein Wiederſehen möglich wäre. Und welches Wiederſehen erwartet uns dort über jenen glänzenden Welten, die durch unſere kurze Erdendämmerung leuchten!“

Es war zum erſten Male, daß Gabriele auf die Nähe ihres Scheidens ſo hindeutete. Hippolit glaubte dabei in neuem, nie gefühlten Schmerze zu vergehen, denn das ausgeſprochene unheilverkündende Wort iſt weit furchtbarer als unſere trübeſten Gedanken es ſeyn können. Doch übte er auch in dieſer bangen Stunde die gewohnte Kraft über ſich ſelbſt. Er erhob ſich und nahete ihr mit Ergebung in ſeinen Zügen.

„Das Singen hat mich ein wenig angegriffen, weit mehr als ich es vermuthete,“ ſprach Gabriele ſehr freundlich. „Und doch ſind wir ſo ungeſtört, ſo traulich beiſammen! ich möchte die Zeit nützen, recht gern, recht viel mit Ihnen reden, auch wohl etwas von Ihnen erbitten; ich werde ganz leiſe flüſtern müſſen. Doch das thut nichts, ſetzen Sie ſich nur recht nahe zu mir, damit Sie mich verſtehen, recht nahe, ich bitte.“

Hippolit ſchauerte vor innerer ihm ſelbſt unerklärlicher Angſt, denn er hatte Gabrielen ſchon weit ermatteter geſehen als ſie es in dieſem Augenblicke zu ſeyn ſchien; aber er nahm ſich zuſammen, zog ein Taburett aus dem Fenſter herbei und ſetzte ſich dicht zu ihren Füßen. Sein Auge ruhte in ihrem, ihre Hand lag kalt und regungslos in der ſeinen, während ſie mit der ihm ſo bekannten anmuthigen Beugung des ſchönen Hauptes ſich gegen ihn hinneigte, und ganz leiſe und vertraulich zu ihm ſprach.

„Sehen Sie, wie das Abendroth ſich noch ſo glänzend dort in den Fenſtern der Kapelle ſpiegelt? Iſt es nicht genau ſo, wie heute vor vier Jahren —“

„Guter Gott, theure Gabriele, an welche Stunde erinnern Sie mich in dieſem Momente!“ rief Hippolit erbleichend aus, von unwiderſtehlichem Grauen und Schrecken ergriffen.

„Ruhig, ruhig, mein Freund!“ erwiederte, ihn beſchwichtigend, Gabriele, „Sie können ja jener Stunde immer nur mit Dank und Rührung gedenken, ſo wie ich es auch thue. Gott würdigte mich damals des Glücks, Sie von einer großen Gefahr zu erretten,“ ſetzte ſie mit einem durch die Wolken hindurch leuchtenden, zum Himmel gerichteten Blick hinzu. Dann wandte ſie ſich wieder an ihn, der, mit ſeinem Gefühle ſichtbar kämpfend, jetzt wieder ruhiger da ſaß. „Die Vorſehung führte Sie damals vom Rande des furchtbarſten Abgrundes, in den wir Verblendete verſinken können, hin, auf den Weg, der zum neuen erhöhten Daſeyn Sie gelangen ließ. Gottes Führungen ſind unbegreiflich und gütig, wie er ſelbſt. Wer hat das anſchaulicher erfahren als wir beide? Darum, lieber Hippolit! wollen wir auch nie uns Eigenmächtigkeit oder Widerſtand erlauben. Wir wollen immer vertrauen, immer, immer auch wenn es recht dunkel um uns wird; jeder Nacht folgt ein hell leuchtender Tag, der alles Grauen verſcheucht.“

Sie ſchwieg einige Minuten, dann begann ſie von neuem. „Vergeben Sie, wenn ich Ihnen wehe that durch die Erinnerung an jenen großen Wendepunkt Ihrer Exiſtenz, von dem alles Gute und Edle und Schöne ausgeht, das Sie ſeitdem ſich aneigneten. — Ich wollte es nicht, doch was ich von Ihnen bitten wollte, hängt zu genau damit zuſammen, und ich bin verlegen und weiß nicht wie ich es ausſprechen ſoll. — Jenes

Fläſchchen, jener Kriſtall, der damals Ihren Händen entſank, den ich wenige Minuten ſpäter Ihrer Bewahrung anvertraute, bewahren Sie ihn noch? und wo?“

„Ich bewahre ihn, auf meinem Herzen,“ erwiederte nach kurzem Schweigen Hippolit, mit faſt unhörbarem klangloſen Tone.

„Hippolit!“ rief Gabriele mit ungewohnter Kraft, und richtete ſich plötzlich hoch und ernſt in ihrem Seſſel empor. „Sie tragen das Entſetzliche auf Ihrem Herzen? und ſeit wann?“

„Seit — ſeit den letzten Wochen unſers Hierſeyns,“ entgegnete Hippolit, und verhüllte ſein Geſicht in die weiten Falten ihres herabhängenden Shawls.

„Muth, armer Freund, und Friede Ihrem bangen Herzen,“ ſprach Gabriele, ihre ſchwachen Hände ſtrebten ihn aufzurichten, und eine warme Thräne ſank auf ſeine Stirne. „Ach Hippolit!“ ſprach ſie mit unendlich ſanfter Stimme weiter, „wie oft vergeſſen wir auf den Himmel zu bauen, wenn uns das Leben hier unten die ernſte, dunkle Seite zuwendet! Darum ſollten wir es wo möglich nie in unſere Macht ſtellen, der gefährlichen

Wirkung des Augenblicks folgen zu können. Wir Schwachen ſollten ſchon von Ferne der Gefahr ausweichen, die ein einziger unbewachter Moment über unſer Haupt rufen kann. — Der Tod," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, „der Tod iſt immer unſerm Herzen nah; warum, lieber Hippolit, warum ihn noch auf demſelben tragen?"

Hippolit vermochte nicht, ihr zu antworten. Nach einigem Schweigen fuhr ſie fort zu reden.

„Jenes furchtbare Fläſchchen, ich habe viel darüber nachgedacht und weiß jetzt, daß es ein Eigenthum meines Vaters war. Sie fanden es dort in den Ruinen, die, ſeinem letzten Wunſch gemäß, in ſich ſelbſt verſinken müſſen, mit allem was ſie bedecken; iſt es nicht ſo?"

Hippolit bejahte die Frage mit einer ſtummen Neigung des Hauptes.

„Nichts von allem, was dort auf ewig begraben ward, darf das Licht des Tages wieder beſcheinen; ſo wollte es mein ſterbender Vater," fuhr Gabriele fort. „Darum bitte ich Sie, mein Freund, ich bitte recht ernſtlich, recht dringend, geben Sie der Finſterniß wieder was ihr geweiht ward. Tragen Sie noch heute, noch dieſen Abend

Ihren ſchauerlichen Fund zurück zu jenem geheimnißvollen Gemäuer, verſenken Sie ihn dort in tiefe, ſelbſt Ihnen unzugängliche Kluft. Dort mag er ruhen, in dem weiten Grabe, wo ſo vieles ruht. Wollen Sie es? Wollen Sie mir die Freude gönnen, den letzten Wunſch meines Vaters auch im kleinſten Punkt erfüllt zu ſehen?“

„Noch heute, noch in dieſer Stunde,“ erwiederte Hippolit, und drückte ſeine brennenden Augen auf ihre liebe Hand. „Wie könnte ich je Ihrem ausgeſprochenen Willen widerſtreben!“

„Dank Ihnen, innigen Dank,“ erwiederte Gabriele, mit einem faſt unfühlbaren Händedruck. „Sie haben Nachſicht mit meiner Schwäche,“ ſetzte ſie matt lächelnd hinzu, „Sie ſpotten nicht einer vielleicht kindiſchen Ehrfurcht gegen den Willen der Todten. Aber das Zuviel iſt hier in unſerm Dunkel doch noch immer dem Zuwenig vorzuziehen; nicht wahr lieber Hippolit?“

„Gabriele! himmliſches Weſen! nicht dieſe Engelsmilde gegen mich, wenn ich nicht ganz vernichtet werden ſoll!“ rief Hippolit tief erſchüttert. „Ich fühle alles, was Sie mir verbergen und andeuten, vergebens ſuchen Sie es mir zu verſchleiern, um auch nur die Idee eines Vorwurfes von Ihnen mir zu erſparen. Jene noch immer roth ſchimmernden Fenſter der Kapelle! Ihre eigne verklärte Geſtalt, ſogar die Dämmerung um uns her rufen mir die Vergangenheit zurück. Alles iſt wie es war, alles heute wie damals! Und doch, wie iſt es auch ſo furchtbar anders! Kindiſcher Thor der ich war! daß ich damals ſchon das Unglück zu kennen wähnte!“

„Sie kannten es damals nicht,“ fiel Gabriele ein: „und glauben Sie mir, es kommt ein Tag, wo alles, was Ihr Herz heute ſo ſchwer belaſtet, Ihnen eben ſo erſcheinen wird, als jetzt jener Schmerz, der damals Sie in Tod und Verzweiflung jagte, Ihnen erſcheint. O mein theurer Hippolit, es kommt eine Stunde, in welcher die Erde mit all ihrem Weh unter uns zuſammen ſinkt und der Himmel mit ſeinen Freuden ſich uns öffnet. Wie leicht, wie klein ſehen wir dann alles, was uns vor kurzem noch ſo ſchwer, ſo unüberſteiglich groß dünkte! Geloben Sie mir, mein geliebter Freund, geloben Sie mir, dieſe meine Worte nie zu vergeſſen. Lieber, lieber Hippolit, ſie nicht zu vergeſſen, in keiner noch ſo dunkeln ſchweren Stunde Ihres Lebens. Ach Sterben iſt oft ſo viel leichter als Leben! Wer würfe nicht gern alles, was uns belaſtet, von ſich, um einer geliebten entſchwebenden Seele durch alle Himmel zu folgen? Doch mein edler Freund wird das Schwerere wählen, und es tragen, ſo lange die ewige Vorſicht es will." Gabriele ſtreckte ihre rechte Hand gegen ihn aus, doch er legte nicht verſichernd die ſeine hinein. Dunkel, faſt verzweifelnd ſtarrte ſein Blick hinaus in die Dämmerung, durch welche die Fenſter der Kapelle noch immer im Abendſchimmer röthlich erglänzten.

„Undurchdringliche Nacht verhüllt uns das Jenſeits," ſprach jetzt mit bewegter Stimme Gabriele, „wir ahnen ſeine Schrecken wie ſeine Seligkeit, und es iſt verwegen, mit ſterblicher Zunge von Göttlichem ſtammeln zu wollen. Doch den Rand des Grabes vergoldet ein purpurner Schein, der den ewigen herrlichen Oſt uns verkündet; er heißt Hoffnung des Wiederſehens! Ach und doch wäre es möglich, daß eigenmächtiges Eingreifen in den Willen der Vorſicht eine Kluft riſſe, die dieſes Hoffen vielleicht vernichtet, vielleicht auf Jahrtauſende hinausſchiebt. Längere Prüfung in andern Welten erwartet vielleicht den, der ungerufen dieſe verläßt. — Schrecklich, ſchrecklich muß es ſeyn, furchtbar über alle Beſchreibung,“ ſprach ſie lauter und heftiger; „es würde mir den Tod erſt zum Tode machen, wenn ich entſchlummern müßte ohne die beruhigende Zuverſicht, daß Alle, die ich liebe, vertrauend, wenn gleich weinend mir nachblicken werden, und daß keines von ihnen ſich vom Schmerz zu einem Schritt verleiten laſſen wird, der mein Hoffen eines nahen ſeligen Wiederſehens in der ungemeſſenen Ewigkeit vernichten könnte.“

An allen Kräften erſchöpft, bleich, leblos beinah, ſank Gabriele mit dieſen Worten in ihren Seſſel zurück, aber ihr bittendes Auge haftete noch immer mit unausſprechlichem Ausdruck auf Hippoliten.

„Heilige! Verklärte!“ rief jetzt dieſer, außer ſich vor unausſprechlicher Angſt, und warf ſich, ihre Knie umfaſſend, vor ihr nieder. „O entſchwebe mir noch nicht! Nimm mein Gelübde mit, daß ich deinen Willen erfülle, ſey es noch ſo ſchwer; daß ich keine Kluft ewiger Trennung zwiſchen uns reißen will. Ja ich will noch leben, weil du es gebeutſt, ich will noch leben und athmen ſo lange ich kann, auch wenn du —“ Thränen erſtickten ſeine Worte. Gabriele vermochte es nicht ihm zu antworten, aber ihre Hände ruhten ſegnend auf ſeinem Haupte, ein dankbares Lächeln umſpielte ihre Lippen, und ihr gen Himmel gerichtetes glänzendes Auge erhob ſich betend für ihn.

Bange, leiſe, wehmüthig einander zulächelnd, und doch unfähig jeder ausgeſprochenen Mittheilung ihres Gefühls, wandelten in den nächſtfolgenden Tagen Gabrielen's Freunde neben einander her. Im Schloſſe herrſchte eine bange ſchwüle Stille, wie vor einem Gewitter, und auch draußen war es ſo in der Natur. Alle Gipfel ruhten, kein Lüftchen ſpielte in den goldigen Blättern, ſie fielen von ſelbſt leiſe und langſam, man hörte das flüſternde Rieſeln ihres Niederſinkens, weil kein ſtärkerer Ton durch den ſchweigenden Wald rauſchte.

Gabriele blickte täglich aus ihrem Bogenfenſter hinaus in die herbſtliche Pracht, denn weiter zu gehen verſtattete ihr ihre groſe, wenn gleich ſchmerzloſe Mattigkeit nicht mehr. Mit jeder Stunde beinah ſahen ihre Freunde die ſchöne Blume bleicher und immer bleicher ſich neigen, aber ihr Geiſt loderte immer ſichrer und heller auf, ihre Theilnahme an dem Leben ihrer Freunde entwickelte ſich immer freudiger. Dieſe durften ſie jetzt faſt gar nicht mehr verlaſſen, denn ſie ſchien mit jeder Minute des Beiſammenſeyns noch geizen zu wollen und wendete alle ihr noch immer zu Gebote ſtehende Liebenswürdigkeit daran, ſie alle ſo lange als möglich in ihrer Nähe feſtzuhalten. Ihr Auge wandte ſich in dem kleinen Kreiſe mit unausſprechlicher Liebe von einem zum andern. Lächelnd ſuchte es den treuen Erneſto, der liebenden Freundin Muth und Licht in die Seele zu ſtrahlen; dann ruhte es wehmüthig auf Hippoliten, der, ganz in ſich verloren, ſich und den Schmerz, und jede Klage, ſelbſt Zukunft und Vergangenheit in ihrem Anblick vergaß, während Frau von Willnangen und Erneſto nur mit der mühſamſten Anſtrengung aller ihrer Kräfte ihrem tiefen Schmerz gebieten konnten.

Gabriele redete in dieſen Tagen ungewöhnlich viel von Ottokar, und von einer frohen Ahnung ſeines nahen Wiederſehens nach ſo langer Trennung. „Erneſto war nur ſein Vorläufer, gebt Acht, unverſehens iſt er da!“ ſprach ſie mit einer eigenen Art von Gewißheit, für die ſie doch ſelbſt keinen rechten Grund anzugeben wußte, denn er hatte nur kürzlich geſchrieben, und den Willen, Rom zu verlaſſen, auf keine Weiſe geäußert.

Am dritten Morgen nach dem Todestage ihrer Mutter ließ Gabriele etwas früher als gewöhnlich, Hippolyten zu ſich entbieten. Er eilte herbei. Alles im Zimmer hatte ein eigenes feſtliches Anſehen. Wölkchen von Wohlgerüchen durchkräuſelten es in bläulichem Duft, Gabriele ſchien auf ihrem gewohnten Seſſel im Fenſter wie in einer Blumenlaube zu ruhen, denn aller Schmuck des ſinkenden Jahres ſtand in ſchönen Vaſen zierlich um ſie her geordnet und Blumen und Früchte fügten ſich im gefälligſten Vereine, um ihre Umgebung zu verherrlichen. Die durch die herabgelaſſenen rothen Vorhänge gemilderten Sonnenſtrahlen verbreiteten ein lieblich=roſiges Scheinen im ganzen Gemach und liehen auch der bleichen Gabriele noch einmal den flüchtigen Schimmer der Geſundheit. Sie ſelbſt hatte mit mehr als gewohnter Sorgfalt wie zu einem Feſte ſich ſchmücken laſſen, ihre reichen Zöpfe waren zierlicher aufgeflochten, ihre Locken umkräuſelten die ſchöne Stirn in gewählterer Form, und ein weiter, koſtbarer Shawl von himmelblauer Farbe umwallte in reichen Falten die im zierlichſten weißen Morgenkleide ruhende ſchlanke Geſtalt. Nie war Gabriele ſchöner geweſen als in dieſem Moment, doch war ihre Schönheit nicht mehr von dieſer Welt.

Freundlich winkte ſie dem Eintretenden, näher zu kommen. Er that es und ſank unwillkürlich zu ihren Füßen hin, in Anbetung und Liebe verloren. Eine eigne Freudigkeit des Herzens hatte ſich ſeiner bei ihrem Anblick bemächtigt, ſie leuchtete aus ſeinen Augen, während er bewundernd die Hochgeliebte betrachtete. „Hippolit,“ flüſterte ſie leiſe, „theurer, geliebter Hippolit! ja ich fühle es, Sie werden durch ungeſtümen Schmerz die heiligſte, ſchönſte Stunde meines Lebens mir nicht ſtören; ſie iſt die Krone unſers Daſeyns, ihr darf keine andere folgen. Auch gehöre ich den Lebenden nicht mehr an; — erſchrick nicht ſo über dieſes Wort, erſchrick nicht, daß ich gewiß weiß, ich werde die Sonne, die jetzt uns leuchtet, nicht mehr ſinken ſehen.“

Mit einem kaum unterdrückten Schrei fuhr Hippolit in die Höhe, der Thüre zu, als wolle er Beiſtand, Hülfe herbei rufen oder ſuchen, doch ihre ſanfte Gewalt, ihr flehendes Auge und die innere Ueberzeugung, daß jeder Verſuch, zu helfen, hier nur quälend mißlingen könne, zogen ihn wieder zu ihren Füßen hin. Sein ſtarrendes Auge, ſein Beben, ſein tödtliches Erbleichen machten ihn einem Sterbenden weit ähnlicher als Gabriele es war.

„Erwache, o erwache,“ rief ſie, „geliebteſter aller Menſchen, erwache und ſegne mit mir dieſe Stunde, die den lange gehegten einzigen Wunſch meines Herzens, den Lohn alles meines Strebens mir gewährt. Die Sterbende darf geſtehen, was der Lebenden ſtrenge Pflicht war, tief in der Bruſt, unter unſäglichen Schmerzen zu vergraben.“

Ihr Auge ſtrahlte von neuem himmliſches Feuer, ihre Wangen färbten ſich, alle ihre Züge verklärten ſich zu unausſprechlicher Schönheit. „Ja dich, dich habe ich geliebt!“ ſprach ſie mit vor Entzücken bebender Stimme, „dich liebe ich, dich allein, du Einziger, Geliebteſter, du mein Hippolit, nur dich! ich liebe dich wie du mich liebſt, und lange ſchon trage ich dein Bild im Herzen. Ich ſterbe, weil ich dich liebte, ich ſterbe beglückt, daß ich nur einmal mein Herz dir öffnen darf, entzückt, beglückt, und nun laß mich enden. Die Erde beut mir nichts mehr nach dieſer Stunde, die alle meine Feſſeln zerreißt! Ich darf dem Leben nicht mehr angehören, aber ich gehöre dein! dein! von nun an, und an dieſen Moment gränzt eine wonnevolle Ewigkeit!“

Das ſeligſte Entzücken, der zerreißendſte Schmerz, Gabrielen's geliebte Stimme rief Hippolit ſchnell wieder zu klarem Bewußtſeyn; in Thränen, Seufzern, Blicken mehr noch als in Worten, tauſchten die Liebenden alles Weh und alle Wonnen ihres Daſeyns gegen einander aus. Die Stunde, die ſie ſo mit einander zubrachten, gehört nicht ins irdiſche Leben, keine Vergangenheit, keine Zukunft begränzt ſie; ſie ſteht da, einzig, für ſich allein gleich der Ewigkeit, jedem Verſuch, ſie zu ſchildern, unerreichbar.

* * *

Es war ſtille im Zimmer geworden, ganz ſtill. Erneſto trat leiſe herein, ihm folgte Frau von Willnaugen. Die Geſchichte eines großen unverhofften frohen Ereigniſſes glänzte in Beider Augen, ſchwebte ſichtbar auf Beider Lippen. Sie fanden Hippoliten auf dem Taburett neben Gabrielen's Seſſel kniend, ihr Haupt ruhte an ſeiner Bruſt, einer ihrer Arme hielt ihn umſchlungen, die Hand des andern hielt er in der ſeinen, ein liebes Lächeln umſpielte ihre Lippen, ſie ſchlummerte tief und ſüß. Hippolit regte ſich nicht beim Eintritt ſeiner Freunde. Sie winkten ihm, ſie riefen leiſe ſeinen Namen, er achtete nicht darauf oder ward es nicht gewahr. Endlich nahte ſich ihm Frau von Willnaugen leiſe und behutſam. „Sie ſchläft,“ flüſterte ſie, „wie ſanft, wie feſt, doch auch wie unbequem; ſehen Sie, wie ihr Arm, ihre Wangen gedrückt werden.“ Mit dieſen Worten verſuchte ſie es, Gabrielen mit großer Sorgfalt, wie ein unter Spielen eingeſchlummertes Kind, zurück in die Kiſſen zu legen. Es gelang. Hippolit ließ es ohne Widerſtand geſchehen, und Gabriele erwachte nicht.

Erneſto nahte und zog Hippoliten in die fernſte Ecke des Zimmers, Frau von Willnangen blieb gleich einer, über die Wiege ihres kranken Kindes gebeugten Mutter, neben Gabrielen ſtehen und bewachte ihren Schlummer; Hippolit folgte gelaſſen dem Freunde, wohin er ihn führen wollte.

„Gabrielen ſteht beim Erwachen eine große Erſchütterung bevor,“ flüſterte Erneſto Hippoliten mit freudig glänzenden Augen zu. „Da gilt es Vorſicht und die ſorgſamſte Behutſamkeit. Lieber Hippolit! weiß ich doch kaum, wie ich dir es entdecken ſoll. Gabrielen's Prophezeihung iſt eingetroffen, Ottokar iſt wirklich da und harrt der Erlaubniß, ihr zu nahen. Was er bringt, wird ſie weit ſpäter, nach und nach erfahren müſſen;

es iſt ein Glück, aber es wird ihr ſanftes Gemüth doch verwunden. Ottokar kommt von Piſa. Lieber Hippolit! Moritz iſt geſtorben, ach! nun kann alles noch ſehr gut werden, und —“

„Gabriele iſt todt!“ ſchrie Frau von Willnangen mit dem klangloſen Tone des wildeſten Schreckens, und ſank neben ihr hin.

Was läßt ſich von den Ueberlebenden ferner ſagen? Allein, von niemanden geſehen, verweilte Ottokar eine Weile neben der geliebten Todten, der untergeſunkenen Sonne ſeiner Jugend; dann ſchloß er den unglücklichen Freund in ſeine Arme, der bewußtlos und ſtarr ohne Thränen, ohne einen Laut, kaum noch dem Leben anzugehören ſchien. Seinen mit ihm gekommenen Sohn übergab Ottokar dem treuen Erneſto, und bat ihn, den armen, mit den Weinenden ängſtlich weinenden Knaben zurück nach Rom zu begleiten, dort ſeiner Zurückkunft zu harren. Er ſelbſt nahm den durchaus in nichts widerſtrebenden Hippolit an ſeine Bruſt, führte ihn in den noch daſtehenden Reiſewagen, in welchem er eben gekommen war, und fuhr mit ihm fort, gleichviel wohin.

Man ſagt, Ottokar ſey nach etwas mehr als Jahresfriſt traurig und ganz allein wieder in ſeinem Hauſe in Rom angelangt, eben noch früh genug, um den treuen Erneſto zur Pyramide des Ceſtius zu geleiten.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek claſſiſcher Romane

und Novellen des Auslandes. Erſter bis vierter Band: Der ſinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra. Neu überſetzt durch Dietrich Wilhelm Soltau. Mit einer Einleitung. 1825. 12. Geheftet 2 Thlr. 12 ggr. — Fünfter Band: Der Landprediger von Wakefield, eine Erzählung von Oliver Goldſmith. Neu überſetzt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. 1825. 15 ggr. — Sechster bis neunter Band: Gil Blas von Santillana, von Le Sage. Aus dem Franzöſiſchen. Mit einer Einleitung. 1826. 2 Thlr. — Zehnter Band: Geſchichte und Leben des Erzſchelms, genannt Don Paul, von D. Francisco de Quevedo Villegas. Aus dem Spaniſchen überſetzt durch Johann Georg Keil. Mit einer Einleitung. 1826. 12 ggr. — Eilfter bis vierzehnter Band: Geſchichte Tom Jones, eines Findlings, von Henry Fielding. Aus dem Engliſchen überſetzt durch Wilhelm von Lüdemann. Mit einer Einleitung. 1826. 2 Thlr. 12 ggr. — Fünfzehnter Band: Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, von Ludwig Holberg. Aus dem Lateiniſchen überſetzt durch Ernſt Gottlob Wolf. Mit einer Einleitung. 1828. 15 ggr. — Sechszehnter Band: Letzte Briefe des Jacopo Ortis, von Ugo Foscolo. Aus dem Italieniſchen überſetzt durch Friedrich Lautſch. Mit einer Einleitung. 1829. 15 ggr. — Siebzehnter bis neunzehnter Band: Delphine, von Anna Germaine von Staël. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch Friedrich Gleich. Mit einer Einleitung. 1829. 1 Thlr. 20 ggr.

Alle bis jetzt erſchienenen 19 Bände koſten 11 Thlr. 5 ggr.

Jeder Roman iſt unter beſonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preiſen zu erhalten.

Shakſpeare's Vorſchule.

Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Erſter und zweiter Band. gr. 8. 5 Thlr. 6 ggr.

Erſter Band: I. Die wunderbare Sage vom Pater Baco, Schauſpiel von Robert Green. II. Arden von Feversham, eine Tragödie. III. Die Hexen in Lancaſhire, von Thomas Heywood. 1823. 2 Thlr. 18 ggr.

Zweiter Band: I. Die ſchöne Emma, ein Schauſpiel. II. Der Tyrann, oder die Jungfrauen-Tragödie, ein Trauerſpiel von Maſſinger. III. Die Geburt des Merlin, oder das Kind hat ſeinen Vater gefunden, ein Schauſpiel von W. Shakſpeare und W. Rowley. 1829. 2 Thlr. 12 ggr.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Zehnter Band.

Sidonia.

Erſter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1831.

Sidonia.

Erſter Theil.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf einmal in die Welt:
Uns umſpülen hunderttauſend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leicht unruhige Gefühl;
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Goethe.

Die letzten Töne einer ſchweren, mit Läufern und Trillern überladenen Bravour-Arie verklangen, und die junge Gräfin Lili, welche ſo eben nach unendlich langem Verweigern ſie abgehaspelt hatte, verneigte ſich tief mit niedergeſchlagenen Augen. Der Dilettant, dem das Glück geworden war, die ſchöne Sängerin im glänzenden Abendzirkel der Frau von Klarenbach auf dem Flügel begleiten zu dürfen, wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne, welchen der Geſang ihm ausgepreßt hatte, unterließ aber dennoch nicht, ſein unterthäniges Entzükken durch ein lautes Bravo! Braviſſimo! kund zu thun; denn es war ihm wohl bewußt, daß er nur ſeinem muſikaliſchen Talente und ſeiner unermüdlichen Gefälligkeit in der Uebung deſſelben, den Zutritt in jene Geſellſchaft verdanke, die man vorzugsweiſe die gute nannte, obgleich ſie eigentlich nur die vornehme genannt werden ſollte. Alle Anweſenden klatſchten die Hände ſich faſt wund, obgleich Niemand ſonderlich auf den Geſang geachtet hatte. Denn es iſt eine uralte Bemerkung, daß man nur Muſik zu machen braucht, um eine bis dahin völlig verſtummende Geſellſchaft, plötzlich zum Sprechen zu bringen. Die Beifallsbezeigungen ſchienen aber dennoch kein Ende nehmen zu wollen; Lili entfloh ihnen endlich, um ſich in das anſtoſſende Spielzimmer zu ihrer Mutter zu begeben. Der Dilettant, der wohl fühlte, daß einige Dreiſtigkeit hier nicht übel angebracht ſey, folgte ihr auf dem Fuße, und die ganze Geſellſchaft drängte ſich ihnen nach. Die Gräfin Heidenfels vernahm von allen Seiten nichts als Lobeserhebungen über das ungemeine Talent ihrer Tochter, während ſie beſcheiden, wenn gleich freundlich lächelnd, von zu gütiger Nachſicht mit dem ſchwachen Verſuche einer jungen Anfängerin ſprach. Und ſo war alle Welt zufrieden geſtellt, wie bei ſolchen Gelegenheiten der gewöhnliche Gang der Dinge es mit ſich bringt.

Im Muſikſaale wiederholte ſich indeſſen, vielleicht zum Tauſendſtenmale, eine jener Scenen, wie ſie Hoffmann im Leben des Kapellmeiſters Kreisler mit unnachahmlichem Humor und unverkennbarer Wahrheit uns dargeſtellt hat. „Unmöglich! wie dürfte ich es wagen, nach Lili mich hören zu laſſen! Doch du meine Liebe — ich bitte dich, wie kannſt du ſo etwas mir zumuthen wollen!“ Dieſe und ähnliche Redensarten erſchollen von allen Seiten, während die jungen und alten Herren in Flehen und Bitten ſich erſchöpften, als gälte es Leben und Seligkeit. Der Dilettant war völlig in Verzweiflung, und ſchien nahe daran, einen Fußfall zu wagen, um nur eine der jungen Damen zum Singen zu bewegen, damit er wieder in Activität käme.

Auch Sidonia, die Tochter vom Hauſe, wandte vergebens Bitten und Vorſtellungen an, es war als ob der Gott des Huſtens, dem die alten Römer einen eigenen Tempel erbauten, alle ſeine böſen Geiſter im Salon losgelaſſen habe; Halsweh, Schnupfen, Heiſerkeit, hatten ſich plötzlich der ganzen-jungen Damenwelt bemeiſtert, dazu eine unüberwindliche Furchtſamkeit, welche heute ſogar diejenigen überfiel, die ſonſt bei ſolchen muſikaliſchen Abendgeſellſchaften, die erſte Rolle zu ſpielen pflegten. „Nun denn!“ rief Sidonia endlich, „wenn Keine von Allen ſingen will, ſo verſuche ich es. Die gnädige Mama wird ungnädig, wenn zu lange Pauſen entſtehen. Ich will ſingen, ſo gut es geht, während deſſen beſinnen meine liebenswürdigen Freundinnen ſich hoffentlich eines andern, und hören auf, die Grauſamen zu ſpielen.“

Sie trat an das Pianoforte; mit leichter geübter Hand durchflog ſie die Saiten, ſchlug einige Accorde an; Alle wurden ſtill, Alle drängten ſich um Sidonien her, von deren muſikaliſchen Talent bis jetzt Niemand etwas erfahren hatte; ſie ſang:

„Es gingen drei Burſchen zum Thore hinaus,
Ade!“

Die uralte, wehmüthig klagende Melodie, in aller ihrer Einfachheit, mit tiefgefühltem Ausdruck vorgetragen, bemächtigte ſich der Zuhörer mit unwiderſtehlicher Gewalt; ſelbſt die, welche in dem Nebenzimmer am Spieltiſche beſchäftigt waren, legten die Karten nieder, und traten näher; Niemand wagte ein Wort, Niemand regte ſich, kaum daß man athmen mochte. Die letzte Strophe:

„Ich werde dich nimmer wiederſehn, dich wiederſehn,
dich wiederſehn!
Ade! Ade! Ade!“

der leiſe und doch Allen vernehmbar hingehauchte Schluß des Liedes:

„Ja ſcheiden und meiden thut weh!“

durchtönte mit ergreifender Wehmuth die Herzen. Alle Zuhörer ſtanden bewegungslos da, das Auge auf die jetzt verſtummende Sängerin gerichtet; keine Hand regte ſich, ihr den gewohnten, ſo oft mißbrauchten Tribut des Beifalls zu zollen, und erſt nach einer ziemlich merklichen Pauſe, während welcher die tiefſte Stille im Saale vorherrſchte, löſte das allgemeine Schweigen in laut ausgeſprochene dankende Bewunderung ſich auf.

Nur die Gräfin Heidenfels war im Nebenzimmer zurückgeblieben, und neben ihr die Frau von Rothenſtein, welche ihr der Zufall auf dem Sofa zur Nachbarin gegeben. „Haben Sie jemals ſo etwas gehört und geſehen?“ flüſterte die Gräfin dieſer zu, als Sidonia zu ſingen begonnen.

„Handwerksburſchenlieder in der Soriée der Frau von Klarenbach! und gleich nach dem herrlichen Genuß, den Comteſſe Lili uns gewährt hat! Es iſt beiſpiellos, es iſt unerhört, es iſt unglaublich!“ erwiederte Frau von Rothenſtein mit dem Ausdruck der höchſten Verwunderung.

„Meine Tochter iſt viel zu beſcheiden,“ ſprach die Gräfin, um auf ihr ſchwaches Talent ſich etwas einzubilden, oder vollends ſich ungebeten damit vordrängen zu wollen; obgleich Signor Callandrini mit ihrer Stimme, und den Fortſchritten, die ſie täglich macht, ſehr zufrieden iſt. Darum verwundere ich mich nur hauptſächlich über die Dreiſtigkeit der jungen Perſon, welche doch erſt ſeit wenig Wochen in die Geſellſchaft eingeführt worden iſt. Doch der ſchöne Geſang iſt gottlob aus — und, hören Sie! Niemand applaudirt, Alles bleibt todtenſtille. Nun ſo vernünftig ſind ſie wenigſtens doch noch!“

„Es wäre doch auch zu arg, ſolchem unanſtändigen Zeuge obendrein applaudiren zu wollen,“ antwortete Frau von Rothenſtein, „ich bewundere nur Frau von Klarenbach; doch freilich, das junge Fräulein mag wohl ein wenig ſchwer zu regieren ſeyn. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und die Geſchichte von Sidoniens Mutter ſteht noch überall in friſchem Andenken.“

„Ich habe die erſte Frau von Klarenbach nie geſehen, und weiß überhaupt wenig von ihr,“ erwiederte die Gräfin; „als ich herkam, war ſie ſchon von ihrem Manne geſchieden, und er zum zweitenmale vermählt. Aber ich erinnere mich doch gehört zu haben, daß ſie in der Geſellſchaft durchaus nicht vorlaut, wie ihre Tochter, ſondern eher ſchüchtern, blöde und zurückhaltend ſich gezeigt habe.“

„Stille Waſſer ſind tief,“ antwortete Frau von Rothenſtein mit vielſagendem Lächeln. „Ich habe ſie noch ſehr gut gekannt, ſie ſah nicht übel aus, ſpielte immer die Bedrückte, und that gewaltig unſchuldig, bis es endlich zu dem bekannten éclat kam. Wir waren damals in Wien, aber meine Tante, die jetzt verſtorbene Generalin Blomberg, hat mir alle Details davon umſtändlich geſchrieben. Die ſchöne Dame hatte ſich in aller Unſchuld einen ihrer früheren Verehrer aus dem Auslande kommen laſſen, der ſich auch bei dem armen verblendeten Manne ſo fein einzuſchmeicheln wußte, daß er bei Klarenbachs gleichſam das Kind vom Hauſe ward. Früh und ſpät ſaß er mit ſeiner Freundin in ihrem Zimmer allein, um ihr angeblich Italieniſch, Zeichnen, und weiß Gott was alles noch zu lehren, ohne daß der Mann Arges dabei dachte. Die ganze Geſellſchaft ſprach davon und war darüber empört, nur, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, er allein ahnete nichts, bis meine Tante, die auch ihm nahe verwandt war, ſich endlich genöthiget ſah, ihm über das Betragen ſeiner Frau die Augen zu öffnen. Denn die Generalin, müſſen Sie wiſſen, war eine Dame von ſtrengen Grundſätzen, und hielt gar ſehr auf Anſtand, beſonders in ihrer Familie. Klarenbach eilte von ihr geradesweges nach Hauſe; wie er dort alles gefunden, weiß man nicht genau, genug im Zimmer der gnädigen Frau entſtand auf einmal ein gewaltiger Lärm; die Bedienten fanden ihren Herrn gefährlich verwundet am Boden liegen, die Dame in Ohnmacht, und den ſaubern Hausfreund verſchwunden, der nie wieder etwas von ſich hören ließ. Als Klarenbach wieder genaß, war es natürlicherweiſe ſein Erſtes, auf Scheidung zu dringen; es ward ihm nicht ſchwer, ſie unter den vortheilhafteſten Bedingungen zu erhalten, denn die Schuld ſeiner Frau war zu offenbar geworden. Beide Kinder blieben dem Vater, und Madame mußte froh ſeyn, mit einem kleinen Jahrgehalte zu ihrer ziemlich obſcuren Familie nach Schwaben" . . . . . „St! St! ſie wird wieder ſingen!" rief einer der in der Thüre ſtehenden Herren den beiden Damen zu.

„Nun das geht weit, das muß ich geſtehen," ſprach die Gräfin, ſich ungeſtüm fächelnd; „was gibt die große Sängerin denn jetzt zum Beſten? Horchen Sie einmal: Nachtigall, ich ſeh' dich laufen?"

„Aus dem Bächlein thuſt du ſaufen!" fiel ſchnell ergänzend Frau von Rothenſtein ein; „abermals ein Gaſſenhauer! das Gärtnermädchen auf unſerm Gute ſchreit ihn den ganzen Tag ab. Nein, dieſes Benehmen iſt eine Beleidigung für die ganze Geſellſchaft. Auf unendliches Bitten der Frau von Klarenbach, hatte meine Cäcilie ſich heute entſchloſſen, eine Cavatine mitzubringen, die arme Kleine iſt ſo furchtſam! ſie hatte, ehe wir herfuhren, wirklich ein Fieber aus lauter Angſt; doch jetzt, nach allem Vorgegangenen — nun ich behalte es mir vor, der Klarenbach meine Meinung darüber zu ſagen."

In dieſem Augenblick trat die Dame des Hauſes ſichtlich verſtimmt in das Zimmer. „Wir bewundern hier aus der Ferne den ganz originellen Geſang Ihrer Tochter, der uns auf zwiefache Weiſe in Erſtaunen ſetzt!" rief die Gräfin ihr entgegen. „Die ſeltene Ausbildung der Stimme, die Genialität, welche Fräulein Sidonia in der Wahl ihrer Geſangſtücke beweiſt, müſſen Ihnen als Mutter höchſt erfreulich — —"

„Sie thun mir zu viel Ehre an," erwiederte dieſe etwas pikirt; „ich habe keinen Theil, weder an der muſikaliſchen noch übrigen Bildung der Tochter des Herrn von Klarenbach, und konnte nie Theil daran haben. Sie wiſſen ja ſelbſt, daß ich noch ein halbes Kind war, als ich mit ihm verheirathet wurde, und — —"

„Straf mich Gott, gnädige Frau, Ihre Tochter iſt ein Engel!" rief jetzt ein alter Huſaren-Obriſt, der mit ſeinen Mitſpielern aus dem Muſikzimmer an den Whiſttiſch zurückkehrte; „hat ſie doch mir alten Knaben mit ihrem Ade! Ade! und ihrem: Grüß mein Schatz viel tauſendmal! das Herz im Leibe umgekehrt, und beinah das Waſſer in die Augen getrieben. Das heiß' ich denn doch Geſang! Für ein ſolches ehrliches deutſches Lied gäbe ich all' den künſtlichen Firlefanz mit Freuden hin. Aber es muß auch ſo geſungen werden, wie ſie es ſingt."

„Es freut mich, wenn Sidonia Ihnen Vergnügen gemacht hat," erwiederte Frau von Klarenbach ſehr kalt.

„Ach was! Vergnügen! entzückt, wieder jung gemacht hat mich das liebe Kind. Wär' es das meine, wie es das Ihre iſt, ich ließ mir den ganzen Tag vorſingen, und würde, glaube ich, darüber hundert Jahre alt.“

„Auch mir geht nichts über ein ſolch einfaches Lied, beſonders wenn es ſo vorgetragen wird,“ nahm der allgemein geachtete Geheimerath von Brückner jetzt das Wort. „Unſere ſämmtlichen jungen Damen, wenn ſie ihren Vortheil recht einſähen, würden ſich durchaus auf das Lied beſchränken, und allen Bravourgeſang den eigentlichen Sängerinnen überlaſſen. Es iſt doch unmöglich, daß eine Dilettantin ſich die Kunſtfertigkeit ſollte aneignen können, die dazu gehört, um mit dieſen zu wetteifern, wenn ſie nicht ihr ganzes Leben daran ſetzen will, was doch unrecht wäre. Bei jeder großen Arie, die wir in der Geſellſchaft vortragen hören, erinnern wir uns unwillkührlich an irgend eine berühmte Sängerin, von der wir ſie früher ebenfalls gehört haben; und der Vergleich pflegt in der Regel zum Vortheil derſelben auszufallen. Aber laſſen Sie einmal eine ſolche Sängerin auftreten, und es verſuchen, ein einfaches Lied, ohne alle fremdartige Verzierungen, ſo ſeelenvoll und ergreifend vorzutragen, wie Ihre Tochter es kann, unter Hunderten wird es kaum einer gelingen; darum hüten dieſe Damen ſich auch weislich davor, und bleiben lieber bei ihrer gewohnten Art.“

In dieſem Augenblicke trat Sidonia eilig ins Zimmer, augenſcheinlich um von einem etwas verlebt ausſehenden jungen Manne ſich loszumachen, den eine lange Schnalle, mit einer Menge daran hängender kleiner Ordensdecorationen ſchmückte.

„Nachtigall Sidonia!“ flehte er, ihr dicht auf den Ferſen folgend, „allerſchönſte Nachtigall! ſeyn Sie nicht grauſam! nur ein einziges kleines Liedchen noch!“

„Für heute iſt es genug, wie ich es Ihnen ſchon geſagt habe,“ wiederte Sidonia feſt und beſtimmt.

„Aber ich bitte, ich flehe! nur ein ganz kurzes Liedchen noch, werfen Sie doch nur einen gütigen Blick auf mich, ich bin es ja, der Sie bittet,“ ſprach er, ihre Hand zärtlich ergreifend.

Sidonia zog ſie beleidigt zurück: „ich ſehe es deutlich, Sie ſind der Herr von Binſenburg,“ ſprach ſie bitter lächelnd auf ihn herabſehend; „doch das iſt für mich kein Grund, Ihnen zu gewähren, was ich der ganzen Geſellſchaft ſchon abgeſchlagen habe.“

„Gütigſte Frau von Klarenbach, Sie ſehen, wie es mir ergeht!“ ſeufzte Binſenburg recht beweglich.

„Fräulein Sidonia! Sie werden unartig,“ erwiederte dieſe, „ich verlange, daß Sie von Herrn von Binſenburg ſich an das Pianoforte führen laſſen, und ſingen, ohne ihn länger um ſolche Kleinigkeit bitten zu laſſen.“

„Mit Ihrer Erlaubniß, gnädige Mama, ich ſinge heut nicht mehr,“ antwortete Sidonia zwar beſcheiden, aber mit feſtem beſtimmten Ton. „Cäcilie wird jetzt eine allerliebſte Cavatine vortragen, die ſie die Güte gehabt hat, für den heutigen Abend mitzubringen.“

„Erlauben Sie, Fräulein Sidonia, meine Tochter iſt enrhümirt,“ fiel Frau von Rothenſtein ihr in das Wort, „nur auf den Fall der Noth, wenn es etwa an Muſik fehlen ſollte, hat ſie aus Achtung gegen unſere gütige Wirthin die unbedeutende Cavatine mitgebracht; aber nach dem ſo ganz unerwarteten außerordentlichen Genuß, mit welchem

Sie uns ſo eben überraſchten, kann Cäcilie unmöglich .....“

Ein langgezogener bebender Ton, der ſchrillend durch den Saal kreiſchte, unterbrach hier die ſichtlich ſehr gereizte Dame.

Fräulein Cäcilie war es, die ihn hervorbrachte, indem ſie anfing, ihre Cavatine abzuſingen, und Sidonia ward dadurch der Mühe überhoben, der Frau von Rothenſtein antworten zu müſſen. Die gewohnten Beifallsbezeigungen wurden nach beendigtem Geſange verſchwendet, das Soupé gleich darauf angeſagt, und die ganze Geſellſchaft begab ſich in den hell erleuchteten Speiſeſaal, um ſich in kleinern Parthien an mehreren Tiſchen zu vertheilen. Denn ſo hatte Frau von Klarenbach es bei dieſen ihren Aſſembléen eingeführt, weil ſie meinte, dem Ganzen dadurch ein zwangloſes Anſehen zu geben. An Muſik wurde nicht weiter gedacht; Jeder ſuchte ſich die ihm angenehmſte Nachbarſchaft bei Tiſche zu verſchaffen. „Ach gnädige Frau,“ ſeufzte Herr von Binſenburg, indem er die Dame vom Hauſe in den Speiſeſaal führte, „gab es je einen Unglücklicheren als mich? Sie ſahen, Sie hörten es ſelbſt, muß ich nicht jede Hoffnung aufgeben?“

„Mädchenlaunen!“ flüſterte lächelnd Frau von Klarenbach, „wer aus dieſen mehr machen wollte als ſie ſind, wäre wohl mit Recht thöricht zu nennen. Glauben Sie mir, diejenigen, an denen wir ſie auslaſſen, haben gewöhnlich am wenigſten ſich zu beklagen, das weiß ich noch von alten Zeiten her.“

„Auch wohl noch aus der neueſten Zeit?“ erwiederte verbindlich Herr von Binſenburg.

Frau von Klarenbach pflegte nie zu ſoupiren, aus Furcht, daß ihr Teint dadurch leiden könne; ſie ging gewöhnlich von einem Tiſche zum andern, um als gefällige Wirthin für die Unterhaltung ihrer Gäſte zu ſorgen, doch heute fühlte ſie gleich beim Eintritt in den Speiſeſaal ſich ſo verſtimmt, daß es ihr ſchwer ward, dieſe ihr ſonſt angenehme und leichte Pflicht zu erfüllen.

Mit kaum zu unterdrückendem Erſtaunen, ſah ſie die vornehmſten und eleganteſten Damen, die ſonſt in dieſen Zirkeln den Ton angaben, in deren Nähe ein Heer von Bewunderern ſich eifrig den Raum ſtreitig machte, in unerfreulicher Bequemlichkeit an ihren Tiſchen gähnend daſitzen, und mochte ihren Augen kaum trauen. Nur die langweilige Geſellſchaft einiger erklärter Gutſchmecker war ihnen geblieben, die ſich nicht entblödeten zu geſtehen, daß für ſie ein geräumiger und bequemer Platz am Tiſche ein Haupterforderniß der Tafelfreuden ſey. Die ganze übrige Männerwelt, drängte ſich in dichten Reihen um den Tiſch her, an welchem Sidonia die jüngeren Damen verſammelt hatte; Alle waren in dem Zauberkreiſe wie feſtgebannt, in welchem ihr heiterer Geiſt ein ungewohntes Leben verbreitete. Fröhlicher Scherz, harmloſer Witz, der Alle erfreute und Keinen verlezte, floß von den blühenden Lippen; mit unnachahmlicher Anmuth wandte ſie Allen freundlich ſich zu, ohne irgend Einen beſonders auszuzeichnen. Die beſchränkteſten Naturen fühlten ihr gegenüber, ſich wunderbar beſeelt, und hatten manchen guten Einfall, ohne ſelbſt begreifen zu können wie ſie dazu gekommen wären; denn das ſtets rege innere Leben, dieſes ſeltenen liebenswürdigen Weſens, weckte jedes ſchlummernde Fünkchen in der Seele derer welche ihr nahten, und riß ſie für den Augenblick aus ihrem gewohnten, dumpf vegetirenden Zuſtande auf. Immer fröhlicher wurde der Kreis, deſſen Mittelpunkt ſie war, immer dichter ſchloß er ſich um ſie her; der unglückſelige Herr von Binſenburg blieb allein davon ausgeſchloſſen, vergebens ſuchte er, ſich Sidonien wenigſtens bemerkbar zu machen; ihre in jugendlicher Heiterkeit ſtrahlenden Blicke wanderten von Einem zum Andern, aber kein einziger derſelben fiel auf ihn; und ſo blieb ihm denn endlich nichts übrig, als ſich tief gekränkt zurück zu ziehen, und ſein Leid im Stillen zu tragen.

Voll inneren, immer ſteigenden Unmuthes, ſah Frau von Klarenbach dieſe gänzliche Umgeſtaltung der Dinge eine Weile mit an, gab endlich vor, von heftiger Migräne ſich plötzlich ergriffen zu fühlen, ſtützte ſich auf den Arm eines ältlichen Fräuleins, ihrer vertrauteſten Buſenfreundin, und zog in ein nur ſchwach erleuchtetes Kabinet ſich zurück, um, wie ſie ſagte, dem ſtechenden Glanze der vielen Lichter zu entgehen.

„Nein das ertrage ich nicht länger!“ rief ſie, ſobald ſie mit ihrer Freundin allein war, und warf ſich heftig bewegt in einen Armſtuhl; „von dieſer drückenden Laſt muß ich mich befreien, wenn ich nicht ſelbſt zu Grunde gehen ſoll! Eliſe, haſt du jemals an einem Mädchen, das die Kinderſchuhe kaum ausgetreten hat, etwas Aehnliches erlebt? Iſt es doch, ſo wie ſie nur erſcheint, als ob wir Alle gar nicht mehr exiſtirten. Mit der unbefangenſten Miene von der Welt weiß ſie die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und läßt die mit ſchlauer Koketterie errungenen Huldigungen ſich gefallen, als ob es nur ſo ſeyn müſſe. Sie thut, als wäre ſie die Unſchuld ſelbſt, und doch regt ſie nicht den kleinen Finger ohne Abſicht. Sie wußte recht gut, was ſie that, als ſie in jener Ecke ihren Platz wählte, auf welche das Licht des Kronleuchters am vortheilhafteſten fällt. Auch iſt es ihr gelungen; alle andern Damen ſitzen wie du ſiehſt, einſam und verlaſſen da, nur ſie allein thront wie eine Königin in der Mitte ihrer Bewunderer."

„So lange ich denken kann, war ſo etwas in deinen Aſſembleen unerhört; und da du ſelbſt es erwähnſt, ſo geſtehe ich dir, daß ich meine Verwunderung darüber kaum verbergen kann," erwiederte die allezeit gefällige Eliſe. „Der Winter fängt erſt an, was werden wir noch erleben müſſen, ehe er endet!"

„Sie muß fort, ich dulde es nicht länger, mir in meinem eigenen Hauſe, von einem kleinen koketten Mädchen, das eigentlich noch in die Kinderſtube gehört, auf dieſe Weiſe trotzen zu laſſen," ſprach, immer mehr ſich erhitzend, Frau von Klarenbach. „Soll ich ewig, ſobald ich nur in der Geſellſchaft erſcheine, von allen Seiten über die vortrefflichen Eigenſchaften, über die ſeltenen Talente, über die alles übertreffende Schönheit, meiner Fräulein Tochter mich bekomplimentiren laſſen? Es iſt um den Verſtand zu verlieren! Mein Fräulein Tochter! ich die Mutter eines Mädchens, für deſſen ältere Schweſter ich höchſtens gelten könnte! Am Ende komme ich noch zu der Ehre, auf dem Ball unter die reſpectablen Damen gezählt zu werden, die müſſig daſitzen und zuſehen, wie das Fräulein Tochter ſo allerliebſt tanzt."

„Aber wie du auch alles übertreibſt, liebe Emilie, ſo etwas iſt gar nicht einmal denkbar," erwiederte begütigend Eliſe. „Wie iſt es nur möglich, daß du im Ernſte glauben kannſt, dieſe Mode könne dauernd werden; denn das Aufſehen, welches Sidonia erregt, iſt nichts weiter, als eine neue Mode, es wird mit ihr gehen, wie es mit den neuen Taſchenbüchern geht, um welche die Leute ſich nur ſo lange reißen, bis das Neujahr, wo ſie eigentlich gelten ſollten, herbeigekommen iſt, dann liegen ſie im Staube, vernachläſſigt und vergeſſen, und Niemand denkt weiter daran.“

„Sprich was du willſt, ich kann ihr Betragen nicht dulden, ſie muß fort!“ rief Frau von Klarenbach.

„Fort! aber wie?“ erwiederte Elſe; „bedenke, daß dein Mann in ſeinem, dir im Uebrigen ſo vortheilhaften Teſtamente, dir nur dieſes Einzige zur Pflicht gemacht hat, ſeine Tochter bis zu ihrer Verheirathung bei dir zu behalten.“

„Mein verſtorbener Gemahl erkannte meinen Werth, das iſt wahr,“ ſprach Frau von Klarenbach, „er ſetzte zur Univerſalerbin ſeines ſämmtlichen disponiblen Vermögens mich ein, nur ein kleiner Theil desſelben fällt nach meinem Tode an Sidonien zurück; das Majoratsgut gehört ſeinem Sohne, wie du weiſt. Die Ausſteuer, die ich Sidonien bei ihrer Verheirathung mitgeben muß, iſt nicht bedeutend, der gute Mann hat mir völliges Mutterrecht über ſie gegeben. Aber ich wollte, er hätte mit dieſem läſtigen Rechte mich verſchont, wenn er es nur unter der Bedingung mir übertragen wollte, daß ich ſie um mich dulden muß. Eliſe, du biſt meine Freundin, du kennſt meine geheimſten Gedanken, es iſt dir bekannt, wie friedlich meine Ehe mit einem Manne war, der füglich mein Vater hätte ſeyn können; ich habe um ihn geweint, um ihn getrauert, wie es für eine Wittwe ſich ziemt. Nicht eine Stunde früher, als es die Schicklichkeit erlaubte, habe ich Wittwenkleid, Schneppe und Schleier abgelegt, obgleich es während dieſes heiſſen Sommers mich ſehr inkomodirte. Doch nun iſt das Wittwenjahr vorüber, ich bin jung, bin reich, und völlig berechtigt, mich des Lebens zu freuen; aber das unerträgliche Weſen dieſer Stieftochter verbittert mir jede Freude. Ueberall tritt ſie mir in den Weg, immer drängt ſie, durch ihr vorlautes Benehmen, mich in den Hintergrund zurück. Wenn das ſo fortwähren ſoll, möchte ich mit blutigen Thränen den Verſtorbenen wieder aus dem Grabe hervorrufen, obgleich ich den Werth der Freiheit wohl erkenne. Lebte der gute Alte noch, ſo ſäße Fräulein Sidonia noch immer in ihrer Penſion!“

Sorgfältig, um das Rouge nicht zu verwiſchen, trocknete Frau von Klarenbach bei dieſen Worten wirklich einige Thränen ab, von denen es unentſchieden blieb, ob Zorn über Sidonien, oder das Andenken an ihren Gemahl ſie ihr entpreßten.

„Wie du dich agitirſt!“ ſprach Eliſe gerührt, „gewiß, du mußt dich und deine Geſundheit beſſer ſchonen. Es hängt ja nur von dir ab, Sidonien von der Geſellſchaft zu entfernen; ein Vorwand dazu wird ja zu finden ſeyn . . .“

„Damit Niemand ſie ſähe und ſie mir ewig zur Laſt bliebe?“ fiel Frau von Klarenbach heftig ein; „nein, Eliſe, das geht nicht. Du kennſt die Welt, ſoll ſie mich als eine böſe neidiſche Stiefmutter verſchreien? ſoll Sidonia ſelbſt ſich vielleicht einbilden, daß ich eiferſüchtig auf ſie ſey?“

„Du eiferſüchtig auf ſie! Der Gedanke ſchon bringt mich zum Lachen“, erwiederte die gewandte Eliſe. „Was iſt denn ihre geprieſene Schönheit, wenn man das Bischen Jugendfriſche davon abrechnet, das im Leben mit der großen Welt ſo leicht verfliegt? Die Franzoſen ſagen: auch der Teufel war einmal hübſch, als er noch jung war.“

„Wenn ich ſie nur zum heirathen bewegen könnte!“ ſeufzte Frau von Klarenbach.

„Das iſt leicht geſagt, aber wen?“ fragte Eliſe.

„Binſenburg,“ war die Antwort. „Nichts konnte mir erwünſchter ſeyn, als daß es gerade dieſem einfallen mußte, ſich recht ernſtlich in ſie zu verlieben, auch habe ich das Feuer nach Kräften angefacht. Er iſt jung, er iſt reich, zwar ein wenig kränklich, ein wenig paſſirt, aber das wird ſich geben, wenn er erſt ein ordentliches Leben führt. Denke dir, es iſt ſo gut als gewiß, daß er kommenden Frühling mit der Geſandtſchaft nach Schweden geht, ſo würde ich denn auf einmal ſie los, es könnte nicht herrlicher ſich treffen. Aber du ſiehſt es ſelbſt, wie ſie ihn behandelt, ſogar in dieſem Augenblick; ſieh nur einmal in den Saal hinein, ſie würdigt ihn keines Blickes; ſie hat ſich ſo zu umgeben gewußt, daß er nicht einmal bis an die Stufen ihres Thrones gelangen kann. Die undankbare Kreatur will ihn nicht.“

„Sie will ihn nicht!“ wiederholte Eliſe mit Erſtaunen.

„Sie will ihn nicht,“ antwortete Frau von Klarenbach, „da helfen weder Bitten noch Vorſtellungen, und das eben bringt mich noch zur Verzweiflung. Sie maltraitirt ihn wie ſie weiß und kann, ſage ich dir; es iſt ein Jammer, es anzuſehen, und der gute arme Narr wird dadurch nur noch immer mehr angefeuert, nach ihrem Beſitze zu ſtreben."

„Du mußt ſie zwingen zu wollen; eine ſolche Parthie auszuſchlagen, wäre doch unerhört. Ja die Vermeſſenheit der jetzigen Jugend geht weit!" ſeufzte Fräulein Eliſe.

„Was Zureden vermag, habe ich bisher vergeblich angewandt; nicht Zürnen, nicht Bitten, nicht vernünftige Gründe, vermögen den mindeſten Eindruck auf ſie zu machen," verſicherte Frau von Klarenbach. „Ach wären jene Zeiten noch, von denen meine Großmutter mir erzählt hat, wo man widerſpenſtige Töchter, bei Waſſer und Brod, in eine dunkele Kammer ſo lange einſperren durfte, bis ſie zur Vernunft kamen! Das gab immer hinterher die glücklichſten Ehen, pflegte meine Großmutter zu ſagen. Oder wäre Sidonia wenigſtens katholiſch, aber auch die Klöſter ſind größtentheils aufgehoben; und ſo ſehe ich denn gar nicht ab, wie ich endlich wieder zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen ſoll."

Das Soupé ward in dieſem Augenblick aufgehoben, die Geſellſchaft ging auseinander, auch das tête à tête der beiden Freundinnen wurde unterbrochen, und Frau von Klarenbach zog ſich in ihr Zimmer zurück, ohne Sidoniens freundlich ausgeſprochenes „gute Nacht“ der kleinſten Erwiederung zu würdigen.

Frau von Klarenbach war nichts weniger als eigentlich bösartig, ſo ſehr man nach dieſer Unterredung auch geneigt ſeyn möchte es zu denken. Sie hatte im Gegentheil manche gute Eigenſchaften, gab gern den Armen, wenn man ihr Mitleid auf die rechte Art in Anſpruch zu nehmen verſtand; äußerte große Theilnahme bei bedeutenden Unglücksfällen ihrer Bekannten, verfehlte nie, wenn jemand unter dieſen krank war, ſich auf das Angelegentlichſte nach deſſen Befinden zu erkundigen, und konnte ſogar, in einigen Fällen, zur Pflege Leidender ſich thätig beweiſen. Aber ſie gehörte von Jugend auf zu jenen Frauen, die es ſich zum einzigen Geſchäfte ihres Lebens gemacht haben, ſchön zu ſeyn, und die es ſpäterhin nicht nur tief und ſchmerzlich empfinden, wenn ihr Spiegel anfängt, ihnen unangenehme Wahrheiten zu ſagen, ſondern auch mit ſchlechtverhehltem Groll, alle diejenigen als Uſurpatoren betrachten, welche eben im Begriffe ſind die Höhe zu erſteigen, von der ſie bittern Unmuth im Herzen, ſich widerwillig herabſinken fühlen.

Als ein früh von einer alten Großmutter verzogenes Kind, hatte ſie ſich gewöhnt, durchaus keinen Widerſpruch dulden zu können; alles, was ihren Wünſchen ſich entgegenſtellte, oder die kleinlichen Pläne ihrer unbegränzten Eitelkeit ſtörend durchkreuzte, reizte ihre, oft bis zu entſtellender Wuth ſich ſteigernde Heftigkeit auf, die ſie nie gelernt hatte zu bemeiſtern. Sie liebte ſich, und kannte keine andere Liebe; daher hatte ſie, als ein blutarmes Fräulein von zwei und zwanzig Jahren, dem um dreißig Jahre ältern Herrn von Klarenbach gern und willig am Altare die Hand gereicht. Glanz, Reichthum, und die Abgötterei, welche ihr alter Gemahl mit ihr trieb, entſchädigten ſie überreich für Alles, was andere in einer ſolchen Verbindung vielleicht vermiſſen konnten. Gewandte Schlauheit, von der die Beſſern und Geiſtreichern wenig wiſſen, wird, bei ſteter Abhängigkeit von altersſchwachen Perſonen, gar leicht eine ausſchlieſſende Eigenſchaft beſchränkter Naturen. Frau von Klarenbach hatte dieſe, bei ihrer Großmutter, zu einem hohen Grade ſich angeeignet, und benuzte ſie weislich, um ihren alternden Gemahl zwölf Jahre lang, bis an deſſen Tod, unumſchränkt zu beherrſchen. Im Vergleich mit dieſem, und an ſeiner Seite, galt ſie noch immer für jung, als ſie ſchon aufhörte es zu ſeyn; es ſchmeichelte ihrer Eitelkeit nicht wenig, wenn Fremde als die Tochter deſſelben ſie anredeten; und er, von der Treue ſeiner jungen Gemahlin überzeugt, pflegte ebenfalls einen ſolchen Irrthum freundlich aufzunehmen. So war ſie denn, ohne es zu bemerken, fünf und dreißig Jahr alt geworden, und wenn ſie auch zuweilen ſich deſſen erinnerte, ſo verſicherte ihr Spiegel dagegen, daß es nur von ihr abhinge, noch immer für fünf und zwanzig zu gelten; und dieſes zwar nicht ganz ohne Grund. Ihre ſchlanke elegante Geſtalt, und eine ſehr ſorgfältige Toilette, halfen ihr mächtig, beſonders Abends bei Kerzenlicht, ihr eigentliches Alter zu verbergen.

Als Wittwe trat ſie jezt wieder in der Geſellſchaft, gleichſam als eine ganz neue Erſcheinung auf, und hatte alle Anſtalten getroffen, die ihr bedeutendes Vermögen und ihre, bei allem äußern Glanz, im Innern ziemlich karge Sparſamkeit ihr boten, um ihr Haus zum brillanteſten und angenehmſten Verſammlungsorte zu machen. Ueber der zuvorkommenden Freundlichkeit der Frauen, der ſchmeichelnden Bewunderung der Männer, welche ihr überall entgegentrat, hatte ſie gänzlich vergeſſen, daß ſie beides eben ſowohl den Annehmlichkeiten ihrer häuslichen Einrichtung, als ihrer Perſönlichkeit zu verdanken haben könne; doch nun ſtellte Sidonia im blühendſten Jugendglanze ſich neben ſie hin, hatte, als Tochter vom Hauſe, gleichen Antheil mit ihr an den ihr dargebrachten Huldigungen, verdunkelte ſie ſogar. In der That, das war mehr, als man einer Frau ihrer Art zumuthen durfte mit Gelaſſenheit zu ertragen.

Unmuth und Aerger hatten in der Nacht nach jenem Tage ihr den Schlummer geraubt; ſie verdoppelten ſich, als ſie beim Aufſtehen ihr Auge getrübt, ihr Geſicht bleich und entſtellt fand; ſie ließ ſogleich Sidonien zu ſich beſcheiden, die ohne Zögern dem Ruf folgſam ſich bewies.

Sidonia fand ihre Stiefmutter lang ausgeſtreckt auf dem Ruhebette liegen, zwar in einem ſehr ſorgfältig gewählten Negligée, aber in der unholdeſten Stimmung von der Welt.

„Ich habe Sie rufen laſſen, Sidonia, um noch einmal ein ernſtes Wort zu Ihnen zu ſprechen!“ rief Frau von Klarenbach ihr gleich beim Eintritt entgegen; „erſparen Sie ſich den gewohnten Morgengruß, Sie haben dafür geſorgt, daß mir heute, nach einer ſchlaflos zugebrachten Nacht, kein guter Morgen werden konnte; ich bin in der That krank, vor Scham und Zorn über Ihr geſtriges Betragen. Ich fühle es, ich eigne mich nicht dazu, ein Mädchen Ihrer Art zu beſſern, eine Frau meines Alters vermag nicht, Ihnen dazu genugſam zu imponiren, ich muß Sie andern Händen übergeben, und zwar je eher je lieber.“

„Was habe ich denn geſtern verbrochen, gnädige Mama?“ fragte Sidonia gelaſſen.

„Sie fragen noch?“ war die heftig ausgeſprochene Antwort; „meinen Sie, Ihr gefallſüchtiges Weſen wäre mir entgangen? meinen Sie, ich hätte nicht geſehen, wie Sie auf jede Weiſe ſich bemühten, die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft auf ſich zu ziehen? Es iſt Ihnen gelungen, Fräulein Sidonia, o ja, es iſt Ihnen gelungen, aber nicht ganz ſo, wie Sie es wohl meinten, wahrlich nicht. Ueber Ihr vorlautes Benehmen zuckten alle Verſtändige mit Verachtung die Achſel; die Männer umringten Sie freilich wegen der Neuheit des ſeltenen Schauſpiels, das Sie ihnen zum Beſten gaben, aber, ſeyn Sie feſt davon überzeugt, nur um hinterdrein Sie zu verſpotten. Die ganze Ordnung meines Hauſes wurde ja geſtern durch Sie umgekehrt, Niemand nahm den ihm zukommenden Platz ein, ſelbſt meine Bedienten wurden irre im Serviren, weil ſie nicht mehr wußten, wohin ſie ſich zu wenden hatten; die armen Leute konnten ſich ja nicht mit Gewalt durch den dichten Kreis hindurchdrängen, den Ihre ausgelaſſene Lebhaftigkeit um den Tiſch verſammelte, welchen es Ihnen beliebt hatte, zum Mittelpunkt der Geſellſchaft zu machen. Und warum mußte Herr von Binſenburg allein von dieſem Kreiſe ausgeſchloſſen bleiben? Warum hatten Sie für alle Andere Blicke, und Worte, und Lächeln, und feine Aufmerkſamkeiten, nur für ihn nicht? für ihn, der doch die gerechteſten Anſprüche daran zu machen hätte? Ihn allein würdigten Sie auch nicht des kleinſten Zeichens Ihrer Huld, die Sie allen Uebrigen ſo verſchwenderiſch entgegen trugen.“

„Der arme Herr von Binſenburg hat mich

alſo bei Ihnen verklagt, gnädige Mama?" erwiederte Sidonia ſehr heiter; „nun das iſt das erſtemal, daß er etwas gethan hat, was mich freuen kann; ich ſchließe daraus, daß er denn doch endlich gemerkt hat, wie läſtig mir ſeine Zudringlichkeit iſt, und kann mir die Mühe ſparen, es ihm bei der erſten Gelegenheit ganz unumwunden zu ſagen."

„Das werden Sie nicht, Fräulein Sidonia, unter keiner Bedingung, ich verbiete es Ihnen!" rief Frau von Klarenbach. „Die Aufmerkſamkeit, welche Binſenburg Ihnen beweiſt, dürfen Sie nur als eine höchſt ehrenwerthe Auszeichnung betrachten, ſeine Abſichten auf Sie ſind ſehr ernſtlich, es iſt daher Ihre Pflicht, dies mit Dank zu erkennen."

„Im Gegentheil, es iſt meine Pflicht, ſie eben ſo ernſtlich zurück zu weiſen," erwiederte Sidonia. „Gnädige Mama, Sie ſchelten mich gefallſüchtig, mein Betragen gegen dieſen Herrn von Binſenburg iſt der ſprechendſte Beweis, daß ich es nicht bin. Wäre ich eitel, ſo würde ich mir ja ein Vergnügen daraus machen, dieſen Mann mit ſeinen ſieben Orden, ſo lange als möglich in meinem Gefolge feſt zu halten, unerachtet des unüberwindlichen Widerwillens, den er mir einflößt und einflößen muß. Sehen Sie ihn doch nur an, die ſchlaffen, von niedern Leidenſchaften zerwühlten Züge ſeines faden, unbedeutenden Geſichts, das Verlebte, ewig Schwankende in ſeiner Geſtalt, das matte lebloſe Auge. Sünde und Gemeinheit ſtehen ihm ja an die Stirne geſchrieben."

„Sehr zarte Bemerkungen im Munde eines ſo jungen Fräuleins!" rief Frau von Klarenbach.

„Das iſt eben der furchtbare Einfluß der Gemeinheit, daß man, ſelbſt wenn man von ihr auch nur ſpricht, Gefahr läuſt, ſich ihr zu nähern," erwiederte mit tiefem Erröthen Sidonia, „darum eben iſt es rathſam einen ſo widerwärtigen Gegenſtand im Geſpräch nie zu berühren; ich bitte, erwähnen wir ſeiner nie wieder. Hat übrigens mein geſtriges Betragen Ihr Mißfallen erregt, ſo bitte ich, es meiner Unerfahrenheit zu verzeihen. Ich meinte, als Tochter des Hauſes ſey es mir Pflicht, zur Unterhaltung der Gäſte beizutragen. Es kann wohl ſeyn, daß ich von der an unſerem Tiſche allgemein herrſchenden fröhlichen Stimmung mich hinreißen ließ, etwas mehr zu ſprechen und zu lachen, als vielleicht für den Augenblick ſchicklich war. Ich werde in Zukunft beſſer auf meiner Huth ſeyn, das verſpreche ich Ihnen."

„Und was ſollten denn die gemeinen Gaſſenhauer, mit denen es Ihnen beliebt hat unſere Ohren zu beleidigen; hat die allgemein fröhliche Stimmung Sie etwa auch zu dieſen hingeriſſen?" fragte ſehr erbittert die Stiefmutter. „War das ein Geſang, wie er in meinen Zimmern ſich ziemt, in welchen nur die Crême de la société Zutritt findet? Ich hatte ſchon längſt Ihnen erklärt, daß weder Ihre Stimme, noch Ihr muſikaliſcher Vortrag, dazu geeignet ſind, vor der beſſern Geſellſchaft ſich damit hören zu laſſen. Wie kamen Sie denn geſtern dazu, ganz aus freien Stücken damit aufzutreten?"

„Die andern Fräulein ließen ſo unerträglich lange ſich bitten," erwiederte lächelnd Sidonia; „der arme Referendär war darüber in ſo komiſcher Verzweiflung, er lebt ja nur, wenn er auf den Klaven herumtrommeln darf! und dann gnädige Mama, erinnerte ich mich auch daran, wie verdrießlich Sie immer wurden, wenn bei unſern muſikaliſchen Abenden in Emiliens-Ruhe Niemand ſingen wollte, und wie oft Sie mir dann befohlen haben es zu thun."

„Auf dem Lande!“ erwiederte mit vornehmer Verachtung Frau von Klarenbach: „vor Dorfjunkern, Amtleuten und Pfarrern, nimmt man es nicht ſo genau, da iſt alles willkommen, was nur einigermaßen den ennui zu bannen vermag. Aber wir ſind jetzt in der Stadt, in der guten Societät, in welcher ſolche gemeine unſchickliche Lieder wie die Ihrigen . . . .“

„Es thut mir Leid, wenn ſie der Geſellſchaft mißfielen, ich habe es bei dem erſten Liede nicht bemerkt, ich hätte ſonſt gewiß nicht gewagt, das zweite zu ſingen,“ erwiederte Sidonia ſehr ſanftmüthig.

„Und dennoch, war die allerſchönſte Nachtigall Sidonia ſo grauſam, den dringenden Bitten des Herrn von Binſenburg kein drittes Liedchen gewähren zu wollen; Sie fanden ſogar für gut, meinem deutlich ausgeſprochenen Befehl keine Folge zu leiſten,“ ſprach Frau von Klarenbach mit höhnendem Lachen.

„O nichts mehr von Herrn von Binſenburg!“ bat Sidonia.

„Im Gegentheil, recht viel von ihm,“ erwiederte Frau von Klarenbach, und ſetzte mit finſterem, gebieteriſchem Ernſt, ſich aufrecht auf dem Ruhebett. „Da Sie durchaus nicht einſehen wollen, was zu Ihrem eigentlichen Beſten dient, Fräulein Sidonia! ſo müſſen Andere für Sie eintreten, welche von der Welt mehr kennen als Sie. Ich verlange, daß Sie mich anhören, ohne mich zu unterbrechen,“ ſetzte ſie hinzu, als ſie bemerkte, daß Sidonia im Begriffe ſtand, einige Einwendungen zu wagen; „dieſe ganz gewöhnliche Höflichkeit bin ich doch wohl von Ihnen zu fordern berechtigt. Sidonia, Sie ſind eher arm als reich, und ſo viel Sie auch von ſich ſelbſt halten mögen, die Welt betrachtet Sie mit andern Augen, das glauben Sie mir. Binſenburg iſt ein Mann von Stande, von gutem Adel, er iſt jung, reich, und im Begriff, eine höchſt brillante Carriere zu machen. Man weiß von guter Hand, daß er im Frühlinge nach Stockholm abgehen ſoll, um nach einiger Zeit an die Stelle unſeres dortigen Geſandten zu treten, der eine andere Beſtimmung erhalten wird. Son Excellence, Madame l'Ambassadrice! wie klingt Ihnen das? Eine ſolche Parthie möchte Ihnen ſchwerlich wieder geboten werden, und es wäre von mir unverantwortlich, wenn ich zugeben wollte, daß Sie aus Unverſtand ſie ausſchlügen. Nein, Sidonia, ich werde ſtets des Vertrauens mich würdig bezeigen, das Ihr verſtorbener Vater mir immer bewieſen. Noch in ſeiner Todesſtunde, hat er die Sorge für Sie mir an das Herz gelegt; in ſeinem Teſtamente hat er alle ſeine Rechte über Sie auf mich übertragen, und ſo befehle ich Ihnen denn in ſeinem Namen und an ſeiner Statt, Herrn von Binſenburg als Ihren künftigen Gemahl zu betrachten, und ihm auch als ſolchen zu begegnen, wenn er, was in dieſen Tagen geſchehen wird, um Ihre Hand bittet.“

„Mein Vater ſelbſt, wenn er noch lebte, könnte dieſes mir nicht befehlen!“ erwiederte Sidonia raſch mit glühenden Wangen und leuchtenden Blikken; „nein, gnädige Frau, er könnte es nicht, das ſagt mir die nie trügende Stimme in meiner Bruſt, die wohl zu unterſcheiden weiß, was Recht, was Unrecht ſey. Ich erinnere mich kaum, meinen Vater anders als dem Namen nach gekannt zu haben, er hat mich nie eines näheren Beweiſes ſeiner väterlichen Liebe gewürdigt, aber er war mein Vater; er gedachte meiner in der Todesſtunde, und ich ehre ſein Gebot. Ich werde ſeiner zweiten Gemahlin nie den ihr ſchuldigen Gehorſam verſagen, zu welchem ſein letzter Wille ihr das Anrecht gab. Was eine wirkliche Mutter von mir fordern dürfte, will ich Ihnen gewähren; nie werde ich eine Verbindung eingehen, zu welcher Sie Ihre Zuſtimmung mir verſagen. Mein Herz iſt frei, und ich bin überzeugt, daß es immer ſo bleiben wird. Doch keine Macht auf Erden ſoll mich dazu bringen, am Altare einem Manne Liebe und Treue zu ſchwören, den ich in meinem Gemüthe verachten muß, wie ich dieſen Herrn von Binſenburg verachte. So weit gehen die Rechte der Eltern nicht, daß ſie ihre Kinder zum Meineide ſollten zwingen können. Sobald Herr von Binſenburg es wagt, ſich wirklich um meine Hand zu bewerben, werde ich, deutlich und beſtimmt, ihm meinen feſten Entſchluß erklären, nie, unter keiner, keiner Bedingung die Seine zu werden. Mein ganzes Betragen gegen ihn muß ihn ſchon längſt davon überzeugt haben, und er wird mir nur um ſo verächtlicher, weil er es dennoch nicht verſchmäht, ſeine Bewerbungen um mich fortzuſetzen, und erzwingen will, was mein Herz ihm verſagt und ihm ewig verſagen wird. Nein, gnädige Frau, um Glanz und Geld verkaufe ich mich nimmermehr.“

Sidonia hatte Zeit vollauf zu dieſer langen Rede, denn ihre Stiefmutter konnte vor Zorn nicht dazu kommen, ſie zu unterbrechen, und ſo war es ihr gelungen, ſich und ihre wahre Herzensmeinung deutlicher ausſprechen zu können, als ſie es je zuvor gethan. Doch nun brach das Ungewitter in Schmähworten und Drohungen um ſo heftiger über ihrem Haupte aus, und ward um ſo furchtbarer, weil ſie in unerſchütterlicher Gelaſſenheit es über ſich ergehen ließ, ohne ſich dagegen zu vertheidigen, noch ihm entfliehen zu wollen.

„Ich ſehe“, rief die Zürnende, als ſie ſich endlich müde getobt hatte, „ich ſehe es deutlich, Fräulein Sidonia iſt auf gutem Wege, den Namen Klarenbach zum zweitenmale mit Schimpf und Schande zu bedecken! Es dünkt ihr angenehmer mit feiner oder grober Koketterie, wie es eben gehen will, ein Heer von Anbetern ſich zu gewinnen, als in die läſtigen Feſſeln des Eheſtandes ſich zu ſchmiegen; aber auch ich heiße Klarenbach, auch ich führe dieſen Namen, der, bis auf eine einzige Ausnahme, ſtets fleckenlos blieb, und es iſt deshalb meine heiligſte Pflicht, zu verhindern, daß Fräulein Sidonia nicht, wie einſt ihre Mutter, ihn entehrt.“

Vom edelſten Zorn ergriffen, gleich einem ſtrafenden Engel, mit durch Thränen blitzenden Augen und in der ſtolzeſten Haltung, blickte Sidonia auf ihre Widerſacherin herab, die ſich von ihr abwandte, weil ſie ihren Anblick nicht ertragen konnte, und ſelbſt über die Aeußerung erſchrocken war, die ihr entſchlüpfte.

„Gegen mich mögen Sie ſich Alles erlauben, gnädige Frau, ich werde es gelaſſen ertragen,“ ſprach Sidonia, „doch ſchonen Sie das Andenken meiner Mutter, deren Unglück den Grund zu Ihrem jetzigen Glücke legte. Es iſt nicht gut, es iſt nicht rathſam, die Ruhe der Todten freventlich zu ſtören, ich warne Sie davor, fürchten Sie die Rache des Himmels, ſie ſäumt zuweilen, aber ſie bleibt nicht aus.“

„Wohl, wohl,“ ſtammelte Frau von Klorenbach, „ich ſehe, mir allein möchte es ſchwer werden, Sie zur Vernunft zu bringen, doch mir wird Hülfe werden, kräftige Hülfe. Ihr Bruder iſt von allem unterrichtet, er iſt ein verſtändiger junger Mann, er mag über Sie entſcheiden. Vielleicht kommt er noch heute, denn er hat Petersburg ſchon ſeit einigen Wochen verlaſſen, wir werden ja dann ſehen . . . .“

„Mein Bruder!“ rief Sidonia auf das freudigſte überraſcht, „mein von mir kaum gekannter Bruder! er kommt, er kommt! noch heute vielleicht! wie konnten Sie das mir ſo lange verſchweigen?“

„Der Herr Legationsſekretair von Klarenbach aus Petersburg, wünſchen aufzuwarten!“ rief ein Bedienter zur Thüre hinein.

„Mein Bruder! Mein Bruder!“ jubelte Sidonia, ſprang in das Vorzimmer dem Kommenden entgegen, warf ſich in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, umfaßte ſeinen Nacken, und brach in Thränen aus. „Du biſt da!“ rief ſie, „und alles iſt gut. Nun bin ich nicht mehr hülflos und verlaſſen. Mein Bruder iſt da, ich habe einen Bruder, ach die Freude raubt mir die Beſinnung, ich kann nichts denken, nichts ſagen, als mein Bruder iſt da.“

„Ich bin ebenfalls ſehr erfreut, dich wieder zu ſehen, liebe Schweſter, aber ich bitte, mäßige deine ſtürmiſche Freude, bedenke, wir ſind hier im Vorzimmer,“ erwiederte Theodor von Klarenbach, indem er mit ſanfter Gewalt ſich ihren Armen zu entwinden ſtrebte. „Ma soeur, ne nous donnons pas en spectacle aux domestiques de notre belle mère,” flüſterte er etwas ängſtlich. „In der That,“ ſetzte er lauter hinzu, indem er Sidonien vom Kopfe bis zum Fuße betrachtete, die jetzt voll Erſtaunen ein wenig von ihm zurücktrat, „in der That, ich hätte dich nicht wieder erkannt, liebe Schweſter; freilich ſind beinahe vierzehn Jahre vergangen, ſeit wir einander nicht ſahen, du warſt ein kleines pausbäckiges Ding, als ich ging, und als ein ſchönes erwachſenes Fräulein finde ich dich wieder; ja die Zeit iſt der mächtigſte Zauberer! du biſt recht ſchön geworden, liebe Schweſter, recht ſehr ſchön, weit ſchöner, als ich es mir gedacht hätte, doch nun führe mich zu unſerer gütigen Mutter.“

Sidonia ſtand zaudernd vor ihm, und betrachtete ihn, mit immer ſteigender, ſchmerzlicher Verwunderung.

„Entrons chez elle, ce n'est pas décent de rester plus long tems ici, dans son antichambre, tandis que la raison nous conseille, de lui montrer tous les égards possibles," flüſterte er in franzöſiſcher Sprache, damit die Bedienten es nicht verſtehen ſollten. „Ich brenne vor Ungeduld, endlich meine geliebte zweite Mutter perſönlich kennen zu lernen, die ich ſchon lange aus weiter Ferne verehrte," ſetzte er wieder laut hinzu, winkte dem Kammerdiener, ihm die Thüre von Frau von Klarenbachs Zimmer zu öffnen, ergriff Sidoniens Arm, und führte die halb Bewußtloſe hinein. Ihr war zu Muthe wie einem Wanderer, der mitten im ſonnenwarmen Thale, plötzlich von einer Schneelawine überſchüttet wird.

Theodor eilte, einem jungen feurigen Liebhaber nicht unähnlich, auf Frau von Klarenbach zu, verhinderte ſie mit ſanfter Gewalt, ſich zu ſeinem Empfange von ihrer Kuſchette zu erheben, drückte die ihm dargebotene Hand zu wiederholtenmalen an ſeine Lippen, und blieb dann, gleichſam in ehrfurchtsvoller Bewunderung verſunken, vor ihr ſtehen.

„In der That, es iſt für mich ein Glück, daß unſer kleiner Ungeſtüm da, im Vorzimmer vor allen Bedienten mir in die Arme ſprang," hub er endlich mit feinem Lächeln an, „ich wäre ſonſt hier gleich im erſten Augenblick in die allergrößeſte Verlegenheit gerathen; denn wie wäre es mir möglich geweſen zu entſcheiden, welche von dieſen beiden Damen ich als Schweſter zu begrüßen habe, und welcher der Zoll der dankbarſten ehrfurchtsvollen Bewunderung gebührt. O dieſer Tag bleibt ewig der ſchönſte meines Lebens, an welchem ich endlich die liebenswürdige Fee perſönlich kennen lerne, die mit unendlicher Huld ſich herabließ die letzten Jahre meines Vaters, liebevoll und fürſorgend zu erheitern."

Frau von Klarenbach erwiederte dieſe ſchmeichelhafte Anrede nicht minder verbindlich, als ſie ausgeſprochen worden war, weinte, wenigſtens ſcheinbar, ein Paar Thränchen dem Andenken ihres geliebten Gatten, das durch den Anblick ſeines Sohnes erweckt wurde, der, wie ſie behauptete, ſein vollkommenes Ebenbild ſey; nannte mit ſchmeichelndem Ton den ſiebenundzwanzigjährigen, aber weit älter ausſehenden jungen Mann mon fils, weil ſie die Unmöglichkeit fühlte, daß man ihn jemals wirklich für ihren Sohn anſehen könne, und betrachtete ihn mit ſichtbarem Wohlgefallen, indem ſie die Bemerkung ausſprach, daß ſein Aeuſeres auch nicht die kleinſte Spur einer Familienähnlichkeit, zwiſchen ihm und ſeiner Schweſter verrathe.

Die nicht unangenehmen, aber bedeutungsloſen Züge ſeines etwas blaſſen Geſichts, ſein ſorgfältig gekräuſeltes hochblondes Haar, das oben auf dem Scheitel ſchon ſpärlich zu werden begann, die unruhige Beweglichkeit ſeiner beinah farbloſen Augen, die zierlichen ſchmächtigen Formen ſeiner kaum bis zur mittlern Mannsgröße hinreichenden Geſtalt, bildeten in der That den auffallendſten Contraſt mit der, in leuchtender Jugendfriſche eben erblühenden hohen, edlen Geſtalt Sidoniens. Dunkles glänzendbraunes Haar, umſpielte in üpp'ger Lockenfülle den blendendweißen Nacken des lieblichen Mädchens; ihr dunkelblaues Auge ſtrahlte von dem Widerſchein ihres ſtets regen geiſtigen Lebens, jeder Zug ihres vielleicht nicht ganz regelmäßigen, aber unbeſchreiblich geiſtreichen Geſichts, ſprach den innern Adel ihres ganzen Weſens aus. An ihr war durchaus nichts Erkünſteltes oder Gemachtes zu finden, man ſah es, ſie hatte dem Tanzmeiſter wenig zu verdanken, denn jede ihrer Bewegungen begleitete eine nur ihr eigne unnachahmliche Grazie, die aus der vollkommenen Harmonie ihres ganzen Weſens entſpringend, weder in Freude noch in Schmerz ſie jemals verließ.

Ein ſehr angelegentliches, halb ſentimental, halb witzig geführtes Geſpräch, entſpann ſich jetzt zwiſchen Theodor und ſeiner Stiefmutter, dem Sidonia mit ſchwellendem Herzen eine Zeitlang beiwohnte, ohne zur Theilnahme daran veranlaßt zu werden. Nie hatte ſie, die von Jugend auf Verlaſſene, ſo ganz hoffnungslos allein ſich gefühlt, als in dieſem Momente, wo der Bruder, auf den ſie all' ihr Hoffen geſtellt, ſich vor ihren Augen zu einem gehalt- und herzloſen Phantom auflöſen zu wollen ſchien. Und dieſer ſollte über ihre Zukunft entſcheiden! ſeinen Händen ſollte, nach dem Ausſpruche ihrer Stiefmutter, die Ordnung ihres Geſchickes übergeben werden, ihm, der im Stande war die eigene Schweſter, im erſten Augenblicke des Wiederſehens, kalt zurück zu weiſen, um ihrer Widerſacherin ſich kriechend anzuſchmiegen, und ihr geſchmackloſe Schmeichelelen zu ſagen! Zorn und ſchmerzliche Wehmuth, trieben heiße brennende Thränen in Sidoniens Augen, ſie fühlte, daß ſie ſolche nicht länger zurückzuhalten vermöge, und verließ das Zimmer; man ließ ſie ungeſtört gehen, und noch in der Thüre hörte ſie, wie ihre Stiefmutter ſchon Binſenburgs verhaßten Namen ausſprach, und konnte leicht errathen, welche Wendung das, augenſcheinlich ſehr vertraut werdende Geſpräch jener Beiden, jetzt nehmen werde.

Wohl hätte Sidonia vor tauſend Andern ein trauriges Vorrecht gehabt, ſich verlaſſen und hülflos zu fühlen, und über ihr trübes vereinſamtes Geſchick ſich zu beklagen. Urſachen, über die ſie bis jetzt abſichtlich im Dunkeln gelaſſen worden war, hatten während ihrer zarteſten Kindheit, eine gerichtliche Scheidung zwiſchen ihrem Vater und ihrer Mutter herbeigeführt. Kaum daß ſie ſich zu erinnern wußte, ſie habe je eine Mutter gehabt; denn die Strenge der Geſetze, oder vielleicht auch andere Gründe, hatten dieſe gezwungen, allen Anſprüchen, ſogar jeder Annäherung an ihre Kinder zu entſagen. Der Sohn war, noch vor Ausbruch dieſes traurigen Ereigniſſes, in ſeinem dreizehnten Jahre, aus dem väterlichen Hauſe entfernt, und in ein Erziehungsinſtitut geſchickt worden, wo er die erſte Vorbildung zu der diplomatiſchen Carriere erhalten ſollte, für welche ſein Vater ihn beſtimmt hatte. Nur ganz dunkel tauchten ſpäterhin in Sidoniens Gemüth, Bilder ihrer früheſten Erinnerung zuweilen auf, doch keines führte ihr die Geſtalt ihrer Mutter deutlich vor. Sie erinnerte ſich nur, daß viel bedeutender Lärm, große Unruhe im Hauſe plötzlich entſtanden ſey; daß ſie nachher viel geweint habe, weil man öfterer als ſonſt, und zuweilen ſogar im Dunkeln, ſie allein gelaſſen; daß ſie ihren Vater in ſeinem Bette krank geſehen, und daß ſie ſich vor ihm gefürchtet habe, worüber er denn ſehr böſe geworden ſey. Dann erinnerte ſie ſich auch einer Reiſe mit ihrem Vater, bald nach deſſen Geneſung; ſie war ihrer Meinung nach ſehr weit, viele Tage hintereinander in einem Wagen mit ihm gefahren, bis ſie dicht vor Berlin, in das Haus der Madame Bouplants, mit einander ankamen. Hier war Sidonia ſeitdem immer geblieben, bis ungefähr vor einem halben Jahre, da ihre Stiefmutter, nach dem Tode ihres Gemahls, ſie zu ſich nach einem ſehr ſchönen Landſitz abholen ließ, den Herr von Klarenbach einſt ſeiner zweiten Gemahlin zu ihrem Geburtstage geſchenkt, und ihr zu Ehren Emiliensruhe benannt hatte.

Auch ihres Bruders wußte Sidonia ſich eben ſo wenig zu erinnern, als der frühern Trennung von ihm. Dennoch hatte dieſer von jeher in ihrer jugendlichen Phantaſie eine große Rolle geſpielt, weil er der Einzige war, deſſen ſie noch zuweilen ſo erwähnen hörte, als ob ſie zu ihm und er zu ihr gehöre. Sie wurde angehalten, alljährlich zu ſeinem Geburtstage und zum Neuen Jahre ihm ſchriftlich Glück zu wünſchen, und erhielt jedesmal auf ſchönem vergoldeten Papier, recht zierlich geſtellte Antworten von ihm, die ihr große Freude machten, und die ſie bei ihren liebſten Schätzen ſorgfältig aufbewahrte. Als ſie mehr heranwuchs, ſchrieb ſie ihm öfter, doch blieben gegenſeitige Freundſchaftsverſicherungen und Wünſche eines baldigen Wiederſehens, der einzige Stoff, um welchen dieſe Correſpondenz ſich herumdrehte, die dennoch nicht unterließ, Sidoniens junges Herz mit ſchönen Bildern eines künftigen frohen Lebens, an der Seite des geliebten Bruders, zu erfüllen. Er blieb der einzige Held ihrer Jugendträume; ſelbſt dann noch, als ſie ſchon zu einem Alter gelangt war, in welchem gewöhnlich ganz andere Gegenſtände die Herzen junger Mädchen zu beſchäftigen anfangen.

An ihre Mutter dachte ſie nur ſelten oder nie, denn, zufolge dem ausdrücklichen Befehle ihres Vaters, mußte Madame Bouplants alles vermeiden, was Sidonien daran hätte erinnern können, daß ſie je eine Mutter gehabt, und dieſe that es gern, denn ſie war eine Frau von ſtreng tugendhaften Grundſätzen, und konnte dieſes Verbot nur als einen Beweis ächt väterlicher Fürſorge betrachten. Unerachtet der Entfernung von Sidoniens Vaterſtadt, war dennoch das Gerücht von Klarenbachs Scheidungsprozeß, und von den Ereigniſſen, welche dieſen veranlaßt hatten, bis nach Berlin gedrungen: Madame Bouplants bedauerte die arme Kleine, welche eine Mutter hatte, deren guter Ruf vor der Welt völlig vernichtet war. Sie ſuchte durch Liebe und treue Fürſorge Sidonien auf alle Weiſe dafür zu entſchädigen, ohne jedoch deren Mutter jemals zu erwähnen; theils weil ſie zu fühlen glaubte, daß es für Sidonien ſo beſſer ſey, theils weil ſie gewohnt war, die beſondern Vorſchriften der Eltern, welche ihre Kinder ihrer Obhut vertrauten, auf das Allergenaueſte zu befolgen.

Sidonia hatte ihr achtes Jahr noch nicht erreicht, als ihre Mutter ſtarb; dieſes Ereigniß durfte ihr zwar nicht verborgen bleiben, wurde ihr aber ſo ſchonend, und ſo wenig eindringlich als möglich, bekannt gemacht; dennoch weinte Sidonia recht herzlich, als ſie es vernahm; ſie war troſtlos, als man ſchwarze Kleider ihr anlegte, die für ſie etwas unbeſchreiblich Grauenhaftes hatten; doch auch dieſer Schmerz ging bald ſpurlos an ihr vorüber, ſie gewöhnte ſich an ihre Trauerkleider, und ward wieder das fröhliche Kind, das ſie zuvor geweſen.

Vergeſſen, ſchnelles ſeliges Vergeſſen, iſt ja der Grund, auf welchem das vielgeprieſene Glück der Kindheit beruht, nach welchem wir Alle uns oft zurückſehnen, ohne zu bedenken, daß wir es ſchwerlich um dieſen Preis wieder erkaufen möchten, denn Erinnerung iſt die Freude des ſpätern Alters. Beim letzten Strahle der ſinkenden Sonne wendet der Wanderer gern den Blick rückwärts. Felſenklippen, öde dornige Pfade, die er muthig zurücklegte, ſieht er im verklärten Roſenlichte hinter ſich liegen, und gedenkt jedes wirthlichen Schattens, der ihn umfing, jeder ſpärlichen Blüthe, die ihn erfreute, während er der dornenvollen Pfade vergißt, auf welchen er bis dahin gelangte.

Sidoniens Jugend war wirklich eine der glücklichen geweſen. Nie hatte ſie ſich verwaiſet gefühlt, denn wie hätte ſie ein Glück vermiſſen können, das ſie nie gekannt, von dem ſie kaum einen Begriff hatte. Wenn die Kinder, die mit ihr erzogen wurden, von ihren entfernten Eltern ſprachen, und auf das Wiederſehen derſelben ſich freuten, ſo ſprach Sidonia von ihrem geliebten fernen Bruder, und malte die Zeit, wo ſie groß ſeyn und mit ihm leben würde, in den glänzendſten Farben ihnen aus. Ihren Vater beweinte ſie zwar, als ſie ſeinen Tod vernahm, doch konnte der Verluſt deſſelben ſie weder tief noch dauernd betrüben, da ſie nie in nähere Berührung mit ihm gekommen war. Es that ihr ſpäterhin wehe, die gute Madame Bonplants verlaſſen zu müſſen, die ſie von Herzen liebte, und von der ſie wieder eben ſo geliebt ward, aber ihr blieb ja die Hoffnung, ſie oft und bald wiederſehen zu können. Der Gedanke an das bewegtere Leben in der großen fröhlichen Welt, unterließ nicht ſie mit frohen Erwartungen zu erfüllen; denn bei der durchaus nicht klöſterlichen Erziehungsart der Madame Bonplants, war ſie mit deſſen Freuden nicht ganz unbekannt geblieben. Sie war zu jung, zu fröhlichen Sinnes, um nicht den vollen Werth des Frühlingslebens, und aller

Jugendluſt zu empfinden, denen ſie mit völlig neuem Sinn und Herzen entgegen trat.

Das ſtolze herzloſe Betragen ihrer Stiefmutter, ertrug ſie mit ziemlichem Gleichmuth, weil dieſe Frau weder ihre Liebe, noch ihre Achtung ſich zu erwerben wußte; auch war es während ihres Aufenthaltes auf dem Lande, ihr weniger fühlbar geworden, als ſeit den wenigen Wochen, die ſie jetzt in der Stadt mit ihr verlebt hatte. Nur heute, an dieſem Morgen, hatte Frau von Klarenbach ihr zum erſtenmal recht empfindlich wehe gethan, indem ſie auf das Schonungsloſeſte ſie an ihre Mutter erinnerte, an die Sidonia freilich ſeit langer Zeit nicht gedacht. Das Gefühl, ſie dürfe es nicht dulden; daß der Verſtorbenen, welcher ſie durch die heiligſten Bande verwandt war, auf dieſe Weiſe in ihrer Gegenwart erwähnt würde, hatte den erſten Funken der lange in ihrem Herzen ſchlummernden Kindesliebe geweckt, und ihr den Muth gegeben, die nie gekannte Mutter auf ſo eindringende Weiſe zu vertheidigen, wie ſie es gethan.

Ein Strom heißer Thränen machte dem armen beklommenen Herzen Luft, ſobald ſich Sidonia in ihrem Zimmer allein ſah, Thränen des bitterſten

Schmerzes, wie ihr ſonſt immer heiteres Auge ſie bis dahin nie gekannt hatte. Nur ſelten waren jene ſchnell verſiegenden Thränen ihm entfloſſen, wie kindiſcher Unmuth ſie zu weinen pflegt, und deren ſie hintendrein ſich immer von Herzen ſchämen mußte. Jetzt weinte ſie lange und anhaltend, denn das Gefühl der Verlaſſenheit, in der ſie, zu Niemanden gehörend, mitten in der Welt allein ſtand, drängte zum erſtenmal in furchtbarer Klarheit ſich ihr auf. Es erfüllte ſie mit namenloſem Grauen, mit einer unbeſchreiblich beängſtigenden, alle ihre Kraft niederdrückenden Vorahnung einer Zukunft, an die ſie bis dahin nie gedacht, der ſie rathlos entgegen gehen mußte, ohne einen ſchützenden Freund, auf deſſen Hülfe ſie bauen durfte, an ihrer Seite zu wiſſen.

„Andere Mädchen meines Alters haben Eltern, wenigſtens einen Vater oder eine Mutter, die für ſie ſorgen und ſich ihrer annehmen,“ klagte ſie laut, „oder, wenn ſie ſo völlig verwaiſet ſind, wie ich, treten Blutsverwandte, Onkel oder Tante, an die Stelle der Abgeſchiedenen, und gewähren ihnen Schutz und Rath. Ich allein habe Niemanden, Niemanden in der ganzen weiten Welt; ich bin der unumſchränkten Gewalt einer fremden Frau übergeben, die mich nie lieben wird, die ich nie lieben kann. Andere haben Geſchwiſter, ältere Geſchwiſter, die liebend für ſie ſorgen, wenn Vater und Mutter nicht mehr ſind, ich — ach Gott, mein Bruder" — in erneuerter verdoppelter Troſtloſigkeit, drückte ſie das Geſicht in die Kiſſen des Sofa's, und ihre Thränen floſſen heißer und bitterer als zuvor.

Der Eintritt ihres Kammermädchens riß aus der Troſtloſigkeit ſie auf, in die ſie immer tiefer zu verſinken im Begriff war. Erſchrocken über den ungewöhnlichen Zuſtand, in welchem ſie ihre junge Gebieterin fand, legte die gutmüthige Margarethe ein verſiegeltes Päckchen vor derſelben hin, meldete mit wenigen leiſen Worten, wie ein Bote es dieſen Morgen gebracht, der ſehr geheimnißvoll gethan, und ihr anbefohlen habe, es dem Fräulein noch heute, aber von Andern unbemerkt, und nur dann zu übergeben, wenn Sidonia ganz allein ſey.

In zitternder Haſt eröffnete Sidonia das Päckchen, deſſen Aufſchrift von einer weiblichen, ihr völlig unbekannten Hand geſchrieben zu ſeyn ſchien, und fand folgende zwei Briefe darin.

Lindau am Bodenſee,
den 11. November 18—

„Zum erſtenmal, meine geliebte Nichte, naht ſich dir die Schweſter deiner Mutter, deren Daſeyn dir vielleicht völlig unbekannt geblieben, die ſelbſt nie dich geſehen, die aber, um der theuern Verſtorbenen willen, ein Herz voll Liebe zu dir im Buſen trägt.

„Indem ich zur Erfüllung eines, der Sterbenden auf ihrem Todesbette angelobten heiligen Verſprechens, dir die Einlage dieſes Briefes heute überſende, fühle ich recht tief, welch ein Schmerz bei Eröffnung derſelben dein junges Herz ergreifen wird, und möchte gern durch tröſtenden Zuſpruch ihn mildern. Unerachtet der weiten Entfernung, die von dir mich trennt, wäre ich ſelbſt mit dieſem letzten Beweiſe der Liebe deiner Mutter zu dir geeilt, anſtatt ihn fremden Händen anzuvertrauen, wenn nicht heilige Pflichten an mein Haus mich feſſelten; die Sorge für meine Kinder, für mein Hausweſen, und das Krankenbett eines geliebten Gatten, der, wie ich fürchte, nur zu bald ſich für dieſe Welt von mir trennen wird. Auch kenne ich nicht die Verhältniſſe, in denen du jetzt lebſt, und weiß nicht, ob mein Beſuch bei dir, auch von Andern außer dir, freundlich aufgenommen werden möchte, und ob er dir nicht trübe Stunden machen dürfte, ſtatt dich zu tröſten und zu erfreuen.

„Ich kann alſo in dieſem, dich gewiß ſehr erſchütternden Augenblick, nichts weiter für dich thun, mein geliebtes Kind, als dich bitten, zu bedenken, daß die ſelig Entſchlafene, die du jetzt gewiß ſchmerzlich beweinſt, ſchon ſeit zehn Jahren von allen ihren Leiden im Grabe ausruht, und daß ihr entfeſſelter, in Himmelswonne ſchwebender Geiſt alles deſſen, was in dieſem Prüfungsleben ihn niederdrückte, eben ſo wenig mehr gedenkt, als wir der Tage unſerer unmündigen Kindheit gedenken, in denen wir, ohne ſie in Worten ausdrücken zu können, doch auch ſchon manche Schmerzen erdulden mußten, die aus unſerer Erinnerung ſo rein verſchwunden ſind, als ob ſie gar nicht da geweſen wären, von denen wir ſogar nicht einmal wüßten, daß wir ſie erlitten, wenn wir nicht andere Kinder Aehnliches leiden ſähen.

„Glaube indeſſen nicht, mein theures Kind, daß wir, ich und auch deine Mutter, ſo lange ſie noch unter uns lebte, dich jemals ganz aus dem

Geſichte verloren, noch weniger, daß wir dein vergeſſen konnten. Unſere ſorgende Liebe hat dich immer umſchwebt; eine weitläufige Verwandte meines Mannes, die in Berlin lebt, ſuchte auf deſſen Bitten in dem Hauſe deiner Erzieherin, der Mad. Bonplants, Zutritt zu erlangen, ohne daß dieſe würdige Frau den Zweck errieth, den jene dabei beabſichtigte. Denn es war uns nicht unbekannt, wie ſtreng dein Vater der Madam Bonplants anempfohlen hatte, Alles zu vermeiden, was eine Annäherung zwiſchen dir und uns herbeiführen könnte. Ein hartes Verhängniß, welches das Schreiben deiner Mutter dir näher bezeichnen wird, verhinderte uns, dir aus der Ferne redende Zeichen unſerer fortwährenden Liebe und Theilnahme zu ſenden, und dadurch vielleicht viel zu früh für deine künftige Ruhe, dein junges Herz mit den Verirrungen und Schlechtigkeiten einer Welt bekannt zu machen, in der du doch einmal beſtimmt biſt zu leben. Wir zogen es vor, dich den ſchönen Traum der Kindheit ruhig austräumen zu laſſen, ohne deinen jungen Geiſt in Zwieſpalt zu verwirren, und konnten es ruhig, indem unſere Freundin, wenigſtens einmal alle Monate, einen genauen umſtändlichen Bericht, von allem was dich betraf, uns zuſandte. Wir erfreuten uns innigſt deines Fortſchreitens im Guten, und verehrten dankbar die Hand der ewigen Vorſicht, die anſcheinend durch Zufall dich in das Haus einer Frau geführt hatte, welche ſo vollkommen ſich dazu eignete, dir die, ſo früh dir geraubte Mutterliebe und Mutterſorge zu erſetzen, und auf den einzig rechten Pfad dich zu leiten.

„Auch nach dem Tode deiner Mutter, habe ich ſtets gleichſam unter meinen Augen dich behalten, und die Berichte unſerer Freundin wurden, nach wie vor, mit pünktlicher Treue mir eingeſandt, bis du nach dem Ableben deines Vaters, und auf deſſen teſtamentariſche Verfügung, das Dach verlaſſen mußteſt, das deiner Jugend bis dahin Schutz gewährte, um unter das der Nachfolgerin deiner Mutter zu treten, von der ich wenig weiß, und über welche ich mir deßhalb kein Urtheil erlauben darf, das ohnehin, vermöge der Schwäche der menſchlichen Natur, nie ganz unpartheyiſch ausfallen könnte.

„Jener Schwäche und meinem, durch den täglichen Anblick großer langwieriger Leiden, eines geliebten Weſens getrübten Sinn, will ich es zuſchreiben, daß, ſeit ich nichts mehr von dir erfahren, mich eine bange Ahndung ergreift, ſo oft ich deiner gedenke, als ob es dir nicht wohl ginge, und du des Rechts und der Hülfe deiner nächſten Verwandten bedürfteſt. Meine geliebte Nichte, ſollte dieſes wirklich der Fall ſeyn, oder jemals es werden, ſo denke und glaube feſt, daß in einem zwar entlegenen, aber ſehr freundlichen Winkel der Welt, ſich meine Arme dir entgegen breiten, um dich an mein mütterlich liebendes Herz zu ſchließen. Was ich dir zu bieten habe, biete ich dir; ein ſtillzufriedenes Leben, eine ländliche aber freundliche Wohnung, in einer der lachendſten Gegenden der Welt, und alle Freuden, welche die ruhigſte, von allem Glanz der großen Welt geſchiedendſte Häuslichkeit, im Schooße der Natur gewähren kann.

„Meine Tochter Agnes iſt noch zu jung, um für jetzt deine Geſpielin werden zu können, denn ſie zählt ſechs Jahre weniger als du, aber ſie wird als ihre ältere Schweſter dich lieben und ehren, und auch du wirſt ſie ſchon deßhalb lieb gewinnen, weil ſie als kleines unmündiges Kind der Liebling deiner Mutter war, die ſie auf ihren Armen trug, ſo lange ihre, mit jedem Tage zunehmende körperliche Schwäche, ihr dieſes erlaubte.

„Du biſt jetzt erwachſen, liebe Nichte; der Einzige, der jede Gemeinſchaft mit der nächſten Verwandten deiner armen verkannten Mutter dir verbieten durfte, iſt jetzt ebenfalls hinaufgezogen, dorthin, wo Haß und Zorn nicht mehr ſind, und kein Irren mehr möglich iſt, auch er wandelt jetzt im Lichte und in der Wahrheit. Darum iſt es mir erlaubt um Antwort auf dieſe Zeilen, und umſtändlichen Bericht von deinen jetzigen Verhältniſſen, dich zu bitten. Ich wünſche herzlich, daß ein freundliches Geſchick dich bald in meine Arme führen möge, und daß du bis dahin von deinem Leben in deinen neuen Verhältniſſen, mir nur Gutes und Erfreuliches zu melden haben mögeſt; doch vergiß nicht in trüben Tagen, wenn du ſolche erleben ſollteſt, daß mein Haus, bei allen Stürmen des Lebens, als ſicherer Zufluchtsort dir offen ſteht, um dich als gerngeſehenen Gaſt, ja als das Kind meines Herzens aufzunehmen.

Deine dir unbekannte, aber dich herzlich liebende Tante.

Anna von Bornefeld.“

Der dieſes Schreiben begleitende, ſchwarzgeſiegelte Brief trug folgende, mit ſchwacher zitternder Hand geſchriebene Adreſſe:

An meine geliebte Tochter Sidonia. An meinem Sterbetage ihr zu übergeben, ſobald ſie ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt haben wird.

Den 16. November 17 —.

Die Nächte ſind ſo lang! immer trüber tagen meine Morgen, immer ſchwerer ſchlagen meine Pulſe, aber ich lauſche freudigen Muthes auf den leiſen Flügelſchlag des nahen rettenden Engels, der nun bald kommt, den müden Geiſt aus ſeinen Feſſeln zu löſen. Bald, bald wird dieſe wunde Bruſt ruhen, dieſes zitternde, immer ſtockende Herz ſtill ſtehen; nur Geduld, nur Geduld! die Stunden ſind gezählt, der Helfer naht; in der Dunkelheit der Nächte weht ſein Flügel mir Kühlung zu, ſchmerzloſe Ruh umfängt mich ſchon jetzt in einzelnen Stunden, er wird nicht lange mehr ſäumen.

Meine Gedanken, mein Sehnen, weilen nicht mehr auf der Erde, ſie ſchwingen der Ewigkeit ſich zu. Ohne Groll, ohne die kleinſte bittre Empfindung, blicke ich auf mein, nun Gottlob überwundenes Leben zurück, zurück auf jene mir nun ſo ferne liegende Welt, die mich ausſtieß, in der ich nichts zurücklaſſe, um deſſen willen ich das mir geſetzte Ziel, nur um eine Stunde ſpäter zu erreichen, wünſchen könnte.

Meine treue, liebe Schweſter, meine freundliche Pflegerin, die mit banger Sorge und tiefem Seelenſchmerz ſich abmühet, den unaufhaltſam dem Erlöſchen zuſinkenden Lebensfunken noch länger zu erhalten; ſie wird Ruhe finden, wenn er nun endlich erloſchen iſt. Mein jetziges Leben iſt ein langes, ſich immer erneuendes Abſchiednehmen; bin ich dahin, ſo wird meiner Anna der erhebende Hoffnungsſchimmer des Wiederſehens, aus der hehren Ewigkeit entgegenleuchten, und ihr Troſt gewähren.

Auch um deinetwillen, meine geliebte Tochter, meine mir unendlich theure Sidonia, kann ich nicht wünſchen, länger zu leben. Mein Tod wird den Morgen deines Lebens dir nicht trüben; der Verluſt der Mutter iſt dir keiner, du wirſt ihn nicht empfinden, denn du biſt ohnehin für dieſes Leben von mir getrennt; in dieſer des Athmens müden Bruſt kann die Hoffnung, dich wiederzuſehen, nie erblühen, du biſt mir, ich bin dir verloren!

Ich habe das Schwerſte erduldet, die hoffnungsloſeſte Trennung von meinem Kinde, dem einzigen Weſen, das an das Leben mich noch feſſeln konnte, und lächle muthig dem Tode entgegen. Welchen Schmerz kann er mir noch bringen, der jenem zu vergleichen wäre!

Aber die Todten bindet kein auf Erden geleiſtetes Verſprechen mehr. Wenn nach langen Jahren dieſe Züge dir zu Geſicht kommen werden, und in deiner jungen Seele das Andenken der kaum gekannten, längſt vergeſſenen Mutter von neuem aufregen, dann, meine Sidonia, dann wird die Hand, die jetzt mühſam dieſe Züge für dich bildet, ſchon längſt in Staub und Aſche zerfallen ſeyn. Auch die Welt, in welche du dann eintrittſt, wird hoffentlich der fern von ihr Entſchlafenen nicht mehr gedenken, wenn nicht vielleicht dein Erſcheinen all' die alten früher vergeſſenen Sagen wieder erneut, die einſt mit Schmach mich beluden, und meinen guten Namen unwiderruflich vernichteten. Denn ſie kennt kein Erbarmen, dieſe Welt, wenn es gilt über Anderer Thaten zu richten; die edelſten Handlungen fallen leicht dem Vergeſſen anheim, aber die Schande lebt ein unverwüſtliches Leben. Sey ſie auch unverdient, ſie wird das traurige Erbtheil der Kinder und Enkel; o daß ich dir es hinterlaſſen muß!

Damals ertrug ich alles mit Gleichmuth und Gelaſſenheit, was über mich hereinbrach, größere Schmerzen machten mich unempfindlich gegen Schmach, Verfolgung und Hohn; nie habe ich meine Lippen geöffnet, um mich gegen die, welche mir übel wollten, zu vertheidigen. Auch nach meinem Tode ſollſt du es nicht. Sidonia, deine Mutter ſteht in dieſem Augenblick an der Schwelle der Ewigkeit, es iſt licht um ſie her, ſie ſieht die Dinge der Welt, wie ſie ſind. Ehre und Nachruhm, was ſind ſie? glänzende Seifenblaſen, deren buntfarbiger Schimmer einen kurzen Augenblick ergötzt. Ein Hauch berührt ſie und ſie zerflattern in Nichts. Mag die Welt immerhin fortfahren mich zu verläſtern. Der Schlummernden unter dem Raſen wird dieſes eben ſo gleichgültig ſeyn, als das Grün, das ihren Hügel bedeckt. Ob Neſſeln darauf wuchern, ob Roſen darauf blühen, es kümmert die Todten nicht; das Brennen der erſten kann ſie eben ſo wenig verletzen, als der Duft der zweiten ſie erfreuen, ſie ruhen in höherem Frieden.

Doch dir, meine geliebte Tochter, möchte ich den großen Schmerz erſparen, das Andenken deiner Mutter nicht ehren, nicht in einſamen Stunden mit Liebe ihrer gedenken zu können. Du, du allein biſt das einzige Weſen auf dieſer Welt, vor dem ich ſchuldlos dazuſtehen wünſche, ſo ſchuldlos als ich es wahrlich bin! Auf menſchliche Schwächen ſehen ſelbſt Gottes Engel mit Mitleid hernieder, und deine Mutter war eben ſo wenig frei von dieſen, als alle Erdgeborne es ſind.

„den 19. November.

Mit ſchwacher zitternder Hand ergreife ich zum leztenmal die Feder, die vor drei Tagen mir entſank, die Stunde der Erlöſung naht ſchneller, als ich hoffte. Ich wollte ausführlich die Geſchichte meines Lebens dir mittheilen, ich kann es nicht mehr, nur dieſe einzelnen Blätter kann ich dir ſenden, in früheren Tagen aufgezeichnet, als mein Herz noch ungeduldig gegen den Schmerz ankämpfte; ſie wurden nicht für dich geſchrieben! Bewahre, was ich dir anvertraue, ſtill und heilig in reiner Bruſt, vertheidige mich nie, was du auch von mir hören magſt, dies iſt die erſte und lezte Bitte deiner Mutter. Ich kann nicht mehr, die Züge verſchwimmen vor meinen Augen. — Gottes Segen über dich, mein Geliebteſtes — — —"

Undeutlich, in kaum leſerlichen, ſchwankenden Zügen, ſtand der Name Eliſabeth von Klarenbach unten am Rande dieſes Briefes; ihm waren mehrere, zu verſchiedenen Zeiten geſchriebene Aufſätze beigefügt, deren Inhalt hier folgt.

Ich war einſt jung; wie weit, wie unabſehbar weit liegt jene Zeit nun hinter mir, und doch habe ich das dreißigſte Jahr meines Lebens noch nicht erreicht!

Aber die Blüthe der Jugend will gleich einer köſtlichen Blume liebend gepflegt ſeyn, ſoll ſie nicht in der Knospe verwelken. Mich hat keine liebende Hand geſtützt und gepflegt; ausgeriſſen wurde ich aus dem milden ſchützenden Schatten, wo allein ich gedeihen konnte, ausgeriſſen, ohne Erbarmen, mitten im Erblühen in fremden Boden verpflanzt wo die Sonne mich ſengte, und der Sturm meine Blüthe erſtickte. Ich bin darüber nicht vergangen, ich vegetirte fort, ein jammervolles, kümmerliches Daſeyn.

Ich war einſt ſchön, ich muß glauben, daß ich es war; beim Eintritt in der großen Welt wurden mir deßhalb von allen Seiten Huldigung und Bewunderung entgegen getragen, die meine Schüchternheit mir zur Qual machte. O möge ein gütiges Geſchick meine Sidonia vor dieſer gefährlichen Mitgift bewahren; ſie ward mir zum giftigen Mehlthau, der ertödtend mein Daſeyn zerſtörte. Die prangende Roſe wird früh gebrochen, früher geknickt; entblättert tritt der Muthwille ſie in den Staub, dann wird ſie vergeſſen. Die Feldblümchen ſtehen am Waldesrand, ſtill in unbemerktem Frieden, bis ſie zu der ihnen beſtimmten Zeit die Blätter ſenken, und dem mütterlichen Schooße der Erde zuſinken, die ſie zu ihren liebſten Kindern verſammelt.

* *
*

In froher ländlicher Einſamkeit, an den blühenden Ufern des Neckars, verlebte ich die goldenen Tage der Kindheit. Ich vermißte keine Freude, denn ich kannte keine, als die einfachſten, die ungeſucht ſich mir boten. Erſt ſpäterhin habe ich erfahren, daß meine Aeltern arm waren, mir ſchien es, als wären wir reich, denn wir hatten, was wir brauchten, und kein Hülfe Bedürfender ward ungetröſtet von unſerer Thüre abgewieſen. Die Leute im Dorfe nannten uns ihre gnädige Herrſchaft, obgleich unſer Gütchen, ein Eigenthum meiner Mutter, nicht viel bedeutender ſein mochte, als die der reicheren Bauern um uns her. Meine Eltern hatten ſich auf daſſelbe zurückgezogen, als mein Vater, ſchwer verwundet und zu fernerem Dienſte unfähig, auf Penſion geſetzt ward.

Mehrere große Güter, mit zum Theil prächtigen Schlöſſern, lagen unfern unſerer beſcheidenen Wohnung. Die Eigenthümer derſelben bewohnten ſie während der ſchönen Jahreszeit, und hielten gute Nachbarſchaft mit uns. Ihre Kinder wurden meine Spielgefährten. O ihr ſchönen ſeligen Tage, die wir in Unſchuld und Jugendfreude mit einander verlebten, warum ſeyd ihr ſo ſpurlos verſchwunden? Warum fällt, aus euerm glanzvollen Sonnenſchein, kein Strahl mehr in meine dunkle ſternenloſe Nacht? Ich bin verbannt, ich bin verlaſſen; die einſt mich kannten und liebten, wenden verachtend ſich von mir ab, und erröthen und ſchämen ſich, unſere frühere Verbindung einzugeſtehen.

Das iſt der Brauch der großen Welt, das iſt das Leben in ihr!

* * *

Albert von Adelheim war der einzige Sohn des Generals gleichen Namens, des reichſten, vornehmſten, ſtolzeſten unſerer Nachbaren. So lange wir klein waren, nahm Albert mich ſtets gegen die Andern in Schutz, wenn ſie aus kindiſchem Uebermuthe mich wegen meiner übertrieben ſchüchternen Furchtſamkeit zum Ziel ihres kecken Muthwillens machten. Als wir nun größer wurden, nach und nach neben einander heranwuchſen, als aus unſerer kindiſchen Neigung allmählig die innigſte Freundſchaft erwuchs, und dieſe, nur zu bald, zur vollen Glorie der erſten unſchuldvollen Liebe ſich entfaltete, ja damals waren wir glücklich! Wenn an milden Abenden der General den Spieltiſch unter die Kolonade vor ſeinem Hauſe hinausbringen ließ, alle entfernter wohnenden Nachbaren wegfuhren, und nur noch meine Eltern bei ihm verweilten, dann ſaßen wir, Albert und ich, in der dämmernden Sommernacht auf der Teraſſe, unter den Myrthen und Orangenbäumen; leiſe flüſternd, Hand in Hand, vertieften wir uns in kindiſche

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.A. FN. 18073/024

Pläne einer unausſprechlich ſeligen Zukunft, eines ununterbrochenen Beiſammenſeyns. Unſere Gedanken, unſere Hoffnungen, waren Träume aus einer paradieſiſch ſchönen Unſchuldswelt, unſere Herzen rein, wie der Thautropfen im Buſen der Lilie. Wir waren unausſprechlich glücklich, wir waren ſelig, ſelig wie Kinder es ſind, mit denen Engel ſpielen, während ſie, in ſüßem Schlummer verſenkt, daliegen. Die Armen merken es nicht, wie indeſſen die Windesbraut, auf ihren weiten ſchwarzen Flügeln, die Wolken herbeigeführt, immer dunkler und dunkler ſie zuſammenballt, bis das Ungewitter endlich heranbrauſet, das ſie und ihr ſchuldloſes Glück, und alle ihre Freuden hinabſchleudert in ewige Nacht.

* * *

Was wir fühlten, was wir dachten und träumten, ſchien uns ſo natürlich; wie hätten wir je auf den Gedanken kommen können, daß nicht die ganze Welt darüber mit uns einverſtanden ſeyn ſollte? daß Tadel oder Zorn uns deshalb treffen könnte, daß unſere Eltern des namenloſen Glückes ihrer Kinder ſich nicht freuen würden? Unſer ſüßes Geheimniß ward entdeckt, weil wir, in unſerer

Unſchuld, nicht daran dachten es verbergen zu wollen.

Meine Mutter weinte; ich konnte nicht weinen, meine Augen brannten, mein Herz wollte zerſpringen. Mein Vater, mein armer leidender Vater! ſeine letzte Kraft nahm er zuſammen, um dem beleidigten Hochmuthe des Generals jenen edlen Stolz entgegen zu ſtellen, der ihm, dem tapfern hoch verdienten Krieger, ſo wohl ſtand.

Kein Abſchied ward uns geſtattet, Albert mußte fort, ich wußte nicht wohin. Das Schloß ſeiner Eltern blieb von nun an verödet, in unſere Wohnung zog unſäglicher Jammer ein, um uns nie wieder zu verlaſſen.

* * *

Der Frühling begann den prächtigen Teppich auszubreiten, mit dem die gütige Natur das letzte Bette ihrer entſchlafenen Kinder freundlich bedeckt, um deſſen dunkele Geheimniſſe, vor denen jedes Leben unwillkührlich zurückſchaudert, den noch Wachenden gnädig zu verbergen. Da trugen ſie meinen Vater hinaus, in die ſtille Wohnung der ewigen Ruhe. Tiefe Trauer um den Entſchlafenen, bange, unendlich beängſtigende Sorge um unſere

Zukunft, drückten meine arme Mutter völlig nieder; und ich wurde zum erſtenmal gewahr, daß wir arm waren, und was es heiße, arm ſeyn.

Mit dem Vater verloren wir auch die Penſion, von der wir größtentheils bis jetzt gelebt hatten. Der General, ſonſt unſer Freund, jetzt unſer mächtiger unverſöhnlicher Widerſacher, ſtellte dem Fürſten meine Mutter als eine wohlhabende Gutsbeſitzerin dar, die keiner ferneren Unterſtützung bedürfe. Mißwachs, Theuerung, die lange Krankheit meines Vaters, die ihn bald nach jener heftigen Scene zwiſchen ihm und Alberts Vater, auf das Sterbelager warf, hatten unſern früheren Wohlſtand zerſtört, unſer Gütchen verſchuldet. Meine ſchwache hülfloſe Mutter weinte die langen Nächte hindurch, in bitterer Troſtloſigkeit. Sie betete laut und brünſtig für die Erhaltung ihrer Kinder zu Gott, und vermochte doch nicht, ſich mit feſtem Vertrauen zu Dem zu erheben, der auch im Winter des hungernden Vögelchens im Walde nicht vergißt. Ach und ich!

* * *

Eines Abends führte bei faſt einbrechender Nacht der Zufall uns einen Gaſt zu, einen ſtattlichen Mann von vornehmem Anſehen, der mir, nach Art der Jugend, damals recht alt zu ſeyn ſchien, obgleich er nicht viel über vierzig Jahre zählen mochte. Ein Rad an ſeinem ſehr eleganten Wagen war zerbrochen, in dem einzigen Wirthshauſe unſeres Dorfes tobte eine luſtige Bauernhochzeit, Schmied und Wagner waren, durch die bei dieſer Gelegenheit genoſſenen Freuden, außer Stande geſetzt, das zerbrochene Rad ſchnell wieder herzuſtellen, und der Reiſende ſah durch alles dieſes ſich genöthigt, unſere Gaſtfreiheit für eine Nacht in Anſpruch zu nehmen.

Seit dem Tode meines Vaters hatte ich mich gewöhnt, meiner Mutter alle kleine häuslichen Sorgen abzunehmen; meine Schweſter lebte fern von uns bei Verwandten. Während die Mutter ſich mit dem Fremden im Geſpräche unterhielt, bemühte ich mich daher auf das eifrigſte, nicht nur für ſeine Bequemlichkeit zu ſorgen, ſondern auch, aus Schonung für meine Mutter, ihm das Beengende unſerer jetzigen Lage möglichſt zu verbergen. Mein Beſtreben, dieſes zu vollbringen, entging ihm wahrſcheinlich nicht, aber er wußte es mit dem feinen

Anſtande, und der zarten Schonung eines gebildeten Weltmannes mir zu erleichtern.

Ohne Weigern, und als ob das ganz ſo in der Regel wäre, ließ er alle die kleinen Dienſtleiſtungen ſich von mir gefallen, die ſein Alter und ſein Rang mir zu erfordern ſchienen, und vertiefte ſich immer mehr im angelegentlichen Geſpräch mit meiner Mutter, während ich mit der Unbefangenheit eines Kindes mich um ihn beſchäftigte. Ich ſah meine Mutter in der Unterhaltung mit ihm ſich ſichtbar erheitern; ſeit langer Zeit ſah ich ſogar die geliebte Frau zum erſtenmale wieder lächeln, und Dankbarkeit gegen den Fremden, der dieſes Wunder bewirkte, trieb mich zu immer zuvorkommenderer Freundlichkeit gegen ihn. Meine Mutter wurde immer heiterer, je unbefangener ich in meinem Bemühen ward, unſerem Gaſt es wohl bei uns werden zu laſſen, aber ich ſah nicht, was ihrem geübteren Sinne nicht entging, ich wurde in meiner kindlichen Unſchuld nicht gewahr, daß ſein Auge mit leuchtenden Blicken an mir hing, jeder meiner Bewegungen folgte, und eine Unruhe eigener Art ſich ſeiner bemächtigte, ſo oft ich unmittelbar in ſeine Nähe gelangte, oder auch auf einige Augenblicke aus dem Zimmer ging.

Der Fremde verließ uns am folgenden Morgen, um ſich nach einem, nur einige Meilen von uns entfernten Gute zu begeben, wohin er auf längere Zeit eingeladen worden war; doch erbat er ſich noch vorher die Erlaubniß, uns wieder beſuchen zu dürfen, die ihm von Seiten meiner Mutter freudig gewährt wurde. Ich blieb ganz unbefangen dabei, aber wer möchte die Mutter deshalb tadeln, daß ſie eine Ausſicht mit Freuden betrachtete, die ſich ihr zu Verſorgung eines Kindes zu bieten ſchien, welches ſie, wie ein ſelten trügendes Vorgefühl ihr weiſſagte, nur zu bald in Armuth und Dunkelheit zurücklaſſen ſollte!

Er kam, er ging und kam wieder; und der Zweck von alle dieſem blieb auch mir nun länger kein Geheimniß. Meine Mutter wagte kein Wort, um mich ſeinen Wünſchen günſtig zu ſtimmen, aber ihr Auge blickte ſo hoffend, ſo flehend mich an! In dunkler Nacht, wenn ſie mich ſchlafend glaubte, hielt Sorge um ſie mich noch wach, obgleich ich mich nicht regen mochte, um ſie nicht unruhig zu machen. Ich hörte dann, wie ſie Gott bat, mein junges Herz zu regieren, auf daß ich den einzigen Troſt ihr gewähren möge, der ihr den Uebergang in eine andere Welt erleichtern könne; ich hörte, wie ſie nach Ergebung rang, um mein Geſchick getroſt in ſeine Vaterarme legen zu können, wie ſie mit heißen Thränen gelobte, nie durch Zureden oder Bitten, der Lenkung deſſelben ſich bemächtigen zu wollen.

Mit Albert waren Jugendfreude und Jugendmuth von mir geſchieden, mein Herz war todt in meiner Bruſt, und die Welt ſchien mir nur ein weites ödes Grab zu ſeyn. Der Wunſch, bald zu ſterben, der ſo leicht in einem jungen bedrückten Gemüthe ſich regt, war mir ſchon längſt zur tröſtenden Gewißheit geworden, weil ich keinen andern hegte als dieſen. In der Jugend ſpielt unſere Fantaſie ſo gern mit Kränzen, die über Todtengrüften flatternd ſchweben; ich glaubte mich täglich hinſchwinden zu fühlen, und bereitete mich, wenn gleich unter namenloſen Kämpfen mit meinem Herzen, die wenige Zeit, die mir meinem Wahne nach noch blieb, willig zu opfern, um die letzen Stunden meiner armen geliebten Mutter zu erheitern. Vielleicht, dachte ich, vielleicht wird ſie in einer ſorgenfreien Lage wieder geneſen, und kann mich noch Jahrelang überleben, und ſo nahm ich denn all meinen Muth zuſammen, um ohne Widerſtand Klarenbachs Gattin zu werden; wenige Tage darauf entſchlief meine gute Mutter in meinen Armen, ruhig lächelnd, in ſeligen Träumen von meinem feſt begründeten Glück.

* * *

Fünfzehn Jahre war ich alt, als ich an Klarenbachs Hand in die glänzendſten Zirkel einer mir ganz fremden großen Stadt eingeführt wurde, ein blödes, furchtſames, im Herzen tief betrübtes Kind, ſchwer beladen mit der Laſt funkelnder Juwelen, in jeder Bewegung durch lang nachſchleppende Gewänder gehemmt, deren ich, ihrer Koſtbarkeit wegen, mich innerlich ſchämte, weil meiner Anſicht nach, nur eine Königin oder eine Fürſtin ſich erlauben dürfe, dergleichen zu tragen.

Nie vergeſſe ich das Gefühl, mit dem ich in jener mehr enthüllenden als ſittlich bekleidenden Tracht, welche die Mode während der Zeiten der Revolution in Paris aufgebracht hatte, mich zum erſtenmal im Spiegel erblickte. In einem wie aus Luft gewobenen Kleide, das meine Geſtalt, jede, auch die kleinſte Bewegung meiner Glieder, auf das deutlichſte bezeichnete, mit hochgeſchminkten, wie in Fieberhitze glühenden Wangen, mit Augen, deren durch das künſtliche Roth erhöhtes Feuer mir bachantinnenartig entgegenblitze; die mit einer Menge Armbänder und Ringen überladenen Arme, waren bis hoch zu den Schultern hinauf völlig entblößt; zierlich geſchnürte Sandalen, goldene und juwelenreiche Spangen, ſchmückten die im fleiſchfarbenen Tricot nackt ausſehenden Füße. Noch jetzt färbt das Gefühl der tiefſten Schaam mir die bleichen eingefallenen Wangen, indem ich jenes wiederliche Bild mir ins Gedächtniß zurückrufe.

Vergebens bat ich auf das flehentlichſte, mich ſo nicht zeigen zu müſſen, meine unter heißen Thränen der Angſt ausgeſprochene Verſicherung, daß ich unmöglich in dieſem Anzuge mich vor fremden Leuten ſehen laſſen könne, wurde gar nicht beachtet. Mein Gemahl lächelte in höchſter Zufriedenheit, indem er vom Scheitel bis zur Sohle mich mit Augen betrachtete, vor deren Ausdruck ich bange zuſammenſchauderte. Kleine Thörin, ſprach er endlich, als ich nicht nachließ, ihn mit Bitten zu beſtürmen, meinſt du denn, daß du heute Abend die Einzige ſeyn wirſt, die elegant angezogen iſt?

freilich ließ ich mir es mehr koſten, als die Meiſten können oder mögen; nicht alle Männer verſchreiben den Putz ihrer Frauen direkt aus den Magazinen der berühmteſten Artiſten in Paris. Dafür aber feiere ich auch heute meinen Triumpf. Komm, ſey kein Kind. Die Herren und Damen, die über meine Wahl mich perſiflirten, ſollen einſehen lernen, daß Klarenbach Augen hat, wenn es gilt, das Schönſte aufzufinden, blühe es auch noch ſo ſehr im Dunkeln verſteckt.

Geblendet, betäubt, wirkliche Verzweiflung im Herzen, betrat ich endlich die ſtrahlend hell erleuchteten Räume, in denen ich zur Schau geſtellt werden ſollte: ſo ungefähr wie damals mir, mag einer jungen Zirkaſſierin zu Muthe ſeyn, wenn ſie in erborgtem Schmuck zum Sklavenmarkte geführt wird. O wie brannten mich, bis ins innerſte Mark, die Augen der Frauen, die ich alle auf mich gerichtet fühlte, obgleich ich, tief mich verneigend, nicht vermochte, die Blicke zu ihnen zu erheben. Beim erſten Eintritt in den Saal hatte ich gewagt, mich umzuſehen, um gleich darauf die Augen wieder niederzuſchlagen; ich hatte bemerkt, daß alle dieſe Damen zwar im nämlichen Geſchmack, doch keine ſo auffallend durch Schnitt und Farbe ihres Anzuges gekleidet waren, wie ich Arme; keine ſchimmerte und funkelte wie ich, im Glanz der Juwelen und Flittern, mit denen ich über und über beſäet war. Da ſtand ich nun, und hatte keinen Athem, und ſah und hörte nichts mehr. Ich glaube, daß mein Mann mich mehreren Damen vorſtellte, ihre Namen ſchwirrten in undeutlichen Tönen an mir vorüber, einige höfliche Worte wurden von ihnen an mich verſchwendet; ich mag auch wohl ein Paar Antworten auf die Fragen, die ſie an mich richteten, gewagt haben; wahrſcheinlich fielen ſie verkehrt genug aus, denn ein leiſes Flüſtern, das durch die Reihen lief, vermehrte gleich darauf meine Angſt, weil ich mit Recht vermuthete, daß es Bezug auf mich habe. Keine redete mich weiter an, irgend jemand, ich weiß nicht wer, ſchob endlich einen Stuhl mir hin; da ſaß ich nun, die letzte am äußerſten Ende des glänzenden Halbkreiſes, den die Damen bildeten, allen Blicken ausgeſetzt, in ängſtlicher Verlegenheit, die noch peinlicher wurde, als ich endlich ein wenig zu mir ſelbſt kam, und verſtohlen aufzublicken wagte. Die Lorgnetten ſämmtlicher Herren waren auf mich gerichtet, ich ſah, ich fühlte, wie ſie ſich an mich drängten, um mich näher zu betrachten, ich hörte ſie die unverſchämteſten Bemerkungen über meine Geſtalt ſich einander zuflüſtern, und wünſchte nichts ſehnlicher, als mich in den Mittelpunkt der Erde verbergen zu können.

Es ward getanzt, und zur Vermehrung meiner Qual ward ich mehreremale dazu aufgefordert. Sonſt tanzte ich gern, aber heute! die Kniee brachen unter mir, ich zitterte innerlich, die Muſik ſchell wie aus weiter Ferne in mein betäubtes Ohr. Ich dankte ſtumm aber verneinend, und blieb auf meinem Stuhle ſitzen, Niemand bekümmerte ſich zuletzt mehr um mich.

Als wir endlich wegfuhren, als mein erzürnter Gemahl es nicht einmal abwarten konnte, bis wir zu Hauſe angelangt waren, ſondern ſchon im Wagen mich mit Vorwürfen über mein albernes ungeſchicktes Benehmen überſchüttete, mich ein unerzogenes geiſtloſes Landmädchen nannte, das nichts wiſſe noch könne, als ihm Schande zu machen — es war zu viel, ich war wie vernichtet.

Die nämlichen Qualen, nur zuweilen etwas anders modifizirt, wiederholten von nun an ſich faſt täglich, ohne daß ich im Stande war, ſie mir durch Gewöhnung zu erleichtern; ich war und blieb unbekannt und fremd in der Geſellſchaft, zu der ich dennoch gezählt ward. Unüberwindliche Schüchternheit, Furcht, Schaam, beängſtigender Widerwillen gegen alles, was ich hörte und ſah, vereint mit der tiefen Betrübniß, aus der ich mich nicht loszuwinden vermochte, lähmten jede Kraft meines Geiſtes, und machten zu jeder Anſtrengung mich ungeſchickt. Ich war nicht mehr das heitere, lebensfrohe Geſchöpf, das ich geweſen, ich kannte mich ſelbſt nicht mehr. Still und blöde, ſchlich ich den Tag über in dem Hauſe umher, deſſen Gebieterin ich hieß, ohne nur über den geringſten Diener deſſelben gebieten zu dürfen. Mein Gemahl ordnete alles in demſelben an, ſogar bis auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten. Er behandelte mich völlig wie ein Kind, ſogar in Gegenwart ſeiner Dienerſchaft; dieſe unterließ nicht, mich im nämlichen Lichte zu betrachten, und ihr Betragen gegen mich darnach einzurichten. Nur ſelten, in Fällen der höchſten Noth, wagte ich es einem unter ihnen etwas aufzutragen, aber ich durfte nicht daran denken, es zu rügen, wenn meine bittenden Befehle nicht erfüllt wurden.

In der Geſellſchaft erwarb ich mir gar bald den Beinamen der ſchönen Statue; man fing allmählig an, mich als eine artige Zimmerdekoration zu behandeln, die man einmal anſieht, ohne ſich weiter damit zu beſchäftigen. Ich ergab mich gelaſſen darein, ohne es eben für ein Unglück zu achten. Die Gegenſtände, um welche die Converſation ſich meiſtens drehte, widerten zum Theil mich an, oder ſchienen mir ſo kleinlich, ſo unbedeutend, daß es mir unmöglich war, ein wirkliches Intereſſe daran, auch nur ſcheinbar zu zeigen. Der Jargon, die immer wiederkehrenden Scherze und Anſpielungen der Kotterie, in die ich gerathen war, blieben mir ewig unverſtändlich, und ſo galt ich bald im Allgemeinen für dumm und geiſtlos; aber die Männer umflatterten mich deßhalb nicht minder, und ließen, vielleicht weil ſie eben für ganz unbedeutend mich hielten, ſich zuweilen zu Aeußerungen hinreißen, die ich nur mit Thränen des Unwillens und bitterer Verachtung zu beantworten wußte.

Den Frauen ſtand ich aber dennoch oft im

Wege, wenn gleich ohne es zu wollen, und ſie rächten ſich dafür durch Stachelreden und bittere Verfolgungen mancher Art.

An meinem ſechzehnten Geburtstage ward ich Mutter eines Sohnes. Ein Paar Monate vorher, hatte mein Zuſtand meinen Mann bewogen, mir zu erlauben, mich von der Geſellſchaft zurückziehen zu dürfen; es war eine kurze, mich unendlich beglückende Friſt, die ich dem noch ungebornen verdankte, und es darum noch inniger liebte. Als ich endlich zum erſtenmal den Sohn an meine, von Dank und Freude erfüllte Bruſt drückte, wie ſchwand da aus meinem Gemüthe jede Erinnerung an überſtandene Leiden, jeder Gedanke an alles, was Monate lang ſchwer auf mir gelaſtet! Unter Freudenthränen blickte ich zum Himmel auf, und gelobte, jede Mutterpflicht treulich zu erfüllen, mich ganz der Pflege und Erziehung dieſes geliebten Kindes zu weihen. Es ward mir nicht vergönnt, mein Kind ward mir entriſſen, es ward einer Amme übergeben, und mit dieſer wenige Tage ſpäter weit von mir weg, in das entfernteſte Zimmer unſeres weitläuftig großen Hauſes verbannt.

Meine Thränen, mein heißes Flehen fanden auch dieſesmal kein Gehör; das nämliche Gefühl, welches ſelbſt das ängſtlich flatternde Vögelchen antreibt, ſich dem Räuber entgegen zu ſtellen, der die hülfloſen Kleinen aus dem weichen warmen Neſtchen nehmen will, gab auch mir ungewohnten Muth; ich wagte es zum erſtenmal, mich ernſtlich dem Willen meines Gatten zu widerſetzen; vergebens. Ich ſollte aus kindiſchem Eigenſinn nicht Taille und Teint mir verderben, hieß es, und in der Geſellſchaft, deren unnützes Mitglied ich ohnehin wäre, noch obendrein nach der Kinderſtube riechen zu wollen, wäre ja ganz wieder alle Vernunft und Schicklichkeit.

Sobald ich mich einigermaßen erhohlt hatte, gerieth alles wieder in das vorige Gleis. Von neuem mußte ich dem ermüdenden Kreislaufe unergötzlicher Freuden folgen. Sehnſucht nach meinem Kinde trieb mir oft, mitten in der glänzendſten Geſellſchaft, Thränen in die Augen; doch mein Sohn blieb in der Kinderſtube, und wenn ich einen ſelten ſich findenden Moment benutzte, um ihn zu ſehen, ſo wandte er ſich ſcheu von mir ab, und verbarg das Geſicht am Buſen der Amme, die er liebte; mich hat er nie lieben gelernt!

Als er fünf Jahre alt war, erhielt er einen Hofmeiſter, der ihn an jedem Morgen auf eine halbe Stunde zu mir führte. Ich durfte, des Anſtandes wegen, ihn nicht mehr auf ſeinem Zimmer beſuchen, weil es auch das ſeines Hofmeiſters war. Nach einigen Jahren ward er in ein weit entferntes Erziehungsinſtitut gethan; nie habe ich ihn wieder geſehen, ſein Bild lebt in meinem Herzen als ein Gegenſtand unerfüllter Sehnſucht. Er hat längſt mich vergeſſen, er hat eigentlich nie meiner gedacht, weil er nie mich gekannt. Das zarteſte engſte Band der Natur ward, früh entweiht, auf ewig zerriſſen.

* * *

Wer hat Worte, die Leiden, das unſägliche Elend einer unglücklichen Ehe zu beſchreiben? einer unglücklichen Ehe aus der großen Welt, wo die auf das engſte einander Verbundenen herzlos und kalt, ohne eine Spur gegenſeitiger Theilnahme, neben einander hergehen. Wenn ſie allein bei einander ſind, nur verſteckte höhnende Anſpielungen auf ihr gegenſeitiges Unglück ſich erlauben; vor der Welt, durch ihr kaltes abgemeſſenes Betragen es deutlich kund thun, daß ſie es nicht mehr der

Mühe werth achten, ſich gegenſeitig zu verſtändigen, oder auch nur einen Schritt zu wagen, um die Möglichkeit eines beſſeren Verhältniſſes herbeizuführen.

* * *

Jahre lang habe ich dieſe, Geiſt und Gemüth ertödtende Exiſtenz, in halber Bewußtloſigkeit mühſam hingeſchleppt. Ehe ich noch mein fünfundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, war mir aller Jugendmuth völlig entſchwunden, und mit ihm die Blüthe der Schönheit, jeder Reiz, der früher mich ſchmückte, und mich zum Gegenſtand ſowohl des Neides als der läſtigſten Bewunderung gemacht hatte. Mein Mann, von meinem Ungeſchick überzeugt, hatte endlich die Hoffnung aufgegeben, mich, als einen Stern erſter Größe, in der Societät glänzen zu ſehen, und gab ſeinem Streben, aufzufallen und die Welt in Verwunderung zu ſetzen, eine andere Richtung. Ich mußte zwar aus alter Gewohnheit, nach wie vor in der Geſellſchaft figuriren, aber die Art, wie dieſes geſchah, war ihm jetzt eben ſo gleichgültig, als ich ſelbſt ſchon ſeit längerer Zeit es ihm geworden war. So verſank ich immer tiefer in Geiſt und Körper lähmende Apathie, und hatte Morgens beim Aufſtehen keinen Gedanken, keine Ausſicht, keine Hoffnung, als die, daß dieſem beginnenden Tage, eben auch die Nacht folgen werde; wie allen den unzähligen, ihm durchaus ähnlichen, die ihm vorangegangen waren.

Acht Jahre nach der Geburt meines Sohnes, ging mir endlich in meiner Tochter, in meiner Sidonia, der liebliche Morgenſtern auf, der in die trübe farbloſe Dämmerung meines Lebens wieder einiges Licht brachte. Ich war jetzt meinem Gemahl zu gleichgültig, als daß er noch um die Erhaltung meiner ohnehin völlig verblühten Schönheit hätte beſorgt ſeyn ſollen; er erlaubte mir zwar nicht ausdrücklich, mein Kind ſelbſt zu warten und zu pflegen, aber er achtete auf mein Thun und Laſſen jetzt zu wenig, um es mir zu verbieten, er wurde gar nicht einmal gewahr, daß ich es that. So durfte ich denn jede Stunde, die ich der Geſellſchaft entziehen konnte, bei dem geliebten Kinde zubringen, ohne Furcht ihm dadurch zu mißfallen, und von ihm getadelt zu werden. Meine ſchon damals ſehr geſchwächte Geſundheit erlaubte mir zwar nicht, die erſte aller Mutterpflichten zu erfüllen, und ich war vernünftig genug, mich um meines Kindes willen, ohne Widerrede in den Ausſpruch des Arztes zu ergeben; aber ich konnte doch, wenn gleich nur Stundenweiſe, es ſehen, auf meinen Armen tragen, es mich rufen lehren, als es zu lallen anfing, und ſeine taumelnden Schritte leiten, als es die kleinen Füßchen zum erſtenmal im Gehen verſuchte. Mir war jetzt doch zuweilen zu Muthe, als ob ein Strahl von Freude in mein ödes durchaus verkältetes Herz dränge, und es erwärme. In meiner äußern Lage blieb zwar alles, wie es geweſen, ich ward vielleicht noch mehr als vorher überſehen und zurückgedrängt, ich ſtand, wo möglich, noch unbeachteter und verlaſſener, ſowohl in meinem Hauſe als in der Geſellſchaft da; aber ich dachte an mein Kind, ich hatte meine Sidonia, und ließ alles Andere gehen, wie es konnte und wollte, ohne mich weiter darum zu bekümmern.

* * *

Die Generalin Blomberg, eine Tante meines Mannes, gab eine große Soirée; die ganze beau monde war in vollem Glanze bei ihr verſammelt, ich ſaß, wie gewöhnlich, unbemerkt in einer Ecke, und ſpielte gedankenlos mit der Karte, die man mir eben in die Hand geſchoben, um mir für den heutigen Abend meine Beſtimmung an dem Whiſtiſche ein paar alter Damen anzudeuten, mit denen ſonſt Niemand gern ſpielen mochte.

O wie hell, wie klar ſtehen alle Ereigniſſe jenes Abends, bis auf die kleinſten, vor meinem ſchmerzerfüllten Gemüth, als hätte ich erſt geſtern ihn erlebt!

Eine allgemeine Bewegung entſtand plötzlich in der Geſellſchaft, Aller Augen wandten der Thüre ſich zu, Alles ſtand von den Stühlen auf, um einen eben eintretenden Fremden zu begrüßen. Ich merkte wohl, es ſey der nämliche, deſſen Ankunft man Wochenlang vorher beſprochen und mit Ungeduld erwartet hatte; ich allein war völlig gleichgültig dabei geblieben, ich hatte nicht einmal ſeinen Namen gemerkt oder gehört. Die Generalin führte ihn jeder Dame einzeln zu, und nannte ihm ihre Namen, ich blickte auf, als nun die Reihe endlich auch an mich kam; ich ſah einen mir völlig unbekannten Mann von königlichem Anſtande, in der vollſten Blüthe des männlichen Alters, mit einem Geſichte, deſſen Züge den Adel ſeiner Seele deutlich ausſprachen, eine Geſtalt, wie ich hier noch keine geſehen. Mir ſchien es, als erſchrecke er und würde bleicher, als man mich ihm nannte, ein ganz eigner Ausdruck von Ueberraſchung, Mitleid und Neubegier, lag in der Art, wie er mich forſchend betrachtete, ſich ſtumm verbeugte, und dann wieder ſich abwandte.

Er hatte die Karte abgelehnt, die man ihm geboten, die Parthien mußten deshalb anders arrangirt werden, die meinige zerſchlug ſich gänzlich. Außer der Frau vom Hauſe war ich die einzige Dame, die unbeſchäftigt blieb. Die Generalin wanderte von einem Spieltiſch zum andern, die nicht ſpielenden Herren zogen in eins der Nebenzimmer ſich zurück, und ich, ich ſetzte mich in die Vertiefung eines Fenſters, die von der reichen Droppirung mehr als halb verdeckt wurde; ſtarrte ziemlich gedankenlos in den eben aufgehenden Vollmond und horchte mitunter auf Reichards herzergreifende Melodie zu Göthe's Lied: „Kennſt du das Land“ — die aus einem benachbarten Hauſe zu mir herüber tönte.

„Eliſabeth!“ flüſterte es dicht neben mir. Es war ein Ton aus einer längſt verſunkenen Zeit, der ſeit undenklich lange in meiner Bruſt, dem ſtillen Grabe jeder Lebensfreudigkeit, geſchlummert hatte; als ich ihn hörte, war mir, als träume ich, die Todten ſtänden wieder auf.

„Eliſabeth!“ flüſterte jener fremde ſtattliche Mann abermals, indem er ſich mir gegenüber in das Fenſter ſetzte; „Sie erkennen mich wirklich nicht? Auch jetzt noch nicht?“ ſetzte er hinzu, indem er meine Hand faßte; „laſſen Sie, durch die unerwartete Erſcheinung eines alten Jugendfreundes ſich nicht zu ſehr erſchrecken. Noch immer nicht? Ach! was hat man dir, du armes Kind, gethan!“ ſetzte er, durch die noch immer zu uns herübertönende Muſik auf dieſen Ideengang geleitet, mit leiſer tiefbewegter Stimme hinzu, als ich noch immer wie erſtarrt vor ihm ſaß, mit trockenen lebloſen Augen ihn anſah; alles Blut in meinen Adern drängte in ſtürmenden Wogen ſich zurück in mein Herz.

* * *

Mein Mann ſchien zum erſtenmal zufriedener mit mir als gewöhnlich; es habe ihn gewundert, aber auch gefreut, ſagte er, daß Graf Adelheim ſich ſo lange mit mir unterhalten habe, obgleich er eigentlich nicht begreife, was ein ſo allgemein für geiſtreich anerkannter Mann wohl mit mir habe reden können. Graf Adelheim ſey eine höchſt intereſſante Bekanntſchaft, ein ſehr bedeutender Mann, an deſſen näherem Umgange ihm viel liege; der Graf ſtehe in großen Connexionen, und könne durch dieſe ihm in dieſem Augenblick zur Erfüllung eines wichtigen, lang gehegten Wunſches verhelfen. Es handelt ſich um nichts geringeres, als um Erlangung des Johanniterkreuzes für mich, ſetzte er mit vertraulichem Lächeln hinzu. „Doch ich erinnere mich, daß ſo etwas über Ihren Horizont geht, ma chère; auch iſt es gerade nicht nöthig, daß eben Sie es begreifen. Ich bitte mir es nur von Ihnen zur Gnade aus, daß Sie, durch ihr gewohntes ungrazlöſes Benehmen, mir den Mann nicht verſcheuchen, wenn er, wie er es zu wollen ſcheint, unſer Haus öfters beſucht. Ich verlange, daß Sie ſich zu Hauſe finden laſſen, Madame, wenn es ihm einfallen ſollte, Ihnen eine Viſite zu machen.“

„Er iſt ein Jugendbekannter von mir“, erwiederte ich, „das Gute ſeiner Eltern grenzte mit dem Dörfchen, wo ich . . . “

„Jenes Gut iſt jetzt das Seine, der alte General iſt längſt todt,“ fiel Klarenbach mir ein. „Das war es alſo? nun begreife ich ihn erſt; ja, ja, es liegt ſo etwas Sentimentales in ſeinem Weſen. Tant mieux, ſo wird es Ihnen um ſo leichter werden, meinen Wunſch zu erfüllen. Adieu Madame."

* * *

Ich wollte meinem Manne alles entdecken, alles, deſſen ich aus jener Vergangenheit mir noch bewußt war, die jetzt, nach langem Vergeſſen, in meinem Gemüthe wieder aufzudämmern begann. Er ließ mir nicht Zeit dazu, und als ich mit mir allein überdachte, was ich ihm denn eigentlich zu entdecken gehabt, ſo mußte ich es ihm Dank wiſſen, daß er mir dieſe Gelegenheit entzogen, mich vor ihm lächerlich zu machen. Was war aus Albert geworden, und was aus mir! Mich, die früh Verblühte, geiſtig und phyſiſch zu Grunde Gerichtete, mit dem längſt ertödteten Herzen, das ſich kaum mehr erinnerte, jemals in wärmeren lebendigern Schlägen ſich geregt zu haben! Mich hatte das Leben hoffnungslos erdrückt, ihn hatte es gehoben, zu einer Hoheit ihn entwickelt, an die ich nur mit ehrfurchtsvollem Staunen hinaufſchauen konnte. Zum erſtenmal dankte ich es der Vorſehung, daß ſie uns früh getrennt. Ich fühlte mit inniger Ueberzeugung, daß wir nie für einander beſtimmt geweſen waren, es nie ſeyn konnten, wenn gleich, eine kurze Zeit lang, das erſte Erwachen jugendlicher Gefühle uns zu jenem ſüſſen Wähnen verleitet hatte, dem man in früher Jugend widerſtandslos ſich ergibt, um in bitterer, u ſpäter Reue daraus zu erwachen.

Mein ſehnlicher Wunſch war jetzt, daß Albert ſich nie unſeres früheren Verhältniſſes erinnern, es im Geſpräche mit mir nie berühren möge, eines Verhältniſſes, das ich in dieſem Augenblicke nur als eine verzeihliche Verirrung zweier junger unerfahrener Gemüther anſehen konnte. Ich ſchämte mich innerlich, daß ich je fähig geweſen war, den ſtolzen Gedanken zu faſſen, ich könne dieſen Mann durch meine Liebe beglücken, von ihm wieder geliebt werden, von ihm, der wie ein göttergleicher Heros vor mir Armen ſtand, und durch ſeine Erſcheinung mich noch tiefer beugte, als ich ohnehin es ſchon war. Gleichheit iſt das erſte Erforderniß echter Liebe, und wahrlich, dieſer war nicht meines Gleichen, das fühlte ich tief. Mein Gemüth ehrte, bewunderte ihn über alles, aber jede Spur eines, wahrſcheinlich nur eingebildeten, wärmeren Gefühls war daraus verſchwunden.

Auch er ſchien ähnliches mit mir zu empfinden. Er ließ ſchon am folgenden Tage ſich bei uns einführen, und beſuchte oft, ja faſt täglich unſer Haus. Im Geſpräche erwähnte er zuweilen der Tage unſerer Kindheit, erlaubte ſich aber nie die kleinſte Anſpielung auf das zuletzt entſtandene nähere Verhältniß zwiſchen uns beiden, er ſchien im Gegentheil es gänzlich vergeſſen zu haben. Keine Spur ehemaliger Liebe war in ſeinem Benehmen gegen mich zu entdecken, wohl aber das tiefſte Mitleid mit einem armen verwahrloſeten, gedrückten Weſen, das einſt zu beſſern Hoffnungen berechtigt geweſen war. Mit unausſprechlicher Milde und großer Umſicht ſuchte er mich auf eine höhere, über mein Geſchick mich erhöhende Stufe zu ſtellen, indem er eine freiere Anſicht der Welt und des Lebens mir zu eröffnen ſtrebte: bald im ernſten belehrenden Geſpräche, in Erzählungen, zu welchem ſeine eigenen viel umfaſſenden Erfahrungen den Stoff herliehen, bald durch gemeinſchaftliches Leſen der Bücher, welche er mitbrachte. Auf dieſe Weiſe ward ich auch durch ihn mit Schätzen, ich möchte ſagen mit der Exiſtenz der Poeſie und Kunſt bekannt gemacht, die mir, der in ländlicher Abgeſchiedenheit Erzogenen, bis jetzt ſtets fern geblieben waren. An ſeinem Arm beſuchte ich die Gallerieen und Kunſtſammlungen unſeres Wohnortes, an die ich früher nie gedacht hatte; er führte mich in die Werkſtätte berühmter und bedeutender Künſtler, die mitten unter uns wohnten, und deren Namen ich bis jetzt kaum gekannt. Mein Mann fand durch des Grafen Aufmerkſamkeit gegen mich ſich geſchmeichelt, und fing an, mir freundlicher zu begegnen; er begleitete uns gewöhnlich, wenn wir mit einander ausgingen, um Kunſtwerke, oder auch die Bibliothek zu beſuchen, doch da dieſes meiſtens nur aus Höflichkeit geſchah, indem er ſolchen Gegenſtänden kein wirkliches Intereſſe abgewinnen konnte, ſo ergriff er gern den erſten beſten Anlaß, um ſich mit guter Art wieder von uns loszumachen, und unſern Weg allein uns fortſetzen zu laſſen. Ich bemerkte nicht das ſpöttiſche Lächeln meiner Bekannten, mit dem ſie uns abſichtlich aus dem Wege gingen, wenn ſie dem Grafen und mir, allein mit einander, begegneten. Albert ſah es vielleicht, aber es lag zu tief unter ihm, als daß er davon Notiz nehmen konnte.

Mit unerſchöpflicher Geduld ließ er zu meinem ungeübten, ihm weit untergeordneten Faſſungsvermögen ſich herab; er wußte alles, was er mich lehren wollte, mir ſo klar und begreiflich darzuſtellen, daß ich ſelbſt über meine eigenen Fortſchritte erſtaunte, und bald anfing, ſowohl meine Verhältniſſe als die Menſchen, mit denen ich leben mußte, in einem weit tröſtlicheren Lichte zu ſehen. Ich verlor allmählig jene Bitterkeit, die faſt immer die Frucht innerer Beſchränkung iſt, und ward weit milder in meinem Empfinden und Urtheilen. Sogar mein Mann freute ſich der freieren Entwickelung meines Geiſtes, die, wenn ſie früher eingetreten wäre, unſer Leben ganz anders und beſſer geſtaltet haben würde; leider hatte ihm aber von jeher der Wille, und auch wohl die Fähigkeit gemangelt, ſie herbeizuführen.

Auch unſer äußeres Leben gewann unter des Grafen Einfluß eine, meinem ganzen Weſen weit angenehmere und angemeſſenere Richtung. Wir blieben mehr zu Hauſe als ſonſt, und zuweilen verſammelte ſich ein kleiner geiſtreicher Kreis um uns her, der von unſern gewöhnlichen großen Aſſembleen ſich himmelweit unterſchied. Adelheim wußte meinen Mann ſogar dahin zu bringen, daß er meiner damals drei Jahre alten Sidonia bisweilen erlaubte, in ſeiner Gegenwart in meinem Zimmer zu ſpielen. Adelheim liebte das Kind, und gab ſich gern mit ihm ab, und der Vater ließ in beſonders heitern Momenten ſich durch das Beiſpiel ſeines hochgeachteten Freundes hinreißen, ein Gleiches zu thun. Ach ich lebte wie im Himmel gegen ſonſt.

* * *

Graf Adelheim war reich und von hohem Range. Seit er den Kriegsdienſt verlaſſen, hatte er keine beſtimmte Anſtellung annehmen mögen, aber er galt allgemein für den Freund und Liebling ſeines mächtigen Monarchen, dem er ſchon oft bedeutende Dienſte geleiſtet, und auf deſſen Handlungen er, wie es hieß, großen Einfluß übte. Seine männlich ſchöne Geſtalt zeichnete vor Hunderten ſeines Gleichen ſich aus; mehrere wohlerworbene Ordenszeichen ſchmückten ſeine Heldenbruſt, und ſo war er ohne Widerrede in den Augen der Mütter und Tanten, das, was man in der vornehmen Welt eine große brillante Partie nennt. Daß er bald heirathen müſſe und wolle, daß er ſeine künftige Gemahlin in dieſer unſerer Stadt, und aus unſerem Kreiſe wählen würde, daran war nicht zu zweifeln, denn weßhalb wäre er ſonſt gerade zu uns gekommen, um den Winter bei uns zuzubringen? Lange vor ſeiner Ankunft beſchäftigte ſchon frohe Erwartung die Gemüther; tauſend ſchöne Hände bereiteten Netze und Schlingen, um dieſe wichtige Eroberung ſich nicht entgehen zu laſſen. Die Generalin Blomberg hatte die erſten Anſprüche auf ihn, weil ſie früher die Freundin ſeiner Eltern geweſen war, und ſie nahm recht ernſtlich ſich vor, dieſen glücklichen Zufall zur Verſorgung einer von ihren beiden Nichten, die bei ihr lebten, zu benutzen. Frau von A . . . mit drei reizenden Töchtern, die junge ſchöne Wittwe, Frau von B . . . ., die elegante und geiſtreiche Comteſſe C . . . und ſo weiter, beinahe das ganze Alphabet hindurch, hegten alle Damen ähnliche Abſichten, entweder für ſich, oder ihre Töchter und Anverwandtinnen. Vor und gleich nach ſeiner Ankunft waren alle untereinander deshalb heimlich verfeindet; doch als keiner der auf ihn abgedrückten

Liebespfeile haften wollte, als Adelheim, fein und gewandt, mit aller ihnen gebührenden Höflichkeit und Aufmerkſamkeit, durch die Reihen der ihm zuvorkommend entgegentretenden Damen hindurch ging, um gerade die unbedeutendſte im ganzen Kreiſe auszuzeichnen, da vereinten ſich alle in beiſpielloſer Eintracht gegen mich. Nichts ſchien ihnen unerlaubt, was nur die Regel der allgemeinen Convenienz nicht gar zu auffallend verletzte. Tauſend lächerliche, mich herabſetzende Erdichtungen, bittere Sarkasmen, beißende Einfälle liefen hinter meinem Rücken von Mund zu Mund, ſatyriſche Anſpielungen, die ich weder beachtete noch verſtand, wurden mir gegenüber gewagt. Ich ward in der Geſellſchaft nicht mehr überſehen, ich ward förmlich gemieden; mir galt das gleich, ich war ſogar noch immer zu unbekannt mit dem eigentlichen innern Weſen und Treiben dieſer Leute, um es zu bemerken, und freute mich, daß Graf Adelheim jetzt immer, wie ich glaubte von ungefähr, einen Platz neben mir leer fand. Ihm ſelbſt iſt dieſes kleinliche Unweſen wahrſcheinlich nicht entgangen, aber er verachtete es zu ſehr, um deshalb irgend etwas in ſeinem Betragen abzuändern. Mein

Mann aber, der zu ſehr Weltmann war, als daß ihm das Benehmen der Damen gegen mich nicht hätte auffallen ſollen, war weit davon entfernt, ſich durch daſſelbe beleidigt zu fühlen; er fand vielmehr ſeiner Eitelkeit dadurch geſchmeichelt, daß ich doch endlich einmal anfing, Senſation in der Geſellſchaft zu machen.

* * *

Ein bösartiges Scharlachfieber, das Vielen tödtlich wurde, brach in der Stadt aus, und meine Sidonia war das erſte Kind aus den vornehmeren Ständen, welches daran, wenn gleich nicht gefährlich, erkrankte. Die Furcht vor dieſem Uebel war ſo groß und allgemein, daß unſer Haus deshalb in völligen Quarantaine-Zuſtand verſetzt wurde; nicht nur, daß Niemand es zu betreten wagen mochte, man ſcheute ſich ſogar daran vorüber zu gehen, und mein Mann, der vor dieſer wie vor allen anſteckenden Krankheiten, einen unüberwindlichen Abſcheu empfand, bezog ſogar unſer Gartenhaus vor der Stadt. Ich blieb völlig iſolirt bei meiner Sidonia zurück; Klarenbach hatte die ſtrengſten Maaßregeln getroffen, um jede Communication mit uns zu vermeiden, und ſo behielt ich völlige Muße und Freiheit, mich der Pflege meines kranken Lieblings zu weihen.

Alle hatten mich verlaſſen, nur Adelheim nicht. So lange die kleine Kranke das Bett hüten mußte, kam er jeden Tag, um nach ihrem Befinden zu ſehen und mir Troſt und Muth einzuſprechen. Als ſie beſſer wurde, was ſehr bald geſchah, und ich eben deshalb noch ängſtlicher gemieden ward, weil man die Periode der Geneſung, in Hinſicht auf Anſteckung, für die gefährlichſte hielt, brachte er viele Stunden des Tages bei mir zu. Sein edler Zweck dabei war nicht allein, mich von den trüben Gedanken abzuziehen, denen ich, wie er wußte, in der Einſamkeit mich gern überließ, er wollte auch dieſe Zeit der ungeſtörteſten Ruhe für die höhere Ausbildung meines Geiſtes benutzen, damit ich, wenn er nun bald von mir ſcheiden müſſe, nicht wieder in die vorige trübſelige Geiſtesleere zurückſänke, wohl aber irgend eine liebe erheiternde Beſchäftigung mir bliebe, um mich daran zu halten in meinem verödeten Leben.

Jeden Morgen übte ich mich jetzt, unter ſeiner Leitung, ein Paar Stunden im Zeichnen, wozu ich einiges Talent beſaß; Abends verließ er gewöhnlich möglichſt bald die Geſellſchaft, mich abermals in meiner ſtillen Einſamkeit aufzuſuchen, mir vorzuleſen, oder die Aufſätze durchzuſehen, die ich täglich auf ſein Verlangen über das, was wir Tages zuvor geleſen oder ich von ihm gelernt, mit großer Gewiſſenhaftigkeit niederſchrieb. Schöne ruhige Stunden, die wir auf dieſe Weiſe mit einander verlebten, wohin ſeyd ihr geſchwunden? Unſere Gedanken, unſer Thun, unſere Worte waren rein, wie der Aether der kalten Winternacht, die mit ihren Miriaden Sternen über unſern Häuptern ſich wölbte, wenn er ſpät von mir ging, und ich ſchuldlos, wie meine neben mir ſchlafende Sidonia, dem Schlummer mich ruhig überließ, mit der freudigen Gewißheit, ihn morgen wieder zu ſehen.

Nie habe ich die leiſeſte Klage über mein trübes Geſchick mir gegen ihn erlaubt, nie er ſich mir gegenüber die unmerklichſte Andeutung, daß es ihm dennoch bekannt ſey. Nie iſt ein Wort, das auf unſer früheres jugendliches Verhältniß zu einander den leiſeſten Bezug hatte, über unſere Lippen gegangen, wir gedachten Beide deſſen nicht mehr, ſo mächtig hatten Zeit und Leben uns umgewandelt. Ich war ſeine Schülerin, er mein Meiſter, mein nachſichtsvoller hochverehrter Freund, zu dem ich vertrauend hinaufblickte.

Ich beuge meine Kniee, ich hebe meine Hand zum Himmel auf, und beſchwöre mit dem heiligſten Eide, bei jenem allwiſſenden, allmächtigen Weſen, vor deſſen ernſten Richterſtuhl ich gewiß bald abgerufen werde, daß dem ſo war! und daß nie ein Gedanke in unſere Seele kam, den wir nicht der ganzen Welt hätten geſtehen dürfen.

Graf Adelheim erwähnte nie ſeiner Beſuche bei mir, obgleich es vielleicht rathſamer geweſen wäre, es zu thun, aber er war nicht gewohnt, gegen dazu Unbefugte, von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft abzulegen. Meinem Gemahle würde er ſie gewiß nicht verhehlt haben, wenn ihn dieſer darum befragt hätte, doch dieſem kam es nicht in den Sinn, daß man ſo tollkühn ſeyn könne, ſich der eminenten Gefahr einer Anſteckung auszuſetzen, um mich zu ſehen. Graf Adelheim verſchwieg alſo auch ihm, daß er nach wie vor mich beſuche, mein Mann ſelbſt hatte ihn ja früher unzähligemal dazu aufgefordert, warum ſollte er unnützer Weiſe den um ſeine eigene Geſundheit unbeſchreiblich Beſorgten, noch mehr in Furcht und Schrecken verſetzen? Er wußte ja, Klarenbachs Aengſtlichkeit gehe ſo weit, daß der Bediente ſich umkleiden mußte, ehe er wieder vor ihm erſchien, der alle Morgen auf der Straße vor unſerem Hauſe ſtehen blieb, um aus dem entfernteſten Fenſter deſſelben von meinem und Sidoniens Befinden Nachricht zu erhalten.

Dennoch lag zu Vielen daran, von Adelheims Schritten genau unterrichtet zu ſeyn, als daß man nicht bald hätte erfahren ſollen, bei wem er alle Morgen mehrere Stunden zubringe; daß er Abends, zur ungewohnt frühen Zeit, den glänzendſten Geſellſchaften ſich entzöge, um zu mir zu eilen, blieb ebenfalls nicht lange ein Geheimniß. Bitterer Ingrimm bemächtigte ſich der Herzen meiner Feinde, während ich in ruhiger Unbefangenheit an kein Uebel dachte, weil ich mir keines bewußt war.

Den Grafen aus der Geſellſchaft verbannen zu wollen, war unmöglich, er war ein zu bedeutendes Mitglied derſelben, und die alten Pläne auf ihn noch lange nicht aufgegeben; ich aber war die liſtig heuchelnde Verführerin, ich hatte die Krankheit meines Kindes nur erdichtet, um — ich vermag es nicht, alle dieſe Gräuel nieder zu ſchreiben — ſie wollten mich vernichten, ſie wollten mich zertreten, und ſie haben es glorreich vollbracht!

* * *

Sidonia war längſt von ihrem ſehr leicht überſtandenen Uebel geneſen, aber die zwei Monate waren noch nicht ganz vorüber, nach deren Ablauf man erſt ohne Furcht mir nahen zu dürfen glaubte, und ich erfreute mich noch immer meiner glücklichen Verbannung.

Sidonia hielt Mittagsruhe, ich war in meinem Zimmer mit meinem Lehrer und Freunde allein. Ich zeichnete nach einer von mir aufgeſtellten Büſte, es war mein erſter — ach auch mein letzter Verſuch in dieſer Art. Es wollte mir nicht gleich gelingen, mein Vorbild treu aufzufaſſen, Adelheim mußte mir helfen, er ſaß neben mir. Im Eifer des Zeichnens hatte er halb knieend ſich vorgebeugt, ſein Geſicht meiner Wange genähert, um meinen Augenpunkt zu ſuchen, ſeine rechte Hand hatte die meinige gefaßt, um ſie zu führen, mit dem linken Arm hielt er hinter mir an der Lehne meines Stuhles ſich an.

Die Thüre flog auf, Klarenbach ſtand vor uns; bleich, entſtellt, mit blitzenden Augen, mit blauen ſchäumenden Lippen, einen bloßen Degen in der Hand, ſtürzte er auf mich zu, riß mich empor, mißhandelte mich thätlich, zum erſtenmal. „Ehrloſe Verbrecherin!“ rief er, „ſchamloſe Heuchlerin!“ Adelheim faßte ihn mit gewaltigem Arm, und warf ihn zu Boden, um mich vor ſeiner Wuth zu retten, der Tiſch mit der Büſte ſtürzte um, fiel auf ihn, verletzte ihn, ich ſah und hörte nichts weiter.

* * *

In meinem Zimmer fand ich mich wieder. Meine Kammerjungfer meldete mir mit kurzen trockenen Worten, Graf Adelheim habe mich ihr übergeben, und ihr aufgetragen, mir zu ſagen, daß er zur Generalin Blomberg, unſerer nächſten Verwandtin, gegangen ſey. Ich fragte nach meinem Gemahl und erfuhr, daß er ſchwer verletzt, vom Blutverluſt ermattet, zu Bette liege, und der Arzt befohlen habe, Niemanden zu ihm zu laſſen.

Eine Stunde ſpäter erſchien ſtolz und ſtrenge, gleich einer rächenden Nemeſis, die Generalin Blomberg bei mir, und kündigte mir den Befehl meines Gemahls an, ihr ſogleich in ihre Wohnung zu folgen. Willenloſer als je, betäubt, entgeiſtert, wagte ich keinen Widerſpruch, ich bat nur, Sidonien mitzunehmen. Sie ſey bei ihrer Bonne beſſer aufgehoben, als bei mir, hieß es; ich mußte gehorchen.

In einem abgelegenen Zimmer, unabläſſig von meiner alten franzöſiſchen Kammerfrau bewacht, die mein Mann mir, gleich anfangs, mehr als Aufſeherin, als zur Bedienung zugegeben, und die, dieſe ganze Reihe von Jahren hindurch, ſein unbeſchränktes Vertrauen ſich erworben hatte, blieb ich nun viele Tage lang in ununterbrochener Einſamkeit. Was ich zur Erhaltung des Lebens bedurfte, ward mir gebracht, doch außer meiner Wächterin ſprach Niemand mit mir, alle meine Fragen blieben unbeantwortet, endlich verſtummte auch ich. Ich erfuhr nichts von meinem Mann, meinem Kinde, meinem Hauſe, nichts von Adelheim. Er hatte mir einigemal in dieſer Zeit geſchrieben, wie ich ſpäter vernahm, keiner ſeiner Briefe gelangte bis zu mir.

Ich war nicht eingeſchloſſen, und doch eine Gefangene. Ob ich das Haus verlaſſen durfte, weiß ich nicht, ich habe es nie verſucht; wohin ſollte ich gehen? wohin konnte ich gehen? meine Aufſeherin folgte mir auf jedem Schritt, beobachtete mit ſtrengem Ernſte jede meiner Bewegungen, jeden meiner Blicke.

In dumpfer Betäubung brachte ich die langen Tage, die noch längeren Nächte zu; meine einzige Beſchäftigung war, meinem Unglück nachzuſinnen. Es erſchien mir um ſo grauenvoller, je weniger ich fähig war, es mir deutlich zu geſtalten; ich ſah wie eine Verbrecherin mich behandelt, und ſtrebte vergebens zu ergründen, was ich verbrochen. Ich ſann und ſann darüber nach, bis mir die Gedanken vergingen, und ich, verſunken in völlige Geiſtesabweſenheit, mir kaum noch meines Daſeyns bewußt blieb.

⁂

Endlich ward es Licht. Ein Scheidebrief ward zum Unterzeichnen mir vorgelegt. Ein Papier begleitete dieſen, das die fürchterlichſten Beſchuldigungen gegen mich enthielt.

Schon vor meiner Verheirathung ſollte ich mit dem Grafen Adelheim in unerlaubtem Umgange gelebt haben, wovon die Beweiſe ſich unter meinen Papieren vorgefunden hätten. Kindiſche

Andenken aus meiner entflohenen Frühlingszeit, die ich einſt aufbewahrt, um ſie ſpäterhin unter dem Druck des Lebens völlig zu vergeſſen!

Adelheims Vater hieß es ferner, habe gleich nach Entdeckung unſeres heimlichen Verſtändniſſes ſeinen Sohn ins Ausland geſchickt, mein Vater, ſpäterhin auch meine Mutter, wären aus Gram über die ausgeartete Tochter geſtorben.

Welch ein furchtbares Gemiſch von Wahrheit und Lügen! mein Herz! mein Herz! wie konnteſt du das ertragen und nicht brechen?

Ferner hieß es, daß aus allem hervorgehe, wie ich ſelbſt den Grafen Adelheim angelockt, unſer voriges, jetzt noch weit ſtrafbares Verhältniß zu erneuern. Sidoniens Krankheit ſey nicht geweſen, wofür ich ſie ausgab; nur erſonnen, um bei der mir bekannten Schwäche meines Gemahls deſto ungeſtörter meine Zuſammenkünfte mit dem Grafen zu halten. Der Arzt, die Wärterin meines Kindes, meine eigene Kammerfrau wären bereit zu beſchwören, daß ſie nie ein Scharlachfieber ſo leichter Art geſehen, daß mehrere untrügliche Kennzeichen deſſelben ſich nicht gezeigt, daß ich ſie alle durch künſtliche Vorſpiegelungen getäuſcht, und ſie deßhalb nur ſelten zu dem Kinde zugelaſſen habe, deſſen Pflege und Wartung ich größtentheils allein übernommen.

Ferner wären meine Kammerfrau nebſt meinen übrigen Domeſtiken bereit, eidlich zu bezeugen, daß Graf Adelheim mich zu jeder Stunde des Tages beſucht, und völlig allein mit mir geblieben ſey; daß ſie dann oft die Thüren meines Zimmers verſchloſſen gefunden, daß die Kammerfrau uns oft in ſehr vertrauter Stellung zuſammen geſehen, daß Adelheim oft bis nach Mitternacht bei mir verweilt habe.

Klarenbach ſelbſt, hieß es endlich, habe in den Armen des Grafen Adelheim mich überraſcht, ſey darauf von ihm zu Boden geworfen, und gefährlich verwundet worden.

Den Schluß dieſes Aufſatzes machte eine an mich gerichtete Aufforderung, um meiner eigenen Ehre willen, in die mir vorgeſchlagene Eheſcheidung einzuwilligen, mich mit dem Jahrgehalt, den mein beleidigter Gemahl mir ausſetzen würde, nach Schwaben zu meinen Verwandten zurückzuziehen, und jedem Anſpruch, jeder Annäherung an meine beiden Kinder, beſonders meine Tochter, für Zeitlebens zu entſagen; indem bei ſo bewandten Umſtänden mir die Erziehung, ſelbſt der Umgang mit letzterer, nicht füglich zu geſtatten ſey.

O meine Sinne! O mein Herz! Von neuem fühle ich ſie wanken und brechen, unter der Laſt der Erinnerungen an jene furchtbaren Greuel! Nein, man ſtirbt nicht vor Entſetzen, man ſtirbt nicht vor Schmerz!

* * *

Die Generalin Blomberg kam ſelbſt zu ſehen, ob ich jenen Scheidungsbrief unterſchrieben. „Sie wollen es nicht?“ rief ſie zornig, „Sie verſchmähen die Milde, mit der man bereit iſt, Sie zu behandeln? Sie wollen Ihre, unſere Schande offenkundig machen? Blindes, thörichtes Geſchöpf, kennen Sie die Folgen davon?“

Mit hinreißender Beredſamkeit, vor der ich bang zuſammenſchauderte, ſchilderte ſie mir nun den Gang der öffentlichen Gerechtigkeit, vor deren Richterſtuhl mein Gemohl ſeine Klagen zu bringen feſt entſchloſſen ſey, im Fall ich auf gütlichem Wege in die mir vorgeſchlagene Eheſcheidung mich nicht fügen wolle; die Pein der beſchimpfenden Verhöre, denen ich dann mich ausſetzen würde, die ſchamloſen Fragen, die man an mich richten, und die ich vor Zeugen würde pünktlich beantworten müſſen, die erniedrigende Confrontation mit meinen, gegen mich zeugenden Domeſtiken, die alle bereit wären, ihre Ausſagen durch einen Eid zu bekräftigen. „Der Prozeß kann Jahre lang währen, und wird dennoch zu keinem andern Reſultat als zur Scheidung führen,“ ſetzte ſie hinzu, „gehen Sie nur darauf ein, Sie werden dadurch berühmt, Ihr Name und Ihre Geſchichte werden in allen Zeitungen prangen.“

„Adelheim“, rief ich wie auſſer mir, „Adelheim wird mich ſchützen, mich vertheidigen!“

„Adelheim, Ihr Mitſchuldiger? ein herrlicher Vertheidiger!“ erwiederte ſie höhniſch lachend. „Wie ſich es nun gefunden, war er in Folge eines geheimen Auftrages ſeines Königs hier, und wurde, gerade am Tage nach jener abſcheulichen Scene, durch einen Befehl, dem auszuweichen nicht in ſeiner Macht ſtand, zu dieſem zurück berufen. Aber ich zweifle nicht daran, daß er augenblicklich kommt, ſobald Sie ihn zu Ihrem Beiſtande auffordern, denn er iſt und bleibt ein Mann von Ehre, unerachtet jenes unbegreiflichen Sichvergeſſens an Ihrer Seite, es war ein Fehltritt, den man Männern nicht beſonders hoch anzurechnen pflegt. Thun Sie es, rufen Sie ihn hieher, und zwingen Sie dadurch meinen Vetter, den würdigen Klarenbach, Ihren Wohlthäter, welcher einſt dem bitterſten Elende Sie entriß, zwingen Sie ihn in ſeinem weit vorgerückten Alter, mit einem jugendlich-kräftigen Manne, der allgemein für einen trefflichen Fechter bekannt iſt, ſich um Ihretwillen zu ſchlagen. Sie ſetzen dadurch allen Ihren Thaten die Krone auf, es iſt der nächſte und ſicherſte Weg, Wittwe zu werden. Sie ſind dergleichen ja gewohnt, das bezeugen die frühen Gräber Ihrer Eltern."

Es war zu entſetzlich, zu furchtbar, fort, fort mit Erinnerungen, die noch jetzt zum Wahnſinn mich führen könnten.

* * *

In ſanfterem Tone ward, als ich wieder zu mir ſelbſt kam, mir vorgeſtellt, wie ich dennoch verloren ſey, ſelbſt wenn es mir gelingen ſollte, die wichtigſten Punkte der gegen mich gerichteten Anklage zu beſeitigen; wie Klarenbach ſich nie mit mir verſöhnen, nie in nur leidlich anſtändigem Verhältniß zu mir leben könne; wie ich hier, einmal gebrandmarkt vor der Welt, von Allen gemieden, in Schmach und Verachtung ein elendes Daſeyn hinſchleppen müſſe, und Sidonia mir dennoch verloren ſey, indem ihr Vater einer ſo mit Schande belaſteten Mutter nie erlauben werde, ſie ferner in ihrer Nähe zu behalten.

Zerſtört, zermalmt an Körper und Gemüth, ſtarrte ich, in Dumpfheit und Betäubung verloren, vor mir hin.

Ich habe unterſchrieben, was man gewollt.

* * *

Als ich hier bei meiner Schweſter angelangt war, bot Adelheim ſchriftlich mir ſeine Hand; er gelobte, durch alles, was innige Freundſchaft, herzliche Theilnahme nur vermöchten, mir möglichſten Erſatz für das zu gewähren, was ich durch ihn und für ihn gelitten. Ohne Ueberwindung, ohne Schmerz, wies ich das edle Anerbieten des großherzigen Freundes von mir ab, zu welchem nur das innigſte Mitleid mit mir ihn bewogen haben konnte. Als ich meinem guten Namen, als ich meinem Kinde entſagte, wurde mein Leben abgeſchloſſen; von jenem Augenblicke an gehöre ich zu den Todten. Sollte ich Vampyrenartig, an dem hoffnungsreichen, ſegenverbreitenden Leben des edelſten Mannes zehren, meines Freundes, meines Wohlthäters Ehre durch meine unheilbringende Nähe vergiften? an jedem ſeiner Schritte auf der Bahn, die er ſo ehrenvoll wandelt, mich lähmend anhängen wollen?

Ich habe für dieſe Welt von ihm Abſchied genommen, ihm meinen unwiderruflichen Entſchluß gemeldet, nie ihn wieder zu ſehen, ſogar jedem ſchriftlichen Umgang mit ihm zu entſagen, und er hat die Gründe gebilligt, die mich dazu bewogen, wenn gleich mit großer Ueberwindung ſeiner ſelbſt. Mein beſtes mich überlebendes Ich, das einzige Weſen, für das ich noch Schmerz, Furcht und Hoffnung empfinden kann, meine Sidonia habe ich dagegen an ſein edles Herz gelegt; ich habe ihn beſchworen, ihr helfend zur Seite zu bleiben, wenn ſie einſt des Schutzes und Rathes bedürfend, nicht minder verlaſſen als ihre Mutter einſt war, in der Welt daſteht, wenn ſie einſt von dieſer mißhandelt wird, wie ich es wurde. Der Schutz, die Leitung des treu erprobten Freundes iſt das einzige, aber auch das edelſte Erbtheil, das ich meiner Tochter hinterlaſſen kann.

Ehe ich von dieſer Welt ſcheide, will ich Sidonien, wenn ſie einſt erwachſen . . . .

* * *

Dieſes letzte Blatt war unvollendet geblieben, der Eindruck, den die Leſung aller dieſer Papiere auf Sidonien machte, läßt ſich in Worten nicht ausdrücken. Inniges Mitleid mit dem herben Geſchicke ihrer ſchuldloſen unglücklichen Mutter, bittere Reue, daß ſie ihrer ſo vergeſſen konnte, der Mutter, die bis zum letzten Athemzuge mit liebender Sorge der Tochter gedacht hatte, unausſprechlicher, an Haß und Verachtung grenzender Widerwille gegen diejenigen, welche die beklagenswerthe Frau, die ihr jetzt in der Glorie der Heiligen erſchien, dem Untergange einſt muthwillig zugetrieben hatten, bewegten ſtürmiſch Sidoniens Herz, das ſonſt immer ſo ruhig geſchlagen.

„Und in der Mitte dieſer Elenden ſoll ich leben!“ rief ſie, von Schmerz und Unmuth hingeriſſen, beinahe laut; „unter dem Dache einer eiteln eigenſüchtigen Thörin, in hülfloſer Abhängigkeit von ihr, die einſt meinen alten ſchwachen Vater liſtig zu umſtricken gewußt hat, und jetzt, ſogar in meinem Beiſeyn, es wagt, das Andenken meiner entſchlafenen Mutter zu läſtern! Die kleinlichen Anſtandsregeln, die nichtswürdigen Rückſichten, die jämmerlichen Anſichten einer Geſellſchaft ſollen das Geſetzbuch meines Lebens werden, einer Geſellſchaft, die einſt meine Mutter ausſtieß, die unſchuldige Heilige in den Staub trat, die tauſendmal beſſer war als ſie Alle! Täglich ſoll ich die nämlichen Leute ſehen, mich vor ihnen beugen, ihre Albernheiten verehren, deren neidiſche Tücke und niedrige Verläumdungsſucht meine Mutter zu Grunde richtete, und ſie dem frühen Grabe zutrieb!“

Wieder und wieder las Sidonia die von ihrer Tante ihr zugeſandten Papiere durch, mit unermüdlicher Aufmerkſamkeit, bis der Inhalt derſelben ihrem Gemüth ſich tief und unauslöſchlich eingeprägt hatte. Je länger ſie darüber nachdachte, je grenzenloſer ward ihre Verachtung einer Welt, in der, ihrer jetzigen Anſicht nach, nur Schein und kleinliche Rückſichten gelten, und jedes rein menſchliche Gefühl erſticken muß; in der nur dem Anſtande gehuldiget und jeder Verſtoß gegen denſelben auf das ſtrengſte beſtraft wird; in der die Unſchuld ſelbſt, wenn ſie in ihrer Unwiſſenheit die ſcharfgezogene Linie der Convenienz verletzt, ſchonungslos zu Boden getreten wird, während man dem Laſter Kronen windet, ſobald es nur die Kunſt verſteht, ſich im Aeußern tadellos zu zeigen.

Sidonia war noch ſehr jung, ſehr unerfahren, und ihr, zum erſtenmal recht lebhaft angeregtes Gefühl für Recht und Unrecht ließ ſie nicht bemerken, wie ſie jetzt, ſelbſt abſprechend und ungerecht, ein voreiliges Urtheil über Dinge fälle, die ſie unmöglich von ihrem noch niedrigen Standpunkte aus genau genug überblicken konnte, um eine ſichere, nicht trügende Anſicht derſelben zu gewinnen. Doch der Eindruck dieſer einſamen Stunde verlöſchte nie völlig aus ihrem Gemüthe, und ſein Einfluß verbreitete ſich über ihr ganzes künftiges Leben.

Sobald der erſte Sturm in ihrem Gemüthe ſich einigermaßen gelegt hatte, nahm Sidonia auch den Brief ihrer Tante wieder zur Hand. Je aufmerkſamer ſie dieſen las, je tröſtlicher fühlte ſie ſich durch ihn angeſprochen. Die Jugend findet nicht nur das eigene Geſchick immer ganz abſonderlich, ſie hegt auch gern den Glauben, daß noch etwas Wunderbares, an die Geiſterwelt Grenzendes damit im Zuſammenhang ſtehe, und ſo war denn auch Sidonia ſehr geneigt, eine Art von Wunder darin zu ſehen, daß dieſer Brief, der neue Ausſichten ihr bot, gerade in der nemlichen Stunde ihr überbracht werden mußte, in welcher die Ankunft ihres Bruders, auf den ſich bis jetzt alle ihre früheren Hoffnungen gegründet hatten, ſie ſo ſchmerzlich enttäuſchte. Sie fühlte jetzt zu ihrem großen Troſte, daß ſie bei weitem nicht ſo verlaſſen, ſo fern von jeder liebenden Theilnahme in der Welt daſtehe, als ſie es wohl früher gewähnt; die Schweſter ihrer Mutter bot in jeder Noth ihr einen ſichern Zufluchtsort an, und Adelheim! der treue edle Freund der Verklärten, den dieſe ſelbſt zu ihrem Beſchützer ihr erkohren hatte! bei ihm verweilten ihre Gedanken am längſten. Sie hätte eine Welt darum geben mögen, gleich in dieſem Augenblick zu ihm ihre Zuflucht nehmen, ſein ſchützendes Wohlwollen, ſeinen leitenden Rath gerade jetzt in Anſpruch nehmen zu können, wo ſie nichts ſehnlicher wünſchte, als den drückenden Verhältniſſen im Hauſe der Stiefmutter ſich zu entziehen. Doch bei weiterem Nachdenken fühlte ſie auch das Nichtige jeder auf ihn geſtellten Hoffnung. Seit dem, ihm gewiß nicht unbekannt gebliebenen, Tode ihrer Mutter, war eine lange Reihe von Jahren vergangen, in der Graf Adelheim nie die kleinſte Theilnahme an ihrem Geſchicke geäußert, auch der Brief ihrer Tante erwähnte ſeiner nicht. Wo ſollte die arme Sidonia ihn ſuchen? wo ihn zu finden hoffen? wahrſcheinlich gehörte er nicht mehr zu den Lebenden; denn ein Mann wie er, hätte ſonſt das heiligſte Vermächtniß ſeiner entſchlafenen Freundin nicht ſo lange aus den Augen verloren.

Schon dämmerte der Abend; unter dem Vorwande, ſich unwohl zu fühlen, war Sidonia heute nicht bei Tiſche erſchienen, und ſaß noch in tiefem Nachſinnen verſunken, als Theodor zu ihr hereintat.

„Ich komme, liebe Schweſter, um mit deiner Erlaubniß ein Stündchen mit dir zu verplaudern,“ ſprach er mit einer Art freundlichem Weſen, das Sidonien unangenehm auffiel. „Wir müſſen doch Bekanntſchaft mit einander machen,“ ſetzte er hinzu; „Frau von Klarenbach hat eben ihre Toilette für die heutige Soirée bei der Frau von Rothenſtein angefangen; da habe ich denn wenigſtens noch anderthalb Stunden vor mir, und die denke ich bei dir recht angenehm zuzubringen.“

„Du willſt heute Abend unſere Stiefmutter begleiten, und zur Frau von Rothenſtein?“ fragte Sidonia mit ſchmerzlichem Erſtaunen.

„Ei gewiß,“ war die Antwort; „die Rothenſteins ſind durch die verſtorbene Generalin Blomberg uns nahe verwandt; man muß Niemanden negligiren, man weiß nicht, wo man die Leute einmal brauchen kann. Es wird mir überdem morgen bei meiner Viſitenronde ganz angenehm ſeyn, einen Theil der Societät ſchon perſönlich zu kennen. Du, liebe Schweſter, wirſt übrigens wohl daran thun, wenn du deiner Migraine, mit der es wohl nicht ſehr ernſtlich gemeint war, für heute den Abſchied gibſt, um dich ankleiden zu laſſen. Es iſt nicht ganz ſchicklich, daß du gerade an dem Tage aus der Geſellſchaft wegbleibſt, an welchem ich zum erſtenmal in ihr erſcheine. Geſtehe es nur, Kleine, du haſt eigentlich nur aus einer Art von dépit das Mittagseſſen verſchmäht, du boudirſt deinen Bruder, weil er heute früh der Stiefmama ein wenig ſchön that, mit der du eben eine etwas lebhafte Scene gehabt hatteſt. Trotzköpfchen, du! Dergleichen kleine Niaiſerien ſtehen einem hübſchen Mädchen zwar recht allerliebſt, aber ſie müſſen zur rechten Zeit, und am rechten Orte angebracht werden, vor allem hüte dich vor Uebertreibung."

„Theodor, ich verſtehe gar nicht, was du meinſt," erwiederte Sidonia mit kaum zu unterdrückendem Unmuth im Herzen.

„Komm, ſey ein gutes Kind, und erlaube mir, deine Jungfer zum Ankleiden zu rufen," ſprach Theodor lachend; „mir machſt du nichts weiß. Uebrigens hoffe ich, du ſollſt bald von ſelbſt einſehen, daß wir es durchaus mit unſerer Stiefmutter nicht verderben dürfen; unſer guter Vater hat unſern Vortheil, beſonders den deinen, gar zu ſehr in ihre Hände gegeben. Doch laß mich nur machen, ich will ſie ſchon gewinnen. Kleide dich nur ruhig an, während ich hinunter gehe, ſie deinetwegen zu beſänftigen."

„Ich kann jene verhaßten Leute heute nicht ſehen, es iſt der Sterbetag unſerer Mutter!" rief Sidonia, in Thränen ausbrechend.

„Heute wäre? — doch ja, wir ſchreiben den Neunzehnten," erwiederte Theodor nach kurzem Beſinnen; „aber wie kömmſt du dazu, den Tag ſo beſtimmt zu wiſſen? Um ſo mehr iſt es nöthig, daß du heute in der Geſellſchaft erſcheinſt, denn die Klugheit gebietet uns alles zu vermeiden, was alte, längſt vergeſſene Ereigniſſe, den Leuten wieder in das Gedächtniß zurückrufen könnte. Die Mutter iſt zwar ſchon vor vielen Jahren geſtorben, und obendrein fern von hier; ich glaube kaum, daß irgend jemand noch weiß, wann ſie eigentlich ſtarb, aber es wäre doch möglich. Was ſollen überhaupt ſolche alljährlich ſich widerholende Erinnerungen? Ein jeder Tag hat ſeine Leiden, ein jeder Tag hat ſeine Luſt; ſagt, ich weiß nicht mehr welcher Dichter.“

„Du biſt doch mein Bruder, du biſt doch der Sohn unſerer grauſam hingeopferten Mutter, fühlſt du denn nicht, wie unmöglich es mir ſeyn muß, gerade heute zu der Nichte ihrer grauſamſten Verfolgerin zu gehen?“ erwiederte Sidonia ſehr lebhaft.

„Ma chère, ich bitte dich recht ernſtlich, unſerer Mutter hier nie zu erwähnen,“ erwiederte Theodor, „ihr kann das Erneuern ihres Andenkens nichts mehr helfen, und uns, beſonders dir, bringt es Nachtheil. Ich will herzlich gern zugeben, daß ihr damals zu viel geſchehen ſey, wir Beide können nicht darüber urtheilen, du warſt ein unmündiges Kind, und ich war auch noch ſehr jung. Das alles aber iſt vorbei und nicht mehr zu ändern, darum dürfen wir uns weder darüber grämen noch ereifern. Wer in aller Welt hat dir ſolche Marotten in den Kopf ſetzen können?“

Sidonia ſchwieg. „Kennſt du die Schweſter unſerer Mutter?“ fragte ſie nach einer kleinen Weile.

„Die Frau von Bornefeld? Wie kömmſt du denn jetzt auf die? Du thuſt ſonderbare Fragen,“ erwiederte Theoder, und ſah Sidonien forſchend an. „Geſehen habe ich ſie nie, aber wohl gehört, daß ſie eine gute brave Frau ſeyn ſoll, der Niemand etwaß Uebles nachſagt, vermuthlich weil Niemand von ihr etwas weis. Sie lebt mit ihrer Familie in ziemlich beengten Umſtänden irgendwo in Schwaben. Die Verwandtſchaft, gute Sidonia, wird uns nicht ſonderlich viel in der Welt helfen, mit der brauchen wir eben nicht groß zu thun, es ſind ehrliche, aber obſcure Leute, ohne allen Einfluß.“

„Und Graf Adelheim, kennſt du den Grafen Adelheim, weiſt du, wo er ſich aufhält?“ fragte Sidonia weiter.

„St! St! um Gotteswillen, den Namen vollends darfſt du nie nennen!“ rief Theodor ängſtlich.

„Sidonia, was für wunderliche Ideen beſchäftigen dich. Ich weiß nicht, was ich von dir denken ſoll, und muß geſtehen, daß ich dich für viel vernünftiger gehalten hätte. Ich bitte dich, gib deinen ſonderbaren Grillen den Abſchied, und vor allen Dingen laß ja keine lebende Seele merken, daß jener Name dir auch nur von Ferne bekannt ſey. Sprechen wir lieber von andern Dingen. Ich habe heute bei Tiſche eine intereſſante Bekanntſchaft gemacht, die eines gewiſſen Herrn von Binſenburg. Wie? du wirſt roth? cela suffit, ich ſehe du haſt mich verſtanden, morgen ſprechen wir weiter über dieſen Punkt. Und nun rufe deine Jungfer, es iſt die höchſte Zeit zum Ankleiden.“

„Ich kleide mich nicht an, ich gehe nicht zur Frau von Rothenſtein, und will von dem jämmerlichen Binſenburg nichts hören noch wiſſen, am liebſten ihn gar nicht wiederſehen,“ erwiederte Sidonia mit unverhehltem Unmuth.

„So jung noch und ſchon ſo dezidirt!“ rief Theodor lachend; „aber der Trotz ſteht dir gut, und mag wohl dazu beitragen, den jungen Leuten die Köpfe zu verrücken, die nicht, wie ich, die Ehre haben, dein Bruder zu ſeyn; aber ich warne dich nochmals, hüte dich vor dem Uebertreiben. Ich ſehe indeſſen, daß heute mit dir kleinen Eigenſinn nichts anzufangen iſt, wir wollen es auf gelegenere Zeit verſchieben; ſolch ein Mädchenköpfchen werden zwei Diplomatiker doch wohl noch zur Vernunft zu bringen wiſſen!" ſetzte er hinzu, indem er Abſchied nahm, weil es die höchſte Zeit ſey, an ſeine eigene Toilette zu denken.

Gleich am andern Morgen war es Theodors angelegentliches Geſchäft, Sidonien wieder in ihrem Zimmer aufzuſuchen, um dem Herrn von Binſenburg bei ihr das Wort zu reden. Er ſtellte ihr alle Vortheile einer Verbindung mit ihm, auf das deutlichſte und im glänzendſten Lichte vor; ſuchte auf das bündigſte ihr zu beweiſen, wie ein Mädchen in ihrer Lage die unverzeihlichſte Thorheit begehen würde, wenn ſie die Hand eines Mannes ausſchlüge, der im Begriffe ſtehe die glänzendſte Carriere zu machen; und daß es die heiligſte Pflicht ihrer nächſten Verwandten ſey, ſie auf jede Weiſe davon abzuhalten. Er bat ſie, den mächtigen Einfluß zu bedenken, den die Verbindung mit dem künftigen Geſandten auf das fernere Fortkommen ihres eigenen Bruders haben könne; und machte es ihr zur Gewiſſensſache, ſolche bedeutende Vortheile nicht aus Eigenſinn von ſich zu weiſen, und dadurch das Glück ihres einzigen nahen Verwandten muthwillig zu ſtören, dem ſie Liebe und Rückſichten jeder Art ſchuldig ſey. Doch alles, was er ſagen mochte, machte nicht den mindeſten Eindruck auf ſie, Sidonia blieb feſt bei dem Entſchluſſe, Binſenburgs Hand auszuſchlagen, ſobald er es wagen würde ſie ihr anzubieten, und ſprach dieſes unumwunden aus, ſo oft Theodors unermüdliche Suade ſie nur zum Worte kommen ließ.

* * *

Wochen, Monate vergingen, und Sidonia empfand immer ſchmerzlicher, wie ſehr ſie ſich in dem Bilde getäuſcht, das ihre Phantaſie ihr von ihrem Bruder vorgeſpiegelt habe, und wie wenig ſie durch ſeine Ankunft an Glück und Zufriedenheit gewonnen.

Er wohnte jetzt im Hauſe ihrer Stiefmutter, deren erklärter Liebling er geworden war, und die ſich jetzt täglich in der heiterſten Laune zeigte. Die unveränderliche Aufmerkſamkeit des eleganten jungen Mannes, den ſie mit graziöſer Sentimentalität ihren Sohn nannte, ſchmeichelte ihrer Eitelkeit;

ſie war thörig genug, es mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit anzuhören, wenn ihre Freundin Eliſe ihn Don Carlos nannte, und im vertrauten Geſpräche mit ihr, auf die hoffnungsloſe Liebe des bedauernswerthen jungen Mannes, ſich Anſpielungen erlaubte. Auch trug Theodor's Verſprechen, die Verbindung Binſenburgs mit Sidonien gewiß herbeizuführen, nicht wenig dazu bei, Frau von Klarenbach bei gutem Humor zu erhalten, und alle heftigen Ausbrüche ihrer leidenſchaftlichen Heftigkeit zu verhindern. Sidoniens Leben gewann dadurch unſtreitig an Ruhe: obgleich ihres Bruders tägliche Ermahnungen, ſich mit guter Art zu einem Schritte zu entſchließen, den ſie einſt doch werde thun müſſen, ſie oft zornig machten, oder doch wenigſtens langweilten.

Uebrigens hatte ſich Theodor zu einem unentbehrlichen Mitgliede der Societät aufgeſchwungen, ohne jedoch eigentlich eine brillante Rolle in derſelben zu ſpielen; es war ſogar eine ſeiner Lebensregeln, daß man, um in der Welt fortzukommen, ſich vor allen Dingen davor hüten müſſe, ſich ihr in einem auffallend glänzenden Lichte zu zeigen, weil man ſich damit nur Feinde mache. Glatt wie ein Aal ſchlüpfte er durch alle Verhältniſſe ſchmiegſam hindurch, ſchien Jedermanns Meinung zu ſeyn, weil er die Seine nie deutlich ausſprach, war voll von Rückſichten gegen alle Welt, ohne je irgend Jemanden zu vernachläſſigen, ſelbſt den ſcheinbar unbedeutendſten nicht. Niemand wußte die ſogenannten Jeux d'Esprits beſſer zu leiten und anzugeben wie er, an Kartenkünſten, Charaden, Räthſeln und Calembourgs war er unerſchöpflich, und machte ſich dadurch bei dem jüngeren Theile der Societät ungemein beliebt. Auf dem Balle tanzte er mit allen Damen, die man ſpottend die Tappiſſerie nannte, weil ſie gewöhnlich unaufgefordert und trübſelig längs den Wänden ſitzen blieben; der Spieltiſch aber war das eigentliche Feld, wo er am brauchbarſten ſich bewies. Er ſpielte jede Art von Kartenſpiel, hoch oder niedrig, wie man es wollte, mit alten Damen oder mit Männern, die am Spieltiſch Eigennutz und Habſucht unter dem Anſchein des Vergnügens verkleiden, und blieb dabei ſtets guter Laune, er mochte gewinnen oder verlieren.

Sich das Vertrauen des ziemlich bornirten Herrn von Binſenburg zu erwerben, war ihm ein

Leichtes, auch wußte er von dieſem ſehr bald das Geſtändniß ſeiner unbezwinglichen Liebe zu der ſchönen Sidonia herauszubringen, und verhalf ihm mit großer Gewandtheit zu der tröſtenden Ueberzeugung, daß Sidoniens anſcheinender Widerwille gegen ihn, nichts anderes als die bloße Sprödigkeit eines eben aus der Penſion gekommenen Mädchens ſey, die man bei einem ſo jungen Geſchöpfe ganz natürlich finden müſſe. Er ſuchte auf alle Weiſe ſeinen neuen Freund bei gutem Muthe zu erhalten, und durch Erzählungen von ſeiner Schweſter, deſſen Leidenſchaft immer höher zu entflammen; warnte ihn aber auch zugleich, nicht zu dreiſt in Sidonien zu dringen, um ſie nicht vollends zu verſchüchtern. Im Herzen hoffte Theodor, daß irgend ein Zufall eintreten werde, der, glücklich, und mit Geſchicklichkeit benützt, Sidonien zum gewünſchten Ziel führen ſolle; deßhalb ſuchte er vor Allem eine deutliche Erklärung, von Binſenburgs Seite, für's Erſte noch abzuwenden, und eilte augenblicklich herbei, wenn er dieſen Sidonien ſich nähern ſah, um nicht zwiſchen Beiden es zum Ausſprechen ihrer gegenſeitigen, einander ſo entgegengeſetzten Geſinnungen und Gefühle kommen zu laſſen. Sidonia aber wünſchte zuweilen in ihrem Unmuth doch endlich eine Gelegenheit zu finden, um durch ein klar und beſtimmt ausgeſprochenes „Nein“ ſich für immer der täglich dreiſter werdenden Zudringlichkeit ihres widerwärtigen Anbeters zu entziehen, aber ihr mädchenhaftes Gefühl hielt ſie ab, zu antworten, ehe die große Frage ausgeſprochen worden ſey.

Nicht ohne vorher wohlüberlegtes Zuthun der Frau von Klarenbach und ihres treuen Bundesgenoſſen, war die nahe bevorſtehende Vermählung des Herrn von Binſenburg und Sidoniens indeſſen das öffentliche Geheimniß geworden, das Jeder ſeinem Nachbar, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, heimlich zuflüſterte, und Sidonia wurde überall, wo ſie ſich blicken ließ, mit verſteckt ſeyn ſollenden Anſpielungen und ſchalkhaft-witzigen Einfällen beläſtigt, die ſie zuweilen nicht zu hören ſchien, oft aber auch, mit aller ihr zu Gebot ſtehenden Geiſtesgegenwart, bald ins Lächerliche zog, bald ernſtlich von ſich abwies. Das half ihr aber nur wenig, man glaubte doch was man glauben wollte, denn Binſenburg benahm bei ähnlichen Veranlaſſungen ſich ganz anders als ſie. Stumm und verlegen ſich verbeugend, nahm er eine ſo vielſagende geheimnißvolle Miene an, als er nur hervorzubringen vermochte, und ſah lächelnd nach dem ihm ſtets nahe bleibenden Theodor ſich um, der dann auch nie ermangelte, dieſes Lächeln mit ſchlauen bedeutenden Blicken zu erwiedern, und gleich darauf, auffallend gefliſſentlich, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

Sidonien war alles dieſes höchſt unangenehm, ſie war indeſſen zu jung, zu geſund, zu lebensfroh, um ſich wirklich dadurch niederſchlagen zu laſſen. Alle Freuden des Karnevals waren eben in vollem Gange, und bildeten eine nur ſelten unterbrochene Reihe von Feſten, die alle für Sidonien den unbeſchreiblich mächtigen Reiz der Neuheit hatten. Sie tanzte gern, denn ſie tanzte ſchön; ſie ſah ſich ausgezeichnet und vorgezogen, ſobald ſie ſich nur blicken ließ, und ohne eben eitel oder gefallſüchtig zu ſeyn, war es doch unmöglich, daß ihr dieſes hätte ganz gleichgültig bleiben ſollen.

Sie reden was ſie wollen, was kümmert's mich! dachte ſie, am Ende können weder Stiefmutter noch Bruder mich zwingen, einen Mann zu heirathen, den ich nicht heirathen will; das

Lächerliche alles dieſes Treibens, muß endlich auf ſie und den albernen Binſenburg zurückfallen, und ich wäre wohl thörig, wenn ich vor der Zeit mich darüber grämen wollte.

Herr von Binſenburg nahm indeſſen die Sache weit ernſtlicher, und fing an ſeinem Vertrauten durch Ungeduld recht läſtig zu werden, obgleich dieſer ſich eingeſtehen mußte, daß jener im Grunde wohl dazu befugt ſey. Das in dieſem Jahre ungewöhnlich lange währende Karneval neigte ſich zum Ende, das Frühjahr nahte mit ſtarken Schritten, die erſten Tage des Maimonats waren zu Binſenburgs Abreiſe unwiderruflich beſtimmt, und immer noch zeigte ſich dieſem keine Ausſicht einer Entſcheidung ſeiner heißeſten Wünſche, immer noch war kein Schritt gethan, der eine ſolche herbeiführen konnte. Theodor beſchwichtigte den laut Klagenden ſo gut er es nur vermochte, beſchwor ihn, nur jetzt ſich zu keiner Uebereilung hinreißen zu laſſen, die alles verderben könne, und verſprach, recht ernſtlich darüber nachzudenken, wie die unumgänglich nöthige Erklärung am beſten und ſicherſten einzuleiten, und alles bald und ſchnell dem gewünſchten Ende zuzuführen ſey. Er hielt redlich

Wort, denn ihm ſelbſt war unendlich viel daran gelegen, den vielvermögenden reichen und vornehmen Binſenburg, recht bald als ſeinen Schwager zu begrüßen.

Ein ziemlich ſeltſamer Plan, wie dieſes erwünſchte Ereigniß am ſicherſten herbeizuführen ſey, bot nach kurzem Nachdenken gleichſam wie von ſelbſt ſich ihm dar. Zwar erſchrack er anfangs vor ſeinem eigenen Gedanken, denn er war durchaus weder böſe noch ehrlos; doch das Bewußtſeyn, daß er eigentlich das Glück ſeiner Schweſter, und nur nebenher auch das eigene beabſichtige, half ihm über manches hinweg, was ihm anfangs bei dieſem Unternehmen zu gewagt erſchienen war. Er wußte überdem recht gut, wie leicht es ſey, den armen ſchwachherzigen Binſenburg zu verſchüchtern, und daß Sidonia durch ihre große Geiſtesüberlegenheit im Stande ſey, ihm genugſam zu imponiren, um ihn in gebührenden Schranken zu halten; und dieſes beſeitigte alle noch übrigen Bedenklichkeiten.

„Was iſt es denn weiter, was ich im Sinne führe, als ein luſtiger Karnevalſtreich!“ rief er, von der Ottomanne aufſpringend, auf der er volle zwei Stunden lang über ſeinen Plänen gebrütet; „Fräulein Eigenſinn mag es ſich ſelbſt verdanken, wenn ſie darüber in einige Verlegenheit gerathen ſollte, warum will ſie ſich nicht auf gebahnteren Wegen leiten laſſen?“

* * *

Wochenlang war ſchon von einem großen brillanten Maskenballe geſprochen worden, welcher die diesjährigen Karnevalsfreuden beſchließen ſollte, und Niemand hatte ſich herzlicher darauf gefreut, als Sidonia, weil ſie dieſe Art von Vergnügen nur aus Beſchreibungen kannte, und ſich deßhalb eine, an das Feenhafte grenzende Vorſtellung davon machte. Die Einrichtung der öffentlichen Redouten war in dieſer Stadt, wie jetzt faſt überall, von einer Art, daß keine Dame aus den gebildeteren Ständen anders, als höchſtens einmal aus Neugierde und im ſtrengſten Incognito ſie beſuchen mochte, doch dieſer Ball ſollte anderer Art ſeyn. Mehrere Herren, auf deren Geſchmack man ſich verlaſſen konnte, hatten die Einrichtung des Ganzen übernommen; die Einlaßbillette dazu wurden mit Auswahl und Umſicht vertheilt, nur elegant gekleidete Masken ſollten zugelaſſen werden, auch hatten in den vornehmern Kreiſen ſich mehrere Quadrillen gebildet, die in der Auswahl ihrer eleganten und prächtigen Koſtüme, mit einander zu wetteifern gedachten. Alles war voll froher Erwartung, als der feſtliche Tag endlich heran kam.

Sidonia hatte einige Mühe gehabt, ſich dem Zureden ihres Bruders zu entziehen, der durchaus wollte, daß ſie in einer Quadrille von Türken, als Binſenburgs Sultanin auftreten ſollte. Sie erſtaunte über Frau von Klarenbachs noch nie ſo erprobte Gefälligkeit, die aus freien Stücken ſich erbot, eine früher gefaßte Idee aufzugeben, und an ihrer Stelle einzutreten; während ſie ihr zugleich die Erlaubniß ertheilte, ſich mehreren ihrer jungen Bekanntinnen anzuſchließen, die ganz unter ſich ein Chor von Zephyretten darſtellen wollten. Sidoniens junges Herz pochte faſt hörbar vor Freude, als ſie in der anmuthigen leichten Tracht ſich im Spiegel ſah. Mit den goldſchimmernden Schmetterlingsflügeln an den Schultern, und dem vollen Blumenkranz im reich gelockten Haar, ſah ſie wirklich einem ätheriſchen Weſen ähnlicher, als einem ſterblichen Mädchen: auch hüpfte ſie, mit wahrhaft kindlicher Fröhlichkeit wie ein ſolches in den Wagen, in welchem ihre jugendlichen Begleiterinnen, in nicht minder fröhlicher Stimmung, ſie abzuholen kamen. Doch unterwegs ſchon ward ihr bänglich um's Herz; nur langſam, und endlich nur Schritt vor Schritt konnte der Kutſcher, durch das in den Straßen verſammelte Volk, ſich mühſam durchwinden, welches mit Laternen und Fakkeln in den Wagen hineinleuchtete, um die Masken zu ſehen, und mit rohem Gelächter und überlauten Ausbrüchen wilder Freude ſie begrüßte. Vor dem Ballhauſe ſelbſt entſank Sidonien vollends der Muth; im Scheine der Pechpfannen und Windlichter, die vor demſelben angebracht waren, ſtand es da, wie von einer Feuersbrunſt beleuchtet! der in dicken Wolken aufſteigende röthliche Dampf jener Erleuchtung, das tumultuariſche Toben des hier noch zahlreicher als in den Straßen verſammelten Pöbels, das Geſchrei der Wache, die mit vorgehaltenem Gewehr denſelben zurückdrängte, um den Masken den Eingang zu bahnen, alles dieſes zuſammen, gab ihr ein Bild wilder Unordnung, das ſie mit bangem Grauen erfüllte; und wären ihre Flügel wirklich das geweſen, was ſie zu ſeyn ſchienen, ſo hätte Sidonia wahrſcheinlich nie den Ballſaal geſehen, ſondern in die Lüfte ſich geſchwungen, um ihrer ſichern ruhigen Wohnung wieder zuzueilen.

Zu ihrem Troſte ward ſie beim Ausſteigen von einigen Verwandten ihrer Begleiterinnen empfangen, welche Dominos über ihre glänzendere Maskentracht geworfen hatten, um die lieblichen Zephyretten bis an die Thüre des Saales ſicher zu geleiten. Sie mußten ziemlich lange in einem nur ſchwach erleuchteten Nebenzimmer den Augenblick erwarten, in welchem ſie mit den phantaſtiſchen Windungen eines vom Balletmeiſter eigens für ſie erfundenen Tanzes, den ſie ſchon viele Tage lang vorher mit einander eingeübt hatten, in den Saal eintreten konnten.

Mehrere Masken gingen hier aus und ein, ſtanden, die liebliche Gruppe anſtarrend, vor ihnen ſtill, und betrachteten ſie näher, auf eine Art, die an jedem andern Orte unverſchämt genannt worden wäre, und die Sidonien unter ihrer Larve das Blut in die Wangen trieb.

Dickbäuchige Zwerge, mit unförmlich großen Köpfen und unendlich langen Ohren und Naſen, krächzten unverſtändliche Töne ihr zu, weiße Fledermäuſe ſchwirrten und pfiſſen um ſie her; in einer Ecke hielt ein rieſenlanger Donquixotte auf ſeiner Roſinante, neben ihm die Windmühle und der ehrliche Sancho auf ſeinem Grauen, und ſchienen ebenfalls die Zeit ihres Einzuges in den Saal zu erwarten. Sidonien ward es immer bänglicher um's Herz ,mitten in dem bunten Wirrwarr überkam ſie ein wunderbares Gefühl von Traurigkeit, das jede Ahnung der erwarteten Freuden verſcheuchte. Beim Anblick der fratzenhaften Geſtalten, die in der Dämmerung leiſe wie Träume an ihr vorüber ſchweiften, ward ihr immer unheimlicher zu Muthe. Der Ton einer rein menſchlichen Stimme, der Anblick eines menſchlichen Geſichts, und wäre es auch das des verhaßten Binſenburg geweſen, würde ihr in dieſem Augenblick zum wahren Troſt geworden ſeyn, aber ſie hörte mit innerem Grauen nur ſchnarrendes, an das Thieriſche grenzendes Gekrächze, erblickte nur widrige Larven, mit ſtarren unbeweglichen Mienen, und immer grauenhafter ward ihr zu Muthe. Da ſprang plötzlich die Thüre des Saales auf, ein blendender Lichſtrom quoll ihr aus dieſem entgegen, der ſie noch mehr betäubte, als ſie es ohnehin ſchon war; alle Gegenſtände ſchienen vor ihren Augen zu ſchwanken; „vorwärts, vorwärts, angefangen!“ rief der um die Ehre dieſes Abends beſorgte Balletmeiſter, den ſie erſt jetzt in ſeinem Tabarro erkannte, ihr ins Ohr, als ſie in halber Bewußtloſigkeit an der Schwelle zögerte. Comteſſe Lili zog ſie heftig mit ſich fort, Sidonia folgte ihr mit unſicherem Schritt, und war nahe daran in den Saal hinein zu fallen; aber ſie fühlte von einem ſie leiſe unterſtüzenden Arm ſich aufrecht gehalten, der gleich darauf ſie wieder losließ, eine tiefe wohltönende Stimme flüſterte ihr zu: „Muth, Sidonia, kann dieſe Mummerei Sie erſchrecken?“ Sie wollte ſich nach dem unbekannten Helfer umſehen, deſſen Stimme ihr bekannt ſchien, doch der eben beginnende Tanz zog ſie fort, noch einmal, als ſie der Thüre wieder näher kam, blickte ſie nach derſelben hin, konnte aber keiner ihr bekannten Geſtalt dort gewahr werden; nur ein großer anſehnlicher Mann im weißen Domino, ſtand in derſelben; der, als ſie im Tanze an ihm vorüberſchwebte, mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes ſie begrüßte. Sollte der es geweſen ſeyn?

und wer iſt er? fuhr ihr flüchtig durch den Sinn; aber der Tanz riß in ſeinen labirinthiſchen Windungen ſie fort; alles, was ſie früher beängſtigt hatte, verſchwand vor der ſiegenden Gewalt dieſes ihres Lieblingsvergnügens; mit gewohnter Leichtigkeit und Anmuth bewegte ſie ſich durch die Reihen der lieblichen Zephiretten, die ſie als ihre Königin umflatterten, bis das reizende Schauſpiel beendet war, das ſie den Zuſchauern gaben, und nun Maskenzüge eintraten.

Don Quixotte hielt jetzt ſeinen Einzug, vor ihm her wandelte die Windmühle, die er beſiegt; Theodor hatte dieſe durchaus nicht glänzende Rolle übernommen, um ſich ſpäterhin im Domino freier bewegen zu können, ohne in der Geſellſchaft ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließend einer einzelnen Dame widmen zu müſſen. Hinter dem mannhaften Ritter zog Sancho Panſa auf ſeinem Eſel einher, letzterer ſowohl als des Ritters edleres Thier, waren das kunſtreiche Werk des Theaterſchneiders und ihre Reiter wußten ſich damit ſo geſchickt zu benehmen, daß ſie wirklich eine Art lebendiger Täuſchung hervorbrachten; eine lange Reihe von Rittern und Damen, Zauberern und Zwergen, ſchloß dem ergötzlichen Zuge ſich an, der, durch die Art, wie die Hauptperſonen deſſelben ihre Rollen ſpielten, die ganze Geſellſchaft höchlich beluſtigte. Auch Sidonia erfreute ſich daran, und lachte herzlich über das, was vor kaum einer Stunde ihr Furcht und Grauen eingeflößt hatte. Sie konnte jetzt ſelbſt ihre damalige Stimmung kaum begreifen, und hatte an den, ſie zuerſt ſo unangenehm berührenden Anblick der Larven ſich ſo gewöhnt, daß ſie ohne alle Scheu in das dickſte Gewühl der Masken ſich hineinwagte, mit gewohnter geiſtreicher Lebendigkeit all den Zauberern, Wahrſagerinnen und übrigen phantaſtiſchen Geſtalten Rede ſtand, die mit theils albernen, theils witzigen Scherzen ſich an ſie herandrängten, und endlich mit ganzer Seele ihrer gewohnten, durch das Seltſame der Umgebungen noch erhöhten Freude am Tanzen, ſich überließ.

Es fiel ihr ein Paarmal auf, daß der weiße Domino ſich immer in ihrer Nähe hielt, ohne jedoch den geringſten Verſuch zu machen, ſie anzureden; mehrere ihrer Bekannten, ſogar ihr Bruder, bemerkten es ebenfalls, und fingen an, ſie mit dem „großen Unbekannten,“ wie ſie ihn nannten, zu necken, der es darauf angelegt habe, ſie den ganzen Abend nicht aus den Augen zu laſſen. Sidonia lachte und tanzte fröhlich fort, ohne weiter darauf zu achten. Theodor ſuchte aber doch zu erforſchen, wer der Unbekannte ſey, konnte aber darüber keine Auskunſt erhalten. Eine Einlaßkarte, die nur eines der vornehmſten Mitglieder der Geſellſchaft ihm gegeben haben konnte, hatte ihm den Eintritt verſchafft.

Müde vom Tanze und der im Saale herrſchenden immer drückender werdenden Hitze, ſehnte Sidonia ſich endlich nach einem ruhigen Plätzchen, um einige Augenblicke auszuruhen, und die beſchwerliche Maske ein wenig lüften zu können. Eine nur angelehnte Seitenthüre, an der ſie einigemal vorüber gekommen war, ſchien ihr, was ſie wünſchte, zu bieten, und ſie benutzte daher den erſten Augenblick, wo ſie ſich unbemerkt glaubte, und ſchlüpfte aus dem Saal, indem ſie die Thüre wieder hinter ſich anzog. Sie ſah ſich in einem kleinen ziemlich dunklen Gange, ward aber einer zweiten Thüre ihr gegenüber gewahr, die ſie furchtlos, wie Unſchuld und Unerfahrenheit es immer ſind, ebenfalls öffnete, und befand ſich plötzlich in einem ſehr eleganten Kabinette. Eine einzige Lampe von Beinglas verbreitete eine höchſt angenehme Dämmerung in demſelben; nur wie aus weiter Ferne ſchallte die Muſik aus dem Saale zu ihr herüber, um ſie her war es ſo ruhig und kühl, wie ſie es nur hätte wünſchen können. Freudig überraſcht warf Sidonia ſich auf den Sopha, legte vor allen Dingen die beſchwerliche Maske neben ſich hin, und wollte eben anfangen, ihre etwas in Unordnung gerathenen Locken zu ordnen, als eine von ihr nicht bemerkte Tapetenthüre ſich unhörbar in ihren Angeln drehte, und der weiße Domino plötzlich vor ihr ſtand.

Erſchrocken ſprang Sidonia auf. „Ruhig, Sidonia, ein alter Freund ſteht vor Ihnen,“ ſprach der Unbekannte, indem er ebenfalls die Maske abnahm, und Sidonia war nahe daran, ſich ihm in die Arme zu werfen, und ihm um den Hals zu fallen, ſo wie ſie nur ſein Geſicht erblickte; er aber trat um keinen Schritt ihr näher, ſondern blieb an der Thüre ſtehen. „Ich komme nur, Sie zu bitten, dieſes Kabinet augenblicklich zu verlaſſen, und zurück in den Saal zu gehen,“ flüſterte er eiligſt, doch Sidonia achtete nicht darauf.

„Seethal!“ rief ſie, „guter lieber Herr von Seethal, ach ich bin außer mir vor Freude, endlich einmal einen alten Freund wieder zu ſehen! Wie geht es meiner lieben Madame Bonplants? Was macht Emilie und Sophie und Konſtanze und Caroline, was machen . . .“

„Ich komme nicht von Berlin,“ erwiederte Seethal lächelnd, „aber ich bitte Sie um Alles, gehen Sie zurück in den Saal. Sie dürfen keine Minute hier länger verweilen. Sie kennen die Welt noch nicht, liebes Kind; Sie wiſſen nicht, was an Orten, wie dieſer, die Schicklichkeit fordert, und welcher Gefahr ſie Ihren guten Ruf und vielleicht auch Ihre Perſon ausſetzen. Zurück, zurück in den Saal.“

„Nur ein Wort!“ bat Sidonia. „Werde ich morgen Sie ſehen?“

„Ich reiſe in dringenden Geſchäften,“ erwiederte Seethal ſehr eilig, „in zwei Stunden muß ich fort, ich hielt mich hier nur auf, um Sie auf dem Balle zu ſehen, und wäre unerkannt wieder fortgegangen, hätte ich nicht bemerkt, wie Sie in dieſes Kabinet gingen, und die Verpflichtungen gefühlt, Sie zu warnen. Leben Sie wohl, meine liebe Sidonia, und nun gleich zurück in den Saal. Selbſt mit mir darf man Sie hier nicht treffen. Verſchweigen Sie, daß Sie mich geſehen. In einigen Wochen komme ich hier wieder durch, und hoffe dann Sie längere Zeit zu ſprechen.“

Er wollte durch die Tapetenthüre wieder hinausſchlüpfen, doch Sidonia hielt am Mantel ihn feſt, weil ihr der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß er vielleicht der Einzige ſey, der ihr eine längſt gewünſchte Auskunft geben könne.

„Nur eine einzige Frage beantworten Sie mir noch,“ bat Sie eiligſt; „kennen Sie den Grafen Albert von Adelheim?“

Seethal ſtutzte. „Wie kommen Sie zu dieſer Frage?“ erwiederte er ſichtlich erſchrocken.

Sidonia ſah verwundert zu ihm auf. „Graf Albert von Adelheim,“ fing ſie wieder an.

„Stille, ſtille um Gotteswillen,“ flüſterte Seethal ängſtlich. „Nennen Sie dieſen Namen nie, Sidonia, niemals hier, nie gegen eine lebende Seele. Verſtehen Sie mich wohl, Sie nennen ihn niemals. Ich werde Ihnen ſchreiben, ich werde Alles Ihnen erklären, doch nun fort, fort, es iſt die höchſte Zeit.“

Er machte mit dieſen Worten ſich von ihr los, und verſchwand wieder durch die Tapetenthüre. Sidonia, der plötzlich ganz ängſtlich zu Muthe geworden war, eilte in den Saal zurück, ohne an ihre Maske zu denken, die ſie noch in der Hand hielt. Doch zum Glück demaskirte ſich in dieſem Augenblick die ganze Geſellſchaft, und Sidoniens Rückkehr zu ihr blieb im Getümmel unbemerkt.

Die Damen ſetzten ſich zum Soupé, die Herren ſtellten ſich hinter ſie, um ſie zu bedienen, und der Anblick der langen, mit Blumen und blitzenden Kriſtallen geſchmückten Tafel, um welche die Völker der Erde aus allen Zonen und Zelten, in ihren prächtigſten geſchmackvollſten Trachten, ſich verſammelt zu haben ſchienen, war wirklich bezaubernd. Er verſetzte Sidonien in eine Feenwelt, und entzückte ſie um ſo mehr, da die ſtarren lebloſen Larven ihren Schönheitsſinn nicht mehr beleidigten. Innige Freude ſtralte aus ihrem ſchönen Auge, indem es die langen Reihen durchlief, und bald auf dieſer, bald auf jener Geſtalt mit Wohlgefallen verweilte. Nach ihrem Freunde Seethal ſah ſie vergebens ſich um, er ließ ſich nirgend erblicken.

Der Ball erneuerte ſich nach dem Soupé, neue Masken ſtellten, zum Theil in ſehr baroker Geſtaltung, ſich ein; immer bunter und luſtiger wogte das fröhliche Treiben, und ward zuletzt ziemlich rauſchend, indem die vielen geiſtigen Getränke hin und wieder, ihre nicht immer erfreuliche Wirkung zu äußern anfingen. Schon nahte der Morgen, und es ſchien als ob ein Theil der Geſellſchaft entſchieden ſey, ſogar den Tag hier zu erwarten; aber die mehrſten und angeſehenſten Familien machten Anſtalt, ſich zurück zu ziehen, und da faſt Alle zugleich auf dieſen Gedanken gekommen zu ſeyn ſchienen, ſo ging es beim Aufbruch etwas tumultuariſch her.

Theodor, Binſenburg, und noch einige Herren, begleiteten Frau von Klarenbach und Sidonien in das Nebenzimmer, wo Anfangs ſich die Maskenzüge aufgeſtellt hatten, das Gedränge in demſelben war unerträglich; kaum daß die Damen zu ihren Mänteln gelangen konnten, welche dort ſie erwarteten. Frau von Klarenbach bezeigte dabei die zärtlichſte Sorgfalt für Sidonien, deren dieſe ſonſt nicht an ihr gewohnt war; ſie ſelbſt band die Schleife des Mantels ihr feſt, um ſie vor Erkältung zu bewahren, und zog die Kappe deſſelben ihr über den Kopf, die ſie ihr unter dem Kinn mit einer großen Nadel befeſtigte, ſo daß Sidonia kaum vor ſich hinſehen konnte. Geblendet, betäubt von dem Lärmen, ergriff Sidonia den erſten Arm, der ſich ihr bot, feſt überzeugt, es ſey der ihres Bruders, und kam glücklich die Treppe hinab, obgleich das Gedränge auf dieſer noch größer war, als oben im Zimmer, und ſie von demſelben mehr geſchoben und getragen wurde, als daß ſie im Stande geweſen wäre zu gehen. Doch unten vor dem Hauſe herrſchte der größte Tumult. Der jetzt betrunkene Pöbel wogte noch immer vor demſelben, und die Wache war kaum im Stande, ihn mit Schlägen und Kolbenſtößen in leidlicher Ordnung zu erhalten. Zum Theil ebenfalls betrunkene Kutſcher, hatten ſich mit ihren Equipagen ſo in einander verfahren, daß ſie ſich kaum wieder aus einander finden konnten; Bedienten mit Fakkeln liefen überall umher; viele Pferde ſcheuten ſich vor den Funken, die jene verſtreuten, bäumten ſich und wurden wild. Das Raſſeln der Räder, Peitſchengeknalle, rohes Gelächter, Gekreiſche und wildes Geſchrei, dazwiſchen das Rufen nach Bedienten und Kutſchern, alles dieſes zuſammen gab ein Bild von ſo verwilderter Unordnung, daß Sidonia herzlich froh war, ſich endlich mit einem herzhaften Sprung, in den geöffneten Schlag eines eben vorfahrenden Wagens retten zu können. Ihr Begleiter, der ſie hineingehoben, ſprang ihr nach, die Thür ward zugeſchlagen, und ſie fuhren erſt langſam, dann raſcher davon. Erſt als ſie den Sinnebetäubenden Wirrwarr längſt hinter ſich hatten, wurde Sidonia gewahr, daß Frau von Klarenbach nicht neben ihr im Wagen ſich befinde. „Theodor!“ rief ſie, „um Gotteswillen was haben wir gemacht, wir haben die gnädige Mama vergeſſen. Laß uns augenblicklich wieder zurückfahren. Wie konnteſt du, du ſonſt ſo weiſer Herr, aber auch einen ſo unbedachtſamen Streich begehen!“ ſetzte ſie halb lachend, halb ärgerlich hinzu.

„Frau von Klarenbach iſt unter dem Schutze Ihres Herrn Bruders vollkommen wohl und ſicher aufgehoben,“ erwiederte, zu Sidoniens größtem Erſtaunen, die etwas ängſtlich bebende Stimme des Herrn von Binſenburg.

„Wie, ſie ſind es? nun wahrlich, da haben wir wieder einmal einen Ihrer Genieſtreiche!“ rief

Sidonia, und konnte ſich kaum des Lachens erwehren. „Geſchwinde rufen ſie dem Kutſcher zu, daß er uns augenblicklich wieder zurückfahre, mein Bruder wird in Angſt um mich ſeyn, und mich überall ſuchen.“ Binſenburg bemühte ſich, ihr auseinander zu ſetzen, wie es eine wahre Unmöglichkeit ſey, jetzt wieder durch das Gewühl bis vor das Ballhaus zu gelangen, doch Sidonia hörte gar nicht auf ihn. Sie öffnete ſelbſt eins der vorderen Fenſter, ſteckte den Kopf hinaus, und befahl dem Kutſcher ſogleich zurück zu fahren.

„In der engen Straße kann ich nicht wenden,“ erwiederte dieſer, und fuhr noch ſchneller als zuvor. Sidonia bemerkte jetzt erſt, daß ſie in Binſenburgs Wagen, und nicht, wie ſie geglaubt hatte, in dem ihrer Stiefmutter ſich befände. Sie ſchlug den am Sehen ſie verhindernden Kapuſchon zurück, und ward gewahr, daß ſie durch eine ziemlich abgelegene enge Straße fuhren, die, wie ſie ſich zu erinnern glaubte, nach einem der Stadtthore hinführe.

„Herr von Binſenburg“, ſprach ſie, indem ſie gewaltſam ſich zuſamennahm, um nicht die Faſſung zu verlieren, „ich fürchte, Sie haben aus allzugroßer Dienſtbefliſſenheit ſich eine, allerdings kaum erlaubte, Unvorſichtigkeit zu Schulden kommen laſſen, die Ihnen von Seiten der Meinigen wohlverdiente Vorwürfe zuziehen wird. Befehlen Sie auf der Stelle und recht ernſtlich Ihrem Kutſcher, daß er uns ſogleich und auf dem nächſten Wege nach dem Ballhauſe zurückfahre, meine Stiefmutter, mein Bruder ſind gewiß in großen Sorgen um mich, mein Bruder wird in Angſt gerathen, wenn er mich nirgends findet."

„Ruhig, ruhig, mein allerſchönſtes Fräulein, ſeyn Sie ganz ruhig über die werthen Ihrigen, Frau von Klarenbach und Ihr Herr Bruder wiſſen um —" ſprach Binſenburg eilig, und verſtummte dann auf einmal wieder, wie Jemand, dem ein Geſtändniß entſchlüpfen will, und der ſich plötzlich eines andern beſinnt. Die wenigen Worte, die ihm indeſſen entfahren waren, erregten Sidoniens ganze Aufmerkſamkeit, eine Ahnung deſſen, was wirklich geſchehen war, blitzte in ihr auf, „Was weiß mein Bruder? was weiß Frau von Klarenbach?" fragte ſie haſtig.

„Daß ich Sie anbete," ſtotterte Binſenburg ſehr verlegen, und Sidoniens Ahnung ward nun plötzlich zur deutlichen klaren Ueberzeugung. Sie ſchwieg einige Minuten lang, während ſie bei ſich überlegte, was ſie in dieſer ſeltſamen Verlegenheit eigentlich anfangen ſolle.

„Sie ſind ſo bewegt,“ fing Binſenburg wieder an, „ſeyn Sie ohne alle Sorge, angebetete Sidonia! wo könnten Sie ſicherer ſeyn, als an der Seite des treuſten, liebendſten Ihrer Verehrer, der, von Zärtlichkeit durchglüht, ſein Leben für Sie hinopfern möchte.“

Er machte bei dieſen Worten einige Anſtalt, im Wagen vor ihr hinzuknieen, doch eine gebietende Bewegung von Sidoniens Seite hielt ihn auf ſeinem Sitze feſt. Indeſſen ließ er ſich davon doch nicht abhalten, ihr ſeine unbeſiegbare Liebe mit einem Schwall hochtrabender Worte zu erklären, und um das, ihm über alles theure unſchätzbare Geſchenk ihres Herzens und ihrer Hand zu flehen; er beſchwor ſie, ihn zum Glücklichſten aller Sterblichen zu machen, verſicherte, daß ſie immer unbeſchränkt über ihn, und alles was ſein ſey, gebieten werde, und daß er es nicht überleben könne, wenn ſie fortfahren wolle, ihn durch Grauſamkeit zu betrüben. Sidonia ließ ihn ungeſtört reden, und beobachtete indeſſen nur den Weg, den ſie nahmen. Sie bemerkte, daß der Kutſcher wirklich zum Thore hinausfuhr, ohne jedoch die Allee zu verlaſſen, die rings um die Stadt lief, und den Einwohnern zur gewöhnlichen Promenade diente.

„Herr von Binſenburg," ſprach ſie endlich ſehr ernſt, nachdem dieſer ſeine Beredſamkeit erſchöpft zu haben und nicht mehr zu wiſſen ſchien, was er ferner noch ſagen könne, „Herr von Binſenburg, Sie wählen ihre Zeit ſehr ſchlecht um mich zu gewinnen. Ihr Betragen iſt eben ſo lächerlich als unverſchämt, und ich beſtehe darauf, daß Sie mich ohne weiteres Zögern nach Hauſe fahren laſſen, ohne mich ferner mit Redensarten zu beläſtigen, die bei mir, beſonders in dieſem Augenblick, gar nicht gut angebracht ſind."

„Sidonia, göttliches, angebetetes Weſen!" rief Binſenburg ganz in Extaſe, „Ihr Zorn vernichtet mich. O ſtrafen Sie mich nicht zu hart dafür, daß ich dieſen glücklichen Zufall, der mich in Ihre Nähe bringt, ohne daß Sie ſogleich mir wieder entfliehen könnten, dazu benutze, Ihnen mein Herz mit allen ſeinen Qualen offen darzulegen, und Ihr Mitleid mir zu erflehen."

„Herr von Binſenburg, ich finde den Zufall ſehr unverſchämt, der Ihren Kutſcher verleitet hat, mit uns um die Stadt herum zu fahren, ſtatt mich in meine Wohnung zu bringen,“ erwiederte Sidonia. „Ich bin dieſer unzeitigen Promenade von Herzen überdrüſſig, und verlange, daß mein Wille ſogleich befolgt werde. Ich will nach Hauſe. Ich würde ſogar darauf beſtehen, daß Sie gleich hier auf der Stelle ausſtiegen, und mich allein fahren ließen, wenn ich nicht fürchtete, daß Ihre zarte Geſundheit darunter leiden könne, und Sie den Schnupfen bekämen,“ ſetzte ſie ſpöttiſch lächelnd hinzu.

„Himmliſche Güte! die ſelbſt im Zorn noch für meine Geſundheit beſorgt iſt!“ rief Binſenburg, und wollte ihre Hand ergreifen, um ſie an ſeine Lippen zu drücken, aber ſie entzog ſie ihm auf eine Weiſe, die ihm allen Muth benahm, einen zweiten Verſuch zu wagen.

Beide ſchwiegen nun eine Weile, während ſie noch immer fort in der Alle herumfuhren. Binſenburg fing endlich wieder an, mit Bitten und Verſicherungen ſeiner glühenden, nie verſiegenden Liebe in ſie zu dringen, ohne daß Sidonia ihn einer Antwort würdigte, ſondern nur immer darauf Acht gab, ob der Kutſcher nicht einen andern Weg einſchlüge. Eine gute Stunde mochte indeſſen vergangen ſeyn, ſeit ſie den Ball verließen. Der Morgen dämmerte immer heller auf, ſo daß man ſchon in einiger Ferne die Gegenſtände zu unterſcheiden vermochte.

„Jetzt dünkt mich, wäre es der Thorheiten von Ihrer Seite genug,“ ſprach Sidonia endlich. „Faſt möchte ich glauben, daß Sie in irgend einer müſſigen Stunde über den alten Grandiſſon gerathen ſind und Luſt bekommen, mir gegenüber den Sir Hargrave Pollexfen, oder wie er ſonſt heißt, ſpielen zu wollen; aber Sie finden an mir keine Miß Byron, die ſich von einem ſolchen Geſchöpfe in Angſt ſetzen ließe. Ihr Kutſcher muß jetzt entweder augenblicklich in die Stadt zurückfahren, oder ich rufe jene Leute herbei, die ich dort ſchon am frühen Morgen zum Markte in die Stadt gehen ſehe.“

„Grauſame! Unerbittliche!“ ſeufzte Binſenburg, und rief mit höchſt kläglicher Stimme dem Kutſcher zu, nach der Stadt einzulenken, und vor dem Hauſe der Frau von Klarenbach zu halten.

Auch raſſelte wirklich nach einigen Minuten der Wagen zu einem der Stadtthore hinein; ſie fuhren ziemlich ſchnell durch mehrere Straßen, ohne daß Binſenburg ein Wort ſprach. Die jetzt ſich ſicher fühlende Sidonia betrachtete ihn mit einem aus Mitleid und Verachtung gemiſchten Gefühl, wie er ſo ſtill in ſich verſunken in die Ecke des Wagens ſich gedrückt hatte.

„Was in aller Welt konnte Sie zu einem ſo albernen Unternehmen verleiten, Sie, der Sie ſonſt immer nichts ſo ſehr fürchten, als die Regeln der Convenienz zu verletzen,“ nahm Sidonia endlich das Wort, „was konnten Sie hoffen, dadurch bei mir zu gewinnen, daß Sie zur höchſt ungelegenen Zeit mich gezwungen, mit Ihnen ſpazieren zu fahren? Haben Sie denn gar nicht bedacht, wie lächerlich Sie ſich damit machen würden? wie wenig es für einen Mann ihres Standes — —“

Ein heftiger Wagenſtoß unterbrach hier die ſchöne Rednerin, der Wagen hing auf der einen Seite tief herab, und ſchien dem Umfallen nahe. „Eine Feder iſt gebrochen!“ rief der hinten aufſtehende Bediente, ſprang herab, und half ſeinem Herrn aus dem Wagen. Sidonia folgte dieſem ſogleich, ohne ſeine ihr dargebotene Hülfe anzunehmen. Da ſtand ſie nun im leichten Ballanzuge, durchweht vom kalten Morgenwinde, gegen den ihr Mantel ihr nur ſchwachen Schutz gewährte. Kein menſchliches Weſen ließ auf der noch völlig verödeten Straße ſich erblicken, Häuſer und Läden waren geſchloſſen, die Bewohner derſelben ſchienen noch im Schlaf begraben zu ſeyn, obgleich es beinahe ganz heller Tag war.

Binſenburg fertigte den Kutſcher, der, wie er jetzt einzuſehen behauptete, gewiß betrunken ſey, mit einigen kurzen Flüchen über ſeine Ungeſchicklichkeit ab. Zugleich ergriff er Sidoniens Arm, und wollte in ein großes anſehnliches Haus ſie führen, deſſen Thüre im nämlichen Augenblick, in welchem jener Unfall ſie betraf, geöffnet worden war.

„Zum größten Glück befinden wir uns gerade vor meiner Wohnung!“ rief er ſchnell, „kommen Sie, eilen Sie, gnädiges Fräulein. Sie, länger der kalten Morgenluft auszuſetzen, hieße einen Mord begehen. Geſchwind hinein, mein anderer Wagen ſoll in zwei Minuten angeſpannt ſeyn.“ Indem er ſo ſprach, bemühte er ſich, mit höflicher

Gewalt ſie in das Haus zu ziehen, doch Sidonia ſträubte ſich kräftig dagegen, während ſie bei ſich überlegte, ob es rathſam ſey oder nicht, durch lautes Rufen um Hülfe, die Nachbarn zu wecken. Es kam ihr beinahe kindiſch vor, ganz unnöthiger Weiſe ein Aufſehen zu erregen, welches am nächſten Tage ſie zum Stadtgeſpräche machen müſſe. Sie begnügte ſich alſo damit, ihrem zudringlichen Verehrer kalt und beſtimmt zu erklären, daß ſie zu Fuß nach Hauſe gehen wolle, ohne ſeine Wohnung zu betreten. Doch dieſer ließ ſich damit nicht abweiſen.

„Sie können, Sie dürfen nicht daran denken, zu Fuße zu gehen,“ ſprach er, „in dieſem leichten Ballanzuge, und ſchauſſirt, wie Sie es ſind, darf ich durchaus es nicht zugeben, Sie könnten den Tod davon haben.“ Während er ſo ſprach, bemühte er ſich immerfort, ſie in das Haus zu ziehen; auf einen Wink Binſenburgs, der ihr nicht entging, ſchien ſein Bedienter ſich ihr von der andern Seite nähern zu wollen, um ſeinem Herrn dabei zu helfen, und Sidonia, die wohl fühlte, daß ihre Kräfte in einem ſo ungleichen Kampfe nicht ausreichen würden, war eben im Begriffe, laut um Hülfe zu rufen, als ganz unerwartet ein Vierter ſich in den Streit miſchte.

Von einem kräftigen Arm fortgeſchleudert, lag der Bediente plötzlich, mitten in der die Straße durchſchneidenden, ziemlich breiten Goſſe, und auch Binſenburg fühlte in der nämlichen Minute ſich etwas unſanft bei der Schulter gefaßt, und von Sidonien weit weggeſchoben. „Die Dame ſoll nirgend hin, wohin ſie nicht gehen will!“ donnerte eine kräftige Baßſtimme ihm zu, ein großer ſtattlicher Mann, im dunkelblauen Reiſeüberrock, ſtand zwiſchen ihm und Sidonien. Binſenburg ſah verſchüchtert ſich um und ward einen, mit vier Pferden beſpannten leichten Reiſewagen in einiger Entfernung gewahr, der tief unten in der Straße eben um die Ecke gebogen hatte, und aus welchem der Fremde wahrſcheinlich herausgeſprungen war, als er von Ferne ein Frauenzimmer erblickte, die ſeines Beiſtandes bedürftig zu ſeyn ſchien.

„Seethal! Seethal!“ rief Sidonia freudig aus, als ſie ihren Retter recht ins Auge faßte, und klammerte ſich feſt an ſeinen Arm.

„Sidonia! um Gotteswillen, wie kommen Sie hierher?“ rief Seethal, der ſie jetzt erſt erkannte.

„Seethal, lieber gütiger Freund,“ wiederholte die vor Freude, Schrecken und Kälte zitternde Sidonia, und ſchmiegte ſich noch feſter an ihn an. „Bringen Sie mich nach Hauſe, ich halte es nicht länger aus.“

„Sie ſehen, mein Herr,“ ſprach Seethal jetzt, „die Dame begibt ſich freiwillig unter meinen Schutz, und ſo wünſche ich Ihnen denn einen guten Morgen. Zu meinem großen Mißvergnügen muß ich es Andern, die nähere Anſprüche haben, überlaſſen, Sie wegen Ihres Betragens gegen dieſelbe zur Rechenſchaft zu ziehen; ich würde mir ſonſt eine Ehre daraus machen, doch leider ſind für jetzt meine Minuten gezählt.“ Mit dieſen Worten wandte er ſich mit Sidonien ſeinem Wagen zu.

„Halt, Herr!“ rief Binſenburg, der ſich indeſſen von dem erlittenen Schrecken einigermaßen wieder erholt hatte, und unter Sidoniens Augen nicht gar zu jämmerlich daſtehen mochte: „ich kenne Sie nicht, ich verehre dieſe junge Dame zu ſehr, ſie ſteht mir zu nahe, als daß ich dem erſten, beſten Unbekannten ſie übergeben ſollte. Wer ſind Sie, mein Herr? wie kommen Sie dazu, ſich ſo gegen mich zu betragen? Wiſſen Sie, daß ich es vielmehr bin, der von Ihnen Rechenſchaft zu . . .“

„Keine Rodomontaden, Sie kämen damit an den Unrechten. Ich kenne Sie, Herr von Binſenburg!“ ſprach Seethal, mit verachtenden Blicken ihn meſſend, während er noch hinzuſetzte: „wer ich bin, mag das Fräulein ſelbſt Ihnen ſagen.“

„Baron Seethal, ein Freund meiner Erzieherin, der Madame Bonplants, der von Jugend auf mich kennt, den ich faſt täglich dort ſah. Und nun fort, fort, nach Hauſe!“ rief Sidonia in höchſter Eile.

Binſenburg zog ſich ſchweigend in ſeine Wohnung zurück, während Seethal Sidonien an ſeinen Reiſewagen führte, den Poſtillon umwenden ließ, ihm das nahegelegene Haus der Frau von Klarenbach deutlich bezeichnete, das er genau zu kennen ſchien, und dann ſich zu Sidonien in den Wagen ſetzte

„Ums Himmelswillen, liebes ſeltſames Kind,“ fing er an, während ſie weiterfuhren, „wie kommen Sie, um dieſe Stunde, auf offener Straße, mit dieſem Jammermenſchen ganz allein — doch nein, nein, erzählen Sie mir nichts; wir haben zu Erklärungen keine Zeit, und ich bin ohne ſolche von Ihrer Unſchuld überzeugt. Ich glaube feſt an dieſe, aber auch, verzeihen Sie es mir, ich glaube auch ein wenig an Ihren Mangel an Erfahrung, und an Ihre jugendliche Unvorſichtigkeit. Erlauben Sie mir die wenigen Augenblicke, die ich mit Ihnen zubringen darf, beſſer zu benutzen, indem ich recht väterlich Sie warne, Sie dringend bitte, in Zukunft mehr auf Ihrer Huth zu ſeyn. Ich fürchte, Sie ſind in keine guten Hände gefallen, in ſchlimmere vielleicht, als ich es mir zu denken wagen mag. Was ich für Sie fürchte, iſt mir nicht ganz klar, aber ich bin in großen Sorgen um Sie.“

„Lieber, lieber Herr von Seethal, wie rührt mich Ihre Güte!“ rief Sidonia ſehr bewegt. „Sagen Sie mir, was ich thun ſoll, ich will Ihnen kindlich folgen; ſeit langer, langer Zeit ſind Sie der Erſte, der mir wahrhafte Theilnahme bezeigt, ach ich bin ſo verlaſſen, ſo rathlos, wie Sie es nimmermehr denken können.“

„Seyn Sie ruhig, liebe Sidonia,“ erwiederte Seethal, „Tugend und Unſchuld ſind eine mächtige Schutzwehr. Werden Sie nicht ängſtlich, aber vorſichtiger, weiter weiß ich Ihnen nichts anzuempfehlen, da ich Ihre Umgebungen wenig kenne. Wichtige Pflichten rufen in dieſem Augenblick mich ab, doch in drei bis vier Wochen, vielleicht noch früher, bin ich wieder hier, und ſehe Sie gewiß. Sollte es bis dahin Ihnen zu übel ergehen, ſo ſchreiben Sie an mich; Ihre Tante in Schwaben wird Ihre Briefe mir ſicher in die Hände bringen. Und nun ſegne Sie Gott," ſetzte er mit ſehr bewegter Stimme hinzu, hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel und drückte ſich in die dunkelſte Ecke des Wagens, denn ſie hielten vor Frau von Klarenbachs Hauſe. Die Bedienten deſſelben waren ſchon wach, oder vielleicht gar nicht zu Bette gegangen; die Thüre ward ſogleich geöffnet, und Margarethe eilte augenblicklich herbei, um ihre junge Gebieterin unter lautem Jubel zu empfangen, während Seethal ſogleich weiter fuhr.

„Gottlob, daß Sie nur wieder da ſind, daß wir Sie nur wieder haben, mein allerliebſtes gnädiges Fräulein," plauderte Margarethe während dem Auskleiden der todtmüden Sidonia. Sie können es ſich gar nicht denken, welche Angſt wir um Sie ausgeſtanden haben, und es läßt ſich auch in Worten nicht beſchreiben, beſonders ich und die gnädige Frau. Eine ganze glockengeſchlagene Stunde hat die gute Dame Sie auf dem Maskenball geſucht, iſt von Pontius zu Pilatus und durch alle Zimmer gelaufen, jeden, der ihr in den Weg kam, hat ſie nach Ihnen gefragt, kein Menſch wußte etwas von Ihnen, es iſt darüber unter den hohen Herrſchaften ordentlich ein Aufruhr, ſo zu ſagen ein Allarm entſtanden. Einige haben ſogar gemeint, ein großer häßlicher Mann in einem weiſſen Maskenhabit, der Ihnen den ganzen Abend über auf Tritten und Schritten nachgeſchlichen ſeyn ſoll, habe mein liebes Fräulein mit Gewalt entführt, und die gute gnädige Frau iſt darüber beinahe ohnmächtig geworden, als ſie das gehört hat. Nun das verdenke ich ihr übrigens gar nicht, es iſt doch gar zu grauerlich von ſo einem wild fremden Menſchen entführt werden! Zum Glück ſind aber ein Paar Herren gekommen, die hatten mein Fräulein mit Herrn von Binſenburg ganz vergnüglich in ſeinen Wagen ſteigen und davonfahren ſehen. Als die gnädige Frau das hörte, nun da hat ſie ſich natürlich wieder erholt, und hat es auch ſogleich allen Leuten geſagt, mit wem Sie fortgefahren wären, damit ſich die nur auch wieder beruhigen ſollten; es iſt ein rechter Spektakel um Sie geweſen, das kann ich Ihnen ſagen, und die gnädige Frau hat mir alles ſelbſt erzählt. Aber wo ſind Sie denn ſo lange geblieben? Und ſind Sie denn wirklich mit Herrn von Binſenburg gefahren? und warum kommen Sie denn mit Extrapoſt zu Hauſe? und ließen den Poſtillon nicht einmal blaſen? Ich hätte blaſen laſſen, daß alle Fenſter davon gedröhnt hätten, was hat man ſonſt vom Extrapoſtfahren!“

„Morgen, morgen, gute Margarethe, jetzt mache nur fort, daß wir fertig werden, ich bin müde zum Umſinken“, antwortete Sidonia; „was iſt denn weiter hier im Hauſe vorgefallen?

„Nun, als die gnädige Frau vor einer kleinen Stunde zu Hauſe kam, und Sie noch nicht da waren, da ging der Lärm erſt recht an; denn nun dachte ſie gewiß, die häßliche weiße Maske hätte Sie doch in der Gewalt; es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie ihre Krämpfe gekriegt; der junge gnädige Herr mußte gleich zurück nach dem Ball, um die beiden Herren zu ſuchen, die geſehen haben wollten, Sie ſeyen mit Herrn von Binſenburg weggefahren. Er iſt noch nicht wieder da, die gnädige Frau aber ſind zu Bette gegangen. Das wird morgen ein Reden und Fragen geben! Die halbe Stadt wird bei uns vorfahren, alles wird hergelaufen kommen, zu hören, ob Sie gefunden ſind. Nun ich danke Gott, daß Sie nun wieder da ſind. All' mein Lebtage hätte ich mich nicht zufrieden gegeben, die Augen hätte ich mir aus dem Kopfe geweint, wenn mein liebes ſüßes Fräulein von ſolch' einem häßlichen wildfremden Menſchen uns entführt wäre."

„Zu Bette, zu Bette, Margarethe, ich halte es nicht länger aus," ſeufzte Sidonia, und begab ſich zur Ruhe. Aber der ihr ſonſt ſo holde Schlaf floh ſie dieſesmal, ſie mußte, zum erſtenmal in ihrem Leben, mehrere Stunden auf ihrem Lager wachend zubringen, in ernſtem Nachdenken über alles, was ſie an dieſem ereignißreichen Abende gehört und erlebt; und es war ſchon hoch am Tage, als endlich ihr müdes Auge zum erquickenden Schlummer ſich ſchloß.

Als Sidonia gegen Mittag erwachte, klagte ſie über Heiſerkeit und Bruſtweh, als Folgen der geſtrigen Erkältung; den Arzt wollte ſie nicht rufen laſſen, erklärte aber, daß ſie den ganzen Tag im Bette zubringen würde, indem ſie aus Erfahrung wiſſe, daß Anfälle dieſer Art, denen ſie oft ausgeſetzt ſey, auf dieſe Weiſe am ſchnellſten und leichteſten vorübergingen. Auch Frau von Klarenbach war unwohl, und wollte weder Beſuche annehmen noch ihr Zimmer verlaſſen; Sidonia blieb daher in ungeſtöhrter Ruhe, bis gegen Abend ihr Bruder ſie zu beſuchen kam, ohne ſich abweiſen laſſen zu wollen.

Nach den herkömmlichen Erkundigungen nach ſeiner Schweſter Befinden, und daraus entſpringenden Beileidsbezeugungen über ihr Unwohlſeyn, bat Theodor, ihm ein kurzes Geſpräch unter vier Augen zu gewähren. „Herzlich gern möchte ich dich ſchonen, liebe Schweſter,“ ſetzte er hinzu, aber ich habe ſo vieles im Kopf und im Herzen, das ich nothwendiger Weiſe mit dir beſprechen und überlegen muß.“

Sidonia machte durch Zeichen ihm begreiflich, daß das Sprechen ihr wehe thue, gab aber dennoch ihrer Margarethe einen Wink, ſich zu entfernen.

„Du brauchſt dich gar nicht mit Sprechen anzugreifen, wenn es dir ſo ſchwer wird, doch anhören kannſt du mich wohl, ohne daß es dich zu ſehr angreift?“ fragte Theodor, die zärtlichſte Beſorgniß in Blick und Ton. Sidonia erzwang ein mattes Lächeln und nickte mit dem Kopfe. Theodor nahm wieder das Wort.

„Ich will die unangenehmen Ereigniſſe der verwichenen Nacht ſo wenig als möglich berühren,“ ſprach er, „ich will ſogar nicht einmal unterſuchen, in wie fern du ſelbſt, durch Unüberlegtheit, dich vielleicht in jene Verlegenheiten gebracht haben magſt. Das Geſchehene ſteht nicht zu ändern, alles Sprechen darüber wäre überflüſſig. Auch meinen Freund Binſenburg will ich darüber nicht zu entſchuldigen verſuchen, daß er ein vom Zufall ihm geſchenktes, längſt erwünſchtes Tête à Tête auf eine Weiſe benutzte, die ſich mit den Geſetzen des Anſtandes und der Schicklichkeit nicht ganz vereinigen läßt. Sey nur gerecht, liebe Schweſter, bedenke, daß ein wahrhaft Liebender wie Binſenburg, deſſen Herz und Kopf nur von einer einzigen, ihn durchaus beherrſchenden Leidenſchaft, ſo ganz erfüllt ſind, eigentlich wie ein Betrunkener zu betrachten iſt. Was beide im Rauſche thun, wird kein billiger Richter ihnen allzuhoch anrechnen wollen. Haſt du mich verſtanden, liebe Sidonia? Biſt du nicht auch meiner Meinung?“

Sidonia machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die Theodor als eine bejahende anzunehmen für gut fand.

„Ich freue mich, dich ſo mild geſtimmt zu finden,“ fuhr er weiter fort. „Der arme Binſenburg iſt jetzt in einem Zuſtande, der das höchſte Mitleid verdient. Er iſt ganz außer ſich, weil er fürchtet, ſich unvorſichtiger Weiſe deinen Zorn zugezogen zu haben, und ich hatte die größte Mühe, ihn nur einigermaßen zu beruhigen. Eine Liebe wie die ſeinige habe ich noch niemals geſehen; er lebt nur in dem Gedanken an dich. Uebrigens war es recht von dir, daß du dich weigerteſt, in ſeine Wohnung einzutreten, obgleich er auch nicht Unrecht hatte, darauf zu beſtehen, denn zu Fuße gehen durfteſt du doch wahrlich nicht, liebe Sidonia; ſo erhitzt vom Tanze, ſo leicht gekleidet, in der ſcharfen kalten Morgenluft. Es war ihm eigentlich nicht zu verdenken, daß er ſogar ein wenig ungezogen wurde, um nur nicht dein ihm ſo koſtbares Leben einer ſolchen Gefahr ausgeſetzt zu ſehen. Es war ein rechtes Glück, daß gerade ein alter Bekannter von dir ſo zur rechten Zeit des Weges kommen mußte. Seethal hieß er? ein ältlicher Mann? und iſt ſchon wieder abgereiſt?“

Sidonia nickte abermals. „Er kam wöchentlich einigemal zu Madame Bonplants, und ich kenne ihn von meiner Kindheit an,“ ſetzte ſie mit heiſerer, kaum vernehmbarer Stimme hinzu.

„Strenge dich mit Sprechen nicht an, gib mir nur gelaſſenes freundliches Gehör,“ bat Theodor. „Du biſt leider krank, und ich wiederhole es, ich möchte gerne dich ſchonen, liebe Sidonia, wenn nur nicht die Zeit mich ſo drängte. Aber du weiſt, daß ich endlich die feierliche Uebernahme des von unſerem Vater zugefallenen Familiengutes auf übermorgen habe feſtſetzen müſſen. Ich habe dieſe ſchon lange aufgeſchoben, und darf es nicht länger, ohne mir dadurch empfindlichen Schaden zuzufügen. Das Gut liegt nur eine ſtarke halbe Tagreiſe weit von hier, aber ich will noch dieſen Abend hinaus, um ſelbſt nach den Zurüſtungen zu der Féte zu ſehen, die ich am Tage der Uebernahme zu geben gedenke. Ich habe ſchon mehrere Bekannte aus der Stadt dazu eingeladen, Frau von Klarenbach folgt mir morgen Vormittag, mit einigen meiner Gäſte. Freitag ſind wir Alle wieder zu Hauſe. Glaubſt du, liebe Schweſter, daß du unſere Stiefmutter morgen wirſt begleiten können?“

Sidonia ſchüttelte lebhaft mit dem Kopf, kam darüber in heftiges Huſten, und deutete mit ſchmerzlichem Blick auf ihre Bruſt.

„Ich ſehe leider, du kannſt es nicht,“ ſprach Theodor, als der Anfall vorüber war. „Arme Sidonia, du biſt recht leidend; aber das iſt kein Wunder, nach einer ſolchen Erkältung. Es thut mir leid, recht leid, ich hätte ſo gern dich im Hauſe unſerer Ahnen geſehen, ich hoffte ein noch ſchöneres Feſt mit dem zu verbinden, das mich in den Beſitz unſeres Stammhauſes ſetzen ſoll. Denn, liebe Sidonia, du biſt vernünftig, gewiß, du ſelbſt ſiehſt es jetzt ein, daß du, ſo wie die Dinge jetzt ſtehen, mancher deiner zu voreilig gefaßten Entſchließungen und Vorurtheilen entſagen mußt. Nach dem Aufſehen, welches dein geſtriges Abentheuer mit Binſenburg erregt hat, bleibt dir keine andere Wahl, als ſeine Gemahlin zu werden. Nicht wahr? das begreifſt du, meine gute Schweſter?“

„Gewiß, ich begreife alles; was geſchehen iſt, und was eben deswegen nun geſchehen muß, wird mir immer deutlicher, immer klarer, je länger ich dich anhöre," flüſterte Sidonia mit ſichtbarer Anſtrengung.

Theodor betrachtete ſie eine Weile mit forſchenden Blicken, als erſtaune er, ſie ſo gelaſſen und nachgiebig zu finden. „Engel von einem Mädchen!" rief er freudig, „wie entzückſt du mich! Nun aber, liebe, gute Sidonia, da ich dich ſo vernünftig finde, will ich dir auch alles entdecken, was ich ſonſt, um deiner zu ſchonen, dir noch eine Weile verſchwiegen haben würde; jetzt kann es nur in deinen guten Entſchlüſſen dich beſtärken. Dein geſtriges Abentheuer iſt unglaublich ſchnell bekannt geworden, wahrſcheinlich durch meine Angſt um dich; es läuft von Mund zu Mund, ſehr entſtellt, wie du dir es leicht denken kannſt, und erregt das ungeheuerſte Aufſehen. Fräulein von Klarenbach, heißt es, habe ſich mit Herrn von Binſenburg vom Balle fortgeſchlichen, um tête à tête mit ihm die Sonne aufgehen zu ſehen, und ſey nach einer zweiſtündigen Spazierfahrt in ſeiner Wohnung mit ihm abgeſtiegen, um bei ihm zu frühſtücken. Die Geſchichte von dem zerbrochenen

Wagen, von der Einige ſprechen, wird von Andern geradezu für ein wohlerfundenes Mährchen erklärt, Viele wollen Binſenburgs Batarte ſchon in aller Frühe in völlig gutem Zuſtand in ſeiner Remiſe ſtehen geſehen haben. Es iſt abſcheulich, es iſt empörend, aber es ſteht nicht zu ändern, dein guter Name tanzt ſeit heute früh auf den ſpitzen Zungen aller der zahlloſen Neiderinnen, die deine unleugbaren Vorzüge gegen dich erbittert haben. Schon iſt die halbe Stadt bei unſerer Stiefmutter vorgefahren, um nähere Nachrichten von der großen Begebenheit einzuziehen. Frau von Klarenbach aber befindet ſich unwohl, und läßt, außer ihrer Freundin Eliſe, Niemanden vor ſich. Was könnte es auch helfen? Sie und ich möchten ſagen, was wir wollten, keine Seele würde uns Glauben ſchenken. Deine Ehre, und die unſeres Hauſes wäre ohne Rettung verloren, wenn du jetzt nicht Binſenburgs Gemahlin würdeſt, das ſiehſt du doch ein, liebe Schweſter?“

„Alles ſehe ich, deutlicher als du es denkſt,“ flüſterte Sidonia kaum vernehmbar.

„Ich kann es dir nicht in Worten ausdrücken, wie du mich durch dein verſtändiges Benehmen erfreuſt, liebe, liebe Schweſter; du retteſt dadurch mir, deinem Bruder, vielleicht das Leben, gewiß, meine ganze Exiſtenz. Daß ich mich, wenn du weniger vernünftig wäreſt, mit Binſenburg ſchlagen müßte, will ich gar nicht einmal erwähnen. Blut müßte fließen von allen Seiten, ich würde zahlloſe Duelle auszufechten bekommen; denn mein Ehrgefühl könnte nie mir erlauben, dich ungeſtraft läſtern zu hören, oder die entfernteſte Anſpielung auf deine Morgenpromenaden zu dulden, die doch bei der Naſeweisheit unſerer jungen Herrn nicht ausbleiben würden. Am Ende müßte ich wahrſcheinlich landesflüchtig werden, und mein ſchönes Erbgut mit dem Rücken anſehen, wenn ich nicht, was eben ſo leicht geſchehen könnte, auf andere Weiſe meinen Untergang fände. Dem Allen haſt du durch deine vernünftige Nachgiebigkeit vorgebeugt, liebe Schweſter, und ich verdanke es dir auf das innigſte, obgleich ich wohl begreife, daß ein Mädchen von deiner Einſicht, und deinem über das Gewöhnliche ſich erhebenden Geiſte nicht anders handeln konnte. Ueber den wichtigſten Punkt ſind wir nun einverſtanden; laß uns noch in der Geſchwindigkeit das Uebrige anordnen, denn ich habe Eile, ich muß fort, wenn ich nicht zu ſpät in die Nacht hinein fahren will. Mein Wunſch war übermorgen, gleichſam unter den Augen unſerer Ahnherren, dich mit Binſenburg feierlich zu verloben, das erlaubt dir deine Geſundheit leider nicht, aber ſein Glück darf ich ihm doch verkünden? und übermorgen im Kreiſe meiner Gäſte und unſerer Verwandten den erſten Toaſt auf das Wohl des neuverlobten Brautpaares ausbringen?“

„Thue alles, was dir Recht dünkt,“ flüſterte Sidonia mit ſichtlicher Anſtrengung.

„Darf er morgen dich ſehen, ehe er mit unſerer Stiefmutter wegfährt?“ fragte Theodor ſchmeichelnd.

Sidonia ſchüttelte lebhaft mit dem Kopf. „Ich kann das Bett in einigen Tagen noch nicht verlaſſen,“ ſetzte ſie hinzu.

„Du haſt Recht,“ erwiederte Theodor, „mehr als jemals müſſen wir uns jetzt beſtreben, den Anſtand nicht zu verletzen. So mag denn der glückliche Binſenburg bis zu unſerer Rückkehr ſich gedulden; in drei bis vier Tagen wirſt du hoffentlich in ſo weit hergeſtellt ſeyn, daß du ihn in deinem Wohnzimmer empfangen kannſt. Wirſt du ihm aber dann auch ſo begegnen, wie deine jetzige Stellung gegen ihn es erfordert? Wirſt du während unſerer Abweſenheit von deinen guten Entſchlüſſen nicht abgehen?“

„Ich werde von dem Entſchluſſe nicht abgehen, zu thun, was, wie ich immer deutlicher einſehe, jetzt unausweichbar nothwendig geworden iſt; du ſollſt bei deiner Nachhauſekunft die vollkommenſte Ueberzeugung davon erhalten,“ ſprach Sidonia, und ſank, von der langen Rede erſchöpft, in ihre Kiſſen zurück.

Theodor verweilte noch ein Viertelſtündchen bei ihr, bezeigte ihr die zärtlichſte Theilnahme an ihrem Uebelbefinden, beſchwor ſie, den Arzt rufen zu laſſen, überhäufte ſie mit Lobſprüchen und verließ ſie nicht eher, bis ſie ihm zu verſtehen gab, wie ſehr ſie der Ruhe bedürfe.

„Welch eine Welt iſt dieſe! o meine arme Mutter, wie treu, wie wahr haſt du mir ſie geſchildert!“ ſeufzte Sidonia, ſo wie ſie ſich allein ſah, und brach in einen Strom von Thränen aus. Margarethe fand ſie laut und heftig weinend, und wollte ſogleich den Arzt rufen laſſen, doch Sidonia hielt, durch die Verſicherung, daß dieſe Thränen ihr das Herz erleichterten, ſie davon ab. Auf Theodors Antrieb erſchien der Hausarzt noch am nämlichen Abend, er fand Sidonien etwas fieberhaft, erklärte ihr Uebel für einen heftigen Katarrh, der ſeinen Mitteln in wenigen Tagen weichen würde, verbot der Kranken alles Sprechen, empfahl ihr die ungeſtörteſte Ruhe von innen und auſſen, gebot ihr, das Bett ja nicht zu verlaſſen, und ging dann wieder. Seine Vorſchriften wurden auf das pünktlichſte befolgt. Sidonia brachte die Nacht ruhig, anſcheinend in tiefem Schlafe, hin, ſie ſchlief noch, als Frau von Klarenbach ſie am Morgen beſuchen wollte. Der Arzt hatte verboten, ſie zu wecken, und dieſe ſah ſich alſo genöthigt, mit Herrn von Binſenburg nach Theodors Gute Klarenſee abzufahren, ohne ihre Stieftochter vorher geſehen und geſprochen zu haben.

Freudig erſchrocken, fand Margarethe bald darauf ihre junge Gebieterin, die ſie feſt ſchlafend verlaſſen, angekleidet am Schreibtiſch ſitzen. „Sind ſie fort?“ fragte Sidonia mit dem gewohnten Wohllaut ihrer Stimme, aus der faſt jede Spur früherer Heiſerkeit verſchwunden war.

„Alle fort, ſchon ſeit einer guten halben

Stunde; aber wie in aller Welt ſind Sie denn mit einemmal wieder geſund geworden, gnädiges Fräulein?“ erwiederte die höchlich erſtaunte Margarethe.

„Davon nachher; jetzt ſage mir, wer außer uns beiden iſt noch im Hauſe zurückgeblieben?“ ſprach Sidonia.

„Ach ſo gut als Niemand,“ war die Antwort, „und das iſt eigentlich recht ſchlecht von den Leuten, als ob wir nicht auch Bedienung brauchten; mein gnädiges Fräulein meine ich nämlich. Den Koch, den Louis und den Heinrich, hat der junge Herr ſchon geſtern Abend mit ſich genommen; die Jungfer und der Kammerdiener ſind heute mit der gnädigen Frau weggefahren; Chriſtel iſt auf zwei Tage zu ihren Eltern gegangen, und Marie mit der Haushälterin haben ſich ebenfalls, ſo wie die gnädige Frau abgefahren war, fortgemacht. Keine Chriſtenſeele iſt im Hauſe geblieben, als der Hausknecht, die alte taube Katharine, und wir beide, ich und Se.“

„Margarethe,“ ſprach Sidonia nach kurzem Bedenken, „nicht wahr, du biſt mir wirklich treu ergeben? du liebſt mich wahrhaft, und biſt nicht fähig, mich jemals, um welchen Preis es auch ſey, denen zu verrathen, die mir übel wollen?“

Erſchrocken blickte Margarethe ihre Gebieterin an, es lag ein ſo trüber Ernſt, ein ſolcher Ausdruck von tiefem Schmerze in Sidoniens Zügen, daß dem guten Mädchen darüber ganz bänglich um's Herz wurde. Es ergriff Sidoniens Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen, konnte aber nichts weiter hervorbringen, als: „Treue, treu bis in den Tod!“

„Ruhig, ruhig, gutes Kind,“ erwiederte Sidonia freundlich, „in den Tod wollen wir für's Erſte beide nicht; aber ich kann es nicht läugnen, es ſteht jetzt in deiner Gewalt, mir deine Liebe und Treue auf eine Art zu beweiſen, die ich dir lebenslänglich verdanken müßte. Willſt du thun, was ich von dir verlange? willſt du wenigſtens mir Verſchwiegenheit geloben?“

„Alles, alles will ich thun, ſchweigen will ich wie das Grab!“ rief Margarethe.

„Nun denn; ſo gehe für jetzt nur hinunter und trage dem Hausknecht auf, mir augenblicklich einen Miethwagen zu einer Reiſe von wenigen Meilen zu beſtellen,“ ſprach Sidonia, „ich ſelbſt werde dem Kutſcher ſagen, wohin ich zu fahren gedenke. Aber ſieh freundlich aus, wie gewöhnlich, liebe Margarethe, ſo als ob gar nichts beſonderes vorgefallen wäre. Der alten Katharine mußt du heimlich vertrauen, ich hätte der gnädigen Mama und der ganzen Geſellſchaft eine höchſt luſtige Ueberraſchung zugedacht; ſage ihr, ich hätte mich abſichtlich weit kränker geſtellt, als ich es war; weil ich mich mit meinem Bruder verabredet hätte, heimlich ihnen nachzufahren, um ganz unerwartet mitten unter ihnen zu erſcheinen, während Alle mich zu Hauſe krank glauben."

Margarethe gerieth vor Freuden außer ſich, über dieſen Entſchluß ihres Fräuleins, den ſie in dieſem Augenblick für baaren Ernſt nahm. Sie eilte ihren Auftrag recht geſchickt auszuführen, kam mit der Nachricht zurück, daß der Wagen innerhalb einer Stunde vorfahren würde, und hätte gern wenigſtens ein Dutzend Fragen gewagt; aber ſie fand ihre Gebieterin wieder an ihrem Schreibtiſch beſchäftigt, und wurde in das Nebenzimmer verwieſen, um einen kleinen Mantelſack mit Wäſche und andern Bedürfniſſen für die bevorſtehende Reiſe zu füllen.

Sie war mit dieſer Arbeit noch nicht ganz fertig, als plötzlich ein ſchöner blonder Knabe von funfzehn bis ſechzehn Jahren vor ihr ſtand, ohne daß ſie zu begreifen vermochte, auf welche Weiſe er in das Zimmer gekommen wäre, denn ſie war ſich bewußt, die Thüre des Vorſaales zugeſchloſſen zu haben. Margarethe war nahe daran, vor Erſtaunen über dieſe unerwartete Erſcheinung laut aufzuſchreien; ſie war ziemlich geneigt, den jungen Menſchen, unerachtet ſeiner ſehr anſtändigen Kleidung, für einen Dieb zu halten, der ſich früher hier eingeſchlichen habe, um die Abweſenheit beinahe ſämmtlicher Hausgenoſſenſchaft zu benutzen.

„Wer ſind Sie? was wollen Sie? Wie kommen Sie bei verſchloſſenen Thüren in dieſes Zimmer?“ fragte Margarethe in einem Athem, indem ſie aus ihrer knienden Stellung vor dem Mantelſack in die Höhe ſprang. Ihr Gegner ſah eben nicht ſehr furchtbar aus, und es ſchien, als ob das muthige Mädchen im ſchlimmſten Falle ſich wohl getrauen würde, es mit ihm aufzunehmen; doch als er einige Schritte zurücktrat, die Kurtka, die er trug, auseinander ſchlug, und ein Paar kleine Terzerole ſichtbar wurden, da war es mit

Margarethens Heldenmuth vorbei. Eben wollte ſie an das Fenſter ſpringen, um auf die Straße hinaus nach Hülfe zu rufen, als ſie zu ihrem großen Entſetzen ſich feſtgehalten fühlte.

„Margarethe,“ ſprach der Knabe lächelnd, indem er beim Arm ſie ergriff, „biſt du denn völlig von Sinnen? was für Thorheiten beginnſt du? Erkennſt du mich wirklich nicht?“

„Ei daß Gott!“ rief Margarethe, „Sie ſind es, mein liebſtes gnädigſtes Fräulein! aber was ich auch dumm bin! Das iſt ja der Anzug, den ich ſelbſt vor mehr als vier Wochen, als eben erſt von der Maskerade die Rede war, heimlich für Sie beſorgte, ohne daß irgend eine lebende Seele erfuhr für wen. Aber er ſitzt Ihnen prächtig, ganz allerliebſt ſehen Sie darin aus, wie kommen Sie aber zu den lichten Locken, wohl ein Perückchen? und wo haben Sie denn Ihre ſchönen ſchwarzen Haare gelaſſen, doch nicht abgeſchnitten? es wäre doch ewig Schade darum.“

„Die hängen feſtgeflochten unter der Kürtka mir den Rücken hinab; ich habe ſie zu lieb, als daß ich ihnen etwas zu Leide thun ſollte,“ erwiederte Sidonia lächelnd.

„Nein, ich kann mich an Ihnen gar nicht ſatt ſehen," fuhr Margarethe fort, „wie Sie ſo ſcharmant ausſehen, recht wie ſo ein kleiner Windflügel von einem jungen Herrchen; daß Sie mein gnädiges Fräulein ſind, kann kein Menſch errathen. Wenn Sie ſo bei Ihrem Herrn Bruder im Schloſſe erſcheinen, wird Sie Niemand erkennen, und das wollen Sie doch? Sie brauchen gar keine Maske vorzubinden. Nun das wird einmal eine Luſt ſeyn! ach mein allerliebſtes Fräulein! wenn Sie mir doch erlauben wollten, mich auch ein ganz klein wenig zu vermaskeriren, nur dieſes einzigemal, ich möchte nur ſehen, was der Kammerdiener und der Heinrich ſagen werden."

„Gewiß ſollſt du es, wenn du es anders noch wollen wirſt, nachdem du erſt alles weißt, was ich beabſichtige; dein Anzug liegt dort ſchon bereit," ſprach Sidonia. „Eile aber nicht ſo, ihn zu ſehen, höre mich erſt an," ſetzte ſie ſehr ernſt, faſt wehmüthig hinzu; „gute Margarethe, es thut mir wahrlich leid, daß ich um eine gehoffte Freude dich bringen ſoll, aber ich kann nicht anders, dich, treue Seele, will und darf ich nicht täuſchen. Du meinſt, wir bereiten uns, einen luſtigen Scherz auszuführen? ach, liebes Kind, dem iſt nicht ſo, ich ſtehe an einem ſehr ernſten Scheidepunkte meines Lebens; ich bin im Begriff, vielleicht auf immer, aus dieſem Hauſe zu entfliehen, in welchem ich geboren bin, in welchem meine Mutter einſt lebte, und wo jetzt eine Fremde gebietet, die ich als Mutter ehren ſoll, und die kein mütterliches Herz für mich hat. Warum erſchrickſt du ſo, Margarethe? Deiner freien Wahl bleibt es überlaſſen, ob du mich begleiten willſt oder nicht; willſt du hier zurückbleiben, ſo wird meine Margarethe mich nicht verrathen, das weiß ich. Wenn nach drei Tagen meine Stiefmutter und mein Bruder zurückkommen, und mich vermiſſen, ſo wirſt du dich anſtellen, als habeſt du ebenfalls an das Mährchen geglaubt, das ich durch dich der alten Katharine erzählen ließ. Dieß iſt dann das Sicherſte und Beſte für dich wie für mich, du wirſt damit von jeder Verantwortung frei."

„Ich kann es nicht! ich kann es nicht! ich kann mein gütiges, liebes Fräulein nicht verlaſſen!" rief Margarethe, indem ſie unter einem Strom von Thränen vor ihre Gebieterin hinkniete, und ſie ſo feſt umklammerte, als ob ſie fürchte, daß dieſe ihr unter den Händen verſchwinden könne; ich gehe mit in Noth und Tod, in jeder Gefahr will ich bei meiner gütigen Herrſchaft ſtehen; ich müßte mich ja ſonſt zu Tode ängſtigen um Sie, wenn ich nicht bei Ihnen wäre.“

„Gute treue Seele,“ ſprach Sidonia, und nahm ſie gütig in ihre Arme, „glaube nur, ich erkenne deine Liebe, und werde ſie dir zu vergelten ſuchen, ſo lange ich lebe. Sieh, liebes Kind, ſie zwingen mich zu dem vielleicht überkühnen Schritt, den ich zu wagen im Begriffe bin, du haſt keine Ahnung von dem, was ſie mir angethan; ſie haben liſtig mich umſtrickt, ſie haben mit ſchlauer Kunſt mich umgarnt, um mich einem Manne in die Arme zu treiben, den ich haſſe, den ich verabſcheue, für den ich nichts als die tiefſte Verachtung empfinde.“

„Gewiß meinen Sie den fatalen Herrn von Binſenburg!“ rief Margarethe; „nun ich habe es doch immer gedacht, obgleich nicht geſagt, wenn die Leute davon ſprachen, daß mein gnädiges Fräulein ſeine Braut wäre; den nimmt ſie gewiß nicht, dachte ich immer. Ich bin nur ein armes Mädchen, und er ein vornehmer Herr, aber ich nähme ihn ſelbſt nicht, glaube ich. Müſſen wir aber darum weglaufen, liebſtes Fräulein, können wir ihm nicht ohne viele Umſtände einen Korb geben? Zwingen kann man uns doch nicht!“

„Zwingen nicht, wahrlich nicht,“ erwiederte Sidonia; „aber mich überreden wollen, mich quälen, mein Daſeyn mir zur Hölle machen, das können, das werden ſie, bis ich vielleicht aus Verzweiflung — liebe Margarethe, wer kann für ſich ſelbſt ſtehen? wer, der wie ich, den gerechteſten bitterſten Unmuth gegen ſeine Umgebungen im Herzen trägt, kann behaupten, daß er in jeder Stimmung ſeines Gemüths ſtets an dem Rechten feſthalten werde, daß er nie zu einem Schritte ſich hinreißen laſſen könne, den er ſpäterhin ewig bereuen müßte? Hat jemals ein Engel in Menſchengeſtalt auf Erden gelebt, ſo war es meine Mutter! und doch mußte ſie ein peinvolles Daſeyn hinſchleppen, ſank unbeglückt und Keinen jemals beglückend, in ihr frühes Grab! weil ſie durch ihr eigenes, kindlich frommes Gemüth ſich verleiten ließ, in der edelſten Abſicht eine Verbindung einzugehen, die nie hätte geknüpft werden ſollen. Entſchlafene Heilige, du ſollſt nicht vergebens mich durch dein Beiſpiel gewarnt haben! ich kann elend, ich kann recht ſehr unglücklich werden, doch nie werde ich wie du, in ängſtlich beklemmenden Banden ein Leben kümmerlich führen, deſſen kleinlichen Zweck ich ſelbſt verachten müßte. Nein, das werde ich nie du gute fromme Selige!“

Von innerer Bewegung hingeriſſen, hatte Sidonia Margarethens Gegenwart gänzlich vergeſſen; mit begeiſtertem, zum Himmel gewandten Blicke war ſie, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, in ein Selbſtgeſpräch ausgebrochen, bei welchem ihrer Zuhörerin ganz ängſtlich zu Muthe wurde, weil ſie keine Silbe davon verſtand.

„Ich will ja alles, alles thun, was Sie wollen, liebſtes Fräulein, beruhigen Sie ſich doch nur,“ bat das arme Mädchen, „ich will von Herzen gern mit Ihnen davon laufen; denn wenn mein Fräulein hier nicht mehr im Hauſe iſt, mag ich auch nicht länger darin ſeyn, und daß Sie den Herrn von Binſenburg nicht mögen, kann ich Ihnen nicht im Mindeſten verdenken. Nur das Einzige ſagen Sie mir noch, wo wollen wir hin? wir wiſſen ja weder Weg noch Steg.“

„Zu meiner Tante, der Frau von Bornefeld, wollen wir,“ erwiederte Sidonia, indem ſie ſchnell ſich zu faſſen ſuchte; „ſie hat mich zu ſich eingeladen, und wird uns freundlich aufnehmen, auch du ſollſt es gut bei ihr haben, liebe Margarethe, ſo gut als ich ſelbſt, das verſpreche ich dir. Der Weg zu ihr iſt weit, aber kümmere dich deshalb nicht, ich will dich ſchon führen. Ich habe mich mit einer Reiſekarte verſehen, auf der jeder Ort, jedes Dörfchen, wo wir durchkommen müſſen, genau bezeichnet iſt; wir können den Weg nicht verfehlen. Schon ſeit mehreren Wochen habe ich, für den Fall der Noth, der jetzt eingetreten iſt, zu dieſem Schritte alles vorbereitet. Ich habe mich mit Reiſegeld verſehen; auch mit Waffen, wie du ſiehſt, wenn gleich nur für den Anſchein, denn die Art von Muth, die dazu gehört, um Gebrauch davon zu machen, möchte uns beiden wohl fehlen,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Ach wenn Sie nur die häßlichen Piſtolen zu Hauſe laſſen wollten, wie leicht geht ſolch ein Ding los, und dann haben wir das Unglück,“ bat Margarethe. „Aber wie wird es dann weiter? was werden die Leute denken, wenn ſie ein ſchönes gnädiges Fräulein in einer polniſchen Jacke herumſpazieren ſehen?“

„Margarethe, deine Angſt, glaube ich, macht dich dumm, was du doch ſonſt nicht biſt,“ erwiederte Sidonia lachend. „Das gnädige Fräulein ſchieben wir einſtweilen ein wenig bei Seite, wie du leicht denken kannſt. Ich, die ich um einen guten Kopf länger bin als du, paſſire für deinen Bruder Fritz, und du biſt meine Schweſter Gretchen. Unſer Vater heißt Schmidt, und iſt ein Landprediger; er hat mich nach Sachſen geſchickt, um dich, mein liebes Gretchen, von unſerer dort lebenden Großmutter abzuholen. Unterweges werde ich das alles dir weitläufiger erklären, jetzt geh und kleide dich um, in meinem Schlafzimmer findeſt du alles, was du brauchſt, um für ein artiges Landmädchen gelten zu können.“

„Ach, beſtes Fräulein, das iſt recht ſchön,“ erwiederte Margarethe; „ich bin jetzt freilich noch ein wenig dümmlich und verdutzt über das alles, was ſo unverhofſt mir überkommen iſt, aber ich werde mich ſchon wieder beſinnen, und meine Rolle gewiß gut ſpielen. Nur eins liegt mir noch auf dem Herzen, das heraus muß. Werden die gnädige Stiefmama und der Herr Bruder von Ihnen uns nicht nachſetzen laſſen? und wenn ſie uns nun einholen? Ach die Schande! dann werden wir gewiß verarretirt!“

„Bedenke, daß wir drei volle Tage vor uns haben, ehe ſie nur gewahr werden können, daß wir fort ſind,“ antwortete Sidonia. „Einen günſtigeren Augenblick zur Flucht, konnte der Zufall mir nicht bieten, und ich folge ſeinem Wink mit muthigem Herzen. Sie holen ſchwerlich uns ein, aber geſetzt, daß dieſer ſchlimmſte Fall einträte, dennoch bin ich vor dem Elende, das ich am meiſten ſcheue, gerettet. Oeffentlichem Schimpf wird mein rückſichtsvoller Bruder ſeine Schweſter nicht ausſetzen wollen, das hieße gegen den Anſtand geſündigt, denn ſie trägt ſeinen Namen. Binſenburg muß, nach einem ſo deutlichen Beweiſe meiner Abneigung gegen ihn, von ſelbſt zurücktreten, das iſt nicht anders möglich, und meine Stiefmutter wird mich hoffentlich aus ihrem Hauſe gern entfernen. Es komme, was da wolle, von heute an nimmt mein Geſchick eine andere Wendung, und jede neue iſt mir eine erfreuliche, ſobald ſie meinen jetzigen Umgebungen mich entreißt. Ich bin jung, ich bin geſund, die Welt liegt offen vor mir, und ich bin nicht ganz freundlos in ihr. Was mir auch widerfahren mag, ich gehe frohen Muthes ihm entgegen; aber in dumpfem Zwange verſchmachten, die kleinlichen zahlloſen Neckereien des Lebens ſich täglich erneuern ſehen, bis ſie Jugendmuth und Lebensgefühl in mir ertödten, das kann und will ich nicht ertragen.“

Der vorfahrende Wagen endigte das Geſpräch. Der kleine tragbare Mantelſack und ein Handkorb, mit welchem Margarethe ſich belud, enthielten alles, was dieſe und ihre Dame auf der Reiſe nöthig zu haben glaubten. Ihre weiten Reiſemäntel verbargen beim Einſteigen in den Wagen die Kleidung, die ſie unter denſelben trugen. Sie fuhren ab, auf dem Wege, der nach Theodors Landgut führte.

Den Schlüſſel zu ihrem Zimmer hatte Sidonia mit ſich genommen, nachdem ſie folgenden Brief an ihren Bruder auf ihren Schreibtiſch gelegt.

„Mit innerem Widerſtreben, obgleich in der klaren Ueberzeugung, daß ich durch dein Betragen gegen mich dazu berechtiget bin, unternehme ich es, unwürdiger Liſt mit erlaubter zu begegnen. Mein

Bruder, du haſt gethan was nicht recht iſt, du haſt übel an mir gehandelt, du haſt mir Fallſtricke gelegt, die kein edler Mann einem ſchutzloſen Mädchen legen ſollte, am wenigſten einer Schweſter. Abſichtlich haſt du meine Perſon, meine Ehre, meinen guten Namen der Gewalt eines elenden verächtlichen Menſchen übergeben. Zu meinem Glück war dieſer feigherzig und unüberlegt genug, um ſelbſt, wenn gleich ohne es zu wiſſen oder zu wollen, mich einen Blick in deine Plane werfen zu laſſen; und dieſer einzige Blick war hinreichend für mich, um ſie vereiteln und ihren Folgen entgehen zu können.

„Theodor! wie konnteſt du das an mir thun! du, den ich ſo herzlich einſt liebte, den ich ſo gerne fortwährend lieben möchte, du, der einzige Freund, an den von meiner Geburt an die Natur mich gewieſen!

„Du wünſcheſt gewiß nicht, daß ich dir hier alles auseinander ſetzen ſoll, was du an mir verſchuldet; der Erfolg muß dich überzeugen, daß ich dich nur zu gut durchſchaut habe, und ich will dir die Demüthigung erſparen, dir von mir vorhalten laſſen zu müſſen, zu welcher, dich und mich erniedrigenden Liſt du dich herabgelaſſen haſt, um ſelbſt mit Gefahr des Lebensglückes deiner Schweſter, äußere Vortheile dir zu erringen, und deiner Eitelkeit zu ſchmeicheln.

„Als du geſtern Abend mit ſüßen trügeriſchen Schmeichelworten die Schlingen feſter zu ziehen ſuchteſt, in denen du deine argloſe Schweſter gefangen zu haben glaubteſt, da Theodor, da habe ich, zu meinem unſäglichen Schmerz, dich durchſchaut, tief, tief, bis auf den Grund deines von unſeligem Eigennutz und ſtrafbarer Eitelkeit erfüllten Gemüths. Deine Freundlichkeit empörte mich bis in den tiefſten Grund meiner Seele, du ſelbſt erſchienſt mir wie jene Larven, die ſchon bei jenem unſeligen Feſte mich mit vorahnenden Schauern erfüllten, und mir grauſete vor dem eigenen Bruder, wie vor einem wilden unheildrohenden Geſpenſte. Es war nicht allein das Gefühl der Nothwendigkeit, zu meiner Vertheidigung, der Liſt Verſtellung entgegen ſetzen zu müſſen, was mich bewog, mich für kränker zu geben, als ich es war; es war der tiefe Jammer, dich ſo geſunken zu ſehen, der meine Bruſt erfüllte und meine Worte erſtickte. Der Gedanke, entfliehen zu müſſen, der wohl zuweilen in meinem Gemüthe flüchtig aufgetaucht hatte, wenn ich zu unwürdig mich verfolgt fühlte, bildete ſich mir erſt in jenem, mir ſo entſetzlichen Augenblick, zum feſten Entſchluſſe aus; aber ich konnte mich dennoch nicht überwinden, dich mit ausdrücklich ausgeſprochenen Unwahrheiten zu hintergehen. Du ſelbſt, verleitet von blindem Eifer für deinen Zweck, legteſt zuerſt meinen Worten eine Deutung unter, an die ich anfangs gar nicht gedacht; der Schutzengel der Unſchuld wollte mich retten, und umnebelte deinen ſonſt weltklugen Verſtand, ſo daß du den eigentlichen Sinn meiner einfach klaren Worte nicht mehr zu erkennen vermochteſt. Wenn du einſt, bei kälterem Blute jedes Wort nochmals überlegſt was ich geſtern zu dir ſprach, ſo wirſt du ſelbſt darüber erſtaunen, daß es dir damals möglich war, mich ſo zu mißverſtehen. Aber es waltet über uns ein gerechtes gütiges Weſen, das ſelbſt die Klugen mit Blindheit zu ſchlagen weiß, wenn es gilt, die Unſchuld aus ihren Fallſtricken zu erretten.

„Von heute an iſt der Zufall mein Bruder, mein ſchützender Freund, er hat, ſo lange ich lebe, beſonders in dieſen jüngſt vergangenen, das Glück meiner ganzen Zukunft bedrohenden Tagen, ſich mir als ſolcher bewieſen; er hat vor dem Abgrunde mich bewahrt, in welchen die mich hinablocken oder hinabſtoßen wollten, denen es vor Allen oblag, für mich Sorge zu tragen. Ich Heimathloſe habe nur ihn, dem ich mich anvertrauen könnte, aber ich weiß, daß ein allſehendes Auge über mich wacht, das ihn ſo leiten wird, wie es mein Beſtes erfordert.

„Alles, was da lebet und athmet auf Erden, iſt befugt, ſich vor dem Untergange zu retten, ſo lange dieſes in ſeiner Macht ſteht. Der Menſch darf es nur, wenn es geſchehen kann, ohne noch höhere Pflichten, als die der Selbſterhaltung zu verletzen; und ich verletze keine, indem ich der Gewalt einer Frau mich entziehe, die zwar mütterliche Rechte über mich üben darf, aber nicht mütterlich für mich empfindet, und die mir bewieſen hat, daß ſie nur zu geneigt iſt, die ihr über mich anvertraute Macht zu meinem Verderben zu mißbrauchen. Von dem Verhältniß, in welchem ich gegen dich ſtehe, laß mich ſchweigen. Du biſt mein Bruder, aber du haſt nicht brüderlich an mir gehandelt, und indem ich alles anwende, um mich deinen unwürdigen eigenſüchtigen Planen zu entziehen, thue ich nur, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin.

„Der Zufluchtsort, den ich mir erwähle, iſt in jeder Hinſicht anſtändig und ehrenvoll. Niemand begleitet mich auf meiner Flucht, Niemand ſoll um dieſelbe wiſſen, außer meine treue Margarethe, die ich erſt im letzten Augenblick davon unterrichten werde, in welchem ich ſie anzutreten im Begriffe bin. Wahrſcheinlich wird ihre Anhänglichkeit an mich ihr nicht erlauben, mich allein gehen zu laſſen.

„Ich eile nicht in die Arme eines Geliebten; bis jetzt habe ich noch keinen Mann geſehen, den ich hoch genug ſtellen könnte, um mich ihm liebend anzuvertrauen. Wahrſcheinlich werde ich niemals ihn finden, weil mein Herz nie ihn ſuchen wird, indem es frei von jeder Sehnſucht nach einem Glücke iſt, von welchem es ſich keine Vorſtellung machen kann. Auch habe ich, unerachtet meiner Jugend, ſchon genug von der Welt geſehen, um mich mit Wiederwillen und Unmuth von jedem Gedanken an Verbindungen abzuwenden, wie die ſind, die ich täglich um mich erblicke. Deshalb kann ich ohne Rückhalt hier die Verſicherung wiederholen, daß ich zwar nie einen Gemahl nach der Wahl meiner Stiefmutter annehmen, aber auch den Willen meines Vaters ehren werde, der mir verbietet, ohne ihre Einwilligung mich zu verheirathen... Nur Ruhe, perſönliche Sicherheit, und Befreiung von offenbarem oder heimlichem Zwange ſuche ich, und bin überzeugt, ſie dort zu finden, wohin ich mich zu wenden gedenke.

„Verfolge mich nicht, ſuche nicht mich einzuholen, und bewege auch meine Stiefmutter, es zu unterlaſſen; Dein liſtiges Beginnen hat mich auf einen Punkt getrieben, wo alle äußere Rückſichten ſchwinden; furchtlos und laut würde ich die öffentliche Gerechtigkeit um Hülfe anrufen, ſollte ich durch dich und deine Verbündeten, ſey es mit Zwang oder Liſt, mich neuen Fallſtricken, neuen Verſuchen zu meinem Verderben entgegengeführt ſehen. Laß mich ruhig und ungefährdet meinen ſichern Zufluchtsort erreichen; ſobald dieſes geſchehen iſt, ſchreibe ich dir, und bin im Voraus überzeugt, daß, bei näherer Ueberlegung und kälterem Blute, du ſowohl, als meine Stiefmutter ſich freuen werden, mich entfernt, und gerade dort zu wiſſen, wohin ich gehe.

„Ich ſcheide von dir ohne Groll, wenn gleich mit einem ſehr ſchmerzlichen Gefühl, und kann im Scheiden den Wunſch nicht unterdrücken, dich dereinſt wieder zu ſehen, ſobald dein beſſeres Ich über Selbſtſucht, über unwürdige Luſt am eitlen Glanze, über jenen Hang zu erniedrigender Liſt geſiegt haben werden, die jetzt jedes edlere Gefühl in dir erſticken und deinen Geiſt umdunkeln.

Sidonia von Klarenbach."

* * *

Das Wetter war günſtig, die Sonne warm, der Himmel blau; aus friſch knospenden Hecken wehte ſchon der balſamiſche Hauch des in dieſem Jahre ungewöhnlich zeitig eintretenden Frühlings den Reiſenden entgegen, und Sidonia athmete in ihm neuen Lebensmuth ein. Ihr war, wie es einem jungen, im Käfig erzogenen Vögelchen zu Muthe ſeyn mag, dem es glücklich gelang, den ihm geſetzten Schranken zu entſchlüpfen, und das die zuvor nie geübten Flügel nun zum erſtenmal in freier Luft mit bänglicher Freude verſucht, vor jedem im Winde ſchwankenden Blüthenzweige erſchrickt, und doch mit namenloſer Luſt von einem zum andern flattert, bis es endlich dem Wipfel der höchſten Bäume, zuletzt gar dem blauen Aether, ſich zuzuſchwingen wagt.

Die beiden Flüchtlinge fuhren mehrere Stunden, ohne irgend einer Art von Unfall oder Widerwärtigkeit zu begegnen. Sidonia benutzte dieſe Zeit, um der noch immer ängſtlichen Margarethe Muth einzuſprechen, und, ſo weit dieſes thunlich und nöthig war, ihr mit möglichſter Schonung Theodors, die Gründe auseinander zu ſetzen, welche ſie zur Flucht bewogen. Dann ging ſie zu der nöthigen Verabredung der Rollen über, die beide unterwegs zu ſpielen hatten, und überlegte mit ihr, wie ſie ſich benehmen mußten, um jedem Verdachte zu entgehen. Es überraſchte ſie auf das angenehmſte, daß Margarethe mit einer Art darauf einging, die deutlich bewies, daß dieſe ſie vollkommen verſtände, und ſehr geeignet ſey, ſich in ihre jetzige Lage zu finden, und der jungen Herrin beizuſtehen.

Unerachtet ihrer ſehr mangelhaften geiſtigen Bildung, beſaß Margarethe dennoch im hohen Grade das, was man Mutterwitz nennt; die Natur hatte ſie mit einem geſunden Verſtande und ziemlicher Faſſungsgabe ausgeſtattet. Von Trübſinn, Unzufriedenheit, und allem, was an dieſen gränzt, war keine Spur in ihrem Charakter zu finden, und Sidonia durfte hoffen, an ihr eine heitere Reiſegefährtin zu haben, die nicht durch bängliche Klagen jede kleinliche Beſchwerlichkeit, noch beſchwerlicher machen würde. Margarethe war gewohnt, jede Unannehmlichkeit des Lebens in reichlichen Thränenſtrömen zu ertrinken, um dieſelben, wenn ſie „ſich ſatt geweint hatte,“ wie ſie es nannte, flugs und fröhlich auf immer zu vergeſſen. Nur in der treueſten Anhänglichkeit an ihre junge Gebieterin war ſie unerſchütterlich feſt, und Sidonia hatte abermals Urſache, den Zufall zu preiſen, der ihr dieſes treue Gemüth als Dienerin zugeführt.

Schon neigte die Sonne dem Untergange ſich zu, als der Wagen am Fuße eines nicht bedeutend hohen, aber ziemlich ſteilen Hügels hielt, deſſen Spitze ein kleiner Tannenwald krönte. Die leiſe hin und her ſich wiegenden Wipfel der hohen ſchlanken Bäume glänzten wie vergoldet im röthlichen Sonnenſchein; die Gegend rings umher war eine der lieblichſten, durch die ihr Weg die Reiſenden bisher geführt hatte, und Sidoniens Auge weilte darauf mit ſtillem Wohlgefallen, während der Fuhrmann nach der dortigen Landesſitte, ſeine ziemlich abgetriebene Thiere, vermittelſt einiger Schnittchen Brod, zum Hinanklimmen des ſteilen ſandigen Weges zu ermuthigen ſuchte.

„Wie heißt der Ort dort unten an der andern Seite des Hügels?“ fragte Sidonia.

„Neudorf,“ antwortete der Fuhrmann, „wir müſſen dadurch, und es iſt kaum ein halb Stündchen bis dahin; aber der Berg iſt böſe, und der Weg wird meinen armen Schimmeln diesmal recht ſauer werden. Die müden Thiere müſſen ihn heute zweimal in einem Futter zurücklegen, denn ich ſoll noch dieſe Nacht zurück und kann erſt in Brückenheim füttern. Wenn wir aber nur in Neudorf ſind, dann haben wir gewonnen, von da aus iſt es nur ein kleines halbes Stündchen bis Klarenſee; prächtiger Weg, immer in der Ebene hin. Sehen Ihre Gnaden, da liegt ſchon das Schloß, dort über jenem Buſche können Sie den Thurm hervorgucken ſehen.“

Sidonia erbleichte, ſie hatte nicht geglaubt, daß Neudorf, über welches der Weg ſie führen mußte, ſo nahe an Klarenſee läge.

„Was ſind denn das für Gebäude dort ſeitwärts in der Ebene?“ fragte Margarethe, um ihrer erſchrockenen Gebieterin Zeit zu laſſen, ſich zu ſammeln.

„Das iſt die neue Mühle,“ ſprach der Fuhrmann; „ſehen Sie, hier geht der Fußweg recht plaiſirlich, immer längs dem Bach über die Wieſen. Der Fahrweg aber führt über den Berg durch den Buſch, ein böſer gottloſer Weg für Menſchen und Vieh.“

„Wir dürfen nicht nach Neudorf, da es ſo nahe an meines Bruders Gute liegt,“ flüſterte Sidonia Magarethen zu. „Was fangen wir an, wollen wir gleich wieder nach Brückenheim umwenden? und unter welchem Vorwande?“

„Wir logiren die Nacht in der Neumühle, laſſen Sie mich nur machen, ich bin eine Müllerstochter, und weiß an ſolchen Orten Beſcheid,“ erwiederte Margarethe leiſe, und wandte ſich dann wieder an den Kutſcher. „Hört, Freund,“ ſprach ſie, „wir meinten eben, ich und mein Fräulein, daß wir uns ganz ſteif geſeſſen haben, auch dauern uns die armen Pferde, daß ſie, ſo um nichts und wieder nichts, uns da hinauf ſchleppen ſollen, wir möchten ein wenig ausſteigen und die kleine Strecke zu Fuße gehen, da der Abend ſo ſchön iſt. Wir wollen in Neudorf übernachten, und erſt morgen früh den gnädigen Herrn und die gnädige Mama in Klarenſee überraſchen, die eher des Himmels Einfall, als uns vermuthen. Es gibt doch ein Wirthshaus in Neudorf?"

„Ein ſcharmantes Gaſthaus!" rief der Kutſcher, höchlich erfreut, „Euer Gnaden können dort alles Mögliche fordern, Kaffee, Wein, Chokolade Gebratenes und Geſottenes, es ſind prächtige Leute, ſchöne Zimmer, herrliche Betten. Ich will Euer Gnaden den Fußſteig weißen, der gerade ins Wirthshaus hinunter führt, er iſt kaum ein Viertelſtündchen zum Gehen, der Fahrweg zieht ſich ſchon viel weiter um."

„Am Ende iſt es wohl geſcheiter, wir kommen zu Fuße dort an als zu Wagen, von wegen der morgenden Ueberraſchung; denn ſo eine Kutſche könnte doch Aufſehen im Dorfe machen," ſprach Margarethe. „Wenn der Fußſteig ſo nahe an's Wirthshaus führt, ſo könnte der Kutſcher uns wohl unſern Mantelſack bis oben hinauf tragen, die Leute aus dem Gaſthofe werden ihn dann ſchon hinunter holen, ſeine müden Pferde laufen ihm indeſſen nicht fort.“

„Ei freilich, ei freilich!“ rief der Kutſcher, „geſtohlen wird er nicht werden, der Hanns aus der Krone holt ihn gleich ab; kommen Eure Gnaden nur, Sie werden ſehen, der Fußſteig iſt recht plaiſirlich, weit beſſer, als ſich in dem ſchlechten Wege auf den Baumwurzeln herumrumpeln zu laſſen.“

Der Vorſchlag wurde augenblicklich ausgeführt, der Hügel war ſchnell erſtiegen, oben auf der Höhe konnte man wirklich in den Hof des Gaſthauſes zu Neudorf hineinſehen, zu welchem der nämliche Fußſteig auf Stufen hinabführte; der Kutſcher warf hier ſeine Bürde ab, und kehrte höchſt zufrieden und reichlich belohnt, zu ſeinem Wagen zurück, während Sidonia, zu ihrem großen Schrecken, unten im Hofe einen Bedienten ihrer Stiefmutter entdeckte, der eben im Begriff war, ſein Pferd zu beſteigen und fortzureiten.

Margarethe ermahnte ſie, ſich im Gebüſche verſteckt zu halten, überzeugte ſich, daß der Kutſcher wieder bei ſeinem Wagen angelangt ſey, und traf dann ſogleich mit großer Gewandtheit alle Anſtalten, um ſich und ihre Gebieterin zur fernern Flucht umzuwandeln. Der Mantelſack wurde ausgeleert und in eine Vertiefung verſenkt, wo dichtes Tannengebüſch ihn verdeckte; den Inhalt desſelben vertheilte Margarethe in den Handkorb, und in ein kleines zierliches Ränzchen, wie junge elegante Fußreiſende es in unſern Tagen zu tragen pflegen, welches Sidonia zu dieſem Zwecke mitgenommen hatte. Die Damen-Mäntel und Hüte, unter welchen ſie ihre Verkleidung bis jetzt verborgen gehalten, wurden, feſt zuſammengerollt, dem Mantelſacke zugeſellt. Das zierliche Ränzchen aber hing ſich Sidonia über die Schultern, und gewann dadurch vollkommen das Anſehen eines jungen fahrenden Schülers; die kleine Bürde war zu leicht, um ihr im Mindeſten beſchwerlich zu werden. Auch Margarethe ſah in ihrer ländlichen Kleidung durchaus nicht wie das elegante Zöfchen aus, das ſie noch vor kurzem geweſen, und beide wandelten jetzt Hand in Hand, nicht ohne einiges Herzklopfen, den Hügel wieder hinab.

Eine Stunde beinahe mochte über allen dieſen Zurüſtungen vergangen ſeyn, und die Sonne ſenkte ſich eben unter den Horizont hinab, als ſie am Fuße des Hügels anlangten, um den über die Wieſen zur Mühle führenden Fußſteig zu betreten. Ein Blick auf die Straße überzeugte ſie zu ihrer großen Beruhigung, daß ihr Wagen ſchon zu entfernt ſey, als daß der Kutſcher ihrer noch hätte anſichtig werden können, und ſchon waren ſie im Begriffe, ſich aus dem Gebüſch hinaus ins Freie zu wagen, als der nahe Hufſchlag eines Pferdes ſie plötzlich erſchreckte. Margarethe zog ihre Gebieterin zurück ins Gebüſch, um den Reiter, der auf dem Fahrwege den Hügel herabkam, vorüber zu laſſen. Es war Heinrich, der nämliche Bediente, den ſie kurz zuvor im Hofe des Neudorfer Wirthshauſes geſehen und der jetzt, zu ihrem großen Entſetzen, gerade auf die Mühle zuritt, in welcher ſie zu übernachten gedachten. Aengſtlich ſchüchtern, drückten die armen Mädchen ſich tief in ihr grünes Verſteck hinein, ohne auf das Stechen der Tannennadeln zu achten, und wagten es kaum, Athem zu holen. „Jetzt iſt er an der Mühle, jetzt ſteigt er an der Thüre des Hauſes ab, er bindet ſein Pferd an das Staket, und führt es nicht in den Stall; das iſt ein Zeichen, daß er nicht lange dort zu verweilen gedenkt,“ flüſterte die durch die Zweige lauſchende Margarethe.

Heinrich blieb indeſſen weit längere Zeit in der Mühle, als Margarethe es vermuthet hatte; es war ſchon tiefe Dämmerung, als er den Rückweg antrat, und ohne ihrer gewahr zu werden, an ihnen vorüber ritt; doch Ali, der den Flüchtigen nur zu wohl bekannte Pudel, der ihn begleitet hatte, ohne daß ſie es zuerſt in der Angſt gewahr worden waren, fand ihre Spur auf, mit freudigem Gewinſel ſprang er an Margarethen in die Höhe, deren weiche weiße Hand den ſchwarzen Krauskopf zu Hauſe oft geliebkoſet, und ihm heimlich manchen guten Biſſen zugeſteckt hatte. Margarethe kam darüber faſt in Verzweiflung, und war nahe daran ſich und ihr Fräulein verloren zu geben, denn das treue Thier wollte ſich nicht abweiſen laſſen, und Heinrich konnte jeden Augenblick zurück kehren, um es zu ſuchen. Doch Sidonia faßte ſich ſchnell: „ſuch', ſuch', Ali, apporte!“ rief ſie mit jener Geiſtesgegenwart, die oft in der höchſten Angſt wunderbar uns zu Hülfe kommt; ein Stein, mit ungewohnter Kraft von ihr geſchleudert, flog in weiten Bogen mitten in einen großen Haufen gefällten Strauchholzes hinein; der treue Hund machte ſich alſobald auf, dem Befehl Gehorſam zu leiſten, und die beiden Flüchtigen benutzten dieſen Augenblick, um im ſchnellſten Laufe die Mühle zu erreichen, ehe das arme Thier mit der ihm auferlegten Arbeit fertig werden konnte.

Die alte Müllerin ſaß noch vor ihrer Hausthüre, als Sidonia und Margarethe ziemlich athemlos anlangten, und ihre Bitte um ein Nachtquartier ihr vortrugen. Margarethe erzählte mit vieler Geläufigkeit, wie ſie beide Kinder eines wohlhabenden Müllers aus der Gegend von Hanau wären, wie ſie ſelbſt in Sachſen bei ihrer Großmutter, ebenfalls Beſitzerin einer Mühle, erzogen worden ſey, und der Vater nun, nach ihrer Mutter Tod, ſie bei ſich zu haben verlange, und deshalb ihrem Bruder geſchrieben habe, ſie abzuholen und zu begleiten. „Er iſt noch ein wenig ſchüchtern und unbeholfen, der gute Fritz,“ ſetzte Margarethe hinzu, „das macht das viele in Büchern Leſen, denn er bleibt nicht bei der Mühle, die Naſe ſteht ihm höher, er will auf einen Pfarrer ſtudiren, und kommt eben von der Schule in Altenburg.“

Margarethe hatte genau den rechten Ton zu treffen gewußt, um das Herz ihrer guten freundlichen Zuhörerin ſich geneigt zu machen, und zur Gewährung ihrer Bitte ſie zu beſtimmen. Es währte keine halbe Stunde, ſo ſaßen ſie, Sidonia, die Müllerin und ihre beiden Söhne, beim Abendbrod ſo vertraulich bei einander, als wären ſie Zeitlebens die beſten Freunde geweſen. Margarethe plauderte in einem fort, Sidonia verſuchte zwar ebenfalls ſich in das Geſpräch zu miſchen, aber es wollte ihr nicht immer gelingen, den rechten Ton zu treffen, doch ihre Begleiterin verſtand die Kunſt, ihr mit leichter Art über jede kleine Verlegenheit hinüber zu helfen.

„Es thut mir leid, ihr Kinder,“ ſprach zuletzt die Müllersfrau, die immer größeres Behagen an ihren beiden Gäſten fand, „es thut mir wahrlich leid, daß ihr morgen frühe ſchon weiter wollt; wißt ihr was? bleibt bis übermorgen bei uns, ich behalte euch von Herzen gern. Es gibt morgen einen großen Tanz auf dem Herrenhofe in Klarenſee, alle jungen Leute weit und breit ſind dazu eingeladen, es wird dabei hoch hergehen, alles wird vollauf ſeyn; wie wäre es, wenn ihr mit uns ginget? Ein junger ſchlanker Burſch und ein flinkes Mädchen, wie ihr beide, ſind bei ſolchen Gelegenheiten immer gerne geſehen.“

„Was iſt denn morgen los auf dem Herrenhofe?“ fragte Margarethe. Sidonia ſaß in höchſter Spannung ſtumm da, und wagte kaum ſich zu regen.

„Wunderliche Geſchichten,“ antwortete die Müllersfrau, und ſchüttelte lachend den Kopf. „Der Musje Heinrich vom Schloß war eben hier, kurz zuvor ehe ihr kamt, habt ihr ihm nicht etwa begegnet? Er kam wegen der Forellen, die ich auf morgen zu liefern verſprochen, und hat mir alles erzählt. Die Schweſter des neuen gnädigen Herrn hält morgen Verlobung mit einem vornehmen Herrn Grafen; aber der Spaß davon iſt, daß ſie gar nicht dabei ſeyn wird, ſie liegt zu Hauſe krank in ihrem Bette und iſt gar nicht hier, ſagt Musje Heinrich. Nun das weiß ich, ich ziehe morgen mein Sonntagskleid an, und mache hinüber; ich muß doch ſehen, wie ſie Verlobung halten wollen ohne Braut. Ich denke mir, es wird wohl eine Andere ſo lange die Braut vorſtellen, aber das iſt denn doch auch nicht hin und nicht her. Das muß aber wahr ſeyn, die Vornehmen haben kurioſe

Schrullen im Kopfe; unſereiner würde denn doch mit der Verlobung warten, bis die Braut wieder geſund wäre, ſollte ich denken. Nun jeder Vogel ſingt, wie ihm eben der Schnabel gewachſen iſt, pflegte mein ſeliger Mann immer zu ſagen, aber wie ſteht es, ihr Kinder, wollt ihr morgen mit?“

„Wir möchten gern, aber es geht nicht, liebe Frau Müllerin,“ erwiederte Margarethe, „denn ſieht ſie, die Reiſe iſt weit, und wir kommen ohnehin ſchon viel ſpäter zu Hauſe an, als der Vater es wohl meint, denn Fritz iſt lange nicht ſo gut zu Fuße als ich. Er iſt des Gehens nicht ſo gewohnt, in der Mühle gibt es immer etwas zu laufen und zu beſchicken, aber der da hat ſich bei den alten Büchern ganz ſteif geſeſſen.“

„Das arme junge Blut iſt wirklich ganz blaß vor Müdigkeit, und zittert am ganzen Leibe, wie vom Fieberfroſt geſchüttelt,“ ſprach die Müllerin, und ſah Sidonien recht bedenklich und mitleidig an.

„Mir iſt wohl, ganz wohl, liebe Frau,“ erwiederte Sidonia, indem ſie gewaltſam ſich zuſammen nahm, „ich bin nur von Herzen müde. Ihr ſollt es ſehen, liebe Frau Müllerin, wenn ich morgen ausgeſchlafen habe, bin ich wieder friſch und munter wie ein Hirſch.“

„Ihr wollt morgen früh nach Waldheim?“ fragte Wilhelm, der älteſte Sohn der Müllerin, der an der hübſchen Margarethe großen Gefallen zu finden ſchien.

„Mit dem früheſten,“ erwiederte Sidonia, „der Poſtwagen trifft Vormittags dort ein, wie ich gehört habe, vielleicht finden wir auf ihm noch Plätze, um . . .“

„Man kommt denn doch immer ſo ein Paar Meilen weiter,“ fiel Margarethe ein. „Mit der Poſt reiſen, wie vornehme Leute, das dürfen wir zwar nicht, das möchte dem Vater zu viel Geld koſten, und er würde uns darüber ſchön anſehen; aber zuweilen ein kleines Trinkgeld daran wagen, um ein Stückchen mitzufahren, das können wir ſchon dann und wann allenfalls ſpendiren.“

„Jüngferchen, ich habe einen Vorſchlag zur Güte,“ erwiederte der junge Müller ſehr freundlich, „wenn Ihr Euch beide nur recht früh aus den Federn finden könnt. Doch von jetzt an bis Morgens drei Uhr bleiben Euch noch immer ſechs volle Stunden zum Ausſchlafen, und mehr braucht man nicht; was etwa noch fehlen ſollte, könnt Ihr ſpäterhin auf meinen Mehlſäcken nachholen. Ich muß morgen früh mit meinen Füchſen nach Waldheim; anfangs verdroß es mich, daß ich nicht mit nach Klarenſee ſollte, aber nun — wenn Ihr es alſo zufrieden ſeyd, ſo wecke ich Euch gegen drei Uhr, die Mutter wird dann ſchon ſo gut ſeyn, die Morgenſuppe parat zu halten, und der Wagenmeiſter in Waldheim iſt mein guter Freund, ich will es mit ihm einrichten, daß er gegen ein Trinkgeld eine kleine Strecke hinter Waldheim Euch als blinde Paſſagiere aufnimmt, bis zur nächſten Station; und auch wohl noch eine Station weiter, denn ſo weit muß er den Wagen begleiten; wie gefällt Euch der Vorſchlag?"

Margarethe und Sidonia nahmen ihn dankbar an, und ihre freundliche Wirthin trieb ſie jetzt ſelbſt zum Schlafengehen, damit ſie morgen bei Zeiten aufſtehen könnten. Des jungen Müllers Erbieten, den Bruder Fritz mit in ſeine Schlafkammer zu nehmen, verſetzte zwar Sidonien für einen Augenblick in höchſt peinliche Verlegenheit; doch Margarethe erklärte, daß ſie vor Angſt des Todes ſeyn müſſe, wenn Fritz nicht bei ihr wäre, weil ſie ſich gar zu ſehr vor Geſpenſtern graue, um über Nacht allein bleiben zu können, beſonders an einem fremden Orte. Die Müllerin lachte das furchtſame Ding zwar von Herzen aus, wieß aber dennoch mit gutmüthiger Argloſigkeit den beiden Geſchwiſtern ein Schlafkämmerchen an, und bald darauf herrſchte im ganzen Hauſe die friedlichſte Stille.

* * *

„Nun wie gefällt Euer Gnaden dieſe neue Art zu reiſen?“ fragte Margarethe lachend, ſobald ſie mit Sidonien allein war, „und was meinen Sie zu dem morgenden Feſte in Klarenſee? Ich wollt', ich wäre ein Vögelein, um es mit anzuſehen.“

„Und ich wollte, ich hätte Flügel, um weit davon zu fliegen über Berg und Thal, um von allem dieſem nichts mehr zu ſehen und zu hören!“ ſeufzte Sidonia. „Ach gute Margarethe, wie iſt mir das Herz doch ſo ſchwer in meiner Bruſt! Faſt als ob ich Reue darin trüge, und doch bin ich mir deutlich bewußt, keine Schuld auf mich geladen zu haben. Ich entfliehe der Gewalt, der zu widerſtehen ich keine Mittel in Händen habe, die, verbunden mit niedrer Schlauheit, mich ins Verderben bringen, mich ſogar zwingen will, ſelbſt ſchlecht zu handeln. Doch daß ſie es ſo weit treiben würden, hätte ich mir nimmer gedacht, förmlich die Verlobung einer Abweſenden zu feiern, es iſt unerhört, es gränzt an Wahnſinn.“

„Ach wer kann wiſſen, was der ſuperkluge Heinrich der guten alten Frau vorſchwatzte, und ſie nur halb verſtand,“ erwiederte Margarethe. „Von Verlobung kann unmöglich die Rede ſeyn, dazu gehören denn doch immer und überall ihrer zwei. Der naſeweiſe Windbeutel hat ſich bei der einfältigen Müllerin nur ein Anſehen geben wollen, als ob er um alle Familienangelegenheiten der Herrſchaft wüßte; und daß wir den Herrn von Binſenburg heirathen würden, davon haben die Bedienten unter ſich ſchon lange gemunkelt.“

„Und wenn ſie nun zu Hauſe kommen, meine Flucht entdecken,“ fuhr Sidonia fort, „wenn nun das einzige Unglück ſie trifft, das ſie als das größte erkennen, das Unglück, in den Augen ihrer Bekannten eine lächerliche Rolle zu ſpielen. Wenn ſie ſich nun obendrein geſtehen müſſen, daß ſie ſelbſt ohne Noth das Aufſehen erregten, unter deſſen Laſt ſie zu Boden ſinken, wie wird mein Bruder, wie meine Stiefmutter das ertragen! Ich weiß, ich habe kein Unrecht verübt, um keinen Preis möchte ich den Schritt zurückthun, den ich gewagt, und doch peinigt mich der Gedanke unſäglich, daß ich Andern wehe gethan habe, um mich zu retten!“

„Sie ſind zu gut, viel Hundert-Tauſendmal zu gut, mein gütigſtes gnädiges Fräulein; ich habe es immer geſagt, Sie ſind ein Engel an Gemüth!“ rief Margarethe, und drückte, Thränen im Auge, die Hand ihrer Herrſchaft an ihre Lippen. „Aber ich bitte Sie um alles, ſchlagen Sie die trübſeligen Gedanken ſich aus dem Sinne; danken Sie Gott, daß wir ſo weit ſind, und grämen Sie ſich nicht um Leute, die es wahrlich nicht gut mit Ihnen im Sinne hatten. Die es ſich eingebrockt haben, mögen es auseſſen, pflege ich immer zu ſagen.

* * *

Die Müllerin, welche am folgenden Morgen, lange vor Tagesanbruch, die angeblichen Geſchwiſter zu wecken kam, fand ſie ſchon angekleidet und reiſefertig, denn Sidonia hatte vor innerer Unruhe nicht ſchlafen können. Als es zum Abſchiede ging, zog Sidonia, nicht ohne einige Verlegenheit, ihre Geldbörſe hervor, ohne zu bemerken, wie Margarethe ihr zuwinkte, es zu unterlaſſen. Die Müllerin ſah mit großen Augen ſie an.

„Er meint wohl gar für das Bischen Abendeſſen und Nachtlager mich zu bezahlen, Musje?“ ſprach ſie beleidigt. „Ich halte kein Gaſthaus. Steck’ er nur in Gottes Namen ſein Beutelchen wieder ein, das ihm wohl ſeine Liebſte ſo zierlich geſtrickt hat. Und wenn ich ihm rathen ſoll, ſo prahl’ er künftig nicht ſo vor allen Leuten mit ſeinen Paar Goldpfennigen, ſie möchten Liebhaber finden, und werden wohl ſo ſchon alle werden.“

„Ich habe es dir immer geſagt, Fritz! daß du mit Geld gar nicht umzugehen weißt!“ rief Margarethe eifrig dazwiſchen. „Gib mir den Beutel, ich verſtehe mich beſſer darauf als du. Und nun hab’ Sie tauſend Dank für alles Liebe und Gute, das ſie mir und dem Fritz erzeigt hat, liebe Frau Müllerin, und nehm’ Sie dem Schulfuchs da, ſeine gelehrte Ungeſchicklichkeit nur gar nicht übel; auf der Schule, unter den ſtudirten Herren, wird man freilich etwas dümmerlich, aber er meint es nicht übel. Komm, Fritz, gib der guten Frau Müllerin zum Abſchiede die Hand, und laß uns machen, daß wir fortkommen, es iſt die höchſte Zeit.“

Die wieder freundlich gewordene Müllerin ſchüttelte Beiden die Hand, begleitete ſie an den Wagen, und nahm ihnen das Verſprechen ab, ſie zu beſuchen, wenn ſie einmal wieder des Weges kommen ſollten. Der Mond ſchien noch hell, der Morgenwind wehte empfindlich kalt, doch Wilhelm hatte, um Margarethens Willen, einen großen weiten Mantel mitgenommen, der dieſe ſowohl als ihre Gebieterin gegen die Witterung ſchützte. Sidonia ſchlief einen recht erquicklichen Schlaf auf den weichen Säcken, auf welchen der ſtille Verehrer ihrer Kammerjungfer für beide einen recht bequemen Sitz bereitet hatte. Margarethe unterhielt indeſſen durch ihr munteres Geplauder den jungen Müller auf das beſte; ſo fuhren ſie raſch der aufgehenden Sonne entgegen, und erreichten Waldheim nach wenigen Stunden, wo ſie von ihrem wackern Begleiter ſich trennten, dem der Abſchied von der hübſchen Margarethe ſichtlich ſchwer ward. Er ſelbſt brachte ſie vorher noch auf den Weg zur nächſten Poſtſtation, empfahl ihnen nur ganz langſam vorwärts zu gehen, bis der eben angekommene Poſtwagen ſie einholen würde, und ſchied dann von ihnen mit langſamem Schritt und ſchwerem Herzen.

Margarethe ſah nach einer kleinen Weile ſich um, ob nach dem Poſtwagen, der kommen ſollte, oder nach dem jungen Müller, der eben von ihnen gegangen war, mag hier unentſchieden bleiben; keins von beiden ließ ſich erblicken, wohl aber Ali, der in muntern Sprüngen gerade auf ſie zurannte. „Was fangen wir an?“ rief das erſchrockene Mädchen, „da iſt der verwünſchte Hund wieder! Gewiß iſt Heinrich oder ſonſt jemand aus dem Hauſe nicht weit, wir ſtehen da auf freiem Felde, können uns nirgend verbergen.“

„Es würde uns auch zu nichts helfen,“ erwiederte Sidonia, „der Hund würde uns immer auffinden und verrathen. Nur Muth, nur beſonnen, Margarethe; ziehe dein Sonnentuch tiefer ins Geſicht, und ſetze dich mit mir hier in den Chauſſegraben, mit dem Rücken gegen die Straße, ſie reiten wohl an uns vorüber, ohne uns zu erkennen.“

Mittlerweile kam Ali herbei, legte freundlich wedelnd einen Stein, den er im Munde trug, zu Sidoniens Füßen hin, ſetzte ſich dann kerzengerade ihr gegenüber, und ſah mit klugen Augen, gleichſam ſein Lob erwartend, ſie an.

„O du gutes, du treues vernünftiges Thier!“ rief Sidonia lachend, „ſey getroſt, Margarethe, Ali iſt ohne Begleitung, er apportirt nur den Stein, den ich geſtern Abend ihm hinwarf.“

Margarethe gerieth vor Freuden über den ehrlichen Krauskopf außer ſich; liebkoſete ihn, fütterte ihn mit Semmeln, welche die gute Müllerin ihr am Morgen aufgedrungen, und alle drei ſaßen herzlich vergnügt im Graben beiſammen, bis ſie von fern den Poſtwagen herankommen ſahen.

„Was fangen wir aber nun mit dem ehrlichen Köter an?“ fragte jetzt Margarethe, „von uns laſſen wird er nicht wollen.“

„So mag er uns begleiten,“ erwiederte Sidonia; „wir ſind jetzt die Kinder des Zufalls; wer kann wiſſen, in welcher Abſicht er das treue Thier uns zugeſellt. Ali iſt brav und tüchtig, er mag als unſer Beſchützer bei uns bleiben.“

„Und ich verlaſſe mich lieber auf ihn, als auf

Ihre häßlichen Piſtolen, gnädiges Fräulein,“ erwiderte ſchnell Margarethe.

„Die liegen längſt bei unſerem Mantelſack und unſern Mänteln, im Buſche vor Neudorf,“ ſprach Sidonia lachend; „bei näherer Ueberlegung fand ich es ſelbſt überflüſſig und kindiſch, mich mit Waffen zu beladen, die ich nie zu meiner Vertheidigung würde zu brauchen wiſſen.“

Der Poſtwagen kam indeſſen herbei, und nahm ſie auf, und auch Ali fand für ſich ein Plätzchen. Nur wenige Reiſende ſaßen innerhalb des Wagens, ſie ſchienen müde und ſchläfrig, und nahmen von den Neuankommenden wenig Notiz. Margarethe ſetzte ſich zum Schirrmeiſter, und bemühte ſich, ihn bei guter Laune zu erhalten, was ihr auch gelang. Kurz vor der Station ließ er ſie und Sidonia abſteigen, die ſich während der Fahrt ſehr ſtille verhalten, und ſich faſt immer ſchlafend geſtellt. Nach der von ihm erhaltenen Anweiſung gingen ſie um das Städtchen herum, um jenſeits deſſelben den Poſtwagen wieder zu beſteigen. Bald gehend, bald fahrend, legten ſie an dieſem zweiten Tage ihrer Flucht über zehn Meilen zurück, ohne irgend einer Widerwärtigkeit zu begegnen.

Sidonia fühlte zwar das Unangenehme und Unbequeme dieſer Art zu reiſen, aber ſie ertrug alles in Gelaſſenheit, indem ſie überzeugt war, ſo am ſicherſten weiter zu kommen, ohne daß ihr Bruder ſo leicht im Stande ſey, ihre Spur aufzufinden, im Fall er dennoch es verſuchen ſollte, ſie zu verfolgen und einzuholen.

Als es Abend ward, verſchaffte Margarethens Gewandheit ſich und ihrer Gebieterin abermals ein Nachtquartier, in einer von der Landſtraße etwas entfernt liegenden Meierei, weil ſie es für gerathen hielten, für's erſte noch Städte und Gaſthöfe zu vermeiden. Der Beſitzer der Meierei überließ ihnen für den ganzen folgenden Tag ſeinen leichten, mit ein paar raſchen Pferden beſpannten Wagen. Das Glück begünſtigte ihre Fahrt auf das freundlichſte. Da ſie beinahe gar kein Gepäck bei ſich führten, hielt man ſie nirgend für Reiſende, ſondern für die Kinder irgend eines wohlhabenden Landmannes aus der Nachbarſchaft. So kamen ſie ungefährdet und unangehalten, beim herrlichſten Frühlingswetter, auch an dieſem Tage von Ort zu Ort. Am Morgen des nächſten, an welchem ihre Flucht wahrſcheinlich zu Hauſe entdeckt werden mußte, befanden ſie ſich ſchon in einer ſolchen Entfernung von ihrem Wohnorte, daß Sidonia glaubte, ohne Gefahr einen bedeckten Wagen miethen zu können, der bis zu einem Städtchen ſie bringen ſollte, in welchem ſie Extrapoſt zu nehmen, und ihre Reiſe fortan, wo möglich Tag und Nacht, ununterbrochen fortzuſetzen gedachte. Das bisher ſo Frühlingswarme Wetter hatte ſich plötzlich verändert, ſchwarze dunkle Wolken, vom wildheulenden Sturme gepeitſcht, jagten am Himmel vorüber, ſie ergoſſen ſich mitunter in ſchwerem Platzregen, und die Reiſenden waren froh, in ihrem wohlverſchloſſenen Wagen ihnen Trotz bieten zu können. . . .

* * *

„Nein, meine Herren, ich fahre Sie nicht hinüber, und wenn Sie mir gleich auf der Stelle hundert blanke Gulden aufzählen wollten,“ ſprach der alte Fährmann zu einem Paare luſtiger Studenten, die große Eile hatten, um die Ferienzeit der Univerſität auf einer Fußreiſe recht zu genieſſen, und ſich nun ganz unerwartet am Ufer eines ſonſt unbedeutenden Flüßchens aufgehalten ſahen. Von wilden Bergwaſſern angeſchwellt, war es in dieſer Frühlingszeit zum reißenden Strome geworden, der brauſend und tobend ſeine gewöhnliche Grenze weit überſchritt. Unter lautem Gebrülle rollte dieſer die ſchwarzen ſchäumenden Wellen über ziemlich bedeutende Felſenblöcke hin, welche früher weit aus ſeinem Bereiche lagen.

„Sie ſehen es ſelbſt," fuhr der Alte fort, „der Strom hatte die Fähre ſchon fortgeriſſen, mit Mühe und Noth habe ich ſie noch geborgen und dort hinter jenem Felſen angehängt, wo ſie doch einigermaßen im Schutze liegt."

„Nun ſo gib uns den Kahn, wir wollen uns ſelbſt hinüber rudern, wenn du keine Courage haſt, du Kameel. Ueber Nacht können wir hier im Freien doch nicht bleiben!" rief einer der jungen Männer, der durch einen gewaltigen Schnurrbart ſich auszeichnete.

„Ich kann es nicht, ich kann den Kahn Ihnen nicht geben, es geht gegen mein Gewiſſen, Sie wären beide Kinder des Todes," erwiederte der Fährmann. „Ich weiß was ich rede, der Strom hat im vorigen Jahre ſeine drei Seelen nicht voll gekriegt, das holt er nun in dieſem Jahre nach, ich kenne das aus langer Erfahrung."

„Ei ſo ſoll doch auch das Millionen-Kreuz-Donnerwetter die ganze Geſchichte zehntauſend Klafter tief in die Erde ſchlagen!“ rief der zweite Student, der ſeiner ungewöhnlich langen magern Geſtalt wegen, von ſeinen Univerſitätsbrüdern der Thurm genannt ward, denn die Jugend iſt mit Ertheilung ſolcher Beinamen in der Regel ſehr freigiebig. „Und wie lange wird die dumme Wirthſchaft hier noch dauern? wie lange ſollen wir denn noch hier wie die Narren ſtehen?“

„Vielleicht bis heute Abend, vielleicht bis morgen früh, vielleicht auch noch länger, wer kann das wiſſen? je nachdem die Gewäſſer auf dem Gebirge ablaufen. Sobald wir ohne Gefahr hinüber können, melde ich es Ihnen,“ antwortete mit phlegmatiſcher Gelaſſenheit der Fährmann, der als ein alter ausgedienter Krieger ſich durch das Toben der jungen Leute nicht aus der Faſſung bringen ließ.

„Nun das iſt eine ſchöne Hiſtorie!“ rief der Schnurrbart, „wo bleiben wir aber indeſſen? es gießt wieder wie mit Eimern.“

„Dort im wilden Manne,“ antwortete der Fährmann, und wies mit dem Daumen über ſeine

Schulter hinweg, nach einem nahen kleinen unanſehnlichen Hauſe, das ganz einſam am Abhange der Felſen lag.

„Eine prächtige Kneipe! Die alte Spelunke ſieht wie ein Rauchloch aus. Ich habe ſie bis jetzt für einen gigantiſchen Maulwurfshügel angeſehen!“ So riefen die Studenten.

„Ein Pallaſt iſt's freilich nicht,“ ſprach der Fährmann, „aber im Fall der Noth, wie eben heute, haben doch ſchon ſehr vornehme Herrſchaften es ſich darin gefallen laſſen müſſen. Eſſen, Trinken, und eine reinliche Streu zum Nachtlager finden Sie da drinnen, auch Geſellſchaft; eben ſind ein Paar junge Leutchen dort eingekehrt, die ebenfalls übergefahren werden wollten; wer weiß, was noch vor Abend hinzukommt, denn die Paſſage geht jetzt ſtark. Nun Gott befohlen! ſo wie das Waſſer fällt, melde ich es.“ Damit kroch er unter ſein niedriges Hüttendach, und überließ die jungen Leute ihrem Schickſal, die durch den immer heftiger werdenden Regen ſich endlich doch beſtimmen ließen, ſeinen Rath zu befolgen. Eine Art Reiſekaleſche neben dem Hauſe zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, ein großer ſchwarzer Pudel in derſelben knurrte ſie unfreundlich an, und wies ihnen die Zähne, als ſie den ledernen Vorhang des Wagens ein wenig lüfteten, um hinein zu ſehen. Sie ließen ihn ſogleich wieder fallen, und gingen in das Haus.

„Das iſt ein vermaledeites Rattenneſt! Thurm, bücke dich, du ſtößt dir ſonſt das Cranium ein!“ rief der Schnurrbart beim Eintritt in die ziemlich große, aber dunkle und niedrige Gaſtſtube, die zugleich das einzige Zimmer im Hauſe war, die Schlafſtätte der Wirthsleute abgerechnet. „Wein her, Frau Wirthin, vom beſten Krätzer!“ riefen beide Studenten im Chore, warfen ſich am Fenſter auf die Bank, ſtreckten die Beine weit von ſich weg, und trafen Anſtalt, ihre Pfeifen anzuzünden.

„Was haben wir denn hier?“ rief plötzlich der Thurm, und zog Sidoniens kleines Ränzchen unter der Bank hervor; „und dort in jenem Winkel rührt ſich auch etwas, wohl ein angehendes Füchslein, dem dieſe Bagage hier angehört,“ ſetzte er hinzu, indem er ſcharf nach dem Ofen hinblickte, in deſſen Nähe, als der entfernteſten und dunkelſten Ecke des Zimmers, Sidonia und Margarethe ſich zurückgezogen hatten. Damit ſtand er auf, ſtolperte mit weiten ſchweren Schritten quer durch das Zimmer, und ſtellte dicht vor jenen beiden ſich hin.

„Proſit Penal!“ rief er lachend, „was munkelſt du denn hier in der Ecke? Haſt dir auch dein Schätzchen gleich mitgebracht? Nun das iſt brav von dir, du biſt ein geſcheuter Junge. Nun, wie ſteht es übrigens? Haſt du aus den räucherigen Stuben der Schola dich einmal aufgemacht, um Papa und Mama zu beſuchen, und dich vom Herrn Pfarrer examiniren zu laſſen, ob du amo und typto konjugiren kannſt? oder biſt du auf dem Wege zur alma mater, um ein rechtſchaffener Fuchs zu werden?“

„Ich begleite meine Schweſter nach Mörsburg zu unſern Eltern,“ antwortete Sidonia, indem ſie von ihrem Platze aufſtand, mit einem ſo unbefangenen Geſicht, als ſie nur aufzubringen vermochte.

„Ei der Tauſend! nach Mörsburg zu den werthen Eltern; nun das iſt brav von dir, und die Kleine hier iſt dein Schweſterlein?“ „Was man doch nicht alles erlebt!“ ſetzte der Schnurrbart lachend hinzu, der ſich indeſſen ebenfalls herbei gemacht hatte. „Komm Penal, wir müſſen eins mit einander trinken, wenn nicht der Brüderſchaft, doch der Schweſterſchaft wegen. Da, zieh!“ rief er, indem er Sidonia ſein Glas hinhielt.

„Ich danke, mein Herr, ich trinke keinen Wein,“ erwiederte Sidonia.

„Theekeſſel du!“ ſchrie der Schnurrbart, „trinkſt keinen Wein! hat es die liebe Frau Mama etwa verboten? Will ein Studio werden! zieht ſchon als Penal ſich burſchikos an, und trinkt keinen Wein, das Kameel!“

„Brrr“ rief der Thurm, mit einem eſſigſauren Geſicht, der eben den ihm gebrachten Wein gekoſtet hatte, und ſchüttelte ſich, als habe er das Fieber. „Das Penal hat recht, es kennt dieſe Sorte noch aus alter, vielmehr neuer Erfahrung; das iſt ja echter Schulwein, wie er nur am Bodenſee ſo herrlich wächſt, den müſſen dort zu Lande die kleinen Jungen zur Strafe trinken, wenn ſie nicht in die Schule wollen. Allons, Frau Wirthin, mach ſie uns Glühwein aus dem Krätzer, damit er wenigſtens trinkbar wird.“

„Ach was weiß die Alte von Glühwein! wir wollen uns das edle Gebräu lieber ſelbſt präpariren!“ rief der Schnurrbart, faßte ſeinen Freund am Arm, und begab ſich mit ihm zurück an ihren Tiſch. Beide jagten nun die Wirthin aus einer Ecke der Stube in die andere, um ihnen alles zu bringen, was ſie zur Bereitung ihres Getränkes nöthig zu haben glaubten, und machten einen gewaltigen Lärm dabei. Sidonia und Margarethe begaben ſich indeſſen an ein anderes entferntes Fenſter, ſetzten ſich an einen kleinen Tiſch, und beriethen ſich leiſe flüſternd, wie ſie dieſer unangenehmen Geſellſchaft entgehen könnten. Draußen ergoß ſich indeſſen der Regen noch immer in Strömen, immer höher ſchwoll das Waſſer an, und jede Hoffnung, dieſes Haus vor dem nächſtfolgenden Tage verlaſſen zu können, ſchwand immer mehr und mehr, mit jeder Minute.

Die Studenten waren indeſſen mit der Bereitung ihres Getränkes eifrig beſchäftigt, ohne jedoch jenes Paar aus den Augen zu laſſen. „Bruder,“ flüſterte der Schnurrbart dem Thurme plötzlich zu, „mir ſteigt eine Idee von einem Gedanken auf, das iſt kein Penal, das iſt ganz etwas Anderes, das iſt ein Mädchen.“

„Links um, Schwager, du biſt auf dem Holzwege,“ erwiederte lachend der Thurm.

„Ich ſage dir aber, ich weiß, was ich ſage,“ antwortete der Schnurrbart, „haſt du ſchon einmal einen Kerl geſehen, der beim Niederſetzen den Fuß zierlich um das Stuhlbein ſchlingt, um ſich den Stuhl zurecht zu rücken, wie die da oben gethan hat? Das thun nur Weiber, ſage ich dir. Und betrachte nur einmal die ganze Figur, den ganzen Habitus.“

„Du haſt meiner Seele recht,“ erwiederte flüſternd der Thurm, und rieb ſich freudig lachend die Hände, „das iſt ja eine flotte Suite! die kleine Hexe, ein wenig tribuliren müſſen wir ſie aber doch.“

Der Glühwein war jetzt fertig. Die Studenten trugen den großen Becher zu Sidonien hinüber, tranken ihr Brüderſchaft zu, verlangten, daß ſie ihnen Beſcheid thun ſolle, boten ihre Pfeifen ihr an, und wären wahrſcheinlich ziemlich unartig geworden, wenn nicht Sidoniens ernſtes gefaßtes Benehmen, verbunden mit ihrer ſeltenen Schönheit, ihnen eine Art von Zurückhaltung aufgezwungen hätte.

Margarethe litt indeſſen Todesangſt, weniger um ihrer ſelbſt als um Sidoniens willen; denn Zudringlichkeiten der Art, wie die beiden jungen Leute ſie ſich jetzt auch gegen ſie erlaubten, war ſie früher wohl ſchon ausgeſetzt geweſen, und wußte im Nothfall ihnen mit gehörigem Nachdruck zu begegnen. Ali's Stimme, die ſich draußen mit überlautem freudigem Gebelle hören ließ, erinnerte ſie plötzlich an das treue Thier, das ſie in der Angſt völlig vergeſſen; auch nahm ſie den erſten günſtigen Augenblick wahr, um zum Zimmer hinauszuſchlüpfen, in der Abſicht, den wackern Hund zu ihrem und ihrer Herrſchaft Schutz herbei zu holen. Doch ſo wie ſie die Hausthüre öffnete, ſtand ſie zu ihrem unausſprechlichen Schrecken dicht vor Theodor von Klarenbach, den Ali unter freudigem Bellen mit weiten luſtigen Sprüngen umtanzte.

„Dacht' ich es doch, daß der Hund mich auf die rechte Spur bringen würde!“ rief Theodor, ſobald er ihrer anſichtig ward, und hielt ihr den Mund zu, den ſie eben zum Schreien öffnen wollte. „Stille, ganz ſtille, wenn dein Leben dir lieb iſt,“ flüſterte er zwiſchen den vor Zorn dicht zuſammengebiſſenen Zähnen, und ergriff ſie noch feſter beim Arm; „antworte mir nur durch Zeichen. Iſt deine Herrſchaft in dieſem Hauſe?“ Margarethe ſchüttelte verneinend. „Iſt ſie nicht als Knabe verkleidet da drinnen?“ Margarethe ſchüttelte noch heftiger, und ſtrengte alle ihre Kräfte an, um ſich von Theodor loszuwinden.

„Was ſoll das,“ fragte er ergrimmt, „Ihr könnt mir jetzt doch nicht entkommen. Sey vernünftig, folge mir in das Haus, ohne einen Laut von dir zu geben, wenn du nicht dein und deiner Gebieterin Verderben bereiten willſt. Was fürchteſt du denn? albernes Geſchöpf, ich bin ja ihr Bruder.“

Margarethe ſträubte ſich noch immer, Theodor wandte einige Gewalt an, ſie in das Haus zu ziehen; Ali, der dieſer Scene bisher gleichſam verwundert zugeſehen hatte, ſtellte ſich jetzt plötzlich Margarethen zur Seite, wieß Theodoren knurrend die Zähne, und erhielt dafür von dieſem einen ſo kräftigen Fußſtoß, daß er darüber in lautes Jammergeheul ausbrach. Sidonia, welche ohnehin ſchon über Margarethens längeres Ausbleiben unruhig geworden war, hörte ſeine Klagetöne, und eilte, begleitet von den beiden Studenten, vor die Hausthüre, um zu ſehen, was dem guten Ali widerfahren ſeyn könne.

Theodor ſtutzte einen Augenblick, als ſie hinaustrat, weil er ſie ſogleich nicht erkannte. „Ei mein vortrefflicher Herr Neveu, finde ich dich endlich hier?“ rief er nach kurzem Beſinnen, indem er ihr zugleich einen Wink gab, deſſen Deutung Sidonia recht gut verſtand. „Wie ich ſehe, biſt du in Geſellſchaft; ſind dieſe Herren Bekannte von dir?“

„Sie, wie mich, hat die Hemmung der Ueberfahrt vor einer Stunde in dieſes Haus getrieben, ich kenne dieſe Herren übrigens nicht,“ erwiederte Sidonia mit gefaßtem, furchtloſem Anſtand, wenn gleich innerlich ſehr bewegt. Sie wußte nicht, ob ſie ſich über die Ankunft ihres Bruders freuen oder betrüben ſolle, die freilich für den Augenblick ſie aus einer, ihr Gefühl für Sittlichkeit und Anſtand beleidigenden Verlegenheit erlöſte, aber auch von neuem in die peinliche Lage ſie zu reißen drohte, der ſie kaum mit Mühe ſich entwunden hatte.

„Um ſo weniger werden die Herren es mir verdenken, wenn ich ſie bitte, mir mit meinem lange nicht geſehenen Neffen eine Unterhaltung unter vier Augen zu erlauben,“ ſprach Theodor jetzt mit einer vornehm höflichen Verbeugung gegen die beiden Studenten, welche dieſe etwas ungeſchickt erwiederten. Theodors ganzes Weſen hatte für ſie zwar etwas Unheimliches, aber es imponirte ihnen doch. Auch waren ſie durch den ganzen Vorgang, in ihrer Meinung von Sidonien wieder irre gemacht, und jetzt eher geneigt, die ganze Sache für das Liebesabentheuer eines Jünglings von hohem Stande mit dem hübſchen Landmädchen zu halten, welches letztere jetzt ihr Mitleid in hohem Grade erregte. Denn Margarethe weinte und ſchluchzte jetzt ſo unaufhaltſam und bitterlich, als ob ihr das größte Leid widerführe. Thurm und Schnurrbart räumten alſo ohne alle Weigerung dem vornehmen Philiſter, wie ſie ihn heimlich nannten, das Gaſtzimmer ein, zogen, da der Regen eben nachließ, mit ihren Gläſern und Pfeifen unter das bedeckte Vordach des Hauſes, und ſteckten dort ihre weiſen, von dicken Tabackswolken umqualmten Häupter dicht zuſammen, um ſich mit einander über den rechten Zuſammenhang dieſes ihnen höchſt ſeltſam dünkenden Abentheuers zu berathſchlagen.

* * *

Theodors unerwartete Erſcheinung war dem Umſtande zuzuſchreiben, daß Sidoniens Flucht weit früher entdeckt wurde, als ſie geglaubt hatte, daß dieſes möglich ſey.

Schon am erſten Abend derſelben, vielleicht ehe ſie noch in der Neumühle aufgenommen worden war, hatte Theodors ſpät aus dem Forſte heimkehrender Jäger, durch das unabläſſige Bellen ſeines Hundes aufmerkſam gemacht, die Mäntel und übrigen Sachen entdeckt, welche Margarethe hinter dem Gaſthofe von Neudorf im Gebüſche trefflich verborgen zu haben glaubte. Um durch Aufmerkſamkeit und Verſchwiegenheit ſich ſeinem neuen Gebieter zu empfehlen, hatte der Jäger ſeinen Fund in aller Stille mitgenommen, und ihn ſeinem Herrn heimlich vorgewieſen. Dieſer erkannte in den außerordentlich ſchön gearbeiteten Terzerolen ſogleich ſein in der Stadt zurückgelaſſenes Eigenthum; und kam dadurch auf den Gedanken, daß vielleicht dort die Abweſenheit der Herrſchaft und der männlichen Bedienten, zu einem bedeutenden Diebſtahl im Hauſe ſeiner Stiefmutter benutzt worden wäre. Um die heftige Frau nicht vielleicht ohne Noth zu erſchrecken, verſchwieg er ihr dieſe ſeine Vermuthung, ſandte aber unter dem Vorwande, einige vergeſſene Kleinigkeiten zu dem morgenden Feſte herbeiſchaffen zu laſſen, den Jäger noch in der nämlichen Nacht zur Stadt, mit dem Befehl, ſich zu erkundigen, wie es im Hauſe ſtehe, und ob nichts Unangenehmes dort vorgefallen ſey. Der Jäger war gut beritten, er kannte alle Richtſteige der ganzen Gegend, und es war daher noch lange nicht Mittag, als er am folgenden Tage ſeinem Herrn die Nachricht brachte, es ſey zu Hauſe alles ruhig und in Ordnung, und ihm zugleich Sidoniens zurückgelaſſenes Schreiben überreichte, welches die Haushälterin in dem Zimmer derſelben gefunden, als ſie an dieſem Morgen mit dem Hauptſchlüſſel es geöffnet, um es in Abweſenheit der Herrſchaft reinigen zu laſſen.

Theodor bedurfte in der That aller ſeiner ihm angebornen Kaltblütigkeit, und mühſam errungenen Gewalt über ſich ſelbſt, um nach Leſung dieſes Briefes nicht aus der Rolle zu fallen, und fortwährend gegen ſeine Gäſte den angenehmen Wirth ſpielen zu können, ohne die in ihm tobende Unruhe zu verrathen. Vor allen Dingen ſuchte er Frau von Klarenbach, und ſeinen Freund Binſenburg durch allerlei Gründe dahin zu bringen, daß ſie vor der Hand die für heute beabſichtigte Bekanntmachung von des Letztern nahen Verbindung mit Sidonien bis zu ihrer Rückkunft in die Stadt verſchöben, und als dieſes ihm gelungen war, ſtrengte er all ſeinen Scharfſinn an, um den Weg zu erforſchen, den die Flüchtlinge möglicher Weiſe genommen haben könnten. Daß ſie bis Neudorf gekommen wären, ging aus allem hervor; bei näherer Betrachtung glaubte er ſogar, in einem der aufgefundenen Mäntel den nämlichen zu erkennen, welchen Sidonia getragen, als er ſie in Binſenburgs Hände geliefert. Sidoniens Brief, je öfter er ihn durchlas, überzeugte ihn immer feſter, daß ſie ſich nirgend anders hingewendet haben könne, als zu ihrer Tante; er erinnerte ſich deutlich, daß ſie ſogar durch eine lebhafte Erkundigung nach Frau von Bornfeld ihn einſt in groſſes Erſtaunen verſetzt. Der Poſtweg nach Schwaben führte über Neudorf und Waldheim, und wahrſcheinlich hatte ſie vor erſterem Orte ſich der Mäntel und übrigen aufgefundenen Sachen entledigt, um unter irgend einer Verkleidung die Reiſe fortzuſetzen. Nur wie ſie bis Neudorf, und von da weiter gelangt ſeyn könne, war und blieb ihm unerklärlich, keine ſeiner ſehr vorſichtig angeordneten Nachforſchungen vermochte darüber das mindeſte Licht zu verbreiten.

Heinrich riß aus tiefem Nachſinnen über alles dieſes ihn auf, indem er ſehr verlegen zu ihm trat, um ihm zu melden, daß der im ganzen Hauſe höchlich beliebte Pudel ſeit geſtern Abend vermißt werde. „Ich habe ſchon alles verſucht, um ſeiner wieder habhaft zu werden,“ ſetzte der Bediente hinzu, „es iſt mir unbegreiflich, wo er hingekommen ſeyn mag; noch geſtern Abend iſt er bis zur Neumühle mit mir gelaufen, er muß unterwegs aufgefangen worden ſeyn, denn ſo wie ich nach Hauſe kam, vermißte ich ihn. Ich habe mich ſchon bei der Müllerin erkundigt, dort ſitzt ſie unter dem Kaſtanienbaum, die ſtattliche alte Frau dort. Sie weiß nichts von dem Hunde; Niemand iſt geſtern Abend in der Mühle geweſen, als ein Paar Fremde, ein ganz junges Bürſchchen mit einem Mädchen, die ihr Sohn heute in aller Frühe auf ſeinem Wagen mit nach Waldheim genommen hat, von wo ſie mit der Poſt weiter wollten. Sie weiß aber gewiß, daß dieſe den Hund nicht mitgenommen haben, auch iſt es gar nicht Ali's Art, fremden Leuten nachzulaufen.“

Theodor ſprang in die Höhe, als leuchte ein Blitzſtrahl vor ihm auf, der jedes Dunkel erhelle. Er eilte ſogleich zu der ihm bezeichneten Frau, um ein Geſpräch wegen des verlorenen Pudels mit ihr anzuknüpfen; in deſſen fernerem Lauf dieſe, von ſeiner Freundlichkeit beſtochen, ihm, ohne daß ſie es eigentlich wußte, von den beiden jungen Leuten, die in ihrer Mühle geſtern eingekehrt waren, eine genaue Beſchreibung gab, aus welcher Margarethens Bild ihm unverkennbar entgegen leuchtete; alles traf auf das genauſte zu, ſogar der Umſtand, daß ſie beim Sprechen ein wenig mit der Zunge anſtieß. Auch das, was die Müllerin von dem blöden, unbeholfenen, jüngferlich ausſehenden Burſchen erzählte, den man eher für vornehmer Leute Kind, als für einen Müllersſohn hätte halten können, paßte auf Sidonien. Theodor war nicht der Mann, um ſich durch den blonden Lockenkopf irre machen zu laſſen, den die alte Frau, als eine Seltenheit bei dunkeln Augen und Augenbraunen jenen nachrühmte. Er wußte jetzt, was er wiſſen wollte.

Das Schloß ſogleich zu verlaſſen, um den Entflohenen auf der Stelle nachzuſetzen, daran durfte er für jetzt freilich nicht denken. Den ganzen Vormittag über war er überall wo ſeine Gegenwart erfordert wurde, zugegen geweſen; obgleich er unabläſſig mit dem Gedanken an Sidonien ſich beſchäftigte, hatte man ihm dennoch auch nicht die kleinſte Zerſtreuung abmerken können, keiner ſeiner Gäſte, von der vornehmſten Dame bis zu den Landleuten, die ſein Verwalter in der dazu aufgeſchmückten Scheuer bewirthen mußte, war von ihm vernachläſſigt oder überſehen worden. Jetzt hatte er noch an der Mittagstafel die Honneurs zu machen, mußte den ſpäterhin beginnenden Ball mit Frau von Klarenbach eröffnen, und als übergnädiger Gutsherr ſogar in der Scheune mit einigen der hübſchen Bauermädchen ein Paarmal herum ländern. Er erfüllte alle dieſe verſchiedenen Verpflichtungen auf das pünktlichſte, und zur größten Zufriedenheit ſeiner hohen und niedern Gäſte; zeigte jedem ein heiteres Geſicht, ohne die kleinſte Spur ſeiner innern Unruhe durchleuchten zu laſſen, befahl aber doch in aller Stille, ihm gegen Tagesanbruch ein Paar Kurierpferde zu beſtellen, und nahm den Aug[illegible]ahr, in welchem die Geſellſchaft ziemlich ſpät auseinander ging, um bei der, über das [illegible]nziemende der Stunde höchlich erſtaunten Frau von Klarenbach, ſich eine geheime Audienz zu-erbitten.

Es war keine leichte Aufgabe, die heftigen Ausbrüche von Schreck, Zorn und Erbitterung in leidlicher Mäßigung zu erhalten, welchen die Dame ſich hingab, als ſie Theodors Bericht von dem Vergegangenen vernommen; dennoch gelang es ihm, ſie allmählig zu beſchwichtigen, und ihr ſogar begreiflich zu machen, wie nothwendig es ſey, Sidoniens Flucht vor aller Welt, beſonders aber vor Binſenburg geheim zu halten. Er machte ſich anheiſchig, die Entflohene innerhalb wenigen Tagen zurück zu bringen, und bewies mit tauſend Gründen, daß dieſe nach dem unbeſonnenen Schritt, den ſie gewagt, ſich unmöglich länger weigern könne, Binſenburgs Gemahlin zu werden; alles käme nur darauf an, behauptete Theodor, dieſem ihre Flucht zu verbergen, damit er nicht ſelbſt dadurch zu dem Entſchluß gebracht würde, ihr zu entſagen.

Wie dieſes möglich zu machen ſey, darüber war Theodor ebenfalls ſchon völlig im Klaren, und legte ſeiner Stiefmutter die zu dieſem Zweck zu treffenden Maaßregeln auf das deutlichſte dar. Neue Feſte, Landpartien, Frühſtücke mit Tanz, ſollten die Geſellſchaft noch einige Tage, bis zur Wiederkehr des vorgeblich von Geſchäften plötzlich abgerufenen Gutsherrn in Klarenſee beiſammen halten, und ſelbſt für den Fall, daß dieſes mißlänge, wußte Theodor der Frau von Klarenbach Mittel und Wege anzugeben, um bei der Rückkehr zur Stadt Sidoniens Abweſenheit zu verbergen oder zu beſchönigen.

Bald nach dieſer Unterredung reiſ'te Theodor nach Waldheim ab, und zwar aus ihm nothwendig dünkender Vorſicht, ohne alle Begleitung. In Waldheim ward es ihm nicht ſchwer, von dem Schirrmeiſter die gewünſchte Auskunft über die Flüchtlinge zu erhalten. Er erfuhr ſogar, daß ſie einen ſchönen kohlſchwarzen Pudel bei ſich gehabt, den ſie Ali gerufen, und der immer zu den Füßen des jungen Menſchen gelegen. Dieſes erinnerte ihn daran, daß Ali eigentlich Sidonien angehöre, daß dieſe ihn mit ſich von Berlin gebracht habe, und daß ſie es ſehr ungern geſehen, als Frau von

Klarenbach das treue Thier für einen unſchicklichen Geſellſchafter erklärt, und es in die niederen Regionen der Bedientenſtuben verwieſen habe.

Theodor verfolgte unermüdlich Sidoniens Spur; verlor ſie zuweilen aus den Augen, fand ſie aber immer wieder, meiſtens durch eine Frage nach Ali; denn die Schönheit, die Behendigkeit, die artigen Künſte des Hundes, waren unterwegs Jedem aufgefallen. Auf der letzten Station hatte Theodor Sidonien abermals gänzlich aus dem Geſichte verloren, war aber feſt überzeugt, daß er ſie nun im ſchlimmſten Fall, am Ziele bei der Tante gewiß einholen würde. Eben wollte er wegen dem Austreten der Gewäſſer, von welchem er hier Kunde erhielt, ſich entſchließen, einen Umweg von einigen Meilen einzuſchlagen, der zu einer Brücke über den Strom führte, als ein Paar Worte, von einem der im Hofe müßig herumſtehenden Bauern, ſeine immer wache Aufmerkſamkeit erregten.

„Ja, die werden ſich wundern!“ ſprach der Bauer zu einem andern; „aber wer nicht hören will, muß fühlen. Nun mögen ſie in der Schenke daſitzen und warten; der ſchwarze Reiſekumpan ſchwimmt allenfalls noch durch.“ Theodor erkundigte ſich nach der näheren Bedeutung dieſer Worte, vernahm, daß mit dem ſchwarzen Reiſekumpan ein Pudel gemeint ſey, und dieſes war ihm genug, ſogleich den Weg nach dem Orte einzuſchlagen, wo er jetzt mit Sicherheit darauf rechnete, die ſo lange Geſuchten zu finden.

* * *

Theodor ſaß in der Gaſtſtube des wilden Mannes mit gewohntem Gleichmuth Sirenien gegenüber, und ſtellte ihr in ſehr gewählten Ausdrücken das Unbeſonnene ihres Betragens, nebſt den Gefahren, welchen ſie ſich dadurch ausgeſetzt, recht anſchaulich dar. Zugleich ermahnte er ſie, ſeine Liebe nicht zu verkennen, die ihn getrieben, mit Hintanſetzung ſeiner eigenen bedeutenden Angelegenheiten, ihr zu folgen, um ſie zu ſuchen, ſtatt ſie, wie ſie es eigentlich wohl verdient hätte, ihrem eignen, ſelbſt gewählten Schickſal zu überlaſſen. Er beſchwor, ſich doch endlich ſeiner erfahreneren Leitung zu fügen, und nicht länger aus Eigenſinn ihr eigenes Heil zu verkennen, indem er es wahrhaft gut mit ihr meine. Dann ging er zu der ihrem Geſchlecht eigenthümlichen Schwäche über, war aber galant genug zu verſichern, daß es eben durch dieſe an Liebenswürdigkeit gewinne und nie von ihr ſich loszumachen verſuchen dürfe, ohne ſeinen eigenen Vortheil aus den Händen zu geben. „Wir Männer ſind eben dieſer eurer unendlich reizenden Hülfloſigkeit wegen eure Diener und Sklaven,“ ſetzte er verbindlich hinzu, „wir fühlen die Verpflichtung, dem Schönſten und Liebenswürdigſten, was die Erde trägt, zu Rath, Schutz und Beiſtand bereit, zur Seite zu ſtehen, und achten, euch zu gefallen, für den höchſten Lohn unſeres Strebens, wenn ihr uns erlaubt, euch zu dienen. Ihr aber könnt dafür auch unſerer nicht entbehren; ihr dürft ungeſtraft nicht unſerem Schutze euch entziehen, und bedürft von der Wiege bis zum Grabe der Leitung eines männlichen Freundes. Was würdeſt du, meine hochſinnige Sidonia, zum Beiſpiel wohl angefangen haben, wenn ich nicht glücklicherweiſe dazu kam, um dich von der ängſtlichen, ſogar ſchmachdrohenden Verlegenheit zu befreien, eine ganze Nacht in dieſer elenden, ziemlich zweideutig ausſehenden, abgelegenen Schenke, mit jenen beiden rohen Geſellen, in deren Geſellſchaft ich dich fand, in einem Zimmer zubringen zu müſſen? Wahrlich eine anſtändige und angenehme Lage für ein ſo zartſinniges, ſchönes, allbewundertes Fräulein, wie Sidonia von Klarenbach!“ ſetzte er mit einem triumphirenden Lächeln hinzu.

Sidonia ließ die lange wohlgeſetzte Rede ihn ungeſtört vollenden. „Bruder,“ erwiederte ſie ſehr ernſt aber nicht beleidigend, als er ausgeredet hatte, „verſchwende nicht vergebens ſo viele ſchöne Worte an mich, das Schreiben, welches ich für dich zurückließ, muß dich überzeugt haben, daß ich ihren wahren Gehalt zu erkennen gelernt. Uebrigens gebe ich gern zu, daß in dieſem Augenblick deine Ankunft mich aus einer wirklich peinlichen Verlegenheit befreit hat, vielleicht ſogar aus einiger Gefahr, wer kann das ſo genau wiſſen? ich gehöre nicht zu den Furchtſamſten meines Geſchlechts, aber alles Amazonenweſen iſt mir in tiefſter Seele verhaßt, und ich bekenne gern und willig, daß Gewöhnung und Erziehung unſere Kräfte lähmen, und jeden Schritt, im freien Leben außerhalb den Salons, uns unendlich erſchweren.“

„Du bereuſt alſo den Schritt, den du, unbeſonnen genug, gewagt?“ rief Theodor freudig.

„Gewiß nicht,“ erwiederte Sidonia, „ich würde ſogar abermals ihn wagen, im Fall daß die nämlichen Gründe mich dazu zwängen; wenn gleich, durch Erfahrung gewitzigt, auf minder unvorſichtige Weiſe. Doch dieſes wird vor der Hand nicht nöthig ſeyn, dein Freund Vinſenburg wird jetzt ſchwerlich mehr daran denken, ſeine Bewerbungen um mich zu erneuern; und nach dem Aufſehen, das meine Flucht erregt haben muß, wird die gnädige Mama mich herzlich gern aus ihrer Nähe entfernt halten. Du aber, Theodor, da mein Wohl dir ſo ſehr am Herzen liegt, wirſt hoffentlich mir deinen Schutz nicht verweigern, und mich ſelbſt dem Zufluchtsorte zuführen, den ich mir erwählte, weil er der einzige ſchickliche für mich iſt, ſogar der einzige, der in dieſem Augenblick mir offen ſteht. Du wirſt ſelbſt zu unſerer Tante Bornefeld mich ſicher geleiten, lieber Bruder, und zwar ſobald als möglich.“

„Sidonia! wie ſehr verkennſt du meine brüderliche Sorge und Liebe um dich!“ rief Theodor. „Trauſt du mir denn wirklich nicht zu, daß ich, ſchwer beleidigt wie ich von dir bin, dennoch alles angewendet haben ſollte, um deinen Fehltritt der Welt zu verbergen, und die zu befürchtenden, faſt unausweichbaren traurigen Folgen deſſelben von dir abzuleiten? Alles, alles iſt vergeben und vergeſſen, wenn du jetzt mit mir zurückkehrſt; unſere Stiefmutter, die du eben ſo ſehr verkennſt als mich ſelbſt, wird nie durch den leiſeſten Vorwurf dich kränken. Du wirſt bei deiner Rückkehr alles genau ſo wiederfinden, als es war. Sey nicht ſo ſtörrigen Sinnes, gute Sidonia, wolle doch endlich einmal einſehen, daß es unſer einziger Wunſch iſt, das Glück deiner Zukunft dauernd zu begründen."

„Nimmer, nimmermehr, beredeſt du mich in jenes glänzende Elend zurück zu kehren!" rief Sidonia.

„Und doch bleibt dir keine andere Wahl," erwiederte Theodor. „Der Wagen, der dich hieher gebracht hat, iſt längſt ſchon auf dem Heimwege begriffen, ich bin ihm begegnet; der Fuhrmann ſagte mir, er könne das Fallen der Gewäſſer nicht abwarten. Willſt du vielleicht mehrere Tage lang in dieſem wüſten zweideutigen Hauſe in der trefflichen Geſellſchaft verweilen, in der ich dich fand? Gehe hinaus und ſieh ſelbſt zu, das Waſſer iſt noch immer im Steigen; ehe der Strom wieder fahrbar wird, kann eine ganze Woche darüber hingehen. Und, du magſt dich, nach welcher Seite es immer ſey, wenden wollen, werden jene beiden jungen rohen Leute dir nicht ihre Begleitung aufdringen? und wirſt du ihnen dieſes wehren können? Aus den Blicken, die ſie auf dich warfen, habe ich deutlich geſehen, daß ſie über das, was du eigentlich biſt, nicht ſo im Dunklen ſind, wie du es dir vielleicht denkſt, und daß ſie aus deiner ganzen Erſcheinung ſich ſchon, Gott weiß was für ein luſtiges Abentheuer zuſammengeſetzt haben."

Sidonia wandte, tief erröthend, das Auge von ihrem Bruder ab; ein hörbarer Seufzer entſchlüpfte ihrer bang gequälten Bruſt.

„Und," fuhr Theodor mit ſchwer zu verhehlendem innern Triumphe fort, „wenn du, denn wer kann wiſſen, zu welchen Schritten dein Eigenſinn dich noch verleiten könnte? wenn du wirklich unbedachtſam und leichtſinnig genug wäreſt, dich allem dieſem ausſetzen zu wollen, darf ich, dein älterer Bruder, nach Pflicht und Gewiſſen es dir erlauben? Nein! wahrlich nein!" rief er lebhaft; „du ſelbſt mußt in ſolchem Falle mir das Recht zugeſtehen, ein ſo unſchickliches Betragen dir zu verwehren, und müßte es auch gewaltſam geſchehen. Doch freilich ich bin allein, und du wäreſt vielleicht ſogar im Stande, jene unſaubern Geſellen zu deinem Beiſtande herbei zu rufen, um nur deinen Willen durchzuſetzen.“

„Bruder!“ rief Sidonia mit einem Blick, vor welchem es jetzt an Theodor die Reihe war, die Augen beſchämt nieder zu ſchlagen. „O Theodor, du biſt viel zu weltklug für mich Unerfahrene,“ ſetzte ſie bald darauf ſehr weich werdend hinzu. „Mir bleibt nichts übrig, als dich zu bitten, dich mit gefalteten Händen bei allem, was dir werth und heilig iſt, zu beſchwören, bringe mich zu meiner Tante; was dann weiter aus mir werden ſoll, wollen wir aus der Ferne ſchriftlich mit einander abmachen.“

„Die Tante, und immer die Tante!“ rief Theodor unmuthig, „daß man mit euch Mädchen doch nie vorwärts kommen kann! trotz allem, was Vernunft und geſunder Menſchenverſtand dagegen einzuwenden vermögen, führt dennoch euer Eigenſinn euch immer wieder auf den Punkt zurück, von welchem ihr ausginget. Was willſt du mit der Tante, von der du nichts weißt und kennſt, als höchſtens ihren Namen? Kennſt du die Verhältniſſe, in denen ſie lebt? weiſt du, ob ſie dich bei ſich aufnehmen kann, und ob ſie es wollen wird?"

„Theodor," ſprach Sidonia nach einigem Beſinnen, „ich ſollte es vielleicht nicht, aber noch einmal will ich dir vertrauen." Mit dieſen Worten zog ſie eine kleine Brieftaſche hervor, in welcher ſie die von der Frau von Bornefeld erhaltenen Papiere nahe an ihrem Herzen verborgen trug. „Gelobe mir bei deiner Ehre, dieſes mein theuerſtes Heiligthum, mir augenblicklich wieder zu geben, ſobald du mit dem Inhalt deſſelben dich bekannt gemacht haſt," ſprach ſie feierlich ernſt. Theodor gewährte, was ſie verlangte, ergriff eilig die Papiere, und vertiefte ſich im Durchleſen derſelben, während Sidonia, trübe und ſchweigend, zu der noch immer in ihrer Fenſterecke troſtlos weinenden Margarethe, ſich zurückzog.

Endlich legte Theodor die von ihm mit groſſer Aufmerkſamkeit geleſenen Papiere wieder zuſammen, ſtand auf und ging, mit faſt feierlichem Anſtande, auf Sidonien zu, um ſie ihr wieder zu geben. Sie ſah ihn an, ſein ganzes Weſen ſchien ihr verändert; in ſeinen ſonſt ſo unſtäten und ausdrucksloſen Augen glänzten Thränen, aus den kalten gezwungen-freundlichen Zügen ſeines Geſichtes ſprach jetzt die tiefe Rührung eines durchaus erſchütterten Gemüths; zum erſtenmal erblickte Sidonia den Bruder von einem rein menſchlichen Gefühl wahrhaft ergriffen, deſſen ſie ihn kaum mehr fähig gehalten; die alte Liebe zu ihm erwachte mächtig in ihrem Herzen, und zog ſie an ſeine Bruſt, während er ſie zum erſtenmal recht brüderlich in ſeine Arme ſchloß. Hand in Hand begaben die Geſchwiſter ſich wieder an ihren Platz, und ſaßen dort mehrere Minuten ſchweigend neben einander. Sidoniens thränenfeuchtes Auge ruhte mit nie gefühltem Wohlgefallen auf dem Bruder, der ſich vergebens bemühte, was in ſeinem Herzen vorging, ihr zu verbergen.

„Meine geliebte Schweſter, meine theure Sidonia,“ nahm Theodor mit noch immer ſehr bewegter Stimme endlich das Wort, „was ſoll, was kann ich dir ſagen! du ſiehſt mich tief ergriffen; das unverantwortlich harte Geſchick unſerer Mutter, das erſt in dieſem Augenblicke mir klar geworden iſt, erfüllt mich mit innigem Mitleid! Wollte

Gott, es ſtände in meiner Macht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen, die theure Frau wieder ins Leben zurück zu rufen! ſie ſollte ſich wahrlich nicht mehr über meinen Mangel an kindlicher Liebe zu beklagen haben! Was ſie von mir ſchreibt, iſt nur zu wahr, und ich erinnere mich jetzt deſſen genau; ſo lange ich ein Kind war, wurde ich immer von jeder Annäherung an ſie abgehalten; ſie hat Recht, die beklagenswerthe Frau, ihr Sohn konnte nie lernen ſie zu lieben, ich könnte wohl hinzuſetzen, man hatte es ihm niemals erlauben wollen.“

„Und dünkt es dir denn noch immer ſo thöricht und unverantwortlich, daß ich zu der geliebten Schweſter unſerer trefflichen Mutter mich ſehne, und ihrer freundlichen Einladung folgen zu dürfen wünſche?“ fragte Sidonia.

„Gewiß nicht, wenn übrigens die Umſtände es erlaubten,“ erwiederte Theodor, der allmählig anfing, ſein gewohntes Gleichgewicht wieder zu finden. „Ich geſtehe dir, daß ich ſogar jetzt ſelbſt nichts ſehnlicher wünſche, als dem Grafen Adelheim in der Welt zu begegnen, deſſen edles anſtändiges Betragen in einer ſehr verwickelten Lage unſere höchſte Achtung verdient. Er ſtand ſchon bei Lebzeiten unſerer Mutter in hohem Anſehen; ſein Einfluß auf die politiſche Welt hat ſeitdem ſich mächtig geſteigert, und ich bin feſt überzeugt, daß er, ſey es über kurz oder lang, eine ſehr bedeutende Rolle in ihr ſpielen wird. Gern würde ich, ſobald meine ſonſtigen Geſchäfte es erlauben, als der Sohn meiner Mutter mich ihm vorſtellen, und meiner innigſten Hochachtung ihn verſichern; ich bin überzeugt, daß ein ſolcher Schritt für meine dereinſtige Zukunft von der höchſten Wichtigkeit werden könnte; aber ich weiß den Grafen nicht aufzufinden: ſeit mehreren Jahren hat er keinen eigentlichen feſten Wohnſitz, ſeine großen herrlichen Güter am Rhein und am Neckar beſucht er beinahe nie, ſondern reiſet faſt immer in der Welt herum, hält bald hier bald dort ſich längere Zeit auf, ſo daß es ſchwer wird zu erfahren, wo man ihn eigentlich ſuchen ſoll.“

„Jetzt aber, guter Theodor, wirſt du doch gewiß dich nicht länger weigern, mich zu meiner Tante zu bringen,“ bat Sidonia. „Laß uns baldmöglichſt aufbrechen, ehe es dunkel wird, um jenen ſichern Weg über die Brücke einzuſchlagen.“

Doch Theodor war nicht mehr, was er vor

einigen Minuten geweſen. Die momentane Aufregung ſeines beſſern Gefühls hatte wieder nachgelaſſen, kältere Geſinnung das weichere, ihm ungewohnte Empfinden aus ſeinem Gemüthe verdrängt, und beſonnener kühler Egoismus die gewohnte Stelle in demſelben wieder eingenommen. Manches von dem, was er eben geleſen, ſchien ihm ſeine Ausſichten in eine glänzende Zukunft unendlich zu erweitern; völlig unbekannt mit den näheren Lebensumſtänden ſeiner Mutter, und nach allem, was er von den Urſachen, die ſeinen Vater zur Eheſcheidung bewogen, vernommen, hatte er bisher ſie in ſeinem Herzen, für eine mit Recht beſtrafte Schuldige gehalten, deren Andenken der Vergeſſenheit anheimfallen müſſe; er würde ſich vor ſich ſelbſt geſchämt haben, den Grafen Adelheim aufzuſuchen, zu ſeinem eigenen Vortheil deſſen frühere Verbindung mit der Mutter zu benuzzen, denn er war keineswegs ohne Ehrgefühl; doch jetzt ſah er die Vergangenheit in einem andern Lichte. Es fehlte ihm ſelten an Gründen, vor ſich ſelbſt ſeine eigenen Handlungen und Entſchließungen zu beſchönigen, und ſo überredete er ſich auch jetzt, daß er nicht eindringlicher und ſicherer das

Andenken ſeiner Mutter von der darauf haftenden Schmach befreien könne, als indem er, ihr eigener Sohn, ſich öffentlich dem Manne anſchlöſſe, um deſſentwillen ſie ſo viel gelitten, und mit ihm vereint ſich bemühe, die Welt über die eigentliche Art ihres ſchuldloſen Verhältniſſes zu demſelben aufzuklären. Er dachte ſogar ſchon daran, auf ſeinem Gute der Verſtorbenen ein Monument errichten zu laſſen, auf welchem ſein und Adelheims Name prangen ſollte; indeſſen wäre es dennoch gar ſehr zu bezweifeln, ob ſeine Anſichten und Gefühle in dieſer Hinſicht ganz dieſelben geweſen ſein möchten, wenn letzterer in ſeinen Augen minder mächtig und bedeutend erſchienen wäre.

Bei alledem war er aber nichts weniger als geneigt, um entfernterer großer Vortheile willen andere aufzugeben, die in ſeinem Bereiche lagen, er war vielmehr geſonnen, alles zu verſuchen, um beide Arten mit einander zu vereinigen. Die Familienverbindung mit dem reichen vornehmen Binſenburg dünkte ihm noch immer wünſchenswerth; beſonders da Frau von Klarenbach durchaus dafür eingenommen war. Einer ſeiner Hauptplane war, durch unermüdliche Gefälligkeit gegen dieſelbe ſich ihrer dergeſtalt zu bemächtigen, daß er ihr unentbehrlich werde, und ſie dadurch von jeder andern Verbindung abgehalten würde; bis er ſie zuletzt ganz unmerklich dahin bringen könne, daß ſie ihn zum Erben einſetze, und er auf dieſe Art zu dem Beſitz des ganzen reichen Nachlaſſes ſeines Vaters wieder gelange.

In Hinſicht auf Sidonien tröſtete er ſich aber mit der Ueberzeugung, daß er doch eigentlich nichts wolle noch beabſichtige, als ihr wahres Glück, und daß es die Pflicht des älteren erfahrenern Bruders ſey, ſie ſelbſt gegen ihren Willen zu demſelben zu leiten, ohne durch die thörigten Anſichten eines eigenſinnigen, romanhaften Mädchens von achtzehn Jahren ſich davon abhalten zu laſſen.

Indeſſen wünſchte er aber doch, Sidonien ſo wenig als möglich wehe zu thun, er kleidete ſein Verweigern ihrer Bitte in die freundlichſten ſchmeichelhafteſten Worte, er ſuchte auf die mildeſte Weiſe ihr deutlich zu machen, daß es nicht in ſeiner Macht ſtehe, ſie, wie ſie es wünſche, zur Tante zu führen, indem nicht er, ſondern ihre Stiefmutter, über ihren künftigen Aufenthalt zu entſcheiden habe, deren Abgeordneter er eigentlich nur ſey.

Er ſuchte ſie beſonders mit dem Gedanken an die Rückkehr zu Frau von Klarenbach zu verſöhnen, indem er ihr nochmals wiederholte, wie künſtlich alles eingerichtet worden ſey, um ihre Flucht völlig verborgen zu halten. „Ich ſchwöre dir, bei allem was heilig iſt,“ ſprach er, „es hängt nur von dir allein ab, daß Niemand, ſelbſt Binſenburg nicht, jemals erfahre, zu welcher Unbeſonnenheit Uebereilung und Mangel an Weltkenntniß dich verleitet haben. Laß uns nur ſogleich den Rückweg antreten, wir brauchen kaum drei Tage, um die Heimath zu erreichen, und du erſcheinſt dann wieder in der Geſellſchaft wie zuvor, geachtet, bewundert, geliebt, ohne daß der kleinſte Makel an dir hafte.“

„Bruder!“ rief Sidonia, als er ausgeſprochen, „ich höre und ſehe dich an, und das Herz in der Bruſt möchte vor Betrübniß über dich, mir zerſpringen. Du ſtehſt vor mir, wie von einem böſen Zauber befangen, mit eiskaltem Gemüth und verſchloſſenem Sinn, für alles, was über deine kleinlichen jämmerlichen Wünſche und Anſichten hinausgeht. Jede edlere menſchlichere Regung in dir iſt nur ein vorübergehendes; armer Theodor, was wird aus dir werden, wenn dein Abgott ſich dir einſt in ſeiner wahren Geſtalt zeigt, und du aus deinen Schwindelträumen erwachſt!“ ſetzte ſie, mitleidig die Hände zuſammenfaltend, hinzu.

„Spare deine romanhaften Tiraden für eine gelegenere Zeit auf, und halte dich lieber bereit, mir in wenigen Minuten, und ohne lächerlichen Widerſtand zu folgen!“ rief Theodor beleidigt.

„Ich bin bereit, weil ich einſehe, daß mir nichts Anderes übrig bleibt,“ erwiederte Sidonia gelaſſen. „Nur Eines, Theodor, muß ich, ehe ich mit dir gehe, dir erklären,“ ſetzte ſie ſehr ernſt und eindringlich hinzu. „Ich folge dir, weil ich es muß, aber ich bin feſt entſchloſſen, mich von dieſem Zwange zu befreien, ſobald ich vernünftiger Weiſe es kann. Rechne nicht auf mich; was du verbergen willſt, werde ich ſelbſt offenbaren. Binſenburg, die ganze Welt ſoll erfahren, was du an mir gethan, und was ich gewagt, um deinem liſtigen Verrath zu entgehen. Von heute an ſchone ich weder dich noch unſere Stiefmutter, noch die öffentliche Meinung der Geſellſchaft, an der dir ſo viel liegt, und die ich ſo herzlich verachte. Führe mich zurück, auf deine Gefahr; hoffe nicht, mich abermals zu überliſten, du ſelbſt haſt mir über dich die Augen geöffnet. Und nun komm, Margarethe! weine nicht ſo, mein armes, gutes Mädchen. Dir ſoll kein Leid geſchehen, und mir hoffentlich auch nicht.“

„Da zieht er ab mit ihr,“ ſprach der Schnurrbart, der nebſt ſeinem Gefährten ſehr theilnehmend zugeſehen hatte, wie Theodor ſeinen angeblichen Neffen in die leichte, nur für zwei Perſonen eingerichtete Chaiſe hob, und ſich dann neben ihm hineinſetzte, nachdem er Margarethen und Ali den Platz auf dem Kutſchbock ziemlich unfreundlich angewieſen hatte.

„Aber ſag' mir nur das Eine, Bruderherz, iſt er ein Er, oder eine Sie?“ fragte der Thurm mit einem ſehr bedenklichen Geſicht.

„Ja, Schatz,“ erwiederte der Schnurrbart, „das iſt ſo eine Frage wie die von wegen der Höhe des Berges Sinai, aber das geſtehe ich dir, je länger ich der ganzen Geſchichte nachſinne, je konfuſer wird es mir im Hirnkaſten. Mir will vorkommen, als hätten wir, für ein Paar brave tüchtige Burſche, uns doch etwas maulfaul und philiſterhaft benommen. Der Herr Oheim will mir eigentlich gar nicht gefallen. Läßt der Eſel das hübſche kleine Ding auf dem Bock ſitzen, im Freien unter Gottes ſich mild ergießenden Himmel! und das haben wir ſo in aller Gelaſſenheit mit angeſehen!“

* * *

Die zunehmende Dunkelheit, verbunden mit dem immer ſtärker werdenden Regen, zwangen die Reiſenden im nächſten Poſthauſe Nachtquartier zu nehmen, ſo ungern Theodor auch darein willigte, denn Sidonia konnte es nicht ertragen, ihre Margarethe die ganze Nacht hindurch dem Regen und dem Winde ausgeſetzt zu wiſſen. Während der ganzen Fahrt hatte Theodor ſtumm und in ſich gekehrt neben Sidonien geſeſſen, die ebenfalls keine Luſt bezeigte, ein Geſpräch anzuknüpfen, und beide fühlten ſich gewiſſermaßen erleichtert, als ſie ſich gleich nach ihrer Ankunft in ihre Zimmer zurückziehen konnten; doch ſorgte Theodor weislich dafür, daß Sidonia eines angewieſen erhielt, welches keinen andern Ausgang hatte, als durch das Seine.

Da ſaß Sidonia nun, müde und abgeſpannt, in dem engen ärmlichen Stübchen, das nur von dem matten Schimmer eines einzigen Talglichtes erhellt ward. Sie hatte den unbequemen falſchen

Haarputz abgelegt, ihre eigenen dunkeln Locken floſſen, in üppiger Fülle aufgelöſet, ihr über Bruſt und Rücken weit hinab, und Margarethe ſtand neben ihr, beſchäftigt, dieſelben nach langem Verſäumen einmal wieder zu ordnen. Keine von beiden ſprach ein Wort; Sidonia, weil ſie über zu vieles nachzuſinnen hatte, und Margarethe, weil ſie eigentlich nicht wußte, was ſie ſagen könne, um nur ihre geliebte Gebieterin aus dem Trübſinn zu erwecken, in welchem ſie dieſelbe verſunken ſah.

„Hörteſt du nichts?“ flüſterte plötzlich Sidonia, indem ſie erſchrocken zuſammenfuhr, und nach dem Fenſter hinblickte, das wenigſtens zwanzig Fuß über dem Erdboden erhaben, nach dem Baumgarten des Poſthauſes hinausging. Margarethe ſprang augenblicklich auf, öffnete, um hinaus zu ſehen, das in der Mitte des größern angebrachte kleine Schiebefenſter, und fuhr im nämlichen Augenblicke todtenbleich zurück. Sie wollte ſchreien, doch Sidonia verhinderte ſie daran, obgleich auch ſie jetzt ein Geſicht gewahr ward, das ſich von außen in das offen gebliebene Schiebefenſterchen drückte, und zugleich noch einen neben dieſem aus der Tiefe aufſteigenden Kopf entdeckte.

„Erſchrecken Sie nicht über uns, gnädige Frau oder gnädiges Fräulein, denn daß Sie eins von beiden ſind, läßt ſich wohl nicht mehr abläugnen,“ flüſterte das Geſicht am Fenſter, das, wie Sidonia jetzt bemerkte, dem ſogenannten Thurm angehörte. „Ex ungue leonem,“ ſetzte er lächelnd hinzu, indem er auf ihre aufgelöſten Locken deutete, deren Reichthum beinah wie ein Mantel ſie umgab.

„Und verzeihen Sie, daß wir vorhin, von Ihrer Kürtka verleitet, Sie blinder Weiſe für ein Penal anſahen, und ſie etwas weniges turbirten,“ ſetzte der Schnurrbart hinzu, indem er unter dem Arm des Thurms hindurchkroch, und dieſen ſanft bei Seite ſchob.

„Wir ſind brave Burſche,“ nahm der Thurm wieder das Wort, „die im Herzen Muth und Trieb fühlen, dem Unterdrückten zu helfen, und gegen Unbill und Uebermacht zu Felde zu ziehen, wo wir dieſe aufducken ſehen.“

„Ehrliche Mecklenburger,“ fügte der Schnurrbart hinzu, „die ihrem Mann ſtehen, wo es Noth thut, und wenn Sie uns brauchen können, ſo ſagen Sie es nur.“

„Daß dem ſo ſey, gibt der Anſchein ſo ziemlich,“ ſprach der Thurm, „es ſchwante uns gleich ſo etwas, als wir den kleinen blaſſen Suitier Sie fortführen ſahen. Wir konnten zu dem ſogenannten Herrn Oheim keinen rechten Fiduz faſſen, Sie ſahen dabei aus, als ob Ihnen Zwang angethan werde, und unſer Gewiſſen ſagte uns, daß wir, als rechte Burſche, das nicht hätten zugeben ſollen.“

„Wir wünſchten das Verſäumte wieder gut zu machen,“ ſetzte der Schnurrbart hinzu, „und da der Kutſcher, mit dem Sie gekommen waren, gleich nach Ihnen leer abfuhr, ſo packten wir uns mit auf. Das Waſſer iſt noch immer im Steigen; wir mochten in der miſerablen Kneipe nicht länger wie Narren ſitzen, und wollen nun auch lieber über die Brücke gehen.“

„Alſo auch die frühere Abfahrt des Fuhrmanns war eine Lüge! Unwahrheit und Falſchheit ſind ihm zur zweiten Natur geworden!“ ſeufzte Sidonia halblaut.

„Gott bewahre, in uns wohnt kein Falſch, wir ſind ehrlich und treu!“ riefen beide Studenten im Chor, die ſie nur halb verſtanden hatten; „ſagen Sie uns nur, wie und wo wir helfen ſollen,“ fügte der Thurm hinzu, „verſteht ſich, wenn der Herr Oheim nicht etwa der Herr Gemahl iſt, denn da müßten wir freilich wohl davon bleiben, das verſteht ſich.“

„Meine Herren,“ erwiederte Sidonia mit freundlichem Ernſt, „mein Begleiter iſt weder mein Oheim noch mein Gemahl, mir aber dennoch nahe verwandt, und für meine Sicherheit iſt in ſeiner Nähe nichts zu fürchten. Ich danke Ihnen indeſſen recht innig für die mir bezeigte Theilnahme, muß Sie aber dennoch bitten, mich ganz unbeſorgt meinem ferneren Schickſale zu überlaſſen.“

„Sie wollen alſo morgen aus freier ungezwungener Wahl mit ihm weiter gehen?“ fragte der Thurm, „denn volenti non fit injuria.“

„Ich will es, weil die Umſtände es fordern,“ erwiederte Sidonia.

„Nun wohl, Quilibet est suae fortunae faber. Aber können wir ſonſt nichts für Sie thun? gar nichts? Bedenken Sie es wohl, wir ſind treu und bereit zu allem, was Recht iſt,“ ſprachen die Studenten.

„Wollten und könnten Sie vielleicht ein Paar Zeilen von mir nach Lindau an meine Tante bringen?“ erwiederte Sidonia nach kurzem Bedenken.

„Nach Lindau, zur Frau Tante? Dahin wollen wir eben auch, das geht prächtig!“ riefen die Studenten.

„Der gnädige Herr ſind wach!“ flüſterte in dieſem Augenblicke Margarethe. Sobald ſie überzeugt war, daß ſie und ihre Herrſchaft weder von Dieben noch Banditen bedroht würden, hatte echter Kammerjungfer-Inſtinkt ſie an das Schlüſſelloch der zu Theodors Zimmer führenden Thüre getrieben, und ſie hörte dieſen jetzt aus dem Bette aufſtehen; wahrſcheinlich um ſich von ſeiner Seite an das nämliche Obſervatorium zu begeben, welches ſie jetzt eilends verließ. Thurm und Schnurrbart flogen blitzſchnell von dem Spalier hinunter, an welchem ſie bis zu Sidoniens Fenſter hinauf geklettert waren. Margarethe ging wieder an ihre Beſchäftigung mit Sidoniens Haaren, und Theodor, nachdem er am Schlüſſelloch ſich durch den Augenſchein überzeugt hatte, daß alles ſicher ſey, begab ſich wieder zur Ruhe.

„Sie ſind fort, beide fort, gnädiges Fräulein,“ begann Margarethe jetzt ſehr leiſe; „aber daß ſie gekommen ſind, um uns zu helfen, wär doch hübſch von ihnen, und wäre ich mein Fräulein, ich hätte mir das Ding doch zweimal überlegt, ehe ich ſie mit ihrem Anerbieten von mir wieß. Wer hätte denken ſollen, als ſie heute Nachmittag ſich ſo unnütz machten, daß wir ihnen am Ende noch Dank ſchuldig werden ſollten. Mir gefallen ſie, trotz ihrer Ungezogenheit, tauſendmal beſſer als mancher unſerer feinen galanten Herren; nennen will ich keinen, aber ich weiß, wen ich meine."

„Sie gefallen dir, weil das vornehme Leben ſie noch nicht verſchnörkelt und verbildet hat," erwiederte Sidonia, „auch glaube ich ſelbſt, daß ſie es ehrlich meinen, weil der innere Kern ihres Gemüths mir noch geſund ſcheint, und ihre unfriſirten Zottelköpfe wahrſcheinlich mit etwas beſſerem angefüllt ſeyn mögen, als mit Opern-Arien und Intriguen. Dafür aber haben ſie andere Thorheiten und Albernheiten angenommen; ſie ſind die erſten dieſer Art, die ich jemals in der Nähe ſah, aber ich glaube doch, daß hinter dem ſeltſam rauhen Ton, den ſie ſich erlauben, und ihrem ganzen wunderlichen Benehmen eben ſo viel Affektation ſteckt, als hinter dem faden, nach Witz und Abſonderlichkeit haſchenden Weſen unſerer eleganten Herren."

„Aber vergeſſen Sie wenigſtens nicht, ihnen ein Brieſchen an die gnädige Tante mitzugeben,“ bat Margarethe, „man kann doch nicht wiſſen, ob es uns nicht hilft; denn ſchlecht ergeht es uns in jedem Fall. Die Augen aus dem Kopfe möchte ich mir weinen, wenn ich nur daran denke, was uns noch alles geſchehen kann.“

„Ich gebe ihnen ein Paar Zeilen mit,“ erwiederte Sidonia, „nicht weil ich einigen Nutzen für uns davon hoffe, ſondern nur, um den jungen Leuten zu zeigen, daß ich ihren guten Willen erkenne. Liebe Margarethe, wir dürfen uns auf Niemand als auf uns ſelbſt verlaſſen, denn die, welche mich lieben und mir helfen könnten, ſind zu weit von uns entfernt. Darum aber fühle ich mich nicht muthlos; ich weiß, was ich will, oder vielmehr, was ich nicht will; und wer erſt darüber mit ſich im Klaren iſt, dem iſt halb geholfen. Darum ſey getroſt, und gräme dich weder um mich noch um dich.“

Während Sidonia ſo ſprach, hatte ſie vergebens im Zimmer ſich nach Schreibmaterialien umgeſehen, ſie riß daher ein Blatt Pergament aus ihrem Taſchenbuch, und ſchrieb mit einer Bleifeder dieſe wenigen Worte darauf, die Margarethe den beiden Studenten am folgenden Morgen in die Hände zu ſpielen verſprach.

„Theure Tante!

„Mein Schickſal hat eine Wendung genommen, bei der ich des Rathes, des Beiſtandes, der ſchnellſten Hülfe treuer weiſer Freunde bedarf. Melden Sie dieſes dem Baron S., der mich um Nachricht von ihm an Sie gewieſen.

„Nächſtens erfahren Sie alles umſtändlicher; wollte Gott, ich könnte in Ihre Arme mich werfen, und all' mein Leid bei Ihnen vergeſſen.

Sidonia.“

* * *

Am folgenden Morgen, als Sidonia, von Theodor begleitet, über die Hausflur ging, um in den Wagen zu ſteigen, traten die Studenten Arm in Arm ihr entgegen, grüßten ſie höflich, ohne von Theodors grimmigen Blicken, ohne ſogar von ihm ſelbſt, die mindeſte Notiz zu nehmen, und wandten ſich dann an Margarethe, mit der ſie ein leichtes Geſpräch anknüpften, ihr mit etwas ungeſchickter Galanterie auf ihren hohen Sitz hinauf halfen, und ihr dadurch Gelegenheiten gaben, das Blättchen Pergament ihnen geſchickt in die Hände zu ſpielen.

Trübe und ſchweigend ſaß Sidonia jetzt wieder neben ihrem nicht minder verſtimmten Bruder, und blickte mit einem recht ſchmerzlichen Gefühl auf Bäume und Wieſen, Felder und Dörfer, an denen ſie erſt geſtern in voller Lebensfreudigkeit vorüber gekommen war. Damals ging es vorwärts in die Freiheit, jetzt führte jeder Umſchwung der Räder ſie dem alten verhaßten Joche wieder zu. Die Sonne ſchien warm vom freundlich, blauen Himmel, doch in ihr war es kalt und düſter; Erwartung kommender böſer Stunden, denen auszuweichen ſie keine Möglichkeit ſah, beklemmte ihr die Bruſt, und ſie ſehnte ſich beinahe ſchon am Ziele zu ſeyn, um den Widerwärtigkeiten, die ihrer dort harren mochten, wirklich entgegen zu treten; denn dieſe, der drückenden Schwüle vor dem Gewitter gleichende Unthätigkeit, in der ſie Schritt vor Schritt ſich dem Unabwendbaren entgegen ſchleppen laſſen mußte, dünkte ihrem lebhaften Geiſte das Unerträglichſte zu ſeyn.

Theodor fühlte ſich indeſſen nicht minder als ſie gequält. Die unerwartete Erſcheinung der beiden Studenten erfüllte ſein argwöhniſches Gemüth mit allerlei Beſorgniſſen, die er ſelbſt für abentheuerlich anerkannte, und von denen er ſich dennoch nicht loszumachen vermochte. Alle fünf Minuten ſah er durch das im Hintergrunde des Wagens angebrachte kleine runde Fenſter, um zu erſpähen, ob ſeine Widerſacher nicht etwa ihnen folgten. Von Zeit zu Zeit ſuchte er durch künſtlich geſtellte Fragen von Sidonien zu erforſchen, ob ſie mit jenen jungen Leuten geſprochen, oder nicht? vielleicht gar in irgend einem Verhältniß zu ihnen ſtände? denn ſie geradezu deshalb zu befragen, mochte er doch nicht wagen. Alles dieſes half ihm aber wenig, Sidonia war nie ſo wortkarg geweſen, als gerade heute; ſie würdigte ihn nur ſelten einer Antwort, und dieſe fiel immer ſehr kurz aus. So fuhren ſie weiter und weiter, bis in die ſpäte Nacht hinein; am folgenden Morgen brachen ſie abermals bei ſehr früher Tageszeit auf, um noch Vormittags eine ziemlich bedeutende Stadt zu erreichen, die auf ihrem Wege lag, und welche Sidonia auf dem Hinweg umgangen hatte. Theodor beſchloß, einige Stunden daſelbſt zu verweilen, um ſeine Schweſter mit der ihrem Geſchlecht und ihrem Stande angemeſſenen Kleidung zu verſehen; denn ſeiner Rechnung nach konnten ſie ſchon am nächſten Tage zu Hauſe anlangen, wo ſie doch in ihrer jetzigen Geſtalt ſich nicht ſchicklicher Weiſe ſehen laſſen durfte.

Sie hatten ſchon in der nämlichen Stimmung wie geſtern, mehrere Meilen zurückgelegt, und die Thürme der Stadt ſtiegen in blauer nebliger Ferne vor ihnen auf, als ein Reiſewagen ihnen begegnete. Der in demſelben ſich befindende Reiſende, tief in ſeinen Mantel gehüllt, ſchlief ſo feſt, daß er ſelbſt dann nicht erwachte, als die Poſtillone anhielten, um mit einander zu wechſeln. Margarethe benutzte den kurzen Stillſtand, um ihren Platz auf dem Kutſchbock auf ein Paar Minuten zu verlaſſen, und ſich nach dem Befinden ihrer Gebieterin zu erkundigen, während Theodor verdrüßlich aus dem Wagen ſprang, um die Poſtillone zur Eile anzutreiben. Ali aber umſchnüffelte den fremden Wagen erſt ſehr bedächtig von allen Seiten, und ſprang dann plötzlich unter ſo lautem Gebelle an demſelben in die Höhe, daß der Reiſende erwachte. Er wickelte ſich aus ſeinem Mantel, betrachtete den Hund eine Weile, der jetzt ſeine Freudenbezeugungen verdoppelte. „Ali!“ rief er endlich, „ehrlicher treuer Pudel, biſt du es wirklich? wie in aller Welt kommſt du hierher?“ Er bückte ſich, um das Thier zu liebkoſen, das ſich jetzt vergeblich anſtrengte, zu ihm in den Wagen zu ſpringen; doch im nämlichen Augenblicke fühlte er ſeinen Arm feſt umſchlungen. „Seethal! Seethal!“ rief eine ihm bekannte liebe Stimme. Sidonia hatte beim erſten Laut ſeiner Stimme ihn erkannt, war aus dem Wagen geſprungen, und ſtand jetzt athemlos vor Freude neben ihm. „Zum zweitenmal führt der freundliche Zufall Sie zu meiner Hülfe herbei, Sie werden mich nicht verlaſſen, Sie werden mir beiſtehen!“ rief ſie kaum vernehmbar vor innerer Bewegung.

„Sidonia, in Knabentracht, und hier!“ Indem er ſtaunend ſie betrachtete, mochte Seethal ſeinen Sinnen kaum trauen, und doch war ſie es unverkennbar. Beim Herausſpringen aus dem Wagen hatte ſie den Hut und die falſche Haartour verloren, die reiche Fülle ihrer dunkeln Locken flatterte wild im Winde, und verdeckte zur Hälfte ihr Geſicht; Seethal ſtand vor ihr, er hielt ihre beiden Hände, und ſah ſie forſchend an, ohne in der Ueberraſchung des Augenblicks für ſein grenzenloſes Erſtaunen Worte zu finden.

„Der Herr Baron von Seethal, wie ich höre?“ ſprach ſehr formell höflich Theodor, der plötzlich neben den beiden ſtand. „Schweſter, habe die Gefälligkeit, mich dem Herrn Baron vorzuſtellen, damit er mir erlaube, ihm für den Schutz meinen gefühlteſten Dank abzuſtatten, den er dir vor einiger Zeit auf dem Rückwege von dem Maskenballe gewährte. Die Eile, in der wir beide für den Augenblick ſind, mag es entſchuldigen, daß ich dieſen unſchicklichen Platz dazu wähle,“ ſetzte er, ſich lächelnd verbeugend, hinzu.

„Mein Begleiter iſt Theodor von Klarenbach,“ ſprach Sidonia mit zitternder, halb erſtickter Stimme. Schmerz und Unmuth über die erniedrigende Verſtellungskunſt, zu welcher ihr Bruder ſich ſogar unter ihren Augen herabließ, brachten ſie ganz aus aller Faſſung.

Seethal kam noch immer von ſeinem Erſtaunen nicht zurück, indeſſen erwiederte er Theodors zuvorkommende Höflichkeit auf die nämliche Weiſe, und dieſer beeilte ſich, in demſelben Ton ihm zu antworten, um nur Sidonien nicht zum Worte kommen zu laſſen. Er bemerkte den Ausdruck von Verwunderung, mit welchem Seethal die Kleidung Sidoniens betrachtete, und war dreiſt genug, durch einige leicht hingeworfene Scherze über die Veranlaſſung deſſelben ihn irre führen zu wollen. Er ſpöttelte über den excentriſchen Einfall ſeiner Schweſter, ihn durchaus in Knabentracht auf dieſer kleinen Reiſe begleiten zu wollen, fügte ganz obenhin die Bemerkung hinzu, daß die Leute eben mit dem Umſpannen fertig geworden wären, bedauerte, ſich einer ſo angenehmen Bekanntſchaft nicht längere Zeit erfreuen zu können, und faßte ſchnell, vielleicht ein wenig feſter als eben nöthig war, Sidoniens Arm, um ſie an ſeinen Wagen zu führen.

Dies war mehr, als Sidonia ertragen konnte, ſie riß gewaltſam von Theodor ſich los, und eilte, Seethals Arm zu ergreifen. „Nein, nein!“ rief ſie, „das Herz möchte mir brechen, weil ich den Bruder anklagen muß, aber dieſes Gewebe von Unwahrheit und Liſt kann ich nicht dulden. Seethal, edler Freund meiner Jugend, nicht vergebens hat ein guter Engel mich Ihnen abermals entgegen geführt; Sie dürfen mich nicht in dieſer Noth verlaſſen, Sie müſſen ſich meiner annehmen, ich rufe Sie auf zu meinem Richter zwiſchen mir und dieſem.“

„Sie ſehen, mein Herr,“ ſprach Theodor, indem er ſich gewaltſam zuſammen nahm, um gelaſſen zu bleiben, „Sie ſehen, mein Herr, meine gute, ſonſt ſehr geſcheute, nur zu heftige Schweſter, iſt in dieſem Augenblick zu aufgeregt, um ihrer Sinne ganz mächtig zu ſeyn. Sie ſind ein Mann von Welt und Erfahrung, dafür bürgt mir Ihre ganze Erſcheinung, vielleicht ſogar Familienvater; in jedem Fall iſt es Ihnen nichts Neues, daß junge Mädchen ſehr gern zu Extremen übergehen, wenn ihre launenhaften, mitunter auch wohl etwas thörichten Einfälle Widerſpruch antreffen. Ich bin überzeugt, Sie werden nicht unberufen ſich in Familienangelegenheiten miſchen wollen.“

„Laſſen Sie von jener glatten Zunge ſich nicht täuſchen!“ rief Sidonia, ohne Seethal zur Antwort kommen zu laſſen. „Nicht aus launenhaftem Muthwillen habe ich dieſe Kleidung gewählt, ich bin in ihr aus dem Hauſe meiner Stiefmutter entflohen, Theodor hat mich eingeholt, ich folge ihm gezwungen.“

Theodor wollte ſie verhindern, weiter zu reden, aber Sidonia ließ ſich nicht davon abhalten.

„Ich entfloh, um einer Verbindung mit jenem widerwärtigen Manne zu entgehen, aus deſſen Händen Sie mich vor kurzem befreiten; man hatte mit feiner Liſt mich ſo zu umſtricken gewußt, daß mir kein anderer Ausweg übrig blieb. Ich wollte zu meiner Tante, zur Frau von Bornefeld, an die Sie mich ſelbſt gewieſen. Ich laſſe Sie nicht los; Sie mein ſichtbarer Schutzgeiſt, Sie ſind der einzige Freund, den ich auf Erden habe, ich flehe, ich beſchwöre Sie, bringen Sie mich zu meiner Tante, laſſen Sie mich nicht in dieſen Händen, nehmen Sie meiner ſich an, Sie hatten von Kind auf mich lieb, Sie werden mich nicht jetzt verlaſſen, da ich ſo ſehr Ihrer Hülfe bedarf.“

„Sie ſehen es ſelbſt, Herr von Klarenbach, ein ſo feſtes ſchönes Vertrauen darf ich nicht zurückweiſen,“ ſprach Seethal. „Ich bin überzeugt, daß nur ein Mißverſtändniß zwiſchen zwei ſolchen Geſchwiſtern dieſen Zwieſpalt hervorbringen konnte; erlauben ſie daher, daß ich mit Ihnen nach dem Ort zurückkehre, den ich dieſen Morgen verließ; um dort ruhiger und mit mehr Muße, als hier auf offener Straße geſchehen könnte, den Grund dieſes Mißverſtändniſſes zu erfahren, und dann als Mitler zwiſchen Ihnen Beiden einzutreten. Mehr ſeyn zu wollen, werde ich mir nie anmaßen, und vielleicht erſcheint mein jetziges Betragen Ihnen ſchon anmaßend genug. Aber bedenken Sie,“ ſetzte er freundlich hinzu, „daß ich Sidonien von ihrer Kindheit an kenne, daß ich dieſe ſchöne Blüthe mit inniger Freude ſich aus der Knospe entwickeln ſah. Ich und hier der ehrliche Ali, waren von jeher der kleinen Sidonia treuſte Spielgeſellen, und ſie wußte oft nicht, welchen von uns Beiden ſie am liebſten hatte; war es nicht ſo, mein Fräulein?“ fragte er lächelnd, indem er Sidoniens Hand ergriff, und ihr freundlich in das thränenſchwere Auge blickte.

Theodor ſah nicht wohl ein, wie er, ohne Verdacht zu erregen, ein ſo billiges Anerbieten ablehnen könne, da es ohnedem doch nur von dem Freunde ſeiner Schweſter abhing, ſie auch ohne ſeine Erlaubniß zu begleiten. Auch mochte er einen Unbekannten nicht gern beleidigen, und in Seethals Anſtand und Betragen lag etwas, das ihm wieder Willen Achtung und Schonung abzwang.

Obgleich nicht mehr jung, war dieſer doch noch ein ſehr ſtattlicher kräftiger Mann, von dem ſich nicht unbedingt behaupten ließ, daß er eine Beleidigung gelaſſen hinnehmen würde; und Theodor hatte von jeher alles gefliſſentlich vermieden, was unter Männern zum Streit, und zu deſſen gewöhnlichen Folgen Anlaß geben konnte. Er hielt es alſo für das beſte, ſich mit guter Art in das nicht zu Umgehende zu ergeben, und war ſogar darüber beinahe völlig getröſtet, als Baron Seethal ihm den Vorſchlag that, zu ihm in ſeinen Wagen zu ſteigen, und Sidonia mit ihrem Kammermädchen fahren zu laſſen. Habe ich ihn nur erſt allein, ohne daß Sidonia ſich ins Geſpräch miſchen kann, ſo hab ich gewonnen Spiel, dachte Theodor freudig.

Klug und ſchlau wie gewöhnlich, benutzte er die Stunde, die er mit Seethal allein im Wagen zubrachte, um durch ein anſcheinend offenes und herzliches Betragen ſich das Zutrauen deſſelben zu gewinnen, und zwar, wie es ihm ſchien, nicht ohne günſtigen Erfolg; denn Seethal hörte aufmerkſam und theilnehmend alles an, was er über Sidonien und deren Verhältniſſe ihm mittheilte, ohne ihn ein einzigesmal zu unterbrechen. Er ließ ſogar ohne Widerrede alle die glänzenden Vortheile ſich auseinander ſetzen, welche eine Verbindung mit Binſenburg der Familie wünſchenswerth machten. „Ein unangenehmer Zufall,“ ſetzte Theodor am Schluſſe ſeiner Rede hinzu, „hat meine Schweſter in eine Lage verſetzt, in der ihr nur die Wahl bleibt, entweder den Herrn von Binſenburg zu heirathen, oder ihren guten Namen auf immer zu verlieren, und dadurch ſich und die Ehre ihrer Familie mit Schmach zu beladen; was ich, ihr Bruder, doch unmöglich zugeben darf, denn Ehre verloren, alles verloren.“

„Wahrſcheinlich meinen Sie mit jenem Zufall den Morgen nach der Maskerade, an welchem mir das Glück ward, Ihre Schweſter aus den Händen jenes Binſenburg zu befreien,“ fiel Seethal plötzlich ihm ein.

Theodor erſchrack darüber, als wäre ein Blitzſtrahl vor ihm niedergefahren. Im Fluß der Rede hatte er für den Augenblick an Seethals damalige Dazwiſchenkunft nicht gedacht; und die Art, mit der jene wenigen Worte ausgeſprochen wurden, ließ ihn befürchten, daß Sidonie damals, oder auch ſpäterhin, ihrem Freunde den Antheil verrathen haben könne, den er ſelbſt an jenem zweideutigen Ereigniß genommen. Die ihm eigene Geiſtesgewandtheit bewog ihn, hier Wahrheit und Dichtung geſchickt und ſchnell mit einander zu verbinden, um durch ein Halbgeſtändniß dem böſen Eindruck zuvor zu kommen, den ein ſolcher Argwohn auf Seethals Gemüth machen könne. Er geſtand ihm daher, daß es mit ſeinem Vorwiſſen Binſenburgs Plan geweſen ſey, Sidonien allein, und auf einem nicht bedeutenden Umwege, von dem Maskenball nach Hauſe zu führen, um dieſe Zeit zu einer Erklärung ſeiner Liebe zu benutzen, zu welcher ihm bis dahin die mädchenhafte ſcheue Sprödigkeit Sidoniens jede Gelegenheit abgeſchnitten habe. Nur die auf dem Platz vor dem Ballhauſe herrſchende unglaubliche Unordnung hatten Theodor, ſeiner Verſicherung nach, verhindert, mit Frau von Klarenbach Binſenburgs Wagen augenblicklich zu folgen. „Die Equipagen,“ ſprach er, „hatten vor dem Eingange eine wirkliche Wagenburg gebildet, durch welche durchzudringen unmöglich war. Während ich unten ängſtlich mich bemühte, unſere Bedienten aufzuſuchen, kehrte meine

Stiefmutter in den Saal zurück. Binſenburg und ich hatten dieſe von der zwiſchen uns getroffenen Verabredung nicht unterrichtet, weil wir im Voraus wiſſen konnten, daß die ungemein zart fühlende Frau nie darein gewilliget haben würde. So wie ſie bei der Geſellſchaft anlangte, ward Sidonia von ihr vermißt; dienſtfertige Freunde drängen ſich herbei, man ſucht ſie überall, ohne ſie zu finden, endlich verbreitet ſich das Gerücht, eine ziemlich zweideutig ausſehende unbekannte Maske, welche Sidonien den ganzen Abend über verfolgt hatte, habe ſie entführt; und meine arme nervenſchwache Stiefmutter geräth darüber in einen wahrhaft mitleidswürdigen Zuſtand. Daß Sidoniens Entführung wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde ging, daß dieſes Ereigniß das größte Aufſehen erregte, bedarf bei Ihnen wohl keiner Verſicherung. Sie kennen die Welt, und werden ſich leicht denken können, wie viel größer dieſes Aufſehen wurde, als man am andern Tage erfuhr, Sidonia ſey mit Herrn von Binſenburg, ohne ihrer Mutter Vorwiſſen, vom Balle weggefahren, und erſt nach mehreren Stunden bei hellem Tage zu Hauſe angelangt. Ich wiederhole es mit Schmerz, meiner

Schweſter guter Name iſt auf ewig vernichtet, nie darf ſie in der Geſellſchaft ſich wieder blicken laſſen, wenn ſie nicht Binſenburgs Gattin wird. Mein armer Freund iſt von der ſtrafbaren Unvorſichtigkeit ſeines Betragens durchdrungen, er fühlt mit tiefer Reue, wie ſehr er an meiner Schweſter ſich vergangen, indem er von der unwiderſtehlichſten Gewalt der glühendſten Liebe ſich hinreißen ließ, die Heißgeliebte in dieſem erzwungenen tête à tête weit länger feſtzuhalten, als es erlaubt oder ſchicklich war. Er ſieht den ganzen Umfang des Nachtheils ein, den er Sidoniens, bis dahin völlig unbeſcholtenem Rufe zugefügt, und wünſcht nichts inniger, als daß es ihm erlaubt werden möge, ihr Hand und Herz zu bieten, und alles, was er beſitzt, ihr zu Füßen zu legen, um ſein Vergehen wieder gut zu machen. Sogar ihre unüberlegte Flucht aus dem mütterlichen Hauſe wird in ſeinen Gefühlen für ſie nichts abändern; er wird in dieſem, gewiß zu raſchen Schritte nur einen neuen Beweis der hohen Reinheit ihres Gemüthes ſehen, die, nachdem ſie ſich beſchimpft glaubte, ſie antrieb, ſich den Augen ihrer Bekannten zu entziehen."

„Sidonia ſcheint aber dem Herrn von Binſenburg nichts weniger als geneigt zu ſeyn,“ nahm Seethal jetzt das Wort, „und ich finde in ſeinem, gewiß nicht zu entſchuldigenden Betragen gegen ſie keinen Grund, um ſie gegen ihren Willen zu einer Verbindung mit ihm zwingen zu wollen.“

„Allerdings,“ erwiederte Theodor, „aber ich bitte Sie, Herr Baron, erwägen Sie nur die ganze Verknüpfung der beiderſeitigen Verhältniſſe; das glänzende Sort. das er ihr bietet, ſeine treue, alles überſteigende Liebe zu ihr. Ich fühle mich von meinem Herzen gedrungen, ganz offen gegen Sie zu ſeyn, Herr Baron, und vertraue Ihnen daher die unumgängliche Nothwendigkeit, Sidonien möglichſt bald aus der Nähe unſerer Stiefmutter zu entfernen. Sie, als ein Mann von Welt und Erfahrung, werden dieſe Nothwendigkeit leicht begreifen, wenn ich Ihnen ſage, daß Frau von Klarenbach eine höchſt achtbare Dame iſt, welche die vortrefflichſten Eigenſchaften beſitzt, und in mancher Hinſicht wohl ein Muſter ihres Geſchlechts genannt zu werden verdient; aber ſie iſt jetzt zu jenem Wendepunkt des Lebens gelangt, den erreicht zu haben, keine ſchöne allbewunderte Frau ſich ſo leicht eingeſteht. Es gibt im weiblichen Leben Anſprüche, die jede Dame gern über die ihnen von der Natur geſtellten Grenzen hinausdehnen möchte, und Frau von Klarenbach hat ſich von dieſen noch nicht losmachen können. Ihre perſönlichen Vorzüge berechtigen ſie ſogar, dieſe Anſprüche noch lange feſt zu halten, und ſie wird es können, ſobald keine weit jüngere, liebenswürdigere und ſchönere Nebenbuhlerin ihr ſtets zur Seite bleibt, welche zu ihr nachtheiligen Vergleichungen Anlaß gibt. Eine ſolche iſt Sidonia, und ein ſolches Verhältniß macht böſes Blut, und thut auf die Länge nicht gut; Sie ſehen es ſelbſt ein, Herr Baron, die beiden Damen müſſen ſich trennen, und nie wird Sidonia eine vortheilhaftere Gelegenheit dazu finden, als dieſe ihr vorgeſchlagene Vermählung; was aber meine Schweſter aus Trotz und Eigenſinn leider nicht einſehen will."

„Warum aber wollen Sie dieſe Trennung von der Stiefmutter, deren Nothwendigkeit ich begreife, nicht auf eine, Sidoniens Wünſchen mehr entſprechende Weiſe herbeiführen laſſen? warum wollen Sie ihr nicht erlauben, wenigſtens auf einige

Zeit ſich zu der Frau von Bornefeld zu begeben?“ fragte Seethal.

„Ich?“ rief Theodor eifrig, „ach Gott, ich liebe meine Schweſter wie mein Leben, ich möchte alles thun, um ſie glücklich zu wiſſen, aber ich habe keine Macht über ſie, außer der, welche ihre Liebe mir gibt. Ich kann ihr weder etwas erlauben noch verbieten, die Stiefmutter allein kann über ſie disponiren, und ſelbſt dieſe iſt wieder auf andere Weiſe gebunden. Es ſteht nicht in ihrer Gewalt, meine Schweſter anders als vermählt, oder doch wenigſtens als verlobte Braut, aus ihrem Hauſe zu entlaſſen; bis die Lage derſelben auf dieſe Weiſe ſicher geſtellt iſt, muß Frau von Klarenbach ſie bei ſich behalten, und darf ſie nicht aus den Augen verlieren. So hat unſer Vater es in ſeinem letzten Willen angeordnet, und die vortreffliche Frau beſitzt zu viel Pietät, um dieſem nicht nachzuleben.“

„Aber eine Abweſenheit von wenigen Monaten verdiente denn doch kaum als eine Verletzung jenes Teſtaments betrachtet zu werden,“ wandte Seethal ihm ein.

„Herr Baron!“ rief Theodor, „Sie üben eine eigne, nie von mir gefühlte Gewalt über mich aus; ich fühle es wohl, ich darf Ihnen nichts verhehlen, obgleich ich nicht begreife, was es eigentlich iſt, das zum offenſten Vertrauen gegen Sie mich unwiderſtehlich hinzieht. Wiſſen Sie denn, daß noch andere Gründe meine Stiefmutter bewegen, an dem Gebote meines Vaters feſt zu halten. Gleich nach meiner Ankunft habe ich mich, wie wohl natürlich war, nach dem Teſtamente deſſelben genau erkundigt, das ganz zu Gunſten ſeiner zweiten Gemahlin abgefaßt iſt. Weiß Gott, welche triftigen Gründe wenige Tage vor ſeinem Tode, meinen Vater noch bewogen haben mögen, ſeinem früher niedergelegten letzten Willen noch ein geheimes Codizill beizulegen, in welchem er Sidonien, außer ihrem ſehr mäßigen Jahrgelde, und einer ebenfalls nicht bedeutenden, zu ihrer Ausſtattung beſtimmte Summe, noch ein Kapital von vierzigtauſend Thalern ausſetzt, deſſen Nutznießung aber Frau von Klarenbach lebenslänglich behält. Nur in dem Fall, daß Frau von Klarenbach jemals in eine Trennung von Sidonien einwilligen ſollte, ſo lange dieſe unvermählt iſt, muß ſie jene vierzigtauſend Thaler unverzüglich an meine Schweſter auszahlen, ſelbſt wenn es nicht ausgeſprochen würde, daß ſie auf immer ſich trennten. Nun wiſſen Sie alles, Herr Baron, und begreifen wohl, daß Frau von Klarenbach eine ſolche Thorheit nie begehen kann; Sidonia iſt und bleibt bis zu dem Tage ihrer Vermählung an ſie gefeſſelt; und wäre ſie auch thörigt genug, jenem Kapital zu entſagen, um nur um ſo früher in Freiheit zu kommen, ſo werden Sie mir eingeſtehen, daß meine Bruderpflicht mir verbietet, dieſes zuzugeben.“

Seethal geſtand ihm nichts zu, er antwortete mit keiner Silbe auf alles, was er zuletzt vernommen, ſondern ſuchte das Geſpräch auf gleichgültige Gegenſtände zu leiten, auf welche auch Theodor ſogleich einging; indem er dabei jede Gelegenheit ergriff, ſich und ſeinen Geiſt im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen, bis ſie die Stadt erreichten, und im vornehmſten Gaſthofe derſelben abſtiegen.

Theodor unterließ nicht, den Freund ſeiner Schweſter mit dem ihm eignen Scharfblick in allen ſeinen Bewegungen zu beobachten, und ward immer feſter überzeugt, daß dieſer weit mehr ſey, als er vor der Hand zu ſeyn ſcheinen wolle. Der einzige Bediente, den er bei ſich hatte, und der eine Art von altem, vertrautem Kammerdiener zu ſeyn ſchien, begegnete ſeinem Herrn mit auffallender Ehrerbietung, und Theodor glaubte ſogar einigemal zu bemerken, wie er, auf einen ernſten Wink deſſelben, das ſchon halb ausgeſprochene Wort „Excellenz“ ein Paarmal wieder verſchluckte. Er hob hinter Seethals Rücken, die demſelben mit großer Umſicht nachgetragene Schatulle in die Höhe, und die Schwere derſelben deutete auf einen ſehr reichen Inhalt. Seethal öffnete ſie, um Geld heraus zu nehmen, Theodor ging indeſſen, anſcheinend achtlos, im Zimmer auf und nieder, aber ein ſchlauer heimlicher Seitenblick ließ ihn doch einige juwelenreiche Ordensdekorationen in dem Käſtchen entdekken. Alles beſtätigte ihn in ſeinen Vermuthungen von dem hohen Range dieſes Unbekannten, und er ward darüber immer unſicherer, wie er ſich gegen denſelben zu benehmen habe. Mißtrauen durfte er gegen einen Mann dieſes Ranges nicht zu äuſſern wagen, das fühlte er wohl, darum fügte er ſich ohne Weigerung in Sidoniens Bitte um eine Unterredung unter vier Augen mit ihrem Freunde, ſo unangenehm ihm dieſes auch im Grunde war;

aber wie ſollte er es anfangen, um ihr die Erlaubniß dazu zu verſagen?

* * *

Offen und zutraulich, mit der zum Herzen dringenden Beredſamkeit eines Kindes, das der freundlichen Mutter erzählt, wie es ihm unter fremden Leuten ſo übel ergangen ſey, trug Sidonia dem Freunde ihrer Jugend ihre Klagen vor. Sie ſtellte ihm das Drückende der Verhältniſſe, in die man ſie zu verflechten gewußt hatte, anſchaulich dar, und hätte gern jede Beſchuldigung ihres Bruders dabei vermieden; doch dieſes war unmöglich, und ſo ſuchte ſie wenigſtens dieſelben, ſo gut es angehen wollte, zu mildern. Ihr Freund aber errieth ohne Mühe, was ſie ihm zu verſchweigen ſtrebte, denn er kannte Menſchen und Welt, und hatte während der kurzen Zeit ſeines Alleinſeyns mit Theodor Gelegenheit genug gehabt, deſſen eigenthümlichen Charakter zu ergründen. Sidoniens ungekünſtelte Darſtellung ihres Geſchicks machte augenſcheinlich einen tiefen Eindruck auf ſein Gemüth; ſo lange ſie ſprach, hörte er mit ungetheilter Aufmerkſamkeit ihr zu, und es war ihm nicht möglich, die mächtige Rührung ſeines

Innern ſogleich genugſam zu bemeiſtern, um ihr antworten zu können.

„Liebes, theures Kind, ach mir unendlich viel theurer, als Sie es ahnen können!“ ſprach er endlich, „glauben Sie mir, ich fühle ganz das Drückende Ihrer Stellung im Leben; kein Opfer ſollte mir zu ſchwer werden, um Sie in eine günſtigere zu verſetzen, doch leider habe ich keinen andern Rath noch Troſt für Sie, als den, auf Gott und ſich zu bauen, denn für den Augenblick wenigſtens, kann Ihnen von außen keine Hülfe werden, wie Sie ſolche wünſchen. Schelten Sie mich nicht hart, weil ich ſo unumwunden Ihnen dieſes ſage; ich kenne Ihr gefaßtes Gemüth, ich weiß, daß Sie von Ihrer früheſten Kindheit an dem Unvermeidlichen, wenn es auch ſchmerzlich war, gern ohne Zögern entgegen gingen; es bleibt Ihnen kein Ausweg, Sie müſſen ſich mit Ihrem Bruder zu Ihrer Stiefmutter zurück begeben.“

„Seethal! und iſt dieſes denn wirklich alles, was Sie mir ſagen können? Habe ich auch in Ihnen mich geirrt?“ rief Sidonia mit leidenſchaftlicher Heftigkeit.

„Wahrlich nein! Sie haben auf Erden keinen treuern, wohlmeinenderen Freund als mich," erwiederte Seethal, und ergriff begütigend ihre Hand. „Sie haben mir das ſchöne Vorrecht gegeben, als väterlicher Freund Ihnen rathen zu dürfen; laſſen Sie mich den würdigſten Gebrauch davon machen, und hören Sie gelaſſen mich an; ſelbſt wenn manche meiner Aeußerungen Ihnen wehe thun ſollte. Liebe Sidonia, daß Sie aus dem Hauſe Ihrer Stiefmutter heimlich entflohen, vermag ich zwar zu entſchuldigen, aber es war ein Schritt, zu welchem ich Ihnen nie meine Einwilligung gegeben haben würde; mögen nur dereinſt die Folgen dieſer Unbeſonnenheit nicht gar zu ſchwer auf Ihnen laſten! Verſchmähen Sie nicht die bittende Warnung Ihres Freundes, ſich nie wieder auf ſo ungebahnte Wege zu wagen! Stille Ausdauer in Widerwärtigkeiten, liebe Sidonia, iſt viel ſchwerer, aber auch unendlich mehr, als der raſche Heldenmuth des Augenblicks, der ſich Gefahren kühn entgegen wirft, die er verachtet, oft nur weil er ſie nicht kennt. Im Munde eines alten Soldaten klingt dieſer Ausſpruch zwar ſeltſam, aber Erfahrung hat ihn bewährt."

„Und können Sie denn, ſtatt ſich meiner anzunehmen, mich wirklich in jene Hölle, in die Gewalt jener Geiſter der Argliſt zurückbannen wollen?“ rief Sidonia ſchmerzlich.

„Ihr Vorwurf thut mir wehe, dennoch muß ich Ihnen wiederholen, daß ich in dieſem Augenblick keinen andern Weg Ihnen zu bezeichnen weiß, als dieſen,“ erwiederte Seethal. „Vergebens ſuche ich nach Worten, um Ihnen die Gründe recht deutlich zu machen, die Sie beſtimmen müſſen, ihn zu wählen. Liebe Sidonia! und wären Sie auch wirklich in dieſem Augenblick bei Frau von Bornefeld Ihrer Meinung nach in voller Sicherheit; Ihre Stiefmutter hat die Mittel in Händen, Sie zur Rückkehr zu zwingen, und wird dieſe nicht unbenutzt laſſen, ſo wenig ihr auch perſönlich daran liegen mag, Sie in ihren Umgebungen zu wiſſen. Eigennutz iſt eine mächtige Triebfeder, und Frau von Klarenbach, nach allem was ich von ihr weiß, ſcheint mir wenig geneigt, ihr Widerſtand zu bieten; beſonders da das Opfer, das ſie in pekuniärer Hinſicht Ihnen bringen müßte, wenn ſie Sie freigäbe, durchaus nicht unbedeutend iſt. Entſagung auf die Summe, die ſie, zufolge des Vermächtniſſes Ihres Vaters, Ihnen dann auszahlen müßte, würde Ihnen wenig helfen; denn Ihr Bruder wird es ſich nicht nehmen laſſen, Ihre Rechte zu verfechten, weil er ebenfalls ſeinen Vortheil dabei fände; dies weiß ich ſo ziemlich gewiß aus ſeinem eigenen Munde. Das Haus der Frau von Bornefeld iſt überdem in dieſem Augenblick die Wohnung unbeſchreiblichen Jammers, in der Ihr Eintritt nur ſtörend einwirken könnte. Der gute Forſtmeiſter, der Gemahl Ihrer Tante, ringt ſeit vielen Tagen den furchtbarſten Kampf mit dem Tode; ſeine troſtloſe Gattin verläßt keinen Augenblick ſein Sterbelager; kämpfend mit ſchmerzlicher Verzweiflung betet ſie um ſeine Auflöſung zu Gott, während ſie vor dem Gedanken an die nahende Trennung zurückſchaudert; Sie fühlen es ſelbſt, daß jetzt es nicht an der Zeit wäre, in die Mitte Ihrer Verwandten einzutreten."

„O wie grauſam verſchließen Sie mir jeden Weg zum Troſte!" rief Sidonia im bitterſten Schmerz. „Wie innig freute Ihr Anblick mich! wie wenig glaubte ich damals, daß dieſes Begegnen nur dazu dienen ſollte, mir jeden Strahl möglicher Hoffnung zu rauben!"

„Der Unmuth macht Sie ungerecht, Sidonia, nicht nur gegen mich, ſondern auch gegen Ihr Geſchick," erwiederte Seethal; „er verſchließt Ihnen ſogar jede klare Anſicht Ihrer eigentlichen Lage. Wahrlich, ich begreife Sie kaum. Liebes Kind, was fürchten Sie denn eigentlich? Ich hoffe mit ziemlicher Sicherheit, Sie von Binſenburgs Verfolgungen zu befreien, und ſollte Ihr Bruder auch ſich weigern einzuſehen, was ich ihm aus triftigen Gründen beweiſen kann, daß er die Vortheile dieſer Verbindung viel zu hoch angeſchlagen hat; zum Altare Sie mit Gewalt zu ſchleppen, vermag er doch nicht. Sie ſagen „Nein," und immerfort „Nein," wenn ſelbſt der Geiſtliche ſchon mit dem Trauringe vor Ihnen ſtände; den rechten feſten Willen, ſelbſt des Schwächſten, vermag keine Gewalt zu beſiegen; und ſeyn Sie überzeugt, man wird ſich hüten, Sie bis zum Aeuſſerſten zu treiben, ſobald man nur gewiß weiß, daß Sie im Fall der Noth feſt entſchloſſen ſind, zu dieſem letzten Mittel zu ſchreiten. Die häuslichen Unannehmlichkeiten, vielleicht ſogar Verfolgungen, die außerdem vielleicht noch Sie zu Hauſe erwarten möchten, werden nur dann wahrhaft kränkend und betrübend, wenn ſie von ſolchen, die wir wirklich lieben, über uns verhängt werden; Sie werden leichten Muthes ſie ertragen können. Und nun noch eins, Sidonia, wenn Ihr eigenes Heil Ihnen werth iſt, ſo verachten Sie nicht einen Rath, den ich nur zögernd auszuſprechen wage, aus Furcht, Ihr Zartgefühl zu beleidigen. Geben Sie für jetzt jeden Gedanken an eine momentane Veränderung Ihrer Lage auf; wenn aber eine dauernde ſich Ihnen bietet, und dieſes wird bei Ihren Vorzügen gewiß ſehr bald eintreten, ſo ſtoßen Sie aus jugendlichem Uebermuthe ſie nicht zurück. Wenn ein Mann, den Sie ehren und achten können, und deſſen Perſönlichkeit Ihnen keinen Widerwillen einflößt, Ihr Herz und Ihre Hand zu gewinnen ſtrebt, weiſen Sie, ich ermahne Sie dringend, weiſen Sie einen treuen liebenden Beſchützer auf Ihrem Lebenspfade nicht von ſich, weil er vielleicht dem Ideale nicht ganz ähnlich ſeyn ſollte, das wahrſcheinlich auch Ihre Phantaſie von dem künftigen Gefährten Ihres Lebens ſich gebildet hat. Sie, liebe Sidonia, bedürfen es vor Hunderten, einen feſten Anhalt in der Welt frühe zu finden, in der Sie ſo ausgezeichnet und vereinzelt daſtehen.“

„Ich kenne kein ſolches Ideal, wie Sie es meinen; meine Phantaſie hat ſich nie damit beſchäftigt, und ich überließ mich nie ſolchen Träumen," erwiederte Sidonia ziemlich lebhaft. Laſſen Sie, ich bitte, die Zukunft auf ſich beruhen, während die Gegenwart ſo peinlich mich drückt, daß ich unter ihrer Laſt kaum noch zu athmen im Stande bin. Aus allem, was ich von Ihnen bis jetzt vernahm, habe ich nur das Einzige aufgefaßt, daß Sie von der Rückkehr in Verhältniſſe, die ich haſſe, und gegen die mein ganzes Gemüth ſich empört, mich nicht befreien können oder wollen; beides kommt im Grunde auf eins heraus. Ich aber will mich nicht darein ergeben, ohne jeden mir möglichen Verſuch zur Rettung gewagt zu haben. Ich habe noch einen, mir zwar perſönlich unbekannten Freund, der mir aber Rath und Hülfe weder verſagen kann noch wird. Wo er ſich aufhält, weiß ich nicht, doch Sie werden ohne Mühe es erfahren. Bringen Sie ein Schreiben von mir ſchnell und ſicher in ſeine Hände; dieſe kleine leichte Gefälligkeit werden Sie mir doch nicht abſchlagen. Ich verſpreche Ihnen dagegen, ſobald mein Brief durch Sie weiter befördert iſt, meinem Bruder gelaſſen zu folgen, wohin er mich führen will; mir keine, die Convenienzen verletzende Handlung mehr zu erlauben, und den Erfolg dieſes letzten Verſuches in Gelaſſenheit zu erwarten. Mein Freund iſt Graf Albert von Adelheim.“

„Adelheim!“ widerholte Seethal, und ſtarrte Sidonien mit unverhehltem Erſtaunen an. „Zum zweitenmale überraſcht mich dieſer Name aus Ihrem Munde. Sidonia, was wiſſen Sie von jenem Mann? in welchem Verhältniß glauben Sie zu ihm zu ſtehen?“

„Ich habe Anſprüche an ſeinen Schutz, denen er ſich nicht entziehen kann, noch es wollen wird,“ erwiederte Sidonia. „Doch bei der Verwunderung, die ich in Ihren Zügen leſe, überfällt mich eine ungeheure Angſt, Sie könnten meine Aeußerungen über ihn vielleicht auf eine, mir höchſt ſchmerzliche Weiſe auslegen. Haben Sie jemals meiner Mutter und ihres trüben Geſchickes erwähnen gehört?“

„Die traurigen Ereigniſſe, die Ihrer Mutter Glück untergruben, und ſie lange vor der Zeit ins Grab brachten, ſind mir bekannt,“ antwortete Seethal, ſichtbar erſchüttert.

„Sie wiſſen von ihr, was die Welt weiß,

„und das iſt weniger als nichts,“ ſprach Sidonia; „ein düſteres Gewebe, aus Trug, Lügen und Argliſt gewoben, umdunkelte ihr Leben, und breitet ſich noch über ihr Grab hinaus. Doch Sie darf ich nicht im Irrthum laſſen. Um mein feſtes Vertrauen auf den edlen Mann zu begreifen, deſſen Namen die ſchwärzeſte Verläumdung auf unwürdige Weiſe mit dem meiner Mutter vereint hat, leſen Sie hier die letzten heiligen Worte einer Sterbenden an ihr, damals noch unmündiges Kind; und auch hier dieſes Blatt, das Ihnen erklären wird, mit welchem Recht ich auf den Beiſtand des Freundes baue, den ich Ihnen eben genannt,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie Seethal den Brief ihrer Mutter und das letzte Blatt der, dieſen begleitenden einzelnen Aufſätze überreichte.

Die ſchwankenden, kaum leſerlichen Züge der Unterſchrift des Briefes, waren das erſte, was Seethal ins Auge fiel, als er die Papiere ergriff; und ein nur halb erſtickter Schmerzenslaut drängte ſich aus ſeiner Bruſt. Er ſchwankte, verbarg das Geſicht mit beiden Händen, und war mehrere Minuten vor innerlicher Bewegung unfähig zu leſen. Endlich ermuthigte er ſich dazu, und immer gewaltiger ſtieg ſeine Rührung, bis endlich ſchwer und einzeln große Thränen auf das Papier herabfielen, das er mit zitternder Hand hielt. Starr und ſprachlos ſtand Sidonia neben ihm, bis in die tiefſte Tiefe ihres Gemüthes durch den Anblick des feſten Mannes erſchüttert, der geboren ſchien, ohne Wanken jedem Sturme des Lebens, dem Schmerz und dem Unglück Trotz zu bieten, und dem jetzt ein rein menſchliches, tiefes Gefühl jene edlen Perlen entpreßte, die dem Herzen ſeines Herzens entquollen.

„Sidonia!“ rief Seethal endlich, und faßte ihre beiden Hände, als wolle er an ſeine Bruſt ſie ziehen, „ich ſelbſt bin Adelheim!“

Mit einem lauten Freudengeſchrei warf Sidonia ſich in ſeine Arme. „Sie ſind Adelheim!“ rief ſie, „hat es doch ſchon lange mir geahnt, habe ich doch ſchon immer gewußt, daß ich zu Ihnen gehöre. O nun iſt alles gut, nun bin ich nicht mehr verlaſſen, nun wiſſen Sie ja, wer an Ihr edles Herz mich gelegt hat, und was jene heilige Verklärte von Ihnen fordert und erwartet. Wie war es Ihnen möglich, ſich mir nicht früher zu entdecken!“

„Theures, von heilig reinen Händen mir anvertrautes Kleinod! ich will dein treuer Hüter ſeyn, ich will jenes ſchönen Vertrauens mich würdig bezeigen,“ ſprach der noch immer ſehr erſchütterte Adelheim halb laut vor ſich hin. „Sie fragen, Sidonia, warum ich mich Ihnen nicht früher entdeckte?“ ſetzte er nach kurzem Schweigen einigermaßen gefaßter hinzu. „Unter meinem wahren Namen würde ich in dem Hauſe Ihrer Erzieherin nie Zutritt erlangt haben, meine Verhältniſſe bewegen mich, alljährlich mehrere Monate in Berlin zuzubringen, mein Herz zog mich zu Ihnen, ich konnte mich nicht entſchließen, das Schmerzenskind meiner unglücklichen Freundin ganz aus den Augen zu laſſen; auch ich war des Troſtes bedürftig, und fand ihn, indem ich wenigſtens das Einzige that, was in meiner Macht ſtand, um Leiden zu mildern, an denen ich mich nicht ganz ſchuldlos fühlte. Ich gab der Schweſter Ihrer theuren Mutter zuweilen Nachricht von Ihnen, Ihr ſelbſt ſchreiben zu dürfen, war mir leider nicht erlaubt. So ſah ich Sie denn unter meinen Augen fröhlich heranblühen, immer lieber wurden Sie mir mit jedem Jahre, und ich gewöhnte mich zuletzt, mich gleichſam als Ihren Verwandten zu betrachten. Das mich unbeſchreiblich ehrende Vermächtniß Ihrer Mutter knüpft dieſe Bande noch feſter.“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ unterbrach ihn Sidonia, „von nun an bin ich geborgen, Sie werden mich nicht verlaſſen, ich werde Sie kindlich ehren und lieben, ich werde ſtets unter Ihrem Schutze, in Ihrer Nähe bleiben.“

Sidonia plauderte in ihrer Herzensfreudigkeit eine Weile ſo fort, und Adelheim hörte mit wehmüthigem Lächeln ihr zu, wie ſie, hingeriſſen von ihrer jugendlichen Phantaſie, den Plan zu einem Tempel des Glückes ſich ſchuf, an welchem ihm nichts zu fehlen ſchien, als der Grundſtein der Möglichkeit.

„Ich geſtehe Ihnen,“ ſprach er endlich, „in meiner jetzigen bewegten Stimmung bin ich noch nicht fähig, den wunderbaren Standpunkt, auf welchen das Geſchick uns beide einander gegenüber geſtellt hat, deutlich genug ins Auge zu faſſen, um genau beſtimmen zu können, wohin wir uns wenden müſſen, um nicht fehl zu treten. Vertrauen Sie Ihrem Freunde, Sie ſollen in Ihren Erwartungen von ihm ſich nicht getäuſcht finden;

doch jetzt vergönnen Sie mir nur eine Stunde mit mir ſelbſt allein, damit mein Herz den gewohnten ruhigen Schlag wieder finde, und verrathen Sie Ihrem Bruder nicht zu früh meinen eigentlichen Namen.“

Als Adelheim ſie verlaſſen, ſah Sidonia mit einiger Unruhe dem Eintritt ihres Bruders entgegen; doch Theodor hatte mit vergeblichem Verſuchen, Adelheims alten Diener zum Schwatzen zu bringen, viel Zeit verloren, war erſt vor wenigen Augenblicken mit Margarethen ausgegangen, um das zu Sidoniens Umwandlung Nothwendigſte einzukaufen, und noch nicht zurückgekehrt, als Adelheim wieder in Sidoniens Zimmer trat. Sie blickte erwartungsvoll zu ihm auf, und ein ganz eigener Ausdruck von unbefangener Verlegenheit, den ſie an ihm gewahr zu werden glaubte, zog ihr das Herz zuſammen, und nahm ihr allen Muth. Sie ahnete, daß er nicht käme, um Erwünſchtes ihr zu verkündigen, und ihr war, als ſtände nochmals der kalt beſonnene Seethal vor ihr, und nicht der gefühlvolle, theilnehmende Adelheim.

Er ſetzte ſich neben ſie hin, wollte ins Auge ihr ſehen, und wandte den Blick ſchnell wieder abwärts, faßte ihre Hand, um ſie gleich darauf wieder loszulaſſen; in ſeinem ganzen Benehmen lag etwas Unſtätes, Unſicheres, das ihm ſonſt völlig fremd war.

„Sie ſehen mich im ernſten Kampfe mit mir ſelbſt,“ ſprach er endlich, „je länger ich darüber nachdenke, je weniger entdecke ich einen möglichen Weg, wie Ihnen für den Augenblick zu helfen ſey, je ſchwerer wird es, meine Ideen zu ordnen. Darf ich hoffen, daß keine meiner Ihnen ſeltſam ſcheinenden Fragen Sie beleidigen wird? vielleicht gelingt es mir, auf dieſe Weiſe am erſten den Weg zu finden, den ich ſuche.“

„Ich weiß, Sie wollen mein Beſtes, der wahrhaft wohlmeinende Freund kann mich nicht beleidigen,“ erwiederte Sidonia.

„Die Schwierigkeiten, die ſich Ihrer Trennung von Ihrer Stiefmutter entgegenſtellen, ſind leider alle noch in voller Kraft,“ ſprach Adelheim, „darum muß ich nochmals die Frage wiederholen: iſt es Ihnen durchaus ſo ganz unleidlich, vielleicht nur auf noch kurze Zeit zu Ihren vorigen Verhältniſſen zurück zu kehren? Selbſt dann noch, wenn ich Ihren Bruder dahin beſtimme, nicht nur von Binſenburgs Bewerbungen, ſondern überhaupt von jeder zudringlichen Beſchränkung Ihrer freien Wahl Sie zu befreien?“

„Bedenken Sie, daß ich zu einem Ort zurückkehren ſoll, wo ich keine lebende Seele kenne, die mich liebt, der ich vertrauen und mich anſchließen möchte!“ rief Sidonia ſehr eifrig. „Bedenken Sie, daß ich dort das Mährchen der Stadt geworden bin, daß verſtelltes Mitleid, bitterer Hohn, unverſchämte Neubegier mich in der Geſellſchaft verfolgen, im Hauſe aber, Haß, Neid, heimliche Vorwürfe und unverſtändige Herrſchſucht mich niederdrücken werden. Soll ich denn untergehen, wie meine Mutter unterging? Soll auch ich meine Jugend in banger Beklommenheit vertrauern müſſen, wie ſie die ihrige vertrauerte? Graf Adelheim, können Sie es wirklich über Ihr Herz bringen, dieſes mir zu rathen, ja können Sie es auch nur zugeben?“

Adelheim betrachtete ſie mit einem ganz eigenen Ausdruck; er wollte ihr etwas erwiedern, bedachte ſich ſchnell eines Andern, ſtand auf, ging einigemal im Zimmer auf und ab, und ſtand dann wieder vor ihr ſtill. „Ich muß in meinen Fragen immer unbeſcheidener werden,“ ſprach er mit jenem, dem ernſten Mann ſo wohlanſtehenden tiefen Erröthen. „Sidonia, ſahen Sie noch keinen Mann, der — den — ach ich wollte ich könnte ganz ohne Worte hinhauchen, was ich meine, um Sie nur nicht zu verletzen. Sidonia, der einzige Weg, von der Gewalt Ihrer Stiefmutter ſich zu befreien, iſt Ihnen nur dann offen ,wenn Sie ſich entſchließen können, ſich in andere, ſanftere, ſelbſtgewählte Bande zu ſchmiegen. Gibt es denn unter denen, die um Ihre Gunſt ſich bewarben, Keinen, für den Ihr Herz, ſey es auch noch ſo leiſe, ſeine Stimme erhebt? Keinen, der hoffen dürfte, in dieſer Bruſt eine glücklichere Vorſprache zu finden, als jener Binſenburg?“

„Keinen, keinen,“ erwiederte Sidonia ſchnell, „o ſähen Sie ſie nur ſelbſt, jene vortrefflichen Herren, wie ich ſie ſehe, Sie würden ſich darüber nicht wundern, und mir gern Glauben ſchenken,“ ſetzte Sie lächelnd hinzu, ward aber gleich darauf ſehr ernſt, und immer wärmer, immer kindlicher, je länger ſie ſprach. „Graf Adelheim, Sie ſind der Einzige, dem ich mit offenem Vertrauen mich nähern kann, Sie ſind mir Vater und Freund, darum rede ich zu Ihnen ohne Scheu. Den Ausweg, den Sie mir anzeigen, kann ich nicht wählen, das hieße eine Sclaverei mit der andern vertauſchen; aber es gibt einen zweiten, und dieſen mir zu öffnen, ſteht in Ihrer Macht. Mögen mein Bruder und meine Stiefmutter alles hinnehmen, was an irdiſchen Gütern mein Vater mir nachgelaſſen hat, ich trete es willig ab, ich frage nicht, ob es viel oder wenig ſey, mögen ſie es hinnehmen, und ihren Eigennutz nach Herzenswunſch befriedigen; wenn ſie dafür mir nur Freiheit gewähren, ſo halte ich dieſe nicht für theuer erkauft. Ganz verarmt und verwaiſet werfe ich mich dann in Ihre Arme, und bitte und beſchwöre Sie, bei dem Andenken meiner Mutter, nehmen Sie zur Tochter mich an. Ich weiß, Sie können es; meine Freundin Konſtanze, die mit mir bei Madame Bonplants erzogen wurde, war das Kind armer Handwerksleute, der Baron, den ſie Vater nannte, hatte ſie adopirt, ſie trug ſeinen Namen, und ward ganz wie ſeine Tochter betrachtet. O laſſen Sie mich die Ihrige ſeyn, nehmen Sie an Kindesſtatt mich auf! mein ganzes Leben ſoll dem ſüßen Geſchäfte gewidmet ſeyn, Sie zu ehren und zu lieben, als meinen Beſchützer, meinen Lehrer, meinen väterlichen Freund. Ich will Ihr Leben erheitern, ich will immer um Sie ſeyn, ich will Sie pflegen und ehren, ſo lange ich lebe, und bei Ihnen bleiben, und Ihnen gehorchen, und Sie nie verlaſſen, o weiſen Sie mich nicht von ſich zurück!"

Sidonia ſprach dieſe letzten Worte mit hinreiſſender Begeiſterung, in flehender Stellung, mit gefalteten Händen; große Thränen rollten ihr über die glühenden Wangen hinab, ohne daß ſie es bemerkte.

„Sidonia, liebes, kindliches, argloſes Weſen, welch einen Gedanken haben Sie ausgeſprochen! was fordern Sie von mir!" rief Adelheim. „Ich Ihr Vater! ich Sie immer um mich ſehen! ich ſollte! Nein, nein, dieſes iſt unmöglich, es wäre frevelnder Uebermuth, es nur zu verſuchen; es gibt eine Höhe der Entſagung, zu welcher kein Sterblicher wagen ſollte, ſich hinaufſchwingen zu wollen," ſetzte er halblaut hinzu, ging wieder einigemal im Zimmer auf und ab, und ſtand dann abermals vor Sidonien ſtill, in ſichtbarem Kampfe mit ſich ſelbſt.

„Sidonia," ſprach er endlich, „was Sie verlangen, kann ich nicht gewähren, weil — ich bin — ach vergebens ſuche ich nach Worten. Ihre himmelreine Unſchuld kann mich nicht verſtehen. Ich kann Ihr Verlangen nicht erfüllen, weil kein Mann auf Erden lebt, der eines ſo ungemeſſenen Vertrauens von Ihrer Seite würdig wäre, weil Sie zu ſchön, zu liebenswürdig ſind, weil ich — ach ich verirre mich in meinen eigenen Worten, und vermag nicht auszuſprechen, wie ich es fühle und meine."

„Sie wollen nicht? Sie verſtoßen mich und wollen mein Vater nicht ſeyn?" fragte Sidonia, von ſeltſamer Angſt und Verlegenheit ergriffen.

„Ich will, ich will mehr als dieſes — o mein Gott wie fange ich es nur an, um dieſem lieblichen argloſen Weſen mich verſtändlich zu machen?" rief Adelheim. „Sidonia, erſchrecken Sie nicht zu ſehr vor dem, was ich auszuſprechen im Begriffe bin; verkennen Sie nicht den treuen wohlmeinenden Freund, verachten Sie ihn nicht, weil er es wagt, laut werden zu laſſen, was er vielleicht nie hätte denken ſollen. Weiſen Sie, ohne Furcht mich zu beleidigen oder zu kränken, meinen Antrag zurück, wenn Ihr Herz ſich weigert ihn anzunehmen."

„Ihr Herz iſt frei, behaupten Sie,“ fing er nach einer kurzen Pauſe wieder an, „und wie ich Sie zu kennen glaube, kann ich an der Wahrheit dieſes Ausſpruches nicht zweifeln; ich glaube ſogar, daß Sie, zufolge der Ihnen eignen Klarheit und Heiterkeit, zu den wenigen Glücklichen gehören, die beſtimmt ſind, leicht und frei durch das Leben zu gehen, ohne von den zerſtörenden Stürmen der Leidenſchaft ergriffen zu werden, die unſere Tage trübt, und doch auf dieſer Welt faſt nie volle Befriedigung findet. Sie haben ein ſo ſchönes Bild einer möglichen Zukunft mir vor Augen geſtellt! iſt es denn in der That Ihr feſter Wille, es zur Wirklichkeit zu geſtalten? fühlen Sie wirklich, daß Sie Keinem inniger vertrauen können, als mir? und wollen Sie mit mir leben? unzertrennlich Freude und Leid mit mir theilen, ſo biete ich Ihnen die Hand, doch nicht als Vater, als Ihr Gemahl, Ihr treuer liebender Gefährte für's ganze Leben.“

Adelheim verſtummte, er athmete tief auf, als ſey er vor ſeinen eigenen Worten erſchrocken; eine lange Pauſe entſtand, während welcher Sidonia, wie zur Bildſäule erſtarrt, daſaß. Endlich fühlte ſie das unheimliche dieſes langen Schweigens, und wollte verſuchen, es zu brechen, doch Adelheim verhinderte ſie daran.

„Sidonia!“ rief er, „ich beſchwöre Sie, ſich nicht zu übereilen, ſich Zeit zu laſſen, alles vorher wohl zu überlegen; laſſen Sie von Ihrer, für den Augenblick Sie beengenden Lage ſich zu keinem Schritte verleiten, den Sie ſpäterhin reuevoll zurück zu thun wünſchen könnten. Dieſe Stunde iſt zu wichtig für unſer beider Zukunft,“ ſetzte er faſt ängſtlich bittend hinzu, „entſcheiden Sie nicht zu ſchnell, Ihr jetziger Ausſpruch gilt für's ganze Leben, bedenken Sie das wohl. Betrachten Sie mich, ich bin fünf und vierzig Jahre alt, Sie achtzehn; können Sie ſich entſchließen, Ihr ſchönes Blüthenleben an der Seite eines alternden Mannes zuzubringen, deſſen Jugendtraum ſchon längſt entſchwunden iſt? der an Vergnügungen, wie Ihre Jugend ſie noch viele Jahre lang fordern wird, keinen Antheil mehr nehmen kann, als den die Freude, Sie froh zu ſehen, ihm gewährt? den Sorgen oft drücken, ſogar momentan ihn verſtimmen? Wir leben in einer ſehr ernſten Zeit, liebe Sidonia, ſie führt uns Stürmen entgegen, welche die Grundfeſte jedes Daſeyns erſchüttern werden; mir, wie jedem noch kräftigen, thatenfähigen Manne wird es dann Pflicht ſeyn mit einzugreifen, wo die allgemeine Noth es erfordert. Unſer Vaterland kann und darf das ſchmachvolle Joch nicht länger tragen, unter welchem es nur zu lange ſchon ſeufzet. Ich geſtehe Ihnen im engſten Vertrauen, daß ſchon überall, ganz ins Geheim, zweckmäßige Vorkehrungen getroffen, große Umwälzungen, gewaltige Kämpfe vorbereitet werden. Sidonia, Ihr Freund darf Ihnen nicht verhehlen, daß er mit an der Spitze derer ſteht, deren heiligſtes Geſchäft es iſt, den ſchlummernden Funken der Vaterlandsliebe, den Muth zu kühnem Beginnen, die Sehnſucht nach Befreiung, in der Bruſt Einzelner zu wecken; damit wir Alle, ſobald die Zeit dazu gekommen iſt, mit vereinten Kräften zu dem großen unvermeidlichen Kampfe aufſtehen, der uns Freiheit oder Vernichtung bringen ſoll. Dies allein iſt der Zweck meiner geheimnißvollen Reiſen, die ich gewöhnlich unter erborgtem Namen unternehme, weil der Meinige die Aufmerkſamkeit unſerer Feinde rege machen könnte. Die Saat, die ich und die, welche zu mir gehören, in die Gemüther geſtreut haben, iſt herrlich aufgegangen; der Tag der Erndte naht mit ſchnellen Schritten; können Sie ſich entſchlieſſen, die Schwüle deſſelben, das furchtbare Ungewitter, das in ſeinem Laufe über unſere Häupter vielleicht vernichtend ausbrechen wird, als treue, liebende Gefährtin mit mir zu tragen, und nach vollendeter Arbeit mir zur Seite zu bleiben, den Abend meines Lebens mir zu verſchönern, und mein freundlicher tröſtender Engel zu ſeyn und zu bleiben bis ans Ende?“

„Antworten Sie mir nicht zu ſchnell,“ bat Adelheim abermals, als er ſah, daß Sidonia ſprechen wollte; „ich beſchwöre Sie nochmals, nehmen Sie ſich Zeit, alles wohl zu überlegen, laſſen Sie durch keine andere Rückſichten, nur durch Ihr Herz, durch Ihre Neigung ſich beſtimmen. Wie auch Ihre Entſcheidung ausfallen möge, ich bleibe Ihr warmer zuverläſſiger Freund; Ihr Glück wird immer meine liebſte Sorge ſeyn, und ſo lange ich lebe, ſtehen Sie nicht einſam in der Welt. Ich liebe Sie, Sidonia, ich liebe Sie innig und warm; aber nicht mit der ſtürmiſchen, alles überwältigenden Leidenſchaftlichkeit eines Jünglings. Ich bin ein Mann, in der Schule der Erfahrung gereift, ich habe gelernt, manchem theuren Wunſch zu entſagen, und in verdoppelter Thätigkeit Troſt dafür zu finden. An mich nicht, nur an ſich denken Sie, folgen Sie nur der eigenen Neigung, indem Sie entſcheiden."

Er wollte mit dieſen Worten ſich entfernen, doch Sidonia hielt ihn zurück. „Bleiben Sie!" rief ſie, „ich bedarf keiner Bedenkzeit, ich kenne Sie, ich weiß genug von Ihnen, Graf Adelheim, um mit feſter Ueberzeugung zu fühlen, daß ich Zeitlebens mit herzlichem Vertrauen und inniger Ergebenheit Sie als meinen theuerſten Freund lieben und ehren werde, dem ich nie einen zweiten gleichſtellen kann. Ich weiß mir kein beſſeres höheres Glück zu denken, noch zu wünſchen, als das, an Ihrer Seite, unter Ihrem Schutze, Ihrer Leitung zu leben. Hier iſt meine Hand zum feſten Bunde; was auch über uns kommen mag, mit Ihnen will ich es theilen und tragen," ſetzte ſie plötzlich in Thränen ausbrechend hinzu, „denken Sie nicht ungleich von mir, weil ich ſo willig, ſo ohne alles Bedenken in Ihre Arme mich flüchte, ich habe keine andere Zuflucht, und wünſche mir auch keine andere.“

Von hoher Rührung ergriffen, nahm Adelheim das liebliche Geſchöpf an ſeine Bruſt, das lächelnd durch Thränen, vertrauend zu ihm aufſah. Beide ſtanden ſo, und hielten einander feſt umſchlungen, als Theodor, von ihnen unbemerkt, in das Zimmer trat, und ſtumm vor Erſtaunen über den unerwarteten Anblick, vor ihnen ſtehen blieb. Adelheim wurde zuerſt ſeiner gewahr; ohne eine Spur von verlegener Ueberraſchung ſichtbar werden zu laſſen, führte er Sidonien an die Thüre, wieß die an der Schwelle derſelben zur Bildſäule erſtarrte Margarethe an, ihr Fräulein einſtweilen in deſſen Zimmer zu führen, und kehrte ſogleich wieder zu Theodor zurück, indem er die Thüre ſorgfältig hinter ſich anzog.

Theodor hatte indeſſen in aller Geſchwindigkeit bei ſich überlegt, wie er bei dieſem, ihn ſehr überraſchenden Ereigniſſe ſich zu benehmen habe. Er fand, daß er den unbekannten Freund ſeiner Schweſter allerdings etwas ernſthaft über die Veranlaſſung der Scene befragen müſſe, von welcher er ſo unerwartet Augenzeuge geworden war, und machte dem zu Folge auch einige Anſtalt, ſich als beleidigter Bruder zu bezeigen; doch Graf Adelheim gab, ſtatt jeder Vertheidigung, ſich ihm nur unter ſeinem wahren Namen zu erkennen, und dieſes war genug, den Zürnenden nicht nur zu beſänftigen, ſondern ihn ſogar zur gewohnten geſchmeidigen Fügſamkeit zurück zu führen.

Eine ziemlich lange und ernſthafte Unterredung erfolgte jetzt, in welcher Adelheim zuerſt geradezu um Sidoniens Hand anhielt, und dann Theodor, ſo viel dieſes räthlich und möglich war, die Augen über alles das Wichtige öffnete, was in dieſer Zeit in der politiſchen Welt um ihn her vorging, und was jener nur aus gar zu großer Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeiten bis jetzt überſehen hatte. Er machte ihm begreiflich, daß Binſenburg durchaus keine Hoffnung haben könne, in ſo verhängnißvollen bedeutenden Tagen zum Geſandten in Stockholm ernannt zu werden, und daß er überhaupt die Wichtigkeit dieſes, in jeder Hinſicht ſehr unbedeutenden Menſchen viel zu hoch angeſchlagen habe; er bewies ihm auf das anſchaulichſte die Unvermeidlichkeit eines bald ausbrechenden, wahrſcheinlich allgemein werdenden Krieges, und vertraute ihm ſogar, daß er ſelbſt von höchſter Hand dazu beauftragt ſey, die ſtill aufloderade Glut, von der, durch langes Dulden erſchöpft, jedes deutſche Herz jetzt entbrannte, zur hellen Flamme anzufachen, und ihr Fortſchreiten zu pflegen und zu beobachten.

Theodors verlegene Verwunderung über alles dieſes, ſein Schwanken zwiſchen Freude und Beklommenheit, gab ihm in der That ein faſt lächerliches Anſehen. Er ſtammelte Einiges vom verehrten „Tugendbunde,“ von welchem er ſchon in Petersburg viel Rühmliches gehört zu haben verſicherte; betheuerte, daß nur ſeine vielen Geſchäfte ihn ſeit ſeiner Rückkehr nach Deutſchland verhindert haben, ſich näher nach demſelben zu erkundigen, daß aber fortan ihn nichts abhalten ſolle, ſich ihm anzuſchließen, ſobald er nur ſeine dringendſten Angelegenheiten völlig beſeitigt habe.

Adelheim ſuchte darauf das Geſpräch eine andere Wendung nehmen zu laſſen, die Theodoren noch näher intereſſirte, indem er ihm, zwar mit vieler Zartheit, aber dennoch deutlich genug zu verſtehen gab, wie er aus mancherlei Gründen feſt entſchloſſen ſey, allen Anſprüchen auf Sidoniens väterliches Erbe, und überhaupt auch jeder mit ihrer Hand zu erhaltenden Mitgift zu entſagen. Die Vorſchläge, die er wegen den dahin abzweckenden Einrichtungen Theodoren vorlegte, waren für dieſen ſo vortheilhaft, daß er ſeine Freude darüber kaum zu bergen wußte. Binſenburg wurde völlig bei Seite geſchoben. Theodor wünſchte nichts ſehnlicher, als Sidonien recht bald als Gräfin Adelheim zu begrüßen, und noch war keine Stunde vergangen, ſeit er ſie in Adelheims Armen fand, als er ſchon recht ernſtlich darüber nachſann, wie er Frau von Klarenbach auf das ſchleunigſte bewegen könne, dieſer ſo unerwartet vorgeſchlagenen Verbindung ihre Einwilligung ebenfalls nicht zu verſagen.

Noch am nämlichen Tage ſandte er deshalb an dieſelbe einen Eilboten mit einem Schreiben ab, in welchem er ſie von allem, was vorgegangen war, unterrichtete. Er bot dabei allen ſeinen Scharfſinn auf, um ihr die neue Ausſicht zu Sidoniens Vermählung in einem Lichte zu zeigen, das auch ſie derſelben geneigt machen mußte. Als Hauptmotiv dabei ſuchte er die Entfernung von Sidonens künftigem Wohnſitz zu benutzen, die er als viel zu groß darſtellte, als daß ſie jemals befürchten dürfe, daß Sidonia durch ihre Gegenwart unangenehme Erinnerungen in ihr aufregen könne. Auch ließ er es keineswegs an ſchönen ſchmeichelnden Worten fehlen; er beſchwor die eitle Frau um ihrer ſelbſt willen, ſich durch eine ſchnelle Entſcheidung von der eben ſo unangenehmen als beſchwerlichen Aufgabe zu befreien, bei einem Mädchen von Sidoniens Alter und unlenkbarer Gemüthsart, die für ihre Perſönlichkeit und natürliche Milde des Charakters ſo wenig paſſende Rolle einer Mutter länger zu ſpielen. Der Brief ſchien beim nochmaligen Durchleſen ihm ſelbſt ſo außerordentlich gelungen, daß er in der Freude ſeines Herzens ihn für ein wahres Meiſterſtück erklärte, und, feſt überzeugt von der glücklichen Wirkung deſſelben, ihn dem Boten übergab, der ſchon am folgenden Tage ihm die Antwort zu bringen verhies. Auch Binſenburg erhielt durch die nämliche Gelegenheit ſeine völlige Abfertigung, freilich ebenfalls in einen Schwall von ſchönen rührenden Redensarten eingewickelt.

So war denn im Verlaufe von wenigen Stunden eine Verbindung eingeleitet und beſchloſſen, an deren Möglichkeit noch geſtern Niemand, ſelbſt Adelheim nicht, gedacht hatte. Sidonia benutzte die Zeit, welche Adelheim und Theodor mit einander allein zugebracht hatten, um die unpaſſende Verkleidung abzulegen, die ihr, beſonders ſeit ihrem Zuſammentreffen mit Adelheim, unleidlich geworden war. Adelheim blieb in ſtummer Bewunderung vor ihr ſtehen, als ſie im einfachen weißen Gewande, ſtrahlend von Jugend, Anmuth und Schönheit, in das Zimmer trat, wo er und Theodor beiſammen waren. Er wünſchte faſt, ſie minder reizend zu ſehen, und konnte dennoch die Blicke nicht von ihr abwenden.

„Jetzt bin ich wieder ich ſelbſt!“ rief ſie, und reichte, hold erröthend, beiden die Hände, dann wandte ſie mit der ihr eigenen Anmuth ſich an ihren Bruder: „Du ſiehſt es, Theodor,“ ſprach ſie „der wilde unbändige Knabe von vorhin, der dir ſo manche Noth gemacht hat, iſt, Dank ſey es deiner Vorſorge, verſchwunden, und wird niemals wieder zum Vorſchein kommen. Gottlob, ich weiß jetzt, zu wem ich gehöre,“ ſetzte ſie mit einem freundlich ernſten Blick auf Adelheim hinzu, „und du thuſt ſehr wohl daran, lieber Bruder, deine die zuweilen etwas widerſpenſtig erſcheinende Schweſter der Leitung dieſes edlen weiſen Freundes zu übergeben, und ſo den letzten Wunſch unſerer verewigten Mutter zu erfüllen. Du ſiehſt erſtaunt mich an? Ich ſollte vielleicht nicht, am wenigſten gerade heute, es mir ſo abmerken laſſen, daß ich leicht und frei mich fühle, wie faſt nie zuvor, aber vergib mir, ich kann nicht anders. Wie Sie heute mich ſehen, Graf Adelheim, offen und wahr, ſo ſollen Sie immer mich finden, anders mich zu zeigen, geht wieder meine Natur; und warum ſoll ich gleich zu Anfange unternehmen, was Ihnen gegenüber mir vollends nie gelingen kann," ſetzte ſie mit holder Zutraulichkeit hinzu.

Bis jetzt hatte noch keiner von ihnen es gewagt, Sidoniens Mutter zu erwähnen, Sidonia that es in ihrer Unbefangenheit, weil ſie keine Ahnung davon hatte, wie die Welt ihre Vermählung mit einem Manne betrachten möchte, der einſt die, wenigſtens ſcheinbare, Veranlaſſung zur Scheidung ihrer Eltern gegeben hatte. Adelheim dachte wohl daran, aber er hatte von jeher auf das Urtheil der Menge wenig geachtet, und hielt jetzt nicht minder als ehemals es unter ſich, ſie zur Richtſchnur ſeiner Handlungen zu machen. Doch anders war es mit Theodor. Dieſer fühlte ſchon jetzt ein inneres Grauen, wenn er nur daran dachte, was er alles würde zu überſtehen haben, wenn die Vermählung ſeiner Schweſter mit dem nämlichen Grafen Adelheim bekannt werden würde, der in den Annalen der Läſterſchule ſchon vor vielen Jahren eine ſo bedeutende Rolle hatte ſpielen müſſen. Indeſſen konnte er deshalb doch nicht eine Verbindung aufgeben wollen, von der er ſo vieles ſich verſprach; er ſuchte daher mit der bewährten Erfahrung ſich zu tröſten, daß jedes auffallende Ereigniß nur ſo lange in der Geſellſchaft beſprochen wird, bis ein neueres, vielleicht noch auffallenderes es verdrängt; daneben rechnete er auch ſowohl auf Adelheims als Sidoniens Widerwillen, eine Stadt zu beſuchen, welche in Beiden nur unangenehme Erinnerungen erwecken konnte. Mit der innern Stimme, die in ſeinem Herzen gegen die Verbindung jener Beiden ſich regte, ward er ebenfalls bald fertig; es fehlte ihm nie an Scheingründen, ſobald es galt, ſich in ſeinen eigenen Vorſätzen zu beſtärken, und ſo überredete er ſich denn auch ohne Mühe, daß gerade dieſe Vermählung Sidoniens der einzige Weg ſey, um die Unſchuld ihrer Mutter auf das einleuchtendſte zu beweiſen, und das Andenken derſelben von jeder darauf noch haftenden Schmach zu befreien. Das Monument, das er der Verewigten in ſeinem Park zu errichten gedachte, beſchäftigte von neuem ſeine Phantaſie, und ward immer brillanter; ja er nahm ſich ſogar vor, noch am heutigen Abende ſich mit Adelheim darüber zu berathen, ob es nicht möglich ſey, in Rom von Thorwaldſen ſelbſt es verfertigen zu laſſen.

Sidonia ſchloß im Verlauf dieſes Tages ſich immer herzlicher an ihren Freund an, ward immer vertrauter mit dem Gedanken an das Verhältniß, in welchem ſie jetzt zu ihm ſtand; und obgleich ihr Gefühl keine Aehnlichkeit mit dem hatte, welches den Buſen anderer jungen Bräute mit ſchmerzlicher Wonne, mit bänglichem Hoffen erfüllt, ſo ſah ſie doch ruhig, ſogar freudig ihrer Zukunft an der Seite eines Mannes entgegen, den ſie vor allen andern ehren und achten mußte, und zu welchem ſie ſich bewußt war, in jeder Lage des Lebens vertrauend aufblicken zu können. Nur die zunächſt kommende Zeit machte ihr noch einige

Sorge. Wohin ſollte ſie ſich wenden? unter weſſen Schutz den Tag der Vermählung, den Adelheim allerdings zu beſchleunigen wünſchte, erwarten? Denn die jetzt überall herrſchende tiefe Stille verkündete ihm die Nähe des herannahenden gewaltigen Sturmes, vor deſſen Ausbruch er ſeine junge Braut gerne heimführen wollte, um mit ihr noch einige ruhige Tage zu verleben, ehe er, wahrſcheinlich auf lange, vielleicht auf immer, ſich vor ihr trennen mußte. Das Haus ihrer Tante war die einzige Zuflucht, welche Sidonien ſich bot, und Adelheim wünſchte ſehnlich ſeine Braut aus den Händen ſeiner und ihrer treueſten Freundin am Altare zu empfangen; aber durften ſie daran denken, der jetzt ſo tief betrübten Frau, vielleicht im Augenblick der langen Trennung von dem vieljährigen geliebten Lebensgefährten, ſich aufzudringen? ſollten ſie unter ſo trüben Vorbedeutungen das Feſt ihrer Vereinigung feiern? Beiden ſchauderte vor dem Gedanken daran, und auch Theodor fand es wenigſtens unanſtändig.

Der Nachmittag des folgenden Tages war ſchon gekommen, der Eilbote noch immer nicht wieder da, und Theodor ging unmuthig und von

Herzen ungeduldig vor dem Gaſthof auf und ab; denn ihn beängſtigte der Gedanke an alles, was während ſeiner Abweſenheit in ſeinen Geſchäften verſäumt werden könne. Die Ankunft einer etwas altmodigen Chaiſe mit vier Poſtpferden beſpannt, zerſtreute ein wenig ſeine trüben Gedanken, er ſah einen wohlgenährten alten Jäger ſich etwas ſchwerfällig vom Bock herablaſſen, um, während die Pferde gewechſelt wurden, ſeiner Herrſchaft, die nicht ausſteigen zu wollen ſchien, einige Erfriſchungen aus dem Gaſthofe zu holen, und eilte ſchnell ihm nach; denn es war nicht ſeine Art, Fremde von einiger Bedeutung ankommen zu ſehen, ohne, gleich dem beſten Polizei-Bedienten, ihren Namen und Stand zu erfragen.

Theodor erfuhr ohne viel Umſtände von dem ehrlichen Schwaben, daß deſſen Herrſchaft Frau von Bornefeld heiße, daß ſie zwar kaum vor acht Tagen ihren lieben ſeligen, gnädigen Herrn Forſtmeiſter begraben habe, und wie wohl natürlich, noch ſehr betrübt ſey, ſich aber doch auf den Weg gemacht und Tag und Nacht gefahren ſey, um ihre Familie in H. zu beſuchen, wo, wie er wohl gemerkt habe, ein Fräulein Nichte von ihr todt krank liege, und ſie zu ſehen verlange.

Es war die Tante Bornefeld, daran war nicht zu zweifeln, deren ganz unerklärliche Ankunft in dieſem Augenblick, ſie Theodoren wie einen Engel vom Himmel geſandt erſcheinen ließ, was einige Wochen früher wohl ſchwerlich der Fall geweſen ſeyn möchte. Er eilte an ihren Wagen, ſtellte als ihren hoch erfreuten und zugleich über das Ableben des Herrn Onkels tief betrübten Neffen ſich ihr vor, ward etwas kalt von ihr empfangen, was er nicht bemerken zu wollen ſchien, und wenig Augenblicke ſpäter lag Sidonia am Herzen der mütterlichen Frau. Es währte lange, ehe der große Sturm der Freude es zu einem ruhigern Geſpräche kommen ließ; Sidonia genoß in vollen Strömen das ihr völlig neue Entzücken, ſich von verwandten liebenden Armen umſchloſſen zu fühlen, ſie betrachtete die Tante unaufhörlich, um in ihren Zügen die ihrer kaum gekannten Mutter wieder zu finden, und dachte nicht daran, die plötzliche Erſcheinung der theuren Verwandten ſich erklären zu laſſen, bis Adelhelm ſich zurückzog, und Theodor ſich ebenfalls entfernte, weil er den längſt erwarteten Boten in der Ferne gewahr ward.

„Mein liebes, liebes Kind, wie gleichſt du doch ſo wunderbarlich deiner Mutter,“ ſprach Frau von Bornefeld jetzt; „wenn ich ſo dich betrachte, jeden einzelnen Zug deines Geſichts, deine Geſtalt, ſo finde ich gar keine Aehnlichkeit zwiſchen euch Beiden, alles an dir iſt anders, und doch rufſt du im Ganzen ihr Bild auf das lebendigſte mir zurück. Du haſt aber ihre Stimme, ganz den ſüßen, rührenden Ton ihrer Sprache, ehe ſie — doch davon zu reden, iſt jetzt nicht an der Zeit; wir werden noch miteinander viel von ihr ſprechen, und auch wohl manchmal über ihr Schickſal weinen, mein Kind. Jetzt aber ſage mir, da wir allein beiſammen ſind, was ſoll ich für dich thun, wobei verlangſt du meinen Rath, meinen Beiſtand, den Grafen Adelheim, oder vielmehr den Baron von Seethal, wie du ihn nannteſt, wußte ich nicht gleich aufzufinden, darum bin ich ſelbſt dir zu Hülfe gekommen.“

„Tante! liebe gütige Frau!“ rief Sidonia und küßte dankbar ihr die Hände, „und ſo haben Sie denn wirklich um meinetwillen die weite Reiſe unternommen, ach! und zu welcher Zeit," ſetzte ſie mit einem Blick auf die Trauerkleider derſelben hinzu.

„Laß das," erwiederte die gute Frau, und ſuchte mit den Augenliedern eine aufſteigende Zähre zu zerdrücken; „der Todte bedarf meiner nicht mehr, wohl aber du, die Lebende. Mein Herz ſchwimmt in Thränen, aber ſie dürfen mein Auge nicht trüben, wenn es gilt, zum Beiſtand andrer klar zu ſehen. Mit Klagen äußerlichen Prunk zu treiben, iſt heidniſch, und nicht gottgefällig. Ich hatte die letzte ſchwerſte Pflicht gegen meinen Verſtorbenen vollbracht, und ſaß nun erſchöpft und betrübt in meinem verödeten Hauſe, als zwei ziemlich verwildert ausſehende junge Burſche Zutritt zu mir begehrten, und ſich durchaus nicht abweiſen laſſen wollten. Sie brachten mir ein beinah unleſerlich gewordenes Zettelchen von dir, aus welchem ich wenig mehr erſehen konnte, als daß es dir übel erginge. Ich wollte mehr von dir erfragen, aber der Bericht der jungen Leute war ſo verworren, was ſie von dir erzählten, klang ſo abentheuerlich und mährchenhaft, daß mir dabei angſt und bange um dich ward. Sie ſagten, der Gedanke an dich, hätte ihnen weder Ruh noch Raſt gelaſſen, bis ſie mich aufgefunden, und ihren Auftrag an mich ausrichten konnten. Auch mich ergriff eine unſägliche Angſt um dich, und ſo entſchloß ich mich denn mit Gott; übergab mein Kind und mein Hausweſen einer treuen Freundin, die in den letzten Tagen des Jammers zu meinem Beiſtande herbeigeeilt war, und bin nun hier bei dir, früher als ich es erwartete.“

Die Reihe zu erzählen war nun an Sidonien. Zum erſtenmal durfte ſie den überſtrömenden Ergießungen ihres Herzens ohne Rückhalt ſich überlaſſen, und gewiß ſeyn, im Buſen einer mütterlichen Freundin die innigſte Theilnahme zu finden. Frau von Bornefeld hörte aufmerkſam aber ruhig ihr zu. Bei manchem, zum Beiſpiel als Sidonia ihre heimliche Flucht erwähnte, konnte ſie ein leiſes, mißbilligendes Kopfſchütteln nicht unterdrücken; manches andre ſchien der mit dem Leben der großen Welt unbekannt gebliebenen Frau nicht recht verſtändlich zu ſeyn; aber ihr Gemüth verſtand Sidonien dennoch, wenn gleich ihre Weltkenntniß nicht völlig zureichte, um ganz zu begreifen, was es eigentlich geweſen ſey, das dieſer ihre

Lage im Hauſe der Stiefmutter bis zum Unerträglichen erſchwert habe.

Doch als ſie nun endlich die Ereigniſſe des letzten Tages vernahm, als ſie hörte, daß Sidonia die Braut des ehemaligen Freundes ihrer Mutter ſey, da brach die gute Frau zum erſtenmal in Thränen aus, die nicht alle der Erinnerung an die unglückliche Schweſter, ſondern auch der bangen Sorge um Sidoniens Zukunft fließen mochten. „O! warum durfte ich nicht vier und zwanzig Stunden früher hier eintreffen,“ ſeufzte ſie, nahm die erſchrockene Sidonia in die Arme, und es währte lange, ehe ſie ihre gewohnte Faſſung wieder fand.

„Laß mein ungeſtümes Weſen dich nicht zu ſehr erſchrecken, mein Kind,“ ſprach ſie und ſuchte ein mattes Lächeln zu erzwingen, „bedenke die ermüdende Reiſe und was ich früher erlitten, und du wirſt es verzeihlich finden, daß ich weicher und ängſtlicher mich bezeige, als es wohl ſonſt meine Art iſt. Ich wünſche dir recht herzlich Glück zu deiner bevorſtehenden Verbindung, liebe Nichte, obgleich ich dir nicht verhehlen kann, daß ich deinen ſchnellen Entſchluß etwas übereilt finde, und glaube, es wäre beſſer geweſen, wenn ich früher hätte kommen können, um dir dabei zu rathen, und dir dein eigenes Herz erforſchen zu helfen. Doch Gottes Rath iſt nicht der unſrige, er ſcheint dich auf ſeltſam wunderbaren Wegen führen zu wollen, und einen eigenen Glücksſtern über dich walten zu laſſen, der allen deinen Unbeſonnenheiten am Ende einen guten Ausgang gewährt. Ich kenne den Grafen ſchon lange; ſeit wir deine unvergeßliche Mutter verloren, hat er mich oft beſucht, und zuweilen mehrere Tage bei uns verweilt; ich weiß genug von ihm, um völlig ſorglos deine Zukunft in ſeine treuen liebenden Hände zu legen. Gott gebe dir nur ein Herz, den trefflichen Mann recht zu erkennen und zu würdigen, und dazu Verſtand genug, dich ſeiner Leitung zu überlaſſen, und durch dein Betragen gegen ihn dein Glück dauernd zu begründen.“

Theodor hatte indeſſen ſeine Depeſchen erhalten und geleſen. Frau von Klarenbach überließ ihm ganz die Entſcheidung in Hinſicht auf Sidoniens Vermählung mit Adelheim, freilich nicht auf die freundlichſte Weiſe für dieſe. Sie meldete ihm, daß es ihr nicht möglich geweſen ſey, Sidoniens unverzeihliches Betragen ganz zu verheimlichen, und daß Binſenburg, als er ihre Flucht erfahren, ſich auf ziemlich beleidigende Weiſe zurückgezogen habe. „Sorgen Sie nur, mon chèr fils,“ — ſchrieb ſie am Schluße des Briefes, „daß die Vermählung bald vor ſich gehe, ich gebe mit Freuden meine Einwilligung dazu, weil ich nur auf dieſe Weiſe von der läſtigen Geſellſchaft einer Perſon befreit werden kann, deren, alle Regeln des Anſtandes beleidigendes Betragen mich täglich mit neuer Schande bedroht, welche endlich vielleicht gar auf meinen eigenen, bis jetzt immer unbeſcholten gebliebenen Ruf zurückfallen könnte.“

Theodor machte ſich bald nach Empfang dieſes Briefes auf den Weg, um ſchnell zurück nach Hauſe zu eilen, wo er noch manches ihm Wichtige zu berichtigen hatte.

Auch Graf Adelheim ſah ſich genöthigt, ſich von ſeinen Freundinnen auf einige Wochen zu trennen, um ſeine unterbrochene Reiſe fortzuſetzen; Frau von Bornefeld und Sidonia aber traten, nachdem Erſtere ſich einige Tage ausgeruht hatte, die Reiſe nach Lindau mit einander an.

Sidonia genoß dort zum erſtenmal in ihrem

Leben mit nie gefühltem Entzücken den großen erhebenden Anblick einer wahrhaft paradieſiſch ſchönen Gegend. Wenn bei Aufgang der Sonne die hohen Kronen der mit ewigem Eiſe bedeckten Alpen, im roſigen Lichte verklärt, zu ihr herüber glänzten, oder wenn Nachts der Mond mit ſeinem Sterngefolge am tiefblauen Himmel heraufgezogen kam, und ſie auf der ruhig ſtillen Fluth des Bodenſees im ſchwankenden Nachen ſich wiegte, und über ſich und unter ſich nichts als Himmel erblickte, ſo dachte ſie oft vor Wonne zu vergehen, und betheuerte, daß keine Freuden der Welt dem Genuſſe der ſchönen Natur zu vergleichen wären. Die üppig prangende Vegetation, welche die reizenden Ufer zu einem einzigen grünenden, duftenden Blüthenkranze umwandelt, die Rebenhügel, die mit Millionen Blumen prangenden Wieſen, die gewaltigen Obſtbäume, welche Sidonia ihres mächtigen Umfanges wegen kaum für das, was ſie waren, erkannte, alles war ihr neu, alles entzückte ſie. Wie ein in Frühlingswonne berauſchter Schmetterling von einer Blume zur andern freudig taumelt, ſo flatterte auch ſie, von ihrer jungen Couſine Agnes geleitet, von einem Punkte der reizenden Geſtade zum andern, weil ſie immer meinte, einen noch weit ſchönern in der Ferne zu entdecken, bis ſie Abends wie ein müdes Kind ſich dem Schlummer hingab, um die Nacht hindurch von Freuden zu träumen, deren immer ſich gleichbleibender Kreislauf mit der Wiederkehr der Sonne ſich täglich für ſie erneute.

Auf dieſe Weiſe verlebte Sidonia bei ihrer Tante mehrere Wochen in ununterbrochener Häuslichkeit und Stille, die für ſie den, die Jugend ſo leicht gewinnenden Reiz der Neuheit hatten, und deren ſie deshalb nie müde werden zu können glaubte. Doch zuletzt kamen zuweilen Stunden, in denen der Erbfeind jedes ruhigen Glücks, die Sehnſucht nach einigem Wechſel, ſich ihrer zu bemeiſtern begann. Die Tagesordnung im Hauſe der Tante war ſo durchaus geregelt, alles in demſelben ging ſo beſtimmt ſeinen einfachen ruhigen Gang, Beſuche aus der Nachbarſchaft kamen ſo ſelten, brachten ſo wenig Neues, daß Sidonia allen Geographen zum Trotz ſehr geneigt war zu behaupten, die Sommertage hier im Süden wären länger als die daheim in ihrem Norden. Sogar eine kleine Unannehmlichkeit, ein leichtes Leiden, wäre in dieſem ewigen Einerlei, ſo ſchön es auch war, vielleicht nicht unwillkommen geweſen, um nur etwas anderes als das täglich Wiederkehrende zu erleben; aber ſie war weit davon entfernt, ſich dieſes einzugeſtehen, und nannte ihr unbehagliches Gefühl Sehnſucht nach dem entfernten Freunde.

Endlich, nach faſt zwei Monaten, hatte Adelheim alle ihm noch obliegenden Pflichten erfüllt, die ihn ſo lange in der Ferne hielten, und kam jetzt um ſeine junge ſchöne Braut heimzuführen, nicht ganz ohne Sorge, vielleicht Sidonien in ihren Geſinnungen gegen ihn verändert zu finden. Doch die ungeheuchelte Freude, mit der ſie ihm entgegen eilte, zerſtreute ſchnell alle Wolken, welche auf ſeiner Stirne die Ahnung geſammelt hatte, daß dieſes vielleicht anders ſeyn könne. Ganz in der Stille, wie es für das Haus der trauernden Wittwe ſich ziemte, ward wenige Tage ſpäter der Segen der Kirche über das Brautpaar ausgeſprochen, und Adelheim beeilte ſich, ſeine junge Gemahlin auf ſein Stammſchloß zu führen, das er zu ihrem Empfange hatte einrichten laſſen. Es war das nehmliche, welches früher ſein Vater bewohnt, und wo Adelheim, an Eliſabeths Seite, den erſten Jugendtraum geträumt hatte.

Adelheim und Sidonia luden Frau von Vorneſeld auf das dringendſte ein, ſie mit ihrer Tochter

Agnes zu begleiten, und wenigſtens einige Monate bei ihnen zuzubringen, doch dieſe blieb bei allen ihren Bitten unbeweglich.

„Ihr wißt nicht, was ihr verlangt, ihr lieben Freunde,“ ſprach ſie: „traut meiner Erfahrung, es thut nicht gut, wenn Neuvermählte nicht wenigſtens das erſte Jahr ihrer Ehe allein mit einander verleben; denn der Menſch braucht zu Allem Zeit, beſonders aber dazu, ſich an das Neue zu gewöhnen, ſogar an das Glück, wenn es ihm nicht wenigſtens fremdartig vorkommen ſoll. Für jetzt bedürft Ihr meiner nicht, und daß ich, ſobald es Noth thut, gern zur Hand bin, habe ich bewieſen. Laßt auch mir Zeit, mich mit der Trennung von dem treuen geliebten Gefährten meines Lebens zu befreunden, während ihr mit eurem glücklichen Zuſammenleben euch befreundet. Schenkt Gott mir Kraft, und ergreifen die aufziehende Weltſtürme mich nicht zu gewaltſam, ſo richte ich wohl ſpäterhin das Gütchen meiner Mutter, das jetzt mein Eigenthum iſt, zur beſtändigen Wohnung mir ein, und werde eure Nachbarin. Für jetzt aber zieht von mir unbegleitet heim, mein Segen und mein Gebet folgen euch nach.“

Bei F. A. **Brockhaus** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Schickſalsſtrumpf, der, Tragödie in vier Akten von den Brüdern Fatalis. (Von Johann Friedrich Caſtelli.) 8. Rthlr. 1.

Schindel, Karl Wilhelm Auguſt Otto von, die deutſchen Schriftſtellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts. 3 Theile. 8. Rthlr. 5. 16 gr.

Schopenhauer, Johanna, Ausflucht an den Rhein und deſſen nächſte Umgebungen im Sommer des erſten friedlichen Jahres. 8. Rthlr. 1. 16 gr.

— — Reiſe durch England und Schottland. Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. Rthlr. 4.

— — Reiſe von Paris durch das ſüdliche Frankreich bis Chamouny. Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. Rthlr. 3.

— — Gabriele. Ein Roman. Zweite verbeſſerte Auflage. 3 Theile. 8. Rthlr. 5.

Schubert, Gotthelf Heinrich, die Symbolik des Traumes. Neue, mit Zuſätzen vermehrte Auflage. 8. Rthlr. 1. 4 gr.

Schulze, Ernſt; ſämmtliche poetiſche Werke. 4 Bände. Mit 16 Kupfern. Neue Auflage.

Nro. 1, feines franzöſiſches Papier in 8., ohne Kupfer. Rthlr. 6.

Nro. 2, daſſelbe Papier in 8., mit Kupfern. Rthlr. 8.

- 3, in größerm Format und auf beſſeres Papier in 8., mit Kupfern. Rthlr. 10.

- 4, feines franzöſiſches Papier in gr. 8., mit Kupfern. Rthlr. 12.

- 5, feines Schweizer-Velinpapier in gr. 8., mit Kupfern. Rthlr 18.

Hiervon ſind einzeln zu haben:

Schulze, Ernſt, Cäcilie. Ein romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen. 2 Bände. Neue Auflage.

Nro. 1, feines franzöſiſches Papier in 8., ohne Kupfer. Rthlr. 3.

- 2, daſſelbe Papier in 8., mit Kupfer. Rthlr. 4.

- 3, in größerm Format und auf beſſeres Papier in 8., mit Kupfern. Rthlr. 5.

- 4, feines franzöſiſches Papier in gr. 8., mit Kupfern. Rthlr. 6.

- 5, feines Schweizer-Velinpapier in gr. 8., mit Kupfern. Rthlr. 9.

— — vermiſchte Gedichte. 8. Rthlr. 1. 12 gr.

— — Pſyche. Ein griechiſches Mährchen in ſieben Büchern. 8. Rthlr. 1.

— — die bezauberte Roſe. Romantiſches Gedicht in drei Geſängen. Vierte Auflage. Mit 7 Kupfern.

Nro. 1, franzöſiſches Schreibpapier in 8., ohne Kupfer. Rthlr. 1.

Nro. 2, feines franzöſiſches Schreibpapier in 8., mit Kupfern. Rthlr. 2.

„ 3, feines franzöſiſches Velinpapier in gr. 8., mit Kpfr. vor der Schrift. Rthlr 2. 12 gr.

Schütz, Wilhelm von, dramatiſche Wälder. 8. Rthlr. 1. 16 gr.

Scott, Walter, ſchottiſche Lieder und Balladen. Ueberſetzt von Henriette Schubart. 8. Rthlr. 1.

— — die Jungfrau vom See. Frei überſetzt von Henriette Schubart. 8. Rthlr. 1. 8 gr.

Shakſpeare, William, Schauſpiele, überſetzt von Johann Heinrich Voß und deſſen Söhnen Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Erſter bis dritter Band. gr. 8. Druckpapier. Rthlr. 9. Schreibpapier Rthlr. 12. Velinpapier Rthlr. 13. 12 gr.

Dieſe 3 Bände enthalten:

I. Der Sturm, der Sommernachtstraum, Romeo und Julia, von Johann Heinrich Voß: Viel Lärm um nichts, von Heinrich Voß.

II. Der Kaufmann von Venedig, von Johann Heinrich Voß; Maß für Maß, von Abraham Voß; Was ihr wollt, von Johann Heinrich Voß; Der Liebe Müh' umſonſt, von Heinrich Voß.

III. Wie es euch gefällt, von Johann Heinrich Voß; König Lear, von Heinrich Voß; Die gezähmte Keiferin, von Abraham Voß; Timon von Athen, von Abraham Voß.

Hiervon ſind einzeln zu haben:

Shakſpeare, William, Romeo und Julia, überſetzt von Johann Heinrich Voß. Mit Erläuterungen. Gr. 8. Rthlr. 1.

— — der Kaufmann von Venedig, überſetzt von Johann Heinrich Voß. Mit Erläuterungen. Gr. 8. 21 gr.

— — König Lear, überſetzt von Heinrich Voß. Mit Erläuterungen. Gr. 8. Rthlr. 1. 4 gr.

Simond, L., Reiſe eines Gallo-Amerikaners durch Großbritannien in den Jahren 1810 — 11. Deutſch herausgegeben von Ludwig Wilhelm Schloſſer. 2 Theile. Mit 6 Kupfern. 1817 — 18. Gr. 8. Rthlr. 4. 12 gr.

Sinnbilder der Chriſten, erklärt von Arthur vom Nordſtern. Mit 21 Holzſtichen. Gr. 4. Rthlr. 9.

Sismondi, J. C. L. Simonde de, die Literatur des ſüdlichen Europa. Deutſch bearbeitet von Ludwig Hain. 2 Bände in vier Abtheilungen. 1816 — 19. Gr. 8. Rthlr. 6.

Solger, Karl Wilhelm Heinrich, Nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer. 2 Bände. Gr. 8. Rthlr. 6.

Staël-Holstein, *Anne Germaine de*, de l'Allemagne. Nouvelle édition précédée d'une introduction par Mr. *Charles de Villers* et enrichie du texte original de morceaux traduits. 4 vol. 12. Rthlr. 3. 16 gr.

Staël-Holstein, Anne Germaine de, Mémoires et considérations sur les principaux événemens de la révolution française. 3 vol. Mit dem Bildniss der Verfasserin. 12. Rthlr. 3.

Streckfuß, Karl, Gedichte. Neue, verbeſſerte Auflage. 8. Rthlr. 1.

Taſchenbuch für die Converſation in ausländiſchen Sprachen; der franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen, mit deutſcher Erklärung. Zum Gebrauche für Reiſende, für's Militair, für's geſellſchaftliche Leben und für den Unterricht. Nebſt einem Anhange, enthaltend Muſter zu Briefen und kleinen ſchriftlichen Aufſätzen in obigen Sprachen. Neue Auflage. 1819. Rthlr. 1. 8 gr.

Taſchenbuch ohne Titel für das Jahr 1822. Mit drei Zeitblättern und allegoriſchen Umſchlägen. 8. Rthlr. 1. 12 gr.

(Commiſſionsartikel.)

Teuſcher, Friedrich, Saladin. Romantiſches Gedicht in vier Geſängen. Mit 4 Kupfern. 8. Rthlr. 1. 12 gr.

Theater, Claſſiſches, der Franzoſen. Mit gegenüberſtehendem Originaltext. Ueberſetzt von Friedrich Peucer. 4 Bändchen. 8. Rthlr. 5. 8 gr.

I. Zaire, von Voltaire. Rthlr. 1. 16 gr.
II. Semiramis, von Voltaire. Rthlr. 1. 4 gr.
III. Cäſar, von Voltaire. Rthlr. 1. 4 gr.
IV. Iphigenia. von Racine. Rthlr. 1. 8 gr.

Bei J. D. Sauerländer iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Döring, Georg, Novellen. 4 Theile. Auf Velinpap.' Rthlr. 6. oder fl. 10. 48 kr. Auf Druckpapier. Rthlr. 5. oder fl. 9.

— — das Kunſthaus. Novelle in drei Theilen. Geheftet. Rthlr. 4. 25 Sgr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Phantaſiegemälde für 1832. Mit 1 Kupfer. gr. 8. Geb. Rthlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 45 kr.

— — van Spyk. Ein Heldengedicht. gr. 8. Geh. 11¼ Sgr. oder 40 kr.

— — Erholungsſtunden. Zeitſchrift für gebildete Leſer. Fünfter Jahrgang 1832. Rthlr. 5. oder fl. 8.

Fiſcher, C. A., Neue Kriegs- und Reiſefahrten oder Romantiſche Kriegs- und Lebensabentheuer. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. 15 Sgr. oder fl. 6.

Dem allgemein geſchätzten Verfaſſer ſteht ein Schatz literariſcher Quellen des Auslandes zu Gebote, welche er auf ſeine bekannte anmuthige Weiſe verarbeitet und zum Eigenthum unſerer Literatur macht. Wenn ſeine früheren Kriegs- und Reiſefahrten ſich durch Eleganz, Wärme und Wahrheit der Darſtellung auszeichneten, ſo verbindet dieſe neue Sammlung mit der Leichtigkeit und dem Glanz der Diction und der Treue der Ausführung noch das Anziehende, daß ſie Stoffe behandelt, die, allgemein menſchlich, und hiſtoriſch betrachtet, von dem höchſten Intereſſe ſind.

Haupt, Theodor von, Hochverrathsproceß der Miniſter Karls X. von Frankreich. Mit einer hiſtoriſchen Einleitung. 9 Bändchen mit 4 Bildniſſen. Preis per Bändchen 10 Sgr. oder 36 kr.

Hänle, G. F., die gläſerne Maske. Ein Gemälde aus den Kriminalakten des ſiebzehnten Jahrhunderts. 8. Zweite Ausgabe. 1825. 26¼ Sgr. oder fl. 1. 30 kr.

Der Verfaſſer hat den Stoff zu dieſer ſkizzirten Geſchichte aus den franzöſiſchen Kriminalakten des ſiebzehnten Jahrhunderts gezogen, und ſie in das Gewand gehüllt, in welchem die handelnden Perſonen unter den Augen ihrer Zeitgenoſſen gewandelt ſind, und es ihrer Kataſtrophe überlaſſen, ſie zu entkleiden.

Koenig, H., die Wallfahrt. Eine Novelle. 12. Geheftet. Rthlr. 1. 10 Sgr. oder fl. 2. 24 kr.

Aus der Niederung eines geheimen Vergehens führt uns die anmuthige Erzählung zur Höhe eines Hülfsberges und zum Ueberblick alles Wallfahrenden auf Erden. — Einheit der Idee in ihrer verſchiedenen Lichtbrechung, heitre Darſtellung bei tiefer Bedeutſamkeit und die dem Verfaſſer eigne Ironie zeichnen dieſes Büchlein aus, das der Leſer nicht ohne Erquikkung durch guten Humor und erfreuliche Anſichten des Lebens weglegen wird. Der verkappte Jeſuit knüpft die Fabel an die jüngſte Zeit an.

Meyer, B., Hofrath und Dr., Reiſeſkizzen. 8. Geheftet. 15 Sgr. oder 54 kr.

Schopenhauer, Johanna, Novellen. 2 Thle. Geh. Rthlr. 2. 25 Sgr. oder fl. 4. 48 kr.

Scott's, Walter, Werke. Supplement-Bändchen zu ſämmtlichen Ausgaben, enthalend: Halidon-Höhe. Drama in 2 Akten. 12. Geh. 7½ Sgr. oder 24 kr.

Die engliſchen Kritiker haben dieſes Produkt Walter Scotts mit Enthuſiasmus aufgenommen, und mit Recht, denn es möchte nicht leicht eine intereſſantere Darſtellung ſchottiſcher Sitten und Charaktere aus der Feder dieſes berühmten Dichters gefloſſen ſeyn.

Thümmel, H. W. v., nachgelaſſene Aphorismen, aus den Erfahrungen eines Sieben- und Siebzigjährigen. *Eliſium und Tartarus.* Eine Fantasmagorie. Nebſt des Verfaſſers Biographie. 8. Geh. 26¼ Sgr. od. fl. 1. 30 kr.

Wir hegen das Vertrauen zu den Gebildeten unſerer Nation, daß ſie bei dem Nachlaſſe eines Thümmel, das Genie jenes herrlichen Mannes anerkennen, da auch in dieſen Blättern deſſen reiche Lebenserfahrung, der feine, durchdringende Geiſt und die gediegene klaſſiſche Darſtellungsweiſe ſie in hohem Grade befriedigen werden.

Weitzel, J., Napoleon durch ſich ſelbſt gerichtet. 12. Geh. 20 Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Der uns längſt durch die Tiefe, die Kraft und den Freimuth ſeines ſachkundigen Urtheils bewährte Verfaſſer dieſer Schrift, ließ die Lobſpender und die Schmäher vorerſt in hellen Haufen vorüberziehen, bevor er das ſprechende Bild des ſo viel beſprochenen und ſo wirre beurtheilten Napoleon, wie es, den Hauptzügen ſeines Thuns und ſeiner Aeußerung nach, im treuen Spiegel der Geſchichte ſich zeigt, aufſtellte, und aus verſchiedenen neuen Geſichtspunkten es betrachten lehrte. So ſteht er, mit ernſter Beobachtung, an der Seite des noch für Wahrheit und Menſchenrecht begeiſterten *Jünglings*, wie er eine Preis-Aufgabe bearbeitet; ſo ſucht er den *Mann* auf in dem Kreiſe ſeiner Familie und folgt ihm auf ſeiner weltgeſchichtlichen Heldenbahn, mit lebendiger Farbengebung die ergreifende Erſcheinung der perſönlichen Nähe des *Kaiſers* vergegenwärtigend, welche dem Verfaſſer ſelbſt, unter verſchiedenen Verhältniſſen und Umſtänden, zu verſchiedenen Zeiten geworden.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Eilfter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Sidonia.

Zweiter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1831.

Sidonia.

Zweiter Theil.

— — — wer kennt unſer Herz?
Ach es möchte gern gekannt ſeyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.
Und da ſucht das Aug' ſo oft vergebens
Rings umher, und findet alles zu;
So taumelt ſich der ſchönſte Theil des Lebens,
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich geſtern zog.
Kannſt du zu der Welt noch Neigung tragen,
Die ſo oft dich trog?

Goethe.

Das Jahr 1816 neigte ſich ſeinem Ende zu; die Natur begann ſich ihres bunten Schmuckes zu entledigen, und zum Winterſchlafe ſich zu bereiten; die Vögel, welche in den, mit rothem und gelbem Laube nur ſpärlich bekleideten Bäumen kein genügendes Obdach mehr fanden, eilten zu Tauſenden fort, um in wärmeren Zonen wieder zu ſuchen, was ſie hier vermißten. Selbſt die Sonne erleuchtete nur noch mit ſchrägen matten Strahlen die müde Welt, in der alles ſich ſichtbar nach Ruhe ſehnte; vor allem die kampfesmüden, unlängſt heimgekehrten Krieger, und die Bewohner der deutſchen Länder. Endlich von dem Joche des fremden Bedrückers befreit, das ſie lange getragen, vermochten ſie vor innerer Ermüdung dennoch kaum der ſchwer errungenen Freiheit ſich zu freuen, die ſie mit ihrem theuerſten Herzblut erkauft hatten.

Nur zu ſchnell war der erſte Freudentaumel verrauſcht; früher oder ſpäter empfand jeder, und um ſo ſchmerzlicher, den eignen, nie zu erſetzenden Verluſt, welchen er in der erſten Begeiſterung des großen Augenblickes überſehen hatte. Verwaiſete Kinder, verwittwete Bräute und Frauen weinten um ſo troſtloſer, weil es ihnen unmöglich geworden war, mit frommer Hand den Hügel ihrer geliebten Todten zu ſchmücken, und ihn mit ihren Thränen zu netzen; die zerriſſenen blutigen Glieder der Krieger für Gott und Vaterland, hatte die fremde Erde ſpurlos in ihrem weiten Schooße aufgenommen; Pflug und Egge gingen über das ſtille Plätzchen weg, wo das Herz im langen Schlafe ausruhte, das einſt ihr Alles geweſen, und Keiner lebte, der ihnen andeuten konnte, wo ſie es finden könnten. Mancher Vater ſchüttelte einſam und düſter das greiſe Haupt, wenn er an ſeinem Tiſche die jetzt unbeſetzt bleibenden Plätze der Söhne betrachtete, die in Hoffnungsfreudigkeit von ihm geſchieden waren, und nimmer wiederkehrten. Tauſende ſeufzten, laut und im Verborgenen, über den durch die Folgen des Krieges zerrütteten Wohlſtand ihrer Häuſer, klagten unzufrieden unter Laſten, die ſie im glorreichen Kampf auf ewig abzuſchütteln gewähnt hatten, und die jetzt auf die, durch unglaubliche Anſtrengung Erſchöpften, doppelt ſchwer drückten. „Wir haben gekämpft, wir haben geſiegt,“ murrten ſie, „wir haben die fremden Unterdrücker zurück über ihre Grenzen gejagt, und ſind bis in den Mittelpunkt ihres Reiches ihnen gefolgt, und was haben wir damit gewonnen? ſind wir frei? iſt jene goldne Zeit uns zurückgekehrt, deren ſchönes lockendes Traumbild zu unerhörten Thaten und Aufopferungen uns trieb?“

Im glühenden Enthuſiasmus für Freiheit hatten die Verblendeten gewähnt, ſie würden plötzlich auf dem Gipfel aller ihrer Wünſche ſich verſetzt ſehen, ſobald nur das Joch abgeſchüttelt wäre, das ihnen damals das einzige Unglück in der Welt zu ſeyn dünkte. Denn jeder ſchwer Beladene denkt, er werde ſich vollkommen erleichtert und beglückt fühlen, ſobald nur die Laſt von ſeinen Schultern genommen ſeyn wird, unter welcher er ſeufzt; es fällt ihm, beladen wie er iſt, nicht ein, daß die wundgedrückten Glieder ſie noch lange werden nachempfinden müſſen, ſelbſt wenn ſie völlig verſchwunden iſt. So überſchlich denn ein trüber Geiſt des Mißmuthes und der Unzufriedenheit die erkalteten Gemüther; Männer, die noch vor kurzem in begeiſtertem Muthe kämpfend neben einander ſtanden, ohne zu wanken oder zu weichen, die in langen ſternloſen Nächten dem Hunger, dem Durſt, der Unbarmherzigkeit der Elemente ohne ſchützendes Obdach ausgeſetzt geblieben waren, und freudig, ſogar jubelnd, unerhörtes Ungemach mit einander erduldet hatten, ſchlichen jetzt, da ſie in den alten gewohnten Lebensgang zurückkehren mußten, ſtill und verdrießlich neben einander hin. Sie konnten nicht begreifen, wie es zuging, daß alles in ihrem Leben noch eben ſo wieder ſeyn und werden ſolle, wie es vor dem Kriege geweſen. Sie wunderten ſich darüber, daß Arbeit und Ruhe, vielfache häusliche Sorgen, und ſeltnere häusliche Freuden einander in ununterbrochener Reihe wieder folgen ſollten, wie ehedem. Ihnen war, wie es den am ſpäten Abend von einem Feſte Heimgekehrten am folgenden nüchternen Morgen zu Muthe iſt. Sie hatten, unerachtet aller Entbehrung und Gefahren, an die Reize eines bewegteren Lebens ſich gewöhnt; die dieſem folgende Ruhe und Ordnung machten ihnen Langeweile, ſie hatten ein nahendes Eldorado ſich erträumt, und konnten bei'm Erwachen ſich nicht ſogleich darein finden, daß auch dieſer Traum nur ein Traum ſeyn ſolle; wie eben alle, die in unbewachten Stunden uns über die Wirklichkeit hinaus entrückten.

Doch alles dieſes galt meiſtens nur vom Mittelſtande. Die Reichen, die Vornehmen, die zu den höhern Ständen ſich Zählenden, welche das Glück durch ausgezeichnetere Gaben begünſtigt, ließen wenig von dem Gefühle durchbicken, welches die Mehrzahl bewog, ſich immer mehr in ſich ſelbſt einzuſpinnen, und in immer enger werdende Kreiſe ſich zurück zu ziehen. Ihre unbeſchränktere Lage machte alles, was auf den Uebrigen ſchwer laſtete, ihnen weniger fühlbar, obgleich auch ſie nicht damit verſchont blieben; ihre gewohnten Feſte und Freuden folgten ſich wieder in altgewohnter Ordnung, und kein Stein des Anſtoßes fiel ſo leicht ihnen ſtörend in den Weg.

In einer der größten und prachtvollſten der deutſchen Reſidenzſtädte war dann auch ebenfalls die gewohnte Lebensweiſe in ihre vorigen Rechte wieder eingetreten; glanzvoller als je zuvor waren die Theater wieder eröffnet worden, Kunſt und Wiſſenſchaft erblühten zu neuem regſameren Leben; alles früher erduldete Ungemach ſchien verſchmerzt und vergeſſen, in allen Straßen begegnete man heiter lächelnden Geſichtern in eleganten Equipagen; und auch die Jahre lang verſchloſſen gebliebenen Säle, in welchen ſonſt alljährlich eine Kunſtausſtellung ſtatt gefunden hatte, wurden wieder eröffnet. Die weiten hohen Räume derſelben waren dieſesmal ſogar noch reichlicher als ehedem, wenigſtens der Zahl der Kunſtwerke nach, mit den neueſten Schöpfungen fremder und einheimiſcher Künſtler geſchmückt. Denn echter Kunſtfleiß kann nie ruhen, ſelbſt wenn von auſſen keine Aufmunterung ihm wird; ungeſehen und unbewundert wirkt er in der abgeſchiedenſten Einſamkeit fort. Der auſſen ihn umtobende Sturm ſtört ihn wenig, er läßt unbeachtet ihn an ſich vorüber rauſchen, und flüchtet ſich in ſeine eigne von ihm ſelbſt geſchaffene Welt, in der er ohne Ungeduld, faſt ohne daran zu denken, den günſtigen Tag erwartet, der frei und unbewölkt aufgehen wird, um ihn und ſeine Gebilde wieder aus dem Dunkel an das Licht zu rufen.

Jenes bei uns faſt namenloſe Etwas, das die Engländer Fashion nennen, und wir nur höchſt unvollkommen durch das Wort „Mode“ zu bezeichnen ſuchen, jene unſichtbare Macht, die über alle unſere Vergnügungen waltet, und deren ſtillſchweigend ſich verbreitende Geſetze weit gewiſſenhafter befolgt werden, als die Edicte und Mandate ſämmtlicher Polizeidirectoren und hohen Obrigkeiten, hatten in dieſer Stadt den Mittwoch zu dem einzigen Tage in der Woche beſtimmt, an welchem man ſich mit Anſtand in der Kunſtausſtellung erblicken laſſen konnte. Dieſe wandelte ſich dann zu der glänzendſten Ausſtellung unſichtbar feiner Spitzenſchleier, wundervoller Morgenanzüge, echter Kaſchemir-Shawls, und zwiefach mit Gold aufgewogener Florentiner Strohhüte um. Die übrigen Tage der Woche wurden den bloßen Kunſtfreunden ungeſtört überlaſſen, den Kunſtſchülern, denen, die nur hingingen, um doch auch einmal da geweſen zu ſeyn, und der Schaar von Schauluſtigen, die gern einmal ſehen wollten, wie das Porträt ihrer guten Freunde und Bekannten neben Sternen, Ordensbändern und berühmten Theatergöttinnen ſich ausnehmen würde. Obgleich an ſolchen Tagen die Säle oft ſo gedrängt voll waren, daß es Mühe koſtete, ſich durch das Gewühl fort zu bewegen, ſo war doch, nach dem Ausſpruch derer, welche Mittwochs ſie beſuchten, Niemand darin; an jenem hochbegünſtigten Mittwoch aber verkündete ſchon am Eingange der Duft der feinſten Aroma, daß Weſen aus höheren Sphären ſich zu dieſen Räumen herabgelaſſen hatten; und nur ſelten mochten Schauluſtige, die nicht zu denſelben gehörten, es wagen, ſich in einen Kreis hinein zu drängen, wo ſie unheimlich und unbehaglich ſich fühlen mußten.

Glänzender und zahlreicher als je zuvor hatte an einem ſolchen Tage die ausgewählteſte Geſellſchaft ſich in dieſen, der Kunſt geweihten Sälen verſammelt. Heiteres Geſchwätz, leiſes Geflüſter, freudige Ausrufungen über das unerwartete Glück, ſich hier zu treffen, ſummten durch den Saal, von bärtigen, von blühenden, und von verblühten Lippen; auch Kunſturtheile, ſo bunt und wunderlich als möglich. Die Gemälde wurden im Ganzen nur wenig, oder doch nur flüchtig betrachtet; die Converſation machte heute die Hauptſache aus, nur die zahlloſen Porträte erregten Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Man ſuchte ſeine Bekannten unter ihnen auf, ſtritt viel hinüber und herüber, über Aehnlichkeit und Unähnlichkeit; die Damen fanden meiſtens ihre eben nicht gegenwärtigen Freundinnen ungebührlich geſchmeichelt; die Herren verſicherten auf Ehre, im Angeſicht der anweſenden ſchönen Originale, daß der Maler, der ſie dargeſtellt, ein unverſchämter Pfuſcher ſey, der ſich ganz unerlaubt an ihren Reizen verſündiget habe; und immer lauter und verwirrender erſchollen viele hundert Stimmen und Stimmchen, immer bunter drängten ſchöne Frauen und Mädchen, gefolgt von dem Schwarm ihrer Bewunderer, ſich in den Sälen umher; nur ein Kabinet, ganz am Ende der langen Reihe derſelben, blieb faſt ganz unbeſucht, in welchem einige zu ſpät eingeſandte Gemälde auf Staffeleien ausgeſtellt waren.

„Hier laß uns ausruhen und Luft ſchöpfen, ich bin des Treibens und Drängens und Fragens herzlich müde!“ rief Achill von Wallen, ein ſehr eleganter Mann von fünf bis ſechs und dreißig Jahren; zog ſeinen eben vom Lande zur Stadt gekommenen jüngern Freund, Edmund von Neubrunn, in das Kabinet hinein, warf mit weit vorgeſtreckten Beinen ſich nachläſſig in einen daſtehenden Lehnſtuhl, und gähnte überlaut, indem er ſich dehnte wie Einer, der vom Schlaf erwacht.

„Ich für meinen Theil befand mich dort gar ſo übel nicht, und hätte ganz gern noch ein Weilchen mich unter all den ſchönen Weibern herumſtoßen laſſen, und die Originale zu den Porträten aufgeſucht, welche von allen Wänden auf uns herablächelten,“ erwiederte Edmund.

„Die verwünſchten Porträte!“ rief Achill, „du glaubſt es nicht, wie ſie mich ennuyiren!“

„Und die Originale wohl auch dazu?“ erwiederte Edmund lachend. „O du verzogener Sohn des Glückes! mäßige deinen Uebermuth, denn es iſt noch nicht aller Tage Abend. Blitzten nicht von allen Seiten hundert ſchöne Augen dir entgegen? während mir armem Fremdling nichts wurde, als dann und wann ein ſanfter Rippenſtoß, von runden, marmorglatten Ellenbogen mir en passant ertheilt, weil man gar zu begierig war, ſich zu dir durchzudrängen, und von deinen Kunſturtheilen etwas aufzufangen, die du orakelmäßig langſam, und mit gemeſſener Gravität von Zeit zu Zeit laut werden zu laſſen geruhteſt?"

„Kindskopf! das iſt es ja eben, was mich verdrüßlich macht, daß die Leute äuſſerlich ſo mobil und innerlich ſo träge ſind, daß ſie ſich nicht einmal die Mühe nehmen mögen, ein eigenes Urtheil zu haben, und herzhaft zu ſagen: das gefällt mir, und das gefällt mir nicht!" erwiederte Achill, indem er ſeine Lorgnette abwiſchte, um, zurückgelehnt in ſeinen Seſſel, vornehm nachläſſig die umherſtehenden Gemälde zu muſtern.

„Was? ſeh' ich recht?" rief er jetzt plötzlich, ſprang in die Höhe, und trat vor eines der Bilder, das in neueſter altdeutſcher Manier auf Goldgrund gemalt, eine heilige Cäcilie darſtellte. „Das iſt ja Sidonia, das iſt ja die Gräfin Adelheim, wie ſie leibt und lebt, und auch wieder, wie ſie ganz und gar nicht leibt und lebt. Sollte ſie wirklich? und ſo ganz in der Stille, ohne eine Seele etwas davon merken zu laſſen? — Wie heißt denn der Glückliche, dem ſie geſeſſen?

hier ſteht ſein Name, Roderich Robert. Aha! wir kennen uns; iſt der jetzt hier? Ich ſah ihn in Rom; ein wackerer junger Künſtler, nur leider war er unter die Nazaräer gegangen, die damals im deutſchen Rock, mit nacktem Halſe und fliegender Mähne eine eigne Kaſte dort bildeten. Aber ſo ſich maskiren zu laſſen! Nein, Gnädigſte! eine ſolche Sünde gegen den guten Geſchmack hätte ich nimmermehr von Ihnen erwartet,“ ſetzte er lachend hinzu, und lachte immer herzlicher, je länger er das Bild betrachtete.

„Aber was willſt du denn?“ rief Edmund, „ich begreife nicht, was du an dieſem Bilde ſo lächerlich findeſt. Die Farben ſind hell, es iſt fein und ſauber gemalt, das Geſicht der Heiligen iſt wunderſchön, und wenn das der Dame, der du es ähnlich findeſt, nur halb ſo reizend iſt, ſo . . .“

„Hier iſt kaum ein Schatten von ihr, ſage ich dir,“ unterbrach ihn Achill, „ſieh ſie nur erſt. Es ſind ihre Züge, ihre Stirn, ihr Mund, ihre Augen, o ja; aber wo blieb der Geiſt, der aus dieſen ſpricht? das immer friſche Leben, welches die herrlichen Formen beſeelt? Du ſelbſt ſollſt dieſes eingeſtehen müſſen, noch heute Abend führe ich bei ihr dich ein; dann wirſt du dich überzeugen, daß dieſes ganze Machwerk, ſo bunt, ſo fein ausgepinſelt es auch daſteht, dennoch nichts weiter iſt, als eine zierliche Karrikatur, und wirſt ſelbſt mit mir lachen.“

„Das ertrage, wer es kann!“ rief eine Stimme, und ein ſehr junger Mann ſprang aus der Vertiefung eines verdunkelten Fenſters hervor, in welcher er bis dahin unbemerkt geſtanden. Er trug den damals unter Studirenden und jungen Künſtlern Mode gewordenen deutſchen Rock; ein feiner zurückgeſchlagener Spitzenkragen, wie Vandyck und Rubens ſie oft malten, ließ den Hals völlig frei; die über der Stirn geſcheitelten, lang herabhängenden Haare beugten nur an den Spitzen zu wellenförmigen leichten Locken ſich um; ein kleines Stutzbärtchen beſchattete die etwas trotzige Oberlippe; die ganze Tracht ſtand der wohlgeformten jugendlichen Geſtalt, dem durchaus nicht unangenehmen, ausdrucksvollen Geſichte gar nicht übel. Düſteres verzehrendes Feuer glühte in den großen dunkeln Augen des jungen Künſtlers, und ſeinem ganzen

Weſen war jener Stempel von Genialität aufgedrückt, nach welchem die mehrſten jungen Männer ſeiner Art, bald mit beſſerem, bald mit minderem Glück, in jener Zeit ſtrebten.

Achill von Wallen ſah erſtaunt den jungen Maler an, der bleich vor Zorn mit zitternder Lippe vor ihm ſtand.

„Meinen Sie, ich wiſſe nicht, ich fühle nicht,“ rief dieſer endlich augenſcheinlich ſchmerzlich bewegt, „was dieſem Bilde mangelt? ihm fehlt, was weder Leonardo, noch Raphael ſelbſt, was nur ein Gott ihm geben könnte; jener von innen ausſtrahlende Zauber, jener warme Hauch des göttlichen, frühlingsfriſchen Lebens, der einzig nur den blühenden Lippen des wundervollſten Weibes auf Erden entſtrömt, deſſen Züge ich mit verwegener Hand auf dieſer Tafel nachzubilden ſtrebte. Wie oft habe ich in wilder Verzweiflung vor dieſem Bilde gekniet, wenn das Gefühl meiner Ohnmacht mich plötzlich überwältigte; wenn es, nach Tage langem Mühen, mir auf einmal auf das ſchmerzlichſte klar wurde, wie weit, wie unabſehbar weit mein Wollen hinter meinem Gelingen zurückbleiben müſſe! Wie oft blinkte ſchon das Meſſer in meiner Hand, mit welchem ich, völlig muthlos geworden, mein unſeliges Machwerk zu zerſtören Willens war! Dann aber fiel die Menge von Skizzen, die meine Wände bedeckten, mir in's Auge, die alle mein hohes Urbild noch weniger erreichten. Ich fühlte, daß ich dem Drange nicht würde widerſtehen können, von neuem anzufangen, um von neuem zu verzweifeln; denn ich bin an dieſe Arbeit gebannt, wie der alte Siſyphus dort unten, an den ewig auf ihn wieder zurückrollenden Stein. Auch die Aehnlichkeit der Züge des Geſichts, ſo kalt und todt ſie mich zuweilen anſtarrten, hielt meinen Arm zurück; es kam mir vor, als ſtände ich im Begriff, einen Mord zu begehen, und ich Unſeliger malte fort, weil ich es mußte, von meinem Innern getrieben.“

„Und laſſen Sie es ſich nicht gereuen, daß Sie es thaten, Herr Robert,“ fiel Achill begütigend ein; „Ihre Arbeit iſt in vieler Hinſicht höchſt lobenswerth zu nennen, wer ſo viel hervorbringen konnte, wird bald zu noch Höherem ſich hinaufſchwingen, und die Mißgriffe leicht von ſelbſt meiden lernen, zu welchen nicht ihr Genius, ſondern unſere wunderlich verſchrobene Zeit Sie verleiteten. Uebrigens iſt die Aehnlichkeit dieſes Gemäldes mit dem Urbilde deſſelben unverkennbar.“

„Sie wollen mich zum Kinde machen!“ rief Robert störrig, „Sie loben mich, um mich zu beſchwichtigen, aber das kann mich nicht irren. Tadeln Sie mich, Herr Baron, ſo ſcharf, ſo bitter Sie immer es wollen; gerechten, mit Gründen belegten Tadel kann ich tragen; von Ihnen werde ich ſogar dankbar ihn annehmen. Ich ſah ſie oft in Rom, und obgleich ich mich Ihnen nie näherte, ſo weiß ich doch, wie hoch unſere beſten Meiſter in der Kunſt Ihr Urtheil ſtellten. Aber Sie verachten mich in Ihrem Herzen, Sie loben mich in's Geſicht, um meiner los zu werden, weil Sie es nicht der Mühe werth halten, ſich mit mir ernſtlich abzugeben. Herr Baron, mit einem Wort, Sie haben über mich und meine Arbeit gelacht, ich fühle, daß ich dieſes nicht verdiene, und fordere Sie auf, Mann gegen Mann, erklären Sie mir dieſes Lachen. Was haben Sie an mir und dieſem

Bilde Lächerliches gefunden?“ ſetzte Robert leidenſchaftlich heftig, beinahe drohend hinzu.

„Sachte, ſachte, junger Mann, ereifern Sie ſich nicht ohne Urſache ſo gewaltig,“ erwiederte Wallen mit unerſchüttertem Gleichmuth; „Sie haben mich mißverſtanden; Ihnen und Ihrem Gemälde galt mein Lachen auf Ehre nicht, wohl aber der Gräfin, die ſonſt alles Barroke und Phantaſtiſche, in ihrem Anzug wie in ihrem Benehmen, auf das ſorgfältigſte meidet; die bei jeder Gelegenheit gegen das jetzige Streben unſerer jungen Künſtler, die alten deutſchen Meiſter ſklaviſch nachahmen zu wollen, ſich erklärt, und nun in Lebensgröße vor mir daſteht, auf dem, von ihr ſo oft getadelten Goldgrund, in ſteifen wunderlichen Gewändern, die keine Spur ihrer echt griechiſchen Geſtalt durchſchimmern laſſen. Das Köpfchen iſt vortrefflich gemalt, gegen die Aehnlichkeit deſſelben läßt ſich nichts einwenden, Sie haben darin geleiſtet, was ich in unſern Tagen kaum für möglich gehalten hätte, und um ſo mehr ſchmerzt es mich, Ihnen auf ſolchen Abwegen zu begegnen. Betrachten Sie ſelbſt mit unbefangenem Blick die langen Finger dieſer abgemamagerten Hände, dieſe unnatürlich ſchmalen, hinunter geſunkenen Schultern, dieſe lang herabhängenden aufgelöſten Zöpfe, auf denen hunderttauſend kleine Lichterchen verwirrend herumſpielen! Iſt das Natur? Sie wollen mein Urtheil, Sie hören es, und ich bitte, als einen Beweis meiner Anerkennung Ihres ſchönen ausgezeichneten Talentes es anzunehmen, daß ich ſo unumwunden mich gegen Sie ausſpreche, ich pflege dergleichen nicht oft zu thun.“

Der junge Maler ſtand, ſchwankend zwiſchen Unmuth und Zufriedenheit, in ziemlich verlegener Stellung da, und erwiederte ihm keine Sylbe, während Achill fortfuhr, das Bild mit forſchender Aufmerkſamkeit zu betrachten.

„Mit aller ſeiner Wunderlichkeit und ſeinen abſichtlichen Mängeln iſt und bleibt dieſes Porträt doch die Krone aller derer, die hier aufgeſtellt ſind, und verdient mit Recht dieſen abgeſonderten Platz zu behaupten,“ ſprach er nach einigem Schweigen. „Daß aber Sidonia in dieſer Geſtalt ſich malen ließ, und zwar ſo heimlich, daß ſelbſt ich, der ich ſie täglich ſehe, nichts davon erfahren durfte, ich, ihr geheimer Rath in allen Kunſtangelegenheiten," ſetzte er, wieder unwillführlich in Lachen ausbrechend, hinzu; „nun ein Anderer möchte vielleicht ſich darüber ärgern, ich nicht, denn ich kenne ihr Geſchlecht. Sidonia verzeiht es keiner Schauſpielerin, wenn ſie im Koſtüm einer Rolle, in welcher ſie auf den Brettern furore gemacht hat, ſich malen läßt, um ihre Züge auf die Nachwelt zu bringen; ſie will, daß jedes Porträt nichts anderes ſeyn ſoll, als die genaueſte Copie des Urbildes zu demſelben; freilich im günſtigſten Moment aufgefaßt, aber ohne alles Fremdartige in den Umgebungen und der Kleidung, und läßt ſich ſelbſt heimlich zur Sancta Caecilia umwandeln! Aber ſo ſind die Weiber; ſie haben für Andere die allervortrefflichſten Grundſätze, ſie ſelbſt aber ſtehen ewig unter der Gewalt des Augenblickes, und thun eben, wozu dieſe ſie treibt, ohne ſich durch ihre eignen frühern Anſichten darin irre machen zu laſſen."

„Sie läſtern die Krone der Welt!" fuhr Robert mit zornblitzenden Augen heftig auf. „Von mir und meinen Werken mögen Sie ſagen, was Sie wollen; mich willenlos Ihren Ausſprüchen fügen, kann und werde ich nicht; aber ich weiß, was mir zu lernen, zu erringen noch übrig bleibt, und ehre den Rath des erfahrenen, vielgereiſ'ten Mannes, wie es ſich gebührt; doch Sie in dieſem Tone von dieſer Frau ſprechen zu hören, iſt mir unerträglich. Wie, Sie glauben, die Gräfin hätte mir geſeſſen? ſie ſelbſt hätte ſich ſo malen laſſen wollen? Heiliger Gott! wie hätte ich jemals es wagen können, ihr gegenüber, ihr! — nie bin ich in ihre unmittelbare Nähe gelangt, habe nie darnach geſtrebt, denn ich weiß mich zu beſcheiden. Nur von Ferne, aus dem Fenſter meines, ihrem Hauſe gegenüberſtehenden Atteliers, wenn ſie auf ihren Balcon heraustrat, in der Kirche, zuweilen auch im Theater habe ich ihre himmliſche Geſtalt belauſcht, und mit kühner Hand die Züge feſtzuhalten geſucht, die jetzt lebenathmend vor mir ſtanden, und die von jeher, als mein nie zu erreichendes Ideal meiner Phantaſie nur undeutlich vorſchwebten."

„Sie hätte nie Ihnen geſeſſen? nicht einmal geſprochen hätten Sie die ſchöne Frau?" rief Achill erſtaunt, beinahe ungläubig.

„Wo denken Sie hin, Herr Baron? lieber Gott, ich? wo hätte ich den Muth dazu hernehmen ſollen!“ erwiederte der Maler. „Vor meiner Staffelei bin ich freilich ein Anderer, da verkehre ich ohne Scheu mit Helden und Göttern, mit Fürſten und Heiligen; doch auf gebahntem Parkette, auf türkiſchen Teppichen weiß ich, armer Handwerksleute Kind, mich nicht zu benehmen. Mir fehlt das savoir vivre, Herr Baron,“ ſetzte er etwas ſpöttiſch hinzu, „ich bin links und ungehobelt, ich verſtehe nicht, um vornehme Leute herumzuſchwänzeln, Reverenzen zu machen, in feinen anſtändigen Redensarten mich vernehmen zu laſſen; darum halte ich mich in beſcheidener Ferne, und denke: Jeder bleibe bei ſeines Gleichen.“

„Wenn dieſes nicht Affectation iſt, ſo iſt es doch wenigſtens Ueberſpannung,“ flüſterte Achill ſeinem Freunde Edmund in's Ohr, mit welchem er noch immer Arm in Arm vor dem Gemälde ſtand; dann wandte er dem Maler ſich zu. „Es iſt mit dem Leben in der höhern Geſellſchaft lange ſo arg nicht, als Sie zu meinen ſcheinen, Herr Robert; eine gewiſſe Nachläſſigkeit des Benehmens wird in ihr ſogar gerne geſehen; Reverenzen, Zeremoniel, Steifheit und Rangordnung ſind in den andern Kreiſen weit mehr zu Hauſe, und überdem gehört der echte Künſtler überall hin, und wird überall gern geſehen,“ ſetzte er verbindlich hinzu.

„Zu gütig, Herr Baron,“ erwiederte Robert trocken und ſogar etwas verdrüßlich. „Aber nun muß ich doch gleich Anſtalt treffen, mein Gemälde wieder wegbringen zu laſſen, denn hätte ich nur ahnen können, daß man die ſchöne Frau, die mir dabei vorſchwebte, darin erkennen könne, ich hätte nimmermehr gewagt, es hier auszuſtellen; obgleich ich wohl einſehe, daß Andere, die nicht wiſſen, was ich eigentlich damit gewollt, es leicht für eine meiner beſten Arbeiten erklären dürften.“

Mit dieſen Worten wollte er fort, um Leute zu holen, die das Bild wegtragen ſollten, doch Wallen hielt ihn zurück. „Nicht zu eifrig, junger Freund,“ ſprach er, „die Gräfin muß zuvor es doch ſehen.“

„Die Gräfin? Herr Gott! ſie ſelbſt? Sie glauben, daß ſie hierher kommen wird?“ rief der Maler, und ward bleich und roth; „ſie ſelbſt ſollte kommen, und noch heute? dann iſt ja kein Augenblick zu verſäumen, es muß gleich fort, ſie darf es nicht ſehen, was würde ſie zu meiner Kühnheit ſagen? Fort mit dem Bilde, es muß ſie ja erzürnen, fort, fort!“ Mit dieſen Worten wollte er verſuchen, das Gemälde ſelbſt fortzutragen; Achill aber bemühte ſich, ihn daran zu verhindern, und Sidonia trat im nämlichen Augenblick am Arme ihrer Tante, der Frau von Bornefeld, und begleitet von der Tochter derſelben, in das Kabinet. Der Maler ſah ſie, er ſchwankte, verlor das Gleichgewicht, und das Gemälde wäre unfehlbar zu Boden gefallen, hätte Achill es nicht gehalten und wieder auf die Staffelei geſetzt.

Todtenbleich und in augenſcheinlicher Verwirrung zog der Maler ſich wieder in die Fenſtervertiefung zurück, in welcher er früher geſtanden, während Achill mit ſeinem Freunde den Damen entgegenging, ſie begrüßte, Edmund von Neubrunn ihnen vorſtellte, und dann Sidonien vor das Gemälde führte, und ſie bat, es doch recht aufmerkſam zu betrachten.

Sidonia ſtand lange ſchweigend vor demſelben. Tief erröthend warf ſie einen Seitenblick auf Achill von Wallen, ſah, daß er mit ſchlauem Lächeln ſie ſcharf beobachte, und wandte wieder dem Bilde ſich zu.

„Nun, und du ſagſt gar nichts, liebe Sidonia,“ rief endlich die jetzt dreizehnjährige Agnes, ein liebes, ſchlank aufgeſchoſſenes Mädchen, und beugte ſich tief vor, um Sidonien recht in die Augen zu ſehen; „erkennſt du dich nicht? es muß dir ja ſeyn, als ob du vor dem Spiegel ſtändeſt. Nur wunderlich angezogen biſt du, faſt wie die Prinzeſſinnen auf dem Theater. Warum haſt du dich denn ſo malen laſſen, wie du niemals gehſt? mit ſo viel goldnen Stickereien und Franzen. Dein gewöhnlicher Anzug ſteht dir beſſer, und,“ flüſterte ſie ihr in's Ohr, indem ſie auf die Fußſpitzen ſich erhob, und mit beiden Aermchen Sidoniens Nacken umſchlang, „du biſt doch noch viel hübſcher.“

„Wer hat mir das gethan? unſtreitig iſt es auf Ihren Antrieb geſchehen, mein ſauberer Freund?“ ſprach Sidonia gegen Achill gewendet, und mit aufgehobenem Finger ihm lächelnd drohend. „Bei meinen Ihnen bekannten Geſinnungen iſt der Scherz ein wenig gewagt; doch die treffliche Ausführung deſſelben mag ihm zur Entſchuldigung dienen,“ ſetzte ſie mit anmuthigem Ernſt hinzu.

„Die Sonne am Himmel iſt nicht unſchuldiger daran, als ich es bin; vor einer halben Stunde hat der Anblick dieſes Gemäldes mich nicht weniger überraſcht, als jetzt Sie!“ rief Achill, „doch hier, hier im Winkel lauſcht der Thäter. Kommen Sie nur heraus aus Ihrem Verſteck, Meiſter Robert,“ ſetzte er hinzu, und zog ohne Barmherzigkeit den, vor Verlegenheit halb todten Maler an das Licht. „Hier ſteht der Mann; ſo unſchuldig er jetzt auch ausſieht, er iſt der böſe Zauberer, der es gewagt hat, Ihr Spiegelbild heimlich zu ſtehlen, und es auf dieſe Tafel feſtzubannen.“

Robert verbeugte ſich drei bis viermal ſchnell hinter einander, ſo tief, daß ſein herabhängendes Haar ſein Geſicht beinahe verſchleierte, das Barret entfiel ſeinen Händen, er wollte reden, doch Stimme und Athem verſagten ihm, ſein Herz klopfte faſt hörbar in ſeiner Bruſt.

„Ich freue mich, den Meiſter perſönlich kennen zu lernen, deſſen Name durch die öffentliche Anerkennung ſeines Talents mir ſchon längſt nicht mehr fremd iſt,“ ſprach Sidonia freundlich. „Ich wußte nicht, daß Sie jetzt ſich bei uns aufhielten; iſt es lange her, daß Sie Rom verlaſſen haben?“

„Gnädige Frau,“ fing Robert völlig beſinnungslos an, doch Stimme und Athem verſagten ihm von neuem.

„Ich hoffe, Sie werden mir die Freude machen, dem Herrn von Wallen zu erlauben, daß er Sie zu mir begleite,“ ſprach Sidonia, als ob ſie die tödtliche Verlegenheit, in welcher der junge Maler vor ihr ſtand, nicht bemerke; doch er fand noch immer keine Worte, und konnte nichts, als ſeine etwas ungeſchickten Verbeugungen wiederholen. „Lebt denn wirklich auf Erden eine Frau, die mir ſo ähnlich ſieht, als nur zwei Zwillingsſchweſtern es können?“ fuhr Sidonia fort, „es muß ſo ſeyn, und ſie hat zu dieſem Bilde Ihnen geſeſſen, das zu viel ganz individuelle Züge in ſich vereint, um es für ein, blos aus der Phantaſie des Malers entſprungenes Kunſtwerk zu halten. Wo lebt ſie, dieſe meine Doppelgängerin? ich würde alles aufbieten, ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich hatte nie eine Schweſter; es muß ein ſonderbares Gefühl ſeyn, das ich wohl kennen möchte, das eigne Selbſt in einem lebenden Weſen auſſer uns wie in einem Spiegel wieder zu finden.“

„Nein, niemals! es gibt keine zweite, wer könnte Ihnen gleichen, gnädige Frau!“ rief der Maler in großer Herzensangſt, und erſchrack hinterher ſelbſt über ſeine Kühnheit.

„Ich will das Räthſel Ihnen erklären,“ nahm Achill von Wallen jetzt das Wort. „Des Malers ſcharfes Künſtlerauge hat bis in Ihr Zimmer Sie zu verfolgen gewußt; gerade heraus ſey es geſagt, Ihre Züge, Ihr Lächeln, Ihr Auge hat er heimlicherweiſe — nun es will mir eben kein höfliches Wort für das, was er gewagt hat, einfallen; genug, ſeine Kunſt hat für ewige Zeiten Sie als allbewunderte Heilige aufgeſtellt; zu dieſem wunderſchönen Köpfchen hat er aus eigenen Mitteln nichts hinzugethan, als dieſe Glorie etwa, die ſein Künſtlerblick aber doch auch an Ihnen entdeckte, indem ſie, obgleich dem Ungeweihten unſichtbar, Sie dennoch umgibt.“

Ein leichter Zug des Unmuths umwölkte für einen Augenblick Sidoniens ſchöne Stirn; doch ſie ſah auf Robert, der wie vernichtet vor ihr ſtand, und faßte ſchnell ſich wieder. „Ich möchte dem Räuber zürnen," ſprach ſie, mit mildem Ernſt, nach kurzem Schweigen, „indeſſen ein Blick auf dieſes ausgezeichnete Gebilde ſeiner ſchaffenden Hand entwaffnet mich wieder. Doch die Stunde wird gleich ſchlagen, die uns alle aus dieſen Räumen vertreibt, ich rechne mit Gewißheit darauf, Sie, Herr Robert, noch heute Abend mit Herrn von Wallen bei mir zu ſehen," ſetzte ſie hinzu, indem ſie gegen den Künſtler ſich neigte, Achills Arm ergriff, und mit dieſem das Kabinet verließ. Frau von Bornfeld und Agnes folgten ihr.

Robert ſtellte ſich in die Thüre des Kabinets, er ſah Sidonien nach, wie ſie an Wallens Arm durch den Saal ſchwebte, wie von allen Seiten Männer und Frauen ſich an ſie drängten, um ein freundliches Wort, ein Lächeln, einen Blick von der Allbewunderten zu erhalten; er ſah ihr nach, bis ihn die Augen ſchmerzten, bis auch die hohen ſchwankenden Federn auf ihrem Hute, die er zuletzt nur noch erblicken konnte, ihm entſchwunden waren; dann wandte er ſich wieder zu ſeinem Gemälde, ſtarrte, wie betäubt, lange es an, ſank demüthig vor ſeiner eigenen heiligen Cäcilia auf die Kniee, beugte ſich tief, und küßte den goldenen Saum ihres Gewandes.

„Kehren Sie augenblicklich zu dem Maler zurück, und kaufen Sie das Bild für mich,“ flüſterte Sidonia ihrem Freunde bei'm Einſteigen in ihren Wagen zu; „ſorgen Sie dafür, daß es ſogleich zu mir gebracht werde, denn hier darf es nicht bleiben. Geben Sie ihm, was er verlangt, mehr als er fordert, denn er ſcheint mir in ſeinen Anſprüchen ſehr beſcheiden. Handeln Sie ja nicht mit ihm, guter Achill, Künſtler brauchen Geld, ich habe deſſen mehr, als mir vielleicht gut iſt, und ich rechne feſt darauf, Sie mit dem Bilde und dem Maler noch heute Abend bei mir zu ſehen, damit ich mit beiden mich befreunden kann.“

* * *

Sidonia lebte jetzt als Wittwe in jener Reſidenz, wohin kurz vor dem Ausbruch des Kriegs ihr Gemahl ſie mit ihrer Tante und der jungen Agnes geführt hatte, um ſie in dieſer großen Stadt vor jeder möglichen perſönlichen Gefahr ſicher zu ſtellen. Unerachtet ſeiner hohen Begeiſterung für den zu beginnenden Kampf, und der feſten Ueberzeugung, daß die gerechte Sache am Ende den Sieg davon tragen müſſe, kannte er genugſam die Wandelbarkeit des Glückes, um wie ein weiſer Feldherr, noch ehe die Schlacht begann, auf den Rückzug zu denken. Er wußte, welche Gefahren auf dem Lande und in kleinen, von allen Seiten offnen Städtchen in einem Kriege, deſſen Grenzen nicht zu beſtimmen waren, dem einzelnen Wehrloſen drohen; wie Feuer, Plünderung, und alle wilden Drangſale einer ſturmbewegten Zeit, beſonders die Frauen, in Angſt und Schrecken ſetzen, ſogar den Untergang ihnen bringen können; mit freiem Herzen und ungebeugtem Muthe wollte er in die Reihen der Kämpfer für die gute Sache treten, und er konnte dieſes nur, wenn er das Theuerſte, was ihm die Erde trug, vollkommen in Sicherheit wußte.

Ihm war vom Glücke vergönnt worden, auf ſeinem ſchönen Landſitze in ungeſtörter Ruhe und Zufriedenheit mehrere Monate mit Sidonien verleben zu können; und dieſe waren faſt die einzigen ſeines immer thätigen, raſtlos bewegten Lebens geweſen, in welchem er den hohen Werth des Daſeyns auf unſrer ſchönen Erde empfunden, wie er es ſich kaum als möglich gedacht. Durch die reine, nie getrübte Unbefangenheit ihres Gemüths, durch die innige, durchaus unerkünſtelte Anhänglichkeit an ihn, war Sidonia ihm in dieſer Zeit unendlich theuer geworden. Ihr jugendlicher Frohſinn erheiterte ſeinen oft ſehr ernſten Geiſt, und ließ in der ſchönen Abgeſchiedenheit, in welcher er mit ihr lebte, ihn nichts von alle dem vermiſſen, was ehemals ſeine großen, vielumfaſſenden Verhältniſſe ihm geboten. Noch einmal, eigentlich vielleicht zum erſtenmal, fühlte der ernſte Mann von jugendlichem Liebesfeuer ſich durchglüht, doch ohne daß dieſes Gefühl ſeine edlere Natur herabzuwürdigen, und ihm einen Anſtrich von Lächerlichkeit zu geben vermocht hätte. Adelheim gehörte keineswegs zu jenen frühen Greiſen, die zur Zeit, da ſie die Früchte ihres wohlangewendeten Frühlings genießen ſollten, es zu ſpät bereuen, daß ſie ſelbſt leichtſinnig und achtlos mit frevelndem Uebermuth die eigne Blüthe ſchon in der Knoſpe zerknickten. In ſeinem fünf und vierzigſten Jahre ſtand er, von innen und auſſen ein lebenskräftiger, zum Manne herangereifter Jüngling da. Mit dem leicht erregbaren Enthuſiasmus der Jugend, mit dem innigſten Gefühl für menſchliche Freude und menſchlichen Schmerz verband er alle Nachſicht, alle Beſonnenheit, allen den feſten Ernſt, den in ſpätern Jahren nur Erfahrung und Weltkenntniß dem viel Geprüften gewähren können.

Seit Adelheim aus dem erſten jugendlichen Liebestraum ſo unſanft aufgeriſſen worden war, hatte er viele ſchöne, liebenswürdige Frauen und Mädchen kennen gelernt, und ſeiner leichtbeweglichen, zu allem Schönen ſich hinneigenden Natur nach konnte er nicht kalt und gefühllos den lokkenden Kreiſen ſich entwinden, die von allen Seiten ihn umgaben. Er war beſtimmt, Viele anzuziehen, und von Vielen angezogen zu werden; manch' reizendes, liebliches Band war im Laufe ſeines Lebens geknüpft und wieder aufgelöſet worden; einigemal hatte er gewähnt, zu lieben und wieder geliebt zu werden; doch auch dieſe ſeine Jugendträume zerflatterten vor dem helleren Lichte der ihm innewohnenden Wahrheit.

Vielleicht mochte auch der ſtete Wechſel in ſeinem oft und vielbewegten Leben dazu beigetragen haben, daß bis jetzt kein dauerndes, zu ſchöner Häuslichkeit führendes Verhältniß ſich ihm hatte geſtalten wollen; aber er hatte auch noch keine Sidonia gefunden, die alles in ſich vereinigte, was er bei'm erſten Erwachen ſeines Herzens in der damals jungen Eliſabeth geliebt und vermißt. Sidonia war der Abgott ſeines Herzens, wie keine vor ihr; nicht nur weil ſie jung war, und ſchön, und anmuthig, und liebenswürdig. Ihre zum Größten und Erhabenſten ſich unwiderſtehlich hinneigende Seele, ihr faſt männlicher Ernſt bei ſo viel weiblicher Milde und Beſcheidenheit, ihre unendliche Fügſamkeit, die nie zu ſclaviſcher Nachgiebigkeit ſich erniedrigte, ihr heller Blick, die Freiheit ihrer Begriffe, die vielleicht nur gar zu ſehr über alle kleinlichen Bedenklichkeiten ihres Geſchlechtes ſie erhob, vor allem aber die warme Begeiſterung, mit der ſie ſeine lang gehegten Plane und Wünſche für das Vaterland in ſich aufnahm, und mit ihrem eigenſten Selbſt auf das innigſte verband, erhoben Sidonien zum Sterne ſeines Lebens.

Mit ihr beſprach er die nahende gewaltige Zukunft, und ſie verſtand ihn, wie Frauen Männer verſtehen, nicht mit dem Verſtande, aber mit dem Herzen. Leicht und lebhaft ging ſie auf alle ſeine Aeuſſerungen und Darſtellungen ein, die Einwendungen, welche ſie zuweilen ihm machte, ihre eigenen Gedanken, die ſie furchtlos gegen ihn ausſprach, verhalfen ihm oft zu größerer Klarheit in ſeinen Anſichten. Nie äuſſerte ſie die kleinſte Spur von ängſtlich banger Sorge um ihn und um ſich, obgleich ſie das Gefahrvolle der herannahenden Zeit ſich keineswegs verbarg, und ſich oft mit ihm darüber berieth.

Anders fühlte Sidonia für ihren Gemahl als er für ſie; er war ihr Lehrer, ihr Freund, an dem ſie treu, mit unwandelbarem Vertrauen und tiefgefühlter Dankbarkeit hing. Die Ruhe, die Zufriedenheit, in der ſie jetzt ihre Tage verlebte, waren ſein Geſchenk. Dem kleinlichen Treiben entriſſen, das ſeit länger als einem Jahr ihr Gemüth bedrückt hatte, aus der Gewalt, wie von dem Anblick eigenſüchtiger, neidiſcher und argliſtiger Verwandten befreit, einer Lebensweiſe entzogen, gegen welche ihr zur Freiheit hinſtrebender Geiſt immerfort unter Schmerzen ankämpfen mußte, wie die neu gefangene Lerche, die gegen die glänzenden Stäbe ihres Käfigs ſich Bruſt und Flügel blutig ſchlägt, fühlte Sidonia ſich plötzlich wie in einer andern beſſern Welt, und Adelheim war der gute ſchützende Engel, der ſie in dieſe verſetzt hatte.

Auch ſeine Anſichten von dem, was das Leben und unſere Umgebungen von uns fordern mögen, ſtimmten mit den ihrigen überein, und dieſe wurden unter ſeiner Anleitung nur noch feſter beſtimmt und geordnet. Der kühne, ſeiner Kraft ſich bewußte, feſte Mann hatte früh ſich gewöhnt, nur ſeiner eignen innern Ueberzeugung von dem, was recht und erlaubt ſey, zu folgen, ohne ſich dabei an das Geſchwätz der Menge zu kehren, die ſich dagegen auflehnen mochte; er ſuchte, ſo oft ſich die Gelegenheit dazu bot, dieſe ſeine Denkweiſe ſeiner jungen Gattin mitzutheilen, und fand in ihr eine nur zu gelehrige Schülerin.

„Theure Sidonia," ſprach er, „was iſt die öffentliche Meinung gegen die Stimme Gottes in unſerer Bruſt? wer ſind ſie denn, dieſe Areopagen, die es ſich herausnehmen wollen, über uns und unſer Thun abzuurtheilen? Betrachte ſie im Einzelnen, und du wirſt finden, daß wenigſtens zwei Drittel von ihnen aus Menſchen beſtehen, deren Lob oder Tadel uns vollkommen gleichgültig ſeyn muß, und von ſolchen ſollten wir uns Geſetze vorſchreiben laſſen, weil ſie ihrer Viele ſind? Liebes Weib, laß uns nur den Frieden mit uns ſelbſt heilig bewahren, alles andere iſt keines Gedankens werth. Wer wollte auch um der öffentlichen Meinung willen nur Eine ſelige Minute dieſes kurzen Lebens verlieren! ſie iſt wandelbarer wie der Wind, und tritt heute in den Staub, was ſie noch geſtern in den Himmel erhob.“

Sidonia fand in ihrer eigenen Bruſt den Wiederhall der Worte ihres Gemahls, und die Uebereinſtimmung knüpfte ſie noch feſter an ihn. Er war der erſte, den ſie je gefunden, deſſen Anſichten in dieſer Hinſicht ſo ganz die ihrigen waren, und ſie fühlte ſich dadurch in dem Entſchluſſe beſtärkt, ſich nie durch äuſſere Formen und die Meinung der Welt von einem Schritt abhalten zu laſſen, den ſie als nothwendig für ihr eigentliches Glück anerkannte. Adelheim ſeiner Seits freute ſich ebenfalls des feſten klaren Sinnes ſeiner jungen Frau, deren Beſchützer er noch viele Jahre zu bleiben hoffen durfte, und ſo ward das Band, welches Beide zu ihrem Glücke vereinte, immer feſter und inniger verſchlungen.

Alles, was tiefgefühlte Dankbarkeit, inniges Anerkennen einer hohen edlen Natur, die liebend ſich uns zuneigt, nur erſinnen können, ward von Sidonien angewendet, um dem hochverehrten Freunde zu beweiſen, wie glücklich ſie in ſeiner Liebe ſich fühle, wie ſehr ſie wünſche, ſich in dieſer zu erhalten, um niemals die, durch dieſelbe ihr verliehene Macht verlieren, wohl aber ſein Leben verſchönern, und ſeinen häuslichen Frieden dauernd begründen zu können. Sie freute ſich der an Leidenſchaft gränzenden Gluth ſeiner Gefühle für ſie, die aus ſeinem ganzen Betragen hervorleuchtete, doch ihr eigenes Herz ſchlug dabei nach wie vor den gewohnten ruhigen Schlag, und ſie war feſt überzeugt, daß es damit nie, unter keinem Verhältniß anders werden könne. Adelheim ſtieg mit jedem Tage höher in ihrer Achtung, er war ihr der edelſte, vollkommenſte der Männer; ſie war feſt von der Unmöglichkeit überzeugt, jemals einem Andern begegnen zu können, der fähig ſey, in ihrer ruhigen Bruſt ein wärmeres Gefühl anderer Art zu erwecken, als das ſtille, ſie ſelbſt beſeligende Wohlwollen, welches ſie für ihren Gatten empfand; ſie glaubte ſogar ſich und alle edlere Frauen über ein leidenſchaftlicheres Gefühl hoch erhoben.

Sidonia hielt ein Tagebuch, in welchem ſie weniger die äuſſern als die innern Ereigniſſe ihres Lebens aufzeichnete; ſie hatte ſich unter Adelheims Leitung gewöhnt, beſonders über die Bücher, welche ſie eben geleſen, ihre Anſichten nieder zu ſchreiben, um dadurch zu immer größerer Klarheit über ſich ſelbſt zu gelangen, und folgende Stelle aus dieſem Buche, die ſie nach Leſung einer höchſt leidenſchaftlichen Darſtellung der Liebe eines weiblichen Weſens niederſchrieb, beweiſet, wie weit entfernt ſie davon war, an dieſes mächtigſte der Gefühle zu glauben.

„Dieſes Stürmen, dieſes Toben,“ ſchrieb ſie, „dieſe zerſtörende, alles überwältigende Liebesgluth kann doch nur in der ſtärkeren Männerbruſt ihre eigentliche Heimath finden; bei uns wird ſie zur Unnatur, unſere Erziehung, unſere ganze Exiſtenz, ſogar die ſittlichen Einrichtungen aller kultivirten Völker auf Erden können mit ihr durchaus nicht in Einklang gebracht werden. Was den Mann zu kühnen Thaten begeiſtert, wird bei uns zum zerſtörenden Fieber. Nur die Männer dürfen den Gegenſtand ihrer Liebe wählen, ſie allein dürfen ihre Wahl laut bekennen, dürfen um die Geliebte werben, und auf alle Weiſe ihre Neigung wie ihren Beſitz zu erringen ſuchen. Wir dagegen, wir dürfen uns nicht hervordrängen, wir dürfen nie und nimmer das Auge des Mannes, dem unſer Herz ſich zuneigen möchte, auf uns zu ziehen ſuchen; die Fürſtin wie die Bäuerin muß ſtill und beſcheiden es abwarten, ob ſie geliebt wird, oder ungeliebt ihr Leben hinbringen ſoll; ſo will es die Sitte und auch das eigene Gefühl jeder reinen weiblichen Bruſt.“

„„Und wie könnte auch in unſerer beſchränkteren ruhigern Beſtimmung jene wilde Gluth anders als unheilbringend wirken? Unſer Glück iſt ſtillerer Art, das Haus iſt unſere Welt, Glück und Frieden um uns zu verbreiten, die Traurigen zu tröſten, die Leidenden zu pflegen, iſt unſere ſchöne Beſtimmung; wir ſind geborne Beſänftigerinnen, damit die, von der Männer wildem kühnen Beginnen entzündete Welt nicht zum Aſchenhaufen werde; und welche Frau, die das uns geſetzte hohe Ziel recht erkennt, wird je ſich von ihm abwenden wollen, um in jenes Chaos wilder zerſtörender Leidenſchaft ſich muthwillig zu ſtürzen, von dem Keine jemals ergriffen werden wird, die nicht abſichtlich ſich ihm hingibt.

„Wie leicht muß es ſeyn, bei einigermaßen klarer Beſinnung einer Flamme zu entgehen, die unter dem kühlenden Hauch der Zeit ſchon von ſelbſt in ſich zuſammenſinkt und erliſcht! Sogar meine Mutter — war nicht die Liebe zu dem erſten Jugendgeliebten, die ſie ewig wähnte, in ihrer Bruſt ſchon lange vorher erloſchen, ehe ſie ihn wieder ſah? war nicht bei dieſem Wiederſehen das Gefühl, welches beide in ihren Frühlingstagen getäuſcht hatte, ſchon ſeit Jahren durch die Zeit in die ihm gebührenden Gränzen zurückgewieſen? und doch ſind beide die treueſten liebendſten Weſen, welche die Erde jemals getragen.“

„Mir kommen jene gewaltigen Liebesgefühle, von denen ich in Romanen und Gedichten ſo vieles leſe, wie die Kinderblattern vor, von denen man glaubt, daß jeder Erdgeborene ſie überſtehen müſſe; und doch hat man Jahrtauſende hindurch nichts von ihnen gewußt, und doch gab es und gibt es noch zur Stunde ganze Völker, die ſie nicht kennen, oder ſie nicht kennen würden, hätte europäiſche Verderbtheit in neuerer Zeit ſie nicht zu ihnen gebracht. Man impft jetzt künſtlich ſie ein, und mancher, der ohne dieſes vielleicht ſein ganzes Leben hindurch davon frei geblieben wäre, muß ſie überſtehen. So ſah ich denn auch manche meiner jungen Freundinnen, die ich in der Geſellſchaft meiner Stiefmutter kennen lernte, ſich ſchon ſehr frühzeitig bemühen, zu einem ſo gewaltſamen Liebesdrang und allen Abentheuern, die ein ſolcher nach ſich zieht, bei Zeiten zu gelangen; Geiſt, Gemüth, Phantaſie wurden über alles Maas angeſtrengt, um ſich ſelbſtgeſchaffene Leiden zu bereiten, und doch auch einmal etwas Großes zu erleben, worüber ſich an irgend eine theure Freundin ellenlange Briefe ſchreiben ließen.“

„Hier hinkt indeſſen mein Gleichniß, wie eben alle. Jene Schutzblattern werden wirklich nützlich, indem ſie vor möglichem, ſogar wahrſcheinlichem Uebel bewahren; doch dieſe erkünſtelten Liebesfeuerwerke laſſen zerſtörende Folgen hinter ſich nach; das einmal aufgeregte Gemüth ſtürzt ſich aus einer Verwirrung in die andere, weil es ihm an Beſchäftigung mangelt, und es die eigne Oede ſich verhüllen möchte, in der es einem ausgebrannten Krater gleicht.“

Mit ſchwerem Herzen verließ Adelheim gegen den Anfang des Winters den ſtillen, ruhigen Schauplatz ſeines kaum gehofften Glückes, um ſeine junge Gemahlin in jener großen Reſidenz in Sicherheit zu bringen, in welcher ſie das Ende des dem Ausbruch nahen Krieges abwarten ſollte. Frau von Bornefeld gab, obwohl ungern, ſeinen Bitten und gegründeten Vorſtellungen nach, und begleitete mit der jungen Agnes ihre Nichte nach dem neuen Wohnorte derſelben, wo Adelheim mit der zärtlichſten Sorgfalt ſich bemühte, der geliebten Gemahlin eine, ihrem jetzigen Range und Reichthum angemeſſene Exiſtenz zu bereiten. Er führte ſelbſt am Hofe und in den angeſehenſten Häuſern ſie ein, machte mit den, durch Geiſt und Talent ausgezeichnetſten Bewohnern der groſſen Stadt ſie bekannt, und erſt, als er ſie einigermaßen einheimiſch geworden ſah, ſchied er von ihr, um ſeinem ernſten Berufe zu folgen. Ihre

Thränen, ihre Wünſche, ihr Gebet folgten ihm nach, doch ihr feſter Muth ward bei dem Abſchiede von ihm eben ſo wenig erſchüttert, als der ſeinige.

Die allgemeine Begeiſterung, von der ſie alles um ſich her, jung und alt, Männer und Frauen ergriffen ſah, erhob auch ihr Gemüth hoch über alles Fürchten und Schwanken. Jene Tage fielen in eine große, alle Kräfte aufregende Zeit, welcher jeder, der ſie erlebte, mit ſtiller Rührung gedenken muß. Alles Kleinliche, Gewöhnliche, Selbſtſüchtige fiel für den Augenblick von den Menſchen ab, nur Ein großer erhebender Gedanke erfüllte die Gemüther. Keiner war dem Andern mehr fremd, denn Alle fühlten, durch das Hinſtreben zu Einem großen gerechten und heiligen Zweck, ſich verbrüdert, und ſetzten über Verhältniſſe ſich hinaus, welche ſonſt ihre Anſichten beengt hatten. Jedermann wollte thätig mitwirken, Jünglinge, die noch an der Gränze der Kindheit ſtanden, und dem Greiſenalter nahende Männer drängten mit gleichem Eifer ſich zu den Fahnen; liebende Mütter entließen freudig den einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters, um ihn in die Reihe der Krieger für Gott und Vaterland ſich ſtellen zu ſehen, und ſelbſt die Frauen jedes Alters und Standes ſuchten, ſo viel ihre Kräfte und ihre Stellung im Leben es erlaubten, zu dem großen allgemeinen Zwecke beizutragen. Was ſie an Schmuck und köſtlichem Hausgeräthe beſaßen, brachten ſie zur Ausrüſtung der Krieger unaufgefordert herbei; ſie wirkten mit fleißiger Hand für die Kleidung derſelben, und für die Pflege der Verwundeten auf dem Felde der Ehre; alles, was im gewöhnlichen Gange des Lebens ſie ſonſt beſchäftigt hatte, war vergeſſen; kein Stadtgerede, keine Neuigkeit des Tages konnte von dem allgemeinen Intereſſe an dem gewaltigen Kampfe, der jetzt begann, aufkommen, nur die Zeitungen wurden mit Eifer geleſen, ſie gingen von Hand zu Hand, und Romane, Gedichte und Journale lagen beſtaubt.

Sidonia ſtellte gleich anfangs ſich an die Spitze eines Frauenvereins, deſſen Mitglieder größtentheils zu dem, von ihr ſehr hoch gehaltenen Mittelſtande gehörten. Hier fand ſie ein, ihrem Herzen wohlthuendes weites Feld zur erfreulichſten Thätigkeit; ſie gab mit vollen Händen, wo es Noth that; ſie ordnete mit klarer Ueberſicht Arbeiten mancher Art. Ihr eigner unermüdlicher Eifer bewog die andern Frauen, ihrem nachahmungswürdigen Beiſpiel zu folgen. Die ihrem innerſten Herzen entquellende Begeiſterung, von der ſie beſeelt war, riß Alle, die in ihre Nähe kamen, unwiderſtehlich mit ſich fort; manches Excentriſche in ihrem Benehmen, das man ſonſt vielleicht an ihr getadelt hätte, fiel Niemanden mehr auf, denn die ganze Welt war aus dem gewohnten Gleiſe getreten, und eben deshalb befand Sidonia ſich in ihr ungewöhnlich wohl. Ihr Muth ſtieg mit jedem Tage, ſelbſt die trüben Nachrichten, welche nach und nach einliefen, konnten ihn nicht beugen; ſie baute auf Gott und die gerechte Sache, und die Briefe ihres Gemahls, die zuweilen, wenn gleich nicht oft, bis zu ihr gelangten, beſtärkten ſie fortwährend im feſten Vertrauen auf kommende beſſere Tage.

Endlich war die große Völkerſchlacht geſchlagen, Paris erobert, Napoleon nach der Inſel Elba verbannt. Der jubelnde Dank, der bei'm Empfang dieſer Nachrichten rings um Sidonien zum Himmel aufſtieg, der Wonnetaumel, von welchem ſie alle Welt ergriffen ſah, wirkte auch auf ſie mit begeiſternder Gewalt, und beraubte ſie faſt aller Beſinnung. Unbekannte, nie zuvor von ihr geſehene Menſchen begrüßte ſie warm und herzlich wie alte Bekannte und forderte ſie auf, ſich mit ihr zu freuen, Allen, welche nicht im Ueberfluß zu leben ſchienen, drängte ſie mit vollen Händen Gold auf, und ermahnte ſie, es zur Feier des glücklichſten Tages zu verwenden; ſie eilte von einem Hauſe, von einer Kirche zur andern, und ward nicht müde, Gott für den erhaltenen Sieg zu danken, und an dem Anblicke der freudigen Gruppen, die ſie überall auf ihren Wegen antraf, ſich zu ergötzen.

Adelheim war einer der Erſten, die von dem Schauplatze des Sieges zu den Ihrigen zurückkehrten, und Sidonia flog, von der lebhafteſten Freude beſeelt, ihm entgegen. Daß ſie bleich, ermattet, trüber als er ausgezogen war, ihn wiederfand, beunruhigte ſie anfangs nicht im mindeſten, ſie ſchrieb dieſe Erſcheinungen den unabläſſigen geiſtigen und körperlichen Anſtrengungen zu, denen er ſo viele Monate hindurch ſich hinzugeben gezwungen geweſen war;

den Entbehrungen aller Art, den vielen langen Nächten, während denen er am Bivouakfeuer dem Regen, dem Sturme, der Kälte, ohne Obdach ausgeſetzt geblieben war. Sie glaubte feſt, daß die Ruhe nach vollbrachter Arbeit, ihre ſorgſame Pflege, und die Rückkehr zu der ihm ſo lieb gewordenen Häuslichkeit, ihn in Kurzem völlig wiederherſtellen würden.

Doch als er nach wenigen Wochen körperlich geneſen ſchien, und die Niedergeſchlagenheit ſeines Geiſtes dennoch nicht weichen wollte, als er trübe und in ſich verſchloſſen blieb, ſchwere, nicht erfreuliche Gedanken ſeine ſonſt immer heitere Stirne umwölkten, aus denen er, wenn Sidonia ihn anredete, oft erſchrocken auffuhr, und ſie deutlich gewahr werden mußte, wie Adelheim einen ſchwer auf ihm laſtenden Kummer im Herzen trage, den er vor ihr zu verheimlichen ſuche, da erbangte auch ſie, und wandte, im Bewußtſeyn ihrer Gewalt über ihn, allen Zauber ihrer Liebenswürdigkeit daran, um ihn zu bewegen, ihr zu geſtehen, was jetzt, da ihrer Meinung nach alles glücklich vollbracht ſey, ihn innerlich noch quälen könne.

Ach! er hätte ſo gern es ihr verſchwiegen!

verſuchte auch noch jetzt es zu wollen, aber während ſeines kurzen Zuſammenlebens mit ihr war er ſchon zu ſehr daran gewöhnt worden, ſich ihr immer offen zu zeigen.

Die himmliſch ſchöne Begeiſterung, die ſo lange über ſich ſelbſt und ſeine Zeit ihn erhoben, war leider von ihm gewichen; und vor dem Anblick der kalten nackten Wahrheit zerſtreuten ſich die Nebel, deren zauberiſche Täuſchung bis jetzt die ferne Zukunft in verſchönerndem Glanze ihm gezeigt hatte. Er wandte den Blick zurück auf eine weit frühere Vergangenheit, auf die wichtigſten Momente der Geſchichte längſt verſunkener Zeiten; er ſuchte vergleichend ſie mit dem, was eben geſchah, zu verbinden, und die Schwächen des Baues, zu welchem er ſelbſt mit ſo unendlicher Anſtrengung geholfen hatte die Materialien herbei zu tragen, wurden ihm immer ſichtbarer. Alles, was noch zur Vollendung des Ganzen fehlte, alle durch ewige Nothwendigkeit bedingten traurigen Erfahrungen, die ſein Vaterland, ſelbſt die Welt bedrohten, ſtiegen weiſſagend vor ſeinem Geiſte auf; und wenn etwas noch die reine innere Harmonie ſeines Weſens erſchüttern, konnte, ſo war es das wortloſe, beinahe verachtende Mitleid, mit den Irrthümern, der Schuld, den künftigen Leiden ſeines Volkes, denen er die eben erblühende Generation entgegen gehen ſah. Die ſchönen Täuſchungen alle, denen er noch vor wenigen Monaten ſich ſo freudig hingegeben, ſchwanden; ihm war, als ſey er wieder einmal jung geweſen, und habe nun zum zweitenmal ſeine Jugend verloren.

Sidonia verſtand ihn zu gut, hatte zu ſehr ſich gewöhnt, ſeine Gedanken auch unausgeſprochen zu errathen, als daß es ihm möglich geweſen wäre, ſie über das Reſultat ſeiner neueſten Erfahrungen gänzlich zu täuſchen; aber er wünſchte ſie dennoch zu ſchonen, er wollte ihrer ſchönen freudigen Jugend ihre köſtlichſten Blüthen nicht zu frühe rauben, nicht das argwohnloſe Vertrauen, die Sicherheit im Hoffen in ihr vernichten, die eine Zeit lang uns alle im Frühlinge des Lebens ſo unendlich beglücken. Deshalb ſagte er ihr zu wenig, und auch zu viel, um ſie ganz in's Klare zu ſetzen. Sidonia klagte mit ihm über das jammervolle Loos der Opfer, die einem, durch unvollſtändiges Erreichen halb vernichteten Zwecke gefallen waren, aber ſie freute ſich dennoch, wenigſtens die Morgenröthe eines über ihr Vaterland aufgehenden hellen Tages geſehen zu haben, obgleich ſie, Adelheims Gründen nachgebend, ſich eingeſtand, daß ſie unerachtet ihrer Jugend doch wohl ſchwerlich die volle ſtrahlende Glorie jenes Tages erleben werde.

Napoleon riß von der Inſel Elba ſich los, der große entſcheidende Kampf auf Leben und Tod mußte wieder beginnen, und Adelheim fühlte von neuem das Jugendfeuer, den friſchen Kampfesmuth, die ihn nie verlaſſen, in ſeiner Bruſt ſich entzünden. Er flog in ſo ſtürmender Eile dem Schauplatz erneuter Thätigkeit zu, daß er ſich kaum Zeit ließ, von Sidonien Abſchied zu nehmen. Sie erſchwerte ihm dieſen nicht durch Thränen und Klagen, ſie wand ſich muthig, beinahe freudig, aus den Armen ihres Helden, und keine ſchwere Ahnung trübte ihre Blicke und engte das Herz ihr ein. Sie war überzeugt, der große Augenblick ſey jetzt gekommen, in welchem alles Verſäumte nachgeholt, und die Freiheit, das Glück der Welt auf feſten unwandelbaren Säulen begründet werden müſſe. Sie zählte die Tage, die noch bis zur Wiederkehr des edlen Mannes vorübergehen konnten, deſſen Lebensabend zu verſchönern, künftig die Freude und die Beſtimmung ihres eigenen Daſeyns werden ſollte. Doch ſie hoffte vergebens; Adelheim kehrte nicht wieder; auf der Höhe des Montmartre fiel er, auf dem Felde unſterblicher Ehre, betrauert und bewundert von Tauſenden ſeiner Kriegsgefährten.

* * *

Gleich einem ſchweren, alle ihre Lebenskräfte erſchütternden Schlage, wirkte die erſte Nachricht von ihrem großen; unerſetzlichen Verluſte betäubend auf Sidonien; doch das tröſtende Zureden, die mütterliche Pflege ihrer Tante halfen nach einigen, in Geiſtesdumpfheit beinahe thränenlos verlebten Tagen, ihr über den erſten, ſie der Beſinnung beraubenden Schmerz hinaus. Das Unglück war zu plötzlich, zu unerwartet über ſie hereingebrochen, als daß ihr zwar feſtes, aber in wirklichem Leiden noch ungeübtes Gemüth ihm hätte widerſtehen können; es erſchien ihr wie ein Traum, wie ein unausſprechlich ängſtlicher Traum, von dem ſie mit noch halb gefeſſelten Sinnen vergeblich ſich loszuwinden ſtrebte. Doch endlich konnte ſie weinen, und mit ihren Thränen fand ſie auch ihr Bewußtſeyn wieder, und Kraft und Muth genug, um über den edlen Todten auf eine, ſeiner würdige Weiſe zu trauern.

Das tiefſte Gefühl der innigſten Verehrung, der unwandelbarſten Treue, mit der ſie, ſo lange ſie lebte, Adelheims Andenken rein und heilig in ihrer Bruſt pflegen und bewahren müſſe, verließ ſie keinen Augenblick; ſie fühlte, daß das immer ſo bleiben, daß ſie nie ſeiner vergeſſen werde, noch könne; aber ſie hielt ihn und ſich ſelbſt zu hoch, um mit ihrem edlen Schmerz vor der Welt zu prunken, und eine Troſtloſigkeit erheucheln oder erzwingen zu wollen, die ſie nicht empfand. Sie fühlte, daß das Leben ihr noch lächle, daß auf ihrem ferneren Wege durch daſſelbe manche Blume ihr noch erblühen werde, und war ihrer Natur nach zu gut, zu geſund, zu unverſchroben, um, gleich einem trotzigen Kinde, mit Gott und der Welt zu grollen, weil ſie ein Schickſal betroffen, das Tauſende neben ihr in größerem, noch bitterem Maße erfahren und tragen mußten.

Daher trat ſie nach den erſten, in der, einer Wittwe ziemenden Abgeſchiedenheit zugebrachten

Monaten, wieder hinaus an das Licht, ſobald der äuſſere Anſtand es erlaubte. Kaum zwanzig Jahre alt, im unbeſchränkten Beſitz eines ſehr bedeutenden Vermögens, in voller Freiheit über ſich und ihre Lebensweiſe nach eigner Wahl zu beſtimmen, ohne irgend einer lebenden Seele davon Rechenſchaft ablegen zu müſſen, lag die Welt offen vor ihr da. Seit ihrer Vermählung war ſie auſſer aller Verbindung mit ihrer Stiefmutter, deren Wohnort von der Reſidenz, in welcher Sidonia jetzt lebte, zu weit entfernt lag, als daß ſie ferner um das Thun und Laſſen derſelben ſich hätte bekümmern können. Auch Theodor lebte meiſtentheils auf ſeinem Gute, in der Nähe der Frau von Klarenbach, und war zu beſchäftigt mit ſeinen eignen Angelegenheiten und dem eigennützigen Beſtreben, in der Gunſt der Stiefmutter ſich immer mehr zu befeſtigen, als daß er Sidonien durch unberufene Einmiſchung hätte läſtig werden können.

Sidonia erkannte ganz die Vorzüge des glänzenden Looſes, durch welches ein ſeltenes Geſchick ſie vor Tauſenden ihres Geſchlechtes ausgezeichnet hatte; jung, ſchön, reich, in völliger Unabhängigkeit, fühlte ſie ſich durch keine Pflicht gefeſſelt, außer der, ſich der ſeltenen Gaben, mit welchen das Glück ſie ſo verſchwenderiſch überſchüttet hatte, ſtets würdig zu beweiſen, und auf eine ſie vor zu ſpäter Reue ſichernde Weiſe ſich ihrer zu erfreuen.

Frau von Bornefeld konnte es nicht über ſich gewinnen, Sidonien in ihrem Schmerz zu verlaſſen, obgleich ſie oft und recht herzlich nach ihrem jetzt völlig ſichern ländlichen Aufenthalt und nach den häuslichen Beſchäftigungen, deren ſie lange Jahre hindurch gewohnt geweſen war, ſich ſehnte. Sidonien fehlte es daher nicht an Geſellſchaft, aber ſie war doch allein, und war es eigentlich auch früher in Adelheims Abweſenheit immer geweſen. In ihm hatte ſie den treueſten, liebendſten Freund, den nachſichtsvollen weiſen Führer ihrer Jugend verloren; das einzige Weſen, mit dem ſie des vollkommenſten gegenſeitigen Verſtehens ſich erfreute; ein Glück, das Wenigen wird, und dem man im Leben nicht ſo leicht zum zweitenmale wieder begegnet.

Die allgemeine gewaltige Bewegung, in welcher Sidonien bei ihrem eigentlichen Eintritt in, die Welt dieſelbe antraf, und von der ſie ſogleich mit ergriffen, und auf Flügeln der Begeiſterung fortgeriſſen wurde, hatten ihr Gemüth, ihr Hinneigen zum Großen und Erhabenen zwar veredelt und erhöht, aber auch zugleich ſie dermaßen an einen raſchern bedeutenden Lebensgang gewöhnt, daß ſich ihr jetzt in ihrem ruhigeren gewöhnlichen Zuſtande ein Gefühl von Leere und Oede aufdrängte, welches ſie ſonſt in ſo früher Jugend ſchwerlich ſchon gekannt haben würde. Wird uns doch auch noch jetzt zur Stunde, nach ſo vielen Jahren, durch die Nachſchwingungen jener gewaltſam bewegten Zeit, das Finden und Feſthalten eines nothwendigen wohlthuenden Mittelzuſtandes oft noch erſchwert! Mit großem, über ihre Jahre hinausgehendem Ernſte ſuchte ſie die tiefſten Tiefen der eigenen Bruſt zu erforſchen. Leider fand ſie in dieſer nichts, was zu einem deutlich ausgeſprochenen Wunſche ſich geſtalten wollte; wohl aber Sehnſucht, quälende, unbeſtimmte Sehnſucht nach einem namenloſen Etwas, welches die Leere, die kalte Oede ausfüllen könne, die ſie in ihrem Innern fühlte, ohne darüber zum rechten Bewußtſeyn zu gelangen. Der Kampf mit Widerwärtigkeiten, die ihre Jugend getrübt hatten, der innige Antheil, den ſpäterhin das Geſchick ihrer Mutter ihr einflößte, und zuletzt ihr ſeltenes, ſchönes Verhältniß zu Adelheim, hatten bis dahin ihre ganze Seele erfüllt; ſo lange dieſer lebte, war es ihr nie in den Sinn gekommen, daß ihrem Leben noch irgend etwas Wünſchenswerthes mangeln könne; und ſie fing jetzt an, den Verluſt des edlen Freundes mit jedem Tage ſchmerzlicher, man möchte faſt ſagen, unbequemer zu empfinden. Ihr ſchöner, zuletzt auf das höchſte geſteigerter Enthuſiasmus für Freiheit und Vaterland, hatte ſie hoch übes alles Uebrige gehoben; jetzt war das alles vorüber, und ſie ſah zum erſtenmal von dem traurigſten aller Uebel ſich ergriffen, das eigentlich Frauen nur kennen, von der Langenweile des Herzens.

Dieſe immer fühlbarer werdende Oede, dieſes quälende, ſich ewig unbefriedigt Fühlen, führt oft die Frauen zu ernſtlichen tiefſinnigen Unterſuchungen des eignen innern Weſens, die man ihnen kaum zutrauen ſollte, weil ſie an das, den Männern eigne Gebiet der Philoſophie, gränzen.

Auch Sidonia gab in einſamen Stunden ſich ihnen hin, und mußte ſich zuletzt mit Entſetzen geſtehen, daß ſie, einige excentriſche aber göttlich ſchöne Momente ausgenommen, welche ihre enthuſiaſtiſche Freude über die Siege ihres Volkes ihr gewährt hatten, noch nie in ihrem Leben empfunden habe, was Glücklichſeyn eigentlich heiße.

Sie war zufrieden, ſie war oft froh und freudig geweſen; aber ſich glücklich fühlen, ſo glücklich, wie ſie deutlich empfand, daß ſie es ſeyn könne, dieſes Gefühl war bei allen beneidenswerthen Gaben, welche das Schickſal in verſchwenderiſcher Fülle ihr gewährt hatte, ihr dennoch ſtets fremd geblieben. Es ſchien ihr, als ob es ihr hätte werden können, wenn ihr vergönnt worden wäre, länger und ruhiger an Adelheims Seite zu leben; doch er war dahin, von wo keine Rückkehr mehr möglich iſt, und ſie ſelbſt ſtand zu hoch über dem Gewöhnlichen, als daß ſie, gleich vielen ihres Geſchlechts, in ſorgfältig unterhaltenem, gleichſam verewigtem Schmerz über ihren großen Verluſt, Erſatz für denſelben geſucht hätte. Sie mußte, ſie wollte ſich ermuthigen, um von dem Leben, das ihr von allen

Seiten entgegen lächelte, zu erwarten, was es vielleicht ihm noch bieten könne; doch nur neues Begegnen ungewöhnlicher ausgezeichneter Menſchen, nähere Bekanntſchaft mit ihr bisher unbekannt gebliebenen Verhältniſſen und Formen des Lebens konnten ihr helfen, ihren großen Verluſt zu verſchmerzen und momentan zu vergeſſen. Denn nur Verſchmerzen und Vergeſſen, nicht Entſagen hatte ihre Vergangenheit bis jetzt ſie gelehrt. Der Hang zum Thätigſeyn, der von jeher ein Grundton ihres Weſens war, erwachte jetzt in ihr mit faſt quälender Gewalt; denn die edlere Natur des Menſchen, beſonders der Frauen, fordert entweder Glück oder Thätigkeit, wenn ſie nicht in Flachheit und Erbärmlichkeit untergehen ſoll. Das wahre, reine beſeligende Gefühl des Glücklichſeyns bleibt leider vielen der beſten und edelſten unter den Frauen fern, und wenn ſie es erreicht zu haben glauben, wird es ihnen nur zu oft zum Granatapfel der Proſerpina, der ſie auf ewig an die Unterwelt feſſelt.

Abgerechnet von ihrer äuſſeren glänzenden Lage, war Sidonia auch in ihrem Innern unendlich reich, und zu ihrer eignen Qual kannte ſie dieſen ihren Reichthum. Das Leben an der Seite eines ſo ausgezeichnet und vielſeitig gebildeten Mannes, wie Adelheim, hatte alle ihr noch ſchlummernde Fähigkeiten und Talente geweckt; ſein Beifall hatte zur Ausbildung und Uebung derſelben ſie mächtig ermuntert, und ſie hoffte auch jetzt, in ihnen gegen das unheimliche Gefühl Schutz zu finden, das ihren Geiſt drückte. Sie fing von Neuem an, in Kunſt und Wiſſenſchaften vorwärts zu ſtreben; ſie verſuchte ſich in vielem, in allem, was ihrem Geſchlechte nur einigermaßen zugänglich war, und ſeltenes unerwartetes Gelingen krönte jeden dieſer Verſuche. Was ſie auch unternehmen mochte, es gerieth, und laute allgemeine Bewunderung folgte ihr überall. Doch dieſe konnte ſie nicht erfreuen. Schnell und mißmuthig ließ ſie wieder los, was ſie ſo eben freudig ergriffen, denn es fehlte ihr Einer, ein Freund, eine einzige menſchliche, liebende Seele, welche die Freude an dieſem ihrem Gelingen wahrhaft beglückt hätte; ſie hatte Niemand, um deſſentwillen ſie in ihren mannichfaltigen Beſtrebungen hätte fortfahren mögen. Mit unerhörter Anſtrengung wäre ſie freudig der höchſtmöglichen Vollendung zugeeilt, hätte ſie ſolch einen Freund beſeſſen; doch Adelheim lebte nicht mehr, und unter der großen Schaar ihrer Bewunderer, welche ihre Schönheit, ihr Reichthum, der ſie umgebende Glanz auf Tritten und Schritten ihr nachzog, konnte ſie auch nicht Einem einzigen entdecken, der ihr der Mühe werth geſchienen, nach ſeinem Beifall zu ſtreben.

Sidonia hatte ſich zu ſehr daran gewöhnt, alles achtlos zu überſehen, was nur bis zum Mittelmäßigen ſich erhebt; nur das Ungewöhnliche, Geniale, die Allerweltsbahn Ueberſchreitende, konnte ſie anziehen und ihr gefallen; ſo blieb ihr denn alſo nichts übrig, als im Geräuſche der großen Welt ſich ſelbſt und das Gefühl der ödeſten Leere in ihrem Innern zu vergeſſen und zu übertäuben zu ſuchen. Doch gerade bei den immer wiederkehrenden Wiederholungen des ewigen Kreislaufs tauſendmal ſchon genoſſener Vergnügungen wurde am lauteſten in ihrem Gemüth. Oft wußte ſie in den glänzendſten Geſellſchaften vor Ueberdruß, Wehmuth und Sehnſucht ſich kaum zu faſſen; im Theater kamen die am brillanteſten ausgeſtatteten Opern und Ballete ihr wie ein fades Puppenſpiel für Kinder vor, von dem ſie nicht begriff, wie erwachſene verſtändige Leute, unter deren Augen noch vor Kurzem ſo viel Großes geſchehen war, ſich nur einen Augenblick davon feſthalten laſſen konnten. Der Tanz, ſonſt ihre größte Freude, hatte plötzlich alles Anziehende für ſie verloren, es ſchien ihr ein faſt lächerliches Beginnen, am Arm ihr völlig gleichgültiger Männer nach dem Takte abgedroſchener Melodien, bei'm Schimmer von hundert Wachskerzen ſich umher drehen zu laſſen, oder völlig zwecklos hin und her zu hüpfen. Oft ward dann in ihrem Innern eine Stimme rege, die ohne Worte ihr zuflüſterte, was unter andern Verhältniſſen der Tanz ſeyn und werden könne; dann riß ſie zuweilen im höchſten Unmuth von ihrem Tänzer ſich los, ließ mitten in der Figur ihn erſtaunt ſtehen, und ſuchte und fand irgend einen Vorwand, um ſogleich nach Hauſe in ihr einſames Zimmer zu eilen, Perlen und Blumen aus ihren Locken zu reißen, und ſich und ihren ihr ſelbſt unerklärlichen Schmerz ſo tief und ſchnell als möglich in dem Reiche der Träume zu vergeſſen. Nicht leicht hätte eine Andere bei einem ſolchen

Betragen Nachſicht gefunden, doch ſie war Sidonia, die reiche, ſchöne Gräfin Adelheim, und ihre äuſſern Vorzüge entzogen ſie wenigſtens dem lauten Tadel. Heimlich unterließ man freilich nicht, ſie launenhaft, affectirt und übermüthig zu nennen, aber ſie erfuhr es nicht, und wenn es auch vielleicht hie und da geſchehen wäre, ſo machte es doch keinen Eindruck auf ſie.

Dieſes Treiben war indeſſen für Sidonien zu ermüdend und zu wenig erfreulich, als daß ſie ſich ihm lange hätte hingeben mögen, ohne einen andern Grund dafür zu haben, als den höchſt trivialen, dem Beiſpiel Anderer zu folgen, und es mit ihrer Lebensweiſe zu halten, wie eben ihre Nachbarn auch. Nach wenigen Wochen fing ſie an, ſich mehr zurück zu ziehen, nur ſelten im Theater und überhaupt auſſer ihrem Hauſe ſich zu zeigen; dafür aber ſuchte ſie dieſes und ſich ſelbſt zum Mittelpunkt eines geſelligen Kreiſes zu machen, der ganz anders zuſammengeſetzt ſeyn ſollte, als die gewöhnlichen, und es auch ſeyn mußte, wollte ſie einigen Genuß ſich davon verſprechen.

Künſtler jeder Art, Gelehrte, Männer und, Frauen aus allen Ständen, welche durch Geiſt, Bildung oder Talent ſich auszeichneten, wurden für beſtimmte Tage in der Woche von ihr eingeladen, und auch faſt an allen andern Abenden ſah ſie von einem engeren Ausſchuſſe der Auserwählteren aus jenem ausgedehnteren Kreiſe ſich umgeben. Durchreiſende Fremde, welche durch den Beſuch entlegener merkwürdiger Länder, durch ausgebreitete Kenntniſſe, durch Witz, Talent, oder auch nur durch ausgezeichnete geſellige Liebenswürdigkeit darauf Anſpruch machen konnten, ließen bei der Gräfin Adelheim ſich vorſtellen, deren Zirkel bald anfingen Aufſehen zu erregen, und wurden gaſtfrei von ihr aufgenommen. Auch viele junge und ältere Männer aus der Geſellſchaft, welcher Sidonia faſt entſagt zu haben ſchien, ſuchten Zutritt bei ihr zu erhalten; Einzelne, welche den Spieltiſch nicht liebten, und ſicher waren, hier einige Stunden angenehm hinbringen zu können; Andere, deren wunderlich genug ausbrechende Excentricität ſchon früher Sidonien der Langenweile entriſſen hatte, die ihren Geiſt gewöhnlich niederdrückte, alle wurden gerne geſehen, weil ſie Abwechslung in die Geſellſchaft brachten, welche ſonſt leicht einen zu eintönigen ernſten Anſtrich hätte annehmen können.

Achill von Wallen war der ausgezeichneteſte unter Sidoniens frühern Bekannten. Sein immer gleichmäßiges Betragen, ſein geübter Weltverſtand, die feine routinirte Eleganz ſeiner Sitten, die angenehme, wenn gleich etwas oberflächliche Bildung ſeines Geiſtes, die es ihm möglich machte, auf jeden im Geſpräch vorkommenden Gegenſtand einzugehen, hatten ſchon lange das Prädikat des liebenswürdigſten Geſellſchafters ihm erworben, deſſen Erſcheinung überall, wo ſie ſich zeigte, zu den willkommenſten gehörte. Sogar Adelheim hatte durch freundliches Zuvorkommen ihn ausgezeichnet, und er baute darauf eine Art von Vorrecht, ſich öfter als andere, zuletzt täglich bei Sidonien einzuſtellen, ihr, wo es nöthig wurde, mit Rath und That beizuſtehen, und endlich völlig die Rolle eines Hausfreundes bei ihr zu übernehmen, der ihre Aufträge beſorgte, zur Belebung ihrer geſelligen Freuden mitwirkte, Fremde, deren Bekanntſchaft ihr angenehm ſeyn konnte, bei ihr einführte, und immer darauf bedacht war, alles zu ergreifen und feſtzuhalten, was zum erhöhten Lebensgenuſſe der ſchönen liebenswerthen Frau beitragen konnte.

Ob er alles dieſes aus reiner uneigennütziger Freundſchaft für Sidonien that, ob nicht ein wärmeres Gefühl, als er es ſich vielleicht ſelbſt eingeſtand, ihn zwang, durch tauſend kleine namenloſe Aufmerkſamkeiten ſie zu gewinnen zu ſuchen, ob er nicht mit dieſen weit ausſehende Plane verband, mit denen er nur nicht ſogleich hervorzutreten wagen mochte, das alles waren Räthſel, deren Auflöſung Sidonien ſo wenig interreſſirte, daß ſie gar nicht einmal daran dachte, ſie zu ſuchen.

Wallens Liebe, falls ſie wirklich exiſtirte, war ſo feiner, anſpruchsloſer Art, ſie äuſſerte ſich ſo zart und wohlthuend, er ſelbſt war Sidonien ſtets ſo bequem zur Hand, half ihr ſo oft über kleine Verlegenheiten hinaus, in die ihre Jugend und ihr noch immer nicht ganz überwundener Unbedacht ſie nicht ſelten gerathen ließen, daß ſie, ohne jedoch an eine nähere Verbindung mit ihm zu denken, wie ihren treuen Freund ihn betrachtete, auf deſſen gränzenloſe Ergebenheit ſie feſt bauen konnte, an den ſie ohne Bedenken, bei jeder Gelegenheit um Rath und Beiſtand ſich wandte, und deſſen Gegenwart ihr nach und nach ſo unentbehrlich wurde, daß ſie ihn ſchmerzlich vermißte, ſo oft er es verſäumte, zur gewohnten Stunde ſich pünktlich bei ihr einzuſtellen.

So lebte denn Sidonia jetzt, faſt zu jeder Stunde von ſie bewundernden Männern umgeben, aber dennoch in argloſer Unbefangenheit, ihre Tage hin; und da ihr nur ſelten eine einſame unbeſchäftigte Stunde übrig blieb, die ſie dem ſtilleren Nachdenken über ſich ſelbſt hätte widmen können, ſo war es ihr auch wirklich, wenigſtens für den Augenblick, gelungen, ſich jedem quälenden Gefühl zu entziehen. Alle ihre früheren Uebungen und Beſchäftigungen wurden wieder hervorgeſucht. Sie malte, zeichnete, trieb Muſik, erlernte fremde Sprachen. Gern und anhaltend beſchäftigte ſie ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden und ernſter Lectüre, dabei war ſie unbeſchreiblich fleißig, ſtand ſehr frühe auf, und brachte alle ihre Morgen in ihrem Kabinete emſig arbeitend zu, um am Abende ſich der geſelligen Unterhaltung um ſo heiterer hingeben zu können. Künſtler und Gelehrte, welche der liebenswürdigen Frau ſo manche frohe und erhebende Stunde der Erholung verdankten, waren gern bereit, ihr auf ihrem Wege zur höheren geiſtigen Bildung durch Rath und Belehrung weiter zu helfen; Sidoniens vielumfaſſende Anlagen, die unter den Augen ihrer Lehrer ſich täglich erfreulicher entwickelten, ſetzten dieſe in immer neues Erſtaunen; ſie ſahen ihrem unermüdlichen Fleiße, ihrem ſeltnen Faſſungsvermögen das Schwerſte leicht werden; und die Freude darüber gewährte ihnen den ſchönſten Lohn für ihr Bemühen.

Gleich Allen ihres Geſchlechts, die über das ganz Gewöhnliche ſich erheben, zog auch Sidonia das Geſpräch mit Männern dem mit Frauen in ihrem Herzen vor; der Ausſpruch der Prinzeſſin in Göthe's Taſſo, „ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen,“ war ganz wie aus ihrer Seele geſchrieben; aber ſie äuſſerte dieſes ſo wenig als möglich, und ſuchte keinesweges vom weiblichen Umgange ſich auszuſchließen. Gefallſucht, Koketterie, der Wunſch, allein dazuſtehen, um die Alleinbewunderte zu bleiben, waren ihrer edleren

Natur völlig fremd, und in ihrem Kreiſe ihr alle Frauen willkommen, welche durch Talent, Geiſtesbildung, ſelbſt nur durch Schönheit und ein graziöſes Betragen ihn zu ſchmücken, und erhöhtes Leben in denſelben zu bringen verſprachen.

Doch auch bei der Wahl ihres weiblichen Umgangs ſetzte ſie jede Berückſichtigung des Standes, des Ranges, der gewohnten Anſichten der Welt völlig bei Seite. Berühmte Schauſpielerinnen, Sängerinnen, Künſtlerinnen aller Art, waren ihr nicht minder willkommen, und wurden nicht minder ehrenvoll von ihr aufgenommen, als die vornehmſten Damen.

Beſonders gern aber nahm Sidonia jener verlaſſenen Frauen ſich an, welche ein zwar wortlos gefälltes, aber ſtrenge befolgtes Urtheil, vielleicht nur wegen einer einzigen verzeihlichen Unbeſonnenheit, aus der Geſellſchaft verbannte, deren Zierde ſie vor kurzem noch geweſen waren. Und gerade in dieſer Zeit ſah man, unerachtet aller Warnungen ihrer vertrauteren Freunde, eine Frau faſt täglich in ihrem Hauſe, und von ihr mit beſonderer Aufmerkſamkeit ausgezeichnet, die in keinem der Zirkel mehr Zutritt fand, in welchen ſie vor wenigen Monaten noch als ein Stern erſter Größe geglänzt hatte.

Frau von Weihern, ſo hieß dieſe Dame, war jung, ſchön, Meiſterin in der Kunſt zu gefallen. Voll Anmuth und Grazie, aber ihr leichtes, ziemlich frivoles Betragen hatte ſchon früher ſie zum Gegenſtande mancher bittern Bemerkung gemacht, die man freilich in den Tagen ihres Glanzes einander nur heimlich zuflüſtern mochte. Jetzt aber war es zwiſchen ihr und ihrem wirklich nichts weniger als liebenswürdigen und dabei ſehr eiferſüchtigen Gemahl, zum förmlichen Bruch gekommen. Sie hatte ſein Haus verlaſſen, und lebte von ihm getrennt, ohne gerichtlich von ihm geſchieden werden zu können; denn ſie behauptete ihre Unſchuld bei allen Klagen, die er gegen ſie erhob, und es war ihm unmöglich, die Wahrheit derſelben ſo zu beweiſen, wie die Geſetze es forderten. Dieſe waren milder gegen die Bedauernswerthe, als ihre ehemaligen Freunde und Bewunderer, die ſie geradezu für ſchuldig erklärten, und ſie auch behandelten, als ob ſie es wäre, obgleich ſie für dieſe ihre Meinung keinen andern Grund anzuführen wußten, als eben dieſe Meinung ſelbſt, zu der freilich das fortwährend leichtſinnige Betragen der Frau von Weihern nur zu viel Anlaß gab.

Sidoniens mildem Sinne war es unmöglich an eine Schuld zu glauben, die nicht ſonnenklar und unwiderleglich bewieſen werden konnte; ſie war feſt überzeugt, daß gerade die Unſchuldigſten am erſten dazu gelangen, Verdacht und den Schein des Unrechten ſich zuzuziehen, weil bei ihrem reinen Gewiſſen es ihnen nicht einfällt, dieſen meiden zu wollen, während die Schuldbewußten ſtets auf ihrer Huth ſind, und über den äuſſern Anſtand ſorgfältig Wache halten. Hatte ſie doch einſt ſelbſt, indem ſie in männlicher Kleidung dem Hauſe ihrer Stiefmutter entfloh, bei der möglichſten Unſchuld des Herzens, eine Unbeſonnenheit begangen, von der ſie jetzt einſah, daß ſolche ihren guten Namen auf ewig vor der Welt hätte zu Grunde richten müſſen, wenn ſie allgemeiner bekannt geworden wäre, und ein günſtiges Geſchick ſie nicht durch eben dieſen Fehltritt einem mächtigen Beſchützer entgegen geführt hätte, der vor allen üblen Folgen deſſelben ſie ſicher ſtellte.

Und wenn Sidonia ihrer Mutter gedachte, jener ſchuldloſeſten aller Frauen, welche dennoch Verdacht und Verläumdung mit den herbſten Beſchuldigungen bis über das Grab hinaus verfolgten, dann wallte ihr Herz über von Mitleid mit den Armen, die ſie, wie ſie glaubte, unter ähnlicher Ungerechtigkeit ſeufzen ſah, und ſie fühlte ſich dringend verpflichtet, ſich ihrer anzunehmen, und durch einzelne frohe Stunden ſie über alle die trüben zu tröſten zu ſuchen, welche ſie, verbannt und verlaſſen, unter dem Drucke ſchreiender Ungerechtigkeit verſeufzen mußten.

Vergebens verſuchte Frau von Bornefeld ſie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, bei der Wahl ihres weiblichen Umgangs beſonders auf ihrer Huth zu ſeyn, indem ſie bei weitem noch zu jung und durchaus nicht berechtigt ſey, ſich der allgemeinen Stimme entgegen zu ſtellen, und als muthige Beſchützerin der durch dieſe Angeklagten aufzutreten. Sidonia nannte in Erwiederung dieſer Ermahnungen ihr nur den Namen ihrer Mutter, ſie bat ſie nach dem, was dieſe hatte erfahren müſſen, die Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung zu ermeſſen, ſie fragte ſie, ob ſie nicht ſelbſt fühle, welchen Troſt es der Entſchlafenen würde gewährt haben, wenn nur eine einzige wohlmeinende Seele in den Tagen ihres Leidens ihr freundlich entgegen gekommen wäre, und Frau von Bornefeld hatte freilich darauf nichts als erneute Bitten um möglichſte Vorſicht.

„Liebe gütige Tante,“ ſprach Sidonia, „gönnen Sie mir es getroſt, daß ich mein Gemüth frei von dem Vorwurfe erhalte, die ohnehin ſchwer Beladenen noch tiefer hinabgedrückt zu haben; laſſen Sie mir die Freude, ihnen den Troſt zu gewähren, den meine günſtige Stellung im Leben mir unter tauſend Andern ihnen zuzuwenden erlaubt, und bleiben Sie deßhalb um meinetwillen ganz ruhig. Ich habe einen Freibrief von der Welt, ganz ungeſtraft ſo ziemlich nach meinem eignen Willen handeln zu können, liebe Tante; meine unabhängige glänzende Lage und die armſeligen Vortheile, welche ich durch dieſe denen gewähren kann, welche mir freundlich ſind, haben mir ihn gegeben. Der Beweis davon liegt Ihnen ja deutlich vor Augen. Wird mein Haus etwa von den Ton angebenden Damen gemieden? werde ich auſſerhalb deſſelben, in der Stadt wie am Hofe, weniger gern geſehen? weil ich bei der Wahl meines Umganges und meiner Art zu leben, nach eigenem Gefallen verfahre, ohne an das Althergebrachte mich zu kehren? Keinesweges, liebe Tante! Sobald ich in der großen Welt mich zeige, werde ich mit Klagen über meine Zurückgezogenheit überhäuft, und unſere vornehmſten Damen beeifern ſich um die Wette, an meinen geſelligen Abenden Theil zu nehmen, ohne daß ich ſie dazu beſonders aufzufordern brauche.“

Sidoniens Anſpruchsloſigkeit bei ihren vielen äuſſern Vorzügen gewann ihr allerdings die Herzen, und machte ſie zu einer höchſt lieblichen Erſcheinung; das vom Gewohnten Abweichende ihres Benehmens und ihrer Aeuſſerungen verliehen ihr einen eignen pikanten Reiz, dem ſo leicht Niemand widerſtand. Ihr Rang, ihr Reichthum, den ſie, ohne damit zu prunken, auf die edelſte Weiſe benutzte, ſtellten ſie unter ihres Gleichen auf eine hohe Stufe; die nie in geſchmackloſe Pracht ausartende, aber gefällige und elegante Einrichtung ihres Hauſes hatte dabei zu viel Anziehendes für die müßigen, immer nach Abwechſelung lechzenden

Bewohner der Reſidenz; Neugier that ebenfalls das Ihrige dazu, und ſo war es denn wirklich bei der vornehmern Welt Mode geworden, die Abendgeſellſchaft der Gräfin Adelheim ebenfalls zuweilen zu beſuchen, und an Tagen, wo ſonſt nichts Intereſſantes in Vorſchlag gebracht werden konnte, wurden Sidoniens Zimmer oft zum Sammelplatz der eleganteſten Societät, zwiſchen welcher einige ihrer andern, bei ihr wirklich einheimiſch gewordenen Gäſte ſich fremdartig genug ausnahmen. „Man muß freilich geſtehen,“ ſprachen dann die Herren und Damen am nächſten Tage unter ſich, „die Soirées der Gräfin Adelheim ſind ſeltſam komponirt; in allen Ecken ſtößt man auf fremde unbekannte Geſichter, aber man geht doch einmal gern hin; und was wahr iſt, muß wahr bleiben, ſie weiß vortrefflich die Wirthin zu machen, und man amüſirt ſich bei alle dem dort recht gut.

* * *

Nur mit vieler Mühe hatte Achill von Wallen dem noch immer nicht recht zur Beſinnung gekommenen Maler, eine nicht unbedeutende Summe für ſeine heilige Cäcilia aufdringen können.

Zuerſt wollte dieſer das Bild jetzt wirklich vernichten, weil es ihm unerträglich geworden war, ſeit er das Urbild deſſelben in der Nähe geſehen hatte; dann wollte er es wieder als ein Heiligthum bewahren, das er um keinen Preiß weggeben könne, weil Sidoniens Auge darauf ohne Mißfallen geruht; und als er zuletzt erfuhr, daß ſie ſelbſt es ſey, die es zu beſitzen verlange, wollte er, vor Entzücken halb wahnſinnig geworden, es ihr durchaus ſchenken. Erſt als Achill ihm ernſtlich vorſtellte, daß er durch ein ſolches Erbieten Sidonien empfindlich beleidigen, und ſie ſein Geſchenk gewiß nicht annehmen würde, erſt dann ließ Robert ſich bewegen, eine Rolle mit Gold anzunehmen, die er, ohne ſich um ihren Inhalt weiter zu bekümmern, in träumeriſcher Bewußtloſigkeit einſteckte.

Unter Achills Aufſicht wurde das Gemälde ſogleich in Sidoniens Haus getragen, und in ihrem Arbeitszimmer im vortheilhafteſten Lichte aufgeſtellt. Niemand, auſſer Wallen und denen, welche bei Sidoniens Morgenbeſchäftigungen ihr halfen, hatten Zutritt zu dieſem der Kunſt geweihten Heiligthume. Achill war ſich bewußt, mehr als Andere ſich bei ihr herausnehmen zu dürfen, und ſo wagte er es denn auch, den noch immer ganz betäubten Maler und ſeinen von Sidoniens erſtem Erſcheinen über und über bezauberten Freund Edmund, noch vor der gewöhnlichen Verſammlungsſtunde in dieſes Zimmer zu führen, deſſen Wände und Tiſche mit Beweiſen ihres großen Fleißes und ihres ausgezeichneten Kunſttalents bedeckt waren.

Als ſie herein traten, ſtand Sidonia eben in ernſter Betrachtung vor ihrem Bilde, und es fehlte nicht viel, ſo hätte der Maler, im Sturm der mannigfaltigen Gefühle, die ihn durchbebten, vor ihr das Knie gebeugt; ihm war zu Muthe, als beträte er ein von einem höheren ätherischen Weſen bewohntes Heiligthum, als athme er mit der Luft, die Sidonien umwehte, berauſchendes Entzücken ein, als werde er, wie einſt der Schutzpatron ſeiner Kunſtgenoſſen, der Evangeliſt Lukas, einer überirdiſchen Erſcheinung der glanzvollen Heiligen gewürdigt, die als hohes Ideal in ſeiner Seele lebte. Die Sinne vergingen ihm, er ſchwankte, und mußte an dem ihm zunächſtſtehenden Tiſche ſich halten um nicht zu Boden zu ſinken.

Sidonia trat den ſie Beſuchenden zwar freundlich, aber mit der, ihrem Range und Geſchlechte ziemenden Zurückhaltung, und mit dem vornehmen Anſtande der feineren Welt entgegen, die Robert nicht kannte. Beſtürzt darüber, blieb dieſer erſchrocken und unſchlüſſig, ob er jetzt gehen oder noch bleiben ſolle, in ſeiner ängſtlichen Stellung ſtehen, ohne ſich nur eines Wortes von allen den vielen erinnern zu können, welche er auf dem Wege zu ihr, in Erwartung dieſes eben ſo gefürchteten als gewünſchten Augenblickes an ſie zu richten, ſich ausgedacht hatte.

Sidonia, der ſein Zuſtand nicht entging, ließ ihm indeſſen Zeit, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen; ſie wandte im leichteſten Converſationstone, der ihr ſo ſehr zu Gebote ſtand, ſich an die beiden andern Herren, ohne den Maler weiter zu beachten; das vor ihnen aufgeſtellte Gemälde gab eine ungeſuchte Veranlaſſung, das Geſpräch auf Malerei zu wenden, von der Edmund ſehr wenig, Achill aber deſto mehr zu ſagen wußte, und Robert kam indeſſen wirklich wieder zu einiger

Faſſung, ſo daß er im Stande war zu vernehmen, was und wovon um ihn her geſprochen wurde.

Anfangs hörte er ſchweigend ihm wohlbekannte Gegenſtände auf leichte, angenehme Weiſe beſprechen, dann, kühner geworden, wagte er es, hie und da ein Wörtchen einzuſchieben, das beifällig und aufmerkſam aufgenommen wurde; und als er es erſt dahin gebracht hatte, ſeine eigne Stimme in dieſem Raum erſchallen hören zu können, ohne darüber zu erſchrecken, ward er immer lebhafter in ſeinen Beſchreibungen des Künſtlerlebens in Rom; die Aufmerkſamkeit, welche Sidonia ihm gewährte, ermuthigte ihn von Minute zu Minute immer mehr zur lebendigſten Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Kunſt und ihrer neueſten Schöpfungen in Italien. Die ängſtliche Scheu, welche anfangs in Sidoniens Nähe ihn befangen gehalten, wich endlich ganz von ihm; ſie war ſo gütig, ſo freundlich; ſie ermunterte durch Fragen, zur rechten Zeit angebracht, ihn immer mehr, ſeine zuweilen etwas baroken Anſichten freier auszuſprechen, bis er zuletzt im Feuer des Geſprächs ſo ganz der frühern Aengſtlichkeit vergaß, daß er, vielleicht ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, neben Sidonien auf dem Sopha Platz nahm; anfangs zwar nur in wagerechter Stellung, und in der entfernteſten Ecke desſelben. Die verwundernden Blicke, welche Achill und Edmund über dieſes Beginnen des Malers mit einander austauſchten, und das feine Lächeln, das im nämlichen Augenblick Sidoniens Lippen ſchnell vorübergehend umſpielte, brachten ihn freilich auf den Gedanken, daß er wahrſcheinlich eine Unſchicklichkeit begangen haben müſſe, aber er ſaß nun einmal da, und blieb ſitzen, weil er nicht das Herz hatte, wieder aufzuſtehen; ſein inneres Behagen über Sidoniens Freundlichkeit nahm immer zu, und es ward ihm bei ihr ganz heimathlich zu Muthe, ſo daß er ſich zuletzt, ehe er ſich deſſen verſah, ganz bequem in die Sopha-Kiſſen hineingedrückt hatte, die Beine über einander ſchlug, zu jedem Worte, das er ſagte, nach italieniſcher Art mit den Händen focht, und ſo laut, ſo lebhaft ſeine Stimme erhob, als wäre er unter lauter Bekannten und guten Freunden.

Sidonia mußte endlich eine Unterhaltung abbrechen, die ſie augenſcheinlich ergötzte, um ihre

Geſellſchaft zu empfangen, welche ſchon anfing, ſich in ihren Beſuchzimmern zu verſammeln; denn es war heute einer von den Tagen, wo Viele, die ſonſt nicht zu ihrem engern Kreiſe gehörten, ſich bei ihr einzuſtellen pflegten. Achill bot ihr den Arm, um ſie in den Salon zu führen, Edmund und Robert folgten ihr in einiger Entfernung, erſterer herzlich froh, ein ihm langweilig gewordenes Geſpräch beendigt zu ſehen, von welchem er wenig verſtanden, letzterer mit dem feſten Entſchluſſe Sidonien ſo viel möglich zur Seite zu bleiben.

Robert empfand nicht das geringſte von jener Scheu vor dem Eintritt in eine große fremde Geſellſchaft, welche Neulinge ſeiner Art ſonſt ſo leicht befällt. Alle Kaiſer und Könige der Welt hätten ſeinetwegen dort verſammelt ſeyn mögen, ohne daß das Herz ihm deshalb ängſtlicher geklopft hätte; Sidonia war ihm mehr, als ſie alle, ſie war das einzige Weſen in der Welt, dem zu mißfallen er fürchten konnte, und da er hierüber ſich beruhigt fühlte, ſo war auch alles Andere ihm ſo gleichgültig, als ob es gar nicht exiſtire.

„Wie gefällt Ihnen unſere neue Acquiſition?“

flüſterte Achill im Gehen Sidonien zu. „Hat der junge Menſch nicht alle nur mögliche Anlagen, den engliſchen Dandy zu ſpielen? nichts geht ihm dazu ab, weder die göttliche Grobheit im Widerſprechen, noch die arrogante Nachläſſigkeit, mit der er an Ihrer Seite ſich in den Sopha warf. Ich finde überhaupt ſein keckes und dabei linkiſches Benehmen höchſt beluſtigend, Schade nur für ſein eminentes Talent, das er auf ſo baroke Weiſe mißbraucht!“

„Er wird dieſen Abweg wieder verlaſſen, und dann an unſerem jetzigen Kunſthimmel eine der bedeutendſten Erſcheinungen werden,“ erwiederte Sidonia; „der ganze Menſch ſcheint mir zu gerade, als daß die Verſchrobenheit, die er ſich angekünſtelt hat, nicht bald von ihm abfallen ſollte.“

„So beredt zu ſeiner Vertheidigung, ſchöne Gräfin? Hat etwa die heilige Cäcilia dieſes Wunder bewirkt?“ fragte Achill ein wenig ſpöttiſch.

„Gewiß nicht,“ antwortete Sidonia, „Sie trauen Ihrer Schülerin doch wohl zu, daß ſie die Mängel ſeiner Arbeit deutlich einſehen kann? Aber die Treue, der emſige Fleiß, die warme Begeiſterung, die feſte Entſagung, mit welcher der Künſter Monate lang in abgeſchloſſener Einſamkeit dieſem einen Gegenſtande ſich hingab, haben für mich etwas unbeſchreiblich Rührendes, und werden es auch für Sie haben, Freund Achill, ſobald Sie nur bedenken wollen, wie ſelten dergleichen in unſern Tagen geworden iſt. Er iſt auf dem Wege, den die alten Meiſter einſchlugen, um den jüngern Bahn zu machen, wie Sie ſelbſt mich gelehrt haben.“

„Und dieſe waren wahrſcheinlich auch ſolche ungeſchliffene Diamanten wie er,“ erwiederte Achill ſehr trocken.

„Ach zu dem Bischen Politur iſt leicht zu kommen,“ ſprach Sidonia; „es fragt ſich nur, ob der Diamant durch das Schleifen nicht mehr am Gewichte verliert, als er am äuſſern Glanz gewinnt. Uebrigens geſtehe ich Ihnen ohne Hehl, daß die ganze ungekünſtelte Erſcheinung des jungen Malers mich intereſſirt, und das nicht allein der Neuheit wegen. Jede affectirte gurliartige Naivität iſt mir im Grunde meiner Seele zuwieder, das wiſſen Sie, aber dieſer Menſch iſt wirklich, wie er ſich gibt, weil ſein Eifer für ſeine Kunſt ihm nicht Zeit ließ, ſich zu etwas Anderem umformen zu wollen; dafür will ich aber auch in meinen beſondern Schutz ihn nehmen, und nicht leiden, daß Ihr feinen wohlerzogenen Herren ihm etwas zu Leide thut, oder ihn lächerlich macht.“

Roberts Erſcheinung erregte nicht wenig Aufſehen in der Geſellſchaft, die diesmal ungewöhnlich zahlreich, und aus ſehr verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzt war. Seine, in dieſer Stadt noch ſelten geſehene auffallende Kleidung, ſeine wirklich ſchöne Geſtalt, das dunkle Feuerauge, das unter dem wilden ungeregelten Haar hervorglühte, machten ihn zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Die Damen drängten ſich herbei, um von der Gräfin Adelheim zu erfragen, wer der hübſche Sonderling ſey? Sidonia ſtellte ihn im Allgemeinen denen vor, welche gerade in ſeiner und ihrer Nähe ſich befanden, und gab dadurch das Signal, ihn mit Fragen über ſeine Reiſen in Italien zu beſtürmen.

Einige unter den Damen, die darauf Anſpruch machten, für beſonders geiſtreich zu gelten, ſuchten ſich ſeiner ſo viel möglich zu bemeiſtern, und ihn in ein Geſpräch zu verwickeln, von dem, allem

Anſchein nach, ſobald nicht loszukommen war, und das ihn in Verzweiflung ſetzte, weil er Sidonien darüber aus dem Geſichte verlor. Eine Dame beſonders, die ſchon über die zweite Gränze ihres Frühlings ziemlich weit hinaus war, und ſich gern Linda nennen hörte, obgleich ſie eigentlich Friederike hieß, ſchien für den ganzen Abend ihn in Beſchlag nehmen zu wollen. Auf Dilettanten Art malte ſie alle ihre Freundinnen und Freunde, die es ihr oft wenig Dank wußten; ſetzte mit einem aus England verſchriebenen, höchſt elegant dazu eingerichteten Apparat ſich mitten auf die beſuchteſten Promenaden, um Bäume, Sträuche, Ausſichten nach der Natur zu zeichnen; wußte viel von Clair-obscur, von Ton, von Haltung, von Gruppirung und Staffage zu reden, und glaubte deshalb, ſich mit großem Recht eine Künſtlerin nennen zu dürfen. Dabei prunkte ſie gern mit Geiſt, Beleſenheit, Poeſie, einem warmen Intereſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft, und eine Menge von Taſchenbüchern und Zeitſchriften wurden von ihr unter dem Namen Linda, der ihr doch nur ein halbes Incognito gewähren konnte, mit den Ergießungen ihres Geiſtes und Gemüthes geſchmückt.

Dieſe Linda nun ſetzte ganz beſonders die Geduld des armen Malers auf die allerhärteſten Proben; ſeine Antworten auf ihre hundert Fragen wurden immer kürzer und abſtoßender, und er war ſchon nahe daran, ſich mit keckem Uebermuthe von ihr loszuwinden, ohne etwas anderes als ſeine Ungeduld dabei zu berückſichtigen; denn die Formen der feinern Geſelligkeit waren bis jetzt ihm völlig unbekannt geblieben, und er fühlte auch nicht den mindeſten Trieb, ſie ſich anzueignen.

Die ehrerbietig ſcheue Furchtſamkeit, die bei'm erſten Eintritt in Sidoniens Zimmer ihm faſt die Beſinnung geraubt hatte, lag keineswegs in Roberts Charakter; nicht ihr Rang, nicht die ſie umgebende Pracht hatten ihn überwältigt, ſondern ihre perſönliche Erſcheinung. Während der vielen Tage und Nächte, in welchen er einzig mit ihr ſich beſchäftigte, und ſehnlich darauf harrte, nur aus der Ferne ihres Anſchauens gewürdigt zu werden, hatte ſeine exaltirte Phantaſie ſie zu einem göttergleichen Weſen erhoben, das er anbetend verehrte, und ihre Nähe wirkte Anfangs in der That ſinnberaubend auf ihn ein, als gehöre ſie wirklich dem Reiche höherer Geiſter an. Doch ſein eigentliches Weſen neigte keineswegeſ dem ehrerbietigen Zurücktreten vor Rang und Reichthum ſich zu. Gleich den meiſten talentvollen Jünglingen, die, gleich ihm, in Dunkelheit und Armuth heranwuchſen, hatte auch er, vom Geiſte ſeiner Zeit ergriffen, die Verachtung gegen alle äuſſern Vorzüge der vornehmeren Klaſſen ſich angeeignet, welche viele nur ſcheinbar annehmen, die aber bei ihm tief eingewurzelt war. Er fand in der That etwas grandioſes darin, Vortheile herabzuſetzen, die Andern ohne ihr Dazuthun zugefallen waren, die er weder beſaß, noch erringen konnte, und ſträubte ſich dabei widerhäriger Eckigkeit den gewöhnlichen Formen des geſelligen Lebens entgegen, die ihm unbequem waren, weil es ihm bis jetzt an Gelegenheit gefehlt hatte, ſich die äuſſere Gewandtheit anzueignen, die dazu gehört, ſich ihnen anzuſchmiegen.

Gerade im Augenblick, als Robert im Begriff ſtand, wahrſcheinlich nicht auf die feinſte Weiſe, von der unabläſſig mit ihrem Geſchwätz ihn quälende Linda ſich zu befreien, näherte Sidonia ſich den Beiden. „Gut daß Sie kommen, theure Gräfin!“ rief Linda ihr entgegen, „helfen Sie mir, dieſen eigenſinnigen Herrn zu erbitten, daß er mit dem Anblick einiger ſeiner Kunſtſchätze uns erfreue. Schon ſeit einer Stunde flehe ich vergebens um die Vergünſtigung, nur eine einzige ſeiner Mappen an ſeiner Seite durchblättern zu dürfen. Es wäre ſo leicht, ſie herüber bringen zu laſſen, er wohnt ja nur zwei Schritte von hier!“

Roberts ganzes Weſen hatte plötzlich ſich verändert, er ſah aus wie Einer, der auf dem Sprunge ſteht, hinzueilen, und einen nicht zu umgehenden Befehl zu vollziehen; ſein auf Sidonien geheftetes Auge fragte deutlich: „ſoll ich?“ doch dieſe winkte faſt unmerklich ihm zu, dazubleiben.

Linda aber hatte dennoch dieſen Wink aufgefangen. „Sie auch wollen es nicht?“ fragte ſie entrüſtet. „Bitte, bitte, laſſen Sie den Herrn Robert die Bilder holen, ich ſehe ſo etwas gar zu gern, beſonders wenn jemand dabei iſt, der mir erklärt, was ſie vorſtellen!“ rief eines der jungen Fräuleins, die umher ſtanden, und den Maler mit neugierigen Blicken anſtaunten, während Linda ſich ſeiner bemächtigt hatte.

„Skizzen, leicht hingeworfene Gruppen, Studien nach auserwählten Gegenſtänden ſind ja die eigentlichſten merkwurdigſten Ergießungen des ſchaffenden Geiſtes, in welchen er ſeine geheimſten Gedanken weit deutlicher zu erkennen gibt, als in ſeinen ausgeführten Werken," fing Linda pathetiſch an; doch Sidonia unterbrach ſie ſchnell im Fluſſe ihrer Rede.

„Eben deshalb," ſprach Sidonia, „müſſen wir auf dieſelben für's erſte Verzicht leiſten, bis eine nähere Bekanntſchaft mit uns, Herrn Robert das Vertrauen eingeflößt hat, das dazu gehört, um vor Andern mit dem an das Licht zu treten, was man im Innerſten des Gemüths gleich einem Heiligthum lange bewahrte. Ich hoffe, Der Tag ſoll bald kommen, an welchem er uns von ſelbſt zu dieſem Genuſſe einladen wird. Uebrigens aber komme ich, um Herrn Robert zum Profeſſor H.. zu führen, der ihn kennen zu lernen wünſcht, und deſſen Bekanntſchaft ihm gewiß Freude machen wird."

„Aber ein Liedchen zur Guitarre iſt doch kein Heiligthum, und auch dieſes hat er uns abgeſchlagen!" rief eines der jungen Mädchen. „Wir haben ihn wohl eine halbe Stunde lang vergebens darum gebeten; doch geſteht er, daß er ſingen und Guitarre ſpielen kann," klagte ein anderes. „Ach in Italien ſingt und ſpielt alle Welt!" rief eine dritte der jungen Damen. „Nur ein einziges Gondelier-Liedchen! ich höre nichts lieber als das! Mein Bruder hat deren ſo hübſche aus Italien mitgebracht!" „O pescator sull' onde!" „Giorgina mia cara!" „Eh viva Maria!" „Nur ein Einziges!" riefen alle die feinen Stimmchen durcheinander.

„Aber ich ſage Ihnen, ich ſinge miſerabel," verſicherte Robert dagegen.

„Und der Profeſſor H..," ſetzte Sidonia hinzu.

„Ach der alte Herr kann warten!" rief eins der jungen Mädchen.

„Er könnte es wohl, aber er liebt es nicht, darum wollen wir den alten Herrn nicht ungeduldig werden laſſen," antwortete Sidonia lachend, gab Robert den Arm, und ging mit ihm davon, um ihn in ein entfernteres Zimmer zu führen, in welchem an ſolchen Tagen wie dieſer, ſich gewöhnlich die Freunde einer gediegeneren Unterhaltung zu verſammeln pflegten.

„Das iſt ein Bär!" rief eines der jungen

Mädchen. „Den die ſchöne Frau vom Hauſe tanzen lehren wird,“ ſetzte Linda ärgerlich hinzu.

An der Seite des kunſtverſtändigen und würdigen Profeſſors H.., zu dem noch mehrere durch Bildung und Geiſt intereſſante Männer und Frauen ſich geſellt hatten, erholte Robert ſich von ſeinen im Salon überſtandenen Drangſalen. Unter Sidoniens Leitung ging das Geſpräch gar bald auf Gegenſtände über, die ihm Gelegenheit boten, ſich im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Profeſſor H.., der ſelbſt einſt lange in Rom gelebt hatte, ſprach mit innigem Antheile von ſeinem früheren Aufenthalt daſelbſt; er richtete viele Fragen an Robert, in deren Beantwortung dieſer ſo viel Geiſt und Einſicht an den Tag legte, daß der alte Mann ſeine Freude an ihm hatte, und immer heiterer wurde. Vergleiche zwiſchen damals und jetzt gaben zu manchen ſcharfſinnigen Bemerkungen Anlaß, an denen die Anweſenden alle den lebendigſten Antheil nahmen; die ganze übrige Geſellſchaft wurde von dem kleinen Kreiſe vergeſſen, in deſſen Mitte Witz, Geiſt, und des Profeſſors H.. höchſt unterhaltender trockener Humor ein friſches reges Leben verbreiteten.

Doch dieſer glückliche Zuſtand währte leider nicht lange.

Roberts ſeltſame Erſcheinung hatte gleich anfangs die allgemeine Neugierde in Anſpruch genommen; und was Linda und die übrigen jungen Damen jetzt von ſeinem wunderlichen Benehmen zu erzählen wußten, diente eben nicht dazu, dieſe Neugierde zu dämpfen. Robert wurde durch Linda's Darſtellungsgabe zu einer Art von halbkultivirtem Wilden, zu einem, dem Huronenlande kaum entſprungenen Ingenue, kurz zu einem fremdartigen Wunderthier, das man doch in der Nähe ſehen müſſe. Die jungen Mädchen, welche ein Paar Worte mit ihm gewechſelt hatten, wußten ebenfalls die ſeltſamſten Dinge von ihm zu erzählen, und thaten, vielleicht ohne es zu wiſſen, aus eigenen Mitteln genug hinzu, um ihn zur wunderlichſten Karrikatur umzugeſtalten; ſo daß man endlich ſchaarenweiſe zu jenem Zimmer hinwallte, dem ein witziger Kopf einſt den Spottnamen des Tempels der Weisheit gegeben hatte, und daß von dem eleganten Theil der Geſellſchaft ſonſt gewöhnlich gern gemiethen wurde. Es währte nicht zehn Minuten, ſo war der darin befindliche fröhliche Kreis aus einander geſtoben, und von einem ganz andern verdrängt. Profeſſer H.. war der erſte, der von dem Schwall ſchöner Redensarten, welcher jetzt auf ihn einſtürmte, ſich verjagen ließ; leiſe ſchlich er ſich fort, wie er bei ſolchen Gelegenheiten immer that; ſeine Freunde folgten ſeinem Beiſpiel, und bald war von der ganzen früheren Verſammlung hier Niemand geblieben, als der verzweifelnde Robert, der unglücklicher Weiſe hinter einem Tiſche ſo in der Klemme war, daß er nicht hinauskonnte. Sidonia, die ihn in ſeinem Jammer nicht verlaſſen wollte, und der, dieſe ſtets wie ihr Schatten begleitende Achill, welcher in ſchadenfroher Erwartung abwarten zu wollen ſchien, wie der Maler, dem jetzt ſchon kecker Uebermuth und ſchlecht verhehlter Aerger aus den Augen leuchtete, ſich da hinausziehen werde.

Die Anführerin der feinlichen Armee war eine verwittwete, nicht mehr jugendliche Frau von Bernau; mit ihrem dreifachen Kinn, ihren großen hervorſtehenden waſſerblauen Augen, ihrem feuerfarbnen Turban und ihrem jonquillefarbenen Kleide ſetzte ſie recht breit und bequem ſich dem unglückſeligen Maler gegenüber, um ihn für's erſte recht in der Ruhe zu betrachten, ehe ſie in ihren Forſchungen weiter ging. Nie gab es eine unbarmherzigere Fragerin; ſie litt wirkliche Herzensangſt, die ihr keine Ruhe ließ, bis ſie Namen, Stand, Verhältniſſe, Geburtsort und Familie der Fremden in Erfahrung gebracht hatte, mit welchen der Zufall ſie zuſammenführte; und war obendrein eine wandernde genealogiſche Tabelle, nicht nur aller fürſtlichen, ſondern auch aller blos adelichen Häuſer. Dieſen wußte ſie ihre Verwandtſchaften und Verſchwägerungen bis in den ſechſten, achten Grad nachzuzählen, aber ſie verſchmähte es auch nicht, in die Familienverhältniſſe angeſehener bürgerlicher Häuſer aus der Umgegend einzudringen, und wenigſtens bis zum Aeltervater hinauf ihre Verwandtſchaften haarklein zu berechnen.

„Sie ſind zum erſtenmal hier, mein Herr Robert?“ fing ſie das Examen an, nachdem ſie ihn lange genug angeſtarrt hatte. „Ja,“ brummte Robert kurz weg.

„Sie waren lange in Italien, aber Sie ſind doch in Deutſchland geboren?“ fragte ſie weiter.

„Ich denke ja, wenn ich überhaupt geboren bin," erwiederte Robert im nämlichen Ton wie zuvor.

Die Dame ſtutzte einen Augenblick. „Wie meinen Sie das, wenn Sie wirklich geboren ſind? Das iſt ja jeder Menſch;" ſprach ſie endlich.

„Nun dann werde ich es wohl auch ſeyn, aber ich erinnere mich deſſen nicht," erwiederte Robert mit ziemlich ungezogener Nachläſſigkeit.

„Sie ſind wohl im Begriffe, nach langer Abweſenheit Ihre Familie zu beſuchen," nahm die Dame wieder das Wort, „ſind Sie mit dem berühmten Arzt in München, mit dem Geheimen-Rath Robert verwandt, oder gehören Sie zu den Roberts im Darmſtädtiſchen?"

„Ich bin mit keinem Menſchen verwandt," erwiederte Robert trocken. „Ich heiße auch nicht Robert, ich heiße überhaupt gar nicht."

„Das iſt doch unmöglich!" rief die verwunderte Fragerin.

„Nun, Roderich mögen Sie mich allenfalls nennen, damit ich doch einen Henkel habe, bei dem Sie mich anfaſſen können," erwiederte der Maler. „Roderich bin ich getauft, das weiß ich aus meinem Taufzeugniß. Wollen Sie mich Meiſter Roderich nennen, ſo nehme ich es mit Dank an," ſetzte er bitter lächelnd hinzu.

„Sie ſcherzen, Herr Robert," nahm ein freundlich ausſehender dicker Mann mit einem Ordenszeichen im Knopfloch jetzt das Wort. „Robert iſt doch Ihr Familienname, den hat doch ein Jeder, einen Zunamen meine ich."

„Nun ja," war die nachläſſig hingeworfene Antwort, „den Namen Robert hat man mir eben auch zugegeben. Der arme Tiſchler, der mich in einer ziemlich luftigen December-Nacht auf ſeiner Schwelle im Schnee fand, wo ich für einen etwa zwei Tage alten Knaben recht tapfer aus vollem Halſe ſchrie, hat mir, aus purem Mitleid, nebſt manchem andern, das ich nöthiger brauchte, ein Stück von dem ſeinen abgegeben."

„Ein Findling! ach wie intereſſant!" rief Linda.

„Sie haben doch gewiß deßhalb Nachforſchungen angeſtellt, haben Sie denn keine Spur davon gefunden, wer Ihre Eltern geweſen ſind?" fragte Frau von Bernau.

„Man hat der Beiſpiele viele, daß ſelbſt

Eltern von Stande durch Verhältniſſe gezwungen wurden, ihre Kinder auf ſolche Weiſe fremden Händen zu übergeben," ſprach der freundliche dicke Herr, „aber irgend ein Kleinod, eine Schrift, der Abdruck eines Wappens, den man bei ihnen fand, diente in Folge dazu, das Geheimniß ihrer Geburt aufzuklären."

„Ach wie deliziös!" rief die junge Dame, die vorhin ſo eifrig nach italieniſchen Canzonetten verlangt hatte.

„Bei heftigem Ungewitter, von Ihrem Wege abgekommen, langen Sie einſt am ſpäten Abende hungrig und müde vor einem abgelegenen Schloſſe an," ſprach Linda, als ſey ein Geiſt der Weiſſagung in ſie gefahren. „Sie werden gaſtfrei aufgenommen, der Graf, die Gräfin ſtaunen über Ihre Aehnlichkeit mit den im Ritterſaale hängenden Ahnenbildern, Fragen geſchehen, Nachforſchungen werden angeſtellt, bis alles ſich aufklärt. Die entzückten Eltern breiten die Arme aus, um den längſt verloren geglaubten Enkel . . ."

„Geben Sie ſich keine Mühe, Gnädigſte, Sie bringen mich nicht hinauf, ich liege zu tief unten," unterbrach Robert ſie, dem jetzt alle

Geduld völlig aufgegangen war, und der in ſeiner Verzweiflung ſich eine Freude daraus zu machen ſchien, ſeine Peiniger nun auch ſeiner Seits durch ſein Betragen in Verlegenheit zu ſetzen. „Ein alter wollener Scheuerlappen, in welchem ich eingewickelt lag, machte bei meinem Entrée in dem Hauſe des Tiſchlers meine ganze Garderobe aus, eine gute Lunge zum Schreien, ein Paar muntere Augen, und was der Menſch ſonſt noch an Händen und Füßen, und übrigen Gliedmaaßen braucht, ſind die einzigen Kleinodien, die ich mit mir brachte. Glauben Sie es nur, ich bin auf der Gottes Welt nichts weiter, als ein vom Himmel herabgeſchneiter Bettelbube, eine ganz gemeine, in tiefer Niedrigkeit geborene und erzogene Kreatur, mit der ſo vornehme Leute ſich eigentlich gar nicht befaſſen ſollten,“ ſetzte er mit bitterem, faſt höhnendem Lachen hinzu, und wollte aufſtehen, um allenfalls nicht auf die feinſte Weiſe durch den dicht ihn umgebenden Kreis ſich drängen, um ſich entfernen zu können; doch ein Blick in Sidoniens Augen, in denen er Mißbilligung ſeines Betragens zu leſen glaubte, hielt ihn auf ſeinem Platze wieder feſt.

Auch Achill ſah, wie Sidonia um den Fremdling litt, dem ſie ihre Theilnahme nicht verſagen konnte, wenn gleich ſein rohes Betragen ihr Mißfallen erregen mußte. Er fühlte zugleich die Verpflichtung gegen ſeine Freundin, vermittelnd hier einzutreten, und dieſe ihr unangenehme Scene ſo bald und ſo mildernd als möglich zu beenden, obgleich ſie ihn ſelbſt höchlich beluſtigte.

„Der echte Genius bricht überall ſich Bahn, mögen noch ſo viele und große Hinderniſſe ſeinem erſten Ausfluge ſich entgegen ſtellen,“ ſprach Achill von Wallen mit würdevollem Ernſt; „der Kampf mit denſelben ermuthigt ihn ſogar, und ſtärkt ihn in ſeiner Kraft, davon liefert uns die Geſchichte der Kunſt und der Künſtler die intereſſanteſten und unwiderleglichſten Beweiſe; und unſer Meiſter Roderigo hier wird einſt auch von der Nachwelt zu dieſen gezählt werden. Signor Roderigo! ſo nannten wir nach italieniſcher Sitte Sie in Rom, wie ich mich deutlich erinnere, und ich denke, es muß Ihnen eine liebe Erinnerung an das dortige fröhliche Künſtlerleben gewähren, wenn Sie auch hier ſich ſo nennen hören,“ ſetzte er hinzu, indem er dem Maler freundlich lächelnd die

Hand bot, die dieſer auch ſogleich ergriff und herzhaft ſchüttelte, ohne jedoch ein Wort ihm zu erwiedern, während ein ſchnell über ſein Geſicht hinfliegendes und wieder verſchwindendes Erröthen andeutete, daß der Gedanke in ihm aufſteige, er könne in ſeinem keckenBetragen vorhin wohl etwas zu weit gegangen ſeyn.

Eine kleine Pauſe entſtand, und Waller nahm ſchnell wieder das Wort, um während derſelben Niemanden anders dazu kommen zu laſſen.

„Für den denkenden Beobachter,“ ſprach er, „wie für jedes andere, nicht blos der Gegenwart huldigende Gemüth gibt es wohl keinen erfreulichern Anblick, als den des allmähligen Werdens. Zuzuſehen, wie aus dem Kleinſten, Unbedeutendſten, das Schönſte, das Größte, das Edelſte ſich entwickelt; aus dem Saamenkörnchen die prachtvolle Blume, aus dem ſchwachen Keim die majeſtätiſche Eiche. Vor allem aber iſt es wahrhaft erhebend, zu beobachten, wie der Menſch, dieſes edelſte aller uns bekannten Weſen, immer vorwärts ſchreitet, wie in dem Knaben der Trieb zur Kunſt oder zu irgend einem andern großen und edlen Zweck erwacht, und ihm keine Ruhe läßt, bis er das hohe Ziel erreicht, das anfangs noch unerkannt und dunkel ſeinem jugendlichen Geiſte vorſchwebt. Ihr Weg, Meiſter Roderigo! muß ſehr ungewöhnlicher Art geweſen ſeyn, und es gehörte gewiß viel Muth, viel Ausdauer, und auch einiges Glück dazu, um, unerachtet allem, was Sie zu bekämpfen hatten, dahin zu gelangen, wo Sie nach dem Ausſpruch der bedeutendſten Kunſtkenner jetzt ſo jung noch, ſchon ſtehen.“

„Ach ja! erzählen Sie uns, wie es zuging, daß Sie ein Maler wurden!“ rief hier plötzlich Frau von Bernau, die, weil Achills ihr unverſtändliche Rede ſie gelangweilt hatte, ſchon im Begriff geweſen war, aufzuſtehen, jetzt aber, da es wieder etwas zu fragen gab, ſich auf's neue feſtſetzte. Die übrigen Herren und Damen, die ebenfalls im Begriffe waren, ſich zu entfernen, folgten ihrem Beiſpiel. Achill wollte innerlich darüber verzweifeln, denn er ſah wieder jenes unheimliche Feuer, jenen an Frechheit gränzenden, übermüthigen Zorn ſich in dem Maler entzünden.

„Das wird mit wenigen Worten abgethan ſeyn,“ ſprach Meiſter Roderigo, indem er beide

Ellenbogen auf den vor ihm ſtehenden Tiſch legte, ob mit Vorbedacht, oder ohne es zu wiſſen, blieb unentſchieden. „Ich wuchs in der ſchmutzigen Werkſtatt meines alten Tiſchlers auf, und ſollte folglich auch nichts anderes werden, als ein Tiſchlerjunge. Als ganz kleiner Bube mußte ich Leim kochen, die Werkſtatt mit dem Beſen ſäubern, allmählig auch den Hobel führen lernen, und was dergleichen edle Beſchäftigungen mehr waren. Als ich ein wenig größer wurde, ſchickte man mich in die öffentliche Kunſtſchule, wo ich für den Handwerksbedarf zeichnen lernte. Dieſes gefiel mir wohl, meine übrigen Beſchäftigungen zu Hauſe aber gefielen mir gar nicht; ich vernachläſſigte ſie, und nun regnete es von allen Seiten Prügel auf mich ein. Von meinem Pflegevater ließ ich mir dieſe allenfalls noch gefallen, ich hatte den alten Mann wirklich lieb, aber Alles ſchlug auf mich zu, die Magd, die Geſellen, der größere Lehrjunge, ich war Aller Knecht, Aller Schuhriegel. Das wurde mir zu viel, und ſo machte ich denn an einem ſchönen Frühlingsmorgen mich auf, und lief kühnlich davon, immer nach Italien zu, nach der großen ſchönen

Stadt Rom, wo, wie ich in der Kunſtſchule gehört hatte, lauter Maler wohnen ſollten.“

„Aber die weite Reiſe,“ wandte einer der Umſtehenden ein, „wie konnten Sie die ſo ganz allein, ohne Empfehlungen zurücklegen, und es gehörte doch auch Geld dazu, um die Unkoſten zu beſtreiten.“

„Geld?“ rief Robert lachend, „warum nicht gar, ſo etwas kannte ich damals nicht, und habe auch nachher nicht gelernt, es gehörig zu ſchätzen. Ich bettelte mich durch, reiſende Handwerksburſche nennen das: Fechten. Ich aß, wenn ich etwas hatte, hungerte in Gelaſſenheit, wenn ich es nicht ändern konnte, zuweilen nahmen gute Leute ſich meiner an, übrigens ſchlief ich unter freiem Himmel, wenn eben kein Stall oder keine Scheune ſich vorfand, wo ich unterkriechen konnte. Abgemagert und zerlumpt erreichte ich nach einigen Monaten, ich weiß ſelbſt nicht nach wie vielen, endlich das Ziel meiner Reiſe. Die erſte meiner Thaten in der uralten Roma, der Königin der Städte, war, daß ich auf öffentlicher Straße und in deutſcher Sprache einen Mann um ein Stück Brod anbettelte, der mir ausſah, als ob er wohl ein Deutſcher ſeyn könne, denn mich hungerte gewaltig. Ich hatte mich nicht geirrt, der Mann war ein Deutſcher, er fühlte Erbarmen mit mir hülfloſen Kinde, er nahm mich auf, ward mein Wohlthäter, mein Lehrer, es war der Maler * * *.“

Mit glänzenden Augen, mit völlig umgeſtaltetem gemildertem Ausdruck ſeines ganzen Weſens, nannte Robert hier den Namen eines der größten und berühmteſten der damals in Rom lebenden deutſchen Maler. Achill, der nur auf eine Gelegenheit harrte, ſich des Geſprächs wieder bemeiſtern zu können, knüpfte an dieſen Namen einige Bemerkungen an, die der Unterhaltung eine ganz andere Wendung gaben. Die Geſellſchaft verlor ſich nach und nach, und Achill nahm die erſte Gelegenheit wahr, um ſich ebenfalls mit dem Maler zu entfernen, der, bei ſeinem Mangel an Weltgebrauch, die jetzige Sitte, ohne Begrüßungskomplimente zu kommen und zu gehen, nicht kannte, und erſt als er unten auf der Straße ſich befand, gewahr wurde, daß Wallen mit ihm nach Hauſe ging. Dieſer opferte damit eine ſchöne Stunde auf, die er gewöhnlich, wenn die übrige Geſellſchaft ſich entfernt hatte, noch mit Sidonien zuzubringen pflegte, aber er war es ſich bewußt, dieſesmal ſich dadurch ihren Dank zu verdienen, und ergab ſich willig darein.

* * *

Am folgenden Morgen, noch ehe die Freunde, die bei ihren Beſchäftigungen ihr Rath und Unterricht ertheilten, ſie zu beſuchen pflegten, und alſo ziemlich früh, ward Sidonien gemeldet, der Maler von geſtern ſey da, und bitte dringend vorgelaſſen zu werden. Dieſer neue Beweis ſeiner Unbekanntſchaft mit der gewohnten Sitte zwang ihr ein Lächeln ab, ſie konnte ſich aber doch nicht entſchließen, wegen der unſchicklichen Stunde, die er zu ſeinem Beſuche gewählt hatte, ihn abweiſen zu laſſen, und ihm dadurch vielleicht wehe zu thun.

Seit dem geſtrigen Abende hatte ſie faſt unaufhörlich an ihn gedacht; das, was er, freilich auf faſt unleidliche Weiſe und mit kaum zu verzeihendem Uebermuth, von der Geſchichte ſeiner Kindheit erzählte, hatte ihr ein unbeſchreibliches Mitleid mit ihm eingeflößt, denn es hatte an ihre eigne, zwar frei von Mangel, vielmehr in

Ueberfluß verlebte, aber doch verlaſſene Kindheit ſie erinnert. Auch ſie war, ſo lange ſie denken konnte, verwaiſet und elternlos geweſen; auch ſie hatte den Blüthenfrühling des Lebens bei fremden Leuten zubringen müſſen, die mit aller Freundlichkeit ſie dennoch für das dieſem zarten Alter unentbehrliche Glück der Mutterliebe nicht entſchädigen konnten, welches ſelbſt Kindern ſehr armer Eltern die ſchmutzige, räucherige Hütte zum Paradieſe umwandelt. Sie fühlte ſich deshalb dem armen Maler gleichſam verwandt, und dadurch verpflichtet, ihn ſo viel möglich vor der Welt zu heben, und ſein herbes Geſchick, das er mit ſichtbarem Unwillen trug, durch Freundlichkeit und mildernde Theilnahme ihm zu erleichtern.

Robert trat zu ihr ein, aber ganz ein Anderer als geſtern; bleich, ermattet, mit trüben, thränenſchweren Augen, alle Züge ſeines Geſichts von wildem unausſprechlichem Schmerz durchwühlt und zerſtört, mit müdem, ſchwankendem Schritt. Die hohe, ſchlanke Geſtalt war gebeugt; wie in ſich ſelbſt zuſammen geſunken, ſchien er kleiner geworden zu ſeyn; er bewegte ſich nur langſam, wie gelähmt, alles Feuer in ſeinem Innern ſchien erloſchen. Sidonia erkannte ihn kaum wieder, und blickte ſchweigend, beinahe furchtſam ihn an, wie er mit leiſem Schritte ſich ihr näherte, und den trüben Blick beſcheiden, aber feſt auf ſie gerichtet, in einer kleinen Entfernung von ihr ſtehen blieb.

„Sie verſchmähen es nicht, noch einmal mich zu ſehen; auch dieſen letzten Tropfen aus dem Meer Ihrer unendlichen Güte gewähren Sie mir noch zur Erquickung auf meiner langen, trüben Pilgerfahrt! Danken kann ich nicht, aber empfinden,“ ſprach er faſt tonlos, tief ſich vor Sidonien neigend, indem er beide Hände über ſeine ſchwer und ſchmerzlich aufathmende Bruſt kreuzte.

„Herr Robert! wie? verſtehe ich Sie recht?“ rief Sidonia, und trat näher zu ihm hin. „Sie wollen doch nicht fort? uns doch nicht ſchon wieder verlaſſen, im Augenblick, da wir Sie kaum gefunden, und der würdige Profeſſor H.. nebſt allen Ihren hieſigen Kunſtverwandten Ihrer näheren Bekanntſchaft mit freudigem Verlangen entgegen ſehen? Ich ſelbſt wollte Sie heute noch bitten, mich zu Ihrer Schülerin anzunehmen, und mich, ſo viel dieſes thunlich iſt, in das Geheimniß der ſeltenen Farbenpracht einzuweihen, die Sie von den alten Meiſtern ſich angeeignet haben, und die Ihnen zu Gebote ſteht, wie faſt keinem Andern. Es kann, es darf nicht ſeyn. Bleiben Sie,“ ſetzte ſie bittend hinzu, „es wird Ihnen bei uns gefallen, wenn Sie erſt beſſer mit uns bekannt geworden ſind. Sie werden hier Beſchäftigung vollauf finden; gehen Sie nicht fort, jetzt, da der Winter naht, in dieſer unfreundlichſten der Jahreszeiten. Verderben Sie mir die Freude nicht, von Ihnen lernen zu können!“

Sidonia hätte noch lange ununterochen fortſprechen können; Robert ſtand ſchweigend und unbeweglich vor ihr, in ſichtbarem Kampfe mit ſich ſelbſt.

„Es muß ſeyn!“ ſeufzte er endlich aus tiefſter Bruſt, „ich muß fort! wohin, weiß ich noch nicht. Ich komme, gnädige Frau, meinen Dank zu Ihren Füßen nieder zu legen, wie vor dem Altare der mildeſten Gottheit; Sie bedürfen ſeiner ſo wenig, als dieſe, aber ich bedarf es, Ihnen denſelben zu bringen. Der arme Menſch wendet ja immer nur um ſeiner ſelbſt willen, nur um das eigne Gemüth zu beruhigen, das dankende Auge zum Himmel auf! Sie ſind ja das einzige Weſen, das menſchlich hier mich beſtehen ließ, wie ich bin; Sie haben mich nicht verachtet. Sie haben mich in Schutz genommen, Sie haben es nicht zugeben wollen, daß man, weil ich nicht bin wie alle Andere, zum fremden Thier, zum Kunſtſtückmacher mich herabwürdige, der mit ſeinen Künſten aufwarten muß, wenn man ihm pfeift. Gott lohne es Ihnen,“ fuhr er mit immer ſteigender Heftigkeit fort, „denn, ſo tief durchdrungen von Ihrer unendlichen Güte ich jetzt mich fühle, ich habe ſchlecht Ihnen gelohnt.“

„Gewiß nicht, nein, das thaten Sie nicht,“ fiel Sidonia begütigend ein.

„Ich that es, und büßte dafür, ich Elender!“ rief Robert ſehr heftig, mit dem Ausdruck der Verzweiflung. „Im dunkelſten Schacht der Erde möchte ich vor jedem Strahl des allbelebenden Lichtes mich verbergen, wenn ich des geſtrigen Abends gedenke! Zwar die Leute, die Automaten mit menſchlichen Larven, haben es an mich gebracht! Dieſes dumme hochmüthige Geſindel, das ſich einbildet, die Welt wäre zu ſeinem

Amüſement geſchaffen. Dieſes gefühlloſe Volk mit ſpitzig-ſcharfen Zungen, mit denen es bis in die tiefſten, geheimſten Wunden unſerer Herzen hineinbohrt, um ſich an den, vom Schmerz erzwungenen Sprüngen, an den krampfhaften Windungen ſeiner Opfer zu weiden, die ihm ein luſtiger Tanz zu ſeyn dünken, dieſe . . .“

„O ſtill, o ſtill, Herr Robert, Sie ſind furchtbar ungerecht, ich kann Sie ſo nicht reden hören!“ rief Sidonia, ſich unwillig von ihm abwendend.

„Engel des Himmels! ſchönes, reines, göttergleiches Weſen! Sie haben Recht, Sie dürfen ſo mich nicht hören,“ erwiederte Robert demüthig. „Der himmelklare Aether, der Sie umgibt, hält alle dieſe Erbärmlichkeiten von Ihnen fern, ich ſündige ſchwer, indem ich es wage, mit ſolchen Zerrbildern Ihr in ewigem Himmelsfrieden ruhendes Gemüth zu erſchrecken. Dürfte ich in Ihrer Nähe weilen, ach ich würde wohl auch ein anderer Menſch, aber es darf nicht ſeyn, ich bin ein kraftloſer Elender, der ſich nicht zu mäßigen weiß, ſonſt hätte ich geſtern mich anders betragen. Alles hätte ich geduldig über mich ergehen laſſen, ich wäre mit der Seligkeit, Sie anſchauen zu dürfen, zufrieden geweſen, und hätte nichts weiter beachtet; mochten die Uebrigen doch treiben und fragen, was ſie wollten, was kümmerte es mich? Aber ich ließ von der mir angebornen Wildheit mich hinreißen. Ich habe Ihnen Schande gemacht, Gräfin, ich habe mich betragen, ich habe geſprochen, wie man in Ihrer Gegenwart es nicht ſoll. Dem übermüthigen Geiſt des Hohnes, der Verachtung, der in mir wohnt, habe ich freien Lauf gelaſſen, durch mich werden Sie der Spott der Ueberweiſen, die wegen Ihrer himmliſchen Nachſicht mit mir Sie verdammen; darum gehe ich, kehre nie wieder, ſehe Sie nie wieder. O ſegnen Sie mich, ehe ich gehe, geben Sie dieſen einzigen Troſt auf meinen dunkeln Wegen mir mit! ſegnen Sie mich!“ rief er, und ließ mit geſenktem Haupte ſich vor ihr auf die Kniee nieder. Thränen der Verzweiflung, die er vergeblich zurück zu halten ſtrebte, überſtrömten ſein bleiches, konvulſiviſch bewegtes Geſicht.

„Robert, Herr Robert, Meiſter Roderich!“ rief die wirklich ſehr erſchrockene Sidonia, denn ihr kam der Gedanke, einen Wahnſinnigen vor ſich zu ſehen. Jede andere als ſie hätte wahrſcheinlich in dieſer Beſorgniß die Klingelſchnur ergriffen, doch ihre gewohnte Geiſtesgegenwart verließ auch diesmal ſie nicht, und hinderte ſie, einen Schritt zu thun, der den Armen, ſey er wahnſinnig oder nicht, auf das tiefſte hätte erniedrigen, und noch mehr aufbringen müſſen.

„Stehen Sie auf, Herr Robert,“ ſprach ſie mit möglichſter Faſſung, „kommen Sie wieder zu ſich ſelbſt, zur Beſinnung, und Sie werden ſelbſt finden, daß Sie alles viel zu hoch nehmen, viel zu ernſtlich. Die Welt iſt nicht das Scheuſal, für das Sie in dieſer aufgeregten Stimmung ſie anſehen. Setzen Sie ſich hier neben mich,“ bat ſie, indem ſie einen Stuhl neben ihrem Sopha ihm hinrückte, „ich meine es wahrlich gut mit Ihnen,“ fügte ſie mit unnachahmlicher Treuherzigkeit hinzu.

Robert that, wie ſie verlangte. Er athmete tief auf, wie Oreſt, wenn ihn die Eumeniden verlaſſen, und bemühte ſich mit ſichtbarer Anſtrengung ruhiger zu werden.

„So laſſe ich Sie nicht fort, nicht in dieſer furchtbar aufgeregten Stimmung, wenn ich es verhindern kann, und mein Bitten Ihnen etwas gilt," ſprach Sidonia ernſt und gefaßt. „Welche Chimären hat Ihre unruhige Phantaſie im Laufe einer vermuthlich ſchlafloſen Nacht Ihnen vorgeſpiegelt, armer Freund! ſie, die ſonſt an Ihrer Staffelei Ihnen mit ihrem Zauber ſo mächtig beiſteht, hat dieſesmal ſich recht feindlich gegen Sie bewieſen; ſie hat Sie eine Hölle ſehen laſſen, während Sie nur von ziemlich harmloſen Geſchöpfen umgeben waren, die freilich ſtets nach etwas Neuem dürſten, aber gewiß nicht im Sinne hatten, Ihnen wehe zu thun. Lernen Sie dieſe Leute nur etwas näher kennen, und Sie werden zwar zuweilen über ſie lachen, zuweilen zum eigenen Kurzweil mit ihnen ſich abgeben, zuweilen ſogar recht achtungswerthe Seiten an ihnen entdecken, gewiß aber nie wieder ſo in Feuer und Flammen über ſie gerathen, wie eben jetzt."

„Nimmermehr! nimmermehr! vor den Zeugen meines ſinnloſen Betragens kann ich nie mich wieder ſehen laſſen!" rief Robert jetzt ſchon um Vieles gelaſſener.

„Und warum nicht?" fragte Sidonia, „was haben Sie denn Großes verbrochen? was denn ſo Entſetzliches gethan? Ich geſtehe Ihnen zwar offen, daß ich wohl wünſchen möchte, Sie hätten die neugierigen Frager auf andere Art, ich meine kürzer, abgefertigt, ohne ſie ſo tief in Ihre Vergangenheit blicken zu laſſen, aber ich wünſche dieſes nur um Ihrer ſelbſt willen. Nicht weil Sie durch das, was Sie uns mittheilten, in unſerer Achtung verlieren konnten, im Gegentheil, Sie haben dadurch bei mir, und auch bei manchen Andern eine recht herzliche Theilnahme an ſich und Ihrem Schickſale erregt, und vielleicht bin ich's allein, die dieſe Scheu fühlt, viel von mir ſelbſt zu ſprechen, und übrigens mir gleichgültigen Perſonen mehr von der Vergangenheit mitzutheilen, als eben nothwendig iſt. Mit einiger Uebung gelangt man bald dahin, überläſtige Fragen von ſich abweiſen zu können, ohne doch geradezu beleidigend zu werden; und Sie werden dieſe Kunſt auch noch erlernen, Meiſter Roderich," ſetzte ſie mit vieler Anmuth hinzu.

Robert ſaß da, in ihrem Anſchauen verſunken, und erwiederte ihr keine Silbe.

„Willkommen, lieber Wallen, Sie kommen wie gerufen!" rief Sidonia erfreut dem Freunde entgegen, der in dieſem Augenblick, etwas früher als gewöhnlich, in ihr Zimmer trat; „helfen Sie mir dieſen wunderlichen, eigenſinnigen Kopf auf andere Gedanken bringen. Er will fort, gleich zur Stunde will er abreiſen, ohne Zweck und Ziel will er in die weite Welt hineinlaufen; weil er ſich einbildet, in unſerer geſtrigen Geſellſchaft ſich ſo gezeigt zu haben, daß er ſich hier nicht länger mit Ehren ſehen laſſen kann.“

„Ei warum nicht gar! was ſind das für Grillen, Meiſter Roderigo?“ erwiederte Achill herzlich lachend. „Sie ſollten ſich hier nicht mehr ſehen laſſen dürfen? Sie werden l'homme du jour, Sie ſind auf dem beſten Wege dazu, die ſchönſten Damen werden ſich um Sie reißen, ſage ich Ihnen.“

„Ich verdiene vielleicht Ihren Spott, Herr von Wallen, aber ich ertrage ihn nicht,“ erwiederte Robert heftig auffahrend, und die dunkle Röthe des Zorns färbte ſein bleiches Geſicht.

Wallen blickte Sidonien an, ihr um Schonung bittendes Auge begegnete dem ſeinen; es hätte deſſen nicht bedurft, er war zu feiner Weltmann, um in Gegenwart einer Dame die Gelegenheit zum Streit aufzunehmen, die ihm geboten ward.

„Wahrlich nein, ich bin weit davon entfernt, Ihrer ſpotten zu wollen, dazu ſind Sie viel zu gut, und ich achte Sie als Menſch wie als Künſtler dazu viel zu hoch,“ erwiederte er dem aufgebrachten Jüngling, mit dem ihm ſehr wohlkleidenden Ernſt des reifern Mannes. „Aber Sie kennen noch nicht genugſam uns und unſere Art, die Dinge anzuſehen. Bei der geiſtigen Armuth, in der die meiſten unter uns leben, erſcheint alles Neue uns wie eine wahre Himmelsgabe, wie ein Labſal in den Wüſteneien unſerer Salons, und wird zwar angeſtaunt, aber gewiß nicht verſchmäht. Dabei haben wir von Manchem, zum Beiſpiel von berühmten Schriftſtellern und Künſtlern, ganz eigene Vorſtellungen uns in den Kopf geſetzt. Wie die Damen in Spanien, die da meinen, alle Ketzer gingen geſchwänzt einher, oder wie die Bauernkinder, die Könige immer mit Kronen auf den Köpfen ſich denken, die ſie auch bei'm Zubettegehen aufbehalten, ſo denken auch wir ſolche Männer müßten immer gewaltig originell, unerhört genial, kurz ganz anders im Umgange ſich zeigen, als andere Leute. Sie, lieber Roderigo! haben ſich geſtern durchaus ſo gezeigt, wie man es bei

Ihrem erſten Anblick ſchon von Ihnen erwartete, und ſich damit gewiß Lob, wenigſtens Bewunderung, ſtatt des Tadels, den Sie fürchten, erworben. Darum geben Sie nur getroſt den Gedanken auf, in dieſer ungünſtigen Jahreszeit einen Ort verlaſſen zu wollen, den Sie noch nicht kennen, und in welchem Sie Menſchen und Kunſtwerke antreffen werden, die wohl der Mühe einer näheren Bekanntſchaft werth ſind. An einem rathenden, und wenn es nöthig werden ſollte, auch helfenden Freunde ſoll es Ihnen ebenfalls nicht fehlen,“ ſetzte er hinzu, indem er dem Maler die Hand bot.

Wallens verſtändige Vorſtellungen, Sidoniens mildes Zureden, und beſonders der Anblick der ſchönen liebenswürdigen Frau bewogen den Maler zuletzt, ſeinen übereilten Entſchluß aufzugeben. Er willigte ein, den Winter über zu bleiben, wo er war, doch mit der Bedingung, daß Sidonia ihm erlaube, täglich einige Stunden mit ihr zuzubringen, um ſie malen zu lehren. Wallen erbot ſich, für die bequeme häusliche Einrichtung des, in ſolchen Dingen unbehülflichen Künſtlers zu ſorgen, und zugleich die, in jeder Hinſicht ihm unentbehrliche

Beſchäftigung in ſeinem Kunſtfache ihm zu verſchaffen. Und dieſer ſtürmiſche Morgen, welcher anfangs den armen Robert ohne Zweck und Ziel in die weite Welt hinaustreiben zu wollen geſchienen, endigte damit, ihm wenigſtens für die zunächſt kommende Zeit einen Ruheort unter wohlwollenden Freunden zu verheißen.

* * *

Roberts Verhältniß zu Sidonien begann indeſſen ſich im Verlaufe des Winters allmählig etwas anders zu geſtalten, als dieſe es ſich anfangs gedacht hatte; ſein Uebergehen von der, an Anbetung gränzenden Verehrung zu kühnerer Zutraulichkeit, zu auffallenden Aeuſſerungen einer leidenſchaftlichen Anhänglichkeit, geſchah aber ſo unmerklich, daß ſie deſſen kaum gewahr wurde. Nur erſt, als nach mehreren Wochen ihrem älteren Freunde Wallen ein Wort des Unmuths einſt darüber entſchlüpfte, daß er jetzt faſt nie mehr ſie allein träfe, entdeckte ſie zu ihrem eignen größten Erſtaunen, daß der junge Maler in der That faſt zu allen Stunden des Tages um ſie ſey. Wie dieſes jetzt noch abzuwenden möglich ſeyn werde, begriff ſie indeſſen nicht, wahrſcheinlich weil ſie nicht ernſtlich wünſchte, es abändern zu können, denn durch die Macht der Gewohnheit war ihrem noch immer unbefriedigten Herzen Roberts Gegenwart beinahe unentbehrlich geworden. Manche Stunde, die ſie ohne ihn mit ſich ganz allein hätte zubringen müſſen, und in welcher die Stimme der Sehnſucht in ihrer Bruſt wieder hätte laut werden können, wurde durch ihn ausgefüllt, und ſie ſelbſt von nutzlos quälenden Gedanken abgezogen.

Daß ein wärmeres Gefühl für ihn in ihrem Herzen ſich mit der Zeit entwickeln, daß ſie vielleicht einſt ihn lieben könne, der Gedanke lag ihr ſo fern, als ob er der Mann im Monde geweſen wäre; deshalb war es ihr unmöglich, ihrer Freundlichkeit gegen ihn Schranken zu ſetzen. Seine freundlos verlaſſene Exiſtenz forderte zur innigſten Theilnahme ſie auf. Daß er nie lernen könne, in der Welt in die Menſchen ſich zu ſchicken, ging nur zu deutlich aus ſeinem ganzen excentriſchen Weſen hervor; daß dieſe ihn dafür fremd und abſtoßend behandelten, war ganz natürlich, und doch wünſchte Sidonia ſehnlichſt, ſein Glück auf irgend eine Weiſe zu begründen, den Armen endlich einmal zu dauernder Ruhe kommen zu ſehen, der für ſich ſelbſt ſo wenig bedurfte, und der mit ſo treuer Ergebung, folgſam und einfach wie ein gutgeartetes Kind, jeden ihrer Winke befolgte.

Sidonia hatte mit Wallens Beiſtand ſich angelegentlich bemüht, den jungen Maler von der ſclaviſchen Nachahmung der alten Meiſter vor Raphaels Zeiten zurück zu bringen, auf der er bis jetzt, vielleicht eben ſowohl aus Eigenſinn, als aus innerer Ueberzeugung beharrt hatte. Sie ſowohl als ihr Freund gaben ſich alle nur mögliche Mühe, ihm deutlich zu machen, wie eben dieſe alten Meiſter, welche Robert als Heroen der Kunſt faſt vergötterte, dennoch einzig die Natur als ihre große Lehrerin, und zugleich als das einzige Vorbild anerkannt hätten, dem ſie mit gewiſſenhafter Treue anhingen, und wie folglich auch den Schülern derſelben nur dieſer Eine Weg zu den Höhen der Kunſt offen *bleibe*, den auch ihre edlen Vorfahren gingen, und dadurch groß wurden. Robert hörte, was ſie ihm hierüber ſagten, mit vieler Aufmerkſamkeit an, er erwog reiflich, was ſie gegen ſeine eigenen Anſichten über dieſen Gegenſtand vorbrachten, und begann wirklich nach einiger Zeit, ſich von der früheren Manier loszuſagen, welche der rechten freien Ausbildung ſeines wirklich ſehr großen Talents bis dahin im Wege geſtanden hatte.

Er malte Viel und Vieles, denn auf Wallens Antrieb ſtrömten von allen Seiten zum Theil bedeutende Beſtellungen ihm zu; alle ſeine neueren Arbeiten zeugten von dem Einfluſſe, welchen Wallens und Sidoniens Vorſtellungen auf ihn übten, aber zugleich auch, wie es doch eigentlich nur Sidoniens Nähe ſey, die ihn begeiſterte, und wie ſehr ihr Anblick auf die Gebilde einwirke, die unter ſeinem ſchaffenden Pinſel hervorgingen. Bei den meiſten derſelben war eine treffende Aehnlichkeit mit ihr unverkennbar, ſeine Heiligen, ſeine Engel, ſahen alle mehr oder weniger aus, wie ſie; er ſah, dachte, malte nichts als ſie, denn nur, indem er mit ihr ſich beſchäftigte, konnte er ſich darüber tröſten, einige Stunden an ſeiner Staffelei von ihr entfernt hinbringen zu müſſen.

Sidoniens Bekannte unterließen nicht, dieſe immer wiederkehrenden Aehnlichkeiten zu bemerken, und das ganze Beginnen des Malers recht auffallend und ſeltſam zu finden; es gab zu mancherlei ſcharfen, mitunter recht witzig ausgeſprochenen Urtheilen Anlaß, die aber meiſtens nur den Maler trafen, nicht Sidonien; denn bei dieſer war man noch immer geneigt, Vieles zu überſehen, das Andern, vom Glücke minder Begünſtigten, nicht ſo ungeſtraft hingegangen wäre; beſonders da Roberts Benehmen ſich gar nicht dazu eignete, die Auszeichnung zu rechtfertigen, mit der ſie ihm begegnete.

Ungebildete Menſchen, die fern von der geſitteten Welt in drückender Niedrigkeit aufwuchſen, pflegen meiſtens ſich gern mit den Begünſtigungen zu brüſten, und vor den Leuten damit groß zu thun, die von bedeutenden, hoch über ſie ſtehenden Perſonen ihnen ſpäterhin gewährt werden, und Robert gehörte leider noch immer zu jenen, unerachtet ſeiner eminenten Talente, ſeiner mannichfachen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, und ſeines mit den ſeltenſten Fähigkeiten reich begabten Geiſtes. Daher ſuchte er, wo nur immer die Gelegenheit dazu ſich herbeiziehen ließ, mit dem Vertrauen, welches Sidonia ihm bewieß, auf das allerrückſichtsloſeſte zu prahlen. Der Welt, die er nicht kannte, drang er mit unbegreiflicher Offenherzigkeit ſein Vertrauen auf, ſprach gegen jeden, der ihn anhören mochte, von ſeiner gränzenloſen Bewunderung der ſchönen Gräfin Adelheim, von ihrer Güte gegen ihn, von dem ungemeſſenen Zutrauen, wodurch ſie ihn zum glücklichſten aller Sterblichen mache. Zuweilen klagte er auch wohl laut ſie an; ſchwor, daß er dieſes ihr nimmer vergeſſen noch vergeben könne, wenn er für den Augenblick ſich von ihr vernachläſſigt glaubte, bewachte mit wüthender Eiferſucht ihre Worte, ihre Blicke, wenn er wähnte, ſie ſey gegen Andere freundlicher, als gegen ihn, und betrug ſich im Ganzen wie ein verliebter, eitler und ungezogener Knabe.

Auch in anderer Hinſicht machte Sidoniens Nachſicht ihn übermüthig. Er war überzeugt, ſo wie er eben war, ihr, der Einzigen, die er mit glühender Leidenſchaft verehrte, recht wohl zu gefallen, und achtete es deshalb nicht der Mühe werth, auch nach dem Beifall Anderer zu ſtreben. Eigenſinnig verſchmähte er jede Milderung und Verfeinerung ſeiner Sitten, verletzte ſogar oft abſichtlich und mit geſuchter Arroganz die gewöhnlichſten Formen des Umganges, und ſetzte dadurch in der Geſellſchaft, die er jetzt aus Trotz mehr ſuchte als mied, ſich auf einen eben ſo ſeltſamen als beſchwerlichen Standpunkt. Seinem großen, wenn gleich noch immer ungeregelten Talente konnte man die gebührende Bewunderung nicht verſagen, ſeinen kecken, oft ſehr abſchweifenden Reden hörte man mitunter recht gern zu; man lächelte über ſeine humoriſtiſchen Einfälle, aber man hielt ihn ſtets in einer gewiſſen Entfernung von ſich ab, wie etwa ein wildes ungezähmtes Thier, deſſen wunderlichen Sprüngen man wohl einmal zuſieht, ohne es ſich jedoch zu nahe kommen zu laſſen.

Nie wurde Robert als zu der Geſellſchaft gehörend angeſehen, in deren Mitte er doch lebte, weil man, als Sidoniens ſteten Begleiter, ihn in ihr nur duldete; er fühlte dieſes wohl, und rächte ſich gern dafür durch dreiſt ausgeſprochene Abſurditäten, die er, wenn er auf Widerſpruch traf, oft mit eben ſo viel Grobheit als Anmaßung vertheidigte. Sidonien ſogar pflegte er bisweilen in dieſen Ausbrüchen ſeiner wilden ungebändigten Natur nicht zu ſchonen, und krümmte nachher, wenn er nach einer ſolchen Scene mit ihr allein war, ſich wie ein Wurm zu ihren Füßen, klagte als den elendeſten aller Sünder ſich an, beſchwor ſie, ihn mit ihrem Zorn zu zermalmen, ihn von ſich weg, hinaus, in das Elend, in den Tod zu jagen; ſo daß ſie am Ende ihm noch gute Worte geben, und alles anwenden mußte, um ihn nur zu beſchwichtigen und wieder zufrieden zu ſtellen.

Sidonia litt unendlich durch alles dieſes, das vermochte ſie ſich ſelbſt nicht abzuleugnen; oft fühlte ſie Roberts Gegenwart als eine drückend ſchwere Laſt, und konnte es dennoch nicht über ſich gewinnen, dieſer Pein, und allen Verlegenheiten, in welche ſie durch ihn gerieth, dadurch ein Ende zu machen, daß ſie ihn entfernte; denn ſie fühlte, daß er ihr unentbehrlich geworden ſey, ohne doch einſehen zu können, wodurch und warum? Ob dieſes ihr unerklärliche Gefühl, das ſie an ihn feſſelte, und ſie zwang, das Unerträgliche dennoch zu ertragen, nicht vielleicht die Liebe ſey, die ſie bis jetzt noch nicht empfunden? Dieſer Gedanke drängte freilich zuweilen ſich ihr auf; doch bei kühlerer Beſinnung mußte ſie ſelbſt darüber lächeln. Mitleid war es, inniges, tief gefühltes Mitleid, welches in der weichen Bruſt der Frauen der Liebe oft ſo ähnlich ſieht, daß ſie ſich ſelbſt davon täuſchen laſſen; das aber freilich auch zuweilen ſich wirklich in Liebe umwandelt.

Sie ſcheute ſich überdies, ein Weſen, das ſie trotz aller ſeiner Eigenheiten für gut und ſogar für ausgezeichnet anerkannte, dem Untergang dadurch zuzuſtoßen, daß ſie es plötzlich verließ; und ſo verflocht ſich denn das geſpannte ſeltſame Verhältniß mit Robert immer enger und enger mit ihren übrigen Verhältniſſen: ſie merkte wohl, wie man genauer als ſonſt ſie beobachte, wenn ſie ihm gegenüber ſtand; ſie ſah ſogar ein, daß Roberts vertrautes Betragen, welches er gerade vor Zeugen ſich am auffallendſten gegen ſie erlaubte, mit der Zeit ihrem guten Rufe ſchaden könne; aber ſie war noch immer weit davon entfernt, der öffentlichen Meinung irgend einen Einfluß auf ihre Handlungen geſtatten zu wollen, und „thue Recht und ſcheue Niemand,“ blieb ihr Wahlſpruch nach wie vor.

Roberts wunderbarer Genius, der oft, wenn ſie mit ihm allein war, in keckſen Sprüngen das Nächſte mit dem Fernſten auf die intereſſanteſte Weiſe zu verbinden wußte, und wie ein hellleuchtendes Meteor in wunderſchönen Strahlen ausbrach, ergötzte ſie oft, und bannte jede Ahnung von Langeweile weit von ihr; und wenn ſie auch zuweilen ihm zürnen zu müſſen glaubte, ſo riß ſein wahrhaft poetiſches, oft ausſchweifendes, aber, wenn man es ungeſtört walten ließ, nie ſich widerwärtig zeigendes Naturell ſie immer auf's Neue wieder zu ihm hin. Und dieſen ſollte ich opfern? ihn aufgeben, weil ſich die Leute darüber wundern könnten, daß ich es nicht thue? dachte ſie dann bei ſich ſelbſt, und es blieb eben bei'm Alten.

Indeſſen kamen doch auch zuweilen Augenblicke, ſogar Stunden, in welchen, wenn er ſich zwanglos gehen ließ, manche durch Roberts frühere Erziehung ihm eigen gewordene Gemeinheit in Sprache, Angewöhnungen und Sitten, Sidonien unangenehm berührten, und einigermaßen ſie von ihm zurückſtießen. Wenn dann Wallen, der ſeit einiger Zeit ſich ſeltener bei ihr ſehen ließ, zur guten Stunde zu ihr hereintrat, mit ſeinem feinen Takt, ſeiner edlen gebildeten Sprache und allen Vorzügen eines geiſtreichen, durch und für die Welt gebildeten Mannes, dann ward ihr freilich zu Muthe, als träfe in der ſchönen, aber ihr noch nicht heimathlich gewordenen Fremde plötzlich ein Gruß in der geliebten, lange nicht gehörten Sprache ihres Landes ihr Ohr; und ſie neigte mit altem Vertrauen und neuer Freude dem mitunter vernachläſſigten Freunde ſich wieder zu.

Wallen aber ſah alles, bemerkte alles in unerſchütterlicher Ruhe. Statt Sidonien von ihrem neuen Freunde abwendig machen zu wollen, wie Andere an ſeiner Stelle vielleicht gethan hätten, wandte er vielmehr, ohne jemals die mindeſte Eiferſucht blicken zu laſſen, alles an, um dieſe beiden einander immer näher zu rücken. Gegen Robert behielt er das nämliche freundliche Betragen unverändert bei, und wußte bei alle dem gar wohl, was er that.

* * *

Sechs bis ſieben Monate mochten ſeit Roberts erſtem Erſcheinen in Sidoniens Kreiſe vergangen ſeyn; in ſtetem Wechſel, und doch auch in einer gewiſſen Einförmigkeit waren ſie unmerklich an ihr vorüber geſchlichen. Auf dem Lande ließ der Frühling ſchon durch ſeine Boten, das Veilchen, den Krokus, die laut jubelnde, himmelanſteigende Lerche, ſeinen nahen Einzug verkünden, in der

Stadt aber ſuchte man noch immer den Winter feſtzuhalten, um ſich ſo ſpät als möglich von deſſen Freuden zu trennen.

Um dieſe Zeit wurde an die Ausſchmückung einer kleinen aber prachtvollen Kapelle die letzte Hand gelegt, welche die katholiſche Gemeinde in der Reſidenz, in der, wie im ganzen Lande, der proteſtantiſche Glaube der herrſchende war, ſich auf eigne Koſten erbaut hatte. An ſich ſelbſt war dieſe Gemeinde nicht zahlreich, wohl aber durch Rang und Reichthum vieler ihrer Mitglieder ſehr bedeutend. Mehrere der erſten und reichſten adelichen Familien, ſowohl in der Reſidenz ſelbſt als in der Umgegend derſelben, gehörten zu ihr, und alle hatten ſich vereint, und weder Mühe noch Koſten geſpart, um den Glanz ihres Gott geweihten Tempels zu erhöhen, deſſen Erbauung ihnen lange war verwehrt worden. Vor allem war man auf ein würdiges Altargemälde bedacht geweſen, und Achill von Wallen, deſſen Stimme bei allen die Kunſt betreffenden Angelegenheiten für entſcheidend galt, hatte die Ausführung deſſelben dem damals eben von ihm aufgefundenen Maler Robert aufgetragen, der auch ſogleich mit glühendem Eifer dieſe ihn hochehrende Arbeit begann, von der er in jeder Hinſicht bedeutende Vortheile ſich verſprechen durfte.

Alles ſah jetzt mit geſpannter Erwartung der Aufſtellung des Altarblattes entgegen, von welchem der Ruf ſchon im Voraus Wunderdinge verkündete, obgleich bis dahin, Wallen ausgenommen, es noch Niemand zu ſehen bekommen hatte. Vom Künſtler war dieſes förmlich ausbedungen worden, er hatte ſogar Sidonien gebeten, den Anblick des Eindrucks, welchen ſein Werk in deſſen Vollendung auf ſie machen würde, durch einen zu frühen Beſuch deſſelben ihm nicht zu verkümmern. Ohne Zeugen, bei verſchloſſenen Thüren, wurde es unter Roberts Aufſicht am Tage vor der Eröffnung der Kirche, dem koſtbaren vergoldeten Rahmen eingepaßt, und an ſeiner geheiligten Stätte über dem Altare aufgeſtellt.

Jung und Alt, aus allen Ständen, ſtrömte am folgenden Morgen in ſo großer Anzahl herbei, daß der beſchränkte Raum kaum die Hälfte derer in ſich aufzunehmen vermochte, welche der feierlichen Enthüllung des vielbeſprochenen Bildes beiwohnen wollten. Endlich flog der es verſchleiernde

Vorhang auseinander; ein allgemeiner Ausruf der Bewunderung ſäuſelte in dieſem Augenblick durch den hochgewölbten Raum, aber Todesſtille folgte gleich darauf, dann leiſes Geflüſter, das anfangs murmelnd durch die Menge lief, und endlich, lauter werdend, in unverkennbare Zeichen allgemeiner Mißbilligung, zuletzt gar des Unwillens ſich auflöſte.

Da der beſchränkte Raum kein großes figurenreiches Altargemälde geſtatten konnte, ſo hatten die Vorſteher der Kirche ein Madonnenbild zum Gegenſtande deſſelben erwählt, und zu Roberts Vorſchlage, die heilige Jungfrau in aller ihrer Herrlichkeit als Königin des Himmels darzuſtellen, gern ihre Beiſtimmung gegeben.

Von einer Glorie umgeben, durch deren leuchtende Pracht unzählige Engelsköpfchen hindurch ſchimmerten, mit allen Inſignien göttlicher Hoheit geſchmückt, thronend auf goldenem, Wolken-getragenen Seſſel, von anbetenden Seraphinen umſchwebt, deren zwei die ſtrahlende Krone über ihrem Haupte empor hielten, erkannte die Gemeinde jetzt mit tiefem Unmuth in der heiligen Jungfrau Sidoniens Bild, zur allgemeinen Verehrung hoch über ihren Häuptern aufgeſtellt. Die Geſtalt, jeder Zug des Geſichts der ſchönen, Allen bekannten Frau, waren mit unglaublicher Kunſt, wie aus dem Spiegel geraubt, in ſprechender, unverkennbarer Aehnlichkeit aufgefaßt, und zwar verklärt, aber doch lebendig, als ob das Bild wirklich athme, hier wieder gegeben.

Die Verſammlung mußte ſobald als möglich zerſtreut, die Kirche geſchloſſen werden, denn man hatte alle Urſache zu befürchten, das aufgebrachte Volk könne an dem Bilde ſich vergreifen, und ein Kunſtwerk zerſtören, deſſen ſeltener Werth ſich bei allem dem nicht ableugnen ließ. Die gleich nach dem Frieden eingetretene unzufriedene und aufgeregte Stimmung der Gemüther war noch bei weitem nicht beſchwichtigt; ſeit jenen Tagen, in welchen die allgemeine Noth eine Art allgemeiner Gleichheit zwiſchen Vornehmen und Geringen für den Augenblick eingeführt hatte, wichen der letztern Anſichten von dem Vorrechte und den Anſprüchen der Reichen und Großen noch immer gar ſehr von dem ab, was ſie früher geweſen. Niemand ſcheute ſich mehr, bei vorkommenden Gelegenheiten ſeine Meinung ſehr laut und ſehr deutlich auszuſprechen, und auch jetzt hörte man an allen Straßenecken und in allen Weinhäuſern gegen den Uebermuth der vornehmen Leute deklamiren, welche ſich ſogar nicht mehr entblödeten, mit unerhörter Frechheit ihr Bild in den Kirchen auf die Altäre zu ſtellen, um ſich göttliche Ehre erweiſen zu laſſen. Hin und wieder trat wohl ein beſſer Unterrichteter auf, und wollte den Leuten begreiflich machen, daß die meiſten und anerkannt trefflichſten Madonnenbilder der berühmteſten ältern Meiſter nur Porträte ſchöner Frauen wären. Die Redner wurden verhöhnt und verlacht, einige hinzutretende Geiſtliche und fromme Eiferer ſprachen ſogar von Sakrilegium und Gotteslläſterung, die allgemeine Unzufriedenheit wurde immer größer und lauter, ſogar Proteſtanten nahmen Theil daran, und endlich ging wenigſtens ſo viel aus alle dieſem hervor, daß Roberts Gemälde, ſo vortrefflich es an und für ſich auch ſey, ſeinen geweihten Standpunkt nimmermehr würde behaupten können.

Um die Gemüther zu beruhigen, und zugleich ein treffliches Meiſterwerk dem ihm drohenden Untergange zu entreißen, erbot ſich indeſſen der kunſtliebende Landesherr ſchon am nächſten Tage, das

Altarbild um den dafür vorher beſtimmten Preis für ſeine eigne Gemäldeſammlung anzukaufen, und erreichte dadurch auf das vollkommenſte ſeinen Zweck. Das Volk ſah mit lautem Jubel den Gegenſtand ſeines Widerwillens vom Altare hinunter nehmen, und eine in den Rahmen paſſende, freilich weit ſchlechter ausgeführte Kreuzigung an deſſen Stelle ſetzen, welche einſtweilen dort bleiben ſollte, bis es möglich ſeyn würde, ein anderes Altarblatt herbei zu ſchaffen. Der ganze Vorgang wurde in kurzer Zeit von neueren Ereigniſſen verdrängt und vergeſſen, wie denn der bewegtere Gang des Lebens in großen Städten das mit ſich zu bringen pflegt, auch Robert durfte ſchon nach wenigen Tagen ſich wieder öffentlich zu zeigen wagen, und den verborgenen Aufenthalt verlaſſen, in welchen zu ſeinem großen Mißvergnügen Wallens freundſchaftliche Fürſorge ihn bis dahin faſt mit Gewalt feſtgehalten hatte.

Trübe und krank, in der abgeſchiedenſten Einſamkeit, verlebte indeſſen Sidonia dieſe Tage, ohne von allen jenen Vorgängen etwas zu erfahren. Ein höchſt widerwärtiger Vorfall, die Entdeckung einer nie von ihr für möglich gehaltenen Täuſchung, hatte auf das ſchmerzlichſte ſie erſchüttert, ſie wirklich krank gemacht, und ſie bewogen, ſich auf einige Tage zurück zu ziehen, um in der Einſamkeit ihr gewohntes Gleichgewicht wieder zu finden.

Frau von Weihern, eben jene Frau, welcher Sidonia, aus Mitleid mit der verlaſſenen Lage derſelben, Zutritt zu ſich erlaubte, während alle Uebrigen ſie zurückſtießen, war an dem Tage, an welchem Robert das Altarblatt in der Kirche aufſtellte, ſie zu beſuchen gekommen, und hatte, was ſeit geraumer Zeit nicht der Fall geweſen war, ſie ganz allein getroffen. Durch Sidoniens nachſichtsvolles Benehmen gegen ſie, glaubte dieſe Frau ſich berechtiget, ſich das Anſehen zu geben, als erfreue ſie ſich des engſten Vertrauens der Gräfin Adelheim; auch drängte ſie dieſer oft zu ſehr ungelegenen Stunden ihre Geſellſchaft auf, doch heute war dieſes nicht der Fall, ſie wurde als ein willkommener Gaſt von der, eben einer Unterhaltung bedürfenden Sidonia, freundlich empfangen. Beide zogen ihre Arbeit hervor, ſetzten ſich an Sidoniens Nähtiſch traulich neben einander, und gaben ſich jenem leichten, von einem zum andern überſpringenden Geplauder hin, das für alle, ſelbſt für ſonſt ſehr ernſthafte Frauen, zuweilen einen unwiderſtehlichen Reiz zu haben pflegt.

Frau von Weihern war eine der angenehmſten Schwätzerinnen, die es auf der Welt geben kann, ſobald ſie ohne allen Zwang ihrer guten Laune ſich überließ. Selbſt ganz unbedeutende Kleinigkeiten von ihr erzählen zu hören, war ein großes Vergnügen; die liebenswürdigſten Einfälle, die naivſten und witzigſten Bemerkungen folgten dann einander, ungeſucht, Schlag auf Schlag; das mimiſche Geberdenſpiel der hübſchen Frau, der ſchalkhafte Ausdruck ihres lieblichen Geſichts gaben immer allem, was ſie ſagte, einen ganz originellen pikanten Reiz, doch heute zeigte ſie ſich liebenswürdiger, lebhafter, unterhaltender, als je, ſo daß Sidonia ihr anfangs gern zuhörte; beſonders als ſie auf den Einfall kam, von ihrer frühern Kindheit und der Geſchichte ihrer Jugend zu erzählen. Sidonia konnte indeſſen nicht ohne ein Gefühl innigen Mitleids bemerken, wie unverantwortlich ſchon in früheſter Zeit die moraliſche Bildung dieſes, von der Natur ſo reich begabten Geſchöpfes, vernachläſſigt worden ſey, obgleich manche komiſche Anekdote, manche höchſt charakteriſtiſche Bemerkung, welche Frau von Weihern ihrer Erzählung geſchickt einzuflechten wußte, ſie auch wieder höchlich ergötzten. Frau von Weihern bemerkte dieſes wohl, und Sidoniens Wohlgefallen regte zu immer größerer Lebendigkeit ſie an. Sich und ihre Zuhörerin wahrſcheinlich ebenfalls vergeſſend, begann ſie endlich, Anekdoten, Bilder, Bemerkungen ihrer Erzählung anzureihen, über die Sidonia anfangs innerlich erſchrack, ohne daß jedoch Frau von Weihern in ihrer ſelbſt herbeigeführten Exaltation es bemerkte; ſie fuhr fort zu reden, es war, als ob ſie, einmal in Feuer gerathen, gar nicht wieder aufhören könne, von ſich zu ſprechen, bis ſie endlich ihrer völlig verſtummenden Zuhörerin alle Ereigniſſe eines höchſt frivolen Lebens, ein wüſtes, verworrenes Gewebe von niedrigen Intriguen und ſchimpflichen Verbindungen enthüllt hatte, deren bloße Möglichkeit Sidonien nie auch nur im Traume hätte einfallen können.

Mit ſchmerzlichem Entſetzen mußte Sidonia endlich ſich ſelbſt geſtehen, daß die Frau, die ſie in Schutz genommen, um derentwillen ſie allem, was die Welt und ſelbſt ihre eigene ſie mütterlich liebende Tante dagegen einwenden mochten, ſich muthig entgegengeſtellt habe, dennoch eine verworfene ſchamloſe Buhlerin ſey, frech genug, um mit ihrer eignen Schande zu prahlen.

Iſt ſie wahnſinnig geworden, dachte Sidonia, während Frau von Weihern noch ſprach; will ſie vielleicht ungeziemenden Scherz mit mir treiben, indem ſie mir, gerade mir, Dinge vorträgt, über welche auch die Verworfenſten unſeres Geſchlechts erröthen müßten?

„Iſt das alles wahr? iſt es nur möglich?“ rief ſie plötzlich mit vor Erſtaunen zuſammen geſchlagenen Händen, als die Dame einen Augenblick zu reden aufhörte. „Frau von Weihern, ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen, antworten Sie mir wahrhaft, ich beſchwöre Sie. Iſt das alles geſchehen, wirklich ſo geſchehen, wie Sie es erzählen?“

„Nun warum ſollte es denn nicht wahr ſeyn? freilich iſt es wahr, Sie ſelbſt müſſen ja wiſſen, daß dergleichen nichts Unmögliches iſt,“ antwortete die noch immer ſehr aufgeregte Frau mit wildem Gelächter. „Aber mein Gott, was iſt Ihnen, theure Gräfin, Sie werden todtenbleich, Sie zittern, Sie ſind doch nicht unwohl?“ ſetzte ſie mit ganz verändertem Ton und großer Theilnahme hinzu, und wollte Sidonien in ihre Arme nehmen, doch dieſe hielt mit weit vorgeſtreckten Händen ſie von ſich ab, erhob ſich von ihrem Sitz, und zog an der Klingelſchnur. „Es ſoll augenblicklich angeſpannt werden,“ befahl ſie dem ſogleich eintretenden Bedienten, „Frau von Weihern will nach Hauſe, ſchnell, der Kutſcher ſoll eilen vorzufahren.“

„Aber, geliebteſte Freundin, in dieſem Zuſtande kann ich Sie doch nicht verlaſſen?“ rief Frau von Weihern etwas betreten.

„Frau von Weihern,“ erwiederte Sidonia mit würdevollem Anſtande, „Sie haben mir in dieſem Augenblick eine ſehr bittere, aber auch eine ſehr heilſame Lehre gegeben; rechnen Sie es dem Danke, den ich Ihnen für letztere ſchuldig bin, zu, daß Sie, ohne Aufſehen zu erregen, dieſes Haus verlaſſen dürfen, das Sie nie wieder betreten werden. Auch verſpreche ich Ihnen, gegen keine lebende Seele von dem, was Sie hier geſprochen und ich ſo gern nicht gehört hätte, jemals eine Silbe zu erwähnen. Unglückliche Frau! welch’ ein Dämon trieb Sie an, eines ſo laſterhaften Lebens ſich zu rühmen, und das gegen mich! Kehren Sie um, weil es noch Zeit iſt, o kehren Sie um! Dieſe Bitte ſind die letzten Worte, die Sie jemals wieder von mir hören werden!" ſetzte ſie, weicher werdend, hinzu.

„So nehmen Sie es? auf dieſe Weiſe belohnen Sie mein Vertrauen?" rief nach kurzem Schweigen Frau von Weihern, plötzlich zur Furie umgewandelt, mit zornblitzenden Augen. „Sehen Sie ſich wohl vor, meine gnädigſte Excellenz, mich verblenden Sie doch nicht, ſtellen Sie ſich ſo tugendhaft an, wie Sie wollen, ich weiß doch, daß ich nur zu meines Gleichen rede, ſo vornehm es Ihnen auch beliebt, auf mich herabzuſehen. Die Welt wird auch dahinter kommen, früh oder ſpät. Wie! ziemt es Ihnen, mir ſo zu begegnen? Ihnen, einer Frau, die erſt an einen alten reichen vornehmen Mann ſich verkaufte, um hinterher im bequemen Wittwenſtande ſich nach Gefallen einrichten zu können? Meinen Sie, man wäre blind? man wiſſe zum Beiſpiel nicht, wie Sie ſtundenlang mit dem ſchönen jungen Maler ſich einſchließen, gewiß nicht um die Antike zu ſtudiren! man ſähe nicht den armen abgedankten Wallen trübſelig umherſchleichen, der hier einſt alles in allem war?“

Sidonia beantwortete dieſe ganze pöpelhafte Diatribe des wüthenden Weibes nur mit einem verachtenden Blick, und zog ſich dann in ihr Kabinet zurück, das ſie hinter ſich abſchloß. Nach wenigen Minuten hörte ſie den Wagen vorfahren, und Frau von Weihern ſich entfernen. Tief ergriffen, bis in das Innerſte ihres Gemüths über das eben Erlebte empört, fühlte ſie der Einſamkeit, der Ruhe ſich bedürftig, um nur wieder zu einiger Faſſung gelangen zu können. Indem ſie durch das Zimmer ging, welches Frau von Weihern ſo eben verlaſſen, blickte ſie zufällig nach ihrem Arbeitstiſchchen hin, an welchem ſie an der Seite jener Frau beſchäftiget geweſen war, einige Reihen Perlen von außerordentlicher Schönheit, an ein reich mit Diamanten beſetztes Fermoir zu befeſtigen; der Schmuck war verſchwunden, vergebens ſuchte ſie ihn überall, es konnte ihr keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, wer ihn entwendet hatte. Die Sinne vergingen ihr, indem ſie ſchaudernd bedachte, an welchem Abgrunde von Verworfenheit ſie bis jetzt vertrauend und ahnungsfrei geruht: kaum daß ihr noch die Kraft blieb, an der Klingel zu ziehen; die herbeieilende Margarethe fand ihre geliebte Gebieterin in halber Ohnmacht, faſt bewußtlos da liegen.

Schmerzlich verwundet, bitter gekränkt, halb zürnend, halb beſchämt, daß ſie von einer, des gemeinſten Verbrechens fähigen Frau ſich ſo leicht und ſo lange hatte können täuſchen laſſen, benutzte Sidonia die Tage, in denen ſie wirklich ſich krank fühlte, um ohne anderer Einwirkung erſt wieder mit ſich ſelbſt einig zu werden, und verbat deshalb, unter dem Vorwande groſſer Schwäche, ſich alle Beſuche; was denn freilich ganz andern Urſachen zugeſchrieben wurde, da gerade in dieſen Tagen jene Vorfälle mit dem Altargemälde ſich ereigneten, von denen ſie aber nichts erfahren hatte. Der Nachhall der entſetzlichen Worte, die ſie noch zuletzt aus dem Munde jener Verworfenen hatte vernehmen müſſen, mußte erſt verklingen, ſie ſelbſt ihren innern Frieden erſt wieder gefunden haben, ehe ſie ſich entſchlieſſen konnte, wieder wie ſonſt ihren Freunden und Bekannten ſich zu zeigen.

Gern hätte ſie jetzt zu dem verſtändigen Rathe ihrer Tante ihre Zuflucht genommen; ſie würde keinen Augenblick ſich geſcheut haben, der treuen mütterlichen Warnerin ihren Irrthum reuevoll einzugeſtehen, und ihr offen zu bekennen, ſie fühle jetzt, daß vielleicht eben ſo viel Eigenſinn als innere Ueberzeugung ſie damals bewogen habe, dem Urtheile der Welt ſich entgegen zu ſtellen; aber ſie hatte einmal ihr Wort darauf gegeben, die frechen Bekenntniſſe jener Unglücklichen gegen Jedermann zu verſchweigen; und vollends des an ihr noch zuletzt begangenen Diebſtahls zu erwähnen, und dadurch die Thäterin den Folgen eines ſolchen Verbrechens auszuſetzen, war ein Gedanke, vor dem ſie wie vor einem entſetzlichen Geſpenſte bange zurückſchauderte, und der in dieſer Hinſicht ihr auf ewig den Mund verſchließen mußte.

Nein, dachte Sidonia bei ſich ſelbſt, mag die Unglückliche, durch mich ungeſtört, ihren Raub behalten, zu welchem nur die bitterſte Noth ſie verleitet haben kann. Daß ſie ſo ganz in meiner Nähe, auf ſo leicht zu entdeckende Weiſe ihn beging, iſt ein Beweis, daß ſie noch immer auf mein Mitleid, auf meine Nachſicht ſich verläßt;

und obgleich ſie ſo furchtbar mich hinterging, ſoll ſie doch durch ihren Glauben an mich ſich nicht getäuſcht finden. Die Worte, die ſie zuletzt im Zorne gegen mich ausſtieß, waren nur ein Ausbruch der ihr zur Natur gewordenen Gemeinheit, die mich zu ſich herunterreißen wollte, weil ich in dem Augenblicke zu ſchonungslos ſie zu Boden trat, um mich über ſie zu erheben. Ich war zu hart gegen ſie, gewiß ich habe zu herabwürdigend ſie behandelt, das fühle ich jetzt bei kälterem Blute, ich mußte ja auf dieſe Weiſe ſie auf das heftigſte gegen mich aufbringen. Das war nicht die rechte Art, ein armes, gefallenes Weſen wieder zu erheben! Schwer bedrückt von Geldnoth, welche ſie ſich freilich ſelbſt zugezogen, kam ſie, wahrſcheinlich in ſehr aufgeregter Stimmung, hoffend zu mir, um ſich von mir Hülfe zu erbitten. Mein ungewöhnlich freundlicher Empfang, ihr Leichtſinn, ihre innere Rohheit bei aller äußeren Kultur, verleiteten ſie, mir mehr von ſich und ihrem früheren Leben mitzutheilen, als ſie in dem Augenblicke wollte. Vielleicht dachte ſie anfangs, nur durch die Darſtellung ihrer ſo ſehr vernachläſſigten Erziehung mein Mitleid zu erregen; ihre eigne Beredſamkeit und die, ungebildeten Gemüthern eigenthümliche Luſt, viel von ſich ſelbſt zu ſprechen, riſſen unmerklich ſie fort weiter zu gehen, und mir mehr zu entdecken, als ſie damals ſelbſt gewahr werden mochte. Jenen abſcheulichen Schein aber, den ſie im wüthenden Zorn auf mich und mein Leben zu werfen ſuchte, iſt nur Hirngeſpinnſt, das mich keinen Augenblick beunruhigen darf. Nein, ſo denkt die Welt nicht von mir, mein Leben liegt ja vor aller Augen klar hingebreitet; ich thue, was ich will, aber ich verheimliche nie meine Thaten, weil ich mir bewußt bin, daß ſie das Licht nicht zu ſcheuen haben; es lebt kein Weſen auf Erden, dem ich wiſſentlich wehe gethan hätte, warum ſollten die Menſchen mich haſſen, und mich mit Verläumdungen verfolgen? Gewiß, ich wäre wohl mit Recht thörigt zu ſchelten, wenn die wild hingeſprudelten Reden einer der Verzweiflung nahen Verbrecherin mich nur im mindeſten beunruhigen könnten!

Nach einigen Tagen hatte Sidonia geiſtig und körperlich ſich genugſam erholt, um wieder den kleinen Kreis ihrer vertrautern Freunde empfangen, und ihren gewohnten Lieblingsbeſchäftigungen ſich hingeben zu können. Noch immer blieb der Vorgang mit dem Altarbilde ihr verborgen, ſie hatte in der ganzen Zeit Niemanden geſehen, außer ihrer Tante, ihrem Arzt und der treuen Margarethe, und von dieſen Dreien hatte in ihrem Beiſeyn keins ein Ereigniß erwähnen mögen, das, während ſie leidend war, ſie hätte beunruhigen können, und das man obendrein für die heimliche Veranlaſſung ihres Unwohlſeyns hielt. Robert ſelbſt war der erſte, der ſie davon unterrichtete, freilich auf ſeine eigene verworrene und ſeltſame Weiſe, ſo daß Sidonia anfangs gar nicht begreifen konnte, wovon eigentlich die Rede ſey.

Daß Robert ohne ihr Vorwiſſen es gewagt habe, ſie auf dieſe Weiſe zu malen, und vollends, daß er dieſes Bild zum Altarblatte einer Kirche hatte erheben wollen, erregte ihr lebhaftes Mißfallen. Zum erſtenmale fühlte ſie über ſeinen unbedachtſamen Vorwitz ſich wirklich erzürnt, und trug kein Bedenken, ihren Unmuth mit weit weniger Schonung, als ſie ſonſt wohl zu thun pflegte, gegen ihn zu äußern. Sie ſuchte ihm begreiflich zu machen, wie er, ſtatt ſie öffentlich zu ehren, den Schein unverzeihlichen Leichtſinns, gränzenloſen Uebermuths, auf ſie geworfen habe, und äußerte ganz unverhohlen, daß er auf dieſem Wege ſie dahin bringen müſſe, ſeine baldige Entfernung recht ernſtlich zu wünſchen.

Eine ſehr lebhafte Scene war die Folge davon; Robert vertheidigte ſich anfangs, wie jeder, der eigentlich Unrecht hat, ſich gewöhnlich zu vertheidigen ſucht, mit großer Heftigkeit, ziemlich vielem Trotz und vieler Anmaßung; dann fing er an, zu ſeiner Entſchuldigung ein langes Regiſter von Namen berühmter Maler herzunennen, welche in früheren Zeiten das nämliche gewagt wie er jetzt, ohne daß man ihnen darüber Vorwürfe gemacht. Endlich brach er in ſchmerzliche Klagen über ſeinen Unſtern aus, der ihn verleitet habe, das einzige Weſen, um deſſen willen er noch lebe, deſſen beſeeligende Nähe ihm ſo nothwendig ſey wie die Luft, welche er athme, aus Mißverſtand zu beleidigen.

„Verſtoßen Sie mich, Sidonia!“ rief er, „ſo bin ich verloren für die Kunſt, für das Leben, für die Welt, die ohnehin mir ſo feindlich iſt! Sie allein ſind meine Sonne, ohne die ich in Dunkelheit und ertödtender Dumpfheit der Sinne untergehen muß. Wie habe ich die Tage jetzt hingebracht, während ich Sie nicht ſehen durfte! und wie haben die Menſchen mir begegnet, gegen deren Mißhandlungen nur Ihre mächtige Aegide mich ſchützen konnte! Elend, vereinzelt, wie ich, während Sie krank waren, mich fühlte, ging ich von Haus zu Haus, um nur den unendlich langen Tag todt zu ſchlagen; alle Thüren, die ſonſt, wenn ich mit Ihnen kam, mir weit offen ſtanden, fand ich verſchloſſen, auf der Straße erwiederte Niemand meinen Gruß, keiner meiner Bekannten, dem ich begegnete, ſtand mir Rede; auf der Promenade kehrte alles, ſobald man von fern meiner anſichtig ward, mir den Rücken zu. Sidonia, verlaſſen Sie mich nur auch, damit ich vollends am Leben, an der Welt, an Gott ſelbſt verzweifle," ſetzte er mit wilder Geberde hinzu.

Es blieb Sidonien nichts übrig zu thun, als was ſie ſchon hundertmal gethan; ſie ſuchte durch mildes Zureden und ernſte Vorſtellungen den Unglücklichen zu beſchwichtigen. Jetzt erſt fiel es dieſem ein, ihr auch das endliche Schickſal jenes Gemäldes kund zu thun. Daß es aus der Kirche entfernt und jetzt im Beſitz des Landesfürſten ſey, gereichte ihr zur großen Beruhigung. Dem Maler wurde unter der Bedingung, daß er künftig minder vorlaut und minder anmaßend ſich betragen wolle, völlige Vergebung zugeſichert, dann ſtieg Sidonia in ihren Wagen, um, wie ſie zuweilen pflegte, bei der regierenden Fürſtin vorzufahren, die ſie immer mit ausgezeichneter Güte empfangen hatte. Sidonia wollte für die, durch den Ankauf des Gemäldes ihr erzeigte Gnade, der Fürſtin ihren Dank bringen, wurde aber dieſesmal nicht bei ihr vorgelaſſen, obgleich es die Stunde war, in welcher ſie gewöhnlich Beſuche anzunehmen pflegte. Sie bemerkte ſogar, daß ein Paar Damen, während ſie zurückgewieſen wurde, vor ihren Augen Einlaß erhielten, ſie wunderte ſich einen Augenblick darüber, hatte es aber, noch ehe ſie wieder nach Hauſe kam, längſt wieder vergeſſen.

Abends erwartete Sidonia wie gewöhnlich ihre Geſellſchaft, von der ſie vermuthete, daß ſie dieſesmal ſich ſehr zahlreich verſammeln würde, weil es ſeit ihrer Krankheit das erſtemal war, daß ſie ihre Bekannte bei ſich empfing. Aber die gewohnte Stunde hatte längſt geſchlagen, und ihre Zimmer blieben leer; keine von allen Damen, keiner der Herren, die ſonſt ſchaarenweiſe herbeizuſtrömen pflegten, ließ ſich blicken. Wallen ſelbſt erſchien nur auf ein Paar Augenblicke, um gleich wieder zu gehen. Ein Paar Schauſpielerinnen, und einige von Sidoniens älteren, vertrautern Freunden, machten die ganze Geſellſchaft aus. Letztere zeigten ſich obendrein ungewöhnlich einſilbig und ungeſellig, ſie waren augenſcheinlich verlegen, ſie ſchienen Sidonien halb tadelnd, halb mitleidig zu betrachten; auch Robert war mürriſch und ſtumm, es war, als ob kein ordentliches erheiterndes Geſpräch dieſesmal aufkommen könne; alle Augenblicke ſah bald der Eine bald der Andere nach der Uhr, und wenigſtens eine Stunde früher als gewöhnlich ging alles auseinander. Was fehlt denn den Leuten? dachte Sidonia, indem ſie dem Letzten, der zur Thüre hinausſchlich, verwundert nachſah.

Der nächſte Tag verging ungefähr eben ſo. Außer ihren Lehrern, mit denen ſie wie gewöhnlich den Morgen zubrachte, ſah Sidonia Niemand als den noch immer ſehr verſtimmten Robert. Das heftig Leidenſchaftliche ſeines ganzen Weſens, das ſich jetzt deutlicher als je zuvor ausſprach, lederte von Zeit zu Zeit gleich einem unter der Aſche glühenden Brande zu hellen Flammen auf, und ſchien dann wieder zu erlöſchen. Sie ſah nicht ab, wie das enden könne, ſie fühlte, daß es enden müſſe, und konnte es doch nicht über ſich gewinnen, durch einen ſchnellen Entſchluß dem Freunde wehe zu thun, der ſelbſt durch ſeine Fehler und Ungezogenheiten ihr zu werth geworden war, als daß ſie ihn ohne Schmerz hätte entbehren können. Schwer und bleiern ſchlich auch dieſer Tag an ihr vorüber, ſie hatte ſeines Gleichen noch nie erlebt; es war, als ſey ſie plötzlich auf eine wüſte Inſel verſetzt worden. Kein Beſuch wurde ihr gemeldet, ſelbſt Wallen ließ ſich nicht blicken, ſogar Frau von Bornefeld war ſchon am frühen Morgen mit ihrer Tochter ausgegangen, und hatte Sidonien bitten laſſen, ſie nicht zu erwarten, indem ſie erſt ſpät Abends zu Hauſe kommen werde. Sidonia war indeſſen dergleichen von ihrer guten Tante gewohnt; dieſe lebte zwar bei ihr in ihrem Hauſe, aber völlig nach ihrer eigenen Weiſe, wie es auch Sidonia ſich ausdrücklich ſo von ihr erbeten hatte. Von den größern Geſellſchaften ihrer Nichte ſchloß ſie ſich und ihre

Tochter gänzlich aus, weil ſie dieſe nicht mit Vergnügungen und einer Lebensweiſe bekannt machen wollte, welche ſpäterhin ihre beſchränktern Verhältniſſe ihr nicht erlauben konnten; dagegen hatte ſie die Bekanntſchaft einiger anſtändig, aber auf bürgerlichem Fuße lebenden Familien zu machen geſucht, mit denen ſie freundſchaftlich verkehrte, und die ihr und ihrer Tochter einziger Umgang waren und blieben.

* * *

Noch immer hatte Sidonia keine Ahnung davon, wie viele Zufälligkeiten ſich in den letzten Tagen vereint hatten, um in der Geſellſchaft gewiſſermaßen eine Art von Acht über ſie verhängen zu laſſen, deren Wirkung ſie freilich ſpürte, ohne jedoch den Grund davon ſich erklären zu können. Der Maler Robert hatte freilich durch ſeinen unverzeihlichen Mißgriff die erſte Veranlaſſung dazu gegeben, doch das allgemeine Verdammungsurtheil traf anfangs nur ihn allein, und verſchonte Sidonien. Selbſt die, welche am wenigſten ſie liebten, trauten ihr doch zu viel Weltverſtand und zu wenig kindiſche Eitelkeit zu, als daß ſie hätten glauben mögen, ſie ſelbſt habe zu jenem empörenden Gemälde ihre Einwilligung gegeben, oder auch nur um des Malers Vorhaben gewußt. Man war ſogar überzeugt, ſie habe ihm zu dieſem ihrem Bilde gar nicht geſeſſen; denn obgleich Niemand, auſſer einigen Kunſtkennern, jenes Gemälde zu Geſichte bekommen hatten, auf welchem Robert, lange ehe er ſie in der Nähe geſehen, ſie als heilige Cäcilia dargeſtellt, ſo war doch einige Kunde davon in das große Publikum gekommen; man erzählte die abentheuerlichſten Geſchichten von der Entſtehung und der auſſerordentlichen Aehnlichkeit deſſelben, und glaubte daher ſteif und feſt, daß auch die viel beſprochene Madonna auf die nämliche Weiſe entſtanden ſey. Daß Sidonia jene heilige Cäcilia ſogleich gekauft, und von der Ausſtellung weggenommen habe, wurde als ein Beweis ihrer großen Beſcheidenheit ihr ſehr hoch angerechnet, der Maler aber um ſo tiefer und eifriger verdammt, der frech genug geweſen war, ihre Geſtalt dennoch und auf weit empörendere Weiſe dem Publikum Preis zu geben. Man fand es unbegreiflich, wie ein Menſch ohne Stand, ohne Geburt, ohne Erziehung ſich erkühnen könne, einer der vornehmſten und ausgezeichneteſten Damen der Reſidenz ſich auf ſolche Weiſe aufzudrängen, ſie überall zu verfolgen, ihre Güte gegen ihn, durch ein höchſt unanſtändiges Betragen in ihrem eigenen Hauſe zu mißbrauchen, und es fehlte nicht viel daran, daß man nicht Anſtalten traf, ihn von Polizeiwegen aus der Stadt zu verweiſen, um die allverehrte Gräfin Adelheim von den Nachſtellungen dieſes Unwürdigen zu befreien.

Am gewaltigſten ereiferte ſich Linda gegen den unglücklichen Robert. Sie machte in dieſen beiden Tagen wenigſtens zwanzig Morgenbeſuche, um auf ſeine Koſten Sidonien zu vertheidigen, ſelbſt gegen ſolche, die gar nicht daran dachten, ſie anzuklagen.

„Es iſt ein fürchterlicher, ein unglaublich gefährlicher Menſch, dieſer Meiſter Roderigo," declamirte ſie mit ihrem gewöhnlichen Pathos, „wer nicht, wie ich, in die Geheimniſſe der Kunſt ein wenig eingeweiht iſt, kann das ſo nicht begreifen; aber ich verſichere Sie, ſein Talent, auf den erſten Blick unſere ganze Geſtalt aufzufaſſen, und ſprechend ähnlich auf die Leinwand hinzuzaubern, iſt eben ſo ſelten als gefährlich. Im Grunde iſt keine von uns vor dem frechen Pinſel des verruchten Malers mehr ſicher; wer ſteht mir dafür, daß es nicht morgen ihm einfällt, mein Geſicht einer Venus oder gar einer Leda, einer Danae anzupaſſen. Ich ſchaudere, wenn ich dieſe Möglichkeit mir nur denke; nein, mit meiner Einwilligung bekömmt er mich nicht wieder zu ſehen!"

„Mich auch nicht! mich auch nicht!" riefen Linda's Zuhörerinnen, und riſſen vor dem armen Robert aus, ſobald ſie nur von fern ihn erblickten, und die, welche der eigne Spiegel gegen jedes Befürchten einer hier möglichen Gefahr hätte vollkommen ſicher ſtellen ſollen, bewieſen bei dieſem Wettlauf ſich immer als die erſten und eifrigſten.

Dieſe, Sidonien allgemein vortheilhafte Stimmung hielt indeſſen nicht lange vor; ein neues Ereigniß, an welchem ſie nicht minder ſchuldlos war, als an dem erſten, und das bei ſeinem Bekanntwerden faſt nicht minder großes Aufſehen erregte, gab derſelben ſehr ſchnell eine der Gräfin Adelheim höchſt nachtheilige Wendung. Es ward bekannnt, daß Frau von Weihern mit einem Virtuoſen bei Nacht und Nebel entflohen ſey, weil die Folgen eines zu vertrauten Umgangs mit dieſem, ſeines ausſchweifenden Lebens wegen berüchtigten Menſchen, ſich nicht länger verbergen laſſen wollten. Die empörendſten Umſtände hatten bei dieſer Flucht obgewaltet; am Abende vor derſelben hatte die Entflohene ihre Bedienung unter irgend einem Vorwande aus dem Hauſe geſchickt, war dann mit Hülfe eines von ihr gewonnenen Bedienten ihres eben abweſenden Gemals, in das Haus und in die Zimmer deſſelben gedrungen, hatte vermittelſt einiger Schlüſſel, die ſie bei ihrer Trennung von ihm ohne deſſen Vorwiſſen behalten, ſeinen Schreibtiſch eröffnet, Juwelen von großem Werthe und eine bedeutende Summe aus demſelben entwendet, und war dann mit ihrem Geliebten entflohen, während ſie ihr jüngſtes Kind, das ſie bei ſich behalten, allein und hülflos in ſeiner Wiege zurückließ.

Dieſes Betragen einer Dame von Stande, die noch vor kaum einem Jahre am Hofe und in den vornehmſten Zirkeln Zutritt gehabt hatte, mußte allgemeine Verwunderung und Abſcheu erregen. Faſt in allen Häuſern wurde von nichts anderem geſprochen, als von ihr, und leider ward Sidoniens Name immer neben dem ihren genannt. Sidoniens vertrauter Umgang mit einem ſo verworfenen Geſchöpf, über den man ſchon von jeher tadelnde Verwunderung bezeigt hatte, kam von neuem und lebhafter als jemals zur Sprache. Es blieb eine ausgemachte Wahrheit, daß die Entflohene jenen Abentheurer im Hauſe der Gräfin Adelheim zuerſt geſehen, daß Beide dort ihre Zuſammenkünfte gehalten, daß er dort weit freieren Zutritt gehabt hatte, als viele Andere. Denn Frau von Weihern hatte der argloſen Sidonia die Erlaubniß dazu abzuſchmeicheln gewußt, unerachtet des Widerwillens, den dieſe gegen den rohen Wüſtling empfand, welchem nur ſeine Kunſtfertigkeit die Erlaubniß gewähren konnte, ſich ihr nähern zu dürfen. Indem man jedem Umſtande, der vor und bei der Flucht der Frau von Weihern ſtatt gefunden hatte, nachforſchte, fand man aus, daß dieſe noch am Abende vor derſelben die Gräfin Adelheim beſucht, letztere aber gleich nachher eine ſtarke Ohnmacht gehabt habe, die der Anfang ihrer darauf folgenden Krankheit geweſen ſey, während deren ſie Niemanden vor ſich ließ. Was anders konnte von dieſem allen die

Urſache geweſen ſeyn, als Schmerz über das Schickſal und die Trennung von ihrer Freundin? Es ſchien jetzt völlig bewieſen, daß Sidonia bei dieſem entehrenden Liebeshandel die Vertraute derſelben geweſen ſey, man ging endlich ſo weit, Sidoniens auffallende Güte gegen den jungen Maler mit dieſer ganzen widerwärtigen Geſchichte in Verbindung zu bringen. Man meinte, der Maler möge auch nicht viel mehr taugen, als der Geigenſpieler, und eigne ſich wenigſtens weder durch Geburt, noch durch Benehmen dazu, der täglich allen Andern vorgezogene Geſellſchafter der Gräfin Adelheim zu ſeyn.

Dieſe Gerüchte verbreiteten ſich noch mehr, als wenige Tage ſpäter, auf Antrieb des ſchwer beleidigten Gatten, die Entflohene nebſt ihrem Begleiter in der Gränzſtadt eines benachbarten Landes angehalten wurde. Auſſer dem Gelde und den Juwelen, welche ſie ihrem Gemahl entwendet hatte, war ein koſtbares Halsband von echten Perlen bei ihr gefunden worden, welches man aus der Beſchreibung ſogleich als Sidoniens Eigenthum erkannte, da man es unzähligemal an ihr geſehen, und ſowohl der ſeltene Werth der Perlen, als die auffallende Form des daran befeſtigten Fermoirs vor ähnlichen es auszeichneten. Daß Sidonia dieſes Kleinod nicht augenblicklich vermißt, und die Entwendung deſſelben bei den Gerichten angezeigt haben ſollte, ſchien undenkbar; folglich mußte ſie, vielleicht weil ſie nicht eben baares Geld genug zur Hand gehabt hatte, es ihrer unwürdigen Freundin mitgegeben haben, um dieſer dadurch die Flucht zu erleichtern; und ſonach ſtand der engſte Freundſchaftsbund zwiſchen jenen Beiden nicht mehr zu bezweifeln.

Alle dieſe Geſchichten gingen in der Stadt mit Blitzesſchnelle von Mund zu Mund, und gewannen, je öfter man ſie nacherzählte, ein immer dunkleres und gefährlicheres Anſehen, bis ſie endlich, freilich ſehr entſtellt und verworren, ſogar das Ohr der regierenden Fürſtin erreichten. Dieſe, eine Dame von höchſt ſtrengen Grundſätzen, die aber, wie alle Prinzeſſinnen, von dem Gange, welchen das wirkliche Leben mit uns Andern nimmt, wenig wußte, wurde darüber gegen die Gräfin Adelheim ſehr aufgebracht; man that eben nicht gar viel, um ſie zu beſänftigen, und die Art, wie die Fürſtin ſich bei dieſer Gelegenheit über Sidonien äuſſerte, gab gleichſam allen übrigen Damen das Signal, ſie gleichfalls in den Bann zu thun, ſie mitleidlos zu richten und zu verdammen.

Endlich trat eines Morgens zur ungewohnt frühen Stunde Frau von Bornefeld in Sidoniens Zimmer, und bat dieſe auf ganz eigne fremdartige Weiſe um ein völlig ungeſtörtes Geſpräch unter vier Augen. Sidonia wunderte ſich zwar im Stillen über der Tante ungewohnt feierliches Weſen, traf aber doch ſogleich die erforderlichen Anſtalten, um mit ihr allein zu bleiben; ſetzte ſich dann traulich neben ſie hin, ergriff ſchmeichelnd ihre Hand, und ſah mit kindlicher Gutmüthigkeit ihr erwartungsvoll in das ſehr ernſte bedenkliche Geſicht.

„Biſt du für den heutigen Abend zum Ball am Hofe eingeladen?“ fragte Frau von Bornefeld nach einer kleinen Pauſe mit ſichtlicher Verlegenheit.

„Nein; iſt heute Ball?“ erwiederte Sidonia ganz unbefangen.

„Du weißt es ja, der Kronprinz von Z. iſt vor zwei Tagen angekommen,“ erwiederte die Tante. „Warſt du geſtern auch nicht bei'm Soupé, und ehegeſtern bei'm Konzert am Hofe? Alle Andern waren dort.“

„Ich nicht, und war auch nicht eingeladen,“ erwiederte Sidonia ſehr gleichgültig. „Die Leute fangen wohl gar an, meiner zu vergeſſen? nun meinetwegen! Dieſe Fêten erfreuen mich wenig. Aber, gute Tante, wie kommen Sie denn auf einmal dazu, ſich ſo angelegentlich nach Dingen zu erkundigen, die ſonſt für Sie nicht das geringſte Intereſſe hatten? Glaubte ich doch Wunder, was Sie Wichtiges mit mir beſprechen wollten!“ ſetzte Sidonia lächelnd hinzu.

Die Tante räuſperte ſich, rückte unruhig und verlegen auf ihrem Seſſel hin und her, nahm endlich einen gewaltigen Anlauf, und kam ſo nach einigen Umſchweifen dazu, zwar mit vieler Schonung, aber doch auch mit eindringlichem Ernſt, Sidonien die Flucht der Frau von Weihern und alle jene Gerüchte zu entdecken, welche jetzt in Hinſicht auf ſie, Robert und jene Verworfene am Hofe wie in der Stadt in Umlauf gebracht waren. Auch die harte Weiſe, wie die Fürſtin ſich über Sidonien ausgeſprochen habe, wurde nicht vergeſſen, und der Entſchluß derſelben, die Gräfin

Adelheim für's erſte nicht zu ſehen, und ihr ſogar vielleicht den Hof verbieten zu laſſen, bis in dieſe unangenehme Sache mehr Licht gebracht werden könne.

Die gute Tante hatte den ganzen vorhergehenden Tag mit Beſuchen bei allen ihren Bekannten hingebracht, um ſich auf das Genaueſte von allem dieſem unterrichten zu laſſen. Sidonia hörte dem langen Berichte mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſchweigend zu, manches von dem, was ſie hören mußte, ſchien recht ſchmerzlich ſie zu berühren.

„Und was ſoll, was kann ich bei dem allen thun?“ fragte Sidonia, als die Tante geendiget hatte, und hob mit dem Ausdruck des reinſten Bewußtſeyns die himmelklaren Augen zu ihr auf, in denen eine Thräne glänzte, wie Engel über den Fall ihrer Lieblinge unter den Menſchen ſie weinen möchten.

„Das nächſte wäre, dich dadurch von jedem Verdachte einer näheren Verbindung mit jener unwürdigen Betrügerin zu reinigen, daß du ſie —“ fing Frau von Bornefeld mit ſtrafendem Ernſte an, doch Sidonia ließ ſie nicht ausreden.

„Kein Wort von ihr, ich bitte!“ rief ſie, ich bin nicht zur Richterin jener Unglückſeligen berufen, und der Keim zu der Strafe, die nur zu ſehr ſie treffen wird, liegt ſchon in ihren Thaten. Den Perlenſchmuck habe ich ihr geſchenkt, das bin ich bereit vor Gericht auszuſagen, ſobald ich darum befragt werde.“

Frau von Bornefeld blickte verwundert und mißbilligend ihre Nichte an. „Ich habe ihn ihr geſchenkt!“ rief dieſe, und legte die ſchöne Hand betheuernd auf ihre Bruſt; „freilich erſt in dem Augenblick, als ich den Verluſt deſſelben entdeckte,“ ſetzte ſie mit niedergeſchlagenen Augen und tiefem Erröthen leiſer hinzu, „doch dieſes geſtehe ich nur Ihnen, der ich nichts verhehlen kann. Keinem andern werde ich es je, auch hat kein anderer das Recht, es von mir erfragen zu wollen. Liebe gütige Frau, befragen Sie Ihr eignes Herz. Soll ich, um eines ſo leicht zu entbehrenden Schmuckes willen, eine ohnehin ſchon Verlorene noch tiefer hinabſtoßen? Soll ich, um vor den Augen der Welt, die mir nichts iſt, von einem leicht zu tragenden Verdachte mich zu reinigen, eine Frau, mit der ich einſt ſchöne Stunden verlebte, des

Diebſtahls anklagen, ſie einer entehrenden Strafe ausſetzen? Wird dann ihr Bild mich fortan nicht immer verfolgen? werde ich wohl noch Frieden mit mir ſelbſt haben können? Entſcheiden Sie ſelbſt, liebe Tante!"

„Du echtes Kind meiner Schweſter!" ſeufzte Frau von Bornefeld mit Thränen in den Augen, und drückte Sidonien an ihre Bruſt. „Aber der Maler," fuhr ſie fort, „ihn kannſt du doch aus deiner Nähe entfernen, ohne dein Gewiſſen dadurch zu verletzen, und, liebe Sidonia, über dieſen Menſchen gibt es nur Eine Stimme. Dich entſchuldigt man gern, du biſt ſo jung, ſo ſchön, ſo liebenswerth; deine unabhängige glänzende Lage ſetzt ſo vielen Irrthümern, ſo vielen Verlockungen dich aus, ſie macht dich zum Ziele niedrig denkender Menſchen, denen es leicht wird, die Milde und angeborne Güte deines argloſen Gemüths zu ihren eigennützigen Zwecken zu mißbrauchen. Man fängt an, dieſes einzuſehen, und ſehr ehrenwerthe Stimmen werden ſchon zu deiner Vertheidigung laut. Entferne nur jenen allgemein verhaßten Menſchen aus deiner Nähe; Niemand begreift, wie du es nur dulden magſt, daß dieſer, zu der

Hefe des Volks gehörende Fündling, ſich das Anſehen geben darf, als ſtünde er bei dir in beſonderer Gunſt. Ich bin nicht ſo hart, den Eindruck, den du auf ſein Herz gemacht zu haben ſcheineſt, ihm gar zu hoch anzurechnen, aber Andere denken nicht ſo billig wie ich; ich fände es nur lächerlich, wenn er die Augen bis zu dir erheben wollte, ſie aber halten ſchon die Möglichkeit einer ſolchen Einbildung von ſeiner Seite für ein Verbrechen.“

„Und deshalb ſollte ich den armen Robert hart behandeln, der mich bis jetzt noch nie mit dem Geſtändniß einer Liebe beleidigte, die wahrſcheinlich nur in den Köpfen derer, die ihm übel wollen, exiſtirt!“ rief Sidonia ſehr lebhaft. „Das Leidenſchaftliche ſeines Weſens liegt zum Theil in ſeiner Künſtlernatur, zum Theil in ſeiner Erziehung, die ihn wild und ungeregelt aufwachſen ließ, wie die Bäume im Walde. Er hat nicht gelernt ſich zu verſtellen, zu heucheln, zu ſchmeicheln, deshalb wird er gehaßt und verfolgt. Mir wird alles verziehen, weil ich reich und vornehm bin, und ihm, dem armen Heimathloſen, ſoll ich hart begegnen, weil die Leute ſich in den Kopf geſetzt haben, er beginge das große Verbrechen, mich zu lieben!

Gar Manche, die an innerem Werth ihm weit nachſtehen, ſuchen meine Hand zu gewinnen, niemand tadelt ſie deshalb, denn ſie ſind hochgeboren, er aber ſoll wie ein Miſſethäter verſtoßen werden, weil ich ihm freundlich bin, und er vielleicht heimlich mich liebt; nein, Tante! eine ſolche Ungerechtigkeit kann ich nicht zugeben. Robert bleibt, und ich ändere in meinem Betragen gegen ihn nichts ab, ſo lange er durch das ſeinige mich nicht ſelbſt dazu zwingt. Ich dachte früher daran, ihn zu einer zweiten Reiſe nach Italien zu veranlaſſen, doch damit iſt es nun für's erſte vorbei; der Stürm, der mich in dieſem Augenblick umtobt, ſoll den armen Freund mir nicht fortwehen, der auſſer mir vielleicht niemanden in der Welt hat, welcher ſich ſeiner annehmen möchte. Ich weiß ja auch, was es heißt, von früher Kindheit an verwaiſet da zu ſtehen!“

Alle Gründe, Bitten und Ermahnungen der Frau von Bornefeld vermochten nicht, Sidonien in dieſem ihrem Beſchluſſe wankend zu machen; ſie beſtand darauf den Maler ferner zu beſchützen, ſie vertheidigte ihn gegen alle Beſchuldigungen, zuletzt mit einer Leidenſchaftlichkeit, die faſt ein wärmeres Gefühl, als das der Theilnahme an seinem Wohl, und des Mitleids mit seiner verlassenen Lage zu verrathen schien. Frau von Bornefeld erschrack darüber innerlich, aber sie kannte das menschliche Herz, sie wußte, wie leicht äusserer Widerspruch in demselben ein Fünkchen zur Flamme anbläset.

„Nun dann," sprach sie, als sie sah, daß Sidonia in ihren Beschlüssen immer beharrlicher wurde, je länger sie sich bemühte, sie davon abbringen zu wollen, „nun dann, so habe deinen Willen. Doch mir verarge es nicht, wenn ich dich jetzt dir allein überlasse, und mich still zurückziehe, da ich einsehe, daß meine Gegenwart dir nicht mehr nützen kann. Schon seit Monden sehne ich unaussprechlich aus diesem Weltgeräusch, in meine ländliche Einsamkeit, zu meiner lieben Heimath mich zurück. Ohne dein Vorwissen habe ich alles zu meiner Abreise längst vorbereitet, denn ich fürchtete, daß deine Bitten, länger zu bleiben, mich abermals zurückhalten könnten, wie es früher schon geschehen ist. In einer Stunde gehe ich fort, es sey denn, daß du dich vielleicht entschließen könntest, mich zu begleiten. Ich muß es, um meiner

Agnes willen, liebe Sidonia; ich darf ſie hier nicht länger weilen laſſen, ich muß ihr junges Herz vor den Eindrücken bewahren, die das hieſige glänzende Leben auf ſie machen könnte, zu dem ſie nicht beſtimmt iſt; ſie darf die ſchöne Fähigkeit, in ſtill beſchränkter Häuslichkeit ſich am glücklichſten zu fühlen, nicht verlieren, ſonſt hätte ſie alles verloren.“

Jetzt war die Reihe an Sidonien, ſich in Bitten und Gründen zu erſchöpfen, um ihre Tante zum Bleiben zu bewegen, aber ſie fand dieſelbe eben ſo unbeweglich, als ſie ſelbſt es früher geweſen war.

„Ich darf, ich kann nicht länger in der Stadt bleiben,“ ſprach ſie, „doch einen Vorſchlag weiß ich noch, der unſer Beiſammenſeyn ſichert, und deſſen Ausführung auch wohl für dich das ſicherſte und beſte wäre, um all den Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten mit einemmal ein Ende zn machen, in denen du dich jetzt verwickelt ſiehſt. Verſprich mir, mich zu begleiten, und ich will meine Abreiſe noch um einige Tage verſchieben. Die ſchöne Jahreszeit naht, erfreue dich ihrer in deinem ſchönen Landſitze, wo du mit Adelheim ſo glückliche Tage verlebteſt, ich wohne in deiner Nähe, und kann dann täglich dich ſehen. Deine Entfernung wird deinen Freund betrüben, aber nicht kränken; er wird nach Italien zurückkehren, und jede üble Nachrede, die jetzt dich verfolgt, wird während deiner Abweſenheit verklingen. Du wirſt, wenn du mit dem Winter wieder hierher zurück kommſt, freudig und ehrenvoll empfangen werden.“

„Nein, Tante, nein, das kann und darf ich nicht!“ rief Sidonia, „für ländliche Stille und Einſamkeit bin ich noch nicht reif, mir ſchaudert innerlich davor; ich bedarf noch des Geräuſches der Welt, des Umganges mit ihr, um eine namenloſe quälende Unruhe zu erſticken, die in meinem Innern mich oft überfällt. Ja damals, an Adelheims Seite war es ein Anderes, doch jetzt, jetzt würden Sehnſucht und Erinnerung an den edlen Freund, den ich verloren habe, mich dort peinigend verzehren.“

„Nun denn, ſo lebe wohl, du geliebtes Kind meines Herzens, laß dies die Stunde unſeres Abſchieds ſeyn; ihn zu wiederholen, wäre quälend für uns Beide,“ ſprach die Tante, indem ſie aus den feſt ſie umſchlingenden Armen der ſchmerzlich bewegten Sidonia ſich wand. „Ich ſcheide nicht ohne Sorge, aber auch nicht ohne Hoffnung von dir, denn ich weiß, in dir wohnt ein reiner Geiſt, der dich in allen Gefahren und Stürmen wird aufrecht erhalten. Flattre noch ein Weilchen im bunten Schimmerlichte umher, weil du nicht anders willſt; doch wenn die Nichtigkeit dieſes Treibens dir einſt klar wird, wenn du des Troſtes, der Ruhe an einem dich wahrhaft liebenden Herzen bedarfſt, dann fliehe zu mir, und du wirſt finden was du ſuchſt.“

* * *

Der Wagen der Tante rollte fort, und Sidonia ſaß mit verweinten Augen trübe und einſam in ihrem Zimmer, verloren in mannichfachen quälenden Gedanken, als plötzlich Robert bleich und verſtört zu ihr hereinſtürzte, und vor ihr hin ſich auf den Boden warf, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Sidonia fuhr erſchrocken auf, ſo manche heftige Scene ſie auch mit ihm erlebt hatte, ſo hatte ſie dennoch nie ihn geſehen. Einen Bedienten herbei zu rufen, wagte ſie nicht, und doch fürchtete ſie ſich vor dem Alleinbleiben mit

Jemand, der augenſcheinlich ſeiner Sinne nicht mächtig war. Sie überlegte ſchnell, wortlos beinahe, was ihm widerfahren ſeyn könne, und der Gedanke, daß er, hingeriſſen von Zorn, vielleicht einen Mord begangen habe, behielt endlich die Oberhand. Zitternd ſtand ſie vor ihm, und wollte verſuchen, ihn nur zum Reden und einiger Faſſung zu bringen.

„Ich gehe ich gehe ja, ich will ja fliehen, doch ohne Abſchied nicht!“ ſtöhnte er endlich kaum vernehmbar aus tiefſter Bruſt, wie ein mit dem Tode ringender.

„Robert, um Gotteswillen, was haben Sie angerichtet!“ rief Sidonia in der feſten Ueberzeugung, er habe eine That begangen, die ihn jetzt zwinge, dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit zu entfliehen. „Was haben Sie gethan? ſtehen Sie auf, ſprechen Sie, vertrauen Sie mir, laſſen Sie uns mit einander überlegen, wie Sie Ihre Flucht einrichten können, und was ich thun kann, um ſie Ihnen zu erleichtern.“

„Der Sterbende braucht nur ein Grab, o könnte ich hier zu Ihren Füßen es mir aufwühlen! Von hier ſcheiden und vom Leben ſcheiden, gilt einerlei!“ rief er, warf mit dem Geſicht ſich abermals platt auf den Boden hin, und zerraufte in wilder Verzweiflung unter ängſtlichem Geſtöhne ſich die Haare.

Der Anblick war wirklich gräßlich, Sidonia wandte alle Mittel, die ihr eben zur Hand waren, an, um ihn nur zur Beſinnung und zum Reden zu bringen. Endlich fand er die Sprache wieder, und nun erfuhr ſie, Frau von Bornefeld habe vor etwa einer Stunde ihn zu ſich rufen laſſen, um ihm mit tauſend Gründen zu beweiſen, daß er, um Sidoniens willen, ſich wo möglich noch heute aus dieſer Stadt entfernen müſſe; ſie habe ihm verſichert, Sidonia ſelbſt wünſche, daß er ſie verlaſſen möge, nur fehle ihr der Muth, ihm dieſes ſelbſt zu bekennen; ſie habe ihn gebeten, ihn beſchworen, Sidoniens Frieden, ihr eigentlichſtes Wohl nicht durch längeres Dableiben zu zerſtören. „Ich habe von alle dem, was ſie ſagte, nichts begriffen, als daß ich fort muß, weil Sidonia es will!“ rief Robert in wahrer Seelenangſt aus.

Daß er wenigſtens keine That begangen, die zur ſchleunigen Flucht ihn zwingen müſſe, war für Sidonien eine große Erleichterung. Der Tante eigenmächtiges Eingreifen in ihre Angelegenheiten berührte ſie freilich unangenehm, aber ſie konnte der treu um ſie beſorgten Freundin darüber nicht ernſtlich zürnen, deren gute Abſicht ſich dabei nicht verkennen ließ.

„Robert, Sie ſind ein Kind,“ ſprach ſie mit erzwungener Heiterkeit, um den gänzlich Zerſtörten nur wieder zu ermuthigen, „werden Sie denn nie vernünftig werden? Entweder haben Sie die gute Tante, oder dieſe mich völlig mißverſtanden. Sie werden das gewiß ſelbſt einſehen, ſobald Sie nur wieder zu einiger Beſinnung gelangen. Einmal werden wir uns freilich, wenigſtens auf einige Zeit, trennen müſſen, wenn gleich nicht ſo gewaltſam, denn ewig können wir doch nicht — —“

„Ewig! ewig! ewiges Sonnenlicht, oder ewige Nacht!“ rief Robert, und ſtürzte wieder zu ihren Füßen hin. „Sidonia! Angebetete! du Sonne meines Daſeyns, wie könnte ich leben ohne dich! Es muß heraus, das dunkle Geheimniß, die gequälte Bruſt hält es nicht länger, mein ganzes Weſen iſt nur Eine Flamme für dich, ich liebe dich unſäglich, ſo hat noch Keiner geliebt! ich bin ein armſeliger namenloſer, ſchon bei meiner Geburt aus der Reihe glücklicher, fröhlicher Menſchen ausgeſtoßen; dich haben die Götter mit allem überſchüttet, was ihre überſchwengliche Güte nur jemals einem ſterblichen Leben gewährte. Du biſt ein höheres Weſen, o laß in deinem Anſchauen mich leben bis an das Ende meiner Tage, du Herrliche, vernichte mich nicht! Dich entbehren, iſt Tod, iſt Untergang auf ewig, ich entſage dem Himmel, den das Licht deiner Augen nicht verklärt. Sidonia, ich krümme in Todesangſt wie ein Wurm mich zu deinen Füßen, weil die Welt mir verbietet, aus meiner Niedrigkeit zu dir den Blick zu erheben; aber auch in meiner Bruſt glüht die Flamme, welche der alte Prometheus aus dem Olymp entwandte; Liebe, unſterbliche Liebe, ſie ſtellt den Göttern uns gleich. Kannſt du verachtend mich zertreten, weil ich dich liebe, wie noch nie ein Weib geliebt ward! Das Geſtändniß iſt gethan, die Bruſt athmet freier, entſcheide, verſtoße mich, ſprich meinen Untergang aus, wenn du es kannſt, aber ende!“ ſetzte Robert mit immer leiſer werdender, erſterbender Stimme hinzu.

Kaum im Stande ſich aufrecht zu erhalten, von tauſend namenloſen Gefühlen ergriffen, blieb Sidonia eine Weile ſprachlos vor dem Jünglinge ſtehen, der Todesqual in allen Zügen, das dunkel flammende Auge auf ſie geheftet, in bänglichſter Erwartung zu ihren Füßen lag. Das hatte ſie nicht erwartet, von dieſer glühenden Leidenſchaft, die ihn verzehrte, hatte ſie bis jetzt keinen Begriff gehabt, denn alle jene darauf hindeutende Aeußerungen, die er ſich früher gegen ſie erlaubt, waren wirklich von ihr der ungeregelten, heftigen Natur des jungen Künſtlers zugeſchrieben worden, der, unbekannt mit den Geſetzen des höheren geſelligen Lebens, ſich nicht innerhalb derſelben zu halten verſtand.

„Robert!“ rief ſie endlich, „Sie wiſſen nicht was Sie ſprechen, Sie ſind in dieſem Augenblick nicht bei ſich ſelbſt, ſonſt würden Sie ſo mich nicht peinigen und erſchrecken. Stehen Sie auf, Sie ſehen mich überraſcht und bewegt. Ich zürne Ihnen nicht, aber in dieſer Stimmung dürfen wir nicht länger beiſammen bleiben. Wir ſehen uns wieder, laſſen Sie mir nur Zeit, um von dieſer gewaltſamen Erſchütterung mich zu erholen. Gehen Sie in Ihre Wohnung, verlaſſen Sie dieſe nicht, bis ich Sie wieder zu mir rufen laſſe, nur jetzt gehen Sie, ich bitte; ich befehle es, wenn Sie es lieber hören. Gehen Sie, und in Ihre Wohnung, ich will es, ich verlange es."

Robert wollte ihr Gehorſam leiſten, er bemühte ſich vom Boden, wo er noch immer lag, ſich zu erheben, ſank aber an allen Kräften gelähmt, kaum ſeiner ſelbſt ſich bewußt, mit einem lauten Seufzer zurück.

Sidonia traf ſogleich Anſtalt ihn in ſeine Wohnung bringen zu laſſen, der Arzt wurde gerufen, ein alter treuer Kammerdiener ihres verſtorbenen Gemahls, mußte Robert begleiten und zu ſeiner Pflege bei ihm bleiben. Robert ließ ſtill und geduldig alles geſchehen, wie ſie es anordnete. Als er aus ihrem Zimmer geführt wurde, reichte ſie noch freundlich ihm die Hand, empfahl ihm ſich zu ſchonen, und ja nicht eher auszugehen, bis ſie ihn zu ſich rufen laſſe, und warf ſich dann, ſo wie er fort war, in ihr Sofa; ein Thränenſtrom erleichterte ihr das bis zum Zerſpringen volle Herz.

Quälende Zweifel, unſägliches Bangen um ſich und um Robert, tobten in ihrem Gemüthe.

Sie ſuchte vergebens zu erſinnen, wie ihm und ihr zu helfen wäre; ja in ihrer Verwirrung war es ihr nicht einmal klar, was ſie eigentlich für ihn empfände, und welcher Art der Eindruck ſey, den ſein wildes leidenſchaftliches Betragen auf ſie gemacht habe. Alle vorhergehende Ereigniſſe ihres kurzen Lebens ſtiegen plötzlich wieder vor ihr auf; Binſenburgs lächerliche Bewerbung um ſie, Adelheims edle und innige, aber von allen Ausbrüchen der Leidenſchaftlichkeit ſich frei haltende Liebe, die eigennützigen Bewerbungen mehrerer Elegants aus der Geſellſchaft, die ſie in dieſem Augenblicke mit Zudringlichkeit verfolgten, und die ihr nur ein verächtliches Lächeln abgewinnen konnten; und nun, im furchtbarſten Contraſte mit jenen, die Raſerei einer an Wahnſinn gränzenden Leidenſchaft, vor der ſie erſchrocken zurückbebte. Und doch konnte ihr Herz den Unglücklichen nicht verſtoßen oder verlaſſen, für den ſie, inniger als jemals, das tiefſte Mitleid empfand.

Immer rathloſer, immer uneiniger mit ſich ſelbſt, je länger ſie über ihre jetzige Lage nachdachte, ſuchte Sidonia vergebens ſich nur einige

Faſſung und Ruhe zu erringen, als Wallen ihr gemeldet ward. Sie hatte ihn ſeit langer Zeit nicht ohne Zeugen geſehen, und nun war ihr plötzlich, als habe der Himmel ihr einen Boten zum Troſt geſandt.

„Wie konnte ich auch des treuen Freundes vergeſſen!“ rief ſie überraſcht, und eilte freudig ihm entgegen; ihr war, als ſey nun plötzlich alles geſchlichtet, alles beſeitigt, indem der Mann wieder wie ſonſt vor ihr ſtand, deſſen verſtändiger Rath, deſſen herzliche Theilnahme an allem was ſie betraf, ſie ſchon unzähligemal beruhiget und aus drückender Verwirrung ihr geholfen. „Achill!“ rief ſie ihm entgegen, „mein treuer lieber Freund, Gottlob! daß Sie da ſind, Sie kommen wie gerufen. Nie habe ich Ihrer ſo bedurft wie eben jetzt!“ Sie legte mit dieſen Worten beide Hände in die ſeinigen, als wolle ſie an ihm ſich halten, ihr Auge lächelte durch die thränenſchweren Wimpern ihm entgegen, nie war ſie ſchöner geweſen als in dieſem Augenblick, wo ſie, ermattet vom ſchweren Kampfe mit ſich ſelbſt, mit hoffender Hingebung ſich dem Freunde zuneigte, deſſen bloßer Anblick ſchon ihr Rath und Hülfe verhieß.

Auch betrachtete Wallen ſie lange mit unverhehltem Entzücken; küßte die ſchönen Hände, die das reinſte Vertrauen in die ſeinigen gelegt hatte, und drückte ſie an ſeine Bruſt, indem er Sidonien an ihren Sofa zurückführte, wo er neben ihr Platz nahm, ohne jedoch ihre Hände wieder frei zu geben. Sie war ſolcher zärtlicher Demonſtrationen zwar nicht von ihm gewohnt, denn unerachtet des zwiſchen ihnen beſtehenden Freundſchaftsbundes, hatte Wallen ſich dennoch nie gegen ſie die kleinſte Vertraulichkeit erlaubt, die nur von fern die zarte Linie des, ihrem Geſchlechte ziemenden Anſtandes verletzen konnte; aber ſie war viel zu beſchäftigt in ihrem Innern, als daß ſie in dieſem Augenblick eine Veränderung in ſeinem Betragen hätte gewahr werden können. Kampf und Widerſtreit wogten noch immer in ihrem Gemüth, mit niedergeſchlagenen Augen ſaß ſie neben ihm, tief erröthend, in augenſcheinlicher Verwirrung, und wußte nicht, wie ſie es anfangen ſolle, dem Freunde die Veranlaſſung des bewegten Zuſtandes zu entdecken, in welchem er ſie gefunden; doch Wallen verſtand es, mit der ihm eignen Geiſtesgewandtheit ſie dieſer Qual zu überheben.

„Ich wußte, daß Sie in dieſer Stunde meiner bedürften, theure Sidonia,“ ſprach er mit leiſem, unendlich zartem Ausdruck in Blick und Ton. „Leider konnte ich von dieſem ſchönen Haupte das Gewitter nicht ableiten, das ich ſchon lange über daſſelbe ſich zuſammenziehen ſah. Es bekümmerte mich unendlich, aber ich hielt mich fern, denn ich kenne meine ſchöne Freundin und ihre Anſichten, wie mich ſelbſt. Ich hatte keine Hoffnung, ſie in ihrer argloſen Unbefangenheit davon abhalten zu können, jenen Sturm ſelbſt auf ſich herabzuleiten, und konnte nichts, als ängſtlich den Moment erwarten, in welchem mir wieder vergönnt ſeyn würde, zu ihrer Rettung herbei zu eilen. Ach, Sidonia, wie habe ich für Sie gezittert, wenn ich Sie mit Gefahren ſpielen ſah, die Sie nicht kannten! Sie beſitzen nur den einzigen Fehler, zu gut und zu arglos zu ſeyn, doch wer, der Sie kennt wie ich Sie kenne, möchte Sie darum weniger ehren und lieben? Wie gern hätte ich oft Sie gewarnt! ich konnte es leider nicht, ohne einen in Ihren Augen mich erniedrigenden Schein auf mich fallen zu laſſen. Und was hätten meine Warnungen fruchten können? Sie hätten ſie verachtet, und mich vielleicht dazu; wie Sie eben auch die Meinung der Welt verachten, die, ich gebe es zu, dann und wann verächtlich genug ſich ausſpricht, der aber kein Einzelner trotzen darf, wenn er nicht, wie Sie jetzt, in Gefahr kommen will, durch ſie zu Grunde zu gehen.“

„Achill, ich verſtehe Sie nicht,“ erwiederte Sidonia verwundert. „Daß Sie es gut mit mir meinen, fühle ich, aber in der That ich begreiſe den Sinn Ihrer Worte nicht. Ich läugne Ihnen nicht ab, daß Sie ſchmerzlich betrübt mich finden, ich bin es, weil ich mit mir ſelbſt uneins bin; aber dieſe Verworrenheit wird unter Ihrer Leitung ſich löſen, es wird mir wieder klar werden, was ich thun ſoll, um mich und Andere zum Frieden zu bringen. Aber von dem Sturme, von den Gefahren, die über meinem Haupte ſchweben ſollen, wie Sie mir andeuten, weiß meine Seele wahrlich nichts.“

„Wie ſoll ich es nur anfangen, um Sie Ihrer gefährlichen Sicherheit zu entreißen, ohne Ihnen zugleich wehe zu thun!“ ſeufzte Achill. „Schöne, geliebte Freundin,“ fuhr er leiſer flüſternd fort, indem er wieder ihre Hand ergriff und zärtlich an ſein Herz drückte, „hätten Sie es denn wirklich noch nicht gefühlt, daß Sie ſchon jetzt, vom Hofe wie aus der Geſellſchaft, faſt wie verbannt ſind? daß Sie, die ſonſt von Allen Geſuchte, jetzt gemieden werden, auch von Solchen, die ehemals mit Neid und Bewunderung zu Ihnen aufſahen, und froh waren, wenn ſie eines Blickes von Ihnen gewürdiget wurden? Iſt denn wirklich von allen den entſetzlichen Geſchichten nichts bis zu Ihnen gelangt, die auf Ihre Koſten von Mund zu Munde gehen, und zu deren Erfindung Ihr auffallendes Abweichen vom Gewohnten, die ſeltſame Wahl Ihres näheren Umganges, leider nur zu viel Veranlaſſung geben? Daß heute Ihre Tante Ihr Haus verließ, daß jener verrückte junge Maler eine Stunde ſpäter krank aus demſelben in ſeine Wohnung gebracht werden mußte, deſſen unſinniges Betragen ſchon längſt Aller Augen auf Sie und ihn gezogen hat, daß Sie die zärtlichſte Sorge für ihn bezeugten, ihn Ihrem eigenen Arzte dringend empfahlen, ſogar Ihren alten Kammerdiener ihm zur Bedienung mitgaben, das alles, theure Freundin, geht ſchon jetzt wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und beſtärkt alle Welt in dem Glauben an jene Schändlichkeiten. Sidonia, erlauben Sie mir, es mit einemmal auszuſprechen, Sie ſind zu jung, zu unerfahren, zu gut und zu liebenswerth, um länger ſo allein in der Welt daſtehen zu können. In jeder Hinſicht eilen Sie mit verbundenen Augen einem Abgrunde zu; bei Ihrem großen, ſchwer zu überſehenden Vermögen, bedürfen ſogar Ihre äußern Verhältniſſe zur Leitung einer männlichen Hand. Wie leicht Sie zu betrügen ſind, hat jene Frau Ihnen genugſam bewieſen, deren Sie, unerachtet aller Warnungen treuer Freunde, ſich ſo großmüthig annahmen.“

„Sie ſcheinen zu glauben, ich bedürfe eines Vormundes, Herr von Wallén, und thäte am beſten, mich lieber gleich für unmündig erklären zu laſſen?“ erwiederte Sidonia etwas bitter und gereizt.

Das vielfach verwundete Gemüth Sidoniens hätte in dieſem Augenblicke wohl einer mildern Hand bedurft, als der ihres Freundes, welcher bei aller möglichen Weltklugheit doch nicht fähig war, ihren jetzigen Schmerz zu verſtehen. Während nun der Schmerz, das Elend, ja die Schlechtigkeit Anderer ſie niederdrückten, wähnte er, ſie leide nur um ſich ſelbſt. Er ſuchte deshalb die Widerwärtigkeiten, die ſie ſeit kurzem erfahren, ihr recht fühlbar zu machen, um ſie dem, was er zur Beſeitigung derſelben ihr vorſchlagen wollte, deſto geneigter zu ſtimmen.

„O Sidonia, welch ein Einfall war das!“ rief Wallen, „auch im Scherz ſollten Sie ſich nicht das Anſehen geben wollen, mir nur den Schatten einer ſo ſinnloſen Albernheit zutrauen zu können.“ Im weichſten eindringendſten Ton, deſſen ſeine wirklich ſehr angenehme Stimme fähig war, ſetzte er hinzu: „Wer möchte je es ertragen, dieſen edlen Geiſt, dieſes engelgleiche Gemüth auch nur auf das entfernteſte in der Freiheit ſeines Willens beſchränkt zu ſehen! Ich zittere, es auszuſprechen, aber es muß ſeyn; Sidonia, geliebteſte und liebenswertheſte der Frauen! Sie bedürfen gewiß keines Vormundes, aber der Hand eines Sie wahrhaft liebenden Gemals, deſſen Anſehen im unbeſchränkten Gebrauch Ihrer Freiheit Sie beſchützen, der Sie vertreten kann, wo es nöthig wird; der zur Ausführung aller Ihrer Wünſche

Rath und Beiſtand Ihnen bietet, der Ihnen die Mittel dazu erhält, als kluger treuer Verwalter eines Vermögens, welchem ſie allein nicht vorſtehen können, ohne liſtigen Betrügern zur Beute zu fallen. Sidonia, ums Himmelswillen mißverſtehen Sie mich nicht, Ihr Glück iſt es einzig und allein, was mir am Herzen liegt, obgleich es auch zugleich das meine iſt.“

„Achill, was verlangen Sie von mir!“ rief Sidonia wahrhaft erſtaunt. „Mit kaltem freien Vorbedacht, aus andern Gründen, als die mein Herz mir vielleicht dereinſt aufdringen könnte, ſollte ich meine Hand, meine Freiheit jetzt verſchenken? Nein, wahrlich nein! ich bin noch ſehr jung,“ ſetzte ſie erröthend hinzu, „es wäre eine unverzeihliche Thorheit von mir, wenn ich Ihnen beſtimmt erwiedern wollte, daß ich nie wieder mich verheirathen werde; vielleicht kommen Verhältniſſe und Zeiten, in denen ich — doch jetzt iſt an dergleichen nicht zu denken, wahrlich nicht.“

„Theures, ach mir nur zu theures Weſen, verkennen Sie den Mann nicht, der ſo gern ſein Herzblut vergießen wollte, könnte er dadurch die Welt auf den Standpunkt verſetzen, auf dem ſie in dieſem Augenblick wählen könnte, den zu finden, dem ich, ohne vor mir ſelbſt zu erröthen, dieſe Hand reichen könnte, die einſt Ihrem edlen, unvergeßlichen Freunde angehörte.“

„O wie entzückt mich dieſer ſchöne Zorn, herrlichſte, geliebteſte der Frauen!“ rief Achill, „nein, meine Sidonia! keiner von jenen, und ich kenne ſie Alle, wäre werth, nur die Spitze des kleinſten Fingers dieſer ſchönen Hand zu berühren; doch der treue Freund, der ſeine heiße Liebe bis jetzt beſcheiden verbarg, und ſich überglücklich pries, unter der Maske der Freundſchaft jede Stunde ſeines Lebens Ihrem Dienſte weihen zu dürfen, dieſer treu erprobte Freund wagt es jetzt, ſein Auge bittend zu Ihnen zu erheben. Sidonia, ſtellen Sie ihn auf den Gipfel des Glücks, indem Sie durch den ſchönſten Bund ihn berechtigen, alles für Sie zu thun und zu wagen! zögern Sie nicht, Sie ſind zu groß, zu erhaben über Ihr ganzes Geſchlecht, um nicht frei und offen über unſer Glück entſcheiden zu wollen! Ihr Blick, das ſchöne Vertrauen, deſſen Sie von jeher mich würdigten, haben ſchon längſt die bezauberndſten Hoffnungen in meinem Buſen erweckt! Ich weiß es ja, und wußte es lange, daß keiner von Allen, die Sie jetzt umflattern, in Ihrer Achtung ſich neben mir ſtellen darf. Jener Maler konnte mich keinen Augenblick beunruhigen, ſo ſehr Ihre Güte ihn auch auszeichnete. Ich kannte ja Ihre Neigung, jede neue, durch Seltſamkeit ſich auszeichnende Erſcheinung in Ihre Nähe zu ziehen, um nur einigen Wechſel in die lebloſe Einförmigkeit zu bringen, die hier von allen Seiten Sie umgibt! Darum ließ ich den Thoren ruhig gewähren, deſſen Ungeſchick das kurze Spiel bald ohne mein Zuthun endigen mußte. Ich hoffte und ſchwieg, und hätte noch lange ſchweigend gehofft, wenn nicht gerade jetzt der Augenblick eingetreten wäre, der es dem liebenden Freunde zur Pflicht macht, ſich ſchützend Ihnen zur Seite zu ſtellen. Alle, die ehemals Sie hoch verehrten, wollen jetzt von Ihnen abfallen, ſogar ſich Ihnen entgegen ſtellen. O Sidonia, Geliebteſte, gewähren Sie mir das überſchwänglich beglückende Recht, für Sie aufzutreten, Sie weihen dadurch fürs ganze Leben zu Ihrem Dienſte mich ein. Hof und Stadt ſehen dieſem Schritte von Ihrer Seite ſchon längſt mit Erwartung entgegen, der alle Unannehmlichkeiten, in welche Sie jetzt verwickelt ſind, enden wird. Sie ſchweigen noch immer? Sidonia! ermuthigen Sie ſich, ſeyn Sie wieder Sie ſelbſt, edel und groß und entſchieden; hoffend blicke ich zu Ihnen auf, unmöglich können Sie mich in Ihrer Huld ſo hoch geſtellt haben, um mich nachher um ſo tiefer ſinken zu laſſen.“

Achills Rede war lang, aber er hätte noch viel länger reden können; die erſchrockene Sidonia war vor innerem Entſetzen nicht im Stande ihn zu unterbrechen, denn Wallen vergönnte ihr, ohne es zu wiſſen, einen weit durchdringenderen Blick in die verborgenſten Tiefen ſeines Gemüths, als er für möglich halten konnte. Wie damals ihren Bruder, als er mit ſchmeichelnder Liſt in Binſenburgs Arme ſie verlocken wollte, ſo durchſchaute der ihr angeborne Scharfblick auch ihn. Mit Schaudern entdeckte ſie Heuchelei, niedern Eigennutz, liſtige Abſichtlichkeit und eitle Arroganz; wo ſie bis jetzt nur die treue Anhänglichkeit, das uneigennützige Wohlwollen eines edlen erfahrnen Freundes geſehen hatte, der hülfreich und theilnehmend, ohne Nebenabſichten, ihrer Jugend ſich annahm, die ſo ſehr eines weiſen Führers bedurfte.

Ihn, den ſchon dem reifern Alter ſich nähernden Mann, den ſie bis jetzt als ihren verſtändigen Freund, als ihren Lehrer, im Herzen geehrt hatte, ſich plötzlich zum Liebhaber umgeſtalten zu ſehen, war ihr ein empörender Anblick, wie er es jedem jungen, rein fühlenden weiblichen Gemüthe immer ſeyn wird; ſein Beginnen empörte ihr Zartgefühl, es erſchien ihr als Entheiligung eines ſchönen ernſten Verhältniſſes, in welchem der ſtärkere weiſe Mann, dem zu ihm aufblickenden ſchwächeren Weibe, als höherer Schutzgeiſt ſich zeigen ſoll, und ſie wandte, von unbeſiegbarem Widerwillen ergriffen, ſich von ihm ab, weil ſie in dieſem Momente ſeinen Anblick nicht ertragen konnte.

Wallen legte die innere Bewegung, von der er ſie ergriffen ſah, weit anders aus. Er war feſt überzeugt, daß die zur Ausführung ſeiner längſt gehegten Pläne günſtigſte Stunde jetzt gekommen ſey, daß Sidonia, in ihrer gegenwärtigen, von ihm zum Theil künſtlich herbeigeführten Lage, ihm weder entgehen könne noch werde; daß ſie, wenn nicht aus Liebe, doch aus Achtung und Bewunderung ſeines Geiſtes ihn nicht zurückweiſen könne, und war nur darauf bedacht, ſie ohne Entſcheidung ſich nicht entſchlüpfen zu laſſen.

„Sidonia,“ bat er, „ſoll ich zu Ihren Füßen Sie anflehen, doch endlich das Wort auszuſprechen, das mich zum Glücklichſten der Sterblichen erheben wird? können Sie noch länger ſich weigern, mir den ſchönſten Lohn der treueſten, ehrfurchtsvollſten Liebe zu gewähren? Wenn Sie bei Ihrem grauſamen Schweigen beharren wollen, ſo reichen Sie mir wenigſtens die ſchöne Hand, als Unterpfand meiner künftigen Seligkeit,“ ſetzte er hinzu, und wollte dieſe ergreifen, doch Sidonia zog kalt und finſter, mit faſt verachtendem Blicke ſie zurück.

„Herr von Wallen, noch immer hoffe ich, Sie nicht verſtanden zu haben,“ erwiederte ſie ſehr ſtolz.

Wallen ſprang auf, kaum mochte es ihm gelingen, einen Schrei des Entſetzens zu unterdrücken; zornig und ungeſtüm drängte all ſein Blut ſich dem Herzen zu, und er ward todtenbleich. Roberts Geſtalt ſtieg, alle ſeine Hoffnungen bedrohend, vor ihm auf; er ſah im Geiſte ſich am Hofe, in der Geſellſchaft verhöhnt und verlacht, in der er ſich längſt das Anſehen eines, ſeines heimlichen Glückes ſich ſtill Bewußten gegeben, und wo man ſchon ſeit einigen Tagen angefangen hatte, ihn ſpottend mit Anſpielungen auf Sidoniens unüberwindliche Vorliebe für die Kunſt zu verfolgen.

„Sidonia!“ rief er mit einer Heftigkeit, die gegen ſein ſonſtiges, ſehr abgemeſſenes Weſen wunderbar abſtach, „Sidonia, Sie haben mich verſtanden, doch ich, es ſcheint, als ob jetzt die Reihe an mich käme, Sie nicht mehr zu verſtehen. Wäre es möglich! können Sie ſich herablaſſen, mit der Ruhe des Mannes, den Sie Jahre lang mit Ihrer Huld beglückten, ein Ihrer unwürdiges Spiel zu treiben? Könnte jener dunkle, halb wahnſinnige Knabe mich wirklich aus Ihrem Herzen verdrängen, mich, den die Auszeichnung, mit der Sie mich beehrten, in ſüße Träume einwiegte, und ſoll all mein Sehnen, all mein Hoffen wirklich nur ein Traum geweſen ſeyn? Nein, ſchöne angebetete Frau, ich habe ein heiliges Anrecht an Sie, um Ihrer ſelbſt willen darf ich es nicht aufgeben. Ich kann, ich darf es nicht dulden, daß Sie an einen Ihrer ganz Unwürdigen ſich wegwerfen, jetzt, da ſie am Rande des Verderbens ſchwankend ſtehen, darf ich Sie nicht loslaſſen. Gedenken Sie der unzähligen Beweiſe der innigſten Ergebenheit, die Sie huldreich von mir angenommen haben; gedenken Sie des ſchönen Vertrauens, wodurch Sie öffentlich, vor aller Welt Augen, hoch über Alle, die Ihnen nahen durften, mich erhoben; beſtrafen Sie nicht durch die bitterſte der Täuſchungen Ihren Freund, weil er ſtill beſcheiden ſein Gefühl für Sie ſo lange unterdrückte, und mit unendlicher Aufopferung es nicht wagen mochte, mit ſeinen Anſprüchen eher hervorzutreten, bis die Zeit gekommen ſeyn würde, in der die Geſetze der Schicklichkeit der Wittwe ſeines geliebteſten Freundes verſtatten würden, dieſe Anſprüche auch vor der Welt anzuerkennen."

„Herr von Wallen," erwiederte Sidonia ſehr kalt und ſehr ſtolz, „ich bitte des Wortes Anſprüche ſich zu enthalten, wenn Sie wünſchen, daß ich Sie noch länger anhören ſoll. Sie hatten nie welche, auſſer an meine Dankbarkeit und an mein Vertrauen, und beides fürchte ich ſchon im Uebermaaße ihnen gewährt zu haben. Beſinnen Sie ſich, Achill," ſetzte ſie in etwas milderem

Tone hinzu, „und Sie werden ſelbſt eine Uebereilung bereuen, von der ich nicht begreiſe, was Sie dazu verleitet haben kann. Ewig wird es mir ein Räthſel bleiben, wie Sie nur auf den Gedanken der Möglichkeit einer nähern Verbindung zwiſchen uns beiden verfallen konnten. Zeigen Sie ſich mir wieder, wie Sie ſonſt waren, und ich will mich bemühen, dieſe Ihre Verirrung zu vergeſſen.“

Wallen ſtarrte mit dem Ausdrucke zorniger Verzweiflung ſie eine Weile an. Der Stolz, die tödtende Kälte, mit der ſie alle ſeine Erwartungen zerſtörte, überzeugten ihn, daß ſie auf ihrer Weigerung unabwendbar beharren würde, denn er kannte die an Eigenſinn gränzende Feſtigkeit ihres Gemüths. Zorn, Wuth, ohnmächtige Sehnſucht nach Rache bemächtigten ſich ſeiner in einem ſolchen Grade, daß er ſich ſelbſt nicht mehr zu erkennen vermochte. Die feine Politur ruhiger Abgeſchliffenheit, die er im Leben mit der großen Welt ſich angeeignet hatte, zerſplitterte vor dem gewaltigen Sturm in ſeinem Innern, der ihn weit über die Gränzen der ihm ſonſt eigenen Anſtändigkeit hinaustrieb. Zu Tage kam die ganze rohe

Gemeinheit ſeiner eigentlichen Natur, die er ſonſt unter der Larve eines höchſt fein gebildeten Weltmannes verborgen gehalten hatte. Denn gerade Solche wie er, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge das abgemeſſenſte Gleichgewicht zu bewahren wiſſen, ſinken, wenn wirklicher Zorn ſie einmal zur Selbſtvergeſſenheit bringt, noch tief unter die Ungebildeten hinab.

In Wuth ſchäumend, ſprudelte er zwiſchen den krampfhaft zuſammen gebiſſenen Zähnen hervor: „Gnädige Gräfin! eine Dame, die als junges Mädchen heimlich aus dem elterlichen Hauſe entfloh, um mit einem Paar wilden Studenten durch das Land zu ziehen, und ſich dann dem ehemaligen Liebhaber ihrer Mutter in die Arme warf, ſollte doch ein wenig vorſichtiger ſeyn. Sie ſollte, dünkt mich, einem Mann, der im Beſitze ſolcher Geheimniſſe iſt, anſtändiger begegnen, und ſich überhaupt in ihrem Sinne nicht zu hoch ſtellen; denn Hochmuth pflegt dem Falle voran zu gehen.“

Er ſtürmte zur Thüre hinaus. Furchtbarer, an Vernichtung aller Denkkraft gränzender Seelenſchmerz durchtobte Sidoniens Gemüth. So war denn nun alles vor ihren Augen verſunken, woran ſie noch glaubend und hoffend ſich gehalten, was ſie Tröſtendes und Erhebendes im Gewühle des Lebens erblickt, und nur des todten Adelheims Bild ſchwebte noch in verklärendem Glanze über dem Chaos ihrer zertrümmerten Hoffnungen und Freuden. Dieſer Wallen, dieſer Freund, in den ſie ſo unbegränztes Vertrauen geſetzt, der jetzt mit wahrhaft teufliſcher Bosheit die Ereigniſſe ihres früheren Lebens ihr zum Vorwurf machte, die ſie ſelbſt in ihrer kindlichen Offenheit ihm einſt mitgetheilt, hatte er nicht, nach ſeinem eignen Geſtändniß, Jahre lang die ſelbſtſüchtigſten Pläne unter der Larve uneigennütziger Freundſchaft verborgen gehalten? Wie fein und gewandt hatte er mit unſichtbaren Netzen ſie zu umſtricken gewußt, um ſie endlich auf einen Punkt zu treiben, von welchem ſie, wie er wähnte, mit allen ihren Reichthümern ihm in die Arme fallen mußte! Aus manchen Verlegenheiten hatte er ſie gezogen, das konnte ſie ſich nicht abläugnen, doch nie hatte er mit dem, dem ältern Freunde ziemenden Ernſte ſie durch Warnung abhalten wollen, ſich in ſolche zu verſtricken; und doch wußte er ſein Anſehen über ſie wohl zu gebrauchen, ſobald es ihren Geld=

angelegenheiten galt. War es nicht Wallen ſelbſt geweſen, der jene Frau von Weihern ihr zugeführt, deren nähere Bekanntſchaft ihr jetzt zum bitterſten Vorwurfe wurde? Hatte er nicht ſogar ihr Verhältniß zu dem unglücklichen Robert auf alle Weiſe begünſtigt, nur um ſie immer tiefer zu verwickeln? Er allein hatte jenes Altarblatt entſtehen ſehen, deſſen Erſcheinung ihr ſo großen Nachtheil gebracht; er konnte vorher wiſſen, welche Folgen die Erſcheinung deſſelben nach ſich ziehen müſſe, und es wäre ihm ein Leichtes geweſen, den Maler von dieſer unſeligen Idee abzubringen, oder doch ſeine Freundin davon zu benachrichtigen; aber er ließ alles geſchehen, damit das Aufſehen nur recht groß werde, und ſie von allen Seiten verfolgt und getadelt, keine Rettung, keine Stütze mehr finden könne als bei ihm!

So peinigte Sidonia ſich ſelbſt. Mit unermüdlichem Scharfſinn ſuchte ſie ſich immer deutlicher von dem moraliſchen Unwerthe des Mannes zu überzeugen, auf deſſen treue Freundſchaft ſie Jahre lang feſt gebaut, den ſie als ihren Beſchützer und Berather geehrt und geliebt, zu dem ſie bei allen Ereigniſſen ihres Lebens ruhig aufgeſchaut hatte. Seine Sinnesart, ſein ſchlaues Verfahren erinnerte ſie nur zu ſehr an ihren Bruder Theodor. „Muß ich denn zweimal dieſen Schmerz erleben! bin ich denn beſtimmt, bei denen, die mir am nächſten ſtehen, deren Pflicht es wäre, mich vor Gefahr und Uebereilung zu bewahren, nur liebloſe Kälte, Verrath und Eigennutz zu finden?“ rief ſie in ihrem gerechten Schmerz, und bedeckte troſtlos ihr Geſicht mit beiden Händen.

Dann gedachte ſie auch ihrer Tante. Die ſonſt gegen ſie ſo mütterlich geſinnte Frau, hatte nicht auch dieſe ſie verlaſſen können, um ihren eigenen Wünſchen und Plänen nachzugehen, gerade im Augenblick, wo ſie deren Gegenwart am meiſten bedurfte? Und alle die Vielen, welche ſie mit Beweiſen ihres Wohlwollens überhäuft, denen ſie ſo unzählige frohe Stunden bereitet hatte, die mit Lobeserhebungen, mit Verſicherungen der zärtlichſten Freundſchaft ſich an ſie zu drängen pflegten! wo waren ſie jetzt? Eifrig und ſchonungslos bemühten ſie ſich, ihren guten Namen zu zerreißen; kein einziger hatte den Muth, zu ihrer Vertheidigung aufzuſtehen; Alle, Alle ſchienen ſich vereint zu haben, ſie in den Staub zu treten, und aus ihren Reihen zu verdrängen.

Immer troſtloſer ward die arme Sidonia, je länger ſie dieſen Betrachtungen nachhing. Wenn ſie Roberts gedachte, meinte ſie in Mitleid mit ihm und mit ſich ſelbſt zu vergehen, er war doch der Einzige, der ſie wahrhaft liebte, obgleich auch er im Wahnſinne der Leidenſchaft ſie in einen Abgrund von Elend herabzuziehen Willens war. Schaudernd wandte ſie ſich von dem Gedanken ab, ihn zum Gefährten ihres Lebens zu wählen; die Art ſeiner Liebe war ſo ganz von dem reinen, ſchönen Ideale verſchieden, das, wenn gleich noch unentwickelt, ihrem Gemüthe vorſchwebte, und oft mit namenloſer Sehnſucht es erfüllte; aber ſie betrachtete ihn als einen Kranken, und wünſchte ihn zu retten, ohne die Möglichkeit davon abſehen zu können.

Nach einem troſtlos und einſam hingebrachten Tage und einer ſorgenvollen ſchlafloſen Nacht unterlag endlich die ermüdete Natur; einige Stunden ruhigen Morgenſchlafs gewährten ihr Erquickung, und Sidonia erwachte mit neugeſtärkten Sinnen. Der Entſchluß, durch einen raſchen Schritt ſich allen dieſen unverdienten Qualen zu entreißen, und wo möglich ſchon morgen einen Ort zu verlaſſen, in welchem keine Freude ihr mehr blühen konnte, ſtand ſo feſt in ihrer Seele, als ob ihr Schutzgeiſt ihn wieder während des Schlummers ihr zugeflüſtert habe. Die furchtbare Anſpannung ihrer Nerven hatte nachgelaſſen, ihr heller Verſtand wieder über alle die dumpfen beängſtigenden Sorgen die Oberhand gewonnen, die ihren Geiſt umdunkelt hatten; und ſie war von neuem fähig, mit gewohnter Klarheit einzuſehen, was zunächſt zu vollbringen ihr obliege.

Schon im Verlaufe des vergangenen Winters hatte ſie die Reiſe, welche ſie jetzt anzutreten gedachte, halb und halb für die ſpäten Sommermonate beſchloſſen, und oft mit Wallen darüber geſprochen, auf deſſen Begleitung ſie dabei rechnete. Sie hatte ebenfalls gehofft, ihre Tante zum Mitgehen zu bereden, oder ſie wenigſtens dahin zu bringen, daß ſie die junge Agnes ihr anvertraue, für deren Ausbildung, wie Sidonia meinte, eine ſolche Reiſe von unſchätzbarem Nutzen werden müſſe. Das alles war nun freilich ganz anders geworden, ſie mußte allein gehen, denn ſie ſtand allein; wohin ſie auch die Blicke wenden mochte, nirgend war ein ihr freundlich geſinntes Weſen zu finden, das ſie zu ihrer Begleitung hätte auffordern können. Noch einmal regte ſich der Schmerz in ihrer Bruſt, indem der Gedanke an ihre völlige Verlaſſenheit ſich ihr aufdrängte, aber ſie unterdrückte ihn mit faſt männlicher Stärke, und erlaubte ihm nicht, ſich von neuem ihrer zu bemächtigen, und in dieſem wichtigen Augenblick ihren Geiſt zu lähmen.

Ihr erſtes war, den Banquier Strom zu ſich einladen zu laſſen, einen ſehr angeſehenen, reichen und verſtändigen Mann, der noch bei Lebzeiten ihres Gemals die Geldgeſchäfte deſſelben mit groſſer Treue und Redlichkeit beſorgt hatte. Mit dieſem brachte ſie den größten Theil des Tages unter Ordnen ihres Hauſes und ihrer übrigen Angelegenheiten zu, und er ging dabei mit eben ſo viel gutem Willen als Einſicht ihr zur Hand. Indem ſie ihm die Verwaltung von allem übergab, was ſie beſaß, mußte im Laufe dieſer Verhandlungen Wallens Name nur zu oft genannt werden, denn dieſer war durch ſeine Dienſtbefliſſenheit allmählig dazu gelangt, ſie aller dieſer Beſorgungen zu überheben, und hatte ſich auf dieſe Weiſe eine weit umfaſſendere Ueberſicht ihres wirklich ſehr großen Vermögens verſchafft, als ſie ſelbſt beſaß. Die Erwähnung des verlornen Freundes erneute ihren Schmerz, und es gereichte ihr zum großen Troſt, daß Herr Strom es übernahm, alles Nöthige mit ihm ſelbſt abzumachen, ohne daß dabei ihre Gegenwart nöthig würde. Der wackere Geſchäftsmann erbot ſich ebenfalls, gleich nach Sidoniens Abreiſe auch für ihre zahlreiche Dienerſchaft, die ſie zurückließ, zu ſorgen, ordnete den bis jetzt noch ziemlich verworrenen Plan ihrer Reiſe, deren Ziel er treulich zu verſchweigen gelobte, verſah ſie mit den nöthigen Addreß-Briefen, und verließ ſie endlich, bezaubert von ihrem Geiſte und ihrer unwiderſtehlichen Anmuth.

Eine zweite, faſt noch ernſtere Unterredung mit dem Profeſſor H.., den ſie ebenfalls hatte zu ſich einladen laſſen, folgte dieſer, und währte ebenfalls mehrere Stunden. Es war ſchon ſehr ſpät am Abende, ehe der gute Greis zwar mit tiefer Rührung, aber doch mit allen Zeichen innerer Zufriedenheit von ihr Abſchied nahm. Doch Sidoniens Tagewerk war noch nicht vollendet, ihr blieb noch Schweres zu vollbringen, ein Brief an Robert, welcher auf Befehl des Arztes noch das Zimmer hüten mußte. Nach vielen Verſuchen zu ſchreiben, die ſie immer wieder zerriß, überſandte ſie endlich, ermüdet von inneren Kämpfen und körperlicher Anſtrengung, folgende Zeilen an den würdigen H.., die dieſer ſelbſt an Robert abzugeben verſprochen, und die ſie mehr aus innerer Erſchöpfung, als aus Zufriedenheit mit denſelben an ihre Beſtimmung abgehen ließ.

„Wenn die Bitten einer Freundin Ihnen etwas gelten, die nichts ſehnlicher wünſcht, als Sie aus der innern Verworrenheit und der leidenſchaftlichen Aufregung zu retten, in die Sie unglücklicher Weiſe verfallen ſind, ſo werden Sie den würdigen Mann, der dieſe Zeilen Ihnen überbringt, wie ein liebender Sohn den treuen, weiſen und wohlmeinenden Vater anhören, ſeinem Rathe ſich hingeben, und ohne Widerſtreben alles befolgen, worüber ich mit ihm übereingekommen bin. Es iſt dieſes der einzige Weg, um Sie vor Untergang zu bewahren, und Sie aus der Verirrung, in die Sie gerathen ſind, wieder auf eine Stufe zu erheben, von wo aus Sie, auch mir zur Freude und zum Troſt, wieder den Weg zur Vervollkommnung Ihres Kunſttalents fortwandeln, zu Ruhm, Ehre, und zu allem gelangen können, was das Leben beglückt, und allein wahre, dauernde Ruhe und Zufriedenheit gewähren kann.“

„Sobald Ihre Geſundheit es erlaubt, wird unſer würdiger Freund auf mein Bitten nach Rom Sie begleiten; er wird ſelbſt ein freudiger Zeuge davon ſeyn, wie Sie mit neu erwachter Kraft auf der einzig zum Ziele führenden Bahn der Kunſt fortſchreiten, die Sie in der letzten Zeit ſchon hier mit ſo glücklichem Erfolg anfingen ſich zu erwählen. Sein Aufenthalt in Rom wird nur wenige Wochen währen können, denn ſeine hieſigen Verhältniſſe erlauben ihm keine lange Abweſenheit; indeſſen wird er, ehe er Sie verläßt, dafür ſorgen, daß Sie, frei von jeder äuſſern Beengung, Ihren ſchönen Zweck verfolgen können; und Sie, hoffe ich, werden ohne Weigerung Ihrer Freundin erlauben, ihm die Sorge, auf die ihr vom Schickſal vergönnte Weiſe zu erleichtern.“

„Sie, mein Freund, bleiben in der ewigen Heimath der Kunſt und ihrer Jünger zurück, bis auch ich dort anlange, um von Ihnen zu allem

Großen und Herrlichen eingeführt zu werden, das zu ſchauen ſchon lange das Ziel meiner Wünſche war. Unvorhergeſehene Ereigniſſe zwingen mich in dieſem Augenblick, eine weite Reiſe anzutreten; unſer Wiederſehen muß verſchoben werden, bis wir in Rom zuſammentreffen; es wird erfreulicher ſeyn, als unſer Scheiden war, denn ich bin überzeugt, daß Sie bis dahin jeder Sie jetzt niederdrückenden Verirrung Ihrer Wünſche und Gefühle ſich entriſſen haben werden. Laſſen Sie die Zeit walten, dieſe mächtige Ausgleicherin alles Verworrenen und Trüben. Wann wir uns wiederſehen ſollen? hängt größtentheils von Ihrem feſten Willen ab, denn nur durch dieſen kann es Ihnen gelingen, ſich zu der Gemüthsſtimmung zu erheben, in welcher Sie, um unſeres beiderſeitigen Friedens willen, es allein wünſchen können. Suchen Sie nicht zu erforſchen, wohin ich mich gewendet habe, noch weniger mir zu folgen, es würde mich betrüben, denn es müßte auf immer uns trennen. Schreiben Sie mir nicht; Nachricht von Ihnen werde ich auf anderem Wege erhalten, denn Ihr Name, der ſchon früher von den Freunden der Kunſt öffentlich und ehrenvoll genannt wurde, wird auch ferner es werden. Meine herzlichſten Wünſche für Ihr Wohl begleiten Sie auf allen Ihren Wegen, und wenn Sie ferner meiner gedenken, ſo beweiſen Sie mir durch folgſame Ergebung in meinen Rath, daß Sie auf die einzig mir wünſchenswerthe Weiſe es thun.“

Sidonia.

* * *

Kaum graute der Tag, als Sidonia ihren Wagen beſtieg. Nur Margarethe und ein Bedienter, auf deſſen Treue ſie ſich verlaſſen konnte, begleitete ſie. Abſchiedskarten, die ſie zurückließ, verkündeten ihren zahlreichen Bekannten ihre Abreiſe, und gaben ihnen zugleich auf viele Tage lang Stoff zu Geſprächen und Vermuthungen, denn auch Achill von Wallen hatte für gut gefunden, auf einige Zeit ſich und ſeinen Unmuth dem allgemeinen Beobachtungsgeiſte zu entziehen, und es gab Manche, welche verſuchten, ſeine Entfernung mit Sidoniens Abreiſe in Zuſammenhang zu bringen.

Mit ſchwerem, völlig verarmten Herzen verließ Sidonia die Stadt, in welcher ſie während dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum von drei Jahren ſo viel Großes und Schönes und auch ſo viel

Schmerzliches und Kleinliches hatte erfahren müſſen. Wehmüthig lächelnd blickte ſie auf die neben ihr ſitzende Margarethe. Jene Zeit, wo ſie mit ihr, beide noch kaum der Kindheit entwachſen, ſchutzlos und unbeſonnen in die weite Welt hinaus floh, ſtieg wieder vor ihr auf, und heiße Thränen brannten in ihrem getrübten Auge, indem ſie bedachte, daß nur noch in der demüthigen Bruſt dieſer armen Dienerin das einzige Herz ſchlüge, auf deſſen treue Liebe ſie jetzt, wie vor Jahren, mit Sicherheit rechnen könne.

Die Reiſe ward mit großer Eile betrieben; Sidoniens Gemüth war noch bei weitem nicht ruhig genug, als daß ſie den neuen Gegenſtänden, denen ſie begegnete, einige Theilnahme hätte zuwenden können. Sie bedurfte körperlicher Ermüdung, um der weit quälenderen geiſtigen zu entgehen; nur wenn das unabläſſige Vorwärtseilen in jenen Mittelzuſtand zwiſchen Wachen und Schlafen ſie verſetzte, in welchem man zuletzt nur noch eben des blos animaliſchen Lebens ſich bewußt bleibt, fühlte ſie ſich ruhig und frei von quälenden Gedanken.

Die Schweiz war das erſte Ziel ihrer Reiſe;

und ſo eilte Sidonia denn, nach dem Rathe des Herrn Strom, auf dem geradeſten und kürzeſten Wege nach Zürich, zu dem freundlichen Beſchützer und Berather aller Reiſenden in dieſem Lande, zu dem würdigen Ebel, an welchen Herr Strom ihr einen Brief mitgegeben hatte. Der gütige Mann verſah ſie auf das wohlwollendſte mit Anleitungen zur Fortſetzung ihrer Reiſe, bezeichnete ihr die Führer durch das Gebirge, die ſie wählen, die Gaſthöfe, in denen ſie längere Zeit verweilen könne; empfahl ihr zuletzt noch, ſich einigen ihm bekannten ausländiſchen Familien anzuſchließen, denen ſie, wie er wußte, auf ihrem Wege begegnen würde, gab Addreſſen an dieſelben ihr mit, und entließ ſie endlich mit herzlicher Theilnahme, die ihre Liebenswürdigkeit ihm, wie jedem, der ſie näher kennen lernte, einflößen mußte.

Die wundervolle Erhabenheit einer, Sidonien ganz neuen Natur, beſchwichtigte allmählig den dumpfen Schmerz in ihrer Bruſt. Wenn ſie oben auf dem Gipfel der Berge ſtand, reinen Lebensäther einathmete, den ſtaunenden Blick hoch empor zu den wie Smaragd und Kriſtall ſchimmernden Rieſenſäulen des majeſtätiſchen Gottestempels hob, lich für ſie ſorgende Edel ſie ſchriftlich empfohlen hatte. Dieſe Empfehlungen, mehr aber noch Sidoniens Perſönlichkeit, verſchafften ihr das freundlichſte Entgegenkommen von allen, mit denen ſie auf dieſe Weiſe zuſammentraf; jedermann ſtrebte, ſie ſo lange als möglich in ſeinem Kreiſe feſt zu halten, doch es wollte keinem länger als höchſtens auf einige Tage, ſelten auf mehr als eine Woche gelingen. Die allgemeine Bewunderung und Aufmerkſamkeit, die man ihrer liebenswürdigen und auffallenden Erſcheinung zollte, wurde ihr läſtig. Der Männer abſichtliches Streben ihr zu gefallen, das ſchon in der engen Beſchränktheit der kerzenhellen Salons ihr oft unerträglich langweilig geworden war, erſchien in dieſen großen Umgebungen ihr doppelt fade und erbärmlich, und verſcheuchte ſie oft. Am unerträglichſten aber war es ihr, wenn ihre Reiſegefährten, beiderlei Geſchlechts, ſich abmühten, in pathetiſchen Redensarten Gefühle auszudrücken, von denen ihr Gemüth eigentlich gar nichts empfand; wenn ſie dann mit wortreichen Beſchreibungen deſſen, was ihr eben ſowohl als ihnen vor Augen lag, ſie quälten, oder in dem ſtillen Genuſſe, dem ſie ſo gern mit ganzer

Seele ſich hingab, ſie durch Aufforderung ſtörten, dieſe Beleuchtung, jenen Licht-Reflex auf den Eismaſſen der Gletſcher, dieſe Baumgruppe, jene blumenreichen Matten doch ja nicht zu überſehen.

Wenn ſie alles dieſes eine Weile mit Gelaſſenheit ertragen hatte, ſo ergriff ſie gern die erſte Gelegenheit, um ſich auf ſchickliche Weiſe von ihrer überläſtigen Geſellſchaft loszumachen, doch oft nur um in eine andere, noch überläſtigere zu verfallen, in die der engliſchen Herren und Damen, von denen die Schweiz bekanntlich alljährlich wimmelt, deren ängſtliche Furcht, übertheuert zu werden, mit der ehemals viel geprieſenen Großmuth der Engländer einen gewaltigen Kontraſt bildet, und ſie in ewige Zänkereien mit Gaſtwirthen und Führern verwickelt.

Ueberhaupt ward Sidonien der Genuß der Reiſe durch die zahlloſen Schwärme Reiſender, die größtentheils den höhern Ständen angehören, einigermaßen verkümmert, die alle Thorheit und Verdorbenheit großer Städte in dieſes wundervolle Land verpflanzen, und durch die Zauberkraft des Geldes in einen rieſengroßen Gaſthof es umwandeln.

Mit dem herannahenden Herbſte bezog Sidonia eine der reizendſten Villas, welche in faſt zahlloſer Menge die freundlichen Ufer des ſchönen Genferſees bekränzen. Dort lebte ſie eine Zeit lang in ſtiller Zurückgezogenheit. Von ihrer ehemaligen Heimath erfuhr ſie nur wenig, ihre Korreſpondenz mit dem Banquier Strom betraf größtentheils nur die Beſorgung ihrer Angelegenheiten, und auch ihr Briefwechſel mit Frau von Bornefeld wurde von beiden Seiten nichts weniger als eifrig betrieben. Die ganze dortige Welt lag hinter ihr, ſie hoffte von ihr vergeſſen zu ſeyn, und ſtrebte, ſelbſt zu vergeſſen.

Nur ein ſeit ſeiner Rückkehr aus Rom geſchriebener Brief des Profeſſor H.., den ſie in Genf vorfand, gewährte ihr einige Freude. Schon früher hatte der würdige Mann ihr gemeldet, wie es zwar mit vieler Mühe, aber doch endlich ihm gelungen ſey, den leidenſchaftlichen jungen Maler zu einiger Vernunft zu bringen, und ihn zur Ausführung des ihm vorgeſchriebenen Planes zu bewegen. Jetzt ſchrieb er, daß Robert wirklich anfange, in Rom wieder einheimiſch zu werden, mit großem Eifer und vielem Gelingen ſich der

Uebung ſeiner Kunſt wieder ergeben habe, und zwar noch immer ſehr trübe ſey, und zuweilen ſehr ſeltſam ſich gebärde, aber doch, dem Anſcheine nach, Hoffnung gebe, daß er mit der Zeit von ſeinen geiſtigen Verirrungen völlig zurückkehren werde.

Eine ſonderbar wehmüthige Stimmung bemächtigte ſich Sidoniens beim abermaligen Durchleſen dieſes Briefes; denn zuerſt hatte ſie nur die Freude empfunden, den unglücklichen Jüngling ſeinem troſtloſen Zuſtande entriſſen zu ſehen. Tauſend Erinnerungen aus ihrem früheren Leben drängten dabei auf einmal gewaltſam auf ſie ein; nie hatte ſie in ihrer ſchönen, ſelbſt gewählten Einſamkeit ſich ſo ganz verlaſſen gefühlt; ſie wußte nicht wohin mit ihrem wunden müden Herzen; und die Lücken, welche der Verluſt aller ihrer Freunde in ihr Daſeyn geriſſen, wurden von neuem ihr ſo fühlbar, als wären ſie erſt geſtern entſtanden. Von der Erinnerung an ihren ehemaligen Freund Wallen wandte ſie mit ſchmerzlichem Widerwillen ſich ab, und doch vermißte ſie ihn, und glaubte, ihn ewig vermiſſen zu müſſen.

Doch noch ſchmerzlicher war ihr der Gedanke an Robert. Sein Bild ſtieg nicht im entſtellenden Wahnſinn der wildeſten Leidenſchaftlichkeit vor ihr auf, wie ſie zuletzt ihn geſehen; Zeit und Entfernung hatten jeden widerwärtigen Zug deſſelben verwiſcht, ſie ſah ihn nur, wie er früher geweſen, als er, ein lebenskräftiger Jüngling, zuerſt bei ihr auftrat, voll Trotz und Uebermuth gegen alle Andern, gegen ſie ganz anſpruchslos, ganz Ergebung. Sie gedachte ſeiner heißen Liebe, ſeiner unwandelbaren Treue, und fing an, es recht ſchmerzlich, faſt bereuend zu empfinden, daß ſie auch ihn aufgegeben und aufgeben müſſen. „Keiner, keiner hat mich doch wahrhaft geliebt, ſo wie er! ach warum mußte ſeine Liebe ſo abſchreckend ſich geſtalten?“ ſeufzte ſie, während heiße Thränen ſeinem Andenken floſſen.

Bei allen Anſprüchen an das Leben, überreich ausgeſtattet mit den ſeltenſten Gaben des Glückes, fühlte Sidonia auf das ſchmerzlichſte ſich zu einem fortwährenden Aufgeben beſtimmt, an das kein Wiederfinden ſich anſchloß; und doch war es ihr unmöglich, zu jener ſtillen Entſagung ſich zu erheben, welche den meiſten und edelſten der Frauen, wenn gleich nicht Freude, doch Ruhe und Seelenfrieden gewährt. Ihre ganze Natur empörte ſich dagegen; ſie war ſo jung, ſo ungehemmt in ihrem Wollen, ſo ſchuldlos rein in ihrem Gemüthe, warum ſollte ſie die Hoffnung aufgeben, doch noch einſt liebend und geliebt, beglückend und beglückt, alle die goldenen Träume in Erfüllung gehen zu ſehen, die ihr Gemüth mit banger Sehnſucht erfüllten? Die Welt lag ſo lockend, ſo paradieſiſch ſchön vor ihr ausgebreitet, der Zufall war von jeher ihr Freund geweſen, die nächſte Stunde konnte ſie dem Glück entgegen führen, es kam nur darauf an, den rechten Weg dazu einzuſchlagen. Ihr war, als wüſſe alles ganz anders werden, ſobald ſie nur von hier ſich entfernte, als würde ſie erwartet, und müſſe eilen, und wenn ſie ſich fragte: wohin ſie denn eigentlich wolle, und wen ſie zu finden hoffe? ſo ſchlug ſie, erröthend vor ſich ſelbſt, die Augen nieder, und wußte dieſe Fragen ſich nicht zu beantworten.

Die letzten auf der Reiſe zugebrachten Monate waren indeſſen nicht ohne merkliche Einwirkung auf die höhere Ausbildung ihrer geiſtigen Kräfte, an Sidonien vorüber gegangen. Ihr

Herz war freilich leer und unbefriedigt geblieben, und nur ihre Phantaſie mit den glänzendſten und erhabenſten Bildern bereichert worden; aber ſchon dadurch, daß ſie allein auf ſich ſelbſt zurückgewieſen blieb, und Niemand ihr nahe war, an den ſie um Rath und Hülfe ſich wenden konnte, hatte ſie an Erfahrung und Weltgewandtheit unendlich gewonnen. Durch den Umgang mit Fremden, faſt aus allen kultivirten Völkern in Europa, mit deren Charakter und Sitten ein einziger auf der Reiſe mit ihnen zugebrachter Tag ſie näher bekannt machte, als ein ganzes in den Salons mit ihnen verlebtes Jahr es würde gethan haben, war ihre Bekanntſchaft mit der Welt und dem wirklichen Leben um ein Großes erweitert worden, und ihr ganzes Weſen hatte dadurch eine ihrem Alter bei weitem voraneilende Reife erhalten. Sie hatte eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit und Sicherheit in allem ihrem Thun ſich angeeignet, die ihr einen ganz eigenen Anſtrich von Würde gaben, der mit ihrem jugendlichen Anſehen einen wunderbaren Kontraſt bildete, ohne daß ihr dadurch der holde Reiz echter Weiblichkeit verloren gegangen wäre, der jeden ihrer Schritte begleitete und gleich beim erſten Anblick alle Herzen ihr zuneigte.

So lange als möglich ſtrebte ſie der Neigung zu widerſtehen, die ſie trieb, ihren jetzigen reizenden Aufenthalt zu verlaſſen, um in unbekannter Ferne einem namenloſen Wunſche nachzueilen. Sie bedachte ernſtlich, ob es nicht beſſer für ſie wäre, wenn ſie noch einige Zeit an der Erinnerung alles des Großen und Schönen in Ruhe ſich erfreue, an welchem ſie im Laufe des Sommers vorübergegangen war; ſie ſagte es ſich tauſendmal vor, daß Zufriedenheit und Glück auf ſtaubigen Heerſtraßen ſich nicht erjagen laſſen, daß ſie den fliehen, der ihnen nacheilt, und nur dort gern einkehren, wo man mit Gleichmuth und Ruhe ihre Ankunft erwartet. Doch das innere Sehnen nach Wechſel ward ihr dennoch zu mächtig, zuletzt dichtete ſie ſich ſelbſt den Wunſch an, auch einmal einen, dem ewigen Frühlinge gleichenden Winter im ſüdlichen Frankreich zu verleben, und verließ endlich im Spätherbſt den ſchönen Genferſee, um über Lyon und Marſeille nach Hyeres zu gehen.

Die überreiche Pracht einer ſüdlichen Natur, die gerade in dieſer, im Norden unfreundlichſten Jahreszeit, nach überſtandener Sommersgluth, in erneuter Friſche und Schönheit ihr entgegen blühte, ſetzte ſie in Entzücken, und die erhabene Heiterkeit dieſer paradieſiſchen Gegend, verſcheuchte für den Augenblick allen Trübſinn aus ihrem Gemüth. Sie wählte ſich eine Wohnung außerhalb der Stadt, am Abhange eines ſanft dem Meere ſich zuneigenden Hügels. Ueber den mit goldenen Früchten prangenden Orangenpflanzungen, ſchweifte von dort aus ihr Blick ungehindert hinweg, auf das weite, in Himmelsglanz prangende Meer, auf die, ſchwimmenden Gärten gleichenden Inſeln, die mit ihren immer grünenden Kränzen es ſchmücken, auf die hohen Olivenbäume am Ufer, die Blüthenwäldern gleichen, wenn der laue Südwind ſein luſtiges Spiel mit ihnen treibt, und die weiß ſchimmernde Seite ihrer bläulich grünen Blätter emporweht.

Oft ſaß ſie im Schatten hoher Myrthengebüſche, und ſtaunte die ſie umgebende Pflanzenwelt an, und glaubte ins Feenreich ſich verſetzt, wenn ſie rings um ſich her, zwiſchen den Felſen, auf freiem Felde, in Hecken und Umzäunungen Blumen und Geſträuche üppig grünen und blühen ſah, denen in ihrer Heimath ein ärmliches Leben nur kümmerlich in Treibhäuſern gefriſtet wird. Die ſie umgebende Freudigkeit und Stille beſchwichtigte ihr bängliches Sehnen, oder ſtimmte zu ſüßer Wehmuth es um; ihr Lebensmuth erwachte wieder, ihr Hang zur Thätigkeit und zum Wohlthun. Sie ſuchte ihre Bücher, ihre Muſikalien, ihre Zeichengeräthe wieder hervor, machte mit den Bäuerinnen in der Nachbarſchaft und mit deren Kindern Bekanntſchaft, bemühte ſich ihr Patois zu erlernen, ſuchte in ihren Hütten ſie auf, um den, von dem ihr bekannten unendlich weit abweichenden, kleinen Haushalt der provenzaliſchen Landleute, ihre Wünſche, ihre Bedürfniſſe kennen zu lernen; erfreute die Kinder mit kleinen Geſchenken, half mancher Noth durch milde Gaben ab, denen ihre freundliche Art zu geben einen zwiefachen Werth verlieh, und würde wahrſcheinlich längere Zeit in dieſem abgelegenen, aber entzückend ſchönen Winkel der Welt, ein ruhiges fröhliches Leben geführt haben, hätte nicht auch bis hieher, wo ſie ſich deſſen am wenigſten vermuthete, die Anſprüche der höheren Societät mit ihrer Langenweile und ihrem Ueberdruß ſie verfolgt.

Bekanntlich zieht alljährlich das milde Klima von Hyeres eine Menge theils wirklicher, theils eingebildeter Kranke, aus allen Ländern dorthin, deren Aerzte, wenn ſie am Rande ihres Wiſſens oder ihrer Geduld ſtanden, ihnen eine Luftveränderung verordneten. Gerade in dieſem ausgezeichnet frühlingsartigen Winter, wimmelte es in der kleinen Stadt, und in den ſie umgebenden Landhäuſern, von vornehmen Herren und Damen, denen größtentheils die Zeit gewaltig lang wurde, und die ſie ſich dadurch zu verkürzen ſuchten, daß ſie im Kleinen nachahmten, woran ſie im Großen gewohnt geweſen waren. So ſehr Sidonia auch ſich zurückzog, ſo wurde ſie doch bald entdeckt, und ſogar von Mehreren erkannt, mit denen ſie früher in der Schweiz zuſammen getroffen. Sie war eine zu intereſſante Erſcheinung, als daß man ſie unbedacht hätte vorüber gehen laſſen können. Man kam dahinter, daß ſie Wittwe und von hohem Range ſey, auch das Gerücht ihres Reichthums hatte ſich verbreitet, und die armen Einwohner des Landes, denen ſie wohlgethan, hatten in ihrer lebhaften Dankbarkeit es bis zum Ungeheuern vergrößert. Die ſchöne junge reiche Wittwe wurde alſo aufgeſucht, fetirt, adorirt, mit Beſuchen und Einladungen verfolgt. Von neuem drehte der ganze Kreislauf von Vergnügungen und Anſprüchen an ſie, ſich wieder um ſie her, denen entgangen zu ſeyn, ſie ſo froh geweſen war. Er wurde um ſo ermüdender für ihren Geiſt, da die Geſellſchaft doch nur aus einer verhältnißmäßig geringen Anzahl, durch Zufall aus allen Ecken der Welt zuſammen gewürfelter Perſonen beſtand, die zum Theil nur in ziemlich gebrochenem Franzöſiſch ſich einander verſtändlich machen konnten, ſo daß keine geiſtige Mittheilung der Ideen unter ihnen möglich war. Sidonia wurde förmlich umlagert, das in Frankreich allgemein eingeführte Viſitenunweſen machte ſehr bald, und ganz gegen ihren Willen, ihre Wohnung, die ſchönſte und geräumigſte in der Gegend, zum allgemeinen Verſammlungsort, wo zu gewiſſen Stunden alle Welt ſicher war, alle Welt anzutreffen. Einige Männer fingen ſogar an, ſie als eine Eroberung zu betrachten, die wohl der Mühe werth wäre, ſich um ſie ernſtlich zu bewerben, und ſo blieb ihr denn am Ende nichts übrig, als das liebliche Hyeres, mit ſeinem ſtets freundlichen Himmel und allen ſeinen Naturſchönheiten, weit früher zu verlaſſen, als ſie es anfangs gewollt hatte.

* * *

Sie beſchloß, bei ihrer Durchreiſe durch Bordeaux nur einige Tage in dieſer Stadt zu verweilen, um mit Hülfe des Herrn Courtin, an welchen ihr Banquier ſie addreſſirt hatte, ſich eine für ſie paſſende Begleitung nach Paris zu ſuchen; denn der Gedanke, in jenem koloſſalen Sammelplatz einer Unzahl Menſchen ſich ſo ganz allein, wie ein Tropfen im Weltmeer zu verlieren, hatte doch etwas Abſchreckendes für ſie. Die herrliche Lage der großen Stadt, hart am Ufer der hier einen weiten Bogen bildenden Garonne, das milde Klima, das ihr ganz neue Leben in einem Orte, wo der Handelsſtand bei weitem der überwiegende iſt, bewogen ſie indeſſen gar bald, ſich in dem Gaſthofe, in welchem ſie abgeſtiegen war, für längere Zeit bequem einzurichten. Das Haus war vor der Revolution das Eigenthum einer der vornehmſten adligen Familien geweſen, und mehr zum Wohnſitz einer ſolchen, als für ſeine jetzige Beſtimmung eingerichtet. Ein ſchmaler, mit einer eiſernen Baluſtrade verſehener Balkon, lief ununterbrochen vor der ganzen Breite des erſten Stockwerks hin; alle Fenſter deſſelben reichten, nach der im Süden gewöhnlichen Bauart, von der Decke der Zimmer bis zum Boden herab, und waren eigentlich ſo viel Glasthüren, durch welche man ſogleich auf den Balkon hinaustreten konnte, von welchem man die herrlichſte Ausſicht auf den mächtigen Strom, und die auf ihm ſtolz dahinwogenden Segel genoß, und auch das entgegengeſetzte Ufer mit ſeinen Weinbergen, Thürmen und Ortſchaften überſah.

Sidonia nahm die ganze Reihe der auf den Balkon hinausgehenden Zimmer in Beſitz, und kam dadurch außer Berührung mit den Reiſenden, die aus allen Gegenden der Welt in dieſem Hauſe täglich ankamen und wieder abreiſeten, ohne daß ſie ihrer gewahr wurde. Von ihrem Fenſter aus, konnte ſie dem Kommen und Gehen der großen Kauffartheiſchiffe, dem ewig regen Gewühl einer der größten Handelsſtädte in Europa zuſehen, und wurde durch den ihr völlig neuen Anblick oft Stunden lang feſtgehalten. Die unglaubliche Lebhaftigkeit des leichtblütigſten Volkes auf Erden, der Gascogner, die wohl die Quinteſſenz der Franzoſen genannt werden dürften, gewährte ihr dicht unter ihren Fenſtern das regſte Schauſpiel von der Welt. Der Hang zur Freude iſt dieſen Menſchen angeboren; vom mildeſten Himmel begünſtigt, athmen ſie mit der Lebensluft ihn ein, und auch das Unbedeutendſte gibt ihnen die Veranlaſſung, ihn zu befriedigen. Aus allen Ecken hörte Sidonia vom Morgen bis zur Nacht Lachen und Jubel und Geſang erſchallen, dann ſchnell zu Streit und Zorn übergehen, der leicht bis zur grimmigſten Wuth ſteigt, und oft, wenn man meint, jetzt werde Mord und Todſchlag entſtehen, ſich in weit ſchallendes Gelächter auflöſet.

Auch das geſellige Leben in dieſer ſehr volkreichen großen Handelsſtadt intereſſirte Sidonien durch ſeine Neuheit und Zwangloſigkeit, und daß ſie, zum erſtenmal, völlig frei und faſt unbemerkt, nach eigenem Gefallen ihre Tage hinbringen und ihren Beobachtungen nachgehen durfte, machte ihr den Aufenthalt in derſelben noch lieber. In einem Orte wie Bordeaux, wo des Kommerſ und Gehens von Reiſenden, aus allen Ständen und Gegenden der Welt, ſo viel iſt, verlor ihre Erſcheinung beinahe alles Auffallende; ihre ſeltene Schönheit wurde zwar bemerkt und bewundert, wenn ſie auf der Promenade oder im Theater ſich zeigte; man fragte einander, ob man la belle allemande ſchon geſehen habe, ging ein Paarmal öfter an ihr vorüber, als nöthig war, und die Lorgnetten wurden fleißig auf ihre Loge gerichtet, doch damit war alles abgethan, und niemand dachte daran, ihr durch Zudringlichkeiten läſtig zu werden.

Das einzige Haus, welches Sidonia anfangs nur ſelten, zuletzt aber faſt täglich beſuchte, war das des Herrn Courtin. Sie hatte den dringenden und gutmüthigen Einladungen der jungen Frau deſſelben nicht widerſtehen können, und ſie bereute es nicht, denn Madame Courtin, mit ihrem bräunlichen Teint, den großen ſtets lächelnden Augen, der reichen Fülle dunkler Locken, die das nicht ſchöne, aber höchſt reizende Köpfchen umſpielten, war in der That eines der liebenswürdigſten und anmuthigſten Weſen auf der Welt. Angeborene Grazie und ungeſuchte Naivität begleiteten jede Bewegung der kleinen zierlichen Frau, die noch nie erfahren zu haben ſchien, was Schmerz ſey, und doch für jedes fremde Unglück eine Thräne, und für jeden Hülfebedürftigen ein Troſtwort oder eine milde Gabe in Bereitſchaft hielt. Der etwas umſtändliche Herr Courtin wurde bei jeder Gelegenheit von ihr geneckt und ausgelacht, und doch zärtlich geliebt; auch war er von letzterem überzeugt. Lachend ſuchte er Spott mit Spott zu erwiedern, wobei er denn gewöhnlich den Kürzern zog, und was unter andern Verhältniſſen, und bei anders geſtimmten Gemüthern vielleicht unangenehm-ernſthafte Scenen hätte herbei führen können, gab bei dieſem gutmüthigen fröhlichen Paare nur Stoff zu neuen Scherzen, und ſtets friſcher Heiterkeit.

Sidonia betrachtete mit großem Wohlgefallen dieſe ihr ganz neue Art mit einander zu leben, und ſich zu lieben; ſie konnte es nicht abläugnen, daß dieſe beiden liebenswürdigen Menſchen ſich dabei ſehr glücklich fühlten, und doch empfand ſie, daß dieſe Art von Glück nicht die ſey, welche ihr, nach einem höheren ſich ſehnendes Gemüth befriedigen könne.

Die Leichtigkeit und Freiheit, mit der in Herrn Courtins Hauſe ſich alles durcheinander bewegte, gefiel ihr beſonders. Jeder ſchien nur das zu gelten und gelten zu wollen, was er war; da war kein Streben ſichtbar, einander zu verdrängen, und der Gaſt, deſſen verſtändige oder erheiternde Unterhaltung zur allgemeinen am mehrſten beitrug, war ſtets der angenehmſte und vorgezogenſte, ohne daß man ſich darum bekümmert hätte, wes Ranges und Standes er ſey. Der Grund davon lag wohl hauptſächlich in dem unaufhörlichen Wechſel, der das Leben in dieſem Kreiſe ſtets friſch erhielt, und keinen der allgemeinen Zufriedenheit widerſtrebenden Wünſchen und Gefühlen Zeit ließ, Wurzel zu ſchlagen, und ſich zu verbreiten. Das Handlungshaus des Herrn Courtin war eins der erſten und angeſehenſten in der Stadt, kein Reiſender von Bedeutung kam ſo leicht durch Bordeaux, der nicht Addreſſen an daſſelbe mitgebracht und dadurch die gaſtfreieſte Aufnahme gefunden hätte, die ganze Einrichtung deſſelben war darauf berechnet, dieſes auf jede Weiſe zu erleichtern.

Madame wußte auf die anmuthigſte Weiſe,

die Honneurs ihres Hauſes zu machen; nie gab es eine liebenswürdigere Wirthin gegen ihre Gäſte, als ſie es war, und doch ſtand ſie dabei zugleich ihrem ſehr bedeutenden und weitläufigen Hausweſen mit vieler Aufmerkſamkeit vor. Aber die in ihrem Vaterlande übliche Sitte erleichterte ihr beides ungemein. Als Frau vom Hauſe lag ihr nur ob, ihre Gäſte freundlich zu empfangen, und die Mittel zur Unterhaltung ihnen ſo nahe zu bringen, daß ſie nach freier Willkühr darunter wählen konnten; als franzöſiſche Hausfrau aber hatte ſie nur über das Ganze ein wachſames Auge zu halten, und war durch die, unter den wohlhabenden Bewohnern ihrer Vaterſtadt herrſchende Einrichtung ihres Haushaltes, aller jener ins Kleinliche eingehenden Sorgen überhoben, die am erſten zu Unmuth, Verdruß und Heftigkeit anregen können.

Sidonia befand ſich bei dieſer ihrer gaſtfreien Freundin ſo wohl, daß ſie nur ſelten es verſäumte, täglich ein Paar Abendſtunden bei derſelben zuzubringen; denn die Verpflichtung, nach franzöſiſcher Sitte ein Haus zu machen, hielt Madame Courtin davon ab, das ihrige um dieſe Zeit zu verlaſſen, das beinahe täglich der Sammelplatz einer höchſt mannichfaltig zuſammengeſetzten Geſellſchaft ward.

Man kam und ging ohne Umſtände, man plauderte, lachte, ſpielte, machte Muſik nach Belieben, ohne die mindeſte Vorbereitung zu dem allen; man tanzte auch wohl, oft nach dem Klange einer einzigen verſtimmten Violine, die irgend einer der Gäſte, gut oder übel, zu handhaben verſtand, und der Abend war in Luſt und Fröhlichkeit hingebracht, ehe man ſich deſſen verſah. Sidonia empfand zwar, daß aus dieſem, dem Anſcheine nach ſo vervielfältigten Wechſel des Lebens, dennoch am Ende eine gewiſſe Geiſtesleere und Einſeitigkeit entſtehen müſſe, auch hüthete ſie ſich ſehr davor, ſich dieſer Art von Geſelligkeit anhaltend hinzugeben, aber nach einem einſam, in geiſtigerer Beſchäftigung hingebrachten Tage, fand ſie doch eine ihr wohlthuende Erholung darin, ſich auf ein Paar Stunden dieſem bunten fröhlichen Treiben zu überlaſſen. Sie ſang und tanzte mit der Jugend, oder nahm an der Unterhaltung der älteren Perſonen Theil; die faſt aus allen Nationen zuſammen geſetzte Geſellſchaft bot ihr ein täglich neues Intereſſe.

Nach einer Abweſenheit von mehrern Tagen, ſaß Sidonia eines Abends wieder neben ihrer lieben Madame Courtin auf dem Sofa, und ſah beinahe achtlos in das Gewühl um ſie her hinein, denn ſie war dieſesmal ungewöhnlich trübe geſtimmt. Seit langer Zeit zum erſtenmal hatte ſie vor einigen Tagen von ihrem Bruder Theodor einen Brief erhalten. In ſehr tragiſchen Redensarten meldete er ihr das unerwartet plötzliche Ableben ihrer Stiefmutter, und zugleich mit ſchlecht verhehltem Triumph, daß dieſe edle Frau, von ſeiner wirklich kindlichen Liebe zu ihr gerührt, ihn zum Univerſalerben eingeſetzt habe, wodurch es ihm denn freilich zur heiligſten Pflicht geworden ſey, das neue Erblühen und die Fortdauer des alten Stammes durch eine paſſende und vortheilhafte Heirath zu ſichern, deſſen ehemaliges Eigenthum er jetzt wieder ungetheilt beſitze. Tauſend betrübende Erinnerungen waren durch dieſe Nachrichten in Sidonien erwacht; ſie fühlte ſogar eine Art Reue darüber, daß Frau von Klarenbach unverſöhnt mit ihr aus dieſer Welt geſchieden ſey, und hörte nur mit halbem Ohr auf das freundliche Geplauder der Madame Courtin, die ſich gutmüthiger Weiſe bemühte, ſie zu erheitern.

„Wer iſt der Mann, der jetzt eben kam?“ rief Sidonia, aus ihren wachen Träumen auffahrend, ſo plötzlich, daß Madame Courtin beinahe darüber erſchrack.

„Ach, Madame, erwiederte dieſe ſchalkhaft lächelnd, „der Herr hat alſo denn doch heute die Ehre, von Ihnen bemerkt zu werden? Warum haben Sie uns ſeit acht Tagen boudirt? Sie hätten dieſe intereſſante Bekanntſchaft ſchon weit früher machen können. Wenigſtens iſt er der ſchönſte Mann, den ich in meinem Leben geſehen. Noch ſchöner als Herr Courtin, das habe ich dieſem geradezu ins Geſicht geſagt,“ ſetzte ſie lachend hinzu.

Sidonia konnte nicht umhin, in ihrem Innern die nämliche Bemerkung zu machen; obgleich Sie nicht im Stande war, ſie mit der ſüdlichen Unbefangenheit und Offenherzigkeit ihrer franzöſiſchen Freundin auszuſprechen.

Der Fremde mochte wohl ſchwerlich ſchon dreißig Jahre zählen, aber ſeine hohe, durchaus ebenmäßige Geſtalt hatte dennoch etwas imponirendes, man möchte faſt ſagen königliches, in Gang, Ausdruck und Bewegung; etwas das es ſchwer machte, die Augen wieder von ihm abzuwenden, und doch berührte es Sidonien unangenehm, daß ſie wider Willen ihn für ſehr ſchön erklären mußte; denn die durchaus regelmäßigen Züge ſeines Geſichts trugen alle das Gepräge von Eigenſchaften, die ihr zuwider waren. Es lag ein Ausdruck von faſt furchtbarer Lebensklugheit und innerer Herzenskälte in ihnen, und die Kraft, mit der er das aus ſeinen dunkeln, leuchtenden Augen hervorlodernde Feuer zu beherrſchen wußte, flößte eine Art von Furcht ihr ein, die aber dem Intereſſe keinesweges Abbruch that, das ſie wider Willen für ihn empfand.

Der Fremde näherte ſich höflich der Frau vom Hauſe, und dieſe nannte ihn Herr von Belmont, indem ſie Sidonien ihm vorſtellte. Die Geſtalt derſelben ſchien ihm aufzufallen, und es war, als ob ſein Blick einige Sekunden lang bewundernd auf ihr verweile, indeſſen richtete er doch nur ein Paar ganz gleichgültige, von der Gelegenheit herbei geführte Worte an ſie, bei denen Sidonien nichts auffiel, als der unbeſchreibliche Wohlklang ſeiner ſonoren Stimme. Madame Courtin ſuchte im gewöhnlichſten Converſationstone das Geſpräch fortzuſetzen, um ihn einige Minuten feſtzuhalten, er aber langweilte ſich augenſcheinlich dabei, antwortete kurz und zerſtreut, und ſah zwiſchen durch mit erwartungsvollen Blicken nach der Thüre ſich um. Die wenige Aufmerkſamkeit, welche er ihr bezeigte, fing an, Sidonien ein wenig zu verletzen, inzwiſchen betrachtete ſie ihn doch genauer, und ſuchte vergebens zu errathen, welcher Nation und welchem Stande er wohl angehören könne, ob er Soldat, Gelehrter oder Diplomat ſey.

Jetzt ging abermals die Thüre auf; ein kleiner, vom Alter niedergedrückter Greis in einem einfachen grauen Rock trat herein, und Sidonia wäre beinahe über die Verwandlung, die in dieſem Augenblick mit dem Fremden vorging, in laute Zeichen der Bewunderung ausgebrochen. Es war, als ob ein Gott die marmorartigen Züge deſſelben plötzlich belebe, die heiterſte Glorie der Freude verſchönte ſie bis zum unkenntlichen, ſeine Augen ſtrahlten vor Entzücken, indem er mit einer leichten Verbeugung ſich von den Damen wegwandte, auf den kleinen Alten zuſchritt, bei beiden Händen ihn ergriff, und in eine Ecke ihn zog, wo beide augenblicklich im angelegentlichen Geſpräche ſich mit einander vertieften.

„Das iſt der berühmte Herr von ***,“ flüſterte Madame Courtin, und nannte Sidonien einen durch ſeine Reiſen in weit entfernte Länder, und ſeiner vielumfaſſenden Kenntniſſe wegen hochberühmten Naturforſcher aus Paris. „Ich freue mich, daß Sie den großen Mann heute Abend hier zufällig antreffen,“ ſetzte ſie gefällig hinzu; „er iſt eine Seltenheit, das verſichere ich Ihnen. Schon einige Wochen hält er ſich hier auf, lebt aber wie eine Eule, immer mit ſeinen Büchern beſchäftigt. Es iſt wirklich ein Wunder, ihm einmal in der Welt zu begegnen, vermuthlich iſt es Herr von Belmont, der ihn heute Abend hergezogen hat.“

„Aber wer iſt denn dieſer Herr von Belmont?“ fragte Sidonia etwas ungeduldig.

„Das iſt mehr, als ich Ihnen zu ſagen weiß,“ erwiederte Madame Courtin, „wahrſcheinlich auch ein großer Gelehrter. Er hat ſehr bedeutende Reiſen gemacht, ſo viel iſt gewiß; jetzt kommt er gerade aus Konſtantinopel, man ſagt, er will bald wieder fort, nach Amerika, oder nach dem Nordpol, oder nach Indien, oder gar in den Mond, was weiß ich! Wie man nur ſo in der Welt herumlaufen mag, wenn man ruhig und vergnügt zu Hauſe bleiben könnte! es iſt doch nirgends ſchöner, als in unſerem Frankreich."

„Er iſt alſo ein Franzoſe? ich hätte ihn eher für einen Deutſchen gehalten," erwiederte Sidonia.

„Möglich, daß er ein Deutſcher iſt," ſprach Madame Cortin," er kann aber auch eben ſowohl ein Engländer, ein Franzoſe, ein Italiener ſeyn, er ſpricht alle dieſe Sprachen mit großer Fertigkeit, und Herr Courtin ſagt, daß man Leute ſeines Namens in allen jenen Ländern, und auch in Deutſchland antreffe, wie bei uns eben auch. Mir kommt er vor, als gehöre er allen Nationen und eigentlich gar keiner an."

Im Laufe des Abends fand Sidonia Gelegenheit, ſich jenen beiden Männern zu nähern, die ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch genommen hatten; ein kleiner Kreis hatte ſich um ſie gebildet, und ihr Geſpräch ſchien dadurch eine weniger ausſchließende Wendung genommen zu haben; obgleich ſie es größtentheils allein unter ſich fortführten, und die Uebrigen ſich nur am Zuhören ergötzten. Schmucklos und ungeſucht, aber mit unnachahmlicher Darſtellungsgabe, hörte Sidonia beide über ihre Reiſen, über die Gegenden, welche ſie in weit entfernten Ländern geſehen, über die Bewohner derſelben und deren Lebensweiſe ſich verbreiten. Mit gleicher Wärme, gleicher vielumfaſſenden Kenntniß, wenn auch nicht immer mit gleicher Anſicht des Gegenſtandes, von dem eben die Rede war, ſprachen ſie hinüber und herüber, und äuſſerten oft ganz von einander abweichende Meinungen, die ſie vertheidigten, ohne darüber zu ſtreiten. Denn eben ſo billig als gerecht, erkannte jeder von ihnen das Bedeutende des fremden wie des eigenen Geiſtes an. So hatte Sidonia nie ein Geſpräch führen gehört; der alte franzöſiſche Naturforſcher war völlig aufgethaut, und ein unendlicher Reichthum mühſam erworbener Erfahrungen leuchtete aus ſeinen Worten hervor. Belmont hingegen hatte durch die Vorzüge ſeiner Perſönlichkeit Gelegenheit gefunden, faſt in allen Ländern, die er durchzogen, die bedeutendſten Männer ſeiner Zeit kennen zu lernen; er erzählte von ihnen, ohne, nach der Gewohnheit anderer Reiſenden, dabei von ſich ſelbſt zu erzählen, und das eigene Ich zum Mittelpunkte des lebensreichen Bildes zu machen, das er entfaltete.

Zum erſtenmale traf Sidonia auf einen jungen Mann, der, zu ſo vielen Anſprüchen berechtigt, dennoch der eignen Perſönlichkeit zu vergeſſen verſtand; mit warmem Gefühle der Auſſenwelt ſich erfreute, und, begeiſtert durch die innere Poeſie ſeines Gemüthes, ſich dennoch in dieſer eine neue zu ſchaffen wußte, die weder Kopie noch Karrikatur war. Sie wurde durch alles dieſes ſo angeregt, daß bei einem, mit treffender Wahrheit ausgeſprochenen Worte des Pariſer Gelehrten, ein unwillkühlich laut werdendes Zeichen des Beifalls ihr entſchlüpfte. Beide Männer wurden dadurch aufmerkſam auf ſie gemacht, ſie ſchienen erſt jetzt ihre Gegenwart zu bemerken, und der Naturforſcher zog ſogleich mit der galanten Höflichkeit eines alten Franzoſen die ſchöne Frau mit in's Geſpräch hinein. Belmont betrachtete ſie ſchweigend, mit dem Ausdruck des Erſtaunens und der Bewunderung; es ward ihr klar, daß er vorhin, an der Seite der Madame Courtin, in ſeiner ungeduldigen Zerſtreuung ſie ganz überſehen haben müſſe.

Sidonia entzog ſich der ihr entgegen getragenen Theilnahme an der Unterhaltung der beiden Männer nicht, und dieſe gewann dadurch an Anmuth und gegenſeitigem Intereſſe. Ihr ſehr gebildeter Geiſt erlaubte ihr, mit Anmuth und Klarheit darauf einzugehen; ſie war Meiſterin in der ſchweren Kunſt, zur rechten Zeit zuzuhören, zu reden und zu ſchweigen, und wenn auch zuweilen das Geſpräch eine für ſie zu gelehrte Wendung nahm, ſo beſaß ſie des feinen Taktes genug, um nur mit dem Geiſte es zu verfolgen, ohne durch vorlaute Einmiſchung es zu ſtören.

Seit undenklicher Zeit wußte Sidonia ſich keines ſo genußreichen Abends zu erinnern; ſpäter als gewöhnlich, und völlig erheitert, kehrte ſie in ihre Wohnung zurück, wo Belmonts glänzende Erſcheinung ſie noch lange beſchäftigte, deſſen räthſelhafte Exiſtenz ſie nicht minder anzog, als das Ungewöhnliche ſeiner Perſönlichkeit.

* * *

Daß Belmont am folgenden Tage bei Sidonien einen Beſuch ablegte, war nicht mehr als ſie, nach der Unterhaltung des geſtrigen Abends, erwarten durfte; indeſſen hatte ſie doch keine Voranſtalten getroffen, um ihn nicht anzunehmen, wie ſie ſonſt wohl zu thun pflegte. Er ſtellte ſelbſt als Nachbar und auch als Landsmann ſich ihr vor, und hatte ein Recht zu beiden, denn er war in dem Gaſthofe, in welchem ſie wohnte, abgeſtiegen, und auch wirklich in Deutſchland geboren, wenn auch gleich an der ſüdlichſten Gränze deſſelben, in der Nähe von Trieſt. In Gränzſtädten iſt ohnehin das Gepräge der Nationalität weniger deutlich zu erkennen, und bei Belmont hatten frühe Entfernung aus dem Vaterlande, und ſpäteres faſt ununterbrochenes Reiſen es dermaßen verwiſcht, daß er in der That für einen Weltbürger gelten konnte, der nirgend, und eben deswegen überall zu Hauſe iſt; doch dieſe eigentlichſte Heimathloſigkeit hatte dem Eigenthümlichen ſeines Weſens durchaus keinen Abbruch gethan, er war ſelbſtſtändig geblieben, hatte das, was an vaterländiſcher Eigenthümlichkeit ihm abging, keinesweges durch etwas willkührlich Angenommenes erſetzen wollen, und wenn gleich ſeine Erſcheinung, überall wo er ſich zeigte, auffallen mußte, ſo geſchah dieſes dennoch immer auf die angenehmſte, ihn ehrende Weiſe, und nie durch geſuchte Fremdartigkeit ſeines Auftretens in der Geſellſchaft.

Nach dieſem erſten Beſuche bei Sidonien kam Belmont zuerſt einen um den andern Tag, dann täglich, zuletzt kam er ſo oft, und blieb ſo lange, als es nur irgend thunlich war. Eine Zeit lang ſah und bewunderte ſie an ihm nur die ſeltene Ausbildung eines mit ausgezeichneten Gaben reich ausgeſtatteten Geiſtes, ſpäterhin lernte ſie auch ein zwar ausgeglühtes, aber innerlich warm gebliebenes Herz in ihm erkennen, deſſen Wünſche und Regungen mit denen des ihrigen im Einklange ſtanden, und zuletzt dachte ſie gar nicht mehr daran, ergründen zu wollen, was es eigentlich ſey, das ihn ihr werth mache. Sie bemerkte mit Freuden, daß er, der anfangs nur einige Tage in Bordeaux hatte verweilen wollen, jetzt, da er ſie gefunden, an keine Abreiſe mehr denke, und auch ſie fing an, wie es ſchien, der Reiſe nach Paris zu vergeſſen.

* * *

Sidonia war im Anfange ihrer näheren Bekanntſchaft mit ihrem neuen Freunde, durch die ruhige Gewandtheit und Geiſtesgegenwart, die Belmont im geſelligen Leben bewieß, auf unangenehme Weiſe an Achill von Wallen erinnert worden; die Furcht, hier vielleicht abermals in neue Täuſchung zu verfallen, gab ihrem Betragen gegen ihn etwas Zurückhaltendes, das ihr ſelbſt wehe that, weil es auſſer ihrem Charakter lag. Doch ſie fing bald an, ſich eines, Belmont erniedrigenden Gedankens zu ſchämen, als ſie bei näherer Bekanntſchaft den hohen, weder zu Kleinlichkeit, noch zu gemeinem Eigennutz ſich neigenden Sinn dieſes ausgezeichneten Mannes immer deutlicher erkannte, und zeigte ſich ihm ſpäterhin vielleicht um ſo offener und herzlicher, da ſie ſich bewußt war, ihm ein ſtilles Unrecht abzubitten zu haben.

Der kalt intriguirende, durchaus oberflächliche Wallen, und der tiefe, ſinnige Belmont, der alles, was er jemals ergriffen, mit warmem Enthuſiasmus und feſtem Ernſte verfolgte und hielt, waren in der That himmelweit von einander verſchieden. Im Ringen nach eigenem Vortheil, geſpornt von Eigennutz und kleinlicher Eitelkeit, hatte Jener ſich genau ſo viel Geiſtesbildung angeeignet, als er bedurfte, um damit zu glänzen, und die Augen derer zu verblenden, die er mit ſchlauer Gewandtheit zur Ausführung ſeiner tiefliegenden, durchaus eigenſüchtigen Pläne mißbrauchen wollte. Er hatte gelernt, mit geübtem Schritt und ohne Gleiten auf glatt gebohnten Parketts ſeinen Weg zu gehen, und wußte ſehr geſchickt die eiſige Kälte ſeines Innern unter der Maske des weiſen Menſchenkenners zu verbergen, der zu viel erfahren und erlebt hat, um noch über irgend etwas zu erſtaunen oder bewegt zu werden.

Belmont aber war die Wahrheit ſelbſt. Zu ſtolz, um Andern ſein Vertrauen entgegen zu tragen, verſchmähte er es zugleich, ſich für etwas geben zu wollen, das er nicht war: nichts Erzwungenes, nichts Erheucheltes war an ihm zu finden. Geburt und Verhältniſſe hatten von Jugend auf in jene Welt ihn eingeführt, die man die große nennt, und ihn gewöhnt, ſich mit Leichtigkeit ihren Formen und Gewohnheiten zu fügen; doch ſein eigentliches Streben ging einer viel höheren, weit umfaſſendern zu, gegen welche jene zum bedeutungsloſen Schattenbilde herabſinkt. Ein unauslöſchlicher Trieb nach Wiſſen und Erkenntniß hatte von Kindheit auf ihn beſeelt, und zu regem Fleiß, zum raſchen Eingreifen jeder Gelegenheit, dieſen Hang zu befriedigen, ihn angetrieben. Er hatte weder Mühe, noch Gefahr, noch Entbehrungen geſcheut, ſobald er dadurch zum Fortſchreiten auf der Bahn der Erkenntniß gelangen konnte, doch mit dieſem Hange zum gründlichen Erlernen alles Wiſſenswerthen war auch der zum wirklichen Lebensgenuſſe mit ſeinem Weſen innigſt verwebt. Er ſuchte letztern nicht immer auf blos geiſtige Weiſe zu befriedigen, doch ſeine edle Natur ließ nie zum Gemeinen ihn ſinken; denn er wußte, daß jedem blos ſinnlichen Rauſche ein widerwärtiges Erwachen folgt, für welches der kurze Genuß des Augenblickes keine Entſchädigung bieten kann.

So hatte er denn, unerachtet ſeiner Jugend, ſchon viel gelebt, vieles erlebt, und, wie zu erwarten war, auch oftmals geirrt; ſeine Verirrungen und Irrthümer hatten aber ſchon längſt aufgehört in der Erinnerung ihn zu quälen, denn er war dahin gekommen, ſie als zur Wahrheit führende Stufen zu betrachten, und freute ſich nur, ſie hinter ſich liegend zu wiſſen. Das Leben hatte ihm Gelegenheit geboten, das Weſen der Menſchen in geiſtiger wie in körperlicher Hinſicht in ſeiner vollen Kraft wie in ſeiner Schwäche kennen zu lernen. Er hatte dieſes benutzt, wie alles, was dazu dienen konnte, den Kreis ſeiner Kenntniſſe und ſeiner Ideen zu erweitern. Alles, was er erblickte, war ihm zum Studium geworden, und er ſtand jetzt auf einer Höhe, von wo aus er in mannichfacher Hinſicht der Welt ſehr nützlich werden konnte, wenn er ihr nur wiedergeben wollte, was er von ihr empfangen. Auch war er in dieſem Augenblicke ernſtlich damit beſchäftigt, ſeine Papiere, ſeine auf Reiſen geſammelten Notizen, ſeine unſchätzbaren Bemerkungen über Kunſt und Natur, über Welt, Leben und Menſchen zu ordnen, und in's Reine zu bringen, obgleich er für's erſte noch keinen beſtimmten Zweck mit dieſer Arbeit verband. Der innere Drang, die Schätze ſeines Wiſſens noch zu vermehren, war noch immer nicht in ihm befriedigt. Er wollte noch mehr ſammeln, noch mehr erfahren und erlernen, ehe er mit der Ruhe des Weiſen daran gehen mochte, den Ertrag ſeiner reichen Ernte mit Andern zu theilen; deshalb ſuchte er eifrig und gern den Umgang mit Philoſophen, Sprachgelehrten, Künſtlern, vor allem aber mit Aerzten und Naturforſchern auf. Doch auch den bloßen Weltmenſchen ging er nie aus dem Wege, und verſtand es meiſterhaft, ſie zu behandeln. Er ſah, daß man am leichteſten mit ihnen fertig werde, indem man ihnen zu imponiren ſuche, und da ſeine Perſönlichkeit ihm dieſes ungemein erleichterte, ſo verfolgte er dieſen Weg, weil er ihm der bequemſte war. Die öffentliche Meinung war ihm einſt viel geweſen, jetzt glaubte er, ſie ſey ihm nichts mehr, und traf auch hierin mit Sidonien auf dem nämlichen Wege zuſammen. Dieſes war vielleicht der einzige Irrthum ſeines Kopfes, den er noch nicht entdeckt hatte; mit den Irrthümern ſeines Herzens nahm er es nicht ſo genau, er ließ achtlos wie wilde Blüthen ſie wuchern, denn er wußte, der Grund, auf dem ſie wurzeln wollten, ſey weder weich noch nachgiebig genug, als daß ſie ihm hätten gefährlich werden, oder über den Kopf wachſen können.

Daß der tägliche Umgang mit einem Manne wie dieſer, auf Sidonien einen nie von ihr geahnten Zauber üben mußte, war natürlich, auch beſchäftigte er bald ausſchließlich ihr Gemüth wie ihre Gedanken. Nie hatte ſie ähnliche Tage erlebt, nie ſo ſtill glücklich ſich gefühlt, wie ſie jetzt ſich fühlte; nie eine Unterhaltung genoſſen, wie Belmont ſie ihr täglich gewährte. Ihr Geiſt, von ihm geleitet und gehalten, ſchwang immer höher ſich ihm nach. So wie früher Adelheim durch ſeinen glühenden Enthuſiasmus für Vaterland, Freiheit und Recht ihre junge Seele zu gleicher Begeiſterung erhoben, und ſie auf einen Punkt geſtellt hatte, von dem ſie, zur Erreichung eines hohen, von Gott und der Natur geheiligten Zweckes kein Opfer mehr ſcheute, ſo fühlte ſich auch jetzt, von Belmonts Strebens zur Erweiterung ſeines Wiſſens, ſich gewaltſam und mächtig ergriffen. Mit ungetheilter Aufmerkſamkeit hörte ſie Stunden lang ihm zu, wenn er aus ſeinen Tagebüchern ihr vorlas, mit der Geſchichte längſt vergangener Völker ſie bekannt machte, ganz ungeſucht die ſcharfſinnigſten Bemerkungen über die Erſcheinungen in der Natur, über Kunſt und Leben der Menſchen zwiſchen dem allen verflocht. Staunend blickte ſie zu ihm hinauf, wie zu einem höheren Weſen, dem ſie ſich aber dennoch verwandt fühlte, wenn er auf ihren Spaziergängen ein Blümchen, ein Stückchen unſcheinbares Moos aufnahm, das ihr Fuß eben im Begriff geweſen war zu zertreten, und eine ganze kleine Welt voll Wunder in dieſen Gegenſtänden ihr entdeckte; oder wenn er Abends auf ihren Balkon mit ihr hinaustrat, mit ergreifender Gewalt ihren Geiſt von Stern zu Stern mit ſich fortzog, mit ihr in dem Meer von Sonnen ſich verlor, die dort oben nach ewigen aber geheimnißvollen Geſetzen der Natur ihre unendlichen Bahnen durchkreiſen; und ihr dann erklärte, wie dennoch der ſchwache, ſterbliche Menſch dieſes Stäubchen in der Reihe der Schöpfungen, dieſe Bahnen zu verfolgen und im Voraus zu berechnen fähig wäre, weil der Hauch jenes allgewaltigen, unbegreiflichen Weſens in ihm waltet, der ihn höher ſtellt als alle jene Sonnen, und weit über ſie hinaus in der unabläſſig ſchaffenden, zerſtörenden und erneuenden Ewigkeit ſeine Wohnung ihm anweiſet.

Belmont verſtand es aber auch, dem leichteſten, anſcheinend unbedeutendſten Geſpräch ein eigenes Intereſſe zu gewähren; er war Meiſter in der Kunſt zu erzählen, und unerſchöpflich in witzigen ſcharfſinnigen Bemerkungen, auch über das kleinſte Ereigniß des Augenblicks. Sein natürlicher Frohſinn, ſeine innere Zufriedenheit mit ſich und dem

Leben, gewährten der Unterhaltung mit ihm eine eigenthümliche, ewig ſich erneuende Annehmlichkeit, über die Sidonia alles vergaß, auſſer ihn ſelbſt. Gleiche Neigungen, gleiche Theilnahme, gleiches Empfinden bei jeder ſich bietenden Gelegenheit, gegenſeitiges, nie fehlgreifendes Verſtehen ihrer Meinungen, ihrer Gedanken, ihrer Wünſche, vereinte beide in einem Verhältniß, das der Liebe glich, obgleich dieſes Wort von beiden nie ausgeſprochen ward. Sie nannten es auch nicht Freundſchaft, ſie nannten es gar nicht, denn es fiel ihnen nie ein, einen Namen dafür zu ſuchen, ſie dachten ſo wenig daran, als der Geſunde daran denkt, daß er athmet und ſchmerzensfrei iſt.

Wie die Welt, wie die Geſellſchaft es beurtheilen würde, daß Sidonia, bei ihrer übrigens noch immer ſorgfältig bewahrten Eingezogenheit, nur einem einzigen jungen Manne Zutritt bei ſich geſtattete, und zwar dieſem, deſſen ſeltene Vorzüge Aller Augen auf ihn zogen, von dem ausgezeichnet zu werden, jede Frau heimlich wünſchte und ſtolz darauf geweſen wäre, daran dachte Sidonia vollends gar nicht. Sie würde aber auch, hätte ſie es gethan, Adelheims Grundſätzen getreu geblieben ſeyn, nie eine Stunde wahren Glückes der öffentlichen Meinung zum Opfer zu bringen. Sie war jetzt ſogar geneigter als jemals, dieſen Grundſatz mit einigem Trotz durchzuführen, denn die Mißhandlung, die ſie, bei der reinſten Schuldloſigkeit, noch vor kurzem von der Geſellſchaft hatte erdulden müſſen, hatten ihr Gemüth zu tief, zu bitter verletzt. Belmont war ihr das höchſte Ideal menſchlicher Vollkommenheit, oft ſchien das Glück, ihn gefunden zu haben, ihr unbegreiflich; er war ihr Vorbild, dem nachzuſtreben, ſo weit ihr Geſchlecht dieſes geſtattete, das edelſte Ziel ihrer Wünſche geworden; der unausſprechliche Reiz ſeines Umganges erhielt ſie in einem fortwährend ſüßen Rauſch. Sie glaubte ihn ganz zu durchſchauen, ſein ganzes Weſen lag, wie ſie wähnte, klar und deutlich vor ihr, ſie meinte ganz ihn zu kennen; aber gewiſſe Seiten im Charakter der Männer liegen immer auſſerhalb dem Geſichtskreiſe der Frauen. In Romanen, in geſchichtlicher Darſtellung von Begebenheiten, fallen ſie zwar durch Wahrheit ihnen auf, aber wenn ſie denſelben in der Wirklichkeit begegnen, werden ſie ihrer nie gewahr, und Sidonia machte hierin keine

Ausnahme. Sie kannte Belmont, ſo gut ſie ihn zu erkennen vermochte.

Indeſſen ließ man in der Geſellſchaft beide ruhig ihren Neigungen folgen, und Sidonia bedurfte durchaus keiner Anſtrengung, um die öffentliche Meinung zu bekriegen, die von ihrem Verhältniß zu Belmont durchaus keine Notiz zu nehmen ſchien. Zwar iſt in Frankreich die Neigung, über das Betragen des lieben Nächſten ſich zu beſprechen, nicht minder ſtark als anderswo, ſobald es durch etwas Ungewöhnliches ſich auszeichnet; aber daß eine junge ſchöne Frau einen Bewunderer hat, dem auch ſie nicht abhold ſich zeigt, gehört in jenem Lande, am wenigſten in Bordeaux, durchaus nicht zum Ungewöhnlichen, das Gegentheil würde vielmehr dazu gerechnet werden. Man ſieht zwar, was vorgeht, man lächelt auch wohl im Stillen darüber, aber man iſt zu geneigt, zu leben und leben zu laſſen, um durch laute Bemerkungen und Neckereien den Beweis ablegen zu wollen, daß man nicht blind ſey, ſobald nur der äuſſere Anſtand nicht gar zu auffallend verletzt wird. Deshalb verfiel auch jetzt Niemand darauf, Sidonien ihren jetzigen freudenreichen Zuſtand auf ſolche Weiſe zu verkümmern, und ohnehin hatte auch, wegen den eignen Angelegenheiten, Niemand Zeit dazu.

* *
*

In ungeſtörter Gleichförmigkeit und nie getrübtem Genuß ihres jetzigen Glückes, hatte Sidonia mehrere Wochen verlebt. Ungezählt waren die Tage an ihr vorüber gegangen, weil keiner derſelben durch irgend ein auffallendes Ereigniß bezeichnet worden war. Sie wurde es kaum gewahr, daß der Frühling ſchon jetzt die Erde aus ihrem leichten, kurzen Schlummer erweckte, und in tauſendfältiger Pracht aus Hecken und Bäumen ſich hervordrängte, zu einer Zeit, wo in unſerem Norden die Natur kaum, und faſt widerwillig aus dem langen, ſchweren Schlafe und der kalten Schneedecke, die vor völligem Erſtarren ſie ſchützte, ſich loszuwinden beginnt, und Bäche und Ströme mit zerſtörender Gewalt die kriſtallenen Bande zerbrechen, die Monate lang ſie gefeſſelt hielten.

Der Untergang der Sonne hatte ſo eben einen glanzvollen Frühlingstag beendet, der Abend war kühl, Sidonia hatte die auf den Balkon ausgehenden Fenſter ihres Kabinets geſchloſſen, das am äuſſerſten Ende der von ihr bewohnten Reihe von Zimmern lag. Sie ſaß in der Dämmerung vor ihrem Schreibtiſch, den Kopf auf die Hand geſtützt, jedoch ohne zu ſchreiben, obgleich mehrere Briefe zur Beantwortung vor ihr ausgebreitet lagen. Ihr Herz war ſchwer, ihr Sinn ungewöhnlich trübe, ein banges, unbeſtimmtes Ahnungsgefühl beengte ihr die Bruſt. War es die Einwirkung des Frühlings, die zur Zeit, wo alles zu neuem Leben erwacht, ſehr oft unſer Gemüth mit ſtiller Wehmuth erfüllt? oder was war es ſonſt, das ohne alle äuſſere Veranlaſſung ſie in dieſe Stimmung verſetzte? Sidonia ſelbſt wußte es ſich nicht zu erkären.

Belmont hatte ſo eben ſie verlaſſen, um, wie er zuweilen that, den Abend mit ſeinem gelehrten Pariſer Freunde allein zuzubringen; ſie wußte, daß ſie ihn heute bei Madame Courtin nicht antreffen würde, und hatte beſchloſſen, zu Hauſe zu bleiben, um endlich jene Briefe zu beantworten, die ſchon lange darauf harrten, weil ſie keine Stunde gefunden, die ſie dazu hätte anwenden mögen. Ein kalter, freudenloſer Geiſt der Erinnerung wehte aus ihnen entgegen, ſie konnte ſich kaum entſchließen, ſie zu berühren, noch weniger ſie nochmals zu leſen, denn ſie wußte, daß jeder in denſelben enthaltene Name ein Heer trüber Gedanken in ihr aufregen müſſe.

Auch ein Brief des Profeſſor H.. lag vor ihr, deſſen Anblick ſie auf das lebhafteſte an Robert erinnerte, er enthielt keine beſtimmten Nachrichten von dem Verbannten, und überhaupt hatte ſie ſeit langer Zeit nichts von ihm vernommen; es fiel ihr in dieſem Augenblick auf, daß ſie im vergangenen Jahre ſich ungefähr um dieſe Zeit von ihm getrennt habe. Wo mag er ſeyn, dachte ſie, der Unglückliche, deſſen vielverſprechende Lebensblüthen ich, ohne es zu wollen, zerſtören mußte? was mag aus ihm geworden ſeyn? wie mag es ihm ergehen? Sie verſank in immer tieferes, immer ſchwermüthigeres, zuletzt faſt wortloſes Sinnen, bis ein heller Lichtſchein, der ihr halb geſchloſſenes Auge traf, aus ihrer halbwachen Träumerei ſie erweckte. Es war ein Strahl des jetzt ihr Fenſter beſcheinenden Vollmondes, der mit blendendem Glanze ſie umfloß. Während Sidonia ſo in ſich ſelbſt verſunken da ſaß, war die im Süden faſt unmerklich kurze Dämmerung der hellſten Frühlingsnacht gewichen, und durch die Stille derſelben tönten die kleinen Wellen der unter ihrem Balkon hinfließenden Garonne wie leiſes Klagegeſtöhne zu ihr hinauf.

Sidonia erſchrack heftig, ohne zu wiſſen worüber, ein ihr unerklärliches Grauen durchſchauerte ſie, und machte ſie unfähig, ſich wie ſonſt der Pracht der Natur zu erfreuen. Unſicher ſchweiften ihre ſcheuen Blicke in dem Kabinette umher, man hatte vergeſſen ihr Licht zu bringen, ihr Bedienter hatte geglaubt, ſie ſey wie gewöhnlich mit Herrn von Belmont zur Madame Courtin gegangen, deren Wohnung ganz in der Nähe lag, und war ſeinem eigenen Vergnügen gefolgt; Margarethe aber ſaß in einem entfernten Hinterzimmer, eifrig mit ihrer Arbeit beſchäftigt. Nur der Mond erleuchtete das kleine Gemach, tiefe wunderliche Schattenbilder ſchienen in den dunkeln Ecken, wohin ſein Strahl nicht treffen konnte, durcheinander zu ſchwirren; Sidonien war, als fühle ſie das Wehen des Geiſterreiches um ſich her, ihr Blick fiel auf die beiden langen Lichtſtreifen, die der Mondſchein durch die Fenſter auf den Fußboden warf, ſie glaubte eine dunkle Menſchengeſtalt in einem derſelben zitternd ſchweben zu ſehen, und erſtarrte faſt vor Grauen und Entſetzen.

Vergebens ſuchte ſie dieſes ihr ſonſt ſo fremde Gefühl zu beſiegen, es war mächtiger als ſie; ſie wollte durch das ihrem Schreibtiſch nächſte Fenſter hinaus auf den Balkon treten, um in der freien Luft leichter zu athmen, und ihre Furcht, die ſie ſelbſt kindiſch ſchalte, zu bemeiſtern, aber es war, als ob eine unſichtbare Macht ſich ihr entgegenſtelle. Völlig überwältigt von einer unerklärlichen Angſt, wandte ſie ſich jetzt, um nach der neben dem Kamine hängenden Klingelſchnur zu greifen; der Anblick des Lichtes und eines lebenden Menſchen mußte Muth und Faſſung ihr wiedergeben, meinte ſie, doch ihr Blick fiel dabei zufällig auf das zweite Fenſter, dem ſie bis jetzt den Rücken zugewendet hatte, klar wie am Tage ſah ſie Roberts Geſtalt hinter demſelben ſtehen, das glühende Flammenauge feſt auf ſie geheftet. Der Mondſchein gab den wild verworrenen Zügen ſeines todtenbleichen Geſichts etwas Verzerrtes, und doch waren es unverkennbar die ſeinen. War er es ſelbſt? war es ſein raſtlos umherirrender Geiſt, der ſie verfolgte? Beide Vorſtellungen drangen grauſenhaft auf ſie ein, und preßten ein von innerem Kampfe halb erſticktes Angſtgeſchrei ihr aus, ihre Sinne verwirrten ſich, ſie ſchloß die Augen, um das Entſetzliche nicht mehr zu ſehen, ſchwankte, und war im Begriffe umzuſinken. Mit lautem Gekrache riß Robert, denn er war es ſelbſt, das ſchlecht verwahrte Fenſter auf, ſtürzte zu ihr in das Zimmer, umfaßte die geliebte, beinahe lebloſe Geſtalt, trug ſie auf ihren Divan, und zog dann, mit einer Schonung, die man ihm kaum hätte zutrauen ſollen, in die entfernteſte Ecke ſich zurück, um ihr Zeit zur Erholung zu laſſen, und nicht durch ſeinen Anblick ſie von neuem wieder zu erſchrecken.

* * *

Erſt vor ſehr kurzer Zeit hatte Robert Sidoniens gegenwärtigen Aufenthalt entdeckt. Der Profeſſor H.. ſowohl als der Banquier Strom, an die er ſich oft deshalb ſchriftlich gewendet, hatten, treu dem Sidonien geleiſteten Verſprechen, ſich unabänderlich geweigert, ihm den Ort zu nennen, wo ſie weilte, oder ſeine Briefe an ſie zu befördern. Er hatte mehrere der letzteren nur an die Gräfin Adelheim addreſſirt, auf gut Glück in die weite Welt geſchickt, alle waren an ihn zurückgekommen, ohne ſie aufgefunden zu haben, und auch der Banquier in Rom, der fortwährend in beſtimmten Terminen eine nicht unbedeutende Summe an ihn auszahlte, wußte ihm nichts weiter zu ſagen, als daß er die Anweiſung dazu vom Banquier Strom erhalte. Robert wußte, daß dieſe Unterſtützung ihm nur von Sidonien zukommen könne, daß ſie es ſey, die den Mühſeligkeiten des Künſtlerlebens ihn überheben, und ihn in den Stand ſetzen wolle, die Motive ſeiner Darſtellung nach eigener Willkühr ſich wählen zu können, doch er fühlte ſich dadurch weder gedrückt noch erniedrigt. Sie war ihm eine ſegenſpendende Gottheit, deren Wohlthaten anzunehmen Niemand ſich ſchämen durfte, nur daß ſie, gleich einer ſolchen, ſich ſeinen ſterblichen Augen ewig verhüllen zu wollen ſchien, trieb ihn zur Verzweiflung.

Die Sehnſucht nach Sidonien umdüſterte oft ſeine Vernunft, zuweilen ergriff ſie ihn plötzlich ſo gewaltſam, daß all ſein Thun dadurch einen Anſtrich von Wahnſinn erhielt. Sie trieb einem wilden, wüſten Leben ihn zu, das, wenn gleich nicht Troſt, doch für den Augenblick Vergeſſen und

Betäubung ihm gewährte, aber auch zugleich ſein unſeliges Daſeyn bis zum Grauſenhaften verwirrte. Die Natur behauptete ihr Recht, ſein durch Kränkung und Schmerz noch reizbarer gewordenes Jugendgefühl verleitete ihn zu der unbefriedigendſten Jagd nach ſinnlichem Genuß, von der er immer mit Ekel und Widerwillen zurückkehrte, um in Reue und Jammer ſeine trüben Tage hinzuſchleppen, bis neue Verlockungen zu neuen Thorheiten, mitunter zu bedeutenden Fehltritten, ihn wieder hinriſſen.

Sidonia hatte es gut mit ihm gemeint; doch eigentlich hatte ſie nicht wohl daran gethan, ihn gänzlich der Nothwendigkeit, arbeiten zu müſſen, zu überheben; Mangel und Noth hätten wahrſcheinlich heilſamer auf ihn gewirkt, und zu anhaltendem Fleiß ihn getrieben. Jetzt, wenn ſein Genius in ihm erwachte, arbeitete er ſtoßweiſe, Tag und Nacht, mit raſtloſem Eifer und wunderbarem Gelingen; ſeine Schöpfungen ſetzten eben ſo ſehr durch ihre Großheit, als durch ihre alles überbietende Excentrizität, die ganze römiſche Künſtlerwelt in Erſtaunen, doch ſein Arbeitseifer hielt niemals lange an. Eben ſo plötzlich als er ſich erhoben hatte, verſank er auch wieder in Abſpannung und Unthätigkeit, und immer tiefer und tiefer.

Beinahe ein Jahr war jetzt auf dieſe Weiſe von ihm durchlebt worden, und völlig entmuthigt war er nahe daran, jeder Hoffnung, Sidonien wieder zu finden, zu entſagen, als ein deutſcher Reiſender ſein Attelier beſuchte, der als einen Bekannten ihn begrüßte, weil er ſich erinnerte, ihn früher in Sidoniens Hauſe geſehen zu haben, wo er als Fremder eingeführt worden war, und einen, wie er verſicherte, ihm unvergeßlichen Abend zugebracht hatte. Dieſer erwähnte zugleich, daß er vor ſehr kurzer Zeit die Gräfin Adelheim in Bordeaux, im Hauſe des Herrn Courtin angetroffen habe, daß dieſe Dame ſchon ſeit geraumer Zeit ſich in jener Stadt aufhalte, und wahrſcheinlich noch länger in ihr verweilen werde, indem ihr Kammerdiener dem ſeinigen vertraut habe, daß man mit nächſtem ihrer Vermählung mit einem Herrn von Belmont entgegen ſehe.

Wie alle dieſe Nachrichten auf Robert einwirken mußten, läßt ſich leichter denken und fühlen, als beſchreiben. Heimlich verließ er Rom, noch am nämlichen Tage, um nach Livorno zu eilen, wo er ein nach Bordeaux beſtimmtes Schiff ſegelfertig liegen fand. Er ſchiffte augenblicklich ſich ein, und der günſtigſte Wind führte ihn weit ſchneller, als er es erwarten durfte, an das Ziel ſeiner Wünſche, in welchem er auch das Ziel ſeines Lebens ahnete, ohne daß ihm jedoch ein Gedanke an die endliche Entſcheidung ſeines Schickſals gekommen wäre. Sidonien ſehen, nur noch einmal ſie ſehen, war alles was er dachte, fühlte und wollte; was dann weiter mit ihm werden ſollte, deckte ihm ewige Nacht; ihm war, als ob es nach dieſem Wiederſehen keine Zukunft mehr für ihn geben könne.

Er ſah Sidonien früher, als er es erwartete. Die ganze Schiffsgeſellſchaft verſammelte ſich auf dem Verdeck, während das Schiff mit weit ausgeſpannten Segeln die Wogen der in der Nähe von Bordeaux faſt unüberſehbar breiten Garonne majeſtätiſch langſam durchſchnitt. Der prächtige Anblick des weiten Panorama's, welches die in dieſem Augenblick im hellſten Sonnenſchein ſchimmernde Stadt am Ufer derſelben bildet, entzückte Aller Augen. Auch Robert ſtand unter den Uebrigen, ſein Herz drohte in gewaltſamen Schlägen ihm die Bruſt zu zerſprengen, ſein Blick ſchweifte von einem der immer deutlicher ſich vor ihm entfaltenden Gebäude zum andern, als ſuche er das Dach, welches die Geliebte ſchützend bedeckte; endlich, gerade im Moment, als die Segel eingezogen wurden, und das Schiff ſich vor Anker legen wollte, haftete ſein Auge auf einem durch ſeine Größe ſich auszeichnenden Hauſe, dort ſtand Sidonia auf dem Balkon, und neben ihr, nachläſſig hingelehnt, ein junger Mann. Roberts ganze Seele trat in ſeine Augen, ſein Scharfblick unterſchied immer deutlicher und deutlicher das holdſelige Geſicht, die anmuthige Geſtalt. Todeskälte durchrieſelte ihn, indem er den ſchönen Mann jetzt in's Auge faßte, der neben Sidonien ſtand. „Das iſt er, das iſt Belmont!“ rief es in ſeinem vorahnenden Herzen, indem er mit ſcharfem Künſtlerblick die edle Geſtalt muſterte, „es kann kein anderer ſeyn! Dieſer Heros, dieſer vermenſchlichte Apoll, ſteht er nicht da, einzig und unübertreffbar wie ſie ſelbſt? Die Welt vermag kein zweites Paar gleich dieſem aufzuweiſen, und ich bin verloren, jede Hoffnung verloren! Hoffnung? hoffen? ich hoffen?“ rief er unwillkührlich laut werdend, und brach in unheimliches, ihn krampfhaft erſchütterndes Lachen aus.

„Was gibt es? worüber lachen Sie?“ fragte, neugierig nach ihm ſich umwendend, ein junger gutmüthiger Bordelaiſe, der eben aus Livorno, wo er in einem Handlungshauſe engagirt geweſen war, in die liebe Heimath zurückkehrte, und unterweges mit Robert eine Art näherer Bekanntſchaft angeknüpft hatte, als die übrigen Paſſagiere. Der gute junge Menſch erſchrack, indem er Robert anſah und ihn ungewöhnlich bleich fand. „Mein Gott, Sie ſind unwohl! ah pecaire!“ rief er, „doch ſeyn Sie nur ruhig, das wird vorübergehen, die Seereiſe hat Sie angegriffen, ich kenne das. Sangue de die! ich war krank wie ein Hund, als ich mich zum erſtenmal auf das Meer wagte! kommen Sie! kommen Sie, ich will Sie in ein Haus führen, wo Sie ſehr gut ſeyn ſollen, ſehr gut ſage ich Ihnen, aber ſogar ganz vortrefflich. Bei ſehr braven Leuten, die Wirthin iſt meine Kuſine à la mode de Bretagne, wie freue ich mich, die kleine runde Mama wieder zu umarmen! aber haben Sie je eine Stadt wie dieſe geſehen? und die Garonne! das iſt doch ein Strom! es iſt einzig, ſage ich Ihnen, es gibt nichts ſchöneres auf der Welt.“

Das Schiff lag vor Anker, das Boot ward ausgeſetzt, um die Paſſagiere an das Land zu bringen; Roberts Blick haftete immer fort auf jenem Balkon, er ſah und hörte nichts von der Redſeligkeit des jungen Gascogners, nichts von den Formalitäten, die dem Ausſchiffen voran gingen, nichts von dem unendlichen Lärm einer Schaar gascogniſcher Laſtträger, die auf Tod und Leben unter einander um die Ehre ſtritten, das Gepäck der Paſſagiere an Ort und Stelle zu bringen. Bewußtlos ſchwankte Robert am Arm ſeines freundlichen Begleiters, wohin ihn dieſer führte; erſt als er feſten Boden unter ſich fühlte, riß er haſtig von ihm ſich los, gerade als dieſer dicht unter Sidoniens Balkon mit ihm eine Nebenſtraße einbiegen wollte.

„Aber wo wollen Sie denn hin, mon ami?“ rief der junge Franzoſe, „wir ſind ja dicht vor dem Hauſe, in welches ich Sie führen will; hier dieſes iſt es, mit dem langen Balkon, ach ſehen Sie die ſchöne Frau dort oben? wie ſchade, daß ſie den Kopf nach der andern Seite gewendet hat, ſo daß man ihr Geſicht nicht ſehen kann, aber was für ein anbetungswürdiges Füßchen! man möchte gleich davor hinknien! das iſt gewiß irgend eine engliſche Milady, aber kommen Sie, hier in der Straße iſt der Eingang, dort in jenem Hofe, es iſt das erſte Hotel in Bordeaux, ſage ich Ihnen.“

So war denn Robert wieder mit Sidonien unter dem nämlichen Dache. Der Couſin ward mit großem Freudengeſchrei von der Couſine erkannt und umarmt, und mit nicht geringerem Lärm Robert von erſterem ihr empfohlen. Ein flinker Garçon führte unter tauſend Entſchuldigungen, daß er ſo hoch ſteigen müſſe, Roberten zum zweiten Stock hinauf, weil eine inkognito reiſende deutſche Prinzeſſin, wie er ſagte, den ganzen erſten in Beſchlag genommen habe; er ſuchte ihn darüber mit der Verſicherung zu tröſten, daß er hier oben nicht minder ſorgfältig bedient werden ſolle, warf, indem er auf den Fußboden wieß, die ſchalkhafte Bemerkung hin, daß es doch auch ſein Angenehmes habe, die Schönheit zu ſeinen Füßen zu wiſſen, fragte in höchſter Eile, ob Monſieur für jetzt etwas zu befehlen habe, und flog dann leicht und lüſtig die Treppe wieder herunter.

Leiſe, als ob jeder Fußtritt ihm Verrath drohe, ſchlich Robert ſich jetzt an das Fenſter, unter ihm lag der Balkon, er öffnete es leiſe, Sidoniens Fenſter ſtanden ebenfalls offen, und er hörte ſie in ihrem Zimmer mit Margarethen deutſch ſprechen. Der Ton der geliebten Stimme überwältigte ihn ganz, laut ſchluchzend warf er auf den Boden ſich hin.

Robert blieb auf dieſe Weiſe mehrere Tage lang in Sidoniens Nähe, ohne daß dieſe eine Ahnung davon hatte; mit der Schlauheit und den geſchärften Sinnen eines Wilden aus den amerikaniſchen Wäldern, belauſchte und deutete er ſich jeden Laut, der aus ihren Zimmern zu ihm hinauf drang. Als er Belmont zum erſtenmal wieder auf dem Balkon neben ihr erblickte, war er, von wüthender Eiferſucht ergriffen, nahe daran, ſich aus ſeinem Fenſter zwiſchen beide hinabzuſtürzen, und nur Mitleid mit Sidonien hielt ihn davon zurück. Allmählich gewöhnte er ſich daran, ſie mit Belmont zu ſehen, und die Ausbrüche des tiefen grimmigen Schmerzes zu bemeiſtern, der dann jedesmal mit verzehrender Gewalt ſich ſeiner bemächtigte. Da Sidonia nur ſelten ihre Fenſter ſchloß, ſo machte ſein ungewöhnlich ſcharfes Gehör es ihm möglich, dem Gange des Geſpräches dieſer beiden zu folgen, ſelbſt wenn ſie nicht auf den Balkon hinaustraten. Er vernahm keine einzige Aeußerung, die nur von ferne auf ein inniges Verhältniß zwiſchen ihnen hindeutete, aber in dem Ton ihrer Stimmen, in der Art, wie ſie einander verſtanden, ohne einer langen Erklärung zu bedürfen, in dem gränzenloſen Vertrauen, mit dem jedes von ihnen dem Andern, mit unſäglicher Zuverſicht, das Herz ſeines Herzens offenbarte, lag mehr als genug, um den armen Robert zu überzeugen, daß ſie nur für einander und in einander lebten.

Belmonts hoher edler Sinn, der ganze Reichthum ſeines vielumfaſſenden Geiſtes, offenbarte ſich auf das deutlichſte in ſeinen Geſprächen mit Sidonien, die oft den erhabenſten und ernſteſten Gegenſtänden ſich zuwandte. „Nur ihn, nur ihn kann ſie lieben!“ rief Robert dann, knirſchend vor wilder Verzweiflung, ſeinen einſamen vier Wänden zu; „nur er, nur dieſer hochgebildete

Geiſt, dieſes Urbild männlicher Schönheit, war von Ewigkeit her beſtimmt, das Daſeyn des herrlichſten Weibes zu ergänzen, das je die Erde betrat! wer darf es wagen, ſich wie er, neben ſie zu ſtellen? und wer und was bin ich?“

So lange Sidonia daheim blieb, verließ Robert niemals ſein Zimmer; mit unſäglicher Anſtrengung widmete er jeden Augenblick des Tages der genaueſten Aufmerkſamkeit auf jede ihrer Bewegungen. Ging ſie aus, was meiſtens erſt gegen Abend geſchah, ſo verhüllte er ſich tief in ſeinen Mantel und Hut, um ihr von Ferne zu folgen; wenn ſie dann in Courtins Haus hineintrat, ſo blieb er oft ſtundenlang vor demſelben ſtehen, und blickte, mit dem Gefühl eines aus dem Himmel geſtoßenen Verdammten, zu den hell erleuchteten Fenſtern hinauf, bis ihm die Kräfte verſagten, und er, Verzweiflung im Herzen, nach Hauſe ſchlich, um ihre Rückkehr zu erwarten.

Eines Abends war Sidonia ungewöhnlich ſpät ausgeblieben; das ganze Haus war ſchon zur Ruhe, und Mitternacht längſt vorüber, als Robert ſie nach Hauſe kommen hörte, und zwar von Belmont begleitet, was bis jetzt noch nie der Fall geweſen war. In verdoppelter Qual hatte er die langen Stunden in wildem Wüthen gegen ſich ſelbſt hingebracht, jetzt vernahm er, wie Sidonia an der Thüre ihres Zimmers, mit welchem liebevollem Ton, ihrem Freunde eine gute Nacht wünſchte, die Belmont eben ſo erwiederte; er hörte, wie dieſer dem unten wartenden ſchlaftrunkenen Portier zurief, er möge nur zu Bette gehen, er wolle ſich ſchon ſelbſt hinaufleuchten. Da kam ſein böſer Geiſt über den unglücklichen Robert, und trieb ihn, bebend mit hoch geſträubtem Haar, in eine dunkle Ecke des Korridors, an der Belmont vorüber mußte; ein kleiner Dolch, den er ſeit vielen Jahren ſich gewöhnt hatte, ſtets bei ſich zu tragen, blinkte in ſeiner Hand, „er! er! und dann ich!“ jubelte die in ſeinem Innern tobende Hölle.

Belmont kam ohne alle Begleitung, gelaſſenen Schrittes die Treppe hinauf; er trug einen Armleuchter mit zwei brennenden Kerzen, das Licht verklärte die ſchönen ernſten Züge ſeines Geſichts, er ſah ſo ruhig, ſo wohlwollend vor ſich hin — Roberts ſchon gehobener Arm ſank vor dem edlen Ausdruck der hohen Geſtalt, und Belmont ging, ohne ſeiner gewahr zu werden, dicht an ihm vorüber in ſein Zimmer, das er hinter ſich abſchloß. Robert hörte noch, wie er mit freundlichen Worten ſeinen Bedienten weckte, der ſeiner harrend, eingeſchlafen war, und wie er mitleidig den Armen bedauerte, der ſo lange auf ihn habe warten müſſen.

„Und dieſes Meiſterwerk der Schöpfung wollte mein wilder Wahnſinn zerſtören!“ rief Robert, wie aus wilden Träumen erwachend, und warf, ſchaudernd vor ſich ſelbſt, in ſeinem Zimmer auf ſein Bette ſich hin. „Dieſen milden hohen Geiſt wollte ich aus ſeiner ſchönen Wohnung vertreiben, das edelſte Gebilde auf Erden frevelnd zertrümmern, die einzige Blume aus Sidoniens Leben reißen, für welche die ganze Schöpfung ihr keinen Erſatz bieten kann, über deren Untergang ſie ſelbſt untergehen müßte!“

Im wildeſten verzweifelndſten Kampfe mit ſich ſelbſt, von bitterer Reue gequält, durchtobte er mehrere Stunden; wüſte drohende Bilder aus ſeiner nächſten Vergangenheit beraubten ihn aller Beſinnung; er nannte ſich ſelbſt einen Verworſenen, der ſich ſeinen eigenen Himmel zerſtört habe, einen Elenden, der nie es mehr wagen dürfe, den Blick zu Sidonien zu erheben. Erſt als er ſich müde gewüthet hatte und an allen Kräften erſchöpft da lag, erſt dann konnte es ihm gelingen, eine Art Folge in die Reihe ſeiner Gedanken zu bringen. Schaudernd überdachte er, wie furchtbar anders alles jetzt ſeyn könne, wenn nicht vorhin ſein oder Belmonts guter Genius den zum Morde ſchon gehobenen Arm ihm gelähmt! ſein Haar ſträubte ſich von neuem vor Entſetzen, indem er es ſich ſelbſt eingeſtehen mußte, daß vielleicht nächſtens, in einer dunkeln böſen Stunde, ſich abermals eine neue Verſuchung zur ſchrecklichſten That in ihm regen könne, der er dann vielleicht unterliegen müſſe; und ſo entſtand und befeſtigte ſich denn allmählig der Gedanke in ſeinem Gemüth, ſich lieber ſelbſt den Tod zu geben, und alle dieſe Qualen auf einmal zu enden. Eine Art Ruhe kam über ihn, als er endlich zu einem feſten Entſchluß ſich erhoben zu haben glaubte; ſogar der Schlaf, der ſeit vielen Tagen ihn geflohen, beſuchte wieder ſein Lager, Robert ſchlief lange und feſt bis ſpät in den Morgen hinein.

Mit neu geſtärktem Sinn erwachte er; welcher, gelaſſener, als er ſeit langer Zeit nicht geweſen, bereitete er alles zur Ausführung ſeines noch immer feſt beſtehenden Entſchluſſes vor. Er wollte in irgend einem verborgenen Winkel, wo niemand ihn auffinden und erkennen könne, oder auch weit von der Stadt, in den Wellen der Garonne den Tod ſuchen, und vernichtete deshalb auf das ſorgfältigſte Zeichnungen, Papiere, überhaupt alles, was nach ſeinem Hinſcheiden aufklären könne, wer er im Leben geweſen.

„Sehen will ich ſie noch einmal,“ ſprach er, während er ſo beſchäftigt war, zu ſich ſelbſt, „noch einmal, ihr ganz nahe, an ihrem Anblick mich erfreuen, doch weder im Leben noch im Tode ſoll mein trauriges Bild jemals wieder vor ſie treten. Nie ſoll ſie erfahren, was aus dem Unglücklichen geworden iſt, der den Tod wählte, um ihr Glück, ihre Ruhe ihr zu ſichern. Mag Belmont für ſie leben, ich ſterbe für ſie. Für ſie leben iſt mehr als Himmel und Seligkeit, für ſie ſterben, ohne daß ſie es ahnet, ſogar ihren Thränen entſagen, die ſie meinem Andenken gewiß zollen würde, iſt edler, iſt größer, iſt das einzige Sühnopfer, das ich ihr darbringen kann; ich bringe es freudig, und ſcheide verſöhnt mit der Welt, aus dem Leben.“

In dieſer vergleichungsweiſe ruhigen Stimmung verblieb Robert den ganzen Tag. Ein ſtolzes Selbſtbewußtſeyn, deſſen er ſeit lange ſich nicht mehr für fähig gehalten, regte ſich in ſeinem Gemüth, richtete ihn auf und unterſtützte ihn mächtig, bei allen ſeinen Vorbereitungen zu dem ernſten ſchauerlichen Schritt, von dem noch keiner zurückkehrte, um deſſen Folgen zu verkünden. Mit verdoppelter Aufmerkſamkeit, wenn gleich in unſäglicher Wehmuth, beobachtete er alles, was in Sidoniens Zimmern vorging; er hörte Belmont bei ſeinem Morgenbeſuche erwähnen, daß er den Abend ſie nicht ſehen würde, und baute darauf den phantaſtiſchen Plan, von ihr unbemerkt, die Nacht auf dem Balkon zuzubringen, um noch einmal, nur durch dünne Glasſcheiben von ihr getrennt, ſie ungehindert zu ſehen, zu hören, ihr ſchönes Bild ſo feſt mit ſeinem Weſen zu verweben, daß ſelbſt die mächtige Ewigkeit es nicht ſollte verlöſchen können, ohne ihn ſelbſt völlig zu vernichten.

Ernſt und gefaßt bereitete er alles zur Ausführung dieſes Planes vor; er bewohnte ein Eckzimmer, und ein ziemlich weit vorſpringender Pfeiler an der Façade des Hauſes, bot ihm Raum genug, um beim Einbruch der Nacht, ſogar beim hellſten Mondenſchein, ungeſehen und von tiefer Dunkelheit umhüllt, ſich an einem Seile aus ſeinem Fenſter auf den Balkon hinabzulaſſen; einige Vorſprünge an den äußern Verzierungen von Stukaturarbeit, machten ſogar eine Art von Hinabſteigen möglich, ſo daß das Seil nur dazu dienen durfte, bei möglichem Ausgleiten ſich daran zu halten.

Der Abend war kühl, Sidonia ſchloß früher als gewöhnlich ihre Fenſter, und Robert ſtieg glücklich und ungeſehen hinab, noch ehe der Mond das Haus beleuchtete. Lange ſtand er an dem Fenſter verborgen, dem Sidonia den Rücken zuwandte, es rührte ihn unbeſchreiblich, ſie ſo verſunken in ſich ſelbſt, ſo ſtill und trübe zu ſehen, aber es that zugleich ſeinem Gefühle wohl. Daß er in dieſer bangen letzten Abſchiedsſtunde nicht fröhlich, nicht in ſeliger Selbſtvergeſſenheit an Belmonts Seite ſie ſehen mußte, nahm er als den letzten Troſt, den ein ihm freundlicher gewordenes Geſchick ihm auf ſeinem dunkeln Wege gewährte. Ihm ſchien es, als gedenke ſie ſeiner in dieſem Augenblick, als traure ſie um den Armen, der untergehen mußte, weil er zu innig ſie liebte, und milde Thränen, wie er ſeit Jahren ſie nicht geweint, überſtrömten ſein bleiches Geſicht; er weinte um Sidonien und um ſich, in unausſprechlichem Mitleid mit ſich ſelbſt.

Immer noch ſtand ſein Entſchluß feſt, ſich ihr nicht zu zeigen; doch ſein Gefühl riß ihn hin, es ließ ihn alles andere vergeſſen, ſo kam es denn, daß er auch der nöthigen Vorſicht vergaß, und ſich zu offen am Fenſter zeigte. Als er aber Sidonien aufſchreien hörte, ſie ſchwanken ſah, vergingen ihm Himmel und Erde, er ſtürzte in ihr Zimmer hinein, ohne es zu wiſſen oder zu wollen; und wie er einmal die Schwelle deſſelben überſchritten hatte, fehlten ihm Muth und Entſchluß, den übereilten Schritt zurückzuthun, und die halb ohnmächtige Geliebte, von ihr ungeſehen, wieder zu verlaſſen.

* * *

Sidonia erholte ſich ſehr bald von dem erlittenem Schrecken. Zwar warf ſie anfangs noch furchtſam den ſcheuen Blick umher, doch der Gedanke, ein unkörperliches Weſen vor ſich zu haben, ſchwand völlig aus ihrem Gemüthe. Als ſie Robert in einiger Entfernung beſcheiden und ehrfurchtsvoll da ſtehen ſah, und das Mondenlicht ſeine Geſtalt, jeden einzelnen Zug ſeines Geſichts, in Tageshelle ihr zeigte, empfand ſie nur noch tiefe ahnende Sorge um ihn und um ſich ſelbſt. „Robert!“ ſprach ſie, „ſind Sie es? ſind Sie es wirklich?“

In der Art, wie ſie ſeinen Namen ausſprach, erklang ihm noch der alte unvergeſſene Zauberton, und zertrümmerte plötzlich alle Faſſung, die Robert ſich mühſam errungen, alle ſeine Vorſätze, Sidonien zu ſchonen. Der Unglückliche ſah und dachte jetzt nur die Hochgeliebte einem Andern hingegeben, und ihm auf ewig verloren. Wüthender Schmerz, wie ſelbſt er ihn noch nie gefühlt, alle Raſerei der Eiferſucht, unausſprechlicher Haß gegen Belmont, beraubten ihn aller Herrſchaft über ſich ſelbſt; völlig außer ſich, ſtürzte er zu Sidoniens Füßen hin, vergebens ermahnte ſie ihn zur Ruhe, zur Beſinnung, er hörte nicht darauf. Alle

Schmerzen, die er ſo lange in ſeiner Bruſt verſchloſſen gehalten, ergoſſen in einem unaufhaltſamen Strom von Klagen ſich von ſeinen Lippen, mit einer Heftigkeit, wie Sidonia ſelbſt an ihm ſie nie gekannt. Er bat, er flehte in herzzerreißenden Ausdrücken ſie an, ihn nicht abermals zu verbannen, ihn nur zu dulden, nur unter die Zahl ihrer geringſten Diener ihn aufzunehmen, und geſtand zugleich, daß er nicht verdiene, nur von fern ihres Anblickes gewürdigt zu werden; er klagte ſich unverzeihlicher Vergehungen gegen ſie an, ohne eine derſelben deutlicher zu bezeichnen, dann rechtfertigte er ſich wieder gegen Beſchuldigungen, von denen Sidonia nichts verſtand. Er beſchwor ſie feierlich, von Belmont ſich zu trennen, den er haſſen, verabſcheuen müſſe, und ſprach im nämlichen Athem die höchſte Bewunderung für ihn aus. Alles, was er ſagte, ſein ganzes Benehmen, ſtand im offenbarſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt, alles zeugte von einer bis zum Wahnſinn geſteigerten Leidenſchaft, die nicht mehr Erhörung zu fordern wagt, und doch keinem Zweiten ein Anrecht an die Geliebte zugeſtehen will.

Endlich hatte Robert ſich müde getobt. Der furchtbarſten Anſpannung folgte die tiefſte Erſchöpfung ſeiner geiſtigen Kraft. Sidonia war ſehr erſchüttert. Das Wagniß, auf dieſe Weiſe ſich ihr aufzudrängen, erregte ihren Zorn, und doch rührte ſie die große Treue dieſes ungebändigten Herzens, obgleich ſie ihr zugleich unausſprechlich wehe that.

Robert war allmählig bedeutend ruhiger geworden; er ſetzte neben Sidonien ſich hin, wie ſie es verlangte, was er ſagte, klang gelaſſener, vernünftiger, doch jetzt erſt trat auch zugleich alles Eckige und Widerwärtige dieſer ſeltſamen Natur um ſo ſichtlicher hervor, und verletzte Sidonien ſchmerzlich. Ohne es zu wollen, mußte ſie neben dem ſeinen Belmonts Bild vergleichend ſtellen, das Bild des edlen ruhigen Mannes, der alle ruhmwürdige Eigenſchaften, auf welche Robert Anſpruch machen konnte, in weit höherem Grade in ſich vereinte, und dabei alles beſaß, was jenem mangelte; einen hochgebildeten Geiſt, weitumfaſſende Kenntniſſe, Anmuth, Grazie, Milde, und jenes, das Leben mit ihm ſo unendlich verſchönernde Zartgefühl, das nie ihm erlaubte, ohne dringende Noth Andere zu verletzen. Wie ſo ganz unliebenswerth, wie klein, wie gewöhnlich ſogar, ſtand neben ihm dieſer ſeinen wilden Trieben widerſtandlos ſich hingebende Jüngling, der jede Schranke übertretend, alle Mäßigung verachtend, gern die Welt aus ihren Angeln gehoben hätte, um zu ertrotzen, worauf er keine Anſprüche hatte, noch haben konnte.

Je länger Sidonia ihren ehemaligen Schützling betrachtete, je grauſamer litt ihr Gemüth. Der Gedanke, daß Belmont ihn ſehen, daß er erfahren müſſe, wie nah er einſt ihr geſtanden, erfüllte ſie mit ängſtlicher Beſchämung; es ward ihr in dieſem Augenblick unbegreiflich, wie ſie jemals den nähern Umgang mit dieſem unliebenswerthen Menſchen nicht nur ertragen, ſondern ſogar Freude daran hatte finden können, und doch war es ihr unmöglich, ihn mit Härte von ſich zu weiſen. Mitleid, Schaam, und vor allem die ihr eigne unverletzbare Treue des Gemüths, zwangen ſie, ſelbſt das, was im Grunde ihrer Seele ihr höchlich mißfiel, dennoch zu halten und nicht los zu laſſen.

Noch immer erleuchtete nur der Strahl des

Mondes das Kabinet; in der unerwarteten Verwirrung, in die ſie ſo plötzlich verfallen war, hatte Sidonia nicht daran gedacht, Licht bringen zu laſſen, aber es war um ſie her hell wie am Tage. Roberts bleiche verfallene Geſtalt flößte das innigſte Mitleid ihr ein. Der ſtarre Ausdruck ſeiner verſtörten Züge, das unheimliche düſtere Feuer, das zuweilen in ſeinen Augen aufflammte, beängſteten ſie unbeſchreiblich, obgleich ſie keine Ahnung davon hatte, welche Reihe furchtbarer Gedanken in ihm erwacht war, während er regungslos vor ihr ſtand. Die Natur behauptete ihre Rechte, die, auch in der gequälteſten Bruſt nie ganz zu vertilgende Luſt am Leben, war, ſeit er mit Sidonien die nämliche Luft einathmete, mächtig in der ſeinen erwacht. Unſchlüſſig mit ſich ſelbſt, wollte er überlegen, ob er gleich jetzt, vor ihren Augen, oder fern und ungeſehen, ein Leben enden ſolle, das er nicht länger tragen zu können glaubte, und doch war ſein früherer Muth entflohen, und ſein ganzes Innere bebte vor dem grauſenvollen Schritte zurück, den er dennoch überzeugt war wagen zu müſſen.

Sidonia glaubte indeſſen dieſen Augenblick ſcheinbarer Ruhe benutzen zu dürfen, um Robert zu bewegen, ſich für heute zu entfernen; ſie wollte zum Abſchied die Hand ihm reichen, ſie verſprach ihn morgen gewiß wieder zu ſehen; er lächelte ſeltſam. Plötzlich ſank er abermals vor ihr auf die Kniee: „meine unheilige Lippe darf dieſe Hand nie wieder berühren,“ ſprach er, „aber der Saum Ihres Gewandes, zum Abſchiede,“ ſetzte er leiſer hinzu, und faßte das herabhängende Ende ihres Shawls.

„Ah Bricone maledetto, così ti trovo al fine!“ rief eine tiefe weibliche Stimme. Der Glanz des plötzlich eindringenden Lichtes blendete Sidonien, ſo daß ſie anfangs kaum im Stande war, die hohe ſtattliche Geſtalt einer ihr gänzlich unbekannten Frau zu unterſcheiden, die, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand, mit ſchwarzem wildfliegendem Haar und zornſprühenden Augen, durch die nach dem Vorzimmer führende Thüre hereindrang, den Leuchter mit Heftigkeit auf den Tiſch ſetzte, die Arme in die Seiten ſtemmte, und nun anfing, in italieniſcher Sprache ſie und Robert mit Scheltworten zu überſchütten, wie nur der ungezähmteſte Zorn einem völlig ungebildeten Weſen ſie einzugeben vermag.

Robert war bei dem erſten Erſcheinen dieſer Frau aus ſeiner knieenden Stellung aufgeſprungen, und ſtarrte mit dem Ausdruck des höchſten Entſetzens ſie an. „Furie!“ rief er mit erbleichender bebender Lippe, „Furie, mußt du bis ans Ende mich verfolgen?“

„Wer iſt die Frau?“ rief die vor Schrecken zitternde Sidonia, „eine Wahnſinnige? Robert, ſchaffen Sie ſie fort!“ Sie wollte nach der Klingelſchnur greifen, doch die Frau kam gewandt ihr zuvor, indem ſie ſich mit dem Rücken vor dieſelbe ſtellte, ſo daß Sidonia nicht dazu gelangen konnte.

„Ihr braucht Eure Knechte nicht zu rufen, um mich aus dem Hauſe werfen zu laſſen, ich gehe ſchon von ſelbſt mit meinem Manne,“ ſprach ſie mit bitterem Hohn; „ich kam nur zu holen, was mir gehört. Aber eine reiche vornehme Dame, wie Ihr ſeyd, ſollte ſich ſchämen, armen ehrlichen Weibern ihre Männer zu verführen und zu verlocken. Bleibt bei Eures Gleichen, Ihr habt ein glattes weißes Geſicht, es kann Euch an Anbetern nicht fehlen.“

„Robert, wer iſt die Frau? antworten Sie beſtimmt, ich verlange es!“ ſprach Sidonia mit ernſtem Blick und hoher Würde, ebenfalls in italieniſcher Sprache.

„Meine Hölle, mein böſer Genius, der mich abruft,“ antwortete Robert wie vernichtet und kaum vernehmbar.

„Böſewicht! willſt du mich verläugnen?“ wüthete die Italienerin, „bin ich nicht deine ordentlich und ehelich, in der Kapelle St. Giovanno zu Rom, vom Pater Iſidor dir angetraute Frau?“

„Reden Sie, Robert, iſt es, wie ſie ſagt?“ fragte Sidonia mit ſteigendem Ernſt.

„Es iſt, wie ſie ſagt,“ erwiederte Robert, aus tiefſter Bruſt Athem ſchöpfend.

Der höchſte Seelenſchmerz, den ſie vielleicht jemals empfunden, bemächtigte ſich Sidoniens bei dieſen Worten des Unſeligen, der wie entgeiſtert vor ihr ſtand. Alſo auch dieſe Treue, an die ſie ſo lange zur eignen Qual geglaubt, war gebrochen, zum weſenloſen Schattenbilde geworden! was konnte dann noch dauernd ſeyn auf Erden! Unmuthig riß ſie von einem Gefühl, das ſie zu überwältigen drohte, ſich los.

„Verlaſſen Sie mich augenblicklich,“ ſprach ſie mit hohem gebietendem Anſtande. „Führen Sie Ihre Frau mit ſich fort. Suchen Sie durch Ihr Betragen gegen dieſelbe, Ihre früheren Verirrungen wieder gut zu machen. Daß von nun an jedes Verhältniß zwiſchen uns aufhören muß, daß Sie mich nie wieder ſehen dürfen, fühlen Sie ſelbſt.“

„Ich fühle es und werde gehen,“ erwiederte Robert völlig tonlos, richtete aber im nämlichen Moment mit gen Himmel gerichtetem Blick ſich hoch empor.

„Leben Sie wohl, ich wünſche Sie glücklicher zu wiſſen, ich werde noch ferner Sorge tragen, Sie nicht in Mangel und Elend ſinken zu laſſen, gehen Sie, Robert, leben Sie wohl,“ ſprach Sidonia jetzt mit milderem Ton und Blick.

„Sie ſelbſt gebieten es, und ich gehe,“ erwiederte Robert und heftete den ſtarren Blick mit einem ganz unbeſchreiblichen Ausdruck auf ſie, kreuzte dann beide Hände über ſeine Bruſt, indem er tief ſich verbeugte, als wolle er nochmals ihr zu Füßen ſinken, und ſank im nächſten Augenblick wirklich zu Boden; ein Strahl von Blut ſprang aus ſeinem durchbohrten Herzen hoch empor, und überſtrömte Sidoniens weißes Gewand. Noch einmal röchelte er auf, und lag dann leblos da. Die Römerin ſtieß bei dem entſetzlichen Anblick ein lautes Wehegeheul aus, riß Thüren und Fenſter auf und füllte mit lautem Mordgeſchrei Straße und Haus. Sidonia lag ſelbſt, einer Sterbenden ähnlich, lautlos mit halb gebrochenen Augen auf dem Divan.

Von allen Seiten mit wüſtem Geſchrei herbei eilendes Volk, Laſtträger, Matroſen, Weiber aus der niedrigſten Hefe des Pöbels, füllten augenblicklich das Haus, drangen zugleich mit den Bewohnern deſſelben in Sidoniens Zimmer. Heulend und ſchreiend lag Roberts unglückliche Gattin neben der Leiche deſſelben am Boden, ſuchte das noch immer aus deſſen Bruſt ſtrömende Blut zu ſtillen, indem ſie ganze Hände voll ihrer langen ſchwarzen Haare ſich ausriß, um die Wunde damit zu verſtopfen. So wie ſie die vielen Menſchen um ſich her verſpürte, richtete ſie ſich hoch empor: „Das iſt die Mörderin!“ kreiſchte ſie mit krampfhaft verzerrtem Geſicht, und wies mit den Blut befleckten Händen auf Sidonien hin, „ergreift ſie, ſie iſt die Mörderin meines Gatten, ergreift ſie, erſt hat ſie ihn hieher verlockt und dann gemordet.“ Das Volk verſtand nicht ganz ihre Worte, doch ihre Geberde war deutlich genug, um hier jede fernere Erklärung überflüſſig zu machen.

Von Grauen und Entſetzen gefeſſelt, lag Sidonia indeſſen regungslos da, die Natur hatte ſich ihrer nicht erbarmt, und ſie nicht in wohlthätige Bewußtloſigkeit verſinken laſſen. Ihr Zuſtand war der einer Scheintodten; von momentaner Starrſucht unbeweglich gemacht, ſah und hörte ſie dennoch alles, was um ſie her vorging, ohne in ihrer dumpfen Betäubung einen zuſammenhängenden Gedanken auffaſſen zu können. Ihr war als ginge das alles ſie nicht mehr an, als ſey ſie ſelbſt geſtorben, und ſchwebe, von den Banden des Körpers gelöſt, ein unſeliger Geiſt, in unausſprechlicher Angſt über Roberts, über ihre eigene Leiche, über die ganze bodenloſe empörende Verwirrung, die ſie umtobte, und vermöge doch nicht ſich aufwärts zu ſchwingen, um von dem gräßlichſten Anblick ſich zu befreien.

Der Aufruhr um ſie her ſtieg indeſſen mit jeder Minute. Einige jener furchtbaren Poiſſarden, die in Bordeaux ihre Pariſer Schweſtern an Wildheit und Rohheit faſt noch überbieten, hatten unter lautem Geſchrei ſich bis dicht an Sidonien gedrängt, Margarethe, in Todesangſt, warf über ihre Gebieterin ſich hin, um ſie vor den Mißhandlungen jener Furien zu ſchützen, die ſie mit Flüchen und Schmähungen überſchütteten, wie ſie nur die ausgeartetſte, wildeſte Phantaſie erſinnen kann.

Endlich gelang es den Dienern der Polizei, nach welchen der Wirth im erſten Schrecken ſogleich geſchickt hatte, durch die wildtobende Menge zu dringen. Wundärzte folgten dieſen, die ſich ſogleich bemühten, Roberts tiefe Wunde zu verbinden, und ſich erfolglos bemühten, den vielleicht nur ſchlummernden Lebensfunken wieder zu erwecken; auch Gerichtsperſonen fanden ſich ein, den ganzen Vorgang zu Protokoll zu nehmen. Durch alles dieſes wurde das Volk zwar aus dem nicht geräumigen Zimmer verdrängt, füllte aber noch immer, unter wildem Toben, alle zu demſelben führenden Räume.

Margarethe erhob jetzt die zitternde Stimme, indem ſie, unter einem Strom von Thränen, ſich von der vornehmſten der anweſenden Gerichtsperſonen die Erlaubniß zu erflehen ſuchte, ihre noch immer anſcheinend leblos liegende Gebieterin, in das Schlafzimmer derſelben bringen zu laſſen; der Wirth, der ein wenig deutſch verſtand, erklärte und unterſtützte ihre Bitte, und dieſe wurde ſogleich ihr gewährt; doch der wilde Haufe draußen vor dem Zimmer widerſetzte ſich förmlich der Ausführung derſelben, ſobald er gewahr ward, daß man Anſtalt mache, Sidonien mit möglichſter Sorgfalt fortzutragen.

Aerger als zuvor begann der Aufruhr von neuem zu wüthen. „Warum nicht gar die Mörderin auf weichen Eiderdaunen betten, iſt ſie vielleicht aus anderem Teig gebacken als unſer Eins?“ ſchrie überlaut die furchtbare Anführerin der Poiſſarden. „Wir kennen ſie wohl, die ſchöne Dame, obgleich ſie jetzt Augen macht wie eine abgeſtandene Lamprete!“ kreiſchte eine Andere. „Du wirſt nicht mehr die Naſe ins Schnupftuch ſtecken, Zierpüppchen, wenn du an unſern Ständen vorübergehſt,“ lachte eine dritte mit wildem Hohn. „Ins Gefängniß, ins Gefängniß mit ihr, wozu ſo viele Umſtände!“ brüllten hundert rohe Kehlen. „Allons, Kameraden!“ riefen die Weiber durcheinander, „laßt uns höflich ſeyn, geben wir Madame das Geleite in ihre neue Reſidenz.“

* * *

Der unglückliche Robert war wirklich, bald nachdem der Profeſſor H.. ihn in Rom verlaſſen hatte, durch das wüſte regelloſe Leben, dem er in dunkeln mit hellern abwechſelnden Zwiſchenräumen ſich ergab, in ein Verhältniß mit der Tochter eines römiſchen Kunſthändlers verlockt worden, wie es deren in Rom viele gibt. Die Mehrzahl derſelben ſieht alle dort ankommende wohlhabende Fremde als eine rechtmäßige Beute an, von deren mitgebrachten Schätzen ſie, mit ſchlauer Liſt und Betrügereien aller Art, ſich ſo viel als nur irgend möglich iſt, anzueignen ſuchen, und Robert galt bei denen, die mit ihm bekannt wurden, für ſehr reich, denn er malte wenig, verkaufte noch weniger, und hatte doch immer Geld vollauf.

Daß bei einem Kenner wie Robert mit für Gemmen gelten ſollenden Glaspaſten, mit künſtlich geſchwärzten Gemälden, die für Meiſterwerke alter Maler ausgegeben wurden, und mit alten Münzen, zu denen man mit Hülfe des Grünſpans ein Stückchen Kupfer umgewandelt hatte, nichts anzufangen ſey, ſah der ſchlaue Signor Cecco wohl ein; aber er beſaß einen Schatz anderer Art, den er vielleicht hier vortheilhaft anbringen konnte. Dieſer beſtand in einer ſchönen Tochter, die, wie faſt alle junge Römerinnen ihres Standes, nichts ſehnlicher verlangte, als recht bald, und wo möglich an einen reichen Mann, verheirathet zu werden, und die ſich daher nicht ſonderlich ſträubte, ihrem Vater zur Ausführung ſeiner Pläne die Hand zu bieten, und zwar um ſo weniger, da Robert in der That ihr recht wohl gefiel.

Robert befand ſich eben in einer jener verworrenen Stimmungen, in denen er ſeiner Sinne kaum mächtig war; blindlings ging er in die Fallſtricke, die von allen Seiten ihm künſtlich geſtellt wurden, und Signor Cecco wußte ſehr glücklich den rechten Augenblick zu ergreifen, um ein momentanes Selbſtvergeſſen ihn theuer bezahlen zu laſſen. Drohungen von Seiten des Vaters, Klagen und Thränen von Seiten des Mädchens, der Mutter beredte Darſtellung der Schmach, die er über eine ehrenwerthe Familie gebracht habe, ſein eigenes reuiges Gefühl, und zuletzt auch das Ermüdende dieſer Scene, bewogen ihn endlich alles zu gewähren, was man von ihm verlangte, und ſich mit dem Mädchen öffentlich trauen zu laſſen.

Im Anfange ſeiner Ehe gab es ſogar Augenblicke, in denen er hoffte, in einem regelmäßigen Familienleben, wenn gleich nicht Glück, dennoch vielleicht Ruhe finden zu können; doch dieſer Wahn ward nur zu bald gelöſt. Die Rohheit des Gemüths, die kleinliche, bei jeder Gelegenheit ſich äußernde Habſucht ſeiner Schwiegereltern, die Gemeinheit ſeiner jungen Frau, ihre grobe Unwiſſenheit, ihr heftiges ungraziöſes Weſen, ließen gleich in den erſten Tagen ihm das Beiſammenleben mit ſeiner jetzigen Familie als höchſt drückend erſcheinen. Er verſtand es nicht, das Störende in ſeinen Verhältniſſen mit gelaſſenem Ernſte abzuändern, und wußte es doch auch nicht zu ertragen. Obendrein ward nach ein Paar Monaten ſeine Frau von einem todten Kinde entbunden, und verlor durch dieſe zu frühe Niederkunft jeden jugendlichen Reiz, den ſie vorher beſeſſen. Dieſes Unglück, und die Ahnung, daß man ihn liſtig umſtrickt und betrogen habe, wandten ſein Herz völlig von ihr ab. Ihre gränzenloſe Trägheit, der aus dieſer entſpringende Schmutz, und die überall vorherrſchende Unordnung in ſeinem Haushalt, ihre nie zu befriedigende Verſchwendungsſucht, verbunden mit knickerndem Geiz, kurz alle Charakterfehler der meiſten Italienerinnen dieſer Art, machten ſie ihm ſogar zuwider, endlich völlig verhaßt, und er floh von nun an ihre Gegenwart, ſo viel es ihm irgend möglich war. Sie aber beobachtete ſeine Schritte nur um ſo ſchärfer, und die heftigen Ausbrüche ihrer nie ruhenden Eiferſucht, in denen ſich alle Gemeinheit ihrer Natur auf das deutlichſte ausſprach, führten wahrhaft empörende Scenen herbei, in denen der arme Robert alle ihm noch übrig gebliebene Faſſung, allen Lebensmuth verlor; um ſo mehr, da ſie ihm nur zu oft und zu fühlbar den Unterſchied zwiſchen ſeiner jetzigen Gegenwart, und den früher in Sidoniens Nähe verlebten Tagen zurückriefen.

Von nun an brachte Robert alle ſeine Zeit in ſeinem Atteliér, oder außerhalb ſeines Hauſes, in immer mehr von innen und außen ihn zerſtörenden Zerſtreuungen zu, bis die Nachricht von Sidoniens jetzigem Aufenthalt, die er ſo unerwartet erhielt, ihn alles Andere vergeſſen ließ und ihn hinaustrieb, um noch einmal ſie zu ſehen. Schlaue Vorſicht lag keinesweges in ſeinem Charakter, und ſo hatte er denn auch bei den wenigen, in höchſter Eile getroffenen Voranſtalten zu dieſer Reiſe ſeine Maaßregeln ſo ſchlecht genommen, daß ſeine Frau, noch am nämlichen Tage, nicht nur von ſeiner Flucht, ſondern auch von dem Wege unterrichtet ward, den er genommen. Kaum graute der folgende Morgen, als ſie ſich auch ſchon eiligſt auf den Weg machte, um ihm zu folgen. Zorn, Eiferſucht, und die Beſorgniß, nicht nur ihren Mann, ſondern auch ihre bequeme Exiſtenz, und alle die ihr ſehr wichtigen Vortheile einer Verbindung mit ihm zu verlieren, trieben raſtlos ſie vorwärts, bis ſie nur einen Tag ſpäter als Robert Livorno erreichte. Sie hatte Verwandte in jener Stadt, mit deren Hülfe ſie nicht nur den Namen des Schiffes, mit welchem Robert abgegangen und deſſen Beſtimmung erfuhr, ſondern auch ein zweites ebenfalls nach Bordeaux gehendes Schiff auffand, das, indem es bereits ſegelfertig da lag, ſie ſogleich dem Entflohenen nachführen konnte.

Auch ihre Fahrt fiel ſchnell und glücklich aus, wenn gleich nicht in dem Grade, wie die ihres Gatten. Sobald ſie im Hafen von Bordeaux angelangt war, ſah ſie nach dem Schiffe ſich um, auf welchem Robert die Reiſe zurückgelegt hatte, und entdeckte es augenblicklich; es lag noch im Ausladen begriffen, nahe an dem ihrigen vor Anker. Sie ließ an Bord deſſelben ſich bringen, um bei dem Schiffs-Capitain ſich nach Robert zu erkundigen, doch dieſer war eben abweſend. Das Schiff war ein franzöſiſches, die Matroſen, die ihre Sprache nicht verſtanden, lachten ſie aus, und ſie mußte endlich unverrichteter Sache ſich wieder von demſelben entfernen; ein dienſtfertiger Agent irgend eines kleinen obſcuren Gaſthofes, der nach Gäſten für denſelben ausſehend am Hafen ſtand, bot ihr ſogleich ſeine Dienſte an, die ſie auch willig ſich gefallen ließ.

Täglich kehrte ſie nun mehreremale zu dem Schiffe zurück, durchlief Straßen und Plätze der großen volkreichen Stadt, um nur eine Spur von dem ſo ſie ſuchte, zu finden, doch immer ver-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.A. FN. 18074/025

geblich. Der Kapitain war nie anzutreffen, die Leute, an die ſie in den Straßen ſich wandte, ſtanden ihr nicht Rede, oder gaben ihr ungenügende, meiſtens ihr unverſtändliche Antworten, bis ſie, durch alles dieſes an die äußerſte Gränze ihrer Geduld getrieben, endlich beſchloß, ſich wieder auf jenes Schiff zu begeben, deſſen Kapitain ihr immer unſichtbar bleiben zu wollen ſchien, und es nicht eher wieder zu verlaſſen, bis er ſich ihr gezeigt habe, und ſollte auch die Nacht darüber einbrechen.

Sie hielt ſich ſelbſt Wort. Weder Schelten noch Spotten der geſchäftig hin und her laufenden Matroſen, denen ſie oft im Wege war, vermochten von ihrem Standort auf dem Verdeck ſie zu vertreiben, auf welchem ſie den noch immer nicht erſcheinenden Kapitain erwarten wollte; die Sonne ſank, der Mond zog am Himmel herauf, ſie wankte und wich nicht, die Matroſen ließen endlich ruhig ſie ſtehen, ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern.

Ein junger ſehr elegant gekleideter Mann, der die Aufſicht über die Ausladung der Schiffsgüter hatte, und bis jetzt in den untern Räumen des

Schiffes mit Aufzeichnen der verſchiedenen Ballen und Fäſſer beſchäftigt geweſen war, aus welchen die Ladung beſtand, kam jetzt hinauf auf das Verdeck; er wurde ihrer gewahr, und näherte ſich ihr, um ſie höflich um die Urſache ihres Hierſeyns zu befragen.

„Ah Madame!“ rief er in ziemlich ſchlechtem Italieniſch, ſobald er ihre Antwort vernommen, „ich bin entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu machen, denn Niemand auf der Welt kann beſſer als ich die Nachrichten, die Sie wünſchen, Ihnen ertheilen. Ich habe die Ehre, Herrn Roberts intimer Freund zu ſeyn, die Reiſe von Livorno hierher haben wir mit einander zurückgelegt; als wir hier ankamen, war er ein wenig ſeekrank, der gute Robert, doch das iſt ein Uebel, das leicht vorüber geht, man findet ſich hintendrein nur um ſo beſſer, ſobald man erſt wieder terra firma unter ſich fühlt. Aber miſantrop iſt er, entſetzlich miſantrop, der arme Freund. Glauben Sie wohl, daß ich ihn ein einzigesmal habe zum Ausgehen bewegen können? Er ſitzt in ſeinem Zimmer wie eingemauert, ſage ich Ihnen, ſieht Niemanden, will Niemanden ſehen, ſogar vor mir hat er einigemal ſeine Thüre verſchloſſen. Er iſt von einer ſo ſchwarzen Melancholie! — doch nun begreife ich die Urſache derſelben; eine ſo liebenswerthe Lebensgefährtin wie Madame zu vermiſſen, iſt freilich ſehr hart. Aber allons Madame, faſſen Sie Muth, Ihr Anblick wird ihn heilen, eine ſo angenehme Ueberraſchung kann ihren Zweck nicht verfehlen.“

Der junge redſelige Gaskogner machte hier eine Pauſe, die aber kaum lange genug währte, um ſeiner Zuhörerin Zeit zu laſſen, eine Frage nach Roberts Wohnung einzuſchieben.

„Wo er wohnt, verlangen Sie zu wiſſen?“ nahm er ſchnell wieder das Wort. „Geben Sie ſich die Mühe, nur ein klein wenig nach dieſer Seite zu treten; ſehen Sie dort drüben jenes große Haus mit dem langen Balkon? Der Mond beleuchtet es ſo hell, Sie können es deutlich ſehen; die Eignerin deſſelben iſt meine Kuſine, eine ſcharmante kleine Frau, die entzückt ſeyn wird, Sie bei ſich aufzunehmen; ihr Haus iſt das vornehmſte Hotel in ganz Bordeaux, ſehen Sie, dort iſt es, wo Ihr Herr Gemal wohnt, ich habe ſelbſt das Vergnügen gehabt ihn hinzuführen. Er wohnt im zweiten Stock, denn den erſten hat eine vornehme deutſche Dame eingenommen, eine wunderſchöne Frau; ah Madame, wie bedaure ich, daß Sie nicht früher gekommen ſind, Sie hätten ſie auf ihrem Balkon ſehen können, etwas ſchöneres habe ich in meinem Leben nicht geſehen, ich bin noch von dem Anblick wie bezaubert.“

„Auch ich habe ſie geſehen,“ erwiederte Madame Robert ſehr trocken, „hat mein Mann Umgang mit ihr?“ ſetzte ſie mit Blicken, aus denen Argwohn und Eiferſucht hervorleuchteten, hinzu.

„Das kann ich Ihnen nicht ſagen,“ erwiederte der junge Mann, „aber es iſt leicht möglich. Sie ſind ſo nahe Nachbarn, die Dame iſt eine Deutſche, Herr Robert ihr Landsmann, ein berühmter Künſtler obendrein, den kennen zu lernen, ſich jeder zur Ehre ſchätzt. Aber Madame haben Eile, wie es ſcheint? doch das iſt ſehr natürlich. Ich bin auſſer mir darüber, daß ich nicht das Glück haben kann, Sie ſelbſt zu meinem Freunde zu begleiten, aber die Geſchäfte!“ ſeufzte er, die Achſel zuckend. „Ich darf das Schiff nicht verlaſſen, wir nehmen bei'm Löſchen ſogar den Mondſchein zu Hülfe, wie Sie ſehen, um nur deſto eher fertig zu werden; es iſt aber auch nichts angenehmer, als ſolch eine ſchöne mondhelle Nacht! Warten Sie, Madame, eilen Sie nicht ſo, ich muß doch Herrn Roberts Zimmer Ihnen bezeichnen, es ſind deren viele im Hauſe, Sie könnten irre gehen, was doch ſehr unangenehm wäre. Ihr Herr Gemahl wohnt in Nummer achtundzwanzig, im zweiten Stock, gerade über dem Zimmer der deutſchen Dame, haben Sie nur die Güte nach Nummer achtundzwanzig zu fragen, ſprechen Sie nur Numero vingt-huit, wenn Sie ſo gefällig ſeyn wollen, achtundzwanzig heißt vingt-huit in unſerer Sprache, warten Sie noch einen Augenblick, Madame, es iſt hell wie am Tage, ich will die Nummer des Zimmers Ihnen aufſchreiben, und zwei Worte an meine Kuſine dazu, das wird um ſo beſſer ſeyn,“ ſprach der Uebergefällige, riß aus ſeinem Taſchenbuche ein Blättchen, auf welches er mit Bleiſtift ein Paar Worte ſchrieb, und es ihr dann übergab. „So, ſo, Madame, nun können Sie nicht irren. Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, nehmen Sie ſich in acht, nicht zu fallen, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu bieten, ſo, gut ſo; morgen hoffe ich die Ehre zu haben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen!“ rief er ihr noch nach, als ſie ſchon im Boote war, das ſie an das Ufer brachte, wo Jammer und Unheil ihrer harrte.

Bei ihrem Eintritt in den Gaſthof fand ſie die Wirthin im Theater, keinen der Diener des Hauſes zur Hand, auſſer dem Portier, einem italieniſchen Schweizer, der deshalb im Stande war, ihr verſtändlich genug den Weg nach Roberts Zimmer zu bezeichnen. Sie fand die Thüre deſſelben unverſchloſſen, Robert hatte in der heftigen Bewegung ſeines Gemüthes vergeſſen, den Schlüſſel abzuziehen, ehe er auf den Balkon hinunter ſtieg. Ein Armleuchter mit zwei brennenden Lichtern ſtand auf einem Seitentiſch. Indem Roberts Frau die Thüre öffnete, drohte ein heftiger Zugwind die Lichter auszulöſchen, ſie eilte an das offene Fenſter, um es zu ſchließen, und dann Roberts Rückkehr in ſeinem Zimmer zu erwarten, und wurde dabei das an dem Fenſter befeſtigte Seil gewahr. Die in demſelben zum feſteren Anhalten in regelmäßigen Zwiſchenräumen geſchlungenen Knoten ließen die mit Abentheuern mancherlei Art bekannte Italienerin über die Beſtimmung dieſes Seiles nicht zweifelhaft bleiben, ſie blickte zum Fenſter hinaus und ſah, daß es gerade auf die Stelle des Balkons hinabreichte, wo ſie vor einigen Stunden die Dame geſehen, deren Schönheit ihr damals auffiel, und die, zufolge der Verſicherung des jungen Franzoſen, eine Landsmännin ihres Gatten war, mit der dieſer wahrſcheinlich in näherer Verbindung ſtand. Die achtlos hingeworfenen Worte des jungen Unbeſonnenen wurden ihr zur überzeugenden Gewißheit, daß Robert ſie, ſeine rechtmäßige Gattin, verlaſſen habe, um hierher zu einer frühern Geliebten zu eilen. Sie beugte ſich weit zum Fenſter hinaus, und glaubte Roberts Stimme in dem unter ihr belegenen Zimmer zu hören. Alle Geiſter der Hölle zogen in ihren Buſen ein, und wandelten zur Furie ſie um, niederer Argwohn, blinde Eiferſucht, wüthender Zorn und verzehrende Rachſucht. Sie ergriff den daſtehenden Leuchter, eilte mit dem leiſen Schritt einer auf Raub ausgehenden Hyäne die Treppe hinab, auf welcher Niemand ihr begegnete, und Roberts Unſtern ließ den rechten Weg zu Sidoniens Zimmer ſie nicht verfehlen.

* * *

Sidonia regte ſich, nur halb erwacht, mit dem Gefühl, lange und unerquicklich geſchlafen zu haben, vermochte ſie kaum die Augenlieder aufzuſchlagen, ſtrebte eine Zeitlang ſich gewaltſam den Banden des bleiernen Schlafes zu entwinden, der ungewöhnlich ſchwer auf ihr laſtete, und ſuchte nach der an ihrem Bette hängenden Klingel, um ihrer Margarethe das gewohnte Zeichen ihres Erwachtſeyns zu geben. Das vergebliche Suchen ermunterte ſie, ſie blickte um ſich her, das Bette, auf welchem ſie lag, war nicht das ihrige, ſie ſchlug die Vorhänge deſſelben zurück, Sonnenſchein, Frühlingshauch und Veilchenduft ſtrömten aus dem offenen Fenſter des Zimmers ihr entgegen, doch dieſes war ebenfalls nicht das gewohnte. Statt des Teppichs ſah ſie die Blätterſchatten des ihr Fenſter umrankenden Jelängerjeliebers, auf dem mit kleinen glaſirten Ziegelplatten getäfelten Fußboden im Sonnenſchein ſpielen; alles was ſie umgab, trug das Gepräge einfacher, wenn gleich zierlicher Ländlichkeit, doch alles war anders wie ſonſt, und ſie kam darüber beinahe auf den Gedanken, daß ſie noch immer träume.

Der einzige ihr bekannte Gegenſtand war Margarethe, die jeẓt vor ihrem Bette knieend die Hand ihrer lieben Gebieterin mit Küſſen und Thränen bedeckte. Ein mattes Lächeln glitt über Sidoniens Züge hin, indem ſie das treue Mädchen freundlich anblickte, dann ſank ſie wieder in ihre Kiſſen und in tiefern Schlummer zurück.

Es war beinahe Abend geworden, als Sidonia zum zweitenmal erwachte; dieſesmal hatte der Schlaf ſie wirklich geſtärkt und erquickt. Sie ſah einen Mann mittleren Alters vor ihrem Bette ſitzen, der ihr Erwachen beobachten zu wollen ſchien; ſie erkannte in ihm ſogleich einen deutſchen Arzt, dem ſie früher oft und gern bei Madame Courtin begegnet war, und ein Heer von Fragen drängte bei ſeinem Anblick ſich auf ihre Lippen.

Doktor Maifeld hatte ſchon ſeit längerer Zeit ſeiner ſehr weitläufigen Praxis entſagt. Der franzöſiſchen Nation bekannte Vorliebe für deutſche Aerzte, hatte nach einer Reihe in nützlicher Thätigkeit hingebrachter Jahre, ihn in den Stand geſetzt, ſich jetzt in Ruhe der reichen Ernte erfreuen zu können, die Fleiß und Glück ihm gewährten; und nur in ſehr wichtigen Fällen, wo Tod und

Leben auf dem Spiele ſtanden, ließ er durch die Bitten ſeiner jüngern Kollegen ſich noch zuweilen bewegen, am Krankenbette zu erſcheinen, um mit ſeiner Erfahrung und mit ſeinem Rathe ihnen beizuſtehen. Sidonia wußte dieſes, ſie kam folglich bei ſeinem Anblick zuerſt auf den Gedanken, gefährlich erkrankt zu ſeyn, obgleich ſie ſich nur ermattet, aber keinesweges ſchmerzlich leidend fühlte. Die Antwort des Arztes beſeitigte zwar ſogleich dieſe ihre Furcht, doch ohne ihr Gemüth ſo beruhigen zu können, wie dieſer es wünſchte; denn andere noch quälendere Zweifel, Vermuthungen und Ungewißheiten drängten von allen Seiten auf ſie ein. Dunkle Erinnerungen regten ſich in ihrer Seele, ohne daß es ihr möglich war, ſie zu ordnen oder ſich deutlicher zu machen; vergebens ſuchte der Arzt ſie zur Geduld zu verweiſen, und ihr vorzuſtellen, daß ſie für jetzt nur ihre völlige Geneſung zu bedenken habe, und daß ihr ſpäterhin noch Zeit genug übrig bleiben werde, um auch der Vergangenheit ihr Recht angedeihen zu laſſen.

„Nur wo ich bin, und wie ich hierher kam, ſagen Sie mir,“ bat Sidonia. „Mein Gott, mein

Gott, was iſt denn mit mir vorgegangen? bin ich vielleicht eine Gefangene? mir iſt, als wäre ich einer ſchweren, ſtrafwürdigen That beſchuldigt worden, und ſollte in einen Kerker gebracht werden; doch dieſes freundliche, heitere Zimmer kann doch kein Gefängniß ſeyn," ſetzte ſie hinzu, indem ſie verwundert ihre Umgebungen nochmals betrachtete. „Was iſt mit mir denn geſchehen? ich habe ſo lange und ſo ſchwer geſchlafen, ich weiß mich auf nichts deutlich zu beſinnen, aber hier, und hier," ſprach ſie, indem ſie auf ihre Stirn und ihr Herz hindeutete, „hier lauſchen dumpfe Erinnerungen an etwas grauſenhaft Entſetzliches, das vorgegangen iſt, und wenn ſie nun ganz erwachen, ganz klar mir werden — ich fühle es, ich werde unausſprechlich elend ſeyn."

„Das werden Sie nicht, gnädige Frau," erwiederte der Arzt mit ernſter Gelaſſenheit. „Ihr guter Verſtand, Ihr reines Bewußtſeyn werden dann mit erwachen, und Ihnen kräftig zur Hülfe kommen, um Sie zu beruhigen."

„Nur wo ich bin, und wie ich hierher kam, und wie lange ich geſchlafen habe, ſagen Sie mir, guter Doktor," bat Sidonia nochmals.

„Sie ſind in der Vigne des Herrn Courtin,“ war die Antwort, „und haben gerade lange genug geſchlafen, um jetzt aufſtehen, und mir in jenes Nebenzimmer folgen zu können, wo Herr von Belmont Ihrer wartet. Sie ſind nicht körperlich krank, gnädige Frau, noch weniger in Lebensgefahr, aber Sie ſind erſchöpft und bedürfen einiger Stärkung, daher bitte ich mit dem Aufſtehen nicht zu zögern, ſelbſt wenn Sie noch einige Neigung zum Schlafen verſpüren ſollten. Ihr nachzugeben wäre in dieſem Augenblicke nicht rathſam.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Arzt, nachdem er noch in der Thüre der ihn begleitenden Margarethe einiges zugeflüſtert hatte, was dieſe bewog, ihr Amt bei'm Ankleiden ihrer Gebieterin ungewöhnlich ſchnell und ſchweigſam zu verrichten, und alle die vielfältigen Fragen derſelben nicht anders als ausweichend zu beantworten.

Belmont trat, mit dem Ausdruck der zärtlichſten Beſorgniß, Sidonien im Nebenzimmer entgegen, doch ſelbſt ſeine Gegenwart ſchien ihr gleichgültig zu bleiben. Er, die ganze Welt, ſogar ihr eigenes Selbſt war ihr gewiſſermaßen fremd geworden, ein dichter Schleier lag noch immer vor ihrem innern Sinn, der jeden Rückblick in die Vergangenheit ihr verwehrte, obgleich ein unausſprechlich beängſtigendes Gefühl ſie immerwährend antrieb, ihn zerreiſſen zu wollen. Ohne an dem Beſtreben der beiden Männer, ſie zu erheitern, Theil zu nehmen, ohne es ſogar zu bemerken, that ſie alles, was man von ihr verlangte; ſetzte ſich zu dem leichten Mahl, das vor ihr aufgetragen ward, genoß, was man ihr vorlegte, antwortete, wenn man ſie anredete, verſank aber immer wieder in tiefes, ſie immer ſichtlicher beunruhigendes Nachſinnen, dem auch nur für Augenblicke ſie zu entreißen, immer ſchwerer ward.

Der Arzt beobachtete indeſſen ihr wunderbares Weſen mit immer ſteigender Beſorgniß; „wir dürfen ohne die äuſſerſte Gefahr ſie nicht länger dieſer geiſtigen Anſtrengung ausſetzen,“ ſprach er endlich leiſe zu Belmont. „Gern hätte ich es länger verſchoben, aber es geht nicht, wir müſſen, um jeden Preis, von dieſem bänglichen Zuſtande ſie befreien, für deſſen vielleicht ſehr gefahrdrohende Folgen ich nicht zu ſtehen mehr wage.“

„Gnädige Frau,“ nahm er nach einer kleinen

Pauſe jetzt das Wort, und wandte ſich mit freundlichem Ernſt an Sidonien, ihre Hand ergreifend, „liebe gnädige Frau, martern Sie ſich nicht länger mit vergeblichem Bemühen, ein Ereigniß ſich zurückrufen zu wollen, das zu grauſenvoller Art iſt, als daß man nicht wünſchen ſollte, es in ewiger Vergeſſenheit zu begraben. Sie haben freilich etwas erlebt, das anzuſehen wohl ein feſteres Nervenſyſtem erſchüttern könnte, als das Ihrige iſt. Vor Ihren Augen, in Ihrem Zimmer, iſt ein Kranker im heftigſten Delirium eines hitzigen Fiebers geſtorben.“

„Robert!“ ſchrie Sidonia furchtbar auf, „Robert! nun weiß ich alles. Mein Kleid, meine Hände ſind von ſeinem Blut befleckt, dort liegt er, dort, o ſeht! Blutend, verſcheidend, will denn Niemand ihm zur Hülfe kommen?“ rief ſie mit wildem, angſtvollem Blick.

„Nicht doch, nicht doch, gnädige Frau,“ ſprach der Arzt, „Ihr Kleid und Ihre Hände ſind rein, wie Sie ſelbſt von dieſer Schuld es ſind; der Arme, den Sie meinen, ruht ſchon ſeit mehreren Tagen im mütterlichen Schooß der Erde von ſeinen Qualen aus, und ſein von allen ihn umdunkelnden Schlacken befreiter Geiſt, ſteht jetzt verklärt vor Gottes Thron — —“

„Und klagt mich als Mörderin an!“ rief Sidonia, in unſäglicher Haſt die Hände ringend, „Blut, Blut umgibt mich, wohin ich blicke, ſein Blut durch meine Schuld vergoſſen . . .“

„Durch keines Menſchen Schuld, auch nicht durch ſeine,“ unterbrach mit ſtarker Stimme der Arzt ſie, „hören Sie auf, gnädige Frau, mit ſolchen Ideen ſich und die, denen Ihr Wohl am Herzen liegt, zu quälen. Ich ſelbſt, nebſt mehreren der bedeutendſten Aerzte, war bei der Sektion der Leiche gegenwärtig, wir fanden die ſicherſten Beweiſe, daß der Unglückliche ſchon längſt in Wahnſinn verfallen ſeyn mußte. Ich läugne es nicht, ohne jene Beſchleunigung des Endes ſeines Lebens, die er bewußtlos herbeiführte, hätte er vielleicht noch manches Jahr in einem, den Menſchen zum Thier herabwürdigenden Zuſtande hinvegetiren können, ſich zur Qual und andern ein Gegenſtand des Abſcheues und Entſetzens. Gönnen Sie dem immer dichter ſich umſchleiernden Geiſte ſeine jetzige Klarheit, gnädige Frau, und murren Sie nicht darüber, daß Sie Zeuge des Augenblicks werden mußten, der, auf Gottes Zulaſſung, ihn von ſeinen Banden befreite. Glauben Sie feſt, er hat dort oben einen milden Richter gefunden, und mußte ſelbſt hier auf Erden ihn finden; denn er hat eben ſo wenig ſich ſelbſt den Tod gegeben, als jeder, den ein unglücklicher Zufall gewaltſam in jene Welt befördert; ſein von Irrwahn umdüſterter Geiſt konnte für keine ſeiner Thaten mehr verantwortlich gemacht werden.“

Sidonia ſchrack bei der ernſten Anrede des Arztes ſichtbar zuſammen, ſie war äuſſerlich wieder ruhig, ſchien ſogar ihn aufmerkſam anzuhören, doch der ſtarre, lebloſe Ausdruck ihrer einem Marmorbilde gleichenden Züge bewieſen, wie wenig Eindruck ſeine Worte auf ſie machten. „Ja, ja,“ ſprach ſie mitten durch, in kurzen, abgebrochenen Sätzen, „ich kenne das, ich habe es oft gehört, der Tode konnte nicht länger leben, ſo ſagen die Aerzte immer, o ja, ja, ſo heißt es immer.“

Belmonts Blicke hingen mit dem Ausdruck der ängſtlichſten Sorge an Sidonien; er fühlte, was ſie innerlich leiden mußte, und die immer ſteigende Beſorgniß, die er in den Zügen des Arztes deutlich las, ließ ihn über das Gefahrdrohende des geiſtigen und körperlichen Zuſtandes ſeiner Freundin nicht länger in Ungewißheit bleiben. Seine ungewöhnliche Kenntniß der menſchlichen Natur gab ihm endlich den Gedanken ein, noch ein Mittel zu Sidoniens Beruhigung zu verſuchen. Er fing an, in wahrhaft herzzerreißenden Worten das frühe unzeitige Ende des unglücklichen Jünglings laut zu beklagen, der bei ſeinem erſten Auftreten auf der Bahn der Kunſt, die Welt zu ſo glänzenden Hoffnungen berechtigt hatte; er erzählte, wie er ſelbſt früher in Rom ein Zeuge der erſten Entwickelung von Roberts ungewöhnlichem Talent, und des Eindrucks geweſen ſey, den dieſe auffallende Erſcheinung damals auf die Künſtlerwelt gemacht habe; und bedauerte ſchmerzlich, daß in jener Zeit anderweitige Beſchäftigungen ihn verhinderten, die nähere Bekanntſchaft dieſes, durch Geiſt, Talent, und jede lobenswerthe Eigenſchaft ausgezeichneten Künſtlers zu ſuchen. Was nur Rührendes, Schmerzliches und Wehmüthiges in Worten ſich ausdrücken läßt, ſuchte er hervor, der Ton ſeiner Stimme, der Ausdruck ſeines Geſichts, ſeine ganze Haltung ſtimmten auf das genaueſte zu dem, was er ſagte, immer eindringlicher wurden ſeine Klagen, er ſelbſt war tief bewegt, denn während er von Robert ſprach, klagte er eigentlich um Sidonien.

Der Arzt winkte von Zeit zu Zeit ihm zu, fortzufahren, während er ſelbſt indeſſen Sidonien auf das genaueſte betrachtete, er ſah, wie tiefe Seufzer die beklommene Bruſt ihr erleichterten, wie das ſtarre, marmorartige ihres ganzen Weſens allmählig in einen weicheren, menſchlicheren, wenn gleich unendlich ſchmerzlichen Ausdruck ſich auflöſte, bis ſie endlich in einen Strom von Thränen ausbrach, die erſten, die ſie ſeit jenem unglücklichen Ereigniß geweint hatte.

„Gottlob! dieſe Thränen retten ſie,“ flüſterte der Arzt Belmont freudig zu. „Jetzt nur keine Tröſtungen, ſprechen Sie fort, Herr von Belmont, laſſen Sie nicht ab, ſie muß weinen, ſtundenlang weinen, dieſe Thränen ſind das wahre Lebenswaſſer für ſie.“

Belmont ſuchte der Anleitung des Arztes zu folgen, und es ward ihm nicht ſchwer, denn Sidoniens Thränen bewegten ihn tief, und auch ſein Auge glänzte in ihm längſt ungewohnt gewordenem feuchten Schimmer, während er alles aufbot, um die troſtlos Weinende immer tiefer und tiefer in ein Meer von Wehmuth zu verſenken. Sidonia weinte lange und unaufhaltſam, mehrere Stunden lang, bis ihre müden Augen wie zum Schlummer ſich ſchloſſen, und ſie in völliger Erſchöpfung ihrer Kräfte zurückſank.

* * *

Belmont brachte in einem an Sidoniens Zimmer anſtoßendem Kabinet in tiefem ernſten Geſpräche mit dem Arzte, die Nacht wachend zu. Der Arzt beſtand darauf, Sidonien über nichts, was mit ihr vorgegangen ſey, länger in Ungewißheit zu laſſen, um nicht von neuem den Qualen des fruchtloſen Nachſinnens über die ihr dunkel vorſchwebenden Erinnerungen ſie auszuſetzen, die ſie in ihren vorigen gefahrdrohenden Zuſtand zurückfallen laſſen könnten. Belmont mußte, wenn gleich ungern, ſeine Einwilligung dazu geben, und beide machten endlich mit einander aus, daß Margarethe jetzt die von ihr lange gewünſchte Erlaubniß erhalten ſolle, alle Fragen ihrer Gebieterin, freilich mit möglichſter Schonung zu beantworten; denn Belmont hatte ſeine eigenen Gründe, dieſes nicht übernehmen zu wollen. Mit anbrechendem Tage kündigte Margarethe Sidoniens Erwachen an. Der Arzt eilte zu ihr, und fand ſie, wie er es gehofft und gewünſcht hatte, ſehr ermattet, ſehr leidend in ihrem Gemüth, aber ohne eine Spur ihres früheren krampfhaft angeſpannten Zuſtandes, der ihn weit beſorgter um ſie gemacht hatte, als er es damals äuſſern mochte. Er entfernte ſich bald wieder, nachdem er ihr einige ſtärkende Mittel, und vor Allem, den Genuß der erquickenden Frühlingsluft verordnet hatte, und ließ mit ihrer Margarethe ſie allein.

„Armes Mädchen,“ fing Sidonia nach einer Weile an, „wie verweint und wie bleich du biſt! Du haſt gewiß viel um mich gelitten, du treue Seele, mehr vielleicht als ich vergelten kann. Aber ſage mir jetzt, wie lange iſt es, daß ich hier in der Vigne des Herrn Courtin bin? ich quäle mich mit vergeblichem Nachſinnen, es bleibt mir unerklärlich, wie ich hierher gekommen ſeyn kann, und die Angſt um das alles verzehrt mich innerlich.“

„Heute wird es der fünfte Tag, daß wir hier ſind,“ ſprach Magarethe.

„Der fünfte Tag! Vier ganzer Tage, Tage des Schmerzes und des Entſetzens!“ rief Sidonia, „unbemerkt ſind ſie an mir vorüber gegangen, aber nicht ſpurlos,“ ſetzte ſie wehmüthig hinzu. „Habe ich denn die ganze Zeit über geſchlafen?“

„Nicht immer, doch meiſtens, aber die gnädige Gräfin waren ſehr krank,“ erwiederte Margarethe ein wenig verlegen.

„Habe ich gefiebert, habe ich in wilden Fieberphantaſien geſprochen?“ fragte Sidonia eifrig.

„Das eben nicht,“ war die Antwort, „aber es war ſonderbar, ich wollte nur, ich wüßte zu ſagen, wie es eigentlich war.“

„Sage mir alles, was mit mir vorgegangen iſt,“ ſprach Sidonia mit dringendem Ernſte, „mir wird leichter werden, wenn ich es weiß. Es iſt ein Stillſtand in meinem Leben geweſen, ein grauenvoller, ſchauerlicher Stillſtand, ich darf darüber nicht denken, aber ich muß alles wiſſen, denn die Wahrheit kann nicht halb ſo ſchrecklich ſeyn, als die Gedanken es ſind, die wider meinen Willen ſich mir aufdringen. Darum ſprich, ſage mir, wann kamſt du — damals — du weißt wohl, wann kamſt du in mein Kabinet? wie fandeſt du mich und alles um mich her?“

„Ach, gnädige Frau, Sie lagen wie todt auf dem Divan,“ erwiederte Margarethe zögernd. „Und was ich ſonſt noch in Ihrem Zimmer fand — Sie wiſſen es ja, es war zu traurig, zu entſetzlich. Ach ſchon zu Hauſe, wenn Herr Robert bisweilen ſo verſtört, mit ſo wilden Augen an mir vorüber ſtürzte, hat mir wohl oft ſo etwas geahnet; aber daß er es auf dieſe Weiſe vollführen ſollte, hätte ich nimmer von ihm gedacht. Sie ſo zu betrüben und zu erſchrecken. Nein, ich kann das niemals verwinden,“ ſchluchzte Margarethe, und verbarg ihre Augen in ihrem Tuche. Auch Sidonia lehnte ſich ſchweigend in ſchmerzlicher Bewegung zurück.

„Margarethe,“ fing ſie nach einer Weile wieder an, „ein dunkler Hauſe grauſenerregender Geſtalten ſchwebte damals vor meinen Augen, und ſchreckliche, furchtbare Worte betäubten mein Ohr. Was ich empfand, ſpricht keine Zunge aus. Mir war, als wollten ſie gefangen mich fortſchleppen, als wollten ſie auch mich tödten, wie ſie ihre Königin getödtet haben. Ich erinnere mich deſſen ſo deutlich, es kann kein Traum geweſen ſeyn. Oder war es doch einer? Ueber alles, was weiter mit mir vorging, verläßt mich meine Erinnerung ganz. Zwar ſchwebt noch Einiges mir dunkel vor, aber es will ſich mir auf keine Weiſe geſtalten, mir iſt, als ſey es gleich darauf tiefe Nacht geworden. Sage mir, habe ich alles das nur geträumt, oder ward ich wirklich in's Gefängniß geführt?"

„Nein, Gott ſey Dank, ſo weit ließen Herr Courtin und Herr von Belmont es nicht kommen!" rief Margarethe, „meine liebe gnädige Frau im Gefängniß? das hätte ich ja gar nicht überleben können. Verarretirt waren wir freilich ein wenig, das heißt, wir hatten Wache vor unſerem Zimmer, aber nur zu unſerer Sicherheit, um vor dem wüthenden böſen Volke uns zu ſchützen, ſagte Herr von Belmont."

„Belmont, Courtin? Sie waren meine Befreier? und doch entſinne ich mich nicht ihrer Geſtalten in dem grauſen Bilde, das immer deutlicher mir vorſchwebt. Wann kamen ſie zu meinem Beiſtande? Nimm dich zuſammen, Margarethe, erzähle mir alles, ſo deutlich und umſtändlich, als du es nur immer kannſt,“ ſprach Sidonia.

„Herr Courtin kam zuerſt, gerade als die Noth am höchſten war,“ erwiederte Margarethe, indem ſie ſich förmlich zum Erzählen zurecht ſetzte, „ich wurde ſeiner nicht ſogleich gewahr, ich hatte mich, ſo lang ich bin, über Euer Gnaden geworfen, um nur die abſcheulichen Weiber, die Sie fortſchleppen wollten, von Ihnen abzuhalten. Es war wohl unſchicklich von mir, aber ich konnte nicht anders, ich hätte mich ja lieber in Stücken reißen laſſen mögen, ehe ich zugegeben hätte, daß die gräulichen Kreaturen nur einen kleinen Finger meiner lieben gnädigen Frau berühren ſollten. Auch die Leute von der Polizei ſtanden mir zu Ihrer Vertheidigung redlich bei, aber ihrer waren nur wenige, und wer weiß, wie es doch noch am Ende geworden wäre, wenn Herr Courtin nicht kam. Der Lärm, den das wilde Volk in der Straße vollführte, war bis zu ſeinem Hauſe gedrungen, er hatte gemeint, es wäre bei uns Feuer ausgekommen, und war gleich gelaufen, um uns zu retten. Wie er das Unheil ſah, hat er gleich nach der Wache geſchickt, und mit dem Herrn Bürgermeiſter, oder was er ſonſt war, geſprochen, und mit einer großen Summe Geld ſich für uns verbürgt, daß wir vor ausgemachter Sache ihnen nicht weglaufen würden. Die Soldaten, die nun kamen, machten nicht viel Federleſens mit dem tobenden Volk, ſie trieben es hinaus, und wir konnten Sie nun in Ihr Zimmer und auf Ihr Bette tragen. Ach es war grauerlich anzuſehen, wie Sie nun ſo da lagen, nicht todt und nicht lebend, und wie Sie ſo ganz anders ausſahen als ſonſt! Das vergeſſe ich nicht, ſo lange meine Augen offen ſtehen!“

Margarethe brach bei dieſen Worten abermals in bittere Thränen aus, ſo daß es Sidonien ſchwer ward, ſie nur in ſo weit zu beſchwichtigen, daß es ihr möglich wurde, in ihrem Berichte fortzufahren.

„Jetzt erſt ward ich Herrn von Belmont gewahr, obgleich er ſchon früher da geweſen ſeyn ſoll,“ nahm Margarethe endlich wieder das Wort. „Der alte Herr, den er zu beſuchen gegangen war, wohnt ſo abgelegen, daß er gar nichts von dem ganzen Unglück erfahren haben würde, wenn nicht ſein Kammerdiener gleich anfangs gelaufen wäre, ihn zu holen. Er ſtand neben Ihrem Bette, ſo betrübt, ſo ängſtlich! und neben ihm der Herr Doktor Malfeld, dem man es deutlich anſehen konnte, daß er gar nicht wiſſe, wie hier zu helfen ſey. Lange, lange ſtanden beide ſo neben Ihnen, der Doktor zählte Ihre Pulsſchläge, mit jedem Schlage deſſelben ſtieg ſeine Beſorgniß. Herr von Belmont ſah ihn an, als wolle er Tod oder Leben in ſeinen Augen leſen, aber der gute alte Mann ſchüttelte immer betrüber den Kopf. Er verſuchte mancherlei, nichts wollte anſchlagen, kein Tropfen war durch die feſtgeſchloſſenen Lippen zu bringen, und Ihre Augen ſtanden ſo ſtarr, ſo ohne alles Leben! Herr von Belmont ſtand über Sie gebeugt, was er denken mochte, weiß ich nicht, er ſah Sie unverwandt an, als ſollte ſeine Seele aus ſeinen Augen fahren, um Sie wieder zu beleben. Plötzlich richtete er ſich in die Höhe, als ſey ein Geiſt über ihn gekommen, der ihm eingab, was hier zu thun ſey. Er winkte dem Doktor, ihm in's Fenſter zu folgen; dort haben beide eine Weile eifrig mit einander geſprochen, was ſie einander ſagten, verſtand ich nicht, ſo viel aber ſah ich wohl mitten in meiner

Todesangſt, daß Herr Belmont etwas verſchlug, wozu der Doktor anfangs nicht einwilligen wollte, und daß dieſer endlich mit den Schultern und Händen ſo machte, als wollte er ſagen, meinetwegen, es kann weder helfen noch ſchaden.“

„Nun aber mußten alle, die noch bei Ihnen waren, das Zimmer verlaſſen, Niemand durfte bleiben als ich, der Doktor und Herr von Belmont. Ach gnädige Frau, ich wollte, Sie hätten in dem Augenblick ihn geſehen, als er ernſt und langſam jetzt auf Ihr Bette zuging. Er war wie ein heiliger Engel anzuſchauen, wie der ſchöne Evangeliſt Johannes, bei uns zu Hauſe, auf dem großen Bilde. So trat er zu Ihnen, es war wunderbar anzuſehen, er beugte ſich ein wenig, und fuhr mit ſeinen beiden Händen in der Luft über Sie hin, ſo, und ſo, ohne Sie im mindeſten zu berühren; mir ward zu Muth, als wäre ich in der Kirche, und ich betete recht inbrünſtig zu dem lieben Gott, an den ich in der Angſt und in dem Tumult bisher noch gar nicht gedacht hatte.“

„Was nun geſchah, werden Sie kaum glauben, gnädige Frau,“ ſprach Margarethe nach einer kleinen Pauſe weiter, während welcher Sidonia nachdenkend und ſtill dalag. „Sie werden es kaum glauben, kommt es mir ſelbſt doch unglaublich vor, mir, die ich es mit dieſen meinen eigenen Augen angeſehen habe; Ihr ganzes Ausſehen veränderte ſich, nachdem das eine Weile ſo gewährt hatte; Ihre Bruſt hob ſich nicht mehr zu ängſtlich, ſie athmete frei und leicht, Ihre Augen ſchloſſen ſich, Ihr ganzes Geſicht ward wieder wie ſonſt, ach und Sie ſahen ſo himmliſch ſchön aus, recht wie ein liebes, frommes, ruhig ſchlafendes Kind; und Sie ſchliefen auch wirklich, ſo ruhig, ſo ſüß und ſo feſt, Ihre vorher bleichen Lippen rötheten ſich, Ihre Geſichtsfarbe kehrte ſogar wieder. Der Doktor ſtand dabei wie erſtarrt, und ich hätte dem Herrn von Belmont ſo gern die wunderthätigen Hände geküßt, wenn er es nur gelitten hätte.“

Sidonia winkte Margarethen, für jetzt nicht weiter zu ſprechen; was ſie gehört, erregte ihr ein heimliches Grauen vor ſich ſelbſt, das ſie kaum überwältigen konnte, und ſie brauchte einige Zeit, um ſich nur einigermaßen mit dem Gedanken zu verſöhnen, auf dieſe Weiſe aus einem gefahrdrohenden Zuſtande errettet worden zu ſeyn. Von jeher hatte ein innerer Widerwille ſie getrieben, alle Geſpräche über die Wirkungen des Magnetismus zu meiden, über welche damals, in allen Geſellſchaften, von Laien und Eingeweihten, viel hinüber und herüber disputirt wurde. Manches auffallende Beiſpiel von der an das wunderbare gränzenden Kraft dieſer unbegreiflichſten aller Erſcheinungen, wurden Sidonien von ſo glaubwürdigen Zeugen vorgetragen und beſtätigt, daß ſie nicht wußte, wie ſie es anfangen könne, um ihnen allen Glauben zu verſagen; und dennoch regte ſich in ihrem Innern etwas dagegen; ſie wünſchte nicht einmal darüber in's Klare zu kommen, und vermied abſichtlich darüber nachzudenken. Die Anwendung dieſer geheimnißvollen Naturkraft, ſie ſey nun ſo wirkſam, als ihre Gläubigen behaupten oder nicht, kam ihr faſt frevelhaft vor, als ein verwegener Verſuch, den in ehrwürdiges Dunkel gehüllten Vorhang zu zerreißen, durch welchen der Sohn der Erde von der Geiſterwelt getrennt wird; und nie würde ſie, bei völligem Bewußtſeyn, ſich zu einem ſolchen Verſuch entſchloſſen haben, und hätte es ihr Leben gegolten.

Jetzt war es ohne ihr Zuthun geſchehen, der Gedanke daran war ihr unendlich quälend, aber ſie konnte dem Freunde nicht zürnen, der zu ihrer Rettung das Aeuſſerſte hatte wagen wollen. Ueberdem hatte Belmont ihren unbezwinglichen Widerwillen gegen die Anwendung des Magnetismus nie ahnen können, denn in allen ihren vielfältigen Unterhaltungen über die wunderbarſten Erſcheinungen der Natur war gerade dieſer nie erwähnt worden. Ein ganz eigenes Gefühl bemächtigte ſich ihrer in dieſem Augenblick, der wechſelnd zu Belmont ſie hinzog und wieder von ihm abſtieß. Mit heimlicher an das Schauerliche gränzenden Ehrfurcht, ſah ſie in ihm einen mit geheimnißvoller mächtiger Gewalt ausgerüſteten Hohenprieſter der Natur, und doch fühlte ſie näher als jemals ſich ihm verwandt; ſo daß es ihr unmöglich ſchien, ſich wieder von ihm trennen zu können. Alles kam ihr wieder in den Sinn, was ſie in früherer Zeit über die innige geiſtige Verbindung gehört und geleſen hatte, in die ſie jetzt ohne ihr Zuthun mit Belmont gerathen zu ſeyn glaubte; ſie erinnerte ſich unzähliger wunderbarer Beiſpiele, die von der Gewalt zeugten, welche, wie von vielen behauptet wird, der Magnetiſeur über die Gemüther, ſogar über die verborgenſten Gedanken derer ſoll üben können, die ſich ihm anvertrauten; ſie fühlte dabei von leiſem Schauder ſich ergriffen, aber es war ja Belmont, der vielleicht jetzt dieſe Gewalt über ſie ſich erworben, er, deſſen geiſtige Uebermacht ſie vom erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft mit ihm ſchon anerkannt hatte; ſie war ja ſchon lange des mächtigen Einfluſſes ſich bewußt, den ſeine Nähe auf ihre Gedanken und Entſchließungen übte, und fühlte, wenn ſie gleich nicht in deutlichen Worten es ſich bekannte, daß ohnehin dieſes, durch ſeine Wunderkraft ihr neugeſchenkte Daſeyn, in Zukunft ihm allein geweiht ſeyn könne und ſolle.

Der Gedanke, in ihrem magnetiſchen Schlaf vielleicht manches ausgeſprochen zu haben, was ſie ſich ſelbſt noch nicht gern eingeſtand, fing indeſſen doch an, ſie ſehr zu beunruhigen, und ſie kämpfte lange mit ſich ſelbſt, ehe ſie ihre innere Scheu überwinden konnte, das ganz Unwillkommene zu hören. „Habe ich in meinem wunderbaren Schlaf auch geſprochen?“ fragte ſie endlich.

„Ich muß alles der Reihe nach, wie es ſich zutrug, erzählen, ſonſt bringe ich es nicht ordentlich zuſammen," erwiederte Margarethe. „Herr von Belmont und der Herr Doktor wachten die Nacht über in meiner Kammer, um gleich bei der Hand zu ſeyn, wenn die gnädige Frau ſich etwa regen ſollten, aber Sie ſchliefen ruhig und feſt, und Herr von Belmont ſagte mir, als er am Morgen fortging, daß Sie gewiß noch einige Stunden fortſchlafen würden. Ich nickte denn nun auch neben Ihrem Bette aus übergroßer Müdigkeit ein wenig ein, ſo daß ich Herrn von Belmont nicht wiederkommen hörte, und er mochte wohl ſchon eine ziemliche Zeit da geweſen ſeyn, als ich gegen Mittag die Augen aufſchlug. Wie erſtaunte ich über die Veränderung, die indeſſen mit Ihnen vorgegangen war! wie es eigentlich damit zuging, weiß ich nicht, Sie ſchliefen feſt und ruhig wie vorher, aber Ihr Geſicht, Ihr ganzes Weſen — ſo wie damals Sie, ſo hätte ich geglaubt, könnten nur am jüngſten Tage die Seeligen im Himmel ausſehen, wenn ſie in ihren verklärten Leibern einherwandeln werden; es war ordentlich, als ob ein Lichtglanz von Ihnen ausginge, ſo überirdiſch ſchön waren Sie. Auch Herr von Belmont, der vor Ihnen ſtand und Ihre Hand hielt, betrachtete Sie mit Erſtaunen. Wie lange werden Sie noch ſchlafen? fragte er auf einmal. Das iſt doch recht thöricht von ihm, dachte ich, wie kann ſie ihm denn das ſagen? er wird ſie aufwecken, und dann haben wir wieder die alte Noth. Aber Sie ſchliefen fort, und antworteten doch."

„Ich ſprach im Schlafe? was habe ich geſprochen," fragte Sidonia erſchrocken.

„Um drei Uhr Nachmittag werde ich erwachen, und nach einer Stunde wieder vierundzwanzig Stunden ſchlafen, ſagten Sie, mit einer ganz ſeltſamen wunderbaren Stimme, als hauchten Sie die Worte aus tiefſter Bruſt herauf. Eigentlich war es grauerlich anzuhören, aber doch ſchön, es klang, wie ich Geiſterſtimmen mir denke; als bildeten die Töne ſich über Sie in freier Luft, ohne daß Sie die Lippen zu regen brauchten. Herr von Belmont that noch einige Fragen, die Sie beantworteten, dann ſchliefen Sie wieder feſt und ruhig wie zuvor."

„Was fragte er weiter, und was erwiederte ich? beſinne Dich auf alles, verhehle mir nichts, was ich geſagt habe, ſey es auch was es wolle,“ ſprach Sidonia ſehr eifrig.

„Es kamen ſo viele ſchwere fremde Wörter darin vor, die ich nicht alle behalten konnte,“ erwiederte Margarethe, „aber der Sinn davon war, daß Herr von Belmont Sie um Ihr Befinden befragte, und daß Sie ſelbſt anordneten, was bei Ihrem Erwachen geſchehen ſolle; Sie nannten ſelbſt einige Arzneien, die Sie nehmen wollten, ordentlich mit lateiniſchen Namen, wie ein Doktor. Mir ſtockte vor Verwunderung darüber der Athem. Herr von Belmont ſchrieb alles auf, und Sie haben es auch genommen, als Sie, genau mit dem Schlage drei Uhr, erwachten.“

„Wie war ich, als ich erwachte?“ fragte Sidonia.

„Matt und ſtill, auch zog Herr von Belmont ſich zurück, daß Sie ihn nicht ſehen konnten. Von allem, was vorgegangen war, ſchienen Sie nichts zu wiſſen, und folglich erinnerten wir Sie auch nicht daran.“

Margarethe fuhr fort, auf ihre Art zu erzählen, und Sidonia hörte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit ihr zu; ſie berichtete, wie Belmont

Sidonien während ihres magnetiſchen Schlafes nochmals zum Sprechen gebracht, und daß ſie befohlen habe, noch vor Anbruch des dritten Tages in einer Sänfte an einen Ort gebracht zu werden, den ſie zwar deutlich nannte, den aber Niemand von ihnen kannte, bis Doktor Maifeld ſich erinnerte, daß ein nicht weit entferntes, aber ſehr abgelegenes Dörfchen ſo heiße, nahe an welchem Herr Courtin ein kleines Landhaus beſaß, das er faſt niemals beſuchte.

„Dort werde ich nach vier Tagen wieder geneſen, ſprachen Sie,“ ſetzte Margarethe am Ende ihrer Erzählung hinzu, „und es iſt alles eingetroffen, wie Sie es vorher ſagten! O meine liebe, liebe Herrſchaft, Gott hat durch ein ſichtbares Wunder Sie uns wieder geſchenkt! aber nun, was ſollen wir länger in dieſem Lande? auch Ihnen muß davor grauen, ich weiß es wohl. Wo Sie ſind, bleibe ich gern und ohne Murren, aber ich bitte Sie um Ihrer ſelbſt willen, ich flehe inſtändigſt, laſſen Sie uns forteilen, ſobald Ihre Kräfte es erlauben, bleiben Sie nicht länger hier; laſſen Sie ſich durch mein flehentliches Bitten bewegen, wieder nach Hauſe zu gehen, was wollen wir noch länger in der Fremde umherziehen, es iſt doch nirgend ſo wie daheim.“

„Nach Hauſe? gutes Mädchen, wo bin ich denn zu Hauſe?“ erwiederte Sidonia, von tiefer Wehmuth ergriffen. „Wahr iſt es, ich habe Land und Gut, Schlöſſer und Häuſer, aber habe ich denn eine Heimath? Das Dach, unter welchem wir wohnen, der Boden, den wir betreten, machen die Heimath noch nicht aus. Im Herzen iſt unſere eigentliche Heimath, im Herzen der Freunde, der Verwandten, die wir lieben, die wir kennen, die uns wieder lieben, die Glück und Schmerz redlich mit uns theilen; wo ſind ſie denn zu finden, die, von denen ich ſagen könnte, ich gehöre zu ihnen? ich bin überall in der Fremde! Ach, Margarethe, mein Herz iſt ſchwer, meine Gedanken noch immer verworren, laß mir Zeit, wieder zu mir ſelbſt zu kommen, ehe ich einen Entſchluß faſſe, laß mir Zeit, mich in mich ſelbſt wieder zu finden; es wird mir ſchwer; nach allen den entſetzlichen und ſeltſamen Ereigniſſen der letzten Tage, bin ich ſogar mir ſelbſt fremd geworden.“

„Nach Hauſe? in die Heimath? es iſt ein wunderlicher Ausdruck,“ fing Sidonia nach einigem Schweigen wieder an, „fort von hier müſſen wir, denn auch mir glüht hier der Boden unter den Sohlen, doch wohin ſoll ich fliehen, wo finde ich den einſamen ſtillen Winkel der Erde, wo ich unerkannt und unbemerkt ausruhen könnte? Wo wird die neugierige Menge ſich nicht um mich drängen, die Frau zu ſehen, um derentwillen —“ Sidonia ſchauderte bei dieſen Worten ſichtlich zuſammen, und verbarg ihr Geſicht.

„Margarethe,“ ſprach ſie dann wieder, „jener Bedauernswerthe war zu bedeutend, zu ehrenvoll bekannt, als daß er unbeklagt und ungenannt aus der Welt gehen konnte. Unzählige Zeitungsblätter verkünden ſchon jetzt in allen Ländern, und in allen Sprachen die unſelige Löſung ſeines trüben Geſchicks, in die ich auf ſo grauenvolle Weiſe verflochten ward. Mein Name iſt in dieſem Augenblick das Mährchen der Welt, und ich habe eine traurige Celebrität gewonnen, die zu meiner Qual mich verfolgen wird, ſo lange ich lebe. Ach, und in meinem Gemüthe finde ich auch keinen Frieden! ich wollte das Rechte, ich wollte das Gute, dieſes Zeugniß gibt mir mein Gewiſſen, und doch fühle ich mich nicht frei von

Schuld! daß ich willenlos irrte, kann mich nicht tröſten!“

* * *

Durch die Art der Wunde, von der die Aerzte erklärten, daß nur Robert ſelbſt ſie ſich habe beibringen können, war Sidonia von der Anklage freigeſprochen, die Roberts Wittwe im erſten heftigen Schmerz gegen ſie erhob. Ueberdem war auch der Dolch, mit dem Robert ſich getödtet, von einem der Aufwärter für denſelben erkannt, den dieſer am Morgen des nämlichen Tages in Roberts Zimmer am Boden liegend gefunden, wohin der Unglückliche ihn ſchaudernd geworfen, als er am Abend vorher von dem unausgeführten Verſuch, Belmont zu ermorden, zurückkehrte. Sidoniens Unſchuld an Roberts Tode war alſo ihren Richtern deutlich erwieſen, aber die ganze Begebenheit hatte zu großes Aufſehen gemacht, der Aufruhr, den die Italienerin unter dem Volke erregte, war zu bedeutend geweſen, als daß dieſe Herren es hätten wagen mögen, irgend eine der in ſolchen Fällen gebräuchlichen Formalitäten zu übergehen. Herr Courtin mußte wirklich für Sidonien Bürgſchaft leiſten, um ihr die Erlaubniß zu verſchaffen, unter militäriſcher Bewachung in ihrem Zimmer bleiben zu dürfen, und nur durch Belmonts Verwendung bei ſeinen angeſehenſten Bekannten, und des allgemein hochgeachteten Courtin mächtigen Einfluß, wurden die gerichtlichen Prozeduren beſchleunigt.

Vor allem kam es zuerſt darauf an, zu ergründen, in welchen Verhältniſſen Robert zu Sidonien geſtanden. Eine Menge Zeugen wurden deshalb verhört; zuerſt der Eigenthümer des Gaſthofes mit ſeiner ganzen Hausgenoſſenſchaft. Dieſe ſprachen ſich einſtimmig über Sidoniens Betragen auf das ehrenvollſte für ſie aus, und erboten ſich eidlich zu verſichern, daß die Gräfin Adelheim von Roberts Anweſenheit im Hauſe durchaus nichts gewußt haben könne, indem letzterer nur äußerſt ſelten, und immer mit der größten Vorſicht, wie einer, der entdeckt zu werden fürchtet, ſein Zimmer verlaſſen habe, wodurch ſie ſelbſt längſt auf allerlei ſonderbare Vermuthungen in Hinſicht ſeiner gekommen wären. Die Wirthin insbeſondere erklärte, daß ſie ihn immer für einen wenigſtens halb Verrückten gehalten, indem ſie ihn oft, beſonders zur nächtlichen Zeit, in ſeinem Zimmer laut ſprechen und jammern gehört; daß ſie ſich deshalb, wie auch wegen ſeines wilden Ausſehens und übrigen wunderlichen Benehmens, ſehr vor ihm gefürchtet und ihn längſt würde haben bitten laſſen, ſich eine andere Wohnung zu wählen, wenn ſie es nicht aus Rückſichten gegen ihren Couſin habe unterlaſſen müſſen, der ihn ihr empfohlen.

Dieſer Couſin, deſſen unzeitige Dienſtfertigkeit jene unſelige Zuſammenkunft herbeigeführt hatte, die ſo blutig enden mußte, wurde ebenfalls als Zeuge vor Gericht gefordert. Er machte viele Worte, die alle wenig enthielten, indem er von Sidonien gar nichts, und von Robert nicht viel mehr wußte. Nur ſeine Ausſage, daß er ſeinen Freund, wie er ihn fortwährend nannte, immer in tiefer Schwermuth verſenkt gefunden, und dieſes ſelbſt gegen Madame Robert geäußert, wurde einigermaßen beachtet, indem ſie die der Hausgenoſſen von Sidonien, und die Erklärung der Aerzte zu beſtätigen ſchien.

Auch Belmont trat als Zeuge für Sidonien auf. Auch er verſicherte, daß er vollkommen überzeugt ſey, die Gräfin Adelheim habe den Maler

Robert, ſo lange er mit ihm und ihr in einem Hauſe gewohnt, niemals geſehen, bis zu jenem Abende, an welchem der Beklagenswerthe in der unglücklichen Verwirrung ſeiner Sinne an einem Seile auf ihren Balkon ſich herabließ, um in ihr Zimmer zu dringen. Belmont berief ſich dabei auf den Umſtand, daß Robert jenes Seiles, das man an ſeinem Fenſter befeſtigt gefunden, ſich bedient habe, um zu Sidonien zu gelangen, als auf den ſicherſten Beweis, daß er auf keine andere Weiſe bei ihr Zutritt gehabt, weil er ſonſt gewiß nicht dieſen gefährlichen Weg ſich erwählt haben würde, wenn ein bequemerer ihm offen ſtand.

Margarethe und Sidoniens Kammerdiener durften ebenfalls unter den Zeugen, die vernommen werden mußten, nicht fehlen; beſonders um von ihnen zu erfahren, ob ihre Gebieterin früher mit Robert bekannt geweſen ſey. Beide wurden, jedes beſonders vernommen, und beider Ausſagen ſtimmten auf das Vollkommenſte überein. Beide erboten ſich eidlich zu bezeugen, daß ihre Gebieterin von Roberts Anweſenheit keine Ahnung gehabt habe, nur wußte Margarethe mehr von der Vergangenheit zu ſagen, als der Kammerdiener.

Sobald dieſe von dem Schrecken, vor Gericht erſcheinen zu müſſen, ſich einigermaßen erholt hatte, fing ſie ſogleich an, mit der ihr eigenen Redſeligkeit und Naivität, ſich recht ausführlich über Roberts frühere Bekanntſchaft mit ihrer Herrſchaft zu verbreiten; erzählte, wie dieſe von ihm in Deutſchland malen gelernt habe, und daß er dadurch Zutritt in ihrem Hauſe erhalten, den er täglich benutzt, aber durch ſein ungeſtümes, wildes und wunderliches Betragen der Gräfin oft ſehr läſtig geworden ſey, bis dieſe endlich im vergangenen Jahre eine große Reiſe angetreten habe, vielleicht mit, um den Zudringlichkeiten und Verfolgungen des Malers zu entgehen. Denn ſie, Margarethe, ſowohl, als alle Leute im Hauſe hätten deutlich bemerkt, daß Herr Robert ſich endlich gar habe beikommen laſſen, ſich in die Gräfin Adelheim zu verlieben, was denn doch, in ſeiner Lage, wohl nur einem Verrückten einfallen konnte; auch habe ſie und alle Andern längſt geſagt und gedacht, daß er wirklich nicht immer bei Verſtande wäre, und daß es endlich ſo mit ihm kommen würde, wie es leider nun gekommen ſey.

Margarethe war der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig, und Belmont übernahm es daher, ihre Ausſage vor Gericht zu überſetzen, die über alles, was bisher im Gange dieſes tragiſchen Ereigniſſes ihm unerklärlich geblieben war, ein Licht verbreitete, vor dem jeder leiſe ſich regende Zweifel an der völligen Schuldloſigkeit ſeiner Freundin aus ſeinem Gemüthe verſchwand. Auch Roberts unglückliche Wittwe ſah ſich endlich zu der Erklärung genöthigt, daß ihre Klage gegen die Gräfin Adelheim nur figürlich zu verſtehen ſey, und die Richter ſtanden nicht länger an, Sidonien von jedem gegen ſie erregten Verdachte loszuſprechen.

Die Wache vor ihrem Zimmer wurde noch in der nämlichen Stunde abgelöſt, und während ihre Sinne noch von den Folgen der furchtbaren Erſchütterung, die ſie erlitten, gefeſſelt blieben, war ihr ſchon im Aeußern völlige Freiheit gegeben, eine Stadt zu fliehen, in welcher ſie ſo glücklich und ſo unglücklich geweſen war.

* * *

Roberts Tod und Sidoniens Verwickelung in dieſes grauſenvolle Ereigniß, waren indeſſen wirklich durch öffentliche Blätter allgemein bekannt geworden, und was Sidonia in dieſer Hinſicht befürchtet hatte, war in weit bedeutenderem Grade eingetroffen, als ſie ſelbſt es damals wiſſen oder ahnen konnte.

Die Welt ruhte im ſchwer erkämpften Frieden, die Zeitungsſchreiber wußten nicht mehr, womit ſie ihre fortwährend erſcheinenden Blätter anfüllen ſollten, und eine tragiſche Begebenheit dieſer Art war ihnen ein zu willkommener Fund, als daß ſie es hätten unterlaſſen können, ſie auf das beſte zu benutzen; beſonders da der Name eines berühmten Künſtlers, und einer ſchönen deutſchen Frau von hohem Range ein erhöhteres Intereſſe ihr gewährten, und ihnen Gelegenheit bot, ſie mit falſchem Pathos und geſuchter Sentimentalität auf das breiteſte auszuſchmücken.

Vor allem ſchien es nothwendig, alle, auch die kleinſten Details des grauſenvollen Vorganges zu erfahren, und Roberts Wittwe wurde deshalb zuerſt von den Zeitungsſchreibern aufgeſucht. Mit Mitleidsbezeigungen, Fragen, Geſchenken und Verheißungen überhäuft, ließ ſie ſich leicht zu all den Erläuterungen bewegen, die man von ihr zu erhalten wünſchte, denn es liegt in der Art gemeiner Naturen, gern mit ihrem Unglück groß zu thun, wenn ſie auf keine andere Weiſe ſich bemerkbar machen können. Ein Paar obſkure Broſchürenſchreiber fingen ebenfalls an, die allzeit rüſtige Feder zu regen, und gleich in den erſten Tagen erſchienen einige fliegende Blätter, die eine umſtändliche Darſtellung von dem unzeitigen Ende des berühmten Malers Robert, und der Veranlaſſung zu demſelben, dem Publikum boten.

Sidonia ſpielte in dieſem elenden Machwerke eine wahrhaft entehrende Rolle, während man nicht Worte finden zu können verſicherte, um den Schmerz, die edle Aufopferung, die liebende Treue der unglücklichen Wittwe Robert würdig genug zu ſchildern. Durſt nach Neuigkeiten, und die der franzöſiſchen Nation beſonders eigene Vorliebe für recht grauſenvolle Mordgeſchichten, verſchafften dieſer aus Wahrheit und Verläumdung zuſammengeſetzten Kompilation reißenden Abgang; es wurden ſogar Anſtalten getroffen, die ganze tragiſche Begebenheit in einem ſchauerlich rührenden Melodram auf das Theater zu bringen, und ſelbſt die beſſere Geſellſchaft fing endlich an, Madame Robert als einen höchſt intereſſanten Gegenſtand des innigſten Mitleids zu betrachten, und ihr mit ſo zarten Aufmerkſamkeiten entgegen zu kommen, wie ſie ſolche in ihrem Leben noch nicht erfahren hatte. Sie wurde in die erſten Häuſer der Stadt eingeladen, die angeſehenſten Frauen wetteiferten miteinander im Beſtreben ſie zu bedauern, zu tröſten, zu beſchenken, und vor allem die Geſchichte ihres Unglücks ſich recht ausführlich von ihr erzählen zu laſſen; auch fehlte es dabei nie an ſprachkundigen Hausfreunden, die ſich beeiferten, das, was in dem Bericht der Italienerin den Damen unverſtändlich blieb, ihnen ins Franzöſiſche zu überſetzen. Zuletzt wurde ſogar eine Kollekte zum Beſten der unglücklichen Wittwe veranſtaltet, deren reicher Ertrag die kühnſten Wünſche der habſüchtigen Italienerin übertraf; mit Erſtaunen betrachtete ſie die reiche Ernte, die ſo ganz unverhofft aus ihrem Unglück ihr entgegen wuchs, und beſchloß bei ſich ſelbſt, nichts zu verabſäumen, um den möglichſt großen Nutzen aus derſelben zu ziehen. Die ihr eigene Schlauheit ließ ſie den rechten Weg dazu nicht verfehlen.

Schon damals, als ſie vor Gericht, aus Mangel an Beweiſen, ſogar an Wahrſcheinlichkeit, die gegen die Gräfin Adelheim erhobene Anklage zurücknehmen mußte, hatte ſie es verſucht, wenigſtens auf die Art der Zuſammenkunft ein höchſt zweideutiges Licht zu werfen, bei welcher ſie dieſelbe mit dem Maler Robert überraſchte. Was ſie damals nur mit einigen heftigen Worten angedeutet hatte, die wenig beachtet wurden, das ſuchte ſie jetzt, bei kälterem Nachſinnen, mit einer Menge kleiner Züge aufzuſchmücken, die ihm den Anſchein der Wahrheit verleihen mußten. Eine hinreißende Beſchreibung der glücklichen Ehe, in der ſie während den erſten Monaten derſelben mit dem liebendſten und geliebteſten aller Männer gelebt, mußte zuerſt ihre Zuhörerinnen in ſanfte Rührung verſetzen. Sie ſprach mit Entzücken davon, wie ihr Gatte ſie gleichſam auf Händen getragen, wie er mit zärtlicher Hingebung und unverbrüchlicher Treue an ihr gehangen, bis jene deutſche Buhlerin durch ihre Briefe ihn verlockte, das zärtliche Verhältniß von neuem anzuknüpfen, in welchem dieſe, wie die eigenen Bedienten derſelben jetzt vor Gericht öffentlich ausgeſagt hätten, mit ihm ſchon vor Jahren in Deutſchland geſtanden, und endlich durch glänzende Verheißungen ihn bewog, ſein Haus und ſeine rechtmäßige Gattin heimlich zu verlaſſen, um ihr nach Frankreich zu folgen.

Unter einem Strom von Thränen ging ſie nun zur Beſchreibung ihres unendlichen Jammers über, als ſie den leichtſinnigen Schritt entdeckte, zu welchem ihr noch immer heißgeliebter Gatte ſich durch Liſt und Verführung hatte hinreißen laſſen. Mit der ihrem Volke eigenen Lebendigkeit erzählte ſie, wie ſie dem Entflohenen weit übers Meer, durch Sturm und Gefahren, in ein fernes Land gefolgt ſey, wie ſie dann Tage und Nächte lang in den weiten Straßen der ihr ganz unbekannten Stadt, deren Sprache ſie nicht verſtand, umher geirrt ſey, um ihn, den Verlorenen, zu ſuchen; wie ſie Schlaf und Nahrung ſich verſagt habe, bis ſie ihn gefunden. Gleichſam verſchämt, mit verſteckten halben Worten, die mehr errathen ließen, als die frechſte Anklage hätte ausſprechen können, deutete ſie zuletzt an, wie ſie bei nächtlicher Zeit, in einem nur vom dämmernden Mondenlicht erhellten Boudoir, ihn endlich bei der früheren Geliebten angetroffen.

„O warum fand ich nicht den Tod in den

Wellen des Meeres! mir wäre jetzt wohl, und er lebte noch! Gewiß, er wäre wieder zu mir zurückgekehrt, hätte er nur in jenem ſtrafbaren Moment mich nicht erblicken müſſen. Scham und Reue tödteten ihn bei meinem Anblick, er konnte die Gegenwart der treuen, einſt heißgeliebten Gattin nicht ertragen, die er ſo ſchwer beleidigte, und ſtieß den Dolch ſich in das Herz, das einſt nur mir geſchlagen,“ ſchluchzte ſie, verhüllte mit höchſt ſchmerzlicher Geberde ihr Geſicht, und alle ihre weichherzigen Zuhörerinnen weinten mit ihr und riefen: „Wehe über Sidonia.“

In der ſtillen Einſamkeit ihres Zimmers, gefeſſelt vom heilenden Schlummer, vernahm dieſe keinen Laut, von allen den ſie verurtheilenden Stimmen, wohl aber Belmont und der Arzt, die mit einander wechſelnd, Sidonien zuweilen verließen, um ihren Geſchäften in Bordeaux nachzugehen. Belmonts erſte Sorge war, alle noch vorhandenen Exemplare jener verläumderiſchen Flugſchrift aufzukaufen, doch damit war wenig geholfen, jene Blätter waren ſchon in allen Händen, ſie hatten ſogar ſchon Ueberſetzer gefunden, die ſie im Auslande verbreiteten, und man haſchte um ſo begieriger nach dem Beſitz der noch vorhandenen, indem ſie durch Belmonts Vorſorge anfingen, als eine Seltenheit betrachtet zu werden.

Vergebens boten Belmont und der wohlmeinende Arzt alles auf, was der edelſte Zorn und die feſteſte Ueberzeugung von Sidoniens Schuldloſigkeit ihnen nur eingeben konnte, um ihre Freundin gegen die immer gewaltiger ſich gegen ſie erhebenden Stimmen zu vertheidigen, die immer lauter und beſtimmter ſich ausſprachen, je dreiſter die, durch den unerhörten Erfolg, der ihr zu Theil ward, übermüthig gewordene Italienerin Beſchuldigungen auf Beſchuldigungen gegen ſie häufte. Sogar das Volk war von neuem in Gährung gerathen, und Sidonia würde nicht ohne Gefahr es haben wagen dürfen, ſich am hellen Tage in den Straßen von Bordeaux zu zeigen. Belmont ging beinahe von Haus zu Haus, beſuchte alle ſeine Bekannten, um ihnen die Abgeſchmacktheit, der von einer aufgebrachten und eigennützigen Frau erſonnenen Verläumdungen zu beweiſen; ſo ſehr man aber auch übrigens ihn ehrte, über dieſen Punkt fand er dennoch nirgend Gehör. Die Damen erklärten es ſogar für eine ſie beleidigende Unanſtändigkeit, wenn man es wage, den Namen der Gräfin Adelheim in ihrem Beiſeyn nur auszuſprechen, und die ſo früher mit ihr bekannt geweſen waren, hätten dieſes gern abgeläugnet, oder klagten darüber, als über ein ihnen widerfahrenes Ungemach, an welches ſie ſich ungern erinnern ließen. Denn bei aller ihrer Neigung Nachſicht zu üben, ſo lange der äußere Anſtand geſchont wird, ſind die Franzöſinnen dennoch die ſtrengſten Richterinnen über ihr eigenes Geſchlecht, und achten jede Frau, ſogar die Schuldloſeſte für verloren, ſobald ſie das Unglück hat, in eine Aufſehen erregende Begebenheit zweideutiger Art verwickelt zu werden.

Selbſt Madame Courtin machte in dieſer Hinſicht keine Ausnahme zu Sidoniens Gunſten, ſo ſehr ſie ſonſt dieſelbe bewundert, und ſogar nach ihrer Art ſie geliebt hatte. Mit unverſtelltem Erſtaunen wieß ſie, nicht ohne Bitterkeit, Belmonts bittende Aufforderung, die Leidende zu beſuchen, zurück; und als er endlich an Herrn Courtin ſich wandte, und dieſen ermahnte, ſich des guten Namens einer Frau anzunehmen, der er noch vor kurzem die gerechteſte Bewunderung und Hochachtung gezollt hatte, zog der gute Mann auf echte franzöſiſche Art die Achſeln bis zu den Ohren hinauf, und machte ein klägliches Geſicht. „Que voulez vous mon ami,“ erwiederte er ängſtlich die Hand reibend, „gewiß es thut mir um Madame la Comtesse ſehr leid, ich bin vollkommen überzeugt, daß man ihr Unrecht thut, aber es iſt ein Unglück, dem ich nicht abhelfen kann. „Uebrigens,“ ſetzte er leiſe flüſternd hinzu, indem er geheimnißvoll und vorſichtig näher an Belmont hintrat, „wenn Sie mir eine recht große Gefälligkeit erzeigen wollen, ſo laſſen Sie Niemand wiſſen, daß ich, auf Ihr Verlangen, der Frau Gräfin mein kleines Landhaus auf einige Tage eingeräumt habe. Gewiß ich that es mit vielem Vergnügen, aber Madame Courtin würde es mir nie vergeben, wenn ſie es erführe.“

Bei F. A. Brockhaus iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Bronikowski (Alexander), Erzählungen. I. Die drei Vettern. II. Der verhängnißvolle Abend. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Falkenſtein (Karl), Thaddäus Kosciuszko. 1827. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Jerrer (Georg Ludwig), Erzählungen aus der Geſchichte der europäiſchen Völker, von Karl dem Großen bis auf unſere Zeiten. 1827. Gr. 8. 8 Gr.

Müller (Wilhelm), Gedichte aus den hinterlaſſenen Papieren eines reiſenden Waldhorniſten. Erſtes Bändchen. Zweite Auflage. 1826. 8. 1 Thlr.

— — Zweites Bändchen. 1824. 8. 1 Thlr.

Schloß Avalon. Frei nach dem Engliſchen des Walter Scott vom Ueberſetzer des Walladmor. 3 Bände. 1827. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Solona (Friedrich von), drei Tage am Bord der deutſchen Najade. 2 Theile. 1828. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Thümmel (Moritz Auguſt von), der heilige Kilian und das Liebespaar. Herausgegeben von Friedrich Ferdinand Hempel. Mit 4 Kupfern. 1818. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Tiedge, (Chriſtoph Auguſt), Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland. 1823. 8. 2 Thlr.

Vaux (Hardy), eines zweimal nach Botanybay Verbannten, Denkwürdigkeiten ſeines Lebens. Aus dem Engliſchen. 2 Theile. 1821. 8. 3 Thlr.

Volksſagen und Märchen der Deutſchen und Ausländer. Herausgegeben von Lothar. 1820. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wagner (Adolf), Theater. 1816. 12. 20 Gr.

Weihnachtsklänge geiſtlicher Lieder. Von A. und W. 1825. 8. 1 Thlr.

Weitzel (Joſeph), das Merkwürdigſte aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Erſter und zweiter Theil. 1821 — 22. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Werner (Friedrich Ludwig Zacharias), Kunegunde die Heilige, römiſch-deutſche Kaiſerin. Ein romantiſches Schauſpiel in fünf Akten. 1815. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

— Der vierundzwanzigſte Februar. Eine Tragödie in einem Akt. Zweite Auflage. Mit einem Titelkupfer. 1819. 8. 1 Thlr.

Wetzel (Karl Friedrich Gottlieb), Jeane d'Arc, Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Mit 1 Kupfer. 1817. 8. 1 Thlr.

— — Prolog zum großen Magen. 1815. 8. 8 Gr.

Wlademir, Fürſt, und deſſen Tafelrunde. Altruſſiſche Heldenlieder. 1819. 8. 1 Thlr.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Zwölfter Band.

Sidonia.

Dritter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1831.

Sidonia.

Dritter Theil.

Gedankenvoll kehrte Belmont aus der Stadt zu dem kleinen Landhauſe zurück, welches Sidonien einen momentanen Zufluchtsort gewährt hatte, und von dem es ihm in dieſem Augenblick zweifelhaft ſchien, ob es ihr vergönnt werden würde, ſolchen bis zu ihrer völligen Geneſung zu benutzen. Zorn über die leichtgläubige Engherzigkeit der Menſchen, Mitleid mit der geliebten Freundin, Sorge um ſie und ihre Zukunft wogten in ſeinem Gemüth, und erlaubten ihm kaum, das gewohnte Gleichgewicht zu erhalten, welches ſonſt, unter allen Verhältniſſen des Lebens, ihm eine ſtolze Sicherheit gewährte. Beſonders bangte ihm vor dem Eindruck, den die Ereigniſſe der letzten, in Bewußtloſigkeit ihr vergangenen Tage, auf Sidoniens Geſundheit wie auf ihr Gemüth gemacht haben würden. Denn er wußte, daß während ſeiner kurzen Abweſenheit Margarethe dieſe Begebenheiten ihrer Herrin mitgetheilt hatte.

Sein Erſtaunen war um ſo freudiger, als er Sidonien weit kräftiger und ruhiger, als er es erwartet hatte, in dem ländlichen Hausgarten allein auf einer Bank ſitzend fand. Glühende Purpurröthe überzog zwar ihr Geſicht, als ſie ihn auf ſich zukommen ſah, ſie zitterte ſichtbar, indem ſie aufſtehen wollte, um ihm einige Schritte entgegen zu gehen, und zog in augenſcheinlicher Verwirrung die Hand wieder zurück, die ſie, nach ihrer früher gewohnten Art zu ſeinem Empfange ihm entgegen gereicht hatte. Aber alle Zeichen krampfhafter Unruhe waren doch von ihr gewichen, ihr Auge war thränenfeucht, aber es hatte den milden gewohnten Ausdruck wieder gewonnen, warf nicht mehr ängſtlich und unſtäte Blicke umher, und die freilich noch etwas bleichen Lippen, umſpielte bei ſeinem Herannahen ein wehmüthiges Lächeln, das bald in ein leiſes zuckendes Erbeben derſelben überging, wie bei einem Kinde, welches ſich bemüht, freundlich auszuſehen, um den hervorbrechen wollenden Thränen zu ſteuern. Belmont wollte ſie anreden, aber ein bittender Wink von ihr bewog ihn, den Platz an ihrer Seite ſchweigend einzunehmen, den ſie ihm anwieß.

„Belmont,“ ſprach ſie nach kurzem Schweigen, und abermals überzog ein tiefes Erröthen ihr wieder bleich gewordenes Geſicht, „Belmont, ich weiß jetzt alles, was Sie an mir gethan, und finde keine Worte für mein Gefühl. Im entſetzlichſten Momente meines Daſeyns befreiten Sie mich aus grauſamen Händen, aus Händen, in deren Gewalt ich wohl nie zu verfallen gedacht hätte! Wahrſcheinlich retteten Sie mir dadurch das Leben, ja mehr als das Leben, denn ohne Ihre Hülfe, was wäre in der gewaltſamen Erſchütterung meines ganzen Weſens ſpäterhin aus mir geworden! Meine Sinne, vielleicht mein Verſtand — o Belmont, ich darf darüber noch nicht denken,“ ſetzte ſie ſchaudernd hinzu.

Belmont blickte ſie mit unverſtellter Rührung an, er verſuchte einige beruhigende Worte ihr zu ſagen, doch Sidonia hatte ſich wieder Faſſung genug errungen, um ihn daran zu verhindern. „Hören Sie mich ruhig an, ohne mich zu unterbrechen,“ bat ſie. „Nicht ohne Mühe habe ich in meinem Gemüthe mir geordnet, was ich Ihnen darzuſtellen, von Ihnen zu erbitten wünſche; jede Einrede von Ihrer Seite könnte nur mich verwirren, denn meine Lebensgeiſter haben ſich noch nicht völlig wieder geſammelt, und eine nie gefühlte Kraftloſigkeit drückt auch geiſtig mich nieder. Haben Sie noch Geduld mit mir," ſetzte ſie mit der ihr eigenthümlichen Anmuth ſchmeichelnd hinzu. Belmont verbeugte ſich ſchweigend, und drückte tief bewegt die ihm jetzt freiwillig dargebotene Hand an ſeine Lippen.

„Laſſen Sie mich nochmals es wiederholen, ich danke Ihnen wahrſcheinlich mehr als mein Leben," nahm Sidonia ſehr ernſt, beinahe feierlich wieder das Wort. „Durch die geheimnißvolle, an das Zauberhafte gränzende Kraft des Magnetismus, an die ich, aus innerem Grauſen davor, früher kaum glauben mochte, von der ich immer ſchaudernd mich abwandte, haben Sie vor geiſtiger Verdunkelung, vielleicht vor dem jammervollſten Zuſtande mich bewahrt, der das Menſchenleben bedroht. Ich fühle ganz, was Sie für mich gethan, obgleich mir nicht Worte zu Gebote ſtehen, um würdig Ihnen ausdrücken zu können, wie tief ich es empfinde. Und doch mein Freund, ich muß offen gegen Sie ſeyn, ſogar auf die Gefahr hin, Ihnen vielleicht wehe zu thun, oder von Ihnen mißverſtanden zu werden. Hätten Sie nur das Leben mir erhalten, könnte ich mit Gewißheit mich überzeugen, daß ohne Ihr wunderbares Dazwiſchentreten der ſchwache, vom höchſten Entſetzen ausgelöſchte Lebensfunken mir wirklich ſchnell erloſchen wäre, daß ich nicht vielleicht noch Jahrelang in dunkelem Halb-Bewußtſein — es iſt zu grauſenhaft, ich muß des Denkens daran mich erwehren! — Aber ich fühle, als ob es mir beſſer wäre, wenn ich jetzt, wie der arme Robert, in meinem ſtillen Grabe läge, als auf dieſe Weiſe erhalten zu ſeyn. Und doch liebte ich noch vor kurzem ſo ſehr das Leben! die lichte Sonne und unſere reiche ſchöne, prachtvolle Welt!“

„Und werden ſie wieder lieben, und gern noch lange auf der ſchönen Erde im Sonnenlicht wohnen, wenn erſt das Nachbeben der fürchterlichen Erſchütterung, die Sie erlitten, völlig verklungen ſeyn wird,“ erwiederte Belmont. „Ich begreife Ihr Gefühl, theure Sidonia, es liegt in unſerer Natur, daß jede Wirkung, deren Urſache uns nicht ganz klar und begreiflich iſt, uns erſchreckt, ſogar unheimlich und geſpenſtig uns erſcheint. Empfand ich doch ſelbſt etwas ähnliches, unerachtet meiner innigen Freude darüber, als ich durch die Uebung jener wundervollen Naturkraft, von der ich damals noch nicht wußte, daß ſie mir zu Gebote ſtand, in tiefen heilenden Schlummer Sie verſinken ſah. Alle andere Mittel, Sie zu retten, erklärte der Arzt für hoffnungslos; die Todesangſt, die Jeden treibt, ſelbſt bei dem ſcheinbar Unmöglichen Hülfe zu ſuchen, wenn er ein theures geliebtes Leben im ungleichen Kampfe mit der Vernichtung ſieht, trieb auch mich zu dem gewagten Verſuch, Sie auf dieſe Weiſe zu erhalten. Ihr guter Engel muß es mir eingegeben haben, denn obgleich mein unwiderſtehlicher Hang, der Natur in allen ihren Erſcheinungen nachzuforſchen, mich oft bewog, auch die Wirkungen des Magnetismus zu beobachten, ſo bin ich doch nie auf den Gedanken gekommen, mich ſelbſt in der Uebung dieſer geheimnißvollen Kraft zu verſuchen.“

„O thun Sie es nie wieder!“ rief Sidonia ängſtlich bewegt, „geloben Sie mir, dieſe, von unſichtbarer Hand Ihnen gegebene Gewalt über mein innerſtes Leben, über meinen Geiſt, mein Gemüth, meine Gedanken nie wieder zu üben. Belmont, geloben Sie mir, nie wieder zu demſelben Ihre

Zuflucht zu nehmen, ſelbſt wenn ich abermals ſterbend vor Ihnen liegen ſollte. Geloben Sie es mir, ich beſchwöre Sie darum, nicht weil ich Ihnen mißtraue, nicht weil ich fürchte, Sie könnten die Ihnen verliehene Kraft anders als zu edlen Zwecken anwenden wollen, ſondern weil ich ferner gern aus freiem Willen, mit klarem Bewußtſeyn Ihnen als meinem treuſten Freunde vertrauen möchte.“

„Liebe wunderliche Freundin,“ erwiederte Belmont lächelnd, „wer mag im Voraus geloben, daß er nie ein ihm unendlich theures Weſen unſanft bei den Haaren ergreifen will, wenn er es jemals in Gefahr ſehen ſollte, in den Wellen unter zu gehen? Doch beruhigen Sie ſich, auch mir erſcheint dieſe unerklärliche Kraft der Natur in einem zu ernſten Lichte, zu enge mit unſerem geiſtigen Daſeyn verbunden, als daß ich ſie jemals frevelnd mißbrauchen könnte. Gönnen Sie mir ungetrübt die Freude, Sie ſo kräftig auf dem Wege zur völligen Geneſung fortſchreiten zu ſehen, und vertrauen Sie unbedingt Ihrem Freunde.“

„Ich vertraue ihm,“ erwiederte Sidonia tief aufathmend.

„Ich weiß es,“ ſprach Belmont, und baue auf dieſes ſchöne Vertrauen das Recht, mich, wenn gleich ein wenig unberufen, in Ihren Rath zu drängen. Ihr Aufenthalt hier kann nicht von Dauer ſeyn. Wohin wollen Sie ſich wenden? Nach Paris zu gehen, wie Sie früher Willens waren, möchte in dieſem Augenblick nicht rathſam ſeyn — Ihrer Geſundheit wegen, meine ich,“ ſetzte Belmont ſchnell hinzu, „Sie bedürfen noch ungeſtörter Ruhe, um ſich von der gewaltſamen Erſchütterung völlig zu erholen, die Sie erlitten; auch iſt Paris zur Sommerzeit keinesweges ein angenehmer Aufenthalt.“

„Nein, nein, ich kann in dieſem Lande nicht länger weilen wollen, wo alles bis auf die Sprache mir jene Schreckensſtunde zurückruft,“ erwiederte Sidonia heftig bewegt, „wo ich keinen Schritt wagen dürfte, ohne von Neugierigen angeſtarrt zu werden, die mit Fingern auf mich zeigen würden. Denn meinen Sie, ich wiſſe nicht, welch unſeliges Aufſehen Roberts Tod erregt hat? Auch mein Vaterland iſt in dieſem Augenblick für mich verſchloſſen. Wie würden ſie dort mit Fragen auf mich einſtürmen, mit unbarmherzigen Fragen nach Dingen, bei deren bloßer Erinnerung alles Blut in meinen Adern erſtarrt! Ich weiß es, auch dort ſchwebt mein Name mit dem jenes Unglücklichen vereint auf allen Zungen. Von neuem bin ich dem Urtheil der öffentlichen Meinung verfallen, dieſer, mir wie meiner Mutter von jeher feindlichen Gewalt, dieſem Phantom, dem ich ſo oft trotzte, das ich noch immer tief im Grunde meiner Seele verachte, und deſſen geſpenſterartige Uebermacht mich jetzt dennoch zu Boden drücken würde; denn ich fühle mich noch immer ſchwach und muthlos wie ein Kind.“

Belmont erſchrack innerlich über dieſe Aeußerungen Sidoniens. Während er mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes ihrer Worte achtete, mußte er fürchten, ein unglücklicher Zufall habe mit dem ganzen Umfange der bittern Verläumdungen ſie bekannt gemacht, die ihren Namen mit Schmach beluden, und die ihr zu verbergen, er jedes ihm zu Gebote ſtehende Mittel angewendet hatte. Erſt dann fühlte er ſich beruhigter, als durch ſehr behutſam ausgeſprochene Fragen er entdeckte, daß ſie von allem, was gegen ſie geſchehen war, eigentlich nichts mit Beſtimmtheit wiſſe, ſondern nur vermuthe, Roberts Tod nebſt allen ihn begleitenden Umſtänden, möchte durch die Zeitungen allgemein bekannt worden ſeyn.

„Wohin ſoll ich mich wenden?“ klagte Sidonia weiter, „mir fehlen Muth und Entſchluß, und der Gedanke, in meiner jetzigen Stimmung eine neue Wanderung anzutreten, beängſtigt mich ſehr. Belmont, nennen Sie mir ein verborgenes Plätzchen der Erde, wo ich ſtill und unbeobachtet von meinen Feinden, mich ſelbſt wieder zu finden ſuchen kann; dort will ich friſche Kräfte ſammeln und ſtill es abwarten, bis neue Ereigniſſe mich und den armen Robert bei der Welt in Vergeſſenheit gebracht haben, bis ich von neuem aus meiner Verborgenheit hervortreten darf. Für jetzt bin ich wahrhaft lebensmüde, und ein fallendes Blatt, ein unerwartet auf mich eindringender Laut erſchrecken mich.“

„Sie ſelbſt ermuthigen mich, mit einem Vorſchlage hervor zu treten, den ich bisher nur aus Furcht, den Schein des Eigennutzes auf mich zu laden, mich auszuſprechen ſcheute,“ erwiederte Belmont. „Eine Reiſe nach Edinburgh iſt mir in wiſſenſchaftlicher Hinſicht in dieſem Augenblick ſehr wünſchenswerth; es leben dort einige Männer mit denen ich ſeit geraumer Zeit im Briefwechſel ſtehe, und die ich gern perſönlich kennen lernen möchte, und mein gelehrter Pariſer Freund hegt gleiche Abſichten mit mir. Sidonia, könnten Sie ſich entſchließen, nach Schottland zu gehen, und uns Beiden erlauben, Sie dorthin zu begleiten? Die wild romantiſche, von den Ihnen bekannten Gegenden der Schweiz ganz abweichende Schönheit jenes Landes, die altväterlichen einfachen Sitten ſeiner Bewohner, der Nachhall uralter Lieder, der von Fingals und Oſſians Gräbern dort zu uns herübertönt, würden, denke ich, von düſtern Erinnerungen Sie abziehen, und Ihren Geiſt zu friſcher Theilnahme anregen. Von der verrufenen Rauhheit des dortigen Klimas werden wir in dieſer Jahreszeit wenig gewahr werden, ich glaube vielmehr, daß die friſche Bergluft Ihnen heilſamer ſeyn möchte, als die entnervende Gluth eines ſüdlichen Sommers. Eine angenehme ländliche Wohnung in der Nähe von Edinburgh, oder wo Sie ſonſt es immer wünſchen möchten, wird ohne große Mühe zu finden ſeyn. Sie ſehen ſelbſt — aber theure Sidonia, ich merke, daß ich auf gutem

Wege bin, Sie zur Annahme eines Vorſchlages überreden zu wollen, den ich nur als das Beſte, was ich in dieſem Augenblick Ihnen anzurathen weiß, zu näherer Prüfung vorzulegen gedachte. Ich bitte Sie, achten Sie darauf nicht, ich und was ich wünſche, dürfen hier gar nicht in Anſchlag kommen, bedenken Sie einzig und allein, was für Sie das Sicherſte und Bequemſte ſeyn möchte, und richten Ihre Entſcheidung darnach ein.“

Doch es bedurfte bei Sidonien keiner Ueberredungskünſte, daß ſie zu jedem Vorſchlage Belmonts ihre Zuſtimmung gab. Wahrſcheinlich war er ſelbſt ſich deſſen nur zu wohl bewußt, beſonders in dieſem Augenblick, wo ängſtliche, an Reue gränzende Trauer und bange Sorge ihr Gemüth bedrückten, wo ſie tiefer als jemals es fühlen mußte, wie völlig ſchutzlos, in welcher gänzlichen Abgeſchiedenheit ſie, unerachtet ihrer glänzenden Unabhängigkeit, in der Welt daſtand, einzig auf ſich ſelbſt angewieſen, ungehemmt in der freien Wahl ihrer Schritte, aber auch ohne eine leitende Hand, um ſie ſicher zu führen. Und letztere war in ihrer jetzigen, ſie entmuthigenden Lage ihr doch unentbehrlicher als je.

Kaum hatte Belmont aufgehört zu reden, als Sidonia ihn auf das dringendſte bat, die nöthigen Voranſtalten zu ihrer gemeinſchaftlichen Reiſe nach Schottland möglichſt zu beſchleunigen. Sie verſicherte ihn zugleich, daß ſie ſchon längſt gewünſcht habe, jenes Land zu beſuchen, obgleich ſie nie vorher daran gedacht hatte. Dennoch ſprach ſie damit keine wiſſentliche Unwahrheit aus. Sie ſelbſt glaubte, daß dem ſo ſey, denn Gewohnheit und Belmonts geiſtiges Uebergewicht hatten ſie allmählig dahin gebracht, die Gedanken und Anſichten deſſelben ſich anzueignen, und in ſich aufzunehmen, ſo daß ſie dieſelben gar leicht mit den eigenen verwechſelte, und nicht mehr zu unterſcheiden wußte, was davon im Grunde ihm, was ihr angehöre.

Eigentlich kam es den Bewohnern des feſten Landes in jener Zeit nicht leicht in den Sinn, Schottland nur zum Vergnügen zu bereiſen; denn man dachte an deſſen Exiſtenz kaum. Walter Scotts meiſterhafte Darſtellungen der Sitten und Eigenheiten ſeines Vaterlandes fingen eben erſt an, in Deutſchland jenes Intereſſe zu erregen, das immer allgemeiner werdend, endlich in die bekannte Scottomanie ausartete, die in der allerneueſten Zeit von amerikaniſchen Romandichtern untergraben, zu ſinken beginnt. Chineſen und Tartaren werden vielleicht bald die Amerikaner bei uns verdrängen, und wer möchte vorausſagen können, welchen noch entfernteren und unbekannten Völkern auch dieſe mit der Zeit werden weichen müſſen, ehe der ganze Zyklus durchlaufen iſt, und wir, als zu etwas wieder neu Gewordenem, zu der Darſtellung der uns zunächſt umgebenden Sitten und Gegenſtände zurückkehren, und wieder anfangen, uns im eignen Vaterlande einheimiſch zu befinden.

Mit Zuſtimmung des Arztes brachte Belmont ſeine Freundin zu dem Entſchluſſe, ſchon in Bordeaux ſich einzuſchiffen; die wohlthätige Einwirkung, welche eine Seereiſe auf ihre Geſundheit haben würde, mußte dabei ihm zum Vorwande dienen, eigentlich aber that er es nur aus inniger Sorglichkeit für ihre Ruhe. Bei der von einer Reiſe zu Lande unzertrennlichen Berührung mit fremden Leuten, in die ſie unvermeidlich gerathen mußte, war es faſt unmöglich, ſie in gänzlicher Unbekanntſchaft mit den ihre Ehre verletzenden Verläumdungen zu erhalten, die er bis jetzt ſo glücklich ihr verborgen hatte, und die noch immer die Zungen wie die Zeitungen beſchäftigten.

Mit bedeutendem Geldaufwande und Herrn Courtins thätigſtem Beiſtande, der Sidonien gern recht bald und recht weit aus der Nähe von Bordeaux entfernt wiſſen wollte, fand Belmont einen als braven wohlerfahrenen Seemann bekannten engliſchen Schiffskapitain, der nach Leith, eigentlich dem Hafen von Edinburgh, ſie zu führen unternahm. Die Kajüte ſeines ziemlich geräumigen Schiffes wurde, ſo viel dieſes in der Eile ſich thun ließ, bequem eingerichtet, und ſobald der Wind es erlaubte, brachte Belmont die ganze Geſellſchaft an Bord. Abſichtlich wählte er dazu eine nächtliche Stunde, um Sidonien im Dunkeln derſelben den Anblick der Stadt Bordeaux und des Stromes, den ſie ſo oft und in ſo verſchiedenen Stimmungen von ihrem Balkon aus überſehen, zu erſparen. Als die Sonne aufging, lag ſchon alles außerhalb Sidoniens Geſichtskreis, was nur irgend eine trübe Erinnerung in ihr aufregen konnte. Dankbar blickte ſie auf zu ihrem Freunde, welcher auf dem Verdecke neben ihr ſtand, und deſſen zarte Fürſorge ſie auch hier nicht verkannte.

Mit dem Gefühl, als ob ſie einem neuen Leben entgegen ſchiffe, überließ ſie ſich furchtlos den Wellen, die ſie ſanft weiter trugen,

Glücklicherweiſe gehörte Sidonia zu den Wenigen, welche ſich dem Meere anvertrauen dürfen, ohne von der Seekrankheit ergriffen zu werden, dieſem Uebel, von welchem ſich Niemand einen Begriff machen kann, der nicht deſſen, allen Lebensmuth ertödtende Gewalt an ſich ſelbſt erfahren. Auch Belmont hatte ſchon zu viele und bedeutende Seereiſen zurückgelegt, um ihm noch unterworfen zu ſeyn; deſto übler aber ſtand es um die arme Margarethe und den guten Doktor Malfeld, den Belmonts Bitten und ſeine eigene Sorge um Sidonien wirklich bewogen hatten, letztere zu begleiten. In einem wahrhaft jammervollen Zuſtande ließ er in ſeiner Hangematte ſich ſchaukeln; unfähig ſich ſelbſt, viel weniger andern helfen zu können, verwünſchte er tauſendmal des Tages ſeine Thorheit, ſich in ſeinen alten Tagen auf das treuloſe Meer begeben zu haben, und wollte ſchier verzweiflen, wenn es ihm einfiel, daß er dieſe Qualen nochmals überſtehen, oder dem Glücke, nach Frankreich zurückzukehren, entſagen müſſe.

So waren denn Sidonia und Belmont während der nicht ganz unbedeutenden Anzahl von Tagen, die ſie in ihrer hölzernen Miniaturwelt zubringen mußten, einzig auf einander beſchränkt; denn der alte Naturforſcher aus Paris hatte ſich zu einer ſo langen Seereiſe nicht entſchließen können, und es vorgezogen, von Calais aus nach Dower zu gehen. Langſam, aber ſicher, bisweilen von nicht ganz günſtigen Winden aufgehalten, aber weder vom Sturm noch andern Widerwärtigkeiten bedroht, verfolgte ihr Schiff ſeine weite ſpurloſe Bahn, ſtill und einförmig glitten die Tage an ihnen hin, von keinem Laut der Außenwelt berührt. Die gute Nacht, die ſie einander anwünſchten, wenn ſie Abends ſich trennten, der gute Morgen, mit dem ſie einander begrüßten, wenn ſie auf dem Verdecke wieder zuſammen trafen, waren die einzigen Abſchnitte in ihrem Leben, an denen ſie gewahr wurden, daß wieder ein Tag oder eine Nacht vorüber gezogen ſey. Ein Segel, das zuweilen aus der Ferne ihnen entgegen leuchtete, ein Bewohner der unermeßlichen Meereswüſte, der nahe an ihrem Schiffe in die Höhe ſprang und die ſilbernen Seiten im Sonnenſchein erglänzen ließ, oder ein müder Wanderer der Luft, der den Maſtbaum zum Ruheplatz ſich wählte, ſchienen ihnen ſchon eine bedeutende Begebenheit, und waren das einzige, was ſie an das große, mannigfaltig geſtaltete Leben aller Kreaturen außerhalb des engen Raums, den ſie jetzt bewohnten, erinnerte.

Von ſolchem ungeſtörten Frieden umgeben, ward es auch, nach den überſtandenen wild tobenden Stürmen, in Sidoniens Gemüth wieder ſtiller. Im Schatten eines zum Schutz gegen die Sonne aufgeſpannten Segels brachte ſie jede Stunde, in der die Witterung es erlaubte, an Belmonts Seite auf dem Verdecke zu; ließ aus ihren Lieblingsdichtern ſich von ihm vorleſen, oder vertiefte ſich in Geſprächen. Nie brachen dieſe aus Mangel an Stoff ab, vielmehr fand hier Belmont Gelegenheit, den ganzen Reichthum ſeines Geiſtes immer herrlicher und blendender vor ihr zu entfalten. In der ungeſtörten Einſamkeit, in welcher Beide wochenlang hier mit einander blieben, verzweigte die ſüße Gewohnheit, mit Belmont zu leben, ſich immer inniger mit Sidoniens Daſeyn; immer höher ſtieg ihr unbegränztes Vertrauen zu ihm.

In ſtillen Abendſtunden, wenn das Flammenmeer, in welchem See und Himmel beim Scheiden der Sonne entbrannten, allmählig in farbloſes Grau überging, und die Sterne, einer nach dem andern, am Horizonte heraufzogen, dann faßte ſie ſich wohl ein Herz, ihm alle Ereigniſſe ihres kurzen Lebens nach und nach mitzutheilen; ihr war, als müſſe das ſo ſeyn, als habe der Freund ein heiliges Anrecht an allem, was ſie betroffen, wie an ihre geheimſten Gedanken. Mit ungeheucheltem Antheil achtete Belmont auf dieſe Ergießungen ihres Herzens, und fand kaum Worte, um ſeinen innigſten Dank für dieſes holde Vertrauen ihr auszudrücken, aber er erwiederte es nie, und Sidonia ſchien dieſes auch weder von ihm zu wünſchen, noch zu erwarten. In ihrem Gemüthe war ſie überzeugt, genau zu wiſſen, was er ſey; doch wie er es geworden, verlangte ſie nicht zu erfahren. Er ſtand viel zu hoch in ihrer Achtung, als daß ſie ihn und ſein Leben jemals als einen Gegenſtand jener Neubegier hätte betrachten können, welche die Männer ſo oft den Frauen vorwerfen, und die ohnehin nie zu den Fehlern oder Schwächen Sidoniens gehört hatte.

Nur eines verſchwieg ſie dem Freunde, und konnte es ihm nicht geſtehen, weil ſie ſelbſt für das ahnungsvoll in ihr aufdämmernde Traumbild eines Glückes keinen Namen hatte, das ihre ganze Seele mit jener oft bis zur Qual ſich ſteigernden Sehnſucht erfüllte, welche der ſicherſte Bürge eines künftigen Daſeyns in höhern beſſern Welten uns iſt. Denn auf Erden hat noch keiner gefunden, was ſie uns verkündet, ſo oft auch in ſchöner Selbſttäuſchung die edelſten Gemüther wähnten, es ergriffen zu haben.

Dieſe ſich gern ſelbſttäuſchende Sehnſucht hatte Sidonien ſeit dem Tode ihres Gemals, zu den meiſten ihrer Handlungen, zu ſo manchem unbedachten Schritte veranlaßt, der in ſchwer zu überwindende Widerwärtigkeiten ſie verwickelte. Sie lebte noch immer in der tiefſten Tiefe ihres Gemüths, aber ſie war einſtweilen verſtummt, denn Belmonts Nähe nahm Sidoniens Gedanken, ihre Gefühle, ſogar ihre Zeit ausſchlieſſend in Anſpruch, ſie lebte an ſeiner Seite nur der Gegenwart, und mochte den Blick weder vorwärts noch rückwärts mehr wenden.

Erſt ſeit dem entſetzlichen Augenblick, in welchem ſie den unglücklichen Robert ſterbend zu ihren Füßen hinſinken ſah, war die Vergangenheit ihr wieder näher getreten, und gewiß nicht in ſchmeichelnder Geſtalt. Mancher leiſe ängſtende Vorwurf ward in ihr wach, als ob ſie den Bedauernswürdigen früher zu freundlich angezogen habe, um ihn ſpäterhin zurückſtoßen und verbannen zu dürfen. Sie flüchtete jetzt mit ihrem wunden Gemüthe zu ihrem Freunde Belmont, klagte vor ihm ſich an, indem ſie ihr früheres Verhältniß zu dem unglücklichen Maler auf das umſtändlichſte ihm darlegte, und der Ernſt, mit dem er ſie gegen ſich ſelbſt vertheidigte, that ihr unendlich wohl. Er bewieß ihr das Ungegründete der Vorwürfe, die ſie quälten; er ſtellte ihr vor, daß ſie bei ihrer jugendlichen Unerfahrenheit und der anſpruchsloſen Beſcheidenheit ihres Charakters, ſich unmöglich die wilde Leidenſchaftlichkeit des armen Roberts habe denken können, und daß zu große Nachſicht mit ihm vielleicht das einzige wäre, was ſie allenfalls jetzt zu bereuen habe.

„Und doch war dieſe Milde, die Sie dem Armen erwieſen, ſchon durch ihre gegenſeitige, ſo verſchiedene Stellung im bürgerlichen Leben Ihnen gewiſſermaßen zur Pflicht,“ ſetzte Belmont am Ende hinzu. „Bei ſeinem gerechten Künſtlerſtolz und ſeiner auf das höchſte gereizten Empfindlichkeit, hätte Ihr ernſtes Zurückweiſen gleich anfangs ihn gewiß auf das ſchmerzlichſte verletzt; er würde darin nur ein Hindeuten auf ſeine niedere Geburt und ſeine Armuth geſehen haben, und wäre dadurch wahrſcheinlich um ſo früher der blutigen Entſcheidung ſeines Geſchickes zugetrieben worden, durch die er jetzt ſein Leben, aber auch alle ſeine Qualen beendet hat.“

Gleich nach Roberts Tode hatte Belmont ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft in Rom dazu benutzt, ſich von den dortigen Verhältniſſen deſſelben nähere Nachrichten zu verſchaffen zu ſuchen. Die Antworten, welche er auf ſeine Briefe erhielt, waren voll der traurigſten Beſchreibungen des häuslichen Elends jenes Unglücklichen, und des aus dieſem entſtandenen wüſten, bis zur ſichtlichen Verwirrung ſeiner Sinne ihn treibenden Lebens, das er in der letzten Zeit geführt hatte, um nur ſtundenweiſe dem ihm aufgedrungenen weiblichen Plagegeiſte zu entgehen, der auf die unwürdigſte Weiſe ihn oft bis zur Verzweiflung getrieben; ſo daß alle, die ihn kannten, dem Lebensmüden ſchon längſt das traurige Ende prophezeihet hatten, das er jetzt genommen.

Dieſe Briefe legte Belmont Sidonien jetzt vor, und gewährte ihr damit den wirkſamſten Troſt. Die wohlüberdachten treuen Bemühungen ihres Freundes verwandelten das ſie anklagende Gefühl in ſtille Trauer um den Heimgegangenen; Belmont überzeugte ſie, daß Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt nicht minder ſtrafbar ſey als gegen Andere. Sie lernte ſich ſelbſt vergeben und gab es auf, mit grundloſem Bereuen ſich länger zu quälen. Norbert ward nicht von ihr vergeſſen, manche ſtille Thräne der Wehmuth floß noch immer ſeinem Andenken und ſeinem trüben Geſchick; auch war Belmont weit davon entfernt, ſie deshalb tadeln zu wollen; aber er ſuchte ganz unvermerkt von zu oft wiederholtem Erneuern betrübender Erinnerungen ſie abzuziehen. Sein Bemühen gelang, ihr ganzes Weſen gewann wieder den Ausdruck innerer Zufriedenheit, der die anmuthige Frau ſo unwiderſtehlich liebenswürdig machte, und auf ihren Wangen erblühten von neuem in erhöhter Lebensfriſche die Roſen der Geſundheit.

Viele Tage waren vergangen, während Sidonia auf ſchwankenden Brettern zwiſchen Meer und Himmel ſchwebte, ohne in dieſer Beſchränkung irgend etwas von dem, was die Welt ihr ſonſt noch gewähren konnte, zu vermiſſen. Da weckte ſie das Land-verkündende Jubelgeſchrei der Matroſen aus ſanftem Morgenſchlaf. Erſchrocken fuhr ſie in die Höhe, warf ihren Mantel um und eilte auf das Verdeck, wo alles ſchon in fröhlicher Geſchäftigkeit durcheinander lief. Das Ziel der Reiſe, der Hafen von Leith, lag den Seefahrern vor Augen, und ſogar Doktor Maifeld und Margarethe klimmten mit wankenden Schritten, bleich und hohläugig wie Geſpenſter, die ſteile Treppe hinauf, um des langentbehrten Anblicks der alten Mutter Erde ſich zu erfreuen. Belmont trat mit einem Glückswunſch über die Beendigung der Reiſe Sidonien auf dem Verdecke entgegen, ergriff ihren Arm und hielt ihn feſt ans Herz gedrückt, während er ſich in eine entfernte Ecke mit ihr zurückzog, um ſie nicht mit den geſchäftigen Matroſen in unangenehme Kolliſion gerathen zu laſſen, die in ihrer Freude auf und nieder rannten und nichts hörten, noch ſahen als das Kommando, ihr Tauwerk und ihre Segel.

Noch ſtreute das Morgenroth ſeine Roſen in glühender Pracht über die weite Meeresfläche aus;

im Weſten ſchienen die wogenden Nebel der nahenden Himmelskönigin den Thron noch ſtreitig machen zu wollen, doch nach wenigen Minuten blitzte der erſte Strahl der aufgehenden Sonne, gleich Millionen flammender Lanzen, über die bewegte Waſſerfläche hin; die Sonne ſtieg höher und entfaltete das weite prächtige Panorama, welches Edinburgh mit ſeinen pittoresken Umgebungen hier bildet.

Belmonts Augen ſtrahlten von Entzücken über die ſeltene Schönheit dieſes Anblicks, und Freude beflügelte ſeine Worte, indem er mit feuriger Beredſamkeit Sidonien alle die erhabenen und merkwürdigen Gegenſtände bezeichnete, ſo wie ſie nach und nach aus dem farbloſem Morgenduft in das heitere Licht des ſonnenhellen Tages heraustraten. Von Arthurs hoch über Edinburg thronenden Felſenſitze, ſchienen die grauen Nebelgeſtalten uralter Könige und Helden, die hier die Nacht über Geiſterwache gehalten, ſo eben widerwillig zurück in ihr falbes Dämmerlicht zu entſchweben; unfern von dieſem glänzten ſchon in vollem Sonnenſcheine die Ruinen der alten Burg, in welcher die ſchönſte und unglücklichſte der Frauen einſt von ihren eigenen Unterthanen in ſchmählicher Gefangenſchaft gehalten ward. Auch das Kaſtell, vormals der Wohnſitz der alten ſchottiſchen Könige, prangte in hell ſtrahlendem Lichtglanz hoch über die wunderlich geſtaltete Häuſermaſſe, die von ſchwindelnder Felſenhöhe bis längs dem Abhange der Berge über einander gethürmet, über die neueren ſchöneren Gebäude in der Ebene ſich hinabſtürzen zu wollen ſcheint. Das lärmende Gewühl der an Edinburgh ſich anſchließenden Hafenſtadt Leith drang, ähnlich dem Summen eines geſchäftigen Bienenſtocks, trotz der Entfernung bis zu ihnen herüber und das Meer ſelbſt, wie ſtrahlte es im Abglanz der Morgenſonne! wie fröhlich tanzten die kleinen ſchaumgekrönten Wogen um die Inſeln her, welche nahe und ferne die grünenden Häupter aus den ſchimmernden Fluthen emporhoben!

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hörte Sidonia auf jedes Wort ihres von dem Anblicke ſo vieles Großen und Schönen begeiſterten Freundes, ihr Auge weilte auf jedem Gegenſtande, den er ihr andeutete, und gern hätte ſie ſein Entzücken getheilt, und mit gewohnter Theilnahme ſich der Herrlichkeit erfreut, die immer deutlicher ſich vor ihr entfaltete. Aber dieſes war ihr unmöglich, das Lächeln, welches ſie erzwang, umſpielte nur ihre Lippen, es kam nicht aus ihrem Herzen, in deſſen Tiefen eine geheime bittere Empfindung lauſchte, die ſie ſich gern abgeläugnet hätte. In den laut ſich ausſprechenden Jubel der Andern über die endliche Beendigung dieſer Reiſe, konnte ſie nicht einſtimmen, denn ſie hatte nie gleich ihnen ſie herbeigewünſcht; doch warum dem ſo war, verſuchte ſie nicht ſich zu erklären. Die Gleichgültigkeit, von der ſie bei der allgemeinen Freude ſich befangen fühlte, war ihr ſelbſt verdrüßlich, und obgleich dieſes ihr widerſinnig genug vorkam, ſo kränkte es ſie dennoch beinahe, daß Belmont hier zum erſtenmal anders zu empfinden ſchien als ſie, und ſie bedurfte aller ihr möglichen Herrſchaft über ſich ſelbſt, um ihm dieſes nur nicht bemerkbar werden zu laſſen.

Die Landung in dem gewühlvollen Leith, die Verhandlungen mit der Douane, welche nicht enden zu wollen ſchienen, das Düſtere, Abſchreckende dieſer Stadt, das Treiben und Drängen und Stoßen in den engen ſchmutzigen Straßen derſelben, eigneten ſich wenig dazu, Sidonien mit der Erreichung ihres Zieles zu verſöhnen und ſie zu erheitern. Aber alle dieſe Unannehmlichkeiten waren ihr gewiſſermaßen willkommen, denn ſie konnten ihrer ſchwer zu verhehlenden Verſtimmung zur Entſchuldigung dienen, und Belmont nahm ſie auch dafür an. Er beeiferte ſich um ſo thätiger, alles auf das ſchnellſte zu beſeitigen, was ihren Aufenthalt in einem ſo unangenehmen Orte verlängern konnte, und brachte es auch wirklich dahin, daß er nach wenigen Stunden mit Sidonien in Edinburgh anlangte.

* * *

Die unangenehme Empfindung, mit der Sidonia das Schiff verlaſſen hatte, und deren ſie ſich bei reiferem Nachdenken vor ſich ſelbſt ſchämte, verlor ſich bald, und um ſo eher, da Belmont, der mit ihr im nämlichen Gaſthofe wohnte, in ihrer und des Doktor Maifelds Geſellſchaft alle Stunden zubrachte, die ſein Verkehr mit den ſchottiſchen Gelehrten ihm freiließ. Auch ſein alter Freund aus Paris war noch nicht angekommen, und hatte geſchrieben, daß unüberwindliche Abhaltungen ihn zwängen, noch einige Wochen in ſeiner Heimath zu verweilen. So hätte Belmont überflüſſig Zeit und Muße gewonnen, um Sidonien und ſeinen Freund Maifeld mit allen Eigenheiten und Merkwürdigkeiten einer Stadt bekannt zu machen, deren Gleichen Beide noch nie geſehen hatten, und die in vielfacher Hinſicht vor tauſend anderen Städten in Europa ſich ausgezeichnet.

Auf ſolche Weiſe brachte Sidonia die Tage hin, ohne daß es ihr nur einmal eingefallen wäre, ſich nach andern Freuden oder nach einem ausgebreitetern geſelligen Umgange zu ſehnen. Außer einem Creditbriefe an ein dortiges Handlungshaus, hatte ſie keine Adreſſen mit ſich gebracht, auch dachte ſie nicht daran, hier Bekanntſchaften zu ſuchen. Belmont, dem es ein Leichtes geweſen wäre, ſie in den Häuſern einzuführen, in welchen er Zutritt hatte, ſchien auch keineswegs geneigt, ſie dazu aufzufordern, und hatte ſeine guten Gründe dazu. Er war nicht zum erſtenmal in Schottland, und kannte die dort herrſchende Strenge der Sitten, und der Anſichten des Schicklichen zu genau, um nicht vorherſehen zu können, in welchem Lichte man eine junge ſchöne Frau betrachten würde, die allein in der Welt herumfährt, von einem jungen Manne begleitet, den weder das Band der Ehe, noch das naher Blutsverwandtſchaft berechtigten, als ihr Beſchützer aufzutreten; er achtete ſeine Freundin zu hoch, um ſie eines, ihrer unwürdigen Empfanges, oder vielleicht gar empfindlichen Beleidigungen ausſetzen zu wollen.

Ohne von allem dieſem eine Ahnung zu haben, ſetzte Sidonia ihre fröhlichen Wanderungen an der Seite ihres Freundes fort, ſtets von dem Reize der Neuheit angezogen; aber ſie fuhr faſt ängſtlich zurück, und klammerte feſter an Belmonts Arm ſich an, als er ſie eines Morgens, ohne ſie darauf vorbereitet zu haben, auf einem faſt unſteiglichen Wege in die alte Stadt Edinburgh einführte, von der Walter Scott uns ein ſo anſchauliches Bild gewährt. In dieſes unbeſchreiblich verworrene Labirinth düſterer Gänge, enger, winklicher Gaſſen, in die nur ein ſchwacher Schimmer des Tageslichtes Eingang findet, wo man zwiſchen alten, mit Einſturz drohenden Häuſern, auf unwegſamem Pflaſter ſteile Berge hinanklimmt, oder in die tiefe Kluft ſich hinab windet, welche die alte Stadt von der neuen ſcheidet. Schwindelnd blickte Sidonia an den, aus zehn übereinander gethürmten Stockwerken beſtehenden Häuſern hinauf, die gleich Schwalbenneſtern an den Felſen geklebt daſtehen, deren widerwärtig ſchmutziger Anblick gar nicht den Gedanken aufkommen läßt, daß glückliche heitere Weſen in ihrem düſteren Innern wohnen könnten, und aus deren viertem, fünften Stocke man durch eine Hinterthüre auf ebenem Wege in eine andere, nicht minder enge und ſchmutzige, aber höher belegene Straße wandeln kann. Mehrere ſteinerne Brücken führen über jene Felſenkluft zu der heitern Anhöhe hinüber, auf welcher das neue Edinburgh erbaut iſt; eine derſelben gewährt einen Blick in den bebauten Theil der tiefen Felsſpalte, deren größerer Theil den Ziegen zur Weide überlaſſen wird. Sidonia glaubte in den von unglückſeligen Geiſtern bewohnten Vorſaal des Erebus zu ſchauen. Tief unter ihr lag eine faſt unterirdiſche Stadt, ſo tief, daß die höchſten Giebelſpitzen der ſchmalen hohen Häuſer noch lange nicht bis zur Grundlage der Brücke hinan reichten, auf welcher ſie ſtand; weder Sonne noch Mond konnten, wie es der Anſchein gab, jemals ihre Strahlen bis zu dieſer

Tiefe hinabſenden, ewiges Zwielicht, feuchte Kälte, ungeſunde Nebel mußten dort unten fortwährend herrſchen. Und doch ſah ſie zu ihrem großen Erſtaunen viel hundert gnomenartige Weſen, welche die Höhe, auf welcher ſie ſtand, ihr klein wie Zwerge erſcheinen ließ, in den feuchten, ſchmutzigen, rinnenartigen Gaſſen ſich hin und her und durch einander bewegen, in die abſchreckend widerlichen Häuſer hinein und hinaus ſchlüpfen, ſich begrüßen, ſich ſtreiten, und ihr Weſen ſo lebhaft treiben, als lebten ſie im ſchönſten Sonnenſchein.

„Guter Gott!“ rief Sidonia verwundert, „wie iſt es dieſen Leuten möglich, dort unten freiwillig in dunkeln feuchten Höhlen ein elendes Daſeyn hinzuſchleppen? während ſie nur herauszukriechen brauchen, um in geſunden freundlichen Wohnungen ein wirklich menſchliches Leben zu führen!“

„Die mächtigſte aller Gewalten, die Gewohnheit hält dieſe guten Leute dort unten feſt,“ erwiederte Belmont lächelnd. „Ihr einziger Wunſch iſt, ihren Sarg dereinſt an die nämliche Stätte hingeſtellt zu wiſſen, wo in früheren Tagen ihre Wiege ſtand, das iſt es alles. Und wenn Sie auch in die lachendſten Gefilden der Welt zwiſchen

Reben, Orangen und Granaten ſie hinverſetzen wollten, ſo würden ſie das alles zwar benutzen, um Geld daraus zu gewinnen, denn das will der arme Schotte immer, weil er deſſen höchlich bedarf, aber das Herz zieht ihn dennoch zurück zu ſeiner alten dunkeln Wohnung, und wäre ſie noch freudenloſer als dieſe, zu ſeinen wilden Bergen, ſeinem Haferbrode und ſeinen Kartoffelfeldern. Und, liebe Sidonia, ſind wir alle nicht eigentlich die Söhne und Töchter der Gewohnheit? unſere Tugenden, unſere Laſter, was ſind ſie anders als gute oder ſchlechte Angewöhnungen? und die Treue, mit der wir in Freundſchaft oder Liebe an einem einzigen geliebten Weſen hangen, ohne uns von höherer Schönheit, glänzenderen Eigenſchaften, die andere beſitzen, von ihm abwendig machen zu laſſen, was iſt ſie anders als eine gewiß ſehr lobenswerthe Gewohnheit?„

„Nein, Belmont, nein! dieſer Ausſpruch kommt nicht aus Ihrem Herzen, Sie wollen zum Scherz verſuchen, mich durch Sophiſtereien zu verwirren!“ rief Sidonia, und ſah mit ihren großen klaren Augen ihm ſo feſt ins Geſicht, als wolle ſie bis tief in das Innerſte ſeiner Seele hineinblicken.

„Und doch, theure Freundin, iſt dem ſo, wie ich es ſagte, und es iſt ein großes Glück, daß es ſo iſt," ſprach Belmont mit freundlichem Ernſt. „Das Schickſal gewährte dem Menſchen die höchſte Gunſt, indem es ihn der Gewohnheit unterwarf. Wie würde ſonſt der ſchwache Sohn der Erde ſo viel Elend, nagende Sorge, Entbehrung, Krankheit und Schmerz mit Faſſung, ſogar mit Heiterkeit ertragen können? woher würde er die Kraft nehmen, am Rechten und Wahren feſt zu halten, wenn das Unrecht in lockender Geſtalt daneben ſteht und ihm winkt? Ja, im Vertrauen geſagt, liebe Sidonia, kein Mann auf Erden wäre ein Held, wenn nicht Gewohnheit es ihm möglich machte, der augenſcheinlichſten Lebensgefahr Trotz zu bieten, und zum Beiſpiel vor einer feuerſpeienden Batterie ſtill zu ſtehen, wo die, unſerer Natur ſo feſt eingewurzelte Liebe zum Leben ihn mächtig einladen müßte, ſich fort zu begeben."

„Die Helden gebe ich Ihnen gern preis," erwiederte Sidonia, „nur nicht die Treue, dieſe iſt edlerer Art, und hat mit dem Irdiſchen nichts gemein."

„Treue bewährt ſich nur in der Zeit, ſie iſt die Tochter derſelben, wie die Gewohnheit auch, beide ſind Eins, wenn Sie recht ſie beleuchten, und deshalb kann die Zeit ihr auch nichts anhaben,“ ſprach Belmont.

„Der Streit könnte weit führen, mir ſcheint er nur um Worte ſich zu drehen, und übrigens iſt hier auch gar nicht der Ort, ihn gehörig durchzufechten,“ nahm plötzlich Doctor Malfeld das Wort. „Seht nur einmal unſere Umgebungen recht an, lieben Freunde, wahrlich mir graut unter dieſem ſchmutzigen wüſten Geſindel. Dort jenes lange hagere Weib mit dem rothen zerfetzten Mantel um die Schultern, und den unter der ſchmutzigen Nachthaube im Wind wild hervorflatternden greiſen Haaren, das dort auf einen Stein ſich geſtellt hat, iſt es nicht die leibhafte Meg Merrilis? Mit heiſerer Stimme krächzt ſie den Unholden, die ſie umdrängen, ihre Orakelſprüche zu; laſſen Sie uns machen, daß wir fortkommen, und wieder zu menſchlich ausſehenden Weſen gelangen, damit wir hier nicht etwa noch verhext werden,“ ſetzte er lachend hinzu.

Der Weg führte Sidonien und ihre Begleiter mitten durch den dichten Haufen Volks, der jenes Weib umſtand, deſſen wirklich ſeltſamer Anblick dem Doktor Maifeld ſo grauſenhaft vorgekommen war, und Sidonia verweilte einen Augenblick, um die wunderliche Erſcheinung in der Nähe zu betrachten. Die Alte war eine Balladenſängerin, wie man ſie in Dörfern und auf Märkten, in Schottland wie in England, zuweilen umherziehen ſieht, ſie war eben damit beſchäftigt, gedruckte Exemplare einer Ballade, die ſie abgeſchrieen, für einen halben Pfennig an ihre Zuhörer zu vertheilen, aber ſie hielt mit ihrem Handel inne, als ſie die vornehmen Leute nahen ſah, die ſie gleich für Fremde erkannte, und erhob lauter ihre Stimme: „Gentlemen, Myleddy!“ kreiſchte ſie, „Gott ſegne euch, laßt die arme alte Jane auch von Eurem Silber etwas ſehen, wenn es Eure Gnaden gefällig iſt; hier iſt auch etwas für Euch, das Beſte bewahre ich immer zuletzt; Neuigkeiten, friſche Neuigkeiten, rare Neuigkeiten, wahrhaftiger und ausführlicher Bericht von der grauſamen blutigen Mordthat, die unlängſt in Frankreich an einem jungen Maler verübt worden!“ ſetzte ſie in ihrem gewöhnlichen Marktſchreiertone hinzu.

Belmont ſchauderte und wurde bleich, er verſuchte Sidonien faſt gewaltſam von dieſem Platze fortzuziehen, aber ein kleiner zerlumpter Bube hatte ſich ſchon an ſie herangedrängt, hatte ein Exemplar jenes angekündigten Berichtes ihr in die Hand geſchoben, ein Paar ſilberne Schillinge dafür empfangen, die ſie für Bettler in Bereitſchaft hielt, und eilte, außer ſich über den überſchwenglichen Reichthum, zu ſeiner Großmutter zurück.

„Sidonia, Sie wollen das häßliche ſchmutzige Papier doch nicht etwa gar mit ſich nehmen? werfen Sie es weg,“ flüſterte Belmont faſt ganz faſſungslos.

„Warum nicht? es iſt ganz rein und noch feucht von der Preſſe, ich will es zum Andenken an des Doktors furchtbare Meg Merrilis aufbewahren,“ erwiederte Sidonia ruhig lächelnd, und wickelte es in ihr Tuch, das ſie in der Hand trug.

Belmont wollte innerlich verzweifeln; nichts wäre ihm in dieſem Augenblick willkommener geweſen, als ein Taſchendieb, der Sidonien das Tuch entwendet hätte, aber die ehrlichen Schotten ſind in dergleichen freien Künſten nicht ſo geübt wie ihre ſtolzen Nachbarn in London, in deſſen volkreichen Straßen eine Dame ſchwerlich ihr Tuch funfzig Schritte weit in der Hand tragen, und es wieder nach Hauſe bringen könnte.

Sidoniens ruhiges Lächeln überzeugte Belmont, daß ſie die Worte der Alten gar nicht verſtanden, welche den unheilvollen Inhalt jenes Papieres ihn ahnen ließen, und bei ihrer Unbekanntſchaft mit der Mundart des ſchottiſchen Volkes war dieſes auch nicht wohl anders möglich. Belmont tröſtete ſich alſo mit der Hoffnung, ſich jenes Papieres heimlich bemächtigen zu können, noch ehe Sidonia Zeit gewonnen, es näher zu unterſuchen, und ſann während des ganzen Weges nach Hauſe darüber nach, wie dieſes am ſicherſten zu bewerkſtelligen ſey.

Doch kaum waren ſie in ihrem Gaſthofe angelangt, als eine ganz unerwartete Erklärung von Seiten des ihm wie Sidonien ſehr werth gewordenen Arztes auf andere Weiſe ihn in Anſpruch nahm, ſo daß er für den Augenblick alles darüber vergaß.

„Nun habe ich aber auch für Zeit meines Lebens von dem geprieſenen Schottland genug geſehen!“ ſeufzte Doktor Malfeld, indem er Hut und Stock behutſam in die gewohnte Ecke ſtellte, und ſich dann mit faſt feierlichem Ernſt an Belmont und Sidonien wandte.

„Verehrte Freunde,“ ſprach er, „zürnen Sie mir nicht, und glauben Sie nicht, daß ich Ihre Güte gegen mich etwa nicht erkenne, wenn ich noch heute die erſte abgehende Diligence benutze, um über Hals und Kopf aus dieſem vortrefflichen Lande mich fort zu machen. Nicht ruhen, nicht raſten will ich, bis ich den Hafen von Dower erreiche, um mich ſogleich einzuſchiffen. Die Paar böſen Stunden der Ueberfahrt werden wohl noch zu überſtehen ſeyn, aber fühle ich nur erſt wieder in Calais feſten franzöſiſchen Boden unter meinen Füßen, ſo ſoll man auf öffentlichem Markte mit einer Narrenkappe mich krönen, wenn ich mir es je wieder einfallen laſſe, das ſchönſte Land der Welt ohne die dringendſte Noth mit einem andern zu vertauſchen.“

Sidonia ſowohl als Belmont geriethen über dieſen plötzlichen Entſchluß ihres alten Freundes in ſchmerzliches Erſtaunen; Bitten, Gründe, Vorſtellungen, alles wurde umſonſt von ihnen verſchwendet, um ihn zu einer Abänderung deſſelben zu bewegen; aber er blieb feſt darauf beharrend, und war ſogar nicht einmal zu einem kurzen Aufſchub ſeiner Reiſe zu bringen.

„Ich kann es nicht leiden, wenn ein Abſchiednehmender noch lange mit dem Schloſſe in der Hand, in der Thüre ſtehen bleibt,“ ſprach er. „Was ſoll das, wenn man ſo ungern ſcheidet, wie ich von Ihnen? Deshalb hüthete ich mich auch gar ſehr dafür, Ihnen den zu meiner Abreiſe längſt beſtimmten Tag früher zu nennen. Drei Tage lang wenigſtens hätten wir mit Abſchiednehmen uns gequält, jetzt iſt das in kaum ſo vielen Stunden abgethan. Gehen muß ich doch einmal, und was ſoll ich länger hier? in einem Lande, wo man nur zweierlei Fiſchſaucen kennt, wo man die Gaben der Natur blutig, ungeſalzen und ungeſchmalzen auf die Tafel bringt, und hinterher eine abſcheuliche Branntweinsmixtur hinunterwürgen muß, die das dumme Volk Portwein nennt? Nein, meine Freunde, wenn Sie wirklich mich lieben, ſo laſſen Sie mich ungehindert zu meinem Perdrix farcie aux truffles und zu meinem Chateau Margeaux zurückkehren, die ich nie verlaſſen haben würde, wenn ich geſcheut geweſen wäre. Ihnen bin ich hier von gar keinem Nutzen, und mir von noch wenigerem. Ja, wenn die Frau Gräfin noch die Gefälligkeit für mich hätten, etwas krank, ein wenig leidend zu ſeyn, dann wäre es ein Anderes, dann wüßte ich doch, warum ich hier, und überhaupt weshalb ich mit Ihnen gegangen bin; aber gleich vom Anfange der Reiſe befanden Sie ſich wie ein Fiſch im Waſſer, und wurden immer blühender und geſünder, während ich armer — ich mag an den verdammten Zuſtand gar nicht denken, der mir nun wieder bevorſteht. Deshalb, um kurz von der Sache zu kommen, laſſen Sie jetzt gleich mich ſcheiden, denken Sie meiner zuweilen als eines alten Freundes, dem Ihr wahres Wohl ſtets am Herzen liegen wird, und wenn ich es wagen dürfte, Ihnen noch einen guten Rath zu hinterlaſſen, ſo wäre es der — doch ein Arzt ſoll nicht indiskret ſeyn — und Ihr Herz ſowohl als Ihr heller Verſtand werden Sie ohnehin antreiben, den einzigen Schritt der zur Erreichung des vollkommenſten Glückes Ihnen noch mangelt, recht bald zu thun,“

Ohne ſich weiter halten laſſen zu wollen, verließ er ſie. Belmont begleitete den der Landesſprache faſt ganz unkundigen Freund, um ihm zu einem Platz in dem eben abgehenden Wagen zu verhelfen. Als er zu Sidonien zurückkehrte, fand er ſie, den letzten räthſelhaften Worten des Arztes wahrſcheinlich nachſinnend, aber ihr Tuch, welches ſeine Augen ſogleich ſuchten, war ſchon durch Margarethe mit einem andern vertauſcht worden, und Sidoniens gleichmüthige ruhige Faſſung ließ ihn hoffen, daß ſie an das in demſelben verborgene Papier entweder gar nicht weiter gedacht, oder daß der Inhalt deſſelben anderer Art geweſen ſey, als ſeine Sorge um ihre Ruhe ihn hatte vermuthen laſſen.

* * *

Des Arztes Entfernung machte nicht nur in Sidoniens ohnehin ſo beſchränktem kleinen Kreiſe eine fühlbare Lücke; ſie hatte auch noch andere Folgen, deren ſie anfangs gar nicht gewahr wurde. Obgleich Sidonia jede Art von Bekanntſchaft eher mied als ſuchte, ſo konnte auch in Edinburgh eine Erſcheinung wie die ihrige, ſo wenig als früher an andern Orten, ganz unbemerkt ſich unter der Menge verlieren. Die ſchöne Fremde, der man täglich in Begleitung eines älteren und eines jungen Mannes im Theater, in den Straßen und faſt überall begegnete, war Vielen aufgefallen; der ältere ihrer beiden Begleiter hatte ein ſo würdiges Anſehen, daß man ihn ſelbſt in dem Hauſe, in welchem ſie wohnten, für ihren Vater hielt. Man ließ dieſe drei alſo nach Gefallen leben, ohne darin etwas Bedenkliches zu ſehen, oder um ihre eigentlichen Verhältniſſe ſich weiter zu bekümmern.

Jetzt aber war der alte Herr, den man ſo lange für Sidoniens Vater gehalten, plötzlich verſchwunden, ſie ſelbſt war geblieben, der junge Mann ebenfalls, und das veränderte die Sache gar ſehr. Man wußte, daß ſie weder Geſchwiſter noch mit einander verheurathet waren, und doch lebten ſie auf die gewohnte Weiſe fort, waren den ganzen Tag beiſammen, gingen allein mit einander aus, hielten ihre Malzeiten gemeinſchaftlich, und blieben oft bis in die ſpäte Nacht hinein in Sidoniens Zimmer bei einander.

Miſtriß Mackintoſh, die Eigenthümerin des Gaſthofes, eine auf den guten Ruf ihres Hauſes gewaltig viel haltende Wittwe, kam darüber auf allerlei wunderbare Gedanken; gern hätte ſie von Margarethen oder einem der Bedienten etwas Näheres über die Verhältniſſe der Herrſchaft erfahren, doch das war unmöglich, nur Belmonts Kammer=

Diener allein war der engliſchen Sprache einigermaßen mächtig, und dieſer ließ ſich auf kein Geſpräch der Art ein, wie die Wirthin es wünſchte. Um endlich den Kampf zwiſchen Eigennutz und Sorge für die Ehre ihres Hauſes in ihrem Gemüthe zu beſchwichtigen, nahm ſie ihre Zuflucht zu einigen guten Freundinnen und Nachbarinnen, die ſie bei ſich verſammelte, um ſich mit ihnen in dieſer wichtigen Angelegenheit zu berathen, aber der Ausſpruch derſelben diente keinesweges dazu, ſie zu beruhigen.

„Glaubt mir, Nachbarin!“ rief eine derſelben, „die ſchöne Lady mit allen ihren feinen Manieren iſt nichts beſſer, als ſie ſeyn ſollte, das habe ich lange geſehen und bemerkt. No better as she should be!“ ein in Schottland wie in England ſehr gewöhnlicher Ausdruck in dem Munde der Frauen dieſes Standes, der das Allerärgſte andeutet, was ſie verſtändlich auszuſprechen ſich ſcheuen. Alle ſtimmten dieſer Meinung bei, Jede wollte die Beſtätigung derſelben in Sidoniens Anzug und Betragen geſehen haben, Eine ging ſogar ſo weit zu behaupten, ſie ſchminke ihr Geſicht, was bei ihnen faſt für eine Todſünde galt.

Endlich nahm die älteſte unter ihnen das Wort, die Wittwe eines ehemals ſehr orthodoxen Predigers in Glasgow, die gewohnt war, in allen ſtreitigen Fällen dieſer Art eine entſcheidende Stimme zu haben.

„Ihr ſollt nicht ſitzen, wo die Sünder und Spötter ſitzen, ſpricht der Herr!“ rief ſie mit feierlichem Predigerton; „jene fremde Frauensperſon iſt aber eine Sünderin, eine Heidin, vielleicht ſogar eine Jüdin; wenigſtens eine freche Sabathsſchänderin, die eine gute Chriſtin, wie Ihr, Frau Mackintoſh, nicht länger unter ihrem Dache dulden ſollte, wenn Ihr nicht gleicher Sünde theilhaftig werden wollt; denn es ſteht geſchrieben: wer ſich in die Verſuchung begiebt, der kommt darin um. Sie beſucht nie die Kirche . . .“

„Einmal habe ich ſelbſt ſie hinein begleitet!“ rief die Wirthin dazwiſchen.

„Das geſchah, wie der würdige alte Herr noch bei ihr war,“ erwiederte die Alte, „der nun ausgezogen iſt, weil er das Sündenleben nicht länger mit anſehen wollte; aber ſeitdem! Muß ich da nicht ſelbſt mit dieſen meinen alten Augen zu meinem großen Greuel es an jedem Sabathe mit anſehen, wie dieſe neue Jeſabel mit ihrem Buhlen in eine Glaskutſche ſteigt, während die Glocken die Gemeine in den Tempel rufen, und ich in Demuth mich bereite, den frommen Gang anzutreten? Fahren ſie nicht ſpottend und lachend mitten durch die Kirchgänger hindurch? Zucht- und Schamvergeſſend, ziehen ſie nicht einmal die Blenden der Kutſchenfenſter auf, wie jeder doch thut, um kein Aergerniß zu geben, der einmal an dem heiligen Tage über Land fahren muß. Bittere Thränen habe ich ſchon über den armen John und die ſtummen Kreaturen vor dem Wagen geweint, die von dieſen Heidenſeelen abgehalten werden, den Sabath nach dem Gebote des Herrn heilig zu halten. Nein, Miſtriß Mackintoſh, Ihr ſeyd freilich befugt zu thun, was Euch recht deucht, aber ich ſage Euch ohne Scheu, ich werde Eure Thüre nicht verdunkeln, bis Ihr dieſes Aergerniß aus Euren Mauern entfernt habt.“

„Aber, gute Frau Allan, bedenkt meinen Stand und meine unmündigen Kinder, für die zu ſorgen mir obliegt,“ bat die ängſtliche Wirthin; „ich darf meine Thüre Keinem verſchließen, der bei mir herbergen will. Was gehen die Geſinnungen der Fremden mich an, die für ihr Geld bei mir wohnen, wenn ſie nur kein öffentliches Scandal erregen? und ein ſchönes Geld iſt es, was ich an dieſen verdiene, ſie bezahlen alles in vollgewichtigen Guineen.“

„Du ſollſt dein Herz nicht an den eitlen Mammon hängen,“ erwiederte die zürnende Alte, und zog die Kappe ihres Mantels ſich über beide Ohren; „ich habe geredet, bedenket die Rettung Eurer Seele;“ damit ſchritt ſie zur Thüre hinaus; die übrigen Weiber folgten ihr nach, und Frau Mackintoſh blieb nicht klüger, als ſie vorher geweſen, aber wo möglich noch unzufriedener und unentſchiedener, zurück.

Der nächſte Sonntag war einer von jenen, in Schottland nichts weniger als ſeltenen Tagen, an denen der Himmel grau und bleiern dicht über der Erde hängt, nebelartiger Regen unaufhörlich hinabrieſelt, und die ſchwere, mit feuchten Dünſten beladene Luft alles freudige Gefühl niederdrückt, alles Leben erkältet. In Sidoniens Zimmer war ein Kaminfeuer angezündet, wie das an ſolchen Tagen, ſelbſt mitten im Sommer, in dieſem Lande üblich, und wegen des naßkalten Klimas auch nothwendig iſt; Sidonia aber war des Steinkohlengeruchs noch nicht gewohnt, hatte deshalb, unerachtet der üblen Witterung, die Fenſter geöffnet, und ſaß ganz allein an ihrem Pianoforte, um Wind und Wetter beim Klange der Saiten zu vergeſſen. Ein immer lauter werdendes Gemurmel vieler Menſchenſtimmen auf der Straße bewog ſie mit Spielen einzuhalten, ſie trat an das offene Fenſter und ſah, unerachtet des noch immer anhaltenden Regens, eine große Verſammlung von Männern und Frauen im Sonntagsputz vor dem Hauſe ſtehen, die mit drohenden Blicken zu ihr hinaufſahen. Mitten unter ihnen gewahrte ſie eine lange hagere alte Frau, ihr dunkelrother Mantel war zurückgeſchlagen, und hing ihr längſt dem Rücken hinab, um ſie in ihren rednerischen Bewegungen nicht zu hindern. Mit gen Himmel gerichteten Augen und erhobenen, weit ausgeſpreizten Händen ſtand ſie unter ihren Zuhörern, doch von dem, was ſie ſagte, drang nur der kreiſchende Ton zu Sidonien hinauf, und als ſolche Sidonien am Fenſter erblickte, ſtreckte ſie mit grimmiger Gebärde den langen knöchernen

Finger drohend gegen ſie aus, und ſchien ein Anathema über ſie auszuſprechen.

Im nämlichen Augenblick ſtürzte Miſtriß Mackintoſh athemlos in das Zimmer; in ihrer übergroßen Eile, die Fenſter zu ſchließen, vergaß diesesmal die ſonſt immer ſehr höfliche Frau ſogar den kleinen poſſierlichen Knix der Schottländerinnen ihres Standes. „Was bedeutet dort unten der Auflauf? gilt das mir? was will die Frau dort von mir?“ fragte halb erſchrocken Sidonia; doch ihre Wirthin war in dieſem Augenblick gar nicht in der Stimmung, ihre Fragen geziemend zu beantworten.

„Wollen Sie eine Heidin ſeyn und ein gottloſes ſündliches Leben führen, Madame, ſo thun Sie es für ſich!“ rief ſie, beide Hände auf die Hüften geſtemmt, „aber geben Sie nicht durch weltliche Lieder und gottloſes Muſiciren am Sabathe Leuten, die beſſer ſind als Sie, ein Aergerniß, noch obendrein bei offenen Fenſtern, damit es recht weit erſchalle, und zur Stunde des Gottesdienſtes! Ward je ſo etwas unter Chriſten geſehen? Mein ehrbares Haus wenigſtens ſoll nicht durch Ihr ſündhaftes Betragen dem ganzen Kirchſpiel zum Gräuel und Aergerniß werden, und könnte ich dadurch aller Welt Reichthum erwerben;“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie das Pianoforte verſchloß, und den Schlüſſel deſſelben in ihre Taſche ſteckte. „Gott ſtehe mir bei, was müſſen meine unglücklichen Augen erblicken!„ rief ſie plötzlich, als ſie jetzt mit unverſtelltem Entſetzen auf dem Kamin ein Spiel Karten gewahr wurde, das noch von der Zeit her dort liegen geblieben war, wo Belmont, aus Gefälligkeit gegen den Doctor Maifeld, zuweilen Abends mit dieſem eine Parthie Pikett geſpielt hatte. „Werkzeuge Belials an einem Sabath? offen daliegend in meinem ehrlichen Hauſe? Fort mit euch ins Feuer, wohin ihr gehört! Auch Bücher? Der Aſtrologe, Burn's Gedichte, und daneben ein Arbeitskörbchen? Es iſt zu viel!“ rief die eifernde Frau, in Thränen des Zorns ausbrechend. „Unglückliche Lady, ſind Sie denn wirklich unter Heiden aufgewachſen, weil Sie nicht einmal zu wiſſen ſcheinen, daß jedes chriſtliche Haus am Tage des Herrn ein gereinigter Tempel ſeyn ſoll, auf welchen ſein Auge mit Wohlgefallen hinabſchauen kann? und daß man deshalb ſchon am Samſtag Abend, vor Mitternacht, ehe der Sabath anbricht, alles wegräumen muß, was an weltliche Vergnügungen und Werkeltags-Arbeiten erinnert? Nur die Bibel und Andachtsbücher dürfen an dieſem Tage aufgeſchlagen werden, keine Romane und Muſikalien und weltliche Dichtungen dürfen umherliegen, um unheilige Gedanken zu erwecken. Und vollends Handarbeiten! Wiſſen Sie nicht, daß geſchrieben ſteht: am Tage des Herrn ſollſt du ruhen, du und der Fremde in deinen Thoren? und glauben Sie etwa, daß alle Ihr Geld mich bewegen könnte, zu ſolchem heidniſchen Beginnen zu ſchweigen?“

Belmonts Ankunft machte glücklicher Weiſe dieſer Scene ein Ende, die für Sidonien um ſo peinlicher war, da der ganz gemeine ſchottiſche Dialekt, in welchen die Frau in ihrem Eifer verfiel, es ihr unmöglich machte, deutlich zu begreifen, was ſie ſo in Zorn geſetzt habe, und was ſie und die Leute auf der Straße eigentlich von ihr verlangten. Belmont aber, der unten den Auflauf geſehen, und durch einige begütigende Worte zerſtreut hatte, errieth augenblicklich, was hier vorgegangen ſey. Höflich, wenn gleich mit ziemlich feſter Hand, führte er die zürnende Frau in ein anderes Zimmer, ohne weder auf ihre Worte, noch auf ihr leiſes Sträuben zu achten.

„Nehmen Sie den unangenehmen Vorfall nicht zu hoch auf, und zürnen Sie nicht zu ſehr der armen Frau, die nur nach den beſchränkten Einſichten handeln konnte, welche Erziehung und Gewohnheiten ihres Volkes ihr gewährten,“ ſprach Belmont lächelnd, als er nach einer kleinen Viertelſtunde zu Sidonien zurückkehrte.

„Erklären Sie mir nur, worüber unſere Wirthin ſo in Zorn gerieth, und was die Leute auf der Straße von mir wollten, die jetzt, wie ich ſehe, auseinander gegangen ſind, und weshalb ſie mit ſo drohenden Blicken zu mir hinaufſahen, daß mir wirklich anfing um meine perſönliche Sicherheit bange zu werden,“ ſprach Sidonia.

„Ich bekenne mich feierlichſt für den Schuldigen,“ antwortete Belmont, die Hände in komiſcher Demuth über die Bruſt kreuzend, „ich allein bin die Veranlaſſung zu dem allen, denn ich hätte meine Freundin bei Zeiten von der faſt jüdiſchen Strenge unterrichten ſollen, mit welcher in Schottland auf die Feier des Sonntags gehalten wird, den dieſe Leute auch gewöhnlich recht altteſtamentariſch den Sabath nennen. Durch die Unannehmlichkeiten, welche dieſe meine Nachläſſigkeit Ihnen zugezogen hat, bin ich aber vor der Hand, ſollte ich meinen, ſattſam beſtraft.“

„Das war alles?“ rief Sidonia, „man darf alſo in Schottland Sonntags während des Gottesdienſtes ſein Pianoforte nicht öffnen?“

„Von Sonnabend gleich nach Mitternacht, bis Sonntags zur nämlichen Stunde, darf in Schottland kein Muſikaliſcher Ton erſchallen,“ erwiederte Belmont, „ſogar das unſchuldigſte Pfeifen eines Liedchens iſt verpönt, keine Karte darf angerührt, kein Buch, das nicht ein Andachtsbuch iſt, geöffnet, keine Nadel abgeſtrickt werden. So, liebe Sidonia, ſind die düſtern Begriffe dieſes Volkes, das nur am Worte klebt, ohne in den eigentlichen Sinn deſſelben einzugehen. Auch in England iſt es damit nicht viel anders.“

„Was Sie mir da ſagen, iſt mir nicht ganz neu, obgleich ich nicht dachte, daß es bis zu dieſem Grade gehen könne,“ erwiederte Sidonia. „Dies alſo iſt das geprieſene Land der Freiheit, wie die ſtolzen Britten ſammt und ſonders ſo gern es nennen? Es geht mir jetzt wie dem Doktor

Maifeld, ich habe genug davon, wenn gleich nicht von ganz Schottland, doch wenigſtens von Edinburgh, und möchte auch nicht gern noch länger unter dem Dache der Frau Mackintoſh verweilen, die wohl auf geziemendere Weiſe mich hätte von den Gebräuchen ihres Landes unterrichten ſollen. Sie konnte wiſſen, daß ich, eine Fremde, nicht genug damit bekannt wäre, um nie gegen dieſelben zu verſtoßen."

„Das konnte ſie nicht, theure Freundin, das konnte ſie wahrlich nicht," erwiederte Belmont; „bedenken Sie, daß wir mitten unter Inſulanern leben, die keine Gränznachbarn haben, durch welche die unglaubliche Beſchränktheit ihrer Begriffe von der übrigen Welt einigermaßen erweitert werden könnte. Das Meer, welches ihnen dieſe ſichere Abgeſchloſſenheit von der übrigen Welt gewährt, ſchließt auch den Kreis ihrer Ideen eben ſo enge ab, und eine Frau, wie Miſtriß Mackintoſh kann vollends nie auf den Gedanken kommen, daß man in der übrigen Welt von Manchem andere Anſichten haben könne als ſolche, die auch in Edinburgh gelten."

Sidonia beharrte indeſſen auf ihrem Wunſche, wo möglich ſchon am folgenden Tage den längſt beſchloſſenen Beſuch der Hochlande anzutreten. Ihre Abneigung gegen jede Beſchränkung ihres Willens, für die kein vernünftiger Grund ſich angeben ließ, machte einen längeren Aufenthalt in Edinburgh ihr jetzt unangenehm. Belmont ſelbſt konnte ſie deshalb nicht tadeln, er mußte eingeſtehen, daß ſie bei einem verlängerten Aufenthalte dieſe Stadt nicht beſſer kennen lernen würde, als ſie dieſelbe ſchon kannte. Die Jahreszeit war günſtig, man mußte ſogar eilen, den in den Gebirgen ſo flüchtigen Sommer nicht unbenutzt entfliehen zu laſſen, und ſo wurden denn die nöthigen Verabredungen wegen der Reiſe ſchnell abgemacht. Belmont ging, um alle nöthigen Vorkehrungen zu derſelben zu treffen und von ſeinen Bekannten Abſchied zu nehmen; Sidonia eilte, ihrer Margarethe einpacken zu helfen, damit alles nur gewiß für die auf morgen beſtimmte Reiſe in Bereitſchaft wäre, und alles vermieden würde, was einen Aufſchub derſelben veranlaſſen könne.

* * *

Niemand kann froher ſeyn, als Margarethe es über die unverhoffte Gelegenheit war, mit ihrer geliebten Gebieterin einmal wieder nach Herzensluſt plaudern zu dürfen, und nichts ging über die Geſchäftigkeit, mit der ſie Federn, Blumen, Spitzen und Shawls herbei trug, während Sidonia alle dieſe Dinge recht ſorgſam in Maculatur einwickelte.

„Haſt du mehr von ſolchem Papier?“ fragte dieſe, indem ſie einen bedruckten Bogen, den Margarethe ihr gereicht hatte, aufmerkſam betrachtete. „Ei freilich einen ganzen Stoß,“ erwiederte Margarethe, und brachte denſelben gleich herbei; „nicht wahr, es iſt herrlich zum Einpacken? ich habe es wirklich aus dem Feuer gerettet, denn ehe wir das Landhaus des Herrn Courtin verließen, hat Monſieur Martin wohl noch dreimal ſo viel davon verbrannt. Er ſagte, ſein Herr habe ihm auf Leib und Leben es anbefohlen, und wollte mir auch nicht einen einzigen Bogen davon geben, ſo ſehr ich auch darum bat; da habe ich ihm denn heimlich davon ſo viel weggenommen, als ich nur konnte. Es war doch auch ein alberner Eigenſinn, ſo viel ſchönes Papier um nichts und wieder nichts zu verbrennen, das man zum Einpacken oft ſo nöthig braucht; auf Reiſen muß man alles bedenken, denn man bekommt die Dinge nicht immer, wenn man ſie will.“

„Nelly oder Peggy mögen dir weiter einpacken helfen, damit du zur rechten Zeit fertig wirſt,“ ſprach Sidonia, nahm die Papiere, die Margarethe vor ihr hingelegt hatte, zuſammen, und ging damit in ihr Zimmer, um bei verſchloſſenen Thüren den Inhalt derſelben zu unterſuchen.

Ein unmöglich vorher zu berechnender Zufall enthüllte Sidonien in dieſem ſchmerzlichen Augenblick alles, was Belmont, um ihrer Ruhe zu ſchonen, mit der größten Sorgfalt ihr ſo lange zu verhehlen geſtrebt hatte. Ihre zitternden Hände hielten ein vollſtändiges Exemplar jener Schrift, deren Exiſtenz ſie gar nicht hatte erfahren ſollen, und ihr zürnendes Auge durchflog mit Flammenblicken das ſchwarze Chaos der ſchändlichſten Verläumdungen, welche nur jemals die ſchadenfrohe Bosheit eines rachſüchtigen Weibes erſinnen, und die ſchmutzige Habſucht eines ehrloſen Scribenten an den Tag fördern konnten. Das Mittel ſelbſt, welches Belmont als das einzige ergriffen, durch welches er dieſen Schmerz ihr erſparen zu können meinte, der nicht ohne große Schwierigkeiten ins

Werk geſtellte Aufkauf aller noch vorhandenen Exemplare jener Schandſchrift, mußte ſie ihr in die Hände ſpielen, und zwar zu einer Zeit und unter Verhältniſſen, durch die es faſt undenkbar geworden war, daß ſie auf andere Weiſe noch damit hätte bekannt werden können. So wird über dem Verſuche, den Gang der Zukunft zu leiten, unſere umſichtigſte Weisheit oft zur Thorheit.

Der erſte Eindruck, welchen dieſe unerwartete Entdeckung auf Sidonien machte, war wirklich furchtbar, und ſie that nichts, um ihn zu bekämpfen. Widerſtandlos überließ ſie ſich den Ausbrüchen des gerechteſten Zorns, der tiefſten Erbitterung, vor allem aber flößte der Gedanke an die Verworfenheit ihr wahres Grauen ein, zu der ein menſchliches Weſen hinabgeſunken ſeyn mußte, um bei kaltem Blute die Ehre einer ſchutzloſen, ihm völlig unbekannten Frau mit ſo frechem Uebermuth in den Staub treten zu können. Zwar Sidoniens Name war in jenen Blättern nur mit den Anfangsbuchſtaben deſſelben bezeichnet, aber ihr Rang, ihre Geſtalt, die Verhältniſſe, in denen ſie zu Bordeaux geſtanden, waren mit unverkennbarer Deutlichkeit aufgefaßt. Es konnte kein Zweifel darüber aufkommen, daß ſie und keine Andere damit gemeint ſey, und jenes unſelige Zuſammentreffen des bedauernswerthen Robert mit ſeiner Frau, in ihrem Zimmer und in ihrem Beiſeyn, ſein Tod und Sidoniens frühere Bekanntſchaft mit ihm, waren auf eine Weiſe dargeſtellt, vor der alles Blut in ihren Adern in Abſcheu erſtarrte.

Doch Sidonia ermuthigte ſich bald wieder und ſuchte das erſte lähmende Entſetzen dadurch von ſich abzuſtreifen, daß ſie jene unſeligen Blätter abermals zur Hand nahm, ſie vom Anfange bis zum Ende durchlas, und endlich dahin gelangte, ſie mit jener verachtenden Kälte zu betrachten, die einem edlen, ſchwer verwundeten Gemüthe ſo ſchmerzlich iſt, weil durch ſie die furchtbare Einſamkeit, in der es in der Welt daſteht, ihm um ſo fühlbarer wird.

„Was will ich denn?“ ſprach ſie endlich zu ſich ſelbſt, unbewußt laut werdend, wie das in ähnlichen Fällen oft ihre Art war; „bin ich nicht eine Thörin, daß ich über das Bischen Druckerſchwärze auf der weißen Papierfläche ſo erſchrecke? Was iſt mir denn hier zu Leide geſchehen, das ich nicht früher ſchon zu überwinden gewußt hätte?

Mein eigenes Leben und das trübe Geſchick meiner theuren Mutter ſollten ja ſchon längſt mich darüber belehrt haben, daß Verläumdung ſolcher armen Hülfsmittel zu ihrem unheilbringenden Fluge nicht bedarf. Ein, von ſpitzigen Zungen leicht hingeworfenes Wort, iſt ihr Waffe genug, um den guten Namen ihrer Opfer zu tödten. Haben doch ſolche, die meine Freunde ſich nannten, die ſchmeichelnd mich umdrängten, die ich mit Beweiſen meines Wohlwollens überhäufte, das Nämliche an mir gethan, ich habe den Schmerz darüber beſiegt, und nun ſollte ein Elender mich tiefer verletzen können, der vielleicht nie mich geſehen, dem ich nie Gutes erwieſen, den vielleicht Hunger zum Pasquillanten machte, und deſſen ausſchweifendſtes Lob ich wahrſcheinlich mit einer Hand voll Gold mir hätte erkaufen können? Denn Broſchüren dieſer Art ruft nur die Hoffnung, Gold damit zu gewinnen, an das Licht.“

„Nein, dieſes Erzeugniß elender Habſucht ſoll mich nicht niederdrücken, nein! wahrlich nein!“ rief ſie mit einer verachtenden Bewegung der Hand, die den vor ihr liegenden Stoß Papier in Unordnung brachte, einige Blätter deſſelben fielen auf den Boden, indem ſie ſich bückte, ſie aufzuheben, traf ihr Blick auf ein nicht zu ihnen gehörendes bedrucktes Blatt, das mitten unter ihnen lag; das nämliche, welches ſie vor einigen Tagen von ihrem Gange durch die alte Stadt Edinburgh mit nach Hauſe gebracht, und an das ſie über die Abreiſe des Doktors Maifeld nicht weiter gedacht hatte.

Der karrikaturartig mit bunten Farben beklexte grobe Holzſchnitt oben über dem Titel deſſelben, zog einen Augenblick Sidoniens Aufmerkſamkeit an; eine mit Diadem, hohem Federbuſch und langem Schlepp fürſtlich geſchmückte Dame war darauf vorgeſtellt, die einem jungen Manne in altſpaniſcher Tracht einen Dolch in die Bruſt ſtieß, und neben dieſen Beiden eine, die Hände ringende Frau in Trauerkleidern. Unter dieſem Kunſtwerk ſtand mit großen Buchſtaben folgendes gedruckt:

Wahre und umſtändliche Beſchreibung der grauſamen blutigen Mordthat, welche eine niederländiſche Prinzeſſin unlängſt in Frankreich an einem berühmten italieniſchen Maler, in Gegenwart von deſſen unglücklichen Gattin, aus Eiferſucht verübte.

Das Ganze war augenſcheinlich ein aus irgend einem Zeitungsblatt entlehnter Aufſatz, für Bierbänke und Spinnſtuben zu einer gräßlichen Mordgeſchichte umgewandelt. Sehr pathetiſch wurde darin erzählt, wie die niederländiſche Prinzeſſinn den jungen Maler, in den ſie ſich verliebt hatte, wider ſeinen Willen bei ſich feſt gehalten, wie ſie aus Eiferſucht ihn erdolcht habe, als ſeine troſtloſe Gattin herbeiflog, um ihn zu befreien, und wie endlich nur der hohe Rang der Mörderin, dieſelbe vor der wohlverdienten Strafe geſchützt, und den Arm der Gerechtigkeit aufgehalten habe, bis es ihr möglich geworden ſey, heimlich aus dem Lande zu entfliehen.

Mit bitterem Lächeln warf Sidonia das Blatt zu den übrigen hin, nachdem ſie es geleſen. Daß ſie in der Heldin dieſes eben ſo abgeſchmackten als gräßlichen Mährchens gemeint ſey, darüber konnte kein Zweifel ihr bleiben, und das Gefühl, ſogar bis in dieſe abgelegene Ecke der Welt auf ſolche Weiſe verfolgt zu werden, erfüllte ſie mit Abſcheu und Grauen.

Sidonia begann jetzt die in ihrem Zimmer verſtreuten Blätter zuſammen zu ſuchen, und die große Anzahl der in dieſen enthaltenen Exemplare jener nicht, viel über einen Bogen betragenden franzöſiſchen Broſchüre, fiel bei dieſer Beſchäftigung ihr auf. Sie erinnerte ſich von Margareth gehört zu haben, daß Belmonts Kammerdiener deren wohl noch dreimal ſo viel, auf Befehl ſeines Herrn, verbrannt habe, und mit einemmal drängte hell und klar die Gewißheit ſich ihr auf, daß Belmont deren ſo viele, als er nur habe erlangen können, in Bordeaux heimlich aufgekauft habe, um ſeiner Freundin ſogar die Exiſtenz dieſer Schandſchrift zu verbergen, indem er ſie zugleich ſo viel als möglich zu unterdrücken ſtrebte.

Plötzlich war es wieder Licht in ihrem von Mißmuth und heimlicher Kränkung umdunkelten Gemüth. „Und ich klage noch?“ rief ſie in froher Begeiſterung. „Sorgſam und heimlich ſucht der Freund die Dornen von meinem Wege zu entfernen, die mich vielleicht einſt verletzen könnten, und ich klage noch? Er verzichtet auf allen Dank, auf jeden Lohn außer dem, welchen das ſtille Bewußtſeyn ihm gewährt, mit leiſer Hand, von mir unbemerkt, einen Schmerz an mir vorüber geführt zu haben! O Belmont, was iſt alles Leid, das die Welt mir jemals angethan und vielleicht noch anthun wird, gegen das Glück, dich gefunden zu haben! Nie ſollſt du erfahren, daß ein Zufall die Erfüllung deines Zweckes vereitelte, denn ich verſtehe dich, ſo wie du mich verſtehſt; nie verrathe dir die leiſeſte Andeutung von meiner Seite, daß ich das Daſeyn dieſer Blätter erfahren habe. Aber von dieſem Augenblicke an weiß ich feſt und beſtimmt, daß ich zu dir allein auf dieſer Welt gehöre, und halte an dir mit unbegränztem Vertrauen.

Mit eigener Hand zündete Sidonia den Stoß Papier an, den ſie froh geſchäftig in ihrem Kamin aufgehäuft, und als er in Aſche zuſammen ſank, war ihr, als verſinke mit ihm zugleich eine ſchwere Laſt, die ſie auf ihrem Herzen getragen, und die ſie bis jetzt verhindert hatte, in rechter Herzensfreudigkeit der nächſten Zukunft entgegen zu gehen.

Gleich bei Sidoniens Ankunft in Edinburgh hatte eine leiſe, aber ſehr vernehmliche Stimme in ihrem Gemüthe, die Nothwendigkeit einer von ihr, wenigſtens anſcheinend unabhängigen Begleitung ihres Geſchlechtes, ihr fühlbar gemacht. Ihre

Reiſe von Bordeaux nach Edinburgh war eigentlich nur eine Flucht zu nennen geweſen, aus einem Lande, wo weder Freude noch Sicherheit mehr für ſie war; und daß ſie, in ihrem damaligen hülfloſen Zuſtande den Schutz eines edlen Freundes nicht ausgeſchlagen, der ſchon ſo vieles für ſie gethan, war eine natürliche Folge ihrer damaligen Lage. Aber der Sturm, der damals dem Auſſergewöhnlichen gewaltſam ſie zutrieb, hatte jetzt ausgetobt; ihr klarer Verſtand ſagte ihr, daß es hohe Zeit ſey, ſich in die Schranken des allgemein für ſchicklich und anſtändig Angenommnen zurück zu begeben. Eine Luſtreiſe, die mehrere Monate währen ſollte, in ein von der übrigen Welt entferntes Land, in welchem ſie weder Bekannte hatte, noch deren zu finden hoffen konnte, mit Belmont allein zu unternehmen, war ein Schritt, der ihren guten Namen vor der Welt unausbleiblich zerſtören und den Zugang zu der beſſern Geſellſchaft auf ewig ihr verſchlieſſen mußte, das ſah ſie deutlich ein. Auch war ſie entſchloſſen, ſich über dieſen Punkt mit Belmont zu berathen, und ihn zu bitten, ihr Mittel und Wege zu zeigen, um eine Reiſegeſellſchaft, wie ſie ſolche wünſchte und bedurfte, ausfindig zu machen, doch ein vielleicht zu ängſtliches Zartgefühl, vielleicht auch heimliche Furcht vor dem Zwange, den auch die angenehmſte Reiſegeſellſchaft ihr auferlegen mußte, hatte ſie bis jetzt davon abgehalten. Treu ihrer alten Gewohnheit, des gegenwärtigen Augenblickes ſich zu freuen, ohne weiter in die Zukunft blicken zu wollen, hatte ſie es vorgezogen, die nähere Beſtimmung des Antritts der längſt beſchloſſenen Reiſe von einem Tag zum andern zu verſchieben, bis ſie vom Zorn über das unziemende Betragen der Frau Mackintoſh ſich hinreißen ließ, ihre Abreiſe ſo übereilt ſchnell feſtzuſetzen, daß es zur klaren Unmöglichkeit wurde, bis dahin noch eine Reiſegeſellſchaft, wie ſie ſolche bedurfte, zu finden. Jetzt, bei kühlerem Beſinnen, hätte ſie die Reiſe noch gern verſchoben, aber ſie fürchtete, in Belmonts Augen kindiſch und wetterwendiſch zu erſcheinen, wenn ſie nicht zugleich den Grund, der zu dieſem Aufſchub ſie bewogen, ihm entdekte, wozu aber der Muth in dieſem Augenlick ihr gänzlich fehlte. Zum erſtenmal war ſie ſich bewußt, daß ſie, von keiner Nothwendigkeit dazu gezwungen, im Begriff ſtehe, einen alle Regeln des Anſtandes und der allgemeinen Idee des Schicklichen verletzenden Schritt zu wagen. In ihr ganz ungewohnter, ängſtlicher Beklommenheit hatte ſie deshalb den ganzen Tag über die Anſtalten zu der vorhabenden Reiſe mit großer Eile betrieben, durch welche ſie jenes Gefühl zu betäuben ſuchte. Doch nun ſeit ſie jene Druckbogen gefunden, die jetzt vor ihren Augen in Flammen aufloderten, war plötzlich alles in ihr anders geworden. Dieſe ihre neueſten Erfahrungen hatten zu all der Selbſtſtändigkeit, all der Klarheit ihres Willens, unglücklicher Weiſe aber auch zu all der Verachtung der öffentlichen Meinung ihr wieder verholfen, die von jeher ihr eigen geweſen waren.

„Nein!“ rief ſie, „ich bleibe mir treu, und halte feſt an dem Freunde, der allein mich erkennt, wie ich bin. Mögen ſie ſchwatzen und urtheilen und ſich wundern, was kümmert es mich. Haben ſie jemals mir nur gemeine Billigkeit bewieſen? Haben ſie mich nicht ſchonungslos verſtoſſen? meinen Namen mit Schande beladen, während ich vor Gott und mir ſelbſt ſchuldlos bin? Es ſey darum, meine Freiheit wenigſtens will ich ihnen verdanken, und das Recht, hinfort nur den

Richter in meiner Bruſt als den einzigen anzuerkennen, dem Folge zu leiſten mir Pflicht iſt.“

* * *

In ſtrahlender Heiterkeit, gleich dem Sommermorgen, der eben in unbeſchreiblicher Schönheit über die vom geſtrigen Regen erfriſchte Erde aufging, trat Sidonia am folgenden Tage, völlig zur Reiſe gerüſtet, dem Freunde entgegen, und keine Spur der geſtrigen Kämpfe in ihrem Innern umwölkte ihr ſchönes lächelndes Auge. Sie hatte die ganze Einrichtung der Reiſe Belmont überlaſſen, und bemerkte mit ſtiller Anerkennung des feinen Taktes, der ihn dabei geleitet, daß er mit ſeinem Kammerdiener in einem leichten Curricle dem Wagen folgen wollte, in welchem ſie mit Margareth ſaß, obgleich derſelbe geräumig genug war, um auch ihn bequem aufnehmen zu können. Jedem möglichen Ueberdruß, welchen Ermüdung und ſtetes Beiſammenſeyn auf Reiſen herbeiführen können, war dadurch vorgebeugt, und zugleich dem äußern Anſtande, ſoviel dieſes noch möglich war, ſeine Rechte erhalten.

Sidonia ward der Anmuth und Schönheit der Natur kaum gewahr, die in der Nähe ſie umgab, ihr Auge hing in ſtiller Erwartung an den kühnen

Konturen des Gebirges, das am fernen Horizont, in blaue Nebel gehüllt, ſich vor ihr aufthürmte; ihr war, als müſſe dort ein neuer Abſchnitt ihres Lebens beginnen, als müſſe alles zurückbleiben, was bis jetzt ihr Daſeyn getrübt hatte, und als wären jene fernen Berge die Schwelle, die ſie nur zu überſchreiten habe, um in eine andere Welt einzutreten, in der ſie alles finden müſſe, was ſie bis jetzt noch in ihrem Leben vermißte.

Die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, als unſere Reiſenden in Stirling, der erſten Stadt an der Gränze der Hochlande, anlangten, es war eben Markttag, eine Menge Landleute aus dem nahen Gebirge, in der romantiſchen Tracht ihres Landes, die kaum unſerem Welttheile anzugehören ſcheint, und die man in Edinburgh nur einzeln und ſelten erblickt, zogen in den Straßen umher. Vom Reize der Neuheit angezogen, drängte Sidonia an Belmonts Arm, leichten Schrittes und fröhlichen Herzens, durch die kräftigen, von Luft und Sonne gebräunten Geſtalten ſich durch, um ſie in der Nähe zu betrachten, während die furchtſame Margarethe nur lauter wilde Indianer in ihnen ſah, von denen man doch ſo eigentlich nicht wiſſen könne, ob ſie nicht auch nebenher Menſchenfreſſer wären, und ſich ängſtlich an ihre Gebieterin anhielt.

Hoch über der Stadt, die, gleichſam Schutz ſuchend, ſeinem Fuße ſich anſchmiegt, erhebt ein ſteiler Fels den drohenden Gipfel, deſſen Stirn ein uraltes feſtes Kaſtell gleich einer Krone ſchmückt. Dort oben auf der Teraſſe vor dem Schloſſe ſtanden Sidonia und Belmont, und ſahen dem Sinken der Sonne zu, wie ſie ein hellſchimmerndes, aus Abendgold und Nebelduft gewobenes Netz über die paradieſiſch ſchöne Gegend ausbreitete. Städtchen und Dörfer, einzelne Landhäuſer, fruchtbar angebaute Hügel und herrliche Baumgruppen glänzten verklärt im roſigen Licht und geſchmolzenem Golde ähnlich, wand der Strom Forth in unzähligen Krümmungen zwiſchen all dieſer Pracht ſich hindurch. Sidonias Herz ſchwamm in Entzücken, während ſie am Arm des geliebten Freundes dieſe unermeßliche Herrlichkeit überſchaute.

„Iſt dieſer Fluß in ſeinem ſeltſamen Laufe nicht das treuſte Bild des Lebens?“ ſprach Belmont, nachdem ſein Auge mit faſt wehmüthigem Ausdrucke die manigfaltigen Windungen deſſelben verfolgt hatte. „Aus dunkeln Bergen kommt er herab, der freie lebensfriſche Sohn der Natur; ſehen Sie, wie er hier unten am Fuße des Felſen, auf welchem wir ſtehen, der Brücke raſch enteilt, die wie ein leichter Sprung über ſeinen Rücken ſich ſchwingt, als fürchte er, in ſeinem ferneren Laufe von ihr aufgehalten zu werden. Dort jenes Dörfchen, das aus Bäumen und Blüthenhecken wie aus einem Kranze hervorlauſcht, iſt das Ziel, welchem er zuſtrebt; nun hat er es erreicht, aber er wendet ſich gleich wieder von ihm ab, und eilt zurück, um in jenem Marktflecken ein bewegteres Leben aufzuſuchen. Doch auch hier iſt ſeines Bleibens nicht; er läuft wieder vorwärts, ihn locken die Schatten jener Gruppe majeſtätiſcher Eichen, aber auch von dieſen wendet er bald ſich wieder zurück, jenem Dörfchen zu, das zuerſt ihn anzog; mit erneuter Liebe umkreißt er es aus der Ferne, verläßt es wieder, um zwiſchen fruchtbar angebauten Hügeln und blumenreichen Wieſen hinzutanzen. So läuft er immer fort, rückwärts, vorwärts, immer weiter und weiter im ewigen Irrlauf; ſucht neue Gegenſtände auf, kehrt zu früher verſchmähten zurück, bis er jene ferne, in düſtere Trauer verſunkene Gegend erreicht. Tag und Nacht, ununterbrochen ſteigen dort aus den ewig glühenden Hochöfen der Eiſengießereien zu Carron, wie aus dem Krater eines Vulkans, unaufhörliche Rauchwolken auf, trüben das über ſie ſich hinwölkende Blau des Himmels, bedecken rings umher Laub und Gras mit Ruß und Aſche, und hüllen alles in ihrer Nähe in das Gewand der Trauer. Dort iſt es um das friſche herrliche Jugendleben des Stromes gethan, um all ſeine luſtigen Sprünge; dort ergreift ihn der Zwang, ein ſteinener Kanal ſchlägt ihn in nicht zu durchbrechende Feſſeln, führt ſeinen, nicht minder raſchen Gefährten dem Strome Clyde ihm zu, beide müſſen fortan vereint Schiffe tragen, Räder treiben, und im harten Dienſte ihre Kräfte verwenden, bis endlich der alte Vater Ocean ſich ihrer erbarmt, und beiden vergönnt, namen- und weſenlos, in Milliarden Tropfen verſtreut, ſich in ſeinem unermeßlichen Reiche zu verlieren."

„In welchen düſtern Bildern gefällt es heute Ihrer ſonſt immer ſo heitern Phantaſie ſich zu ergehen!" rief lächelnd Sidonia; ich möchte ebenfalls den fröhlich hingaukelnden Fluß der Jugend vergleichen, doch nicht in Ihrem Sinn. Ich ſehe ſie, wie ſie von unbeſtimmter Sehnſucht getrieben, Allem zueilt, Alles erfaßt, und Alles wieder losläßt, weil es das Rechte nicht war, deſſen Bild ihr vorſchwebt, bis ſie endlich, eben wenn es beginnt um ſie her recht dunkel zu werden, dem Weſen begegnet, das ſie lange ſuchte, das ihr das Eigene ergänzt, das, von gleicher Raſtloſigkeit ihr entgegen getrieben, mit ihr auf immer ſich vereint und beide nun, zu einem Daſeyn verſchmolzen, den glücklichen und beglückenden Lauf mit einander fortſetzen bis zu dem unbekannten Ziel, das den Glücklichen wie den Unglücklichen endlich erwartet.“

„Liebe Freundin, Sie überſehen den Kanal, der beide gewaltſam an einander zwingt, ſo daß gar kein Loskommen mehr denkbar bleibt,“ erwiederte Belmont.

„Ich ſehe in ihm nur ein Band, das Beiden die beruhigende Gewißheit ewigen Vereintſeyns ohne die Möglichkeit einer Trennung gewährt,“ antwortete Sidonia.

„Feſſeln bleiben Feſſeln, und wären ſie aus

Roſen gewoben,“ ſprach Belmont, und ſchüttelte ernſt und bedenklich das Haupt; „und ich geſtehe Ihnen Sidonia, daß meine ſtörrige Natur gegen alles ſich ſträubt, was nur von fern ihnen gleicht. Sollte ich wirklich einmal in den Himmel aufgenommen werden, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß mich nicht gleich, ſobald ich merke, Sanct Petrus werde die Thüre hinter mir abſchließen, eine unwiderſtehliche Luſt anwandeln ſollte, mich auch einmal in der Hölle ein wenig umzuſehen, und daß ich nicht alles anwenden würde, um dem Aufenthalte der Seeligen wieder zu entkommen. Die Frauen ſind den Engeln weit näher anverwandt als wir, aber des Mannes Gemüth iſt ein wunderliches Ding. Ein Glück, von dem es überzeugt iſt, daß es ihm nie entgehen kann, hört auf, ihm ein ſolches zu ſeyn, es will immerfort zweifeln und hoffen und fürchten. Treu in ſich ſelbſt, aus freier eigener Wahl, iſt es widerſpenſtig, ungerecht, zum Wankelmuth geneigt, ſobald man zur Treue es zwingen will. Darum ſind auch alle Gelübde ewiger Treue die größte Thorheit, auf welche Freundſchaft oder Liebe nur verfallen können. Wer Treue gelobt, empfindet ſchon in ſeinem Herzen die Verſuchung, ſie zu brechen, oder wird doch wenigſtens mit nächſtem ſie empfinden."

Während Belmont ſo ſprach, blickte Sidonia ihm ſehr ernſt in das Geſicht, als hoffe ſie in ſeinen Zügen einen Widerſpruch mit ſeinen Worten zu leſen, die ſie ſchmerzlich verletzten, ohne daß es ihr deutlich war wodurch. Sie war es ſich bewußt, daß ſie das unangenehme Gefühl, das er ihr erregt hatte, unterdrücken müſſe, und daß es ihr nicht zieme, dieſen Streit fortzuſetzen. „Sie möchten ſich für minder gut geben, als Sie es wirklich ſind, aber ich weiß es längſt, Sie ſind beſſer als Ihre Worte," ſprach ſie mit halb erzwungenem Lächeln, während ſie ſich auf den Weg machten, um noch vor Eintritt der Nacht den Fuß des Berges zu erreichen. Aber eine geheime bittere Empfindung blieb ihr dennoch, die ganz zu überwinden erſt ſpät ihr gelang.

Ueber Heide und Moos, durch enge Thäler und über luftige Höhen ſetzten ſie ihre Reiſe weiter fort, hin am ſtillen Ufer dunkler ſchweigender Seen, in deren heller Fluth die Häupter der rings umher ſtehenden mächtigen Felſen ſich ſpiegeln, vorüber an den vier alten moosbewachſenen Steinen, die noch immer die letzte Ruheſtätte ſeit Jahrhunderten in Staub zerfallener Helden bezeichnen; vorüber an den, aus Feldſteinen kümmerlich zuſammen getragenen Hütten, in welchen ein arbeitſames Völkchen wohnt, das bei tiefer Armuth, durch die Einfachheit ſeiner Sitten, vor zu weit ausgedehnten Wünſchen bewahrt wird. Doch auf jedem einzelnen Schritte durch dieſes wild-romantiſche Land ſie begleiten zu wollen, wäre ein eben ſo gewagtes als überflüſſiges Unternehmen.

* * *

Das ſchottiſche Hochland iſt nicht das Land der Freude, und ſelten, faſt niemals trifft dort ihr Jubelton unſer Ohr; es iſt das Land ſtiller Wehmuth und ernſter Erinnerung. Düſter ſchwelgende Fichtenwälder, ſteile, mit Heidekraut kümmerlich bekleidete Berge, Felſenwände, hin und wieder mit Epheu und niederem Geſträuche bedeckt, aus denen von der Natur ſeltſam geformte Steingebilde hervorragen, umziehen ſeine, in tiefem Schatten ruhenden Seen, die nur ſelten ein Strahl der Sonne berührt, und deren ſalzige

Fluth verräth, daß ſie ihre Entſtehung dem nahen Meere verdanken.

Aber ein unendlich beruhigender Geiſt weht über dieſen Bergen, dieſen Thälern, der das Gemüth des Wanderers zu ernſtem Nachdenken auffordert, und es mit ſanfter Wehmuth erfüllt. Milder Ernſt, ſtrenge Religioſität, unerſchütterliche Zufriedenheit mit dem engen kleinen Looſe, das ihnen gefallen, ſpricht in dem ganzen Weſen der armen Bewohner dieſer Gebirge ſich aus; die nächſte Nähe iſt ihre Welt, und ihre Gedanken ſchweifen nie in die Weite, obgleich ihr natürlicher klarer Verſtand, die durch harte Nothwendigkeit geübte Schärfe ihrer Sinne, und eine eigne, ſie charakteriſirende Schlauheit ſie fähig machen, auch das ihnen am fernſten Liegende zu erfaſſen und zu begreifen.

In der unausſprechlich ſtillen Einſamkeit dieſer Thäler, dieſer Berge, dieſer dunkeln Wälder athmete Sidonia mit jedem Athemzuge jenen milden Seelenfrieden ein, den ſie im Weltgeräuſche ſo oft vermißt hatte. Aus den, weder Schloß noch Riegel kennenden Thüren der armen Hüttenbewohner, wie aus den freilich ſeltenern, aber beſſern

Häuſern der wohlhabenden Pächter und der wenigen Gutsbeſitzer, welche noch mitten unter ihrem Volke wohnen, trat überall in der einladendſten Geſtalt jene nordiſche Gaſtfreiheit den Reiſenden entgegen, welche den Fremdling als einen längſt erwarteten, gern geſehenen Beſuch aufnimmt. Belmont hatte für die höher im Norden und im Gebirge liegenden Orte einige Adreſſen aus Edinburgh mitgenommen, aber es hätte deſſen kaum bedurft, denn die Ankunft von Reiſenden iſt in jenen Regionen noch immer eine frohe, ſchnell ſich verbreitende Neuigkeit, und wo kein bequemer Gaſthof ſich vorfand, blieben dringende Einladungen von Seiten der in der Nähe wohnenden Gutsbeſitzer ſelten aus, die nicht abzulehnen waren, ohne wohlwollenden Menſchen wehe zu thun. Mit einem unausſprechlich beruhigenden Gefühl überließ Sidonia ſich Belmonts Leitung, folgte ihm, wohin er ſie führte. Sie ſah und hörte nichts mehr von der großen Welt, die mit ihren Genüſſen und Thorheiten in dieſem Augenblicke weit hinter ihr lag, und ſie vergaß ſie gern und wähnte ſich gern von ihr vergeſſen, denn Belmont war jetzt ihre Welt. Indem ſie mit jedem Tage mehr und mehr ſeiner Oberherrſchaft ſich ergab, war ihr zu Muthe, als beginne erſt jetzt ihr eigentlich freies geiſtiges Leben. Nicht daß ſie wiſſentlich ihren Willen dem ſeinen untergeordnet hätte, aber ſie hatte keinen Willen mehr. Nie gab es eine vollkommenere Uebereinſtimmung der Anſichten, der Gedanken, der Wünſche, als bei dieſen Beiden, und dennoch ging dieſelbe nie in jene Einförmigkeit über, die ſo leicht in Langeweile ſich umwandelt.

Belmont konnte nicht achtlos an den merkwürdigen und ſeltenen Erſcheinungen der Natur vorübergehen, die auch in ihren Einzelnheiten in dieſem Lande von allen Seiten in unerſchöpflicher Fülle ihm entgegen traten. Dadurch gewann er eine nie verſiegende Quelle zur Unterhaltung mit Sidonien, deren ſtets rege Lernbegier ihr den wärmſten Antheil an ſeinen Forſchungen einflößte. Abends half ſie ihm die den Tag über geſammelten Pflanzen ordnen und in ſein Herbarium einlegen, und wenn ihre feingeformten Hände ſich mit den Blättern und Blumen beſchäftigten, ſo vergaß Belmont oft über dem Spiel der zarten weichen Finger, daß ihm dabei mehr obliege, als die

Rolle eines müßigen Zuſchauers zu ſpielen. So oft es immer thunlich war, begleitete Sidonia ihn auf ſeinen kleinen Wanderungen in das Hochgebirge; leicht und ſchnellfüßig ſah er ſie dann zwiſchen Fels und Gebüſch, gleich einer Nymphe des Waldes, einherſchweben, die ganze Anmuth der wunderſchönen ſchlanken Geſtalt, abſichtslos und unbefangen, in den mannichfaltigſten Stellungen ſeinen Augen ſich entwickeln. Wenn ſie nach ihm ſich dann umſah, wenn ſie dem glühenden Blicke begegnete, mit dem er jede ihrer Bewegungen verfolgte, fühlte auch ſie ſich faſt unwiderſtehlich zu ihm hingezogen, aber auch daß er ihr angehöre, und daß ſie jetzt erſt erfahre, was Freude, was Glück, was Leben eigentlich ſey.

So verwickelten Beide immer tiefer und tiefer ſich in ein Liebesverhältniß, dem nichts weiter fehlte, als der Name eines ſolchen, und dem die vollkommene Unbefangenheit, mit der ſie ſich ihm hingaben, den höchſten Reiz gewährte, denn noch immer war das Wort Liebe ihren Lippen nicht entſchlüpft. Das Ungewohnte und Seltſame dieſes Verhältniſſes gab in den Augen des welterfahrneren Belmonts ihm vielleicht ein immer ſteigendes

Intereſſe, es ließ eine Art geiſtiger Wolluſt ihn empfinden, die ihn von jedem Verſuche, es umgeſtalten zu wollen, einſtweilen zurückhielt, und ihn für jede andere, damit verknüpfte Entbehrung entſchädigte; aber Sidonien ſchien wirklich keine Erhöhung ihres jetzigen ſeligen Zuſtandes denkbar, der in einem fortwährenden Freudentaumel ſie erhielt, über den hinaus ihr nichts mehr wünſchenswerth dünkte.

Umſtrickt vom mächtigen Zauber der Gegenwart, lebhaft angezogen von der wilden romantiſchen Pracht der ſie umgebenden Natur, wie von den einfach frommen Sitten der Einwohner dieſes Landes, konnte Sidonia nicht ohne leiſes Befürchten dem Ende dieſer Reiſe entgegenſehen, die ſchon mehrere Wochen gewährt, und an den intereſſanteſten Parthien der ſchottiſchen Hochlande ſie vorüber geführt hatte. Sie wünſchte auch die hebridiſchen Inſeln zu bereiſen, aber die damit verknüpften Beſchwerlichkeiten, das rauhe unfreundliche Klima, die unglaubliche Kürze des Sommers in dieſen nebeleingehüllten Gegenden ſetzten der Erfüllung dieſes Wunſches faſt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Belmonts wohlgemeinte Vorſtellungen behielten wie gewöhnlich auch dieſesmal die Oberhand, und beſtimmten ſie nur zu der nahe an der ſchottiſchen Küſte liegenden Inſel Mull, und von dort aus nach Staffa überzuſchiffen, um eines der bewunderswertheſten Werke der Natur, König Fingals berühmte Grotte, zu beſuchen.

Im Hafen von Oban, einem kleinen, aber durch den Handel mit den Hebriden ſehr belebten Oertchen an der ſchottiſchen Küſte, nahm eine ziemlich große, mit kundigen Schiffern bemannte Schaluppe die Reiſenden auf; denn die kleine, nur wenige Stunden betragende Seefahrt nach der Inſel Mull bedurfte keiner größern Vorkehrungen. Das Wetter war köſtlich, einer jener in dieſem Klima höchſt ſeltenen Tage, an welchem die Sonne hell und warm vom unbewölkten Himmel ſtrahlt, war eben aufgegangen, und keine Spur der wilden Brandung, welche den größten Theil des Jahres dieſe Küſte umwüthet, war ſichtbar. Auf der ſilberhellen Fläche des ſonſt ſo wild bewegten Weltmeers ruhte deutlich und klar, wie auf einem Spiegel, das Bild der kleinen Fahrzeuge, die im Hafen vor Anker lagen, und Hunderte von Waſſervögeln plätſcherten fröhlich in der ruhigen Fluth. Nahe und fern leuchteten kleinere und größere Inſeln aus den ſmaragdgrünen Fluthen auf, die wilden Baſaltſpitzen der öden Inſel Kerrera, die fruchtbar grünenden Ufer der Inſel Lismore, des Gartens der Hebriden. Faſt von jeder dieſer kleinen Eilande wußte Belmont irgend eine alte Sage, irgend einen intereſſanten Zug aus der Geſchichte dieſes Landes Sidonien mitzutheilen. Still ſeinen Worten lauſchend, ſaß ſie neben ihm, und ihr Herz ſchwamm in Entzücken über den liebenswerthen Freund, und über die im Norden wie im Süden ſich immer gleich bleibende Erhabenheit der Natur.

Nach einigen Stunden erreichten ſie die ſchmale Meerenge, welche die Inſel Mull von der Küſte der ſchottiſchen Hochlande trennt, ſie mußten einige Stunden lang ſich durch dieſelbe hindurch winden, um den Hafen von Aros zu erreichen. Die eingeengten Fluthen rauſchten ihnen hier wilder entgegen, höhere Wellen warfen die leichte Barke, gleichſam mit ihr ſpielend, einander zu, und die Ruderer mußten ſich kräftiger anſtrengen, um ihnen zu widerſtehen. Unfruchtbare Felſen umſchließen das enge Fahrwaſſer von beiden Seiten, Sidonia erblickte nur Graus der Zerſtörung, wohin ihr Auge ſich wandte, kein Baum ſchmückt dieſe traurige Küſte, kein Grashalm findet auf ihr Gedeihen, nur kümmerliches Moos, und halbverdrocknetes Heidekraut ſproßt hie und da zwiſchen den gewaltigen Felſenmaſſen, die, wie von der Hand zürnender Titanen umhergeworfen, am Abhange liegen.

Sidonien ward es enge ums Herz, während ihr Blick von einem düſtern Punkt dieſer unbeſchreiblich troſtloſen Gegend zum andern irrte. „Und doch,“ ſprach Belmont, indem er ihre Gedanken beantwortete, ehe ſie ihnen noch Worte lieh, „und doch prangten hier einſt die weiten Hallen eines mächtigen Königs, und unter dem Geſange der Barden feierten ſiegestrunkene Helden ihre Feſte, die mit ſüßem Meth gefüllten Muſcheln kreiſten beim Male des gewaltigen Fingal; Oſſian ſchlug die goldene Harfe, und Minona trat hervor in aller ihrer Schönheit, um die Herzen der Helden mit Liedern von den Tagen der Vorzeit zu erfreuen. Wohin iſt das alles? Dieſe traurige Küſte an der ſchottiſchen Seite, ſo behaupte:

wenigſtens die Sage dieſes Landes, liebe Sidonia, war einſt Morven, das waldige Morven nennt es Oſſian. Die Helden ſind dahin, von ihren Wohnungen iſt keine Spur bis auf unſere Zeiten gekommen, und ſogar die Erde, die ſie betraten, iſt wie erſtorben. Wohin ſind die weiten Wälder, welche dieſer Küſte einſt den Namen gaben? Sehen Sie dort das dürre blätterarme Zweigelchen, das unter der Laſt jenes kleinen Vogels ſich beugt, kann man in ihm wohl den Abkömmling jener mächtigen Eichen erkennen, die ſonſt weit und breit umher das Land bedeckten? Ach! daß doch das Große auf Erden ſo vergänglich ſein muß! Was iſt von aller jener uralten Herrlichkeit übrig geblieben?“

„Oſſian!“ rief Sidonia freudig erglühend, „wo einſt der Genius des Dichters waltete, mein Freund, dahin dringt weder Vergeſſenheit noch Vernichtung. Was Menſchenhände für die Ewigkeit zu erbauen erwähnten, muß mit der Zeit verſinken; Wälder mögen vergehen, Ströme austrocknen, die Lieder der Barden verſtummen nie. Fingal und Oskar, Minona, Darthula, die Namen der Helden, der ſchönen Frauen, die einſt dieſen Boden betraten, leben, von jenen Liedern getragen, ewig fort, den entfernteſten Völkern befreundet. O wie freue ich mich, dieſen Boden ſelbſt in ſeinem tiefen Verfalle zu ſchauen. Mag auch die Sonne ihre belebende Wärme ihm verſagen, die Sonne der Poeſie wird mit nie erbleichendem Glanz ihn umſtrahlen.“

„Ihr ſprecht von Oſſian, Lady, und von Fingal,“ nahm hier plötzlich der Steuermann in recht verſtändlichem Engliſch das Wort. „Was Ihr ſagtet, verſtand ich nicht, denn ich kenne Eure Sprache nicht, aber die Namen hörte ich doch, und merkte auch wohl, daß Ihr, obgleich Ihr fremd ſeyd, ein ſchottiſches Herz für ſie habt. Hätte ich nur früher gewußt, daß Ihr ſo alte Geſchichten liebt, ich hätte Euch manche erzählen können, denn überall ſtehen hier noch Denkmale der alten Zeiten — es war nicht immer mit uns, wie es jetzt iſt, Lady, unſere Urväter waren andere Leute wie wir.“

Sidonia erfreute ſich ſehr dieſer unerwarteten Entdeckung, und bat den geſprächigen Alten recht dringend, ihr doch von den Orten, an denen ſie noch vorüber kommen würden, zu erzählen, was er Merkwürdiges davon wiſſe. „Seht,“ ſprach ſie, dort vor uns auf der Küſte von Mull wird eben ein Schloß auf dem Felſen ſichtbar, wie heißt es? kennt Ihr es?“

„Ob ich das Schloß dort kenne? hm!“ erwiederte der Steuermann, „wie ſollte ich das nicht kennen! Es iſt Schloß Duart, meine Vorfahren haben es erbaut, und noch jetzt bewohnt es das Haupt unſeres Clans; denn wißt, ich bin auch ein Maclean, und dem gegenwärtigen Laird von Duart im achten Grade verwandt. Unſer zahlreicher Clan iſt noch immer über der ganzen Inſel Mull verbreitet, obgleich die Zeiten ſich ſehr verändert haben. Vom Schloß Duart kann ich Euch gleich eine Geſchichte erzählen, die in alten Tagen ſich dort zugetragen hat. Nahe am Schloß, aber mitten im Waſſer, liegt eine kleine Felſenklippe, von hier aus könnt Ihr ſie noch nicht ſehen, denn die Fluth iſt hoch, und ſie ragt kaum ein Paar Fuß über ihr empor. Nach jener Begebenheit, die ich meine, wird dieſe Klippe noch immer der Ladys-rock benannt, weil auf ihr eine ſchöne Frau einſt in großem Leide da geweſen iſt, wie Ihr gleich hören ſollt. Der damalige Maclean Duart war ein tapfrer aber harter argwöhniſcher Mann; Niemand machte ſeinen böſen Sinn erweichen, am wenigſten ſeine Lady; obgleich eine Tochter aus dem alten Geſchlechte der Campbell. Tag und Nacht verfolgte er ſie mit grundloſer Eiferſucht. Als er einſt unvermuthet von einer Jagd heimkehrte, und die Lady nicht daheim fand, gerieth er in wüthenden Zorn, ſo daß er überall Boten ausſandte und ſelbſt hinlief ſie zu ſuchen. Das Schickſal wollte, daß er in einer Hütte im Gebirge ſie fand, ſie war hingegangen, um einem armen Kranken Troſt und Hülfe zu bringen. Aber Duart hörte nicht auf ihre Entſchuldigungen, er ergriff ſie, warf ſie in einen Nachen, und brachte ſie an jenen Stein mitten im Meer. Dort ſetzte er ſie aus, dort ſollte ſie bleiben, bis die Ungeheuer der ſalzigen Tiefen ſie verſchlungen, oder die am Morgen wiederkehrende Fluth ſie weggeſpühlt. Er ſelbſt hielt auf den hohen Zinnen ſeines Schloſſes Wache, daß Niemand ihr Hülfe zu leiſten käme. Dort ſaß die Arme im Sturm und Kälte die ganze Nacht hindurch, und die Felſen hallten wieder von ihrem ſchmerzlichen Weheruf, und die Möven und anderes Waſſergeflügel flatterten in Menge ängſtlich über ihrem Haupte, als wollten ſie ihr helfen. Da kam endlich der Morgen, und mit ihm die ſteigende Fluth und der Lady Klagen verſtummten, denn ihre Kräfte verſiegten. Immer höher ſtiegen die Wogen, ſo daß ſie kaum ſo viel trockenen Raum behielt, um darauf fußen zu können, aber ihre Lippen vermochten keinen Laut mehr aufzubringen, ſie mußte verſtummen. In Todesangſt riß ſie ihren Schleier herunter, und ließ hoch über ihrem Haupte ihn als Nothzeichen wehen, ihr langes gelbes Haar flatterte · · · ·“

Der alte Seemann verſtummte hier plötzlich; ſelbſt ſichtbar erſchrecken, gab er ſeinen Gefährten ein Zeichen, raſcher zu rudern, das dieſe ſchweigend und ohne die Augen aufzuſchlagen, mit äußerſter Anſtrengung zu befolgen ſuchten.

„Was iſt es? was habt ihr?“ fragte Belmont.

„Um Gotteswillen ſprecht nicht, fragt nicht, ſebt Euch nicht um. Irrt es nicht. Daß es am hellen Tage ſich ſehen läßt, bedeutet nichts Gutes, wir können nirgend hier landen, Gott helfe uns glücklich vorüber;“ erwiederte der Steuermann mit leiſer bebender Stimme.

Nicht ohne einen kleinen Anflug inneren Grauens ſah Sidonia jetzt wirklich unfern dem alten Schloſſe eine weiße Geſtalt dicht über dem Waſſer ſchweben, kleine kräuſelnde Wellen tanzten rings um ſie her, eine Menge Waſſervögel ſchwang ſich in weiten Bögen über ihrem Haupte, und in ihrer Hand wehte ein weißes Tuch.

Der alte Seemann gab Sidonien einen ſehr ernſten Wink, die Augen von einem Weſen abzuwenden, das in der That kaum in das Reich der Lebenden zu gehören ſchien; ſtumm und ängſtlich ruderten die Matroſen aus allen Kräften, und murmelten Gebete vor ſich hin, während ſie dem Gegenſtande ihrer Furcht immer näher kamen.

„Seyd doch keine Thoren!“ rief Belmont lachend, als ſie dem Lady's-rock faſt gegenüber ſich befanden, „öffnet wenigſtens die Ohren, wenn ihr die Augen nicht aufzuſchlagen wagt, hört ihr nicht die lieblichen Töne, welche der Wind zu uns herüber trägt? ſingen etwa ſo die böſen Geiſter bei euch zu Lande?“

Die Schiffer ſchüttelten bedenklich die Köpfe, und verdoppelten ihre Eile.

„Halt!“ rief Belmont jetzt mit gebietendem Ernſt, laßt mich das Steuer führen, wenn Ihr keinen Muth habt; wir müſſen die Dame dort aufnehmen, ſie winkt uns zu ſich heran, wer weiß, welcher Unfall ſie auf dieſen Felſen gebracht hat.

Die Schiffer weigerten ſich einſtimmig, Belmonts Befehle zu befolgen, indeſſen war man jetzt doch der Klippe nahe genug gekommen, um deutlich erkennen zu können, daß die weiß gekleidete Geſtalt, die auf derſelben ſtand, kein Geiſt, ſondern wirklich ein ſehr liebliches Mädchen ſey. Eine Art Mandoline hing an einem grün und ſilbernen Bande über die Schulter, auf der ſie einige, ihren Geſang begleitende Accorde anſchlug, von welchem nur einzelne, aber volle reine Töne zu den Schiffenden herüber klangen. Sie verneigte ſich mit vieler Anmuth, als ſie Sidonien erblickte, und winkte mit ausdrucksvoller, bittender Geberde, daß man ſie in die Barke aufnehmen ſolle.

„Es iſt die Doane Shi, Gott ſtehe mir bei, ich habe ſie genannt, und heute iſt Freitag!“ murmelte der Steuermann.

„Alter, thu doch die Augen auf, ſiehſt du denn nicht den Schatten, den ſie über die Klippe bis ins Meer hinabwirft? Kann das ein Geiſt oder eine Elfe? Du wirſt doch nicht grauſamer ſeyn, als dein alter Ahnherr Maclean Duart es war, und ein armes verlaſſenes Weib umkommen laſſen, das dir nie etwas zu Leide gethan hat.“

Das Argument wegen des Schattens wirkte; der Alte ſah noch einmal hin, um ſich von der Wirklichkeit deſſelben zu überzeugen, und ſteuerte dann dem Felſen zu, doch die Schaluppe war noch über Armslänge von demſelben entfernt, als die verlaſſene Dame ſchon leicht und zierlich wie ein Vogel mit einem gewagten Sprunge über die unter ihr rauſchenden Wellen ſich in dieſelbe ſchwang. Starr vor Erſtaunen ſahen die Schiffer ſie an, und ſuchten heimlich ihr Gewand zu berühren, um ſich zu überzeugen, daß ſie ein wirklich körperliches Weſen ſey.

„Verzeihung und Dank, ſchöne Dame,“ ſprach die Fremde in gebrochenem Engliſch, und wollte Sidoniens Hand küſſen, doch dieſe umarmte ſie freundlich, und wieß ihr den Platz neben ſich an. Belmont wurde mit einem faſt muthwilligen Lächeln, und einer leichten Verneigung des Lockenköpfchens abgefertigt. Sie ſchien ziemlich an Kräften erſchöpft; Belmont bot ihr Erfriſchungen, die ſie bereitwillig annahm, doch ſelbſt die Begier, mit der ſie ein augenſcheinlich dringend gewordenes

Bedürfniß befriedigte, ſtand ihr gut. Die ganze kleine Perſon hatte etwas ſo ungemein Zierliches und Graziöſes in ihrem Weſen, daß man ihr gern bei allem, was ſie unternahm, zuſah, wie etwa einem artigen Eichhörnchen oder einem hübſchen kleinen Vogel. Sie mochte vielleicht achtzehn Jahre zählen, aber das weit unter mittlerer Größe zurückbleibende Figürchen, ſchien beim vollkommenſten Ebenmaaß der feingebildeten Glieder, höchſtens einem vierzehnjährigen Kinde anzugehören. Muthwille und Schalkheit lachten ihr aus den großen, dunkel flammenden Augen, eine Fülle glänzend ſchwarzer Locken umwallte in reizender Unordnung das liebliche Geſicht, deſſen durchſichtig feine braune Farbe unverkennbar andeutete, daß es dem heißen Süden angehöre; eine fein gebogene Naſe ſchien ihm ein Anſehen von Würde geben zu wollen, mit welchem der korallenrothe, etwas aufgeworfene Mund in augenſcheinlichem Widerſpruch ſtand; das ganze Weſen war die artigſte pikanteſte Kaprice, die jemals aus den ſchaffenden Händen der Natur hervorgegangen.

Nach beendeter Mahlzeit dehnte die Fremde ſich behaglich auf den weichen Kiſſen an Sidoniens

Seite, brachte das artige Köpfchen in die bequemſte Stellung, ſchloß die Augen und machte alle Anſtalt, Sieſte zu halten. Belmont und Sidonia ſahen voll Erſtaunen ihr zu, wagten aber nur verwunderte Blicke mit einander zu wechſeln, aus Furcht ihren Schlummer zu ſtören. Doch dieſer währte nur einige Minuten, ein tiefes Erröthen gab beim Erwachen dem braunen lebensvollen Geſichtchen einen neuen Reiz, indem die Fremde, als wolle ſie wegen ihres Einſchlummerns um Verzeihung bitten, Sidoniens Hand an ihr Herz drückte und ihr freundlich ins Geſicht ſah.

Sie ſchifften jetzt nahe genug an der Küſte von Mull, um jeden Gegenſtand längs derſelben deutlich unterſcheiden zu können. Ein ſchmaler Fußſteig am Fuße der ſteilen Baſaltfelſen, welche die Inſel umgeben, lief längs dem Meerufer hin. Sie ſahen einige Bewohner derſelben auf den nordiſchen kleinen zwergartigen Pferdchen vorüber reiten, andere, mit Fiſchergeräthe beladen, gingen ihren Hütten zu, die zwiſchen großen Felsſtücken am Abhange der Küſte eingeklemmt lagen. Die Fremde betrachtete aufmerkſam jeden Vorüberkommenden; ihre großen brennenden Augen durchliefen die ganze Küſte, als ob ſie etwas auf dieſer ſuchten, und dabei lachte ſie von Zeit zu Zeit hell auf, ſo recht innerlich, faſt wie ein Kind, das über einen kleinen gelungenen Muthwillen ſich freut, den es an einem Spielkameraden verübt. Das Gelächter ſtand ihr allerliebſt, es klang wie Silberglöckchen, und Sidonia und Belmont mußten unwillkürlich mit ihr lachen, ohne zu wiſſen worüber?

„Endlich muß ich denn doch die Frage nach dem Namen unſeres ſchönen Gaſtes wagen, heiſſen Sie vielleicht Ariel oder Titania? denn es wird mir immer wahrſcheinlicher, daß ſie eher in das Reich der Feen, die hier hauſen ſollen, als zu uns andern Sterblichen gehören,“ nahm Belmont jetzt in ſpaniſcher Sprache das Wort. Er hatte nicht geirrt, indem er das Vaterland der Fremden zu errathen glaubte, das Entzücken, welchem dieſe ſich rückſichtslos überließ, indem ſie vaterländiſche Töne vernahm, bewieß deutlich, wie werth ſie ihr wären, ſie ſprang auf, klatſchte vor Freuden in die Hände, und ſchien ſogar nahe daran, Belmont um den Hals fallen zu wollen. „Ich heiße Viola!“ rief ſie, „Viola aus Rio-Janeiro in Braſilien.“

„Schöne Donna Viola, welcher Unſtern hat auf jene Felſenklippe Sie gebracht, deren Name allein ſchon den Damen nichts Gutes bedeutet, und wohin wünſchen Sie, daß wir Sie führen ſollen, um Sie wieder zu den Ihrigen zu bringen?“ fragte Velmont weiter.

„Valerio hat mich dahingeſetzt, weil er nicht wollte wie ich, und ich nicht wollte wie er, und weil ich aus Verdruß darüber ihm ſeinen Hammer ins tiefe Meer warf,“ erwiederte Viola lachend. „Er meinte, ich ſollte bitten und mich fürchten. Daß ich ſo etwas nicht thue, konnte er lange wiſſen. Nun iſt es an ihm, ſich um mich zu ängſtigen, wenn er mich nicht findet; ihm geſchieht ſchon recht, warum macht er ſolche Streiche,“ ſetzte ſie mit faſt kindiſcher Schadenfreude hinzu.

„Valerio! vermuthlich der Name Ihres Bruders?“ ſprach Velmont.

„Valerio iſt mein Mann,“ erwiederte die Kleine mit komiſcher Gravität. „Er hat auch noch einen andern, ganz barbariſchen Namen, den ich gar nicht ausſprechen kann, deshalb habe ich ihn Valerio getauft. Seine Lieblingsbeſchäftigung iſt, im Gebirge herum zu kriechen, um überall

Stückchen Steine herunter zu klopfen, die er dann nach Hauſe mitnimmt, und viele, viele Bogen gutes Papier darüber verdirbt, indem er es voll ſchreibt. Er nennt das ſeine Wiſſenſchaft, aber es iſt ein langweiliger Zeitvertreib, das.“

Sidonia war der ſpaniſchen Sprache kundig genug, um zur Noth zu verſtehen, was geſprochen wurde, ohne ſich jedoch in derſelben ausdrücken zu können. Sie verſuchte, ob ſie nicht in franzöſiſcher Sprache ſich mit ihrer ſeltſamen Reiſegefährtin verſtändigen könne, und dieſes gelang über alles Erwarten. Viola ſprach recht geläufig franzöſiſch, wenn gleich mit etwas fremdartigem Accent, und da ſie einmal ins Plaudern gekommen war, ſo fuhr ſie unermüdlich und mit großer Naivetät darin fort.

Sie erzählte, wie ſie etwa vor einem Jahre ihren Mann in Rio-Janeiro kennen gelernt habe, der eben auch ſeiner langweiligen Wiſſenſchaft wegen dahin gekommen ſey, als ob es in ſeinem Lande nicht Steine genug gäbe! und wie der blonde Lockenkopf und die blauen Augen des jungen Deutſchen ihr ſo wohl gefallen, daß ſie ſeine Frau geworden ſey, und endlich den Entſchluß gefaßt habe, ihm in ſein Vaterland zu folgen. Sie würde dieſes auch keineswegs bereuen, wenn die Sonne hier nur etwas wärmer ſcheinen wollte, damit ſie nicht ſo oft frieren müſſe; denn Valerio habe ſie lieb, und wäre auch recht gut, bis auf ſeine dumme Wiſſenſchaft, die ſie oft ſo verdrüßlich mache, daß ſie aus lauter Langeweile Stundenlang weinen müſſe, wenn Valerio in den Bergen umherſchweife, und ſie allein laſſe; was leider nur zu oft geſchähe. Vor einigen Monaten, erzählte ſie weiter, wären ſie von Braſilien nach London gekommen, aber Valerio habe ihr gar nicht Zeit gelaſſen, ſich in dieſer großen Stadt gehörig umzuſehen, ſie habe ihm gleich in dieſe abſcheulichen düſteren Berge folgen müſſen, und ziehe nun ſchon ſeit mehreren Wochen auf allen jenen wüſten neblichten Inſeln mit ihm umher, die der böſe Feind wahrſcheinlich einmal aus ſeinem Sacke verloren, als er über's Meer flog, um zurück in die Hölle zu fahren. Jetzt wären ſie endlich Gottlob auf der Rückreiſe begriffen, ſetzte ſie fröhlich hinzu. Vor drei Tagen wären ſie auf der Inſel Ulwa gelandet, der Herr derſelben habe ſie und ihren Mann ſehr freundlich aufgenommen, und es würde ihr in ſeinem Schloſſe recht wohl gefallen haben, wenn ſie nur mit den Leuten hätte ſprechen können, während Valerio, nach ſeiner gewohnten Art, abweſend ſey. Vor allem aber habe eine ganz abſcheuliche Muſik den Aufenthalt dort ihr unerträglich gemacht, vor der man bei Tiſche ſein eignes Wort nicht hören könne, und die einem ſogar des Nachts am Einſchlafen hindere; deshalb habe ſie heute ihrem Manne keine Ruhe gelaſſen, bis er ſich entſchloſſen, ſie mitzunehmen. Anfangs wäre auch alles vortrefflich gegangen, nur als er zu lange ſich bei ſeinen Steinen aufgehalten, ſey ſie müde und hungrig geworden, und habe verlangt, er ſolle mit ihr nach Aros zurückgehen. Er habe dieſes nicht gewollt, ſie darauf beſtanden, endlich habe ſie, halb im Scherz halb im Ernſt, ſeinen Hammer ins Meer geworfen, damit er keine Steine mehr damit abklopfen könne, und er habe eben ſo ſie auf den Arm genommen, und ſie auf den häßlichen Fels gebracht, wo, wie er drohte, die Wallfiſche ſie verſchlingen würden, wenn ſie nicht artig ſeyn wolle, die ſeit hundert Jahren regelmäßig hieher kämen, um eigenſinnige Frauen zu verzehren.

„Wehren konnte ich mich nicht, denn er iſt ſtark wie ein Rieſe,“ ſprach Viola, „ich wußte auch, daß er es ſo böſe nicht meine, und mir nur Angſt machen wolle, darum ſetzte ich mich hin, nahm meine Guitare, und ſpielte und ſang, als ob gar nichts geſchehen wäre. Ich war feſt überzeugt, daß er in der Nähe bleiben würde, um Acht zu geben, daß mir kein Leid widerführe, denn er hat mich ſehr lieb; nur begreife ich nicht, wo er geſteckt haben muß, als ich in Eure Barke ſprang, und mit Euch abfuhr.“

Das naive Geplauder der kleinen Braſilianerin zerſtreute den düſtern Eindruck, welchen die immer zunehmende traurige Oede der durchaus unfruchtbaren Gegend, an welcher ſie jetzt vorüber ſchifften, ſonſt auf Sidonien gemacht hätte. Es zog, wenn gleich nicht durch inneren Gehalt, doch durch ſeine Neuheit ſie an; denn ein ſo durchaus fremdartiges Weſen, ſo ganz unbekannt mit den Gebräuchen der kultivirten Welt, von ſo unbeſonnener Zutraulichkeit, ſo hülflos, und doch ſo frei von jeder Ahnung möglicher Gefahr, war ihr bis jetzt noch nicht vorgekommen. Während die hinreißende Anmuth, mit der Viola völlig furchtlos ihrem Schickſal entgegenflatterte, Sidonien ein beifälliges Lächeln abzwang, ſchwellte dennoch inniges Mitleid mit dem argloſen Kinde ihre Bruſt, das unabreichbar getrennt von Vaterland und Verwandten, der Willkühr eines fremden Mannes ſchutzlos hingegeben war, und nun bald, vielleicht unter drückenden Verhältniſſen, den Ernſt des Lebens an ſich erfahren ſollte, von deſſen Daſeyn es noch keinen Begriff hatte. Ein Vergleich zwiſchen der mit der Welt ganz unbekannten Viola, und dem, was ſie ſelbſt in früher Jugend einſt geweſen, als ſie, nicht minder unbeſonnen und nicht viel erfahrner als dieſe, den raſchen Flug in die Welt wagte, drängte unwillkührlich ſich ihr auf, und erneuerte das Andenken des edlen Grafen Adelheim in ihrem dankbaren Gemüth, der damals, als ihr ſichtbarer Schutzgeiſt, zwiſchen ſie und dem Untergange getreten war. Sie beſchloß, die Gunſt des eigenen Geſchickes der armen Viola zu vergelten, die ihr um ſo bedauernswerther vorkam, je weniger ſie ſich des Schutzes und der Hülfe bedürftig fühlte. Feſt überzeugt, daß Belmont ihre Anſichten und Gefühle auch dieſesmal mit ihr theile, blickte ſie zu ihm auf, und ward zu ihrer großen Verwunderung gewahr, daß dem nicht ſo ſey. Er ſchien das liebliche Geſchöpf, das ihr ein ſo inniges Intereſſe abgewonnen, zwar mit Wohlgefallen, aber ohne eine Spur wärmerer Theilnahme zu betrachten, etwa wie einen Schmetterling, den man für den Augenblick gern anſieht, und den ſchimmernden Glanz ſeiner bunten Flügel bewundert, ohne ſich jedoch darum zu bekümmern, was ferner aus ihm werden kann.

Mittlerweile waren ſie dem Hafen von Aros nahe gekommen. Die wenigen niedrigen Hütten, die am Ufer deſſelben verſtreut lagen, ſchienen keinen einladenden Aufenthalt zu bieten. Belmont machte Sidonien auf die nahe an demſelben befindlichen, ſehr verfallenen Ueberreſte eines uralten Schloſſes aufmerkſam, das vor grauen Jahrhunderten von ſeinem Baſaltfelſen hoch über dem Meere gethront hatte.

„Hier,“ ſprach er, „war einſt der Sitz der mächtigen Könige der Inſeln, die Sie gewiß aus Walter Scotts King of the Isles kennen werden.“

„Da iſt er! da iſt er!“ jauchzte Viola, die eben auch zu dem Felſen aufgeſchaut hatte, auf welchen Belmont deutete, ohne jedoch zu verſtehen, was er zu Sidonien ſprach. Vergebens ſtrengten ihre Begleiter ſich an, den Gegenſtand zu entdecken, deſſen Anblick ſie zu faſt wahnſinnigem Jubel hinriß. Sie lachte und hüpfte und weinte, und als das Boot noch ziemlich weit vom Ufer entfernt war, ſprang ſie abermals, ehe die Uebrigen ſich deſſen verſahen, leicht wie ein Vogel über Bord und an das Land. Aber die Freude hatte ſie unvorſichtig gemacht, ſie glitt auf den Waſſerpflanzen aus, die den täglich von den Wellen beſpülten Baſalt-Boden bedeckten, und fiel, laut ſchreiend, ohne ſich ſogleich wieder erheben zu können.

Ein junger ſchlanker Mann, der in dieſem Augenblick von dem Schloßfelſen herunter ſprang, wiederholte ihren Schreckensſchrei; es war Valerio, den Violas Falkenblick oben entdeckt hatte, ehe die Uebrigen ſeiner gewahr werden konnten. Athemlos eilte er zu ihr, hob ſie auf, trug ſie leicht wie ein Kind zu einer Hütte, und ſetzte unter ängſtlichem Forſchen, ob ſie wirklich Schaden genommen, ſich mit ihr auf den ſteinernen Sitz vor der Thüre hin. Er hielt ſie auf ſeinen Knien, ſie umſchlang ſeinen Nacken mit ihren zarten Armen, legte das Köpfchen an ſeine Bruſt, weinte, lachte. Unter gegenſeitigen Fragen, Schelten, Liebkoſungen, Vorwürfen und Schmeichelworten ſchienen beide zu vergeſſen, daß ſie nicht allein in der Welt wären. Belmont und Sidonia hielten ſich in beſcheidener Entfernung, bis Viola ſich endlich ihrer erinnerte. Der Schmerz, den ſie vorhin beim Fallen erlitten, war nach Kinderart ſchon vergeſſen; in fröhlicher Ausgelaſſenheit umflatterte ſie, leicht wie ein Schmetterling, ihren Gatten, indem ſie zu Sidonien ihn führte, und trieb allerlei muthwillige Poſſen, um ihn aus der Faſſung zu bringen, während er mit recht feinem Anſtande ſeinen Dank für die, ſeiner Frau geleiſteten Hülfe ausſprach.

„Ich wußte,“ ſprach er, „daß ich dem kleinen Eigenſinn hier noch obendrein würde gute Worte geben müſſen, um ihn von ſeinem Felſenſitze wieder herunter zu bringen; daher blieb ich verborgen in der Nähe, um ihn vor Schaden zu bewahren, bis er des Trotzens müde würde. Als ich ſah, wie gütig Sie, gnädige Frau, die Verlaſſene in Ihre Barke aufnahmen, gönnte ich ihr von Herzen die bequemere Rückfahrt, und eilte auf dem nächſten Wege hieher, um ſie gleich bei der Landung in Empfang zu nehmen."

„Wellenborn! alter akademiſcher Freund, finde ich dich wirklich in dieſen Nordiſchen Wüſten mit dem flüchtigſten zierlichſten Kolibri, den je der Süden erzeugte?" rief Belmont, der erſt jetzt näher trat, nachdem er Violas Valerio eine Weile forſchend angeſehen hatte.

Wellenborn erkannte Belmont ſogleich wieder, und flog ihm freudig entgegen. Beide waren vor mehreren Jahren in Göttingen mit einander zuſammen getroffen. Gleiches Streben in wiſſenſchaftlicher Hinſicht und das zwangloſe akademiſche Leben hatten, unerachtet der großen Verſchiedenheit ihrer äußern Verhältniſſe, ſie einander näher gebracht, bis die Zeit herankam, in welcher ſie ſich von einander trennen mußten, um ihrem fernern Berufe zu folgen. Die beſchränktere Lage des, nichts weniger als wohlhabenden Wellenborn, erlaubte dieſem nicht, ſich, wie Belmont es konnte, den Weg ſelbſt zu wählen, den er gehen wollte; das Schickſal warf auf mannichfaltige Weiſe ihn umher, aber er blieb dennoch ſeinem eigentlichen

Ziele treu, und nahm jede Gelegenheit wahr, ſich in der Welt umzuſehen, und durch Reiſen in weit entfernte Länder ſich auf praktiſchem Wege in der Bergkunde zu vervollkommnen, die eigentlich das Fach war, dem er ſich gewidmet hatte. So war er denn auch nach Braſilien gerathen, und hatte jetzt dieſes Land wieder verlaſſen, um auf irgend einer Univerſität, oder noch lieber bei einem groſſen bedeutenden Bergwerk, eine für ihn ſich eignende Anſtellung in ſeinem Vaterlande zu ſuchen. Wie er Viola gefunden, wie er dazu gekommen ſey, ſich dieſe zur Begleiterin durch das Leben zu gewinnen, hätte er ſelbſt ſchwerlich erklären können; es hatte ſich ſo gemacht, er wußte ſelbſt nicht wie. Daß eine Frau dieſer Art für ſeine künftigen Verhältniſſe ſich wenig eigne, daß er mit ihr eine groſſe Laſt ſich auferlegt habe, konnte er in ernſteren Stunden des Nachdenkens ſich nicht verbergen; doch er war gut und rechtlich genug, um ſolchen Gedanken nicht nachhängen zu wollen, und hatte das anmuthige, ihm ſo feſt vertrauende Geſchöpfchen zu lieb, um nicht, ſelbſt mit Aufopferungen, es ſo glücklich als möglich machen zu wollen.

Die Sonne ſtand noch hoch; zur Sommerszeit gränzen in jenen nordiſchen Zonen Abendroth und Morgendämmerung faſt an einander; man durfte ſicher darauf rechnen, die Inſel Ulwa zu erreichen, welche nur durch eine ſehr ſchmale Meeresenge von der Inſel Mull getrennt iſt, und Wellenborn, der hier ſchon bekannt war, traf ſogleich Anſtalt, die nöthigen Pferde herbeitreiben zu laſſen, welche die Reiſenden an den Ort tragen ſollten, wo die Fähre bereit lag, um ſie hinüber nach Ulwa zu führen.

An Fahren in einem gewöhnlichen Reiſewagen darf man in dieſen unwegſamen Gebirgen nicht denken; alle, auch die Damen, mußten zum Reiten ſich entſchließen, obſchon Sidonia ein wenig zauderte, als ſie den kleinen Pferdezwerg betrachtete, der unter großen Lobeserhebungen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften ihr vorgeführt wurde. Ein alter, vielfach zuſammen gelegter Plaid vertrat die Stelle des Sattels; auch die Zügel ſchienen wenig dazu geeignet, um mit ihnen ein Thier zu regieren, dem, unerachtet ſeines übrigen verkümmerten Zuſtandes, ein wildes unheimliches Feuer aus den Augen blitzte; doch Belmont blieb ihr zur

Seite, und vor der Sicherheit, welche das Bewußtſeyn ſeines Schutzes ihr gewährte, mußte jede Anwandlung von Furcht aus ihrem Gemüthe verſchwinden.

Viola ritt vor ihr her. Sie hatte ohne Auswahl auf eines der kleinen, über und über zottigen Thiere ſich geſchwungen, und trieb es nun unbarmherzig zum ſchnellſten Laufe an, Berg ein, Berg auf, am Rande Schwindel erregender Abgründe, ohne an deſſen Hintenausſchlagen ſich zu kehren. Allmählig trieb ſie den gewagten Uebermuth noch weiter, ſtand aufrecht, nur mit der Spitze eines ihrer zierlichen Füßchen den Rücken des Pferdes berührend, oder ſchwang, gleich dem geſchickteſten Voltigeur, ſich ſeitwärts von demſelben hinab, und wieder hinauf. Sidonia konnte dem unſinnigen Treiben ohne die größte Beſorgniß nicht zuſehen, Belmont aber wieß zu ihrer Beruhigung auf Wellenborn, der ruhig neben ſeiner kleinen Frau hinritt, ohne ſich durch ihre Verwegenheit erſchrecken zu laſſen, deren er gewohnt zu ſeyn ſchien.

So zogen ſie hin durch ein langes, ödes, rings von Felſen eingeſchloſſenes Thal. Jede

Spur von Vegetation war aus demſelben verſchwunden, der Born des Lebens verſiegt, aus dem die Natur ſonſt allen ihren Kindern Freuden ſpendet; nur der Menſch, dieſer genügſamſte und ungenügſamſte ihrer Söhne, hatte Mittel und Wege gefunden, in dieſer ſtarren todten Wüſte ſein Daſeyn zu friſten. Der Weg führte an drei oder vier Hütten vorüber, die, weit von einander entfernt, zwiſchen dem ſchwarzen Geſtein vereinzelt lagen. Es war Sonnabend, die Bewohner derſelben ſaßen, von der ſchweren Tagesarbeit ausruhend, vor der Thüre, neben ihnen lagen die kleinſten ihrer Kinder, auf weichen Lämmerfellen gebettet, die größern jagten einander unter lautem Jubel zwiſchen den Felſen umher. Eine der Frauen ſtand auf, als ſie Sidonien herannahen ſah. Getrieben von dem, auch den ärmſten Bewohnern dieſer Gebirge eigenen Geiſte der Gaſtfreiheit, brachte ſie ihr das Köſtlichſte, was ſie hatte und kannte, eine Schale friſcher Milch, ſchlug aber, faſt beleidigt, das Geſchenk aus, welches Sidonia ihr dafür bot.

Sidonia reichte der Frau, die keinen andern Dank annehmen wollte, freundlich ihre Hand;

ſprechen konnte ſie mit dieſen Leuten nicht, die nur gaeliſch verſtanden, aber der Ausdruck zufriedener Gelaſſenheit in den braunen, von Arbeit und Entbehrung tief gefurchten Zügen bewegte ſie unausſprechlich.

Viola jagte indeſſen an Allem achtlos vorüber; ſelbſt der hehre Anblick des Weltmeeres, das, als ſie die Höhe erreichten, wie beſäet mit zahlloſen Inſeln, im herrlichſten Sonnenglanze vor ihnen lag, machte keinen Eindruck auf ſie. Sidonia wurde nicht ohne Regung von Mißfallen gewahr, wie das muthwillige Weſen gerade ſolche Stellen zur Uebung ſeiner halsbrechenden equilibriſtiſchen Künſte ſich erwählte, an denen ſie ſelbſt, zur höchſten Bewunderung der ernſten Pracht der Natur ſich hingeriſſen fühlte. Aber ſie unterdrückte das widrige Gefühl, das dabei ſich ihrer bemächtigen wollte, denn Belmont ſah nicht ohne Wohlgefallen dem wilden Treiben zu, das ihr ſo ſtörend dünkte.

„Faſt könnte ich ſelbſt auf den Gedanken kommen, daß wir in dieſem ſeltſamen Weſen ein Elfenkind uns eingefangen haben,“ ſprach ſie freundlich zu Belmont gewandt, als Viola wieder einmal auf ihrem Pferde ſtehend vorüber brauſte.

„Sagen Sie lieber eine Undine, der die Seele noch mangelt,“ erwiederte Belmont. „Ob dieſe aber jemals ſie finden wird, ſteht ſehr zu bezweifeln; ich weiß auch nicht einmal, ob man es wünſchen darf. So wie ſie da iſt, erſcheint ſie wenigſtens originell; Vernunft, Gefühl, Bedachtſamkeit möchten leicht zu etwas ſehr gewöhnlichem ſie umwandeln.“

Ein ſteiler Abhang brachte die Reiſenden jetzt an den Ort, wo die Fähre ihrer wartete, die in ſehr kurzer Zeit an das Ufer der Inſel Ulwa ſie führte. Belmont hatte Sorge getragen, den Beſitzer derſelben, an welchen er Empfehlungen erhalten hatte, von ſeiner und der Gräfin Adelheim Ankunft zu unterrichten. Der Sackpfeifer des Lairds ſtand ſchon am Ufer, um die erwarteten Gäſte ehrenvoll und feierlich unter das gaſtfreie Dach ſeines Gebieters einzuführen, und die Erſcheinung desſelben trug nicht wenig dazu bei, den fremdartigen und pittoresken Eindruck der ernſten Umgebungen zu erhöhen, in deren Mitte er ſich zeigte. Er war ganz nach hochländiſcher Sitte gekleidet; der in maleriſchen Falten quer über die Schulter geworfene Plaid, das kurze faltenreiche Röckchen, Kilt genannt, glänzten in den mannichfaltigen brennenden Farben, durch die der ehemals königliche Clan der Macdonalds vor andern ſich auszeichnet: ein reicher hoher Buſch ſchwarzer Strausfedern bedeckte die kleine ſchottiſche Mütze, und in ſeinem Arm ruhte das wunderliche Inſtrument, das bei keinem Feſte in den hebridiſchen Inſeln fehlen darf, und dem der Mann wilde, keinen andern zu vergleichenden Melodien entlockte, während er ſtattlich vor den Gäſten ſeines Gebieters einherſchritt.

„Sind wir nicht etwa auf einer Zauberinſel gelandet?“ ſprach Sidonia lächelnd, indem ſie an Belmonts Arm dem Führer folgte; „iſt jenes große, in edlem Styl erbaute Gebäude dort im Felſengrunde wirklich ein Haus? oder ſpiegelt die fata morgana meinen getäuſchten Sinnen ein Traumbild vor? Lieber Freund, ich ſehe wirklich friſchen grünen Raſen, ſogar Roſen blühen mitten in dieſer Steinwüſte. Die Mährchen aus meiner Kindheit werden Wahrheit, glaube ich, und ein gewaltiger Magus hat mit ſeinem Stabe alle dieſe

Wunder aus dem Nichts hervorgerufen, ſie werden, wenn wir ihnen nahen, wieder in ihr altes Element zerſtäuben.“

„Der Zauberſtab, der hier waltet, ſteht auch Ihnen zu Gebot, liebe Sidonia, er heißt Reichthum,“ erwiederte Belmont lächelnd. „Mit ihm kann der Menſch ſogar der Natur Meiſter werden, doch immer nur bis auf einen gewiſſen Punkt. Werfen Sie durch dieſes offenſtehende Gatterthor, an welchem wir eben vorübergehen, nur einen Blick in den Garten, betrachten Sie dieſe Bäumchen, die recht fröhlich gedeihen, doch nur ſo lange ſie unter dem Schutze der hohen Gartenmauer bleiben. Sobald ſie über die Höhe derſelben hinauswachſen, iſt es um ſie geſchehen. Sie ſehen ihre Wipfel verdorrt, der eiſige Hauch des Nordens erfaßt mit vernichtender Gewalt das zarte Pflanzenleben, das in ein Gebiet ſich hineindrängt, in welches es nicht hingehört, und Stamm und Aeſte ſterben rettungslos ab.“

„Ach, und iſt es denn anders mit uns?“ ſeufzte Sidonia, die ſeit einigen Stunden in eine ihr ſonſt nicht eigene elegiſche Stimmung gerathen war. „Auch wir ſind glücklich in fröhlichem Gedeihen, ſo lange wir in wohlthätiger Beſchränkung feſtgehalten werden. Spotten Sie nicht über mich, mein Freund, ich weiß, ich werde nicht immer denken und fühlen wie heute, aber in dieſem Augenblick iſt mir, als müßte ich jene Armen beneiden, an deren Hütten wir vorüber kamen, die vielleicht in ihrem Leben keinen Baum ſahen, denen die Schönheit, der Glanz, die Freuden der jenſeits ihrer ſchwarzen Felſenwände liegenden Welt ſo unbekannt, ſo undenkbar ſind, als uns das Leben auf den Sternen über unſerem Haupte. Aber Zufriedenheit, Vertrauen und Liebe wohnen mit ihnen in ihren niedern raucherfüllten Hütten; ſie wünſchen nicht, was ſie nicht beſitzen, ſie ertragen gelaſſen, was ſie dulden müſſen, und ewig bleibt jene Sehnſucht nach einem ungekannten Glück ihnen fern, die uns raſtlos umhertreibt, und jeden Beſitz uns vergällt.“

Ehe Belmont Sidonien antworten konnte, ſtanden ſie ſchon am Eingange von Ulwahouſe, und wurden von den gaſtfreien Beſitzern deſſelben freundlich empfangen. Sie fanden hier alles vereint, was ſie bis jetzt in dieſem Lande nur vereinzelt gefunden; beſcheidenen Luxus, feine Sitten und edle Geiſtesbildung, bei hoher Einfachheit und entgegenkommender Herzlichkeit des Umgangs. Sidonien war zu Muthe, als ſey ſie zu ihr längſt befreundeten Weſen gelangt, und ward, beſonders von dem weiblichen Theil der Familie, auch ſo aufgenommen.

Viola kam viel ſpäter an; ſo wie ſie den Sackpfeifer gewahr worden, war ſie davon gelaufen, um nur die ihr ſo entſetzlichen Töne nicht hören zu müſſen. Der Empfang, der ihr wurde, bewieß, daß man es hier recht gut verſtand, den ſeinen Gäſten innewohnenden Geiſt zu unterſcheiden. Ihr wurde mit freundlicher Nachſicht begegnet, wie einem verzogenen Kinde, dem man ſeine Unarten hingehen läßt, weil man nicht Zeit, und vielleicht auch nicht Hoffnung hat, ſie ihm abgewöhnen zu können. Man duldete die Ausbrüche ihrer wilden Launen, ihrer luſtigen Excentrizität, man belächelte ſie zuweilen, und ſie benutzte dagegen, oft bis zum Uebermaß das ihr zugeſtandene Privilegium, ſich dieſen ohne alle Rückſicht zu überlaſſen.

Der Aufenthalt in Ulwahouſe, welcher theils durch die dem Klima eigene Veränderlichkeit der

Witterung, theils durch die dringenden Einladungen ihrer edlen Gaſtfreunde zu mehreren Tagen ſich verlängerte, war für Sidonien der höchſte Lichtpunkt dieſer Reiſe. Streifereien in der Umgegend, um die mannichfaltigen Merkwürdigkeiten derſelben kennen zu lernen, füllten jede dazu ſich eignende Stunde des Tages aus, bis zu dem ſpäten Mittagsmahl, bei welchem freilich der zum Hofſtaate des Oberhauptes eines hebridiſchen Clans unentbehrliche Pfeifer nie ermangelte, die weite Halle mit den wilden unmelodiſchen Tönen ſeiner Sackpfeife auf eine Weiſe zu erfüllen, die jede andere Unterhaltung erſchwerte. Doch Sidonia ehrte den uralten, durch lange Jahrhunderte geheiligten Gebrauch, und ertrug, was ſie nicht abändern konnte, mit exemplariſcher Geduld. Der ehrliche Mackarter, deſſen Familie ſchon ſeit undenklicher Zeit das Vorrecht beſaß, dieſen Ehrenpoſten bei ihrem mächtigen Schutzherrn zu bekleiden, glaubte ſich ſogar von dem beſondern Beifall der ſchönen Fremden begünſtigt, und ging, um ihr dafür ſeinen Dank auszudrücken, allnächtlich mehrere Stunden lang mit ſeinem Inſtrument unter ihrem Fenſter auf und ab, eine Ehrenbezeigung, die auf den hebridiſchen Inſeln nur ſehr ausgezeichneten Gäſten widerfährt, und welcher Sidonia gewiß gern überhoben geweſen wäre.

Die Zeit des Scheidens kam indeſſen nur zu bald heran. Der kurze Sommer der Hebriden eilte mit ſchnellen Schritten ſeinem Ende zu, Stürme und Kälte bedrohten eine verſpätete Rückreiſe mit tauſend Gefahren und Beſchwerlichkeiten, und nur die Hoffnung, die Inſel Staffa beſuchen zu können, welche von Wind und Wetter unzähligen Reiſenden oft vereitelt wird, hatte die Unſeren ſo lange auf Ulwa feſthalten können.

Staffa hat nur einen einzigen Landungsplatz. Bis daher war der Wind noch immer ungünſtig geblieben, doch plötzlich ſetzte er um, und ein heiterer warmer Tag, gleich dem, welcher Sidonia nach Ulwa geführt hatte, ſtieg aus dem Meere auf. Er durfte nicht unbenutzt vorüber gehe Ein großes Boot wurde ſogleich mit kundi Schiffern bemannt, das Sidonien, Belmont u Wellenborn, in wenigen Stunden an das Ziel brachte. Viola hatte gewünſcht, von dieſer Parthie ausgeſchloſſen zu werden.

Einſam und unbewohnt liegt die Inſel Staffa, ein furchtbarer Felſenklumpen, mitten im Meere, von Stürmen umheult, von ewiger Brandung umtobt. Kein menſchliches Weſen vermag die Schrecknisse dieſer entſetzlichen Einöde lange zu ertragen; jeder Verſuch, ſich in derſelben anzuſiedeln, mißlang, und verlaſſen und hirtenlos irren große Schafheerden in dieſen Steinklüften umher, die jeden Frühling hier ausgeſetzt werden, um die kräftigen Alpenkräuter abzuweiden, bis man gegen das Ende des Sommers ſie wieder abzuholen kommt.

Die Fingals-Höhle iſt aus unzähligen Reiſebeſchreibungen zu bekannt, um hier viel darüber ſagen zu dürfen. Getheilt zwiſchen bangem Zagen und hoher Bewunderung betrat Sidonia den ſchmalen, an der Seite hinlaufenden Fußweg aus abgebrochenen Baſaltſäulen, den einzigen, der es möglich macht, dieſen erhabenſten Tempel zu betrachten, den die Natur, der armen Menſchenkräfte ſpottend, hier tief im Innern der Felſen ſich erbaute. Mächtige Säulen von Baſalt, zu den mannichfaltigſten Gruppen geordnet, tragen das hohe Gewölbe des prächtigen Domes; tiefe Dämmerung herrſcht im Hintergrunde deſſelben, vor dem Eingange aber breitet das weite glanzvolle Meer ſich aus; es dringt bis tief in die Grotte hinein, und bedeckt den Boden derſelben mit einer Decke aus flüſſigem Kriſtall, durch welche man zahlloſe, dicht an einander gefügte Sechs- und Acht-Ecke von Baſalt erblickt, die hier ein Parkett bilden, wie der Pallaſt keines Königs es aufzuweiſen hat. Die nie ruhende Bewegung der Wellen hat es glatt wie einen Spiegel geſchliffen; Linien von ſchneeweißem Kalkſpath bezeichnen die Konturen der abgebrochenen Säulen, aus denen es entſtanden, und zahlloſe darauf haftende Moluskeu erheben mit ihrer brennenden Purpurfarbe den Glanz des ſchwarzen Geſteins, als wäre es mit Blumen beſtreuet. Gleich entferntem Donner, ertönt hier ewig das Toſen der draußen dieſen Tempel umſpühlenden Wogen, jeder Laut innerhalb der Grotte wird vom Wiederhall zu wunderbaren Harmonien vervielfältigt. Als Markarter, der bisher Sidonien ſchweigend begleitet hatte, am Eingange der Grotte ſeine Sackpfeife ertönenließ, war es, als ob Glokkenton, Orgelklang und der feierliche Hymnus einer anbetenden Welt zugleich das hohe Gewölbe durchrauſchten. Rauh und ſchneidend im beſchränkten Saale, waren dieſe Töne in dieſer weiten Götterhalle ganz am rechten Ort, ihr tiefer durchdringender Ton ſchien der majeſtätiſchen Großheit dieſer Umgebungen verwandt, es war, als ob aus dem Meer ſich erhebende Tritonen die mächtigen Tromben erſchallen ließen, um die Macht ihres Herrſchers zu preiſen.

Von den manichfaltigſten Empfindungen beſtürmt, ſaß Sidonia auf der Rückfahrt ſchweigend in der Barke, welche ſie zum letztenmale dem gaſtfreien Dache wieder zutrug, das ſie mit ſchwerem Herzen, ohne Hoffnung der Wiederkehr, bald zu verlaſſen beſtimmt war. Belmont vertiefte ſich indeſſen im wiſſenſchaftlichen Geſpräche mit Wellenborn; doch ſeine Blicke wandten dabei oft ſich Sidonien zu; ſie ſchienen ihr deutlich zu ſagen, daß er auch dieſesmal, wie immer, in ihrer Seele leſe, und ihrem zu aufgeregten Gemüthe nur Zeit laſſen wolle, ſich wieder von den erhaltenen Eindrücken zu erholen.

Allmählig verſank ſie in immer tieferes Nachſinnen über ſich, über die Zukunft, der ſie entgegen ging. Morgen ſchon ſollte die Trennung von dem wilden romantiſchen Lande, von der erhabenen Einſamkeit beginnen, in der ſie ſo viele, ſo unzählig viele ſelige genußvolle Stunden, an der Seite des edelſten Freundes verlebt hatte, von jenem geräuſchvolleren bewegteren Leben weit entfernt, in welches ſie nun bald wieder eintreten ſollte. Schon ſeit ihrer Ankunft in Ulwa hatte ihr Beiſammenſeyn mit Belmont in vieler Hinſicht ſich anders geſtaltet, ſie war nicht mehr mit ihm allein, die Geſellſchaft, die Geſetze der Konvenienz hatten an ihm wie an ihr ſelbſt ihre Rechte wieder geltend gemacht, und die geiſtig einander ſo enge Verbundenen ſtanden im Aeußern ſchon wieder gewiſſermaßen entfremdet einander gegenüber. Keine einzige Stunde ungeſtörten Beiſammenſeyns war ſeitdem ihnen geworden, und konnte faſt nie wieder ſo wie ehemals ihnen werden. Wellenborn und Viola waren jetzt ihre Begleiter auf der Rückreiſe, und Sidonia hatte, ohne unfreundlich ſich zu zeigen, es nicht vermeiden können, ihnen Plätze in ihrem Wagen anzubieten.

Oft ſchon war ihr im Verlaufe dieſer Reiſe ein Gedanke gekommen, der in dieſem Augenblick ſich beinahe zum Wunſch geſtaltete; der Gedanke, in irgend einem ſchönen Waldthale der Hochlande, am Ufer einer jener ſtillen, von ewiger Ruhe umfriedeten Seen ſich anzukaufen, und dort in ſeeliger Ferne von der Welt, mit ihrem Freunde zu leben und zu ſterben.

Träumeriſch in ſich ſelbſt verloren, gab ſie einen Augenblick dem Zauberbilde einer ſolchen ununterbrochenen Dauer ihres jetzigen beglückenden Verhältnißes ſich hin, und fühlte zugleich die Unmöglichkeit, es jemals zur Wirklichkeit ſich geſtalten zu ſehen.

Schon der Gedanke, dieſen Wunſch gegen Belmont laut werden zu laſſen, trieb alles Blut in ihren Adern ihrem Herzen zu; erglühend vor innerer Beſchämung, wagte ſie es nicht zu dem Freunde hinzublicken, und hüllte ſich tiefer in ihren Schleier ein. Vielleicht, flüſterte eine beſchwichtigende Stimme in ihrem Innern, faſt wortlos ihr zu, vielleicht hat auch ihn ein ähnlicher Gedanke zuweilen überſchlichen, den er ſich ſcheut auszuſprechen; unſre Ideen, unſre Wünſche, unſre Anſichten treffen ſo oft auf dem nämlichen Punkte zuſammen! Still entzückt überließ ſie von neuem ſich dem ſchönen Traum; aber er wird ſchweigen, rief es in ihrem Innern, und kann ich reden, wenn er ſeine Wünſche beſiegend, verſtummt?

Und habe ich denn wirklich das Recht mir gewonnen, dieſen Mann, welcher der Welt noch ſo viel ſeyn kann, dem das Leben in ihr ſo viel war, mit allen ſeinen Anſprüchen auf Ruhm, Ehre und Glück, auf mich allein beſchränken zu wollen?

* * *

Sobald Sidonia den wirklich ſchmerzlichen Abſchied von Ulwahouſe überſtanden hatte, wünſchte ſie nur ohne ferneren Aufenthalt vorwärts zu eilen, um bald einen Ruhepunkt zu finden, deſſen ſie nach ſo mancher geiſtigen und körperlichen Anſtrengung wirklich bedurfte.

Die Rückreiſe wurde daher ſo ſchnell als möglich betrieben; Viola's Geſellſchaft wirkte im Laufe derſelben bald ſtörend bald erheiternd auf Sidonien; Wellenborns heller Verſtand aber, ſeine gutmüthige anſpruchsloſe Treuherzigkeit, ſeine einfachen, aber doch feinen Sitten, ſeine ewig heitere Laune machten ihn zu einem wirklich angenehmen Begleiter.

Gegen Edinburgh hatte Sidonia einen längſt zu entſchuldigenden Widerwillen gefaßt, ſie wünſchte nicht, dorthin zurück zu kehren, und nahm daher um ſo eher Belmonts Vorſchlag an, ſich auf einige Zeit in der Nähe von London, wohin Geſchäfte ihn riefen, einen ländlichen Aufenthalt zu erwählen. Und ſo finden wir ſie denn ſehr bald in Blackheath, nahe bei London, in einem mit allen Bequemlichkeiten des engliſchen Lebens reichlich ausgeſtatteten Landhauſe, förmlich niedergelaſſen. Wellenborn und Viola wohnten bei ihr, auch für Belmont ward ein Zimmer eingerichtet. Beide Männer fuhren jeden Morgen nach London, von wo ſie gewöhnlich noch am nämlichen Abende zurückkehrten. Viola blieb während der Zeit bei Sidonien, die ſich auf alle Weiſe bemühte, ihre häusliche Einrichtung ihren Freunden ſo angenehm als möglich zu ordnen.

Sie bildete dadurch eine Art von bürgerlichem Still-Leben um ſich her, das für ſie, wenn gleich vielleicht nur ſeiner Neuheit wegen, einen eigenen Reiz gewann. Ihre früheren Beſchäftigungen wurden wieder hervorgeſucht, ſie ſchrieb, ſie zeichnete, malte; Belmont verſah ſie mit den neueſten Erzeugniſſen der engliſchen Literatur, die gerade damals durch Byron, Walter Scott, Thomas Moore und mehrere, ſich dieſen anſchließende Dichter, mit jedem Tage ein erhöhteres Intereſſe gewann. Oft ſaß Sidonia in ihrem kleinen Garten mit ihrer Harfe, und entzückte die Beſitzer der an dem ihrigen gränzenden Gärten durch die ſanftklagenden Melodien jenes Landes, das ſie ſo eben verlaſſen. Alle wurden begierig, die nordiſche Nachtigall kennen zu lernen, die ſich hier ſo unerwartet angeſiedelt hatte; denn daß die Sängerin eine Schottländerin ſeyn müſſe, ſchien jedem ausgemacht, der ſie hörte.

Blackheath iſt ein Dorf, aber nur im engliſchen, oder vielmehr im Londoner Sinne dieſes Wortes, das mit der Idee, die wir in Deutſchland damit verbinden, faſt gar keine Aehnlichkeit hat. Wie beinahe alle dieſe Orte in der Nähe der ungeheuren Stadt, iſt es der Wohnſitz vieler Familien aus dem höheren gebildeterern Mittelſtande, dem bei der engliſchen, wie bei allen Nationen, in ſittlicher wie in intellektueller Hinſicht, mit Recht die erſte Stelle gebührt. Dem Schmutz, dem Kohlendampf, dem ſinnebetäubenden Geräuſch der koloſſalen Hauptſtadt entgangen, und ihr doch nahe genug, um ſich ihrer Vorzüge zu erfreuen, bewohnt die größere Anzahl dieſer Familien das ganze Jahr hindurch die eleganten, zum Theil prachtvoll eingerichteten Landhäuſer, aus denen der Ort beſteht. Sie gehören keinesweges zu den ſogenannten Fashionables, wie letztere in den neueſten engliſchen Romanen in aller ihrer Nichtigkeit, Herzloſigkeit und moraliſcher Verſunkenheit mit abſchreckender Treue uns geſchildert werden, aber die frühern Romane der geiſtreichen Verfaſſerinn der Camilla, Evelina und Cäcilia, geben uns den deutlichſten Begriff von ihrem Leben und Seyn, wie es bis dieſe Stunde mit kleinen Abweichungen noch beſteht.

Sidoniens Erſcheinung in Blackheath verfehlte nicht, einiges Aufſehen, mitunter auch einige Neugier unter ihren Nachbarinnen zu erregen. Durch die engliſchen Dienſtboten, die ſie zur vollſtändigeren Einrichtung ihres Haushaltes hatte annehmen müſſen, wurde es indeſſen bald allgemein bekannt, daß ſie ſelbſt eine Deutſche, eine reiche vornehme Wittwe ſey, Herr Wellenborn der Gemahl der kleinen luſtigen Lady, Belmont ein vertrauter Freund des erſteren. Daß die ganze auf einer in England ſogenannten großen Tour begriffene Geſellſchaft den Londoner Winter in Blackheath abwarten wolle, um ſpäterhin die glänzenden Freuden deſſelben kennen zu lernen, fand man eben ſo vernünftig als natürlich, und die angeſehenſten Damen des Ortes zögerten nicht länger, bei der intereſſanten Fremden einen Beſuch abzulegen, und ſie auf das zuvorkommendſte zu näherem Umgange mit ihnen einzuladen.

Sidonia kannte dieſe engliſche Sitte nicht, welche die Einheimiſchen verbindet, den Schritt zu thun, den man in andern Ländern von den Fremden erwartet, und fühlte ſich daher durch dieſe Beſuche nicht wenig überraſcht. Nach allem, was ſie über den kalten, ſtolzen, zurückhaltenden Charakter der Nation gehört hatte, mußte dieſe Zuvorkommenheit ihr auffallen, ſie brachte ſie ſogar auf den Gedanken, daß vielleicht nur der Wunſch, eine Frau in der Nähe zu ſehen, von der die öffentlichen Blätter ſo viel Abentheuerliches erzählt hatten, ihr dieſelben zuzöge, und nahm ſich ſehr ernſtlich vor, zudringlicher Neugier, vielleicht ſogar abſichtlichen Beleidigungen mit der ihr zukommenden Würde zu begegnen. Doch dieſe ihre

Beſorgniß ward bald durch die wirklich freundliche Theilnahme, die man ihr bezeigte, völlig gehoben. Ohne durch Zudringlichkeiten ihr läſtig zu werden, drückten alle dieſe Damen den Wunſch ihrer näheren Bekanntſchaft auf die für ſie ſchmeichelhafteſte Weiſe aus. Selbſt als ſie, um völlig ſicher zu gehen, ihren deutlich ausgeſchriebenen Namen durch Viſitenkarten allbekannt machte, zog ihr dieſes nur die Aufmerkſamkeit zu, die ihrem höheren Rang gebührte, brachte aber übrigens in dem Betragen gegen ſie nicht die mindeſte Abänderung. Niemand ſchien ſich zu erinnern, dieſen Namen einſt auf minder ehrenvolle Weiſe gekannt zu haben, und ſo war es denn auch. Jene Mordgeſchichte, die vor einigen Monaten durch die Zeitungen auch in dieſem Kreiſe bekannt und viel beſprochen worden war, hatten längſt neuere aus dem Gedächtniß Aller verdrängt, und wahrſcheinlich hatte obendrein Niemand den Namen der Heldin derſelben recht zu leſen oder auszuſprechen gewußt.

Mit voller Anerkennung ihrer Vorzüge wurde Sidonien hier wieder der Platz in der Geſellſchaft eingeräumt, der ihr gebührte; ſie ſah ſich geehrt, bewundert, vorgezogen, geliebt; ſie empfand die Verpflichtung, ſich den Anſichten und Gebräuchen eines Kreiſes zu fügen, in welchem ihr, der Fremden, Unbekannten, eine ſo freundliche Aufnahme geworden war, und übte ſie gern. Wenn gleich ſie zuweilen jene Zwangloſigkeit des Umganges vermißte, jene feinere Urbanität der Sitten, die aus einem ausgebreiteten Ueberblick des Lebens entſpringt, jenen lebendigen Wechſeltauſch geiſtreicher Ideen, deren ſie früher gewohnt gewesen war, ſo that es ihrem Gemüthe doch unendlich wohl, ſich wieder in einen ruhigeren Lebensgang eingeführt zu ſehen, und nicht mehr völlig iſolirt, als Aller Augenmerk, ihr feindlich Geſinnten gegenüber zu ſtehen.

Auch Belmont, der jetzt mit ſeinem Freunde Wellenborn oft mehrere Tage lang in London verweilte, freute ſich, Sidonien, während er abweſend ſeyn mußte, nicht ohne allen geſelligen Umgang zu wiſſen, denn die in dieſem ſtillen ruhigen Leben von der gräßlichſten Langeweile gepeinigte Viola, legte immer deutlicher ihr Mißfallen an allem was ſie umgab, an den Tag, und wurde Sidonien dadurch läſtig, ſtatt zu ihrer Unterhaltung beizutragen. Die geputzten Marionetten, ſo nannte Viola die engliſchen Damen, erklärte ſie geradezu für völlig unerträglich, und ehe man ſich deſſen verſah, ſaß ſie eines Morgens in Belmonts Wagen, als dieſer eben mit ſeinem Freunde Wellenborn für mehrere Tage von Sidonien Abſchied nahm, und erklärte auf eine ſo ungeſtüme und zugleich ſo komiſch kecke Weiſe ihren Entſchluß, mit nach London zu fahren, daß es unmöglich war, ihr nicht den Willen zu thun. Entzückt und in der beſten Laune von der Welt kehrte ſie von dort zu Sidonien zurück; die großen Schauſpielhäuſer in London waren zwar noch geſchloſſen, aber Viola hatte Aſtleys berühmte Kunſtreutergeſellſchaft, die Pantomimen und Seiltänzerkünſte in Saddlerswells und im Royal-Circus geſehen; ſie wurde nicht müde, Sidonien von dieſen Herrlichkeiten zu erzählen, und machte es ſich von nun an zum Geſetz, ihre Geſellſchaft den beiden Männern, wenn ſie nach London fuhren, ſo oft als möglich wieder aufzudringen. Am Ende gewöhnten ſich dieſe ſo ſehr daran, ſie bei ſolchen Exkurſionen um ſich zu haben, daß Belmont Viola zum Mitfahren ſogar aufforderte, wenn ſie etwa vergaß, ſich die Erlaubniß dazu zu ertrotzen; denn Bitten war ihre Sache nicht.

* * *

Belmont und Wellenborn waren einmal wieder nach London gegangen; Viola begleitete ſie wie gewöhnlich, und Sidonia ſaß Abends mit ihrer Harfe und ihren ſchottiſchen Liedern in ihrem Zimmer ganz allein, als plötzlich zu ihrem freudigen Erſchrecken Belmont wieder vor ihr ſtand, den ſie erſt in einigen Tagen zurück erwartet hatte.

„Ich konnte heute dem Drange nicht widerſtehen, Sie zu ſehen, ich mußte in Ihrer Einſamkeit Sie überfallen, ich konnte nicht anders,“ ſprach er ſonderbar bewegt, und drückte ungeſtüm ihre Hand an ſeine heißen Lippen, an ſein in ungewohnten Schlägen faſt hörbar pochendes Herz.

Die heftige Bewegung, in der er unverkennbar ſich befand, mußte Sidonien auffallen, ſie war an dem gewöhnlich ſehr gleichmüthigen Manne dergleichen nicht gewohnt. „Was iſt es? was iſt geſchehen?“ rief ſie; „Belmont, Sie haben etwas auf dem Herzen. Nicht der Wunſch wieder einmal mit mir allein zu ſeyn, wie damals zwiſchen unſern ſchottiſchen Bergen, treibt ſo unerwartet Sie heute zu mir; iſt Ihnen, iſt mir, iſt uns ein Unglück widerfahren? Sie lächeln? ich habe falſch gerathen? was iſt es denn? irgend etwas haben Sie mir gewiß zu entdecken.“

„Nicht zu entdecken, theure Sidonia,“ erwiederte Belmont mit ſanftſchmeichelndem Ton, ergriff ihre Hand, und ſetzte ſich neben ſie auf den Sofa; „aber etwas mit Ihnen zu beſprechen habe ich, einen Plan, den ich ſchon ſeit langer Zeit mit mir herumtrage. Die Ausführung deſſelben ſtand ſo ſehr im weiten Felde, daß ich ſelbſt gegen Sie nichts davon erwähnen mochte. Doch jetzt iſt jedes Hinderniß beſeitigt.“

Mit erzwungener Unbefangenheit, aber mit hinreißender Beredſamkeit bekannte jetzt Belmont Sidonien, wie er, nachdem er faſt ganz Europa und einen großen Theil von Amerika, mit Umſicht und Nutzen durchzogen, immer ſehnlichſt gewünſcht habe, auch die alte Welt kennen zu lernen. Den Orient, die uralte Wiege der Menſchheit, von der alle Kunſt, Poeſie und Kultur ausgegangen, deren Ruinen noch jetzt, in ihrem tiefen Verfall, die Gemüther mit Ahnungen verſunkener Größe und hoher Bewunderung erfüllen, wie ſonſt nichts auf der Welt. Er ſetzte alle die Schwierigkeiten ihr deutlich auseinander, welche bis jetzt der Erfüllung dieſes Wunſches ſich entgegen geſtellt hatten, und wie es für einen Einzelnen kaum möglich, und gewiß nicht räthlich ſey, ſich an die Ueberwindung deſſelben zu wagen. Und wie es nun, nach jahrelangem Bemühen ihm gelungen ſey, eine Geſellſchaft geiſtreicher, größtentheils junger und kräftiger Männer zuſammen zu bringen, die, wie er ſelbſt, dem Nachforſchen im Gebiete der Natur, der Geſchichte, des Alterthums, mit ganzem Gemüthe ergeben wären, und ſich entſchloſſen hätten, ſich mit ihm zu dieſer bedeutenden Reiſe zu verbinden, deren erſtes Ziel Perſien ſey. Den berühmten Naturforſcher aus Paris, den Sidonia in Bordeaux hatte kennen lernen, nannte er ihr zuerſt, als die Seele des ganzen Unternehmens; auch Wellenborn, verſicherte er, ſey dabei, mit ſeiner Viola, und Miſtriß R., die geiſtreiche hochgebildete Gattin eines der berühmteſten engliſchen Naturforſcher, die mit ihrem Mann ſchon manche weite gefahrvolle Reiſe glücklich zurücklegte, hätte ſich ebenfalls erklärt, ihn auch auf dieſer begleiten zu wollen, wenn die Gräfin Adelheim ſich entſchließen könne, mit dem muthigen Zuge ſich zu vereinen. Uebrigens ſey ſchon für alles geſorgt, mit Päſſen, bedeutenden Empfehlungen und Geld ſey die Geſellſchaft überreichlich verſehen.

„O Sidonia!“ rief Belmont begeiſtert, und ſeine Augen ſtrahlten in faſt überirdiſcher Freude, „welchen Tagen, welchen Monaten, welchen Jahren gehen wir entgegen! Sie, die ſchon die rauhe Herrlichkeit des hohen Nordens entzücken konnte, wie wird Ihnen ſeyn, wenn nun die blendende Pracht des glanzerfüllten Orients vor Ihnen aufgeht! Und fürchten Sie nicht die Beſchwerlichkeiten einer ſolchen Reiſe, Sidonia, noch weniger Gefahr. Mit unſerer Dienerſchaft werden wir eine kleine Karavane ausmachen. Wir werden auf unſern Händen über rauhe Wege Sie tragen, Sie werden unſere allverehrte Herrin, unſere gebietende Königin ſeyn; ſind Sie das nicht ohnehin überall, wo Sie ſich zeigen? Auch ſollen Sie weder Bedienung noch Geſellſchaft Ihres Geſchlechtes vermiſſen. Viola verehrt Sie als ihre Gebieterin, als eine ſegenſpendende Gottheit, und die Gattin meines Freundes N. ſehnt ſich nach dem Glück, Ihre ſchweſterliche Freundin zu werden. Sie iſt eine der edelſten weiblichen Naturen, ſie beſitzt Kraft, Muth und Erfahrung, ſie wird jedes Ungemach von Ihnen fern halten, ſie wird Sie mütterlich pflegen.“

Sie horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf das, was Belmont mit nie zuvor an ihm erlebter Begeiſterung und hinreißender Eindringlichkeit ihr vortrug. Die geiſtige Oberherrſchaft, welche er über ihren Willen auszuüben wußte, die in ihrem Gemüth hell aufblitzende Erinnerung an die ſeligen Tage der ſchottiſchen Reiſe, ließen anfangs gar nicht den Gedanken einer Möglichkeit in ihr aufkommen, ihm dießmal nicht folgen zu wollen. Schon malte ihre immer rege Phantaſie die Zauberwelt mit glühenden Farben ſich aus, die ſeine beredete Lippe ihr erſchloß, doch als er der beiden Frauen erwähnte, die ihre Gatten auf der weiten Reiſe nicht verlaſſen wollten, war es Sidonien plötzlich, als ſtände ihr Herz ſtill, und ein brennend heißes Erröthen übergoß ſie mit glühendem Purpur. Klar und deutlich ſtand es vor ihr, daß ihr Verhältniß zu Belmont der äuſſern Geſtaltung ermangle, die allein ſie berechtigen könne, auf ſo auffallende Weiſe ihr Geſchick dem ſeinen anzuſchließen. Unter welchem Namen ſollte ſie dem Zuge jener reiſenden Gelehrten folgen? ebenfalls als Gelehrte? als Kunſtkennerin? als Naturforſcherin? Mit Widerwillen wandte ſie ſchon von dem bloßen Gedanken, als von etwas ihr höchſt Widerwärtigem ſich ab, das den höchſten Schein des Lächerlichen auf ſie werfen müſſe.

Sollte ſie als bloße Freundin Belmonts, unter ſeinem Schutze ihn begleiten? Dieſes wagen, hieß die letzte Schranke weiblicher Würde und Sitte niederreißen, und ſich muthwillig dem Geſpötte, der Verachtung Preis geben. In welchem Lichte mußten ihre beiden verheiratheten Reiſegefährtinnen ſie dann erblicken!

Wortlos, verworren, aber doch erkennbar, flog alles dieſes im Zeitraum weniger Sekunden ihr durch Herz und Sinn. Ein einziger Gedanke erhob ſich wie ein heller Lichtpunkt über dem wilden Chaos einander widerſtrebender Empfindungen in ihrem Innern, der Gedanke einer Vermählung mit Belmont. Bis jetzt war er als nächſtes Ziel nie in ihr aufgeſtiegen, obgleich er wohl, ihr ſelbſt unbewußt, im Hintergrunde ihrer künftigen Pläne liegen mochte. Ihr Leben in Belmonts Nähe hatte alle ihre Ideen möglichen Glückes ſo überſchwenglich erfüllt, ihr Verhältniß zu dem geliebten Freunde war in ſeiner romantiſchen Unbeſtimmtheit ſo rein, ſo ätheriſch ſchön geweſen, daß ſie vor jedem Gedanken einer Abänderung in demſelben zurückſchrack. Jetzt fühlte ſie, daß es unter den jetzigen Umſtänden nur durch geſetzliche bürgerliche Bande ſicher geſtellt, ja ihr erhalten werden könne, doch Belmont ſchwieg, und ſie glaubte in unſäglicher Angſt zu vergehen, weil ſie die Unmöglichkeit fühlte, das, was ſie als unumgänglich nothwendig empfand, jemals vor ihm ausſprechen zu können.

Schweigend ſtand er vor ihr. Ohne die Augen zu ihm zu erheben, fühlte ſie das heiße Feuer ſeiner feſt auf ſie gehefteten Blicke, fühlte, wie ſie ihre geheimſten Gedanken erforſchten, fühlte, wie ſie mit mächtiger Gewalt ſie zwingen wollten, auszuſprechen, wofür ſie keine Worte hatte.

„Jene beiden Frauen,“ fing ſie endlich zitternd und erbleichend an, „jene beiden Frauen, die ihren Gatten“ — ſie konnte nicht mehr. Erglühend, erbleichend, in unendlicher Angſt ſaß ſie verſtummend da, ſchaudernd vor dem nächſten Augenblick, vor welchem ſie wie vor der Todespforte ſtand, von dem ſie gewiß erwartete, daß er mit furchtbarer Entſcheidung in ihre ganze Zukunft eintreten müſſe. Er wurde ihr nicht erſpart, dieſer ſchwere Augenblick; der Seelenforſcher Belmont hatte ihren qualvollen Kampf geſehen, er hatte ihre Gedanken geleſen, und verſtanden, wie ſie es meine.

„Sidonia!“ rief er plötzlich, und faßte ſie in ſeine Arme, und drückte zum erſtenmal ſie an ſeine hochfliegende Bruſt. „O ich möchte in den Staub ſinken vor dir und dich anbeten, du ſchönes, hohes, göttergleiches Weſen. Wo lebt der Mann, der nicht alles daran ſetzen würde, um deinen Beſitz ſich zu erringen! Dieſe Hand, dieſe kleine ſchöne zarte Hand, hat ſie nicht alles zu vergeben, was das Daſeyn auf den Gipfel des Glückes ſtellen kann? Alles, wonach die Menſchen im Einzelnen ſtreben, und ſich überglücklich preiſen, wenn ſie nur das Kleinſte davon ſich erwerben? Kennte die Welt dich, wie ich dich kenne, Tauſende würden dich umlagern, um dich zu gewinnen.

Und ich? Ehre und Leben und alles, was ich bin und habe, würde ich dagegen ſetzen, um dich Tauſenden ſtreitig zu machen, dürfte ich es. Denn ich liebe dich, Sidonia, ich liebe dich unausſprechlich, wie öde wäre meine Zukunft, wie verlaſſen mein Leben ohne dich!“

Sidonia ſaß vor ihm da, kaum ihrer ſelbſt ſich noch bewußt, wie zwiſchen Wachen und Träumen, bebend vor Wonne, ſchaudernd vor Schmerz. Sie vermochte nichts, als ſeinen Namen zu nennen, aber der Ton, mit welchem ſie ihn ausſprach, ſagte alles, was in dieſem furchtbar ſchönen Moment in ihrem Innern wogte. Belmont verſtand ſie wohl.

„O bleibe mein, mein, wie du bis jetzt es geweſen,“ bat er mit unwiderſtehlicher Innigkeit, „laß kein von uns Beiden verachtetes Phantom ſich zwiſchen uns und unſer Glück ſtellen. Wir ſtehen über der Welt, was gehen ihre Meinungen, ihre, durch tiefe Verdorbenheit bedingten politiſchen und bürgerlichen Einrichtungen uns an? für Seelen wie die unſern wurden ſie nicht erſonnen. Erlaube mir ferner dein Freund, dein Begleiter, dein Beſchützer zu bleiben, trenne dich nicht von mir, gewähre mir das hohe Glück, dich in das uralte Paradies einer früheren Zeit einzuführen. Was unſere Erde Herrliches erzeugte, was Dichter und Weiſen in grauer Vorzeit erſonnen, laß mich das Alles zu deinem Genuſſe ſammeln und dir zu Füßen legen. Sidonia, ich werbe ja nur um die Fortdauer deines ſchönen Vertauens. Ich darf es, denn ich ehre dich nicht minder, als ich dich liebe, du Innbegriff aller Schönheit und Anmuth. Habe ich dich jemals nur mit dem leiſeſten Hauch eines deiner unwürdigen Gedankens verletzt? du weißt es wohl, eiferſüchtig wie meine Finger bewache ich die Freiheit deines Geiſtes, deines Willens, du Innbegriff aller Wonne. Theures, hochgeliebtes Weib, für das, was ich für dich empfinde, habe ich keine Worte, aber höhere Gunſt, als du bis jetzt mir gewährteſt, möchte ich keiner Ueberraſchung deines Gefühles verdanken; auch keiner Ueberredung. Du könnteſt zu einer Höhe des Glücks mich erheben, das mir undenkbar iſt, aber nur dir ſelbſt kann ich dein ſchönes Selbſt verdanken, lieber dich verlieren, als deiner unwürdig dich gewinnen, darum vertraue mir ferner, du ſelbſt biſt dir der ſicherſte Bürge für mich. Bleibe, ach bleibe bei mir,“ bat Belmont nach einer Pauſe, während welcher Sidonia in furchtbarer Bewegung ſchweigend da ſaß. „Bleibe die holde Begleiterin meiner Schritte, laß mich nicht allein gehen, Sidonia, laß mich noch ferner dir die Welt erſetzen, zu der du nicht gehörſt, zu der du nie gehört haſt; denn ſchon als Kind warſt du nicht wie die übrigen Kinder, dafür möchte ich mein Leben zur Wette einſetzen. O denke, denke zurück an die Tage, die wir in Schottland verlebten; kannſt du wirklich ihre Wiederkehr nicht wünſchen? waren wir nicht ſelig im reinſten unbeſchränkteſten Vertrauen, und ſollte das jemals anders werden können? Von mir laſſen kannſt du nicht wollen, ich kann es nimmer von dir; ſollen wir, wir ſelbſt unſer Glück zerſtören?“

„Belmont, Sie ſehen mich tief erſchüttert, ich vermag noch nicht, dem Flug Ihrer Gedanken zu folgen, beſtürmen Sie mich nicht weiter,“ bat Sidonia faſt unhörbar leiſe.

„Ich will dich nicht beſtürmen,“ erwiederte Belmont, „weder Ueberredung noch Ueberraſchung ſollen die Fortdauer meines Glückes mir gewähren, dir ſelbſt, Sidonia, deinem ſchönen Herzen, deinem hellen, hoch über dem Gemeinen ſchwebenden Geiſte will ich es verdanken."

Schweigend ging Belmont jetzt einigemal im Zimmer auf und ab, er arbeitete ſichtbar die zu große Aufregung ſeines Gemüthes zu bezwingen, und es gelang ihm, wenigſtens im Aeußern die gewohnte Ruhe wieder zu finden.

„Geliebte Freundin!" ſprach er, indem er ſich Sidonien gegenüber ſetzte, und ihre Hand ergriff, „laſſen Sie mich es Ihnen wiederholen, wir beide ſtehen außerhalb den Gränzen der gewöhnlichen Welt, mögen wir dieſe ſelbſt überſchritten haben, oder hat ſie uns ausgeſtoßen, das gilt hier gleich. Wir haben unſer eigenes Glück zu bauen, ein Glück, das nicht in die kleinlichen Anſichten derſelben hineinpaßt. Sie kennen mich, wie kein auf Erden Lebender mich kennt. Habe ich doch ſchon einmal, auf die Gefahr hin Ihnen dadurch zu mißfallen, meine Anſicht der Gelübde ewiger Treue gegen Sie ausgeſprochen. Und durch ein ſolches ſollte ich mich jetzt an dir verſündigen wollen?" fuhr er, der erzwungenen Mäßigung vergeſſend, mit ſteigendem Eifer fort; „dich ſollte ich eigennützig an mich feſſeln wollen, dich? Und willſt du mich beſtrafen, weil ich dich nicht betrügen kann? dich und mich ſelbſt? Willſt du darum dich den Meinungen und Geſetzen einer Welt wieder unterordnen, die du nicht achteſt, die du nicht liebſt, die dich mißhandelte, und auch ferner noch mißhandeln wird? Willſt du der höchſtmöglichen Ausbildung deiner geiſtigen Kräfte, den Freuden einer Reiſe entſagen, die deinem viel umfaſſenden Geiſte den höchſten Genuß gewähren muß? willſt du den Freund verſtoßen, der gleich einer Gottheit dich verehrt? Nein, nein Sidonia, kein Gelübde trete zwiſchen uns Beide. Für deine Treue bürgt mir deine edle Natur, die weder Wankelmuth noch Unwahrheit kennt, und ich? ſey gerecht gegen dich ſelbſt, Sidonia, was könnte je von dir mich abwenden, von dir, die alles iſt und beſitzt, was der ausſchweifendſte Wunſch des eigenſüchtigſten Mannes nur verlangen kann? Bleibe mein, bleibe mein, das ſchöne Vertrauen welches bis jetzt uns ſo glücklich machte, deſſen ich nie unwerth mich bezeigte, warum ſollteſt, könnteſt du es mir entziehen wollen?“

Belmont machte bei dieſen Worten eine Bewegung, als wolle er vor ihr hinſinken und ihre Kniee umfaſſen, doch ermannte er ſchnell ſich wieder, ſtand auf und trat an das Fenſter, um die heftig Bewegte zu ſchonen. Dann ſetzte er zu ihr ſich hin, und nahm mit aller Mäßigung, deren er in dieſem Augenblick fähig war, wieder das Wort. Er ging ſogar ſo weit, ihr zu geſtehen, daß er früher, ehe er ſie geſehen, wohl einigemal in Lagen gekommen wäre, in welchen eine Heirath ihm räthlich, und dadurch wünſchenswerth dünkte. „Ich kenne mich," ſetzte er hinzu, „und nur kühle, wohl überdachte Convenienz hätte bei meiner Wahl mich geleitet, nur allein dieſe hätte ein Band geknüpft, das nur um ihretwillen erdacht wurde, um die bürgerlichen Einrichtungen der Welt in leidlicher Ordnung zu erhalten."

Mit, im Ausdruck der höchſten Affekte ſich immer mehr gefallender Beredſamkeit, ſtrebte er nun von neuem den hohen Genuß, den die Reiſe nach dem Orient ihr gewähren müſſe, im anlockendſten Lichte ihr zu zeigen, kam immer wieder auf die ſchönen Tage zurück, die ſie mit einander in Schottland verlebt.

Sidonia litt dabei unendlich, während ſie alles anwandte, ihm den ganzen Umfang der Qualen zu entziehen, die ſie empfand. Belmonts unbedingte Herrſchaft über ihr Gemüth, die er nur zu gut kannte, um ſie nicht zu benutzen, die Glut ſeiner Worte, und die, zum erſtenmal durch dieſe hierdurch fühlbar werdende, reflektirende Kälte ſeines Herzens, riſſen an ihrer Seele mit zerſtörender Gewalt. Sie wäre dem allen endlich erlegen, hätte nicht der Zufall eine Scene geendet, die für ihre Ruhe nur zu lange ſchon gewährt hatte, und die Belmont abſichtlich immer weiter ausſpinnen zu wollen ſchien. Der Wind riß ein Fenſter auf, das Belmont, als er vorhin hinaus ſah, vergeſſen hatte zu befeſtigen; der Vorhang deſſelben fing an den auf dem Tiſche ſtehenden Lichtern Feuer, und loderte in hellen Flammen auf. Erſchrocken ſtürzte Sidoniens Dienerſchaft in das Zimmer. Der halbohnmächtige Zuſtand ihrer Gebieterin erregte nach dem erlittenen Schrecken keine Verwunderung; Sidonia ſelbſt aber, als ſie bemerken mußte, mit welchem Gleichmuth, mit welcher ruhig kalten Beſonnenheit Belmont alle Vorkehrungen traf, um ſicher und ſchnell das Weiterumſichgreifen der Flammen zu verhindern, fühlte, als ob ihr das Herz brechen wolle.

* * *

Eine entſetzliche Nacht folgte dieſem Abende, eine Nacht, in unausſprechlichem Seelenſchmerz von Sidonien durchkämpft. Sie vermochte nicht mehr, durch Selbſttäuſchung den ſchönen Wahn feſt zu halten, der bis jetzt ihr Daſeyn beſeligte, ſie fühlte ſich nicht geliebt, und mußte ſich geſtehen, daß ſie es nicht ſey. Belmont ehrte ſie, ſie gefiel ſeinem Geiſte wie ſeinen Augen, er zog ſie allen andern Frauen vor, und wünſchte ſo lange als möglich in der ihm lieb gewordenen Gewohnheit des Beiſammenlebens mit ihr ſich zu erhalten, das glaubte ſie jetzt klärlich einzuſehen. Doch dieſes ruhige Hinneigen zu ihr, wie tief blieb es hinter dem Ideale jener alles beſiegenden, keine weitern Wünſche kennenden Leidenſchaft, hinter jenem innigen Verſchmelzen zweier Weſen in Eines zurück, welches ihrem ſehnſuchtsvollen, liebedürſtenden Gemüthe vorſchwebte! Sie, ihre Liebe, waren nicht der Inbegriff von Belmonts Wünſchen, er konnte noch ſondern, überlegen, Anſtalten treffen, um manches Andere, was ſonſt noch ihm wünſchenswerth dünkte, mit ihrem Beſitze zu verbinden. Glühende Liebesworte waren zwar ſeinen Lippen entſtrömt, aber nur um die Todeskälte ihr weniger fühlbar zu machen, mit der er ſchonungslos im Heiligthum ihrer Bruſt ſtille Wünſche zu vernichten ſtrebte, deren Erfüllung zu dem Lebensplane nicht paſſen wollte, den er ſelbſtſüchtig für ſich erſonnen. Alle Gewalt über ihr Herz, die er ſich erworben, alle Künſte der Ueberredung, die ſo ſehr ihm zu Gebote ſtanden, hatte er angewandt, um ſie ganz an ſich zu feſſeln, ſie allen ihrem Geſchlechte wie ihrem Standpunkt in der Welt zukommenden Verhältniſſen zu entreißen, und ſie ſich ganz zu eigen zu machen, während er ſelbſt ſorgfältig bedacht blieb, die eigene Freiheit ſich zu erhalten.

Deutlich und klar ſchwebte dieſe ganze Anklage des geliebten Freundes vor Sidoniens Geiſt, aber die Stimme ihres Herzens ſprach zu laut für ihn, als daß ſie nicht alles hätte aufbieten ſollen, um ihn vor ihrem eigenen Richterſtuhl zu vertheidigen, oder doch wenigſtens zu entſchuldigen. Sie ſuchte ſogar ſeine Anſichten ſich ſelbſt aufzudringen, und ſich zu überreden, daß es auch die ihrigen wären. Weſſen durfte ſie ihn denn anklagen? hatte er durch Worte und Betragen ſie jemals zu Anſprüchen an eine nähere Verbindung mit ihm berechtigt? hatte er bis zu dem geſtrigen Abende nur das Wort „Liebe“ jemals ausgeſprochen? hatte er nicht immer, ſeit dem erſten Tage ihres Zuſammentreffens, ſich in den Schranken herzlicher Freundſchaft gehalten, die nur durch die Verſchiedenheit ihres Geſchlechts, und durch die Art, mit der er in Bordeaux aus dringender Gefahr ſie rettete, einen innigern Anſtrich erhielt. Und durfte ſie, Sidonia, mit einem ſechzehnjährigen Mädchen kaum verzeihlicher Eitelkeit, ſich deshalb ſchmeicheln, eine alles opfernde glühende Leidenſchaft ihm eingeflößt zu haben, ihm, Belmont, dieſem in ihren Augen zum höchſten Gipfel der Vollkommenheit ausgebildeten Manne, deſſen großes ſtolzes Herz einer ſolchen Liebe nicht fähig ſeyn konnte, wie wohl das eines Jünglings oder eines ſchwachen Weibes; denn er gehörte der Welt an, die ſo gerechte Anſprüche an ihn hatte, und durfte nicht einer einzigen ſich weihen. Ungerecht gegen ſich ſelbſt, wollte ſie in ihrer eigenen Meinung ſich herabſetzen, um ihn nur recht hoch zu erheben, und ſuchte ſich ſelbſt zu verhehlen, daß ſie es that. Sie gab ſich ganz der ſchmerzlichen Wonne jener Selbſtaufopferung hin, zu welcher das Gemüth wahrhaft liebender Frauen ſo geneigt iſt, daß ſie in ihr den einzigen Troſt finden werden, wenn der ſchöne Wahn, der ſie beglückte, ſie verläßt; und Belmont ſtand wieder makellos vor ihr da, ſie ſelbſt wurde zum Sühnopfer, das ihn entſündigte.

Auch Belmont durchwachte dieſe Nacht in herbem Kampfe mit ſich ſelbſt, doch dieſer war himmelweit von dem verſchieden, was Sidonia empfunden. Ihm konnte nicht, wie Sidonien, ſein reines Bewußtſeyn kräftigen Beiſtand dabei gewähren, denn ſein beſſeres Selbſt war in ihm rege geworden, es hatte das niederſchlagende Gefühl der Schuld in ihm erweckt, ſo daß er dem beſchämenden Selbſtgeſtändniß, daß er mit Sidonien ein, dieſes edlen argloſen Weſens unwürdiges Spiel treibe, ſich nicht mehr ganz zu entziehen vermochte. Er mußte endlich ſich bekennen, daß er mit raffinirtem Egoismus ſie geiſtig ſeiner Luſt opfern wolle, er fühlte ſein Unrecht, konnte aber ſich nicht entſchließen, ſie frei zu geben. Es war ihm unmöglich, dem heimlichen Genuſſe zu entſagen, dieſes allgemein bewunderte, im Innern wie im Aeußern ſo reich begabte Weſen, auch noch ferner an ſeinen Blicken, wie an der Entſcheidung ſeines Schickſals, hängen zu ſehen, und je länger er darüber dachte, je unausfüllbarer ſchien ihm die Lücke, welche eine Trennung von Sidonien in ſeiner freudenreichen Exiſtenz hervorbringen müſſe.

In der immer ſteigenden Aufregung, zu der Nacht, Einſamkeit, und feſtes Haften an einem einzigen Gedanken ihn hinaufgetrieben, glaubte er endlich Sidonien wirklich zu lieben, nicht ohne ſie leben zu können; Gefühle, über die er lange hinaus zu ſeyn meinte, erwachten von neuem in ſeiner Bruſt; hingeriſſen von einem Anfluge jugendlichen Edelmuths, und um doch etwas zu thun, das ihn mit ſich ſelbſt verſöhnen könne, beſchloß er, um Sidoniens willen der großen Reiſe, wenigſtens vor der Hand, zu entſagen. Er vermochte nicht mehr, es ſich zu verhehlen, daß ſie auf derſelben ihn nicht begleiten dürfe, ohne ſich und das ganze Glück ihrer Zukunft den nachtheiligſten Folgen auszuſetzen.

Bleich, zerſtört, trat er am Morgen in Sidoniens Zimmer, um ihr, obgleich mit innerem Widerſtreben, ſeinen heldenmüthigen Entſchluß zu verkündigen; er dachte ſie in Thränen zu finden, und freute ſich innerlich auf den Genuß, dieſe mit einem einzigen Worte trocknen, und die tief Gebeugte wieder zu neuem Leben aufrichten zu können, aber er fand ſie ganz anders wieder, als er ſie am Abende verlaſſen.

Nach langem Kämpfen war Sidonia wieder mit ſich einig geworden; was ihr zu thun jetzt oblag, ſtand hell und klar vor ihrem Geiſte, und ſie beſchloß, es würdig zu vollbringen. Stolz und Liebe hatten ihr Muth und Kraft zu dem Wunſche gegeben, ſelbſt in der Stunde des Scheidens dem Geliebten recht groß und ſchön gegenüber zu ſtehen. In ihren Zügen, in ihrem ganzen Weſen war keine Spur des peinlichen Zuſtandes mehr zu entdecken, in welchem er am geſtrigen Abende ſie verlaſſen; würdevoller Ernſt, unendliches Wohlwollen, ſtille Ergebung war der Ausdruck deſſelben. So ſchwebte ſie ihm entgegen, ihr Fuß ſchien kaum die Erde zu berühren; nie hatte er ſo hinreißend ſchön ſie geſehen, ihr dunkelſtrahlendes Auge lächelte durch ſtill verhaltene Thränen der Wehmuth, die ſie ihm nicht zu verbergen ſtrebte, denn ſie fühlte, daß ſie ſich ihrer nicht zu ſchämen habe.

„Ich muß Ihnen geſtern recht ſchwach, recht kindiſch erſchienen ſeyn, mein Freund,“ ſprach ſie mit unendlich ſanftem, aber feſtem Ton, ehe er noch ein Wort aufbringen konnte; „aber die Idee einer ſo ſchnellen, ſo unerwarteten Trennung überwältigte mich für den Augenblick; denn daß ich auf einer ſo weiten Reiſe ſie nicht begleiten könne, noch dürfe, fühlte ich ſogleich. Weder meine perſönliche Lage noch meine phyſiſchen Kräfte erlauben es mir, ich würde mir dadurch den eigenen Untergang bereiten, und welche Laſt wäre ich Ihnen und Ihren Freunden geworden! Es hat mir einen recht ſchweren Kampf gekoſtet, ehe ich zu dieſer Ueberzeugung mich brachte,“ ſetzte ſie mit ſchmerzlichem Lächeln und etwas wankender Stimme hinzu.

„Sidonia!“ rief Belmont, „ich kann Ihnen“—

„Verzeihen Sie mir nur,“ unterbrach Sidonia ihn, „daß ich geſtern allem, was Sie mir ſagten, nur mit dem Geiſte folgen konnte, ich war in der That wie betäubt. Ach, Belmont, ich werde

Sie ſchmerzlich vermiſſen, nie werde ich wieder einen Freund finden, der in allen Anſichten des Lebens ſo vollkommen mit mir übereinſtimmt! Davon hat jedes Ihrer Worte mich geſtern von neuem überzeugt. Aber meine Gedanken, meine Wünſche werden Sie begleiten, und ein Troſt wird mir bleiben, die innige Theilnahme an Ihrem Streben, in die Wunder der Natur, jener noch immer zu wenig gekannten Zonen einzudringen, die Freude an Ihrem Gelingen, und die laute Anerkennung, die Ihnen im Gebiete der Wiſſenſchaft nun nicht mehr entgehen kann. Die Welt wird meinen Freund rühmend ehren und wenn Sie nach Europa wieder zurückkehren, ſey es auch erſt nach Jahren“— —

„Sidonia! Sidonia! Sie könnten von mir ſich trennen wollen!“ rief Belmont, völlig außer Faſſung gebracht.

„Zeit und Raum trennen uns nicht,“ erwiederte Sidonia, ſanft bewegt, aber gefaßt, „das Licht, das Sie in das weite hohe Gebiet der Natur bringen werden, wird mit ſeinen heitern Strahlen auch meine Einſamkeit erhellen, von fremden Lippen genannt und geprieſen, wird Ihr Name überall mich melodiſch umtönen, ich werde ſtolz ſeyn auf meinen Freund, deſſen immer weiter ſich verbreitender Ruhm die Brücke bildet, die meinen Geiſt in Stunden der Sehnſucht zu ihm hinüberführt, und mich zum Zeugen ſeines Glückes macht.

Nie fühlen wir den vollen Werth eines Glükkes, als in dem Augenblick, in welchem wir es verlieren. Geblendet, bezaubert, als ſähe er ſie zum erſtenmale, ſtand Belmont mit tief erſchüttertem Gemüth vor Sidonien; von tauſend zarten Banden an ſie gefeſſelt, mit welchen Gewohnheit und ihre Liebenswürdigkeit ihn umflochten, war ihm in dieſem Augenblick zu Muthe, als ob das ganze Glück ſeines Lebens an ihrer Nähe hinge, als liebe er ſie mit unüberwindlicher Leidenſchaft, als könne kein Opfer ihm zu ſchwer fallen, um nur der Trennung von ihr zu entgehen. Sidonien aber hatte die Anſtrengung nicht nur über ihn, ſondern auch über ſich ſelbſt hoch erhoben, mit der ſie die höchſte Achtung des Freundes ſich zu gewinnen ſuchte.

Muthig wollte ſie vollenden, was ſie begonnen, doch das Bewußtſeyn des ſchwer erkämpften Sieges, der momentane Rauſch eines ſeeligen Augenblickes, riſſen ſie hin, wie ihn die Gewalt der neu erwachten Liebe, und wehrlos ergaben ſich beide der holden Schwäche. Von Kraft träumend, von Trennung ſprechend, ſanken ſie einander in die Arme, Abſchiedsworte wandelten unwillkührlich in Liebensworte ſich um. Die große Reiſe nach Perſien wurde aufgegeben, der Entſchluß, wenn gleich unausgeſprochen, dennoch unwandelbar feſtgeſtellt, ſich nie zu trennen, nichts abzuändern, alles zu laſſen wie es war.

Vielleicht hätte Belmont jetzt wohl wünſchen können, ſich Sidonien auf immer zu verbinden, denn in dieſem Augenblick leidenſchaftlicher Aufregung war aller kalt raiſonnirender Egoismus von ihm abgefallen, und er fühlte ſein Herz wie umgewandelt in ſeiner Bruſt. Aber Sidonia hatte ſelbſt die Scheidewand aufgerichtet, an der jede Hoffnung dieſer Art ſcheitern mußte. In ihrem heldenmüthigen Beſtreben, ſich ihm ſeiner ganz würdig zu zeigen, hatte ſie Belmont wirklich die Ueberzeugung aufgedrungen, daß ſie nie wünſchen könne, ihm noch näher verbunden zu werden, als ſie es ſchon ſey. Völlig an ihr irre geworden, glaubte er jetzt wirklich, ſie geſtern mißverſtanden zu haben, und daß nur die Ueberraſchung des Moments ſie zu halben

Aeuſſerungen gebracht, die er durchaus falſch gedeutet. Er ſchämte ſich vor ſich ſelbſt dieſes Mißgriffs, und wenn ihm auch vielleicht Zweifel kamen, ob er ſich deſſen wirklich ſchuldig gemacht, ſo war ſein Gemüth doch noch zu ſtolz, als daß es zum Ausſprechen eines Wunſches ſich hätte beugen können, von deſſen freudiger Gewährung er nicht mehr ſchon im Voraus überzeugt war.

Und ſo mußten Beide denn fortfahren, das wankende Gebäude ihres Glückes ſich in Regionen zu erbauen, die wohl zuweilen zu erfliegen, aber nie auf die Dauer zu bewohnen, den Sterblichen hienieden vergönnt wird.

* * *

In der dieſem Tage zunächſt folgenden Zeit, war Sidonia das glücklichſte Weſen auf Erden. Die lange Sehnſucht ihres Lebens war geſtillt, ſie fühlte ſich geliebt, mit jener reinern überſchwenglichern Liebe, die ganz nach innen gekehrt, den ſchönſten Lohn in ſich ſelbſt findet, und keinen andern kennt noch verlangt.

Aus Schonung für Sidoniens Ruf, jedoch ohne dieſen Grund gegen ſie zu erwähnen, bezog Belmont jetzt eine von der ihrigen ganz abgeſonderte

Wohnung; übrigens war, im Aeuſſern, beider Verhältniß völlig das vorige geblieben, und dennoch ſchien Sidonien jetzt alles anders geworden, und war es eigentlich auch. Ein unbeſchreibliches Gefühl unſäglichen Entzückens hatte über ihr ganzes Daſeyn ſich verbreitet; ſie hatte allen ihren früheren Beſchäftigungen ſich wieder zugewendet, beide lebten neben einander hin, wie ſelige Götter, als wäre es von Ewigkeit her ſo geweſen, und müſſe auch immer ſo bleiben. Aber das Wort Liebe, einmal ausgeſprochen, verhallte nicht wieder. In Blicken, in allem was ſie unternahmen, ſprach es ſich aus, wenn gleich die Lippen ſchwiegen; Sidonie ahnete keine Gefahr, wie ein Kind ſpielte ſie am Rande eines Abgrundes.

Wellenborn und ſeine Viola ſah ſie nicht wieder. Vermuthlich um ihr und ſich eine Verlegenheit zu erſparen, hatte Belmont es ſo einzurichten gewußt, daß Erſterer nur ſchriftlich von ihr Abſchied nahm, zugleich aber hatte dieſer auch Belmonten auf das dringendſte erſucht, ihn und die übrigen Freunde noch einmal zu ſehen, ehe ſie, wahrſcheinlich auf ſehr lange Zeit, vielleicht auf immer Europa verließen.

Sidonia war unfähig, an dem Geliebten zu zweifeln, ſie war feſt überzeugt, daß er zu ihr zurückkehren würde, aber ein leiſer Schmerz durchzuckte ſie dennoch, als ſie ihn nach London abfahren ſah, um die Bitte ſeines Freundes zu erfüllen. Sie fühlte und fürchtete, für ihn wie für ſich, die Erneuerung jenes herben Kampfes, welche die Entſagung eines lang gehegten Lieblingswunſches ihm ſchon gekoſtet hatte; und als ſeine Abweſenheit um mehrere Tage über die von ihm zur Rückkehr beſtimmte Zeit ſich verlängerte, war ſie, von bitterer Reue beſtürmt, nahe daran, mit klarem Bewußtſeyn einen Schritt zu thun, von dem ſie ihren eigenen Untergang deutlich voraus ahnen konnte. Sie ſah im Geiſte den geliebten Freund, wie er mit innerem Widerſtreben von denen ſich abwandte, die ein Unternehmen auszuführen im Begriffe ſtanden, deſſen Urheber er eigentlich geweſen war; ſie ſah, wie er von Tag zu Tag den Abſchied verlängerte, weil das Scheiden von dem Lieblingsplane, den er ihr geopfert, ihm faſt unmöglich wurde; ſie ſchalt ſich ſelbſtſüchtig und undankbar, weil ſie dieſes Opfer von ihm angenommen hatte, und wollte ſchon die

Feder ergreifen, um ihm zu ſchreiben, daß ſie bereit ſey, ihm zu folgen, wohin er es wünſche, als Belmonts Rückkehr alle ihre Zweifel auf das erfreulichſte löſte.

Ueberſeelig im Gefühl des Wiederſehens, ſchloß er die Heißgeliebte in ſüßer Selbſtvergeſſenheit in ſeine Arme; Sidonia wußte in dieſem Augenblick nicht, wer von ihnen der Glücklichere ſey. Sie wußte, ſie fühlte nur, daß Belmont ſich ihr wiedergegeben, freiwillig, auf immer ſich ihr wiedergegeben, von unbeſiegbarer Liebe in ihre Arme geführt. Vom leidenſchaftlichſten Einklange ihrer beiden Gemüther ergriffen, ſah ſie ſich plötzlich zum Gipfel des Glückes erhoben, das einſt das Ideal ihrer Jugend geweſen, und in der letzten Zeit ihr wirklich zum Traumbilde einzuſchwinden gedroht; ſie fühlte ſich geliebt! heiß, treu und wahrhaft geliebt.

Glanz und Ruhm und unſäglicher Genuß, das Ziel ſeines ganzen Lebens, dem er jahrelang nachgeſtrebt, brachte Belmont ſeiner Liebe zum Opfer. Ach! und ſie? durfte, konnte ſie noch, mit gewöhnlichem Maaße, die Gränze ihrer Liebe bezeichnen wollen?

Daß dieſer einzige Augenblick das Elend ihres ganzen künftigen Lebens vorbereiten könne, wie hätte ſie dieſes bedenken ſollen? denn „Wer hat die Liebe gekannt, und hielt ſein Leben zu Rath!“

* * *

Kleine Reiſen, größtentheils in Geſellſchaft einiger ihr befreundeten Familien aus der Nachbarſchaft, unternommen, brachten im Laufe der ſchönen Herbſtzeit Leben und Wechſel in Sidoniens ländliche Einſamkeit. In England gibt es keine Entfernung, alles liegt dicht neben einander, und die trefflichen Straßen, die Schnelligkeit der Poſten, machen jede Reiſe in dieſem kultivirteſten Lande in Europa zu einer Spazierfahrt. In der Schweiz, in Schottland hatte Sidonia mit ehrfurchtsvollem Staunen die hohen Wunder der Natur in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit betrachtet. Hier lernte ſie erkennen, was der menſchliche Geiſt Großes, ja faſt Unglaubliches durch Fleiß, Induſtrie und Beharrlichkeit zu bewirken vermag. Indem ſie die erſtaunenswürdigen Werke bewunderte, welche mit Hülfe früher ganz überſehener Naturkräfte in England hervorgebracht werden, gewann die Welt für ſie ein zuvor nie von ihr geahnetes Intereſſe. Freier geworden, in ihrem innern Leben von keinem Zweifel, keinem Befürchten mehr eingeengt, bei aller Herrſchaft, die ſie ihm willenlos über ſich einräumte, von dem Geliebten verehrt, wie in früheren Tagen, fühlte Sidonia ſich glücklich, wie nie zuvor. Beider Denken, Wünſchen und Hoffen, ja ihr ganzes Leben ſchien ihr ſo innig in einander verwoben, daß ſie nicht mehr zu unterſcheiden wußte, was davon ihr, was ihm angehöre; die erſten Tage ihres früheren Beiſammenſeyns erneuten ſich. Goldene ſchöne Tage des reinſten Himmelsfriedens, des ſeligſten Verſtehens, des uneigennützigſten Strebens ſich wechſelſeitig alles zu ſeyn! Ach warum muß denn kein Glück auf dieſer Erde Beſtand haben!

Auch Belmont fühlte ſich anfangs beglückt. Sidoniens unendlicher Liebreiz entzückte ihn täglich von neuem. Ihre große Genußfähigkeit, ihr reiner Schönheitsſinn, die Leichtigkeit, mit der ſie ſelbſt das Schwerſte aufzufaſſen vermochte, ließen ſeinen immer thätigen Geiſt an ihrer Seite nie zur Langenweile ermatten, ſo lange nur neue Gegenſtände ihn täglich in unabläſſiger Regſamkeit erhielten. Doch der November kam herbei mit ſeinen Stürmen, ſeinen Regengüſſen, ſeinen, jedes Leben bedrückenden See-Nebeln, die das Licht des Tages zur falben Dämmerung umwandeln. Die Zeit der Reiſen war vorüber, und machte der des ſtilleren Nachdenkens Raum. In Belmonts Bruſt legte ſich die gewaltſame Aufregung ihm längſt fremd gewordener Gefühle, die nur, nach langem Entſchlummern der Rauſch der Leidenſchaft, das innere Zurückbeben vor der Trennung von Sidonien, zu einer Art von Scheinleben wieder erweckt hatten.

Belmont hatte Sidonien nicht abſichtlich täuſchen wollen, denn alles Unedle, Unwahre lag ihm fern; ſich dazu herabzulaſſen, verſchmähte ſein ſtolzer Geiſt; aber er hatte ſich ſelbſt getäuſcht, indem er dem ſüßen Taumel ſich ohne Bedenken ergab, der ihn ergriffen, gleich beim erſten Erſcheinen der ſeltenen wunderholden Frau, welche ſo hoch über alle hervorragte, mit denen er früher manch leichtes Liebesband geknüpft und wieder gelöſet hatte. Ohne eigentlich deſſen gewahr zu werden, hatte Belmont Schritte gethan, deren Möglichkeit er ſelbſt nicht begriff, ſobald ſein kalt raiſonnirender Verſtand dem wärmeren Gefühl die Oberherrſchaft wieder abgewonnen hatte. Er war noch immer zu jeder wahrhaft großen That, zur edelſten Aufopferung bereit, wenn beim ernſten Erwägen von Recht und Unrecht die Wage dorthin ſich neigte; er übte gern gegen ſich ſelbſt wie gegen Andere ſtrenge Gerechtigkeit aus, aber er verachtete es, ſich in wichtigen Fällen von ſeinem Empfinden beſtimmen zu laſſen. Auch wurde dieſes nur ſelten laut. Der nie verſiegende Born der Liebe kann nur einem warmen, von ihr ganz erfülltem Herzen entquellen, und Belmonts Herz, ſo warm es auch einſt geſchlagen, war im Leben mit der großen Welt erſtarrt. Es regte ſich zwar noch zuweilen, wie der Wein im Faſſe, wenn die Reben wieder blühen, ſich regt, und Belmont ließ es dann eine Zeitlang recht gern gewähren, nur durfte es weder auf ſeine Handlungen einen bedeutenden Einfluß üben, noch ihn zu ſolchen verleiten, die er ſich ſchon längſt gezwungen hatte, als Thorheit anzuerkennen.

Und dieſes war jetzt ſeit langer Zeit zum erſtenmal dennoch wieder der Fall geweſen, das fühlte er, zürnend über ſich ſelbſt, mit tiefer, peinlicher Beſchämung. So ſehr die ſüße Gewohnheit, in Sidoniens Nähe zu leben, ſich auch dagegen ſträubte, das Zwecklose, Unbefriedigende ſeines Verhältniſſes zu ihr, drängte immer klarer ſich ihm auf. Bis dahin war es nur der Schmuck ſeines Lebens geweſen, jetzt war es der Zweck deſſelben geworden; die eigene Freiheit, alle ſeine Wünſche, ſein ganzes bisheriges Streben, alle ſchon errungene Früchte deſſelben hatte er ihm geopfert, hatte, gleich einem unerfahrnen Neuling, ſich in eines jener ätheriſchen Liebesbündniſſe verwickeln laſſen, die er als das Lächerlichſte auf Erden von jeher verſpottete und verlachte.

Belmont erröthete vor ſich ſelbſt, indem er ſich dieſes alles eingeſtand, und ſich dann die Frage vorlegte, was denn nun ferner geſchehen ſolle.

Die vielleicht nie ganz ſo wiederkehrende Gelegenheit zu der großen Reiſe, zu welcher er ſich Jahrelang vorbereitet, von der er die möglichſte Vollendung ſeiner geiſtigen Ausbildung erwartete, war auf eine ihm jetzt unbegreifliche Weiſe unbenutzt ihm entflohen. Was konnte, was ſollte er an die Stelle dieſes geſcheiterten Planes ſetzen, wobei ſein jetziges Verhältniß zu Sidonien ihm nicht ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg ſtellte? Konnte er denn ewig, wie Herkules, am Rocken der Omphale, zu den Füßen einer ſchönen Frau ſitzen wollen? Unwürdig an Sidonien zu handeln, ſie heimtückiſch zu verlaſſen, oder ſie herabzuwürdigen zu ſuchen, um ſich über ſie erheben zu dürfen, war, ſeiner wahrhaft edlen Natur nach, ihm undenkbar. Sollte er als Gemahl ihr dennoch die Hand bieten, um nur auf irgend eine Weiſe zu einem feſten Standpunkte mit ihr zu gelangen? Und würde ſie nach allem, was er von ſeinen Anſichten der Ehe ihr bekannt hatte, dieſelbe annehmen? Sollte er ſeine früheren Grundſätze widerrufen? Er konnte es eben ſo wenig, als Sidonien betrügen wollen. Er ſah ſich in einen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt verwickelt, aus dem, ſo wie die Sachen jetzt ſtanden, kein Hinauskommen war; ihm blieb nichts zu thun übrig, als es dem Zufall zu überlaſſen, ob dieſer vielleicht nicht einen Ausweg ihm zeigen würde, und inzwiſchen die Zeit der Erwartung eines Wunders ſo angenehm hinzubringen, als es ſich nur irgend thun laſſen wollte. Dazu entſchloß er ſich denn auch endlich.

Alle dieſe Betrachtungen hatten ſich indeſſen nicht auf einmal Belmonten entgegen gedrängt, ſie ſtiegen nach und nach in ſeiner Seele auf, ſo wie ſein Empfinden für Sidonien kühler wurde. Er fühlte ganz das Quälende, aber auch das für jetzt Nutzloſe derſelben, und ſuchte ſich ihnen ſo viel möglich zu entziehen, aber er konnte doch dem Selbſtgeſtändniß einer unverzeihlichen Thorheit nicht entgehen, deren er ſich längſt nicht mehr für fähig gehalten. Zum erſtenmal nach langer Zeit war er wieder mit ſich ſelbſt in Unfrieden gerathen, und ihm war oft zu Muthe, als ob er die Veranlaſſung dazu, Sidonien, haſſen müſſe. Es verdroß ihn innerlich, daß ſie zu groß, zu ſchön vor ihm ſtand, als daß er es hätte ertragen können, ihr in unwürdigem Lichte ſich zu zeigen.

„Warum mußte mein Unſtern mich auch gerade dieſem Phönix zuführen? Warum iſt ſie nicht wie andere Weiber, ſo wüßte man doch mit ihr fertig zu werden?“ rief er oft in bitterem Unmuth; doch dieſer hielt nur ſo lange vor, bis Belmont Sidonien wieder ſah; ihre Gegenwart übte noch immer den alten Zauber an ihm aus, aber ſeine innerliche Verſtimmtheit brachte doch oft etwas Ungleiches in ſein Betragen gegen ſie, deſſen Sidonia nicht an ihm gewohnt war, das ſie aber gar wohl bemerkte, ohne ihn jedoch um den Grund davon befragen zu wollen.

Belmont brachte jetzt ſehr oft einige Tage in London zu, um die unermeßlichen Schätze des britiſchen Muſeums kennen zu lernen und zu benutzen, wie er ſagte; eigentlich aber wohl, um ſeinen innern Mißmuth durch Wechſel der Umgebungen zu zerſtreuen. Er blieb zuweilen ziemlich lange aus, und Sidonia vermißte ihn dann ſchmerzlich, doch weit davon entfernt, dieſes gegen ihn äußern zu wollen, munterte ſie ihn ſelbſt zu dieſen kleinen Ausflügen auf. Belmont ſchien oft ſonderbar ergriffen, wenn ſie ihm freundlich zuredete, doch um ihretwillen eine ihm nützliche und angenehme Erheiterung ſich nicht zu verſagen; die ſprechenden Züge ſeines ſchönen Geſichts nahmen dann zuweilen einen ganz eigenen Ausdruck von Beſchämung an, welche an Rührung gränzte, und es ſchien, als ob ein geheimes Etwas ihn bei ihr zurückhalten wolle. Aber er ging dennoch; zwar kehrte er immer mit erhöhter Innigkeit zu ihr zurück, ſuchte durch tauſend zarte Aufmerkſamkeiten ſie für eine Trennung zu entſchädigen, über die er laut ſich beklagte, und die er doch ſelbſt immer wieder herbeiführte.

Sidonia gerieth durch alles dieſes endlich auf den Gedanken, daß die ſtille Einförmigkeit ihres jetzigen Lebens, bei der ſie zwar nach all den überſtandenen Stürmen ſehr wohl ſich befand, dem, an einen lebensreichern Wirkungskreis gewöhnten Mann, langweilig zu werden drohe, und nahm deshalb freudig den Vorſchlag einer ihrer Freundinnen an, ſich mit dieſer und deren Familie auf einige Wochen nach Bath zu begeben, um auch das Leben in einem der eleganteſten engliſchen Badeörter kennen zu lernen, in welchem die mit Eintritt des Winters beginnende Saiſon eine höchſt brillante Geſellſchaft verſammelt, und Vergnügungen aller Art ihr einen Vorgeſchmack von dem geben konnten, was ſie, wenn gleich in ſehr vergrößertem Maaßſtabe, von den mehrere Monate ſpäter eintretenden Winterfreuden in London zu erwarten habe.

Die kurze Reiſe durch ein, ſelbſt in dieſer rauhen Jahreszeit entzückend ſchönes, im höchſten Glanz der ſorgfältigſten Kultur prangendes Land, wurde faſt eben ſo ſchnell zurückgelegt als beſchloſſen. Lady Manners, ſo hieß Sidonias Freundin, eignete ſich ganz dazu, dieſe in den vornehmſten Zirkeln von Bath einzuführen. Sie war mit vielen der erſten Familien des Landes nahe verwandt, und galt noch immer für eine ſehr angenehme Erſcheinung. Die drei Töchter derſelben, welche jetzt zum erſtenmal in der Welt ſich zeigten, waren ſehr jung, ſehr hübſch und ſehr elegant; alles dieſes verſchaffte der kleinen Geſellſchaft, mit welcher Sidonia dort auftrat, die angenehmſte Aufnahme, und Sidonia wurde gleich aufangs mit aller der Auszeichnung empfangen, die ihrem Range und ihrer glänzenden Erſcheinung gebührte.

Doch dieſe Auszeichnung, die ihr widerfuhr, ging in laut ausgeſprochene Bewunderung über, ſobald man ſie näher kennen lernte. Ohne darnach zu ſtreben, oder es zu wünſchen, ſah ſie zur Königin des Tages ſich erhoben, der alles huldigte. Um nur ein Wort, einen Blick von der ſchönen Fremden zu erhaſchen, zog ein zahlloſer Schwarm junger und alter Elegants auf allen Schritten ihr nach, und ſelbſt Männer, die durch innern Werth, durch Geiſt und Bildung ſich weit über jene ſchimmernden Eintagsfliegen erhoben, konnten dem Zauber nicht widerſtehen. Der Eindruck, welchen ſie machte, war nicht immer ein blos vorübergehender, manche ſehr ernſtlich gemeinte Bewerbung um ihre Hand wurde durch Vermittelung der Lady Manners ihr vorgetragen, und es hätte nur von ihr abgehangen, in den vornehmſten Familien des Landes, an der Hand eines edlen Gemahls, als ein Stern erſter Größe zu glänzen.

Sidonia war gewiß nichts weniger als gefallſüchtig, ſie war weit davon entfernt, ſowohl bei ihren ernſteren als ihren lüſtigeren Anbetern Hoffnungen erregen zu wollen, die ſie nie zu erfüllen gedachte, aber ſie hätte mehr oder weniger als eine Frau ſeyn müſſen, wenn dieſes allgemeine Anerkennen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit ihr nicht hätte Freude machen ſollen, beſonders nach all den unverdienten bittern Kränkungen, welche ſie früher erfahren. Auch war ſie nie ſchöner, man möchte ſagen, nie blendender erſchienen als in dieſer Zeit. Das Bewußtſeyn zu gefallen, iſt das ſicherſte und kräftigſte Schönheitsmittel, das ſogar ſonſt unbedeutenden Geſtalten neue Reize leiht, und jede Braut, ſelbſt die von der Natur vernachläſſigte, oft bis zum Unkenntlichen verſchönert. Auch Sidonia beſtätigte die Wahrheit dieſer Bemerkung. So ſehr ſie auch der Bewunderung gewohnt war, ſo glänzte doch ihr Auge heller, ein lieblicheres Lächeln umſpielte die blühenden Lippen, wenn ſie mit gewohnter Anmuth, im leichten Tanze durch die glänzenden Reihen hindurch ſchwebte, und es ihr dabei nicht entging, wie aller Augen mit Entzücken ihr folgten, und das Gefühl für Schicklichkeit die Geſellſchaft nur mit Mühe davon zurückhalten konnte, ihr lauten Beifall zu zollen.

Belmont war ein ſteter Zeuge ihres Triumphes, und dieſes machte Sidonien die Auszeichnung, die ihr von allen Seiten entgegen kam, als einen ſolchen erſt fühlbar; denn mußte Er, dem ſie ſo ganz angehörte, deren Seyn nur durch das Seine bedingt war, ſich denſelben nicht aneignen? Mußte er nicht auch den äußern Werth ſeines Eigenthums in dem leuchtenden Glanz, der es umſpielte, heller erkennen? Mußte es ihn nicht erfreuen, daß ſie, die Allgeſuchte, nur ein

Beſtreben, nur einen Wunſch kannte, den, ihm zu gefallen, ihn zu beglücken? Sidonia hoffte es; doch dieſe ſchöne Hoffnung ward bald durch immer dunkler werdende Schatten umſchleiert. Langſam ſtiegen ſie am Horizonte ihres Glückes auf, vergebens ſuchte ſie ihrer nicht gewahr zu werden; ſie verbreiteten ſich immer weiter, bis ſie nicht mehr umhin konnte, ſich das Daſeyn derſelben einzugeſtehen.

Die Ungleichheiten in Belmonts Betragen gegen Sidonien nahmen täglich, auf eine ſie beängſtende und erſchreckende Weiſe zu; mit tiefem Schmerz ſah ihr vorahnendes Gemüth ein dunkles Geheimniß ihn innerlich drücken, deſſen Exiſtenz er zwar hinter der Maske der ihm eignen Lebensgewandtheit allen übrigen zu verbergen im Stande war, nur nicht der liebenden Freundin. Oft noch hingen ſeine liebeglühenden Blicke an ihrer Geſtalt, der eigenthümliche Zauber der all ihr Thun, jede ihrer Bewegungen begleitete, hatte ſeine Gewalt über ihn noch nicht verloren, der Ausdruck des reinen Geiſtes in ihren hellen klaren Augen, das unwillkürliche Aufflammen der Liebe, in der anmuthigſten Geſtalt, entzückte ihn noch immer. Dann ſprach er zu ihr, wie er es gewohnt war, mit dem Ton innigen Vertrauens, herzlicher Hingebung; doch plötzlich ging er ohne die mindeſte äußere Veranlaſſung zu einer andern Stimmung über, in der ſie ihn kaum wieder zu erkennen vermochte; ſtieß mit ſtarrer Gleichgültigkeit ſie von ſich ab, erlaubte ſich, ihre unſchuldigſten Schritte zu tadeln, ihr mit einer Härte, ſogar mit einer Rauhheit zu begegnen, deren ſie bis jetzt ihn für ganz unfähig gehalten; im nächſten Augenblick aber ſchien er zuweilen auch wieder im Begriffe, reuevoll zu ihren Füßen hinzuſinken, um ſein Unrecht ihr abzubitten. Mit unendlichem Schmerz mußte Sidonia ſich ſagen, daß ſie ihn nicht mehr verſtehe. Sie ſah die innere Pein, welche an ſeinem Frieden nagte, ohne ſich dieſelbe deuten zu können; ſie glaubte ihn von irgend einem ſchweren Unglück getroffen, das er ihr zu verhehlen Willens ſey; ſie glaubte ihn krank; ihre lebhafte Phantaſie führte ein ganzes Heer von Uebeln ihr vor, die dieſe unglaubliche Veränderung in ſeinem Weſen herbeigeführt haben könnten. Gedrückt, verfolgt von immer ſchwärzer ſich geſtaltenden Gedanken, ſah ſie endlich keinen andern Rath, als Belmont geradezu anzuflehen, ihr nicht länger das, was ihn heimlich quäle, zu verhehlen.

Belmont ſah mit ganz eigenem Blicke ſie eine Weile an, es ſchien ihr, als ob er erſt ſich beſinnen, als ob er überlegen wolle, was er ihr antworten könne. Sidonia ſchwebte in ängſtlicher Erwartung, doch plötzlich umdüſterten ſich ſeine Züge, er brach in Vorwürfen über ihr Betragen aus, ließ ſich zu Eiferſüchteleien herab, die ſeiner ſelbſt eben ſo unwürdig waren, als ihrer; ſie konnte das Erkünſtelte, das mühſam Herbeigeſuchte derſelben nicht verkennen, ſie ſah deutlich, daß er nichts wolle, als den Grund ſeines Mißmuthes ihr verbergen, ſey es auch durch eine Ungerechtigkeit. Denn kannte er ſie nicht? hatte er nicht von jeher in ihrem Herzen wie in dem eigenen geleſen? wußte er nicht noch in dieſem Augenblick ihre geheimſten Gedanken und Empfindungen zu errathen? Das Beleidigende ſeiner Vorwürfe konnte ſie ihm vergeben, ſogar es entſchuldigen, aber nicht die Unwahrheit, mit der er ſie zu täuſchen ſuchte; wie wäre ihm dieſe möglich geworden, wenn er wirklich ſie liebte? Die

Ueberzeugung ſeiner innern Herzenskälte, die ſie einſt ſchon durchſchaut hatte, ohne es ſich geſtehen zu wollen, ſtieg in dieſem furchtbaren Augenblick, wie ein langſamer rächender Tod zu ihrem warmen liebevollen Herzen auf. Ein ungeheures Grauen, ein gedankenloſes ſtarres Entſetzen bemächtigte ſich ihrer; ſie wagte es nicht, die Decke zu lüften, die ſchwer und immer ſchwerer auf jedes lebenswarme Gefühl, auf jede Regung des Vertrauens ſich niederſenkte. Wenn ſie geirrt hätte! und ſie hätte nach einem ſolchen Irrthum noch eine Zukunft, noch Tage, noch Nächte, noch ein Leben zu erfahren!

„So iſt Liebe denn nur eine ungeheuere, das Weltall umſpannende Lüge, und nichts auf Erden iſt ewig als die uns zur Qual gegebene Sehnſucht nach ihr!" rief Sidonia, und weinte ungeſehene heißbrennende Thränen des entſetzlichſten Mitleids mit ſich ſelbſt. Eine furchtbare Nichtachtung des Lebens durchſchauerte ſie, des Lebens, dem ſie die Blüthenkrone, den Glauben an jene Liebe entſinken ſah, die in ihren Augen allein ihm noch Werth verlieh.

Oft traf es ſich aber auch, daß Belmont an andern Tagen wieder ganz derſelbe zu ihr trat, der er früher geweſen; vertrauend, liebevoll, ganz Aufmerkſamkeit für ſie und ihre kleinſten Wünſche. Dann ging das Herz ihr wieder auf, ſie ſchalt ſich ſelbſt eine ſchwermüthige Träumerin, die durch ein Paar rauhe, abſichtslos ausgeſtoßene Worte ſich erſchrecken laſſe; die nicht bedenke, wie wenig der unfügſame, des Zwanges ungewohnte Mann ſich dazu eigne, die tauſend kleinen Nadelſtiche des Schickſals geduldig zu ertragen, denen Niemand entgeht, die den Stärkeren um ſo eher zur Ungeduld, ja zum Mißmuthe aufreizen, indem ſie ihm unbequem fallen, ohne ihn jedoch verwunden zu können. Sie bedachte, wie es Belmonten gar nicht einfallen könne, dieſe Ungeduld dem Herzen verbergen zu wollen, von dem er berechtigt ſey, auch in böſen Stunden Nachſicht und Milde zu erwarten.

Tief beſchämt ſuchte ſie dann auf jede Weiſe das heimlich an dem Freunde ausgeübte Unrecht durch erhöhte Freundlichkeit wieder gut zu machen, vor allem aber bemühte ſie ſich, Lady Manners zur Abkürzung des Aufenthalts in Bath zu bewegen, der, wie ſie meinte, Belmonten nicht zuſage.

Sind wir nur erſt wieder in unſerem ruhigen Blackheath, dachte ſie, kann Belmont nur wieder in London ſeinen ernſteren Beſchäftigungen nachgehen, ſo wird er ſchon von ſelbſt einſehen, wie wenig mein Herz an dem Flitterglanze hängt, der ihn beunruhigt, ohne mich erfreuen zu können, ſobald er dieſe Freude nicht mit mir theilt.

* * *

Belmont begleitete Sidonien nicht nach Blackheath, er blieb in London zurück, wo ein nicht aufzuſchiebendes Geſchäft, wie er ſagte, ſeine Gegenwart auf ein Paar Tage nothwendig machte. Sidonia aber hielt in jener Stadt, durch welche ihr Weg ſie führte, nur wenige Stunden ſich auf, um die im eleganteſten Theile derſelben liegende Wohnung zu ſehen, welche Belmont für die geräuſchvolleren Monate des Winters ihr beſorgt hatte. Erſt nachdem er ſchon von ihr geſchieden war, fiel es ihr ein, Margarethen noch einige Aufträge zu geben, welche dieſe ein Paar Tage dort zurückhalten mußten, dann kehrte ſie nach Blackheath zurück. Sie gedachte noch vor Belmonts Ankunft daſelbſt Beſuche abzumachen, um dann deſto ungeſtörter nur ihm zu leben.

Die Witterung war durchaus nicht dazu geeignet, zu Spaziergängen einzuladen, Sturm und Regen machten den Platz am warmen Kamin zum wünſchenswertheſten, und dennoch fand Sidonia zu ihrer großen Verwunderung keine Einzige von ihren Bekannten daheim, und, was noch mehr ſie in Erſtaunen verſetzte, keine erwiederte perſönlich den bei ihr abgeſtatteten Beſuch. Viſitenkarten flogen von allen Seiten ihr zu, aber von allen den Frauen, die ſich ſonſt ſo gern um ſie verſammelten, kam nicht eine, um ſie bei ihrer Heimkehr zu begrüßen; es war, als ob alle plötzlich unſichtbar geworden wären. Sidoniens anfängliche Verwunderung darüber wandelte bald in jene Art geiſtiger Niedergeſchlagenheit ſich um, wie man ſie wohl zuweilen bei'm Herannahen eines Gewitters empfindet.

Ein ängſtlich vorahnendes Gefühl ſagte ihr, es ſey etwas vorgegangen, das ſie abermals aus einem Kreiſe verbanne, den ſie lieb gewonnen hatte. So, gerade ſo, war ihr damals in ihrem Vaterlande begegnet worden, als Verläumdung zum erſtenmale anfing, den Frieden ihres Daſeyns zu trüben. Sie wollte nicht daran denken, ſie ſuchte tauſend Gründe, um ihre ſcheinbare Verlaſſenheit ſich freundlicher zu erklären, aber es wollte ihr nicht gelingen, ſich von den trüben Vorſtellungen loszuwinden, die ſie ängſtigten.

Endlich erſchien Lady Manners, und brachte wenigſtens Licht in die Dunkelheit, wenn es gleich kein erfreuliches war. Die wohlmeinende Frau fing damit an, ſehr umſtändlich nach Wellenborn, beſonders aber nach Viola ſich zu erkundigen, und wie lange Sidonia mit beiden in freundſchaftlicher Verbindung geſtanden? Sidonia erzählte ihr mit ihrer gewohnten Offenheit, wie ſie dieſelben auf den hebridiſchen Inſeln, in der ſehr achtenswerthen Familie des Beſitzers von Ulwa, als gern geſehene Gäſte gefunden, wie Herr von Belmont in Wellenborn einen lange nicht geſehenen Jugendfreund erkannt, und wie letzterer ihr Viola als ſeine Gattin vorgeſtellt habe, worauf ſie denn beide eingeladen, mit ihr die Reiſe fortzuſetzen, und in Blackheath einige Zeit bei ihr zu verweilen. Sidoniens Worte, ſo wie überhaupt ihr ganzes Weſen, trugen unverkennbar den Stempel der Wahrheit, es war unmöglich, dem, was ſie als ſolche angab, nicht Glauben zu ſchenken.

„Jetzt ſehe ich, wie die Sachen ſtehen!“ rief Lady Manners freudig aus, nachdem ſie mit groſſer Aufmerkſamkeit Sidonien bis zu Ende angehört hatte. „Ihr gutes, argloſes Gemüth hat nicht nur Sie irre geführt, theure Gräfin, es hat Sie auch verleitet, Ihre hieſigen Freunde zu einem Irrthume zu veranlaſſen, der von Manchen, welche nicht wie ich das Glück haben, ſich Ihrer genaueren Bekanntſchaft zu erfreuen, Ihnen ſehr übel ausgelegt wird. Doch ſeyn Sie ruhig, ſchon morgen vielleicht werden die Neuigen vor Ihnen erſcheinen, und es Ihnen abbitten, daß ſie nur einen Augenblick glauben konnten, Sie hätten wiſſentlich eine Perſon bei ſich aufgenommen, und in unſere Geſellſchaft eingeführt, die dieſer Ehre keineswegs würdig war.“

„Ich meine damit Ihre ehemalige Geſellſchafterin Viola,“ erwiederte Lady Manners auf Sidoniens Bitten, ſich deutlicher zu erklären, „welche, wie es jetzt ſich ergeben hat, nichts anders iſt, als eine ausländiſche Abentheuerin, eine herumziehende Gauklerin, die mit Herrn Wellenborn niemals verheirathet war. Wie viel oder wie wenig Herr von Belmont um die eigentlichen Verhältniſſe jener Perſon gewußt haben mag, wage ich nicht zu entſcheiden, ich bin ſehr geneigt, von ihm das Beſte zu glauben, obgleich man eben bei dieſer Gelegenheit wunderliche Dinge von ihm erzählt. Aber die Männer ſind in manchen Fällen nachſichtiger, als uns erlaubt iſt, es zu ſeyn, wenn wir auf Ehre halten, und jene Viola war in der That eine recht verführeriſche kleine Kreatur."

„Sie irren, Milady!" rief Sidonia lebhaft, „der armen Viola wird himmelſchreiendes Unrecht gethan; ihr Betragen ging zwar zuweilen über das Gewohnte hinaus, aber bedenken Sie nur, wie ſehr jung ſie iſt, wie unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen unſerer gebildeten Welt! Sie iſt gewiß Wellenborns Gattin, er iſt viel zu rechtlich und wahr, als daß er ſie mir hätte aufdringen können, wenn es anders wäre. Die arme Viola hat ja auch ſchon vor mehreren Wochen eine ſehr weite Reiſe mit ihm angetreten...."

„Das hat ſie nicht," fiel Lady Manners ein, „ſie hat im Gegentheil erklärt, daß er kein Recht habe, über ſie zu gebieten, und ſich geweigert, ihn zu begleiten. Er ſelbſt hat zwar in Geſellſchaft mehrerer Gelehrten und Künſtler die berühmte

Reiſe unternommen, von der man in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſo viel ſich verſpricht, doch Madame Viola iſt bei Aſtley's Theater als erſte Bereiterin engagirt. Sie war es heimlich ſchon ſeit längerer Zeit, und weigerte ſich deshalb, ſich mit Herrn Wellenborn trauen zu laſſen, obgleich dieſer es wünſchte, um ein junges Geſchöpf nicht völlig dem Verderben Preis zu geben, das aus dem fernen Vaterlande ihm nach Europa gefolgt war."

„Und das alles konnte Belmont mir verheimlichen!" ſeufzte Sidonia innerlich, verſuchte aber doch, einige Einwendungen gegen die Wahrheit des eben Vernommenen aufzubringen. Doch Lady Manners beſeitigte dieſe alle, indem ſie ihr umſtändlich bewieß, wie wenig ein Irrthum der Perſon hier möglich ſey. Eine ſehr achtungswerthe Dame aus Blackheath, Miſtriß Anderſon, hatte mit ihren eigenen Augen in Aſtley's Amphitheater zu London dieſe ihr ſehr wohl bekannte Viola, unter lautem Beifall des Publikums, die halsbrechendſten Kunſtſtücke mit der größten Leichtigkeit ausüben ſehen. Viola hatte ſogar die Dreiſtigkeit gehabt, Miſtriß Anderſon zu grüßen, und ihr ein how d'ye do zuzurufen, indem ſie dicht an der Loge derſelben vorbei gallopirte. Lady Manners erzählte weiter, wie Miſtriß Anderſon gleich am andern Tage ſich näher nach Viola erkundigt, und von ſicherer Hand nicht nur die Art des Verhältniſſes derſelben zu ihrem angeblichen Gatten erfahren habe, ſondern auch, daß ſie von ihrer früheſten Kindheit an zu der Kunſt erzogen, und nur mit Wellenborn ihr Vaterland verlaſſen habe, um ihr Glück auch einmal in Europa zu verſuchen.

Die Beweiſe, welche Lady Manners für die Wahrheit ihrer Ausſage beizubringen wußte, waren zu überzeugend, als daß Sidonia ihnen nicht endlich hätte Glauben ſchenken müſſen; ſie that es mit tiefem Schmerz. Ihre wohlmeinende Freundin verließ ſie nicht eher, als bis ſie durch die Verſicherung ſie völlig beruhigt zu haben glaubte, daß ſie es ſich zum angelegentlichſten Geſchäfte machen würde, alle ihre beiderſeitigen Bekannten über den eigentlichen Hergang dieſes unangenehmen Vorfalls aufzuklären, und ſie von Sidoniens Unſchuld daran zu überzeugen.

Sidonia ſchauderte vor der Einſamkeit, in welcher ſie nach der Entfernung ihrer Freundin ſich befand. Ihr Herz war beklommen, ihr Geiſt von düſtern Ahnungen erfüllt, die ſie vergebens zu unterdrückten ſtrebte. Die auf ſo gefährliche Irrwege gerathene Viola erregte ihr innigſtes Mitleid, aber der Gedanke, daß Belmont ihr alles dieſes ſo lange habe verſchweigen können, beſchäftigte ihren Geiſt viel zu ſehr, als daß ſie hätte fähig ſeyn ſollen, noch einen andern zu faſſen. Mit dem Scharfſinn der Todesangſt ſuchte ſie alle nur erſinnlichen Gründe auf, um ſein Schweigen nicht nur zu entſchuldigen, ſondern es ſich als einen neuen Beweis ſeiner Sorge für ihre Ruhe auszulegen. Sie überredete ſich ſelbſt, daß er damit nichts weiter gewollt, als eine ihr gewiß unangenehme Entdeckung vor ihr verborgen zu halten. Margarethens Ankunft, die eben aus London zurückkehrte, weckte ſie aus ihrem tiefen Nachſinnen; auch ſie hatte Viola auf der Reitbühne geſehen und erkannt, und eilte, dieſes ihrer Herrſchaft ſogleich zu verkünden.

„Ich weiß es ſchon, gute Margareth!“ erwiederte Sidonia: „es iſt ein ſeltſames Ereigniß, über das ſich nicht viel Erfreuliches ſagen läßt.

Am beſten iſt es, ganz davon zu ſchweigen. Geh' jetzt nur hinauf, du wirſt viel zu ordnen finden, ich habe dich recht ſehr vermißt, denn Niemand kennt doch meine Weiſe ſo wie du. Geh' nur jetzt, gute Margareth, geh' hinauf, mein Kind, geh!"

Doch Margareth ging nicht. Abſichtlich zögernd machte ſie ſich allerlei im Zimmer zu ſchaffen, wiſchte Staub ab, wo keiner lag, brachte an den Fenſtertrapperien Falten in Ordnung, die deſſen nicht bedurften, und kniete endlich neben dem Seſſel ihrer Gebieterin hin, ergriff Sidoniens Hände und bedeckte ſie mit Küſſen und Thränen.

„Nein, ich kann, ich kann meine liebe Herrſchaft nicht blindlings in's Verderben gehen ſehen," ſchluchzte das treue Mädchen; „ich kann Sie nicht betrügen helfen, und ſollte es das Leben mir koſten, Sie müſſen alles erfahren, Monſieur Martin mag thun, was ihm beliebt. Er ſagt, aus unſerer Heirath könne nichts werden, wenn die Ihrige mit ſeinem Herrn zurückginge; meinetwegen, er mag es machen wie ſein Herr, oder auch eine andere Braut ſich ſuchen, ich will nichts mehr von ihm wiſſen, denn alle Männer ſind Betrüger.“

Erbleichend, verſtummend, aber mit anſcheinender Faſſung erhielt Sidonia jetzt aus dem Munde der treuen Dienerin jenen Aufſchluß über Belmonts verändertes Weſen, den ſie ſo lange vergeblich geſucht. Sie erfuhr, daß er ziemlich öffentlich mit Viola in einem Verhältniß lebe, welches, mit ſeinem rechten Namen zu bezeichnen, Margareth ſelbſt ſich ſchämte. Viola gebot über ſeine Börſe, ſeine Bedienten, ſeine Pferde, mit einem Uebermuthe, der ihn höchlich zu beluſtigen ſchien, ſelbſt wenn ſie an ihm ſelbſt ihn auszulaſſen für gut fand. Es verging, wenn er in London war, faſt kein Abend, den er nicht nach dem gewöhnlich ſehr ſpät beendeten Schauſpiele bei ihr zugebracht hätte. Belmonts vertrauter Kammerdiener hatte im Zorn über eine von Viola erlittene grobe Beleidigung ſeiner Braut Margareth dieſes Geheimniß ſeines Herrn entdeckt; er hatte ſie ſogar zum Augenzeugen der zwiſchen dieſem und Viola beſtehenden Vertraulichkeit gemacht, und nur die Furcht, daß Belmonts Vermählung mit Sidonien dadurch zurückgehen könne, auf die er noch immer feſt rechnete, hatte ihn ſpäterhin bewogen, Margareth zur Verſchwiegenheit zu ermahnen.

Still und gelaſſen hörte Sidonia Margareth an, ermahnte ſie, ihre Thränen zu trocknen, ſich zu beruhigen, gegen Niemand von dem, was ſie gehört und geſehen, ein Wort zu erwähnen, und entließ ſie endlich ziemlich getröſtet. Die Ruhe, mit der Sidonia ohne Klage, mit trockenem Auge den bittern Kelch tropfenweiſe leerte, den die Hand der demüthigſten aber unwandelbarſten Treue ihr reichte, war keinesweges erzwungen oder blos angenommen; ihr war in jenem Augenblick wirklich zu Muthe, als ob ſie alles, was ſie jetzt vernahm, ſchon gewußt habe. Die dunkle Ahnung löſte ſich, die ſchon lange ſchwer und heimlich auf ihrem Gemüthe gelaſtet hatte, ohne daß ſie das Daſeyn derſelben ſich eingeſtehen mochte, und ſie glaubte nun, da ſie Gewißheit erhalten, freier zu athmen. Sie fühlte jene Erleichterung, die jeder einen Augenblick zu empfinden glaubt, wenn nun endlich das lange ihn bedrohende Unglück wirklich hereingebrochen, das Ungeheuerſte, das Unglaublichſte geſchehen iſt, und er ſich ſagen darf, Furcht und Hoffnung ſind nicht mehr, denn das Schickſal hat nun das Aergſte an mir gethan.

Und dennoch hatte es unerbittlich noch einen harten Schlag Sidonien aufbewahrt, der in dieſem Augenblick mit faſt ertödtender Schwere ſie zu Boden drückte. Ein Packet wurde von unbekannter Hand ihr gebracht, mechaniſch öffnete ſie es, und ſah nicht ohne Verwunderung, daß es nur einige Zeitungsblätter des nämlichen Tages enthielt, die ſonſt erſt am folgenden Morgen ihr gebracht wurden. Ein mit rother Tinte ſtark bezeichneter Paragraph zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, und zwar in dem Abſchnitte, der in den engliſchen Blättern ſolchen Stadtneuigkeiten gewidmet iſt, die man in andern Ländern nur durch mündliche Tradition unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu verbreiten wagt. Er war folgenden Inhalts:

„An dem alljährlich in Bath mit zahlloſen glänzenden Sternen geſchmückten Schönheitshimmel iſt in dieſen Tagen ein fremder Komet aufgegangen, deſſen alles überſtrahlender Schimmer die Augen blendet, und die Sterne zweiten und dritten Ranges in unſcheinbare Dunkelheit zurückdrängt. Ueber die Beſtandtheile des langen Schweifes, den dieſes ſchöne Geſtirn nach ſich zieht, wird dieſesmal unter den gelehrten Aſtronomen kein Streit entſtehen, er iſt aus zahlloſen Bewunderern deſſelben zuſammengeſetzt, unter welchen man, ſelbſt mit unbewaffnetem Auge, einige Grafenkronen und mehrere Ordensdekorationen deutlich unterſcheidet. Zu wünſchen bleibt nur, daß die Erſcheinung dieſes prachtvollen Meteors nicht auch unſerer Inſel, wie früher unſern franzöſiſchen Nachbarn, Unheil und Blutvergießen verkündigen möge. Einige ſo eben vom Kontinent zurückkehrende Touriſten haben in demſelben eine, ihres hohen Ranges, ihrer großen Schönheit und einiger erlebter Abentheuer wegen berühmte deutſche Dame erkannt, die nämliche Gräfin Sidonia von A—d—l—h—m, zu deren Füßen ein berühmter Maler in B—d—x aus Eiferſucht ſeinem Leben ein Ende machte, wie ſchon im vergangenen Monat März in dieſen Blättern ausführlich erzählt worden iſt. Es ſcheint aber, als ob die edle Gräfin unſere Landsleute mit den gefährlichen Wirkungen ihrer Reize zu verſchonen wünſche; nur der Baron B—l—m—t, ein durch ſeine brillante

Erſcheinung höchſt ausgezeichneter Ausländer, darf einiger Gunſt von ihrer Seite ſich rühmen, und wenn ſie dieſelbe ihm auch wieder, wie jenem beklagenswerthen Maler, entziehen ſollte, ſo ſteht deshalb doch nicht zu befürchten, daß er dem Beiſpiele ſeines Vorgängers folgen werde; indem er dann in den Armen der reizenden Equilibriſtin, welche ſeit einigen Wochen die Hauptſtadt entzückt, gewiß den Troſt ſuchen und finden würde, den er ſchon jetzt, zur Verzweiflung der zahlreichen Bewunderer dieſer ſüdlichen Schönheit, für jenen traurigen Fall zu antizipiren ſich befleißigt.“

* * *

Belmont hatte ebenfalls dieſen giftigen Aufſatz noch naß von der Preſſe geleſen, und flog, ſchaudernd vor dem Eindrucke, den er auf Sidonien machen könne, augenblicklich zu dieſer hin. Es war ſchon ſpäter Abend, als er in Blackheath anlangte; er hörte, die Gräfin ſey unwohl und früh zu Bette gegangen, erkundigte ſich, ob ſie ſchon die Zeitungen erhalten; befahl, daß man ſie, ſobald ſie ankämen, augenblicklich ihm übergeben ſolle, als er vernahm, daß der Bote ſie erſt am folgenden Morgen bringen würde, und zog ſich dann beruhigter in ſeine eigne Wohnung zurück.

Eine tiefe Erſchöpfung aller ihrer geiſtigen und körperlichen Kräfte war die Folge der bodenloſen Verwirrung ihrer Gedanken und Gefühle, in welche Margarethens Bericht und das Leſen jenes Zeitungsartikels Sidonien geſtürzt hatte. Sie ward dadurch in einen für den Augenblick ihr höchſt wohlthätigen, an Ruhe gränzenden Zuſtand verſetzt, während welchem alles, was ſie zuletzt erfahren müſſen, nur undeutlich, gleichſam wie in einen Nebel gehüllt, vor ihrem innern Sinne ſchwebte. Sie fühlte, daß ſie litt, aber ſie war in ihrer großen Ermattung unfähig, über die Veranlaſſung ihrer Leiden nachdenken zu können.

Als ſie am Morgen Belmonts Ankunft vernahm, ließ ſie ihn ſogleich vor ſich kommen. Matt zum Tode, aber lächelnd wie der Engel der Vergebung, reichte ſie ihm die blendend weiße Hand, und ſuchte ſeine ſichtbar peinliche Sorge um ſie durch die Verſicherung zu mildern, daß nichts geſchehen ſey, was ihn beunruhigen dürfe, und daß ihr Unwohlſeyn nur ein vorübergehendes ſey, von dem ſie gewiß in wenigen Tagen geneſen werde.

Belmont war tief erſchüttert, er hatte erfahren, daß Margareth einige Tage in London zugebracht habe. Die Gründe, durch die er bisher ſein Verhältniß zu Viola vor ſich ſelbſt entſchuldigt hatte, verloren ihre Kraft bei dem Anblick des ſchönen edlen Weſens, das bleich und ermattet das reine ſeelenvolle Auge zu ihm aufſchlug. Er hätte in dieſer Stunde alles darum geben mögen, um ſich mit Gewißheit zu überzeugen, wie viel oder wie wenig Sidonia von jenem Verhältniſſe wiſſe. Es ihr abläugnen zu wollen, dazu war er nicht fähig, aber er wünſchte doch wenigſtens in keinem zu erniedrigenden Lichte ſich ihr zu zeigen; er fühlte in ſich ſogar Muth genug zu einem freien Eingeſtändniſſe deſſelben, denn er glaubte Sidonien hinlänglich zu kennen, um ein ſolches ihr gegenüber wagen zu dürfen. Er hoffte durch unbedingte Offenheit ſie ſich günſtig ſtimmen zu können, aber er fürchtete zugleich, ſie dadurch in ihrem jetzigen Zuſtande zu ſehr zu erſchüttern, von dem er nicht wußte, ob er nicht vielleicht ſchon die Folge einer zu frühen möglichen Entdeckung ſey.

So ſtand er vor ihr, das forſchende Auge feſt auf ſie geheftet, als wolle er tief im Grunde ihrer Seele leſen, und ſeine Hand ruhte faſt unſichtbar leiſe auf der ihrigen. Sidonia fühlte mit innerem Erbeben die bis tief in ihr Inneres dringende Gluth ſeiner Blicke; unſägliche Angſt ergriff ſie, Erinnerung an die ihm verliehene Kraft des Magnetismus, die er einſt ſchon zu ihrer Rettung geübt, flog geſpenſtiſch ihr durch den Sinn, und die Furcht, daß er dieſe zum zweitenmal an ihr verſuchen könne, erfüllte ſie mit unendlichem Grauen. Sie vermochte es nicht, ihr Gefühl ihm zu verhehlen, ſie bat, ſie flehte zuletzt mit herzzerreißenden Worten ihn an, ſich zu entfernen, zurück nach London zu gehen, ſie nicht zu ſehen, bis ſie wieder hergeſtellt ſeyn werde. Belmont begriff ſie nicht, und konnte ſich nicht entſchließen, ihre Bitte zu gewähren, die in tauſend neue Zweifel ihn ſtürzte.

Die Ankunft eines Arztes aus London, an den er ſchon in der Nacht einen Eilboten abgeſendet hatte, bewog ihn endlich, Sidoniens ängſtliche ihm unerklärliche Bitte ihr zu gewähren, indem er über den Zuſtand ihrer Geſundheit leidlich beruhigt ward. Der Arzt erklärte denſelben für durchaus nicht gefahrdrohend; ſeiner Verſicherung zuſolge war Sidoniens Krankheit nichts weiter, als einer jener ganz gewöhnlichen Nervenzufälle, an denen alle Frauen in England mehr oder weniger leiden, und zu deren Beſeitigung es nichts weiter bedürfe, als einige ſtärkende Mittel und ungeſtörte Ruhe.

Belmont ging alſo nach London zurück, um dort Sidoniens Geneſung zu erwarten; doch Viola wieder zu ſehen, war in dieſem Augenblick ihm unmöglich. Der Gedanke an Sidonien, an den Eindruck, welchen jener Zeitungsartikel, der ihr unmöglich ganz verborgen bleiben konnte, auf ihr Gemüth machen mußte, beſchäftigte ihn unaufhörlich, und erregte ihm ein bängliches Gefühl, das er vergebens ſich weg zu demonſtriren ſtrebte.

Das Bewußtſeyn, weder treulos an ſeinem Freunde Wellenborn gehandelt, noch Viola zur Untreue gegen dieſen verleitet zu haben, erhielt ihn allein noch in einiger Zufriedenheit mit ſich ſelbſt; und er bedurfte deren in dieſer Zeit recht ſehr.

Das Fremdartige in Viola's ſeltſamer Erſcheinung, die wilde Grazie des zierlichen Geſchöpfs hatte zwar bei ihrem erſten Anblick ſein lebhaftes

Intereſſe erregt; Viola gefiel ſeinen Sinnen wie Sidonia ſeinem edlerem Gefühl; er mochte gern den unendlichen Kontraſt beobachten, welcher zwiſchen dieſen beiden Weſen beſtand, von denen das eine auf einer eben ſo hohen, als das andere auf einer niedrigen Stufe geiſtiger Bildung ſtand, während doch jedes in ſeiner Art an Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit mit dem Andern wetteifern konnte. Die innere Luſt, mit der er Viola's wunderlichem Treiben zuſah, vermehrte nur die faſt ehrfurchtsvolle Bewunderung, welche er Sidonien in ſeinem Herzen zollte. Es kam ihm nicht in den Sinn, das, was er für beide empfand, vergleichen zu wollen, ſein Gefühl für beide war zwar leidenſchaftlicher Art, aber wie himmelweit in ſich verſchieden.

Wellenborn hatte ihm die Art ſeiner Verbindung mit Viola zwar entdeckt, doch zugleich ihn beſchworen, dieſe Sidonien zu verhehlen, indem er ſelbſt die arme Viola als ſeine rechtmäßige Gattin betrachte. Sie hatte in Rio-Janeiro, wo er das zarte Geſchöpf unter der Zucht eines tyranniſchen Pflegevaters gefunden, erſt ſein innigſtes Mitleid, und dann ſeine Liebe gewonnen. Um ſie aus den Händen eines Unwürdigen zu retten, der von ihrer frühesten Kindheit an, die unumſchränkte Gewalt über die arme Waiſe dazu gemißbraucht hatte, ſie zu ſeinem gefährlichen Gewerbe zu erziehen, hatte Wellenborn Viola beredet, ihm heimlich nach Europa zu folgen. Er geſtand, daß unüberwindliche Schwierigkeiten bis jetzt ihn davon abgehalten, ſeine Verbindung mit ihr durch den Segen der Kirche heiligen zu laſſen, ſetzte aber hinzu, daß er feſt entſchloſſen ſey, die erſte Gelegenheit dazu zu ergreifen, obgleich er wohl im Voraus wiſſe, daß er mit ihr keine glückliche Ehe ſich verſprechen dürfe. Belmont hörte ſeinen Freund mit innigem Bedauern an, ohne ihn jedoch von dieſem Entſchluß abbringen zu wollen, wie denn dergleichen nie ſeine Art war. Viola's ſeltſames Weſen ergötzte ihn noch immer, beſonders wenn ſie auf ſeinen öftern Fahrten von Blackheath nach London ihn begleitete, wo ſie, fern von Sidoniens ihr imponirender Nähe, alle excentriſche Einfälle rückſichtslos ausführte, die ihre wunderlichen Launen ihr eingaben. Doch ſie war die Geliebte ſeines Freundes, und es kam ihm nie in den Sinn, ſie von demſelben abziehen zu wollen.

Als Wellenborn unter dem Vorwande, ihn vor ſeiner Abreiſe noch einmal ſehen zu wollen, Belmont nach London berief, geſchah dieſes eigentlich nur, um ihn zum Schiedsrichter und Friedensſtifter zwiſchen ſich und der ungeſtümen Viola zu erwählen, die mit ihrem gewohnten Eigenſinne darauf beſtand, ſich weder mit Wellenborn trauen zu laſſen, noch dieſen ferner begleiten zu wollen. Der Anblick von Aſtley's glänzender Truppe, der Gedanke an das ungebundene fröhliche Leben der Mitglieder derſelben, hatten in ihr eine wirklich leidenſchaftliche Neigung zu ihrer frühern Lebensweiſe erweckt, welche der Gedanke an das Langweilige und Beſchwerliche der ihr mit Wellenborn bevorſtehenden Reiſe faſt bis zum Wahnſinn ſteigerte.

Belmont fand Beide im wunderlichſten Kämpfen mit einander begriffen; Wellenborn bat, drohte, ſuchte durch Vernunftgründe Viola von ihrem thörigten Vorſatz abzubringen; Viola weinte, lachte, ſchimpfte, ſchrie, warf ſich auf den Boden hin, raufte die ſchönen ſchwarzen Haare ſich aus, kurz gebärdete ſich völlig wie ein eigenſinniges, ungezogenes Kind, das durchaus ſeinen Willen haben will, es komme daraus, was da wolle. Belmont konnte ſich nicht enthalten, die kleine Furie allerliebſt zu finden, der ſelbſt die ausgelaſſenſte Leidenſchaftlichkeit die ihr eigene Anmuth nicht rauben konnte. Er wollte zwar verſuchen, ſie durch ernſtes Zureden zur Vernunft zu bringen, aber wider ſeinen Willen mußte er mitten im Beſtreben darnach laut auflachen, und ſah bald ein, daß er bei dieſem hübſchen kleinen Kobolde nichts ausrichten werde.

Er wandte ſich alſo an den troſtloſen Wellenborn. Dieſer blieb dabei, daß er nach Pflicht und Gewiſſen ſich nicht entſchließen könne, ein armes, leichtſinniges, unerfahrenes Geſchöpf dem Verderben Preis zu geben, das zu ſchützen er verbunden ſey, weil es ihm doch einmal, aus freilich ſchnell erloſchener Liebe, aus ſeinem fernen Vaterlande hierher gefolgt war.

Belmont ſuchte dagegen ihm nur begreiflich zu machen, wie doch eigentlich des Menſchen Wille ſein Himmelreich ſey. Er ſtellte ihm vor, daß Viola durch ihre Ankunft in Europa und ihre

Befreiung aus der Sclaverei eines harten eigennützigen Gebieters, weit mehr gewonnen als verloren habe; und daß ſie ſowohl ihrer Neigung als ihrer Erziehung nach, zu keiner andern Lebensweiſe ſich eigne, als zu der, bei welcher zu beharren ſie entſchloſſen ſey. Er verſicherte ihn, daß Viola's ſeltene Geſchicklichkeit in ihrer Kunſt, ihr gewiß auf der Bahn derſelben ein in ſeiner Art glänzendes Loos bereiten würde, verſprach ſie in ſeinen beſondern Schutz zu nehmen, wenn dieſes nöthig werden ſollte, und Wellenborn gab endlich ſeine Einwilligung zu einer Trennung, die ihn zugleich von einer Laſt befreite, welche, leicht und anmuthig, wie ſie ſchien, ihn oft ſchwerer gedrückt hatte, als er es ſich damals ſelbſt geſtehen mochte.

Belmont ſorgte nach Wellenborns Abreiſe für Viola, wie er es verſprochen. Er übernahm die Abſchließung ihres Kontraktes mit dem Direktor der Truppe, verſchaffte ihr eine artige Wohnung, verſah ſie mit Geld und allem, was ſie bedurfte, und eilte dann, ohne weiter an ſie ſonderlich zu denken, zu Sidonien zurück, deren Nähe mit unwiderſtehlichem Zauber ihn damals noch anzog.

Viola's Zurückbleiben verſchwieg er Sidonien nur, weil er fürchtete, die ganze Geſchichte derſelben möchte einen unangenehmen Eindruck in ihrem Gemüthe zurücklaſſen.

Wochen vergingen, in denen Belmont im Gefühle des Glückes, welches Sidonia ihm gewährte, Viola's kaum gedachte. Erſt ſpäter, als Reue, Unmuth und Unſicherheit ſeinen Geiſt umdüſterten, als ſein wieder kälter gewordenes Gemüth ſich mehr nach Außen wandte, um dort Mittel gegen die ihm immer fühlbarer werdende Unzufriedenheit mit ſeiner jetzigen Lage zu ſuchen, erſt dann fiel Viola ihm wieder ein. Der Wunſch nach Zerſtreuung und momentanem Vergeſſen trieb ihn, ſie aufzuſuchen. Mit offenen Armen flog ſie ihm entgegen, mit aller ſüdlichen Gluth der höchſten Leidenſchaftlichkeit warf ſie ſelbſt ſich ihm an die Bruſt, und ſo entſtand denn faſt ohne ſein Dazuthun ein Verhältniß, das ihm gewährte, was er in dieſem Augenblicke bedurfte, Zeitvertreib, und ein wieder lebendig gewordenes Intereſſe, ſey es auch an einem deſſen unwürdigen Gegenſtande.

Es fehlte ihm nicht an Gründen, dieſes Verhältniß vor ſich ſelbſt zu beſchönigen; ſcharfſinnig bewies er ſich auf tauſendfache Weiſe, daß er durch daſſelbe keine Untreue an dem hohen edlen Weſen begehe, das noch immer der Gegenſtand ſeiner ungetheilten Bewunderung war. Doch wenn er, aus Viola's Armen kommend, vor Sidonien erſchien, ſo ward es ihm dennoch ſchwer, ein gewiſſes unheimliches Gefühl in ſeinem Innern zu unterdrücken. Er glaubte dann oft in ihren reinen liebevollen Blicken den ſtillen Vorwurf zu leſen, den eigentlich nur ſein eigenes Bewußtſeyn ihm zuflüſterte, und den er vergebens wegzuſpötteln ſtrebte. Das quälende Gefühl eines geheimen Unrechts pflegt gewöhnlich zur Ungerechtigkeit gegen Andere zu verleiten, und auch Belmont ließ ſich dadurch zu Härten, Ungleichheiten und überhaupt zu jenem Betragen gegen Sidonien hinreißen, in welches er immer wieder von neuem verfiel, weil die innern Vorwürfe, die er ſich darüber machte, den alten Mißmuth immer wieder aufregten.

* * *

Belmonts Abweſenheit wirkte beruhigend auf Sidonien. In der lautloſen Dämmerung ihres einſamen Krankenzimmers gelangte ſie allmählig zu jener klaren Anſchauung des ihr zunächſt liegenden, die ſie von jeher ſich zu erhalten geſtrebt hatte. Ohne durch den Schmerz, den ſie dabei empfand, ſich zu feiger Schonung ihrer ſelbſt verleiten zu laſſen, geſtand ſie ſich offen, daß ſie abermals an einem wichtigen Wendepunkte ihres Lebens ſtehe, allein, verlaſſen, ohne Rath und Troſt von Auſſen, ganz auf ſich ſelbſt zurückgewieſen. Unbeſchreibliche Wehmuth ergriff ſie, und heiße Thränen ſtiegen ihr in's Auge, indem ſie dieſes bedachte, aber ſie bot alle ihre geiſtige Kraft auf, um ſich nicht einer entnervenden Weichheit zu überlaſſen. Sie ſuchte an der Ueberzeugung ſich aufzurichten, daß jeder, und ſey er von noch ſo vielen Freunden und Rathgebern umringt, in entſcheidenden Angelegenheiten des Lebens doch nur von ſich ſelbſt ſich berathen laſſe, indem überhaupt in der Welt gar nichts ſo ſehr geſucht, aber auch nichts ſo wenig benutzt werde, als guter Rath.

Ernſt und ſtill blickte ſie noch einmal auf ihre Vergangenheit zurück. Was hatte ſie nicht alles vom Leben gefordert und erwartet! Sie forderte noch immer, und fühlte ſich dazu berechtigt. Was hatte ſie denn verbrochen, um in der Blüthe des

Lebens der Liebe, der Hoffnung entſagen zu müſſen? Verdiente ſie dieſe harte Strafe, weil ihr Jugendmuth es verſchmäht hatte, in die beengenden Feſſeln nur durch Willkühr motivirter Vorurtheile ſich zu fügen? Sie hatte es gewagt, auf eigenem, zuweilen etwas phantaſtiſch ſich hinwindenden Fußpfade, neben der breiten, ſtaubigen Heerſtraße hinzuwandeln, auf welcher die Menge gedankenlos ſich drängt. Mußte darum Roberts unſeliger Geiſt ſie immerfort raſtlos verfolgen, und abermals ſie zwingen, ein Wanderleben anzutreten, deſſen ſie überdrüſſig war?

Verlaſſen mußte ſie dieſes Land, in welchem der Hohn und Grimm der öffentlichen Meinung von Neuem gegen ſie aufgeſtanden war, das ſah ſie ein. Wohin aber ſollte ſie ſich wenden? ſollte ſie der innern Stimme folgen, die zur Rückkehr in ihr Vaterland ſie ermahnte? Belmont! was durfte, was konnte ſie von ihm noch fordern oder erwarten. War ihr doch in dieſer dunkeln, ſchmerzenreichen Stunde, als habe ſie kein Anrecht mehr an ihn.

Immer heller ward es um Sidonien. Indem ſie über die ſchon früher von ihr tief gefühlte

Veränderung in Belmonts Betragen ernſtlich nachdachte, verſchwand die Täuſchung, die ſie ſo lange feſtgehalten. In furchtbarer Klarheit ſah ſie das Luftſchloß ihrer erträumten Seligkeit wanken und ſinken, ſah, daß es auf zu lockerem Grunde erbaut geweſen ſey, um dauernd zu bleiben, und das bitterſte Selbſtgeſtändiß, das nur je der Schmerz einem zerriſſenen weiblichen Herzen entpreßte, drängte ſchonungslos ſich ihr auf, das Geſtändniß, ungeliebt zu lieben.

„Ich habe vom Leben gefordert, was es mir nimmer gewähren konnte, weil es auſſerhalb den Gränzen der Möglichkeit lag,“ ſprach ſie endlich mit jener ernſten Ruhe innerer Ermattung, die ihr ſtolzes edles Gemüth im herben Kampfe mit ſich ſelbſt ſich mühſam errungen hatte. „Nicht Belmont, ich ſelbſt täuſchte mich, und auch ihn, und er bleibt makellos. Nur Frauen ſind zur Liebe geſchaffen, das hätte ich bedenken ſollen, deshalb legte die Natur die Sehnſucht nach ihr nur uns in die weichere Bruſt. Liebe umfaßt die ganze Geſchichte unſeres Daſeyns, doch der Mann darf nicht zum Hauptzweck ſeines Lebens ſie machen, ihm iſt ſie nur der Schmuck deſſelben, Erholung in Ruheſtunden, während er zu neuer Thätigkeit ſich vorbereitet. Ihm winken Ehre und Ruhm, uns nur die Liebe allein, denn auf ihn blickt erwartungsvoll die Welt. Ach, und Belmont, welche Anforderungen hat ſie nicht an dieſen!“

Von innern Kämpfen zerriſſen, von trüben Gedanken verfolgt, in dieſer Stunde zu lähmender Unſchlüſſigkeit herabgeſunken, in der nächſten von dem ihr innewohnenden Geiſt hoch über ſich ſelbſt erhoben, irrte Sidonia raſtlos durch die Reihe ihrer Zimmer, in welchen zu ihrer Qual jeder, auch der unbedeutendſte Gegenſtand die Vergangenheit ihr zurückrief. Aus jedem Spiegel trat Belmonts Bild ihr entgegen, die Geiſter vergangener ſeliger Stunden ſchienen beängſtigend aus den Wänden hervor auf ſie einzudringen. Sie hielt es nicht länger aus, befahl anzuſpannen, und eilte hinaus in die freie Natur, der einzigen Freundin, an der ſie immer gehalten, und die ihr nie wehe gethan.

Die vom langen Jahreslaufe müde Sonne feierte draußen ein wehmüthiges Abſchiedsfeſt. Ihre matten ſchrägfallenden Strahlen durchbrachen noch in der letzten Tagesſtunde die ſie verhüllenden Nebel, und küßten noch einmal die erſterbenden Blumen und das buntgefärbte, langſam in den Staub ſinkende Laub. Mücken tanzten im röthlichen Glanze, Vögelchen flogen zwitſchernd durch dürre Zweige, und kleine goldige Käfer kletterten an ſchwankenden Grashalmen mühſam empor, um ſich vor dem langen Schlafe noch einmal zu ſonnen. Die ganze Scene ſtimmte auf das vollkommenſte zu Sidoniens Gefühlen. Sie befahl langſam zu fahren; das blätterloſe Geſträuch erlaubte ihr, die durch den Park ſich hinwindenden Spaziergänge zu überſchauen, neben welchem der Fahrweg ſich hinzog, und tief in demſelben leuchtete in täuſchender Sommerpracht faſt feenartig verklärt, eine kleine Anpflanzung immergrüner Bäume und Geſträuche ihr entgegen, eine Art Wintergarten, wie man in England ſie gern anlegt, um auch während der traurigſten Jahreszeit ſich grüner Schatten zu erfreuen. Der Anblick zog Sidonien unwiderſtehlich an; ſie verließ ihren Wagen, befahl, daß er an einer andern, nicht weit entfernten Seite des Parkes ſie erwarten ſolle, und ging, unbegleitet, auf ihr wohlbekanntem Pfade dem freundlichen Plätzchen zu.

Die Aufregungen und Unruhe der letzten Tage, ihr eigenes Uebelbefinden, ſo kurze Zeit es auch währte, hatten indeſſen Sidoniens Kräfte mehr erſchöpft, als ſie es gedacht, und ſie fühlte bald, daß ſie ſogar mit dieſem kurzen Gange ſich mehr zugemuthet habe, als ſie geſollt hätte. Der Weg, den ſie ſonſt in wenig Minuten zurückzulegen gewohnt war, ſchien zu unendlicher Länge unter ihren Schritten ſich auszudehnen. Sie blickte zurück nach ihrem Wagen, doch dieſer ſammt ihren Bedienten war nicht mehr zu erblicken; ihr blieb nichts übrig, als langſam fortzuſchleichen, einige Augenblicke auf dem Raſenſitze in der immer grünenden Laube ſich zu erholen, und dann alle ihre Kräfte aufzubieten, um den nicht weit entfernten Platz zu erreichen, wo zu Folge ihres Befehls ihr Wagen und ihre Leute ſie erwarteten.

Gelähmt an allen Kräften, ſank ſie endlich auf den Ruheplatz hin, gerade im Augenblick, als die Sonne völlig unterging. Der letzte Schimmer des Abendrothes ward von aufſteigenden feuchtkalten Nebeln ſchnell verlöſcht, die Dämmerung breitete wie ein weiter grauer Mantel ſich über die Erde hin, die entlaubten Zweige der Bäume raſſelten ängſtlich im Abendwind, und die Krähen flatterten unter lautem Gekrächze ſchaarenweiſe herbei, um ein Obdach für die kommende lange Nacht ſich zu ſuchen. Sidonia fühlte plötzlich von einem unbeſchreiblich grauenvollen Gefühl hülfloſer Verlaſſenheit ſich übermannt, von innerer krampfartiger Verzweiflung, wie ſie nie vorher ſie empfunden. Ein krankhaftes Gefühl von Schuld beängſtigte ſie unbeſchreiblich, ihr war, als laſte eine Welt auf ihr, als habe ſie ſelbſt Roberts Leben und ihr eigenes unwiderbringlich zerſtört. Sie wollte Schreckbildern ſich entwinden, die ſie für Schöpfungen ihrer eigenen Phantaſie anerkannte, ſie wollte aufſtehen, um wieder zu ihrem Wagen zu gelangen, doch ihre Kniee brachen unter ihr zuſammen. Wachend, mit vollem Bewußtſeyn, befand ſie ſich in jenem bänglichen Zuſtande, in welchen man wohl zuweilen ſchlafend geräth, wenn man im Traum einer unbekannten furchtbaren Gefahr entfliehen will, und zugleich die Unmöglichkeit fühlt, ſich von der Stelle fort zu bewegen. Dieſer ängſtliche Zuſtand ging indeſſen bald in eine, an Erſtarrung gränzende Gleichgültigkeit über. Sie ſchloß die Augen, lehnte auf der Raſenbank ſich zurück, ruhig, als ſey ihre Rechnung mit dem Leben abgethan, als habe ſie von dieſem nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten. Sie hörte eilende Schritte ſich nahen, und es fiel ihr zwar ein, daß zur Zeit der Abend-Dämmerung der Ort, an welchem ſie ſich befand, durch die Nähe der daran ſtoßenden, wegen häufiger Räubereien berüchtigten Heide, durchaus nicht ſicher ſey, aber ſelbſt der Anblick eines Straßenräubers hätte bei dieſer völligen Abſpannung ihrer Empfindungen ſie kaum erſchrecken können. Sie fühlte ihre Hand leiſe berühren, als ſuche man durch den Pulsſchlag zu erfahren, ob ſie noch lebe, eine warme Hülle breitete über ihre erſtarrten Glieder ſich aus, ein kräftiger Arm unterſtützte ſie, und verſuchte, ſie aus ihrer zuſammengeſunkenen Stellung höher zu heben. Jetzt erſt ſtrebte Sidonia, der Betäubung ſich zu entreißen und ſich zu ermuntern; ſie ſchlug die Augen auf. Ein junger Mann, der eben erſt die Gränze des Jünglingsalters überſchritten zu haben ſchien, ſtand, über ſie hingebeugt, vor ihr. Er hatte ſeinen Ueberrock ausgezogen, um ſie damit zu bedecken, und blickte mit innig beſorgter Theilnahme auf ſie nieder. Es lag ein ſolcher Ausdruck von Ruhe und Milde, von ſittlicher Reinheit und beſcheidener Würde in den regelmäßigen, aber durchaus nicht auffallenden Zügen ſeines jugendlichen Geſichts, in der edlen Haltung ſeiner ſchlanken Geſtalt, alles an ihm bildete einen ſolchen Kontraſt mit Sidoniens qualvollem Inneren, daß ſie zu träumen meinte, bis er mit einer unendlich wohlthuenden weichen Stimme ſie anredete. Er fragte ſie, ob ſie ſich wohler fühle, bat die Freiheit zu entſchuldigen, mit der er ihr genaht ſey, aber der Ausdruck tiefer Ohnmacht, mit dem ſie dagelegen, habe ihn dazu gezwungen. Sidonia wollte einige Worte des Dankes ihm ſagen, aber er bat ſie, ihre Kräfte zu ſchonen, ihm nur ganz kurz anzudeuten, was er für ſie thun könne? ob vielleicht Jemand von den Ihrigen in der Nähe ſey, den er herbeirufen ſolle? ob er in ihre Wohnung ſie führen dürfe? oder ob er hingehen ſolle, um von dort ihr Beiſtand zu holen? Zugleich gab er aber ihr zu verſtehen, daß er ſie ungern an dieſem Ort allein laſſen möchte, und bat ſie, lieber noch einige Minuten zu ruhen, und dann zu verſuchen, ob ſie ſich nicht ſtark genug fühle, um, von ihm unterſtützt, eines der nächſten Häuſer des Ortes zu erreichen.

Sidonia winkte ihm ihre Einwilligung zu; der Fremde ſetzte ſich ſchweigend auf einen Stein zu ihren Füßen hin. Die Nebel waren gefallen, der aufgehende Vollmond beleuchtete ſein Geſicht. Der Ausdruck tiefgefühlter Bewunderung, mit dem ſein Auge auf ihr ruhte, entging Sidonien nicht, ein peinliches Gefühl innerer Beſchämung überfiel ſie dabei, als ob ſie den Argloſen betröge. Ach! dachte ſie, ihn lockt das Gefällige der äuſſern Geſtalt, wüßte er, welche Dämonen der Reue, des Schmerzes, der Verzweiflung hinter ihr wüthen! Sie vermochte nicht, die Thränen zu unterdrücken, welche über ihre bleichen Wangen hinabrollten.

Der Fremde ſah ſie weinen, glaubte, ſie fühle ſich kränker, und bat ſie dringend, ſich ſobald als möglich den gefährlichen Einwirkungen der feuchten Nachtluft zu entziehen. Er half ihr, ſich von ihrem Sitze zu erheben und auf ſeinen Arm gelehnt, erreichte ſie, obgleich langſam, endlich ihren, an dem beſtimmten Orte ſie erwartenden Wagen. Dankend ſchied ſie von ihrem Beſchützer, hatte aber eben ſo wenig den Muth, ihm Namen und Wohnung zu nennen, als er den, nach beiden zu fragen. Sie mochte ihm nicht einmal kund thun, daß ſie ſeine Landsmännin ſey, obgleich ſie an dem Accente, mit dem er das Engliſche ausſprach, in ihm den Deutſchen erkannt hatte.

Bei ihrer Zuhauſekunft fand ſie Belmont ihrer harrend, doch ſie war zu angegriffen, um noch eine Unterredung mit ihm aushalten zu können. Völlig erſchöpft ließ ſie ſich zu Bette bringen, ſie gedachte ihres unbekannten Beſchützers, als einer freundlichen, ſie mit dem Leben einigermaßen wieder verſöhnenden Erſcheinung. Sie wußte, daß ſie nie ihn wieder ſehen würde, und wünſchte es auch nicht; aber ihr Gemüth war ſtiller geworden, als ob ein Theil des aus ſeinen Augen leuchtenden, wahrhaft kindlichen Friedens in daſſelbe übergegangen wäre.

* * *

Belmonts Beſuch überraſchte Sidonien am folgenden Morgen zur ungewohnt frühen Stunde.

Er war übler Laune; die peinliche Unbeſtimmtheit ſeiner jetzigen Verhältniſſe hatte ihn verdrüßlich gemacht. Er hatte erfahren, daß Sidonia bis in den ſpäten Abend im Park geblieben, und dann, halb ohnmächtig, von einem Unbekannten an ihren Wagen gebracht worden ſey. In dieſer unangenehmen Verſtimmung ſeines Gemüthes kam er, ihr deshalb Vorwürfe zu machen, und ihr vorzuſtellen, wie ſie durch ſolche Unbeſonnenheiten nicht nur ihre Geſundheit, ſondern auch ihren guten Ruf bei der Nachbarſchaft unnöthiger Weiſe, und ohne irgend einen Genuß davon zu haben, in Gefahr ſetze. Was er ſprach, war gewiß gut gemeint, aber auf eine Weiſe ausgedrückt, die Sidoniens ohnehin auf das höchſte gereiztem Gemüthe wehe thun mußte. Belmont ſah, wie aufſteigende Thränen ihr ſchönes Auge trübten, ſah, wie ſie mit ſich ſelbſt kämpfte, um den Ausbruch ſchmerzlicher Gefühle zu unterdrücken, und fühlte ſein Unrecht. Milder geworden, bat er Sidonien, ſeine liebende Sorge für ihr Wohl nicht zu verkennen, ihm nicht zu mißdeuten, was er vielleicht nicht ganz den Regeln allgemeiner Konvenienz Angemeſſenes gegen ſie ſich erlaube; ſie wiſſe ja, wie ſie ihm theurer ſey, als das eigene Leben, wie er als ſein zweites Ich ſie betrachte, und ſich deshalb erkühne, eben ſo offen gegen ſie als gegen ſich ſelbſt, ihre Schritte zu tadeln, ſobald es ihm ſchiene, daß ſie eine ſolche leichte Rüge verdienten.

Der Ton ſeiner Stimme, ſeine Worte ſelbſt, erſchütterten Sidonien tief. Belmont ſtand vor ihr wie in beſſern Tagen. Was war hier Wahrheit, was Täuſchung? Sie wußte es nicht zu unterſcheiden; ſie konnte ihn nur bitten, ihr für jetzt noch einige Stunden Erholung zu gönnen, und Abends wieder zu kommen, weil ſie ſich dann immer wohler und ſtärker fühle als am Morgen.

„Mußte es dahin kommen, daß Belmont mich bittet, ihn nicht zu verkennen! Ach ehemals blieb ſelbſt die Möglichkeit des Mißverſtehens uns undenkbar!“ ſeufzte Sidonia, und blickte voll ſchmerzlicher Ahnung dem Freunde durch das Fenſter nach, wie er über den kleinen Raſenplatz vor ihrem Hauſe dem niedern Gatterthore zuging. Der Unbekannte des geſtrigen Abends trat im nämlichen Augenblick durch daſſelbe hinein; mit deutſcher Höflichkeit zog er im Vorübergehen vor Belmont den Hut ab. Dieſer ſchien eine Sekunde lang ihn mit Erſtaunen zu betrachten, ehe er den unerwarteten Gruß kaum merklich erwiederte, und blieb außen vor dem Gatter ſtehen, als wolle er abwarten, ob der Beſuch angenommen werde oder nicht? Sidonia, ſchmerzlich bewegt wie ſie es war, konnte ſich dennoch nicht enthalten, den Kontraſt zwiſchen Belmonts hoher gebietender Geſtalt, und den ſchlanken jugendlichen Formen des Unbekannten zu bemerken; jener ſtand da wie ein, über die Jämmerlichkeiten des Menſchenlebens erhabener königlicher Held, dieſer ſchien ein, vom Sturme der Leidenſchaften und der Schmerzen noch unberührtes friedliches Weſen, das in die Welt tritt, um gleich willig Leid und Freude mit ſeinen Brüdern zu theilen.

Georg Falkenburg wurde Sidonien gemeldet; er hatte ſie am Fenſter geſehen, und ſie glaubte ihn nicht abweiſen zu können, ohne den Schein des Undankes auf ſich zu laden. Doch nie war ſie weniger aufgelegt geweſen, den Beſuch eines Fremden zu empfangen. Belmonts Anblick, und die kurze Unterredung mit dieſem, hatten alle

Quellen des Schmerzes in ihrer Bruſt wieder aufgeriſſen, und ihr Herz ſchwamm in Thränen.

Georgs innerliches Entzücken über die Erlaubniß, ſie noch einmal ſehen zu dürfen, ſprach beim Eintreten in ihr Zimmer in ſeinen Augen, in ſeinem Benehmen, mehr als in Worten ſich aus. In ſeinem ganzen Weſen, in jeder ſeiner Aeußerungen lag eine Zufriedenheit, ein fröhliches, faſt kindliches Genügen, wie Sidonia es bei Erwachſenen faſt nie geſehen hatte. Ihr von ſo mannichfaltigen Qualen zerriſſenes Gemüth wurde dadurch wunderbar gerührt, es kontraſtirte ſo ſeltſam mit der ſchmerzlichen Aufregung ihrer Gefühle, und doch ſchien Georgs friedliche Erſcheinung zugleich dieſe Aufregung zu dämpfen, und den Schmerz einen kurzen Augenblick zu beſchwichtigen.

Georg ſchien die trübe Stimmung, in der Sidonia ſich befand, gar nicht zu gewahren. Unerachtet ſeiner faſt mädchenhaften Schüchternheit war es ihm doch unmöglich, das Auge von ihr abzuwenden. Mit ganz einfachen Worten ſagte er ihr, wie beſorgt er, ſeit er ſie verlaſſen, um ſie geweſen ſey, geſtand, daß er ihrem Wagen gefolgt wäre, um ihre Wohnung zu erfahren, und dem Drange nicht habe widerſtehen können, ſich heute nach ihrem Befinden zu erkundigen. Was er ſprach, war das Allergewöhnlichſte, doch die Art, wie er es ſagte, gab ihm einen ganz eigenen Reiz. Ungewöhnliche Tiefe des Gefühles, ſtilles Entzücken über Sidoniens Schönheit, leuchtete aus ſeinen ſeelenvollen Augen; jede ſeiner Aeuſſerungen war eine heimliche Vergötterung des Liebſten und Schönſten, was er jemals erblickte. Sidonia hatte ein Paar Stengel Reſeda nachläſſig auf den Tiſch geworfen, die ſie, damit ſpielend, in der Hand gehalten. Indem Georg aufſtand, um Abſchied zu nehmen, griff er in einem Augenblick, in welchem er meinte, Sidonia ſehe es nicht, nach den Blumen, und ſteckte ſie in den Buſen. Er ſagte, daß er in wenigen Tagen England verlaſſen werde, erwähnte aber nicht, wohin er gehe, bückte ſich tief, um die innere Bewegung ihr zu verhehlen, die in ſeinen Zügen ſich deutlich ausſprach. Unwillkührlich ergriff er ihre Hand, berührte ganz leiſe die Spitzen ihrer Finger mit ſeinen Lippen, dann riß er ſich los; in der Thüre blieb er noch einmal ſtehen, ſah mit einem langen, Unausſprechliches ausdrückenden Blicke ſie an, und entfernte ſich ſchweigend. Als Georg über den Raſenplatz hineilte, bemerkte Sidonia mit ſchmerzlichem Erſtaunen, daß Belmont die ganze Zeit über aus dem Fenſter eines ihrem Hauſe gegenüber liegenden Gaſthofes ihre Thüre bewacht habe.

Das raſche Erwachen dieſes augenſcheinlich ganz neuen Herzens war Sidonien nicht entgangen. Es kam wie ein lieblicher Irrthum ihr vor, der bald und hoffentlich ſchmerzlos ſich löſen müſſe, aber es lag doch in dieſer Anerkennung, die ihr ſo unerwartet geworden, ein eigener wohlthuender Zauber, dem ſie ohne Wunſch, und ohne darüber zu erröthen, ſich einen Augenblick hingab.

Ihr Herz war über der Ueberzeugung, daß ihr bisheriges Glück nur ein erträumtes ſey, faſt gebrochen; aber das Bewußtſeyn ihres Werthes, der ihr innewohnenden weiblichen Würde, war wieder in ihr erwacht, und gab ihr Kraft zu dem Entſchluſſe, ſtandhaft zu vollbringen, was zu vollbringen ihr oblag. Ihre edlere Natur hatte wieder zum feſten Willen ſich ermuthigt, deſſen ſie bedurfte, um aller Halbheit zu entſagen, mit ſicherer Hand ein Bündniß zu löſen, das nur noch ſcheinbar beſtand, und den Mann ſelbſt frei zu geben, den nur noch Gewohnheit, Scham, vielleicht ſtilles Mitleid an ſie feſſelte. Immer noch ſtand Belmont wie ein Heros, wie ein Halbgott vor ihrem geiſtigen Blick; um nicht völlig unter zu gehen, hielt ſie feſt an der Ueberzeugung, daß er ſie geliebt haben würde, wenn er fähig wäre, in dem Sinne, wie ſie es meinte, wahrhaft zu lieben; aber ſie war wieder ſtolz genug geworden, um zu ſich ſelbſt zu ſagen: ich bin nicht groß wie er, aber ich bin beſſer. Meine Liebe konnte er nicht erkennen, aber ich war und bin der ſeinen werth, und muß ich von ihm mich losreißen, ſo ſey es auf würdige Weiſe und ohne Klage, wenn auch das Herz mir bricht.

Sie war zu dem ernſten Entſchluſſe gekommen, unerachtet der ſehr ſpäten Jahreszeit nach dem feſten Lande überzuſchiffen und in ihr Vaterland zurück zu kehren. Um nicht bis zur herannahenden entſcheidenden Stunde, im ſtillen Brüten über ihren Schmerz, die ſchwer errungene Faſſung wieder zu verlieren, verſetzte ſie ſich in äußere Thätigkeit, fertigte Eilboten an ihren Banquier in London ab, um alle zur Reiſe nöthigen Vorkehrungen zu treffen, kündigte ihren engliſchen Dienern den nahen Abſchied an, ordnete ihr Hausweſen, gab zum Einpacken die nothwendigen Befehle, und erhielt ſich in ſteter Bewegung, bis Belmont zu der von ihr beſtimmten Stunde kam.

Er ſchien noch gereizter, noch verſtimmter zu ſeyn, als er es am Morgen war, doch ohne dieſes bemerken zu wollen, ging Sidonia mit ernſter Freundlichkeit ihm entgegen, faßte ſeine Hand und bat ihn, ſich neben ſie zu ſetzen. Es lag etwas Feierliches in ihrem Benehmen, worüber verwundert, Belmont ſie aufmerkſamer betrachtete. Er kannte ſie kaum wieder; ſo überirdiſch ſchön hatte er nur in ſeltenen Momenten ſie geſehen. Ihre Geſtalt erſchien, von innerer Begeiſterung gehoben, höher wie gewöhnlich, ihr Auge ſtrahlte in himmliſchem Glanz, es war, als ſchwebe ſie, ein erhabener ſeliger Geiſt, über irdiſche Leiden und Freuden, als gälte die Thräne, die in ihrem Auge glänzte, nicht dem eigenen Weh, ſondern dem Leiden eines ihrem Schutze anbefohlenen ſchwächeren Weſens.

Mit der zarteſten Schonung begann ſie jetzt das lebensreiche Bild ihrer beiderſeitigen Vergangenheit, der ſeligen Tage, die ſie mit einander verlebt, vor Belmont zu entfalten. Sie nannte das ſeltene Verhältniß, das zwiſchen ihnen beſtanden, einen ſchönen Irrthum, dem Beide, von ſeinem Zauber geblendet, ſich hingegeben; ſie geſtand, zuerſt in denſelben verfallen zu ſeyn. Sie ſprach ohne Scheu von ihrer glühenden Sehnſucht nach der Liebe eines ihr gleichfühlenden Weſens, und wie ſie Jahrelang das Ideal eines Glückes zu erreichen gehofft, das in unausſprechlicher Herrlichkeit ihrem Gemüthe vorgeſchwebt, bis ſie endlich Belmont gefunden habe, und in ihm den Inbegriff alles Edlen und Schönen. Sie geſtand, wie ſie jetzt einſehe, daß alle Mißgriffe, alle Irrthümer, in die ſie verfallen, aus dieſer Sehnſucht nach dem Unerreichbaren entſprungen wären. Sie entſchuldigte nichts, beſchönigte nichts von allem, was ſie gethan, ſie war in ihrem Bekenntniß offen und wahr, wie die Sonne am Himmel.

Sidoniens ſeelenvolles Auge, die rührende Geſtalt, der weiche bewegte Ton ihrer Stimme bemächtigten ſich Belmonts mit unwiderſtehlicher

Gewalt. Er ahnete die Wichtigkeit dieſes Augenblicks, der das entzückend ſchöne Geſchöpf ihm entweder ganz zu eigen machen, oder es ganz von ihm losreißen konnte, und nahm alle ihm eigene kluge Beſonnenheit zuſammen, um einem unerſetzlichen Verluſte zu entgehen. Er zog Sidonien näher an ſich heran, drückte ſie an ſein hochbewegtes Herz, beugte ſich in wortloſer Zärtlichkeit über ſie hin. Mit liebeglühenden Blicken ſuchte ſein Auge die alte Gewalt zu üben, doch, ſelbſt von ſeinen Armen umfangen, blieb Sidonia ſich gleich. Sie ſtrebte nicht, ſich ihnen zu entwinden, das ſchöne Haupt an ſeine Bruſt gelehnt, mit geſchloſſenen Augen, als wolle ſie dadurch der oft erfahrenen Zauberkraft der ſeinigen entgehen, fuhr ſie dennoch fort, von ihrer nächſten Vergangenheit, als von etwas längſt Dageweſenem zu ſprechen.

Sie begann, ihm den nachtheiligen Einfluß auseinander zu ſetzen, den ihrer Beider ſo ganz verſchiedene Lebenserfahrungen auf ihre Verbindung geübt; ſie entwarf ein ſchönes Bild von Belmonts innerem Weſen, von dem unendlichen Reichthum ſeines Geiſtes, erkannte dankbar, daß er ihr ſo viel davon mitgetheilt, als ihre ſchwächere Fähigkeit zu faſſen vermochte; erwähnte der Reiſe in das Hochland als des hellſten Lichtpunktes ihres bisherigen Lebens. Sie war tief bewegt, aber die Feſtigkeit ihrer Seele leuchtete durch dieſe Bewegung hindurch, wie das im Meere verborgene Korallenriff durch die darüber hinbrauſenden Wogen.

Belmont glaubte nun einen andern Weg einſchlagen zu müſſen, um ſein gewohntes Uebergewicht über ihr Gemüth zu behaupten. Er wurde unfreundlich, ermahnte ſie, nicht ewig an der Vergangenheit zu haften, ſondern lieber die Gegenwart recht zu beachten; er ließ ſie aus ſeinen Armen, ſtand auf, und ging unmuthig, beinahe wie gelangweilt, im Zimmer auf und ab.

Sidonia ließ ihn gewähren, ſie benutzte dieſe Pauſe, um ſich zum letzten entſcheidenden Schritt zu ermuthigen; dann ſtand ſie auf; ernſt und gefaßt trat ſie vor ihn hin, und ergriff ſeine beiden Hände.

„Sie wiſſen, ich haſſe alle Scenen; was ſoll unter uns dieſes Spiel?“ rief Belmont mit erzwungenem Unmuth.

„Mein Freund,“ erwiederte Sidonia, „im irdiſchen Daſeyn iſt kein Beſtand. Leben und Jugend, Liebe und Frühling, alles dem Göttlichen Verwandte auf Erden muß enden, und ſo endet denn auch heute unſer uns ſo lange beſeligender Bund.“

Belmont fuhr erſchrocken zuſammen. „Ich bitte dich,“ ſprach Sidonia, ſeinen Armen, die ſie wieder umfangen wollten, leiſe abwehrend, „ich bitte dich,“ fuhr ſie mit unendlicher Sanftmuth fort, „laß unſerer geiſtigen Jugend kein kränkelndes, allmählich hinſchwindendes Alter folgen, wie in der phyſiſchen Welt. Welkende Blumen ſind ein betrübender Anblick, beſſer iſts, mit raſcher Hand ſie knicken. Ich habe dich unausſprechlich geliebt! Belmont, was hat nicht alles geſchehen müſſen, wie viel Qualen mußte ich erdulden, ehe ich auf den Punkt hingelangen konnte, auf welchem ich jetzt ſtehe, um zu ſcheiden.“

Belmont war zu erſchrocken, zu erſchüttert, zu uneins mit ſich ſelbſt geworden, um ſogleich der Macht der Ueberredung ſich bedienen zu können, die er ſonſt ſo wohl zu üben wußte. Sidonia trocknete indeſſen ihre Thränen, mit ſanfter Gewalt zog ſie zum Sofa ihn hin, und ſetzte ſich neben ihn. Mit unausſprechlicher Anmuth und Innigkeit dankte ſie ihm für alles, was er für ſie gethan, für die Rettung ihres Lebens, für ſeinen Beiſtand in den Tagen ihrer Hülfloſigkeit, für das letzte ſchöne Jahr, das ſie an ſeiner Seite verlebt. Sie berührte die verſchiedene Art ihres Empfindens, und wie ſie jetzt den Verſuch, dieſe zu vereinen, als ein Wageſtück anerkenne, das nimmermehr habe gelingen können. Sie ſprach von dem ängſtlichen, jede freie Bewegung lähmenden Zwange, dem er, gewiß ohne es zu wollen, durch ſein Betragen in der letzten Zeit ihr Gemüth unterworfen, bis ſie in Gefahr gekommen, zum Schatten ihres eigentlichen Weſens herabzuſinken. Ohne auch nur durch den leiſeſten Vorwurf ihn zu verletzen, mit unendlicher Schonung erklärte ſie ihm, wie ſich ihr nach und nach die Ueberzeugung der immer zunehmenden Kälte ſeiner Gefühle für ſie ihr aufgedrungen habe, bis jede fernere Selbſttäuſchung unmöglich geworden ſey. Zuletzt erwähnte ſie, faſt nur wie vorübergehend, Viola und erſuchte ihn, dieſes bedauernswürdige Weſen an ſie zu verweiſen, wenn es einſt verlaſſen und hülflos daſtehen werde.

Bei'm Namen Viola fuhr Belmont heftig auf. Er hatte ſich allmählig ſelbſt überredet, die Trennung von Wellenborn, das Zurückbleiben von Viola, und ſein Verhältniß zu dieſer wären Sidonien unbekannt geblieben, indem Letzteres in jenem Zeitungsartikel nur obenhin, und ohne ſie bei Namen zu nennen, erwähnt worden war. Sidonia ſah den Verdacht in ihm aufſteigen, daß ſie auf erniedrigende Weiſe ſeinen Schritten nachgeſpäht habe, und eilte ihm zu erklären, daß nur der Zufall durch Lady Manners ſie damit bekannt gemacht habe. Sie verſicherte ihn ſogar, daß ſie feſt überzeugt wäre, er liebe Viola nicht, und daß es ihr nicht ſchwer hätte werden können, ihn zur Löſung dieſer Verbindung zu bewegen. „Sie *haben noch nicht verlernt, mich ohne Worte zu verſtehen*, wie ich es meine," ſetzte ſie ſehr bewegt hinzu; „Sie fühlen wie ich, daß es eine innere nie trügende Schätzung der Dinge, der Verhältniſſe gibt, die nie zur Sprache kommen kann, und daß dieſes deshalb der einzige Augenblick iſt, in welchem ich, zwar mit heißem Schmerz, aber ohne Entwürdigung, von Ihnen ſcheiden darf."

Belmont gerieth durch das Gefühl innerer

Beſchämung, das er umſonſt unterdrücken wollte, faſt auſſer ſich; er konnte es nicht dulden, daß Sidonia ſich über ihn ſtelle, und wurde lieber hart und ungerecht.

Um ihr nur etwas auf einen Vorwurf zu erwiedern, der, bei aller Milde, mit dem er ausgeſprochen worden war, ihn dennoch empfindlich verwundet hatte, ſuchte er auch jetzt, wie früher in Bath, nach einem Vorwande, eine Eiferſucht ihr zu bezeigen, den er ſelbſt als ungegründet erkannte. Der junge Unbekannte von dieſem Morgen fiel ihm ein, deſſen Beſuch Sidonia angenommen, während ſie ihn ſelbſt entfernt hatte. Die elegante Geſtalt und jugendliche Anmuth deſſelben war ihm nicht entgangen. Er wagte es ſeiner zu erwähnen, doch ein ernſter Blick aus ihrem himmelreinen Auge machte ihn verſtummen, während Sidonia ſehr gelaſſen ihm erklärte, daß ſie geſtern nicht Kraft genug gehabt habe, dieſem jungen Mann für den ihr geleiſteten Beiſtand den Dank auszuſprechen, welchen ſie heut, bei ſeinem unerwarteten Beſuch, ihm zu bringen ſich verpflichtet gefühlt habe.

Indeſſen war Belmont der Gedanke gekommen, einen Streit und durch dieſen eine Verſöhnung herbeizuführen, durch welche, zufolge ſeiner früher bei Frauen gemachten Erfahrungen, alles noch immer eine ganz andere Wendung gewinnen könne. Von ſeinem beſſern Geiſte völlig verlaſſen, wagte er es, Sidonien geradezu einer Neigung zum Wankelmuth zu beſchuldigen, durch welche die zufällige Erſcheinung jenes Jünglings ihr nicht ſo unintereſſant geblieben ſey, wie ſie ihm glauben laſſen wolle. Er deutete auf Robert, als ein früheres Opfer dieſes Wankelmuthes hin.

Belmont erreichte ſeinen Zweck, Sidonia fühlte ſich tief beleidigt; zum erſtenmal ſah er ihr Auge von Zorn blitzen, doch dieſer Zorn war ſo edler Art, daß dabei an einen Streit, wie er ihn beabſichtigte, gar nicht zu denken war. Sie vertheidigte ſich zwar, doch mit imponirendem Ernſte und hoher Würde. Sie leugnete ihm nicht ab, daß damals, als ſie noch ſelbſt jugendlich unerfahren, die Welt nicht kannte, Roberts tiefes inniges und wunderbares Weſen einen großen Eindruck auf ſie, und ihn ſelbſt ihr ſehr werth gemacht; ſetzte aber hinzu, daß durch die wilde, in Rohheit ausartende Leidenſchaftlichkeit dieſer unbeugſamen Natur, der Keim einer ernſteren Neigung ſehr ſchnell in ihrer Bruſt wieder erſtickt worden ſey. Zum erſtenmal ſprach ſie über ihr eigenes Selbſt ſich aus, und ließ ohne Unbeſcheidenheit, aber auch ohne erheuchelte Demuth, ſich für das gelten, was ſie war. Sie geſtand offen und frei, daß ſie der jetzigen höhern Ausbildung ihres Geiſtes und ihrer Fähigkeiten ſich wohl bewußt ſey, durch die ſie wie durch manche Begünſtigung des Geſchicks, von Vielen ihres Geſchlechts ſich unterſcheide; aber auch, daß ſie dieſen Vorzug Belmont vor Allem verdanke, daß ſie nach ihm keinen antreffen werde, der ihrem Geiſte wie ihrem Herzen genüge, daß ſie in Deutſchland, wohin ſie jetzt zurückkehre, ſich ſeiner als ihres Beſchützers, ihres Freundes, ihres Lehrers erinnern werde, als des ausgezeichneteſten Mannes, den ſie je geſehen, deſſen Andenken ihr ſtets heilig bleiben ſolle.

Liebe, Bewunderung und Schmerz überwältigten Belmonts kalt reflektirende Vernunft und die Natur erwachte noch einmal in ſeiner Bruſt. Hingeriſſen von dem Gefühl, das ihn durchglühte, ſchloß er Sidonien abermals in ſeine Arme, ſchwur mit Ausdrücken einer an Vergötterung gränzenden

Verehrung, daß er jetzt erſt ſie ganz erkenne, erklärte ſie für das Meiſterwerk der ſchaffenden Natur, und daß kein Weib ihm je geweſen, keins ihm jemals werden könne, was ſie in dieſem Augenblick ihm ſey, und fragte dann mit flehender Geberde, warum er ſie jetzt verlieren ſolle und müſſe? Daß ſie hinreichende Gründe dazu habe, England verlaſſen zu wollen, gab er zu, doch die Welt ſey auſſerdem noch ſo weit, ſo reich an Schönheit und Genuß.

Mit verführeriſcher Beredſamkeit ſuchte er ſie ſich zu gewinnen, bat, flehte, eindringender noch als damals, als er zur Reiſe nach Perſien ſie überreden wollte, ihm zu erlauben, ſie zu begleiten, zu führen, für ihren künftigen Aufenthalt zu ſorgen; bot allen ſeinen Scharfſinn auf, um durch fein erſonnene Sophiſtereien ihr Gemüth, ihren Geiſt zu umſtricken, doch Sidonia blieb feſt, wenn gleich unter unnennbaren Schmerzen.

Beide ſchieden endlich von einander; Weltgebrauch gab ihnen dabei jene äuſſere Faſſung, die man durch ihn nur erwerben kann. Der Abſchied blieb unausgeſprochen; aber beide trugen im Herzen die ſchmerzliche Gewißheit davon, daß der

Augenblick nun endlich gekommen ſey, dem ſie unter bangen vorahnenden Schauern entgegen geſehen hatten.

Den folgenden Tag brachte Sidonia ganz einſam in ihrem Zimmer zu. Was in ihrem Innern vorging, hat Gott allein geſehen. Am dritten erhielt ſie von Belmont ein Käſtchen mit koſtbaren antiken Kameen, eine Mappe mit unſchätzbaren Handzeichnungen und folgenden Brief:

„Du willſt es! ſo gebe ich dich denn frei, ſchönes, edles, bezauberndes Weſen! Dir könnte ich nicht widerſtehen, und wollteſt du meinen Tod. Aber ich ſcheide nicht auf immer von dir, ich gehe auf einige Zeit, weil du es ſo willſt. Ich gehe, meine Gefährten aufzuſuchen, die ich nicht begleiten konnte, ſo lange die Hoffnung, bei dir weilen zu dürfen, mir blieb. Nach Vollendung der Reiſe kehre ich zu dir zurück, mit neuen Kenntniſſen, neuen Anſichten, neuen Erfahrungen bereichert, für dich, Sidonia, für dich!

„Laß, geliebte Freundin! laß mir die Hoffnung, den feſten Glauben, daß ein geiſtiges, unzerreißbares Band noch zwiſchen uns beſteht, laß ſie mir, ich bedarf ihrer, um das Leben noch lieben zu können. In Jahr und Tag, vielleicht noch früher, ſchreibe ich dir, ich werde eifrig jede Gelegenheit dazu ergreifen, obgleich mein Weg lang iſt, und die Entfernung groß. Du wirſt mein nicht vergeſſen, dafür bürgt mir dein Herz. Bei jeder Freude, bei allem Schönen und Merkwürdigen, das ich für dich einſammeln werde, gedenke ich dein. Wo du auch ſeyn magſt, mein Geiſt wird dich umſchweben, ich werde dich aufzufinden wiſſen, und wäre es auch im verborgenſten Winkel der Erde.“

„Von dir auf immer ſcheiden! ich kann den Gedanken nicht faſſen. Darum ſchicke ich die Steine, die Zeichnungen, die dieſen Brief begleiten, nicht als Geſchenk dir zu. Das Werthvollſte und Liebſte, was ich beſitze, ſende ich der Liebſten zur ſorgſamen Aufbewahrung während meiner Abweſenheit. Möge das erhabene Weſen, das dich ſchuf, dich, ſein Meiſterwerk auf Erden, beſchützen! Doch ſollte jemals Unheil dich bedrohen, ſo baue auf mich; aus den entfernteſten Zonen fliege ich zu deinem Beiſtand herbei. Lebe wohl! Auf Wiederſehen, auf glückliches frohes Wiederſehen! Nimm dieſes Lebewohl als den höchſten Beweis meiner unwandelbaren liebenden Verehrung."

Belmont.

* * *

Unerachtet der ſehr ungünſtigen Jahreszeit legte Sidonia die Seereiſe bis Hamburg glücklich zurück, von keinem äuſſern Sturme bedroht, den ſie über den in ihrem Innern auch wahrſcheinlich hätte unbeachtet über ſich hintoben laſſen.

Ihre Seele konnte von der ſüßen Gewohnheit, den Geliebten zu erwarten, ihn zu ſuchen, ſich nicht losreiſſen; in unbewachten Momenten war ihr oft, als höre ſie ſeine Stimme, als würde er jetzt gleich vor ſie hintreten. Dann riß ſie gewaltſam aus ihren Träumen ſich auf, ſuchte an dem Gefühl des Unrechts, das ſie erlitten, ſich zu ſtärken, rief in lebensreichen Bildern ſich alles zurück, wie ſie geliebt, was ſie gethan, erlitten um ihn; ihr ganzes Leben mit ihm, von ihrer Ankunft in Edinburgh an, bis zu jener furchtbaren Stunde der Trennung, die von nun an, gleich einem gigantiſchen, alles verdunkelnden Schatten über ihre ganze Zukunft ſich warf. Mit ſich zerfallen, verachtete ſie dann ſich ſelbſt, um des Schmerzes willen, der ihr Inneres zerriß, und ward wechſelsweiſe ihr eigener Ankläger und Vertheidiger.

„Zu offen, ich weiß es wohl,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „habe ich in jener entſetzlichen Stunde mein unausſprechliches Leid ihm gezeigt; ohne Rückhalt und Beſonnenheit ſprach ich heiße, glühende Abſchiedsworte aus, wie ſie meinem zerriſſenen Gemüthe entſtrömten; ach! es war ja die Todesſtunde meiner Liebe, meines Herzens, des Lebens meines Lebens; es wird nie wieder erwachen, und Sterbenden iſt vieles vergönnt.“

Endlich aber hatte auch der Sturm in ihrem Innern ausgetobt, und Todesſtille war an ſeine Stelle getreten. Das Leben lag vor ihr gleich einer unabſehbaren Halde, auf der kein beſtimmter Pfad ſich unterſcheiden läßt, weil unzählbare Wege nach allen Richtungen hin die öde farbloſe Fläche durchkreuzen, die in weiter Ferne mit dem Horizonte verſchmilzt, ohne dem müden Wanderer auch nur einen ausgezeichneten Punkt zu bieten, der ihm zum Leitſtern dienen könnte.

Ein Brief der jungen Agnes von Bornefeld, welche ſie ſeit längerer Zeit faſt vergeſſen hatte, und den ſie in Hamburg vorfand, riß Sidonien endlich, wenn gleich durch eine Trauerpoſt, aus der geiſteslähmenden Apathie auf, in der zu verſinken ſie in Gefahr ſtand. Der Brief meldete ihr den unerwartet ſchnellen Tod von Agneſens Mutter, der würdigen Frau, welcher Sidonia ſo vieles zu verdanken hatte.

„Nun habe ich auf der weiten Gotteswelt Niemanden als Sie, liebe Sidonia,“ ſchrieb das arme Mädchen, „aber Sie werden ſich meiner annehmen, das weiß ich gewiß, obgleich wir nur ſelten von Ihnen Nachricht erhielten. Meine Mutter hat Sie ſehr lieb gehabt, liebe Kuſine, und Sie werden das ihrem Kinde vergelten. Nach mir waren Sie ihr das Liebſte auf der Welt; ſie war recht betrübt, zuweilen auch gekränkt darüber, daß Sie unſer ganz zu vergeſſen ſchienen, aber ich weiß, das haben Sie nicht gethan, obgleich wir in all der Zeit nur ſieben Briefe von Ihnen erhalten haben. Sie ſind ſo gut! Könnten Sie ſich nur denken, was ein Brief für den iſt, der ſo einſam lebt wie wir, wie oft man ihn lieſt, und jedes Wort darin ſich auslegt und bedenkt; wie man Wochen und Monate lang davon lebt, und mit welcher Sehnſucht man einem neuen

Briefe entgegen ſieht. Gewiß, liebe Kuſine! hätten Sie das alles nur ſo wiſſen können, Sie hätten uns öfter die große Freude gegönnt, und das habe ich auch immer zu meiner lieben Mutter geſagt, wenn ſie über Ihr Schweigen mißvergnügt war. Ach Gott, und nun iſt ſie todt! ich kann mir das oft gar noch nicht denken.“

„Sie meinte, noch lange bei mir zu bleiben, und hatte meinetwegen nichts angeordnet, als der Tod ſie überraſchte. Unſer Herr Oberförſter iſt einſtweilen mein Vormund geworden, und hat mich auch zu ſich genommen, und nun darf ich nicht einmal in dem Hauſe ſeyn, in welchem ich mit meiner lieben Mutter gelebt habe. Mein Herr Vormund und die Frau Oberförſterin ſind ſehr gut gegen mich, aber es ſind ein Paar alte kinderloſe Leute, denen ich mit der Zeit zur Laſt zu werden fürchte, denn ſie leben ſehr ſtill, und die Frau Oberförſterin will mir nicht einmal erlauben, ihr im Haushalte zu helfen, ſo gern ich es auch thäte. Mein Herr Vormund meint auch, ich hätte noch viel in der Welt zu lernen, was ich bei ihnen nicht lernen könnte, da ſie gar nicht nach der jetzigen Welt wären, und hat mir befohlen, mich deshalb an Sie, meiner nächſten Verwandtin, zu wenden. Er will Ihnen auch ſelbſt ſchreiben und Sie fragen, was mit mir werden ſoll, u. ſ. w.“

Sidoniens Thränen überſtrömten dieſes Blatt, aber ſie floſſen nicht allein dem Schmerz über den Verluſt der treuen, mütterlichen Freundin, auch Thränen der Reue miſchten ſich darunter. In ihrem Gemüth erhob ſich eine ernſte Stimme, welche ſie der Vernachläſſigung einer heiligen Pflicht anklagte, und die Vorwürfe der jungen Agnes, ſo ſchonend ſie auch ausgeſprochen waren, ſchnitten ihr tief in das Herz. Im Gewühle der Welt, in der Beſchäftigung mit ihrem eigenen Geſchicke hatte ſie ſelbſtſüchtig es verſäumt, ein Herz zu erfreuen, das nun nicht mehr ſchlug; ſie hatte Augen durch dieſe Vernachläſſigung getrübt, welche ſie nie wieder lächeln ſehen konnte, und zugleich drängten alle die gerechten Anſprüche ſich ihrem Gemüthe auf, welche die Schweſter ihrer Mutter an ihre Liebe, an ihre Dankbarkeit ſich früher erworben.

„Ich habe gefehlt,“ ſprach Sidonia zu ſich ſelbſt, „aber ich will gut machen, was ich verſchuldete, ſo viel ich es vermag. Ich will der armen Agnes die verlorne Mutter erſetzen, ich will an ihr thun, was die Verklärte an mir gethan haben würde, wäre Adelheim mir nicht als ein rettender Engel damals erſchienen, und ihr ſeliger Geiſt wird mir verzeihen, wenn er von ſeinen lichten Höhen noch auf dieſes Thal des Irrthums und des Schmerzes hinabblicken kann.“

Bald darauf langte Sidonia auf ihrem Gute an, in deſſen Nähe ſowohl das kleine Gütchen ihrer Großeltern mütterlicher Seite lag, welches Frau von Borneſeld in der letzten Zeit bewohnte, als auch die Wohnung des Oberförſters, der die verwaiſete Agnes zu ſich genommen hatte. Sie fand dort alles zu ihrem Empfange vorbereitet, denn ſie hatte Agnes in wenigen herzlichen Zeilen ihre nahe Ankunft gemeldet, und betrat nun zum erſtenmale nach Adelheims Tode die Räume wieder, in denen ſie an ſeiner Seite eines kurzen ruhigen Glückes ſich erfreut hatte. Mit dem Gefühle eines Schiffbrüchigen, dem der unerbittliche Sturm alles geraubt, kehrte ſie zur Heimath zurück, die ihr keine Heimath mehr war. Mit ganz verarmtem, verödeten Herzen ſtand ſie nun wieder auf dem Punkte, von welchem ſie vor wenigen Jahren ſo reich an Hoffnung und Glück ausgegangen war. Von der Wand über dem Sopha in ihrem Zimmer blickten Adelheims edle Züge ernſt und wohlwollend auf ſie nieder. Sie ſank vor dem Gemälde auf die Kniee, und verbarg in die Kiſſen des Sopha's ihr bleiches, von Thränen überſtrömtes Geſicht.

Ein Paar weiche warme Arme umſchlangen ihren Nacken. Sidonia blickte auf; ein ſchlankes Mädchen im ſchwarzen Trauerkleide kniete neben ihr, ein liebliches, blühendes Geſichtchen lehnte ſich an ihre Schulter, und vermiſchte ſeine Thränen mit den ihrigen: es war Agnes. Sidonia ſchloß das liebliche Geſchöpf in ihre Arme, das in der Zeit, in welcher ſie es nicht geſehen, von einem kaum vierzehnjährigen Kinde zu dem glücklichen Alter von ſiebzehn Jahren herangeblüht war.

Agnes war athemlos, Freude und Schmerz ließen ſie nicht zum Worte kommen, ſie lachte und weinte zugleich, und überhäufte Sidonien mit kindlichen Liebkoſungen, welche dieſe freundlich erwiederte. „Ach! ſeyn Sie mir nur nicht böſe,“ rief ſie endlich, „daß ich Sie ſo überfallen habe!

mein Herz ließ mir keine Ruhe; den ganzen Tag bin ich alle Augenblicke auf den Oberboden gelaufen, um nach Ihnen auszuſehen, und als Ihr Wagen in die Schloß-Allee einbog, da hielt ich es nicht länger aus. Ohne Mantel und Hut bin ich durch den Garten gelaufen, um Sie nur einen Augenblick allein zu haben. Ach, liebe Kuſine, es iſt ein Herr angekommen, der für Ihren Bruder ſich ausgibt, und mit ihm noch einer, der mir ſo bekannt vorkommt, als hätte ich ihn ſchon irgendwo geſehen. Und Ihr Herr Bruder will mich mit ſich nehmen, ſeine Frau Gemahlin, ſagt er, ſoll ſich meiner Erziehung annehmen, aber nicht wahr, liebe, gütige Sidonia! das geben Sie nicht zu? Verſtoßen Sie Ihr armes Kind nicht, ſchicken Sie mich nicht zu den fremden Leuten, die ich nicht kenne!“ flehte ſie, und bedeckte Sidoniens Hände mit Thränen und Küſſen.

Sidonia ſuchte die arme Kleine auf alle Weiſe zu beruhigen, und war eben im Begriffe, dem Oberförſter ſagen zu laſſen, daß ſie Agnes jetzt gleich bei ſich behalten wolle, als die Thüre aufging, Theodor von Klarenbach unangemeldet hereintrat, und mit ihm, zu Sidoniens großem Erſtaunen, der von ihr faſt vergeſſene Achill von Wallen.

Theodor bemühte ſich, gerührt auszuſehen, indem er die Schweſter mit dem ihm eigenen abgeſchliffenen Weſen begrüßte. Sidonia erwiederte ſeinen Gruß mit aller ihr nur möglichen Freundlichkeit, aber die Stimme der Natur, die ſich bei'm Wiederſehen des lange von ihr getrennt geweſenen Bruders in ihrer Bruſt erhob, verſtummte wieder, indem ſie ihn näher betrachtete. Die ganze erbärmliche Nichtigkeit ſeines Weſens ſprach in ſeinen Zügen, in ſeinem Benehmen ſich noch viel deutlicher aus, als ehedem. Ihr Herz zog ſich zuſammen im Gefühle der Unmöglichkeit, ſich dieſes Wiederſehens wahrhaft zu erfreuen.

Jetzt nahte auch Achill, um ſie ehrerbietig zu begrüßen, aber Sidonia zog, beleidigt über ſeine Zudringlichkeit, die Hand zurück, die er ergreifen wollte, um ſie an ſeine Lippen zu drücken. „Herr von Wallen,“ ſprach ſie mit kaltem, ſtrengem Blick, „ein Beſuch von Ihnen kommt mir in der That unerwartet; nur ein Mißverſtändniß könnte ihn entſchuldigen; Sie wußten vermuthlich nicht, zu wem mein Bruder Sie führen wollte.“

„Durch mein unſinniges Betragen habe ich Ihren Zorn verdient, doch trifft er mich ſchwer!“ erwiederte Wallen, mit dem Ausdruck eines tief Gekränkten. „Die edelſte der Frauen wird aber nicht ewig einem Unglücklichen zürnen,“ fuhr er bittend fort, „der, als er die ganze Hoffnung ſeines Lebens ſcheitern ſah, ſeiner Sinne nicht mehr mächtig blieb, und ſich erkühnte, zu läſtern, wo er im Herzen anbetete. Unſtät und flüchtig bin ich ſeitdem in der Welt herumgeirrt, ich konnte an einem Orte nicht länger weilen, wo alles Sidoniens Namen mir zurief . . .“

„Herr von Wallen,“ unterbrach Sidonia ihn, „ich weiß, was ich meinem Bruder ſchuldig bin, der Sie zu mir eingeführt hat, und ehre das Gaſtrecht; doch nur unter der Bedingung, daß Sie mit Rückblicken auf vergangene Zeiten und mit ſolchen theatraliſchen Tiraden mich verſchonen, deren eigentliche Bedeutung mir zu wohl bekannt iſt, als daß ich irgend einen Werth darauf legen könnte.“

„Ah femmes, femmes!“ rief Theodor mit erzwungenem Lachen, „fi donc, ma soeur, wer wird denn einen Groll ſo lange mit ſich herumtragen wollen? Und was hat denn mein Freund Wallen ſo Großes verbrochen, daß du ihm gegenüber die erzürnte Königin ſpielſt? Er hat ſich in dich verliebt. Eh bien, das verdenke ihm, wer da kann. Er hat um deine Hand angehalten, das iſt kein Verbrechen; du haſt ihm den Korb gegeben, und er iſt darüber heftiger geworden, als ihm zuſtand, voilà tout. Que de bruit pour une omelette! Komm, ſey ein gutes Kind. Vergeben und Vergeſſen iſt Chriſtenpflicht. Nimm den reuigen Sünder wieder zu Gnaden an, und . . .“

„Theodor, du kennſt meinen Sinn, oder nenn' es auch Eigenſinn, wie du willſt; laß für heute dieſes Geſpräch uns abbrechen, denn ich bin ſehr ermüdet. Ich höre, du wohnſt in dem Hauſe unſerer verſtorbenen Tante; morgen hoffe ich dich wieder zu ſehen, Agnes bleibt indeſſen gleich bei mir.“

„Schön, ſchön!“ rief Theodor, „ſchwatze dich recht mit ihr aus, denn übermorgen müſſen wir fort, meine Gemahlin erwartet ſie mit Ungeduld. Sobald wir die Nachricht vom Ableben der guten Tante erhielten, hat ſie ſelbſt mich aufgefordert, der verlaſſenen Waiſe mich anzunehmen, ſie will für die Erziehung derſelben Sorge tragen, und Niemand eignet ſich wohl beſſer dazu, als eine Dame aus ſo gutem Hauſe, von ſo ſtrenger Tugend und hoher Sittlichkeit. Sie würde in eigner Perſon mich hierher begleitet haben, wenn ihre Umſtände es erlaubten, aber ſie ſieht in kurzem ihrer Niederkunft entgegen, und ich hoffe, liebe Schweſter, du wirſt uns die Ehre und Freude gewähren, den zu hoffenden Stammhalter unſeres alten Hauſes perſönlich aus der Taufe zu heben.“

Während Theodor dieſe Rede hielt, hatte Agnes ſich zu Sidonien geſchlichen, war neben ihr hingekniet, und ſah mit ängſtlich bittenden Blicken zu ihr auf. „Ruhig, Kleine, wir bleiben beiſammen,“ ſprach Sidonia, und ſtreichelte ihr lächelnd die glühenden Wangen. Dann wandte ſie ſich zu Theodor, dankte ihm und ſeiner Frau für die Bereitwilligkeit, ſich der jungen Agnes anzunehmen, verſicherte aber zugleich, daß ſie dieſelbe nicht von ſich laſſen würde.

„Mais, ma chère!“ erwiederte Theodor ziemlich finſter, „über den Aufenthalt unſerer unmündigen Kuſine zu entſcheiden, kommt doch wohl mir, ihrem nächſten und älteſten Verwandten, ihrem natürlichen Vormunde zu; und nimm es mir nicht übel, nach Pflicht und Gewiſſen darf ich ein ſo junges Mädchen der Leitung einer Frau nicht überlaſſen, die unerachtet vieler ausgezeichneten lobenswerthen Eigenſchaften dennoch in der Welt zu großes Aufſehen erregt hat, um . . ."

„Theodor!" rief Sidonia, über das unzarte Benehmen deſſelben tief empört, mit einem Blick, der ihn verſtummen machte. „Was du auch, auf meine Nachſicht bauend, dich gegen mich zu erlauben für gut finden magſt," fuhr ſie mit ernſter Würde fort, „ſo wirſt du doch, mein ſonſt ſo diplomatiſch vorſichtiger Herr Bruder, dieſesmal mir eingeſtehen müſſen, daß du die Zeit dazu ſehr ſchlecht gewählt haſt." Ein Blick auf Wallen und Agnes deuteten den Sinn ihrer Worte ihm aus.

„Vous avez raison, ma soeur; femme aimable l'a toujours," erwiederte Theoder ein wenig erröthend; bemühte ſich, ſeinen vorigen Worten eine ſcherzhafte Wendung zu geben, und entfernte ſich bald darauf, von ſeinem Freunde gefolgt.

* * *

Nicht Zorn und Scham allein hatten Achill von Wallen bewogen, faſt gleichzeitig mit Sidonien die Reſidenz zu verlaſſen; auch eine kaum noch zu verhehlende Unordnung in ſeinen Finanzen, die er mit Hülfe ihres Vermögens gründlich zu heben gehofft hatte. Seitdem war er in der Welt umhergezogen, bald als Begleiter eines jungen appanagirten Prinzen, bald in geheimen Aufträgen von höherer Hand, zu deren Ausführung kein Beſſerer ſich finden laſſen wollte. Auch hatte er mitunter als glücklicher Spieler die Bäder beſucht, und überhaupt manche ziemlich zweideutige Rolle übernommen. Er wußte noch immer ſeine Perſönlichkeit, ſeinen fein gebildeten Geiſt, ſeine ausnehmende Geſchicklichkeit im Felde der Intrigue geltend zu machen, und ſich mit vielem Gelingen überall durchzuhelfen, bis der Zufall ihm Theodors Bekanntſchaft zuführte. Sich dieſem ſo nothwendig zu machen, daß er bald keinen Schritt ohne ihn mehr wagen mochte, war für einen Mann von Wallens überlegenem Geiſte ein leichtes, und ſo hatte er denn für's erſte ſeinen Wohnſitz bei Theodor aufgeſchlagen, und war ſein unzertrennlicher Begleiter geworden, ohne doch dabei ſeiner eigenen Freiheit ſich im mindeſten zu begeben.

Auch jetzt war er Theodors Rathgeber, als dieſer durch die Nachricht von dem Ableben der Tante auf den Gedanken kam, daß Sidonia die junge Agnes zu ſich nehmen, und dieſe ſich dermaßen bei ihr einſchmeicheln könne, daß er dadurch mit der Zeit um einen bedeutenden Theil der reichen Erbſchaft gebracht würde, auf die er wenigſtens für ſeine zu hoffenden Kinder ſich ſichere Rechnung machte. Denn er war überzeugt, daß Sidonia, bei der gänzlichen Zerrüttung ihres guten Rufs, niemals eine, ihrem Range und Vermögen angemeſſene Parthie würde finden können. Wallen beſtätigte ihn in dieſer Idee, die ihm höchſt willkommen war, und trieb ihn an, ſich ohne Zögern der unmündigen Waiſe zu bemächtigen; und da Theodor obendrein entdeckte, daß Agnes Vermögen genug beſäße, um ihn für jeden Aufwand ihres Aufenthaltes bei ihm zu entſchädigen, ſo befolgte er ohne Bedenken und mit vielem Eifer den ihm ertheilten Rath ſeines ſchlauen Freundes.

Wallens wiederholter Beſuch zur faſt unſchicklichen frühen Stunde, ſetzte Sidonien am folgenden Morgen in zürnendes Erſtaunen, doch er kam dem Ausbruche deſſelben mit der ſehr ernſt ausgeſprochenen Bitte zuvor, ihm um ihrer ſelbſt willen nur einen Augenblick ruhiges Gehör zu gewähren. Unangemeldet war er in ihr Zimmer getreten, mit erzwungener Ruhe ſtand er vor ihr; er, den ſie einſt Freund genannt, in den ſie gränzenloſes Vertrauen geſetzt hatte. Im Aeuſſern ſchien er beinahe noch ganz derſelbe, nur ein lauernder Zug um die Augen herum, der vielleicht früher ſich weniger deutlich gezeigt, oder den ſie in ihrer damaligen Unerfahrenheit überſehen hatte, warnte ſie, auf ihrer Huth zu bleiben; ſein Anblick rief auf das ſchmerzlichſte die erſte Täuſchung ihres Lebens ihr zurück, die ſie durch ihn erfahren, und der noch ſo viele weit härtere gefolgt waren.

Fein, gewandt, mit ſchmeichelnder Beredheit und umſichtiger Wahl ſeiner Worte, ſetzte Wallen Sidonien die Abſichten und Pläne ihres Bruders auseinander; berührte mit leiſer Schonung den Vorſatz deſſelben, Sidoniens großes Vermögen dereinſt ſich und ſeinen Erben zu verſichern, und ging dann zu der Erklärung über, daß Theodor entſchloſſen ſey, ſich ſogar an die obervormundſchaftliche Behörde zu wenden, im Fall Sidonia darauf beſtände, Agnes bei ſich zu behalten, in der er eine gefährliche Erbſchleicherin fürchtete. Er wollte ſogar den Obervormündern die Gewiſſensfrage vorlegen, ob ſie nach Eid und Pflicht ein ſo unerfahrenes Mädchen, wie Agnes, den Händen einer noch ſehr jungen Dame anvertrauen könnten, die ein freies, ungebundenes Leben führe, das durch mancherlei öffentlich gewordene Begebenheiten die Augen der Welt nur zu ſehr auf ſie gerichtet habe, während ein eben ſo naher Verwandter von makelloſem Ruf und unbeſcholtener Tugend dem jungen Kinde Haus und Arme öffne, um es bei ſich aufzunehmen.

Sidoniens Blut wallte hoch auf vor Zorn über die Welt, ihren Bruder und deſſen, ſeiner vollkommen würdigen Freund, der obendrein, wie, wenn gleich nicht ſeine Worte doch ſein Benehmen verrieth, ein nicht geringes Verdienſt um ſie durch ſein Eintreten in dieſer Angelegenheit ſich zu erwerben überzeugt war; aber ſie hatte in der Schule der Erfahrung gelernt, ſich zu bemeiſtern.

„Ich danke Ihnen, Herr von Wallen, für Ihre Bemühung, mich über dieſes alles aufklären zu wollen, was auch immer für eine Abſicht derſelben zum Grunde gedient haben möge,“ ſprach ſie ernſt und kalt, und begrüßte ihn zugleich mit einer ihn verabſchiedenden Verbeugung.

Wallen trat einige Schritte von ihr zurück, mit zuſammen geſchlagenen Händen betrachtete er ſie eine Weile ſchweigend, wie in ihren Anblick verloren. „Sidonia,“ ſeufzte er endlich aus tiefſter Bruſt, „und iſt dies mein Abſchied auf immer? können Sie ſo mich entlaſſen? gedenken Sie der früheren Tage! Hat denn ein einziger Augenblick, wo ich von Schmerz und wilder Leidenſchaftlichkeit ergriffen, meiner ſelbſt nicht mehr mächtig war, mich ſo ganz umgewandelt, daß Ihr Zorn nun ewig auf mir laſten muß? ſoll ich noch ferner die Laſt deſſelben mit mir durch die Welt ſchleppen?“

„Was ich gegen Sie empfinde, iſt nicht Zorn,“ erwiederte Sidonia.

Wallen verſtand, wie ſie es meinte. „Gnädige Gräfin!“ rief er mit erkünſtelter Empfindlichkeit, „Ihren Zorn verdiente ich leider, doch nicht Ihre Verachtung. Noch habe ich Kraft, beſſer zu ſeyn, wie Sie mich halten, und auch die, Ihnen zu beweiſen, daß ich es bin,“ fuhr er etwas dreiſter werdend fort, „mein Leben bleibt Ihrem Dienſte geweiht, ſelbſt wider Ihren Willen. Sie verſchmähen mich als Freund, nun wohl, ſo will ich Ihr Diener ſeyn, und Sie ſollen keinen treueren haben.“

„Ich nehme Sie bei'm Wort, Herr von Wallen!“ rief Sidonia erglühend. „Einen Auftrag will ich Ihnen geben, und zwar an Theodor von Klarenbach. Die gelungene Ausführung deſſelben ſoll mir für alle die im Reiche der Möglichkeit liegenden Dienſte gelten, zu denen Sie ſo zuvorkommend ſich erbieten. Erzählen Sie meinem Bruder unſere eben gehabte Unterredung; wie Sie Ihren Eifer, mir ſeine Abſichten zu entdecken, vor ihm beſchönigen wollen, bleibe Ihnen überlaſſen; aber ſtellen Sie ihm vor, daß er an Alles, was ich der gütigen Vorſorge meines verſtorbenen Gatten verdanke, keine Anſprüche habe, indem ich bei meiner Verheirathung ihm das ganze Erbtheil meiner Eltern abgetreten. Machen Sie ihm begreiflich, daß ich über mein jetziges Vermögen frei disponiren darf, und daß ich dieſe Freiheit auf der Stelle dazu benutzen werde, meine Kuſine Agnes als Tochter zu adoptiren, und ſie zur einzigen Erbin einzuſetzen, ſobald er nur den kleinſten Schritt thut, um mich zu verhindern, ſie bei mir zu behalten. Theodor kennt mich, er weiß, ich halte Wort.“

„Gütiger Gott, wie regiert Eigennutz deine Welt!“ ſeufzte Sidonia, als Wallen ſie verlaſſen hatte, ſichtlich erfreut, einen Auftrag erhalten zu haben, deſſen Vollbringung ihm Gelegenheit gewähren dürfte, ſich allmählig ihr wieder zu nähern. „Dieſer Menſch, der jetzt, von thörichten Hoffnungen beſeelt, ſich beeifert, die Abſichten eines andern zu zerſtören, deſſen Freund er ſich nennt, dieſer nämliche Wallen ſuchte einſt mit teufliſcher Liſt meine Ehre zu untergraben, um mich und mein Vermögen an ſich zu reißen; und mein einziger Bruder, der meine Stütze ſeyn ſollte, berechnet ſchon jetzt die einſtige Verlaſſenſchaft ſeiner weit jüngeren Schweſter! O wie mir ekelt und graut vor all dem niedrigen Getriebe! Aus ſolchen Seelen beſteht die Welt, deren Urtheil man zur Richtſchnur wählen ſoll!“ ſetzte ſie bitter lachend hinzu.

Wallen mochte ſeinen Auftrag ganz vortrefflich ausgerichtet haben, denn Theodor kam nach einigen Stunden völlig umgewandelt bei Sidonien an. Er war die Nachgiebigkeit ſelbſt, verſicherte, daß wenn er gewußt hätte, wie lieb die kleine Agnes Sidonien ſey, er nie daran gedacht haben würde, ſie von ſeiner theuren Schweſter zu trennen, deren Liebe er um jeden Preis ſich zu gewinnen und zu erhalten wünſche. Er wurde ſogar gerührt, er weinte einige Thränen über die ſchnelle Trennung nach einem ſo kurzen Wiederſehen, und beſchwor Sidonien, ihn gleich nach der Entbindung ſeiner Gemahlin zu beſuchen, und ſein Haus zu dem ihrigen zu machen.

Er wollte noch am nämlichen Tage zu ſeiner Gemahlin zurückkehren, und die Geſchwiſter trennten ſich bald darauf, beide ſchmerzlich betrübt, wenn gleich aus ganz verſchiedenen Gründen. Kummer über eine verfehlte Spekulation laſtete auf Theodors Herzen; auf Sidoniens die unendlich edlere Trauer, über die erhöhte Ueberzeugung von dem Unwerth eines einſt geliebten Bruders, und der Armſeligkeit der gemeinen menſchlichen Natur. Hoch über dieſe erhaben, leuchtete die Erinnerung an Adelheim und Belmont in ihrem

Gemüthe auf, und mit ihr kehrte zugleich der Schmerz, Beide verloren zu haben, ihr zurück.

* * *

Sidonia blieb ſehr einſam, einzig auf die Geſellſchaft der jungen Agnes beſchränkt, die mit kindlichem Sinn und unausſprechlicher Innigkeit ſich ihr anſchloß, aber dennoch bei weitem nicht fähig war, ihr die geiſtige Unterhaltung zu gewähren, welche die in dieſer Hinſicht ſehr Verwöhnte bedurfte, um nicht allen ihr noch gebliebenen Lebensmuth im troſtloſen Nachhängen ihres tiefen Leides zu verlieren.

Sidonia war zu ſtolz, vielleicht, ſo widerſprechend dieſes ſcheinen mag, auch zu muthlos, um die benachbarten Familien aufzuſuchen, mit denen ſie früher, als ſie mit ihrem Gemahle hier lebte, in freundlichem Verkehr geſtanden. Sie bemerkte zu deutlich, wie dieſe jetzt jede Gelegenheit, den Umgang mit ihr zu erneuen, faſt ängſtlich vermieden, denn auch in dieſer, vom Geräuſche der Städte entfernten ländlichen Stille, waren die, ihrem guten Namen nachtheiligſten Gerüchte in Umlauf gebracht. Vergrößert bis zum Ungeheuern, gingen ſie von Mund zu Mund. Sidoniens früheres Verhältniß zu Robert, ihre unerwartete Entfernung aus der Reſidenz, in der ſie gelebt, ihre ſpäteren Reiſen in Belmonts Begleitung, tauſend, theils erdichtete, theils wahre Ereigniſſe ihres Lebens, waren in den dunkelſten Farben dargeſtellt und verbreitet worden. Sidonia erfuhr alles, wußte alles, und zog wie ein ſchwer Verwundeter, dem jede Berührung von Außen zur Qual wird, ſich immer tiefer in ſich ſelbſt zurück. Mit Belmonts Andenken im Herzen, mit der quälenden Ueberzeugung, bei allen äußern Gaben des Glückes den Keim innern Unglücks mit ſich herum zu tragen, wandelte ſie allein durch die Säle ihres Schloſſes, erſchrack oft vor dem Widerhall ihrer eigenen Schritte in den hohen Räumen des großen weitläufigen Gebäudes, wo überall müßige Diener der Befehle einer Gebieterin harrten, die faſt gar keine Bedienung bedurfte. Sie hatte noch Geiſteskraft genug, um zu fühlen, daß dieſer Zuſtand nicht dauernd werden dürfe, und ermuthigte ſich endlich zu dem Entſchluß, eine Beſitzung gänzlich aufzugeben, die ihr eine ſchwer zu ertragende Laſt ward, ohne ihr die kleinſte Freude zu gewähren.

Ein entfernter Verwandter des Grafen Adelheim, der deſſen Namen führte, hatte ſchon längſt den Wunſch geäußert, das ſeit langen Jahren im Beſitz ſeiner Familie geweſene Gut für einen ſeiner Söhne zu kaufen. Mit Hülfe eines wakkern Geſchäftsmannes, der noch von Adelheims Zeit ihr treu ergeben war, knüpfte Sidonia die Unterhandlungen darüber wieder an. Dabei ſuchte ſie zugleich, ſich eine deutlichere Ueberſicht ihrer übrigen Angelegenheiten zu erwerben, und warf, um nur vor ſich ſelbſt ſich zu retten, mit möglichſter Anſtrengung ſich in eine ihr bisher ganz fremd gebliebene Thätigkeit, die ihr Gemüth wie ihren Geiſt betäubte.

So half ſie ſich über den Winter hinüber, im ſteten unabläſſigen Kampfe mit dem ewig ſich erneuenden Schmerz um den verlorenen Freund, und um ihre zerſtörte Hoffnung vom Leben. Der Frühling kam, das Gut war verkauft, und ſchwerer als alles Uebrige, laſtete jetzt auf Sidonien das Gefühl der unbeſchränkteſten Freiheit, gleich den Vögeln der Luft die Welt zu durchſchweifen. Der Adler hat ſein Neſt auf hohen Felſengipfeln, die Nachtigall im Gebüſch, die Wachtel im Kornfeld, ſie kehren Abends dorthin zurück; die arme Sidonia allein fühlte von innen und außen ſich heimathslos. Oft weinte ſie heiße Thränen, wenn ſie ſah, wie die müden Taglöhner zu ihrer Hütte, zu ihren Kindern heimkehrten, und freudig empfangen wurden. Nirgend in der weiten Welt ſchlug ihr ein Herz erwartend entgegen, keine Verpflichtung lag ihr ob, kein Wunſch zog vorzugsweiſe nach irgend einem Orte der Welt ſie hin, und ſie durfte unter allen wählen. Sie hatte gewünſcht, allen feſſelnden Banden der Geſellſchaft zu entgehen, und hatte es vollbracht zu ihrer eigenen Strafe. Wohin ſollte ſie ſich nun wenden? Der Gedanke, in die Reſidenz zurück zu kehren, wo ſie die erſten Jahre ihres Wittwenſtandes verlebte, wo kriechende Schmeichelei, und ungerecht erlittene Schmach ſie gleich tief verletzt hatten, blieb ihr undenkbar. Von Italien, einſt das Ziel ihrer Wünſche, ſcheuchte das Angedenken des unglücklichen Robert ſie zurück, das dort bei jedem Schritte ihr begegnen mußte, auch war ſie des zweckloſen Reiſens eben ſo überdrüſſig geworden, als des zweckloſen Lebens, das ſie jetzt führte, ohne Ziel, ohne Hoffnung, ohne Wunſch ſogar. Zuweilen erneute ſich ihr das Bild der dunkeln ſchattigen Felſenthäler in den ſchottiſchen Hochlanden, und auch der Gedanke, den ſie freilich unter andern Ausſichten einſt gefaßt hatte, ſich dort niederzulaſſen. Aber der Stern der Liebe, welcher damals jene ſtille Einſamkeit ihr zum Paradieſe verklärte, war untergegangen, um nie wieder zu kehren, und Jugend und Lebensluſt waren noch nicht ſo ganz in ihr ertödtet, als daß ſie ſich ſelbſt nicht hätte fragen ſollen: was habe ich denn verbrochen, um mich lebend begraben zu müſſen, fern vom Vaterlande, allein mit mir und meinem Schmerz?

Sie war jetzt ſo ganz ein Spiel des Zufalls geworden, daß ſogar eine unbedeutende Anzeige, einiger im Holſteiniſchen zu verkaufenden Güter, ſie beſtimmen konnte, fürs erſte zurück nach Hamburg zu gehen, in der Hoffnung, im nördlichen Deutſchland, unter ganz Fremden, und doch durch gemeinſchaftliches Vaterland, Sprache und Sitte ihr Verwandten, den Ruhepunkt zu finden, deſſen ſie bedurfte.

Sidonia fand auf dem Wege nach Hamburg, in Poſthäuſern und Gaſthöfen, alles auf ihren

Empfang vorbereitet, überall Pferde, ihre Ankunft erwartend, um ſie auf das ſchnellſte weiter zu befördern, Abends ihr Nachtquartier mit einer Sorgfalt aufgeſchmückt, welche ſie in Erſtaunen verſetzte; alle Bequemlichkeiten, wie ſie nur der jedesmalige Ort aufbringen konnte, für ſie in Anſpruch genommen; und in ihrem Zimmer fehlte nie ein großer duftender Straus, aus ihren Lieblingsblumen zuſammengeſetzt. Anfangs meinte ſie, mit andern Reiſenden verwechſelt zu werden, welche alles dieſes für ſich beſtellt hätten, doch Gaſtgeber und Poſthalter ſtimmten in der Behauptung überein, daß ein ihr vorangehender Reiſender es in ihrem Namen ſo anordne. Nur in der Beſchreibung ſeiner Perſönlichkeit wichen die Leute von einander ab. Bald war er jung, bald alt, bald als Offizier, als reiſender Kaufmann, als Jäger, als Landmann erſchienen, bald im Wagen, bald zu Pferde angelangt. Agnes kam vor Freuden über das Geheimnißvolle dieſes Räthſels faſt außer ſich, und die Mühe, welche ſie ſich gab, es zu löſen, zwang auch Sidonien zuweilen ein Lächeln ab, und erheiterte die ermüdende Einförmigkeit der Reiſe.

„Hier endlich wird der gefällige Kobold, der uns vorangezogen iſt, ſich doch ſichtbarlich zeigen!“ rief Agnes, als ſie in Hamburg angelangt waren. Ihre Erwartung wurde zu Sidoniens großem Verdruß bald erfüllt, denn Wallen erſchien, und machte es ihr nicht ſchwer zu errathen, daß er es geweſen ſey, der ſo gefällig den Reiſenden den Weg gebahnt habe. Das Mißfallen, welches Sidonia darüber an den Tag legte, ſetzte ihn keinesweges in Verlegenheit; höflich und gewandt wie immer, verſicherte er, daß es ihm ſelbſt nicht einfalle, auf eine ſo unbedeutende Aufmerkſamkeit gegen Damen den kleinſten Werth legen zu wollen, zu welcher der Zufall, der ihn gleichzeitig mit Sidonien dieſes Weges geführt, ihm die günſtigſte Gelegenheit geboten. Dann ſuchte er, ohne Sidoniens abſtoßende Kälte bemerken zu wollen, das Geſpräch noch eine Weile fortzuſetzen; endlich warf er, ſo ganz beiläufig die Nachricht hin, daß er von ſicherer Hand ſo eben erfahren, daß das Haus des Banquier Strom, der einen bedeutenden Theil ihres Vermögens in Händen habe, faſt unvermeidlich ſeinem Falle nahe ſey.

„Auch ich weiß, daß die ungünſtige Zeit, in der wir leben, dieſen ſehr wackern Mann für den Augenblick in Verlegenheiten gebracht hat, die ihn hart bedrängen,“ erwiederte Sidonia mit gelaſſener Kälte.

„Aber es iſt dabei kein Augenblick Zeit zu verlieren, theure Gräfin!“ rief Wallen mit übereilter Zudringlichkeit; beehren Sie mich mit Ihren Befehlen, und ich reiſe augenblicklich ab, nicht Tag nicht Nacht will ich raſten ...“

„Um einen würdigen Familienvater zu ſtürzen, der ſich vielleicht noch bei Ehren erhalten kann, wenn er mit Schonung behandelt wird? Und das Schickſal eines Solchen ſollte ich ſolchen Händen übergeben?“ fiel Sidonia mit ſtrafendem Ernſte ihm ein.

Wallen überſah abſichtlich das Beleidigende in Sidoniens Rede. Seine perſönliche Lage war in dieſem Augenblicke ſo hoffnungslos drückend, daß er wie ein verzweifelnder Spieler alles aufbieten zu müſſen glaubte, um nur Sidoniens Vertrauen und mit dieſem die eigene Rettung um jeden Preis ſich wieder zu erwerben. „Gräfin!“ rief er, „ich bewundere Ihren edlen milden Sinn, ich verehre Sie gleich einer Gottheit, aber es gibt einen

Punkt, dem Ihr Geſchlecht nie die rechte Anſicht abzugewinnen vermag. Nur wenige Frauen machen hierin eine Ausnahme, die ich kaum ehrenvoll nennen möchte, und dieſer Punkt heißt Geſchäft in unſerer Alltagswelt, die freilich kaum den Saum ihres Gewandes berührt.“

„Ich weiß und fühle es, daß Sie Recht haben,“ erwiederte Sidonia, „und nehme in ſolchen Fällen den Rath ſachkundiger und verſtändiger Männer gern an.“

Die gelaſſene Art, mit der ſie dieſe wenigen Worte ſprach, beſtärkte den Baron Wallen von neuem in der Hoffnung, daß es ihm dennoch wohl gelingen könne, in dieſer Angelegenheit Sidoniens Aufträge zu erhalten, und dadurch mit der Zeit wieder in nähere Verbindung mit ihr zu gelangen. „So klug als edel, ſo beſcheiden als erhaben!“ rief Wallen, und gab ſich alle Mühe, jede Aeußerung ſeiner innern Freude zu unterdrücken. „Angebetete Frau, erlauben Sie mir nur ganz in der Kürze, meine Anſicht dieſer Angelegenheit Ihnen auseinander zu ſetzen . . .“

„Zwiſchen uns beiden, Herr von Wallen,“ unterbrach Sidonia ihn, „bedarf es keiner ſolchen

Auseinanderſetzung. Ich habe an zwei der bedeutendſten Kaufleute dieſer groſſen Handelsſtadt Adreſſen, beide ſind ſchon früher mir perſönlich bekannt geworden, über ihre merkantiliſchen Kenntniſſe ſowohl, als über ihren Charakter herrſcht nur Eine, ſie verehrende Stimme. Ich erwarte ſie bei mir, um in die Hände dieſer gewiß ſehr ſachkundigen und ehrenwerthen Männer die Führung jenes Geſchäfts niederzulegen, und mich mit ihnen über die Art und Weiſe zu berathen, wie Herrn Strom von meiner Seite vielleicht noch zu helfen wäre. Ich bin überzeugt, von dem Ueberfluſſe, den mir das Glück zugetheilt hat, keinen würdigeren Gebrauch machen zu können, als indem ich einen redlichen, von unverſchuldetem Unglück bedrohten Mann, vor einem Fall bewahre, deſſen Folgen unüberſehbar ſind, deſſen Sturz vielleicht hundert andere Familien in Elend und Mangel mit ſich hinabreißen kann. Ich ſehe den Tadel auf Ihren Lippen ſchweben, Herr von Wallen, aber die Zeiten ſind nicht mehr, in denen ich mich ſcheute, ihn mir zuzuziehen."

„Sidonia, Sidonia, bedenken Sie wohl, was Sie thun!" rief Wallen vor Schrecken erbleichend.

„Ich habe alles bedacht, Herr von Wallen,“ erwiederte Sidonia mit der kalten Gelaſſenheit, welche ſie während dieſes ganzen Geſprächs beizubehalten ſich bemüht hatte. „Sollte auch der Verluſt mich treffen, der Ihnen ſo fürchterlich dünkt, ſo werde ich dadurch freilich gezwungen werden, mich in meiner Lebensweiſe zu beſchränken, ich werde aufhören, durch Reichthum die Augen auf mich zu ziehen, aber meine freie Unabhängigkeit wird mir doch bleiben, und auch die Möglichkeit, Andern wohl zu thun. Ich wiederhole alſo die Bitte, ohne fernere Einmiſchung in meine Angelegenheiten mich meiner Zukunft getroſt zu überlaſſen.“

Wallen gerieth ſowohl über dieſe Worte, als über die beſtimmte Feſtigkeit, mit der ſie ausgeſprochen wurden, um ſo mehr außer ſich, weil ſie im Augenblicke der Entſtehung zu voreilig gefaßter Hoffnungen ihn trafen. „Das iſt die Höhe des unſeligen Geiſtes unſerer Zeit, daß es ihm gelingt, ausgemachte Thorheiten unter der Maske edler Handlungen zu verbergen, daß er jene unheilbringende Sucht, um jeden Preis als ein, über den gewöhnlichen Gang der Dinge hoch erhabenes

Weſen, die Menge zu blenden, immer weiter verbreitet!“ rief er in ſteigender Heftigkeit. Wie damals, als er, Sidonien auf das tiefſte beleidigend, von ihr ſchied, vergaß er auch jetzt alle ihm ziemende Rückſicht. „Gräfin!“ rief er, zitternd vor innerem Wüthen, „ſchon einmal haben Sie den treuen Rath, die helfende Hand des wohlmeinenden Freundes verächtlich von ſich gewieſen; der Erfolg iſt Ihnen bekannt. Jetzt ſtehen Sie im Begriffe, ſich muthwillig ins Elend zu ſtürzen, Hab und Gut zu vergeuden, abermals erſcheint der Ihnen nur zu treue Freund, und abermals ſtoßen Sie mit Härte und Verachtung ihn zurück; ihn, der alles wagen möchte, um Ihnen die Augen zu öffnen und von dem Abgrunde Sie zurück zu halten, der dicht vor Ihren Füßen liegt.“

„Das geht zu weit!“ rief Sidonia, und erhob ſich glühend vor Zorn von ihrem Sitz. „Herr von Wallen,“ ſprach ſie, „dieſe hoffentlich nie wiederkehrende Gelegenheit will ich noch zu guter Letzt benutzen, um die Vorwürfe zu beantworten, die Sie ſich gegen mich erlauben, und mich dadurch zugleich für immer von Ihrem zudringlichen

Dienſteifer befreien. Ich läugne es nicht, ich weiß es, ich wandle gleich einer Geächteten durch die Welt, nur die innere Ehre iſt mir geblieben, mein guter Name ging verloren. Doch wem verdanke ich es, daß dem ſo iſt? wem anders als dem jetzt ſo zudringlichen Warner, der einſt mit ſchlauer Liſt meine unerfahrne Jugend dazu benutzte, mich unvermerkt an den Rand eines Abgrundes zu ſtellen, von wo ich, zu Folge ſeiner fein angelegten Berechnung, ihm mit meinen Reichthümern in die Arme fallen ſollte? Und dieſen Reichthum ſollte ich lieben? ihn ängſtlich zuſammen zu halten ſuchen? der von jeher nur dazu diente, mich zum Ziel des niedrigſten Eigennutzes zu machen? Sie ſehen es, Herr von Wallen, ich habe Sie durchſchaut, und dieſes wird mich hoffentlich für immer von Ihrer Gegenwart befreien," ſetzte Sidonia ſehr ſtolz hinzu, und verließ das Zimmer.

Wallen biß, bleich vor Zorn, die Zähne zuſammen, und entfernte ſich ebenfalls.

* * *

Ein eigenes Gefühl der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, wie ſie es lange nicht empfunden, erfüllte nach dieſer Scene Sidoniens Gemüth. Es war ihr gelungen, den ſtolzen Eigendünkel des Mannes zu demüthigen, den ſie jetzt um ſo tiefer verachtete, je höher ſie ihn einſt geſtellt. Der Zorn desſelben galt ihr nicht nur gleich, ſie freute ſich deſſen ſogar, weil ſie hoffte, durch dieſen auf immer von Wallens unerträglicher Zudringlichkeit befreit zu werden. Und ſo ging ſie denn erheitert der Verhandlung mit den beiden Handelsherren entgegen, die ſie zu ſich eingeladen hatte, um ſich mit ihnen über die Angelegenheiten des Banquiers Strom zu berathen.

Die klare, leichtfaßliche Art, mit welcher dieſe Männer ihre Verhältniſſe darzuſtellen wußten, von denen ſie bisher gar keine oder doch nur ſehr verworrene Begriffe gehabt, die Milde ihres Urtheils über den Gegenſtand ihrer Berathung, ſtößten Sidonien ſowohl für den Geiſt als für den perſönlichen Charakter derſelben wahre Hochachtung ein. Sie wandten keine Ueberredungskünſte an, ſie legten klar und deutlich den ganzen Umfang des Verluſtes ihr vor, der ſie möglicher Weiſe betreffen könne, im Fall ſie ſich nicht entſchließen wolle, gegen einen vieljährigen Freund ihres

Hauſes feindlich aufzutreten, und dadurch ihn unfehlbar dem Untergange entgegen zu treiben; aber ſie bewieſen ihr zugleich auch die Möglichkeit ihn zu retten, ohne vielleicht dabei mehr als einen, freilich bedeutenden Theil ihrer Einkünfte auf einige Jahre zu verlieren.

Das Geſchäft ward leicht und zu aller Zufriedenheit abgethan. Sidonia fühlte, daß ſie durch Schonung eines Unglücklichen ganz im Geiſte ihres verſtorbenen Gatten handle, und der Gedanke an möglichen Verluſt konnte ihre große Seele nicht trüben.

Der weite hellſchimmernde Waſſerſpiegel des Alſterbaſſins, der unter ihrem Fenſter ausgebreitet lag, hatte indeſſen der jungen Agnes eine unwiderſtehliche Sehnſucht eingeſtößt, den köſtlichſten Abend, der nur jemals einem heißen Tage folgte, im Freien zu genießen. Sidonia war in dieſem Augenblick zu heiter geſtimmt, als daß ſie ihr hätte die Bitte abſchlagen können, mit ihr hinunter zu gehen, und ſich den Spaziergängern anzuſchließen, die unter den vierfachen Linden-Reihen auf- und abwandelten, welche am Ufer des freundlichen Gewäſſers eine Promenade bilden, wie nur wenige Städte ſie in ihrer Mitte aufzuweiſen haben. Agnes war das kindlichſte, fröhlichſte Geſchöpf, das ſich nur denken läßt, ihr junges Herz ſtand jeder Freude offen, die ganze Welt hatte für ſie den hohen Reiz der Neuheit, und ſo gerieth ſie denn auch hier vor Freuden faſt außer ſich, über die vielen Leute, über die herrlichen grünen Bäume, über die zierlich bedeckten Gondeln, welche die ſilberne Fläche durchkreuzten; vor allem aber über die Flotte von Schwänen, deren hochgehobenem Flügel das Abendroth jenen roſigen Schimmer lieh, der in dem halb geöffneten Buſen der weißen Roſe uns entzückt. Sidonia wünſchte die Freude des lieblichen Kindes noch zu erhöhen, ſie befahl dem ſie begleitenden Bedienten, etwas Brod herbei zu holen, und beide ſtellten ſich damit dicht an das Geländer, welches das Ufer umgiebt, um die ſtolz einherſegelnden Schwimmer in ihre Nähe zu locken, die denn auch von allen Seiten herbei eilten.

Sidonia ſah, mit faſt nicht geringerem Vergnügen als Agnes, dem luſtigen Gewimmel der ſchönen Thiere zu, denen mancher Brocken von ſchnell auftauchenden Fiſchen weggeſchnappt wurde, worüber denn Agnes jedesmal herzlich lachte. So ſtanden ſie lange da, und es fiel Sidonien nicht ein, daß ſie zufällig ihren Platz vielleicht ein wenig zu nah an dem Alſterpavillon gewählt hatten, in welchem an ſchönen Abenden, wie dieſer, viele, größtentheils junge Männer ſich verſammeln. Ein flüſterndes Geräuſch bewog ſie endlich um ſich zu blicken und zu ihrem großen Erſtaunen wurde ſie gewahr, daß mehrere von dieſen ihre Plätze am Alſterpavillion verlaſſen, und gewiſſermaßen einen Kreis um ſie bildend, ſich um mehrere Schritte ihr genähert hatten. Lorgnetten und Brillen waren mit verletzender Unbeſcheidenheit von allen Seiten auf ſie gerichtet, heimliches Lachen, leiſes Geflüſter, größtentheils in fremden Sprachen, denn die mehreſten dieſer Herren ſchienen Ausländer zu ſeyn, ließ immer deutlicher ſich vernehmen, und oft glaubte ſie darin ihren Namen unterſcheiden zu können. Immer näher umſchloß ſie der immer dichter werdende Kreis, Sidonia ſah keine Möglichkeit, ihn zu durchbrechen.

Unbeſchreiblich beängſtigt von dieſem allen, wandte Sidonia ſich wieder dem Waſſer und den

Schwänen zu, in der Hoffnung, die Menge werde von ſelbſt ſich zerſtreuen, die ſich augenſcheinlich um ihretwillen verſammelt hatte, ohne daß ſie begreifen konnte, wodurch ſie die Aufmerkſamkeit derſelben ſich zugezogen habe. Wallens verhaßte Geſtalt fuhr in dieſem Augenblick in einer kleinen offenen Barke dicht unter ihr vorüber, und das boshafte Gelächter, mit dem er zu ihr hinauf ſah, der auf große Vertraulichkeit deutende Handkuß, den er im Vorübergleiten ihr zuwarf, machte es ihr jetzt mit einemmal deutlich, daß er es ſey, der aus Rachſucht ſie einer öffentlichen Beleidigung Preis gegeben habe.

In unentſchloſſener Angſt mußte ſie alle ihre Kraft aufbieten, um nur einigermaßen gefaßt zu erſcheinen. Sie ſah nach einem Ausgange ſich um; die ganze Allee, ſo weit ihr Auge reichte, war von einer auf ſie zuſtrömenden bunten Maſſe Menſchen erfüllt. Sie vergaß, daß die gewöhnliche Stunde der Abendpromenade ſie hier verſammle, ihr ſchien es, als wäre ſie allein aller Augenmerk; ſie fühlte ſich wie von tauſend unbeſcheidenen Augen durchbohrt. Von denen, die in der Nähe ſie umſtanden, zeigte ſich keiner geneigt, ihr freiwillig Raum zum Durchgange zu geſtatten, und ihn ſich durch den ſie begleitenden Bedienten bahnen zu laſſen, ſchien ihr mit Recht ein zu gewagtes Unternehmen.

Dem männlichen Uebermuth gegenüber empfand ſie zum erſtenmal recht ſchmerzlich und tief die ihrem Geſchlecht angeborene Hülfloſigkeit, und faßte mit zum Boden geſenkten Haupte und zitternder Hand das Geländer, um ſich aufrecht zu erhalten. In dieſem Augenblick trat, von der Seite kommend, ein junger Mann mit ehrerbietigem Gruße auf ſie zu, eine wohltönende Stimme, die ſie ſchon früher gehört zu haben glaubte, ſprach die Freude, ſie wieder zu ſehen, aus; ſie blickte auf, und das milde ernſte Auge des jungen Mannes, der einſt im Park von Blackheath aus einer dieſer ganz entgegengeſetzten unangenehmen Lage ſie gerettet hatte, begegnete dem ihrigen. Ohne ihre Antwort abzuwarten, bot er ihr den Arm, und führte ſie und Agnes durch das Gedränge hindurch, das ſeiner weder trotzig noch furchtſam ausgeſprochenen Bitte, den Damen Platz zu machen, ohne Widerſtand nachgab.

So wie ſie in ihrem Zimmer angelangt war, ſank Sidonia völlig erſchöpft in einen Seſſel. „Sie ſind erſchrocken, gnädige Frau,“ ſprach Georg von Falkenburg lächelnd, „und ich verwundere mich nicht darüber. Obgleich Sie es wohl gewohnt ſeyn müſſen, nirgend unbemerkt durchzuſchlüpfen, ſo war doch die Aufmerkſamkeit, die man Ihnen heute zollte, gar zu ſtürmiſcher Art.“

„Es iſt mein hartes trauriges Loos, ich fühle es, ein Fluch ruht auf mir, der überall hin mich verfolgt!“ rief die noch immer tief erſchütterte Sidonia.

„Nennen Sie es Fluch, wenn unerwartet ein ſchönes Geſtirn aufgeht, daß deſſen ungewohnter Glanz die Augen der Menge auf ſich zieht?“ fragte Georg ſchüchtern.

Sidonia wollte ihm etwas darauf erwiedern, doch Stimme und Athem verſagten ihr, und Georg fuhr fort zu ſprechen, um ihr Zeit zu gewähren, ſich wieder zu faſſen.

„Ich würde ſtolz darauf ſeyn, wenn es mir heute gewährt worden wäre, Sie einer wirklichen Gefahr zu entreißen,“ ſprach er, „aber ſo gut ſoll es mir in dieſer Welt nicht werden. Ich ſcheine wirklich beſtimmt, Ihnen immer nur kleine halbe

Dienſte leiſten zu können, die dieſen Namen kaum verdienen. Die einem Auflauf gleichende Verſammlung von Neugierigen, die Sie natürlicherweiſe erſchrecken mußte, war in der That nicht beunruhigender Art; denn nicht allein in dieſer, in allen großen volkreichen Städten, brauchen nur zwei oder drei Perſonen auf der Straße ſtill zu ſtehen, und auf irgend etwas, ſey es was es ſey, aufmerkſam hinzuſehen, gleich werden ſie von einem zahlreichen Haufen umringt, der durch jeden Vorübergehenden ſich vergrößert. Alle ſuchen zu entdecken, was denn hier Wunderbares zu ſehen ſey, und ſo ſtehen die Leute oft zu halben Stunden dicht an einander gedrängt, und jeder befragt ſeinen Nachbar um die eigentliche Urſache ſeines Hierſeyns, und keiner iſt vermögend, genügende Auskunft darüber zu geben.“

„Ich kenne dieſe Eigenheit des Volkes, und beobachtete ſie oft,“ erwiederte Sidonia aus tiefſter Bruſt aufſeufzend; „doch heute war es nicht das; die mich umdrängten, gehörten nicht zu jener Klaſſe gewöhnlicher Neugieriger, die Sie meinen.“

Ihr Muth war in dieſem Augenblick faſt völlig gebrochen. Dieſe ſtets wiederkehrende Erneuung von Auftritten, die, wohin ſie auch den Fuß wenden mochte, ſie Beleidigungen ausſetzten, ſie aus der Geſellſchaft verbannten, quälende Erinnerungen in ihr aufweckten, und allmählig all ihr Hoffen auf eine ruhige Exiſtenz untergruben, war mehr als ſie zu ertragen vermochte. Es war ihr unmöglich, die ſonſt ihr eigene Mäßigung und Gelaſſenheit länger feſtzuhalten, und heiße Thränen, die ſie ſonſt gewiß die Kraft gehabt haben würde, den Augen ihres ihr beinahe ganz unbekannten Beſchützers zu entziehen, rollten unaufhaltſam über ihre glühenden Wangen herab.

„O ich weiß es!“ rief ſie ſchmerzlich klagend und verhüllte das Geſicht mit beiden Händen, „ich weiß, wer dieſes neue Unheil über mich brachte! es war mein böſer Genius, der ſchon lange mich verfolgt. Ich habe ihn geſehen, hohnlachend glitt er auf dem Waſſer an mir vorüber.“

Zu inniger Bewunderung unwiderſtehlich hingeriſſen, ſtand Georg vor ihr da, und ihm war zu Muthe, als ob er einer unverzeihlichen Entheiligung ſich ſchuldig mache, wenn er es wage, ihr in das weinende Auge zu ſehen. „O dieſe

Thränen!" rief er, „und daß Sie mich würdigen, ſie fließen zu ſehen! Gräfin, ich beſchwöre Sie, fügen Sie dieſer Gnade noch die zweite hinzu, über mich ganz zu gebieten. Was ſoll, was kann ich thun, um ..."

„Sich entfernen und nie mich wiederſehen!" rief Sidonia mit einiger Heftigkeit; „ich will es ſo, um Ihrer ſelbſt willen. Zweimal haben Sie mir aus dringender Gefahr geholfen, ich kann Ihnen nur dadurch meinen Dank bezeigen, daß ich alles anwende, um Sie aus meiner unheilbringenden Nähe zu entfernen."

Georg erbleichte.

Sidonia ſah es. „Ich will Ihnen nicht wehe thun, wahrlich nein," ſprach ſie freundlicher; „unter allen, die auf Erden leben, hat wohl Niemand dieſes weniger um mich verdient, als Sie. Kennen Sie mich, wiſſen Sie, wer ich bin?" rief ſie nach einigem Bedenken, und erhob mit faſt königlich ſtolzer Haltung ſich von ihrem Seſſel; „ich bin — ich bin die berüchtigte Gräfin Adelheim, deren verdunkelter Name auf allen Zungen ſchwebt, die das Mährchen ihrer Zeitgenoſſen geworden iſt, deren Lebensgeſchichte, wahr oder unwahr, Zeitungsblätter und Flugſchriften verbreiten.“

Georg beugte jetzt wirklich das Knie vor ihr, doch faßte er ſchnell ſich wieder. „Ich weiß es,“ ſprach er leiſe und demüthig, „vor einer Stunde habe ich Ihren Namen erfahren, in England vernahm ich ihn nur undeutlich. Sie ſind — ach, was bin ich! daß ich es wagen dürfte, vor Ihnen ausſprechen zu wollen, was Sie ſind. Wer, der Sie ſieht, Sie hört, kann an Mährchen glauben, die Neid und Rachſucht erſonnen, um ſie einem Trugbilde aufzuheften, das mit Ihnen keinen Zug gemein hat, auſſer dem von Elenden entheiligten Namen.“

Eine Pauſe entſtand, während welcher ſowohl Sidonia als Georg die gewaltſame Aufregung ihrer Gefühle zu bemeiſtern ſuchten, endlich wagte letzterer die beſcheidene Bitte, nur noch eine halbe Stunde verweilen zu dürfen, weil er hoffe, wenigſtens über den heutigen Auftritt Sidonien beruhigen zu können, und in dem ihm gebührenden Lichte ihn ihr darzuſtellen. Die Gräfin, meinte er, würde dann ſelbſt finden, daß das Ganze eigentlich keines Gedankens werth ſey.

„Sie erwähnten vorhin Ihren böſen Genius,“ ſprach Georg möglichſt gelaſſen und beſcheiden, „erlauben Sie mir, gnädige Gräfin, zu errathen, wen Sie damit bezeichnen wollten. Es kann kein anderer ſeyn, als der Baron von Wallen, den Sie wahrſcheinlich früher in die ihm gebührenden Schranken zurückgewieſen, denn nur auf dieſe Weiſe kann ich dieſes Unwürdigen ohnmächtige Wuth gegen Sie mir erklären. Ein Zufall gab vor einiger Zeit dieſen Menſchen in meine Hand, ich überraſchte, bei einem mehr als zweideutigen Unternehmen, ihn auf eine Weiſe, die ihm das Verſprechen abdrang, dieſe Stadt und ihre nächſten Umgebungen auf immer zu verlaſſen. Er erfüllte es auch wirklich; um ſo mehr war ich heute verwundert, ihn im Alſterpavillon zu treffen, wo er einen großen um ihn verſammelten Kreis durch eine, mit dem ihm eigenen geiſtreichen Humor vorgetragene Geſchichte köſtlich unterhielt, die, wie ich wohl merkte, eine Dame betraf, welche wahrſcheinlich irgendwo in der Nähe ſeyn mußte. Im Eifer des Geſprächs war er meiner Ankunft nicht gewahr worden, und ſo ſetzte ich mich auſſerhalb des Pavillons, dicht neben dem offenen

Fenſter, an welchem er ſtand, und wollte den Moment abwarten, wo ich ihn allein treffen könne. Wider meinen Willen mußte ich dort Dinge mit anhören, die mich empörten, obgleich ich noch keine Ahnung davon hatte, wer der Gegenſtand ſeiner niedrigen Erfindungen ſey; das Unwahre derſelben ging ſchon aus der Uebertreibung und dem Eifer hervor, mit denen er ſie vortrug. Jetzt können Sie in der Nähe ſie ſehen, dort ſteht ſie und füttert die Schwäne! rief er plötzlich; alle ſtürzten aus dem Pavillon, dem von ihm angedeuteten Platze zu; auch mich trieb Neugier einige Schritte vorwärts. Ich ſah die Dame, ich erkannte ſie augenblicklich, und eilte zu Wallen, der im Pavillon allein zurückgeblieben war. Ich drang auf ſeine augenblickliche Entfernung; abermals hat er mir ſein Wort darauf gegeben, morgen nach Kuxhaven zu gehen, um ſich dort einzuſchiffen. Freilich würde ich wenig darauf bauen, hinge nicht ſeine perſönliche Sicherheit von der Erfüllung deſſelben ab.“

Georg hatte ſich ruhiger geſprochen, und auch Sidonia fühlte ſich weniger aufgeregt, als zuvor. Im Laufe des Geſprächs, das jetzt von beiden

Seiten mit größerer Gelaſſenheit geführt wurde, erwähnte Sidonia ihres halben Entſchluſſes, irgendwo, in nicht zu großer Entfernung von Hamburg, vielleicht in Holſtein ſich anzukaufen, und Georg ſuchte freudig in dieſer Idee ſie zu beſtärken.

„Lernen Sie mein ſchönes Vaterland nur erſt kennen, und den redlichen, treuen, unverbildeten Geiſt der Bewohner des nördlichen Deutſchlands überhaupt; ich weiß es, er wird Ihnen Vertrauen und Achtung einflößen,“ ſprach Georg, „und vor Allem,“ ſetzte er hinzu, „geben Sie den Entſchluß auf, Hamburg wegen des heutigen Vorfalls früher verlaſſen zu wollen, als Sie es zuerſt Willens waren. Sie würden dadurch einem ganz unbedeutenden Ereigniß eine Wichtigkeit geben, die es wahrlich nicht verdient. Das Leben in dieſer großen Handelsſtadt iſt ſo vielſeitig, der Ebbe und Fluth täglich wechſelnder Erſcheinungen ſo ſehr unterworfen, daß ſelbſt außerordentliche Begebenheiten, wenn ſie nicht von politiſcher Wichtigkeit ſind, nur einen ſehr ſchnell vorübergehenden Eindruck hinterlaſſen. Was an andern Orten zu wochenlangen Geſprächen Anlaß gibt, wird hier kaum in den nächſten Straßen bekannt, und iſt am folgenden Tage ſchon vergeſſen. Die größere Hälfte der jungen Leute, die ſich heute ſo unbeſcheiden gegen Sie betrugen, beſteht in, aus allen vier Himmelsgegenden zuſammen gewehten Fremden, die im Lauf weniger Tage ſich wieder dorthin zerſtreuen werden, woher ſie kamen. Die übrigen ſind größtentheils zu unbedeutend, als daß ihre Stimme irgendwo Eingang finden könnte. Ueberhaupt bildet hier keine Schaar privilegirter Müſſiggänger einen Verein, von dem aus über diejenigen abgeſprochen wird, die ſich weigern, mit dem Strom zu ſchwimmen; wie das wohl in Reſidenzen der Fall iſt. Wer hier auf eigene Gefahr ſeinen Weg ſich wählen will, darf es ungehindert, und wird wenig bemerkt. Im Ganzen ſind die Leute hier zu beſchäftigt, als daß ſie um das Thun und Laſſen ihrer Nachbarn ſich viel bekümmern könnten, und wer es nicht iſt, der ſchämt ſich, und ſucht wenigſtens ſich das Anſehen zu geben, als ob er es wäre.“

Eine gute Stunde war im Geſpräch mit Georg an Sidonien vorübergeſchlichen, ohne daß ſie es bemerkt hätte, und der ruhige Gang deſſelben hatte ihr Gemüth beſchwichtigt. Widerholung des

Gebots, ſie nie wieder zu ſehen, wäre in dieſem Augenblick eine Lächerlichkeit geweſen, auch dachte ſie nicht weiter daran. Georg erbat und erhielt die Erlaubniß, ſie wieder aufſuchen zu dürfen, ſobald er von einer kleinen Geſchäftsreiſe, die er am nächſten Tage antreten mußte, wiedergekehrt ſey, und verließ ſie, einen Himmel von Glück in der Bruſt, den kein Mißtrauen trübte. Mochte die Welt Sidonien noch ſo tief herabſetzen, er konnte an ihr nicht irre werden, er hatte ſie wieder geſehen, ſie, die, ſeit er zuerſt ſie gefunden, wie ein Götterbild ſeiner Phantaſie vorſchwebte, ihm war die Hoffnung geblieben, ſich ihr wieder nähern zu dürfen, und er forderte nichs weiter vom Glück.

* * *

Sidoniens Stellung gegen die Geſellſchaft fing in Hamburg allmählig an, ſich angenehmer zu geſtalten. Die ungeheuchelte Hochachtung, welche ihr großmüthiges Benehmen gegen den Banquier Strom den beiden Männern eingeflößt, die ihr dabei mit ihrem Rath beigeſtanden hatten, bewogen dieſelben, ſie in ihre Familien einzuführen, welche zu den angeſehenſten der Stadt gehörten. Sie wurde durch dieſe mit andern bekannt, und überall gaſtfrei und ehrenvoll aufgenommen. Die Barriere, welche ihr Rang und ihre Geburt anfangs zwiſchen ihr und ihren neuen, allen Adelſtolz verachtenden Bekannten errichten zu wollen ſchien, ſchwand gar bald vor der Anmuth ihres immer ſich gleichbleibenden Betragens, das auch nicht auf die entfernteſte Weiſe auf gnädige Herablaſſung deutete. Und ſo ward es im Aeuſſern um ſie her wieder lichter, ſie ſah ſich geehrt und geſucht, kein Nachhall der Vergangenheit trübte ihr äuſſeres Wohlergehen, doch in ihrem Gemüthe blieb es dunkle Nacht.

Was ſie einſt zu beſitzen gewähnt, was ſie auf ewig verloren, ſie konnte und wollte es nimmer vergeſſen, ſie fühlte, daß ſie in ihrem Gemüthe an der Treue feſthalten müſſe, um ſich daran über ihr Geſchick zu erheben. Georgs ſchnell vorübereilende Erſcheinung hatte jede ſchmerzliche Erinnerung neu belebt. Sie erkannte den Werth ſeines gediegenen, feſten Charakters, die einfache und doch nichts weniger als oberflächliche Ausbildung ſeines Geiſtes, ſie war gegen den Zauber der jugendlichen Neigung eines friſchen, von dem Verderbniß der großen Welt noch unberührten Gemüths nicht unempfindlich; doch Belmont iſt er nicht! ſagte ſie ſich ſelbſt, nicht dieſer ſtrahlende Genius, der alles war, alles beſaß, was mich beglücken konnte, nur kein Herz für die Liebe! ſetzte ſie ſeufzend hinzu.

* * *

Um unter mehreren Gütern, die eben im Holſteiniſchen zum Verkaufe ſtanden, wählen zu können, machte Sidonia mit ihrer Agnes eine kleine Ausflucht dorthin, ließ in einer der freundlichen Städte, welche dieſes Ländchen ſchmücken, auf einige Zeit ſich nieder, und ſuchte, vermitteſt Adreſſen an mehrere der vornehmſten Gutsbeſitzer, ſich auch mit der Nachbarſchaft zu befreunden, in deren Mitte ſie wahrſcheinlich in Zukunft leben ſollte. Sie fand überall eine ihre Erwartungen übertreffende Aufnahme, doch der Zweck, der ſie zu dieſem Aufenthalte bewogen, ward bald bekannt. Das alles bis in's ungeheure vergrößernde Gerücht verkündigte in ihr die Beſitzerin mehrerer Millionen, und von allen Seiten ſtrömten Anträge zum Verkauf ſtehender Güter auf ſie ein, die in ihrer Wahl ſie verwirrten.

Wallen war indeſſen nicht ſo ganz verſchollen, wie der treuherzige Georg Falkenburg es wähnte; er hatte ſchlau die ihm bekannt gewordene Entfernung deſſelben benutzt, um ſich wieder in Sidoniens Nähe zu begeben.

Drückende Schulden, Mißlingen mehrerer fein angelegter Spekulationen, durch die er ſich wieder aufzuhelfen geſucht hatte, der aus dieſem allem entſtehende Mißmuth, und das herumſchweifende Leben, das er zu einer Zeit gezwungen führen mußte, in der er mit dem herannahenden Alter mehr als je die Nothwendigkeit fühlte, ſich einen feſten Standpunkt in der Welt zu ſichern, alles dieſes zuſammen hatte das wenige Gute an ihm untergraben, und ihn ganz allmählig zu einem gemeinen Abentheurer herabgewürdigt. Nach und nach war er bis zum falſchen Spieler, bis zum Gefährten eines Vereins betrügeriſcher Schwindler geſunken, denen es in großen Städten nie an Gelegenheit fehlt, ſich eine goldene Erndte zu erſchleichen. Falkenburg hatte vor einiger Zeit ihn bei einem ſehr gefahrvollen Unternehmen dieſer Art betroffen, und es auf eine Weiſe vereitelt, die es in ſeine Hand ſtellte, Wallen als überwieſenen

Betrüger der ſtrafenden Gerechtigkeit zu übergeben. Innerer Widerwillen, einen Menſchen geradezu dem Untergange entgegen zu ſtürzen, der einſt gewiß auf einer weit höheren Stufe geſtanden, hatten ihn damals bewogen, Wallens Bitten zu erhören, und durch deſſen feierliches Verſprechen, Deutſchland ſogleich auf immer zu meiden, ſich zur Schonung deſſelben bereden laſſen. Aber die Beweiſe gegen ihn blieben in Falkenburgs Händen, und es ſtand noch immer bei dieſem, ſie geltend zu machen, ſobald Wallen ſein Verſprechen nicht erfüllte.

Eigentlich war es das Scheitern von Wallens früheren Plänen auf Sidonien geweſen, was zuerſt hinaus in die Welt und auf ſeine jetzige dunkle Bahn ihn getrieben. Er hatte den Ort verlaſſen müſſen, wo Gläubiger ihn verfolgten, die er bisher nur mit Hinweiſungen auf ſeine nahe bevorſtehende reiche Heirath beſchwichtiget hatte. Auf allerlei Schleichwegen hatte er ſeitdem ſich durch die Welt gedrückt, als das unerwartete Zuſammentreffen mit Sidoniens Bruder, und ſpäterhin mit ihr ſelbſt, ihm eine neue Ausſicht zu eröffnen ſchien; zwar nicht auf Sidoniens Hand, denn auf dieſe noch hoffen zu wollen, war er weder eitel noch thöricht genug; aber er glaubte doch als Verwalter ihrer Geld-Angelegenheiten ſich ihr wieder nothwendig machen, und auf dieſe Weiſe feſten Fuß bei ihr faſſen zu können. Aber auch dieſe Ausſicht hatte Sidonia ihm vereitelt. Die Neigung, die er einſt wirklich für ſie hegte, wurde dadurch in bittern, grimmigen Haß verwandelt; in eine unbezähmbare Luſt, ihr zu ſchaden, und dieſe befriedigen zu können, ſchien ihm jetzt die erwünſchteſte Gelegenheit ſich zu bieten.

In ihn unkenntlich machender Verkleidung war er bis in die Nähe von Sidoniens jetzigem Aufenthalt ihr gefolgt. Durch die dritte, vierte, fünfte Hand hatte er, ohne daß ſie ſein Mitwirken nur dabei ahnen konnte, ihre Unerfahrenheit in Geſchäften dieſer Art benutzt, um ſie zum Ankauf eines ſehr bedeutenden Gutes zu verleiten, deſſen eigentlicher Werth aber kaum die Hälfte der Summe betrug, die ſie dafür zahlen ſollte. Der Kauf war indeſſen noch nicht förmlich abgeſchloſſen, als ſie, durch einige ihrer ihr wohlwollenden Bekannten aus der Nachbarſchaft gewarnt, ſich entſchloß, ihn wieder rückgängig machen zu wollen. Nun aber traten Wallens heimliche Abgeſandte mit unverſchämten Forderungen von Entſchädigung auf.

Die Summe, die man ihr abforderte, war bedeutend. Sidonia verſtand weder zu markten, noch Ausflüchte zu erſinnen; das einmal geſprochene Wort war ihr heilig, und ſie war endlich nahe daran, alles zu bewilligen, was man von ihr verlangte.

Noch nie war ſie ſo unzufrieden mit ſich ſelbſt geweſen, als jetzt; ſie ſchämte ſich ihres unbeſonnenen Verfahrens; daß ſie betrogen ſey, wurde ihr immer deutlicher, je länger ſie dem verworrenen und verdrüßlichen Handel nachdachte, obgleich ſie die eigentliche Art des an ihr verübten Betruges nicht errieth. Recht herzlich ſehnte ſie ſich jetzt nach einem weiſen Freunde, der ſie hier mit ſeinem Rathe unterſtützen könne, während ein Gefühl innerer Beſchämung ſie von dem Gedanken abhielt, ihre Verlegenheit einem ihrer hieſigen, ihr doch noch immer ziemlich fremd gebliebenen Bekannten zu entdecken.

In dieſer unangenehmen Stimmung überraſchte die Nachricht, daß Georg von Falkenburg um Zutritt bitte, ſie auf das freudigſte. Er hatte bei ſeiner Durchreiſe durch dieſen Ort ihren dortigen Aufenthalt erfahren, und trat nun, einen ganzen Frühlingshimmel jugendlicher Freude in den friſchen blühenden Geſichtszügen, zu ihr herein, der für den Augenblick jedes ſorgliche Gefühl aus ihrem Gemüthe verbannte. Beſcheiden wie immer, geſtand er ihr, daß er ihre Abſicht, ſich in dieſen Gegenden nieder zu laſſen, erfahren, und bat dringend, ihm zu erlauben, ihr auf irgend eine Weiſe dabei nützlich werden zu dürfen. Sidonia zögerte ein wenig, die Verlegenheit, in die ſie ſich ſelbſt verſetzt hatte, ihm zu entdecken; ſie ſchämte ſich ihrer Unbeſonnenheit und Unbehülflichkeit, doch ſein ehrfurchtsvolles und doch zutraulich-offenes Betragen half ihr bald die kleine Schwäche beſiegen.

Sie bemerkte nicht ungern, wie ſeine Augenbraunen zu finſterem Ernſt ſich zuſammenzogen, wie die Röthe des Zorns auf ſeiner Stirne aufflammte, während er mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihrem Bekenntniſſe folgte. Sie konnte ihm ſogar nicht zürnen, als er im jugendlichen Eifer ſich ſo weit vergaß, wegen ihrer zu großen Raſchheit im Handeln ſie laut und nachdrücklich zu tadeln; denn gleich im erſten Augenblick überzog glühendes Erröthen ſein ganzes Geſicht, und er verſtummte, weil es ihm noch zur rechten Zeit einfiel, wie wenig er zu ſolchen Aeuſſerungen berechtigt ſey.

Weder ſchüchtern noch zudringlich, mit dem vollſten Ausdruck des glühendſten Eifers, ihr zu dienen, bat er Sidonien endlich, ihm nur für den Augenblick die Rechte eines erprobten Freundes zu gewähren, und die Löſung des unangenehmen und mißlichen Handels, in den ſie verwickelt worden, in ſeine Hände zu legen. Sein beſcheidenes Benehmen hatte ſo viel Vertraueneinflößendes, daß Sidonia keinen Augenblick zögerte, ihm zuzugeſtehen, was er verlangte. Sie fügte ſogar das Verſprechen hinzu, vor ſeiner Wiederkunft auf keinen neuen Güterkauf einzugehen, und Georg entfernte ſich, von Jugendeifer und dem Wunſche geſpornt, ſich des ihm geſchenkten Vertrauens würdig zu beweiſen.

Georgs genaue Bekanntſchaft mit den Oertlichkeiten des Landes machte es ihm leicht, Wallens Aufenthalt und deſſen Antheil an den beabſichtigten Ungerechtigkeiten zu entdecken. Gern hätte er dieſesmal dem als unverbeſſerlich Erkannten ſeinem wohlverdienten Schickſal übergeben, nur die Furcht, Sidonien dadurch ein unangenehmes Gefühl zu erregen, hielt ihn allein davon zurück; Wallen kam auch dieſesmal mit der bloßen Furcht davon, und hielt es endlich für das gerathenſte, ſich wirklich einzuſchiffen, um in einem andern Welttheil ſein Glück zu verſuchen.

Sidonia wurde durch einige Zeilen ihres jungen Freundes von der glücklichen Erfüllung ſeines Auftrages benachrichtiget. Sinnend betrachtete ſie die ſchönen, klaren und doch feſt und leicht hingeworfenen Züge ſeiner Hand; ſie trugen gleichſam den Stempel von Georgs ganzem Weſen an ſich. Die einfachen, ſchmuckloſen Worte, mit welchen er von dem Erfolg des ihm aufgetragenen Geſchäftes ihr Nachricht gab, und zugleich an das ihm geleiſtete Verſprechen, ihn einige Tage an dem Orte ihres gegenwärtigen Aufenthalt zu erwarten, ſie erinnerte, zeugten von einer männlichen Feſtigkeit, die mit ſeinem übrigen, an Schüchternheit gränzenden Benehmen gegen ſie, ſonderbar kontraſtirte. Nach ein Paar Tagen erſchien er ſelbſt bei ihr; ſein hellleuchtendes Auge, der Ton ſeiner Stimme, alles an ihm verrieth, daß eine gewaltige Freude ſeine ganze Seele erfüllte, von der zu ſprechen er noch nicht wagen möge. Sidoniens Dankbezeigungen gefliſſentlich ausweichend, ließ er ſich kaum auf die Beantwortung der Fragen ein, die ſie in Hinſicht des für ſie vollbrachten Geſchäftes an ihn richtete, und wagte endlich die Bitte, ſich ſeiner Leitung auf einige Tage zu überlaſſen, und ihm zu erlauben, ſie an einige der ſchönſten Punkte der Umgegend zu geleiten.

Sidonia ſah ihn, wie er erröthend vor ihr ſtand; ſein Auge ſprach von freudiger Erwartung, aber auch von innerlicher Furcht, durch eine zu kühne Bitte ſie beleidigt zu haben. Es war ihr unmöglich, dieſen ſchönen Jugendhimmel, über deſſen Anblick ſie der eigenen Freudenloſigkeit vergaß, durch eine abſchlägliche Antwort zu trüben, und Georg erhielt, was er begehrte; ſogar die Erlaubniß, Sidonien in ſeinem leichten Fuhrwerke ſelbſt fahren zu dürfen, weil es einen freieren Ueberblick der Landſchaft ihr gewährte, als ihr eigener Wage, in welchem Agnes und Margareth ihr folgen ſollten.

Am andern Morgen kam Georg ſie abzuholen. Sidonia konnte nicht ohne Wohlgefallen die leichte Gewandheit bemerken, mit der er kräftig und ſicher ſeine ſchönen muthigen Roſſe zu lenken verſtand, die flüchtig wie der Wind über Hügel und Thal mit ihr davon eilten.

Ein krampfhafter Schmerz zuckte dabei in ihrem Innern auf, denn jene Zeit ſtand plötzlich wieder vor ihr, wo ſie an Belmonts Seite in den Felſenthälern der ſchottiſchen Hochlande umherſchweifte. Unwillkührlich fühlte ſie zu einer Vergleichung beider Männer ſich hingezogen. Das Herz that ihr wehe, und ein ſehr peinliches Gefühl bemächtigte ſich ihrer, indem ſie gewahr wurde, wie wenig eine Vergleichung dieſer Beiden ſtatt finden könne, von denen jeder in der ganzen Eigenthümlichkeit ſeines Weſens für ſich allein beſtand, ſo himmelweit von dem andern verſchieden, wie die erhabene gewaltige Natur der hebridiſchen Inſeln, die den Glanz von Belmonts großartiger Erſcheinung erhöhte, und die blühende friedliche Landſchaft, die ſie jetzt umgab, und die für Georgs jugendlich anmuthiges Bild ſich zum paſſendſten Hintergrunde eignete. Ihr war, als ob ein heimlicher Vorwurf des Treubruchs an ſich ſelbſt und an Belmont in ihr rege werden wolle, weil ſie es wage, ein anderes Bild dem Seinigen auch nur in Gedanken gegenüber zu ſtellen. Mit aller Kraft ihres Geiſtes wandte ſie daher von jeder Erinnerung an Vergangenes ſich ab, und bemühte ſich, der heitern Gegenwart ganz unbefangen ſich zu erfreuen, ohne weder vorwärts noch rückwärts den Blick zu wenden.

Gegen Abend führte Georg Sidonien zu einem Landgeiſtlichen, bei dem er die erſten Jahre ſeiner Jugend zugebracht hatte, und an dem er noch immer mit der herzlichen Liebe eines wohlgearteten Sohnes hing. Die ganze Familie eilte aus dem geräumigen und heitern Pfarrhauſe den Ankommenden entgegen; der würdige Greis, ſeine freundliche Hausfrau, ſeine drei roſenwangigen, blühenden Töchter. Noch nie hatte Sidonia einen Empfang geſehen, wie der, welcher Georgen hier wurde, und zum erſtenmal fühlte ſie, was Familienglück eigentlich ſey; was es heißen wolle, einem kleinen Kreiſe anzugehören, deſſen Mitglieder ſich unter einander mit gleicher Treue und Liebe umfaſſen und halten. Thränen glänzten in ihren

Augen, Thränen des Schmerzes und der Freude, als nach der erſten, mit patriarchaliſcher Herzlichkeit an ſie gerichteten Begrüßung, ſich alle Georgen zuwandten, um einen Blick, einen Händedruck, ein freundliches Wort von ihm zu erhalten. Er ſelbſt flog von einem zum andern, drückte jeden ohne Unterſchied an ſein Herz. Niemand wurde von ihm überſehen, ſogar nicht der alte Hofhund, der wedelnd und freudig winſelnd an ihm aufſprang; auch nicht die Magd, die eben vom Melken kommend, die vollen Milcheimer hinſetzte, um den lieben, lange nicht geſehenen Junker Georg willkommen zu heißen.

Ein ſchlanker junger Jäger, der Sohn des Pfarrers, der in einiger Entfernung von ſeiner Familie lebte, machte durch ſeinen unerwarteten Beſuch die Freude des Abends vollkommen. Er kam, ſeinen Eltern die freudige Nachricht zu bringen, daß es ihm gelungen ſey, eine ehrenvolle Anſtellung bei'm Forſtweſen zu erhalten, dem er, wie Georg ebenfalls von Jugend auf, ſich gewidmet hatte. Mit einem lauten Freudenſchrei flogen beide Freunde ſich einander in die Arme, und konnten nicht Worte finden für ihre Freude über dieſes unverhoffte Wiederſehen nach jahrelanger Trennung. Beide hatten von Jugend auf Leid und Freude, Arbeit und Erholung mit einander getheilt. Gleich zwei jungen Bäumen des Waldes, der ihr Lieblingsaufenthalt war, hatten ſie auf das innigſte ſich ſo in einander verzweigt, daß keine Trennung unter ihnen ſtatt finden konnte, ohne beide zu zerſtören.

Sidonien ging hier eine völlig neue Welt auf, das Reich der reinſten, leidenſchaftsloſen, aber treueſten, innigſten Liebe. Ein Paradies öffnete ſich ihr, von dem ſie nie eine Vorſtellung gehabt, weil ihr höheres, mit Rang, Reichthum und Glanz ſie umgebendes Geſchick, ſie von Kindheit auf davon ausgeſchloſſen hatte. Zum erſtenmal ſah ſie ſich von, durch enge Familienbande unzertrennlich mit einander verbundenen Menſchen, umgeben, denen das Glück des Einzelnen unter ihnen für das Glück aller galt; deren durchaus unverſchrobnes, natürliches Weſen des tiefſten Empfindens fähig ſich bezeigte, ohne eine Spur von Leidenſchaftlichkeit zu verrathen. Belmonts hohe, edle Geſtalt ging in aller ihrer Herrlichkeit vor ihrem innern Auge vorüber, die ſtolze ewig heitre

Stirn, das ungetrübte, blitzende Adlerauge, wie verſchieden von dieſen friedlich frohen Geſichtern, von dieſen milden Augen, die gewiß auch Thränen des Schmerzes einſt gekannt hatten, aber keinen mit unvergänglichen Spuren die Stirne durchfurchenden Gram; in deren Herz nie eine Ahnung der wilden ſchneidenden Pein gekommen war, die noch jetzt oft in ihrem Innern wüthete, — vielleicht einſt auch in Belmonts männlicher Bruſt. Belmont war jetzt ruhig, wie der Fels, deſſen Fuß das ohnmächtige Ungewitter noch umbrauſt. Und ſie? durfte ſie hoffen, dieſe Ruhe noch zu erringen? und welche Ruhe wäre das, gegen den ſtillen nie getrübten Frieden, dieſer ſtets von den Höhen des Lebens fern gehaltenen Kindern der Natur! Und Georg! wie wird er geliebt! und wie ſehr muß er es verdienen, geliebt zu werden! denn dieſen treuen, einfachen Menſchen ſcheint die Erkenntniß des Guten und Rechten angeboren, und ihr reiner Sinn würde vor jeder Annäherung des Unwahren und Erheuchelten von ſelbſt zurückſchaudern, dachte Sidonia, indem ſie mit gerührtem Blick die kleinen freudigen Gruppen überſchaute, die immer wieder von neuem um ihren jungen Freund ſich von ſelbſt bildeten. Ach und wie glücklich iſt er, der ſolche Liebe ſich erwerben konnte; wie glücklich wäre ich ſelbſt, wenn mein Geſchick mich in ſtillen, ruhigen Umgebungen hätte aufwachſen laſſen, wie dieſe jungen Mädchen, die von der übrigen Welt nichts wiſſen, und ihrem Urtheil nicht unterworfen ſind, weil auch ſie von ihnen nichts weiß. Sie brauchen ſich ihm weder zu ſchmiegen, noch ihm Trotz zu bieten, wie ich leider es mußte!

* * *

Am andern Morgen führten Georg und deſſen ehrwürdiger Pflegevater Sidonien in den Garten des ziemlich bedeutenden Landgutes, zu welchem auſſer mehreren andern, auch dieſes Dorf gehörte. Sie fand einen herrlichen weiten, wenn gleich etwas vernachläſſigten Raum, mit prächtigen uralten Linden geſchmückt, der mit leichter Mühe durch eine dem jetzigen Geſchmack gemäßere Anordnung zu einem kleinen Paradieſe umgewandelt werden konnte; auch das auf einer kleinen Anhöhe belegene herrſchaftliche Wohngebäude, das ſeines Umfanges wegen wohl ein Schloß genannt zu werden verdiente, gefiel Sidonien, nicht nur wegen ſeiner innern höchſt wohnlichen Einrichtung, ſondern auch wegen ſeiner ſchönen Lage, die von allen Seiten eine der reizendſten und ausgebreitetſten Ausſichten über Thal und Hügel gewährte. Sie äuſſerte den Wunſch, ſich eines ähnlichen Beſitzthums erfreuen zu können; Georg erwiederte keine Silbe darauf. Schweigend führte er ſie wieder hinunter in den Garten, eine waldbewachſene Anhöhe hinauf, die noch zu demſelben gehörte, und plötzlich lag das Meer vor ihrem ſtaunenden Blick, von Fiſcherkähnen belebt, im hellſten Sonnenglanz ſtrahlend.

Eine ziemliche Weile ſtand Georg im Anblick ihrer freudigen Ueberraſchung verloren, ehe er Muth gewann, erſt etwas verlegen, dann aber mit immer wachſender Zuverſicht ihr zu geſtehen, daß er es gewagt habe, zu ſehr günſtigen Bedingungen den Kauf dieſes Gutes in ihrem Namen abzuſchließen, doch mit dem Vorbehalt, daß es ihr noch bis zum nächſten Morgen frei ſtehe, denſelben wieder rückgängig zu machen. Er ſetzte noch hinzu, daß er das Gut von früherer Zeit her genau kenne, und deshalb nicht nöthig gehabt habe, weitläuftigere Unterſuchung ſeines wahren Werthes anzuſtellen, daß er erſt ſeit wenigen Tagen erfahren, daß es zum Verkauf ausgeboten werden ſolle, aber auch zugleich, daß ſchon mehrere zum Ankauf deſſelben ſich geneigt bezeigt hätten, und daß er deshalb für nöthig befunden, dieſen gewagten Schritt ohne Sidoniens Vorwiſſen zu thun, weil es ihm an Zeit gemangelt habe, ſie vorher um Erlaubniß dazu zu befragen.

Ein Blick auf Georg, der hocherröthend vor ihr ſtand, aber mit dem Ausdruck des Bewußtſeyns, das Beſte für ſie gewählt zu haben, ein zweiter auf den Pfarrer, der ihr lächelnd zuwinkte, ſich nur unbedenklich auf ſeinen Pflegeſohn zu verlaſſen, war für Sidonien genug, um Georg freundlich die Hand zu reichen, ihn zu verſichern, daß ſie alles, was er gethan, billige, ſich ihm dafür höchlich verpflichtet fühle, und ihn nur noch bitte, das einmal für ſie unternommene Geſchäft nun auch bis zur völligen Vollendung zu führen.

Georg fand kaum Worte, um ſeinen Dank und ſeine Freude ihr auszudrücken, er erfüllte ihren Wunſch mit ſo viel Ernſt, ſo vieler Sachkenntniß, mit ſo behutſamer Umſicht, daß Sidonia ihm ihre Bewunderung nicht verſagen konnte.

Unwillkührlich drang ſich ihr dabei die Bemerkung auf, wie viele der ausgezeichneten Eigenſchaften der drei Männer, die auf ihr Geſchick ſo großen Einfluß gehabt hatten, ſich in dieſem Einen vereinten. Falkenburg beſaß Adelheims klare und doch veredelnde Anſicht des Lebens, aber er blickte noch mit friſcher ungebeugter Jugendkraft in daſſelbe hinein, und Hoffnung und Vertrauen begleiteten jede ſeiner Unternehmungen. Feurig und geiſtvoll wie Robert, war dennoch deſſen extravaguirende Ueberſchwenglichkeit ihm ſtets fern geblieben. Er wußte nicht minder kräftig als Belmont ſich ſelbſt zu beherrſchen, und es mußte dieſes ihm ſchwerer werden, als jenem, denn ſein noch nicht im Leben erkaltetes Gemüth ſtand in lebendiger Regſamkeit jedem wärmeren Gefühle noch offen. Was allen aber fehlte, beſaß er allein in hohem Grade, jene ruhige Einfachheit des Charakters, jene ſtille Harmonie ſeines ganzen Weſens, die ihn fähig machten, unerachtet ſeiner Jugend, mit ſicherer Hand und ſeltener Einſicht in das wirkliche Leben einzugreifen, und ohne Unmuth und fruchtloſem Widerſtreben die Bedingungen deſſelben zu erfüllen.

Nur wenn es Sidonien galt, gewann das Herz, und das innige, wenn gleich noch unausgeſprochene Gefühl, das ſie ihm einflößte, bei ihm das Uebergewicht. Bei ſeinen übrigen Handlungen behauptete ſein geſunder heller Verſtand immer die Oberherrſchaft, und der ihm angeborene Takt machte ihn fähig, über Zuviel oder Zuwenig, über Recht oder Unrecht ohne Zögern zu entſcheiden.

Einige Wochen mußten noch vergehen, ehe Sidoniens neu erworbenes Eigenthum ihr förmlich übergeben werden konnte; ſie brachte dieſe Zeit theils in Hamburg, theils bei der ihr ſehr lieb gewordenen Familie des Pfarrers zu; Georg aber hatte in ihrem Schloſſe ſeine Wohnung genommen, und war dort in unabläſſiger Thätigkeit für ſie beſchäftigt, bis der Tag kam, an welchem er als Herrin ſie in daſſelbe einführen konnte.

Ermüdet von dem Geräuſch, den vielen Leuten, die ſie hatte ſehen, den vielen Förmlichkeiten, die ſie hatte durchgehen müſſen, ſaß Sidonia Abends in ihrem Zimmer allein, und ſuchte mit ihren neuen Umgebungen ſich zu befreunden, als Georg nochmals vor ſie trat. Er kam, um Abſchied von ihr zu nehmen und ihr zu ſagen, daß er Willens ſey, noch in der nämlichen Nacht dieſe Gegenden zu verlaſſen, und zu gehen, wohin ſeine Geſchäfte ihn riefen.

Ueberraſcht, faſt erſchrocken fuhr Sidonia auf. Zufolge ihrer alten ſüßen Gewohnheit, nur dem Augenblick zu leben, war Georgs Entfernung ein Gedanke, den ſie bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, um ſo mehr, da weder er ſelbſt, noch ſonſt Jemand, nur auf die entfernteſte Weiſe auf die Möglichkeit eines ſolchen Ereigniſſes hingedeutet hatten.

„Sie wollen fort? wie iſt das möglich? und ſo ſchnell, ſo überraſchend ſchnell, was kann Sie dazu bewegen?“ rief ſie, ihn bei beiden Händen ergreifend, als wolle ſie ihn halten, damit er ihr nicht entfliehe, und blickte dabei mit wunderbarem Ernſt ihm beinahe ängſtlich in das klare Auge. Er mußte es von ihr abwenden, flammendes Erröthen überzog ſein Geſicht, aber er fühlte ſein Unvermögen, ihr nur ein Wort erwiedern zu können.

Sidonia bemerkte es nicht; ihr Herz wallte über von Dank und herzlicher Neigung zu ihm, mit inniger Wärme ſprach ſie es aus, wie ſehr ſie ſeinen ſeltenen Werth und alles, was er für ſie gethan, anerkenne, wie ſehr ſie es dem Zufall verdanke, der, gerade im Augenblick, da ſie eines ſolchen Freundes am bedürftigſten geweſen ſey, ihn ihr zugeführt. Es war zu viel für Georg, er vermochte das Uebermaß von Glück, das auf ihn eindrang, kaum zu ertragen; betäubt, verwirrt ſchlug er beide Hände vor das Geſicht, und wandte ſich von Sidonien ab.

„Was iſt es, lieber Freund, das ſo plötzlich von mir Sie treibt? Iſt Ihnen, iſt jemand, den Sie lieben, ein Unglück widerfahren? reden Sie, vertrauen Sie mir!“ rief Sidonia, und zog mit ſanfter Gewalt ſeine Hände herunter. Beide ſtanden Auge in Auge, und beide verſtummten. Erſchrocken über ihre Unbeſonnenheit, trat Sidonia völlig faſſungslos einige Schritte von ihm zurück.

„Sie wiſſen nun alles, und wahrlich, ich wollte es nicht! ich werde ja gehen,“ ſprach endlich Georg leiſe, faſt tonlos.

Sidonia vermochte noch immer nicht, ihm nur ein Wort zu erwiedern.

Georg ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſeine brennenden Lippen, und ließ ſie gleich wieder ſinken. „Gräfin, ich bin kein Kind, und auch kein eitler Thor,“ ſprach er nach einer langen Pauſe, zwar ſehr bewegt, aber dennoch mit großer Faſſung. „Glauben Sie mir, ich fühle tiefer als Sie, wie wenig, wie faſt noch gar nichts ich bin; auch daß ich ſchweigen, daß ich das, was hier tobt und glüht, Ihnen nicht verrathen wollte, bitte ich Sie mir zuzutrauen. Sonſt bitte ich nichts, frage auch nichts, darf es ja nicht! jetzt wenigſtens noch nicht. Aber ich kenne nun das Ziel meines Strebens, dem ich ganz mich weihe, und ſollte ich auch nie erringen, wornach mein ganzes Leben ringen wird. Leben Sie wohl, theure, theure Sidonia, leben Sie wohl, und recht ſtill, recht ruhig; keine Wolke, kein Dämon, kein Schatten aus der Vergangenheit trübe Ihren, meinen Himmel.“ Er beugte ein Knie vor ihr, und drückte den Saum ihres Shawls an ſeine Lippen. Unwiderſtehlich zu ihm hingezogen, neigte Sidonia ſich zu ihm nieder, und ihre ſchöne Stirn ruhte einen Augenblick auf ſeiner Schulter. Sie fühlte den Kuß, den er nur dachte, denn ſeine

Lippen berührten ſie nicht, und als ſie wieder aufblickte, war er verſchwunden.

* * *

Sidonia blieb allein. Welch ein Jugendhimmel hatte ſeinen heitern Schein in ihr verödetes, zerdrücktes Daſeyn geworfen! Ja dieſes, dies war die Liebe, die reine, nur lieben wollende Liebe, die ſie jahrelang mit heißer Sehnſucht geahnet, die ſie, ſeit ſie Belmont verloren, gekämpft hatte, nur als ein weſenloſes, außer dem Reiche der Möglichkeit liegendes Schattenbild ſich vorzuſpiegeln; in der rührendſten Geſtalt war ſie jetzt ihr im Leben erſchienen.

Und immerfort trat Falkenburgs Geiſt in ihre jetzige Exiſtenz ſtill nachwirkend ein; wohin ſie die Schritte wandte, traf ſie auf Spuren ſeiner wohlgeordneten Thätigkeit, ſeines feinen, immer das Beſte wählenden Sinnes, überall hatte er etwas für ſie eingerichtet, beſorgt, angeordnet, das ihr lieb oder bequem ſeyn mußte, es war keine Möglichkeit, von dem Gedanken an ihn loszukommen, und auch der Umgang mit der Familie des Pfarrers, der in der erſten Zeit ihr einziger war, brachte den fernen Freund ihr unaufhörlich in das Gedächtniß zurück.

Bänglich beklommen, wie ſchuldbedrückt, ſchlug ihr Herz, wenn ſein beſcheidnes Bild vor ihre Seele trat, das ſie nicht bannen konnte, obgleich ſie wähnte es zu müſſen, um ſich ſelbſt treu zu bleiben; ſie ſuchte jede Ahnung möglichen, ſogar das Gefühl des gegenwärtigen Glückes, ſich abzuleugnen, jede friſche Blüthe deſſelben unbarmherzig aus ihrem Leben zu reißen, weil ſie wähnte, in ihrem Gemüthe keiner Hoffnung mehr Raum geben zu dürfen. So verlebte ſie in peinlicher Spannung manche Stunde, wie von der Schwüle eines nahenden Gewitters bedrückt, ohne ſich ſelbſt dieſen ängſtlich quälenden Zuſtand erklären zu können, oder vielleicht auch ohne es zu wollen.

Aber auch die Vergangenheit ließ Sidonien nicht los. Zeitungen und Journale erwähnten auf das ehrenvollſte Belmonts und der Fortſchritte der Geſellſchaft gelehrter Reiſender, welche jetzt unter ſeiner Leitung im Reiche der Wiſſenſchaft die größten Erwartungen erregte. Selbſt aus dem Munde des alten Pfarrers, der ein eifriger Naturfreund war, mußte Sidonia faſt täglich den

Namen nennen hören, der in ihrem wunden Gemüthe ſchmerzlich wiederhallte. Wie ein leuchtendes Meteor blitzte Belmont bald hier bald dort in entfernten Weltgegenden auf, ſchritt unaufhaltſam vorwärts, überwand Hinderniſſe, die vor ihm für unüberwindlich erklärt worden waren. Kurze Reiſeberichte, intereſſante Auszüge aus Briefen, die er an ſeine europäiſchen Freunde geſchrieben, waren in allen Journalen zu leſen. Nur an Sidonien ſchrieb er nicht, nur ſie war von jeder Theilnahme an ſeinem Wirkungskreiſe ausgeſchloſſen, an welchem er ihr ehemals einen ſo freudigen Antheil vergönnt hatte. Es ſchmerzte ſie tief, ſein Schweigen war ihr unbegreiflich, unbegreiflich wie er ſelbſt es ihr oft geweſen; oft meinte ſie, er könne es nicht aushalten, er müßte, er werde ihr ſchreiben, jeden Poſttag ſah ſie einem Briefe von ihm entgegen, mit Sehnſucht, mit innerer Scheu davor; ihr ganzes Weſen war mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerathen, und ſie verſtand in unſeliger Verworrenheit ſich ſelbſt nicht mehr.

Auch Georg ließ nichts von ſich hören, ſelbſt ſeine Pflegeeltern blieben ohne nähere Nachricht von ihm, worüber dieſe ſich aber weder wunderten noch betrübten; ſie ſchienen deſſen von ihm gewohnt zu ſeyn, ohne ihn deshalb weniger zu lieben. Doch über Sidonien kam darüber ein höchſt ſchmerzliches, niederdrückendes Gefühl der Vergänglichkeit aller Dinge auf Erden, ihr Leben ſchien ſtille zu ſtehen, und bleiern und langſam zogen die, weder durch neues Leid, noch durch neue Freude bezeichneten Tage, an ihr vorüber.

Agnes allein war um ſie, um die trübe Einförmigkeit ihres jetzigen Lebens einigermaßen zu unterbrechen; ein froheres und dabei genügſameres Weſen als dieſes junge Mädchen, hatte nie die Sonne beſchienen. Ueberall, wohin ihr friſches Auge ſich wendete, lachten Luſt und Freude ihr entgegen; an Sidonien hing ſie mit leidenſchaftlicher Verehrung; ſie hätte willig ihr Leben für ſie geopfert, doch in dem Pfarrhauſe war ihre eigentliche Heimath, denn dort fand ſie die beſchränkte Häuslichkeit wieder, an die ihre Mutter ſie gewöhnt hatte. Nie war ſie glücklicher, als wenn ſie ſtundenlang dort bei den Töchtern des Hauſes verweilen konnte, ſie half ihnen ſpinnen und nähen, legte bei ihren häuslichen Arbeiten mit Hand an, und ließ dabei immerfort von dem

Bruder derſelben, hauptſächlich aber von Georg ſich erzählen, den alle liebten, ja in den ſie ſogar ſämmtlich, ihrer Ruhe unbeſchadet, gewiſſermaßen verliebt waren. Wenn Agnes dann zu Sidonien zurückkehrte, ſo war wohl nichts natürlicher, als daß ſie alles, was ſie eben angehört, dieſer wieder vortrug, mit einer Freude daran, mit einer Lebendigkeit, die Sidonien mit Schmerz und Luſt durchdrang. Agnes in ihrer Jugendlichkeit erinnerte ſie an Georg, ſie gewöhnte ſich, beide immer neben einander zu denken, und kämpfte ſich endlich den Entſchluß ab, ihre junge Verwandte für ihn auszubilden, damit ſie ihm einſt werde, was ſie ſelbſt nicht mehr glaubte, ihm ſeyn zu können. Sie zwang ſich mit großer Ueberwindung das Lehreramt bei dem jungen Mädchen zu übernehmen, wozu ſie eigentlich kein Talent hatte; ſie ſuchte gewaltſam zu einer Reſignation ſich herunter zu ſtimmen, die durchaus nicht in ihrem Karakter lag, und gefiel ſich endlich in allen dieſen Voranſtalten zu einem Opfer, das ſie dem Freunde muthig bringen zu können glaubte. Ach, ſie wußte nicht, was ſie an ſich ſelbſt damit that!

Sidonia und Georg ſtanden eigentlich in dem nämlichen Alter. Noch prangte ſie in völlig erblühter Schönheit und war vielleicht nie reizender geweſen, als gerade jetzt, aber die lange Erinnerung, welche durch ihren ſehr frühen Eintritt in das wirkliche Leben und in die große Welt, ihr aufgedrungen worden war, machte, daß ſie, Georg gegenüber, ſich ſelbſt veraltet erſchien, und die ſtille Neigung zu ihm, welche ſie ſelbſt ſich nicht mehr verbergen konnte, flößte ein heimliches Grauen ihr ein. Es ſchien ihr, als könne ſie es nimmermehr vor ſich ſelbſt verantworten, wenn ſie es wagen wolle, ſein friſches, kaum erblühtes Daſeyn an ihr eigenes, ſo ſchmerzlich und ſo mannichfaltig zerriſſenes zu knüpfen. Innerer grimmiger Zwieſpalt, wie ſie nie zuvor ihn gekannt, tobte in ihrem Gemüth, es neigte ſich Georgen zu, und doch konnte ſie Belmont nicht vergeſſen. Dieſer ſtand wie ein leuchtender Stern vor ihr, deſſen kalter Schimmer ſie anzog, ohne ſie erwärmen zu können, und es gab Momente, in denen es ihr wehe that, neben ihm an ihren jungen, ſtill beſcheidenen Freund zu denken, zu dem in andern Stunden die innigſte Sehnſucht ſie zog.

Wochen und Monate waren ſo vergangen, der

Winter vorüber, den Sidonia um Agnes willen größtentheils in Hamburg zugebracht hatte, und der Frühling hatte beide ſo eben ihrem ländlichen Wohnſitz wieder zugeführt, als eines Morgens Agnes, nebſt ihren drei Freundinnen aus dem Pfarrhauſe, mit tumultuariſchem Jubelgeſchrei in Sidoniens Zimmer eindrangen, um ihr zu melden, daß Falkenburg ſo eben die Allee zum Schloſſe hinauf fahre.

Freudig erſchrocken, von dem allgemeinen Jubel hingeriſſen, von ihrem eigenen Herzen mächtig gezogen, eilte Sidonia bis in die Vorhalle des Schloſſes ihm entgegen. Dort ſtand er ſchon, unfähig ein Wort aufzubringen. Er beugte ſich tief zu Sidoniens Hand hinab, und bedeckte ſie mit Küſſen, während ſie, vor der Gewalt des Augenblickes alles vergeſſend, die ſchönen lichten Locken ihm ſtreichelte, und in den allerfreundlichſten Ausdrücken, faſt mit Liebesworten ihn willkommen hieß. Keins der jungen Mädchen, die ſie umſtanden, fand etwas an ihrem Benehmen zu tadeln; daß auch ſie dem Lieblinge hold ſey, dem Aller Herzen entgegenſchlugen, ſchien den unverbildeten Kindern ganz natürlich, und ruhig warteten ſie es ab, bis auch an ſie die Reihe kommen würde, von ihm bemerkt zu werden. Auch wandte Georg ſich bald ihnen zu, umarmte alle, flog von einer zur andern, hatte jeder etwas beſonders zu ſagen, hatte jeder etwas mitgebracht, es war eine freudige Unruhe in ihm, die er weder bemeiſtern konnte noch wollte. Sidonia ſah lächelnd ihm zu, das Einfache, Ungekünſtelte ſeines ganzen Benehmens erfüllte ſie mit ſchmerzlicher Luſt, es wich ſo ſehr von dem ab, woran ſie gewohnt war, es entfremdete ihn ihr gewiſſermaßen, und doch war es ſo menſchlich ſchön, und ſie hätte gern eine Welt darum gegeben, um jetzt die Vergangenheit bis zu dem Augenblick, wo ſie das Haus ihrer Stiefmutter verlaſſen, aus ihrem Gedächtniß vertilgen und wieder ſeyn zu können wie er. Mitten in der Freude an ihn, über ihn, überſtrömten Thränen ihr Geſicht, ihr war, als öffne ſich ihr die lange verſchloſſen gebliebene Pforte ihrer eigentlichen Heimath, und ſie ſtände an der Schwelle derſelben, zu ſchwer belaſtet, um ſie überſchreiten zu können.

Die erſte Freude des Wiederſehens war endlich verrauſcht; die Mädchen gingen, um Georgs gewohntes Zimmer im Pfarrhauſe zu ſeinem Empfange einzurichten, und jetzt erſt, als ſie mit ihm allein war, fiel Sidonien die große Veränderung auf, welche inzwiſchen mit Georg von Falkenburg vorgegangen war. Worin dieſe eigentlich beſtand, war nicht leicht auszuſprechen; auf den erſten Anblick ſchien er ganz derſelbe geblieben zu ſeyn, und doch war der Jüngling plötzlich zum Manne geworden, und dadurch Sidonien um vieles näher gebracht. Männlicher Ernſt leuchtete durch ſeine jugendliche Heiterkeit hindurch, er trat noch immer in höchſter Beſcheidenheit auf, und dennoch zeigte er eine gewiſſe ſichere Selbſtbewußtheit, wie einer, der ſich endlich einen feſten Standpunkt im Leben errungen, und muthig die Bahn überſchaut, die er von nun an noch zu durchlaufen hat.

Und ſo war es denn auch; das Glück war ihm günſtig, der Zufall ſein Freund geweſen, eine eben ſo ehrenvolle als bedeutende Anſtellung in ſeinem Fache war unerachtet ſeiner Jugend ihm geworden, der ſeine Kenntniſſe und Kräfte zwar völlig gewachſen waren, die aber dennoch ſeine kühnſten Wünſche und Erwartungen bei weitem übertraf. Und was ſeine Freude noch erhöhte, ein unfern von Sidoniens Gute belegenes Jagdſchloß war zu ſeinem künftigen Wohnorte ihm angewieſen. Alles dieſes trug er Sidonien mit ſehr einfachen Worten vor, aber gränzenloſe Freude blitzte aus ſeinen Augen, während er in den ihren die herzlichſte Theilnahme an ſeinem Glücke las.

„Ihnen, Ihnen allein verdanke ich alles!“ rief er freudig begeiſtert. „Ihr Anblick hat zuerſt zu einem neuen Leben mich erweckt. So wie ich Sie geſehen, wußte ich, daß es an der Zeit ſey, dem zweckloſen träumeriſchen In-den-Tag-hineinleben zu entſagen, in welchem ich bis dahin mir ſo wohl gefiel. Ich freue mich meines Gelingens, ich darf ſagen, daß ich mich deſſelben nicht unwürdig fühle, aber ich ſchäme mich beinahe meines frühen Glückes, während ſo viele Würdige neben mir, erſt ſpät, vielleicht niemals dazu gelangen;“ ſetzte er mit rührender Beſcheidenheit hinzu.

Dann ging er zu Sidoniens eigenen Angelegenheiten über, und ſprach davon, wie er in Sorge um ſie von ihr geſchieden, und wie es ihn beglückt habe zu vernehmen, daß ſie mit dem, was er in ihrem Namen angeordnet, zufrieden ſey. „Obgleich ich mir die Entbehrung auferlegt hatte, Ihnen nicht zu ſchreiben,“ ſprach er, ſo ſchwebten Sie mir doch immer geiſtig vor, und ich hatte dafür geſorgt, von Ihnen und Fräulein Agnes auf anderem Wege Nachricht zu erhalten.“

Indem trat Agnes herein, zögernd, erröthend ging ſie auf Falkenburg zu, als habe ſie ihm etwas zu ſagen, verſtummte aber, als ſie Sidonien gewahr wurde, und eilte wieder zum Zimmer hinaus.

„Welchen unglaublichen Einfluß doch die wenigen Monate, während welchen ich Fräulein Agnes nicht ſah, auf die Entwickelung dieſes anmuthigen Weſens geübt haben, man kann nichts lieblicheres und reizenderes ſich denken, als ſie jetzt iſt,“ ſprach Georg ganz unbefangen, indem er ihr nachſah. Aber dieſe wenigen Worte erinnerten Sidonien an alles, was ſie im erſten Freudenrauſch vergeſſen, an ihr Mißtrauen in ſich ſelbſt, an das Opfer, zu welchem ſie ſich verurtheilt hatte, und deſſen Schwere jetzt erdrückend ſie überfiel. Mit unglaublicher Anſtrengung hielt ſie noch eine Weile ſich aufrecht, bis ſie einen

Vorwand fand, ſich zu entfernen, dann ſchloß ſie in ihr Kabinet ſich ein, und weinte bitterlich, in unausſprechlichem Mitleid mit ſich ſelbſt.

⁂

„O warum, warum muß das Phantom, das Jahrelang meiner Sehnſucht vorſchwebte, noch einmal in ſo rührender Geſtalt vor mir aufſteigen, um mich zu neuen Täuſchungen zu verlocken!“ ſeufzte Sidonia, und verſammelte ſorgfältig alle von Belmont ihr hinterlaſſene Andenken um ſich her. Der Anblick derſelben ſollte gegen Hoffnungen und Wünſche ſie waffnen, denen ſich hinzugeben ſie ſich ſcheute. Von Belmonts Zeichnungen und Kameen umgeben, fand Georg ſie, verſunken in Betrachtung der glänzenden Trümmer eines ehemaligen Glückes. Das thränenſchwere Auge ruhte ſinnend auf den vor ihr ausgebreitet liegenden Kunſtwerken, aber mit einem Ausdruck, der deutlich verkündete, daß nicht die Schönheit derſelben ihren Geiſt in dieſem Augenblick beſchäftige.

Georgs Herz wallte über von Mitleid; innige Liebe, unausſprechliches Verlangen, ſie tröſten, ihr helfen zu können, erfüllten es; doch ihr Schmerz war ihm heilig, und tiefe Ehrfurcht vor demſelben hielt ihn ab, den Schleier lüften zu wollen, der die düſtere Vergangenheit der heiß geliebten Frau ihm verhüllte. Mißtrauen gegen ſie fand in ſeinem Gemüthe keinen Raum, unerachtet der ihr nachtheiligen Gerüchte, die auch in dieſen Gegenden ſich gegen ſie zu verbreiten anfingen, und ihm nicht verborgen bleiben konnten. Er war feſt überzeugt, daß Sidonia zwar vielleicht etwas ſehr Schmerzliches, doch aber gewiß nicht etwas ihrer Unwürdiges zu beweinen habe.

Hohes Erröthen färbte Sidoniens bleiche Wange, als ſie ſeiner gewahr wurde; die innere Bewegung, in der er ſie getroffen, ihm zu verbergen, war unmöglich, auch verſuchte ſie es nicht; ſie reichte freundlich ihm die Hand, und ihre Lippen zuckten ſchmerzlich, im Beſtreben zu lächeln; Georg ſchien nicht minder bewegt. Die innigſte Hingebung, die reinſte glühendſte Liebe, die rührendſte Ergebung ſprach in dem Ausdruck ſeiner Züge, in ſeinem ganzen Weſen ſich aus, während er lautlos vor ihr ſtand. Sidonia empfand die ganze Beredtheit dieſes Schweigens, die ihr gefährlicher zu werden drohte, als die heißeſte Liebesbitte es gekonnt hätte, und ſuchte zuerſt es zu brechen.

Sie fühlte, daß ſie einige Erläuterung des ſchmerzlichen Zuſtandes, in welchem er ſie gefunden, Georgen ſchuldig ſey. Er, der ſo vieles ſchon für ſie gethan, verdiente unſtreitig ihr vollkommenſtes Vertrauen, auch war ſie bereit, es ihm zu gewähren. War doch das, was ihr Gemüth ſo ſchwer bedrückte, nicht Mißtrauen in ihn, ſondern in ſich ſelbſt, in die Möglichkeit eines Glückes, einer Liebe, der ſie, verſchüchtert durch peinliche Erfahrung, keinen Glauben mehr ſchenken wollte und konnte. Sie gedachte auch des unglücklichen Robert, und wie leicht es ihr hätte werden können, dieſen bei Zeiten von dem Abgrunde zurückzuziehen, in welchem er unterging, wenn ſie ſich hätte entſchließen können, ſeine aufkeimende Leidenſchaft gleich im erſten Entſtehen dadurch zu erſticken, daß ſie jede Hoffnung ihm raubte; und ihr ſchauderte innerlich vor der Möglichkeit, zum zweitenmal, durch ähnliche Vernachläſſigung eine noch größere Schuld auf ſich zu laden.

Eine, wenn gleich nur oberflächliche Ueberſicht ihrer früheren innern und äußern Vergangenheit, mußte ihrer Anſicht nach hinreichend ſeyn, um Georg von einer Liebe abzuwenden, die ihn nicht beglücken konnte; ſie beſchloß, ihn mit allen den Ereigniſſen ihres Lebens bekannt zu machen, die den zerſtörendſten Einfluß auf daſſelbe geübt hatten, und nahm zuerſt von den vor ihr liegenden Kameen Anlaß, von Belmont und von dem Verhältniß zu ſprechen, in welchem ſie zu dieſem geſtanden. Sie that es mit dem feſten Vorſatz, gegen Belmont wie gegen ſich ſelbſt gerecht zu ſeyn, nichts zu bemänteln, aber auch keinen an ſich ſchon dunkeln Schatten noch tiefer färben zu wollen; aber indem ſie den einſt geliebten Namen des verlorenen Freundes ausſprach, erwachte auch die nie erſtorbene Bewunderung ſeiner hohen Erſcheinung in ihrem Gemüthe, und riß zur Verkennung ihres eigenen Werthes, zu einer leiſen verſteckten Anklage ihrer ſelbſt ſie hin, die Georg nicht gleichgültig ertragen konnte.

Belmonts Erſcheinung, die übermüthige Kälte, mit der er bei dem erſten und einzigen Zuſammentreffen dieſer beiden, den unbekannten Jüngling von dem Scheitel bis zum Fuße gleichſam gemeſſen, hatten ſchon damals eine bittere Empfindung in Georgs Gemüth aufgeregt, die er aus Achtung für Sidonien zwar nicht laut werden ließ, aber auch nicht unterdrücken konnte; und was er jetzt aus ihrem Munde von Belmont vernahm, ſo mild und ſchonend ſie es auch vortrug, brachte ihn plötzlich zu der Ueberzeugung, daß das edle Weſen, das in der Glorie der höchſten Reinheit vor ihm ſtand, einem Uebermüthigen in die Hände gefallen ſey, der die Ruhe deſſelben zum Ziel eines frevelnden Spieles gemacht habe. Jedes anklagende Wort gegen ſich ſelbſt, das Sidonien entſchlüpfte, empörte ihn, er nahm ſich ihrer an, er vertheidigte ſie mit hinreißendem Feuer, denn er fühlte, was Sidonia noch leide, was ſie gelitten haben müſſe, bis die Harmonie ihrer edlen Natur in ſolchen innern Zwieſpalt ſich auflöſen konnte. Er ſtrebte ſie in ihren eigenen Augen wieder zu heben, ſie zur Ruhe zu ſprechen, ſie über Leiden zu tröſten, die er freilich nicht ganz verſtand; er ſprach ſo viel, ſo lange, bat ſo dringend, bis er darüber die Gewalt verlor, ſein eigenes Herz länger zu zügeln.

Leiſe Liebesbitten miſchten ſich in ſeine Troſtesworte, Erklärungen der innigſten Liebe, die ihr erſter Anblick ihm eingeflößt, und wie er ſeit jenem Augenblick nur ſie gedacht, nur ſie geſehen; wie der Gedanke an ſie ſein Leitſtern durchs Leben geworden ſey, der zum eifrigſten Streben nach Vervollkommnung ihn begeiſtert habe, ſelbſt damals ſchon, als er weder ihren eigentlichen Wohnort noch ihren Namen genau gekannt, und keine Hoffnung ihm geblieben ſey, ſie, die er in einem fremden entfernten Lande, in ihm gänzlich unbekannten Verhältniſſen zurückließ, jemals wieder auf Erden zu finden.

Sidoniens Zweifel, die innere Anſtrengung, mit der ſie ihrem eigenen Gefühl Widerſtand leiſtete, konnten vor der begeiſternden Gewalt dieſer Liebe nicht beſtehen, jedes Wort, das Georg ſprach, fand einen mit demſelben im vollkommenſten Einklange ſtehenden Widerhall in ihrem Herzen, war wie abgelauſcht ihrem eigenen Empfinden. Was ſie gedacht, erträumt, erſehnt, und als unerreichbar wieder verworfen, trat plötzlich zur unabläugbaren Wahrheit geworden in ihr Leben ein. Ein ſchönes, leiſe hingehauchtes Zweifeln, ob ſie einer ſolchen Liebe noch werth, ob es wirklich möglich ſey, daß Georg ſie ſo lange und ſo hoffnungslos in ſeinem Herzen getragen, verbreitete einen zarten Schein jungfräulicher Demuth über ſie, der in Georgs Augen mit der Glorie einer Heiligen ſie umgab. Anbetend ſank er vor ihr hin, und der nächſte Augenblick fand Sidonien widerſtandslos in ſeinen Armen.

Ungeſehen, ungeahnet, wie das Glück von himmliſchen Höhen den Sterblichen meiſtens erſcheint, war es auch Sidonien aufgegangen, und erſtaunt, faſt erſchrocken über den hellen Schein, der ſo plötzlich ihr Daſeyn verklärte, fühlte ſie ſich wie ein ſelig Träumender, und zitterte vor dem Erwachen.

Jeder Triumph, den weibliche Eitelkeit nur verlangen kann, alle Huldigungen, nach welchen ſchöne Frauen oft mit Aufopferungen ringen, über deren Größe ſie erſchrecken würden, wenn ſie ſich Zeit nähmen, darüber nachzudenken, waren Sidonien bei ihrem erſten Eintritt in die Welt ganz ungeſucht geworden, und wurden noch immer, wohin ſie auch ihre Schritte wenden mochte, ihr dargebracht. Viele durch Rang, Geiſt, perſönliche Vorzüge und die glänzendſten Eigenſchaften ausgezeichnete Männer, hatten zu den Stufen des Thrones ſich gedrängt, auf den die allgemeine Bewunderung Sidonien erhoben, hatten um ihre Gunſt, als um das höchſte Kleinod der Welt ſich beworben. Wo ſie ſich zeigte, hatte ihre Erſcheinung laute Bewunderung, ſtille Anbetung, neben dem wildeſten Wahnſinn unbezwinglicher Leidenſchaft erregt; aber liebend geliebt zu ſeyn, im vollſten, reinſten Sinne des Wortes, dieſes höchſte, lange ſehnend von ihr geahnete Glück, war ihr bis dahin noch nicht geworden, das jetzt zum erſtenmal ihr ganzes Weſen mit entzückender Seligkeit erfüllte, über die ſie alles außerhalb dem Kreiſe derſelben vergaß.

In Adelheim hatte ſie den ſichtbaren Schutzgeiſt ihrer Jugend mit dankbarer Verehrung geliebt. Belmonts große blendende Erſcheinung hatte ihr Gemüth erfüllt und beſchäftigt. Auch dieſen hatte ſie geliebt, aber mehr mit dem Verſtande, als mit dem Gemüth, weil ſie ſich ſelbſt ſagte und ſagen mußte, daß nur er allein ihrer Liebe würdig ſey. Die ſpätere Trennung von ihm hatte mehr ihrem Selbſtgefühl als ihrem Herzen gekoſtet. Denn hätte ſie geliebt, wie ſie zu lieben wähnte, es wäre gebrochen, und die Geſchichte ihres Lebens längſt beendet. Sie ſah in ihm einen, von einer Pigmäenwelt umgebenen Halbgott, ſogar die innere Kälte ſeines Gemüths, die ihr oft fühlbar wurde, beſtärkte ſie in der Ueberzeugung der über dem Gewöhnlichen erhabenen Göttlichkeit ſeiner Natur. Um ſich bis zu ihm zu erheben, um immer mehr ihm zu gefallen, war ſie unabläſſig bemüht geweſen, ſich ihm anzubilden, zu ihm hatte ſie hinauf geſehen. Georg aber ſtand mit ihr auf einer Stufe, er war ihres Gleichen, mit Geiſt und Gemüth und unwandelbarer Innigkeit ihr ſo herzlich ergeben, daß ſie nur dem Gefühle ſich überlaſſen konnte, das zu ihm ſich zog, ohne weiter darüber zu denken und es deuteln zu wollen. Sie ſah den Liebeglühenden mit faſt weiblichem Zartgefühl alles meiden, was an rohe Leidenſchaftlichkeit erinnern konnte, ſie ſah, wie er nur in ihr, in ihrem Anſchauen lebte, und fühlte mit unſäglicher Wonne ihr unendliches Glück.

Der vollkommenſte Einklang ihrer Gefühle beſeligte beide, ſobald es ihre Liebe galt, übrigens beharrte jedes von ihnen bei ſeiner ihm eigenthümlichen Art und Weiſe. Bei vielem, das Sidonia mit warmem Antheil umfaßte, blieb ihr Freund gleichgültig, denn die ganz verſchiedene Art ſeiner Bildung hatte ſeinem Geiſte eine von der ihrigen oft abweichende Richtung gegeben, ihre Herzen aber verſtanden ſich immer. Beide wähnten ſich überzeugt, daß gerade die Eigenthümlichkeit ihres Weſens den Grund ihrer Liebe bilde, und es fiel ihnen nicht ein, dieſe aufzugeben, in der eitlen Hoffnung, noch lieber geliebt werden zu wollen.

In den zunächſt folgenden Tagen überließen beide ſich dem Gefühl ihres neuen Glückes, das ſie als ein liebes Geheimniß im Innern ihrer Herzen verſchloſſen; Georg, als ſey es immer ſo geweſen, und müſſe ewig ſo bleiben; Sidonia, ſchüchtern, als habe eine ſchöne, der Vergänglichkeit geweihte Himmelsblüthe nur auf Stunden ſich ihr erſchloſſen; denn der Nachklang früherer Schmerzen hemmte noch immer ihr Vertrauen auf das Glück. Ihr tief verletztes Gemüth vermochte nicht von der Ueberzeugung der Unbeſtändigkeit deſſelben ſich los zu machen, und wie ein momentaner Wahnſinn flog oft mit ſtechendem

Weh der Gedanke ihr durch die Seele, und ſtieg ſelbſt an Georgs Seite wie ein drohendes Geſpenſt vor ihr auf, daß die Stunden, die ſie jetzt verlebte, zu himmliſch ſchön wären, um dauernd bleiben zu können. Indeſſen rückte die Zeit heran, in der Falkenburg eine Reiſe antreten ſollte, welche Familienverhältniſſe und Geſchäfte nothwendig machten. Bei ſeiner einfachen Lebensanſicht konnte er nicht auf mehrere Monate, vielleicht auf noch längere Zeit ſich von Sidonien trennen, ohne mit dieſer vorher über manches, das ihre künftige Einrichtung betraf, ſich zu berathen. Die Beſtimmung des Ortes, den ſie künftig vereint bewohnen würden, ſchien ihm das Nothwendigſte. Das ihm zur Wohnung eingeräumte Jagdſchloß konnte zwar mit leichter Mühe wohnlich und bequem gemacht werden, aber er fürchtete, daß Sidonia die ganz nach ihrem Geſchmack eingerichtete und geſchmückte Freiſtätte, die ſie erſt kürzlich erworben, nur ungern mit demſelben vertauſchen werde, und da die Entfernung zwiſchen beiden nur wenige Stunden betrug, ſo hoffte er ohne große Schwierigkeit die Erlaubniß zu erhalten, Sidoniens Gut zu ſeinem künftigen Wohnſitz erwählen zu dürfen.

Mit der Beſtimmtheit, die immer ihm eigen war, ſobald irgend etwas einem Geſchäfte ähnliches verhandelt werden mußte, ergriff er kurz vor ſeiner Abreiſe die erſte dazu ſich bietende Gelegenheit, um alles dieſes der Geliebten darzuſtellen, und ſie zwar mit zarter Schonung aber furchtlos um ihre Entſcheidung zu bitten; denn daß ſie ſich ernſtlich weigern könne, ihrer beider Glück auf die einzig mögliche Weiſe feſtzuſtellen, fiel ihm eben ſo wenig ein, als daß ſie fähig ſey, durch unwürdige Ziererei es verzögern zu wollen. Doch Sidonia antwortete zu ſeinem höchſten Erſtaunen mit keinem Laut auf alle ſeine Bitten und Fragen. Er ſah zu ihr auf, bleich wie ein Marmorbild ſaß ſie da, unſägliches Erbangen, lähmendes Erſchrecken ſprach aus ihren Zügen. Ihm war, als wanke der Boden unter ihm.

Zum erſtenmal ſchrillte ein ſchneidender Mißton zerſtörend durch die ſonſt ſich immer gleich bleibende Harmonie ſeines Weſens, er ſtand vor der Geliebten, wie vor einem Räthſel, deſſen Löſung er mit Angſt entgegen ſah. Gedanken, Berechnungen, die ſeinem Gemüthe ſtets fern geblieben waren, drangen gleich Furien plötzlich auf ihn ein, und zwangen, unerachtet ſeines innern Widerſtrebens, ſich ihm auf. Der zwiſchen ihm und Sidonien beſtehende Unterſchied der Geburt, denn während ſie den älteſten Familien ſich zuzählte, war Falkenburg nur der Enkel eines in Adelſtand erhobenen Fabrikherrn; Sidoniens noch immer ſehr bedeutendes Vermögen, dem er auſſer dem Ertrag ſeiner Stelle wenig entgegen zu ſetzen hatte. Ach und dunkler, drohender als alles dieſes, die Ahnung eines geheimnißvollen Schmerzes, tief in der Vergangenheit des geliebten Weſens begründet; eines Sidoniens und ſeinem eigenen Glück geſpenſtiſch drohenden Unheils, das um ſo grauenerregender ihm erſchien, weil es ihm völlig geſtaltlos blieb. Was er ahnete, was er fürchtete, was mit an ſeltſamer Eiferſucht gränzender Pein in trüben Momenten ihn ergriff, er wußte ſich ſelbſt es nicht zu benennen, aber er fühlte die dumpfe Qual vorahnend in ſeinem Gemüth.

Seine innige Liebe, ſeine feſte Ueberzeugung von Sidoniens edlem Charakter ſtellten jedem, die Geliebte herabwürdigenden Gedanken ſich entgegen, und doch, wie ſollte, wie konnte er ihr unerwartetes Zögern ſich erklären? woher dieſe mit ſtammelnder Lippe kaum vernehmbar ausgeſprochene Bitte um Aufſchub, um Zeit, mit einem nie zuvor gedachten Gedanken ſich befreunden, und einen Entſchluß faſſen zu können? ihm vergingen im Nachdenken darüber faſt die Sinne.

Ach er wußte nicht, welche Dämonen in dieſem Augenblick ſich Sidoniens bemächtigten, und vor dem entſcheidenden Schritt ſie zurückbeben ließen, der nicht nur ihre eigene, der auch die Zukunft des Geliebten für das ganze Leben beſtimmen ſollte. Ihre ganze unſelige Vergangenheit ſtieg hinter dem Schleier, mit dem die kurze ſelige Gegenwart ſie verhüllt hatte, in drohender Geſtalt wieder vor ihr auf, die Mißgriffe ihrer unerfahrnen Jugend, die Leiden, mit denen dieſe abgebüßt worden waren, der Irrweg auf den ihr Verhältniß zu Belmont ſie geführt, ſogar alles Uebel, was die Welt ihr jemals zugefügt, nahmen die abſchreckende Geſtalt einer ſchweren, auf ſie laſtenden Schuld an, die ſie Georgs reiner Liebe unwürdig mache. Die Gleichheit ihres und Falkenburgs Alter ſtellte als ein nicht zu überwindendes Mißverhältniß ſich ihr dar, und ſelbſt die Anſichten der Ehe, welche Belmont ihr einſt aufgedrungen hatte, wurden ihr plötzlich zur unumſtößlichen Wahrheit, und vermehrten ihre quälende Unentſchloſſenheit.

Sidonia ſaß lange ſchweigend da, die zarten weißen Hände bedeckten ihr Geſicht, als ſollten ſie dem Freunde den Kampf verbergen, den ihre unruhig auf und ab wogende Bruſt ihm dennoch verrieth.

Georg unterbrach endlich das immer peinlicher werdende Schweigen. „Theure, geliebte Sidonia,“ ſprach er, „ich ehre Ihren Willen, Ihr Gefühl, auch wenn ich beides nicht verſtehe. Hat vielleicht irgend ein Zweifel an mir in Ihrem Gemüthe verborgen gelegen, der erſt jetzt Ihnen deutlich wird? Schreckt vielleicht Furcht vor dem Urtheil der Welt Sie von einer Verbindung mit mir zurück? Wahr iſt es, der dunkle Name Falkenburg darf in keiner Hinſicht neben dem genannt werden, den Sie tragen, und was ich übrigens …“

„Georg, ſo niedrig denken Sie nicht von mir!“ unterbrach Sidonia ihn mit großer Lebhaftigkeit. „Was iſt mir die Meinung der Welt, was kann ſie mir ſeyn? war doch mein ganzes Leben ein ewiges Kämpfen mit ihr! und nun, bei einem Schritt, von dem unſerer beider Zukunft abhängt, ſollte ich ihr mich fügen? Ich, ich ſollte fähig ſeyn, dich zu verſchmähen, weil einige Flittern, einige armſelige Vorzüge dir fehlen, die ich nie als ſolche anerkannt habe, die ich ſtets von Herzen verachtete?" ſetzte ſie, von ihrem empörten Gefühl zu ungewohnter Vertraulichkeit hingeriſſen, mit großer Innigkeit hinzu. „Georg, du liebſt mich, und kennſt mich ſo wenig? können nicht wichtigere, edlere Beweggründe mein Zögern beſtimmen, als jene armſeligen, unwürdigen, die meiner Seele ſo fern liegen?"

„Auch der meinigen liegen ſie fern!" rief Georg, freier aufathmend. „Sidonia, dich kann ich nie verkennen. Ich weiß es, wiſſentlich kannſt du mich nie täuſchen wollen, doch auch das edelſte Herz kann auf kurze Zeit an ſich ſelbſt irre werden. Beachte das wohl, bleibe dir treu, und ſey nur um mich nicht bekümmert. Selbſt wenn du deine Liebe nur für einen ſchönen Irrthum erkennen müßteſt, die Erinnerung an den Traum, den ich nicht unwerth war, zu träumen, wird mich dennoch vor dem Untergange bewahren, und mir

Kraft geben, auch meine ſpätere Verlaſſenheit männlich zu tragen. Wendet aber mein Geſchick ſich glücklicher, ſagt dir dein Herz, daß du mir wirklich angehörſt, du Angebetete, du Seele meines Lebens, ach, ich habe dafür keine Worte, aber mag dann die Welt deine Wahl beſpötteln und verdammen, wir werden den Muth haben, glücklich zu ſeyn. Ich ſetze mein Leben daran, dich vor ihr zu rechtfertigen, und ich weiß, es wird mir gelingen.

* * *

Bald nach dieſem Geſpräch, deſſen Gegenſtand er ſowohl als Sidonia wieder zu berühren vermieden, trat Falkenburg, von ſeinem Freunde Willibald begleitet, die beſchloſſene Reiſe an. Tiefe, an Trauer gränzende Stille zog gleich nach ihrer Entfernung im Pfarrhauſe ein, die Schweſtern weinten dem Bruder nach, und Willibalds greiſe Eltern konnten nicht ohne Schmerz den geliebten Sohn aus ihrem häuslichen Kreiſe ſcheiden ſehen, obgleich ſie ſich zum Troſte ſagen mußten, daß er ſie nur verlaſſe, um die Bahn zu einem ehrenvollen und dauernden Glücke anzutreten, welche eignes Verdienſt und ein freundliches Geſchick ihm frühzeitig eröffnet hatten. Auch in Sidoniens Schloß war es öde und ſtille geworden, kein freudiger Ton, kein luſtiges Lachen, kein munteres Liedchen hallte, wie wohl ehedem, durch die weiten ſchweigenden Räume, durch Saal und Gemach, durch Garten und Park.

Sidonia ſaß ſchweigend und einſam in ihrem Zimmer, und ſelbſt Agnes ſchien alle Lebensfreudigkeit plötzlich verloren zu haben. Bleich und ſtill, kaum noch der Schatten von ſich ſelbſt, ſchlich ſie mit müde geweinten Augen im Hauſe umher; ſelbſt wenn ſie mit ihren Freundinnen zuſammen war, hörte man die jungen Mädchen nur leiſe und betrübt unter einander flüſtern, und die muntere Laune, der Geiſt der Freude, der in ihrem kleinen Kreiſe ſonſt einheimiſch geweſen, ſchien gänzlich aus demſelben verbannt.

Sidonia war indeſſen zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um die auffallende Veränderung ihrer jungen Verwandtin zu bemerken. Seit Georg wieder in ihrer Nähe lebte, hatte ſie dieſelbe vielleicht mehr aus der Acht gelaſſen, als ſie, nach der Strenge genommen, es vor ſich ſelbſt verantworten konnte. Sie hatte Agnes faſt nie mehr allein geſehen, die Stunden des Unterrichts, welche ſie ihr anfangs regelmäßig ertheilt, waren, wie das bei Lehrmeiſter-Dillettanten meiſtens geſchieht, nie mit großem Eifer betrieben worden, und allmählig ganz in Vergeſſenheit geſunken. Agnes war jung genug, um in kurzer Zeit, unter der Leitung geübterer Lehrmeiſter, als Sidonia es war, alles jetzt Verſäumte wieder einzuholen, und Sidonia gönnte ihr von Herzen den unbeſchränkten Genuß der erſten fröhlichen Jugendzeit, die nur zu bald entflieht.

So lange Georg und Willibald im Pfarrhauſe weilten, hatte Agnes noch mehr Zeit als ſonſt bei ihren Freundinnen dort zugebracht; ſämmtliche junge Leute waren dadurch ſehr bald in jenen leichten vertraulichen Ton gerathen, den das Landleben gewöhnlich mit ſich führt; unter Scherz, Lachen, kleinen Neckereien, an denen Jung und Alt Freude hatten, gingen ihnen die geſelligen Stunden vorüber, und ſelbſt Sidonia nahm zuweilen heitern Antheil daran. Es entging ihr nicht, daß Agnes und Georg jetzt gegenſeitig einander als gute Freunde und Bekannten behandelten, ſich oft etwas zu ſagen hatten, was die Uebrigen nicht hören durften, ſich ſogar zuweilen in ernſterem Geſpräch mit einander zu vertiefen ſchienen, aber ſie war jetzt mit Georgs eigentlichen Gefühlen zu innig vertraut, als daß dadurch in ihrem Gemüth auch nur die leiſeſte unangenehme Aufwallung hätte entſtehen können.

Der erſte Brief, den Sidonia von ihrem Freunde erhielt, brachte wieder einiges Leben in die Einförmigkeit ihres jetzigen Daſeyns, die aufzugeben ſie ſich dennoch nicht entſchließen konnte. Bis dahin hatte der Schlag der Uhr, der ſonſt ſeinen nahen Beſuch ihr verkündete, ihr noch immer Thränen der Sehnſucht in das Auge getrieben; überall trat Georgs Bild ihr entgegen, und überall vermißte ſie ihn. Jetzt, durch den Briefwechſel mit ihm, war eine neue liebe Beſchäftigung ihr geworden.

Ihm gegenüber hatte Sidonia oft von einer nie zuvor empfundenen Schüchternheit ſich befangen gefühlt, wie man bei der welterfahrenen, an die größten Verhältniſſe gewohnten Frau ſie nie hätte erklärlich finden können, wäre Georg nicht eigentlich ihre erſte Liebe geweſen. Doch die Feder in der Hand fühlte ſie ſich freier, offener.

Herzlicher als je zuvor ſprach ſie es aus, was ſie für ihn empfand; Falkenburg erwiederte dieſe Geſtändniſſe mit aller Innigkeit ſeines liebenden Gemüths. Immer wärmer, immer angelegentlicher ward der Briefwechſel von beiden Seiten betrieben; eine vielbekannte Anekdote erzählt von einem Liebenden, der vorſätzlich von der Geliebten ſich entfernte, um nur die Freude zu haben, ihr ſchreiben zu können, wie er ſie liebe, und ſo lächerlich dieſes auch erſcheinen mag, Georg und Sidonia empfanden die hinter dieſem Mährchen verborgene Wahrheit. Ohne es zu wollen, ohne dazu beſonders aufgefordert zu werden, ja faſt ohne es zu wiſſen, nur von ihrem Herzen geleitet, überwand Sidonia endlich alle Schwierigkeiten, die früher ſie verhindert hatten, Georgs heißen Wünſchen die erſehnte Antwort zu gewähren. Sie hatte eingewilligt, ihm ganz anzugehören, ohne zu begreifen, wie dieſes ihr möglich geworden, ſogar der Tag der Vermählung war auf einen der Georgs Heimkehr zunächſt folgenden Tage, und das Gut, das ſie gegenwärtig bewohnte, zu ihrem künftigen Aufenthalt von ihr beſtimmt. Georgs in höchſter Wonnetrunkenheit ausgeſprochenes Entzücken machte in ſeinem nächſten Briefe es ihr erſt recht deutlich, was ſie gethan, ſie erſchrack faſt darüber, aber es war ihr unmöglich, es zu bereuen.

Zwiſchen Erwartung und Sehnſucht, leiſem Bangen und muthigem Hoffen war endlich Falkenburgs Heimkehr immer näher und näher herangerückt; ſchon hatte er Sidonien gebeten, ihm nicht mehr zu ſchreiben, weil er ſich von nun an nirgend lange genug aufhalten werde, um mit Sicherheit auf den Empfang ihrer Briefe rechnen zu können. Sidonia fühlte zwiefach den Schmerz der Trennung, weil ſie der lieben Beſchäftigung entbehren mußte, die bis dahin ſie ihr erleichterte, als unerwartet und ſeltſam ein Brief von Belmont ſie überraſchte, und neue Stürme in ihrem Gemüthe heraufzuführen drohte. Seit beinahe zwei Jahren war dieſes das erſte Zeichen, daß Belmont noch ihrer gedenke; mit leiſem Grauen hielt ſie das verhängnißvolle Schreiben in der zitternden Hand, betrachtete das ihr wohlbekannte Siegel, die Aufſchrift, auf der zu ihrem großen Erſtaunen der Name ihres jetzigen Wohnſitzes deutlich genannt war. Es währte lange, ehe ſie den Muth gewann, den Brief zu öffnen; ihr Herz klopfte in wilden hörbaren Schlägen, und die klaren, feſten Züge der einſt geliebten Handſchrift ſchienen in ſchwankender Verwirrung ſich auf dem Papier durch einander zu bewegen.

Doch ein Hauch der Beruhigung, den ſie hier am wenigſten erwartet hätte, wehte aus dem Briefe ihr entgegen. Jedes Wort in demſelben bezeugte, wie Belmont ihr eine Art geiſtiger Treue bewahrt habe, während er die Leidenſchaft, die er früher für ſie empfunden, und der er einſt ſie und ihr Wohl gern geopfert hätte, mit feſtem Muthe und den edelſten Gründen zu beſiegen geſtrebt. Mit liebender Güte, mit ſchonender Zartheit deutete er nur, wie aus weiter Ferne, ganz leiſe auf die leidenſchaftlichere Vergangenheit hin. Zum erſtenmale trat Belmont in dieſem Briefe anſpruchslos, beſcheiden, nichts fordernd, noch erwartend, vor Sidonien hin. Er gab ſie frei, wie ſie früher ihn freigegeben, kein Wort von ihm verrieth auch nur den leiſeſten Wunſch, ein Verhältniß erneuern zu wollen, deſſen Auflöſung er ſelbſt verſchuldet; aber die einmal wieder angeregte Vergangenheit feſſelte durch dieſes ſcheinbare Loslaſſen ſie von neuem an ihn. Mit faſt rührender Offenheit entwarf er in leichten, flüchtigen Zügen ihr ein Bild des Lebens, das er geführt, ſeit er von ihr getrennt geweſen. Er verſuchte nicht, ihr gegenüber den Tugendhelden ſpielen zu wollen, er ließ ſie manche leichte Verirrung errathen, manchen lieblichen Irrthum, zu denen Gelegenheit ihn verlockt; er ſprach es nicht aus, daß er nie wieder geliebt, aber daß dem ſo ſey, daß er nie eine ihr ähnliche Erſcheinung geſucht, noch unerwartet gefunden, daß er die Zeit, die er mit Sidonien verlebte, als die Blüthenkrone ſeines reichen Daſeyns betrachtete, ging aus allen ſeinen Aeuſſerungen hervor.

Zum erſtenmal ſeit langer Zeit fühlte Sidonia ſich wieder ganz mit ſich ſelbſt verſöhnt, in ihrer eignen Achtung gehoben. Belmonts Geiſt übte noch immer die alte Oberherrſchaft über ſie aus, ſie erröthete, indem ſie bedachte, in welchem Lichte ihr jetziges Verhältniß ihm erſcheinen könne, und ob es ihr wohl möglich ſeyn werde, ihm daſſelbe zu geſtehen.

Eine bis dahin von ihr überſehene Nachſchrift benachrichtigte ſie, daß durch ein Schreiben des alten Pfarrers, der als eifriger Naturforſcher und Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften auch mit ihm in Verbindung ſtehe, Sidoniens gegenwärtiger Aufenthalt zufälliger Weiſe ihm verrathen worden ſey. Daß er im Begriff ſtehe, nach Europa zurückzukehren, und noch im Laufe dieſes Jahres von ihr die Erlaubniß zu erhalten hoffe, ſie wieder zu ſehen. Sidonia betrachtete den Brief genauer, er war aus Kairo datirt, und über ſechs Monate alt.

Während Sidonia ſchwankend zwiſchen Freude und Erbangen ſich mit dem Gedanken an ein vielleicht ſehr nahes Wiederſehen bekannter zu machen ſuchte, ſtürzte plötzlich Agnes zu ihr herein. In leidenſchaftlicher Bewegung, in Thränen ſchwimmend, unfähig, nur ein Wort aufzubringen, warf ſie der erſchrockenen Sidonia ſich in die Arme, ſank vor ihr auf die Kniee, küßte ihre Hände. „Gottlob, Gottlob, Sidonia, du wenigſtens wirſt glücklich ſeyn,“ ſchluchzte ſie endlich; „du biſt Falkenburgs Braut, er hat es dem Pfarrer geſchrieben. Theure, liebe Sidonia, ſey nur recht glücklich, recht zufrieden und recht gütig gegen deine arme Agnes, die nur dich hat in der Welt.“

Sidonia glaubte zu vergehen, mit ſtarrem Blick betrachtete ſie das in Leidenſchaft ganz aufgelöſte Mädchen, das immer fortſprach, in kurzen abgeriſſenen, kaum verſtändlichen Sätzen, immerfort das nämliche wiederholte, bis es endlich erſchöpft zuſammen ſank. Sidonia hatte kaum noch Kraft genug, die arme Agnes der Pflege Margarethens zu übergeben, die dabei ſich der Aeuſſerung nicht enthalten konnte, wie ſie ſchon lange ſich darüber wundere, daß die gnädige Gräfin nicht bemerkt habe, wie krank, trübſelig und blaß Fräulein Agnes ſeit der Abreiſe des Herrn von Falkenburg einherſchwanke. Sie fühlte, als ob das Herz ihr brechen wolle, und eilte, in ihrem Kabinette die Einſamkeit aufzuſuchen, deren ſie in dieſem Augenblick bedurfte, um nicht gänzlich der Laſt des Lebens zu erliegen.

Nach ein Paar Stunden ruhigen Schlummers kam Agnes wieder zu ſich ſelbſt, Ermattung trat an die Stelle der wilden Aufregung ihres ganzen Weſens, tief beſchämt konnte ſie nur furchtſam es wagen, ſich Sidonien zu nähern, und vermochte kaum den ſchüchtern bittenden Blick zu ihr aufzuſchlagen, um Vergebung in dem trüben Auge der geliebten Freundin zu leſen, die fortwährend mit unausſprechlicher Milde und Güte ſie behandelte.

So vergingen einige Tage; Sidonia brachte viele Stunden mit ſich allein zu, ſprach wenig, und bemühte ſich beſonders, jede Erklärung mit Agnes zu vermeiden. Ihr ganzes Weſen hatte etwas feierlich-ernſtes angenommen, ſie war ſtill und freundlich, als hätte ſie die Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen, und man ſah deutlich, wie ſie mit ſich ſelbſt rang, um Kraft zur Ausführung eines großen Entſchluſſes zu gewinnen, der ihr Gemüth ausſchließlich beſchäftigte.

So erwartete ſie unter bangen Herzensſchlägen Georgs nahe Ankunft; ein Geräuſch in ihrem Vorzimmer ſchien eines Morgens ihr das Herannahen der ſchweren Stunde zu verkünden, der ſie ſchon Tagelang in zitternder Erwartung entgegen ſah, ſie ſtand auf, um dem Freunde entgegen zu gehen, doch die Kräfte verſagten ihr, ſie ſchwankte und mußte an dem vor ihrem Sofa ſtehenden Tiſch ſich feſthalten, als die Thüre ihres Zimmers ſich öffnete, und Belmont ſtatt Georgs vor ihr ſtand. Er verweilte einen Moment in einiger Entfernung von ihr. „So ſehe ich Sie denn wieder, die nie Vergeſſene!“ rief er mit bewegter Stimme, „o Sidonia, nehmen Sie mich gütig auf! Sie dürfen es, denn ich komme beſſer wieder, als ich Sie verlaſſen, und kann Reue verſöhnen, ſo ſind Sie verſöhnt,“ ſprach er, indem er näher tretend ihre Hand ergriff, und mit einem langen forſchenden Blick ihr in das dunkle ernſte Auge ſah.

„Belmont, Herr von Belmont, ſeyn Sie willkommen in Europa,“ ſtammelte Sidonia, und wußte kaum, was ſie ſagte.

„Willkommen?“ wiederholte Belmont, „und nur in Europa? Ihnen nicht auch?“ ſprach er lächelnd, um ſeine innere Rührung zu verbergen, „willkommen? hier? das bin ich wohl noch nicht, aber ich hoffe es zu werden,“ ſetzte er hinzu, indem er mit der ihm eigenen eleganten Gewandtheit ſie an ihren Platz zurückführte, für ſich ſelbſt einen Stuhl herbeizog, und ſich ſichtbar zuſammen nahm, um alles Geſpannte und Leidenſchaftliche von dieſem erſten Wiederſehen ſo fern als möglich zu halten.

„Wie ich doch ſo ganz unverändert Sie wiederfinde! ſogar ſchöner, blühender als je!“ ſprach er, „und auch glücklicher. Sprechen Sie noch nicht zu mir, erholen Sie ſich zuvor von dem Erſtaunen, darf ich ſagen, von der Freude dieſes unerwarteten Wiederſehens? Zwiſchen uns beiden bedarf es noch immer nicht vieler Worte. Sie werden mir gern das ſchöne Vorrecht noch länger gönnen, in Ihrer Seele wie in einem offenen Buche zu leſen, wenn ich Sie verſichere, daß Sie nichts neues mir zu ſagen haben. Ich bin nicht allein gekommen, theure Gräſin, ein Glücklicherer als ich," ſetzte er mit ſchlauem Blick und feinem Lächeln hinzu, „folgt mir auf dem Fuße, ich bin ihm vorangeeilt, um Sie einen Augenblick früher als er zu ſehen. Soll ich ihn Ihnen nennen?"

„Georg!" rief Sidonia mit hellem durchdringenden Ton, und ſank tief erſchüttert in die Kiſſen ihres Sofa's zurück.

Belmont fuhr erſchrocken auf. „Was iſt das?" rief er, „wäre es möglich? könnten Sie mich für fähig halten, Sie durch den leiſeſten Vorwurf verletzen zu wollen? bin ich ſo tief in Ihren Augen geſunken? nein, Sie ſind Sidonia, es iſt nicht, es kann nicht ſeyn!" Ernſt und forſchend weilte ſein Auge auf der faſt bewußloſen Freundin, mit jenem mächtigen Blick, vor deſſen tief eindringender Gewalt ſie noch immer mit innerm Grauen zurückbebte. Belmont bemerkte es, er wollte ſie und ſich ſchonen, ſtand auf, und ging einigemal im Zimmer auf und ab, bis er gefaßter den Platz an Sidoniens Seite wieder einnehmen konnte.

„Laſſen Sie ſich erklären, theure Freundin, wie ich dazu gelangt bin, Herrn von Falkenburgs Bekanntſchaft zu machen,“ fing er im möglichſt ruhigen Converſationstone an, ohne Sidoniens noch immer ſehr bewegten Zuſtand bemerken zu wollen. „In Kopenhagen trafen wir in einer ſehr großen Geſellſchaft vor Kurzem einander an, ohne eben viel Freude darüber zu empfinden. Obgleich Herr von Falkenburg in den zwei Jahren, in welchen ich ihn nicht geſehen, auf die ihm vortheilhafteſte Weiſe vom Jünglinge zum Manne übergegangen iſt, ſo erkannte ich in ihm doch ſogleich Sidoniens jungen Ritter, der mir damals, zu meiner Schande ſey es geſagt, einiges böſes Blut gemacht hatte; auch ich ſchien ihm bekannt zu ſeyn, nur wußte er nicht gleich, wo er mich geſehen haben mochte. Freilich, die zwei Jahre, die aus ihm einen recht feinen jungen Mann machten, haben an mir im entgegengeſetzten Sinne ihre Macht bewährt; und eine Luſtreiſe, wie ich ſie jetzt hinter mir habe, läßt ſich auch nicht ſo ganz ſpurlos zurücklegen. Man nennt das ein retrogradirendes Vorwärtsſchreiten," ſetzte Belmont etwas ſpöttiſch lächelnd mit einem Blick auf den ihm gegenüberhängenden Spiegel hinzu, der die durch Seeluft, ſüdlichen Sonnenbrand und manche körperliche Anſtrengung gebräunten und vertieften Züge ſeines noch immer männlich ſchönen Geſichts treulich zurückgab. „Mein Name," fuhr Belmont weiter fort, „der zufällig genannt ward, ſchien indeſſen den jungen Herrn gleich auf die rechte Spur zu helfen; ich ſah es an der auf ſeiner Stirn aufſteigenden zornigen Röthe, an dem halb herausfordernden, halb kalt verachtenden Blick, mit dem er mich betrachtete, und was ſoll ich weiter ſagen? Genug, ich ergriff die erſte Gelegenheit, ihm die Veranlaſſung, mit mir näher bekannt zu werden, zu gewähren, die er ſuchte. Ein ganz ſtill unter uns verabredeter gemeinſchaftlicher Spazierritt war die Folge davon, und wie das oft der Fall iſt, als Feinde waren wir ausgeritten, als gute Freunde kehrten wir zurück. Die Nebenumſtände bei dieſer Verhandlung Ihnen zu erklären, erlaſſen Sie mir wohl.“

Während Belmont ſo ſprach, fühlte er immer mehr ſich innerlich gereizt und erbittert. Er wollte dieſes Gefühl, das ihm ſelbſt ein Unrecht dünkte, beſiegen, aber wider ſeinen Willen gewann manches von dem, was er von Georg ſagte, einen an ſchlechtverhelten Hohn gränzenden Ausdruck. Er ſah, wie ſchmerzlich er Sidonien dadurch verletzte, er wollte es vermeiden, es gelang ihm nicht; aus Ungeduld darüber machte er das Uebel noch ärger, und ſuchte endlich ſo ſchnell als möglich ſeine Erklärung zu beendigen.

Eine lange Pauſe erfolgte. „Sidonia,“ ſprach Belmont endlich, „ich bin nur gekommen, um Ihnen Ihre völlige Freiheit wieder zu geben, und dann zu gehen. Sie glücklich zu wiſſen, auf jede von Ihnen ſelbſt zu beſtimmende Weiſe, iſt der heißeſte, einzigſte Wunſch, den ich mir in Hinſicht auf Sie noch erlaube. Unſer Band iſt gelöſt, ein Anderes wird vielleicht Sie bald feſſeln. Theure, theure Sidonia, Sie ſind jetzt glücklich, ich wage es zu prophezeihen, Sie werden immer glücklicher werden! Auch ich werde es ſeyn, wenn nun endlich die Laſt des innern Vorwurfs von mir genommen iſt, das edelſte liebenswertheſte Weſen auf eine Bahn verlockt zu haben, auf der unſere rauhere Naturen ſich zwar fortzuhelfen vermögen, ſo gut es eben angehen will, die aber, wie ich mit Schmerz zu ſpät entdeckte, kein Weib unbeſtraft betritt. Warum, o warum mußte ich Unſeliger dieſes nicht eher erkennen! dadurch allein habe ich dich, und biſt du ſelbſt dir verloren! Getrenntes Leben, wer vereint es wieder? geſtörtes Daſeyn, wer ſtellt es wieder her?“ ſprach, von reuiger Wehmuth ergriffen, Belmont leiſe vor ſich hin, indem er die ſchöne Geſtalt, die regungslos vor ihm ſaß, betrachtete.

Das Geſicht mit beiden Händen verhüllend, blieb Sidonia lange in troſtloſem Schweigen; als ſie aufblickte, hatte Belmont unhörbar leiſe ſich entfernt. „Allein! Allein! von nun an, auf immer!“ ſeufzte ſie aus tiefſter Bruſt, und vermochte nichts anders als dieſen ſchmerzlichſten aller Gedanken zu denken.

Losgeriſſen werden iſt entſetzlich, freiwillig loslaſſen müſſen, um gerecht zu bleiben, ſchmerzlicher als ſterben. Uns ſelbſt mißtrauend, ſchrauben wir unſere edelſten Gefühle zu einem Grade von Verfeinerung dann hinauf, in welcher Recht und Unrecht in ein unentwirrbares Chaos ſich verlieren.

*   *
*

Die Thüre flog auf, Georg eilte freudeſtrahlend auf Sidonien zu, knïete vor ihr hin, ſchloß ſie liebeglühend in ſeine Arme, überhäufte ſie mit dankenden Liebesworten, nannte ſie ſeine Verlobte, ſeine Braut, ohne den beinahe bewußtloſen Zuſtand zu bemerken, in welchem er ſie fand. Sie beugte zu ihm ſich nieder, ihr Haupt ſank auf ſeine Schulter, ein Thränenſtrom machte endlich dem bis zum Zerſpringen gepreßten Herzen Luft, ſie weinte lange, unaufhaltſam, als ob ihr Leben in Thränen ſich auflöſen wolle.

Plötzlich trocknete ſie ihre Augen, ſie richtete aus Georgs Umarmung ſich auf: „weine du um mich, ich will es nicht länger," ſprach ſie mit einem Ton, vor dem ihm innerlich ſchauderte; „du möchteſt fragen, was dieſe Thränen bedeuten? Abſchiedsthränen ſind es, dem letzten Jugendtraum meines Lebens geweint, denn klar und deutlich ſteht es jetzt vor mir, ich ward nicht geboren, um glücklich zu ſeyn und zu beglücken. Meine Blüthe iſt geknickt, mein Daſeyn gebrochen, meine Jugend dahin, mein guter Name mit ihr, und dein iſt noch alles, was ich verlor.“

Starr vor Entſetzen, als führe ein Wetterſtrahl aus heitrer Luft vor ihm nieder, ſtand Georg vor ihr. Seine Gedanken verwirrten ſich, er ſuchte nach beſänftigenden Worten, doch Sidonia achtete nicht darauf.

Einfach, in wenige Worte, herzzerreiſſend wie die Pein, die ſie erzeugte, zuſammengedrängt, brach die Muthloſigkeit hervor, die ſich ihres ganzen Weſens bemächtiget hatte, die Zerſtörung alles Glaubens an ſich ſelbſt, das Anwidern jedes Gedankens an einen Verſuch, nochmals glücklich zu ſeyn, das ſie empfand, ſeit ſie Belmont wieder geſehen, ſeit die Erinnerung an Ehemals lebhafter in ihr erwachte.

„Und nun,“ fuhr Sidonia fort, „nun da ich in einem Herzen rein und jugendfriſch, wie das deine, das wahrlich nur ein Irrthum mir zuwenden konnte, den erſten Lichtblick des erwachenden Daſeyns geſehen, das erſte Aufflammen inniger Liebe zu dir, zu dir, mein Georg, nun kann nichts mehr die feſte Ueberzeugung mir rauben, daß auch ich mich täuſchte, indem ich wähnte, ich wäre deiner noch werth, es ſtehe noch in meiner Gewalt, dich zu beglücken.“

„Verſteh ich dich? verſtehſt du dich ſelbſt? was meinſt du? wen meinſt du? ich kenne keine Liebe, als die zu dir, und will keine andere kennen,“ rief Georg. „Welch grauſames Spiel willſt du mit mir treiben! was willſt du mit mir?“

„Laß mich in wenigen Worten dir ſagen, wie ich's meine,“ erwiederte Sidonia. „Und beruhige dich, mein Freund, was ich dir zu verkünden habe, iſt nichts Unglückſeliges. Agnes! ſie liebt dich, die wilde Verzweiflung hat mir die Augen aufgethan, die das zarte Weſen ergriff, als es mich deine Braut nennen hörte. Agnes weiß noch nicht, was Trennung, was Entſagung heißt, und warum ſollte ſie es lernen müſſen? Verſchmähe nicht ein unentweihtes Herz, das ſeinen Jugendhimmel mit dir theilen will; mich aber laſſe los, wie das Leben, wie das Glück ſchon längſt mich losgelaſſen hat. Sey glücklich mit ihr, die Kunde, daß du es biſt, ſey mein Troſt, in jenem fernen Nebellande, in dem dunklen Schatten meiner ſchottiſchen Berge;“ ſprach ſie, kurz, abgebrochen, einer Sterbenden ähnlich.

„Ha Belmont!“ rief Georg zornentflammt, und wollte fort. Sidonia hielt ihn zurück. „Wahr iſt's,“ ſprach ſie ſehr ſanft und weich werdend, „Belmonts Wiederſehen war mir ein furchtbarer Mahnbrief der Vergangenheit, der mir eindringlich bewieß, wie wenig ich noch vom Leben zu fordern berechtigt bin. Viel entzückend ſchöne Stunden und viele Schmerzen habe ich in frühern Tagen mit ihm getheilt und erlebt! alle ſind dahin, als wären ſie nie geweſen. Auch das Glück, das ich an deiner Seite mir träumte, iſt dahin! Ich werde es nie vergeſſen,“ ſetzte ſie hinzu, und ergriff mit einem kaum fühlbaren Druck ſeine Hand, „ich danke dir innig, herzlich, für deine Liebe, mein Freund, indem ich ihr entſage als einem Kleinode, deſſen Beſitz mir nicht zuſteht.“

„Und wird es dir ſo leicht, ſo leicht von mir zu ſcheiden? ſpricht denn in deinem Herzen keine Stimme mehr für mich?“ bat Georg.

„Und muß ich, mußt du ſelbſt geopfert werden, um den Jugendtraum eines Kindes in Erfüllung zu bringen, der, wenn es erwacht, von ſelbſt verfliegen wird?“ ſetzte Georg faſt ungeduldig hinzu. „Sidonia, beſinne dich, ſieh mich an, biſt du nicht ſchon mein? du haſt mich geliebt, und bei der ewigen Wahrheit beſchwöre ich es, du liebſt mich noch, und wirſt mich immer lieben, denn in dir iſt weder Wanken noch Wechſel. Kannſt du, darfſt du, von falſcher Großmuth verlockt, mit dem Glücke eines Mannes ſpielen, den du noch vor Kurzem zu ſo hohen Hoffnungen berechtiget haſt? ihn einer andern abtreten, wie etwa einen Schmuck, den du großmüthig weggibſt, weil er einer Freundin gefällt; und mir willſt du zumuthen, daß ich zu ſolchem Opfer mich bequeme?“

„Wie du mich marterſt!“ ſeufzte Sidonia.

„O laß nicht trübe Verworrenheit deinen ſonſt ſo klaren Geiſt länger umdunkeln,“ fuhr Georg mit eindringendem Ernſt fort, „beſinne dich wohl, vergiß es nicht, daß auch unſern Tugenden Schranken geſetzt ſind, die überſteigen zu wollen, Uebermuth wäre; wir dürfen uns der Gottheit nicht gleich ſtellen wollen, und es gibt einen Edelmuth, der zur Sünde wird, weil er in die Rechte jener höheren Hand eingreifen will, die allein über das Geſchick ihrer ſterblichen Geſchöpfe zu entſcheiden hat.“

Tief ergriffen von dem ernſten einfachen Sinn ſeiner Rede, blickte Sidonia zu ihm auf; er ſtand vor ihr wie ein Begeiſteter, mit flammendem Blick, in der edelſten Stellung, vom Schmerz durchdrungen, doch nicht gebeugt. Sie fühlte, daß ſie in ihm noch weit mehr aufgebe, als ſie gewähnt. Ihre völlig erſchöpfte Kraft trug es nicht länger, zum Tode ermattet lehnte ſie ſich ſchweigend mit geſchloſſenen Augen in ihren Seſſel zurück, Georg entfernte ſich, um ihr Zeit zur Erholung zu laſſen. Nach einigen Stunden kehrte Georg zu Sidonien zurück; leichten Schrittes, fröhlichen Herzens; aus ſeinen Blicken, ſeinem ganzen Weſen leuchtete faſt unbezähmbares Entzücken. „Das Räthſel iſt gelöſt!“ rief er ſchon aus der Ferne ihr zu; jetzt biſt du mein, jetzt mir auf immer gewonnen, und kein Opfer muß fallen, alles iſt geſchlichtet, jeder Irrthum gelöſt, und es liegt in deiner Hand, auch außer mir noch zwei Weſen auf den Gipfel des Glücks zu erheben, die zu dir aufſehen, wie zu einer ſegenſpendenden Gottheit. Du haſt dich nicht getäuſcht, Agnes liebt, liebt mit aller Gluth eines neuerwachten Gemüths, mit einer Leidenſchaftlichkeit, an der ſie hoffnungslos untergehen könnte, hinge nicht auch mein Freund Willibald mit ganzer Seele an ihr. Sidonia, Geliebte, begreifſt du nun meine unausſprechliche Freude?

Heftig erſchrocken ſtarrte Sidonia ſprachlos ihn an. Im Taumel des Entzückens, im Eifer, ihr umſtändlich die von ihm eben gemachte Entdeckung mitzutheilen, bemerkte Falkenburg dieſes nicht, oder glaubte es nicht bemerken zu müſſen, um der Geliebten eine kleine Beſchämung zu erſparen.

Mit hinreiſſender Beredſamkeit, wie ein Begeiſterter, der in dieſem Augenblick den Stern des eigenen Glückes hinter Wolken hervortreten ſieht, trug er die einfache Geſchichte des unſchuldigſten, harmloſeſten Liebesverhältniſſes, das jemals zwei junge Herzen beſeligte, der Geliebten jetzt vor. Er ſchilderte ihr wie Willibald, bei ſeinem letzten Beſuch im väterlichen Hauſe, die liebliche Agnes, im häuslichen Kreiſe der Seinigen ganz einheimiſch, wie zu demſelben gehörend gefunden. Theilnehmend an ihren Arbeiten, wie an ihren ländlichen einfachen Freuden, ſchien das anmuthige Weſen die Tochter ſeiner Mutter, die Schweſter ſeiner Schweſtern zu ſeyn.

Die beinahe patriarchaliſche einfache Lebensweiſe im Pfarrhauſe, Agneſens eigentlichſtes Lebenselement, brachte ſie und Willibald in wenigen Tagen einander näher, als Jahre im Kreiſe der großen Welt es gekonnt hätten. Sie ſuchte nicht ihn zu gewinnen, er bewarb ſich nicht um ihre Gunſt: aber beide fühlten ſich zu einander gehörend, als wäre es immer ſo geweſen, und müſſe immer ſo bleiben. Sie liebten ſich, und wußten, wie ſie ſich liebten, lange zuvor, ehe ſie auf den Gedanken kamen, es einander zu geſtehen. Die Welt mit ihren Anſprüchen und Verhältniſſen lag dem friedlichen Dache des Pfarrhauſes ſo unendlich fern, daß ſie ihrer ganz vergaßen; in glücklichſter Argloſigkeit, wie ſpielende Kinder, lebten ſie die Tage hin, als gäbe es gar keine Zukunft. Nur Wilibalds Mutter wußte um ihre Liebe, mütterlicher Scharfblick hatte ſie dieſelbe errathen laſſen, mütterliche Freude an dem Glücke des einzigen Sohnes bewog ſie, dieſes Verhältniß auf alle Weiſe zu begünſtigen. Außer ihr aber wußte keine lebende Seele auf Erden um das ſüße Geheimniß des glücklichen Paares, auch Georg von Falkenburg nicht, dem Willibald doch noch nie etwas verſchwiegen. Denn erſte Liebe iſt das Schüchternſte auf der Welt, ſie hat, ſelbſt für das Ohr des treueſten, geliebteſten Freundes keine Worte.

Am Vorabend ſeiner Abreiſe entſchloß Willbald ſich endlich, dem Vater ſich zu entdecken; ihn zu bitten, während ſeiner Abweſenheit bei der Gräfin Adelheim um ſeine Agnes für ihn zu werben. Nichts ahnend, nichts fürchtend, in der feſten Ueberzeugung auch das Vaterherz durch ſein Geſtändniß zu erfreuen, war er ihm genaht, und fuhr erſchrocken, faſt troſtlos zurück, als der Alte, von heftigem Zorn ergriffen, wie er nie zuvor ihn geſehen, ſeine Liebe ein unverzeihliches Erkühnen ſchalt, und ihm befahl, jedes Gedankens an das durch Geburt und Vermögen hoch über ihm ſtehende adlige Fräulein ſich auf immer zu entſchlagen. Bei tauſend andern vortrefflichen Eigenſchaften beſaß der gute Pfarrer die Schwäche, Rang und Geburt viel zu hoch zu ſtellen. Weitläufig ſetzte er dem Sohne wie der Mutter, welche die Liebe des jungen Paares in Schutz nehmen wollte, auseinander, wie ſehr es die Gräfin Adelheim beleidigen hieße, wenn man es nur wagen wolle, einer Verbindung ihrer Kuſine mit dem Sohn ihres Pfarrers zu erwähnen, und wandte endlich ſein ganzes patriarchaliſches Anſehen daran, den Sohn zum Schweigen zu verweiſen. Die Mutter aber wußte er durch ſeine Ermahnungen dahin zu bringen, daß ſie verſprach, bei Agnes den Fehler wieder gut zu machen, den ſie aus übergroßer Nachſicht begangen. Die gute Frau, der noch nie der Gedanke gekommen war, daß ihr Herr, wie ſie ihn nannte, jemals Unrecht haben könne, fing nun an, in der Zerknirſchung ihres eignen Herzens das arme Herz des jungen Kindes mit einer Härte zu quälen, der nur ihr gänzlicher Mangel an aller Kenntniß der Welt außerhalb ihrer eigenen beſchränkten Sphäre, zur Entſchuldigung dienen kann. Agneſens unſchuldige Liebe wurde zu einem kaum zu verzeihenden Vergehen umgeſtaltet, zum ſchwärzeſten Undank gegen die edle Verwandtin, die ſo viel für ſie gethan, und der nimmermehr zu einem ſolchen Mißbündniß ihre Einwilligung abgefordert werden könne. Agnes weinte, weinte Tage lang und Nächte lang; Mutter und Schweſtern des Geliebten weinten mit ihr, und konnten nichts weiter für ſie thun. Ihre Wangen wurden bleich, ihre Augen trübe, tiefer Gram nagte ſichtbarlich, wie ein zerſtörender Wurm, an der Blüthe ihrer Jugend. Alle ſahen es, Sidonia allein ward nichts davon gewahr.

Nur die Nachricht, daß Sidonia Falkenburgs Braut ſey, konnte zuerſt wieder das gequälte Herz der armen Agnes zu einer freudigeren Regung beleben.

Am Ende geht die liebe Gräfin doch auch eine Art von Mißbündniß ein, ſprach die über das Glück ihres Pflegeſohnes hoch entzückte Pfarrerin, indem ſie mit ihrem Manne ſich über die eben erhaltene frohe Botſchaft beſprach; und das ſehe ich nicht ein, weshalb ſie gegen meinen Willibald und unſre Agnes ſtrenger ſeyn ſollte, als gegen ſich ſelbſt: ſetzte ſie lächelnd hinzu. Wäre mein Sohn nur hier, und brächte ſeine Worte gehörig bei ihr an....

Agnes hörte nichts weiter, athemlos, in fliegender Eile flog ſie zu Sidonia hin, wollte reden, konnte es nicht, und hatte keine Ahnung von dem Mißverſtändniß, welches durch ihre Erſcheinung veranlaßt werde.

„Agnes und Wilibald ſollen glücklich ſeyn, ſo viel es in meiner Macht ſteht, ihr Glück zu begründen," erwiederte Sidonia mit feierlichem Ernſt; nachdem ſie Falkenburg bis ans Ende angehört hatte, ohne ihn zu unterbrechen. Dich aber, mein Freund, verlaſſe ich jetzt mit weit bängerem Zagen; ich ſcheide ſchwer von dir, ſchwer wie ein Glücklicher vom Leben ſcheidet; die Gewißheit dich an einem andern Herzen glücklicher zu wiſſen, als du es an dem meinen werden konnteſt, iſt mir genommen, doch darf ich, kann ich an mein zerſtörtes Daſeyn dich nicht feſſeln. Die herben Folgen der Verirrungen meiner verlornen Jugendzeit dürfen dein ſchuldloſes Leben nicht trüben; nur das Einzige darf ich von dir noch verlangen, erſchwere den Abſchied mir nicht zu ſehr, den unvermeidlichen!" ſetzte ſie bittend mit gefalteten Händen hinzu.

„Gütiger Gott! wird dieſer unſelige Wahn denn nimmer enden?" rief Georg, und wurde todtenbleich. In tiefſter Seele erſchüttert, ſtand er eine Weile, verſtummend vor dem ihm ganz Unbegreiflichen, ſprachlos da, und rang nach Faſſung, um gegen ein Truggebilde männlich anzukämpfen, das grauſenhaft wie ein Geſpenſt gegen den Himmel ſich erhob, den die Zukunft ihm lügeriſch verheißen.

Mit eindringendem, faſt zürnendem Ernſt ermahnte, beſchwor er Sidonien, um ſeiner, um ihrer ſelbſt willen, kein entſcheidendes Wort jetzt auszuſprechen, deſſen Folgen ſie in dieſer aufgeregten Stimmung unmöglich fähig ſeyn könne, zu überſchauen. Er behauptete, ſie ſey krank, und beſchwor ſie, ihre Geneſung abzuwarten, vieles entſchlüpfte ihm in ſeiner unſäglichen Pein, das ſie verletzen konnte, zum erſtenmal erhob ein ahnungsvolles Gefühl gegen Belmont ſich in ſeiner Bruſt, und bewog ihn auf dieſen, als den Urheber alles Unheils hinzudeuten. Sidonia ertrug das alles mit ſchmerzlicher Geduld, und erwiederte kein Wort.

Weinend ſank ſie zuletzt ihm an die Bruſt, noch einmal erhob ihr edler freier Sinn ſich über alle kleinlichen Rückſichten; ohne Rückhalt, offen und wahr ſprach die ganze Größe ihrer Liebe ſich aus, aber auch wie eben dieſe überſchwengliche Liebe ſie zwinge, ihn zu verlaſſen. Georg lag zu ihren Füßen, umfaßte ihre Kniee, flehte in den weichſten Accenten mit herzergreifenden Worten nochmals ſie an, nicht ihn, nicht ſich ſelbſt einem unſeligen Wahne zu opfern; doch vergebens.

„So ſey es denn,“ rief er endlich, von tiefem Schmerz durchdrungen, von edlem Zorn entflammt, und richtete ſich hoch empor, „vollende unſer beider Elend, weil du es nicht anders willſt. Weil Bitten und Vorſtellungen an dir abgleiten, weil nichts dich bewegen kann, dein Unrecht einzuſehen, ſo müſſen wir allerdings ſcheiden. Sidonia, ich wollte Tage und Nächte lang zu deinen Füßen liegen, wüßte ich dich dadurch vor dem Jammer zu retten, den du dir ſelbſt bereiteſt, doch um deinen Beſitz betteln, kann ich nicht.“

Die Stimme brach ihm bei dieſen Worten, in verzweifelndem Schmerz wandte er ſich von ihr ab, und entfernte ſich, das Geſicht mit beiden Händen verhüllend. Betäubt, todtmüde, kaum ihrer ſelbſt und deſſen was geſchehen, was ſie gethan, ſich noch bewußt, blieb Sidonia allein zurück. Belmont, der in dieſem Augenblick ſich bei ihr melden ließ, wurde gebeten, ſeinen Beſuch noch einige Tage zu verſchieben.

* * *

Sidonia brachte mehrere Tage allein mit ſich in ihrem Zimmer zu, ehe Belmont den oft erbetenen Zutritt zu ihr erhielt. Aengſtlich beſorgt, leiſe ſchonend, wie einer Kranken, deren ſchwachen Lebensfaden die kleinſte Erſchütterung zu zerreißen droht, nahte er anfänglich ihr; aber ein Blick auf ſie beruhigte ihn wieder. Die ſchönen, etwas bleichen Züge ihres Geſichts trugen durchaus keine Spur aufgeregter Leidenſchaftlichkeit; ſie war ſo ſtill, ſo ruhig, vielleicht war dieſe anſcheinende Ruhe nur die Folge ſchmerzlicher Ermattung; doch Belmont bedachte dieſes nicht, und glaubte, mit der ihm eigenen Welterfahrung, auf den eigentlichen Zweck ſeines Beſuches übergehen zu können, ohne Sidonien zu ſchmerzlich zu bewegen.

Leichthin, wie ein ganz alltägliches Ereigniß, erwähnte er die ihm vom Pfarrer mitgetheilte Liebesgeſchichte der jungen Agnes, und zugleich, in faſt ſcherzendem Ton, das Mißverſtändniß, zu welchem dieſe den Anlaß gegeben. Dann wurde er ernſter, indem er zu dem Geſtändniß überging, einen großen Theil des Geſprächs zwiſchen Falkenburg angehört zu haben, er bekannte zugleich, daß er bis dahin, dem auch bis zu ihm gedrungenen Gerücht von Sidoniens Verlobung mit dieſem jungen Mann, nicht habe Glauben ſchenken können, und daß vielleicht der Wunſch, ſeine Zweifel in dieſer Hinſicht zu löſen, ihn bewogen habe, ſeinen Beſuch bei ihr zu beſchleunigen, ohne daß er ſich deſſen ganz klar bewußt geweſen ſey.

„Gräfin,“ ſprach er, mit ehrerbietigem aber feſtem Ton, „ohne es zu beabſichtigen, bin ich Zeuge einer Scene geworden, welche eine der ſchmerzlichſten Erinnerungen meines Lebens wieder erneute. Vergeben Sie mir, daß ich nicht gleich mich entfernte, ich bin nicht gewohnt, den Lauſcher zu ſpielen, aber mir war in dieſem Augenblick, als ſey ich berufen, als Schutzgeiſt Ihnen zur Seite zu ſtehen, und als ſolcher darf ich meine Pflegebefohlene überall umſchweben,“ ſetzte er mit ſchmeichelnder Gewandtheit hinzu.

„Belmont, was wollen Sie mit mir?“ ſprach Sidonia ſehr leiſe.

„Was ich immer hätte wollen ſollen, Ihr Wohl,“ erwiederte Belmont, indem er ihre beiden Hände ergriff. „Gönnen Sie mir das einzige Vorrecht, an welches Anſpruch zu machen mir noch erlaubt iſt,“ fuhr er bittend fort, „das ſchöne Recht, Ihnen mit meinem Rathe beizuſtehen, wenn Ihr ſonſt ſo klarer Sinn ſich nicht ſogleich aus den Labyrinthen des Lebens herausfinden kann.“

„Ich habe geſchloſſen mit dem Leben,“ erwiederte Sidonia düſter, „ich fordere nichts mehr von ihm, und bedarf keines Rathes, denn für mich gibt es keine Wahl mehr.“

„Das Leben läßt keinen los, ſo lange er athmet, und rächt ſich fürchterlich an ſeinen Verächtern,“ erwiederte Belmont mit feierlichem Ernſte. „Ich leſe in Ihrem Gemüthe, Sidonia, beſſer, klarer, wie Sie ſelbſt in dieſem Augenblick es können; und ſo muß ich denn, auch ohne dazu aufgefordert zu ſeyn, den Rath eines älteren, erfahrneren Freundes Ihnen aufdringen. Unumwunden muß ich Sie warnen, Sie ermahnen, nicht ein ſo grauſames Spiel mit Ihrem eignen Herzen zu treiben. Schlägt dieſes Herz für Falkenburg, können Sie ihn lieben, ſo reichen Sie ihm dieſe ſchöne Hand, was auch die Welt dagegen einwenden mag. Laſſen Sie ein hartklingendes Wort mich ausſprechen, ſelbſt auf die

Gefahr hin, Ihren ganzen Zorn auf mich zu laden. Sidonia, nicht Ihre ſechs und zwanzig Jahre, die Sie viel zu hoch anſchlagen, nicht der Gedanke an frühere Verirrungen, aus denen Sie ehrenvoll herausgingen, wenn gleich die Welt Sie verdammte; alles dieſes iſt es nicht, was zu dem gewaltſamen Schritt Sie bewegt, den Sie zu thun im Begriff ſtehen; auch nicht Erinnerung an Schmerzen, die Sie beſiegt haben, an Ungerechtigkeiten, denen Sie den Muth des reinſten Bewußtſeyns entgegen ſetzten.“

Hier unterbrach Sidonia ihn. „Belmont,“ ſprach Sie, ein wenig gereizt, „ich bitte Sie, um meiner Ruhe willen, geben Sie es auf, noch ferner den mächtigen Einfluß über meinen Willen üben zu wollen, der einſt Ihnen vergönnt war.“

„Ich muß, ich kann, ich darf dieſes Recht nicht aufgeben, bis jede Spur meines Unrechts aus Ihrem Leben getilgt iſt,“ erwiederte Belmont eifrig. „Ich bin der Schuldige, ich bin geſtraft, denn ich habe Sie verloren, doch Sie, Sidonia! iſt es Recht, iſt es nach den einfachſten Geſetzen der Billigkeit Ihnen erlaubt, für das, was ich verbrochen, um eines Fehltrittes willen, zu dem ich Sie hinriß, oder wollen Sie lieber eine kurze Verirrung es nennen, ſich ſelbſt zu beſtrafen? Jede glückliche Ausſicht, welche die Zukunft Ihnen beut, ſich eigenmächtig zu verſchließen? Ach meine Freundin, mein Geſchlecht iſt gleich beim Eintritt in die Welt dem Sturm wilder Leidenſchaft Preis gegeben, der uns auf Abwege reißt, die wir oft ungeſtraft betreten.“

„Ihr reines engelgleiches Weſen, Sidonia, hat er nie berührt, nur ſein Rauſchen durfte aus der Ferne zu Ihnen herüber hallen, während er mich umtobte. Sie ſehen, ich verwirre mich, indem ich ſuche Ihnen deutlich zu machen, wofür keine Sprache Worte hat, aber bedarf es denn deren, um Ihnen verſtändlich zu werden? Nur eines muß ich ausſprechen, wie ich es meine und weiß, dieſes bin ich Ihnen ſchuldig, als Erſatz für alles, was ich an Ihnen verübte. Und träfe mich auch künftig Ihr Haß, ich darf nicht ſchweigen, wo es Ihre Rettung gilt. Ihr Mißtrauen in ſich ſelbſt, Sidonia, iſt ein erkünſteltes, iſt nichts weiter, als phantaſtiſche Uebertreibung eines an ſich ſchönen Gefühls. Aber die alte Luſt, das Ungewöhnliche dem Gewöhnlichen vorzuziehen, und das ganz Unerwartete zu ergreifen, iſt wieder in Ihnen erwacht, dieſer einzige liebenswürdige Flekken Ihrer ſonſt ſo reinen Natur, der von jeher zu manchem gewagten Schritt Sie verleitet hat. Auf Koſten Ihres Herzens wollen Sie von dem gewohnten Gange der Welt ſich ausſchließen, und Unerhörtes thun und tragen, um wunderbar und ſeltſam und allein dazuſtehen.

Immer bleicher und bleicher werdend, blickte Sidonia zu Belmont auf, während er tief im Innern bewegt, aber dennoch feſt und beſtimmt zu ihr ſprach. Falkenburg, der draußen vernommen, wer bei ihr ſey, trat jetzt mit dem vollen Ausdruck gewaltſamer Aufregung in das Zimmer, doch ſie ſchien ſeiner nicht gewahr zu werden. Ihr ganzes Weſen war furchtbar bewegt, die ungeſtümen Schläge ihres Herzens drohten die Bruſt ihr zu zerſprengen, ihre Hände falteten ſich krampfhaft, ihre Lippen zuckten, ohne einen Laut hervorbringen zu können, ihr Auge blickte ſtarr und wild. Belmont ſtand ſchweigend vor ihr, ſein Auge ruhte mit liebevollem, aber tiefem Ernſt auf ihr, wie damals an ihrem Krankenbette in Bordeaux, und mit einem lauten Schrei, beide

Hände auf ihr Herz drückend, ſank Sidonia in halber Bewußtloſigkeit zuſammen. Falkenburg faßte in ſeine Arme ſie auf, er wollte reden, doch Belmont winkte ihm zu ſchweigen, und eine lange Pauſe entſtand, tiefe Stille herrſchte rings umher, bis Sidoniens ſich wieder färbende Wangen und eine leiſe Bewegung ihrer Hände das ihr wiederkehrende Leben anzeigten.

„Theure Gräfin,“ nahm jetzt Belmont mit ſehr ſanfter, eindringender Stimme wieder das Wort, „auch von mir riſſen Sie einſt ſich los, aber Ihr guter Engel gab damals dieſen Schritt Ihnen ein, und rettete Sie vom Untergange, den meine Selbſtſucht Ihnen bereitete. Sie litten wie ich, denn ich war Ihnen werth geworden, aber der Sieg über ein nur zu gefährliches Verhältniß gewährte Ihnen ein ſtilles, triumphirendes Gefühl, das Sie tröſtete. Zum zweitenmal kann weder dieſer Troſt noch dieſer Triumph Ihnen werden.“

„Herr von Belmont,“ unterbrach ihn Falkenburg mit mühſam unterdrücktem Unwillen, „die Entſcheidung meines Geſchicks ruht in den Händen der Gräfin Adelheim, dort habe ich ſie vertrauungsvoll niedergelegt, und erwarte ſie allein von ihr Ich weiß, daß ich bei ihr keines Fürſprechers, auſſer ihrem eignen Herzen bedarf, und wünſche jeder fremden Einwirkung, ſelbſt zu meinem Beſten, überhoben zu ſeyn."

Belmont fuhr demohnerachtet zu ſprechen fort: „Mit Falkenburg," ſprach er, „ſtoßen Sie jede Hoffnung, Sie ſtoßen mit ihm den Einzigen von ſich, der Sie wahrhaft liebt, mit aller Innigkeit eines unentweihten Gemüths."

Sidonia ſah Falkenburgs Stirne ſich umdunkeln, ſie ſah in edlem Zorn ihn erglühen, und eilte ſchnell zu beenden, was beendet werden mußte, ehe ihre Kraft völlig erlag.

„Belmont kennt mich ſeit langer Zeit," ſprach ſie mit feſtem, ernſten Ton zu Falkenburg, „ſein hellſehender Blick weiß auch die leiſeſte Regung meiner Seele zu durchſchauen, und ich beuge mich vor der ewigen Wahrheit, die jede ſeiner Worte bekräftigt."

„Ja, Belmont," ſetzte ſie zu dieſem gewendet hinzu, „Sie haben Recht, alles iſt ſo, wie Sie eben es ausſprachen; auch nicht der leiſeſte Gedanke meines Geiſtes, nicht das geheimſte Gefühl meines Gemüthes kann Ihnen entgehen; Sie kennen, Sie durchſchauen mich weit beſſer, als ich ſelbſt es kann. Mein Freund, Sie verſtehen, Sie kennen die Welt und das mannichfaltige Leben in ihr, Sie wiſſen den Zuſammenhang aller Dinge, zwiſchen Himmel und Erde, zu erforſchen und zu erklären, nur Eines verſtanden, erkannten Sie nie, ein Frauenherz, weil Sie nur mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen es zu faſſen fähig waren.“

Sidoniens Muth brach bei dieſen Worten, Thränen überſtrömte ihr Geſicht, doch ermannte ſie bald darauf ſich wieder.

„Georg,“ ſprach ſie unbeſchreiblich weich und hingebend, „ich bin das Bekenntniß dir ſchuldig, du biſt vor Allen meiner Liebe werth, und dürfte ich meinem Herzen folgen, dürfte ich freie Wahl ihm geſtatten, dich allein würde ich wählen, unter Tauſenden. Ich ſpreche zum letztenmal zu dir, laß meine Worte dir heilig wie die einer Sterbenden ſeyn, und glaube mir, nicht freiwillig, mit Todesſchmerz trenne ich mich für dieſes Leben von dir! ich ſcheide, weil ich es muß, um dir und mir eine lange Qual zu erſparen, ſo lang wie das Leben ſelbſt! Denn nimmer könnte ich an deiner Seite glücklich ſeyn, unter der Laſt des Bewußtſeyns, das mich drückt; wäre ich ein

Mann, ſo wäre alles anders geſtellt, aber ich bin ein Weib, ich habe hier nur den Muth meines Geſchlechts, und meine Kraft bricht bei dem Gedanken daran zuſammen. Geliebter, ſo lebe denn — — — —“

Sie vermochte nicht zu vollenden, aufgelöſt in Schmerz ſank ſie bewußtlos, mit geſchloſſenen Augen, einer Todten ähnlich, zurück.

* * *

Mehrere Wochen vergingen, ehe Sidonia von ſchwerer Krankheit genaß. Falkenburg hatte, ſobald ihr Leben für auſſer Gefahr erklärt worden war, mit ſich und ſeinem tiefen Schmerz allein, in die Wohnung ſich zurückgezogen, welche ſein neuer Wirkungskreis ihm zum Aufenthalt angewieſen, und führt dort ein einſames Leben, getheilt zwiſchen emſiger Thätigkeit in ſeinem Fache, und wohlthätigem Wirken für Andre. Sidonien hat er nicht wieder geſehen.

Belmont war in ihrer Nähe geblieben, bis Sidonia ſo weit wieder hergeſtellt war, daß er um die Erlaubniß nachſuchen konnte, Sie vor ſeiner Abreiſe noch einmal zu ſehen, die auch ohne weiteres ihm gewährt wurde. Er fand ſie ſehr matt, ſehr ſtill, ſehr freundlich, ihr ganzes

Weſen drückte auf das rührendſte den Wunſch aus, mit jeder Erinnerung an die Vergangenheit verſchont zu bleiben, und als er endlich tief bekümmert von ihr Abſchied nahm, ſprach ſie zwar die Bitte aus, von ihm nicht vergeſſen zu werden, aber auch die, erſt nach Verlauf mehrerer Jahre von ihm zu hören, und ihn wieder zu ſehen.

Bald darauf wurde Wilibalds und Agnes Vermählung in größter Stille auf dem Schloſſe gefeiert. Sidonia übertrug letzterem die Verwaltung aller ihrer Angelegenheiten, und auch die des Gutes, das einſtweilen der Wohnſitz des jungen Paares ward, und nach dem Tode der Gräfin Adelheim das Eigenthum ihrer Kuſine Agnes werden ſollte. Dann reiſte ſie ab, wohin ſie ſich gewendet hat, weiß nur Wilibald, der fortwährend mit ihr in Korrespondenz ſteht. Man glaubt, ſie ſey nach den ſchottiſchen Hochlanden gezogen; bei'm Scheiden verſprach Sidonia, nach Verlauf einiger Jahre zurückzukehren; bis jetzt hat ſie dieſe Zuſage nicht erfüllt, und die Welt, in der ſie einſt eine ſo glänzende Rolle geſpielt, hat nie wieder etwas von ihr erfahren.

Bei J. D. Sauerländer iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Schopenhauer, J., Erzählungen. Acht Theile. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Auf Velinpapier Rthlr. 10. 25 Sgr. oder fl. 19. 24 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 8. od. fl. 14.

Inhalt: Frühlingsliebe. — Der Günſtling. — Haß und Liebe. — Die Reiſe nach Flandern. — Sommerliebe. — Leontine und Natalie. — Claire. — Der Schnee. — Die erſte Liebe. — Anton Solario. — Die Freunde. — Joſebeth. — Die Brunnengäſte. — Die arme Margareth. — Der Balkon. — Der Blumenſtrauß.

Friedleben, Dr., Theodor, Populäre Experimental-Phyſik für angehende Mathematiker, Dilettanten und die Jugend. Erſter Theil: Die allgemeine Phyſik. Mit 8 Steintafeln. Zweiter und dritter Theil: der ſpeciellen Phyſik erſte und zweite Abtheilung. Mit 8 Steintafeln. Die 3 Theile complett Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Dieſes Werk zeichnet ſich, nach dem Urtheile kritiſcher Blätter durch Reichhaltigkeit, Deutlichkeit, Gründlichkeit und leichtfaßlichen und angenehmen Vortrag höchſt vortheilhaft aus, und eignet ſich daher ſehr gut zu einem Lehrbuche an öffentlichen Anſtalten, ſo wie auch ganz beſonders zum Selbſtunterricht in der Naturlehre, als ein ſehr angenehmes Leſebuch über höchſt anziehende Gegenſtände. — Einfach und doch wiſſenſchaftlich, kurz jedoch reichhaltig und deutlich, hat der rühmlichſt bekannte Herr Verfaſſer das Ganze wie jeden einzelnen Lehrgegenſtand zu behandeln verſtanden, und dabei die wiſſenſchaftliche Ausführung mit der Anregung ächtreligiöſer Gefühle, wozu das Studium der Natur jedes unverdorbene Gemüth hinreißt, ſo innig und ungezwungen in einen harmoniſchen Zuſammenhang gebracht, daß Jeder, der daſſelbe lieſt, ſich überzeugen wird, wie dadurch ein längſt gefühltes Bedürfniß auch von dieſer Seite befriedigt worden iſt. Auſſer einer deutlichen Inhaltanzeige, die jedem Theile beigefügt iſt, hat auch noch der dritte Theil ein ausführliches alphabetiſches Sachregiſter über alle drei Theile erhalten, wodurch auch das Werk in dieſer Hinſicht möglichſt vollſtändig und bequem geworden iſt. Eltern, Vorſtehern von Erziehungsanſtalten und Erziehern iſt daſſelbe zu Geſchenken für die Jugend ſehr zu empfehlen.

Lautir-, Buchſtabier- und Leſe-Spiel für Kinder. In einem Käſtchen. quer 8. 2te Aufl. 15 Sgr. oder 48 kr.

Dieſes Spiel beſteht in der Zuſammenſetzung allerlei beliebigen Wörter aus den einzelnen Buchſtaben des A. B. C. Jeder Buchſtabe des großen und kleinen A. B. C. iſt deshalb mehrmals im Spielkäſtchen enthalten. Die Erfahrung hat es bewährt, daß Kinder durch dieſes Spiel ſehr ſchnell, und ohne beſondere Anſtrengung, die einzelnen Buchſtaben und deren Gebrauch kennen lernen, und darin ein ſicheres Mittel zur Vorbereitung auf den ernſtern Schulunterricht für Lautiren, Buchſtabiren und Leſen, in die Hand bekommen.

Rudolphi, J J., Schneeglöckchen. Ein Mährchenkranz für Kinder. 8. Geh. Rthlr. 1. $12\frac{1}{2}$ Sgr. oder fl. 2. 24 kr.

Der Verfaſſer dieſes Mährchenkranzes für Kinder verbindet mit der Gabe, ſchön zu erzählen, ſo viel einfach-kindliche Gemüthlichkeit und kleidet den Ernſt ſeiner Lehren in ein ſo blühend edles, anziehendes Gewand, daß wir uns ſchmeicheln dürfen, der Jugendwelt hiermit ein eben ſo unterhaltendes, als reine Sittlichkeit und höhere Bildung förderndes Leſebuch in die Hände zu geben.

Friedleben, Dr., Theodor, Lehrbuch der Chronologie, der Zeitrechnung und des Kalenderweſens ehemaliger und jetziger Völker, in Zuſammenſtellung mit der chriſtlichen Zeitrechnung. Populär durchgeführt für Liebhaber der Geſchichte, der Rechenkunſt und des Kalenderweſens. 8. 1826. Rthlr. 1. 5 Sgr. oder fl. 2.

Dieſes intereſſante und höchſt gemeinnützige Werk zerfällt in zwei Kapitel und eine allgemeine Einleitung. Das erſte Kapitel: von der chriſtlichen Zeitrechnung und dem Gebrauch der Ephemeriden zur Kalenderverfertigung, hat zehn Abſchnitte. Das zweite Kapitel behandelt in ſechs Abſchnitten die Zeitrechnung und das Kalenderweſen der andern, ältern und neuern, Völker der Erde im Vergleich mit der chriſtlichen, und dem franzöſiſchen Revolutionskalender. Zugleich enthält dieſes Kapitel auch eine Epochentafel, zur Vergleichung einiger beſonders merkwürdigen Aeren mit der chriſtlichen Zeitrechnung. Ein vollſtändiges Inhaltsverzeichniß, ein beſonderes Verzeichniß aller im Werke vorkommenden einzelnen Aufgaben und Tafeln, und ein alphabetiſches Sachregiſter iſt dem Werke angehängt, und dadurch deſſen Gebrauchswerth noch mehr erhöhet.

Kupferſammlung zu Walter Scotts ſämmtlichen Werken. Erſte Lieferung: Das Fräulein vom See. 10 Sgr. oder 36 kr. netto. Zweite Lieferung: Kenilworth. 15 Sgr. od. 54 kr. netto. Dritte Lieferung: Peveril vom Gipfel. Ivanhoe. 15 Sgr. oder 54 kr. Vierte Lieferung: Das Kloſter. Der Abt. Fünfte Lieferung: Der Seeräuber. Marmion. Die Braut von Lammermoor. Sechſte Lieferung: Quentin Durward. Rokeby. Siebente Lieferung: Waverley. Nigels Schickſale. Achte Lieferung: Der Alterthümler. Das Herz von Midlothian. Neunte Lieferung: Die Presbyterianer. Der St. Ronansbrunnen. Robin der Rothe. — Von der vierten bis zur neunten Lieferung koſtet jede 10 Sgr. oder 36 kr. netto.

Zur Empfehlung dieſer Sammlung bedarf wohl nur angeführt zu werden, daß die Herren Leop. Beyer, Brückner, Fleiſchmann, Langer, Lips, Rosmäsler, Joſ. Stöber und David Weiß den Stich derſelben in Kupfer beſorgten.

Solomé, Dr. J. A., der Selbſtlehrer. Ein Lehr- und Uebungsbuch für den Privat- und Selbſtunterricht in der franzöſiſchen Sprache. Erſter und zweiter Theil. gr. 12. Geh. Rthlr. 2. 25 Sgr. oder fl. 4.

— — Lehr- und Uebungsbuch der franzöſiſchen Sprache, für den Unterricht in Klaſſen. Erſten und zweiten Theiles erſte und zweite Abtheilung. gr. 12. Rthlr. 1. 18 Sgr. oder fl. 3.

Der Unterzeichnete hat mit großer Zufriedenheit das unter dieſem Titel eben erſchienene Werk durchgangen, und entſpricht, im Intereſſe der Sache, mit Vergnügen der Aufforderung, ſeine Anſicht in Bezug auf Zweck und Brauchbarkeit dieſes Buches darzulegen. — Es iſt nicht zu verkennen, daß in der neuern Zeit vieles geſchehen iſt, um dem Handwerksmäßigen, dem recht methodiſch den Geiſt Ertödtenden und Abſchreckenden in dem Sprachunterrichte entgegen zu arbeiten. Als ſolche mit Erfolg gemachte Verſuche verdienen vor allen die des Grafen Laſteyrie und Jacotot's genannt zu werden, welche eine einfachere, naturgemäßere Behandlung dieſes Theiles des Unterrichts anſtrebten. — Herr Solomé iſt indeſſen weiter gegangen, als die genannten Gelehrten und deren Anhänger, und hat dem todten Keim, den namentlich die Methode Jacotot bietet, Geiſt und Leben eingehaucht. Sachkundigen wird aus einer kurzen Darlegung der Methode des Herrn Solomó von ſelbſt einleuchten, wie weit ſie jede frühere Lehrweiſe hinter ſich zurückläßt. — Nach Herrn Solomó's Anſicht iſt es vorerſt bei dem Unterricht in fremden Sprachen weſentlich, durch leichte Beweglichkeit und vielfältige Uebung (Hören, Nachahmen, Wiederholen) Gewohnheiten zu bilden. Er hat daher alles Hemmende, alles Zeitraubende aus ſeinem Lehrgange entfernt. Der Schüler erreicht ſeinen Zweck durch Benutzung dieſes einzigen Werkes, in welchem ſich Elementarbuch, Grammatik, Ueberſetzungsbuch, Leſebuch, Geſprächbuch und Wörterbuch vereinigt finden. — Ein einziger fortlaufender Text dient dem Lernenden zu Leſeübungen, zur Bildung der Ausſprache, zum Erlernen der Wörter und Redensarten, zum Ueberſetzen, zu Sprechübungen, zum Bilden eigener Sätze und zum grammatiſchen Unterricht. Nicht durch todtes Auswendiglernen, auch nicht allein durch Wiederholungen ſoll er in ſich das Erworbene befeſtigen, ſondern durch das ſich immer erneuernde Wiederauffinden deſſelben Stoffes in andern Geſtalten, und durch die Benutzung dieſes Stoffes zu neuen Geſtaltungen, eine Art des Wiederholens, welche zugleich ein Entwickeln, ein Vermehren, ein Erzeugen iſt. Alles Thun des Schülers wird ſo ein leichtes Ueben ſeiner Kräfte. Er ſoll hier keine Wiſſenſchaft finden, nicht einmal die gewöhnliche Bücherſprache, ſondern nur in der allergewöhnlichſten Form einen Reflex des gemeinen Lebens und ſomit auch der vielerfahrenden Zuſtände ſeines eigenen Lebens. Die Bilder, welche in ihm erweckt werden, haben ſtets die lebhafteſte Beziehung zu ſeinen eigenen Gefühlen. — Für den öffentlichen Unterricht wird das Lehr- und Uebungsbuch für Klaſſen von hoher Bedeutung erſcheinen, wenn man bedenkt, daß durch die Einfachheit des Lehrganges, durch die Aufſtellung eines einzigen Lehrmittels, und dadurch, daß die Schüler ihre ſchriftlichen Arbeiten ſelbſt corrigiren, dem Lehrer die Controle und Aufſicht auf eine ungewöhnliche Weiſe erleichtert wird; daß die Zahl, der in einer Klaſſe zugleich lernenden Schüler, ſo zu ſagen, unbeſchränkt iſt; daß Verſchiedenheit des Alters und der Fähigkeiten unter den Schülern hier auf den Gang des Unterrichts ohne Einfluß bleibt; daß endlich auch die längſten Verſäumniſſe die Schüler nicht verhindern, bei ihrem Wiedereintritt mit Erfolg an den Arbeiten der Klaſſe Theil zu nehmen. — Der Selbſtlehrer wird zunächſt für Eltern, Geſchwiſter und Freunde ein Mittel abgeben, ohne daß man Lehrfähigkeiten bei ihnen vorausſetzt, mit gewiſſem Erfolg das Lehramt zu verſehen, und dient dem Einzelnen, dem keine oder nur wenige Beihülfe zu Gebote ſteht, durch eigenen Fleiß ſchon einen hohen Grad von Kenntniſſen und Fertigkeit zu erwerben.

Gießen, den 12. Febr. 1830.

Dr. Adrian,

ord. öffentl. Prof. der neuern Literatur an
der Univerſität zu Gießen.

Pierre, H. Profeſſor, Schlüſſel zur Ausſprache des Teutſchen, in einer Sammlung teutſch- und franzöſiſcher Vocabeln und Geſpräche, accentuirt nach dem gegenwärtigen Gebrauche. gr. 12. Geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. oder fl. 2. 24 kr.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Dreizehnter Band.

Die Tante.

Erſter Theil.

BIBL. UNIVERS.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

Die Tante.

Erſter Theil.

Even so it was with me, when I was young:
It is the show and seal of nature's truth,
Where love's strong passion is impress'd in youth:
By our remembrances of days foregone,
Such were our faults;—or then we thought them none.

SHAKSPEARE'S All's well that ends well.
Act I. Scene III.

Babet und Agathe, zwei ſehr hübſche Mädchen von ſechszehn und ſiebenzehn Jahren, ſaßen an einem rauhen Herbſtabende, in der trübſeligſten Stimmung von der Welt, ganz allein bei einander. Draußen peitſchte der Sturm Regen und Hagel mit lautem Gepraſſel gegen das Fenſter des Kabinets, und im Nebenzimmer lag ihre todtkranke Verwandte Viktorine, die einzige Tochter des reichen Handelsherrn Kleeborn, der ſeit dem frühen Tode ihrer Eltern ſich als der Bruder ihrer Mutter der armen verwaiſeten Kinder väterlich annahm.

Wenn ſie auch der Kranken wegen ſich nicht hätten Zwang anthun müſſen, ſo war doch ohnehin den beiden Mädchen nicht ſo zu Muthe, daß ſie wie ſonſt hätten mit einander um die Wette plaudern mögen; denn ſeit Jahr und Tag, das heißt, ſeit ſie aus der Penſionsanſtalt in das Haus ihres Oheims kamen, waren ihnen zum erſten Male zwei tödtlich lange Wochen ohne Ball, ohne Theater, ohne irgend eine Art von Geſellſchaft, langſam vorüber geſchlichen. Daher wußten ſie auch gar nichts ordentliches zu reden; am liebſten wären ſie aus lauter Langerweile gleich zu Bette gegangen, obgleich es eben erſt Abend ward; aber das ging auch nicht an, denn es war an ihnen die Reihe dieſe Nacht bei der kranken Couſine zu wachen. Es ſchämte ſich nur eine vor der andern, ſonſt hätte jede ſich gern in einen Winkel hingeſetzt, und nach Herzensluſt drauf los geweint, ſo beklommen war ihnen zu Muthe.

Nachdem ſie eine feine Weile ſo trübſelig da geſeſſen hatten, begannen ſie ſo leiſe als möglich auf den Fußſpitzen nebeneinander in dem kleinen Zimmer umher zu ſchleichen, bis Babet ſehr nachdenklich am Fenſter ſtehen blieb, den zierlichen Finger an die hübſche Naſe legte, und nach einer kleinen Pauſe mit faſt heroiſchem Anſtande ausrief: „richtig! der Schwarze!“ ſo daß Agathe darüber, der draußen herrſchenden Dunkelheit vergeſſend, mit dem Köpfchen neugierig gegen das Fenſter fuhr. Die Scheiben klirrten, Agathe klagte weinerlich: „Das war recht maliziös von

Dir!“ und rieb ſich die ſchmerzende Stirn. „Ich weiß gar nicht was Du darunter ſuchſt,“ ſetzte ſie hinzu. „Und ich weiß gar nicht was es Dich angeht,“ erwiederte Babet. „So? und haſt Du mir nicht geſagt?“ eiferte Agathe. Babet meinte, das hätte ſie eben nicht, und nun ging der Zwiſt wieder los, gerade wie geſtern Abend, da ſich beide blos für die Langeweile recht tüchtig mit einander herumgeſtritten hatten.

Manch heißes Thränchen war ſchon von beiden Seiten gefloſſen, als Babet endlich heraus ſchluchzte: „es iſt doch zu arg, daß man nun nicht einmal mehr überlegen darf, was man morgen in der Kirche für einen Hut aufſetzen will.“ „Was? Hut aufſetzen?“ fragte, ſchnell ſich erheiternd, Agathe, „liebſte Babet! ich meinte wahrhaftig, Du ſäheſt draußen den Schwarzen, ach Du weißt ja, wen wir ſo nennen; den hübſchen Lieutenant meinte ich!“

Die unwiderſtehlichſte Luſt zum Lachen hemmte jetzt aufs ſchnellſte den Erguß der Thränen bei beiden Mädchen; vergebens tönte gleich einem nahenden Gewitter, das warnende Huſten der alten franzöſiſchen Mamſell aus dem Krankenzimmer zu ihnen herüber; ſie waren nicht im Stande ſich zu faſſen. Das Lachen hörte nicht auf, ſelbſt als die Mamſell ein ſehr ernſthaftes: „ſi donc, mes enfants!“ zur halbgeöffneten Thüre hereinflüſterte; ſie ſtopften ſich zwar die kleinen Batiſttücher in den niedlichen Mund, aber es half wenig. Endlich ſchmiegten ſich alle beide in des Onkels großen Lehnſtuhl hinein, und legten, noch immer kichernd, die Lockenköpfchen dicht aneinander.

Nach und nach war es jetzt im Zimmer beinah ganz dunkel geworden, denn man hatte vergeſſen ihnen Licht zu bringen; dazu orgelte der Wind im Kamin, und pfiff in ſchneidenden Tönen durch die langen Gänge des weitläuftigen Hauſes, ſo daß den Mädchen, trotz dem Lachen, ein kleines Grauen anwandelte. Sie mochten ſich weder regen, noch einander loslaſſen, und fingen daher lieber an von ihren Herzensangelegenheiten mit einander zu plaudern; denn dieſes war ſo recht ein Stündchen dazu.

„Sage einmal,“ flüſterte Agathe, „geht er denn in die Kirche, wenn Du den ſchwarzen Hut aufſetzeſt?“ „Ei bewahre!“ antwortete Babet, „aber er wartet ja alle Sonntage mit den Andern an der Kirchthüre, um die Damen zu ſehen, die hineingehen; mich grüßt er dann immer ganz abſonderlich, den ſchwarzen Hut kennt er aber noch gar nicht an mir, weil der noch neu iſt, und er kleidet mich doch am beſten, wie Du weißt.“ „Ach Gott! nun habe ich den armen Theodor ſchon ſeit acht Tagen nicht geſehen!“ ſetzte Babet mit einem recht kläglichen Seufzer hinzu, „wären nur die Ferien nicht ſo ſchnell vorüber! wie lange wird es währen, ſo muß er wieder nach Göttingen! Das alberne Studiren! Ach und nun iſt Montag die neue große Oper und Dienſtag Ball im Kaſino! Was hilft es mir nun, daß ich zum erſten Walzer, zur zweiten Quadrille und zum Kotillon mit ihm engagirt bin? Da haben ſie nun alle mich beneidet! und nun bin ich doch ſo unglücklich!“

„Ach ja! es iſt eine rechte Noth,“ ſeufzte Agathe, „und darum will ich mich auch niemals verlieben, all' mein Lebtage nicht.“ „Ich dächte gar!“ rief lachend Babet, „willſt Du eine alte Jungfer werden wie die Tante?“ „Ach die adliche Tante, ſprich nur nicht von der!“ erwiederte Agathe ganz ärgerlich. „Ich wollte die ſäße wo der Pfeffer wächſt, oder wo ſie bis jetzt geſeſſen hat. Der Onkel hätte auch nicht nöthig gehabt, ſie Viktorinens wegen zu verſchreiben, die hätten wir wohl ohne ihre Hülfe gepflegt, und ſie wäre auch wohl ohne ſie geſund geworden. Ich kenne zwar die Tante noch gar nicht." „Ich auch nicht," fiel Babet ein, „aber ſie iſt mir doch auch eben ſo fatal als Dir. Gib nur Acht, wie die uns wird behofmeiſtern wollen, als wenn wir nicht ſchon mit der Mamſell Noth genug hätten. Und eigentlich iſt ſie nicht einmal unſere rechte Tante, denn unſere Mutter war doch die leibliche Schweſter des Onkels Kleeborn, ſie aber iſt nur die Schweſter ſeiner ſeeligen Frau, und obendrein eine Nonne oder ſo etwas."

„Stiftsdame iſt ſie," fiel Agathe belehrend ein, „doch wir wollen ſchon ſehen, wie wir mit ihr fertig werden," fuhr ſie fort, „laß uns jetzt nur wieder auf den Schwarzen kommen. Siehſt Du, ich thue nur ſo, als ob ich Theil an ihm nähme, denn man muß in der Welt alles mitmachen, aber ich heirathe ihn nicht, wenn er auch um mich anhält, das kann ich Dir auf Ehre verſichern.“ Hiermit lehnte ſich Agathe ſehr gravitätiſch in den Lehnſtuhl zurück, und that dabei ſo ernſthaft, daß Babet wieder laut auflachen mußte. „Kennſt Du ihn denn ſo gut?“ fragte dieſe. „Bewahre!“ war die Antwort, „ich meinte nur, wenn ich ihn kennte, und eigentlich kenne ich ihn doch. Du weißt, wie oft wir mit einander getanzt haben, und er iſt auch ſchon zweimal hier nebenan bei Obriſtens zum Beſuch geweſen, da habe ich jedes Wort gehört was er geſagt hat, und ich kann Dich verſichern, es war alles ſehr vernünftig, Du kannſt es mir glauben.“ „Warſt Du denn bei Obriſtens zum Beſuch? Das haſt Du mir ja noch gar nicht erzählt,“ fragte Babet. „Ach nein,“ antwortete Agathe, „ich hatte nur wegen des Geldbeutels, den ich dem Onkel zu Weihnachten häkeln will, mit Amelie nothwendig zu ſprechen, und da ſtand ich ein wenig hinter der Thüre.“ „Ja ſo!“ erwiederte Babet bedächtig, „nun ich wollte, mein Theodor machte jetzt nur auch bald ein Ende, und ſpräche mit dem Onkel. Eigentlich hat er auf Oſtern ausſtudirt, Pfingſten kann er ſich examiniren laſſen, dann wird er auf Johanni angeſtellt“ — „und heirathet Dich auf Michaeli, das geht ja alles Quartalweiſe bei Dir,“ fiel Babet lachend ein.

„Das Fräulein Tante kommt!“ rief jetzt ein vorübereilender Bediente ins Kabinet hinein, und beide Mädchen nahmen ſich ſchnell zuſammen, um der Gefürchteten entgegen zu gehen.

Sie fanden die Ankommende noch auf der, mit Marmor getäfelten Hausflur, von vorleuchtenden Bedienten umgeben, welche ſie in die für ſie bereiteten Zimmer führen wollten. Es war eine hohe, ſchlanke, Ehrfurcht gebietende Geſtalt, die in dem ſchwarzen, knapp anſchließenden Reiſekleide, mit dem ſchwarzen Spitzenſchleier über dem dicht anliegenden weißen Häubchen, wirklich ein ziemlich nonnenartiges Anſehen hatte. Die edlen, etwas ſcharf gezeichneten Züge des blaſſen Geſichts trugen noch unverkennbare Spuren ehemaliger ſeltner Schönheit; die leicht beweglichen feinen Lippen des noch immer ſchönen Mundes bezeichneten, wie bei Andern das Auge, jede vorübergehende Empfindung mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke. Die großen hellblauen Augen hingegen ſchienen auf den erſten Anblick beinahe farblos und unbedeutend, doch wenn ſie, während die Tante ſprach, ſich belebten, ſo drang eine ſolche innere Lebensgluth aus ihnen hervor, daß man ſie für ungewöhnlich ſchön anerkennen mußte. Es lag etwas Südlich-ſchwärmendes im Aufſchlage dieſer, noch immer von langen dunkeln Wimpern beſchatteten Augen, das an jene herrlichen Darſtellungen der Mater doloroſa erinnerte, wie wir ſie noch in alten Kirchen zuweilen ſehen.

Uebrigens ſchien die Tante kaum funfzig Jahre zu zählen, obgleich ſie faſt zehn Jahre älter war. Die Hand der Zeit hatte die etwas ſtolze Haltung des hohen Wuchſes nicht gebeugt, und das noch immer weiche blonde Haar zeigte nur faſt unmerkbare Spuren von Reife des Alters. Die ganze Erſcheinung dieſer Dame ſtellte ſich als eine jener begünſtigten Ausnahmen dar, welche die Zeit zuweilen nur mit mildem ſchonenden Hauche zu berühren wagt, um ein ſeltenes Meiſterwerk der Natur ſo ſpät als möglich verblühen zu laſſen.

So hatten weder Agathe noch Babet ſich die Tante gedacht. Sie begrüßten ſie ängſtlich verlegen, und zogen dann ſo ehrfurchtsvoll hinter ihr drein, um ſie in ihre Zimmer zu begleiten, als wäre ſie eine Königin. Obgleich Beide nur noch vor wenigen Minuten ſehr vorlaut über ſie abgeſprochen hatten, ſo waren ſie jetzt doch ſo befangen, daß ſie nur verſtohlen es wagten, den prüfenden Blick zu ihr und zu einem ſehr jungen, ſehr ſchönen und ſehr bleichen Mädchen zu erheben, das, ſichtbar ermattet, auf ihren Arm ſich ſtützte.

„Der Onkel iſt nicht zu Hauſe, wir wollen ihn aber gleich holen laſſen,“ ſtotterte Agathe. „Er iſt im Kaſino, wo er alle Abend ſein PartHiechen macht und gewöhnlich erſt nach Mitternacht nach Hauſe kommt,“ ſetzte Babet, ſich ermuthigend, hinzu. „Dort laßt ihn in Ruhe, ich bitte, ich werde morgen ihn ſehen,“ ſprach die Tante ſehr freundlich, „für jetzt wünſche ich nun Mamſell Birnot zu ſprechen, um genau zu erfahren, wie es mit unſrer Viktorine ſteht. Euch aber, liebe Nichten — denn das ſeid Ihr doch, denke ich?“ „Ach ja, Babet und Agathe,“ riefen beide Mädchen im Chor. „Nun denn, liebe Babet und liebe Agathe, Euch beiden empfehle ich hier meine Pflegetochter, ſie heißt Angelika. Ich bitte Euch nicht, ſie zu lieben, denn das findet ſich gewiß von ſelbſt, nehmt Euch nur fürs erſte ihrer freundlich an, und helft dem armen, reiſemüden Kinde zur Ruhe zu kommen.“

Mitternacht war längſt vorüber; Viktorine lag leiſe athmend im tiefen Schlummer, von dem der noch ſpät ſie beſuchende Arzt die heilſamſten Folgen gehofft hatte. Auch Agathe und Babet waren ſchon vor ein Paar Stunden zu Bette geſchickt worden, denn die Tante, welche ſich von der heutigen ſehr kurzen Tagereiſe gar nicht ermüdet fühlte, hatte darauf beſtanden, an ihrer Stelle bei der Kranken zu wachen. Die Jugend, ſprach ſie zu ihrer alten Freundin Virnot, indem ſie für die beiden ſchläfrigen Kinder vorbat, die Jugend bedarf zum Gedeihen des Schlafes, wie die erblühende Pflanze des erquickenden Thaues. Anders iſt es mit uns, deren Lebenstag ſich ſchon dem Untergange zuneigt, da wird die Natur ſelbſt genügſamer, und lehrt uns, mit den Stunden haushalten, die uns vielleicht nur noch ſehr ſparſam zugezählt ſind.

So ſaß ſie denn jetzt in dem, an das Krankenzimmer ſtoßenden Kabinette, in dem nämlichen Lehnſtuhle, in welchem vor ein Paar Stunden Babet und Agathe einander ihren Liebeskummer geklagt hatten, und ihr gegenüber, die beim Schein der verdüſterten Lampe emſig ſtrickende Franzöſin. Die Thüre des Nebenzimmers ſtand offen, keine Bewegung der Kranken konnte ihren Wächterinnen entgehen, doch ſie ſchlief feſt und ruhig.

„Gute Virnot,“ hob die Tante das leiſe flüſternde Geſpräch an, „liebe alte treue Freundin, ich muß dieſe erſten Augenblicke ungeſtörten Beiſammenſeyns benutzen, um Ihnen für die unſägliche Liebe zu danken, mit der Sie meiner armen Viktorine ſich annehmen.“

„Ach das liebe Kind!“ erwiederte freudig die Franzöſin, „es iſt ja, als wäre es das meine. Je l'ai vu naître; dieſe Arme haben ſie von ihrer Kindheit an getragen; wie ſollte ich ſie nicht lieben? c'est un coeur excellent, ein wenig heftig, ein wenig hochfahrend zuweilen, doch das macht die Jugend; der Grund iſt vortrefflich, c'est le vrai portrait de feu Madame sa mère. Wenn ich dagegen Babet und Agathe mit ihr vergleiche!

ach Ihro Hochwürden! ces chers Enfants ſind ein Paar maliziöſe kleine Kreaturen.“

„Nicht doch, gute Virnot,“ fiel die Tante lächelnd ein, „unartig mögen ſie wohl zuweilen ſeyn, das gebe ich zu, aber nicht boshaft, denn die Jugend iſt dies ſelten oder nie. Doch laſſen Sie uns jetzt lieber von unſrer Viktorine ſprechen. Es ſind nun zwölf Jahre, daß ich weder ſie noch ihren Vater geſehen habe, und ich ſtehe da mitten unter den Meinen, gleich einer Fremden. Dennoch hängt jetzt mein ganzes Herz an dem theuern Ebenbilde meiner früh zur Ruhe gegangenen Schweſter, das ich als ſechsjähriges Kind verlaſſen habe, und jetzt als achtzehnjährige Jungfrau wieder finde.“

„Und wie ſie ſich entwickelt hat, cette chère petite Victorine, rief die Gouvernante. Belle comme le jour, Madame, je vous assure. In geſunden Tagen war keine von unſern jungen Demoiſelles ihr zu vergleichen, ſie war die Krone von allen, und jetzt, hélas!“

„Sie wird es wieder, gute Virnot,“ tröſtete die Tante; doch dieſe ſeufzte, „ah Madame! ich fürchte, der Arzt wird für unſre Viktorine nur wenig thun können, denn was ſie heilen ſoll, iſt in keiner Apotheke zu finden. Hätte ſie mir nur vertraut, aber da hat ſie geſchwiegen und geweint, und geweint und geſchwiegen, und nun liegt ſie da.“

„Liebe Virnot, wie Sie mich erſchrecken!“ rief die Tante, „ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir alles, was Sie von dem geliebten Kinde wiſſen oder vermuthen, es ſey noch ſo wenig, noch ſo unbeſtimmt. Es iſt durchaus nothwendig, daß ich einigermaßen vorbereitet ſey, ehe ich es verſuche, Viktorinens Vertrauen mir zu gewinnen. Ich hoffe, ſie wird zu mir ein Herz faſſen, ſie wird mich um ihrer Mutter willen lieben, obgleich ſie mich nur aus den Briefen kennt, die wir bisher, ſelten genug, mit einander gewechſelt haben. Leider war ich ſtets mit Viktorinens Umgebungen zu wenig bekannt, um auf das Gemüth meiner Nichte entſcheidend wirken zu können. Nur Sie kenne ich in dieſem Hauſe, liebe Virnot, und die Treue, welche Sie ſo viele Jahre hindurch meiner Schweſter und ihrem Kinde bewieſen, alle andern ſind mir fremd, ſogar Viktorinens Vater; wir ſind in geiſtiger Hinſicht einander nie näher gekommen. Liebe zu dem einzigen Kinde meiner Schweſter konnte allein mich bewegen, ſeinen dringenden Bitten nachzugeben und die geliebte Einſamkeit meines Stiftes mit dem Leben in dieſer geräuſchvollen Stadt auf einige Zeit zu vertauſchen.“

„Et Dieu en soit loué mille fois,“ rief die ehrliche Birnot; „denn dieſes Haus bedarf jetzt mehr als je an ſeiner Spitze einer Dame, wie Ihro Hochwürden Gnaden ſind, und unſre junge Demoiſelle einer Leitung, wie Sie allein ihr gewähren können. Ich war ja von jeher nur ihre Bonne. Zwar obgleich ich nicht in Frankreich ſelbſt, ſondern nur in der franzöſiſchen Kolonie zu Berlin geboren bin, franzöſiſch hat ſie dennoch von mir gelernt. Madame, elle parle comme une petite parisienne, ſie hat ſo ganz den ächten Accent d'Orleans in ihrer Gewalt, eh bien, das ſind Gaben von Gott. Dabei hat ſie ein gewiſſes maintien, gewiſſe Manieren, wie eine kleine Prinzeſſin. Das alles iſt aber doch nicht genug, maintenant qu'elle est une grande Demoiselle, kann ich das liebe Kind doch nicht mehr überall hinbegleiten, überdem liegt die ganze Haushaltung auf mir, und ſo iſt es allerdings ein großes Glück, daß Ihro Hochwürden Gnaden ſich der Noth annehmen wollen.“

„Laſſen Sie mich vor allen Dingen Sie bitten, liebe Birnot, mich mit dem Titel zu verſchonen, den ich außerhalb meines Stiftes, und beſonders hier, übel angebracht finde; und nun machen Sie mich mit der Noth bekannt, welcher abzuhelfen, hier meine einzige Sorge ſeyn ſoll;“ ſprach die Tante.

„Eh bien donc, Madame, vous le voulez,“ erwiederte die Franzöſin, nahm die Brille ab, legte ihr Strickzeug zuſammen, und rückte im Seſſel ſich zurecht, dann fuhr ſie folgendermaßen fort. „Au fond, glaube ich, liegt die Schuld wohl größtentheils am cher Papa. Herr Kleeborn iſt zwar ein ſehr braver Mann, der ſein Kind liebt, wie ein rechtlicher Vater ſoll und muß. Er läßt es Viktorinen an nichts fehlen, er hält ihr die theuerſten maitres, in allem, was eine ſolche junge Demoiſelle zu lernen hat, ſein Haus iſt das brillanteſte in der Stadt. Ach Ihro Gnaden können gar nicht glauben, wie ich mich tummeln muß, bei den ewigen Feten, die wir geben; denn obgleich wir Bedienten die Menge haben, liegt doch alles auf der alten Virnot, mais je le fais de bon coeur. Ja, was ich ſagen wollte, um wieder auf unſern Text zu kommen, ja, und eine Garderobe hat unſre jeune Demoiselle, comme une petite Reine, je vous assure, Schmuck und alles, was dazu gehört.

„Nun das alles will indeſſen nicht viel ſagen, Herr Kleeborn beſitzt ein fürſtliches Vermögen, Alle an der Börſe ziehen den Hut vor ihm ab, und ſo kann er den Aufwand wohl ertragen. Mais, Madame, entre nous soit dit, das iſt nicht immer ſo geweſen. Es kam einmal eine Zeit, nicht lange vor dem Ableben unſrer ſeligen Dame, es mögen zehn Jahre und drüber ſeyn, das war eine ſehr böſe Zeit, in der die Stützen von Europa wankten, wie Herr Kleeborn zu ſagen pflegt, wenn jetzt die Rede darauf kommt. Ein eigener Unglücksſtern muß damals über der Handelswelt aufgegangen ſeyn, denn, figurez vous, Madame, in Amſterdam, in London, überall in den bedeutendſten Handelsſtädten fielen die größten Häuſer. Ueberall herrſchte Mißtrauen, plus de confiance, plus de crédit, nulle part. Jeder Tag brachte neue

Hiobspoſten, und Herr Kleeborn ward immer ſo bleich, wie hier mein Tuch, ehe er die Briefe, welche an ihn einliefen, im Zimmer von Madame erbrach; denn da trug er ſie damals immer hin, weil er ſich nicht mehr getraute, ſie im Comptoir im Beiſein ſeiner Leute zu eröffnen. Wahrſcheinlich fürchtete er, ſich zur Unzeit zu verrathen, wenn etwa böſe Nachrichten kämen. Nun die blieben denn auch nicht aus, und Herr Kleeborn ſah ſich au bord d'un précipice, wie man zu ſagen pflegt. Er war zwar nicht ruinirt, aber er gerieth doch, pour le moment, in ſehr dringende Verlegenheit, und nur baares Geld konnte ihn retten, wenn er nicht, wie damals ſo viele andere, ſeine Zahlungen ſuspendiren wollte. Le pauvre homme! Der bloße Gedanke an einen ſolchen Schritt ſetzte ihn in Verzweiflung. Meine arme Dame hat in jenen Tagen recht viel mit ihm ausgeſtanden, denn nur ihr allein vertraute er alles. Ah! comme elle en a pleuré!“

„Meine arme Schweſter! mir hat ſie das alles verſchwiegen!“ ſeufzte die Tante. „Das glaube ich,“ erwiederte die Bonne, „denn ſie klagte nie; aber ſie hat ſeitdem wenig frohe Stunden mehr gehabt. Um den Herrn zu tröſten, bat ſie ihn mit Thränen, ſich an ihre reichen Verwandten zu wenden, die ſollten ihm helfen. Sie ſchrieb ſelbſt an den Herrn Großonkel, der die weitläuftigen Herrſchaften in Schleſien beſitzt. Auch an alle andere begüterte Mitglieder der Hochadeligen Familie wandten ſich beide in dieſer Noth, Herr Kleeborn ſowohl als Madame; Namen und Reichthümer der hohen Herrſchaften ſind Ihro Gnaden gewiß beſſer bekannt als mir, mais" — hier ſtockte die gutmüthige Erzählerin, als ſcheue ſie ſich weiter zu ſprechen, doch ihre Zuhörerin ließ nicht ab mit Bitten, bis ſie ſich entſchloß weiter fortzufahren.

„Enfin, Madame, vous le voulez ainsi," fing ſie abermals an, „und ſo muß ich denn leider bekennen, daß eine abſchlägige Antwort der andern folgte, und waren ſie auch nicht alle mit dem feinſten ménagement abgefaßt. Den Zuſtand meiner beklagenswerthen Dame unter dieſen Umſtänden, mag ich Ihro Gnaden nicht beſchreiben, die Verzweiflung ihres Gemahls blieb indeſſen immer ihr größter Kummer, an ſich dachte ſie wenig. Leider aber verſchonte ſie auch Herr Kleeborn nicht mit Vorwürfen über das Benehmen ihrer Verwandten, et cependant, Dieu le sait, la pauvre chère femme n'en pouvait rien! Sie trug alles mit der größten Freundlichkeit, aber ich denke immer, jeder Tag in jener Zeit war ein Nagel zu ihrem Sarg."

Die gute Alte brach bei dieſen Worten in Thränen aus, auch ihre Zuhörerin weinte, endlich nahm die Bonne wieder das Wort: „Ah, Madame," ſeufzte ſie, „nous avons bien souffert. Endlich kam Hülfe, wo es der Herr am wenigſten erwartet hätte; ein reiches Anſterdamer Haus, welches ſchon mit ſeinem Vater in großen Verbindungen geſtanden hatte, an das er ſich aber nicht hatte wenden mögen, weil es ebenfalls bei allen dieſen Schlägen nicht verſchont geblieben war, ſchickte Herrn Kleeborn aus eignem Antriebe große Summen ein, gab ihm offnen Kredit, zu einer Zeit, da der Bruder dem Bruder nicht mehr vertrauen durfte. Herr Kleeborn war nun durch den Edelmuth ſeiner Handelsfreunde gerettet, er blieb ein wohlbehaltner Mann, und ging wie ein König, mit erhobnem Haupte an der Börſe einher, doch meine arme Dame litt darum nicht weniger, denn er warf von dieſem Augenblick an einen gewaltigen Haß, nicht nur auf ihre Familie, ſondern auf die ganze Nobleſſe. Er ſprach unabläſſig davon, wie thöricht die Bürgerlichen wären, die ſich mit Adelichen verbänden, und verſicherte, daß er ſeine Viktorine — lieber Gott, la pauvre petite war damals kaum ſieben Jahre alt! — daß er ſie, ſage ich, nie einem andern als einem Kaufmann geben würde. „Der wahre Kaufmann,“ pflegte er zu ſagen, „hat den achtungswertheſten, nützlichſten und darum ehrenvollſten Stand erwählt. Er allein verbindet beide Hemiſphären, ſein ſcharfer Blick entdeckt jeden Mangel in den entfernteſten Ländern, und auf ſeinen Wink eilen reich beladene Schiffe von einem Pole zum andern, um dieſem Bedürfniß abzuhelfen. Sein Wort, ſein Befehl gelten in der neuen Welt wie in der alten, und ein Federzug von ihm ſetzt hundert Meilen von ihm Millionen Goldes und tauſend fleißige Hände in Bewegung.“ Ne vous étonnez pas, Madame, daß ich dies alles Ihnen ſo herſagen kann, ich habe die ganze Tirade ſo viel hundert Mal, faſt immer in den nämlichen Worten wiederholen gehört, daß ich ſie endlich wohl auswendig behalten mußte. Am Ende dieſer Rede ſetzte Herr Kleeborn gewöhnlich hinzu, „laſſen Sie einmal einen Reichsgrafen, einen Freiherrn, oder welchen Ihrer edlen Verwandten Sie wollen, es verſuchen, Madame, was im Auslande mehr gilt, Ihr uralter Name, Ihr tauſendjähriger Stammbaum, oder meine ſimple, keine funfzig Jahr alte Firma, Martin Nikolaus Kleeborn, von meiner eignen Hand geſchrieben. Kaiſer und Könige nehmen zu uns ihre Zuflucht, wir müſſen allen helfen, aber wenn wir Hülfe brauchen, und ſie thörichter Weiſe bei andern als bei unſers Gleichen ſuchen ....“ Damit ging denn das alte Lied wieder los, et Madame pleurait! Freilich kam es mir vor, als ob der Herr in der Hauptſache nicht ganz Unrecht haben mochte, aber wozu dieſe ewigen kränkenden Répétitions gegen meine unſchuldige Dame? Aussi en avait elle le coeur navré, obgleich ſie nie litt, daß ich nur ein Wort darüber ſprach. Sie ward endlich dabei des Lebens immer müder und müder, bis ſie nach etwa ſechs Monaten ſich hinlegte und entſchlief. Dieu-aye pitié de son ame!“

„Eh bien,“ nahm nach kurzer Pauſe mit vor nnerer Rührung noch bebender Stimme die Bonne wieder das Wort, „eh bien, nun war es an dem Herrn zu weinen, und das hat er denn auch redlich gethan, denn er liebte meine ſelige Dame demohnerachtet. Sein Gewiſſen mochte ihm Anfangs wohl manch böſes Stündchen machen, wenn er der letzten Zeit gedachte, die ſie mit ihm verlebt hatte. Doch im Gewühle der Geſchäfte ging das bald vorüber. Einige glückliche Handelsconjuncturen traten bald darauf ein; ſo nennen ſie es nämlich an der Börſe, wenn ſie mit ihren Spekulationen viel Geld verdienen. Herr Kleeborn ward mit jedem Jahre immer reicher, und zuletzt der Millionär, der er jetzt iſt. Während Herr Kleeborn ſein Hausweſen immer prächtiger einrichtete, wuchs ebenfalls unſre Viktorine, ſeine einzige Erbin, zur ſchönſten Demoiſelle in der Stadt heran. Da gab es bei uns Bälle, Concerts, Assemblées, Théatres de Société; alle angeſehenen Fremde, von jedem Range und Stande, sans distinction, fanden dabei Zutritt, et notre chère petite Victorine war wie eine kleine Königin, au beau milieu de tout celà.“

„Armes Kind!“ ſeufzte die Tante. „Ja

wohl!“ ſtimmte die Bonne mit ein, „ſo ganz allein, dans ce tourbillon, ohne eine chère Maman ſie zu ſouteniren! Indeſſen muß ich ihr zum Ruhm nachſagen, daß tauſend andre junge Demoiſelles ſich an ihrem Platz ganz anders benommen haben würden; da iſt Mademoiselle Babet par exemple, mais passons là-dessus. Unſere Viktorine war immer artig und freundlich gegen Jedermann, immer sans prétentions. Die Freier blieben denn auch nicht lange aus; manche machten wohl les beaux yeux de la Cassette de son père mit in Anſchlag bringen, enfin, das iſt ſo der Welt Lauf. Genug Grafen und Barone haben ſich um unſre petite Demoiselle beworben, man ſpricht ſogar von einem nahen Verwandten der apanagirten Linie eines regierenden fürſtlichen Hauſes, mais cela reste entre nous.

„Daß Herr Kleeborn an dem Succès ſeiner ſchönen Tochter ungemeine Freude hatte, war wohl ganz natürlich, indeſſen wies er doch alle die vornehmen Parthien, die ſich ihr darboten, zwar ſehr höflich, aber doch auch zugleich ſehr beſtimmt zurück.

„Er blieb dabei, ihre Hand nur einem Kaufwohnten Redſeligkeit fort, „ſo komme ich nie in den Salon, da habe ich im Hauſe genug zu thun, c'est la mer à boire. Wahrhaftig, Ihro Gnaden, es thäte Noth, daß ich hundert Augen hätte und Flügel dazu.“ „Ich glaube es wohl, liebe Virnot,“ erwiederte die Tante, „doch ſprechen wir von Viktorinen.“

„Ah Madame,“ fing die Bonne wieder an, „que voulez vous, que je vous en dise? Ich weiß nichts weiter, als daß der Papa vor einiger Zeit ſie in ſein Kabinet rufen ließ. Das wunderte mich eben nicht, denn es iſt ſo ſeine Gewohnheit, wenn er einen neuen Freier abgewieſen hat, damit Viktorine doch wiſſe, wie ſie in Zukunft ihr Benehmen gegen den Monsieur en question einrichten ſoll. Sie blieben wohl eine Stunde bei einander, das war noch nie geſchehen. Endlich kam ſie zurück in ihr Zimmer, mais grand Dieu! dans quel état! Bleich wie eine Sterbende, ſag' ich Ihnen, hélas! ſie ſah in dem Augenblick ihrer pauvre maman ſo ähnlich! Sie ſchlang ihre beiden lieben ſchönen Arme um meinen alten Nacken, und weinte ſo kläglich, wie noch nie ſeit dem Tode ihrer Mutter. Ich weinte mit, ich wußte zwar nicht, worüber? aber wie konnte ich anders? la pauvre petite me perçoit le coeur. Ich verſuchte endlich ihr zuzureden, ſo gut ich es konnte in meiner Unwiſſenheit von dem, was zwiſchen ihr und ihrem Vater vorgegangen war, mais, du lieber Gott, was konnte das helfen? Sie hörte nicht einmal auf mich. Dabei war ſie ſo heftig, ihre Augen blitzten ſo wild, ihre Bewegungen waren ſo égarés, ich verging bald vor Angſt, und wußte nicht, quoi faire. Bald weinte ſie, bald ſtieß ſie Klagen und Reden aus, die ich zwar nicht verſtand, die ich aber doch nicht anders auslegen kann, que comme j'ai eu l'honneur de le dire à Madame. Das währte einige Zeit, ſie wankte gleich einem Schatten umher, ſchrieb viel, weinte noch mehr, bis ein heftiges Fieber ihr Kraft und Beſinnung raubte. Seitdem liegt ſie da, comme Madame l'a trouvée.

„Heute war ein entſcheidender Tag, und der Arzt zufrieden; le bon Dieu en soit béni mille fois. Ich denke, die Gegenwart der chère Tante wird das beſte Cordial für die arme Kranke ſeyn. Wenn ſie nur reden wollte! Reden bleibt doch immer der beſte Troſt!"

Unerachtet der großen Theilnahme, mit welcher die Tante der guten alten ſprachſeligen Franzöſin zugehört hatte, konnte ſie dennoch bei dieſer ihrer letzten Bemerkung ein leichtes Lächeln kaum unterdrücken. Indeſſen brach der Tag an, die Tante ging um auszuruhen, und Viktorine erwachte bald darauf mit allen Anzeigen einer nahen Geneſung.

Von nun an verließ die Tante Viktorinen ſo wenig als möglich. Denn obgleich der Arzt dieſe für völlig außer aller Gefahr erklärt hatte, ſo bedurfte die arme Kranke jetzt dennoch einer weit aufmerkſamern Pflege als damals, wo ſie in dumpfer Bewußtloſigkeit am Scheidewege zwiſchen Tod und Leben dalag. Nach der Verſicherung des Arztes konnte jede, ſelbſt die freudigſte Gemüthsbewegung ihr einen, wahrſcheinlich tödtlichen Rückfall zuziehen; daher war es der Tante angelegentlichſte Sorge, die ununterbrochenſte Ruhe in ihrer Nähe zu erhalten und ſogar jedes einigermaßen intereſſante, oder auch nur anhaltende Geſpräch mit ihr zu vermeiden.

Auch Angelika, der Tante liebliche Begleiterin, umſchwebte faſt unhörbar, gleich einem freundlichen Schutzgeiſt, das Lager der Kranken, und ohne dabei jemals durch ſich übereilende polternde Haſt läſtig zu werden, ſuchte ſie jeden Wunſch in ihren Augen zu leſen, um ihn gelaſſen und zuvorkommend zu erfüllen, ehe er noch ausgeſprochen ward. Lieben und Athmen waren gleichbedeutend für dieſes, nur zu zart beſaitete Weſen, aus deſſen tiefſter Bruſt jeder Ton des Schmerzes einen wehmüthig verhallenden Nachklang hervor rief, und der Name Angelika hätte für ſie erfunden werden müſſen, wenn er nicht ſchon da geweſen wäre, ſo genau ſtimmte er zu ihrem Aeußern wie zu ihrem Innern.

Von ihrer frühſten Kindheit an hatte der armen Angelika die Freude faſt nie anders als in fremden Augen gelächelt. An ihrer Wiege wachte nicht mütterliche Liebe, denn ihr Eintritt in das Leben gab der Mutter den Tod, und vereinigte dieſe wieder mit dem geliebten, ihr einige Wochen früher vorangegangenen Gatten. Die erſte Sorge für das ganz verwaiſte Kind fiel alſo bezahlten Aufſehern zu. Denn Angelika ward, weit entfernt von allen ihren Verwandten, in einer kleinen Stadt, in der Nähe des Rheins geboren, wo ihre Eltern ſich erſt wenige Monate vorher niedergelaſſen hatten. Niemand beinahe hatte dieſe dort anders als dem Namen nach gekannt, ſelbſt der Vormund des armen Kindes wußte wenig von ihnen, und nur der allgemeine Ruf, der dieſem braven Manne das Zeugniß ſtrenger Rechtlichkeit gab, hatte Angelika's ſterbende Mutter bewogen, ihr ganz verlaſſnes Neugebornes ſeinem Schutz zu empfehlen. Mit dem beſten Willen von der Welt wußte er indeſſen für ſein armes Mündel nichts beſſeres zu thun, als es für ein geringes Koſtgeld der Pflege einer, ihm als redlich bekannten Frau zu übergeben und indeſſen den nicht ſehr bedeutenden Nachlaß der Eltern Angelika's ſo vortheilhaft als möglich für ſie zu verwalten.

Angelika erreichte ihr achtes Jahr, ohne daß es ihr bei der Frau, der ſie anvertraut war, beſonders wohl oder übel ergangen wäre, und nun beſchloß ihr Vormund, ſie nach Frankreich in eine Erziehungsanſtalt zu bringen. Denn er fühlte eine unendliche Vorliebe für dieſes Land, in welchem er ſeine eigene Jugend verlebt hatte, und war feſt überzeugt, daß ein mittelloſes Fräulein wie Angelika ſich nur dort die nöthigen Talente erwerben könne, um einſt als Gouvernante fürſtlicher Kinder, oder als Geſellſchafterin einer Dame von hohem Stande ihr Fortkommen in der Welt zu finden.

Die weltberühmten Erziehungsanſtalten in und um Paris waren freilich für die ſehr beſchränkten Vermögensumſtände Angelika's viel zu koſtbar, doch ein in Angouleme wohnender Jugendfreund ihres Vormundes empfahl dieſem ein in jener Stadt beſtehendes Inſtitut dieſer Art, nicht nur als ſehr wohlfeil, ſondern auch als ganz vorzüglich. Der Vormund freute ſich, hier einen ſo vortrefflichen Ausweg für ſein Mündel gefunden zu haben, und entſchloß ſich um ſo eher, es dorthin zu ſchicken, da ſich zufälliger Weiſe eine vorzüglich gute Gelegenheit ihm darbot, die Kleine in ſicherer Begleitung hinzuſchaffen.

So mußte denn die arme Waiſe fern vom Vaterlande, in einer der abſchreckend ſchmuzigſten, traurigſten Städte des ſüdlichen Frankreichs den ſchönen, nie wiederkehrenden Frühling ihres Lebens unter Menſchen hinſchwinden ſehen, denen ſie fremd blieb, ſelbſt nachdem ſie es gelernt hatte, deren Sprache zu verſtehen. In dem Hauſe, dem ſie anvertraut wurde, war alles klöſterlicher Zwang, ſogar das Vergnügen. Ueber eine ziemlich bedeutende Anzahl aus allen Ecken der Welt, ſogar aus Amerika dort zuſammengekommener junger Mädchen, herrſchten drei bis vier Untergouvernantinnen, gleich ſtrengen Zuchtmeiſterinnen, und dieſe ſelbſt ſtanden wiederum unter dem gewaltigen Scepter einer Vorgeſetzten, die ſich faſt wie eine Gottheit von ihren Untergebenen ſclaviſch verehren ließ. Die Zöglinge waren mehrentheils alle durch Alter, Vaterland, Sprache, Talent und Gemüthsart weſentlich von einander verſchieden, und wurden dennoch vollkommen gleich behandelt; alle waren ſtrengen, ängſtlichen Formen unterworfen, die einzig erdacht zu ſeyn ſchienen, jede frohe Regung eines jugendlichen Gemüths zu erſticken.

Die arme Angelika glich hier vollkommen dem Epheu, der, in einen engen Scherben verpflanzt, mühſelig fortvegetirt, und vergebens die ſchlanken Zweige nach allen Seiten hinſtreckt, um einen Gegenſtand zu finden, den er liebend umfaſſen könnte. Ein einziges, ihr namenlos bleibendes Gefühl unendlicher Sehnſucht bemächtigte ſich ihres ganzen Weſens, aber ſie fand nicht einmal eine Seele, die es der Mühe werth gehalten hätte, ſich von ihr lieben zu laſſen. Sie hatte Jugendgenoſſen, aber keine Jugendfreundin, und überhaupt niemanden in der weiten Welt, zu dem ſie hätte ſagen können: Dir gehöre ich an; oder der auch nur theilnehmend ſich ihr zugeneigt hätte.

Die Zeit vergeht indeſſen dem Glücklichen wie dem Unglücklichen, und ſo flog ſie denn auch an Angelika vorüber, und nahm deren freudenarme Kindheit mit ſich fort. Wie auf einſamer Alpe die im nackten Felſen dürftig wurzelnde Pflanze oft ſchöner ihr Haupt erhebt, als ihre im Garten ſorgſam gepflegte, glücklichere Schweſter, ſo wuchs auch die Verlaſſne unter Entbehrungen aller Art und Uebung ſehr herber Pflichten, mit ihrem vereinſamten Herzen, nicht minder ſchön zur Jungfrau heran als eine Glückliche. Sie hatte das Wort Liebe nie anders als im religiöſen Sinn gehört, nie einen Roman geſehen, viel weniger geleſen; ſie war nie im Theater geweſen, ſah keinen Mann, auſſer den Lehrern in ihrem Inſtitut, und dieſe waren alle in ihrem mühſeligen Berufe grau geworden, und dankten Gott, wenn die Stunde ſchlug, die ihnen das Ende ihres peinlichen Tagewerks verkündete. Und dennoch ſchwebte vor dem innern Sinne der armen Angelika ein namenloſes Ideal, das ihre ſtille Phantaſie mit den herrlichſten Eigenſchaften zu ſchmücken wußte. Es verſchönte, im Wachen wie im Schlummer, ihren Traum, es lieh der ihr ganz unbekannten Welt einen zauberiſchen Glanz und lehrte dem einſamen Mädchen mitten im Zwange ſeiner verarmten Jugend, alles Entzücken der ungemeſſenſten Aufopferung, der zarteſten Anhänglichkeit, ja die ganze unendliche Seligkeit zweier, Liebe um Liebe hingebender Weſen vorahnend empfinden.

Als Angelika ihr ſechszehntes Jahr erreicht hatte, entſchloß ſich ihr Vormund, ſie ſelbſt aus Angouleme abzuholen, um ſie nach dem nördlichen Deutſchland, in das Haus eines nahen Verwandten ihres verſtorbenen Vaters zu geleiten, der es endlich für gut gefunden hatte, der Exiſtenz ſeiner Nichte ſich zu erinnern. In der Familie deſſelben ſollte ſie denn noch ein Jahr verweilen, um deutſche Sprache und Sitte zu lernen, ehe ſie eine Hofdamenſtelle bei einer einſam lebenden verwittweten Fürſtin anträte, zu welcher ihre Verwandten ihr indeſſen die Anwartſchaft zu verſchaffen bemüht geweſen waren. Angelika zitterte vor banger Freude, als ſie das Haus betrat, in welchem ſie zum erſten Mal in ihrem Leben Perſonen finden ſollte, die ihren Namen trugen, und an deren Theilnahme ſie Anſpruch zu haben glaubte. Sie war ſo feſt entſchloſſen, ſie innigſt zu lieben; doch auch hier kam gleich beim Empfange ihrem von heiſſer Sehnſucht erfüllten Gemüthe die kälteſte Berechnung ſteifer Förmlichkeiten entgegen, ſo daß ſie davor zuſammenſchrak, wie die Senſitive, wenn der kalte Hauch des Nordwindes über ſie hinfährt.

Angelika empfand gleich in der erſten Stunde, welche ſie unter ihren Verwandten verlebte, daß ſie durch Sprache und Anſtand, ſogar durch ihre Kleidung ihnen höchſtens ein Gegenſtand der Duldung, doch nie der Liebe werden könne. Sie ſtand mitten unter ihnen wie eine Fremde, denn ſie ſchien durch dieſe Aeußerlichkeiten einem Volke anzugehören, gegen deſſen alles zertretenden Uebermuth, gerade in jenem Momente, ſich jedes deutſche Herz empörte, jeder waffenfähige Arm ſich erhob.

Indeſſen war Angelika, trotz dem äußern Scheine, den man ihr ohne ihr Zuthun aufgedrungen hatte, dennoch ſehr weit davon entfernt, Frankreich zu lieben, von dem ſie nichts weiter kannte, als die alte düſtre Stadt, und in dieſer das Haus, wo ſie ihre erſte Jugendzeit in trübſeliger Beſchränktheit hingeſchmachtet hatte. Denn alles Uebrige war ihr ſogar bis auf den Namen davon fremd geblieben.

Sie hatte immer mit heiſſer Sehnſucht, dieſem Grundton ihres Daſeyns, an ihrem Vaterlande feſt gehalten, deſſen Bild ihr noch aus ihren Kinderjahren vorſchwebte, verherrlicht durch jenen Zauberglanz, mit welchem Entfernung und Entbehren jeden Gegenſtand ſchmücken.

Sie war ſogar heimlich bemüht geweſen, ihre Mutterſprache nicht ganz zu vergeſſen, und hatte, gleich einem werthen Heiligthume, ein paar kleine Kinderbüchelchen ſorgfältig aufbewahrt, die ſie aus ihrer Geburtsſtadt mit ſich nach Frankreich gebracht. So lange ſie in dem Erziehungsinſtitute war, las ſie in mancher einſamen Viertelſtunde ſich ſelbſt aus dieſen Büchern laut vor, um nur die ſüſſen vaterländiſchen Töne zu hören, und ſetzte dieſes ſogar dann noch fort, als der Inhalt ihrer ärmlichen Bibliothek ihrem höher entwickelten Geiſte ſchon längſt nicht mehr zuſagen konnte.

So vorbereitet war es ihr nicht ſchwer, ihrer Mutterſprache bald wieder ganz mächtig zu werden. Das ihr bis jetzt unbekannte Familienleben im Hauſe ihrer Verwandten, die herzlichere Sitte ihres Volkes, der Genuß der Natur in einer ſchönen Gegend, den ſie ſeit ihrer erſten Kindheit entbehren mußte, alles dieſes vereint, machte ihr Vaterland ihr unendlich theuer, aber ſie mußte es auch lieben, wie ſie es liebte, um mit ihrem ſanften, weichen Gemüthe das Gefühl des Nationalhaſſes zu ertragen, welches damals, unzertrennlich von der Vaterlandsliebe, neben dieſer herzog, und ſich in allen ihren Umgebungen auf das deutlichſte ausſprach.

Angelika's Rückkehr ins Vaterland fiel in jene unvergeßliche Zeit, in der ein neu erwachter Heldengeiſt jede deutſche Bruſt beſeelte. Ein friſcher Jugendhauch wehte durch die neubelebte Welt, die ſo lange unter dem Druck eines Einzigen geſeufzet hatte; jedes Herz klopfte in frommer Hoffnung und von allen Seiten eilte Deutſchlands ſtreitbare Jugend herbei, und fand bei der gaſtlichſten Aufnahme in jedem Hauſe die eben verlaßne Heimath wieder.

Auf dieſe Weiſe kam auch Ferdinand von Klarenau in das Haus des Barons Sternwald, — ſo hieß Angelika's Oheim, bei welchem dieſe jetzt lebte, — und in dem einzigen Weſen, das ihr jemals beim erſten Anblicke liebend und vertrauend entgegengetreten war, glaubte das ſehnſuchtsvolle Gemüth des ſo lange vereinſamten Mädchens jetzt das Urbild ihres Jugendideals gefunden zu haben. Alles zeigte ſich ihr von nun an in verſchönerndem Lichte, und die Welt erblühte ihr in nie geſehener Pracht an Ferdinands Hand, denn er war Jüngling, Dichter, und Krieger für Vaterland und Recht. Der freudige Enthuſiasmus, der ihn beſeelte, theilte auch ihr ſich mit; ihr Leben ſchien ihr jetzt erſt zu beginnen, und jeder ihrer Athemzüge war ein ſtilles Dankgebet für die unendliche Seligkeit, welche ihr der Freude ungewohntes Herz kaum zu tragen vermochte.

Da auch die äuſſern Verhältniſſe die Liebenden begünſtigten, ſo ſchied Ferdinand aus der geliebten Nähe ſeiner Angelika als ihr, von ihren Verwandten anerkannter, verlobter Bräutigam. Bei ſeiner Zurückkunft aus dem Felde ſollte ihre Hand den Lohn der Tapferkeit ihm reichen, und die hohe, ſchöne Siegeshoffnung, die aus ſeinen Augen ihr entgegenſtrahlte, erhob auch ſie über den Schmerz der Scheideſtunde, und führte dieſe linde und leiſe an Beiden vorüber. Ferdinand ging nun für die Geliebte zu ſtreiten, Angelika blieb, um für ihn zu beten.

Als er ging, kam kein Gedanke daran in das Herz der Armen, daß er gegangen ſeyn könne, um nie wiederzukehren, und doch war es ſo. Er hatte den Lützow'ſchen Jägern ſich zugeſellt, und fand mit dieſen ſeinen tapfern Geſellen im ſchändlichſten Verrath den Untergang. Wie er geendet hatte? wußte Keiner genau zu berichten; aber er war verſchwunden, ſpurlos, rettungslos, wie ſo Viele, die mit ihm kämpften und fielen.

Gleich einer verſtummten Nachtigall, wenn der Frühling dahin iſt, ſo klagelos, ſo einſam blieb Angelika zurück. Ihr ganzes Daſeyn war von nun an nur ein leiſes Ach; ſie ging ganz ſtill umher, ſie war unendlich freundlich gegen Alle, ſie athmete wie ſonſt, doch jeder Schlag ihres Herzens war ein nie endendes Sterben. Oft dünkte ihr, als müſſe ſie gegen einen bangen Traum ankämfen, dann bat ſie Gott mit Thränen: er möge ſie erwachen laſſen; denn ſie konnte an die Wahrheit ihres Elends nicht glauben, bis das heftiger wiederkehrende Weh im Innerſten ihrer Bruſt ſie von neuem fühlen ließ, daß es dennoch ſo ſey, wie es war.

Ihre im Grunde gutmüthigen Verwandten thaten zwar nach ihrer Art alles, was ſie vermochten, um die Arme zu tröſten, doch mit dem beſten Willen von der Welt verwundeten ſie oft, wo ſie zu heilen gedachten. Sie führten ſie endlich nach Pyrmont in der Hoffnung, daß das Gewühl des Badelebens ſie zerſtreuen würde, aber ſie verflochten ſich bald ſelbſt ſo gewaltig in das allgemeine Treiben der Geſellſchaft, daß ſie gar nicht bemerken konnten, wie Angelika immer bleicher und ſtiller ward, je lauter und bunter es in ihrer Nähe zuging.

Doch gerade hier erbarmte ſich endlich ein guter Engel der Leidenden, und führte ihr in

Viktorinens Tante, der Stiftsdame Anna von Falkenhayn, den einzigen Troſt zu, der auf Erden für ſie noch zu finden war, den Troſt einer weiſen, wahrhaft theilnehmenden Freundin. Das allgemeine Mitleid, welches die intereſſante Erſcheinung des bleichen trauernden Mädchens jedem einflößte, der es ſah, löſete ſich in Anna's edlem Gemüthe gar bald in wahrhaft mütterliche Zuneigung auf, und Angelika erwiederte dieſe Liebe mit all' der Innigkeit, welche von jeher die Luſt und Qual ihres Lebens geweſen war.

Obgleich Angelika in ihrer ſtillen Demuth ſich nie die leiſeſte Andeutung von Unzufriedenheit mit ihrer äuſſern Lage erlaubte, ſo ſah das Fräulein Anna von Falkenhayn doch nur zu bald ein, daß die Umgebungen, in welchen ihre junge Freundin leben mußte, einem gebrochenen Herzen durchaus nicht wohlthun konnten. Schon die Art bewies dies, mit der Angelika's Verwandte ſich über das harte Geſchick ausließen, welches dieſe zarte Pflanze ſo tief gebeugt hatte. Die Bereitwilligkeit, mit der ſie nicht nur das Fräulein, ſondern ſonſt auch noch Jedermann, der darnach fragte, zum Vertrauten in dieſer Angelegenheit machten, hatte in der That etwas Beleidigendes, obgleich ſie ſelbſt dieſes weder fühlten, noch wollten; denn ſie waren wirklich wohlmeinend und wünſchten der armen Angelika zu helfen, nur war ſie ihnen von jeher zu ferne geblieben, um von ihnen verſtanden zu werden. Endlich entſchloß ſich Anna von Falkenhayn, vom innigſten Mitleid durchdrungen, zu erbitten, was Angelika's Verwandte ihr mit tauſend Freuden gewährten, um ſo mehr, da bei der Gemüthsſtimmung des armen Mädchens und deſſen mit jedem Tage tiefer ſinkenden Lebenskraft, ohnehin an die Hofdamenſtelle nicht mehr gedacht werden durfte. Und ſo zog ſie denn mit ihrer älteren Freundin in deren Heimath, und ward von Letzterer als die Tochter ihres Herzens mit unausſprechlicher Zartheit gepflegt und gewartet, wie eine kranke Blume, die man gern wieder aufrichten möchte.

Anna gewann, nach Art aller edlen Frauen, die Leidende immer lieber, je mehr ſie für ſie that, und Angelika's Leben hing dagegen einzig an der wohlthuenden Gegenwart ihrer Beſchützerin. Die Möglichkeit, auch nur wenige Monate fern von dieſer leben zu können, war ihr undenkbar, und ſo wurde denn das geliebte Kind bei dem Beſuch im Kleeborniſchen Hauſe Anna's Begleiterin, und theilte freudig mit ihr die liebende Sorge für Viktorinen.

Nicht nur Viktorine, deren Geneſung mit jedem neuen Tage neue erfreuliche Fortſchritte machte, ſondern auch alle übrigen Mitglieder der Hausgenöſſenſchaft, empfanden das Wohlthuende der Ruhe und Ordnung wieder herſtellenden Gegenwart der Tante. Die gute alte Virnot wanderte wieder ganz wohlgemuth in gewohnter Geſchäftigkeit Trepp' auf, Treppe nieder, ihr Schlüſſelkörbchen in der Hand, und führte in Küche und Speiſekammer das Regiment über die zahlreiche, weibliche Dienerſchaft.

Auch Babet und Agathe ſegneten ihres Theils die Tante und Angelika, weil dieſe beiden ſie der ſteten Gegenwart in der beengenden Luft des Krankenzimmers überhoben. Die guten Kinder durften jetzt doch wenigſtens am Fenſter die Vorübergehenden muſtern, und da gab es denn einſtweilen Manches zu beſprechen, mitunter auch manchen intereſſanten Gruß zu erwiedern, denn der ſchwarze Lieutenant und der blonde Theodor ſchienen täglich in der Nähe des Kleeborn'ſchen Hauſes viel zu thun zu haben. Dieſer Umſtand und die Ueberlegungen, welche man in Hoffnung auf nahe beßre Zeiten, hinſichtlich der Wintergarderobe anzuſtellen für nöthig fand, gaben unverſiegbaren Stoff zur Unterhaltung, ſo daß für's Erſte unter den Beiden von Streit oder übler Laune nicht mehr die Rede ſeyn durfte.

Nur Herr Kleeborn ſelbſt, der alles angewendet hatte, ſeiner Schwägerin Gegenwart ſich zu gewinnen, nur er allein fühlte ſich jetzt durch dieſelbe einigermaßen gedrückt, ohne dieſes jedoch jemals ſich ſelbſt geſtehen zu wollen. Die faſt übertriebne Zartheit, mit der ſie die größte Anſpruchsloſigkeit, die ſtrengſte Diskretion in allen häuslichen Verhältniſſen beobachtete, ihre mitunter ein wenig altmodiſch ſich äuſſernde Vorliebe für Schicklichkeit und Anſtand, ſelbſt im engſten Familienleben, machten ihn oft etwas beklommen und verlegen, wenn er der Tante gegenüber ſich befand. Es entging ihm nicht, wie ſie allein durch ihre Perſönlichkeit nicht nur das ganze Haus, ſondern ſogar ihn ſelbſt beherrſche, ohne doch jemals irgend etwas, einem Befehl Aehnliches auszuſprechen. Alles richtete ſich nach ihren Blicken, und jedem, vom Herrn an bis zu dem Geringſten der Dienenden, war es ſo zu Muthe, als dürfte dieſes gar nicht anders ſeyn.

Es iſt das verfluchte adlige Vornehmthun, dachte Herr Kleeborn, oder gab ſich vielmehr Mühe, es zu denken und im Ganzen half ihm dies wenig, denn er gewann dennoch nicht den Muth, mit ihr von Dingen zu reden, über die ſie noch nicht Luſt hatte, ihn zu hören. Ihr Wunſch war, Viktorinen erſt genauer kennen zu lernen, ehe ſie ſich auf die Abſichten einließ, welche ihr Vater mit dieſer etwa haben mochte; Herr Kleeborn hingegen, der die Krankheit ſeiner Tochter für gar nicht ſo bedeutend hielt, hatte Viktorinens Pflege eigentlich nur als Vorwand zur dringenden Einladung ſeiner Schwägerin gebraucht; ſeine eigentliche Abſicht dabei war aber, durch die Tante auf Viktorinen zu wirken, und ſie in Güte ſeinem Willen geneigter zu ſtimmen. Indeſſen hielt er ihre Gegenwart nebenher für höchſt nöthig, um durch dieſelbe den Glanz und die Würde der vielen Feſte zu erhöhen, welche Viktorinens Geneſung ſowohl, als die zu hoffende Erfüllung ſeiner Pläne mit ihr, bald herbeiführen mußten. Denn nächſt dem Gelderwerb liebte Herr Kleeborn nichts ſo ſehr als Glanz und Pracht in ſeinen Umgebungen; gern wetteiferte er hierin mit den Vornehmſten, und unerachtet ſeiner laut erklärten Geringſchätzung des angebornen Adels, that er ſich dennoch in ſeinem Innern nicht wenig darauf zu gut, eine Dame von dem Range und Anſehen des Fräuleins von Falkenhayn unter ſeine nächſten Verwandten zählen zu dürfen. Er betrachtete oft mit innerm Behagen ihre majeſtätiſche Geſtalt, den jede ihrer Bewegungen bezeichnenden vornehmen Anſtand, und freute ſich im voraus auf den Augenblick, wo ſie in dem ſchönen Ordenskleide ihres Stiftes mit dem großen diamantnen Kreuze, das ſie als Pröbſtin deſſelben trug, in ſeinem Hauſe die Honneurs machen würde. Uebrigens tröſtete er ſich mit dem Glauben, daß aufgeſchoben nicht aufgehoben ſey, er hoffte, daß nach Viktorinens völliger Geneſung ſich ſchon ein günſtiger Augenblick finden würde, um die Tante für ſich zu gewinnen, und überließ ſich täglich in vollkommner Gemüthsruhe den gewohnten Erholungen nach vollbrachter Arbeit, die er jetzt außer ſeinem Hauſe aufſuchen mußte, da ihm das Innere deſſelben in ſeinem durch Viktorinens Krankheit verödeten Zuſtande wenig Freuden darbieten konnte.

Der helle Sonnenſchein eines heitern klaren Herbſtmorgens, an welchem Viktorine ſich auffallend wohl befand, hatte die Tante mit ihrer Angelika hinaus ins Freie gelockt. Müller, der alte Buchhalter, ſtand eben in der Hausthüre, als beide von ihrem Spaziergange zurückkehrten, und die Tante beeilte ihre Schritte, um dem Greiſe, den ſie ſeit ihrer Ankunft im Kleeborniſchen Hauſe noch nicht geſehen, ein paar freundliche Worte ſagen zu können. Sie kannte ihn ſchon lange und ehrte ihn als einen treuen vieljährigen Diener des Hauſes ihres Schwagers, bei deſſen Vater er ſchon in Ehre und Anſehen geſtanden hatte. Als die Damen näher traten, ging ein junger Mann mit ehrerbietigem Grüßen an ihnen vorüber, der bis dahin mit Herrn Müller in anſcheinend eifrigem Geſpräch begriffen geweſen war. Sein Anblick ſchien der Tante auf eigne Weiſe aufzufallen, ſie ſah ſichtbar befangen, ihm eine Weile nach, und war ſogar etwas bleicher als gewöhnlich, als ſie die zum Hauſe führenden Stufen hinauf ſtieg, ſo daß Herr Müller ſie von einem plötzlichen Unwohlſein ergriffen glaubte, und ihr entgegen eilte, um ſie in das zum Empfange der Fremden beſtimmte Eintrittszimmer neben dem Comptoir zu führen. Dort ſetzte ſich die Tante zwar gleich, erklärte aber dabei, daß ſie ſich vollkommen wohl befinde, nur habe ſie am Krankenbette ihrer Nichte ſich der freien Luft entwöhnt, die heut, unerachtet des hellen Sonnenſcheins, ungewöhnlich ſcharf ſey. Beruhigt ging Angelika zu Viktorinen hinauf, während die Tante noch unten blieb, um mit Herrn Müller ein paar Minuten zu plaudern.

Wer war der junge Mann? fragte ſie einigermaßen eifrig, ſo wie Angelika die Thüre hinter ſich angezogen hatte. Herr Müller beſann ſich eine Weile, denn er verſtand ſie nicht gleich. „Der junge Holm, der eben bei mir war, meinen

Ihro Gnaden den?“ erwiederte er ihr endlich, „ja das iſt ein recht lieber, gutherziger junger Menſch. Seit unſer Fräulein Viktorine krank iſt, verſäumt er nie, alle Tage zweimal zu mir in mein Kabinet zu kommen, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, denn von mir erhält er doch immer umſtändlichern Bericht als von den Bedienten. Nun gottlob heute konnte ich ihm recht viel Gutes ſagen, er war auch darüber recht erfreut.“

„Alſo wohl ein ſehr genauer Freund des Hauſes?“ fragte die Tante.

„Das nun wohl nicht,“ war die Antwort, „denn der junge Herr Holm iſt noch gar nicht ſelbſt etablirt, und auch ſonſt eben nicht von Familie, Ihro Gnaden. Niemand wußte, was man aus ſeinem ſeligen Vater machen ſollte, denn der war zwar ein Gelehrter, aber weder Juriſt noch Mediziner. Er wohnte mit dieſem ſeinem einzigen Sohne lange Jahre hindurch in der Vorſtadt, niemand hat ihn ſonderlich gekannt, denn er führte ein ſehr eingezogenes Leben. Ja, du lieber Gott, es iſt hier ein ſehr theuer Pflaſter, und wer nicht reich iſt, thut am beſten ſich ganz ſtill zu verhalten.“

„Iſt der Vater lange todt?“ fragte die Tante wieder, mit ſichtbarem Antheil.

„Seit drei Jahren ungefähr,“ erwiederte Herr Müller. „Der alte Holm ſoll aber übrigens ein recht grundgelehrter Mann geweſen ſeyn,“ ſetzte er hinzu, „ſehr bewandert in der Mathematik und in fremden Sprachen, auch ſoll er ein Lexicon oder ſo etwas im Druck herausgegeben haben. Nun, der Sohn artet dem Vater nach, man ſagt, er habe auf der Univerſität ſeine Zeit ſehr gewiſſenhaft angewendet. Das wird ihm denn nun auch freilich in ſeinem jetzigen Stande recht gut zu ſtatten kommen, denn in unſern Tagen kann der Kaufmann nie zu viel wiſſen, und das Gelehrtſeyn, oder wenigſtens Gelehrtthun iſt unter unſern jungen Herrn obendrein Mode.“

„Der junge Mann war alſo nicht von jeher zum Kaufmann beſtimmt?“ fragte die Tante mit ſteigendem Intereſſe.

„Ei was wollte er!“ erwiederte der Buchhälter, „nein Ihro Gnaden, der junge Holm iſt Doctor Juris, er hat ordentlich ſtudirt. Erſt vor kaum anderthalb Jahren hat er umgeſattelt, und was das ſonderbarſte iſt, niemand hat früher die mindeſte Neigung zum Kaufmannsſtande an ihm bemerkt, das iſt ſo ganz mit einem Mal von ſelbſt gekommen. Aber da ſieht man recht, wie der Menſch alles kann, was er ernſtlich will. Vor zwei Jahren wußte der junge Holm noch keinen Kurs zu berechnen, nicht einmal einen Wechſel ordentlich auszuſtellen, von Waarenkenntniß war bei ihm vollends gar nicht die Rede, und jetzt iſt er der Herren Fiſcher et Compagnie rechte Hand. Geben Ihro Gnaden nur Acht, der macht gewiß noch ſein Glück in der Welt.“ Die Tante, in immer tieferes Nachdenken verſinkend, ſchien auf die letzten Worte des freundlichen Greiſes kaum zu hören, weshalb dieſer denn auch mit gewohnter Ehrerbietung ſtille ſchwieg, bis ſie, wie aus einem Traume erwachend, die Bemerkung hinwarf, daß der junge Holm doch wohl öfters an den Geſellſchaften hier im Hauſe Antheil nehmen müſſe, da ihn die Ereigniſſe in demſelben ſo zu intereſſiren ſchienen.

„Ins Comptoir kommt er zwar oft in Geſchäften, ſeit er den Kaufmannsſtand erwählt hat,“ erwiederte Herr Müller, „ſonſt aber nie ins Haus, daß ich wüßte, außer ein paarmal bei Konzerten, denn er ſingt einen herrlichen Tenor. Daß er ſich aber ſo fleißig nach der Geſundheit unſers Fräuleins erkundigt, iſt dennoch ganz natürlich, da er ſie doch einigermaßen kennt, die halbe Stadt thut ja daſſelbe. Sehen, Ihro Gnaden, hier liegt der Zettel, mit den Namen derer, die nur dieſen Morgen nachgefragt haben. Zwei volle Bogen, man kann die Hälfte kaum leſen, denn die Bedienten ſchreiben meiſtens ſo ſchlecht, daß es eine Schande iſt. Aber hier ſind doch einige zierliche Handſchriften, denn die jungen Herren haben faſt alle eigenhändig ihre Namen angeſchrieben, weil ſie gewöhnlich ſelbſt kommen, ſich nach des Fräuleins Befinden zu erkundigen. Sehen Ihro Gnaden, Sir Robert Beverley, John Simpſon Esquire, Comte de Beauchamp, Graf Nordhauſey, Baron Engeſtröm, lauter Fremde die an uns addreſſirt ſind.“

Angelika's blondes Lockenköpfchen, das dieſe, über dem langen Ausbleiben der Tante beſorgt, zur Thüre herein ſteckte, machte jetzt der Unterhaltung ein Ende.

Anna begab ſich zu Viktorinen, ſie fand dieſe auf ihrem Sopha, von einer Schaar junger, ſie beſuchender Mädchen umlagert, unter denen auch Babet und Agathe nicht fehlten. Alle ſprachen zugleich, denn es war von gar intereſſanten Gegenſtänden die Rede, denen aber die Tante keinen Antheil abzugewinnen wußte. Sie ſetzte ſich daher in ihren Lehnſtuhl in der fernſten Ecke des Zimmers. Ihre Gedanken flogen zurück in eine längſt dahin geſchwundene Vergangenheit, deren Abglanz in dieſem Augenblick in ungewohnter Klarheit ſie umſchwebte. So zaubert ein einziger heller Sonnenblick uns oft mitten im Winter den Frühling mit allen ſeinen längſt in Staub verſunknen Blüthen herbei. Anna gab dem ſchmerzlich-ſchönen Traume mit ganzer Seele ſich hin; ſie forſchte nicht weiter, was gerade jetzt ihn herbeigerufen haben könne? ſie verſank immer tiefer in ſich ſelbſt, und achtete wenig auf das, was in dem jugendlichen Kreiſe, in ihrer Nähe laut genug abgehandelt ward.

Die Mädchen zählten indeſſen die Bälle, welche ſie in den nächſten Wochen zu hoffen hatten, und jetzt waren die Tänzer an der Reihe. „Mit denen ſieht es windig aus,“ ſeufzte Babet, „wenn nicht etwa der Himmel ein Einſehen hat und friſche Zufuhr uns ſendet.“ „Leider ja,“ ſtimmte Amelie, die Tochter des benachbarten Obriſten, in dieſe Klage ein, „Theodor geht morgen fort, und auch Baron Sillborn reiſt nach Wien.“ „Und Lieutenant Horſten hat nur noch vierzehn Tage Urlaub,“ rief Lilli dazwiſchen. So währte das Herüber und Hinüberſprechen noch eine feine Weile fort, der Gegenſtand des Geſprächs beſchäftigte alle, ſo daß keine dabei auf Viktorinen Acht gab, bis die eben ins Zimmer tretende Angelika durch einen Schrei des Entſetzens ſie darauf aufmerkſam machte, daß die Arme bleich und ſtarr gleich einer Todten in ihre Kiſſen zurück geſunken dalag.

Der Aufruhr, der jetzt entſtand, iſt nicht zu beſchreiben. Die Mädchen liefen vor Angſt wie ſinnlos durch einander, der Schellenzug riß von dem gewaltigen Sturmläuten; laut ſchreiend, „bon Dieu! qu'est il donc arrivé à ma pauvre petite,“ ſtürzte die Bonne herein, und dieſer folgte, zum Glück bald, der ſchnell herbeigerufne Arzt. Viktorinens bewußtloſer Zuſtand, den die vielen, ohne Wahl und Zweck angewandten Mittel nur verſchlimmerten, ohne daß die vor Schrecken ſelbſt halb todte Tante dem Unheil hatte ſteuern können, wich endlich ſeinen vernünftigern Anordnungen. Jetzt aber hob der wackre Mann auch eine tüchtige Strafpredigt an, während welcher ſich indeſſen die fremden Mädchen ganz in der Stille fortſchlichen; er ſchrieb Viktorinens Zufall einzig dem lärmenden Beſuche zu, und empfahl nochmals die ungeſtörteſte Ruhe und Stille in der Nähe der Kranken. Babet und Agathe wurden gänzlich aus dem Zimmer derſelben verbannt, jeder fremde Beſuch hoch verpönt, und nur Angelika, für deren ſtilles Betragen ſich die Tante verbürgte, erhielt die Erlaubniß nach wie vor die Sorge für Viktorinens Pflege mit ihrer geliebten Wohlthäterin zu theilen.

Es war ſchon ſpäter Abend, und die Tante ſaß ganz allein an Viktorinens Bette, als dieſe aus ihrem unruhigen Schlummer auffahrend, die Vorhänge zurückſchlug, und mit ängſtlicher Haſt im ganzen Zimmer umher ſah.

„Tante!“ flüſterte ſie leiſe und beklommen, „Tante, ſind wir allein? werden wir es bleiben?“

Die Tante verſicherte ſie deſſen, und bat ſie, nur ruhig ſich zu verhalten. „Ruhig! ruhig!“ erwiederte Viktorine mit ungewohnter Heftigkeit, „gebieten ſie doch auch dem Sturm, der eben heulend das Haus umtobt, daß er ruhig ſey, oder dem Meere, oder der Flamme, die verzehrend wüthet.“ „Kind, geliebtes Kind,“ unterbrach die Tante ſie, „du richteſt dich und mich und uns alle zu Grunde, wenn du ſo fortfährſt! komm, ſey mein gutes Mädchen, lege dich wieder, ſey geduldig und ich verſpreche dir — —“ „Was? —“ rief Viktorine, „was können Sie mir verſprechen für mein Leben, Tante, für die Ruhe meines Lebens, für all' mein Glück auf Erden, und vielleicht auch dort! Nein, Sie müſſen mich hören, Sie müſſen jetzt mich hören, in dieſer Minute, wenn Sie mich nicht wollen wahnſinnig werden laſſen. Sie werden mich hören, Sie werden mich retten, denn Sie ſind ja die einzige Schweſter meiner lieben, lieben Mutter!“ Schwer und einzeln rollten große Thränen aus Viktorinens weit offnen ſtarren Augen über die glühenden Wangen, auf die krampfhaft zitternde Bruſt hinab, die Tante hielt ſchmeichelnd ſie umfaßt und bat ſie in den zärtlichſten Worten nur jetzt ſich zu ſchonen. „Ich will Dich ja hören, ich will ja alles thun, ich will Dich retten, Dir helfen, für Dich nur leben,“ ſprach ſie, „ich bin ja nur Deinetwegen hier, aber halte Dich jetzt nur ruhig, damit Du Kräfte gewinnſt, ſpäterhin, Morgen vielleicht“ — — „Späterhin iſt zu ſpät,“ rief Viktorine mit immer ſteigender Heftigkeit, „ſpäterhin, wenn alles vorüber iſt, was für Troſt, was für Hülfe können Sie mir dann gewähren, wenn Gott ſelbſt das Geſchehene nicht mehr ungeſchehen machen kann. Nein jetzt, jetzt in dieſer Stunde.“ Vergebens ſuchte die Tante durch Erinnerung an das Verbot des Arztes ſie zum Schweigen, zur Schonung ihrer Kräfte, zu bewegen. „Was weiß der Arzt, der überkluge Thor! was wiſſen ſie Alle,“ rief Viktorine, „Sie ſehen es ja Tante, Sie müſſen es ſehen, ich habe Kraft, aber Schweigen in dieſer Stunde vernichtet mich; dieſe gränzenloſe Angſt kann ich nicht verſchließen, ſie zerſprengt mir die Bruſt; Sie müſſen mich hören, wenn Sie vom Untergange mich retten wollen.“

Viktorinens immer heißeres Bitten, die zunehmende Fieberglut, die aus ihren Augen blitzte, bewogen endlich die Tante, ſich mit ihr auf Bedingungen einzulaſſen, um ſie einigermaßen zu beruhigen. „So ſprich denn, meine Viktorine,“ bat ſie ſchmeichelnd, „ſage mir, was ich in dieſem Augenblick thun ſoll, um Dich zu beruhigen. Ich will es vollbringen, wenn es zu vollbringen iſt, doch was ich nicht jetzt gleich wiſſen muß, das ſpare für eine beſſre Stunde auf, wenn Du ruhiger, kräftiger biſt, nur unter dieſer Bedingung will ich es wagen, des Arztes Gebot zu überſchreiten und Dich reden zu laſſen.“

„Wohlan denn,“ rief Viktorine, „laſſen Sie den alten Müller herauf kommen, hier herauf, ins Nebenzimmer dort, und die Thüre muß offen ſtehen, und flüſtern Sie nicht etwa mit ihm, ich muß alles hören, jedes Wort, das Sie miteinander ſprechen; ich will nicht getäuſcht ſeyn.“ „Was denn Viktorine, was willſt Du wiſſen?“ fragte die Tante. „Ob er nach Odeſſa geht, o Gott! o Gott! er iſt vielleicht ſchon fort!“ rief laut jammernd Viktorine.

Die Tante erſchrak heftig, denn ſie glaubte jetzt in der That, zum wenigſten eine in fieberhaften Träumen Verlorne vor ſich zu haben. „So beſinne Dich doch, ſo faſſe Dich doch, Liebe,“ redete ſie Viktorinen begütigend zu; „was willſt Du mit Odeſſa? was ſoll der gute alte Müller dort?“ —

„Wer ſpricht von dem!“ rief zürnend Viktorine, „Raimund, Tante, Raimund Holm geht nach Odeſſa, iſt vielleicht ſchon dort! hörten Sie es denn nicht? Es klang doch ſo laut! ſo furchtbar! mir war, als ob die Decke des Zimmers ſich in dem Momente zuſammen brechend über mich herabſenkte, und Sie hörten es nicht? Luzie ſprach es aus, als die Mädchen ihre Tänzer aufzählten; „der beſte von allen,“ ſprach ſie, „Holm geht heut oder morgen nach Odeſſa ab.“

Die Tante blickte jetzt mit unbeſchreiblicher Wehmuth auf das arme Mädchen hin, das in wilder Angſt ſie anſtarrte, dann das Geſicht verhüllend, „er iſt fort! er iſt fort! auf ewig fort!“ in herzzerſchneidenden Klagetönen wimmerte. „Holm iſt nicht fort,“ ſprach jetzt die Tante, nachdem ſie mühſam ihre gewohnte heitre Faſſung wieder errungen hatte, „ich habe ihn kurz vor Deiner Ohnmacht heut Vormittags geſehen, als er bei

Müllern ſich nach Deinem Befinden erkundigte. Der gute Alte hat mich nachher lange von ihm unterhalten, von ſeinen lobenswerthen Eigenſchaften, von ſeinen Ausſichten in die Zukunft. Odeſſa ward dabei gar nicht erwähnt und Müller hätte nicht davon geſchwiegen, wenn die ganze Reiſe nicht ein Mährchen wäre. Wer wird auch in dieſer Jahreszeit, bei einbrechendem Winter nur daran denken ſo etwas zu unternehmen!“ Viktorine richtete ſich im Bette auf, ſie ſah der Tante lange und forſchend ins Geſicht, dann ergriff ſie ihre Hände und drückte ſie feſt an ihr hörbar klopfendes Herz, an ihre heißen Augen, ſie bewegte die zitternden Lippen, aber, von ihrem Gefühl überwältigt, vermochte ſie es nicht, nur einen Laut hervor zu bringen.

„Du liebes Ebenbild meiner Schweſter,“ ſprach die Tante ſehr bewegt, „Du ſollſt mich immer nicht nur mild und theilnehmend, ſondern auch wahr finden. Armes, armes, Kind! Beruhige Dich für jetzt, ich will es auch. Wir wollen Kräfte ſammeln, denn wir werden beide ſie brauchen.“

„Ich weiß es Tante,“ erwiederte ihr die jetzt zwar minder heftige, aber doch noch immer ſehr aufgeregte Viktorine, „ich weiß es. Auch was Ihnen ſelbſt vielleicht noch unbekannt blieb, iſt mir es nicht mehr, denn ich weiß, warum man Sie, gerade Sie zu mir gerufen hat. Ich kenne Sie nur wenig, liebe Tante, doch weil ich mehr, als ich es ſagen kann, mich hingezogen fühle, Sie gleich einer zweiten Mutter zu ehren und zu lieben, ſo wage ich es, Sie, bittend, zu warnen. Unternehmen Sie es nicht, zu verſuchen, was man von Ihnen fordern wird, denn, ich ſage es Ihnen im voraus, Sie und mein Vater können zwar das Herz mir brechen, aber nie mich verleiten, der treuen, alles opfernden Liebe unwürdig zu lohnen. Wollen Sie mir nicht glauben, meine Bitte nicht erfüllen, nun wohlan, dann verſuchen Sie Ihre Ueberredungskünſte, die ganze wunderbare Macht, die Ihnen gegeben ward über die Gemüther Anderer zu herrſchen. Mich ſollen Sie ſtandhaft finden, nie ſollen Sie mich verleiten, die Stimme zu erſticken, die in mir laut über Recht und Unrecht entſcheidet.“

Die Tante erwiederte der noch immer unnatürlich Aufgeregten nur wenig, und in den mildeſten Ausdrücken, und ſo gelang es ihr endlich, ſie nach und nach einigermaßen zu beſänftigen. Was ihr indeſſen Viktorine an dieſem Abend und in den nächſt folgenden Tagen nur ſtückweiſe, oft von Gefühlsergießungen der Erzählerin, zuweilen von Gegenbemerkungen der Tante unterbrochen, mittheilen konnte, findet der Leſer im folgenden Abſchnitt in zuſammenhängender Form.

Raimund Holm war der Sohn eines Mannes, dem es deutlich anzuſehen war, daß die Welt während eines nicht ſehr langen Lebens ihm oft und vielfach wehe gethan haben mochte. Mehr noch als ſein früh ergrautes Haar und ſeine, augenſcheinlich durch langen und herben Gram, verdüſterten Züge, bezeigte dies die tiefe Abgeſchiedenheit, welche er mit einer Art Aengſtlichkeit aufſuchte, und die Scheu, mit der er alles floh, was nur von ferne dahin abzwecken konnte, ihn aus ſeiner Verborgenheit ans Licht zu ziehen.

Der Vielerfahrne kannte das Leben zu gut, um nicht zu wiſſen, daß man in einer großen volkreichen Stadt weit unbemerkter und einſamer nach eigenem Plane ſein Daſein hinbringen kann, als in einem kleinen Orte, oder ſelbſt auf dem Lande. Denn in Städtchen und Dörfern zieht jeder neue Ankömmling die Aufmerkſamkeit der Nachbarn auf ſich, und jeder, der nicht genau ſo leben mag, wie alle Uebrige um ihn her, gilt für einen bemerkenswerthen Sonderling. Raimunds Vater wählte deshalb lieber eine große berühmte Handelsſtadt zu ſeinem Wohnorte, wo er einige zwanzig Jahre hindurch bis an ſeinen Tod, ein von aller Geſellſchaft, faſt von aller Bekanntſchaft abgeſondertes Leben führte, gleich weit entfernt von Dürftigkeit und Ueberfluß. Seine feinern Sitten und Lebensgewohnheiten, eine gewiſſe Eleganz in ſeinem Aeußern, — die niemand, auch in der tiefſten Einſamkeit ablegen kann, der ſie von Jugend auf ſich aneignete, — verriethen indeſſen, daß er die Welt kannte die er floh, und daß er ſogar ſeine erſte Bildung in ihrem Umgange erhalten haben mußte.

Durch frühe Gewöhnung theilte er auch ſeinem Sohn dieſe Eigenſchaften mit, und gab ihm dadurch gewiſſermaßen einen Freibrief für den künftigen Eintritt in die Geſellſchaft, den viele entbehren, die in der Einſamkeit aufwuchſen, und deſſen Mangel dennoch die in dieſer Hinſicht meiſtens unerbittliche Welt, ſelbſt bei ſonſt ausgezeichneten und hochbegabten Menſchen, ſelten zu überſehen pflegt.

Des Knaben Erziehung, den er als ganz unmündiges Kind mit ſich gebracht hatte, war das einzige Geſchäft des Vaters; Kunſt und Literatur die Freude und der Schmuck ſeines Lebens. Raimund wuchs unter fröhlichen muthigen Spielgeſellen heran, der fröhlichſte und muthigſte von allen, denn ſein Vater, der kein Glück der Jugend ihn entbehren laſſen mochte, verſäumte es nicht, neben dem häuslichen Unterrichte, den er ihm ſelbſt ertheilte, ihn auch die öffentliche Schule beſuchen zu laſſen. Ueberhaupt war er von dem Gedanken weit entfernt, ſeinen Sohn nur für ein contemplatives Leben, in ſteter Entfernung von der Welt, erziehen zu wollen, obgleich er ein ſolches am früh einbrechenden Abend ſeines Lebens für ſich ſelbſt erwählt hatte. Er wünſchte vielmehr ein nützliches und thätiges Mitglied der Geſellſchaft aus ihm zu bilden. Denn wie man erſt nach vollbrachter Arbeit den vollen Genuß der Ruhe lernen kann, ſo lernt man auch nur nach langem Treiben im Gewirre der Welt den hohen Werth der Einſamkeit erſt recht empfinden. Dies wußte Raimunds Vater aus eigner Erfahrung.

Des Knaben beglückte Kindheit zog, gleich einem Frühlingstraum, an ihm vorüber und unvermerkt kam ſo die Zeit herbei, in welcher er zum erſten Male ſeinen Vater verlaſſen ſollte, um die Univerſität zu beziehen.

Nichts ſtellt den Jüngling am Anfang ſeines erſten Ausflugs in die Welt ſo feſt, ſo ſicher, ſo kräftig in dieſe hin, als die frühere Erziehung an der Seite eines edlen, durch Geiſt und Gemüth ausgezeichneten Vaters, der, ohne berühmt zu ſeyn, dennoch durch Lehre und Beiſpiel ihm ſtets gegenwärtig bleibt, und zu deſſen Bilde er ſich flüchtet, wenn er im Gedränge der ihm neuen Verhältniſſe des Lebens Rath und Hülfe bedarf. Ein durch den Vater berühmt gewordner Name iſt hingegen, beim erſten Eintritte in die Welt, wohl eher ein Hinderniß zu nennen, denn dieſe hängt ſtets am Klange des Worts. Und ſo wie der ſchuldloſe Sohn eines als unwürdig bekannten Mannes, unerachtet ſeines eignen Werths und ſeiner Unſchuld, dennoch ſtets mit tauſend Vorurtheilen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, die einzig um ſeines Namens willen ſich überall ihm entgegen ſtellen, ſo tritt auch dem, der ſein Leben einem großen berühmten Vater verdankt, ein Vorurtheil andrer Art in den Weg. Man verlangt von einem ſolchen, daß er beſſer und geiſtreicher ſey, als alle andere ſeines Gleichen, und zwingt dadurch oft eine gewiſſe Unſicherheit in ſein Weſen hinein, die ihm, mit einem andern Namen geboren, ſtets ferne geblieben wäre.

Raimund hatte das Glück, auch in dieſer Hinſicht ganz frei und ungehindert da zu ſtehen. Mit der von ſeinem Vater ihm mitgetheilten Ruhe alter Erfahrung zog er in blühender rüſtiger Jugend aus, ein reiner Jüngling an Seele und Leib, und kehrte zur beſtimmten Zeit eben ſo ins Vaterhaus wieder zurück. Im klaren Bewußtſeyn ſeines Zwecks hatte er die Univerſitätsjahre wohl angewendet, doch der Rath ſeines Vaters bewog ihn, ſich einſtweilen noch ernſtlicher auf das thätige Leben vorzubereiten, theils durch ſtille Fortſetzung ſeines Strebens in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, theils indem er mit der geſelligen Welt ſich näher bekannt zu machen ſuchte, ehe er es wagte, in ihr als Geſchäftsmann öffentlich aufzutreten. Er knüpfte auf den Rath ſeines Vaters manche erfreuliche Bekanntſchaft in der Stadt an, beſuchte Geſellſchaften, Bälle, das Theater, kehrte aber jeden Abend mit gewohnter Liebe und Treue zu ſeinem Vater zurück. So ſtrebte er, deſſen kränkelndes Alter durch Erzählungen aus jenem bunten Treiben zu erheitern, das der Greis ſeit mehr als fünf und zwanzig Jahren nicht mehr ſah, und das er dennoch in den Beſchreibungen des Jünglings als wenig verändert wieder erkannte. Anfangs ſchien es, als ob Raimunds Vater, in dieſem genußreichen Beiſammenleben mit ſeinem Sohne, gewiſſermaßen begönne neue Jugendkraft wieder zu gewinnen; doch leider war dieſer freudenverkündende Schein nur das letzte Aufflackern der Lampe vor dem völligen Erlöſchen. Die längſt in den Stürmen des Lebens erſchöpften Kräfte brachen in dieſer heitern Stille bald gänzlich zuſammen, und Raimund blieb verwaiſet und verlaſſen am Grabe ſeines Vaters zurück, ehe noch das zu ſeiner völligen Ausbildung beſtimmte Jahr vorüber war.

Dieſer Verluſt hatte in Raimunds äußrer Lage nichts verändert, denn bei gewohnter Mäßigkeit ſicherte ihm das hinterlaßne väterliche Vermögen zwar keine glänzende, aber dennoch eine völlig unabhängige Exiſtenz. Dagegen fühlte er in ſeinem Innern nun die ſchmerzlichſte Oede. Er hatte für niemanden mehr zu ſorgen, niemanden mehr zu erfreuen, keinen einzigen Vertrauten ſeiner Gedanken und Empfindungen. Und gerade in jener weichen, ſehnſüchtigen Stimmung, in die uns ein Verluſt wie der ſeine ſo leicht verſetzt, und der wir ſo gern nachgeben, trat Viktorinens glänzend ſchöne Erſcheinung zuerſt ihm entgegen.

Der berühmteſte Muſiklehrer der Stadt hatte nach Zelters preiswürdigem Beiſpiel einen Singverein errichtet, der ſich wöchentlich ein paarmal verſammelte, und an welchem faſt Alle, die ſich dazu eigneten, eifrig Theil nahmen. Raimund, deſſen ſchöne Tenor-Stimme dem Stifter der Geſellſchaft längſt bekannt war, durfte nicht dabei fehlen, und auch Viktorine behauptete mit Recht den Rang der erſten Sängerin unter den Damen.

Daß der erſte Tenor und der erſte Sopran durch ihr Talent einander näher gebracht wurden, war wohl ganz natürlich; es fehlte Beiden nicht an Anläſſen, ſich gegenſeitig, auch über andere als blos muſikaliſche Gegenſtände auszuſprechen, und dabei den inneren Reichthum ihres Geiſtes vor einander zu entfalten. Raimund hatte ſchon früher Viktorinen zuweilen geſehen und ihre ſeltne Schönheit bewundert, doch der im Kleeborn'ſchen Hauſe herrſchende große Ton hielt bis dahin den ſtolz-beſcheidnen Jüngling davon ab, Zutritt in demſelben zu ſuchen. Und auch jetzt, bei näherer Bekanntſchaft mit Viktorinen, vermied er es noch immer, den Schein von Zudringlichkeit dadurch auf ſich fallen zu laſſen, obgleich Viktorinens jugendlich ſchöne Geſtalt, der dunkle Feuerſtrahl ihrer Augen ihm öfter als ſonſt in wachen Träumen vorſchwebte, und der ſeelenvolle Ton ihrer hellen, glockenreinen Stimme immer noch lange in ſeiner tiefſten Bruſt wiederhallte, wenn er ſchon längſt den Singverein verlaſſen hatte.

Ein glänzender Ball, zu dem auch Raimund geladen war, bot dieſem indeſſen einige Zeit nach Errichtung des Singvereins Gelegenheit, Viktorinen zum erſten Mal im vollen Glanze zu erblicken. Schon bei ihrem Eintritte in den Saal hörte er jenes leiſe Flüſtern der Bewunderung, den höchſten Triumph der Schönheit, ihr entgegenrauſchen, ſo wie die Wipfel des Waldes ſich flüſternd regen, wenn die Sonne aufgehen will. Dieſer ſchmeichelhafte Ton begleitete ſie durch die lange Reihe der größten Theils ſchon verſammelten Geſellſchaft, ſo wie ſie durch den Saal hinging, und verkündete in ihr ſchon im Voraus die Königin des Feſtes.

Raimunds Blick hing unabwendbar an ihr und belauſchte jede ihrer Bewegungen. Noch nie war ihm ein weibliches Weſen von ſo blendendem Reize erſchienen; ja er glaubte Viktorinen ſelbſt ſo zauberiſch ſchön noch nie geſehen zu haben. Ihr ſehr reicher Anzug trug, bei aller darin herrſchender Pracht, dennoch das Gepräge edler kunſtloſer Einfachheit. Jugendliche Freude leuchtete aus ihren Augen, aus dem ſüßen Lächeln des lieblichen Mundes und verſchönte ſie unbeſchreiblich. So ſtand ſie in höchſter Unbefangenheit da, mitten im dichten Kreiſe ihrer Bewunderer, lachte mit Dieſem, ſcherzte mit Jenem, und betrug ſich völlig wie Jemand, welcher der Huldigungen zu gewohnt iſt, um darauf noch großen Werth legen zu können. Alle, die ſich durch nähere Bekanntſchaft nur einigermaßen dazu berechtiget glaubten, drängten ſich in ihre Nähe; die eleganteſten jungen Herren nahten ſich ihr ehrerbietig, als wäre ſie eine Fürſtin, um einen Tanz von ihr zu erbitten, und jeder beneidete den Glücklichen, dem ſie einen zuſagte. Sogar die andern Mädchen ſuchten eine Ehre darin, mit Viktorinen vertraut zu erſcheinen, denn es fiel keiner ein mit ihr wetteifern zu wollen, und alle liebten ſie wegen ihrer anſpruchsloſen, immer gleichen Freundlichkeit.

Raimund ſah aus einiger Entfernung dem Gedränge um Viktorinen zu, und das Herz that ihm dabei weh, er wußte nicht warum? Er verſuchte es, dieſes bange Gefühl ſich als Mitleid mit dem holden Weſen auszudeuten, das, ſo umgaukelt, am Ende doch wohl zu Grunde gehen müſſe; doch fühlte er bei alle dem auch die Unmöglichkeit, ihr den ihr gebührenden Tribut der Bewunderung zu verſagen.

Der Tanz begann, und gleich einer Göttin, von ihren Nymphen gefolgt, ſchwebte Viktorine am Arm eines fremden Prinzen, der ſich unter den anweſenden Gäſten befand, dem glänzenden Reigen voran. Alle tanzten, nur ein einziges Mädchen blieb unaufgefordert an ihrem Platze; ein junges, blödes Kind, das Niemand kannte, und deſſen beinahe zu einfacher, etwas altmodiſcher Putz ſchon von Manchen beſpöttelt worden war, weil er gegen die Eleganz der übrigen Tänzerinnen gar zu auffallend abſtach. In der peinlichſten Stellung, mit hochglühenden Wangen, ſaß die Verlaſſene da, mit der noch Niemand eine Sylbe geſprochen hatte; aus den unſchuldigen Augen ſtrahlte das glühendſte Verlangen, an der allgemeinen Jugendluſt ebenfalls Antheil nehmen zu können, und zugleich zuckte ängſtliche Verlegenheit um den kindlichen Mund, als ob die Arme ſich bemühe, Thränen zurückzudrängen, die das Gefühl des Zurückgeſetztwerdens ihr eben auszupreſſen im Begriff war.

Raimund nahm an dieſen und einigen folgenden Tänzen nicht Theil. In eine Ecke des Zimmers hingelehnt, verfolgte er jede Bewegung Viktorinens mit ſeinen Blicken, und ſah zu ſeinem Erſtaunen, wie dieſe gleich in der erſten

Pauſe dem unbekännten Mädchen ſich nahte, ein Geſpräch mit der augenſcheinlich Verlegnen anknüpfte, ſich eine kleine Weile zu ihr hinſetzte, dann, wieder aufſtehend, ihren Arm ergriff, und einige Mal mit ihr im Saal auf und abging. Im Gewühle der Geſellſchaft verlor er indeſſen Beide bald aus dem Geſicht, und ſchon begann der böſe Argwohn ſich in ſeinem Gemüthe zu regen, als ob Viktorine, im Uebermuthe des Bewußtſeyns ihrer alles beſiegenden Schönheit, mit dem unſcheinbaren Mädchen vielleicht ein unwürdiges Spiel treibe und es als Folie mit ſich herumführe, um dadurch den Glanz ihrer eignen Erſcheinung zu erhöhen. Da rief plötzlich eine ſanfte Stimme ſeinen Namen und weckte ihn aus ſeinen Träumereien. Er fuhr auf, blickte um ſich und dicht neben ihm ſtand Viktorine und ſah ihn freundlich bittend an.

„Ich möchte Sie wohl um einen Ritterdienſt anſprechen; denn Sie ſehen mir ganz darnach aus, als ob Sie mir ihn nicht abſchlagen würden,“ ſagte ſie mit unbeſchreiblicher Anmuth, aber doch ein wenig erröthend. „Ich möchte Sie bitten,“ fuhr ſie fort, „den nächſten Tanz mit jener jungen Dame zu tanzen, die eben mit mir durch den Saal ging. Sie iſt der Geſellſchaft unbekannt, und unſere jungen Herren ſind ſämmtlich unartig genug, ſie dies empfinden zu laſſen.“

Raimunds frohes Erſtaunen bei dieſer unerwarteten Anrede erlaubte ihm nicht viel Worte zu machen. Er eilte, vor allem Viktorinens Wunſch zu erfüllen, und nahte ſich ihr dann wieder, um von ihr zu erfahren, wer das junge Mädchen ſey, deſſen ſie ſo eifrig ſich annahm.

„Ich kenne ſie eben ſo wenig, als Sie ſie kennen,“ gab Viktorine ihm ruhig und einfach zur Antwort. „Indeſſen ſie iſt hier fremd, und da ich ſie ſo ganz verlaſſen daſitzen ſah, kam mir der Gedanke: wie mir zu Muthe ſeyn würde, wenn mir einmal etwas Aehnliches widerführe. Da war es denn doch natürlich, daß ich nicht eher ruhen konnte, bis ich ſie tanzen ſah.“

„Aber wie war es möglich, daß Sie, gerade Sie mein Fräulein, ſich eine ſolche Möglichkeit nur denken konnten?“ fragte Raimund.

„Und warum ſollte ich dies nicht können?“ erwiederte ihm Viktorine. „Jene alte menſchliche Sitte, dem Fremdling freundlich entgegen zu treten, weil Fremdſeyn doch wenigſtens für den Moment eine Art Unglück iſt, kam längſt aus der Mode, und da könnte es doch geſchehen, daß ich an einem Orte, wo ich ganz unbekannt wäre, eben ſo verlaſſen daſitzen müßte, als dieſes arme Kind. Zu meiner großen Freude werde ich indeſſen eben gewahr, daß man ſie zum nächſten Tanze wieder auffordert, und nun tanze ich ſelbſt mit verdoppelter Luſt, da der Anblick der kleinen Verlaſſenen mich nicht mehr quält.“ „Die Sie gar nicht kennen?“ fragte Holm. „Die ich gar nicht kenne. Muß man denn alle Leute kennen?“ erwiederte Viktorine lachend, und hüpfte mit ihrem Tänzer davon, der in dieſem Augenblick herantrat, um ſie zum eben beginnenden Tanze abzuholen.

Nachdem letzterer vollendet war, ſetzte ſich Viktorine hin, um auszuruhen, und Raimund nahte ihr von neuem. „Ich möchte wohl einmal, und wäre es auch nur für eine einzige Stunde, Sie ſeyn, mein Fräulein,“ ſprach er lächelnd, „es iſt wohl ein verwegner Wunſch, aber ich kann ihn nicht unterdrücken. Ich möchte wiſſen, wie Jemanden zu Muthe iſt, der in der Gewißheit auftritt, mit jedem Lächeln, jedem Blick, Freude und Bewunderung um ſich her zu verbreiten.“

„Sind Sie nicht kindiſch!“ rief Viktorine, recht herzlich lachend. „Das wäre ja ein Bewußtſeyn, wie es höchſtens eine Prinzeſſin haben könnte, der man von Jugend auf ſolch' albernes Zeug in den Kopf geſetzt hat. Unſer einem fällt ſo etwas gar nicht ein.“

„Fräulein, Sie ſind zu beſcheiden, und wenn ich dürfte, ſo ſetzte ich gerne hinzu: Sie ſind auch in dieſem Augenblicke nicht recht aufrichtig gegen ſich ſelbſt. Denn wie könnte Ihnen der Eindruck entgehen, den Sie durch ihr bloßes Erſcheinen überall hervorbringen!“ ſprach Raimund.

„Ich bin nicht halb ſo beſcheiden, als Sie es vielleicht denken,“ erwiederte Viktorine mit einer ſehr gefälligen Zutraulichkeit in ihrem Weſen. „Ich wäre aber doch eine gar zu alberne Thörin,“ fuhr ſie fort, „wenn ich nicht merkte, wie viel, oder eigentlich wie wenig von dem, was Sie die allgemeine Bewunderung nennen, ich mir ſelbſt zuzuſchreiben habe. Ich weiß recht gut, daß ich ziemlich häßlich und ſogar etwas unangenehm ſeyn könnte, ohne daß das Betragen der Geſellſchaft gegen mich ſonderlich dadurch abgeändert würde, wenn alles Uebrige meiner Exiſtenz, was nicht Ich iſt, nur ſo bliebe, wie es iſt. Dies ſage ich mir recht oft, um hübſch in der Demuth zu bleiben,“ ſetzte ſie mit einem angenehmen Lächeln hinzu, und eilte mit ihrem ſich nahenden Tänzer wieder fort.

Raimund blickte mit einem nie zuvor gekannten Gefühl ihr nach. Ihre Schönheit, ihr Geiſt, ihr muſikaliſches Talent hatten ihn ſchon oft zu lebhafter Bewunderung hingeriſſen; doch die Güte, die ächte Beſcheidenheit, die liebenswürdige Offenheit und Einfachheit ihres Weſens, die er gerade an dieſem Abend an ihr entdeckte, wo ſie einen Triumph feierte, der tauſend Andere ſchwindlich gemacht hätte, zeigten ſie ihm im faſt überirdiſchen Lichte. Den ganzen übrigen Abend hindurch blieb er in ihrer Nähe, er bat ſie um einen Tanz, den ſie ihm gleich und gern gewährte, und ſchwebte an ihrer Seite, wie von Himmelsflügeln getragen, in nie gekannter Seligkeit durch den Saal. Bei Tiſche, wo nur die Damen ſaßen und die Herren ſie bedienten, blieb er ihr gegenüber hinter dem Stuhle des jungen Mädchens ſtehen, das ſie in Schutz genommen hatte. Durch Viktorinens Beiſpiel dazu bewogen, ſuchte er das noch immer von der übrigen Geſellſchaft ziemlich vernachläſſigte Weſen durch die feinſte Aufmerkſamkeit über deſſen Verlaſſenheit zu tröſten. Viktorine lohnte ihm dies von Zeit zu Zeit mit einem freundlichen Lächeln, oder durch ein paar quer über den Tiſch hin ihm zugeſprochne Worte, während ſie mit unabänderlichem, an Stolz gränzenden Gleichmuthe die Huldigungen der jungen Herren hinnahm, die den fremden Prinzen in ihrer Mitte, ſich ſchaarenweiſe hinter ihrem Stuhle drängten, mit einander wetteifernd um die Ehre, ihr zuweilen einen Teller oder ein Glas Waſſer reichen zu dürfen.

Im ſeligſten Taumel kehrte Raimund vom Balle nach Hauſe; ihm war die ganze Nacht hindurch, als ſchwebe er noch immer in einer bezauberten Welt. Er ſah Viktorinen wieder und wieder, ſie behandelte ihn von nun an gleich einem alten Bekannten, dem man ohne ängſtlichen Rückhalt ſich zeigt wie man iſt. Jedes Wiederſehen ließ ihn tief in das Innere eines reinen

Gemüths voll Liebe und Milde blicken, jedes enthüllte ihm neue Beweiſe eines von Natur hellen, lebhaften Geiſtes, reich begabt mit den günſtigſten Anlagen, ſtets bereit, alles Gute, Hohe und Treffliche in ſich aufzunehmen. Die Heftigkeit, zu welcher das Ungewohntſeyn jedes Widerſpruchs ſie zuweilen hinriß, die an Eigenſinn gränzende Feſtigkeit, mit der ſie hielt, was ſie einmal ergriffen, und achtlos durchzuſetzen ſuchte, was ſie für recht und gut anerkannte, konnte er freilich an ihr nicht entdecken, weil ſich ihm dazu keine Gelegenheit bot.

Raimund ſah nun in Viktorinen das Weſen in entzückend blühender Jugendfülle, lebend und athmend vor ſich ſtehen, das bis jetzt nur, gleich einem unerreichbaren Traumbilde, ſeiner jugendlichen Phantaſie vorgeſchwebt hatte. Er fühlte ſich ihr zu eigen für's ganze Leben, um ſo mehr, da er, ohne zu geckenhafter Einbildung herabzuſinken, es ſich nach wenigen Tagen nicht mehr verbergen konnte, daß auch Viktorine ihn ebenfalls vor allen Andern auszeichnete. Ihr ſüßes Erröthen, das freudige Aufſtrahlen ihrer Augen, wenn er ſich nahte, das ihr ganz ungewohnte weiche

Beben der Stimme, wenn ſie ihn anredete, tauſend kleine Züge in ihrem Benehmen, viel zu zart für jede Beſchreibung, verkündeten ihm ſein Glück lange ehe es ausgeſprochen ward. Doch auch dieſe Stunde, die höchſte Blüthe des Lebens, blieb nicht aus; aber wie ſie herbeigeführt ward, was er ſprach, was Viktorine antwortete, wußte ſelbſt dieſe der Tante nicht ausführlich zu vertrauen. Die Glücklichen hatten faſt wortlos einander verſtanden, faſt wortlos hatten ſie den Bund der Treue für's ganze Leben geſchloſſen.

Das höchſte ihm denkbare Ziel des Glückes ſo nahe vor Augen, beſchloß Raimund jetzt, ohne Aufſchub die Kenntniſſe, die er ſich erworben, im bürgerlichen Leben thätig geltend zu machen, und dann bei Viktorinens Vater um ihre Hand zu werben. Freilich war Kleeborns Abneigung, ſie einem andern, als einem Kaufmanne zu geben, zu ſtadtkundig geworden, als daß Raimund nichts davon hätte erfahren ſollen; doch Viktorine war überzeugt, oder wollte es ſeyn, daß ihr Vater unter dieſem Vorwande nur die Anträge ihrer adlichen Verehrer zu entfernen geſucht habe, weil er nur gegen dieſe ſtets einen unbeſiegbaren Widerwillen laut ausſprach, ohne dabei der andern bürgerlichen Stände zu erwähnen. Raimund glaubte Viktorinen gerne, denn was glaubt hoffende Liebe nicht? In der freien Reichsſtadt, in welcher ſie lebten, konnte Raimund auf dem Wege, den er einzuſchlagen gedachte, zu den höchſten Ehrenſtellen gelangen, und er durfte um ſo eher hoffen alles zu erreichen, was er in dieſer Hinſicht wünſchen konnte, da er keine bedeutende Mitbewerber um ſich ſah, die ihm den Preis ſtreitig gemacht hätten. Freilich ſtand das Ziel, das er zu erreichen ſtreben wollte, ihm noch fern, doch beide, er und Viktorine, waren nicht nur jung genug, um die Zeit ihrer völligen Vereinigung ruhig abwarten zu können, ſondern auch zu ſelig in der Gegenwart, um über dieſe nicht gern die Zukunft zu vergeſſen. Und überdem, welcher Glückliche ging nicht jedem Wechſel ſeines Zuſtandes mit einem heimlichen Bangen entgegen, ſelbſt wenn dieſe Veränderung zu noch Höherem zu führen verheißt!

Bei alle dem verhehlte Raimund es ſich nicht, daß ſein kleines Vermögen gegen den fürſtlichen Reichthum, der Viktorinen einſt zufallen ſollte, durchaus nicht in Anſchlag gebracht werden könne; doch ſein heller reiner Sinn war weit über jene edelmüthig ſeyn wollende Armſeligkeit erhaben, die nicht minder ängſtlich berechnend als der Eigennutz, das Geld der Geliebten wägt und zählt, und es höher ſtellt als ihre Liebe, um nur, wäre es auch auf Koſten ihres Glücks, mit romanhaft großmüthiger Entſagung prunken zu können.

Viktorine war ſein, ſie ſelbſt hatte ſich ihm gegeben; auch arm hätte er ſie nicht weniger geliebt, und ſo konnte die Goldmaſſe, die einſt als Eigenthum ihr zufallen ſollte, den Werth dieſes Geſchenks in ſeinen Augen weder erhöhen, noch ſein Recht daran vermindern. Auch fühlte er in ſich Kraft, Muth und Talent mehr als hinlänglich, um die Geliebte ſeines Herzens in jedem Falle nicht nur vor Mangel zu ſchützen, ſondern ihr auch alles zu verſchaffen, was man zu einem bequemen, ehrenvollen Leben bedarf. Wie die Welt ihn beurtheilen könne? kam ihm dabei gar nicht in den Sinn, und wenn er auch daran gedacht hätte, ſein Vater hatte ihn gelehrt, auf das Geſpräch der Leute nicht mehr Werth zu legen, als es verdient, ihm durchaus nie ein entſcheidendes Urtheil über ſeine Handlungen einzuräumen, wenn es das Glück eines ganzen Lebens galt.

Während Raimund zum Eintritt in das thätige Leben eines Geſchäftsmannes die ernſtlichſten Vorkehrungen traf, faßte Viktorine ihrer Seits den Entſchluß, ihm dieſen Schritt dadurch zu erleichtern, daß ſie ihrer Beider Hoffnung ſo ſicher zu ſtellen ſuchte als möglich. Niemand wußte bis jetzt um ihre Liebe, denn ſie hatte keine einzige jener Vertrauten, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge in der Mädchenwelt eben ſo unentbehrlich ſind, als auf dem franzöſiſchen Theater. Viktorine hatte nie jenes Bedürfniß gekannt, von ſich und ihren Gefühlen unabläſſig zu reden oder gar lange Briefe darüber zu ſchreiben, welches ſo Viele verlockt, wahre oder eingebildete Liebesgeſchichten an- und auszuſpinnen, um nur in den Augen ihrer Vertrauten als die Heldin eines kleinen Romans zu glänzen. Hingegen war aber auch ihrem offnen Gemüth alles Heimlichthun durchaus verhaßt, und ſie beſchloß daher, die erſte ſchickliche Gelegenheit zu ergreifen, um ihrem Vater das ſtille Geheimniß ihres Herzens zu entdecken, und ihn im Voraus durch Bitten und Gründe für ihre Liebe zu gewinnen.

Der ihr für dieſes Geſtändniß günſtig ſcheinende Moment blieb nicht lange aus. Sie war mit ihrem Vater allein, und fand ihn in einer ſehr freundlichen Stimmung, doch ihr Vertrauen ward leider ganz gegen ihre Erwartung erwiedert.

„So! Du haſt Romane geleſen, mein Kind, und ſie ſind Dir, wie ich ſehe, ſchlecht bekommen,“ antwortete ihr Herr Kleeborn, ſobald er nur erſt begriff, was ſie meinte, und dies mit einer Art ironiſcher Gelaſſenheit, die Viktorinen, gleich einem Dolchſtiche, wehe that. „Doch das thut nichts, es wird ſich ſchon wieder geben, denn du biſt noch jung und kannſt noch vieles lernen,“ fuhr er im nämlichen Tone fort. „Du wirſt ſchon mit der Zeit einſehen,“ ſetzte er hinzu, „daß die Welt anders ausſieht, als es in Deinen Büchern ſteht. Indeſſen Du magſt dies bald begreifen, oder ſpät, oder auch gar nicht, ſo präge Dir wenigſtens feſt in den Sinn, daß Dein Vater nie auf den thörichten Einfall kommen kann, ſeine der ganzen Welt rühmlichſt bekannte Firma mit ſeinem Tode erlöſchen zu laſſen, und ſein einziges Kind nebſt allem, was er mit Mühe und Sorge erworben hat, einem Federhelden zu übergeben, der ein ſo beträchtliches Vermögen weder zu verwalten, noch zuſammenzuhalten weiß.“

Viktorine wollte hier das Wort nehmen, doch ihr Vater ließ ſie nicht dazu kommen. „Schlage Dir dieſe und ähnliche Grillen gänzlich aus dem Sinne, Viktorine,“ rief er mit zornfunkelndem Blick, vor dem die Erſchrockene verſtummen mußte. „Ich warne Dich, auf nichts eigenſinnig zu beſtehen,“ fuhr er fort, „denn es hilft Dir nichts, ich fordere Gehorſam. Es ſteht feſt wie die Sonne, daß kein Baron, kein Graf, ſelbſt kein Prinz mein Schwiegerſohn wird, aber auch kein Schulfuchs, ſondern ein tüchtiger Mann meines Standes, des erſten, glücklichſten und ehrenvollſten in der Welt, weil er der nützlichſte iſt. Uebrigens haſt Du vergeſſen, mir den Namen Deines Seladons zu nennen. Schweige, ich verlange auch nicht, ihn zu erfahren, weil es mir gleichgültig iſt, wie ein arroganter Thor heißen mag. Du weißt jetzt meinen Willen; geh' und richte Dich darnach.“

Die eiſige Kälte, mit welcher Herr Kleeborn dieſes Urtheil ausſprach, und die vollkommenſte Gleichgültigkeit gegen deſſen ſichtbaren Eindruck auf das Gemüth ſeiner Tochter, mit welcher er dieſer ſich zu entfernen winkte, überzeugten Viktorinen nur zu ſehr von dem Vergeblichen jedes Verſuches, den ſtrengen Richter zu erweichen. Ueberdem war es ihr in dieſem Augenblick unmöglich, noch länger in ſeiner Gegenwart zu verweilen, ſo ergriffen fühlte ſie ſich von der ganz unerwarteten Aufnahme, die ihr herzliches Vertrauen gefunden hatte.

Mit unbeſchreiblich ſchmerzhaftem Erſchrecken ward ſie jetzt den von ihr nie zuvor geahneten Ernſt des Schickſals der Menſchen gewahr, das nie vergißt, auch ſeinen Günſtlingen Dornen unter die Roſen zu ſtreuen, die ſcheinbar den Weg bedecken. Bis jetzt war jeder Wunſch, ſelbſt jede ſchnell vorübergehende Mädchenlaune der Verwöhnten in Erfüllung gegangen, nichts war ihr jemals verwehrt oder abgeſchlagen worden, und nun preßten Schmerz, Zorn und bange Furcht vor der Zukunft ihr heißbrennende Thränen aus den Augen, die bis dieſe Stunde nur freudiges Lächeln oder Thränen des Mitleids gekannt hatten.

Jetzt erſt fühlte ſie ganz, was Raimund ihr war; ſie hatte ihn ſogar nie zuvor ſo innig geliebt, als in dieſem Moment, wo ſie zum erſten Male die Möglichkeit ſich dachte, von ihm getrennt werden zu können. Ihre Thränen trockneten, indem ſie ſich gelobte, der unbeugſamen Gewalt ihr ſtarkes Herz voll Liebe und ihren feſten feurigen Muth entgegen zu ſtellen. Endlich ergriff ſie ohne weiteres Bedenken die Feder, um dem Geliebten das zwiſchen ihr und ihrem Vater Vorgegangene umſtändlich und offen darzuſtellen. Ihre Worte trugen das Gepräge einer leidenſchaftlichen Gluth, welche ihr bis jetzt ſtets fremd geblieben war, und die ein zuvor von ihr nie gekanntes Gefühl erlittnen Unrechts in ihr entzündet hatte. Sie dachte nicht daran, ihre Worte zu wählen, ſie ward immer begeiſterter, je länger ſie ſchrieb, und zuletzt ſchien ihr nichts ausdrucksvoll und glühend genug, um nur dem Freunde ihres Herzens Vertrauen in ihre Liebe und Treue einzuſtößen, ihn im voraus über alles das zu tröſten, was ihrem Glücke ſich entgegen ſtellen könnte, und ihm den ſtarken Muth mitzutheilen, von dem ſie ſich ſelbſt in dieſem Momente durchdrungen fühlte.

„Ich bin dein, Raimund,“ ſchrieb ſie nach vollendeter Erzählung des Vorgangs zwiſchen ihr und ihrem Vater; „ich bin dein und bleibe es, und wärſt Du weit über dem Meer, und leuchteten Dir in einem andern Welttheil andre Sterne als mir, und ginge Dir in dem Augenblick fern von mir die Sonne auf, in welchem ich ſie ſinken ſehe. Die Mitternacht würde dann auch mein Morgen ſeyn, den Tag würde ich verträumen, und nur in der Nacht leben, wenn ich wüßte, daß Du des Lichtes Dich freuteſt, und Deiner Viktorine liebend gedächteſt. Habe nur Vertrauen zu mir, denn nichts kann von Dir mich wenden, nicht Bitten, nicht Drohen, nicht die Macht der Zeit, viel weniger die ſterbliche Gewalt.

„O könnte ich dieſe goldnen Ketten abſtreifen, die ich jetzt ſo herzlich verachte. Könnte ich mit Dir in verborgener Mittelmäßigkeit leben, für Dich arbeiten und entbehren! Du denkſt vielleicht, Deine vom Glück verwöhnte Viktorine ſpreche nur ſo leichthin von Entbehrungen, die ſie nicht kennt, ohne einen Begriff damit zu verbinden; aber glaube mir, mein Freund, ich weiß was ich damit ſage. Ich weiß wohl, daß Anfangs mir verzognem Kinde Dürftigkeit ſcheinen würde, was Andre als ſeltnen Ueberfluß hoch halten; ich weiß, daß meine Erziehung mir leider ſchwere Feſſeln angelegt hat, und daß ich gewiſſermaßen von neuem leben lernen müßte, wenn ich aus dem Gleiſe hinausträte, an welches ich von meiner Geburt an gewohnt bin. Ich leugne das Opfer nicht ab, das ich damit brächte, aber bedenke auch, welches unnennbare Wonnegefühl es ſeyn müßte, durch irgend ein Opfer, und wäre es das höchſte, die Seligkeit zu erringen, an der Hand des Geliebten durchs Leben zu gehen! Durch Dich, mit Dir immer höher zu ſtreben zum Urquell alles Guten und Wahren und Schönen!

„Ich bin nicht für den Schmerz geboren, das weiß ich ſeit heute, da ich zuerſt ihn empfand; er erdrückt mich, er vernichtet mich, und nur im Sonnenſcheine des Glücks kann alles das Gute, welches in mir, wie in jedem lebenden Geſchöpfe liegt, zur vollen Blüthe ſich entfalten. Und wo iſt Glück für mich als bei Dir?

„Doch fahre hin, ſchöner Traum vor dem was ſeyn könnte, ich muß Dir entſagen, denn ich darf meinen Vater nicht ohne ſeine Einwilligung verlaſſen, wenn ich Raimunds und des Glückes werth bleiben will, dem ich ſo nah zu ſeyn hoffte, und das jetzt in ſo ungemeſſener Ferne vor mir ſteht. Ich werde meinem Vater gehorchen, wie ich that, ſeit ich lebe, mit heißen, bittern Thränen ſchreibe ich dies nieder, doch ohne Kampf mit mir ſelbſt. Ich werde ſeinen Wünſchen entgegen eilen, und jeder ſeiner Winke ſey mir Befehl, in allem, wo er mir gebieten darf. Ach alles, alles will ich thun, alles, alles leiden, hingeben, entbehren, nur Dich zu lieben, wolle er mir nicht verwehren, er darf es nicht, er kann es nicht, ſo wenig als er mir verbieten kann zu athmen. Die Hand, die meines Herzens Schlag ſchuf und erhält, legte auch den Keim dieſer Liebe gleich bei ſeinem Entſtehen in dies nämliche Herz; mein Daſeyn iſt mit dem Deinen innigſt verflochten, es läßt ſich nicht losreißen, dies nur verſuchen, hieß ſündigen, es wäre geiſtiger Selbſtmord, darum bin und bleibe ich Dein, nahe oder ferne, gleich viel.

„Während ich Dir ſchreibe, Geliebter, kam Troſt in meine Seele. Wie konnte es anders ſeyn, Du warſt ja bei mir, und ich fühlte Deine liebende Nähe! Raimund, noch blüht uns die Gegenwart, wir werden uns ſehen, uns ſprechen, wie zuvor, und ſind durch gemeinſchaftliche Sorge nur noch inniger vereint. Mein Vater hat mir nicht geboten, den Umgang mit Dir aufzuheben, er kennt nicht einmal den Namen des Mannes, dem ſeine Tochter auf ewig angehört, Anfangs ließ er mir nicht Zeit ihn zu nennen, ſpäter hielt er es nicht der Mühe werth, darnach zu fragen. So leichthin behandelt er das Herz, das Glück ſeines Kindes! Doch auch hierin liegt Troſt; ich darf den Vater nun noch nicht grauſam ſchelten, denn er weiß ja nicht, was er mir thut; vielleicht wäre er ſonſt milder, er hat mich ja immer geliebt?“

Es war der erſte Brief, den Viktorine jemals an Raimund geſchrieben hatte, und ſie ſendete ihn, verborgen in einem Pakete Muſikalien, an ihn ab, ohne dadurch Argwohn zu erregen; denn der Singverein veranlaßte oft ſolche Sendungen.

Daß Raimund das Schreiben erhalten habe, war nicht zu bezweifeln, doch viele Tage vergingen, ohne daß er ihr antwortete. Vergebens hoffte Viktorine im Singverein ihn zu treffen, vergebens ſuchte ihr Auge ihn auf der Promenade, im Konzert, im Theater, er fehlte überall, wo ſie ſonſt gewohnt war, wenigſtens aus der Ferne ſeinen Gruß zu erwiedern. Sie verging beinahe vor innrer Unruhe; tauſend, immer abentheuerlicher werdende Beſorgniſſe drängten ſich ihr auf, und füllten ihre Phantaſie mit Schreckbildern. Und doch war jeder Verſuch, aus dieſer beängſtigten Lage zu kommen, ihr unmöglich, denn es fehlte ihr der Muth, nur Raimunds Namen zu nennen, vielweniger mochte ſie es wagen, bei Bekannten nach ihm ſich zu erkundigen. Endlich nach mehreren, in unausſprechlicher Bangigkeit verlebten Tagen erhielt auch ſie ein Paket Muſikalien, ſie erbrach es mit zitternder Hand, es enthielt das, wonach ſie ſo lange ſich geſehnt, einen Brief des Geliebten. Raimund ſchrieb:

„Du, meine Viktorine! Du, deren ſchöne Seele ſo wahr, ſo glühend es empfindet, welche Seligkeit es ſey, der Liebe alles zu opfern, freue Dich mit Deinem Freunde, daß er der Glückliche iſt, dem die ſtrenge Pflicht erlaubt, was ſie Dir verbietet.

„Ja, ich habe im feſten, heiligen Vertrauen auf Dich alles von mir geworfen; meine Ausſichten für die Zukunft, meine Pläne, die ganze bisherige Tendenz meines Lebens; ſogar meiner Unabhängigkeit habe ich, für einige Zeit wenigſtens, entſagt, um nur die Hoffnung mir zu gewinnen, Dich mir einſt erwerben zu können; denn — ſeit zwei Tagen arbeite ich im Comptoir des Kommerzienraths Fiſcher, deſſen Sohn, wie Du weißt, einer meiner Univerſitätsfreunde iſt.

„Du erbleichſt, Dein ſchönes Auge füllen Thränen, und bange Furcht bemeiſtert ſich Deiner, indem Du dieſes lieſeſt. Faſſe Muth, meine Viktorine, zage nicht, zweifle auch nicht; ich habe den Schritt, den ich that, wohl überlegt. Um dieſes zu können, vermied ich es ſogar in dieſen Tagen, Dich zu ſehen, denn ich wollte den wichtigen Kampf mit mir ganz allein in ungeſtörter Stille auskämpfen; ich ſchrieb Dir nicht, bis ich, mit mir ſelbſt völlig einig, Dir ſagen konnte: das habe ich gethan, ſtatt Dir zu melden: das gedenke ich zu thun. Ich bin nicht minder offen als Du; ich werde es gegen Dich immer ſo ſeyn, und darum will ich nicht einmal das Dir verhehlen, daß auch ich nicht ohne Schmerz von allem Gewohnten mich losreißen, und die von meinem Vater für mich gewählte Bahn verlaſſen konnte, um mich in das Gewirre und Getreibe einer Welt zu werfen, die nie die meine war. Doch glaube mir: ich bin unfähig, je zu bereuen, was ich nur nach vielfacher Ueberlegung unternahm, und werde gewiß von nun an alle Pflichten des an ſich ehrenwerthen Standes erfüllen, den ich ſelbſt mir erwählte, ja den ich mir erwählen mußte, um gegen mich ſelbſt gerecht zu ſeyn.

„Theure Viktorine, ich habe mich in dieſer Zeit ſehr ſtrenge geprüft, ich bin mit mir ſelbſt offen zu Werke gegangen, was ſo ſchwer iſt; denn wen täuſcht man lieber und leichter, als ſich ſelbſt? Auch Dich will ich nicht täuſchen, und ſo geſtehe ich Dir offen, daß ich jetzt weiß: ich könnte ohne Dich das Leben zwar tragen, aber ich fühle auch, daß ich mich alsdann dazu anſchicken müßte, wie zu einer nächtlichen Winterreiſe ohne Wärme und Licht, denn Du, Viktorine, biſt die Sonne meines Daſeyns, das ich ohne Dich kraftlos, in Dunkelheit hinſchleppen müßte. Darum ſchilt mich nicht, daß ich that, was ich mußte; beneide mich auch nicht, daß ich durfte, was Du nicht darfſt, und vor allem, tadle Deinen Vater nicht, deſſen wohlgemeinter, und im rechten Lichte geſehen, auch wohl motivirter Wille mir es möglich machte, Dir durch mehr als Worte zu zeigen, was Du mir biſt.

„Kann es Dich beruhigen, und ich hoffe, es wird es, ſo vernimm, daß ich ſchon jetzt einſehe, wie ich zu meinem jetzigen Berufe, bei meinen, freilich zu anderm Zwecke erworbnen Kenntniſſen nicht viel mehr brauchen werde, als Gewöhnung, und dabei Aneignung des ihm eigenthümlichen, mechaniſchen Theils deſſelben, den gewöhnlich Knaben in früher Jugend ſchon erlernen. Alles dies dünkt mir indeſſen zum Theil nicht ſchwer zu begreifen, zum Theil werde ich deſſen überhoben. Was dem Knaben als Zentnerlaſt erſcheint, iſt ja überdem dem reifen Manne ein Spiel. Und wäre es auch anders, was kann mir läſtig dünken, wenn ich den Blick dem Ziele zuwende, zu dem ich ſtrebe.“

Leidvoll und freudvoll verſank Viktorine in ſich ſelbſt, als ſie dieſes las. Das Opfer, welches Raimund ihr gebracht, erfüllte ihr Gemüth nicht mit Liebe, nicht mit Bewunderung, aber mit einem aus beiden zuſammengeſetzten namenloſen Gefühl: als ſey ihr Weſen nun erſt ſo ganz mit dem ſeinen verſchlungen, daß nur der Tod ſie von ihm reißen könne. Die Liebenden ſahen ſich wieder; ihr erſtes Wiederſehen war ein ſchmerzlich-entzückender Augenblick; auch ward ihnen von nun an nur ſelten das Glück, mehr als Blicke oder ein paar flüchtig hingeworfene Worte mit einander wechſeln zu können; denn Beide fühlten jetzt mehr wie je die Nothwendigkeit, ihr Geheimniß den Augen der neugierigen Welt zu verbergen. Sie vermieden deshalb auf das gewiſſenhafteſte jede Unvorſichtigkeit in ihrem Betragen, durch die das Heiligthum ihrer Herzen unberufnen Beobachtern hätte verrathen werden können.

So verging ihnen ein Jahr und drüber in der Seligkeit des reinſten Bewußtſeyns vertrauensvoller inniger Liebe. Des jungen Holm raſch ausgeführter Entſchluß war bei ſeinem Alter, bei ſeinen Kenntniſſen in einem andern Fache, bei ſeinen Ausſichten in eine ihm offen ſtehende ehrenvolle Zukunft zu beiſpiellos, als daß er nicht ſelbſt in dieſer großen Stadt dadurch hätte Aufſehen erregen ſollen. Anfangs war darüber, als über eine große Thorheit viel geſprochen und geſpöttelt worden, ſpäterhin aber begann Raimund, ſich ganz auf eine entgegengeſetzte Weiſe bemerkbar zu machen. Man fühlte ſich gezwungen, die Leichtigkeit zu bewundern, mit welcher der Neuling Schwierigkeiten überwand, die denen unüberwindlich geſchienen hatten, welche, von Jugend auf zum Kaufmannsſtande erzogen, es für unmöglich hielten, ſich ohne dieſen Vortheil in Geſchäften ſolcher Art zurecht finden zu können. Raimunds ſehr ausgebreitete Kenntniß fremder Sprachen, die Geſchicklichkeit, mit der er den bedeutendſten Theil der Korreſpondenz ſeines Hauſes zu führen wußte, und mehr noch als alles dies, der Scharfblick und die Berechnung der Umſtände, durch welche er daſſelbe zu einigen ſehr vortheilhaft ausfallenden Spekulationen veranlaßt hatte, erwarben ihm allgemeine Achtung an der Börſe. Man wußte, daß er ohne alle Belohnung an Gelde im Fiſcher'ſchen Comptoir arbeite, aber die angeſehnſten Häuſer hätten gern um jeden Preiß einen ſolchen Gehülfen ſich erworben, der, ohne die Lehrjahre überſtanden zu haben, gleich als Meiſter auftrat. Jeder prophezeiete in ihm einen künftigen Stern erſter Größe in der handelnden Welt, wenn das Glück ihn nur ſo begünſtigen wolle, als ſeine Kenntniſſe und ſein Fleiß es verdienten. Sogar Herr Kleeborn erwähnte ſeiner einige Mal über Tiſche, und mit großem Lobe. Viktorine getraute ſich dabei kaum die Augen von ihrem Teller zu erheben, und ihr laut pochendes Herz wollte vor banger Freude zerſpringen, denn ein ganz eignes ſchlaues Lächeln ihres Vaters, indem er den Namen Holm auffallend betonte, verrieth ihr nicht nur ſeine Bekanntſchaft mit ihrem Geheimniß, ſondern ſie glaubte auch mit Sicherheit, Pläne zu ihrem künftigen Glück darin leſen zu dürfen.

Ganz unbefangen und ahnungslos folgte ſie daher dem Ruf ihres Vaters, als dieſer ſie, wie er zuweilen that, zu ſich in ſein Kabinet beſchied. Höchſtens erwartete ſie wieder einmal von einem abgewieſenen Heirathsantrage hören zu müſſen, und ſie erſchrak daher ſchon ein wenig, als Herr

Kleeborn mit ganz ſonderbarer, etwas feierlicher Freundlichkeit ihr entgegen trat, ihre Hand ergriff, und ſie nöthigte, ſich zu ihm auf das Sopha zu ſetzen.

„Viktorine,“ begann er nach einer kleinen Pauſe, ſeine wahrſcheinlich vorher einſtudirte Rede, „Viktorine, Du biſt mein einziges Kind, und Du weißt, wie es von jeher mein höchſter Wunſch war, Dein wahres Glück nach beſter Einſicht und Kraft zu begründen. Viele Jahre hindurch habe ich Tag und Nacht für Dich geſorgt und gearbeitet, darum iſt es jetzt an Dir, mich für alle meine Sorge und Mühe zu belohnen. Nun, ich muß es Dir zum Ruhm nachſagen, Du warſt ein folgſames Kind, und haſt Dir nie die mindeſte Einwendung gegen meinen Willen erlaubt, wenn ich Anträge abwieß, die ich für Dich als unpaſſend erkannte, indem ich mit meinem wohlerworbenen Golde weder alte Adelsbriefe auffriſchen, noch verſchuldete Güter einlöſen laſſen mag. Nun! des Vaters Segen erbaut den Kindern Häuſer, und auch meiner hat Dir eins gebaut, denn ich habe Dich rufen laſſen, um Dir anzukündigen, daß Du endlich die Braut eines würdigen Mannes meines Standes biſt, eines Kaufmanns recht nach meinem Herzen, der“ — — —

„Herr Holm iſt im Comptoir,“ rief jetzt Jemand zur Thür herein. „Herr Holm!“ wiederholte Kleeborn nachdenklich für ſich hin, Viktorine bebte an allen Gliedern. „Es iſt gut ſo, und vielleicht um ſo beſſer,“ ſetzte jetzt Kleeborn nach kurzem Ueberlegen halblaut hinzu; dann wandte er ſich zu Viktorinen: „Geſchäfte gehen allem vor, mein Kind, wie Du weißt, doch Du bleibſt hier, es iſt gleich abgethan, und wir ſprechen hernach weiter.“ „Laſſen Sie den jungen Holm nur herein treten,“ ſagte er zu dem, der ihn gemeldet hatte. Dieſer ging ſogleich, den Befehl zu vollſtrecken, und nach wenig Sekunden ſtand Raimund vor Viktorinen. Sein erſter Blick fiel auf ſie, er ſah ſie faſt beſinnungslos da ſitzen, und erröthete ſichtbar, doch ſuchte er ſich ſchnell wieder zu faſſen, und richtete wirklich ſeinen Auftrag an Herrn Kleeborn mit möglichſter Klarheit aus; Anfangs freilich mit etwas unſicherer, nach und nach aber mit immer feſter werdender Stimme. Es war von einer ſehr bedeutenden Unternehmung die Rede, zu welcher Holm den Plan entworfen hatte, und zu deren Ausführung Herr Kleeborn mit Herrn Fiſcher zuſammentreten wollte. Er ging darüber mit Raimunden in ſehr weitläuftige Unterhandlungen ein, lobte mehrmals die helle beſtimmte Anſicht des jungen Mannes, und betrug ſich im Ganzen ſo freundlich und höflich gegen ihn, daß Viktorine ſich nicht nur allmählich von ihrer Ueberraſchung erholte, ſondern ſogar begann, in ihrem Gemüthe den kühnſten Hoffnungen Raum zu geben.

Der Gegenſtand des Geſprächs der Beiden war nun erſchöpft, und Holm machte Miene, ſich entfernen zu wollen, doch Kleeborn hielt ihn feſt. „Ehe Sie gehen, lieber Herr Holm,“ ſprach er, „will ich Ihnen doch einen Beweis meiner Achtung für Ihre Perſon geben; Sie ſollen der erſte ſeyn, der meiner Tochter als der Braut des Sir Charles Wiſſmann ſeinen Glückwunſch bringt. Ihr Bräutigam iſt holländiſcher Conſul in London, und der Sohn des berühmten Amſterdamer Hauſes dieſes Namens, das Ihnen gewiß rühmlichſt bekannt ſeyn wird. Seit mehr als zehn Jahren bin ich dieſem Hauſe ſo hoch verpflichtet, daß ich nur auf dieſe Weiſe meine Schuld einigermaßen abtragen kann.“

Raimund ſtand jetzt unbeweglich und bleich gleich einer Marmorbüſte da. Es war ihm als ob bei dieſer unerwarteten Anrede die Sinne ihm vergingen; auch Viktorine ſtarrte mit gefalteten bebenden Händen und mit weit offnen Augen athemlos vor ſich hin. Sie ſprang vom Sopha auf. „Vater!“ rief ſie, „Vater, was ſoll dieſer grauſame Scherz?“ Die Stimme verſagte ihr, ſie verſtummte, ſichtbarlich zitternd vor innerer ängſtlicher Bewegung.

„Scherz, mein Kind?“ erwiederte Kleeborn mit erzwungnem Gleichmuth, „ei! ei! Viktorine, ſeit wann kennſt Du mich denn von dieſer ſpaßhaften Seite? Daß ich mit ernſten Dingen nicht gewohnt bin zu ſcherzen, könnteſt Du doch wiſſen. Frage nur hier Herrn Holm, das Haus Deines Schwiegervaters in Amſterdam iſt ihm gewiß bekannt.“

„Sie ſcherzen nicht? Vater,“ rief jetzt Viktorine, ſich und alles in ihrer Verzweiflung vergeſſend. „Sie ſcherzen nicht? Und dieſer fürchterliche Hohn — o Vater! ich habe Ihnen ja nichts verſchwiegen, Sie konnten mein Herz" — — Kleeborn unterbrach ſie. „Mädchenherzen ſind Modeartikel, auf die kein vernünftiger und gewiß kein ſolider Mann ſich einläßt," erwiederte er ihr, noch immer ſehr gleichmüthig. „Uebrigens," ſetzte er hinzu, „will ich hoffen, daß Dein Herz kein rebelliſches, ſondern ein gehorſames Herz iſt, wie es ſich für meine Tochter ziemt. Von Deinen Geſtändniſſen aber, die Du mir gemacht haben willſt, weiß ich kein Wort, und auch Du thuſt am beſten, ſie ebenfalls zu vergeſſen."

„Vater, o mein Vater," rief Viktorine ängſtlich flehend, „Sie wußten um meine Liebe. Hören Sie auf, mich auf dieſe Weiſe zu ängſtigen, ich habe Ihnen ja nichts verborgen, und wenn Sie auch Gründe vielleicht hatten, den Namen des Mannes, den ich liebe, nicht von mir nennen hören zu wollen, ſo konnten Sie ihn aus Raimunds ſeltnem Entſchluß doch errathen; ja Sie haben ihn errathen; beſinnen Sie ſich doch, lieber Vater, Sie haben ihn errathen" — — „Das ich nicht wußte," fiel Kleeborn, noch immer ſehr kalt und gelaſſen ein, „ich gab mich nie ſonderlich mit Räthſeln ab, doch weiß ich lange, daß junge Mädchen ſich mit eingebildeten Liebesgeſchichten die Zeit vertreiben, wenn es mit den Puppen nicht mehr recht fort will, denn jedes Alter will ſein Spielwerk. Doch, Du Viktorine, ſollteſt die Kinderſchuhe endlich ausgetreten haben, und ich bitte, daß es von heute an geſchehe, wenns nicht ſchon geſchehen iſt.“

Mit hochfliegender Bruſt, bleich und ſtumm vor Entſetzen, ſtand Viktorine im gewaltſamen Kampfe ihres Innern da, während ihr Vater ſich jetzt vornehm höflich an Raimund wandte. „Von Ihnen, Herr Holm,“ ſprach er zu dieſem, „und von Ihrem Verſtande hege ich eine zu gute Meinung, als daß ich nicht glauben dürfte, daß Sie von jeher eingeſehen haben werden, wie weder Ihre jetzige Lage, noch Ihre derzeitigen Vermögensumſtände Sie für jetzt berechtigen können, auf die Hand eines Mädchens, wie die einzige Tochter von Martin Nicolaus Kleeborn eines iſt, Anſprüche zu machen.“ Hier wollte Raimund antworten, doch der Alte ließ ihn nicht zum Worte. „Ich will Sie mit dieſer meiner Aeußerung keinesweges zurückſetzen, lieber Herr Holm,“ ſprach er noch immer in ziemlich höflichem Tone; „im Gegentheil, ich kenne Sie als einen ſehr ſoliden und geſchickten jungen Mann, der einſt gewiß noch in der Welt ſein Glück machen wird. Viele haben mit weit Wenigerm angefangen als Sie und ſind jetzt Millionäre. Ihr Glück blüht noch, und wenn ich in Zukunft Ihnen irgendwo dienen kann, ſoll es gern geſchehen, denn ich helfe gern jungen Leuten fort. Aber für jetzt — nun Sie wiſſen es auch, künftig iſt nicht heut, und man pflückt nicht Blüthen, ſondern Früchte."

Raimund hatte allmählich während dieſes Vorganges ſeine Faſſung wieder errungen. Je länger Kleeborn ſprach, je höher richtete er ſich aus ſeiner vorigen, durch Schrecken und Verlegenheit gebeugten Stellung wieder empor, ſo daß er zuletzt mit faſt königlichem Anſtande vor ſeinem Widerſacher ſtand, und ihm ſo feſt ins Auge ſah, daß Kleeborn jetzt ſeinerſeits dadurch in einige Verlegenheit gerieth und unwillkührlich das Geſicht von ihm abwandte.

„Ich weiß, wer und was ich bin, und es bedarf keiner Erinnerung von Ihnen, Herr Kleeborn, um mich in den mir gebührenden Schranken zu halten," erwiederte Raimund jetzt, zwar mit gemäßigtem, aber dennoch ſehr feſtem, ernſten Tone. „Ja, ich geſtehe es,“ fuhr er fort, „und ich bin ſtolz darauf, es Ihnen und der ganzen Welt zu bekennen, daß ich Viktorinen mehr liebe als mich, als mein Glück, als mein Leben. Doch verſtehen Sie mich recht, nur ſie liebe ich, nur nach ihrem Beſitze ſtrebe ich, nicht nach dem Vermögen ihres Vaters, deſſen ich Gottlob nicht zu meinem Glücke bedarf.“

„Ich habe Sie ausreden laſſen, und erbitte mir die nämliche Gefälligkeit jetzt von Ihnen,“ ſetzte Raimund hinzu, da er bemerkte, daß der Alte ihm etwas erwiedern wollte. „Es kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn,“ fuhr er fort, „daß, wäre ich dem Stande getreu geblieben, zu dem ich erzogen ward, ich die ſichre Ausſicht hatte, Ihrer Tochter mit meiner Hand ein vielleicht glänzendes, oder doch gewiß ein unabhängiges und ehrenvolles Loos bieten zu können. Doch ich verließ dieſe Bahn, um auf eine Weiſe zu dem höchſten Ziele meiner Wünſche zu gelangen, die auch Ihnen gefallen, und ſogar mit der Zeit Ihnen nützlich werden könnte. Ich wünſchte, dem Vater Viktorinens durch ein nicht unbedeutendes

Opfer meine Liebe zu ſeiner Tochter zu beweiſen, und zugleich durch meinen angeſtrengteſten Fleiß ihm ſpäterhin ein ſorgloſes, mühloſes Alter. . . .“

„So? Ey das iſt ja recht ſchön und lobenswerth,“ fiel Kleeborn jetzt noch immer ein wenig verlegen ein, — denn das edle feſte Benehmen des jungen Mannes imponirte ihm doch einigermaßen, und überdem mochten auch Rückſichten auf das eben geſprochene, wichtige Geſchäft ihn bewegen, denſelben mit einiger Schonung zu behandeln. „Ja ſehen Sie,“ fuhr er daher ziemlich freundlich fort, „das iſt wie geſagt, recht lobenswerth und ſchön. Nun Sie werden es mir gewiß noch ſelbſt einſt verdanken, daß ich ſo gleichſam die unſchuldige Urſache war, Sie auf den rechten Weg zu bringen, denn Sie ſind zum Kaufmann geboren. Und wie geſagt, wenn ich gleich Ihre Offerte wegen meiner Tochter diesmal nicht annehmen kann, ſo bin ich doch ſtets geneigt, Ihnen in Zukunft mit meinem guten Rath oder auch ſonſt zu dienen, denn wir bleiben doch gute Freunde, da ich von Ihrer Rechtſchaffenheit hoffe, daß Sie nicht hinter meinem Rücken etwas unternehmen werden, um mein einziges Kind zum Ungehorſam zu verleiten.“

Holm, ohne ihm zu antworten, wandte ſich Viktorinen zu, die, einer Sterbenden ähnlich, in der leidenſchaftlichſten Bewegung vergebens nach Athem rang. „Theures, unausſprechlich geliebtes Weſen,“ ſprach er, und drückte ihre Hand an ſein hochſchlagendes Herz, „Viktorine, Du Licht meiner Augen, Du Leben meines Lebens, zürne mir nicht, daß ich jetzt Deine Freiheit Dir wieder gebe; ich wollte Dich verdienen, doch erſchleichen will ich Dich nicht; entſcheide über Dich ſelbſt und wenn Du es vermagſt, ſo folge dem Willen Deines Vaters; laß den Gedanken an mein künftiges Geſchick auf Deinen Entſchluß keinen Einfluß haben. Dein Glück iſt das meine, Dein Bild kann mir niemand rauben, und eine Zukunft gibt es nicht mehr für dieſes Herz, das hinfort nur in der Vergangenheit lebt. Ich bleibe Dein, denn ich kann nicht anders, doch Du — —

„Raimund! Raimund!“ ſchrie Viktorine mit konvulſiviſcher Heftigkeit laut auf; ſie ſtürzte zum erſten Mal ſich in ſeine Arme, an ſeine Bruſt, ſie umſchlang ſeinen Nacken mit furchtbarer Angſtgeberde, und ſank dann vor ihrem Vater nieder, deſſen Knie ſie feſt umklammerte. „Vater!“ rief ſie, „können Sie mich, Ihr einziges Kind ſo ſehen und nicht ſich erbarmen! können Sie dieſen edelſten der Menſchen hören und nicht an Ihre Bruſt ihn ſchließen, und nicht Gott danken, daß er Ihr Sohn ſeyn will!“

„Romanenheldin! Komödiantin! ſolche Theaterpoſſen gehen an mir verloren,“ rief der Vater bleich vor Zorn, mit bebenden Lippen, indem er ſich los zu machen ſtrebte. „Alſo auf Du und Du? bei Gott das geht weit! Steh' auf! Steh' auf Viktorine, Du biſt und bleibſt Charles Wiſſmanns Braut, denn ich gab mein Wort, und werde es Deiner Narrheit zu gefallen nicht zum erſten Mal in meinem Leben brechen. Und Sie junger Herr — —“

„Vollenden Sie nicht, was Sie ſagen wollen! Hören Sie erſt meine Erklärung auch,“ ſprach Raimund mit ſo feſtem männlichen Ton, daß Kleeborn ſich bewogen fühlte, ihm nachzugeben. „Daß ich nach dieſem nicht mehr daran denken kann, Sie durch Bitten erweichen zu wollen, werden Sie mir zutrauen, daß ich mein Glück nicht erſchleichen will, wiederhole ich Ihnen nochmals.“

„Sie werden alſo hinfort nicht ſuchen, meine Tochter heimlich zu ſehen? Sie wollen ihr nicht ſchreiben? in Summa, Sie geben alle Ihre Anſprüche auf?“

„Ich habe keine Anſprüche als an ihr Herz, und nur Viktorine darf hier entſcheiden,“ erwiederte Raimund.

„Ich bin Du, Du biſt ich,“ rief Viktorine überlaut und umſchlang ihn nochmals. „Laſſen Sie mich, mein Vater,“ ſprach ſie mit ſo wild blitzenden Augen, als dieſer eine Bewegung machte, ſie von Raimund los zu reißen, daß er erſchrocken von ihrer Heftigkeit zurück fuhr. „Höre mich, Gott, was ich in Gegenwart meines Vaters gelobe,“ rief ſie, und hob wie zu einem Eidſchwur ihre rechte Hand empor. „Ich ſchwöre Treue, unverbrüchliche Treue dieſem Mann. So wie nichts ihn je aus meinem Herzen reißen kann, ſo ſoll nichts je mich bewegen, meine Hand einem Andern zu geben. Und nun lebe wohl,“ ſprach ſie, in die höchſte Weichheit übergehend, „lebe wohl, mein Glück, meine Jugend, meine

Seligkeit auf Erden! Raimund, ich bin Dein und bleibe es, darum verſprich für mich was Du willſt, ich werde es halten, denn Du biſt meine Seele, meine Tugend, Du biſt alles! Meineid wirſt Du auf mich nicht laden wollen," hauchte ſie noch in gebrochenen Tönen hin, und ſank, wie aufgelöſt, in ſeinen Armen zuſammen.

„Viktorine, o meine Viktorine!" war alles, was Raimund aus gepreßter Bruſt hervor ſeufzen konnte, und Thränen glänzten in ſeinen Augen, indem er ſie aus ſeinen Armen auf das Sopha niederſinken ließ, ihre Hand behielt er feſt in der ſeinen, indem er ihrem Vater ſich zuwandte, der jetzt, ſchäumend beinah, in unthätigem Zorn, dabei ſtand.

„Sie hörten die Erklärung Ihrer Tochter," ſprach Raimund mit edlem Anſtand und gemäßigtem Ton; „Ich habe hier nach Viktorinens Willen für uns beide zu handeln, und ſo nehmen Sie denn unſer beider heiliges Verſprechen, daß wir nicht ſuchen wollen, uns heimlich weder zu ſehen noch zu ſchreiben, ſo lange Sie es uns verbieten, denn ich hoffe, daß Ihre Behandlung Viktorinens mir nicht zur Pflicht machen wird, der Geliebten zu Hülfe zu eilen. Wollen Sie noch mehr?“ „Ihr ſollt Euch trennen,“ ſchrie Kleeborn, faſt unverſtändlich vor Wuth.

„Wir trennen uns, bis ein günſtigeres Geſchick uns vereint, hier oder dort!“ ſprach Raimund mit glänzenden Augen. Feſt, aber wehmüthig ſetzte er noch hinzu. „Seyn Sie ruhig, alter Mann, wir ſind beide nicht fähig Sie zu betrügen.“ Dann küßte er noch einmal Viktorinens lebloſe Hand. „Lebe wohl, lebe wohl, auf lange Zeit!“ rief er aus, und verließ das Zimmer.

„Und ſo iſt es noch in dieſem Augenblick, Tante,“ ſprach Viktorine am Ende ihrer Erzählung. „Wir haben Wort gehalten, wir ſehen uns nicht, wir ſchreiben uns nicht, aber die Luft, die mich umweht, bringt mir ſeinen Gruß, und die Sterne am Himmel ſind unſre Vertrauten, denn ſie leuchten mir und ihm, ich leſe in ihnen, daß er meiner gedenkt, der Abglanz ſeiner Blicke ſtrahlt mir aus ihnen entgegen, das kann mein Vater doch nicht hindern? Nein ſo weit reicht nicht ſeine Gewalt; aber auch eben ſo wenig ſoll ſie dahin reichen, mich zwingen zu können, jenem Verhaßten meine Hand zu geben, und ſo auf mein bis jetzt ſchuldloſes Gemüth die Sünde des Meineids zu laden. O Tante, ſagen Sie ihm nur dieſes, wenden Sie Ihre Ueberredungskraft nur dazu an, ihn hiervon zu überzeugen, damit er aufhöre, mich zu zwingen, ihm widerſpenſtig und pflichtvergeſſen zu erſcheinen, während ich doch nur thue, was ich muß. O nehmen Sie gütig uns Verlaſſene in Ihren Schutz!“ ſetzte Viktorine kindlich flehend hinzu.

„Glaubſt Du wirklich, es bedürfe Deiner Bitten, damit ich alles, was in meinen Kräften ſteht, zu Deinem Beſten verſuche?“ erwiederte freundlich die Tante. „Das Nöthigſte wäre freilich erſt, auszumitteln, was eigentlich Dein Beſtes erfordert, und vor allen Dir beizuſtehen, damit Du Gewalt genug über Dich gewinnſt, um jene Heftigkeit zu mäßigen, die ſpät oder früh Dich ins Verderben ſtürzen muß.“

„Tante, liebe Tante,“ fiel Viktorine ihr ein, „ich bin von Natur nicht heftig, ich war in Raimunds Nähe ſtets ſanft und mild und lenkſam wie ein Kind. Aber hier gilt es mehr als mein Leben! Gewiß wenn wir nicht früherem Untergange beſtimmt ſind, ſo kommt einſt die Zeit, die mich und Raimund hier noch vereint, denn wir beide ſind nur zuſammen, nur eins durch das andere, alles was wir ſeyn können! Nehmen Sie mir ihn, und Sie rauben mir nicht nur mein ganzes Erdenglück, Sie rauben mir das Gefühl des Rechts, der Tugend, Sie machen mich zu einem Nichts, und in mir, o mein Gott!“ rief ſie mit unendlicher ſchmerzhafter Geberde, „o mein Gott, in meinem armen unbedeutenden Ich zerſtört ihr das große ſchöne Herz meines Freundes! Wer könnte dieſen Mord Euch vergeben!“ ſetzte ſie mit ſtrömenden Augen hinzu und verbarg laut weinend ihr Geſicht.

In dieſem Moment trat Angelika hinein, doch da ſie die Beiden ſo bewegt ſah, entfernte ſie ſich ſogleich wieder, um durch ihre Gegenwart nicht ſtörend zu werden. Die Tante ſah ſchweigend ihr nach. „Und wie willſt Du denn dieſe milde liebliche Erſcheinung Dir erklären, Viktorine,“ fragte ſie endlich; „darfſt Du Deinen Schmerz dem Ihren gleich ſtellen? und lebt ſie nicht? lächelt ſie nicht zuweilen!? und ſiehſt Du nicht ſogar in allen ihrem Thun zarte Keime eines neuen, nur anders geſtellten Lebens erblühen? Ach liebes Kind, Glück und Unglück gehen an uns vorüber, nur das Recht, die Pflicht beſtehen, und was dieſe uns gebieten, läßt ſich erfüllen. Die Kraft dazu kommt uns, wir wiſſen nicht wie, obgleich wir es ahnen, und die Beſſern unter uns hebt der Schmerz über ſich ſelbſt, und veredelt ſie, ſtatt ſie nieder zu drücken.“

„Tante,“ rief Viktorine, „um Gotteswillen, nennen Sie Angelika's armes Daſeyn Leben? ſind denn die Keime neuen Lebens, wie Sie ſie nennen, etwas anders, als nimmer aufblühende Knospen, die zu einer Todtenkrone ſich flechten wollen? Können Sie ſo irren? Haben Sie nie gelebt? nie geliebt?“

„Doch wohl vielleicht!“ erwiederte die Tante mit einem leiſen Seufzer, und brach für dieſen Abend das Geſpräch ab.

Zu aller ihrer Freunde höchſten Erſtaunen, erholte ſich Viktorine unglaublich ſchnell von dem letzten Stoß, den ihre Geſundheit erlitten hatte.

Man ſchrieb dieſes halbe Wunder zwar dem Arzte zu, doch eigentlich war es die Tante, die den Grund dazu legte, theils indem ſie der Kranken durch Herrn Müller die beruhigende Gewißheit zu verſchaffen wußte, daß von Raimunds Reiſe nach Odeſſa nie ernſtlich die Rede geweſen ſey, theils indem ſie den ſchweren Druck gewaltſam erzwungnen Schweigens von ihr nahm, und ihr erlaubte, alle Gefühle ihres, von Angſt und Liebe überſtrömenden Herzens vor ihr auszuſchütten. Im Genuß ihrer freudigen Jugend hatte Viktorine bis jetzt keiner Vertrauten bedurft, und folglich auch keine gefunden, aber ſie war auch dabei vom Schickſal zu verwöhnt worden, um den Schmerz ebenfalls allein tragen zu können. So hatte einzig das gewaltſame Zurückdrängen des ſie allmächtig beherrſchenden Gefühls des Kummers, der Sorge um den Geliebten, ſie an den Rand des Grabes gebracht. Jetzt aber fand ſie in der Tante, was weder die gute, doch beſchränkte Virnot, noch eine ihrer Jugendgeſpielen ihr hatten ſeyn können: eine weiſe, theilnehmende Freundin, die zwar weit davon entfernt blieb, ihr Benehmen durchaus zu billigen, und dieſes ſogar mit eindringendem Ernſt zuweilen äußerte, die aber doch gern und gelaſſen ſie anhörte. Und für dieſes leidenſchaftliche Gemüth war das ſchon eine große Erleichterung.

Uebrigens übte die Tante durch ihre bloße Gegenwart eine Art magnetiſcher Kraft an Viktorinen, die in der That wunderbar und ſeltſam genug war. Sie widerſprach ihr wenig, ſie fragte noch weniger, ſie hörte ſie meiſtens nur an. Aber der ernſte, durchdringende Blick ihres klaren Auges entflammte Viktorinen zu immer feſteren Beſchlüſſen; dem ſtummen Widerſpruch, den ſie oft in den Zügen ihrer Vertrauten zu leſen glaubte, ſtellte ſie ihre geheimſten Gedanken, ihr verborgenſtes Empfinden laut entgegen und ſo lernte ſie erſt durch dieſes, mit unſichtbarer Gewalt erpreßte Vertrauen ſich und ihr Herz klar erkennen, indem ſie dadurch über vieles erſt zum deutlichen Bewußtſeyn gelangte, was bis dahin nur wortlos ihrem innern Sinne vorgeſchwebt hatte.

So kehrte denn nach und nach das gewohnte Leben in den häuslichen Kreis des Kleebornſchen

Hauſes wieder zurück, und der Herr deſſelben begann ſchon, dem Zeitpunkt freudig entgegen zu ſehen, in welchem Ueberfluß, Pracht und rauſchende Geſellſchaften ſeine weiten Säle wieder füllen würden. Er kam jetzt jeden Abend auf eine Stunde in das Wohnzimmer, wo die Tante mit anmuthiger Sitte und gewohnter Heiterkeit am Theetiſche waltete, um welchen ſich ſchon zuweilen einige vertraute Freunde verſammeln durften; er ſah mit Vergnügen, wie auf Viktorinens bleichen Wangen die Farbe der Geneſung allmählich wieder erblühte, und ihr ſo lange verdunkeltes Auge wieder im helleren Glanze zu ſtrahlen begann. „Nun, nun, murmelte er dann für ſich hin, es geht wie ich dachte, mit der Zeit wird ſich alles geben,“ und eilte ſeelenvergnügt dem Spieltiſche zu, an welchem ſeine Freunde ihn erwarteten.

Eines Abends, an welchem Viktorine ſich auffallend wohl befand, ſprach er kurz ehe er fortging ſehr viel von einem glänzenden Feſte, mit welchem er nächſtens die völlige Geneſung ſeiner Tochter zu feiern gedachte, und Babet und Agathe arbeiteten dabei wie nach dem Takt an einem neuen Ballputze, den ſie nach Angabe der Tante für ſich verfertigten. Der Himmel hing ihnen dabei voll, lauter Walzer ſpielenden Geigen, und ſie ſahen ſchon im Geiſte die kleinen Füßchen unter der blumenreichen Garnirung des kurzen Kleidchens zierliche Triller ſchlagen.

Angelika ging indeſſen in liebenswürdiger Geſchäftigkeit ab und zu, und ſuchte jedem, beſonders der Tante, nach ihrer Weiſe etwas Angenehmes zu erzeigen. Der ſtille Schmerz verklärte dies holdſelige Weſen immer mehr und mehr, und machte es immer freundlicher. Jeder, ſogar Herr Kleeborn, fühlte ſich von dem eigenthümlichen Wohlwollen, das Angelika Allen bezeigte, zu ihr gezogen, und empfand gleichſam die Verpflichtung, ihr verlornes Glück durch verdoppelte Liebe ihr zu erſetzen, ſo weit dies möglich war. Das dankbare Gemüth des ſtillen, freundlichen Mädchens öffnete ſich natürlicherweiſe gern dem tröſtenden Einfluſſe dieſer überall ihm entgegen kommenden Neigung, und es faßte wieder Freude am Leben, doch nicht am eignen. In dieſes ſah Angelika vollkommen, wie in ein fremdes hinein, es war ihr, als ginge ſie ſich ſelbſt nichts mehr an; nur im Schmerz oder in der Freude Anderer fühlte ſie noch ihr irdiſches Daſeyn, und daher war es ihr ſehnlichſter Wunſch, nur Viktorinen wieder froh und glücklich zu ſehen, deren lebensreiche Natur weder Schmerz noch Entſagung zu tragen wußte.

Bald nach Herrn Kleeborns Entfernung ergriff die Tante ein Buch, wie ſie jeden Abend zu thun pflegte, um mit ihrer wohlthuenden ſonoren Stimme den jungen Mädchen etwas vorzuleſen. Sie war Meiſterin in dieſer Kunſt, und die Wahl, die ſie unter den vorzüglichſten Dichtern unſerer Zeit zu treffen wußte bezweckte vor allem, das Gemüth ihrer beiden Lieblinge zu beſchwichtigen, indem ſie den eignen Schmerz im verklärten Lichte der Poeſie ihnen zeigte. So öffnete ſie zugleich die jungen Herzen jenem beſeligenden Einfluſſe der Kunſt, der ihre Lieblinge weit über irdiſches Geſchick erhebt, und allein uns lehrt in ſtiller Thätigkeit, und dennoch duldend, es zu beſiegen, und in der eignen Bruſt einen Himmel uns zu erbauen, den keine Erden-Nacht verhüllen darf.

Agathe und Babet, die nur den Augenblick mit Ungeduld erwartet hatten, in welchem die Tante ermüdet das Buch wieder hinlegen würde, benutzten jetzt dieſen, um in ihr Zimmer zu eilen, und ſich dort für das erzwungene beſchwerliche Schweigen während der Lektüre zu entſchädigen, Angelika hingegen holte auf der Tante bittenden Wink ihre Harfe herbei, und hauchte mit ſüßer leiſer Stimme folgendes Lied in den Klang der goldenen Saiten. Sie hatte in einer ſchönen wehmüthigen Stunde, bald nachdem Ferdinand zur Armee gegangen war, es ſelbſt gedichtet, und Worte und Melodie waren zugleich entſtanden.

Angelika's Lied.

Bricht an der Tag mit ſeinen hellen Lichtern,
So flücht' ich meiner Liebe heil'gen Schein
Vor all' der bunten, lauten Menge ſchüchtern
In meines Herzens tief verſchloßnen Schrein;
Dort ruht er ungeſehen, glüht verborgen,
Bis daß der Abend kommt; dies iſt ſein Morgen.

Denn, wenn nun dieſer zieht die grauen Schatten,
Das Licht ſich nach und nach in Dunkel bricht
Bis es im letzten Strahle muß vermatten,

Wenn Nacht ſich um die weiten Himmel flicht,
Dann zünde ich im allertiefſten Herzen
Ganz ſtill mir an der ſtillen Liebe Kerzen.

Sie leuchten freudig mir in meiner Zelle,
Aus herrlicher Vergangenheit herauf;
Sie zeigen auch im Dunkel hoffnungshelle
Mir meiner Zukunft unenthüllten Lauf;
Sie glänzen — gehn die müden Augen ſchlafen —
Als Pharus in des Traumes Wunderhafen.

Und dieſe lichten Träume ſollen blühen
So lang des Lebens Traum mich noch umfängt;
Sie ſollen treu auch dahin mit mir ziehen
Wo man zum langen Schlaf' mich eingeſenkt.
Nein! Dieſe Flammen können nicht vergehen;
An ihnen zündet ſich das Auferſtehen.

Thränen glänzten in den Augen der Zuhörerinnen, als die Sängerin verſtummte, doch ihre Augen blieben klar, ihre Züge heiter, indem ſie aufſtand und ſchweigend die Harfe wieder hinaus trug.

Sobald ſie das Zimmer verlaſſen hatte, warf ſich Viktorine mit überſtrömendem Gefühl in Anna's Arme. „Tante,“ rief ſie, „glauben Sie es nur, ich fühle die ſtille Lehre, die Sie durch die Gegenwart dieſes ſchon halbverklärten Engels mir geben wollen, aber kann denn die junge Tanne ſich ſchmiegen und beugen wie der Epheu? liebe, gütige Frau, ich leide in Ihrer Seele wenn ich Ihre Zukunft mir denke, denn ich ſehe es, Sie wollen zu der Höhe mich führen, auf welcher Angelika, erhoben in ihrer Demuth, ſchon ſteht, und Sie werden zu meinem frühen Grabe mich hinleiten!“

In Thränen ſchwimmend, verbarg ſie jetzt ihr Geſicht am Buſen der Tante, die, ſchmeichelnd und liebkoſend, ſie aufzurichten ſtrebte. „Meine Viktorine,“ ſprach ſie, „mein geliebtes Kind, glaubſt Du denn, ich wiſſe nicht, wie Schmerz oder Freude auf Jeden, ſeiner eignen Natur nach, verſchieden wirken muß? oder denkſt Du, ich wäre ungerecht genug, Allen Alles zuzumuthen? da doch das Maaß und die Art unſrer Kraft ſo verſchieden ſind? Nur können wir dieſes Maaß nicht eher erkennen, bis wir erprobt haben, wie weit es reicht. Und deshalb thut es mir immer weh, und macht mich ſogar zuweilen unmuthig, was es nicht ſollte, wenn ich ſagen höre: das kann ich nicht, das iſt mir unmöglich. Ach, wir können tauſendmal mehr, als unſre feigherzige Trägheit uns eingeſtehen mag, wenn es uns nur mit dem Wollen ein rechter Ernſt iſt! Ich ſpreche aus Erfahrung, liebes Kind! oder denkſt Du wirklich, weil ich jetzt alt bin, ich habe nie jugendlich gefühlt, nie jugendlich gelitten, wie Du oder Angelika?"

„Ach Tante, ich glaube es wohl," erwiederte ſeufzend Viktorine, „aber Ihre Jugendzeit war anders und beſſer als die unſere, und auch das Mädchenleben, in allen ſeinen Anforderungen und Begebniſſen, war gewiß himmelweit von dem unſern verſchieden. Daher kann ich mir recht wohl denken, daß auch Sie fühlten wie wir, aber ich kann nimmermehr glauben, daß der Schmerz ſo gewaltſam zerſtörend Ihnen nah getreten ſey. Seit Sie jung waren, hat ſich alles anders geſtaltet, und auch wir ſind ganz anders ins Leben hingeſtellt als Sie es waren. Bei Ihnen war Ruhe und Ordnung; wir aber ſchiffen auf bewegtem Meer, jauchzend werden wir von der hohen Brandung zum Hafen getragen, oder finden, von ihr zerſchmettert, am nächſten Felſen riff unſer und unſrer Hoffnungen Grab. Jedes Lebensſchiff iſt jetzt das Spiel der Windsbraut der Zeit, jede Bewegung iſt Kampf.“

„Die Form mag ſich freilich, ſeit ich jung war, ſehr verändert haben,“ erwiederte die Tante, „aber das innere Weſen der Dinge verändert ſich nie, und der Glaube iſt kindiſch, wenn gleich ziemlich allgemein, daß die Welt, weil wir ſie betreten, ſich durchaus umgeſtalten mußte.“ Viktorine ſchwieg erröthend, und jene fuhr, ſehr ernſt werdend, zu reden fort, indem ſie auch Angelika's Hand ergriff, welche inzwiſchen wieder in das Zimmer getreten war. „Kinder,“ ſprach Tante Anna, „ich bin nicht daran gewöhnt, viel von mir ſelbſt zu reden, aber ich liebe Euch mütterlich und habe es in dieſen Tagen recht ernſtlich bei mir ſelbſt überlegt: ob ich nicht wohl daran thäte, wenn ich Euch auch meine Jugend erzählte. Ich glaube, daß Dein Muth, meine Angelika, vielleicht geſtärkt und erhöht wird, wenn Du an meinem Beiſpiele ſiehſt, daß es ein noch herberes Leid geben kann, als das Deine, und daß es dennoch möglich ſey, es zu tragen und dabei zu leben. Und Du, meine Viktorine, kannſt vielleicht lernen, daß die Liebe in Deinem jungen Herzen noch nicht das höchſte Werk des alten Meiſters iſt, nicht die einzige Axe, um die für Dich die Welt ſich drehen muß, und daß das, was Du Dein Unglück nennſt, nicht eine Art von Adelsbrief iſt, der vor Andern Dich auszeichnet; denn wir Alle wurden geboren zu lieben, zu leiden, und am Ende in ſtiller, frommer Ergebung unſer wahres Glück zu finden. Den erſten Abend, an welchem wir Drei ruhig und allein bei einander ſind, denke ich dieſer ernſten Unterhaltung zu weihen, obgleich ich vielleicht nicht ganz gleichgültig und ohne Schmerz daran gehen werde, ſo manchen längſt beſiegten böſen Tag noch einmal in der Erinnerung zu durchleben."

„Höre Babet," fragte Agathe ihre Schweſter Abends beim Auskleiden, „wie gefällt Dir Angelika?" „Ach, geh' mir mit der, die iſt mir viel zu mattherzig," erwiederte Babet verdrüßlich. „Ja es iſt wohl wahr, viel Leben hat das arme Ding freilich nicht," erwiederte Agathe mit einem kleinen Achſelzucken, „aber gut muß man ihr doch ſeyn. Sieh nur, was für ein groſſes Stück ſie mir, während dem Vorleſen, an meiner Garnirung weiter half."

„Die Tante hat doch wirklich viel Geſchmack," ſetzte Agathe nach einer kleinen Pauſe hinzu, während welcher ſie das neue Kleid wohlgefällig betrachtete; „und ſie iſt Dir auch noch ſonſt gar nicht ſo übel, als wir Anfangs meinten. Denk' nur, ſie weiß alles von mir und dem Lieutnant, und dabei iſt das das Wunderlichſte, daß ich ihr das Meiſte ſelbſt erzählt habe; ich begreiſe noch bis dieſe Stunde nicht, wie ich dazu gekommen bin."

„So? und was ſagte ſie denn dazu?" fragte Babet ganz trübſelig, denn ſie überlas eben zum dreißigſten Male des blonden Theodors Abſchiedskarte, die ſie vorhin im Wohnzimmer heimlich vom Spiegel mit weggenommen hatte.

„Ach es war recht wunderlich," erwiederte Agathe, „ſie lachte und ſagte: nun mit dieſem Herzchen hat es wohl für's Erſte keine Noth, das nimmt es wohl noch mit einem ganzen Dutzend hübſcher Blond- und Schwarz-Köpfe auf. War das nicht recht frivol geſprochen von einer ſo alten Perſon? Hernach aber ward ſie auch wieder mit einem Male ganz ernſthaft, und gab mir gute Lehren, und ſagte mir Allerlei darüber, wie ich mich gegen den Schwarzen zu benehmen habe.“

„So hat ſie Dich doch am Ende recht ausgeſcholten;“ murmelte Babet vor ſich hin.

„Geſcholten? Ach nein, nicht ſehr, nur ein ganz klein bischen,“ antwortete Agathe, „und Du wirſt es kaum glauben, aber es iſt doch wahr, ſie hat mir ganz von ſelbſt verſprochen, daß er zu der erſten Geſellſchaft gebeten werden ſoll, die wir geben, und das geht auch recht gut an, denn Viſite hat er beim Onkel gemacht, ich habe ſelbſt die Karte geſehen. Und dann ſoll er auch mich zu Tiſche führen und neben mir ſitzen dürfen, aber dafür mußte ich ihr auch verſprechen, ihr nichts von dem zu verheimlichen, was unter uns vorgeht.“

„Und das haſt Du auch gethan?“ fragte Babet. „Das wohl nicht,“ war die Antwort, „ich habe ihr natürlicher Weiſe geſagt, daß ich ihr unmöglich ein jedes Wort wiederklatſchen könne, was wir Beide mit einander reden, und damit war ſie denn auch zufrieden. Sie lachte wieder recht von Herzen, und meinte denn, daß ſie das auch gar nicht zu wiſſen verlange. Ich ſoll ihr nur nichts vorſätzlich verſchweigen, und vor allen Dingen ihr gerade das ſagen, wobei mir einfiele, daß ich es nicht gern ſagen will. Das habe ich ihr denn endlich auch verſprochen, denn ich denke, das kann mir doch einmal nützlich ſeyn, da ſie es doch ſo gut mit mir meint. Es iſt mir auch ſelbſt ſogar lieb, daß ich doch jetzt Jemand Vernünftiges habe, mit dem ich alles überlegen kann, und der mir guten Rath gibt.“

„O du dummes Kind, dann iſt ja bei der ganzen Geſchichte keine Freude mehr!“ ſeufzte die trauernde Babet, ſetzte ſich verdrüßlich mit ihrer Karte in eine Ecke, Theodor und die Seligkeit des letzten Cottillons fielen ihr wieder ein, und ſie weinte bitterlich wohl eine Viertelſtunde lang, bis ſie zuletzt darüber vor Betrübniß einſchlief.

Wenige Tage ſpäter wurde eine neue berühmte Oper gegeben, und Babet und Agathe erhielten die Erlaubniß, der erſten Vorſtellung derſelben unter dem Schutze der Mamſell Virnot beizuwohnen. Seit Viktorinens Krankheit hatten ſie dieſer Freude entbehrt, alſo lange genug, um ihr jetzt mit Entzücken entgegen zu gehen, und ſo war denn der einſam ruhige Abend für die verſprochne Lebensgeſchichte der Tante gewonnen.

Im Zimmer herrſchte mehrere Minuten lang eine faſt andächtige Stille, welche weder Angelika, noch Viktorine unterbrechen mochte; die Tante ſah ſo wehmüthig feierlich aus, indem ſie ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, in ihren Armſtuhl niederließ. Deshalb verſtummten auch beide Mädchen, und mochten aus Zartgefühl es gar nicht wagen, ſie durch Worte oder Blicke an ein Verſprechen zu erinnern, deſſen Erfüllung ihr, wie ſie ſelbſt geſtanden hatte, ſchmerzlich ſeyn mußte. Doch es bedurfte bei ihr keiner Mahnung, denn nach einer kleinen Pauſe nahm ſie, wenn gleich ſichtbar beklommen, von ſelbſt das Wort.

„Das ruhige Beieinanderſeyn des heutigen Abends wollen wir benutzen, wie ich es Euch verheißen habe,“ ſprach ſie, „aber mir iſt doch ſonderbar dabei zu Muthe, wahrſcheinlich, weil ich nie gewohnt war, von mir ſelbſt viel zu reden.

„Ich wußte von jeher zu viel von der Welt, als daß ich hätte wünſchen können, daß ſie viel von mir wiſſen möge, und ſo ſeyd Ihr denn die Erſten, denen ich je von mir und der Geſchichte meines Lebens Rechenſchaft ablege. Meine Erzählung wird indeſſen doch lang ſeyn, denn mein Leben war's. Es war doch auch mitunter recht öde, recht ſchmerzenvoll, recht arm!“ ſetzte die Tante, von ihrer Erinnerung unwillkührlich fortgeriſſen, hinzu, und ſah dabei ſo trübe und ſchweigend vor ſich hin, wie man einem bei ſinkender Dämmerung ſich entfernenden Gegenſtande nachblickt.

Angelika rückte ihr leiſe näher, Viktorine, heftig wie gewöhnlich, ſchloß ſie in ihre Arme und rief, indem ſie mit beſorgter Theilnahme ihr in's Geſicht ſah: „Tante, liebe Tante, wenn es Sie ſchmerzt“ — doch dieſe wehrte ſie freundlich von ſich ab.

„Nicht doch,“ ſprach ſie, „und wäre es auch! Ihr Beide ſeyd ja meine geliebten Töch-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.A. FN. 18075/026

ter, und Mutterliebe achtet keiner Schmerzen. Es liegt doch auch wieder gewiſſermaßen etwas Erfreuliches in dem Gefühle, mit welchem wir am Ende einer langen, gefahrvollen Bahn den zurückgelegten Weg noch einmal überſchauen, und die, welche ihn erſt antreten wollen, durch unſre mühſam erworbne Erfahrung zu leiten ſuchen,“ ſetzte die Tante nach einer kleinen Pauſe mit gefälligem, wenn gleich Anfangs etwas erzwungnem Lächeln hinzu. „Was ich Euch erzählen will, iſt übrigens kein erheiterndes Mährchen, wie es für Euern jugendlichen Sinn ſich paſſen möchte, aber mährchenhaft wird es Euch doch wohl zuweilen vorkommen, wenn ihr die verfallne Geſtalt der alten Tante anſeht und ſie dabei von jenem Zauber ſprechen hört, deſſen Nachhall ihr noch immer nicht verklungen iſt. Von jenem Zauber,“ fuhr die Tante mit feuriger Beredſamkeit fort, „von jenem Zauber, der bis in mein ſpätes Alter im Innern mich jung, im Aeußern mich kräftig erhielt; der alle Hieroglyphen des Leben am Ende mir herrlich auflöſte, der, wenn gleich erſt ſpät, im Schmerz, wie in der Freude, das hohe Geſchenk eines Lebens mich recht würdigen lehrte, in welchem Gott uns die Liebe zur Begleiterin gab, die am Ende unſers Tagewerks freundlich mild, wie der Abendſtern bei ſinkender Nacht, uns zur Ruheſtätte leuchtet, um uns bei'm Erwachen wieder zu empfangen.“

Viktorine und Angelika blickten gerührt auf die Tante. Indem dieſe ſo ſprach, ſchien ſie vor ihren Augen höher, ſchöner, jugendlicher zu werden, denn der erhebende Ausdruck vollkommner, ſeliger Ruhe nach langer, mühvoller Pilgerfahrt, verbreitete ſeinen verklärenden Zauberſchein über ihre ganze Geſtalt, ſo daß die Mädchen ſie kaum wieder erkannten. Wie ſie damals, mag vielleicht ein ſeliger Geiſt die eben verlaßne Erde und die geliebten Menſchen auf ihr, noch einmal überſchauen, eh' er den höhern Flug vollends aufwärts, der ewigen Heimath zuwendet.

„Es iſt wunderbar, wie groß und breit und gewaltig die Kluft zwiſchen ehmals und jetzt ſich in dieſem Momente vor mir ausbreitet, indem ich zurückblicke in meine Vergangenheit,“ fuhr die Tante nach einer kleinen Pauſe ſehr ernſthaft und nachſinnend fort. „Es wird in der That faſt nöthig, daß ich einen Anlauf nehme, wie jeder gern thut, der im Begriffe ſteht einen großen Sprung zu wagen; denn wahrlich! es iſt ein Rieſenſatz von dieſer Stunde an, bis zu der, in welcher ich mein funfzehntes Jahr antrat. Daß ich auch einmal will funfzehn Jahre alt geweſen ſeyn, kommt Euch wahrſcheinlich ſchon ein wenig ſonderbar und unglaublich vor,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „aber gewiß, ich war es doch wirklich, obgleich mir dies ſelbſt jetzt wie ein Traum dünken will. Euch wird es einſt nicht beſſer gehn, liebe Kinder, freilich wird dann der Hügel, unter dem ich ruhen werde, ſchon ſeit langen Jahren eingeſunken ſeyn, aber die Zeit kommt doch, und es wird Euch auch dann ebenfalls ſcheinen, als habe ſie dennoch Euch übereilt. Deshalb wollen wir aber für jetzt der Eilenden nicht weiter vorgreifen, denn ſie holt uns ohnedem ſchnell genug ein.

„Seyd ruhig, Kinder,“ ſprach die Tante, als beide Mädchen mit einem unendlich wehmüthigen Gefühl ihre Hände ergriffen, und ſie küßten; „ſeyd ruhig, und laßt Euch nicht ſo von Andeutungen und Bildern erſchrecken, welchen man in meinem Alter nur gar zu gern nachhängt, und denen man auch in dem Eurigen nie, wenigſtens nicht gefliſſentlich, aus dem Wege gehen ſollte. Und nun bitte ich Euch, ſtört mich im Verfolg meiner Erzählung ſo wenig als möglich durch Einreden jeder Art, und laßt mich für's Erſte den bewußten Anlauf zum Anfange derſelben nehmen, indem ich Euch ein Bild unſers häuslichen und geſelligen Lebens leicht hinſkizzire, ſo wie es damals beſtand, als ich vor einigen und vierzig Jahren aus der Kinderſtube in die Mädchenwelt eingeführt wurde.

„In jener, Euch ſo ferne liegenden Zeit war das Leben von Euresgleichen beides, reicher, und ärmer als das Eure. Aermer, unendlich ärmer an Willkühr und Freiheit; an Ueberfluß und Mannichfaltigkeit der Vergnügungen; reicher, viel reicher an wahrem reinen Genuß; denn eben jener Ueberfluß, deſſen Ihr Euch rühmt, ermüdet am Ende, und die Seltenheit war von jeher die beſte Würze unſrer Freuden.

„Dieſes Lob meiner Zeit kommt Euch etwas ſophiſtiſch vor? nun ſo werdet Ihr doch wenigſtens gewiß einen zweiten Vorzug für voll gelten laſſen, den Eure Großmütter vor Euch voraus hatten, und von dem, wie die Welt jetzt ſteht, faſt keine Spur übrig geblieben iſt; ich meine hiermit jene allgemeine, zarte Aufmerkſamkeit, jene an Ehrfurcht gränzende Hochachtung, jene, an die Zeiten alter Chevallerie erinnernde und aus dieſen abſtammende, ehrerbietige Galanterie, welche damals von allen gebildeten Männern unſerem Geſchlechte gezollt ward. Wenn wir einmal in der Geſellſchaft erſchienen, was freilich weit ſeltner geſchah als jetzt, ſo traten wir gleich kleinen Fürſtinnen einher, von einem Gefolge umgeben, das jedem unſrer Wünſche mit zuvorkommendem Eifer entgegenflog. Mit Euch, Ihr guten Kinder, dünken ſich die jetzigen Männer wenigſtens auf gleichem Fuß, und glauben damit ſchon ein Uebriges für Euch gethan zu haben. Daran aber ſeyd Ihr ſelbſt ſchuld, denn Ihr habt Euch auf glattem Boden neben ſie hingeſtellt. Ich möchte uns, in unſerem damaligen Verhältniß zur männlichen Welt, am liebſten mit ſeltnen Blumen vergleichen, die mit Sorgfalt in einem verſchloßnen Gewächshaus aufbewahrt werden, zu denen man deshalb gern Zutritt zu erhalten ſucht, und ſie in der Nähe zu bewundern wünſcht. Ihr aber wachſt und blüht in der Freiheit, vielleicht nur um ſo üppiger und ſchöner, aber Ihr ſteht in einem, aller Welt offnen, luſtigen Garten, in welchen man ohne Rückhalt Euch nahen darf. Was man aber täglich mühelos ſehen kann, verliert am Ende den höchſten Reiz, den der Neuheit; man gewöhnt ſich bald genug, achtlos daran vorüberzuwandeln, und leider geht darüber manche köſtliche Pflanze unbemerkt zu Grunde, oder wird wohl gar im Gedränge zerknickt und zertreten.

„Indeſſen will ich nicht ableugnen, daß wir Euch um Eure jetzige größere Freiheit wahrſcheinlich würden beneidet haben, wenn wir uns eine ſolche nur recht lebhaft hätten denken können. Das war aber bei unſern beſchränkteren Begriffen vom Leben und unſrer, durch unſer Verhältniß herbeigeführten furchtſamen Beſcheidenheit nicht wohl möglich. Auch muß ich geſtehen, daß wir einen großen Theil unſrer damaligen vornehmen Grandezza mit unſäglichem ſchmerzlichem Zwange, mit hohen Abſätzen an den Schuhen, mit breiten ſteifen Fiſchbeinrücken, mit Harniſch ähnlichen Schnürbrüſten theuer genug erkaufen mußten. Im vollkommenſten Gegenſatze mit dem jetzt üblichen, war unſer Anzug hauptſächlich darauf berechnet, unſre Geſtalt bis zum Unkenntlichen zu maskiren. Jede von uns war ein wandelndes Räthſel, von der Spitze des kleinen, mit Flittern geſtickten Atlas-Kothurns, welchen blitzende Steinſchnallen noch verherrlichten, bis zu dem Wipfel des hochaufgethürmten Haarſchmucks, der obendrein den ganzen Tag über unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, weil jeder Luftzug, jede zu raſche Bewegung des Kopfes dem zarten Puderreif Untergang drohte. Der zärtlichſte Liebhaber konnte nicht einmal in jener Zeit über die Farbe der Haare ſeiner Schönen zu einiger Gewißheit gelangen, denn der gelbe Puder machte die Braune der Blonden ganz ähnlich. Die Kleine hob ſich vermittelſt höherer Abſätze an den Schuhen zur mittlern Größe hinauf, und die weſpenartig zuſammengeſchnürte Taille, die in unbegreifliche Breite ausgehenden Fiſchbein-Röcke gaben Allen die nämliche Form, aus welcher kein ſterbliches Auge die wahre menſchliche Geſtalt herausfinden konnte.

„Ihr lacht über die wunderliche Figur, die wir ſpielten? Ich glaube, ich müßte ſelbſt lachen, wenn ich mich noch einmal in meinem damaligen Putz erblicken ſollte, und doch galten die Schönen unter uns deshalb nicht für minder ſchön, und die Häßlichen gewannen noch bei dieſer allgemeinen Vermummung, denn ſie gingen in der Maske mit durch, die ſich obendrein auf das vollkommenſte dazu eignete, kleine Mängel zu verbergen.

„Ein ſehr charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen jener Zeit beſtand auch darin, daß wir Alle damals Zeit hatten zu Allem, was uns oblag, oder was wir unternehmen wollten, zu vollbringen. Die jetzt ſo allgemeine Klage über Mangel derſelben, hörte ich in meiner Jugend faſt nie, und der ganz einfache Grund hiervon war der, daß wir viel mehr zu Hauſe blieben, als die jetzige Generation. Morgenbeſuche und Morgenpromenaden waren etwas ſo Ungewöhnliches, daß ich wohl darauf wetten möchte, meine Mutter ſey nicht drei Mal in ihrem Leben Vormittags ausgegangen, außer in die Kirche. Indeſſen möchte ich dieſe größre Häuslichkeit meinem Zeitalter nicht ganz zur Tugend anrechnen, eine gewiſſe unbeholfne Steifheit der Sitten und Gewohnheiten hatte auch Theil daran. Man ſcheute nichts ſo ſehr, als Bekannten, ſoger Freunden, ſich und ſein Haus anders als im vollen Putze zu zeigen. Ein unerwarteter Beſuch, der uns im Hauskleide oder bei häuslichen Beſchäftigungen überraſchte, erregte gewöhnlich eben ſo viel Verwunderung als Unmuth, und nur eine ſehr wichtige Veranlaſſung konnte einem ſolchen Ueberfalle zu Entſchuldigung dienen.

„Daß wir, ohne gegen alle Regeln des Anſtandes zu ſündigen, weder im Theater, noch auf der Promenade, noch überhaupt an einem öffentlichen Orte ohne einen männlichen Begleiter erſcheinen durften, diente auch gar ſehr dazu, uns das Ausgehen zu erſchweren. Denn obgleich zu dieſer Gewohnheit wahrſcheinlich die zum Dienſte der Damen allezeit bereitwillige Galanterie der Männer den erſten Anlaß gegeben haben mochte, ſo waren doch die unter ihnen, von welchen wir uns anſtändiger Weiſe eskortiren laſſen konnten, nicht immer müſſig, zuweilen auch nicht gefällig genug, um ſtets zur Hand zu ſeyn, wenn wir ihrer bedurften. Uebrigens ſpreche ich hier nur von den Frauen; junge Mädchen ſetzten keinen Fuß auf die Straße, als unter dem Schutz ihrer Mütter.

„Alles, alles, was uns umgab, Lebloſes und Belebtes, ſtrebte damals zu einem gewiſſen formellen Weſen hin, welches gegen die jetzige zwangloſe Lebensweiſe ſehr wunderſam abſticht. Bei den fein geſchnitzten und à quatre couleurs vergoldeten ſehr zerbrechlichen Stühlen unſrer Putzzimmer war an kein Anlehnen zu denken; die zu den Stühlen paſſenden ſchmalen Kanapee's hatten nur die Aehnlichkeit mit unſern jetzigen, damals noch ganz unbekannten Sopha's, daß ſie, wie dieſe, als Ehrenplatz manchen Rangſtreit unter den Damen veranlaßten, übrigens boten ſie durchaus keine Bequemlichkeit für die jetzt ſo beliebte liegende Stellung, die damals in geſunden Tagen etwas Unerhörtes war.

„Auch weiß ich nicht, wie man dieſe mit dem ganzen damaligen Anzuge, dem Reifrocke, der gepuderten Friſur hätte vereinigen können; wir hielten uns gerade, wie ich noch immer aus alter Gewohnheit thue, und ohne es weiter unbequem zu finden.“

„Mit dieſer körperlich geraden Haltung hing aber auch, ſogar im engſten Familienkreiſe, ein ſehr genaues Beobachten der einmal angenommenen Höflichkeitsregeln gegen ſeines Gleichen, und der abgemeſſenſten Ehrfurcht gegen Höhere zuſammen, die ich jetzt, ich mag es nicht leugnen, zuweilen recht ſchmerzlich vermiſſe, weil die jetzige Welt dergleichen als ſteifes, überflüſſiges Zeremoniell heut zu Tage verachtet. Die zierliche, vom Tanzmeiſter zu dieſem Zweck erlernte Verneigung an der Thüre, mit der ich täglich meine Eltern zuerſt begrüßte, ehe ich näher trat und jedem von ihnen beſonders mit feierlicher Ehrerbietung den guten Morgen bot, würde jetzt freilich lächerlich erſcheinen; doch der Menſch iſt ein Kind der Gewohnheit, und wem man am Morgen ſo ehrfurchtsvoll ſich nähert, gegen den wird man ſchwerlich im Laufe des Tages bis zum heftigſten Widerſpruch oder zu andern Unziemlichkeiten ſich vergeſſen, wie doch jetzt von Kindern gegen ihre Eltern nur zu oft geſchieht. Die Eltern nach jetziger Art Du zu nennen, hätte damals gewiß für eine Art von Blasphemie gegolten, nur bei ganz kleinen Kindern höchſtens ward dieſes geduldet, und doch wurden Vater und Mutter gewiß nicht weniger geliebt, als jetzt. Ich hing an den meinigen mit ſo liebevollem, reinem Vertrauen, daß ich unmöglich glauben kann, der jetzt zwiſchen Eltern und Kindern herrſchende Ton vollkommner Gleichheit hätte dieſes Gefühl erhöhen können; wohl aber kann ich es nicht ableugnen, daß er in einigen Fällen und mit gewiſſen Modulationen mich jetzt oft verletzt.

„Mein Vater lebte ein lange Reihe von Jahren hindurch in dieſer freien Reichsſtadt als königlich ***ſcher Reſident in Ehre und Anſehen. Als der jüngere Sohn einer ſehr alten Familie, in welcher das Majoratsrecht galt, war er nicht reich, um ſo weniger, da auch meine Mutter ihm kein bedeutendes Vermögen zugebracht hatte. Die Einkünfte meiner Eltern, verbunden mit der Beſoldung meines Vaters, reichten daher nur eben hin, um bei Sparſamkeit und Ordnung mit Anſtand davon leben zu können; freilich aber gehörte vor funfzig bis ſechszig Jahren weit weniger dazu als heut zu Tage. Damals herrſchte, ſelbſt in den reichſten Häuſern dieſer Stadt, eine gewiſſe frugale Mäßigkeit, die man jetzt vielleicht Geiz und Mesquinerie ſchelten würde; tauſend Erfindungen des Luxus, welche wir ohne Bedenken dem Unentbehrlichen zuzählen, waren in jener Zeit völlig unbekannt; man wohnte weit enger zuſammengedrängt, man brauchte viel weniger Bedienung und hatte durchaus keine koſtſpieligen Phantaſien zu befriedigen.

„Bei alle dem hielt man aber dennoch viel auf eine gewiſſe ſolide, wenn gleich etwas ſchwerfällige Pracht, in der Kleidung ſowohl, als in allen übrigen Umgebungen. Wenigſtens zwei Mal im Jahre mußte der, im alltäglichen Leben ſehr mäßig beſetzte Tiſch, unter der Laſt des ſchweren Silbergeſchirres, der koſtbarſten Weine, der ausgeſuchteſten Speiſen, ſich ſeufzend beugen, und ſo viele Gäſte, als der Saal nur zu faſſen vermochte, ſaßen im feierlichſten Putze, ſtarrend von Gold und Edelſteinen, um ihn her, alle von dem ſorgſamen Herrn des Hauſes nach Rang und Würden auf das Gewiſſenhafteſte geordnet. Dieſer ſowohl, als ſeine Frau, ſahen bei einem ſolchen Feſte wie Leute aus, die einer an ſich ehrenvollen, aber doch nicht ganz leichten Pflicht ſich ſo gut als möglich zu entledigen ſuchen, und auch die Geſichter der Gäſte zeigten im Ganzen mehr den Ausdruck einer höflichen Reſignation, als den des Vergnügens; denn an einer dreiſtündigen Sitzung an der Tafel vermochten doch nur ſehr wenige ſich wirklich zu erfreuen. Eigentlich war aber auch von geſelligen Vergnügungen bei einer ſolchen formellen Abſpeiſung nie ſonderlich die Rede, niemand machte Anſprüche daran, und im Ganzen ging es ſehr ſtill dabei her. Die Frauen beobachteten alles, zählten Schüſſeln und Aſſietten, und überlegten, wie ſie bei ihrem eignen nächſten Gaſtmahle deren noch ein paar mehr anbringen könnten; die Männer aßen, tranken und ließen gegen das Ende der Mahlzeit ihren Witz in Ausbringung ſchalkhafter Geſundheiten leuchten. Alle aber, die Wirthe wie die Gäſte, dankten Gott, wenn wieder einmal ein ſolches Vergnügen überſtanden war.

„So ſah es zu jener Zeit mit dem geſelligen Vergnügen bei uns aus. Freilich hatte mein Vater im Auslande, beſonders in Frankreich, eine leichtere und genußreichere Lebensweiſe kennen gelernt, doch er fühlte die Verpflichtung, ſich nach den Gebräuchen des Ortes zu richten, in welchem er eine gaſtlich-freundliche Aufnahme fand; überdem war er auch zu vernünftig, um gegen den Strom ſchwimmen zu wollen, was damals noch mit ganz beſonderer Schwierigkeit verbunden war. Die Welt war gegen Sonderlinge und Neuerungsſüchtige bei weitem nicht ſo tolerant als jetzt, wo in jedem Winkel und auf jeder Schulbank Weltverbeſſerer mit grandioſen Anſichten ſitzen, die alle ihr gläubiges Publikum finden. Jener Ausſpruch: „Du Narr willſt klüger ſeyn, als wir!“ mit welchem die ungebildeten Brüder von Gellerts tanzenden Bären dieſen aus ihrer Mitte vertrieben, war damals noch in voller Kraft, und ganz an der Tagesordnung.

„Mein Vater ließ es ſich alſo gar nicht beikommen, an der Lebensweiſe ſeiner Freunde und Bekannten das mindeſte abändern zu wollen; er nahm an ihren Feſten willigen Antheil, aber er hütete ſich zugleich gar ſehr davor, ſich mit den reichen Handelsherren, in deren Mitte er lebte, in einen Wettſtreit einzulaſſen, bei dem er entweder mit Schande beſtehen, oder ſich und die Seinen zu Grunde richten mußte. Daher verſammelte er in ſeinem Hauſe, und an ſeinem mit anſtändiger Mäßigkeit beſetzten Tiſche, nur immer eine kleine Anzahl mit Auswahl zuſammengebetener Gäſte, und das ſeltne Talent meiner Mutter, mit ſehr Wenigem viel hervorzubringen, machte es uns leicht, dieſe kleinen Gaſtmahle ziemlich oft zu wiederholen. Die Ordnungsliebe der theuren Frau, der Scharfblick, mit dem ſie Alles von ihr mit Sorgfalt aufbewahrte ſtets am rechten Orte zu benutzen verſtand, gaben bei möglichſter Erſparniß unſerem Haushalte das Anſehen einer damals hier noch unbekannten Eleganz. Zwar nannte man unſre Lebensweiſe wohl zuweilen vornehm, aber man verzieh ſie uns doch, weil man das Bewußtſeyn dabei behielt, uns an Reichthum und Pracht zu übertreffen. Man lebte ſogar recht gern mit uns, weil meine Eltern mit dem Ausdrucke des herzlichſten Wohlwollens ächte Höflichkeit und jenen feinen geſelligen Takt verbanden, der uns lehrt, alles zu meiden, was auch den Geringſten in der Geſellſchaft verletzen könnte, und jedes ſo zu verſtehen, wie es gemeint ward. Mein Vater hatte ſich dieſe Eigenſchaften früher im Leben mit der Welt erworben, meiner wahrhaft liebenswürdigen anſpruchsloſen Mutter waren ſie angeboren, und ſo erfreuten ſich beide lange Jahre hindurch der Achtung und Liebe eines aus ziemlich heterogenen Geſtalten zuſammengeſetzten Kreiſes, deſſen Mittelpunkt ſie waren, ohne je nach dieſer Ehre geſtrebt zu haben.

„Zwölf Jahre hindurch blieb ich das einzige Kind meiner Eltern, und genoß im Uebermaße alles Glück und Unglück eines ſolchen, bis Deine Mutter, liebe Viktorine, geboren ward. Ich war von der Natur ſowohl geiſtig als körperlich mit den glücklichſten Anlagen ausgeſtattet, und meine Eltern ſorgten auf das angelegentlichſte für die fernere Ausbildung derſelben; ja ich darf wohl ſagen, daß mein Vater, ganz gegen ſeine ſonſtige Art, verſchwenderiſch wurde, ſobald es darauf ankam, irgend ein in mir ſchlummerndes Talent an das Licht zu rufen. So ſorgſam er ſonſt alle neue fortlaufende Ausgaben vorher berechnete, ſo ernſtlich er jede nicht durchaus nothwendige vermied, ſo ſparte er doch nichts, um mir die erſten Lehrer in allem zu verſchaffen, wozu ich Luſt und Anlage zeigte. Man hielt mir, ganz gegen die damalige Gewohnheit, keine franzöſiſche Gouvernante, ich ward auch in keiner Penſionsanſtalt erzogen, denn meine Mutter hatte gegen beide Erziehungsmethoden einen unüberwindlichen Widerwillen, doch meine Eltern erſetzten dies überſchwenglich durch die treue Aufmerkſamkeit, mit der ſie ſelbſt über den Unterricht ihres Lieblings wachten.

„So machte ich denn in früher Jugend nicht ganz unbedeutende Fortſchritte in der Muſik, im Zeichnen und Miniaturmalen, in allem, worin nach der Meinung der jetzigen Zeit ein Mädchen unterrichtet werden muß, und ſchritt damit weit über die Gränze der damals gewöhnlichen Begriffe von weiblicher Erziehung hinaus. Dieſe drehte ſich in einem weit engern Kreiſe herum, und die Kunſtübungen eines Mädchens jener Zeit beſchränkten ſich gewöhnlich auf ein paar leidlich hergeklimperte Polonaiſen, ein paar mühſelig durchgezeichnete Stickmuſter, höchſtens auf ein ängſtlich getuſchtes Landſchäftchen nach irgend einem Kupferſtiche. Die mir angeborne Leichtigkeit, mit der ich fremde Sprachen erlernte, bewog unter andern meinen Vater, mir auch in der engliſchen und italieniſchen Sprache ſelbſt Unterricht zu ertheilen. Franzöſiſch war ohnehin unſre tägliche Hausſprache; ſobald wir unter uns allein waren, ſprachen wir keine andere, denn dies war damals faſt in allen adlichen Familien ſo der Gebrauch. Mein Vater zog dieſe Sprache jeder andern vor, weil von ihr zu ſeiner Zeit nicht nur ſeine, ſondern auch die geiſtige Bildung aller derer ausging, die ſich nicht geradezu dem eigentlichen Gelehrtenſtande widmen wollten, und die klaſſiſchen Schriftſteller der Franzoſen blieben ihm Zeitlebens die liebſten, ich könnte wohl ſagen, die einzigen, die er las. Von der deutſchen ſchönen Literatur hatte er in ſeiner Jugend nur wenig kennen gelernt, und dies wenige war ihm nicht erfreulich geweſen, wie es denn auch in jener trüben Gottſchediſchen Zeit einem Geiſte wie dem Seinigen nicht zuſagen konnte. Daher blieb ihm ein unüberwindliches Vorurtheil gegen alle deutſche Schriftſteller, beſonders gegen die deutſchen Poeten, welches er mit faſt allen damals lebenden, gebildeten Männern theilte, die darin dem Beiſpiele König Friedrichs des Zweiten folgten. Auch ich lernte deshalb erſt ſpät die Schätze meines eigenen Volks kennen, obgleich um die Zeit, da ich geboren ward, ſchon die hellſtrahlende Morgenröthe am deutſchen Kunſthimmel den glorreichen Tag verkündete, der jetzt uns leuchtet.

„Mehr als aller meiner übrigen guten Anlagen erfreute ſich mein Vater jenes, unſerm Geſchlechte eignen, leichten Auffaſſungsvermögens, mit deſſen Hülfe wir ſpielend errathen, was die Männer mühſam erlernen, und durch welches ich beſonders mich auszeichnete.

„Dieſe den Frauen ganz eigenthümliche Gabe könnte uns faſt verleiten, an gute, oder doch wenigſtens gutgelaunte Feen zu glauben, die ihren Lieblingen ſchon in der Wiege eine ganz eigne Gewandtheit verleihen, welche ſie fähig macht von allem für ſie paſſenden Wiſſenswerthen ſich wenigſtens die ſchimmernde Oberfläche anzueignen. Ohne tiefer in's Reich der Wiſſenſchaften einzudringen, oder auch nur eindringen zu wollen, umſchwärmen dieſe vor andern Begünſtigten auf leichtem Fittich die Blüthen, und laſſen den Männern gern das mühſame Geſchäft, im Schweiße ihres Angeſichts den Wurzeln nachzugraben. Auch ſind ſie nicht nur fähig, ſich zu freuen, wann kluge Männer reden, weil ſie verſtehen, wie ſie's meinen, ſondern ſie wagen es zuweilen im ſcherzenden Uebermuth, mit glücklicher Keckheit ſich neben dieſe klugen Männer hinzuſtellen, und ſie durch die ihnen beiwohnende Zauberkraft mitunter ſelbſt ein wenig irre zu machen.

„Dieſe geiſtige Geſchmeidigkeit iſt aber dennoch für die, welche ſie beſitzen, bei weitem nicht gefahrlos, und ſollte nach meiner jetzigen Anſicht wohl eher in Schranken gehalten, als geübt und bewundert werden. Doch mein Vater war hierin andrer Meinung. Ihm galt anſpruchsloſe heitre Liebenswürdigkeit, zu Hauſe, wie in der Welt, für eine der erſten Eigenſchaften meines Geſchlechts; er hielt dafür, daß wir, um zu dieſer zu gelangen, wohl einer höheren Geiſtesbildung, aber durchaus keiner Gelehrſamkeit bedürften, die er geneigt war, eher für ein Hinderniß anzuſehen. Daher belächelte er mit wahrer Luſt meine kleinen wiſſenſchaftlichen Charlatanerien, und ließ mich gewähren.

„Während meine geiſtige Entwickelung auf dieſe Weiſe meinen Vater ergötzte und beſchäftigte, ſorgte meine gute treffliche Mutter auf ſeinen Antrieb dafür, mir durch frühe Gewöhnung die möglichſte Unabhängigkeit von allen jenen unbedeutenden Kleinigkeiten zu verſchaffen, die ſo oft den ausgezeichnetſten Frauen quälende Feſſeln anlegen. So wie ich heranwuchs, brachte ſie durch Lehre und Beiſpiel mich dahin, daß ich weder des Schneiders noch der Putzmacherin bedurfte. Selbſt die Kammerjungfer und den Friſeur lernte ich im Fall der Noth entbehren, und das war damals keine Kleinigkeit.

„Auf dieſe Weiſe glaubte mein Vater, geiſtig und körperlich am beſten für meine Zukunft mich auszuſtatten, möge dieſe mich nun in die Welt führen, oder in die Einſamkeit meines Stiftes. Denn ſchon damals trug ich dieſes Ordenskreuz, als Geſchenk einer fürſtlichen Pathe, bei welcher meine Großmutter einſt Hofdame geweſen war, und es gab meinem Vater keine geringe Beruhigung, mich dadurch gegen die Stürme des Lebens einigermaſſen geſichert zu wiſſen.

„So blühte ich denn allmählich heran, im ſchönſten Verhältniſſe zu meinen Eltern, gleich glücklich in der äuſſern, wie in meiner mir ſelbſt geſchaffnen innern Welt; denn auch dieſe fehlte mir nicht. Leſen war damals zwar nicht das unentbehrliche Bedürfniß jedes Alters, jedes Geſchlechts und jedes Standes, was es jetzt iſt. Die Mütter mußten ſogar noch zuweilen ihre Töchter ermahnen, endlich einmal ein Buch in die Hand zu nehmen, ſtatt daß ſie in unſern jetzigen Tagen über das viele Leſen ſich ereifern, und es nicht ganz mit Unrecht einen geſchäftigen Müßiggang ſchelten. Indeſſen habe ich doch ziemlich früh angefangen, Romane zu leſen. Mein Vater verbot es mir nicht, wie er denn überhaupt vom Verbieten nicht viel hielt, aber er bewachte doch die Wahl meiner Lektüre, und hütete mich beſonders vor den franzöſiſchen Romanen jener Zeit, deren verderbliche Tendenz, unerachtet ſeiner Vorliebe für ihre Verfaſſer, er ſich dennoch nicht verbarg.

„Indeſſen war es in meiner Jugend weit ſchwerer, als jetzt, ſich eine unterhaltende Lektüre zu verſchaffen. Lesbare, deutſche Romane fanden ſich faſt eben ſo ſelten, als Leihbibliotheken, die man kaum dem Namen nach kannte. Man behalf ſich damals aus Noth, wie jetzt aus Wahl, mit Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, und ich erinnere mich noch lebhaft des Entzückens, mit welchem ich im Schranke der Mutter einer meiner

Geſpielinnen eine lange Reihe Bücher entdeckte, die unter dem Titel einer Landbibliothek eine Anzahl ſolcher überſetzten Romane vereinigte.

„Hier lernte ich denn unzählige Lords und Ladies, Sirs und Miſſes kennen, deren Thaten und Leiden mit der, den Romanſchreibern jener Nation noch bis dieſe Stunde eignen Breite und Weitſchweifigkeit, und bis auf die geringſten Details vorgeführt wurden, ſogar bis auf die Farbe des Kleides, welches die Heldin oder der Held bei wichtigen Gelegenheiten trugen. Vor allem aber wurden die Hochzeitkleider nicht nur des endlich beglückten Brautpaars, ſondern auch die der vornehmſten anweſenden Gäſte nie vergeſſen. Ich las das alles mit einer Wonne, von der ihr Ueberſättigten keinen Begriff haben könnt, denn ich war nicht unbeſchränkt wie Ihr im Gebrauch meiner Zeit. Hatte ich ein ſolches bändereiches Werk vollendet, ſo war mir ſo einſam zu Muthe, als ſey ein ſehr lieber intereſſanter, lange dageweſener Beſuch wiederabgereiſt.

„Ich freute mich die ganze Woche hindurch auf den Sonntag Nachmittag, wo ich meinem Lieblingsgenuſſe mich am ungeſtörteſten hingeben durfte, und obgleich ich vor Ungeduld nach der Entwicklung brannte, ſo las ich doch immer langſamer, wenn ich ſah, daß der Band zum Ende ſich neigte, um mir dadurch die Freude zu verlängern.

„Richardſons Romane entzückten mich ganz unbeſchreiblich, gerade wegen ihrer Weitſchweifigkeit, obgleich ich dem Tugendſpiegel Sir Charles Grandiſon keinen ſonderlichen Geſchmack abgewinnen konnte, und der brillante Böſewicht Lovelace mir tauſendmal beſſer gefiel. Jetzt ſehe ich wohl ein, daß gerade die Werke dieſes berühmten Schriftſtellers ſich ſehr ſchlecht dazu eigneten, einem kaum zwölfjährigen Mädchen in die Hände gegeben zu werden, aber ſie hatten einmal die allgemeine Stimme für ſich. War doch ſogar in England, die mehr als zweideutige Pamela, dem Volke von der Kanzel als Erbauungsbuch angeprieſen worden. Ueberdem verließ mein Vater ſich auf meine Unſchuld, und das mit Recht; er war überzeugt, daß ich in meiner glücklichen Unbefangenheit das für mich Unpaſſende entweder überſehen, oder nicht verſtehen würde, und ſeine Erwartung trog ihn nicht.

„Meine jugendliche, oder vielmehr kindiſche Phantaſie blieb indeſſen bei alle dieſem nicht müßig. Mein Kopf war voll von Entführungen, Maskeraden, gewaltſam erzwungnen Trauungen, dieſem Apparat der damaligen engliſchen Romanſchreiber, die eben, wie jetzt ihre jüngern Brüder, ſich immer gern wiederholten, und alles ſo ziemlich über einen Leiſten formten. Das alles ſuchte ich nun in Gedanken mir ſelbſt anzupaſſen; mein Held war ein Ungeheuer von Tugend, Tapferkeit, Edelmuth und Liebenswürdigkeit, Grandiſon und Lovelace in einer Perſon. Ich ſelbſt war eine höchſt gefährliche Schönheit, die in ſteter Angſt vor den Verfolgungen ihrer wüthenden Anbeter lebte. Bei alle dem aber blieb ich ein gutes Kind, lernte meine Lectionen, ſtrickte meine Strümpfe, nähte meine Wäſche, half meiner Mutter im Hausweſen, und niemand ſah es mir an, welche Wunder in meinem Köpfchen herumſpukten.

„Jenes fantaſtiſche Spielwerk war nur eine Ergötzlichkeit in müßigen Stunden; mein Held hatte noch gar keine Geſtalt, und konnte keine haben, denn ich wußte keine ihm zu geben. Da ich noch nicht confirmirt war, ſo durfte ich noch nicht in der Welt erſcheinen, und kannte daher nur wenige junge Männer; die aber, welche ich kannte, gefielen mir nicht, hauptſächlich wohl, weil ſie von mir noch keine Notiz nahmen.

„Die empfindſame Siegwarts-Periode, die bald darauf eintrat, ging ziemlich ſpurlos an mir vorüber. Zwar verſuchte ich es ebenfalls, Vergißmeinnicht zu pflücken, und mit dem bleichen Monde einen Verkehr anzuſpinnen, und das ging auch in ſo weit recht gut von ſtatten; nur die Leiden machten mir Noth. Ich wußte dem blaſſen Freunde nichts zu klagen, und war ſo geſund und ehrlich, um mit Glück dergleichen erfinden zu können. Daher gab ich die ganze Sache bald auf, und ward aus einer pinſelnden deutſchen Romanheldin wieder eine ſtolze engliſche Schönheit.

„Einen weit größern Eindruck als Siegwart machten auf mich Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen, die auch um jene Zeit erſchienen. Die theologiſchen Abhandlungen und Contraverſen welche dieſes Buch enthielt, überſchlug ich, das verſteht ſich von ſelbſt; aber es beluſtigte mich ſehr, zum erſten Mal in meinem Leben gute alte Bekannte in meinen Büchern zu finden. Die engliſchen Lords und Ladies waren mir niemals wie recht lebendige Perſonen vorgekommen, obgleich ich es nicht ableugnen mag, daß ſie mir vielleicht nur deshalb um ſo intereſſanter erſchienen, weil meine Fantaſie um ſo freier mit ihnen ſchalten und walten durfte. Die Herren Puff und Conſorten hingegen ſah ich zuweilen am Tiſche meiner Eltern, und gleich Oelenſchlägers Correggio, da er das erſte niederländiſche Bild erblickt, gerieth ich darüber in freudige Verwunderung, daß man auch ſo etwas malen könne.

„Endlich ſtand ich in meinem vierzehnten Jahre, nahe an der Gränze des jungfräulichen Alters; da trübte zum erſten Mal die ſchwere Hand des Unglücks mein fröhliches ſorgloſes Daſeyn. Ich verlor meine gute, liebe, herrliche Mutter, gerade in dem Zeitpunkte, da ich ihrer milden leitenden Hand am nöthigſten bedurft hätte. Sie entſchlief ſanft und ſtill wie ſie lebte. Es raubte ſie uns ein ſchleichendes Uebel, das ſeit der Geburt meiner Schweſter langſam und faſt unmerkbar verzehrend, an ihrem Leben genagt hatte, bis ſie ohne Klage in ſich zuſammenſank, während wir uns mit den ſchönſten Hoffnungen ihrer nahen vollkommnen Geneſung ſchmeichelten. Außer mir vor Schrecken und Schmerz ſtand ich, ein halbes Kind noch, an ihrem Sarge, in dem nämlichen Saale, wo wir vor wenig Tagen noch ſo froh mit ihr geweſen waren, und deſſen ringsum ſchwarzbekleidete Wände ich jetzt kaum wieder erkannte. Ich hielt mein armes kleines Schweſterchen auf dem Arme, das in kindlicher Unſchuld die vielen Lichter anlächelte, welche zum letzten Mal die theure bleiche verſtummte Geſtalt beleuchteten. Neben mir ſtand mein troſtloſer Vater; zum erſten Male ſah ich die Thränen eines Mannes, es war mir unbeſchreiblich furchtbar, ihn laut weinen zu ſehen; wie ein unnatürliches Wunder kam es mir vor und all mein Blut erſtarrte mir in den Adern. Ohnehin eignete ſich der ganze Trauerapparat jener Zeit auf das vollkommenſte dazu, den innern zerreiſſenden Schmerz durch die äußere Erſcheinung bis zum Unerträglichen zu ſteigern. Nicht nur der Vater und wir Kinder, auch alle Bedienten des Hauſes waren in ſchwarzen Krepp gehüllt, den langnachſchleppenden Schleier, die breite ſchwarze Schneppenbinde, durfte ich während der erſten Wochen ſogar nicht im Hauſe ablegen. Bis nach dem Begräbnißtage waren alle Fenſter des Hauſes dicht verſchloſſen, Wohnzimmer, Treppen und Vorſaal ſchwarz umhangen, und die ſchwarz gekleideten Leute alle ſchlichen mit unhörbarem Tritt, Geſpenſtern gleich, durch die düſtre Dämmerung. So wollte es nicht nur unſer Schmerz, ſo wollte es auch die damalige Sitte.

„Ach und wenn ich mitten in dieſer düſtern Pracht das bleiche liebe Geſicht meiner Mutter im Sarge anſah! wie war das Bild des Todes ſo furchtbar vor meine junge Seele getreten, ich wollte vor Schmerz und Grauen dabei vergehen, ich meinte, nie wieder froh werden zu können und ward es doch; denn die Macht der Zeit überwindet alles, beſonders wenn Jugend ſie unterſtützt. Ich muß ſogar bekennen, daß ich weit früher wieder ruhig und heiter wurde, als ich mir ſelbſt geſtehen mochte, daß ich es ſey.

„Auch mein Vater gewann bald Faſſung genug, um ſeinen Verluſt zu ertragen, obgleich er nie lernte ihn zu verſchmerzen, denn er hatte meine Mutter unendlich lieb gehabt. Sie ſelbſt mit ihrem reinen weichen Herzen, mit ihrem klaren beſcheidnen Sinne war, nach Art der beſſern Frauen jener Zeit, ſtets nur der anmuthigſte Nachhall ſeines freieren kräftigeren Weſens. Ihr Gemahl war ihre ſichtbare Gottheit auf Erden. Mein Mann hat es geſagt, oder: der Herr hat es befohlen, galten ihr, erſteres in der Geſellſchaft, das zweite im Hauſe, für Gründe und Ausſprüche, gegen die, ihrer Meinung nach, kein Vernünftiger etwas einwenden konnte. Und dennoch war ſie fern von jeder ſklaviſchen Unterwürfigkeit; es war nur ihrem liebenden Herzen unmöglich, ſich etwas Höheres und Beſſeres zu denken, als ihren Gatten.

„Alle Sorgfalt und Liebe meines Vaters ward von nun an mir doppelt und dreifach zugewendet. Mein kleines Schweſterchen konnte er nur mit ſtiller Wehmuth betrachten. Es blieb im Hauſe unter der Aufſicht einer alten Wärterin. Dieſe hatte auch meine hülfloſe Kindheit einſt gepflegt, und durch vier und zwanzig jährige treue Dienſte ſich das Recht erworben, als ein Mitglied unſerer Familie betrachtet zu werden, dem es zuweilen erlaubt wurde, bei bedeutenden Angelegenheiten derſelben ein Wort mit zu reden.

„Meine Konfirmation war durch den Tod meiner Mutter auf einige Monate hinausgeſchoben worden und dieſer bedeutende Schritt ins Leben wurde, abgeſehen von jeder andern höheren Anſicht desſelben, in meinem jetzigen verlaſſnen und verwaiſeten Zuſtande doppelt wichtig für mich. Denn von jenem Moment an ward ich nicht nur als ein ſelbſtſtändiges Mitglied der Geſellſchaft betrachtet, ich trat auch zugleich an die Spitze unſeres nicht unbedeutenden Haushalts und nahm die Verpflichtung auf mich, hier nach Kräften die Stelle meiner verewigten Mutter zu erſetzen.

„Seit ich die Heftigkeit des erſten Schmerzes über den Verluſt meiner Mutter überwunden hatte, war mir das Unerſetzliche derſelben nie wieder ſo herzzerreiſſend aufgefallen, als in dem Augenblick, da ich nach jener religiöſen Feierlichkeit zuerſt wieder unſer vereinſamtes Haus betrat. Ich ſehnte mich ganz unbeſchreiblich nach einem Paar mich umfangender Arme, nach einem Herzen, an das ich mit vollem Vertrauen das meine legen könnte, aber ich blieb einſam. Ich befand mich in einer ganz eignen nie zuvor gekannten Stimmung des Gemüths. Dieſes war bewegt von der heiligen Handlung, von der ich eben zurück kam, aber es war nicht in ſeinen Tiefen ergriffen, es war nicht erwärmt. Der flüchtige, wenn gleich heftige Eindruck, den der heutige Tag auf mich gemacht hatte, mußte ſogar bald einer eignen Art von Eitelkeit Raum geben, denn ich begann ſehr ſelbſtgefällig das eben überſtandne öffentliche Examen mir wieder zurück zu rufen, bei dem ich allen Andern mich überlegen gezeigt hatte. Denn bei keinem einzigen der bibliſchen Sprüche, die ich auswendig lernen mußte, um durch ſie die Glaubenslehren zu beweiſen, welche meine Lippen bekannten, hatte mir mein Gedächtniß den Dienſt verſagt; doch leider war auch kein einziger von ihnen bis in mein Herz gedrungen, denn ächte Frömmigkeit war mir von Jugend auf, ſelbſt dem Begriffe nach, fremd geblieben. Als bloßes Gedächtnißwerk hatte ich Religion gelernt, wie ich auch Geographie und Geſchichte lernte; ihr Geiſt hatte nie mich durchdrungen, und nie, ſo lange ich lebte, hatte ich, außer der Kirche, die man zuweilen aus Gewohnheit noch beſuchte, von Gott reden gehört.

„Liebe Kinder, wundert Euch nicht über dieſes Bekenntniß, ſondern beklagt mich, daß meine Jugend leider in jene kalte troſtloſe Zeit fiel, in der man begann ſich der Religion zu ſchämen. Von jeher bahnte ja Uebertreibung einer andern Uebertreibung ganz entgegengeſetzter Art den Weg, und ſo drang denn auch plötzlich aus der düſtern Nacht des kurz zuvor herrſchenden kraſſeſten Aberglaubens, das grelle Flackerlicht des troſtloſeſten Unglaubens hervor, den man damals Aufklärung nannte. Was war dabei wohl natürlicher, als daß die vom ſchnellen Uebergange aus dem Dunkel zu jenem kalten Nordſchein geblendete Menge einen andern Irrweg einſchlug, als den eben verlaſſnen, ohne zu ahnen, daß es einen richtigern Pfad geben könne?

„Die geiſtreichſten Männer jener Zeit, mit ihnen mein Vater, ließen von Voltaire's kaltem, aber glänzendem Witze ſich hinreißen, der das Heiligſte mit dem Unheiligſten zugleich ſchonungslos verſpottete. Eine furchtbare Erkältung der Gemüther nahm immer mehr und mehr überhand, und Voltaire's Anhänger rühmten ſich laut: keine Religion, als die eines rechtlichen Mannes anzuerkennen; la religion d'un honnête homme, wie ſie es nannten. Leider gehörte auch mein Vater zu dieſen.

„Meine wahrhaft fromme, in ſtiller Einfachheit erzogene Mutter ſchwieg zu alle dem aus Ergebenheit gegen meinen Vater, deſſen Anſichten ſie nie widerſprach; ſie konnte dies um ſo eher, da man ſie ungeſtört ihren ſtillen Weg gehen ließ. Denn es war Grundſatz jener Aufgeklärten, die Weiber und das Volk bei dem, was ſie Irrthümer nannten, ſo lange zu laſſen, als dieſe darin verharren wollten. In Hinſicht auf mich, tröſtete ſich meine Mutter damit, daß ich den gehörigen Religionsunterricht täglich von einem Kandidaten erhielt, und für ihre Perſon begnügte ſie ſich mit der ihr gelaſſenen Freiheit, ſich ganz ſtill zu entfernen, wenn der franzöſirende Witz der Geſellſchafter meines Vaters gegen Dinge, die ihr heilig waren, zu hoch anſprudelte.

„So trat ich denn als ein recht armes verlaſſnes Kind ins erweiterte Leben, ohne die Leitung einer verehrten Mutter und ohne den Troſt jenes, über das Irdiſche und jeden Schmerz desſelben uns erhebenden Gefühls, den das Bewußtſeyn uns gewährt, daß wir unter dem Schutze und der Leitung eines mächtigen, gütigen, unbegreiflichen Weſens ſtehen, an welches ich leider nie dachte, obwohl ich im Herzen daran glauben mußte. Denn ich war nicht irreligiös, ich war nur gar nichts, weil kein Ton um mich her mein armes erſtarrtes Herz erweckte und das darin ſchlummernde Gute ins Leben rief.

„Jetzt, da ich eine faſt ſechzigjährige Matrone bin, werdet Ihr es mir hoffentlich nicht als Eitelkeit auslegen, wenn ich unumwunden geſtehe, daß ich vor undenklich langer Zeit ſehr ſchön war. Der Form nach zeigſt Du, meine Viktorine, mir im Spiegel der Erinnerung einigermaßen mein Bild; nur zürne nicht, wenn ich behaupte, daß mein langes weiches blondes Haar noch reicher und ſeidner war, als Dein braunes; mein milderſtrahlendes blaues Auge vielleicht noch ausdrucksvoller als Dein dunkles, meine Farbe noch blendender als die Deine, mein Wuchs voller und höher. Genug, ich zeichnete mich, trotz aller Verkrüppelungen der damaligen Mode, vor allen meinen Jugendgeſpielinnen ſehr auffallend aus. Seht mich nur recht darauf an, lieben Kinder: ſo vergeht Glanz und Ehre der Welt.

„Mein gütiger Vater fing jetzt an, ſein Kind nicht nur mit einiger Eitelkeit zu betrachten, ſondern, auch deſſen kleine Vorzüge mit einem gewiſſen Stolze an das Licht zu ziehen, dem nur die väterliche Liebe zur Entſchuldigung dienen konnte. Er hatte meine ſanfte anſpruchsloſe Mutter unendlich lieb gehabt, er war an ihrer Seite und durch ſie unbeſchreiblich glücklich geweſen, und doch ließ er von jener Eitelkeit ſich verleiten, mich ganz zum Widerſpiele deſſen ausbilden zu wollen, was ſie geweſen war. In ſeiner Erinnerung wachte wiederum der Frühling ſeines Lebens auf, den er in Paris, zum Theil in den Salons jener geiſtreichen Frauen zugebracht hatte, welche zu ſeiner Zeit von ihrem Lehnſtuhl aus, als Ton angebende Regentinnen in halb Europa die Geiſter beherrſchten. Madame du Deffant, die geiſtreiche L'Eſpinaſſe, Madame de Tencin, und ſo viele andere, die damals durch Geiſt, Witz, Talent und Liebenswürdigkeit ein eignes geiſtiges Reich mitten im frivolſten Treiben eines immer tiefer ſinkenden Volkes errichteten, wer kennt nicht jetzt noch ihre Namen? Mein Vater hatte an den Strahlen ihres Geiſtes gerade in der Zeit ſich geſonnt, in der die von jugendlichem Enthuſiasm erfüllte Bruſt ſo leicht und gern jedem ſchmeichelnden Eindruck ſich hingibt; er hatte ſich in den tiefſten Tiefen ſeines Gemüths ſo manche herrliche Erinnerung an ſie aufbewahrt, welche die väterliche Liebe ihn jetzt mit dem Weſen ſeiner Tochter verwechſeln ließ, und ſo verführte er ſich ſelbſt zu dem Plan, alles daran zu ſetzen, um mich zu einer, jenen berühmten Damen ähnlichen Erſcheinung umzubilden, wenn ich gleich beſtimmt ſchien, in einem weit beſchränkteren Kreiſe zu glänzen. Wenigſtens wollte er mir durch Lektüre und mündlichen Unterricht eine über jedes Vorurtheil erhabene Richtung geben, und machte dies von nun an zum Hauptgeſchäfte ſeines Lebens. Meine natürlichen Anlagen, vereint mit einer Eitelkeit, welche durch die meines Vaters neu belebt ward und die man in meiner Lage verzeihlich finden wird, unterſtützten ihn bei dieſem Unternehmen ſo kräftig, daß ich in der That nach wenigen Jahren als eine ſehr blendende Erſcheinung da ſtand, und durch alle glänzende Eigenſchaften eines für die große Welt gebildeten Geiſtes, durch Witz und ſchnelle Urtheilskraft nicht minderes Aufſehen erregte, als durch meine, zu immer höherer Schönheit erblühende äußere Geſtalt.

„Mädchen und Frauen, mit denen ich bis dahin noch Umgang gehabt hatte, ſuchten zwar jetzt meine Nähe weniger, mieden ſie vielleicht gar, weil ſie anfingen ſie drückend zu empfinden; doch ich achtete dies wenig, denn auch mir war das Beiſammenſeyn im gewohnten Kreiſe nach und nach langweilig geworden. Nach dem Tode meiner Mutter hatte ohnedem unſre Lebensweiſe ſich, ganz unmerklich, völlig anders geſtaltet. Unſer Umgang mit ſo vielen der erſten und angeſehenſten Familien der Stadt, den ich Euch ſo eben beſchrieben habe, hatte ganz allmählich von ſelbſt aufgehört, ungefähr wie die Schwingungen des Perpendikels einer ins Stecken gerathenen Uhr, die doch nie ſo ganz mit einem Mal abbrechen.

„Wenn viel Zuhauſebleiben häuslich leben heißt, ſo lebten wir in der That weit häuslicher als da meine Mutter noch mit uns war, denn wir gingen faſt nie aus, dafür aber verſammelten wir täglich einen, zwar nicht ſehr ausgedehnten, aber erwählten Kreis geiſtreicher Männer in unſerm Hauſe. Eine nicht ganz unbedeutende Erbſchaft, die meinem Vater unerwartet zugefallen war, machte es uns möglich, dies mit zierlicher Eleganz thun zu können, gleich weit entfernt von Ueberfluß und ängſtlicher Sparſamkeit. Künſtler, Gelehrte, intereſſante Männer aus jedem Fach, deren dieſe Stadt noch in dieſem Augenblick weit mehrere verbirgt, als man gewöhnlich glaubt, waren als tägliche Gäſte uns ſtets willkommen. Viele Fremde ſchloſſen ſich dieſem Kreiſe an, ja es hielt ſich faſt kein Einziger von einiger Bedeutung länger als einen Tag in der Stadt auf, ohne bei uns Zutritt zu ſuchen. Auch an fremden Künſtlern faſt von allen Nationen fehlte es nicht, die zum Theil durch uns bekannter zu werden hofften, und gern und willig unſeren geſelligen Abenden durch ihr Talent einen neuen Reiz gewährten.

„Ich hatte mich unterdeſſen dabei gewöhnt, in meines Vaters Hauſe mit einer Leichtigkeit, einem Anſtande die Wirthin zu machen, welche dieſen über allen Ausdruck erfreuten. Alle unſere Gäſte lobten mich um die Wette, viele behaupteten geradezu, daß ich an jedem Hofe, ſogar in Paris, Aufſehen und Bewunderung erregen müſſe. Mir ſchwindelte das junge Köpfchen bei dieſem Lobe, doch vor allem beglückte es mich um meines Vaters willen, an dem ich jetzt mit ungemeſſner Liebe hing. Sein ſtilles Entzücken über mein ſeltnes Gelingen in der Geſellſchaft entging meinem Scharfblicke nicht, und ich bemerkte recht wohl, wie ſein freudig-glänzendes Auge heimlich-triumphirend jede meiner Bewegungen verfolgte. Wenn ich, was oft genug geſchah, furchtlos die Stimme erhob, und in gewählten ſchön geordneten Phraſen meine entſcheidende Meinung über irgend einen eben beſprochenen Gegenſtand der ſchönen Literatur an den Tag legte, ſo war es allemal mein Vater, der zuerſt die Aufmerkſamkeit der Anweſenden mir zuzuwenden ſuchte. Er hörte mir theilnehmender zu, als alle Andere, wenn ich über irgend einen Satz der damals herrſchenden philoſophirenden Moral, oder gar der Politik aburtheilte, welche letztere ſchon damals Freiheit und Gleichheit zu predigen anfing. Mit beifälligem Lächeln lohnte er es mir, wenn ich mit leichtem ſtechendem Witz Ungereimtheiten ſchonungslos verfolgte, oder mich in einen geiſtreichen Wettkampf einließ, bei dem ich gewöhnlich den Sieg davon trug. Meine ſeltne Gewandtheit des Geiſtes gab mir in ſolchen Fällen zwar oft eine Art von Ueberlegenheit, doch öfterer noch mochte ich wohl dieſen Sieg der damals noch üblichen Höflichkeit meiner Gegner verdanken, die nach alter Art zu galant waren, um ihn im Ernſt einer Dame ſtreitig machen zu wollen.

„So ſah ich denn in blühender, unerfahrner Jugend von einer Schaar von Männern mich umgeben, die mir alle, ohne Unterſchied des Standes oder der Jahre, den Hof machten, jeglicher nach ſeiner Weiſe. Ich thronte, gleich einer kleinen Königin, ohne Nebenbuhlerinnen in ihrer Mitte, denn meine Schweſter war noch zu jung, um in unſern Abendgeſellſchaften zu erſcheinen, und meine weiblichen Bekannten hatten ſich nach und nach alle gänzlich von mir zurückgezogen. Ich vermißte ſie eben ſo wenig als ihr Wegbleiben aus unſerm Hauſe mich befremdete, denn ich wußte von meinem Vater, daß meine Vorbilder, die tonangebenden Damen in Paris, zu ihrer Zeit eben ſo allein mitten in dem Männerkreiſe da geſtanden als ich jetzt.

„Die Stelle, welche mein Vater unter den Diplomaten dieſer Stadt einnahm, machte es mir freilich bei ſeltnen feſtlichen Gelegenheiten zuweilen zur Pflicht, in größeren, aus beiden Geſchlechtern zuſammengeſetzten Geſellſchaften zu erſcheinen, aber auch in dieſen behauptete ich meinen Platz. Ich war hier zu laut und zu allgemein als die Erſte in jeder Hinſicht anerkannt, als daß es einer andern hätte einfallen können, mir dieſen Rang ſtreitig machen zu wollen. Sobald ich außer dem Hauſe erſchien, umgaben mich die vornehmſten meiner Verehrer gleich einer Wagenburg, und die, welche nicht bis zu mir hindurchdringen konnten, ſonnten ſich von ferne in meinen Strahlen.

„In aller Unſchuld ward ich auf dieſe Weiſe recht kokett, wenn nämlich Kokettſeyn ſo viel heißt, als ohne Unterſchied allen gefallen wollen. Ich wollte dies in der That, aber doch nur, weil ich keinen Mann geſehen hatte, dem ich in meinem Herzen vor allen ſeines Gleichen den Vorrang hätte einräumen können. Alle, die ich kannte, galten mir gleich, aber ich betrachtete ſie auch alle wie Unterthanen, von denen mir keiner rebelliſch werden, oder gar einer andern Fahne ſich zuwenden durfte. Mein eigentlichſtes Streben war doch nur, meinem Vater zu gefallen, nicht nur weil er mein Vater, ſondern weil er zugleich der edelſte geiſtreichſte Mann war, den ich kannte. Ihm anzugehören, die Freude dieſes Greiſes zu ſeyn, war mein Stolz, und ſeine mit jedem Tage zunehmende Liebe zu mir, mein einziges Glück. Das Bild ſeiner Jugend, wie ich mir es dachte, wurde mein Ideal, und ich ſchlug mehrere Heirathsanträge aus, weil alle dieſe Männer, die ſich um mich bewarben, meinem Vater zu unähnlich waren, als daß ich einen von ihnen hätte der Ehre werth halten können, ſein Sohn zu heißen. Dieſe jungen Herren, welche ſich um mich her drängten, erſchienen mir eigentlich alle in einem etwas kläglichen Lichte. Es entging mir nicht, daß nur eine noch ungemeſſenere Eitelkeit als meine eigne, ſie an den Stufen meines Thrones verſammle; deshalb achtete ich ſie im Grunde zu wenig, um auf ihre Huldigungen großen Werth legen zu können; aber es beluſtigte mich, wenn ich ihre Thorheit zu meiner Unterhaltung benutzte, und ſie wie Marionetten behandelte, denen ich nach Belieben Leben und Bewegung verlieh.

„Die Zeit verging, aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate, aus Monaten Jahre, ohne daß ich es ſonderlich gewahr ward, und ſo hatte ich eben mein zwei und zwanzigſtes Jahr vollendet, als mitten in der ſchönſten Frühlingszeit alle Welt hier in eine halb ängſtliche, halb freudige Spannung gerieth, deren unſchuldige Urſache die regierende Herzogin von P. war. Dieſe Fürſtin ſollte mit ihren beiden Prinzeſſinnen auf ihrer Durchreiſe nach einem Bade in kurzem bei uns eintreffen, und hatte beſchloſſen, einige Tage in unſerer Stadt zu verweilen, um die Merkwürdigkeiten und vor allem die ſchönen Umgebungen derſelben kennen zu lernen.

„Vor vierzig Jahren war das Reiſen mit weit größern Beſchwerden verbunden als jetzt, wo es einer luſtigen Spazierfahrt immer ähnlicher wird. Gute Gaſthöfe waren ſelten, leidliche Wege noch ſeltner, und Kunſtſtraßen am allerſeltenſten. Daher blieb faſt jeder, der nicht reiſen mußte, gern zu Hauſe, und beſonders waren reiſende Könige und Fürſten damals eine ſeltene Erſcheinung.

„Alle Fenſter in den Straßen, durch welche ein gekröntes Haupt fahren ſollte, wurden deshalb lange im voraus in Beſchlag genommen, die neugierige Menge drängte ſich Kopf an Kopf in dichten Reihen um die fürſtlichen Wagen her, und alte Leute, denen in ihrer Jugend das Glück zum Theil worden war, einen Kaiſer oder König von ferne zu ſehen, erzählten noch Kindern und Kindeskindern davon, als von einem merkwürdigen Ereigniſſe ihres Lebens.

„Die bloße Durchreiſe der Herzogin wäre alſo ſchon hinreichend geweſen um die ganze Stadt in Bewegung zu bringen, aber nun wollte ſie ſogar drei Tage in unſrer Mitte verweilen, und glänzende Feſte ſollten dieſe Zeit ausfüllen, deren Erfindung denen, welche ſie anzuordnen hatten, nicht wenig Kopfbrechens verurſachte. Der überall immer ſteigende Luxus hatte freilich ſeit den letzten zehn Jahren auch in dieſer Stadt ſehr zugenommen, und nach und nach war manche bedeutende Abänderung in der früher gewohnt geweſenen Lebensweiſe der Einwohner derſelben entſtanden; doch die Idee von Hoffeſten lag den freien Reichsſtädtern noch immer zu fern, als daß ſie ſich ſogleich darin hätten finden können.

„Während die Männer mit Zuziehung meines Vaters darüber rathſchlagten, wie ſie die Fürſtin gehörig empfangen und unterhalten könnten, waren die Damen ihrer Seits mit Vorbereitungen ihres Putzes zu dieſer feierlichen Gelegenheit nicht minder beſchäftigt. Ich allein blieb vielleicht die Müßigſte in der ganzen Stadt, denn die Sucht auf dieſe Weiſe glänzen zu wollen, gehörte nie zu meinen Fehlern. Im ſtolzen Bewußtſeyn meiner Vorzüge ſuchte ich vielmehr ſtets etwas darin, meine von Silberſlor, Flittern und Edelſteinen ſtrahlenden Nebenbuhlerinnen im einfach zierlichen Gewande dennoch zu verdunkeln, und ich nahm mir vor, auch diesmal meiner alten Gewohnheit treu zu bleiben. Bei alle dem aber klopfte mir doch das Herz bei dem Gedanken, einer Fürſtin vorgeſtellt zu werden. Wäre es ein König, oder ſelbſt ein Kaiſer geweſen, ich hatte zwar auch noch keinen geſehen, aber ich wäre wahrſcheinlich ruhiger dabei geblieben, denn Kaiſer und Könige ſind Männer und gegen ſolche wußte ich mich zu benehmen. Ich durfte ſogar hoffen, ihnen eben ſo wenig zu mißfallen, als andern Männern; aber eine Fürſtin, und vollends gar eine junge Prinzeſſin! Der bloße Gedanke an ein ſolches, mir ſo ähnliches, und doch wieder auch ſo unähnliches Weſen flößte, wie etwas Uebernatürliches, mir eine Art ängſtlicher Scheu ein. Ich zerbrach mir vergebens den Kopf um zu erſinnen, wie einer ſo von Jugend auf in einer ganz andern Sphäre und mit ganz verſchiedenen Anſichten aufgewachſenen Prinzeſſin die Welt und die Verhältniſſe des Lebens erſcheinen könnten, zu denen eine ſolche Fürſtin eigentlich gar nicht gehört, und denen ſie denn doch auch wieder in gewiſſer Hinſicht eben ſo unterworfen iſt als jedes andre Mädchen.

„Der große Tag kam endlich heran, die Fürſtin auch, und ich ward in der Reihe der erſten Damen der Stadt ihr vorgeſtellt. Ich fühlte mich bei dieſer ganz einfachen Zeremonie ſo befangen wie nie zuvor in meinem Leben, und ärgerte mich dabei innerlich über mich ſelbſt, weil es mir durchaus nicht gelingen wollte, dieſes ängſtliche Gefühl abzuſchütteln. Die Herzogin, eine ſchöne hohe Frau von mütterlichem Anſehen, war die Huld und Freundlichkeit ſelbſt; ſie war weit einfacher gekleidet als wir alle, und weder Schmuck noch Orden verriethen ihren hohen Stand. Mit jener Leichtigkeit, welche von Jugend an den Fürſtinnen eingelehrt wird, wandte ſie ſich an alle Damen der Reihe nach und wußte jeder etwas Angenehmes zu ſagen. Mich beehrte ſie beſonders mit freundlichen Fragen nach einigen meiner Verwandten, die ſie in frühern Zeiten gekannt hatte, und ich antwortete ihr ſo gut ich es konnte; doch meine Stimme bebte dabei, meine Wangen glühten und meine Augen hafteten unabwendbar am Boden. Unerachtet aller möglichen fürſtlichen Herablaſſung, imponirte mir die hohe, über das ganze Weſen der Herzogin verbreitete, ihr ganz eigenthümliche Würde, und ihre kornblumenfarbenen Augen, ſo mild ſie ſtrahlten, ſchienen mir bis in das Innerſte meiner Bruſt dringen zu wollen. Es mochten wohl ſchon oft ſolche verlegne Figuren wie ich damals eine war, vor ihm geſtanden haben, denn ſie ſchien meinen Zuſtand zu begreifen, und ſuchte mitleidig ihm dadurch abzuhelfen, daß ſie mich ihren beiden Töchtern, zwei ätheriſch-zarten Geſtalten zuführte. Beſonders war die jüngſte, Prinzeſſin Mathilde, ein Kind von zwölf Jahren, beinahe unkörperlich wie eine Silphide.

„Ich fühlte die Abſicht der Fürſtin und ſchämte mich innerlich meines albernen Betragens nur noch mehr, indeſſen gelangte ich nach und nach durch das Geſpräch mit den jungen Damen doch wieder zu leidlicher Faſſung, obgleich ich von meiner gewohnten Sicherheit noch immer weit entfernt blieb.

„Ich wagte es doch wenigſtens, wieder aufzuſehen, fuhr aber gleich wieder erſchrocken zuſammen, denn mein erſter Blick fiel in das mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf mich gerichtete Auge eines dicht hinter der Herzogin ſtehenden jungen Mannes. Er wandte, faſt unmerklich erröthend, den Blick von mir ab, ſo wie der meinige ihn traf, und auch ich ſchlug die Augen wieder nieder, aber ich fühlte, wie meine Wangen vor dem Strahle ſeines Blicks in dunkelem Purpur erglühten. Als ich mich nach einer kleinen Weile unbemerkt wußte, ſah ich doch verſtohlen wieder hin; es war eine hohe, edle Geſtalt mit einem ſehr ausdrucksvollen ſchönen ernſten Geſichte. Sein durchaus ruhiger, beſcheidener und doch vornehmer Anſtand, verkündeten in ihm den Mann von Welt und feiner Bildung; ich ſah von ihm auf meine zahlreichen, den Saal füllenden Bewunderer, nie hatten ſie mir weniger gefallen; alle ſtanden in ehrerbietiger Ferne, einige, noch verlegener als ich, drückten ſich an den Wänden herum. Ich wünſchte in dieſem Augenblick nichts ſehnlicher, als zu erfahren, wer der intereſſante Fremde ſey. Aber wo hätte ich den Muth hernehmen wollen, darnach zu fragen; ich war mit einem Mal ein blödes, beſcheidnes Kind geworden, und ich kannte mich ſelbſt nicht wieder in dieſer Umwandlung.

„Der Nachmittag war beſtimmt, die Herzogin an einige der ſchönſten Punkte der Umgegend zu führen und ſie ſelbſt hatte die Gnade, mich zur Begleitung ihrer Töchter einzuladen. Ich fuhr mit den Prinzeſſinnen und ihrer Hofmeiſterin in einem offnen Wagen, der Fremde ritt neben dem der Herzogin her. Er ſchien ſo an ihre Nähe gefeſſelt, daß er ſich von ihr durchaus nicht entfernen durfte, indeſſen hatte ich doch das Vergnügen, ihn von weitem zu beobachten. Seine ſchöne Geſtalt zeigte ſich mir zu Pferde auf das allervortheilhafteſte, denn es iſt ja eine ſehr alte Bemerkung, daß für die Männer das Pferd das iſt, was für uns der Tanzſaal, um darauf körperliche Vorzüge im günſtigſten Lichte geltend zu machen. Mit ſtiller Freude wurde ich gewahr, daß er ſich nach uns umſah, ſo oft ſich die Gelegenheit dazu bot. Ich bemerkte es jedes Mal, wenn es geſchah, mochte aber um ſo weniger es wagen, nach ſeinem Namen zu fragen.

„Eine elegante und ausgeſuchte Kollation erwartete die Herzogin nach vollendeter Spazierfahrt, in einem der ſchönſten Gärten in der Nähe der Stadt, und ein brillantes, von einem in dieſem Fache berühmten Künſtler dirigirtes Feuerwerk ſollte mit ſinkender Nacht die Freuden dieſes Tages beſchließen. Für die Herzogin war zu dieſem Zweck dicht am Hauſe eine große, mit einem ſeidnen Baldachin bedeckte Eſtrade erbaut worden. Einige Stufen führten von dieſer Eſtrade in den Garten hinunter, und vom Hauſe aus gelangte man, ebenfalls einige Stufen hinab, durch drei der großen, bis an den Fußboden reichenden Fenſter des in der erſten Etage befindlichen Speiſeſaals, auf die für die Herzogin und die Damen beſtimmten Plätze. Ich fand den meinigen unfern den Prinzeſſinnen, am Ende der zweiten Reihe von Stühlen. Das Feuerwerk begann, die laue Sommernacht ſchien für ein Vergnügen dieſer Art eigends geſchaffen zu ſeyn. Dunkle Wolken bedeckten den Horizont, ohne jedoch mit Regen zu drohen, und das in bunten feurigen Farben ſtets wechſelnde luſtige Strahlenſpiel zeigte ſich auf dieſem dunkeln Hintergrunde in feenhafter Zauberpracht. Der Anblick der zahlloſen geputzten Zuſchauer, welche im Garten, um die Eſtrade her gruppirt, theils ſaßen, theils ſtanden, erhöhte den Reiz des magiſchen Schauſpiels, indem alle die vielen Köpfe ſich bald im hellſten Lichten zeigten, bald zurücktretend in das geheimnißvolle Dunkel der Nacht, wieder verſchwanden. Das ganze Feuerwerk ging zur Freude aller Anweſenden ganz vortrefflich von ſtatten; ſchon zeigte ſich die letzte glänzendſte Dekoration, ein im hellſten Brillantfeuer ſtrahlender Säulentempel. Ein feuriger Adler flog zu einem der obern Fenſter des Hauſes hinaus über die Eſtrade weg, um die an dem Tempel angebrachten Namenszüge der hohen Herrſchaften anzuzünden, alles war in geſpannter froher Erwartung. Doch ehe der Adler noch die Mitte ſeiner Bahn erreichte, riß einer der Drähte entzwei, an welchen er ſchwebte, der feurige Klumpen prallte ſinkend zurück, gerade auf den Platz zu, wo die Herzogin ſaß. Er ſetzte die ſeidne Draperie des Baldachins in Brand, verwundete ein paar Damen und fiel dann mitten in der Eſtrade zu Boden, wo er, dampfend und ziſchend und praſſelnd, Angſt und Gefahr um ſich her verbreitete.

„Von dem Tumulte, dem Geſchrei, dem Entſetzen, der Unordnung, worin ſich jetzt alles auflöſte, kann Euch keine menſchliche Zunge einen Begriff geben. Man muß ſo etwas mit erlebt haben, um es ſich vorſtellen zu können. Alle Rückſichten waren im Moment vergeſſen, jeder dachte nur an ſich und die Seinen. Die, welche auf der Eſtrade ſich befanden, ſtürmten ſchreiend durcheinander, den in den Speiſeſaal führenden Zugängen zu. Jeder rief mit überlauter Stimme die Namen der Seinen, die er im Gedränge zu verlieren fürchtete, und alle vermehrten im paniſchen Schrecken die allgemeine Unordnung und die erſt aus dieſer hervorgehende Gefahr, welcher ein einziger beſonnener Mann hätte zuvorkommen können. Mit einem Griffe, der die glimmenden Draperien heruntergeriſſen, mit einem Fußtritt, der den Funken ſprühenden Adler in den Garten hinabgeſchleudert hätte, wäre alles gethan geweſen, doch daran war jetzt nicht mehr zu denken. Die leichten Latten, welche rings um die Eſtrade eine Art Baluſtrade gebildet hatten, wurden von denen zertrümmert, die aus dem Garten hinauf dieſe erkletterten, um ihren oben befindlichen Frauen und Töchtern zu Hülfe zu kommen; die Stühle wurden umgeworfen, einige der Fliehenden fielen über dieſe, oder über die zu dem Hauſe hinaufführenden Stufen, andere ſtiegen über die Gefallenen weg. Die Herzogin war zum Glück gleich im erſten Augenblick in's Haus geflüchtet, zwei Sekunden ſpäter waren ſchon alle drei Eingänge zu dieſem von der ihr nachdringenden Menge verſtopft, Niemand konnte weder rückwärts, noch vorwärts, und alles das geſchah unter durchdringendem betäubendem Geſchrei, innerhalb weniger Minuten, ich möchte ſagen, in weit kürzerer Zeit, als ich gebraucht habe, Euch von dieſem Unfalle zu erzählen.

„Ich ſelbſt behielt zum Glücke kaltes Blut genug, um das Nichtige der gefürchteten und das Bedeutende der aus dieſer Furcht entſtehenden

Gefahr einzuſehen, und war deshalb auch ſo beſonnen, daß ich mich nicht, wie die Uebrigen, dem Hauſe zuflüchtete. Ich wollte lieber ſeitwärts von der gar nicht hohen Eſtrade, durch einen raſchen Sprung in das weiche Gras, mich in den dunkeln menſchenleeren Theil des mir aus früherer Zeit ſehr wohl bekannten Gartens flüchten, um dort das Ende alles dieſes Lärmens ruhig abzuwarten. Indem ich aber mein Kleid zuſammennahm und mich anſchickte, herunterzuſpringen, fühlte ich mit ſanfter Gewalt meine Knie umfaßt; erſchrocken ſah ich nieder und traute meinen eignen Augen kaum, als ich die arme kleine Prinzeſſin Mathilde erblickte, die, unfähig ſich zu helfen, zwiſchen den umgeworfnen Stühlen, auf dem Fußboden der Eſtrade lag, und, krampfhaft zitternd, mich feſt umſchlungen hielt. Das arme Kind war gleich Anfangs im erſten Schrecken von ſeiner Mutter abgekommen, es war über die Stühle hingefallen, Niemand hatte dies geſehen, und da mehreren Perſonen oblag, für die Prinzeſſin zu ſorgen, ſo hatte ſich eigentlich in der Verwirrung Niemand um ſie bekümmert, indem Jedes ſie bei den andern in Sicherheit glaubte. So war ſie denn wirklich der Gefahr ausgeſetzt geblieben, im Gedränge erſtickt oder ertreten werden zu können.

„Ohne langes Bedenken nahm ich die zart. Kleine auf, kniete am Rande der Eſtrade hin, und ließ ſie mit möglichſter Behutſamkeit langſam hinunter in das Gras ſinken, dann ſprang ich ſelbſt ihr nach; das Getümmel und Geſchrei oben nahm zu und das Kind lag wie beſinnungslos zu meinen Füßen. Eben wollte ich verſuchen, es mit Hülfe meines Flakons mit Eau de Luce wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, als ein fürchterliches, lange anhaltendes Knallen mich ſelbſt jetzt auf das heftigſte erſchreckte. Ein Feuerregen umſprühte mich im Nu, Hunderte von feurigen Schlangen flogen ziſchend und praſſelnd nach allen Richtungen durch die Luft, und verbreiteten eine höchſt ängſtliche Helle, die momentan wieder mit dicker Finſterniß abwechſelte. Eine große Menge zerſtreut liegender Raketen, welche zu einer gewaltigen Girandole vereint, den Schluß des Feuerwerks hatten verherrlichen ſollen, war durch ein Verſehen in Brand gerathen. Vermuthlich hatte der Feuerwerker ſelbſt über die, wahrſcheinlich nicht ohne ſeine Schuld, entſtandene Verwirrung den Kopf verloren, und ſo konnte denn dieſes zweite Unglück durch die vielen, zum Aufſuchen ihrer Herrſchäften mit Fackeln herumlaufenden Bedienten leicht entſtehen. Durch das immer wilder werdende Geſchrei über mir, durch das Knallen der Raketen, durch den fortwährenden Funkenregen, und die rings um uns niederfallenden brennenden Raketenſtöcke, war ich jetzt ſelbſt ſo ängſtlich geworden, daß ich in Gefahr ſtand, ebenfalls die Beſinnung zu verlieren; doch ſuchte ich mich zu faſſen, ſo gut ich konnte. Ich nahm das noch immer halb ohnmächtige Kind in meine Arme, es ſchien mir in der Angſt federleicht. Mir kam der Gedanke, in einen, vom Schauplatze der Verwirrung ziemlich entfernten, mir wohl bekannten Gartenſaal uns beide einſtweilen in Sicherheit zu bringen; denn ſchon fielen kalte einzelne Regentropfen herab und der nächtliche Himmel hüllte ſich in immer ſchwärzeres Dunkel. Selbſt zitternd vor Furcht, trat ich daher jetzt mit meiner Bürde den Weg nach jenem Gartenſaal an, und beeilte meine Schritte ſo gut ich es konnte. Ich hatte das Kind ſchon eine ziemliche Strecke weit fortgetragen, als Angſt und Eile mich ein paar Stufen vergeſſen ließen, die auf meinem Wege lagen und zu einer niedriger liegenden Terraſſe hinabführten, über die ich mußte. Ich glitt aus, fiel, mit dem Kinde auf meinen Armen, die kleine Treppe hinab, und fühlte, nach wenigen Minuten, zu meinem unausſprechlichen Schrecken, die Unmöglichkeit aufzuſtehen und weiter zu gehen.

„Im Garten war es jetzt ſehr dunkel und todtenſtill. Das Feuerwerk hatte ausgetobt, und nur wie aus weiter Ferne tönte das die Eſtrade noch immer umwogende Getöſe zu mir herüber. Der Regen begann mächtiger hernieder zu rauſchen und weckte die kleine Prinzeſſin aus ihrer Ohnmacht. Sie zitterte an allen Gliedern wie ein Espenlaub, doch freute es ſie, ſich in meinen Armen zu finden. „Fräulein," bat ſie unter heißen Thränen, „liebes Fräulein, ſo ſtehen Sie doch auf, daß wir zu meiner Mutter kommen," und da ſie ſah, daß ich nicht aufzuſtehen vermochte, erhob ſie ein lautes klägliches Geſchrei nach Hülfe.

„Vergebens verſuchte ich alles, ſie zu beſchwichtigen, ſie ließ ſich nicht beruhigen, und zitterte dabei immer ſtärker mit konvulſiviſcher Heftigkeit. Ich verſicherte ſie, daß alle Gefahr vorüber ſey, daß der Schmerz in meinem Fuße ſich bald geben würde, daß ich den Weg kenne und ſie ſicher nach Hauſe bringen würde, alles war vergebens. Sie ſchrie immer lauter und ängſtlicher, und ich hörte dabei die Zähne des armen Kindes vor Angſt und Furcht an einander ſchlagen. Der traurige Zuſtand der Kleinen ging mir durch die Seele. Eure Shawls kannte man damals noch nicht, ſo riß ich dann meine Circaſſienne, eine Art Oberkleid, das damals Mode war, herunter, um das arme Prinzeßchen in den ſtarken ſeidenen Stoff zu hüllen und es nur einigermaßen vor dem immer dichter fallenden Regen zu ſchützen. Dankbar ſchlang das Kind die zarten, ſchwachen Aermchen um meinen Hals, verbarg leiſe weinend und ſchluchzend das Köpfchen an meine Schulter, und ſchrie dann wieder überlaut mit verdoppelter Heftigkeit nach Hülfe. Jetzt fing ich an, um uns Beide recht ernſtlich beſorgt zu werden. Die unnatürliche Heftigkeit der Prinzeſſin Mathilde ängſtigte mich unbeſchreiblich, die

Schmerzen in meinen Füßen nahmen mit jeder Minute zu und wurden faſt unleidlich; dazu durchnäßte der immer dichter fallende Regen uns beide, beſonders aber mich bis auf die Haut. Ihr könnt alſo denken, wie froh ich war, als ich endlich an der Taxushecke, welche die Terraſſe einfaßte, auf welcher ich lag, den Widerſchein eines Lichtes erblickte. Auch die Prinzeſſin ward mit mir zugleich dieſen Hoffnungsſtrahl gewahr, ſie ſtand auf, wandte ſich nach der Richtung, von wo das Licht zu kommen ſchien, und rief mit einem Mal laut jubelnd: „Leuen, lieber Leuen, hieher, hier unten iſt Mathilde, hier iſt auch das Fräulein, geſchwind uns zu Hülfe, hieher!“

„Das Gebüſch über mir rauſchte, ein Mann ſprang von der obern Terraſſe zu uns hinab, und beim Schein einer Laterne, die er trug, und die er augenſcheinlich irgendwo an einem Hauſe heruntergeriſſen haben mußte, erkannte ich den Begleiter der Herzogin.

„Gottlob, daß ich Sie finde, Prinzeſſin!“ ſprach er ganz außer Athem; „wir glaubten alle, Sie ſchon zu Hauſe zu finden, und die Herzogin iſt jetzt Ihretwegen in der quälendſten Todesangſt. Kommen Sie, wir müſſen eilen, erlauben Sie, daß ich Sie bis an den Wagen trage, damit wir ſchneller fortkommen.“

„Nein, nein, nein, nein,“ rief abwehrend die Kleine, „ſehen Sie doch nur hier, das arme liebe Fräulein Falkenhayn. Sie hat den Fuß gebrochen, weil ſie mich fortrug. Ach Gott! ach Gott, ſie ſtirbt; ſehen Sie, wie ſie mit einem Mal bleich wird; ſie ſtirbt ganz gewiß, wenn ſie nicht gleich Hülfe bekommt.“ Das arme Kind brach von neuem in Thränen aus, warf ſich mir, wie ich ſo da lag, um den Hals; der Fremde aber, der jetzt erſt meiner gewahr ward, ſtand, ſichtbar erſchrocken, dabei, und ſchien in der erſten Ueberraſchung vergebens nach Worten zu ſuchen.

„Es iſt lange nicht ſo arg, als die Prinzeſſin es glaubt,“ erwiederte ich, und ſuchte, unerachtet des ungeheuern Schmerzes in meinem Fuße, ein Lächeln zu erzwingen. „Ich bin ausgeglitten, ich habe mir den Fuß verſtaucht, vielleicht ein wenig verrenkt, aber gebrochen nicht, hoffe ich. Die paar Schritte bis zum Wagen denk' ich recht gut gehen zu können,“ ſprach ich und bemühte mich, vom Boden aufzuſtehen. Herr von Leuen unterſtützte mich, auch die arme kleine Mathilde ſtrengte mitleidig alle ihre ſchwachen Kräfte an, mir zu helfen; doch der Schmerz ward zu heftig, und ich ſank mit einem nicht zu unterdrückenden Wehelaut zurück in das Gras.

„Es geht nicht,“ ſprach ich, meinen Schmerz möglichſt verbergend, „es geht nicht. Haben Sie nur die Güte, Herr von Leuen, die Prinzeſſin an den Wagen zu bringen, und mir dann Hülfe zu ſenden.“

„Nein, nein, nein,“ rief Mathilde abermals, und umſchlang mich, mich feſt umklammernd, als wolle man mit Gewalt ſie von mir reißen. „Nein, Leuen, ich thue es nicht, mag werden was da will, ich kann ja meine gute, liebe Beſchützerin hier nicht ſo allein liegen laſſen.“

„Auch ich kann mich nicht dazu entſchließen,“ erwiederte von Leuen mit bewegter Stimme. „Aber was fangen wir an, der Regen wird immer heftiger; was ſollen wir thun?“

„In dieſem Augenblick erblickte er durch das Gebüſch in ziemlicher Ferne Leute mit Fackeln, welche vermuthlich noch immer die Prinzeſſin ſuchten. Er rief, ſo laut er es konnte, ihnen zu, doch Wind und Regen rauſchten, Niemand hörte ihn, die Lichter entfernten ſich wieder und verloren ſich zuletzt ganz. Sie aufzuſuchen erlaubte die Prinzeſſin Herrn von Leuen nicht; ſie hielt ihn unter Thränen und Bitten feſt, und Niemand kam zu uns, da man nicht vermuthen konnte, uns in dieſem ganz abgelegenen Theile des Gartens zu finden.

„Wenn die Prinzeſſin gehen könnte, es ſind kaum hundert Schritte bis dahin, wo ich den Wagen errufen kann,“ fing Leuen jetzt ein wenig verlegen an.

„O ich kann; ich kann!“ rief das zitternde Kind, „mir fehlt nichts, gar nichts, helfen Sie nur, lieber Leuen, helfen Sie nur dem Fräulein. Geben Sie mir die Laterne, ich will ſie ſchon tragen, und nehmen Sie das Fräulein und tragen Sie ſie auf den Armen, wie ſie mich getragen hat.“

„Die Prinzeſſin hat Recht; ich bitte, vertrauen Sie ſich mir,“ ſprach jetzt Leuen, und obgleich ſeine merklich zitternde Stimme dabei von innerer Verlegenheit zeugte, ſo hob er doch, ohne meine Antwort abzuwarten, und ehe ich mich deſſen verſehen konnte, mit ſtarkem Arme mich empor. Mir vergingen dabei faſt die Sinne, aber was konnte ich thun? Wie ein Kind lag ich in ſeinen Armen, an ſeine Bruſt gedrückt; ſein Athem wehte an meiner Wange, ich hörte jeden Schlag ſeines Herzens. Ein unnennbares nie gefühltes Vertrauen zu dem fremden Manne, deſſen Namen ich kaum kannte, kam in dem Augenblick in meine Seele, und Thränen entquollen meinen Augen, ſüße Thränen, die ich weinte, ich wußte nicht warum. Er bemerkte mein ſtilles Weinen. „Sie leiden ſehr!“ flüſterte er mit unbeſchreiblich ſanfter, wohlthuender Stimme mir zu, und ich ſah beim Schein der Laterne, welche die Prinzeſſin trug, daß ein feuchter Schimmer auch ſein ſchönes Auge verklärte. Ich vermochte es nicht, ſeine Frage zu beantworten.

„Wir kamen nur ſehr langſam vorwärts, denn die arme kleine Mathilde konnte kaum fort, und auch Herr von Leuen eilte nicht, und konnte es auch wohl nicht unter der ſchweren Laſt, die er trug.

„Endlich ward aber doch der Wagen erreicht, unſer Beſchützer ſetzte ſich neben mich, um mich zu unterſtützen und, ſo viel dies möglich war, die Stöße des Wagens zu mindern, der, ſeinem Befehl zu Folge, meinetwegen ſehr langſam fahren mußte. Mathilde ſetzte ſich mir gegenüber, und beſtand darauf, meinen kranken Fuß auf ihrem Schooße zu halten. Dabei plapperte ſie in einem fort mit der frohen Geſchwätzigkeit eines Kindes, das ſich freut, einer großen Gefahr entronnen zu ſeyn, und überzeugt iſt, etwas höchſt Merkwürdiges erlebt zu haben. Sie war bei dem ganzen Vorgange nicht ſo bewußtlos geweſen als ich es gedacht hatte, denn ſie erzählte ſehr umſtändlich, wie ich ſie von der Eſtrade hinunter gelaſſen habe und dann ihr nachgeſprungen ſey, wie ich ſie dann weiter getragen, und wie ich zuletzt mein eignes Kleid mir abgeriſſen habe, um ſie in die Schleppe deſſelben einzuhüllen. Als ſie dieſen Umſtand erwähnte, ward ich erſt beim Scheine der den Wagen umgebenden Fackeln den zerſtörten Zuſtand meiner Kleidung gewahr, und alles Blut meines Herzens ſtieg mir ins Geſicht. Leuen, deſſen glänzende Augen bis jetzt in einem fort auf mir geruht hatten, bemerkte mein Erröthen, auch er wurde roth, wandte den Blick und vermied es von nun an, mich wieder anzuſehen, bis der Wagen vor dem Hauſe der Herzogin hielt.

„Leicht wie ein Vogel, mit hellem Freudengeſchrei flog Prinzeſſin Mathilde zum Wagen hinaus, die Treppe hinauf in die Arme ihrer Mutter. Ich verlangte zu meinem Vater gebracht zu werden, doch in demſelben Augenblicke kam er ſelbſt an den Wagen und ſchloß mit liebender Sorge mich in ſeine Arme. Seine Geſundheit erlaubte ihm nicht mehr, ſich der Abendluft auszuſetzen, deshalb war er bei dem Feuerwerke nicht gegenwärtig geweſen; doch als das ins Fabelhafte vergrößerte Gerücht von dem dabei vorgefallenen Unheil ihm zu Ohren kam, und ich noch immer fort ausblieb, trieb ihn Beſorgniß um mich zur Herzogin, wo er mich zu finden hoffte. Beide theilten nun mit einander die Angſt um das Schickſal ihrer Kinder und die Sorge für deren Rettung. Alle Leute, deren ſie habhaft werden konnten, wurden ausgeſchickt, uns zu ſuchen, doch keiner von allen kam auf den Einfall, uns da zu vermuthen, wo wir uns befanden. Nur Herr von Leuen, der übrigens die Lokalität des Gartens gar nicht kannte, ward durch ein glückliches Ungefähr zu unſerer Hülfe herbeigeführt. Das Sonderbarſte war, daß Niemand begreifen wollte, wie die Prinzeſſin Mathilde in dieſe Verlegenheit hätte gerathen können. Und doch war nichts natürlicher. Es iſt ja das Schickſal Aller, für deren Bedienung Viele zu ſorgen haben, daß ſie bei wichtigen, unerwarteten Ereigniſſen gerade am erſten vernachläſſigt werden, weil ſich ſtets einer ihrer Diener auf die Pünktlichkeit des andern verläßt.

„Während die Herzogin ſich des Wiederſehens ihres vermißten Kindes erfreute, ward ich in einem ihrer Zimmer auf ein Ruhebette getragen, denn ſie wollte es durchaus nicht erlauben, daß ich in dieſem leidenden Zuſtande in die, von der ihrigen ziemlich weit entfernte Wohnung meines Vaters gebracht würde. Gleich darauf kam ſie ſelbſt zu mir, um unter heißen Thränen des Dankes mich für die Rettung ihrer Tochter zu umarmen. Sie übertrieb ſowohl die Gefahr, in welcher die Prinzeſſin geſchwebt, als die Bewunderung deſſen, was ich für dieſe gethan hatte, nach der gewohnten Art aller Großen, die ſich nur ſelten in die kleineren Unfälle des Lebens zu finden wiſſen, obgleich ſie ſchweres Unglück oft mit einem Muthe ertragen, der den unſern beſchämt. Die Herzogin nannte mich einen, von Gott zu ihrem Schutze geſendeten Engel, und war ſo unerſchöpflich im Lobe meines Muthes, meiner Beſonnenheit, meiner Selbſtopferung, daß ich zuletzt anfing, mich recht herzlich vor mir ſelbſt zu ſchämen. Denn was war es denn am Ende, was man ſo bis in die Wolken erhob? Was hatte ich denn Großes gethan? Ich hatte Beſonnenheit genug gehabt, einigermaßen mit Verſtand für meine eigene Perſon zu ſorgen, und war dabei nicht unmenſchlich genug geweſen, ein ſchwaches, liebenswürdiges Kind hülflos zu verlaſſen.

„So wie die Herzogin hinausging, fingen alle im Zimmer Gegenwärtige, von der Hofmeiſterin der Prinzeſſin bis zum Garderobenmädchen hinab, an, auch ihren Theils meinen Edelmuth in noch übertriebeneren Ausdrücken als ihre Fürſtin bis in die Wolken zu erheben. Alle erzählten einander zugleich die Wunder, die ich gethan, ſo daß ich der Sache endlich recht überdrüßig ward und es verſuchte, ihnen meine eigne Anſicht des Vorganges mitzutheilen. Allein ich predigte tauben Ohren. Man ergoß ſich jetzt ſogar in überlaute Bewunderung meiner Beſcheidenheit. Ich ſchwieg zuletzt, ließ geduldig Alles über mich ergehen, und fand bald, daß dies der beſte Weg ſey, die ungeſtümen Nachbeter ihrer Fürſtin endlich zum Schweigen zu bringen.

„Inzwiſchen unterſuchte der Leibarzt der Herzogin meinen beſchädigten Fuß. Er war, wie ich es vermuthet hatte, nicht gebrochen, aber verrenkt und ſtark geſchwollen. Der Arzt verſprach meine völlige Wiederherſtellung innerhalb weniger Tage, nur machte er dabei das vollkommenſt-ruhige Verhalten zur unabläßlichen Bedingung. So war denn um ſo weniger an meine Rückkehr in das Haus meines Vaters zu denken, da obendrein die Herzogin ernſtlich darauf beſtand, mich unter ihren Augen verpflegen zu laſſen.

„Ein leichtes Erkältungsfieber, welches Prinzeſſin Mathilde von unſerem nächtlichen Abentheuer davon getragen, zwang ohnehin die Herzogin, ihren hieſigen Aufenthalt auf unbeſtimmte

Zeit zu verlängern, beſonders da auch ihre eigne Geſundheit von der heftigen Gemüthsbewegung jenes Abends gelitten hatte. Sie fühlte ſich matt und erſchöpft, oder brauchte dies auch vielleicht nur zum Vorwande, um allen anderweitigen Feſten auszuweichen, die man ihretwegen noch anordnen wollte.

„Auch meine eigne Geneſung machte weit langſamere Fortſchritte, als der Arzt Anfangs gehofft hatte, ſo blieb ich denn zwei volle Wochen hindurch in der Nähe der Herzogin, und dieſe Zeit ward zu einem Lichtpunkt in meinem Leben, deſſen Abglanz noch jetzt das Dunkel meiner alten Tage erhellt. Wie durch einen Zauberſchlag ſah ich mich in eine mir ganz neue Exiſtenz verſetzt, alle meine Begriffe von mir und vom Leben erhielten eine andere Richtung, alles, was mich bis dahin theils ergötzt, theils geblendet hatte, war, für den Moment wenigſtens, wie vor meinen Augen verſchwunden. Ohnerachtet der herablaſſenden Güte der Fürſtin, fühlte ich mich doch in jeder Hinſicht ihr viel zu untergeordnet, als daß es mir hätte einfallen können, meine gewöhnliche glänzende Rolle in ihrem Beiſein fortſpielen zu wollen. Auch die ernſte, ſtille, beinahe furchtſame Beſcheidenheit der ältern Prinzeſſin Ludovika, die nur wenige Jahre jünger als ich war, flößte mir eine Zurückhaltung ein, die ich ſonſt nicht kannte. Nicht etwa, daß ich ein verſtelltes Betragen angenommen hätte, um in dieſen Umgebungen anders zu erſcheinen, wie ich war, nein! ich blieb offen und unverſtellt wie immer, aus Charakter, nicht aus Tugend; aber ich folgte nur meiner gewohnten Art, mich vom Augenblicke und von meinen Umgebungen hinreißen zu laſſen. Mit der kleinen Mathilde, die leidenſchaftlich an mir hing, ward ich eben ſowohl zum ſpielenden jauchzenden Kinde, als ich in Gegenwart der Herzogin und der Prinzeſſin Ludovika mir die beſcheidne Haltung und das anſpruchsloſe Betragen aneignete, durch welches dieſe Damen ſich auszeichneten. Kein einziger meiner Verehrer hätte in dieſer Umwandlung mich als Die wieder erkannt, die ich noch am Morgen vor dem Feuerwerke geweſen; und doch bin ich überzeugt, nie wahrhaft liebenswürdiger erſchienen zu ſeyn, als während meines Aufenthalts in dieſem Hauſe. Ich fühlte das wohl und freute mich darüber, aber ich war leider noch nicht klug genug, um mir daraus für mein künftiges Leben eine Lehre zu nehmen.

„Das Reiſegefolge der Herzogin war ſo klein, als der hohe Rang dieſer Fürſtin es nur immer erlauben mochte. Außer dem zur Bedienung nothwendigen Perſonal beſtand es nur aus einer Hofdame, die mit der Herzogin von Jugend auf zuſammen gelebt hatte, aus der Hofmeiſterin der Prinzeſſinnen, einem Kavalier und dem Leibarzte. Erſterer, Baron Reineck, ein Mann von mittlerem Alter, langte erſt am Morgen nach dem Feuerwerke bei ſeiner Fürſtin an. Ein ganz unerwarteter Zufall hatte ihm unterwegs eine geliebte, ſeit vielen Jahren nicht geſehene Schweſter entgegengeführt und die Herzogin erlaubte ihm gern, ein paar Tage mit dieſer zuzubringen, um ſo eher, da Herr von Leuen, den ſie zufällig an dem nämlichen Orte traf, ſich erbot, den Dienſt ſeines Freundes Reineck während deſſen Abweſenheit zu verſehen. Dieſen jungen Mann führte ſein Weg ohnehin dem nämlichen Ziele zu, da er Geſchäfte halber einige Zeit in unſrer Stadt zu verweilen gedachte; die Fürſtin hatte ihn ſchon während des vergangenen Winters, den er zum Theil in ihrer Reſidenz verlebte, als einen ſehr angenehmen Geſellſchafter kennen gelernt, und ſie war mit der Ausſicht, ihn einige Tage zum Begleiter zu haben, vollkommen zufrieden. Auch jetzt nach der Rückkehr des Barons Reineck erlaubte ſie ihm nicht, eine andere Wohnung als die ihrige zu beziehen, und er mußte, ihrer Einladung zu Folge, nach wie vor, zu den Unſrigen gehören. Ich darf mich dieſes Ausdrucks wohl bedienen, denn auch ich ward in jener glücklichen Zeit dem kleinen Kreiſe der Herzogin zugezählt.

„Wir alle, die wir zu dieſem gehörten, verſammelten uns jeden Abend im Zimmer der Fürſtin, das um dieſe Zeit unter dem Vorwande des Unwohlſeyns der kleinen Prinzeſſin Mathilde, allen andern Beſuchen verſchloſſen blieb. Welche Abende waren das! Wie ungeduldig erwartete ich jedesmal die Stunde, wo die Herzogin von der Tafel zurückkam, zu der ſie täglich einige der Erſten der Stadt einladen ließ. Mit welcher Freude ſah ich jedesmal die beiden himmellangen Heiducken in ihrer damals üblichen theatraliſch-bunten Tracht in meinem Zimmer erſcheinen, um mich auf einer Chaise longue zu ihrer Herrin herüber zu tragen.

„Die feinſte Sitte war in dieſem kleinen Abendzirkel vorherrſchend, und dennoch blieb aller Zwang, jede von den Großen dieſer Erde ſonſt unzertrennlich geglaubte Etikette daraus verbannt. Es war der ſchönſte Kommentar zu Taſſo's freilich damals noch nicht niedergeſchriebenem Ausſpruch: „Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt, ſo frage nur bei edlen Frauen an.“ Jeder von uns trug nach ſeiner Weiſe durch Scherz und Ernſt, durch Kunſt und Talent zur Unterhaltung bei, die Herzogin ſelbſt aber ſchwebte über dem Ganzen gleich einem milden, alles belebenden Genius. Nie, weder früher noch ſpäter, ſah ich eine Frau, die mit ſo anſpruchsloſer Grazie das Geſpräch ſtets ſo zu lenken wußte, daß Alle Freude daran hatten; nie ſah ich eine, welche die ſchwere Kunſt, zuzuhören, ſo verſtanden hätte, wie ſie. Sie war die erklärteſte Feindin aller jener geſelligen Neckereien, die ſo leicht in bittere Perſönlichkeiten ausarten, und doch hatte der ungefeſſeltſte Witz freies Spiel, ſo lange er nur ergötzen und nicht verwunden wollte. Niemand durfte in ihrer Nähe ſich zurückgeſetzt fühlen, Niemand bedrückt, Niemand in ſeinen Rechten oder auch nur in ſeinen Empfindungen gekränkt.

„Ich ſtaunte meine hohe Meiſterin an; ſie war ſo himmelweit von jenen berühmten Frauen in Paris verſchieden, die mein Vater als Muſter aller weiblichen Vollkommenheit mir ſo oft beſchrieben und angeprieſen hatte. Zum erſten Mal kam eine Ahnung davon in meine Seele, daß Jugend, Schönheit, Geiſt, blendender Witz und die Gabe, über jeden Stoff intereſſant reden zu können, noch lange nicht alles ſind, was wir bedürfen, um liebenswürdig und allgeliebt zu ſeyn, und daß man mit weit weniger brillantnen Eigenſchaften dennoch weit ſicherer und dauernder dieſes Ziel erreiche, wenn Herzensgüte, ächtes Wohlwollen und anſpruchsloſe Natürlichkeit aus unſerm ganzen Weſen denen entgegen leuchten, die uns nahen.

„Bernhard von Leuen ſtand in unſerem kleinen geſelligen Verein, als Seele deſſelben, der Herzogin würdig zur Seite. Man ſah, er war ein Mann, der, unerachtet ſeiner Jugend, feſt und ſicher ſeinen Weg ging, ohne je, gleich einem

Irrenden, bald nach dieſem bald nach jenem zu greifen. Unerachtet ſeiner ſehr vortheilhaften äußern Bildung und übrigen bedeutenden Vorzügen, lag in ſeinem Benehmen nicht die leiſeſte Spur eines Beſtrebens, auffallen oder glänzen zu wollen. Der Grundton ſeines Weſens ſchien vielmehr eine gewiſſe ernſte Ruhe zu ſeyn, die ihm nie erlaubte, ſich irgendwo vorzudrängen; er ließ lieber alles an ſich kommen, und ging niemals, auch nur um einen halben Schritt, der Bewunderung entgegen. Höflich gegen alle, beſonders gegen Damen, blieb er doch ſtets von dem mitunter etwas faden Tone der damaligen jungen und alten Herren entfernt, und erzeugte uns die Ehre oder die Gerechtigkeit, uns wie vernünftige Weſen und nicht wie Kinder zu behandeln. Ohne geradezu witzig zu ſeyn, war er die Zierde jeder bedeutenden Unterhaltung, denn er beſaß die herrlichſte Gabe des Worts, die mir je vorgekommen. So oft irgend ein hohes den Menſchen ehrendes Gefühl ihn dazu begeiſterte, riß der ihm eigne Zauber ſeiner Ueberredungskraft auch den Kälteſten hin. Jeder fühlte, daß das Unwiderſtehliche derſelben nicht allein in der ſorgſamen Wahl ſeiner Worte, und nicht in der eigenthümlichen Schönheit des vollen reinen Tons ſeiner Stimme lag; es lag weit tiefer, denn was er ſagte, war nicht blos das Erzeugniß ſeines hellen Verſtandes, es kam recht aus dem Grunde ſeines ſchönen Herzens und mußte darum wieder zum Herzen gehen. Er war viel gereiſt; das Schönſte und Erhabenſte, was dieſe Erde trägt, hatte er geſehen; ein guter Genius hatte ihn gelehrt, es ſich anzueignen für die Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſowohl, als fürs praktiſche Leben, und man ſah es ihm an, daß er wohl wußte, was die Welt von ihm und er von der Welt zu fordern habe.

„Scheltet mich nicht, daß mein altes Herz ſich noch jugendlich warm im Lobe meines Freundes, vielleicht zu wortreich, ergießt. Er war ſo wie ich ihn Euch beſchreibe, ich ſah nie ſeinesgleichen und werde es nie wieder ſehen. Wenn er uns vorlas, was, dem Wunſch der Herzogin gemäß, täglich wenigſtens eine Stunde lang geſchah, wie hing ich und wie hingen wir alle dann mit ganzer Seele an ſeinen Lippen, an dem Ausdrucke ſeines edlen Geſichts. Durch ihn zuerſt lernte ich deutſche Poeſie und jenen hohen Wohllaut kennen, deſſen unſere, von mir ſo lange verkannte Sprache fähig iſt. Ihr habt nicht vergeſſen, daß ich bis dahin durch meinen Vater, auſſer einigen italieniſchen und engliſchen Klaſſikern, nur hauptſächlich die franzöſiſche Literatur kennen gelernt hatte. Faſt alle unſere deutſchen Schriftſteller waren mir fremd geblieben, vor allen, die damals aus langer tiefer Nacht glorreich entſtehende Poeſie meines Vaterlandes. Die Herzogin ſowohl, als Bernhard von Leuen, genoſſen meine freudige Ueberraſchung mit jener wohlwollenden und wohlthuenden Empfindung, mit der wir einen Freund zum erſten Mal an den ſchönſten Punkt einer uns längſt bekannten reizenden Gegend führen, oder ihn vor ein ihm noch unbekannt gebliebenes herrliches Kunſtwerk hinſtellen, und in ſeinem Entzücken den Moment noch einmal durchleben, in welchem auch wir zum erſten Mal an der Stelle ſtanden, wo er jetzt ſteht.

„Das alles iſt dahin! und mit einem ſehr trüben Gefühle der Wandelbarkeit des menſchlichen Sinnes und aller Größe und alles Ruhms auf Erden, muß ich es erleben, daß das Wirken jener Männer, deren Namen ewig unſer Stolz ſeyn ſollte, eigentlich ſchon jetzt an ihren undankbaren Enkeln verloren geht. Wie lange wird es dauern, ſo iſt es ganz vergeſſen und verſchollen, während wir aus Modeſucht und Mißverſtand Handwerksburſchen-Lieder aufſuchen und ſie als Meiſterwerke bewundern und ſammeln. Wer in der jetzigen leſeluſtigen jungen Welt kennt noch Kleiſt's Frühling anders, als höchſtens vom Hörenſagen, während jeder nur halb gebildete Engländer ſeinen Thomſon beinahe auswendig weiß, deſſen Andenken neue Auflagen ſeiner Werke alljährlich erneuern. Sinkt nicht ſogar Klopſtock, der vor wenigen Jahren noch unter uns lebte, allmählich der Vergeſſenheit zu? Man nennt ihn noch zuweilen aus Gewohnheit, oder aus einer Art von Pietät, aber wie Viele in der jungen Welt kennen mehr von ihm als den Namen? So iſt's mit Hagedorn, mit Uz, mit Cronegk, mit Haller, mit Hölty, mit ſo vielen, die der Ausländer zu unſrer Schande bald beſſer kennen wird, als wir, während wir mit wahrem Heißhunger auf die neuen Erzeugniſſe der Zeit, auf Tageblätter und Taſchenbücher uns werfen, die ſchon beim Entſtehen den Keim der Vergänglichkeit in ſich tragen, und auch nicht einmal verlangen, länger zu leben, als der Augenblick, durch den und für den ſie entſtanden.

„Mit einem ganz unnennbaren Gefühle hörte ich einzelne Geſänge aus Klopſtocks damals unlängſt zuerſt erſchienenem Meſſias vorleſen, und die Bemerkungen von Leuen's und der Herzogin über das eben Gehörte ergriffen mich nicht weniger wunderbar. So dieſer heiligen Gegenſtände erwähnen zu hören, war ich es nicht gewohnt; Vieles ſchien mir ſogar unverſtändlich, ſowohl was ſie ſagten, als was vorgeleſen ward, und doch ergriff mich dabei eine mir ſelbſt unerklärliche, nie zuvor von mir gekannte Rührung. Oft fühlte ich mich über mich ſelbſt erhoben, und zum erſten Male drang ein erwärmender Strahl jenes Lichtes in mein Gemüth, das jetzt der Troſt meines Alters iſt, indem es die dunkle Bahn ſanft erleuchtet, die ich bald werde zu wandeln haben.

„So ſehr mein Geiſt und mein Gemüth durch alles dieſes angeregt und angeſprochen wurde, ſo muß ich indeſſen doch geſtehen, daß ich nach Mädchenart es dennoch nicht unterlaſſen konnte, das innige Wohlgefallen zu bemerken, mit dem Bernhard's Auge auf mir ruhte, ſo oft er ſich unbeachtet glaubte. Ich ſah es recht gut, wie er alle die ſchönſten, zarteſten, ergreifendſten Stellen der Poeten, welche er beſonders liebte und deshalb auswendig wußte, gerade mir allein durch Blick und Ton zuzueignen ſchien. Wäre mir hiebei noch irgend ein Zweifel übrig geblieben, ſo hätte manch heimliches Lächeln der Anweſenden, manche leicht hingeworfene Bemerkung, mich in meinen Beobachtungen beſtärken müſſen. Er war durchaus kein homme aux petits soins, und doch konnte nichts Zarteres erdacht werden, als die tauſend kleinen, faſt unmerklichen Aufmerkſamkeiten, welche er mir ſtündlich erwies. Wie oft ſah ich ihn erbleichen, wenn zuweilen der Schmerz in meinem Fuße plötzlich auf ein paar Minuten wiederkehrte, und ich mit einem nicht zu unterdrückenden Wehelaut zuſammenzuckte! Jene wahrſagende Stimme, die ſchon ſeit Anbeginn der Welt in jedem Mädchenherzen wohnt und bis an's Ende der Tage darin wohnen wird, ſagte auch mir: ich ſey geliebt, heiß geliebt von dem ſeltenſten, edelſten Manne, vor welchem alle meine übrigen Anbeter und Bewunderer ſammt und ſonders in traurige Unbedeutenheit zuſammenſanken. Auch Bernhard las in meinem Herzen, und ich verſuchte es zwar nicht, ihm dieſes zu wehren, aber ich geſtand mir auch nicht, daß ich es ihm erlaube, ſondern ich ließ es gleichſam wie achtlos geſchehen. Beide waren wir nun überglücklich im ſeligſten Empfinden des erſten, leiſen, zarten Verſtehens zweier in eins zerfließender Gemüther. Wir fühlten es wohl, wir wußten es wohl, was wir eins dem andern waren, aber um die Welt hätten wir es noch nicht ausſprechen mögen, denn die erſte Liebe lernt nicht ſo bald Worte finden und kann ſie auch entbehren.

„O wär' ich länger in dieſem Verhältniſſe geblieben. Wie ganz anders hätte mein Leben ſich gewendet. Doch die Prinzeſſin Mathilde genaß wieder, die Herzogin ſetzte ihre Reiſe weiter fort, und ich kehrte nach zwei kurzen, mit Flügelſchnelle an mir vorübergeeilten Wochen völlig hergeſtellt in das Haus meines Vaters, zu meinen alten Umgebungen, zu meiner gewohnten Lebensweiſe zurück.

„Mir war, als erwache ich aus einem langen ſchönen Traume, doch auch dies Erwachen hatte ſein Angenehmes, und ich weinte nicht wie Kalban, um wieder einzuſchlafen. Hatte ich doch auch in manchen Stunden die Trennung von meinem Vater, und vielleicht auch eine gewiſſe Abhängigkeit vom Willen Anderer, deren ich nicht gewohnt war, wenn nicht ſchmerzlich, doch wenigſtens unbequem gefühlt; und war er doch zurück geblieben, um, wie er gleich Anfangs es angekündigt hatte, einige Geſchäfte hier abzumachen. Bernhard von Leuen ließ ſich bei meinem Vater einführen, deſſen Bekanntſchaft er ſchon früher bei der Herzogin gemacht hatte, und von nun an beſuchte er faſt täglich unſer Haus.

„Der gewohnte Kreis unſrer Hausfreunde und Bekannten empfing mich mit lautem Jubel und tiefer Verehrung in ſeiner Mitte, als wäre ich eine Königin, die nach langer Abweſenheit in ihre Staaten wieder zurückkehrt. Der Ton in unſerem Hauſe hatte ſich während meiner kurzen Entfernung aus demſelben nicht im Mindeſten verändert. Franzöſirende Witzeleien, dreiſtes, oft zugleich auch unbefugtes Abſprechen über jeden Gegenſtand, rückſichtloſes, unbarmherziges Verſpotten, wenn nicht des Heiligſten ſelbſt, doch deſſen, was Vielen für heilig gilt, war bei uns, nach wie vor, an der Tagesordnung. Stunden lang konnte die lebhafteſte Unterhaltung ſich um ein Nichts herumdrehen, hingegen beſprachen auch zuweilen beſſer unterrichtete Männer, an deren Spitze mein Vater ſtand, ſich klar und verſtändig, belehrend und gründlich, über viele der bedeutendſten Gegenſtände des Lebens, der Kunſt, der Wiſſenſchaft. Die mehrſten unter dem jüngern Theile der Geſellſchaft zogen ſich von dieſen Geſprächen verſtummend zurück, nur Bernhard nahm ſtets mit höherem Intereſſe Theil daran. Ich hingegen miſchte nach alter Gewohnheit mich in Alles, es mochte Ernſt ſeyn oder Scherz, und fand oft ein ganz eignes Vergnügen darin, alles launenhaft durch einander zu wirren. Denn leider trat die alte Gewohnheit des Lebens bald wieder in ihre Rechte; jeder Tag drängte die Erinnerung an jene beſſere, nur zu kurze Zeit, die ich bei der Herzogin verlebt hatte, mehr in den Schatten zurück, und in den alten Umgebungen ward ich ſelbſt wieder nur zu ſchnell, was ich früher geweſen war.

„Es wird Euch unglaublich dünken, wenn ich Euch ſage, daß ich mit heimlicher Freude das Erſchrecken bemerkte, mit welchem von Leuen mich im väterlichen Hauſe ſo ganz verſchieden von dem fand, was ich in der Nähe und den Umgebungen der Fürſtin geweſen war. Doch leider war ich thöricht und verwöhnt genug, die ſichtbare Bewegung, in die er bei dieſer Entdeckung gerieth, für ein Zeichen bewundernder Ueberraſchung anzuſehen, und mein Betragen ward von nun an mit jedem Tage übermüthiger und kecker. Neben der Freude an meines Vaters Beifall riß theils die überlaute Bewunderung unſers Kreiſes mich hin, theils wollte ich vor Bernhard's Augen recht glänzend und liebenswürdig mich zeigen, und ſo überbot ich denn mit jedem Tage mich ſelbſt, bis zur höchſten Anſtrengung meiner geiſtigen Kräfte. Ich witzelte mit Jedem, neckte mich mit Dieſem, entſchied überall, oft über Dinge, von denen ich nichts wiſſen konnte, und lachte mich ſelbſt zuerſt aus, wenn ich dabei in grobe Irrthümer verfiel, was wohl zuweilen vorkam.

„Ich war nicht verblendet genug, den tiefen leidenſchaftlichen Schmerz zu überſehen, der jetzt

Bernhard's ſchöne Züge nur zu oft umdüſterte, doch ein paar an ihn gerichtete freundliche Worte, wenn er ſich deſſen am wenigſten verſah, ein unbedeutender Vorzug, den ich unerbeten und zuvorkommend ihm vor den Uebrigen einräumte, verfehlten es nie, dieſen ſchmerzlichen Ausdruck ſeines Geſichts in den der innigſten Liebe umzuwandeln. So glaubte ich in ſeinem momentanen Trübſinne nur die Wirkung einer Eiferſucht zu ſehen, die mir nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn konnte. Ich fühlte, wie er mit ganzer Seele an mir hing, und hatte eine wahrhaft kindiſche Freude daran, ihn nach Belieben an einem ſeidenen Faden flattern zu laſſen. Ich glaubte weder, daß er dieſe leichte Feſſel zerreißen, noch daß ſie ihm drückend werden könne, denn er ſchien ſie ſo gern zu tragen, und ich hatte keine Mutter, keinen Freund, der gütig und weiſe genug geweſen, um mich aufmerkſam darauf zu machen, wie ſehr dieſer Mißbrauch der Gewalt, die ein freundliches Geſchick mir über das edelſte Gemüth gegeben, ſeiner und meiner unwürdig ſey.

„Indeſſen verband ich mit dieſem wunderlichen Betragen auch noch ganz insgeheim die

Abſicht, meinem Freunde dadurch mehr geſellige Leichtigkeit anzubilden, das Einzige, was ihm in meinen Augen noch zur Vollkommenheit fehlte. Bei dem großartigeren, ernſter gehaltenen Tone, der in den Umgebungen der Herzogin vorherrſchend war, hatte ich. an ihm nicht das Geringſte auszuſetzen gefunden; doch in meinem eigenen Kreiſe erſchien er mir jetzt oft nicht gewandt genug, und ich war zuweilen in meinem Herzen recht troſtlos darüber, wenn ich ihn in dieſer Hinſicht von übrigens ganz unbedeutenden Geſellen übertroffen zu ſehen glaubte. Ich ſelbſt war ja vor allen Dingen brillant, und Alles, was zu mir gehören wollte, mußte es auch ſeyn.

„Bernhard ſchien indeſſen wenig geneigt, ſich hierin meinen Wünſchen zu fügen und dem weſenloſen Schimmer nachzujagen, den ich an ihm vermißte. Wie er von jeher geweſen, ſo blieb er, und wenn die Gecken um ihn her ihr loſes Spiel ihm ein wenig zu nahe trieben, ſo wußte er, ſchroff und imponirend genug, ſich vor ihren Augen zu erheben, um ſie in gehöriger Entfernung von ſich abzuhalten. Dies war es nun wohl nicht, was ich eigentlich gewollt hatte, doch konnte es mich nicht verdrieſsen; ich ward nur heimlich um ſo ſtolzer auf meinen Freund. Bernhard bemerkte meine Zufriedenheit in ſolchen Augenblicken, wenn gleich ich ſie mir ſelbſt kaum geſtand, und dieſe Entdeckung gab ihm ſogar einſt den Muth, einen günſtigen Augenblick zu benutzen, um mir über das Schaale und Zweckloſe unſers Treibens recht ernſtliche und eindringende Vorſtellungen zu machen. „Wie können Sie, theures Fräulein,“ ſprach er zu mir, „wie können Sie, die Sie ſo reich begabt ſind, an der geiſtigen Armuth dieſer Leute Freude finden? Wie iſt es möglich, daſs der Wirbel dieſer Geſelligkeit Sie ſo hinreiſst? Ich ſelbſt, glauben Sie es nur, ich ſelbſt könnte in dieſem nichtigen Treiben, dem Sie viel zu nachſichtig ſich hingeben, Sie verkennen, wenn jene erſten ſchönen Tage, die ich in Ihrer Nähe verlebte, mir nicht noch in zu heller Glorie vorſchwebten. Nie werde ich jener Zeit vergeſſen, laſſen Sie ſie wiederkehren, Sie können es, ſo bald Sie es wollen, ſeyn Sie nur wieder Sie ſelbſt!“

„Das bin ich allemal,“ erwiederte ich ihm lachend, „ein fröhliches Geſchöpf, das wohl zuweilen recht ernſthaft ſeyn mag, das ſich aber auch herzlich gerne amüſirt, und zum Amüſiren ſchicken die Thoren ſich am beſten.“

„Sich amüſirt,“ wiederholte Leuen ein ganz klein wenig erbittert, „was heißt denn amüſiren? Das Leben zu vergeſſen ſuchen, in nichts ſagendem und nichts wollendem Spiel einen Tag dem andern ſo raſch als möglich nachjagen, damit nur von keinem eine Spur übrig bleibe, damit man nur gar nicht zur Beſinnung komme. O Fräulein, Sie, die Sie ſo glücklich ſeyn könnten, indem Sie Andere beglücken,“ rief er mit hohem Erröthen, hingeriſſen von ſeinem Gefühl, und ergriff dabei meine Hand. „Theure, theure Anna, mögen Sie des Lebens immer, immer ſich freuen, das Köſtlichſte, das es bieten kann, möge es zu Ihrem Ergötzen ſtets bereit ſeyn; möchten alle Ihre Tage eine ununterbrochene Kette Ihrer würdigen Freuden werden und —“ hier ſtockte er ein wenig, dann ſetzte er in gelaſſenem Tone hinzu: „doch amüſiren? Liebes Fräulein, überlaſſen Sie dieſen nüchternen Rauſch allen denen, die nicht minder tief unter Ihnen ſtehen als jene Menſchen, denen Sie es erlauben, Sie, ihrer Unbedeutenheit unerachtet, zu umflattern.“

„Sehen Sie, von Leuen,“ erwiederte ich freundlich, wenn gleich innerlich nicht ganz zufrieden, „ſehen Sie, indem Sie auf das unſchuldige Amüſiren ſchelten, ſind Sie ſelbſt höchſt amüſant, denn Sie nehmen für Ernſt, was gar nicht ſo gemeint iſt, und eben das iſt ja erſt der rechte Spaß. Werden Sie denn nie lernen, Ihre Freunde auch unter der Maske zu erkennen?“

„Aber wenn ſie tagtäglich immer und ewig in der Maske einhergehen?“ erwiederte er.

„Ich fiel ihm raſch ein. „Im Karneval thut man das, und die Jugend iſt das Karneval des Lebens. Seyn Sie doch zufrieden, daß Sie zu den ſehr Wenigen gezählt werden, in deren Nähe man die Maske gern und recht oft ein wenig lüftet. Und nun, Herr Griesgram, kommen Sie an den Flügel, mir Amint's Klagen von unſerem Lieblinge Kleiſt zu akkompagniren. Ich verſpreche Ihnen dagegen, den ganzen Abend recht artig zu ſeyn, wenn nämlich nichts dazwiſchen kommt, das mich anderes Sinnes machen könnte.“ Bernhard folgte mir willig mit jenem aus Liebe und Zorn zuſammengeſetzten Ausdrucke in ſeinen Zügen, den wir ſo gern als den ſicherſten Beweis unſerer unumſchränkten Herrſchaft anzuſehen uns gewöhnen, und ich ſang heimlich triumphirend ihm vor: „Sie fliehet fort, es iſt um mich geſchehen, ein weiter Raum trennt Lalage von mir.“

„Von nun an fielen beinahe alle Tage ähnliche Scenen zwiſchen uns Beiden vor, die von Leuen oft ziemlich künſtlich herbeizuführen wußte. Oft ſah ich das offne Geſtändniß ſeiner Liebe auf ſeinen Lippen ſchweben, mein Herz klopfte ihm entgegen, aber ein ganz eignes Gemiſch von Stolz, Verlegenheit und mädchenhafter Scheu, verbunden mit dem lebendigſten Bewußtſeyn deſſen, was ich ſelbſt für ihn empfand, bewogen mich jedesmal, ihm auf irgend eine Art zu entgehen, und wäre es auch nur durch die erſte beſte Poſſe geweſen, die mir eben durch den Sinn fuhr. Mein Vater freute ſich unſerer gegenſeitigen, täglich wachſenden Neigung zu einander, die ſeinem Scharfblicke nicht entging; doch hielt er es für das Gerathenſte, nichts, weder dafür noch dagegen, zu unternehmen.

„In unſerem geſelligen Kreiſe begann man um dieſe Zeit ebenfalls, mich als die Braut des Herrn von Leuen zu betrachten, obgleich ich jede darauf hinzielende Anſpielung nur mit einem ſtolzen Lächeln beantwortete. Uebrigens hörte ich alles an, was man über dieſen Gegenſtand ſagen mochte, ohne ſonderlich weiter darüber zu denken.

„Meine Zukunft breitete ſich unabſehbar vor mir aus, ich war glücklich in der Gegenwart, der Augenblick erfüllte mich ſo ganz, daß ich Alles gehen ließ wie es ging, ohne Sorge und ohne Vorbedacht.

„Bernhard's mit jedem Tage zunehmender Ernſt, verbunden mit manchem anderen Zuge in ſeinem Benehmen hätte bei einzelnen Gelegenheiten mir wohl einen großen Kampf in ſeinem Gemüthe andeuten können, doch ich bemerkte nichts davon, oder glaubte nicht daran, und ſo kam dann der verhängnißvolle Abend herbei, der über meine Zukunft entſchied, ohne daß ich Verblendete ſeine Nähe vorahnend empfunden hätte.

„Iſt es denn nicht immer ſo? Spielen wir nicht immer, achtlos wie Kinder, am Rande eines Abgrundes, während wir der Hand ausweichen oder ſie wohl gar unſanft zurückſtoßen, die uns vor dem Fall bewahren möchte, weil ſie nicht vermeiden kann, uns zuweilen etwas unſanft zu ergreifen.

„Unſere gewohnte Geſellſchaft war eben eines Abends zahlreicher als gewöhnlich verſammelt, und das ſehr animirte Geſpräch drehte ſich raſch um einen Gegenſtand, welcher damals die ganze hieſige elegante Welt auf das allerlebhafteſte beſchäftigte. Es galt einem, nach mehrjährigem Aufenthalte im Auslande eben wieder in der Heimath friſch angelangten jungen Manne. Er hatte ſich lange in Paris, ſogar auch ein paar Monate in Rom aufgehalten, und eignete ſich folglich auf das vollkommenſte dazu, in ſeiner Vaterſtadt den Ton anzugeben, was damals für Seinesgleichen weit leichter war als jetzt. In unſeren Tagen geht alle Welt auf Reiſen, und dies macht uns gegen Weitgereiſ'te viel gleichgültiger, die in meiner Jugend weit mehr galten. Wer Paris, dieſe damals allgemein anerkannte Königin aller Städte, geſehen hatte, erhielt ſchon allein dadurch ein gewaltiges Uebergewicht in der

Geſellſchaft, und wer nun vollends in Rom geweſen war und vom Pantoffel des Papſtes etwas zu erzählen wußte, den betrachtete man ſogar mit einer eignen Art von ehrfurchtsvoller Scheu als Einen, der Großes unternommen und vollbracht hatte.

„Der junge Wieſenau, ſo hieß der Vielgereiſ'te, benutzte im vollſten Maße den Vorzug, den dieſes Vorurtheil ſeiner Zeitgenoſſen ihm gewährte. Nichts von Allem, was er bei uns antraf, konnte, ſo wie es eben war, vor ſeinen Augen Gnade finden; er verdammte alles, nannte alles lächerlich, zum Erbarmen; Equiqagen und Hausgeräth, Kleidung und Friſur. Dafür aber war er auch eben ſo unerſchöpflich als bereitwillig im Angeben der neueſten Pariſer Moden, und ging dabei in die kleinſten Details ein, ohne zu ermüden. Unſere ſämmtlichen jungen Herren wollten verzweifeln, weil die Tag und Nacht arbeitenden Handwerker mit aller möglichen Anſtrengung dennoch nicht im Stande waren, alles gleich ſo herbeizuzaubern, wie Wieſenau es hatte; denn der Scepter der Mode regierte vor dreißig bis vierzig Jahren weit despotiſcher als jetzt, und wer im Schnitte der Kleidung oder in der Form ſeiner Umgebungen nur im Geringſten von ihrem neueſten Geſetze abwich, der durfte kaum es wagen, ſich ſehen zu laſſen, wenn er nicht ſchon früher auf Eleganz und Modernität Verzicht geleiſtet hatte.

„Daß auch unter den Damen dies gereiſ'te Wunder gewaltiges Aufſehen erregen mußte, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Glückſelig war die, mit der Herr von Wieſenau ſich unterhielt, noch glückſeliger die, welche auf einige Stunden den leichten Schmetterling zu feſſeln wußte. Am allerglückſeligſten aber achtete man einige wenige Beneidenswerthe, denen er eine von ihm mitgebrachte große, mit mehrerern Anzügen verſehene Pariſer Modepuppe mittheilte, von der Art, wie ſie damals alle Monate von Paris aus an die bedeutendſten Höfe von Europa verſendet wurden, und nach deren Muſter die von Wieſenau dazu Auserwählten ſich durch Anzug und Kopfputz faſt bis zum Unkenntlichen umgeſtalteten.

„Uebrigens galt dieſer junge Mann nicht nur im Aeußern für die Krone aller eleganten Modernität, er wurde auch allgemein als der witzigſte, liebenswürdigſte, zierlichſte Petitmaitre bewundert, den man ſeit wenigſtens funfzig Jahren geſehen. Jedermann trug ſich mit allerliebſten Anekdoten und witzigen Einfällen von ihm herum; nur von Leuen, der ihn früher im Auslande angetroffen hatte, wollte mit dem allgemeinen Chor der Bewunderer des jungen Herrn nicht recht übereinſtimmen. Er erklärte ihn für einen faden, dreiſten Gecken, den man ſelbſt in den großen Städten, welche er beſucht hatte, ſehr oft zur Zielſcheibe des Witzes mißbraucht habe, und der nichts weiter verſtehe, als auswendig gelernte Melodien dompfaffenartig abzuleiern.

„Ich ſelbſt, die ich den Helden des Tages noch gar nicht geſehen hatte, war in Hinſicht auf ihn ziemlich unpartheiiſch geſinnt. Da mir an ſeiner Modepuppe nichts lag, ſo hatte er für mich weit weniger Anziehendes, als für andere Meinesgleichen. Nach Allem, was ich von ihm hörte, und da ich ohnehin immer gern eine Oppoſitionspartheі bildete, war ich in meinem Herzen vielmehr geneigt, die Meinung des Herrn von Leuen in Hinſicht auf ihn anzunehmen. Doch es war in dem Augenblick Mode, er war brillant, das ließ ſich nicht abſtreiten, und ſo beſchloß ich denn, ihn für's Erſte an meinen Siegeswagen ein wenig mitziehen zu laſſen, ſo bald ſich nur die Gelegenheit dazu fände. Dieſe fand ſich, noch ehe ich es erwarten konnte, am nämlichen Abend, denn einer unſrer Hausfreunde führte an demſelben den Vielbeſprochnen bei uns ein.

„Nur vom Theater aus könnt Ihr, lieben Kinder, jetzt eine Idee, und noch dazu nur eine höchſt unvollkommene, von dem bekommen, was ein Stutzer jener Zeit eigentlich war; denn, Gottlob, in der Wirklichkeit iſt dieſe Art gänzlich bei uns ausgegangen. Ich wünſche meiner Nachwelt Glück zu dieſem Verluſte, denn obgleich ich das, was an die Stelle jener Karikaturen getreten iſt, eben ſo wenig unbedingt loben mag, ſo iſt doch die Thorheit der jetzigen Zeit weniger erniedrigend, wenn gleich vielleicht nicht minder groß. Kaum konnte ich ſelbſt des Lachens mich enthalten, als die verdrehte, gezierte, parfümirte Figur des Allbewunderten zuerſt, mit unnachahmlicher Grazie tief ſich bückend, mir die Hand küßte und dabei mit ſeinen à la Maréchal gepuderten ailes de pigeon nahe an meinem Knie vorüberſtreifte; denn in dieſer Uebertreibung hatte ich noch Keinen geſehen. Doch das Männchen hatte in Paris ſchwatzen gelernt, es hatte mitunter Einfälle, die gar nicht übel waren, und beſaß obendrein jenen übermüthigen Ton oberflächlicher, keine Schonung kennender Perſiflage, in den ich nur allzugut einzugehen wußte. So kam es an jenem Abende nur zu bald dahin, daß wir Beide in der Geſellſchaft die Wortführer machten, denen der Chor der Uebrigen, in abgemeſſenen Pauſen, Beifall zuzurufen und zuzulachen ſich begnügte.

„Das Geſpräch nahm bald eine Wendung, die, wie ich ſelbſt es mir nicht verbergen konnte, meinem Freunde durchaus verhaßt war; doch in meinem Uebermuthe ließ ich darum nicht davon ab, ſondern wetteiferte mit dem neuen Ankömmling in unbarmherziger Verſpottung alles deſſen, was zu Folge der damaligen modernen Aufklärung die franzöſirenden Schöngeiſter Vorurtheil nannten; daneben aber ward auch manches abweſende Mitglied der Geſellſchaft bei dieſer Gelegenheit von unſern Pfeilen nicht verſchont.

„Erlaßt es mir, meine Lieben, Euch die näheren Details eines Geſprächs zu geben, das ich noch immer nur mit tiefem Schmerz Euch wiederholen könnte und das ich ſo gern vergäße, ohne daß es mir bis dieſen Augenblick hätte gelingen wollen, es aus meinem Gedächtniſſe zu tilgen.

„Die geſpannteſte Aufmerkſamkeit unſerer Zuhörer, nur dann und wann von ſchallendem Gelächter unterbrochen, lohnte unſer Beſtreben, zu glänzen; ſelbſt mein Vater hörte lächelnd und wohlgefällig uns zu, während Bernhard immer ernſter und ſchweigſamer ward. Ich ſah den verhaltnen Unwillen in ſeinen dunklen Augen blitzen, ich las den ſtummen Schmerz über mein Betragen in ſeinen Zügen, aber es fiel mir nicht ein, ihn deshalb zu ſchonen. Meine unſelige Eitelkeit verleitete mich zu dem Verſuche, trotz ſeiner Unzufriedenheit mit mir, ſeine Bewunderung durch eben das zu ertrotzen, was dieſe Unzufriedenheit in ihm rege machte, und ſo trieb ich es immer ärger, bis er nicht mehr im Stande war es zu ertragen.

„Ich ſaß in einer Ecke neben dem Kamin, dieſes, der Kaminſchirm und ein kleiner Tiſch, der ſeitwärts vor mir ſtand, ſonderten mich ein wenig von der Geſellſchaft ab, die mir gegenüber einen Halbkreis bildete. Bernhard fand indeſſen doch einen Weg, ziemlich unbemerkt hinter meinen Armſtuhl zu gelangen und, über die Rücklehne deſſelben gebeugt, mir die Bitte zuzuflüſtern, dieſe wunderliche Unterhaltung doch endlich abzubrechen. Doch vergebens! ich gab mir im Gegentheil das Anſehen, ihn gar nicht zu verſtehen. Jetzt wurden ſeine Bitten immer dringender, ſie geſtalteten ſich endlich zu Warnungen um, und hingeriſſen von der Gluth der Leidenſchaft, von ſeinem empörten Gemüthe und dem Schmerze des Augenblicks, miſchte er endlich, ganz ohne es zu wollen, das ſo lange zurückgehaltne Geſtändniß der glühendſten, innigſten Liebe in das dringendſte Flehen um Rückkehr zu mir ſelbſt und meiner beſſern Natur.

„Dieſer Moment war der höchſte Triumph meines Lebens. Jetzt hatte ich, was zu erhalten meine kühnſten Einbildungen kaum erträumen konnten. Er, Bernhard von Leuen, mußte, mitten im Zorn über mich, den ſtolzen Sinn vor mir beugen und meine Siegergewalt anerkennen. Doch auch mein Herz wallte in heißer Liebe ihm entgegen, ich hätte die Welt darum hingeben mögen, um in dieſem Moment unbelauſcht ihm alles geſtehen zu dürfen, was ich dachte und empfand, und doch trieb mich ein unüberwindlicher Uebermuth, eine wirklich dämoniſche Luſt an ſeiner Qual, das verhaßte Spiel noch immer nicht aufzugeben. Ich war mir ja bewußt, dieſe Qualen jeden Augenblick in Entzücken umwandeln zu können.

„Innerlich zu aufgeregt, um genau zu wiſſen, was ich that, erſchien ich jetzt wirklich glänzender, an geiſtreichen Einfällen unerſchöpflicher, als je, und Bernhard ſtand da bleich und ſtumm. Kein guter Engel gab es mir in die Seele, aufzuhören, weil es noch Zeit ſey; es war vielmehr, als ſey ich zur Strafe meines Uebermuthes den dunkeln, unheilbrütenden Mächten anheimgefallen, von denen man glauben könnte, daß ſie jene kleine Zufälligkeiten leiten, die oft eben ſo unerwartet als zerſtörend in unſer Leben treten.

„Solch ein Zufall war es gewiß, der, ich weiß bis dieſe Stunde nicht wie es geſchah, die Pfeile unſeres Witzes gegen Bernhard ſelbſt wendete. In der Art von Bewußtloſigkeit, in die mein Benehmen ihn verſetzt hatte, gaben vielleicht ein paar unbedachte Worte, die er hinwarf, den erſten, wirklich nicht geſuchten Anlaß dazu. Doch er war zu erſchüttert, zu aufgeregt in den tiefſten Tiefen ſeines Gemüthes, als daß er es vermocht hätte, wie ſonſt wohl geſchah, den Angriff auf ſeine Gegner zurückprallen zu laſſen. Das kalte Spiel widerte ſeinem glühenden Herzen zu ſehr an, als daß er mit Glück daran hätte Antheil nehmen können. Er verſuchte zwar, ſich zu vertheidigen, aber er verwirrte ſich in dem Verſuch, und fand zum erſten Male nicht das paſſende Wort für das, was er ſagen wollte. Ich ſah es, ſeine Verwirrung erhöhte das Gefühl meines Triumphes, hingeriſſen von der übermüthigſten Freude, war ich unbeſonnen genug, einen ſeiner Ausdrücke aufzunehmen, dem eine lächerliche Seite ſich abgewinnen ließ.

„Bernhard ſah mich an und ſchwieg ganz faſſungslos. Den Blick vergeſſe ich nie.

„Jetzt entſtand plötzlich eine allgemeine, unendlich peinliche Stille um mich her. Ich glaubte zu fühlen, daß man in ihm mich ſchonen wolle, ich vergaß, daß wahrſcheinlich keiner der Anweſenden Luſt haben konnte, den Scherz gegen den ſo oft Beneideten fortzuſetzen, deſſen Ueberlegenheit ein jeder von ihnen oft genug erfahren hatte, um ſie zu ſcheuen. Ich blickte auf und mein böſer Dämon zeigte mir, wie ein heimlich triumphirendes Lächeln auf allen dieſen Geſichtern mir entgegengrinſte, und er allein ſtand, der gewohnten Waffen beraubt, mitten unter dem, mir in dieſem Moment unbeſchreiblich verhaßten Haufen, der ſich das Anſehen gab, ihn mitleidig ſchonen zu wollen.

„Jetzt begann ich in meinem Gemüthe ſeinetwegen ganz entſetzlich zu leiden; in dieſem furchtbaren Moment, in welchem mir zu Muthe war, als müſſe ich mich ſeiner ſchämen, fühlte ich zuerſt recht tief und eindringend, was er mir war und mit welch' unbegränzter Liebe ich an ihm hing.

„In bodenloſer Verwirrung, in namenloſer Qual, übermüthig und gedemüthiget zugleich, raſtlos getrieben von einer ganz unerklärlichen, an Verzweiflung gränzenden grauſamen Luſt — ſprach ich noch ein paar Worte.

„Lautſchallendes, nicht zu unterdrückendes Gelächter aller Umſtehenden folgte dieſen Worten, und mit unbeſchreiblichem Schmerze traf der ſchneidend-gellende Ton dieſes Lachens mein Ohr — denn es galt meinem einzigen, in dieſem Augenblicke mit faſt wahnſinniger Leidenſchaft geliebten Freunde, und ich ſelbſt hatte ihn dem Spotte dieſer Menſchen blosgeſtellt.

„Bernhard ſtand auf und plötzlich verſtummte alles wieder. Er trat vor mir hin, blickte noch einmal mir in's Auge, ergriff meine Hand, die er küßte, und ſchied, ohne ein Wort zu ſagen, aus dem Kreiſe, in welchem mit einem Male eine Todtenſtille entſtand. Mit vernichtender Gewalt trat jetzt der Schmerz in meine Seele; meine Beſinnung war hin, ich könnte ſagen: mein Leben ſtand einen Augenblick ſtill. Dann klopften alle meine Pulſe mir zu: „du haſt ihn verloren, ihn und dich, auf ewig, durch eigne Schuld!“

„Angelika, Viktorine, kennt ihr einen Schmerz, der dieſen gleichen mag?

„Ich wußte nicht mehr, was ich that; mechaniſch ergriff ich eine kleine, aber ſehr ſchöne Potpourri-Vaſe von Porzellan, die auf dem kleinen Tiſche neben mir ſtand, ſie entglitt meinen Händen, ob durch mein Verſehen, ob ich ſie, vom dumpfen Inſtinkt getrieben, fallen ließ, um ſo die allgemeine Aufmerkſamkeit von mir abzulenken, dieſes iſt mir nie recht klar geweſen. Letzteres war wenigſtens die ſcheinbare Folge davon, denn über alle Anweſende mußte eine dunkle Ahnung des vorgefallenen Unheils gekommen ſeyn, und deshalb waren alle froh, die Gedanken davon abzuziehen.

„Mein Erbleichen, mein zitterndes Schwanken hatte nun doch eine ſichtbare Urſache gewonnen, und die Geſellſchaft war aus der ſtummen Verlegenheit, in der ſie bis jetzt dageſtanden, glücklich wieder gerettet. Das Betrachten des zu meinen Füßen zerſchmettert daliegenden Amors, der auf der Vaſe gemalt geweſen war, das Bedauern über ſeine Vernichtung gab zu unzähligen galanten Bemerkungen und witzigen Einfällen Anlaß, von denen manches Einzelne, trotz ſeiner Albernheit, mir tief in das Herz ſchnitt. Indeſſen hatte durch dieſen halben Zufall die Unterhaltung doch eine andere Wendung genommen, und ich ward dadurch in den Stand geſetzt, mir für den übrigen Theil dieſes entſetzlichen Abends die nöthige Faſſung wieder zu erringen.

„Jetzt laßt es für heute genug ſeyn!“ ſetzte die Tante mit leiſerer Stimme hinzu, indem ſie aus ihrem Armſtuhl ſich langſam erhob. Sie küßte die in Thränen zerfließenden Mädchen auf die Stirn und heftete lange und bedeutend den ſeelenvollen Blick ihrer hellen Augen auf Beide; man ſah, ſie wollte noch etwas ſagen, wozu die Stimme ihr verſagte; dann wandte ſie ſich freundlich, ging langſam hinaus, winkte, ihr nicht zu folgen, und kam den Abend nicht wieder zum Vorſchein.

Anna von Falkenhayn, treu ihrer vieljährigen Gewohnheit, ſaß am Morgen nach dieſem Abend ſchon um ſieben Uhr völlig angekleidet in ihrem Armſtuhl, obgleich es im Kleeborn'ſchen Hauſe, das in dieſer Hinſicht von andern großen Häuſern der Stadt keine Ausnahme machte, kaum anfing, Tag zu werden.

Ihr Auge war trübe, ihr Herz war ſchwer von tauſend wehmüthigen und ſchmerzlichen Erinnerungen. Das blaſſe Geſicht auf die durchſichtig zarte Hand geſtützt, ſtrebte ſie ſchon lange vergebens ihre Aufmerkſamkeit dem vor ihr aufgeſchlagen daliegenden Buche zuzuwenden, um mit deſſen Hülfe den Nachhall aller der trüben und ſchönen Stunden endlich wieder verklingen zu laſſen, den ſie ſelbſt am geſtrigen Abend auf's Neue in ihrem Gemüthe hervorgerufen. Daher war es ihr zwar eine unerwartete, aber durchaus keine angenehme Ueberraſchung, als ihr Kammermädchen ihr einen draußen ſtehenden Fremden meldete, der dringend um Zutritt bei ihr bat. Sie fühlte ſich um ſo mehr abgeneigt, den ihr zu ſo ungewöhnlicher Zeit zugedachten Beſuch zu empfangen, da ſie das Mädchen vergebens um ſeinen Namen befragte. „Der junge Herr,“ erwiederte dieſes, „ſieht ſo vornehm in die Welt hinein, daß ich unmöglich zu ihm ſagen konnte: mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

Mißmuthig und verſtimmt, war Anna von Falkenhayn ſchon im Begriff, den ihr etwas überläſtig ſcheinenden Fremden um einen Beſuch zu gelegenerer Zeit bitten zu laſſen; doch der plötzliche Gedanke, daß es gerade wegen der ſo ungewöhnlich gewählten Stunde hier wohl auf mehr als auf eine bloße Viſite abgeſehen ſey, hielt ſie davon ab, und um nicht einer Laune zu gefallen, vielleicht eine Gelegenheit zu verlieren, Andern hülfreich erſcheinen zu können, ſo befahl ſie den Fremden hereinzuführen. Er trat ein, und mit einem ihr ſelbſt unerklärlichen Erſchrecken erkannte ſie in ihm gleich auf den erſten Anblick den Geliebten ihrer Viktorine.

So ſonderbar verlegen und erröthend, als dieſe Beide, mag wohl nicht leicht bei'm erſten Zuſammentreffen ein Paar einander gegenüber geſtanden haben, von dem die Dame wenigſtens zweimal ſo alt war als der Herr. Indeſſen währte dieſe wunderliche Befangenheit nicht lange; Tante Anna hatte zu viel Gewalt über ſich ſelbſt, um ſich nicht ſchnell von ihr loswinden zu können, und nach wenigen Minuten ſaßen daher ſie und Raimund wie ein Paar alte Bekannte ganz traulich einander gegenüber.

Raimund entſchuldigte ſeinen, gegen alle Regeln der Konvenienz ſtreitenden frühen Beſuch, zuvörderſt mit ſeines alten Freundes Müller Verſicherung, daß es bei der Hochwürdigen Frau wenigſtens zwei Stunden eher Tag werde, als im übrigen Hauſe; nächſtdem aber mit dem nicht zu unterdrückenden Wunſch ſie ungeſtört, und wo möglich auch unbemerkt ſehen zu dürfen. Ziemlich verlegen wollte er jetzt es verſuchen, zur Erklärung ſeines eigentlichen Anliegens zu ſchreiten, doch die zuvorkommende Güte ſeiner Zuhörerin erleichterte ihm dieſes dadurch ungemein, daß ſie ihm deutlich merken ließ, wie Viktorine ſie ſchon längſt zur Vertrauten des ſtillen Geheimniſſes ihrer Liebe eingeweiht habe. So ward denn das Geſpräch zwiſchen Beiden ſehr bald von jeder beengenden Rückſicht befreit, und ſie unterhielten ſich ohne weitern Zwang, mit gegenſeitigem Vertrauen, von dem was in dieſem Augenblick ihrem Herzen am nächſten lag.

Vollkommen ermuthiget durch ihre würdevolle Freundlichkeit, erklärte Raimund jetzt der Tante, wie ein Antrag der Herren Fiſcher, den er ohne Viktorinens Beiſtimmung weder ablehnen noch annehmen könne, ihn hauptſächlich bewogen habe ſie um ihre Vermittlung zu erſuchen. Es war von einer langen, mit manchen bedeutenden Gefahren verbundnen Seereiſe die Rede, die er nach dem Wunſche jener Herren unternehmen ſollte, um in einem fremden Welttheile eine ſehr wichtige, großen Gewinn verſprechende Unternehmung perſönlich zu leiten. Unter den vortheilhafteſten Bedingungen ſollte bei ſeiner hoffentlich glücklichen Heimkehr ein bedeutender Antheil an der Handlung dieſes ſehr geachteten Hauſes der Lohn ſeiner Bemühungen werden. „Sobald ich den erſten Zorn überwunden hatte, den Herrn Kleeborn's Benehmen in mir aufregen mußte,“ ſetzte Raimund hinzu, nachdem er der Tante ſowohl die Gefahren als den Vortheil erklärt hatte, welche bei dieſer Unternehmung für ihn perſönlich zu erwarten ſtanden; „ſobald ich den erſten Zorn überwunden hatte, das heißt, ſobald ich wieder meiner Sinne mächtig war, denn mehr bedurfte es nicht, ſo ſtand auch der Entſchluß felſenfeſt in mir, unerachtet des erſten Fehlſchlagens aller meiner Wünſche, dennoch auf der einmal angetretnen Bahn zu beharren. Der Mann darf ja nicht ſich ſelbſt zum Spiel des Zufalls machen, er ſoll ja nicht blindlings umhertappen, bald ergreifen, bald wieder loslaſſen, wie Luſt und Laune ihn treiben. Er ſoll vielmehr feſthalten an dem was er einmal unternommen, um ſo doch wenigſtens die nie wiederkehrende Zeit aus dem Schiffbruch ſeiner Hoffnungen zu retten.“

„Es freut mich herzlich, Sie ſo feſten Sinnes zu finden,“ erwiederte Tante Anna, „denn auch Viktorine“ — „o gewiß,“ unterbrach Raimund ſie, „ich kenne meine Viktorine, und nie kann der Schatten eines Zweifels an dieſes edle Weſen meinen Blick umdüſtern. Ich weiß es, Viktorine hält unabwendbar feſt an mir, und jener Fremde, den Herr Kleeborn ihr aufdringen möchte, wird nie ihre Hand erhalten. Aber auch mir wird ſie nie angehören, ſo lange ihr Vater lebt, um es zu verbieten; denn ſie bleibt ihrer Pflicht nicht minder treu als ihrer Liebe. Und ſo werden wir Beide wahrſcheinlich in langer, nie erfüllter Sehnſucht unſer Leben vertrauern, wenn nicht ein guter Engel unſer Geſchick freundlicher wendet. Wie das geſchehen könnte, ſehe ich Blödſichtiger freilich noch nicht ab,“ ſetzte Raimund mit einem leiſen Seufzer und getrübten Blicke hinzu.

Anna von Falkenhayn ſchien nun einmal zur milden Tröſterin Aller, die ihr nahten, auserſehen zu ſeyn, und ſo verſuchte ſie es denn auch gern, und nicht ohne Gelingen, ihren neuen jungen Freund mit dem Leben und insbeſondere mit ſeinem eignen Geſchick zu verſöhnen. Es mußte indeſſen noch Manches ſehr ernſtlich beleuchtet und erwogen werden, ehe man zu einem feſten Entſchluß in Hinſicht auf die ihm vorgeſchlagene Reiſe kommen konnte, und Raimund kehrte deshalb noch mehrere Mal, und immer in der Frühſtunde, zur Tante zurück. Ihre Nähe ſowohl als ihre Perſönlichkeit übten auf ihn einen ganz wunderbaren Zauber. Er fühlte ſich unwiderſtehlich zu der ſeltnen Frau hingezogen, die wie das verbindende Element des Lebens zwiſchen ihm und Viktorinen ſtand. Wenn ſie ſo freundlich ihm zuſprach, mußte er dabei ſtets an ſeinen Vater denken, denn ſo wie ſie hatte, ſeit er dieſen verloren, nie wieder Jemand zu ihm geſprochen.

Vor allem aber erfüllte ihn ein ganz eignes Gefühl ſüßer, faſt ſchauerlicher Wehmuth, wenn er ſie dabei anſah, und nun in den alternden Zügen des bleichen, ernſten Geſichtes die unverkennbarſte Aehnlichkeit mit ſeiner reizenden in voller Jugendpracht blühenden Geliebten entdeckte. Ihm war dann als lüfte die Zukunft den dunkeln Schleier und blicke ernſt und geheimnißvoll ihn an, während der eilende vernichtende Schritt der Zeit hörbar ihn umrauſchte, und ihn ermahnte, das Leben und die Jugend feſtzuhalten, ehe ſie auf immer entſchwinden.

Auch der Tante ward der junge Mann, je öfter ſie ihn ſah, immer lieber und lieber; doch nicht etwa weil ſie das Innere ſeines Gemüths dabei näher kennen lernte. Man möchte ſagen, ſie empfand dies nur, gleich dem Eigenen, und ſie beurtheilte ihn daher wie Frauen gewöhnlich zu urtheilen pflegen, mit dem Herzen und nicht mit dem Kopf, was bei der ungemeinen Klarheit ihres Geiſtes freilich ein ſeltner Fall war. Alles an ihm, ſeine ganze Art zu ſeyn, ſeine Sprache, ſein Benehmen, Alles erſchien ihr wie der begleitende Ton zu der Melodie ihres innerſten Lebens, und war ihr deshalb befreundet und kam ihr wie längſt bekannt vor.

„Endlich, meine edle, theure Beſchützerin, endlich muß ich doch dazu kommen, einen Entſchluß in Hinſicht auf meine Reiſe zu faſſen,“ ſchrieb

Raimund der Tante eines Morgens, an welchem er abgehalten worden zu ihr zu gehen. „Die Zeit drängt mich,“ fuhr er fort, „und ich kann es nicht länger auf eine ehrenvolle Art vermeiden, meinen Freunden, die mir zu meinem künftigen Fortkommen ſo wohlwollend die Hand bieten, eine genügende Antwort zu ertheilen. Ich habe die ruhige Stille dieſer Nacht darauf verwendet, Alles nochmals ernſtlich durchzudenken. Der Antrag der Herren Fiſcher öffnet mir die Ausſicht auf ein völliges unabhängiges, ſogar auf ein glänzendes Loos, das ich wenigſtens nach dem Ableben ihres Vaters Viktorinen werde bieten können, ſelbſt wenn dieſer den Entſchluß faßte, ſie, im Fall ſie die Meine wird, völlig zu enterben. Vielleicht wird er auch jetzt weniger eigenſinnig auf die Verbindüng mit dem Sohne ſeines Handelsfreundes beſtehen, ſobald er mich in der Ferne weiß, und Viktorinen glückt es wahrſcheinlich um ſo eher, ſich von den Feſſeln loszuwinden, mit denen ihr Vater ſie umſtricken möchte. Für meine perſönliche Wohlfahrt bangt mir übrigens nicht, Viktorinens Gebet wird mir ein ſchützender Engel werden, der jede Gefahr von mir wendet, mit der Menſchen oder die Elemente mir drohen könnten.

„Und ſo bitte ich Sie denn nun, Hochwürdige Frau, bringen Sie mir Viktorinens Erlaubniß zu gehen, und das bald! Der erſte Tag der Reiſe iſt ja auch der erſte, der uns der Heimkehr näher führt. Und wer kann wiſſen, ob es nicht während meiner Abweſenheit dem ſchützenden Genius unſrer Liebe, in Ihrer würdigen Geſtalt, gelingt, Alles indeſſen zu unſerm Beſten zu wenden.“

Unerachtet ſie den Gründen ihres jungen Freundes nichts entgegenzuſtellen wußte, unternahm es die Tante doch nur mit innerem Widerſtreben Raimund's Wunſch zu erfüllen; ſie erſchrack beinahe, als Viktorine weit leichter und gefaßter, als ſie es hätte erwarten können, zu der Entfernung des Geliebten ihre Einwilligung gab. Eigentlich war Viktorinens lebhaftem Geiſt das ganz Einförmige ihres Unglücks, das Quälende des Gefühls dem Geliebten zugleich ſo nahe und ſo fern zu ſeyn, allmählich ſo unerträglich geworden, daß jede Abänderung ihrer Lage ihr dagegen wie Gewinn erſcheinen mußte. Ihre glühende ſtets vorwärts ſtrebende Phantaſie fand in dem Alltagsleben eines Geſchäftsmannes keinen einzigen Punkt, von dem aus ſie das Bild des Geliebten, der ihr nicht nahen durfte, feſthalten konnte. Wo ſollten ihre Gedanken ihn ſuchen? an der Börſe? am Schreibepult? im alltäglichen Verkehr mit der handelnden Welt und ihren Gehülfen? „Nein, Tante,“ rief Viktorine, „er mag gehen! Mein Segen, mein Gebet, meine Wünſche begleiten ihn überall und unabläſſig. Es iſt jetzt nicht wie damals, da ich glaubte, daß er aus überſpanntem Edelmuth auf immer nach Odeſſa fliehen wolle. Er ſcheidet zwar, doch er entflieht mir nicht. Er geht wohin die Pflicht, die er auf ſich genommen, ihn ruft, aber er geht, um vielleicht glücklicher wiederzukehren. Tauſend Meilen oder tauſend Schritte ſind in unſrer Lage das Nämliche. Raimund wird in der Ferne mir ſogar näher gerückt erſcheinen, denn lieber will ich ihn mir doch vorſtellen, wie er auf dem Verdeck ſeines die mächtigen Wogen durchſchneidenden Schiffes, unter dem tiefblauen Sternenhimmel des Südens meiner gedenkt, lieber ſoll mein Geiſt in fremden Städten, im Gewühl des Ankommens oder der Abreiſe ihn ſuchen, als hier in der weiten farb- und formloſen Oede des aller-alltäglichſten Lebens, in welcher Alles vor meinen Blicken verſchwimmt.“

Nur Eines forderte Viktorine mit ihrer gewohnten Feſtigkeit noch, und Raimund ſtimmte mit ihr überein, ſobald er ihre Entſcheidung vernommen, und dieſes Eine war eine Abſchiedsſtunde mit Bewilligung des Vaters, unter den Augen der Tante, dieſes milden Schutzgeiſtes ihres Lebens und ihrer Liebe. Vergebens erſchöpfte ſich Anna in Gründen und Bitten, um die Liebenden zu bewegen, ſich ſelbſt dieſe bittre Stunde zu erſparen. Sie wurde nicht nur überſtimmt, ſie mußte ſogar unternehmen, Herrn Kleeborns Erlaubniß zu dieſer Zuſammenkunft zu erhalten, denn Raimund's Beredſamkeit übte eine unwiderſtehliche Gewalt über ſie aus.

„Zwingen Sie mich nicht,“ bat er, „zwingen Sie mich ja nicht, dem Schmerz wie ein Feiger aus dem Wege zu gehen, denn alles Umgehen iſt meiner Natur durchaus zuwider und mir im Innerſten der Seele verhaßt. Was mir auch begegnen mag, ich will ihm feſt und grade in's

Auge ſehen, und wär' es mein Untergang. So Viele wünſchen ſich einen ſchnellen Tod, ich habe von Kindheit auf ihn geſcheut. Wenn ich einſt vom Leben ſcheide, ſo wünſche ich, daß es mit Bewußtſeyn geſchehe, mein brechendes Auge ſoll ſich noch einmal dankend zu der Sonne, zu den Sternen erheben, die ſo lange mir leuchteten. Und ſo will ich auch jetzt, ehe ich gehe, um vielleicht nie wiederzukehren, ſo will ich auch jetzt noch einmal in Viktorinens liebetreue Augen blicken, in dieſe Sonnen meines beſſern Daſeyns. Wer weiß denn, ob ſie je mir wieder leuchten werden, denn meine Reiſe iſt weit, und mancherlei Gefahren werden Unheil drohend mir entgegentreten."

* * *

„Der junge Holm geht in dieſen Tagen nach England und von dort nach Weſtindien, wie ich für gewiß höre," ſprach die Tante zu Herrn Kleeborn im gleichgültigſten Ton, den ſie nur bei dieſer Gelegenheit aufzubringen vermochte. Eigentlich dachte ſie nur auf dieſe Weiſe ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, das zur Erfüllung ihres

Verſprechens leiten konnte, um deſſen Vollbringung ſie ſich eben in nicht geringer Verlegenheit befand, doch Kleeborn fuhr ſichtbar erſchrocken zuſammen, als er ſie ſo ganz gelaſſen den Namen nennen hörte, den er bis jetzt noch gar nicht den Muth gehabt hatte in ihrer Gegenwart auszuſprechen. Er ſtarrte in ſprachloſer Verwunderung ſie an, und veranlaßte ſie dadurch das Geſagte nochmals zu wiederholen. „Holm!“ rief er jetzt faſt jauchzend vor Freuden, „der junge Holm aus dem Hauſe der Herren Fiſcher et Compagnie? Nun Glück auf die Reiſe! Nein, Fräulein Schweſter, eine beßre Nachricht konnten Sie mir im Leben nicht bringen; und wenn Sie mir geſagt hätten, daß ich das große Loos in der engliſchen Lotterie gewonnen habe, es könnte mehr mich nicht erfreuen! Denn über häuslichen Frieden und das Glück meines einzigen Kindes geht mir doch nichts in der Welt. Aber was ſind Sie eine kluge Dame! Ja, ja, ich habe es immer geſagt und gedacht, Sie ſind eine Dame, die die Welt kennt. Ich zerbreche mir den Kopf wie ich die verfluchte Geſchichte Ihnen ſchicklich beibringen will, Sie verſtehen ja wohl was ich meine, nun und inzwiſchen gehen Sie ſo ganz in der Stille hin, wiſſen Alles, lenken Alles und führen Alles zum Beſten. Nun, nun, jetzt wird ſich Alles ja wohl mit der Zeit geben, wenn erſt dieſer Stein des Anſtoßes aus dem Wege kommt. Viktorine wird ja Vernunft annehmen, beſonders wenn Sie, Fräulein Schweſter —" Die Tante unterbrach ihn, um nicht mehr hören zu müſſen als ihr lieb war. „Ich habe Herrn Holm erlaubt, in meiner Gegenwart von Viktorinen Abſchied zu nehmen," ſprach ſie in dem nämlichen gleichgültigen Ton als vorher, und zugleich mit ſo gelaßner feſter Zuverſicht, daß Herr Kleeborn darüber ganz ſtutzig wurde, und nicht gleich wußte, was er ihr antworten könne. Die Sicherheit, mit der ſie ſprach, als könne das gar nicht anders ſeyn, verbunden mit der ehrerbietigen Zurückhaltung, welche ihre Gegenwart ihm einflößte, erlaubten ihm nicht ihr geradezu zu widerſprechen, beſonders da ſie ihm eben eine ſo gute Nachricht mitgetheilt hatte. Und doch fühlte er auch eine große Abneigung, ſeine Einwilligung zu dieſer Zuſammenkunft der Liebenden ausdrücklich zu geben, wenn er gleich innerlich gewiß war, daß es die letzte ſeyn würde. Nach kurzem Bedenken fand er indeſſen einen Mittelweg, indem er that als habe er die letzten Worte der Tante völlig überhört. „Ende gut alles gut und Einmal iſt keinmal,“ brummte er endlich halb leiſe vor ſich hin, als er nach einer kleinen Pauſe gewahr ward, daß ſeine Schwägerin nicht für gut fand, noch einige Bewegungsgründe hinzuzuſetzen, die er dann Gelegenheit gehabt hätte zu beſtreiten; und damit ging er ohne Weiteres zum Zimmer hinaus in ſein Comptoir.

Anna freute ſich des leichten Sieges, und war dabei billig genug, nicht mehr zu fordern als ſie eben bedurfte, denn ſie glaubte, mit dieſer ſtummen Bewilligung könne ſie völlig zufrieden ſeyn, und ſie ohne alles Bedenken benutzen.

Der Morgen des zu Raimund's Abreiſe beſtimmten Tages brach endlich an, und die Liebenden ſahen in den letzten Minuten vor dieſer ſich wieder, denn ſo hatten beide es gewollt. Doch welch ein Wiederſehen war das! Wiederfinden und Trennung, Seligkeit des Himmels und unausſprechlich tiefes Leiden drängten auf der

Spitze eines einzigen kurzen Augenblicks ſich zuſammen. So gränzen in dem Stunden-Daſeyn der Ephemere die erſte Regung des Lebens und das Erſtarren des Todes enge an einander.

Selig und troſtlos, ohne Worte und doch unendlich beredt, hielten Raimund und Viktorine ſich umfangen bis die Stunde der Trennung ſchlug. Die Tante hörte den Ton der Glocke, der ſie verkündete, ſie hatte ſo lange in ſich verſunken dageſeſſen, jetzt richtete ſie ſich auf und ihr Blick fiel zuerſt auf Raimund. Ein die Wolken durchbrechender ſchwacher Sonnenſtrahl verklärte in dieſem Augenblick die ſchmerzlich bewegten Züge ſeines edeln Geſichts; Anna fuhr wie von einem gewaltſamen Schmerz plötzlich ergriffen ſchaudernd zuſammen, und ihre Hand zuckte unwillkührlich nach ihrem Herzen, während ihr Auge mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck an Raimund's trüber Geſtalt hing. Ein halb unterdrückter Schmerzenslaut drängte ſich ihr aus tiefſter Bruſt herauf, ſie ſchwankte erbleichend und drohte zu ſinken. Erſchrocken eilten Viktorine und Raimund ſie zu unterſtützen und ſie auf's Sopha zu geleiten, doch ſie erholte ſich noch früher, indem ein Strom von

Thränen ihrem bange beklommenen Herzen Erleichterung zu gewähren ſchien.

Jetzt drückte Raimund noch einmal die vereinten Hände beider ihm ſo theuren Weſen an ſeine brennenden Lippen, an ſeine hochſchlagende Bruſt, und entfernte ſich dann ſchnell. Sie ſahen die geliebte Geſtalt durch die Thüre verſchwinden, die ſich in langer Zeit nicht, vielleicht nie wieder, ihr öffnen ſollte. Raimund's Schritte tönten den langen Corridor entlang, immer ſchwächer, immer mehr aus der Ferne. Viktorine, ohne einen Laut von ſich zu geben, horchte dem Ton bis er ſich ganz verlor, dann warf ſie ſich in die geöffneten Arme, an die treue Bruſt, die faſt eben ſo bewegt als ihre eigene, mit nicht minder heftigem Schmerz zu ringen ſchien.

Das Schreckbild einer weiten gefahrvollen Reiſe des Geliebten, das vor wenigen Wochen Viktorinen faſt zu Tode geängſtigt hatte, war jetzt zur Wirklichkeit geworden. So, ſagt man, glauben die Perſer, daß jedes ausgeſprochne Wort zu einem geiſterartigen Weſen ſich umwandle, welches unabläſſig ſo lange die Welt bis an die Pforten des Paradieſes durchſtreife, *bis es* zur That ſich geſtaltet habe.

Indeſſen war es doch merkwürdig, wie Viktorine dieſen wahrhaften Schmerz mit weit größerer Faſſung ertrug, als jenen erträumten, der ſein Vorbild geweſen war. Das ſie mit Bewußtſeyn, aus freiem Willen ihn auf ſich genommen, erleichterte ihn ihr vielleicht nicht minder, als die innige Theilnahme ihrer mütterlichen Freundin; vor allem aber erhob die Hoffnung einer aus dieſem Opfer entſpringenden glücklicheren Zukunft ſie über ſich ſelbſt, und wiegte die oft bis zur Ungeduld ſich ſteigernde Sehnſucht wieder zur Ruhe ein, von der ſie in einſamen Stunden nur gar zu oft ſich ergriffen fühlte. Ihr körperliches Befinden bedurfte jetzt keiner beſonderen Pflege mehr, doch ihr Gemüth bedurfte der zarteſten Schonung, und dieſe fand ſie nur bei der Tante und ihrer Angelika.

In den ſtillen geräuſchloſen Abendſtunden, welche Babet und Agathe jetzt öftrer als ſonſt außer dem Hauſe bei ihren Freundinnen zubringen durften, gab die Tante den Bitten ihrer beiden Lieblinge gerne nach, und nahm den Faden der Geſchichte ihres Lebens dort wieder auf, wo ſie am erſten Abend ihn hatte fallen laſſen. Wir geben ihre Erzählung ſo viel möglich mit ihren eignen Worten, doch ohne der Zwiſchenreden ihrer Zuhörerinnen oder der mitunter eintretenden Störungen weiter zu erwähnen.

Fortſetzung der früheren Lebensgeſchichte der Tante.

„Schwer und undurchdringlich in ihrer Finſterniß laſtete die Nacht nach jenem furchtbaren Abend auf mir,“ ſprach Anna von Falkenhayn im Verfolg ihrer Erzählung. „Sie ſchien nimmer enden zu wollen, und meine brennend heißen thränenloſen Augen erſtarrten an ihrer von keinem Stern erhellten Dunkelheit, ohne daß es mir möglich geweſen wäre auch nur Minuten lang in tröſtendem Selbſtvergeſſen ſie zu ſchließen. Es war die erſte Nacht, die ich gefoltert von innern Vorwürfen durchwachte, ihr düſterer Schatten hat ſich über mein ganzes Leben verbreitet und iſt nie wieder ganz aus demſelben verſchwunden. Unzählige trübe ſchlafloſe Nächte ſind ſeitdem dieſer erſten gefolgt, doch gottlob keine ſo ganz troſtloſe als dieſe, denn nie war ich wieder ſo durchaus mit mir ſelbſt zerfallen wie damals.

„Vergebens ſtrebte ich an dem ſonſt mir eignen Stolz mich wieder aufzurichten, vergebens wollte ich eine Thörin mich ſchelten und die Laſt leicht zu nehmen ſuchen, die mich zu erdrücken drohte. Die glühendſte Liebe ſprach laut in meinem Herzen, jeder Schlag deſſelben erhöhte das Gefühl der bitterſten, an Selbſtverachtung gränzenden Reue, und mein ehemaliges eitles Bewußtſeyn verſchwand unter der angeſtrengteſten Bemühung es feſt zu halten.

„Endlich kam der Tag; jedem, auch dem unglücklichſten Weſen pflegt er wenigſtens für einen kurzen Moment Muth und Troſt zu bringen, und auch ich begann jetzt zu hoffen, Bernhard könne ſo nicht auf immer von mir geſchieden ſeyn; oder ich ſuchte es vielmehr mir ſelbſt wahrſcheinlich zu machen, daß ich dieſe Hoffnung noch hege.

„Ich ſtand auf, um nur ſo ſchnell als möglich jedes nächtliche Grauen abzuſtreifen, doch der erſte Blick in meinen Spiegel flößte mir neues Entſetzen ein; ſo ſchattenähnlich, ſo bleich und zerſtört trat mein Bild aus ihm mir entgegen. Zum erſten Mal in meinem Leben ſah ich mich gezwungen, jene kleinen Toilettenkünſte zu üben, die ich bis jetzt immer mit Verachtung verſchmäht hatte, denn ich war zwar feſt entſchloſſen, dem Mann, den ich liebte, mit edler Freimüthigkeit entgegenzutreten, ich wollte ohne Rückhalt und wahr mein ganzes Herz ihm eröffnen, ſogar, im Fall dies nöthig würde, zum Bekenntniß des Gefühls meiner übermüthigen Thorheit mich herablaſſen; aber zu deutlich in meinem Geſichte leſen, was in meinem Gemüth indeſſen vorgegangen, das ſollte Bernhard denn doch auch nicht.

„Der Morgen verging größtentheils über dieſer Beſchäftigung, die ich, um mich ſelbſt zu täuſchen, ſo zögernd als möglich betrieb. Auch ſpäterhin noch wandte ich alles an, um nur nicht zu bemerken, wie weit der Tag ſchon vorgerückt, und daß die Stunde längſt vorüber ſey, in der Bernhard ſonſt zu kommen pflegte, mein armes Herz ſchlug aber immer voller und ſchwerer. Endlich brachte man mir eine nur mit ſeinem Namen bezeichnete Abſchiedskarte, und meinem Vater ein verſiegeltes Billet, in welchem Bernhard in ziemlich allgemeinen Ausdrücken für alle bisher ihm gewährte Beweiſe ſeines Wohlwollens dankte, und auf unbeſtimmte Zeit Abſchied nahm, ohne jedoch das Ziel ſeiner Reiſe dabei zu erwähnen. Mein Vater vermied es mich anzuſehen, indem er das Billet, ſo wie er es ſtill für ſich geleſen, mir hinreichte, und nie hat mich etwas tiefer und demüthigender gekränkt.

„Ich zog mich bald darauf unter dem gewiß nicht ganz erſonnenen Vorwande körperlichen Uebelbefindens in mein Zimmer zurück, und verlebte dort ganz allein ein paar ſtille einſame Tage; denn ich bedurfte dieſer gar ſehr, um nur einigermaßen mich mit mir ſelbſt zu berathen. Nur fort von hier! war das einzige Ziel meiner Gedanken; denn die Geſellſchaft wiederzuſehen, in der ich Bernhard vermiſſen ſollte, ſchien mir unmöglich zu ſeyn. Doch wohin ſollte ich mich wenden? ich hatte keine Freundin, ſogar nicht einmal eine Bekannte meines Geſchlechts, die mir in dieſer Verlegenheit Schutz und Obdach hätte gewähren können oder wollen; ſie waren alle vor dem blendenden Glanz entwichen, mit dem meine Eitelkeit mich bis dahin umgab. Einen Augenblick dachte ich zwar daran, zur Herzogin von P** zu reiſen, die bei'm Abſchiede mich mit einer Einladung auf unbeſtimmte Zeit beehrt hatte; aber wer konnte mir dafür ſtehen, daß nicht auch Bernhard mit ſeinem wunden Herzen zu ihr geflohen ſey? War es in dieſem Fall ſchicklich oder auch nur verſtändig, den Verdacht auf mich zu laden, als ſey ich abſichtlich ihm gefolgt? Und geſetzt ich fände Alles dort wie ſonſt, nur ihn nicht, wie wollte ich das ertragen! wie alle die Fragen nach ihm! wie ſollte ich täglich und ſtündlich von ihm reden, ihn preiſen hören, ohne zu verzweifeln.

„Je länger ich über meine Lage nachdachte, je hoffnungsloſer erſchien ſie mir, ſo daß ich zuletzt wahres Mitleid mit mir ſelbſt empfand. Ich konnte nicht fortleben, wie ich bis jetzt es gethan, das allein war mir deutlich. Das gewohnte ſchaale Treiben, das ihn, das Bernhard mir verſcheucht hatte, widerte jetzt mich unbeſchreiblich an, doch wie ſollte ich hinaustreten ohne lächerlich zu werden, was mir herber dünkte als ſelbſt der Tod? Meinem Vater, meinem geliebten Vater konnte ich es doch unmöglich zumuthen, meinetwegen Geſellſchaften und Gewohnheiten zu entſagen, die Jahre lang ſeine einzige Freude geweſen waren.

„So war denn jeder Ausweg mir verſchloſſen und ich verzehrte mich vergeblich in fruchtloſem Nachſinnen, wie ich es anfangen könne, die Welt zu verlaſſen, die noch vor wenigen Tagen, als der Schauplatz meines Triumphs, mir unentbehrlich ſchien und die mir jetzt ſo fürchterlich war. Wahrſcheinlich wäre meine Geſundheit dieſem Zuſtande endlich unterlegen, wenn er länger gedauert hätte, doch ganz unvermuthet, wie ein vom Himmel geſendeter Bote des Friedens, kam jetzt ein Brief, der aller meiner Verlegenheit ein Ende machte. Ich las ihn mit Entzücken und wäre doch nur noch vor wenig Tagen troſtlos geweſen, wenn ich damals ihn empfangen hätte. Er enthielt nichts anders als eine auf Befehl der Pröbſtin meines Stiftes an mich gerichtete Aufforderung, doch endlich das von mir ſchon zu lange umgangene Geſetz zu erfüllen, das mir ſeit ich mündig war die Verbindlichkeit auferlegte, jährlich wenigſtens einige Monate im Stifte zu verleben; dabei verſicherte man mich, daß man mir keine fernere Verzögerung dieſer Verpflichtung nachſehen könne, indem dieſes ſchon zu lange geſchehen ſey.

„Mit kaum zu unterdrückender Freude theilte ich dieſes Schreiben meinem Vater mit, und zugleich meinen Entſchluß, die Verbindlichkeit, zu der man mich aufforderte, ſobald als möglich zu erfüllen. Der gute Vater widerſprach mir nicht, er eilte ſogar, alle nöthigen Anſtalten zu meiner ſchnellen Abreiſe zu treffen, aber er war dabei ſo ſtill, ſo recht im Herzen traurig, daß es mir durch die Seele ging. In jedem ſeiner Blicke, aus ſeinem ganzen Benehmen gegen mich, ſah ich deutlich, daß er nicht nur alles, was in mir vorging, errathen hatte, ſondern daß auch bange Zweifel in ihm aufſtiegen, ob er denn auch wirklich, durch die ausgezeichnete Erziehung, die er mir gegeben, mein wahres Glück begründet habe. Dieſe Beſorgniß, die denn doch wohl in jedem Fall zu ſpät kam, beugte ſichtlich ihn nieder, denn wenige ſind ſtark genug, wenn ein Lieblingsplan mißlingt, nur die Abſicht, nicht den Erfolg, ſich zuzurechnen, und nicht zu vergeſſen, daß wir in unſrer Beſchränkung uns damit beruhigen ſollten, nur das Beſte gewollt zu haben, wenn gleich die Freude des Gelingens uns verſagt blieb.

„Froh, als entrönne ich einem Gefängniß, verließ ich endlich an einem trüben Herbſtmorgen zum erſten Mal das väterliche Haus, um mich mit meinem Schmerz in die Einſamkeit eines mir ganz fremden Aufenthaltes zu flüchten. Karoline, meine damals zwölfjährige Schweſter, war nach dem Wunſch meines Vaters meine liebe Begleiterin auf der Reiſe. Unſer Weg ging durch eine reiche üppig-fruchtbare Gegend, die aber wie ſo manche reizende Mädchengeſtalt durchaus der Jugend des Jahres bedurfte, um zu gefallen. Jetzt im Spätherbſt, wo der Wind kalt und ſchneidend über Stoppelfelder wehte, und im ſpärlichen gelben Laub der Bäume ſchauerlich rauſchte, jetzt hatte alles, was ich erblickte, ein düſtres unfreundliches Anſehen, ohne die kleinſte Spur früherer Anmuth. Mit nicht zu unterdrückender Aengſtlichkeit klammerte meine arme kleine Karoline ſich an mich an, als wir endlich mit einbrechendem Abend durch das dunkle niedrige Gewölbe des Thores fuhren, welches den Eingang zu einem ehemaligen Kloſter bildete, das jetzt einem Theil der Stiftsdamen zur Wohnung diente. Mich ſelbſt ſogar kam ein kleiner Schauder an, als wir durch den ſchon halb dunkeln langen Kreuzgang wanderten, an deſſen äußerſtem Ende die mir beſtimmten Zimmer lagen.

„Wir kamen auf dieſem Wege an mehreren niedrig gewölbten Thüren vorbei, die in die ehemaligen Kloſterzellen zu führen ſchienen. Hinter einer derſelben hörte ich im Vorbeigehen laute weibliche Stimmen, wie im heftigen Streit; hinter andern ſchmetterten Kanarienvögel, heiſere Möpschen bellten, und Kakadus und Papageien kreiſchten dazwiſchen mit widrigem Geſchrei.

„Karoline hielt mich immer ängſtlicher am Arm, auch unſer Kammermädchen drängte ſich ſo nahe als möglich an uns an, und blickte ganz verſchüchtert in alle Ecken, bis eine Thüre ganz ähnlich denen, an welchen wir vorbeigekommen, aufgeſchloſſen ward. Wir ſtanden jetzt vor meinem geöffneten Wohnzimmer; die Abendſonne, ſchon ganz unten am Rande des Horizonts, durchbrach in dieſem Moment die ſchwere graue Wolkendecke, welche den ganzen Tag über ſie verhüllt hatte, und leuchtete uns durch die purpurrothen Blätter der das Fenſter umrankenden wilden Rebe freundlich ins Geſicht; die hüpfenden Schatten der Zweige ſpielten luſtig auf der blaßgrünen Wand, alles ſah freundlich und bequem aus, ſo daß wir mit neuem Muth den erquickenden Sonnenſtrahl wie ein Zeichen von guter Vorbedeutung annahmen.

„Die kleine Wohnung war für uns geräumig genug; mit ſehr wenigem konnte ſie recht wöhnlich und behaglich eingerichtet werden, und Karoline ging mit unſerm Mädchen ſo eifrig an das Auspacken und Anordnen, als käme es darauf an, uns gleich auf der Stelle hier für eine ganze Lebenszeit häuslich niederzulaſſen. Ich aber ſuchte indeſſen den einſamſten Winkel auf, um mich ungeſtört in mich ſelbſt zu verſenken.

„Die Einſamkeit, in der ich von nun an mehrere Monate zubrachte, war in der That klöſterlich zu nennen, und ſtach faſt gewaltſam gegen mein ehemaliges Leben ab. Mein Gefühl glich in der erſten Zeit jenem beklemmenden Streben nach Beſinnung, wie es uns nach einer überſtandnen großen Gefahr oft noch lange beängſtigt; doch nach und nach ward mein Gemüth wieder ruhiger und ich blickte mit klarem Sinn um mich her.

„Mit dem aufrichtigſten Willen auch gegen mich ſelbſt nicht nur wahr, ſondern auch gerecht zu ſeyn, überſchaute ich meine Vergangenheit wie meine Zukunft, und wandte Alles daran, um aus dieſem, einem Stillſtand ähnlichen Ruhepunkt meines Lebens, die erſprießlichſten Folgen zu ziehen.

„Daß keine Zeit, keine Macht der Umſtände Bernhards Bild je aus meinem Herzen reißen könne, fühlte ich ſchon damals mit voller Ueberzeugung, es mußte von nun an ewig darin wohnen wie in einem ſtillen Heiligthum. Je deutlicher ich das Unrecht einſah, das ich frevelnd an mir ſelbſt uns beiden zugefügt hatte, deſto inniger wandte all mein Trachten und Sinnen ſich dem ſchwer beleidigten Freunde zu, um ſo feſter nahm ich mir vor, mich über mich ſelbſt zu erheben, um ſeiner würdiger zu werden. Ich gelobte mir, mich als ihm allein angehörig zu betrachten, ſelbſt wenn ich nie ihn wieder ſehen ſollte, alles übrige wollte ich dem Schickſal getroſt überlaſſen. Heimlich und ſtille lebte indeſſen doch die Hoffnung in mir, daß ein günſtiger Stern, oder vielmehr ſein eignes Herz, ihn mir wieder zuführen müſſe — und dann — ach ich wagte es nicht über dieſes Dann hinaus zu denken.

„Meine nächſten Umgebungen überließen mich in ziemlich ungeſtörter Ruhe mir ſelbſt.

„Ich widmete regelmäßig dem Unterricht meiner Karoline einige Stunden des Tages; die übrige Zeit brachte das liebenswürdige Kind größtentheils bei einer benachbarten Familie zu, in welcher ſie nicht nur an den Töchtern des Hauſes Geſpielinnen ihres Alters fand, ſondern auch noch auſſerdem alle Annehmlichkeiten eines in ruhiger Häuslichkeit hingebrachten, ſtillen Familienlebens kennen und lieben lernte. Ich ſelbſt blieb beinah immer allein in meinem Zimmer, die jüngern Stiftsdamen waren faſt alle abweſend, um den nahenden Winter bei ihren Verwandten zuzubringen, die zurückgebliebenen von den ältern

Damen bekümmerten ſich wenig um mich. Sobald nur die erſte Neubegier mich zu ſehen geſtillt war, welche meine unerwartet ſchnelle Ankunft erregt hatte, ſo kehrten alle recht gern zu ihren gewohnten Vergnügungen, zu ihren Kaffeeviſiten, Trißett und l'Hombreparthien wieder zurück, ohne mir es weiter zu verargen, daß ich keine Luſt bezeigte, daran Theil zu nehmen.

„So beſchränkte ſich denn zuletzt mein Umgang im Stifte faſt einzig auf die Pröbſtin, einer gebornen Stiftsgräfin von * * *. Sie war aus einem der älteſten und edelſten Häuſer in Deutſchland, aber ihr innerer Adel hob ſie noch weit über den ihr angebornen Rang und Stand. Ein unheilbares langſam und ſchmerzlich ſie verzehrendes Uebel hielt ſie ſchon Jahre lang; faſt immer an ihr Lager gefeſſelt. Ihr ſchweres Leiden zog mich zuerſt zu ihr hin, doch ihre ächt-chriſtliche Demuth, die fromme Ergebung in den Willen Gottes, mit der ſie ohne Klage, ja faſt freudig alles trug, was ihr auferlegt ward, erweckten, wie ich ſie näher kennen lernte, mein innigſtes bewunderndes Mitgefühl. Auch ich war ſo glücklich mir ſehr bald ihre herzlichſte Zuneigung zu erwerben, ſo daß ſie in jeder ſchmerzensfreien Stunde mich um ſich zu haben wünſchte. Ihr Geſpräch, die Bücher, größtentheils religiöſen Inhalts, die ich ihr vorlas, vor allem aber das wahrhaft große Beiſpiel dieſer Frommen, ihr feſtes kindliches Vertrauen auf Gott, gewann den wohlthuendſten Einfluß auf mein Gemüth, in eben dem Grade wie früher die kurze Bekanntſchaft mit der Herzogin von P*** auf die höhere und angemeſſenere Bildung meines Geiſtes eingewirkt hatte.

„Nie kann ich es dankbar genug erkennen, daß die Hand, die mein Leben leitete, mich ſo zur rechten Zeit dieſen beiden edlen Frauen zuführte; von denen die eine in gewiſſer Hinſicht vollendete, was die andre begonnen, denn alles, was ich ſpäter geworden bin, alles, was mir in dem Labyrinthe des Lebens Troſt und Licht verlieh, verdanke ich hauptſächlich ihnen.

„Leidende erkennen einander ſchnell, und auch meine neuerworbene edle Freundin fühlte gar bald, daß auch ich nicht glücklich ſey, obgleich ich mir eben ſo wenig eine Klage als ſie ſich eine Frage erlaubte. Der eigne Schmerz machte ſie ſcharfſichtig genug, um in meinem Herzen wie in einem offnen Buche zu leſen, und ſie benutzte den Einfluß, den ſie auf daſſelbe gewonnen, um mit leiſer linder Hand und wahrhaft mütterlicher Sorge, dem vom Himmel geſandten Lichte mich zuzuführen, das auch die Nacht ihrer eignen Leiden zu erhellen vermochte. Ich lernte von ihr Glauben und Hoffen, ſelbſt wenn jeder irdiſche Troſt und jedes irdiſche Glück, vor unſerm enttäuſchten Blicke im Nichts zerflattern.

„Mit bereichertem erhobnen Gemüth, mit mühſam erworbnem aber deſto feſterem Muth, und mit dem treu gemeinten Vorſatz, dem Schein nie wieder das kleinſte Opfer zu bringen, verließ ich endlich nach einem Aufenthalte von acht Monaten die mir ſo lieb geworden Einſamkeit. Ich eilte zu meinem Vater zurück, deſſen ſehr ſchwankender Geſundheitszuſtand jetzt mehr als jemals der Pflege ſeiner Kinder bedurfte.

„Nächſt der Sorge für die Erhaltung und Erheiterung des ehrwürdigen Greiſes, den ich leider weit ſchwächer wieder fand, als ich gefürchtet hatte, war jetzt Karolinens fernere Bildung das Hauptgeſchäft meines Lebens. Ihre ſchöne Jugendblüthe drang jetzt, immer lieblicher ſich entfaltend, aus der Knospe der Kindheit mächtig hervor, und ihr Anblick erfreute nicht nur ihren Vater, ſondern auch jeden, der ihr nahte. Ich fand zu meiner großen Beruhigung, daß während meiner Abweſenheit, in der Lebensweiſe unſers Hauſes, eine bedeutende Veränderung vorgegangen ſey. Mein Vater hatte bei ſeiner zunehmenden Kränklichkeit den großen Kreis, der ſich ſonſt bei uns zu verſammeln pflegte, unmöglich zuſammenhalten können, da in mir die Wirthin des Hauſes ihm fehlte, um die Honneurs deſſelben zu machen. Die Geſellſchaft hatte ſich alſo bis auf wenige unſerer ältern Freunde allmählich von ſelbſt aufgelöſt; ein kleinerer gewählter Kreis, der ſich ebenfalls alle Abende um meinen Vater verſammelte, war an ihre Stelle getreten; denn dieſer war von Jugend auf der Geſelligkeit zu gewohnt, um ihr, ſelbſt in ſeinem jetzigen hohen Alter, gänzlich entſagen zu können.

„Die Unterhaltung in dieſen kleinen Abendgeſellſchaften war freilich von dem vormals bei uns herrſchenden brillanten Ton himmelweit verſchieden, doch ich ſelbſt war ja auch in der Zwiſchenzeit ein anderes Weſen geworden, und daher ſehr damit zufrieden, auch ein anderes Leben führen zu können. Der Gedanke an meinen hoffentlich nicht auf immer verlornen Freund, füllte jede Lücke in meinem jetzigen Daſeyn; oft erweckte ich mich ſelbſt, aus ſchönen Träumen von einer glücklichern Zeit, in der ich uns beiden alles zu vergüten hoffte, was wir durch meine Schuld erlitten; nur ſah ich freilich noch nicht ein, welcher glückliche Zufall dieſe Zeit herbeiführen dürfe, und verlor mich dann wieder aufs neue im Reich der Möglichkeiten.

„Meine gänzliche Unwiſſenheit in Hinſicht auf alles, was auf Bernhards gegenwärtigen Aufenthalt und ſein Ergehen Bezug hatte, begann indeſſen doch mit jedem Tage ſchmerzlicher mich zu betrüben. Seit er uns verließ, war er für mich wie von der Erde weggehaucht, und nie hatte ich nur ſeinen Namen wieder nennen hören. Mir ſelbſt band ein ſehr natürliches Gefühl die Zunge, wenn ich es einmal unternehmen wollte, nach ihm zu fragen; aber auch mein Vater erwähnte ſeiner ſo wenig, als ob er nie ihn gekannt hätte; theils wohl aus Schonung für mich, doch mehr vielleicht noch aus Verdruß über uns beide.

„Obgleich wir die Zahl der uns täglich Beſuchenden ſehr beſchränkt hatten, ſo ſtand doch unſer Haus nach wie vor durchreiſenden Fremden noch immer gaſtfreundlich offen. Meines Vaters große und vielfältige Verbindungen im Auslande ſchickten uns ſehr oft Reiſende aus fernen Gegenden zu, und ſo empfingen wir ſehr oft manchen mitunter recht intereſſanten Beſuch, deſſen flüchtige Gegenwart unſrer einförmigen Häuslichkeit Leben und Wechſel verlieh.

„Eines Abends, es mochte wohl beinahe ein Jahr ſeit Bernhards Entfernung vergangen ſeyn, hatte auf dieſe Weiſe der Zufall mehrere Fremde bei uns verſammelt, von denen einige durch ihre angenehme Unterhaltungsgabe dem Geſpräch einen raſcheren Umſchwung zu geben wußten. Beſonders zeichnete ſich einer unter ihnen durch die etwas kurz abſprechende Art aus, mit der er Paradoxen einzig deshalb nachzujagen ſchien, um durch deren Behauptung, wenn nicht die ganze Welt, doch wenigſtens den kleinen Theil derſelben, der ihm eben zuhörte, in Erſtaunen und Bewunderung zu verſetzen. Dieſer ſtreitbare Held war aber bei alle dem weit weniger unangenehm und überläſtig, als man nach dieſer Beſchreibung glauben könnte. Er ſchien nicht bösartig, er hatte das Wort in ſeiner Gewalt, er zeigte mitunter recht viel Witz und Humor, und war dabei gewandt genug, ſobald er gewahr ward, daß er es zu weit getrieben, ſich gleich auf der Stelle abmerken zu laſſen, wie es ihm mit ſeinen Behauptungen eigentlich gar kein rechter Ernſt ſey. Man ſah deutlich, daß es hauptſächlich ihm nur um den Lärm zu thun war, den ſeine Redensarten herbei führten; er glich hierin einem Kinde, das mit dem Munde den Trommelſchlag überlaut nachzuahmen ſucht, ohne ſich weiter etwas dabei zu denken, und ſo war es denn unmöglich, ihm zu zürnen, obgleich er es mitunter recht arg machte.

„Ich weiß nicht, wie es zuging, daß gegen das Ende des Abends das Geſpräch ſich zuletzt um ausgezeichnet edle, mit bedeutenden Aufopferungen vollbrachte Handlungen drehte, von denen beinahe jeder der Anweſenden ein paar Beiſpiele, zum Theil mit großem Wortaufwande, der Geſellſchaft zum Beſten gab. Nichts iſt anſteckender, und zugleich dem guten Geiſt der Konverſation verderblicher, als dieſe Luſt zu erzählen, die gewöhnlich alle ergreift, ſobald nur einer den Ton dazu angibt; und doch iſt auch nichts ſeltner als die Gabe, eine gute Geſchichte gut vortragen zu können. Auch an jenem Abende hatten wir nur zu oft Gelegenheit, die Wahrheit dieſer Bemerkung beſtätigt zu finden, und zuletzt kam ſogar einer der unbarmherzigſten Erzähler an die Reihe; einer von der Art, der nie das Ende der Geſchichte finden kann, weil ſie bei jedem Wort immer ſich ſelbſt wiederholt, um das ſchon Geſagte noch zu verbeſſern.

„Lothario, ſo laßt mich den ſtreitſüchtigen Fremden nennen, deſſen eigentlichen Namen ich nie recht erfahren habe, weil ich nur dies eine Mal ihn ſah, Lothario ließ eine Weile den gewaltigen Wortſchwall ziemlich gelaſſen an ſich vorüber gehen, in welchem jener Großmuth und Dankbarkeit und Edelmuth durcheinander wirrte; doch endlich riß ihm die Geduld, beſonders da er in unſer Aller verlängerten Geſichtern Ueberdruß und Langweile in deutlichen Zügen leſen mochte. Er ſprang auf; „geht mir," rief er, in faſt kläglichem Ton, indem er auf eine höchſt komiſche Weiſe die Hände faltete, „geht mir, ich bitte euch um Gotteswillen! geht mir mit euern verwünſchten Tugenden, die beim Lichte beſehen nichts ſind als Affektation, Eitelkeit oder wohl gar Ungerechtigkeit, denn die kann man auch an ſich ſelbſt üben. Der Menſch trachte doch nur ja vor allen Dingen für's erſte gegen ſich, wie gegen andere gerecht zu ſeyn, ehe er es ſich beikommen läßt, Großmuth üben zu wollen," ſetzte Lothario ſehr ernſthaft hinzu. „Was wir Großmuth nennen, iſt gewöhnlich nur verkleideter Uebermuth, gerecht ſeyn aber iſt jedem unerläßliche Pflicht, und wem es ein rechter Ernſt iſt, dieſe vollkommen und überall auszuüben, der wird wahrſcheinlich lange vorher zu ſeinen Vätern verſammelt werden, ehe er bis zur Erlaubniß großmüthig ſeyn zu dürfen ſich durchgearbeitet hat.

„Mit der Dankbarkeit kommt mir nur vollends gar nicht," rief Lothario faſt überlaut, als mehrere Stimmen dieſes Wort nannten, indem ſie gegen ihn ſich erhoben. „Die Dankbarkeit iſt eigentlich nichts weiter, als eine ſchlechte Gewohnheit," fuhr er fort, „eigentlich und unter gewiſſen Modifikationen könnte man ſogar ein Laſter ſie nennen. Wer von andern ſie fordert, iſt, um ihn nicht noch jemanden ſchlimmern zu vergleichen, wenigſtens eine Art Sklavenhändler, der mit einer miſerablen Gefälligkeit oder mit ein wenig lumpigen Goldes, die Seele deſſen, dem er nach ſeiner Meinung wohlthat, ſich auf ewig erkauft zu haben meint; der aber, der ſich einem andern auf immer zu eigen giebt, weil dieſer ihm einmal irgendwo aus der Flamme half, der iſt aufs höflichſte benannt, wenigſtens ein Schwachkopf, weil er nicht fühlt, daß jeder, der eine honette That vollbringt, ſchon in der Freude daran ſeinen Lohn dahin nahm."

„Lothario's Worte machten einen unbeſchreiblich traurigen Eindruck auf mich, denn ſie erinnerten mich lebhaft an eine Zeit, an welche ich jetzt nur mit ſehr bitterer Empfindung denken konnte, an jene Tage, in denen auch ich, um genial zu erſcheinen, ähnliche aus Wahrheit und Trug zuſammengeſetzte Meinungen aufſtellte und eifrig vertheidigte. Indeſſen erhob ſich faſt alle Welt gegen ihn, und er hatte alle Hände voll zu thun, um jedem, der ihn angriff, gebührend Rede zu ſtehen. Ohne eigentlich in beleidigende Heftigkeit auszuarten, ward das Disputiren immer lauter und lebhafter, zuletzt blieb man bei dem Satz ſtehen, den alle bekämpften und den Lothario gewandt genug zu behaupten ſuchte: daß es eben ſo ſträflich und unrecht ſey, aus Partheilichkeit für andere das eigne Glück zum Opfer zu bringen, als wenn man um des eignen Nutzens willen andre zu bevortheilen ſuche.

„Wohlan denn!“ rief Lothario endlich aus, da er in Gefahr ſtand, mit ſeiner Stimme durch den immer mehr überhand nehmenden Lärmen nicht mehr durchdringen zu können. „Wohlan, ich fordre das Wort! Beinahe ein jeder hat ein Geſchichtchen erzählt, nur ich nicht. Ich bitte um die Erlaubniß, ein einziges Beiſpiel aufſtellen zu dürfen, welches meine Behauptung erläutern ſoll; denn es ſcheint mir, als wolle man nicht recht verſtehen, wie ich es meine. Das Fräulein hier mag dann den Streit entſcheiden, in ſchwierigen Fällen vertraue ich immer gern dem reinen Sinn der Frauen, die ohne viel zu grübeln recht gut wiſſen, was Recht, was Unrecht ſey, weil ſie es fühlen.

„Es war einmal,“ fing Lothario jetzt an, da alle ſchwiegen um ihn anzuhören, „es war einmal ein junger Mann, geſund an Leib und Seele, dabei gut, verſtändig, unterrichtet, durch das Geräuſch der großen Welt nicht verwöhnt, und doch bekannt genug damit, um ſich nicht wieder darnach zu ſehnen. Genug, ein Mann, wie er ſeyn muß, um den durch lange Vernachläſſigung tief geſunknen Zuſtand ziemlich weitläuftiger Familiengüter wieder zu heben, die ihm als dem älteſten Sohn ſeines Vaters, nach deſſen unlängſt erfolgtem Ableben zugefallen waren.

„Der junge Majorats-Herr ward zwar bisher, von Familienverhältniſſen und mancherlei andern Rückſichten, abgehalten ſich viel um ſein Eigenthum zu bekümmern, doch endlich langte er, nach vieljähriger Abweſenheit und mannichfachen Reiſen, ganz unvermuthet auf ſeinem ziemlich verfallnen Stammſchloſſe an, mit dem Vorſatz von nun an der Verbeſſerung des Zuſtandes ſeiner armen verwilderten Bauern, und ſeiner eigenen nicht weniger vernachläſſigten Beſitzungen, ſich ausſchließend zu weihen. Sehr überraſcht durch deſſen Gegenwart, trifft er dort ſeinen einzigen um mehrere Jahre jüngern Bruder an, den er wunderlicher Weiſe noch gar nicht kannte, und mit dem er bis jetzt auch faſt in keiner Verbindung geſtanden hatte.

„Dieſer junge eben mündig gewordne Mann hatte einzig deshalb ſeinen bisherigen Aufenthalt verlaſſen, um ſich in ſeines ältern Bruders Arme zu werfen. Er war der Sohn einer zweiten Gemahlin, des Vaters der beiden Brüder, von der ſich dieſer nach einer ſehr kurzen unzufriednen Ehe getrennt hatte, und lebte von ſeiner früheſten Kindheit an in Rom, dem Geburtsorte ſeiner Mutter, wo er in einem Kloſter in ihrer Nähe zum geiſtlichen Stande erzogen ward.

„Durch die Bemühungen eines ſehr mächtigen Oheims mütterlicher Seite, der als Prälat vom erſten Range, und Liebling des heiligen Vaters, faſt alles erreichen konnte was er wollte, erhielt er indeſſen ſchon in ſeiner Kindheit, ganz gegen Geſetz und Regel, die Anwartſchaft auf eine Komthurei des Maltheſerordens, und war jetzt im Begriff dieſe anzutreten und zugleich das Ordensgelübde abzulegen.

„Die Lage des jungen Herrn war alſo nichts weniger als beklagenswerth, indem er ſtatt der Tonſur das Maltheſerkreuz erhalten ſollte, und eigentlich hätte er ſich glücklich preiſen können, aber unglücklicherweiſe war er verliebt, zum Sterben verliebt! oder bildete ſich vielleicht nur ein es zu ſeyn. Ein wunderſchönes zum Reichſeyn erzognes und dabei blutarmes Fräulein war die Dame ſeines Herzens, deren Eltern ihrer Schönheit wegen gewaltig hoch mit ihr hinaus wollten, ſo wie ſie ſelbſt auch, und mit der folglich an ein glückliches Hüttenleben gar nicht zu denken war. Ueberhaupt ſollten Verliebte an dergleichen nie denken, wenn ſie nicht von Jugend auf daran gewöhnt ſind. Doch dies nebenher.

„Daß der junge Herr alſo lieber heirathen als Maltheſer werden wollte, war wohl natürlich, und daß er ſeinem Bruder Tag und Nacht ſeine Liebesklagen vorjammerte, war es auch. Was thut nun der ältere Bruder? ſtatt dem jungen angehenden Ritter vernünftig zuzureden, läßt er ſich durch die Pinſeleien deſſelben ſo weichherzig machen, daß er gar nicht einmal recht unterſucht, ob dieſe Liebe ächt und vernünftig ſey. Er ſpielt lieber den Großmüthigen; er tritt alle Rechte ſeiner Erſtgeburt und mit dieſen alle ſeine Beſitzungen dem jüngern Bruder ab, um ihm dadurch ſein Liebchen zu erkaufen, und nimmt an deſſen Stelle das Maltheſerkreuz und die Komthurei, wozu ihm des Jüngern geiſtlicher Oheim in Rom mit tauſend Freuden behülflich iſt; freilich fand dieſer ebenfalls, aus ſehr gültigen Gründen, ſeine Rechnung dabei, wenn er auf dieſe Weiſe dem Sohn ſeiner Schweſter zu den reichen Beſitzungen verhalf. Die Welt nun nennt dieſe Handlung großmüthig, ich nenne ſie nicht nur verrückt, ſondern auch höchſt ungerecht gegen ſich und die armen Unterthanen, die von der Natur an den ältern Bruder gewieſen waren, um aus ihrem jetzigen unglückſeligen Zuſtand zu kommen. In ſeinem großmüthigen Paroxismus überantwortete dieſer ſie nun einem verliebten Knaben, deſſen mönchiſche Erziehung ihn unfähig gemacht hat für die armen Leute zu ſorgen, und der ſich vermuthlich eben ſo wenig um das bekümmern wird, was hier Noth iſt, als ſeine Vorfahren es ſeit den letzten hundert Jahren gethan haben.

„Entſcheiden Sie nun, mein Fräulein, ob meine Anſicht die rechte ſey,“ ſetzte Lothario jetzt mit einer Verbeugung gegen mich hinzu. „Uebrigens habe ich die Geſchichte nicht etwa erſonnen; vor einigen Monaten wohnte ich als Zeuge der feierlichen Uebergabe der Güter bei. Vielleicht kennen ſogar einige in der Geſellſchaft den Großmuths-Helden. Er heißt Bernhard von Leuen, und hat ſich wie ich höre auch hier eine Zeitlang aufgehalten. Um das Maaß ſeiner Thorheit voll zu machen, ging er, da ich ihn verließ, nach Venedig, um ſich von da nach Valetta einzuſchiffen; dort muß er jetzt längſt angelangt ſeyn; er war Willens, wenigſtens einige Jahre in jenem Hauptſitz ſeines Ordens zu verweilen.“

„Alle Anweſenden beinahe hatten Bernhard von Leuen gekannt, und der Antheil, den Lothario's Erzählung erregte, war ſo groß und ſtürmiſch, daß die Streitfrage, welche dieſelbe herbeigeführt hatte, zum Glück darüber nicht weiter zur Sprache kam.

„Wie dankte ich Gott, als ich nach dieſer Scene mit mir und meinem Schmerz mich endlich ohne Zeugen befand! Alles, woran ich ſeit Bernhard mich verließ unabläſſig gearbeitet hatte, das ganze aus Sehnſucht und Hoffnung künſtlich zuſammengeſetzte Gebäude meiner Ruhe, war nun mit einem Schlage zerſtört. Mir war als bräche erſt jetzt der Schmerz, mit allen ſeinen vernichtenden Folgen gewaltſam auf mich ein, und ich war von neuem unglücklicher, als ich es je zuvor geweſen. Deutlich ſah ich ein, wie nun jede Hoffnung möglicher Verſöhnung, möglicher Vergütung meines Unrechts, ſogar die des Wiederſehens, mir auf immer verloren ſey. Ich ſchauderte vor mir ſelbſt, als hätte ich ein Verbrechen begangen, denn ich war es ja, die jene unſelige Reiſe veranlaßte, auf der er den Bruder kennen lernte. Der Schmerz um mich hatte die ſchöne Klarheit ſeines Geiſtes zerſtört, und ihn zu jenem raſchen, vielleicht für das Glück ſeines Bruders nicht einmal nothwendigen Schritte getrieben, der ihn nun aus ſeinem Vaterlande verbannte, der ſeine ganze Zukunft umgeſtaltete, ihn ſeines Eigenthums beraubte, und ihn ohne Frieden und ohne Freude hinaus in die Irre ſandte.

„O laßt mich nicht weiter davon ſprechen, damit nicht der Geiſt jener qualvollen Zeit von neuem über mich komme! Laßt mich euch nicht vorrechnen, wie viele endloſe Tage, Wochen, Jahre, einander folgten, ohne daß ein einziger Tag mir tröſtlichere Kunde von ihm gebracht hätte!

„Die Zeit verging unter dem Bemühen ruhig und glücklich zu ſcheinen, um meines Vaters willen. Der ehrwürdige Greis neigte ſich immer tiefer dem Grabe zu, während meine ſchöne blühende Schweſter immer liebenswürdiger ſich entwickelte. Sein Blick ruhte oft mit dem Ausdruck tiefer Sorge auf dem holden Weſen, das in jugendlicher Freudigkeit ihn umflatterte, und wandte ſich dann gleichſam bittend mir zu. Es ſchmerzte mich tief, aber ich durfte dieſe bittenden Blicke nicht verſtehen. Denn wie wäre es mir möglich geweſen, unter den zum Theil ſehr achtungswerthen Männern, die ſich damals um meine Hand bewarben, einen zu wählen, während die Erinnerung an Bernhard, die Sorge um ihn, die Reue über eine nie wiederkehrende Vergangenheit, noch immer meine ganze Seele erfüllten! Mein gütiger Vater ſchonte mich deshalb nicht minder, weil wir nie über dieſen Gegenſtand ein Wort mit einander gewechſelt hatten; er las deshalb nicht minder deutlich in meinem Herzen, und erlaubte ſich auch nicht die kleinſte Andeutung ſeines Wunſches, mich vor ſeinem Tode an der Seite eines edlen Gatten verſorgt, und dadurch auch die Zukunft meiner Schweſter geſichert zu ſehen. Nie kam ein hierauf Bezug habendes Wort über ſeine Lippen, aber auch ich wußte, was in ſeinem Gemüthe vorging, und die Qual meines Daſeyns ward dadurch noch erhöht, daß ich nicht gewähren konnte, was er ſo innig zum Beſten ſeiner Kinder wünſchte.

„Die ganz unerwartet ſich erklärende Neigung Deines Vaters, Viktorine, zu meiner damals kaum funfzehnjährigen Schweſter, machte wider alles Verhoffen unſerer Sorge um das liebe Kind ein plötzliches fröhliches Ende.

„Kleeborn war der einzige Sohn eines der angeſehenſten Handelsherren der Stadt, welcher von jeher der treueſte geliebteſte Freund meines Vaters geweſen war. Er hatte ſo eben die ſogenannte große Tour durch beinahe ganz Europa zurückgelegt, welche man damals zur Vollendung der Erziehung eines jungen Mannes ſeiner Art für unentbehrlich hielt, und er kehrte jetzt heim, um eine Gattin zu wählen, und ſich dann in ſeinem Geburtsorte häuslich niederzulaſſen. Meiner ſehr ſchönen Schweſter fröhliches einfaches Weſen zog auch ihn an, wie jeden, der ſie ſah, und beſtimmte ihn vielleicht um ſo mehr in ſeiner Wahl, da ſeine Bekanntſchaft mit den Damen des Auslandes wahrſcheinlich von der Art geweſen war, daß er den Werth einer ſolchen Gefährtin des Lebens durch den Kontraſt mit jenen um ſo höher zu ſchätzen gelernt hatte. Karolinens bis jetzt ganz frei gebliebenes Herz war ſtets bereit, Liebe um Liebe zu geben. Sie war noch bei weitem zu jung, um das Wichtige des Schrittes, den ſie zu thun aufgefordert ward, in ſeinem ganzen Umfange zu fühlen, und ſo gab ſie ohne Widerſtreben, ſogar fröhlich, ihr Jawort zu dieſer Verbindung, da ſie ſah, welche Freude ſie dadurch ihrem Vater bereitete.

„Dieſem ſowohl als dem alten Kleeborn war die Ausſicht, das Band der zwiſchen beiden ſo lange beſtandenen Freundſchaft durch die Verbindung ihrer Kinder noch enger knüpfen zu können, zu erwünſcht, als daß irgend ein auf Geburt oder Vermögen Bezug habendes Vorurtheil bei einem von beiden hätte zur Sprache kommen können. Beide führten, voll der freudigſten Ausſichten auf eine glückliche Zukunft, die Verlobten ſobald als möglich am Altar einander zu. Die

Augen meines Vaters ſtrahlten während der feierlichen Handlung in ungewohntem Glanz; ſeine ganze Geſtalt glich der eines ſeligen Verklärten; ach nur zu bald ſollte er wirklich zu ihnen gezählt werden, und in das Land einziehen, wo die Sorgen verſtummen, und keine Thränen mehr ſind! Wir alle weinten drei Tage ſpäter an ſeinem Sarge. Schonend und freundlich hatte der milde Genius des Todes die Fackel umgekehrt, und den geliebten Greis ſchmerzlos im ruhigen Schlummer ſeiner Vollendung zugeführt.

„Ich eilte vom Grabe des Vaters in die mir im Schmerz ſo lieb gewordene Einſamkeit meines Stiftes zurück, wo das ſchwache Lebenslicht meiner edlen Freundin noch immer kämpfend mit dem völligen Erlöſchen trübe und ſchwankend fortbrannte. Ich wollte nicht mit meinem Gram zwiſchen dem neuvermählten Paar und dem fröhlich leuchtenden Glücksſtern ihrer jugendlichen Liebe verdüſternd eintreten, und war auch überdem der Ruhe höchſt bedürftig. Ohne daß man mich im eigentlichſten Sinne krank nennen konnte, ward doch das leiſe Hinſinken meiner, durch den Schmerz um meinen Vater noch mehr untergradenen körperlichen Kräfte jetzt ſo ſichtbar, daß ſelbſt unſer Arzt eine einfachere Lebensweiſe in ländlicher Ruhe auf das Dringendſte anempfehlen zu müſſen glaubte.

„Aeußern Frieden fand ich in meiner ſtillen Wohnung, auch frommen wohlgemeinten Troſt an der Seite meiner jetzt faſt ganz verklärten Freundin. Doch der Schmerz, dem ich nirgend entfliehen konnte, wohnte in meinem Herzen, und nagte leiſe und heimlich an meinem Leben.

„Einige Wochen nach meiner Ankunft ſaß ich in früher Morgenſtunde allein mit mir ſelbſt, verſunken in ſchmerzlichem Nachdenken, aus welchem Rebecke, meine alte Wärterin, durch die ihr ungewohnte Haſt, mit welcher ſie die Thüre aufriß, mich aufſchreckte. Die treue Seele hing mit mütterlicher Liebe an mir ſowohl, als an meiner Schweſter, weil ſie von unſerer Geburt an uns gewartet und gepflegt hatte. Deshalb hatte ſie auch, ungeachtet ihres weit vorgerückten Alters, es ſich nicht nehmen laſſen, mich in meine Einſamkeit zu begleiten, weil ich, wie ſie behauptete, wieder gepflegt werden müſſe, und niemand das beſſer verſtünde, als ſie. „Fräulein Annettchen,“

rief ſie jetzt ganz athemlos, denn ſo nannte ſie mich noch immer von meiner Kindheit her, „Fräulein Annettchen, wen denken Sie, daß ich eben geſprochen habe, er ging im Kloſtergarten ſpazieren. Herr von Leuen! Er kannte mich gleich wieder, und hatte eine Freude! er hat mich recht über Sie und Ihr Befinden ausgefragt, ich mußte Ihre Fenſter ihm zeigen. Die wilde Rebe mit den ſchönen rothen Blättern hat ihm recht gefallen, er hat ſie in eins weg betrachtet und gelobt.“

„Guter Gott! wie vermöchte ich das Gefühl Euch zu ſchildern, mit dem ich gleich einer aus bangem Todesſchlaf Erwachenden dieſe Botſchaft vernahm! Ich drückte die gute Alte an meine Bruſt, ich lachte und weinte in beinahe wahnſinniger Freude. Ich kniete hin, und dankte Gott mit lauter Stimme, daß Bernhard noch mein gedenke.

„Dann verſank ich auf's neue in tödtliche Sorge, und ermahnte die gute Rebecke, ſich doch ja recht zu bedenken, ob ſie ſich nicht in der Perſon geirrt haben könne. Ich ließ auf's genaueſte mir beſchreiben, wie er ausſah; ich fragte hundertmal, ob er auch gewiß kommen werde; ich konnte es mir noch immer nicht denken, daß er da ſey, meinetwegen da ſey, daß ich ihn wiederſehen ſolle.

„Rebecke war unermüdlich in Wiederholung des mir ſchon tauſendmal Geſagten. Nie, nie habe ich ſeitdem die Treue wieder von mir gelaſſen; dankbar habe ich kindlich ſie Jahre lang gepflegt, bis ſie lebensmüde in einem ſehr hohen Alter in meinen Armen entſchlief. Stets dachte ich daran, daß ſie es war, die zuerſt mir ſagte, Bernhard von Leuen iſt wieder da.

„Nach wenigen Stunden kam er ſelbſt. Ich ſah ihn wirklich wieder. Lieben Kinder, ich bin ſehr alt, und viele viele Jahre liegen zwiſchen dieſer Stunde und jenem Augenblick; doch wenn ich ſeiner gedenke, ſo iſt mir noch, als lege ſich mein ergrauendes Haar in hellſchimmernde Locken um meine Stirn, als berühre mich ein Lebensſtrahl von dort oben, und gebe meine Jugend mir wieder. Wie ſchön ſtand ihm die Freude mich ſo blühend wieder zu finden, denn in dieſem ſeligen Moment lieh das Entzücken meiner ſonſt verfallenen Geſtalt auf's neue den Anſchein der

Geſundheit, und färbte meine bleichen Wangen mit ihrem roſigen Schein.

„Bernhard ſagte mir, er habe in meiner Vaterſtadt vernommen, daß ich an einer wahrſcheinlich unheilbaren Auszehrung leide; er geſtand mir, daß er die Sorge um mich nicht länger habe tragen können, daß er einzig gekommen ſey, mich zu ſehen, wäre es auch nur aus der Ferne. Alles dieſes ſagte er mir abgebrochen in möglichſt kurzen Worten, ſeine Seele war in ſeinen Augen. Wir beide ſprachen überhaupt nur wenig bei dieſer erſten Zuſammenkunft, wir konnten nicht reden, wir konnten nichts als uns freuen, uns beiden war in dieſem Moment, als ſey nie eine betrübende Vergangenheit da geweſen.

„Am folgenden Morgen kam er wieder, doch neue Zweifel ſchienen in ihm erwacht, denn trübe und verſchloſſen ſtand er vor mir. Ich ertrug dieſe Veränderung in ſeinem Betragen mit Gelaſſenheit und ſtiller Ergebung, denn ich wußte, ich hatte dies verdient, ich hatte muthwillig ſein Zutrauen verſcherzt. Doch ich blieb mir gleich, ich dachte und wollte nichts, als offen und unverſtellt, ohne Liſt und ohne Hinterhalt mich ihm zeigen wie ich war, ſo viel ich dies konnte, ohne der Würde meines Geſchlechts etwas zu vergeben, und dadurch ſeine Achtung auf's Neue, wenn gleich auf andre Weiſe, zu verſcherzen.

„Am dritten Tage kam er um Abſchied zu nehmen. Ich führte ihn zur Pröbſtin, die durch ungewöhnliches Leiden entkräftet nicht im Stande geweſen war, ihn früher zu ſehen. Auch jetzt fühlte ſie ſich noch ſehr unwohl, und nur meine dringenden Bitten hatten ſie vermocht, meinen Freund bei ſich zu empfangen.

„Mir lag unendlich viel daran, mir auf dieſe Weiſe wenigſtens den Troſt zu erwerben, zuweilen, wenn er nun ganz von mir geſchieden ſeyn würde, ſeinen Namen nennen, von ihm reden zu hören, wäre es auch im gleichgültigſten Ton; ach und ganz gleichgültig konnte Niemand von ihm ſprechen, der ihn kannte, das wußte ich wohl.

„Ein unerwartetes Geſchäft, welches die Pröbſtin, krank wie ſie war, nicht ſelbſt berichtigen konnte, und das ſie mir deshalb auftrug, zwang mich faſt in derſelben Minute, ihr Zimmer wieder zu verlaſſen, in welcher ich Bernhard bei ihr einführte. Es hielt beinah eine Stunde lang mich feſt, bei meiner Zurückkunft fand ich Bernhard wider mein Erwarten noch bei meiner Freundin, doch ſein ganzes Weſen erſchien mir auffallend anders als zuvor. Eine ihm ſonſt fremde Haſtigkeit in ſeinen Bewegungen, das ungewohnte Feuer ſeiner Augen, der mir nur zu wohl bekannte Zug ſchmerzlicher Rührung um ſeine Lippen, alles ſagte mir, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorgegangen ſeyn müſſe, ſeit ich das Zimmer verließ. Die Pröbſtin lag zwar bleich und erſchöpft auf ihrem Ruhebette, aber ſie lächelte wie eine Selige mir entgegen, indem ſie mich zu ſich winkte, mit leiſer Stimme mich bat, den Herrn von Leuen fortzuführen, und ſie deshalb mit ihrer krankhaften Schwäche bei ihm zu entſchuldigen.

„Bernhard folgte mir mit auffallender Eile, da ich ihn zum Fortgehen winkte. Sein Arm zitterte, indem er mich die Treppe hinabführte, er war augenſcheinlich in heftiger innerer Bewegung, doch ob in einer ſchmerzlichen oder freudigen, konnte ich noch immer nicht entſcheiden.

„Kaum war ich mit ihm in meinem Zimmer allein, als der ſo lange in ſeiner Bruſt mühſam verhaltne Sturm losbrach. „Anna, theure wiedergefundne Anna!“ rief er, und betrachtete mich, wie man ein lange ſchmerzlich vermißtes Kleinod betrachtet, mit zuſammengeſchlagnen Händen und mit Augen, aus denen das reinſte Entzücken leuchtete. „Ja, Sie ſind es,“ fuhr er mit tiefbewegter Stimme fort, „Sie ſind, was ſie immer waren, edel und rein und gut wie ein Engel des Himmels. Ohne zu wiſſen was ſie that, hat Ihre Freundin den Schleier zerriſſen, der Sie ſo lange mir verhüllte, indem ſie mit alle der dankbaren innigen Liebe von Ihnen ſprach, die ſie mit ſo hohem Rechte für Sie empfindet. Anna, ich kenne jetzt Ihr ganzes engelreines Leben, von dem Augenblick an, da ich Unſeliger aus Ihrer Nähe entfloh. Ich kann faſt ſagen, ich weiß wie Sie jede Viertelſtunde jener langen, langen Zeit zugebracht haben. Was Ihr erſtes Wiederſehen in dieſen Tagen mich ahnen ließ, wogegen ich Verblendeter ſo lange mich ſträubte, alles das iſt in dieſer Stunde zur klarſten Gewißheit mir geworden und ich bin zugleich der Seligſte und Unſeligſte auf Erden!“

„Lieben Kinder, was ſoll ich Euch noch viel von dem Geſpräch zweier in Wonne und Schmerz Verlorner erzählen. Bernhard bekannte mir, wie er mit tief verwundetem Gemüth, ohne Plan, unfähig ſogar einen zu ergreifen, auf ſeinem Schloſſe angelangt ſey, wo er ſeinen Bruder ringend mit wilder Verzweiflung antraf. Alles was Lothario grell und widerwärtig dargeſtellt hatte, ſah ich jetzt, durch tauſend Umſtände gemildert, im ſchönen Licht der edelſten Aufopferung, durch die er einem liebenden Paar das Glück, das ihm ſelbſt auf ewig hoffnungslos aus ſeinem Leben geriſſen ſchien, erkaufen wollte. „In Maltha konnte ich nicht länger weilen,“ ſprach er zu mir, „eine nicht zu bekämpfende Sehnſucht, ähnlich dem Heimweh der Schweizer, hatte mich ergriffen. Ich mußte wieder fort, ich vermochte es nicht, dieſes Daſeyn, in welchem kein Ton aus Ihrem Leben mein Ohr erreichte, länger zu ertragen. Ich nahm Urlaub und ging nach Deutſchland zurück, um mir nur die Gewißheit zu verſchaffen, daß Sie lebten, daß Sie glücklich wären. So meinte ich es wenigſtens, doch als ich nun wieder mit Ihnen dieſelbe Luft athmete, genügte mir dieſes nicht mehr; ich mußte Sie auch ſehen.

Anna, wie habe ich Sie wiedergefunden! wie ſo ganz gleich dem, was Sie in meinen glücklichſten Träumen immer waren!“

„Leider war auch das Entzücken des gegenwärtigen Augenblicks nichts weiter, als ein flüchtiger Traum von Seligkeit des Himmels, der nur zu früh der herben Wirklichkeit weichen mußte; denn ſo wie der erſte freudige Rauſch nachließ, kam auch die Ahnung über uns, daß wir uns nur gefunden hätten, um uns wieder zu verlieren, daß nichts uns bleiben könne, als der feſte Glauben, einander ſtets werth geweſen zu ſeyn und es von Neuem ewig zu bleiben. Meine Liebe hatte mein Herz groß gemacht und meinen Muth erhöht, ich vermochte es über mich, dem Geliebten Alles zu geſtehen und jedes Unrecht ihm abzubitten. Mein ganzes Herz, alle Tiefen meines Gemüths enthüllte ich ſeinem liebenden Blick. Auch er klagte ſich an, und ich genoß die Seligkeit, ihm ebenfalls vergeben zu können, wie er mir vergab.

„Als wir gefaßner wurden, ſuchten wir unſre Zukunft und unſre jetzige Lage ſo klar als möglich zu überſchauen, um zu entdecken, ob nirgend

Rettung für uns ſey, ob denn auch gewiß jede Hoffnung verloren wäre, das einmal verſcherzte Glück uns wieder zu gewinnen; doch ach! wir mußten, wenn gleich mit tiefem Schmerz, einander geſtehen, daß wir Beide, jeder auf ſeine Weiſe, alle Möglichkeit einer näheren Verbindung auf immer von uns gewieſen hatten. Bernhard war katholiſch, ich hatte dies früher nicht gewußt, obgleich er nie ein Geheimniß daraus machte; denn in meiner damaligen gränzenloſen Gleichgültigkeit gegen alles was auf Religion Bezug hatte, hielt ich es nie der Mühe werth, mich um dergleichen zu bekümmern.

„Als Katholik hatte ſich Bernhard lebenslänglich dem eheloſen Stande geweiht, indem er das Maltheſerkreuz annahm. Zwar konnte der Pabſt ſein Ordensgelübde löſen, und es wäre vielleicht nicht ſchwer geworden dieſe Gunſt von ihm zu erhalten, doch dann verlor Bernhard auch die Einkünfte ſeiner Comthurei und war, bis auf eine nicht ſehr bedeutende Leibrente, die er ſich vorbehalten hatte, ganz arm. Sein Bruder, dem er alles Uebrige, was er einſt beſaß, abgetreten, war ſelbſt beim beſten Willen nicht fähig, ihm

Beiſtand zu gewähren, denn bei der verſchwenderiſchen Lebensweiſe, zu der ſeine junge, an Pracht und Wohlleben gewöhnte Gemahlin ihn verführte, war er ſelbſt oft in Verlegenheit und genöthigt Schulden zu machen, indem er die Einkünfte ſeiner ohnehin ſehr geſunknen Beſitzungen auf Jahre hinaus verpfändete.

„Mich, die proteſtantiſche Stiftsdame, band zwar kein Gelübde, aber auch mir hatte mein Vater wenig hinterlaſſen, obgleich die Einkünfte meines kleinen Kapitals, verbunden mit denen meiner Präbende, für mich hinreichend waren, um anſtändig davon leben zu können. Bernhard ſchauderte vor dem Gedanken, an ſeiner Hand mich, die Heißgeliebte, vielleicht in einen bodenloſen Abgrund von Sorgen und Mangel hinabzuziehen, und ſo blieb uns denn nichts übrig, als Entſagung. Mein Freund war darüber der Verzweiflung nahe, denn er betrachtete unſer trauriges Loos als die Folge einer ſonſt ganz gegen ſeinen Charakter ſtreitenden Uebereilung, zu der ſein damals von allen Seiten ſchmerzlich beſtürmtes Gefühl ihn hingeriſſen hatte, und die traurige Gewißheit, daß ſein Bruder an der Seite der ſo theuer erkauften Gattin das gehoffte Glück bei weitem nicht gefunden habe, raubte ihm vollends jeden Troſt. Doch ich, die ich einen weit herberen Schmerz gekannt, ich war beglückt, wenn gleich unter Thränen. Ich wandte alles an, um auch meinem Freunde die wehmüthige Ruhe mitzutheilen, die ſeit dieſer unvergeßlichen Stunde mich nie wieder ganz verlaſſen hat; doch leider widerſtand ſein Kummer lange Zeit allen meinen Bitten und Vorſtellungen.

„Bernhard,“ ſprach ich zu ihm, „glauben Sie mir, von heute an trage ich nicht nur reſignirt, ſondern auch mit ſtiller Freude dieſe Strafe meines früheren Leichtſinns. Von nun an iſt mein ganzes Leben einzig dem beſeligenden Bewußtſeyn geweiht, Ihnen anzugehören, und wie auch unſer Schickſal ſich wenden mag, und wenn wir auch nie wieder wie heute neben einander ſtehen, wenn ich nach der ſchmerzlichen Trennung, die uns ſo nahe bevorſteht, auch nie wieder die geliebte Geſtalt meines Freundes wiederſehen ſoll, ſo bin und bleibe ich doch in unwandelbarer Treue Ihnen zu eigen und werde nie eines andern ſeyn.

Denn wir ſind eins auf ewig, und das Gelübde das Sie bindet, feſſelt auch mich.

„Bernhard erſchrak auf das Heftigſte, als er dieſen Entſchluß von mir vernahm; beinahe knieend flehte er mich an, davon abzuſtehen. „Sie wiſſen nicht, Anna,“ rief er, „Sie wiſſen nicht, zu welchem Opfer Ihr Edelmuth Sie verleiten will. Noch blüht Ihnen das Leben und die nie wiederkehrende Jugend, o verſchleudern Sie nicht beide um eines Unglücklichen willen, der geſtraft werden muß, weil er an Sie nicht glauben wollte und im blinden Wahn ſich ſelbſt Feſſeln ſchmiedete, die er jetzt nicht mehr zerreißen darf. Theure Anna, denken Sie von heute an ich ſey geſtorben, tragen Sie mein Andenken wie das eines einſt geliebten Todten in Ihrem reinen treuen Gemüth, erinnern Sie ſich meiner mit ſtiller Wehmuth wenn Sie glücklich ſind, mehr darf und kann ich nicht wollen, aber verſprechen Sie mir wenigſtens, das Glück um meinetwillen nicht von ſich zu ſtoßen, wenn es in einer Ihrer würdigen Geſtalt ſich Ihnen naht, und das wird es gewiß und bald. Ich bin ja der Welt und dem Glück ſchon abgeſtorben, ich bin ja eigentlich nichts weiter mehr als der Leichenſtein deſſen, was ich einſt war.

„Sein inniges Flehen, die Thräne, die ſein ſchönes Auge umdunkelte, rührten mich tief in der Seele, weil er es war, der ſo bat, nicht weil die Gründe, die er anführte, meinen Vorſatz erſchüttert hätten. Ich weinte mit ihm, aber ich blieb feſt auf meinem Sinn. Und ſo ſchieden wir wieder noch am nämlichen Abende von einander, auf lange, lange Zeit. Denn Bernhard's Rückkehr nach Maltha ſtand unabänderlich feſt.

„Ich blieb wieder einſam zurück, doch wie ganz anders war alles gegen ehedem. Bernhard's Briefe, obgleich die weite Entfernung ſie ſelten genug machte, wurden von nun an das eigentliche Element meines Lebens, meine ganze Exiſtenz drehte ſich einzig um ihren Empfang und um die Freude, ſie zu beantworten. Jeder neue Jahrestag, den wir ſo weit von einander entfernt erlebten, fand uns feſter verbunden, denn unſer ganzes Daſeyn verzweigte ſich durch die ſchriftliche Mittheilung aller unſrer innern und äußern Begebniſſe auf das wunderbarſte in einander, und wenn je zwei Menſchen eins genannt zu werden verdienten, ſo waren wir es.

„Zuweilen trennte ich mich auf einige Monate von der mir ſo lieb gewordenen Einſamkeit, um meine im Gewühl der Welt lebende Schweſter zu beſuchen, doch immer kehrte ich voll heißer Sehnſucht zu ihr wieder zurück, ſobald ich dies nur konnte ohne Karolinen wehe zu thun. Wenn ich dann bei meiner Heimkehr die alten Thürme meiner klöſterlichen Wohnung wieder von Ferne erblickte, ſo klopfte mir das Herz in ungeſtümer Freude, beinahe als wäre ich gewiß, ihn dort wieder zu finden, für den und in dem ich einzig noch lebte; denn ich kannte keine Freude als die Beſchäftigung mit ihm, der ich mich nirgend ſo ungeſtört ergeben konnte. Die Welt vergaß mich allmählich, wie ſie Alles bald vergißt, und ſo führte ich ein paar Jahre hindurch ein ernſtes, ruhiges, ich könnte ſogar ſagen, ein glückliches Leben, von Wenigen gekannt, von Keinem beneidet.

„In wilden Kämpfen wogte indeſſen die Welt. Die franzöſiſche Revolution war ausgebrochen, und alles, alles, ſowohl im Reiche der Ideen als der Wirklichkeit, näherte ſich einer furchtbar gewaltſamen Umwälzung, welcher nur Wenige ſich ganz zu entziehen vermochten. Auch mein Freund hielt es nicht länger aus, dem Allen nur aus der Ferne zuzuſehen, er konnte das ruhige ſtille Leben nicht weiter fortführen, das bei dem gewaltigen Treiben im übrigen Theil von Europa, ihm wie Unthätigkeit vorkam, und er wandte Alles an, um ſich wenigſtens auf einige Zeit davon loszumachen.

„Er kam zurück in's Vaterland; vor allem eilte er, mich wieder in meiner Einſamkeit aufzuſuchen, und wir feierten zum zweiten Mal mit entzückender, wenn gleich wehmüthiger Freude das Feſt des Wiederſehens. Dann zog er wieder fort, hinaus in die wildbewegte Welt, um ihr Treiben mit eigenen Augen und in der Nähe zu beobachten. Der trügeriſche Schimmer ächter Freiheit und hoher Bürgertugend, den Anfangs die Revolution um ſich verbreitete, hatte bei ihrem erſten Erſcheinen die edelſte Jugend aller Länder verblendet, und auch Bernhard fühlte ſich in der Ferne vom allgemeinen Taumel ergriffen; doch in der Nähe verſchwand das Truggebilde gar bald, vor dem richtigen Scharfblick, mit dem die Natur ihn reichlich begabt hatte.

„Die verbündeten Mächte ſtanden jetzt auf, um mit vereinter Kraft die vielköpfige Hyder der wildeſten Anarchie in der Geburt zu erſticken, und auch mein Freund geſellte ihrem Heere ſich zu, und theilte mit edlen Genoſſen alles Unheil jener trüben verhängnißvollen Zeit.

„Tief betrübt eilte er nach dem ſo traurig beendeten Feldzuge zu mir zurück. Er ſuchte und fand Troſt und Beruhigung bei mir, dem einzigen Weſen, dem er in der Welt noch angehörte; dann wandte er ſich wieder ab, um in einen ausgebreiteteren Wirkungskreis zu treten, den die Gnade eines großen Monarchen ihm bot, welchem er während jenes merkwürdigen Krieges glücklich genug geweſen war, näher bekannt zu werden. Seine Ordenspflicht, wenn gleich nicht ſein Gelübde, wurden in der Zeit ſo gut wie vernichtet oder doch aufgehoben, denn auch Maltha fiel durch Feigheit und ſchändlichen Verrath in die Hände der allgemeinen Welträuber. Völlig frei von dieſer Seite begann jetzt Bernhard ein ſehr bedeutendes, ich darf wohl ſagen, ein gewaltiges, großes Leben zu führen, zu deſſen Förderung er ſeine vielfachen Verbindungen mit ausgezeichneten und mächtigen Zeitgenoſſen ſehr glücklich zu benutzen wußte. Uebrigens bahnten auch ſein Geiſt, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine Lebenserfahrung, das Einnehmende ſeiner perſönlichen Erſcheinung überall ihm den Weg.

„Auch in meiner äußern Lage war indeſſen eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Nach langem Kampfe endlich von ſeinen irdiſchen ſchmerzlichen Banden entfeſſelt, hatte der edle, reine Geiſt meiner Freundin der ewigen Heimath ſich zugeſchwungen. Seit Jahren mußte ich unter ihrer Aufſicht alle Pflichten, die ihr als Pröbſtin des Stiftes oblagen, für ſie verwalten, indem ihre große Kränklichkeit ihr nicht mehr erlaubte, dies ſelbſt zu thun. Gegen mein Erwarten und ohne mein Zuthun, ward ich nach ihrem Tode erwählt, als ihre Nachfolgerin ganz an ihre Stelle zu treten, und der mir dadurch zufallende Antheil an der Verwaltung der dem Stift angehörenden weitläuftigen Güter, öffnete mir ein weites Feld zur Uebung aller meiner geiſtigen Kraft, und bot mir tauſendfache Gelegenheit, Gutes zu wirken.

„Mein Freund lebte indeſſen als auswärtiger Geſandte ſeines Monarchen, abwechſelnd an mehreren, zum Theil weit entfernten Höfen, und der blendende Glanz, der ihn in ſeinem jetzigen Wirkungskreis umgab, verhüllte ihn mir oft. Doch immer blieb er mein auch in der Ferne, immer war ich, und nur ich, die Vertraute ſeiner Pläne, ſeiner Anſichten, ſeiner Handlungen, ich darf ſagen jedes Gedankens ſeiner Seele, und zuweilen gelang es mir ſogar, durch meinen Rath ſowohl als auch auf andere Weiſe ihm nützlich zu werden.

„Die ſtete, mitunter thätige Theilnahme an Dingen, die gewöhnlich weit außer dem Bereich des Frauenkreiſes liegen, gab mir mit der Zeit eine bei meinem Geſchlechte ungewöhnliche Feſtigkeit des Sinnes, und eine ganz andre Art von Bildung, als es die meiner Umgebungen war. Mit meiner innern Kraft wuchs auch meine Gewalt über das Gemüth der Meiſten, die mit mir in irgend eine Art von Berührung kamen; ich führte ein ſehr thätiges Leben, das den heilſamſten Einfluß auf meine Geſundheit hatte, und ich darf ſagen, ich habe in der langen Zeit manches Gute zu Stande gebracht. Und warum ſollte ich es nicht auch Euch geſtehen, daß ich Viele und zu ihrem Beſten beherrſcht habe, die angezogen von meiner Art das Leben zu nehmen ſich vertrauungsvoll mir ergaben? Doch mein Freund bewahrte mich vor jedem Uebermuth, denn ich war und blieb ſtets nur das Echo ſeines Weſens wie ſeines Lebens.

„Nach einigen Jahren kehrte Bernhard aus dem Auslande zurück, um in der Nähe des Monarchen, dem er diente, eine ſehr bedeutende Stelle zu bekleiden. Wir ſahen uns wieder, wir trennten uns von Neuem und kehrten wieder zu einander zurück, oft und vielfach im Laufe des Lebens; doch immer fanden wir einander in unveränderter alter Treue wieder, genau ſo wie wir uns verlaſſen hatten. Auch brachte ich jetzt zuweilen mehrere Monate in Bernhard's glänzender Nähe zu, wenn ſeine Geſchäfte ihm nicht erlaubten, mich zur gewohnten Zeit in meiner Einſamkeit aufzuſuchen.

„Bernhard war jetzt wieder reich, es lag in ſeiner Gewalt, ſein Gelübde löſen zu laſſen, um mir für den Reſt unſers Lebens die Hand zu bieten, und gerne hätte er auch vor der Welt bekannt, daß ſein Daſeyn in allem Wechſel ſeines Geſchicks ſtets einzig mir geweiht geweſen ſey. Doch wir Beide waren indeſſen alt geworden; es fehlte uns der Muth zu einem raſchen Entſchluß, und eine ſeltſame Scheu, von welcher keines von uns ſich genaue Rechenſchaft abzulegen vermochte, hinderte uns, an unſerm ſo lange beſtandnen, ſo lange uns beglückenden Verhältniß etwas abzuändern. So verging uns wieder ein Jahr nach dem andern, indeſſen hätten wir wahrſcheinlich doch noch dem bei jeder neuen Trennung lebhafter gefühlten Wunſch nachgegeben, in ungeſtörtem Beiſammenſeyn das Ende unſrer Tage vereint abzuwarten — da trat der Tod zwiſchen uns.

„Bernhard ſtarb ferne von mir, in der Schweiz, wohin Geſchäfte ſeines Herrn ihn gerufen hatten. Mein tiefer Schmerz zog mich hin an ſein Grab, dort fand ich Thränen und in dieſen die erſte Erleichterung für meine im bitterſten Weh erſtarrte Bruſt.

„Der Anblick der unbeſchreiblich großen Natur in jenem wundervollen Lande, löſte zuerſt das eiſerne Band, welches mir bis zum Erdrücken das Herz zuſammenpreßte, und ich glaubte unaufhaltſam mein Leben auf dem Hügel ausweinen zu müſſen, der die geliebte Geſtalt mir auf immer entzog. Mein erſtarrtes Herz ward wieder weich, mein Auge hob ſich wieder fromm hoffend, mit Ergebung zu dem Allwaltenden hinauf, der dort auf ſeinen ewigen Bergen im rieſengroßen Bilde der Natur ſich den Sterblichen näher offenbaret. Ich blieb lange genug in der Schweiz, um noch Bernhard's Todestag an ſeinem Grabe zu feiern; das ſind nun acht Jahre — eben heute.“

Vite! vite mes enfants, geſchwinde ans Fenſter! Ciel de Dieu quel train! rief Mamſell Virnot, indem ſie den Kopf zur halbgeöffneten Thüre des Wohnzimmers hineinſteckte, ihn aber auch ſogleich wieder zurückzog und davon eilte. Babet und Agathe ſaßen eben ganz allein am Kamin, mit ihrer Näharbeit emſig beſchäftigt. Agathe, nach ihrer haſtigen Art, warf im Aufſpringen den großen Stickrahmen über den Haufen, verwickelte ſich in die Fäden der weit über den Fußboden ſich verbreitenden Seidenrollen, zerriß alles ohne ſich weiter darum zu kümmern, und eilte das

Fenſter aufzumachen; denn der immer näher ſchmetternde Klang vieler unter einander wetteifernder Poſthörner lockte ſie unwiderſtehlich. Auch Babet geſellte ſich zu ihr, und beide Mädchen ſahen nun mit fröhlicher Neubegier und weit vorgeſtrecktem Halſe dem nahenden Zuge von Reiſenden in geſpannter Erwartung entgegen.

„Fenſter zu!“ donnerte Herr Kleeborn, der eben in's Zimmer trat. „Seyd ihr von Sinnen, bei dieſer Kälte? wollt ihr die Straße heitzen? und da liegen auch alle Eure ſieben Sachen auf dem Fußboden umher! Das iſt mir eine feine Wirthſchaft.“ „Ach Onkelchen,“ rief Babet, ohne den Kopf nach ihm umzuwenden, „machen Sie nur geſchwinde die Thüre zu, damit es nicht ſo gräßlich zieht.“ „Und ſchelten Sie nicht ſo,“ ſetzte Agathe hinzu, indem ſie lächelnd ihm winkte. „Kommen Sie lieber ſelbſt und helfen uns zuſehen, es langen Bereiter an!“ „Warum nicht gar Bereiter,“ ſprach Babet mit verächtlichem Achſelzucken, „die werden auch im Hotel d'Angleterre logiren! Vornehme Herrſchaften ſind's!“

Der durch das Geplapper der Mädchen wirklich ſelbſt ſchauluſtig gewordne Onkel trat indeſſen hinter ſie, um über ihre Köpfe wegzuſetzen, und auch die Tante, mit Viktorinen und Angelika, die Herrn Kleeborn ins Zimmer gefolgt waren, ließen von dem zunehmenden Getöſe auf der Straße ſich in das zweite Fenſter locken.

Sie erblickten das ganze dem Kleeborn'ſchen Hauſe ſchräge gegenüber liegende Hotel d'Angleterre in der allergeſchäftigſten Bewegung. Von dem Heere ſeiner Kellner umgeben, ſtand ſogar der ſonſt ſehr vornehm geſinnte Gaſtwirth in der dritten Poſition vor der Thüre ſeines Hauſes, zu den allertiefſten Bücklingen bereit, und das ſämmtliche Perſonal ſchaute mit erwartungsvollen Geſichtern nach der Seite der Straße hin, von wo der Klang der Poſthörner immer lauter und luſtiger näher kam. Zur Freude der zahlreich verſammelten Straßenjugend führte ein eben vom Pferde geſtiegener fantaſtiſch bunt gekleideter Jokey ſein dampfendes Thier mit der größten Gelaſſenheit in der engen, volkreichen Straße auf und ab, um es verkühlen zu laſſen, während die Hausknechte ſich gewaltig abarbeiteten, um einen mit vier Pferden beſpannten und mit allerlei wunderlich geformten Koffern und Mantelſäcken hochbeladnen Packwagen in die

Remiſe zu ſchaffen. Dieſer Packwagen ſchien augenſcheinlich zu einem ſehr modernen ebenfalls vierſpännigen Reiſewagen zu gehören, der durch deſſen Entfernung erſt Platz gewann, vor dem Hotel anzufahren. Zwei junge elegant gekleidete Männer ſaßen darin, hinten auf einem zu dieſem Zweck eingerichteten bequemen Sitz ein Bedienter, vorn auf dem Bock ein glänzender Jäger und ein in grellen Farben geputzter Negerknabe. „Das ſind ſie,“ flüſterten die Mädchen einander zu, und ſtießen ſich nur mit dem Ellenbogen an, ohne einander anzuſehen; denn die Fremden, denen der Wirth ſelbſt in tiefſter Unterthänigkeit aus dem Wagen half, nahmen alle ihre Aufmerkſamkeit in Beſchlag. „Ce sont des Mylords anglais,“ rief die alte Virnot von unten zum Fenſter hinauf, denn auch ſie hatte ſich von der Neugier in die Hausthüre locken laſſen.

„Ein junger reiſender Prinz oder Graf mit ſeinem Hofmeiſter,“ ſprach hingegen Herr Kleeborn mit großer Zuverſicht und war ſchon im Begriff die Mädchen vom Fenſter wegzujagen und dieſes zuzumachen; doch unterließ er es noch einſtweilen, da er zu ſeiner Verwunderung gewahr ward, daß die eben ausgeſtiegnen Fremden ſich nicht ins Haus führen ließen, ſondern nebſt dem Wirth, den Kellnern und den Bedienten vor demſelben ſtehen blieben, als ob ſie noch auf Jemanden warten müßten. Zugleich ragten in einiger Entfernung mehrere Pferdeköpfe und Reiter über die zahlreichen Häupter der Zuſchauer empor, die im Vorbeigehen, wie das bei ſolchen Gelegenheiten in großen und in kleinen Städten immer geſchieht, auf der Straße ſtehen geblieben waren.

„Höre der Rechte kommt noch, glaube ich,“ flüſterte Babet Agathen zu, „wohl gar ein König, und das ſind nur ſeine Miniſter.“ „Ach laß mich!“ erwiederte Agathe, „ſieh lieber auf die Pferde, die dort kommen. Die haben ordentlich Mützen mit Ohren auf, und Ueberröcke an, und rothe Brillen auf der Naſe.“ „Gewiß ſind's am Ende doch Bereiter,“ jubelte die Kleine, und klatſchte vor Freuden in die Hände. „Das wäre nun ganz herrlich! es ſind ſo lange keine da geweſen.“

Drei in grauen roth verbrämten Ueberzügen von oben bis unten dicht verhüllte Pferde nahten jetzt, von zwei reitenden Stallbedienten geführt, ein ſtattlicher in einem modernen dunkelfarbigen Ueberrock gekleideter Mann ritt neben her. „Siehſt Du, daß ich Recht habe?“ frohlockte Agathe, „das iſt der Herr der Truppe, und dort im letzten Wagen ſitzen wohl die Damen, die zu ihr gehören. Nicht wahr, Onkelchen, es ſind Bereiter?“ fragte ſie, indem ſie ſich dieſem lächelnd zuwendete. „Faſt ſieht es mir ſelbſt ſo aus,“ erwiederte Kleeborn. „Dann iſt es wahrſcheinlich Tourniaire, der Mann iſt reich, wie man ſagt; aber wundern thut es mich doch, daß er hier im erſten Hotel der Stadt abſteigt mit all den Leuten und Pferden. Das wird ein ſchönes Geld koſten.“

„Nun? wer hat nun Recht?“ rief jetzt Babet, und bog ſich ſo weit als möglich zum Fenſter hinaus. „Wo ſiehſt Du Damen? Der König oder der Prinz kommt dort erſt ſelbſt in dem wunderſchönen großen Wagen.“ „Nein, es iſt eine Dame in Herrenkleidern,“ eiferte Agathe, die Bereiterinnen reiſen immer ſo; Du ſiehſt es ja, ſie hat den Hund bei ſich und den Affen; die ſollen gewiß im Feuerwerk ihre Künſte machen, wie ich das in der Zeitung beſchrieben geleſen habe. Die zahmen Hirſche ſehe ich noch nicht, die kommen gewiß noch nach, mit dem Uebrigen. Allerliebſter beſter Onkel, den erſten Tag, wenn die Leute ſpielen, müſſen wir hin! und wie glücklich! nun ſehen wir ſie alle Tage zweimal mit Muſik Parade reiten, wenn ſie ausziehen, und wenn ſie wiederkommen.“

Langſam, wegen der ziemlich engen mit Fußgängern erfüllten Straße, obgleich mit ſechs Poſtpferden beſpannt, nahte jetzt ein wirklich ſehr ſchöner zurückgeſchlagener Landauer Wagen, ohne alle Bedienten darauf. Ein einziger junger Mann ſaß oder lag vielmehr in der allernachläſſigſten Stellung in einer Ecke deſſelben ſo bequem hingeſtreckt, als befände er ſich zu Hauſe auf ſeinem Sopha. Ein prächtiger Pelz von ſonderbarem Schnitt verhüllte ihn bis an die Ohren, und eine grüne Staubbrille, die er trug, lieh ſeinem blaſſen, doch nicht unangenehmen Geſicht etwas grauenhaft-geſpenſterartiges; dabei ſtudirte er mit der größten Aufmerkſamkeit ein Zeitungsblatt, das er in der Hand hielt, ohne nur einmal den Blick davon zu wenden. Neben ihm hatte ein großer ſchöner getiegerter Hund ſeinen Platz, und kuckte, mit den Vorderpfoten auf die Schultern ſeines Herrn gelehnt, ſo emſig und ehrbar mit in die Zeitung hinein, als ob er etwas davon verſtände. Auf dem Rückſitz des Wagens ſtand ein zierliches mit vergoldetem Gitterwerk geſchmücktes Häuschen, doch ſein an einer langen Kette in demſelben befeſtigter Bewohner, ein kleiner langgeſchwänzter Affe, ſaß oben auf dem Dache ſeiner Wohnung, wieß den mit lautem Jubel den Wagen umſchwärmenden Straßenbuben die Zähne, und warf ihnen alle Ueberbleibſel ſeiner unterweges gehaltnen Mahlzeiten an die Köpfe, ohne daß ſich ſein Herr dadurch im mindeſten in der Lektüre ſtören ließ, bis der Wagen vor dem Hotel d'Angleterre hielt.

Langſam, als erwache er eben vom ſüßen Schlummer, ſtieg der Reiſende jetzt aus dem Wagen, pfiff ſeinem Hunde, der ihm auf den Ferſen nachfolgte, winkte dem Neger, ihm den Affen nachzutragen, und ging mit ſtolzem Schritt in den Gaſthof hinein, ohne den Wirth und deſſen Komplimente nur eines Blickes zu würdigen. Alle folgten ihm ehrerbietigſt, der Wirth, die Bedienten, die Kellner, zuletzt auch die beiden kurz zuvor angekommnen Fremden. Die Pferde wurden fortgeführt, die Zuſchauer zerſtreuten ſich, Herr Kleeborn ſchloß ſorgfältig das Fenſter, und das ganze Schauſpiel hatte einſtweilen ſein Ende erreicht.

„Wie Du Dich nun einmal wieder blamirt haſt mit Deinen Bereitern,“ ſprach Babet jetzt zu Agathen; „das kommt davon, daß Du immer alles beſſer wiſſen willſt als andre Leute.“ „Aber wer ſagt uns denn gewiß, daß es keine ſind,“ erwiederte ziemlich kleinlaut Agathe, „es können doch noch Bereiter ſeyn, aber recht vornehme, die gradezu aus London hergeritten kommen.“ „Quer über das mittelländiſche Meer zu Pferde? nun Du weißt es recht,“ rief ſpöttiſch lächelnd Babet. „Stille, ſtille, um Gotteswillen,“ ſprach Herr Kleeborn dazwiſchen, „euer Herr Kandidat möchte auch an Deinen geographiſchen Kenntniſſen wenig Freude haben, wenn er ſo Dich reden hörte. So viel iſt indeſſen gewiß, Bereiter ſind das nun einmal nicht. Sollte einer von den engliſchen Prinzen? — Doch die ſind ja alle viel älter. Ich weiß was ich thue, ich ſchicke den Johann hinüber.“

Der von ſeinem Herrn auf's Recognosciren ſogleich ausgeſandte Bediente kehrte indeſſen erſt zurück, als Kleeborn und die Seinen ſich ſchon eine ziemliche Weile um den reich beſetzten Frühſtücktiſch verſammelt hatten, den in großen Handelsſtädten das bis in den ſpäten Abend hinausgeſchobene Mittagsmahl zu einer Stunde einführte, die in andern Orten ſchon längſt dem Nachmittage angehört. Man hatte ſchon lange dem Abgeſandten ungeduldig entgegen geſehen, denn die Neugier plagte eigentlich den guten Onkel nicht weniger ſtark als ſeine Nichten, doch die Nachrichten, welche Johann mitbrachte, waren bei weitem nicht befriedigend. Etwas ſehr vornehmes müſſe es ſeyn, ſo viel hatte der Wirth geſagt, weiter aber wußte dieſer noch von nichts, als daß die ganze Bel-Etage ſeines Hauſes auf mehrere Wochen in Beſchlag genommen worden ſey, und daß die in derſelben bereits wohnenden Fremden alle über Hals und Kopf andere Zimmer beziehen müßten, was denn natürlicher Weiſe ohne großen Moleſt nicht abgehe. „Uebrigens," erzählte Johann weiter, „übrigens ginge alles im Hotel drunter und drüber, und Koch, Kellner und Stubenmädchen liefen insgeſammt mit den Köpfen gegeneinander, um die Fremden nebſt ihrer Dienerſchaft zu befriedigen, indem alle tauſenderlei auf einmal verlangten, und jeder etwas anderes.

Agathe und Babet hatten ſich indeſſen dem Fenſter wieder genähert, denn der Affe ſaß drüben auch auf der Fenſterbank, und eine Menge Leute war auf's neue vor dem Hauſe verſammelt, um die Grimaſſen des poſſierlichen kleinen Thieres zu belachen. „Du!“ flüſterte Agathe, indem ſie halb auf den Knien, halb auf einem umgeſtülpten Fußſchemelchen ſitzend, ihren Stickrahmen wieder in Ordnung zu bringen ſuchte, „Du! höre! vielleicht iſt es der König von Heidi oder wie er heißt, der die ſächſiſche Mamſell heurathen ſoll, wie man ſagt, und der jetzt kommt, um ſeine Braut abzuholen. Ach, wenn er doch den Grafen Limonade oder Schokolade bei ſich hätte!“ „Dummes Kind, die ſind ja alle geſtorben,“ belehrte ſie Babet. „Ach, wie kann ich von allen Leuten wiſſen, ob ſie leben oder todt ſind,“ erwiederte Agathe, und ſetzte ergrimmt einer ihr entfliehenden Seidenrolle nach.

„So viel iſt gewiß,“ ſprach nun Babet mit großer Ueberlegung, nachdem Agathe ſich wieder zu ihr geſetzt hatte, „ſo viel iſt gewiß, der Fremde hat zuverläſſig und auf jeden Fall Addreſſen an uns, und dann muß doch der Onkel ihm zu Ehren einen Ball geben, das iſt wohl das wenigſte, was er für einen ſolchen Herrn thun kann.“ „Nun Gottlob!“ rief Agathe und klopfte freudig in die kleinen Hände, „Gottlob, dann kommt doch wieder einmal Leben ins Haus.“ „Ja,“ ſprach Babet, „aber das ſage ich Dir, den roſenfarbnen Crepon zieh ich nicht an, die lange Schmidt hat wieder gerade ſo ein Kleid. Mein neuer Blonden-Tüll muß dazu fertig werden und Du mußt mir dabei helfen.“

„Wenn es ein Prinz wäre, ſo recht ein wirklicher Prinz!“ ſprach Agathe ſehr bedenklich; „mein Lebtage habe ich noch keinen ſo recht in der Nähe geſehen. Und wenn er nun gar mit mir tanzte!“ „Freilich muß er mit uns tanzen, wir ſind ja die Damen vom Hauſe,“ verbeſſerte Babet ſie. „Schade nur, daß mein Theodor nicht dabei iſt, der käme gewiß vor Eiferſucht von Sinnen, wenn er anſehen müßte, wie mir der Prinz die Cour macht!“ „Ich ängſtige mich todt, wenn er mit mir tanzt,“ rief Agathe, „der tanzt gewiß nichts als Françaiſen, wäre nur

Monſieur Michaud wieder da, daß man die Pas ein wenig einüben könnte." „Iſt's ein Engländer, ſo tanzt er nur Eckoſſaiſen, aber walzen wird er leider nicht können," ſetzte Babet hinzu.

„Pas de Zéphyr," rief jetzt Agathe, indem ſie vor dem großen Spiegel mit hochaufgenommenen Röckchen ihre Pas einzuüben verſuchte, „tour de bras, en avant! Tournez! rigadon," rief die ſich zu ihr geſellende Babet, „allons, tour de poule."

„Tour de Gans, die paßt für euch am beſten," rief Herr Kleeborn lachend dazwiſchen, indem er den beiden Kindern mit Vergnügen zuſah; denn ſie waren in dieſem Augenblick wirklich allerliebſt. „Herr Gott, Onkel, der Fremde kommt gerade ins Haus!" rief jetzt Agathe, die eben einen Blick auf's Fenſter geworfen hatte. „Es iſt ja der Rechte nicht," eiferte Babet. „Wie kannſt Du das ſo genau wiſſen," erwiederte Agathe. „Allerliebſtes, beſtes Onkelchen," ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, „thun Sie mir den allereinzigſten Gefallen und laſſen ihn hier hereinkommen, ich möchte ihn gar zu gerne in der Nähe ſehen. Babet vereinigte ihr Bitten mit dem ihrer Schweſter, und der Onkel, der ſich eben bei ſeltner guter Laune befand, that was die Kinder von ihm verlangten.

Herr Wilkinſon aus London, ſo hatte der Fremde ſich melden laſſen, Herr Wilkinſon trat herein, und alle erkannten in ihm ſogleich einen der beiden Fremden, die in dem erſten Wagen angelangt waren. Es war ein hübſcher nach der allerneueſten engliſchen Mode gekleideter junger Mann, der in der geöffneten Thüre ſich ſehr zierlich mit allen fünf Fingern der linken Hand in das Himmelanſträubende Haar fuhr, während er mit der rechten den Hut abnahm, erſt die Damen, dann den Herrn des Hauſes mit einem ſehr graziöſen Kopfnicken begrüßte und zuletzt zwar mit etwas ausländiſchem Accent, aber doch in ſehr verſtändlichem Deutſch ſeine Rede anhob.

„Sir Charles Wißmann trug mir auf ihn den Damen und Herrn Kleeborn hochachtungsvoll zu empfehlen.“ — „Wißmann,“ rief Kleeborn ganz entzückt, und ſchüttelte dem Neuangekommnen recht kräftig die Hand. — „Wißmann, ei lieber Herr Wilkinſon, ſo ſeyn Sie mir doch tauſendmal willkommen! Warum iſt er denn nicht gleich bei mir abgeſtiegen, ich habe ihn doch eingeladen und ſeine Zimmer ſtehen bereit. Babet, geh mein Kind, Mamſell Birnot ſoll aufſchließen und einheizen laſſen." — Babet ſtieß Agathen an, daß dieſe gehen ſolle, doch keine von beiden bewegte ſich von der Stelle, denn keine hatte Luſt den Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit aus den Augen zu verlieren.

„Bemühen Sie das Fräulein ja nicht," bat Wilkinſon indeſſen, „Sir Charles wünſcht die Familie nicht zu derangiren, und da wir ziemlich viel Platz brauchen" — „Ich habe Raum genug für alles," erwiederte Kleeborn; „wahrſcheinlich ſind Sie des jungen Wißmanns Reiſegefährte. Nun auch für Sie iſt Platz genug da, und Sie ſollen mir ebenfalls ein recht werther Gaſt ſeyn, lieber Herr Wilkinſon. Vier Zimmer ſtehen bereit, damit werden die beiden jungen Herren ſchon auskommen. Alſo der junge Mann, der neben Ihnen ſaß — denn wir ſahen Sie vor dem Hotel ausſteigen, müſſen Sie wiſſen, — der junge Mann alſo iſt der Sohn meines alten Freundes? Ey, ey, wer hätte das denken können! Nun, nun, und Sie? wahrſcheinlich ebenfalls Kaufmann? Sie haben Recht, das iſt der erſte Stand der Welt."

„Verzeihen Sie,“ erwiederte der Fremde mit ſehr gemeßnem Ton, „verzeihen Sie, mein Herr, ich habe das Vergnügen, dem Sir Charles in der Qualität eines Sekretärs attachirt zu ſeyn, der junge Menſch aber, den ich neben mir im Wagen hatte, dient ihm als ſein Homme de Chambre. Eigentlich gehörte auch er auf den Bock, doch auf Reiſen, das wiſſen Sie gewiß, darf man dergleichen ſo genau nicht nehmen, und überdem iſt Marcellin ſeinem Herrn ſo treu ergeben, daß ihm ſchon deshalb manches nachgeſehen wird.“ Ein halb gepfiffnes, halb geſeufztes ſehr gedehntes So war Kleeborns erſte Antwort, dann ſetzte er nach einer ziemlichen Pauſe mit etwas verlängertem Geſicht hinzu, „alſo iſt Wißmann nicht da? kommt auch vielleicht heute nicht?“ „Verzeihen Sie,“ erwiederte Wilkinſon abermals, „Sie erwähnten vorhin, daß Sie uns vor dem Hotel ausſteigen geſehen haben, nun Sir Charles Landauer folgte dicht hinter meiner Batarde.“ „Wie? das alſo? hm hm,“ erwiederte Kleeborn mit ſteigender aber nicht ſehr fröhlicher Verwunderung; „und die Pferde“ — „Beim Himmel es ſind herrliche Thiere!“ fiel Wilkinſon ein, „wie Sie gewiß unerachtet der Decken bemerkt haben werden. Vor allem der Lichtbraune, Sir Charles eignes Leibpferd. Das muthige Thier läßt ſich aber auch von keinem regieren, ausgenommen von ſeinem Herrn und unſerm Stallmeiſter. Es ſtammt in gerader Linie von des Herzogs von Bedford berühmtem Hector ab. Orion war ſein Vater, der fünfmal in Newmarket den Sieg davon trug; die Mutter war Lord Ashfords Molly, die beim letzten Pferderennen in Epſom“ — „Sehen Sie einmal!“ Mit dieſem Ausruf unterbrach Kleeborn in ziemlicher Verwirrung den plötzlich beredt gewordnen Sekretär, der eben im beſten Zuge war ihn auf das umſtändlichſte mit den Stammbäumen und allen Heldenthaten der Perde ſeines künftigen Schwiegerſohnes bekannt zu machen. „Ey, ey, ſehen Sie einmal — nun und Herr Wißmann?“ „Sir Charles,“ erwiederte Wilkinſon, „Sir Charles hat mir aufgetragen Ihnen und der Familie ſeine glückliche Ankunft zu melden. Durch eine eigenhändige Note von ihm wäre dies freilich beſſer und ſchicklicher geſchehen. Doch Domingo hat den Schlüſſel zu ſeines Herrn Schreibekaſſette verlegt, und ſo ſieht dieſer ſich genöthigt, Sie durch mich zu bitten, daß Sie den ihm aufgezwungnen großen Verſtoß gegen die Regel freundlich entſchuldigen mögen; gewiß nur die Noth konnte ihn dazu veranlaſſen, denn die Schreibmaterialien, welche der Wirth herbeibrachte, wurden leider ſämmtlich total unbrauchbar befunden.“ „Das wundert mich, der Mann iſt doch ſonſt ſo ordentlich,“ erwiederte Kleeborn. „Total unbrauchbar, auf Ehre,“ wiederholte Wilkinſon.

„Uebrigens,“ ſetzte er hinzu, „übrigens bittet Sir Charles um die Erlaubniß ſich Ihnen und den Damen noch heute Abend nach dem Mittagseſſen vorſtellen zu dürfen. Er wünſcht nur zuvor die Reiſekleider abzuwerfen und ſich von der Ermüdung ein wenig zu erholen. Denn wir ſind gewohnt ſehr ſchnell zu reiſen und die Wege hier herum ſind fürchterlich ſchlecht.“

Beladen mit Höflichkeitsbezeugungen aller Art verließ der Sekretär endlich das Zimmer und Herr Kleeborn gewann nun Zeit, ſich von dem Erſtaunen über alles was er vernommen ein wenig zu erholen. Sein Geſicht glich einem Aprilltage; in dieſem Augenblick glänzte es im hellſten Sonnenſchein der Freude, im nächſten ſchwebten dunkle nahen Sturm verkündende Wolken des Unmuths darüber hin. Leiſe pfeifend ſchritt er aus einer Ecke des Zimmers in die andere, wie er immer zu thun pflegte, wenn irgend etwas ihn aus der Faſſung gebracht hatte. Alle übrigen im Zimmer ſchienen ebenfalls mehr oder weniger geſpannt zu ſeyn. Babet und Agathe ſtanden wie verſteinert da, denn der Prinz und der Sekretär, Sir Charles und die Bereiter, wogten mit großem Tumult in ihren Köpfen herum. Angelika, die an allem bisher Vorgegangenen wenig Theilnahme bezeigte, ſchlich ſich jetzt leiſe zu Viktorinen hin, und über die Lehne ihres Stuhls gebeugt, betrachtete ſie die geliebte Freundin mit dem Ausdruck inniger und zugleich ſorgenvoller Liebe; hingegen Viktorine ſelbſt, obgleich auffallend bleicher als ſonſt, ſaß mit ſtolz erhabnem Nacken und blitzenden Augen neben der Tante, wie jemand der einem nahen ſchweren Kampf muthig entgegenſieht. Um Anna's feine Lippen ſchwebte indeſſen ein faſt unmerkliches ein wenig ſpöttiſches Lächeln, während ihr klares Auge jede Bewegung von Viktorinens Vater verfolgte. Dieſer maß noch ein paarmal mit großen Schritten das Zimmer, blieb dann plötzlich vor Viktorinen ſtehen als ob er etwas ſagen wollte, kehrte eben ſo plötzlich wieder um, und begann von neuem ſeine Promenade. Dabei herrſchte eine Todtenſtille, die niemand der Anweſenden zu unterbrechen wagen mochte.

„Hm, ja,“ fing Kleeborn endlich halb für ſich, halb zu den andern an, „hm, ja einen Sekretär braucht er als holländiſcher Konſul in London, obgleich auf Reiſen ſollte ich meynen — nun die Zeiten haben ſich ſehr geändert ſeit ich jung war. Freilich ich bin ſo nicht gereiſt, doch wie geſagt, andre Zeiten andre Sitten, und wer einen Rückhalt hat wie dieſer junge Mann, der kann — hm.“ Nun folgte wieder eine neue Pauſe und eine neue Promenade, dann blieb der Alte abermals vor ſeiner Tochter ſtehen. „Viktorine,“ begann er, „Du haſt vernommen, wer angekommen iſt, wen wir erwarten, wollte ich ſagen. Darum dächte ich, mein Kind, Du benutzteſt noch die Zeit vor Tiſche um Dich ein wenig zu putzen.“ „Onkelchen, das ſollten wir ja wohl auch,“ rief Babet mit ihrem hellen Stimmchen dazwiſchen. „Seyd Ihr auch noch da?“ fuhr Kleeborn ſie an, „das könnt Ihr halten wie Ihr wollt, wer denkt an Euch!“ Leiſe wie eine Maus ſchlich Babet jetzt über den Teppich weg der Thüre zu, winkte Agathen und beide Mädchen verſchwanden. Auch Angelika folgte ihnen, zufolge einem von der Tante erhaltenen Wink ſich ebenfalls zu entfernen.

„Fräulein Schweſter,“ hob Kleeborn jetzt an, indem er ſich zu der Tante ſetzte und ihre Hand ergriff, „liebes Fräulein Schweſter, Sie ſind eine ſehr kluge Dame, das weiß ich, und Sie werden mich daher verſtehen wie billig. Dieſer junge Mann, den wir vor einer Stunde, freilich mit ziemlich auffallendem Prunk, dort drüben ankommen ſahen, iſt, wie ich nun weiß, der Sohn eines der erſten Häuſer in Amſterdam, deſſen Reichthümer ihn allerdings berechtigen mehr Aufwand zu machen als tauſend andere nicht dürfen. Und ich muß es in einiger Hinſicht ſogar loben, daß er befliſſen iſt gerade hier ſich recht glänzend zu zeigen. Ihrer bekannten großen Einſicht wird es nicht entgehen, wie ich dieſes meyne, doch zur Sache. Der alte Wißmann hat vor zehn Jahren, da alle Welt mich verließ, Freunde und Verwandte — ja Fräulein Schweſter, Verwandte, auf die ich rechnen zu dürfen wohl befugt war, mein Blut kocht noch wenn ich daran gedenke, doch Sie ſind unſchuldig daran, Sie können nichts dafür — Genug Fräulein Schweſter, der Vater dieſes jungen Mannes hat mir damals mehr als das Leben gerettet — ſelbſt Du Viktorine verdankſt ihm — doch Baſta, es iſt Gottlob alles vorüber und mit Ehren überſtanden. So viel iſt indeſſen gewiß, ohne meinen alten Amſterdammer Freund wären wir alle nicht wo wir ſind, und ich ſelbſt vielleicht längſt — doch wie geſagt das iſt vorbei. Was aber der Vater an mir that will ich dem Sohne vergelten, das ſteht ſo feſt wie das Wort eines ehrlichen Mannes es ſtellen kann, und daß es die Pflicht meines einzigen Kindes ſey mir dabei zu helfen, wird wohl niemand mir abſtreiten — und darum geh, Viktorine, dich umzukleiden."

„Ich will es thun, wenn Sie durchaus es verlangen," erwiederte Viktorine, mit bewegterer Stimme als dieſer Befehl ihres Vaters es zu erfordern ſchien, „ich will es thun, aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich die Ueberzeugung habe, gerade ſo wie ich hier bin jeden Beſuch mit Anſtand annehmen zu dürfen. Und obgleich ich bereit bin den Sohn eines Freundes, den Sie ſo hoch ſtellen, mit aller der Zuvorkommenheit zu empfangen, die mir als Ihrer Tochter ziemt, ſo ſehe ich doch nicht recht ein, warum ich gerade mit ihm in dieſem Punkt eine Ausnahme machen ſoll.“ „Eine Ausnahme!“ zürnte Kleeborn. „Ja mein Vater, eine Ausnahme,“ erwiederte Viktorine beſcheiden, aber feſt. „Ich bitte Sie recht kindlich, vergeſſen Sie eben ſo wenig die Vergangenheit, als ich meine Pflicht gegen Sie je vergeſſen werde. Mein Wort muß mir nicht minder heilig ſeyn als Ihnen das Ihre, denn ich bin Ihre Tochter, und ich werde dem Sohne Ihres Freundes die Achtung, die ich als ſolchem ihm ſchuldig bin, hauptſächlich dadurch beweiſen, daß ich ihn keinen Augenblick über mich ſelbſt, über mein Herz, über meine Lage, über meinen unabänderlichen Entſchluß in Zweifel laſſe, ſobald er mich in den Fall ſetzt, mich gegen ihn erklären zu müſſen. Ihnen, mein Vater, iſt alles dies kein Geheimniß mehr, daher bitte ich Sie“ — „Viktorine,“ ſchrie Kleeborn, und ſprang mit von Wuth entſtellten Zügen auf — da trat die Tante beſchwichtigend zwiſchen Vater und Tochter. „Seyd Ihr nicht wunderliche Leute!“ rief ſie lächelnd. „Ich ſehe jetzt ſehr wohl ein, wovon unter Euch beiden eigentlich die Rede iſt; aber denkſt Du denn, Viktorine, daß ein junger Mann von Welt wie dieſer, ſich gleich in der erſten Stunde wie ein Hochzeitbitter vom Dorfe vor Dich hinſtellen und ſeinen Spruch anheben wird? Und Sie lieber Herr Bruder, Sie ſehen es wohl ein, daß Viktorine noch wie eine kaum vom Tode Geneſene betrachtet werden muß. Kranke Kinder werden überdem immer ein wenig verzogen und brauchen hinterher viele Nachſicht. Daher bitte ich, laſſen Sie der Zeit doch ihre Rechte, wir werden ja ſehen“ — „Ja, ja, Sie ſprechen ſehr vernünftig Fräulein Schweſter,“ erwiederte Kleeborn, augenſcheinlich von ihren Worten beruhigt, „Sie haben recht, die Zeit, die Zeit allein wirkt Wunder, und mit der Zeit giebt ſich alles, alles, alles findet ſich mit der Zeit.“

Mit dieſem ſeinem liebſten und gewöhnlichſten Troſt verließ der alte Herr das Zimmer, und eilte der Börſe zu, welche er über die Begebenheiten dieſes Vormittages zum erſten Mal in ſeinem Leben faſt vergeſſen hätte.

Schon war das ſpäte, diesmal ziemlich ſtumm eingenommene Mittagsmahl im Kleebornſchen Hauſe längſt vorüber, und der Abend rückte mit ſtarken Schritten der Nacht entgegen. Die lange Reihe der Fenſter des erſten Stocks im Hotel d'Angleterre ſchimmerte in faſt blendender Erleuchtung, als würde dort ein großes Feſt gefeiert, während Kleeborn in ſeinem Hauſe noch immer, und mit ſteigender Ungeduld, in dem zum Empfange der Fremden beſtimmten Zimmer auf und abgehend, den ihm angekündigten Beſuch vergebens erwartete. „So wollte ich doch!“ rief er mit dem Fuße ſtampfend, als die Glocke zehn ſchlug, doch in dieſem Augenblick ward die Thüre aufgeriſſen, Sir Charles, wie aus dem allerneueſten Modejournal heraus geſchnitten, trat ein und die Freude über ſeine Gegenwart, verſcheuchte blitzſchnell von der Stirn des alten Herrn jede Spur des vorigen Unmuthes.

Ein halbes Stündchen verging beiden unter gegenſeitigen Mittheilungen, ehe ſie ſich deſſen verſahen. Doch nun ergriff Herr Kleeborn den Arm ſeines jungen Freundes, um ihn in das Wohnzimmer ſeiner Familie zu führen. Schon waren ſie oben auf dem Vorſaal angelangt, da ſtürmte der alte Müller hinter ihnen drein die Treppe hinauf, „Herr Kleeborn ein Wort!“ rief er athemlos, „eben kommt eine Stafette an Sie; vermuthlich die lange erwartete Nachricht von“ — „Ey der Tauſend!“ rief Kleeborn ganz entzückt, indem er ſtille ſtand. „Beſter Herr Wißmann,“ ſprach er nach kurzem Bedenken, „Sie verzeihen mir gewiß; in zehn Minuten bin ich wieder bei Ihnen. Nur hier herein unterdeſſen, Sie finden hier meine Tochter.“ Mit dieſen Worten öffnete er eine Thüre, ſchob ohne ſich viel umzuſehen den jungen Mann ins Wohnzimmer hinein, und eilte, den Kopf voll von dem ihn unten erwartenden Geſchäft, zurück in ſein Comptoir.

Ohnerachtet der möglichſt großen, aus der vortheilhafteſten Meinung von ſich ſelbſt entſpringenden Sicherheit, die ihm eigen war, fühlte Sir

Charles ſich, wenn gleich vielleicht nicht verlegen, dennoch wenigſtens etwas genirt, als er auf ſo ſeltſame Weiſe der ihm beſtimmten Braut entgegen geſchoben ward. Doch die junge Dame, die er ganz allein im Zimmer antraf, empfing ihn mit ſo überraſchender Freundlichkeit, daß davor jede Anwandlung dieſes ihm ſonſt ganz fremden Gefühls, wie Nebel vor der Sonne zerrann. Die Art, mit der man durch zwei ſchnell auf einander folgende Knixe ſeinen erſten Gruß erwiederte, die beiden Grübchen mitten in den Pfirſichwangen des etwas verſchämt ihn anlächelnden Geſichtchens, und vollends die zuvorkommende Pantomime, mit der man ihn, ohne ein verſtändliches Wort hervorbringen zu können, zum Sitzen im Sopha nöthigte, alles dieſes war weit mehr, als es bedurfte, um einen jungen Mann ſeiner Art wieder zum gewohnten Selbſtgefühle zu verhelfen. Mit aller graziöſen Nachläſſigkeit eines ächt engliſchen Dandys im größten Styl, warf er ſich daher auf den erſten Wink der Schönen neben ihr in eine Sophaecke hin, und betrachtete ſie, ohne ſich dabei den mindeſten Zwang anzuthun durch ſeine Brille, vom ſchildkrotenen Kamme an, der auf ihrer Scheitel die reiche Fülle der lichtbraunen glänzenden Zöpfe und Locken zuſammenhielt, bis zu der Spitze des netten, verlegen ſpielenden Füßchens, das die Konturen der großen Roſen auf dem Fußteppich nachzuzeichnen verſuchte. Die zwiſchen den friſchen etwas aufgeworfnen Lippen hervorglänzenden Perlzähnchen, die ſchelmiſch-lächelnden Augen, das allerliebſte Stumpfnäschen, der ſchwanenweiße Hals, die runden Aermchen mit den kleinen Händen voller Grübchen, kurz das ganze runde, wie aus Roſen und Schnee zuſammengeſetzte, und dabei doch zierliche Figürchen, gefiel ihm ausnehmend wohl, und immer beſſer, je länger er hinſah. Endlich wagte es auch ſeine Nachbarin, den ſcheuen Blick dann und wann zu ihm zu erheben. Freilich ließ ſie ihn Anfangs gleich wieder ſinken, doch das gab ſich allmählich; ſie gewann ſogar bald Muth genug, um mit naiver Koketterie alle ihre kleinen Künſte vor ihm ſpielen zu laſſen, und that alles mögliche, um ſich ihm im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Da ſie inſtinctartig fühlen mochte, daß dieſes nicht ohne Erfolg geſchah, ſo waren beide in kurzer Zeit, mit ſich ſelbſt ſowohl als miteinander, auf das Vollkommenſte zufrieden, und vermißten nicht im mindeſten die Gegenwart des Herrn Kleeborn, der ſie eigentlich einander hätte vorſtellen ſollen. Freilich drehte ſich Anfangs das Geſpräch nur ſchneckenartig-langſam um Wege und Wetter und um das Ermüdende einer langen Reiſe im Winter, doch fühlten beide durchaus keine Langeweile dabei. Als nun vollends die herrlichen Pferde des Sir Charles erwähnt wurden, ſo gewann auch die Unterhaltung einen lebhafteren Gang, denn man kam auf die natürlichſte Weiſe von der Welt von dieſen zu dem allerliebſten Affen, dem intereſſanten Reiſegefährten ſeines Herrn. Sir Charles erzählte einige luſtige Anekdoten, in welchen ſein Koko die Hauptrolle ſpielte; das hübſche Kind mußte über dieſe Geſchichtchen lachen, und da ihr das ganz allerliebſt ſtand, ſo erzählte Sir Charles immer mehr, und ſeine Zuhörerin lachte immer herzlicher. Beide dachten gar nicht daran dieſer Unterhaltung müde zu werden, und Sir Charles würde gewiß, wer weiß wie lange, noch da geblieben ſeyn, ohne daß es ihm eingefallen wäre, fortgehen zu wollen. Doch nach einem halben Stündchen ſchickte Herr Kleeborn hinauf, ließ ſein Nichtwiedererſcheinen für dieſen Abend durch unerwartete wichtige Geſchäfte entſchuldigen, die ihn bis tief in die Nacht hinein in ſeinem Comptoir feſtzuhalten drohten, und dies war nun freilich ein Zeichen zum Aufbruch, dem Sir Charles, wenn gleich ungern, dennoch Folge zu leiſten, nicht umhin konnte.

Schön iſt ſie eigentlich nicht, meine Braut, aber verteufelt hübſch, murmelte er vor ſich hin, als er höchſt zufrieden, ohne eine Ahnung davon, daß er ſich in der Perſon geirrt haben könne, quer über die Straße hinging, um ſich in ſeine Wohnung zu begeben. Nach engliſcher Sitte hatte er im Laufe des Geſprächs Herrn Kleeborn ſtets nur bei ſeinem Namen genannt und ihn nie als den Vater der jungen Dame, zu der er ſprach, näher bezeichnet. In Babets Plan — denn daß es dieſe und nicht Viktorine war, die er im Wohnzimmer antraf, hat man gewiß längſt errathen — in Babets Plan alſo, konnte dieſe Verwechſelung freilich nicht liegen, als ſie ganz allein im Wohnzimmer blieb, nachdem Anna, Agathe und Viktorine des langen Wartens müde, ſich aus demſelben zurückzogen. Es war ihr nur verdrüßlich geweſen, ſich ſo um nichts und wieder nichts geputzt zu haben, deshalb beſchloß ſie bei ſich ſelbſt und ohne ein Wort davon zu ſagen, es doch noch ein wenig abzuwarten, ob der Fremde nicht noch kommen ſollte, deſſen Ankunft am Morgen ihre ganze Neubegier bis zum Peinlichen erregt hatte. Als er nun wirklich da war, und vollends ſie für Viktorinen hielt, was ſie ſehr bald bemerkte, ſchwieg ſie Anfangs, weil ſie in der Verlegenheit nicht wußte, wie ſie ſich ihm zu erkennen geben ſollte; doch dieſes verlegene Schweigen verwandelte ſich mit der Zeit in ein abſichtliches, da ſie das Wohlgefallen entdeckte, mit welchem der junge Mann ſie betrachtete. „Hat er mich doch nicht nach meinem Namen gefragt,“ dachte ſie, „und wenn ich ihm nun beſſer gefalle als Viktorine, iſts meine Schuld? Es wäre doch albern von mir, wenn ich ihn gleich zurückwieſe, und am Ende thue ich wohl noch gar Viktorinen einen Gefallen, denn die ſcheint ganz etwas anderes im Kopfe zu haben als dieſen Sir Charles, den Papa ihr gern zuweiſen möchte, wie ich wohl merke.“

Voll von der Eroberung, die ſie ſo ganz unverhofft noch am ſpäten Abend gemacht zu haben glaubte, eilte Babet, gleich nachdem Sir Charles fortgegangen war, zu ihrer Schweſter, um ihr dies wichtige Ereigniß mitzutheilen; doch Agathe war ſchon im Einſchlafen begriffen, und bezeigte wenig Theilnahme. „Geh' mir," ſprach ſie endlich, da Babet gar nicht aufhören wollte davon zu reden, „geh' mir mit Deinem Engländer. Wenn es kein Prinz und kein Bereiter iſt, ſo verlange ich gar nichts von ihm zu wiſſen. Und nimm es mir nicht übel, aber ich kann es von Dir auch nicht loben, daß Du Dich gleich ſo mit dem wildfremden Manne einläßt, ohne auch nur ein bischen an Deinen Theodor zu denken. Ich könnte ſo nicht ſeyn, und wenn er ſich ſechs Brillen übereinander aufſetzte. Und nun gute Nacht."

In Babets Köpfchen, wie in ihrem Herzen, wogte es indeſſen viel zu bunt durcheinander, als daß ſie ſich ſo hätte zufrieden geben können. Sie bedurfte durchaus gleich auf der Stelle einer Vertrauten, und ſchlich ſich alſo, ſpät wie es war, zu Viktorinen, die ſie freilich noch wachend fand. Aber zu ihrem großen Schrecken traf ſie auch die Tante noch bei ihr an. Indeſſen faßte ſie ſich ſchnell, und war obendrein liſtig genug ihr Zuſammentreffen mit Sir Charles, und daß er ſie für Viktorinen angeſehen habe, als einen luſtigen Scherz jetzt zu erzählen; doch ſtatt des gehofften Beifalls erhielt ſie von der Tante nur einen ſehr ernſten Verweis über ihren unvorſichtigen Leichtſinn, und wurde noch obendrein gefragt: was ſie denn morgen anzufangen gedenke, wenn Sir Charles die wirkliche Viktorine ſehen, und ſo den ihm geſpielten Betrug entdecken würde? Babet machte ſich ohne Antwort ganz trübſelig wieder davon, denn dieſes war ihr in der Freude ihres Herzens noch gar nicht eingefallen.

Halb ärgerlich, halb ängſtlich, denn der Tante letzte Bemerkung hatte ſie ſchwer getroffen, wollte Babet eben wieder den Weg nach ihrem Zimmer einſchlagen, da hörte ſie auf dem Gange Angelika's Harfentöne durch die ſtille Nacht. Das Bedürfniß, von dem zu reden, was ihr in dieſem Augenblick auf dem Herzen laſtete, war zu groß, es trieb ſie daher auch noch zu dieſer hin, ſo wenig ſie übrigens auch ſonſt gewohnt war mit der ernſten Angelika, nach Mädchenart, vertraulich zu verkehren. Im Grunde, dachte ſie, iſt Angelika doch ein gutes Kind und auch verſtändig, vielleicht kann ſie mir rathen, was ich morgen anfangen ſoll, um nicht vor allen Leuten gar zu beſchämt da zu ſtehen. Doch die arme Babet war einmal dazu beſtimmt, an dieſem Abend durchaus keine Theilnahme finden zu können. Das blaſſe Geſicht auf die Harfe gelehnt, ſchien Angelika dem raſchen Plaudern zwar mit ihrer gewohnten ſtillen Freundlichkeit zuzuhören; aber es ging beinahe ganz unverſtändlich an ihr vorüber. Mühſam und vergebens ſuchte ſie ihren ſchwermüthigen Träumen ſich zu entreißen, denen ſie in der Einſamkeit der Nacht ſich ſo gerne überließ; ſie vermochte es nicht einmal, den Sinn von Babets Worten zu faſſen, und antwortete ihr ſo unpaſſend und abgebrochen, daß dieſe die Geduld dabei verlor und endlich fortging, um mit ihrem Kopfkiſſen, dem einzigen Vertrauten, der ihr noch blieb, ſich beſſer zu berathen.

Babet verband eigentlich mit einer ſehr lebendigen Phantaſie ein eiskaltes Gemüth, wie ſich denn das im Leben oft genug zuſammen findet. Noch nie war ein wahrhaft ernſter Gedanke in ihr aufgekommen, aber ſie hatte in ihrer Penſionsanſtalt ſchon ganze Leihbibliotheken erſchöpft. Langeweile und das Bedürfniß einer Abwechſelung in ihrem einförmigen Leben, hatten damals die Luſt Romane zu leſen bis zu einer Art von Leidenſchaft in ihr geſteigert, und die kleinen Ränke, welche ſie anwenden mußte, um dieſe ihre Lieblingsneigung ganz unbemerkt zu befriedigen, erhöhte ihre Freude beträchtlich daran. So kam ſie denn, den Kopf voll von den abentheuerlichſten Geſchichten, als ein nun erwachſenes Mädchen, in das glänzende Haus ihres Oheims, und da aus der Sucht, Romane und nichts als Romane leſen zu wollen, gewöhnlich auch die, dergleichen zu ſpielen, entſpringt, ſo ſehnte ſich Babet jetzt nur vor allem darnach, recht bald zu erleben, was ſie oft mit dem innigſten Antheile geleſen hatte. All' ihr Sinnen und Trachten ging nur darauf hin, als die Heldin einer Liebesgeſchichte zu glänzen. Der Student Theodor war zufälliger Weiſe der Erſte, der ihr beim Eintritt in die Welt mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit bezeigte, und was war daher natürlicher, als daß ſie ſogleich in dieſem ihren Helden gefunden zu haben wähnte. Es fiel ihr gar nicht ein, daß der ebenfalls ſehr junge Mann, nach Art der Mehrſten ſeines Alters, um nicht ganz müſſig zu ſeyn, ſie während ſeines Aufenthaltes in ihrer Nähe zur Dame ſeines Herzens erwählt haben könne; ſie dachte weiter gar nicht darüber nach, ſondern begann im Gegentheil ſogleich, einen Roman mit ihm zu ſpielen, der, ſo viel Redens ſie davon auch gegen Agathen machte, dennoch nur in ihrem Köpfchen ſeine Exiſtenz fand. Alles ging vortrefflich, ſo lange die Ferien dauerten, doch dieſe zogen vorüber, Theodor kehrte nach Göttingen zurück, und der Roman hatte ein Ende. Babet wußte nicht einmal, ob ſie den Geliebten jemals wieder ſehen würde, aber er hatte ihr eine noch aufgeregtere Phantaſie und eine ſehr fühlbare Oede in ihrem Leben hinterlaſſen, die ſie mit jedem Tage mißmuthiger ſtimmten. Sie ſuchte zwar noch eine Zeit lang ſich mit einer eingebildeten Trauer um den Entfernten hinzuhalten, doch dieſes ermüdete ſie ſehr bald; ſie bedurfte eines neuen Gegenſtandes, um wieder zu einiger Zufriedenheit zu gelangen, und ſo war ihr Sir Charles in dieſem Augenblick eine höchſt willkommene Erſcheinung. Auch trugen der ihn umgebende Glanz, und die

Hoffnung als Siegerin neben der ihr ſonſt überall weit vorgezognen Viktorine in die Schranken zu treten, nicht wenig dazu bei, ihrer Eitelkeit zu ſchmeicheln, indem zugleich das Fremdartige ſeiner Umgebungen ſowohl, als ſeiner Perſönlichkeit, ihre Phantaſie auf alle Weiſe in Anſpruch nahm.

Sir Charles Geſtalt eignete ſich übrigens ganz vortrefflich dazu, auf ein Mädchen wie Babet den angenehmſten Eindruck zu machen. Man konnte ihn eigentlich einen ſchönen Mann nennen, obgleich ſein ganzes Weſen auf jenen Ueberdruß am Leben hindeutete, den wir in unſern Tagen aus dem frühen, keine Mäßigung kennenden Genuß aller Freuden deſſelben, nur zu oft in der blühendſten Jugendzeit entſtehen ſehen. Das Erſchlaffte in den regelmäßigen Zügen ſeines wirklich angenehmen Geſichts, das unnatürlich-Matte in ſeiner Haltung, dem er durch angenommene modiſche Gleichgültigkeit gegen Alles außer ſich noch nachzuhelfen ſtrebte, gaben ihm in Babets Augen ein höchſt intereſſantes Anſehen, und machten ihn den Helden aus ihren Romanen vollkommen ähnlich.

In dieſer erſten ſchlafloſen Nacht ihres Lebens dachte ſie ſo lange an ihn und wiederholte ſich ſo lange jedes ſeiner Worte, jeden ſeiner Blicke, deren Unbeſcheidenheit ſie nicht gefühlt hatte, bis ſie überzeugt war, nicht nur ihn zu lieben, ſondern auch auf ihn den tiefſten günſtigſten Eindruck gemacht zu haben. Daß er, nicht ohne ihr Zuthun, ſie für Viktorinen gehalten habe, erſchien ihr zuletzt in einem ſo romantiſchen Lichte, daß ſie ſich alle Bemerkungen der Tante darüber aus dem Sinne ſchlug, die ſie kurz vorher ſo ängſtlich gemacht hatten. Sie überzeugte ſich zuletzt ſogar, bei der morgen zu erwartenden Entdeckung in ſeinen Augen nur gewinnen zu können, und wandte ſich nun ihrer Garderobe zu, die ſie in Gedanken eine vollſtändige Revüe paſſiren ließ, um für den kommenden großen Tag das Schicklichſte daraus zu wählen, bis ſie endlich bei faſt anbrechendem Morgen ruhig einſchlief, um von Sir Charles und dem neuen Roſa-Kleide zu träumen.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Vierzehnter Band.

Die Tante.

Zweiter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

Die Tante.

Zweiter Theil.

Even so it was with me, when I was young:
It is the show and seal of nature's truth,
Where love's strong passion is impress'd in youth:
By our remembrances of days foregone,
Such were our faults;—or then we thought them none.

SHAKSPEARE'S All's well that ends well.
Act I. Scene III.

Schon ſeit wenigſtens einer Stunde erwartete die zahlreich verſammelte Geſellſchaft, welche Herr Kleeborn am folgenden Tage zu einem glänzenden Mittagsmahle eingeladen, einzig nur noch den Helden des Feſtes, Sir Charles, der immer noch ausblieb. Die alte Virnot wandelte unabläſſig in jener, allen guten Hausfrauen bei ähnlichen Fällen wohlbekannten Verzweiflung, zwiſchen Speiſeſaal und Küche auf und ab, und war nahe daran, über das Mißlingen bittere Thränen zu vergießen, welches durch dieſe Verzögerung ihren herrlichſten Vorbereitungen drohte. Herr Kleeborn ſah alle fünf Minuten nach der Uhr, und die Tante erſchöpfte vergebens ihre Unterhaltungsgabe, um den Gäſten dieſes peinliche Warten minder auffallend zu machen. Endlich ſchlug es ſieben Uhr, die Flügelthüren flogen auf und Sir Charles trat, gefolgt von ſeinem Secretär, mit ſo vornehm-nachläſſigem Anſtande in den Saal, daß

Schon ſeit wenigſtens einer Stunde erwartete die zahlreich verſammelte Geſellſchaft, welche Herr Kleeborn am folgenden Tage zu einem glänzenden Mittagsmahle eingeladen, einzig nur noch den Helden des Feſtes, Sir Charles, der immer noch ausblieb. Die alte Virnot wandelte unabläſſig in jener, allen guten Hausfrauen bei ähnlichen Fällen wohlbekannten Verzweiflung, zwiſchen Speiſeſaal und Küche auf und ab, und war nahe daran, über das Mißlingen bittere Thränen zu vergießen, welches durch dieſe Verzögerung ihren herrlichſten Vorbereitungen drohte. Herr Kleeborn ſah alle fünf Minuten nach der Uhr, und die Tante erſchöpfte vergebens ihre Unterhaltungsgabe, um den Gäſten dieſes peinliche Warten minder auffallend zu machen. Endlich ſchlug es ſieben Uhr, die Flügelthüren flogen auf und Sir Charles trat, gefolgt von ſeinem Secretär, mit ſo vornehm-nachläſſigem Anſtande in den Saal, daß

Herr Kleeborn wirklich den Muth verlor, ihm, wie er es ſich doch vorgenommen, ſeinen Verdruß über die verſpätete Erſcheinung merken zu laſſen. Sir Charles begrüßte den Herrn des Hauſes nur mit einer ſtummen Verbeugung, und ging dann, die ganze übrige Geſellſchaft überſehend, gerade auf Babet los, die, ſchön geputzt, aber doch ziemlich verlegen, am entgegengeſetzten Ende des Saales ſtand.

Doch Herr Kleeborn ergriff auf halbem Wege ſeinen Arm. „Hier, Herr Wißmann,“ ſprach er, „hier ſteht meine Tochter neben ihrer Tante, der hochwürdigen Frau Pröbſtin von Falkenhayn.“ Sir Charles ſtutzte, wie Jeder, dem etwas ganz Unerwartetes entgegenkommt; die würdige Geſtalt der Tante machte indeſſen auch auf ihn den Eindruck, den ſie Allen gab; er begrüßte ſie ehrerbietig, und wandte ſich dann zu Viktorinen, die im reichſten Schmucke, wie ihr Vater es verlangt hatte, ſtolz und hoch, gleich einer Königin, daſtand, und ihn vornehm kalt mit einer ſehr abgemeßnen Verneigung empfing. Sir Charles Verwunderung ſtieg ſichtbar.

„Ihr älteſtes Fräulein Tochter?“ fragte er endlich Herrn Kleeborn. „Meine einzige,“ war die Antwort. „Sie wiſſen es ja, ich habe nur dies eine Kind, und Sie haben ja auch meine Viktorine ſchon geſtern Abend geſehen. Oder etwa nicht?“

Sir Charles war wirklich für den Augenblick um eine Antwort verlegen, doch ein Blick auf Babet, die ſich indeſſen dicht hinter die Tante zu ſchleichen gewußt hatte, ſetzte den geübten Weltmann ſchnell in's Klare: denn Babet hob, wie in höchſter Angſt, ihr Auge bittend zu ihm auf, ſchlug es aber auch gleich wieder nieder, während die glühendſte Purpurröthe ihr Hals und Geſicht übergoß.

Zwar glitt bei dieſer Entdeckung ein leichtes, halb ſpöttiſches Lächeln über Sir Charles Züge hin, aber er fühlte dennoch, daß er hier etwas zu ſchonen habe, und murmelte daher nur einige unverſtändliche Worte, die Herr Kleeborn zum Glück nicht beachtete, weil eben die Thüre des Speiſeſaals aufging, und die Geſellſchaft ſich hineinbegab.

„Ich vergaß es geſtern, daß Aurora immer der Sonne voranzuſchreiten pflegt,“ flüſterte Sir

Charles Viktorinen zu, indem er ihr den Arm bot; doch Viktorine erwiederte ihm keine Sylbe, ſtumm und kalt ließ ſie ſich von ihm an die Tafel führen, und ſo verlor auch er die Luſt, das Geſpräch fortzuſetzen und ſchwieg halb beleidigt, während Babet Gott dankte, daß die Sache noch ſo leidlich abgelaufen war.

Bei feſtlichen Mahlzeiten, wie dieſe, pflegt gewöhnlich Anfangs in der Geſellſchaft eine allgemeine Stille einzutreten, und Sir Charles benutzte dieſe Zeit, um die ihm wirklich beſtimmte Braut, die in aller der graziöſen Schroffheit, deren ſie, ſobald ſie es wollte, fähig war, an ſeiner Seite ſaß, mit der gleich einer jungen Roſe blühenden Babet zu vergleichen. Letztere hatte es künſtlich genug ſo einzurichten gewußt, daß ſie ihm ſchräg gegenüber ihren Platz fand. Er konnte es ſich zwar nicht verhehlen, daß dieſe neben Viktorinens blendender Schönheit zu einem artigen Zöfchen herabſank, aber ſie gefiel ihm darum nicht minder. Ja, es wandelte ihn ſogar eine Art von innerlichem Aerger darüber an, daß ſie die Rechte nicht ſey, beſonders da ſeine Nachbarin alles was er ſagte nur mit höflicher, aber deſto zurückſtoßender Kälte aufnahm, während jene nicht nur mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit jedes ſeiner Worte belauſchte und mit der holdſeligſten Freundlichkeit belächelte, ſondern auch übrigens an ſchmachtenden Blicken, bedeutendem Erröthen und ähnlichen Zeichen der Theilnahme es nicht fehlen ließ.

Gegen die Mitte der Mahlzeit belebte ſich das Geſpräch und ward allgemeiner; zugleich begann auch Herr Kleeborn, ſich quer über den Tiſch hin bei Sir Charles nach mehreren ſeiner alten Freunde in London zu erkundigen, und ihn über ihr perſönliches Befinden und ihre häuslichen Zuſtände zu befragen. Doch er erhielt nur wenige und ſehr unbefriedigende Antworten, zuletzt gar die mit vornehmer Kälte ſehr lakoniſch hingeworfene Verſicherung, daß Sir Charles alle dieſe Herren zwar im Geſchäftswege dem Namen nach kenne, aber keinesweges ſonſt noch mit einem von ihnen in perſönlicher Verbindung ſtehe.

Herr Kleeborn ſchwieg, ſichtbar verſtimmt, und auch Sir Charles blieb von nun an ſtumm und verſchloſſen, bis einer der anweſenden Fremden ſeiner ſchönen Pferde erwähnte, die dieſer mit Bewunderung im Stalle geſehen hatte. Nun ward er mit einem Mal nicht minder lebendig, als geſtern ſein treuer Wilkinſon bei der nämlichen Veranlaſſung es geworden war. Er unterhielt die ganze Tafel mit Erzählungen von engliſchen Wettrennen und von den bei dieſen auf unglaubliche Weiſe gewonnenen oder verlornen bedeutenden Summen. Dazwiſchen berief er ſich immer auf Wilkinſon, der nie ermangelte, der Geſchichte noch irgend etwas zuzuſetzen, um ſie noch wunderbarer und merkwürdiger erſcheinen zu laſſen. Von den Pferden ging er zu den Feſten und Aſſembleen der vornehmen Welt in London über. Von dieſen kam er auf die dortige italieniſche Oper, und den beſondern Verdienſt der berühmteſten Sängerinnen und Tänzerinnen. Ein unaufhaltſamer Strom von Beredſamkeit floß von ſeinen Lippen, indem er ſeiner vertrauteſten Freunde in London dabei erwähnte, lauter Lords, Counts und Viscounts. Kein einziger plebejer Name entſchlüpfte ihm, vor allem aber pries er die Herrlichkeiten von Brighton, und ſprach mit wahrer Begeiſterung von den Freuden, die er dort in der unmittelbaren Nähe des Prinz Regenten ſelbſt wollte genoſſen haben.

Kleeborn's Unmuth ſtieg ſichtbarlich bei den Rotomontaden des jungen Mannes; man ſah es ihm an, daß er auf irgend eine Weiſe ihm Luft machen mußte, und ein eignes Gefühl von Unbehaglichkeit bemächtigte ſich dabei allmählich der ganzen Geſellſchaft. „Erlauben Sie mir eine Frage,“ fing er endlich an, „Sie ſprechen immer, als wären Sie ein geborner Engländer, und doch als der Sohn meines ſehr verehrten Freundes, Jan Peter Wißmann in Amſterdam, ſind Sie ſo viel ich weiß ein Holländer.“

„Ei freilich, iſt der alte Herr mein Papa,“ fiel Sir Charles halb lachend ihm ein, denn das viele Reden und der dazwiſchen reichlich genoßne Burgunder ſchien ihn jetzt ungewöhnlich belebt zu haben, „freilich iſt der alte Herr mein Papa, den die halbe Welt als eine der bedeutendſten Figuren an der Amſterdamer Börſe kennt. Deshalb aber habe ich dennoch die Ehre, ein ſo ächter Britte zu ſeyn, als irgend einer, der innerhalb des Glockenſchalles von Bowchurch geboren ward. Ich könnte ſogar mit der Zeit Lordmajor von London werden, ſo gut als der Beſte in der City, wenn es mir nur möglich wäre, im Kohlendampfe dieſes ſchmutzigen, ſchachernden Theils von London zu leben. Aber ich ziehe es vor, unter meines Gleichen im Weſtende der Stadt zu wohnen, obgleich ich freilich mein Comptoir in der Nähe der Börſe haben muß. Ich ſcheue den weiten Weg nicht, wenn meine Gegenwart dort nöthig iſt. In ein paar Stunden läßt ſich bekanntlich vieles abthun, und meine braven Pferde bringen mich ſo ſchnell hin und zurück, daß ich oft ſchon wieder zu Hauſe bin, noch ehe es bei meinen eleganten Nachbarn Tag wird."

Des Alten Geſicht legte ſich in immer ernſtere Falten, ſo daß die Tante anfing, einen förmlichen Ausbruch des in ihm aufſteigenden Gewitters zu befürchten, was ihrem feinen Gefühl für Schicklichkeit unerträglich geweſen wäre, ſelbſt wenn dadurch Viktorine von Sir Charles Anſprüchen auf immer hätte befreit werden können. Denn Alles, was die feinſte Grenze des Anſtandes im mindeſten verletzen konnte, war ihr durch lange Gewohnheit ſo widerwärtig, daß ſie ſich oft wie von einem Fieber ergriffen fühlte, ſobald ſie nur ahnete, es könne ſo etwas, ſelbſt von ihr übrigens völlig gleichgültigen Perſonen, in ihrem

Beiſeyn geſchehen. Daher trat ſie auch hier gleich ins Mittel, und um nur den alten Herrn nicht zum Wort kommen zu laſſen, bat ſie Sir Charles, ihr doch zu erklären, wie man zugleich ein Engländer und ein Holländer ſeyn könne?

„Das kann in der That Niemand ſeyn, und ich bin es auch nicht,“ erwiederte Sir Charles, „denn wie geſagt, ich habe die Ehre einzig Großbrittanien anzugehören, und dieſes verdanke ich meiner Mutter, die aber dennoch auch nur eine ächte, in Rotterdam geborne Holländerin war. Die gute Dame hatte aber die Gefälligkeit, mich auf einem engliſchen Weſtindienfahrer das Licht der Welt zum erſten Mal erblicken zu laſſen; und Sie wiſſen gewiß alle, daß ich dadurch ſo vollkommen nationaliſirt bin, als wäre ich von engliſchen Eltern mitten in London geboren.“

„Das war ja für Sie ein ungemein günſtiger Zufall,“ erwiederte ein alter Herr aus der Geſellſchaft, den Sir Charles wunderſame Erſcheinung höchlich zu amuſiren ſchien.

„Freilich, freilich,“ erwiederte dieſer, „aber es hat auch ſeine melancholiſche Seite, denn meine Mutter mußte das Geſchenk, das ſie mir machte, mit dem eignen Leben bezahlen. Sie war eben auf der Rückreiſe von Jamaika begriffen, wohin ſie meinen Vater begleitet hatte, und dieſe war durch tauſend ungünſtige Zufälligkeiten beinah bis in's Unglaubliche verlängert worden. Seit ſechs und zwanzig Jahren ruht ſie nun unter Korallenfelſen im Grunde des atlantiſchen Meeres, und es war meinem Vater ſo ſchmerzlich, ſie hinabſenken zu ſehen, daß er mich in meiner Kindheit gar nicht um ſich haben mochte, und mich deshalb in England ließ, als er nach Amſterdam zurückkehrte. Doch erlauben Sie mir, Madame," ſetzte Sir Charles zur Tante gewendet hinzu, „erlauben Sie mir nach engliſcher Sitte ein Glas Champagner mit Ihnen zu trinken, um dieſe trübſeligen Erinnerungen wieder hinunterzuſpülen, die man bei der Tafel am wenigſten aufkommen laſſen ſollte."

Die Tante verſicherte ſehr kalt, ſie tränke niemals Champagner, Sir Charles leerte ſein Glas, und nahm, noch aufgeregter als zuvor, abermals das Wort. „Der ſicherſte Beweis, daß ich in meinem Vaterlande als ächter Engländer anerkannt werde,« ſprach er, „iſt der, daß ich im vorigen

Jahre in Brighton die Ehre hatte, die ritterliche Würde zu empfangen, deren in Altengland kein Ausländer fähig iſt. And now, um mit Sir John Falſtaff witzigen Andenkens zu reden, can make any Jane a Lady *), die ihre Hand mir reichen mag.“ Eine allgemeine Pauſe entſtand jetzt, denn Viele mochten ſchon das Verhältniß ahnen, in welchem Sir Charles zu dem gaſtlichen Hauſe ſtand, das alle ehrten. Seine letzte Ungezogenheit, neben dem herzloſen Uebermuth, mit welchem er ſeiner verſtorbenen Mutter erwähnt hatte, berührte Jedermann auf eine höchſt unangenehme Weiſe, und dieſe allgemeine Verſtimmung führte bald darauf das Aufheben der Tafel herbei.

Nur ein einziges Paar hatte nichts von allem Vorgegangenen bemerkt, und dies war Agathe und der neben ihr ſitzende uns ſchon bekannte Schwarze. Ihr ſelbſt kam ſeine ganz unverhoffte Gegenwart ſo unglaublich vor, daß ſie oft zu träumen fürchtete. Sie hatte weder von ſeiner ebenfalls am geſtrigen Abend erfolgten Ankunft, noch von der Viſite, die er am Morgen dem On-

---

*) Ich kann jede Hanne zur Lady erheben.

kel abſtattete, das Mindeſte vernommen, und freute ſich nur, ungemein vernünftig geweſen zu ſeyn, da ſie ihn unter den Gäſten ihres Oheims fand, denn ſie hatte bei ſeinem Anblick nicht laut aufgeſchrien.

Der junge Mann war indeſſen vom Lieutenant zum Rittmeiſter emporgeſtiegen, und lag nun mit ſeiner Schwadron in einem nahen Städtchen in Garniſon. Er mußte ſeiner jungen Nachbarin unendlich viel zu berichten haben, denn während der ganzen Mahlzeit flüſterte er unaufhörlich mit ihr, doch führte er ganz allein nur das Wort, indem Agathe mit niedergeſchlagenen Augen und glühenden Wangen, ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, nur eine aufmerkſame Zuhörerin abgab. Zuweilen wagte ſie es ganz heimlich und ſchüchtern, zur Tante hinüberzuſehen, wandte ſich aber noch tiefer erröthend gleich wieder ab, wenn ſie dem klaren ſcharfſehenden Auge derſelben auf halbem Wege begegnete.

Während der Kaffee herumgereicht ward, wagte ſie es aber endlich doch, ſich in Anna's Nähe zu drängen. „Ach Tante!“ flüſterte ſie ihr zu, „ach Tante, was hab' ich Ihnen alles zu ſagen!“

„Wirklich?" erwiederte dieſe lächelnd, „und wenn ich Dir nun ſage, daß ich ohnehin ſchon alles weiß?" „Herr Gott! Sie haben's gehört, und folglich die andern alle auch!" rief Agathe gewaltig erſchrocken. „Das habe ich wohl gedacht, das kommt von der Unbeſonnenheit her." „Beruhige Dich, meine beſonnene Agathe," erwiederte freundlich die Tante, und ſtreichelte ihr die glühende Wange, „beruhige Dich, denn ich hörte mit den Augen und die Kunſt verſteht nicht Jedermann."

Die Geſellſchaft hatte ſich zu ſpät verſammelt, um nicht auch ſehr ſpät wieder auseinander zu gehen, daher war für dieſen Abend unter den Mitgliedern der Kleeborn'ſchen Familie an keine vertrauliche Mittheilung über alles Vorgegangene zu denken. Doch am folgenden Vormittage ſuchte der alte Kleeborn die Tante in ihrem eignen Zimmer auf, was ſeit dem Tage ihrer Ankunft nicht wieder der Fall geweſen war, und alſo auf Ungewöhnliches deutete. „Fräulein Schweſter," rief er noch in der Thüre mit einem ſehr heitern Geſicht ihr entgegen, „Fräulein Schweſter, wenn's Glück gut iſt, und Sie es ſo meinen wie ich, ſo haben wir zwei Bräute im Hauſe, und können an einem Tage zwei Hochzeiten ausrichten. So eben hat der Rittmeiſter Horſt um Agathen bei mir angehalten. Der junge Soldat geht raſch zu Werke, wie Sie ſehen, aber dabei auch rechtlich, nach der alten Art, wie ſich's gehört, und das muß ich loben. Er hat nicht erſt, wie ein gewiſſer Anderer, den ich nicht nennen mag, und von dem auch hoffentlich nie wieder die Rede ſeyn wird, mit dem Mädchen hinter meinem Rücken einen Liebeshandel angeſponnen, ſondern geht gleich vor die rechte Thüre. Ich liebe freilich das Militär eben nicht beſonders, ich würde auch Viktorinen an keine Uniform weggeben, und ſteckte ſelbſt ein General darin. Doch mit Agathen iſt das ein Anderes, obgleich das Kind ein hübſches Vermögen beſitzt."

Die Tante erwähnte Agathens große Jugend.

„Freilich iſt das Mädchen noch blutjung, kaum ſiebzehn Jahr alt, doch jung gefreit hat Keinem gereut," erwiederte Kleeborn. „Auch iſt der junge Horſt nichts weniger als arm, er iſt der Sohn eines wohlhabenden, mir wohl bekannten Kaufmanns in Stettin, und ſein älteſter Bruder ſetzt die Handlung fort; ſo wäre denn von dieſer Seite die Parthie gar nicht ungleich. In ſeinem Stande kann er es auch noch einmal hoch genug bringen, denn daß er ſich brav gehalten, beweiſt nicht nur ſein eiſernes Kreuz, ſondern auch ſein ſchnelles Avancement. Ich habe ihn alſo in Gottes Namen auf Morgen früh wiederbeſtellt, denn er muß den Abend wieder fort, und wenn Agathe übrigens nicht abgeneigt wäre, ſo dächte ich — doch thue ich nichts ohne Ihren Rath, denn Sie ſind eine ungemein kluge Dame, daher bitte ich Sie jetzt, mir dieſen zu ertheilen, und mir zu ſagen, was ich dem jungen Menſchen morgen antworten ſoll.“

Die Tante fand dieſes alles zwar ungemein übereilt, um ſo mehr, da Agathens künftiges Glück ihr ſehr am Herzen lag, denn ſie hatte dieſes natürliche, gutmüthige Weſen recht mütterlich lieb gewonnen, aber ſie ſah auch ein, wie wünſchenswerth es ſey, die Kleine ſobald als möglich von Babet's verlockender Geſellſchaft und zugleich aus dem Hauſe des Oheims zu entfernen, wo ſie ohne alle Aufſicht, mitten im Geräuſche eines ſehr glänzenden Lebens, tauſend Gefahren ausgeſetzt bleiben mußte. Dem alten Herrn zu rathen, unternahm ſie aber deshalb doch nicht; denn ſie wußte wohl, daß er, wie faſt Alle, nur um Rath frug, um dennoch ſeiner eigenen Anſicht zu folgen; aber ſie verſprach, was er eigentlich nur von ihr gewollt hatte, nämlich Agathens Herz zu erforſchen. Doch verlangte ſie noch zuvor eine Unterredung unter vier Augen mit dem jungen Horſt, die Herr Kleeborn auch einzuleiten ſuchen wollte. Sie hoffte in dieſer doch den Mann etwas näher kennen zu lernen, an deſſen Hand ſie nicht ohne Bangen ein unverdorbenes, liebes Kind dem Ernſte des Lebens in ſo früher Jugend entgegen gehen ſehen ſollte.

Kleeborn brachte das Geſpräch jetzt auf den jungen Wißmann, und zu Anna's Erſtaunen ſchien ſeine geſtrige Unzufriedenheit mit dieſem über Nacht völlig verſchwunden zu ſeyn. „Freilich iſt er nicht ganz ſo, wie ich es erwartete, und es wäre mir auch recht lieb, wenn manches anders wäre," ſprach er. „Das fürſtliche Anſehen, das er ſich zu geben ſucht, gefällt mir eben ſo wenig, als ſein ewiges Prahlen mit vornehmen Freunden. Wir ſind denn doch auch was wir ſind. Auch kann ich es nicht loben, daß er ſich gewiſſermaßen ſchämt, ein Kaufmann zu heißen; und der Aufwand, den er treibt, iſt denn doch etwas zu auffallend. Aber er iſt noch jung, und Verſtand kommt nicht vor Jahren. Ich war auch einmal ſo ein Springinsfeld. Freilich trieb ich es nicht ſo arg, aber Sie wiſſen es ſelbſt, Fräulein Schweſter, vor dreißig Jahren waren auch andere Zeiten und andere Sitten, und wenn man Hausvater wird, ſo legen ſich die ſtolzen Wellen gewöhnlich von ſelbſt.“

„Ich mag es nicht verhehlen,“ erwiederte Anna, „der ungemeſſene Uebermuth des jungen Mannes hat mich tief empört. Obendrein ſcheint er mir völlig gemüthlos, und ich gebe es Ihnen recht ernſtlich zu bedenken, ob Viktorine an der Seite eines ſolchen Mannes je hoffen kann, ein frohes Leben zu führen, und ob ſie mit ihm die Unfälle wird heitern Muths ertragen können, die auch dem Glücklichſten drohen.“

„Das gibt ſich alles, Fräulein Schweſter,“ fiel Kleeborn ein. „Was Sie von ſeinem Uebermuth erwähnen, gebe ich zu. Sie ſehen, ich bin billig, was wahr iſt, laſſe ich gelten. Das iſt aber Jugendart und vergeht wenn man älter wird, beſonders bei den Holländern, denn ein ſolcher iſt er doch, trotz ſeines engliſchen Ritterthums. In Holland frägt man ſogar ſprichwörtlich von jedem jungen Manne: „„hat er geraſet oder will er erſt raſen?““ Das wird dort wie die Kinderblattern angeſehen, die auch ein jeder gehabt haben muß, und ein verſtändiger Vater wählt immer lieber Einen, der ſchon einige tolle Streiche gemacht hat, als Einen, der von Jugend auf ſtill und vernünftig war; denn bei letzterem ſteht zu befürchten, daß der Paroxismus in der Ehe nachkommen könnte. Wißmann iſt jetzt mitten in demſelben begriffen, wir wollen das abwarten. Ich will darum auch auf keine Weiſe die Erklärung zwiſchen ihm und Viktorinen zu beſchleunigen ſuchen; mag er ſich erſt die Hörner noch ein wenig abkaufen. Sie bleiben einander doch gewiß, das läßt ſich nicht ändern, denn die Parthie iſt für beide zu vortheilhaft, und wir Väter gaben einander unſer Wort darauf, das noch keiner von uns jemals gebrochen hat.“

In dieſem Augenblick trat Viktorine ins Zimmer, und ihr Vater wandte ſich ſogleich an ſie. „Höre, Viktorinchen," ſprach er, „thue mir den Gefallen und laß das Geſichterſchneiden, es hilft Dir zu nichts, und Du weißt, ich kann es nicht leiden. Du thuſt am beſten, wenn Du Dich mit guter Art in Dinge fügſt, die ſich nicht abändern laſſen. Ich frage nicht einmal, ob Wißmann Dir gefällt? aber ich rathe Dir freundſchaftlich, ihn Dir gefallen zu laſſen, denn er wird Dein Mann, das iſt nun einmal gewiß. Wir Väter werden unſer Wort nicht brechen, weil unſere Kinder beide, jedes auf ſeine Weiſe, vor der Hand noch ein Paar Narren ſind, die nicht wiſſen was ſie wollen." „Lieber Vater," fing Viktorine bittend an; doch dieſer ließ ſie nicht weiter reden.

„Hilft nichts! hilft nichts!" rief er, „was ſeyn muß, muß ſeyn, und Du biſt deshalb doch Wißmanns Braut. Indeſſen braucht das vor der Hand noch Niemand zu wiſſen als wir. Daher verlange ich einſtweilen auch nur, daß Du es bloß im Herzen ſeyn ſollſt, ohne den äußern Schein davon anzunehmen, der kommt zeitig genug. Für jetzt betrage Dich nur freundlich und anſtändig gegen Deinen Bräutigam, das kommt Dir hernach in der Ehe zu gut. Uebrigens warte alles in Gelaſſenheit ab, gib Dir weder durch zu große Freundlichkeit, noch auf andere Weiſe das Anſehen, als ob Du Dir von ihm eine Erklärung vermutheteſt, denn das ſchickt ſich nicht für eine Tochter von mir. Die Erklärung wird nicht ausbleiben, das verſichre ich Dir. Nun, bis auf einen Punkt, der hoffentlich jetzt auf ewig vergeſſen ſeyn ſoll, bin ich ja immer mit Dir zufrieden geweſen, Du haſt Dich ja ſtets ſo betragen, daß ich Ehre und Freude davon hatte, Du wirſt auch jetzt Deinen alten Vater nicht kränken wollen; ich habe ja ſonſt nichts in der Welt, das mir recht am Herzen läge als Dich. Glaube mir, mein Kind, ich bin nur auf Dein Glück bedacht und Du wirſt es mir gewiß noch einmal danken, wenn Du dies jetzt auch noch nicht einſiehſt. Die Jugend iſt blind, aber wir Alten ſind dafür da, um ſie zum Beſten zu leiten. Und nicht wahr, Du wirſt nicht ferner widerſtreben? Meine gute dankbare Viktorine wird mir auf meine alten Tage dafür Freude machen wollen, daß ich in meinen jungen Tagen ſtets nur für ſie arbeitete und ſorgte?“ Der plötzlich ganz ungewöhnlich weich gewordne Alte ſtreichelte bei dieſen Worten Viktorinens erbleichende Wange, und verließ dann in ſichtbarer Bewegung das Zimmer, während Viktorine in Thränen ausbrach.

„Tante!“ rief ſie, „gütige liebe Tante, dieſes iſt härter als alles! Ich kann, ich kann in der Treue nie wanken noch weichen, aber wie ſoll ich feſt bleiben wenn mein Vater ſo zu mir ſpricht! Wohin ich auch blicken mag, ich ſehe nur meinen Untergang.

„Raimund erliegt vielleicht in dieſem Augenblick dem Kampf mit dem wilden Elemente, auf dem er ſchwebt, um einem Lande entgegen zu eilen, in welchem der Tod, in Blumenduft verhüllt, ihn erwartet! einem Lande, wo Tauſende vor ihm ſchon beim erſten Schritte Vernichtung einathmeten! Doch bewahrt ihn auch ſein Engel mitten in allen Gefahren und führt ihn ſicher in die Heimath zurück, mich findet er nicht mehr, dies ſagt mir ein Gefühl, dem ich umſonſt zu widerſtreben verſuche.“

„Viktorine, wie biſt Du plötzlich ſo muthlos, und gerade jetzt, wo alles ſich vereint, um Deinem

Hoffen neues Leben zu gewähren?“ ſprach Tante Anna.

„Ach liebe, liebe Tante,“ erwiederte Viktorine, „meine Kraft iſt erſchöpft, und mir wäre wahrlich am beſten, wenn ich zur Ruhe ging, wo aller Kampf ein Ende hat. So lange mein Vater mich hart und ſtreng ſeinem Willen beugen wollte, ſo lange hatte ich den Muth, ihm zu widerſtehen und der Stimme meines Herzens zu folgen, die hier laut über Recht und Unrecht entſcheidet. Und wahrlich, ſeit ich den herzloſen, kindiſch eitlen, eingebildeten Thoren ſah, dem ich beſtimmt bin, ſeitdem fühle ich noch tiefer als zuvor, daß ich ſogar um meines Vaters willen hier nicht nachgeben darf; ich dürfte es nicht, ſelbſt wenn ich Raimund nie zuvor erblickt hätte, denn mein Vater müßte ja ſeine grauen Haare in Kummer und Reue dereinſt zu Grabe tragen, wenn er ſpäterhin das unausbleibliche Elend mit anſäh', das er jetzt, freilich in der beſten Abſicht, ſeinem Kinde an der Seite dieſes Mannes bereiten möchte. Tante, ich flehe Sie an, reizen Sie den Vater wieder zum Zorne gegen mich auf, ſo entſetzlich mir dieſer auch einſt erſchien, er allein hat mich aufrecht erhalten, das fühle ich jetzt. Dem gütigen, dem bittenden Vater kann ich nur mit verſchloſſener, auf ewig verſtummter Lippe widerſtreben.“

Anna fühlte unausſprechliches Mitleid für die arme Viktorine, deren gegenwärtige Stimmung ihr bei dieſem Charakter ſehr begreiflich war. Sie wandte alles an, um die Klagende wieder zu beruhigen. „Glaube mir,“ ſprach ſie, „Dein Zuſtand iſt nicht halb ſo hoffnungslos, als er es in Deiner jetzigen trüben Stimmung Dir erſcheint. Halte Dich nur aufrecht, und erſchöpfe nicht Deine Kraft in nutzloſer Klage und ungeſtümer Heftigkeit. Der letzte Befehl Deines Vaters ſtellt es Dir ja frei, die zu erwartende Erklärung des Dir beſtimmten Bräutigams durch kluges Benehmen ſo lange als möglich zu verzögern, denn Dein Vater ſelbſt wünſcht nicht ſie für jetzt zu beſchleunigen. Du kannſt es, ohne dabei im mindeſten den äußern Anſtand gegen Sir Charles zu verletzen, wenn Du nur klug und vorſichtig zu Werke gehſt, und ich wette, daß der Eigendünkel des wunderlichen Menſchen Dir die Rolle, die Du zu ſpielen haſt, noch obendrein ſehr erleichtern wird. Mich hat lange nichts ſo herzlich gefreut als ſeine abgeſchmackte Erſcheinung, die ſo ganz das Widerſpiel von dem iſt, was Dein Vater erwartete. Ich will Dein Hoffen von der Zukunft nicht zu hoch ſteigern, ich will für jetzt Dich nur darauf aufmerkſam machen, daß Du Zeit gewonnen haſt, und daß es nur von Dir abhängen wird, dieſe mit Verſtand zu benutzen. Laß Dich von ihrem Strome treiben, mein Kind, er führt Dich ſicher zum Hafen."

„Zum Hafen! zum Hafen der ewige Ruhe!" rief Viktorine mit überſtrömenden Augen.

„Dort landen wir einſt Alle!" erwiederte die Tante und trocknete ihr liebkoſend die Thränen ab. „Dort landen wir einſt Alle, aber bis dahin, meine Viktorine, ſollen wir dem Beiſpiele des erfahrnen Schiffers folgen, der beim Wüthen des Sturmes nicht klagend den tobenden Abgrund anſtarrt, welcher ihn zu verſchlingen droht, ſondern mit frommem Muth und weiſer Thätigkeit ſich an das Steuerruder ſtellt, jeden günſtigen Umſtand mit Klugheit benutzt, um ſich durch Klippen und Brandung zu winden, und ſo zuletzt dennoch die Fahrt glücklich beendet. Darum bitte ich Dich, meine Viktorine, gräble nicht über das, was Du Dein Unglück nennſt; wende lieber den Blick davon ab, denn es wächſt vor unſern Augen beängſtigend zur Rieſengeſtalt an, je länger wir es betrachten.“

„Ich weiß es wohl,“ ſetzte die Tante lächelnd hinzu, als Viktorine durch ihr mildes Zureden wieder ruhiger ward, „ich weiß es wohl, ſo lange wir jung ſind, lieben wir alle den Schmerz und geben uns gern mit einer Art von Wolluſt ihm hin. Aber das ſollten wir nicht, denn er gewinnt dadurch die Macht, ſeine jede Lebenskraft lähmende Gewalt an uns zu üben. Ihr aber, weit davon entfernt, ihm widerſtehen zu wollen, Ihr habt ja nicht einmal an der großen oder kleinen Plage genug, die ohnehin jeder Tag mit ſich bringt, ſondern Ihr bewahrt Euch ſogar das Andenken alter verjährter Schmerzen haushälteriſch auf, um es zu beſtimmten Zeiten wieder hervorzuholen, und Euch an ſolch' ein marinirtes Unglück zu halten, wenn eben kein friſches vorhanden iſt.“

Der wunderliche Vergleich zwang Viktorinen, ohneachtet ihrer naſſen Augen, ein Lächeln ab, doch wandte ſie nichts dagegen ein, und die Tante fuhr fort zu reden. „Wenn wir älter werden,“ ſprach ſie, „geben wir gewöhnlich dieſes gefährliche Spiel mit unſerm innern Frieden von ſelbſt auf. Darum aber ſind wir Alten auch heut zu Tage gewöhnlich weit heiterer als unſere jungen Töchter. Wir ertragen Schmerz und Verluſt mit einer ruhigen Ergebung, welche die Jugend ſich gewöhnt hat als eine durch die Jahre herbeigeführte Stumpfheit des Gefühles zu verſchmähen. Doch auch hierin pflegt ſie oft zu irren. Was Ihr an uns Gefühlloſigkeit ſcheltet, iſt meiſtens die Frucht gereifter Erfahrung. Dieſe lehrt uns glauben und hoffen, daß wir alle nur verlieren, um Höheres zu gewinnen, und daß jedes, auch das bitterſte Scheiden auf Wiederfinden deutet, ſey es nun hier oder dort.“

Viktorine und die Tante wurden bald darauf in das Wohnzimmer abgerufen, wo Sir Charles den Damen einen Morgenbeſuch abzuſtatten wünſchte und ſo wenig ſie auch in dieſem Augenblicke zur Fröhlichkeit geſtimmt ſeyn mochten, ſo konnten ſie ſich dennoch kaum enthalten, laut aufzulachen, als ſie die wunderliche Gruppe erblickten, die ſie dort vorfanden.

Mit einem völlig nichtsſagenden Geſicht, wie zwiſchen Schlafen und Wachen, ſaß, oder lag vielmehr Sir Charles in einem Armſtuhle nachläſſig hingeſtreckt; neben ihm aufrecht ſitzend ſein großer Hund, dem er mit der rechten Hand die Ohren kraute, und auf ſeiner linken Schulter ſaß Koko, der Affe. Dazu hatte er einen hellblauen leinenen Kittel an, zwar von etwas feinerem Stoffe, doch übrigens ganz ſo wie ihn die franzöſiſchen Bauern oder auch die brabanter Fuhrleute tragen. Damals verſuchten erſt wenige tonangebende Elegants in Paris, dieſe Mode als Morgennegligée der Herren aufzubringen, aber bis nach Deutſchland war ſie bis dahin noch nicht durchgedrungen, und mußte daher doppelt auffallend erſcheinen. Domingo, der Negerknabe, ſtand auf das Schönſte geputzt in einem feuerfarbnen Gewande, das mit ſeinem ſchwarzen Geſicht den ſeltſamſten Kontraſt bildete, in ehrerbietigſter Stellung an der Thüre, und hielt eine lange Kette von fein polirtem glänzendem Stahl, deren anderes Ende an Kokos Halsband befeſtigt war.

Dicht vor Sir Charles ſtand Babet und reichte mit gezierter Aengſtlichkeit dem Affen einzelne in Papier gewickelte Bonbons, die dieſer unter tauſend Grimaſſen verzehrte, und jedesmal der Geberin, zum Dank dafür, das Papier an den Kopf warf, worüber dieſe, laut kichernd, ſich halb todt lachen zu müſſen verſicherte. Sir Charles ſah dem kindiſchen Spiel mit ungemeiner Leutſeligkeit gelaſſen zu, doch nicht ſo Herr Kleeborn. Dieſer ſtand mit dem Rücken an das Fenſter gelehnt, und blickte mit einem ſehr finſtern Geſicht, auf welchem Aerger und Höflichkeit ſichtbar miteinander im Kampfe lagen, auf das ſeltſame Trio, während die neben ihm ſitzende Agathe, ganz verſchüchtert und kleinlaut, es kaum wagen mochte, die Augen von ihrer Arbeit aufzuſchlagen. Man ſah deutlich, ſie hatte etwas auf dem Herzen, das ſie verhinderte Babets und Kokos luſtigem Treiben die Theilnahme zu ſchenken, die ſie in einer andern Stimmung gewiß nicht ermangelt hätte dabei zu bezeigen.

„Verzeihung," ſprach Sir Charles, indem er die Tante und Viktorinen hereintreten ſah, und ſich langſam von ſeinem Armſtuhl erhob, „Verzeihung meine Damen, daß ich es wagte dieſe meine Reiſegefährten hier einzuführen, aber Fräulein Babet äußerte geſtern den lebhaften Wunſch, deren nähere Bekanntſchaft zu machen." „Ach und Koko iſt ſo allerliebſt!" rief Babet dazwiſchen, und verſuchte es, den noch immer auf der Schulter ſeines Herrn ſitzenden Affen zu ſtreicheln. Doch dieſer war eben nicht aufgelegt Spaß zu verſtehen, er wieß ihr Nägel und Zähne, und ſtieß dabei ein ſo unangenehmes gellendes Geſchrei aus, daß Babet ſehr erſchrocken zurückfuhr.

„Fi-done, Koko," lallte lächelnd Sir Charles mit großer Gelaſſenheit. „Domingo, bringe den unartigen Kleinen nach Hauſe." Doch der Kleine hatte noch keine Luſt hiezu, er biß um ſich, zerraufte ſeinem Herrn die Haare und ſprang zuletzt auf Kleeborn los, ſo ſchnell, daß Domingo kaum Zeit gewann, ihn von dieſem abzuhalten, indem er die Kette kürzer faßte. Der arme Neger hatte wirklich viel Mühe, ſich des aufgebrachten Thieres zu bemächtigen, und mußte es ſich gefallen laſſen, tüchtig zerkratzt zu werden, während er es in einem ſehr zierlichen Pelzmantel von blauem Sammet einwickelte, um es darin über die Straße zu tragen. Der große Hund folgte auf Sir

Charles Wink ihm von ſelbſt aus dem Zimmer, und dieſer ſank nun, als wäre er von der kleinen Anſtrengung höchſt ermüdet, in ſeine vorige bequeme Stellung zurück. „Solche wilde Beſtien!“ rief jetzt Herr Kleeborn, ſehr erfreut dem ſo lange mühſam verhaltenen Aerger endlich Luft machen zu können, „ſolche wilde Beſtien! den Hals ſollte man ihnen umdrehen. Was für Freude kann man davon haben, ſie um ſich zu dulden! Hunde laß ich allenfalls noch gelten, Pferde auch, denn die ſind doch nützlich, aber wilde Thiere aus den afrikaniſchen Wäldern“ —

„Ach, die Welt iſt ſo zahm!“ fiel Sir Charles ihm ſehr gelaſſen ein; „das Leben iſt ſo einſchläfernd!“ ſetzte er mit gedehntem, halb gähnenden Tone hinzu, „wahrhaftig, ohne meinen kleinen Freund aus den afrikaniſchen Wäldern, wie Sie ihn nennen, wüßte ich kaum, wie ich es ertragen ſollte. Was man ſieht, was man hört, was man genießt, hat man ſchon ſo viele Tauſendmal gehört, geſehen und genoſſen! Koko iſt noch der Einzige unter allen meinen Bekannten, der mich zuweilen durch ſeine Genialität überraſcht; denn er thut gewöhnlich, was ich nicht will, oder wenigſtens doch nicht von ihm erwarte. Mungo, mein Hund, iſt ſchon ein halber Menſch und daher viel langweiliger; er iſt ehrlich, niederträchtig, und nach ſeiner Art auch höflich; ich dulde ihn nur wegen ſeiner Anhänglichkeit und weil ich mich nicht damit bemühen mag, ihn wegzugeben. Ich wollte, er würde mir einmal geſtohlen, aber er käme doch wieder.“

Die Tante ſah deutlich, wie Kleeborn durch dieſes Geſchwätz immer verdrüßlicher gemacht wurde, und um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, ſuchte ſie es auf des jungen Mannes Reiſen, beſonders in Frankreich und Italien zu leiten. Dieſer, von ihr dazu aufgemuntert, begann jetzt zu erzählen, und zwar nicht ohne Geiſt, aber er gähnte dabei oft durch die Naſe, machte lange Pauſen, verlor den Faden, ſo daß er nicht mehr wußte, wovon er zuletzt geſprochen hatte und betrug ſich vollkommen wie einer, der nur ſpricht, um nicht vollends einzuſchlafen. Alles Sehenswerthe, alles bedeutend Merkwürdige hatte er in den Ländern geſehen, die er durchreiſ't war. Nichts war ihm entgangen, aber auch nichts hatte ſeine Erwartung befriedigt, am wenigſten das, was alle andere Reiſende mit Bewunderung erfüllte. Dabei ſprach er viel von antiken und anderen Kunſtwerken, die er in Italien an ſich gekauft hatte; vieles, das den Transport nicht gar zu ſehr erſchwerte, verſicherte er mit ſich zu führen, und erbat ſich zugleich die Erlaubniß, es den Damen gelegentlich zeigen zu dürfen.

„Es wird mir einigermaßen ſelbſt lieb ſeyn, alle dieſe Dinge einmal wieder zu ſehen, denn ſeit ich ſie acquirirte, habe ich mich nicht wieder darum bekümmert,“ ſprach er; „mein Secretär hat ſie unter ſeiner Aufſicht. Mich intereſſirten ſie nur, ſo lange ich ſie nicht beſaß, wegen der Freude, ſie andern wegkaufen zu können, die ebenfalls nach ihrem Beſitze ſtrebten. Ich betrachte das wie eine Art von Entſchädigung für die Freuden der Jagd, die ich in jenem Lande entbehren mußte und die langnaſigen römiſchen Cicerones kamen mir dabei wie treffliche Spürhunde vor. Uebrigens mögen dieſe Herren mich wohl mitunter ziemlich ruchlos betrogen haben, aber ich ſcheute die Mühe dieſes zu merken, und ließ ſie lieber machen was ſie wollten. Im Grunde iſt es doch ein thörigtes Beginnen, ſein ſchönes Geld für altes roſtiges

Eiſenwerk und zerbrochenen Marmor wegzugeben, doch was thut man nicht aus Langeweile! und die athmet man in Italien, beſonders in Rom, mit der Luft ein.“

Das Geſpräch wandte ſich zufälligerweiſe auf Manufakturen und ihre Erzeugniſſe. Sir Charles gab auch hier, wie überall, ſeinem angeblichen Vaterlande, England, den Vorzug, aber er wußte doch auch über manches von dieſer Art, was er in andern Ländern geſehen, ziemlich beſtimmte Auskunft zu geben und beantwortete einige Fragen des alten Kleeborn zu deſſen großer Zufriedenheit, ſo daß dieſer allmählich wieder völlig mit ihm ausgeſöhnt ſchien, und die afrikaniſchen Thiere darüber vergaß. Unter andern rühmte er die Korallenſchleiferei in Marſeille, und zog dabei ein Schmuckkäſtchen unter ſeinem Kittel hervor, welches er als Beweis der hohen Vollkommenheit ihrer Produkte Viktorinen überreichte, die bis jetzt an dem Geſpräch nur ſchweigenden Antheil genommen hatte. Es enthielt einen ſehr vollſtändigen Damenſchmuck von ausgeſucht ſchönen geſchliffenen Korallen, deſſen größter Werth aber in der auſſerordentlich eleganten Faſſung derſelben beſtand.

Viktorine und die Tante betrachteten und lobten den ſchimmernden Putz mehr aus Höflichkeit, als aus wirklichem Wohlgefallen daran, doch Babet, die ſich gleich ſehr geſchäftig herbeidrängte, wurde nicht müde, jedes einzelne Stück deſſelben überlaut bis in die Wolken zu erheben. „Der herrliche Kamm!“ rief ſie, „ach und das ganz einzige allerliebſte Jeannetten-Kreuz! und nun vollends die köſtlichen Ohrringe! Nein, darüber geht doch nichts in der Welt!“ Sie trieb dieſes ſo lange und ſo laut, bis Viktorine ſich ihrer ſchämte und alles wieder in das Käſtchen hineinpackte.

Sir Charles ergriff gerade dieſen Moment um aufzuſtehen, und Viktorine, da ſie ihn im Begriffe ſah ſich fortzubewegen, bat ihn ſeinen Schmuck nicht zu vergeſſen. „Meinen Schmuck?“ fragte er mit dem unbefangenſten Geſichte von der Welt, und da ſie ihm das jetzt wieder geordnete Käſtchen hinreichte, ging er ſo weit, zu behaupten, es ſey nicht das ſeine, ſondern Viktorinens.

„Nun, in der That,“ erwiederte Viktorine mit etwas ſpöttiſchem Lächeln, „Sie ſind für einen ſo jungen Herrn entweder ſehr zerſtreut, oder Sie verſtehen die ſchwere Kunſt aus dem Grunde mit einem ſehr ernſthaften Geſicht zu ſcherzen, indem Sie ſich ſtellen, als ob Sie Ihr Eigenthum nicht anerkennen wollen.“ —

„Ich verſichre Sie mein Fräulein —“ fing Sir Charles an, doch Viktorine unterbrach ihn.

„Ich bitte,“ ſprach ſie ſehr ſtolz, ſehr ernſt, aber zugleich auch ſehr höflich, „ich bitte Sie, geben Sie ſich nicht weiter Mühe, das kleine Verſehen zu entſchuldigen; ich bin ohnehin vollkommen überzeugt, daß Sie nur zerſtreut waren, denn es kann mir doch unmöglich in den Sinn kommen, daß Sie fähig wären, in dieſem Hauſe, auf dieſe Art Scherz treiben zu wollen, und noch weniger, daß es Ihnen einfallen könnte, einem Mädchen wie ich bin, ein Geſchenk anzubieten.“

Sir Charles nahm jetzt anſcheinend gleichgültig ſein Käſtchen zurück, doch innerlich kochte der Zorn, den Viktorinens ſtolzes Benehmen in ihm aufregte.

„Vater, ich berufe mich auf Sie ſelbſt, konnte ich anders? ich, Ihre Tochter?“ ſprach Viktorine, ſobald Sir Charles zur Thüre hinaus war, und ehe noch Kleeborn das zornige Wort ausſprechen konnte, das auf ſeinen Lippen ſchwebte.

Der Alte mochte auf dieſe Frage nicht gefaßt ſeyn, die ihn an die Verhaltungsregeln erinnerte, welche er ſelbſt Viktorinen eben gegeben, und wußte daher nicht gleich, was er ihr antworten ſolle; er ſchüttelte daher nur den Kopf und begab ſich fort, ohne eine Silbe zu erwiedern; aber zufrieden war er weder mit Viktorinen, noch mit Sir Charles.

Sir Charles lief indeſſen gleich einem Wüthenden in ſeinem eignen Zimmer auf und ab, und zwar weit ſchneller, als man es ihm zutrauen konnte, wenn man ihn nur im gewöhnlichen Leben ſah. „Die ſtolze Thörin!“ rief er aus, „geberdet ſie ſich nicht als wäre ſie Königin von Spanien, und es thäte Noth, daß man auf den Knien zu ihr heranrutſchte? Wäre ſie nur nicht Kleeborns Tochter!“ Der Kammerdiener Marcellin, ſein Vertrauter, verſuchte es zwar, ſeinen Herrn zu beſänftigen, doch lange umſonſt. Endlich gab er ihm zu bedenken, ob es denn zur Abwechſelung ſo übel wäre auch einmal eine Spröde zur Vernunft zu bringen, beſonders wenn man ſie zu heirathen denke, und Sir Charles, der indeſſen ausgetobt hatte, fing an, ſeinen Gründen Gehör zu geben.

„Freilich,“ erwiederte er, „es liegt etwas pikantes in ihrem Benehmen und überdem iſt ſie wunderſchön, und der Hochmuth ſteht ihr nicht übel, das muß ich ihr laſſen. Nun, wir wollen unſer Heil verſuchen, es wäre ſchade wenn die Weisheit unſrer Papas bei dieſer Gelegenheit zur Thorheit würde; die alten Knaben haben diesmal zu klug ſpeculirt. Es ſey! Dieſe Donna Diana verlangt einen Don Ceſar, wie ich merke. Va! ſie ſoll ihn in mir finden. Wir wollen ſehen, ob das Trotzköpfchen ſich nicht bändigen läßt.“

Um dieſen Plan ſogleich zur Ausführung zu bringen, ging er noch am nämlichen Abende um die Theezeit in das Kleebornſche Haus hinüber und betrug ſich gegen Viktorinen und gegen Alle, als wäre gar nichts vorgefallen, das ihn unangenehm berührt hätte. Er war ſogar ungewöhnlich aufmerkſam und geſprächig, beſonders gegen Babet, und ſuchte auf eine recht angenehme Art zur Unterhaltung des zahlreichen Kreiſes junger Mädchen beizutragen, welche als Babets und Agathens

Freundinnen ſich dort verſammelt hatten, eigentlich wohl nur um den Fremden zu ſehen, deſſen ſeltſames Weſen ſchon anfing, Aufſehen zu erregen.

Der Abend neigte ſich bereits zum Ende, als Sir Charles noch eine neue Art von Lottoſpiel in Vorſchlag brachte, welchem die Tante ſich nicht wohl entgegenſetzen konnte, indem alle Uebrigen, außer Viktorinen, ihm mit lauter Freude ihren Beifall ſchenkten. Um nicht wunderlich zu erſcheinen, mußte ſie es daher geſchehen laſſen, daß Domingo einen großen Korb voll jener unbedeutenden bunt bemalten Spielereien herbeibrachte, die jedermann unter dem Namen von Attrappen kennt, welche bei Weihnachts- oder Geburtstags-Geſchenken ſehr oft zur Verhüllung irgend einer artigen Kleinigkeit dienen müſſen.

Das Spiel ging vor ſich, Sir Charles wußte es mit großer Feinheit zu leiten, und benahm ſich ſehr artig dabei; am Ende hatte jede der Anweſenden ein Körbchen, eine Frucht, ein Vogelneſt, oder eine ähnliche, aus Pappe gebildete zierliche Kleinigkeit gewonnen, deren Inhalt wahrſcheinlich bedeutender war, als ihre Auſſenſeite.

Doch da die Tante und Viktorine ihren Gewinnſt weglegten, ohne ihn näher zu unterſuchen, ſo folgten auch die Uebrigen dieſem Beiſpiel, weil ſie meynten es ſchicke ſich nicht anders. Nur Babet konnte ihre Neubegier nicht zähmen, und verſuchte es den großen Ananas, der ihr zu Theil worden war, ein klein wenig zu öffnen; ein faſt unſichtbarer Wink von Seiten des Sir Charles, der ihr bei ihrer ſteten Aufmerkſamkeit auf dieſen nicht entgehen konnte, bewog ſie indeſſen, ſogleich wieder davon abzuſtehen.

Der ganze Korallenſchmuck nebſt einer beträchtlichen Anzahl ähnlicher, zum Theil koſtbarer Kleinigkeiten, war auf dieſe Weiſe ganz unmerklich in der Geſellſchaft vertheilt worden; nur Viktorine fand das Käſtchen ſo ſie gewonnen mit Bonbons gefüllt, was ſie als einen Vorzug betrachtete, obgleich Sir Charles ſie dadurch zu kränken gemeint hatte; der Tante aber war eine kleine, von einem italieniſchen Künſtler ſehr brav in Waſſerfarben gemalte Anſicht des Veſuvs zugetheilt, mit der ſie ebenfalls vollkommen zufrieden war, und dabei bemerkte, daß Sir Charles es ſehr wohl verſtände die Linie des Schicklichen nicht zu verletzen, ſobald er ſich nur die Mühe geben wollte ſie zu berückſichtigen.

Doch nichts glich Babets ſtürmiſchem Entzücken, als ſie Abends in ihrem Zimmer nicht nur den Kamm, ſondern auch die Ohrringe und ſogar auch das Kreuzchen, die ſie am Morgen ſo ſehnſüchtig betrachtet hatte, in ihrer Ananas fand. Sie ſchrie vor Freude laut auf, und holte dann ſogleich alle Lichter herbei deren ſie habhaft werden konnte, um ſich im Spiegel, mit dieſen Herrlichkeiten geſchmückt, von allen Seiten und nach allen Richtungen hin zu bewundern. Sie erzählte dabei ſo ausführlich und mit ſo großem Triumph, wie geſchickt Sir Charles es angefangen habe, um ihr abſichtlich dieſen gewiß größten Gewinnſt in die Hände zu ſpielen, daß Agathe ſie zuletzt bitten mußte, doch endlich einmal davon aufzuhören.

„Ich habe ganz andere wichtigere Dinge zu überlegen,“ ſeufzte die Kleine, und ſtützte dabei ſehr nachdenklich das ſorgenſchwere Lockenköpfchen auf die runde weiße Hand; „ich mag nicht einmal nachſehen was in dem Spargelbunde ſteckt, das ich gewonnen habe, da liegt es noch unberührt, denn ach! Babet, denke Dir um Gotteswillen, morgen um dieſe Zeit ſoll ich ſchon eine Braut ſeyn!“

„Du?“ fragte Babet voller Erſtaunen, „Du ſchläfſt wohl ſchon und ſprichſt halb im Traum?“

„Ach nein, bewahre,“ erwiederte Agathe, „ich denke nicht an Schlafen. Stell' Dir nur vor, Horſt hat heute früh beim Onkel ordentlich um mich angehalten, er hat es mir geſtern über Tiſch ſchon geſagt, daß er es wollte, und er hat auch dem Onkel recht wohl gefallen. Hernach iſt er wohl anderthalb Stunden lang mit der Tante allein in ihrem Zimmer geblieben, und er hat auch ihr recht wohl gefallen, beſonders, ſagt ſie, wegen ſeines ehrlichen und aufrichtigen Weſens, und weil er mich ſo lieb hat. Nun und hernach hat die Tante auch mich ins Verhör genommen, und dabei ging es ſcharf her, das kannſt Du nur glauben, nun und hernach — ach Gott!“ rief ſie halbweinend, „und hernach ſoll ich morgen früh das Jawort geben; der Onkel will es nicht anders, und der Schwarze will auch nicht länger warten, und ich habe noch in meinem Leben keinem Menſchen ein Jawort gegeben, und ich weiß gar nicht wie ich das anfangen werde. Ach wäre morgen doch erſt vorüber; ich ängſtige mich ſo, Du kannſt es gar nicht glauben!“

„Höre,“ erwiederte Babet mit einem ſehr altklugen Geſicht, „wäre ich wie Du, und fürchtete ich mich ſo, ich gäbe das Jawort nicht und ließe ihn ohne ſolches abziehen. Solch' eine förmliche Heirathsgeſchichte könnte mir nun gar nicht gefallen. Das iſt ja wie, als der Großvater die Großmutter nahm. Es iſt viel hübſcher, wenn die Leute ſagen, die iſt noch ſo jung, und hat doch ſchon einem Rittmeiſter den Korb gegeben, denn bekannt muß ſo etwas doch werden —“

„Das wäre doch recht ſchlecht von mir,“ fiel Agathe ein, „und ich müßte mich doch ſchämen, wenn ich ihn dafür, daß er mich lieb hat, ins Gerede bringen wollte. Und dann, Du weißt es ja, mir hat der Schwarze ſchon lange viel beſſer als alle Andere gefallen. Wenn ich nur das Jawort nicht geben müßte! Nun, der liebe Gott wird mir helfen, und der Menſch kann viel überſtehen.“

„Meinetwegen thu' was Du willſt,“ erwiederte jetzt Babet, etwas pikirt, „und denke nur nicht etwa, daß ich mich ärgre, weil Du eher

Braut wirſt als ich, obgleich ich dreizehn und einen halben Monat älter bin als Du. Glück zu, Frau Rittmeiſterin, ich denke höher hinaus, und wer weiß, ob ich Dich dennoch nicht einhole. Man kann zwar nicht im Voraus ſo genau beſtimmen, wie alle Dinge kommen werden, aber ich weiß was ich weiß, und gib nur Acht, es wird ſich noch alles ganz anders machen, als die Leute es ſich jetzt denken.“

Dem mit altreichsſtädtiſcher Förmlichkeit in Gegenwart des Onkels und der Tante ausgeſprochnen Jawort, mit welchem am folgenden Morgen Agathe unter gewaltigem Herzklopfen den Rittmeiſter beglückte, folgte bald die feierliche Verlobung des jungen Paares, und Agathe ward die allerreizendſte kleine Braut die man ſich denken kann. Anfangs war ſie freilich noch ſehr ſchüchtern und ängſtlich, ſie kam ſogar ganz von ſelbſt auf den Gedanken, daß ſie den Mann doch eigentlich ſehr wenig kenne, mit dem ſie ihr ganzes Leben hindurch Freude und Leid theilen wollte. Doch Horſts treue herzliche Liebe gab ihr bald die jugendliche Fröhlichkeit wieder, die ihr zuerſt das Herz des jungen Kriegers gewonnen hatte. Der ihr angeborne Muthwille kam wieder auf, und ſie verſtand es in kurzer Zeit vortrefflich, ihren Rittmeiſter, der ſich dies mit tauſend Freuden gefallen ließ, auf gut militäriſch zu kommandiren. Nebenher trieb ſie den ganzen Tag über ihre gewohnten Kinderpoſſen, obgleich ſie auch wieder dazwiſchen, die zahlreichen Gratulationsviſiten von Freunden und Verwandten, mit unendlicher Gravität anzunehmen wußte. Das ganze Kleeborнſche Haus erhielt durch ſie einen Anſtrich von heiterer Fröhlichkeit, die ſonſt nicht immer darin einheimiſch geweſen war, aber die Nähe einer jungen glücklichen Braut beſitzt eine eigne alles belebende Kraft, und ſelbſt die Aelteſten fühlen ſich in ihr gleichſam verjüngt; ſie gleicht dem Frühlinge, bei deſſen erſtem Erſcheinen ſogar die alte halb abgeſtorbne Eiche mit jugendlichem Grün ſich kleidet, und ſich ihren Sprößlingen gleichſtellt.

Von nun an wandte die Tante alle Liebe und Sorge, deren ſie in ſo hohem Grade fähig war, der jungen Braut in verdoppeltem Maaße zu, indem ſie in dieſer bei tauſend Anläſſen, welche ihr neues Verhältniß herbeiführte, ein höchſt glückliches Naturell entdeckte, das nur geringer Nachhülfe und einiger Leitung bedurfte, um ſich ſchnell recht erfreulich zu entwickeln. Horſt war in ſeinen Anforderungen an die künftige Gefährtin ſeines Lebens ſehr mäßig; er ſelbſt machte bei einem geſunden hellen Verſtande dennoch nur wenig Anſprüche an höhere geiſtige Bildung, und forderte deshalb auch nichts weiter von ſeiner jungen Braut, als ein treues liebendes Gemüth, heitern Sinn und nie wankendes Vertrauen. Dieſes alles fand er in ihr, er war der Mann dazu, es ſich zu erhalten, und ſo ſchien denn die glückliche Zukunft des neuverlobten Paares ſich mit jedem Tage feſter zu ſtellen.

In dem alten Kleeborn war indeſſen die Luſt an dem ehemaligen Glanz ſeines gaſtfreien Hauſes von neuem erwacht, und die weiten Säle deſſelben mußten faſt täglich von rauſchenden Feſten widerhallen, denen das junge Brautpaar zum Vorwande diente, obgleich es dabei eigentlich darauf abgeſehen war, Viktorinen und Sir Charles einander näher zu bringen.

Horſts einfacher Sinn hätte ihn dem allen zwar gern aus dem Wege geführt; doch da man ihn jetzt ſchon als einen nahen Verwandten betrachten konnte, ſo entdeckte ihm Herr Kleeborn das Verhältniß, in welchem ſeiner Meinung nach jene Beiden zu einander ſtanden, und er war dafür gefällig genug ſich einſtweilen eine Lebensweiſe gefallen zu laſſen, die ihm eigentlich wenig zuſagte. Zum Glück gewann er dabei ſeine Agathe nur um ſo lieber, da er ſah, wie ſie mitten im glänzendſten Gewühle dennoch mit ganzer Seele nur an ihm hing, und ſobald ſich die Gelegenheit dazu bot, für eine einſame Stunde an ſeiner Seite gern andern Freuden entſagte.

In dieſem nur ſelten unterbrochenen Taumel des Vergnügens verging der größte Theil des Winters, und der Frühling nahte bereits, ohne daß dennoch Kleeborn ſich durch alle ſeine koſtbaren Anſtalten, der Vollendung ſeiner Wünſche nur um einen Schritt näher gebracht ſah. Obendrein ward mit der Zeit die halbe Stadt in ſeine Pläne eingeweiht, ſo gern er dieſe noch eine Weile verborgen gehalten hätte, und es fehlte nicht an Anſpielung darauf, die er freilich nur ſchweigend, höchſtens durch ein ſchlaues Lächeln beantwortete, die ihm aber doch eigentlich ſehr unangenehm waren.

In bedeutenden Handelsſtädten wird freilich das Leben etwas liberaler betrieben, als ſelbſt in mancher großen Reſidenz; denn in letzterer ſind gewöhnlich die Stände viel ſtrenger von einander geſondert, und die große Stadt zerfällt dadurch in unzählige kleine. In großen Handelsſtädten hingegen, wo Alle einander mehr oder weniger gleich ſtehen, und nur der größere oder geringere Reichthum der Familien einigen Unterſchied bildet, iſt dieſes weit weniger der Fall, beſonders wenn ſie zugleich Seeſtädte ſind. Selbſt das ganz vom Gewöhnlichen Abweichende fällt dort ſchon darum weit weniger auf, weil die aus allen Ecken der Welt zuſtrömenden Fremden den Augenpunkt der Bewohner einer ſolchen Stadt erweitern, und das Fremdartige ihnen dadurch zum Bekannten wird, weil es beinahe täglich vorkommt. Da es indeſſen aber wohl keinen Ort in der Welt gibt, aus welchem die Luſt, über Andere zu reden völlig verbannt wäre, ſo machte auch Viktorinens Geburtsſtadt von dieſer Regel keine

Ausnahme, und man muß geſtehen, daß Sir Charles ihren Bewohnern überreichen Stoff zur Unterhaltung freiwillig lieferte.

Sein langer Aufenthalt im theuerſten Gaſthofe, in welchem er mit ſeiner zahlreichen Dienerſchaft fürſtlichen Aufwand trieb, konnte ſchon an und für ſich unmöglich ganz unbemerkt bleiben; er wandte aber auch überdem gefliſſentlich alle Mittel an, die ihm zu Gebote ſtanden, um die allgemeine Aufmerkſamkeit täglich von neuem auf ſich zu richten; nicht nur durch ſeine und ſeiner Dienerſchaft auffallende Kleidung, ſondern auch durch ſein ganzes übriges Betragen.

Bald ſtellte er mit ſeinen ſchönen Pferden ein öffentliches Wettrennen nach engliſcher Art an, welches die halbe Stadt herbeizog; bald regierte er als ein ächter Pferdebändiger, mit eigener Hand, und auch im Aeußern einem Kutſcher ähnlich gekleidet, ſeine vier muthigen Roſſe vom Kutſchbock aus, und fuhr ſo ſeinen im Wagen ſitzenden Kammerdiener auf den beſuchteſten Promenaden ſpazieren. Ein Paar Mal ließ ſogar Babet ſich von ihm auf dieſe Weiſe im Triumph herumfahren, und neben ihr ſaß denn in Todesangſt, mit kaum zu unterdrückendem Angſtgeſchrei, die arme alte Virnot. Denn Viktorine weigerte ſich, unter dem Vorwande unüberwindlicher Furcht, Babet auf ſolchen Fahrten zu begleiten, und ihr Vater, dem ſelbſt bei dem wilden Treiben nicht wohl zu Muthe war, mochte ſie nicht zwingen, dieſe Furcht zu beſiegen. Ein andermal lud Sir Charles alle Welt zu einem Tanz-Frühſtück ein, das um drei Uhr Nachmittags anfing und gegen Mitternacht endete, oder gab um acht Uhr Abends ein großes Mittagseſſen, zu welchem die ſeltenſten Leckerbiſſen aus fernen Landen verſchrieben, und alle Treibhäuſer mehrere Meilen in der Runde geplündert werden mußten, um den Speiſeſaal mitten im Winter zu einem blühenden Frühlingsgarten umzuſchaffen. So brachte faſt jeder Tag etwas Neues, und bot zur Unterhaltung auf Koſten des Fremden friſchen Stoff dar. Am wenigſten war man aber geneigt, ihm ſein Benehmen in der Geſellſchaft zu verzeihen. Die Trägheit und Gleichgültigkeit, die er ſo gern zur Schau trug, die anſcheinend gefliſſentliche Verletzung der allergewöhnlichſten Regeln der Höflichkeit, die er ſich gelegentlich zu Schulden kommen ließ, machten ihn durchaus nicht beliebt, oft aber zum Gegenſtand des Spottes, ohne daß ſeine gewohnte Apathie ihm erlaubt hätte, Notiz davon zu nehmen. So ſah man ihn zum Beiſpiel einſt in einem ſehr beſuchten öffentlichen Concert, wo es durchaus an Platz fehlte, in einer der vorderſten Reihen ſeine gewohnte Lieblingsſtellung über zwei Stühle hingelehnt beibehalten, obgleich mehrere Damen um und neben ihn ſtanden, bis es ihm endlich nach einer halben Stunde beliebte, mitten in einer Cadenz des Virtuoſen, während man bei der allgemeinen Stille eine Stecknadel hätte fallen hören können, ſich mit ziemlichem Geräuſche in die Höhe zu richten, den Damen ſeine Plätze zu überlaſſen, und dabei auszuſehen als erwache er eben aus einem tiefen Traume.

Alles dieſes mißfiel dem alten Kleeborn gar ſehr und machte ihn zuweilen recht mißmuthig, vor allem aber verdroß es ihn, daß es noch immer zwiſchen Sir Charles und Viktorinen zu keiner förmlichen Erklärung kommen wollte. Es ſah ſogar zuweilen aus, als erwarte jener, daß der erſte Antrag zu einer nähern Verbindung von Seiten des Vaters ſeiner Braut an ihn gelangen ſolle: doch dagegen ſträubte ſich deſſen Stolz, und ſo blieb Alles wie es war. Zwar meinte Kleeborn, Sir Charles förmliches Anhalten um Viktorinens Hand ſey eigentlich nur eine bloße Formalität, da zwiſchen ihm und dem alten Wißmann, was ihm die Hauptſache war, ſchon längſt verabredet wurde, aber er ſah dieſe Formalität doch als durchaus nothwendig an. Auch würde er ihre Verzögerung kaum ſo lange ertragen haben, wenn nicht zuweilen der Gedanke ihn getröſtet hätte, daß Sir Charles ſie abſichtlich verſchiebe, um Viktorinen mit der Zeit ſeinen Wünſchen geneigter zu ſtimmen, als ſie jetzt es zu ſeyn bezeigte. So wartete er denn in wunderlicher Selbſttäuſchung von einem Tage zum andern, ohne eigentlich recht gewahr zu werden, wie aus dieſen Tagen Wochen, und zuletzt ſogar Monate entſtanden, die dennoch nicht die geringſte Veränderung in der Lage der Dinge herbeiführten.

Inzwiſchen erwartete aber auch Babet täglich, und mit nicht minderer Gewißheit als ihr Oheim, eine Erklärung ähnlicher Art von Seiten des Sir Charles, die gewiß allen Hoffnungen des alten Herrn mit einem Mal ein Ende gemacht hätte;

und die Nachgiebigkeit, mit der dieſer die Launen ſeines erwählten Schwiegerſohnes ertrug, war in der That nicht weniger zu bewundern, als ſeine Verblendung gegen Dinge, die dicht unter ſeinen Augen vorgingen.

Babet's Einbildung war freilich ſehr geſchäftig, doch muß man auch geſtehen, daß Sir Charles ſich gegen ſie auf eine Weiſe betrug, welche ſich ganz dazu eignete, in dem eitlen, unerfahrenen Mädchen die ſchmeichelhafteſten Erwartungen zu erregen; beſanders war dies der Fall, wenn er ſich von Andern unbemerkt glauben konnte. Der Eindruck, den ihre friſche Jugendblüthe im erſten Augenblick ihres Zuſammentreffens auf ihn gemacht hatte, war nicht ſo ganz oberflächlich, daß nicht ihre zuvorkommende Freundlichkeit und ihre, ihm oft ganz unbegreifliche Naivetät dieſen täglich hätten erneuern und ihn bewegen ſollen, ihr gegenüber alle jene kleinen Künſte männlicher Koketterie zu üben, die ſeinesgleichen ſtets zu Gebote ſtehen. Er bildete ſich ſogar ein, nach einem ſehr wohldurchdachten Plane dabei zu handeln, indem er glaubte, Viktorinens Eiferſucht erregen, und die Stolze demüthigen zu wollen, während es doch eigentlich Langeweile und das Bedürfniß einer kleinen Intrike war, die ihn zu dieſem Benehmen bewogen. Demohngeachtet ſtand aber der Vorſatz in ihm feſt, ſich hier auf keinen Fall zu einer Unvorſichtigkeit hinreißen zu laſſen, die für ihn die unangenehmſten Folgen nach ſich ziehen konnte. Daher ſuchte er vor allem ſich ſtets ſo unbeſtimmt als möglich gegen Babet zu äußern, und trachtete hauptſächlich darnach, das Spiel ſo in ſeiner Hand zu behalten, daß er es aufgeben könne, ſobald er wolle. Er ſprach ſich daher ſelten in Worten aus, weit öfter durch Blicke, und hütete ſich ſorgſam vor allem, was ihn vor der Welt ernſtlich kompromittiren könnte. Babet hingegen benahm ſich auf ganz entgegengeſetzte Weiſe, und ſetzte ihn dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Ihr lag vor allen Dingen daran, der Welt zu zeigen, welch' eine Eroberung ſie auf Viktorinens Koſten gemacht habe. Der ſtille Triumph war ihr nicht genug, ſie verlangte einen öffentlichen, und beging dabei unzählige, oft recht künſtlich berechnete Unvorſichtigkeiten, durch die ſie weit mehr errathen ließ, als ſie eigentlich zu verbergen hatte. Denn ſie ſtrebte hauptſächlich nur nach dem Vergnügen, ſich von ihren zahlreichen Freundinnen necken, mitunter auch wohl ein wenig beneiden zu laſſen, und beides gelang ihr. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte ſie dann Viktorinen mit wirklich beleidigendem Mitleide zu betrachten, während dieſe nichts ſehnlicher wünſchte, als das Spiel ſich in Ernſt verwandeln zu ſehen. Ihre edlere, aller Hinterliſt abgeneigte Natur und auch Babet's mitunter recht unartiges Betragen, hielten ſie freilich davon zurück, hier die Mittlerin machen zu wollen, aber ſie that wenigſtens alles, was in ihren Kräften ſtand, um nichts von dem zu ſehen, worauf Babet ſie aufmerkſam machen wollte, und ſo wenigſtens auf keine Weiſe dem anſcheinenden Verſtändniſſe jener Beiden in den Weg zu treten.

Uebrigens war Babet ſo überzeugt, daß Sir Charles bis zum Sterben in ſie verliebt ſey, daß ſein bisheriges Vermeiden einer förmlichen Erklärung dieſer Leidenſchaft ihr auch nicht die mindeſte Unruhe verurſachte; ſie war im Gegentheil unerſchöpflich im Bemühen, täglich neue Gründe dafür zu erſinnen. Hatte er ihr doch geſagt, daß ſie unbeſchreiblich ſchön und reizend ſey, und was noch mehr war, hatte er ſie ſogar nicht einige Mal ſeine bezaubernde Lady Betty genannt? was konnte das anders heißen, als daß er ſie liebe, und ſie folglich durch eine Heirath mit ihm zu einer engliſchen Lady erheben wolle. Eine Lady! ſie wußte ſelbſt nicht, was ſie ſich darunter dachte, aber es kam ihr doch über alle Maßen romantiſch vor, eine engliſche Lady zu ſeyn.

Daß dem im langen Leben mit der Welt geübten Scharfblick der Tante von allem dieſen nichts entgehen konnte, war wohl natürlich, aber ſie kannte auch Babet genau genug, um zu wiſſen, daß hier jede, ſelbſt eine mit der größten Schonung ausgeſprochene Warnung, wohl Manches verſchlimmern, jedoch nichts verbeſſern könnte. Deshalb begnügte ſie ſich damit, jeden ihrer Schritte treulich zu beobachten, und ſie übrigens ihren Weg gehen zu laſſen. Sie ſtellte ſie einer Nachtwandlerin gleich, die man nicht anrufen darf, wenn man ſie nicht dem Abgrunde zu treiben will, aber ſie verſäumte es deshalb dennoch nicht, den Abgrund ſorgſam zu umſtellen, um ſie im Falle der Noth gewaltſam zurückhalten zu können. Daß übrigens der Schmerz getäuſchter Liebe der künftigen Ruhe eines Mädchens, wie Babet, nie gefährlich werden könne, davon war ſie ebenfalls auf das vollkommenſte überzeugt; indeſſen hoffte ſie viel für ſie von der heilſamen Erſchütterung des gewiß nicht fernen Moments ihres Erwachens aus dem ſelbſt geſchaffnen Traume, und nahm ſich feſt vor, dieſen alsdann recht kräftig zum Beſten des verblendeten eitlen Kindes zu benutzen.

In dieſem von mehreren Seiten höchſt geſpannten Verhältniſſe war ſchon eine ziemliche Zeit vergangen, während welcher Allen, die nur die äuſſere Seite des Lebens in dieſer Familie kannten, ſie für höchſt glücklich halten mußten, als Viktorine eines Morgens die Tante in einem ganz ungewohnten Zuſtande in ihrem Zimmer allein fand. Ihre Hand hielt einen Brief oder vielmehr ein Paket, deſſen noch verſiegelter Umſchlag ſie mit tiefem Schmerz, ja faſt mit dem Ausdruck geheimen Grauens betrachtete, und alles an ihr deutete auf eine gewaltſame Bewegung in ihrem Innern, über welche ſie nicht Herr zu werden vermochte. Erſchrocken eilte Viktorine auf ſie zu, doch der erſte Blick auf den Brief in Anna's Händen machte auch auf ſie den tiefſten Eindruck.

„Tante!“ rief ſie faſt athemlos, „öffnen Sie den Brief, öffnen Sie ihn ſchnell, mein Gott! wie konnte ſein Anblick Sie ſo erſchrecken! er iſt ja von ihm.“

„Von ihm!“ wiederholte Anna mit bebender klangloſer Stimme und immer noch hielt ſie den Brief feſt in ihrer Hand und ſtarrte ihn regungslos mit erloſchnen Augen an, bis Viktorine ihn ihr ſanft entzog, das Siegel erbrach und ihn offen wieder in ihre Hände zurück gab.

„Der Brief iſt von Raimund!“ rief ſie, „kennen Sie denn ſeine Schriftzüge nicht mehr? er iſt von ihm, ich darf ihn nicht leſen, doch Sie — um Gottes willen, welche ſchwarze, furchtbare Ahnung hat bei ſeinem Anblicke ſich Ihrer bemeiſtert! ſie ergreift auch mich; mir bebt das Herz in unbeſtimmter, entſetzlicher Angſt. Leſen Sie, o leſen Sie! damit ich nur dieſer bangen Qual entriſſen werde. Laſſen Sie das Unheil über mich hereinbrechen, es kann in der Nähe ſo furchtbar nicht ſeyn, als es jetzt ſchwarz und drohend vor meiner Seele ſteht. Denn Raimund lebt ja —

oder wäre dieſer Brief nach ſeinem —“ Viktorine erbleichte vor dem Gedanken, der ſich jetzt ihr aufdrang, und den ſie auszuſprechen nicht wagte.

Anna hatte ſich indeſſen mit ſichtbarer Anſtrengung in ſo weit wieder gefaßt, um den Inhalt des aus mehreren engbeſchriebnen Bogen beſtehenden Pakets flüchtig überſchauen zu können, und jetzt war es an ihr die bleiche, zitternde Viktorine zu beruhigen.

„Der Brief iſt von Raimund,“ ſprach ſie hochaufathmend, „jetzt erkenne ich die Hand. Auf der Adreſſe konnte ich es nicht, die iſt franzöſiſch geſchrieben, das ſah ich von ihm nie. Sieh her Viktorine ſchrieb er auch das?“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie Viktorinen den Umſchlag hinreichte, „und iſt auch dieſes ſein gewohntes Siegel?“

„Gewiß! gewiß!“ rief Viktorine, „aber der Brief? lebt Raimund? iſt er geſund?“

Die Tante las jetzt die letzte Seite des Briefes mit mehr Aufmerkſamkeit, als die gewaltſame Bewegung in der ſie ſich befunden, es ihr vorhin erlaubt hatte, während Viktorine, neben ihr hinknieend, den ſtarren Blick auf ſie richtete, als wollte ſie den Abglanz von Raimund's Worten in ihren Zügen leſen. „Er lebt, er iſt geſund, er war im Begriff, ſich zu ſeiner fernen Reiſe einzuſchiffen; der Brief ward von ihm vor etwa vierzehn Tagen in Toulon auf die Poſt gegeben. Jetzt ſchwimmt Raimund wahrſcheinlich ſchon dem Ziele ſeiner Beſtimmung zu. Darf ich mehr Dir ſagen?“ fragte Anna, indem ſie die Blätter des Briefs wieder ordnete.

„Nein, o nein!“ rief Viktorine, von den Knieen ſich erhebend, „nein, das Wort, welches Raimund in meinem Namen meinem Vater gab, iſt mir heilig, ich darf es auf keine Weiſe umgehen. Auch nicht mittelbar will ich mich mit ihm in ſchriftliche Verbindung ſetzen. Und was brauch ich mehr zu wiſſen, als daß er lebt. Dieſes kleine Wort ſagt mir ja alles. Tante! ich laſſe Sie mit ſeinem Briefe allein, ich gehe, um jeder Verſuchung zu entfliehen. Ach, Tante! mir iſt jetzt wie damals, wenn er am frühen Morgen zu Ihnen ging; wiſſen Sie es noch? Wie horchte ich dann auf ſeine Schritte; unter tauſenden hätte ich ſie wieder erkannt. Ich horchte und horchte, bis am Ende der langen Gallerie Ihre Thüre ſich ihm öffnete. Wie ſehnlich trieb es mich dann oft auch die meinige nur einmal zu öffnen, nur einmal einen kurzen Augenblick ihn zu ſehen! aber ich widerſtand der Verſuchung, wie ich auch jetzt ihr widerſtehe. Ich gehe, liebe Tante," ſprach ſie, indem ſie der Thüre ſich zuwandte, „ich gehe und laſſe Sie mit ihm allein. Doch in Ihren lieben Augen darf ich hernach doch leſen?" ſetzte ſie wieder umkehrend hinzu, „das darf ich doch? Fragen erlaube ich mir nicht, aber das darf ich doch? und mich freuen, wenn ich lauter Gutes und Liebes darin leſe? Ich kann ja nicht anders, liebe Tante. Und nun nehmen Sie Ihren Brief, leſen Sie ihn ja recht, alles was darin ſteht, er iſt ſo lang, aber ich bitte, leſen Sie ihn zweimal, zweimal wenigſtens. Ach ich lernte ihn ſo gern auswendig."

Die Tante mußte endlich die Schwäherin mit ſanfter Gewalt von ſich treiben, die immer gehen zu wollen verſicherte, und immer blieb. Dann ſchloß ſie ſich in ihrem Zimmer ein, ließ Niemanden vor ſich, und, was noch nie geſchehen war, ſie erſchien ſogar Mittags nicht bei Tiſche. So blieb ſie den größten Theil des Tages für ſich allein, den ſie mit emſigem Durchſuchen und

Ordnen vieler Briefe und Papiere hinbrachte, bis ſie gegen Abend Viktorinen und Angelika zu ſich beſchied.

Heftig, wie immer, mit nicht zu unterdrückender Angſt, ſtürzte Viktorine auf den erſten Ruf in das Zimmer der Tante, und da ihr dieſe mit freundlichem Blick entgegenlächelte, ſo ging ſie auch eben ſo lebhaft von der bängſten Sorge, welche ſie den ganzen Tag über gequält hatte, zur berauſchendſten Freude über.

Wie ein glückliches Kind ſich an den Buſen der Mutter wirft, wenn es am Weihnachtsabend durch die noch verſchloſſene Thüre ſchon die Lichterchen des lang erſehnten Baumes blinken ſieht, ſo warf ſich Viktorine in die Arme der Tante.

„Nicht wahr?“ flüſterte ſie ſchmeichelnd, „alles iſt gut, alles iſt recht gut, und Ihre bange Ahnung beim erſten Anblick des Briefs beſtätigt ſich nicht?“

„Alles iſt gut!“ erwiederte die Tante merklich bewegt, „alles iſt gut, und wird hoffentlich noch ſehr gut werden.“ Damit drückte ſie das geliebte Kind feſt an ihr Herz, und zog auch Angelika in ihre Arme, die jetzt ebenfalls dicht neben ihr ſtand und ſie mit leuchtendem Blicke betrachtete.

„Anna!“ rief Angelika aus, „Anna, wie ſchön ſind Sie in dieſem Augenblick! es iſt als ob ein eigner Strahl himmliſcher Verklärung Sie umleuchtete; Sie ſehen aus wie an jenem unvergeßlichen Abend, da Sie zuerſt den Namen Bernhard uns nannten. Sieh' ſie doch nur an, Viktorine, iſt es nicht, als ob unſer Schutzengel in ſichtbarer Geſtalt vor uns ſtände?“

„Es iſt ſo,“ erwiederte Viktorine, indem ſie tief und forſchend in Anna's helle Augen ſah, „es iſt ſo, aber ich ſehe hier eine große Thräne blinken, ich ſehe um ihren Mund das Zucken innerer Rührung, die ſie umſonſt hinwegzulächeln ſich bemüht. Angelika, unſer Schutzengel trauert über uns! und ſo iſt denn doch nicht alles gut. Liebe, liebe Tante, o reden Sie, was wollen Sie uns verkünden?“

„Nichts Unglückliches, wahrlich nicht!“ erwiederte Anna, „es wird ſogar hoffentlich zum Guten führen, doch für den Augenblick wird es auch Euch betrüben, wie es mich betrübt, denn ich muß Euch verlaſſen, wenn gleich nicht auf lange.“

Die Mädchen ſtarrten ſie erbleichend an, und vermochten keine Sylbe zu erwiedern. „Ungern, ſehr ungern, meine Viktorine, laſſe ich Dich in der drückenden Lage allein, in der Du ſo ſehr meines Troſtes bedarfſt,“ fuhr Anna fort, „und auch von Dir, meine Angelika,“ ſetzte ſie, noch weicher werdend, hinzu, „auch von Dir mich zu trennen, iſt mir ſehr ſchmerzlich; ich werde Deine gewohnte liebe Nähe ſehr, ſehr vermiſſen, mein Kind, mein Liebes!“ Sie ſchloß Angelika in ihre Arme, und die Thräne, die ſchon lange in ihrem Auge gezittert hatte, ſchimmerte jetzt wie ein Diamant in den blonden Locken des immer bleicher werdenden Mädchens. *Alle ſchwiegen.*

„Nein! es iſt nicht, es darf nicht ſeyn!“ rief endlich Viktorine. „Es iſt ſo, es muß ſo ſeyn!“ erwiederte Anna ſanft, aber beſtimmt. „Doch fragt mich nicht, warum? denn dieſe Frage darf ich Euch noch nicht beantworten, ergebt Euch drein, wie ich mich drein ergebe, in wenigen Monaten, vielleicht in wenigen Wochen ſchon, kehre ich wieder.“

„Und ich bleibe verlaſſen zurück und mag untergehen; wen kümmert das?„ rief faſt zürnend Viktorine.

„Dir bleibt Raimund's Angedenken und Deine Liebe; iſt das nicht genug? Dir bleibt auch Angelika, wie Du ihr bleibſt,“ erwiederte die Tante mit mildem Ernſt. „Und bliebe ſie Dir auch nicht; nur der iſt verlaſſen, der ſich ſelbſt verläßt. Die Bahn liegt klar und beſtimmt vor Dir, die Du zu gehen haſt, es iſt Deine Schuld, wenn Du von ihr abweichſt. Mich ruft ein wichtiges Geſchäft, das Niemand ausführen kann, als ich allein. Ich kehre mit gewohnter Liebe zu Euch zurück, ſobald ich vollendet habe, was mir jetzt oblieget, und unſer Wiederſehen wird freudig und glücklich ſeyn, dies ſagt mir eine innere Stimme, die im Laufe meines Lebens mich ſelten irre führte.“

„Und ſo darf ich denn nicht wiſſen, was Sie abruft, in einer Zeit, da nur Ihre Gegenwart mich aufrecht erhält! Es muß durchaus auch mir verborgen bleiben!“ rief die immer noch ſehr aufgeregte Viktorine. „Liebe Tante, ich bin kein Kind mehr, dem man die bittere Arznei in Zucker einwickeln muß, ich kann das Herbſte mit Faſſung tragen, ich habe dies bewieſen, aber wenn ich es ſoll, ſo muß ich auch überzeugt ſeyn, daß —"

„Und welcher Ueberzeugung bedarfſt Du denn noch, um mir zu vertrauen?" erwiederte Anna jetzt ſehr ernſthaft; „bin ich noch nicht weiter mit Dir? bedarf es, damit Du mir Glauben ſchenkſt, noch weitläuftiger Erklärungen unter uns, da ich ſie vermeiden will, wie Du ſiehſt? Glaubſt Du, ich handle nur aus Eigenſinn ſo, und nicht weil ich überzeugt bin, ſo handeln zu müſſen?"

„O Tante! Sie ſind ſtrenge aber auch gerecht!" rief jetzt Viktorine mit überſtrömenden Augen. „Ja, theure Frau, ich will, ich muß unbedingt Ihnen vertrauen, ich thue es mit reinem feſten Glauben. Doch iſt es meine Schuld, wenn eine finſtere Ahnung mich empfinden läßt, wie tief Raimund in alles dieſes verflochten iſt? Nur jener Brief, der auch Sie dieſen Morgen durch ſeinen bloßen Anblick ſchaudern machte, nur er kann Sie zu dieſem unerwarteten Entſchluſſe bewogen haben. Raimund droht irgend ein Unheil, das Sie abwehren wollen, oder er iſt vielleicht kein Unglück ſchon verfallen, und Sie wollen retten, wo vielleicht keine Rettung mehr iſt.“

„Viktorine!“ rief wehmüthig lächelnd die Tante, und drohte ihr mit aufgehobenen Fingern.

Viktorine verſtummte erröthend.

„Nicht wahr, Du und Raimund und Eure Liebe ſind alles,“ fuhr Anna fort, „und Niemand als Euch Beiden kann etwas begegnen, das der Rede werth wäre? Gutes, liebes Kind, ich möchte nie Dir wehe thun, am wenigſten in dieſer Stunde; doch den Jugend-Dünkel, der Dich, wie alle Deinesgleichen, verleitet, Euch weit entfernt von allen Uebrigen auf eine ganz beſondere Stufe zu ſtellen, und alles auf Euch zu beziehen, kann ich ſelbſt jetzt nicht loben; es zieht ja zu traurige Folgen nach ſich für Euer künftiges Leben. Du weinſt, Viktorine? weine nicht, und nimm wenigſtens den Troſt von mir an, den einzigen, den ich Dir geben kann, daß, täuſchte ich mich auch in der Hoffnung des glücklichen Erfolgs deſſen, was ich jetzt zu unternehmen im Begriffe bin, dennoch Deine und Raimund's Lage dadurch nicht im mindeſten anders geſtellt werden kann, als ſie jetzt ſteht. Und nun laß Dir meine Angelika noch einmal empfohlen ſeyn; Du liebſt ſie wie eine Schweſter, pflege und ſchone ihrer, wie Du ſie liebſt. Auch Dir, meine Angelika, empfehle ich meine Viktorine, bleibe ihr mit Deinem ſtill ergebenen frommen Sinn ſtets zur Seite, verlaſſe ſie nie. Und wenn der Geiſt des Unmuths ſich in ihr zu regen beginnt, was, während ich nicht da bin, ihn zu bannen, wohl öfters noch als ſonſt geſchehen möchte, dann, meine Angelika, dann ſuche Deine milde Liebe ihn zu beſänftigen. Laßt mich ſo Euch wiederfinden,“ ſetzte ſie mit in Thränen glänzenden Augen hinzu, indem ſie beide Mädchen eines in des andern Arme legte. „Denkt meiner in Liebe, doch nicht in Sorge. Schreiben werde ich ſelten, nur wenn es nöthig werden ſollte. Eure Briefe ſendet unter meiner Adreſſe mir in mein Stift, ich werde ſie ſicher erhalten, aber ich bitte Euch, ſchreibt auch Ihr mir nur, wenn Ihr mir wirklich etwas zu ſagen habt, das ich wiſſen muß. Wenn ich nichts von Euch höre, werde ich denken, es gehe Euch gut, thut Ihr ein Gleiches, wenn Ihr von mir nichts vernehmt.“ Viktorine ſchwamm in Thränen bei dieſem feierlichen Abſchiede, doch Angelika's Auge blieb trocken, denn ſie weinte ſchon lange nicht mehr. Sie warf ſich nur mit flehender Geberde an den Buſen der Tante, und hob ſchüchtern den bittenden Blick zu ihr empor.

„Mein theures Kind, mein geliebtes, holdes Leben," ſprach Anna ſehr gerührt, „ich verſtehe Deine ſtumme Sprache, ſie trifft mir ſchmerzlich in das Herz. Aber ich kann auch Dir nur erwiedern, was ich auf Viktorinens laute Klagen antwortete; es muß ſo ſeyn, ich muß auch von Dir auf einige Zeit mich trennen. Ich darf Dich nicht mit mir nehmen. Wollen wir denn Beide zugleich die arme Viktorine verlaſſen?"

Angelika richtete ſich auf und reichte in ſchweigender Wehmuth, mit einem unendlich ſchmerzlichen Lächeln, Viktorinen die Hand.

„Ich werde ſchnell reiſen, weit ſchneller als Deine der ungeſtörteſten Ruhe bedürfende Geſundheit es ertragen könnte," ſetzte Anna jetzt gefaßter hinzu, „ich werde ſogar die mondhellen Nächte benutzen. Das Geſchäft, dem ich zueile, wird alle meine Zeit in Anſpruch nehmen, Deine mir ſonſt ſo liebe Gegenwart, meine Angelika, würde mir nur quälend werden, weil ich Dich durchaus vernachläſſigen müßte. So denke ich Dich geſünder und geſtärkter hier wiederzufinden, als ich Dich zurückzubringen hoffen dürfte, wenn ich mir es erlaubte, meinem Wunſche zu folgen, und Dich mit mir zu nehmen.“

Angelika beugte ſich ſchweigend über die Hand ihrer geliebten Wohlthäterin, und nur ein leiſer Seufzer drängte ſich unhörbar aus der tiefſten Tiefe ihrer Bruſt herauf.

Sobald die Mädchen ſie verlaſſen hatten, befahl Anna auch den Rittmeiſter Horſt zu rufen, um während ihrer Abweſenheit auf das Betragen der Schweſter ſeiner Braut ihn aufmerkſam zu machen, denn auch dieſe hielt ſie ihrer liebenden Vorſorge nicht unwerth, ſo weit Babet auch für jetzt davon entfernt ſeyn mochte, dieſes dankbar zu erkennen und durch kindliches Vertrauen zu erwiedern. Daher wünſchte ſie wenigſtens, dem leichtſinnigen Mädchen in Agathens künftigen Gatten einen brüderlichen Freund zu hinterlaſſen, der an ihrer Stelle über die Unvorſichtige wachte, um ſie vor großen Fehltritten zu bewahren.

Die Nachricht von der Tante nahen Abreiſe betrübte auch den wackern jungen Mann, der nicht minder, als Alle, die ihr nahten, ſie liebte und ehrte. Er hörte ſehr aufmerkſam, was ſie in Hinſicht auf Sir Charles und Babet ihm zu ſagen für gut fand, gab ihr aber zugleich zu erkennen, daß auch ihm das Betragen dieſer Beiden längſt ſehr unangenehm aufgefallen ſey, und daß er, wiewohl vergebens, es ſogar verſucht habe, Babet zu warnen.

„Ich mochte wohl freilich dabei,“ ſprach er, „meine Worte nicht ganz genau abgewogen haben, denn das iſt nun einmal nicht meine Sache, aber ich bin dafür auch ſchlecht genug angekommen. Herr Gott! wie hat Sie mich abgeführt! Am liebſten hätte ich den jungen Herrn in die Lehre genommen, doch aus Schonung für eine Familie, deren Güte ich ſo viel verdanke, wollte ich es vermeiden, Zwieſpalt zu ſtiften; denn ich weiß ja, auf welchem Fuße der Fremde hier im Hauſe eigentlich ſteht. Ich verließ mich deshalb lieber auf Sie, gnädige Tante! denn ich ſah wohl, wie

Sie überall ein wachſames Auge hielten. Jetzt aber wollen Sie leider fort; nun reiſen Sie mit Gott, hochwürdige Frau! wenn es denn nicht anders ſeyn kann. Ich will Ihr Gebot erfüllen, ſo gut ich es vermag, und was mir vielleicht an welterfahrner Klugheit dazu abgeht, ſoll meine treue Wachſamkeit erſetzen. Warnen werde ich nicht mehr, das beſtärkt Babet nur in ihrem Eigenſinne und wäre auf jeden Fall in den Wind geſprochen, aber finden ſoll ſie mich überall, wo ſie mich nicht gern ſehen wird, und ſie müßte es weit klüger anfangen, als es in ihren Kräften ſtehen mag, wenn ſie mich hinter das Licht führen wollte."

„Babet iſt ſehr ſchlau," erwiederte die Tante. „Thut nichts, ſie findet in mir ihren Mann," fiel der Rittmeiſter ihr lächelnd ein. „Sie haben mir da freilich einen etwas gefährlichen Vorpoſten anvertraut, hochwürdige Frau, aber das iſt nun einmal Huſarendienſt, und ich will ihn ſchon mit Ehren behaupten, ſorgen Sie nicht."

„Ich traue Ihnen das Beſte zu," ſprach Anna, „aber Eines bitte ich nur nicht zu vergeſſen; Sie dürfen weder drein hauen noch drein ſchießen nach Huſarenart."

„Ei Gott bewahre, wo denken die gnädige Tante hin," erwiederte Horſt, recht herzlich lachend, „ich werde ja nicht. Dem Sir Charles ſoll kein einziges ſeiner parfümirten Härchen gekrümmt werden, wenn er es nicht ſelbſt mit Gewalt an mich bringt, und darnach ſieht er mir nicht aus. Aber, gnädige Tante, da wir doch nun einmal ſo vertraulich mit einander ſprechen, ſo möchte ich nur eines noch Sie fragen, was mir ſchon lange recht ſchwer auf dem Herzen liegt. Iſt es denn wahr, und iſt es denn wirklich Herrn Kleeborns und auch Ihr Wille, daß unſre engelſchöne und engelgute Viktorine dieſem Strohmanne, dieſem engliſirten Seekalbe, das mir im Grunde der Seele ſo zuwider iſt, wie ich es auszudrücken nicht vermag, daß ſie, ſage ich, dieſem Menſchen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert werden ſoll? Und können Sie es vor Gott und Ihrem Gewiſſen verantworten, wenn Sie das leiden?

Horſt war während dieſer Rede ganz roth im Geſichte geworden, und die Tante freute ſich herzlich an dem wohlgemeinten Eifer des jungen Mannes, deſſen redliches Gemüth ſie längſt erkannte, und den ſie gern als ein ſehr achtbares Mitglied der Familie betrachtete. Ohne jedoch zu viel von Viktorinens Geheimniß zu verrathen, ließ ſie ihm daher jetzt deutlich merken, daß dieſe ſchon längſt eine andere würdigere Wahl getroffen habe, und gewiß durch offenen Widerſtand ſich dem Elend entziehen würde, welches ihr an Sir Charles Hand drohe, wenn nicht früher vielleicht noch irgend ein glücklicher Zufall ſie von ihm befreie.

Die höchſte Zufriedenheit leuchtete aus des Rittmeiſters ehrlichen Augen, während Anna ihm noch auf das eindringendſte die ſtrengſte Verſchwiegenheit über dieſe Angelegenheit gebot. „Laſſen Sie auch meine arme Viktorine während meiner Abweſenheit Ihrem Schutz empfohlen ſeyn,“ ſetzte ſie noch hinzu. „So wie ich Sir Charles Betragen anſehe, hoffe ich, daß nichts geſchehen ſoll, was Viktorinen auf's Aeußerſte treiben könnte, während ich nicht da bin, um mich ihrer anzunehmen. Doch würde Viktorine gezwungen, der offnen Gewalt ihren feſten Muth entgegenzuſtellen, dann, lieber Horſt, dann ſtehen Sie ihr bei an meiner Statt. Kleeborn iſt nicht bösartiger Natur, doch ſein Eigenſinn macht ihn in der erſten Hitze zu Allem fähig, beſonders wenn ſein eigenes Intereſſe dabei mit in's Spiel kömmt, wie eben hier. Er liebt ſeine Tochter von Herzen, doch Reichthum iſt in ſeinen Augen das Höchſte auf Erden, und ſo könnte er wohl dahin kommen, Viktorinens wahres Glück ohne Schonung zu vernichten, und dabei dennoch überzeugt zu bleiben, er handle als ein redlicher Vater, der ſein verblendetes, widerſpenſtiges Kind ſogar mit Gewalt glücklich zu machen ſuche."

„Laſſen Sie mich vor allen Dingen Ihre liebe ſchöne Hand küſſen, daß Sie mich jetzt durch Ihr Vertrauen erſt recht zu Ihrem Verwandten eingeweiht haben," erwiederte der Rittmeiſter, „und ſeyn Sie übrigens unbeſorgt, Viktorine iſt von heute an meine Schweſter. Mir iſt das Herz jetzt federleicht, denn nun weiß ich gewiß und möchte mit Leib und Leben mich dafür verbürgen, daß der Hans Haſenfuß mein Vetter nicht wird und hoffentlich auch nicht mein Schwager. Laſſen Sie mich nur machen, ich will erſt meiner Sache ganz ſicher ſeyn, ehe ich etwas verrathe, aber Sie ſollen Freude an mir erleben."

„Horſt, wenn Sie eine Unvorſichtigkeit begingen!" rief die einigermaßen ängſtlich gewordene

Tante. „Ei bewahre,“ erwiederte dieſer, „doch eine honette Kriegsliſt iſt nicht verboten, und die verlangt ja an und für ſich ſchon, daß man Vorſicht übt. Verlaſſen Sie ſich in Gottes Namen auf einen ehrlichen Huſaren, der Ihr Zutrauen zu ſchätzen weiß, und es deshalb auch verdienen will, und reiſen Sie ohne weitere Sorge. Viktorine hat in jedem Fall einen Beiſtand an mir, der ſelbſt in Noth und Tod zur Seite bleibt, das Uebrige findet ſich. Geben Sie Acht, ſie wird erlöſt und ich bin ihr Ritter.“

„So?“ ſprach Agathe, welche in dieſem Augenblick den Kopf zur Thür hineinſteckte, um ſich nach ihrem Rittmeiſter umzuſehen, den ſie ungern lange vermißte. „Nun, da muß ich mich ja auch wohl nach einem andern Ritter umſehen?“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie vollends hineintrat. „Denn Niemand kann, wie bekannt, zweien Herren dienen, und vollends zweien Damen, das geht nun gar nicht an.“

Die Luſtigkeit, mit der ſie dieſe Worte ſprach, ging indeſſen ſehr bald in tiefe Betrübniß über, als ſie von der nahen Abreiſe der Tante Kunde erhielt. „Ach laß mich,“ ſprach ſie zu Horſt, der es verſuchen wollte, ſie zu tröſten, „laß mich, Du weißt nicht, was wir alle Beide an ihr verlieren. Mich verläßt mein guter Engel, wenn ſie von mir geht. Wer ſoll mir dann nun zum Guten rathen, und wer mich ſchelten, wenn ich dummes Zeug mache? Ach! und wer wird mich nun am Hochzeitstage ſo hübſch anziehen, wie ſie allein es nur kann. Sehen Sie, Tante, Sie haben es mir vom Anfang an verſprochen, und nun laſſen Sie mich doch im Stich; und das ſage ich Ihnen, wenn Sie mir den Brautkranz nicht aufſetzen, ſo mag ich lieber gar nicht getraut werden.“ Die hellen Thränen liefen ihr bei dieſen Worten über das kindlich-roſige Geſicht.

Anna tröſtete ſie liebkoſend, ſo gut ſie es vermochte. „Ich laſſe Dich auf keinen Fall im Stich, liebe Agathe,“ ſprach ſie lächelnd, „trockne nur Deine Thränen. Ich verſpreche es Dir, ich putze Dich auf das ſchönſte am Hochzeitstage, ich ſetze Dir mit eigener Hand den Kranz auf, und ſollte ich in der letzten Stund vor der Trauung erſt ankommen, ich komme, darauf gebe ich Dir mein Wort, Du kennſt mich ja, und weißt, ich pflege es nicht zu brechen.“ Doch alles Zureden half nur wenig, Agathe küßte zwar ſchmeichelnd die Hände der Tante, aber ſie ward den ganzen Abend über nicht wieder froh, und die Thränen traten ihr in die Augen, ſo wie ſie die geliebte Frau nur anſah.

Kleeborn wendete wenig ein, als die nahe Abreiſe der Tante auch ihm angekündigt ward, obgleich er ſie nicht gern ſah, denn das Wort „wichtige Geſchäfte“ war eine Zauberformel für ihn, die unwiderſtehliche Gewalt an ihm übte, daher ließ er ſie willig gehen, und bat ſie, nur recht bald wieder zu kommen.

Anna hatte ſich jeden weitern Abſchied ernſtlich verboten, und ſo regte ſich, außer den Bedienten, Niemand im Hauſe, als am folgenden Morgen ihr Reiſewagen in der früheſten Dämmerung vorfuhr, den ſie allein mit ihrer Kammerjungfer beſtieg. Viktorine barg laut weinend ihr Geſicht in ihre Decke, als ſie ihn fortrollen hörte, und fühlte mit unnennbarer Angſt ſich ſo einſam und verlaſſen, wie nie zuvor in ihrem Leben. Auch Angelika ehrte das Gebot ihrer Wohlthäterin und blieb in der letzten Stunde von ihr entfernt, aber ſie war doch aufgeſtanden, und lauſchte durch die Fenſtervorhänge, um die theure Geſtalt nur noch einmal zu ſehen.

„Du gehſt,“ ſprach ſie leiſe, mit gefaltenen Händen und zum Himmel gewandtem Blick, „Du gehſt und mein Auge ſieht Dich wohl nie wieder; möge Gottes Segen Dich begleiten, wohin Du Dich wendeſt, und möge keine Ahnung davon in Deine Seele kommen, wie leicht und wie ſchnell, indeſſen Du fern von mir biſt, die Nacht hereinbrechen kann, die mich Dir auf immer verbirgt! Finde bald wieder ein Weſen, dem Du ſo wohlthätig erſcheinen kannſt, als Du mir es warſt, damit Dir keine Lücke in Deinem ſchönen Leben fühlbar werde, wenn ich nun dahin bin, und mögen nur ſanfte, keine bittere Thränen um die arme Angelika Deine lieben Augen füllen, wenn Du am Morgen, wo Du heimkehrſt, mich ſucheſt und nicht mehr findeſt!“

Raimund deutete der Tante in ſeinem Briefe zuerſt nur ganz in der Kürze die Städte und Länder an, welche er beſucht hatte, ſeit er von ihr und Viktorinen ſcheiden mußte. Er meldete ihr, wie er in London nur wenige Wochen verweilte und dann von Dover nach Calais überſchiffte. Das ganze ſchöne Frankreich, das wohl mit Recht der Garten von Europa genannt zu werden verdient, durchzog er beinah der Länge nach, um von dort nach Marſeille zu gelangen.

In den bedeutendſten franzöſiſchen Städten, durch welche ihn ſein Weg führte, mußte er bald längere, bald kürzere Zeit verweilen, um manches verworrene, mitunter auch wohl bedeutenden Verluſt drohende Geſchäft ſeines Hauſes zu ordnen. Das Glück war ihm dabei günſtig geweſen, er hatte zugleich einige neue, ſeinem Hauſe Vortheil verſprechende Verbindungen anzuknüpfen gewußt, und ſo war der, unter dieſem glücklichen Himmelsſtrich ohnehin ſo kurze Winter an ihm endlich vorübergezogen.

„Stille, ſtille mein Herz,“ ſchrieb Raimund weiter, „ſtille mein Herz, ſprach ich oft ganz leiſe zu mir ſelbſt, wenn die Ungeduld über das unruhige, mitunter auch ziemlich ſchlechte Treiben der Leute um mich her ſich gar zu ungeſtüm in mir regen wollte; warte nur bis es Nacht wird und die Welt zur Ruhe geht, dann kömmt deine

Zeit. Und war nun endlich mein mühſeliges Tagewerk vollbracht, dann, hochwürdige Frau, dann eilte ich meinen einſamen vier Wänden mit einer Sehnſucht zu, als erwarte ich dort mit Gewißheit einen recht lieben Beſuch zu finden, der mich für den ganzen langen Tag entſchädigen ſollte.

„Ich kann Ihnen das freudige Gefühl nicht beſchreiben, mit dem ich an meinen Schreibtiſch flog, wenn es nun endlich ſtill um mich geworden war, wenn ich nun Ihnen und Viktorinen alles erzählte, was mich den Tag über erfreut, alles was ich gedacht, alles was ich geſehen hatte. Die ſchönen Gegenden, durch die mein Weg mich führte, die großen Ueberbleibſel einer gigantiſchen Vorwelt, deren man in dem ſüdlichen Theile von Frankreich ſo viele noch antrifft; alles zeichnete ich auf, regellos, ungeordnet, aber treu; und wenn ich endlich aus Ermüdung die Feder niederlegen mußte, ſo war mir zu Muthe, als ſey ich bei Ihnen geweſen, bei Ihnen und bei dem Leben meines Lebens, das ich an Ihrer Seite ſo ſicher mir denke, als es das Kind im Arme der Mutter iſt.

„Und doch, warum ſollte ich es Ihnen verhehlen wollen? es ergreift mich zuweilen ein Gefühl des Verlaſſenſeyns, wie es nur der arme Verbannte empfinden mag, der in Sibiriens eiſigen Wüſten ſein troſtloſes Daſeyn zwiſchen Leben und Erſtarren kümmerlich friſten muß, weit geſchieden von der ſchönen Sonne, die in beſſern Tagen und glücklichern Zonen ihm leuchtete. Warum ſoll ich Ihnen nicht bekennen, es ſteht oft ſo ſchmerzlich klar und lebendig vor meinem Geiſte, daß ich es kaum zu ertragen weiß, wie unbegreiflich lange ich nun ſchon von Ihnen und Viktorinen geſchieden bin; ſo ganz getrennt, daß auch nicht das leiſeſte Zeichen Ihres Andenkens, kaum Ihres Daſeyns mich erreicht. Und dennoch kann ich es nicht laſſen, immer von Neuem den trüben Blick der noch trübern Zukunft zuzuwenden, und, zerriſſen von Sehnſucht und Ungeduld, zur Erhöhung meiner eignen Qual, die Zahl der langen, unabſehbar langen Reihe von Tagen im Voraus zu berechnen, die ich alle noch in dieſer fürchterlichen Abgeſchiedenheit werde durchleben müſſen.

„Sie ſind ſo mild, Sie zürnen gewiß Keinem, der Ihnen vertrauend naht, und ſo will ich dieſem Geſtändniſſe auch noch das hinzufügen: es geſellt ſich zu jenen Qualen oft ein ſehr herbes Gefühl der Reue, der bitterſten Reue darüber, daß ich es nie wagte eine Bitte auszuſprechen, welche mir in Ihrer Nähe ſtets auf den Lippen ſchwebte, die heiße, innige Bitte: doch zuweilen, ſey es auch noch ſo ſelten, in noch ſo wenigen Zeilen, mir von Sich und Viktorinen Nachricht zu ertheilen. Ich durfte dieſe Bitte nicht wagen, weil ich Viktorinens erzürnten Vater einſt verſprach, jeder Mittheilung zwiſchen uns Beiden auf unbeſtimmte Zeit zu entſagen. Die Ueberzeugung, daß auch Viktorine mich ermahnen würde, dieſes Verſprechen in keiner Art zu verletzen, beſtärkte mich in meinem Schweigen. Denn ſind wir nicht Eins? Muß nicht jedes Gefühl, das in mir laut wird, auch in ihrem Herzen wiederhallen? Wenn ich aber indeſſen wieder bedachte, daß mich dennoch in Hinſicht auf Sie, hochwürdige Frau; kein Verſprechen binde, dann freilich, dann verlor ich doch zuweilen die fein gezogene Linie aus dem Geſichte, die einzig beſtimmen konnte, was hier erlaubt ſey? was nicht? Sie ſoll entſcheiden, beſchloß ich endlich, ſie ſelbſt, Anna von Falkenhayn. -Hält ſie es für erlaubt, ſo wird ſie gewiß aus eigenem Antriebe mich auffordern, ihr zu ſchreiben, und ſich auch erbieten, mir von Viktorinen Nachricht zu geben.

„Wie oft, hochwürdige Frau, wie oft lauſchte ich damals, als ich noch an jedem Morgen Ihrer wohlthuenden Nähe mich erfreuen durfte, der Erfüllung dieſes ſehnlichſten Wunſches mit bangbewegtem Herzensſchlag entgegen! Wie oft glaubte ich ihr ganz nahe zu ſeyn, wenn Sie ſo mütterlich theilnehmend über die nahe lange Trennung mit mir ſprachen! Irrte ich wirklich, wenn ich in jener Zeit auch in Ihren Augen zuweilen den Wunſch zu leſen glaubte, dem armen Scheidenden, der all' ſein Hoffen einzig auf Sie geſtellt hatte, auch aus der Ferne ein Wort des Troſtes ſagen zu dürfen? Doch Sie ſchwiegen immer, unabänderlich! Und ſo ergab ich mich endlich nicht nur darein, den einzigen Troſt zu entbehren, welchen nur Sie mir gewähren konnten, ſondern ich beſchloß auch ſogar, Ihnen ſelbſt nie zu ſchreiben, um mir die hoffnungsloſe Qual des Erwartens einer Antwort zu erſparen.

„Ohnerachtet dieſes feſten Entſchluſſes wage ich es aber doch heute nicht nur freien Muthes Ihnen zu ſchreiben, ſondern auch ſchon jetzt mein Tagebuch Ihren Händen zu übergeben, was ich eigentlich erſt ſpäter in einer glücklichern Zeit zu thun gedachte, denn ein über allen Ausdruck erhabenes, aber zugleich auch höchſt ſchauerliches Ereigniß hat vor kurzem mich von der Nothwendigkeit überzeugt vorher mein Haus zu beſtellen, ehe ich den Weg betrete den ich zu wandeln habe. Und ſo übergebe ich denn, hochwürdige Frau, im reinſten Vertrauen auf Ihre nachſichtige Milde meinen letzten Willen Ihren Händen, ehe ich Europa verlaſſe; oder vielmehr, ich geſtehe es Ihnen, daß ich dieſes zum Theil ſchon früher gethan habe, ohne daß Sie darum wußten.

„Sie erinnern ſich unſtreitig einer kleinen Schatulle die ich kurz vor meiner Abreiſe Ihnen mit der Bitte übergab, ſie mir aufzubewahren; ich füge dieſem Briefe den Schlüſſel zu derſelben bei, den ich, überwältigt vom Schmerze der Abſchiedsſtunde, Ihnen zu überreichen vergaß. Das kleine Behältniß verſchließt in ſicheren Papieren mein ganzes väterliches Erbtheil und zugleich auch eine Abſchrift meines gerichtlich niedergelegten

Teſtamentes, durch welches alles, was ich beſitze, nach meinem Tode Viktorinens Eigenthum wird. Gegen die Reichthümer, welche das theure Weſen dereinſt von ſeinem Vater zu erwarten hat, muß zwar alles, was ich geben kann, nur als höchſt unbedeutend erſcheinen, aber es iſt dennoch genug, um Viktorinen über den Zwang des Lebens zu erheben, der auf ihrem Geſchlechte weit ſchwerer laſtet als auf dem unſern. Mein kleines Vermächtniß kann ſie vielleicht einſt von der harten Nothwendigkeit retten, ihre Neigung jenem Zwange opfern, ſich Pflichten aufbürden laſſen zu müſſen, deren Erfüllung ſie ſtets als ein ſtilles Unrecht empfinden würde, und der Gedanke iſt mir unbeſchreiblich tröſtlich, der Geliebten, ſelbſt wenn ich nicht mehr bin, das höchſte Gut, die Freiheit ihres Gemüths, auf dieſe Weiſe ſichern zu können. Meine letzte Bitte, bis wir uns wiederſehen, iſt für jetzt, daß Sie, hochwürdige Frau, dieſes Käſtchen eröffnen und mein Tagebuch denen darin ſchon befindlichen Papieren beilegen.

„Sollte ich nicht wieder kehren, ſo wird Herr Kleeborn hoffentlich nichts dagegen haben, daß dieſes letzte Denkmal des trüben Daſeyns eines

Menſchen, der dann ſeinen Plänen nicht weiter hinderlich ſeyn kann, in Viktorinens Hände komme. Ich war bei ihr, als ich es niederſchrieb, und vielleicht wird es mir vergönnt, ſie tröſtend zu umſchweben, wenn ſie einſam, oder an Ihrer Seite mit trübem Blicke dieſe Ergießungen des treuliebenden Herzens überſchaut, das nur ihr zu eigen war, ſo lange der warme Strom des Lebens Regung ihm lieh.

„Auch das Käſtchen, in welchem ich meine ganze Habe niederlegte, gehört Viktorinen, wenn ich nicht mehr bin, und ich bitte die Geliebte, es hochzuhalten, um meines Vaters willen, denn es war ihm werth. So lange der theure Greis noch unter uns wandelte, durfte keine fremde Hand es berühren und ſein brechendes Auge erſtarrte in deſſen Anblick. Noch denke ich mit tiefem Schmerze daran, wie ich es ihm zum letzten Mal hinreichen mußte; ich ſah deutlich, wie er mit ſichtbar peinlicher Anſtrengung ſich bemühte, mir etwas darüber zu ſagen, doch der Schlagfluß, deſſen Wiederholung ihm tödtlich ward, hatte gleich im erſten Anfange ſeines plötzlichen Erkrankens ihn der Sprache und zugleich der Kraft zum Schreiben beraubt.

„Nach ſeinem Ableben fand ich bei der ſorgfältigſten Unterſuchung nichts weiter in der Schatulle, als die, unſer Vermögen betreffenden Dokumente, welche bis dieſen Augenblick noch darin aufbewahrt liegen. Und ſo muß ich denn glauben, daß nur das Käſtchen ſelbſt für ihn als Andenken einer früheren Zeit hohen Werth hatte, denn der Gedanke an Gold und irdiſche Habe konnte unmöglich dieſen reinen edlen Geiſt noch in der letzten Scheideſtunde bis zu dieſem Grade beunruhigen. So lange ich denken kann, ſah ich den geliebten Vater ſehr oft im ſchmerzlichen Kampfe mit wahrſcheinlich recht trüben Erinnerungen aus ſeinem früheren Leben, und dieſes beſtärkt mich in meinen Muthmaßungen von dem Käſtchen. Indeſſen mochte ich es nie wagen, die ſeltnen Augenblicke, in denen er eines kurzen Vergeſſens ſich erfreute, durch unzeitiges Forſchen zu unterbrechen, und ſo iſt mir alles fremd geblieben, was auf ſeine Jugendgeſchichte Bezug haben mochte. Mein eignes Daſeyn iſt mir ſogar gewiſſermaßen ein Räthſel, deſſen Auflöſung mir indeſſen wenig

Sorge macht. Seit mein Vater nicht mehr iſt, kenne ich niemand, der durch Bande des Bluts mir verwandt wäre, und ſogar das Land, aus dem ich eigentlich ſtamme, iſt mir unbekannt. Denn aus einzelnen Aeußerungen, die zuweilen meinem Vater entſchlüpften, mußte ich beinahe vermuthen, daß er kein Deutſcher ſey, obgleich er der Sitte und Sprache dieſes Landes vollkommen mächtig war, und auch mich darin erzog.

„Die Bitte: Viktorinen einſtweilen ſowohl die Verfügungen, die ich einer ungewiſſen Zukunft wegen treffen zu müſſen glaubte, als überhaupt den ganzen Inhalt dieſes Briefes zu verſchweigen, wäre gewiß überflüſſig.

„Sagen Sie dem geliebten Weſen nur, daß ich lebe, und der Erfüllung meiner Pflicht freudigen Muthes entgegen gehe. Dieſes iſt erlaubt, und mehr braucht es zwiſchen uns beiden nicht. Und nun vergönnen Sie mir, noch ehe ich von Ihnen ſcheide, mein Tagebuch zu ergänzen, indem ich Ihnen die Ereigniſſe dieſer letzten Tage mittheile. Ich weiß, daß dieſe auf vielfache Weiſe Ihr Mitgefühl in Anſpruch nehmen werden, um ſo mehr, da in Ihnen die Veranlaſſung zu dieſem

Schreiben und meiner früher ausgeſprochenen Bitte liegt.

„Ich will mich, hochwürdige Frau! nicht weitläuftig darüber verbreiten, wie wenig erfreulich und unter welchem Drange, mitunter recht unangenehmer Geſchäfte, ich meine Zeit in Marſeille hinbringen mußte. Meine einzige Erholung nach jedem mühſam durchkämpften Tagewerk war Abends ein Spaziergang, ſobald die Sonne ſich dem Untergange zuneigte, und am liebſten wallfahrtete ich dann auf ziemlich ſteilem Pfade dem Gipfel eines nicht zu weit von der Stadt entfernten Berges zu, um mich dort an der um dieſe Stunde vom Meer herüberwehenden Kühle, und der herrlichen Ausſicht zu erquicken. Gleich einer Mauerkrone ſchmückte hier eine alte Zitadelle mit ihren von Wind und Wetter gebräunten Zinnen und Thürmen den nackten Scheitel des fünfhundert Fuß hoch über dem Meer ſtolz und kühn ſich erhebenden Felſens, und bildet mit dem dunkeln Blau des darüber ſich hinwölbenden Himmels den wunderbarſten Contraſt, den ich täglich mit neuer Luſt betrachtete. Ganz in der Nähe hat frommer Glaube ſchon ſeit undenklicher Zeit eine

Kapelle hingebaut, in welcher die heilige Jungfrau unter dem Namen notre Dame de la Garde verehrt wird, und ſowohl die Feſtung als der Felſen ſelbſt werden in der Umgegend nach dieſem kleinen Tempel benannt. Wenn ich dieſe Kapelle beſuchte, ſo ergriff mich ſowohl ihre Beſtimmung als ihre Lage auf unbeſchreiblich rührende Weiſe. Von der hervorragendſten Stelle des Felſens winkt ſie dem ſcheidenden Schiffe den letzten Gruß aus der Heimath noch lange nach, wenn der übrige Theil der Küſte ſeinem Auge ſchon entſchwunden iſt, und dem Wiederkehrenden leuchtet ſie zuerſt entgegen, wie ein aus den Wogen auftauchender, Freude und Wiederſehen verkündender Stern, ehe noch das Land ſelbſt ſeinem Auge ſichtbar werden kann. Das ſonſt als wunderthätig hier verehrte Gnadenbild von gediegenem Silber ward freilich ſchon damals, als frevelnde Hände jedes Heiligthum ungeſtraft antaſten durften, von den Karmagnolen entführt; aber der alte fromme Glaube haftet doch noch an der Stelle, die es einſt heiligte. Die Seefahrer empfehlen ſich vertrauensvoll dem Schutz der notre Dame de la Garde, wenn ſie den Hafen verlaſſen, und rings umher an den Wänden hängen zahlloſe Dankopfer von denen, die ihrem Beiſtande Errettung aus der Sklaverei der Barbaren, oder Erhaltung mitten in der drohendſten Gefahr ſchuldig zu ſeyn glauben. Morgens und Abends eilen aus der Umgegend Frauen und Mädchen hieher, die für ein geliebtes Leben zittern, das im Kampf mit dem wilden Elemente begriffen iſt, welches ſich hier unabſehbar wie die Ewigkeit vor dem geblendeten Auge ausbreitet. Sie ſchmücken den kleinen Altar mit friſchen Blumen und geweihten Kerzen, und kehren hoffnungsvoll und beruhigt zu ihrem Tagewerk zurück, wenn ſie im brünſtigen Gebet den geliebten Mann der mächtigen notre Dame de la Garde empfohlen haben. Wie oft ſtand ich da, gedachte Viktorinens, und ſuchte in den ländlichen Geſtalten irgend eine Aehnlichkeit mit dem geliebten Weſen aufzufinden, deſſen reines inniges Gebet vielleicht in der nämlichen Stunde für mich zum Himmel aufſtieg, bis auch mich mein Gefühl neben die Beterinnen am Fuße des kleinen ärmlichen Altares hinzog; wenn gleich mein Glaube keiner heiligen Vermittler zwiſchen mir und Gott bedarf.

Am längſten und liebſten aber pflegte ich hier auf der Terraſſe dicht vor der kleinen Zitadelle zu verweilen, von welcher aus ſich eine wahrhaft unermeßliche Ausſicht vor mir ausbreitete, die ich bis jetzt noch keiner andern zu vergleichen weiß. Land und Meer, die große lebensreiche Stadt mit ihrem Gewühl, von dem kein Ton bis hier hinaufgelangt, die maleriſch geformten Felſen, der Hafen mit ſeinen vielen fremdartigen, in ihrer Bauart ſo verſchiedenen Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die viel tauſend kleinen Baſtiden ringsumher, welche gleich leuchtenden weißen Punkten hervorglänzen aus ihrem Myrthengeſträuch, ihren Olivenbäumen, ihren Pinien; alles dieſes zuſammen gewährt hier beim Untergange der Sonne ein Bild, deſſen Darſtellung weder Pinſel noch Feder unternehmen darf. Und doch fühlt ſich Jeder zu dem Verſuche hingeriſſen und ich ſelbſt muß jetzt gewaltſam mich davon abwenden.

„Hieher, hochwürdige Frau! wallfahrtete ich auch noch am letzten Abende, den ich vor meiner Abreiſe nach Toulon in Marſeille zuzubringen gedachte. Arbeitsmüde, geiſtig erſchöpft von tauſend kleinen neckenden Widerwärtigkeiten, die ich des Tages über zu bekämpfen gehabt hatte, machte ich mich etwas ſpäter als gewöhnlich auf den Weg. Die Sonne war ſchon dem Untergange nahe, und ich bemerkte es kaum, daß ein dünner durchſichtiger Schleier den ſonſt ewig heitern Himmel wie mit einem Flor zu bedecken begann. Der Weg kam mir ungewöhnlich lang vor, der Felſen ſchien mir ſteiler als je, kein Lüftchen wehte mir Kühlung zu, wie ſonſt immer um dieſe Stunde, wo der Seewind ſich aus dem Meere erhebt; eine für dieſe Jahreszeit ſehr drükkende Schwüle erſchwerte mir das Athmen, und ich empfand eine ſo ungewohnte lähmende Mattigkeit, daß ich recht froh war, den Felſen endlich erſtiegen zu haben.

„Ich eilte ſogleich der Terraſſe zu, um noch einmal an der köſtlichen Ausſicht mich zu erfreuen, ehe es dunkel ward, denn unter dieſem Himmelsſtrich iſt die Zeit der Dämmerung ſo kurz, daß die Nacht gleich nach dem Sinken der Sonne ihre Rechte geltend zu machen beginnt. Zugleich wollte ich von dem alten Invaliden Abſchied nehmen, der hier oben als Wächter angeſtellt iſt und ſo lange der Tag währt, jedes am Horizonte auftauchende Segel vermittelſt eines großen Fernrohrs beobachtet, um deſſen Ankunft ſogleich der Stadt durch Signale kund zu thun, ſobald ſich nur die Flagge des ankommenden Schiffes erkennen läßt.

„Zwiſchen mir und dem alten wackern Graukopfe war während meiner öftern Beſuche hier oben eine Art freundlichen Verkehrs entſtanden, von dem ich ihm ein kleines Andenken zurückzulaſſen wünſchte. Ich hatte gewiſſermaßen ſein Herz gewonnen, weil ich ihm freundlich zuhörte, wenn er mir mit der alten Franzoſen ſo eignen Redſeligkeit, von ſeiner Jugendzeit erzählte, die er gleich allen Greiſen der jetzigen weit vorzog; von der vormals unter dem unglücklichen Ludwig in Verſailles herrſchenden Pracht, und von der Schönheit und Huld ſeiner noch unglücklicheren Königin, die er ſogar einmal geſprochen zu haben verſicherte, als er eben im Park von Verſailles Schildwache ſtand.

„Der gute Alte pflegte mich ſonſt immer mit ſo lauter Freude zu empfangen, als es die alt franzöſiſche Höflichkeit ihm nur erlauben mochte, doch heute war auch dieſes anders wie ſonſt. „Kehrt um Herr!“ rief er mir ſchon von weitem zu, ſobald er mich anſichtig ward, „geht zurück, um Gotteswillen was wollt Ihr heute hier oben? Ein fürchterliches Unwetter zieht herauf, und Ihr habt von Glück zu ſagen, wenn Ihr noch vor deſſen völligem Ausbruche die Stadt erreicht.

„Ich begriff den alten Regnaud Anfangs nicht, die Luft war vollkommen ſtill, kein Hälmchen regte ſich; nur der Schleier, der jetzt den ganzen Himmel bedeckte, verdichtete ſich unmerklich aber ſchnell, und über dem Meere hin ſtiegen weißgraue, zackige Wolkengebilde auf. Doch plötzlich veränderte ſich alles. Mit wildem ängſtlichem Geſchrei flog jetzt auf einmal ein unzählbares Heer großer und kleiner Waſſervögel von allen Seiten dem Ufer zu, und ſuchte mit bangem Geflatter ſich in die Höhlen und Spalten der Felſen zu verbergen. Nahe am Strande war das Meer noch ſtill, es war, als ob ſeine helle, jetzt blaßgraue Fläche nur innerlich erzitterte, ohne jedoch eigentlich Wellen zu bilden, doch weiterhin in der offnen See thürmte es ſich ſchon Haus hoch, und ein dumpfes ſchauerliches Getöſe ſtieg immer lauter und grauſenvoller aus der entſetzlichen Tiefe zu uns herauf.

„Wie kurz vorher die Möven und das übrige Geflügel dem ſchützenden Strande zugeeilt waren, ſo ſah ich jetzt auf den Wogen unzählige kleine ſchwarze Punkte in ängſtlicher Eile ihm zuſtreben, lauter Fiſchernachen, die mit Anſtrengung aller Kräfte das Land zu erreichen ſuchten. Einer davon ſchlug nahe am Ufer um, aber die rüſtigen Fiſcher retteten ſich ſchwimmend. In einiger Entfernung wandten ſich ein Paar große Schiffe mit vollen Segeln durch die kleinen Nachen durch; wie ein Paar Schwäne theilten ſie in ſtiller Majeſtät die ſchäumenden Wogen und erreichten glücklich den nahen Hafen, ehe der Sturm mit ſeinem vernichtenden Fittig ſie ereilen konnte.

„Die Luft war am Ufer ſtill, aber das bange Grauſen, das auf der ganzen Natur ruhte, hatte auch mich ergriffen, und ich ſtand da und blickte, unfähig mich abzuwenden, den kommenden Schrekken entgegen. Mein alter Freund ſaß indeſſen unbeweglich, wie feſt gebannt, vor ſeinem Fernrohr, und obgleich die hereinbrechende Dunkelheit ihm nicht mehr erlauben mochte weit zu ſehen, ſo ſtarrte er dennoch mit unverkennbarer Angſt in die Waſſerwüſte hinaus, wo der Kampf der Elemente ſich immer wilder erhob. Von mir nahm er dabei keine Notiz, nur daß er, ohne es vielleicht ſelbſt zu wiſſen, daß er es that, mich dann und wann ermahnte, heimzukehren ſo lange es noch Zeit ſey.

„Heulend, pfeifend, brüllend, mit gräßlichem Toſen brach jetzt der Sturm los, und das Meer antwortete ihm. Bergehoch, mit weißem, hell durch die Dämmerung leuchtenden Perlenſchaume gekrönt, thürmte ſich am Ufer die Brandung auf, brach am Felſen in ſich zuſammen, erhob im Momente ſich von neuem, und unabſehbar tief gähnte der ſchwarze furchtbare Abgrund zwiſchen den immer von neuem wieder erſtehenden Wogen. So weit das Auge reichte, ſiedete das Meer in unbeſchreiblicher Wuth, ſtürzten auf der unermeßlichen Fläche Berge über Berge ineinander. Blitze fuhren daher und die ganze Atmoſphäre ſtand in Flammen, Donner und Meer brüllten um die Wette. Der jetzt ganz ſchwarze Himmel ſchien ſich in das Meer verſenken zu wollen, die gewaltigen Wogen thürmten gegen ihn ſich an, als wollten ſie, gleich ergrimmten Titanen, mit ihm kämpfen, und der

Fels, auf dem ich ſtand, ſchien in ſeiner Grundfeſte zu erbeben.

„Dichte Finſterniß bedeckte die grauſenvolle Scene und erhöhte ihre Schrecken. Jetzt zerriſſen Blitze von allen Seiten die ſchwarze Wolkendecke, und bei der einige Sekunden lang anhaltenden, und nach jedesmaligem Verſchwinden ſchnell wiederkehrenden blendenden Helle, entdeckte mein ſcharfes Auge in nicht zu großer Entfernung einen dunklern Gegenſtand, den eine Woge der andern im gräßlichen Spiele zuwarf, der uns bald näher gerollt ward, bald weiter ſich entfernte, bald auf drohender Höhe ſchwebte, bald tief hinab dem entſetzlichen Abgrund zugeſchleudert wurde. Es war ein Schiff, allmächtiger Gott! ein Schiff! Wie klein iſt alles Menſchenwerk gegen die unermeßliche Natur! Und was ſind wir, die wir uns rühmen, die Elemente unſerem Dienſte zu unterjochen!

„Jetzt begann der Regen in großen ſchweren einzelnen Tropfen niederzufallen; beim Scheine der Blitze glänzten dieſe wie Feuerfunken. Mir kam es nicht in den Sinn, ein ſchützendes Dach aufzuſuchen, es war mir als gäbe es keinen Schutz mehr in der Welt vor dieſer vernichtenden Gewalt der Natur. In den tiefſten Tiefen meines Gemüthes von Ehrfurcht durchſchauert, fühlte ich mich in der unmittelbaren Gegenwart des Herrn der Welt, und vermochte nicht einen andern Gedanken zu faſſen, als ſeine unbegreifliche Größe und die arme Endlichkeit alles irdiſchen Beginnens.

„Kommt herein, Herr, verſchmäht meine arme Hütte nicht, Ihr werdet unter meinem Dache wenigſtens im Trocknen ſeyn,“ ſprach jetzt mein alter Invalide, und zog mich mit höflicher Gewalt ſeiner kleinen, ganz in der Nähe befindlichen Wohnung zu. „Ich ſagte es Euch vorher, ich habe Euch gewarnt, Herr, aber da war kein Gehör,“ ſchalt er recht väterlich, während er in ſeinem ärmlichen Stübchen den durchnäßten Rock mir auszog und ihn an das Kamin hing, in welchem er mit einigen Bündeln trockner Weinreben und ein Paar dicht belaubten Zweige der immergrünen Eiche, die hier einheimiſch iſt, ein hellauflodern des Feuer anzündete.

„Ich bin das gewohnt,“ brummte er während dieſer Beſchäftigung nach ſeiner gutmüthigen Weiſe fort; „einem alten Soldaten ſchadet ſo etwas nicht leicht, aber Ihr, junger Herr, ich ſage Euch, ihr könnt eine Bruſtentzündung davon tragen. Folgt mir nur wenigſtens diesmal, und nehmt einen Tropfen von meinem guten Curaçao, das wird Euch wohl thun.“

„Ich that alles, was der Alte wollte, ließ ihn ungeſtört um mich herum ſein Weſen treiben, und horchte nur auf den Sturm, der immer furchtbarer die Hütte umtobte. Plötzlich vernahm ich, mitten durch den wilden Aufruhr der Elemente, einen von dieſem ſich unterſcheidenden Schall wie von einer, in nicht gar zu weiter Entfernung gelöſten Kanone, gleich darauf noch einen, und wieder einen, „Notre Dame de la Garde nehme der armen Seelen ſich in Gnaden an! die werden den Morgen ſchwerlich wiederſehen,“ ſeufzte, recht innerlich betrübt, der Alte. „Habt Ihr es gehört, Herr? das waren Nothſchüſſe. Wohl mag das arme Schiff in großer Noth ſchweben, aber da iſt bei Menſchen keine Hülfe. Bei dieſem Wetter wagt kein Lootſe ſich hinaus.“

„Ich will hin! rief ich, und griff nach meinem am Feuer hängenden Rock, ich will hinunter, ſagt mir wo finde ich die Lootſen, ich will ihnen Gold bieten, vielleicht —

„Bleibt, ſage ich Euch, bleibt!“ erwiederte der Greis, indem er mich feſt hielt, „ich ſage Euch, bötet Ihr auch Millionen, hier iſt nichts zu thun. Die Lootſen wohnen weit von hier, nahe am Hafen, es ſind brave Leute darunter, die ihr Leben nicht achten wenn Hülfe möglich iſt. In dieſer Nacht aber wäre jeder Verſuch an das Schiff zu gelangen wirklich Tollheit, und könnte nur zum Untergange führen. Solchen Sturm hat niemand ſeit Menſchengedenken erlebt! Ich kenne das Schiff wohl, ich glaube, daß es ſogar Lootſen am Bord hat, denn ſeit mehreren Stunden ſah ich unter großer Beſorgniß zu, wie es auf der Höhe lavirte. Es iſt der Phönix, ein braves Schiff, eines der ſchönſten und größten von Marſeille. Aber, ſo viel ich durch das Fernrohr ſehen konnte, hat es während dieſer Reiſe durch frühere Stürme ſchweren Schaden erlitten, denn es konnte ſich nicht recht regieren. Sonſt hätte es wohl eben ſo gut noch den Hafen erreicht, wie die Syrene und der Merkur, die Ihr vorhin kurz vor dem vollen Ausbruche des Unwetters einlaufen ſaht. Horch! ſie ſchießen wieder — und wieder — arme Leute! arme Leute! mögen Gott und die Heiligen ſie tröſten. So dicht vor dem Hafen! es iſt ein grauſames Geſchick.“

„Die Thüre flog jetzt weit auf, und hereinſtürzte mit der Geberde einer Verzweiflenden ein junges Mädchen, von dem ich mich erinnerte, es ſehr oft in der Kapelle beten geſehen zu haben. Wild flog ihr langes rabenſchwarzes Haar um das todtenbleiche Geſicht, ihre Kleider waren durchnäßt, ſie wollte reden, aber der Athem fehlte ihr.

„Suzon, Mamſell Suzon, barmherziger Gott wo kommt Ihr her in dieſer Schreckensnacht!“ rief der Alte und ſchlug voller Entſetzen beide Hände zuſammen.

„Die Lampe, die Leuchte, Eure Laterne Vater Regnaud —“ ſtammelte das arme Mädchen, „ich muß hinab an den Strand, hört Ihr das ängſtliche Nothſchießen denn nicht? — ich will hin, ihnen muß Hülfe werden — ſie müſſen gerettet —“ ihre Knie brachen bei dieſen Worten unter ihr zuſammen. Vater Regnaud hielt ſie im Fallen auf, ſie zitterte konvulſiviſch, aber ſie verlor nicht das

Bewußtſeyn. Wir ſtanden ihr bei, ſo gut wir es vermochten, der Alte trug ſie in ſeinen gepolſterten Sorgſtuhl neben dem Kamin, rieb ihr die Schläfe mit gebranntem Waſſer, und verſuchte es ihr ein Paar Tropfen davon einzuflößen. „Armes, armes Kind!“ ſeufzte er dazwiſchen, und eine Thräne zitterte in ſeinen grauen Wimpern. „Die Unglückſelige! in dieſer Nacht den Felſen zu erklimmen, es iſt unglaublich! Betet, Mamſell Suzon, betet zu Gott und unſrer lieben Frau für die armen Leute, ſie ſind in Gotteshand, hofft auf ihn.“

„Gebt mir die Laterne, erwiederte Suzon mit wildem, faſt wahnſinnigem Blick, ich ſage Euch, ich muß hinab an den Strand! Sie wollte aufſtehen, doch ſie vermochte es nicht, ſie ſank halb ohnmächtig zurück in den Stuhl, und ihre Augen fielen von ſelbſt zu, wie die einer Todtmüden. „Ich habe gebetet, ſo betet niemand wieder,“ ſprach ſie leiſe und immer leiſer, „notre Dame de la Garde — ich wußte, er käme heut, Euer Signal — ſie ſagtens mir in der Stadt — ſechs Stunden lag ich am Fuße ihres Altars, ſie hat mein Gelübde angenommen, ſie winkte mir — ich muß hinab, ich rette ihn, notre Dame de la Garde —“

„Die arme Suzon ſprach die letzten Worte halb im Traume, ihr Köpfchen ſank zurück, ein eignes Lächeln glitt über das bleiche Geſicht hin, die an das Stuhlkiſſen gedrückte Wange röthete ſich ein wenig, ſie athmete leiſer, und ohnerachtet der innern furchtbaren Angſt machte die erſchöpfte Natur ihre Rechte geltend, indem ſie dem armen Kinde kurzes Vergeſſen aller Noth gewährte.

„Sie ſchläft,“ flüſterte der Alte, und ſchlug ein Kreuz über die Schlummernde, dann wollte er auf die Terraſſe hinaus, ſich umzuſehen und ich begleitete ihn. Der Regen hatte aufgehört, der Sturm tobte fürchterlicher als zuvor, kaum daß ich ſeiner Macht widerſtehen konnte und mich aufrecht erhielt. Unaufhörliche Blitze goſſen noch immer Ströme von Feuer über das ſiedende Meer aus, und noch deutlicher als zuvor erblickten wir bei ihrem Leuchten das unglückliche Schiff, ringend mit dem Untergange. Dunkle undurchdringliche Grabesnacht umgab uns gleich darauf wieder, und durch die dichte Finſterniß leuchteten einzelne kleine ſchnell wieder verſchwindende Funken zu uns auf; es war das Aufblitzen der Kanonen, durch deren unaufhörliches Abfeuern die verzweifelnde Mannſchaft des Phönix noch immer menſchliche Hülfe herbeizurufen ſtrebte, aber der Schall verſchwand unhörbar und ungehört in dem furchtbaren Aufruhr der Natur.

„Ich konnte mich nicht entſchließen, zurück in die Hütte zu gehen, und auch der Alte blieb draußen, wahrſcheinlich um Suzons herzzerreißendem Anblick auszuweichen. Noch immer beſtürmte ich ihn mit Bitten und Fragen, um Mittel und Wege dem augenſcheinlich dem Untergange geweihten Schiffe zur Hülfe zu kommen, aber er wies mich unabänderlich ab, wie man ein Kind abweiſt, das Unmögliches verlangt, obſchon das Herz des mit allen dieſen Schrecken längſt vertrauten Greiſes für die unglückliche Suzon blutete.

„Er ſagte mir, ſie ſey ſeine Pathe, die Tochter eines armen Fiſchers, aus einem kleinen Dörfchen nahe am Fuße des Felſens von notre Dame de la Garde; das ſchönſte, ſittſamſte, anmuthigſte Mädchen weit und breit umher, von Jugend auf bei Alt und Jung beliebt. Antoine, ſeit langer Zeit ihr Verlobter, war als Matroſe mit dem Phönix ausgegangen, ſobald er heimkehrte, ſollte die Hochzeit ſeyn und nun -- dem alten Mann brach die Stimme vor innerer Bewegung, er vermochte nichts weiter hinzuzuſetzen.

„Ich dachte an Viktorinen und — ach! hochwürdige Frau! laſſen Sie mich was ferner ſich mit der Unglücklichen begab, was mir das Herz zerriß, indem es mit einem Entſetzen mich erfüllte, das immer von neuem wiederkehrt ſo oft ich daran denke — laſſen Sie mich das alles nur noch mit wenigen kurzen Worten andeuten, um Ihrer und meiner zu ſchonen.

„Wir kehrten in die Hütte zurück und — fanden Suzon nicht mehr. Sie war erwacht, und hatte ſich hinter unſerem Rücken hinausgeſchlichen. Das furchtbare Brauſen des Sturms, das wilde Toben der Wogen, bei dem wir nur mühſam, dicht zuſammen gedrängt, uns einander verſtändlich machen konnten — wir hatten ihr Fortgehn nicht bemerkt!

„Wir riefen Hülfe herbei, die wenigen Invaliden, welche die Zitadelle bewohnen, vereinten ſich mit uns; der Fels, der Weg zur Stadt, die Kapelle, alles ward durchſucht, obgleich die

Schreckniſſe dieſer entſetzlichen Nacht die Nachforſchungen eben ſo gefährlich als mühſam machten, — alles war umſonſt und Suzon blieb verloren!

„Der Morgen graute, das Gewitter verzog, der Sturm legte ſich, doch das erzürnte Meer ſiedete noch immer in innerlicher entſetzlicher Wuth, und die ſchäumende Brandung tobte weit über ihre ſonſt gewohnte Gränze am Ufer hin. Da ging endlich die Sonne auf, hell und heiter, als leuchte ihr Strahl nur Glücklichen, die ſmaragdnen Wellen erglänzten, ſie hoben wie im feierlichen Tanz die ſchaumgekrönten Häupter in unbeſchreiblicher Pracht, und warfen im wilden Spiele die dunkeln Trümmer des geſcheiterten Schiffes einander zu, ein trauriges Zeichen ihres Triumphs über zerbrechliches Menſchenwerk.

„Wie ich zurück nach Marſeille und in meine Wohnung gelangt bin, weiß ich kaum. Das in allen ſeinem Schrecken über allen Ausdruck erhaben große Schauſpiel dieſer unvergeßlichen Nacht, Suzon, Viktorine, alles dieſes vereint, drängte ſich auf dem Wege in meiner Phantaſie zu einem einzigen gewaltigen Bilde zuſammen.

„Es war mir unmöglich, Marſeille, wie ich es mir früher vorgenommen hatte, ſchon an dieſem Tage zu verlaſſen, ohne vorher über das Geſchick der armen Suzon, und der Mannſchaft des ſo nah' am Hafen geſcheiterten Schiffes, zu einiger Gewißheit gelangt zu ſeyn. Alle, alle hatten wahrſcheinlich im Zorn des empörten Elementes den Untergang gefunden.

„Als am zweiten Morgen nach jener Schreckensnacht das wieder beruhigte Meer ſich in ſeine alten Schranken zurückzog, und die wilde Brandung ſich legte, fanden die Fiſcher mehrere Todte, welche die Wogen dem mütterlichen Boden wieder zugeworfen hatten. Antoine war der erſte unter dieſen; unfern dem Wohnorte ſeiner Braut lag er auf einer kleinen Erhöhung, halb bedeckt noch von den Wellen, die einzeln über ihn hinſchlugen, und neben ihm ſeine bis in den Tod getreue Suzon. Kalt, erſtarrt, durchnäßt, als hätte ſie mit ihm die Gefahren des Schiffbruchs getheilt, hielt ſie ihn noch immer feſt umſchlungen, und keine Gewalt vermochte die Liebenden im Tode zu trennen, denen Vereinigung im Leben nicht beſchieden war.

„Die Unglückliche! Nachdem ſie aus der Hütte des guten Regnaud entfloh, ſtieg ſie, wie man jetzt vermuthet, einen Fußpfad hinab, der ſchnurgerade an's Ufer führt. Niemand begreift, wie dieſes Wageſtück ihr in dieſer entſetzlichen Nacht gelungen ſeyn kann, denn nur ſelten mag einer der kühnſten Bewohner dieſer Küſte den faſt ſenkrecht ſteilen Weg bei hellem Sonnenſcheine erklimmen. Wahrſcheinlich fand ſie zuerſt bei'm grauenden Morgen den geliebten Todten, noch umſpült von der Brandung, die ihn an's Ufer warf, und ihn wieder mit hinabzureißen drohete. Die erſchöpften Kräfte der Armen vermochten nicht, ihn vollends an das Ufer zu ziehen, und ſo ſank ſie neben ihm hin und fand in dem Beſtreben, ihren Geliebten wieder in's Leben zurückzurufen, ſelbſt den Tod. Es iſt ein Geſchick, über das ſich weiter nichts ſagen läßt; hier bleibt nichts übrig, als ſchweigend in Ehrfurcht zu verſtummen.

„Am zweiten Tage, ehe ich den Weg nach Toulon antrat, ging ich hinaus, um das Meer noch einmal zu ſehen, doch den Felſen von notre Dame de la Garde mochte ich nicht wieder beſteigen. Glänzend wie ein Spiegel, kaum gekräuſelt von leicht dahin tanzenden Wellen, lag es vor mir, keine Spur mehr von der furchtbaren Empörung, in der ich es vor kaum acht und vierzig Stunden geſehen hatte. Sinnend verweilte ich lange in ſeinem Anſchauen, alle Schreckniſſe jener Nacht gingen nochmals an meinem Geiſte vorüber, und ich faßte hier zuerſt den Entſchluß, welchen ich jetzt ausführe, indem ich dieſe Blätte und den Schlüſſel zu dem Käſtchen Ihnen, hochwürdige Frau, überſende.

„Mein Muth blieb indeſſen ungebeugt, und ich darf ſagen, was ich ſah und erlebte, hat ihn vielmehr neu geſtärkt, obgleich das harte Geſchick der armen Suzon und ihres Geliebten mich noch immer mit tiefer, wehmüthiger Trauer erfüllt! Drohen doch überall tauſend Gefahren dem armen Leben des Sterblichen, ſelbſt mitten im Kreiſe der Seinen, auf feſtem Boden, im ſichern Hauſe. Iſt doch die Erde ein weites Grab, wie das Meer, und jeder Athemzug ein unerforſchtes Wunder, das unſer Leben von einer Secunde zur andern friſtet. Wahrlich, wir müſſen entweder immer verzagen, oder immer vertrauen, und ich wähle mir das Letztere.

„Am nämlichen Tage noch trat ich meine kleine Reiſe nach Toulon an; ich ſuchte und fand neue Lebenskraft im Betrachten dieſer, von allem mir Gewohnten ſo ganz abweichenden Pracht der Natur, und es gelang mir nach und nach, mich von den düſtern Bildern loszureißen, die noch immer auf meine Phantaſie eindrangen.

„Alles iſt hier anders, wie bei uns und doch unendlich reizend; keine Spur jener anmuthigen Friſche, die in den ſchönen Thälern am Ufer der Elbe, des Rheins, der Donau uns mit ſo unbeſchreiblichem Wohlbehagen erfüllt. Weit und breit iſt nur wenig Grünes zu entdecken, die Olivenbäume, die in den Steinklüften wurzeln, der Thymian, der Lavendel, alle die vielen tauſend Kräuter, die wie ein Teppich ſich über die Felſen hinbreiten, zeigen meiſtens nur ein einförmiges Graublau, welches das dunkle, an's Schwarze gränzende Grün der maleriſchen Pinie nur ſelten unterbricht, aber ein ſüßberauſchender Duft ſteigt Abends und Morgens aus ihnen auf. Der Oleander, der Rosmarin wachſen hier, mit der Myrthe vereint, zum hohen baumartigen Strauch heran. Die Tazette, der Goldlack, alle die vielen Blumen, die wir im Norden mühſam pflegen, gedeihen hier in der Wildniß weit üppiger als in unſern Treibhäuſern. Myriaden von Cikaden klingeln wie mit Silberglöckchen vom Morgen zum Abend ihr eintöniges Lied und die maleriſch geſtalteten Felſen erglühen im Sonnenſchein in einer Farbenpracht, die wir im Norden nicht kennen.

„Da ich erſt ſpät gegen Mittag ausgereiſ't war, ſo konnte ich Toulon nicht in Einem Tage erreichen, ſondern mußte in Cujes, einem kleinen, mitten in einem Felſenkeſſel liegenden Orte, übernachten; dafür ritt ich aber auch ſchon mit Sonnenaufgang wieder aus, von meinem Bedienten und einem Poſtillion begleitet, der uns zum Wegweiſer diente. Unſere Straße führte uns Anfangs durch ein wunderſchönes Felſenthal, am Ufer eines luſtig rauſchenden Bergwaſſers hin, dem von den Höhen eine Menge kleiner ſilberhellen Quellen zuſtürzten, als eilten ſie zum fröhlichen Tanz durch das ſchöne Land hin ſich mit ihm zu vereinen. Wo nur ein urbares Plätzchen ſich findet, wachſen hier Mandelbäume, Maulbeerbäume und

Reben zwiſchen dem Geſtein; unzählige Blumen biegen ſich neugierig vor, als wollten ſie in dem klaren Gewäſſer ſich ſpiegeln, und alles grünt und blüht in üppiger Frühlingskraft. Doch dieſes währte nicht lange, die Felſen erhoben ſich kühner, das klare Strömchen verwandelte ſich in einen ſcheltend und ſtürmend zwiſchen engen Ufern daher rollenden Giesbach, und Alles um uns gewann einen düſteren, wilderen Charakter, bis zuletzt jede Spur von Vegetation hinter uns zurückblieb, und das enge, ſchauerliche Thal von Oliulles uns aufnahm. In früheren Zeiten, ſelbſt während der Revolution, war es als der Aufenthalt gefährlicher Räuberhorden berüchtigt, und auch jetzt hatte man uns ermahnt, es nicht unbewaffnet zu durchziehen. Denn der vieljährige Krieg hat die Menſchen verwildert, und viele, die während deſſelben heranwuchſen, und kein anderes Handwerk als Raub und Plünderung in fernen Ländern erlernten, üben dieſes jetzt nothgedrungen im eigenen Vaterlande aus, beſonders wo ſie, gerade wie in dieſem Thal, einen Ort finden, der von der Natur ſelbſt zum Schauplatz dunkler Thaten beſtimmt ſcheint.

„Nie ſah ich eine furchtbarere Einöde! Ein wild verworrenes Labyrinth grauſenerregender Klüfte und Höhlen öffnet ſich zu beiden Seiten der dicht am Bergſtrom ſich hinwindenden Straße, und bietet dem Räuber überall ſichere Zuflucht und Mittel zu entkommen. Zuweilen treten die überhangenden Felſen ſo nahe zuſammen, daß kaum ein ſchmaler Himmelsſtreif dem Wandrer ſichtbar bleibt, und kein belebender Sonnenſtrahl in die ſchauerliche Dämmerung hinabzudringen vermag. Hier verſtummt alles Leben, kein Vogel ſingt in dieſer furchtbaren Wüſte, aus der ſelbſt die genügſame Cikade entflieht, weil auch kein armes Hälmchen dem trocknen harten Steine mehr entſprießt.

„Tief in mich ſelbſt verſunken, ritt ich eine kleine Strecke voraus, dem einſamen dunkeln Pfad entlang, während mein Bedienter mit dem Poſtillion etwas zurückblieb, um ſich von dieſen Mordgeſchichten erzählen zu laſſen, deren Schauplatz er gerade in die Gegend hin verlegte, in welcher wir uns befanden. Meinem ehrlichen Dubois ſträubte ſich dabei das Haar himmelan, aber er horchte dennoch mit einem Intereſſe darauf, welches auch gebildetere Naturen, als die ſeine, nie ganz zu verläugnen vermögen, und verlangte immer nach einer zweiten furchterregenden Erzählung, wenn die erſte eben zum Schluſſe gekommen war.

„So gelangte ich, anſcheinend ganz allein, zu einer Stelle im Thal, wo ſich die Felſen dem Auge ſo wunderbar in einander ſchieben, daß der rückwärts Schauende eben ſo wenig begreift, wo er hergekommen iſt, als er abſehen kann, wo es hinaus will, wenn er den Blick vorwärts wendet. Und gerade in dieſem ringsum von ſteilen Felſenwänden eingeſchloſſenen Platze ſah ich plötzlich, in geringer Entfernung, aus einer der Seitenklüfte zwei mit ſtarken Knitteln bewaffnete Männer hervorſpringen, deren verwildertes Anſehen das traurige Gewerbe nur zu deutlich bezeichnete, welches ſie hier treiben mochten.

„Wo hinaus?“ rief mir der Eine zu, der mir am nächſten ſtand, und ſuchte meinem Pferde in den Zügel zu fallen, während der Andere im geſtreckten Laufe herbeieilte. Ich hatte indeſſen im Augenblicke, als ich ihrer anſichtig ward, eines meiner Terzerole hervorgezogen, und feuerte es nur über ihre Köpfe ab; denn warum ſollte ich die armen Teufel zu verletzen ſuchen? Der Schall vertauſendfältigte ſich bis in's Unendliche zwiſchen dieſen Felſenmaſſen, und was ich dadurch beabſichtigte, war auch im nächſten Augenblick erreicht, denn der Poſtillion und Dubois bogen um die Ecke; die Räuber flohen in ihre Schlupfwinkel zurück, ſobald ſie dieſer Beiden gewahr wurden, und verſchwanden blitzſchnell vor unſern Augen.

„Herr, das waren böſe Gäſte!“ rief der Poſtillion, „laßt uns eilen, damit wir dieſe verwünſchten Räuberwinkel in den Rücken bekommen. Ich ließ mir den Rath gefallen, und nun ging es eine Weile ſo ſchnell vorwärts, als der, bald ſteil ſich erhebende, bald dem Abgrunde ſich zuſenkende Weg es nur erlauben wollte. Die Felſen zogen in immer wunderbarer ſich geſtaltende, düſtere Klüfte ſich zuſammen. Plötzlich ſprang mein Pferd auf die Seite; ich ſuchte die Urſache ſeines Scheuwerdens, und ward mit Entſetzen einen faſt ganz entkleideten, wahrſcheinlich ermordeten Menſchen gewahr, der, halb verborgen, in einer Felſenſchlucht unfern dem Wege lag. Schnell ſprang ich vom Pferde, um zu unterſuchen, ob noch Leben in ihm ſey. Dubois Angſt ſtieg zwar bis zum Lächerlichen bei dieſem Verweilen an einem ſo berüchtigten Orte, und auch der Poſtillion wäre gern vorwärts geeilt, doch ich achtete nicht darauf, und da ich beiden in der nächſten Minute die Verſicherung ertheilen konnte, daß der Beraubte nicht todt, ſondern nur von einem Schlage auf den Kopf betäubt ſey, ſo waren ſie auch ſogleich bereit, mir in dem Bemühen, ihn wieder in's Leben zu bringen, beizuſtehen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war der Unglückliche den nämlichen Räubern in die Hände gefallen, denen wir kurz vorher begegneten; Dubois und der Poſtillion beſprachen dieſes mit einander ſehr weitläuftig, indem ſie ſich um ihn beſchäftigten, und zogen daraus den tröſtlichen Schluß, daß die Räuber deshalb wohl ſchwerlich ſich ſobald wieder hieher zurückwagen würden.

„Mit welcher Freude ich endlich die erſte Regung des wiederkehrenden Lebens in dem Verwundeten wahrnahm, vermag ich nicht zu beſchreiben. Nie zuvor hatte ich gefühlt, was es heißt, ein Menſchenleben gerettet zu haben, und ich ſchrie beinahe laut auf vor Entzücken, als ſein Auge ſich dem Lichte öffnete. Freilich ſank er bald darauf, ohnmächtig wieder zurück, doch gelang es uns deshalb vielleicht um ſo beſſer, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, ohne ihm zu große Schmerzen zu verurſachen.

„Langſam ſchritt unſer kleiner Zug jetzt vorwärts, bis wir den nicht mehr ſehr entfernten Ausgang des Thals erreichten. Tauſend Gedanken und Empfindungen wogten indeſſen in meinem Gemüth; Suzon und ihr ſchmerzliches Geſchick ſtanden von Neuem vor meinem Geiſt, und die Ueberzeugung, daß nur der Untergang jenes holden, liebenden Weſens mich in der rechten Stunde zur Rettung dieſes jungen Mannes herbeigeführt habe, erfüllte mich mit unausſprechlich tiefer Wehmuth. Denn nur um von Suzon noch Kunde zu erhalten, war ich ſpäter von Marſeille abgereiſ't, als ich zuerſt es mir vorgeſetzt hatte.

„So geht das Leben durch Nacht zum Licht! aus Untergang erwächſt neues Entſtehen, wie am Horizonte des geſtirnten Himmels ein neues Sternbild glorreich ſich erhebt, wenn andere nach vollbrachtem Laufe hinabſinken. Die anſcheinend unbedeutendſte unſrer Handlungen zieht oft eine Kette von Folgen nach ſich, bei deren Betrachtung uns, wenn wir den Blick rückwärts wenden, geheimnißvolle Schauer aus einer unſichtbaren Welt entgegen wehen. Daß ich zu übelgewählter Zeit einen Spaziergang unternahm, daran hing, allem menſchlichen Abſehen nach, das Leben dieſes jungen Mannes, nebſt allen den nicht zu berechnenden Folgen, die aus ſeiner Erhaltung, nicht nur für ihn, ſondern für alle die entſtehen können, welche mit ihm ſchon in Verbindung ſind oder noch im Laufe der Jahre mit ihm in Verbindung kommen werden. Wie ernſt iſt das Leben und wie wichtig zugleich, wie abhängig von allem, was wir Zufall zu nennen wagen! Man darf darüber nicht zuviel grübeln, aber wie ſoll man es anfangen, ſich dieſer Gedanken zu entſchlagen, wenn die Veranlaſſung dazu ſich auf ſolche Weiſe uns entgegendrängt!

„Der Anblick der unausſprechlich reizenden Gegend, welche dicht vor jenem Felſenthal mir überraſchend entgegen leuchtete, entriß mich jenen vielleicht zu ernſten Betrachtungen.

„Ich gebe zu, der Contraſt mit der eben verlaßnen Wüſte mag nicht wenig dazu beigetragen haben, mir Alles, was ich nun erblickte, in feenartigem Zauberglanz zu zeigen, doch für den Moment war mir wirklich, als ſey ich plötzlich aus den Schlünden des Tartarus in Elyſium verſetzt, als ich im Dörfchen Oliulles zum erſten Mal in meinem Leben die ländlichen Hütten von Orangenbäumen umgeben ſah, aus denen Hunderte von Nachtigallen uns entgegen ſangen, und deren immer grüne, im herrlichſten Blüthenſchmucke prangende Zweige, zugleich unter der ſchweren Laſt goldner Früchte ſich beugten.

„Unſer Poſtillion war glücklicher Weiſe aus dieſem Dörfchen gebürtig, und ſo ward es uns nicht ſchwer, unſern Verwundeten hier einſtweilen auf leidliche Weiſe unterzubringen, bis für deſſen fernere Verpflegung beſſer geſorgt werden konnte. Ich ließ meinen Dubois bei ihm zurück, und ritt ſo ſchnell als möglich dem jetzt nicht mehr weit entfernten Toulon zu, von wo ich ſogleich einen Wundarzt und eine Sänfte nach Oliulles abſandte. Am nächſten Tage hatte ich ſchon die Freude, den Unglücklichen in meinem Gaſthofe anlangen zu ſehen, wo ich für ſeine Verpflegung ſelbſt Sorge tragen kann. Bis jetzt liegt er äußerſt ſchwach, beinahe regungslos da, doch ſeine Wunden ſind an ſich nicht gefährlicher Art, und der Arzt hofft mit Gewißheit, er werde geneſen. Dieſe Hoffnung ſtützt ſich hauptſächlich auf die innere Kraft einer jugendlichen unverdorbenen Natur, welche freilich durch mannichfaches Leiden, vielleicht ſogar durch harte ſchwere Arbeit, untergraben zu ſeyn ſcheint, bei ſorgſamer Pflege ſteht aber zu erwarten, daß ſie bald wieder die Oberhand über Fieber und Schmerz gewinnen werde.

„Im Ganzen iſt mir dieſer noch ſehr junge Mann eine höchſt räthſelhafte Erſcheinung. Seine verfallne, abgemagerte Geſtalt, ſeine, wenn gleich fein geformten, dennoch hart gewordnen Hände voller Schwülen ſcheinen freilich zu beweiſen, daß ihn bis jetzt das Leben nicht ſanft bettete, und doch liegt in ſeiner ſehr edlen Geſtalt und mehr noch in ſeinem Benehmen, ſobald er nur einen Augenblick ſeiner Beſinnung mächtig wird, ein gewiſſes unbeſchreibliches Etwas, welches darauf hindeutet, daß er den gebildeten Ständen angehört, die wir die Höheren zu nennen gewohnt ſind.

„Der Arzt verbietet ihm zu ſprechen, was ſeine eigne Schwäche ihm ohnehin kaum erlauben möchte; er liegt die größte Zeit des Tages in einem an

Bewußtloſigkeit gränzenden Hinbrüten faſt ohne ein Zeichen des Lebens, und da die Räuber ihm alles, was er bei ſich führen mochte, nahmen, ſo blieb mir nichts, was mich in meinen Vermuthungen über ſeine früheren Verhältniſſe leiten könnte. Gleichwohl ahnet mir zuweilen, er ſey vielleicht ein Deutſcher, und dieſer Gedanke erhöht meine Freude über ſeine Rettung um ein Großes. Freilich haben Luft und Sonne ſein Geſicht gebräunt, ſo, daß er ſich in dieſer Hinſicht durchaus nicht von den Eingebornen des Landes unterſcheidet, doch ſeine Locken ſind blond, und einige Mal glaubte ich deutlich zu hören, wie er „o mein Gott!“ ſeufzte, wenn ſeine Wunden ihm ſtärker ſchmerzen mochten.

„Morgen kehre ich nach Marſeille zurück, denn die Geſchäfte, welche mich dort erwarten, erlauben mir nicht, nur noch einen Tag länger in Toulon zu verweilen. Der Unfall meines Unbekannten hat indeſſen die Wachſamkeit der hieſigen Polizei neu belebt, Gensd'armes durchſtreifen das Thal von Oliulles nach allen Richtungen hin, und die große Straße wenigſtens iſt in dieſem Augenblick vollkommen ſicher.

„Mein Unbekannter bleibt indeſſen unter dem Schutze eines wackern Deutſchen, Namens Weiler, des Chefs eines hieſigen bedeutenden Handelshauſes, zurück. Denn wo wäre eine bedeutende Stadt in Europa, in der man nicht Deutſche anträfe? Auch der Arzt iſt einer, wie ſo viele der geachtetſten Aerzte in Frankreich. Beide ahnen mit mir in dem Unbekannten einen Landsmann und pflegen deshalb ſeiner um ſo mehr mit wahrhaft brüderlicher Theilnahme. Weiler iſt ſogar entſchloſſen, ihn in ſein Haus aufzunehmen, ſobald der Geſundheitszuſtand des Kranken dieſes erlaubt. So weiß ich ihn denn gut verſorgt und kann leichten Muthes von ihm ſcheiden; ich laſſe ihm meine Adreſſe und die meines Hauſes zurück, und Herr Weiler will ſich mit mir vereinen, um ihm die Heimkehr zu den Seinen auf jede Weiſe zu erleichtern. Und nun leben Sie wohl, hochwürdige Frau, Sie werden jetzt in langer, langer Zeit nicht wieder von mir hören, aber ich weiß, Sie vergeſſen meiner dennoch nicht. Lebe wohl, Geliebte! Viktorine! Du ſchönes, holdes Licht meines Lebens! Lebe wohl mein Vaterland! Europa, lebe wohl! Mein Schiff liegt im Hafen vor Marſeille zur Abfahrt bereit. Es iſt ein trefflicher Segler, der Kapitain ein erfahrener, verſtändiger Seemann. Die Stürme der Tag- und Nachtgleiche ſind vorüber, und alles weiſſagt mir eine ſchnelle, glückliche Fahrt.

„Mein Herz ſchlägt hoch in Freude, daß ich nun endlich dem mir geſetzten Ziele zueilen darf; die Hoffnung des ſchönſten Wiederſehens winkt mir durch den Schleier, der die ferne Zukunft verhüllt; was ich auf Erden noch zu ordnen hatte, iſt jetzt geordnet, und ſo rufe ich friſchen Muthes aus voller Bruſt: Glück auf!“

Schon das wohlbekannte Wappen, mit welchem dieſer Brief geſiegelt war, hatte wahrſcheinlich nicht wenig dazu beigetragen, in den Augen der Tante die Aehnlichkeit der Schriftzüge auf der Adreſſe, mit den ihr unvergeßlichen, einer längſt zu Staub eingeſunknen geliebten Hand zu erhöhen. Als ſie nun vollends auch den kleinen goldnen Schlüſſel aus ſeiner Verhüllung wickelte, welcher in dem Briefe lag, ſtrahlte ihr ein zweiter heller Lichtſchein aus ihrer fernſten Vergangenheit ſo blendend entgegen, daß ſie darüber das Bewußtſeyn der Gegenwart verlor. Ihre zitternde Hand vermochte es kaum, den Schlüſſel feſt zu halten; ſie betrachtete ihn genauer; er war es, unverkennbar derſelbe! Sie drückte beinahe unwillkührlich auf eine oben am Griffe angebrachte Roſette, dieſe wich noch wie ehemals dem leiſen Drucke und ſchob ſich zurück. Anna glaubte zu träumen.

In unbeſchreiblicher Bewegung brachte ſie jetzt auch das Käſtchen herbei, welches Raimund ihrer Bewahrung anvertraut hatte. Ohne es genauer zu betrachten, hatte ſie es damals weggeſtellt, und hätte nicht Raimund jetzt durch ſein Schreiben ſie dazu berechtiget, ſo würde ſie es ihm gewiß bei ſeiner Rückkunft ganz unberührt wieder gegeben haben, ohne daß es ihr je eingefallen wäre, die Chatulle aus der Verhüllung zu ziehen, die ſolche von allen Seiten dicht umgab. Mit ſtrahlenden Augen, mit einem Gefühle ohne Namen, erkannte Anna auf den erſten Blick jetzt das aus ſeinem Futterale gehobene Käſtchen für das nämliche, welches einſt Bernhard von Leuen als ein von ſeiner Mutter ererbtes Familienkleinod mit der größten Sorgfalt aufbewahrte. Wie oft hatte ſie die alte, mit Gold künſtlich eingelegte Arbeit, alle die unendlich feinen Blumen und in einander verſchlungnen Züge mit ihm bewundert, die das Elfenbein ſchmückten, aus welchem die Außenſeite dieſes koſtbaren Behältniſſes beſtand! Sie verſuchte es, mit dem zierlichen Schlüſſel zu öffnen, das Schloß wich, das Käſtchen ſprang auf und leuchtend wie ſonſt, glänzte die Silberplatte ihr entgegen, welche das Innere deſſelben oben und unten und von allen Seiten bedeckte.

Alle die ſeligen Stunden, welche ſie im entzückenden Gefühle des erſten Aufkeimens reiner jugendlicher Liebe bei der Herzogin von P*** mit Bernhard durchlebte, gingen bei dieſem Anblick wieder an ihr vorüber, und weit drängten ſie die Gegenwart zurück. Anna glaubte wieder Bernhard's leiſen Tritt zu hören, als ſchliche er herbei, als wolle er, wie er einſt im fröhlichen Scherz gethan, über ihre Schulter blicken, um in dem kleinen Raume der hellſpiegelnden Fläche ſein Bild mit dem ihrigen zu vereinen.

Wunderbar durch ſich ſelbſt getäuſcht, glaubte ſie das Wehen ſeiner Nähe zu empfinden, unwillkührlich warf ſie einen Blick in das Innere des Käſtchens — doch ach! nicht das Bild des Geliebten, nicht das ihrer eignen längſt entſchwundnen Jugendblüthe lächelte ihr daraus entgegen — ſie erblickte nichts weiter, als ihre jetzige gealterte Geſtalt. Ergriffen von der unnennbaren und doch ſo menſchlichen Trauer um den verſunknen Frühling ihres Lebens, bedeckte ſie bei dieſem Anblick ihr Geſicht mit beiden Händen, und ſank mit einem kaum zu unterdrückenden Schrei des Entſetzens in ihren Armſtuhl zurück, als habe erſt in dieſem Moment eine feindliche Gewalt ihre Jugendherrlichkeit mit einem Schlage zerſtört. Was ſie gelitten, was ſie verloren, alle längſt verjährten Schmerzen, die ſie im Laufe ihres Lebens gefühlt und überwunden, drangen jetzt mit unſäglicher, neubelebter Gewalt auf ſie ein; das Gefühl des Alters überwältigte ſie plötzlich mit ſeiner ganzen Troſtloſigkeit, ihr ſtarkes Gemüth unterlag dem Schmerze über den entſetzlichen Unterſchied zwiſchen jetzt und damals, als dieſe nämliche Platte das letzte Mal ihr Bild ihr gezeigt hatte, und ſie brach in bittre heiße Thränen aus, wie ſie nie wieder ſie weinen zu müſſen gehofft hatte.

Wir alle, Männer und Frauen, würden fühlen, wie Anna damals empfand, dürfte das Alter uns ſo plötzlich nahen, als der Tod zu unſerem Heile es darf; aber die, ihre Kinder immer ſchonende Natur führt uns glücklicherweiſe in leiſen Uebergängen, von Stufe zu Stufe dem Ziele unmerklich näher, das der blühendſten Schönheit, wie der unverwüſtlichſten Jugendkraft, unvermeidlich, wenn gleich meiſtens unbeachtet gegenüberſteht.

Anna's lang geübte Gewalt über ſich ſelbſt gab ihr indeſſen bald wieder Kraft genug, um den Inhalt des Käſtchens näher zu unterſuchen. Sie fand darin alles wie Raimund es ihr geſchrieben hatte, eine verſiegelte Abſchrift ſeines letzten Willens, und die, ſein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen betreffenden Documente. Sie nahm alles dieſes heraus und bereitete ſich nun, die verborgenen Fächer des Käſtchens zu öffnen, von deren Daſeyn Raimund nichts wußte, und die auch ihr verborgen geblieben wären, wenn nicht Bernhard von Leuen ſie einſt zufälliger Weiſe damit bekannt gemacht hätte. Dabei war ſie überzeugt, daß Raimund's Vater ſeinem Sohne das Daſeyn dieſer Fächer noch zu entdecken gewünſcht hatte, und daß nur das ſchmerzliche Gefühl, dieſes nicht mehr zu vermögen, die letzten Stunden des ſterbenden Greiſes beunruhigt haben mochte. Uebrigens konnte in dem kleinen Behältniſſe dieſe verborgenen Fächer Niemand ahnen, der nicht in das Geheimniß eingeweiht war. Denn die mit Gold eingelegte Arbeit, welche die elfenbeinerne Außenſeite faſt über und über bedeckte, nebſt den ſehr maſſiv ſcheinenden ſilbernen Platten im Innern deſſelben, waren mehr als hinlänglich, um die Dicke und Schwere des Deckels und Bodens vollkommen zu motiviren.

Abermals ſchob jetzt Anna am Griff des Schlüſſels die Roſette zurück, welche einen kleinen Magnet verbarg, deſſen Kraft ein faſt unſichtbares, im Innern des Käſtchens angebrachtes ſtählernes Knöpfchen beſeitigte, und beide im Deckel und im Boden angebrachte Silberplatten ſprangen im nämlichen Momente auf, ſo wie ſie die dadurch jetzt ſichtbar gewordne Feder berührte.

Mehrere Papiere, größtentheils Briefe, zierlich zuſammengefaltet, füllten beide ſo lange verborgen gebliebene Fächer des Käſtchens aus.

Anna heftete den trüben Blick lange darauf, ohne daß ſie es wagte, die Papiere zu berühren, denn ihr ſcharfes Auge erkannte ſogleich in einigen von dieſen Bernhard von Leuen's Schriftzüge, und ihr war, als wolle der bleiche, längſt geſchloſſene Mund des Todten noch einmal ſich öffnen, um ihr freundlichen Gruß aus einem höheren Leben zu ſenden, und ihr wirklich zu entdecken, was ihrem ahnenden Gemüthe ſchon längſt, wenn gleich dunkel und unbeſtimmt, vorgeſchwebt hatte.

Mitten unter den Papieren ſchimmerte eine kleine Kapſel ihr entgegen; mit zitternder Hand ergriff und öffnete ſie dieſe, und fand darin einen Ring mit Bernhard's Bildniß. Die edlen Züge, das ſeelenvolle Auge, im kleinſten Raum auf's treuſte wieder gegeben, ganz ſo, wie ſie zum erſten Mal ihn ſah, leuchteten, von blitzenden Diamanten umgeben, ihr in blühender Jugendfriſche entgegen. Sogar das Kleid ſchien daſſelbe, welches Bernhard von Leuen bei jenem der Herzogin von P*** zu Ehren gegebnen Feuerwerk trug. Das dunkle Behältniß, welches das ſchöne Miniaturbild ſo lange aufbewahrte, hatte die Farben vor dem Verbleichen geſchützt, ſie ſtrahlten noch im urſprünglichen Glanze, und Anna erkonnte mit erhöhter Wehmuth die Arbeit eines ehemals berühmten, jetzt ebenfalls ſchon längſt entſchlafnen Künſtlers darin, der vor langen Jahren zu den Hausfreunden ihres Vaters gehört hatte. Sie betrachtete das Kleinod genauer, und unwiderſtehlich drang ſich ihr die Ueberzeugung auf, daß dieſer Ring ihr zum Brautgeſchenk beſtimmt geweſen ſey, ehe ein unſeliges Mißverſtehen Bernhard von ihr entfernte; denn ihr eigner Namenszug mit dem des Geliebten zierlich verſchlungen, war der innern Seite deſſelben eingegraben. Jener wilde Schmerz, den ſie ſo eben mühſam niedergekämpft hatte, erwachte bei dieſer Entdeckung nicht wieder, wohl aber bemeiſterte ſich ihrer ein tiefes Gefühl inniger Wehmuth, dem ſie ohne Widerſtand mit ſchmerzlicher Freude ſich hingab. Sie zog ein Gemälde Bernhard's hervor, welches ſie nie von ſich ließ, und das ihn ſo darſtellte, wie er war, als er zum letzten Mal von ihr Abſchied nahm; ſie verglich die Greiſengeſtalt mit dem lebenathmenden Bilde ſeiner Jugend. Noch einmal mußte jener ſilberne Spiegel auch ihre eigne verblichne Geſtalt ihr zeigen, und tief ergriffen von der Flüchtigkeit des Traums, den wir Leben nennen, vermochte ſie es jetzt, die wohlthätige Hand dankend zu preiſen, die auch ſie dem Ziele ſo nahe geführt hatte, wo, wie ihr frommes Hoffen ihr verhieß, Bernhard ſchon lange ihrer harrte.

Endlich gewann Anna es auch über ſich, den Inhalt der ſo lange verborgen gebliebnen Papiere zu unterſuchen und dieſe wehmüthig ernſte Beſchäftigung gab ſie allmählich ſich ſelbſt ganz wieder zurück. Sie fühlte inniger als je zuvor die Verpflichtung, hier für das künftige Wohl des abweſenden Raimund thätig zu werden, den ſie von nun an, als von Bernhard ſelbſt ihrer Vorſorge empfohlen, betrachten mußte. Deshalb las ſie alles, was ſie in den verborgenen Fächern vorfand, mit möglichſter Aufmerkſamkeit, und wandte alle Kraft ihres Gemüthes daran, um die mannichfachen Empfindungen zu unterdrücken, welche bei dieſer Beſchäftigung auf's Neue ihre gewohnte Faſſung zu zerſtören drohten.

Was ſie vorfand, überzeugte ſie von dem Berufe und der Möglichkeit, hier für Bernhard ſelbſt eintreten, und unſäglich viel Gutes, die geliebte Aſche und den theuren, ihr nie verklungnen Namen Ehrendes bewirken zu können. Von Neuem erwachte in ihr die lange Gewohnheit, ſich des Wohles Andrer thätig anzunehmen; alles übrige von ſich weiſend, überließ ſie ſich einzig dem ernſten Ueberlegen, was hier am erſten zu ergreifen ſey, und kam auf dieſe Weiſe ſehr bald zu dem Entſchluſſe, die Reiſe zu unternehmen, welche ſie, wie früher erwähnt ward, am folgenden Morgen wirklich antrat.

Nach der Abreiſe der Tante blieb im Kleebornſchen Hauſe Anfangs alles ſo ziemlich unverändert, wenigſtens dem äußern Anſchein nach. Innerlich wurde der alte Herr freilich mit jedem Tage verdrüßlicher, und Angelika und Viktorine empfanden die tiefe Sehnſucht nach der entfernten mütterlichen Freundin immer ſchmerzlicher. Feſte und Luſtbarkeiten gingen aber demohnerachtet nicht nur ihren gewohnten Gang, ſondern, wie das beim Schluß der Winterfreuden gewöhnlich der Fall iſt, ſie drängten ſich in und übereinander, bis zum Ueberdruſſe der meiſten daran Theilnehmenden. Denn bekanntlich vermag es keiner, der in einem ſolchen Strudel von Geſelligkeit befangen iſt, ſich ihm in dem Augenblicke zu entziehen, da er ſeiner müde wird, ſondern jeder muß noch eine Weile im gewohnten Kreiſe ſich fortdrehen, wenn gleich ohne Luſt und ohne Freude daran, ſo wie zu raſche Tänzer noch einige Minuten, nachdem die Violinen verſtummten, unwillkührlich fortwalzen müſſen.

Nach einem glänzenden Balle, der bis zum Anbruch des Tages gewährt hatte, befand ſich die ganze Kleebornſche Familie eines Vormittags bei dem ſehr verſpäteten Frühſtück nach althergebrachter Gewohnheit verſammelt. Alle waren müde und lebensſatt, und jeder Einzelne, ſogar Babet, labte ſich mit ſtillem Wohlbehagen an der Hoffnung, daß heute wahrſcheinlich ein Ruhetag ſeyn und bleiben würde. Da trat wider alles Erwarten Sir Charles herein, um ſich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen und fragte zugleich an: ob er das Glück haben könne, ſie den Abend in das Theater zu begleiten, indem eine neue Oper zum erſten Mal gegeben werden ſolle, von der man große Erwartungen hege.

Alle blickten voll Erſtaunen auf ihn, denn ſeit langer Zeit hatte man ihn weder zu einer ſo frühen Tageszeit noch ſo auffallend zuvorkommend geſehen. Viktorine erklärte ſich indeſſen doch für zu ermüdet, um nicht das Zuhauſebleiben der Oper vorzuziehen. Agathe ſtimmte ihr bei, und auf Babets Meinung, daß man gerade im Theater am aller beſten ausruhen könne, wurde gar nicht geachtet; denn auch der alte Kleeborn wollte von der neuen Oper nichts wiſſen, ſondern lud Sir Charles ein, den Abend lieber einmal mit ihm und den Seinen, im engſten Familienkreiſe zuzubringen.

„Ich könnte einer ſo angenehmen Einladung nicht widerſtehen, und wenn ich auch ein weit größeres Vergnügen deshalb aufopfern müßte, als ich daran finde, deutſche Muſik, von deutſchen Kehlen abhaspeln zu hören,“ erwiederte Sir Charles, der heut einmal durchaus ſeinen höflichen Tag zu haben ſchien. „Ich komme gewiß,“ ſetzte er hinzu, „obgleich ich es eigentlich nicht ſollte; denn ich muß es nur geſtehen, daß ich alle dieſe Zeit her meine Geſchäfte ganz unerlaubt vernachläſſigt habe. Unter manchen andern üblen Gewohnheiten beſitze ich leider auch die, immer nur ruckweiſe arbeiten zu können. Mein Schreibtiſch ſeufzt unter der Laſt wichtiger Depeſchen, die ich längſt ausfertigen ſollte, der vielen Geſchäftsbriefe, die alle unbeantwortet daliegen, mag ich nicht einmal erwähnen. Wilkinſon ſitzt ſchon ſeit ſechs Stunden wie angemauert an ſeinem Pulte, denn ich muß Morgen vor Tagesanbruch zwei Stafetten abfertigen, des heutigen Poſttags nicht einmal zu gedenken. Indeſſen da ich ohnehin entſchloſſen war, die Nacht durch zu arbeiten, im Fall die Damen ſich heute für das Theater beſtimmt hätten, ſo kann ich nun um ſo eher dieſes kleine Opfer dem unweit größern Vergnügen darbringen mit Ihnen allein — — —“

Kleeborn hielt es nicht länger aus, er mußte hier den Redner unterbrechen, und dabei leuchtete ihm die helle Freude aus den Augen, denn nie zuvor hatte er den jungen Mann ſo ernſthaft von Geſchäften reden hören. Außer ſich vor Vergnügen darüber, begann er jetzt auf das eifrigſte, ihn zu ermahnen und zu bitten, doch ja ſeiner koſtbaren Geſundheit zu ſchonen, und dieſe gefährlichen Nachtwachen zu meiden, welche jene ſicher und unwiederbringlich zerſtören müßten. Er verſicherte, daß er untröſtlich ſeyn würde, wenn

Sir Charles darauf beſtände, ihm die Ruhe dieſer Nacht aufzuopfern, und ſo entſtand zwiſchen Beiden eine Art von edelmüthigem Wettſtreite, in welchem Sir Charles durchaus die Erlaubniß forderte, den Abend mit der Familie allein zubringen zu dürfen, und der Alte eben ſo hartnäckig dabei blieb, ihm ſolche auf die freundlichſte Weiſe von der Welt zu verſagen. Es währte ziemlich lange bis Sir Charles endlich für gut fand, ſich für überwunden zu erklären. „Nun ſo ſey es denn!“ ſeufzte er, und verbeugte ſich nicht ohne Anmuth, in komiſcher Troſtloſigkeit, gegen alle in die Runde; „ich gehe, ich armer Verbannter! Aber weil es denn nun einmal ſo ſeyn muß und ich Sie alle heute nicht ſehen darf, ſo will ich auch gar nichts ſehen, als den Wilkinſon und ſeine verwünſchten Schreibereien. Ich ſchließe mich von Stunde an in meinem Kabinette ein, bleibe darin bis Morgen früh, unzugänglich wie eine Auſter. Nichts ſoll mich herauslocken, und käme die Catalani ſelbſt vor meine Thüre, um mit ihrer Sirenenſtimme dieſes Wunder zu bewirken.“

Sir Charles entfernte ſich und Horſt folgte ihm auf dem Fuße nach, denn ohne ein Wort darin zu reden, war dieſer ein Zeuge des ganzen Vorganges geweſen. Er entſchuldigte jetzt ebenfalls ſein Nichtwiedererſcheinen für dieſen Tag mit wichtigen Geſchäften; doch Kleeborn achtete kaum darauf, ſo entzückt war er von Sir Charles heutigem Betragen, er wurde nicht müde es zu preiſen und die erfreulichſten Schlüſſe für die Zukunft daraus zu ziehen, wodurch denn die Unterhaltung eine für Viktorine durchaus nicht erfreuliche Wendung gewann.

Langweilig war der Tag an ihnen allen vorüber geſchlichen, wie ſolche Tage es gewöhnlich pflegen. Die Theaterſtunde nahte heran, und Kleeborn überlegte eben, ob es nicht dennoch klüger geweſen wäre, den für Arbeit und Vergnügen gleich verdorbnen Abend vollends im Schauſpiel gemächlich zu vergähnen, als der Rittmeiſter Horſt ganz unerwartet hereintrat, und mit ihm die Tochter ſeines Majors, eine Freundin Agathens. Dieſem neuen Ankömmling zu Ehren ward nun auf des Rittmeiſters beſonderem Antrieb ſogleich beſchloſſen, dennoch ins Theater zu fahren, obgleich die eigentliche Stunde dazu ſchon beinahe vorüber war. Der alte Kleeborn ſchien wahrhaft erfreut, einen Anlaß gefunden zu haben, der ihn beſtimmen konnte, ſeinen früher gefaßten Entſchluß abzuändern, vor Allem als Horſt ihm vertraute, Fräulein Natalie ſey nur wegen der neuen Oper und in Hoffnung auf einen Platz in der Kleebornſchen Loge zur Stadt gekommen; denn gleich vielen alten Herren ſeiner Art, bezeigte er ſich noch immer gerne galant gegen Damen. Babet und Agathe waren ebenfalls ſehr zufrieden damit, und nur Viktorine äußerte den lebhaften Wunſch, bei ihrer Angelika bleiben zu dürfen, deren ſchwache Nerven ihr ein Vergnügen dieſer Art nur ſelten erlaubten. Horſt erſchrak ſichtbar da er dieſes vernahm, und fing an, mit ſolchem Ernſt auf ihr Mitgehen zu dringen, daß ſelbſt Angelika ſich dadurch bewogen fühlte, ihre Bitten mit den Seinen zu vereinen. Als Viktorine ſich noch immer weigerte, ſtiegen dieſe Bitten beinahe bis zum ängſtlichen Flehen, und nahmen nach und nach einen ſo ſeltſamen Ton an, daß Viktorine endlich, gezwungen, ihm nachgab. Der Werth, den er auf eine, ihr ſo unbedeutend ſcheinende Gefälligkeit von ihrer Seite zu legen ſchien, kam ihr indeſſen doch halb lächerlich vor, und ſie konnte es nicht unterlaſſen, ihn ein wenig damit zu necken; doch als ſie ihn dabei genauer ins Auge faßte, erſchrak ſie beinahe über den Ausdruck feierlichen Ernſtes in ſeinen Mienen, den er vergebens unter dem Scheine heitrer Unbefangenheit zu verbergen ſuchte. Es überlief ſie dabei ein heimliches Grauſen, das ſie ſich ſelbſt eben ſo wenig zu erklären wußte, als das ſonderbare Benehmen ihres ſonſt immer heitern Freundes, ſo daß ſie darüber endlich in eine Art ängſtlicher Befangenheit gerieth und nun mehr als alle die Andern eilte, um nur recht bald in den Wagen und in ihre Loge zu gelangen.

Die Oper war angegangen und in dem faſt überfüllten Hauſe herrſchte die größte Stille unter den Zuſchauern. Daher war es wohl natürlich, daß die verſpätete, nicht ganz geräuſchloſe Ankunft ſo vieler Damen für den Augenblick einige Aufmerkſamkeit erregen mußte. Doch dieſe Aufmerkſamkeit ſchien ſich gar nicht wieder der Bühne zuwenden zu wollen, ſelbſt nachdem die unſchuldigen Störerinnen der allgemeinen Ruhe ſchon längſt ihre Plätze eingenommen hatten. Aus allen Ecken waren bewaffnete und unbewaffnete, bekannte und unbekannte Augen auf ſie gerichtet; ein tauſendſtimmiges Ziſcheln und Flüſtern ging durch Logen und Parterre, und erfüllte das Haus mit einem ſeltſamen unheimlichen Geräuſch, bei dem faſt Niemand mehr das, was auf dem Theater vorging, zu beachten ſchien. Kleeborn ſelbſt wurde auf die unter den Zuſchauern herrſchende Unruhe aufmerkſam; er hatte ſich bis jetzt mit einem Bekannten im Hintergrunde der Loge aufgehalten, doch nun trat er vor, und beugte ſich weit über die Brüſtung derſelben hinaus, um die Veranlaſſung dieſer ſeltſamen Erſcheinung zu entdecken, die er weit entfernt war, in ſeiner Nähe zu ſuchen. Sorgfältig muſterte er die Logenreihen mit ſeinem Opernglaſe, während das Flüſtern und Lorgniren von allen Seiten zunahm. Doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er in einer Loge ſich gerade gegenüber eine einzelne junge Dame gewahr wurde, welche durch ihren koſtbaren, aber etwas fantaſtiſch überladnen Anzug ſich nicht minder auszeichnete, als durch ihre wirklich blendende Schönheit, und dicht hinter ihr, in ſeiner gewohnten nachläſſigen Stellung über mehrere Stühle hingegoſſen, den Rücken dem Theater zugewendet — Sir Charles — der ohne weiter auf die Oper noch auf das Publikum zu achten, ſich einzig damit zu beſchäftigen ſchien, die Blumen in dem türkiſchen Shawl ſeiner ſchönen Nachbarin ſorgfältig zu zählen.

Ueber den Anblick dieſer Gruppe vergaß der alte Herr die noch immer nicht abnehmende Unruhe im Publikum, denn es fiel ihm nicht ein, dieſe mit jener in Verbindung zu ſetzen. Er bemühte ſich nur zu errathen: wer wohl die Dame ſeyn könne, die es heute vermocht hatte, ſeinen zukünftigen Schwiegerſohn aus dem wohlverſchloßnen Kabinette hervorzulocken. Eine Fremde mußte es ſeyn, davon war er feſt überzeugt, nicht nur wegen ihrer auffallenden Kleidung, ſondern hauptſächlich, weil keine Einheimiſche einen ſolchen Verſtoß gegen die allgemein angenommene Sitte begehen konnte, ſich ganz allein von einem jungen Manne ins Theater begleiten zu laſſen. Es that ihm leid um die arme Perſon, die aus Unbekanntſchaft mit der Gewohnheit des Orts ſich vielleicht Unannehmlichkeiten ausſetzen konnte, und er war ſchon im Begriff hinüber zu gehen und ſie mit ihrem Begleiter in ſeine eigne Loge abzuholen, als er noch einmal im Hauſe ſich umſah, und nun erſt zu ſeinem großen Erſchrecken gewahr ward, wie alle ſeine näheren und entfernten Bekannten eigentlich nur ihn zum Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit machten. Einige ſahen mit beſorgter Theilnahme ihn an, andre trugen den hämiſchen Triumph der Schadenfreude im lächelnden Geſicht, die meiſten betrachteten ihn mit dem ſtarren Blick neugieriger Erwartung deſſen, was zunächſt geſchehen würde. Nur das Paar ihm gegenüber ſchien ſeiner nicht gewahr zu werden. Die ſchöne Dame hatte alle ihre Aufmerkſamkeit der Oper zugewendet, und von Sir Charles war es ſchwer zu entſcheiden, ob er ſchlafe oder wache.

Kleeborn trat ſogleich in den Hintergrund der Loge zurück, um mit dem Rittmeiſter Horſt, der, an eine Säule gelehnt, mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit den ernſten Blick auf jenes Paar geheftet hielt, über dieſe ſeltſame Erſcheinung zu ſprechen; doch indem klopfte ihm jemand auf die Schulter und eine bekannte Stimme bot ihm einen freundlichen guten Abend.

In großen Städten trifft man häufig auf Hageſtolze von mittleren Jahren, die in allen ſogenannten guten Häuſern Eingang finden, und überall ſind, einzig weil ſie den Leuten weiß zu machen wiſſen, daß ſie überall hingehören. Dieſe Herren reden über alles, ſind immer mit gutem Rathe bei der Hand, ſpielen hohes oder niedriges Spiel, wie man will um überall hinzupaſſen, und üben unter der Maske treuherzigen Freimuths eine Art von arroganter Vormundſchaft über Jung und Alt, indem ſie ſich bei allen Gelegenheiten zum Vertrauten aufdringen. Und alles dies nur um ſich ihren freien Platz am Tiſche, im Theater oder bei Landpartthien zu ſichern. Ein ſolcher war Doctor Erning, der eben Herrn Kleeborn begrüßt hatte.

„Nun was ſagen Sie zu dem neuen Kometen, der an unſerem Horizonte aufgeſtiegen iſt? Wie gefällt Ihnen die ſchöne Roſabelle?“ fragte Erning, gleich nach der erſten Begrüßung.

Kleeborn war noch zu befangen, um des Doctors Meinung gleich zu verſtehen. „Roſabella,“ wiederholte er ganz tonlos und unwillkührlich.

„Nun ja, Roſabella, oder auch Roſaſpina,“ erwiederte Erning lachend, denn ſo viel iſt wohl gewiß, der alte Papa drüben in Holland wird ſie wenigſtens lieber für einen Dornenſtrauch als für eine Roſe erklären, denn das liebe Söhnchen mag bei ihr viel Wolle ſitzen laſſen. Aber ſchön iſt ſie doch, das muß man ihr laſſen, nicht wahr?“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ erwiederte Kleeborn mit erzwungner Kälte, obgleich auf ſeinem Geſichte deutlich zu leſen war, daß er eben anfange, alles recht gut zu verſtehen.

„Nun das muß ich ſagen!“ rief Erning. „Sie allein ſollten nicht wiſſen, was die ganze Stadt ſeit drei Wochen weiß! denn ſo lange iſt es, ſeit er ſie durch ſeinen Kammerdiener von Paris abholen ließ, weil er wahrſcheinlich nicht Luſt hatte, ſie dort länger auf ſeine Koſten leben zu laſſen. Er hat ſie in der Vorſtadt im Welſiſchen Gartenhauſe einlogirt, wo ſie ſich Frau Gräfin nennen läßt. Sie ſehen, ich bin von allem genau unterrichtet, alſo ſpielen Sie nicht länger den Geheimnißvollen gegen mich. Bei den kleinen Dejeunees, die er dort uns jungen Leüten en petite comité zuweilen gibt, können Sie Papachen freilich nicht ſeyn, aber exquiſit ſind ſie, deliziös auf Ehre. Er verſteht ſo etwas anzuordnen, das muß der Neid ihm laſſen. Wäre nur nicht immer auch der König Pharao mit dabei! das verdammte hohe Spiel, ich kann es nun einmal für den Tod nicht leiden. Doch mit den Wölfen muß man heulen, und er — —“

„Er! und er! und immer er! was für ein er?“ fuhr Kleeborn jetzt im höchſten Aerger auf. Doch Erning, dem er zu laut ward, zog ihn ſchnell in den Logengang hinaus und wandte nun alles an ihn zu beſchwichtigen, um dadurch noch größeres Aufſehen zu vermeiden.

„Zürnen Sie nicht ſo, lieber alter Freund, wenigſtens nicht auf mich, der es wahrhaft gut mit Ihnen meint,“ ſprach er, „was iſt es denn weiter? Jugendſtreiche, die haben wir alle gemacht.“

„Herr!“ rief Kleeborn, immer aufgebrachter, „von was, von weſſen Jugendſtreichen iſt hier denn die Rede? — —“

„Wahrhaftig, Sie wiſſen von nichts?“ fiel Erning ihm ein; „nein, wie konnte ich das vermuthen, da ich den jungen Mann täglich in Ihrem Hauſe ſah, in welchem er gewiſſermaßen zu Ihrer Familie zu gehören ſchien. Bis jetzt war ich feſt überzeugt, daß Sie alles abſichtlich ignorirten, da es aber ſo ſteht, und Sie die Sache ſo hoch nehmen — mit Klätſchereien befaſſe ich mich nicht, das weiß jedermann, aber erfahren müſſen Sie es doch; es iſt einmal der Sohn Ihres beſten Freundes, und wer kann wiſſen, was für Sie ſonſt noch wichtiges darum und daran hängt. Nun ſo hören Sie denn, ich will Ihnen den ganzen Verlauf der Sache erzählen.“

Kleeborn mußte ſich gewaltſam zuſammennehmen, um dieſes, tropfenweiſe ihm zugetheilte Gift nur mit einiger Faſſung ſich aufdringen zu laſſen, doch zum Glück traten jetzt einige ſeiner bewährteren Freunde aus den benachbarten Logen hinzu, die das nicht ganz leiſe mit Erning gepflogene Geſpräch zum Theil mit angehört hatten, und dieſe bekräftigten durch ihr ganz unzweideutiges Zeugniß Ernings Erzählung, bei deren Anhören der alte Kleeborn ſich jetzt dem ungemeſſenſten Zorne überließ. Auch Horſt hatte ſich dem kleinen Kreiſe zugeſellt, und da der tief empörte ſchwer beleidigte Alte darauf beſtand, ſogleich nach Hauſe zu eilen, nahm der Rittmeiſter ſich nur eben Zeit, die Damen, die ſeiner ſehr richtigen

Anſicht nach, ruhig in der Loge verharren mußten, dem Schutze des Doctor Erning zu empfehlen, zu deſſen Ehrenämtern dergleichen Aufträge ohnehin gehörten. Dann eilte er dem alten Herrn nach, um ihn wo möglich von gewaltſamen Schritten zurückzuhalten.

Während dieſer Vorgänge wollte der Zufall, daß Sir Charles einmal die Augen der Kleebornſchen Loge zuwendete, und zu ſeiner Ehre müſſen wir bekennen, daß er wie vernichtet daſtand, als er die Geſellſchaft in derſelben erblickte, und zugleich das ſpöttiſche Lächeln gewahr wurde, welches auf ſeine Koſten die Geſichter ſeiner zahlreich verſammelten Bekannten verklärte. Mit einem Gefühle ohne Namen glaubte er ſich verhöhnt und abſichtlich belauſcht. Er ſah ſich ſchon zum Stadtmährchen geworden und zwar auf eine, derjenigen ganz entgegengeſetzte Weiſe, die ſeiner Eitelkeit ſonſt ſo ſchmeichelhaft gedünkt hatte. Sein erſter Entſchluß war, die Spötter mit eiſerner Stirne zu braviren, doch einem paar tauſend Menſchen gegenüber iſt das ein ſchwieriges Unternehmen. Er richtete ſich zwar hoch empor, und ſtellte ſich an den, am hellſten beleuchteten Platz in der

Loge, aber nach einigen Augenblicken wurde ihm dieſe Lage doch ſo unerträglich, daß er ſeiner Dame den Arm bot und ohne auf ihren Wunſch, das Ende der Oper abzuwarten, zu achten, das Schauſpielhaus mit ihr verließ.

Viktorine bewährte bei dieſer Gelegenheit abermals die oft gerühmte Kraft ihres Charakters, indem ſie, wenn gleich mit großer innerer Anſtrengung, im Aeußern ſo ruhig als möglich ſich zeigte. Beſorgniß, Freude, Mitleid mit der Kränkung, die ihr Vater erleiden mußte, Furcht vor der nächſten Stunde, in der ſie ihn wiederſehen ſollte, wogten in ihrem Gemüthe und regten die Ahnung einer nahen bedeutenden Wendung ihres Geſchicks in ihr auf. Die Art mit welcher der Rittmeiſter Horſt ſie dieſen Abend zum Beſuche des Theaters beinahe gezwungen hatte, machte ihr den Antheil, den er an dieſem ſeltſamen Zuſammentreffen haben mochte, nur zu deutlich, und ſie wußte nicht, ob ſie ihm denſelben verdanken, oder ihn darüber tadeln ſollte. Dazwiſchen quälte ſie Ernings Zudringlichkeit, mit der dieſer ein Geſpräch anzuknüpfen verſuchte, in welchem er zu erforſchen gedachte, welchen Eindruck Sir Charles

Betragen auf ſie gemacht habe. Es ward ihr nicht leicht, den unverſchämten Frager, auf würdige und doch nicht beleidigende Weiſe, in den ihm gebührenden Schranken feſt zu halten. Um ihm zu entgehen, ſuchte ſie der Oper alle die Aufmerkſamkeit, wenigſtens ſcheinbar zuzuwenden, welche Agathe und das Fräulein Natalie ihr wirklich ſchenkten.

Die aus allen ihren Himmeln hinabgeſtürzte Babet zeigte bei weitem nicht ſo viel Faſſung, ſondern ſpielte eine ſehr trübſeiige Rolle. Unter dem Vorwande unleidlicher Kopfſchmerzen hatte ſie ſich in den Hintergrund der Loge zurückgezogen, wo ihrem feinen Ohr beinahe keine Silbe von dem Geſpräche ihres Oheims mit dem Doctor Erning entging. Helle Thränen, welche ſie umſonſt zu verhehlen ſuchte, rollten ihr dabei über die hochroth erglühenden Wangen herab, und fielen auf das Kreuzchen von Korallen, das ſie auf der Bruſt trug, das traurige Denkmal ſchöner Stunden.

Das Unternehmen, ſich eine Roſabella in die nämliche Stadt nachkommen zu laſſen, in welcher man die reiche, ſchöne, von Verehrern umlagerte Erbin eines ſehr Ehrliebenden, und dabei auf den Ruf ſeines Hauſes mit Recht ſtolzen Mannes zu heirathen gedenkt, gränzt ſo ſehr an das Abentheuerliche, daß man es ſelbſt einem ſo verſchrobnen Charakter, wie dem des Sir Charles, kaum zutrauen kann, ohne ihn zugleich für wenigſtens halb wahnwitzig zu erklären. Und doch hatte ihn zu dieſem Schritte nur hauptſächlich die Langeweile verleitet, welche Viktorinens abgemeſſenes Betragen und Babets, ihm aus tauſend Gründen täglich läſtiger werdendes Hingeben in ihm erregten. Daneben beleidigte die Verzögerung ſeiner Vermählung mit Viktorinen ſeinen Stolz auf die empfindlichſte Weiſe, und doch erlaubte eben dieſer Stolz ihm nicht, die nöthigen Schritte zu thun, welche einzig dieſe Verbindung herbeiführen konnten. Auch das Leben in einem zwar glänzenden, aber doch ſittlich beſchränkten Kreiſe des höheren Mittelſtandes, kam ſeinen verwöhnten Sinnen allmählich ſo ſchaal und abgeſtanden vor, daß er es ohne anderweitige Zerſtreuung nicht länger ertragen zu können glaubte. Und ſo ließ er ſich wirklich von allem dieſem zu einer Handlung verleiten, welcher nicht einmal die heftigſte Leidenſchaft hätte zur Entſchuldigung dienen können. Dieſe war indeſſen durchaus nicht im Spiele, denn Sir Charles hatte Zeitlebens weder die ſchöne Roſabella, noch irgend ein ſterbliches Weſen außer ſich ſelbſt geliebt. Nur die unſelige Neigung, ſich ſtets glänzend zu zeigen und durch Reichthum und perſönliche Vorzüge alle Andern zu überbieten, hatten ihn beſtimmt, um jeden Preis eine Verbindung mit einer Perſon anzuknüpfen, welche während ſeines langen Aufenthalts in Paris, als eine ſeltſame und merkwürdige Erſcheinung, großes Aufſehen erregte.

Vielleicht war noch nie ein Mädchen dieſer Art auf einen ſo ſonderbaren Standpunkt in ihrer Welt hingerathen, als eben Roſabella, in dem Augenblicke, da Sir Charles ihre Bekanntſchaft machte. Ihre wirklich blendende Schönheit erregte überall das größte Aufſehen; im gewöhnlichen Leben bezauberte ſie alle die ihr nahten, und war ſtets von Männern jedes Alters umgeben, welche ihr die höchſte Bewunderung zollten. Doch auf dem großen Operntheater, wo ſie unter den Tänzerinnen einen ſehr untergeordneten Rang einnahm, herrſchte ein ſeltnes Mißgeſchick über ſie. Auch das Unbedeutendſte wollte ihr nicht gelingen, ſobald ſie die verhängnißvollen Bretter betrat; ſie ſtand, von aller der ihr ſonſt eignen Grazie verlaſſen, wie unkenntlich da, und troß der angeſtrengteſten Bemühungen war es ihr unmöglich, auf der Bühne ſich nur als den Schatten von dem zu zeigen, was ſie außer derſelben wirklich war. Daher wurde ihr jedesmaliges Auftreten gleichſam das Signal zu einem ganz eignen Kampf unter den Zuſchauern; die verhältnißmäßig doch immer nur kleine Zahl ihrer perſönlichen Verehrer ſuchte durch lauten Beifall ihren Muth zu erhöhn, während das große, durch die Leiſtungen der, in dieſem Fach bedeutendſten Künſtler verwöhnte Publikum, jeden ihrer mißlungnen Verſuche unbarmherzig rügte. Der Partheigeiſt, der in Paris bei jeder Gelegenheit erwacht, verſäumte nicht auch hier ſich thätig zu bezeigen, und unglücklicher Weiſe für die arme Roſabelle war ihre Parthei gewöhnlich die ſchwächſte, und erlitt ſchmähliche Niederlagen.

Morgens vergöttert, Abends ausgepfiffen, führte Roſabella zwiſchen der ſtillen Bewunderung ihrer

Verehrer im Hauſe, und dem lauten Tadel des Publikums im Theater, ein wahrhaft troſtloſes Leben, und ſo nahm ſie Sir Charles Erbieten ſie in eine andere Lage zu verſetzen, mit Freuden an. Ein ihr von ihm ausgeſetztes bedeutendes Jahrgeld half ihr ſeine, bald darauf erfolgende, Abreiſe nach Deutſchland mit großer Faſſung ertragen, aber ihr Herz ſehnte ſich ewig im Stillen nach den verhängnißvollen Brettern zurück, die an Allen welche einmal ſie betraten, eine eigne, nie zu löſende Zauberkraft üben. Das magiſche Wort Kabale, dieſer mächtige Troſt aller ſchlechten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, tröſtete auch Roſabellen über ihr bisheriges Mißlingen und ſie folgte daher mit Entzücken dem von Sir Charles an ſie abgeſchickten Kammerdiener nach Deutſchland, denn ſie hoffte auf den vornehmſten Bühnen dieſes, ihr durchaus fremden Landes als Gaſtſpielerin zu glänzen, und in der Ferne als eine der erſten Tänzerinnen, die Lorbeeren zu erndten, welche ihr undankbares Vaterland ihr verſagte, indem es, ihrer Meinung nach, ihren Werth abſichtlich verkenne.

Sir Charles dachte indeſſen gar nicht daran, dieſe ihre Hoffnung zu erfüllen und ſie öffentlich auftreten zu laſſen, im Gegentheil waren für ihn die tauſend kleinen Ränke und Künſte, die er anwenden mußte, um ihr Daſeyn zu verbergen, gerade das intereſſanteſte. Roſabella mußte es ſich daher, gleich bei ihrer Ankunft, gefallen laſſen in einem ganz abgelegenen wenn gleich ſehr elegant eingerichteten Gartenhauſe, in tiefer Verborgenheit, ein durchaus eingezognes Leben zu führen, welches ihr gleich in den erſten Tagen die peinlichſte Langeweile verurſachte. Es währte nicht lange, ſo gähnte ſie mit Sir Charles um die Wette, und dieſer wußte, um dem verdrüßlichen Zuſtande ein Ende zu machen, keinen beſſern Rath, als daß er nach und nach einige ſeiner näheren Bekannten bei ihr einführte. Roſabella wurde in dieſem kleinen Kreiſe freilich für eine polniſche Gräfin ausgegeben, welche durch Familienrückſichten dazu bewogen, eine Zeit lang in tiefer Verborgenheit zu leben wünſchte; aber ihr eigentliches Verhältniß zu Sir Charles blieb deshalb doch niemanden ein Geheimniß, um ſo weniger, als ſeine ungemeßne Eitelkeit ihn ſelbſt dazu brachte, es oft ſehr deutlich errathen zu laſſen.

Ohne daß er etwas davon ahnete, ging die Geſchichte der ſchönen Roſabella gar bald wie ein Lauffeuer von Ohr zu Ohr, die halbe Stadt wußte darum, bewunderte die ſeltne Frechheit des jungen Mannes und war auf den Ausgang begierig; nur Kleeborn hörte nichts davon, weil niemand der Erſte ſeyn mochte ihn davon zu unterrichten, und weil wir auch das, was uns zunächſt betrifft, gewöhnlich zuletzt zu erfahren pflegen.

Das hohe Spiel, welches Sir Charles in dieſem kleinen Kreiſe ſeiner Vertrauten einführte, gewährte zwar ihm einige Zerſtreuung, da aber Roſabella keinen Theil daran nahm, ſo gerieth ſie bald in die verdrüßlichſte Laune, in die ein ſo verwöhntes Weſen nur gerathen kann. Um doch einen Zeitvertreib zu haben, fing ſie an, ihren Beſchützer mit tauſend Eiferſüchteleien zu quälen, beſonders in Hinſicht auf ſeine Braut, die er immer, um ſie nur einigermaßen zu beruhigen, als ein wahres Fratzenbild ihr beſchrieb. Endlich verlangte ſie ſogar, durch den Augenſchein ſich zu überzeugen, daß jene wirklich ſo häßlich ſey, als man ſie ihr darſtellte, und es gelang ihr Sir Charles zu dem Verſprechen zu bewegen, ſie einmal ins Theater zu führen, um ihr Viktorinen von ferne zu zeigen.

Dieſer verhängnißvolle Abend, an welchem die neue Oper gegeben ward, ſchien Sir Charles zur Erfüllung eines Verſprechens, an welches er zu ſeinem groſſen Ueberdruſſe täglich gemahnt ward, ganz auserleſen zu ſeyn; denn das Geſpräch am Morgen hatte ihn feſt überzeugt, es werde niemand aus dem Kleebornſchen Hauſe das Theater beſuchen. Er führte alſo die Schöne wirklich hinein, bezeichnete ihr das häßlichſte junge Mädchen, deſſen er in dem erſten Rang Logen anſichtig werden konnte, als die ihm beſtimmte Braut, und ergötzte ſich heimlich an der Wirkung ſeiner wohl ausgeſonnenen Liſt, bis der Anblick der wahren Viktorine ihn in einen Abgrund von Zorn und Verlegenheit ſtürzte, in welchem er die ſonſt gewohnte Faſſung völlig verlor.

Er ſchäumte beinahe vor Wuth, indem er Roſabella den Arm bot und ſie, ohne auf ihre Gegenrede zu hören, die Logentreppe mehr hinabriß, als daß er ſie geführt hätte. Unten hob er ſie wie im Fluge in ſeinen Wagen und befahl, ſie in ihre Wohnung zurück zu führen. Im heftigſten Kampfe mit ſich ſelbſt lief er nun noch einige Male unter den Arkaden vor dem Schauſpielhauſe auf und ab, um zu überlegen, ob es rathſam ſey, den Erfolg dieſer Begebenheit ruhig abzuwarten, oder gleich jetzt zu dem alten Kleeborn zu gehen, ihm entweder wegen des niedrigen Belauerns ſeiner Schritte zur Rede zu ſtellen, oder auch, — nachdem nun die Stimmung wäre, in der er ihn treffen würde — zu ſuchen, auf eine gute Art allen Verdacht von ſich abzuwenden.

Roſabella fuhr inzwiſchen nach Hauſe, ohne recht zu wiſſen wie ihr geſchehen ſey, und ſuchte nur zu begreifen, warum ſie die Oper nicht hatte bis ans Ende ſehen dürfen, was ſie recht von Herzen bedauerte. Ihre Hoffnung, auf deutſchen Theatern als ein Stern erſter Größe zu glänzen, war durch den Anblick einiger Statiſtinnen ſehr hoch geſtiegen, welche an dieſem Abend auf ziemlich ungeſchickte Weiſe durch ganz gewöhnliche Tänze das fehlende Ballet zu erſetzen geſucht hatten, und Roſabella, feſt überzeugt, daß man in Deutſchland nichts beſſeres kenne, wiegte ſich eben in goldenen Träumen von ihrem künftigen theatraliſchen Glanz, als Sir Charles, noch immer wie ein Wüthender, zu ihr hineinſtürzte, ſie mit Vorwürfen und Drohungen überhäufte, ihr befahl, auf der Stelle zur Abreiſe ſich zu bereiten, und dann wieder in der nächſten Minute ihr verbot, ſich nur vom Platze zu bewegen.

Roſabella hörte und ſah ihm eine Weile ganz verſchüchtert zu und war dabei in nicht geringer Angſt, denn ſie fürchtete wirklich, daß ein plötzlicher Unfall ihn ſeines Verſtandes beraubt habe. Doch als mitten im Zorne die Erklärung der Urſache deſſelben ihm entſchlüpfte, und er ſogar ihm verrieth, wie er ſie zu täuſchen gemeint habe, da hielt die lebhafte Franzöſin ſich nicht länger. Die verzweiflungsvolle Lage ihres Geliebten erſchien ihr mit einem Mal in einem ſo komiſchen Lichte, daß ſie darüber in lautes Gelächter ausbrach, welches immer unaufhaltſamer wurde, je mehr Sir Charles ſich darüber erzürnte. Selbſt nachdem er beim Fortgehen die Thüre ſo unſanft hinter ſich zugeſchlagen hatte, daß das ganze Haus davon erbebte, lachte Roſabella noch immer fort, und es währte ſehr lange, ehe ſie ſich wieder einigermaßen zu faſſen vermochte.

Der Rittmeiſter erwartete indeſſen Viktorinen an der Thüre ihres väterlichen Hauſes und trug in der Freude ſeines ehrlichen Herzens die Zitternde beinahe die Treppe hinauf, ohne dieſes Mal um ſeine Agathe ſich zu bekümmern. „Horſt!“ flüſterte Viktorine, athemlos vor Furcht, den erzürnten Vater unter die Augen zu treten, — „Horſt, was haben Sie angeſtellt!“

„Befreit habe ich Sie, Couſinchen; mein der Tante gegebenes Wort habe ich gelöſet,“ erwiederte er ihr jubelnd, indem er ſie ins Wohnzimmer führte, wo ſie zu ihrer großen Beruhigung niemanden antraf als Angelika, die ihr freudig entgegeneilte.

„Du biſt befreit, meine Viktorine, ich hoffe, Du biſt es und wirſt es bleiben,“ ſprach Angelika und drückte ſie liebevoll an ihr Herz. „Anna wird, wenn ſie heimkehrt, den Troſt haben, ihren Liebling fröhlicher, hoffnungsreicher wieder zu finden, als ſie ihn verließ, ihre Thränen werden ſchneller verſiegen, wenn ſie — O Viktorine,“ ſetzte ſie ſchnell abbrechend hinzu, „ich ſelbſt bin in dieſem Augenblicke ſo ſelig, ſo innig erfreut, vor allem darüber, daß die ſchwere Wahl von

Dir genommen iſt, dem Vater widerſtreben zu müſſen, oder die heilige Treue zu verletzen.“

Viktorinens Augen floſſen vor Wehmuth über, indem ſie die Freundin betrachtete, die jetzt plötzlich ſehr bleich werdend in ihre Arme ſank, und mit dem Abglanz des Himmels im faſt brechenden Blick, zu ihr hinauf ſah. Die Arme war unglücklicher Weiſe Zeuge eines ſehr ſtürmiſchen Auftritts zwiſchen Horſt und dem alten Kleeborn geweſen, als beide aus dem Theater nach Hauſe kamen; Schrecken und Furcht hatten ſie dabei weit gewaltſamer ergriffen, als ihre ſchwachen Kräfte es zu tragen vermochten, und obgleich Horſt die erſte freie Minute benutzte, um ſie zu beruhigen, ſo vermochte ſie es dennoch nur mit der größten Anſtrengung, bis zu Viktorinens Heimkehr ſich aufrecht zu erhalten.

Freundlich wie immer eilte Agathe augenblicklich herbei, ſie zu unterſtützen. „Laß mich das müde Kind zur Ruhe bringen,“ ſprach ſie, indem ſie ſorgſam ſie fortführte, „überlaßt ſie ruhig meiner Pflege, ich wanke und weiche die ganze Nacht nicht von ihr. Horſt mag indeſſen hier der Verkündiger ſeiner eignen Thaten ſeyn, und den Dank der Dame ſich abfordern, der er ſich zum Ritter geweiht hat," ſetzte ſie im Herausgehen mit dem ihr eignen ſchalkhaften Lächeln hinzu.

„Iſt es nicht, als ſähe man eine geknickte Lilie an eine vollblühende Zentifolie gelehnt?" ſprach Horſt, indem er den beiden Mädchen nachblickte. „Und Sie, Couſinchen!" ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Viktorinen wandte, die ihrem ſo lange zuſammengepreßten Herzen noch immer in Thränen Luft machte, „Sie kommen mir auch gerade wie eine vom Platzregen durchnäßte Nachtigall vor, die es gar nicht glauben mag, daß die Sonne wieder ſcheinen wird, obgleich ſie ſchon durch die Wolken bricht. Gott mag wiſſen, wie ich heute zu poetiſchen Vergleichen komme, aber ein Wunder iſt es nicht, wenn ich am Ende unter ſo ſeltſamen Leuten auch anfange etwas ſeltſam zu werden. Habe ich mich doch wie ein Kind auf den Jubel gefreut, der heute Abend hier unter uns laut werden ſollte; und nun wird die Eine ohnmächtig, und ich bekomme darüber meine Braut, die einzige recht vernünftige Perſon unter uns, dieſen Abend nicht wieder zu ſehen. Die Andre, die vor Allen Urſache hat froh zu ſeyn, will hier auf dem Sopha in Thränen zerfließen, und unſre kleine Babet dort drüben, ſitzt in einem Eckchen zuſammengedrückt und hat Migräne. Iſt das die neu gebildete Art ſich zu freuen, ſo bleibe ich bei der alten, die mir weit beſſer gefällt.“

Babet, welche bis jetzt ſchwer ſeufzend da ſaß, und bald ihre Ohrringe anfühlte, bald den Kamm, den ſie aus ihren Locken gezogen hatte, mit trüben Blicken betrachtete, ſprang jetzt auf, ergriff ein Licht, ſchleuderte auf Horſt den wüthendſten Blick, den ihre hübſchen blauen Augen nur aufzubringen vermochten, und verließ mit einem halb trotzigen, halb weinerlichen „Gute Nacht!“ das Zimmer, Viktorine aber reichte mit bittend freundlicher Gebehrde dem Rittmeiſter die ſchöne Hand hin, ohne vor innerer Bewegung ein Wort hervorbringen zu können.

„Gute, liebe Viktorine!“ ſprach Horſt, indem er freundlich ihre Hand ergriff, „ich weiß wohl, daß ein junges Mädchen die Ereigniſſe des Lebens mit ganz andern Augen anſieht als ein Huſar, ich habe alle mögliche Ehrfurcht vor dem feineren Gefühle der Frauen und werde es nie wiſſentlich verletzen, aber jetzt wollte ich doch, Sie ſprächen zu mir, denn mir wird wahrhaftig allmählich zu Muthe, als hätte ich ein böſes Gewiſſen; und ich habe es doch mit Allen, beſonders mit Ihnen recht gut gemeint, obgleich es mir jetzt vorkommen will, als hätte ich es Ihnen nicht recht gemacht. Ich bitte Sie mir zu vergeben, wenn es ſo iſt, obgleich ich nicht begreife wie es damit zugegangen ſeyn kann.“

„Glauben Sie mir,“ erwiederte jetzt Viktorine, indem ſie mit gewaltſamer Anſtrengung ſich zuſammennahm, „glauben Sie mir, ich fühle was ich Ihnen ewig zu verdanken haben werde, aber, guter treuer Freund! verargen Sie es mir nicht, daß ich für jetzt mich noch nicht ſo freuen kann wie ich ſollte; laſſen Sie mir Zeit, mich ſelbſt wieder zu finden. Alles iſt mir wie ein Traum, Sie und Angelika ſagen: ich ſey befreit. Bin ich es denn? wird mein Vater — Ach, mein Vater! wie bangt mir vor ſeinem Wiederſehen! und doch ſehne ich mich darnach!“

„Heut,“ erwiederte Horſt, „werden Sie ihn nicht ſehen, er wird die halbe Nacht hindurch auf ſeinem Comptoir vollauf zu thun haben, um den alten Müller, dem Sie, liebe Viktorine, weit mehr zu verdanken haben als Sie wohl glauben, mit allen Nöthigen zu ſeiner Reiſe nach Amſterdam auszurüſten.“

„Müller reiſt nach Amſterdam!“ rief die erſtaunte Viktorine.

„Noch vor Tagesanbruch und obendrein mit Kurierpferden,“ antwortete Horſt. „Er geht, um den alten Wißmann, dem er perſönlich bekannt iſt, über das Benehmen ſeines Sohnes weit beſſer mündlich ins Klare zu ſetzen, als dieſes durch Briefe geſchehen könnte. Der alte Herr, der ein ſehr wackrer Mann ſeyn ſoll, wird gewiß ſelbſt einſehen, daß man unter dieſen Umſtänden Herrn Kleeborn nicht beſchuldigen kann, er nähme ſein Wort zurück, wenn er die Verbindung zwiſchen Ihnen und Sir Charles wie aufgelöſet betrachtet, indem dieſer während ſeines langen Aufenthaltes bei uns noch nicht den geringſten Schritt gethan, um ihn an die Erfüllung deſſelben zu erinnern und ſich überdem ſo betragen hat, daß dieſer Bruch, als durchaus von ſeiner Seite herrührend, betrachtet werden muß. Glauben Sie nun, daß es mit Ihrer Befreiung Ernſt ſey?“

Viktorine vermochte nur durch freudig bejahende Zeichen zu antworten und winkte ihm, fortzufahren.

„Auf dieſe Weiſe,“ ſprach Horſt, „wird Ihr Vater der Sorge enthoben ſeinem alten Freunde wortbrüchig zu erſcheinen, und hoffentlich wird auch keine Abänderung in dem, durch die Zeit geheiligten, Beiden Ehre und Vortheil bringenden Verhältniß der alten Herren entſtehen. Der gute alte Müller, der Ihnen wie Ihrem ganzen Hauſe mit unſäglicher Treue und Liebe ergeben iſt, war der Erſte, der dieſen Vorſchlag in Anregung brachte, als er den Zorn und zugleich die Verlegenheit Ihres Vaters ſah. Denn ich rief ihn mir zur Hülfe und durfte es, da ich wohl weiß, in welchem Grade er das Vertrauen ſeines Herrn durch mehr als dreißigjährige Dienſte ſich erworben hat. Ich wünſche, Sie hätten geſehen, wie die Augen des alten Mannes glänzten, indem er verſicherte, daß er, trotz ſeiner Jahre, die Beſchwerden der Reiſe gern auf ſich nehmen, und wenn es ſeyn müßte Leib und Leben daran ſetzen wolle, um nur das liebe Fräulein Viktorine vor einer Verbindung zu bewahren, der er immer mit ſchwerem Herzen entgegengeſehen habe. Sogar Herr Kleeborn ſelbſt drückte gerührt ihm die Hand. Ich kann Ihnen den Troſt geben, daß der Schmerz Ihres Vaters über das Fehlſchlagen eines lange gehegten Lieblingsplans ſich ſeit der Ausſicht, ſeinen alten Freund nicht dadurch zu verlieren, ſehr gemildert hat. Er hat mir ſogar gedankt, daß ich, wenn gleich, wie er glaubt ohne es zu ahnen, die Veranlaſſung gegeben habe, ihn von der Gegenwart eines Menſchen zu befreien, deſſen immer unleidlicher werdender Uebermuth ihm täglich unerträglicher wurde, und der nur heute Morgen durch die niedrigſte Heuchelei ſich ihm zum erſten Mal in einem günſtigeren Lichte zu zeigen wußte.“

„Alſo iſt es wirklich wahr, und ich bin aller Qual und Sorge, jeder Furcht vor der nächſten Stunde, die oft mich faſt zu Boden drückte, überhoben,“ ſprach Viktorine hochaufathmend. „Wie kann ich je dieſes Ihnen verdanken, denn daß Sie abſichtlich die Kataſtrophe dieſes Abends herbeiführten, werden Sie mir nicht ableugnen wollen. Und doch! ich ehre Ihren geraden Sinn zu ſehr, um ſelbſt mit Gefahr, Ihnen undankbar zu erſcheinen, gegen Sie nicht ganz offen zu ſeyn. Lieber, guter Horſt, mußte es denn gerade auf dieſe Weiſe geſchehen? konnten Sie meinem Vater nicht dieſe Aufſehen erregende Scene erſparen, die ſein Stolz, und das mit Recht, ſehr kränkend empfinden muß; war es nicht möglich, ihm auf ſanftere Weiſe über den Unwerth dieſes Menſchen die Augen zu öffnen?"

„So ſind die Mädchen," erwiederte Horſt lachend, „tragt ſie auf den Händen bis Rom, und ſetzt ſie am Thore etwas unſanft nieder, und ihr werdet geſcholten. Doch Sie ſind wenigſtens ſo billig, mich nicht wie einen Spion ungehört zu verdammen, ſondern wollen erſt ordentlich Kriegsrecht über mich halten. So hören Sie denn meine Vertheidigung.

„Für's Erſte will ich nicht läugnen, daß ich heut jeden Schritt unſers gemeinſchaftlichen Feindes den ganzen Tag über bewachte; denn ſein gar zu ſchmiegſames Betragen an dieſem Morgen zeigte mir deutlich, daß er etwas im Schilde führe. Ich will nicht läugnen, daß Fräulein Natalie ohne mich an die heutige Oper ſchwerlich gedacht haben würde, und daß ich es für eine erlaubte Kriegsliſt hielt, das Zuſammentreffen im Theater durch ſie herbeizuführen, von dem ich feſt überzeugt war, daß es ſo enden mußte, wie gottlob! geſchehen iſt. Schon lange wartete ich auf eine ſolche Gelegenheit, Herrn Kleeborn über das unſittliche Leben ſeines erkohrnen Schwiegerſohns die Augen zu öffnen. Die Ankunft der Tänzerin war mir ſchon einige Tage vor der Abreiſe der Tante bekannt geworden, und ich ſtand eben im Begriff, auch ſie davon zu benachrichtigen, als ihr plötzlicher Abſchied uns alle überraſchte. Warum ſollte ich die letzten Augenblicke, welche die würdige Dame in unſerem Kreiſe zubrachte, durch eine ſolche Nachricht beunruhigen, da ich überzeugt war, Alles ohne ihre Hülfe an den Tag bringen zu können, beſonders da ſie mir noch in den letzten Stunden die Ehre erzeigte, mich zum Beſchützer ihrer geliebten Viktorine zu ernennen?“

„Aber, lieber Freund, konnten Sie denn nicht — —“

„Ihrem Vater alles erzählen, nicht wahr?“ fiel Horſt ein. „Für mein Leben gern hätte ich das gethan, aber wer ſtand mir denn dafür, daß

Herr Kleebern mir glauben, daß es jenem liſtigen Menſchen nicht gelingen würde, ſich weiß zu brennen, und dem alten Herrn ein X für ein U zu machen? Denn wer in der Welt zweifelt nicht gern ſo lange als möglich an einer Wahrheit, die ſeinen liebſten Wünſchen widerſpricht? Am Ende konnte dadurch vielleicht die öffentliche Erklärung Ihrer Verbindung nur noch beſchleunigt werden. Solchen Kämpfen durfte ich Sie nicht ausſetzen, ich mußte den Augenſchein unwiderleglich für uns ſprechen laſſen, und den ſicherſten Weg wählen, wenn gleich er nicht der angenehmſte war.“

„Ich fühle wie ſehr Sie Recht haben, und doch kann ich nicht umhin, die Kränkung, die mein Vater erduldet hat, ſchmerzlich zu empfinden. Was ſagte er denn, wie benahm er ſich?“ ſprach Viktorine.

„Danken Sie Gott, daß Sie nichts davon geſehen und gehört haben,“ erwiederte der Rittmeiſter, „und verlangen Sie nicht, es genauer zu erfahren. Daß der Papa Anfangs ſehr wild war, können Sie leicht denken; Sie kennen ſeine heftige, alles Widerſpruchs ungewohnte Natur. Es war ein Glück, daß ich ihn nicht aus den

Augen ließ, ſonſt wäre er hingegangen, den Sir Charles zur Rede zu ſtellen, und daraus hätte doch nur ſehr Unerfreuliches entſtehen können. Es dauerte lange, ehe ich ihn bereden konnte, davon abzuſtehen. Endlich willigte er ein, als ich ihm vorſtellte, daß Sie doch noch nicht förmlich verſprochen wären, und daher ein ſolcher Schritt von Seiten Ihres Vaters Sie nur erniedrigen könne. Am ſchwerſten wurde es mir, ihn über die öffentliche Beſchimpfung zu beruhigen, die er erlitten zu haben glaubte, und ihm begreiflich zu machen, daß Niemand beſchimpft ſey, als Sir Charles ſelbſt. Zum Glück kam Müller bald dazu, und half mir den aufgebrachten alten Herrn nach und nach in einem Grade beſänftigen, wie ich es ſelbſt ſobald nicht erwartet hätte.“

„Was wird nun zunächſt geſchehen?“ rief Viktorine noch immer ſehr beklommen. „Wie werde ich morgen meinen Vater finden? Wie wird Sir Charles ſich ferner gegen uns benehmen? Ach wäre die Tante mir zur Seite, ohne ſie irre ich wie verloren und weiß nicht, was ich ergreifen ſoll.“

„Ich wollte auch, ſie wäre bei uns, die würdige, liebe Dame,“ erwiederte Horſt, „wenn ich gleich vielleicht Ihnen diesmal in ihrem Geiſte rathen kann. Geduld und Courage, glauben Sie mir, Couſinchen, damit kommt man in der Welt überall durch, und die Tante ſelbſt vermöchte es nicht, Ihnen etwas Beſſeres zu empfehlen. Von dem fremden Narren werden Sie hoffentlich nichts mehr hören oder ſehen, denn ich wüßte doch nicht, wie er, trotz ſeiner Frechheit, es anfangen wollte, nach einem ſo öffentlichen Scandale, ſich noch hier im Hauſe zu zeigen. Und im höchſten Nothfall iſt Horſt auch noch bei der Hand. Bei'm Papa wird wohl ſchlecht Wetter im Kalender ſtehen, aber wenn das nun auch einige Tage oder Wochen hindurch währte — —“

„Alles, alles will ich mit der kindlichſten Unterwerfung ertragen,“ fiel Viktorine lebhaft ein. „Ich weiß ja, welch ein lang gehegter Lieblingsplan ihm zu Grunde gegangen iſt. Wie ſollte ich da nicht alles thun, um meinem Vater zu beweiſen, daß ich mit wahrem Schmerze mein Glück auf Koſten ſeiner Zufriedenheit erkauft ſehe.“

„So iſt's Recht,“ ſprach Horſt, „die Tante ſelbſt könnte nicht vernünftiger Ihnen rathen.

Bleiben Sie dabei, Couſinchen, und laſſen Sie für das Uebrige den lieben Gott ſorgen.“

Alle Fenſter der Hauptetage im Hotel d'Angleterre ſtanden am folgenden Morgen weit offen, und man ſah deutlich das geſchäftige Walten der Beſen und Borſtwiſche im Innern der Zimmer; denn Sir Charles und ſein ganzes Gefolge waren über Nacht ſo vollkommen daraus verſchwunden, wie die bunten Bilder einer Laterna-Magika von einer weißen Wand, wenn Licht hereingebracht wird. Keine Spur war von dem ganzen luſtigen Treiben übrig geblieben, nur ein geſchäftiger Lohnbedienter galoppirte noch durch die Straßen, um in den angeſehenſten Häuſern der Stadt die zierlichſten, mit Sir Charles Namen und p. p. c. bezeichneten Karten auszutheilen, und auch bei Herrn Kleeborn wurde eine ganze Hand voll derſelben abgegeben.

So hatte denn auch für dieſes Mal der zweite Roman der ſchmerzlich betrübten Babet ſein Ende erreicht, ohne daß ihr weiter etwas davon übrig geblieben wäre, als ein ſolches buntpapiernes, mit goldnem Rande verziertes Denkmal ſeliger Täuſchungen, und ſie unterließ auch dieſes Mal nicht, es reichlich mit ihren Thränen zu benetzen, ehe ſie es zu Theodors Abſchiedskarte legte.

Nach reiflicher Ueberlegung hatte Sir Charles am vorigen Abend es denn doch aufgegeben, Herrn Kleeborn über ſein Erſcheinen im Theater zur Rede zu ſtellen, wie er es Anfangs Willens geweſen war. Wilkinſon und der Kammerdiener, ſeine beiden Vertrauten, fühlten ſo gut als er ſelbſt, daß dabei wenig Ehre zu erlangen ſeyn würde; ſie riethen ihm daher nach Kräften davon ab, und brachten ihn lieber auf den Gedanken, plötzlich die Stadt zu verlaſſen, um ſich auf dieſe Weiſe in den Augen des Publikums das Anſehen zu geben, als habe er abſichtlich eine Verbindung auf eine ſo beleidigende Weiſe abgebrochen, die er, ihrer äußern Vortheile willen, doch im Grunde ſeines Herzens ſehr ungern aufgab und gern wieder angeknüpft hätte, wenn dieſes nur einigermaßen als möglich ihm erſchienen wäre.

Auch die ſogenannte polniſche Gräfin verſchwand mit ihm um die nämliche Stunde aus ihrer Wohnung, doch ſcheint ſie ſich bald darauf von ihm getrennt zu haben, denn nach wenigen Wochen las man in öffentlichen Blättern von ihrem Auftreten als Tänzerin auf einigen der größten Theater in Deutſchland, wo ſie indeſſen auch nicht die erwartete Anerkennung ihres Talents gefunden zu haben ſchien.

Viktorine hatte freilich noch eine harte Scene mit ihrem Vater zu beſtehen, der ſie, was lange nicht geſchehen war, in ſein Kabinet rufen ließ, um ihr anzukündigen, daß ihre Verbindung mit Sir Charles völlig aufgehoben ſey. Er unterließ es nicht, ſie dabei mit Vorwürfen über ihr wohlberechnetes kaltes Benehmen gegen dieſen zu überhäufen, welches, wie er ihr Schuld gab, den jungen Mann angereizt habe, ſie ſowohl als ihren Vater abſichtlich zu beleidigen. Viktorine trug alles mit Geduld, wie ſie es ſich vorgenommen hatte, und wagte es ſogar nicht, auch nur eine Sylbe ihm entgegenzuſtellen, als er ſie zuletzt warnte, ſich ja nicht durch dieſen Vorfall nur um einen halben Schritt einer Verbindung mit dem jungen Holm näher gebracht zu glauben. Er redete ſich ſelbſt immer tiefer in ſeinen Zorn hinein, je länger er ſprach, und die demüthige Ergebenheit, mit der ſie alles über ſich ergehen ließ, brachte ihn immer mehr auf, bis er ſie endlich entließ, weil er nichts mehr zu ſagen wußte und ſich obendrein heiſer geſprochen hatte.

Die Art, mit der viele der geachtetſten Männer der Stadt gegen Herrn Kleeborn Sir Charles letztes Betragen erwähnten, trug viel dazu bei, ihn heiterer zu ſtimmen, und wenigſtens den Wahn einer durch daſſelbe erlittenen Beſchimpfung ihm zu benehmen, aber dennoch vergingen viele Wochen, ehe er es über ſich gewinnen konnte, Viktorinen mit gewohnter Freundlichkeit zu begegnen. Geſchah dieſes ja einmal in einem Augenblicke des Vergeſſens, ſo ſuchte er gewiß im nächſten dieſes Verſehen durch verdoppelte Härte wieder zu verbeſſern.

Viktorine blieb ſich in ihrem Betragen immer gleich, und ſuchte durch die kindlichſte Ergebung und nie ermüdende Aufmerkſamkeit auf jeden ſeiner Wünſche, das Herz des Vaters ſich wieder zu gewinnen, aber es fielen dennoch täglich neue unangenehme Scenen vor, bei denen Niemand mehr litt, als die arme Angelika. Liebe und Ruhe waren das Element ihres Daſeyns, und der zarte Faden, an dem ihr Leben noch ſchwebte, erzitterte oft im allerſchmerzlichſten Mitgefühle bei jeder ſtillen Thräne, jedem leiſen Seufzer ihrer Viktorine. Für den eignen Schmerz hatte ſie keine Thränen mehr, ſie liebte ihn ſogar, denn er erſchien ihr jetzt wie ein Engel des Lichts, der ſie der Vollendung immer näher führte, doch bei dem Anblicke des getrübten Frühlings ihrer in voller Jugendherrlichkeit blühenden Freundin, öffnete ſich von Neuem dieſe Quelle, und ſtieg oft mit ſtechendem Schmerze, wie aus der tiefſten Tiefe ihrer Bruſt, in das verklärte Auge, das lange ſchon im Vorgefühl der nahen Himmelsſeligkeit nur zu lächeln gewohnt war.

Inhalt einiger der Papiere, welche Anna von Falkenhayn in den verborgenen Fächern des elfenbeinernen Käſtchens fand

Bernhard von Leuen an ſeinen Bruder Albert von Leuen. Gleich nach des Erſtern Ankunft auf der Inſel Maltha geſchrieben.

Um Dir, guter Albert! meinen letzten Abſchiedsgruß zu ſenden, benutze ich die Rückkehr des Schiffes, das mich mit dem günſtigſten Winde wie im Fluge von Venedig hierher brachte. In dem freudigen Rauſche, der jetzt Dich beſeligt, haſt Du, Glücklicher! hoffentlich längſt ſchon die einzige Täuſchung verſchmerzt, welche ich mir jemals gegen Dich erlaubte, indem ich nicht, wie ich Dich glauben ließ, von der kleinen Reiſe nach St*** nochmals zu Dir zurückkehrte. Warum ſollte auch meine ernſte, trübe Geſtalt ſich nochmals in das Paradies Eurer jungen Liebe ſtörend eindrängen wollen? Wer ſelbſt nicht glücklich iſt, meide ja die Geſellſchaft der Glücklichen, ſeine Gegenwart iſt unheilbringend, ſie wirft erkältende Schatten in die friſch aufgehende Blüthe des Lebens; denn wer dieſer ſich recht erfreuen ſoll, der darf nie daran erinnert werden, wie leicht alles anders ſeyn könnte, und wie oft zwiſchen Morgen und Abend eines einzigen Tages die unerwartete Erſcheinung eines ganzen Menſchenlebens liegt.

Die Kluft zwiſchen mir und meinem Vaterlande iſt jetzt ſehr bedeutend, und meine Ruhe, das einzige Gut, nach welchem ich ſtreben kann, erfordert, daß ich alles meide, was jene Kluft mir auch nur ſcheinbar verkleinern könnte. Ich habe viel zu vergeſſen, und wem es damit wahrer Ernſt iſt, der hüte ſich vor dem Schreiben, denn die Feder iſt in dieſer Hinſicht die gefährlichſte Vertraute. Daher wirſt auch Du ſogar nur ſelten Nachricht von mir empfangen, und vielleicht gehen Jahre darüber hin. Was könnte ich Dir auch von mir zu melden haben? Die Geſchichte meines Lebens iſt hoffentlich abgeſchloſſen, und was ich über Dich und Deine Verhältniſſe Dir ſagen könnte, würde doch nichts anders ſeyn, als Wiederholung der ernſten Bitten und Ermahnungen, die ich Dir während unſers kurzen Beiſamenlebens unaufhörlich an das Herz legte. Selbſt ſchon dieſer Brief kann beinahe nichts anders als jene Wiederholungen enthalten; bewahre ihn wohl, lies ihn zuweilen, wenn Du nach mir und meinem Rathe Dich ſehnſt, und möge Dir dann ſeyn, als hörteſt Du nochmals die warnende Stimme des von der Natur Dir zugegebenen Freundes, der Dich und Dein Glück im Herzen trägt und tragen wird, wenn gleich ſeine gegenwärtige Stimmung ihm nicht erlaubt, Dir aus der Ferne oft ein Zeichen davon zu ſenden.

Vor Allem laß mich die dringendſte meiner Bitten Dir nochmals vortragen, die Bitte: nie, unter keinen Umſtänden die ſtille Burg unſerer Väter mit einem andern Wohnorte zu vertauſchen. Wer, wie Du, das hohe Glück reiner Liebe, die Krone des Lebens errungen hat, der ſtrebe doch ja nach Einſamkeit mit der Geliebten; nur in dieſer kann es wachſen und dauernd beſtehen, ſo wie die Alpenroſe ſich auch nur im reinen Aether ihrer hohen einſamen Berge in all' ihrer Pracht entfalten kann. Albert! bange Sorge um Dich bewegt mein Gemüth. O fliehe die Welt, wenn Du Dein Glück Dir rein bewahren willſt! laß Dich von ihrem Flitterglanze nicht verlocken. Du kennſt ſie nicht, Du weißt nicht, Du ahneſt nicht, wie die edelſte Natur, das Meiſterwerk des hohen Schöpfers, in jenes glänzende Gewühl hinabgezogen, entwürdigt werden kann. Ich aber habe es erfahren! Du und Luiſe, ihr einfachen, fröhlichen, harmloſen Kinder, was wolltet Ihr dort? Wie könntet Ihr Beide in Eurer glücklichen Unbefangenheit jemals ungeſtraft es wagen, Euch jenem ſchlüpfrigen Pfade anzuvertrauen, der ſelbſt den Erfahrnen, von Jugend auf mit ihm Bekannten, Verderben und Untergang droht?

Du wirſt auf der Burg unſerer Väter mit Deiner Luiſe Dich zwar einſam, doch nicht allein befinden; denn Hunderte gehören zu Euch, die durch Deine Geburt von der Natur an Dich gewieſen wurden und jetzt hoffend zu Dir hinaufblicken. Du ſelbſt haſt freilich im Laufe Deines jungen Lebens noch nichts verbrochen, guter Albert, aber bei aller Deiner Schuldloſigkeit haſt Du dennoch Vieles gut zu machen, was in frühern Zeiten Deine Vorfahren verſchuldeten, ob gezwungen oder freiwillig? gilt hier gleich. Betrachte in den Dörfern, die zu Deinen Beſitzungen gehören, die armen verfallnen Hütten, den elenden Zuſtand ihrer mehr als zur Hälfte verwilderten

Bewohner; dieſer Anblick wird Dich beſſer über das, was Dir obliegt, belehren, als Worte es vermöchten. Nie wird Langeweile Dir nahen, weil es Dir an Beſchäftigung nie fehlen kann, wenn Du mit redlichem Eifer die Pläne zur Verbeſſerung des Zuſtandes Deiner Güter auszuführen ſuchſt, die ich Dir vor meiner Abreiſe zum Theil ſchriftlich vorlegte; auch Luiſe wird in heiterer verſtändiger Thätigkeit Dir zur Seite, als Deine Gehülfin, ſich beglückt fühlen, und ſich nach andern Freuden niemals ſehnen.

Ein Name wie der Deine, von Ahn zu Ahn Jahrhunderte hindurch ehrenvoll bis auf Dich herabgeführt, iſt ein Kleinod, deſſen Werth Du nie zu hoch anſchlagen kannſt, wenn Du dabei die heiligen Verpflichtungen nicht aus den Augen verlierſt, welche dieſe unverdiente Gunſt des Schickſals Dir auferlegt. Erinnerſt Du Dich noch, wie uns Beiden das Herz aufging, als wir Hand in Hand in der dem Andenken unſrer Vorfahren gewidmeten Gallerie ſtanden, und die lange Reihe ehrwürdiger Geſtalten betrachteten, welche vor uns in dieſen Räumen gewaltet haben? Und doch war der Erſte unter ihnen, er, der einzige, welcher keine Ahnen aufzuzählen hatte, bei weitem der Größte. Denn viel ehrenvoller iſt es, der Gründer eines kraftvollen herrlichen Stammes zu ſeyn, als ſich, durch das Verdienſt edler Vorfahren gehoben, auf ſchon gebahntem Wege gemächlich durch die Welt helfen zu laſſen.

Doch Dir, mein Bruder! eröffnet ſich eine Ausſicht, die Ehrenkrone unſers Stammvaters mit ihm einſt theilen zu können. Zwar biſt Du der Letzte unſers alten edlen Namens, doch hoffentlich wird er wieder neues Leben gewinnen, und Du ſtehſt einſt in der Mitte zwiſchen der langen Reihe unſrer Vorfahren und einer zahlreich erblühenden, bis in die ſpäteſte Zeit hinabreichenden Nachkommenſchaft. Du kannſt es erringen, daß einſt Deine Urenkel und die Deiner Unterthanen vorzüglich vor Deinem Bilde gern bewundernd verweilen, und daß der Vater, indem er dem Sohne es zeigt, zu ihm ſpreche: neige dich ehrfurchtsvoll vor dieſem Albert, er verlieh dem zu ſeiner Zeit faſt ganz geſunknen Hauſe der von Leuen neues Leben, er allein erhob es wieder zu ſeinem urſprünglichen Glanze, indem er Freude und Wohlhabenheit bis in unſre Hütten verbreitete, und durch Thätigkeit, Umſicht und weiſe Sparſamkeit wieder aufbaute, was eine verworrene, unheilbringende, kriegeriſche Zeit zerſtört hatte.

Doch glaube nicht, daß ich verkenne, auf welch' ein ſchweres Unternehmen ich hier hindeute; oft ſchon, mein theurer Bruder, wenn Du vergebens nach Dir genügenden Worten ſuchteſt, um Deine gränzenloſe Dankbarkeit mir auszudrücken, fiel es mir ſchwer auf's Herz, daß ich durch die Uebertragung der Rechte meiner Erſtgeburt Dir weniger als Nichts gewährte, wenn Du nicht ſelbſt mit raſtloſem Eifer Dein Leben daran ſetzen willſt, um Dein Beſitzthum wieder zu dem zu erheben, was es vor den Verwüſtungen des ſiebenjährigen Krieges, und der aus den langen Abweſenheiten ſeiner Eigenthümer entſtehenden Verwahrloſung geweſen iſt. Einem edlen freien Geiſte wird es unendlich leichter, Neues zu ſchaffen, als Verworrenes, Zerſtörtes wieder zu ordnen und aufzurichten. Es wollte mir daher oft unbillig erſcheinen, daß ich Dir, dem Knabenalter kaum Entwachſenen, eine ſo ſchwere Aufgabe aufbürden konnte, und einzig die Ueberzeugung, daß ich durch dieſe Handlung nur der Zeit um einige Jahre zuvoreile, konnte mich darüber beruhigen. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur wären Dir, dem um viele Jahre jüngern Bruder, dennoch die Verpflichtungen einſt zugefallen, die Du, von mir veranlaßt, ſchon jetzt übernimmſt. Als geiſtlicher Ritter hätteſt Du ihnen noch weniger genügen können, unſer alter edler Name wäre mit Dir erloſchen, und das Eigenthum unſrer Väter, die Sorge für das Glück derer, die ſeit undenklicher Zeit vom Vater auf den Sohn gewohnt waren, dem Schutz eines von Leuen anvertraut zu ſeyn, wäre fremden Händen zugefallen. Da ſey Gott vor, daß ich dies zugeben ſolle, wenn ich es ändern kann.

Ich, mein Albert! ich bin vom Schickſal unabwendbar beſtimmt, einſam zu leben und zu ſterben, ich müßte es, und wärſt Du nie geboren. Sahſt Du niemals einen Baum, ſtark und feſt dem äußern Anſchein nach, aber an der eigentlichen Wurzel ſeines Lebens nagt ein heimlicher Wurm, er kann noch eine Weile fortgrünen, doch der Raum um ihn her bleibt ewig öde, und in ſeinem kalten Schatten ſproßt kein junges Leben wieder auf. Sahſt Du je einen ſolchen Baum? Er war das Bild Deines Bruders. Frage mich nicht weiter, ich kann und will keine Deiner Fragen über dieſen Punkt beantworten, aber glaube mir, wenn ich mit dem tiefen Ernſt eines auf den Tod Verwundeten Dir ſage: es iſt ſo.

Laß dieſen Ausſpruch Dich nicht zu ſehr um meinetwillen betrüben, denn ich habe einſt auch gelebt, ein kurzes aber ſchönes, vom ſeligſten Traume hochbeglücktes Leben, doch jetzt iſt es dahin. Für Andere kann ich noch wirken, ſo lange die Sonne mir ſcheint, für mich nicht mehr, denn ich habe keinen Wunſch mehr auf Erden, alles, alles iſt vorbei. Daß ich aber, indem ich that, was ich für Recht und nöthig erkannte, zugleich Dein und Luiſens Glück erbauen durfte, das iſt die letzte Gunſt, welche das Geſchick mir gewährte; ich achte ſie um ſo höher, je weniger ich mir noch einer ſolchen im Laufe meines Lebens gewärtig war.

Sorge auch übrigens nicht um mich; zwar bin ich bis heut hier völlig fremd geblieben und weiß Dir über die hieſigen Zuſtände nichts mitzutheilen, doch Raum für Thätigkeit giebt es überall. Ich brauche nur dieſen noch, auch hier werde ich ihn entdecken, und denke ſo mich ganz leidlich von einem Tage zum andern hinüber zu helfen.

Zugleich mit dieſem Briefe wird das Dir wohlbekannte Käſtchen von Elfenbein Dir eingehändigt werden, welches lange Jahre hindurch in unſrer Familie hochgehalten und bewahrt wurde. Ich ſende es Dir zurück, weil es hier dereinſt ſehr leicht in fremde Hände fallen könnte; bewahre es wohl und laſſe es nie von Dir, behalte es zu meinem Andenken, wenn es Dir dadurch vielleicht lieber werden ſollte. Du findeſt es mit einigen Kleinigkeiten an Schmuck und Seltenheiten angefüllt, wie dieſes Land ſie bietet. Uebergieb dieſe Deiner Luiſe in meinem Namen; ſie ſind an ſich beinahe ohne Werth, doch ich hoffe, Luiſe wird um meinetwillen ſie nicht verſchmähen.

Den Ring mit meinem Bildniß, den Du jenen Dingen beigefügt findeſt, beſtimme ich Dir, denn ich weiß, es wird Dich freuen, eine ſo treue Kopie meiner Züge zu beſitzen; doch trage ihn nie an Deiner Hand, und laß auch Deine Luiſe dieſes nie thun. Eine der ſchmerzlichſten Erinnerungen knüpft ſich für mich an den Anblick dieſes Ringes; er darf nie zum Schmucke dienen, da er die Hand nicht ſchmücken durfte, für die er urſprünglich beſtimmt war. Und nun lebe wohl!

Gott erhalte Dir Dein jetziges Glück, und ſegne Dich mit Kraft und Muth und Ausdauer für die Bahn, welche Du zu gehen haſt.

Albert von Leuen an ſeinen Bruder Bernhard, achtzehn Jahre ſpäter geſchrieben.

Wenn Du dieſe Schriftzüge erblickſt, mein edler, ſchwer beleidigter Bernhard, ſo hat die alles ausgleichende Hand des Todes den Müden wirklich zur Ruhe geleitet, den Du ſchon vor langen Jahren zu den Verſtorbenen zählteſt. Dem Lebenden mußteſt Du zürnen, weil er, ſchwach und verblendet, den Pfad nicht zu halten wußte, den Du ſo weiſe als liebevoll ihm bezeichnet hatteſt; dem Todtgeglaubten haſt Du vergeben, dies fühlte er wohl, darum mochte er Dir nie wieder nahen, im Laufe des trüben Daſeyns, das er in tiefer Verborgenheit auf Erden noch fortführte, und wahrſcheinlich einige Jahre hindurch noch fortführen wird.

Daß Du aber dem Bruder gern ein willig Ohr leihen wirſt, wenn er, gleichſam aus ſeinem Grabe herauf, Dir am Ende ſeiner Bahn Rechenſchaft ablegen will, davon bin ich eben ſo überzeugt, als daß dieſes Bekenntniß ſeiner Verirrungen wie ſeiner Leiden ein menſchliches Herz bei Dir finden wird; denn auch ſie waren menſchlich. Kein Verbrechen laſtet auf Deinem armen Albert, das glaube feſt; der immer wache innere Richter gibt ihm das Zeugniß, daß ſein Streben zum Beſſern ſtets redlich war, wenn er gleich leider weder von der Natur, noch durch ſeine Erziehung ſich dazu eignete, das zu werden, was Deinem höheren Geiſte aus ihm zu bilden möglich ſchien.

Und nun laß mich noch ein Mal in meinem Leben wie der Bruder zum Bruder aus vollem Herzen zu Dir reden. Der letzte Ruhepunkt, den ich auf Erden zu finden beſtimmt war, iſt erreicht. Mein Pilgerſtab hängt über dem kleinen Altar meiner Laren, und ſoll nicht wieder herabgenommen werden, bis er zur Gruft mich begleitet. Doch jetzt lebe ich noch, und ein unwiderſtehliches Gefühl drängt mich zu Dir. Ich, der Verwaiſte, Verlaſſene, der — durch Schuld oder Unglück, nenne es wie Du willſt — von allem, was mir einſt lieb war, Verbannte, ich werfe mich an Deine Bruſt, um Dir zu klagen, wie ich irrte, und wie die Strafe jedem meiner Irrthümer auf der Ferſe folgte.

Ich muß Dir auch mittheilen, was mir gelang, was mich erfreute, und welche Ausſicht auf eine alles ausgleichende Zukunft ſich mir eröffnet, indem doch eine Hoffnung mir fröhlich erblüht, eine von den vielen, die ich in eitle Truggebilde ſich auflöſen ſah.

Es wird nöthig, dieſen Brief hier zu unterbrechen, um dem, was Albert ſeinem Bruder aus ſeinem ſpätern Leben mittheilt, eine kurze Ueberſicht der frühern Ereigniſſe deſſelben einzuſchalten, die Albert, als Bernharden vollkommen bekannt, übergehen mußte. Zugleich wird dem Leſer Einiges wieder in's Gedächtniß zurückgerufen, was ſchon vorläufig nur flüchtig erwähnt iſt.

Albert wurde bekanntlich in Rom, dem Geburtsorte ſeiner Mutter, zum geiſtlichen Stande erzogen, dem er bei den ſehr geſunkenen Verhältniſſen ſeines Hauſes ohnehin gewidmet worden wäre, ſelbſt wenn ſeine Eltern ſich nicht nach einer kurzen, höchſt unglücklichen Ehe wieder von einander getrennt hätten. Doch überdem öffnete der mächtige Schutz eines Oheims seiner Mutter dem Knaben eine der allerglänzendſten Ausſichten auf der für ihn gewählten Bahn, denn als Kardinal und erklärter Liebling des damaligen Pabſtes übte dieſer eine faſt unumſchränkte Gewalt in ſeinem Wirkungskreiſe aus. Zwar ließ er, als ein ſehr frommer, den Vorſchriften ſeiner Kirche ſtreng ergebener Geiſtliche, ſich nur ſelten einen Mißbrauch ſeiner Macht zu Schulden kommen; dem Nepotismus jedoch, dieſer allgemeinen Erbſünde der höheren römiſchen Geiſtlichkeit, vermochte er nicht zu widerſtehen, und ſo benutzte er zu Gunſten ſeines Großneffen den ihm verliehenen Einfluß, indem er, mit Umgehung aller Ordensregeln, dem Knaben faſt noch in der Wiege die Anwartſchaft auf eine bedeutende Komthurei des Maltheſerordens zu verſchaffen wußte, welche Andre durch jahrelange Anſtrengung im Dienſte des Ordens ſich erſt erwerben müſſen.

Sobald der Knabe weiblicher Pflege einigermaßen entbehren konnte, ward er von ſeinem vornehmen Beſchützer der mütterlichen Aufſicht entzogen und dem Pater Jeronimo übergeben, einem ſehr gelehrten Benediktiner, der ſeine eigne Jugend ſtets in klöſterlicher Einſamkeit zugebracht hatte, und mit frommer Scheu die ihm ganz unbekannte Welt, als einen Sündenpfuhl betrachtete. Letzterem nicht nahen zu müſſen, hielt er für das größte Glück auf Erden.

Albert wuchs an der Seite dieſes Greiſes in ſo tiefer Einſamkeit auf, als wäre er mit ihm durch einen Zauberſpruch in die Thebaiſche Wüſte verſetzt worden. Er ſah beinah nichts und kannte nichts als ſeinen Lehrer, ſeine Bücher, und die vier engen Wände einer Zelle im Kloſter, oder des kleinen Zimmers im Palaſte ſeines Oheims, welche er gemeinſchaftlich mit ſeinem Lehrer bewohnte. Denn Pater Jeronimo theilte ſeine Zeit zwiſchen dem Kloſter und dem Kardinal, der ihn zu ſeinem Almoſenier ernannt hatte, und ihn hauptſächlich deshalb auch zu Alberts Erzieher erwählte, um den Knaben weniger aus den Augen verlieren zu müſſen.

Albert konnte ſich nicht nach Genüſſen und Freuden ſehnen, die er ſelbſt dem Namen nach nicht kannte, aber wie alle von der Natur nicht ganz verwahrloſete Kinder, dürſtete er nach Beſchäftigung, jemehr er heran wuchs, und Jeronimo benutzte dieſes, um ihn ſo früh als möglich in das Reich der Wiſſenſchaften einzuführen, dem er ſelbſt alles Glück ſeines ſtillen einförmigen Lebens verdankte. Das Talent und die unermüdliche Wißbegierde des Knaben entzückte ſeinen Lehrer; er brachte es bald dahin, die klaſſiſchen Schriftſteller Roms und Griechenlands mit ihm in ihrer Urſprache leſen zu können. Zu ihren Dichtern ſogar ging er über, ohne daß es dem in kindlicher Unbefangenheit grau gewordnen Alten einfiel, mit welchen Ahnungen eines, von dem ſeinen ganz verſchiedenen genußreichen Lebens, dieſe den Knaben erfüllen mußten, welcher zum Jüngling heranreifte. Während Pater Jeronimo mit trockner Schulgelehrſamkeit ſeinem Zöglinge die techniſchen Schönheiten eines ſeiner Lieblingsdichter auseinander ſetzte, oder in Vergleichung der verſchiedenen Leſarten irgend einer dunklen Stelle ſich vertiefte, führte die jugendliche Phantaſie den ſcheinbar Aufmerkſamen auf Adlersflügeln weit weg in ein magiſches Land, wo alles ihn entzückte und nichts ihm deutlich war, am wenigſten ſeine Wünſche und Hoffnungen.

Indeſſen wurde Albert unter der Leitung ſeines Lehrers dennoch grundgelehrt. In Athen, im alten Rom, in der Geſchichte der Völker, unter den Sternbildern des nächtlichen Himmels war er vollkommen zu Hauſe; doch von den Verhältniſſen des wirklichen praktiſchen Lebens wußte er in ſeinem zwanzigſten Lebensjahre weit weniger, als ein gewöhnlicher Knabe von acht Jahren. Der Kardinal war indeſſen mit der geiſtigen Ausbildung ſeines Großneffen vollkommen zufrieden, das übrige, meinte er, würde zu ſeiner Zeit ſchon von ſelbſt ſich finden, und er trug kein Bedenken, als Albert das dazu erforderliche Alter erreicht hatte, ihm anzukündigen, daß er zur Reiſe nach Maltha ſich bereit halten ſolle.

Alberts Mutter war während dieſer Zeit in einem Kloſter geſtorben, dem ſie, um den Himmel mit den Verirrungen ihres Lebens zu verſöhnen, ihr ganzes Vermögen hinterließ. Ihr Sohn war nun einzig auf die Großmuth des Kardinals angewieſen, der ihn auch ſehr freigebig mit allem verſah, was er zu ſeiner Reiſe bedurfte; ihm ſogar erlaubte, durch Deutſchland zu gehen und ſich in Trieſt einzuſchiffen, weil Albert ſehnlichſt darnach verlangte, ſeinen nie geſehenen Bruder kennen zu lernen.

Die Reiſe ſelbſt, auf die ſich Albert, wenn gleich nicht ohne heimliches Bangen, ſehr gefreut hatte, erfüllte in der Wirklichkeit durchaus nicht ſeine Erwartungen, beſonders nachdem er die Alpen im Rücken hatte. Das laute Treiben und Lärmen der im Schweiſſe ihres Angeſichts arbeitenden Menſchen, die Noth der Armen, beſonders aber die ihm barbariſch klingenden Töne einer ihm völlig unverſtändlichen Sprache, machten auf ihn den widrigſten Eindruck. Alles, was er ſah und hörte, kontraſtirte ſo ſehr mit ſeinen goldenen Träumen, daß er einem vertrauten Kammerdiener ſeines Oheims, welchen ihn dieſer zum Begleiter mitgegeben hatte, alle Beſorgungen der Reiſe überließ, und nur aus dem Wagen ſtieg, um nächtlich zu ruhen.

Durch dieſe Art zu reiſen geſchah es denn, daß er auf ſeinem väterlichen Schloſſe eben ſo unbekannt mit der Welt und den Menſchen anlangte, wie er von Rom ausgegangen war. Wer ihn ſah und hörte hätte glauben können, es habe ihn ein Wolkenwagen durch die Lüfte geführt, ohne je die Erde zu berühren.

Er traf ſeinen Bruder nicht auf Leuenſtein, man wußte nicht einmal mit Gewißheit zu ſagen, wo ſich dieſer jetzt aufhielt, und der arme Albert fühlte ſich bei dieſer Nachricht ſo verlaſſen, wie nie zuvor in ſeinem Leben. Das einzige Erfreuliche für ihn war, daß er mit dem im Schloſſe wohnenden Juſtizlar ſich in franzöſiſcher Sprache leidlich verſtändigen konnte, und daß dieſer ſich ziemlich bereitwillig zeigte, einſtweilen für die Bequemlichkeit des jungen Herrn zu ſorgen, bis Bernhard von Leuen von der Ankunft ſeines Bruders benachrichtigt werden konnte.

Der alte Kammerdiener Giovanno eilte ſobald als möglich ſeiner ſchönen Heimath wieder zu, ohne auf Alberts Bitten zu achten, denn es ſchien dem verwöhnten Südländer unmöglich, zwiſchen den hohen waldbewachsnen Bergen länger zu verweilen, in deren Mitte Schloß Leuenſtein auf einer bedeutenden Anhöhe lag.

Albert war nun mit einem Male von allen ſeinen gewohnten Umgebungen getrennt, ohne auch nur den kleinſten Erſatz für dieſe gefunden zu haben. Die ſo lange erſehnte Freiheit, welche ihm jetzt im vollſten Maaße zu Theil geworden war, beängſtigte den klöſterlich erzogenen Jüngling ſtatt ihn zu erfreuen, und ihm war ungefähr ſo zu Muthe, wie es einem Kanarienvogel ſeyn mag, der dem Käfig, in welchem er aufwuchs, unbedachtſam entſchlüpfte, und nun wie verloren, mit ungeübtem Flügelſchlage, über Wieſen und Gärten ängſtlich flattert. Die Welt kam ihm ſo weit und ſo unheimlich vor, daß er einige Tage dazu brauchte, ehe er nur zu dem Entſchluſſe kommen konnte, das Schloß zu verlaſſen, und einſame Wanderungen in den romantiſch ſchönen Umgebungen deſſelben anzuſtellen. Der Anblick der freien Natur, den er früher beinah nie genoſſen hatte, verfehlte indeſſen nicht, auf ihn den tiefſten Eindruck zu machen; er befreundete ſich gar bald mit ihr, denn in ihr fand er zuerſt ſeine Dichter wieder, und ſeine friſche Jugendphantaſie wußte beide zu einem entzückenden Ganzen zu vereinen. Liebeglühend drückte Albert Bäume und Blumen an ſeine mit ſüßer namenloſer Wehmuth erfüllten Bruſt, ward nicht müde, die Nymphe Echo zu wecken, rief der Dryas ihm aus den Wipfeln ihrer hohen Buchen nur einmal zu erſcheinen, und trieb dieſes phantaſtiſche Spiel, bis die ſinkende Nacht ihn zwiſchen die alten dunkeln Mauern ſeiner väterlichen Burg wieder zurückbannte.

In ziemlich weiter Entfernung von dieſer war er eines Morgens, nicht lange nach ſeiner Ankunft, ſeinen Virgil in der Hand, auf einem ihm noch unbekannten Pfad gerathen, der zwiſchen hohen Geſträuchen am Saume eines von einem kleinen See begränzten Waldes hinführte, als ein ängſtliches Rufen um Hülfe ihn plötzlich aus ſeinen wachen Träumen aufſchreckte. Es ſchien vom See herzukommen, Albert theilte blitzſchnell das dieſen ihm verbergende Geſträuch, um an das Ufer zu gelangen, und ſtand im nächſten Momente geblendet vor einer Göttererſcheinung.

Galathea mit ihren Geſpielinnen! war ſein erſter Gedanke, als er kaum zwanzig Schritte vom Ufer vier ſchöne junge Mädchen in einem kleinen Kahne ſitzen ſah. Doch bald ward er von ihrer irdiſchen Natur überzeugt, denn ſo wie ſie ſeiner anſichtig wurden, ſtreckten ſie alle unter ängſtlichen Klagetönen die runden weißen Arme ihm entgegen. Ihnen war das Ruder entglitten, das ſie ohnehin ſchwerlich zu führen wußten. Die armen Kinder glaubten, wegen einer nicht weit davon liegenden Mühle, ſich in der dringendſten Todesgefahr zu befinden, obgleich der ſpiegelhelle, von keinem Lüftchen gekräuſelte See, gerade an dieſer Stelle ſehr flach war, und der Kahn eigentlich auf dem Sande ſchon feſt ſaß.

Albert hatte zwar noch nie Gelegenheit gehabt, den Umfang ſeiner phyſiſchen Kräfte kennen zu lernen, oder ſich durch Behendigkeit und Beſonnenheit aus irgend einer Verlegenheit zu ziehen, aber er bedachte ſich dennoch keinen Augenblick, ſich muthig den Fluthen anzuvertrauen, die ihm kaum bis über die Fußknöchel reichten. Dann ergriff er einen hinter dem Kahn herſchwimmenden Strick, der inwendig befeſtigt, dieſen am Ufer anzubinden wahrſcheinlich gedient hatte, und zog das Fahrzeug ſammt ſeiner reizenden Laſt etwas näher ans Land; endlich ſuchte er große Steine zuſammen, um den ſchönen Kindern eine Brücke zu bauen, und ſo gelang es ſeinem Bemühen, ſie alle ziemlich trocknen Fußes ans Land zu bringen.

Kaum fühlten ſie feſten Boden unter ſich, ſo begannen die vier Mädchen alle zugleich, ihrem Erretter mit vielem Wortaufwande und großem Eifer ihre Dankbarkeit bezeigen zu wollen; doch leider verſtand Albert keine Silbe von dem was ſie ſagten und er hätte dieſes auch nicht gekonnt, ſelbſt wenn er der deutſchen Sprache vollkommen mächtig geweſen wäre, denn ſeine Seele, alle ſeine Sinne, waren in ſeinen dunkel flammenden Augen, und von der Hand aus, die zum erſten Mal in ſeinem Leben eine Mädchenhand berührt hatte, ſtrömte ein nie gekanntes verzehrendes Feuer durch ſein ganzes Weſen hin. Erglühend und erbleichend ſtammelte er einige italieniſche Worte, und verging faſt in unerwartetem Entzücken; als Luiſe, die jüngſte unter den vier Schweſtern, ihm in der nämlichen Sprache antwortete. Zum erſten Mal, ſeit der alte Giovanno ihn verlaſſen hatte, trafen die ſüßen gewohnten Töne wieder ſein Ohr, und von Lippen, die ſelbſt der fehlerhaften Ausſprache einen ganz eigenthümlichen Reiz zu verleihen wußten. Auch die übrigen Mädchen ſuchten nun in der Geſchwindigkeit das wenige Italieniſch zuſammen, das ſie hauptſächlich aus Opernarien erlernt hatten, um mit dem ſchönen ſchwarzgelockten Jüngling eine Art von Converſation anzuknüpfen.

Albert befand ſich wie im Traume; ſo vielem Zauber vermochte er nicht zu widerſtehen; um ſo weniger, da es ihm gar nicht einmal in den Sinn kam dieſes zu wollen. Entzückt, betäubt, kaum ſeiner ſelbſt ſich bewußt, wandelte er an Luiſens Seite durch die ſchattigen Sternalleen des parkähnlich ausgehauenen Waldes, und ſtand, ehe er ſich deſſen verſah, vor einer zahlreichen, unter den Säulen eines ſehr ſchönen modernen Landhauſes verſammelten Geſellſchaft. Scheu wie ein Reh, wäre er gern zurück in das Gebüſch geflohen, aber da war an kein Entrinnen zu denken.

Die Mädchen hatten unterwegs ſeinen Namen von ihm erforſcht und ſtellten ihn unter dieſem ihren Eltern vor, indem ſie zugleich recht ausführlich die große Gefahr, aus welcher der junge Fremde ſie errettet hatte, erzählten, ſolche bis zum Schauderhaften vergrößerten, und nicht unterließen, Alberts bei dieſer Gelegenheit bewieſenen Heldenmuth bis in die Wolken zu erheben. Dies mußte einigen der Anweſenden ein leichtes ſarkaſtiſches Lächeln entlocken, denn der ſehr verlegene

Held dieſer großen Begebenheit ſtand, trotz der überſtandenen Waſſersnoth, in vollkommen trockner Kleidung da.

Baron Steinau und ſeine Gemahlin, die Eigenthümer des Schloſſes, ermangelten indeß nicht, auf die freundlichſte Weiſe von der Welt über die große Verwegenheit ihrer Töchter zu ſchelten, und deren noch immer verſtummenden Erretter mit Dankſagungen und Lobſprüchen zu überhäufen, von denen dieſer in der Angſt ſeines Herzens keine Silbe verſtand. Da Baron Steinau ſchon früher von Alberts iſolirter Lage auf dem jetzt öden Leuenſtein gehört hatte, ſo lud er ihn in ſehr fließendem Italieniſch und auf die einnehmendſte Weiſe ein, bis zur Ankunft des ältern Herrn von Leuen bei ihm als ſeinem nächſten Gutsnachbar zu verweilen, und ſich ohne allen Zwang als ein Mitglied ſeiner Familie zu betrachten.

Schon aus Mangel an Bekanntſchaft mit den Formen des geſelligen Lebens hätte Albert gar nicht gewußt, wie er es anfangen könne, eine ſolche Einladung von ſich zu weiſen, ſelbſt wenn er dazu geneigt geweſen wäre; aber er begriff überdem jetzt gar nicht mehr die Möglichkeit zu leben, ohne die holde Luiſe zu ſehen. Tief erröthend verbeugte er ſich vor dem Baron, ohne weiter ein Wort hervorbringen zu können, und ſo wurden von dieſer Stunde an ſeine Umgebungen, ſein Empfinden, ſeine Gedanken, ja ſein ganzes Leben auf eine Weiſe umgeſtaltet, die ihm ſelbſt bis zum Unglaublichen wunderbar geſchienen hätte, wenn es ihm nur möglich geweſen wäre, aus dem ewigen Freudentaumel, in welchem er ſchwebte, auf einen einzigen Augenblick zur Rückkehr in ſich ſelbſt zu erwachen.

Das Haus des Baron Steinau war in der ganzen Umgegend bei weitem das glänzendſte auf viele Meilen in der Runde; die Familie deſſelben beſtand außer den vier Töchtern noch aus zwei Söhnen, von denen der älteſte, ein vollkommen für die Welt gebildeter junger Mann, mit Albert in gleichem Alter war. Auch der verlobte Bräutigam der älteſten Tochter war zugegen, und nächſtdem vergrößerten noch mehrere für den ganzen Sommer eingeladene Gäſte beiderlei Geſchlechts die Geſellſchaft.

Die Unterhaltung, in welcher der feinſte geſellige Ton vorherrſchte, wurde gewöhnlich in franzöſiſcher Sprache geführt, in welcher auch Albert ſich auszudrücken verſtand, doch ſprachen Mehrere in dem Zirkel ſeine Mutterſprache, und die Töchter des Hauſes, vor allen Luiſe, beeiferten ſich, ihn deutſch zu lehren, worin er in kurzem die auffallendſten Fortſchritte machte. Alle, vom Herrn des Hauſes bis zum geringſten der Diener begegneten ihm mit der größten Aufmerkſamkeit, jedes Mitglied der Geſellſchaft ſuchte ſeinem Mangel an geſelliger Gewandtheit auf das freundlichſte zur Hülfe zu kommen. Die ältern Herren und Damen nannten ihn lächelnd l'Ingénu, und die anmuthige Naivetät, mit welcher der Jüngling in die ihm ſo neue Welt hinein ſah, flößte ihrer Seltenheit wegen Allen ein gewiſſes Intereſſe für ihn ein, und machte Jedermann ihm geneigt.

So von Allen begünſtigt, ſo freundlich angezogen von allen Seiten, lebte und athmete Albert doch nur in Luiſens Gegenwart allein. Der Funke der glühendſten Leidenſchaft, den ihr erſter Anblick in ſeinem Gemüthe geweckt hatte, ſchlug bald zur hell lodernden, nicht mehr zu erſtickenden Flamme auf. Alles um ihn her trug bei, ſie zu nähren und zu vergrößern, beſonders der ihm ganz neue Anblick des traulichen Verhältniſſes zwiſchen Konſtanzen, der älteſten Schweſter, und ihrem verlobten Bräutigam. Die mächtige Leidenſchaft, die aus Alberts Augen blitzte, in jeder ſeiner Handlungen, jedem ſeiner Worte unverkennbar ſich ausſprach, konnte nicht verfehlen, auf das junge Herz der kaum funfzehnjährigen Luiſe den tiefſten Eindruck zu machen, und bald war ſie ſelbſt überzeugt, nicht minder heftig zu lieben, als ſie geliebt wurde. Ihre Eltern, denen dieſes unter ihren Augen ſich entſpinnende Verhältniß unmöglich entgehen konnte, thaten ihrerſeits wenigſtens keinen Schritt, um ſtörend dazwiſchen zu treten. Sie wußten wenig mehr von Alberts perſönlicher Lage, als daß er der jüngere Bruder ſey, und alles was der allgemeine Ruf von dem ältern verkündete, beſtärkte ſie in der Hoffnung, daß dieſer ſich gewiß geneigt finden laſſen würde, Alberts Glück auf jede Weiſe zu fördern. Da ſie ſich überdem die innere Zerrüttung ihres Vermögens nicht füglich länger ſelbſt verbergen konnten, die aus einer Lebensweiſe entſtanden war, welche die Kräfte ihres Vermögens weit überſtieg, ſo mußte jede Ausſicht zur Verſorgung einer ihrer Töchter ihnen unter dieſen Umſtänden doppelt willkommen ſeyn.

Nach mehreren Wochen, welche Albert im gaſtlichen Hauſe des Barons Steinau verlebt hatte, langte endlich Bernhard, gleich nach ſeiner Flucht von der verkannten Geliebten, auf Leuenſtein an, ohne eine Ahnung von des Bruders Nähe zu haben; denn ſowohl die Briefe aus Rom, welche Alberten anmelden ſollten, als die Boten, welche von dem Juſtiziar zu Leuenſtein ausgeſchickt worden waren, hatten durch ein eigenes Zuſammentreffen mehrerer Zufälligkeiten ihn verfehlt.

Bernhards ſehr trübe Stimmung erlaubte ihm nicht, in dem ihm ganz fremden Kreiſe des Barons Steinau Alberten perſönlich aufzuſuchen; er begnügte ſich ihm ſeinen Wagen zu ſchicken, um ihn zu ſich holen zu laſſen, und dieſes war für den armen Albert ein allerdings ſehr günſtiger Zufall. Denn die Verzweiflung, mit welcher dieſer die früher ſehnlichſt herbei gewünſchte Nachricht von der Ankunft ſeines Bruders ſo anhörte, als würde ſein eigenes Todesurtheil ihm verkündet, hätte gewiß auf Bernhards, damals ohnehin ſehr hart verletztes Gemüth, den traurigſten Eindruck machen müſſen. Bleich, zitternd, verſtummend im tiefſten Schmerz beſtieg Albert endlich den Wagen, und ſein Zuſtand während der kurzen Fahrt war in der That bedauernswürdig zu nennen. Doch ſeine Qual ſtieg bis zum Unerträglichen als er auf Leuenſtein angelangt war, und nun den Blick feſt an den Boden geheftet, vor dem hohen edlen Manne ſtand, dem er angehörte, ohne ihn je geſehen, oder auch nur ſeine Perſönlichkeit ſich deutlich gedacht zu haben.* Er fühlte ſich erdrückt von Bernhards Nähe, welche das Ende ſeines kurzen Glücks ihm verkündete; er konnte nicht reden, kaum athmen, und es bedurfte aller der milden Ueberredungskraft, die Bernhard in ſo hohem Grade beſaß, um den faſt Vernichteten Anfangs nur einiges Vertrauen einzuflößen. Doch dieſes wuchs von Minute zu Minute, ſobald Albert es nur einmal über ſich gewann, die Augen zu dem Bruder aufzuſchlagen, der mit unendlicher Liebe und Milde im Blick und Herzen, ihm mit offenen Armen gegenüber ſtand, und über dem Bemühen, den Zagenden aufzurichten, der Bruſt voll eigener Qualen vergaß. Mit überſtrömenden Augen warf Albert ſich jetzt in dieſe Arme, an dieſe Bruſt, und das Geſtändniß ſeiner hoffnungsloſen Leiden, ſeiner Verzweiflung ergoß ſich unaufhaltſam über ſeine Lippen, mit jener Gewalt der hinreißendſten Beredſamkeit, die unwiderſtehlich das Herz trifft, weil ſie tief und wahr aus dem Herzen kommt.

Nie konnte Bernhards Gemüth einem Bekenntniſſe dieſer Art empfänglicher ſeyn, als gerade in dieſem Augenblick, wo alle Hoffnung auf eigenes Lebensglück* ihm verſchwunden war. Alberts und Luiſens traurige Lage erregte ſein inniges Mitgefühl, und forderte ihn unwiderſtehlich zur Errettung des in der Blüthe der Jugend hoffnungslos untergehenden Paares auf. Was er nach einigen Tagen reiflicher Ueberlegung zu dieſem Zwecke mit der edelſten Aufopferung ſeiner ſelbſt beſchloß, iſt dem Leſer bekannt, und daß nicht bloßes, in Schwäche ausartendes Mitleid zu dieſem Entſchluſſe ihn bewog, daß andre ſehr ernſte Anſichten dabei mit vorwalteten, beweiſt ſein oben angeführtes Schreiben aus Maltha. Alberts reines Gemüth, ſein vielſeitig, wenn gleich noch nicht für das praktiſche Leben gebildeter Geiſt, wurden bald mit hoher Freude von ſeinem Bruder anerkannt. Bernhard benutzte jede Stunde, um, ſo viel es die Kürze der Zeit erlaubte, ſeinen Albert zu den Geſchäften vorzubereiten, welche künftig ihm obliegen würden; dieſen hingegen hob der innigſte Wunſch dem edlen Bruder ſeine Dankbarkeit auszudrücken weit über ſich ſelbſt empor, und verlieh ihm eine früher nie gekannte kräftige Regſamkeit. Er gelobte mit Entzücken, ſein Leben zwiſchen ſeiner Luiſe und der Erfüllung der Wünſche ſeines Bruders zu theilen; er hörte mit nie ermüdender Aufmerkſamkeit auf deſſen belehrenden Rath, warf ſich mit dem ſchönen Eifer unverdorbener Jugend in die ihm vorgezeichnete Bahn, und begann mit ſo viel Ernſt, ſo vieler Anſtrengung ſie zu verfolgen, daß Bernhard die ſchönſten Hoffnungen einer ihn und Alle beglückenden Zukunft daraus ſchöpfen mußte. Auch das dankbare Gefühl, mit dem Luiſe in Bernhard den Gründer ihres ganzen Lebensglückes verehrte, läßt ſich nicht in Worte faſſen; ſie verſprach gleichfalls ſeinen Rath in allem ſo zu folgen, als wäre es der Befehl eines zu ihrem Heil vom Himmel herabgeſtiegenen höheren Weſens. Bernhard war in ihren Augen ein Halbgott, zu dem ſie nur mit ſtaunender Bewunderung ſeiner Größe hinauf ſah, Albert ein Sterblicher; ſie fühlte, daß ſie ſich jenem nur mit ſcheuer Ehrfurcht nahen dürfe, dieſen liebte ſie herzlich mit allen ſeinen Mängeln; doch läßt ſich nicht ableugnen, daß ihr letztere nie ſichtbarer erſchienen, als wenn er der hohen edlen Geſtalt ſeines Bruders gegenüber ſtand.

Die Vermählung des jungen Paares ward in Luiſens väterlichem Hauſe ſehr glänzend gefeiert, doch Bernhard mochte mit ſeinem zerriſſenen Gemüth kein Zeuge davon ſeyn; ohne förmlichen Abſchied begab er ſich einige Tage früher auf den Weg zu ſeiner Beſtimmung, und Albert und Luiſe blieben ganz allein in ihrer weitläufigen alten Burg. Der in gebirgigen Gegenden gewöhnlich früher eintretende Herbſt ſcheuchte bald darauf alle Gutsnachbaren in die Stadt; auch Baron Steinau mit den Seinen kehrte zum Schauplatz ſeiner gewohnten Winterfreuden zurück; Albert aber hielt ſtandhaft an das ſeinem Bruder geleiſtete Verſprechen, Leuenſtein nicht zu verlaſſen, und auch Luiſe, die im Rauſche der erſten jungen Liebe den Winteraufenthalt auf dem Lande ſehr romantiſch fand, ſtimmte freudig ihm bei. Monate vergingen und Albert ſchwebte noch immer wonnetrunken in einem Meer von Seligkeit, nur in der Liebe ſeiner Luiſe war er ſeines Daſeyns ſich bewußt, jede Stunde ſchien ihm wie aus ſeinem Leben geriſſen, die er außer dem Bereich ihres ſeelenvollen Auges, ihres anmuthigen Lächelns zubringen mußte; er ſah, er dachte nichts als ſie, und alles andere rings um ihn her war für ihn ſo gut als verloren.

Bernhards Schreiben aus Maltha rüttelte ihn zuerſt aus ſeinen ſüßen Träumen wieder auf; ein leiſer Ausdruck der Unzufriedenheit ſchien ihm über die edlen ſchönen Züge ſeines Wohlthäters zu ſchweben, als er den Ring mit dem Porträt des Bruders betrachtete, und das dunkle Erröthen eines nicht ganz freien Bewußtſeyns glühte dabei auf Alberts Wangen. Gewaltſam nahm er ſich jetzt zuſammen, indem er nochmals ſich gelobte, jedes Bedingniß der ihm gewordenen Seligkeit zu erfüllen, um die Erwartungen des edlen Schöpfers ſeines Glückes in keiner Hinſicht zu täuſchen; leider aber fand er jetzt bei dem erſten

Verſuche, ſich der Verbeſſerung ſeines jetzigen Eigenthums anzunehmen, Schwierigkeiten, die er, durch Bernhards Nähe gehoben, ſich ſo groß nimmer gedacht hätte. Er verſtand es zwar, die Bahnen der Kometen zu berechnen und die Löſung keiner noch ſo verwickelten Aufgabe der höhern Mathematik war ihm zu ſchwer, aber ihn ſchwindelte vor den bogenlangen, wahrſcheinlich nicht ohne Abſicht verworrenen Rechnungen und Tabellen, welche ſeine Beamten ihm vorlegten, und die Unmöglichkeit ſich da hindurch zu finden, ſchlug ſeinen Muth fühlbar nieder.

Mit der praktiſchen Oeconomie ging es ihm nicht beſſer; er las mit unerhörtem Eifer alles, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben ward, der gerade in dieſer Zeit anfing viele der erſten Köpfe, beſonders in England zu beſchäftigen; doch alle zum Theil ſehr koſtſpieligen Verſuche, die er nach jenen Vorſchriften anſtellte, fielen unglücklich aus; theils weil ſie am unrechten Platz angewendet wurden, theils weil man ſie nicht mit der gebührenden Aufmerkſamkeit auszuführen ſuchte.

Seine große Unerfahrenheit, verbunden mit ſeinem Mangel an Menſchenkenntniß, verleitete ihn auch zu unzähligen Mißgriffen anderer Art. Er wandte oft ſeine ganze Aufmerkſamkeit Gegenſtänden zu, die an ſich wenig bedeuteten, und ließ darüber das Wichtigere aus der Acht; er entdeckte und beſtrafte kleine Betrügereien, und überſah die gröbſten Unterſchleife, welche dicht unter ſeinen Augen vorgingen. Weder ſein Mißgeſchick, noch ſeine eigene Unfähigkeit, am allerwenigſten das aus beiden hervorgehende traurige Reſultat, konnte ihm lange verborgen bleiben, und alles dieſes vereint beugte ihn tief. Sein ihm angeborner, durch die klöſterliche Erziehung noch mehr ausgebildeter Hang zur Schwermuth erwachte von neuem, und er wurde mit jedem Tage trüber und mißmuthiger. Unter dieſen Umſtänden begann die arme Luiſe gar bald ſich heimlich nach dem fröhlichen Leben in dem heitern Hauſe ihrer Eltern zurück zu ſehnen, denn der Abſtand war gar zu groß. Sie ſeufzte oft recht ſchmerzlich aus tiefſter Bruſt, wenn ſie mit aller ihrer Liebenswürdigkeit dem armen Albert kein Lächeln mehr abzugewinnen vermochte, und ihr ſonſt immer klares Auge füllten Thränen, wenn er mit trübem Blick ſie an ſeine gramerfüllte Bruſt drückte, ſtatt, wie ſonſt, ſich mit ihr des Lebens in der ſchönen, ſonnenhellen Welt heiteren Sinnes zu freuen.

Albert ſah den Kummer der noch immer Heißgeliebten, und fühlte mit unnennbarem Weh, daß es nicht in ſeiner Macht ſtand, ihn völlig zu heben; indeſſen wollte er es doch verſuchen, ihn wenigſtens einigermaßen zu zerſtreuen. Er bemühte ſich ihre kleinen Wünſche zu erforſchen, um durch deren Erfüllung ihr Leben zu erheitern. Sie liebte die zierliche Eleganz der häuslichen Umgebungen, an die ſie in ihrer Eltern Hauſe von Jugend auf gewöhnt worden war, und Albert überraſchte ſie freudig mit manchem Geſchenk dieſer Art. Doch jedes von dieſen machte wieder andre Dinge nothwendig, weil es zu dem von alten Zeiten her vorhandenen Geräthe nicht paßte; Albert ſah ſich dadurch unmerklich zu ſehr bedeutenden Ausgaben verleitet, denn nach und nach wurde das ganze Schloß mit modernem Hausgeräthe verſehen, welches mit großen Koſten aus der ziemlich entfernten Reſidenz herbeigeſchafft werden mußte. Das neue Ameublement erforderte auch eine neue Einrichtung der Zimmer; Tapezirer, Maler, Handwerker aller Art wurden verſchrieben, überall ward gehämmert, vergoldet, gemalt, bis das von Außen noch immer uralte Schloß von Innen einem Feenpalaſte glich, aus dem beinahe jede Spur ſeiner frühern ehrwürdigen Alterthümlichkeit verſchwunden war.

Alberts Blick trübte ſich oft und ſein Herz war ihm ſchwer, wenn er dieſe, ſo ganz außer Bernhards Plänen liegende Umwandlung betrachtete, doch Luiſe lächelte wieder, laut ſchallte ihr Geſang durch das Haus, wenn ſie in liebenswürdiger Geſchäftigkeit von einem Zimmer zum andern eilte, um dieſes oder jenes Neue anzuordnen; es war ihm unmöglich den Himmel dieſes geliebten Weſens von neuem zu betrüben, er freute ſich ihrer Freude und trug Sorge und Kummer gern allein.

Die tiefe Einſamkeit, in der Luiſe an der Seite eines ſtets in Geſchäften ſich abmühenden Gatten lebte, machte es allerdings wünſchenswerth, ihr eine erheiternde Geſellſchaft gewähren zu können, und Albert ſelbſt fiel zuerſt auf den Gedanken, einige ihrer Jugendfreundinnen einzeln und abwechſelnd zu ihr einzuladen. Dieſen folgten bald mehrere Beſuche, Luiſens Eltern verſäumten nicht nach und nach alle ihre Bekannten in dem Hauſe ihrer Tochter einzuführen, und Albert ſah ſich bald von dem Geräuſche der großen Welt, das nie aufzuſuchen er ſeinem Bruder feierlich gelobt hatte, in ſeinem eignen Schloſſe umringt. Jeder Gedanke an häusliche Stille verſchwand vor dem immer mehr ſich vergrößernden Schwarme von Beſuchenden, die oft wochenlang auf Leuenſtein verweilten; Luiſens Eltern trugen alles dazu bei, den Ton in Alberts Hauſe immer höher zu ſteigern, ohne daß Albert den Muth hatte, ſich dieſem Unheil zu widerſetzen. Er fürchtete Luiſen dadurch zu betrüben, die ihre Eltern zärtlich liebte und in deren Seele keine Ahnung davon kam, daß Baron Steinau es ſehr angenehm und bequem finde, bei ſeiner Tochter eine Lebensweiſe fortführen zu können, an welche er gewöhnt war und die er ſelbſt im eignen Hauſe nicht länger ausführbar zu machen vermochte.

Ein zahlloſes Heer franzöſiſcher Emigranten überſchwemmte um dieſe Zeit Deutſchland, und wußte mit ſeiner tiefen Verdorbenheit, ſeiner Frivolität, ſeiner Anmaßung, aber auch mit ſeinem unübertrefflichen Talent für die feinſte Geſelligkeit, ſich überall Eingang zu verſchaffen. Auch Alberts Schloß wurde von dieſer allgemeinen Landplage nicht verſchont, denn Baron Steinau hatte ſeinem unbeſonnenen Betragen dadurch die Krone aufgeſetzt, daß er einige dieſer gefährlichen Gäſte, als ihm beſonders lieb gewordne Hausfreunde, bei ſeinen Kindern einführte, und überall, wo es nur einem einzigen Emigranten gelungen war feſten Fuß zu faſſen, folgten bald mehrere nach, die mit unbeſchreiblicher Gewandtheit in kurzer Zeit dort unumſchränkt zu herrſchen wußten, wo ſie zuerſt als unglückliche Verbannte mitleidige Aufnahme fanden. Vom Morgen bis zum Abend mußte Albert jetzt ſeine junge ſchöne Luiſe von Marquis und Vicomtes umſchwärmt ſehen, welche das ganze Schloß umkehrten, um alles auf den Ton der eleganteſten Zirkel von Paris oder Verſailles umzuſtimmen. Ihn ſelbſt aber ſchienen ſie wie einen Fremden zu betrachten, deſſen düſtre Auſſenſeite freilich ſehr ſchlecht hieher paſſe, den man aber dulden müſſe und nicht ganz degoutiren dürfe, weil er doch einmal der Gemahl der Dame vom Hauſe ſey. Bei der ihm zur zweiten Natur gewordenen Anſpruchsloſigkeit verlor Albert in dieſen Umgebungen das wenige Selbſtvertrauen gänzlich, das er noch beſaß; er fühlte ſich ungewandt und unbeholfen in der Mitte dieſer glänzenden Fremdlinge, die nichts hatten und nichts achteten als den äußern Schein; er konnte es ſich nicht ableugnen, daß dieſe ihn ſelbſt in den Augen seiner Luiſe verdunkelten und verdunkeln mußten; er glaubte zu ſehen wie Luiſens Herz ſich immer mehr von ihm abwende, und ward leider immer weniger liebenswürdig, je mehr die Ueberzeugung, nicht mehr geliebt zu ſeyn, in ſeiner Seele ſich feſtſetzte; wie das leider immer zu geſchehen pflegt.

Es braucht wohl nicht beſonders erwähnt zu werden, daß Alberts häusliche Lage nicht urplötzlich, ſondern allmählich, während dem Laufe mehrerer Jahre, dieſe traurige Umwandlung erlitt. Luiſe hatte ihm während dieſer Zeit mehrere Kinder geboren, von denen nur das älteſte, ein Knabe von etwa fünf Jahren, am Leben blieb; ein jüngerer war erſt wenige Wochen alt, als Bernhard zum zweiten Mal von Maltha nach Deutſchland zurückkehrte, um ſich zu der Armee der alliirten Mächte zu begeben, welche zu jener

Zeit im Begriff ſtand den Feldzug gegen die franzöſiſchen Demokraten zu eröffnen. Damals, wie Bernhard ein Jahr nach ſeiner Flucht nach Maltha zurück eilte, um ſeine heißgeliebte Anna noch einmal wieder zu ſehen, als ihm in ihrer Nähe die früher ungeahnete Größe des Opfers klar wurde, durch welches er, viel zu voreilig für die ganze Seligkeit ſeines eignen Lebens, das Glück ſeines jüngern Bruders erkauft hatte, da vermochte er es nicht über ſich, durch den Anblick des jungen glücklichen Paares den eignen Schmerz noch zu erhöhen.

Die Zeit hatte dieſen Schmerz zwar nicht gemildert, aber Bernhard war durch ſie gewöhnt worden ihn mit Faſſung zu tragen, und ſo entſchloß er ſich einen ziemlich bedeutenden Umweg nicht zu achten, um auf ſeinem Wege zur Armee den Bruder und die Burg ſeiner Väter noch einmal zu begrüßen, ehe er den großen Kampfplatz betrat, von welchem nicht wiederzukehren vielen Tauſenden beſtimmt war.

Als Bernhard die Gränze ſeiner ehemaligen Beſitzungen betrat, bemerkte er zuerſt mit ſteigendem Unmuthe, wie ſchonungslos die Axt noch vor kurzem in den herrlichen Waldungen gewüthet hatte, welche von jeher den größten Schatz derſelben ausmachten. Jahrhunderte hindurch, mitten im wildeſten Drange der Zeiten, hatte keiner ſeiner Vorfahren es gewagt, ſie ſo frevelhaft anzutaſten, weil alle ſie als eine nie verſiegende Quelle von Wohlhabenheit betrachteten, die durchaus verlangte, ſorgſam gepflegt und verſtändig benutzt zu werden. Sein Unmuth vermehrte ſich, indem er weiter ritt und überall den fruchtbarſten Boden unverantwortlich vernachläſſigt ſah. Doch als Schaaren halb nackter, hungernder Kinder ihn in den Dörfern bettelnd verfolgten, als er aus den elendſten Hütten die ihm je vorgekommen waren, bleiche Jammergeſtalten ſcheu hervorlauſchen ſah, oder wilde zigeunerartige Geſichter, die, mit dem Gepräge dumpfer Rohheit bezeichnet, ihn anſtarrten, da hielt er ſich nicht mehr, der edelſte Zorn ſchwellte ſeine ſchmerzlich bewegte Bruſt und flammte aus ſeinen dunkel blitzenden Augen.

„Albert!“ rief er beinahe laut, „Albert, leichtſinniger Knabe, hältſt du ſo dein Gelübde? lohnſt du mir ſo für ein Opfer, deſſen wahren

Werth niemand ermeſſen kann, und das von nun an durch deine Schuld, wie ein entehrender Flecken auf meinem Leben haften muß!“ Er ritt langſamer, um ſich nur einigermaßen wieder zu bemeiſtern, ehe er das Schloß erreichte; ſein Blick wurde immer düſtrer, je näher er ihm kam; doch wer beſchreibt ſein ſchmerzliches Erſtaunen, als er nun das Innere der Burg ſeiner Väter betrat. Er ſchritt durch die lange Gallerie hindurch, von deren Wänden die ehrwürdigen Geſtalten ſeiner Ahnen ſonſt auf ihn herabzublicken ſchienen. Dieſe waren nicht mehr dort, er ſah die ihm ſo unausſprechlich theuren Bilder durch Spiegel, Vergoldungen, blitzende Girandolen und allen Flitter der damaligen Mode verdrängt; ſie ſelbſt, wenn ſie noch exiſtirten, waren wahrſcheinlich in irgend einen düſtern abgelegenen Winkel des Schloſſes verbannt.

Glühend vom edelſten gerechteſten Zorn, der je in einer menſchlichen Bruſt entbrannte, nahte er dem kerzenhellen großen Saal, aus welchem eine luſtige Janitſcharen-Muſik ihm entgegen ſchallte. Hoch und furchtbar wie ein zürnender Apoll blieb Bernhard am Eingange deſſelben ſtehen, ſein Auge flammte, ſeine Bruſt hob ſich gewaltſam, indem er die im Walzer ſich drehenden Tänzer überſchaute, um Albert und Luiſe unter ihnen aufzufinden. Niemand achtete auf ihn, niemand bemerkte ihn, denn er hatte ſeine Ankunft vorher nicht gemeldet, weil er ſeinen Bruder freudig zu überraſchen gehofft hatte. Da umſchlangen ihn plötzlich zwei zitternde Arme, als wolle jemand zu ſeinen Füßen in den Staub ſinken; es war Albert.

Bernhard heftete ſchweigend den finſtern Blick auf ihn, und die in gänzlicher Muthloſigkeit eingeſunkene Geſtalt des Armen, der Ausdruck tiefen unheilbaren Grams in ſeinen Zügen, entwaffneten Bernhards Zorn im Augenblick. Er drückte den unglücklichen Bruder an ſeine feſte männliche Bruſt. „Albert, mein armer Albert!“ ſprach er mit dem weichen Ton des tiefſten Mitleids, „was iſt mit Dir geſchehen?“ Albert vermochte nicht zu antworten.

Jetzt kam auch Luiſe herbei, um ihren Wohlthäter mit unverſtellter Freude zu begrüßen; ſie war ganz unbefangen, denn ſie hatte keine Ahnung davon, daß Bernhard hier irgend Grund zur Unzufriedenheit finden könne. Sie hatten ja ihr Wort gehalten, denn ſie waren wie er es verlangt auf Leuenſtein geblieben, und Albert mühte ſich Tag und Nacht bei ſeinen Geſchäften ab. So ging ihrer Meinung nach alles ganz vortrefflich, denn leider verband Albert mit ſeinen übrigen Schwächen auch noch die, Luiſen über die wahren Urſachen ſeines Kummer nie aufzuklären, um ſie in ihrer Freude nicht zu ſtören.

Bernhard war jetzt vollkommen Herr ſeines empörten Gefühles geworden; er erwiederte Luiſens Gruß ſo freundlich, als es ihm in dieſem Augenblicke möglich war, denn er wollte ſie nicht ohne Noth verwunden, und war billig genug, aus ihrer frohen Unbefangenheit zu ſchließen, daß ſie wenigſtens nicht abſichtlich die Zerſtörerin alles ſeiner Pläne für ihr und ſeines Bruders Glück geworden war. Er ſah ein, daß ſie einem Kinde glich, welches ſpielend den verzehrenden Feuerbrand in die vollen Scheuern ſeiner Eltern wirft, ohne zu wiſſen was es thut.

Am folgenden Tage beobachtete er Luiſen aufmerkſamer, und ſeinem im Leben geübten Blick ward es nicht ſchwer, dieſes offene jugendliche Weſen ganz zu durſchauen. Er ſah, wie Luiſe als Gattin ihre Pflicht dadurch auf das vollkommenſte zu erfüllen glaubte, daß ſie ihrem Albert im alltäglichſten Sinne des Worts die unverbrüchlichſte Treue bewahrte und übrigens ihm bei ſeiner Schwermuth, die ſie Verdrüßlichkeit nannte, gern ſo viel als möglich aus dem Wege ging, um ihn nicht durch ihr fröhliches Weſen zu reizen oder zu verletzen. Daß in der ewigen Zerſtreuung, in der ſie jetzt lebte, ihr Herz ſich von ihm gewendet habe, ſchien ſie ſelbſt kaum zu wiſſen. Uebrigens hielt ſie ſich in der Verwaltung ihres Hausweſens für eine treffliche Wirthin, weil ſie es an nichts fehlen ließ, um ſelbſt die verwöhnteſten ihrer Gäſte zu befriedigen, und ein ſtiller Triumph ſtrahlte aus ihren Augen, wenn irgend einer derſelben überlaut verſicherte, bei ihr wäre alles deliziös, tout comme à Paris. Ihr älteſtes Kind, ein Knabe von etwa fünf Jahren, ward von ihr wie ein Spielzeug betrachtet, das ſie zu nicht geringer Unbequemlichkeit der Geſellſchaft faſt nie von ihrer Seite ließ. Das ganze Haus fürchtete die Ungezogenheit des kleinen Plagegeiſtes, nur die Franzoſen nicht. Dieſe fütterten ihn mit Bonbon, nannten ihn un charmant petit Lutin, lachten über ſeine Unarten und halfen ihm neue erſinnen, alles pour faire rire Madame sa mère. Das jüngſte Kind kam noch gar nicht in Betracht, es war erſt wenige Wochen alt und im Grunde beſſer verſorgt als alles Uebrige im Hauſe, denn es hatte eine ausgezeichnet gute Amme, die es recht mütterlich liebte und pflegte.

Bernhard vermochte nicht ohne den tiefſten Schmerz den faſt hoffnungsloſen Verfall des häuslichen Glücks zu überſchauen, das er ſo felſenfeſt gegründet zu haben vermeinte. Sein Zorn, der ſich bei manchen Anläſſen ſtets von neuem wieder in ihm regte, löſ'te ſich jedes Mal in tiefes Mitleid auf, wenn er ſeinen Bruder ſah und hörte. Unaufgefordert ergriff dieſer die erſte vertrauliche Stunde, um ihm ganz unumwunden zu geſtehen, wie er Leben und Glück in zweckloſer, keine Ruhe kennender Thätigkeit zerſplittert, und unerachtet ſeines angeſtrengteſten Bemühens die auf ſeinen Gütern ruhende Schuldenlaſt vermehrt habe, ſtatt ſie zu vermindern. „Ich weiß, Bernhard," ſprach er, „Du biſt gerecht, Du wirſt meiner Verſicherung glauben, daß dieſes glänzende Elend, in welchem ich leben muß, mir noch nie auch nur einen genußreichen Augenblick gewährt hat. Aber durfte ich meiner Luiſe etwas verſagen, das ihr durch meine Schuld getrübtes Daſeyn erheitern kann? Ich fühle es, meine Liebe kann ſie nicht mehr beglücken, ich ſehe das liebliche Weſen an meiner Seite in Mißmuth vergehen, das, hingeriſſen von meiner wilden Leidenſchaftlichkeit, mich zu lieben glaubte, und ſo in jugendlicher Unerfahrenheit ſich mir opferte. Täglich fühle ich, bitter bereuend, wie ſo ganz verſchieden ſich ihr Daſeyn an der Seite eines andern Mannes geſtaltet hätte. Luiſe bedarf einer feſten leitenden Hand, um ſich zum Vortrefflichſten zu erheben, und ich bin unfähig, ſie ihr zu reichen. Was bin ich? ein durch ſeine frühere mönchiſche Erziehung für das Leben auf ewig Verdorbener. Nie hätte ich es wagen ſollen, an mein von Grund aus verfehltes Daſeyn das Glück Anderer knüpfen zu wollen, nie hätte ich von Liebe bethört mich in Luiſens ſchönes Jugendleben eindrängen müſſen! ſchweigend und duldend hätte ich bleiben ſollen was ich halb ſchon war, ein dunkler, einſamer Mönch. Luiſe wäre dann glücklich und frei; das Erbtheil unſerer Väter, deſſen ich unwerth bin, wäre in Deinen Händen wieder geworden was es früher geweſen iſt und ich — unbeweint und vergeſſen in meiner ſtillen Gruft, ruhte ich ſchon längſt von aller der Sehnſucht, von allen den Schmerzen aus, die ich in reiner verſchwiegener Bruſt getragen hätte, bis ſie mich hinabzogen. Die Palme des ewigen Friedens wäre dort oben ſchon längſt der hohe Lohn meiner Entſagung auf Erden!"

Bernhard hörte ſeinen Bruder ohne alle Unterbrechung ſchweigend an; ſeine Klagen drangen bis in die tiefſten Tiefen ſeines Gemüths, denn ſie waren ihm nur der laut werdende Nachhall leiſer Vorwürfe, die ſchon ohnehin zu oft und zu ſchmerzlich in ſeinem Innern ſich regten. Indeſſen gewann er es doch über ſich den Muth des tiefgebeugten Bruders durch ernſtes männliches Zureden fürs erſte wieder zu erheben, und dann ernſtlich auf Mittel zu ſinnen um wieder gut zu machen, was noch gut zu machen möglich ſey.

Vor allen Dingen ſuchte Bernhard jetzt Luiſens Eltern ohne große Umſchweife von der eigentlichen Lage Alberts zu unterrichten, und legte es ihnen ſehr feſt und beſtimmt ans Herz, wie es ihre Pflicht ſey, durch Rath und Beiſpiel ihre Kinder auf den rechten Weg zu ihrem Glücke zurückzuleiten, ſtatt ſie zu neuen größern Verirrungen zu veranlaſſen, die endlich ihren gänzlichen Untergang herbeiführen müßten. Doch er fand nur halbes Gehör.

Steinau und ſeine Frau waren von jeher gewohnt über alles Unangenehme leicht hinweg zu ſchlüpfen, und Bernhards ſehr ernſte Vorſtellungen ſchienen ihnen deshalb, wenn nicht beleidigend, doch wenigſtens ſehr unbequem. Sie ſuchten ihnen daher für den Augenblick zu entgehen, und erfanden noch am nämlichen Abend einen Vorwand, um zur Stadt zurückzukehren, wo ſie jetzt für immer ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten; denn ihr eigenes Gut war ſchon längſt in den Händen ihrer Gläubiger, und wurde zu deren Beſten adminiſtrirt.

Einige der Gäſte die mit ihnen gekommen waren begleiteten ſie, die übrigen folgten ihnen am andern Tage; denn Allen war gleich beim erſten Anblick des ernſt umherblickenden Maltheſers unheimlich zu Muthe geworden. Selbſt die Emigranten bequemten ſich Bernhards ziemlich deutlich ausgedrückte Wünſche zu verſtehen, und ihm einige ruhige Tage in der Mitte der Seinen zu gewähren. Und ſo war denn die lange vermißte

Ruhe auf Leuenſtein wieder eingekehrt, und Bernhard hatte Raum gewonnen ſo ſchonend als möglich den Schleier zu heben, der Luiſen gegen ihr eigenes und ihres Gatten Wohl verblendete.

Luiſe hörte den ernſten Warner mit größerer Faſſung an als er es erwartet hätte, denn der Eindruck ſeines frühern Edelmuths war noch bei weitem nicht in ihrem Gemüthe erloſchen. Bernhards Bild ſchwebte ihr noch immer, ſelbſt während ſeiner Abweſenheit, als das Ideal aller männlichen Liebenswürdigkeit, Hoheit und Würde vor, ſie gedachte ſeiner nie ohne Bewunderung und Verehrung, und nur die ſtrahlende Höhe, auf welcher ihr dankbares Gefühl ihn ſtellte, hatte vielleicht früher das Aufkeimen einer weit zartern innigern Liebe in ihrem Herzen erſtickt, als ſie je für Albert empfunden hatte.

Ueberdem war Luiſe jetzt kaum ein und zwanzig Jahre alt, und in dieſem Alter pflegt eine an ſich gutgeartete Natur ſich nicht leicht gegen die warnende Stimme eines als wohlwollend anerkannten Freundes zu verhärten.

Sanft weinend aber willig, gelobte ſie daher dem Rathe ihres edlen und weiſen Beſchützers nach beſten Kräften zu folgen, und von der ihr von ihm vorgezeichneten Bahn zum ſtillen häuslichen Glück, ſich hinfort ſo wenig als möglich wieder abzuwenden. Bernhard wagte zwar nicht dieſem Verſprechen unbedingten Glauben zu ſchenken, aber er war dennoch wenigſtens von ihrem guten Willen überzeugt. Zum zweiten Mal legte er in dieſer Stunde ihre Hand in die ſeines Bruders, drückte beide mit glänzenden Augen an ſeine von tauſend verſchiedenen Empfindungen beſtürmte Bruſt, und wandte ſich dann von ihnen, um ſeine treue Sorge für ihre glücklichere Zukunft fortzuſetzen. Die unabänderlich vorher beſtimmte Kürze ſeines Aufenthalts, hatte ihn gleich bei ſeiner Ankunft auf Leuenſtein abgehalten den Zuſtand der höchſt verworrenen Angelegenheiten ſeines Bruders genauer zu unterſuchen, aber er hatte in ſeinem Herzen beſchloſſen dieſem einen erfahrnen wohlgeſinnten Freund zuzuführen, der eben ſo geſchickt als willig ſey, ſich ſeiner anzunehmen.

Seine Wahl war dabei auf den Baron Meinau, einen ſeiner früheren Jugendfreunde, gefallen, der ſeit wenigen Jahren ein mäßiges, nur wenige Stunden von Leuenſtein entferntes Landgut bewohnte, deſſen urſprünglichen Werth er, nach dem Urtheil aller in dieſem Fache Erfahrnen, durch Fleiß und wohl angewandte ökonomiſche Kenntniſſe während der kurzen Zeit faſt verdoppelt hatte. Zu dieſem führte Bernhard, am letzten Tage ſeines Aufenthalts in der Burg ſeiner Väter, Albert und Luiſen, und ſchon auf dem Wege fielen ihm die blühenden Felder, die üppigen Wieſen, die freundlichen Dörfer auf, welche Meinaus Beſitzungen vor andern der Nachbarſchaft auszeichneten.

Sein alter Freund erkannte ihn ſogleich und empfing ihn mit offenen Armen und ungeheuchelter Freude; auch Albert und Luiſe fanden die freundlichſte Aufnahme, und während Frau von Meinau Luiſen mit jener anſpruchsloſen Zuvorkommenheit zu unterhalten ſuchte, welche ſogleich die Herzen gewinnt, fand Bernhard Gelegenheit, dem Baron Meinau in Alberts Beiſeyn das wichtige Anliegen zu eröffnen, das ihm beſonders am Herzen lag. Er hatte früher Gelegenheit gehabt, dieſem ſehr bedeutende Dienſte zu leiſten, und obgleich er es ſelbſt längſt vergeſſen zu haben ſchien, ſo ergriff Meinau doch mit herzlicher

Freude die Gelegenheit, die ſo ganz unerwartet ſich ihm bot, um Bernhard durch mehr als Worte zu beweiſen, daß er jener Vergangenheit noch immer dankbar gedächte. Er zeigte ſich daher ſehr bereitwillig, alle Zeit, die er von ſeinen eigenen Geſchäften abmüßigen könne, Alberten zu widmen, und verſprach dieſen überall durch Rath und That, ſo viel er dieſes vermöchte, zu unterſtützen.

Mit ſehr erleichtertem Herzen kehrten Bernhard, Albert und Luiſe nach Leuenſtein zurück, und brachten noch einige Stunden im traulichen Geſpräche zu, bis der Morgen graute. Dann drückte Bernhard noch einmal ſeine Lieben an ſein Herz, entfernte ſich ſtumm, und warf ſich auf ſein bereit ſtehendes Pferd, um nun endlich ſeiner ernſten Beſtimmung entgegen zu eilen.

Gleich nach Bernhards Abreiſe, bemühte ſich Baron Meinau das ſeinem Freunde gegebene Wort im vollſten Sinne deſſelben zu erfüllen, doch leider ſtellte ihm die überall in Alberts Angelegenheiten herrſchende Verwirrung Schwierigkeiten dabei entgegen, die er ſo groß ſich nimmer gedacht hatte. Er wandte jede ſeiner freien

Stunden daran, nur fürs erſte den Betrag der auf den von Leuen'ſchen Gütern ruhenden Schuldenlaſt zu erforſchen, aber es währte ſehr lange, ehe er nur damit zu Stande kommen konnte; und endlich wurde er mit Schrecken gewahr, daß die von Albert in der letzten Zeit aufgenommenen Summen, deſſen eigne unvollkommene Angabe derſelben, um mehr als die Hälfte überſtiegen. Ueberdem mußte ſich dieſe Schuld mit jedem Jahre beträchtlich vermehren, wenn man nicht bald Mittel und Wege fand, einige bösartige Wucherer zu befriedigen, denen Albert theils aus Unerfahrenheit, theils verleitet durch den Rath ſeines gewiſſenloſen Juſtiziars, in die Hände gefallen war.

Meinau ſah für den Augenblick keine Möglichkeit, die dazu nöthigen ſehr bedeutenden Summen aufzubringen; er konnte es nicht unterlaſſen, ſeine daraus entſtehende Beſorgniß gegen Albert zu äußern, und obgleich er dabei ſo ſchonend als möglich verfuhr, ſo drückte er damit doch den Stachel der Reue immer tiefer in das Herz des Armen, das durch die täglich ſteigende Gewißheit von Luiſens Gleichgültigkeit ohnehin ſchmerzlich verwundet war, ſo daß Meinau alle Mühe hatte, ſeinen Muth nur etwas zu erheben, und ihn durch freundliche Troſtgründe vor gänzlicher Hoffnungsloſigkeit zu bewahren.

Während der weiſe, wohlmeinende Freund, welchen Bernhard ſeinem Bruder geſchenkt hatte, ſich ſo thätig für deſſen Wohl bemühte, fühlte auch die Gattin deſſelben ſich von ihrem Herzen gezogen, ihm zu helfen; denn dieſe wirklich liebenswerthe Frau war zu gewohnt, ihrem Gatten in allem hülfreich zur Seite zu ſtehen, als daß ſie dieſes nicht auch in einer Angelegenheit hätte verſuchen ſollen, die ihm ſo ſehr am Herzen zu liegen ſchien. Sie begann daher ganz unvermerkt Luiſens ſich anzunehmen, gegen die ſie mit ihren acht und zwanzig bis dreißig Jahren ſich ohnehin recht matronenartig vorkam. Halb ſcherzend, halb im Ernſt ſuchte ſie die junge Frau zu bewegen, der Verwaltung des innern Hausſtandes ſich mehr als ſonſt anzunehmen; und da ſie ihr hierhin überall mit dem beſten Beiſpiele voranging, ſo lernte Luiſe auch bald, wenigſtens in der Gegenwart ihrer neuen Freundin, ſich ihrer bisherigen Nachläſſigkeit zu ſchämen.

Luiſe konnte es ſich nicht verhehlen, daß Frau von Meinau mit nicht geringern Anſprüchen an das Leben in die Welt getreten ſey als ſie ſelbſt, auch ſie hatte vor ihrer Vermählung im Hauſe ihrer reichen, angeſehenen Eltern in der Reſidenz, und ſogar am Hofe, mitten in den glänzendſten Zirkeln gelebt, deren ſchönſte Zierde ſie war; ſie hatte Talente und überhaupt eine weitumfaſſende geiſtige Bildung ſich erworben, welche Luiſe nicht beſaß, und klagte dennoch nie über die Einſamkeit des Landlebens, und ſtand dennoch mit nie ermüdender Thätigkeit ihrem Hausweſen und der Erziehung ihrer Kinder vor, ohne je damit prunken zu wollen. Wenn ſie Abends an ihrem ſchönen Wiener Pianoforte, dem einzigen glänzenden Hausgeräth, das ſie beſaß, ihre Zuhörer bezauberte, oder im kleinen Kreiſe ihrer Bekannten am Theetiſch die Seele der Unterhaltung war, ſo merkte Niemand es ihr an, wie ſie den Tag über in ihrem Haushalte ſich beſchäftigt hatte und oft ſelbſt mit Hand anlegte, wenn ihr dieſes nöthig zu werden ſchien.

Ein zweites Verdienſt um Luiſen, welches dieſe ihr noch inniger verdankte, erwarb Frau von Meinau ſich dadurch, daß auf ihre Veranlaſſung das Leben auf dem Lande, im Laufe der länger werdenden Abende, ſich weit freundlicher geſtaltete, als Luiſe erwartet hatte. Keine Woche verging, in der nicht beide Familien wechſelſeitig einander mehrere Male beſuchten. Einige Prediger und Beamte aus der Nachbarſchaft, Leute von deren Exiſtenz Luiſe bis jetzt gar keine Notiz genommen hatte, vergrößerten zuweilen mit ihren, zum Theil recht gebildeten Frauen und Töchtern, den kleinen Kreis. Muſik, gemeinſchaftliches Leſen oder erheiterndes Geſpräch, füllten die langen Abende aus. Luiſe vergaß in dieſem anſpruchsloſen Umgebungen ſehr oft der früheren rauſchenden Freuden zu gedenken, und entzückte alle durch ihre jugendliche Heiterkeit. Doch leider kehrte freilich die alte Leere wieder in ihr Herz zurück, ſobald ſie einige Tage mit Albert allein, ohne andre Geſellſchaft verleben mußte. Dann vermochte ſie es nicht über ſich, ihre Unzufriedenheit mit ihrer jetzigen Lage ihm zu verbergen, und der arme Albert flüchtete ſich gewöhnlich in ſein einſames Zimmer, um ſich dort ungeſtört und ohne Zeugen dem bittern Schmerze zu überlaſſen, der verzehrend und langſam an ſeinem Leben nagte.

So mochten denn, wechſelnd zwiſchen gut und böſe, einige Monate ſeit Bernhard's Abreiſe hingegangen ſeyn, als eines Morgens einige Landleute ſich auf Leuenſtein meldeten, um über die Verwüſtungen zu klagen, die ein wilder Eber auf ihren Feldern anrichtete. Schon ſeit geraumer Zeit waren alle Thiere dieſer Art in jenen Gegenden ausgerottet worden, und die Erſcheinung eines einzelnen, das ſich wahrſcheinlich aus einem andern fernen Gebiete hinüber verirrt hatte, ſetzte gerade ihrer Seltenheit wegen die Leute in um ſo größere Angſt. Meinau war eben zugegen und rieth, eine große allgemeine Jagd anzuſtellen; die ganze Nachbarſchaft ward aufgeboten, um das Thier zu erlegen. Alle zogen am früheſten Morgen des folgenden Tages mit Hunden und Jägern, begleitet von fröhlicher Jagdmuſik, von Leuenſtein aus, in den herbſtlich gefärbten Wald, an deſſen Zweigen nur einzelne Blätter noch gelb und röthlich im Sonnenſchein ſpielten.

Der Mittag nahte heran; mit Hülfe ihrer Freundin hatte Luiſe alles zum Empfange der wahrſcheinlich ſehr ermüdeten Jäger vorbereitet, und beide Frauen ſaßen nun mit ihrer Arbeit an einem Fenſter, von welchem ſie die in den Wald ausgehauene lange Allee überſchauen konnten, durch die jene zurückkommen mußten. — „Horch!“ rief Luiſe, „hörſt Du Hallalli blaſen? die Jagd iſt aus, ſie müſſen bald hier ſeyn.“

Frau von Meinau öffnete das Fenſter. „In der That,“ ſprach ſie, „ich höre Hörnergetöne aus der Ferne. Und wie mild und erquickend die Luft vom Tannenwalde herüberweht! komm, Luiſe, der Tag iſt zu ſchön, um ihn ganz im Zimmer zu verleben; laß uns den Männern bis zu dem runden Platze entgegen gehen, wo alle die Alleen ſich kreuzen; dort können wir ſie unmöglich verfehlen.“

Beide Frauen wandelten nun Arm in Arm durch den Garten dem Walde zu, und hatten den beſtimmten Platz bald erreicht, an welchem ſie zu verweilen beſchloſſen. Frau von Meinau vertiefte ſich rechts in's Geſträuch, um von den Zweigen einer jungen, noch mit allen ihren Blättern prangende Eiche einen Kranz für den Sieger zu flechten; Luiſe blieb mitten auf dem Platze ſtehen, und ſah einem Eichhörnchen zu, das ſich mit luſtigen Sprüngen von einem der hohen, im

Sonnenſtrahl erglühenden Tannenwipfel zum andern ſchwang. Hundegebell und Hörnergetön ſchallten aus der Ferne, die Jagd ſchien näher zu kommen, ein Schuß fiel und wenige Augenblicke darauf kniſterte und raſſelte es ungefähr dreißig Schritte vor Luiſen im Geſträuch zu linken Hand; der durch eine leichte Wunde zur entſetzlichſten Wuth aufgereizte Eber brach hervor und rannte, ſchäumend vor Schmerz und Zorn, gerade auf die Wehrloſe zu. Sie wollte ſeitwärts zu ihrer Freundin fliehen, ihr Fuß verwickelte ſich in Brombeerranken, die über ihren Weg ſich ausbreiteten, ſie fiel und verlor das Bewußtſeyn. Der Eber eilte noch immer auf ſie zu, ſchon war er nur wenige Schritte noch von ihr entfernt, ſie rettungslos dem gräuelvollſten Tode verfallen, als ein Reiter im geſtreckteſten Galopp aus einer Seitenallee, welche nach Meinaus Beſitzungen führte, ſich zwiſchen ſie und das wüthende Thier warf.

Der Eber wandte nun ſeine Wuth gegen dieſen neuen Ankömmling, der, nur mit einer Reitgerte bewaffnet, ihr nichts entgegenſetzen konnte. Im Nu verwundeten die furchtbaren Hauer des Ungeheuers das edle, durch gewaltiges Spornen ohnehin ſehr wild gewordene Pferd, dies bäumte und überſchlug ſich mit ſeinem Reiter, der unter daſſelbe zu liegen kam. Glücklicher Weiſe war ein Theil der Jagd indeſſen herbeigekommen, zwei gewaltige Saufänger packten den Eber noch gerade im rechten Augenblick, da er ſeine Wuth an den Unglücklichen auslaſſen wollte; ſie zwangen ihn, ſich gegen ſie zu wenden, und ein glücklicher Stoß von Meinaus ſtarker Hand machte bald darauf dem Kampf ein Ende.

Auch Albert kam jetzt herbei, und ſah mit unausſprechlichem Entſetzen ſein geliebtes Weib, bleich und ſtarr wie eine Todte, am Boden liegen; er rief tauſend Mal überlaut Luiſens Namen, warf ſich neben ſie hin mit der Geberde an Wahnſinn gränzender Verzweiflung, und vor Schrecken völlig unfähig, ihr die kleinſte Hülfe zu leiſten, verlangte er nur mit ihr zu ſterben.

Indem eilte auch Frau von Meinau, bleich und zitternd herbei. Sie hatte aus der Ferne in Todesangſt zugeſehen. Selbſt kaum im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, wollte ſie die Freundin unterſtützen, welche eben anfing, ſich von ſelbſt zu erholen, doch indem ſie ſich zu ihr beugte, fiel ihr Blick auf Luiſens Befreier. Dieſen hatten die Jäger unterdeſſen unter ſeinem Pferde hervorgezogen und er ſaß mit Blut bedeckt geduldig da, den Rücken an einen Baum gelehnt, von ihm zu Hülfe Eilenden umringt.

„Oskar,“ ſchrie ſie mit dem tonloſen Schrei des höchſten Entſetzens. „Oskar, o ſtirb nicht, ſtirb nicht, mein Bruder, ohne mich!“ Sie warf ſich neben ihm in das mit ſeinem Blute benetzte Gras, zerriß ihr Kleid, um die Kopfwunde zu verbinden, aus der das Blut ſein Geſicht überſtrömte, umſchlang ihn mit ihren Armen und zuckte erſchrocken zuſammen, da ſie gewahrte, wie weh die leiſeſte Berührung ihm that, während er mit halberſtorbener Lippe ſie zu beruhigen ſuchte, und ihr verſicherte, daß er ſich durchaus nicht gefährlich verwundet fühle.

Die Scene, welche jetzt erfolgte, läßt ſich nicht beſchreiben. Freude, Schmerz, Erſtaunen, Dankbarkeit bewegten jede Bruſt und äußerten ſich auf tauſendfältige Weiſe. Luiſe hatte ſich aber indeſſen vollkommen wieder erholt, ſtumm und bleich, wie eine Bildſäule, knlete ſie mit gefaltenen Händen neben dem Verwundeten, den ſtarren Blick ſo feſt auf ihn geheftet, als wäre außer ihm die ganze Welt ihr verſchwunden. Albert lag zu ſeinen Füßen, Thränen überſtrömten ſein Geſicht. „Engel, zur Rettung eines Engels vom Himmel geſandt,“ ſprach er, „wie ſoll ich Dir danken! wie Dich nur nennen, der, ſelbſt wehrlos, mit unerhörtem Heldenmuthe ſich für eine ihm ganz Unbekannte dem gräßlichſten Tode ſich entgegenſtürzte!“ — „Ich ſah Frauen in Gefahr, da galt kein Bedenken, ich konnte nicht anders,“ erwiederte Oskar mit ſchmerzlichem Lächeln und kaum hörbaren Ton.

Die Jäger hatten indeſſen unter Meinaus Leitung aus Tannenzweigen eine Art von Trage zuſammengezimmert und mit weichem Mooſe bedeckt, auf welche der Verwundete, freilich unter großen Schmerzen, gelegt ward, um ihn nach Leuenſtein zu bringen. Alle Männer wetteiferten unter einander, ihn abwechſelnd auf den Schultern zu tragen, Luiſe und Frau von Meinau gingen neben her, ihn zu unterſtützen; ſo kam langſam, einem Leichenbegängniſſe ähnlich, der Zug im Schloſſe an, der am Morgen unter Hörnerſchall fröhlich ausgegangen war.

Zum Glück konnte Oskar ſogleich die nöthige ärztliche Hülfe erhalten, denn Meinau hatte Beſonnenheit genug gehabt, um gleich im erſten Augenblick einen reitenden Boten nach einem ziemlich geſchickten Wundarzte auszuſchicken, der in der Nähe wohnte. Dieſen fanden die Ankommenden ſchon im Schloſſe vor, und ſein Ausſpruch nach dem erſten Verbande gab wenigſtens Beruhigung. Weder die Kopfwunde, noch die übrigen Verletzungen, die Oskar bei'm Sturze mit dem Pferde erlitten, drohten die mindeſte Gefahr für ſein Leben; doch freilich war der linke Arm zerbrochen, der rechte verrenkt, die Schmerzen, welche er litt, waren groß, und Monate mußten wahrſcheinlich darüber hingehen, ehe es ihm möglich werden durfte, das Schloß zu verlaſſen, um ſich zu ſeiner Schweſter zu begeben.

Dieſer, wenn gleich an ſich traurige, doch auch in andrer Hinſicht tröſtliche Ausſpruch eines als geſchickt anerkannten Arztes, beruhigte Alle; ſelbſt Frau von Meinau vergaß einigermaßen über die Erhaltung ihrer Freundin den Schmerz, den geliebten Bruder, nach jahrelanger Trennung, ſo wiederfinden zu müſſen; nur Albert wollte es kaum wagen, in ſeinem Herzen der Hoffnung Raum zu gewähren. Die Gräßlichkeit der Gefahr, in welcher er ſeine Luiſe geſehen hatte, ſchwebte unabläßlich in furchtbarer Deutlichkeit vor ſeiner aufgeregten Phantaſie; ſein eignes Leben ſchien ihm jetzt an dem ihres heldenmüthigen Befreiers zu hängen, und er wußte ſich vor den entſetzlichen Bildern, die ihn ſtündlich verfolgten, nicht anders zu retten, als daß er, ſtets bedacht für Oskars Erhaltung zu ſorgen, auch Luiſen ermahnte, der Erfüllung dieſer heiligen Pflicht ſich ausſchließlich zu weihen.

In Luiſens weicher Seele ſteigerte ſich nur zu leicht der Enthuſiasmus der Dankbarkeit bis zur Leidenſchaft hinauf, ja man könnte ſagen, daß dieſe die einzige Leidenſchaft ſey, welche ſie bis dahin wahr und wirklich empfunden hatte. Bernhard erweckte ſie zuerſt in ihr, aber ſeine höhere Natur hielt ſie ab, ihn anders als aus der Ferne zu verehren. Oskar hingegen ſtand ihr weit näher und daß er als Kranker ſtets ihres Beiſtandes bedurfte, machte ihn ihr mit jedem Tage noch werther. Sie verließ ihn ſo ſelten als möglich, und wachte über ihn wie eine Mutter über den Liebling ihres Herzens. So lange er durch den

Verband gehindert wurde, ſich ſeiner Hände zu bedienen, ſuchte ſie mit unglaublicher Aufmerkſamkeit auch den kleinſten ſeiner Wünſche zuvorzukommen, und hiedurch ſowohl, als durch tauſend andere Zufälligkeiten, wie ſie das häusliche Leben mit ſich führt, entſtand zwiſchen Beiden ein zartes, namenloſes Verhältniß, dem ſie ſich hingaben, ohne weiter darüber zu denken. Ueberdem wurde Frau von Meinau durch ihre häuslichen Pflichten oft abgehalten, ſich der Pflege ihres Bruders ſo anzunehmen, wie ſie es wohl gewünſcht hätte, und ſo blieb dieſe Sorge Luiſen größtentheils allein überlaſſen.

Oskars ungeſchwächte Jugendkraft beförderte ſeine Geneſung; er durfte weit früher als man gehofft hatte es wagen, ſein Lager und bald auch ſein Zimmer zu verlaſſen, und entwickelte nun auch im häuslichen Beiſammenſeyn die liebenswürdigſten Eigenſchaften. Schon ſeine männlich ſchöne Geſtalt mußte auf den erſten Blick für ihn einnehmen. Die zwar nicht regelmäßig ſchönen, aber ausdrucksvollen Züge ſeines ſehr angenehmen Geſichts waren der treuſte Spiegel jeder Regung ſeines Gemüths; dabei trug ſein ganzes Weſen einen Anſtrich von Ritterlichkeit, der ihm außerordentlichkeit gut ſtand, und ſich beſonders in der zarteſten Achtung gegen Frauen äußerte. Lebhaft und leicht erregbaren Geiſtes, riß er alles unwiderſtehlich mit ſich fort, wenn er in ſeiner ſchönen wohlklingenden Sprache über irgend einen Gegenſtand, der ihn innig ergriffen hatte, mit dem Enthuſiasmus eines Begeiſterten ſich äußerte. Mit einem ſehr angenehmen ſonoren Organ verband er das ſeltene Talent ein ausgezeichnet guter Vorleſer zu ſeyn; oft auch begleitete ſeine rührende, gerade ans Herz dringende Tenorſtimme Luiſens ziemlich mittelmäßiges Spiel auf der Guitarre, die er ſelbſt zwar meiſterhaft zu behandeln wußte, aber mit ſeinem noch immer gelähmten Arme nicht zu berühren wagte. Abends erzählte er zuweilen Luiſens älteſtem Knaben wunderſame Mährchen, die den ſonſt ewig Unruhigen feſtbannten und denen ſelbſt die Mutter gern zuhörte.

So verſtand er es auf die verſchiedenſte Weiſe, ſich ſelbſt zu Andrer Freude zu vervielfältigen, und den Geiſt innerer Unzufriedenheit und Langeweile allein durch ſeine Gegenwart aus dieſem ihre Art dieſe zu äußern, machten ihm die Geliebte nur noch werther, denn er war überzeugt, daß nie genug für den geſchehen könne, der mit Gefahr des eignen Lebens ihm das höchſte Kleinod ſeines Daſeyns erhalten hatte. Oskar ſtand neben Bernhard in Alberts Herzen; was dieſer ihm ſchenkte, hatte jener ihm erhalten; er fühlte dabei, daß Oskar's Liebenswürdigkeit ihn angezogen haben würde, ſelbſt wenn er ihm nicht alles zu verdanken hätte, und war ſtolz darauf, ihn überall als den Mittelpunkt des Lebens in ſeinem Hauſe betrachtet zu wiſſen.

Das niederdrückende Gefühl des Zurückgeſetztwerdens kam dabei nie in Alberts Seele, das ihn ſo oft der Verzweiflung nahe gebracht hatte, als noch die Fremden in ſeinem Eigenthume herrſchten; denn Oskar zeigte niemals nur eine Spur des Uebermuths, durch welchen jene ſich auszeichneten; nie ſuchte er ſich hervorzudrängen, und in ſeinem ganzen Weſen ward auch nicht die mindeſte Ahnung der ſeltnen Eigenſchaften ſichtbar, die ihn vor Tauſenden auszeichneten, ohne daß er den hohen Standpunkt zu bemerken ſchien, auf welchen Alle ihn ſtellten.

Der Winter hatte ſich indeſſen ſehr früh und mit faſt beiſpielloſer Härte eingeſtellt; kaum durften völlig Geſunde es ungeſtraft wagen, ſich im Freien der grimmigen Kälte auszuſetzen, und der Arzt wiederholte täglich, daß Oskar durchaus nicht daran denken könne, Leuenſtein zu verlaſſen, ſo lange der ſcharfe Froſt anhielt. Wie groß mußte daher Alberts Erſtaunen ſeyn, als Oskar gerade am kälteſten Tage, den man bis dahin gehabt hatte, mit der Bitte in ſein Zimmer trat, ihn ſogleich zum Baron Meinau fahren zu laſſen, weil er bei dieſem einige Zeit zu verweilen Willens ſey.

Albert's erſter Gedanke war, daß bei ſeinen Freunden irgend ein Unglück vorgefallen ſeyn müſſe; er betrachtete Oskar genauer, während dieſer ihm verſicherte, daß dieſes keinesweges der Fall ſey; er ſah ihn ungewöhnlich bleich, alle Züge ſeines Geſichts deuteten auf eine heftige Bewegung in ſeinem Innern; ſein ſonſt immer heiteres Auge glänzte im feuchten Schimmer zurückgedrängter Thränen, und ſeine Lippe zuckte ſchmerzlich, indem er in kaum verſtändlichen Worten die eben ausgeſprochene Bitte um Pferde und Wagen nochmals wiederholte.

Albert vermochte nicht, ihm zu antworten, er ſtrengte alle ſeine Geiſteskräfte an, um zu errathen, was ſeinen Freund ſo heftig ergriffen und ihn zu dem Entſchluſſe bewogen haben könne, ſo plötzlich von Leuenſtein ſich zu entfernen. Er erinnerte ſich, daß Oskars ungewohnter Trübſinn ihm ſchon ſeit einigen Tagen aufgefallen ſey, daß er bemerkt habe, wie dieſer öfterer als ſonſt die Einſamkeit geſucht, und beſonders Luiſen abſichtlich zu meiden ſchien, und nun glaubte er mit einem Mal den Schlüſſel zu deſſen jetzigem räthſelhaften Benehmen gefunden zu haben.

„Ich ſehe wie es iſt, Freund Oskar, ich, der ich in meinem Leben nichts errathe, ich durchſchaue Sie dennoch dieſes Mal,“ rief Albert mit freundlichem Lächeln, und ergriff Oskar's Hand, die in der ſeinen zuckte. Daß Oskar immer bleicher wurde und ſich kaum noch aufrecht zu halten vermochte, bemerkte Albert nicht, ſondern fuhr aus der Fülle ſeines liebenden, argwohnloſen Gemüths zu reden fort. „Es darf nicht ſeyn,“ ſprach er recht herzlich bittend, „Sie dürfen uns noch nicht verlaſſen und auf dieſe Weiſe nun vollends gar nicht. Was zwiſchen Ihnen und meiner Luiſe vorgefallen ſeyn mag, verlange ich nicht zu wiſſen, aber das weiß ich, daß Sie es nicht auf dieſe Weiſe aufnehmen würden, wenn Sie das liebenswürdige Geſchöpf ſo kennten als ich. Ich möchte ſogar keine der kleinen Launen meiner Luiſe an ihr vermiſſen, denn ſie iſt doch ein Engel der Güte. Ich gehe zu ihr, ſie ſelbſt wird eilen, alles wieder gut zu machen, ſie ſelbſt wird Sie bitten uns nicht zu verlaſſen, ich weiß, da können Sie unmöglich widerſtehen.“

Albert eilte zu Luiſen, ehe Oskar ſo viel Faſſung gewann, ihn daran hindern zu können. Er fand ſie auf ihrem Sopha in Thränen. Bei ſeinem Eintritt verhüllte ſie ihr Geſicht, und unterdrückte nur halb einen Schrei des ſchmerzlichſten Erſchreckens.

„Du weißt es alſo ſchon, ich ſehe es,“ ſprach Albert, „er will fort in dieſer entſetzlichen Kälte, die ihm den Tod geben kann. Das darf nicht ſeyn, nicht wahr, Luiſe? Nur Du kannſt es hindern. Komm, liebe Luiſe, ſey gut, vergiß, was zwiſchen Euch vorgefallen ſeyn mag und hilf mir ihn erbitten. Bezwinge dieſe kleine Aufwallung, mein geliebtes Weib, denke: er iſt der Retter unſeres Lebens, ein freundliches Wort von Dir und alles iſt wieder gut; komm, meine Luiſe!“ Albert wollte ihre Hand faſſen, doch ſie entriß ſie ihm mit ungewohnter Heftigkeit, drückte laut ſchluchzend das Geſicht nur noch tiefer in die Sophakiſſen hinein, und winkte ihm abwehrend, fortzugehen.

„O über die großen erwachſenen Kinder!“ rief Albert halb entrüſtet, halb traurig, indem er Oskar wieder aufſuchte; er fand ihn vertieft in ſchmerzlicher Betrachtung vor Luiſens Büſte ſtehen, und begann nun, ihn mit Bitten zu beſtürmen, ein Paar Menſchen nicht zu verlaſſen, die in ihm ihren Schutzengel entfliehen ſähen. Alles was unbegränzte Dankbarkeit, tiefgefühlte Hochachtung, innige Freundſchaft und der heißeſte Wunſch des Gelingens nur eingeben können, brachte er mit jener unwiderſtehlichen Beredſamkeit vor, die ihm ſtets eigen war, ſobald er von den Regungen ſeines tiefen Gemüthes ſich hinreißen ließ. Er beſchwor Oskar bei allem, was ihm heilig ſey, Luiſens vorübergehenden, gewiß nur aus Kränklichkeit entſtandenen Unmuth nicht ſo ſchwer an ihm und ihr zu ahnden. Er verſicherte ihm, daß ſie gewiß mit Entzücken dem ſich ihr wieder zuwendenden Freunde entgegeneilen und alles daran ſetzen würde, um nur den heldenmüthigen Retter ihres Lebens zum Verzeihen und zum Vergeſſen zu bewegen.

Was auch Oskar ihm einzuwenden verſuchte, alles war verloren. Albert hörte nicht darauf und ward immer wärmer, immer unwiderſtehlicher, je länger er ſprach, ſo daß Oskar endlich die Unmöglichkeit fühlte, ſich hier länger in den Schranken zu halten, die er ſich geſetzt hatte, um ſeinen edlen Freund zu ſchonen.

„Albert! laß ab von mir, ich beſchwöre Dich,“ rief er zuletzt in höchſter Spannung, hingeriſſen von ſeinem Gefühl, „laß ab von mir, und höre auch mich, Du unerbittlicher Feind Deiner Selbſt. Edle, argwohnloſe, kindlich reine Seele!“ ſetzte er unendlich weich hinzu, „höre mich endlich an. Ich kann Dich betrüben, aber betrügen kann ich Dich nicht. Und müßte ich Dein ſchönes Gemüth noch tiefer verwunden, ich kann gegen Dich dennoch nicht unwahr ſeyn. So erfahre denn durch mich, wovon kein Gedanke in Deine ahnungsfreie Seele kam: ich liebe Luiſe, Deine Luiſe, Dein Weib! ich liebe ſie mit verzehrender Gluth, ich lebe, ich athme nur in dieſer Liebe, die ihr erſter Anblick in mir entflammte, und die ich dennoch zu ſpät mit unſäglichem Schrecken erkannte. Albert, ich kämpfe ſeit vier Tagen den fürchterlichſten Kampf mit mir ſelbſt, umſonſt, ich liebe nur ſie, ich kann nichts denken, nichts fühlen als dieſe Liebe. Trennung iſt Tod. Ich beſchloß zu bleiben, mein Geheimniß in tiefſter Bruſt zu begraben. Ich unſeliger Thor, wie konnte ich ihr zu verbergen hoffen, was mir ſelbſt jetzt offenbar war! Ein unglückſeliger Zufall entriß mir dieſen Morgen ein Geſtändniß, das mich — — Luiſe weiß alles! Albert, beſtehſt Du noch darauf, mich hier feſthalten zu wollen?“

Albert ſtand regungslos wie eine Bildſäule. „Luiſe weiß Alles, ſagſt Du, Alles! — Und ſie?“ hauchte er faſt unhörbar, mit kaum bewegter Lippe. „Und ſie?“ wiederholte er dringender, und ſein Auge ſuchte mit dem Ausdruck unausſprechlicher Angſt in Oskars Zügen zu leſen.

„Laß mich fliehen, dränge ſelbſt mich über Deine Schwelle,“ rief Oskar in wilder Verzweiflung. „Verbanne mich! laß mich elend ſeyn, aber ſchuldlos; dränge mich mit Gewalt fort!

fort! fort! um Luiſens willen, um Deinetwillen, fort von hier, verſtoße mich, verbanne mich.“ Seine noch nicht ganz wiederhergeſtellten Kräfte verließen ihn, er ſank in einen Seſſel und verhüllte mit beiden Händen ſein Geſicht.

Albert betrachtete ihn eine Weile ſchweigend, und ging dann einige Mal mit immer feſter werdendem Schritte im Zimmer auf und ab. Dann ſtand er wieder vor Oskar ſtill und ergriff deſſen faſt lebloſe Hand. Als ſey ein neuerer, höherer Geiſt über ihn gekommen, ſo verändert, ſo erhaben war in dieſem Augenblick Alberts Haltung, ſeine ganze Geſtalt; ſein Auge ſtrahlte in hoher Verklärung, wie das Auge eines Sterbenden im letzten Momente des ſcheidenden Lebens, welcher der Erde nicht mehr angehört. Nie zuvor ſah er ſeinem Bruder Bernhard ſo ähnlich.

„Oskar,“ fing er mit kaum merklich bewegter Stimme und ſehr gemäßigtem Tone an, „lieber Oskar, Sie hatten Recht, ich ſehe ein, es iſt gut, daß Sie noch heute Ihre Schweſter beſuchen, und es ſoll meine angelegentlichſte Sorge ſeyn, daß dieſes ohne Gefahr für Ihre Geſundheit geſchehen könne. Mein edler, hochgeliebter Freund, wir brauchen beide Zeit, um uns ſelbſt wieder zu finden, aber glauben Sie mir nur, alles wird ſich ordnen, wir werden beide ruhiger werden, und Sie kehren gewiß einſt, und bald, in froherer glücklicherer Stimmung nach Leuenſtein zurück. Oskar, Sie würdigten mich eines ungemeſſenen Vertrauens, wo Tauſende an Ihrer Stelle — doch es wäre Beleidigung, Sie nur mit jenen zu vergleichen. Wir beide haben in dieſer ſchmerzlich ſchönen Stunde einander erkannt, auf ewig. Sie wiſſen jetzt, daß ich Ihres edlen Vertrauens nicht unwerth bin, geben Sie mir den letzten Beweis davon, daß Sie dies glauben, indem Sie nur eine Frage noch mir offen und ohne Rückhalt beantworten. Weiß außer mir noch jemand, weiß Meinau oder Ihre Schweſter — — —“

„Guter Gott, wie wäre dies möglich!“ rief Oskar, „wie könnte ich Andern geſtehen, was ich mir ſelbſt kaum geſtand!“

„Nun dann,“ erwiederte Albert, indem er Oskars Hand an ſeine Bruſt drückte, „nun dann, ſo gewähre mir noch die Bitte, auch ferner gegen alle zu ſchweigen, und Deiner Schweſter Haus nicht zu verlaſſen, bis wir beide in der Stimmung ſind, mit gefaßtem Muth zu überlegen, welch' ein Entſchluß hier zu faſſen ſteht, der uns allen die entwichene Ruhe wiederzugeben vermag. Wir alle drei ſind reines Herzens; es wird ein Ausweg ſich entdecken laſſen, wir haben nichts zu befürchten, als in zweckloſer Uebereilung die, ſo uns lieb ſind, zu verwunden. Laß dies uns vermeiden und mögen dann Gott, Zeit und der unbeſtechbare Richter, den jeder von uns im Buſen trägt, über alles Andere entſcheiden."

Alberts ſeltene, wie durch höhere Eingebung über ihn gekommene Geiſtesſtärke, welche in des noch tiefer gebeugten Oskars Gegenwart ſeinen Muth erhob, und ihn in dieſer erſchütternden Scene aufrecht erhielt, brach zuſammen, ſo wie er ſich wieder in ſeinem einſamen Zimmer allein ſah. Er hörte den Wagen aus dem Schloßhofe fortrollen, in welchem Oskar ſich entfernte, ohne Luiſen wieder geſehen zu haben, und ihm war, als gingen die Räder deſſelben zermalmend über ſeine Bruſt hinweg.

„Dort fährt er hin," rief Albert, übermannt vom Schmerze des Augenblicks, „dort fährt er hin, er, deſſen Leben ich beraubte, noch eh' ich ihn ſah, und mit ihm verläßt das ganze Glück des geliebteſten Weſens auf Erden unſer verödetes Haus. Niemand bleibt der armen Luiſe als ich, den ſie ſchon lange nicht mehr liebt, den ſie nie lieben konnte, den ſie jetzt haſſen, verabſcheuen muß, ſeit ſie den Einzigen gefunden hat, der ohne mein unſeliges Dazwiſchentreten ihr Leben zu einer Kette von Seligkeit umgewandelt hätte! Ich bleibe, um täglich, ſtündlich den Vorwurf ihres Unglücks, ihr tiefes Leiden in ihren Augen zu leſen! Ich Unſeliger habe zwei Weſen getrennt, die der Himmel ſelbſt für einander beſtimmte. Und was habe ich mir gewonnen? Unausſprechlichen Jammer, ewige Reue. Oskar und Luiſe! wo giebt es ein Paar, dieſem zu vergleichen? Sie hätten ſich gefunden, ſie mußten ſich finden. Ohne mich blühte jetzt Luiſe in unentweihter voller Jugendpracht ihm entgegen, doch ich, ſelbſtſüchtig und grauſam, benutzte die jugendliche Unerfahrenheit des kindlich lieblichen Geſchöpfs; ich zerſtörte in der Knospe die Blume, nun wird ſie an meiner Seite dahin welken! O, läge ich ruhig und ſtill in meinem Grabe! Noch wäre es nicht zu ſpät, beiden lacht noch das Leben im Jugendglanz, beide könnten vereint noch glücklich mit einander ſeyn. Bernhards edler Wille würde dennoch erfüllt, ich habe Söhne, unſer alter edler Name wird in ihnen fortblühen, und ſie würden unter Oskars Pflege den Unglücklichen nicht vermiſſen, der ihnen nichts geben konnte als das Leben.“

Ergriffen von dieſem Gedanken, gefoltert von unbeſchreiblichen Qualen, ſank Albert auf die Knie und betete mit Inbrunſt um augenblicklichen Tod, den freiwillig zu wählen fromme Ueberzeugung ihn abhielt. So glühend, ſo ernſtlich wie er, hat vielleicht kein zum Sterben Verurtheilter jemals um Leben gefleht. Dann ſprang er wieder auf, tauſend Entſchlüſſe, tauſend Gedanken, tauſend Möglichkeiten durchkreuzten ſich verwirrend in ſeinem Gemüthe und brachten ihn dem Wahnſinn nah. Nichts ward ihm klar, als die Nothwendigkeit, Luiſen ihre Freiheit wieder zu geben, und mit dieſer, die Anwartſchaft auf eine glückliche Zukunft an Oskars Seite. Vergebens ſtrengte er ſich an, um eine Möglichkeit zu entdecken, dieſes vollbringen zu können. Scheidung war hier kein Ausweg, denn Luiſe bekannte ſich ſo wie er ſelbſt zur katholiſchen Kirche, und dieſe geſtattet in einem ſolchen Falle keine zweite Verbindung, ſo lange der erſte Gatte noch lebt. Auch der ſelbſt verſchuldete traurige Zuſtand ſeines Vermögens, und ſeiner von Bernharden ihm anvertrauten Güter fiel ihm ein, und erhöhte ſeine Qual wie ſeine Unentſchloſſenheit. So verbrachte er die Stunden des Tages in nutzloſem fürchterlichem Kampfe mit ſich ſelbſt, bis die frühe Abenddämmerung hereinbrach. „Gott!“ rief er endlich in wilder Verzweiflung aus, und warf ſich mit gerungenen Händen abermals auf den Boden hin, „Gott, Du ſiehſt meinen Jammer! die Bahn liegt vor mir, die ich gehen muß, klar und deutlich überſchaue ich ſie, aber der Zugang zu ihr bleibt mir ein nie zu löſendes Räthſel. Erleuchte mich! ich habe niemand auf Erden, der in dieſer furchtbaren Nacht der Verwirrung die Hand mir bieten könnte, ich habe niemand als Dich! Erhöre das bange Flehen Deines verzweifelnden Geſchöpfs, rufe mich ab aus dieſem Labyrinthe von Leiden, oder ſende mir ein ſichtbares Zeichen Deiner Gnade, das mir zum Führer diene in dieſer Wüſte des Lebens.“

In dieſem Moment öffnete ſich die Thüre, Albert ſprang erſchrocken auf. Es war nur einer ſeiner Diener, der Licht brachte, und zugleich ein ſchwarzgeſiegeltes ziemlich ſtarkes Briefpacket ihm überreichte, welches ſo eben der Bote von der nächſten Poſt abgegeben hatte. Mechaniſch nahm Albert es an und öffnete es, eigentlich nur, um dem Bedienten, der noch einige Augenblicke im Zimmer beſchäftigt blieb, ſeinen heftig bewegten Zuſtand zu verbergen. Doch einzelne Worte zogen dennoch ſeine Aufmerkſamkeit an, indem er die in dem Packet enthaltenen Papiere ohne eigentlich zu leſen nur flüchtig überſchaute. Er zwang ſich aufmerkſamer zu leſen, und der Inhalt derſelben feſſelte ihn endlich ganz. Als er vollendet hatte, rieſelte Todeskälte ihm den Nacken hinab, ſein Haar ſträubte ſich und die Hand zitterte konvulſiviſch, in welcher er die Papiere hoch empor hob. „Du haſt mich erhört!“ rief er bleich wie ein Sterbender, den ſtarren Blick zum Himmel gerichtet, „Du haſt das Zeichen mir gegeben, das ich vielleicht an Deiner Gnade frevelnd mir erflehte. Ich beuge mich tief in den Staub vor Dir, ich folge zitternd aber willig dem Wink Deiner allmächtigen Hand. Nimm das Opfer gnädig an, ſegne Luiſe und Oskar!“

Das Packet, welches Albert gerade in dieſem Moment erhielt, und das ſeine aufgeregte Phantaſie ſo wunderbar ergriff, enthielt die Nachricht von dem im hohen Alter erfolgten Abſterben des Kardinals, ſeines Großoheims, und zugleich die Abſchrift von deſſen letztem Willen. Der fromme Greis hatte eine Hälfte ſeines wirklich fürſtlichen Vermögens der Kirche zu wohlthätigen Stiftungen hinterlaſſen, die zweite Hälfte deſſelben in reiche Legate unter ſeine Freunde, Verwandte, und alte treue Diener vertheilt. Albert war mit einem reichen Vermächtniſſe bedacht worden, das beinahe dreimal ſo viel betrug als die Summe, welche nach Meinaus Berechnung nöthig war, um alle ſeine Schulden zu tilgen.

Eine Anweiſung war dem Briefe beigefügt, gegen welche er den vollen Betrag des Vermächtniſſes, bei einem der erſten Handelshäuſer in St*** erheben konnte, ſobald er ſich als der, dem es beſtimmt war, legitimirte.

Mit jener an Todeskälte gränzenden Faſſung, die dem auf den Fluthen des Lebens Müdegetriedenen das Anſehen ſcheinbarer Ruhe gewährt, ſetzte Albert ſich hin, um an Luiſen zu ſchreiben, die unter dem Vorwande großer Nervenſchwäche an dieſem Tage niemanden vor ſich ließ. Er meldete ihr, daß ein dringendes Geſchäft ihn zwinge, morgen in aller Frühe nach St*** zu reiſen. Sie ließ ihm mündlich zurückſagen, daß ſie ſich zu ſchwach fühle, um ihn noch vor ſeiner Abreiſe zu ſehen, daß ſie hoffe, er würde nicht lange ausbleiben, und ihn bitte, das jüngſte Kind nebſt ſeiner Wärterin bis B** mitzunehmen, wo ihre Eltern wohnten, indem eine ſehr bösartige Blatterepidemie anfange, unten im Dorfe und in der Umgegend überhand zu gewinnen, und ſie daher wünſche, den Kleinen bei den Großeltern in Sicherheit zu wiſſen. Albert hörte von dieſem allen nur, daß Luiſe ihn nicht wiederſehen wolle.

Die Nacht ward zum Theil unter dem Einpacken der zu ſeiner Legitimation nothwendigen Papiere hingebracht. Sein Herz lag todt und ſchwer in ſeiner Bruſt, und keine Thräne kam in ſeine heißbrennenden Augen. Noch einmal zog er durch alle Zimmer ſeines Schloſſes, wie ein raſtloſer Geiſt, der weder im Himmel noch auf Erden eine bleibende Stätte findet. Der Morgen dämmerte, leiſe öffnete Albert die Thüre zu Luiſens Zimmer, ſie ſchlummerte ſanft und hörte ihn nicht. Noch einmal betrachtete er die holde Geſtalt, wie ſie in jugendlicher Anmuth, aufgelöſt in ſüßem Vergeſſen dalag. Tief und ſchmerzlich prägte in blutigen Zügen das geliebte Bild ſich ihm ins gemarterte Herz für eine Ewigkeit ein. Um ſie nicht zu wecken, wagte er es nur, eine ihrer Locken zu küſſen, und riß ſich dann von ihr los, wie ein Verzweifelnder vom Leben ſcheidet. Im Wagen verſank er Anfangs in dumpfes ſtarres Hinbrüten und ward es gar nicht gewahr, daß die Wärterin, ſeinen ſchlummernden Knaben auf dem Schooß, ihm gegenüber ſaß. Doch als ein flammendes Lichtmeer ſich über Erde und Himmel ergoß, und die ſpät aufgehende Sonne in ihrer winterlichen Pracht Bäume und Felder mit blitzenden Rubinen überſäete, da wachte auch das Kind auf, und ſtreckte, laut jauchzend für Freude, dem Vater die kleinen Arme liebkoſend entgegen. Ein Strom von Thränen ſtürzte jetzt aus Alberts Augen, und erleichterte ſein bis zum zerſpringen zuſammengedrücktes Herz. Er nahm das zarte kleine Weſen in ſeine Arme, das ſich in dem, vor jedem Eindringen der Kälte ſorgfältig geſchützten Wagen ſehr behaglich fühlte, und in ſeiner wortloſen Sprache ſeine Freude auszudrücken ſtrebte.

„Dich habe ich noch!“ rief Albert; „doch noch ein Weſen, das zu mir gehört! Dich gab ein Gott zum Troſte mir mit in die verödete Welt. Und willſt Du immer mir bleiben? Willſt Du mich niemals verlaſſen?“ Das Kind ſchlang lächelnd ihm beide Aermchen um den Nacken. Es war zu viel für ſein Herz, er gab es der Wärterin zurück und weinte laut.

Ohne Plan für ſich ſelbſt war Albert in die Welt hinausgezogen, nur des Entſchluſſes ſich bewußt, von allem was ihm theuer war zu ſcheiden. Doch der Anblick ſeines Kindes gab ihn ſich ſelbſt wieder zurück. In dem raſtloſen kummervollen Leben, das er bis jetzt geführt hatte, war ihm wenig Raum für die Beſchäftigung mit ſeinen Kindern geblieben und oft waren ganze Wochen vergangen, ohne daß er ſie zu Geſichte bekam. Doch jetzt, beim Anblicke dieſes wirklich ſehr ſchönen muntern Knaben, der ſo ganz unerwartet ſein Reiſegefährte geworden war, regte ſich die Vaterliebe mächtig in ihm, und erwärmte wohlthätig ſein faſt erſtorbenes Gemüth. Die Reiſe kam ihm nach dem heftigen Kampfe, der ihr voranging, wie Ausruhen vor, und es gelang ihm, ſich im Laufe derſelben zu ſammeln, und eine Anſicht deſſen zu gewinnen, was jetzt für ihn am nächſten zu ergreifen ſey.

So wie ſie B**, dem Wohnorte von Luiſens Eltern, ſich näherten, kündigte er der treuen Renate an, daß er Willens ſey, durch dieſe Stadt gerade durchzufahren, und ſie mit dem Knaben noch weiter mit ſich zu nehmen. Die gute Frau war damit außerordentlich zufrieden, indem die Reiſe dem Kleinen ſehr wohl zu bekommen ſchien, und ſie ſich überdem von dem Aufenthalt bei der Frau Großmama nicht viel verſprach, die gerade gegen dieſen ihren jüngſten Enkel niemals große Liebe bezeigt hatte.

Nach wenigen Tagen langten die Reiſenden glücklich in St*** an, wo Albert zuerſt darauf bedacht war, das reiche Geſchenk ſeines erblichenen Wohlthäters ſich auszahlen zu laſſen, was ohne alle Schwierigkeiten vollbracht wurde. Dann ſetzte er unter den gehörigen Formalitäten ſeinen letzten Willen auf und legte ihn gerichtlich nieder, nachdem er eine Abſchrift davon nehmen ließ, die er an ſeinen Freund Meinau zu ſenden Willens war. In dieſem Teſtamente übertrug er dem Baron Meinau die Vormundſchaft über ſeinen älteſten in Leuenſtein zurückgelaſſenen Sohn, und beſtimmte ein Drittheil der Einkünfte ſeiner Güter für die Erziehung deſſelben, zwei Drittheile aber, nebſt der Wohnung in Leuenſtein überließ er ſeiner Gattin auf Lebenslang, ſogar, wie er ausdrücklich hinzuſetzte, im Fall ſie ſich zum zweiten Male vermählen ſollte.

Dem Baron Meinau ſandte er, nebſt der Abſchrift dieſes Teſtaments, eine unumſchränkte Vollmacht für die Zeit, in welcher er ſelbſt abweſend wäre; zugleich übermachte er ihm die Hälfte der von ſeinem Oheim ererbten Summe, bat ſeinen edlen Freund, dieſe nach beſtem Wiſſen zur Verbeſſerung ſeiner Beſitzungen anzuwenden, benachrichtigte ihn von dem Abſterben des Kardinals und trug ihm zugleich auf, Luiſen zu melden, daß er nach Italien zu gehen gedenke, um dort das

Grab des väterlichen Beſchützers ſeiner Jugend zu beſuchen. Er bat ſie, ihm zu verzeihen, daß er ſeinen Sohn mit ſich auf die Reiſe nähme, indem das Kind ihm jetzt zu lieb geworden wäre, als daß es ihm unmöglich ſey, ſich von ihm zu trennen. Der zweiten Hälfte der ſo unverhofft ererbten Summe erwähnte Albert in dieſem Briefe nicht, denn dieſe glaubte er mit Recht, ausſchließend als ſein Eigenthum, und als das künftige Erbtheil ſeines jüngern Sohnes betrachten zu können; aber er empfahl nochmals ſeine Luiſe in den dringendſten rührendſten Ausdrücken dem Schutze ſeines Freundes, und bat ihn zugleich, Oskar ſeiner unveränderten Liebe und Dankbarkeit zu verſichern und ihm zu ſagen, daß er feſt darauf rechne, ihn bei ſeiner Heimkehr noch in der Nachbarſchaft von Leuenſtein anzutreffen.

Der Brief ward verſiegelt und abgeſchickt, und Albert fühlte ſich von dieſem Augenblick an, von ſeiner ganzen Exiſtenz, von allen ihren Freuden und Hoffnungen, von allen ihren Schmerzen und Sorgen auf ewig geſchieden; ein heimathloſer Wanderer auf Erden. Die Ueberzeugung, jetzt einzig an ſich ſelbſt gewieſen zu ſeyn, ohne eine

Seele, die ihm nahe genug geblieben wäre, um ihm auf ſeinem ferneren Wege eine leitende Hand zu reichen, gab ihm eine Selbſtſtändigkeit, die er ſich nie zugetrauet hätte. Er glich einem Kinde, welches gehen lernt, und immer weniger ſchwankend vorwärts ſchreitet, ſobald es ſich nur einmal entſchließen konnte, die Gegenſtände loszulaſſen, an die es bis dahin ſich ängſtlich angeklammert hielt.

Alberts Hauptſorge war jetzt, ſein Daſeyn Allen, die früher ihn gekannt hatten, zu verbergen, um ſowohl vor den Augen der Welt, als derer, die durch engere Bande an ihn gefeſſelt waren, ſpurlos zu verſchwinden. Unerachtet ſeiner bisherigen Unerfahrenheit in allem, was zum practiſchen Leben gehört, gelang es ihm, dieſes auf die zweckmäßigſte Weiſe auszuführen. Den einzigen Bedienten, der ihn von Leuenſtein aus begleitet hatte, ſchickte er in St*** unter einem wohl erſonnenen Vorwande zurück, ehe er noch ſelbſt dieſe Stadt verließ, um angeblich die Reiſe nach Rom anzutreten. Unterwegs wandte er ſich in gerad entgegengeſetzter Richtung von dem Wege ab, von dem man glauben mußte, daß er ihn genommen habe; mit großer Vorſicht verwandelte er ſeinen alten adlichen Namen, ſobald er dieſes ſicher und unbemerkt wagen durfte, in einen unbekannten bürgerlichen, und eilte nun, ſo ſchnell er konnte, der von Leuenſtein entfernteſten Gegend in Deutſchland zu, das er nicht ohne Noth zu verlaſſen entſchloſſen war.

Die treue Renata, die er, ſo viel dies ſchicklich und möglich war, in einen Theil ſeines Geheimniſſes einweihte, ließ ſich leicht bewegen, durch einen heiligen Eid, zum ewigen Verſchweigen ſeines wahren Namens und Standes ſich zu verbinden, da er ihr dagegen gelobte, ſie nie von dem Kinde zu trennen, an dem ſie mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit hing, und das von nun an für das ihre gelten ſollte.

Je weiter Albert von dem ehemaligen Schauplatz ſeines Wirkens und Lebens ſich entfernte, je beſſer gelang es ihm, ſeine Zukunft in ſeinem Gemüthe zu ordnen. Seine frühere, nie ganz erſtickte Liebe zur Wiſſenſchaft erwachte wieder, überdem fühlte er, daß nur anhaltende ernſte Beſchäftigung ihn auf die Länge vor Wahnſinn und Verzweiflung bewahren könne, und ſo beſchloß er alles anzuwenden, um ſich noch ſo viel möglich die Kenntniſſe zu erwerben, die ihm mangelten, um ſpäterhin ſeinen Sohn zu einem würdigen, nützlichen Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft bilden und ihn vor den Fehltritten bewahren zu können, zu denen ſeine Unerfahrenheit im Leben ihn ſelbſt verleitet hatte.

Sobald er weit genug ſich von Leuenſtein entfernt glaubte, miethete er daher Frau Renata in einem artigen, mitten in einer der reizendſten Gegenden belegenen Landhauſe ein, wo er ſie für eine ihm nah verwandte Wittwe ausgab, welche mit ihrem einzigen Kinde in ländlicher Stille zu leben wünſche. Er ſelbſt aber bezog eine damals ſehr berühmte, einige Meilen von jenem Landhauſe entfernte proteſtantiſche Univerſität, wo er förmlich ſeine Studien begann, die ihm durch die unter Pater Jeronimos Leitung erhaltene klaſſiſche Erziehung ſehr erleichtert wurden. Seine Erſcheinung fiel an dieſem Orte niemanden auf, denn man war es in jener Zeit mehr gewohnt als jetzt, Jünglinge erſt im reiferen Alter die Univerſität beziehen zu ſehen; überdem hatte Albert eben erſt ſein ſechs und zwanzigſtes Jahr zurückgelegt und ſah weit jünger aus, als er eigentlich war.

Da er beinahe alle Geſellſchaft und beſonders öffentliche Orte mied, ſo wurde ſeine Exiſtenz kaum bemerkt. Seine einzige Erholung, nach wochenlanger Arbeit, ſchränkte ſich auf einen Beſuch bei ſeinem Sohne ein, der unter Renata's treuer Pflege recht munter und kräftig heranwuchs.

In Leuenſtein hatte man indeſſen, wenige Monate nach Alberts Entfernung, in der Zeitung die Nachricht geleſen, daß an der italieniſchen Küſte ein Schiff ſammt der ganzen Mannſchaft und allen darauf befindlich geweſenen Paſſagieren zu Grunde gegangen ſey. Dabei wurde beſonders das Schickſal eines Baron Albert von Leuen mit Bedauern erwähnt, der ſich mit ſeinem Sohne und deſſen Wärterin in Trieſt eingeſchifft hatte, um dem noch ſehr jungen unmündigen Kinde den Uebergang über die Alpen zu erſparen, und der nun ſammt dieſem auf ſo traurige Weiſe ebenfalls den Tod in den Wellen gefunden hatte.

Welchen ſchmerzlichen Eindruck dieſe Nachricht ſowohl auf Luiſen als Oskar und den Baron Meinau machen mußte, iſt leicht zu erachten, doch nichts gleicht Alberts tiefem Seelenleiden, als er bald darauf ſich, im Namen ſeiner Frau und ſeines Freundes Meinau, in allen Zeitungen auf das Dringendſte aufgefordert ſah, von ſeinem Leben und ſeinem jetzigen Aufenthalte Nachricht zu geben, indem man immer noch hoffe, daß jenes Gerücht von ſeinem Untergange ungegründet geweſen ſey. Dieſe Aufforderungen wurden mehrere Monate hindurch, immer rührender und erſchütternder, wöchentlich wiederholt, und der ſchwere Kampf zwiſchen Alberts noch immer unbeſiegter treuen Liebe, und dem Glauben, daß die Heißgeliebte nur durch ſeinen anſcheinenden Tod das ihr von jeher beſtimmt geweſene Glück finden könne, erhob ſich dann jedes Mal von neuem in ſeinem Gemüthe. Die Stimme der Gattin und des Freundes lockten ihn mit unausſprechlicher Lieblichkeit aus der Ferne, oft war er nahe daran, den Schritt zurückzuthun, durch welchen er Heimath, Namen, ja ſeine ganze Exiſtenz auf Erden freiwillig hingab, um nur Luiſe wahrhaft glücklich zu wiſſen: aber er hielt dennoch feſt an der einmal gewonnenen Ueberzeugung, hier ſtandhaft bleiben zu müſſen, um nicht aus ſchnöder Eigenliebe ſowohl an Luiſen, als an dem edlen Retter ihres Lebens unwürdig zu handeln.

Dieſe quälenden Nachklänge aus ſeinem vergangenen Leben hörten endlich auf; doch nun erſchien ein volles Jahr nach ſeiner Abreiſe von Leuenſtein ein Aufruf andrer Art, der ihn von Gerichtswegen ermahnte, ſich binnen Jahresfriſt zu melden, widrigenfalls er für todt erklärt und ſeiner Gattin die Erlaubniß ertheilt werden würde, zur zweiten Ehe zu ſchreiten. Albert ſchwieg und meldete ſich nicht, aber obgleich er nichts anders bezweckt und erwartet hatte, fühlte er ſich noch ſchmerzlicher als zuvor tief in der Seele verwundet. Noch gewaltſamer traf ihn die, Freunden und Verwandten gewidmete Ankündigung von Oskars und Luiſens Vermählung, die er nach Ablauf des ihm geſetzten Termins ebenfalls in den Zeitungen las. Sie ſchien ihm der letzte Todesſtoß alles ſeines Hoffens auf Erden; und dennoch hatte er gewähnt, ſeine Rechnung mit dem Leben ganz abgeſchloſſen zu haben.

Tief erſchüttert ſank er aufs Krankenbette, wo er mehrere Wochen hindurch in wohlthätigen Fieberphantaſien alles vergaß, nur nicht ſeine Liebe.

Als er endlich wieder zum Leben erwachte, ſchien es ihm ſelbſt, als gehöre er ſchon zu den Todten. Mit jener ſüßen wehmüthigen Ruhe, die jedes Geneſen nach ſchwerer Krankheit begleitet, überſchaute er noch einmal wie ein abgeſchiedener Geiſt den kurzen aber dornenvollen Pfad ſeiner Vergangenheit; und ſegnete nun das Geſchick, das, indem es ihn aus der Welt ſtieß, ihm dennoch einen geliebten theuren Zweck ſeines künftigen Daſeyns mit in die Verborgenheit gab, zu der er ſich von nun an verurtheilt ſah. Nochmals gelobte er, mit treuem Eifer ſich demſelben zu weihen, und in Zukunft nur dem Kinde zu leben, das lächelnd wie ein tröſtender Engel an ſeinem Lager ſtand; das letzte Band, das ihn noch an das Leben feſſelte, und ihn bewog, es muthig zu tragen.

Nachdem Albert vier Jahre auf der Univerſität verlebt hatte, ſah er die Nothwendigkeit ein, ernſtlich darauf zu denken, ſich endlich einen bleibenden Wohnort zu wählen, als plötzlich Frau Renata erkrankte, und durch ihren bald darauf erfolgten Tod ihn beſtimmte, dieſen Entſchluß zu beſchleunigen. Albert weinte ſchmerzlich bittre

Thränen am Grabe der treuen Pflegerin ſeines Sohnes; ſie war die Einzige, die noch zuweilen Luiſens Namen ihm nannte, und er fühlte ſich nun durch ihren Verluſt noch mehr verwaiſet, als zuvor. Er ermannte ſich indeſſen wieder, nahm ſeinen Knaben, der jetzt beinahe fünf Jahre alt, der weiblichen Pflege allenfalls entbehren konnte, und trat mit ihm, von einem einzigen Diener begleitet, eine Reiſe an, um irgendwo in Deutſchland einen Ort aufzufinden, in welchem er zwar in tiefer Verborgenheit, doch dem größern Wirkungskreiſe der Welt nahe genug leben könne, um ſeinem Sohn die Unbekanntſchaft mit ihr zu erſparen, die der einzige Grund ſeines verfehlten Daſeyns, und aller ſeiner frühern Leiden geweſen war.

Beſchluß des oben abgebrochenen Briefes von Albert an ſeinen Bruder Bernhard.

In dieſer großen lebensreichen Handelsſtadt, in welcher ich nun ſchon ſeit zwölf Jahren einheimiſch bin, denke ich auch den Reſt meiner Tage vollends abzuſpinnen, ſo lange es Gott gefällt.

Wenn aber nun wirklich meine letzte Thräne geweint, mein letzter Seufzer verhallt iſt, und ich nun endlich vom Fiebertraum des Lebens unter dem Raſenhügel ausruhe, den ich unfern meiner beſcheidenen Wohnung, im duftigen Schatten einer uralten Linde, mir längſt zum letzten Aſyl erwählt habe, dann, mein Bruder, mein hochgeliebter Bernhard, dann wird ein Dir unbekannter Jüngling vor Dich hintreten, und Du wirſt wähnen Dich ſelbſt durch ein Wunder wieder in neu erblühter Jugend zu ſehen. Nimm ihn in Deine Arme, an Dein Herz, denn dieſer Jüngling iſt mein Sohn, iſt Dein Neffe Bernhard Raimund von Leuen. Vergönnt es die ewige Weisheit, welche das unſichtbare Reich dort drüben, wie hier unten das ſichtbare allmächtig beherrſcht, ſo umſchwebt in jener heiligen Stunde mein entfeſſelter Geiſt Euch, theure Beide! und Du fühlſt das Wehen ſeiner unbegreiflich aber gewiſſe Seligkeit verkündenden Nähe. Von jenem Augenblicke an lege ich die Beſtimmung des künftigen Geſchicks meines Raimunds in Deine Hände, des einzigen Weſens, das mein ſonſt ſo freudenarmes Daſeyn durch einen Hoffnungsſtrahl zu erheitern vermochte. Raimund entwickelt ſchon jetzt mit jedem Tage die treffendſte Aehnlichkeit mit Dir, mein Bernhard, und täuſcht mich nicht die Liebe des Vaters zum Sohne, die ſo oft und gern unſern Blick verblendet, ſo iſt es nicht nur die edle ſchöne Geſtalt, die er von Dir ererbte, ſondern es glüht auch ein unſterblicher Funken Deines Geiſtes in ſeinem Innern und in ſeiner Bruſt ſchlägt ein Herz, dem Deinen gleich. Liebe mich in ihm, wie ich Dich in ihm immer geliebt habe. Ach ſein Anblick allein erleichterte mir den herben Schmerz unſerer hoffnungsloſen Trennung, und wenn er ſprach, drang mir in ſeiner Stimme der milde tröſtende Ton der Deinen tief ins Herz, der Stimme, die nie, nie wieder hören zu dürfen mein trauriges Loos auf Erden iſt.

Mein Sohn bringt das elfenbeinerne Käſtchen Dir wieder zurück, das Du von Maltha aus an mich ſandteſt. In den nur Dir und mir bekannten geheimen Fächern deſſelben, lege ich dieſe letzten Bekenntniſſe eines ſchon längſt der Welt Abgeſtorbenen nieder, nebſt allem was einſt dazu dienen kann, meinem Sohne das Anrecht an den alten edlen Namen zu erhalten, den ſeine Geburt ihm verlieh. Er ſelbſt kennt ſich bis jetzt nur als Raimund Holm, und Dir mein Bruder bleibt es überlaſſen zu entſcheiden: ob er jemals erfahren ſoll, welch einem ehrwürdigen Stamme er entſproſſen iſt, oder ob er noch ferner nur auf ſich ſelbſt zurückgewieſen, als der Sohn eines unbekannten dunkeln Bürgers, für den er ſich hält, die Bahn verfolgen ſoll, für die ich ihn erzogen habe. Auch auf ihr kann er einſt als ein geachtetes, nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft ſich Ehre, Anſehn, und alles was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt erwerben; es wird ihm dieſes ſogar leichter gelingen können, als es dem nicht reichen, jüngſten Sohne eines alten adlichen Hauſes gelingen könnte.

Noch ein Bekenntniß bin ich Dir ſchuldig, und warum ſollte ich länger anſtehen, es Dir freimüthig abzulegen? Ich habe meinen Sohn im Glauben der Kirche erzogen, die ſeines Vaters Hauſe jetzt am nächſten ſteht. Raimund iſt Proteſtant, ich ſelbſt bin es in meinem Herzen ſchon ſeit ich die Univerſität verließ, obgleich ich nie öffentlich zu jener Kirche überging. In meinem jetzigen Wohnorte konnte kein äußeres Bedingniß zu einem ſolchen Schritte mich zwingen, gegen den ich immer eine Abneigung fühlte, und warum ſollte der Menſch das Heiligſte was er hat, ſeinen Glauben, ohne Noth und ohne Beruf den Augen der Welt darlegen wollen? Dich aber, mein Bruder! und Deinen milden vorurtheilsfreien Sinn, kenne ich zu gut um zu fürchten, daß Du mir zürnen könnteſt, weil ich hier von der Bahn unſrer Väter und auch von der Deinen abgewichen bin. Du trauſt mir gewiß zu, daß nur wahre innere Ueberzeugung mich beſtimmen konnte, und Du wirſt auch meinen Raimund nicht weniger lieben, weil ſein Vater bei deſſen Erziehung dieſer Ueberzeugung gefolgt iſt.

Ob Du aber aus Familienrückſichten es nun nicht gerathner finden wirſt, Raimund, den erſten Proteſtanten in unſerem Hauſe, in der Dunkelheit ſeines bürgerlichen Namens verharren zu laſſen, darüber vermag ich, aus Unbekanntſchaft mit den Gründen, die dabei vorwalten könnten, nicht zu entſcheiden. Du wirſt wie immer das Beſte zu wählen wiſſen, und ich überlaſſe Dich hierin mit der vollkommenſten Ruhe Deiner freien Wahl, denn ich weiß, daß Raimunds wahres Glück nicht von der Veränderung ſeines Namens abhängig iſt. Nur Deiner Liebe bedarf er, wenn er nun ohne mich allein in der Welt ſteht, nur dieſe entziehe ihm nicht, und möge er immer, wenn Du es ſo willſt, dem ſüßen Wahn überlaſſen bleiben, daß er ſie nur Deinem Herzen verdanke, und nie erfahren, daß in dieſem auch die Stimme des Bluts für ihn ſpreche.

Indeſſen könnten aber doch einſt Zuſtände eintreten, die Dich beſtimmten Raimund als den, der er ſeiner Geburt nach iſt, in der Welt auftreten zu laſſen. Iſt dieſes jemals der Fall, ſo beſchwöre ich Dich, mein Bruder, bei allem was Dir heilig iſt, bei Deiner künftigen Ruhe, bei Deiner Hoffnung auf eine ſelige Zukunft: gib nie zu, nie, unter keiner Bedingung, daß dies geſchehe ſo lange ſeine Mutter noch lebt. Was würde aus Luiſen, was aus Oskar werden, wenn ſie von der Verlängerung meines traurigen Daſeyns Kunde bekämen! und wie könnte dieſes ihnen dann noch verborgen bleiben, wenn Raimund wieder ans Licht träte? Nein, nein, laſſe ſie bis an ihr Ende in dem Wahne verharren, der ſie beſeligt, den ich mit meinem Leben ihnen erkaufte. Alles, alles was ich erſtrebte, Luiſens innrer Friede, das ganze Glück ihres Daſeyns wären bei einer ſolchen Entdeckung auf immer verloren. Raimunds Wiedererſtehen böte ſeiner Mutter keinen Erſatz, er war nie das Kind ihrer Liebe, die ſich einzig auf ihren Erſtgebornen beſchränkte, und ihre Thränen um ihn, wie die um mich — ſind längſt ſchon getrocknet.

Ich habe vollendet und ſcheide jetzt von Dir. Bald, mir ſagt es ein unbezwingliches Vorgefühl meines nahen Scheidens aus dieſer Welt, bald, recht bald werden dieſe Blätter in Deinen Händen ſeyn. Laß keine bittre Thräne des Schmerzes ſie netzen, halte feſt an der tröſtenden Gewißheit: daß ſobald Dein Auge auf ihnen ruht, Dein armer lange verbannter Albert endlich durch Nacht und Dunkel zu der ewigen lichthellen Heimath den Weg fand, wo er freudig Deiner harret, um Dich nie wieder zu verlieren. Die Liebe aber, die dann gewiß aufs neue in Deiner Bruſt für ihn erwachen wird, beglücke ſeinen Sohn; ſie iſt das herrlichſte Erbtheil, das ſein Vater ihm hinterlaſſen konnte. Feiere zuweilen mit ihm das Andenken Deines Bruders, und freue Dich, daß dieſer endlich hinüber gelangt iſt, ins Land der ewigen Ruhe.

Albert von Leuen.

Alberts Hoffnung hatte ihn abermals getäuſcht; er mußte noch den großen Schmerz erfahren ſeinen Bruder Bernhard zu überleben, ohne an deſſen Grabe weinen zu können. Alle verjährten Schmerzen ſeines verarmten Lebens erwachten in ihm von neuem, bei dieſer Todesnachricht; jeder ſeiner Tage bildete von nun an ein Glied der langen Kette trüber Erinnerungen, die Muth und Athem raubend, ihn immer feſter umſchlang bis an ſein Grab.

Es iſt ſchwer zu errathen, was er während ſeiner übrigen Lebenszeit bei dieſer traurigen Veränderung der Dinge mit den Papieren beabſichtigte, welche er in dem elfenbeinernen Käſtchen niedergelegt hatte. Sie zu vernichten verhinderte ihn wahrſcheinlich jenes heimliche Grauen, das wohl ein jeder bei ähnlichen, wenn gleich vielleicht minder wichtigen Gelegenheiten ſchon empfand.

Denn das geſchriebene Wort ſteht außer uns und ſieht gar fremd und wunderſam uns an, als ob Geiſter die todten Züge bewachten und mit unſichtbarer Gewalt die Hand feſſelten, die ſchon zum Zerſtören gehoben ward. Aus einigen, in Alberts Nachlaß vorgefundenen Papieren ſcheint hervorzugehen, daß er zuweilen Willens war ſich das Käſtchen mit ins Grab geben zu laſſen, aus andern aber, daß er mit dem Gedanken umging, es an einem ſicheren Orte zu deponiren, und dabei einen weit entfernten Zeitpunkt, den Luiſe aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht erleben konnte, zu beſtimmen, in welchem Raimund es zurücknehmen und eröffnen ſollte. So viel iſt indeſſen gewiß, daß der Tod ihn übereilte eh' er hierüber mit ſich ſelbſt einig geworden war, und daß der für Raimund ſo wichtige Inhalt deſſelben dieſem wahrſcheinlich auf immer ein Geheimniß geblieben wäre, wenn nicht Anna zufälligerweiſe ihn entdeckt hätte.

Auch Luiſe überlebte Bernhard nicht lange, den ſie noch immer dankbar verehrte; ſie ſtarb wenige Monate ſpäter als ihr erſter Gemahl, an den Folgen einer heftigen Erkältung. Oskar, der jetzt an Leuenſtein keine Anſprüche mehr hatte, verließ dieſe Gegend, um in weiter Ferne Vergeſſenheit eines Glücks zu ſuchen, deſſen er ſich nie mit vollem Genuſſe und ganz reinem Bewußtſeyn hatte erfreuen können. Denn Alberts bleiche trübe Geſtalt ſtieg oft vor ſeinem innern Sinne auf, und der Gedanke, durch das unzeitige Bekenntniß ſeiner Liebe zu Luiſen den frühen Untergang dieſer edlen nur zu weichen Natur herbeigeführt zu haben, drang ſich ihm bei jedem Anlaſſe auf und ließ nie ganz von ihm ab.

Leo Bernhard, Alberts älteſter Sohn und Meinaus Zögling, blieb alſo vor der Hand der einzige anerkannte Eigenthümer der weitläuftigen Beſitzungen, die unter der Aufſicht ſeines trefflichen Vormundes und mit Hülfe der beträchtlichen Summen, welche Albert dieſem übermacht hatte, wieder in den blühendſten Zuſtand verſetzt worden waren. Meinau hatte während ſeiner langen Vormundſchaft mit mehr als väterlicher Sorgfalt über die Erziehung des ihm anvertrauten Mündels gewacht, doch kein ganz glücklicher wenn gleich auch kein ganz niederſchlagender Erfolg lohnte ſein edles Bemühen. Leo war im Aeußern wie im Innern ganz das Ebenbild ſeiner Mutter, er beſaß die ihr eigene Liebenswürdigkeit und Grazie, aber auch die ihr eigene Indolenz, die es ihr von jeher unmöglich gemacht hatte ſich ernſt und anhaltend zu beſchäftigen. Vergebens ſtrebte Meinau dieſem Charakterzuge ſeines Mündels entgegen, Leo blieb wie er war, aber er ſchenkte ſeinem edlen Pflegevater das innigſte Vertrauen, und hing an ihm mit wahrhaft kindlicher Liebe.

Niemals, ſelbſt nachdem er ſchon ſeit mehreren Jahren mündig geworden war, konnte Leo zu dem Entſchluſſe kommen, ſich als vom Baron Meinau unabhängig zu betrachten, und die Verwaltung ſeines Eigenthums ſelbſt zu übernehmen. So oft dieſer nur Miene machte, ihm von der Führung ſeiner langen Vormundſchaft Rechnung ablegen zu wollen, ſtürmte Leo mit den dringendſten Bitten auf ihn ein mit ſolch einer Zumuthung ihn zu verſchonen; wenigſtens bis dahin, wo er von einer großen Reiſe ins Ausland zurückgekehrt ſeyn würde, die er nächſtens zu unternehmen Willens ſey.

Dieſe Reiſe aber ward durch die übergroße Zärtlichkeit ſeiner Mutter von einem Jahre zum andern verſchoben, und Meinau fuhr indeſſen fort, ſich der Verwaltung der Güter anzunehmen, obgleich ſein zunehmendes Alter ihm dieſes Geſchäft ziemlich zu erſchweren begann.

Eigentlich mochte er wohl ſelbſt gewiſſermaßen ſich davor fürchten, das, was er ſo mühſam erbaut und eben dieſer Mühe wegen lieb gewonnen hatte, unter der Leitung eines gutmüthigen Schwächlings wieder zu Grunde gehen ſehen zu müſſen.

Indeſſen ſchien ein vernichtender Geiſt über dem Hauſe der von Leuen zu walten und es dem Untergange zuführen zu wollen, denn auch Leo überlebte nicht lange den Tod ſeiner Mutter. Der Tag, an dem er ſeine immer aufgeſchobene Reiſe wirklich antreten wollte, war beſtimmt; eine große Jagd, zu der die ganze Nachbarſchaft eingeladen wurde, ſollte den Vorabend derſelben feiern. Hörnergetön und Hundegebell tönten luſtig durch den Wald, wie an jenem verhängnißvollen Tage, an welchem Oskar Luiſen von der Wuth des wilden Ebers errettet hatte; doch die allgemein herrſchende Freude ward auch dieſes Mal, und auf noch ſchrecklichere Weiſe in Trauer und Angſt umgewandelt. Ein unglücklicher Fehlſchuß von der Hand eines ſeiner Jugendfreunde gab dem armen Leo augenblicklichen Tod; er fiel lautlos, beinahe auf der nämlichen Stelle wo ſeine Mutter einſt in Todesgefahr geſchwebt hatte.

So ſchien denn nun wirklich der traurige Fall eintreten zu wollen, den Bernhard verahnend gefürchtet und durch die Vermählung ſeines Bruders abzuwenden gehofft hatte. Der Stamm der von Leuen war anſcheinend ausgeſtorben, und die jetzt im blühendſten Zuſtande ſich befindenden großen Beſitzungen deſſelben, ſtanden, in Folge uralter Familienverträge, im Begriff, einem weit entfernten Zweige deſſelben zuzufallen, der einen ganz andern Namen führte, in einem ganz andern Theile von Deutſchland wohnte und mit den ehemaligen Eigenthümern des Schloſſes Leuenſtein nie in perſönlicher Verbindung geſtanden hatte. Auch würde die Uebergabe der Güter in kurzem erfolgt ſeyn, wenn nicht Baron Meinau, dieſer treuſte Freund ſeiner Freunde, ſich dem kräftig entgegengeſetzt hätte.

Alberts Andenken war nie in Meinaus Herzen erloſchen; eine leiſe Ahnung hatte ſtets ihn davon abgehalten, der Nachricht von deſſen Untergange auf dem Meere unbedingten Glauben zu ſchenken.

Späterhin erreichten ihn dunkle Gerüchte von Leuten, die den Verlorengeglaubten bald hier bald da in fernen Städten begegnet ſeyn wollten, und beſtärkten ihn in ſeinem Zweifel an Alberts Tode. Als Oskar, der Bruder ſeiner Frau, ihm in einer vertrauten Stunde den Inhalt ſeiner letzten Unterredung mit Albert entdeckte, als endlich Luiſens leidenſchaftliche Neigung für den Retter ihres Lebens ſich immer deutlicher offenbarte, da gerieth Meinau, bei ſeiner genauen Kenntniß von Alberts Charakter, ſogar auf Vermuthungen, die ihn das mehr als heldenmüthige Benehmen deſſelben und deſſen Beweggründe, beinahe ganz der Wahrheit gemäß, errathen ließen. Er verſuchte daher in öffentlichen Blättern, dem einzigen Wege dazu der ihm offen ſtand, den allzu Großmüthigen durch dringendes Bitten zur Heimkehr zu bewegen. Alles blieb indeſſen vergebens, Albert ſchien durchaus bei ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe verharren zu wollen, und Meinau hielt ſich zuletzt in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet ihn nicht weiter auf ſeinem Wege zu ſtören. Er ſchwieg alſo ebenfalls, und ſetzte ſich Oskars und Luiſens Vermählung nicht entgegen, weil er überzeugt war, dadurch am ſicherſten in dem hohen Sinn ſeines edlen Freundes einzugehen, den er bewundernd verehren mußte.

Jetzt aber waren jene nun alle dahin, welche Albert durch ſein Verſchwinden zu beglücken gedacht hatte. Außer dem weit entfernten Oskar lebte niemand mehr, deſſen Ruhe durch das Wiedererſcheinen des Verſchwundenen hätte geſtört werden können, und keine Rückſichten waren noch vorhanden, die den Baron Meinau abhalten konnten alles anzuwenden, um das von ihm redlich verwaltete Eigenthum ſeines Freundes ſo lange, als er ſelbſt nicht von dem Tode des rechtmäßigen Eigners überzeugt wäre, vor fremden Händen zu bewahren. Die Zeitung, welche den Schiffbruch gemeldet, hatte nur höchſt unbeſtimmte Nachricht von dieſem gegeben, nicht einmal den Namen des Schiffes genannt; und obgleich Albert ſeit langen Jahren für todt geachtet wurde, ſo ließ ſich dennoch wenigſtens die Möglichkeit nicht abſtreiten, daß ſein damals unmündiger Sohn beim Schiffbruch gerettet und noch am Leben ſey. Meinau entſchloß ſich daher, gleich nach dem Tode ſeines unglücklichen Mündels, zu einer Reiſe in die Reſidenz, um dort der höchſten Behörde ſeine Zweifel an dem völligen Erlöſchen dieſes Hauſes vorzulegen.

Meinau war perſönlich in jener Stadt ſehr geachtet, es fehlte ihm nicht an bedeutenden Verbindungen, und auch das Haus der von Leuen ſtand dort von jeher in hohem Anſehen. Selbſt der Fürſt hatte nicht ohne Schmerz von deſſen Erlöſchen gehört. Meinau erhielt alſo ohne große Schwierigkeiten den Aufſchub der Uebergabe der Güter, den er verlangte, bis er von dem Leben oder Sterben Alberts und ſeines Sohnes genügendere Beweiſe einziehen könne. Zugleich wurde ihm von hoher Hand die einſtweilige Verwaltung der von Leuenſchen Beſitzungen abermals übertragen, weil man bei ſeiner allgemein anerkannten Redlichkeit und Einſicht überzeugt war, daß ſich niemand beſſer dazu eigne.

Alberts Name erſchien jetzt abermals, vereint mit dem ſeines Sohnes, in allen öffentlichen Blättern, ſelbſt in denen des Auslandes. Raimund las unzählige Mal die Nachricht von denen im Schloſſe Leuenſtein ſo ſchnell auf einander gefolgten Todesfällen, ohne zu ahnen, daß hier von ſeiner Mutter und ſeinem Bruder die Rede ſey. Noch weniger kam ein Gedanke daran in ſeine Seele, daß er ſelbſt der Bernhard Raimund von Leuen ſeyn könne, der ſo dringend aufgefordert wurde, von ſeinem Leben und Aufenthalte Nachricht zu ertheilen.

Auf Meinaus Veranlaſſung wurden indeſſen auch in Trieſt, wo Alberts Schiff ausgelaufen, und an der Küſte, wo es geſcheitert ſeyn ſollte, die genaueſte Nachfrage angeſtellt. Die weite Entfernung der Oertlichkeiten, die vielen Jahre, die verſtrichen waren, ſeit jenes Unglück ſich ereignet haben ſollte, erſchwerten jeden Schritt, und es verging eine lange Zeit, ohne daß man nur irgend eine Auskunft erhalten konnte. Eben ſo wurde auch den Perſonen vergeblich nachgeforſcht, die bald nach Alberts Verſchwinden ihm im Auslande begegnet ſeyn wollten. Nirgends war eine Spur von dem zu finden was man ſuchte, aber man ſtieß auch auf keinen neuen Beweis für Alberts und Raimunds Untergang. Undurchdringliches Dunkel ruhte über Beider Geſchick.

Durch ein ſonderbares Zuſammentreffen der Umſtände war aber auch der nächſte Agnat der von Leuen verſchollen, und wurde ebenfalls allgemein für verſtorben gehalten, ohne daß ſeine Erben gültige Beweiſe ſeines Ablebens beibringen konnten. Er war während des Befreiungskrieges nach einem Gefechte vermißt worden, aber Niemand hatte ihn fallen ſehen, Niemand ihn auf der Wahlſtatt unter den Todten gefunden. Auch nach dieſem wurde daher in allen Zeitungen Nachfrage gehalten, und auf das dringendſte um Nachricht von ſeinem Tode oder Leben gebeten; doch ſeine Erben waren in ihren Nachforſchungen um nichts glücklicher, als Baron Meinau in den ſeinigen. So gingen ein paar Jahre hin, während denen in dieſer wichtigen und verwickelten Sache nichts entſchieden wurde. Baron Meinau freute ſich dieſes Aufſchubs und benutzte ihn nach beſten Kräften; doch als fortwährend keine Ausſicht für die Erfüllung ſeiner Wünſche ſich zeigen wollte, ſo begann freilich ſeine Hoffnung allgemach ſehr zu ſinken, und Ahnungen ſtiegen in ſeinem Gemüthe auf, die ihn muthlos zu machen drohten.

Wie freudig mußte ihn daher ein Kourier überraſchen, der aus dem Stifte von Anna von Falkenhayn an ihn abgeſandt, ihm von ihr die Nachricht überbrachte, daß Bernhard Raimund von Leuen aufgefunden und noch am Leben ſey; daß er zwar für den Augenblick ſich in einem fremden Welttheile befinde, jedoch hoffentlich bald wieder nach Europa zurückkehren werde. Raſch wie ein Jüngling, trotz ſeiner ſiebenzig Jahre und ſeiner Silberlocken, warf ſich Baron Meinau augenblicklich in den Reiſewagen, um zu ihr, die ihm eine ſo frohe Botſchaft ſandte, hinzueilen, und ſich von den nähern Umſtänden ihrer Entdeckung unterrichten zu laſſen. Zwar hatte er Anna noch nie geſehen, aber aus ſeines entſchlafenen Freundes Bernhard's Briefen kannte er ſie genugſam, um ſie innig zu verehren, und von ihrer Theilnahme an dem Hauſe von Leuen feſt überzeugt zu ſeyn. Auch Anna ehrte und liebte in ihm den treuen Freund ihres Verklärten, ſie wußte, daß dieſer ihm bis an ſeinen Tod ſtets das unbedingteſte Vertrauen geſchenkt hatte, und ſah ihm und ſeiner näheren Bekanntſchaft deshalb mit verdoppelter Freude entgegen.

So wie Meinau in Anna's Wohnung angelangt war, eilte dieſe, ihm den Inhalt des elfenbeinernen Käſtchens vorzulegen, und zu ſeiner größten Freude fand er darin Beweiſe für Raimund's Anſprüche, welche ihm unwiderleglich ſcheinen mußten. Sogar das Taufzeugniß deſſelben fehlte nicht, denn Albert hatte in der Nacht, da er von Leuenſtein ſich auf immer entfernte, dieſes zufälliger Weiſe unter den Documenten mitgenommen, die er damals zu ſeiner Legitimation als Erbe des Kardinals brauchte. Der Baron und Anna brachten mit einander einige Tage in Berathſchlagungen über die Schritte zu, welche ſie während Raimund's Abweſenheit zur Vertheidigung ſeiner Rechte gemeinſchaftlich thun wollten. Auch die Beweiſe für ſeine Geburt wurden dabei nochmals ernſtlich erwogen und genau unterſucht. Meinau konnte nicht umhin, den ſeltnen Geiſt, den geübten Scharfblick zu bewundern, welchen Anna bei dieſer Gelegenheit an den Tag legte. Die Leichtigkeit, mit der ſie bei einem Geſchäfte, das ſo weit außer dem gewohnten Bereich der Frauen lag, das Verworrenſte zu durchſchauen vermochte, ſetzte ihn oft in Erſtaunen; doch noch weit inniger fühlte er ſich bewegt, wenn der Gedanke an Bernhard ſie lebhafter ergriff, und ſie für den Augenblick weit weg von dem Gegenſtande, der Beide beſchäftigte, in das dämmernde Reich der Erinnerung zurückführte. Dann feierte er mit ihr in mancher ſchönen ernſten Stunde das Andenken des hochgeliebten Freundes, deſſen Bild auch er noch immer im treuen Herzen bewahrte. Beide tauſchten gegen einander manchen ſchönen Zug aus ſeinem Leben aus, und das Geſpräch ſchien nimmer enden zu wollen, bis ſie verſtummend, vom Gefühle inniger Wehmuth überwältigt, von einander ſcheiden mußten, und Anna ſich in ihr einſames Kabinet zurückzog, um ungeſehen zu weinen.

Meinau rüſtete ſich endlich zur Abreiſe in die Reſidenz, wohin Anna ihm auf einige Tage zu folgen verſprach; den für den Augenblick hielten ihre eigenen Verpflichtungen ſie ab, ſich wieder auf lange Zeit von ihrem Stifte zu entfernen. Sie war bereit, ſobald dieſes nöthig würde, als Zeuge für Raimund aufzutreten und die wichtigen Verbindungen, in denen ſie ſelbſt mit dem regierenden Fürſtenhauſe ſtand, konnten allerdings wenigſtens zur Beſchleunigung der Entſcheidung beitragen.

Uebrigens war ſie um ihre Lieben im Kleeborn'ſchen Hauſe unbeſorgt. Angelika's Briefe zeugten von ungewohnter Heiterkeit, und Viktorine, das wußte ſie, bedurfte ſeit der Entfernung des Sir Charles ihrer Gegenwart für den Augenblick nicht, obgleich dieſe über der Tante lange Abweſenheit die bitterſten Klagen führte, und ſie auf das dringendſte beſchwor, bald wieder zurückzukehren. Die Tante kannte die heftige Natur dieſes ihres Lieblings zu gut, um nicht den Entſchluß zu faſſen, die Entdeckung von Raimund's wahrem Stande und Namen Viktorinen bis zur völligen Entſcheidung ſeiner Angelegenheiten zu verſchweigen. Und dieſes war ein Grund mehr, um für's Erſte deren Nähe zu meiden; denn ſie fühlte wohl, daß es ihr ſehr ſchwer fallen würde, den unabläſſigen Fragen und Bitten des geliebten Kindes zu widerſtehen.

„Faſt möchte ich auf meine alte Tage anfangen, recht modern abergläubig zu werden," rief Meinau der Tante entgegen, als er in ihr Zimmer trat, um ſich vor ſeiner Abreiſe in die Reſidenz bei ihr zu beurlauben. „Ich kann es mir beinahe nicht aus dem Sinne bringen, daß es der Schutzgeiſt des von Leuen'ſchen Hauſes geweſen ſey, der mich inſpirirte, die Rechte eines Unſichtbargewordenen zu verfechten, welcher, nach dem Urtheil faſt aller vernünftigen Leute, nur in meiner Einbildung noch exiſtiren konnte. Auch war es gewiß nur dieſer ſchützende Genius, der Ihnen zugleich ſo ganz zur rechten Zeit das elfenbeinerne Käſtchen in die Hände ſpielte. Ihre wichtige Entdeckung hätte nur um einige Wochen ſich verſpäten dürfen, und ich befände mich jetzt in nicht geringer Verlegenheit. Denn wunderbarer Weiſe iſt auch Raimund's nächſter, lange vermißter Agnat in dieſen Tagen wieder von den Todten erſtanden. So eben erhielt ich die Nachricht davon, die zum Glück uns jetzt ziemlich gleichgültig ſeyn kann. Ich hoffe, er ſoll keinen Prozeß gegen uns anſtellen, und thut er es ja — nun ſo iſt das jetzt deſto ſchlimmer für ihn."

„Wir leben doch in einer wunderlichen Zeit," erwiederte Anna. „Ich habe ſchon oft daran gedacht, daß es den Romanſchreibern in unſern Tagen gar nicht ſchwer fallen kann, die ſeltſamſten

Verwickelungen zu erſinnen, ohne Furcht der Wahrſcheinlichkeit damit zu nahe zu treten. Denn Verlorengehen und Wiederkommen, für Tod gehalten werden und Wiederauferſtehen ſind vollkommen an der Tagesordnung in der jetzigen Welt.“

„Freilich,“ antwortete Meinau, „freilich iſt die Zeit vorbei, in der man von Tauſenden nur mit Gellert ſagen durfte: er lebte, nahm ein Weib und ſtarb, um ihren ganzen Lebenslauf beſchrieben zu haben. Auch der Unbedeutendſte hat in den letzten Jahren etwas erlebt, das des Erzählens werth iſt. Man muß leider nur zu viel davon hören und leſen.“

„Setzen Sie hinzu,“ ſprach Anna, „daß auch die Meiſten mehr Städte und Länder geſehen haben, als ihre Großeltern nur recht zu benennen wußten. Wer ſelbſt nie auf Reiſen ging, hatte wenigſtens zwiſchen ſeinen vier Pfählen überflüſſige Gelegenheit, die Bewohner der entfernteſten Länder kennen zu lernen. Die Welt kommt mir darüber als recht enge geworden vor, denn Rom, Moskau, London, Paris, Petersburg ſcheinen uns beinahe dicht vor der Thüre zu liegen, und wir haben uns gewöhnt, die Bewohner dieſer Städte faſt wie Gevattersleute und Nachbarskinder anzuſehen.“

„Jetzt wäre es die rechte Zeit für den Kosmopolitismus, der in unſrer Jugend ſo Mode war, wie vor Kurzem die deutſchen Röcke,“ erwiederte Meinau, „aber von der großen Weltanſicht mag Niemand mehr etwas wiſſen, auch ſie iſt aus der Mode gekommen. Jeder will ſich nur auf das Nächſte, nur auf ſeine Landsmannſchaft beſchränken! Doch laſſen wir die Welt zuſehen, wie ſie mit ſich ſelbſt fertig wird, und erlauben Sie mir für jetzt, Ihnen ganz in der Kürze die Abentheuer des zuletzt Wiedererſtandenen mitzutheilen, von denen deſſen Oheim mir Nachricht gibt. Sie ſind an ſich ſeltſam genug, und können wohl einiges Intereſſe für den armen Klarenau erwecken, gegen den wir alle Beide doch einen kleinen Widerwillen fühlen, welchen er wahrſcheinlich nicht verdient.“

Die Tante willigte freundlich ein, indem ſie bemerkte, daß ſie ſich allerdings ein wenig geneigt fühle, es dem jungen Manne übel zu nehmen, daß er ſich beikommen laſſe, noch am Leben zu ſeyn, und Meinau fing ſeine Erzählung an:

„Daß Klarenau,“ ſprach er, ſich dem Lützow'ſchen Jägern zugeſellte, um gegen den allgemeinen Feind zu Felde zu ziehen, iſt Ihnen vielleicht bekannt. Gewiß aber haben Sie es eben ſo wenig wie ich ſelbſt vergeſſen, auf welche unwürdige und empörende Weiſe dieſe tapfern Verfechter des Vaterlandes von deſſen Feinden für Räuberbanden erklärt, und mitten im Waffenſtillſtande überfallen, ja ſogar größtentheils vernichtet wurden. Klarenau wollte gleich bei'm erſten Allarm des Ueberfalls ſich auf ſein Pferd ſchwingen, der Sattel war in der Eile nicht recht befeſtigt worden, das ſehr muthige Thür bäumte ſich, er fiel, brach ein Bein, blieb in dem allgemeinen Tumult unbemerkt liegen, und gerieth völlig wehrlos in die Gefangenſchaft der Feinde, ohne an der Seite ſeiner tapfern Kampfgenoſſen ſich einen ehrenvollen Tod oder Befreiung erfechten zu können.

„Mehrere Monate hindurch wurde er als Kriegsgefangener von einem Lazarethe in's andere geſchleppt, ohne daß ſein Leben dem unbeſchreiblichen Elende erlegen wäre, das er dulden mußte. Er war noch zu größerem aufgeſpart. Sein Fuß heilte bei der ſchlechteſten Behandlung halb durch ein Wunder, und er, nebſt mehreren ſeiner Unglücksgefährten, wurden zuletzt nach Frankreich in die Gefangenſchaft abgeführt. Von den Mißhandlungen, der Noth, dem gräßlichen Hohn, kurz von allem, was dieſe Beklagenswerthen auf dem langen Wege durch ein feindliches Land ertragen mußten, ſchweige ich, um Sie nicht zu wehmüthig zu ſtimmen, meine Geſchichte wird ohnedem noch traurig genug. Die mehrſten Gefangenen ſtarben unterwegs, wo ſie in Gefängniſſe, in Zuchthäuſer eingeſchloſſen wurden, ſo lange ſie nicht wandern mußten; nur einige wenige, und Klarenau unter dieſen, langten an ihrem fürchterlichen Beſtimmungsort, dem Arſenal von Toulon, an, in welchem viele Tauſende von Galeerenſclaven jeden Tag die Sonne anklagen, daß ſie über ſolche Gräuel aufgehen mag.

„In dieſen Aufenthaltsort für ſchwere Verbrecher wurden damals mehrere deutſche Gefangene geſendet, denn man nannte ſie Räuber, Brigands, eben weil ſie ihr Vaterland von Räubern zu befreien aufgeſtanden waren.

„Solch unermeßlich hartes Loos traf auch Klarenau. Gehüllt in elende Lumpen, den kahlgeſchorenen Kopf mit der rothen platten Mütze bedeckt, die den Galeerenſclaven bezeichnet, wurde hier der unglückliche Jüngling von ſeinen Landsleuten ſogleich getrennt.

„Alle Galeerenſclaven werden gewöhnlich zu zweien und zweien vermittelſt einer langen Kette an einander geſchmiedet, und auch er erhielt einen abſcheuerregenden Miſſethäter auf dieſe Weiſe zum Gefährten, von dem er jetzt Tag und Nacht unzertrennlich blieb. Trocknes, hartes Brod, Waſſer, höchſtens eine elende Waſſerſuppe, iſt die einzige Nahrung jener Unglücklichen, ſie war auch die ſeine, und bei dieſen mußte er Arbeiten verrichten, wie man ſie kaum einem Laſtthiere aufbürden ſollte. Jedem ſeiner ſchrecklichen Tage folgte eine noch weit furchtbarere Nacht in dem untern Raume einer der Galeeren, denen alle dieſe Gefangene jeden Abend zugetrieben werden. In dieſem düſtern Aufenthalt, den die Hölle kaum an Gräßlichkeit übertreffen kann, mußte Klarenau, um nächtlich zu ruhen, mit ſeinem entſetzlichen Gefährden eine hölzerne enge Bank theilen, zuſammengeſchichtet mit mehreren Hunderten von Elenden, die hinabgeſunken zu dumpfer Thierheit oder ſchamloſer Frechheit — — — hochwürdige Frau, es ſind beinahe vierzig Jahre, daß ich in meiner Jugend, als neugieriger Reiſender, auch in dieſen Abgrund aller Gräuel einen Blick geworfen habe, und noch ſteht das Bild davon unauslöſchlich in meiner Seele. Ihre Phantaſie mag ich nicht damit beflecken, genug ich bin überzeugt, daß die wegen der Behandlung ihrer Chriſtenſclaven ſo übel berüchtigten Raubneſter an der afrikaniſchen Küſte, nichts Entſetzlicheres aufzuweiſen haben können.

„Klarenau ſank eines Tages unter einer ſchweren Laſt, die ihm aufgebürdet worden war, ohnmächtig zuſammen, denn ſeine Kräfte waren völlig erſchöpft. Er wurde für krank erklärt, und in eines der für die Galeerenſclaven beſtimmten Lazarethe abgeführt, einen dumpfen, düſtern, grabähnlichen Kerker. Monate lang ſchmachtete er hier zwiſchen Leben und Sterben. Paris wurde indeſſen erobert, Deutſchlands Befreiung war erfochten, die Kriegsgefangenen wurden losgegeben, er erfuhr nichts von alle dem und war vergeſſen. Die wenigen ſeiner Leidensgefährten, die in ihrem tiefen Elende dieſen großen Tag erlebten, gedachten bei ihrer Befreiung ſeiner nicht mehr, oder zählten auch ihn zu den Todten, den ſie ſeit ihrem erſten Eintritt in dieſen Schreckensort nicht wieder ſahen.

„Abermals genaß Klarenau, unerachtet alles Mangels und Elends, in ſeinem traurigen Verpflegungsorte. Er wurde wieder an das Tageslicht gelaſſen, und mußte jetzt denen im Arſenal arbeitenden Handwerkern zur Hand gehen, da man ihn für ſchwere Arbeiten untauglich fand. Doch blieb er immer noch in Ketten und allnächtlich erwartete ihn noch immer die ſchreckliche Ruheſtätte in der Galeere. Wer er ſey, warum er hierher geführt worden, hatten ſeine durch den täglichen Anblick des höchſten menſchlichen Jammers bis zur vollkommenſten Gleichgültigkeit verhärteten Aufſeher längſt vergeſſen oder es nie erfahren. Keine Seele wandte theilnehmend ſich ihm zu, und ſo blieb alles Große und Herrliche ihm verborgen, was während ſeines Aufenthalts im Lazareth die halbe Welt in einen Taumel von freudigem Entzücken verſetzt hatte. Hoffnungslos ſchleppte er noch lange Zeit ſein trauriges Daſeyn und ſeine Ketten von einem Tage zum andern, ehe auch ihm die Stunde der Befreiung ſchlug.

„Doch endlich kam ſie heran. Einer der angeſehenſten Beamten, der über die großen hydrauliſchen Arbeiten im Arſenal die Aufſicht führte, begegnete ihm eines Tages zufälliger Weiſe. Die Geſtalt des Unglücklichen fiel ihm auf, er redete ihn an, und erfuhr mit wahrem Entſetzen, wer er ſey und wie ſchuldlos er leide. Der menſchenfreundliche Mann eilte ſogleich in die Stadt, um die Entdeckung anzuzeigen, daß noch ein Kriegsgefangener vergeſſen auf der Galeere ſchmachte, und er brachte es wirklich dahin, daß Klarenau ſchon am folgenden Tage die Jahrelang entbehrte Freiheit wieder erhielt. Sein gütiger Befreier verſah ihn nicht nur mit der nöthigen Kleidung, ſondern auch mit einer kleinen Summe Geldes, die Klarenau zu erſetzen verſprach, ſobald er die Heimath wieder erreicht habe. Schnell, als glühe der Weg ihm unter den Sohlen, floh er nun durch Toulon durch, hinaus in's Freie, um nur die Thürme dieſer ihm entſetzlichen Stadt nicht länger ſehen zu müſſen, zu denen er aus ſeinem tiefen Elende ſo oft hoffnungslos hinaufgeblickt hatte.

Denn ehe er ſie aus dem Geſichte verlor, konnte er nicht mit voller Seele an ſeine wiedererlangte Freiheit glauben.

„Seine Kräfte, die dem fürchterlichſten Unglücke widerſtanden hatten, erlagen dem freudigen Gefühle, mit dem er ſich endlich am Ufer des Meeres, frei wie ein Vogel in der Luft, wiederfand. Mitleidige Fiſcher nahmen den bis zum Umſinken Ermatteten in ihre kleine, von Olivenbäumen umſchattete Hütte auf, die unerachtet des darin vorherrſchenden ſüdlichen Schmutzes ihm ein Paradies zu ſeyn dünkte. Er ſah ſich genöthigt, mehrere Monate bei dieſen guten Leuten zu verweilen, ehe er ſich genugſam erholt hatte, um die weite Reiſe in das Vaterland antreten zu können. In dieſer Zeit ſchrieb er mehrere Briefe an ſeine Verwandte in Deutſchland. Die Fiſcher nahmen ſie mit, wenn ſie ihre Fiſche nach Toulon zum Markte trugen, und verſprachen ſie dort auf die Poſt zu geben; denn ihn ſelbſt hielt ein unüberwindlicher Abſcheu davon zurück, ſich dem Schauplatze ſeines unvergeßlichen Elends wieder zu nähern, das ſich noch immer, ſo wie er die Augen ſchloß, in den allergräßlichſten Traumbildern ihm erneuerte. Wahrſcheinlich aber müſſen ſeine Hausleute mit dem Beſtellen der Briefe nicht recht umzugehen gewußt haben, den kein einziger hat je den Ort ſeiner Beſtimmung erreicht.

„Klarenau's abgeſchorne Locken waren indeſſen wieder gewachſen, ſeine Geſundheit erſtarkte bei der geſünderen Koſt, und in der alles belebenden Seeluft, die mit erquickenden Düften beladen ihn umwehte. Müde des Wartens, da noch immer keine Antwort auf ſeine Briefe kam, ergriff er endlich den Wanderſtab und machte ſich zu Fuß auf den Weg, ohne zu wiſſen wie er, ſelbſt bei dieſer wohlfeilen Art zu reiſen, mit den wenigen Franken auskommen werde, die er von dem durch ſeinen großmüthigen Befreier ihm vorgeſtreckten Gelde noch übrig behalten hatte. Er verließ ſich dabei auf das Glück, das ſeit Kurzem ſich ihm wieder zuwenden zu wollen ſchien. Es war ihm auch günſtig, wenn gleich es ihm zuerſt dieſe Gunſt ein wenig unſanft bewies.

„Der Wanderer war noch nicht weit von Toulon auf dem Wege nach Marſeille fortgeſchritten, als er ſich plötzlich in einer als unſicher berüchtigten Gegend von Räubern umringt ſah; ein Schlag auf den Kopf ſtreckte ihn bewußtlos hin, rein ausgeplündert blieb er regungslos liegen, während die Räuber, die ihn für getödtet halten mußten, mit ſeiner wenigen Habe entflohen. Wahrſcheinlich wäre er nie wieder zum Leben erwacht, wenn nicht ein junger deutſcher Kaufmann, der zufällig des Weges reiſete — — —"

„Ihn mitleidig aufgenommen hätte," fiel hier Anna ein, die ſo lange mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit zugehört hatte. „Dieſer Samariter," fuhr ſie fort, ohne durch Meinau's Erſtaunen ſich ſtören zu laſſen, „dieſer mitleidige Samariter ließ den Verwundeten für's Erſte nach dem nahen Dörfchen Oliulles und dann nach Toulon in's Maltheſerkreuz tragen, wo er ſelbſt abgeſtiegen war. Dort pflegte er ſeiner mit großer Sorgfalt, bis er ſelbſt nach einigen Tagen wieder abreiſen mußte; bei ſeiner Abreiſe übergab er ihn einem ſehr angeſehenen, wackern, in Toulon etablirten deutſchen Kaufmann, Namens Weiler, in deſſen Familie der Arme ebenfalls mit Herzlichkeit aufgenommen und mit der größten Aufmerkſamkeit verpflegt wurde, bis er völlig geneſen, ausgerüſtet mit Geld und Empfehlungen — — —"

„Hochwürdige Frau!“ unterbrach Meinau ſie jetzt, der ſich in ſeiner Verwunderung nicht länger mäßigen konnte.

„Raimund war es!“ rief Anna, helle Freudenthränen im Auge und ohne ihn weiter zum Worte kommen zu laſſen. „Raimund Holm, Raimund Bernhard von Leuen!“ Sie eilte jetzt, deſſen Brief herbeizuholen, und dem Baron die auf dieſes Ereigniß Bezug habende Stelle daraus mitzutheilen.

„Nun wahrhaftig, das kommt immer beſſer!“ rief Meinau jetzt fröhlich aus, als Anna zu leſen aufgehört hatte. „So wäre denn der Roman völlig fertig, nur etwas Liebe muß noch hinein, die findet ſich. Der gehörige Edelmuth wird auch am Ende nicht ausbleiben, denn hoffentlich wird doch Klarenau nicht mit dem Erretter ſeines Lebens einen Proceß anfangen wollen, um dieſen um ſein rechtmäßig ererbtes Eigenthum zu bringen; und ſo wären wir ja mit einem Male aller Furcht vor Streit und Aerger entledigt.“

Der Aufenthalt in Kleeborn's ſehr ſchönem Landhauſe, das er während der Sommerzeit mit den Seinen gewöhnlich zu bewohnen pflegte, gewährte den beiden Freundinnen Angelika und Viktorine wenigſtens ein ruhigeres Daſeyn, als das Leben in der Stadt ihn bieten konnte. An jedem ſchönen Abend wandelten ſie Arm in Arm auf der hohen Terraſſe vor dem Hauſe auf und nieder, bis die ſinkende Nacht die weite Ausſicht über Strom und Land und Meer mit ihrem dunkeln Schleier verhüllte.

Sehnſuchtsvoll blickte Viktorine dem majeſtätiſchen Laufe der mächtigen Schiffe nach, wenn ſie auf dem prächtigen breiten Strome, der dicht am Garten vorüberfloß, mit geſchwellten, vom Abendſchein gerötheten Segeln dem lange erſehnten Hafen zueilten. Dann wandte ſie ſeufzend das umdüſterte Auge der dämmernden Ferne zu, wo der Strom dem Meere ſich vereint, bis es in Thränen überfloß und Himmel und Erde und Meer in eins ihr verſchwammen.

Angelika betrachtete vor allem gerne den tiefblauen Himmel, wenn an ihm ein Stern nach dem andern auftauchte. Auch ihrer müden Bruſt entrang ſich dann manch leiſer Seufzer, und ein trübes Lächeln ſchwebte um die bleiche Wange und den lieblichen, feſtgeſchloſſenen Mund, der keiner Klage ſich mehr öffnete. Beide Freundinnen ſuchten die Heimath ihrer Liebe auf, die eine dort oben, im glänzenden, geheimnißvollen Reiche, von Tauſenden im ewigen Sphärentanz einander umkreiſenden fernen Sonnen; die andere zwar noch auf der grünenden, blühenden Erde, aber weit, weit weg, jenſeits der immer bewegten Wogen, die, wie der nächtliche Himmel, dem Sterblichen ein Bild der Unendlichkeit ſind.

Agathe umflatterte zuweilen die Beiden, ſo wie ein leichter, luftiger Schmetterling die rothe und die weiſe Roſe fröhlich umtanzt, welche die Kunſt des Gärtners einem einzigen Stocke entblühen ließ. Aber ſie wußte doch dabei die zu ſchonen, welche nicht ſo glücklich waren als ſie ſelbſt, und hütete ſich ſorgſam davor, ſie durch unzeitig angebrachten Scherz zu verletzen. Ihr Lieblingsplätzchen im Garten war eine kleine Anhöhe, von der ſie den Weg überſehen konnte, welchen Horſt gewöhnlich kam, wenn er ſie beſuchen wollte. Mehr als zehnmal des Tages erſtieg ſie dieſe, ſogar wenn ſie wußte, daß er heute unmöglich kommen könne, und war er nun da, ſo ſchalt ſie ihn tapfer aus; denn er fing gewöhnlich an, die Tage und Wochen zu berechnen, die bis zu dem im Herbſt angeſetzten Hochzeitstage noch vergehen mußten. Die Kleine pflegte bei ſolchen Gelegenheiten ſich gewaltig zu ereifern, was ihr indeſſen nach ihres Bräutigams Urtheil recht allerliebſt ſtand, der daher auch nie unterließ, ſie zum Zorne zu reizen.

„Ich habe es Dir ſchon tauſend Mal geſagt,“ ſprach ſie einſt, „daß das eine ganz alberne und unnütze Rechnung iſt. Wie kann ich denn heirathen ohne die Tante, und wer kann vorher wiſwiſſen, wenn die kommen wird. Daß ſie mir den Kranz aufſetzt und keine Andere, das ſteht nun einmal feſt; doch wo ſie jetzt ſtecken mag, wiſſen die Götter. Sie ſchreibt ja nur alle Jubeljahre einmal. Kommen aber wird ſie und zur rechten Zeit auch, darauf verlaſſe Dich, denn ſie hat es mir verſprochen. Wir können ſchon warten bis ſie Zeit hat, denke ich; ein paar Wochen oder Monate ſind ja keine Ewigkeit.“

Während dieſes Streites hatte Viktorine ein

Zeitungsblatt ergriffen, das zufällig dalag, und ſtudirte es ſehr emſig und zwar nach ächter Mädchenart nur die letzte Seite deſſelben, denn um politiſche Angelegenheiten bekümmerte ſie ſich nach geſchloſſenem Frieden nur wenig. Doch ſeit Raimund's Entfernung intereſſirten ſie die Schiffsnachrichten ungemein, die gewöhnlich am Ende der Zeitungen neben den übrigen Bekanntmachungen ihren Platz finden.

„Meine gute, liebe Agathe," ſprach Viktorine jetzt, indem ſie das Blatt niederlegte und die kleine Braut recht herzlich umarmte, „liebes, liebes Kind, glaube mir, wir ſind Beide vergeſſen. Ich weiß jetzt, daß wichtigere Dinge, Ereigniſſe, die ihr weit näher am Herzen liegen, die Tante ſo beſchäftigen, daß wir die Hoffnung aufgeben müſſen, ſie ſobald wiederzuſehen. Flechte Dir ſelbſt Deinen Kranz, und drücke ihn Dir ſchnell in die Locken, ehe der Sturm ihn Dir entführt. Baue in Zukunft auf Niemand als auf Gott und auf Dich ſelbſt."

„Und das alles ſteht da in der Zeitung!" rief Agathe voller Erſtaunen.

„Und obendrein in einer uralten, ſieh' nur ſelbſt, vom ſiebenzehnten April," ſetzte Horſt lächelnd hinzu, der indeſſen das Blatt aufgenommen hatte. Er fing nun an, es leiſe zu durchlaufen. „Schiffe angekommen — ausgelaufen — wir bitten um ſtille Theilnahme —" murmelte er leſend. „Unſre geſtern gefeierte Verbindung — ja wer erſt ſo weit wäre! — einem geſunden Mädchen beſchenkt — Hm! da finde ich doch auf Ehre nichts. Doch halt, da ganz unten ſteht noch etwas mit lateiniſchen Lettern, das wird es ſeyn." Mit lauter Stimme las er nun eine jener an Albert und Raimund von Leuen gerichteten Aufforderungen, Nachricht von ihrem Leben und Aufenthalt zu geben, welche Baron Meinau in allen Zeitungen hatte einrücken laſſen. Der Inhalt derſelben ſchien ihm aufzufallen, denn er las ſie noch ein paarmal vor ſich mit großer Aufmerkſamkeit durch, ehe er das Blatt wieder hinlegte.

„Ich verſtehe Sie noch immer nicht, liebe Viktorine," ſprach er endlich. „Daß es mehr Leute in der Welt giebt, die Raimund getauft ſind, iſt längſt bekannt, das einzige Auffallende dabei iſt nur, daß auch der Vorname des Vaters zutrifft. Vor ein paar Tagen habe ich dieſen auf dem

Denkmal geleſen, das ſein Sohn ihm auf ſeinem Grabe hat errichten laſſen, und deſſen ſchöne einfache Form mir im Vorübergehen auffiel. Die Leute ſagen: der alte Holm ſey ein ſonderbarer, ſehr ernſthafter Mann geweſen, der etwas eignes, geheimnißvolles in ſeinem Weſen gehabt habe. Aber mein Gott, Couſinchen, wie bleich Sie werden! habe ich Ihre eignen Gedanken nicht getroffen, ſo iſt ja alles was ich ſagte nur ein wunderlicher Einfall, auf den Sie gewiſſermaßen mich ſelbſt gebracht haben.“

Viktorine antwortete wenig, das Geſpräch nahm eine andere Wendung, Horſt entfernte ſich bald darauf, um nach Hauſe zu reiten, und Agathe begleitete ihn, um ihn zu Pferde ſteigen zu ſehen.

„Angelika,“ rief Viktorine, ſobald ſie mit dieſer allein war, „liebe Angelika, welchen Sturm hat dieſer Scherz in mir aufgeregt. Mehr als Scherz konnte Horſt mit dem, was er ſagte, nicht meinen; da er die Geſchichte der Tante nicht kennt, ſo fielen ihm nur die Vornamen derer, welche geſucht werden, und nicht der Name von Leuen auf. Und doch hat er, ohne es zu beabſichtigen, mich in ein Meer von Zweifeln geſtürzt. Ahnungen erſtehen in mir, denen meine Vernunft ſich vergebens widerſetzt. Dieſes Blatt iſt vom ſiebenzehnten April. Am nämlichen Tage erhielt die Tante Raimunds Brief, am nämlichen Tage kündigte ſie uns ihre ſchon auf den nächſten Morgen beſtimmte Abreiſe an. War es dieſes Blatt, in welchem die Verwandte Ihres Bernhard geſucht werden, oder war es der Brief, was ſie zu jenem ſchnellen Entſchluſſe bewog? oder errieth Horſt, ohne es zu ahnen, die Wahrheit, und Brief und Blatt wirkten vereint zum nämlichen Zwecke? Iſt Raimund der, den man ſucht, — und tauſend früher nicht beachtete Umſtände drängen ſich mir jetzt entgegen, um mich in dieſer Ahnung zu beſtärken, — iſt er ein Edelmann, ſo wird mein Vater bei ſeinen uns bekannten Grundſätzen um ſo weniger in unſre Verbindung einwilligen wollen, und iſt er es nicht, und kehrt er glücklich zu mir zurück, wer wird uns dann in Schutz nehmen, wenn Anna es nicht thut? wer bei meinem Vater uns ſo vertreten, wie ſie allein es kann? Sie bleibt uns fern, Anna wird den Bruder, den Neffen ihres Bernhards wiederfinden, die ihrem Herzen weit näher ſtehen als wir. Wir ſind vergeſſen!“

„Armes, liebes, unruhiges Herz, wie ſinnreich biſt Du, zu Deiner eigenen Qual!“ unterbrach ſie Angelika. „Anna vergißt Dich nicht, das glaube feſt. Wie konnte nur je ein ſo frevelhafter Gedanke in Deinem eignen treuen Gemüthe aufkommen?“

Jeder Troſt, den Angelika aufbringen konnte, ging indeſſen an Viktorinen verloren, denn zufolge ihrer ungeduldigen Natur konnte dieſe eher alles andere ertragen als Ungewißheit. Die Tante war ihr von jeher der ſichtbare Schutzgeiſt ihrer Liebe geweſen, nur von ihrer Gegenwart unterſtützt, war Viktorine fähig zu hoffen; doch nun war nicht nur ſie, ſondern zugleich mit ihr jede Spur von Raimunds jetzigem Leben ihr verſchwunden, und ſie fand eine Art grauſamer Freude darin, ſich ihrem Kummer, und jeder Beſorglichkeit ohne Schonung gegen ſich ſelbſt hinzugeben. Auch die gegenwärtige Stimmung ihres Vaters trug in dieſer Zeit nicht wenig dazu bei, ſie in Angſt und Unruhe zu verſetzen. Dieſer war freilich weit milder und freundlicher gegen ſie geworden, als er es bald nach der Auflöſung ihres Verhältniſſes zu Sir Charles geweſen war; die Liebe zu ſeinem einzigen Kinde ſchien nicht nur in dem Gemüthe des Alten wieder erwacht, ſondern ſie äußerte ſich zuweilen ganz eigen, auf eine Weiſe, die bei ſeiner gewohnten Heftigkeit um ſo rührender erſchien, je mehr ſie gegen die rauhe Behandlung abſtach, die Viktorine früher von ihm zu erdulden gehabt hatte. Eben dieſe Veränderung in ſeinem Weſen, deren Grund ſie vergebens zu errathen ſuchte, erweckte aber in Viktorinens, dem Vater kindlich ergebenem Gemüthe Beſorgniſſe, die nicht ganz ungegründet zu ſeyn ſchienen.

Kleeborn war viel bleicher und dabei viel ſtiller als ſonſt, auch oft in Gedanken verſunken und dabei recht von Herzen betrübt. Der alte Müller kehrte noch immer nicht von Amſterdam zurück und Viktorine glaubte zu bemerken, daß ihres Vaters trübe Stimmung mit der verlängerten Abweſenheit deſſelben in Zuſammenhang ſtünde; doch aus leicht zu errathenden Gründen vermied ſie es, hierüber eine Frage zu wagen.

Die drückendſte Schwüle hatte einen ganzen langen Sommertag hindurch auf der Natur gelaſtet, ſchwere Ungewitter ſtiegen im Laufe deſſelben aus allen Himmelsgegenden auf, und ſtanden oft kämpfend einander gegenüber. Die hohen Linden vor dem Hauſe beugten ſich krachend vor des Sturmes Gewalt, vom ſchwarzumzogenen Himmel ſtürzten Wolkenbrüchen ähnliche Regenſtröme herab, gelbe Blitze umſpielten die hohen Wipfel der uralten Bäume, und die Erde ſchien in ihren Veſten vor der lauten Stimme des Donners zu erzittern. Dann ward es wieder Friede in der Natur, die kämpfenden Elemente ſchienen verſöhnt, bis neue Wolkengebirge ſich aufthürmten, neue Donner dieſe zerriſſen, und der eben beendete Kampf ſich noch furchtbarer von neuem entflammte.

Doch die Strahlen der dem Untergange ſich nahenden Sonne zertheilten endlich den Wolkenſchleier, der ſie faſt den ganzen Tag über verhüllt hatte. Zurückgerollt zu beiden Seiten, bildete er ein hochgewölbtes, in den glühendſten Farben prangendes Flammenthor, in deſſen Mitte die Siegerin ſich langſam dem Horizonte zuneigte.

Jede einzelne Woge des breiten majeſtätiſch hinrollenden Stromes prangte in goldigem Purpur, Myriaden zerſtreuter Edelſteine blitzten auf der grünen Erde, jedes Blatt, jede Blume, jeder Grashalm glänzte in mehr als königlicher Pracht; berauſchende Düfte entſtrömten den blühenden Orangenbäumen auf der Terraſſe, den Levkoyenbeeten, den dunkeln Nachtviolen, und drüben im Oſten ſtrahlten drei Regenbogen dicht neben einander, in ſo hoher ſeltner Farbenpracht, daß man nicht unterſcheiden konnte, welcher der Abglanz des andern ſey. Es war als wollten ſie mit jenem weſtlichen, immer glühender ſich wölbenden Thore wetteifern, unter welchem die Sonne immer tiefer ſich ſenkte.

„O welch ein Abend!“ ſprach tiefaufathmend Angelika, indem ſie, auf Viktorinens Arm gelehnt, unter die hohen Säulen vor dem Hauſe hinaustrat. „Laß mich hier Luft ſchöpfen, ich habe den Tag über ihrer ſo wenig gehabt, die Bruſt war mir ſo enge. Laß mich jetzt in langen Zügen die balſamiſch erquickende Kühle trinken.“

Sorgſam führte Viktorine die aetheriſch verklärte Geſtalt einem bequemen Sitze unter den

Säulen zu, und nahm ſchweigend ihr zur Seite Platz. In Andacht und ſtiller Bewunderung verſunken, blickten beide eine Weile hinaus, in die wundervolle Pracht, welche ſie umgab.

„Siehſt Du im Oſten den Bogen des Friedens? der ewigen Hoffnung?“ ſprach endlich Angelika, „und täuſcht mein Auge mich vielleicht — es thut es jetzt zuweilen — oder ſind es wirklich ihrer drei?“

„Es ſind ihrer drei,“ erwiederte Viktorine, die jetzt mit immer ſteigender Beſorgniß den ungewöhnlich ſtrahlenden Glanz der Augen ihrer Freundin gewahr wurde, welche den ganzen Tag über von der ſchwülen Luft ſehr bedrückt geweſen war.

„Es ſind wirklich ihrer drei,“ wiederholte Angelika. „Wunderbar! nie zuvor habe ich dieſe ſeltne Pracht geſehen. Und dort die Sonne! Liebe Viktorine, welch ein Bild meines kurzen Lebens war dieſer Tag. Immer mußte ich daran denken. Zuerſt der trübe beklemmende Morgen. Dann die kurzen Sonnenblicke, der Regen, das Ungewitter, und nun die köſtliche himmliſche Ruhe dieſes glanzerfüllten Abends! Sieh’, Liebe, iſt es nicht als wolle dort im Weſten der Himmel ſich öffnen, und uns einen Blick in das Reich ſeiner Herrlichkeit gewähren? und die untergehende Sonne, will ſie uns nicht nach Oſten hinweiſen, wo ſie noch immer wieder aufgehen wird, wenn ſie mir ſchon lange nicht mehr leuchtet? Nach dem Oſten, den ſie jetzt, indem ſie von uns Abſchied nimmt, ſo überherrlich mit dem tröſtlichen Bilde ſchmückt, das Gott einſt der vor ſeinem Zorne zagenden Erde gab, und dem Menſchen dabei zu hoffen gebot. Und nun kommt bald die milde ernſte Nacht mit ihren Sternen am Himmel heraufgezogen. Dann ſchlummern wir in Frieden — und träumen auch wohl.“

„Sprich nicht ſo viel, meine Angelika,“ bat Viktorine, „komm, Liebe, komm ins Haus, Du biſt matt und erſchöpft.“

„O nein! o nein!“ rief Angelika mit ungewohnter Lebhaftigkeit. „Mir iſt wohl, unbeſchreiblich wohl, mir iſt wie noch nie in meinem Leben. Sey nicht beſorgt um mich,“ ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, indem ſie Viktorinens Aengſtlichkeit bemerkte. „Meinſt Du, ich ſehe nicht was jetzt Dein liebes Herz beklemmt? Aber laß

Dir nicht bangen, wenn nun jetzt wohl bald auch mein Abend kommt; bangt es mir doch auch nicht, und möge er nur dieſem Abende ſo gleichen, wie mein Leben dieſem Tage glich. Ich habe noch nie mit Dir davon geſprochen, doch heute geht mir in Wonne das Herz auf. Bringe der geliebten Anna meinen letzten Gruß und meine gute Nacht, wenn es ſo weit ſeyn wird. Sage ihr, daß ich mich nicht gefürchtet habe allein einzuſchlafen, ſage ihr, daß ich beim Entſchlummern mich nicht nach ihr geſehnt habe, denn ich kenne keine Sehnſucht mehr auf Erden. Aber ich freue mich, daß ihre Abweſenheit den einzigen Schmerz mildern wird, den ich mir bewußt bin, ihr jemals gegeben zu haben. Sage ihr auch noch, daß ich ſie dort jubelnd empfangen werde, denn wahrſcheinlich iſt ſie die erſte unter meinen Lieben, die mir nachfolgen wird."

„Angelika, Du zerreißeſt mir das Herz," rief Viktorine, und ſank vor ihr hin, und verbarg das von Thränen überſtrömte Geſicht in ihrem Schooße.

„Liebes, liebes Herz, was bewegt Dich denn ſo?" ſprach Angelika und ſtrebte liebkoſend, Viktorinen zum Wiederaufſtehen zu bewegen. „Was fürchteſt Du denn heut? Ich ſage Dir ja und gewiß es iſt ſo, mir iſt in dieſem Augenblick ſo unausſprechlich wohl, wie noch nie in meinem Leben. Ich fühle wie von Engelsflügeln mich gehoben, als wäre die Laſt des Lebens ſchon von mir genommen, als brauche ich gar nicht mehr zu athmen, ſo leicht iſt es mir in der Bruſt, die mir den ganzen Tag über ſo enge war. Kannſt Du denn wirklich mir nicht wünſchen, daß mir immer ſo ſeyn möge? kannſt Du, Du Herz voll Liebe, Dich freuen, wenn ich noch lange jeden Athemzug mit ſtechendem Schmerz erringen muß, kannſt Du es mir mißgönnen, daß ich nun bald dort, dort — — —“

Angelika verſtummte und ſah ſüß lächelnd mit träumeriſchem Blick in die goldene Abendpracht hinaus; Viktorine weinte ſtill und von ihr unbemerkt, ihr zur Seite.

„Es iſt ſeltſam,“ fing Angelika nach einer kleinen Pauſe wieder an, „oder iſt Dir vielleicht auch ſo? Mir iſt als müßte ich etwas hier erwarten — jemanden — als ſtände etwas Großes, Erfreuliches, mir ganz nahe bevor, als —

Horch!" rief ſie, plötzlich von ihrem Sitze ſich erhebend, „horch! hörſt Du nicht? Hörſt Du die Stimme?"

„Ich höre nichts," erwiederte Viktorine, „aber Du machſt mir unausſprechlich bange; komm liebe Angelika, komm hinein, die Abendluft muß Dir ſchaden."

„Wunderliches Kind," rief Angelika ein wenig heftig, „ich ſage Dir ja, mir iſt wohl. Aber den Wagen hörſt Du doch?"

„Nein — doch ja —" antwortete Viktorine, „es iſt als käme ein Wagen ganz von ferne den Hügel herab. Aber Du weißt, von hieraus können wir die Landſtraße nicht ſehen, ſo nahe ſie auch am Garten vorbeigeht. Jetzt höre ich das Fahren deutlicher, komm ins Haus, im vorderen Salon, da können wir — —"

„O nein, o nein," rief Angelika ſie feſthaltend. „Wieder! — die Stimme! o mein Gott! Hörſt Du die Stimme denn nicht? ganz nahe. Die Stimme, die ich nie wieder zu hören meinte. Ganz deutlich — hörſt Du? hörſt Du?"

„Es iſt mein Vater," erwiederte Viktorine. „Jetzt höre ich es recht gut, der Wagen fährt in den Hof. Was kann ſo ſpät noch ihn aus der Stadt herführen? und heut' am Poſttage, da pflegt er nie zu kommen."

„Hörſt Du die Tritte nicht? näher und immer näher — und wieder die Stimme!" flüſterte athemlos und zitternd Angelika. „Stille, ſtille, — die Tritte — die Stimme — ſein Gang, ſeine Stimme!"

„Es iſt der Vater," ſprach Viktorine.

„Ich bringe Euch einen Fremden, der nach der Tante fragt," ſagte Kleeborn, indem er aus dem Hauſe hervortrat. „Es ſchien ihm viel daran gelegen, ihren Aufenthalt auf der Stelle zu erfahren, er hat ſie in ihrem Stifte aufgeſucht und nicht gefunden. Du, Viktorine, als ihre fleißige Correſpondentin, kannſt ihm die beſte Auskunft geben. Der Abend machte ſich ſchön, die Poſt hatte nicht viel gebracht, da entſchloß ich mich kurz, und fuhr noch mit ihm heraus."

Während Kleeborn ſo ſprach, trat eine ſchlanke blaſſe Geſtalt hinter den Säulen hervor. Des Fremden erſter Blick fiel auf Angelika. Weit vorgebogen erröthend, erbleichend, im ſchnellſten Wechſel, mit ſtarr auf ihm gehefteten Auge, hielt dieſe ſich zitternd an der Bank feſt, von der ſie eben aufgeſtanden war.

Alle Stufen, die vom Hauſe hinabführten, mit Blitzesſchnelle überſpringend, ſtand der Fremde im nächſten Momente dicht vor ihr. Ohne Laut, ohne ſich zu regen, betrachteten beide einander, all' ihr Leben war in dieſem Blick! „Angelika!“ rief der Fremde, und, feſt umſchlungen, ſanken beide, eins in den Arm des andern auf die Knie. Angelika ſchien ohnmächtig zu werden. Der Fremde hielt ſie in ſeinen Armen, als wolle er nimmer und nimmer ſie laſſen.

„O tragt ſie hinein!“ rief Viktorine mit gerungenen Händen in tödtlicher Angſt. „Sie ſtirbt! ſie ſtirbt! o tragt ſie ins Haus.“

Kleeborn trat jetzt hinzu und nahm die leichte Laſt in ſeine ſtarken Arme. Der Fremde erhob ſich mit ihr, aber er ließ ſie nicht los. Der ſehr bewegte Alte trug ſie mit der größten Sorgfalt ins Haus und legte ſie auf ein Sopha. Sie lag da wie ein ſchlafender Engel, keine Spur von Schmerz in den ſchönen Zügen. Ferdinand von Klarenau, er war der Fremde, kniete neben ihr, wechſelnd im Ausdruck furchtbarer Angſt und entzückender Freude, hielt er ſprachlos den Blick auf ſie geheftet.

„Sie regt ſich, ſie ſchlägt die Augen auf!“ rief Viktorine.

Der letzte Strahl der ſinkenden Sonne umfloß in dieſem Augenblicke Ferdinanden und verklärte ihn wunderbar. Angelika betrachtete ihn mit feſtem ernſten Blick. „Todesengel,“ flüſterte ſie, „ſchöner ernſter Bote, kommſt Du mich abzurufen in dieſer geliebten Geſtalt?“

„Angelika, Du lebſt! ich lebe! wir haben uns wieder und können glücklich noch ſeyn,“ rief Ferdinand und drückte ſie an ſeine ungeſtüm wogende Bruſt.

„Ferdinand!“ rief Angelika faſt überlaut. „Mein, mein Ferdinand, ja Du biſt es, ja Du lebſt. Sie richtete ſich auf, ſie legte das ſchöne todtenbleiche Geſicht auf ſeine Schulter, ſie umſchlang ſeinen Nacken, feſt, feſt, mit beiden Armen. Du lebſt Ferdinand, Du lebſt! Die Wonne — o nein, ſie tödtet uns nicht — nein, nein, niemand ſtirbt vor Freude — nein man ſtirbt vor Freude nicht — Ferdinand!“ hauchte ſie zuletzt faſt unhörbar. Ihr Haupt ſank tiefer, ihre Arme hielten ihn noch immer.

„Sie wird wieder ohnmächtig,“ rief Viktorine, und legte mit Hülfe ihres Vaters ſie in die Sophakiſſen zurück. Viktorine verſuchte alle Mittel, die ihr zu Gebote ſtanden, um Angelika ins Leben zu rufen; Kleeborn eilte hinaus, um den Wagen nach einem Arzte auszuſchicken.

„Erwache, Angelika, erwache!“ rief Ferdinand mit furchtbarem Tone in Todesangſt.

Angelika erwachte nie wieder.

Der unglückliche Klarenau war, ſo wie er Deutſchlands Gränze erreichte, zu Angelika's Oheim, dem Baron Sternwald hingeeilt, bei dem er die Geliebte noch zu finden hoffte. Die ſchlecht verhehlte Verlegenheit, mit der er dort empfangen ward, ſchien ihm gleich auf nichts Gutes zu deuten; ſie entſprang indeſſen doch nur aus dem beſchämenden Gefühle der Nachläſſigkeit, mit der man ſich ſeit langer Zeit um das Geſchick einer ſo nahen Verwandten gar nicht weiter bekümmert hatte. Es währte lange, ehe man unter einem

Haufen alter Papiere die Adreſſe der Pröbſtin von Falkenhayn auffinden konnte, bei der, wie man verſicherte, Angelika ſich in dieſem Augenblick nur zum Beſuche aufhielt. Klarenaus liebevolle Ungeduld ließ ihm nicht Zeit, das unwürdige Benehmen von Angelika's Verwandten weiter zu ahnden, er eilte unaufhaltſam, den Wohnort der jetzigen Beſchützerin ſeiner Geliebten aufzuſuchen, doch leider fand er Anna nicht daheim; ſie war gerade in dieſer Zeit in der Reſidenz, um Raimunds Angelegenheiten zu fördern.

Der einzige Bediente, den Klarenau in ihrer Wohnung zu Geſicht bekam, wußte ihm den Ort nicht mit Beſtimmtheit zu nennen, wohin ſie gereiſt ſey. Er meinte ſie würde wohl nach ** zu ihrem Schwager, dem reichen Herrn Kleeborn gegangen ſeyn, denn ſein Kamerad, der lange mit ihr dort geweſen ſey, habe ihm geſagt, daß ſie verſprochen habe, im Sommer, zur Hochzeit einer ihrer Nichten wiederzukommen. Von Angelika wußte der Bediente gar nichts zu ſagen, er war erſt ſeit kurzem in Anna's Dienſt, und hatte jene weder geſehen noch von ihr gehört. Die Ungeduld, welche Klarenau immer vorwärts zu eilen trieb, ward heftiger; böſe Ahnungen kamen hinzu, und ſo hielt er ſich nicht damit auf, an einem Orte, mit deſſen Einrichtungen er völlig unbekannt war, nähere Nachrichten einziehen zu wollen. Er ſchrieb ſich Kleeborns Namen auf und reiſte Tag und Nacht bis er ** erreichte.

Der fernere traurige Erfolg ſeiner Nachforſchungen iſt dem Leſer bekannt. Nach Angelika hatte er Herrn Kleeborn gar nicht gefragt, denn die Möglichkeit, ſie hier zu finden, fiel ihm nicht ein, und Kleeborn war ſchon zu gewohnt, ſie als ein Mitglied ſeiner Familie zu betrachten, als daß es ihm hätte in den Sinn kommen können, ihrer beſonders zu erwähnen.

In unentweihter Schönheit, lächelnd wie ein ſchlummerndes Kind, mit welchem Engel ſpielen, lag Angelika von Roſen umgeben in ihrem Sarge. Tag und Nacht blieb Ferdinand ihr zur Seite, ſo lange die holde Geſtalt noch die Erde ſchmückte. Er folgte ihr in ſtummer Trauer, als ſie endlich nach einem ihrer Lieblingsplätze, in einen abgelegenen Theil des Gartens, getragen ward. Unter jungem Roſengebüſch und uralten Cypreſſen hatte ihr Kleeborn hier, auf Viktorinens inſtändiges Bitten, die letzte Ruheſtätte bereiten laſſen. Ferdinand blieb die Nacht hindurch allein an ihrem Hügel. Am folgenden Tage bezog er ein kleines Haus dicht neben demſelben, das ſonſt wegen ſeiner herrlichen Ausſicht zuweilen zu ländlichen Feſten gedient hatte, und das Kleeborn ihm willig einräumte. Dort wohnte Klarenau von nun an in ungeſtörter Einſamkeit, er fühlte ſeine in den unerhörten Stürmen ſeines Lebens erſchöpften Kräfte mit jedem Morgen tiefer ſinken, und freute ſich der ihm immer näher tretenden Hoffnung, bald neben der Geliebten auszuruhen. Sein Schmerz gewann dadurch jenen ſtillen rührenden Ausdruck, der, weit entfernt von Bitterkeit und Hadern mit Gott und der Welt, auf ein fromm ergebenes Gemüth deutet. Er floh die Geſellſchaft, doch nicht die Menſchen; oft ſaß er Stundenlang mit Viktorinen an Angelika's Hügel und ließ ſich von dem ſchönen Zuſammenleben der beiden Freundinnen erzählen, oder er ſprach zu Viktorinen von Raimund und ſeiner Errettung durch dieſen, und von dem ſehnlichen Wunſche, ihn noch einmal im Leben zu ſehen, deſſen Geſtalt nur wie ein dunkles Traumbild aus ſeinen Fieberphantaſien ihm vorſchwebte. Den wackern Horſt und deſſen fröhliche Braut ſah er ebenfalls gern, und freute ſich des friſch erblühenden Lebens dieſer Beiden; ſogar der alte Kleeborn war ihm lieb geworden, denn dieſer fühlte das tiefſte Mitleid für den Armen, und trat immer ſo leiſe an ihn heran, als befände er ſich in einer Kirche.

So ward er Allen ein lieber milder Gefährte, und jeder ehrte ſeinen Schmerz, weil er auf ſo edle Weiſe ihn zu tragen wußte und niemanden durch denſelben läſtig fiel. Sie beſuchten ihn gern an ſeinem ſtillen Hügel, zwiſchen deſſen dunklen Cypreſſen ſich unter ſeiner Leitung ein großes einfaches Kreuz von weißem Marmor erhob. Nur Babet ging ihm aus dem Wege, aber ſie ließ es dennoch an ſchönen rührenden Redensarten nicht fehlen, wenn ſie ſo glücklich war, durch Erzählung ſeiner traurigen Geſchichte die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft ſich zuwenden zu können.

Horſt hatte den ſchweren Auftrag erhalten, der Tante den Verluſt ihrer Angelika zu melden, denn Viktorine vermochte es in den erſten Tagen nicht die Feder zu führen. Er ſuchte auf die ſchonendſte

Weiſe ihr die traurige Nachricht zu verkünden, aber Anna's Herz blutete dennoch bei dieſer Botſchaft aus tauſend Wunden.

Mein ſüßes Kind! meine holde weiße Roſe! ach warum mußte ich fern von Dir ſeyn, als Du das ſchöne Haupt zum ewigen Schlummer neigteſt, ſchrieb Anna in ihrer Antwort an den Rittmeiſter. Jetzt erſt verſtehe ich, was mich immer ſo vorahnend ergriff, wenn ich den Namen Klarenau nennen hörte. Immer mußte ich dann aufzufinden ſuchen wo ich früher ihn gehört, was mir ihn merkwürdig gemacht haben könne; und doch kam ich nie darüber zum klaren Bewußtſeyn. Ganze Nächte hindurch hat dieſer Name mich verfolgt, jetzt weiß ich, daß Baron von Sternwald ihn mir einmal genannt hat, als er Angelika's hartes Geſchick mir vertraute. Sie ſelbſt nannte den Geliebten nie ſo, ſie ſprach immer nur von Ferdinand, und war von ſeinem Untergange ſo feſt überzeugt, daß auch in mir kein Zweifel daran aufkommen konnte. Hätte man mir in dieſer Zeit, da ich wegen einer Angelegenheit, in die auch ich verwickelt bin, ihn oft nennen hörte, nur ein einziges Mal als Ferdinand von Klarenau ihn bezeichnet, und dabei die lange Reihe ſeiner übrigen Vornamen weggelaſſen die mich irre machten, ich glaubte, daß mein Gedächtniß wieder erwacht wäre. Dann hätte ich die arme Angelika auf das Glück vorbereiten können das ihr ſo nahe bevorſtand, und die überraſchende Freude hätte das weiche, nur an Leiden gewohnte Herz nicht gebrochen. Angelika lebte noch — ach wahrſcheinlich doch nur, um einige Wochen oder Monate ſpäter die Welt, die Ferdinands Liebe ihr erſt zum Paradieſe umgewandelt hätte, mit bangem Widerſtreben, im harten Kampfe zu verlaſſen!

O meine Angelika! im höchſten Lichtpunkt Deines ſonſt immer trüben Lebens, dem kein zweiter in ſolcher Herrlichkeit folgen kann, ſchlang Dein reiner Geiſt ſich hinauf, Dein Herz brach in Wonne! Wer möchte nicht ſterben wie Du?

Nach dem, was Sie, lieber Horſt, von des armen Klarenau jetzigem Zuſtande mir ſchreiben, und dem, was ich ſonſt noch von ſeinem frühern Geſchicke erfuhr, darf er hoffen nicht lange mehr über den Hügel zu trauern, unter dem das Leben ſeines Lebens ruht. Seine Leiden während der fürchterlichen Gefangenſchaft, in der er Jahre lang ſchmachtete, mußten ſeine Lebenskraft ohne Rettung untergraben.

Ach, ich weine um meine Angelika und dennoch fiel ihr auch in dieſer Hinſicht ein glückliches Loos.

Du weiche ſanfte Seele, wie hätteſt Du es tragen wollen, den Geliebten zweimal zu überleben.

Der Winter kam heran, doch weder Bitten noch Vorſtellungen vermochten es, den armen Klarenau zu bewegen, ſich von ſeinem Cypreſſenhügel und der kleinen Wohnung in der Nähe deſſelben zu trennen; ſeine Freunde mußten ſich entſchließen ihn einſam zurückzulaſſen, als ſie ihr Haus in der Stadt wieder bezogen.

Agathens Hochzeit war durch den Tod der von Allen betrauerten Angelika verſchoben worden, ſelbſt Horſt hatte ſich mit guter Art darin ergeben, denn die ihm eigne Gutmüthigkeit erlaubte ihm nicht in der Nähe eines ſo Unglücklichen, wie Klarenau, ein fröhliches Feſt zu begehen. Jetzt aber wurde, zu Anfange des Winters, der feierliche Tag von Herrn Kleeborn unwiderruflich beſtimmt, ſo viel auch Agathe dagegen einwenden mochte, die durchaus erſt die Ankunft der Tante abwarten wollte.

Selbſt am Hochzeitsmorgen war indeſſen Agathe noch feſt überzeugt, daß Anna ſich zur rechten Zeit einſtellen werde; „denn,“ ſagte ſie, „ſie hat es einmal verſprochen und den Tag weiß ſie auch. Glaubt mir nur, ſie kommt gewiß und daher könnt ihr es mit dem Anziehen noch immer anſtehen laſſen, ihr verſteht es doch alle nicht wie ſie, und wenn die Tante mich heute nicht anziehen ſoll, ſo braucht meinetwegen gar nichts daraus zu werden, heute.“

Jedoch die Zeit verging, die Stunde der Trauung rückte immer näher, das um Agathen verſammelte Heer der Jugendfreundinnen, das nicht minder zahlreiche der Kammerjungfern, wurde immer dringender in ſeinen Ermahnungen. Schon griff Babet mit ſauerſüßer Miene zu den Myrthen, um den Kranz daraus zu flechten, und Agathe wurde recht ängſtlich und betrübt, weil niemand mehr auf ſie hören wollte. Da erſcholl mit einem Mal ein lautes Freudengeſchrei von allen Lippen, alles ſchwirrte im fröhlichſten Aufruhr durcheinander, denn die Tante ſtand plötzlich mitten unter ihnen. Sprachlos für Freude und Schmerz lag Viktorine in ihren Armen, Agathe lachte und weinte in einem Athem, und erdrückte die geliebte Frau beinahe mit ihren Liebkoſungen,

Anna war mild und freundlich wie immer, ſie begrüßte Alle mit gewohnter Anmuth, doch ihr ſonſt helles Auge war von Wehmuth getrübt; ſie wollte Angelika nicht erwähnen, um die junge Braut nicht zur Traurigkeit zu ſtimmen, aber es wurde ihr ſehr ſchwer zu verbergen, wie ſchmerzlich ſie in dieſem frohen jugendlichen Kreiſe ihren ſtillen Liebling vermiſſe.

„Wer hatte nun Recht?“ jubelte Agathe, als die Tante wirklich anfing, das ihr übertragene Amt zu verwalten; „aber da wollte niemand mir Glauben ſchenken, nicht einmal Viktorine. Niemand hier kennt Sie ſo gut als ich, liebe Tante, denn Sie ſehen es ſelbſt, niemand baut ſo feſt auf Sie als Ihre Agathe. Könnte ich Ihnen nur ſagen wie lieb ich Sie habe, aber wo die Zeit dazu hernehmen? Erſt anziehen, dann getraut werden, dann Ball bis zum hellen lichten Morgen. Ich mache mir heute nicht viel aus dem Tanzen, aber der Onkel und Mamſell Virnot laſſen ſich das nun einmal nicht nehmen. Und hernach entführt mich der Schwarze auf der Stelle nach B**. Wie werde ich das alles nur überſtehen? Getraut werden iſt doch gar zu erſchrecklich," ſchluchzte ſie zuletzt, und die hellen Thränen rollten ihr dabei aus den unſchuldigen Kinderaugen.

Anna ſprach ihr Muth ein, und band ihr dabei ihr Hochzeitsgeſchenk, eine Schnur der ſchönſten Perlen, um den runden weißen Hals. Agathe war gleich wieder das fröhliche Kind, welches ſeiner Freude kein Ende wußte, weil die Tante ihr etwas mitgebracht hatte. „Die Perlen ſind köſtlich, aber meinetwegen könnten es römiſche Glasperlen ſeyn, ſie wären mir nicht minder lieb," rief ſie einmal über das andere.

„Und ich Arme? was bringen Sie mir?" flüſterte leiſe ſchmeichelnd Viktorine.

„Hoffnung und auch ſonſt noch Manches," antwortete Anna ziemlich ernſthaft. „Du haſt aber an mir und meiner Liebe gezweifelt, Viktorine, darfſt Du es läugnen?" Viktorine küßte erröthend mit zitternder Lippe ihre Hand. „Darum mußt Du warten bis morgen, heut iſt Agathe die Königin des Tages,“ ſetzte Anna freundlicher hinzu.

Das Feſt verging wie ſolche Feſte es pflegen, unter Weinen und Lachen. Der Ball, von dem Kleeborn ſich wirklich nicht hatte abbringen laſſen wollen, währte, bis mit grauendem Morgen der Wagen vorfuhr, der das junge Paar nach Horſts jetzigem Wohnorte bringen ſollte. Anna, nebſt einem großen Theil der übrigen Geſellſchaft, begleitete die in Thränen ſchwimmende Agathe und den hocherfreuten Bräutigam bis an denſelben.

„Ich bin recht froh darüber,“ ſprach Anna zu Kleeborn, nachdem der Wagen fort war, „daß die jungen Leute den vernünftigen Entſchluß gefaßt haben, ſogleich in ihre Häuslichkeit einzuziehen, ſtatt nach der neueſten Mode, ſobald ſie getraut waren, auf Reiſen zu gehen. Die Freude am Wirthshausleben und die Sucht dem Glück auf der Poſtſtraße nachjagen zu wollen, gewinnt jetzt unter allen Ständen nur zu ſehr die Ueberhand; wenn das ſo fortgeht, ſo glaube ich, daß nach funfzig Jahren niemand mehr einer eigenen

Wohnung bedürfen wird, alles wird immer von Ort zu Ort ziehen, wie die wandernden Tartaren.“

„Ach, es geht doch nichts über das Reiſen,“ rief ein junges Mädchen, welches dieſe Bemerkung mit anhörte und die Thürme ſeiner Vaterſtadt noch nie aus dem Geſichte verloren hatte.

„Nichts als die Freude ſich wieder zu Hauſe zu finden,“ erwiederte Anna, „aber um dieſes zu fühlen muß man freilich erſt gereiſt ſeyn.“

Kleeborn benutzte die erſte ruhige Stunde des folgenden Tages, zu einer ernſten vertrauten Unterredung mit der Tante, deren unerwartete Ankunft auch ihm ſehr willkommen war.

„Ich habe Sie immer als eine ungemein kluge verſtändige Dame verehrt,“ hob er an, „jetzt aber muß ich mehr wie jemals Ihre tiefe Einſicht bewundern. Was wäre jetzt aus Viktorinen geworden, wenn nicht nach Ihrem Rath die Verlobung meiner Tochter mit dem nichtswürdigen Sir Charles ſich ſo verzögert hätte! Ich habe von unſerem Müller die traurigſten Nachrichten aus Amſterdam erhalten; mein alter würdiger

Freund Wißmann iſt nicht mehr, er iſt vor Kummer geſtorben.“ Dem Alten gingen bei dieſen Worten die Augen über, er nahm ſich aber zuſammen, um der Tante den Inhalt von Müllers Berichten mitzutheilen.

„Von jeher hatte Sir Charles ſeinen kaufmänniſchen Geſchäften mit der größten Nachläſſigkeit vorgeſtanden und ſie meiſtens fremden Händen übertragen. Da aber ſein Etabliſſement in London als ein Nebenzweig des ſehr geachteten Hauſes ſeines Vaters in Amſterdam galt, ſo war das eine Zeit lang ſo hingegangen, ohne ihm in der öffentlichen Meinung ſonderlich zu ſchaden. Während der letzten Jahre, die er auf dem feſten Lande zubrachte, hatte indeſſen ſein Hang zur Verſchwendung eine an Wahnſinn gränzende Höhe erreicht, er trieb mehr als fürſtlichen Aufwand, und forderte zu dieſem immer beträchtlichere Summen. Niemand konnte beſſer berechnen wohin dieſes am Ende führen müſſe, als ſein erſter Handlungsdiener; und dieſer, um die gehoffte Erndte nicht zu verlieren, benutzte den erſten günſtigen Augenblick, und machte mit allem Gelde deſſen er habhaft werden konnte bei Zeiten ſich aus dem Staube, indem er zugleich alles übrige dem Zufall überließ. Die nächſte Folge davon war, daß Sir Charles Zahlungen plötzlich eingeſtellt werden mußten, und ſein Vater, der dieſe Nachricht ganz unvorbereitet erhielt, ſank darüber, von einem Schlagfluß getroffen, auf das Sterbebette hin.“

„Müller fand ihn ſchon ſprachlos und ohne Bewußtſeyn, das er auch bis an ſeinen Tod nicht wieder erhielt.“

„Es war dem unglücklichen Alten zwar nicht verborgen geblieben, daß ſein Sohn ziemlich wild in die Welt hineinlebe und viel Geld brauche, aber er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß dieſes ſo weit gehen könne, um deſſen völligen Untergang und vielleicht auch den ſeines Vaters herbeizuführen. Sein plötzlicher Tod, die enge Verbindung, in der er mit dem Hauſe ſeines Sohnes ſtand, führte in ſeinen eigenen Angelegenheiten eine Verwirrung herbei, deren vernichtende Folgen nur durch ſchleuniges Hinzutreten ſeiner Freunde abgewendet werden konnten, namentlich des alten Müller, der ſich hier ſogleich für Herrn Kleeborn thätig bewies. Sir Charles ließ während der Zeit nichts von ſich ſehen und hören, er ſchien von der Erde wie weggehaucht, aber es ging ein Gerücht, daß er während des Sommers in Spaa und Aachen, unter einem andern Namen, als Spieler von Handwerk aufgetreten ſey.“

„Ach, liebes Fräulein Schweſter,“ ſetzte Kleeborn dieſer Erzählung hinzu, „ich bleibe zwar bei alle dem wohlbehalten, aber ich werde doch von ſchweren Sorgen gedrückt in mein Grab gehen. Auf meinem wohlerworbenen Gute muß nach dem Glauben unſrer Vorfahren der Segen ruhen, denn kein unrecht gewonnener Thaler iſt dabei; aber wem ſoll man heut zu Tage noch vertrauen? Wem werde ich mein Kind und die Frucht meiner vieljährigen Arbeit einſt hinterlaſſen? Wer ſoll den Namen ehrenvoll fortführen, den ich mit Gottes Hülfe und redlichem Fleiße mir in der Handelswelt erworben habe, und auf den ich eben ſo viel halte, als ein Edelmann mit ſechzehn Ahnen nur auf den ſeinen halten kann?“

Die Tante wollte ihm einigen Troſt geben, aber er war nicht in der Stimmung, darauf zu hören.

„Seit ich alles dieſes erlebte,“ fuhr er fort, „habe ich ſchon zuweilen daran gedacht noch bei meinen Lebzeiten alles aufzugeben, mir Güter zu kaufen, und auf dem Lande meine Tage zu beſchließen. Aber ich weiß, daß die Ruhe mich tödten würde. Mein Leben iſt Arbeit und Arbeit iſt mein Leben; Arbeit die ich verſtehe und liebe. Und ſoll ich denn ſelbſt einreißen was ich ſelbſt erbaute? ſoll ich mein eigner Leichenſtein werden? Es iſt unmöglich, ich kann es nicht. Wäre Viktorine ein Sohn, ich hätte ihn anders erzogen als der gute aber ſchwache Wißmann ſeinen Taugenichts, und mir wäre geholfen; doch auch ſo iſt und bleibt ſie meine einzige Hoffnung auf Erden.“

„Sie wird dieſe Hoffnung erfüllen, zweifeln Sie nicht daran,“ erwiederte Anna. „Nur darf der Menſch dem Glücke nie die Geſtalt vorſchreiben wollen in der es ihm erſcheinen ſoll, ſonſt ruft er leicht ſein Unglück herbei. Indeſſen habe auch ich etwas wichtiges Ihnen mitzutheilen, wozu ich mir Gehör von Ihnen erbitte. Doch zürnen Sie nicht, daß ich gleich Anfangs einen Ihnen verhaßten Namen nennen muß, der junge Holm — — —“

„Weder er, noch ſein Name ſind mir verhaßt,“ fiel Kleeborn ein. „Der junge Holm hat ſich in der kurzen Zeit zu einem außerordentlich geſchickten und ehrenwerthen Kaufmann ausgebildet. Er iſt vor einigen Tagen in Amſterdam eingetroffen, ſchreibt Müller mir, er tritt dort recht verſtändig für die Herren Fiſcher ein, die mit dem Wißmannſchen Hauſe faſt eben ſo tief verwickelt ſind als ich ſelbſt, und ſeiner Leitung verdanken wir es größtentheils, daß der Name meines alten Freundes nicht noch im Grabe mit Schande bedeckt wird. Wie es aber zugehet, daß er eher als ſein Schiff nach Europa zurückgekehrt iſt, weiß ich nicht.“

Anna gerieth bei der Nachricht, daß Raimund ſchon in Amſterdam wäre, in nicht geringes Erſtaunen, doch ſie barg dieſes ſo gut ſie konnte, und herzlich froh über die gute Meinung welche Kleeborn eben geäußert hatte, war ſie im Begriffe das angefangene Geſpräch fortzuſetzen.

„Verzeihen Sie, Fräulein Schweſter, daß ich Ihnen abermals in die Rede falle,“ unterbrach Kleeborn ſie von neuem. „Aber ich glaube zu ſehen wo Sie hinaus wollen, und da muß ich

Ihnen zuvorkommen. Der junge Holm kann nie mein Schwiegerſohn werden, das mußte ich Ihnen ſagen, ehe Sie weiter gehen. Ich geſtehe es ein, daß er ein junger Mann iſt, deſſen außerordentliche Geſchicklichkeit in ſeinem Fache den Mangel an hinreichendem Vermögen allenfalls aufwiegen könnte, aber ſobald er zu Hauſe wieder anlangt, iſt er der Aſſocié der Herren Fiſcher. Mein Schwiegerſohn muß meine Geſchäfte und meinen Namen nach meinem Tode fortführen. Mit Wißmann war es ſo, der wäre mit der Zeit hier an meine Stelle getreten, für deſſen Londoner Etabliſſement war ſchon ein Anderer beſtimmt, ich und das Haus in Amſterdam — ach es war ein ſchöner großer Plan, ich darf gar nicht daran denken. Nun es iſt vorbei! — Daß ich aber einer kindiſchen Liebesgeſchichte zu Gefallen ſo unrechtlich handeln ſollte, den Herren Fiſcher ihren beſten Arbeiter abſpenſtig zu machen, der ſich obendrein in ihrem Hauſe gebildet hat, das werden Sie doch gewiß dem alten Kleeborn nicht zumuthen wollen, der Ihnen wohl zuweilen wie ein wunderlicher Kauz vorkommen mag, der aber doch dabei immer auf Ehre hält, troß dem erſten Edelmann."

„Hören Sie mich aber endlich einmal an, lieber Kleeborn, was ich Ihnen zu ſagen habe iſt ganz andrer Art als Sie wohl vermuthen,“ ſprach Anna, indem ſie ein großes Packet Papiere vor ſich auf den Tiſch hinlegte. Kleeborns gewohnte Ehrfurcht vor allem, was einem Geſchäfte ähnlich ſah, bewog ihn, bei dieſem Anblicke ihr alle Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die ſie nur verlangen konnte; er unterbrach ſie nicht ein einziges Mal, während ſie Alberts und deſſen Sohnes Geſchichte ihm theils erzählte, theils durch Vorleſung einzelner Stellen aus den vor ihr liegenden Papieren ihm deutlicher machte. Zuletzt legte ſie ihm noch eine Abſchrift der Anerkennungs-Urkunde des Lehnhofes vor, durch welche Raimund Holm, als der letzte Zweig der von Leuen, in den Beſitz des Erbtheils ſeiner Väter eingeſetzt ward, und zugleich einen Anſchlag ſeiner jetzt ganz ſchuldenfreien Güter.

„Sie ſehen wohl ein,“ ſprach Anna lächelnd, während Kleeborn die ihm vorgelegten Documente ſehr aufmerkſam durchging, „Sie ſehen wohl ein, daß jetzt von des jungen von Leuen Verbindlichkeiten gegen die Herren Fiſcher nicht mehr die Rede ſeyn kann, und auch, daß bei deſſen noch immer beſtehender treuen Liebe zu Ihrer Tochter kein niedriger Eigennutz im Spiele iſt; um ſo weniger, da das von ſeinem Vater ererbte Vermögen des jungen Mannes bedeutender iſt als Sie wohl glauben, und ich mich auch jetzt in meinem Gewiſſen für verpflichtet halte, ihn zum Erben des größten Theils meiner Habe einzuſetzen. Sie wiſſen, ich bin wohlhabend; aber ich verdanke dies einem Vermächtniſſe des ältern Herrn von Leuen, der damals nicht wußte, daß ſein Bruder, der Vater dieſes Raimunds, noch am Leben ſey, welcher ſonſt deſſen natürlicher Erbe geweſen wäre."

„Ich ſehe, Fräulein Schweſter," erwiederte Kleeborn recht freundlich, „daß Sie mir hier eine Parthie für meine Tochter anbieten, die alles weit übertrifft, was ich jemals für das Mädchen erwarten konnte. Und dennoch bin ich gezwungen, ſie zurückzuweiſen."

Anna erſchrak gewaltig über dieſe deutlich ausgeſprochene Erklärung, doch Kleeborn fuhr ganz gelaſſen fort zu reden. „Von allem dem Merkwürdigen, was ich heute von Ihnen vernommen habe, hat nichts einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als der Brief jenes Herrn Bernhard von Leuen, der ein ſehr reſpektabler Mann geweſen ſeyn muß. Was er von den Verpflichtungen ſchreibt, die von ſolchen großen Beſitzungen unzertrennlich ſind, hat meinen vollkommenſten Beifall. Was indeſſen damals dem Vater galt, muß jetzt dem Sohne gelten, er kann nicht mehr daran denken Kaufmann bleiben zu wollen. Wenn er rechtlich handeln will, darf er um Viktorinens willen den ihm angebornen Pflichten nicht entſagen. Zwiſchen dem Gutsbeſitzer und dem Kaufmann darf er ſich nicht theilen wollen, denn letzterer erfordert beſonders einen ganzen Mann, namentlich in unſern Tagen, wo alles auf die Spitze geſtellt wird."

„Aber, lieber Herr Bruder, ſo bedenken Sie doch das Glück Ihres einzigen Kindes!" rief Anna.

„Glauben Sie nicht," fuhr Kleeborn fort, der einmal ins Reden gekommen war, „glauben Sie nicht, daß ich aus blinder Anhänglichkeit an meinen gewiß nicht ungegründeten Widerwillen gegen Verbindungen Adliger mit Bürgerlichen hier ſo entſcheidend ſpreche. Keine Regel ohne Ausnahme pflege ich immer zu ſagen, und wäre Viktorine nicht meine einzige Erbin, nun ſo — aber wie die Sache ſteht iſt es unmöglich. Was der alte Herr von Leuen in ſeinem Briefe über die Erhaltung ſeines alten edlen Namens ſchreibt, iſt mir ebenfalls wie aus der Seele geſprochen. Zwar habe ich keine Gallerie von Ahnenbildern aufzuweiſen, ich weiß kaum wer der Vater meines Großvaters war, aber was nicht iſt, kann werden; warum ſollte nach hundert oder zweihundert Jahren eine rechtliche bürgerliche Familie nicht auch mit Stolz auf ihre Vorfahren zurück ſehen können? Wir haben ſchon der Beiſpiele. Ich will der Stammvater meines Hauſes ſeyn, ſo gut als der erſte von Leuen es der des ſeinigen war, den Ihr verſtorbener Freund mit Recht über alle ſeine Nachfolger erhebt, und der vielleicht von ſeinem Eltervater noch weniger wußte als ich von dem meinen. Mein Name, meine Firma dürfen nicht untergehen. Viktorine muß ſich darin ergeben.“

„Einem Namen, einem bloßen Schalle ſoll die Arme geopfert werden!“ rief Anna, hingeriſſen von ihrem Gefühl, auch wohl ein wenig vom Zorne gegen ſich ſelbſt, weil ſie, ohne es zu denken, dem alten Kleeborn die Waffen in die Hände gegeben hatte, die er jetzt ganz unerwartet gegen ſie wandte.

„Handelten denn nicht in tauſend ähnlichen Fällen Ihre Standesgenoſſen eben ſo?“ erwiederte Kleeborn ebenfalls etwas gereizt. „Viktorine aber wird nicht geopfert, Fräulein Schweſter. Ich denke Kleeborns Tochter ſoll auch ferner noch unter Vielen die Wahl haben, wie ſie bis jetzt ſie gehabt hat; und ich will nichts weiter, als dieſe Wahl verſtändig zu leiten ſuchen, wie es dem Vater von Rechtswegen zukommt.“

Anna fühlte, daß heftiger Widerſpruch den Alten leicht dahin bringen könnte ein Wort auszuſprechen, welches er, wie ſie ihn kannte, hernach nimmermehr zurückgenommen hätte. Sie unterdrückte daher den eignen Unmuth, den ſeine letzten Reden in ihr erweckten.

„Ich räume Ihnen ein,“ ſprach ſie, „daß ſich für Ihre Anſicht vieles ſagen läßt, ich bin auch weit davon entfernt, das Gefühl zu tadeln, das Sie zu dieſen beſtimmte. Aber ich bin auch Ihnen und den Ihrigen zu nahe verwandt und zu

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.A. FN. 18076/027

herzlich zugethan, als daß ich Sie nicht ebenfalls darauf aufmerkſam machen ſollte, wie leicht und auf welche traurige Weiſe Sie dennoch das Ziel verfehlen können, das Sie ſich geſetzt haben. Viktorinens Liebe gehört nicht zu jenen phantaſtiſchen Einbildungen, mit denen junge Mädchen ihres Alters ſich zuweilen ſelbſt zu täuſchen pflegen. Sie ſehen ſie alle Tage, darum fällt Ihnen die Veränderung in ihrem Aeußern nicht auf, ich aber bin bei meiner Ankunft darüber erſchrocken; ſie iſt ja nur noch der Schatten von dem, was ſie war. Denken Sie an die arme Angelika.“

„Sagte ich es doch immer!“ rief Kleeborn ſichtbar beunruhigt. „Sie hat ſich noch bei weitem nicht von ihrer letzten ſchweren Krankheit erholt. Sie ſollte dieſen Sommer nach Pyrmont, aber ſie wollte nicht, das eigenſinnige Ding. Jetzt ſoll aber doch auch gleich der Arzt gerufen werden!“

„Ließen Sie ihn nicht auch zur armen Angelika rufen?“ ſprach Anna, „mußte er nicht auf Ihren Antrieb Monate lang alle ſeine Kunſt anwenden, um ſie am Leben zu erhalten? und was hat es geholfen? Zeitlebens werde ich die väterliche Sorge und Freundlichkeit dankbar erkennen, die Sie dem lieben Kinde erwieſen haben; aber Sie haben dennoch ihr langſames Erlöſchen mit anſehen müſſen. Angelika ſtarb unter ihren Augen am gebrochenen Herzen; ich fürchte, Viktorine iſt auf gutem Wege ihr zu folgen, wenn Sie nicht ſelbſt, und bei Zeiten, der Arzt werden, der ihr allein helfen kann.“

„Es iſt entſetzlich!“ rief Kleeborn. „Sonſt war doch die verdammte Krankheit mit dem gebrochnen Herzen nur in England zu Hauſe. Unſre Mädchen ſind gar nicht wie ihre Mütter, die weinten ihr Geſetzchen, wenn es nicht nach ihren Willen ging, und lebten darum doch flott weg.“

Anna ſeufzte recht aus tiefem Herzensgrunde; der Seufzer galt dem Andenken ihrer Schweſter.

„Ich muß Ihnen nur geſtehen,“ ſprach Kleeborn immer unruhiger werdend, „daß ſeit dem Tode der guten Angelika mir ſchon zuweilen ein ähnlicher Gedanke durch den Kopf geflogen iſt, wenn ich meine Viktorine ſo blaß und ſo betrübt ſah. Es hat mir ſchon manchen Kummer gemacht, verſichre ich Sie. Ich will ihr ja aber Zeit laſſen, ich will in nichts ſie übereilen. Sie iſt ja kaum in den Zwanzigen und war immer kerngeſund. Nicht wahr? Sie denken auch, daß ſie ſich wieder erholen wird?“

Anna regte ſich nicht und antwortete keine Silbe. Kleeborn fing an, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, wie er immer that, wenn er über irgend etwas mit ſich ſelbſt nicht einig werden konnte. Dann ſtand er vor der Tante ſtill. „Fräulein Schweſter,“ hob er an, „es gäbe vielleicht einen Ausweg. Sie ſind eine Dame, der ein Mann wohl etwas vertrauen darf. Ich habe Ihnen etwas zu bekennen, das vielleicht — Sie ſind — ich bin — ja wie geſagt, es wäre möglich, daß ein Ausweg ſich fände, wenn Sie, wenn Viktorine, wollte ich ſagen — oder vielmehr wenn der junge Holm — Ach Gott, es geht doch nicht. Ihnen gerade kann ich es gar nicht ſagen, denn — ich will es mir noch beſſer überlegen, und ſie ſollen davon hören, nur jetzt nicht.“ Hiermit verließ Kleeborn das Zimmer, und Anna blieb in der quälendſten Ungewißheit zurück. Ein eben ankommender Brief aus Amſterdam erklärte ihr das Räthſel von Raimund's unerwarteter früher Rückkehr nach Europa. Horſt hatte dieſe veranlaßt; jener Zeitungsartikel, den er zu Anfange des Sommers in Kleeborn's Gartenhauſe las, hatte einen weit tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als er ſich damals merken laſſen mochte. Er fühlte ſich bewogen, ſeinen und Raimund's Freund, den jüngern Herrn Fiſcher, aufzuſuchen, um mit dieſem ſich darüber zu beſprechen. Zufälliger Weiſe hatte Anna von Falkenhayn ſo eben ein ſtarkes Packet zur weiteren Beförderung an Raimund eingeſandt, und zugleich die Herren Fiſcher in einem beſonderen Schreiben gebeten, dieſen ſobald als möglich nach Europa zurückzurufen, weil eine wichtige Familienangelegenheit ſeine baldige Gegenwart erforderlich mache. Dieſer Brief, der Zeitungsartikel, die Bewegung, in die Viktorine über dieſen gerathen war, wußte Horſt's natürlicher Scharfſinn ſo gut mit einander zu kombiniren, daß er dadurch der Wahrheit ziemlich nahe auf die Spur gerieth. Er beſchloß, gegen Viktorine von ſeinen Vermuthungen nichts zu äußern, aber ſeine Bitten und Vorſtellungen bewogen Herrn Fiſcher, an Raimund zu ſchreiben, daß er, wenn er dieſes zu ſeinem eignen Beſten für nöthig hielt, die erſte Gelegenheit zu ſeiner Rückkehr benutzen, und die gänzliche Beendigung ſeines dortigen, von ihm ſehr glücklich eingeleiteten Geſchäftes einem zuverläſſigen Manne übertragen möge, den man zum Gehülfen ihm mitgegeben hatte.

Ein nach Amſterdam beſtimmtes Schiff lag eben in jenem Hafen ſegelfertig. Raimund ſchiffte auf dieſem ſich augenblicklich ein, und kam nach einer ſehr kurzen glücklichen Reiſe gerade zur rechten Zeit in Amſterdam an, um bei Berichtigung der Wißmann'ſchen Angelegenheiten ſich durch wohlangewandte Thätigkeit ſeinen wohlwollenden Freunden dankbar zu beweiſen.

Glühende, kein Wanken kennende Liebe zu Viktorinen, innige, wahrhaft kindliche Neigung und Dankbarkeit gegen Anna, ſprachen laut aus jeder Zeile in Raimund's Brief; doch die Wendung, die während ſeiner Abweſenheit das Geſchick mit ihm genommen hatte, ſchien ihn mehr in Erſtaunen zu verſetzen, als ihn zu beglücken. In dem, was er bei dieſer Gelegenheit aus ſeiner Eltern früherem Leben erfahren mußte, ſo ſchonend Anna es ihm auch beigebracht hatte, lag dennoch unendlich viel Schmerzliches und Erſchütterndes; die Ungewißheit, welchen Einfluß dieſe Veränderung ſeiner Lage auf das künftige Gelingen ſeiner ſehnlichſten Wünſche haben könne, kam dazu, und ſo war es ihm unmöglich, der Freude ſogleich in ſeinem Herzen Raum zu gewähren.

Auch Viktorine war mehr traurig als erfreut, da Anna ihren unabläſſigen Bitten und Forſchen endlich nachgab, und ihr alles, ſogar Raimund's unerwartete Wiederkehr entdeckte. Ihn allen Gefahren einer weiten Seereiſe glücklich entronnen zu wiſſen, war ihr freilich ein ſehr großer Troſt, aber ſo ungeduldig ſie früher die Entſcheidung ihres Geſchicks herbeigewünſcht hatte, ſo ängſtlich bebte ſie jetzt ihr entgegen, da ſie glauben mußte, dieſer ganz nahe gegenüber zu ſtehen. Hoffnung war alles, was die Tante ihr zum Troſte geben konnte, aber wir ſind nie weniger geneigt, dieſe zu faſſen, als in dem wichtigen Augenblick, wo alles auf dem Spiele ſteht. Anna ſelbſt war von dem Schmerz über den Verluſt ihrer Angelika zu ſehr ergriffen, als daß ſie fähig geweſen wäre, kräftig wie ſonſt Viktorinen aufrecht zu erhalten. Ihre einzige, wenn gleich heimliche Freude war an dieſem Tage, daß Viktorine ſehr bleich und mit trüben Augen bei Tiſche erſchien, und daß Kleeborn darüber Eſſen und Trinken vergaß, mit kaum zu verhehlender Aengſtlichkeit ſie betrachtete, und dann ganz gegen ſeine gewohnte Art ſtumm und in ſich gekehrt da ſaß.

Zu der Tante nicht geringem Erſtaunen ließ Doctor Erning ſich am frühen Morgen des nächſten Tages bei ihr melden; ſie war ſeiner Beſuche nicht gewohnt, denn ſie hatte ſich ſtets davor gehütet, mit ihm in nähere Verbindung zu gerathen, daher war ſie auch jetzt Willens ihn abweiſen zu laſſen; doch das iſt kein Leichtes bei einem Manne ſeiner Art. Er ſah ſie durch die Spalte der halbgeöffneten Thüre in ihrem Armſtuhle völlig angekleidet ſitzen, und dieſes war ihm genug, um ſogleich in ihr Zimmer zu dringen, ohne vorher ihre Erlaubniß dazu abzuwarten.

„Ich komme als geheimer Geſchäftsträger,“

rief er gleich bei'm Eintreten dem ſehr ernſten Empfange entgegen, der aus ihren Augen ihm zu drohen ſchien, „eine Dame wie Sie, hochwürdige Frau, weiß gewiß, daß dieſe überall das Vorrecht haben, ſich ungeſtraft etwas überläſtig zu bezeigen.“

„So möchte ich mir aber doch vorher Ihr Creditiv ausbitten, ehe wir zur Conferenz ſchreiten,“ erwiederte Anna mit ſehr gemeßnem Ton.

„Das liegt ſchon in der Natur der Sache,“ antwortete Erning, ohne ſich dadurch irren zu laſſen. „Kleeborn ſchickt mich in der bewußten Heirathsangelegenheit an Sie ab, hochwürdige Frau. Sie wundern ſich darüber? Ja, das iſt nun einmal hier zu Lande nicht anders, ohne Erning kann nichts in Ordnung gebracht werden; er muß Jung und Alt aus der Klemme helfen. Die ehrliche Haut thut es auch gern.“

„Ich kann aber doch nicht umhin, zu glauben, daß ich mit Herrn Kleeborn ſo ſtehe, daß er Ihnen heute dieſe Mühe füglich hätte erſparen können,“ erwiederte Anna etwas vornehm.

Erning fand für gut, dieſes nicht zu bemerken. „Ja, ſehen Sie,“ ſprach er, „das hat ſo ſein ganz eignes Bewandniß; Kleeborn hat ein ziemlich wunderliches Bekenntniß Ihnen abzulegen und fürchtet ſich, wenn er dieſes in Perſon wagen wollte, auf ſeine alten Tage ein wenig albern vor Ihnen dazuſtehen. Wie das eigentlich zuſammenhängt, ſollen Sie gleich erfahren, wenn Sie mir erlauben wollen, mich zu ſetzen.“

Erning ſetzte ſich, und — doch damit er dem Leſer nicht eben ſo läſtig falle, als er es der Tante war, möchte es rathſam ſeyn, das, was er bei ihr anzubringen hatte, mit Weglaſſung ſeiner eignen Art und Worte in der Kürze zuſammen zu faſſen.

Der Hauptpunkt davon war die Entdeckung, daß ein außer der Ehe geborner Sohn des alten Kleeborn's am Leben ſey, um deſſen Daſeyn nur wenig Vertraute wußten; daß zu dieſen auch Erning gehörte war natürlich, denn dieſem blieb ſo leicht nichts verborgen, was in dem weiten Kreiſe ſeiner Bekanntſchaften vorgehen mochte. Der junge Vanderbrugge, ſo hatte Kleeborn ſeinen Sohn nach deſſen Mutter genannt, war um mehrere Jahre älter als Viktorine, und ſtets in

Holland, wo er geboren, geblieben; ſeine Mutter, eine Holländerin, ſtarb bald nach ſeiner Geburt. Dieſer Umſtand hatte ſeinem Vater es ſehr leicht gemacht, das Daſeyn dieſes Kindes verborgen zu halten, aber der frühe Tod des gutmüthigen, wenn gleich ſchwachen Geſchöpfs, welches demſelben das Leben gegeben, machte dieſem dennoch viele Jahre hindurch manche trübe Stunde. Und als ſpäterhin alle ihm in rechtmäßiger Ehe gebornen Söhne nach und nach, meiſtens noch in der Wiege, hinwegſtarben, und endlich nur die einzige Tochter Viktorine, die Jüngſtgeborne, am Leben blieb, ſo war Kleeborn oft geneigt, dieſes Unglück als ein Verhängniß der ſtrafenden Gerechtigkeit des Himmels anzuſehen, der ſo auf die empfindlichſte Weiſe den Tod jenes armen Mädchens an ihm rächen wollte.

Um gut zu machen, was noch gut zu machen möglich ſey, nahm Kleeborn ſich vor, für das Kind, das er öffentlich nicht anerkennen durfte, wenigſtens väterliche Sorge zu tragen. Der alte Wißmann, ſein erprobter vieljähriger Freund, war auch in dieſer Angelegenheit ſein

Vertrauter geweſen, er hatte über die erſte Erziehung des Kleinen die Aufſicht geführt, und nahm ihn, da er heranwuchs, auf Kleeborn's Antrieb in ſein Comptoir auf, wo er ſich alle Mühe gab, einen tüchtigen und geſchickten Kaufmann aus ihm zu bilden. Der beſte Erfolg lohnte ihm dafür, er ſowohl als Kleeborn hatten ihre Freude an dem Knaben, und als er völlig erwachſen war, beſchloſſen Beide, ihn mit der Zeit in London an Sir Charles Stelle zu ſetzen, um auf dieſe Weiſe ihm eine recht günſtige Ausſicht für ſeine Zukunft zu ſichern.

Das gänzliche Fehlſchlagen jenes Planes trug viel zu Kleeborn's Verdruß über die Auflöſung der zwiſchen Viktorinen und Sir Charles beabſichtigten Verbindung bei, und der bald nach dieſem eintretende Tod des alten Wißmann, nebſt allen daraus entſpringenden übeln Folgen, vermehrten auch in dieſer Hinſicht ſeinen Kummer und ſeine Sorge.

Müller unterließ es nie, in jedem Briefe die lobenswerthen Eigenſchaften des jungen Vanderbrugge auf das rühmlichſte zu erwähnen, und Kleeborn wurde dadurch zugleich erfreut und gekränkt. Sein väterliches Gefühl zog ihn zu dem Sohne hin, der, in rechtmäßiger Ehe erzeugt, ſein Troſt und ſeine Freude geworden wäre, und es ſchmerzte ihn tief in der Seele, daß er ihn jetzt dennoch verläugnen müſſe. So entſtand ein ewiger, nie ſich löſender Zwieſpalt in ſeinem Gemüth und führte endlich auch jene Veränderung in ſeinem Aeußern herbei, über die Viktorine ſich früher ſo betrübt und geängſtiget hatte.

Bei dieſer Verworrenheit in ſeinem Innern war es in der That ein Glück für den alten Kleeborn, daß Anna die Beſorgniß, Viktorinen gleich der armen Angelika hinſterben zu ſehen, in ihm zu erregen gewußt hatte; denn nur dieſe brachte ihn dahin, endlich einen beſtimmten Entſchluß faſſen zu können.

Der Gedanke an die Möglichkeit, ſeinen Sohn legitimiren zu laſſen, den er bis dahin immer von ſich gewieſen hatte, ſo oft er auch in ihm aufſtieg, fing an, mehr Wahrſcheinlichkeit für ihn zu gewinnen. Der Anſchlag von Raimund's Gütern, den er mit großer Aufmerkſamkeit durchgegangen hatte, überzeugte ihn, daß es Viktorinen an der Seite eines ſolchen Gatten, ſelbſt wenn ihr Vater ſie völlig enterbte, dennoch an nichts von alle dem fehlen könne, was ſeiner Anſicht nach unumgänglich zu einem glücklichen Leben gehörte, an Reichthum, Anſehen und Glanz. Um ganz ſicher zu gehen, ließ er den Doctor Erning rufen, um mit dieſem, ſeinem vieljährigen Vertrauten, nochmals alles reiflich zu überlegen, und ſo kam er endlich zu dem Entſchluſſe, der Tante Vorſchläge thun zu laſſen, welche ſie ſo freudig überraſchten, daß ſie Anfangs ſehr geneigt war, ſie für eine ſinnreiche Erfindung des Doctors Erning zu halten. Kleeborn erbot ſich, Viktorinen ſeine Zuſtimmung zu ihrer Verbindung mit Raimund nicht länger zu verſagen, wenn ſie dagegen mit guter Art darein willigen wolle, den jungen Vanderbrugge als ihren Bruder zu betrachten, den er Willens war, in aller Form zu adoptiren, und ihm nicht nur ſeinen Namen, ſondern auch nach ſeinem Tode die Handlung und die Hälfte ſeines Vermögens zu hinterlaſſen. Nächſtdem ſollte Viktorine ſich auch anheiſchig machen, ihr väterliches Erbtheil der Handlung nie zu entziehen, und ſich mit den Zinſen zu begnügen. Um ſie aber dafür zu entſchädigen, wünſchte er, daß Anna ſich bereit finden laſſe, ſie an Raimund's Stelle zur Erbin einzuſetzen, deſſen gegründete Anſprüche Kleeborn zwar nicht ableugnete, aber dennoch glaubte, daß dieſer zu Gunſten Viktorinens ihnen entſagen könne, ohne damit ein zu großes Opfer zu bringen.

Anna fand dieſe Bedingungen ſo billig und verſtändig, daß ſie keinen Augenblick anſtand, ſie für ſich und im Namen ihrer Schützlinge, dankbar und freudig anzunehmen. Unerbeten gab ſie obendrein die Verſicherung, Niemanden, ſogar nicht Raimund und Viktorinen zu entdecken, wie nahe Kleeborn's adoptirter Sohn dieſem eigentlich verwandt ſey; und ſo ging Doctor Erning triumphirend und mit Ruhm bedeckt davon, um von dem Gelingen ſeiner Unterhandlungen Bericht abzuſtatten. Innerlich bedauerte er nur, nicht mehr Schwierigkeiten dabei vorgefunden zu haben, um ſein Verdienſt bei deren Beſiegung gehörig geltend machen zu können.

Die Geſchichte neigt ſich zum Ende, denn von glücklichen Menſchen läßt ſich eben ſo wenig erzählen, als von einer Seereiſe, auf welcher man, weder durch Stürme noch andre Widerwärtigkeiten beläſtigt, den erwünſchten Hafen in Sicherheit und Ruhe erreichte. Müller, Raimund und Vanderbrugge langten nach wenigen Tagen zuſammen im Kleeborn'ſchen Hauſe an, und wurden alle drei mit ungeheucheltem Wohlwollen von dem alten Herrn empfangen. Der freudige Taumel, von dem Raimund und Viktorine bei der, alle ihre Hoffnungen übertreffenden Entwickelung ihres Geſchicks ſich ergriffen fühlten, der laute Jubel des wackern Horſt und ſeiner Agathe, der Tante ernſte, ſtille, an Wehmuth gränzende Freude, alles dieſes läßt ſich beſſer und leichter nachempfinden als beſchreiben.

Die erſten Frühlingstage führten in ihrer von tauſend ſchönen Hoffnungen duftenden Reihe auch den Tag herbei, an welchem die Tante einer zweiten, mit jungen Roſen um die Wette blühenden glücklichen Braut, den Myrthenkranz in die Locken flocht. Sie und alle zum Kleeborn'ſchen Hauſe Gehörende begleiteten das neuvermählte Paar nach Leuenſtein, wo Meinau mit unſäglicher Freude ſchon lange vorher alle Anſtalten zum feſtlichſten Empfange getroffen hatte.

Schon längſt war jener unpaſſende Flitterpuß völlig unſcheinbar geworden, mit welchem vor langen Jahren das, durch ſeine Bauart und ſein Alterthum ehrwürdige Schloß auf Luiſens Veranſtaltung mehr entheiligt als geſchmückt worden war. Baron Meinau hatte bei Zeiten dafür geſorgt, dieſe verblichenen Ueberreſte wegräumen zu laſſen, ſobald nur Raimund's Anſprüche an das Erbtheil ſeiner Väter unwiderleglich erwieſen waren; denn er fürchtete durch ihren Anblick ſowohl in Anna's Gemüthe, als in dem des jetzigen Beſitzers zu traurige Erinnerungen zu wecken. Seine, in ihren Silberlocken noch immer liebenswürdige Gattin half ihm bei dem Geſchäfte die hohen, altväterlichen Säle und Zimmer auf würdige Weiſe wieder bewohnbar herzuſtellen.

Mit feinem Takt und richtigem Sinne für das wahrhaft Schöne wußten Beide jede Verzierung, jedes Geräthe ſo zu wählen, daß nirgend ein ſchreiender Contraſt hervortrat, weder mit der Alterthümlichkeit des Gebäudes, noch mit der Modernität des jungen Paares, das es bewohnen ſollte. Alles Bunte, alles zu Glänzende wurde mit der größten Sorgfalt vermieden, und die vorherrſchenden einfachen Formen der Gegenſtände brachten überall den wohlthuendſten Eindruck hervor.

Jedes Stück des Ameublements ſchien genau für die Stelle gemacht, die es einnahm, und doch traf man nirgend auf Verſuche, gothiſches Schnitzwerk nachzukünſteln, oder durch Nachahmung der ſchweren, nicht von der Stelle zu bewegenden Unbehülflichkeit des Hausgeräthes unſrer Altväter, den Geiſt einer längſt ergrauten Vorzeit wieder heraufbannen zu wollen.

Vor allem aber wurde die lange Reihe der Ahnenbilder aus ihrem Verbannungsorte wieder hervorgeſucht, und in ihre alten Rechte eingeſetzt. In paſſenden Rahmen von hundertjährigem Staube gereinigt, blickten ſie von den hohen Wänden des urſprünglich ihnen geweihten Saales ſegnend und freundlich auf das junge Paar herab, mit welchem Leben, Liebe und Freude in die lange verödeten Mauern wieder eingezogen waren.

Seit jenem, das Glück ſo Vieler begründenden Tage, hat das Schickſal der mehrſten, in dieſe Erzählung verflochtenen Perſonen keine bedeutende oder doch wenigſtens keine ſchmerzliche Veränderung erlitten. Agathe und Horſt ſind noch immer froh und glücklich und gut wie Kinder, und Horſt fühlt dabei nur die einzige Sorge, daß ſeine kleine Frau, die er auf den Händen trägt, ihm nicht vor der Zeit zu vernünftig werden möge.

Auch der alte Kleeborn iſt ſehr glücklich in ſeinem Sohne, deſſen Kenntniſſe und Betragen alle Wünſche und Erwartungen des Vaters noch übertreffen. Der junge Mann nimmt ſich der Geſchäfte ſeines Hauſes mit ſo vielem Geſchick und Eifer an, daß der Alte dadurch Zeit gewinnt, ſeine Kinder auf Leuenſtein zuweilen zu beſuchen. Alles, was er dort ſieht und hört, gefällt ihm ungemein, würde ihm aber noch weit beſſer gefallen, wenn er dabei nur auch der Börſe regelmäßig beiwohnen könnte. So aber treibt die Sehnſucht nach dem gewohnten Gewühl, im Verlauf weniger Tage ihn ſtets wieder in die Heimath zurück.

Babet iſt ſeit einigen Wochen die verlobte

Braut des jungen Kleeborn, doch mit der Geſchichte dieſer ihrer Liebe ließe keine Octavſeite ſich anfüllen. Es ging dabei ſo ganz proſaiſch zu, wie bei jeder Parthie, welche allen dabei intereſſirten Perſonen konvenirt; was ſich darüber ſagen ließe, ſteht alles auf der Karte, mit welcher das junge Paar Freunden und Verwandten ſeine bevorſtehende Verbindung ankündigte. Babet iſt jedoch über den Mangel aller romantiſchen Begebenheiten bei dieſer ihrer hoffentlich letzten Liebesgeſchichte auf das vollkommenſte dadurch getröſtet, daß ſie in Hinſicht auf Haus, Landſitz, Equipage und der Anzahl ihrer türkiſchen Shawls, keiner Dame in der ganzen Stadt wird nachſtehen müſſen. Da der junge Kleeborn, bei großer Gutmüthigkeit, auch viel Feſtigkeit des Charakters und einen natürlich richtigen, durchaus nicht ungebildeten Verſtand beſitzt, ſo ſteht zu hoffen, daß dieſe Ehe ſo ausfallen werde, wie die mehrſten. Sie wird vermuthlich gerade kein Himmel auf Erden, aber doch auch keine Hölle ſeyn.

Daß Anna, gleich nach ihrer Ankunft im Kleebornſchen Hauſe, es nicht verſäumt hatte, den armen verwaiſeten Klarenau am Grabe ihrer Angelika aufzuſuchen, daß ſie, ſo lange ſie in ſeiner Nähe verweilte, alle die Zeit ihm ſchenkte, welche ſie nicht der Sorge für Raimund und Viktorinen zuwenden mußte, bedurfte wohl nicht noch beſonders erwähnt zu werden.

Damals brachte ihre Gegenwart den erſten, wahrhaft wohlthuenden Troſt in das Herz des Unglücklichen. Der Anblick Raimunds, welchen er ſogleich als ſeinen Retter wieder erkannte, die Ueberzeugung, daß Viktorine, die treue geliebte Freundin ſeiner Verklärten, an der Seite dieſes Mannes einer höchſt beglückten Zukunft entgegen gehe, erweckte wieder die erſte freudige Regung in ſeinem Gemüthe. Es fiel ihm nicht ein, mit dem Geſchicke hadern zu wollen, weil es für Andere Roſen blühen ließ, von denen er nur die Dornen auf ſeinem Pfade angetroffen hatte; doch weder die dringendſten Bitten, noch ernſte Vorſtellungen, konnten ihn bewegen, ſeine Einſamkeit zu verlaſſen, und dem glücklichen Paare nach Leuenſtein zu folgen.

„Hier iſt meine Heimath, und ſie öffnet ſich mir bald!“ war alles, was er den Freunden erwiederte, indem er auf das von jungen Roſen üppig umblühte Marmorkreuz hinwieß, das aus dem dunklen Schatten der Cypreſſen hell hervorleuchtete. Seine verfallne Geſtalt, das wunderbare Glänzen ſeiner Augen, beſtätigte nur zu ſehr die Wahrheit deſſen, was er ausſprach, und Raimund und Viktorine ließen gerührt endlich davon ab, ihn mit ihren Bitten noch länger zu verfolgen.

Jetzt ruht auch er, der in Wüſten des Lebens müde getriebene Pilger, unter dem Kreuze, im Schatten der Roſen und Cypreſſen. Der Name Angelika bezeichnete den letzten Hauch ſeines Lebens, und ſein brechendes Auge ſtrahlte im Abglanze der ihm nahenden Himmelsſeligkeit, als er in den Armen des treuen Horſt zum ewigen Schlummer es ſchloß.

Die Tante trat bald nach Viktorinens Vermählung von dem Schauplatze ihrer vieljährigen Thätigkeit ab, auf welchem nur das Bedürfniß, alle ihre verliehene Talente und Kräfte nützlich und ehrenvoll zu üben, ſie ſo lange feſtgehalten hatte. Von den Damen des Stifts an, denen ſie lange Jahre hindurch eine milde weiſe Freundin und Beratherin geweſen war, bis zu dem geringſten ihrer Untergebenen herab, vernahmen alle mit ungeheucheltem Schmerze ihren Entſchluß, das Stift und die Stelle zu verlaſſen, die ſie bisher bekleidet hatte; doch keine wagte es, ein Unrecht darin zu finden, daß ſie in den letzten Jahren eines, gröſtentheils in Sorge um Anderer Wohl hingebrachten Lebens, von den Mühen deſſelben endlich auszuruhen wünſche.

Noch einmal wandte ſie allen ihren Einfluß daran, eine ihrer würdige Nachfolgerin an ihrer Stelle als Pröbſtin gewählt zu ſehen, die ſich ganz dazu eigne, ihren Verluſt minder fühlbar zu machen; dann ſchied ſie unter den lauten Klagen derer, welche ſie zurückließ, und folgte ihrem Herzen, das ſie nach Leuenſtein zu den Kindern ihrer Wahl mächtig hinzog.

Anna näherte ſich mit einem ſeltſam aus Wonne und Weh zuſammengeſetztem Gefühle den alterthümlichen Mauern, in deren weiten Räumen ſie einſt beſtimmt geweſen war, an Bernhards Seite als Herrin zu walten, und der Traum ihres Lebens zog noch einmal in lichten Bildern an ihrer Seele vorüber. Die hohen Wipfel der uralten Eichen, unter deren weit hingebreitetem

Schatten Bernhard als Kind geſpielt hatte, ſchienen ihr ſeinen Gruß zuzurauſchen; in ahnendem Schauen fühlte ſie ſeine geiſtige Nähe überall, im Hauche der Lüfte, im Dufte der blühenden Linden; jeder ferne Laut klang ihr, als riefe er ſie bei Namen, und überall in den weiten dämmernden Sälen glaubte ſie die geliebte Geſtalt hervortreten zu ſehen. Das ganze Schloß iſt ihr ein dem Andenken geweihter Tempel, mit frommer Freude und tief gefühlter Dankbarkeit preiſet ſie das Geſchick, das ihr erlaubte, in ungeſtörter Ruhe die letzten Tage ihres Lebens an dieſer heiligen Stätte ſchwinden zu ſehen, wo Bernhards Wiege einſt ſtand. Was ihrem eignen Leben verſagt ward, was während ihrer Jugendzeit nur in ſchönen Traumgebilden ihr vorſchweben durfte, alles das ſieht die Tante jetzt in dem geliebten Paare ſich zur ſeltenſten Wirklichkeit geſtalten, zu deſſen Wohles Begründung ſich vor kurzem die Stimme geliebter Todten gleichſam noch aus dem Grabe erheben mußte. Viktorine und Raimund ſtehen vor ihr wie das Spiegelbild ihrer eignen Blüthenzeit; beide entwickeln auch im Aeußern, und unter ihren Augen, eine jeden Tag ſich auffallender zeigende Aehnlichkeit mit dem, was ſie ſelbſt und der edle Bernhard von Leuen einſt waren, und im Anblicke des jugendlichen Paares verſunken, fühlt Anna oft Vergangenheit und Gegenwart vor ihrem Geiſte in eins zerfließen.

Zwar naht auch ihr die ernſte Zukunft unaufhaltſam, von deren Geheimniſſen noch kein Sterblicher Kunde erhielt; aber ſie naht ihr ſo leiſe, mit ſo langſam ſchonendem Fluge, daß niemand von ihren Lieben, und kaum ſie ſelbſt dieſes Herannahen gewahr wird.

Unverändert im Aeußern wie im Innern ſieht Anna ihr ohne Grauen entgegen, und ſo ziehen ihr liebend und geliebt, beglückend und beglückt, einer von den Tagen nach den andern im Genuſſe vollkommner Ruhe vorüber.

„Die Jugend darf im Morgenſtrahle der Hoffnung ſich ſonnen,“ ſpricht ſie oft zu ihren Kindern, „der Mittag gehört der Gegenwart; im rauſchenden Drange der Begebenheiten, bald ſengend heiß, bald ſanft erwärmend, bald in Wonne, bald in Qual, geht auch er im Laufe unſers Lebens, wie in dem eines einzelnen Tages, ſo ſchnell an uns vorüber, daß wir im raſchen Wechſel kaum aufzuathmen vermögen; doch der milde, ſanfte, erquickende Abend iſt die Zeit der Alten, denn er allein iſt der Erinnerung heilig. Und ſo wie die ſinkende Sonne ſelbſt die düſtern Tannen mit einer goldnen Glorie verklärt und in purpurnen Schimmer ſie kleidet, ſo weiß auch die Erinnerung alle die Wetterwolken, welche unſern Lebensmittag umſtürmten, mit goldigen Purpurlichtern zu erhellen. Den Dornen, die einſt uns verwundeten, raubt ſie mit milder Hand ihren Stachel; wir fühlen die Schmerzen nicht mehr, wohl aber die Freude, dieſe einſt überwunden und muthig getragen zu haben.“

Bei J. D. Sauerländer ſind erſchienen und um beigeſetzte Preiſe zu haben:

Döring, Georg, Die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. 12. Geh. Rthlr. 3. 5 Sgr. oder fl. 5. 30 kr.

Hier übergeben wir dem Publikum eine größten Theils humoriſtiſche Novelle, die nur leiſe an das Hiſtoriſche hinſtreift, und in der durchaus neuen, originalen Idee des Ganzen ihren Stützpunkt findet. Ein buntes Leben ergötzlicher Geſtalten, eine friſche, bezeichnungsvolle Charakteriſtik, die mannigfaltigſte, anſprechendſte Scenerie, ein immer ſteigendes Intereſſe der Handlung, die ſich durch eine Fülle ſeltſamer und doch folgereicher Begebenheiten hindurch bewegt, ſind die Eigenthümlichkeiten dieſes Werkes, das in der neueſten Romanenliteratur gewiß als eine in ſeiner Art durchaus neue Erſcheinung begrüßt werden wird.

Döring, Georg, Der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. 12. Geh. Rthlr. 4. 25 Sgr. oder fl. 8. 24 kr.

Wir ſind gewiß, daß diejenigen, welche ihr Wohlwollen den Phantaſiegemälden, den Novellen Sonnenberg und der Mumie von Rotterdam deſſelben Verfaſſers geſchenkt, dieſes auch auf ein neues Erzeugniß ſeiner Feder erſtrecken werden, das, indem es in der Schweiz ſpielt und die Kämpfe einer uns nahen Zeit ſchildert, ein beſonderes, jeden Gebildeten hoch anſprechendes Intereſſe gewähren dürfte.

Rückert, Fr., Nal und Damajanti. Eine indiſche Geſchichte. 12. Geh. Rthlr. 1. 22½ Sgr. oder fl. 2. 48 kr.

Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter Rückert, mit aller ihm in ſo ſeltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragenen indiſchen Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indiſchen Poeſie Unverſtändliche, vermieden iſt, ſo daß ſie als eine ſinnige Liebeserzählung erſcheint, über welche ſich nur ein leiſer fremdartiger aber lieblichſüßer Duft ausbreitet und ſie umweht. Das Mythologiſche, völlig verſtändlich, erſcheint in der Figur, welche am bedeutendſten eingreift, nur als Allegorie des böſens Gelüſtens, welches in unſrer Bruſt wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für wahre Poeſie einwohnt, wird an dieſer Dichtuvg, und wem Sinn für Sprachſchönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückerts Verſen ein Vergnügen genießen, wie es ſelten geboten wird.

Schopenhauer, J., Novellen. Zwei Theile. gr. 12. 1830. geh. Rthl. 3. oder fl. 5.

Inhalt: Die Genialen. — Des Adlers Horſt. — Die Schweſtern. — Die Liebesheirath.

Starkloff, L., Erzählungen. 8. Rthlr. 1. 20 Sgr. oder fl. 2. 48 kr.

Ein reicher Humor, Kenntniß des menſchlichen Herzens und lebendige fortreißende Darſtellungsgabe ſind allgemein anerkannte Vorzüge des geſchätzten Hrn. Verfaſſers; unſere Erzählungen gehören überdies noch zu dem Vorzüglichſten, was, nach dem Urtheil von Kennern, aus ſeiner Feder gefloſſen iſt.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Fünfzehnter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Reiſe durch England und Schottland.

Erſter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1830.

Reiſe
durch
England und Schottland.

Erſter Theil.

Vorwort.

Nicht minder anſpruchslos als vor zwölf und ſieben Jahren übergebe ich der Leſewelt dieſe dritte Auflage der beiden erſten Bände meiner Erinnerungen von frühern Reiſen.

Einfachheit und Wahrheitsliebe waren ihr einziger beſter Schmuck, und ſind es geblieben; nur durch Verbeſſerungen des Styls und der Sprache, wo dieſe mir nöthig ſchienen, habe ich nach Kräften geſtrebt ſie noch würdiger zu machen des Beifalls, der ihnen über meine Erwartung zu Theil ward.

Ich wiederhole die Bitte, dieſes Buch nicht mit zu großen Anſprüchen zur Hand zu nehmen. Es enthält die einfachen Erzählungen einer Frau von dem, was ſie in der Welt ſah und beobachtete; ſie wollen nur unterhalten, aber keinesweges gründlich belehren. Ich widme es vor allen den deutſchen Frauen, denen es am leichteſten werden muß, meinen Sehpunkt zu treffen, und weiß gar wohl, daß nur die Art meiner Anſicht den Männern einiges Intereſſe für ſie einflößen kann.

Weimar, 30. September 1825.

Johanna Schopenhauer.

Durchflug durch Holland.

Wir reiſten von Bremen ab, und dieſe große, uralte Stadt ließ, trotz ihres altväteriſchen Anſehns, ihrer mit unzähligen Erkern und Vorſprüngen verunzierten Häuſer und ihrer engen Straßen, dennoch einen ſehr freundlichen Eindruck bei uns zurück. Wir hatten bei ihren Bewohnern echte deutſche Sitte und jene wahre Höflichkeit gefunden, welche dem Reiſenden ſo wohl thut, indem ſie das Gefühl des Fremdeſeyns gänzlich verbannt. Die Gegend rings um Bremen gehört nicht zu denen, welche die Natur vorzüglich begünſtigte; aber der Fleiß und die Wohlhabenheit der Bewohner ſchmückt ſie mit unzähligen großen und kleinen Landhäuſern und Gärten, ſo daß doch das Ganze gefällig erſcheint.

So wie wir uns aber weiter von jener berühmten Handelsſtadt entfernten, gewann alles ein anderes Anſehen. Ewige ſchwarze Haide, kein

Laub, keine Blume, kein ſingender Vogel, alles todt und öde wie das Chaos, ehe der Hauch des Lebens darüber wehte! Elende Dörfer, aus Lehmhütten beſtehend, welche den Einſturz drohen, ſogenannte Städte, die wir mit Verwunderung anſahen, weil wir gar nicht begriffen, wie man vernünftiger Weiſe auf den Einfall kommen könnte, darin zu leben, unterbrachen von Zeit zu Zeit die Oede rings umher. In dieſem Lande müſſen die vier Jahrszeiten ganz unbemerkt vorüberziehen, den Winter ausgenommen, der doch die Gefilde in Schnee kleidet; Frühling und Herbſt haben keinen Einfluß auf dieſe unwirthbare Fläche, wo nichts gedeiht als Torfmoor und Heidekraut, welches ſich immer gleich bleibt.

Zwei Tage lang hatten wir Zeit genug, dieſen und ähnlichen erbaulichen Betrachtungen nachzuhängen, und waren oft im Begriff mit Voltaire auszurufen: quel chien de pays! Trotz der vier Pferde vor unſerem nicht ſchweren Wagen ging die Reiſe doch unerträglich langſam fort: denn die weſtphäliſchen Poſtillions jener Gegend können nicht reiten. Die unſrigen liefen gewöhnlich neben dem Wagen her, weil auf dem Bocke kein

Platz für ſie frei war. Wir bekamen deren auf jeder Station zwei, und ihre wunderlichen Sprünge, wenn die Pferde einmal ein wenig trabten, waren das Einzige, was uns beluſtigte; gewöhnlich ging einer von ihnen neben den Pferden her, während der andere auf dem Koffer ſitzend die Luft mit Herz und Ohr zerreißenden Mißtönen aus ſeinem Poſthorne erfüllte. Endlich auf der letzten Station in Weſtphalen gewannen die Dinge ein anderes Anſehen; alles ſah hier ſchon holländiſch aus. Wir fanden in unſerem Wirth einen Herrn Bürgermeiſter mit einer ehrwürdigen, aus hundert Löckchen beſtehenden Perücke, in dem reinlichen Zimmer ein holländiſches Kamin, auf allen Tiſchen Theekannen, Theetaſſen und auch Quispeldorjes *) in zierlicher Ordnung aufgepflanzt, mit Decken von grünem Flor gegen Staub und Fliegen geſchützt. Die Frau Wirthin präſentirte uns Feuerſtübchen mit Torfkohlen angefüllt, und nahm uns auch hernach auf gut holländiſch zwei Gul-

---

*) Zierliche Spucktöpfchen von Porcellan, die man beim Tabakrauchen auf den Tiſch ſetzt.

den ab, weil wir an ihrem Feuer in ihrem Topfe unſere eigne mitgebrachte Chocolade gekocht hatten.

Endlich paſſirten wir die holländiſche Grenze. Ein plötzlicherer Uebergang läßt ſich nicht denken. Vor wenig Stunden mußten wir uns durch eine Wüſte langſam hinſchleppen laſſen, jetzt entzückten uns fruchtbares Land, angebaute Breiten voll hohen Getraides, hübſche Dörfer und Blüthenbäume voll Nachtigallen. Die Städtchen und Flecken, durch die wir kamen, ſahen alle ſo reinlich und lachend aus! Alle Häuſer, Stackete, Thüren und Fenſterladen neu angemalt, als wären ſie geſtern erſt fertig geworden! Wir freuten uns wie die Kinder über das luſtige bunte Weſen und hofften, es wäre nun auf immer mit der ſchwarzen Halde vorbei; aber wir wußten nicht, welche Trübſale uns bevorſtanden: es kam ganz anders als wir dachten.

Um zwei Uhr waren wir in Almeloo, einem Flecken oder Städtchen. Wir wollten weiter nach Deventer. Der Herr Poſtmeiſt, ein großer Politiker, ſchüttelte das weiſe, ebenfalls mit einer hundertlöckigen Perücke wohlverſehene Haupt und meinte: das ginge nicht, weil Deventer, als eine Feſtung, regelmäßig Punkt zehn Uhr geſchloſſen würde. Wir rechneten ihm vor, daß man in acht Stunden wohl vier Meilen fahren könne; ſo ließ er uns denn unſerm blinden Willen folgen, gab uns vier große prächtige Pferde, ſeinen Herrn Sohn zum Fuhrmann, ſeinen Segen obendrein, und fröhlich rollten wir dahin bis an das Thor. So wie wir aber aus dem Orte waren, ging es Schritt vor Schritt, Fuß vor Fuß weiter auf dem ebenſten Wege von der Welt. Alle halbe Stunden wurde angehalten, um den Pferden allerhand Erfriſchungen zu präſentiren. Wir baten, wir ſchalten, wir baten wieder, nichts half, unſer Führer ſah ſich kaum nach uns um, es war als wären wir gar nicht da.

Endlich verſuchten wir das letzte Mittel. Ein goldner Ducaten ſoll ja ein Talisman ſeyn, der jedes echt holländiſche Herz in ſüße Bewegung ſetzt; den glänzendſten, den wir nur finden konnten, ließen wir im Glanz der Abendſonne blinken und ſetzten ihn zum Preiſe unſers Eintreffens in Deventer vor Thorſchluß. Ein ganz klein wenig drehte der Unerbittliche den Kopf nach uns um und blinzte das Goldſtück verſtohlen an. Hat die

Herrſchaft ſo große Eile? fragte er; wir verſicherten es ihm auf's lebhafteſte. — Ich nicht — ſagte er gelaſſen und fuhr ſo langſam weiter wie zuvor.

Endlich ſahen wir in der Dämmerung die Thürme von Deventer am Horizont ſich erheben; wir hofften alſo doch zeitig genug einzutreffen, um uns einmal wieder in einem guten Gaſthofe recht auszuruhen. Jetzt ward es dunkler, die Pferde tabten ein wenig, wir hofften lebhafter; mit einmal hielt der Wagen an der Thür einer einzeln liegenden Bauernkneipe, und unſer Fuhrmann am Schlage bedeutete uns, wir müßten bis gegen Morgen hier bleiben; zugleich hörten wir aus der Ferne die Trommel zu uns herüberwirbeln, die den Thorſchluß von Deventer verkündigte. Zu ſagen, daß wir uns gleich mit guter Art in dies Schickſal ergaben, wäre eine zu unwahre Behauptung. Doch wir ergaben uns, weil wir mußten. Nach beſſerer Ueberlegung beſchloſſen wir ſogar bonne mine zu machen ſo viel wie möglich, und traten in die dunkle Thür der räucherigen Hütte.

Da ſtanden wir in einer dunkeln Bauernſtube.

Ein von Zeit zu Zeit hellaufloderndes Kaminfeuer und eine Thranlampe verbreiteten ein ſeltſames flackerndes Licht auf ein Dutzend Bauern, welche an verſchiedenen runden Tiſchen ſaßen und Spülwaſſer tranken, welches man hier zu Lande Kaffee nennt. Große meſſingne Kannen, rundum mit Hähnchen verſehen, zum möglichſt bequemen Auszapfen dieſer Panacée und winzig kleine delfter Taſſen ſtanden vor ihnen. Alle hatten ſchwarze lange, zugeknöpfte Röcke an und platte dreieckige Filzdeckel auf [illegible] Köpfen, deren mittlere Spitze vorn hoch in [illegible] Höhe ſtand. Stumm ſaßen ſie da, kein Laut ertönte, ſie waren ſo ganz in Phlegma verſunken, ſo ganz ohne Leben, Bewegung und Neugierde, daß kaum einer bei unſerm nicht geräuſchloſen Eintritt den Kopf ein wenig nach uns wandte. Lange ſtanden wir da und betrachteten, nicht ohne Vergnügen, dieſe ſonderbare Gruppe in der halbdunkeln, wunderbaren Beleuchtung. Wir ſahen hier mit einem Male die Meiſterwerke niederländiſcher Maler, der Teniers, Oſtade, de Steen und anderer, ins wirkliche Leben treten. Alles umher, die Bauernſtube, die glänzend geſcheuerten Keſſel und kupferne Geſchirre an den

Wänden und auf dem Kaminſimſe, alles war, wie wir es unzählige Mal in Gemälden bewundert hatten. Hier auf den eigenthümlichen Grund und Boden jener unſterblichen Meiſter muß man treten, um ihre unausſprechliche Wahrheit und Treue zu fühlen, und zu bewundern, wie ſie Zug für Zug der Natur folgten, ohne zur Caricatur herabzuſinken.

Endlich fingen wir an nach dem Wirthe zu fragen. Keiner der Automaten rührte ſich, keiner antwortete; einer endlich erbarmte ſich unſer und zeigte mit dem Finger auf eine Seitenthür, jedoch ohne ſich mehr dabei in Bewegung zu ſetzen, als eben nöthig war. Wir folgten dem Winke und traten in ein zweites, dem vorigen ähnliches Zimmer, in welchem ſich niemand befand. So wie in Schiffskajüten, waren in einer ziemlichen Höhe vom Fußboden einige Betten an den Wänden angebracht; nur die enge Oeffnung, durch welche man hineinkriecht, verrieth ihr Daſeyn, eine kleine Gardine von buntem großblumigen Kattun hing davor. Wir fingen jetzt an unſere Situation wahrhaft komiſch zu finden, indeſſen allmählich gewann die Sache eine beſſere Geſtalt. Die alte Wirthin kam endlich herbeigeſchlichen; bald loderte ein freundlicheres Feuer im Kamin; wir erhellten das Zimmer mit den Wachslichtern aus den Wagenlaternen; das Waſſer brauſte häuslich im ſiedenden Keſſel; wir ſetzten uns zum Theetiſch vor den Kamin und ſuchten mit Leſen, Plaudern und ſonſt ſo gut wir konnten die Zeit erträglich hinzubringen.

Allmählich aber wurde es um uns lebendig, die Stummen aus dem Nebenzimmer traten herein; wir glaubten, die Flöte, welche einer von unſerer Geſellſchaft eben geblaſen hatte, habe ſie herbeigelockt, und fingen ſchon an unſern Muſiker als einen zweiten Orpheus zu ehren, der ſelbſt Steine in Bewegung ſetzen könne; da ſahen wir aber mit Erſtaunen, wie unſere Holländer, ohne ſich im mindeſten zu geniren, anfingen ihre Nachttoilette zu machen und ſich immer drei und drei in ein Bette zur Ruhe zu begeben.

Das war uns denn doch zu viel; anfangen konnten wir mit dieſen Leuten nichts, das wußten wir ſchon aus Erfahrung; uns blieb alſo nur ein weiſer Rückzug in das ſo eben von ihnen verlaſſene Zimmer, wo wir denn bald ihr melodiſches Schnarchen hörten, welches alle Flöten der Welt übertönt hätte. Endlich erfreute uns der anbrechende Tag und die Nachricht, daß angeſpannt ſey; froh ſtiegen wir in den Wagen, ſchlichen noch eine Stunde langſam weiter und erreichten endlich Deventer, wo wir uns von der Ermüdung jener abentheuerlichen Nacht erholten.

So waren wir denn, nach dieſer Probe von dem berühmten Phlegma der Nation, überzeugt unter Holländern zu ſeyn, wenn gleich nicht in dem fruchtbar angebauten Holland, welches wir, allen Beſchreibungen nach, gleich auf der erſten Meile über die Grenze hinaus, zu finden erwarteten. Dörfer und Städte ſahen wir freilich mit einem Kranze von blühenden Feldern und Gärten umgeben; ſo wie wir aber dieſe ihre nächſten Umgebungen im Rücken hatten, fingen die traurigen ſchwarzen Haiden wieder an, und nur ſelten unterbrach ein einzeln liegender Bauerhof, noch ſeltener ein Baum dieſe öde Einförmigkeit. Von Deventer bis Amersfoord ging es allmählich beſſer. Wir fuhren durch lange Reihen ſchöner Gärten und Gartenhäuſer; alles zeugte von bürgerlicher Wohlhabenheit ohne übertriebnen Luxus; alles glänzte in bunten luſtigen Farben, und höchſter Reinlichkeit. Wahrlich, Holland iſt das gelobte Land der Anſtreicher!

Ein hoher, hübſcher Thurm, von welchem mit jedem Stundenſchlage ein Glockenſpiel luſtig ertönt, ziert die ziemlich große und freundliche Stadt Amersfoord. Aehnliche Thürme mit Glockenſpielen findet man in allen holländiſchen Städten, und ſoviel ſich auch in muſikaliſcher Hinſicht gegen der letztern ewiges Geklimper einwenden läßt, dem Reiſenden kommen dieſe luſtigen Töne wie eine freundliche Begrüßung anmuthig entgegen.

Bis Nordhuis ſchlichen wir wieder langſam weiter durch Sand und Haide; nun aber kam endlich das Holland, wie wir es uns gedacht hatten. Von Naerden aus, der letzten Station vor Amſterdam, fanden wir, was wir ſchon lange herbeiſehnten, das fruchtbar bebaute Land, die fetten Wieſen, auf welchen ſchön gefleckte Kühe bis ans Knie im hohen Graſe wadeten, die prächtigen Kanäle, belebt durch Hunderte von Kähnen und von Pferden gezogenen Barken mit zierlichen Kajüten, Treckſchütten genannt, in welchen man hier zu Lande faſt alle Reiſen macht.

Auch für uns zu Lande Reiſende wurden die Wege nun vortrefflich. Bis jetzt hatten wir dieſe durchgängig ſchlecht gefunden, und doch nie mehr und höhere Wegegelder bezahlt. Außer den Chauſſeegeldern waren noch eine Menge Abgaben zu entrichten, ohne daß wir recht begreifen konnten, wofür. Fuhren wir in ein Stadtthor hinein, ſo bezahlten wir Paſſagegeld; wir hielten uns keine Minute in der Stadt auf; ſondern fuhren gleich wieder zum andern Thore hinaus; da capo Paſſagegeld, dann hieße es, mijn Heer gij betaalt Tol, und ſo immer fort. Zuletzt waren wir die Sache ſo gewohnt, daß wir ſchon von ſelbſt zu einander ſagten, mijn Heer gij betaalt, wenn wir jemand an der Landſtraße ſtehen ſahen, der uns ſcharf anſah, und irrten faſt nie. Alte Weiber und Kinder folgten uns bis in die Gaſthöfe und forderten Abgaben ein, ohne daß ſie ſagen konnten, wofür, und ohne irgend eine Autorität dafür aufweiſen zu können; aber der Wirth decidirte und wir betaalten. Dieſes und das ewige Betteln, beſonders der Kinder auf den Straßen, trägt eben nicht zur Annehmlichkeit des Reiſens in dieſem Lande bei, und mag dem der Sprache ganz Unkundigen oft ſehr läſtig und verdrießlich werden.

Amſterdam.

Mit Recht nennen es die Eingebornen das prächtige Amſterdam. Die breiten reinlichen Straßen, die mit Linden eingefaßten großen ſchiffreichen Kanäle, die ſchönen gemauerten Brücken, die Menge öffentlicher Gebäude und Kirchen, die vielen ſchönen Privathäuſer, alles dies zuſammen macht einen großen und imponirenden Eindruck auf jeden Fremden, wie vielleicht keine andere Stadt. Reichthum, Ordnungsliebe, weiſer Gemeingeiſt, der alle Einzelne zu einem großen Ganzen verbindet, leuchten überall hervor. Ueberall ſieht man deutlich, daß nicht die Macht eines Einzigen hier waltete und ſchaffte, ſondern die Betriebſamkeit, die weiſe Oekonomie eines ganzen, an Mäßigkeit und Arbeit gewöhnten Volkes.

Der prächtige Hafen, mit ſeinem Walde von Maſten, die einſt in allen Zonen der Welt als Bäume blühten und grünten, und jetzt hier in einer ungeheuren Verſammlung die Wimpel und Flaggen aller Nationen in den bunteſten Farben ſpielen laſſen, ſetzt auch ein an Hamburg und London gewöhntes Auge in Erſtaunen. Das Gewühl der fleißigen Menge in den Straßen gleicht dem in einem Bienenkorbe. Hier, wo alles in gewohnter Ordnung ſtill und fleißig neben einander hingeht und in der Arbeit Lohn und Vergnügen findet, muß ein Müßiggänger es gar nicht aushalten können. Entweder er bekehrt ſich zum Fleiße, oder er ſucht anderswo eine bequemere Exiſtenz: denn wenn ihn nicht die Scham vertreibt, ſo vertreibt ihn die Langeweile aus einem Orte, wo niemand Zeit hat ſich mit ihm abzugeben.

Zwar kennt man das Vergnügen in Amſterdam eben ſowohl, als in andern großen Städten, aber erſt nach gethaner Arbeit. Die ſogenannte Pflaſtertreterei, die Morgenviſiten und was dem anhängt, gedeihen hier nicht. Unſer Aufenthalt in Amſterdam war zu kurz, um alles zu ſehen, oder mit dem häuslichen und geſelligen Leben der Einwohner recht vertraut zu werden; aber durch gewiſſenhafte Anwendung jeder Stunde gelang es uns doch größtentheils, das Aeußere der Stadt und ihre Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Mannichfaltige Empfehlungen, frühere Verbindungen mit einigen der beſten Handelshäuſer und Bekanntſchaft mit der Landesſprache, verſchafften uns Gelegenheit auch mit ihren Einwohnern in freundliche Berührung zu treten; ſo ward der Mangel an Zeit erſetzt, und wir nahmen einen allgemeinen Begriff von der Lebensweiſe in dieſem Lande mit uns, der in mancher Hinſicht von dem abweicht, was man ſich gewöhnlich von Holländern denkt.

Jeden Morgen und auch manche freie Tagesſtunde wandten wir an, um Straßen und Gebäude kennen zu lernen. Da die Stadt ſehr groß iſt, hatten wir für die Zeit unſeres Aufenthalts in derſelben eine recht hübſche Kutſche und zwei gute Pferde, zu einem weit billigern Preiſe als in Paris oder Wien, gemiethet. Im Vergleich mit andern großen Städten konnten wir uns überhaupt nicht über Theurung in unſerem Gaſthofe, dem größten in der Stadt, beklagen.

In allen Straßen, durch welche wir kamen, fanden wir dieſelbe ſolide Pracht, dieſelbe Reinlichkeit, überall die ſchönen, mit Linden beſetzten Kanäle und die ſteinernen hübſchen Brücken. Die Ausdünſtung der Kanäle wird freilich bei warmen Tagen oder bei einfallendem Regenwetter ſehr beſchwerlich. Dieſe üble Luft und der Mangel an gutem Trinkwaſſer ſind für Amſterdams Einwohner eine große Unannehmlichkeit. Mit der Zeit gewöhnt man ſich wohl daran; aber dem eben Eintretenden fällt es ſehr auf, zwei Hauptelemente des Lebens in ihrer urſprünglichen Reinheit entbehren zu müſſen, und gewöhnlich wird man bei längerem Aufenthalte durch ein, oft ſehr langwieriges, kaltes Fieber erſt gleichſam nationaliſirt. Das ewige Scheuern, Waſchen und Anmalen in Holland, ſo wie die immer dampfenden Tabakspfeifen verdanken gewiß der feuchten böſen Luft ihr Daſeyn. Das Holzwerk muß faſt jährlich mit Oelfarben überzogen werden, wenn es nicht in kurzer Zeit, angegriffen von Näſſe und Salpeter, verfaulen ſoll. Alles Silber wird in einer einzigen Nacht wie vergoldet, alles Metall ſchwarz; Eiſen und Stahl in kurzer Zeit vom Roſt verzehrt, wenn nicht immer gerieben und geputzt wird, um der Zerſtörung Einhalt zu thun.

Der Rauchtabak, ſo ungern wir ihm das Wort reden, iſt für die Bewohner dieſer Moräſte eine rechte Wohlthat; auch gibt es wohl keinen Holländer, vom vornehmſten bis zum geringſten, der nicht rauchte. Die Weiber der untern Claſſe, beſonders die, welche um ihres Gewerbes willen viel im Freien ſeyn müſſen, die Fiſch-, Fleiſch- und Gemüſeverkäuferinnen, die Bäckerinnen, rauchen faſt alle. Zuerſt fällt es luſtig auf, Weiber, ſelbſt wohlgekleidete, mit langen Pfeifen gravitätiſch daſitzen zu ſehen. Wie man uns erzählte, verſagen ſich die ältern Frauen des Mittelſtandes, ja bisweilen auch die der höhern Stände nicht die Freude, ſo ein kleines Rauchopfer zu bringen; doch behandeln ſie dieſe Selbſtindulgenz als ein Geheimniß, von welchem der Fremde nichts erfahren muß. So wie der Tabak, iſt auch der Gebrauch des Branntweins, beſonders des Wachholderbranntweins, in dieſem Klima unentbehrlich; doch ſieht man wenig Betrunkene in den Straßen.

Nach dieſer gewiſſermaßen aus der Luft gegriffenen Epiſode kehrten wir zurück zu den Straßen von Amſterdam. Einige derſelben, die von ſehr breiten Kanälen durchſchnitten ſind, ſo wie die Heeren Gracht, gewähren einen wirklich imposanten Anblick. Zwar ſtehen die Häuſer faſt alle mit der Giebelſeite nach der Straße zu, aber ihre Höhe und oft verhältnißmäßige Breite, die großen blitzenden Fenſter von Spiegelglas, die marmornen Thürpfoſten, die reichen Portale, welche den Eingang ſchmücken, die zierlichen eiſernen Baluſtraden vor den Fenſtern des untern Stocks, alles gibt ihnen ein reiches, wenn gleich blos bürgerliches Anſehen.

In keiner Stadt außerhalb Italien iſt vielleicht die Anwendung des Marmors ſo allgemein, als hier. Kamine und Fußböden davon findet man in allen Häuſern; in den beſſern ſind die Lambrien längſt den Treppen, der Hausflur und in den Vorſälen, Thür- und Fenſtergeſimſe und Säulen von Marmor ganz in der Regel.

Das Gewühl in den Straßen von Amſterdam iſt groß, doch weniger drückend, drängend und treibend, als in andern großen Städten. Schon das ganze Weſen eines Holländers hat etwas Geſetztes, Bedächtiges, welches ſich mit keiner ungeſtümen Eile verträgt. Dazu kommt noch, daß nur die auf den Straßen zu finden ſind, welche wirklich dort etwas zu thun haben. Die Frauen lieben im Durchſchnitt die Häuslichkeit und gehen wenig aus; geſchäftige Müßiggänger gibt es gar nicht.

Aus dieſem Grunde ſieht man auch nicht viele Equipagen rollen; Hollands Lage begünſtigt dieſen Luxus nicht. Jedermann ſtrebt hier ohnehin mehr nach Solidität und Bequemlichkeit, als nach Glanz. Der reiche Kaufmann hat zwar ſeinen bequemen, mitunter ein wenig altmodiſchen Wagen, beſpannt mit einem Paare guter, wenn auch ſchwerfälliger Pferde, die ihn jeden Sonnabend treulich nach ſeinem Garten ziehen, während der Herr Sohn, wenn es hoch kommt, nebenher reitet, ſo gut er kann: aber Luxus wird mit allem dem nicht getrieben. Man fährt, weil es bequemer iſt als Gehen; mehr prätendirt niemand. Im Winter freilich, wenn die Kanäle gefroren ſind, fahren einige Liebhaber mit ungeheuer ſchnellen Pferden, ſogenannten Hartrabern, im

Schlitten gleichſam um die Wette. Sie wenden große Summen daran, um vorzügliche Läufer zu haben; doch auch dieſe Liebhaberei iſt im Sinken, und nur wenige halten ſie noch aufrecht, als eine von ihren Vätern herſtammende Sitte.

Laſt- und Fuhrmannswagen ſieht man in Amſterdam weniger als in andern Handelsſtädten, weil hier faſt aller Waarentransport zu Waſſer geſchieht. Alles dies befördert die Reinlichkeit der Straßen ſehr und gewährt, unerachtet des regen Lebens der großen Handelsſtadt, doch ein Gefühl von Ruhe und ſinnigem Streben zum vorgeſetzten Ziele. Ein gar poſſierliches Fahrzeug ſind die Schlitten oder Schleifen, auf welche ein alter abgelebter Kutſchenkaſten befeſtigt iſt. Gelaſſen und langſam laſſen ſich die bejahrten Myneheeren in einem ſolchen Vehikel durch die Straßen ſchleifen; ein einziges Pferd zieht ſie; bedächtig wandert der Fuhrmann nebenher, bald macht er dem Pferde mit ſeiner Peitſche ein wenig Muth, bald gießt er Waſſer unter die Kufen des Schlittens, um zu verhindern, daß ſie nicht von der Reibung auf dem Steinpflaſter in Brand gerathen. Oft glaubten wir, das ganze Fuhrwerk würde beim

Umbiegen um eine Ecke in den Kanal fallen; aber dergleichen Unglücksfälle kommen nicht vor. Die Amſterdamer lachen ſelbſt über dieſe Wagenſchlitten, dennoch halten ſie ſie in Ehren und behaupten: ſie wären ſehr bequem, beſonders um darin Abends vom Schmauſe heimzukehren.

Merkwürdige Gebäude und Kunſtſammlungen.

Vor allen Dingen mußten wir das berühmte amſterdamer Rathhaus ſehen. Jetzt hat es freilich ſeine Beſtimmung verändert und vieles darin iſt anders geworden, prächtiger, königlicher; indeſſen iſt uns die Erinnerung an ſeine ehemalige Geſtalt zu werth, als daß wir ihrer hier nicht mit wenigen Zeilen gedenken ſollten. Obgleich wir von Jugend auf viel davon gehört hatten, überraſchte es uns dennoch durch die impoſante Größe und Pracht. Abbildungen davon ſind überall zu ſehen und zu haben, deshalb wollen wir nur der

Säle und der darin aufgeſtellten Kunſtwerke gedenken, welche den größten Eindruck auf uns machten.

Zuerſt des ſehr hohen und großen Vorſaals Fußboden und Wände ſind ganz mit Marmor bekleidet. Zwei Galerien zieren ihn an zweien Seiten, geſchmückt mit Bildhauerarbeit von ſchönem weißen Marmor, zwar nicht im hohen italieniſchen Styl, aber mit niederländiſcher Wahrheit, treuem Fleiß und nicht ohne Anmuth gearbeitet. Die an den Pfeilern angebrachten Trophäen ſind vorzüglich ſchön. Zwei davon, eine aus den Attributen der Muſik, die andere aus denen der Fiſcherei zuſammengeſetzt, mußten wir als das Vollendetſte bewundern, was vielleicht in dieſer Art exiſtirt.

Nächſt dieſem ein ganz von de Witt gemaltes Zimmer. Die eine Wand bedeckt ein Gemälde von ungeheurer Größe. Es ſtellt Moſes vor, wie er dem iſraelitiſchen Volke Geſetze gibt, und enthält einundſiebenzig lebensgroße Figuren. Moſes ſteht auf einer Erhöhung im hellſten Lichte; Begeiſterung ſpricht aus ſeinen Zügen, die Stellung ſowohl, als die ganze Geſtalt ſind edel gedacht und ausgeführt; auch das Volk umher bildet einige ſehr ſchöne Gruppen. Basreliefs, täuſchend grau in grau gemalt von demſelben Meiſter, ſind über den Thüren angebracht. Ueber der Arbeit an dem auf Marmor gemalten Plafond, welche er auf dem Rücken liegend ausführen mußte, iſt er leider blind geworden.

Im obern Stock ſahen wir in einem kleinen Vorzimmer vier um einen Tiſch ſitzende amſterdamer Bürgermeiſter, gemalt von Rembrandt, gewiß eines der ſchönſten Gemälde dieſes großen Meiſters. Der an dieſes Vorzimmer ſtoßende große Saal enthielt einen unbeſchreiblichen Schatz der vorzüglichſten Werke aus der niederländiſchen Schule; lauter große Bilder in Lebensgröße; viele Portraits von Männern, deren Verdienſte um den Staat ihnen hier die Ehrenſtelle erwarb, welche ihr Andenken verewigt. Wir freuten uns der kräftigen, treuen Geſichter und ihres Ausdrucks faſt ſo ſehr, als der Kunſt, die hier wahres athmendes Leben herzauberte. Die Krone von allen iſt ein ſehr großes Gemälde von van der Helſt, welches alles übertrifft, was wir je in dieſer Art ſahen. Es ſtellt ein Friedensfeſt vor. Der ſpaniſche Geſandte ſitzt ganz vorn, an einer reich bedeckten Tafel, Hand in Hand mit dem Bürgermeiſter von Amſterdam, beide ſchöne kräftige Männer mit allem Ausdruck und allem Charakteriſtiſchen ihrer ſo ſehr verſchiedenen Nationen dargeſtellt. Etwas weiter zurück ſteht ein ſehr ſchöner Mann in ſchwarzen Sammt gekleidet, der eine große blaue Fahne trägt; ein anderer in ſchwarzem Atlas, gießt ihm hellrothen, perlenden Champagner ins ſchön geformte Trinkglas; noch ein anderer iſt beſchäftigt, eine Paſtete aufzuſchneiden; ringsum ſtehen viele Nebenperſonen, Vaſen, Gläſer mit Wein, Prachtgefäße aller Art, ein unendlicher Reichthum: alles wahr, alles treu und ſchön bis in's kleinſte Detail, mit ächtem Künſtlerſinn geordnet. Höher läßt ſich die Täuſchung nicht treiben, als auf dieſem wunderbar heiteren Gemälde. Eine vom hellſten Mondlicht beleuchtete Darſtellung einer Nachtwache, von Rembrandt, machte uns großes Vergnügen, wegen ihres aus der Natur aufgegriffenen Lebens. Die Hand des Anführers und die Flinte eines hinter ihm ſtehenden Soldaten treten wahrlich aus dem Bilde hervor.

In ſeiner Art eben ſo merkwürdig, als das Stadthaus, iſt die amſterdamer Börſe; wir konnten nur durch die ſie verſchließende eiſerne Gitterthür hineinſehen. Der Fußboden war plötzlich eingeſunken und die Kaufleute mußten ſich deshalb eine Zeit lang an einem andern Platze verſammeln. Ein Ereigniß, welches eine trübe beſorgliche Ahnung in den Gemüthern der Amſterdamer erregte, obgleich es in dieſem moraſtigen Lande übrigens nichts Wunderbares an ſich hat.

Ein recht hübſches, groſes, modernes Gebäude, welches den wunderlichen Namen Felix meritis führt, wurde uns von aller Welt geprieſen; man ruhte nicht eher, bis wir es geſehen hatten, und ein wenig Eitelkeit mochte dabei mit im Spiele ſeyn. Mehrere Privatperſonen erbauten es vor einigen Jahren durch Subſcription, und weihten es den ſchönen Künſten und dem höhern geſelligen Verein.

Es enthält einen artigen Concertſaal, in welchem wir ein recht gutes Oelgemälde von einem hieſigen Künſtler mit Vergnügen ſahen. Es ſtellt das erſte Concert vor, welches in dieſem Saale gegeben ward, und erhält dadurch für den Amſterdamer ein eignes Intereſſe, daß alle Köpfe darauf Portraite ſind. Ein ähnliches Gemälde fanden wir in dem zweckmäßig zum Zeichnen eingerichteten Saale, auf welchem man faſt alle Köpfe der jetzt hier lebenden Künſtler und Kunſtfreunde ſprechend ähnlich abgebildet ſieht.

In einem Zimmer ſahen wir einen ſchönen phyſikaliſchen Apparat aufgeſtellt; alles dies wird zum Unterricht für junge talentvolle Leute auf's zweckmäßigſte benutzt. Das aſtronomiſche Obſervatorium war noch im Werden; aber von dem platten Dache deſſelben genoſſen wir einer höchſt intereſſanten Ausſicht. Zu unſern Füßen lag die große prächtige Stadt. Dem Auge faſt unabſehbar, dehnt ſie ſich von der einen Seite weit über die Ebene hin, während von der andern der ungeheuere Wald von Maſten ſich erhebt, mit allen ſeinen buntfarbigen Wimpeln und Flaggen. Ein eignes unnennbares Gefühl ergriff uns, wie wir ſo in das in dieſer Höhe faſt lautloſe Gewühl der fleißigen Menge herabſahen, und das endliche Ziel all dieſes Strebens vor unſere Seele trat.

Wir beſuchten auch die Schule für Kinder, die zum Dienſt der Marine beſtimmt ſind. Die

Freunde, welche uns hinführten, waren nicht ganz zufrieden damit; man ſagt: ſie koſte viel und ſchaffe wenig Nutzen. Uns ſchien es, als wäre eine zweckmäßigere Bildung für den einmal erwählten Stand unmöglich. Erzöge man alle junge Leute zu dem ihnen beſtimmten Fache auf ähnliche Weiſe, ſo würde wahrſcheinlich jeder unendlich mehr in ſeiner Stelle leiſten können, als jetzt geſchieht. Ob aber dadurch die ganz unvermeidliche Einſeitigkeit, die natürliche Folge einer ſolchen Erziehung, aufgewogen würde, ob Aeltern und Vormünder ſchon in der frühen Jugend beſtimmen können, was für ihre Kinder das Rechte ſey? iſt freilich eine Frage, die wir bejahend zu beantworten uns nicht getrauen.

Für den Seemann aber, der körperlich abgehärtet und an ſein unſtetes Element einmal gewöhnt, ohnehin faſt nie ſeine Laufbahn verändert und dem häuslichen Leben beinahe ganz entſagen muß, iſt dieſe frühe Bekanntſchaft mit Allem, was ſeine Lebensweiſe Hartes und Beſchwerliches mit ſich führt, augenſcheinlich von groſſem Nutzen. Man muß durchaus ſchon in der erſten Jugend dazu vorbereitet werden, um auf Maſten klettern zu können und weder Wind, Wetter, noch Todesgefahr zu ſcheuen; früh muß man ſich, will man es einſt beherrſchen, mit dem Elemente bekannt machen, welches auf jeden Neuling eine alle Seelen- und Körperkräfte vernichtende Gewalt ausübt.

In dieſer Anſtalt werden verwaiſte Knaben, größtentheils aus guten Familien, erzogen; die, welche Vermögen haben, bezahlen eine Penſion, die andern nicht; alle aber werden ganz gleich, ohne allen Unterſchied gepflegt und gehalten. Dieſe Knaben ſind reinlich, aber höchſt einfach, als Matroſen in lange Schifferhoſen von geſtreifter Leinwand und kurze Jäckchen gekleidet. Sie ſchlafen, wie auf einem Schiffe, in Hangematten, die ſie, wie es dort gebräuchlich iſt, jeden Morgen zuſammenrollen, und eſſen aus großen hölzernen Schalen Erbſen, Stockfiſch, Pökelfleiſch und lauter Schiffskoſt; ihr Brod iſt Schiffszwieback. Dabei ſehen ſie friſch und geſund aus, ſind luſtig und froh. Auf dem Hofe liegt, freilich auf trocknem Lande, eine ziemlich große Fregatte, an welcher ſie alle Handgriffe lernen; doch werden ſie auch auf der See und in allen Wiſſenſchaften geübt, die ein guter Seemann braucht. Daß dabei ſtreng auf Subordination und Ordnung gehalten wird, verſteht ſich ohnehin.

Ein munterer vierzehnjähriger Knabe, mit einem ſehr klugen und dabei offenen Geſicht, führte uns überall herum. Er ſprach fertig Franzöſiſch und war ſchon drei Jahre in Paris in Penſion geweſen; das Geld, welches wir ihm für ſeine Mühe geben wollten, ſchlug er ſehr höflich und beſcheiden aus, indem er ſagte: es wäre hier nicht erlaubt, etwas zu nehmen.

In einem obern Zimmer, in welchem ſich die Vorſteher und Lehrer dieſer Anſtalt verſammeln, ſahen wir ein ſehr ſchönes Gemälde, welches gerade in dieſem Hauſe einen beſonders rührenden Eindruck auf uns machte. Es ſtellt den Admiral van der Zaan vor,*) wie er, im Begriffe ſich einzuſchiffen, von ſeiner ſchönen blonden Frau Abſchied nimmt. Tiefer, aber gehaltner Schmerz ſpricht aus ihren jugendlichen Zügen; er faßt ihre Hand und zeigt mit der Rechten auf den gefährlichen Weg, den er nun betreten ſoll; man ſieht in der Ferne den Hafen und das ſegelfertige Admiralſchiff. Sein männlich ſchönes Geſicht zeigt den Kampf des Helden mit dem Menſchen, es wird ihm ſchwer, der ſanftern Regung nicht zu unterliegen; aber er beſiegt ſie mit feſtem Muthe, während die Frau ſeinem hohen Beiſpiele zu folgen ſtrebt. In einem Schranke bewahrt man einen ſpaniſchen Orden und zwei ſchwere goldne Ketten mit Schaumünzen daran, die Belohnungen ſeiner Tapferkeit und das Ende von allem dieſen, die Kugel, die ſein Heldenherz tödtlich traf.

---

*) So wenigſtens klang uns der von holländiſchen Lippen mit holländiſchem Accent ausgeſprochene Name, welches immer für Fremde ſehr ſchwer zu verſtehen iſt.

Amſterdam beſitzt keine eigentliche Bildergalerie; aber in vielen reichen Privathäuſern findet man anſehnliche und höchſt ſehenswerthe Kabinette, welche dem Fremden mit großer Gefälligkeit gezeigt werden. Monate würden nicht ausreichen, um alle gehörig zu ſehen; wir begnügten uns, ein Paar der vorzüglichſten derſelben zu beſuchen, deren Eigenthümern wir ohnehin bekannt waren, die des Herrn de Smett und des Herrn de Winter. Zwar beſtehen ſie faſt durchaus nur aus Kunſtwerken der niederländiſchen Schule, aber wer ſollte dieſe auch nicht gern hier, auf dem Boden ſehen, auf welchem ſie entſtanden?

Vorliebe für die eigene vaterländiſche Kunſt herrſcht hier allgemein. Man bekümmert ſich eigentlich um die übrigen Schulen wenig; doch jeder, deſſen Bildung ihn über die unterſte Klaſſe des Pöbels erhebt, kennt die großen Meiſter ſeines Volks wenigſtens dem Namen nach, und verweilt mit ſichtbarer Freude und Theilnahme vor ihren Werken, wo ſich ihm die Gelegenheit dazu darbietet. Dieſe Kunſtliebe hängt genau mit der dem Holländer ganz eignen Vaterlandsliebe zuſammen. Wie ſollte eine Nation auch das Land nicht lieben, welches ſie ſich ſelbſt ſchuf, indem ſie es mühſam den Wellen abkämpfte? Die Künſtler ſtellen gewöhnlich große Momente der vaterländiſchen Geſchichte dar, oder Portraite berühmter Männer, deren Namen und Verdienſte um ihr Volk von allen Lippen tönen; oder ſie bildeten treulich die ſie umgebende Natur und das innere häusliche Leben nach, wie man beides noch täglich ſieht. Natürlich muß dies alles Menſchen lebhafter intereſſiren, welche kälter und phlegmatiſcher ſcheinen, als ſie es ſind; und dieſe Wärme, mit der ſie ſich darüber ausdrücken, mit der ſie den Beifall des Fremden gleichſam herausfordern, iſt eine um ſo angenehmere Erſcheinung, je unerwarteter ſie kommt.

Herrn de Smett's Sammlung war in einer Reihe von Zimmern ſehr elegant aufgeſtellt. Er ſelbſt führte uns herum. Unter mehrern ſahen wir bei ihm ein wunderſchönes Gemälde von Rembrandt, es ſtellte Mann und Frau an einem Tiſche ſitzend dar; allerliebſte kleine Gemälde von Miris, ſchöne Thierſtücke von Potter, ein Paar Waſſerfälle von Ruisdal, auch Einiges von unſerm Albrecht Dürer. Am auffallendſten wegen ihrer großen Wahrheit waren uns ein Paar perſpectiviſche Darſtellungen von Pèter de Hoog, einem Meiſter, deſſen Arbeiten ſelbſt in Holland nicht häufig zu finden ſind. Eine ſtellt das Aeußere, die andere das Innere eines Hauſes mit offnen Thüren und Fenſtern vor; man ſieht genau durch verſchiedene Gemächer, was im Innern des häuslichen Lebens vorgeht, ja man ſieht ſich ſo hinein, daß man am Ende faſt fürchtet, die Leute würden gleich kommen und dem unberufenen Beobachter Thür und Fenſter vor der Naſe zuſchließen.

Das Kabinet des Herrn de Winter iſt noch größer, als das des Herrn de Smett und nicht weniger merkwürdig, nur aus Mangel an Platz nicht ſo gut aufgeſtellt. Auch hier ſahen wir einige ſolcher perſpectiviſchen Gemälde von Peter de Hoog, und bewunderten auf's neue ihre große Wahrheit und höchſt vollendete Ausführung. In Deutſchland ſcheint dieſer Künſtler wenig gekannt zu ſeyn.

Bei einem Freunde machten wir auch die Bekanntſchaft des Herrn Verſteck, Beſitzers einer ſehr großen und merkwürdigen Sammlung von Handzeichnungen. Mit vieler Gefälligkeit, und auf eine für uns ſehr belehrende Weiſe, zeigte er uns mehrere Abende nach einander in einzelnen ſehr reichen Mappen einen Theil ſeines Schatzes; mehr erlaubte unſere beſchränkte Zeit uns nicht zu ſehen.

Einer Ausſtellung müſſen wir noch gedenken, die uns großes Vergnügen gewährte, des Blumenmarkts, der alle Montage gehalten wird. Was nur blühet und duftet im Reiche der Natur, wird jede Woche einmal in langen zierlichen Reihen, zu beiden Seiten einer Straße aufgeſtellt: Blumen, Sträuche, kleine Bäumchen, einheimiſch und fremd, zur rechten Jahreszeit blühend, durch Kunſt getrieben, in Töpfen wachſend oder ſchon abgeſchnitten zu Blumenſträußern. Der Anblick iſt wirklich einzig in ſeiner Art. Dabei fehlt es ſo wenig an Käufern als an Verkäufern: denn die Blumenliebhaberei iſt hier zu Hauſe. Die ſchönſten und ſeltenſten Pflanzen verkauft man jedoch in großen, am Blumenmarkt gelegenen Kellern. Wir ſtiegen in einen derſelben hinab und ſtaunten faſt eben ſo ſehr über den Handelsmann, als über die große Pracht und Menge der Blumen, die hier zum Verkaufe ſtanden. Ein häßlicher ſchmuziger Jude war der Eigner dieſer Schätze; es ſah poſſierlich aus, wie er mit ſeinem langen ſpitzigen Barte und orientaliſchen Geſichte ſich zwiſchen dieſen ſchönſten, zarteſten Kindern des Frühlings, behend hin und her drehte, und ſie mit der ſeiner Nation eigenthümlichen Beredſamkeit uns anprieß. Der Bock als Gärtner mußte jedem dabei einfallen. Man ſagte uns, der Blumenhandel ſey, wie faſt aller Kleinhandel, größtentheils in den Händen der Juden. Die Kinder Abrahams miſchen ſich auch hier in alles und ſind faſt überall zu finden.

Den Anblick eines andern Magazins, wie man es vielleicht außer Holland nicht wieder in Europa trifft, gewährte uns der Beſitzer eines ſogenannten japaniſchen Ladens, in der Nähe unſers Gaſthofs. Da er uns oft vor ſeinem Hauſe vorbeigehen ſah, lud er uns höflich ein, einmal herein zu treten, um ſeine Curioſitäten zu ſehen, und verſicherte, es wäre ihm gleich, wenn wir auch nichts kauften. An einem Nachmittage erfüllten wir ſeinen Wunſch. Myn Heer hatte ſich auf unſern Beſuch eingerichtet und förmlich Toilette gemacht: er trug einen langen, ziemlich engen Schlafrock von hellblauem indiſchen Zeuge, mit einem bunten Gürtel über den Hüften zuſammengehalten und einen großen Hut mit ſpitzigem Kopf und niedergeſchlagenen Krämpen auf ſeinem mit einer runden, braun wollenen Perücke gezierten Haupte, welchen er auch im Zimmer nicht ablegte. So angethan, ſah er einer ſeiner großen chineſiſchen Pagoden nicht unähnlich.

In einem geräumigen Zimmer fanden wir ſeine

Schätze zierlich aufgeſtellt, die geſchmackloſeſten, unbrauchbarſten und wunderlichſten Seltenheiten, die man nur ſehen kann. Wahre Curioſitäten. Aecht chineſiſche Pagoden, groß und klein, mit dicken Bäuchen, langen Ohren, in allen nur möglichen Unformen, nickten uns entgegen, ſteckten die Zungen aus dem Munde und verdrehten die Augen zu unſerm Willkommen. Einige der koſtbarſten ſaßen in Glasſchränken, in Lebensgröße, mit wirklichen chineſiſchen Kleidungsſtücken herausgeputzt. Dies waren keine Caricaturen, ſondern Figuren, wie ſie wahrſcheinlich die gute Geſellſchaft in Peking oder Kanton aufweiſt. Nächſt dieſem zeigte er uns eine Menge in Holz und Elfenbein zierlich gearbeiteter chineſiſcher Kunſtſtücke, fremde ſonderbare Zeuche und Stickereien, eine Menge des alten japaniſchen Porzellans, womit in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts großer Luxus getrieben wurde, und welches noch in Holland hochgehalten wird; koſtbare chineſiſche lackirte Meubeln und Käſtchen, ſchwarz mit Gold, fremde Federn, ausgeſtopfte Vögel, kurz, ſo viel Buntes durch einander, daß uns Hören und Sehen dabei verging. Am Ende wurden wir noch mit ächtem chineſiſchen Kaiſerthee, aus ganz kleinen ächten japaniſchen Täßchen regalirt, kauften uns ein kleines Täfelchen ſchwarzer chineſiſcher Tuſche für zwei Ducaten, gingen fort und zerbrachen uns die Köpfe, was er doch wohl mit ſeinem Magazin anfangen möge: denn es ſchien uns unmöglich, daß irgend jemand viel von dieſen Herrlichkeiten brauchen oder kaufen könne. Obendrein war der Preis von allen ganz ungeheuer hoch.

Das holländiſche große Theater war eben im Haag, wo es einige Sommermonate hindurch ſpielt. Wir mußten uns jetzt damit begnügen, zwei kleine franzöſiſche Theater zu beſuchen; eines davon war noch unter der Mittelmäßigkeit, das andere erhielt ſich mühſam auf dieſer goldnen Stufe. Dennoch wurden beide fleißig beſucht.

Die franzöſiſche Sprache iſt in Amſterdam ſehr beliebt, und die vorzugsweiſe ſogenannte gute Geſellſchaft hat die Nationalſprache faſt ganz aus ihrer Mitte verdrängt. Freilich können wir auch den Wohlklang derſelben nicht rühmen; uns, die wir Plattdeutſch verſtehen, ſchien ſie durch unvermeidlich gewordene Vergleichungen und Ideenaſſociationen mehr komiſch als widerwärtig. Sie hat etwas Treuherziges wie das Plattdeutſche; und wenn die Damen recht ſchnell unter ſich ſprachen, klang es nicht übler, als das Engliſche. Die Einheimiſchen lieben ihre Sprache, erzürnen ſich, wenn man darüber lacht, und rühmen deren großen Reichthum. Fremden wird es ſchwer zu verſtehen, wenn Einheimiſche ſchnell ſprechen; die rechte Ausſprache hat große Schwierigkeiten und kann faſt nicht erlernt werden.

Allmählich fingen wir an, mit dem holländiſchen Leben und Seyn bekannter zu werden. Man thut dem Volke, wenigſtens dem amſterdamer, Unrecht, wenn man es für gröber hält als anderswo; uns erſchien es höflicher, als in mancher niederſächſiſchen Stadt. Daß dieſe Leute faſt nie den Hut abnehmen, auch im Zimmer nicht, und ihre Pfeife nicht leicht jemand zu Ehren ausgeben laſſen, kann ihnen nicht als Mangel an Höflichkeit ausgelegt werden. Es iſt einmal eingeführte Landesſitte, ſie wiſſen's nicht anders; und wenn der Fremde in ihrem Zimmer den Hut abnimmt, ſo denken ſie, er thue es, weil es ihm ſo bequemer iſt, und behalten den ihrigen ungeſtört auf dem Kopfe.

Kaltes Phlegma, ruhiges Unbekümmertſeyn um alles, was ſie nicht nahe berührt, kann man ihnen ſo wenig abſprechen, als eine Sparſamkeit, die mitunter wohl ein wenig an Knauſerei grenzt. In ihrem Betragen haben ſie allgemein etwas Ruhiges, Freundliches und Gutmüthiges, ſie ſind auch nicht ungefällig, nur muß es kein Geld koſten; ein wenig Mühe achten ſie nicht leicht. Man ſagt den Holländern der niedern Stände mancherlei nach, was wir nicht beſtätigt fanden. Kein einziger hat uns je, wenn wir nach der Stunde fragten, oder um Zurechtweiſung in den Straßen baten, Geld für den guten Rath abgefordert, wie man doch allgemein von ihnen erzählt; im Gegentheil mancher wohlbeleibte Myn Heer latſchte freundlich im Schlafrock und auf Pantoffeln eine ziemliche Strecke mit uns, um an der Ecke der Straße mit ſeiner Tabakspfeife das Haus zu zeigen, welches wir ſuchten, und ſtand dann gelaſſen ſtill und ſah uns nach, ob wir auch die rechte

Thüre träfen, ohne mehr als einen freundlichen Dank dafür zu erwarten.

Von der Frugalität dieſes fleißigen Volks kann man ſich auswärts kaum einen Begriff machen, ſo viel man auch davon erzählt. Selbſt in vielen reichen Kaufmannshäuſern kommt gewöhnlich nur Sonntags ein großer Braten auf den Tiſch, welcher die Woche über in mancherlei Geſtalten wieder erſcheint. Das Volk iſt zufrieden, wenn es nur an dünnem Kaffeewaſſer, Tabak und Wacholderbranntwein keinen Mangel leidet, und die beiden letzten Artikel macht, wie wir oben bemerkten, das Klima nothwendig.

Der Geiſt des Aufbewahrens iſt der eigentliche Nationalgeiſt der Holländer. Sie haben zum Beiſpiel ungeheure Vorräthe der ſchönſten feinſten Wäſche, aber ſie verwahren ſie ſorgfältig in großen Kiſten für ihre Kinder, die ſie wiederum ihren Kindern nachlaſſen, während ſie ſich mit weit ſchlechterer für den lebenslänglichen Gebrauch begnügen. Und auch in dieſem Gebrauche ſind ſie von einer Sparſamkeit, die wir nicht näher bezeichnen mögen; genug, die geprieſene Reinlichkeit dieſes Volks erſtreckt ſich nur auf die Wohnungen;

für ſich ſelbſt ökonomiſiren die guten Holländer ſogar mit dem Waſſer, das freilich auch nicht immer umſonſt zu haben iſt. Eben ſo ſparſam ſind ſie mit der in ihrem Lande doch gar nicht koſtbaren Feuerung, die größtentheils aus Torf beſteht. Die Kamine ſind oft ſo enge, daß gar kein ordentliches Feuer darin gemacht werden kann. Die Frauen ſitzen faſt den ganzen Tag mit den Füßen auf den Feuerſtübchen, um nur nicht ganz zu erfrieren.

In ihrer Kleidung ſehen die Holländer beſonders auf Dauerhaftigkeit, und achten keine erſte Auslage, wenn es nur Dinge von bleibendem Werthe betrifft. Die Form gilt ihnen gleich; maſſive Knöpfe, Ketten und Spangen von Gold und Silber, nicht ſelten auch Edelſteine, findet man faſt bei allen, freilich höchſt altmodiſch gearbeitet und von vielen Generationen auf einander vererbt.

Sie wohnen in engen, elenden Kämmerchen, bedienen ſich der ſchlechteſten Meubeln; aber ſie haben ein Prunkgemach, in welchem alles glänzt und blinkt. Dieſes Staatszimmer iſt der Stolz der Hausfrau, obgleich ſie vielleicht in mehrern Jahren es nicht benutzt, und nur von Zeit zu Zeit hineintritt, um den Staub abzuwiſchen. So iſt's in der niedern Klaſſe des Volks. Bei den höhern Ständen findet man freilich dieſelben Grundzüge wieder, nur unendlich modificirt. Was dort oft wie ſchmutzige Kargheit erſcheint, wird hier zur weiſen Sparſamkeit, Häuslichkeit, und zum ſtillen ruhigen Familienleben.

Im Allgemeinen darf niemand die Holländer geizig ſchelten, der nur einen Blick auf die vielen milden Anſtalten wirft, die ihr Daſeyn blos der wohlthätigen Freigebigkeit der Nation verdanken. Sobald von einem ſolchen Zwecke die Rede iſt, gibt jeder gern. Daß ſie einen höhern Werth auf Geld und Eigenthum legen, als ſie vielleicht ſollten, iſt nicht zu leugnen; aber kann dies dem Volke verargt werden, welches alles, was es beſitzt, mit Arbeit erwarb; ſogar die Erdſcholle, auf der es lebt, einem mächtigen Element mit ungeheurer Anſtrengung abgewann, gegen das es noch immer anſtreben muß mit Dämmen und Gräben, damit die alte Fluth nicht einſt wieder gewaltſam ihr ehemaliges Eigenthum verſchlinge? Bei aller übrigen Oekonomie hat indeſſen keine Nation mehr, wie dieſe, ſogenannte Liebhabereien, welche oft mit großen Koſten befriedigt werden. Nirgends gibt es mehr Sammler von Seltenheiten aller Art. Sammlungen von Gemälden, Kupferſtichen, Handzeichnungen, Münzen, Conchylien und naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, ſind die Liebhabereien der Reichen, während die übrigen ſich mit Siegelabgüſſen, Tabakspfeifen, japaniſchem Porzellan und allerlei Spielkram begnügen. Jeder hat doch in ſeinem Hauſe etwas, woran er ſich nach des Tages Mühe erfreut und worauf er großen Werth legt, ſey der Gegenſtand auch dem Auge des Unbefangenen noch ſo unbedeutend. Die Gartenliebhaberei iſt die allgemein herrſchendſte und man wendet viel Geld darauf. Wer es nur möglich machen kann, beſitzt bald näher, bald entfernt von der Stadt einen Garten, in welchem er vom Sonnabend bis Montag mit den Seinen lebt.

Dieſe Landhäuſer ſind oft ſehr prächtig, wohl meublirt, die Gärten daran groß, die Treibhäuſer ſchön. Die holländiſchen Gärtner beſitzen eine eigne Geſchicklichkeit, der Natur ihre ſchönſten Gaben in einem ungünſtigen Klima gleichſam abzuzwingen. Alle edlere Früchte gedeihen unter ihren pflegenden Händen, als wären ſie in ihrem

Vaterlande. Sonne, Luft und Licht werden bei Anlegung der Treibhäuſer ſo benutzt, daß dadurch viel an Feuerung erſpart wird, und die Früchte nur um ſo beſſer gedeihen. Pfirſchen, Melonen, Trauben, denen wenig zur völligen Reife fehlte, ſahen wir im Treibhauſe eines reichen Kaufmanns ſchon in der Mitte des Mai, und wie man uns verſicherte, ohne alles Feuer zu dieſer Vollkommenheit gebracht. Nur um Ananas zu treiben, welche wir ebenfalls hier ſchön und groß fanden, wendet man Feuer an. Die holländiſchen Gemüſe und Blumen ſind zu berühmt, als daß wir verſuchen ſollten ſie hier noch anzupreiſen.

Die Gartenanlagen ſchwanken zwiſchen dem ſogenannten engliſchen und dem alt-franzöſiſchen Geſchmack; doch iſt zu fürchten, daß die neumodiſchen, dichten, dieſem ganz flachen Lande ſo wenig angemeſſenen Bosquete, in welchen man ſich auf einem beſchränkten Raum, in ſchmalen, ängſtlich gewundenen Gängen faſt bis zum Schwindel herum drehen muß, bald auch eben ſo gut aus Holland die in einem größern Styl gedachten Anlagen mit ihren prächtigen Alleen und Blumenparterren verdrängen werden, als es ſchon aus Deutſchland geſchehen iſt.

Das eigentlich geſellige Leben iſt in Amſterdam ſehr verſchieden. Mittagsmahlzeiten ſind weniger gebräuchlich als Soupers; ausgenommen Sonntags in den Gärten, weil jeder den Tag in der Woche zur Arbeit anwendet. Es gibt hier Häuſer, in welchen man ganz auf großem Fuß lebt, um halb zehn Uhr Abends ſich zum Spiel verſammelt und gegen Mitternacht erſt zur Tafel geht; dies ſind aber größtentheils fremde Familien, die eine Ausnahme von der Regel machen. Die eigentlichen Amſterdamer leben häuslicher; ihr Umgang ſchränkt ſich auf Verwandte und wenige Hausfreunde ein. Die Zirkel werden dadurch kleiner; ein freundlicher, herzlicher, wenn auch etwas altmodiſcher Ton, erinnert an das Leben in den vormaligen Reichsſtädten, wie es vor etwa zwanzig Jahren noch war.

Wunderlich ſieht es aus, wenn man zuerſt in ein Beſuchzimmer tritt und vor jedem der im weiten Kreiſe zum Empfang der Damen rangirten Fauteuils ein Feuerſtübchen ſtehen ſieht; auch im Sommer, wo ſie dann freilich kein Feuer enthalten, ſondern nur zur Bequemlichkeit dienen, um die Füße darauf zu ſtellen. Die Holländerinnen ſind ſo ſehr an deren Gebrauch gewöhnt, daß ſie ſich durchaus nicht ohne ſie behelfen können; auch iſt's die erſte Höflichkeit, die man einer zum Beſuch kommenden Dame erzeigt, daß man ihr ein Feuerſtübchen präſentirt. Im Winter werden ſie freilich unentbehrlich: denn die Geſellſchaftszimmer ſind größtentheils geräumig und hoch, Oefen nicht gewöhnlich, und das Klima wenig oder gar nicht wärmer, als im mittlern Deutſchland. Obendrein herrſcht der unfreundliche Gebrauch, daß in Geſellſchaft nur die Herren ſich dem Kaminfeuer nähern und den Damen kaum den Anblick deſſelben erlauben. Dieſe müſſen nun freilich zu den Feuerſtübchen ihre Zuflucht nehmen, um nicht zu erfrieren; aber an Grazie gewinnen ſie durchaus nicht bei der Stellung, die dabei unvermeidlich iſt. Es iſt ſchwer, nicht zu lachen, wenn man beim Eintritt in den Salon ein Dutzend geputzter Damen in dieſer brütenden Poſition ſitzen ſieht.

Das Spiel iſt in den holländiſchen Geſellſchaften ſo gewöhnlich, wie in Deutſchland; der

Tiſch anſtändig, aber ſelten verſchwenderiſch beſetzt; die Kochkunſt nähert ſich der franzöſiſchen, iſt aber weit einfacher. In einem Fache derſelben übertreffen die holländiſchen Köchinnen alle Köche der Welt, nämlich in der Zubereitung der Fiſche; ſie beſitzen darin eine Kunſtfertigkeit, die ſich von Ausländern weder erlernen, noch beſchreiben läßt. Auch wiſſen ſich die guten Hausfrauen viel damit, beſonders gegen fremde Damen Es erſcheinen immer mehrere Auflagen dieſes beliebten Nationalgerichts nach einander auf der Tafel, nur wenig auf einmal, damit die Fiſche warm bleiben und nicht zu lange im Waſſer zerweichen. Zum Nachtiſch ſervirt man gewöhnlich neben den Deſſertweinen auch Liqueur, welchen ſelbſt die Damen nicht verſchmähen. Wir haben ſchon bemerkt, daß das Klima dieſe erwärmenden Getränke eben ſo nothwendig macht, wie die Feuerſtübchen. Aus demſelben Grunde trägt man auch in Zucker eingemachten Ingwer auf, der den nicht daran Gewöhnten heiß wie die Hölle vorkommt; die Holländerinnen lieben ihn ſehr, und verderben ſich damit völlig ihre ohnehin ſelten geſunden Zähne.

In freundſchaftlichen Geſellſchaften ohne großes Ceremoniel, welche hier die gewöhnlichſten ſind, wird jedem Herrn beim Deſſert eine große thönerne Tabakspfeife gebracht, und ſelbſt Knaben von funfzehn Jahren dampfen tapfer mit. Die Damen ſind daran gewöhnt; man ſagt, daß die ältern von ihnen bisweilen dies Vergnügen mit den Männern theilen; doch haben wir es nie geſehen, vielleicht weil ſie ſich vor dem Spotte der Fremden fürchten. Die Quispeldorjes prangen dann neben den Früchten und den Confituren mit auf dem Tiſche. Nur daß man weiß, wozu ſie dienen, macht ihren Anblick widerlich; übrigens ſind dieſe Spucknäpfchen ganz zierlich von Porzellan, oder Beinglas, mit einem ziemlich engen, hohen Halſe, ſo gemacht, daß man weiter nichts ſieht, als ihre, einer altmodiſchen Streuzuckerbüchſe nicht unähnliche Form.

Bruck.

Wir konnten Amſterdams Umgebungen nicht verlaſſen, ohne dieſes wegen ſeiner hochgetriebenen Reinlichkeit berühmte Dorf beſucht zu haben. Im Hafen ſchifften wir uns auf einer der vielen Treckſchuyten ein, welche von dort aus jede Viertelſtunde abgehn und das Reiſen in dieſem waſſerreichen Lande bequem, ſicher und unbeſchreiblich wohlfeil machen. Das Fahren zu Lande kann ſich aller dieſer Vorzüge nicht rühmen; wie theuer es iſt, haben wir ſchon erwähnt. Dazu ſind die Holländer keine ſonderlichen Pferdebändiger, und langſam geht's zu Waſſer wie zu Lande; dafür gibt's keine Hülfe, man muß ſich mit holländiſcher Geduld waffnen. Eile mit Weile, iſt hier das allgemeine Symbolum.

Auf ſolch einem mit Verdeck verſehenen langen Boote hingegen ſitzt man wie in einer Wiege, kein Staub beſchwert den Reiſenden; dieſer kümmert ſich nicht um Wind und Wetter, ſondern lieſt, ſchreibt, arbeitet, wie in ſeinem Zimmer. Iſt der Wind gut, ſo werden die Segel aufgeſpannt; iſt er es nicht, ſo ziehen Pferde das Boot. Davon auch der Name Treckſchuyt. Das Verdeck iſt in zwei Zimmer eingetheilt, in ein größeres, und in ein kleineres ganz hinten befindlich, welches man bei größern Reiſen oder Spazierfahrten für ſich allein miethen kann. Diesmal war unſere Reiſe ſehr kurz; wir fuhren nur quer über den Hafen, mitten durch das Gewimmel von Schiffen und Böten. Dort fanden wir gleich in einem Wirthshauſe einen erträglichen Wagen, der uns in einer guten halben Stunde auf einem ſehr niedrigen, zwiſchen Kanälen und Wieſen hinlaufenden Wege ans Ziel unſerer Reiſe brachte.

Nie ſahen wir einen ſeltſamern Ort als Bruck, und es gibt auch wohl keinen zweiten der Art in der Welt. Die Einwohner deſſelben ſind lauter reiche Capitaliſten, die hier, wie Einſiedler, in der völligſten Abgeſchiedenheit von der Welt, ihre Zinſen verzehren, einzig und allein beſchäftigt, alles um ſich her zu ſcheuern und zu putzen, und mit den Fliegen Krieg zu führen. Sie haben ſelbſt unter einander wenig Umgang, jeder lebt für ſich, ſelten läßt ſich jemand auf der Straße blicken.

So wie ein Fremder im Orte erſcheint, ziehen ſich die Einheimiſchen wie Schnecken in ihre Häuſer zurück, riegeln die Thüre zu und ſchielen nur verſtohlen durch die Spalte der ſchneeweißen Gardinen, welche ihre ſpiegelhellen Fenſter von oben bis unten dicht verhängen. Nur Fremden vom höchſten Range erlauben ſie, und das ſehr ungern, den Eintritt in ihre Häuſer, weil ſie es nicht ändern können. Vor einiger Zeit beſuchte eine ſehr vornehme Dame verſchiedene Häuſer, um die Wohnungen dieſer ſeltſamen Menſchen in der Nähe zu ſehen. Aengſtlich ſchlich eine Magd ihr auf jedem Tritte nach, um gleich mit einem feuchten Tuche die Stelle abzuwiſchen, die ſie mit ihren zierlichen ſeidnen Schuhen betreten, ſobald ſie den Fuß weiter ſetzte, damit ja kein fremdes Stäubchen in der Wohnung zurückbleibe.

Das Dorf zieht ſich in einem Halbzirkel um ein Baſſin, welches zwei ſich hier vereinigende Kanäle bilden. Die Straßen ſind ſo ſchmal, daß kein Wagen hindurchfahren kann; das Reiten iſt durch hin und wieder angebrachte Barrieren ebenfalls verwehrt. Keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf darf durch die Straßen gehen, alle Thiere werden hinten herum in ihre Ställe geführt; ja wenn es möglich wäre, würde man auch den Vögeln verbieten über die Straßen weg zu fliegen. Das Pflaſter beſteht aus ſchmalen, rothen und bläulichen glaſurten Ziegelſteinen, man nennt ſie Klinker. Dieſe ſind in allerhand Muſter gelegt, ſo daß es ausſieht, als wären die Straßen mit türkiſchen Teppichen belegt. Kein Schmuz wird darauf geduldet, alles iſt wie der Fußboden im eleganteſten Salon; die zwiſchen dem Pflaſter aufſprießenden Gräschen rauft man ſorgfältig aus.

Die Häuſer ſind nicht groß, aber zierlich, geſchmacklos und bunt, als kämen ſie aus einem nürnberger Spielzeugladen. Vor jedem Hauſe liegt ein Gärtchen, dadurch ſtehen ſie weit genug aus einander, um das gehörige Licht zu erhalten, ohne daß die Straßen breiter wären, als es für zwei oder drei neben einander hingehende Perſonen nöthig iſt. Jedes Haus hat zwei Thüren, eine im Hintergebäude für den täglichen Ein- und Ausgang, die andere an der Hauptfront des

Hauſes; letztere wird nur bei den drei Hauptepochen des Lebens mit großer Feierlichkeit geöffnet, nämlich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbniſſen. Dann ſetzt man auch die Treppe hin, die zu dieſen einige Fuß über der Erde erhobenen Eingängen hinaufführt; ſo wie aber das Feſt vorüber iſt, wird ſie gleich wieder weggenommen, damit ja kein unberufener Fuß die heilige Schwelle berühre. Dieſe Vorderthüre, der Stolz ihres Eigners, der höchſte Schmuck des Hauſes, iſt ſtattlich vergoldet, bunt angemalt und mit allerlei krauſem Schnitzwerk auf das überladenſte geſchmückt. Ueber derſelben prangt eine Art Hautrelief, aus Spielpuppen ähnlichen, vergoldeten und angemalten Figürchen zuſammengeſetzt; gewöhnlich iſt darunter irgend eine ſinnreiche Anſpielung auf den Beſitzer des Hauſes, ſeinen Namen oder ſein Berufsgeſchäft verborgen. So erinnern wir uns noch mit Vergnügen eines kleinen Notars in pontificalibus, der eine goldene Feder ſchnitzte, ſo lang als er ſelbſt, während er eine ähnliche hinterm Ohr ſtecken hatte.

Die Gärten vor den Häuſern ſind eben ſo wunderlich anzuſchauen; alles iſt darin zu finden, nur keine Natur. Da ſieht man Bäume, die gar nicht mehr wie Bäume ausſehen, ſo verſchnitzt ſind ihre Kronen, die Stämme werden zur größern Zierlichkeit mit weißer Oelfarbe angemalt. Da ſtehen alle mögliche und unmögliche Thiere der bekannten und unbekannten Welt aus Buchsbaum geſchnitten, neben Säulen, Pyramiden und Ehrenpforten von Taxus. In der Mitte des Gärtchens erhebt ſich noch eine ganz auserleſene Verzierung, etwa ein bunt gemalter, auf einem Faſſe ſitzender Holländer, oder ein Türke, der ſein Pfeifchen raucht, oder ein ungeheurer Blumenkorb, aus welchem ein kleiner, ganz weiß angemalter Gärtner mit vergoldeten Extremitäten ſchalkhaft hervorblickt. Den Boden bedecken unzählige krauſe Schnörkel von Buchsbaum, nett gezogen, als wären ſie mit der Feder geriſſen. Ausgefüllt mit bunten Glaskorallen, Muſcheln, Steinen und Scherben in allen möglichen Farben, nach der ſchönſten ſteifſten Symmetrie, gleichen dieſe Gartenparterres koloſſalen, geſchmackloſen Stickereien.

Das Waiſenhaus war das einzige, in welches man uns den Eintritt nicht wehren konnte. Obgleich uns auch hier die große Reinlichkeit nicht weniger pedantiſch erſchien, als im übrigen Ganzen, ſo erfreute ſie uns doch, weil wir daran dachten, welchen guten Einfluß ſie auf die Geſundheit der oft ſo vernachläſſigten armen Kinder haben muß. Ueberall in den Stuben und auf den Gängen lagen Fußſteige von Leinwand, die man nicht überſchreiten darf, und ſogar auf den Schwellen fanden wir ſchneeweiße Tücher ausgebreitet, auf welche man gleichſam den Probetritt machen muß. Wer auf ſolch einem Tuch eine Spur ſeines Trittes nachließe, dürfte wohl ſchwerlich weiter zu gehen Erlaubniß erhalten.

Daß die ächt-holländiſche Tracht ſich unter dieſen Leuten in ihrer urſprünglichen Reinheit erhält, verſteht ſich von ſelbſt. Bemerkenswerth erſchien uns der Kopfputz der Frauen. Sie trugen die gewöhnlichen kleinen holländiſchen Mützen mit goldnen oder ſilbernen Spangen, die vermittelſt einer Springfeder ſo feſt an den Kopf und die Backen ſchließen, daß ſie wie angenagelt ausſehen. Vor dieſen Spangen aber, rund um die Stirne kräuſeln ſich die Haare in tauſend kleine platte, einander ganz gleiche Ringelchen; jedes

Ringelchen beſteht aus etwa ſechs Haaren, ängſtlich abgezählt und iſt ſo feſt, als wäre es von Eiſendraht. Sie leimen die Haare mit Zuckerwaſſer ſo zuſammen, und damit ſind ſie dann wenigſtens auf eine ganze Woche mit dieſem Hauptſtück ihrer Toilette fertig.

Harlem.

Der Weg von Amſterdam nach Harlem beträgt ungefähr zwei Meilen. In ſchnurgerader, ſelten durch eine kleine Biegung unterbrochener Richtung läuft er immer neben breiten Kanälen hin. Troß der ſchönen Wieſen, auf welchen prächtige Kühe im hohen Graſe weiden, und der vielen großen und kleinen Landhäuſer mit ihren Gärten, an welchen wir vorbeifuhren, fanden wir die kleine Reiſe doch ein wenig langweilig. Eine ermüdende Gleichförmigkeit iſt der Charakter dieſes Landes, an welche man ſich ſchwerlich gewöhnt.

Harlem iſt eine beträchtliche Stadt, mittlerer Größe, nach holländiſcher Art hübſch gebaut, und unbeſchreiblich ſauber und reinlich. Sogar in Holland zeichnet ſie ſich in dieſer Hinſicht aus, ohne jedoch in die lächerlich-pedantiſche Weiſe von Bruck zu verfallen.

Ehe wir die Stadt erreichten, erblickten wir das Harlemer Meer, ein dem Auge unabſehbarer See; hier ſtanden vor einigen hundert Jahren mehrere Dörfer, umgeben mit Wieſen und Gärten, bewohnt von glücklichen Menſchen. Alles ging unter, denn das Meer durchbrach zürnend die Dämme, die es einengten, und die Unglücklichen, die gewagt hatten es zu verdrängen, verſanken mit ihren Wohnungen in den ſchäumenden Wogen. Spurlos ſind ſie verſchwunden von der Erde, ſilbern und ruhig ſpielen jetzt über dem weiten ungeheuern Grabe die blauen Wellen im Sonnenſchein. Kein Holländer ſollte dieſen See ohne Schaudern erblicken: denn wer kann es verbürgen, daß nicht, was einſt geſchah, wieder geſchehe? Aber achtlos und ruhig wandeln ſie am Geſtade des grauſenvollen Sees. Die Zeit iſt noch mächtiger als die Elemente, ſie vernichtet alles, ſie beſiegt alles, Furcht und Hoffnung und jeden Schmerz wie jede Freude.

Dicht hinter der Stadt breitet ſich das harlemer Holz aus; ein ſchönerer Luſtwald läßt ſich auf ganz ebenem Boden nicht denken: er iſt von beträchtlicher Größe, durchkreuzt von hohen Alleen, in welchen unzählige Nachtigallen ſangen. Nie ſahen wir herrlichere Bäume als hier. Schöne Landhäuſer, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Holze zerſtreut; einige derſelben ſind ausgezeichnet elegant und prächtig, ſo wie die dazu gehörigen, im engliſchen Geſchmack angelegten großen Gärten. Vor allen zeichnet ſich das mit fürſtlicher Pracht erbaute Landhaus des berühmten Banquiers Hope aus. Man ſagt, das Innere deſſelben entſpreche nicht ganz dem Aeußern. Vielleicht iſt das jetzt anders. Die Façade des ſehr weitläufigen Gebäudes, verziert mit vielen Marmor-Statuen, macht einen großen Effect.

Wir beſahen die Harte Camp, einen Landſitz, der eben zum Verkauf ſtand; er heißt die Harte Camp, weil in einem dazu gehörigen Thier-Garten viele Hirſche, ſeltene Gäſte in dieſem Lande, gehegt werden. Das Haus zeichnet ſich weniger aus, als der ſchöne große engliſche Garten, in welchem wir beſonders eine Menge immergrüner Bäume und Sträuche von ſeltener Schönheit und Größe bewunderten.

Harlem iſt berühmt durch den Blumenhandel, der hier ſo ſehr im Großen betrieben wird, als nirgends weiter. Ganz Europa wird von hier aus mit Blumenzwiebeln und Samen verſorgt. Der Anblick eines ſolchen zur Blumencultur eingerichteten Feldes (denn man kann dieſe Gärten kaum mehr Gärten nennen, ſo groß ſind ſie) iſt höchſt reizend zur Zeit der Blüthe. Wir beſuchten einige derſelben, deren Eigner ſehr angeſehene Leute ſind. Lange ehe wir den Garten erreichten, athmeten wir ſchon den entzückenden Duft von tauſend Blumen. Wir trauten unſern Augen nicht, als wir die faſt unabſehbaren Felder erblickten, auf welchen die ſchönſten, größten Hyacinthen, Tazetten, Jonquillen in den herrlichſten wechſelndſten Farben, wie ein Kornfeld im lauen Winde, hin und her wogten. Die Tulpen waren ſchon verblüht; ihr buntes Reich muß einen Anblick von orientaliſcher Pracht gewähren. Aurikeln aber funkelten gleichſam wie dunkle Sterne von

Rubinen und Saphiren auf tauſend Beeten. Nelken und Roſen ſtanden in eben ſolcher Fülle da und erwarteten nur den günſtigen Augenblick, um auch ihre Pracht zu entfalten.

Wie glücklich iſt ſolch ein harlemer Blumiſt! dachten wir im Herzen. Wie wir aber den Eigner dieſer Anlage von dem, was uns ſo entzückte, wie von jedem andern Waaren-Artikel ſprechen hörten, wurde unſre Illuſion ſehr geſtört und wir eilten weiter.

Haag.

Der Weg von Harlem nach dem Haag, zum Theil durch ſchöne Alleen führend, würde höchſt angenehm durch ſeine Umgebungen ſeyn, wäre er ſelbſt nur weniger ſandig; eine Unannehmlichkeit, welche der ewige, alle Geduld vernichtende Schneckenſchritt der Pferde um ein großes vermehrt. Von allen Seiten erblickten wir ſchöne Landhäuſer, umgeben von reizenden Gärten im höchſten Blüthenſchmuck des Frühlings.

Auf der Hälfte des Weges ſahen wir in einer kleinen Entfernung zur linken Seite die alte berühmte Stadt Leyden liegen, damals noch in ihrer urſprünglichen Pracht, geziert mit ſchönen Thürmen, denn das zerſtörende furchtbare Unglück war noch nicht über ſie hereingebrochen. Gern hätten wir einige Zeit in ihr verweilt und geſehn, was ihre Mauern Merkwürdiges enthalten, aber die immer drohender werdenden Kriegsgerüchte trieben uns vorwärts.

Näher gegen den Haag wird das Land merklich höher, die Gegend gewinnt an mannichfaltigem Reize. Kurz vor der Stadt erreichten wir das haager Gehölz; es übertrifft noch das von Harlem an Schönheit und Größe. Auch hier empfing uns der Geſang von tauſend Nachtigallen, liebliche Spaziergänge, herrliche Alleen öffneten ſich unſern Blicken von allen Seiten durch den frühlingsgrünen Wald hin. Ganz nah' am Haag erinnerte uns die Gegend ſehr lebhaft an den Weg von Braunſchweig nach Wolfenbüttel.

Im Haag fanden wir die ganze Stadt voll Leben und Luſt. Es war der letzte Tag der Kirmeß. Alles luſtige Getümmel eines großen Jahrmarkts wogte unter den Fenſtern des Gaſthofes, wo wir abſtiegen. Seiltänzer, Bereiter, Marionnetten, aufgeputzte Buden voll Spielſachen für große und kleine Kinder entzückten aller Herzen, die Myne Heeren ſchienen hier ganz ihre gewohnte Gravität vergeſſen zu haben und waren luſtig wie andre Leute.

Man nannte ſonſt den Haag ein Dorf, man hatte Unrecht; es wäre ein Dorf von Paläſten. Der Ort iſt ſehr groß, ein liebliches Gemiſch von Stadt und Land, überall ſchöne Privathäuſer und prächtige, Paläſten ähnliche Gebäude, dazwiſchen reizende Gärten, Promenaden und Alleen, alles im gewohnten Glanze holländiſcher Sauberkeit und Ordnung.

Wir beſuchten hier zum erſten Male das holländiſche Theater. Man gab eine Ueberſetzung der Femme jalouse, eines ſehr larmoyanten Stücks; Madame Snuck, ein großer Liebling des Publikums, ſpielte die Hauptrolle wohl mit etwas zuviel Pathos, ganz im hohen franzöſiſch-tragiſchen

Styl, ſo auch die übrigen Schauſpieler. Das ganze Schauſpiel ſcheint uns nach franzöſiſchen Muſtern gebildet. Die Sprache klingt freilich in den hohen pathetiſchen Redensarten ein wenig poſſierlich, und wir lachten ein paar Mal, zum großen Aerger unſerer gerührten Nachbarn.

Das Nachſpiel war eine kleine, ebenfalls aus dem Franzöſiſchen überſetzte Operette, die kindliche Liebe, und auch, ſo viel möglich, auf franzöſiſche Weiſe dargeſtellt. Hier nahm ſich die Naivetät der holländiſchen Sprache ſchon paſſender aus, ſelbſt beim Singen ging es beſſer damit, als wir erwartet hätten.

Wir beſuchten den ehemaligen Palaſt des Statthalters, welchen jetzt die Regierung einnahm. Einer der Deputirten von Amſterdam hatte die Güte, uns ſelbſt herumzuführen. Der Saal, in welchem die Deputirten ſich verſammelten, macht einen impoſanten Eindruck. Die hochgewölbte Kuppel ſowohl als die Wände ſind mit Malerei und Vergoldung reich, wenn auch in ziemlich veraltetem Geſchmacke, verziert. Das durch dieſe Decoration hervorgebrachte Helldunkel ſchickte ſich gar wohl zu der ernſten Beſtimmung dieſes Locals. Der für das geſetzgebende Corps beſtimmte Saal war weit heiterer, ganz weiß decorirt; oben herum lief eine Gallerie für das Publikum; im Saal ſelbſt ſtanden außer den Schranken Stühle für die Deputirten geſetzt, welche dieſen öffentlichen Sitzungen beiwohnen wollen.

Außer verſchiedenen andern Zimmern und Sälen ſahen wir noch in dreien oder vieren derſelben eine wohlgeordnete Bibliothek zum Gebrauch der Deputirten aufgeſtellt, und den Saal, in welchem ein allgemeiner Friede geſchloſſen ward. Er iſt groß, reich, aber im ältern Geſchmack mit Bildhauerarbeiten, Malereien und Vergoldungen über und über verziert, hochgewölbt, mit einem ſehr ſchön gemalten Plafond. Er hat das Eigne, daß man in keiner Ecke deſſelben ſo leiſe ſprechen kann, daß es nicht in der ſchräg entgegengeſetzten Ecke deutlich zu vernehmen wäre. Auch ließ man uns als eine Merkwürdigkeit den Fußboden dieſes Saals bewundern: denn ſo lang er auch iſt, ſind dennoch alle Dielen darin aus einem einzigen Stücke. Ungeheure Bäume, der Stolz uralter Wälder, mußten unter der mörderiſchen Axt gefallen ſeyn, um dieſe Breter zu liefern.

Wir fuhren einen ſehr angenehmen Weg durchs Holz, nach dem Buſch, ſonſt das Luſtſchloß des Statthalters. Ganz geſunken von ſeiner ehemaligen Beſtimmung fanden wir den Garten, und ſelbſt einen Theil des Schloſſes in den Händen eines Reſtaurateurs zu einem öffentlichen Vergnügungsorte eingerichtet. Uns zog die Gemäldeſammlung hin, welche dort in ſieben Zimmern aufbewahrt und Fremden gezeigt wird. Leider aber konnten wir nur wenig Zeit darauf verwenden.

Die beiden erſten Zimmer intereſſirten uns vorzüglich. Sie enthielten lauter merkwürdige, gut gemalte Portraits, ſogar von den beſten Meiſtern. Alle ſtellten Bildniſſe von Männern vor, die ſich in der vaterländiſchen Geſchichte einen ewigen Namen erwarben. Größtentheils gutmüthige, treuherzige Geſichter, klug ohne Argliſt; mitten unter ihnen der Kopf des Herzogs Alba, blaß, mager, kalt, furchtbar in Blick und Ausdruck. Sehr lebhaft umſchwebte uns bei dieſem Anblicke das Bild jener Zeiten, wie unſer unſterblicher Schiller ſie ſchilderte, und Goethe „auf den Bretern, die Welt bedeuten," ſie uns vor Augen ſtellt. Ein Schauder erregendes Nachtſtück hing hier; es ſtellt die Ermordung der Brüder de Witt vor. Von einer einzigen Fackel glühend beleuchtet, gewährt dieſes Gemälde einen furchtbaren Anblick, auch wird es gewöhnlich mit einem grauſeidenen Vorhange bedeckt, denn dieſe Darſtellung der Gräuel-Scene iſt zu empörend, um ſie lange vor Augen zu haben.

Ein Saal iſt täuſchend grau in grau von de Witt gemalt, beinahe kann man ſich nur durchs Gefühl überzeugen, daß der Pinſel und nicht der Meißel hier zauberte. Viele vorzügliche Gemälde der beſten niederländiſchen Meiſter füllen die übrigen Zimmer, Werke von van Dyk, Rubens, Wuwermann, Tenniers, Oſtade, Hondeköter und andern mehr. Sehr freundlich iſt das Bild Carls des Zweiten von England, mit ſeiner Schweſter Hand in Hand, noch als Kinder, von van Dyk gemalt. Die liebliche himmelreine Unſchuld der Kindheit kontraſtirt mit der ſchweren prächtigen Kleidung der Königskinder; es iſt ein reizendes Bild, von welchem wir nicht wegkommen konnten.

Gräßlich dagegen iſt der bethlehemitiſche Kindermord von Rubens. Wie konnte je die ſchöne ruhige Kunſt den entſetzlichen Gegenſtand ſich wählen! Und dennoch hat auch ſelbſt Raphael einen gemalt! Wie iſt es möglich, bei ſo einer Darſtellung mit Liebe zu verweilen? und das muß der Künſtler doch! Hier nun vollends die heulenden Mütter, die Schlächterknechte von Soldaten, die entſtellten ſchreienden Schlachtopfer, alles Gräßliche, alles Blutige, wie es nur die aufgeregteſte Phantaſie erdenken kann, recht anſchaulich in Lebensgröße abgebildet. Es war zu grauſend, um davor zu verweilen. Unendlich lieber erſchien uns das freundliche Bild eines in Pelz gehüllten alten Mannes von Holbein, und Mann und Frau, recht treue Natur und nicht unedel, von Tenniers dargeſtellt. Man zeigte uns auch einige Gemälde der italieniſchen Schule; aber auf dieſem Boden muß man dergleichen nicht ſuchen. Keines derſelben ſchien uns bedeutenden Werthes, obgleich ſie mit großen Namen prunkten.

Manches hoch und heilig gehaltene Alterthum wird hier noch ſorgfältig aufbewahrt mit der treuen Vaterlandsliebe, die den Holländer auszeichnet: zum Beiſpiel, das Schwert des Admirals de Ruyter, deſſen Andenken noch immer wie das eines Halbgottes von ſeiner Nation verehrt wird, und eine vergoldete Kanone, mit Verzierungen von getriebener Arbeit aus Silber, welche er in der Barbarei erbeutete.

Den größten, wenn auch nicht angenehmſten Eindruck machte auf uns ein ſogenannter Tanzſaal; wie man aber darin jemals tanzen möchte, blieb uns unbegreiflich. Die Decke deſſelben erhebt ſich zu einer ſpitzig zulaufenden Kuppel von beträchtlicher Höhe. In dieſer Kuppel ſind die Fenſter angebracht, welche den Saal von oben erleuchten, doch wird man ſie von unten kaum gewahr. Dieſe Kuppel, die Seitenwände, der Raum zwiſchen den Fenſtern, die Thüren ſogar, welche man, zugeſchloſſen, von innen nicht unterſcheidet, alles iſt mit Malereien bedeckt, die ein einziges ungeheures, den ganzen Raum erfüllendes Gemälde ausmachen. Lebensgroße, ſogar koloſſale Figuren ſchlingen ſich unter und übereinander, im ſeltſamen Gewühle durch einander gewirrt. Weiber, Greiſe, Kinder, Pferde, Todtengerippe, Könige, Krieger, heidniſche Gottheiten, chriſtliche Heiligenbilder, Engel und Teufel wanken wie im Fiedertraum vor dem geblendeten Auge. Unmöglich iſt's, Anfang oder Ende zu finden, kein leerer Fleck, wo man ruhen könnte, kein Ausweg aus dieſem ſeltſamen Saale iſt ſichtbar. Die Geſtalten erdrücken den Anſchauer; es iſt eine Unruhe darin, eine düſtere Beklommenheit; umſonſt martert man ſich ab, den Sinn des Ganzen zu errathen, eine Art von Ordnung hineinzubringen; je mehr man's anſieht, je ärger ſchwimmt alles durch einander, je ſchwindelnder ergreift uns ein Grauſen. Einen Tag einſam in dieſem Saale zu verleben, wäre für jeden, den die Natur mit einer lebhaften Phantaſie beſchenkte, eine unerträgliche Strafe. Wenn nun die Strahlen der Sonne einzelne Theile dieſer ungeheuren Gebilde beleben, oder die Dämmerung gegen Abend das ohnehin Verworrne noch mehr verwirrt, hier wo keine Thüre ſichtbar iſt, wo aus allen Ecken Todtenſchädel grinſen, wilde, groſze, weiſze Pferde ſich bäumen, fürchterliche Geſichter neben ſchönen Weiber-Köpfen herüber und hinüber blicken, könnte Einen eine Art Wahnſinn ergreifen, daß man am Ende nicht mehr die Wahrheit von dem Scheine zu ſondern wüßte. Die Urheberin dieſes Wirrwarrs, irgend eine alte Prinzeſſin aus dem Hauſe Oranien, guckt ganz oben aus der Spitze der Kuppel hinunter, mit einem Todtenkopfe im Arme. Jordan und ſeine Schüler haben dieſen Saal gemalt; eine Allegorie liegt dem Ganzen zum Grunde: wer aber könnte und möchte dieſe dechiffriren?

Auf dem Rückwege vom Buſch beſuchten wir die ſehr ſehenswerthen großen Treibhäuſer des Herrn Becker, eines reichen Tabakshändlers aus Rotterdam, dann eilten wir, gegen unſern Willen, Haag zu verlaſſen. Der Weg von dort nach Rotterdam beträgt nur wenige Stunden und gleicht einer Luſtfahrt. Wir fuhren faſt immer zwiſchen Gärten und Landhäuſern, über deren Größe und Pracht wir oft erſtaunten. Dicht neben Delft kamen wir vorbei, einer großen Stadt, die wir aber auch, aus Mangel an Zeit, nur im Vorüberfahren erblickten, und ehe wir's glaubten, waren wir in Rotterdam.

Rotterdam.

Dieſe Stadt, nach Amſterdam die beträchtlichſte in Holland, bietet eine ſehr freundliche Außenſeite dar. Auch ihre Einwohner zu loben haben wir alle Urſache. Während der wenigen Tage unſers Aufenthalts unter ihnen wurden wir in verſchiedenen Häuſern gaſtlich aufgenommen. Gutmüthiges, freundliches Weſen, vereint mit feiner geſelliger Bildung, fanden wir überall unter den höhern Ständen. Das eigentliche Volk erſchien uns hier eben ſo wie in Amſterdam. Die Sprache der feinen Welt iſt in Rotterdam durchgängig die franzöſiſche; dies erleichtert dem Fremden den Umgang gar ſehr. Der Ton der Geſellſchaft hat ziemlich viel Aehnliches mit dem der Hamburger, nur darin weichen ſie von einander ab, daß man in Rotterdam im Durchſchnitt ſehr niedrig ſpielt; geſpielt aber wird ſo viel in der einen dieſer Städte, als in der andern.

Rotterdam iſt groß, die Häuſer ſtehen zwar alle mit der Giebelſeite nach den Straßen, dennoch iſt es im Ganzen wohl gebaut, obgleich wir uns keines beſonders merkwürdigen Gebäudes erinnern. Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Ordnung blikken auch hier überall hervor. Die Stadt hat den großen Vorzug vor Amſterdam, daß Luft und Waſſer hier weit beſſer ſind als dort. Friſches fließendes Waſſer ſtrömt in den ſehr breiten Kanälen, die, beſetzt mit ſchönen Linden, große Schiffe aus den entfernteſten Gegenden der Welt bis dicht vor die Thüren ihrer Eigenthümer oder Ablader tragen. Vor allen angenehm ſchien uns eine Straße, de Boomjes genannt. Eigentlich iſt es nur eine Reihe Häuſer, an einer breiten, mit zweien Reihen hoher ſchöner Bäume eingefaßten Straße, welche an der andern Seite die vorüberſtrömende Maas begrenzt. Dieſe iſt hier tief und breit genug, um die größten Schiffe zu tragen. Dem rotterdamer Kaufmann macht es keine geringe Freude, wenn er ſo aus den Fenſtern ſeines Wohnzimmers ſeine reich beladenen Schiffe aus den entfernteſten Weltgegenden anlangen ſieht. Ueber das Waſſer hinaus am entgegengeſetzten Ufer erblickt man üppige Wieſen mit ſchönen darauf weidenden Kühen; Landhäuſer, Gärten, Alleen, allen Reiz einer hübſchen holländiſchen Gegend. Ueberhaupt gehören die Umgebungen von Rotterdam zu den angenehmſten des Landes.

Die Reinlichkeit wird in Rotterdam wo möglich noch höher getrieben, als in Amſterdam, obgleich hier nicht, wie dort, die böſen Ausdünſtungen der Kanäle das ewige Waſchen und Scheuern nothwendig machen. In unſerem nicht ſonderlichen Gaſthofe, au Maréchal de Turenne, der aber der beſte in der Stadt ſeyn ſoll, erwachten wir einſtmals tief in der Nacht von einem gewaltigen Lärmen. Es war als wenn heftige Wolkenbrüche vom Himmel ſtrömten; wir hörten das Waſſer an die Fenſter praſſelnd anſchlagen, als drohete es ſie einzuwerfen. Erſchrocken ſprangen wir auf, der ganze Gaſthof war erleuchtet, viele Stimmen murmelten dumpf durch einander; unſer nächſter Gedanke war, es ſey plötzlich Feuer ausgebrochen; dieſes beſtätigte ſich, da wir im Hofe Leute mit großen Handfeuerſpritzen um gewaltige Waſſerkübel verſammelt ſahen. Endlich erfuhren wir, man ſpüle nur mit dieſen Feuerſpritzen den Staub von dem Hauſe und den Fenſtern ab; eine Operation, die alle Sonnabende Nachts durch die ganze Stadt vorgenommen wird. Dies war gerade ein Sonnabend. Halb lachend, halb ärgerlich ſuchten wir wieder einzuſchlafen und nahmen uns vor, dem Wirthe zu erklären, daß es doch wohlgethan wäre, den dieſer Sitte unkundigen Fremden vorher damit bekannt zu machen: denn der erſte Schreck war nicht gering geweſen.

Rotterdams Bewohner zeichnen ſich durch einen Hang zur ſtillen religiöſen Schwärmerei aus; wenigſtens gedeihen hier viel Brüdergemeinen der ſogenannten Stillen im Lande und machen noch täglich Proſelyten, ſelbſt unter den höhern gebildeten Ständen. Im Hauſe eines ſehr reichen angeſehenen Kaufmanns, wo wir in einer zahlreichen Geſellſchaft zu Mittage aßen, bemerkten wir ein junges Frauenzimmer, welches wir bei frühern Beſuchen nie dort geſehen hatten. Sie war höchſt einfach gekleidet, ohne allen Schmuck und Putz, mit einem kleinen eng anliegenden Häubchen, einem großen, ganz einfachen Halstuche, mehr vermummt als bedeckt; auch der Schnitt des Kleides war ganz altmodiſch, wie ihn die eleganten Rotterdamerinnen ſeit vielen Jahren nicht mehr tragen. Wir hielten ſie zuerſt für eine Haushälterin, doch widerſprach dieſem die ausgezeichnete Achtung, mit der ihr von allen begegnet ward. Mit Erſtaunen vernahmen wir, ſie wäre die älteſte Tochter des Hauſes, die Schweſter der jungen Mädchen, die geputzt nach der neueſten franzöſiſchen Mode neben ihr lachten und ſchäkerten.

Sie war die fröhlichſte, die eleganteſte von allen geweſen, hatte Muſik, Tanz und jedes geſellige Vergnügen geliebt und mitgemacht, bis ſie eines Tages aus der Predigt eines wegen ſeiner Frömmigkeit berühmten Predigers ganz veränderten Sinnes nach Hauſe kam. Von der Minute an legte ſie ihre modiſche Kleidung ab, kleidete ſich wie jetzt, entſagte allen Vergnügungen, zu denen Jugend, Stand, Vermögen und eine angenehme Geſtalt ſie berechtigten; erſchien nur ſelten und nur zur Mittagstafel im geſelligen Kreiſe, welcher ſich in ihrer Aeltern Hauſe oft verſammelte; lebte ſtill vor ſich hin und kannte keine Ergötzlichkeit, als fromme Uebungen und die Betſtunden der Gemeine, zu welcher ſie ſich jetzt zählte. Sie ward uns durch dieſe Erzählung zu merkwürdig als daß wir ſie nicht genauer hätten beobachten ſollen: ihr ganzes Weſen ſchien ruhig und heiter, ſtille Ergebung, keine Spur von Trauer war auf ihrem Geſichte zu finden, aber auch keine Freude. Alle Vorſtellungen ihrer Verwandten hatten nicht vermocht, ſie nur auf einen Augenblick wankend zu machen. Man verſicherte uns, ſie ſey bei weitem nicht die einzige, die auf dieſe Weiſe dem fröhlichen geſelligen Leben entzogen wurde; Rotterdam hätte noch viele Beiſpiele ähnlicher ſchnellen Sinnes- und Lebensänderungen aufzuweiſen; gerade die fröhlichſten und ſchönſten Mädchen würden gewöhnlich zuerſt von dieſem frommen Schwindel ergriffen und nichts vermöge ſie davon abzubringen.

Ehe wir von Rotterdam ſcheiden, müſſen wir noch eines recht hübſchen Liebhaberconcerts gedenken, welchem wir in einem artigen, durch Subſcription dazu erbauten, ſehr ſchön erleuchteten Saale beiwohnten. Faſt alle Inſtrumente waren durch Liebhaber beſetzt, von welchen einige ſich durch Vortrag und Fertigkeit bedeutend auszeichneten; beſonders gefielen uns einige Sänger und

Sängerinnen, wie man ſie wohl ſelten unter Dilettanten findet. Ein großer eleganter Zirkel von Zuhörern war dort verſammelt, und ſowohl die ſtille Theilnahme der paſſiven, als die Kunſtfertigkeit der thätigen Mitglieder der Geſellſchaft dienten uns zum Beweiſe, daß dieſe erheiternde Kunſt hier mit wahrer Liebe getrieben wird.

Fortſetzung der Reiſe bis Calais.

Die Reiſe von Rotterdam bis Bergenopzoom, welche wir, begünſtigt vom vortheilhafteſten Winde, in einem Tage zurücklegten, iſt mehr eine Waſſerfahrt, als eine Landreiſe zu nennen.

Zuerſt mußten wir dicht vor Rotterdam in einer Fähre über die Maas ſetzen, darüber ging eine Stunde hin. Nicht lange, ſo strömte die alte Maas uns über den Weg. Da ſie nicht völlig ſo breit iſt, als die neue, kamen wir in einer halben Stunde hinüber. Nun ging es wieder eine Zeit lang auf vier Rädern fort, bis wir an eine Art von Meerbuſen gelangten, die Diepde genannt. Hier wurde unſer Wagen und unſer Gepäck mit vieler Umſtändlichkeit auf ein kleines Schiff, ſie nannten es eine Jalke, hinaufgewunden, und wenigſtens fünfzig Dorfjungen folgten mit großem Geſchrei hinten nach. Verwundert über die viele Mannſchaft, fragten wir den Schiffer, was dieſes bedeute. Ganz freundlich erwiederte er uns: es wären die Jongekens aus der benachbarten Gegend, die von der Gelegenheit profitirten, ſich ein Plaiſirchen zu machen. Wir konnten nichts dagegen einwenden, weil Niemand auf unſre Gegenreden geachtet haben würde; alſo entſchloſſen wir uns in dieſer lärmenden Geſellſchaft die Reiſe anzutreten.

Neugieriger, oder vielmehr ſchauluſtiger gibt's nichts in der Welt, als das gemeine Volk in Holland; wo wir nur ankamen, ſelbſt in großen Städten, verſammelten ſich gleich eine Menge Gaffer um unſern Wagen, die ihn bewegungslos anſtaunten, als hätten ſie nie zuvor etwas dem Aehnliches geſehn. Vollends an den Fähren, wo wir ſelbſt ausſteigen und unſre Effecten zum Theil aus dem Wagen nehmen laſſen mußten, wurden wir faſt von Neugierigen erdrückt.

Gewöhnlich braucht man drei Stunden, um die Diepde zu durchſchiffen, diesmal aber kamen wir in anderthalb Stunden hinüber und landeten bei der kleinen Feſtung Wilhelmsſtadt, welche im Jahr 1793 ſechszehn Tage bombardirt wurde und ſich dennoch nicht ergab. Hinter Wilhelmsſtadt mußten wir noch zweimal uns auf Fähren einſchiffen, und langten endlich mit dem Schlag neun Uhr, gerade wie man die Thore ſchloß, vor Bergenopzoom an.

Da ſtanden wir vor der verſchloßnen Stadt; unſer Poſtillon ſtieg vom Pferde und verſchwand, während wir ſchon eine Wiederholung der Scene von Deventer zu fürchten anfingen. Glücklicherweiſe aber war er eines andern Geiſtes Kind, als der Herr Sohn des Herrn Bürgermeiſters von Almeloo, und in ſeiner Art wohl ein holländiſches Genie zu nennen. Nach einer guten Viertelſtunde kam er ganz glorreich von ſeiner geheimen Unterhandlung zurück, trat an den Wagen und verſicherte uns: man öffne zwar für keinen

Fremden die Thore, wenn ſie einmal geſchloſſen wären, aber um ſeinetwillen, da er eben unſer Poſtillion wäre, würde der Herr Gouverneur es diesmal thun. Wir lachten und warteten geduldig, weil wir mußten. Nach einer guten halben Stunde raſſelten wirklich Schlöſſer und Riegel, knarrten die niedergelaſſenen Zugbrücken und wir fuhren triumphirend durch Bergenopzooms Thore, wo man uns nach unſerm Paſſe fragte und, da wir ihn nicht gleich in der Dunkelheit finden konnten, mit elf Stübern vorlieb nahm.

In einem guten Gaſthofe, am helllodernden Kaminfeuer, vergaßen wir bald des zu Waſſer und zu Lande ausgeſtandenen Ungemachs des vergangenen Tages, fuhren den folgenden Morgen ſehr früh aus und langten noch Vormittags in Antwerpen an.

Ein banges trauriges Gefühl muß ſich jedes Reiſenden bemächtigen, der zum erſten Male die weiten Straßen, die unabſehbar großen Plätze dieſer Stadt betritt. Dunkle Paläſte von beiden Seiten derſelben, in hinſinkender Pracht, überall Verfall, zerbrochene oder gar mit Bretern zugenagelte Fenſter, Gras vor den Thüren, denen man es anſieht, daß ſie ſchon lange nicht mehr gaſtfrei ſich öffneten. Es iſt als ob man in einer durch Krieg und Peſt ausgeſtorbenen Stadt unter Gräbern der Vergangenheit wandelte. Die Größe der Häuſer, die Breite der Straßen, die gothiſche Pracht der Kirchen und öffentlichen Gebäude verkündigt, daß einſt ein mächtiges reiches Leben hier waltete, hier, wo jetzt unſer Tritt in den menſchenleeren, öden Straßen ſchauerlich wiederhallte und ungeſtüme Bettler uns auf jedem Schritte verfolgten.

Zwar fing der Handel eben wieder an ſeine Segnungen zu verbreiten; mit ihm erwachte die Hoffnung, dieſe alte berühmte Stadt in ihrer vorigen Pracht neu erblühen zu ſehen, und wahrſcheinlich wird ſie ſich aus der jetzigen Verſunkenheit erheben, wenn allgemeiner Friede einſt wieder die Welt beglückt; aber auch unter den günſtigſten Umſtänden muß dennoch viel Zeit darzu gehören, ehe dieſe Straßen und Plätze wieder, wie vormals, von fröhlichen, wohlhabenden Bürgern wimmeln werden.

Die Stadt iſt zu weitläufig groß, und was in Hamburg oder in der londner City ſchon ein Gedränge erregen würde, ginge in dieſem ungeheuern Local friedlich neben einander und wäre kaum zu bemerken. Schon jetzt ſahen wir hin und wieder einzelne groſe modern decorirte Häuſer neben den in Verfall geſunkenen erſtehen. Reiche Kaufleute wohnten darin, herbeigezogen aus dem Auslande durch Begünſtigungen, die ſeit kurzem Antwerpen zu Theil geworden waren; dagegen vermißten wir die hübſchen kleinen wohlhabenden Bürgerhäuſer, wie man ſie in Holland überall ſieht, und die bei aller ihrer Anſpruchsloſigkeit das ächte Wohlſeyn des Ganzen verkündigen.

Die Kleidung der Weiber aus den geringen Ständen trägt nicht wenig dazu bei, das düſtere Anſehen von Antwerpen zu vermehren. Wie Geſpenſter ſchleichen ſie einher, eingewickelt in ein großes ſchwarzes Tuch von ſchlechtem wollenen Zeuche, welches ſie vom Kopfe bis beinah auf die Füße verhüllt, ſo daß vom Geſichte nur die Naſenſpitze ſichtbar iſt und die ganze übrige Geſtalt verborgen bleibt. Andere tragen einen ſehr weiten faltenreichen Mantel von weißlichem wollenen Zeuche, der vorn zufällt, die Arme ganz verſteckt und bis auf die Füße reicht. Eine Kappe iſt daran befeſtigt, die hinten, in dichte ſteife Falten gelegt, breit abſteht und vorne weit über's Geſicht hinaus reichend, dieſes vor allen Augen völlig verbirgt. Solche häßliche mönchsartige Masken erblickten wir überall. Die eleganten Bürgerinnen tragen den Mantel von röthlichem Kattun, die Kappen mit einer breiten Falbel verziert, was denn doch etwas leidlicher ſteht. Dieſe Tracht nennt man eine Faille; ſie iſt allgemein durch ganz Brabant und Flandern verbreitet und ſtammt wahrſcheinlich aus den früheſten Zeiten des Mittelalters; aber trotz ihres ehrwürdigen Urſprungs würde es ſchwer ſeyn, etwas Häßlicheres und Entſtellenderes zu erdenken.

Unſer erſter Beſuch galt der berühmten großen Kathedralkirche. Dieſes herrliche Gebäude iſt zu bekannt, als daß wir deſſen Beſchreibung verſuchen ſollten. Lange, ſtanden wir und ſtaunten die reiche Façade und den prächtigen hohen Thurm mit Ehrfurcht an. Mehrere tauſend Bildſäulen, Blumengewinde, Thürmchen und andre gothiſche Verzierungen bedecken die ganze Vorderſeite, ſelbſt den Thurm bis zur höchſten Spitze hinauf, und dennoch verſchwindet gegen die einfache Größe des Ganzen alles Kleinliche dieſes bis ins geringſte Detail unendlich mühſam und ſorgfältig ausgearbeiteten Schmuckes. Wie viel tauſend fleißige Hände, die an dieſem großen Monumente ihrer Zeit treu und liebevoll arbeiteten, ruhen jetzt ſeit Jahrhunderten aus und Niemand nennt mehr ihre Namen! Dankbar gedachten wir dieſer Vergeßnen, hier vor dem großen Werke ihrer vereinten Kräfte, welches noch in ewig friſcher Schönheit ſich ſtolz in die blaue Luft erhebt und dem Laufe der Jahre Trotz bietet.

Das Innere des Gebäudes ſtand jetzt einſam da, entblößt von allem Schmuck. Zweiunddreißig Altäre, welche ſonſt hier waren, ſind fortgebracht, nur der Hochaltar hat ſeinen Platz behalten. Kein Gemälde, kein Heiligenbild iſt in der ganzen Kirche mehr zu finden, alles geraubt, fortgeſchleppt, verkauft in jenen Tagen ſchrecklicher Anarchie, die mit ruchloſer Hand auch das Heiligſte nicht ſchonte. In einem Winkel des Mittelganges ſahen wir, halb verſteckt, ein einziges altes Muttergottesbild, trübe brannte ein kleines Licht davor. Die haben wir noch mit Mühe gerettet, flüſterte der uns begleitende Küſter mit einfältig frommem Lächeln; andächtige Seelen haben ihr neue Kleider und Silbergeräthe geſchenkt, ſetzte er hinzu.

Herrliche Gemälde, welche ſonſt der Kirche größte Zierde waren, ſind jetzt in die weite Welt zerſtreut; das prächtige große Altarbild von Rubens und noch einige andere Gemälde deſſelben Meiſters fanden in der kaiſerlichen Galerie in Wien einen ehrenvollen Platz. Doch, öde und ſchmuckberaubt, wie der alte Tempel jetzt daſteht, erſchien er uns vielleicht um ſo ehrwürdiger mit ſeinen hohen Säulengängen, ſeinem prächtigen himmelanſtrebenden Dome und den hohen gemalten Fenſtern, durch welche eben die Abendſonne milden Schimmer in bunter Farbenpracht verbreitete. Schweigend wandelten wir lange in dieſen weiten, öden Gängen, wo jeder unſrer Tritte ſchauerlich wiederhallte, blickten hinauf an die hohen, das Gewölbe tragenden Säulen, an denen die Schatten der Dämmerung mit dem Glanze der hin und wieder zerſtreuten funkelnden Lichter der Abendſonne wunderbare Geſtalten bildeten, und gedachten der vielen tauſend Menſchen, die vor uns hier wandelten, ihren Schmerz, ihre Freude, ihre Wünſche hierher trugen und nun ſo ruhig unter unſern Füßen ſchlummerten.

Wir traten hinaus auf den weiten Kirchhof. Auch hier hatte der Geiſt der Zeit gewaltet, aber freundlicher. Umgeſtaltet zu einem ſchönen, mit Bäumen eingefaßten Grasplatze, dient der Gottesacker jetzt zum Spaziergange. Es war eben Jahrmarkt; rings umher ſtanden Buden und fröhliche blühende Kinder tummelten ſich luſtig umher und ſpielten mit neuen, eben geſchenkten Spielſachen über den Gräbern ihrer Vorältern.

Wir durchwanderten noch manche öde Straße, betrachteten manches alte Denkmal der Vorzeit, beſonders das Rathhaus, ein großes Gebäude, geſchmückt mit aller Pracht gothiſcher Architektur. Auch die Börſe beſuchten wir, ebenfalls ein in ſeiner Art ſehr ſchönes Gebäude, deſſen Größe noch von der Beträchtlichkeit des ſonſt hier blühenden Handels zeugt. Wir gingen an den Hafen, in welchem wieder neues Leben ſich zu regen anfing, ſetzten dann in einer Fähre über die Schelde, und waren nun in Flandern.

Hier fanden wir alles plötzlich verändert. Verſchwunden waren das holländiſche Phlegma, die ewigen Tabakspfeifen, die Quispeldorjes, aber mit ihnen auch das lachende reinliche Anſehn alles Lebloſen, die Teppiche in den Zimmern, die niedlichen Blumengärtchen vor den Häuſern. Wir fanden jetzt durchaus gut gepflaſterte, mit Bäumen eingefaßte Wege, auch Poſtillione, welche reiten konnten und auf franzöſiſche Weiſe, das heißt vortrefflich fuhren. Die Gegend, durch welche wir kamen, glich einem ſchönen fruchtbaren Garten.

Bald erreichten wir Gent, eine Stadt noch viel größer als Antwerpen, aber auch noch trauriger, noch verfallner und menſchenleerer. Zwar exiſtiren hier einige große Tuch- und andere Fabriken, welche einem kleinen Orte wohl Leben geben könnten, aber in dieſer großen Maſſe von Gebäuden nicht bemerkbar ſind.

Still, wie in einem Todtenhauſe, gingen wir viele Straßen auf und ab, neben verſchloſſenen verfallenden Häuſern. Das Rathhaus erregte unſere Bewunderung: es iſt eins der ſchönſten gothiſchen Gebäude. So auch mehrere Kirchen. Eine davon, dem heiligen Bavor geweiht, iſt auch von innen ſehr reich mit Marmor verziert. Wir erblickten darin verſchiedene alte prächtige Grabmäler; aber die ganze Kirche war voll ſtill Betender, die vor den Altären, in Andacht verſunken, auf den Knieen lagen. Wir konnten uns nicht überwinden dieſe zu ſtören und begnügten uns lieber mit dem Ueberblick des reichen Ganzen, ohne in die Details zu dringen.

Eine der vielen Kirchen war jetzt von der Regierung zu einem Muſeum eingerichtet. Es enthält viele Gemälde, zum Theil aus andern Kirchen hierher geſchafft, und ſehr gute Gyps-Abgüſſe der ſchönſten antiken Statuen. Die alten Götter nahmen ſich ſonderbar in dieſem neuen Wohnplatze aus; es war, als ob ſie ſich ſelbſt darüber verwunderten. Müde, in der todtenſtillen Stadt durch breite Straßen und unabſehbare Plätze und Märkte einſam zu wandeln, eilten wir weiter.

Ganz Flandern ſieht ſich gleich, ſchnurgerade gepflaſterte Straßen, durch ein fruchtbares, angebautes, aber ganz flaches Land. Eine gewiſſe ermüdende Einförmigkeit ruht auf dem Ganzen; ſo ungefähr müſſen die geprieſenen Ebnen der Lombardei erſcheinen.

Wir kamen durch verſchiedene kleine Städtchen und Flecken; überall erſtaunten wir über die unverhältnißmäßig großen Marktplätze, die augenſcheinlich für eine ungeheure Volksmenge eingerichtet wurden und jetzt je größer, je verlaſſener daſtehen. Dagegen waren auch wir der Gegenſtand der Bewunderung der Einwohner, die ſich an jedem Orte, wo wir Pferde wechſelten, um den Wagen verſammelten und gelaſſen ſtehen blieben, bis wir wieder abfuhren. Dieſe Gaffluſt, welche wir in Holland bemerkten, fanden wir alſo durchaus in den Niederlanden wieder.

Brügge, ebenfalls eine ſehr große Stadt, iſt wo möglich noch todter und öder als Gent. Es war eben Jahrmarkt, als wir dort ankamen; aber ſelbſt dieſer Umſtand vermochte nicht das geringſte Leben in der ausgeſtorbenen Stadt zu erwecken. Die wenigen Einwohner, welche wir auf den Straßen langſam umherſchleichen ſahen, waren in ihrem feſttäglichen Putze, dem Sonntag und Jahrmarkt zu Ehren; lauter Geſtalten aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, in alten verblichnen, von Großältern ererbten Kleidern, die Frauen in ihrer häßlichen Nationaltracht, die Männer mit ſteifen Rockſchößen, Drahtperücken, Haarbeuteln und ſogar einer mit einem kleinen porzellanenen Degen. Neben ihm ein andrer mit einem rhabarberfarbnen runden großen Mantel, pfirſichblüthenfarbnen Rock und langer buntgeſtickter weißtaftner Weſte. Dieſe Beiden ſtanden lange neben unſerm Wagen und ſahen aufmerkſam einer Reparatur zu, die das Raſſeln auf dem Steinpflaſter an einem der Räder nothwendig gemacht hatte. Sie ſchienen wichtige Honoratioren des Orts zu ſeyn: denn die übrigen Schauluſtigen hielten ſich in ehrerbietiger Entfernung hinter ihnen. Froh, als entrännen wir einem Gefängniſſe, rollten wir endlich aus dem Thore dieſer Stadt, wo alles uns beengte, nach Dünkerken zu. *)

---

*) Als Denkmal des traurigen Zuſtandes, in welchem dieſes von der Natur ſo hochbegünſtigte Land noch in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts ſich befand, möge dieſes im Jahre 1804 mit möglichſter Treue aufgefaßte Bild deſſelben hier ſeinen Platz behalten. Von der ſeit jener Zeit mit demſelben vorgegangnen glücklichen Veränderung, von dem immer ſteigenden Wohlſtande ſeiner blühenden, einſt ſo verödeten Städte, dem alles beleben-

Auf der letzten Station dahin führt der Weg hart am Strande des Nordmeers hin. Nur zur Zeit der Ebbe kann er befahren werden; kommt man zur Zeit der Fluth, ſo muß man warten, bis Poſeidon ſeine Wogen zurückruft. Wir langten eben zeitig genug an, um Dünkerken erreichen zu können, wenn der Poſtillion gut zufuhr und kein Zufall uns aufhielt; darum wagten wir es weiter zu fahren, trotz der einbrechenden Nacht. Der Wagen rollte leicht auf dem feuchten Meeresſande. Die Pferde mußten laufen was ſie konnten, denn die Poſtillione ſchienen ſich ſelbſt vor der Fluth zu fürchten, welche im blaſſen Strahle des Neumonds ſchimmerte, erſt aus der

---

den Kunſtfleiß ſeiner Bewohner, dem innern Wohlſtande derſelben, auf dem Lande wie in Städten, habe ich mit nicht minder unverbrüchlicher Treue, in meinem, ſo eben bei Herrn Brockhaus erſcheinenden Ausflug an den Nieder-Rhein und nach Belgien, eine Beſchreibung zu geben mich bemüht. Wie ich es geſchildert habe war es, bis zur Mitte dieſes Jahres 1830. Was es ſeit dem geworden, kann man nur ſchaudernd denken.

Die Verfaſſerin.

Ferne und dann immer näher und näher daherbrauſte. Endlich ſahen wir Lichter blinken, Schiffe im Hafen liegen, und ſtanden vor Dünkerkens verſchloßnen Thoren, die uns aber geöffnet wurden, nachdem wir eine Stunde gewartet hatten.

Im Poſthauſe, welches zugleich auch der beſte Gaſthof dieſer Stadt iſt, überraſchte uns eine Aufnahme, als wären wir längſt erwartet. Es empfing uns ein gut erleuchtetes, hübſch decorirtes Zimmer, in welchem ein belebendes Feuer in dem mit Vaſen voll duftender Blumen geſchmückten Kamin hell loderte; alles ſah freundlich und bequem aus. So iſt's an allen Orten, welche die reichen reiſenden Engländer oft beſuchen. Freilich muß man dieſe von ihnen geſchaffnen Bequemlichkeiten dann oft auch mit engliſchen Guineen bezahlen, aber man thut es gern, erinnert man ſich dabei der ſchlechten Bewirthung und der verhältnißmäßig nicht geringern Rechnungen der Wirthe in den mehreſten kleinen Städten Deutſchlands.

Ueberfahrt nach Dover.

Den nächſten Morgen erreichten wir Calais und ſtiegen in einem der größten Gaſthöfe der Welt ab, bei dem Nachfolger des weiland berühmten Herrn Deſſein, welchem Yorick Sterne ein unvergängliches Denkmal in ſeiner Sentimental Journey ſtiftete.

Es gab eine Zeit, wo jeder Britte, welcher einigermaßen auf feinen Ton Anſpruch machen wollte, nach Frankreich und Italien gehen mußte, um in beiden Ländern einige Monate auf engliſche Weiſe mit Engländern zu leben, und hernach ungefähr eben ſo bekannt mit dem Auslande und deſſen Sitten, eben ſo vorurtheilsfrei, eben ſo gebildet nach Hauſe zu kommen, wie er ausgegangen war. Manche, ſagt man, begnügten ſich damit, eine Zeit in Calais zu verweilen; ſie waren denn doch auf dem Continent geweſen, ohne die geliebte Küſte von Alt-England aus den

Augen zu laſſen. Im Ganzen hatten ſie ihren Zweck ſo gut erreicht, als die andern. Dieſe Reiſewuth der reichſten Particuliers, welche ſich, oft aus Wahl, oft von widrigen Winden zurückgehalten, bald längere bald kürzere Zeit in Calais aufhielten, erregte damals den ſpeculativen Geiſt des alten Deſſein; er errichtete dieſen in ſeiner Art einzigen Gaſthof und fand gewiß ſeine Rechnung dabei.

Alles was Reiſende nur wünſchen können, um ihre Launen und Bedürfniſſe zu befriedigen, war hier auf einem Punkte vereint anzutreffen. Daß es an dem gehörigen Local nicht fehlte, um eine große Anzahl Fremde der verſchiedenſten Stände zu bewirthen und zu beherbergen, verſteht ſich von ſelbſt. Aber auch alle Handwerker, alle Waaren, die ein Reiſender brauchen kann, alle Gattungen Wagen zum Kauf und zur Miethe, dabei Gelegenheit den eignen Wagen zu verkaufen, wenn man ihn nicht mit nach England nehmen wollte, waren hier zu finden, dazu ein hübſcher Garten zur Promenade und ein Theater darin, in welchem Deſſein eine Truppe unterhielt, welche die kleinen franzöſiſchen Operetten artig genug ſpielte. Für alles war geſorgt, alles aufgeboten, den Fremden und ſeine Guineen in Beſchlag zu nehmen.

Deſſein's Nachfolger ſtrebten zwar in den erſten Jahren nach ſeinem Tode das Ganze zu erhalten, und es gelang ihnen ziemlich, ſo lange die Communication beider Reiche offen war; allein mit Deſſein's Tode war doch der Geiſt gewichen, der alles belebte und zuſammenhielt. Dies iſt ja das Schickſal jeder Einrichtung, die von einem überwiegenden Genie geſchaffen, blos auf ihm und ſeinem Wirken beruhend, nach deſſen Scheiden zwar noch den Anſchein des Lebens behält, aber nach und nach in ſich ſelbſt untergeht. Kein großer Mann findet einen Nachfolger, der ſeine Pläne getreu befolgt; darum hoffe keiner für die Ewigkeit zu bauen.

Wir fanden das Ganze noch ziemlich in der alten Ordnung. Das Haus war angefüllt mit Fremden; ſeit vielen Tagen hielt ein auf alle Schiffe gelegtes Embargo ſogar die Packetboote im Hafen gefeſſelt, nur die Poſtſchiffe, welche die Briefe herüberbringen, hatten noch die Erlaubniß zu ſegeln. Es hieß allgemein, die beiden Fahrzeuge, welche ſegelfertig des guten Windes harrten, ein franzöſiſches und ein engliſches, möchten wohl die letzten ſeyn, und gleich darauf werde beim unvermeidlichen Ausbruche des Kriegs alle Communication mit England gehemmt werden.

Wir geſellten uns zu der großen Anzahl von Fremden, welche dieſe letzte Gelegenheit, hinüberzukommen, benutzen wollten. Der größte Theil derſelben beſtand aus Engländern; zum Theil waren es ganze Familien, die lange auf dem Continent gelebt hatten und jetzt ſehr ängſtlich die Ueberfahrt erwarteten, aus Furcht, ſonſt ganz aus Old-England verbannt zu bleiben. Alle mußten ſich gedulden, wir mit den übrigen, denn der Wind war contrair. Wir eilten auf dem engliſchen Schiffe unſere Plätze zu beſtellen und unſer Gepäck an Bord bringen zu laſſen: denn es hieß, der Schiffer mache einige Hoffnung gegen Mittag abzuſegeln. Dieſer Schiffer aber war eine unſichtbare Gottheit, deren Ausſprüchen wir uns unterwerfen mußten, die zwar unſer Schickſal beſtimmte, ſich aber von unſern ſterblichen Augen nirgends erblicken ließ. Wen wir auch fragen mochten, niemand hatte ihn geſehen.

Von allen Contrarietäten, die unſer armes Leben verbittern, iſt contrairer Wind, bei einer bevorſtehenden Seereiſe, eine der ärgſten. Alle Welt iſt verdrießlich und hat ein Recht dazu; alle Welt iſt müßig, denn niemand mag irgend etwas unternehmen, da er nicht weiß, ob er noch über die nächſte Stunde beſtimmen kann. Da gibt's denn ein zweckloſes Herumtreiben, ein langweiliges Hin- und Hergehen, noch obendrein in einem ſehr beſchränkten Raume: denn man darf ſich nicht entfernen, um die Ueberfahrt nicht zu verſäumen. Die glänzendſte Schönheit wird in der Oper nicht ſo ſehnſuchtsvoll lorgnirt, als in ſolchen Fällen die Wetterfahne. Kurz es iſt eine ſehr verdrießliche Exiſtenz.

Gegen Mitternacht endlich wurden wir davon erlöſet; man holte uns ab und noch etwa ein Dutzend andere reiſende Herren und Damen, mit der Verſicherung, der Wind wäre gut, wir würden in einer halben Stunde unter Segel gehen. Die übrigen Paſſagiers waren ſchon längſt an Bord, um die beſſern Plätze und Betten einzunehmen; wir hatten nichts davon erfahren und kümmerten uns auch wenig darum, weil wir die

Sache uns nicht ſo dachten, wie wir ſie ſpäter fanden.

So unbedeutend dieſe Seereiſe von wenig Stunden eigentlich iſt, ſo wurde ſie doch diesmal durch die Nebenumſtände ſo abentheuerlich, daß wir uns bei der Erzählung derſelben ein wenig verweilen müſſen. Schon der Weg zum Hafen, wo wir uns einſchiffen ſollten, war ſehr unangenehm: er iſt ziemlich lang, ſchmal und uneben; ein Matroſe lief mit einer einzigen Laterne, die uns leuchten ſollte, ſehr ſchnell voraus. Wir mußten folgen ſo gut wir konnten, alle Augenblicke ſtießen wir an einander, oder die Bedienten, die unſer Gepäck für die Nacht, Mäntel und dergleichen trugen, verloren etwas davon; dann gab's ein Stoßen und Suchen und Fluchen im Dunkeln: genug, dies Vorſpiel war ſchon nicht ſehr geeignet unſre Stimmung zu erheitern. Uns war, als gingen wir in ein Gefängniß: der Wiederſchein des Lichts an den hohen Mauern der Wälle, die engen Pforten in denſelben, durch welche wir zweimal gebückt kriechen mußten (denn man fand es unnöthig, ſie ganz zu öffnen), die großen wilden Matroſen, die neben uns hergingen, als ob ſie uns bewachten, alles mußte dieſe nicht erfreuliche Täuſchung hervorbringen.

Endlich waren wir am Hafen, wo wir einem Municipalitätsbeamten, der in Uniform mit der dreifarbigen Schärpe daſtand, unſere Päſſe vorzeigen ſollten. Hier überſtieg nun die Unordnung, das Drängen und Stoßen und Schreien allen Begriff. Aus den übrigen Gaſthöfen der Stadt waren noch eine Menge Fremde herzugekommen, die ſich auch einſchiffen wollten; in der Dunkelheit, im Gedränge hatte jeder die verloren, welche zu ihm gehörten und auf ſeinem Paſſe mit bezeichnet waren, und es dauerte lange, ehe man ſich wieder zuſammenfand, dazu die Unbekanntſchaft der vielen Engländer mit der franzöſiſchen Sprache. Die Scene war für die Mitſpielenden höchſt unangenehm; aber für den bloßen Zuſchauer mochte ſie manches Komiſche haben, denn wir hörten mitten im Aerger rund um uns lachen und manche luſtige Bemerkung.

Wir als Deutſche wurden bald ſehr höflich von der Municipalität ausgezeichnet; der Beamte ſorgte ſogar dafür, daß wir unbeſchädigt die Leiter zum Schiffe herab kamen, während oben der

Krieg mit den Engländern ſchon anzugehn ſchien. Mühſam ſtiegen wir herab; hin und wieder reichte uns ein engliſcher Matroſe hülfreich die Hand und verfolgte uns hernach mit Geſchrei um Trinkgeld für die dabei gehabte Mühe. Auf dem Verdeck, auf der Treppe zur Kajüte war fürchterliches Gedränge und Lärmen; betäubt, getrennt von einander, taumelten wir in die Kajüte, wo wir das Ende unſrer Noth zu finden hofften; aber gleich beim Eintritte trat uns ein übelausſehender Menſch in einer Uniform entgegen und machte ohne weiteres Anſtalt, uns die Taſchen zu viſitiren. Die Damen hatten Mühe es ihm verſtändlich zu machen, daß ſie jetzt keine mehr trügen, die Herren mußten ſich der erniedrigenden Ceremonie unterwerfen. Mit wie guter Art dies geſchah, läßt ſich denken; alles wurde genau durchgeſehen, jedes Portefeuille, jeder Arbeitsbeutel der Damen wurde geöffnet, um zu ſehen, ob nicht verſiegelte Briefe darin wären. Voll Ingrimms ſtanden wir alle um den Zöllner verſammelt; er ließ ſich durch nichts ſtören, ſondern verſicherte blos, er wäre von der Polizei. In einem der Damenbeutel fand er eine ſehr ſchöne Doſe. Ohne Umſtände nahm er eine Priſe daraus, der Tabak war zum Glücke trocken; dieſer Umſtand führte auf einmal die gute Laune wieder bei uns ein, wir lachten alle überlaut, und huſtend und ſprudelnd, die Augen voll Tabak, verfolgt von witzigen Einfällen, verließ endlich die Polizei unſere Kajüte.

Endlich wurde Ruhe, die Ueberläſtigen waren fort, und wir konnten um uns blicken und uns das Plätzchen ausſuchen, wo wir den Ueberreſt der Nacht hinbringen wollten. Diesmal aber war die Wahl ſchwer, denn es gab nichts zu wählen. In dem kleinen, auf engliſche Weiſe nett meublirten, mit einem dunkelgrünen Fußteppich verſehenen Zimmerchen ſtand in der Mitte ein kleiner runder Tiſch mit einem Lichte darauf; zwei Herren ſaßen dabei und laſen eifrig in Voltaires Candide. In den zwei Seitenwänden waren acht hübſche, ſehr elegante Betten angebracht, in eder derſelben viere, zwei unten und zwei oben drüber; in ſieben von dieſen Betten lagen Damen, die ſchon vor Sonnen-Untergang an Bord gekommen waren, im achten ein großer dicker Engländer mit pechſchwarzen überhängenden Augenbrauen, der, im tiefſten Schlaf verſunken, fürchterlich ſchnarchte. Die wenigen Stühle, die noch Platz fanden, waren alle eingenommen; viele Herren hatten ſich aus ihren Mantelſäcken und Mänteln auf dem Fußboden ein Lager bereitet. Schon wollten wir ihrem Beiſpiel folgen, als ein Franzoſe uns ſeinen Feldſtuhl abtrat; ein Engländer, des Leſens im Candide überdrüßig, gab ſeinen hölzernen Lehnſtuhl her, weil er lieber auch auf der Erde liegen mochte; eine junge, wie es ſchien auf Abentheuer ausgehende, Dame aus Brüſſel, die in einem der Betten lag, bot uns eine ihrer Bettdecken an; wir ließen unſre Mäntel bringen und richteten uns mit allen dieſen von ſo verſchiedenen Nationen erborgten Dingen für die Reiſe ein, ſo bequem es gehen wollte.

Auf dem Verdeck und im Raume herrſchte fortdauernd Lärmen und Verwirrung: das Schiff war überfüllt mit Paſſagieren; der größte Theil derſelben mußte in der kühlen, regnichten Mainacht oben auf dem Verdecke im Freien bleiben. Die Kutſche des Sir C...., welche auf dem Verdecke ſtand, verengte noch mehr den an ſich kleinen Raum; leider war ſie verſchloſſen, ſonſt hätten wir lieber die Nacht in ihr zugebracht, als in der engen Kajüte. Sir C...., der von einer Conſulsſtelle noch vor Ausbruch des Krieges nach England zurückkehren wollte, hatte den Mittag ſo tapfer auf eine glückliche Reiſe getrunken, daß er unfähig ward ſie anzutreten, obgleich ſeine Sachen ſchon am Bord waren. Er ſelbſt blieb in Calais zurück und war gewiß bei ſeinem Erwachen ſehr verwundert, ſich dort als Kriegsgefangenen zu erblicken.

Um zwei Uhr hieß es, wir gingen unter Segel, eigentlich aber lavirten wir, wie wir ſpäter erfuhren. Die Bewegung des Schiffs war unerträglich, Alles ward krank, nur nicht der immer lauter ſchnarchende Engländer. Die engliſchen Damen ächzten und ſchrieen in grellen, ſchneidenden Tönen nach dem Steward, *) der ihnen hülfreiche Hand leiſten ſollte; ein paar ſeekranke Möpſe, die auch von der Geſellſchaft waren, vermehrten eben nicht die Annehmlichkeit derſelben. Alle Augenblicke kamen todtenbleiche Geſtalten vom Verdeck in die Kajüte und warfen ſich auf

---

*) So ruft man den Aufwärter der Kajüte, einen Matroſen wie die andern.

den Boden, wo ſie Platz fanden; die Luft war kaum mehr Luft zu nennen; das ſchwarze Loch von Kalkutta fiel uns unwillkührlich ein.

Nichts Troſtloſeres gibt es in der Welt, als die Seekrankheit: eine alle Kraft, alle Sinne lähmende Abſpannung bemächtigt ſich unſer; der rechte Seekranke kann kaum das Ertrinken mehr fürchten; nichts befördert ſo ſehr, wie dieſes Uebel, die philoſophiſche Stimmung, in der uns alles, Leben und Tod, gleichgültig iſt. Wenn wir die Augen aufſchlugen und die grüne Fußdecke der Kajüte langſam, langſam in die Höhe ſteigen, und dann eben ſo langſam wieder ſinken ſahen, ergriff uns ein Schwindel, ein ſchmerzender Krampf in der Bruſt, der mit keiner andern Empfindung ſich vergleichen läßt. Geſchloßne Augen und eine ganz regungsloſe Stellung ſind das einzige, wodurch man ſich einige Erleichterung verſchaffen kann.

Wir waren beſtimmt diesmal uns keiner Ruhe zu erfreuen: ehe wir es dachten, erſchien der Kapitain, unſer geſtrenger Gebieter, unter uns. Er, der vorher, wie von unſrer Bequemlichkeit die Rede war, ſich durchaus nicht blicken ließ, ward jetzt mit einem Male ſichtbar; vermuthlich war er erſt eben an Bord gekommen, wie wir aus dem, was ſpäter vorging, zu errathen glaubten; unbarmherzig zwang er jeden von uns, er mochte noch ſo krank ſeyn, ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts, ſeinen Namen ſelbſt aufzuſchreiben und ihm zwei Guineen Paſſagegeld zu geben, obgleich der feſte Preis ſonſt nur eine Guinee für die Perſon beträgt. Die kranken Damen reichten ihm ihre Börſen und ließen ihn nehmen, was er wollte; die Herren fluchten und ſchalten. Ihm war alles einerlei; den kranken Damen leuchtete er ins Geſicht und trieb allerhand ungeſitteten Spaß, und an den ohnmächtigen Zorn der ſeekranken Herren kehrte er ebenfalls ſich nicht. Solch ein kleiner Despot gebietet nun einmal uneingeſchränkt auf ſeiner hölzernen Welt. Endlich entfernte er ſich. Wir hofften jetzt gewiß ruhig zu bleiben, als eine neue Scene neue Bewegung unter uns brachte. Ziemlich blaß und verſtört trat einer der engliſchen Herren, der auf dem Verdeck geblieben war, mit der tröſtlichen Nachricht in die Kajütenthüre, daß wir in dieſem Augenblick nach Calais zurück müßten. Der Krieg ſey declarirt, wir würden alle Kriegsgefangene; das franzöſiſche Mailſchiff und eine franzöſiſche Fregatte ſegelten auf uns los. So mährchenhaft dieſes auch klingen mochte, ſo gewaltig war dennoch der Eindruck, den es auf die Zuhörer machte. Es entſtand ein Tumult ohne Gleichen. Die engliſchen Damen erhoben eine laute jämmerliche Wehklage und behaupteten, auf dieſe Weiſe könnten ſie ſich nicht von Alt-England, dem ſchönſten Lande der Welt, trennen; ſie weinten, beteten, ſchrieen, bekamen Krämpfe; die armen ſeekranken Möpſe wurden aus den Betten geworfen und erhoben auch auf ihre Weiſe eine laute Jammerklage. Einige der Herren zitterten und bebten und klagten mit den Damen um die Wette. Andre thaten heldenmäßig und meinten, ſie müßten auch dabei ſeyn, wenn wir genommen würden; andere fluchten einige Dutzend God damm's hinter einander weg; die Kajüte füllte ſich bis zum Erdrücken mit denen, die jetzt vom Verdeck herunterkamen und unſere Verfolger mit eignen Augen geſehen haben wollten. Dieſer unbeſchreibliche tumultuariſche Zuſtand währte wohl eine Stunde. Wir konnten ihm für unſre Perſonen mit ziemlicher Gelaſſenheit zuſehen und thaten es auch. Endlich kam eine andere Nachricht, und Alles ſchöpfte freien Athem. Keine franzöſiſche Fregatte ſegelte hinter uns her, wohl aber das mit uns zugleich ausgeſegelte franzöſiſche Mailſchiff und eine Menge Böte, welche unſre Helden in der Eil für die Fregatte gehalten hatten. Wir waren noch gar nicht weit von Calais entfernt; das Ganze war augenſcheinlich eine Betrügerei, welche beide Schiffer unter einander verabredet hatten; wir aber mußten ſo lange vor dem Hafen herum laviren, damit ſie ſolche ausführen konnten, welches auf folgende Weiſe geſchah. So wie das franzöſiſche Mailſchiff aus dem Hafen war, trat der Kapitain unter ſeine Paſſagiere, die ihm ſchon ſeine zwei Guineen für die Perſon ebenfalls hatten zahlen müſſen. Er ſagte ihnen, er habe dieſen Augenblick erfahren, der Krieg ſey erklärt; er könne jetzt nicht auf Dover und müſſe zurück nach Calais. Den größtentheils engliſchen Paſſagieren blieb nun die traurige Alternative, entweder zurück nach Calais zu gehen und vielleicht Jahre lang von ihrem Vaterlande getrennt zu bleiben, oder mit Zurücklaſſung ihres Gepäcks kleine Böte, die auch gleich zur Hand waren, zu beſteigen und ſich ſo an unſer engliſches Schiff bringen zu laſſen.

Natürlich wählten alle engliſchen Paſſagiere das Letztere. Ihre Lage war wirklich traurig, es waren viel Frauenzimmer und Kinder dabei; in der Verwirrung und Dunkelheit konnten ſie faſt nichts mitnehmen, und mußten ſich ſo den Wellen, dem Regen, der kalten Nachtluft in offnen Böten ausſetzen. Das Herunterſteigen von ihrem Schiffe, das Hinaufklimmen an dem unſrigen aus den von den Wellen umhergetriebnen ſchwankenden Böten, auf einer perpendiculär an den Seiten des Schiffes herabhängenden Strickleiter, in der Dunkelheit, in der allgemeinen Verwirrung, war für die Frauen und die Kinder keine Kleinigkeit, und es iſt unbegreiflich, wie es zuging, daß kein Menſch dabei verunglückte. Niemand, weß Alters noch Geſchlechts, wurde in die Böte gelaſſen, der nicht eine Guinee bezahlte, Niemand für weniger als zwei Guineen ins Schiff aufgenommen. Es waren Familien von mehreren Perſonen darunter, die ſo lange auf dem feſten Lande von ihrer Arbeit gelebt hatten; dieſen koſtete dieſe unglückliche Reiſe zwanzig und mehr Guineen, eine Ausgabe, die wohl nur wenigen gleichgültig ſeyn konnte; obendrein hatten ſie auf jenem Schiffe alle ihr Gepäck zurücklaſſen müſſen, und kamen ſo vielleicht um den größten Theil ihres Eigenthums. Unſer Kapitain, nur bedacht auf ſeinen Raub, nahm auf keine Vorſtellung Rückſicht. Es thut uns ſehr leid, den Namen dieſes Ehrenmannes nicht genau zu wiſſen; er verdiente bekannt zu werden.

Die neuen Ankömmlinge mußten größtentheils auf dem Verdeck bleiben, einige wurden im Raume untergebracht, die Kajüte war längſt zum Erſticken vollgepfropft von Menſchen, kaum daß ein Paar kleine halb erfrorne Mädchen noch von uns aufgenommen werden konnten; die andern Kinder hörten wir draußen weinen. Mit den Neuangekommenen waren wir jetzt nahe an zwei hundert Menſchen auf einem Schiffe, wo kaum funfzig erträglich Platz finden konnten. Der Aufenthalt in der Kajüte war höchſt unangenehm, die Luft kaum mehr zu athmen, ans Herauskommen war nicht zu denken; denn alles, Treppen, Gang und Verdeck lag voll von Menſchen. Der Kranken wurden immer mehr, vielleicht war auch unſere Exiſtenz auf dem überladenen Schiffe nicht ohne Gefahr; ſo viel iſt gewiß, daß bei irgend einem plötzlichen Zufall, aus Mangel an Platz, an kein Manoeuvriren der Matroſen zu denken geweſen wäre.

Der Morgen brach endlich über allem dieſen herein, glücklicher Weiſe blies ein friſcher Wind in unſre Segel. Die Fahrt ging jetzt ſchnell von ſtatten, um zwei Uhr Nachmittags waren wir in Dover, wo wir alle ermattet, geiſterbleich ans Land ſtiegen.

War es aus Müdigkeit, oder weil wir uns alle noch krank fühlten, oder war es Freude, die Reiſe überwunden zu haben, genug, es dachte Niemand daran, den Schiffs-Kapitain vor Gericht zur Rechenſchaft zu ziehen, wie er es wohl verdient hätte.

Am folgenden Tage langten wir glücklich in London an.

Reiſe von London durch England und Schottland.

England.

Vorläufige Bemerkungen über England.

Nur wer ſelbſt in England war, kann es ganz faſſen, wie gerecht die Klage ſey, daß die reichen Engländer eine unglaubliche Anzahl Kunſtwerke aus allen Theilen der Welt, beſonders aus Italien, nach ihrer Inſel, gleichſam ins Exil, ſchleppen, wo dieſe, in prächtigen Luſtſchlöſſern begraben, für die Kunſt und ihre Freunde auf ewig verloren bleiben.

Von dieſer Sucht, nur zu beſitzen, ohne Genuß, ohne Nutzen irgend einer Art für ſich und Andere, haben wir auf dem feſten Lande keinen Begriff. Dennoch iſt es nur dieſe Luſt am bloßen Haben, die jährlich unglaublich große Summen für Kunſtwerke aus Britannien ins Ausland bringt. Der höhere Sinn für die Kunſt ſcheint der engliſchen Nation im allgemeinen verſagt; nur ſelten iſt er bei ihr anzutreffen.

Die Gemälde-Ausſtellung im Palaſt von Sommerſet in London, welche jeden Frühling dort ſtatt hat und größtentheils aus den Werken einheimiſcher oder doch nationaliſirter Künſtler beſteht, die Nationalmuſik, die öffentlichen Gebäude und Monumente beſtätigen, mit ſehr wenigen Ausnahmen, dieſe Bemerkung nur zu ſehr.

Eine im höchſten Grad pedantiſche Erziehung, tauſend ehrwürdig ſcheinende Vorurtheile, die ſinn- und herzloſeſte Bigotterie rauben ſchon früh dem Engländer jeden freiern Blick ins Leben, und ſelbſt auf Reiſen gewinnt er ihn ſelten. Die Sprachen andrer Völker, welche er auf der Schule erlernt, bleiben ihm gewöhnlich todt, wie die lateiniſche oder griechiſche, er lernt es faſt nie ſich einer andern als ſeiner Mutterſprache mit Leichtigkeit zu bedienen. So fliegt der reiche brittiſche Jüngling durch die Welt, fragt in jedem Gaſthofe nach Landsleuten, mit denen er die gewohnte Lebensweiſe fortſetzen kann, und kehrt nach Jahr und Tag zurück, ungefähr wie er ausging, oft mit Kunſtſchätzen beladen, aber um wenig Ideen bereichert, und mit der in ihm nur noch feſter gewordenen Ueberzeugung, daß Alt-England das erſte Land in der Welt ſey.

Die politiſche Verfaſſung des Landes, welche Jedermann neben den Berufsarbeiten ausſchließend beſchäftigt, und die hier übliche Art zu leben, nehmen vollends alle Zeit hinweg, die ſpäter noch auf Erkenntniß und Studium des Schönen verwendet werden könnte; denn nirgends werden die blos phyſiſchen Bedürfniſſe mit mehr Feierlichkeit und Zeitverluſt befriedigt, als in dieſem Lande.

Was nur dem Luxus, der Bequemlichkeit, der modernen Eleganz dienen kann, wird in England über alles geſchätzt, und ſo geſchieht es, daß der Geſchichtsmaler und der geſchickte Tapezirer, der Bildhauer und der Ebeniſt faſt in Einem Range ſtehen; man glaubt Beiden Patente geben zu können.

Der reiche Lord, voll von den bei ſeiner Nation allgemein anerkannten Eigenthums-Ideen, ſieht die in ſeiner Villa aufgehäuften Kunſtſchätze nur als Repräſentanten der Guineen an, welche er und ſeine Vorfahren dafür hingaben. Ihm ſind ſie nur ſein todtes, kaltes Eigenthum; nur wenige ahnen den hohen Genius, der ſie für alle Zeiten belebt; nur wenige haben einen Begriff davon, daß das Schöne jedem angehört, dem der Sinn dafür ward.

Weil es die nirgends tyranniſcher als hier herrſchende Mode ſo verlangt, hat faſt jeder reiche Engländer ſeine Bibliothek, ſeine Gemälde- und Antikenſammlung auf der Villa, die er höchſtens drei Monate im Jahre bewohnt. Auf dem Lande zeigen die Reichen alle ihre Pracht, ſie haben dort Raum dazu. In London wohnt jeder, auch der Vornehmſte, vom König an, unglaublich enge und klein; denn es mangelt dort, wo ſo vieles zuſammenſtrömt, überall an Platz.

Wenn die Eigenthümer den Landſitz verlaſſen haben, und auch ſelbſt während ihres Dortſeyns, dienen alle dieſe Kunſtſchätze nur zur Erhöhung des Gehalts ihrer Bedienten. Kein Fremder kann für weniger als eine Guinee, die ihm unter verſchiedenen Rubriken theilweiſe und von verſchiedenen Perſonen mit vieler Zuverſichtlichkeit abgefordert wird, daran denken eine ſolche Villa zu ſehen. Noch muß er dazu an dem ein für allemal feſtgeſetzten Tage kommen, an welchem den Fremden der Eintritt in ihr erlaubt wird. Iſt es eben eine Villa, die Montags gezeigt wird, und er kommt Dienſtags, ſo mag er ſich nur über acht Tage wieder hinbemühen, oder ganz darauf verzichten. Traf er glücklicher Weiſe den rechten Tag, ſo wird er bei halb geöffneten Verhängen und Jalouſien von einer Haushälterin durch die Zimmer geführt. Im Dunkeln ahnet er nur die herrlichen Gebilde, die ihn halb geſehen umgeben, und wären die Zimmer auch zufällig helle, ſo iſt doch wenig damit geholfen. Wie iſt es möglich, ſich ohne, oder doch mit einem höchſt fehlerhaften Katalog, in der fliegenden Eile nur einigermaßen zu orientiren! In einer Stunde, höchſtens zweien, iſt der Fremde ohne auf Wiederkehr hoffen zu dürfen, wenn er nicht abermals eine Guinee daran wenden will, durch eine Menge von Zimmern getrieben, in deren jedem man gern Tage lang verweilen möchte. So geht es im Park, ſo in den das Haus umgebenden Anlagen, wo oft Meiſterwerke antiker und moderner Sculptur aufgeſtellt ſind. Geblendet, nicht erfreut, ermüdet, nicht erhoben, ſitzt man wieder im Wagen und ſtrebt mühſam ſich zu erinnern, was man eigentlich in den letzten Stunden geſehen.

Bei alle dem iſt es doch erfreulich in dieſem Lande zu reiſen. Die, ſchönen Landſchaftsgemälden ähnlichen Parks, die Gärten, die zweckmäßige Einrichtung der Häuſer, der raffinirte Luxus, die Nettigkeit und Ordnung überall, die ſelbſt in dem unbedeutendſten Hausgeräthe ſich zeigende Eleganz und Bequemlichkeit, machen einen frohen Eindruck auf den Beſuchenden. Man wünſcht ſich alle dieſe Dinge nicht, weil man ihrer nicht gewohnt iſt, oft nicht einmal ihren Gebrauch kennt; aber man bekommt ein Gefühl von heiterem Lebensgenuſſe. Nur den Wunſch, ſich der Kunſtwerke recht zu erfreuen, ſie zu ſtudiren, vielleicht etwas zu copiren, muß man nicht aufkommen laſſen: denn ſeine Erfüllung iſt in dieſem Lande mit ſo vielen Schwierigkeiten umgeben, daß ſie faſt undenkbar wird.

Von den Schönheiten des Landes und der Wege, von den bequemen Gaſthöfen, die man auch in den abgelegenſten Gegenden findet, und in welchen man nur einen wohlgefüllten Beutel braucht, um gleich ſo gut und vielleicht beſſer als zu Hauſe zu ſeyn, von der vortrefflichen Einrichtung des Poſtweſens iſt überall viel geſagt und geſchrieben, und dennoch nicht zu viel, um dieſes in ſeiner Art vollkommenſte Ganze gehörig zu loben.

Für jetzt wollen wir uns aber darauf beſchränken, eine allgemeine Idee eines engliſchen großen Landhauſes mit ſeinen Umgebungen aufzuſtellen, und alsdann verſuchen zu beſchreiben, was wir auf einer Reiſe von London durch das nördliche England nach Schottland zu ſehen Gelegenheit hatten; freilich leider größtentheils auf die oben angeführte Weiſe.

Ein engliſcher Park iſt von dem, was man ſich in Deutſchland unter dieſem Namen denkt, merklich verſchieden. Er umfaßt die das Wohnhaus oder Schloß zunächſt umgebenden, eigentlichſt zu demſelben gehörigen Ländereien und iſt gewöhnlich von ziemlichem Umfange. Aecker und Wieſen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchſchnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren, liegen in ſeinem Bezirk, ſo wie auch einzelne Wirthſchaftsgebäude von gefälliger, aber doch ihre Beſtimmung andeutender Form. Ueberall hat man nach maleriſchem Effecte geſtrebt, und die ſanften Anhöhen und Vertiefungen dieſes Landes erleichtern dieſes Streben; aber immer iſt das Nützliche mit dem Schönen vereint.

Der höchſte Schmuck dieſer Parks iſt die üppige Vegetation der wohlbeſtellten Aecker, die unvergleichlich ſchönen grünen Wieſen und die prächtigen Bäume, größtentheils Eichen und Buchen, welche überall in Gruppen vertheilt ſtehen. In England haben die Bäume das Eigne, daß ſie mehr als in andern Ländern gleich von der Wurzel an ausſchlagen und kleinere Zweige treiben. Enge, durch dichte Schatten und Gebüſche ſich hinſchlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch Gehölze ſind, wie überall in England, ſelten. Man könnte ſagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in dieſem Lande, wo bei ſehr milder Luft dennoch die Sonne ſelten recht heiß und hell ſcheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Die Kiosks, Tempel, Einſiedeleien unſerer Parks fehlen dort ebenfalls; alle dieſe zur Zierde dienenden Gebäude ſind in die vom Park ganz verſchiedenen, das Haus näher umgebenden Anlagen, in die ſogenannten Pleasure-Grounds verwieſen. Nur in ſehr groſsen Parks, wie die von Blenheim oder Stowe, ſteht hier und da ein Obelisk, eine Pyramide oder ein Thurm, um vom Schloß aus eine Anſicht zu gewähren.

An Waſſer darf es nie fehlen. Künſtliche Waſſerfälle kennt man nicht und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein kleiner Fluß, oder nur ein beträchtlicher Bach in der Nähe einer ſolchen Beſitzung, ſo muß er, wenn auch mit großen Koſten herbeigeführt, ſich in mannichfaltigen Krümmungen hindurchſchlängeln. Fehlt es an lebendigem Waſſer, ſo ſucht man wenigſtens einem ſtehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man gibt ihm eine leichte, natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhängendem Gebüſche, wirft ſchöne Brücken darüber und täuſcht ſo das Auge, oder man verwandelt die Ufer eines Teichs in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees. Ueberall ſtrebt man nach dem Schönen und flieht das Geſuchte, Steife, Pretiöſe.

Die Staffage vollendet dieſe lebendige Landſchaft. Hunderte von halb zahmen Hirſchen und Rehen weiden beinahe ganz furchtlos auf den grünſten Wieſen der Welt; mit ihnen die ſchönſten Pferde, Kühe und Ziegen, beſonders in der Nähe des Hauſes, wo ſich die Wieſen rings umher wie ein Teppich auf das herrlichſte ausbreiten. Die ſchönen Geſtalten dieſer Thiere, ihre leichten freien Bewegungen, ihr Wohlſeyn geben dem Ganzen einen unbeſchreiblichen Reiz.

Immer liegt das Wohnhaus auf einer ſanften Anhöhe, alle Bäume ſind aus ſeiner nächſten Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch iſt es nicht heiß in den Zimmern, theils weil es überhaupt in England nicht heiß iſt, theils wegen der wenigen Fenſter, die aber ſo verſtändig angebracht ſind, daß jeder Theil des Gebäudes ſein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Anſicht der engliſchen Landhäuſer iſt aus unzähligen Kupferſtichen bekannt genug. Selten herrſcht ein ganz reiner Geſchmack darin, oft ſind ſie mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade iſt gewöhnlich mit Säulen geziert.

Sind gleich die Verhältniſſe derſelben nicht immer die richtigſten, ſcheinen ſie oft müßig dazuſtehen, ſo gewähren ſie doch immer ein angenehmes ſchattiges Plätzchen vor dem Hauſe, von welchem man recht behaglich ins Freie über den grünen Wieſenplan hinausſieht. Unter und vor dieſen Säulen ſtehen unzählbare fremde Geſträuche und Blumen in Vaſen, theils auf ſchönen Geſtellen über einander gethürmt, theils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet. Der Luxus, den man mit dieſen Pflanzen treibt, iſt unglaublich. Täglich müſſen die verblühten hinweggeſchafft und andere an ihre Stelle geſetzt werden.

Höchſt reizend iſt der Anblick dieſer Shrubberies. Florens Schätze werden aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über dieſe ſchönſten Kinder der Natur herrſcht in England der eiſerne Zepter der Mode. In der Zeit, aus welcher dieſe Beſchreibung ſtammt, hatte ſie gerade die Eriken oder Haidekräuter ihrer beſonderen Huld gewürdigt. Man gab wohl funfzig und mehr Guineen für ſo ein geruch- oft farbenloſes Kraut hin, wenn es nur aus einem recht entfernten Winkel der Erde herſtammte. Große Orangerien ſind in England, außer in den königlichen Gärten, ſelten anzutreffen.

Die innere Einrichtung der Häuſer richtet ſich hier, wie überall, nach dem Reichthum und Geſchmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem ſie entſtand. Die meiſten haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchen ſich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräthe, nebſt den Bedientenzimmern befinden. Letztere ſind durchaus gut meublirt, ja die der Haushälterin und des Haushofmeiſters (in England Buttler genannt) ſogar elegant, hübſch tapezirt, mit Mahagonymeubeln und guten Fußteppichen. Auch bei den Bedienten wird die engliſche Sitte beobachtet, daß ſie außer ihren Schlafzimmern noch Wohnzimmer und Speiſezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerſt in eine große, hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vaſen geziert iſt. Zu beiden Seiten liegen die verſchiedenen Putz- und Wohnzimmer; ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren ſchöne Schränke und zierliche Einbände ſie zu einem der eleganteſten Zimmer des Schloſſes machen. In vielen Häuſern iſt es Sitte, daß die Familie ſich zum Frühſtück darin verſammelt. Sonſt gibt es noch Frühſtückszimmer, Arbeitszimmer, Muſikzimmer, Geſellſchaftszimmer (Drawingrooms), Wohnzimmer (Parlours), Speiſezimmer, Spielzimmer in Menge, doch ſelten von ausgezeichneter Größe. Ueberall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit ſchönen Teppichen belegt.

In vielen Häuſern wechſelt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen, von gemalter Wachsleinwand, welche von beträchtlicher Dicke eigens dazu fabricirt wird. Mahagonyholz ſieht man meiſtens nur an den Treppengeländern, großen Eßtiſchen, Bettſtellen; die Meubeln in den herrſchaftlichen Zimmern ſind von fremden köſtlichern oder kunſtreich lackirten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodiſch, lächerlich, die Meubeln an den Wänden hinzuſtellen, wie es in Deutſchland gebräuchlich iſt; in den Wohn- und Geſellſchaftszimmern ſtehen alle in einem großen Kreiſe umher, ſo daß noch ein beträchtlicher Raum zum Spazieren zwiſchen den Stühlen, Sopha's, Tiſchen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtiſche ſowohl, als die Pianoforte's ſind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günſtigſten fällt und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenſter leidet. Noch müſſen wir der Kamine gedenken, die, künſtlich in Marmor gearbeitet, oder mit brillantirtem Stahl geſchmückt, eine der größten Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vaſen und prächtige Kandelaber prangen auf ihren Geſimſen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indeſſen den Fremden nur ſelten gezeigt werden. Dieſe, beſonders die der Damen, ſind ein Heiligthum, in welches kein ſterbliches Auge dringen darf. Oft hörten wir Engländerinnen mit wahrem Grauſen von der Sitte der Franzöſinnen ſprechen, welche gerade ihr Schlafzimmer zum Beſuchzimmer vorzugsweiſe erwählen.

So viel von der innern Einrichtung der engliſchen Villa's im allgemeinen. Kehren wir jetzt zurück zu den nächſten äußern Umgebungen derſelben.

Die Obſt- und Gemüſegärten, die Treibhäuſer liegen mit allen zur innern Oekonomie gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrſchaftlichen Hauſe, werden aber durch mancherlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Dieſe Bezirke ſind es, was der Engländer eigentlich Gärten (Gardens) nennt. Der zur Fußpromenade beſtimmte Theil der Beſitzung heißt Pleasure-Ground und liegt auch ganz nahe am Hauſe. Hier trifft man Aehnlichkeit mit den deutſchen Parks: Gänge, die ſich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinſchlängeln, Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektoniſchen Reichthum der neuern Gartenkunſt. Alle Gebäude ſind von Stein, alle Geländer und Thüren von ſchönem eiſernen Gitterwerk. Hier blühen und grünen die vielen einheimiſchen Geſträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die ſtark genug ſind, den Winter im Freien zu ertragen.

Viele Pflanzen, die wir in Deutſchland ſorgfältig vor der Kälte ſchützen müſſen, halten den durch Seeluft gemilderten engliſchen Winter aus, zum Beiſpiel der Laurus Tinus, das Heliotropium und der Jasmin (Jasminum officinale). Die beiden letzteren haben wir oft in einer Höhe von ſechs bis acht Fuß ſich an den Mauern hinziehen geſehen.

Obſtbäume aller Art werden aus dieſen Anlagen verbannt. Die verſtändige Weiſe, mit welcher alle Bäume mit Hinſicht auf Höhe, Wuchs und die dunklere oder hellere Farbe ihres Laubes geordnet ſind, gibt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne ſich ihn gleich erklären zu können. Alles iſt zur ſchönſten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird ſogar in Hinſicht der Entfernung eines Gegenſtandes oft getäuſcht. Die engliſchen Gärtner ſind wahre Landſchaftsmaler im Großen, ja wir möchten ſie faſt für die einzigen eigentlichen Künſtler der Nation erklären. Jeden Vortheil, den Optik und die Regeln der Perſpective ihnen darbieten, wiſſen ſie gar gut zu benutzen, ohne doch ins Kleinliche zu fallen. Mit den Nadelhölzern aller Art, den verſchiedenen, uns zum Theil in Deutſchland unbekannten, immer grünen Stauden und Sträuchen, deren einige ſogar bisweilen im December blühen, werden ſehr ſchöne Effecte hervorgebracht. Gewöhnlich ſieht man davon in der Nähe des Hauſes eine Art Wintergarten an einem ſonnigen Platz angelegt, in welchem man ſich bei winterlichem Sonnenſchein ergehen und, von allen Seiten durch das Grün getäuſcht, in den Frühling hinein träumen kann. Solche Anſtalten ſind auf jener Inſel nothwendiger, als bei uns: denn derſelbe wunderliche Geiſt, der die Einwohner dieſes Landes die Nacht zum Tage umzuſchaffen bewog, verwirrte auch den Lauf der Jahreszeiten. Der Winter herrſcht in Hinſicht auf Kleidung und Vergnügen bis über die Mitte des Junius hinaus. Dann fängt der Frühling erſt an, und ſo muß der Sommer und mit ihm der Aufenthalt auf dem Lande, welcher in der Regel erſt im Auguſt und noch ſpäter beginnt, bis nach Weihnachten verlängert werden, damit doch jedem neben dem Unrecht auch ſein Recht geſchehe.

Der Haupteingang zum Park, ein oft ſehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thürhüters und ſeiner Familie, bei welchem ſich jeder Einlaßbegehrende vermittelſt einer Glocke meldet. Dieſes Thor mit ſeinen Gebäuden, the Lodge genannt, iſt eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons ſind bald im gothiſchen Geſchmacke, bald im ägyptiſchen; ſie ſtellen Thürme, griechiſche Tempel oder auch nur artige, moderne Gartenhäuschen vor, je nachdem der Geſchmack des Erbauers war. Immer hat der Thürhüter eine freundliche, artige Wohnung darin, mit Küche und Keller und allem was er bedarf wohl verſehen, und manche angeſehene Familie in Deutſchland würde zufrieden ſeyn einen ſolchen Sommeraufenthalt zu beſitzen.

Woburn-Abbey.

Dieſer Landſitz, der erſte, welchen wir beſuchten, iſt das Eigenthum des Herzogs von Bedford, des reichſten Particuliers und zugleich des größten Oekonomen in England. Sein Bruder, der Oekonomie mit noch größerm Eifer ergeben, ſtarb vor wenigen Jahren, ſechsunddreißig Jahr alt, und hinterließ dem jetzigen Beſitzer, welcher ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte, das ungeheuer große Vermögen.

Woburn liegt eine Tagereiſe von London entfernt. Das erſte, was man uns hier zeigte, waren natürlicher Weiſe die Wirthſchaftsgebäude, vor allem die Viehſtälle: denn der Herzog, wie ſeine Vorgänger, beſchäftigt ſich hauptſächlich mit dieſem Zweige der Landwirthſchaft. Auch machen die vierbeinigen Eleven aller Art ihrem Erzieher Freude und Ehre. Sie tragen bei den in England gewöhnlichen Preisbewerbungen in Hinſicht der Größe, Schönheit und des Gedeihens gewöhnlich über alle andere Mitbewerber den Preis davon. Dafür wird auch alles gethan, um ihr Andenken nach ihrem, leider faſt immer gewaltſamen, Tode zu verewigen. Im Schloſſe wimmelt es von gemalten oder in Stein gehauenen ähnlichen Bildniſſen der wohlgerathenſten unter ihnen. Viele davon ſind ſogar in Kupfer geſtochen und ihr Portrait prangt in den londoner Kupferſtichläden neben andern berühmten Portraits von großen Gelehrten oder Miniſtern.

So wenig wir auch vom Landbau verſtehen

mochten, ſo war es uns doch unmöglich, die Ordnung überall und die zweckmäßigen Einrichtungen ohne Vergnügen und Bewunderung zu ſehen. Man zeigte uns viele in dieſem Lande der Induſtrie erfundene Maſchinen, um die ländlichen Arbeiten zu vereinfachen, zu erleichtern und einträglicher zu machen. Zum Beiſpiel eine Dreſchmaſchine; eine andere um das Getraide abzuſchälen, damit kein Mehl in den Kleien verloren gehe; noch eine, womit man in der Mühle vier Sorten Mehl mit einem Mal durchbeutelt, und noch manches andere von dieſer Art.

In den Viehſtällen herrſcht eine unglaubliche Reinlichkeit, beſonders da wo wir ſie am wenigſten vermuthen konnten, im Schweinſtalle. Die Bewohner dieſes Orts hatten aber auch ein ſo geſegnetes Gedeihen, waren ſo groß und von der Laſt ihres Fettes ſo niedergedrückt, daß ſie uns völlig lebensmüde erſchienen. Noch zeigte man uns verſchiedene ihrer Schönheit wegen berühmte Stiere und einige indianiſche Kühe. Letztere haben einen geradern Rücken und einen kleinern Kopf, übrigens ſehen ſie wie andere Kühe aus.

Der Park mit ſeinen herrlichen Wieſen und den ehrwürdigen Bäumen iſt von pittoresker Schönheit. Herden zahmer Hirſche und Rehe graſten darin umher, zu 80 Stück und mehrere zuſammen, mitten unter ihnen die ſchönſten, größten Schafe, einige aſiatiſche mit dicken Fettſchwänzen. Die furchtloſe Ruhe dieſer Thiere von ſo verſchiedenen Gattungen erfreute uns jedes Mal, ſo oft wir den lieblichen Anblick auch ſahen: ſie führte ein Bild der ſchönen goldnen Zeit vor die Seele.

Das an ſich große Schloß zeichnet ſich vor andern weder durch beſondere Pracht, noch große Schönheit aus. Es iſt zu neu, um ehrwürdig, zu alt, um elegant zu erſcheinen. Nur Montags ſteht es Fremden offen; für uns traf es ſich diesmal ſehr glücklich. Wir durchliefen eine Menge Zimmer voll Gemälde, größtentheils Portraits. Sechs große wunderſchöne van Dyk's, ganze Geſtalten in Lebensgröße, fielen uns beſonders auf. Dann auch das Portrait des unglücklichen Grafen Eſſex, ebenfalls in Lebensgröße. Er hat eine ſchlaue, höchſt bedeutende Phyſiognomie und einen ganz rothen Bart. Ihm gegenüber hängt das Portrait der Königin Eliſabeth, im geſchmackloſeſten, übertriebenſten Putz, ohne allen weiblichen Reiz. Der hiſtoriſchen Gemälde und Landſchaften, größtentheils aus der niederländiſchen Schule, ſind eine große Anzahl und darunter gewiß Stücke von hohem Werthe. Auch eine ſehr elegante Bibliothek befindet ſich im Schloſſe.

Das Orangeriehaus iſt einfach prächtig. Acht große Marmorſäulen tragen in der Mitte deſſelben eine von oben erleuchtete Kuppel und umgeben eine große, mit Basreliefs geſchmückte antike Marmorvaſe, über die man ein ganzes Buch ſchreiben könnte, und an der wir flüchtig vorübereilen mußten.

Zu beiden Seiten der Orangerie iſt eine oben bedeckte Promenade angebracht: ſie bildet einen halben Kreis und dient zum Spazierengehen bei ſchlechtem Wetter und im Winter. Geisblatt, Roſen, ächter Jasmin, Heliotrop, und viele andere ähnliche Gewächſe umranken die Pfeiler und die auf ihnen ruhenden Bogen, welche die Bedachung tragen; unzählige ſeltene und ſchöne Blumen und Gewächſe ſtehen in Vaſen, der Promenade entlang.

Ganz in der Nähe iſt das Reithaus, ein anderes Haus zum Ballſchlagen und eine Art von Pracht-Milchkammer, mit Fenſtern von gemaltem Glaſe. Alle zur Milcherei gehörigen Gefäße ſind darin von ſeltenem japaniſchen und chineſiſchem Porzellan. — Die eigentlichen Spaziergänge fanden wir, im Vergleich mit dem Uebrigen, weder groß noch prächtig, aber geſchmackvoll angelegt.

Stowe's Garden,

Landſitz des Marquis von Buckingham.

Dieſe Gärten werden mit Recht für die ſchönſten und prächtigſten in England gehalten und liegen in nicht gar großer Entfernung von Woburn. Wir erreichten ſie noch denſelben Abend, nachdem wir Nachmittags Woburn verlaſſen hatten, und fanden in dem dicht darneben liegenden Gaſthofe ſehr gute Bedienung.

Stowe's Garden enthält einen Reichthum von Tempeln, Obelisken, Säulen, Pavillons aller Art. In jedem beſchränktern Platze iſt freilich weiſe Sparſamkeit mit ſolchen Verzierungen nicht genug zu empfehlen; aber hier in dieſem großen Raume fällt die Anzahl der Gebäude nur auf, weil man jedes Mal die glückliche Wahl bewundern muß, mit der ſie angebracht ſind, und zugleich den Reichthum, der die Mittel darbot, auf eine ſo koſtbare Weiſe eines der natürlich ſchönſten Plätzchen der Erde noch zu verſchönern. Unmöglich iſt's, dieſe Gärten durch bloße Worte darzuſtellen, man muß ſie geſehen haben, um ſie ſich denken zu können. Sie bilden die ſchönſte lieblichſte Landſchaft, die nur eine Dichter-Phantaſie erfinden konnte. Auch wandelt man hier auf claſſiſchem Boden. Lord Cobham, dem ſie hauptſächlich ihre Verſchönerung verdanken, lebte hier in der glänzendſten Zeit der engliſchen Literatur. Die beſten Köpfe Britanniens waren ſeine Freunde und theilten in dieſem reizenden Aufenthalte frohe Tage mit ihm.

Auch iſt alles gethan worden, um hier das Andenken jenes ſeltnen Vereins zu erhalten. In einem der Freundſchaft gewidmeten Tempel ſtehen Cobham's und ſeiner Freunde Büſten in

Marmor, eine Art halb offener Rotunde enthält die Büſten merkwürdiger Menſchen, die zu verſchiedenen Zeiten ſich um das Vaterland verdient gemacht haben. König Alfred, Königin Eliſabeth, Pope, Newton, Franz Drake und mehrere andere, durch Jahrhunderte von einander getrennt, ſieht man hier, wo nur das allen gemeinſame Streben gilt, in geſchwiſterlichem Vereine.

Eine hohe Säule, welche Lord Cobham zu erbauen anfing, iſt von ſeinem Nachfolger Lord Temple vollendet und ſeinem Andenken gewidmet. Sie iſt inwendig hohl und enthält eine 170 Stufen hohe Wendeltreppe. Man genießt oben einer vortrefflichen Ausſicht nach Oxford zu. Eine andere Säule ſteht hier zum Andenken des General Wolf; eine kleinere, mit einem Globus verzierte, zu Ehren des kühnen Weltumſeglers, Kapitain Cooke.

Noch müſſen wir eines gothiſchen Tempels gedenken, mit Fenſtern von gefärbtem Glaſe, durch welche die Gegend umher ſich wunderbar ausnimmt. Dieſe Anlagen ſind reich an ſchönen alten Bäumen, beſonders Eichen und Cypreſſen; ein ungeheuer großer Taxusbaum zeichnet ſich beſonders aus. Schattige Gänge ziehen ſich um einen kleinen See. Einige natürliche Waſſerfälle, ſchöne maleriſche Brücken, alles iſt hier vereint, was einen ſolchen Platz nur zu verſchönern vermag.

Das Haus beſteht aus einem zwei Stock hohen Hauptgebäude und zwei Flügeln von einem Stock. Unter einer von Marmorſäulen getragenen, weit vorſpringenden Attika blühen die ſeltenſten Pflanzen in Blumentöpfen. Von hier tritt man in die prächtige, durch eine Kuppel von oben erleuchtete Halle. Am Frieſe iſt ein römiſcher Triumphzug in Marmor abgebildet. Marmorſäulen zieren rings umher dieſe Halle; zwiſchen ihnen ſtehen marmorne Statuen.

Aus der Halle tritt man in einen kleinern, mit antiken Büſten verzierten Saal, in deſſen Mitte ein ſchöner Apoll aufgeſtellt iſt. Dieſe Statue ſowohl, als der größte Theil der in der Halle befindlichen, ſind Antiken.

Die nicht ganz modern decorirten Zimmer enthalten einen Reichthum an Gemälden, meiſt Niederländer, namentlich Rembrandts, unter andern das eigene Portrait dieſes Meiſters, deſſen

Arbeiten in England beſonders hochgeſchätzt werden. Ein Kabinet voll Portraits, größtentheils aus dem merkwürdigen Kreiſe, den Lord Cobham hier um ſich verſammelte, iſt ſehr ſehenswerth. Hier findet man Pope, Swift, Steele, Addiſon, der ein höchſt gutmüthiges Geſicht hat, und viele andere; auch ein Originalportrait der unglücklichen Maria Stuart. Sie iſt in wunderlicher Kleidung mit einem ſehr hohen Halskragen dargeſtellt und erſcheint weit weniger ſchön, als man ſie ſich zu denken gewohnt iſt; doch mag auch wohl die nicht außerordentliche Kunſt des Malers daran Schuld ſeyn.

Lady Buckingham und ihre Tochter beſchäftigen ſich auch mit der Malerei. Die Mutter malt in Oel, die Tochter Paſtell; ſie haben ein ganzes Zimmer mit ihren Arbeiten decorirt, von denen ſich übrigens nichts weiter ſagen läßt, als daß es von ſolchen Damen doch lobenswerth iſt, wenn ſie ihre Zeit auf dieſe Weiſe hinzubringen ſuchen.

Wir fuhren denſelben Abend, an welchem wir uns in Stowe umgeſehen hatten, nach Woodſtock, einem Städtchen, das auf vielfache Weiſe bekannt iſt. Das prächtige Schloß Blenheim, welches die Königin Anna ihrem Lieblinge, dem Herzog von Marlborough, zum Dank für ſeine erfochtenen Siege ſchenkte und nach einem der glänzendſten derſelben benannte, liegt ganz nahe daran. Auch werden hier die vorzüglichſten, in ganz England beliebten Stahlarbeiten nicht fabrikmäßig, ſondern von einzelnen Arbeitern in ihren Häuſern verfertigt. Wir beſuchten einen der geſchickteſten, um einiges von ihm zu kaufen. Wie ein Maler, der ſein Lieblingsbild um Gold weggeben muß, ſo betrachtete der gute Alte ſeine beſten Scheeren und Meſſer mit wahrem Künſtlerſchmerz, ehe er ſie uns übergab, und ermahnte uns noch beim Scheiden, ſie ja gut zu bewahren und zwei Mal des Tages mit Wolle abzureiben: denn ihm ſchienen ſie das Wichtigſte, was uns beſchäftigen könnte.

In hiſtoriſcher Hinſicht iſt Woodſtock beſonders merkwürdig. Auf einer Wieſe, die jetzt zum Park von Blenheim gezogen iſt, ſtand einſt ein Landhaus, in welchem die Königin Eliſabeth in ihrer Jugend erzogen, ja gleichſam gefangen gehalten ward. Sie konnte damals nicht hoffen, daß ihre Anſprüche an die Krone von England einſt geltend werden würden; und eben dieſe Anſprüche, die ſie gewiß oft in jenen Zeiten bitter beweinte, waren es, die ihr Freiheit, Umgang mit Menſchen und jede Jugendfreude raubten. Hier erwarb ſie ſich alle die Kenntniſſe, die Feſtigkeit, Klugheit, welche ſie ſpäterhin zur weiſen glücklichen Regentin machten. Wie war es aber möglich, daß dieſe frühere Erfahrung des Unglücks, dieſe Einſamkeit, dieſe Bekanntſchaft mit allem Guten und Großen, was weiſe Männer vor ihrer Zeit dachten und ſchrieben, ſie nur klug, nicht auch gut machten? Sie, die einſt auch gefangen war, die einſt auch für ihr Leben zittern mußte, weil es den ehrgeizigen Plänen Anderer entgegen war, wie konnte ſie ihre unglückliche Schweſter Leiden fühlen laſſen, welche ſie ſelbſt nur zu gut aus Erfahrung kannte, und ſie zuletzt dem fürchterlichen Tode auf dem Blutgerüſte weihen! Die Nachwelt iſt gerecht. Jeder Engländer ſpricht noch jetzt von Eliſabeth, der Regentin, mit Bewunderung, mit Abſcheu von Eliſabeth, dem Weibe, und der Name der unglücklichen Maria wird noch überall mit Liebe und Mitleid genannt.

die Fehler der Stuart ſind vergeſſen, aber ihr Unglück und ihre Liebenswürdigkeit lebt noch in allen Herzen.

Die Geſchichte einer andern ſchönen unglücklichen Frau aus frühern Zeiten macht dieſen Ort ebenfalls merkwürdig. Auch ſie war eine Gefangene, aber eine höchſt glückliche: denn Liebe hielt ſie gefangen. Sie war das ſchönſte Weib in England; König Heinrich II. liebte ſie über alles; beide unendlich glücklich, vergaßen in dieſer Abgeſchiedenheit die Welt und hofften von ihr vergeſſen zu ſeyn. Um allen Späherblicken zu entgehen, lebte Roſamunde in der ſtrengſten Einſamkeit nur ihrem Geliebten. Dichtes Gebüſch, undurchdringliche Dornenhecken verſteckten die Wohnung der Liebenden, deshalb nannte man ſie Roſamundens Laube (Rosamunda's Bower). Einige Jahre währte das ſtille Glück. Drei liebliche Kinder erhöheten es noch. Da entdeckte endlich die ſchon lange nach ihr ſpähende Gemahlin Heinrichs, Elinor, den Aufenthalt ihrer Nebenbuhlerin; und als der König eines Morgens mit ſchwerem, ahnungsvollem Herzen aus dem friedlichen Aufenthalte geſchieden war, drang die eiferſüchtige Königin herein. Die arme Roſamunde war allein mit ihren Kindern, niemand da, der ſie beſchützte. Die drei unſchuldigen Kinder wurden vor ihren Augen ermordet, ſie ſelbſt gezwungen Gift zu nehmen. Unter langſamen Qualen, von niemand getröſtet, ganz allein, hülflos, hauchte die Arme ihr Leben über den Leichen ihrer Kinder aus. Spät Abends kehrte der König wieder, hoffnungsvoll, freudenvoll, und fand das Entſetzliche.

Der Ort, wo Roſamundens Laube ſtand, iſt ein enges, grünes, fruchtbares kleines Thal. Dichtes Gebüſch bedeckt noch den feuchten Boden, eine kleine Quelle rieſelt daraus hervor, ſie heißt Roſamundens Quelle; die Landleute aus der Nachbarſchaft legen ihr heilſame Eigenſchaften gegen Augenkrankheiten bei, wallfahrten hin zu ihr, erzählen die Geſchichte der ſchönen Roſamunde, wie wir ſie ihnen nacherzählten, und ſingen die Lieder und Romanzen, in welchen gleichzeitige und ſpätere Dichter dieſe unglückliche Liebe verewigt haben.

Blenheim.

Als wir uns in Woodſtock Morgens früh anſchickten nach unſerer Gewohnheit vors erſte den Park zu durchwandern, ſahen wir mit Erſtaunen, daß ein himmelhoher Phaeton, mit zweien ziemlich unbändig ſcheinenden Schimmeln beſpannt, unſrer vor der Thüre des Gaſthofs harrte. Die Wirthin verſicherte uns mit der in ſolchen Fällen gebräuchlichen Eloquenz, es wäre geradezu unmöglich den Park zu Fuße zu ſehen. Wir fügten uns alſo ihrer Einrichtung, beſtiegen das ſo gefährlich ausſehende Fuhrwerk und hatten alle Urſache mit dieſem Entſchluſſe zufrieden zu ſeyn. Der Park iſt ſo groß, daß kaum anderthalb Stunden zu der Fahrt hinreichten. Die Schimmel waren weniger unbändig, als ſie zuerſt ſchienen, und die große Höhe des jetzt aus der Mode gekommenen ganz unbedeckten Fuhrwerks erleichterte gar ſehr das Umſehen nach allen Seiten, und den Genuß der verſchiedenen ſich darbietenden Ausſichten.

Uebrigens wird Blenheim auf eine noch umſtändlichere und dadurch auch koſtſpieligere Weiſe gezeigt, als es bei andern Landſitzen gebräuchlich iſt. Der Geiſt der ſtolzeſten Frau ihrer Zeit, der Lady Sarah, Marlborough's Gemahlin, ſcheint noch jetzt auf die in ihrem ehemaligen Wohnſitze übliche Etikette Einfluß zu haben.

Ein großes, prächtiges Thor mit zwei Nebengebäuden, die Wohnung des Thürwärters, dient dem Park zum Haupteingange; eine Inſchrift auf einer darüber angebrachten Marmorplatte belehrte uns, daß Lady Sarah dieſe Art von Triumphbogen ihrem verſtorbenen Gemahl zu Ehren erbaute. Der Thürhüter empfing uns mit einer wahrſcheinlich für dieſen Zweck ein für allemal auswendig gelernten Anrede, ging ganz ernſthaft etwa funfzig Schritte neben dem Wagen her, dann ließ er ihn halten. „Dies iſt die erſte Ausſicht,“ rief er uns zu; „da drüben ſehen Sie ein Waſſer mit einer ſchönen geraden Brücke; darneben rechts ſteht ein hoher Obelisk, des Herzogs Thaten, die Schlachten, die er ſchlug und gewann, ſind daran zu leſen; ſeine Statue ſteht auf der Spitze des Obelisk's und iſt zehn Fuß hoch, ſo klein ſie auch von hier aus erſcheint.“ So ging es eine feine Weile; uns ward langweilig zu Muthe: denn alles, was wir ſpäter in der Nähe ſehen ſollten, ward hier von weitem gezeigt, ohne daß man uns Zeit gelaſſen hätte, der wirklich mannichfaltigen und lieblichen Ausſicht uns zu erfreuen. Dennoch war es unmöglich, dem Strome dieſer eingeübten Rede Einhalt zu thun.

Endlich waren wir an dem Orte, wo der läſtige Redner, nach der hergebrachten Regel dieſes Hauſes, von uns ſcheiden mußte. Er übergab uns einem Förſter, der uns zu Pferde begleitete, legte uns noch zum Beſchluß, trotz der herzoglichen Livree, die er trug, den endlichen Zweck aller ſeiner Redekunſt beſonders an's Herz und ſchied, nachdem er ihn erreicht hatte. Sein Nachfolger war zum Glück weniger beredt; beſcheidentlich ritt er neben uns her und ſprach nur wo es nothwendig war.

Der Park iſt einer der ſchönſten in England. Sanfte Anhöhen, liebliche Thäler in freundlicher Abwechſelung, bedeckt mit dem ſchönſten Graſe, werden von vielen hundert Rehen und Damhirſchen belebt. Mehrere ſchöne ſteinerne Brücken führen über einen Kanal, welchem man ſehr täuſchend das Anſehen eines ſanft ſich hinwindenden Stroms zu geben wußte. Einige zerſtreut liegende Tempel und andere Gebäude, der Obelisk mit der Statue des großen Marlborough, und unzählige alte herrliche Bäume geben ihm einen unbeſchreiblichen Reiz. Ueberall ſind mannichfaltige Ausſichten auf das Schloß, das Waſſer, die Brükken, die Gebäude, mit Auswahl und beſcheiden ſich verhüllender Kunſt veranlaßt. Nachdem wir alles gehörig bewundert und uns auch mit dem Förſter abgefunden hatten, übergab uns dieſer dem Gärtner, welcher uns in den das Schloß in der Nähe umgebenden, züm Spazierengehen beſtimmten Anlagen herumführte. Auch dieſe ſind ſehr reizend und lieblich, aber bei weitem nicht ſo prächtig als die von Stowe. Ihre zierliche Einfachheit muß zwar gefallen, doch dünkte uns, ſie würde ſich beſſer zu jenem kleinern, in prunkloſerm Styl erbauten Schloſſe ſchicken, und dagegen die mit ſo viel Reichthum ausgeſtatteten Gärten von Stowe, zum Prachtpalaſte von Blenheim. Eine waſſerreiche, immer laufende Cascade, ein lieblicher Weg um einen kleinen See herum und viele vorzüglich große, ſchöne Bäume bilden hier die ſchönſten Partien.

Als wir Nachmittags hingingen, das Schloß zu ſehen, wurden wir am Eingange des zweiten Hofes von einer alten Frau empfangen, die wir Anfangs für die Haushälterin hielten, welche uns, wie das in England gebräuchlich iſt, die Zimmer zeigen ſollte. Sie machte, wie alle Engländerinnen der untern Claſſe, einen kleinen wunderlichen Knicks bei jedem Worte, das wir zu ihr ſprachen, und führte uns mit großer Redſeligkeit bis an das Schloß. Hier nahm ſie wieder mit unzähligen Knickſen Abſchied und belehrte uns, ihr Amt wäre, die hohen Herrſchaften (the Quality nannte ſie es) mit gebührendem Reſpect zu empfangen und dahin zu ſehen, daß ſie, wie es ſich gehöre, über den Hof begleitet würden. Wir gaben ihr lachend ein Paar Schillinge und das Zeugniß, daß ſie ihrem Amte trefflich vorſtehe, und ſo ſchieden wir mit wechſelſeitiger Zufriedenheit von einander.

Das Schloß iſt ein durch ſeine Größe imponirendes Gebäude; übrigens ſchwer, bunt, kraus, mit einer Unzahl von Säulen, Vaſen, Treppen, Geländern und Thürmen verziert, oder verunziert.

Die groſse Halle, in welche man zuerſt im Schloſſe tritt, iſt ſehr hoch, ſehr groß und, wie die in Stowe, ebenfalls von oben erleuchtet. Sie hat einen ſchön gemalten Plafond, den marmorne Säulen unterſtützen, ſchöne, zum Theil antike Statuen ſtehen rings umher. Die übrigen Zimmer ſind von altmodiſcher Pracht, alles ſolid und köſtlich, wie man es an dieſem Orte erwarten muß. Franzöſiſche Hauteliſſe-Tapeten ſchmücken mehrere Säle, alle ſtellen des groſſen Herzogs Siege und ihn ſelbſt in mannichfaltigen Situationen vor, ſind aber leider ſehr verblichen.

Die Gemäldeſammlung iſt ſehr groß; eine Magdalene von Titian und eine heilige Familie von Leonardo da Vinci, zwei Maratti's, Bettelbuben vorſtellend, einige Portraits von Vandyk ſind uns bei dem ſchnellen Durchfliegen noch einigermaßen im Gedächtniſſe geblieben; Raphaele zeigte man uns wenigſtens ein halb Dutzend, von denen dieſer groſſe Meiſter ſelbſt wahrſcheinlich nie einen ſah. Treffliche Niederländer ſind hier, verſchiedene Gemälde von Rubens, Bauerſtuben voll Leben und Wahrheit von Oſtade, de Steen und andern. Gewaltſam mußten wir uns von dieſen, in engen Banden gehaltenen Schätzen wegwenden. Ein groſſes Gemälde von Sir Joſua Reynolds, den jetzigen Herzog und ſeine Familie vorſtellend, hängt auch hier; aber die Nachbarſchaft ſowohl, als das Coſtume thut ihm Schaden.

Noch ein großer, hoher, von oben erleuchteter Saal, von la Guerre mit vieler Wahrheit gemalt, dünkt uns des Erwähnens werth. Der Plafond ſtellt den Herzog vor, wie Zeit und Friede ihn in ſeinem Triumphwagen aufhalten. Die Wände ſind wie eine offene Halle gemalt; rundum läuft ein Geländer, hinter welchem alle europäiſchen Nationen mit charakteriſtiſcher Phyſiognomie und Kleidung in verſchiedenen Stellungen ſtehen. Die Figuren, etwas über Lebensgröße, übrigens von täuſchender Wahrheit, ragen halb über das Geländer vor.

Die Bibliothek, ein ſehr langes ſchmales Zimmer, ſoll an ſiebenzig tauſend Bände enthalten. Am Ende derſelben ſteht die marmorne Statue der Königin Anna in völliger Staatstracht: mit dem Königsmantel, dem langen über einen oben ſchmalen unten breiten Reifrock geſpannten Kleide, dem hohen Halskragen und der Krone auf dem Haupte, ſieht ſie wie eine große Weihnachtspuppe aus; Spitzen und Stickereien aber ſind mit bewundernswürdigem Fleiße in den harten Stein gearbeitet. Auch in der Bibliothek hängen viele Portraits; der große Herzog und ſeine Sarah ſind hier abgebildet; ſie hält die herzogliche Krone recht feſt und ſchaut keck und übermüthig in die Welt hinein.

In der Schloßkapelle zeigte man uns das große Grabmahl, welches Lady Sarah ſich, ihrem Gemahl und ihren zwei Kindern noch bei Lebzeiten ſetzen ließ. Die Familie iſt in Lebensgröße darauf zu ſehen, nebſt einem anſehnlichen Gefolge von Tugenden und Genien. Es ward in London gefertigt und ſehr theuer bezahlt; das iſt alles was wir davon zu ſagen wiſſen; weder der Gedanke, noch die Ausführung zog uns an.

Des flüchtigen Sehens überdrüßig, ermüdet von dem Stehen und Gehen in den vielen großen Zimmern, eilten wir in unſern Gaſthof zurück und entſagten einer Sammlung von altem ächten japaniſchen und chineſiſchen Porzellan, die man uns als etwas ſehr Merkwürdiges zu zeigen ſich erbot.

Den folgenden Tag wollten wir Ditchley und Heythorp, den Landſitz des Lord Shrewsbury, ſehen, wurden aber abgewieſen, weil es nicht der Tag in der Woche war, an welchem Fremden dort der Zutritt erlaubt iſt. Beide Schlöſſer ſollen ſehenswerth ſeyn und viel vortreffliche Kunſtwerke enthalten.

In Heythorp erlaubte man uns aber doch durch den Park zu fahren und die Spaziergänge und Gärten zu durchwandern. In letztern fanden wir große koſtbare Treib- und Ananashäuſer, aber fehlerhaft angelegt und wenige ſpäte Früchte bringend. In dieſer Hinſicht ſtehen die engliſchen Gärtner weit hinter den Holländern zurück. Die an ſich nicht großen Spaziergänge in Heythorp bieten manche ſchöne romantiſche Stelle, manche lachende Ausſicht, ſehr großen Reichthum von Blumen in einem eigens dazu angelegten, geſchmackvollen Blumengarten und wunderſchöne Bäume von der immergrünen Art, Fichten, Tannen und Cypreſſen.

Birmingham und Soho.

Wir reiſten jetzt auf Birmingham zu. Die Gegend verſchönte ſich mit jeder Meile, Berge wechſelten mit lachenden Thälern. Wir mußten zuweilen die Räder einhemmen, weil der Weg zu ſteil bergab führte. Die Ausſichten von der Höhe ſind ſehr reizend. In Birmingham ſelbſt erklimmten wir noch einen ſteilen Berg, der uns lebhaft an den Hradſchin in Prag erinnerte, ehe wir zu dem großen eleganten Gaſthofe gelangten. Dieſer heißt noch immer zur Henne mit den Küchlein, obgleich der Wirth in unſern, immer vornehmer werdenden Zeiten ſich alle Mühe gibt, ihn zu Lloyd's Hotel umzuſtempeln.

Birmingham iſt durch ſeine Fabriken weit und breit berühmt, ja man könnte faſt behaupten, es gäbe kein Dorf im cultivirten Europa, vielleicht kein Haus, in welchem nicht irgend ein Produkt der Induſtrie dieſer Stadt zu finden wäre, ſey es auch nur ein Knopf, eine Nadel, oder ein Bleiſtift. Die Stadt ſelbſt iſt ſchon durch ihre bergige Lage nicht ſchön; der Rauch der vielen Fabriken und Werkſtätten, die hier ihr Weſen treiben, gibt ihr ein düſteres, ſchmuziges Anſehen. Ueberall hört man hämmern und pochen, alles läuft am Tage geſchäftig hin und wieder, niemand hat Zeit, ſo lange die Sonne leuchtet. Dafür hallen des Abends die Straßen vom Geſchrei und von Geſängen derer wieder, die ſich den Tag über unter der ſchweren Laſt des Lebens abarbeiteten. In den wenigen Stunden, die ſie dem alle Sinne lähmenden Schlafe des ermüdeten Arbeiters abſtehlen können, ſuchen ſie in Tavernen und Spielhäuſern die Freude zu haſchen, an die ſie den Tag über nicht denken konnten.

Den Tag nach unſerer Ankunft eilten wir den merkwürdigſten Punkt dieſer Gegend, Soho, das zwei Meilen von Birmingham gelegene Etabliſſement des Herrn Boulton zu beſuchen.

Wir finden in ganz England, vielleicht in ganz Europa keinen glänzendern Beweis von dem, was Induſtrie, Fleiß und anhaltendes Streben nach einem Ziele vermögen, als dieſen kleinen freundlichen Fleck. Herzlich freuten wir uns, ſeinen Schöpfer, den achtzigjährigen Boulton, noch in völliger Geiſteslebendigkeit kennen zu lernen, obgleich ſein Körper der Krankheit, dem Alter und der unermüdeten Arbeit längſt unterlag. Wir fanden ihn durch Steinſchmerzen völlig gelähmt; im Hauſe ließ er ſich durch zwei rüſtige Bediente herumtragen; im Freien fuhr er ſich ſelbſt in einem der kleinen bequemen Fuhrwerke, die in England zum Troſte der dort ſo häufigen Lahmen und Gebrechlichen erfunden wurden. Alles dieſes hinderte ihn nicht, uns, die wir ihm durch einen ſeiner Freunde empfohlen waren, überall ſelbſt hinzubegleiten. Sein dunkles Auge blitzte von Jugendfeuer, als er uns erzählte, wie er alle die vielen ſich ihm entgegenſtellenden Schwierigkeiten muthig bekämpfte und glücklich überwand. Freundlich erklärte und zeigte er uns alles. Und als wir in die dortigen Anlagen traten, die er mit Hülſe einer Dampfmaſchine dem unfruchtbaren Sumpfe abgewann, ſprangen uns ſeine blühenden Enkel entgegen, ſpannten ſich vor ſein Wägelchen und fuhren den glücklichen Greis wie im Triumph davon.

Achthundert Menſchen finden in Soho täglich Arbeit und Brod. Hier werden engliſche Kupfermünzen und ausländiſche, für die oſtindiſche Compagnie, für Amerika und manche fremde Höfe geprägt. In Deutſchland ſagt das Gerücht: Boulton laſſe auch die vielen falſchen Münzen fabriziren, die von England aus Deutſchland überſchwemmen. Dem iſt aber nicht ſo, er hat au dem geſetzlichen Wege mehr Arbeit, als er beſtreiten kann und iſt zu rechtlich, zu reich, um ſich einem ſo gefährlichen Handwerke zu unterziehen. Vor dieſem war das Nachprägen fremder Münzen, wenn nicht erlaubt, doch in England tolerirt; ſie wurden wie Rechenpfennige angeſehen und in großer Menge, meiſtens auf Beſtellung ſpeculativer Köpfe in Deutſchland und andern Ländern, ziemlich öffentlich fabrizirt. Seitdem aber der Galgen ſo gut auf dieſen Zweig der Induſtrie geſetzt iſt, wie auf das Nachmachen engliſcher Banknoten oder Münzen, wird dieſes Geſchäft nur ganz heimlich in Winkeln und Kellern betrieben. Es ſoll indeſſen in Birmingham an dergleichen Fabriken, welchen gewöhnlich eine Knopffabrik zum Aushängeſchilde dient, nicht fehlen.

Außer der Münze enthält Soho noch eine große Fabrik von plattirten Waaren aller Art, eine Glasfabrik und eine von Dampfmaſchinen.

Die erſtaunenswürdige Erfindung der letztern, bei dem Reichthum an Steinkohlen für England von unermeßlichem Werth, hat Boulton erſt auf den Gipfel von Vollkommenheit gebracht, auf welchem ſie jetzt ſteht. Er verfertigt Dampfmaſchinen für ganz Europa und Amerika, läßt aber dieſe Fabrik niemanden ſehen, weil ſich oft Leute bei ihm einſchlichen, die ſeine Gaſtfreundſchaft mißbrauchten und mühſam errungene Vortheile ihm abzuſehen ſtrebten, während er ſie freundlich bei ſich aufnahm. Er ſagte uns, wir würden es unartig gefunden haben, daß er in allen Gaſthöfen, viele Meilen um Birmingham her, ein Avertiſſement anſchlagen ließ, in welchem er bekannt machte: daß ohne beſondere Empfehlung an ihn keinem Fremden ſein Etabliſſement gezeigt werde. Durch den ewigen Zulauf von Fremden, der ihm oder doch einem ſeiner Aſſociés alle Zeit raubte und unter ſeinen Arbeitern ewige Störungen veranlaßte, wurde er zu dieſem Schritte gezwungen, den er höchſt ungern that. Nichts iſt unerträglicher, ſagte er, als ein Haus zu beſitzen, das eine Sehenswürdigkeit iſt (a rary Show) oder gar ſelbſt eine zu ſeyn; beides war mein Fall, denn jeder, der Soho geſehen hatte, glaubte ſchon aus Höflichkeit deſſen Stifter in Augenſchein nehmen zu müſſen, und ſo wußte ich mir am Ende nicht anders zu helfen, als auf dieſe unfreundliche Weiſe.

Das Wohnhaus in Soho iſt ein hübſches, bequemes und großes Gebäude, überall Sauberkeit und Eleganz, nirgends Pracht, nirgends ein Streben, mit den prächtigen Villen der Großen des Landes zu wetteifern. Es liegt ſehr angenehm: aus den vordern Zimmern überſieht man eine ſehr ſchöne, reiche Gegend, im Vorgrunde die Stadt; fruchtbare angebaute Hügel ſteigen über ihr empor. Dicht vor dem Hauſe liegt ein hübſcher Garten voll Blumen und fremder Pflanzen und hinter dem Hauſe eine reizende Promenade, längs den Ufern eines kleinen Sees, welchen Boulton ſchuf, indem er vermittelſt der Dampfmaſchine die alten Sümpfe austrocknete und das Waſſer hier ſammelte. In einer Ecke deſſelben ergießt ſich ein Waſſerfall von einem mit ſchönen Blumen und Bäumen gezierten Hügel. Alles dieſes war vor ungefähr zwanzig Jahren eine öde, ſumpfige Haide.

Die Fabrik von plattirten Sachen erſchien uns beſonders intereſſant. Es iſt unmöglich, ſchönere Formen und beſſere Politur zu ſehen, als dem Silber hier gegeben wird. Man kann das Plattirte von dem ganz Silbernen durchs Auge allein nicht unterſcheiden, und es gibt auch, auf die Weiſe wie hier gearbeitet, dem Silber an Dauer wenig nach.

Auf ein Stück Kupfer, etwa eine halbe Elle lang und eine Achtelelle im Durchmeſſer, werden Längen aus zwei Platten von ganz reinem Silber, etwa den zehnten Theil ſo dick als das Kupfer iſt, oben und unten aufgeſchmolzen. Dann wird es durch Walzen, von einer Dampfmaſchine getrieben, zu Blech ausgedehnt, ſo dünne man es bedarf. Das Silber bleibt dabei immer mit dem Kupfer im nämlichen Verhältniſſe. Dieſes Blech braucht man zu Verfertigung der Leuchter, Kannen und alles Silbergeräthes, welches eine Fläche bietet; zu den Henkeln, Füßen und dergleichen nimmt man eine runde, mit Silber belegte Stange

Kupfer, die auf die nämliche Weiſe, wie wir oben beſchrieben, behandelt wird. Die äußern Ecken werden den Gefäßen von maſſivem Silber angeſetzt; auch ſind die meiſten Verzierungen daran ganz Silber.

Die Glasſchleiferei iſt ebenfalls merkwürdig. In einem ſehr langen Zimmer ſieht man eine Menge Schleifſteine unaufhörlich ſchnell ſich drehen. Eine lange hölzerne, am Boden horizontal liegende Walze, welche durch eine unter dem Zimmer ſich befindende Dampfmaſchine getrieben wird, ſetzt ſie alle in Bewegung. Mit der größten anſcheinenden Leichtigkeit ſchleifen die Arbeiter die ſchönſten Muſter auf die Gläſer mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit, ohne alle Vorzeichnung, indem ſie dieſelben an die wie von Zauberei getriebenen Scheiben halten. Von hier aus kommen größtentheils die ſchönen Girandolen, Luſtres, Trinkgläſer und Prachtvaſen, die glänzendſte Zierde großer Tafeln, welche wir oft in den, bei nächtlicher Beleuchtung, einem Feen-Schloſſe ähnlichen, flimmernden Glasläden Londons nicht genug bewundern konnten. Die letzte

Politur wird dem Glaſe vermittelſt einer hölzernen Scheibe, ſtatt des Schleifſteins, gegeben.

Die Münze arbeitete gerade dieſen Tag nicht. Herr Boulton ließ aber einige kleine Geldſtücke prägen, um uns den Mechanismus zu zeigen. Acht Prägſtöcke werden hier ebenfalls von einer Dampfmaſchine getrieben; jeder derſelben prägt in einer Minute dreißig bis einhundert und zwanzig Stücke aus, je nachdem ſie größer oder kleiner ſind, und zwar auf beiden Seiten zugleich. Bei jedem Stämpel iſt eine höchſt ſinnreich erfundene Maſchine angebracht, die mit Blitzesſchnelle das eben geprägte Stück fort, und ein noch ungeprägtes an deſſen Stelle einſchiebt. Alles dieſes ſcheint wie von unſichtbaren Geiſtern getrieben. Das Gepräge der Münzen iſt durchgängig ſchön. Sie ſind alle vollkommen rund, von gleicher Größe und möglichſt gleichem Werthe.

In einem andern Zimmer werden die Münzen geſchnitten, ehe ſie geprägt werden; noch in einem andern nach dem Prägen gereinigt, indem ſie in langen, leinenen Säcken hin und her geſchwungen werden. Auch dieſe Operation wird durch die Dampfmaſchine bewerkſtelligt.

Zum Abſchiede ſtatteten wir noch der Dampfmaſchine ſelbſt einen Beſuch ab. Wir ſahen in einem unterirdiſchen Gewölbe eine Pumpe durch den Dampf des darunter in einem verſchloſſenen eingemauerten Keſſel kochenden Waſſers unaufhörlich in Bewegung geſetzt. Dieſe Pumpe trieb einige große Räder, dieſe Räder communicirten mit den vielen, in den obern Zimmern befindlichen, mannichfaltigen Maſchinen und brachten alle die Wunder hervor, die uns oben in Erſtaunen geſetzt hatten. Das iſt alles, was wir durchs bloße Anſchauen von dieſer bewundernswerthen Erfindung begriffen. Das Waſſer muß das ganze Jahr im Kochen erhalten werden, damit die Maſchine nie ſtocke. Herr Boulton verſicherte uns, es gehöre weit weniger Feuerung dazu, als man auf den erſten Augenblick glauben möchte.

Burton und Derby.

Von Birmingham reiſten wir über Burton nach Derby. Burton iſt ein freundliches Städtchen, weltberühmt durch das Ale, *) welches nirgends ſo gut gebraut wird, als hier. In Friedenszeiten gehen jährlich große Sendungen davon nach ganz Europa, beſonders nach Rußland. Auch nach Amerika ward viel davon verſchifft. In England trinkt man es, wenn es einige Jahre gelegen hat, in bürgerlichen Häuſern zum Deſſert. Auch iſt es dann durch die Zeit ſo ſtark, daß es ſich mit jedem Wein an Geiſt meſſen kann und den Biergeſchmack ganz verliert.

Derby iſt eine ziemlich große, aber nicht ſchöne Stadt. Sie enthält viele Fabriken, unter andern eine Seidenſpinnerei; am ausgezeichnetſten iſt die Porzellanfabrik. An Feinheit des Thons mag

---

*) Engliſches Bier.

das hieſige Porzellan wohl dem Meißner und Sever nachſtehen; aber in Hinſicht auf Farben, Vergoldung und Schönheit der Form in den verſchiedenen Vaſen und Geſchirren läßt es nichts zu wünſchen übrig. Die Figuren von Biscuit bleiben weit hinter den ſächſiſchen zurück, ſowohl in der Erfindung als der Ausführung. Auch hier ſieht man deutlich, wie der engliſche Kunſtſinn nur das geradezu Nützliche und Bequeme hervorzubringen vermag; doch dieſes auch in der höchſten Vollkommenheit.

Zum erſten Male in England mußten wir bei unſerer Abreiſe auf Pferde warten, und endlich erſchienen um ſechs Uhr Abends zwei, die des Tages Laſt reichlich getragen hatten. Wir wollten nach Matlock, einem ſiebenzehn Meilen von Derby im gebirgigen Derbyſhire gelegenen Badeorte. Siebenzehn Meilen ſind in England gewöhnlich in zwei bis drei Stunden abgefahren; daher achteten wir den heftigen Regen nicht, der uns ohnehin in unſere Zimmer eingekerkert hätte, und reiſten ab. Die Pferde waren ſehr müde; der Poſtillion konnte ſie ungeachtet alles Treibens kaum von der Stelle bringen; langſam ſchlichen ſie fort, Schritt vor Schritt. Uns war, als wären wir auf irgend einer Poſtſtraße in der Mark. Wir fürchteten, die armen Thiere würden zuletzt aus Ermüdung ganz ſtille ſtehen. Der Regen ſtrömte heftiger und die Nacht brach ſehr finſter herein, obgleich wir uns in der erſten Hälfte des Junius-Monats befanden. Der Weg war ſehr bergig, hohe Felſen thürmten ſich vor uns auf; wir ſahen ihre koloſſalen Conturen nur ſchwach durch die dunkle Nacht. Nah und fern flammten Feuer aus den Ziegelbrennereien rings umher, feurigen Geſpenſtern gleich, was uns die Finſterniß nur auffallender machte, ohne ſie zu erleuchten. Die Pferde ſcheuten ſich einige Mal davor. Wir fuhren ſteile Abhänge hinab und hinauf, tief unten brauſende Waldſtröme ließen uns Abgründe neben dem Wege ahnen. Das Geklapper der vielen Mühlen, das Brauſen der vom Waſſer getriebenen Räder aller Art in dieſer fabrikreichen Gegend, das Sauſen der Gewäſſer rings umher, der Wind, der Regen, die flammenden Limekilns (Kalköfen), alles vereinte ſich, dieſe Nacht zu einer der ſchauerlichſten zu machen.

Die Situation war romantiſch, das iſt nicht zu leugnen; wir freuten uns indeſſen doch ſehr, nach eilf Uhr ihr Ende und das Ziel unſerer Reiſe erreicht zu haben. Im alten Bade in Matlock fanden wir alle Comforts, die man nur in einem engliſchen Gaſthofe erwarten kann, und die abentheuerliche, ermüdende Reiſe machte ſie uns doppelt angenehm.

Badeorte.

Es wimmelt in England von Badeörtern aller Art. Jeder am Ufer des Meeres gelegene Ort, deſſen Strand und andere Umgebungen es erlauben, iſt zum Bade eingerichtet. In allen findet man mehr oder weniger, vornehmere oder geringere Geſellſchaft, je nachdem die Mode es gewollt hat. Zu dieſen Badeplätzen ſowohl als zu den im Lande gelegenen mineraliſchen Quellen flüchtet jeder, der keine eigene Villa beſitzt, oder auf keiner eingeladen iſt, und doch der Schande entgehen will, im Sommer in London geſehen zu werden.

Bekanntlich iſt dann die Stadt (ſo heißt London vorzugsweiſe in ganz England) leer, obgleich die Straßen von Menſchen wimmeln und der Fremde dieſe angebliche Oede gar nicht bemerkt. Alle Leute, welche man vom Anfang Julius bis gegen Weihnachten in London ſieht, ſind ſogenannte Niemands (Nobody's) und werden gar nicht gerechnet. Die feinere Welt, die Müßigen, die Reichen, die Glücksritter, alles flüchtet auf's Land oder in's Bad. Die Seebäder ſind im Ganzen die beſuchteſten und luxuriöſeſten. Die mineraliſchen Quellen werden öfter von der mittleren Klaſſe beſucht, welche dort mehr ländliche Freuden, als rauſchende Ergötzlichkeiten ſucht. Bath macht hiervon eine Ausnahme: im Sommer beſuchen es die wahrhaft Kranken, die Lahmen und Gichtbrüchigen der warmen Quellen wegen. Die eigentliche Saiſon aber fängt dort erſt im December an und währt bis zum Frühlinge. Alle londner Freuden ſind alsdann wohlfeiler und nach verjüngtem Maßſtabe auch in Bath zu finden. Deshalb eilen die dorthin, welche gern groß und vornehm leben möchten und doch nicht reich genug ſind, um dieſes in London zu können. Viele große

Familien bringen einige Winter in Bath zu, um durch dieſe Oekonomie ihren zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen.

Nach Briſtol hingegen treibt ſelten die Freude, öfter die Noth, ſo ausgezeichnet ſchön auch die dortige Gegend iſt. Man weiß, wie viele Opfer die Schwindſucht jährlich in England hinwegrafft. Briſtol's Quelle wird gewöhnlich als der letzte Verſuch der Rettung von den engliſchen Aerzten angerathen. Daß es wirklich oft der letzte ſey, bezeigen die vielen Denkmäler auf dem dortigen Gottesacker.

An allen dieſen Plätzen iſt die Lebensweiſe ſehr verſchieden: in den kleinen Bädern, wie in Matlock, lebt man ſtill und ruhig, geſelliger zwar, wie es ſonſt in England unter Unbekannten gebräuchlich iſt, aber dennoch weit weniger ſo als in Deutſchland in ähnlichen Verhältniſſen.

In den großen, von den Vornehmen beſuchteſten Bädern herrſcht eine ſtrenge, wunderliche Etikette. Wir werden weiterhin Gelegenheit finden, hiervon ausführlicher zu ſprechen. Vorjetzt kommen wir zu Matlock und ſeinen Umgebungen.

Matlock.

Freundlich und dennoch erhaben, einſam und dennoch voll regen Lebens, iſt dieſes liebliche Thal eins der ſchönſten Plätzchen Britanniens.

Sey es immer, daß ſeine Heilquelle wenig wirkſam iſt, es braucht ihrer nicht, um in dieſer himmliſchen Gegend neue Lebenskraft zu finden. Auch ſahen die funfzig oder ſechszig Badegäſte, die wir hier fanden, gar nicht aus, als ob Aeſkulap ſie mit ſeinem Schlangenſtabe hierher gebannt hätte. Sie ſchienen ſich vor dem wilden, unſtäten Treiben des Lebens hergeflüchtet zu haben, um einmal ruhig Athem zu ſchöpfen und dann mit friſchem Muthe wieder an ihr Werk zu gehen.

Der eigentliche Badeort beſteht nur aus drei ſchönen großen Gaſthöfen und zwei Logirhäuſern. Das Dorf Matlock liegt etwa anderthalb Meilen davon. Es iſt unmöglich, dies reizende Thal durch bloße Beſchreibung anſchaulich darzuſtellen: ſo ſtill, ſo heimlich liegt es da, durchrauſcht von der **Derwent**, umgeben von hohen, kühnen Felſen, die bald ſchroff und nackt gen Himmel ſtarren, öfter noch ihre, mit den ſchönſten Bäumen gekrönten Gipfel freundlich erheben.

Wir ſchifften in einem Nachen auf der Derwent umher, ſo weit ſie fahrbar iſt; freilich nur eine kleine Strecke; denn es iſt ein wildes Bergwaſſer, voll Fälle und Strudel. Die Felſenwände zogen ſich enger zuſammen, als wollten ſie uns den Weg verſperren; die Sträuche am Ufer bildeten Lauben über den Nachen, und drohend ſchauten die Felsſpitzen von oben hinein. Dann traten ſie wieder zurück und wir ſahen freundliche Hütten, mit Gärtchen und Wieſenplätzchen untermiſcht, an ihrer Seite hangen; ſtattliche Häuſer, große Fabrikgebäude, zu ihren Füßen liegen. Kunſtloſe, wie von der Hand der Natur geſchaffene Spaziergänge ziehen ſich an beiden Ufern zwiſchen Wald und Fels dahin, bis zurück zu unſerm Gaſthofe.

Ihm gegenüber erhebt ſich der höchſte Fels dieſer Gegend. Die Landleute nennen ihn High

Torr. Auf einem größtentheils ſchattigen, nicht ſehr beſchwerlichen Wege ſtiegen wir hinauf. Wir erblickten oben von einer Seite das enge Thal in der ganzen Pracht ſeiner üppigen Vegetation. Mitten hindurch gaukelt der Strom; an dem gegenüberſtehenden, waldbewachſenen Fels lehnen die netten Gebäude des Bades und geben ein freundliches Bild des bequemen, geſelligen Lebens in dieſer Abgeſchiedenheit. Von der entgegengeſetzten Seite blickten wir in ein zweites Thal. Als ob noch nie ein menſchlicher Fuß bis hierher gedrungen wäre, ſo heimlich in verborgener Stille liegt es da, rings umgeben von grünen Bergen. Schöne Heerden weideten ohne Hirten im hohen Graſe. Nirgends ſahen wir die wilde, einfache Schönheit der Natur glücklicher mit hoher Cultur vereint, als hier am Ufer der Derwent. Die Freuden der Badegäſte beſchränken ſich größtentheils auf den Genuß dieſer herrlichen Natur; denn ein Bowling green *) und einige Billard-Tafeln ſind

---

*) Ein grüner ſorgfältig mit Walzen geglätteter Raſenplatz, zu einem nur in England gebräuchlichen Spiele mit Kugeln.

alles, was die Kunſt zu ihrem Ergötzen ihnen hier darzubieten wagt. Getanzt wird ſelten und nur auf Veranlaſſung der Badegäſte ſelbſt: denn der Speculationsgeiſt der hieſigen Wirthe reicht nicht ſo weit. Dem Waſſer erzeigt man die Ehre es warm zu nennen, wir fanden es kaum lau; es ſchmeckt recht gut und iſt ſehr klar. Die Bäder ſind ſo bequem und reinlich eingerichtet, wie man es nur in dieſem Lande erwarten kann.

Für den Geologen iſt Matlock höchſt intereſſant, die verſchiedenen Steinarten, Flußſpathe, Stalaktiten u. ſ. w., welche Derbyſhire hervorbringt, ſind allbekannt. In Matlock findet man ſie in zwei recht eleganten Läden in aller ihrer Mannichfaltigkeit zum Verkaufe und zum Anſchauen ausgeſtellt, zum Theil roh in ſehr ſchönen Exemplaren für den Liebhaber und Sammler, oder auch zu Kaminen, Urnen, Vaſen, Schreibzeugen und unzähligen andern Dingen verarbeitet. Alle dieſe Sachen werden zu niedrigen Preiſen hier verkauft, ſie ſind vortrefflich polirt, von ſchöner Form und ſehen ungemein glänzend und elegant aus. Leider iſt es wegen ihrer Zerbrechlichkeit ſchwer, ſie weit zu verführen.

Noch iſt eine verſteinernde Quelle hier merkwürdig. Alles was man hinein legt, wird in kurzer Zeit inkruſtirt, und wenn es länger liegt, ganz in Stein verwandelt. Der Wächter dieſer Quelle zeigte uns eine auf dieſe Weiſe verewigte Perücke und einen Haarbeſen, die beide in dieſer Geſtalt gar wunderlich ausſahen.

Jenſeits der Derwent, dem Dorfe ſchräg gegenüber, liegt Cromford-Mill, die Baumwollſpinnerei des Sir Richard Arkwright, die erſte, welche er, der eigentliche Erfinder der in ihren Wirkungen ans Wunderbare grenzenden Spinnmaſchinen, erbaute. Dieſer durch ſeine mechaniſche Geſchicklichkeit und ſeinen ausdauernden Muth ſo merkwürdige Mann war urſprünglich ein Barbier; er hatte bei ſeinen Unternehmungen Schwierigkeiten zu bekämpfen, denen ein gewöhnlicher Menſch unterlegen wäre. Er verdiente mächtige Freunde zu finden, die ihm hülfreich beiſtünden, und er fand ſie; ſein großes Unternehmen gelang und er ſelbſt lebte lange genug, um im hohen Wohlſtande ſich deſſen zu freuen. Noch heute iſt dieſe Fabrik, welche jetzt aus drei Spinnmaſchinen beſteht, im Beſitz der

Familie Arkwright, welche die ganz nahe dabei gelegene ſchöne Villa **Wellersley** bewohnt. Das von weißen Steinen maſſiv erbaute Wohnhaus ſowohl, als die großen Fabrikgebäude am Ufer des Stromes, beſchirmt von mächtigen Felſen, erhöhen die Schönheit der Gegend. Noch erfreulicher aber iſt der Anblick des Wohlſtands, der durch ſie rings umher unter den Einwohnern des Thales verbreitet wird. Wir ſahen mit wahrer Freude an einem Sonntagsabend die wohlgekleideten Arbeiter mit ihren geputzten Weibern und Mädchen ſpazieren gehen, umſpielt von ſchönen reinlichen Kindern.

Die engliſchen Bauermädchen und jungen Weiber ſind durchgängig ſchöne Geſtalten, älter werden ſie oft zu dick. In ihrem Putze ſehen ſie gewiſſermaßen vornehm und damenhaft aus. Ein feiner Strohhut, mit farbigem Bande geſchmückt, auf einem kleinen ſchneeweißen Häubchen, ſteht den artigen beſcheidenen Geſichtern ſehr gut. Dazu große, weiße mouſſelinene Halstücher, ein Rock von durchgeſteppten Zeuge von einer hellen Farbe, himmelblau oder roſenroth bei den Eleganten, und ein vorn offenes kattunenes langes

Kleid, hinten künſtlich mit Nadeln aufgeſteckt, alles blendend rein bis auf die feinen weißen gewebten Strümpfe.*) Dies iſt ihr Sonntagscoſtume, von welchem das der Wochentage nur durch dunklere Farben und ſchlechteren Stoff abweicht.

Hinter dem Wohnhauſe von Wellersley ſtrecken ſich die dazu gehörigen großen, wohlangelegten Promenaden hoch den Berg hinan. Die mannichfaltigen Anſichten des Thales von oben herab ſind wunderſchön. Die Gärten enthalten Treibhäuſer und eine hübſche Orangerie. Ueberall ſieht man die ſegensreichen Früchte des Fleißes und der Induſtrie.

Um wieder einzubringen, was wir in jener dunklen, ſtürmiſchen Nacht unſerer Ankunft verſäumen mußten, fuhren wir den halben Weg nach Derby zurück, in der Abſicht, das Schloß des Lord Scarsdale, Keddleſton, zu ſehen.

Weislich erkundigten wir uns vorher, wann man dort zugelaſſen würde; es traf ſich ſehr glücklich, daß dieſes ſehenswürdige Schloß gerade von allen Tagen der Woche nur Dienſtags gezeigt wird. Doch ließe ſich hier eine Entſchuldigung für dieſe Einrichtung finden: denn Mylord wohnt ſeiner Kränklichkeit wegen ſeit zwei Jahren beſtändig dort; er iſt gänzlich gelähmt.

---

*) Nur die ärmſten Engländerinnen ſtricken; dieſe Arbeit wird bei ihnen für ſchimpflich gehalten.

Keddleſton.

Landſitz des Lords Scarsdale in Derbyſhire.

Der das Haus rings umgebende, ſehr große Park iſt einer der ſchönſten, ſowohl durch ſeine Lage, als durch die beſcheidene Kunſt, die, ohne ſich vorzudrängen, hier der freigebigen Natur anſpruchslos folgte. Ein lebendiger Strom gibt ihm einen hohen Reiz. Nie ſahen wir, ſelbſt in England, ein ſchöneres Grün als das dieſer Wieſen, auf welchen prächtige Heerden, ſchöne Pferde und einige hundert Rehe und Hirſche einträchtig weiden, unter den herrlichen Eichen und Buchen in maleriſchen Gruppen ruhen, oder im klaren Strome trinkend ſich ſpiegeln. Gerade vor dem auf einer mäßigen Anhöhe ganz frei liegenden Hauſe krümmt ſich der Strom ſehr lieblich, und eine große ſteinerne Brücke führt herüber.

Das palaſtähnliche Haus iſt von edler Bauart. Es beſteht aus einem Hauptgebäude und zwei Pavillons, die durch Galerien mit demſelben verbunden ſind. Schöne korinthiſche Säulen zieren das Portal. Die Treppe, die zum Eingange führt, iſt beſonders merkwürdig, weil immer zwei der ſehr breiten Stufen aus einem Steine gehauen ſind. Die durch eine Kuppel erleuchtete prächtige Eintrittshalle hat Wände und Fußböden von Marmor aus Derbyſhire; hohe korinthiſche Säulen von gelblich buntem Marmor tragen die Kuppel.

Mit dieſer Pracht ſtehen die ringsum in Niſchen aufgeſtellten, übrigens recht guten Gypsabgüſſe der berühmteſten Antiken etwas in Widerſpruch. Man hat geſucht ihnen durch einen Anſtrich ein marmorähnliches Anſehen zu geben. An dieſe Halle ſtößt eine andere, mit Stuccatur, Malerei und Vergoldung reich verzierte Rotunde. Ein ſehr täuſchend grau in grau gemalter, rings umher laufender Fries, einen Bacchuszug vorſtellend, iſt merkwürdig; man nannte uns den Maler deſſelben Rebekka. Auf dem Schenktiſche des großen, eleganten Speiſeſaals prangte eine Menge Silberzeug; auch befindet ſich hier eine große Wanne von Jaspis, ebenfalls aus Derbyshire. Große Gemälde, aus Vögeln, Fiſchen, Früchten, Gemüſen und allerhand Eßwaaren zuſammengeſetzte Stillleben hingen an den Wänden; denn die Engländer lieben es, das was auf ihren Tafeln geſotten und gebraten vor ihnen ſteht, zu gleicher Zeit roh, auch wohl blutend abgebildet zu ſehen. Beinahe in allen ihren Speiſeſälen findet man ſolche Küchenſtücke, die der ächte Kunſtfreund gern entbehrt.

Das Bibliothekzimmer iſt groß, die Bücherſammlung aber nicht ſehr bedeutend, wenigſtens der Zahl nach. Den Kamin in demſelben ziert ein vorzügliches Gemälde von Rembrandt, Daniel, knieend vor dem Throne des Königs, ſeinen Traum ihm auslegend. Auch hängen hier zwei ſehr ſchöne Köpfe von Salvator Roſa, Shakſpeare's Bildniß von van Dyk und noch mehrere Gemälde.

Dieſes Schloß enthält deren überhaupt eine große Anzahl; gewiß ſind viele vortreffliche unter der Menge, aber wie war es möglich ſie herauszufinden? Freilich gab es hier einen Katalog, einen gedruckten ſogar, den unſer Cicerone, die Haushälterin, uns zur Anſicht darreichte; aber er war Ein Druckfehler von Anfang bis zu Ende, und wir fanden die Namen der Meiſter auf's lächerlichſte, unverſtändlichſte entſtellt. Claude le Lorrain hieß zum Beiſpiel Claudius Laurentius. Von dieſem ſahen wir hier zwei ausgezeichnet ſchöne Landſchaften. Nächſt ihnen bemerkten wir noch unter der Menge einen jungen Johannes von Correggio, und eine heilige Familie, ein ſchönes Bild von einem alten Meiſter, wahrſcheinlich Perugino, deſſen Name ganz unausſprechbar im Kataloge ſtand. Am Ende einer Galerie öffnete man uns eine Thüre. Sie führte auf einen Balkon, von welchem man gerade in die große, zweckmäßig eingerichtete Küche herunter ſah. Ueber dem Heerde prangte mit großen goldenen Buchſtaben die paſſende Inſchrift: waste not; want not; auf Deutſch ungefähr: nicht zu viel, nicht zu wenig; oder: ſchwelge nicht, darbe nicht.

In der Nähe von Keddleſton hat man eine Quelle entdeckt, der man ebenfalls heilſame Eigenſchaften beilegt. Lord Scarsdale ließ einen großen Gaſthof bauen, in welchem die, welche ſich derſelben bedienen wollen, alle Bequemlichkeit finden. Doch Matlock liegt zu nahe, als daß dieſes Project gelingen könnte. Wir mußten beim Weggehen einige Minuten auf unſern Wagen warten, traten alſo unter das ſchöne, mit Säulen gezierte Eingangsthor, welches, nach der Landesſitte, zwei artige Pavillons zu beiden Seiten hat. Hier wohnt der Thürhüter; wir ſahen dem Spiele ſeiner Kinder zu, als aus einem der Pavillons ein ſchönes, äußerſt elegant gekleidetes Frauenzimmer heraustrat. Mit dem Anſtande und dem Tone der feinen Welt kam ſie auf uns zu und lud uns ein in ihre Wohnung zu kommen, um dort im Kühlen den Wagen zu erwarten. Unglücklicher Weiſe fuhr dieſer eben heran, und ſie zog ſich mit einer gratiöſen Verbeugung zurück. Des Thürhüters Frau ſagte uns, dieſe junge Dame wäre vor eilf Wochen in einer hübſchen Equipage angekommen, habe ihr das eine kleine Gebäude abgemiethet und wohne nun dort ohne

Bedienung, ganz allein mit ſich und einigen Büchern, ohne Beſuch, ohne allen Umgang, in der abgeſchiedenſten Einſamkeit. Wie leid that es uns jetzt, daß der Wagen nicht ein wenig länger auf ſich warten ließ! Aus wie viel Muthmaßungen ſetzten wir uns das Schickſal der intereſſanten Unbekannten zuſammen! Nicht geringe Stürme konnten ſie in dieſen Nothhafen getrieben haben. Ohne große Geiſteskraft und hohe Bildung wäre es unmöglich, ſo lange Zeit in ſelbſt gewählter ſtrenger Einſamkeit ſich ſelbſt zu genügen.

Der Weg von Keddleſton zurück nach Matlock gewährt eine ununterbrochene Reihe mannichfaltiger zauberiſcher Anſichten. Alles was uns in jener dunkeln ſtürmiſchen Nacht in Schrecken ſetzte, die ſauſenden Bäche, die rauhen Felſen, entzückte uns jetzt im freundlichen Sonnenlichte. Der Eintritt in das Thal von Matlock iſt überraſchend: zwei ſteile, hohe Felſenwände, die einſt geſprengt wurden, um den Weg hindurch zu bahnen, bilden gleichſam ein ſchauerliches Rieſenthor. Man fährt hindurch und plötzlich liegt das lachende Thal vor dem erſtaunten Blicke.

An einem frühen Morgen verließen wir endlich ungern das freundliche Matlock. Lange noch zog ſich der Weg durch das Thal am Ufer der bald ruhig hinfließenden, bald über Felſenſtücke wild daherbrauſenden Derwent. Dann wand er ſich hohe Berge hinan, deren Gipfel uns eine weite Ausſicht auf das fruchtbare, durch unzählige Fabriken und Häuſer belebte Land eröffnete. Jetzt führte der Weg abwärts; im Morgenlicht ſchimmerte uns ein prächtiges Gebäude entgegen. Es war Chatsworth, ſeit zweihundert Jahren der Landſitz der edlen Familie von Cavendiſh, jetzt ihrer Abkömmlinge, der Herzöge von Devonſhire.

Das Schloß liegt romantiſch in einem weiten tiefen Thale. Hinter demſelben erhebt ein hoher Fels den ſtolzen, waldgekrönten Scheitel. Vor dem Schloſſe windet ſich ſilbern die Derwent durch das lachende Grün, eine ſehr ſchöne ſteinerne Brücke führt hinüber. Wir fuhren durch den Park; neugierig guckten ſeine Bewohner, die Hirſche und Rehe, von beiden Seiten des Wegs in unſere Poſtchaiſe.

Chatsworth.

Der Landſitz des Herzogs von Devonſhire.

Das in einem edlen Styl erbaute Haus iſt von außen eins der größten und prächtigſten in England und ſeine Front einhundert zweiundachtzig Fuß lang. Die auswärts ſtark vergoldeten Fenſterrahmen, welche wir ſonſt nirgends in England ſahen, flimmerten im Sonnenſtrahle und gaben ihm ein wunderbares feenartiges Anſehen. Dieſe äußere Pracht ſticht auffallend ab gegen die große Stille und Einſamkeit der wilden Gegend umher; es iſt als ob ein Zauberer dieſes Schloß hier zu eigenen Zwecken entſtehen ließ. Auch hatte es einſt eine traurige Beſtimmung. Maria Stuart beweinte hier ſechzehn Jahre lang ihre Freiheit, jedes Glück des Lebens entbehrend. Ihre grauſame Feindin ſandte ſie zuerſt nach Chatsworth in enge Gefangenſchaft; nach ſechzehn Jahren brachte man ſie dann nach Fotheringhay in Northumberland, wo ſie hingerichtet ward.

Die innere Einrichtung des Schloſſes von Chatsworth enthält wenig Merkwürdiges. Seit Jahren von den Eigenthümern nicht beſucht, zeigt es überall nur Spuren alter, allmählich hinſinkender Pracht; dennoch wird es im Ganzen wohl unterhalten, nur nichts Neues hinzugefügt, und ſo fehlt ihm die Friſchheit, die ſonſt die engliſchen Landhäuſer ſo angenehm macht. Für uns hatte es dennoch ein hohes Intereſſe. Im zweiten Stock des älteſten Theils des Schloſſes findet man das Zimmer der unglücklichen Maria Stuart, ganz ſo eingerichtet und meublirt, wie ſie es bewohnte. Es iſt ſehr groß und hoch; alte gewirkte Tapeten, die ihm ein finſteres, ſchauerliches Anſehen geben, hängen an den Wänden. Ein hoher Betſtuhl ſteht in der Nähe eines Fenſters, die Ausſicht aus demſelben iſt nicht erheiternd: man ſieht in eine zwar ſchöne, aber höchſt einſame, von Bergen eingeſchloſſene Gegend. Alle Meubeln im Zimmer, die hohen ſchweren Stühle mit kleinen Treppen davor, die eichnen oder nußbaumnen unbeweglichen Tiſche verſetzten uns in jene trüben Tage, welche die ſchönſte und unglücklichſte Frau ihrer Zeit hier verlebte. Ihr

Bette mit ſchweren roth ſammetnen Gardinen, die mit breiten ſilbernen Treſſen beſetzt ſind, ſtand noch da; uns war, als ſähen wir noch die Spuren der einſamen Thränen, die ſie hier verweinte.

Der Garten von Chatsworth iſt ſehr alt und in einem der jetzigen Zeit fremden Geſchmack angelegt. Man könnte ihn altfranzöſiſch nennen, wenn er regelmäßiger wäre, doch mag er dies wohl eher geweſen ſeyn: denn es iſt ſichtbar, daß viele Anlagen, Alleen, Parterres, Berceaus und dergleichen eingegangen ſind. Was ihn im ganzen Lande berühmt macht, ſind die Waſſerkünſte, die aber mit denen von St. Cloud, von Herrenhauſen und der Wilhelmshöhe bei Caſſel keinen Vergleich aushalten. Nur daß ſie die einzigen im Lande ſind, macht ihren Ruhm aus. Eine künſtliche, zwei bis drei hundert Fuß hohe Cascade, mit Stufen, der es aber, wie den meiſten dieſer Art, an hinlänglichem Waſſer fehlt, wird zuerſt gezeigt. In einem andern Baſſin muß das Waſſer die Geſtalt einer gläſernen Glocke annehmen. Neben dieſer Glocke ſteht ein dem Anſehen nach verdorrter Baum; er iſt aus Kupfer künſtlich gebildet, das Waſſer ſpritzt ſchäumend aus ſeinen Zweigen, er ſieht dann ganz artig aus, als ob er mit großen Eiszapfen und Schnee bedeckt wäre, kleine Waſſerſtrahlen ſteigen rings umher aus der Erde empor. Zwei andere Springbrunnen werfen den Waſſerſtrahl neunzig Fuß hoch gen Himmel und machen eine recht hübſche Wirkung. Die Engländer, welche in den rings umher liegenden Bädern hauſen, wallfahrten fleißig her, ſtaunen das nie zuvor Geſehene an und erheben Chatsworth zu einem Wunder der Welt.

Caſtleton.

Voll von Mariens Schickſale und ſtolz, daß unſer Schiller den Britten den Rang abgewann und ihrem Andenken das ſchönſte Denkmal ſchuf, verließen wir das traurig ſchöne Chatsworth. Nur kurze Zeit noch und die zwar einſame, aber dennoch reiche Gegend verſchwand.

Ein enges, ſchauerliches Thal empfing uns: kein Baum, keine Spur von Vegetation, nur nackte und ſteile Felſen, zwiſchen denen wir uns ängſtlich hinwinden mußten, die jeden Augenblick den Weg zu verſperren ſchienen. Zu Anfange ſahen wir noch zwiſchen durch anſehnliche Fabrikgebäude von großem Umfange; auch dieſe verſchwanden. Wir durchreiſten jetzt die traurigſte, ödeſte, ſchauerlichſte Gegend in England, die Bleiminen von Derbyſhire. Es waren deren unzählige von allen Seiten zu ſehen, zwiſchen durch die ärmlichſten, aus Feldſteinen aufgethürmten Hütten, vor ihnen langſam wandelnde bleiche Geſtalten, Bewohner dieſer Oede, von der ſchrecklichen Arbeit in den Bleiminen entkräftet.

Zu Mittage langten wir in Caſtleton an, einem ſo armen kleinen Städtchen, wie wir noch keins in England ſahen. Wir beſtellten in dem ärmlich ausſehenden Gaſthofe unſer Mittagseſſen und eilten nach der Peakshöhle mit einem Führer, der ſich gleich beim Ausſteigen aus dem Wagen unſerer bemächtigt hatte.

Die Peaks-Höhle.

Dieſe ſehr berühmte Höhle liegt nahe vor der Stadt, der Eingang derſelben iſt wahrhaft groß und impoſant. Eine Reihe meiſt ſenkrecht ſteiler Felſen von wunderbar zackiger Form erhebt die mit Bäumen gekrönten Scheitel. In einem derſelben hat die Natur ein ſchauerliches, zweiundvierzig Fuß hohes und einhundert zwanzig Fuß breites Thor gewölbt, durch welches man in undurchdringliches Dunkel zu blicken wähnt. Langſam fließt ein ſchwarzes, ziemlich breites Waſſer aus der Unterwelt an's Tageslicht hervor. Vor der Wölbung hängen ungeheure, bizarr geformte Tropfſteine; wildes Geſträuch rankt dazwiſchen, Epheu umwindet ſie und flattert in leichten Kränzen darum her. Felſenſtücke hängen herab, Untergang drohend dem Haupte deſſen, der vorwitzig in die Geheimniſſe der Unterwelt dringen will.

Wir traten in die Höhle; die dunkle Nacht ward dem allmählich ſich daran gewöhnenden Auge zur Dämmerung. Bald unterſchieden wir darin eine Menge Weiber und Kinder, ämſig ſpinnend, die ärmlichſten Geſtalten, welche die Phantaſie nur erdenken kann. Gnomen gleich hocken ſie in dieſer kalten feuchten Dunkelheit und friſten kümmerlich ihr armes Leben; des Nachts ſchlafen ſie in kleinen breternen Hütten, die ſie ſich in der Höhle erbauten und deren wir eine ziemliche Anzahl umherſtehen ſahen. Ungeſtüm bettelnd umgaben ſie uns, ſo wie ſie uns gewahrten; wir waren froh, nach dem Rathe der Wirthin in Caſtleton, eine Menge Kupfergeld eingeſteckt zu haben, um uns loszukaufen. Dies iſt die unterirdiſche Stadt, von der mancher Reiſende gefabelt hat. Die Wärme der Höhle im Winter, die ein eigentliches Haus entbehrlich macht, der kleine Gewinn, den die neugierigen Fremden ihnen gewähren, beſonders aber die Freiheit von Abgaben, welche nur auf der Oberwelt, im Sonnenlichte gefordert werden, bewegt dieſe Armen, eine ſo unfreundliche Wohnung zu wählen.

Wie wir uns ſelbſt erſt von ihrem Ungeſtüm losgemacht hatten, kauften wir Lichter. Jeder von uns mußte eins tragen, der Führer trug deren zwei voraus, und ſo ging es denn weiter in den ganz finſtern Hintergrund der Höhle. Der Führer machte uns auf einige ungeheuer große Tropfſteine aufmerkſam, welchen er allerhand Namen gab, ohne daß wir die Aehnlichkeit mit den dadurch bezeichneten Dingen finden konnten. Dann öffnete er eine ſchmale niedrige Thür, und wir ſtanden in einem großen Gewölbe, von deſſen Decke große Felſenſtücke, drohender als je, über unſere Häupter herabhingen. Der Schimmer der flackernden Lichter machte ſie noch grauſenvoller, ſie ſchienen ſich zu bewegen.

Jetzt ward das Gewölbe ganz niedrig. Gebückt, mit unſicherem Tritte auf dem ſchlüpfrigen unebenen Boden, mußten wir uns lange durch eine enge Felſenſpalte winden; bald ging es ſteil in die Höhe, bald eben ſo herunter. Wir ſtießen von allen Seiten an die vorragenden Felſen; ein einſames Licht brannte hin und wieder und diente nur, das Grabesdunkel noch ſichtbarer zu machen; die Luft war ſchwer, wir möchten ſagen zähe, denn ihr Widerſtand ſchien uns fühlbar.

Endlich konnten wir unſere Häupter erheben, wir befanden uns in einem kleinen Gewölbe und bald am Ufer des unterirdiſchen Stroms, der hier, wie der Styx, kalt und ſtumm in ewiger Nacht die ſchwarzen Wellen langſam dahinwälzt. Wir fanden einen mit Stroh angefüllten Kahn, in welchem zwei Perſonen ausgeſtreckt neben einander liegen konnten. Der Führer ſtieg ins Waſſer, welches ihm faſt bis an die Hüfte ging, ſo ſchob er den Kahn vor ſich hin, in welchem wir auf dem Stroh lagen und kaum zu athmen wagten. Es ging unter Felſen weg, die nur, eine Hand breit von unſerm Haupte entfernt, alle Augenblicke einzuſtürzen ſchienen; von beiden Seiten war kein Zoll breit Ufer, um darauf fußen zu können. Nie war uns die Idee eines lebendig Begrabenen anſchaulicher, als hier in dem ſargähnlichen Kahne mit der ſchwarzen ſchweren Felſendecke über uns. Der Führer mußte ganz gebückt waten, ein Stoß an einen der Felſen, der ihn beſinnungslos gemacht hätte, und wir waren verloren auf die entſetzlichſte Weiſe. Mit dieſen erbaulichen Gedanken beſchäftigt, ſchwammen wir eine ziemliche Zeit, bis wir landen konnten, immer das Licht in der Hand. Endlich ſtiegen wir aus unſerm Sarge. Schwindlich von der

Fahrt, mußten wir uns erſt eine Weile erholen, ehe wir um uns blicken konnten, und faſt wären wir es beim erſten Umherſchauen von neuem geworden. In einem ungeheuren Dom, der nach der Ausſage des Führers einhundert zwanzig Fuß hoch, zweihundert ſiebenzig lang und zweihundert zehen breit war, funkelten eine Menge hin und wieder zerſtreuter Lichter wie Sterne, die nicht leuchten. Hier iſt der Tempel des ewigen Schweigens, zu dem noch nie ein Strahl der ſonnigen Oberwelt, ein Laut der Freude drang. In dieſer unabſehbaren Höhle war uns noch bänglicher, als in den engen kleinen; die Entfernung von allem Leben war hier fühlbarer durch den Raum, der uns ſichtbar davon trennte.

Mühſam kletterten wir über abgeriſſene rauhe Felsſtücke und kamen wieder an das Waſſer; wir ſtanden ſtill, es war als ob Töne einer ſehr fernen Muſik zu uns herüberſchlüpften. Der Führer ſtieg abermals ins Waſſer und trug uns einen nach dem andern eine ziemliche Strecke auf den Schultern hindurch. In einer kleinen runden Höhle, in welcher das Waſſer tropfenweiſe von allen Seiten unaufhörlich niederſinkt, und die deshalb Rogers Regenhaus heißt, fanden wir eben in dieſem ewigen Tröpfeln die Urſache jener Töne, die uns zuvor wie Muſik aus der Ferne ſchienen. Der Fußboden war mit tauſend wunderlichen Schnörkeln aus Tropfſtein bedeckt, und das Gehen darauf höchſt beſchwerlich, beſonders da die ewige Näſſe ihn ſchlüpfrig macht. Die Luft war hier noch unangenehmer kalt und feucht, als zuvor.

So gut es anging, eilten wir weiter, und in einer höhern, gewölbten Abtheilung der Höhle harrte unſer eine ſonderbare Ueberraſchung. Ein Chor von Männern empfing uns mit einem langſamen, eintönigen Geſang. Lichter in den Händen haltend, die ſie hin und her ſchwenkten, ſtanden ſie funfzig Fuß hoch über uns in einer Art von Niſche, welche die Natur in einer der Seitenwände geſchaffen hatte. Ihr Geſang war rauh, aus wenig Tönen zuſammengeſetzt, wild und klagend, aber dennoch nicht unangenehm.

Nach dieſem wunderlichen Empfange ging es weiter. Aengſtlich gebückt, ſchlichen wir unter und über Felſenmaſſen, bis zu einem kleinen Gewölbe, noch grauſender und ſchauerlicher als alle übrigen, und ein ſchwarzer Abgrund, zu welchem wir ſchaudernd hinab leuchteten, gähnte dicht vor unſern Füßen. Der Führer zeigte uns den ſteilen, furchtbaren Fußſteig, welcher über ſchlüpfrige Tropfſteine hinabführt. Dies iſt der Teufelskeller, ſagte er, und, indem er plötzlich einen von uns beim Arme ergriff: hier bin ich Herr, ſprach er widerlich lachend, hier kann ich thun, was ich will; ich wollte, ich hätte Napoleon hier! — Wir können's nicht läugnen, wir erſchraken, denn er war nur zu ſichtbar Herr, und wir hatten es längſt gemerkt, daß er uns für Franzoſen hielt. Indeſſen faßten wir uns bald und antworteten ihm, daß wir ihm die Erfüllung dieſes Wunſches gern gönnen wollten, wenn nur Napoleon nicht die Gewohnheit hätte, immer mit ſtarker Begleitung zu kommen; ſchon unſre Begleiter, die, wie er wohl wiſſe, draußen geblieben wären, würden ernſtlich nachforſchen, wenn uns hier ein Unglück widerführe. Dies Argument ſchien ihm deutlich und machte ihn etwas höflicher. Unſer Erſchrecken über das wunderliche Benehmen des Führers wäre indeſſen weit heftiger geweſen, wenn wir damals ſchon gewußt hätten, was wir ſpäter erfuhren, nämlich, daß vor mehreren Jahren ein Herr und eine Dame in einem einſpännigen Whisky ohne andre Begleitung ankamen, gerade vor die Höhle fuhren, das Pferd anbanden, hineingingen und nie wieder geſehen wurden.

Der Führer leuchtete jetzt in den Abgrund vor uns hinab. Die wenigſten Wanderer wagen ſich den ſteilen Pfad hinunter, der einhundert funfzig Fuß tiefer führt; ſie laſſen blos den Führer mit einigen Lichtern hinabgehen und begnügen ſich mit dem ſchauerlichen Anblicke von oben. Wir thaten dies auch. Kühne, bogenähnliche Vertiefungen, emporſtrebende Säulen, geformt von der Hand der Natur, ſahen wir im flimmernden Lichte, das Waſſer plätſcherte lebendiger im tiefſten Grunde. Der Führer ſagte uns, es wäre dort von kryſtallener Helle. Endlich ſtieg er wieder herauf, wir traten den Rückweg an, ein ferner Schimmer des Tages, den unſer, an die Dunkelheit gewöhntes Auge jetzt in der zweiten Höhle vom Eingange entdeckte, erfreute uns unbeſchreiblich.

Zwei Stunden waren wir in der Wohnung der Nacht und des ewigen Schweigens geblieben.

Wie wir nun wieder hinaustraten an's erfreuliche Sonnenlicht, wie uns nun wieder die milde, ſchmeichelnde Sommerluſt warm und lebend empfing, da war uns als erwachten wir von einem beängſtigenden Traume; alles umhrr, die ganze Gegend in ihrer wilden Pracht erſchien uns in himmliſchem Glanze. Es freue ſich, riefen wir mit Schiller:

Es freue ſich, was da lebet im roſigen Licht!
Dort unten aber iſt's fürchterlich
Und der Menſch verſuche die Götter nicht.

Wir fuhren weiter nach Buxton, einem Badeorte, wo wir übernachten wollten. Die Ausſicht vom Gipfel eines hohen ſteilen Berges, dicht hinter Caſtleton, über welchen der Weg führt, iſt des Verweilens werth. Man erblickt das fruchtbare, bebaute Thal und von beiden Seiten die wunderbar geſtalteten Felſen, die es umſchließen.

Einer dieſer Berge heißt Win Hill, der andere Loſe Hill, von einer Schlacht, die hier in uralten Zeiten gefochten worden ſeyn ſoll. Der merkwürdigſte unter ihnen iſt der Mam Torr, auch der Shivering Hill, der ſchaudernde Berg genannt. Die Sage geht, daß ſeine Oberfläche ſich immer auflöſe und wie Sand herabkrümle, ohne daß er dadurch abnehme. Der ſchaudernde heißt er, weil das Herabrieſeln des Sandes von weitem ausſieht, als ob er zuſammenſchaudre. Die Wahrheit iſt, daß Regen und Wetter jährlich größere und kleinere Fragmente von Mam Torr ablöſen, indem er ungewöhnlich ſchroff und ſteil iſt, aber auch, daß er, genauen Beobachtungen zu Folge, allerdings kleiner dadurch wird. Die Landleute bleiben indeß bei ihrem alten Glauben und rechnen ihn zu einem der ſieben Wunder des Peaks-Gebirgs. Ueber unfruchtbare Felſen, öde Heiden ging es fort bis Buxton, welches wir noch zu guter Tageszeit erreichten.

Buxton.

Ebenfalls ein Badeort, aber wie himmelweit verſchieden vom zauberiſch ſchönen Matlock!

Rund umgeben von kahlen Felſen, liegt es wie in einem Keſſel. Wild und traurig iſt die ganze Gegend umher, große Schätze verbarg die Natur hier tief im Schooß der Erde, aber dem Wanderer lächelt ſie nicht freundlich entgegen.

Eine Meile von Buxton liegt die ebenfalls berühmte Pools-Höhle; man verſicherte uns, ſie wäre nach der von Caſtleton kaum ſehenswerth, und überdies noch beſchwerlicher zu beſuchen. So viel bedurfte es nicht einmal, um uns von dem Unternehmen, ſie zu ſehen, abzuſchrecken. Buxton, ſonſt ein unbedeutendes Dorf, iſt durch ſeine warme Heilquelle, welche die Römer ſchon gekannt haben ſollen, ein ziemlich anſehnlicher Ort geworden. Das Waſſer iſt lauwarm, ſchmeckt nicht übel, und wird ſowohl zum Trinken, als zum Baden gegen Gicht, Skorbut und viele andere Uebel gebraucht.

Man lebt hier ziemlich einfach und langweilig. Der Morgen wird mit Promeniren im Crescent, einer im Halbzirkel gebauten Reihe zierlicher Häuſer, hingebracht. Letztere enthalten viele hübſche Wohnungen für die Brunnengäſte und ein Paar elegante Gaſthöfe, in welchen ſich die zu Bällen und Aſſembleen beſtimmten Säle befinden. Deſſen ungeachtet haben ſie das Anſehen eines einzigen großen Prachtgebäudes von mehr als dreihundert Fenſtern in der Front. Elegante Läden, ein Paar Leihbibliotheken, in welchen man nach engliſchem Badegebrauch von der Promenade ausruht, und einige Kaffeezimmer erfüllen das Erdgeſchoß; rings umher läuft ein oben bedeckter Säulengang für die Spaziergänger, zum Schutze bei dem hier ſehr gewöhnlichen Regenwetter. Das Brunnengebäude und die Bäder liegen ganz in der Nähe. Nach der Morgenpromenade wird die übrige Zeit des Tages mit Spazierenfahren und Reiten zugebracht, obgleich die Gegend eben nicht einladend iſt.

Die Jagd macht hier für die Herren eine Hauptergötzlichkeit aus. Liebhaber davon können auf eine Kuppel Jagdhunde, die dazu gehalten wird, ſubſcribiren. In England fehlt es überhaupt am Wilde, hier aber in dieſer öden Wüſtenei gibt es noch bisweilen Haſen und Füchſe, auch wilde Enten und andere Waſſervögel in Menge, auf den nahgelegenen Sümpfen des Strömchens Wye. Des Abends iſt Ball oder

Spiel-Aſſemblee, und dreimal die Woche Schauſpiel in einer zu dieſem Behufe ganz artig aufgeputzten Scheune.

Die größte Merkwürdigkeit ſind hier die prächtigen, vom Herzog von Devonſhire erbauten Pferdeſtälle; man hält ſie für die ſchönſten und in ihrer Art vollkommenſten in Europa, und unſers Wiſſens mögen ſie dieſen Ruhm wohl verdienen. Im Zirkel gebaut, umgeben von einer Colonnade, unter welcher die Pferde, geſchützt vor Wind und Regen, den ganzen Tag nach engliſcher Weiſe gepflegt, geputzt und geſtriegelt werden, umſchließen ſie eine ſehr ſchöne bequeme Reitbahn. Ein Theil des Gebäudes enthält Wagen-Remiſen, und das Ganze iſt von beträchtlicher Größe, ſo daß es ausſieht, als ob die vierbeinigen Brunnengäſte hier die Hauptperſonen wären. Ein daran hinfließender Bach dient dazu, dieſe Prachtſtälle reinlich zu halten und faſt allen üblen Geruch zu verbannen.

Das Intereſſanteſte für uns war eine Fenſterſcheibe in der Halle, dem älteſten Abſteigequartier in Buxton, in welchem Maria Stuart auf ihrer unglücklichen Reiſe von Schottland verweilte. Sie ſchrieb mit prophetiſchem Sinn folgende Zeilen darauf:

„Buxton! whose fame thy Baths shall ever tell;
„which I perhaps shall see no more, farewell!“

Mancheſter.

Früh Morgens verließen wir Buxton und erreichten gegen Mittag dieſe berühmte, große Fabrikſtadt. Dunkel und vom Kohlendampfe eingeräuchert, ſieht ſie einer ungeheuren Schmiede oder ſonſt einer Werkſtatt ähnlich. Arbeit, Erwerb, Geldbegier ſcheinen hier die einzige Idee zu ſeyn, überall hört man das Geklapper der Baumwollſpinnereien und der Webeſtühle, auf allen Geſichtern ſtehen Zahlen, nichts als Zahlen.

An Freude und Vergnügen zu denken, hat das arbeitſame Völkchen hier eben nicht viel Zeit, doch ſind einige Anſtalten dazu getroffen. Es gibt hier ein Theater, einen Concert- und einen Aſſembleeſaal, in welchem ſich Winters die Subſcribenten zum Spiel, mitunter zum Tanze verſammeln; und damit der liebe Gott doch auch ſein Theil bekomme, hat man ihm ganz kürzlich eine neumodiſche tempelartige Kirche erbauet, die aber ziemlich ſchwerfällig gerathen iſt.

Im Ganzen blieb der feine Geiſt der Geſelligkeit Mancheſter, wie andern blos von Fabriken lebenden Städten, ziemlich fremd. Die Männer erholen ſich in Tavernen bei der Bouteille von der ermüdenden Arbeit, die Frauen haben ihre Zirkel unter ſich. Wie amuſant aber ſolch eine Geſellſchaft von lauter Engländerinnen ſeyn mag, wünſchten wir lieber zu errathen, als zu erfahren.

Die Gegend rings um Mancheſter hat wenig Einladendes. Die öffentliche Promenade in der Stadt, eine Art von botaniſchem Garten, wäre nicht übel, führte ſie nur nicht immer dicht am Kranken- und Irrenhauſe auf und ab; ſo aber hört man unaufhörlich das Geſchrei und Geplapper der armen Verrückten, ſieht ſie auch mitunter, wie ſie gewaltſam in dem am Irrenhauſe hinfließenden Waſſer zu ihrer Heilung gebadet werden. Dies iſt, wie man wohl denken kann, eben nicht ergötzlich; doch die Einwohner von Mancheſter ſcheinen ſich daran gewöhnt zu haben und laſſen ſich durch ſolche Kleinigkeiten nicht in ihrer Promenade ſtören.

Wir beſuchten eine der größten Baumwollſpinnereien. Eine im Souterrain angebrachte Dampfmaſchine ſetzte alle die faſt unzähligen, in vielen über einander gethürmten Stockwerken angebrachten, Räder und Spindeln in Bewegung. Uns ſchwindelte in dieſen großen Sälen bei dem Anblicke des mechaniſchen Lebens ohne Ende. In jedem derſelben ſahen wir einige Weiber beſchäftigt, die nur ſelten reißenden Fäden der unaufhörlich ſich drehenden Spindeln wieder anzuknüpfen, Kinder wickelten und haspelten das geſponnene Garn. In einem großen Saale reinigte man die noch ungeſponnene Baumwolle; in großen viereckigen wattenähnlichen Stücken lag ſie ausgebreitet auf großen Tiſchen; eine Menge Weiber und Mädchen, in jeder Hand mit einem dünnen Stecken bewaffnet, prügelten luſtig darauf los; in einem andern Saale ward ſie durch eine einem ungeheuern Kamme ähnliche Maſchine getrieben, und glich nun einem äußerſt dünnen, aber doch zuſammenhängenden Gewebe; noch in einem andern ward ſie zu einem lockern, faſt zwei Finger dicken Faden geſponnen und ſo durch viele Säle durch, immer feiner, bis zu der Feinheit eines Haares.

Alles wird hier auf die leichteſte Weiſe durch Maſchinen bewirkt, deren jede uns ein Wunder der Induſtrie erſchien. So ſahen wir zum Zuſammendrehen und Einpacken der fertigen Stücke Garn ganz eigene Vorrichtungen. Eine andre, einer Schnellwage ähnliche Maſchine zeigte vermittelſt eines Zeigers die Nummer und zugleich den Grad der Feinheit der daran gehängten Garnſpule. Alles in der Fabrik, auch das Geringſte, geſchieht mit bewundernswerther Genauigkeit und Zierlichkeit, dabei mit Blitzesſchnelle. Am Ende ſchien es uns, als wären alle dieſe Räder hier das eigentlich Lebendige und die darum beſchäftigten Menſchen die Maſchinen.

Betäubt von den geſehenen Wundern verließen wir das Haus und beſtiegen den Wagen, der uns zu einem andern Wunder, dem vom Herzog von Bridgewater angelegten Aquäduct, bringen ſollte. Dieſer Herzog hat ſich um ſein Vaterland, beſonders um Mancheſter, unſterbliches Verdienſt erworben, ſowohl durch Anlegung der Kanäle, die hier den Waarentransport ſo ſehr erleichtern, als durch die Verbeſſerung und Bearbeitung der benachbarten Kohlenminen, die denn doch die Seele des hier waltenden mechaniſchen Lebens ſind. Der Aquäduct, zu welchem wir jetzt fuhren, iſt des Herzogs höchſter Triumph und erſchien uns ein Werk, würdig der Zeiten der alten Römer.

Der Anblick war in der That feenhaft. Wie in der Luft ſahen wir ein Kohlenſchiff mit vollen Segeln hinſchweben, während ein andres in entgegengeſetzter Richtung darunter hinfuhr. Dies ſeltne Schauſpiel traf durch den glücklichſten Zufall von der Welt gerade mit dem Moment unſerer Ankunft bei dem Kanale zuſammen. Nachdem die Wirkung des erſten Erſtaunens vorüber war, beſahen wir uns die Sache näher. Ein ſchiffbarer Fluß ſtrömt zwiſchen hohen Ufern dahin; ein Kanal führt auf dem höhern Lande in einer ihn gerade durchkreuzenden Richtung. Ueber den Fluß iſt eine auf drei ungeheuern Bogen ruhende ſchnurgerade Brücke (anders wiſſen wir es nicht zu nennen) gebaut. Dieſe, Gott weiß wie?

waſſerdicht gemacht, empfängt den Kanal in einem Bette, welches tief genug iſt, um nicht blos Kähne, ſondern auch Schiffe von ziemlicher Größe zu tragen. Zu beiden Seiten des Kanals iſt noch ein breiter Fußſteig gelaſſen. Wenn man oben wandelt und nicht gerade hinunter blickt, ſo ahnet man nicht das Daſeyn der Brücke, ſondern glaubt noch immer auf feſtem Lande zu ſeyn.

Jetzt ging es zu den nicht gar weit entfernten, ſehr beträchtlichen Kohlenminen. Die wilden, in den Bergwerken durch das Nachgraben ſich ſammelnden Waſſer, die ſonſt dem Bergmann ſo viel Noth machen, wurden auf Angabe des Herzogs in einen, Meilen weit in das Innere der Erde ſich erſtreckenden, für ziemlich große Kähne ſchiffbaren Kanal geſammelt. Tief und weit unter der Oberfläche führt er in verſchiednen Richtungen hin, an einigen Stellen breit genug für zwei einander begegnende Kähne. Ueber ihm wölbt ſich die nicht gar hohe, theils gemauerte, theils in den Felſen gehauene Decke. So wie er an's Licht des Tages kommt, iſt er mit andern das Land durchkreuzenden Kanälen in Verbindung.

Der Eingang zu dieſem Reiche der Unterwelt iſt impoſant: ein großes Thor, in einem ſenkrecht ſteilen, majeſtätiſch hohen Felſen eingehauen. Wir beſtiegen einen langen ſchmalen Kahn, der ſonſt zum Kohlentransporte dient; mit Bretern und Kiſſen waren ziemlich bequeme Sitze für uns darin bereitet, am Rande und im Boote ſelbſt kleine Leuchter mit brennenden Lichtern angebracht; ſo ſchifften wir hinab auf der ſchwarzen ſtillen Fluth. Unſer Führer war über die Maßen redſelig und wir merkten bald, daß er ſich ein wenig zu ſehr gegen die kalte unterirdiſche Luft verſehen hatte; doch war hier an keine Gefahr zu denken. Immer fort perorirend bugſirte er uns langſam weiter, indem er ſich von Zeit zu Zeit gegen die Wände des Gewölbes ſtemmte. Nach einer Viertelſtunde verſchwand jeder Schein des goldnen Tageslichts; kalt, düſter, unheimlich war es um uns her.

An der erſten Mine kletterten wir aus dem Kahne. Eine Menge gewölbter Gänge in verſchiedenen Richtungen durchkreuzten ſich hier, alle ſo niedrig, daß man nur mit Mühe ganz gebückt durchkriechen kann. Die Kohlen liegen ganz frei da und wurden von halb nackten, bald knieenden, bald auf dem Rücken liegenden Männern mit einer Bergmannshaue losgebrochen. Die Arbeit ſchien uns höchſt mühſam und beſchwerlich, auch iſt ſie nicht ohne Gefahr, und viele Menſchen verlieren hier ihr Leben. Giftige Dämpfe entſtehen plötzlich und erſticken den Arbeiter, oder entzünden ſich an ſeinem Grubenlichte und verbrennen ihn, wenn er ſich nicht mit dem Geſichte platt auf die Erde wirft, ſobald er gewahr wird, daß die Flamme ſeines Lichts blau brennt. Der nächſte Augenblick iſt gewöhnlich ſchon zu ſpät.

Nachdem jedes von uns ein Stück Kohle heruntergeſchlagen hatte, was wir zum Wahrzeichen mitnehmen mußten, waren wir nicht ferner begierig, tiefer ins Innere der Erde zu dringen. Wir eilten zurück in unſer illuminirtes Boot, zu unſerem noch beſſer illuminirten Führer, und erblickten bald darauf das ſchöne Licht der Sonne wieder.

Auf dem Rückwege nach Mancheſter hielten wir uns noch in einer ganz allein liegenden Bleiſtiftsfabrik auf. Den Eignern ſchien unſer Beſuch nicht viel Freude zu machen; doch ließ man uns, auf die Fürſprache unſers Begleiters von

Mancheſter, die ganze Verfahrungsweiſe dabei ſehen. Ein Mann hobelte die kleinen, etwa eine halbe Elle langen und breiten Breterchen von Cedernholz ganz glatt; ein anderer ſchnitt ſie in Streifen zu viereckigen Bleiſtiften und machte mit einem eignen Inſtrument die Spalte, welche das Blei aufnehmen ſollte; ein dritter ſetzte das Blei hinein. Es waren etwa vier Zoll lange und halb ſo breite Stücke, gerade ſo dick, daß ſie in die Spalte paßten. Vorher wurden ſie in eine ſchwärzliche Flüſſigkeit getaucht, und wenn ſie in die Spalte gefügt waren, mit einem ſehr ſcharfen Meſſer dicht am Holze glatt abgeſchnitten. Ein vierter Arbeiter leimte kleine, dazu abgepaßte Späne hinein, die das Blei bedeckten. Zuletzt ward der bis jetzt viereckige Bleiſtift auf einer Maſchine rund gemacht. Das Ganze ging blitzſchnell und war gar leicht und artig anzuſehn.

Leeds.

Den folgenden Morgen ſetzten wir unſre Reiſe fort nach Leeds in Yorkſhire. Traurig war die erſte Hälfte des Weges, wieder mußten wir ſteile, himmelhohe Felſen erklimmen. Wie ſehr irrt der Bewohner des feſten Landes, der ſich gewöhnlich ganz England als ein ſchönes fruchtbares, einem Garten ähnliches Land denkt. Oede, unangebaut, ohne Spur freudiger Vegetation war die Gegend umher; hier müſſen, wie auf den weſtphäliſchen Steppen, durch die wir früher gekommen, die Jahreszeiten ebenſo unmerkbar für die Bewohner hinſchwinden: denn keine bringt ihnen die Gaben, womit ſie glücklichere Erdſtriche erfreuen. Kein Baum, kein Kornfeld, keine ländlichen Gärten, aber überall Blei- und Kohlenminen, Steinbrüche, Schmelzöfen, Ziegelfabriken, unterbrochen von großen, einzeln liegenden Baumwollſpinnereien und andern Manufacturgebäuden.

Die Luft war ſchwarz und dick vom Kohlendampfe; überall ſahen wir den Armen arbeiten, um den Reichen noch reicher zu machen, während jener ſelbſt nur kümmerlich ſein armes Leben dabei friſtet. Ein Gemälde menſchlichen Fleißes, doch nicht von der erfreulichen Seite. Wie erheiternd iſt der Anblick des rüſtigen Landmanns, der im Schweiße ſeines Angeſichts der Erde ſein Brod abgewinnt, indem er ſie ſchmückt! Wie traurig ſieht dagegen der bleiche, ſchmuzige Bewohner der Minen aus, der wie ein Maulwurf in ihr Inneres ſich hinein wühlen muß, um nur wenige Jahre elend zu leben! Ein beängſtendes Gefühl des Mitleids drängte ſich uns unwillkührlich auf bei dieſem Schauſpiele, das wir bis jetzt nur zu oft und zu lange gehabt hatten.

Bei Wakefield war die Gegend freundlicher und ländlicher; wir dachten des guten Vicars, der uns allen aus Goldſmith's gemüthlicher Dichtung bekannt iſt, aber vergebens ſuchten wir hier ſein Dörfchen, ſein wirthliches Dach. Wakefield iſt ein Städtchen voll Fabriken.

Gegen Abend erreichten wir Leeds, eine ziemlich große Stadt, welche hauptſächlich aus Tuchmanufacturen beſteht. Unſer Eintritt war von einer höchſt traurigen, herzzerreißenden Scene begleitet. Wir bemerkten mit Erſtaunen, daß der Wegegeldeinnehmer am Schlagbaum, dicht vor der Stadt, heftig weinte; neben ihm ſtand ſeine Frau mit der Geberde troſtloſer Verzweiflung; zwei ganz kleine Mädchen blickten ſtumm und verwundert auf Vater und Mutter. Gute Leute, was fehlt euch? fragten wir mitleidig. Unſer einziger Sohn iſt eben ertrunken, antwortete der Mann mit halb erſtickter Stimme. Nun machte das verzweifelnde Mutterherz ſich Luft, mit Händeringen rief ſie: ach er war der ſchönſte Knabe im Ort, vierzehn Jahr alt, immer gehorſam und fleißig; heute um vier Uhr kam er mit gutem Zeugniß fröhlich aus der Schule, und nun — Wir fuhren mit ſchwerem Herzen und naſſen Augen weiter: denn wer von uns konnte es wagen hier tröſten zu wollen?

Wunderbar iſt's, daß in England nicht unendlich viel Kinder verunglücken; nirgends ſcheint der alte fromme Glaube, daß jedes ſeinen eignen Engel habe, der es beſchützt, einheimiſcher als hier: denn nirgends werden ſie mehr ohne ſichtbare Aufſicht ſich ſelbſt überlaſſen. In den Städten und Dörfern, auf den volkreichſten Straßen kriechen kleine, kaum zweijährige Säuglinge in den Fahrwegen umher, größere Kinder laufen ohne Furcht im wimmelnden Gewühle zwiſchen Rädern und Pferden durch, und der Reiſende ſitzt mit ängſtlich klopfendem Herzen im pfeilſchnell rollenden Wagen, und zürnt vergebens über die unachtſamen Mütter.

Die Tuchfabrikanten machen den größten Theil der Einwohner von Leeds aus; ſie haben hier eine eigne Halle, in welcher jedem ſein beſtimmter, mit ſeinem Namen bezeichneter Platz angewieſen iſt, auf welchem er an Markttagen ſeine Waaren zur Schau legt und feil hält. Dieſe Halle, ein großes, ganz bedecktes Gebäude, ſchließt einen geräumigen Hof von allen vier Seiten ein und iſt einer Börſe nicht unähnlich.

Man macht ſehr hübſche Teppiche in Leeds, ſie werden auf gewöhnlichen Webeſtühlen gearbeitet. Es war luſtig zu ſehen, wie ſchnell die ſchönen Blumen und Muſter in reicher Farbenpracht vor unſern Augen entſtanden. Bei den breiten Fußdecken für die Zimmer arbeiten immer zwei Perſonen an einem Webeſtuhle; bei den ſchmalen zu Treppen und Vorplätzen nur einer.

Harewoodhall und Harrowgate.

Von Leeds reiſten wir über Harewoodhall nach Harrowgate. Harewoodhall, der Landſitz des Lord Harewood, iſt ein großes, neues, in einem edlen Styl erbautes Gebäude. Der Park, durch welchen uns zu fahren erlaubt ward, zeichnet ſich vor allen, die wir bis jetzt in England ſahen, aus, ſowohl durch ſeine bergige Lage, als auch weil er eigentlich ein dichter Wald voll Laubholz iſt, durch welchen Gänge und Fahrwege in mannichfaltigen Richtungen führen. Obgleich es in England an Bäumen nicht fehlt, ſo gehört doch ein eigentlicher Wald zu den Seltenheiten. Nach langem Entbehren war uns unbeſchreiblich wohl unter den hohen, dicht verſchlungenen Laubgewölben, durch welche die Sonne nur einzeln funkelnde

Lichter auf unſern Weg ſtreute. Seitwärts auf einem Hügel erblickten wir die mit Epheu bedeckte Ruine eines uralten Schloſſes.

Wir wurden nicht müde, die weitläufigen ſchönen Spaziergänge zu durchſtreifen, welche ſich um das neue Wohngebäude hinziehen. In einer heitern ſchönern Welt, froh entgangen dem Pochen und Knarren und Hämmern, unter welchem wir uns eine Weile umhergetrieben hatten, erſchien uns alles doppelt reizend. Berg und Thal, ſchattige und im Freien ſich hinziehende Partien wechſeln hier auf die anmuthigſte Weiſe. Eine wild hinſtrömende Caſcade, ein ziemlich großer See, unendliche Blumen in üppiger Pracht, Hekken und Wände von dem ächten wohlriechenden Jasmin, der bei uns nur mit Mühe im Glashauſe erhalten wird, ja eine ganze hohe Wand, mit Heliotrop bedeckt, alles vereinte ſich hier, um uns in ein Feenland zu verſetzen.

Wir ſahen auch die Küchengärten und Treibhäuſer; beide ſind ungewöhnlich groß und voll der mannichfaltigſten Pflanzen. Die Treibhäuſer enthalten eine Menge der ſeltenſten und ſchönſten Gewächſe, Früchte aller Jahreszeiten und Zonen im Ueberfluſſe, viele davon ſchon reif, als Weintrauben, Ananas, Melonen, Nectarinen und eine uns unbekannte Frucht, die der Gärtner Grenadillen nannte.

Am beſten gefiel es uns, daß man uns gefällig für Geld und gute Worte ein Körbchen mit dieſen Herrlichkeiten füllte. Die Herrſchaft war abweſend und der Ueberfluß in der That ſehr groß.

Das Wohnhaus iſt zwar nicht ganz modern meublirt, aber alles prachtvoll und wohl erhalten. Große hohe Säle, Galerien, Zimmer, größtentheils mit ausgezeichnet ſchöner Stuccaturarbeit verziert, zuweilen in muntern, heitern Farben gemalt, alles lachend und freundlich bei aller Pracht und Größe. Schönere Spiegel haben wir in England nicht geſehen; auch fanden wir vortreffliche, in Italien gearbeitete, Marmorkamine und Tiſche. Eine große Bibliothek durfte nach der Sitte der engliſchen Großen hier nicht fehlen; dicht dabei war ein höchſt elegantes Leſekabinet mit einer kleinen auserwählten Handbibliothek. Die Bücher darin handelten alle von Pferden.

So wie wir Harewoodhall verließen, nahm

die Gegend wieder einen traurigen öden Charakter an, wild ohne romantiſch zu ſeyn, bergig und doch nicht erhaben. Ueber formloſe Hügel, farbloſe Haide rollten wir hin und ſahen endlich den Badeort Harrowgate vor uns liegen.

Er beſteht aus zwei nah an einander grenzenden Dörfern, die ganz zur Aufnahme der Badegäſte eingerichtet ſind. Es fehlt hier nicht an öffentlichen und Privathäuſern zum Wohnen, ja ſogar eine Leſebibliothek, ein Theater und Aſſembleeſäle ſind mitten auf den rauhen Haiden von Yorkſhire zu finden. Auch einen Ceremonienmeiſter gibt es. Dieſen wählt die Geſellſchaft jedes Mal aus ihrer Mitte. Ehre und Anſehn ſind ſeine einzige Belohnung; er geht ab, wenn er will, und man wählt ihm dann gleich einen Nachfolger.

Traurig genug mag der Aufenthalt hier ſeyn, deshalb iſt man auf ein eignes Mittel verfallen, die Geſellſchaft mit Gewalt zuſammenzuhalten und ſie auf dieſe Weiſe erſt eigentlich geſellig zu machen. Alle die unter einem Dache wohnen, ſind gezwungen mit einander zu eſſen und ſogar den ganzen Tag zuſammen zu leben: denn Niemandem wird neben ſeinem Schlafzimmer noch ein zweites Zimmer erlaubt; und da kein Engländer und keine Engländerin es begreift, wie man in geſunden Tagen in einem Zimmer, wo ein Bette ſteht, exiſtiren mag, ſo müſſen die armen Seelen ſchon mit einander aushalten und ſich die Zeit vertreiben, ſo gut es geben will.

Bei den öffentlichen Tiſchen herrſcht auch ein eignes Ceremoniel: der zuletzt Angekommene wird ganz unten hin placirt und rückt, ſo wie er Nachfolger bekommt, immer höher hinauf, bis er endlich die Ehrenſtelle oben am Ende der Tafel erhält. Aber Würde bringt Bürde: mit dieſer Stelle iſt zugleich die Pflicht verbunden, die ganze Geſellſchaft zu ſerviren, vorzulegen, zum Eſſen zu nöthigen, zu fragen, was jeder zu haben wünſcht, zu ſehen, daß jeder bedient werde, kurz, nach engliſcher Weiſe den Wirth zu machen. Dies iſt keine kleine Aufgabe, und wir glauben, daß die Mehreſten herzlich zufrieden ſind, wenn ein neuer Ankömmling ſie nöthigt ſich auf der andern Seite wieder eben ſo allmählich zu degradiren, als ſie vorher ſtiegen.

Gleich bei unſrer Ankunft wurden uns dieſe

Geſetze bekannt gemacht, und nur nach vielen Bitten erhielten wir ein eignes Zimmer und die Erlaubniß, dieſen Mittag allein zu ſpeiſen; für den Abend, verſicherte man uns, würde keine Entſchuldigung angenommen werden. Dieſe Ankündigung erſchreckte uns. Die Quellen von Harrowgate werden gegen Skropheln, Skorbut und böſe Hautſchäden gebraucht. Zum Vergnügen konnte Niemand hier ſeyn, das ſahen wir ein, und da wir nicht ſehr begierig waren die Bekanntſchaft einer Geſellſchaft zu machen, die um ſolcher Uebel willen ſich verſammelt hatte, ſo ließen wir eiligſt anſpannen und fuhren bei ſinkendem Abend noch funfzehn Meilen weiter nach dem Städtchen Ripon, wo wir die Nacht blieben.

Studley-Park. Fountain's Abbey. Hackfall.

Ripon, ein freundliches reinliches Landſtädtchen, liegt in einer zwar bergigen, aber angenehmen fruchtbaren Gegend. Es iſt ein Vorough und hat alſo das Recht, bei jeder Parlamentswahl ein Mitglied zu wählen und nach London zu ſchicken. Nun gehören alle Häuſer in Ripon einer alten achtzigjährigen Dame, die unermeßlich reich, auch die Beſitzerin von Studley-Park, Hackfall und mehrerer Güter im fruchtbaren Yorkſhire iſt. Sie allein, als die einzige Grundbeſitzerin in Ripon, wählt alſo dies Mitglied, und das Gewicht, welches ſie hierdurch in der Nachbarſchaft, ja im ganzen Königreich erhält, iſt faſt nicht zu berechnen. Nach ihrem, wahrſcheinlich jetzt ſchon erfolgten, Tode erbt eine Miß Lawrence alle ihre Reichthümer und Rechte. Dieſe Dame, obgleich auch ſchon längſt über die Jugendjahre hinaus, wird, wie man leicht denken kann, von Anbetern und Freiern umlagert, wie weiland Penelope, ſie aber widerſteht allen und erklärt laut: ſie würde jetzt keinen heirathen, weil Niemand ſich um ſie bewarb, ehe ſie die reiche Erbin war, welche ſie erſt kürzlich durch den unerwarteten Tod ihres Bruders wurde. Miß Lawrence ward uns übrigens als ſehr gut und auch im Aeußern nicht unliebenswürdig geſchildert.

Wir fuhren nach dem nicht weit entlegenen

Studley-Park: das Haus enthält nichts beſonderes Sehenswerthes, auch die Außenſeite deſſelben zeichnet ſich auf keine Weiſe aus. Die ſehr weitläufigen Spaziergänge gehören aber zu den ſchönſten in England. Einen einzigen Pavillon ausgenommen, in welchem ein ſehr bequemes Badezimmer, nebſt artigem Boudoir und noch ein Paar Piecen angebracht ſind, enthalten ſie keine bedeutenden Gebäude, dafür aber die ſchönſten mannichfaltigſten Bäume, Fels und Thal und lebendiges Waſſer. Die Natur war dieſem Flecken hold, und die beſcheidene Kunſt wagte es nur ganz leiſe ihrer Spur zu folgen.

Der Park hat einen von den gewöhnlichen Parks ihn unterſcheidenden ernſtern Charakter. Freie ſonnige Partien, grüne Raſenplätze trifft man weniger, aber herrliche Schattengänge, unter dem Schutze himmelhoher Buchen und Eichen, am Abhange der bewachſenen Felſen, auf lachenden Höhen und in duftigen Thälern. Mit unbeſchreiblichem Vergnügen wandelten wir hier und ahnten nicht, daß die Krone des Ganzen uns noch erſt wunderbar überraſchen ſollte. Unſer Führer, ein alter vernünftiger eisgrauer Gärtner, ſeit mehr als vierzig Jahren hier im Dienſt, öffnete plötzlich eine kleine unſcheinbare Gartenthür, und wir erblickten in einem lieblichen grünen Thale die ſchönſten gothiſchen Ruinen, die wir je ſahen.

Vom Morgenſtrahl geröthet, lagen ſie da in ſtiller feierlicher Pracht. Es waren die Ueberbleibſel von Fountain Abbey, einem im zwölften Jahrhundert erbauten Kloſter, nun ſchon ſeit zweihundert und funfzig Jahren in Trümmern. Dieſe zeugen vom ehemaligen ungeheuern Umfange. Das Dach fehlt gänzlich, die Seitenwände größtentheils auch; aber noch ſtehen, wie trauernde Geiſter auf dem Grabe der Vergangenheit, viele reich mit Skulptur gezierte Säulen, die weiland das Schiff der Kirche ausmachten; feſte Gewölbe, hohe Bogenfenſter trotzen noch der Zerſtörung, alles bezeichnet ehemalige hohe geiſtliche Pracht. Einige alte ſteinerne Särge ſtehen umher, gewaltſam an's Licht der Sonne gezogen. Deutlich zu unterſcheiden iſt noch die Stelle, wo ſonſt der Hochaltar war, ſo auch die Kreuzgänge, das Refectorium, der Verſammlungsſaal. Viele unterirdiſche Gänge und Gewölbe ſind faſt noch unverſehrt; auch erkennt man eine Küche und an dem die Wand ſchwärzenden Rauche die Stelle wo ſonſt der Herd ſtand.

Fountain Abbey iſt ein großes Grab vergangener Zeiten, dennoch drängt ſich überall das friſche Leben der ewig jungen Natur üppig hervor. Ephen umſchlingt die verwitternden Pfeiler und kleidet ſie in die Farbe der Hoffnung, junge Blumen und Sträuche nicken aus den hohen Bogenfenſtern und von den Kapitälen der Säulen. In der Kirche wandelt man unter den Schatten bejahrter Bäume. Ueberall neues Entſtehen mitten unter den Trümmern der Zerſtörung, überall die Lehre, Menſchenwerk iſt vergänglich, wie Menſchenleben, aber der Geiſt der ſchaffenden Natur waltet fort, kennt weder Vernichtung noch Gränzen.

Welche Verzierungen für einen Park ſind dieſe Ruinen, wie ſinkt alles ſo kleinlich dagegen zuſammen, was ſelbſt große Fürſten auf ihren Landſitzen unternehmen, um nur etwas Aehnliches zu erkünſteln! Der vorige Beſitzer von Studley-Park erkaufte ſie freilich für eine große Summe, aber er gab ſeinem Beſitzthum dadurch einen hohen einzigen Werth und ſicherte zugleich dieſe heiligen

Ueberreſte zwar nicht gegen den langſam zerſtörenden Zahn der Zeit, aber doch gegen vernichtenden Muthwillen, der leider überall dem Schönen droht.

Von Studley-Park ging es nach Hackfall. Alle Parks, die wir bis jetzt ſahen, erſchienen uns als freundliche Punkte unſrer Reiſe, an die wir noch nach Jahren gern zurückdenken werden; hier aber fühlten wir das Troſtloſe des Geſchicks der Reiſenden, nur flüchtig am Schönen vorüber ſtreifen zu können und es nur im Bilde davonzutragen. Hier wünſchten wir Hütten zu bauen. Wie ſchön muß ſich's in dieſem heimlich verborgenen Thale wohnen! Grünend, blühend liegt es zwiſchen maleriſch geformten und bewachſenen Felſen. Wege ſchlängeln ſich bald in ſchwindelnder Höhe, bald tiefer in lieblichen Schatten an den Bergen hin; ganz unten brauſt und blinkt und wogt ein ſpiegelheller Fluß, von allen Felſen rauſchen und gaukeln Bäche zu ihm hinab, bald ſprudelnd und ſchäumend, bald wie im leichten Tanz. Endlich gelangt man hinauf zur höchſten Höhe. Ein Pavillon ziert ſie. Von dort aus blickt man weit ins offne fruchtbare Land. Da liegt die Welt vor uns und ihr unruhiges Treiben, und zu unſern Füßen das Thal mit ſeinem ſtillen Frieden. Zögernd, wider Willen, verließen wir Abends dieſen lieblichen Ort, über Berg und Thal rollten wir hin durch den ſchönen fruchtbaren Theil von Yorkſhire, bis Catterick Bridge, einem großen, ganz iſolirt liegenden Gaſthofe.

Engliſche Gaſthöfe.

Die Annehmlichkeiten eines ſolchen Gaſthofes in England kennt man auf dem feſten Lande nicht; darum erlauben wir uns hier einiges darüber zu ſagen. Durchgängig, auch in den Städten, ſind die engliſchen Gaſthöfe ſehr lobenswerth: Zimmer, Betten, Bedienung, Reinlichkeit übertreffen alles, was man in andern Ländern in dieſer Art antrifft, aber wir möchten faſt behaupten, daß die guten Gaſthöfe auf dem Lande wieder die in Städten in dem Maße übertreffen, wie jene die deutſchen.

Die Theurung iſt auch nicht ſo groß, als man denken möchte, wenn man nur erſt die Sitte kennt. Der Umſtand, daß man durchaus nicht portionweiſe ſpeiſet, iſt freilich unangenehm. Alle Vorräthe des Hauſes an Fleiſch, Fiſchen, Gemüſen und dergleichen ſind mit der höchſten Sauberkeit und mit einer Art Eleganz in einem auf der Flur befindlichen, mit Glasfenſtern verſehenen Kabinet zur Schau geſtellt. Hier trifft man gewöhnlich die Wirthin oder ihre Stellvertreterin an. Außer einigem Backwerk findet man nichts fertig zubereitet; die Häuſer, in welchen die öffentlichen Fuhrwerke zu beſtimmten Stunden einkehren, machen jedoch hiervon eine Ausnahme. In dieſen iſt Mittags oder Abends der Tiſch gedeckt, an welchem alle ankommende Reiſende um einen feſtgeſetzten Preis in Geſellſchaft ſpeiſen können. Außer dieſem aber muß der einzelne Fremde in jenem Vorrathsmagazine ſeine Mahlzeit und die Art der Zubereitung derſelben ſelbſt wählen und geduldig warten, bis ſie fertig iſt. Wählt man nun einen Hammel- oder Rinderbraten oder ſonſt ein großes Stück, ſo bekommt man es ganz auf den Tiſch und muß es auch ganz bezahlen, wenn es gleich kaum angeſchnitten wieder abgetragen würde. Dies iſt freilich nicht angenehm, aber der Landeskundige weiß ſich einzurichten und beſtellt kleinere, leichter zu bereitende Gerichte. Das Logis iſt nicht theuer. Für das Zimmer, in welchem man ſpeiſet und den Tag zubringt, wird, auch bei längerem Aufenthalt, gewöhnlich nichts gerechnet, es ſey denn, daß man nur im Hauſe wohne und immer auswärts ſpeiſe. Im Schlafzimmer bezahlt man nur das Bette, und dieſes koſtet ſelten mehr als einen Schilling die Nacht. Und welch ein Bett! die ſchönſten Matratzen, die feinſten Betttücher und Decken. Schöne Vorhänge umgeben das Bett, ein hübſcher kleiner Teppich liegt davor, eine feine weiße Nachtmütze und ein Paar Pantoffeln fehlen auch nie dabei, deren ſich reiſende Engländer, die immer wenig Gepäcke mit ſich führen, ohne alle Scheu bedienen.

Es iſt uns immer aufgefallen, wie dieſes Volk, bei aller Reinlichkeitsliebe, tauſend kleine Rückſichten nicht kennt, die dem Deutſchen, noch mehr dem Franzoſen, zur Natur geworden ſind. Kein Engländer, zum Beiſpiel, der nicht zu den vornehmſten Klaſſen gehört, wird ſich weigern mit andern aus einem Glaſe oder Porterkruge zu trinken, oder mit Bekannten, auch wohl Fremden, in einem Bette zu ſchlafen, wenn es im Hauſe an Raum fehlt.

Auch in Städten erſcheint der Wirth gleich, um den Fremden beim Austritte aus dem Wagen zu empfangen, aber auf dem Lande iſt's, als käme man zu einem längſt erwarteten Beſuch. Der Wirth öffnet ſelbſt den Schlag und hilft den Reiſenden heraus; in der Thür ſteht die Wirthin; mit dem freundlichſten Geſichte von der Welt knickſt ſie ein halb Dutzend Mal kurz hinter einander, bemächtigt ſich der reiſenden Damen ſogleich, führt ſie in ein beſonderes Zimmer und ſorgt auf alle Weiſe für ihre Bequemlichkeit, während ihr Mann bei den Herren die Honneurs macht. Wenn man auch nur die Pferde wechſelt, ohne das geringſte zu verzehren, ſo bleibt dieſe Höflichkeit ſich dennoch gleich: Wirth und Wirthin begleiten die Reiſenden an den Wagen, danken für die erzeigte Ehre und bitten bald wieder zu kommen. Freilich haben die Wirthe auf jeden Fall einigen Nutzen von den Reiſenden, da ſie die Poſt für eigne Rechnung bedienen.

Je weiter man in's nördliche England dringt und ſich Schottland nähert, je mehr nimmt dieſe Aufmerkſamkeit der Wirthe zu, verbunden mit einer Art Cordialität, die nicht unangenehm auffällt. Der Wirth bringt immer die erſte Schüſſel auf den Tiſch, ſey ſein Gaſthof noch ſo groß und anſehnlich; ihm folgt ſeine Frau, ſelbſt alle Kinder des Hauſes, die nur einigermaßen ſich dazu ſchicken, folgen dem Alter nach in Proceſſion, alle bringen etwas; oft ſahen wir zuletzt ſo einen kleinen goldlockigen Cherub von drei, vier Jahren geſchäftig mit einem Pfefferbüchschen dahergetrippelt kommen. Die Aufwärter (Waiters) ſcheinen Flügel zu haben, ſo ſchnell kommen ſie auf jeden Klingelzug, und in allen Zimmern hängen gute gangbare Klingeln, welche der reiſende Engländer nach Herzensluſt handhabt.

So wie es keine aufmerkſameren Wirthe gibt, ſo gibt es auch keine viel verlangenderen Gäſte als in England. Das Wirthſchaftsweſen wird aber gewiſſermaßen fabrikmäßig betrieben: Jeder hat ſein Departement, und ſo geht alles in ſchneller Ordnung. Die Pferde beſorgt der Stallknecht, (Hoſtler genannt,) hat aber wohl im Stalle ſeine Untergebenen zum eigentlichen Dienſte, denn er ſelbſt ſieht zu elegant dazu aus; er nimmt nur die Befehle der Fremden an und führt die Pferde vor. Dann iſt noch der Stiefelwichſer; dieſer, gewöhnlich der pfiffigſte und geſcheidteſte vom ganzen dienenden Perſonal, wird ſchlechtweg Boots (Stiefeln) gerufen, und iſt eine ſehr wichtige Perſon im Hauſe. Er beſorgt gewiſſermaßen die auswärtigen Angelegenheiten, beſtellt Commiſſionen, führt die Fremden im Orte herum und gibt von allem Rede und Antwort. Unaufhörlich hört man in einem ganz eignen hellklingenden Fiſtelton durchs ganze Haus Boots! rufen, und immer iſt er zur Hand. Miethlakaien kennt man in England nicht, ſie wären auch ganz überflüſſig.

Abends beim zu Bette gehen wird jedes Mal das Kammermädchen (Chambermaid) gerufen, ſie erſcheint im feinen kattunenen Kleide, mit einer ſchneeweißen Mouſſelinſchürze, einem artigen Spitzenhäubchen, kurz, ſo nett und damenhaft gekleidet als möglich. Ihr Amt iſt, den Fremden, ohne Unterſchied der Perſon und des Geſchlechts, einen Nachttiſchleuchter mit einem

Wachslicht anzuzünden, ihn in's Schlafzimmer zu führen und zuzuſehn, daß es ihm an keiner Bequemlichkeit mangle. Dies geſchieht jeden Abend und wenn man Monate lang im Hauſe verweilte.

Beim Abſchied erſcheinen dann Waiter und Hoſtler und Boots, ganz zuletzt noch bittet die Chambermaid mit einem artigen Knicks, ihrer nicht zu vergeſſen, don't forget the Chambermaid. Man gibt dieſen Leuten nicht viel, wenn man die Theurung des Landes bedenkt, und man gibt gern, denn man wurde gut bedient. Nach dieſer Digreſſion kehren wir zurück nach Catterick Bridge.

Krankheits halber mußten wir einige Tage dort verweilen und wurden gewartet und gepflegt, als wären wir unter Bekannten und Freunden. Die Wirthin, Miſtreß Ferguſon, wich nur aus dem Krankenzimmer, wenn ihre Geſchäfte es nothwendig machten; ihr Mann ritt ſelbſt nach dem vier Meilen entlegenen Städtchen Richmond, um den Apotheker des Orts zu holen, und der Sohn des Hauſes, ein Landgeiſtlicher aus der Nachbarſchaft, ſchleppte ſeine halbe Bibliothek herbei, um Kranken und Geſunden Unterhaltung zu verſchaffen. Der Apotheker war ein vernünftiger guter Arzt, und das Uebel wich ſeinen Heilmitteln bald.

In ganz England ſind die Apotheker die am meiſten geſuchten Aerzte; man nennt ſie auch Doctor. Beſuche der eigentlichen Aerzte werden, außer bei reichen vornehmen Kranken, nur bei ſehr großer Gefahr gefordert. Sie ſind zu koſtbar: weniger als eine Guinee darf man keinem für jede einzelne Viſite bieten. Dieſe wird ihnen gewöhnlich jedes Mal beim Abſchiednehmen in die Hand gedrückt. Eine Conſultation des Arztes in ſeinem eignen Hauſe koſtet die Hälfte. Die Apotheker werden ungefähr wie die Aerzte in großen deutſchen Städten bezahlt. Uebrigens wimmelt's nirgends ſo von Quackſalbern wie in England; dies bezeugen die öffentlichen Blätter, deren größte Hälfte aus Ankündigungen von Arkanen beſteht.

Richmond.

Gänzlich hergeſtellt kamen wir nach Richmond, einer kleinen Landſtadt, am Abhange eines Felſen erbaut. Die Ruinen des uralten Schloſſes Richmond, von welchem die jetzigen Herzoge von Richmond zwar den Namen führen, aber keine funfzig Pfund Einnahme haben, ſtolziren hoch auf dem Gipfel deſſelben über der Stadt. Letztere liegt höchſt maleriſch, und die Ruinen der ſie umgebenden, alten, ehemaligen Wälle gewähren eine weite herrliche Ausſicht. Wald, Wieſe, hübſche Landhäuſer, Gärten, Dörfer, kleine fruchtbare Anhöhen wechſeln auf eine unbeſchreiblich anmuthige Weiſe rings umher, und ein Strom, über den eine ſchöne ſteinerne Brücke führt, belebt das Ganze. Jeder Schritt entdeckt neue Schönheiten; der wilde Fels, auf dem Schloß und Stadt erbaut ſind, bildet einen wunderbaren Kontraſt mit den lieblichen Umgebungen. Die Ruinen, zwar in einem ganz andern Geſchmack und weniger prächtig, als die von Fountain Abbey, zeugen dennoch von ehemaliger Größe und geſunkener Herrlichkeit. Sie werden gar nicht unterhalten und drohen ſtündlichen Einſturz, zur großen Gefahr für die an ihrem Fuße liegenden Wohnhäuſer. Ein einziger Thurm ſteht erhalten da, alles Uebrige ſind nur hohe, üppig mit Epheu bewachſene Mauern. Die Abtheilungen der Gemächer ſieht man noch deutlich und die hohen Bogenfenſter, aber das Dach fehlt gänzlich; Regen und Wind haben überall freien Zugang.

Aukland. Durham. Sunderland und Newcaſtle.

Von Richmond nach Aukland kamen wir in wenigen Stunden; es iſt der Sitz des Biſchofs von Durham. Sein Wohnhaus, ein großes gothiſches Gebäude, zwar recht nett, aber doch ganz bürgerlich und einfach meublirt, zeigt keine Spur geiſtlicher Pracht, alles iſt, ſo wie es ſich eigentlich für einen ſolchen Oberhirten ſchickt. Der zu dem Hauſe gehörige Garten iſt in Hinſicht der darauf verwendeten Kunſt kaum nennenswerth, aber von Natur eines der ſchönſten lieblichſten Fleckchen der Erde. Er vereinigt Fels und Wald; ein rauſchender Fluß ſtürzt bald gaukelnd, bald unwillig über wildes Geſtein, das ſich ihm vergeblich in den Weg wirft. Unendlich viel Schönes könnte hier mit Geld und Geſchmack hervorgebracht werden, und doch, wenn man dieſe ungeſchminkte Natur ſieht, muß man unwillkürlich wünſchen, daß alles ſo bleibe wie es iſt.

Wir fuhren durch den großen, ſehr angenehmen Park nach der Stadt Durham. Sie iſt eine der älteſten, wen gleich nicht der größten in England und liegt ſehr maleriſch in einem reizenden, von fruchtbar angebauten Bergen umgebenen Thale. Den folgenden Morgen gingen wir über Sunderland nach Newcaſtle.

Sunderland iſt wegen einer eiſernen Brücke, der größten in England, ſehr merkwürdig. Ein einziger ungeheurer Bogen wölbt ſich hundert Fuß hoch über die Fläche des Waſſers, ſo daß ein Schiff, ohne die Maſten umzulegen, darunter hinſegeln kann. Nie ſahen wir Zierlichkeit und Stärke ſo vereint. Wie ein Zauberwerk ſcheint die Brücke in der Luft zu ſchweben. Nur der Bogen, auf welchem ſie ruht, und die Geländer, die ſie an beiden Seiten einfaſſen, ſind von Eiſen, ſie ſelbſt iſt von Stein.

Auf einem bequemen Platze unter der Brücke konnten wir den Mechanism derſelben recht betrachten. Sechs neben einander parallel hinlaufende Bogen vereinigen ſich zu einem Ganzen. Jeder dieſer Bogen beſteht aus einer dicken eiſernen Stange, die auf einer Menge neben einander aufrecht geſtellter, ebenfalls eiſerner Ringe ruht, von welchen jeder funfzehn Fuß im Diameter hält. Dieſe Ringe ruhen unten wieder auf einer der obern ähnlichen Stange; verſchiedene Eiſen ſind ſymmetriſch angebracht, um die ſechs Bogen neben einander zu verbinden. Das Ganze liegt an beiden Enden auf zwei mehr als armdicken eiſernen Querſtangen, die aber inwendig hohl ſind.

Der zierliche Anblick dieſes Kunſtwerks iſt unbeſchreiblich; augenſcheinlich ſieht man, wie viel mehrere ſchwache Kräfte vereinigt tragen können.

Wenn auch etwas an dieſen Bogen durch Zeit oder Gewalt zerſtört würde, ſo bleibt doch immer genug übrig, das Ganze zu erhalten, und man möchte faſt behaupten, es könne nie ſehr baufällig werden, weil man mit leichter Mühe jedem kleinen Schaden bald abhelfen kann. Es wohnt hier ein eigner Wächter neben der Brücke, der darauf zu ſehen hat, daß ſie immer im Stande erhalten werde. Man hat einen auch in Deutſchland bekannten großen Kupferſtich, welcher den Kunſtbau dieſer wahren Wunderbrücke ſehr gut und deutlich darſtellt.

In Newcaſtle, wohin uns jetzt unſer Weg führte, fanden wir nichts zu thun als auszuſchlafen. Die Stadt iſt ziemlich groß, hat neben vielen engen und winklichen auch einige hübſche Straßen und iſt, beſonders wegen des Steinkohlenhandels, für Großbritannien ſehr wichtig. Aber alles hat auch das Anſehn und den Geruch dieſes Geſchäfts und alſo für den blos zum Vergnügen Reiſenden wenig Einladendes.

Alnwick-Caſtle und Berwick.

Alnwick, dieſen alten Sitz der Herzöge von Northumberland, erreichten wir einige Stunden nachdem wir Newcaſtle verlaſſen hatten. Der Anblick dieſes Schloſſes, aus der Ferne, verſetzte uns zurück in längſt vergangene Tage, wir glaubten eine Burg aus jenen Zeiten vor uns zu ſehen, in welchen das Fauſtrecht noch galt, und jeder gegen feindliche Nachbarn mit eigener Kraft ſich zu ſchützen ſuchen mußte. Die wunderbare Erhaltung dieſes großen alterthümlichen Gebäudes, an welchem durchaus nichts Verfallnes oder Ruinenartiges zu erblicken war, fiel vor Allem uns auf. Die durchaus alterthümliche Burg, mit ihren runden Eckthürmen, ihren mit Schießſcharten verſehenen Ringmauern, ihren Bruſtwehren, ihren Thoren, ihren über den Schloßgraben führenden Zugbrücken, ſchien wie durch ein Wunder der Gewalt der Elemente, wie der gegen ſie anſtürmenden Feinde Jahrhunderte lang, auf unbegreifliche Weiſe getrotzt zu haben.

Es war eine Täuſchung, aber die gelungenſte, die uns in dieſer Art jemals vorgekommen iſt.

Alnwick-Caſtle iſt ganz modernen Urſprungs und verdankt ſeine alterthümliche Geſtalt nur der ſeltſamen Laune des Herzogs von Northumberland. Auf den Zinnen der Mauer und der Thürme ſtehen alte Krieger in drohender Stellung, von Stein gehauen, in Lebensgröße. So viel wir von unten davon urtheilen konnten, ſind dieſe Figuren recht gut gearbeitet. Ueber jedem Thor ſteht einer davon in gebückter Stellung, mit beiden Händen einen großen Stein haltend, als wäre er im Begriff den Eintretenden damit zu zerſchmettern. Die Idee kann man eben nicht gaſtfreundlich nennen; aber dieſe ganze Verzierung, ſo wunderlich und einzig in ihrer Art ſie iſt, macht einen großen Effekt. Von weitem glaubt man faſt, die Geiſter der alten Krieger, die einſt hier hauſten, wären zurückgekehrt und wollten der Neugier den Eintritt in ihr Heiligthum wehren: in ſo drohender mannichfaltiger Bewegung und Gebehrde ſtehen ſie da. Auch ſind ſie nicht ſo harmlos, als man denken möchte. Mancher dieſer

Helden kam ſchon ungerufen herunter, wenn es ihm oben zu windig ward, und richtete auf der Erde Schaden und Unfug an.

Das Innere der Burg iſt ebenfalls im Geiſt der Vorzeit gehalten: hohe gewölbte Zimmer mit Bogenfenſtern voll künſtlicher gothiſcher Verzierungen und Schnörkeln, ungeheure Pfeiler und Mauern, lange ſich durchkreuzende Galerien, dunkle, krumme Gänge würden ein ſehr ſchauerliches Ganze machen, wären die Zimmer nicht mit hellen Farben heiter und luſtig aufgemalt. Indeſſen glauben wir doch, daß einer der engliſchen Schauerromane, einſam um Mitternacht hier geleſen, ſeine Wirkung nicht verfehlen würde.

Wir eilten fort, hinaus in den freundlichen Sonnenſchein, in den artigen, die Burg umgebenden, ganz modernen Garten, zu den wohl angelegten Treibhäuſern, in welchen wir uns zu unſrer Freude, da der Herzog nicht da war, mit Weintrauben und Melonen für die Reiſe verſorgen konnten. Den Park, der ſich eben durch nichts von andern Parks auszeichnet, ſahen wir nur von weitem aus den Fenſtern der Burg. Man wollte uns nicht erlauben hindurchzufahren, was doch bei andern Parks ſelten Schwierigkeit findet.

Jetzt führte der Weg längs der Küſte des Meeres, das wir faſt nie aus dem Geſichte verloren, nach der uralten Stadt Berwick, an der äußerſten Spitze Northumberlands.

Wir erblickten unterwegs ein altes Schloß, in welchem eine Geſellſchaft emigrirter franzöſiſcher Nonnen ihr Kloſterleben nach der ſtrengen Regel des Ordens von la Trappe, unter engliſchem Schutze, fortführt. Iſt es Kraft, oder Glaube, oder Verblendung, was dieſe Mädchen bewegt, die Freiheit, welche ein furchtbares Schickſal ihnen wiedergab, von neuem zu opfern und die Ketten ſelbſt wieder zu ſchmieden, die ſie an ein Leben voll Entſagung und Elend feſſelten? Verfuhr die Welt mit ihnen allen ſo hart, daß ſie ihren Anblick nicht mehr ertragen mögen? Oder ſind ſie vielleicht durch langes Entbehren in Dumpfheit des Geiſtes und ſinnloſe Gewohnheit ſo verſunken, daß ſie keines Genuſſes mehr fähig ſind? ſo wie man von Leuten erzählt, die lange hungern mußten und dadurch unfähig wurden Nahrung anzunehmen, da ſie ihnen geboten ward? Wir fanden keine Gelegenheit dieſe Frage zu löſen: denn ſo gern wir das Schloß und ſeine Bewohnerinnen in der Nähe geſehen hätten, mußten wir doch dieſem Wunſch entſagen, denn ſie erlauben keinem Fremden den Eintritt.

In Northumberland, beſonders in Berwick, der letzten engliſchen Stadt, fiel uns die Sprache der Einwohner auf. Das wunderliche allgemeine Schnarren, womit ſie den Buchſtaben R ausſprechen, und die vielen ganz unbekannten Provincialausdrücke, welche ſie einmiſchen, machten, daß wir Mühe hatten ſie zu verſtehen. Schon in Newcaſtle ſpricht man das Engliſche ſehr fehlerhaft, faſt wie plattdeutſch aus.

Schottland.

Die Fahrt von Berwick nach Edinburgh vier und fünfzig engliſche Meilen, faſt immer im Angeſichte des Meeres, wäre allein der Reiſe werth: von ſo ſeltner wunderbarer Schönheit iſt die Gegend, aber deshalb wohl um ſo unbeſchreibbarer.

Bis dicht hinab an die Wellen iſt die Küſte bebaut wie ein Garten: Kornfelder, Wieſen mit Heerden bedeckt, Obſt- und Gemüſegärten wechſeln, alles in der Pracht der üppigſten Vegetation. Dazwiſchen kleine Gehölze, duftende blühende Hecken, und in ihrer Mitte Dörfer, die um ſo maleriſcher erſcheinen, da ſie ſchon ein ländlicheres Anſehen haben und nicht, wie die engliſchen, kleinen Städten ähnlich ſind. Das Land iſt nicht bergig, aber auch nicht flach; wellenförmig erhebt es ſich zu kleinen Anhöhen und ſinkt wieder zu lieblichen Gründen hinab. Freundliche, einzelne Landhäuſer liegen überall zerſtreut, ehrwürdige, epheubewachſene Ruinen der Vorzeit erheben ihre alten Mauern und zeugen von vergangner Größe. Und nun noch der Anblick des Meeres, dieſes ewig wechſelnden Elements, das jeder Gegend, auch der ödeſten, Leben gibt!

Kleine Inſeln mit Leuchtthürmen, entfernte blaue Felſen, die zackig und wild am Horizonte ſichtbar werden, alles, alles vereint ſich hier, um ein Ganzes voll wunderbarer Schönheit zu bilden. Zwei Lager, jedes von ungefähr 3000 Mann, die eben hier die Küſte bewachten, contraſtirten mit der ländlichen Anmuth rings umher. Der Anblick dieſer Krieger, ihre Zelte, ihre glänzenden Waffen und Uniformen brachten ein neues, fremdes Leben in dieſe entzückende Gegend.

Schon hier, ſo nahe an der engliſchen Grenze, fiel uns der Unterſchied zwiſchen dem engliſchen und ſchottiſchen Volke merklich auf. Freundliches, gutmüthiges Zuvorkommen, Treuherzigkeit, verbunden mit großer, aber fröhlicher Armuth, erinnerte uns immer an die Bewohner deutſcher Gebirge. Schuhe und Strümpfe, ohne welche man in England keinen Bettler erblickt, ſind hier ſchon hoher Luxus. Die arbeitende Klaſſe und der größte Theil der Kinder, ſelbſt wohlhabender Eltern, laufen Sommer und Winter barfuß; vielleicht geſchieht dies faſt eben ſo oft aus Gewohnheit als aus Armuth; aber es fällt ſehr auf, wenn man aus England kommt, wo dergleichen unerhört iſt.

Edinburgh.

In keinem der vielen ſchönen Gaſthöfe dieſer Stadt konnten wir unterkommen. Es waren eben die letzten Tage der Woche, in welcher dort alljährlich Pferderennen gehalten werden. Wir fanden alles vollgepfropft von Fremden, die theils jenes edle Vergnügen, theils die es begleitenden Luſtbarkeiten, das Theater, die Bälle, Concerte und tauſend andere Freuden herbeigezogen hatten. Da wir bald eine artige Wohnung bei einem Kupferſtichhändler, einem der unzähligen Makkintoſhes fanden, waren wir es wohl zufrieden das Volk einmal in ſeiner Nationalfreude zu ſehen.

Die Stadt Edinburgh, von beträchtlicher Größe, iſt eine der ſchönſten und häßlichſten Städte zugleich, und verdient in dieſer Hinſicht mit Marſeille verglichen zu werden. Die Altſtadt, ein Grauen und Ekel erregender Klumpen alter, ſchmutziger, den Einſturz drohender Häuſer, die anſcheinend ohne Ordnung in engen, winklichen Straßen an und über einander geworfen zu ſeyn ſcheinen; die neue Stadt dagegen wetteifernd mit den ſchönſten Städten Europens. Edinburgh's ganze Lage iſt einzig in ihrer Art, von hoher romantiſcher Schönheit.

An den Seiten eines hohen Felſens, der ſich an eine lange, majeſtätiſche Reihe anderer Felſen anſchließt, liegen die Häuſer der alten Stadt, wie Schwalbenneſter angeklebt, unter und über einander; einige dieſer Häuſer haben, von einer Straße aus geſehen, zehen Stockwerke, während ſie von der andern Seite deren nur zwei oder drei zählen, und man aus dem vierten oder fünften Stock der niedriger liegenden Seite auf der hohen, gerades Fußes ins Freie in eine andere

Straße geht. Wie krumm, wie eng, wie winklich der größte Theil dieſer Straßen iſt, läßt ſich ſchwer beſchreiben. Einige derſelben führen ſteile hohe Berge hinauf und hinab, auf die allerbeſchwerlichſte Weiſe. Auf dem höchſten Gipfel dieſer Felſenkette thront die uralte Wohnung der ſchottiſchen Könige, das Caſtel, hoch über den Häuſern der übrigen Einwohner. Eine tiefe Kluft, aus welcher jene Felſen ſteil, faſt ſenkrecht emporſteigen, trennt die alte Stadt von einer Anhöhe, auf welcher die neue Stadt erbaut iſt. Einige ſchöne ſteinerne Brücken führen hinüber und vereinigen beide Städte. Tief im Abgrunde ſieht man von einer dieſer Brücken Straßen, die dort unten liegen, wie im Erebus, denen Sonne und Mond faſt nie ſcheinen, und deren Dächer noch lange nicht bis zu der Grundlage der Brücke hinaufreichen. Die Menſchen, die dort wandeln, erſcheinen, von oben geſehen, wie Gnomen. Es iſt unbegreiflich, wie man im Angeſichte der ſchönen, neuern Stadt dieſe unfreundlichen Wohnungen ertragen kann. Nur ein Theil dieſer Kluft iſt bebaut, der übrige wird zum Theil als Viehweide benutzt, zum Theil liegt er ſteinig und unfruchtbar da.

Die neue Stadt kann ſich in Hinſicht der Regelmäßigkeit und Breite der wohlgepflaſterten, mit breiten Fußwegen auf beiden Seiten verſehenen Straßen mit den ſchönſten Städten Europens meſſen; in Hinſicht der Schönheit, der Solidität und des guten Geſchmacks der aus Quaderſteinen erbauten Wohnhäuſer übertrifft ſie ſolche vielleicht.

Wie in London, gibt es auch hier große Plätze, umgeben von ſchönen Gebäuden und in ihrer Mitte einen mit eiſernem Geländer eingefaßten artigen Garten oder einen ſchönen Grasplatz. Faſt alle Straßen bieten Ausſicht auf's Meer. Dieſes große, ewig wechſelnde, ewig neue Schauſpiel erhält hier noch durch eine Menge kleiner, zerſtreut liegender Inſeln einen neuen Reiz. Ferne, blaue Berge begränzen von der einen Seite die große Perſpective, die von der andern ſich in's Unendliche ausbreitet.

Unvergeßlich bleibt uns ein Abend, den wir in Princes-Street bei einem unſerer Bekannten zubrachten. Dieſe, eine engliſche Meile lange, Straße beſteht nur aus einer Reihe ſehr ſchöner Häuſer; gegenüber begränzt eine eiſerne Baluſtrade jene Kluft, welche die alte Stadt von der neuen ſcheidet, und welche, gerade hier unbebaut, Kühen und Ziegen zur Weide dient. Senkrecht ſteigen daraus die ganz nackten Felſen empor, wild, zackig, in ſchönen wechſelnden Formen. Hoch liegt die alte Königsburg und andere alte Gebäude; über ihnen droht, von blauen Nebeln umwoben, König Arthur's Sitz, ein wunderbar geformter Fels, faſt wie ein Thron geſtaltet. Von ihm erzählt ſich das Volk manche ſchauerliche Sage der Vorzeit. In ſeiner Nähe erblickt man auf einem andern Felſen die Ruinen eines alten Schloſſes, in welchem die unglückliche Maria Stuart von ihrem eigenen Volke gefangen gehalten ward, ehe ſie nach England in den Tod ging. Das Meer begränzt die Ausſicht am Ende der Straße. Hier ſahen wir die ſinkende Sonne die Spitzen der Felſen röthen, ſpäter den Mond die Wellen des Meeres verſilbern, und ſchieden mit der Ueberzeugung, daß nicht leicht eine andere, große, volkreiche Stadt uns ein ähnliches Schauſpiel darbieten wird.

Die dritte Abtheilung von Edinburgh iſt Leith. Eigentlich eine Stadt für ſich, aber, faſt mit Edinburgh zuſammenhängend, kann ſie doch dazu gerechnet werden. Leith liegt in der Tiefe, hart am Hafen, in einer niedrigen, etwas ſumpfigen, unangenehmen Lage. Hier ſind die Schiffswerfte, Magazine, Comptoire und die Wohnungen derer, die mit allen dieſen Dingen ſich beſchäftigen. Hier gibts des Drängens, Stoßens, Treibens genug. Leith iſt nicht ſo bergig, aber faſt ſo häßlich als die Altſtadt Edinburgh; die Straßen ſind voll Gewühl und Getümmel; wir waren froh, bald zu entkommen.

Das ſchönſte Gebäude in Edinburgh iſt das Regiſter-Office; es dient zu mannichfaltigen öffentlichen Zwecken. In einer durch eine Kuppel von oben erleuchteten Rotunde ſahen wir hier die marmorne Statue des Königs Georgs des Dritten. Mrß. Damer, eine Dame von Stande in London, hat ſie der Stadt geſchenkt und, was das Merkwürdigſte dabei iſt, ſie hat ſie ſelbſt verfertigt. Man muß ihren guten Willen ehren, die Statue ſelbſt iſt ein unförmliches Machwerk.

Das Kaſtell iſt ehrwürdig durch ſeine ehemalige Beſtimmung, ſein Alter und ſeine imposante Lage, hoch auf dem Gipfel des Felſens. Holyroodhouſe, die Reſidenz des Königs von Großbritannien, wenn er einmal nach Edinburgh kommen ſollte, iſt ein großes, ganz gewöhnliches, altmodiſches Schloß, welches ſich auf keine Weiſe auszeichnet, aber dennoch dem Palaſte von St. James in London vorzuziehen. Verſchiedene Privatperſonen, denen der König die Erlaubniß dazu gab, bewohnen es jetzt; auch war es die Reſidenz des Grafen Artois, ſpäterhin König Karl des Zehnten. Die Wohnungen im Schloſſe und dem es zunächſt umgebenden Bezirke haben das Vorrecht, daß Niemand Schulden halber darin arretirt werden kann. Sie werden deshalb ſehr geſucht, beſonders, wie man uns verſicherte, vom ſchottiſchen Adel.

Graf Artois lebte hier, ſo viel möglich wie weiland zu Verſailles. Zweimal die Woche ſpeiſte er öffentlich, allein, wie es die Etikette fordert. Dreimal die Woche hielt er Lever vor einem Hofe von Emigranten, die er um ſich verſammelte. Wir ſahen ſeine Zimmer; ſie ſind ſo ganz bürgerlich einfach, daß ſie ihn doch oft an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge erinnert haben müſſen. Uns waren nur drei Gegenſtände darin merkwürdig: das Bildniß der Tochter Ludwigs XVI., das ihrer Tante, der Prinzeſſin Eliſabeth, und eine Ausſicht auf Maltha, welche dieſe unglückliche Dame zu Paris im Tempel malte, und hoffentlich ſo, unterm Schutze der ewig heitern Kunſt, wenigſtens einige Stunden den großen Schmerz vergaß, der ſchwer auf ihr laſtete.

Bei aller romantiſchen Pracht und Schönheit, eignet ſich die Lage Edinburgh's dennoch wenig zu Spaziergängen. Es fehlt in der Nähe an Schatten, an ländlicher Lieblichkeit; doch findet man auch dieſe, wenn man ſich nur die Mühe geben will ſie ein oder zwei Stunden weit aufzuſuchen.

Das Pferderennen, das man wohl das Karneval der Britten nennen darf, erfüllte während der erſten Tage unſers Aufenthalts daſelbſt die ganze Stadt Edinburgh mit ungewöhnlichem Leben. Die Vergnügungen jagten einander in dieſer Woche. Sonſt lebt man hier ſtiller, einfacher als in London, mehr ein Familienleben auf deutſche Weiſe. Die Kinder werden nicht, wie es dort durchaus gewöhnlich iſt, in Penſionen erzogen, ſie wachſen im Hauſe unter den Augen der Eltern heran.

Die äußere Frömmigkeit und beſonders die Feier des Sonntags wird hier noch ſtrenger beobachtet, als dort. Einer unſerer Bekannten, welcher uns an einem Sonntagmorgen zu einer Spazierfahrt abholte, ſchloß ſorgfältig die Jalouſien an ſeinem Wagen, ſo lange wir in der Stadt fuhren; weil er ſich ſcheute den Leuten, die in die Kirchen gingen, zu zeigen, daß er in einer Stunde ſpazieren fahre, welche eine ſo heilige Beſtimmung hat. Am Sonntagmorgen werden alle muſikaliſchen Inſtrumente, alle Bücher, die nicht religiöſen Inhalts ſind, alle Spielkarten, alle Handarbeiten, auch die unbedeutendſten, ſorgfältig weggeſchloſſen, damit auch ſelbſt ihr Anblick nicht ſtörend werde. Jedermann geht in die Kirche und hält Andachtsübungen zu Hauſe, wobei die Hausgenoſſen bis auf die geringſten Bedienten erſcheinen müſſen. Jede Ergötzung iſt hoch verpönt; den Herren bleibt nur die Flaſche, bei der ſie an dieſem Tage noch länger als ſonſt nach Tiſche verweilen, und den Damen der Theetiſch.

Zuvorkommende, gutmüthige Freundlichkeit und ein gewiſſes treuherzig-fröhliches Weſen unterſcheidet den Schotten merklich vom Engländer. Man achtet hier die Fremden mehr als in England, iſt bekannter mit ihren Sitten und Gebräuchen; denn Armuth zwingt den Schotten oft, in der weiten Welt ein Fortkommen zu ſuchen, und er ſucht es lieber recht fern, als in England, wo man ſein geliebtes Vaterland mit ungerechter Verachtung betrachtet. Der größte Theil der in Deutſchland und andern Ländern angeſiedelten Britten ſind eigentlich Schottländer.

Frömmigkeit, Ehrlichkeit, Arbeitſamkeit iſt der Charakter des Volks im Allgemeinen; dazu eine ungemeßne Liebe zu ihrem Lande, zu ihrer vaterländiſchen Literatur. Mit ihr, wie mit den Alten, iſt jeder bekannt, der nur auf Bildung einigen Anſpruch macht. Sie hegen hohe Ehrfurcht vor allem, was auf ihre ehemaligen beſſeren Tage hindeutet. Maria Stuart hat hier noch unzählige warme Verehrer, und jede Reliquie, die von ihr übrig iſt, wird wie ein Heiligthum betrachtet und ſorgſam vor dem Untergange geſchützt.

Die bildende Kunſt will unter brittiſchem

Himmel nicht recht gedeihen; doch daß ſie wenigſtens nicht immer dort nach Brote geht, davon fanden wir den Beweis bei einem wirklich ausgezeichnet guten Künſtler, mit Namen Reaburn. Wir beſuchten ihn in ſeinem eignen, elegant gebauten und meublirten Hauſe, in welchem er mit ſeiner Frau und vier Kindern auf einem ſehr angenehmen Fuß lebt. Ein ähnliches Landhaus beſitzt er vor der Stadt, und alles dieſes erwarb ihm ſein Pinſel, denn er war ohne Vermögen. Freilich hat er einen Kunſtzweig erwählt, der wohl nirgends ſo belohnt werden würde, als in Großbritannien; er malt Pferde, aber ſo wunderſchön, mit ſolcher Wahrheit, daß ſelbſt ein nicht engliſches Auge davon entzückt werden muß. Auch menſchliche Portraite gelingen ihm mit ziemlichem Glück, aber die Conterfeis der vierfüßigen Lieblinge manches reichen Lords haben eigentlich doch ſein Glück und ſeinen Ruhm gegründet. In einem großen, von oben erleuchteten Saale, den er ſich zu dieſem Zweck erbauen ließ, ſahen wir viele ſeiner Gemälde im ſchönſten Lichte, mit wahrer Freude. Beſonders ſchön iſt das Portrait ſeines achtjährigen Sohnes, in Lebensgröße. Faſt ganz gegen den Anſchauer gewendet, ſitzt der Knabe auf einem allerliebſten kleinen ſchottiſchen Schimmel, den Zügel hält er locker in der Hand, als wollte er eben herunter ſteigen. Das Bild iſt unbeſchreiblich lieblich und wahr, Licht und Schatten ſo verſtändig vertheilt, man kann nicht davon wegkommen. Herr Reaburn ſelbſt iſt ein unterrichteter und liebenswürdiger Künſtler, wie wenige; wir verlebten einige ſehr genußreiche Stunden in ſeiner Geſellſchaft.

Pferderennen.

Das Pferderennen, welches ſo viel Fremde in Edinburgh verſammelt hatte, konnten wir nicht unbeſucht laſſen; wir wohnten noch den beiden letzten und daher wichtigſten bei. Gewöhnlich werden ſie in andern Orten auf einer dazu eingerichteten, großen Wieſe gehalten, hier aber hat man, wunderlich genug, das Ufer des Meeres bei Leith dazu erwählt, eigentlich die ſandige Fläche, von welcher ſich das Meer zur Zeit der

Ebbe zurückzieht. Darum muß die Stunde genau abgepaßt werden. Uns ſchien die Expedition nicht ganz ohne Gefahr. Sollte dem alten Poſeidon einmal eine Laune anwandeln, und er ſchickte ſeine Wogen etwas früher zurück, ſo möchte wohl die Kataſtrophe des Königs Pharao im rothen Meere nochmals wiederholt werden, und Edinburgh wäre mit einem Male verödet, denn Niemand bleibt bei dieſem wichtigen Vorgange zu Hauſe, wenn er nicht muß. Uns kam das ganze Vergnügen etwas wunderlich vor.

Auf dem naſſen, pfützenreichen Sande, wo es unbegreiflich iſt, wie die Pferde feſten Tritt haben können, und der noch obendrein wie ein Fiſchmarkt riecht, iſt ein Platz mit Schranken von Stricken umgeben. Alte, invalide Soldaten ſtehen rings umher und halten auf Ordnung. An einem Ende dieſes Platzes ſitzen die Kampfrichter, auf einem hohen, mit Fähnchen verzierten Gerüſte, gravitätiſch wie Rhadamant mit ſeinen Collegen; die Helden des Tags, die Pferde, ſtehen daneben.

Eine unzählige Menge Menſchen umgibt den Platz. Auf den Dächern, an den Fenſtern der benachbarten Häuſer von Leith, auf den Mauern, auf eigends dazu erbauten Gerüſten, auf dem Quai des Hafens, überall, wo nur ein Plätzchen zu finden iſt, haben neugierige Fußgänger ſich hingeſtellt. Dieſe bunte, fröhliche Menge gibt, vom Rennplatz aus geſehen, einen ſehr hübſchen Anblick. Die glücklichen, welche über ein Fuhrwerk oder Pferd disponiren können, tummeln ſich, in Erwartung des großen Schauſpiels, luſtig auf der Rennbahn herum und geben ſelbſt dem Beobachter einen ſehr beluſtigenden Anblick. Prächtige, mit Wappen und Grafenkronen verzierte, mit vier ſtolzen Pferden beſpannte Equipagen und dann Karren mit einem alten lebensmüden Gaul davor, Reiter und Reitpferde jeder Art, alle mögliche Fuhrwerke, die Luxus und Luſt zu fahren, es ſey auf welche Weiſe es wolle, nur erfinden konnten, fahren und reiten unter einander herum im bunteſten Gewühl. Alles patſcht ohne Zweck und Ziel die Kreuz und Quer im Schlamme und naſſen Sande luſtig darauf los.

Während der Zeit wird alles genau von den Kampfrichtern unterſucht, damit kein Betrug irgend einer Art beim Rennen vorgehe. Die Jokeys, welche ſchon geraume Zeit vorher ſich durch ſtrenge Diät auf dieſen großen Tag bereiten mußten, werden ſorgfältig gewogen; keiner darf ſchwerer ſeyn als der andre, deshalb wird dem Leichteren das fehlende Gewicht durch Blei in den Taſchen erſetzt.

Die wettluſtigen Zuſchauer ſchließen indeſſen ihre Wetten. Ein Trommelſchlag wirbelt durch die Luft, und Alles eilt ſich an den Seiten zu rangiren; Jedes ſtrebt einen guten Platz zum Sehen zu bekommen, viele Männer ſteigen aus den Kutſchen hinaus oben auf die Imperiale, einige Frauenzimmer ſetzen ſich auf den hohen Kutſcherſitz neben ihren Kutſcher; Alles iſt in der geſpannteſten Erwartung. Mit dem zweiten Trommelſchlage laufen die Renner aus, man hält vor Begierde, ſie zu ſehen, den Athem an, man ſieht ſie faſt nur einen Moment mit Blitzesſchnelle vorüberrauſchen, und hernach auf der entgegengeſetzten Seite, ganz in der Ferne. Sie nahen wieder, ſie rauſchen zum zweiten Mal vorbei, ſie nähern ſich zum zweiten Male dem Ziele, und nun reiten alle alte und junge John Bulls, auf die halsbrechendſte Weiſe, ohne auf irgend etwas zu achten, wie wüthend, hinterdrein, um bei der Entſcheidung gegenwärtig zu ſeyn. Zweimal, ohne anzuhalten, durchlaufen die Pferde im Kreiſe die Bahn, und das, welches das zweite Mal zuerſt am Ziele iſt, hat geſiegt.

Der Weg, den die Renner ſo zurücklegen, beträgt, genau gemeſſen, vier engliſche Meilen, von denen man fünfe auf eine deutſche rechnet; die Zeit aber, die ſie darauf zubringen, iſt unglaublich kurz. So wie das erſte Rennen vorüber iſt, fährt und reitet Alles wieder auf dem Platze durch einander wie zuvor, bis ein neuer Trommelſchlag verkündet, daß andre Pferde zum Laufen bereit ſind, und die Zuſchauer wieder zur Ordnung verweiſt. Jeden Morgen während der Woche des Pferderennens werden drei ſolche Wettläufe gehalten. Nach dem dritten eilt Alles ſehr befriedigt nach Hauſe.

Es iſt nicht erfreulich, die Pferde am Ziel anlangen zu ſehen; ermattet, mit Schweiße bedeckt, athmen ſie kaum noch, und das Blut ſtrömt aus ihren von den Sporen zerriſſenen Seiten. Auch die Jokey's ſinken faſt hin vor Ermattung; das pfeilſchnelle Reiten benimmt ihnen den Athem, ſie müſſen unaufhörlich mit der einen Hand vor dem Munde die Luft zu zertheilen ſuchen, um nur nicht zu erſticken.

Die übrige Zeit des Tages, welche Toilette und die Freuden der Tafel frei laſſen, wird in dieſer Woche auf mannichfache Weiſe hingebracht. Anſtalten genug gab es dazu. Wachsfiguren, Seiltänzer, unſichtbare Mädchen und ein ſehr intereſſantes Panorama von Konſtantinopel. Nächſtdem wechſeln Abends Bälle, Concerte und Aſſembleen in den, zu dieſem Zweck beſtimmten, ſehr ſchönen Sälen. Auch ein Vauxhall gibt es hier. Obgleich recht hübſch eingerichtet, hält es doch keinen Vergleich mit dem berühmten Vauxhall in London aus, das wohl immer das einzige ſeiner Art bleiben wird.

Das Theater wird ſtark beſucht und das Publikum darin iſt laut, ungeſtüm und ſouverain herrſchend, wie in London; das Haus nicht groß, aber ſehr hübſch decorirt, gut erleuchtet und zweckmäßig eingerichtet. Nur die Schauſpieler zeichnen ſich auf keine Weiſe aus; keiner unter ihnen erhebt ſich über die Mittelmäßigkeit, und die Schauſpielerinnen bleiben ſogar noch weit unter ihr zurück. Die Anweſenheit eines ſehr vorzüglichen Komikers vom Londner Theater, Mr. Banniſters, der in dieſer der Freude geweihten Woche in Edinburgh Gaſtrollen gab, machte dies ſehr fühlbar; alle übrige Schauſpieler erſchienen gegen ihn als Marionnetten, die nur da waren, um das Stichwort gehörig anzubringen. Auch bewies ihm das Publikum mit lautem Klatſchen und Zurufen, wie ſehr ſein Spiel es erfreute, und da er vollends in den Zwiſchenakten mit ein Paar drolligen Liedern auftrat, welche auf die jetzigen politiſchen Zeitläufte ſowohl als auf herrſchende Modethorheiten Anſpielungen enthielten, da überſtieg der freudige Enthuſiasm alle Gränzen. Faſt jedes Lied mußte dreimal wiederholt werden, und es war als ob die Mauern des Hauſes dem freudigen Lärm und Gelächter würden weichen müſſen. Wer nie in einem brittiſchen Theater dem Getöſe beiwohnte, mit welchem die Zuſchauer ſowohl Beifall als Mißbilligung auszudrücken pflegen, der kann ſich in der That keinen Begriff davon machen; es gibt nichts, das damit vergleichbar wäre.

In dem ſehr hübſchen Concertſaale ward ein ächt ſchottiſches Concert vor einem ſehr brillanten Auditorium gegeben. Es war als ein Vocalconcert angekündigt und beſtand nur aus drei Singſtimmen, begleitet von einem Pianoforte. Die Sänger gaben den ganzen Abend nur leichte Romanzen, Lieder und dreiſtimmige Kanons, hier Glees genannt. Dieſe Art Muſik iſt in England, noch mehr in Schottland ſehr beliebt. Muſik und Text waren ganz ſchottiſch, letzterer oft aus Oſſian entlehnt, erſtere durchaus ſanft und klagend, durch Molltöne ſich hinwindend. Manche uralte Melodie ertönte hier und wurde mit heißer Vaterlandsliebe aufgenommen. Das Ganze wäre für eine Stunde etwa recht angenehm geweſen; aber es hatte den Fehler aller Ergötzlichkeiten in Großbritannien, es währte zu lange. Das Auditorium war indeſſen ſehr aufmerkſam bis an's Ende; nur einige ältliche Herren, die ſich wahrſcheinlich bei Tiſche das Wohl der Nation zu ſehr zu Herzen genommen hatten, verfielen in ſüßen Schlummer und ſchnarchten überlaut den Grundbaß zu dem etwas magern Accompagnement des Pianoforte. Die Singſtimmen waren gut und ſangen dieſe einfachen Melodien, wie dergleichen geſungen werden müſſen, ſchmucklos, richtig und ausdrucksvoll.

Die lärmende Woche war nun vorüber, die Sehenswürdigkeiten wurden eingepackt, die Aſſembleeſäle geſchloſſen, die Fremden reiſten fort, die Einheimiſchen zogen zum Theil auf ihre Landhäuſer und Alles kehrte zur gewohnten Ordnung und Stille zurück.

Wir blieben noch einige Zeit, um Edinburgh auch in der Ruhe zu ſehen und zu genießen; dann kam auch der Tag unſrer Abreiſe. Wie wir aus der Thür unſrer Wohnung traten, hatten wir einen in England ganz ungewohnten Anblick: eine große Anzahl Bettler umlagerte unſern Wagen bis zur Hausthür; wir mußten unſern Weg von den Söhnen und Töchtern des Elends erkaufen. Endlich rollten wir fort. Die Morgenſonne röthete das alte Schloß, König Arthurs Sitz, und die Ruinen von Mariens Gefängniſſe. Nochmals blickten wir zurück auf das ſpiegelhelle Meer und eilten nun erwartungsvoll den Hochlanden zu.

Carron. Stirling.

Raſch ging es vorwärts auf ebnem Wege, durch ein ſchön cultivirtes, nicht ſehr bergiges Land. Bald erblickten wir von weitem viele große Gebäude, mit abentheuerlichen, hohen Schornſteinen. Dicke, ſchwarze Rauchwolken ſtiegen aus dieſen empor und wälzten ſich verfinſternd über die blühende Gegend; hoch aufſprühende Flammen blitzten aus dem Dampfe gen Himmel.

Es waren die berühmten Eiſengießereien von Carron, denen wir uns nahten, vielleicht die größten in der Welt. Hier werden Kanonen, Mörſer, große Keſſel und alles mögliche Eiſenwerk gegoſſen. Seit einigen Jahren wird Fremden der Eintritt in dieſe Cyklopenwohnung nicht mehr geſtattet, auch uns ward er verweigert. Wir waren eben nicht unzufrieden darüber, denn auf Reiſen ſieht man manches, weil man einmal da iſt, ohne Freude und Antheil, aus einer Art von Pflichtgefühl und wäre zuweilen gern der Mühe überhoben. Das Ganze hat hier, bei aller ungeheuren Größe, dennoch wenig Einladendes. Der Steinkohlendampf verſetzte uns den Athem, betäubendes Getöſe und Gehämmer erſcholl aus dem Innern der Gebäude; ewige Dämmerung herrſcht in dieſen Rauchwolken, die weit und breit mit Aſche und Ruß Bäume und Pflanzen bedecken und die Vegetation ins Gewand der Trauer hüllen.

Nicht weit von Carron ſahen wir einen großen Kanal, der die beiden Ströme Clyde und Forth verbindet und für den innern Handel von unbeſchreiblichem Nutzen iſt. Gegen Abend erreichten wir Stirling.

Dieſe ziemlich große, lebhafte Stadt wird ſchon zu den Hochlanden gerechnet. Jetzt war ſie voller Soldaten, und Straßen und Häuſer um ſo lebendiger. Ihre Lage am Fuße eines hohen Felſen iſt ſehr ſchön. Einige Straßen führen gerade den Fels hinauf, auf deſſen höchſtem Gipfel ein altes Schloß thront. Jetzt iſt es zum Theil zu Kaſernen, zum Theil zu Officierswohnungen eingerichtet.

Von der Terraſſe vor dem Schloſſe genoſſen wir einer wunderſchönen Ausſicht. Ein breites, fruchtbares Thal lag vor uns in aller Pracht der höchſten Cultur, der üppigſten Vegetation, mit einzelnen Wohnungen, Dörfern, ſtattlichen Bäumen wie beſäet. In den mannichfaltigſten Krümmungen windet der Fluß Forth ſich durch die lachende Gegend; bald geht er vorwärts, bald kehrt er auf lange Strecken zurück, und ſchleicht dann wieder zögernd weiter, als ſträube er ſich dies Paradies zu verlaſſen. Eine ſchöne, ſteinerne Brücke, dicht vor der zu unſern Füßen liegenden Stadt, macht die Landſchaft noch maleriſcher. In der Ferne ſieht man die Rauchwolken von Carron wie aus einem Vulkan emporſteigen. Schöne blaudämmernde Berge ſchließen von zwei Seiten die Perſpective, gerade aus iſt ſie unbegränzt.

Stirling beſitzt viele Fabriken, ſehr ſchöne Teppiche aller Art werden hier gemacht; auch das vielfarbige gewürfelte Wollenzeuch, worin die Bergſchotten ſich kleiden. Wir beſahen eine dieſer Fabriken und waren auf's neue gezwungen den erfindungsreichen Geiſt zu bewundern, welcher in dieſem Lande alle Arbeiten auf ſo mannichfaltige Weiſe vereinfacht und erleichtert. Als zuvor noch nie geſehen bemerkten wir hier eine Maſchine, mit welcher ein Mädchen mehr als funfzig Spulen Wolle zugleich abhaſpelte. Die Spulen waren in einem großen Zirkel neben einander befeſtigt und der Faden jeder dieſer Spulen an die drüber ſtehende ſehr große Haſpel gebunden; das Mädchen ſetzte mittelſt eines Rades die ſehr einfache Maſchine auf das zweckmäßigſte und mit der größten Leichtigkeit in Bewegung.

Auch die Hunde werden hier zur Induſtrie gezwungen. Wir ſahen einen ſehr ſchönen großen Hund, welcher in einem Rade herumſteigen mußte, wie ein Eichhörnchen, um eine Mühle zur Reibung der Farben zu treiben. Dieſe Arbeit ſchien ihn aber nicht ſonderlich zu amuſiren, er nahm ſeinen Augenblick wahr und entwiſchte mit unglaublicher Behendigkeit, gerade wie er uns ſeine Künſte vormachen mußte. Jung und Alt lief mit großem Geſchrei hinter ihm her, aber er entkam glücklich ſeinen Verfolgern zu unſrer großen Freude und zum großen Leidweſen ſeines Herrn.

In Edinburgh wird die Nationaltracht der Bergſchotten weit weniger geſehen als hier in Stirling, wo dieſes ſchon ſehr häufig der Fall iſt. Die Männer tragen enge, blaue Mützen, oben mit einer rothen Quaſte, bisweilen auch mit einer Feder geziert, mit einem Aufſchlage von roth und weiß gewürfeltem Zeuche; eine ziemlich lange Jacke und darunter ein nicht ganz bis an das Knie reichendes, ſehr faltenreiches Röckchen oder Schurz von dem bekannten bunt gewürfelten ſchottiſchen wollnen Zeuche. Ein Gürtel, in welchem oft eine Art von Dolch ſteckt, befeſtigt dieſen Schurz um die Hüften; auch hängt ein lederner, mit Troddeln gezierter Beutel daran, in welchem die Schotten Tabak und Geld verwahren. Ihre Fußbekleidung beſteht in roth und weiß gewürfelten unten mit einer ſtarken ledernen Sohle verſehenen Strümpfen, welche auch nur bis etwas über die Hälfte der Wade reichen; von da an bis über das Knie ſind die Beine ganz blos. Dieſe Fußbekleidung gibt den Schotten etwas ſehr Fremdartiges, ſie ſehen damit aus wie die römiſchen Soldaten in der Oper, und die rothen Streifen in den Strümpfen haben das Anſehn von übergeſchnürten rothen Bändern.

Das Hauptſtück ihrer Kleidung, wir möchten ſagen, ihres Mobiliars, iſt der Plaid, ein langes breites Stück von jenem gewürfelten ſchottiſchen Zeuche, wie ein ſehr großer Shawl. Den Plaid tragen ſie bei gutem Wetter wie ein Ordensband nachläſſig von einer Schulter zur Hüfte vorn und hinten wieder herüber geworfen. Zuweilen wird er auf der Schulter quer mit einer großen ſilbernen Nadel befeſtigt. Dieſe Art Draperie ſieht recht gut aus. Bei Regenwetter oder Kälte nehmen ſie den Plaid über den Kopf und hüllen ſich ganz hinein; Nachts dient er ihnen auf Reiſen ſtatt Hütte und Bette, und auch in ihren Wohnungen ſchlafen ſie gewöhnlich in den Plaid gewickelt ohne weiteres auf der Erde oder wo ſie Platz finden.

Die Tracht der Weiber hat nichts Ausgezeichnetes. Auch ſie bedienen ſich häufig jenes ſchottiſchen Zeuches, übrigens gehen ſie ſehr ärmlich, ſchmutzig ſogar, mit nackten Füßen, oft in bloßen, kurzgeſchnittenen Haaren, ohne Haube oder Hut. Die Schottländerinnen ſtehen im Ganzen in Hinſicht auf Schönheit nicht hinter den Engländerinnen zurück. Sie übertreffen ſie vielleicht; aber in Hinſicht der Kleidung iſt bei der geringeren Klaſſe, bei den Dienſtmädchen und den Dorfbewohnerinnen der Unterſchied zwiſchen den

Engländerinnen und Schottländerinnen ſehr groß. Keine langen Kleider, keine hübſchen Strohhüte mehr, die man in England überall ſieht. Bloße Füße, ſchlechte, blauwollne Röcke, unförmliche, bis an die Knie reichende, weite Jacken, bisweilen unter der Bruſt mit einem Gürtel gehalten, öfter noch loshängend, weiße Hauben, die tief in's Geſicht gehen und bis auf die Schultern herabhängen: dies iſt das Coſtume der ärmern Schottländerinnen in den Städten, und mit weniger Abweichung auch auf dem Lande und in den Gebirgen.

Die Wohnungen, ſowohl in den Dörfern, durch die wir jetzt kamen, als auch die einzeln zerſtreut liegenden Hütten ſehen höchſt ärmlich aus. Oft ſind ſie nur aus aufgethürmten Feldſteinen und Lehmerde wie zuſammengeknetet und haben kaum das Anſehn menſchlicher Behauſungen. Wie dieſe anſcheinend große Armuth mit der großen Fruchtbarkeit und Cultur dieſes Landſtrichs ſowohl, als mit der Bildung der Einwohner zu vereinigen ſey, iſt uns unbegreiflich.

Perth.

Von Stirling gingen wir eine Tagereiſe weiter nach Perth. Dieſe Stadt iſt nicht klein, hat hübſche große Häuſer und ſchöne breite Straßen, voll lebendigen Gewühls. Alles ſieht wohlhabend aus, denn auch hier blühen Handel und Fabrikweſen; beſonders berühmt ſind die großen Bleichereien von Perth.

Wie wir aus Stirling abfuhren, erfreuten wir uns noch an mancher ſchönen Anſicht dieſer herrlichen Gegend. Allmählich verlor nun das Land an Reiz, doch blieb es noch immer ſehr cultivirt und fruchtbar. In bläulichem Dufte breitete ſich jetzt die Felſenkette der Hochlande düſter vor uns aus; mühſelig erklimmten wir ein Paar ziemlich hohe Berge, über welchen noch höhere drohten. Der Weg ſenkte ſich wieder etwas, die Berge zogen ſich zurück und begränzten ein liebliches Thal, belebt von dem ſchönen Strome

Tay, an deſſen Ufern die Stadt Perth erbaut iſt.

Wir machten von Perth aus eine kleine Ausflucht nach Scone Palace, dem ehemaligen Sitze der ſchottiſchen Könige, wo ſich auch das Parlament verſammelte; heut zu Tage eine Art Rattenneſt, eher einer alten Scheune, als einem Palaſt ähnlich.

Scone-Palace gehört dem Lord Mansfield, als ein Geſchenk König Jacobs des Zweiten an ſeine Familie. Der Beſitzer wohnt hier noch immer von Zeit zu Zeit, obgleich das Haus ſo ſchlecht iſt, daß mancher Krämer oder Mäkler ſchwerlich zu ſeinem Sommeraufenthalt damit vorlieb nehmen würde. Ein neues Wohnhaus wird jetzt neben dem alten Gebäude erbaut, dieſes aber mit aller der Sorgfalt unverändert erhalten, die ſein ehrwürdiges Alter und ſeine ehemalige hohe Beſtimmung verdienen.

Man zeigte uns noch manches uraltes Zimmer darin, manche verblichne Reſte ehemaliger königlicher Pracht. Das Bette, in welchem Maria Stuart während ihrer Gefangenſchaft in jenem jetzt in Trümmern liegenden Schloſſe bei

Edinburgh, wohl oft vergebens, Ruhe und Vergeſſen ihres Kummers ſuchte, wird hier wie ein Heiligthum aufbewahrt; auch eine Stickerei, die ſie dort ſehr mühſam und fleißig verfertigte. Mit Silber und Seide hat ſie auf einen violetſammtnen Vorhang eine Menge zerſtreuter mannichfaltiger Blumen geſtickt; das Deſſein iſt ſteif, die Arbeit eine Art Kettenſtich, ſehr ſauber und zierlich.

Eine lange, ſchmale, düſtre Gallerie diente dem ſchottiſchen Parlamente zum Verſammlungsorte; wenn man ſie ſieht, wird es ſchwer an ihre ehemalige große Beſtimmung zu glauben, ſo unſcheinbar iſt ſie. An der gewölbten, mit Holz bekleideten Decke bemerkt man Spuren von Malerei, die auch in ihrem glänzendſten Zuſtande ſehr unbedeutend geweſen ſeyn muß.

In einer alten, abgelegnen Kapelle im Garten, jetzt das Begräbniß der Familie Mansfield, wurden ſonſt die Könige von Schottland gekrönt. Zwei Monumente der Familie Mansfield ſind darin aufgeſtellt. Das des erſten Lords, der dieſe Beſitzung zum Geſchenk erhielt, iſt für die damalige Zeit ſehr gut gearbeitet. Aufeinem großen marmornen Sarkophage kniet er mit andächtiger Geberde vor einem Altare, auf welchem ein Buch liegt; neben ihm ſtehen zwei ſeiner Freunde geharniſcht, in völligem Rittercoſtume.

Das zweite Monument, aus einer ſpätern Zeit, enthält in einer ſchönen, einfachen Urne von weißem Marmor die Herzen eines andern Lords und ſeiner Gemahlin. Scone-Palace machte nicht den Eindruck auf uns, den ſolche Ueberbleibſel vergangner größrer Zeiten ſonſt zu erregen pflegen. Es erſchien uns wie Greiſe, die alle Schwäche des Alters zeigen, ohne Spuren ehemaliger jugendlicher Kraft und Schönheit.

Die Gegend zwiſchen Perth und Scone-Palace iſt ſehr angenehm und reich. Auf dem Rückwege verweilten wir bei einer der großen Bleichereien, deren es hier viele gibt. Der Beſitzer derſelben war ſehr willfährig uns überall herumzuführen. Hier braucht's der Dampfmaſchinen nicht, um alle die verſchiedenen Treibwerke in Bewegung zu ſetzen; das Waſſer vertritt ihre Stelle auf eine weniger koſtſpielige Weiſe. Eine Baumwollenſpinnerei oben im Hauſe, das Stampfen der Leinwand und das Glätten derſelben wird durch Waſſer betrieben. Die letztere Behandlung des Leinenzeuchs, beſonders des Tiſchzeuchs, ſchien uns merkwürdig. Die Waaren erhalten hier einen Glanz, der alles Aehnliche, ſelbſt den ſchönſten Atlas weit übertrifft. Dieſen bringt man dadurch hervor, daß das Stück Leinwand vermittelſt eines Treibwerkes von einer großen hölzernen Walze auf die andere gerollt wird; dieſe zwei Walzen haben eine kleinere von Zinn zwiſchen ſich, an welche ſie ſo eng anſchließen, daß die Leinwand nur mühſam beim Aufrollen ſich dazwiſchen durchdrängen kann, und dieſe Reibung iſt es, welche ihr den vorzüglichen Glanz gibt.

Wir waren entſchloſſen von Perth aus eine Tour durch einen Theil der eigentlichen Hochlande zu machen. Die Wege in dieſen ſind, wenn auch nicht ſo gut, wie im übrigen Königreiche, dennoch zum größten Theil fahrbar, ſeitdem man vor nicht langer Zeit die ſogenannten Militär-Straßen anlegte; aber Poſten waren noch nicht eingerichtet, Pferde überhaupt ſelten; deshalb mietheten wir welche in Perth für die ganze Strecke Weges, und reiſten dem Gebirge zu.

Dunkeld.

Sitz des Herzogs von Atholl.

Durch eine zuerſt ziemlich flache, fruchtbare Gegend gelangten wir in ein Thal von erhabener Schönheit. Hohe, wilde Felſen umgeben es von beiden Seiten. So wie der Weg an ihrem Fuße immer in einer gewiſſen Höhe ſich hinwindet, öffnen ſich neue, entzückende Ausſichten. Tief unten rauſcht und wogt der ziemlich breite Strom Tay. Kleine Kornfelder und Baumgärtchen grünen und blühen an den Ufern, zwiſchen ihnen zerſtreuen ſich einzelne Hütten. In einem tiefern Winkel, heimlich zwiſchen die Felſen gedrängt, ſahen wir ein Dörfchen; Schaaren fröhlicher Kinder trieben darin ihr lautes Spiel, die Mütter ſpannen in den Thüren, die Männer, in ihrer romantiſchen Tracht, waren in den Feldern und Gärten beſchäftigt. Das Ganze ſah ſehr fremd aus, und doch wieder ſo heimiſch, ſo ruhig und zufrieden. Nachdem wir in einer Fähre über den Strom geſetzt waren, erreichten wir Dunkeld, und fanden gegen unſere Erwartung einen ſehr guten Gaſthof in dieſem abgelegenen Winkel der Welt.

Das Haus des Herzogs von Atholl ſahen wir nur von außen, weil er ſich eben dort aufhielt. Es ſchien uns ein hübſches, groſies Gebäude, ohne alle äußere Verzierung, auf einem mit Blumenſtücken und Sträuchen verzierten Grasplatze erbaut. Eine Brücke, über einen tiefen Abgrund geſchlagen, führt zum Park. Dem Wohnhauſe gegenüber liegt das Familienbegräbniß, und dicht daneben die groſie, mit Moos bewachſene Ruine einer Kirche, die während der Reformationszeit in blindem Eifer verbrannt und zerſtört wurde. Die Kirche muß prächtig geweſen ſeyn, dies bezeugen noch ihre Trümmer. Schöne Pfeiler ragen aus dem Schutte hervor, die Seitenwände mit ihren hohen Bogenfenſtern entgingen zum Theil der Zerſtörung, und man erblickt noch Spuren ehemaliger, reicher Verzierung daran.

In der Mitte der Kirche begraben Dunkelds Bewohner ihre Todten neben denen, die ſchon lange hier ſchliefen; manches neue, ländliche Monument ſteht fremd da neben den alten verſunkenen Kreuzen, zwiſchen Trümmern, die ihnen ungern Raum zu geben ſcheinen. Mit feinem Sinn für die erhabene Schönheit der Gegend ſind auf den waldbewachſenen Felſen, welche hier von beiden Seiten den Strom Tay umgeben, herrliche Spaziergänge angelegt. Im funkelnden Lichte der ſich neigenden Sonne gingen wir unter hohen Eichen und Tannen; gegen uns über, auf der andern Seite des Waſſers, ragten die ſchönen, waldigen Felſen hoch gen Himmel; eine Mühle lag hingeſchmiegt in eine Ecke am Fuße der Berge, und das Wehr glänzt ſilbern im Sonnenſtrahl.

Unſer Führer, der alte, recht vernünftige Gärtner des Herzogs, führte uns, da wir ermüdet ſchienen, zu einer Art von Niſche oder gemauerten Laube auf der Höhe, und nöthigte uns zum Ausruhen. Das Plätzchen war freundlich. Vor uns der grüne Wald, ziemlich in der Nähe das Gebrauſe des Stroms. Auf der Hinterwand der Niſche ſahen wir ein großes, nicht ganz ſchlechtes Gemälde: es ſtellt den Barden Oſſian vor, der uns hier ohnehin immer gegenwärtig war, umgeben von den weißarmigen Mädchen von Coma.

Plötzlich, auf den von uns nicht bemerkten Druck einer verborgnen Feder, verſchwand das Gemälde; und wir befanden uns am Eingange eines ringsum auf eine fantaſtiſche Weiſe mit Spiegeln decorirten Pavillons. An den Seitenwänden, am Eingange, an der Decke ſogar, waren Spiegel zwiſchen wunderlichen Arabesken angebracht; die Vorhänge an den großen Bogenfenſtern flogen, ebenfalls wie von unſichtbaren Händen gezogen, in die Höhe; zu unſern Füßen dicht unter dem Pavillon gähnte uns ein Abgrund an, ſenkrecht-ſteil, tief, ſchwarz und fürchterlich; gegenüber thürmten ſich wilde, nackte Felſen in ungeheuern Maſſen über einander, von ihnen ſtürzte mit donnerndem Gebrauſe ein Waldſtrom ſchäumend in den Abgrund. Der Kontraſt des geſchmückten Saals mit der wilden Natur, der in den Spiegeln rings umher, ſelbſt über unſern Häuptern an der Decke unzählige Mal wiederholte Waſſerfall, ſein ungeſtümes Brauſen, der Glanz der Abendſonne, welcher in dieſem Augenblicke Felſen und Waſſerfall mit magiſchem Lichte umfloß, gaben ein für den erſten Augenblick wahrlich betäubendes Schauſpiel. Erſt nach und nach wurden wir fähig, es in ſeiner ganzen erhabnen, faſt feenhaften Schönheit zu genießen.

Lange konnten wir uns nicht davon trennen, ſpät in der Dämmerung gingen wir durch ſchöne Schattengänge zurück, ſahen den Waſſerfall noch von einer andern Seite, ohne weitern künſtlichen Schmuck, in natürlicher Wildheit hinabbrauſen in der milden Beleuchtung des eben aufſteigenden Mondes, ſetzten dann über den Strom und kamen herzlich müde zurück in den Gaſthof.

Kenmore.

Immer noch am romantiſchen Ufer des Stroms Tay führte unſer Weg nach Kenmore, einem Dörfchen, arm und klein wie alle in dieſem Lande. Wir fuhren über Berg und Thal, zuweilen dicht an Abgründen hin, die uns ſchaudern machten. Bald näherten wir uns ganz dem Geſtade des Stroms; bald ſahen wir ihn nur in einiger Entfernung; zuweilen verloren wir ihn völlig aus dem Geſichte: aber immer führte uns der ſich auf mannichfaltige Weiſe ſchlängelnde Weg wieder in ſeine Nähe. Ein unnennbar freudiges Gefühl von Ruhe und Frieden bemächtigte ſich unſer in dieſer ſtillen Abgeſchiedenheit, wo klare lebendige Waſſer durch fruchtbare angebaute Thäler rieſeln und brauſen, von hohen Bergen umfriedet. Dieſe ſtarrten nicht, wie die von Derbyſhire, rauh und nackt uns entgegen, ſchöne Waldungen bekleiden ſie, faſt bis zum höchſten Gipfel hinauf, und winken freundlich dem Wanderer in ihre erquickende Schatten.

Der Anblick der armen Hütten, die wir einzeln in den Thälern, am Fuße der Felſen, oder in der Nähe des Stroms zerſtreut liegen ſahen, würde uns ſchmerzhaft berührt haben, wenn die Bewohner mit ihrem kläglichen Looſe weniger zufrieden geſchienen hätten. Wir ſahen große Armuth, aber nicht eigentliches Elend. Jede Hütte hat ihr kleines Kartoffelfeld, das die Einwohner nährt, und einige Ziegen und Schafe, von einer beſondern, ſehr kleinen Race, faſt wie die Heideſchnucken auf der lüneburger Haide, welche ihnen Milch, Käſe und die nothwendige Kleidung gewähren.

Die Häuſer in den ſchottiſchen Hochlanden ſind wohl die ſchlechteſten menſchlichen Wohnungen im cultivirten Europa; ſo enge, daß man nicht begreift, wie eine Familie darin Platz findet, aus rohen Steinen, oft ohne allen Mörtel, nur zuſammengetragen. Die Fugen ſind mit Moos und Lehmerde verſtopft, Thüren aus Bretern ſchlecht zuſammengeſchlagen, ohne Schloß und Riegel, (denn wer ſollte hier Diebe fürchten?) Fenſter, ſo klein, daß man ſie kaum bemerkt, oft ſogar ohne Glas. Die niedrigen Dächer von Schilf, Moos, Raſen, bisweilen auch aus Holz und Schiefer, haben oft, ſtatt des Schornſteins, nur eine Oeffnung, durch welche der Rauch hinauszieht. Das Innere dieſer Hütten entſpricht dem Aeußern. Menſchen und Thiere hauſen unter dem nämlichen niedern Dache friedlich beiſammen, nur durch einen ſchlechten breternen Verſchlag von einander getrennt. In dem einzigen Zimmer des Hauſes ſieht man deutlich, bei dem faſt gänzlichen Mangel alles Hausgeräths, wie wenig der Menſch zum Leben eigentlich braucht. Der Fußboden beſteht aus feſtgetretenem Lehm; der groſe Feuerplatz, dicht auf der Erde, ohne alle Erhöhung, dient zugleich zum Feuerheerd und Kamin. Ein an einer Kette hangender Keſſel über dem Feuer, einige hölzerne Schemel, ein grob zuſammengezimmerter Tiſch, und in der Ecke ein Lager von Moos oder Stroh: das iſt alles, was dieſe von aller Weichlichkeit entfernten Menſchen zu ihrer Bequemlichkeit haben.

Das Anſehn der Männer iſt wild, und ihre fremde Kleidung, die ſo ſehr von jeder andern europäiſchen abweicht, iſt zum Theil Schuld daran. Im Umgange verliert ſich der Eindruck gänzlich, den ihr erſter Anblick erregt. Ihr von Luft und harter Arbeit gebräuntes Geſicht iſt ausdrucksvoll, ſeine Züge ſind angenehm und regelmäßig. Still[illegible] an Trauer gränzender Ernſt ſcheint der Grundton ihres Weſens; dennoch können ſie ſehr fröhlich ſeyn. Sie ſind gebildeter, als man vermuthen möchte. Die Geſchichte ihrer Väter und ihre Heldengeſänge ſind keinem fremd. Faſt in jeder Hütte, in welcher wir einkehrten, ſahen wir eine Bibel, ein Gebetbuch, auch wohl irgend eine alte Chronik, aus welchen der Hausvater Sonntags die Seinen erbaut. Winters mögen die Wege den Beſuch der Kirchen ſehr erſchweren, doch kann gewiß nur die Unmöglichkeit den frommen Bergſchotten davon abhalten, obgleich die meiſten einen ſehr weiten Weg dahin zu machen haben.

Wir beten und ſpinnen! antwortete mir ein junges, ſchönes Mädchen auf die Frage: was thut ihr denn Winters, wenn Kälte und Schnee euch in euern Hütten gefangen hält?

In jedem Hauſe beinah hängt der Stammbaum der Familie, auf welchen ſie oft mit Stolz blicken; gewöhnlich iſt ein horizontal liegender geharniſchter Ritter darauf abgebildet, der oft den Namen irgend eines alten ſchottiſchen der Fabel halb verfallnen Königs führt. Aus ſeiner Bruſt ſprießt der Baum, der ſich in unzählige Aeſte verbreitet. Bekanntlich gibt's nur wenige, aber unendlich zahlreiche Familien in Schottland, deren Glieder alle Einen Namen führen, ſich in allen drei Königreichen, ja ſogar in der ganzen Welt ausbreiten, aber doch durch ein heiliges Band ſich vereinigt fühlen und dies gewiſſenhaft anerkennen, wo ſie ſich treffen, wenn ſie ſich auch vorher nie ſahen.

In Kenmore nahm uns abermals ein guter

Gaſthof auf, umringt von etwa zwanzig ſolcher Hütten, wie wir oben beſchrieben. Sie machten das ganze Dorf aus. So klein ſind alle Dörfer, die einzelnen Wohnungen liegen ſehr zerſtreut, oft Meilen weit von einander. Wir ließen uns von Kenmore nach Taymouth führen, dem nahen Sitz des Lord Breadalbane, eines der bedeutendſten Grundbeſitzer in dieſen Gegenden. Das alte unſcheinbare Haus ward eben eingeriſſen, und ein neues im modernen gothiſchen Geſchmack darneben erbaut. Die Lage von Taymouth iſt unbeſchreiblich anmuthig in einem fruchtbaren freundlichen Thale, durchrauſcht vom Strome Tay, geſchmückt mit herrlichen alten Eichen und Buchen, umgeben von hohen majeſtätiſchen Felſen. Auch hat die Kunſt es aufgegeben, etwas zu ihrer Schönheit hinzuzuthun. Die wenigen Spaziergänge und Anlagen, welche ſonſt hier geweſen ſeyn mögen, werden nicht weiter unterhalten und kehren allmählich zu ihrem urſprünglichen Zuſtande zurück. Doch bemerkten wir einen Park nach engliſcher Art, voll zahmer Rehe und Hirſche, die hier in dieſer großen, freien Natur eben ſo albern ausſahen, als ſie uns in dem gartenähnlichen England gefielen.

Killin.

Eine ſehr kleine Tagereiſe von Kenmore liegt Killin. Von erſterem Orte an wurden die Felſen immer höher und wilder. Wir fuhren an ihrer Seite hin, faſt immer im Angeſichte des Stroms. Dieſer ward nun zum See Loch-Tay. Drohende, ſtarre Felſen erhoben ſich furchtbar über unſerm Haupte, immer höher und höher über einander, während wir den längs dem Ufer des Sees ſich hinwindenden Weg verfolgten. Wolken in ſeltſamer Geſtalt umlagerten die höchſten Gipfel der Berge und wogten im Winde, kamen und ſchwanden, alles um uns war feierlich, groß und einſam. Wir erſtiegen, geführt von einem Einwohner des Thales, den Gipfel eines Berges. Unſere Führer nannten ihn uns Ben-Lawers. Die Ausſicht oben war eine der einſamſten der Welt, wir erblickten nur andere kahle ſchauerliche Felſen und zwiſchen ihnen dunkle einſame Thäler. Ben-More, der höchſte Berg in Schottland, drohte aus der Ferne, das Haupt in graue Nebel gehüllt. Heerden von jenen kleinen Schafen, geführt von einem einſamen Knaben, belebten allein die feierliche Wüſte.

Wir kehrten zurück zum Loch-Tay und erreichten bald Killin, ein einſames ziemlich anſehnliches Haus, umgeben von einigen, hart am Ufer des Sees erbauten Hütten. Die Flüſſe Dochart und Lochy fallen hier in den See und bilden in ſanften Krümmungen kleine Halbinſeln. Das Thal, welches dieſen einſchließt, iſt ſo grün, Bäume und Sträuche wachſen in ſo üppiger Fülle, wie wir es nimmer in dieſem nördlichen Winkel der Welt erwarten konnten. Alles iſt angebaut wie ein Garten, kleine wogende Kornfelder wechſeln mit Kartoffelbeeten, und ſteinerne Einfaſſungen ſchützen die Felder gegen Beſchädigung der Thiere des Waldes und der überall weidenden Schafe. Hohe Felſen umgeben dies liebliche Plätzchen, als wollten ſie es wie ein ſchönes Geheimniß den Augen der Welt verbergen. Lange hielt uns noch die herrliche Ausſicht auf Fels und Thal am großen Erkerfenſter im Gaſthofe zu Killin feſt. Sie iſt als eine der ſchönſten in dieſem

Lande berühmt, wie unzählige Inſchriften, in Proſa und in Verſen, an dieſem Fenſter verkünden, und wahrlich ſie verdient dieſen Ruhm.

Der See bildet hier gerade vor dem Hauſe eine kleine wunderſchöne Bucht, ein einſamer Kahn durchſchnitt die ſilberne Fläche in mannichfaltigen Wendungen. Bäume und Sträuche ſpiegelten ſich im klaren Waſſer, die Felſen glühten rings umher im Abendroth, die Nebel, welche ewig ihre Gipfel umwogen, glänzten wie Purpur und Gold, und aus dem Kahn zu uns herüber tönten die klagenden Moll-Akkorde eines ſchottiſchen Volksliedes durch die feierliche Stille der ſinkenden Nacht.

Während wir in ſtiller Freude an dieſem Fenſter verweilten, beſorgten unſre treuherzig-freundlichen Wirthe alles auf's beſte, was wir bedurften. Bald dampfte eine köſtliche Lachsforelle auf dem Tiſch, die Beute jenes Fiſchers, deſſen einfaches Lied wir eben belauſcht hatten. Dieſe Bewohner der ſchottiſchen Seen ſind von einer ganz eignen Gattung; ſie verdienten wohl, daß unſre modernen Gaſtronomen einzig um ihretwillen Wallfahrten nach Schottland anſtellten, denn ſelbſt die berühmten Forellen in der Schweiz werden an Vortreſflichkeit von ihnen übertroffen.

Nahe an Killin, auf dem Wege nach Tyndrum, kamen wir am folgenden Morgen einem Waſſerfall vorbei. Von einer beträchtlichen Höhe eilt er dem ſtillen Loch-Tay zu, wild einher brauſend und ſchäumend, über abgeriſſne Felſentrümmer. Seit Jahrhunderten ſchon glänzen ſeine Tropfen, gleich Thränen, auf den grün bemoosten Steinen eines ganz nahen Heldengrabes der Vorzeit, und ſein Rauſchen ertönt wie der Nachhall der Bardenlieder, die einſt hier, mit ihm wetteifernd, die Thaten des Todten beſangen und ſeinen Geiſt in die ewigen Hallen der Väter geleiteten.

Weiter hin wurden die Felſen immer ſchroffer und höher, öder und einſamer die ganze Gegend umher. Wilde Bergwaſſer rieſelten von allen Bergen und ſtürzten hinab ins Thal. Es war ein Oſſianiſcher Tag: graue Nebel hingen an den Spitzen der Berge, wogten zuweilen herab und durcheilten, gejagt vom Winde, wie Geiſtergeſtalten die Schluchten der Felſen. Einzelne Sonnenblicke flogen über das Thal, durch welches bald ſilberhell, bald wild tobend ein ſtarker Bach ſich wand. Nur ſelten erinnerte uns in dieſer Wildniß ein kleines Kornfeld, eine niedrige Hütte, daß in dieſer abgeſchiedenen Einſamkeit noch Menſchen leben.

Hier erſcheint die Natur, wie Oſſian ſie malte, die Ströme, die Felſen, die uralten einzelnen Eichen. Der Wind heult über die Haide, die Diſtel wiegt ihr Haupt im Sturme am Grabe der alten Krieger. Die vier grauen, bemooſten Steine erheben ſich noch einſam am Hügel der Helden und verkünden ſtumm dem ſtillen Wanderer die Geſchichte vergangener Jahrhunderte. Viele ſolcher alten Denkmale ſahen wir, von den Urenkeln der Helden, deren Aſche ſie umſchließen, mit Ehrfurcht geſchont und bewahrt. König Fingal ruht, der Sage nach, in dieſem Thale, im tiefen dunkeln Bette, und die Einwohner glauben die geheiligte Stätte noch bezeichnen zu können. Oſſian's, ſeines Sohnes, Name und Lieder ſind zwiſchen dieſen Felſen noch nicht verhallt, und die Geiſter der Helden können noch immer von ihrem Wolkenſitze der alten wohlbekannten Töne ſich erfreuen.

Wir erreichten Tyndrum, einen faſt ganz allein liegenden Gaſthof, in einer ſchauerlich wilden Einöde, auf der höchſten bewohnten Höhe der ſchottiſchen Hochlande. Der Regen ſtürzte jetzt in Strömen herab. Lange ſahen wir zu, wie die ſchweren Wolken an den Bergen hinrollten, einzelne Streifen von Sonnenlicht bisweilen auf Momente die nackten Gipfel der Felſen verklärten, und der Wind den Regen wild herumpeitſchte. Gegen Abend klärte ſich das Wetter auf, wir erfreuten uns des wunderbaren Spiels der Wolken, der Wirkung des ſchnell erſcheinenden und wieder verſchwindenden Sonnenlichts an den Bergen. Im flachen Lande kann man ſich keinen Begriff von dieſen magiſchen Erſcheinungen machen. Die ſchweren Regenwolken ſchienen wie eine dunkle Decke auf den höchſten Gebirgen zu laſten, leichteres Gewölk zog ſich wie ein heller Schleier um andere tiefere Berge, verdeckte ſie in dieſem Momente ganz, rollte ſich dann zuſammen und verſchwand im nächſten, oder zog pfeilſchnell dahin in wunderbaren Geſtalten, im ewigen Kampfe mit Sonnenlicht und Sturm, unendlich wechſelnd mit Licht und Farbenſpiel.

Dalmally.

Der Weg von Tyndrum hierher war ſchlechter wie bisher, doch immer noch fahrbar, die Wildniß noch ſchauerlicher und öder. Nur das Rauſchen der von den kahlen Felſen ſchäumend herabſtürzenden Bergſtröme tönte durch die lebloſe Stille der öden Haide. Hie und da klimmten einige Schafe an den mit ſpärlichen Berggräſern und Haidekräutern bekleideten Felſen, einſam und traurig blickte dann und wann ein Hirtenknabe von den Höhen herab auf unſern Wagen, der ihm eine ſeltene Erſcheinung ſeyn mochte; jede andre Spur des Lebens war verſchwunden.

Viele halbverſunkene alte Gräber zeigten, daß ſonſt ein mächtigeres Leben hier waltete. Am Himmel war geſchäftige Bewegung, Nebel und Wolken und Sonne trieben noch immer ihr wunderbares Spiel.

Dalmally iſt ein ſo kleines Dorf wie die andern: es beſteht aus einer Hand voll armer Hütten und wieder aus einem für dieſe abgelegene

Gegend ſehr guten Gaſthofe. Hier ſahen wir die erſte Kirche in den Hochlanden. Kaum konnten wir ſie von den übrigen Hütten unterſcheiden, ſo arm und klein iſt ſie. Der ſie umgebende Gottesacker entdeckte ſie uns zuerſt. Nur wenig Grabhügel erhoben ſich in dem kleinen Bezirke.

Man ſtirbt beinahe gar nicht in dieſem Lande, dieſe einfachen Menſchen erreichen ein hohes, glückliches Alter. Mit ſechzig Jahren dünken ſie ſich noch gar nicht alt, ſie gehen bis an das von der Natur ihnen vorgeſchriebene Ziel, und nur mit dem letzten Tropfen Oel erliſcht ſtill und faſt unbemerkt das Lebenslicht. Wir ſahen in dieſem Dorfe einen Mann von hundert und drei Jahren, ſeine Nachbaren gaben ihm deren ſogar hundert und eilf und beſchuldigten ihn, daß er ſich jünger angebe, als er ſey. In unſern cultivirten Ländern hätte man ihm deren höchſtens ſechszig zugetrauet. Vor vierzehn Tagen hatte er eine Frau von vierzig Jahren geheirathet, an ſeinem Ehrentage ein Tänzchen gemacht, und drei Lieder auf der Sackpfeife geſpielt, denn er galt noch immer für einen der erſten Virtuoſen auf dieſem Lieblingsinſtrument der Bergſchotten.

Das Haferbrod, das Hauptnahrungsmittel der Bergſchotten, hatten wir in Tyndrum zuerſt kennen gelernt, und auch hier fanden wir kein andres; früher hatten wir noch immer in den Gaſthöfen Waizenbrod erhalten. Es iſt ein dünner runder Kuchen, wie in Deutſchland die Eyerkuchen, hart wie eine Brodrinde gebacken und von beiden Seiten mit ein wenig Waizenmehl beſtreut, der Geſchmack davon etwas bitter, faſt wie rohe Hafergrütze. Man rühmt es als ſehr nahrhaft und geſund; mit der Zeit könnte man ſich wohl daran gewöhnen.

In dieſem Dorfe wurden wir auf das lebhafteſte an Oſſian erinnert. Ein Greis, in der Nationaltracht, ſaß auf einem Steine nahe am Kirchhofe; ſein langer, ſchneeweißer Bart flog im Winde, ſein Anſehn war wild, ein Paar dunkle Augen glühten unter einer hohen, kahlen Scheitel hervor; der Plaid hing phantaſtiſch von den Schultern herab, wie ein Mantel; zwiſchen den Knieen hielt er eine kleine Harfe, aus der er unzuſammenhängende Akkorde wie mit Gewalt einzeln hervorriß. Mit ſtarker, tiefer Stimme ſang er dazu alte Volksgeſänge in erſiſcher Sprache; ſein Geſang war eintönig, faſt mehr Declamation als Lied. Um ihn her war das ganze Dorf verſammelt, unter ihnen auch der hundertjährige Greis; Alles hörte feierlich aufmerkſam zu. Unſer Nähertreten ſtörte weder den Sänger, noch ſeine Zuhörer im geringſten, nur machten ſie uns mit natürlicher Höflichkeit Raum in ihrem Kreiſe. Man ſagte uns, der Greis ſey ein Sänger, der mit ſeiner Harfe das Land durchziehe, ohne eigentliche Heimath, aber überall ein willkommner Gaſt, wie ſonſt die alten Barden. Leider konnten wir mit ihm nicht ſprechen, denn er verſtand nicht Engliſch. Ueberhaupt trafen wir ſeit einigen Tagen ſelten Jemanden, der Engliſch ſprach oder es auch nur verſtand, außer in den Gaſthöfen. Die erſiſche Landesſprache hat mit der engliſchen durchaus keine Aehnlichkeit.

Inverary.

Ueber ſteile, unwirthbare Berge ging es weiter. Plötzlich ſenkte ſich der Weg; ein großer ſilberner See breitete ſich vor unſern erſtaunten Blicken aus; es war Loch-Awe. Friſche ſchöne Bäume, kleine Gärten vor den Hütten des Landmanns, und Getraidefelder bekränzen ſeine Ufer.

Vier und zwanzig engliſche Meilen lang ſtreckt er ſich hin durch das grünende Thal, viele kleine Inſeln erheben aus ſeinen Fluthen die Felſenſtirnen. Eine darunter zeichnet ſich durch phantaſtiſch geformte hervorragende Maſſen aus. Von fern glichen ſie Ueberreſten alten Gemäuers, ſelbſt mehr in der Nähe konnten wir nicht entſcheiden, ob es Felſen oder Ruinen wären. Kein Kahn war in der Nähe, uns hinüberzubringen; auch ſchienen die Ufer zum Landen zu ſchroff. Einige Einwohner, denen wir begegneten, verſtanden unſere Sprache nicht. Unbefriedigt über dieſen Punkt mußten wir weiter, aber der Anblick des Sees und ſeiner ſchönen Ufer erfreute uns um ſo lebhafter, als wir mehrere Tage lang die Natur in ihrer furchtbaren Größe angeſtaunt hatten. Im Gaſthofe zu Inverary erfuhren wir ſpäter, daß jene Felſenblöcke wirklich die Ueberbleibſel eines uralten, zu den Beſitzungen des Lord Breadalbane gehörenden Schloſſes ſeyen. Nur bei ſehr hohem Waſſerſtande, wie jetzt, erſcheint der Fels, den ſie krönen, einer Inſel gleich; ſonſt hängt er mit dem Ufer zuſammen.

Zu bald mußten wir uns von dem herrlichen See wegwenden, um ſteilere Felſen als zuvor zu erklimmen; alles um uns ward wieder ſtill, groß und ſchauerlich. Abermals ſenkte ſich nun der Weg, friſches Laubgehölz nahm uns auf in ſeine freundlichen Schatten; bald ſahen wir uns in einem ſchönen engliſchen Park, angeſtaunt von zahmen Rehen, die am Wege ſtanden. Mitten drinnen ein gothiſches Schloß mit vier runden Eckthürmen.

Wir befanden uns jetzt in einer wahrhaft paradieſiſchen Gegend. Vor uns lag das ſchöne große Schloß Inverary, der Sitz des Herzogs von Argyle, mitten in einem durch herrliche Bäume und Büſche verſchönten fruchtbaren Thale. Luſtpfade ſchlängeln ſich nach verſchiedenen Richtungen hindurch, alle lockend und lieblich. Im Hintergrunde erheben ſchöne waldbewachſene Felſen das ſtolze Haupt, ſeitwärts dem Schloſſe winkt der eigentliche Garten voll blühender Roſenbüſche; die zahmen Rehe ſchleichen neugierig um das leichte Geländer, das ihn umgibt; auf der andern Seite erhebt ſich ein hoher, ſchroffer Fels von wunderbar drohender Geſtalt. Seine Spitze krönt ein Pavillon, zu welchem man ohne ſehr große Beſchwerde auf bequemen Pfaden ſteigt und dort einer Ausſicht von unendlicher Schönheit genießt, die alles vereint, was die Natur Erhabnes und Freundliches darbietet. Kornfelder, Wieſen, Gebüſch füllen in der reizendſten Mannichfaltigkeit das übrige Thal.

Vom Schloſſe an erſtreckt ſich eine ſchöne Wieſe bis hinab an den Loch-Fyne. Dieſer iſt eigentlich ein ſchmaler Meerbuſen, der hier tief ins Land hinein läuft. Eine ſchöne Brücke wölbt ſich dicht am Schloſſe über ihn. Nahe und ferne Berge dehnen ſich an beiden Ufern hin. Die Länge des Loch-Fyne iſt dem Auge unüberſehbar, das ferne Meer, dem er angehört, begränzt ihn; grün, wie dieſes, ſpiegelt ſeine dunkle Fläche, kleine, weiße Wellen hüpften, wie im Tanz, und ſchaukelten luſtig die Fiſcherböte, kleinen Schiffe und Barken, die darauf ſchwimmend der Scene neues friſches Leben gaben.

Dem Schloß ſeitwärts über der Brücke liegt das Städtchen Inverary, mit dem kleinen Hafen voll Fahrzeuge mancher Art. Es hat ein ſehr zierliches, nettes Anſehen mit ſeinen geraden Straßen und den weißen hübſchen Häuſern, unter denen der Gaſthof ſich ſtattlich erhebt. Alles ſieht aus, als wäre es erſt geſtern fertig geworden. Und ſo iſt's beinahe auch. Sonſt lag die Stadt dem Schloſſe gegenüber, aber der Herzog, dem ſie an der Stelle die Ausſicht zu verderben ſchien, ließ ſie abtragen und an ihrem jetzigen Platze wieder aufbauen. So etwas kann man denn doch wohl nur in Großbritannien erleben!

Wir ſahen das Schloß, ein geräumiges, edles, mit Geſchmack decorirtes Gebäude. Zuerſt tritt man in eine Halle, mit einer Kuppel von der Höhe des Schloſſes; offne Gallerien, welche in die Zimmer führen, umgeben die Halle. In der Mitte der erſten Gallerie ſteht das Lieblingsinſtrument der Britten, eine Orgel, und eine kleine Zahl marmorner Statuen von Werth. In den Zimmern bemerkten wir ſehr ſchöne Kamine von hieſigem bunten und ſchwarzen Marmor; auch ein wunderſchönes, in Rom gearbeitetes von weißem karrariſchen Marmor. Zwei franzöſiſche Maler haben ein Zimmer recht hübſch mit Arabesken verziert; der Plafond und die Superporten ahmen, grau in Grau gemalt, erhabne Bildhauerarbeit aufs täuſchendſte nach.

Einige Zimmer ſind mit reichen lyoner Stoffen behangen und meublirt, andere enthalten viele, zum Theil gut gemalte, Familienbildniſſe, und einige ſehr ſchöne italieniſche Landſchaften. Alle dieſe Pracht kontraſtirt auf das reizendſte mit der ſie umgebenden herrlichen Natur; nach den wilden erhabnen Umgebungen, in denen wir die zunächſt vergangnen Tage verlebt hatten, erſchien ſie uns faſt in feenhaftem Schimmer. An die armen Hütten der Hochländer durften wir freilich dabei nicht denken; doch tröſtete uns die Ueberzeugung, daß auch ſie in ihrer frommen Beſchränktheit glücklich ſind.

Arroguhar.

Von Inverary bis Cairndow fuhren wir neun engliſche Meilen, auf ſchönem ebnem Wege durch ein fruchtbares angebautes Thal, faſt immer längs dem Ufer des Loch-Fyne. Wir hätten geglaubt irre zu fahren, wenn das hier möglich wäre, wo nur Eine fahrbare Straße durch das Gebirge führt: denn der Kaſtellan im Schloß von Inverary hatte uns den Weg, welchen wir jetzt nehmen mußten, als den fürchterlichſten im ganzen Lande beſchrieben; dunklere Klüfte, ſteilere, ödere Felſenberge ſollten wir noch nicht geſehen haben, beſonders ſprach er viel von einem hohen Berge, er nannte ihn „rest and be thankful“ (ruht und dankt).

Gleich hinter Cairndow merkten wir indeſſen gar wohl, daß wir uns auf rechtem Wege befanden. Das Steigen begann, der See, das ſchöne Thal und alle Anmuth der Gegend verſchwanden unſerem Blicke. Mehrere Stunden hindurch ging es immer höher und höher, über nackte Felſen, durch dunkle enge Klüfte, zuweilen durch düſtre Thäler, dann wieder hoch auf Bergen. Nur feines grünes Moos deckt, wie ein Teppich, das Geſtein, ſonſt keine Vegetation, kein Leben, Todtenſtille und öde Einſamkeit herrſchen rings umher. Kein Laut ertönt in dieſer

Wüſte als das Brauſen der Felſenbäche, die hin und wieder hinabſtürzen; keine Spur menſchlichen Daſeyns iſt ſichtbar, außer zuweilen eine jener armen Hütten, neben dem ſchäumenden Bache in eine Felſenecke gedrückt, einſam verloren. Dieſe traurigen Wohnungen machen die Einſamkeit noch auffallender. Im Winter müſſen ihre Bewohner, ausgeſchloſſen von aller Möglichkeit, zu Menſchen zu kommen, ein Leben führen wie auf einer wüſten Inſel, und noch verlaſſner hier in dieſem Lande, wo der Himmel auch im Sommer nicht freundlich lächelt. Dennoch verändern ſie ihren Aufenthalt nie. Bei aller Oede trägt dieſe Gegend aber auch den Charakter unbeſchreiblich erhabner Größe. Die mächtigen Felſen ſtehen rings umher wie anbetende Rieſen, in ſchauerlichem Schweigen; die rothe Blüthe des Haidekrauts bedeckt ihre koloſſalen Konturen mit einem Purpurmantel, ohne ſie zu verhüllen; ihre Häupter ſind umwoget von ewigen Nebeln, die im Sonnenſtrahl zur Glorie werden; ein leiſer feuchter Duft ſchwebt über Berg und Thal, mit magiſchem Schimmer alles harmoniſch vereinend.

Endlich hatten wir den ſteilſten Gipfel des

Weges erreicht; rest and be thankful, laſen wir auf einen Stein gegraben und daneben die Namen der Regimenter, welche unter der Leitung ihrer Obern dieſen Weg bahnten.

Hier begegneten wir dem einzigen Wanderer auf dem ganzen Wege durch dieſe Wüſte, einem jungen raſchen, in ſeinen Plaid gehüllten Hochländer. Er ſprach ein wenig Engliſch, und half uns ſehr bereitwillig eine nahe Anhöhe erſteigen, wo eine ausgebreitetere Ausſicht ſich uns eröffnete.

Doch überſahen wir die imposanten Maſſen, die ſchwarzen zackigen Kronen unzähliger andrer, von aller Vegetation entblößter Berge; die Waſſerfälle, die von ihrer Seite herabtanzen und ſich in dunkeln Tiefen verlieren, ohne daß wir ihr Brauſen auf dieſer Höhe vernehmen konnten. Zwiſchen dieſe Felſen eingeklemmt, liegt auch das ſchauerliche Thal Glencoe, deſſen Einwohner zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, in Einer Nacht unter dem meuchelmörderiſchen Schwerte der nach Rache dürſtenden Engländer fielen, weil ſie mit Treue dem Könige anhingen, den ſie als den einzigen rechtmäßigen Erben der ſchottiſchen Krone anerkannten.

Wie Vogelneſter erſchienen von hier aus die wenigen kleinen Wohnungen am Fuße der Felſen, oder am Eingange der ſchauerlichen, düſtern Thäler, die ſo enge ſind, daß ſie, größern Felſenſpalten gleich, wohl nur wenig Stunden des Tageslichts ſich erfreuen. Hin und wieder ſahen wir auch in der Ferne Heerden jener kleinen Schafe kümmerlich die Spitzen der Haidekräuter benagen. Nur auf einem Punkte ſchimmerte uns dunkelblau ein Waſſer und etwas Grün entgegen: es war Loch-Long, an deſſen Ufern Arroguhar liegt, das Ziel unſrer heutigen Reiſe. Nun ging es tief hinab, immerfort über öde Felſen, durch düſtre Klüfte und enge Thäler, bis zu den Ufern des Loch-Long, der wie ein Strom ſich durch ein Felſenthal windet.

Dieſer See iſt eigentlich ein hier tief in das Land ſich erſtreckender Arm des atlantiſchen Meeres; ſein Namen Loch-Long bedeutet in erſiſcher Sprache den See der Schiffe. Die Umgebungen deſſelben ſind ernſt und erhaben. Steile Felſen ſteigen ſenkrecht aus ſeinen ſalzigen Fluthen und ſtreuen ewig dunkle Schatten über ſie hin, während im Sonnenſcheine die Bergwaſſer glänzen, die von hohen Gipfeln hinab ihm von allen Seiten zueilen.

Arroguhar, ein einzelner Gaſthof, von wenigen Hütten umgeben, lief hart am Ufer des Sees. In früheren Zeiten war dieſes Haus der Sitz einer edlen Familie, und noch immer erkennt man in deſſen Bauart die Spuren jener höhern Beſtimmung.

Loch=Lomond.

Wenige Meilen von Arroguhar gelangten wir durch Schluchten, welche ſich zwiſchen hohen Bergen eng hinwinden, an die Ufer dieſes ſchönſten und größten Sees in den Hochlanden. Ländliche Anmuth und erhabne Größe wechſeln in ſeinen Umgebungen. Bald ſcheinen die prächtigen, größtentheils waldbewachſenen Berge ſich um ihn zu drängen, als wollten ſie ſich in ſeinen klaren Fluthen ſpiegeln; dann treten ſie wieder zurück, und Wieſen und Felder umgeben das glänzende Gewäſſer.

Zuerſt empfing uns ein friſcher grüner Wald am Ufer; unter hohen Laubgewölben fuhren wir hin und freuten uns des Silberglanzes im See und der mannichfaltigen Reflexe. Ein hoher Berg, einer der höchſten, über die wir bis jetzt gekommen waren, ſtellte ſich uns in den Weg; wir erreichten ſeinen Gipfel, der Weg ſenkte ſich, und vor uns, unabſehbar breit, in aller ſeiner hohen Pracht, lag der ganze, herrliche See da, beſäet mit kleinen und größern grünenden Inſeln, zwiſchen denen Fiſcherböte leicht hinruderten. Millionen weiße, ſich kräuſelnde Wellchen belebten die ſilberne Fläche, aus der auf der andern Seite der mächtige Ben-Lomond ſenkrecht ſteil emporſteigt, bis zu den Wolken, die ſein Haupt verhüllen.

Die ganze Gegend iſt von ſo wunderbarer Schönheit, daß jeder Verſuch, ſie zu beſchreiben, vollkommen zwecklos wäre; aber nie werden wir den Tag vergeſſen, den wir an dieſen Ufern verlebten.

Unſre Herberge in dem hart am See erbauten Dörfchen Luß, leider dem letzten Orte in den Hochlanden, durch den wir kamen, war indeſſen gar nicht erfreulich. Eine Geſellſchaft betrunkner Bergſchotten hatte ſich in einem der untern Zimmer einquartiert und tanzte zu einer verſtimmten Violine und einem Dudelſack, ganz unter ſich, ohne Frauenzimmer, aufs luſtigſte herum. Die Mädchen hatten nicht bleiben wollen, das hinderte aber die Männer nicht, dennoch ihre Nationaltänze aufzuführen und ſich vortrefflich dabei zu divertiren. Das pferdemäßige Stampfen, das Freudengekreiſch bei irgend einem wohlgelungnen Sprunge würde uns in Freie getrieben haben, wenn uns die himmliſche Gegend nicht herausgelockt hätte. Nur für die Nacht war uns bange und nicht ohne Grund. Unſer Wirth war ebenfalls betrunken und dabei ſo geſellig, daß wir ihn alle Augenblicke aus dem Zimmer complimentiren mußten. Seine Tochter, ein ſehr hübſches Mädchen, erſchien uns dabei recht intereſſant; ſie gab ſich alle Mühe, den Vater zur Ruhe zu bringen, und doch mit ſo zarter Schonung, immer ſtrebend das kindliche Verhältniß nicht zu verletzen, und wieder wie beſchämt, daß wir, die Fremden, die ſo weit herkamen, ihre Berge zu ſehen, ihn in ſolchem Zuſtande treffen und dadurch an Bequemlichkeit leiden mußten.

Glasgow.

Hinter Luß ward die Gegend allmählich flacher, der Weg beſſer; alles kündigte uns an, daß wir das Land der Poeſie verließen und zurückkehrten zum platten Lande mit ſeinem Alltagsleben. In Dunbarton ſchieden wir von unſerem Fuhrmanne und ſeinen vier treuen Roſſen, die uns über ſo manchen hohen Berg, durch ſo manches friedliche Thal geführt hatten. Wir nahmen Abſchied von den Hochlanden, aber die Erinnerung davon blieb uns. Sie reiht ſich an ſo manche andere ſchöne Erinnerung aus der Schweiz und aus vaterländiſchen Gebirgen, von denen dieſe, die wir jetzt verließen, ſich indeſſen ſo merkwürdig als merklich unterſcheiden.

Die Gegend von Dunbarton wird als ſchön gerühmt; unſere Phantaſie war nur von der nächſten Vergangenheit noch zu ſehr erfüllt, als daß wir ſie genau beachten konnten. Die Lage des Städtchens ſchien uns indeſſen ſehr freundlich. Ein hoch darüber emporragender Fels, deſſen ſteilen Gipfel ein feſtes Schloß krönt, nimmt ſich maleriſch aus, mitten in der waſſerreichen Ebne, deren Horizont die dunkeln Gebirge umkränzen, welche wir eben verlaſſen hatten. Mit Poſtpferden langten wir gegen Abend in Glasgow an.

Die Stadt iſt ziemlich groß; ſchöne breite Straßen und Plätze, ſehr hübſche von Quaderſteinen erbaute Häuſer erinnerten uns an Edinburgh. Auch hier fanden wir, wie dort, in allen Häuſern breite ſteinerne Treppen, mit eiſernen Geländern verſehen; ein Luxus, auf welchen die Einwohner ſehr ſtolz ſind und ihn bei jeder Gelegenheit als einen großen Vorzug vor London preiſen. Dort, meinen ſie, könne man in einem obern Stockwerke keine Nacht ruhig ſchlafen, weil man, wenn Feuer im Hauſe auskäme, in der entſetzlichſten Gefahr wäre, elendiglich umzukommen.

Gleich bei unſerm Eintritte in den Gaſthof erhielten wir eine luſtige Probe der hieſigen Induſtrie. Ein Gentleman ließ auf das dringendſte um die Erlaubniß bitten, uns in unſerm Zimmer beſuchen zu dürfen. Da wir endlich nachgaben, erſchien ein ſehr höflicher Herr mit ein Paar dicken Büchern unter dem Arme und erbot ſich, als Sprachmeiſter uns Engliſch zu lehren; er hatte vernommen, daß wir beim Ausſteigen aus dem Wagen ein Paar Worte Franzöſiſch unter einander ſprachen, und hielt uns folglich für eine ausgewanderte franzöſiſche Familie, der er ſeine Hülfe nothwendig anbieten müſſe.

Glasgow iſt weit lebhafter als Edinburgh, denn Handel und Wandel ſind hier zu Hauſe; übrigens aber konnte uns Niemand, ſo viel wir uns auch erkundigen mochten, irgend ein merkwürdiges Gebäude oder ſonſt einen Gegenſtand angeben, welcher für ein nicht kaufmänniſches Gemüth näherer Betrachtung würdig geweſen wäre. Wir ruhten alſo, im eigentlichſten Sinne des Worts, die wenigen Tage, die wir hier zubrachten; denn die Fabriken, die man uns zu zeigen ſich erbot, wären doch nur Wiederholungen des ſchon Geſehenen geweſen. Dazu regnete es unbarmherzig die ganze Zeit über, wir ſahen es mit Vergnügen regnen und dankten dem Himmel, daß er dieſe Sündfluth nicht in den Hochlanden über unſere Häupter herabſtrömen ließ.

Unter den Einwohnern Glasgow's war uns wohl: gaſtfrei, anſtändig, zwanglos im Umgange, gebildet, vereinigten ſie die guten Eigenſchaften, die wir ſchon an ihren Landsleuten rühmten, mit der Wohlhabenheit und allem vernünftigen Luxus, welchen der hier blühende Handel nur gewähren kann. Wir zogen manche nützliche Erkundigung über die weitere Fortſetzung unſerer Reiſe ein, und da der Himmel ſich aufzuklären ſchien, eilten wir weiter, nach Hamilton.

Unterwegs hielten wir bei dem Landſitze des Lord Douglas an. Der Regen hatte die Promenaden durchnäßt, und ſo angenehm und geſchmackvoll angelegt ſie uns auch erſchienen, eilten wir dennoch ſchnell hindurch, hin zu den Ruinen von Bothwell-Caſtle. Hier lebte die Königin Maria einige der wenigen glücklichen Tage, die ihr zu Theil wurden. Einzelne Mauern und Gewölbe ſtehen jetzt noch da, verödet, zertrümmert, ein trauriges Denkmal der ſchönſten Frau ihrer Zeit.

Im Schloſſe zu Hamilton, dem Sitze des Herzogs gleichen Namens, ſetzte uns eine der größten und ſchönſten Gemäldeſammlungen Großbritanniens in Erſtaunen, und erneute zugleich unſern Verdruß über die zweckloſe Weiſe, mit der dieſe Schätze hier zu Lande dem Fremden gleichſam nur von weitem gezeigt werden, um ihn zu tantaliſiren. Hier, wo wir Wochen lang hätten verweilen mögen, mußten wir uns in ein Paar Stunden abfertigen laſſen. Eine größere, ſehenswerthere Sammlung aus den italieniſchen Schulen gibts vielleicht in allen drei Königreichen nicht; auch fehlt es nicht an guten niederländiſchen Gemälden. Wir erinnern uns nur, wie eines Traums, der herrlichen Geſtalten, an denen wir flüchtig vorüberrauſchten, vor allen eines großen Altargemäldes aus der erſten, ſchönen Zeit der Kunſt, die heilige Familie vorſtellend. Den Namen des Meiſters konnte unſere Führerin nicht nennen. Die Farben ſind verblichen, aber die liebliche Einfalt, der zauberiſche Ausdruck des Ganzen zog uns unwiderſtehlich an und raubte uns einen großen Theil der Zeit, die uns vergönnt war hier zuzubringen. Nächſtdem wiſſen wir auch, daß wir einen ſehr ſchönen, kleinen Johannes von Correggio dort ſahen, eine Madonna von Titian; unter den Niederländern eine ſehr kräftige, ausdrucksvolle Darſtellung Daniels unter den Löwen, von Rubens, und mehrere treffliche Familien-Portraits von van Dyk. Aber weiter als zu dem Bewußtſeyn, daß dieſe Gemälde dort wirklich neben vielen andern eben ſo vortrefflichen exiſtiren, geht unſere Erinnerung nicht, ſogar in dem Momente wo wir das Schloß verließen, wußten wir nicht viel mehr. Wie konnte dieſe flüchtige Eile nur einen bleibenden Eindruck geben?

Die Fälle des Stromes Clyde.

Durch eine der reizendſten Gegenden Schottlands reiſten wir weiter nach Lanark, um die berühmten Waſſerfälle des Clyde zu ſehen. Am Abhange hoher, zum Theil mit Wald bekleideter Felſen wand unſer Weg ſich hin; wir blickten hinab auf ein fruchtbar angebautes Thal, durchſchlängelt vom ſchönen Strome Clyde; Gehölze, Aecker, Landſitze, Dörfer wechſelten höchſt anmuthig.

An einer Stelle, wo dichtes Gehölz uns den Anblick des laut brauſenden Stromes verbarg, ſtiegen wir aus und gingen einen ſehr ſteilen und ſchlüpfrigen Fußpfad hinab, bis an das Ufer des Stroms. Ganz in Schaum verwandelt, ſtürzt er hier laut brauſend von einer beträchtlichen Höhe hinab, über große Felsſtücke, und windet ſich dann zürnend und ſchäumend weiter durch das liebliche Thal. Die hohen, maleriſchen Felſen, bekränzt mit ſchönem Geſträuche und hohen Bäumen, von welchen wieder leichtere Epheukränze hinflattern in der vom donnernden Fall ewig bewegten Luft, die große Waſſermaſſe, die hier herunterſtürzt, der Kontraſt des Schaumes, weißer als Schnee, mit dem dunkeln, im ewigen Thau ſtets friſchen Grün, die Millionen Tropfen, die wie Diamanten im Abendſtrahle blitzten, alles entzückte uns und hielt uns lange feſt. Waſſerfälle ſoll man aber nicht malen, weder mit dem Pinſel, noch mit der Feder; die Wahrheit dieſer Bemerkung fühlt man am lebhafteſten, wenn man den Verſuch wagt.

Ziemlich ſpät langten wir in Lanark an. Den folgenden Morgen ſetzten wir unſre Reiſe fort nach Douglaßmill, zu den beiden andern größern Fällen des Stroms.

Die Gegend zwiſchen Lanark und Douglaßmill gehört zu den ſchönſten im unteren Schottland. Eine Meile ging es über Berg und Thal durch friſches, dichtes Gehölz hin; nun erſtiegen wir mühſam einen ziemlich hohen Berg, höhere Felſen drohten über ihm gen Himmel. Als wir oben waren, erſchreckte uns die fürchterlich ſchönſte Anſicht, die wir jemals ſahen: jeder Blick hinab war ſchwindelerregend, und doch war's unmöglich, nicht immer hinzuſehen. Hart am Rande eines tiefen ſteilen Abgrunds fuhr unſer Wagen, keine Hand breit Raum zwiſchen uns und dem ſchrecklichſten Untergange. Ein Fehltritt der Pferde, der kleinſte Unfall am Wagen wäre unvermeidlicher Tod geweſen; es war unmöglich, den Wagen halten zu laſſen, unmöglich an der Felſenwand, an welcher wir hinfuhren, auszuſteigen; dennoch vergaßen wir alle Gefahr bei dem Anblicke des wunderſchönen Thales, das uns viele Klaftern tief im Glanze der Morgenonne entgegenſchimmerte, durchſtrömt vom Clyde, der zögernd zwiſchen den blühenden Gärten und fruchtbaren Feldern ſich fortwand.

Eine kleine Stadt liegt mitten im Thale, nicht weit davon drei oder vier große anſehnliche Gebäude mit ſchönen Gärten. Es ſind Baumwollſpinnereien, deren Maſchinen hier, wie in Perth, vom Waſſer getrieben werden. Wir ſahen die Räder behend ſich drehen, die kleinen Fälle, welche durch dieſe veranlaßt werden, blitzten wie flüſſiges Silber; aber wir hörten nicht ihr Geräuſch, es war zu tief unter uns.

Jetzt ſenkte ſich der Weg den Berg hinunter; dichtes Gehölz empfing uns wieder in ſeine Schatten, laut hörten wir den Strom donnern, und bald hielten wir vor einem Garten ſtille. Wir traten hinein, erſtiegen einen kleinen Hügel, und vor uns ſtürzte der Strom, weit waſſerreicher und majeſtätiſcher als geſtern, über wilde hohe Felſen; noch einige Schritte weiter hinauf, und wir ſahen ihn abermals über noch höhere Felſen, in noch tiefere Abgründe gewaltig herabbrauſen. Er fällt von einer ſo ſteilen Höhe, daß er einen Bogen bildet; wer es wagen will auf dem ſchlüpfrigen Boden, kann zwiſchen dem Felſen und der großen Waſſermaſſe hingehen. Unten in dieſer kryſtallnen Grotte iſt man wie im Nixenreiche; es muß ein betäubendes Gefühl ſeyn, dazuſtehen und dieſes ungeheure Toben und Wogen über ſeinem Haupte, vor ſeinen Augen zu haben, ſo von allen Seiten davon umgeben zu ſeyn; aber ſelten nur wagt Jemand ſich hinab, der bloße Anblick des Wageſtücks ſchreckt zurück.

Als wir den Garten verließen, fuhren wir an einem ſchönen Landhauſe vorbei, zu welchem er zu gehören ſcheint; wir wünſchten dem Beſitzer deſſelben Sinn für ſein Glück.

Nichts hinderte uns des Geſehenen im Nachgenuß uns zu erfreuen, denn öde und traurig war die Gegend bis Douglaßmill, einem kleinen elenden Neſte; eben ſo bis Elvanfort, einem noch elendern Winkel, und immer ſo weiter, bis wir gegen Abend in dem artigen Städtchen Moffat ankamen. Hier fanden wir eine freundliche Wirthin in einem ſehr guten Gaſthofe und ruhten aus von den Freuden und Leiden des vergangnen Tages.

Moffat iſt ein kleiner, von den Schotten häufig beſuchter Badeort; die hieſigen Heilquellen werden für ſehr wirkſam gehalten, nur konnten wir nicht erfahren, für welche Gattung von Uebeln ſie eigentlich gebraucht werden. Für die Langeweile wohl nicht, wie ſo manche andere Bäder. Die Lage des Ortes iſt angenehm, und das Städtchen ſelbſt ſieht ſehr freundlich aus; aber wir bemerkten keine Anſtalten zu den hergebrachten Badeluſtbarkeiten, weder zu Aſſembleen, noch zu Bällen, noch zu Schauſpielen, und ſchloſſen daraus, daß wohl nur Kranke herkommen, denn für körperlich Geſunde ſcheint nicht geſorgt zu ſeyn.

Ueber Locherby kamen wir den folgenden Tag nach Gretnagreen, einem kleinen Dorfe, dem letzten auf der ſchottiſchen Gränze. Unbedeutend, wie es ausſieht, iſt es dennoch ein Ort von großer Wichtigkeit. Hunderte bereuen es lebenslang, ſich einmal unbeſonnen hingewagt zu haben. Gretnagreen iſt der Schrecken aller Eltern, Vormünder, Onkel und Tanten in England, die reiche oder ſchöne Mädchen zu hüten haben; der Troſt und die Hoffnung aller Miſſes, die in Penſionen ſich Kopf und Herz mit Romanenlectüre anfüllten, der Hafen, nach welchem alle Glücksritter zuſteuern, die beſonders aus Irland mit leerem Beutel und vakanten Herzen nach Briſtol, Bath, auch wohl nach London kommen, um mit Hülfe des kleinen blinden Gottes und ſeines oft noch blindern Bruders endlich ein ſolides Glück zu machen.

In Gretnagreen wohnt nämlich der alte berühmte Hufſchmidt, der die unauflöslichſten Ketten ſchmiedet. Er iſt dort Friedensrichter, und dies Amt macht ihn zu einer ſehr wichtigen Perſon. Denn in Schottland braucht es zu einer ganz legalen Trauung keines Aufgebots, keiner Einwilligung der Eltern, keines Prieſters. Das liebende Paar geht zum erſten beſten Friedensrichter, verſichert, es ſey frei und ledig, auch nicht in verbotnem Grade verwandt, und wird von ihm ohne weitere Umſtände getraut. Dieſe Trauung iſt ſo gültig und vor allen brittiſchen Tribunalen ſo unauflöslich, als wäre ſie von dem erſten Biſchof im Lande vollzogen. Wer alſo in England, wo andere Geſetze gelten, ein von irgend einem widerwärtigen Argus bewachtes Liebchen hat, der nimmt die erſte Gelegenheit wahr, packt es in eine Chaiſe, mit vier raſchen Pferden beſpannt, und galopirt damit fort, nach Gretnagreen, dem nächſten ſchottiſchen Gränzorte, wo oben erwähnter Hufſchmidt Tag und Nacht bereit iſt ſein Amt um ein Billiges zu verwalten.

Im Gaſthofe, wo wir abſtiegen, wollte die Wirthin nicht gern von dieſen Dingen ſprechen, kaum, daß ſie uns das Haus des Hufſchmidts von weitem zeigte; gern hätte ſie alles abgeläugnet, aber Mauern und Fenſter ſprachen von dieſem Geheimniſſe in ihrem Hauſe. Alles iſt mit Inſchriften und Namenszügen glücklicher Paare angefüllt, die ihrem wonnevollen Herzen Luft machten und lebloſen Gegenſtänden ihre ſüßen freudigen Gefühle anvertrauten.

Dem Hufſchmidte war gar nicht Rede abzugewinnen; er ſah wohl, bei uns war nichts zu verdienen; von andern Einwohnern aber hörten wir, daß Gretnagreen ein gar beſuchter Ort iſt, und oft mehrere Paare in einem Tage anlangen.

Auffallend war es uns die erſte Tagereiſe hinter Gretnagreen auf engliſchem Boden daß man uns nirgends anhielt, um Wegegeld zu fordern; alle Schlagbäume flogen gleich auf, und die Zöllner kamen ſehr gefällig in die Gaſthöfe, wo wir Pferde wechſelten, das Geld zu holen. Alles ſcheint in dieſer Gegend ſtillſchweigend vereinigt, den Flüchtlingen hülfreiche Hand zu leiſten.

England.

Die Lakes.

Ueber **Carlisle**, einem hübſchen, lebhaften Städtchen, dem erſten wieder auf engliſchem Boden, kamen wir nach **Wigton**, um von dort aus die Landſeen von **Cumberland** und **Weſtmoreland**, eine der geprieſenſten Gegenden Englands, zu beſuchen. Seit ungefähr zwanzig Jahren iſt es in London Mode geworden, hierher zu wallfahrten, um ſich von der ſchönſten Natur entzücken zu laſſen. Die Londoner nennen dieſe Gegenden die engliſchen Hochlande, ſo wie man in Deutſchland die Gegend bei Schandau die ſächſiſche Schweiz nennt, und auch ungefähr mit dem nämlichen Rechte.

Von **Wigton** aus kamen wir durch eine rauhe, öde Gegend, bis ganz nahe vor **Kes-**

wick. Hier öffnet ſich ein angenehmes, bebautes, fruchtbares Thal; ein kleiner See, Baſſenthwaitewater, gibt ihm Reiz und Leben. Die Gegend iſt bergig, aber die Felſen haben weder die ſchönen Formen, noch die impoſante Größe der ſchottiſchen.

Keswick iſt ein kleines, freundliches Städtchen mit ſehr angenehmen Umgebungen, die wir unſtreitig ſehr reizend gefunden hätten, wären wir nicht eben aus Schottland gekommen. Aber dieſe kahlen Felſenhügel verſchwinden gegen jene gigantiſch über einander gethürmten Koloſſe; dieſe Seen ziehen ſich zu Fiſchteichen zuſammen, wenn man an Loch-Lomond dabei denkt. Man ſollte ſolche Vergleichungen nicht machen; ſie wurden uns indeſſen ſowohl von den Einwohnern, als durch die Benennung der engliſchen Hochlande gleichſam aufgedrungen.

Hinter Keswick wird die Gegend romantiſch ſchöner, die Felſen werden höher; nur vermißten wir die Wälder, die in Schottland die niedrigern Berge mit ihrem wechſelnden Grün bekränzen. Zuerſt kamen wir wieder an einen See, der, unregelmäßig, bald breiter, bald ſchmäler, ſich durch das Thal windend, faſt einem Strome gleicht. Er heißt Derwentwater, und gern begrüßten wir die freundliche Nymphe hier wieder, die Matlocks Felſen beſpült. Einige hübſche Landſitze liegen ſehr angenehm an den Ufern des Sees; Berge, Bäume, Felder umgeben ihn in reizender Mannichfaltigkeit. Ein enges, rings von Felſen eingeſchloſſenes Thal empfing uns, als wir den See verließen, durchrauſcht von einem lebendigen Flüßchen, welches ſich gegen die Mitte des Thales in einen kleinen ſchmalen See verwandelt, der Thirlmere-Lake heißt. Einige Brücken geben dem Ganzen ein recht pittoreskes Anſehen. Wir wurden hier lebhaft an den Plauiſchen Grund bei Dresden erinnert; es war, als ſähen wir ein Miniaturgemälde jener berühmten Gegenden. —

Nahe bei Ambleſide öffnen ſich weit ausgebreitete Ausſichten, die durch den Kontraſt mit dem engen Thale, durch welches wir vorher uns wanden, um ſo reizender erſcheinen. Freundlich und lachend lag hier die Welt vor uns in mannichfaltiger Schönheit, verſchiedne kleinere Seen blitzten uns aus der Ferne entgegen, umgeben von aller Anmuth einer reichen Vegetation und hoher Kultur. Ambleſide liegt hoch; von allen Seiten bieten ſich ſchöne Ausſichten auf die benachbarte Landſchaft dar; aber die ſchönſte derſelben erwartete uns jenſeits des freundlichen Städtchens.

Ein großer ſpiegelheller See trat allmählich zwiſchen Bergen und Waldungen hervor. Zehn kleine Inſeln von mannichfaltiger Geſtalt ſcheinen darauf zu ſchwimmen, alle mit freundlichem Grün bekleidet, mit Gebüſch und Bäumen gekrönt. Auf der größten dieſer Inſeln erhebt ſich die elegante Villa eines reichen Gutsbeſitzers, umgeben von freundlichen Gärten. Sie heißt Curwens-Inſel, nach dem Namen ihres Eigenthümers. Zierliche, zu jener Villa gehörige Gondeln wiegen ſich auf den klaren Wellen, alles athmet Freude und Luſt.

Die Ufer des Sees ſind von unbeſchreiblicher, mannichfaltiger Schönheit: rauhe, zackige Felſen, grüne bebaute, zum Theil waldige Hügel, prächtige einzeln ſtehende Bäume, Wieſen, Kornfelder, Dörfer, einzelne ländliche Wohnungen liegen umher in lieblichem Gemiſch. Die Berge von **Keswick** ſchließen die bläulich dämmernde Ferne.

In Lowwood ſtiegen wir ab. Es iſt dies ein ſehr guter, einzelner Gaſthof, hart am Ufer des Sees, an einer der ſchönſten Stellen erbaut. Der See heißt Winandermere; er enthält mehrere Stunden im Umfange und iſt der größte in England.

Lancaſter.

Nachdem wir den See Winandermere, die Krone dieſer berühmten Gegend, geſehen hatten, hielten wir es für überflüſſig, auch die übrigen kleineren Seen der Reihe nach zu beſuchen, und ſetzten daher unſern Weg weiter fort nach Lancaſter. Das Land umher iſt angebaut wie ein Garten, die Stadt ſelbſt weder groß, noch lebhaft, noch hübſch. Viele Quäkerfamilien bewohnen ſie. Dieſe guten Leute ſtellen ſich jetzt im Aeußeren mehr den Kindern der Welt gleich. Selten nur hört man noch das alte treuherzige Du aus ihrem Munde; auch von der feierlichen

Steifheit ihrer Bewegungen und Kleidung haben ſie vieles nachgelaſſen; dennoch bleibt immer genug, um ſie vor Andern auszuzeichnen.

Die Mädchen und Frauen von Lancaſterſhire ſind, unter dem Namen der Hexen von Lancaſter (Lancaſter Witches), als die ſchönſten in ganz England berühmt, und wir trafen faſt bei jedem Schritt in der Stadt Lancaſter auf Beweiſe, daß ſie dieſes Ruhms vollkommen würdig ſind. Reizenderes gibt es nichts als die hieſigen Quäkermädchen in ihrer anſpruchsloſen beſcheidenen Tracht. Die dunkeln Farben, in welche ſie ſich gewöhnlich kleiden, die Schürze und das große Halstuch vom allerfeinſten Mouſſelin, das ſchwarzſeidene Hütchen, alles ohne die mindeſte Verzierung, geben den friſchen, blühenden Geſichtern eine unendliche Lieblichkeit. Es iſt etwas Klöſterliches in ihrer Erſcheinung; aber da ſie friſch und frei in Gottes Luft umherwandeln, ſo erregen ſie nicht das beängſtende Mitleid wie die Nonne; auch iſt ihre einfache, reinliche Kleidung dem Auge weit angenehmer, als jene gothiſche entſtellende Verhüllung.

Das Gefängniß in Lancaſter verdankt ſeine vortreffliche Einrichtung dem Helden der Humanität, dem großen Howard. Es iſt ein großes Gebäude, von außen etwas baſtillenartig, wie es denn wohl nicht anders ſeyn kann. Hohe Mauern mit Eckthürmen, in welchen die Schlafſtellen der Gefangenen angebracht ſind, umgeben es; inwendig enthält es viele kleine, ebenfalls durch hohe Mauern von einander abgeſonderte Höfe, die alle von den Thürmen aus bewacht und überſehen werden. In dieſen Höfen halten ſich die Gefangenen den Tag über auf und erfreuen ſich des Sonnenlichts und der friſchen Luft; an jeden Hof ſtößt ein Zimmer, in welchem ſie eſſen und ſich nach Belieben am Tage beſchäftigen können; Abends werden ſie in ihre Schlafſtellen zurückgebracht.

Die ganze Anſtalt erſchien uns zweckmäßig und dabei ſo menſchlich als möglich, ſelbſt des Kerkermeiſters Amt hatte nicht alles mitleidige Gefühl in ihm erſtickt; wir bemerkten mit Vergnügen, daß er immer ganz leiſe ſprach, wenn von den Unglücklichen, die wir da ſahen, und den Urſachen ihrer Gefangenſchaft die Rede war. Dieſe ſind nach der Art und Größe ihrer Vergehungen in den verſchiedenen Höfen vertheilt, immer gleich und gleich zuſammen.

Im erſten, größten Hofe, gleich am Eingange, befanden ſich die, welche Schulden halber der Freiheit beraubt wurden; es waren ihrer ſehr viele; der gröſite Theil davon ſchien ganz fröhlich; mehrere ſpielten Ball und waren ſehr luſtig. Andere aber ſtanden in ſich verſunken da, mit trübem Blick, das ganze Gewicht ihres Unglücks laſtete ſichtbar ſchwer auf ihrer Seele.

Wir konnten uns nicht überwinden die ganze Anſtalt in ihren Einzelheiten zu ſehen; die hohen Mauern, die engen, niedrigen Thüren, das Raſſeln der Riegel beängſtigte uns, obgleich der blaue Himmel, und die freundliche Sonne auch in dieſe Wohnungen des Elends ihre mildernden Strahlen herabſenden.

Noch zwei große, helle Gerichtsſäle, welche ſich ebenfalls in dieſem Gebäude befinden, wurden uns gezeigt. Das eine derſelben, in welchem die öffentlichen Sitzungen gehalten werden, iſt ſehr zweckmäßig eingerichtet. Es beſteht aus einer halben, von der Kuppel an gleichſam in der Mitte durchſchnittenen Rotunde, das Licht fällt von oben hinein. Den Richtern gegenüber ſind viele Reihen Stufen zu Sitzen für die Zuſchauer über einander aufgeführt, nach Art der römiſchen Amphitheater. Wenn dieſer Gerichtsſaal bei irgend einem das allgemeine Intereſſe erweckenden Rechtsfalle mit Menſchen angefüllt iſt, muß er einen ſehr imposanten Anblick gewähren.

Wir reiſten über das ſehr hübſche, freundliche Fabrik-Städtchen Preston nach Liverpool. Gleich hinter Preston glaubten wir uns wie durch einen Zauberſchlag aus England nach Holland verſetzt. Das Land ſo flach als möglich, unabſehbare Wieſen, von Kanälen durchkreuzt, Gräben voll Waſſer an beiden Seiten der mit Steinen gepflaſterten Landſtraßen, alles genau wie in Holland, nur das nette, geſchniegelte Anſehn der holländiſchen Landhäuſer fehlte. In England wird kein Haus von außen gemalt oder abgeputzt; in wenigen Jahren bekommen daher die Backſteine, aus welchen die meiſten erbaut ſind, ein altes, räuchriges Anſehen, welches dem nicht daran gewöhnten Auge mißfällt. Nichts iſt dagegen hübſcher und freundlicher als die ländlichen Wohnungen in Holland; das Holzwerk wird dort regelmäßig alle Jahre mit Oelfarbe angeſtrichen, die Ziegelſteine werden roth gefärbt, die Fugen derſelben waiß gemacht; alles ſieht daher immer neu aus und gibt dem Ganzen ein unbeſchreiblich fröhliches und wohlhabendes Anſehen.

Liverpool.

Dieſe Stadt, nächſt London die größte und bedeutendſte in England, ſteht dennoch, ſowohl in Hinſicht der Schönheit als des Umfangs, weit hinter Edinburgh zurück. Aber Handel und Betriebſamkeit haben über Liverpool ihr Füllhorn ausgeſchüttet, und Reichthum und Luxus glänzen dem beobachtenden Fremden überall entgegen.

Die reichen Kaufleute wenden ihren Ueberfluß auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe an, indem ſie die an ſich nicht ſchöne Stadt mit vielen neuen, prächtigen Gebäuden verzieren. Vier neue palaſtähnliche Kaffeehäuſer, (Newshouſes) Neuigkeitshäuſer hier genannt, ſind ſeit kurzem durch

Subſcription erbaut; ein ſchönes Theater, ein Concertſaal, ein großer Gaſthof, viele mildthätige Anſtalten, welche der Menſchheit Ehre machen, verdanken den reichen Einwohnern ebenfalls ihr Daſeyn. Das prächtigſte und koſtbarſte Werk ihrer vereinten Kräfte ſind aber die Docks.

In dieſen künſtlichen Häfen liegen die Schiffe ſicher und bequem, faſt mitten in der Stadt zuſammen, werden ſogar da erbaut, ausgebeſſert, aus- und eingeladen, und überdies ſind die Ladungen vor Dieben ſicher geſtellt. Solche Docks koſten ungeheure Kräfte, um ſie zu Stande zu bringen, ſind aber auch für den Handel vom größten Nutzen.

Die Promenade längs ihren Ufern fanden wir nicht angenehm: das Gewühl, das Schreien, das Drängen und Stoßen iſt betäubend, der Seegeruch unangenehm, aber der Anblick der offnen See über die Docks hinaus entſchädigte uns; den am Ufer des Meeres Gebornen geht es damit wie den Bergbewohnern mit ihren Bergen. Wir ſehnen uns, wenn wir es vermiſſen, und ſein Wiederſehn erfreut wie das eines alten Freundes. Das Meer verſchönert jede Gegend, ja die traurigſte Sandſteppe erhält dadurch einen unbeſchreiblichen Reiz. Das Brauſen der Wellen tönt wie bekannte Stimmen aus unſerm Jugendlande herüber, und wir horchen ihnen gern mit ſtiller Wehmuth zu.

Wir haben ſchon bemerkt, daß Liverpool keine eigentlich ſchöne Stadt ſey; auch die Umgebungen derſelben zeichnen ſich nicht vor andern aus. Doch müſſen wir der ſchönen Wohnungen verſchiedener reicher Kaufleute erwähnen, die ganz nahe vor der Stadt, etwas abgeſondert von dieſer auf einer mäßigen Anhöhe erbaut ſind. Höchſt elegant eingerichtet, vereinigen ſie alle Vortheile des Land- und Stadtlebens auf die angenehmſte Weiſe. Nur wird dieſer Vorzug ihnen wohl nicht lange mehr bleiben, da ſich die Stadt täglich vergrößert, und man ſchon jetzt berechnen kann, daß im Verlauf von einigen Jahren jene Häuſer mitten in ihr und ihrem Gewühl liegen werden.

Der geſellſchaftliche Ton iſt in Liverpool vielleicht ein klein wenig leichter als in London; doch fehlt es hier, wie dort, an dem allgemeinen Intereſſe im Geſpräch, welches die Fremden bald einheimiſch macht. Sind die gewöhnlichen

Redensarten, welche in dieſem Lande immer von der allgemein angenommnen Etikette herbeigeführt werden, abgethan, hat man über Wetter und Wohlbefinden ſich ausgeſprochen, ſo iſt man in der Regel übel dran, wenn man von Handel und Politik nichts weiß oder nichts wiſſen will.

Die Männer dieſer Stadt ſind faſt alle auf dem feſten Lande geweſen, ſie kennen fremde Sitten und Gebräuche; dies macht ſie wenigſtens toleranter gegen Ausländer. Die Frauen aber ſind ächte Engländerinnen im vollen Sinne des Worts, und im allgemeinen fehlt ihnen die höhere Bildung, die denn doch in einer großen Stadt, wie London, leichter zu erlangen iſt, als in einer Provinzſtadt. Dafür haben ſie ſich tauſend Bedürfniſſe und Zierereien angeſchafft, die ihren Reichthum und ihren guten Ton zugleich an den Tag legen ſollen, dem daran nicht Gewöhnten aber höchſt läſtig und peinlich werden.

Die Liverpooler beſitzen in hohem Grade die Tugend der Gaſtfreiheit, die dem Engländer in Städten ſonſt weder eigen iſt, noch ſeiner Einrichtung nach ſeyn kann; daß aber die lange Weile an ihren wohlbeſetzten Tiſchen auch hier gewöhnlich präſidirt, kann nicht geleugnet werden, wenigſtens iſt dies der Fall, bis die Damen aufbrechen und den Männern bei Wein und Politik freien Spielraum laſſen.

In Liverpool, wie in ganz Lancaſterſhire, leben viele Quäker-Familien; doch ſind ſie hier ſehr ausgeartet und ſchämen ſich ihrer alten einfachen Sitte. Der neumodiſche Ton ſteht ihnen wunderlich; beſonders benehmen ſich die jungen Herren, welche Elegants ſeyn wollen, ungemein link. Sie, deren Väter ſelbſt vor dem Könige nicht den Hut abnahmen, grüßen jetzt, zum Beiſpiel auf der Promenade, faſt Jedermann, um zu zeigen, wie vorurtheilsfrei ſie ſind; ungefähr wie elegante Juden, die, um ihre vorurtheilsfreie Bildung an den Tag zu legen, ſich an öffentlichen Orten mit Schinkeneſſen Indigeſtionen zuziehen. In einigen Laden fanden wir noch Quäkerinnen in der einfachen ſaubern Kleidung, die ihre Religion ihnen vorſchreibt. Das „Du“ klang in ihrem Munde ſo höflich und beſcheiden, daß unſer „Ihr“ uns in dem Augenblicke recht lächerlich erſchien. Es handelt ſich ſehr gut mit ihnen; ihre Waaren ſind immer von vorzüglicher

Güte, ſie übertheuern Niemand, und kein Feilſchen und Abdingen findet ſtatt, das ſie nur beleidigen würde.

Das Theater iſt nicht groß, aber ſehr elegant und bequem eingerichtet. Man hört überall im ganzen Hauſe vollkommen gut; die Erleuchtung iſt vortrefflich, und die Decorationen laſſen nichts zu wünſchen übrig. Wir beſuchten hier die Vorſtellungen einiger neuern Schauſpiele, welche wir ſchon in London geſehen hatten, und waren im Ganzen damit zufrieden, wenigſtens mit den Schauſpielern. Die Schauſpielerinnen freilich ſcheinen ſich einander das Wort gegeben zu haben, nicht über die beſchränkteſte Mittelmäßigkeit hinaus zu gehen.

Die Zuſchauer waren weit weniger lärmend, als in London; unter ihnen bemerkten wir im Paterre die beiden betrunkenſten Menſchen, die uns je vorgekommen ſind. Beide, ganz elegant gekleidet, ſaßen leichenblaß, ſtarr und ſteif neben einander, wie Todte, mit ſtieren offnen Augen. Der eine fiel wie ein Stein vom Sitze herunter, der andere blieb, ohne es zu bemerken, ſteif ſitzen. Einige Zuſchauer im Parterre trugen ſie heraus, aber mit ſo zarter Schonung, mit ſo viel Theilnahme, daß man deutlich ſah, jeder dachte im Stillen: „heute Dir, morgen mir!“

Wir haben ſchon oben der vielen menſchenfreundlichen Anſtalten erwähnt, die hier der Wohlthätigkeit und dem Reichthume der Einwohner ihr Daſeyn verdanken. Eine davon, für Blinde, beſuchten wir mit Freude und Rührung. Der Fonds dieſer Einrichtung iſt noch nicht hinreichend, um ein Haus zu erbauen, welches geräumig genug wäre, daß alle dieſe Unglücklichen darin wohnen könnten. Deshalb ſind ſie in der Stadt in Privathäuſern eingemiethet, aber ſie verſammeln ſich alle Tage in dem für ſie eingerichteten Gebäude, Aſylum genannt; dort ſpeiſen ſie zuſammen, erhalten Unterricht in der Muſik, in den Handarbeiten, die ſie bei ihrem traurigen Zuſtande verrichten können, und bringen übrigens den Tag nach Gefallen mit einander zu. In zwei Zimmern ſtehen gute Pianofortes zu ihrem Gebrauch, im dritten eine Orgel. Als wir in letzteres traten, ſaß ein junger Blinder an der Orgel und accompagnirte drei jungen Mädchen, ſeinen Unglücksgefährtinnen. Sie ſangen dreiſtimmig eine rührende Klage, gemildert durch ſtille Ergebung und Hoffnung auf den Tag, der einſt ihre lange Nacht erhellen wird. Ihre Stimmen waren angenehm und rein, ſie bemerkten unſern Eintritt nicht und ſangen ungeſtört fort; gerührt ſtanden wir am Eingange des Zimmers ſtill und hüteten uns wohl ſie zu unterbrechen.

Im Ganzen ſind dieſe Blinden, wie faſt alle ihre Unglücksgenoſſen, immer heiter und froh und geſprächig. In einem untern Zimmer fanden wir eine Menge ſpinnender Weiber und Mädchen, Räder und Zungen ſchnurrten luſtig um die Wette. In einem andern Zimmer, wo ſich Männer und Jünglinge mit Korbflechten beſchäftigten, ging es nicht weniger munter her. Wir bewunderten die Feinheit und zierliche Form der Körbchen, ſie flochten ſogar Muſter von grünen und rothen Weiden hinein, und wußten dieſe von den weißen durchs bloße Gefühl auf das genauſte zu unterſcheiden.

Die Blinden machen auch noch ſonſt allerhand nützliche Arbeiten, welche unten im Hauſe in einem Laden zum Vortheile der Anſtalt verkauft werden; ſie weben, machen Seile, ja es gibt ſogar Schuhmacher unter ihnen. Dieſe Anſtalt gehört wohl zu den zweckmäſſigſten und wohlthätigſten ihrer Art. Entfernt von allen Charlatanerien, ſtrebt ſie nur den Unglücklichen wirkliche Hülfe zu leiſten, ſie ſoviel möglich zu nützlichen Mitgliedern der Geſellſchaft zu machen und ihren einſamen dunkeln Pfad zu erheitern durch Arbeit und Muſik. Hier werden ſie nicht mit tauſend Kleinigkeiten gequält, wie in andern ähnlichen Anſtalten, wo man das, was der Menſchheit das Ehrwürdigſte ſeyn ſollte, das Unglück, zum Zeitvertreib einer müſſig gaffenden ſchauſpielluſtigen Menge herabwürdigt.

Am Tage, ehe wir Liverpool verließen, erſcholl plötzlich von allen Thürmen ein betäubendes Glockengeläute, welches eine ganze Stunde ununterbrochen fortwährte; die Glocken erklangen luſtig bald die Octave hinauf, bald herunter, bald Terzen, bald Quinten, die ganze Scala durch, nach Guſto der Küſter. Jeder von dieſen Herren bimmelte nach Belieben der Nachbarſchaft die Ohren voll, ohne ſich an ſeine Kollegen zu kehren. Wir glaubten, es ſey die Nachricht einer gewonnenen Schlacht angekommen, oder der Geburtstag eines Mitglieds der königlichen Familie würde gefeiert, oder wenigſtens eine große, vornehme Hochzeit in der Stadt; denn auch an blos häuslichen Freudentagen darf jeder Engländer mit allen Glocken läuten laſſen, wenn er dafür bezahlen will. Aber nichts von alle dem, ſondern eine alte, vor mehr als hundert Jahren verſtorbne Jungfer war die Urſache alles dieſes Lärms. Dieſe hat in ihrem Teſtamente ſämmtlichen liverpoolſchen Küſtern eine gebratene Hammelkeule mit Gurkenſalat und dem dazu gehörigen Porter, für jeden Donnerſtag Abend das ganze Jahr hindurch auf ewige Zeiten vermacht. Sie verzehren dieſes Gaſtmahl in Geſellſchaft, müſſen aber vorher mit ihren Glocken einen furchtbaren Lärmen machen, der die Nachbarn der Kirchen in Verzweiflung bringt; alles zum Gedächtniß des Namens der Erblaſſerin, und es frägt ſich, ob dieſe Erfindung, eine Art von Unſterblichkeit zu erhalten, nicht ſo gut und beſſer iſt, als manche andere.

Die Gegend hinter Liverpool fanden wir eben ſo holländiſch als die, durch welche wir hereinkamen. Das Land ſo flach als möglich, aber höchſt cultivirt, durchſchnitten von ſchiffbaren Kanälen. Ueber Warrington, ein ſehr freundliches Städtchen, berühmt durch Glasfabriken aller Art, kamen wir zum zweiten Male nach Mancheſter, von dort auf ſehr unebnem ſteinigem Wege nach Daisley.

Die engliſchen Landſtraßen werden mit Recht im Durchſchnitt als höchſt vortrefflich geprieſen. Aber in der Nähe großer Fabrikſtädte, wo ſchwer beladene Wagen und Karren den ganzen Tag darauf hin und her rollen, ſind ſie es weit weniger und müſſen den Chauſſeen um Dresden, im Deſſauiſchen, im Oeſtreichiſchen und andern in Deutſchland den Vorrang einräumen.

Eine Unannehmlichkeit für fremde Reiſende in England beſteht darin, daß es ſehr ſchwer wird früh auszureiſen. Bei aller Vortrefflichkeit der Gaſthöfe iſt es dennoch unmöglich vor ſieben Uhr Morgens das Frühſtück zu erhalten: der Wirth und ſeine erſten Bedienten ſchlafen bis ſpät in den Tag hinein; nur der Stiefelwichſer iſt zu jeder Stunde bereit, aber ſeine Macht erſtreckt ſich nicht weiter, als höchſtens zur Herbeiſchaffung der Pferde. Dieſe Beſchwerde fühlt indeſſen nur der Fremde, namentlich der Deutſche: denn die Engländer ſind in der Regel gewohnt erſt einige Stunden nach dem Aufſtehen zu frühſtücken, und reiſen immer eine oder ein Paar Stationen, ehe ſie ihren Thee mit geröſtetem Butterbrode verlangen. In Daisley, wo wir dem engliſchen Gebrauch gezwungen folgen wollten, fanden wir das Haus in ſo groſer Unordnung und Unſauberkeit, daß es uns unmöglich war den Wagen zu verlaſſen.

Unſre Reiſe fiel gerade in die Zeit der allgemeinen Bewaffnung der Nation gegen die gefürchtete Landung der berüchtigten Bateaux plats. Alt und Jung ſpielte Soldaten; Comptoire, Werkſtätte, Laden ſtanden die Hälfte der Woche leer; jeder junge Mann ſuchte durch ſchöne Uniformen und Exerciren bei heiterm Wetter im Angeſichte der Damen ſeinen Muth an den Tag zu legen: bei Regenwetter gingen ſie freilich, wie die päpſtlichen Soldaten, mit Regenſchirmen zur Parade.

Nach dem Exerciren wurden in Gaſthöfen, bei groſſen gemeinſchaftlichen Gaſtmählern, die durch dieſe patriotiſche Anſtrengung erſchöpften Kräfte, hinter der Flaſche wieder erſetzt, und die Nacht alsdann mit Tanz und Spiel vollends hingebracht. Dieſe Lebensweiſe galt damals durch ganz England, und die Chefs der darüber leer ſtehenden Comptoire und Fabriken, wollten ob der großen Vaterlandsliebe der jungen Helden ſchier verzweifeln.

In Daisley war eben dieſe Nacht ſolch ein patriotiſches Feſt gefeiert worden. Alles trug noch Spuren davon, welche, ziemlich abſchreckend, dem Eintretenden auf alle Weiſe entgegenkamen. Hinter Daisley war die Gegend zuerſt recht freundlich, ganz engliſch; alles grün, über und über. Dann geriethen wir wieder zwiſchen unfruchtbare hohe Felſen. Dürftig mit Haidekraut bewachſen, boten ſie uns alles Unangenehme einer Gebirgsreiſe, ohne uns durch erhabne Schönheit dafür zu entſchädigen. Kurz vor Middleton kamen wir durch eine enge, zwiſchen Felſen von ſchönerer Form ſich hinwindende Schlucht; dann ging es weiter über noch höhere und freudenloſere Berge bis Sheffield.

Dies iſt eine große, aber nicht freundliche Manufactur-Stadt. Kohlendampf, üble Luft, unbeſchreiblicher Schmutz, wie in einer Schmiede, überall. Die Straßen hallen wieder von wildem, wüſtem Geſchrei und Gehämmer, alles hat ein grobes, unangenehmes Handwerks-Anſehn. Es werden in Sheffield ſehr viele und ſehr ſchöne Stahl- und plattirte Waaren verfertigt. Unſers Bleibens konnte aber dort nicht lange ſeyn; nichts zog uns an, wir eilten fort und freuten uns in dem nicht weit entfernten Landſitze des Lord Fitzwilliam, Wentworth-Houſe, wieder einmal friſche Luft zu ſchöpfen.

Wentworth-Houſe und Rotherham.

Es ward uns erlaubt durch den Park von Wentworth zu fahren. Obgleich groß und angenehm, zeichnet er ſich dennoch übrigens nicht aus; eben ſo wenig die Gärten und Anlagen.

Das Merkwürdigſte hier ſind die prächtigen Ställe und das Haus; erſtere gleichen wahrlich mehr einem Palaſte, als der Wohnung von Pferden. Sie umſchließen einen großen viereckigen Hof von allen Seiten. Der eine Flügel des mit architektoniſcher Pracht verzierten Gebäudes iſt zur Reitbahn eingerichtet; in den drei andern ſahen wir eine Menge der ſchönſten Pferde, unter ihnen viele Jagdpferde, meiſtens von arabiſcher Herkunft; auch verſchiedene berühmte Renner, welche bei manchem Wettrennen unſterbliche Lorbeeren errungen hatten. Die Luft war in dieſem Pferdeſtalle weit reiner, als in der Stadt Sheffield. Die Pferde ſtehen alle auf ſteinernen, zum Abzuge der Feuchtigkeit hin und wieder durchbohrten Platten. Dies verhinderte allen unangenehmen Geruch. Ueber dem Stande der vornehmſten Pferde, der Jagdpferde und der Renner, war ihr Name, der Name ihrer werthen Aeltern und bisweilen ein noch längerer Stammbaum zierlich geſchrieben zu leſen. Einige Stuten hatten ziemlich große Spiegel vor ſich, um zu bezwecken, daß ihre Nachkömmlinge ihnen an Schönheit gleich würden.

In einem abgeſonderten Theile des Hofes lief ein ſehr hübſches perſiſches Pferdchen umher. Man ſagte uns, es wäre über zwanzig Jahr alt. Zahm, wie ein Hund, und auch nicht viel größer, kam das zierliche Thier auf jeden Ruf freundlich und ſchmeichelnd herbeigeſprungen.

Das Haus paßt völlig zu der Pracht der

Pferdeſtälle. Es iſt ein impoſantes Gebäude; etwas ſchwerfällig erſchien uns die übrigens prächtige, aber mit Zierrathen, Säulen, hohen, doppelten Treppen überladene Façade. Die Souterrains allein, zu welchen man von außen durch eine große doppelte Thüre unter der großen Treppe gelangt, könnten für eine ſehr ſchöne Wohnung gelten; ſie enthalten eine große Halle, lange Galerien, Vorrathsgewölbe, Bedienten- und Officianten-Zimmer und eine ungeheuere Küche, in welcher vier franzöſiſche Köche, ganz gegen die Landesſitte, ihre Myſterien verwalteten.

Die Eintrittshalle oben zu den herrſchaftlichen Zimmern iſt ſehr prächtig mit Wänden von künſtlichem Marmor geziert. Eine hohe Kuppel erleuchtet ſie, oben herum läuft eine Galerie. In hellblauen, den Lapis Lazuli nachahmenden Niſchen ſtehen zwölf marmorne Copien der ſchönſten und berühmteſten antiken Statuen. Vor allen zeichnen ſich Paris und Antinous von Cavaceppi aus. Dem Eingange der Halle gegenüber tritt man in eine kleine halbe Rotunde, deren Verzierung noch nicht ganz fertig war. Sie enthält die vortreffliche antike Statue eines ſitzenden Redners mit einer wunderſchönen Draperie, und außerdem noch ſechs ſchöne antike Büſten. In einer unabſehbaren Reihe prächtiger, jedoch nicht ganz moderner, Zimmer ſahen wir eine Menge Gemälde, viele, zum Theil ſehr ſchöne Thierſtücke und Landſchaften von berühmten Meiſtern. Eine Menge Portraits der vierfüßigen Lieblinge des Lords, zum Beiſpiel ein Büffelochs, Hunde und Pferde, von guten Meiſtern gemalt, zierten ebenfalls die Wände.

Auch ſich und ſeine Gemahlin hat Lord Fitzwilliam durch den Pinſel des Sir Joshua Reynold verewigen laſſen; das Gemälde hing aber, neben verſchiedenen ältern herrlichen Familienbildern von van Dyk, in keiner ihm ſehr vortheilhaften Nachbarſchaft. Schon durch die jetzige moderne Kleidung mußte es gegen jene alte, geſchmackvolle Pracht verlieren. Die ſehr große, prächtige Bibliothek enthält noch außer den Büchern ein hübſches, elegant aufgeſtelltes Naturalienkabinet. Müde und angegriffen vom Anſchauen und Bewundern ſetzten wir unſern Weg fort nach Rotherham, wo uns Merkwürdigkeiten anderer Art erwarteten.

Hier waren wir wieder in Vulkans Wohnung, doch ging es uns diesmal nicht wie in Carron; wir wurden eingelaſſen und freundlich empfangen.

Dieſe Eiſengießerei, an Größe und Bedeutung die nächſte nach jener in Carron, gehört Herrn Walker. Obgleich auch hier Fremde ohne beſondre Empfehlung nicht eingelaſſen werden, und wir keine an Herrn Walker hatten, ſo genügte ihm doch ſchon ein Blick auf einige offene Adreßbriefe, die wir von London aus für andere Orte in England mitgebracht hatten, und er gab Befehl, uns überall herumzuführen. Eine ungeheure Menge Blech wird hier geſchmiedet, gereinigt, geſchnitten, verzinnt, und dann in Kiſten gepackt in alle Welt verſendet, wo es unter tauſenderlei Formen wichtige und angenehme Dienſte leiſtet. Das zu verarbeitende Eiſen kommt alles aus Rußland, theils roh, theils in langen Stangen.

Die Eiſengießerei war uns beſonders intereſſant. Einen ſchauderhaft ſchönen Anblick geben die hochſprühenden Flammen und Funken, die rothen ziſchenden Feuerſtröme, welche ſich mit glühendem Schein langſam hinwälzen, bis ſie ſich in die Form wie in ein Grab verſenken, um dort auf immer zu erſtarren. Ihn vermehren noch die ſchwarzen, koloſſalen Männer, welche ſich auf mannichfaltige Weiſe darum her beſchäftigen. In Rotherham ward die große eiſerne Brücke gegoſſen, die wir bei Sunderland bewunderten, und eine zweite, noch größere, ward vor kurzem nach Jamaika verſendet. Das Eiſen wird hier in unendlich verſchiedene Geſtalten gezwungen, von den koloſſalen Brücken an bis herab zum demüthigen Plätteiſen. Man verfertigt hier auch viel ſchönes Gitterwerk, in geſchmackvollen, meiſtens der Antike nachgebildeten Muſtern, und braucht es ſehr häufig zu Verzierung der Balkone, Fenſter, Gartenpforten, Thorwege und Treppen. Es ſieht ſehr reich und elegant aus. Durch die Erfindung, dergleichen Dinge zu gießen, ſtatt ſie zu hämmern, iſt ihr Gebrauch ungemein verbreitet worden. Geſchlagenes Eiſen iſt zwar weit dauerhafter als gegoſſenes, aber dieſes koſtet auch nur halb ſoviel als jenes, und da es denn doch Eiſen iſt, ſo bleibt es ſeiner Natur nach noch immer dauerhaft genug.

Das Glück wollte uns ſo wohl, daß wir eine vierundzwanzigpfündige Kanone gießen ſehen konnten. Aus zwei Oefen floß brauſend das flüſſige Metall in zwei mit Sand und Erde eingedämmte Kanäle, die ſich bald in einem einzigen vereinten, aus dem es gewaltſam in die tief eingegrabne Form ſtürzte. Dante's Hölle und der feurige Phlegethon waren bei dieſem Anblick die nächſt verwandten Ideen. Drei Tage braucht es, ehe die Kanone erkaltet iſt, dann zerbricht man die Form und bringt ſie ſo heraus.

Wir ſahen auch eine Kanone bohren; denn ſie werden alle maſſiv gegoſſen. Aus dieſer Operation pflegte man ſonſt ein Geheimniß zu machen, doch ward ſie uns ohne viele Widerrede gezeigt, ſobald wir den Wunſch äußerten ſie zu ſehen. Die dazu nöthige Maſchine wird vom Waſſer getrieben. Eine lange, eiſerne Stange, genau ſo dick als die Mündung der Kanone weit werden ſoll, ſteht in horizontaler Stellung feſt. Ein platter Stahl, ungefähr einen halben Zoll ſtark, mit ſcharfen Ecken, in Form einer Zunge, befindet ſich am Ende der übrigens ganz runden Stange. Die Kanone, mit undenkbarer Gewalt vom Waſſer getrieben, wird gezwungen ſich um dieſe Stange wie um eine Axt zu drehen und zu winden; die Zunge ſchneidet das Metall aus der Oeffnung und die Stange polirt ſie von innen ganz glatt und eben. Es iſt unmöglich, die Kraft ohne Staunen anzuſehen, die hartes Metall wie weiches Holz bearbeitet. Wie wenig vermag der Menſch mit ſeiner Stärke allein, und wie viel Erſtaunenswerthes bringt er hervor mit Hülfe der Elemente, die er zur Dienſtbarkeit zwingt, die ſich aber auch an dem ohnmächtigen Herrſcher oft furchtbar rächen, wenn ſie die Feſſeln zerbrechen, die er ſchlau erſann, und in wilder Freiheit einhertoben, um in Momenten ganze Geſchlechter zu vernichten.

Workſop. Welbeck. Clumber.

Die Gegend um Rotherham wimmelt von ſchönen und prächtigen Landſitzen. Alle zu ſehen wäre, wenn man es auch möglich machen könnte, eben ſo zwecklos, als ermüdend. Wir begnügten uns die auszuwählen, welche durch Reichthum an

Kunſtwerken, durch Eleganz und Pracht, oder durch ehrwürdige Ueberbleibſel einer frühern Zeit vor andern ſich auszeichnen.

Zunächſt nach unſrer Abreiſe von Rotherham zog uns Workſop an, der Sitz des Herzogs von Norfolk. Wir fanden beim Durchfahren den ſchönen Park und ſpäter die Gärten in ziemlichem Verfalle. Eine ſeltne Erſcheinung in England! Der Herzog vernachläſſigt dieſe ſchöne Beſitzung, kommt nur alle Jahre auf einige Tage hin und wendet wenig daran.

Das Haus iſt ſehr groß, überall ſieht man Spuren verblichner Pracht und daß eine reiche vornehme Familie hier wohnte, aber auch, daß es jetzt verlaſſen und vergeſſen daſteht. Wir wurden durch eine unabſehbare Reihe großer öder Zimmer geführt, in welchen die reichen Hauteliſſe-Tapeten an den Wänden, die hohen vergoldeten Stühle, das ganze, nach dem jetzigen Geſchmack veraltete Ameublement uns in ein von dem unſeren ganz verſchiedenes Zeitalter verſetzte. Viele Gemälde, ohne Auswahl zuſammengeſtellt, hingen an den Wänden umher, im ſchlechteſten Lichte. Manches Vortreffliche ſchien uns unter der Menge entgegenzuleuchten; aber, wie gewöhnlich, konnten wir das Schöne nur ahnen und mußten ohne Genuß vorüberſtreifen. Die große doppelte Haupttreppe iſt ſehenswerth und vielleicht eine der prächtigſten der Welt: ſo ſchön windet ſie ſich, nur auf ſich ſelbſt beruhend, ſo groß und edel ſind ihre Dimenſionen; ein reiches vergoldetes Geländer von Eiſen ziert ſie.

Der nächſte Park, durch den wir fuhren, hieß Welbeck und gehört dem Herzoge von Portland. Das Haus iſt nicht ſehenswerth, deſto ſchöner der Park. Vorzüglich ſchöne Heerden weiden darin, in Gemeinſchaft mit unzähligen Rehen und Hirſchen; einige Büffelochſen gingen ganz friedlich unter den übrigen Thieren einher; das Ganze macht einen ungemein freundlichen und behaglichen Eindruck.

Von Welbeck kamen wir nach Clumber, dem Sitze des damals noch unmündigen Herzogs von Newcaſtle. Die Gärten ſind unter der Vormundſchaft ein wenig vernachläſſigt, doch in gutem Styl angelegt und können leicht wieder in ihrem ehemaligen Glanz hergeſtellt werden. Einige Tempel machten aus der Ferne einen ſehr pittoresken Effect, und ein großes Stück Waſſer trägt viel zur Verſchönerung des Ganzen bei. Obgleich eigentlich ein Teich, hat ihm doch die Kunſt ganz das Anſehn eines ziemlich breiten Stromes gegeben, der ſich ſehr täuſchend zwiſchen den ſchönen Bäumen, Wieſen und Anhöhen hindurchwindet.

Bei aller Größe bietet das ohne Säulen und andere Verzierungen, in einem ganz bürgerlichen Styl erbaute Haus eine ſehr einfache Außenſeite. Im Innern vereinigen ſich ſolide Pracht und wohnliche Heiterkeit, um es zu einem ſehr reizenden Wohnſitze zu bilden. Gleich in der nicht weitläufigen Eintrittshalle fiel uns ein großes ſchönes Gemälde in die Augen: es ſtellt den verſtorbenen Herzog vor, er ſitzt zu Pferde und um ihn her verſchiedene ſeiner Freunde, Alle, wie man uns verſicherte, auf's treffendſte ähnlich gemalt. Auf einem Tiſche ſtanden vier der größten und ſchönſten ſogenannten hetruriſchen Vaſen.

Mehrere antike und moderne Statuen, Sarkophage, Büſten, Vaſen und Candelabers ſind in die angränzenden Gemächer vertheilt; ein unſäglicher Schatz von Kunſtwerken, nur leider auch hier dem Kunſtfreunde ungenießbar.

Außer dieſen befindet ſich hier noch eine Sammlung von Gemälden, wie man ſie ſelbſt in England ſelten in einer Privatſammlung findet. Ein weiblicher Kopf von Correggio iſt wohl die Krone des Ganzen: die ernſte ſchöne Geſtalt ſteht hinter einem Tiſche, herübergebeugt gegen den Anſchauer, den ſchönen ausdrucksvollen Kopf auf die Hand geſtützt. Im nämlichen Zimmer hängt noch ein liebes einfaches Bild, Maria mit dem Kinde, von Albrecht Dürer, und eine Artemiſia von Guido. Dieſe ſind uns aus der Menge prächtiger Gemälde, ſowohl italieniſcher als niederländiſcher, einigermaßen erinnerlich geblieben. Sehr vortreffliche Familienbilder und Portraits findet man hier ebenfalls; van Dyk iſt auch in dieſer Familie ſehr fleißig geweſen. Man begreift es nicht, wenn man die engliſchen Luſtſchlöſſer ſieht, wie dieſer Einzige ſo unendlich Vieles und Herrliches hervorbringen konnte. Noch ſahen wir hier einige ſehr ſchöne Paſtellbilder von der fleißigen Roſalba und ein Paar Portraite von Angelica Kaufmann. Ein ganzes Kabinet voll Portraite von Kindern aus der Familie, zum Theil ſehr ſchön gemalt, erſchien uns als eine ganz einzige Sammlung in ihrer Art. Es war recht hübſch, dieſe aufgehenden friſchen Blüthen ſo verewigt zu ſehn. Ein etwa einjähriges Kind, im Hemdchen auf einem weißen Kiſſen ſitzend, das Bild der friſcheſten, fröhlichſten Geſundheit, zeichnete ſich vor allen aus. Mit ſeinem kleinen, verſchobenen Spitzenmützchen auf dem Kopfe, hielten wir es für das Portrait eines allerliebſten kleinen Mädchens und hörten mit Erſtaunen, es ſtelle den verſtorbnen Großpapa des jetzigen Herzogs vor. Dieſe Gemälde befinden ſich alle in der Bel-Etage.

Im erſten Stocke ſahen wir noch eine ſehr große, ſchöne Bibliothek und einen prächtigen Speiſeſaal. In dieſem hängen vier ungeheuer große, in ihrer Art vortreffliche niederländiſche Gemälde, ſogenannte Marktſtücke, von der Art, die wir früher bei der Beſchreibung von Keddleſton erwähnten; die Figuren darauf ſind von Sneyders. Auf einem hängen todte Vögel, Wild aller Art, Schöpſenkeulen, Rinderbraten, und ſo weiter; alles ſo natürlich wie möglich dargeſtellt. Wie man ſolche Fleiſchbänke beim Eſſen anſehen kann, blieb uns unbegreiflich. Eben ſo widerlich ſind zwei Pendants zu dieſem Bilde, obgleich nicht minder trefflich gemalt; ſie ſtellen alle Gattungen Fiſche vor, die im Meere und in den Strömen für der Reichen Tafeln ſich mäſten. Auſtern, Schildkröten, Hummer, ja ſogar ein Seehund ſind nicht darauf vergeſſen. Wie letzterer zu dieſer Ehre kam, wiſſen wir nicht. Die Fiſche ſind zum Theil aufgeſchnitten und blutend dargeſtellt. Einen angenehmern Anblick gewährt ein großer Gemüſe- und Obſtmarkt, iſt aber weniger gut gemalt als die andern drei.

In dieſem Saale ſowohl als in dem größten Theile der übrigen Zimmer bewunderten wir trefflich in Italien gearbeitete marmorne Kamine, und noch tauſend Dinge mehr. Clumber iſt eines der ſehenswertheſten Schlöſſer in England in Hinſicht ſeiner Kunſtſchätze. Außer den Gemälden und Statuen betrachteten wir noch eine ſchöne Sammlung merkwürdiger Handzeichnungen und alter Kupferſtiche. Wochen, ja Monate müßte man hier verleben, nicht wenige eilende, karg zugemeßne Stunden.

Nottingham.

Ueber das artige Städtchen Mansfield, reiſten wir nach Nottingham, einer ſchönen anſehnlichen Fabrikſtadt, in welcher beſonders viele und große Strumpfwebereien ſich befinden. Von dort gingen wir nach Derby, durch eine ſehr reizende Gegend, dicht beſäet mit Parks und freundlichen, zum Theil ſchönen Landhäuſern, zwiſchen welchen einige ſtolze Schlöſſer der Großen ſich ſtattlich erheben. Unſer Poſtillion fiel vom Pferde, die Pferde nahmen Reißaus; doch auf dieſen ſchönen und lebhaften Straßen hat ſolch ein Vorfall wenig zu ſagen, obgleich er faſt in allen engliſchen Romanen als ein großes Motiv paradiren muß. Unſere flüchtigen Pferde wurden bald angehalten, und wir kamen, zwar ein wenig erſchrocken, doch wohlbehalten in Derby an. Hier waren die Pferderennen, auf die wir uns gefreut hatten, eben vorbei; auf unſrer vorigen Durchreiſe war das Merkwürdigſte, was Derby darbietet, ſchon bewundert; deshalb ſetzten wir unſern Stab bald weiter und zogen gen Warwick.

Warwick.

Am freundlichen Ufer des Fluſſes **Avon** liegt dieſe kleine artige Stadt ſehr angenehm; ganz in der Nähe das ehrwürdige alte Schloß **Warwick-Caſtle**, ſeit Jahrhunderten der Sitz der berühmten Grafen von **Warwick**. Der zum Schloſſe gehörige Park iſt einer der ſchönſten, wenn auch nicht der größten in England. Der herrliche, ſich hindurchwindende Strom, und das alte wohlerhaltne Schloß mit ſeinen grauen Thürmen, ſeinen epheubewachſenen Mauern erheben ihn weit über die gewöhnlichen Parks. Alles trägt hier den Charakter der großen, erhabnen Natur, und man vergißt die Kunſt, die, wenn gleich beſcheiden, dennoch geſchäftig hier waltete. Die ſchöne Gegenwart und die ernſte Vorzeit vereinigen ſich und gießen unbeſchreibliche Zauber über alle Gegenſtände rings umher.

Eine Stelle des Parks verdient vor allen ausgezeichnet zu werden. Ueber den ſilbern hingleitenden Fluß hin erblickt man das mit gothiſcher

Pracht erbaute Schloß in aller ſeiner Herrlichkeit, ſo wie es ſchon vor Jahrhunderten daſtand. Eine ſchöne Brücke führt über den Strom, in welchem eine üppige Vegetation von beiden Seiten ſich unter dem Schutze einzelner uralter Bäume ſpiegelt. Unfern der Brücke ſprudelt und blitzt der Strom, indem er dort einen kleinen Fall bildet und gleichſam einen Freudenſprung macht. Keine Spur von der wilden Wuth, mit welcher der Clyde in Schottland in Abgründe hinabſtürzt; hier iſt alles lachend und freundlich, von unendlichem Liebreize begleitet. Das ſchöne Orangeriehaus, eine der größten Zierde dieſer Gärten, umſchließt ein Kunſtwerk von hohem Werthe. Mitten unter geſchmackvoll geordneten Blumen aller Zonen ſteht darin eine große, herrlich gearbeitete, mit Reliefs gezierte Vaſe von weißem Marmor; ein Geſchenk Sir William Hamiltons.

Das Schloß iſt eines der ſchönſten Gebäude ſeiner Zeit, mit Eckthürmen, felſenfeſten Mauern, hohen Bogenfenſtern, Schießſcharten und zackigen Zinnen, von welchen der Epheu in reichen Kränzen ſich herabſenkt; ein Denkmahl des ehrwürdigen Alterthums, ohne Spur von Vergänglichkeit.

Auch von innen ward nichts Weſentliches daran verändert: die ungeheuern Mauern, die Eintheilung der Zimmer, die gewölbten Fenſter und Thüren blieben wie ſie waren, nur wohnlich und freundlich wurden ſie für den jetzigen Beſitzer eingerichtet.

Die Zimmer ſind größtentheils neu meublirt. Alles iſt neu und glänzend, aber ernſt und ſolid prächtig, wie es in ſeiner Art der erſte Erbauer auch mag eingerichtet haben, ohne daß man kindiſch die alten Formen nachgeahmt hätte, die zu unſern Zeiten nicht mehr paſſen, und die jetzt, oft auf eine meiſtens geſchmackloſe Weiſe, in mancher ſeyn ſollenden Ritterburg beibehalten worden, und ihr das Anſehn einer Maskerade geben.

Ein Paar der Zimmer ſind ſehr prächtig, weiß mit Gold, verziert, andre mit ſchweren ſeidenen Tapeten; alle haben ſchöne, zum Theil in Italien gearbeitete, marmorne Kamine, unter welchen beſonders eins von Moſaik ſich auszeichnet. Ein großes, mit Cedernholz getäfeltes Zimmer ſteht noch ganz ſo da, wie es vor zweihundert Jahren eingerichtet und meublirt ward. Hier bemerkten wir eine Art von Schrank oder Comode, ganz von

Schildkröte, mit Gold eingelegt und ſehr künſtlich gearbeitet. In dieſem Saale hingen die Familienportraite, einige darunter von Rubens, andere von van Dyk, die ältern wenigſtens durch ihr Alter und durch die Perſonen, die ſie darſtellen, intereſſant.

Auch in den übrigen Gemächern hängen viele, zum Theil koſtbare Gemälde; unter ihnen bemerken wir nur zwei ſehr ſchöne Landſchaften von Salvator Roſa, und zwei höchſt charakteriſtiſche Köpfe, die zuſammen in einem Buche leſen, von Rubens; dann zwei furchtbar ſchöne Löwen vom nämlichen Meiſter. Der Schatz von Gemälden iſt auch hier zu groß, um ſo ſchnell überſehen zu werden. Verſchiedene Marmorbüſten und Vaſen und einige ſchöne thönerne Gefäße aus Herculanum zieren ebenfalls die Zimmer.

Die Schloßkapelle iſt einfach; Kanzel und Sitze von Cedernholz. Alte, prächtige, gemalte Fenſter mit bibliſchen Geſchichten verbreiten ein heiliges ſchauerliches Helldunkel über das feierliche Ganze. Im Waffenſaal blitzten noch die alten Waffen, mit welchen die Ahnen der jetzigen Grafen zum Siege oder zum Tode auszogen. Als ein Heiligthum der Familie wird das blutbeſpritzte lederne Wammes aufbewahrt, in welchem einer von ihnen auf dem Schlachtfelde den Heldengeiſt aushauchte. Auch vieles alte, zum Theil ſehr ſchöne Schnitzwerk in Holz ward uns gezeigt; und eine Sammlung otahitiſcher Seltenheiten, nebſt einer andern von Foſſilien aus Derbyſhire.

Der Thürſteher, welcher ſelbſt wie ein Ueberbleibſel der alten Zeit ausſah, ließ uns beim Ausgange aus dem Park ſeiner Loge nicht vorbeigehen, bis wir die große Punſchbowle geſehen hatten, die er dort aufbewahrt; eigentlich ein ungeheurer Topf oder Keſſel von helltönendem Erz, der ſeit undenklicher Zeit in der Familie heilig gehalten wird. Die alten Grafen brauchten ihn, wenn ſie, der gaſtfreundlichen Sitte der damaligen Zeiten treu, am Weihnachtsfeſte ihre Hallen öffneten, und mehrere Tage lang Nachbarn, Bekannte und Fremde, Arme und Reiche gleich willkommne Gäſte waren. Jetzt trinken zwar die Enkel nur bei einzelnen feierlichen Gelegenheiten Punſch daraus; doch das Gefäß wird noch ſorgfältig aufbewahrt: denn manche alte Tradition, die auf das Glück der Familie Bezug hat, hängt daran.

Von Warwick kamen wir nach Stratford upon Avon. Der Ort iſt klein, arm und unbedeutend, aber ein heiliger Schimmer umgibt ihn: denn hier erblickte Shakſpeare zuerſt den Tag, hierher kehrte er zurück am Ende ſeiner großen Bahn, und ſeine Gebeine liegen hier begraben. Niemand weiß recht die Stätte, aber in der Weſtminſter-Abtei, dort wo die Könige ruhen, ſtrahlt das Denkmal, welches die Nation ihm errichtete, deren Stolz er iſt.

Wir ließen uns zu der Hütte führen, in welcher ſein Vater, ein wohlhabender Handſchuhmacher, auch Wollkämmer, einſt wohnte, wo der große Geiſt, ſeiner ſelbſt nicht bewußt, in der engen Eingeſchränktheit ängſtlich und beklommen ſich fühlte, bis ins ſechzehnte Jahr, in ſtetem Kampfe mit der ihn einengenden Außenwelt, an den Banden riß, die ihn einzwängten, und endlich, nach mancher wilden ungezügelten Aeußerung, zu welcher Jugendmuth und ungeleitete Kraft ihn hinzogen, dem engen Leben wie dem kleinlichen Zwange entfloh und frei ſeinem Genius folgte.

Die armen Lehmwände des Hauſes können wohl ſchwerlich ſchon vor weit mehr als zweihundert Jahre geſtanden haben, obgleich Stratford's Einwohner es allgemein behaupten. In der Brandmauer am Feuerherde aber iſt ein alter hölzerner Lehnſtuhl in einer Art von Niſche eingemauert; der Herd ſelbſt ſieht ſehr alt aus, eine große ſteinerne Platte liegt davor; hier hat gewiß Shakſpeare's Vater geſeſſen, eifernd über die wilden Jugendſtreiche des Sohnes, der ihm bei aller Blutsverwandtſchaft dennoch ein Fremder war und ewig ſeyn mußte.

In einem obern Zimmer zeigte man uns noch ein großes, altes Bettgeſtell, in welchem Shakſpeare's Mutter ihn zur Welt brachte; auch ſein Stammbaum hängt hier. Das Haus wird jetzt von einem Fleiſcher bewohnt, der ſehr arm zu ſeyn ſcheint. Doch ſorgſam wacht er über dieſe heilige Stätte: denn ſie bringt ihm durch die Beſuche der Fremden bei ſeiner Dürftigkeit eine ſehr willkommene Hülfe.

Tewksbury und Cheltenham.

In dem kleinen freundlichen Landſtädtchen Tewksbury vernahmen wir, daß dort in einigen Tagen ein großes Pferderennen gehalten werden ſolle. Unter den Wölfen lernt man heulen, ſagt das Sprichwort, unter den Engländern wird man am Ende ſelbſt eine Art von John-Bull. Wir beſchloſſen alſo die Zeit bis dahin in dem benachbarten Bade Cheltenham zuzubringen, dann an dem zu jenem Feſte beſtimmten Tage nach Tewksbury zurückzukehren, und reiſten nach Cheltenham ab.

Dieſer berühmte Brunnenort iſt ein hübſches Städtchen, in einem angenehmen, von Hügeln umgebenen, breiten Thale. Alles darin ſieht neu aus. Die Stadt iſt größtentheils während der letzten vergangnen fünfzig Jahre erbaut, denn ſo lange ungefähr iſt es, daß die dortige Quelle bekannt und berühmt ward.

Cheltenham beſteht aus einer einzigen, wenigſtens eine engliſche Meile langen Straße, an welche ſich kleine Nebenſtraßen und einzelne Gebäude anſchließen. In dieſer Hauptſtraße mit den ſchönſten Gebäuden, den glänzendſten Läden, Leihbibliotheken und Kaffeehäuſern, wogt die ſchöne Welt den Morgen über langſam und, wie es uns ſchien, auch langweilig auf und ab. Die Damen ſchleichen gähnend zu zweien und dreien aus einem Laden in den andern, während die Herren mit Reiten, Trinken und Zeitungsleſen die edle Zeit auf ihre Weiſe hinzubringen ſuchen.

Der Geiſt geſelliger Freude iſt hier ſo wenig als ſonſt in England einheimiſch; man treibt alles ernſtlich, und ſo wird auch das Vergnügen zur Arbeit. Wenn der Morgen überſtanden iſt, ſo helfen Bälle, Aſſembleen, Concerte und Theater, wie es eben die Reihe trifft, die übrigen Stunden hinzubringen; für alles dies iſt geſorgt, wenn auch nach etwas verjüngtem Maßſtabe. Während der Saiſon präſidirt hier einer der Zeremonienmeiſter aus Bath, weil er den Sommer über dort müſſige Zeit hat. Von dieſer und andern Einrichtungen der engliſchen Bäder, ſo wie auch von der allen gemeinen Lebensweiſe behalten wir uns vor ausführlicher zu ſprechen, wenn wir zur Beſchreibung von Bath, dieſer Königin aller engliſchen Badeörter, kommen.

Die Promenade, welche zu dem Brunnen von Cheltenham führt, wird für eine der ſchönſten in England gehalten; wahrſcheinlich erwirbt ihr in dieſem Lande die große Seltenheit gerader, von hohen Bäumen eingefaßter Alleen dieſen Ruhm, denn hohe, ſchattige Ulmen umgeben hier von beiden Seiten eine breite, ſchnurgrade, etwa neunhundert Fuß lange Allee. In ihrer Mitte befindet ſich der Brunnen in einem etwas ſchwerfälligen Tempel eingeſchloſſen, daneben ein hübſcher Saal zum Gebrauch der Brunnengäſte bei ſchlechtem Wetter, und in dieſem ein Buch zu Subſcriptionen für die Erhaltung der Promenade, des Saals und ſo weiter. Jeder wohlgezogne Brunnengaſt unterzeichnet ſich darinnen mit Namen und Stand; im Unterlaſſungsfall wird er für einen Nobody angeſehen, und keine Notiz von ihm genommen, wie billig. Am Ende der Promenade befindet ſich noch eine gewöhnliche engliſche Gartenanlage; ein artiges, ebenfalls zur Beluſtigung der Badegäſte beſtimmtes Gebäude ſchließt hier die Allee, und am andern Ende derſelben bildet der ziemlich ſpitzige Kirchthurm das Point de vue.

Es iſt ein hübſcher Anblick, wenn man Morgens zwiſchen acht und zehn Uhr, der gewöhnlichen Brunnenzeit, die Badegeſellſchaft unter den ehrwürdigen Bäumen langſam auf und ab wandeln ſieht. Der eigne Reiz, welcher die Engländerinnen in ihrer Morgenkleidung umgibt, iſt bekannt, und hier, in dieſem grünen Dämmerlichte, zeigen ſich die weiß gekleideten, nymphenhaften Geſtalten der mehreſten auf's vortheilhafteſte. Zwar hält dieſe Allee mit der von Pyrmont keinen Vergleich aus; die Engländer ſind indeß ſtolz darauf und meinen, ſie ſey die ſchönſte in der Welt. Während man hier des Trinkens halber auf und ab ſpaziert, welches ſehr charakteriſtiſch die Morgenparade genannt wird, muſicirt eine Bande Spielleute raſch darauf los, ſo gut es gehen will, und läßt laut ihr God save the King und Rule Brittannia erſchallen.

Eine wunderliche Einrichtung iſt's, daß man nicht anders als über den Kirchhof zur Promenade gelangen kann; dieſer iſt zwar ganz artig, mit hübſchen Linden, aber daneben auch mit vielen Leichenſteinen beſetzt, und mag wohl bei manchem zur Quelle wallfahrtenden Kranken Ideen erwecken, die deren Heilkräfte ſchwächen könnten.

Das Waſſer von Cheltenham wird hauptſächlich gegen Hautſchäden, Scorbut und ähnliche Uebel gebraucht. König Georg III. machte durch einige Beſuche dieſe Quelle zuerſt Mode, doch bekam ihm dieſes ſehr übel. Er wollte hier von einem unangenehmen, aber eingewurzelten, vielleicht angebornen Hautübel geneſen; es gelang ihm, der Ausſchlag verging, aber der gute Georg gerieth darüber in den traurigen Gemüthszuſtand, in welchem er bis an ſeinen Tod verblieb.

Endlich brach der feſtliche Morgen an, der uns nach Tewksbury rief; ganz Cheltenham wanderte mit uns zugleich aus, eine lange bunte Reihe zu Wagen und zu Roß.

Dort war alles in geſchäftiger Bewegung, alles hatte den Sonntagsrock angezogen, hübſche Mädchen in weißen Kleidern und gelben Nankingſchuhen liefen überall munter und fröhlich umher. Eine Bande Seiltänzer und zwei herumziehende Schauſpielertruppen hatten hier für den Abend

Thaliens und Terpſichorens Tempel aufgeſchlagen, dazu war noch für die Nacht Ball und Aſſemblee. Man denke, was dies alles im Städtchen Tewksbury für Lärm machen mußte, und wie die jungen, dieſer Herrlichkeit ungewohnten Herzen ſchon beim bloßen Gedanken daran raſcher ſchlugen. Und noch dazu alle die glänzenden Herren und Damen aus Cheltenham, die Equipagen, ſchönen Pferde, Bedienten und der übrige Troß, es war zum Entzücken! Glücklich, wer, wie wir, bei Zeiten für Wohnung und Mittagseſſen geſorgt hatte: denn ohne dieſe Vorſorge war in dem Gewühle ſchwerlich ein Unterkommen zu finden.

Um zwölf Uhr zog alles, Mann und Roß und Wagen hinaus zum Rennplatze. Eine große ſchöne Wieſe iſt dazu eingerichtet, in einem halben Kreiſe zieht ſich die Stadt darum her, und ferne blaue Berge ſchließen rings die Ausſicht. Das an ſich ſchon recht hübſche Lokal, belebt von mehrern tauſend fröhlichen Menſchen jedes Standes, gewährte ein ſehr intereſſantes Schauſpiel. Die Seiltänzer hatten die mit unzähligen Fähnchen recht bunt verzierten Gerüſte, auf welchen ſie den Abend ihre Künſte zeigen wollten, mitten auf dem Platze errichtet; dieſes, die türkiſche Muſik, welche ertönte, um die Neugierde des Publikums zu erregen, und ihre leichte phantaſtiſche Tänzertracht, in der ſie theils mitten unter der Menge umherliefen, theils auf ihren Gerüſten ſich gruppirten, machten das bunte Ganze noch bunter und lebendiger.

Auch die beiden rivaliſirenden Schauſpielertruppen ſtrebten bemerkt zu werden und einander den Rang abzugewinnen. Unermüdet theilten ſie an alle Welt ihre Zettel aus, in die Kutſchen flogen dieſe Ankündigungen zu Dutzenden, und wenn einer eine Hand voll davon zu einem Schlage hineingeworfen hatte, ſo eilte gleich ſein Nebenbuhler durch den andern Schlag ebenfalls das Lob ſeiner Geſellſchaft zu verbreiten. Alles war Leben und Luſt, nur die Wettenden ſchienen, mit Ernſt und Eifer in ihren Zügen, das fröhliche Treiben der Uebrigen verächtlich anzublicken.

Endlich tönte die Trommel, die Pferde liefen vortrefflich, es waren einige berühmte Renner darunter. Das Ganze gefiel uns weit beſſer als in Edinburgh und behagte uns in der That ſo gut, daß wir, wie der größte Theil der übrigen

Geſellſchaft, nach Tiſche wieder zum zweiten Rennen fuhren.

Aber nun war der Reiz der Neuheit vorbei, und um uns nicht am Ende eines fröhlichen Tages zu langweilen, ließen wir Ball und Aſſemblee, Kunſtreiter, Othello und Konſorten im Stiche, und warteten ſogar die Entſcheidung des großen Streits nicht ab: ob Jenny Spinſter eine viertel Minute eher als Edgar am Ziele geweſen ſey, oder ob beide zugleich angekommen wären. Wir wünſchten den guten Einwohnern von Tewksbury, die Shakſpeare in einem ſeiner Meiſterwerke als vortreffliche Senffabrikanten verewigt hat, viel Vergnügen für den heutigen Abend und den morgenden Tag, an welchem gleiche Freuden ſie erwarteten, bewunderten noch die ſchöne gothiſche Kirche, eine der größten und ſchönſten im Reiche, und fuhren fröhlichen Muths nach Glouceſter.

Dieſe Stadt ſchien uns beim Durchfahren ziemlich bedeutend, mit hübſchen Häuſern und breiten Straßen. Uebrigens enthielt ſie, ſo viel wir erfahren konnten, nichts, was unſere nähere Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Inhalt des erſten Theiles.

Seite
Durchflug durch Holland — — — — 7
Amſterdam — — — — — 19
Merkwürdige Gebäude und Kunſtſammlungen 27
Bruck — — — — — — 55
Harlem — — — — — — 62
Haag — — — — — — 66
Rotterdam — — — — — — 77
Reiſe nach Calais — — — — 83
Ueberfahrt nach Dover — — — — 99
Reiſe von London durch England und Schottland 117
Vorläufige Bemerkungen über England — 117
Woburn-Abbey — — — — — 134
Stowe's Garden — — — — — 139
Blenheim — — — — — — 148
Birmingham und Soho — — — — 157
Burton und Derby — — — — 167
Badeorte — — — — — — 170
Matlock — — — — — — 173
Keddleſton — — — — — — 180
Chatsworth — — — — — 187
Chaſtleton — — — — — — 190
Die Peaks Höhle — — — — — 192
Burton — — — — — — 201
Mancheſter — — — — — 205
Leeds — — — — — — 214
Harewoodhall und Harrowgate — — — 218

Seite
Studley-Park. Fountains Abbey. Hackfall — 223
Engliſche Gaſthöfe — — — — — 229
Richmond — — — — — — 237
Aukland. Durham. Sunderland und Newcaſtle 238
Alnwick-Caſtle und Berwick — — — 242
Schottland — — — — — 247
Edinburgh — — — — — 249
Pferderennen — — — — — 260
Carron. Stirling — — — — 269
Perth — — — — — — 276
Dunkeld — — — — — — 281
Kenmore — — — — — — 285
Killin — — — — — — 291
Dalmally — — — — — — 297
Inverary — — — — — — 300
Arroguhar — — — — — — 305
Loch-Lommond — — — — — 310
Glasgow — — — — — — 313
Die Fälle des Stromes Clyde — — — 318

England.

Die Lakes — — — — — — 327
Lancaſter — — — — — — 331
Liverpool — — — — — — 336
Wentworth-Houſe und Rotherham — — 349
Workſop. Welbeck. Clumber — — — 356
Nottingham — — — — — 363
Warwick — — — — — — 364
Tewksbury und Cheltenham — — — 371

Bei F. A. Brockhaus iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
ſiebzehnten Jahrhunderts.
Begonnen
von
Wilhelm Müller.
Fortgeſetzt
von
Karl Förſter.
Erſtes bis eilftes Bändchen.
8. Geh. 15 Thlr.

Erſtes Bändchen: Martin Opitz. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.
Zweites Bändchen: Andreas Gryphius. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.
Drittes Bändchen: Paul Flemming. 1822. 1 Thlr. 12 Gr.
Viertes Bändchen: Rodolf Weckherlin. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.
Fünftes Bändchen: Simon Dach; Robert Roberthin; Heinrich Albert. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.
Sechstes Bändchen: Friedrich Logau; Hans Aßmann von Abſchatz. 1824. 1 Thlr. 4 Gr.

Siebentes Bändchen: Julius Wilhelm Zinkgref; Andreas Tſcherning; Ernſt Chriſtoph Homburg; Paul Gerhard. 1825. 1 Thlr. 8 Gr.

Achtes Bändchen: Johann Riſt; Daniel Georg Morhof. 1825. 1 Thlr. 4 Gr.

Neuntes Bändchen: Georg Philipp Harsdörfer; Johann Klaj; Sigmund von Birken; Andreas' Scultetus; Juſtus Georg Schottel; Adam Olearius; Johann Scheffler. 1826. 1 Thlr. 4 Gr.

Zehntes Bändchen: Johann Chriſtoph Günther. 1827. 1 Thlr. 4 Gr.

Eilftes Bändchen, herausgegeben von Karl Förſter: Jakob Schwieger, Georg Neumark, Joachim Neander. 1828. 1 Thlr. 12 Gr.

Jedes Bändchen, mit Biographien und Charakteriſtiken der darin enthaltenen Dichter verſehen, iſt unter beſonderm Titel auch einzeln zu den bemerkten Preiſen zu erhalten.

Alfieri, Vittorio, Denkwürdigkeiten ſeines Lebens. Von ihm ſelbſt geſchrieben. Nach dem italieniſchen Originale deutſch herausgegeben von Ludwig Hain. 2 Theile. 1812. 8. 3 Thlr

Arnoldi, Johann von, Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten. 1817. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Auswahl aus Klopſtock's nachgelaſſenem Briefwechſel und übrigen Papieren. (Herausgegeben von Chriſtian Auguſt Heinrich Clodius.) 2 Theile. 1821. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Baggeſen, Jens, Heideblumen. Mit Baggeſen's Bildniß. 1808. 8. 2 Thlr.

(Baggeſen's Bildniß in gr. 4. koſtet 8 Gr.)

Baggeſen, Jens, Parthenais, oder die Alpenreiſe. Ein idylliſches Epos in zwölf Geſängen. Neue Auflage. 2 Theile. Mit 6 Kupfern. 1819. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Bailleul (Jacques Charles), Examen critique de l'ouvrage posthume de Mde. la baronne de Staël, ayant pour titre; „Mémoires et considérations sur les principaux événemens de la révolution française.“ 2 vols. 1819. 12. 2 Thlr.

Beer, Michael, Die Bräute von Aragonien. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1823. 8. 20 Gr.

— — Klytemneſtra. Trauerſpiel in vier Abtheilungen. 1823. 8. 16 Gr.

Bibliothek neuer engliſcher Romane. 6 Bände. 8. 8 Thlr. 8 Gr.

I. Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn, von Miß Edgeworth. Ueberſetzt von Karoline von Woltmann. 1814. 1 Thlr. 8 Gr.

II. Schleichkünſte, von derſelben Verfaſſerin und Ueberſetzerin. 1814. 1 Thlr. 8 Gr.

III und IV. Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, von Mrs. Opie. Bearbeitet von Henriette Schubart. 2 Theile. 1816. 2 Thlr. 16 Gr.

V und VI. Der Guerillaanführer, von Mrs. Emma Parker. Bearbeitet von Henriette Schubart. 2 Theile. 1817. 3 Thlr.

(Jeder Roman iſt unter beſonderm Titel auch einzeln zu erhalten.)

Blätter, Sibylliniſche, des Magus in Norden (Johann Georg Hamann's). Nebſt mehren Beilagen herausgegeben von Friedrich Cramer. Mit Hamann's Bildniß. 1819. 8. 2 Thlr.

(Hamann's Bildniß in 8. koſtet 6 Gr.)

Blumenleſe aus dem Stammbuche der deutſchen mimiſchen Künſtlerin, Frauen Henriette Hendel-Schütz, geb. Schüler. Mit 1 Kupfer. 1815. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Bouilly, Jean Nicolas, Erzählungen für Mütter, nach Beiſpielen aus der wirklichen Welt. Nach dem Franzöſiſchen überſetzt von Friedrich Gleich. 2 Theile. 1821. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

— — Rath an meine Tochter, in Beiſpielen aus der wirklichen Welt. Nach dem Franzöſiſchen überſetzt von Ludwig Hain. Zweite Auflage. 2 Theile. 1823. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Briefe von Joſeph dem Zweiten, als charakteriſtiſche Beiträge zur Lebens- und Staatsgeſchichte dieſes unvergeßlichen Selbſtherrſchers. (Bisher ungedruckt.) Zweite, mit einer Einleitung: «Beiträge zur Würdigung Kaiſer Joſeph II.» vermehrte Auflage. 1822. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Bronikowski, Alexander, Er und Sie. Ein Mährchen neuerer Zeit. 1827. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Byron (George Gordon, Lord), Childe Harold's pilgrimage. A romaunt in four cantos. 2 vols. (Vol. I. Childe Harold; vol. II. Notes to Childe Harold.) 1820. 8. 2 Thlr.

— — Manfred; Trauerſpiel. Deutſch von Adolf Wagner. (Mit gegenübergedrucktem Originaltext.) 1819. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Calderon de la Barca, Don Pedro, Schauſpiele. Ueberſetzt von Ernſt Friedrich Georg Otto v. d. Malsburg. 6 Bände. 12. 12 Thlr. (Jeder Band 2 Thlr.)

Der Inhalt iſt folgender:

I. Es iſt beſſer als es war; Es iſt ſchlimmer als es war. 1819.
II. Fürſt, Freund, Frau; Wohl und Weh. 1819.
III. Echo und Narciſſus; Der Gartenunhold. 1820.
IV. Die Seherin des Morgens; Die Morgenröthe in Copacavana. 1821.
V. Der Schultheiß von Zalamea; Weiße Hände kränken nicht. 1823.
VI. Graf Lucanor; Weine, Weib, und du wirſt ſiegen. 1825.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Sechszehnter Band.

Reiſe durch England und Schottland.

Zweiter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1 8 3 0.

Reiſe
durch
England und Schottland.

Zweiter Theil.

Fortſetzung
der
Reiſe durch England.

Briſtol.

Die Reiſe von Glouceſter nach Briſtol iſt eine der angenehmſten und der Charakter der Gegend völlig von dem des übrigen Englands verſchieden. Sie iſt mannichfaltiger, ſüdlicher. Grün iſt nicht mehr ſo ganz die prädominirende Farbe, obgleich die Vegetation ſich auch hier in höchſter Pracht darſtellt. Schönere, größere Bäume als irgendwo, in gedrängten Gruppen, viele große Pflanzungen von Obſtbäumen, mit Mauern ſtatt der gewöhnlichen Hecken eingefaßt, zeichnen ſie vor allen andern in Großbrittanien aus.

Hier glüht der Goldpipin, der Stolz Englands, zwiſchen dem hellgrünen Laube, und ſeufzt im Herbſt unter der Preſſe, um ſpäter als Cider die Herzen des Mittelſtandes, der die theuern franzöſiſchen und portugieſiſchen Weine nicht bezahlen kann, zu erfreuen. Hier reift die Birne auf hohen ſtattlichen Bäumen und liefert den Perry, der oft unter der Maske ſprudelnden Champagners von den Weinhändlern theuer verkauft wird.

Der ſchöne Strom Avon belebt die herrliche Gegend, kleinere Schiffe ſchweben auf ſeiner ſilbernen Fläche. Nahe bei Briſtol wird er tief genug, um ſelbſt groſe Schiffe von vierzig bis funfzig Kanonen zu tragen; acht engliſche Meilen weiter hin, in einer der reizendſten Gegenden, fällt er in den Severn-See, eigentlich einen Meerbuſen, der hier tief in's Land geht. Briſtol's Umgebungen ſind unſtreitig die ſchönſten in England; denn alles iſt hier vereint, das Meer, der ſchiffbare Strom, und Berg und Thal, Feld und Wald im höchſten Reichthume, den weiſer Fleiß und ein vortrefflicher Boden nur gewähren können.

Die Stadt ſchien uns größer als Edinburgh. Straßen und Plätze ſind breit, wohlgepflaſtert, voll regen Lebens, umgeben mit ſchönen Privathäuſern ſowohl, als öffentlichen Gebäuden und Kirchen, unter denen die Kathedrale und die von St. Mary Radcliffe als ehrwürdige gothiſche Gebäude ſich auszeichnen. Das Theater iſt groß, bequem und elegant, ſo auch das in der Vorderſeite mit korinthiſchen Säulen verzierte Gebäude, in welchem unter der Aufſicht eines Ceremonienmeiſters die Aſſembleen und Bälle während der hieſigen Badezeit ſtatt haben.

Man vergleicht Briſtol mit Rom; denn wie jene Königin der Städte, thront es ebenfalls auf ſieben Hügeln, und einige davon gewähren von ihren Gipfeln eine ſehr ſchöne Ausſicht in das Land rings umher. Die Straßen, die hinauf führen, ſind aber größtentheils ſehr ſteil. Außer dem ſchiffbaren Avon ſtrömt auch noch ein kleinerer Fluß, der Frome, durch die Stadt; hübſche ſteinerne Brücken führen über beide Gewäſſer. Der Quai am Haſen iſt prächtig, ein Meiſterwerk ſeiner Art; aber ſchaudernd wandten wir uns von ſeinem Anblick; denn hier war der Ort, von welchem aus die unmenſchlichſte Gewinnſucht Schiffe zum Sclavenhandel ausrüſtete, der Briſtol's Einwohner einſt bereicherte. Blut und Seufzer von Millionen Menſchen kleben an dieſen Steinen. Indem wir dieſes bedachten, wurde es uns unmöglich, heitern Muthes die ſchönen Docks zu bewundern, welche hier, wie in Liverpool, Schiffe aus allen Gegenden der Welt ſicher und bequem beherbergen.

Eine der ſchönſten Partien um Briſtol gewährt Kingsweſton, der Landſitz des Lord Clifford. Die Façade des Hauſes iſt groß und ſtattlich, wenn auch etwas ſchwerfällig und mit Verzierungen überladen; wir mochten uns aber mit näherer Betrachtung deſſelben nicht aufhalten; ſogar die ſchönen Anlagen durchliefen wir nur flüchtig, ſo mächtig zieht hier die einfache Natur rings umher von der ab, welche die Kunſt zu ſchmücken verſuchte. Kingsweſton liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe. Blickt man von oben herab, ſo bietet ſich von einer Seite dem Auge ein reizendes Thal dar, ausgeſtattet mit allem dem Reichthum, aller der Cultur, welche England zu einem der ſchönſten Länder Europens machen, und liebliche Hügel, mit aller Pracht der üppigſten Vegetation geſchmückt, ſcheiden dieſen reizenden Punkt der Erde von der übrigen Welt. Von der andern Seite der Anhöhe von Kingsweſton ſieht man den hier mächtigen Avon ſich majeſtätiſch hinwinden durch ein jenem Thale ähnliches Paradies. Schiffe aus allen Gegenden der Welt, umtanzt von Gondeln und kleinen Schifferbarken, ſchweben auf ſeiner ſilberblinkenden Fläche. Lange verfolgt hier der Blick den Lauf des Fluſſes, ſieht ihn immer mächtiger, immer breiter werden, ſieht, wie die Felſen zu den Seiten immer pittoreskere, immer romantiſchere Formen annehmen, wie, ganz in blauer Ferne, das Meer zuletzt die Ausſicht und zugleich den Lauf des ſchönen Stroms begrenzt, indem es ihn in ſeinen Schoos aufnimmt und auf ewig mit ſich vereinigt. Lange waren wir in dieſem bezaubernden Schauſpiel verloren; endlich nahmen wir unſern Weg durch den mit ehrwürdigen Bäumen beſetzten Park des Lords Clifford zu einem noch höhern Hügel, Penpoll genannt. Noch einmal genoſſen wir hier dieſelbe Ausſicht, nur von einem andern Standpunkt aus geſehen, und noch reicher, noch ausgebreiteter noch entzückender.

Ein ſehr angenehmer Weg führt von da nach Cliffton. Man nennt Cliffton ein Dorf, aber es iſt ein Dorf, wir möchten ſagen, aus Paläſten beſtehend. Es liegt zerſtreut, theils im Thale, theils auf der ſonnigen Seite eines Hügels. Die ſchönen großen Häuſer ſtehen bald in der in England ſo beliebten Form eines halben Mondes, theils in langen Reihen auf Terraſſen, theils einzeln, oder bilden auch breite Straßen und ſchöne regelmäßige Plätze. Alles dieſes iſt durch Gärten, Felder, ſteile, wilde Felſen und ſanfte Anhöhen auf das reizendſte vermannichfaltigt.

Einige dieſer Gebäude werden für immer, oder auch nur den Sommer hindurch von reichen, angeſehenen Familien bewohnt; der größere Theil derſelben iſt zum Gebrauche der Badegäſte eingerichtet, deren jährlich eine große Anzahl herkommt, in der Hoffnung, Heil und Rettung in der lauwarmen Quelle zu finden, welche nicht weit entfernt von Cliffton fließt. Leider oft vergebens; denn dieſe Quelle wird gewöhnlich als letztes Mittel gegen das traurigſte aller Uebel, die unſer kurzes Leben bedrohen, gegen Schwindſucht und Auszehrung, angewandt.

Nirgends häufiger als in England wüthen dieſe Krankheiten, die faſt immer die jüngſten und liebenswürdigſten Opfer ſich erwählen, und ſie verſchönen und verklären, indem ſie ſie zerſtören. So blüht die vom Wurm geſtochene Roſe oft um ſo früher und ſchöner auf. Es iſt ein herzzerreißender Anblick, die jungen, ätheriſchen Geſtalten athemlos, halb ſchon Bewohner einer andern Welt, in dieſen elyſiſchen Gegenden über den grünen Raſen hinwanken zu ſehen und dann einen Blick auf den nahen Kirchhof, die Ruheſtätte ihrer Vorgängerinnen, zu werfen, auf deſſen Leichenſteinen die Zahlen von zwanzig und fünf und zwanzig Jahren in einer langen traurigen Reihe faſt ununterbrochen zu leſen ſind.

Hotwells.

Ein ſehr ſteiler Weg führt den Berg hinab nach Hotwells, wo die Quelle fließt und ebenfalls viele ſchöne Wohnungen für Badegäſte erbaut ſind. Nahe am Ufer des Avon rauſcht ſie mächtig hervor aus einem der Felſen, die in majeſtätiſchen Reihen ſich von beiden Seiten längs dem Bette des Stroms hinziehen. Ein hübſches Gebäude iſt über der Quelle erbaut. Zuerſt tritt man in einen Vorſaal, der den Trinkenden zum Ausruhen und zur Converſation dient; hinter dieſem liegt das Brunnenzimmer. Ein artiges Mädchen perſonificirt hier die Hebe und ſchenkt das gar nicht übel ſchmeckende, wie Champagner petillirende, lauwarme Waſſer. Wenn es zuerſt geſchöpft wird, ſieht es etwas trübe und weißlich aus, wird aber ganz klar, ſo wie es ſich abkühlt.

Eine Menge artiger Kleinigkeiten, auch zum Theil ſeltene Konchylien, Steine und Mineralien aus den benachbarten Gebirgen ſtehen hier zum Verkaufe, unter ihnen die bekannten Briſtoler Steine, welche in den Ritzen und Spalten der den Avon umſchließenden Felſen gefunden werden und ſowohl an Glanz als Härte den wirklichen Diamanten ſehr ähnlich ſind.

Die Ausſicht aus dem Fenſter des Brunenſaals iſt beſchränkt, aber von ernſter Schönheit; wild und hoch ſtrecken die dunkelrothen Marmorfelſen von St. Vincent ihr majeſtätiſches Haupt hinauf in die blaue Luft. Der Avon drängt ſich brauſend durch das ihn einengende Felſenbette; ihm gegenüber, eben ſo furchtbar, in eben ſo wilden Formen, ſtarren andere, ganz ähnliche Gebirge; es iſt als hätte der dunkle Strom hier, um ſeinen Weg zu bahnen, den Fels geſpalten, oder ein Erdbeben, mächtig ſeine Grundfeſte erſchütternd, ihn zerſplittert. Verfolgt man mit den Augen den Strom, der ſich wohl anderthalb engliſche Meilen weit zwiſchen dieſen Koloſſen hinwinden muß, ſo erblickt man am fernen Horizont die ſchönen blauen Gebirge von Wales, welche die nicht ausgebreitete, aber höchſt romantiſche Ausſicht ſchließen.

Hinter dem Brunnenhauſe dient eine ſchöne, mit Bäumen beſetzte Terraſſe am Ufer des Avon zur Promenade. Tauſend Schiffe kommen dort und gehen; kein Brunnenort hat wohl eine ähnliche Promenade aufzuweiſen. Bei kaltem, regnigtem Wetter gehen die Gäſte unter einer in Form eines halben Mondes erbauten Colonnade auf und ab, welche auf einer Seite von einer Reihe eleganter Läden begränzt wird.

In Hinſicht der ſchönen Gebäude erſcheint

Hotwells wie eine Fortſetzung von Clifford; wie dort, ſtehen ſie hier einzeln und in ſchönen Reihen und Straßen vereinigt. Dazu kommen noch die mannichfaltigen Ausſichten auf See und Fluß, Berg und Thal; es iſt unmöglich mit der Feder auszudrücken, wie überſchwenglich reich ſich hier die Natur bewies. Aber auch für andere Vergnügungen iſt geſorgt. In zwei ſchönen, zur Aufnahme der Geſellſchaft eingerichteten Gebäuden werden jeden Montag und Donnerſtag Déjeûners dansants auf Subſcription gegeben. Dienſtags iſt regelmäßig Ball, an den übrigen Tagen füllen Aſſembleen und Promenaden die müſſige Zeit aus.

Wie in den übrigen größern Bädern, präſidirt auch in Hotwells ein Ceremonienmeiſter; ſeine Geſetze hängen in den Sälen an der Wand angeſchlagen und werden pünktlich gehalten. Sie ſind in Hinſicht auf Kleidung etwas weniger ſtreng als in Bath; in der übrigen Etikette, beſonders des Ranges, ſind beide einander gleich. Die ganze Einrichtung von Hotwells gleicht der von Bath, bis auf wenige Kleinigkeiten; wir verweiſen deshalb den freundlichen Leſer auf den zunächſt folgenden Abſchnitt.

Außer den allen Bädern gemeinen Vergnügungen, welche regelmäßige Promenaden, Aſſembleen, Bälle, Leſebibliotheken und dergleichen gewähren, erfreuen ſich die glücklichen Briſtoler Brunnengäſte noch viel mannichfaltiger Freuden, wenn ſie die herrliche Gegend rings umher durchſtreifen; denn außer Kingsweſten giebt es noch in ganz mäßiger Entfernung viele Orte, die wohl eines mehrmals wiederholten Beſuchs werth wären.

Leider waltete über uns das gewöhnliche Schickſal der Reiſenden, wir konnten nicht alles Sehenswerthe aufſuchen; aber wer Wochen, vielleicht Monate lang hier verweilt, muß ſich manchen hohen Genuß verſchaffen können, und unter dieſen iſt es wohl keiner der geringſten, auf dem ſilbernen Strome hinzuſchiffen. Bisweilen unternimmt die Geſellſchaft ſolche Excurſionen, wo die wilden Felſen dann wiederhallen von Muſik, welche die Boote begleitet.

Bath.

Der Weg von Briſtol nach Bath iſt nur vierzehn engliſche Meilen lang. Im unaufhörlichen Wechſel der reizendſten Ausſichten fährt man, wie in einem Garten, auf den ſchönſten, ebenſten Wegen, durch ein Land von mannichfaltiger hoher Schönheit.

Die Jahreszeit war die günſtigſte, um alles dies zu genießen, aber nicht um das eigenthümliche Leben kennen zu lernen, welches dieſe Stadt von den meiſten andern unterſcheidet. Früher hatten wir im Winter Gelegenheit dazu, und was wir während unſers erſten und zweiten Aufenthalts in Bath bemerkten, finde vereint hier ſeinen Platz, um unſern Leſern eine zuſammengeſtellte, vollſtändigere Anſicht dieſes merkwürdigen Orts zu geben. Vorher aber noch etwas im Allgemeinen von dem Leben der Engländer in Badeörtern, weil es uns zur Verſtändlichkeit des Ganzen unentbehrlich dünkt.

Etikette iſt in England überall an der Tagesordnung. Dem Britten geht es mit ihr, wie den Frauen mit ihrer Schnürbruſt, wenn ſie ſich von Jugend auf daran gewöhnt haben. Sie fühlen ſich unbehaglich, wenn der gewohnte Zwang aufhört, und wiſſen ohne ihn nicht zu leben. Schon mit dem häuslichen Leben iſt dieſer Zwang auf das engſte verwebt; in die heiligſten Bande, die Mann und Weib, Eltern und Kinder mit einander verbinden, iſt er unzertrennlich verflochten; wie ſollte er in den Bädern fehlen, wo der Britte, ganz gegen ſeine Natur, unter Unbekannten leben muß! Daß man unter Unbekannten lebt und ſich mit ihnen nach einem etwas von dem gewöhnlichen verſchiedenen Takte, in etwas anders vorgezeichneten Kreiſen dreht, dies iſt's allein, wodurch das Badeleben vom Alltagsleben ſich einigermaßen unterſcheidet. Damit aber ja Niemand von den ihm ungewohnten Takt, die ihm neuen Kreiſe aus Unbeholfenheit und Unwiſſenheit verletze, ſo iſt in jedem Brunnenorte ein eigener Ceremonienmeiſter angeſtellt; in Bath gibt es deren ſogar zwei. Dieſer Ceremonienmeiſter ſorgt für alles, er macht gleichſam den Wirth und kommt Jedem höflich entgegen.

Bei den Bällen und überall hält er auf ſtrenge Beobachtung der von der ganzen Geſellſchaft für gültig anerkannten Geſetze, in allem, was die Ordnung der dem Vergnügen gewidmeten Stunden, der Kleidung, des Ranges und tauſend anderer Zufälligkeiten betrifft. Dieſe Geſetze ſind in den Aſſemblee- und Ballſälen angeſchlagen, damit er ſich gleich darauf berufen könne. Tanzluſtige Herren und Damen melden ſich bei ihm, wenn ſie nicht vorher ſo klug waren, für ſich ſelbſt zu ſorgen, und verſchafft ihnen Partners (Mittänzer) für den ganzen Ballabend. Jede Urſache zum Streit ſucht er zu entfernen, jeden ſchon entſtandenen zu ſchlichten. Unermüdet muß er für Anſtand und Sitte wachen.

Man ſieht aus allem dieſen, es iſt nicht leicht, dort Ceremonienmeiſter zu ſeyn. Männer, die ſich und ihr Vermögen im großen Strudel der Welt verloren, nun allein daſtehen und aus dem allgemeinen Schiffbruche nur furchtloſe Dreiſtigkeit, eine imponirende Geſtalt, Weltton und einige vornehme Bekanntſchaften gerettet haben, eignen ſich am beſten zu ſolchen Stellen, und erhalten ſie nach dem Tode oder der freiwilligen Reſignation ihres Vorgängers durch die Stimmenmehrheit der anweſenden Brunnengäſte. Das Leben, das ſie führen, iſt ſehr ermüdend, ihr Lohn dafür Achtung im Aeußern, der Ertrag einiger Bälle, die jede Badezeit zu ihrem Beneſiz gegeben werden, und von jedem Badegaſte ein anſtändiges Geſchenk. Daß ſie überall freien Eintritt haben, verſteht ſich von ſelbſt. Eine goldene Medaille, welche ſie an einem Bande um den Hals oder im Knopfloche tragen, dient zur Bezeichnung ihres Amtes.

Eine entfernte Aehnlichkeit mit den engliſchen Ceremonienmeiſtern haben die Brunnenärzte in einigen der kleinen deutſchen Bäder, wo ſie auf Promenaden und an den öffentlichen Tiſchen Geſunde und Kranke umflattern, alles anordnen, alles wiſſen, überall ſind und nirgends. Die eigentlichen Brunnenärzte fehlen in England gänzlich; man hält ſich an die von Hauſe mitgebrachte Vorſchrift ſeines eigenen Arztes, und nur in ungewöhnlichen Fällen zieht man einen aus dem Orte oder der Nachbarſchaft zu Rathe.

Auch öffentliche Spieler giebt es dort nicht, ſie werden nicht geduldet, und man hat nicht, wie in Deutſchland, ſchon vom frühen Morgen, den empörenden Anblick dieſer auf Raub ausgehenden Hyänen, und ihrer ſinnloſen Beute zu ertragen.

Hat man ſich gleich nach der Ankunft im Badeorte häuslich und comfortable eingerichtet, welches in England gar leicht und ſchnell abgethan iſt, hat man Karten an die Badegäſte geſchickt, die man ſchon kennt oder deren Bekanntſchaft man zu machen wünſcht, ſo bleibt nun weiter nichts übrig, als ſich überall zu abonniren, um überall Eintritt zu haben. Zuerſt in den Aſſembleeſälen, dann zu den an feſtgeſetzten Tagen ſtatthabenden Bällen, dañ zu den Concerten, die in deñ größeren Bädern auch regelmäßig gegeben werden; vor allen Dingen aber zu den verſchiedenen Leihbibliotheken, die man in jedem Badeorte in ziemlicher Anzahl findet. Dieſe ſind der Herzenstroſt, die letzte Zuflucht aller, welche mit dem allgemeinen Feinde, der Zeit, ſonſt nicht fertig zu werden wiſſen.

Iſt früh das Waſſer getrunken, welches gewöhnlich während der Promenade in einem der Brunnenſäle geſchieht, hat man gebadet, en famille gefrühſtückt (öffentliche Frühſtücke ſind ſelten), was fängt man dann mit dem langen Vormittage an, bis die zweite Toilette vor Tiſche beginnt? Reiten, fahren, gehen kann man nicht immer; die wenigen Viſiten, die Revue der Putzläden ſind bald abgethan. Welch eine Seligkeit, dann einen Zufluchtsort zu haben, wie dieſe Leihbibliotheken! Man trifft dort immer Geſellſchaft; mit Bekannten wechſelt man ein paar Redensarten, die Unbekannten ſtarrt man an, und wird von ihnen wieder angeſtarrt. Und nun noch die Menge Romane, die Zeitungen, Journale, Broſchüren, auf's eleganteſte ausgeſtellt, die man entweder dort durchblättert oder mit nach Hauſe nimmt. Dies iſt noch nicht genug. Außer den geiſtigen Schätzen findet man in dieſen Läden noch deren von irdiſcherem Glanze. Eine Sammlung aller der zahlloſen Kleinigkeiten aus köſtlichen Metallen und Steinen, die der Modewelt unentbehrlich dünken, und alles was zum Schreiben und Zeichnen dient, vom ſimpeln Bogen Papier an, bis zum koſtbarſten Schreibzeuge oder Portefeuille. Von dieſem immer zum Anſchauen und zum Verkaufe fertig ſtehenden Herrlichkeiten wird ſehr oft eins oder das andere lotteriemäßig verſpielt, und gewährt ſo dieſen Anſtalten ein neues Intereſſe.

Zu Mittage ſpeiſt man etwas früher, als in London, weil die Abendvergnügungen ſchon um ſieben Uhr anfangen. Jede Familie beſorgt für ſich zu Hauſe ihre Oekonomie ſelbſt, oder läßt ſie außer dem Hauſe beſorgen. Einzelne Herren machen ſich ihre Partie im Gaſthofe. Hin und wieder giebt's auch Häuſer, wo die Geſellſchaft, die im Hauſe wohnt, ſich zugleich in die Koſt verdingt und gemeinſchaftlich ſpeiſt; doch entſchließen ſich nur Wenige zu dieſer Lebensweiſe, und ſie iſt nichts weniger als modiſch, oder, wie die Britten ſagen, ſtyliſch. Oeffentliche Tiſche lieben die Engländer nicht; nur in kleinen Bädern, wo die Geſellſchaft, an Zahl, Vermögen und Vergnügungen beſchränkter, mehr zuſammenhalten muß, trifft man ſie. Damen nehmen immer ungern Theil daran.

Nach Tiſche wird in den größern Bädern die dritte Toilette gemacht. In der Regel hat jeder Abend der Woche ſeine feſte Beſtimmung. Abendeſſen ſind nicht gebräuchlich; um Mitternacht geht alles zur Ruhe, einige privilegirte Nachtſchwärmer vielleicht ausgenommen.

Das Badeleben in England iſt weit beſtimmter, als in Deutſchland: man weiß jeden Tag genau, wie man ihn hinbringen kann, und des zwecloſen Umhertreibens giebt es dort nicht ſo viel, als in Pyrmont oder Karlsbad. Nur der Sonntag iſt ein fürchterlicher Tag. Spiel, Tanz, Muſik, alles iſt hoch verpönt, alle Laden, alle Leihbibliotheken ſind geſchloſſen; da bleibt denn kein Troſt als die Abendpromenade im Salon bei einer Taſſe Thee. Die Geſellſchaft iſt im Durchſchnitt ſehr einförmig, die Ausländer, die merkwürdigen Menſchen fremder Nationen, die unſern Bädern oft ein ſo hohes Intereſſe geben, fehlen ganz; einige wenige Ausnahmen abgerechnet, ſieht man nur Landeseinwohner. Ein Irländer oder Schotte heißt ſogar ſchon ein Fremder.

In England muß nun einmal alles im Leben dem gewöhnlichen Laufe der Natur entgegenſtreben. Der Sommer ward zum Winter, der Winter zum Sommer umgeſchaffen, den Abend machte man zum Mittage, die Nacht zum Tage, und um dieſe allgemeine Veränderung aller Zeiten recht vollkommen zu haben, beliebte man auch die Badezeit von Bath in den Winter zu verſetzen. Vom November bis zum Mai wimmelt es dort von Badegäſten, die ſich im Kreiſe ſtets wiederkehrender Luſtbarkeiten bis zum Schwindel umherdrehen. Im Sommer iſt's leer, die recht preßhaften Kranken ſchleichen dann ſtill, traurig und einſam zur heilenden Quelle. Man ſieht ſie auf den Terraſſen und Promenaden an Krücken und auf Podagriſtenwägelchen die belebenden Strahlen der Sonne aufſuchen. Ihre Anzahl iſt nicht gering; aber vereinzelt bemerkt man ſie kaum in dem großen Lokal.

Im Winter herrſcht Leben und Freude da, wo im Sommer einſame Seufzer traurig verhallen. Viele führt das Vergnügen; Einige auch wohl eine leiſe Andeutung von Gicht und Podagra nach Bath; der größte Theil der Badegäſte aber beſteht aus einer eigenen Gattung von Kranken. Wer ein wenig zu ſchnell und luſtig in die Welt hinein lebte, und jetzt in ein paar etwas ſparſamer verlebten Jahren ſeinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen denkt, wer bei beſchränkten Mitteln den Freuden der großen Welt nicht zu entſagen verſteht, der flüchtet hierher, wo er ſie alle findet; freilich in etwas verjüngtem Maßſtabe, gegen London gehalten, aber dafür auch unendlich wohlfeiler. Zwar iſt es auch hier ſehr theuer leben, aber doch immer viel weniger als in London, wenn man in dieſer Rieſenſtadt ein Haus machen muß. Schon in dem Umſtande, daß die bergige Lage von Bath Pferde und Wagen entbehrlich, ja ganz überflüſſig macht, liegt ein ſehr bedeutendes Erſparniß. Nach einigen in Bath verlebten Wintern iſt man gewöhnlich wieder zu Kräften gekommen und kann ſich von neuem auf einer größern Laufbahn verſuchen.

Da die Geſellſchaft hier größtentheils aus Mitgliedern der müſſigen und eleganten Welt beſteht, ſo iſt der Ton derſelben ſo verfeinert und vornehm frivol als möglich. An Glücksrittern fehlt es dabei nicht; dieſe tragen aber zur Erheiterung des Ganzen bei, wo ſie erſcheinen. Väter und Vormünder reicher Erbinnen, welche dieſe bisweilen hierher führen, um ſie zu ihrer Erſcheinung auf einem größeren Theater vorzubereiten, müſſen ſich freilich in Acht nehmen. Von Bath aus ward ſchon manche Reiſe zum kunſtreichen

Schmidt von Gretnagreen vorbereitet oder gar angetreten.

Bath liegt in einem lachenden Thale, rund umſchloſſen von beträchtlichen Anhöhen, die ſich nur öffnen, um dem ſchönen Strom Avon den Durchzug zu gewähren. Langſam und majeſtätiſch windet er ſich, bis zu dem zwölf engliſche Meilen entfernten Briſtol ſchiffbar, durch Thal und Stadt, erhebt die Schönheit der Gegend und gewährt durch die leichte Communication mit jenem großen Seehafen beträchtliche Vortheile. Von wunderbar einziger Schönheit iſt der Anblick der Stadt. Bald ward das Thal zu eng, und ſie erhob ſich auf die nächſten Anhöhen, höher und immer höher thürmte ſie Paläſte über Paläſte, wetteifernd unter einander an Schönheit und allem Schmucke der neuern Architektur.

Im ſonderbaren Kontraſte mit dieſen leichten luftigen Schöpfungen liegt unten im Thale am Ufer des Avon die alte Kathedrale, zu welcher König Osric ſchon im Jahre 676 den Grund gelegt haben ſoll. Ernſt ſteht ſie da, in alter Majeſtät; ihre gothiſchen Thürme ſtreben, wie aus eigner Kraft, ſeit Jahrhunderten in's Blaue des Himmels hinaus, während die bunte neue Welt um ſie her die Hügel erklettert und ſich groß dünkt.

Die Häuſer ſind alle von ſchönen Quaderſteinen erbaut, die man ganz in der Nähe in Menge bricht. Alles ſieht neu aus, als wäre es geſtern erſt fertig geworden. Squares, einzelne Reihen Häuſer, mehrere Circus, halbe Monde, aus eleganten Häuſern beſtehend, die unter einem fortlaufenden Dache, ganz ſymmetriſch verziert, das Anſehen eines einzigen Prachtgebäudes haben, ſtehen zerſtreut, wo Laune der Erbauer oder Zufall ſie hinſetzte, oft in ſehr beträchtlicher Höhe.

Regelmäßig zu einem Ganzen verbunden iſt dies alles nun gar nicht, aber doch unbeſchreiblich hübſch anzuſehen; ausgezeichnet ſchön der große Platz, Queen's Square genannt, mit ſeinen prächtigen, vielleicht ein wenig mit Zierrathen überladenen Häuſern, aus deren Fenſtern man ſich einer ſchönen Ausſicht erfreut. In der Mitte des Platzes umſchließen eiſerne Geländer einen artigen Garten, deſſen ſich die Bewohner der umliegenden Häuſer zum Spazieren bedienen können; ſchade, daß ein kleinlicher Obelisk, zu

Ehren des damaligen Prinzen von Wales errichtet, ihn entſtellt.

Von Queen's Square geht es ſehr ſteil in die Höhe durch Gay Street zum Royal Circus, einem großen runden Platze. Die ihn umgebenden Häuſer ſind mit doriſchen, joniſchen, korinthiſchen und allen möglichen Säulen aller möglichen Ordnungen verziert oder verunziert. Hinter ihm, noch viel höher, liegt der Royal Crescent; er beſteht aus dreißig ſehr ſchönen Häuſern, die das Anſehn eines einzigen haben. Sie bilden einen halben Kreis, einfach, im edelſten Styl erbaut, mit einer einzigen Reihe joniſcher Säulen. Vor ihnen hin breitet ſich ein herrlicher Wieſenteppich und läuft hinab gegen die Ufer des Avon. Eine dieſem ähnliche Reihe Häuſer, Marlboroughsgebäude genannt, liegt ganz in der Nähe. Der höchſte bewohnte Platz in Bath iſt der Landsdown Crescent, ebenfalls eine ſchöne, im halben Monde ſich hinſtreckende Reihe Häuſer. Sie liegen, gleichſam die Krone der ſchönen Stadt, in ſchwindelnder Höhe.

Noch mehrere oder gar alle dieſen ähnliche

Plätze und Straßen zu nennen, würde ermüdend werden, und vielleicht reicht das hier Geſagte ſchon hin, um dem Leſer eine Idee von dem zu geben, was dieſe Stadt vor allen andern ſo ſehr auszeichnet. Es iſt wahr, ihre ſo ſehr bergige Lage hat viel Unbequemes, aber das herrliche Pflaſter, die große Reinlichkeit der Straßen, und Nachts die wunderſchöne Erleuchtung mildern dieſe Unbequemlichkeit gar ſehr, und die Polizei wacht auf die muſterhafteſte Weiſe über alles, was zur Bequemlichkeit und Ruhe der Brunnengäſte beizutragen vermag.

An Fahren in der Stadt iſt hier faſt gar nicht zu denken. Mehrere der ſchönſten Straßen, Bondſtreet zum Beiſpiel, ſind ganz mit großen Quaderſteinen gepflaſtert und gar nicht für Equipagen eingerichtet. Zu den Aſſembleeſälen, zu beiden Promenaden, die Nord- und Südparade genannt, kann man durchaus nicht zu Wagen gelangen. Doch befürchte man deshalb nicht ſich zu ſehr zu ermüden: eine Anzahl von Porteſchaiſen ſtehen überall bereit; auf den erſten Wink ſetzen dieſe ſich in Bewegung und transportiren im ſchnellſten Hundetrott ihre Laſt bis auf den höchſten Gipfel der Berge. Sie ſtehen unter ſtrenger Aufſicht der Polizei, wie die Fiakers in London, ſind alle numerirt und einer ziemlich mäßigen Taxe unterworfen, die ſie nicht überſchreiten dürfen.

Die ganze Stadt iſt ein ungeheures Hôtel garni. Alle die ſchönen Gebäude werden ganz oder theilweiſe an Badegäſte vermiethet. Der feſtgeſetzte Preis eines meublirten Zimmers während der Badezeit beträgt eine halbe Guinee die Woche; ein Bedientenzimmer koſtet die Hälfte. Unangenehm iſt es, daß man immer die ganze Reihe Zimmer miethen und oft deren ſieben oder acht bezahlen muß, während man kaum die Hälfte davon braucht. Es giebt zwar Häuſer, welche zugleich ihre Gäſte in die Koſt nehmen, und in dieſen iſt man gefälliger und vermiethet einzelne Zimmer; aber freilich muß man auch dort weniger Anſprüche auf Eleganz und Bequemlichkeit machen. Was man außer der Wohnung noch nöthig hat, iſt ebenfalls zu vermiethen: Meubeln aller Art, Betten, Porzellan, Küchengeſchirr, Hausgeräthe für die Wirthſchaft, Silberzeug, Kupferſtiche und Gemälde, Gläſer und Kronleuchter, Tiſch- und Bettwäſche, alles wie man es verlangt, auf das prächtigſte, oder zierlich einfach. In Zeit von zwei Stunden kann ein großes Haus mit allem Nöthigen und Ueberflüſſigen verſehen werden. Ueberall findet man die einladendſten Bekanntmachungen angeſchlagen, überall nach londner Sitte, alle Erfindungen des Luxus und der Bequemlichkeitsliebe hinter großen Glasfenſtern in ſchönen Läden zum Verkauf und zur Miethe auf das Zierlichſte ausgeſtellt.

Das Waſſer iſt ſehr heiß. Drei Stunden muß es ſtehen, ehe man ſich hinein wagen darf. Es wird auch getrunken, doch mehr darin gebadet. Der heißen Quellen giebt es drei; man geht, wie in Karlsbad, beim Trinken von der ſchwächſten zur ſtärkern allmählich über. Die Aerzte empfehlen dabei die größte Vorſicht. Das Waſſer iſt klar und ſchmeckt nicht unangenehm; Nervenübel, Lähmungen, Podagra und Gicht ſind die Krankheiten, gegen welche es hauptſächlich angewandt wird. Die Zeit des Trinkens iſt Morgens zwiſchen ſechs und zehn Uhr, und dann wieder einige Gläſer gegen Mittag. Gewöhnlich trinkt man in dem zur Quelle gehörigen Brunnenſaale.

In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrſchte in Bath der ekelhafte Gebrauch, in großen gemeinſchaftlichen Bädern, in Geſellſchaft ohne Unterſchied des Geſchlechts zu baden. Die Damen verzierten bei dieſer Gelegenheit ihre aus dem Waſſer hervorragenden Köpfe auf das modernſte und vortheilhafteſte; Zuſchauer ſtanden auf der das Bad umgebenden Galerie, und machten mit den unten Badenden Converſation, um ihnen die Zeit zu vertreiben. Dieſe großen Bäder exiſtiren noch, vier an der Zahl, aber nur die geringern Claſſen machen auf die oben beſchriebene Weiſe Gebrauch davon. Das erſte dieſer Bäder, das Königsbad genannt, liegt dicht hinter dem großen Brunnenſaale; eine Reihe doriſcher Säulen umgiebt es; es iſt fünf und ſechzig Fuß lang und vierzig breit, das Waſſer hier zwiſchen ein hundert und ein hundert und drei Grad Fahrenheit heiß. Neben dieſem Bade liegt der Königin Bad, es enthält nur fünf und zwanzig Fuß in's Gevierte und iſt etwas weniger warm. Das Kreuzbad führt dieſen Namen von einem Kreuze, welches ehemals hier ſtand, und hat einen eignen kleinen Brunnenſaal. Mit dieſer Quelle, als der ſchwächſten, fängt man gewöhnlich an zu trinken. Das heiße Bad hat einhundert und ſiebzehn Grad Wärme. Privatbäder, Dampfbäder und ähnliche Anſtalten ſind damit in dem nämlichen Gebäude vereint. Dieſe Quelle, als die ſtärkſte, wird ſelten getrunken, der dazu gehörige Brunnenſaal iſt dumpf und düſter.

Die erſte Entdeckung der heißen Quellen von Bath verliert ſich in's graueſte Alterthum. Die alten Britten kannten ſie ſchon und bauten hier eine Stadt, die ſie Caer yn ennaint twymyn, die Stadt der heißen Bäder, nannten. Später gaben ihr die Römer verſchiedene andere Namen: Thermae sudatae, Aquae calidae, die Angelſachſen nannten ſie Akemannus Ceaster, die Stadt der Gebrechlichen. Im Sommer möchte ſie noch ſo heißen; wenn aber jetzt einer jener alten Herren, die ſie ſo nannten, im Winter aus der Ewigkeit plötzlich in einen ihrer Ballſäle verſetzt würde, er gäbe ihr gewiß dann einen ſchönern Namen.

Die Einwohner von Bath haben eine Legende von der Auffindung dieſer Bäder, an deren Wahrheit ſie, trotz allem Widerſpruche, auf's unverbrüchlichſte glauben. Wir erzählen ſie genau ſo, nicht mehr geſchmückt, als wir ſie aus dem Munde der Bewohner zu Bath empfingen.

Der achte König der Britten nach Brutus, Lud Hudibras, ein Urenkel des Aeneas, hatte einen einzigen Sohn, der nach ihm den Thron beſteigen ſollte. Um ihm eine dieſer großen Beſtimmung angemeſſene Erziehung zu geben, ſchickte er ihn nach Athen und ließ ihn dort in allen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichten.

Nach einigen Jahren kehrte Bladud zu ſeinem Vater zurück, hochgebildeten Geiſtes, bereichert mit tauſend Kenntniſſen, aber dennoch einer der Unglücklichſten auf der Welt. War es zu anhaltender Fleiß, der ihn ſeine Geſundheit vernachläſſigen ließ, war es die ungewohnte Hitze des Klima, oder hatte Anſteckung das Unglück herbeigeführt, Bladud kehrte zurück befallen von dem ſchrecklichen unheilbaren Ausſatze, dem Fluche der damaligen Zeit, ſich ſelbſt ein Gräuel, Allen, die ihm nahten, ein Verderben. Gezwungen von der herben Noth, mit widerſtrebendem Gemüthe ließ der Vater ihn in einen abgelegenen Thurm einſchließen und verpflegen, damit er das entſetzliche Uebel nicht weiter verbreite und ſein Anblick Niemanden erſchrecke: denn er war abſcheulich anzuſehen, und ſein Hauch verpeſtete die Luft. Bladud's freie Seele konnte das Gefängniß nicht ertragen. Er ſtrengte jede Kraft des Geiſtes und Körpers an, und entkam glücklich bei nächtlicher Weile aus ſeinem Thurme.

Unerkannt, in armſelige Lumpen gehüllt, irrte der Königsſohn im Lande ſeines Vaters umher. Endlich kam er nach Swainswick, einem kleinen Dorfe, unweit der Stelle, wo jetzt Bath liegt. Ein Bauer hatte Mitleid mit dem unbekannten jämmerlich Kranken, nahm ihn in Dienſt und trug ihm auf, fern von aller menſchlichen Wohnung, an den das Thal umſchließenden Bergen die Schweine zu hüten.

Dieſe Berge waren damals mit herrlichen Buchenwäldern bedeckt, von denen jetzt keine Spur mehr zu ſehen iſt; doch heißt eine Anhöhe, nahe an der Stadt Bath, davon noch jetzt die Buchenklippe (Beechen Cliff). Die Früchte dieſer Buchen veranlaßten den Prinzen, ſeine Heerde hierher zu treiben. So ſtand er eines Morgens auf der Buchenklippe, trübe war der Himmel, ſchwere dunkle Wolken deckten den Aufgang der Sonne. Wehmüthig dachte Bladud ſeiner glückverſprechenden Kindheit, ſeines jetzigen unabſehbaren Elends, und verging faſt vor Jammer.

Da zerriß die Sonne den Wolkenſchleier, der ſie erſt verhüllte, und er ward ihr zur Glorie und erhöhte die Pracht ihres die Welt ſegnenden Aufgangs. Ein belebender Strahl der Hoffnung fiel mit dem erſten Sonnenſtrahle in Bladud's Herz. Er ſank nieder unter die hohen Bäume, erhob ſeine Hände zum Himmel und flehte demüthig um Abwendung des göttlichen Zorns von ſeinem Haupte, oder um das Ende ſeines jammervollen Daſeyns. Da kam plötzlich wildes Schrekken unter ſeine Heerde: wie von unſichtbarer Hand getrieben ſtürzten ſie den Berg hinab und tauchten in einen Sumpf am Fuße deſſelben; mühſam trieb Bladud ſie wieder hinauf. Drei Tage nach einander führte er ſeine Heerde an die nämliche Stelle, immer ſah er daſſelbe an ſeinen Thieren, immer eilten ſie den Berg hinab, dem Sumpfe zu. Am dritten Tage bemerkte er, daß die unter ihnen, welche vorher, wie es wohl ihre Art iſt, Hautſchäden oder die Raude hatten, jetzt geheilt und glatt waren; er unterſuchte die Stelle, wo ſie untertauchten, entdeckte die heiß ſtrömende Quelle an dem daraus aufſteigenden Dampfe, und erkannte den gnädigen Fingerzeig des Himmels.

Gläubig und fromm badete er ſich nun ſelbſt, und ſein entſetzliches Uebel verließ ihn. Nun gab er ſich ſeinem bisherigen Herrn als den Sohn des Königs zu erkennen. Dieſer aber glaubte ihm nicht, ſondern begleitete ihn zum Könige. Der Vater erkannte ihn und nahm ihn freudig auf. Kurze Zeit darauf, als Lud Hudibras geſtorben war, ward Bladud König und zugleich der Gründer der Bäder von Bath, die er nach damaliger Art auf das herrlichſte erbaute. Die Legende ſagt: daß Bladud ſich nach der Zeit ganz dem Studieren und allerhand Künſten ergab. So erfand er die Kunſt zu fliegen und erhob ſich zu einer anſehnlichen Höhe. Doch einſt zerbrach etwas an ſeinen Flügeln, er ſtürzte herab, gerade auf den Kirchthurm von Solsbury und brach den Hals, zum großen Leidweſen ſeiner Unterthanen, über die er zwanzig Jahre weiſe und glücklich regiert hatte.

So erzählen die Einwohner von Bath noch immer mit glaubigem Gemüthe. Die gelehrten Herren geben ſich alle Mühe, ihnen den Ungrund dieſer Legende zu beweiſen; umſonſt, der Glaube an Bladud und ſein wunderbares Schickſal läßt ſich nicht zerſtören, obgleich man zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein altes Monument wegnahm, welches ihn mit ſeinen Schweinen vorſtellte. Im Königsbade ſteht ſeine 1699 errichtete Statue, mit folgender wunderlichen Inſchrift in engliſcher Sprache:

Bladud
Lud Hudibras Sohn
Achter König der Britten nach Brutus,
Großer Philoſoph und Mathematiker,
Entdecker und Begründer dieſer Bäder,
860 Jahre vor Chriſti Geburt,
Das heißt
2559 Jahre vom gegenwärtigen
1699.

Bath war zur Zeit der Königin Eliſabeth zwar ziemlich bekannt, doch nicht bedeutend. Im Jahre 1700 hatte es nur ein Haus mit großen Schiebefenſtern, und auf den Bällen tanzten höchſtens zehn Paare. Einem einzigen Manne, Richard Naſh, war es vorbehalten, es zu ſeiner jetzigen Pracht und Größe zu erheben. Deshalb iſt es wohl billig, ſeiner hier neben Bladud in Ehren zu gedenken.

Richard Naſh, im Jahre 1674 zu Swanſea in Glamorganſhire von wohlhabenden angeſehenen Aeltern geboren, ward ſchon im ſechszehnten Jahre nach Oxford auf die Univerſität geſchickt. Er ſollte die Rechte ſtudieren, fand das aber ſehr langweilig. Freude war ſeine Göttin, ihr opferte er alle ſeine Zeit. Eine zärtliche Verbindung mit einer ihrer Prieſterinnen veranlaßte ſeine Aeltern, ihn von Oxford wegzunehmen, und da ſie ſeinen Widerwillen gegen die ihm von ihnen vorgezeichnete Bahn einſahen, ihm nach engliſchem Gebrauch eine Fähndrichsſtelle bei der Armee zu kaufen.

Die glänzende Uniform gefiel ihm allerdings beſſer, als die halb mönchiſche Tracht der Oxforder Studenten, aber deſto weniger behagten ihm die Subordination, das Wachehaben und mehrere mit ſeinem Stand verbundene Pflichten; ſein niederer Rang, als Subaltern-Officier, war ihm bei den Damen und in den höhern Zirkeln hinderlich, er entſagte alſo dem Kriegsgotte und ſchwor auf's neue zur Fahne der Themis.

Er trat in die Geſellſchaft der Rechtsgelehrten von Middletemple in London. Hier ward ihm bald eine Gelegenheit, ſein eigentliches Talent geltend zu machen. Die Geſellſchaft, zu welcher er jetzt gehörte, wollte einem alten Gebrauche gemäß den Prinzen Wilhelm von Oranien bei ſeiner Thronbeſteigung mit einem maskirten Aufzug, im Geſchmack der damaligen Zeit, empfangen. Naſh wurde für den Fähigſten erklärt, dieſes Feſt zu ordnen und zu leiten. Er that es und machte ſeine Sache ſo gut, daß der König ihn, aus lauter Freude darüber, zum Ritter ſchlagen wollte. Zwar lehnte er dies beſcheiden ab, aber der Dunkelheit war er nun doch entriſſen und in der großen Welt als ein Mann von Geſchmack und Talent anerkannt.

Bath fing damals an ein wenig Mode zu werden. Naſh ging hin, weil andere Leute von Stande hingingen, und bald ward er die Sonne, um die ſich alles drehte. Sein geſelliges Talent, ſein Witz, ſein feiner Takt zog unwiderſtehlich an.

Ein Abenteuer, in welchem er ſich als Mann von Ehre und Rächer der guten Sitten bewies, vollendete ſeinen Glanz. Er ſtand eines Tages mit Mehreren auf der Galerie des Kreuzbades und ſah, nach der damaligen Gewohnheit, die Damen mit geputzten Köpfen im Waſſer herumplätſchern. Die Schönheit einer dieſer Damen bezauberte plötzlich ihren oben ſtehenden Gemahl dermaßen, daß er anfing ihr für den Ort ſehr unziemende Fleuretten zu ſagen und zuletzt den Wunſch äußerte, unten bei ihr zu ſeyn. Ehe er ſich's verſah, ward ihm die Gewährung, denn mächtig und geſchickt packte ihn Naſh im nämlichen Moment bei Kragen und Gürtel, ſchwang ihn über die Baluſtrade, und platſch, da zappelte der zärtliche Gatte mit Degen und Federhut unten in der warmen Flut. Die Folge hievon war ein Zweikampf, in welchem Naſh in den Arm verwundet ward, aber unſterbliche Ehre und Anſehen hatte er durch dieſe kühne That erworben.

Um dieſe Zeit ward die Stelle des Ceremonienmeiſters, welche bis jetzt ſehr unbedeutend geweſen war, erledigt. Naſh wurde einſtimmig von allen Badegäſten zum König von Bath ausgerufen, und ihm volle Macht gegeben, zu ſchalten und zu walten, einzurichten, zu verbieten und zu befehlen, in allem, was auf Etikette, Vergnügungen, Ordnung und ſo weiter Bezug hatte. In kurzem wirkte er Wunder, unter ſeiner Leitung wuchs Bath täglich an Schönheit, Ruhm, Umfang und Glanz. Ein neuer Saal ward gebaut, für gute Muſik, für Anlegung von Promenaden geſorgt, und ſo ward es, was es jetzt iſt, der Sammelplatz aller Eleganz.

Naſh hielt mit Feſtigkeit und ohne Anſehen der Perſon auf ſtrenge Beobachtung der einmal angenommenen Geſetze. Man erzählt noch wahre Heldenthaten von ihm in dieſer Hinſicht: zum Beiſpiel, daß er der Prinzeſſin Amalia die Erlaubniß abſchlug, nach eilf Uhr noch einen Tanz zu tanzen, und auf einem Bal paré die Herzogin von Queensbury bat, ihre Schürze abzunehmen. Der Adel, die Vornehmſten, ſelbſt die Prinzen begegneten ihm mit Achtung und ehrten ſeine Einrichtungen; er hatte ſo augenſcheinlich Recht in allem, was er unternahm, und wußte zugleich dieſes Recht auf eine ſo angenehme Weiſe geltend zu machen, daß Niemand etwas dagegen einwenden konnte oder nur mochte.

Im Aeußeren ſtrebte Naſh nach einem gewiſſen Glanz. Ihm war wohl bekannt, daß, um der Menge zu imponiren, ſelbſt die höchſte Würde deſſen nicht entbehren kann. Er fuhr immer mit ſechs Schimmeln, umringt von Waldhorniſten und andern Begleitern zu Pferde, trug einen großen weißen Hut und kleidete ſich glänzend und auffallend. Er ſtarb 1761 im ſieben und achtzigſten Jahre, und ward mit großem Pomp unter einem ungeheuern Gewühl von Zuſchauern in der Abtei zu Bath begraben. Ein Monument mit einer Inſchrift, die ſeine Verdienſte um Bath der Nachwelt kund thut, ziert ſein Grab.

Wenn eine ſolche um ein glänzendes Nichts ſich herum drehende Exiſtenz glücklich genannt zu werden verdient, ſo lebte Naſh ein langes glückliches Leben. Leider überlebte er ſich ſelbſt in den letzten Jahren: denn lächerlich und traurig zugleich war es anzuſehen, wie er die Spuren des Alters zu verbergen ſtrebte und, kaum im Stande ſich aufrecht zu halten, bei Damen den ſüßen Herrn ſpielte, deren Urgroßvater er ſeyn konnte.

Ein Greis ohne Würde iſt immer ein ſchmerzlicher Anblick.

Die marmorne Statue, die ihm noch bei Lebzeiten errichtet ward, Inſchriften und Portraits verewigen das Andenken dieſes merkwürdigen Mannes, welcher der höchſten Frivolität einen Anſtrich von Größe zu geben wußte, ein unglaubliches Glück auf Wegen machte, die Tauſende ins Verderben führen, nur von der Gunſt des Augenblickes lebte, und dieſem Augenblicke ein ungeheures, faſt unvergängliches Denkmal ſetzte, indem eine der ſchönſten Städte Europens ihm ihre Exiſtenz verdankt.

Nichts charakteriſirt ihn und den Geiſt ſeiner Zeiten beſſer, als folgende Copie ſeiner Geſetze, die noch zu ſeinem Andenken in einem der Säle hängt.

„Mit allgemeiner Einwilligung feſtgeſetzte Regeln. 1742."

1) „Daß ein Ceremonien-Beſuch beim Ankommen, und einer beim Abſchiede alles iſt, was man von Damen von Stande verlangen kann — es ſey denn, man wäre unverſchämt."

2) „Die Damen beſtimmen an Balltagen eine gewiſſe Zeit für ihre Bedienten, um ſie abzuholen; damit erſparen ſie ſich und Andern Unbequemlichkeiten.“

3) „Die Herren zeigen ihre feine Lebensart den Damen, indem ſie des Morgens nie im Schlafrocke und Nachtmütze vor ihnen erſcheinen.“

4) „Niemand nimmt's übel, wenn man zu anderen Spielpartieen und Frühſtücken geht, als den ihrigen — es ſey denn, man wäre krittlicher Natur.“

5) „Die Herren geben ihr Ballbillet nur honetten Frauenzimmern — es ſey denn, daß ſie keines kennen.“

6) „Die Herren zeigen ſchlechte Sitten, wenn ſie ſich den Damen vordrängen — erlaubt iſt's ſolchen, die Niemand achten als ſich allein.“

7) „Kein Herr und keine Dame nimmt's übel, wenn Andre vortanzen — außer ſolche, die eigentlich gar nicht tanzen ſollten.“

8) „Alte Damen und Kinder nehmen mit der zweiten Reihe Bänke auf den Bällen vorlieb, denn ihre Zeit iſt vorüber, oder noch nicht gekommen.“

9) „Junge Damen bedenken, wie viel Augen auf ſie ſchauen. (NB. Koketten ſind hiervon ausgenommen.)“

10) „Wer Lügen und üble Nachreden herumflüſtert, wird für deren Erfinder angeſehen.“

11) „Nachbeter ſolcher Lügen werden von der Geſellſchaft vermieden, ausgenommen von ihres Gleichen.“

Naſh's Nachfolger, Mr. Collet, legte das Amt bald nieder, ihm folgte Mr. Dervick. Nach deſſen Tode meldeten ſich zwei Candidaten zum Throne. Faſt wäre es in der eleganten Welt zum Bürgerkriege gekommen, hätten nicht beide freiwillig einem Dritten Platz gemacht. So ging es noch einige Zeit fort, bis in's Jahr 1777, da erwählte man zwei Könige, deren jeder in einem andern Saale ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte. Seit der Zeit iſt es ſo geblieben; jetzt regieren die Herren Tyſon und King ſehr friedlich und einig.

Spaziergänge und Vergnügungen.

Früh Morgens ſpaziert die bunte Welt, über welche die Könige von Bath mit mildem Scepter herrſchen, des Trinkens wegen in den Sälen. Der beſuchteſte darunter iſt der große neue Brunnenſaal, deſſen Quelle auch am häufigſten getrunken wird; ſie hält das Mittel zwiſchen der vom Kreuzbade und der ganz heißen. Der Saal iſt groß, von innen und außen mit Säulen und Inſchriften elegant decorirt. Königs Naſh marmorne Bildſäule in Lebensgröße iſt darin aufgeſtellt. Die Quelle fällt in ein ſchönes Marmorbecken, zwei große Kamine ſtehen ihr zu beiden Seiten. Jeder anſtändig Gekleidete hat in dieſen Saal freien Eintritt; nur die, welche den Brunnen trinken, bezahlen außer einem Geſchenke an den Brunnenwärter noch eine Guinee den Monat.

Während der Morgenpromenade muſicirt eine Bande engliſcher Muſiker auf einer dazu erbauten Galerie recht herzbrechend. Nach dem Frühſtücke vertheilt man ſich in den mit Quaderſteinen gepflaſterten Straßen und auf den beiden Paraden. Die Damen und ihre getreuen Nachfolger, die eleganten Herren, ziehen dieſe Spaziergänge ſchon deshalb denen im Freien vor, weil ſie nicht ſtaubig ſind. Dieſe Bequemlichkeit erſetzt den Spaziergängern reichlich den Anblick der Wieſen und

Bäume, wenn es auch die in den Läden ausgeſtellten Herrlichkeiten nicht thäten. Ein paar Stunden gehen darüber hin, daß man hier und dort in Läden einkehrt, tauſend Dinge ſich zeigen läßt, die man nicht kauft, alles beſieht, beſpricht, durchwühlt. Je vornehmer die Herrſchaft, je höher muß die Putzmacherin und der Ladendiener auf die zierliche Leiter ſteigen, um die Waaren vom oberſten Fach des Ladenſchranks herunter zu holen. Nirgends verfährt man unbarmherziger mit den Kaufleuten, als hier, und nirgends ſind ſie höflicher.

Nach dieſer Generalrevue geht es in eine der hier befindlichen acht Leihbibliotheken, wo man einige Zeit auf die früher beſchriebene Weiſe ausruht, bis die zweite Toilette neue Thätigkeit heiſcht. Der eleganteſte Buchladen iſt der bei Meyler, doch abonnirt man gewöhnlich in mehreren oder in allen und bezahlt fünf Schillinge für den Monat.

Die Nord- und Südparaden ſind zwei, nicht weit von einander entfernte, unvergleichlich ſchöne Terraſſen. Sie ſind mit Quaderſteinen belegt. Schöne Häuſer mit den glänzendſten Läden, gleich an der Straße, beſchränken ſie von einer Seite, eine eiſerne Baluſtrade von der andern, über welche hinaus man eine entzückend ſchöne Ausſicht auf Berg und Thal erblickt. Beſonders herrlich iſt die Südparade, die daran ſtoßenden Häuſer gleichen einem einzigen Palaſte. Die Ausſicht auf Bladud's Buchenklippe, auf ſchöne Landhäuſer mit ihren Gärten und Parks, auf dunkles Gehölz und den ſilbernen Avon, der die reiche Landſchaft allbelebend durchſtrömt, macht jede Beſchreibung unmöglich.

Ein hübſcher, ziemlich groſser Garten, mitten in der Stadt, Sidney Gardens genannt, geziert mit Grotten und Tempeln, Waſſerfällen und Schaukeln, Bowling greens, und allem was man an einem ſolchen Orte nur verlangen kann, iſt zu gewiſſen Zeiten ein beliebter Vereinigungspunct. Man abonnirt ſich hier ebenfalls für die Promenade. Während der ganzen Badezeit zahlt die Perſon fünf und einen halben Schilling; wer nicht abonnirt iſt, muß jedes Mal Entree bezahlen. Auch iſt darin ein für die Subſcribenten zum Fahren und Reiten beſtimmter Weg. Der Beſitzer des Gartens gibt zuweilen öffentliche Frühſtücke, auch Illuminationen, nach dem Muſter des berühmten Vauxhall in London. Gewöhnlich fallen in jede Badezeit vier oder fünf ſogenannte Gallanächte, wie im Londoner Vauxhall; dann ſtrömt alles hin, ohne recht zu wiſſen warum, und man kann das Vergnügen haben, ſich in einem mäßigen Lokal unter viertauſend Menſchen herumzutummeln.

Da die Badezeit im Frühlinge aufhört, ſo machen die Freuden von Sidney's Garten gleichſam den Beſchluß derſelben. Sie fangen ſo früh an, als es die in dieſem Lande im Durchſchnitt milde Witterung nur erlaubt; in der Mitte Mai's iſt Bath ſchon eine Einöde. Es gibt noch einige weniger beſuchte Gärten dieſer Art in Bath. Sehr beſucht aber, beſonders in ſchlechtem Wetter, werden die beiden Reitſchulen und der zum Ballſchlagen eingerichtete Bezirk.

Für die Abende iſt auf vielfache Weiſe geſorgt. Das Theater, der einzige Vergnügungsort hier, in welchem, treu der alten engliſchen Sitte, kein Abonnement ſtattfindet, wird nächſt den Londoner Theatern für das beſte in England gehalten. Es war von jeher die Wiege der ausgezeichnetſten Talente. Aus dieſer Schule kamen die berühmte Siddons, die weiland im komiſchen Fache eben ſo berühmte Abbington, der vortreffliche, leider zu früh geſtorbene Komiker Edwin, und viele im Auslande weniger bekannte ausgezeichnete Schauſpieler, die jetzt der Stolz von Drurylane und Coventgarden ſind. Die Truppe ſpielt wechſelnd in Bath und dem nahgelegenen Briſtol; Sommers, während der Badezeit in Briſtol, dreimal die Woche dort und einmal hier, und wiederum im Winter zweimal wöchentlich in Bath und einmal in Briſtol.

Die neuen oder oberen Aſſembleeſäle ſind die beſuchteſten, ſowohl ihrer Größe und glänzenden Einrichtung wegen, als weil ſie nahe am Circus, im Mittelpunkte des eleganteſten Theils der Stadt, liegen. Sie beſtehen aus einem großen, ſchönen Tanzſaale und zwei Spielzimmern. In einem derſelben prangt das Bildniß eines verſtorbenen Ceremonienmeiſters, des Hauptmanns Wade, im anderen das des gegenwärtigen, Mr. Tyſon. So ehrt man hier Verdienſte und erhält ihr Andenken der Nachwelt. Herren abonniren ſich mit zehn Schilling, Damen mit der Hälfte für die ganze Badezeit. Dafür haben ſie freien Eintritt zu jeder geziemenden Stunde, und die Freiheit die Spielzimmer zu benutzen.

Wir ſetzen die in dieſen Sälen geltenden Regeln her, wie man ſie dort angeſchlagen findet, da wir glauben, ſo den kürzeſten und deutlichſten Begriff von dem Leben in denſelben zu geben.

Neue Aſſembleeſäle.

„Nur die Subſcribenten zu den Bals parés haben eine Stimme bei der Einrichtung und Dirigirung der Luſtbarkeiten in dieſen Sälen. Dieſe wechſeln in folgender Ordnung:

Montag Bal paré.
Dienſtag Abend Kartenaſſemblee.
Mittwoch Abend Concert.
Donnerſtag Fancy-Ball. *)

---

*) Ein unüberſetzbares Wort. Es bedeutet, daß man es auf dieſen Bällen mit Rang, Etikette und Kleidung weniger ſtrenge nimmt. Die Geſellſchaft iſt etwas gemiſchter; Damen dürfen es wagen mit einem artigen Hütchen zu erſcheinen, was ſonſt überall hoch verpönt iſt, wo man ſich im Glanze zeigen muß, zum Beiſpiele in der

NB. „Die Zimmer ſtehen den Subſcribenten alle Tage zum Kartenſpiel offen, Sonntags ausgenommen; doch iſt einen Sonntag Abend um den andern die Promenade in denſelben erlaubt.

„Wer zu dem Bal paré eine Guinee ſubſcribirt, erhält zu jedem ein Billet für ſich und zwei für Damen. Für eine halbe Guinee hat man nur ein Billet für ſich. Junge Herren und ſehr junge Damen können während der Schulferien Zutritt erhalten, wenn ein Mitglied der Geſellſchaft ſie einführt.

„Zu den Fancy-Bällen ſubſcribirt man eine halbe Guinee, und erhält nur für ſeine Perſon Eintritt.

„Die Bälle fangen um ſieben Uhr an und hören mit dem Glockenſchlag eilf auf, und wäre es auch mitten im Tanze.

„Zwiſchen den Menuets und den engliſchen Tänzen wird eine Pauſe gemacht, damit Damen,

---

Oper und auf den vorderen Reihen in den Logen im Theater. König Naſh würde auf einem Fancy-Ball der Herzogin von Queensbury ihre Schürze gelaſſen haben.

enen der Vorrang gebührt, ihre Plätze nehmen können. Die, welche nach dem Anfange des Tanzes erſt aufſtehen, verlieren für dieſes Mal ihr Vorrecht und ſtellen ſich unten hin.

„Keine Dame, die ſchon ihren Platz in der Colonne genommen hat, erlaubt einer andern ſich über ſie zu ſtellen.

„Die drei vordern Reihen Sitze, am obern Ende des Saales, werden für die Gemahlinnen der Pairs von Großbrittannien und Irland, und für Damen, die dieſen an Range gleich ſind, frei gelaſſen.

„Nur Subſcribenten haben in dieſen Sälen Zutritt.

„Auf Bällen, Concerten und Kartenaſſembleen darf Niemand in Stiefeln oder Halbſtiefeln erſcheinen.

„Bei Bals parés hat Niemand Zutritt ohne Billet; bei den Fancy-Bällen haben die Subſcribenten zur Promenade in den Spielzimmern Zutritt.

„Die Inhaber der Säle machen ſich anheiſchig, ſechs und zwanzig Bals parés und dreißig Fancy-Bälle zu geben, jedoch ſind ſie nicht verpflichtet von der gehabten Einnahme Rechenſchaft abzulegen. Das Orcheſter beſteht aus zwölf Inſtrumenten, eine Harfe, ein Flageolet und ein Tamburin mit eingeſchloſſen.

„Ohne Ausnahme ſind alle Hazardſpiele hier verboten, wie auch Sonntags alles Kartenſpiel.

„Bei der täglich ſich mehrenden Vergrößerung dieſer Stadt iſt es dem Ceremonienmeiſter unmöglich, die Ankunft jedes Badegaſtes gleich zu erfahren. Er hofft deshalb, ſie werden es nachſichtig verzeihen, wenn er wider Willen verſäumen ſollte, ſeine Viſite zu machen, und bittet hiermit öffentlich, Jedermann möge bei der Ankunft Namen und Wohnung in dem zu dieſem Zweck im Brunnenſaal liegenden Buche einzeichnen laſſen; dadurch wird er in den Stand geſetzt werden, ſeinen eigenen Wünſchen und den Erwartungen des Publikums zu genügen.

„Da es ungemein wünſchenswerth iſt, daß alle unſchickliche Geſellſchaft fern von dieſen Sälen bleibe, ſo bittet er ebenfalls alle fremde Herren und Damen, ihm Gelegenheit zu geben, ihre Bekanntſchaft zu machen, ehe ſie ſich zu der Achtung und Aufmerkſamkeit berechtigt glauben, welche er ihnen immer gern und auf das eifrigſte zu beweiſen ſtreben wird.

Richard Tyſon,
Ceremonienmeiſter.“

Die untern Aſſembleeſäle ſind dieſen an Größe und innerer Einrichtung ſehr ähnlich. Faſt gleichlautende, mit dem Namen des dortigen Ceremonienmeiſters James King unterzeichnete Geſetze ſind darin angeſchlagen und werden heilig gehalten. Mr. King iſt wegen ſeiner ausgezeichneten Verdienſte und Talente auch Ceremonienmeiſter in Cheltenham; dort verwaltet er ſein Amt im Sommer, wenn in Bath alles öde und leer iſt. Beide Könige von Bath theilen in brüderlichem Verein die Sorge für das Publikum. Die Vergnügungen wechſeln in beiden Sälen, beſonders die Bälle, welche Montags und Donnerstags im obern, Dienſtags und Freitags im untern Saale ſtatt haben. Die tanzluſtige Welt findet in Bath ihre Rechnung, wie man ſieht. Zu den Concerten im obern Saale wird mit drei Guineen ſubſcribirt. Gewöhnlich werden die Badezeit hindurch deren zwölfe gegeben. Unter ihnen angelegten, ſehr ſchattigen Anlagen und Promenaden ziehen ſich längs dem Parke auf einer Seite deſſelben hin.

Schöne Küchengärten und Treibhäuſer fehlen auch hier nicht, beſonders aber zog uns ein kleiner, ganz vortrefflich bebauter Blumengarten an. Alle Blüthen, alle Blumen, die nur in dieſem milden Klima im Sommer die freie Luft ertragen können, duften und ſchimmern hier um die Wette; das geblendete Auge weiß nicht, wohin es zuerſt ſich wenden ſoll, während wir den Duft von tauſend Blüthen athmen.

Das Schloß iſt ein ſehr altes, gar nicht ſchönes, aber ſehr weitläufiges Gebäude. Finſter, baufällig, winklich und unbequem, wie es daſteht, wird es dennoch ſechs Monate im Jahre vom Marquis und ſeiner Familie bewohnt. Was uns daher am meiſten in Erſtaunen ſetzte, war das Ameublement. Ganz entfernt von der modernen Eleganz und Bequemlichkeit, die wir ſelbſt im rauhen Schottland in den Häuſern der Großen fanden, ſcheint es ſeit mehreren Jahrhunderten den Urahnen des Marquis ſchon treue Dienſte geleiſtet zu haben, ſo alt und wurmſtichig iſt alles im Schloſſe.

Wir durchſtreiften eine Menge großer, altmodiſcher Säle, hoch wie Kirchen. An allen Wänden hängen Bildniſſe, manche ſehr gute darunter; viele aus früheren Zeiten, ein wahres Studium für das Koſtüm vergangener Jahrhunderte; viele ſehr intereſſant wegen der merkwürdigen Menſchen, deren Geſtalt ſie der Nachwelt treu bewahren. Zu dieſen gehört das Bild der ſchönen Roſamunde aus Woodſtock; ein freundliches, rothwangiges, rundes Geſichtchen. Neben ihr hängt das Bild ihrer Todfeindin, der Königin Eleonore. Dieſe ſieht wahrhaft wie eine Königin aus, blaß, ſtolz, ſchön und edel in Zügen und Haltung. Unter den ganz alten Gemälden bemerkten wir viele der älteren Könige von England, die ganze Reihe der Eduard's mit goldenen Kronen auf den Köpfen und tüchtigen Sceptern in den Händen. Auch König Franz I. mit einer ſeiner Geliebten machte uns großes Vergnügen, denn Beide lächeln einander ſo ſüß und liebenswürdig an, daß man durchaus mitlachen muß. Eine der Urältermütter der Familie hat ſich ſtehend in Lebensgröße malen laſſen, ſie iſt ihrer Entbindung augenſcheinlich nahe und macht in dieſem Zuſtande eine wunderliche Figur, in der ſteifſten Stellung mit einem gewaltigen Reifrocke, hohem Kragen und allem übrigen Zubehör der höchſten Toilette jener geſchmackloſen Zeit.

Wenn wir die barocken Koſtüme aus den Tagen der Königin Eliſabeth anſehen, ſo brauchen wir wahrlich, ſelbſt über unſere abgeſchmackteſten Moden des vergangenen Jahrhunderts, nicht zu erröthen. Belege dazu liefern hier eine Menge Bildniſſe aus jener Zeit, eines immer lächerlicher und bizarrer als das andere. Alle übertrifft die Königin Eliſabeth ſelbſt und ein Paar ihrer Hofdamen, welche neben ihr paradiren. Ueber die Köpfe hoch emporragende Kragen, Haare in die widernatürlichſten Formen gezwängt, Spitzen und Litzen und Quaſten überall ſo angehäuft und abentheuerlich, daß es unmöglich iſt, anders als durch's Anſchauen einen Begriff davon zu erlangen.

Von Longleat kamen wir nach Stourhead, der neuen hübſchen Villa eines ſehr reichen Londoner Banquiers, Sir Richard Hoare. Welch ein Abſtand gegen jene veraltete Pracht!

Hier war alles neu, alles vergoldet, geſchniegelt und gebiegelt, nett und zierlich. Das im bürgerlichen Styl, aber höchſt elegant erbaute Haus iſt nicht groß, und wir ſahen es nicht im vortheilhafteſten Lichte, weil eben einige der beſten Zimmer neu tapezirt wurden; doch reichte dies hin, um es für einen ſehr angenehmen Aufenthalt zu erkennen. Alles athmet hier Bequemlichkeit und modernen Luxus. Schöne Teppiche in jedem Winkel des Hauſes, große Spiegel, glänzende Bronzearbeiten, Meubeln von koſtbaren lakirten und fremden Hölzern, alles neu, hübſch, reich.

Auch an Gemälden fehlt es nicht, ſogar nicht an Familienbildern, denn ſchon der Großvater des Sir Richard ließ eine halbe Million Pfund Sterling nach. Unter dieſen Familienbildern ſahen wir einige recht ſchöne von Angelika Kaufmann, unter andern den Sir Richard ſelbſt, ſeinen Sohn, einen muntern Knaben, an der Hand führend. In einem Zimmer hingen viele, mitunter recht ſchöne Landſchaften; hier ſtand auch ein ſehr prächtiger und dabei ſehr geſchmackloſer Schrank, der dem Papſte Pius VI.

angehört hat; er blitzte von Gold, farbigen Edelſteinen und Cameen, zwiſchen denen eine Menge kleiner, bunter Wachsbilder angebracht waren, welche Portraite aus der Familie des Papſtes vorſtellen ſollten.

In einem andern Zimmer voll Gemälde, angeblich von den größten Meiſtern der italieniſchen Schule, ſahen wir den Sabinerinnenraub von Pouſſin, der dem Beſitzer 3000 Guineen gekoſtet hat, eine Magdalena von Titian und viele andere mehr. Auch hing hier ein Bild von Teniers, wo Lucifer in Geſtalt einer hübſchen Holländerin zum heiligen Antonius kommt, um ihn zu verſuchen; ein Teufel, wie ein Laubfroſch geſtaltet, trägt ihr die Schleppe, eine Menge anderer Teufel mit Hahnenfüßen, allerhand Thierköpfen, kurz die groteskeſten Geſtalten von der Welt, ſpielen Violine und Contrebaß dazu. Das Speiſezimmer iſt mit guten Kopien bekannter Gemälde großer Meiſter decorirt.

Sir Richard hat keinen Park, aber der Garten iſt ſehr ſchön, ein paar Spielereien abgerechnet, welche einen in dieſem Lande ſeltenen kleinlichen Geſchmack verrathen, zum Beiſpiel künſtliche Höhlen und Ruinen. Der ſehr große Teich ahmt glücklich das Anſehen eines Stroms nach und an ſeinem Ufer hin ſchlängeln ſich liebliche Spaziergänge, beſchattet von prächtigen alten Bäumen. Ein Sonnentempel mit einem etwas verrenkten lahmen Apoll aus gegoſſenem Blei hätte auch füglich wegbleiben können, ohne vermißt zu werden. Deſto ſchöner iſt ein anderer Tempel, welcher durch eine Kuppel von oben Licht erhält. In Niſchen ſtehen hier verſchiedene in Italien gearbeitete Kopien der berühmteſten Antiken, in ihrer Mitte eine antike, wunderſchön drapirte ſitzende Statue.

Wilton-Houſe.

Ueber Berg und Thal, durch eine reizende Gegend, reiſ'ten wir nun nach Salisbury vielen ſchönen Landſitzen und Parks vorüber. Fonthill, den berühmtern Landſitz des Mr. Beckford und Wilton-Houſe, Mylord Pembroke's Villa, wünſchten wir vor allen zu ſehen.

Bei herannahendem Abend, und ermüdet wie wir waren, ließen wir ſie indeſſen rechts und links liegen, in der Hoffnung, ſie des folgenden Tages zu beſuchen. Dieſer war aber leider ein Sonntag, und an einem Sabbath, wie man hier zu Lande ſehr andächtig ſpricht, läßt Mr. Beckford ſein Haus Fremden nicht zeigen. Behüte ihn Gott vor einer ſolchen Entheiligung des Tages des Herrn! Wir mußten weiter ziehen, ſeine Frömmigkeit bewundernd, aber doch übrigens ziemlich verdrießlich; denn leider wußten wir, daß Fonthill ſehr ſehenswerth iſt und einen großen Schatz von Kunſtwerken enthält.

Lord Pembroke iſt ſchon weit weniger fromm, als Mr. Beckford; ungehindert konnten wir ſein Haus und deſſen Umgebungen ſehen und bewundern. Man führte uns zuerſt in einen nicht weit vom Schloſſe im Garten erbauten Pavillon. Hier ſtehen einige ſchöne antike Büſten, in ihrer Mitte eine Statue des Apollo, leider aber auf eine ſo entſtellende Weiſe reſtaurirt, daß es ſehr ſchwer wird, ſich ihrer Schönheit recht zu erfreuen.

Das Schloß ſelbſt iſt ſehr alt, die Außenſeite deſſelben nicht in einem edlen Styl erbaut, faſt wie das Schloß zu Longleat, nur beſſer erhalten und von innen ſehr moderniſirt und wohnlich gemacht. Vor dem Hauſe ſteht eine ſehr ſchöne Marmorſäule, wie man uns ſagte, aus den Zeiten des Julius Cäſar. Mit ungeheuern Koſten ward ſie von Rom hergebracht; ſie iſt ſiebenzig Fuß hoch und trägt eine kleine Statue der Venus, welche man freilich in dieſer Höhe nicht wohl ſehen kann. An der Front des Hauſes ſind zwei merkwürdige ägyptiſche Statuen in Niſchen aufgeſtellt. Die Eintrittshalle enthält einen unbeſchreiblichen Schatz antiker Büſten und Statuen. Unter den beſten bemerkten wir: Meſſalina, Nero, Caligula, eine wunderſchöne Portia, Fauſtina, einen Kopf Alexander's des Großen, neben vielen andern, und zwei herrliche Basreliefs. Eines davon ſtellt die Geſchichte Meleager's vor: man ſieht ihn der Wuth des Ebers erliegend, und auch wie er todt auf einem Bette daliegt, betrauert von ſeiner Geliebten und ſeinen Freunden. Das zweite zeigt uns den Tod der Kinder der Niobe; es iſt ein wunderbares Meiſterwerk wegen der mannichfaltigen Gruppirungen und des herrlichen Ausdrucks in dem kleinen

Raume. Unter den Statuen ſahen wir unter vielen einen ſehr ſchönen Antonius.

An dieſe Halle ſtößt ein zweites Zimmer, eben ſo reich ausgeſtattet mit ähnlichen Kunſtwerken. Es befindet ſich darin unter andern eine ſchöne Kopie des vaticaniſchen Apoll und eine der mediceiſchen Venus. Einige alte Malereien aus Herculanum, einige ſeltene ägyptiſche Statuen, und der ſehr ſchwere eiſerne Stuhl eines römiſchen Senators ſind hier ebenfalls aufgeſtellt.

Eine Reihe Zimmer, durch die wir geführt wurden, waren in einiger Unordnung, weil eben im Schloſſe gebaut ward; ſie enthalten eine große Menge Gemälde, meiſtens italieniſche. In einem hohen gewölbten Saale, prächtig auf altfranzöſiſche Weiſe decorirt, mit einem ſchön gemalten Plafond und ſtark vergoldeter Stuckarbeit auf weißem Grunde, hängen die auserwählteſten Gemälde der ganzen Sammlung. Die Bildniſſe Titian's, van Dyk's, Rubens mit ſeiner Frau, von den Meiſtern ſelbſt gemalt, die Himmelfahrt Mariens, eine Skizze von Raphael, und viele mehr, an denen wir ſo flüchtig vorübereilen mußten, wie gewöhnlich.

Ein anderes Zimmer enthält lauter Gemälde von van Dyk; eines davon, ein Familiengemälde, nimmt eine ganze Wand ein und übertrifft alles, was wir noch bis jeßt von dieſem Meiſter ſahen. Ueber dem Kamine hängt ein ſehr liebliches Bild, es ſtellt die drei Kinder Karls I. vor; von dieſem Gemälde hatten wir ſchon in Stourhead eine ſehr gute Kopie bewundert. Die übrigen in dieſem Zimmer hängenden Bilder ſind ebenfalls lauter Portraite, ganze Figuren in Lebensgröße.

Welch ein Meiſter war van Dyk, wie viel Fleiß neben dem hohen Talente! Unzählbar ſind die Meiſterwerke, die nur allein England von ihm beſitzt, und wie viele ſind noch in der übrigen Welt zerſtreut!

Vom Anblicke aller dieſer Herrlichkeiten konnten wir uns kaum in den ſchönen, mit anſcheinender Kunſtloſigkeit angelegten, zum Schloſſe gehörigen Spaziergängen erholen, und ſelbſt unter den ſtolz gen Himmel ragenden ehrwürdigen Bäumen, am Ufer eines in ihrem Schatten hinſtrömenden Fluſſes, umſchwebte uns noch immer die Menge der Zaubergeſtalten, denen wir im Schloſſe vorübereilen mußten.

Der zu letzterem gehörige Park iſt groß und vollkommen paſſend zum Ganzen.

Salisbury und Stonehenge.

Wir fuhren nun über eine unabſehbare Ebene. Armſeliges Haidekraut ſproßt kümmerlich hier und da, nirgends ein Gegenſtand, auf dem das Auge nur Momente haften könnte; die lüneburger Haide iſt ein Paradies dagegen.

Es war die berüchtigte Ebene von Salisbury, auf der wir uns jetzt befanden, ein ungeheuerer Kirchhof, beſäet mit uralten Gräbern längſt entſchlafener Helden, deren Namen im Strome der Zeiten untergingen. Wogen gleich, kaum noch ſichtbar, erheben ſich dieſe großen abgerundeten Hügel nur wenig über die graue, düſtere Fläche, und blos an einigen entdeckt man die Spur eines ſie einſt umgebenden Grabens. Der blaue Himmel wölbt ſich lautlos darüber hin, kein Vogel ſingt in dieſer Einöde, denn nirgends ſteht ein Strauch, auf dem er ſich niederlaſſen könnte.

Wir rollten ſchnell vorwärts und merkten doch kaum, daß wir weiter kamen. Kein Gegenſtand bezeichnete unſern Weg; die Stelle, die wir verließen, glich ganz genau der, auf welcher wir im nächſten Momente anlangten. Da ſahen wir es am Horizonte aufſteigen wie Geiſtergeſtalten; grau, formlos, allem, was wir bis jetzt erblickt hatten, unvergleichbar, ſtand es da in einem Zauberkreiſe; wir kamen näher und näher, noch immer wußten wir nicht, was wir ſahen; jetzt hielt unſer Wagen, und wir ſtanden vor Stonehenge, dem älteſten Monumente der Vorzeit in England, vielleicht in ganz Europa.

Unförmliche, rieſengroße Steine, ſichtbar von Menſchenhänden aufgeſtellt, erheben ſich in ungeheueren Maſſen auf einer mäßigen, nur ganz allmählich emporſteigenden Anhöhe. Hohen Säulen gleich, ſtehen ſie in einem großen tempelähnlichen Kreiſe, immer zwei und zwei näher an einander, welche dann ein großer, ähnlicher Stein, wie ein Querbalken oder Geſims auf ihrer Spitze ruhend, mit einander verbindet. Einige der Säulen ſowohl als der Querbalken ſind umgeſunken, dennoch bleibt die vollkommen runde Form des Ganzen deutlich. An den umgefallenen Steinen nimmt man noch wahr, wie ſie befeſtigt waren; denn an jeder der Säulen iſt oben eine Art Spitze oder Knopf ausgehauen, freilich ſehr roh und in ungeheueren Verhältniſſen, und die quer darauf liegenden Steine haben zwei runde Vertiefungen an beiden Enden, welche genau auf jene Knöpfe paſſen. So bildete und verband ſie die rohe, arme Kunſt jener Zeiten feſt und dauerhaft genug, um Jahrtauſenden zu trotzen. Auch die Säulen tragen Spuren des Meißels, ſie ſind viereckig, aber, ohne alle Idee einer Verzierung, ganz roh behauen, an Höhe und Stärke einander nicht gleich, aber alle von erſtaunenswürdiger Größe und Schwere.

Schon vor tauſend Jahren ſtanden ſie wie jetzt, und jede Spur ihrer erſten Beſtimmung, ihres Entſtehens war ſchon damals verſchwunden. Jetzt hält man dies wunderbare Gebäude für die Ueberreſte eines alten Druidentempels. Hier ward das Feuer angebetet und die wohlthätige Sonne.

Man hat bei'm Nachgraben unter dieſen Steinen Spuren verbrannter Opfer gefunden, vielleicht bluteten ſogar hier Menſchen unter dem Opferſtahle ihrer verblendeten Brüder.

Mitten in dem großen Kreiſe dieſes alten Tempels entdeckte man Ueberbleibſel einer kleineren Abtheilung, von niedrigern Steinen gebildet; einige derſelben ſtehen noch; in ihrer Mitte liegt ein großer platter Stein, wahrſcheinlich der Altar, und dieſe Abtheilung war das nur von Prieſtern betretene innere Heiligthum. Dieſer Altarſtein iſt von einem der ungeheueren herabgeſtürzten Querſteine des äußeren Kreiſes in drei Stücke zerſchmettert. Seitwärts, außer dem Kreiſe, liegt ein zweiter, dem Altarſteine ähnlicher Stein von ungeheuerer Größe.

Ungefähr dreißig Schritte vom großen Kreiſe ſtehen noch ein Paar der ſäulenartigen Steine aufgeſtellt, aber auch wohl dreißig Schritte weit von einander entfernt. Vielleicht bildeten ſie hier einen noch größeren Kreis, der jenen engeren einſchloß eine Art Vorhalle des heiligen Tempels; denn gewiß iſt das gigantiſche Werk, das wir anſtaunten, nur ein kleiner Ueberreſt von dem, was es Ungeheueres war in ſeiner Vollendung.

Wie dieſe gewaltigen Felſenmaſſen hergebracht wurden, welche faſt übermenſchliche Kräfte ſie aufrichteten, iſt undenkbar; doch faſt eben ſo unbegreiflich, wie ſie zerſtört wurden. Vielleicht ſtürzte ein Erdbeben ſie um, es öffnete ſich die Erde und begrub zum Theil wieder in ihrem Schooße die ihm entriſſenen Felſenſtücke, welche ſonſt den ganzen Kreis bilden halfen und jetzt verſchwunden ſind, ohne daß es doch glaublich ſcheint, man habe ſie zu anderem Gebrauche fortgeführt. Welch ungeheuere Kraft wäre auch erforderlich geweſen zum Transport dieſer Rieſenmaſſen!

Was das Wunderbare noch mehr erhöhet, die Steine beſtehen aus einer Art Granit, wie er mehr als dreißig engliſche Meilen in der Runde nicht anzutreffen iſt. Wie war es möglich, ſie durch unwegſame Wälder, über Sumpf und Moor, Berg und Thal herzubringen? Wahrlich, wenn man ſie ſieht, man fühlt ſich ſehr geneigt der Tradition des Volks Glauben beizumeſſen, welche ſie für das Werk einer früheren Rieſenwelt hält, der mächtige Geiſter zu Hülfe kamen. Der Eindruck, den der Anblick des Ganzen macht, läßt ſich nicht beſchreiben. Ein ſtilles Grauen ergriff uns in dieſer öden Wildniß bei'm Anſchauen eines Werks, deſſen Urheber wir uns nicht deutlich zu denken vermochten und das vor uns ſtand wie die Erſcheinung aus einer andern Welt. Wir hatten Zeit uns dieſem Eindrucke zu überlaſſen; denn öde und traurig ging unſer Weg über die große Ebene hin, die ſich immer gleich blieb, bis wir ſpät Abends die alte Stadt Wincheſter erreichten.

Von Wincheſter aus hatten wir ſehr böſe Wege; denn durch unſere Kreuz- und Querzüge waren wir von der großen, gebahnten Straße abgekommen und mußten ſie nun durch faſt unfahrbare Land- und Nebenwege wieder zu erreichen ſuchen. Oft ſtiegen wir aus und gingen die ſteilen Hügel, über welche unſer Wagen mühſam hinraſſelte, zu Fuß hinab; reiche, weit ausgebreitete Ausſichten entſchädigten uns zuweilen für unſere Mühe.

Endlich erreichten wir das Städtchen Chicheſter. Wir fanden den ganzen Ort in einer Art von freudigem Tumult, als ſollte es ein Pferderennen geben. Alle Fenſter waren mit geputzten Frauen und Mädchen beſetzt, die Straße voller Leute, Erwartung auf allen Geſichtern. Das Regiment des damaligen Prinzen von Wallis, welches hier in Garniſon liegt, paradirte im feſtlichſten Schmucke, in zwei langen Reihen aufmarſchirt, dem Gaſthofe gegenüber. In letzteren hatte Niemand Zeit; Herr und Frau und Aufwärter liefen mit den Köpfen gegen einander. Nichts Kleines konnte all dieſen Aufruhr veranlaſſen. Mrß. Fitzherbert, die Freundin des Prinzen von Wallis, war es; ſie wurde auf ihrem Wege nach Brighton in Chicheſter erwartet. Nach zwei Stunden erſchien ſie, ließ, ohne auszuſteigen oder ſich umzuſehen, die Pferde wechſeln und rollte davon. Die groſse Begebenheit war vorüber, die Soldaten marſchirten ab und alles beruhigte ſich nach und nach. Wir gingen ebenfalls weiter nach Arundel.

Der Herzog von Norfolk beſitzt dort ein altes Schloß; es wurde eben durch ein neues Hauptgebäude und einen daran ſtoßenden Flügel ergänzt und vergrößert; alles war voll Lärm, Staub und Unordnung, wie es gewöhnlich bei'm Bauen iſt. Der Anblick des alten Schloſſes wäre überall ehrwürdig und impoſant, nur hier, auf einem nicht ſehr geräumigen Hofplatze, neben den neuen ganz modernen Gebäuden, verliert es unendlich. Wie weit ſchöner ſtand Warwick Caſtle vor unſern Augen! Einige mit Epheu bewachſene alte Mauern bewieſen, daß das Schloß von Arundel weit größer und beträchtlicher geweſen ſeyn müſſe, als jetzt. Der noch übrige Theil des Gebäudes mit runden Thürmen und einem ſchönen Portal ſteht wie verwundert da neben der neuen dicht dabei entſtehenden Schöpfung. Schwerlich wird eines durch das andere gewinnen; iſolirt, unterm Schutze alter Bäume, wären dieſe heiligen Ueberreſte vergangener Größe zu dem ſchönſten zu rechnen, was England in dieſer Art aufzuweiſen hat, ſo reich es auch an Denkmälern der Vorzeit iſt.

Wir waren dieſen Tag beſtimmt in den Gaſthöfen alles in Bewegung und Unruhe zu finden. In dem zu Arundel hielten die Volontairs, von denen wir ſchon früher ſprachen, im Saale neben dem uns angewieſenen Zimmer ein großes Banket. Das ganze Gebäude bebte vom Jubel der Helden bei jedem ausgebrachten Toaſt; im Nebenzimmer machten die Hautboiſten des Regiments eine Muſik, welche Todte hätte erwecken können; die Aufwärter hatten alle Hände voll Bouteillen und Korkzieyer; die Pfropfen knallten, Waldhörner und Trompeten ſchmetterten, die Janitſcharentrommel drohte die Grundfeſten des Hauſes zu erſchüttern; zu alle dem der Jubelruf der vom Geiſte ergriffenen Freiwilligen, und die Anſtalten, die wir zu einem Ball machen ſahen. Das war zu viel, es trieb uns hinaus. Ganz gegen die Sitte des Landes reiſ'ten wir mit ſinkender Nacht ab. Hart am Ufer des Meeres fuhren wir hin; ein ſanfter Wind kräuſelte kaum deſſen vom Monde verſilberte Fläche, die Wellen ſpielten und flüſterten und blinkten geheimnißvoll und leiſe; ſo kamen wir glücklich nach Brighton.

Brighton.

Dieſer Ort noch vor zwanzig Jahren ein kleines, unbedeutendes Fiſcherneſt, iſt ein ſprechender

Beweis der Wunder, welche die Mode zu wirken vermag. In ſeiner neuen Geſtalt hat er ſogar den ſchwerfälligen Namen Brighthelmſtone verloren und heißt viel eleganter und kürzer Brighton.

Während der Sommermonate war Brighton der Lieblingsaufenthalt des damaligen Prinzen von Wallis, ſpäterhin des jetzt ſchon bei ſeinen Vätern ruhenden Königs, Georg des Vierten. Es liegt nur vier und funfzig engliſche Meilen von London entfernt. Dies iſt kaum eine kleine Tagereiſe in dieſem Lande, und wahrſcheinlich beſtimmte die Nähe der Hauptſtadt den engliſchen Thronerben, ſich gerade das noch vor kurzem ganz unbedeutende Fiſcherſtädtchen zu erwählen.

In Brighton bewirkten ſeine Gegenwart oder Entfernung jedes Mal eine wahre Ebbe und Fluth unter den übrigen Brunnengäſten. War er abweſend, ſo wurde alles öde und leer, mit ihm kehrten Luſt und Leben zurück. Wie ſehnſüchtig die Londoner elegante junge Welt nach Brighton blickte, iſt unbeſchreiblich, und erſcheint dem, der dem Zauberſtabe der Mode nie unterworfen war, beim Anblicke des Orts ſogar unglaublich. Die Lage deſſelben, hart an der See, iſt ſo wenig einladend, daß deſſen eifrigſte Verehrer, um ihre Vorliebe nur einigermaßen zu motiviren, gezwungen waren, die Luft als ungemein geſund anzupreiſen und zu behaupten, die Leute im Orte würden ungewöhnlich alt. Und in der That iſt das Klima hier ſehr gemäßigt. Ein Amphitheater von leider ganz kahlen Bergen ſchützt die Stadt gegen Nord- und Oſtwinde. Sie liegt trocken und geſund, auf einer mäßigen Anhöhe; Seelüfte mildern die zu große Hitze im Sommer.

Die Stadt iſt klein. Stattliche Häuſer aus der neueſten, und unſcheinbare Hütten aus der kaum verfloſſenen Zeit ſtehen wunderlich unter einander gemiſcht und geben ihr ein buntſchäckiges, nicht angenehmes Aeußere. Man bauet hier von Kieſeln, die mit Mörtel verbunden ſind; nur die Einfaſſungen der Fenſter und Thüren beſtehen aus Ziegeln. Man rühmt die Dauer ſolcher Mauern ſehr, ſie ſehen aber ſchlecht aus, beſonders da es in England gar nicht gebräuchlich iſt, den Häuſern von außen einen Tünch zu geben.

Ganze Reihen geräumiger, bequemer Häuſer für Fremde, alle unter einem Dache fortlaufend, haben das Anſehen eines einzigen Palaſtes. Von dieſer Art ſind ein Crescent, oder halber Mond, mit einer hübſchen Ausſicht auf das Meer, verſchiedene Terraſſen und ſogenannte Paraden zum Spazierengehen, von einer Seite mit ſchönen Häuſern beſetzt, während man von der andern ebenfalls der Ausſicht auf das Meer ſich erfreut, alles nach dem Muſter von Bath, nur in kleinerem Maßſtabe.

Die Promenaden ſind von der Natur wenig begünſtigt. Nackte Berge umgeben von zwei Seiten die Stadt; gegen Weſten erſtrecken ſich große Kornfluren; das Meer begränzt alles dieſes. Es iſt hier zu flach, als daß große Schiffe in der Nähe vorbeiſegeln könnten; daher gewährt es einen ziemlich einförmigen Anblick, den nur Fiſcherböte etwas beleben.

Die Hauptpromenade, der Steyne, ehemals eine zwiſchen den Bergen ſich hinziehende hübſche Wieſe, iſt jetzt faſt ganz mit neuen Gebäuden bedeckt, denn die Terraſſen, Paraden und einzelnen Fiſcherhäuſer ſind faſt alle auf dem Steyne angelegt.

Die Wohnung des Prinzen, der Marine-

Pavillon, liegt ebenfalls am Steyne, ein hübſches, mit einer Colonnade verziertes Gebäude; da es nicht von bedeutender Größe iſt, erſcheint es etwas niedrig. Die innere Einrichtung deſſelben ſoll ſehr prächtig ſeyn, aber Niemand Fremdes wurde hineingelaſſen. Der Prinz verſuchte Gärten anzulegen, doch kommen Bäume und Sträuche hier auf keine Weiſe fort. Eine große pechſchwarze Negerfigur mitten im Hofe, welche einen Sonnenzeiger trägt, nimmt ſich wunderlich aus und ſpricht nicht ſehr für den guten Geſchmack der übrigen Verzierungen.

Ein ebenfalls am Steyne gelegenes Gebäude enthält die Bäder. Man findet dort deren kalte und warme, Schwitzbäder, Schauerbäder, kurz alles was je erfunden ward, um die Uebel, die unſer armes Leben bedrohen, fortzuſpülen. Zu allen dieſen Bädern wird Seewaſſer genommen. Bademaſchinen, wie in andern Seebädern, um damit ſicher und ungeſehen in der freien See zu baden, gibt es in Brighton nicht, vermuthlich weil der Strand es nicht erlaubt; aber man badet doch bisweilen im Freien. Zwei ganz von einander abgeſonderte Plätze, einer für Herren, der andere für die Damen, ſind dazu angewieſen, aber das freie Baden hat hier, wie leicht zu erachten, manches Unbequeme: bei Nordoſtwinden, wo dann die See ſtark anſchwillt, iſt es ſogar nicht ohne Gefahr.

Der Steyne vereinigt ſo ziemlich alles, woraus das Leben in Brighton beſteht; ſehr unangenehm aber iſt es, daß auch die Fiſcher ſich in dieſen glänzenden Kreis drängen, und gerade in der Gegend, wo man am häufigſten ſpaziert, ihre Netze zum Trocknen ausbreiten und die Luft verderben.

Die zweite, jedoch weniger beſuchte Promenade iſt ein Garten. Ihn umgeben ſchattige Bäume, die hier als eine Seltenheit verehrt werden, obgleich man ſie an andern Orten kaum bemerken würde. Er enthält auch einen hübſchen Salon, mit einem Orcheſter.

Die Verſammlungsſäle befinden ſich in zwei Tavernen oder Gaſthöfen, der Caſtelltaverne und der alten Schiffstaverne. In erſterer wird geſpielt, man findet noch ein Kaffeehaus, ein Billard und dergleichen darin; in der zweiten iſt dieſelbe Einrichtung, doch können hier auch noch

Fremde zwohnen. Wir fanden indeſſen die Aufnahme in derſelben weit weniger gut, als man es in England gewohnt iſt. Die Säle beider Häuſer beſtehen, wie die in Bath, aus einem Tanzſaale und einigen Nebenzimmern zum Spiele, Thee und Unterhaltung. Sie ſind alle artig und zweckmäßig verziert.

Bei unſerer Abreiſe von Brighton blieben wir zwei Tage in dem auf halbem Wege gelegenen Städtchen Ryegate, weil wir Jemanden vorausſchickten, der unſere Wohnung in London zu unſerm Empfange einrichten laſſen ſollte. Wir freuten uns, nach langem Herumſtreifen einmal Halt zu machen und Athem zu ſchöpfen, ehe wir auf's neue in den ewig kreiſenden Strudel der großen Hauptſtadt geriethen. Aber in dieſem kleinen Orte war wenig an Ruhe und Stille zu denken; Poſtchaiſen, Equipagen, öffentliche Fuhrwerke aller Art rollten unabläſſig unſerer Wohnung vorüber. Es war als ob alle Frauenzimmer aus London emigriren wollten, denn aus ihnen beſtand bei weitem die Mehrzahl der Vorüberreiſenden.

Die Landkutſchen füllten von innen und außen

Weiber und Mädchen, und ſtattliche Ladies in eleganten Poſtchaiſen guckten kaum mit der Naſe über Berge von Putzſchachteln hinweg, welche die Zurüſtungen zu künftigen Triumphen enthielten. Man trieb und jagte, um nur keinen Augenblick zu verlieren; eifriger ward nie nach Loretto gepilgert, als hier nach Brighton, wohin alles zog.

Rückkunft nach London.

Wir ſetzten unſere Reiſe weiter nach London fort, wo wir glücklich anlangten und uns in den gewohnten Umgebungen wieder etwas einheimiſcher fühlten, als auf der, eben beendeten, nur durch wenige Ruhepunkte unterbrochenen Reiſe.

Schwer iſt's in dieſer ungeheuren Stadt ſich ganz zu Hauſe zu finden. Zwar lebt es ſich zwiſchen den vertrauten vier Wänden hier, wie überall, heimiſch; doch kaum ſetzt man den Fuß auf die Straße, ſo iſt man in einer unbekannten Welt, in der Fremde, und hätte man auch ein Menſchenleben in London zugebracht. Das raſtloſe

Treiben einer Million Menſchen, auf einem verhältnißmäßig immer kleinen Punkte, reißt unaufhaltſam alles mit ſich fort, indem es zugleich alles trennt. Da wir uns indeſſen eine geraume Zeit in dieſem großen Strudel mit herumwirbeln ließen, ſo gelang es uns wenigſtens manches aufzufaſſen aus dem unendlichen Treiben, manches ganz Individuelle zu bemerken, was wir in den folgenden Blättern dem Leſer mitzutheilen gedenken.

London.

Von welcher Seite man auch dieſe Stadt betreten mag, immer glaubt man ſchon lange in ihrer Mitte zu ſeyn, ehe man noch ihre Gränzen erreichte. Keine der größten Städte Europa's, nicht Wien, nicht Berlin, ſelbſt nicht Paris, kündigt ſich aus der Ferne ſo impoſant an. Häuſer reihen ſich an Häuſer, durch faſt unbemerkbare Zwiſchenräume in verſchiedene Flecken, Städtchen und Dörfer abgetheilt, alle ſcheinen zu einem Ganzen vereint, alle vergrößern ins Ungeheure die Stadt, welche ohnehin in ihrem Bezirke, bei verhältnißmäßiger Breite, anderthalb deutſche Meilen lang iſt. Zu ihr führen von allen Seiten ſchöne breite Heerſtraßen, welche, auch außer den Städten und Flecken, mehrere Stunden weit von London mit Laternen beſetzt ſind. Ein ewiges Gewühl von Wagen und Reitern verkündigt dem

Fremden ſchon von ferne, daß er dem Wohnorte von faſt einer Million Menſchen ſich nähere.

Von Shooters-Hill, einer ſechsundzwanzig engliſche Meilen von London entfernten Anhöhe, erblickten wir zum erſten Male die ungeheure Hauptſtadt, lang ſich hindehnend an den Ufern der königlichen, mit Schiffen bedeckten Themſe. Hoch in die Lüfte ſahen wir St. Pauls wunderbaren Dom ſich erheben, weiter zurück den ſchönen gothiſchen Doppelthurm der Weſtminſter-Abtei, daneben noch die Thürme von weit über hundert andern Kirchen. Es war ein ſchöner heiterer Tag; aber der aus ſo vielen Kaminen ewig aufſteigende Steinkohlendampf ließ uns die Gegenſtände nur wie durch einen Flor erblicken.

Schnell rollten wir hin auf dem prächtigen Wege, und glaubten, wie alle Fremde, lange ſchon am Ziele zu ſeyn, ehe wir es erreichten. Endlich ſahen wir die Themſe vor uns. Die ſchöne Black-friars-Brücke führte uns hinüber, und nun erſt waren wir in London. Betäubt von dem Gewühle rund um uns her, erreichten wir das nicht weit von der Brücke entlegene York-Hotel, wo wir für's erſte abſtiegen, und ſpäterhin mit Bequemlichkeit eine ſtillere Wohnung in einem Privathauſe zu wählen. Faſt alle Fremde, welche längere Zeit in London zu verweilen gedenken, thun dies, und müſſen es, wenn es ihnen dort wohl ſeyn ſoll.

Der Aufenthalt in den Londoner Gaſthöfen iſt unglaublich theuer, die Zahl derer, in welchen Fremde nicht nur eſſen und trinken, ſondern auch wohnen können, iſt verhältnißmäßig klein zu nennen, und ſelbſt von dieſen ſind nur ſehr wenige ſo bequem eingerichtet, als man es bei einem Aufenthalt von mehreren Wochen oder gar Monaten verlangen muß, eben weil dieſer Fall den Gaſtwirthen nur ſelten vorkommt.

Hingegen findet man mit leichter Mühe in allen Straßen vollkommen gute, gleich zu beziehende Wohnungen, mit Küche und Keller und allen ſonſtigen Erforderniſſen verſehen; größer und kleiner, elegant und einfach meublirt, wie man es wünſcht, ſogar ganze Häuſer mit Stallung und allem Zubehör. Man braucht nur durch die Straßen des Quartiers zu gehen, in welchem man zu wohnen wünſcht, überall erblickt man angeſchlagene Zettel an den Häuſern, welche Wohnungen zur Miethe ausbieten, ſo daß blos die Wahl unter ſo vielen, den Fremden in Verlegenheit ſetzen kann.

Die Eigner dieſer Wohnungen ſind Leute aus dem Mittelſtande, angeſehene Ladenhändler oder Handwerker, Wittwen von beſchränktem Einkommen. Alle beeifern ſich auf das zuvorkommendſte, dem Fremden jede mögliche Bequemlichkeit zu verſchaffen. Gewöhnlich übernimmt es auch die Haushälterin oder die Frau vom Hauſe, für Reinlichkeit der Zimmer und für die Küche zu ſorgen, ſo daß man ſich, wie zu Hauſe am eigenen Heerd, ganz heimiſch in ſeinen vier Pfählen befindet.

London in aller ſeiner Größe, ſeiner Pracht und ſeiner Individualität ganz zu ſchildern, iſt ein Unternehmen, dem wir uns nicht gewachſen fühlen; auch wäre es nach ſo vielen, zum Theil trefflichen Vorgängern ein ſehr überflüſſiges. Nur das, was wir während unſers Aufenthaltes einzeln ſahen und aufzeichneten, können wir dem Leſer hier geben, kleinere Züge zu dem großen Gemälde liefern, welches Andere vor uns ſchufen.

Der Gegenſtand iſt bedeutend genug um auch in ſonſt weniger beachteten Details intereſſant zu erſcheinen.

* * *

Ein Gang durch die Straßen in London.

Man erzählt von einem der unzähligen kleinen vormaligen Souveraine des weiland heiligen Römiſchen Reichs: er habe, da er ſpät Abends in London ſeinen Einzug hielt, gemeint, die Stadt ſey ihm zu Ehren illuminirt. Wäre er bei Tage durch die volkreichſten Straßen der City, etwa durch Ludgate-Hill, oder den Strand gekommen, er hätte eben ſo leicht wähnen können, ein allgemeiner gefährlicher Aufruhr ſetze die Einwohner alle in Bewegung.

Niemand, der es nicht mit ſeinen Augen ſah, kann ſich einen Begriff machen von dem ewigen Rollen der Fuhrwerke aller Art in der Mitte des Weges, von dem Wogen und Treiben der Fußgänger auf den an beiden Seiten der Straßen hinlaufenden, etwas erhöhten Trottoirs. Nicht die Leipziger Oſtermeſſe, nicht Wien, ſelbſt nicht Paris können hier zum Vergleiche dienen. Dennoch geht es ſich nirgends beſſer zu Fuß als in London, ſobald man ſich in die Art und Weiſe der Eingebornen zu finden gelernt hat. Dies gewährt den Fremden, beſonders den reiſenden Damen einen großen Vortheil, um alles zu ſehen und zu bemerken. Wenn man, wie in andern großen Städten, immer in ſeinem Wagen feſtgebannt bleiben muß und keinen Schritt gehen kann, lernt man den Ort kaum zur Hälfte kennen; auf den ſchönen Quaderſteinen der Londoner Trottoirs aber kommt man vortrefflich fort, ſelbſt wenn das Wetter auch nicht ganz günſtig wäre. In den Hauptſtraßen ſind dieſe breit genug, um ſechs, acht und mehr Perſonen bequem neben einander hinwandeln zu laſſen; in den engen winkeligen Gaſſen der eigentlichen City iſt's freilich nicht ſo bequem, weil die Fußpfade dort auch ſchmäler ſeyn müſſen. Fremde kommen indeſſen wenig in jenes einem Ameiſenhaufen ähnliche Stadtviertel, wo Handel und Wandel ſo ganz im eigentlichſten Ernſte ihr Weſen treiben, und Mode und Luxus noch wenig Eingang fanden.

Die prächtigen Läden, die Ausſtellungen aller Art trifft man größtentheils in den breiten Straßen, welche gleichſam das Mittel halten zwiſchen der arbeitſamen City und dem vornehmern, nur genießenden Theile der Stadt. Die Gewohnheit der Engländer, immer zur rechten Hand den Entgegenkommenden auszuweichen, erleichtert das Gehen ſehr, und verhindert faſt alles Stoßen und Drängen. Den Damen und überhaupt den Reſpektsperſonen läßt man immer die Seite nach den Häuſern zu, ſie mag zur rechten oder linken Hand ſtehen. Anfangs kommt es der Fremden wunderlich vor, wenn der ſie führende Londoner, ſo oft man eine Straße durchkreuzt hat, ihren Arm los läßt, und hinter ihr weg auf die andere Seite tritt; doch gar bald wird man von dem Nutzen dieſer Nationalhöflichkeit überzeugt. Auf dem Mittelwege, wo Hunderte von Wagen ſich ewig von allen Richtungen her durcheinander drängen, iſt freilich die Ordnung nicht ſo leicht zu erhalten, als auf den Fußpfaden. So breit die Fahrwege auch im Durchſchnitte ſind, ſo entſteht dennoch oft eine Stockung, die mehrere Minuten dauert, und durch die Mannichfaltigkeit der Wagen, der

Pferde, der Beweglichkeit des Ganzen einen recht intereſſanten Anblick gewährt; nur muß man dem Lärmen gelaſſen aus dem Fenſter zuſehen können.

Eilfhundert Miethwagen ſtehen den ganzen Tag auf den dazu angewieſenen Plätzen bereit, und dennoch iſt's oft unmöglich einen zu finden, wenn man ihn eben braucht. Die Italiener ſelbſt fürchten vielleicht den Regen nicht ſo ſehr, als die Londoner; naß werden iſt ihnen eine ſchreckliche Idee; ſobald nur ein paar Tropfen vom Himmel fallen, eilt alles, was keinen Regenſchirm führt, ſich in einer Kutſche zu bergen. Im Hui ſind dann alle Wagen verſchwunden, und man findet ſelbſt jene große Anzahl noch bei weitem nicht zulänglich.

Die Fiakers ſehen im Durchſchnitt recht anſtändig aus, und würden in Deutſchland noch immer als ſtattliche Equipagen paradiren; nur das Stroh, womit der Fußboden belegt iſt, macht ſie unangenehm. Die Pferde ſind in unbegreiflich gutem Zuſtande, wenn man bedenkt, daß ſie täglich über zwölf Stunden auf dem Pflaſter bleiben. Auch werden ſie möglichſt gut verpflegt; ſo wie ſie einen ruhigen Augenblick haben, bindet ihnen der ſorgſame Kutſcher einen langen, ſchmalen, genau um den Kopf paſſenden Beutel voll Hafers um, aus welchem ſie ſich gütlich thun. Die Polizei hält ſtrenge Aufſicht über die Fiakers; alle ſind numerirt. Wehe dem Kutſcher, der ſich beigehen ließe, die feſtgeſetzten ſehr billigen Preiſe zu überſchreiten, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe ſich gegen die ihm vorgeſchriebenen Geſetze aufzulehnen; jeder vorübergehende, der Sache kundige Engländer wird dann ſein Richter, und hält ſtreng auf die einmal feſtgeſetzte Ordnung. Zu jeder Stunde der Nacht kann man ſich einem Fiaker ſicher anvertrauen, wäre man auch ganz allein, und trüge man auch noch ſo viel Geld oder Juwelen bei ſich; wenn nur Jemand aus dem Hauſe, wo man einſteigt, die Nummer des Wagens ſo bemerkt, daß es der Kutſcher gewahr wird.

Von der Pracht der Läden und Magazine iſt ſchon vielleicht zum Ueberfluß viel geſchrieben. Wahr iſt's, nichts ſetzt den Fremden mehr in Erſtaunen, als der Reichthum und die Eleganz derſelben. Die koſtbaren glänzenden Ausſtellungen der Silberarbeiten, die ſchönen Drapirungen, in welchen die Kaufleute, welche mit Muſſelinen und andern Zeuchen handeln, ihre Waaren hinter großen Spiegelfenſtern dem Publikum zeigen, der feenhafte Schimmer der Glasmagazine, alles blendet und reizt.

Aber auch viel geringere Gegenſtände werden auf eine dem Auge gefällige Weiſe zum Verkaufe ausgeſtellt. Die Kerzengießer zum Beiſpiel, wiſſen ihre Lichter recht zierlich hinter den Fenſtern aufzuputzen. Die Apotheker, hier Chymiſten genannt, verzieren ihre Läden mit großen gläſernen Vaſen, angefüllt mit Spiritus oder Waſſern in allen möglichen ſchönen und glänzenden Farben; dazwiſchen prangen große künſtliche Blumenſträuße. Abends, wenn hinter allen dieſen farbigen Gläſern Lampen brennen, ſchimmern dieſe Läden wie Aladdins Zaubergrotte.

Nichts Lockenderes kann man ſehen als einen der vielen großen Obſtläden, in welchen die Früchte aller Jahreszeiten und Zonen, von der königlichen Ananas bis zum kleinen ſibiriſchen Staudenapfel, in zierlichen Körben, mit Blumen und Orangerie geſchmückt, prangen. Die Kuchenläden, in welchen es Ton iſt, Morgens einzuſprechen und einige kleine Törtchen, heiß von der

Pfanne weg, zum Frühſtück einzunehmen, präſentiren ſich auch recht hübſch. Alles, was Kuchenbäcker und Conditoren nur erfanden, ſteht, lockend angerichtet, auf ſchneeweiß behangenen Tiſchen, dazwiſchen Blumen, Gelees, Eis, Liqueurs, Dragées von allen Farben und Arten in zierlichen Kryſtallvaſen. Bald feſſeln uns wieder die Kupferſtichläden, in welchen täglich neue Gegenſtände dargeboten werden, oft wahre Kunſtwerke, öfter Erguß ſatyriſcher Laune, oder Portraite berühmter Menſchen, auch wohl Thiere, wie es kommt. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger dieſe Fenſter. Faſt iſt's unmöglich vorbeizugehen, ohne wenigſtens einige Augenblicke von der Schauluſt feſtgehalten zu werden. Die Magazine der Buchhändler gewähren ebenfalls täglich neuen Genuß. Bald ſind es Neuigkeiten, bald ſchöne Prachtausgaben älterer Schriftſteller, bald koſtbare Kupferwerke, die man ungehindert betrachten kann. Andere Kaufleute, ſogenannte Stationers, die mit allen möglichen, zum Schreiben und Zeichnen brauchbaren Dingen handeln, zeigen täglich tauſend neue, uns Deutſchen faſt unbekannte Pappenarbeiten, Verzierungen, Kupferſtiche, Vergoldungen und dergleichen; wieder andere haben in ihren Läden Brieftaſchen, nichts als Brieftaſchen, von der rieſenmäßigſten Mappe an, bis zum winzig kleinen zierlichen Nécessaire. Dazwiſchen flimmern Magazine, wo die herrlichſten Stahlarbeiten im Sonnenglanze das Auge blenden. Die Miniaturmaler ſtellen ihre, oft ſehr ſchönen, Arbeiten dem Publikum vor's Auge; gewöhnlich ſind's ſehr ähnliche Portraits bekannter Perſonen, Schauſpieler und Redner, um die Luſt zu erwecken, auch ſein eigenes werthes Ich ſo täuſchend vervielfacht zu ſehen.

Schon der Anblick der vielen Inſchriften unterhält, welche an den Häuſern mit vollkommen ſchön gezogenen goldenen Buchſtaben glänzen. Welche Menge Bedürfniſſe, die der genügſame Deutſche kaum kennt, werden hier als unentbehrlich ausgeboten! Beſonders fällt es auf, daß die königliche Familie ſo viel Kaufleute und Handwerker beſchäftigt. Aber jeder derſelben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauſes gekauft wird, jeder Schuſter oder Schneider, der einmal ſo glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, ſich auf der Inſchrift ſeines Hauſes deſſen zu rühmen, und die Gunſt des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines mit allerhand Arkanen Handelnden auf der Inſchrift ſeines Hauſes am Strand mit dem prächtigen Titel: **Bug-destroyer to Her Majesty, the Queen,** Wanzentilger ihrer Majeſtät der Königin. Gewiß ein Titel, der noch auf keiner Hofliſte gefunden ward!

Wunderbar abſtechend iſt der Kontraſt, wenn man aus dem Gewühl der City in den andern Theil der Stadt tritt. Hier deutet alles auf bequemes, ruhiges Genießen; kein rauſchender Erwerb, kein Gedränge der arbeitenden Menge. Alles hat Zeit, alles ſcheint einzig bedacht, dieſe auf das angenehmſte hinzubringen.

Die Magazine und Läden bieten dar, was nur der raffinirteſte Luxus verlangt, weit theurer, als in der City, aber auch ſchöner, moderner, eleganter. Der Schuhmacher in der City verkauft zum Beiſpiel ſeine Waaren im Laden hübſch aufgeputzt, und nimmt in ſeiner an denſelben ſtoßenden, reinlich meublirten Stube das Maß, wenn's verlangt wird; in Bond Street aber wird man in ein elegantes, mit Divan, köſtlichen Lampen und ſeidnen Gardinen geſchmücktes Boudoir zu dieſem Zweck geführt, und ſchwerlich würde der Artiſt einen Fuß berühren, der nicht aus einer Equipage geſtiegen wäre. Dafür koſtet aber auch ſein Kunſtwerk zwei Guineen. Nach dieſem Maßſtabe geht alles.

Nichts iſt ſchöner als die großen Plätze in dieſem Theile von London; zwar umgeben ſie keine Paläſte, denn deren gibt's ohnehin hier wenige, aber ſchöne groſe Häuſer, alles glänzend rein, alles ſolid prächtig. Dazu die hübſchen Boskets in der Mitte der Plätze, zu welchen jeder Bewohner der umliegenden Häuſer für eine Guinee einen Schlüſſel haben kann.

Glänzende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreen, geputzte Herren und Damen beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde aber, dem es darum zu thun iſt, das engliſche Volk kennen zu lernen, kehrt bald gern zurück aus dieſem vornehmen Quartiere, wo es wie überall in der großen Welt zugeht, und ſucht das neue, ſonſt nirgends geſehene Leben der eigentlichen Stadt London auf.

Bettler.

Von eigentlichen Bettlern wird man in Londons Straßen wenig gewahr, dennoch wiſſen die Armen auf mannichfaltige Weiſe die Wohlthätigkeit anzuregen. So ſahen wir oft zwei Matroſen: einem fehlte ein Bein, dem andern ein Arm; auf einander geſtützt, ſchwankten ſie durch die Straßen, indem ſie mit lauter Stimme nach einer wilden klagenden Melodie eine Art Ballade ſangen, welche die Geſchichte ihrer Leiden enthielt. Mitleidig weilte John Bull bei ihrem Klagliede und belohnte es gern mit einigen Pence.

An den Kreuzwegen, wo man, um in eine andere Straße zu gelangen, die Trottoirs verlaſſen und über den Fahrweg gehen muß, ſtehen immer Leute, die geſchäftig einen reinlichen Fußpfad kehren, der freilich alle Augenblicke durch darüber hinrollende Wagen wieder zerſtört wird. Beſcheiden wagen ſie wohl zuweilen die Frage: ob man nicht einige einzelne Pfennige führe? und auch ohne dieſe gibt man ihnen gern.

An weniger betretenen Plätzen, beſonders im ruhigen Theile der Stadt, ſieht man oft Männer, die mit Kreide auf den breiten Quaderſteinen der Trottoirs wunderſchöne koloſſale Buchſtaben malen, Namen, Sentenzen, Sprüche aus der Bibel. Der Vorübergehende ſteht ſtill, bewundert ihre Kunſt und belohnt ſie unaufgefordert mit einer kleinen Gabe. Unbegreiflich war es uns immer, wie Leute, die eine ſo ſchöne Hand ſchreiben, ſo tief in Armuth verſinken können. Auf dem feſten Lande müßte jeder dieſer Bettler als Schreibemeiſter oder Schreiber eine reichliche Exiſtenz finden, denn es iſt unmöglich, etwas Vollkommneres in ſeiner Art zu ſehen, als dieſe Schrift.

Beſonders merkwürdig aber erſchien uns eine Bettlerin, der wir täglich in den volkreichſten Straßen der City begegneten. Man hielt ſie allgemein für eine, durch verſchuldete und unverſchuldete Unglücksfälle, ſo tief geſunkene Schweſter der berühmten Schauſpielerin Siddons, wenigſtens trug ſie eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dieſer in ihren Zügen. Dieſelbe hohe, edle Geſtalt, derſelbe Adel in Blick und Miene, nur älter, blaß und wie verſteinert durch lange Gewohnheit des Unglücks. Niemand beſchuldigte Mad. Siddons der Härte gegen ihre unglückliche Schweſter, denn Alle, welche dieſe Frau für ſolche ausgaben, fügten hinzu: ſie nähme nichts von ihr an und wolle nun einmal ſo bloß von fremdem Mitleid ihr Leben friſten. Oft begegnete uns dieſe wunderbare Erſcheinung. Sie trug immer einen ſchwarz ſeidnen Hut, der nicht ſo tief in's Geſicht ging, daß man nicht deſſen Züge hätte bemerken können; ein grün wollnes Kleid, eine ſchneeweiße große Schürze und ein eben ſolches Halstuch. Schweigend, mit ſtolzem Ernſt wandelte ſie, geſtützt auf zwei Krücken, langſam und ungehindert durch die Menge. Jedermann wich ihr mit einer Art Ehrfurcht aus, und ehrte in ihr die Heiligkeit eines großen, ungekannten Unglücks. Sie forderte nicht, ſie bat nicht, aber reichliche Gaben wurden ihr dennoch von allen Seiten geboten, Jeder fühlte ſich gezwungen, getrieben, ihr zu geben. Es war, als müſſe man ihr danken, daß ſie die gebotne Gabe nur nahm. Sie dankte nicht; mit dem Anſtande einer Königin nahm ſie das Dargebotene und wandelte ſtumm weiter wie ein Geiſt. Die bildende Kunſt hat ſich dieſe auffallende, große Geſtalt, dieſen weiblichen Beliſar, möchten wir ſagen, oft zum Vorbild gewählt. In allen Kupferſtichmagazinen, bei allen Ausſtellungen der Maler fand man ihr ſprechend ähnliches Bild, denn dieſe Züge drückten ſich leicht der Phantaſie ein.

Neben ihrem Bilde hing gewöhnlich das Bild eines ſchönen jungen Landmädchens. Einſam an einen Baum oder Fels gelehnt, ſtand es da, ländlich und einfach gekleidet, in jugendlichen Schmerz verſunken. In verſchiedener Größe und Manier unzählige Mal wiederholt, fanden wir überall dieſelben Züge dargeſtellt, dieſelbe Einfachheit in Kleidung, Geberde und Stellung. Und immer auf unſre Frage an die Umſtehenden, „wen ſtellt das Bild vor?“ dieſelbe Antwort: das ſchöne Mädchen von Winandermere. Mehr konnten wir in London nicht erfahren. Später wurden wir mit der Geſchichte dieſer Unglücklichen bekannter. Der Leſer erlaube uns, ſie hier einzuſchalten. Freundlich kehre er auf einige Augenblicke mit uns zurück nach dem ſchönen See von Weſtmoreland, und verzeihe uns, daß wir auf kurze Zeit die glänzende Hauptſtadt verlaſſen, um ihn unter das niedere Dach des Landmanns, zu deſſen Leiden und Freuden zu führen.

Das ſchöne Mädchen von Winandermere.

Aus Schottland, dem ſchönen Lande ſchwermüthiger Lieder, wo noch immer Oſſians Name, ſeine Töne zu der Gäliſchen Harfe erklingen, kehrten wir zurück. *) Unfern dem Städtchen Ambleſide in Weſtmoreland kamen wir durch eine Gegend, die uns wie ein Modell der Hochlande erſchien. Alles war hier wie dort, nur in ſehr verjüngtem Maßſtabe, als wäre es dazu gemacht, der verwöhnten, vornehmen Welt eine Idee von einer Gebirgsgegend zu geben. Felſen, eben hoch und ſteil genug, um einem eleganten Herrn und einer Dame in engen Schuhen das Gehen recht ſauer zu machen; dabei kleine ſpiegelhelle Seen und die lieblichſten Thäler, die man wünſchen kann.

---

*) S. Theil I.

Das Städtchen Ambleſide liegt auf einer Höhe, die von allen Seiten ſchöne Ausſichten gewährt, aber vor allen entzückend iſt die, welche beim Herabſehen nach Lowood ſich nach und nach den Blicken entfaltet. Vor uns breitete ſich der ſchöne See Winandermere aus; der Leſer kennt ihn aus unſern frühern Erzählungen, ihn und ſeine grünenden Inſeln, die Berge und Wälder, die ihn bekränzen. Hart an ſeinen Ufern liegt der ſehr gute Gaſthof von Lowood, wo wir zu verweilen beſchloſſen.

Den Abend wandelten wir, begleitet von unſerer guten Wirthin und ihrer artigen, aufblühenden Tochter, weit hin am Ufer des Sees. Die ſinkende Sonne ſtreute ihr Gold auf Wellen und Flur, alles ſchwomm in überirdiſchem Schimmer. Von Curwens Inſel, der größten des Sees, die dieſen Namen von ihrem Bewohner trägt, ſchallte Muſik; eine fröhliche Geſellſchaft in einer der hübſchen Gondeln, welche die Inſel umſchwimmen, zog goldige Furchen durch den ſtillen See; groſſe Forellen, die hier ganz eigen zu Hauſe ſind, ſprangen plätſchernd empor, ihre glänzenden Schuppen ſchimmerten blitzend im Abendſtrahl.

Wir konnten dieſes Schauſpiels nicht müde werden, und gingen lange ſchweigend hin an der Seite unſrer Gefährtinnen. Plötzlich verließen uns dieſe und eilten zu einem netten, kleinen Hauſe, nahe am Ufer; wir folgten ihnen. Vor dem Hauſe breitete ſich, nach engliſcher Sitte, eine kleine Wieſe, von einem weißen, zierlichen Geländer umgeben, wie ein Teppich aus.

Ein junges Mädchen erhob ſich langſam aus einer Laube, nahe am Hauſe, näherte ſich der Einfaſſung und reichte ſchweigend unſern Begleiterinnen die Hand. Auch ſie ſchwiegen, es war, als ob ihnen das Herz zu voll wäre zum Sprechen. Uns war es unmöglich, dieſe Stille zu unterbrechen; ſtaunend konnten wir nur die ſchöne Geſtalt des Mädchens betrachten, die uns bekannt erſchien, aber vergebens ſtrebten wir uns zu erinnern, wo wir dieſe Züge früher geſehen haben konnten.

Blendend weiß, hätte man dies himmliſche Geſicht, ohne die dunkeln blauen Augen, für eine Marmorbüſte halten können, eine Thräne funkelte in der Abendſonne an den langen ſeidnen Wimpern; man ſah, dieſe Augen waren des Weinens gewohnt, ſie ſchienen an Glanz dadurch zu gewinnen. Den lieblichen Mund umſchwebte ein halb ſchmerzliches, halb freundliches Lächeln. So wie dieſes Mädchen dachte ſich Shakſpeare einſt die Geduld auf einem Grabmahle, lächelnd dem Gram. *) Ihre Kleidung, durchaus nach Art der engliſchen Bäuerinnen gemacht, war faſt ärmlich. Ein langes, vorn offnes Kleid, hinten hoch aufgeſteckt, von grauem Serge, darunter ein ſchwarzer Rock, die große Schürze und das Halstuch von blendend weißem Neſſeltuch: das war ihr ganzer Putz. Die nußbraunen Locken flatterten frei im Abendwinde um das holde Geſicht, denn ſie trug den Hut, ohne welchen keine Engländerin ſich im Freien ſehen läßt, am Arme hän-

---

*) She never told her love,
But let concealment like a worm i' the Bud,
Feed on her damask cheek: She pin'd in thought
And sat like patience on a monument,
Smiling at grief.

Twelfth night or: what you will
Act. II. Sc. IV.

gend. Nach einer durch keinen Laut unterbrochenen Pauſe ſchied ſie von den beiden Nachbarinnen mit einem Händedruck, von uns mit einem anſtändigen Gruße, und kehrte in die dämmernde Laube zurück.

Wer iſt das? fragten wir unſre Wirthin, uns dünkt, wir kennen dies Mädchen. Sie ſelbſt ſahen Sie wohl nie, war die von einem Seufzer begleitete Antwort, denn ſie blieb immer in unſern Bergen. Von ihr gehört aber haben Sie gewiß, vielleicht trafen Sie auf ihr Bild in London, wo es, wie wir hören, überall zu ſehen iſt. Zu ihrem Unglück iſt die Arme nur zu bekannt, man nennt ſie das ſchöne Mädchen von Winandermere.

So hatten wir ſie denn geſehen, und ſchöner bei weitem, als alle Gemälde, die Künſtler oder unſre Phantaſie von ihr bildeten. Wir zürnten uns ſelbſt, daß wir ſie nicht gleich erkannt hatten; aber in dem Moment, wo wir ſie ſahen, waren wir zu ſehr von der ſchönen Erſcheinung hingeriſſen und konnten nur ſehen. Wir erfuhren nun ihre Geſchichte und geben ſie hier treu wieder.

Molly's Aeltern (Molly heißt das ſchöne Mädchen) lebten lange in dem kleinen Hauſe. Es war eine Art Gaſthof, zu klein, um vornehme Reiſende zu beherbergen, aber der müde Wanderer fand darin eine freundliche Aufnahme, und die Nachbarn verſammelten ſich gern Sonntags bei Molly's Aeltern, die man überall als rechtliche Leute kannte und liebte.

Die Lakes waren nicht immer beſucht, wie jetzt, denn keine große Straße führt durch dieſe Gegend, deren Bewohner nur vom Landbau und dem Ertrag des Sees leben. Unbekannt mit der übrigen Welt, reich in ihrer Armuth, lebten ſie in dieſem ungekannten Winkel der großen Inſel, fromm, einfach und arbeitſam, ein ſtilles genußvolles Leben. Nur durch die Zeitungen erfuhren ſie etwas von dem großen Treiben jenſeits ihrer Berge, tranken die Geſundheit König Georgs und der königlichen Familie, und bekümmerten ſich übrigens weder um die Freuden noch Leiden der ihnen unbekannten Welt. Da führte das Schickſal einen reiſenden Schriftſteller, begleitet von einem Landſchaftszeichner, in dieſes, bis jetzt nur von den nächſten Nachbarn gekannte Paradies.

Beide reiſten, um zu ſchreiben, und fanden hier eine reichliche Aernte. Die ganze Gegend durchſtreiften ſie, zeichneten auf, was ſie ſahen, und machten in London ihre Bemerkungen durch Druck und Stich bekannt. Ihre Arbeit erregte Aufſehn. Allmählich ward es Mode, Luſtreiſen nach den Lakes zu unternehmen. Jährlich mehrte ſich die Zahl der dorthin Wallfahrtenden, es erſchienen neue Beſchreibungen, Kupferſtiche, Wegweiſer in Verſen und in Proſa ohne Zahl. Eigne Führer meldeten ſich, um die Reiſenden durch die ſchönſten Gegenden zu geleiten. Große Gaſthöfe entſtanden, verſehen mit allem, was verwöhnter Luxus fordern kann. Die ehemals ſo einfachen Bewohner des Landes nahmen an Reichthum zu, aber nicht an Glück, ſie wurden Mode und modiſch zugleich. Die Gegend blieb ſchön wie zuvor, aber ihr höchſter Reiz, das Gefühl des ſtillen Glücks, welches ſonſt den einſamen Wanderer ergreifen mußte, ſo wie er ſie betrat, ging im Geräuſche verloren.

Dieſe Veränderung traf mit Molly's früher Kindheit zuſammen; das Mädchen wuchs unter dem zunehmenden Gedränge der Fremden vollends heran; die Aeltern deſſelben waren mit den übrigen Bewohnern des Landes wohlhabender geworden. Dennoch blieb ihre Wirthſchaft noch immer beſchränkt, ihre Wohnung zu klein, um Reiſende über Nacht zu beherbergen, und ihr Hauptgeſchäft Landbau und Fiſcherei.

Molly's wunderbar aufblühende Schönheit konnte nicht unbemerkt bleiben. Bald war des Reitens und Fahrens kein Ende, Alles kehrte wenigſtens auf ein Paar Stunden in dem kleinen Hauſe ein. Beſcheiden, anſpruchslos, bediente Molly die Gäſte ihres Vaters. Der Engel der Unſchuld wachte über ſie und verklärte ihre Geſtalt. Das Laſter verſtummte vor ihrem Anblick, keine Schmeichelei machte auf ihr Herz Eindruck, ihr Gemüth blieb makellos, wie ihre Schönheit und ihre Sitten.

Der Ruf des ſchönen Mädchens von Winandermere erſcholl bis in die Hauptſtadt. Verſchiedene Maler kamen nach einander, um ihr Portrait zu malen. Molly widerſtrebte erröthend und gab nur dem Befehl der Mutter nach, die, eitel auf ihre Tochter, ſich eben ſo ſehr deren Celebrität als Schönheit erfreute, und oft im Stillen auf beide groſze Pläne für die Zukunft baute.

Eines Abends, ziemlich ſpät, hielt vor dem Hauſe von Molly's Aeltern in einem mit zwei ſchönen Pferden beſpannten Whiskey ein Fremder. Er war ohne alle Begleitung, ſein Bedienter ſeiner Ausſage nach unterwegs krank zurückgeblieben, er ſelbſt nicht ganz wohl; ſeine Pferde waren ermüdet, er ſcheute das Geräuſch der groſzen Gaſthöfe, bat ſo lange, bat ſo ſehr, bis Molly's Aeltern eine Ausnahme von ihrer gewohnten Regel machten und ihm ein kleines Zimmer in ihrem Hauſe für die Nacht einräumten. Ein ſchöner Mann in den Dreiſzigen, trug er die engliſche Uniform und nannte ſich Obriſt Belton.

Den folgenden Tag wollte er abreiſen; es war ihm unmöglich, auch an keinem von vielen folgenden Morgen konnte er ſich losreiſzen; ſo feſt er ſich's an jedem Abende vorgenommen hatte, täglich wuſzte er einen Vorwand zu erſinnen, um zu bleiben. Molly's Nähe, ihre unwiderſtehliche Schönheit, ihre himmliſche Unſchuld hielten ihn an dieſen Boden feſtgebannt, der ihm heilig dünkte, weil ihr Fuſz ihn betrat. Hier in dieſer

Hütte ging ihm das Glück auf, er hatte zwar gelebt, aber nie geliebt. Als er entdeckte, auch Molly theile ſein Gefühl — denn wie konnte dieſe reine, argloſe Seele ſich verbergen? — da vergaß er die ganze übrige Welt. In einer einſamen Stunde wagte er es, ſie an ſein hochklopfendes Herz zu drücken und ihr ſeine heiße Liebe zu bekennen. Die reizende Verwirrung des ſchönen Mädchens, ihr Erröthen, zuletzt ihre Thränen und die mit der Einfalt eines Kindes herausgeſtammelte Bitte: ſie nicht unglücklich zu machen, überſtrömten ihn mit Entzücken.

In der Laube, wo wir ſpäter Molly trauernd ſitzen ſahen, trat er mit ihr vor die Aeltern und bat die Staunenden um die Hand der Tochter. Mit Freudenthränen willigte die Mutter ein. Der Vater wagte einige Bedenklichkeiten, wünſchte Erkundigungen einzuziehen, aber die Beredſamkeit ſeiner Frau übertönte ſeine Stimme, und ein Blick auf Molly, die mit dem reinſten Ausdruck der Liebe vor ihm ſtand, überſtimmte ſeine Vernunft.

Belton betrieb nun alles mit der ungeduldigſten Eile. Aus freiem Willen erbot er ſich, für's Erſte die Tochter nicht von den Aeltern zu trennen, und miethete eine kleine Wohnung in ihrer Nähe. Aus London verſchrieb er tauſend zum Theil koſtbare Kleinigkeiten, die Geliebte ſeiner Seele damit zu ſchmücken und zu erfreuen. Dieſe Sachen kamen unter ſeiner Adreſſe an, übrigens aber erhielt er nie Briefe und ſchrieb auch keine. Sein unterwegs krank gewordener Bedienter kam nicht; er ſchien ſich von der ganzen Welt losgeriſſen zu haben, um nur für Molly zu leben. Den einzigen Pfarrer von Ambleſide ausgenommen, vermied er alle andere Bekanntſchaften, ſowohl mit Einheimiſchen, als mit Fremden. Sein Daſeyn ſchien freilich räthſelhaft, aber ſein offenes Benehmen im gewöhnlichen Leben und ſeine innige Liebe zu Molly verſcheuchten jeden Argwohn. Ohnehin iſt man ja in England nachſichtiger gegen Sonderlinge als anderswo, weil man ihrer gewohnter iſt.

Das liebende Paar ward, wenige Tage nach jener Erklärung in der Laube zu Ambleſide, in der Kirche öffentlich getraut. Wie die chriſtliche Gemeinde flüſterte, ſich wunderte, die Köpfe zuſammenſteckte, mag Jeder ſich ſelbſt ausmalen.

Molly ſtand im ſtädtiſchen Schmuck, ſchöner als je, vor dem Altar, der Neid mußte in Bewunderung ſich wandeln. Das Anſpruchsloſe ihrer ſich immer gleichbleibenden Freundlichkeit gewann bald die Gemüther wieder, und man vergab ihr das große Glück, eine Lady zu ſeyn, weil ſie es ſo demüthig trug.

Das liebende Paar verlebte einige Monate, die keine Beſchreibung zu erreichen vermag. Der Obriſt war trunken von Seligkeit, Molly lebte nur in ſeinen Blicken, ihre Talente, ihr leicht empfänglicher Geiſt traten täglich heller an's Licht; er war ein ſehr gebildeter Mann, unterrichtete die Geliebte, und ſie lernte, wie man lernt, wenn man liebt; ſie ergriff ſeine Lehre, faſt ehe er ihr Worte gab. Der Reiz ländlicher Einfachheit blieb ihr, aber erhoben, verſchönt durch Cultur, wie ſie in Städten die höhern Stände gewöhnlich nur erlangen.

Der Herbſt nahte. Molly überkam jetzt oft ein beängſtendes Gefühl, bange Ahnungen ergriffen ſie, wenn ſie allein war; doch die Nähe des Geliebten verſcheuchte ſolche ſchnell. An ſeine Bruſt gelehnt, ſeufzte ſie oft: ich ſterbe gewiß bald, denn ich bin zu glücklich; und hörte ſich dann von ihm gern über dieſen Trübſinn geſcholten. Sie hatte das Leben lieb, wie alle Glücklichen. Auch den Obriſt ſah man oft ſinnend am Ufer des Sees, im matten Herbſtſtrahl die erbleichenden, jetzt einſamen Gefilde durchſtreifen. So waren beide Liebende jetzt trübe geſtimmt, wenn ſie auch nur für Momente getrennt waren; doch beim Wiederſehen ging einem in des andern Auge die Sonne des Glücks wieder auf.

Eines Abends war der Obriſt in Ambleſide beim Pfarrer. Molly ſaß im väterlichen Hauſe mit der Mutter am Kamin und ſtudirte zum Klang der Guitarre ein Liedchen ein. Sie wollte den geliebten Lehrer bei ſeiner Heimkunft damit erfreuen. Da fuhr ein Wagen vor, eine junge Dame, groß, ſtattlich, von fremdem Anſehen trat in's Zimmer. Wo iſt Obriſt Belton? fragte ſie herrſchend beim Eintritt. Beim Pfarrer in Ambleſide, erwiederte höflich, obgleich etwas empfindlich, die ihr entgegentretende Hausfrau; hier aber, auf Molly zeigend, iſt ſeine Gemahlin, meine Tochter. Seine Gemahlin? ſeine Gemahlin? wiederholte mit zornigem Lachen die Fremde, warf aus den ſchwarzen blitzenden Augen einen zerſchmetternden Blick auf die geiſterbleiche Molly, eilte zurück in den Wagen und fuhr davon, indem ſie dem Poſtillion zurief: nach Ambleſide zum Pfarrer! Halb entſeelt ſaß Molly da; die Guitarre war ins Feuer gefallen, ſtarr ſah ſie zu, wie ſie hell aufflammte; ihrer ahnungsvollen Seele war es, als ſähe ſie alles Glück ihres Lebens ſich auflöſen in Rauch.

Die Nacht verging, der Obriſt kam nicht, Molly war in unbeſchreiblicher Angſt. Schweigend harrte ſie des Sturms, den ihr ängſtlich klopfendes Herz nur zu treu weiſſagte. Die Mutter verſuchte umſonſt tauſend nichtige Beruhigungs-Gründe. Der Vater eilte, ſobald es tagte, hinauf nach Ambleſide zum Pfarrer.

Hier fand er ſeinen Schwiegerſohn in Verhaft und erfuhr von dem theilnehmenden Freunde das traurige Geſchick der geliebten unglücklichen Tochter. Der Obriſt war nicht wofür er ſich ausgab, war nicht Obriſt, nicht einmal Officier, ſein eigentlicher Name Hatfield, und die fremde Dame eine Portugieſin von guter Familie, ſeine heimlich verlaſſene Gattin, ihm in Liſſabon feierlich angetraut. Welche Anklage! welche Nachricht für das Herz des Vaters! Im erſten Schmerz fluchte er dem Ungeheuer, das mit überdachter Bosheit die Unſchuld an ſein ſchuldbeladenes Daſeyn geknüpft, und Jammer in die friedliche Hütte getragen hatte. Und wer, der dieſe Geſchichte lieſ't, theilte nicht für den Augenblick dies Gefühl des unglücklichen Vaters?

Dennoch läßt ſich manches zur Milderung harter Urtheile über den unglücklichen Hatfield ſagen. Haß des Verbrechens verleitet leicht zur Schonungsloſigkeit gegen Unglückliche. Oft glitten dieſe und fielen, weil das Schickſal ſie auf Klippen ſtellte, die ſelten ein menſchlicher Fuß berührt, ohne vom Schwindel in den Abgrund gezogen zu werden. Gibt unſer gutes Glück uns ſolchen Gefahren nicht Preis, dankbar ſollten wir es erkennen und, anſtatt ungehört den Stab über ihn zu brechen, dem Unglücklichen unſer Mitleid nicht verſagen, ihn vielmehr ſondern von ſeiner That.

Wir erzählen, was wir ſpäter von Hatfield's Geſchichte erfuhren; vielleicht verſetzt es den Leſer in dieſe mildere Stimmung.

Hatfield, ein junger lebhafter Mann, reich an angebornen und erworbenen Talenten, arm an Vermögen, konnte die beſchränkte Lage nicht ertragen, in welcher das Schickſal ihn geboren werden ließ. Er verſuchte es mit der Welt, ſie war ihm nicht ungünſtig, aber ſein ungemäßigtes Streben, weiter zu kommen, ließ ihn nirgends feſten Fuß faſſen.

Nach mannichfaltigen Schickſalen kam er nach Liſſabon. Hier ſchien ihm ein dauerndes Glück zu blühen. Schön, jung, liebenswürdig, feſſelte er die Aufmerkſamkeit und bald das Herz einer reichen, jungen Wittwe. Er ward ihr Gemahl und verlebte einige glückliche Tage im Genuß alles deſſen, was eine ſchöne liebende Frau und ein großes unabhängiges Vermögen unter jenem ſüdlichen Himmel nur gewähren können. Dankbar war er ſeiner Gemahlin ergeben, aber die glühende Liebe, die in ihrer Bruſt mit wilder Flamme brannte, erwärmte nicht ſein Herz. Dies ward ihr bald als Kälte fühlbar, ſie ahnete eine Nebenbuhlerin. Wüthende Eiferſucht bemächtigte ſich ihrer um ſo quälender, da ſie keinen beſtimmten Gegenſtand derſelben finden konnte. In ſteter Unruhe beobachtete ſie jede Miene, jede Bewegung des Gatten.

Das Leben ward jetzt dem unglücklichen Paar zur Hölle. Obgleich er im Aeußern dem Cult des Landes, in welchem er lebte, folgen mußte, hielt er doch, wie alle Engländer, feſt an den Lehren der biſchöflichen Kirche, und als ſeine Gemahlin, ermuntert durch ihren Beichtvater, jedes Mittel anwandte, ihn zum Uebergange zu ihrer Religion zu bringen, konnte Hatfield dieſes Elend nicht länger ertragen. Er verließ ſeine Gattin heimlich, ſie und alle ihre Schätze, bis auf eine für ihren Reichthum unbedeutende Summe, die er mitnahm, um für's Erſte davon zu leben. Ein ſegelfertiges Schiff trug ihn nach England zurück. In Liſſabon hatte er den engliſchen Obriſt Belton kennen gelernt, welcher zu eben der Zeit von dort nach Oſtindien reiſte. Um unerkannt zu bleiben, nahm er deſſen Namen und Titel an, und war leichtſinnig genug, dieſen auch in England fortzuführen. Bald nach ſeiner Ankunft verließ er London wieder, um in irgend einem Winkel Großbritanniens unerkannt und verborgen zu leben. Am See Winandermere fand er Molly. Wie er ſie liebte, wiſſen wir. Dieſe Liebe blendete ihn gegen alle Gefahr, er hoffte, das Schickſal würde mild gegen ihn ſeyn, um dieſes Engels willen, er hoffte — was hoffen Liebende nicht?

Die Portugieſin entdeckte bald ſeine Flucht. Racheglühend, zerriſſen in ihrem Innern von Liebe, Eiferſucht, Verzweiflung, bewegte ſie Himmel und Erde, um Hatfield's Aufenthalt zu entdecken. Sie erfuhr, daß zur nämlichen Zeit, als der ihr wohlbekannte Obriſt Belton nach Indien ſchiffte, ein zweiter Obriſt Belton nach London geſegelt ſey. Nur zu richtig errieth ſie, wer dieſer wäre, und folgte ihm, ſo eilig ſie konnte. Der engliſchen Sprache war ſie mächtig, denn ihre Mutter war eine Irländerin.

In der ungeheuren Stadt London verlor ſie Hatfield's Spur; vielleicht hätte ſie dieſelbe nie wieder gefunden, aber das Ungefähr wollte es, daß ſie in einem Laden ein für ihn beſtimmtes Packet Waaren mit ſeiner Adreſſe liegen ſah. Der Kaufmann erzählte ihr dabei: dieſer Herr wäre ſeit kurzem der Gatte des berühmten Mädchens von Winandermere. Mehr brauchte es nicht, um ſie mit Sturmes Eile zu jenem Schutzorte beglückter Liebe zu führen.

So wie ſie in Ambleſide ankam, eilte ſie zum Pfarrer; ungemeldet trat ſie ins Zimmer, ſah ihren Ungetreuen zum Marmorbild bei ihrem Anblick erſtarren. Ohne ein Wort zu ſagen, eilte ſie fort, rief die Gerechtigkeit um Hülfe an, und noch denſelben Abend ward Hatfield verhaftet.

Sie wußte nicht, was ſie that. Sie hoffte auf dieſe Weiſe das Band zu zerreißen, das ihn an Molly knüpfte, und brachte die Gefahr eines ſchimpflichen Todes über ſein noch immer geliebtes Haupt. Der Pfarrer erklärte ihr die Folgen ihres Verfahrens. In wilder Verzweiflung verſuchte ſie nun alles, den Geliebten wieder zu befreien; umſonſt, er ward, ohne ſie wieder zu ſehen, nach Lancaſter geführt, wo bald die vierteljährige Gerichtsſitzung gehalten werden ſollte. Sie hoffte ihn zu retten, wenn ſie die Anklage nicht fortſetzte. Vergebens, die Beweiſe ihrer Vermählung waren in den Händen der Richter. Endlich entfloh ſie, wie ſie gekommen war; ihr Schickſal verliert ſich ins Dunkel, man weiß nicht, was aus ihr ward.

Hatfield wäre vielleicht der Strafe der Polygamie entgangen: denn ſeine erſte Ehe war nicht nach dem Ritus der engliſchen Kirche, ſondern nach katholiſcher Weiſe gefeiert, und alſo nach engliſchen Geſetzen ungültig. Aber ein anderer, weit wichtigerer Punkt der Anklage war der, daß er eines Andern Namen angenommen, ihn unterzeichnet, ſich darunter trauen laſſen, ja ſogar das Privilegium engliſcher Officiere, Briefe und Pakkete poſtfrei zu erhalten, gemißbraucht hatte.

Sein Proceß dauerte lange, lange ſchwebte ein entehrender Tod über ſeinem, wenn auch ſchuldigen, dennoch beklagenswerthem Haupte. In ſtiller Verzweiflung erwartete er ſein Schickſal. Endlich ward er ſchuldig befunden, und mußte dem Geſetz zum Opfer fallen. Reſignirt und muthig ſtarb er.

Molly's Vater war bei ſeiner Zuhauſekunft von Ambleſide zu erſchüttert, ja zu erzürnt, um das furchtbare Geheimniß lange zu verbergen. Wer dürfte es wagen, Molly's Zuſtand bei deſſen Enthüllung zu ſchildern? Die Natur, immer gütig gegen ihre Kinder, nahm ihr, was jetzt ihre größte Qual ſeyn mußte, ihr Bewußtſeyn. Monate lang lag ſie in dumpfem Hinbrüten und kämpfte gefühllos den ſchweren Kampf des Lebens mit dem Tode. Das Leben ſiegte, körperlich genas ſie, doch Hatfield's Schickſal war ſchon entſchieden, er nicht mehr unter den Lebendigen.

Wie ſie dem Krankenlager entſtiegen und wieder zu Kräften gekommen war, packte ſie alles zuſammen, was auf ihre kurze Standeserhöhung Bezug haben konnte. Still kehrte ſie zurück zu ihrer ländlichen Tracht, ward wieder die emſige Gehülfin ihrer Aeltern, die demüthige Dienerin der bei ihnen einkehrenden Gäſte. Dieſe ſtrömten im darauf folgenden Sommer, eben dem, in welchem wir dort waren, in größerer Anzahl als jemals herbei. Neugier, Schadenfreude und vielleicht verächtliche, auf Molly's Unglück gegründete Hoffnungen lockten ſie. Aber Molly wandelt unter ihnen wie ein Weſen aus einer andern Welt; ſtill, ernſt, aufmerkſam gegen Jeden, ſpricht ſie nur genau, wenn und was ſie muß. Niemandem war wohl in ihrer Nähe. Die Leichtſinnigen entflohen, die Beſſern ſchieden mit innigem Mitleid.

Und ſo wandelt ſie noch am Ufer des ſchönen

Sees, keine Klage kommt über ihre Lippe, aber ihr Auge, hoffnungslos für dieſe Welt, blickt ſehnend und hoffend nach einer andern.

So weit die Geſchichte der armen Molly. Hoffentlich bereut der Leſer nicht, einige Augenblicke der Erzählung ihres traurigen Geſchicks geopfert zu haben. Wir führen ihn jetzt zurück zur großen Stadt, wo neben der höchſten Pracht leider oft nicht minderer Schmerz wohnt, als am ſtillen See von Winandermere.

Wohnungen in London.

Eigentlich wohnt man im Durchſchnitt nicht ſonderlich in London. Da der Eigenthümer eines Hauſes ſich hier großer Vorzüge im bürgerlichen Leben zu erfreuen hat, ſo ſtrebt jeder eins zu beſitzen. Daraus entſteht denn, daß London faſt aus lauter kleinen Häuſern zuſammengeſetzt iſt. Wer auch kein eignes Haus hat, will doch für ſich allein wohnen; dies verengt den Platz ungemein.

In Paris, möchte man ſagen, ſchweben vier Städte über einander; in London macht Jeder Anſpruch an ſein Plätzchen auf Gottes Erdboden, und nur Fremde, einzelne Familien, oder in ihren Mitteln ſehr beſchränkte Perſonen, bewohnen Etagen, die dann auch freilich bei der Kleinheit der Häuſer wenig Bequemlichkeit darbieten. An eine Suite mehrerer Zimmer iſt in gewöhnlichen bürgerlichen Häuſern nicht zu denken; ſelten, daß man zwei an einander ſtoßende findet, ſelbſt in denen der reichen Kaufleute; jedes Stockwerk enthält gewöhnlich nur zwei Zimmer, eines nach der Straße, eines nach dem, oft ſehr engen, Hofraum zu. Ueberall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen und Bedientenwohnungen ſind in den Souterrains angebracht, die Thüren alle auffallend enge und hoch, ſowohl die Hausthüren, als die in den Zimmern. Jene ſehen bei größern Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus; in dieſen findet man faſt niemals Flügelthüren. Auch die Fenſter ſind ſchmal, die Spiegelwände zwiſchen denſelben dagegen ſehr breit. Die ſchönen Teppiche aber, die ſelbſt bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, ſondern auch Treppen und Vorplätze von der Hausthüre an bedecken, die zierlichen Meubeln, das ſchöne Mahagoniholz mit ſeinem beſcheidnen Glanze, die Reinlichkeit überall, geben dieſen kleinen Wohnungen einen eignen Reiz. Alles ſieht ſauber, bequem, elegant aus, und iſt es auch.

Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten und dergleichen geſchmückt ſind, dienen zu keiner geringen Zierde der Zimmer; ſchöne Vaſen von Wedgwoods Fabrik und kryſtallene Candelabers zieren den Sims; der ſtählerne Roſt, in welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metallgeräth glänzen hell polirt; Kupferſtiche ſchmücken die Wände, ſchöne Vorhänge die Fenſter. Nichts in der Welt iſt gemüthlicher, als ein engliſches Wohnzimmer.

Das Schlafzimmer kann ſelten viel mehr als ein Bett faſſen. Die engliſchen Bettſtellen ſind alle ſehr groß, drei Perſonen fänden bequem darin Platz; auch iſt's allgemein Sitte, nicht allein zu ſchlafen; Schweſtern, Freundinnen theilen ohne

Umſtände das Bett mit einander, und faſt jede Frau nimmt in Abweſenheit ihres Mannes eins ihrer Kinder, oder im Nothfall ſogar das Dienſtmädchen mit ſich zu Bette, denn die Engländerinnen fürchten ſich Nachts allein in einem Zimmer zu ſeyn, weil ſie von Jugend auf nicht daran gewöhnt wurden. Federdecken ſind ganz unbekannt, nicht ſo Unterbetten von Federn; ſeit einigen Jahren kommen dieſe ſehr in Gebrauch, doch ſind Matratzen gewöhnlicher. Betten ohne Gardinen, ſo wie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterſte Armuth.

Lebensweiſe.

Der größte, fleißigſte Theil von Londons Bewohnern, der Handwerker und Ladenhändler, (beide werden hier zu einer Claſſe gerechnet) führt im Ganzen ein trauriges Leben. Die großen Abgaben, die Theurung aller Bedürfniſſe, die durch den einmal herrſchenden Luxus in Kleidung und dergleichen ins Unendliche vermehrt ſind, zwingt ſie zu einer großen Frugalität, die in anderen Ländern faſt Aermlichkeit heißen würde.

Ewig in den Laden und in die daran ſtoßende, oft ziemlich dunkle Hinterſtube gebannt, müſſen ſie faſt jedem Vergnügen entſagen. Die Theater ſind ihnen zu entlegen, meiſtens zu koſtbar, kaum daß die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns dieſer letzten Claſſe zweimal im Jahre hinkommt.

In's Freie kommen ſie faſt gar nicht; mehrere verſicherten uns, ſie hätten ſeit zehn Jahren keine andern Bäume, als die von St. James-Park geſehen. Die Woche über dürfen ſie von Morgens neun Uhr bis Mitternacht den Laden faſt gar nicht verlaſſen; dieſer iſt ſehr oft das Departement der Frau, und der Mann ſitzt dann in dem oben erwähnten Hinterzimmer und führt die Rechnungen. Sonntags ſind freilich alle Laden geſchloſſen, aber die Theater auch, und da alle Untergebene an dieſem Tage die Freiheit verlangen auszugehen, ſo muß die Frau vom Hauſe es hüten.

Der größere wirkliche Kaufmann führt ein nicht viel tröſtlicheres Leben. Auch er muß in geſellſchaftlichen und öffentlichen Vergnügungen weit hinter den reichen Kaufmannshäuſern von Hamburg oder Leipzig zurückſtehen. Doch liegt das wohl auch zum Theil an der Landesart. Die Frauen lieben mehr häusliche Zurückgezogenheit, ſie ſind an das rauſchende Leben, an die vielen großen Zirkel nicht gewöhnt. Sie wollen ihre Ruhe, Ordnung und Gleichförmigkeit in ihrem Hauſe nicht derangiren. Die Männer hingegen ſuchen nach vollbrachten Geſchäften die Freude gern auswärts, in Kaffeehäuſern und Tavernen.

Die Familien der meiſten wohlhabenden Kaufleute wohnen den größten Theil des Jahres, oft das ganze Jahr hindurch auf dem Lande, in ſehr zierlichen, größern oder kleinern Landhäuſern, die ſie Cottages, Hütten, nennen, obgleich ſie wohl einen vornehmern Namen verdienen. Hier genießen Frauen und Kinder die freie Luft, halten gute Nachbarſchaft und erfreuen ſich ganz gelaſſen und anſtändig, vielleicht etwas langweilig, des Lebens; während das Haupt der Familie den Tag in London auf ſeinem Comptoir zubringt, und ſich dann Abends in ein Paar Stunden auf den herrlichen Wegen, zu Pferde oder Wagen, zu den Seinigen begibt.

Von der Lebensweiſe der Großen und Vornehmen läßt ſich nichts ſagen: dieſe gehören in keinem Lande zur Nation, ſondern ſind ſich überall gleich, in Rußland wie in Frankreich, in England wie in Deutſchland. Auch iſt von dem Luxus, den ſie, beſonders auf dieſer Inſel, auf's höchſte geſteigert haben, von der Art und Weiſe, wie ſie Jahres- und Tageszeiten durch einander wirren, ſchon von Andern ſo viel geſchrieben, als man in unſerm Vaterlande zu wiſſen braucht. Wir wollen alſo jetzt davon ſchweigen und nur, wenn ſich die Gelegenheit dazu künftig darbietet, im Vorübergehen das vielleicht Nöthige erwähnen. Unſer Streben auf Reiſen ging immer dahin, die Landesſitte der eigentlichen Nation kennen zu lernen; dieſe muß man aber weder zu hoch, noch zu tief ſuchen. Nur im Mittelſtande iſt ſie noch zu finden.

Ein Tag in London.

Wer ſpät zu Bette geht, ſteht ſpät auf, das iſt in der Regel; daher hat die goldene Morgenſonne nirgends weniger Verehrer, als in London, wo doch ſonſt das Gold nicht zu gering geachtet wird. Vor neun bis zehn Uhr wird's nicht Tag. Anſtändig gekleidet, verſammelt ſich dann die Familie in dem zum Frühſtück beſtimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Ueberröcken, die Damen unbeſchreiblich reizend gekleidet, ſchneeweiß, verhüllt bis ans Kinn, mit zierlichen Häubchen. Das Negligée iſt der Triumph der Engländerinnen; mit der geſchmackvollſten Einfachheit vereinigt es die höchſte Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft ſteif und überladen aus.

Nichts Einladenderes gibt's in der Welt als ein engliſches Familienfrühſtück, auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmſte des ganzen Tages gehalten, und man verlängert ſie gern. Auf dem hellpolirten, ſtählernen Roſte lodert die ſtille Flamme des Steinkohlenfeuers, ſelbſt im Sommer, wenn das Wetter feucht iſt. Das elegante Theegeräthe ſteht in zierlicher Ordnung auf dem ſchneeweiß bedeckten Tiſche, daneben friſche ungeſalzene, in Waſſer ſchwimmende Butter, das weißeſte Brot von der Welt, Zwieback, hartgekochte Eier, auch wohl, nach ſchottiſcher Sitte, Honig und Marmelade von Pomeranzen. Hotrolls, heiße Rollen, eine Art warmer, mit Butter beſtrichner Semmel, und Toaſts, Brotſchnitte, welche, von beiden Seiten mit Butter beſtrichen, langſam am Feuer röſten, dürfen nie fehlen; letztere ſtehen in einem dazu verfertigten ſilbernen Geſtell im Kamin, der Theekeſſel brauſt und ſiedet geſellig daneben.

Mit allem dieſen wäre aber dennoch das Frühſtück ohne die neueſten Zeitungsblätter ſehr unvollſtändig, ſie ſind ein Hauptſtück dabei. Ein ſelten vermißtes Stück des deutſchen Frühſtücks, die Tabackspfeife, iſt, zum Lobe der Londoner ſey's geſagt, bei ihnen ganz verbannt; dies ſchmutzige Vergnügen wird der letzten Claſſe des Volks überlaſſen; höchſtens ergötzt ſich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann oder ein kaum halbciviliſirter Landjunker in ſeinen einſamen vier Pfählen daran.

Die Dame des Hauſes bereitet den Thee, zwar viel umſtändlicher, aber auch viel beſſer, als wir. Die Taſſen werden erſt ſorgfältig mit heißem Waſſer ausgewärmt, der Thee abgemeſſen, das heiße Waſſer nach gewiſſen Regeln darauf gegeſſen, und um für alle dieſe Mühe den gehörigen Ruhm zu ärnten, wird der Reihe nach gefragt: ob der Thee nach Jedes Wunſch gerathen ſey? Alles geſchieht langſam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben: denn ſie mögen dabei keine andern Gedanken aufkommen laſſen, außer den des gegenwärtigen Genuſſes. Nur die Zeitungsblätter machen beim Frühſtücke hiervon eine Ausnahme, und Herren und Damen beſchäftigen ſich eifrig damit: denn nicht nur politiſche Neuigkeiten werden darin aufgetiſcht, auch Theater- und Familiennachrichten und vor allem die neueſten Stadtgeſchichten, frohe und traurige, erbauliche und ſkandalöſe, wahre, halbwahre und ganz erdichtete. Alles wird geleſen, alles wird beſprochen. Daß bei ſolchen Fällen das Geſpräch ſeltner ſtockt, als ſonſt wohl geſchieht, iſt natürlich.

Nach dem Frühſtück begeben ſich die Männer an ihr Geſchäft, in's Comptoir, oder wohin ihr Beruf ſie treibt. So viel möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und troß des ſpäten Anfangs iſt er lang genug dazu, da Niemand vor fünf bis ſechs Uhr zu Mittage ſpeiſt.

Nach Tiſche feiert Jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein hartes Schickſal zur Arbeit zwingt.

Viele Herren beſuchen bald nach dem Frühſtück ihr gewohntes Kaffeehaus, wo ſie einen großen Theil ihrer Geſchäfte abthun, eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Beſtellungen harren dort ſchon ihrer; dorthin verlegen ſie auch gewöhnlich ihre Zuſammenkünfte mit Freunden, um über wichtige Dinge ſich mündlich zu beſprechen und Verabredungen zu treffen. Die Wirthin des Hauſes nimmt auf ihrem erhöhten Sitz unten am Eingange alles an, und beſtellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunden, die ſie alle perſönlich kennt, weil ſie es faſt nie verfehlen, ſich zur nämlichen Stunde einzuſtellen.

Dieſe Gewohnheit, ſich täglich an einem beſtimmten Orte finden zu laſſen, iſt in dieſer ungeheuern Stadt von großem Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viel ſonſt verlorne Zeit werden dadurch erſpart. Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei, denn nächſt der fleckenloſen Reinheit ihres eignen Anzugs liegt einer Engländerin nichts ſo ſehr am Herzen, als die ihres Hauſes, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche, und, wie ſehr iſt für alles dies dadurch geſorgt, daß ſo manches außer dem Hauſe abgemacht wird, was ſonſt in demſelben Unordnung oder doch wenigſtens Unruhe erregen müßte!

Die Ladies gehen nun auch an ihr Geſchäft. Sie greifen zu den Morgenhüten, denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Koſtüm, und ſelbſt im Wagen würde es auffallend erſcheinen, wenn ſich eine Dame in den Vormittagsſtunden ohne Hut wollte ſehen laſſen. Wäre ſie auch in ſiebenfache Schleier gehüllt, alles würde ſie anſtarren, gleich etwas nie Geſehenen. Wollte ſie es vollends wagen, ohne Hut, ſelbſt nur wenige Schritte, zu Fuß über die Straße zu gehen, ſie wäre ganz verloren; unbarmherzig würde ſie der Pöbel verfolgen, als hätte ſie die größte Unanſtändigkeit begangen.

Wohlverſehen alſo mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls, wandern wir nun aus, denn die Mode will, daß man ſich in den heißeſten Stunden des Tages am ſorgfältigſten verhülle. Viſiten haben wir nicht viel zu machen, der Kreis unſerer eigentlichen Bekannten iſt klein, man ſchränkt ſich zum nähern Umgange auf wenige Häuſer ein, wie in allen großen Städten. Das Viſitenweſen wird in London überdies faſt immer mit Karten abgemacht. Indeſſen einen Wochenbeſuch haben wir doch abzuſtatten, denn dieſe ſind hier, wie überall, unerläßlich; nur werden ſie ſpäter als in Deutſchland angenommen.

Wir finden die Dame in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor allem prunkt das große Bett. Die Kiſſen, die Decken ſind mit Spitzen und feiner Näharbeit verziert, in zierlichen Falten ſchwebt die weiße muſſelinene, mit grüner Seide gefütterte Draperie vom thronartigen Baldachin herab, ſo daß man die ſchönen Säulen von Mahagoni- oder anderm noch koſtbarerm Holze frei erblickt. Das Negligée der Dame iſt über und über mit den theuerſten Spitzen geſchmückt und bekräuſelt; alles iſt fein und erleſen, alles zeigt Reichthum.

Den Hauptgegenſtand des Geſprächs gewährt die auf einem Seitentiſch ausgeſtellte Garderobe des neuen Ankömmlings. Er ſelbſt iſt nicht ſichtbar, ſondern in der Kinderſtube mit ſeiner Amme, denn das Selbſtſtillen der vornehmeren Mütter iſt in England nicht ſo allgemein, wie in Deutſchland.

Es gibt hier bedeutende Laden, wo nichts anders verkauft wird, als Kinderzeug, und zwar zu ſehr hohen Preiſen. Alle Waaren dieſer Laden prunken dann in dem Wochenzimmer verſchwenderiſch aufgehäuft. Selbſt ein großes Nadelkiſſen in der Mitte iſt nicht zu vergeſſen, auf welchem man mit Stecknadeln von allen Größen künſtliche Muſter ſteckt, die einer ſchönen reichen Silberſtikkerei gleichen. Wahrſcheinlich werden dieſe Dinge ſelten oder nie gebraucht, denn ſie ſind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich, ſie dienen nur zum Prunke.

Sind wir mit dem Beſehen und Bewundern endlich fertig, ſo wandern wir weiter a Shopping, dies heißt: wir kehren in zwanzig Laden ein, laſſen uns tauſend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren alles das Unterſte zu oberſt, und gehen vielleicht am Ende davon, ohne etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute ſich dieſes Unweſen gefallen laſſen, kann nicht genug bewundert werden; keinem fällt es ein, nur eine verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen fahren a Shopping. Ohne ſich aus dem Wagen zu bemühen, laſſen ſie ſich den halben Laden in die Kutſche bringen, zur großen Beſchwerde der Kaufleute ſowohl als der Vorübergehenden auf dem Trottoir. Man erzählt, daß ein Trupp Matroſen, dem eine ſolche mit offnem Schlage daſtehende Equipage den Weg verſperrte, ohne Umſtände einer nach dem andern hindurch ſpazierte, indem ſie der darin ſitzenden Dame höflich guten Morgen boten.

Die mannichfaltigen Ausſtellungen von Kunſtwerken ſowohl als von Naturſeltenheiten bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde ſind die Kaufleute in Bewegung zu ſetzen. Später werden wir Gelegenheit nehmen, ausführlicher von dieſen zu ſprechen; hier gedenken wir ihrer nur, inſofern die Mode ſie begünſtigt, welche ſtets eine oder zwei davon ihres beſondern Schutzes würdigt, wo man dann ſicher ſeyn kann, immer elegante Geſellſchaft zu finden.

Die jetzt zerſtreute Shakſpeare-Galerie gehörte einſt zu dieſen Lieblings-Morgenbeſuchen. Alljährlich im Frühling wird eine Ausſtellung von Gemälden lebender Meiſter im Palaſt von Sommerſet veranſtaltet, welche dann ebenfalls an beſtimmten Tagen und Stunden allem, was nur auf Eleganz Anſpruch macht, zum Verſammlungsorte dient.

Die Promenade in St. James-Park könnte auch eine Abwechſelung gewähren; doch wird ſie im Ganzen weniger beſucht, ſo reizend ſie auch iſt. Zwar fehlt es nie an Spaziergängern darin, aber nur bei ſehr ſeltenen Gelegenheiten findet man ſie ſo bevölkert, wie es die Terraſſen der Tuilerien alle Tage ſind. Es gibt der müſſigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die engliſchen Damen gehen nicht ſo viel aus, als die Pariſerinnen, und wenn ſie es thun, ſo ziehen ſie eine Shopping party allen andern Promenaden vor.

Die Kuchenladen, deren wir früher gedachten, liegen, gleich andern, frei und offen unten an der Straße; daher können Damen recht anſtändig allein dort einkehren. Nur in dem berühmteſten dieſer Etabliſſements bei Mr. Birch, in der Nähe der Börſe, geht dies nicht wohl an; hier kann man ſich nicht ohne männliche Begleitung blicken laſſen.

Das nicht ſehr geräumige Frühſtückszimmer befindet ſich hinten im Hauſe, am Ende eines langen Ganges. Kein Strahl des Tageslichts wird darin geduldet, Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch ſo hell ſchiene; die übrige Einrichtung des Zimmers iſt anſtändig, ohne ſich beſonders auszuzeichnen. Immer findet man Geſellſchaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich ſchweigend ihre Schildkröten-Suppe und ein Paar warme kleine Paſtetchen verzehren. Weiter wird in dieſem Hauſe nichts zubereitet; aber die Paſtetchen ſollen die beſten in der ganzen Welt ſeyn, und nun vollends die Schildkrötenſuppe, darüber geht nichts. Nirgends weiß man ſie ſo zu bereiten, wie hier, ſo behaupten die Londoner. Uns aber kam die Gelaſſenheit, mit welcher die Herren und Damen das von Madeira-Wein und Cayenne-Pfeffer glühende, uns Zunge und Gaumen verbrennende Gemengſel genoſſen, weit bewundernswerther vor, als die Suppe ſelbſt.

Der vorige Beſitzer dieſes Hauſes, Mr. Horton, brachte indeſſen blos mit dieſen Paſtetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von hundert tauſend Pf. Sterl. zuſammen, und ſein jetziger Nachfolger, Mr. Birch, iſt auf gutem Wege, es ihm nachzuthun. Dennoch ſind die Preiſe in dieſem Hauſe ſehr billig und, wie überall, ein für allemal feſtgeſetzt. Was Jeder verzehrt, iſt eine Kleinigkeit, aber die Menge der Verzehrenden gibt eine ungeheure Einnahme.

Gegen 5 Uhr wird es Zeit, nach Hauſe und an die nöthige Toilette vor Tiſche zu denken. Heute ſind wir zu einem Diner geladen, aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hauſe zubrächten, ſo wäre es doch höchſt unſchicklich und bei geſunden Tagen unerhört, im Morgenkleide zu bleiben. Selbſt die Männer ziehen den Börſen-Rock aus und mit ihm alle Gedanken an Geſchäfte, um in einem elegantern Anzuge zu erſcheinen.

Schön und etwas ſteif geputzt fahren wir nun um halb ſieben zum Mittagseſſen. Gaſtfrei ſind die Londoner eben nicht, ſie ſcheuen nicht ſowohl die große Theurung aller Dinge, als vielmehr die hier von allen geſelligen Zuſammenkünften durchaus unzertrennliche Etikette, welche einen ſolchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer ſchweren Laſt macht. Daher werden gewöhnlich ſolche Diners nur durch äußere Anläſſe herbeigeführt, wie etwa die Gegenwar von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müſſen glaubt. Sonſt führt der Londoner ſeinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei ſich aufnimmt, dort, tête à tête, oder in einem größern, doch immer geſchloßnen Zirkel thun ſie ſich bei Wein, Politik und luſtigen Geſprächen gütlich. Zu Hauſe ängſtigt ſie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Aeußern erweiſet, aber ihnen auch, wie allen Reſpectsperſonen, eben deshalb gern ſo viel möglich aus dem Wege geht.

Doch wieder zu unſerm Diner. In dem Beſuchzimmer finden wir die Geſellſchaft verſammelt; es faßt höchſtens zwölf bis vierzehn Perſonen. Nach den herkömmlichen Begrüßungs-Formeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnſtühlen Platz, die Herren wärmen ſich am Feuer, und nicht immer auf die ſchicklichſte Weiſe. Schläfrig, einſylbig, langſam wankt die Converſation zwiſchen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf in's Speiſezimmer ertönt. Dies liegt oft eine Treppe höher oder niedriger, als das Beſuchzimmer, weil, wie wir ſchon früher bemerkten, die Wohnungen, ſelbſt ſehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem ſind.

Die Tafel ſteht fertig und ſervirt da, bis auf Gläſer. Servietten gibt es jetzt an den engliſchen Tafeln, ſeit die Engländer ſo viel reiſen, wenigſtens wenn man ein Diner gibt. Vor weniger Zeit fand man ſie nur in Häuſern, welche auf fremde Sitten Anſpruch machten. Das Tiſchtuch hing damals, und hängt auch noch wohl jetzt, wenn man en famille ſpeiſ't, bis auf den Erdboden herab, und Jedermann nahm es bei'm Niederſitzen auf's Knie und handhabte es wie bei uns die Serviette. Die Dame vom Hauſe thront in einem Lehnſtuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl ſitzt ihr gegenüber unten am Tiſch, die Gäſte nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, ſo viel möglichſt in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauſes vorgeſchrieben wird. Alle Gerichte, welche zum erſten Gange gehören, ſtehen auf der Tafel.

Die engliſche Kochkunſt hat auch in Deutſchland ihre Verehrer; wir gehören nicht dazu, uns graute vor dem blutigen Fleiſch, vor den ohne alles Salz zubereiteten Fiſchen, vor dem in Waſſer halb gar gekochten Gemüſe, den Haſen und Rebhühnern, die, wie alle andre Braten, ungeſpickt, ohne alle Butter, blos in ihrer eignen Brühe zubereitet werden.

Die Dame ſervirt die reichlich mit Cayenne-Pfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem ſie jeden Tiſchgenoſſen namentlich gefragt hat: ob er welche verlange? Des Fragens von Seiten der Wirthe und des Antwortens von Seiten der Gäſte iſt an einem engliſchen Tiſche kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gaſt, der, wenn er auch der engliſchen Sprache ſonſt ziemlich mächtig iſt, dennoch unmöglich alle dieſe techniſchen Ausdrücke wiſſen kann. Er muß Rede und Antwort von jeder Schüſſel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Theil vom Geflügel, vom Fiſch? ob er es gern ſtärker oder weniger gebraten hat? eine Frage, die beſonders oft die Fremden in Verlegenheit ſetzt; man ſagt: much done or little done, wörtlich überſetzt, heißt das: viel gethan oder wenig gethan.

Dieſe Fragen ertönen von allen Seiten des

Tiſches zugleich, denn ein paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hauſe im Vorlegen der Schüſſeln. Alle werden nach der Suppe zugleich ſervirt, nicht nach der Reihe, wie in Deutſchland. Sie beſtehen aus einem großen Seefiſch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbütte oder dergleichen, der, bei'm Kochen geſalzen, vortrefflich wäre, ſo aber dem Fremden faſt ungenießbar bleibt, aus Puddingen, Gemüſen, Tarts und allen Gattungen von Fleiſch und Geflügel, ohne Salz, Butter oder andre fremde Zuthat in eigner Brühe gedämpft, geröſtet, gebraten oder gekocht, nur der Pfeffer iſt nicht daran geſpart. Hat man über eine ſolche Schüſſel einen dünnen, trocknen Butterteig gelegt, ſo beehrt man ſie mit dem Titel einer Paſtete.

Die halb rohen Gemüſe müſſen ganz grün und friſch ausſehen, erſt bei Tafel thut Jeder auf ſeinem Teller nach Belieben geſchmolzene Butter daran. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, ſie ſind vortrefflich, blos in Waſſerdampf gekocht. Die Puddinge aller Art wären auch ſehr gut, nur ſind ſie oft zu fett, faſt nur aus Ochſenmark und dergleichen zuſammengeſetzt. Die Tarts, der Triumph der engliſchen Kochkunſt, beſtehen aus halbreifem Obſt, in Waſſer gekocht und mit einem Deckel von trocknem Teige verſehen. Die Pickels, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüſe, Mais, unreife Wallnüſſe, kleine Zwiebeln und dergleichen mit ſtarkem Eſſig und vielem Gewürze eingemacht, ſind vortrefflich. Mit dieſen, ſo wie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im Großen fabricirt und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Dieſe Saucen, Senf, Oel und Eſſig ſtehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäſte da, ſo wie auch immer für zwei Perſonen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame vom Hauſe über Tiſche mit vieler Umſtändlichkeit bereitet und klein geſchnitten; er beſteht aus einer ſehr zarten ſaftigen Art Lattich, deſſen Blätter ſchmal, aber wohl eine halbe Elle lang ſind; außer England ſahen wir ſie nirgends, dafür aber iſt auch unſer Kopfſalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle dieſe Dinge den Gäſten an; dafür müſſen dieſe wieder alles pflichtſchuldigſt loben und verſichern, ſie hätten in ihrem Leben kein beſſer Kalb- oder Hammelfleiſch geſehen und es wäre auch alles ganz vortrefflich zubereitet.

Das Ceremoniel bei'm Trinken iſt, beſonders den fremden Damen, noch beſchwerlicher und verſetzt uns oft in wahre Noth. Da ſitzen wir betäubt und ängſtlich von alle dem wunderlichen Weſen; plötzlich erhebt der Herr vom Hauſe ſeine Stimme und bittet eine Dame, und aus Höflichkeit die Fremde zuerſt, um die Erlaubniß, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zugleich zu beſtimmen: ob ſie weißen Liſſaboner oder rothen Portwein vorziehe? Denn die franzöſiſchen Weine, ſo wie der Rheinwein, kommen erſt zum Nachtiſch. Verlegen trifft man die Wahl, und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläſer Wein von der beſtimmten Sorte zu bringen, die übrigen Gäſte ſehen ſchweigend der Verhandlung zu. Zierlich ſich gegen einander verneigend, ſprechen die beiden handelnden Perſonen, wie im Chor: „Sir, Ihre gute Geſundheit! Madame, Ihre gute Geſundheit!“ trinken die Gläſer aus und geben ſie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieſelbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieſelbe Ceremonie wird wiederholt, und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame, und jede Dame mit jedem Herrn wenigſtens einmal die Reihe durchgemacht hat. Keine kleine Aufgabe für die, welche des ſtarken Weines ungewohnt ſind. Abſchlagen darf man es Niemandem, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem erſten Glaſe den Wunſch für die Geſundheit jeder einzelnen Perſon an der Tafel wenigſtens durch ein Kopfnicken andeuten und auch genau Acht geben, ob Jemand der andern Gäſte uns dieſe Ehre erzeigt. Es wäre die höchſte Unſchicklichkeit, wenn eine Dame unaufgefordert trinken wollte, ſie muß warten, wäre ſie auch noch ſo durſtig, doch bleibt die Aufforderung ſelten lange aus. Auch die Herren müſſen ſich zu jedem Glaſe einen Gehülfen einladen, ein Dritter hat aber die Erlaubniß, ſich mit anzuſchließen, wenn er vorher geziemend darum anhält.

So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Eſſen und Trinken, mit Geſundheittrinken, und mit Achtgeben, ob Niemand die unſre trinkt, vollauf zu thun. Kein intereſſantes Tiſchgeſpräch kann aufkommen, es wird ſogar für unſchicklich gehalten, wenn Jemand den

Verſuch macht, eins aufzubringen; der Herr des Hauſes fährt gleich mit der Bemerkung dazwiſchen: „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagseſſen, nach Tiſche wollen wir das abhandeln.“ Die Damen ſprechen ohnehin nur das Nothwendigſte aus lauter Beſcheidenheit. Die Fremden können ſich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Geſprächs hüten; es gehört hier gar nicht viel dazu, um für ungeheuer dreiſt — monstrous bold — zu gelten.

Iſt der erſte beſchwerliche Akt des Eſſens überſtanden, ſo wird der Tiſch geleert, die Brodkrumen ſorgfältig vom Tiſchtuch abgekehrt, und es erſcheinen verſchiedene Arten von Käſe, Butter, Radieschen und wieder Salat. Letzterer wird ohne alle Zubereitung blos mit Salz zum Käſe gegeſſen.

Dieſer Zwiſchenakt dauert nicht lange, er macht einem zweiten Platz. Jeder Gaſt bekommt nun ein kleines ſchön geſchliffenes Kryſtallbecken voll Waſſer zum Spülen der Zähne und Händewaſchen, und eine kleine Serviette; man verfährt damit, als wäre man für ſich allein zu Hauſe. Die ganze ſo beſchäftigte Geſellſchaft erinnerte uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man ſie

Waſſer ſpeiend um Fontainen ſitzen ſieht. Die Damen ermangeln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerſpitzen anzubringen; die Herren gehen ſchon etwas dreiſter zu Werke.

Nach dieſer Reinigungs-Ceremonie ändert ſich die ganze Decoration. Das Tiſchtuch, mit allem was darauf ſtand, verſchwindet, und der ſchöne hellpolirte Tiſch von Mahagonyholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaſchen und Gläſer vor dem Herrn des Hauſes hingeſtellt, das Obſt wird aufgetragen, und jeder Gaſt erhält eine kleines Couvert zum Deſſert, ein Glas und ein kleines rothgewürfeltes oder auch ganz rothes, viereckig zuſammengelegtes Tuch. Letzteres aber darf man nicht entfalten, man benutzt es nur das Glas darauf zu ſtellen. Das Obſt wird nicht herumgereicht, ſondern, wie vorher die andern Gerichte, vorgelegt und mit vielen Fragen ausgeboten. Es iſt im Ganzen ſchlecht, ſauer und halbreif. Haſelnüſſe, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche ſie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei, ſüße Confituren und Bonbons ſind wenig im Gebrauch.

Jetzt fangen die Flaſchen an die Hauptrolle zu ſpielen; jeder ſchiebt ſie ſeinem Nachbar zu, nachdem er ſich ſelbſt etwas eingeſchenkt hat, viel oder wenig, wie man will, nur leer darf das Glas nicht bleiben, und bei jedem Toaſt muß das Eingeſchenkte ausgetrunken werden. Den Damen ſieht man indeſſen durch die Finger, wenn ſie blos ein wenig nippen. Der Wirth bringt nun einige Toaſts aus, er läßt ſeine Freunde leben, die ſich denn wieder durch ein Gegencompliment an ihm und der Dame vom Hauſe revanchiren; die königliche Familie wird nie bei dieſer Gelegenheit vergeſſen. Einige der Gäſte geben Sentiments zum Beſten, das heißt, kurze Sätze, die zuweilen auf die Damen Bezug haben, zum Beiſpiel: merit to win a heart and sense to keep it (Verdienſt, ein Herz zu gewinnen, und Verſtand, um es zu behalten). Alle dieſe Geſundheiten werden beim Trinken mit lauter Stimme von Jedem wiederholt.

Dieſe Geſundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen, die Flaſche weiter zu ſchieben, ſind alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man dem König die gebührende Ehre erzeigt hat, erhebt ſich die Dame des Hauſes aus ihrem Lehnſeſſel; mit einer kleinen Verbeugung gibt ſie den übrigen Damen das Signal, alle erheben ſich und trippeln ſittſamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Sogar, wenn Mann und Frau tête à tête allein eſſen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flaſche. Ob er dann auch Toaſts ausbringt, iſt uns nicht bekannt.

Jetzt, da die Frauen fort ſind, wird es den Herren leichter um's Herz, aller Zwang iſt nun verbannt, ſie bleiben unter ſich allein, bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den ſie während unſrer Gegenwart mühſam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet dem ganzen Hauſe, daß ihnen gar wohl zu Muthe ſey. Wir aber, wir Armen, was wird aus uns? Da ſitzen wir wieder am Kamin und ſehen uns an und gähnen mit geſchloſſenem Munde. Nicht einmal Kaffee gibt es, um uns einigermaßen munter zu erhalten, Handarbeit in Geſellſchaft wäre auch unerhört, der gegenſeitige Anzug iſt leider zu bald durchgemuſtert. In der troſtloſeſten Stimmung ſitzen wir und ſind alleſammt des Lebens herzlich müde. Wie gern ſchließen wir ein! Aber das ſchickt ſich nicht.

Endlich iſt eine Stunde ſo jämmerlich hingeſchlichen. Wir haben vom Wetter geſprochen, vom Theater; das iſt hier aber kein ſo gangbarer Artikel, als in andern Orten, denn man geht viel ſeltner hin. Die Fremde iſt zehnmal gefragt worden, wie ihr London gefällt, und ſie hat zehnmal pflichtſchuldigſt geantwortet: ganz ausnehmend wohl; da macht denn endlich die Frau vom Hauſe dem Jammer dadurch ein Ende, daß ſie die Herren zum Thee bitten läßt.

Man ſagt, die ſchnellere oder langſamere Befolgung dieſes Winks ſey das ſicherſte Zeichen, wer im Hauſe herrſche, ob der Mann oder die Frau. Indeſſen, wenn ſie auch zögern, ſie kommen doch, die Herren, ein wenig heiter, ein wenig redſelig; aber, zu ihrer Ehre ſey es geſagt, betrunken haben wir bei ſolchen Gelegenheiten keinen geſehen.

Die Dame macht jetzt den Thee ſehr umſtändlich. Die Fragen, wie man ihn findet? wie man ihn wünſcht? ob ſüß? ob mit viel Milch oder wenig? werden auch hier nicht unterlaſſen.

In einigen Häuſern wird er draußen ſervirt und vom Bedienten herum gereicht; doch dies ſind Ausnahmen von der Regel; die engliſchen Ladies laſſen ſich ungern den Platz am Theetiſch nehmen, den ſie ſo ehrenvoll behaupten. Neben dem Thee wird auch ſehr ſchlechter dünner Kaffee geboten.

Die Converſation geht nun ein wenig raſcher, indeſſen die Herren haben ſich bei der Bouteille rein ausgeſprochen, die Damen ſind müde und ſprechen überhaupt wenig, es wird ſelten ein muntres erfreuliches Geſpräch daraus. Nach dem Thee fährt man zu Hauſe, denn für's Theater iſt's zu ſpät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen iſt.

Whiſt iſt das einzige übliche Spiel in Geſellſchaft; von unſrer Art zu ſpielen weicht man darin ab, daß man nur Partie Simple oder Double zählt, kein Tripel oder Quadrupel. Auf dieſe Weiſe kann man höchſtens ſieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei ſpielt, nie mehr, noch weniger. Die Karten ſind ſehr theuer und groß, aber ungeſchickt. Dies iſt wohl das einzige Fabrikat, in welchem die Engländer andern Nationen nachſtehen. Kartengeld iſt nicht gebräuchlich, eben ſo wenig Trinkgeld an die Bedienten.

Daß die Engländer ſehr gut, ſehr ernſt und ſchweigend dies ihr Nationalſpiel ſpielen, iſt bekannt, nicht aber, daß keinesweges die Spielenden, ſondern der Herr des Hauſes zu beſtimmen hat, wie hoch ſeine Gäſte ſpielen ſollen. Dieſer Taxe muß man ſich ohne Widerrede unterwerfen, wenn man nicht beleidigen will. Einige beſtimmen aus Oſtentation ein ſehr hohes Spiel, Andere, die vernünftiger ſind, thun das Gegentheil. Dem Fremden iſt zu rathen, daß er ſich vorher nach der Sitte des Hauſes erkundige, ehe er zum Spiel geht, ſonſt kann er in unangenehme Verlegenheit gerathen.

Nach dem Spiele ſetzt man ſich noch zu einem kalten Abendeſſen von Auſtern, Hummern, Tarts, und dergleichen; dies wird ſehr ſchnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überſtanden zu haben, fährt man ſpät nach Mitternacht durch die noch immer von Menſchen wimmelnden Straßen nach Hauſe. Alle Läden ſind noch offen und erleuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer bis die Sonne wieder ſcheint.

Es gibt noch eine Art geſelliger Zuſammenkünfte, welche die erſte Klaſſe des Mittelſtandes, von der wir hier ſprechen, dem vornehmeren, aus den erſten Familien des Reichs beſtehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unſern Aſſembleen in Deutſchland. Mit dem Wort Aſſembly verbindet man in England immer die Idee einer auf Unterzeichnung gegründeten Zuſammenkunft an einem öffentlichen Orte.

Die Frau vom Hauſe macht die Honneurs dieſer Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeſchickt, und zwar ungefähr dreimal ſo vielen Perſonen, als das Lokal gemächlich faſſen kann. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man zu einem ſolchen Feſte eine beßre Wohnung, als die gewöhnlichen, haben muß, die doch wenigſtens eine Art von Folgereihe mehrerer Zimmer enthält.

Um zehn Uhr, oft noch viel ſpäter, fängt man an ſich zu verſammeln, drängt ſich durch, um die Wirthin zu begrüßen, die gewöhnlich unſern der erſten Thür im Zimmer Poſto gefaßt hat, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltiſche, die dicht zuſammengedrängt den ganzen Raum erfüllen. Thee und andere Erfriſchungen werden herumgereicht, ſo lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt ſo voll, daß Niemand mehr athmen kann, daß vor allgemeinem Geräuſch kein Wort mehr zu verſtehen iſt, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu ſtellen, ja daß die zuletzt Kommenden auf Treppen und Vorplätzen ſtehen bleiben müſſen, ſo hat das Vergnügen den höchſten Gipfel erreicht.

Um zwei, drei Uhr gegen Morgen entwickelt ſich der Menſchenknäuel langſam, wie er anſchwoll. Man fährt zu Hauſe und hat einen delicieuſen Abend im großen Styl hingebracht. Die Dame vom Hauſe zieht ſich in ihr Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerſchlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem ſtolzen Bewußtſeyn, die höchſte Glorie des geſelligen Lebens erreicht zu haben.

Sonntag.

Welch ein Tag für die arbeitende Klaſſe auf dem feſten Lande! Die Greiſe freuen ſich ſchon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo ſie nach ſechs mühevollen Tagen die Ihrigen reinlich und feſtlich gekleidet in Freude und Luſt um ſich ſehen; die Kinder rechnen ſchon Montag, wie lange es noch zum Sonntag ſey, dann iſt keine Schule, dann können ſie frei und frank herumlaufen und ſpielen nach Herzensgefallen, und vollends den jungen Leuten öffnet ſich ein Himmelreich bei Muſik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke.

Von den Vornehmen in den Städten haben freilich viele alle Tage Sonntag, wenn ſie wollen; dennoch iſt für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, ſondern auch ein Tag der Freude, geſelligem Vergnügen und vor allem Familienzuſammenkünften geweiht. Wenige gibt es, die nicht dieſem Tage, ſo oft er erſcheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegenſehen.

und wäre es nur die, einmal in's Schauſpiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war.

Ganz anders iſt es in London: Muſik und Tanz ſind hoch verpönt, an Theater iſt gar nicht zu denken erlaubt, alle Läden, alle Ausſtellungen ſind dicht verſchloſſen. Die fanatiſche Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbaths wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit unterſagen, aber das Vergnügen erlauben.

Einige der vornehmſten Familien des Reichs wurden vor kurzer Zeit faſt namentlich in den Kirchen als Sabbathsſchänder und ſchreckliche Sünder abgekanzelt, und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil ſie Sonntags unter ſich Liebhaberconcerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Geſellſchaften, welche ſie Sonnabends bei ſich verſammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Karten verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erſchienen war.

Iſt's wirklich wahr, daß man in Deutſchland am Sonntage Karten ſpielt? hörten wir eine

Dame fragen. Keinen Tag lieber, als Sonntags, wo man doch nichts zu thun hat, war die Antwort. Good Lord! ſeufzte die zweite Dame; aber, ſetzte ſie belehrend hinzu, man kann's ihnen nicht verdenken, ſie werden nicht beſſer gelehrt, und dabei blickte ſie mitleidig auf uns Helden. Aber ſie ſpielen doch nicht um Geld? fragte eine dritte. Freilich um Geld, oft um viel Geld!, Alle fuhren ſchaudernd zurück. God bless us all, Gott ſegne uns alle! ſagte die vierte, ich habe nur einmal Sonntags (und um gar nichts) Karten geſpielt, und ich kann's mir noch heute nicht vergeben. Alle vier hatten zwei Minuten vorher bitterlich über den Sonntag geſeufzt, der ihnen nicht erlaubte einen Robber zu machen; man war auf dem Lande bei abſcheulichem Wetter, und hatte die ſchrecklichſte Langeweile, während die Herren bei der Flaſche wie angemauert blieben.

Der ächte Engländer theilt den Tag zwiſchen öffentlichem Gottesdienſt, häuslicher Betſtunde und der Flaſche; ſeine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu, und läßt den lieben Nächſten eine etwas ſcharfe Revue paſſiren, denn das iſt Sonntags erlaubt. Die Kinder ſind gar übel daran, ſeit man eigne Schulen für die Sonntagsabende errichtet hat, in welche ſie proceſſionsweiſe getrieben werden, nachdem ſie den Tag über zweimal in der Kirche und einmal zu Hauſe die ſinn- und geiſtloſe Liturgie des engliſchen Gottesdienſtes haben herbeten müſſen.

Aber wie noch erbärmlicher geht's dem, des Zwangs ungewohnten Fremden! Sie öffnen das Klavier, die Wirthin knickſt in's Zimmer herein und bittet den Tag des Herrn nicht zu vergeſſen. Sie ergreifen ein Buch, da kommt ein Beſuch, ſieht, daß Sie einer weltlichen Lectüre ſich überließen, und hält Ihnen eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Aergerlich ſetzen Sie ſich in's Fenſter; ohne daran zu denken, ergreifen Sie ein Strickzeug, da verſammelt ſich der Pöbel vor dem Hauſe, mit Schimpfen und Schelten zieht er Ihnen einen neuen Beſuch der Wirthin zu, welche im heiligen Eifer ſich diesmal etwas weniger glimpflich ausdrückt, als kurz vorher. Beſchäftigen Sie ſich fern vom Fenſter in ihrem Zimmer, ſo äußern die Bedienten, ſo oft ſie hereintreten, ihren heiligen Abſcheu, wenigſtens durch

Mienen, wenn nicht durch Worte. Wollen Sie mit Ihren Landsleuten eine Partie Whiſt in Ihrem eigenen Zimmer machen, ſo hat Ihr eigener Bedienter das Recht, Sie bei'm nächſten Friedensrichter zu verklagen, und Sie entgehen ſicher der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der zwei und funfzig Mal im Jahre wiederkommt? Man macht kleine Reiſen, wenn die Jahreszeit und das Wetter es erlauben, und achtet's nicht, daß die Wegegelder am Sabbath doppelt erlegt werden müſſen, zur Ehre des Herrn. Im Winter, bei ſchlimmem Wetter, faßt man ſich in Geduld, andern Rath gibt's nicht.

Feueranſtalt.

Die allgemeine Sage verſichert, keine Nacht und kein Tag verginge in London, ohne daß Feuer auskäme, gewöhnlich an mehr als einem Orte. Die Sache iſt nur zu wahrſcheinlich. Welche Maſſe von Häuſern! Wie viele Kamine und

Feuerſtellen! Und dennoch hört man nie eine Sturmglocke, kein Feuerlärm verkündigt es dieſer auf einander gehäuften Million Menſchen, wenn einer ihrer Mitbürger in Noth iſt und Hülfe bedarf; Niemand außer den nächſten Nachbarn erfährt zur Zeit eines Brandes etwas davon, und wäre er noch ſo beträchtlich, noch ſo gefährlich. Aber ſtürmte man auch mit allen Glocken, kein Menſch würde ſich darum bekümmern, keinem würde es zu Herzen gehen. Doch den Aſſecurateurs geht es an den Beutel, und darum ſind dieſe ſehr bereitwillig zu helfen. Die ganz vortrefflichen Feueranſtalten ſtehen unter ihrer Direction, und können gewiß nicht beſſer, beſonnener und eifriger dirigirt werden, als von dieſen Herren, die ſo lebhaft bei jeder Rettung intereſſirt ſind. Faſt an allen Häuſern ſieht man den kleinen goldenen Phönix neben der Hausthüre prangen, ein Zeichen, daß der Eigner für eine gar nicht beträchtliche jährliche Abgabe ſein Haus bei der Phönixcompagnie gegen Feuersgefahr verſicherte.

So wie ſolch ein Unglück entſteht, wird die Geſellſchaft augenblicklich davon benachrichtigt,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.A. FN. 1807/028

denn die ganze Nacht geht eine kleine Armee Wächter umher, um jede drohende Gefahr gleich zu bemerken und anzukündigen. In allen Stadtvierteln ſtehen Feuerſpritzen, Pferde und Menſchen Tag und Nacht zur Hülfe bereit. Auf den erſten Ruf iſt alles bei der Hand, und dem Unheil wird gewehrt; nur die dazu beauftragten Leute dürfen ſich dem Feuer nähern; ſie zeichnen ſich durch ihre Kleidung aus, ſo daß man ſie gleich erkennt.

Aber nicht blos Häuſer, ſondern auch Möbeln, Wäſche, Koſtbarkeiten werden gegen Feuer verſichert. Daraus entſteht der ſonderbare Fall, daß ſelbſt den Eigenthümern nicht erlaubt iſt etwas zu retten, ſie müſſen alles dieſen fremden Leuten anvertrauen, die denn aber freilich ſich auch viel beſſer dabei benehmen als Jemand, welcher der Sache ungewohnt iſt, und den ohnehin Angſt, Furcht und Schrecken der gewohnten Beſonnenheit berauben. Dieſe Einrichtung iſt nothwendig, um den bei ſolchen Gelegenheiten unvermeidlichen Diebſtählen vorzubeugen, und ſo wunderbar ſie auf den erſten Anblick erſcheint, ſo wohl befindet man ſich im Grunde doch dabei.

Oeffentliche Vergnügungen.

Theater.

Nicht allein an der Sprache erkennt man die verſchiedenen Nationen, welche Europa bewohnen, auch am Gange, am Tone, an der Geberde. Jede derſelben unterſcheidet ſich von der andern durch ſchwer zu bezeichnende, aber deshalb nicht weniger ſichtbare und untrügliche Kennzeichen.

Auch auf die bildende Kunſt hat dieſer angeborne und angeeignete Unterſchied der Nationen großen Einfluß. Kein Niederländer malt wie ein Italiener, kein Franzoſe wie Beide; Alle müſſen ihrer Nationalität treu bleiben. Die Geſtalten, die Geberden, der Himmel, die Beleuchtung, die wir von Jugend auf ſehen, prägen ſich uns mit unauslöſchlichen Zügen ein. Wir können nur wiedergeben, was wir in uns tragen, und der Unterſchied der Schulen liegt mehr an dem Himmel, unter dem ſie entſtanden, als an den Meiſtern, die man für ihre Stifter erkennt.

Bei der theatraliſchen Kunſt blickt dieſe Nationalität noch deutlicher hervor, und wäre es möglich, einem Schauſpiele zuzuſehen, ohne daß man ein Wort davon hörte, ſo müßte doch der kundige Beobachter gleich entſcheiden können: ob er ein engliſches, franzöſiſches, oder deutſches Theater vor ſich ſähe. Alle drei können in ihrer Art vortrefflich ſeyn, und werden dennoch dem Fremden mißfallen. Denn dieſer, mit der Individualität der Nationen noch nicht bekannt genug, will nach ſeinem eignen, vom Hauſe mitgebrachten Maßſtabe meſſen. Nur nach und nach wird er entdecken, daß das, was ihm zuerſt widerwärtig, unnatürlich, übertrieben erſchien, dennoch treu, wahr und bewundernswürdig iſt.

Betrachtet man eine theatraliſche Vorſtellung als ein vollendetes, abgerundetes Ganze, ſo haben wir Deutſchen vor den andern Nationen keinen Vorzug, ſo viel vortreffliche einzelne Künſtler wir auch aufzuweiſen haben. Das Weimariſche Hoftheater, begünſtigt durch ein Zuſammentreffen vieler ſeltener, außerordentlicher Umſtände, war vielleicht das einzige in Deutſchland, auf welchem man noch zuweilen einzelne Darſtellungen einiger Meiſterwerke der vorzüglichſten Dichter erblickte, die ſich, durch das Zuſammenpaſſen jedes Theils zum Ganzen, der Vollkommenheit näherten.

Daß der deutſche Schauſpieler Allen alles ſeyn muß, iſt ein Unglück; dadurch wird er verhindert ſein Talent auszubilden für das ſeiner Perſönlichkeit am beſten zuſagende Fach. In Paris und London iſt das anders. Jeder widmet ſich den Rollen, zu welchen ſeine Individualität ihn ruft. Mit dem Alter nimmt man es dort weit weniger genau, als bei uns. Gerechter, als wir, bedenkt man: wie viel dazu gehört, eine hohe Stufe in irgend einer Kunſt zu erringen. Kein vollendeter Künſtler ward geboren. Jahre voll Anſtrengung und Studium gehören dazu, um das große Talent auszubilden; oft iſt die Jugend entflohn, wenn jenes erſt in vollem Glanze ſtrahlt. In Frankreich und England erkennt man dies, und läßt ſich lieber willig durch Schminke, Kleidung, Beleuchtung täuſchen, als daß man den höchſten Genuß, den die Kunſt gewähren kann, verſchmähte, weil der Künſtler einige Jahre zu viel zählt.

Der vorzügliche deutſche Schauſpieler iſt in Geberde, Ton, Declamation und Stellung bei weitem der gemäßigtſte, weil Maßhalten und Ernſt in der Natur des Deutſchen liegt. Wir erſcheinen unſern Nachbarn kalt, aus demſelben Grunde, aus welchem ſie uns übertrieben ſcheinen. Eben ſo wird der weſtphäliſche Bauer gewiß glauben, der Provenzale oder Gascogner wolle ihn todt ſchlagen, wenn jener ihm blos nach ſeiner Landesſitte einen guten Morgen bietet.

Nennt man ein nach feſtgeſetzten Regeln genau gebildetes Ganze ein vollendetes Kunſtwerk, ſo hat die franzöſiſche Tragödie vor allen andern den Vorzug. Streng abgemeſſen ſind Zeit und Ort. Jeder Vers, jedes Wort findet im Parterre Richter, die keinen Verſtoß gegen einmal feſtgeſetzte Regeln hingehen laſſen. Geſetze des ſogenannten Wohlſtandes, wie keine andere Nation ſie kennt, binden den Dichter wie den Schauſpieler. Beide dürfen ſich nur in ſcharf gezogenen Schranken bewegen. Das auf dieſe Weiſe mühevoll hervorgebrachte Kunſtwerk blendet, ſetzt in Erſtaunen, erregt Bewunderung; aber wir bleiben ohne Theilnahme dabei, und ein Fröſteln, das wir ungern Langeweile nennen möchten, bemächtigt ſich unſrer. Die Stellungen der berühmteſten Schauſpieler, ſchön und kunſtreich, wie ſie ſind, erinnern doch immer an jene akademiſchen Figuren, die wir auch auf den franzöſiſchen Gemälden finden, und von denen es auch ihren beſten Meiſtern nicht gelingt, ſich ganz zu befreien. Der Geiſt der Tragödie iſt nicht der Geiſt der Nation, die von jeher alles leicht nahm, was das Schickſal auch immer über Sterbliche verhängen mag. Die Sprache ſelbſt, ihr Mangel an Tonfall widerſtrebt der höhern Poeſie, widerſtrebt jeder Declamation. Alles wird blos durch Kunſt hervorgebracht, es iſt als hörte man einen auf das kunſtreichſte gebildeten Sänger, dem aber die Natur eine ſonore Stimme verſagte. In der höheren Komödie hingegen ſteht der Franzoſe auf der erſten Stufe. Da iſt Geiſt, Leben, Witz, Laune und der fein gebildete Converſationston zu treffen, welcher ihn auch im gemeinen Leben vor allen Nationen auszeichnet.

Das engliſche Theater ſteht auf dem ganz entgegengeſetzten Punkte. Keine Regel beſchränkt den Dichter, keine den Schauſpieler. Ungebunden überlaſſen Beide ſich ihrem Genius. Alles ſteht dem Dichter zu Gebot, Verſe und Proſe, ewiger Wechſel der Scene, Ausdehnung der Zeit ins Unendliche, alle mögliche Motive. Wie ſchwer es ſey, von dieſer unbeſchränkten Gewalt den rechten Gebrauch zu machen, lehrt der Mangel an guten neuen Tragödien; nur Shakſpeare's Rieſengeiſt konnte ſie zum Rechten anwenden; noch immer ſteht er allein da, das Volk verehrt ihn als ſeinen einzigen Dichter und drängt ſich unermüdet zu ſeinen Meiſterwerken.

Die engliſche Komödie gibt ein treues, oft etwas überladenes Bild des häuslichen und geſelligen Lebens, der Fehler, der Tugenden, der Lächerlichkeiten, die man in den verſchiedenen Ständen trifft. Die Eigenheiten der verſchiedenen Provinzen, der Schottländer und Irländer, beſonders ihrer Dialekte, erhöhen das Komiſche derſelben, und werden mit vieler Treue dargeſtellt.

Charakter-Komödien, wie die Franzoſen deren meiſterhafte beſitzen, in denen ſich alles um Eine Rolle dreht, die dadurch bis ins kleinſte Detail herausgehoben wird, kennt der Engländer nicht. Dafür wimmeln alle Stücke von Perſonen, die uns als Karikaturen erſcheinen, die es aber bei dieſem originellen Volke nicht ſind. Nur die ſtärkſten Züge ein wenig verflächt und gemildert, und man trifft überall im geſelligen Leben die Urbilder dazu an.

Selbſt bei den beſſern der gezeichneten Karikaturen, an denen wir uns auch zuweilen in Deutſchland ergötzen, iſt dieſes ſchon der Fall; Aehnlichkeit liegt immer zum Grunde, und bei weitem nicht ſo mit fremden Zügen überladen, als man im Auslande wohl glaubt.

So ſtreng man ſonſt in England in allen Zirkeln, die aus Männern und Frauen gemiſcht ſind, auf Decenz hält, ſo nachſichtig iſt man in dieſer Hinſicht auf dem Theater. Frauen, die im geſelligen Leben jedes nur von fern ihr Zartgefühl beleidigendes Wort empört, ſehen Scenen an, von denen jede Franzöſin ſich zürnend wegwenden würde, und die gewiß das Pariſer Publikum mit dem entſchiedenſten Unwillen aufnähme.

Der engliſche Tragiker ſpielt natürlicher als der franzöſiſche, feuriger als der deutſche. Zu treu kopirt er die Natur und überſchreitet oft die Gränze des Schönen. Der wüthendſte Ausdruck des Leidens, ſelbſt der laute Schrei körperlichen Schmerzes, alle Verzerrungen des Wahnſinns, konvulſiviſches Zucken der Sterbenden, nichts wird dem Publikum erlaſſen, welches in dieſem allen die höchſte Kunſt zu ſehen glaubt, und mit geſträubtem Haare dann am lauteſten in Beifallsbezeigungen ausbricht, wenn es vor Schrecken ſchaudert.

Die Größe des Schauſpielhauſes zwingt die Schauſpieler, überlaut zu ſprechen, denn der im entfernteſten Winkel ſitzende Matroſe will für ſeine Six pence ſo gut alles hören und vernehmen, als die vornehmſte Lady in der erſten Loge. Deutliche Ausſprache iſt demnach die erſte Forderung, welche das engliſche Publikum an dem Schauſpieler macht. Dieſer muß daher mit der äußerſten Anſtrengung jedes Wort, jede Sylbe abſtoßend betonen. Bei den mittelmäßigen Künſtlern bringt dies eine ſehr unangenehme, oft lächerliche Wirkung hervor; nur die beſten von ihnen wiſſen mit unglaublicher Mühe dieſe Schwierigkeit zu bekämpfen.

Aber auch die beſſern Schauſpieler heben gewiſſe Tiraden hervor, welche auf Patriotism, Freiheit und Nationalität Bezug haben, und von denen ſie voraus wiſſen, daß das Publikum ſie jedes Mal beklatſcht. Dieſe Stellen werden ganz an daſſelbe gerichtet, und die Mitſpielenden während einer ſolchen Hauptaktion gar nicht beachtet; ihre Zeit tritt ſpäter wieder ein. Periodenweiſe deklamirt der Schauſpieler ſeine Rede ab. Zwiſchen jedem Satze wird eine hinlängliche Pauſe für den Beifall gelaſſen, dann weiter geſprochen, dann wieder geſchwiegen, ſo, daß das Ganze ſich wie ein Melodram ausnimmt, zu welchem das Publikum das Accompagnement liefert.

Die engliſche Deklamation hat ohnehin einen eignen ſingenden Ton, ohne große Modulation, etwas dem Fremden affectirt ſcheinendes Pathetiſches, das ſich nicht beſchreiben läßt; bei etwas Aufmerkſamkeit aber findet man ihn im gemeinen Leben wieder, bei jedem durch Leidenſchaft gehobenen Geſpräch. Es iſt die der engliſchen Sprache eigene Melodie; jede Sprache hat die ihrige.

Im Komiſchen, beſonders im Poſſenſpiel, übertreffen die Engländer vielleicht alle andere Nationen. Schon der bekannte, angeborne Ernſt dieſes Volks macht ſeine ſeltne Luſtigkeit um ſo ergöttlicher. Die Späße ſind nicht immer die feinſten, oft ein wenig breit und plump, aber ſie reizen unwiderſtehlich zum Lachen; einige Schauſpieler, zum Beiſpiel Munden, brauchen nur ſich zu zeigen, und das Haus erbebt bis in ſeinem tiefſten Grund von der rauſchendſten lauteſten Freude. Viel will dies ſagen bei einer Nation, welche das Lachen für unanſtändig hält und dem Gebildeten höchſtens nur ein Lächeln erlaubt. Hier ſiegt die Natur, unterſtützt von der Kunſt, und Regel und Zwang ſind vergeſſen.

Opern werden ſelten gegeben, ein engliſches Recitativ iſt undenkbar, und der Engländer findet die Abwechſelung von Rede und Geſang unnatürlich. Das Volk liebt überhaupt die Muſik wenig. Doch ſpielt man zuweilen als Nachſpiel irgend eine kleine Oper und es fehlt nicht an guten Sängern und Sängerinnen, um ſie für ein engliſches Ohr ganz angenehm aufzuführen.

Das engliſche Publikum im Theater.

Dies verdient ein eignes Kapitel, denn es iſt einzig in der Welt. Wie es despotiſch über die breterne Welt herrſcht, davon hat man in ganz Europa keinen Begriff, auch in Frankreich nicht, wo man doch noch weit von der Langmuth der Deutſchen entfernt iſt.

Oft, wir geſtehen es, wenn wir ſahen, wie viel ſich das deutſche Publikum von ſeinen Lieblingen gefallen läßt, wünſchten wir dieſe nur auf wenige Monate auf die engliſche Bühne, damit ſie erkennen lernten, wie wohl es ihnen zu Hauſe geht.

Im Ganzen läßt ſich das Verfahren dieſer Inſulaner durchaus nicht rechtfertigen. Jedes zu leiſe geſprochene Wort, jede Vernachläſſigung, jedes Stocken wird unbarmherzig geahndet; nur gegen Debutirende zeigt man große Nachſicht und muntert ſie auf alle Weiſe auf. Daher kam es aber auch, daß wir nie einen Londoner Schauſpieler ſahen, der ſeine Rolle nicht gelernt hätte. Der Souffleur mit ſeinem alle Illuſion vernichtenden Kaſten iſt gänzlich von der Bühne verbannt; nur ganz dem Publikum verborgen, ſtehen auf beiden Seiten in den Kouliſſen Einhelfer, die emſig für ſich nachleſen und dem Schauſpieler nothdürftig zu Hülfe kommen, wenn dieſen einmal ſein Gedächtniß verläßt.

Wie überall, ſo hat auch hier der auf den höchſten Spitzen befindliche Theil des Publikums die lauteſte Stimme; jedes Liedchen, jede Arie, welche dieſen Erhabenen gefällt, muß zweimal, oft dreimal geſungen werden. Und ihnen gefällt vieles. Selbſt die ſtolze Billington mußte in unſerm Beiſeyn ſich gefallen laſſen, eine Bravour-Arie und ein Duett zweimal zu ſingen. Entſteht eine Unruhe, ein Streit im Parterre oder auf der Gallerie, wird Jemand krank und muß weggebracht werden, gleich erſchallt von oben herab der Befehl an die Schauſpieler, inne zu halten, bis die Ruhe wieder hergeſtellt oder der Unruhſtifter hinausgeworfen iſt. Bisweilen wird der Lärm ſo arg, daß die Schauſpieler das Theater verlaſſen müſſen, bei der Wiederkehr werden ſie mit Händeklatſchen empfangen, und genau, wo ſie aufhörten, fangen ſie wieder an.

Wie es bei allem dieſen um die Illuſion ſtehe, darum kümmert ſich Niemand; die Hauptſache iſt, daß Jeder für ſein Geld alles ſehe und höre, was es zu ſehen und zu hören gibt.

Zuweilen werden die Zuſchauer Schauſpieler. Ein Matroſe kam, wie wir eben im Theater waren, einſt auf den Einfall, in einem Zwiſchenakt ein Liedchen zu ſingen. Gleich wurde von oben herab Stillſchweigen geboten, und alles gehorchte. Der Matroſe ſang für das was er war gut genug und mit einer ganz erträglichen Stimme, dabei ganz furchtlos, obgleich ſein Auditorium zum Theil aus den Vornehmſten des Reichs beſtand. Er fand vielen Beifall und ſollte noch einmal ſingen. Jetzt wollte er es aber zu ſchön machen, überſtieg ſich über ſeine Kräfte und warf mitten in einer Roulade förmlich um. Ein allgemeines Gelächter endigte für diesmal die Scene.

Einrichtung der beiden großen Londoner Theater in Hinſicht auf die Zuſchauer.

Um halb ſieben Uhr ſoll jede Vorſtellung anfangen, doch wird es faſt immer ſieben Uhr, und auch dieſe Stunde iſt noch zu früh für ein Publikum, das im Durchſchnitt erſt gegen ſechs Uhr und oft weit ſpäter noch zu Mittag ſpeiſet. Die Vorſtellungen dauern ſo lange, daß jede nicht engliſche Geduld ermüden muß. Selten kommt man vor Mitternacht nach Hauſe. Kurz und gut, iſt nun einmal nicht das Symbol der Engländer: überall lieben ſie lange Sitzungen, im Parlament, an der Tafel und auch im Theater.

Jeden Abend müſſen zwei Stücke gegeben werden, eines von fünf Akten und ein Nachſpiel, welches auch oft zwei bis drei Aufzüge hat. Gewöhnlich ſpielt man zuletzt irgend eine Poſſe, ſelten eine kleine Oper, oft irgend ein den neuen engliſchen Romanen nachgeformtes Unding voll Nacht und Graus. Ob übrigens das Nachſpiel zum erſten Stück paſſend gewählt iſt, ob es nicht mit den durch jenes erregten Empfindungen auf das ſchreiendſte kontraſtirt — dies kümmert Niemanden; genug der Zuſchauer bekommt volles Maß für ſein Geld.

Beide große Theater von Drurylane und Coventgarden ſind vom Monat September bis Ende Junius geöffnet, dann werden ſie geſchloſſen und das kleinere Sommer-Theater zu Haymarket kommt an die Reihe. Im Monat Mai und Junius werden die mehreſten Benefiz-Vorſtellungen für die ältern und beſſern Schauſpieler gegeben; ſie gehören mit zu deren Gehalt. Dann währen dieſe Vorſtellungen oft bis nach ein Uhr; denn um das Publikum vollkommen gut zu bewirthen, ſchiebt man noch allerhand Sächelchen in die Zwiſchenakte ein, bald ein Liedchen, bald einen Tanz. Dieſe gefallen gewöhnlich den hohen Zuſchauern, müſſen zwei bis dreimal wiederholt werden und koſten viel Zeit.

Die Logen ſind ſehr geräumig und ſo gebaut, daß man aus allen gleich gut ſehen kann. Sie enthalten ſämmtlich mehrere Reihen Bänke, die ſich über einander erheben; ſo iſt's auch im Parterre, welches ſich, ohne Parket oder Parterre noble, vom Orcheſter bis ans Ende des Hauſes erſtreckt.

In allen Reihen Logen werden die Plätze gleich, zu ſechs Schilling bezahlt, das Parterre koſtet etwas über die Hälfte. Ueber die Logen erheben ſich noch zwei Gallerien, zu zwei und einem Schilling die Perſon, und hoch über der letzten Gallerie, ganz im Hintergrunde, thronen, wie unſichtbar, die reſpektablen Perſonen, die, wie wir eben erzählten, gewöhnlich den Ton angeben. Niedrige Abtheilungen trennen jede Loge von ihren nächſten Nachbarn. Hell wie Tageslicht erleuchtet, angefüllt mit Zuſchauern, gewähren ſie einen bezaubernden Anblick. Die Etikette will, daß alle Damen im vollen Putz das Theater beſuchen, wenn ſie auf die vorderſten Sitze in den Logen Anſpruch machen, beſonders in denen des erſten und zweiten Rangs. Keine Dame wird mit einem tiefen Hut hineingelaſſen, ein kleiner mit Federn oder Blumen gezierter Putzhut iſt erlaubt. Im Parterre dagegen erſcheint man in gewöhnlicher Kleidung mit großen Hüten, die aber ohne Widerrede abgenommen werden müſſen, wenn es verlangt wird. Frauenzimmer des

Mittelſtandes und Herren jedes Standes beſuchen das Parterre. Es iſt ein ganz anſtändiger Platz, nur muß man früh, oft vor Oeffnung des Hauſes kommen, um eine gute Stelle zu finden; denn kein Vorherbeſtellen findet dort ſtatt.

In den beiden erſten Logenreihen wird zu Anfang keine Dame hinein gelaſſen, die nicht zuvor ihren Namen ins Logenbuch hat aufſchreiben und dadurch ihren Platz beſtellen laſſen. Dies geſchieht, um die öffentlichen Stadtnymphen von dieſen Logen zu entfernen, welche für die erſten und unbeſcholtenſten Familien des Reichs beſtimmt ſind. Jenen Damen ſind eigene Sitze im Hintergrunde des Schauſpielhauſes angewieſen.

Mit dem Einſchreiben des Namens gewinnt man das Recht, mehrere Plätze, in welcher Reihe Bänke man will, bis zu Ende des erſten Aufzuges für ſich aufbewahren zu laſſen. Man kann ſeinen eigenen Bedienten hinſchicken, oder, was gewöhnlicher iſt, einen Schilling bezahlen. Für dieſen Preis wird Jemand von dem Logenwärter hineingeſtellt. Bis Ende des erſten Aktes werden dieſe leeren Plätze frei gelaſſen, ſpäter hat Jeder das Recht, ſich ihrer zu bemächtigen. Niemand darf für mehr Plätze bezahlen, als er braucht, und thäte man es, miethete man auch eine ganze Loge, es würde zu nichts helfen. Der Engländer behauptet: Niemand dürfe durch ſein Geld einen Andern, der auch bezahlt, vom Genuſſe eines öffentlichen Vergnügens ausſchließen, wenn es der Raum erlaubt. Deshalb findet auch in den engliſchen Theatern kein Abonnement ſtatt! Selbſt die königliche Familie muß ihre Loge vorher beſtellen, die ſich übrigens durch nichts von den übrigen unterſcheidet und ohne Unterſchied wie die übrigen beſetzt wird, wenn Niemand vom königlichen Hauſe da iſt.

Nach dem dritten Akte wird Jedermann für den halben Preis hineingelaſſen; dieſer Gebrauch iſt ſehr unangenehm für den beſſeren Theil der Geſellſchaft. Mit großem Geräuſche ſchwärmen dann jene Nachtvögel, die man ſo gern aus dieſem Kreiſe abhielte, herbei, und alle Vorkehrungen dienten nur, ſie von den erſten Reihen der Sitze in den Logen zu vertreiben. Die ſchlechteſte Geſellſchaft, freilich vorſchriftsmäßig gekleidet, verbreitet ſich dann durch's ganze Haus; deshalb gehen auch Damen nie ohne männliche Begleitung ins Theater und kein Mann tritt einem hinter ihm ſitzenden, ihm unbekannten Frauenzimmer ſeinen Platz ab, aus Furcht, die neben ihm Sitzenden in eine unpaſſende Nachbarſchaft zu bringen. Dies iſt einer von den Fällen, in welchen ein Fremder, der dieſe Sitte nicht kennt, aus großer Höflichkeit unhöflich werden könnte.

Drurylane.

Dieſes Theater iſt von innen eines der größten und ſchönſten in der Welt; die Außenſeite deſſelben ſahen wir nicht vollendet. In einem ſchwerfälligen Styl erbaut, wie faſt alle öffentliche Gebäude Londons, ſcheint es, trotz ſeiner Größe, von einem ungewöhnlich hohen Dache faſt erdrückt zu werden. Dies Dach iſt indeſſen für das Ganze von unſchätzbarem Nutzen, nicht allein wegen der Flugwerke und übrigen Maſchinen, die darin angebracht ſind, ſondern weil es einen eiſernen Vorhang enthält, der im Fall, daß während der Vorſtellung Feuer auf dem Theater auskäme, ſogleich herabgelaſſen wird und den Theil des Hauſes, welchen die Zuſchauer erfüllen, vor aller Gefahr ſichert.

Von innen iſt das Haus hell gemalt, geſchmackvoll decorirt; es enthält vier Reihen Logen, ohne die Gallerien. Wenigſtens funfzig glänzende kryſtallne Kronleuchter und noch viel mehr Spiegelwandleuchter ſind rings um in zierlicher Ordnung angebracht, mehrere Hunderte von Wachslichtern brennen darauf, und doch ſchwindet ihr Glanz gegen den des Theaters, ſo wie der Vorhang aufgeht. Erleuchtet durch eine Unzahl von Lampen, ſtrahlt dieſes wie im hellſten Sonnenſcheine.

Die Decorationen ſind des Ganzen würdig; der hintere Vorhang derſelben iſt eigentlich kein Vorhang, er wird nicht aufgerollt, ſondern zerlegt ſich in mehrere Theile, je nachdem der Gegenſtand iſt, den er vorſtellt; dieſe einzelnen Theile trennen ſich wieder in kleinere, ſchieben ſich in einander und werden ſo in die Höhe gezogen. So ſteigen ſie auch herab und entwickeln ſich mit Zauberſchnelle, keine Spalte deutet ihre Zuſammenſetzung an. Dieſe Einrichtung hat den Vortheil, daß die Decorationen durch das Aufrollen nicht beſchädigt werden, daß ſie keine Falten und Streifen zeigen und nie ſo in Bewegung kommen wie unſre Vorhänge, die uns oft in den friedlichſten Scenen ein Erdbeben vergegenwärtigen.

Die glänzendſten Sterne des theatraliſchen Himmels hatten ſich, wie wir in London waren, in Coventgarden vereint; doch blieb Drury-lane, beſonders im komiſchen Fach, noch reich genug, um durch ſehr ausgezeichnete Vorſtellungen zu erfreuen. Vor allen glänzte Md. Jordan hervor, die Geliebte, oder, wie Einige behaupten, die heimlich angetraute Gemahlin des damaligen Herzogs von Clarence, des jetzigen Königs, der auch vor der Welt ſie auf alle Weiſe ehrte und ſie immer in ſeiner Equipage mit ſeiner Livrée ins Theater fahren ließ. Beim Anblick dieſer wunderbar reizenden Frau mußte man ganz vergeſſen, daß ſie ſchon ziemlich weit über die erſte Blüthe der Jugend hinaus und für jugendliche Rollen etwas zu ſtark geworden war. Der fröhlich-ſchalkhafte Ausdruck ihres ſehr hübſchen Geſichts, ihr angenehmes ſonores Organ, die naive Grazie und Wahrheit in jeder ihrer Bewegungen bezauberten unwiderſtehlich und ließen nichts vermiſſen.

Wir wollen hier einer Vorſtellung in Drurylane gedenken, die uns vor allen gefiel. Man ſpielte Shakſpeare's: „much ado about nothing“ (viel Lärm um nichts.) In Deutſchland ſehen wir zuweilen eine Verkrüppelung dieſes herrlichen Luſtſpiels unter dem Namen: „die Quälgeiſter,“ und es unterhält auch da noch, ſo viel Mühe ſich deſſen Verfaſſer gegeben hat, es zur Mittelmäßigkeit herabzuziehen, ſo unbeholfen ſich auch Shakſpeare in der engen Uniform eines modernen Lieutenants oder Hauptmanns bewegt. Welch ein ganz anderer Genuß aber iſt es, dieſes Stück mit wenigen Weglaſſungen, die unſre Sitten durchaus nothwendig machen, in ſeinem urſprünglichen Glanze zu ſehn! Madame Jordan als Beatrix, und Mr. Banniſter als Benedict waren ganz an ihrem Orte. Die Scenen zwiſchen Beiden, wo ein Witz den andern wie ein Wort das andere jagt, muß man von Beiden geſehen haben, um zu glauben, daß etwas auswendig Gelerntes mit dieſer Wahrheit wiedergegeben werden kann. Die langſam pathetiſche Abſtoßung der Worte, deren wir oben gedachten, war hier, wie bei allen guten engliſchen Komikern, ganz verſchwunden; alles ging Schlag auf Schlag, dennoch verlor kein Zuhörer in dem ungeheuern Hauſe nur eine Sylbe. Freilich, ſo wie die Verſe und mit ihnen der Ernſt wieder eintreten, erſcheint auch wieder der feierliche Predigerton. Ueber alles ergötzlich waren der Richter Dogberry und ſeine Geſellen, mit ihrem breiten Bauerdialekte. Das ganze große Haus bebte vom unaufhaltſamen Gelächter der Zuſchauer; ſo wie ſie erſchienen, mußten ſie oft inne halten, um nur gehört zu werden.

Md. Bland, eine kurze, dicke, ältliche Favorite des Publikums, die für eine vortreffliche Sängerin galt, weil ſie gewaltig ſchrie und dabei deutlich ausſprach, ſang in einem Zwiſchenakt eine engliſche Lieblingsromanze, „poor crazy Jane“ (die arme wahnſinnige Hanna.) Es ſind die einfachen Klagen eines von ſeinem Geliebten betrognen und darüber wahnſinnig gewordnen Mädchens. Die Muſik war nicht ſonderlich; doch mußte ſie unter lautem Beifall zweimal wiederholt werden. Hier zu Lande gilt der Text mehr als die Muſik, und ſolche Schilderungen des höchſten menſchlichen

Elends ſind einmal die größte Freude der Engländer. Mit ihrem Gefühl geht es ihnen wie mit dem Cayenne-Pfeffer: nur das möglichſt Starke vermag bei ihnen Herz und Magen zu reizen.

Den Beſchluß machte für dieſen Abend, oder wie man hier zu Lande paſſender ſagt, für dieſe Nacht, eine große, meiſtentheils von Italienern aufgeführte Pantomime; ein Schauſpiel, das wir in dieſer Vollkommenheit noch nirgends ſahen. Ein Zauberer ſaß auf ſeinem Throne, umgeben von dienenden Geiſtern aller Art. Im Hintergrunde, hinter einem eiſernen Gitter, erblickte man den alten Pantalon, Harlekin, Colombine und den treuen Diener Pierrot, alle in Todesſchlummer verſunken, in Särgen liegen. Der Zauberer mußte nothwendig verreiſen, und alles kam darauf an, daß Jemand einſtweilen an ſeiner Stelle auf dem Throne ſäße und den Zepter aufrecht hielte, ohne einzuſchlafen. Ein kleiner neckiſcher Kobold, unübertrefflich von einem Signor Grimaldi geſpielt, wird zu dieſem Ehrenamt erleſen und weiß ſich nicht wenig damit. Der Zauberer ermahnt ihn aufs dringendſte, ja nicht einzuſchlafen, und fährt ab in ſeinem Drachenwagen. Eine Weile geht es vortrefflich; der kleine närriſche Kobold iſt außer ſich vor Freuden auf dem weiten prächtigen Thron. Nun aber meldet ſich der Schlaf, umſonſt widerſteht er aus allen Kräften, umſonſt nimmt er aus einer ungeheuren Doſe eine ſo ſtarke Priſe, daß er dreimal nieſen muß, bei jedem Nieſen wenigſtens drei Ellen hoch vom Sitze in die Höhe geſchnellt wird, in der Luft ſich ein paar Mal überſchlägt und immer wieder auf den Sitz zurückplumpt. Die Natur ſiegt, er ſchläft ein, das Zepter entſinkt für einen Moment ſeiner Hand, der Zauber iſt zerſtört, und der bunteſte Wirrwarr hebt an. Die Schlafenden erſtehen, hoch erfreut, aus ihren Särgen, alles verſchwindet. Harlekin und die Seinen ſind nun auf ewiger Flucht, überall, in tauſend Abwechſelungen, laſſen ſie ſich häuslich nieder und fangen an ihr luſtiges Weſen zu treiben, überall verfolgt ſie der Kobold. Ewiger Scenenwechſel, Decorationen, ſo prächtig man ſie nur erdenken kann, Verwandlungen, bei denen man verleitet wird an Hexerei zu glauben, folgen in der ſchnellſten Mannichfaltigkeit, daß das Auge kaum Zeit hat alles zu bemerken. Die Mimiker waren alle vortrefflich, wie die Decorationen; ein ächt komiſcher Zug jagte den andern. Das Haus erſcholl vom unaufhaltſamſten Gelächter; alles lachte, alles war erfreut, aber gewiß Niemand im Stande zu Hauſe zu erzählen, was er geſehen hatte. Gegen ein Uhr endigte das Schauſpiel.

Coventgarden.

Das Haus, nicht völlig ſo groß als das vor Deurylane, aber nicht weniger elegant decorirt, erſcheint faſt noch blendender, noch prächtiger als jenes, denn viele groſe und kleinere angebrachte Spiegel vervielfältigen die Menge der ſtrahlenden Wachskerzen ins Unendliche.

Hier auf dieſen Bretern ſah man oft in einer einzigen Vorſtellung die berühmteſten Künſtler vereint. Zuerſt nennen wir Md. Siddons, die, ſeit wir ſie ſahen, das Theater verlaſſen hat. Sie war eine hohe königliche Geſtalt. Als ob Melpomene, wie alte Meiſter ſie uns darſtellen, das Piedeſtal verlaſſen hätte, um unter den Lebenden zu wandeln, ſo trat ſie einher, groß, ſchön, im einfachen Ebenmaß. Ihr ganzes Weſen war zur Tragödie geſchaffen, der Ausdruck, die Form ihres ſchönen Geſichts paßte nur für das Trauerſpiel, unmöglich konnte man ſie ſich fröhlich oder gar lachend denken. Unbeſchreiblich melodiſch war ihre Stimme, ſanft und durchdringend zugleich, ſie hatte unnachahmlich-klagende Töne in ihrer Bruſt. Schon lange war ſie nicht mehr jung, aber die Zeit konnte ihr wenig rauben; bei dieſen edlen regelmäßig ſchönen Zügen vermißte Niemand den Glanz der Jugend; ſie war ziemlich ſtark, aber auch dies machte keinen Uebelſtand bei ihrer hohen Geſtalt. Sie wäre ein Ideal geweſen, über das hinaus man ſich nichts denken konnte, hätte ſie ſich nicht zuweilen von der Luſt, dem Publikum zu gefallen, hinreißen laſſen, ihr großes Talent zu mißbrauchen. So aber überſchritt ſie oft die Gränzen des Schönen und ward fürchterlich.

Als Iſabella, zum Beiſpiel, in dem Trauerſpiel: die ſchöne Büßende (the fair penitent), wo ſie im fünften Akt den Dolch ſich ins Herz ſtößt, verſchied ſie mit einem lauten, konvulſiviſchen, Herz und Nerven zerreißenden Gelächter, das ziemlich lange anhielt und den Zuſchauern die Haare zu Berge ſträubte. Aber ſo etwas will der Engländer, und halb London ſtrömte ins Theater, um Md. Siddons lachen zu hören, obgleich die Damen Krämpfe und Ohnmachten davontrugen.

Aehnlich grauſenvoll ſpielte ſie im geretteten Venedig, wo ſie zuletzt wahnſinnig auf dem Theater ſtirbt. Ihr wahrer Triumph aber war wohl die Rolle der Lady Makbeth: denn in dieſer hatte ſie ein weites offenes Feld für ihr großes Talent. In der Scene des Nachtwandelns machte ihr bloßer Anblick jeden Blutstropfen erſtarren.

Ihr Bruder Kemble verdiente ihr Bruder zu ſeyn. Seine Geſtalt war noch ſehr edel und ſchön, obgleich auch er die Jugendjahre weit überſchritten hatte. Zuweilen ſchien er vielleicht ein wenig monoton, aber ſein Spiel war immer durchdacht und motivirt, und immer erkannte man darin ſeine Lehrerin.

Der junge Siddons, der noch obendrein ſeiner Mutter ſprechend ähnlich ſieht, und ſeine Frau, die mit Jugend und Schönheit ein großes

Talent für ſanfte, duldende, liebende Rollen vereint, zeichneten ſich ebenfalls aus, theils durch das, was ſie ſchon damals leiſteten, theils durch die Hoffnungen, die ſie, gebildet in dieſer Schule, für die Zukunft gaben. Unmöglich kann man die Rolle der Julie lieblicher dargeſtellt ſehn als von der jüngern Mr. Siddons.

Ein Meiſter anderer Art war Cook. Die Natur verſagte ihm eine ſchöne Geſtalt; dafür gab ſie ihm eine deſto ausdrucksvollere Phyſiognomie, beſonders für die Rollen, die er ſich erwählt hatte, Tyrannen, Böſewichte; kalte, kühne, trotzige Charaktere ſpielte er unübertrefflich. Sein Triumph aber war Richard der Dritte. Nie war dieſe Rolle vor ihm ſo dargeſtellt worden, nie wird ſie nach ihm es werden; er machte darin Epoche. Seine Feinde behaupteten ſogar, er ſpiele ſie immer, in allen ſeinen andern Rollen blicke immer Richard der Dritte hervor. Geſtalt, Ton, Blick, Gang, alles war in dieſer Rolle Wahrheit an ihm. Wo er unverhüllt boshaft erſchien, ſchauderte man vor ſeiner kalten Beſonnenheit, wo er heuchelte, beſtach er ſelbſt die Zuſchauer. Wenn er mit kaltem Hohne alles, ſelbſt ſeine eigne Häßlichkeit beſpöttelte, wenn er in wilder Verzweiflung „ein Pferd! ein Pferd! mein Königreich für ein Pferd!“ rief, wenn er mit heuchleriſcher Demuth das Herz der Lady Anna am Sarge ihres Gemahls eroberte — immer war er ſich gleich, immer groß und wahr.

In Hinſicht der ſonſt hier gewöhnlichen Pracht vernachläſſigt man oft die Shakſpearſchen Meiſterwerke, die ſchon ihres innern Werths wegen immer ein gefülltes Haus bringen, und verwendet den Flitter lieber an neuere Darſtellungen, die durch nichts anders glänzen können. Dennoch muß man jene Stücke gerade auf dieſem Theater ſehen, um der großen Schauſpieler willen, welche in den Hauptrollen wahrhaft glänzen.

Die Nebenrollen fallen freilich um ſo unangenehmer auf. Das langſame, einem Gebelle ähnliche Peroriren der mittelmäßigen Schauſpieler wird erſt lächerlich, dann unerträglich. Freilich mag es ſehr ſchwer ſeyn ſo laut zu ſprechen und doch noch Modulation in der Stimme zu behalten.

Leider ſpielt man faſt alle Shakſpearſchen Stücke, die noch gegeben werden, nach den Umarbeitungen Garrik's, der, wie Viele ſeines

Gleichen in dem Wahne ſtand, ein großer Schauſpieler müſſe auch ein guter Dichter ſeyn, und deshalb ſich mit dem großen Meiſter ganz unerlaubte Freiheiten herausnahm. In Romeo und Julie, zum Beiſpiel, erwacht Julie, wie Romeo noch ſterbend iſt; dieſes verurſacht eine unaushaltbare Scene; die Amme iſt ganz geſtrichen. Hamlet wird dem Originale ziemlich treu gegeben, nur bleibt Fortinbras am Ende weg. Hamlet iſt Kemble's Hauptrolle, er ſpielt ſie bis in die kleinſten Details, als hätte er Wilhelm Meiſter geleſen.

Was Cook und Kemble in der Tragödie, das waren Munden, Fawcett, Lewis in der Komödie, vor allen Munden. Dumme Bedienten, alberne Jungen, wunderliche alte Herren waren ſein Hauptfach, und Apollonius im Hamlet ſein Triumph. Uebrigens übertraf er im Geſichterſchneiden und närriſchen Stellungen alles, was wir je geſehen haben.

Stürmiſch geht es in Coventgarden her, wie in Drurylane. Einſt, bei einer Benefizvorſtellung von Menſchenhaß und Reue, welche in den komiſchen Rollen beſonders vortrefflich dargeſtellt ward, trat im Zwiſchenact ein junger Mann mit einem Hornpipe *) auf. Sehr unſchuldiger Weiſe gefiel er den hohen Gönnern, denn er tanzte herzlich ſchlecht. Man forderte Wiederholung des Tanzes, aber der junge Herr war ſo ungefällig, nicht zu erſcheinen. Nun entſtand ein Lärmen, als ſollte das Haus einſtürzen, wie weiland die Mauern von Jericho vor dem Trompetenſchalle. Wer ſolch einem Aufruhr zum erſten Mal beiwohnt, kann ſich in der That der Furcht nicht erwehren; es überſteigt allen menſchlichen Begriff. Ein Schauſpieler ſtand auf der Bühne und wartete, bis die Schreihälſe einmal würden pauſiren müſſen. Der Moment kam endlich; mit tiefen Bücklingen trat er hervor und erbat ſich die Erlaubniß, ein Lied zu ſingen; dabei verſicherte er, der andere Gentleman würde gleich darauf tanzen, er erhole ſich nur ein wenig. Jetzt war der Beifall eben ſo rauſchend, als zuvor der Tadel; der Sänger ſang ein när-

---

*) **Hornpipe**, ein in Matroſenkleidung getanztes Solo, wie man es auch zuweilen auf deutſchen Bühnen ſieht.

riſches Lied von einem Yorkshireman *); es hatte unendliche Verſe, mußte aber dennoch zweimal wiederholt werden. Daß der Sänger ſich nicht lange darum bitten ließ, verſteht ſich von ſelbſt. So wie das Lied geendigt war, trat der Tänzer wieder auf, man ließ ihn gelaſſen tanzen und pfiff ihn hinterher aus.

Im folgenden Zwiſchenakt ahmte ein Schauſpieler die bekannteſten Mitglieder beider Theater aufs täuſchendſte nach; etwas, das doch wohl bei keiner Bühne anderer Nationen geduldet werden würde. Gang, Sprache, Deklamation, alles war zum Verwechſeln; mit lautem Beifall rief das Publikum den Namen des jedes Mal dargeſtellten Schauſpielers aus. Sehr intereſſant war es, dieſelbe Stelle einer Tragödie mehrere Mal hinter einander, auf ganz verſchiedene Weiſe deklamiren zu hören. Auf alles dieſes folgte noch ein Nachſpiel, ohne welches das Publikum gewiß nicht

---

*) Die Einwohner von Yorkſhire ſind wegen ihrer ſchlauen Gewandtheit zum Sprichwort geworden. Man ſagt von ihnen: give him a Saddle and he will find a horse, d. i. gebt ihm einen Sattel, ein Pferd findet er ſchon.

ruhig nach Hauſe gegangen wäre, obgleich ſchon faſt der Tag wieder anbrach.

Den größten Lärm aber erlebten wir in Sheridans Umarbeitung von Rolla's Tod, im Pizarro. Bis jetzt hatte man dieſes Stück nur in Drurylane, aber vielmal hinter einander gegeben, denn Sheridan war bekanntlich Mitdirektor jenes Theaters. Jetzt ward es mit neuen prächtigen Dekorationen auch in Coventgarden angekündigt. Md. Siddons ſollte die Cora, Kemble den Rolla, Cook den Pizarro ſpielen. Alle Logen waren längſt auf dieſen Tag vorherbeſtellt, alles war voll Erwartung.

Die Direktion von Drurylane konnte den Triumph von Coventgarden unmöglich gleichgültig anſehen, und ſie ergriff ſonderbare Mittel, ihn zu vereiteln. Fürs erſte kündigte ſie daſſelbe Stück für den nämlichen Abend an. Der Fall, daß das nämliche Stück in einem Abende in beiden Häuſern gegeben werden ſollte, war damals nicht vorgekommen, ſo lange die Londoner Theater exiſtiren. Sodann gab ſie den Tag vor der Vorſtellung ein prächtiges Mittagseſſen, Herrn Cook zu Ehren. Daß auf engliſche Weiſe dabei viel getrunken ward, daß der Held des Tags mit einem ziemlichen Rauſche nach Hauſe gebracht werden mußte, war in der Regel. Abends darauf, als das Schauſpiel anfing, fand ſich eine ungeheure Menge Zuſchauer ein, die glänzendſte Verſammlung, die man ſeit langer Zeit in Coventgarden geſehen hatte. Zu Anfang ging alles vortrefflich, bis Cook als Pizarro auftrat, und — trotz aller Anſtrengung — nicht im Stande war, auch nur ein lautes Wort hervorzubringen. Er verſuchte zwei-, dreimal zu reden, umſonſt, er mußte verſtummen. Nur zu gut hatten die Schauſpieler von Drurylane die Schwäche ihres ehemaligen Mitgenoſſen gekannt und berechnet, denn jedes Mal war Cook den Tag nach einem Rauſche durchaus heiſer, ſo daß er unmöglich ſpielen konnte. Das Uebel dauerte nur den einen Tag, deshalb hatte man ihn Abends vorher ſo hoch fetirt. Der Zorn, das Wüthen des Publikums überſtieg nun alle Gränzen; das vom wildeſten Orkan aufgeregte Meer iſt nur ein ſchwaches Bild des unbeſchreiblichen Tobens des Parterre und der Gallerien. In den Logen blieb man ziemlich ruhig, die Damen zitterten, alle waren leichenblaß, und einige wurden ohnmächtig herausgebracht. Alle Schauſpieler mußten auf dem Theater bleiben. Md. Siddons, Kemble, der in der indiſchen Tracht wunderſchön ausſah, ſtanden ängſtlich verlegen dem entſetzlichen Lärm gegenüber, denn ſo wie ſie nur Miene machten das Theater zu verlaſſen, drohte man es zu ſtürmen. Cook war wie vernichtet im Hintergrunde. So lärmte man eine ſtarke Stunde durch; unbegreiflich blieb es uns, wie es die Lungen nur aushielten. Kemble verſuchte endlich Cooks plötzliche Krankheit und ein anderes Stück für den heutigen Abend anzukündigen; kaum ließ man ihn zum Worte kommen. Pizarro, Pizarro! riefen tauſend Stimmen; „Cook iſt betrunken!“ riefen Andere und achteten nicht darauf, daß Kemble mit den demüthigſten Geberden das Gegentheil verſicherte. Das Toben nahm jeden Augenblick zu, die Schauſpieler ſchienen ſich ängſtlich unter einander um Rath zu fragen. Nun trat Kemble wieder vor und fragte: ob das Publikum dem jungen Siddons erlauben wolle den Pizarro mit dem Buch in der Hand zu ſpielen? Lauter Beifall erfolgte; der Sturm legte ſich, Cook ſchlich ſich von der Bühne fort, und das Stück wurde genau von da an weiter geſpielt, wo man erſt abgebrochen hatte.

Unbegreiflich war uns die Faſſung, mit der Alle, beſonders Md. Siddons und Kemble, nach einem ſolchen Auftritt fortſpielten; ſie übertrafen ſich ſelbſt, die Decorationen wären wunderſchön, und auch Pizarro nahm ſich, trotz des Buchs, beſſer aus, als man erwarten konnte. Alles war vergeben und vergeſſen, nur da Kemble das Stück für den folgenden Tag wieder ankündigte, rief man ihm von allen Seiten zu: Sagt Cook, er ſolle ſich nicht wieder betrinken!

Die italieniſche große Oper.

Von dieſem großen Theater, dem Stolz der Nation, wenden wir uns jetzt zur italieniſchen Oper.

Obgleich die Vornehmſten es beſchützen, ſo iſt dieſes Theater dennoch dem Volke verhaßt, weil es auf alle Weiſe dem National-Geiſte entgegenſtrebt. John Bull geht höchſtens einmal hin, um ſich hernach zeitlebens darüber luſtig zu machen. Die fremde Sprache, das ganze ausländiſche Weſen, vor allem die franzöſiſchen Tänzer erſcheinen ihm wie eben ſo viel Entheiligungen des vaterländiſchen Bodens. Längſt wäre die ganze Anſtalt zu Grunde gegangen, wenn nicht der Großen Eitelkeit, Prachtliebe und Vorliebe für das Ausländiſche ſie erhielte: deutlich ſieht man, daß ſie hier nicht gedeihen kann und, trotz der großen Summen, die darauf verwendet werden, nur kümmerlich vegetirt.

Das Haus, noch größer als Drurylane, enthält, außer dem Parterre, fünf Reihen Logen und zwei Gallerien. Ueber und über mit Malereien überladen, ſchien es, ungeachtet der ſehr glänzenden Erleuchtung, dennoch dunkeler als die andern Schauſpielhäuſer. Die Verzierungen waren ziemlich geſchmacklos, überall ſchwärmen Amoretten zwiſchen tauſend Schnörkeln und Guirlanden auf dunkelem Grunde; das Ganze erſchien bunt, aber nicht heiter.

Dieſes Theater iſt der glänzendſte Vereinigungspunkt des hohen Adels, dem es hauptſächlich ſeine Erhaltung verdankt; wer ſonſt auch noch auf feinen Ton, auf Bildung, auf hohen Styl Anſpruch macht, der thut wenigſtens als beſuche er es fleißig und ſey jedes Mal entzückt, wenn er auch noch ſo oft mit geſchloſſenem Munde während der Vorſtellung gähnen mußte. Alle Logen von unten bis oben ſind zu Preiſen vermiethet, für welche man in mancher Stadt des feſten Landes ein ganzes Haus nicht allein miethen, ſondern ſogar kaufen könnte.

Vom Monat December bis Ende Junius ſieht man wöchentlich zweimal, Dienſtags und Sonnabends, in dieſen Logen die ſchönſten, berühmteſten, reichſten und vornehmſten Damen des Reichs in ihrem prachtvollſten Schmucke verſammelt. Strahlend von Diamanten, ſitzen ſie in langen Reihen und gewähren einen Anblick, der das eigentliche Schauſpiel weit übertrifft. Wer nicht abonnirt iſt, muß ins Parterre, welches hier an Rang den Logen gleich gehalten wird. Das Billet koſtet eine halbe Guinee, und die Etikette befiehlt auch hier in Galla zu erſcheinen, die Herren in Eskarpins, den Dreieck unterm Arme, die Damen aufs ſchönſte geſchmückt; ſonſt wird man auf die erſte Gallerie gewieſen, die halb ſo viel koſtet als das Parterre. Ob ſich aber dort im ſechſten Stockwerk viel ſehen und hören läßt, müſſen wir billig bezweifeln.

Unſer Schickſal wollte, daß wir die von Winter componirte Oper Kalypſo ſehen ſollten, denn an eine Wahl iſt hier nicht zu denken. Mehrere Wochen hindurch erſcheint eine und dieſelbe Oper, ein und daſſelbe Ballet ununterbrochen hintereinander fort, bis Sänger und Tänzer es müde ſind; denn das Publikum in den Logen ermüdet nicht, immer das nämliche zu ſehen und es vortrefflich zu finden. Kaum dreimal werden den Winter über die Vorſtellungen gewechſelt.

Die berühmte Billington erſchien als Kalypſo wenig zu ihrem Vortheile. Ihre reichlichen vierzig Jahre konnte man überſehen, wäre ſie nur nicht ſo unerlaubt dick geweſen, wie wir noch nie eine weibliche Geſtalt auf dem Theater erblickten, hätte ſie ſich nur bemüht, durch Spiel und Ausdruck Jugend und Geſtalt zu erſetzen. Aber ſie hielt es unter ihrer Würde, Schauſpielerin zu ſeyn; bewegungslos ſtand ſie da und ſang, und glaubte damit ſchon ein Uebriges gethan zu haben.

Die Engländer hielten ſie für die erſte Sängerin der Welt. Ihre Stimme war in der That rein, voll, und beſonders in der Höhe von großem Umfang, dabei kunſtmäßig gebildet, aber Ausdruck und Vortrag fehlten ihr ganz. Wie es ihr vorgeſchrieben war, ſo ſang ſie alles richtig hinter einander ab, gleich einem Uhrwerke; brachte hin und wieder Cadenzen und Triller an, wobei dem Zuhörer der Athem verging, und glaubte ſo die höchſte Stufe der Kunſt erreicht zu haben. So ein Triller von einer Viertelſtunde, darüber geht dem Engländer kein Geſang in der Welt.

Alle übrigen Sänger und Sängerinnen, größtentheils Italiener, waren faſt noch weniger als mittelmäßig. Unter den ſchlechteſten als die ſchlechteſte zeichnete ſich die zweite Sängerin aus, und man ſagte uns: die Direction hätte ſie blos darum engagirt, weil ihr die Kleider ihrer Vorgängerin wie angegoſſen paßten.

Das Orcheſter war lobenswerth, die Decorationen recht hübſch, aber bei weitem nicht mit denen der andern Theater in London zu vergleichen. Die ganze Anſtalt ſchien uns mit einer Mesquinerie betrieben, die ſowohl der großen

Summen, welche darauf verwendet werden, als des Publikums, das ſich dort verſammelt, unwürdig iſt.

Sehr vergnügt ſahen wir den Signore Telemaco endlich ſeinen Luftſprung machen. und freuten uns auf das Ballet. Leider aber hatte auch dieſes drei Akte und ſchien gar kein Ende nehmen zu wollen. Es war ein moraliſches ſentimentales Weſen. Mlle. Pariſot, l'Arborie, deſſen Frau und noch Einige, deren Namen uns nicht beifallen, waren vortrefflich. Die Haupttänzer ſind es immer; denn man engagirt alljährlich ausgezeichnete Künſtler aus Paris für die Saiſon um große Preiſe. Deſto ſchlechter ſtechen aber die andern Tänzer, noch mehr die Figuranten dagegen ab, ſowohl in Hinſicht der Kunſt, als der Kleidung; nirgends eine Spur des Geiſtes, der uns im Pariſer Ballet in eine andere Welt verſetzt.

Nach ein Uhr kamen wir ermüdet, als hätten wir mitgetanzt, zu Hauſe an, um ſieben Uhr waren wir ſchon hingefahren.

Haymarket.

Von den Sommertheatern, welche für die armen Nobody's berechnet ſind, die den Sommer über in London bleiben müſſen, nennen wir zuerſt Haymarket, welches ſich nur mit dem Schluſſe von Coventgarden und Drurylane öffnet.

Das Haus iſt nicht groß, ungefähr wie das deutſche Theater in Hamburg, aber ſehr freundlich mit Weiß und Gold decorirt; auch eben ſo glänzend erleuchtet, wie die größern Schauſpielhäuſer. Große Tragödien werden hier nicht gegeben, wohl aber Luſtſpiele, Poſſenſpiele und zuweilen kleine Opern.

Wir ſahen hier ein aus der Geſchichte des Cardenio im Don Quixotte zuſammengeſtoppeltes Schauſpiel. Mr. Elliſton, ein junger Schauſpieler, der damals im tragiſchen Fache große Hoffnungen erregte, die er auch, jedoch nur theilweiſe, erfüllt hat, ſpielte die Rolle des Cardenio. Jedes Mal war das Haus überfüllt, wenn er die Bühne betrat, und lauter Beifall erſcholl aus allen Ecken. Wahr iſt es, höher wie er in dieſer Rolle, kann man die grauſenvollſte, treueſte Abbildung des Wahnſinnes nicht treiben. In einer Scene bricht er bei Wiedererkennung ſeiner Geliebten erſt in ein langes anhaltendes, convulſiviſches Lachen aus; dann ergreift ihn ein Fieberfroſt, der ihn ſo gewaltſam zuſammenſchüttelt, daß man es zu hören glaubt; zuletzt klappt er zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, und fällt hin, daß das Haus dröhnt. Der Beifall war unermeßlich, und auf der erſten Gallerie, wo die empfindſamen Nähmädchen ſitzen, gab es eine Sündfluth von Thränen.

Eine höchſt unſinnige komiſche Oper folgte auf dieſes grauſenvolle Stück, ſie tröſtete alle Welt, trocknete die Thränen der zweiten Gallerie, und trotz des vorhergegangenen Heulens und Zähnklappens gingen wir alle lachend nach Hauſe.

Aſtley's Amphitheater. Royal-Circus. Sadlers Wells.

Ebenfalls lauter Vergnügungs-Oerter für die Nobody's, obgleich auch die vornehme Welt ſie zuweilen beſucht, beſonders zu Anfang und zu Ende der Sommerszeit, ehe ſie auf's Land geht, oder wenn ſie eben zurückkehrt. Sie ſind von Oſtern bis Anfang November offen, wo dann regelmäßig ſechsmal die Woche geſpielt wird.

Nirgends in der Welt kann man Bereiter-Künſte in höherer Vollkommenheit ſehen, als in Aſtley's Amphitheater. Die Virtuoſität darin erbte in der Familie Aſtley ſeit mehreren Generationen vom Vater auf den Sohn, und auch die jetzt heranwachſenden Kinder derſelben verſprechen den alten Ruhm wieder aufrecht zu erhalten. Die halsbrechendſten Kunſtſtücke ſahen wir hier mit Leichtigkeit, mit einer Grazie ausführen, die bei dem Zuſchauer nichts von der Beſorglichkeit für die Sicherheit des Künſtlers aufkommen ließ, welche ſonſt gewöhnlich Vergnügungen dieſer Art verbittert. Pferde und Menſchen von bewundernswerther Schönheit wetteiferten mit einander um den Preis der gewandteſten Behendigkeit; alles ſchien Luſt und Leben.

Die Zuſchauer, beſonders im Parterre, waren ganz in Ekſtaſe; vor allen erfreute uns ein dicker Pachter dicht vor uns. Unaufhörlich ſtieß er ſeine neben ihm ſitzende Ehehälfte mit dem Ellenbogen in die Seite und rief ihr halb bewußtlos zu: „Mary, you Dog, see how fine this is“ (Mariechen, du Hund, ſieh, wie ſchön das iſt)!

Das große, ſehr ſchön erleuchtete Haus war hübſch verziert. Das Parterre, zwei Reihen Logen und eine Gallerie zogen ſich um einen runden, großen, in ihrer Mitte liegenden Platz, auf welchem die Bereiter ihre Künſte produciren. An einem Ende dieſes Platzes erhebt ſich ein ziemlich großes Theater; hier werden abwechſelnd Pantomimen und Ballete aufgeführt. Volkslieder, gut oder übel geſungen, Arien und Recitative wechſeln mit dieſen, um den Ergötzlichkeiten des Abends mehr Mannichfaltigkeit zu geben.

Die komiſchen Pantomimen ſind, nächſt den von Drurylane, die ſchönſten, welche wir je ſahen, obgleich ſie doch weit hinter jenen zurückſtehen. Schöne Decorationen, wohl erſonnene, täuſchend ausgeführte Verwandlungen folgen darin blitzſchnell auf einander in großer Mannichfaltigkeit. Unter andern erinnern wir uns einer Vorſtellung der Proceſſion der Ritter des Bathordens. Die Scene zeigte einen bekannten, mit Zuſchauern erfüllten Platz in London, über welchen der Zug hinging. Zuſchauer und Ritter waren theils gemalt, theils Marionetten, die immer kleiner wurden, je weiter ſie entfernt ſcheinen ſollten. Da auch die größten, dem Zuſchauer am nächſten ſtehenden Figuren weit unter Lebensgröße blieben, ſo ſah das Ganze aus, als ob man es aus der Ferne von einer beträchtlichen Höhe, etwa von einem Thurme beobachtete. Es machte einen ſehr täuſchenden Effect, und iſt vielleicht die einzige Art, wie dergleichen auch auf ganz großen Theatern vollkommen vorgeſtellt werden kann. Freilich müßten aber auch die Theatermaler und Maſchiniſten ihre Kunſt ſo gut verſtehen, als die Londoner.

Drei verſchiedene Ballete und Pantomimen und ein paar muſikaliſche Scenen werden gewöhnlich jeden Abend gegeben; in den Zwiſchenakten erſcheinen die Bereiter, ſo daß das ganze Schauſpiel doch auch immer bis gegen Mitternacht dauert.

Während unſers Aufenthalts in London hatte Aſtley zum zweiten Mal das Unglück, ſein Theater abbrennen zu ſehen. Diesmal wurde auch ſein daran ſtoßendes Wohnhaus von der Flamme ergriffen, und ſeine arme alte Mutter fand den Tod darin. Als einen Beweis der ungeheuren Größe der Stadt müſſen wir hier erwähnen, daß wir und mehrere von unſern Bekannten viele Tage darauf nichts von dieſem Unglück wußten; den es verkündigenden Zeitungsartikel hatten wir überſehen.

Wenige Monate nach jenem Unglück war Aſtley's Theater aus der Aſche neu erſtanden, und glänzender als zuvor, denn man baut ſehr ſchnell in London.

Der Royal-Circus iſt ganz ſo wie jenes eingerichtet: auch hier werden Bereiterkünſte und pantomimiſche Ballete gegeben; aber bei weitem nicht in der Vollkommenheit als dort, obgleich das Haus viel ſchöner und größer iſt.

In beiden Theatern fehlt es nie an Zuſchauern; ſie ſind weit genug von einander entfernt, daß jedes ſein eignes zahlreiches Publikum haben kann. Aſtley's Theater liegt an der Black-friars-Brücke, der Circus an der von Weſtminſter.

Sadlers Wells, ein drittes Theater dieſer Art, auf welchem aber Seiltänzer ſtatt der Bereiter ihre Künſte zeigen, beſuchten wir nicht. Es liegt ziemlich weit vom eigentlichen London, in Islington, einem jetzt zur Vorſtadt gewordenen, vormals in ziemlicher Entfernung von London gelegenen Flecken.

Hier ſoll man das eigentliche Londoner Volk in ſeinem vollen Glanz ſehen können; aber Bier, Tabak und Branntwein tragen auch zur Freude das Ihrige bei, und dieſes ſchreckte uns ab hinzugehen.

Vaurhall.

Reizender, blendender, feenhafter läßt ſich nichts denken als dieſer, in einer kleinen Entfernung von London am Ufer der Themſe gelegene Garten, beſonders an ſogenannten Gallanächten, wenn er zur Feier des Geburtstages irgend eines Mitglieds der königlichen Familie in doppelter Erleuchtung prangt. Gegen fünfzehn tauſend wohlgekleidete Männer und Frauen wandeln dann im Schimmer unzähliger Lampen auf dieſem magiſchen Fleckchen Erde, zwiſchen ſchönen Bäumen und blühenden Sträuchen, im fröhlichſten Gedränge umher. Muſik tönt durch die laue Sommernacht, alles athmet Luſt und Vergnügen; es iſt als beträte man das Paradies der Muhamedaner. Nirgends ſieht man herrlichere Geſtalten als hier, wo die in allen Farben prangende ſonnenhelle Beleuchtung jeden Reiz erhöht.

Gleich der Eintritt in dieſen Zauberort überraſcht und blendet. In der Mitte eines großen, ringsum mit ſchönen Bäumen umgebenen Platzes erhebt ſich das Orcheſter hoch in die Luft. Aus tauſendfarbigen Lampen zuſammengeſetzt, ſtrahlt es blitzend gegen den dunkeln nächtlichen Himmel, wie ein aus Edelſteinen erbauter Feenpalaſt. Leicht und luſtig ſteht das phantaſtiſche Gebäude da, und doch innerlich feſt genug, um nahe an hundert Perſonen ſicher zu tragen.

Hinter den ebenfalls erleuchteten Bäumen ziehen ſich oben bedeckte Arkaden hin, unter welchen mehrere hundert kleine Bogen und Pavillons angebracht ſind. Auch an dieſen Arkaden reiht ſich Lampe an Lampe; oben, unten, an den Seiten, überall funkelndes Licht und brennende Farbenpracht. Von dieſem Platze aus laufen mehrere hell erleuchtete Alleen neben einigen dunkeln. Letztere betritt die gute Geſellſchaft nie. Transparente Gemälde endigen die erleuchteten Alleen; Säle mit Statuen, Transparents, Blumen und kryſtallenen Girandolen geziert, bieten Schutz gegen Kälte, Wind und plötzlich einfallenden Regen. In einigen vom Orcheſter entlegenen Sälen ſpielen kleine Muſikchöre.

Mehr als hundert wohlgekleidete, gewandte Aufwärter ſtehen neben den Bogen, welche den großen Platz umgeben. Jedes Winks bereit, beſetzen ſie im Nu die darin fertig gedeckt ſtehenden Tiſche mit allem, was man an einem ſolchen Orte von kalten Speiſen und Getränken verlangen kann.

Das Orcheſter beſteht größtentheils aus Blasinſtrumenten. Wir hörten hier unter andern ein Concert auf der Trompete in einer Vollkommenheit, deren Möglichkeit wir nie geträumt hätten. Ein im Dienſte des Prinzen von Wallis ſtehender Künſtler blies es.

Auch die beliebteſten engliſchen Theaterſänger, einige wenige der vornehmſten ausgenommen, laſſen ſich hier mit einzelnen Arien, Volksliedern, Kanons und vielſtimmigen Geſängen hören. Im Freien klingt jede Muſik gut, aber der Effect, den dieſe aus dem Feentempel herab erſchallenden mächtigen Töne in der funkelnden ſchweigenden Nacht hervorbringen, iſt unbeſchreiblich; denn troß der großen Menſchenmenge hört man doch nirgends wilden Lärm auf dieſem Platze. Schweigend oder flüſternd wandelt alles umher und horcht der Muſik, bis eine Glocke uns in einen etwas abgelegenen Theil des Gartens ruft.

Dort ſehen wir in einem großen, ſich bewegenden Gemälde einen Waſſerfall auf das täuſchendſte dargeſtellt. Man hört das wilde Rauſchen der Fluth und ſieht ſie in ſtäubenden Schaum ſich verwandeln. Die Scene belebt noch eine am

Fuße des Waſſerfalls angebrachte Brücke; über welche mancherlei Fuhrwerke, Fußgänger, Reiter und Thiere paſſiren, alles auf's natürlichſte und täuſchendſte dem Auge dargeboten.

Von hier kehrt man zum Orcheſter zurück, von welchem um dieſe Zeit gewöhnlich eine große Arie, oder ſonſt ein ausgeſuchtes Tonſtück erſchallt; dann luſtwandelt man in den hellen Alleen und beſucht die verſchiedenen Säle. Pfeilſchnell verfliegt die Zeit; ehe man es erwartete, iſt's Mitternacht. Eine zweite Glocke ruft uns in einen andern Theil des Gartens, zu einem artigen Feuerwerke, bei welchem man aber freilich nicht an die Flammenpracht im Wiener Prater denken muß. Nach dem Feuerwerke vertheilt ſich der größte Theil der Geſellſchaft in die Logen, wo man in kleinen, ſelbſtgewählten Kreiſen fröhlich zu Abend ißt, und dabei die draußen umher wandelnde ſchöne Welt die Muſterung paſſiren läßt.

Späterhin wird auf dem grünen Raſen in der Nähe des Orcheſters getanzt. Die Damen, welche hier tanzen, mögen freilich wohl nicht die unbeſcholtenſten ſeyn. Schwerlich würde ſich in London ein Mädchen von gutem Rufe zu einer ſolchen öffentlichen Ausſtellung verſtehen; auch bemerkten wir faſt immer dieſelben Tänzerinnen und ſchließen daraus, daß ſie vom Unternehmer der Anſtalt, hier zu tanzen, engagirt ſind. Indeſſen ſie tanzten mit dem Ausdrucke der Freude und dennoch anſtändig, ſo daß ſie eine vollkommene Illuſion hervorbrachten. Alle waren ſchön, jung und wohlgekleidet, und ſo fragte Niemand darnach: wer ſie eigentlich ſeyn möchten?

Gewöhnlich bricht der Tag über alle dieſe Freuden an, doch pflegt die gute Geſellſchaft ſich vor zwei Uhr zu entfernen; ſpäter artet der Ton aus und wird zuweilen zu wild und bacchantiſch, als daß man gern dabei verweilen möchte.

Concerte.

Berühmte Virtuoſen, welche in London binnen wenigen Jahren ein Vermögen erwarben, das ſie auf dem feſtem Lande während einer ganzen Lebenszeit nicht erworben hätten, wiſſen am beſten, wie man hier die Muſik liebt.

Die Nation ſelbſt iſt eigentlich nicht muſikaliſch. Es fehlt ihr nicht blos an Talent, ſondern auch an Gehör und Geſchmack. Daher gibt's nichts Ungefälligeres, Monotoneres als die engliſche Volksmuſik. Wir haben ſchon früher bemerkt, daß hier der Text mehr gilt, als die Melodie, deutliche Ausſprache mehr, als alle Kunſt des Sängers.

So iſt's beim Volk und der mittlern Klaſſe; die Großen aber, welche auf Reiſen Gelegenheit hatten das Beſſere kennen zu lernen, nehmen ausländiſche Talente gern in Schutz und belohnen ſie mehr als fürſtlich. Viele von ihnen haben in ihren Häuſern zu beſtimmten Tagen muſikaliſche Vereine, an welchen fremde berühmte Tonkünſtler Theil nehmen. Wohl dem, der mit einer einzigen Bekanntſchaft oder Adreſſe nach London kommt; ſein Glück iſt gemacht.

Verſchiedene große Subſcriptionsconcerte exiſtiren den Winter über in London, wo alle bedeutende fremde und einheimiſche Virtuoſen engagirt werden. Auch dieſe Concerte, die ziemlich koſtbar ſind, werden größtentheils von den Vornehmern beſucht und erhalten. Das glänzendſte derſelben wird während der beiden letzten ſogenannten Wintermonate wöchentlich einmal in Hanoverſquare, in einem ſchönen hoch gewölbten Saale gegeben, an welchen zwei brillante Converſationszimmer ſtoßen. Es iſt hauptſächlich der Vocalmuſik geweiht. Nie hat uns ein Concert mehr Vergnügen gewährt, als dies. Das ſehr glänzende Auditorium war ſtill und aufmerkſam. Londons beſte Sänger wetteiferten mit einander. Md. Billington, die uns im Concerte weit beſſer gefiel, als zuvor in der Oper, Md. Storace, Md. Duſſeck, die Frau des berühmten Clavierſpielers, ſangen ſehr angenehm. Letztere ließ ſich auch auf der Harfe hören, die ſie meiſterhaft ſpielt. Beſonders entzückte uns der Tenoriſt Braham, welcher damals vielleicht die ſchönſte Stimme hatte die exiſtirte. Er iſt eigentlich ein Iſraelit und heißt Abraham. Arien, Duette und vierſtimmige Muſikſtücke wechſelten mit einander ab; Manches mußte wiederholt werden: denn der Engländer, hoch oder niedrig, läßt ſich's nicht nehmen für ſein Geld zu befehlen, ohne Umſtände und Anſehen der Perſon. Die Künſtler müſſen gehorchen, wenn's ihnen auch noch ſo ſchwer wird, und ſich's am Ende noch zur Ehre rechnen, wenn ſie encored werden, wie man's hier zu Lande nennt.

Am Ende des Concerts ſang ein ſiebenjähriger Knabe, der Sohn des Unternehmers, ein italieniſches Liedchen, gut genug für ſein Alter. Die Gutmüthigkeit des engliſchen Volks, die gern jedes aufkeimende Talent aufmuntert, zeigte ſich hier. Auch er wurde encored, obgleich es ſchon Geduld erforderte, das kindiſche Stimmchen gleich nach Braham's männlich ſchönem Geſange auch nur einmal anzuhören.

Gemäldeausſtellungen.

Die berühmteſte und beſuchteſte derſelben iſt, wie wir früher erwähnten, alle Frühlinge in Sommerſethouſe. Nicht ſowohl der Kunſtwerth der Gemälde ſelbſt, als ihre Neuheit zieht dann halb London herbei.

Sommerſethouſe gilt für eins der ſchönſten öffentlichen Gebäude in London, und nicht mit Unrecht. Weniger ſchwerfällig und überladen, als der größte Theil der übrigen, iſt es geräumig und hell; beſonders bewundert man darin die künſtlich gewundene, blos auf ſich beruhende Treppe, uns aber kam ſie im Verhältniß zum Ganzen zu ſchmal vor. Dieſes große Gebäude liegt im volkreichſten Theile der Stadt, am Strande, der gleichſam die City mit dem weſtlichen London verbindet. Ein Theil deſſelben iſt der königlichen Malerakademie eingeräumt, die hier ein ſehr ſchönes Lokale hat, das Uebrige wird von mancherlei öffentlichen Anſtalten und Kanzleien benutzt.

Sir Joſhua Reynolds war der erſte Präſident dieſer Akademie, nach ihm erhielt Mr. Benjamin Weſt ſeine Stelle. Der Präſident und einige Profeſſoren halten zu beſtimmten Zeiten Vorleſungen über die Kunſt. Man übt die jungen Leute im Zeichnen nach der Natur und nach Abgüſſen von Antiken. Alle Jahre werden Preiſe von goldnen und ſilbernen Medaillen an die fleißigſten und geſchickteſten Schüler ausgetheilt.

Die ganze Einrichtung gleicht der anderer Akademien, ſo auch die Ausſtellung. Unter vielen Gemälden findet man in allen ſolchen Orten manches Erträgliche, einiges Mittelmäßige, wenig Vorzügliches; doch hatte wohl noch nirgends das ganz Schlechte ſo ſehr das Uebergewicht, als diesmal in Sommerſethouſe. Ganze Wände großer Säle waren mit Gemälden bedeckt, bei welchen wir durchaus glauben mußten, die Künſtler hätten mit einander gewetteifert, wer es im Abſurden und Verfehlten dem andern zuvorthäte. Fehlerhafte Zeichnung, ſchreiende Farben, ſchlechte Vertheilung von Schatten und Licht ſah man überall. Landſchaften und hiſtoriſche Gemälde waren in Menge vorhanden, aber kein einziges Stück darunter, deſſen Beſitz man hätte wünſchen können.

Die Portraite bildeten den größten und beſten Theil der Ausſtellung, bekannte und unbekannte Herren und Damen guckten von allen Wänden herunter. Vor mancher wohlaufgefaßten charakteriſtiſchen Geſtalt mußten wir mit Vergnügen verweilen, doch auch aus dieſen Bildniſſen ſprach uns der Geiſt der Mode an. Die meiſten waren flach, bunt, ſo viel möglich gelb und grün gemalt, ohne Schatten und Licht, faſt wie in China; denn das war damals hier ſo Ton, ein dunkles Portrait wollte Niemand im Zimmer dulden; alle neue Malerei mußte ausſehen wie ein illuminirter Kupferſtich. Wirklich vorzüglich waren jedoch einige Miniaturbilder und Emaillearbeiten.

Weit mehr Genuß gewährten uns ein paar Sammlungen älterer Gemälde, beſonders italieniſcher, die unter dem Namen der römiſchen und der Truchſeß-Gallerien für ein unbedeutendes Eintrittsgeld alle Tage gezeigt werden. Hier ſahen wir manches vorzügliche Bild, vor welchem wir mit Vergnügen verweilten, und fanden immer Kunſtfreunde in den bequem eingerichteten Zimmern, die ſich ſtill, in ruhiger Betrachtung an den alten Meiſterwerken ergötzten. Jede dieſer Sammlungen beſteht aus ſiebenzig oder achtzig Stücken. Die römiſche Gallerie gehört einem Bilderhändler, der wohl gelegentlich ein und das andere Stück verkaufte und dann wieder etwas Neues an die Stelle ſetzt. Die Truchſeß-Gallerie ſollte im Ganzen verkauft werden; was wir hier ſahen, war nur gleichſam eine Probe der Sammlung, deren größter Theil auf dem feſten Lande ſich befand.

Wir erwähnen nicht mehrere kleinere Sammlungen, die auf ähnliche Weiſe gezeigt werden und wohl den Beſuch eines Kunſtfreundes verdienen. Zu den Atteliers der berühmteſten Londoner Maler kann man ebenfalls für eine Kleinigkeit Einlaß erhalten, doch wurden wir von den Proben ihrer Kunſt in Sommerſethouſe eben nicht bewogen von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Merkwürdig in jedem Betrachte war die ſeitdem leider zerſtreute Shakſpeare-Gallerie, doch wohl mehr noch des Gedankens, als der Ausführung wegen: denn es iſt nicht zu leugnen, daß nur wenige dieſer Gemälde, als ſolche, viel Lob verdienten. Verehrung des vaterländiſchen Poeten, auch wohl betriebſamer Speculationsgeiſt, hatten den berühmten Buchhändler Boydell zu dem Unternehmen bewogen, mehrere Scenen aus jedem Schauſpiel Shakſpeare's von den vorzüglichſten Künſtlern in London malen zu laſſen. Die Gemälde wurden in Kupfer geſtochen und überſchwemmten bald in farbigen und andern Abdrücken halb Europa. Die Gemälde wurden als eine für ſich beſtehende Sammlung dem immer ſchauluſtigen Publikum in London für einen ſehr mäßigen Eintrittspreis gezeigt, und von den Schauenden, mit Ausnahme der ächten Kunſtkenner, als die größten Meiſterwerke bewundert.

Lange hielt ſich die Mode, Morgens eine Stunde bei ihnen zu verweilen, wenn auch nicht eben immer bei ihrem Anſchauen. Die vielen einzelnen Schillinge, welche bei dieſer Gelegenheit eingenommen wurden, mögen am Ende des Jahres eine ganz anſehnliche Summe ausgemacht haben, aber doch wohl ſchwerlich ſo viel, als die Erbauung und Einrichtung des Gebäudes gekoſtet hat, in welchem ſie aufgeſtellt wurden.

Im Einzelnen kann man die Gemälde, aus welchem die Shakſpeare-Gallerie beſtand, nicht unbedingt loben: die Wahl der Scenen war nicht immer die glücklichſte; oft fiel ſie auf ſolche, die der Dichter nur erwähnt, ohne ſie auf die Bühne zu bringen, zum Beiſpiel die Ermordung der beiden jungen Prinzen im Tower. Das Grauſenvollſte wurde überhaupt allem andern vorgezogen; die Farbengebung fiel oft ſehr grell aus, Stellung und Anordnung zu theatraliſch, das freilich ſchwer zu vermeiden war, weil die Bühne und die berühmteſten Schauſpieler bei der größten Anzahl dieſer Gemälde als Modell dienten. Dennoch konnte man das Ganze, trotz aller Fehler, nicht ohne Vergnügen betrachten. Gut aufgeſtellt in einem ſchönen, dazu eigens erbauten Lokal, erſchien jedes Bild im vortheilhafteſten Licht, und der Gedanke an Shakſpeare half überall dem etwa Mangelnden nach. Vor allen Gemälden ſtanden gut angebrachte Lehnſtühle und Sopha's, ſo daß dem Kunſtfreunde noch wohl nirgends in der Welt das ruhige Anſchauen ſo bequem gemacht worden iſt als hier.

Fueßli's Zeichnungen zu Miltons verlornem Paradieſe ſahen wir auch in dieſer Gallerie. Wunderbar kämpft in dieſen die wilde regelloſe Phantaſie des Zeichners mit der des Dichters, oft bis zum Barocken und ſogar Burlesken. Geſtalten, wie ſie der wildeſte Fiebertraum nicht bilden kann, führt er uns vor, eben ſo ausſchweifend erſonnen als geiſtreich ausgeführt. Gut nur, daß der Künſtler den' Zeichenſtift und nicht den Pinſel zum Werkzeuge wählte; gemalt wären dieſe Bilder vollends nicht zu ertragen. Grauſenvoll, bis zum ganz Widerwärtigen, ſind einige davon, ſo wie ſie da ſind, ſchon beinahe nicht anzuſehen und doch genau nach der Beſchreibung des Dichters gebildet. So iſt zum Beiſpiel das Bild der Sünde mit ihrem Sohne, dem Tod, ein ſprechender Beweis davon, daß die bildende Kunſt es nicht ungeſtraft wagen darf alle Gebilde der Poeſie in ihr Gebiet ziehen zu wollen.

Wir können ja auch wohl das Panorama in der Reihe dieſer Ausſtellungen anführen, da es hier nicht, wie an andern Orten, blos als durchwandernder Gaſt weilet, ſondern einen bleibenden Wohnſitz hat. Ein ſehr zweckmäßiges ſolides Gebäude iſt in der Nähe von Haymarket dazu erbaut. Hat das Publikum ſich an einem ſolchen rieſenmäßigen Gemälde ſatt geſehen, ſo wird letzteres auf Reiſen geſchickt und ein anderes Bild tritt an deſſen Stelle; diesmal war eine ſehr täuſchende Darſtellung von Paris an der Tagesordnung.

Auch bitten wir Miß Linwoods kunſtreicher Stickereien hier erwähnen zu dürfen, obgleich wir gern alle ſogenannte Kunſtwerke dieſer Art in die Reihe der Kunſtſtücke und wo möglich ganz aus der Welt verbannen möchten. Die vollkommenſte Stickerei kann doch nur einem Gemälde oder einem Kupferſtiche gleichen, warum alſo den mühſameren Weg ſtatt des leichteren wählen, wenn jener nicht einmal ganz zum Ziele führt? Warum nicht die ſchwerfällige Nadel weggeworfen und den Pinſel ergriffen, der doch ganz andere Zauberwerke hervorzubringen vermag? So ſagten wir an der Schwelle vor Miß Linwoods Salen, aber ſo wie wir darüber traten, war es mit unſerer Weisheit vorbei. Höher als dieſe geſchickte und fleißige Engländerin kann man es in dieſer Kunſt unmöglich bringen, und alles Vollendete, ſey es von welcher Gattung es wolle, hat zu viel Recht dazuſeyn, als daß man ferner etwas dagegen einzuwenden verſucht werden könnte. Die ſchönen Arbeiten dieſer erſten aller Stickerinnen zieren mehrere Zimmer, zu welchen man täglich für ein ſehr mäßiges Eintrittsgeld Einlaß erhalten kann. Jährlich kommen neuere hinzu, während ältere in die Cabinette reicher Kunſtſammler verſetzt werden; bewundernd ſteht man davor, bewundernd geht man weg und ausgeſöhnt mit dieſer ſonſt mit allem Rechte verſchrieenen Gattung. So wenigſtens ging es uns.

Merlins Muſeum.

Nicht die Werke des alten berühmten Hexenmeiſters dieſes Namens bewundert man hier, wohl aber vielleicht die eines ſeiner Nachkommen; wenigſtens hat der verſtorbene Eigner, Erfinder und zum Theil Verfertiger der in dieſem Muſeum aufbewahrten mechaniſchen Kunſtwerke ſich Merlin genannt. Vormittags bei Tageslicht und Abends bei einer artigen Erleuchtung wurden ſie zu beſtimmten Stunden den Schauluſtigen gezeigt, und verdienten wohl, daß man einen müßigen Abend daran wendete.

Neben vielen durch Erfindung und Ausführung merkwürdigen und nützlichen Dingen fanden wir auch manche Spielerei, manches oft Geſehene. Zu den erſtern gehört ein ſehr bequemes Krankenbette, mit einem Tiſch daran, der, ſo wie das Bette, auf mannichfaltige Weiſe ſehr leicht verändert und in alle mögliche Stellungen verſetzt werden kann. Eine über der Thüre eines Zimmers angebrachte Uhr braucht nie aufgezogen zu werden, weil das Auf- und Zumachen der Thüre dieſen Dienſt leiſtet. Eine andere Uhr, ohne alles Räderwerk, an welcher der Perpendikel durch zwei einander entgegengeſetzte Magnete im Gang erhalten wird, müſſen wir zu den Spielereien rechnen: denn ſie ging ungleich. Viele andere artige Sächelchen, durch Magnete, mancherlei Arten Spiegel und Kräfte der Mechanik hervorgebracht, amuſirten uns nicht wenig; doch findet man dergleichen in jeder bedeutenden Kunſtkammer.

Ein ſehr hübſches Carouſſel, an welchem die hoch in der Luft ſchwebenden Pferde auf die natürlichſte Weiſe von der Welt ganz ordentlich galoppiren, machte dem jüngeren Theile der Verſammlung große Freude; ſo auch ein Paar Stühle, wovon der eine Ach und Weh ſchrie, wenn man ſich darauf ſetzte, der andere aber weit höflicher ſeinen Gaſt mit einem Tuſch von Pauken und Trompeten empfing.

Noch vieles Andere wurde uns gezeigt, jedes in ſeiner Art aufs vollendetſte gearbeitet; doch nichts erwarb ſich ſo vollkommen unſern Beifall, als vielleicht das Einfachſte von allem, ein Haustelegraph, der wegen ſeiner Nützlichkeit wohl verdient allgemein bekannt und eingeführt zu werden. Daß das Wohnzimmer der Herrſchaft über dem der Bedienten ſey, iſt dazu ein Haupterforderniß; im erſten hängt neben der Klingel eine Tafel von lackirtem Bleche, von der Geſtalt eines Barometers; ein Zeiger, den man nach Belieben hinauf- und hinabſchieben kann, iſt darauf befeſtigt. Ungefähr alles, was man den Tag über von ſeinem Bedienten verlangt, ſteht auf der Tafel in einer langen Reihe unter einander geſchrieben, eben wie die Veränderungen des Wetters auf dem Barometer; zum Beiſpiel: bringt Feuer, Licht, Thee, Holz, Eſſen, macht die Hausthür auf, wir ſind nicht zu Hauſe und dergleichen. Im Bedientenzimmer hängt eine ähnliche Tafel, deren Zeiger mit dem der obern genau zuſammenhängt. Die Herrſchaft klingelt und rückt den Zeiger auf das was ſie verlangt, und der Bediente ſieht unten auf ſeiner Tafel nach und bringt es ſogleich, ohne erſt zu fragen, was man will; oder man ſieht von fern läſtigen Beſuch kommen, man klingelt, rückt den Zeiger, und der Bediente kann mit dem ehrlichſten Geſichte von der Welt verſichern, die Herrſchaft ſey nicht zu Hauſe, ohne ſie erſt durch vergebliches Nachſehen zu compromittiren.

Geiſtererſcheinungen, Ombres chinoises, und chineſiſches Feuerwerk machten den Beſchluß dieſer Ausſtellung.

Weeks Muſeum.

Der erſte Plan dieſes Muſeums war ſelbſt für London zu groß, und wir hören, daß er nie ganz zur Ausführung gediehen ſey. Alles was Kunſtfleiß und Mechanik aus den köſtlichſten Materialien hervorbringen kann, ſollte in einem ſehr großen Saale ausgeſtellt werden und dann zugleich an beſtimmten Tagen einen Vereinigungspunkt für die elegante Welt gewähren; denn nur dieſe würde ſich dort verſammelt haben, da der Einlaßpreis ziemlich hoch angeſetzt ward. Der Unternehmer ſelbſt ſchätzte das Ganze auf 300,000 Pfund Sterling. Wir ſahen nur den Anfang dazu, aber auch dieſer erregte unſer Erſtaunen.

Ein ſchöner, lebensgroßer ſilberner Schwan war im großen Saale von vielem Angefangenen das einzige Fertige. In einem kleinen Baſſin ſchien er auf ſehr täuſchend ſich bewegenden kryſtallnen Wellen zu ſchwimmen, kleine goldne Fiſche ſpielten luſtig um ihn her, der ſchöne Schwan dehnte die Flügel aus und putzte die ſchimmernden Federn, dann fing er einen Fiſch und ſchluckte ihn mit ſichtbarer Anſtrengung nieder. Nichts konnte natürlicher erſcheinen als ſeine Bewegungen. Vaucanſons Ente kann unmöglich lebendiger ausgeſehen haben, als er.

Ein weniger reizendes, aber wegen ſeiner Kleinheit noch unbegreiflicheres Kunſtwerk war eine ſchwarze Kreuzſpinne, nicht größer, als man ſie wohl zuweilen findet. Wie nach Willkühr, lief ſie kreuz und quer auf dem Tiſche herum, zappelte mit den Füßen, wenn man ſie aufnahm, und geberdete ſich durchaus wie eine natürliche Spinne. Herr Week zeigte uns die vielen Gelenke an den Füßen und die dem Auge faſt unſichtbaren Räder im Innern des Körpers, welche dieſem ſo häßlichen als bewundernswürdigen Kunſtwerke ſcheinbares Leben gaben. Er gab ihre Zahl auf ein hundert und funfzehn an.

Sir Ashton Lever's Sammlung.

Sir Ashton Levers wendete ſein ganzes Leben an dieſe Sammlung größtentheils naturhiſtoriſcher Merkwürdigkeiten. Nach ſeinem Tode ward ſie ausgeſpielt, Mr. Parkinſon gewann ſie für eine Guinee. Er ließ nicht weit von der Blackfriars-Brücke ein zweckmäßig eingerichtetes Haus erbauen, in welchem ſie ſehr gut und ſorgfältig aufbewahrt wird. Täglich von Morgens zehn Uhr an bis Abends ſechs Uhr kann man für einen Schilling Eintrittsgeld ungeſtört darin verweilen, ohne von überläſtigen und unwiſſenden Aufſehern gejagt und geplagt zu werden. In einer langen Reihe von Zimmern iſt alles ſehr ordentlich in hübſchen Glasſchränken aufgeſtellt und jedes darin enthaltene Stück numerirt. Ein an jedem Schranke befeſtigter Zettel nennt uns den Namen jeder Nummer, fügt, wenn es nöthig ſcheint, eine kurze Beſchreibung derſelben hinzu, und macht uns mit ihrem Urſprunge, ihrem Nutzen und manchem andern Wiſſenswerthen bekannt.

Was der Schoos der mütterlichen Erde an Mineralien hervorbringt, iſt hier in einem Zimmer in aller ſeiner Mannichfaltigkeit zu finden. Ein anderes Cabinet enthält die aus den Tiefen des Meeres ans Tageslicht geförderten Wunder, die prächtigen mannichfaltigen Wohnungen ſeiner ſtummen Bewohner, vielfarbige, ſeltſam geformte Muſcheln, wunderbare Schwämme und Seepflanzen und zackige Korallengewächſe.

In andern Schränken fanden wir alles, was auf Erden kreucht, Käfer, Amphibien, zahlloſe Gewürme, auch die bunte Schaar der Schmetterlinge.

Von ihnen gingen wir zu den Bewohnern der Lüfte; ſie machen den größten und ſchönſten Theil der Sammlung aus. Vom Straus an bis zum kleinſten Colibri iſt ihrer hier eine, wie es uns ſchien, unzählbare Menge in einem großen hohen Zimmer verſammelt. Angezeigt fanden wir ihre Zahl auf fünf tauſend, und zwar von ſechzehn hundert verſchiedenen Gattungen. Alle prangen im völligen Glanze ihres Federſchmucks, in Stellung und Geberden wie lebend. Viele haben ihre Jungen neben ſich.

Auch eine große Anzahl vierfüßiger Thiere ſteht in natürlichen Stellungen, wohl erhalten, in ſchönen Exemplaren da: der mächtige Elephant, die ſchöne Gazelle, das Elenthier, und mitten unter den fremden Thieren der Wolf, mit blitzenden Augen von Glas und drohender Geberde. Freilich gehört er hier zu Lande eben ſo gut zu den ausländiſchen Raubthieren, als Löwe und Tiger.

Mit den Affen, die ein eignes Cabinet erfüllen, hat eine burleske Phantaſie ihr Spiel getrieben, und das ohnehin poſſierliche Volk iſt hier in wunderlichen Stellungen zu ſchauen. So ſitzt zum Beiſpiel einer als Schneider da, emſig mit der Nähnadel beſchäftigt, neben ihm Scheere und Bügeleiſen. Ein anderer lieſt gravitätiſch die Zeitung, während ihn ein dritter raſirt, und dergleichen Kindereien mehr.

Die größtentheils vom Capitain Cook aus dem fünften Welttheil herübergebrachten Merkwürdigkeiten zogen unſere Aufmerkſamkeit am mehreſten auf ſich. Lange kannten wir ſie aus Reiſebeſchreibungen und Kupferſtichen, aber nur der Augenſchein vermochte uns zu überzeugen, daß dieſe die Gegenſtände treulich darſtellten wie ſie ſind. Wir konnten nicht genug die Feinheit, den Geſchmack und die Vollendung der Arbeiten bewundern, die wir hier blos mit einer Muſchel, einem ſcharfen Stein, einem ſpitzigen Dorn hervorgebracht ſahen, und noch dazu von Menſchen, die wir Wilde nennen. Es gibt nichts Zierlicheres als ihren, aus den ſchönſten Federn künſtlich zuſammengeſetzten Kopfputz, und ihre Stickereien von Pflanzenfaſern und feinen Fiſchdärmen würden ſowohl in Hinſicht des Muſters, als der Ausführung jeder europäiſchen Näherin Ehre machen. Wie zweckmäßig ſind ihre Waffen, ihr Geräthe zur Jagd und Fiſcherei! Wir würden nicht fertig werden, wollten wir alles Merkwürdige anführen, was wir hier ſahen.

In dieſer Sammlung könnte man ein ganzes Jahr hindurch täglich einige Stunden verweilen, ohne um Unterhaltung verlegen zu werden.

Palaſt von St. James. — Die Parks. — Kenſington Garten.

Kein Fürſt, auch nicht der kleinſte regierende Herr, deſſen Beſitzungen kaum auf der Charte zu finden ſind, hat eine ſchlechtere Reſidenz, als der König von England. Kaum traut man ſeinen Augen, wenn man das alte winklige roſtige Gebäude anſieht, das mit dem ſtolzen Titel: „St. James-Palaſt“ prangt. Auch bewohnte König Georg der Dritte es eigentlich nicht, und nur zum Schein prunkte ein großes Bette mit rothſammtnen Vorhängen im großen Leverzimmer.

Alle Hoffeierlichkeiten wurden zwar nach althergebrachter Weiſe in dieſem königlichen Rattenneſte gehalten; aber die hohen Herrſchaften begaben ſich immer vorher incognito hin, und wohnten eigentlich im Palaſte der Königin, Buckinghamhouſe genannt, einem etwas moderneren Gebäude, welches aber auch, weit entfernt von aller königlichen Pracht, weder ſehr groß, noch ſehr ſchön, aus bloßen Ziegelſteinen erbaut war. Es liegt in dem an den Palaſt von St. James anſtoßenden St. James-Park, der Lieblingspromenade der Londoner.

Dieſer Park iſt eigentlich nur eine ſehr ſchöne große Wieſe, durchſchnitten von angenehmen Fußwegen, belebt durch einen ihn durchkreuzenden Kanal, und geziert mit hin und wieder zerſtreuten Gruppen ſchöner alter Bäume. Alles darin iſt einfach, aber unausſprechlich angenehm durch den Kontraſt dieſer ländlichen Stille mit dem Geräuſche der großen Hauptſtadt, aus welchem man unmittelbar hineintritt.

Am weſtlichen Ende des Parks liegt Buckinghamhouſe mit ſeinen Gärten. Der Green-Park zieht ſich längs dieſen hin, ebenfalls eine zur Promenade eingerichtete liebliche Wieſe, mit wenigen Bäumen beſetzt. Der Hyde-Park begränzt beide; größer als ſie, geht er bis an die Gärten von Kenſington; ein in mannichfaltigen Krümmungen ſich hindurchwindender ſilberheller Strom verſchönt ihn; Kühe und ſchöne Pferde weiden am Ufer, alles iſt friſch und grün, als wäre man hundert Meilen von der Stadt.

Wenn man vom Hyde-Park aus in die

Gärten von Kenſington tritt, wähnt man am Eingange eines uralten heiligen Hains zu ſeyn; ſo majeſtätiſch erheben die hohen ſchönen Bäume, der ausgezeichnetſte Schmuck jener Gärten, ihr prächtiges Laubgewölbe. Dieſe Gärten, das gewöhnliche Ziel der Spaziergänger, gehören ebenfalls dem Könige und ſtehen, ſo lange die ſchöne Jahreszeit währt, von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Abends dem wohlgekleideten Publikum offen. Sie ſind nicht im neueſten Geſchmacke angelegt, man findet noch, nach alter Weiſe, breite nach der Schnur gezogene Alleen darin und eine gewiſſe Symmetrie, von welcher die neue Gartenkunſt nichts wiſſen will; deſto beſſer aber eignen ſie ſich zur Promenade einer großen Hauptſtadt. Angefüllt mit Spaziergängern, die unter dieſen prächtigen Bäumen luſtwandeln, machten ſie einen eben ſo reizenden als impoſanten Eindruck.

Der zu dieſen Gärten gehörige Palaſt von Kenſington verdient nur wegen ſeines Eigenthümers dieſen prächtigen Namen. Die königliche Familie kommt nie hin, er wird von einigen Privatperſonen bewohnt, welche vom König die Erlaubniß dazu erhielten.

Jeden Sonntag Nachmittags bei ſchönem Wetter wimmelt im Sommer der St. James-Park von wohlgekleideten Spaziergängern, die zwar Nobodys ſind, ſich aber doch eben ſo gut ausnehmen, als würden ſie wirklich mitgezählt. Alles was die Woche hindurch ſich in den Ladengewölben und Arbeitszimmern der City abmühete und kein Haus zu hüten hat, eilt dann hinaus, um friſche Luft zu ſchöpfen, grüne Bäume zu ſehen, und wohl auch ſeinen Sonntagsputz zu zeigen.

Der Anblick dieſer wohlgekleideten Menge iſt ſehr angenehm; weit intereſſanter aber noch der, den der Hyde-Park im Frühlinge gewährt. An ſchönen Sonntagsmorgen, nach Londoner Rechnung zwiſchen zwei und fünf Uhr Nachmittags, fährt, reitet und geht dann die ſchöne Welt dort ſpazieren. Eine unzählbare Menge der ſchönſten Equipagen, der herrlichſten Pferde bedecken in dieſer Zeit den durch Hyde-Park führenden Fuhrweg bis Kenſington; kein Fiaker, kein öffentliches Fuhrwerk darf dieſen Weg befahren; nichts darf ſich zeigen, was uns daran erinnern könnte, daß es auch Leute in der Welt gibt, die nicht reich und vornehm ſind. Der Anblick der vielen chönen Reiter und Pferde, der tauſend Equipagen von allen Formen und Größen, der ſchönen Frauen und lieblichen Kinderköpfchen, die aus dieſen hinausgucken, iſt einer der prächtigſten, den nur irgend eine große Hauptſtadt gewähren kann. Nichts gibt einen anſchaulichern Beweis der Opulenz und Bevölkerung Londons.

Auch die Spaziergänge wimmeln von Spazierengehenden, die zum Theil jene ſchimmernden Equipagen verließen, um hier zu luſtwandeln und Bekannte zu treffen. Beſonders brillant ſind dann die Alleen von Kenſington; man hat berechnet, daß an ſolchen Tagen bisweilen hundert tauſend Menſchen zugleich ſich in den Parks und den Gärten von Kenſington des blauen Himmels und der ſchönen Erde freuen.

Auch im Winter verſammeln ſich oft viele tauſend Menſchen dort, beſonders, wenn bei ſtarker Kälte der Strom in Hyde-Park mit Eis bedeckt iſt. Dann zeigen die Schlittſchuhläufer ihre Künſte, man eilt hin, ſie zu bewundern; für Erfriſchungen und Wärme iſt in dazu erbauten Pavillons geſorgt, und was noch beſſer iſt, für

Hülfe bei möglichen Unglücksfällen, durch eine ſehr zweckmäßige, an den Ufern des Stromes errichtete Rettungsanſtalt.

Des Königs Geburtstag.

Dieſer Tag, der vierte Junius, welchen auch der Nachfolger Georgs des Dritten als ſeinen Geburtstag angenommen hatte, iſt für die Londoner feine Welt der wichtigſte im ganzen Jahre, der Wendepunkt, welcher den Sommer von dem Winter ſcheidet, er gibt für die nächſten zwölf Monate den Ton an für Moden, Equipagen; alles wird für dieſen Tag und nach dieſem Tage berechnet. So war es wenigſtens, ſo lange des alten Königs Geſundheit ihm erlaubte ſich öffentlich ſehen zu laſſen. Sein ſpäteres anhaltendes Uebelſeyn wird freilich in Hinſicht des an dieſem Tage üblichen Ceremoniels manche Aenderung herbeigeführt haben, doch die Hauptſache blieb gewiß, ſo lange er lebte, und wird es auch ſpäter, ſo lange es Könige von England gibt.

Schon Monate vorher ſind alle Sattler, Wagenfabrikanten, Schneider, Juweliere und Modehändler in großer eilender Geſchäftigkeit; neue Kleider, neuer Putz werden erſonnen und gemacht, Juwelen umgefaßt, Pracht-Equipagen und glänzende Livreien angeſchafft, alles wird aufgeboten, um an dieſem Tage eine Stunde lang zu glänzen, denn viel länger währt die ganze Herrlichkeit nicht. Die Zeitungen thun freilich das ihrige nach beſten Kräften, um dieſen Glanz, ſo viel an ihnen liegt, zu verewigen. Sie füllen viele Tage hindurch lange Colonnen mit Beſchreibungen deſſelben aus, jedes Quäſtchens an den Damenkleidern, jeder Stickerei an den Gallaröcken der Herren wird ehrenvoll darin gedacht, auch Wagen und Livreien werden nicht vergeſſen; aber was hilft das alles? Solch eine papierne Ewigkeit iſt in unſern Tagen von gar kurzer Dauer.

Im Park von St. James bemerkten wir an dieſem Tage um ein Uhr viele Leute vor einer kleinen Hinterthüre des Palaſtes, die den König dort ausſteigen ſehen wollten, wenn er von Bukkinghamhouſe käme. Kanonendonner verkündete einſtweilen die Feier des Tages; Erwartung, Freude, Liebe ſtrahlte von allen Geſichtern, denn das Volk hing mit kindlicher Liebe an dem guten alten Georg, unter deſſen langer Regierung der größte Theil deſſelben geboren ward. Wir warteten ſeine Ankunft nicht ab, um nicht zu ſehr ins Gedränge zu gerathen, ſondern begaben uns in die ſchöne breite Straße von St. James, welche gerade zum Haupteingange des Palaſtes führt. Von dem Balkon eines Privathauſes konnten wir dort den Zug der Glückwünſchenden bequem anſehen.

Es war ein ſchöner lebensfroher Anblick! Kein Fenſter, kein Balkon der ziemlich langen Straße blieb unbeſetzt, frohe Geſichter ſchaueten aus allen herab; Kopf an Kopf, dicht gedrängt, ſogar die Dächer wimmelten von Zuſchauern; eine unzählbare Menge wohlgekleideter Leute drängte ſich auf der Straße weit über den Fußpfad hinaus, ſo daß in der Mitte kaum Platz für die Wagen blieb. Eine Menge Equipagen und Miethwagen bildeten n der einen Seite eine lange ſtillſtehende Reihe. Faſt lauter hübſche Frauen und Mädchen blickten neben den reizendſten blühendſten Kinderköpfchen neugierig daraus hervor in das bunte Gewühl. Vor dem Schloſſe paradirte die ſchöne königliche Garde zu Pferd, reich gekleidete Hofbedienten ſtanden am Thore deſſelben; auch die hundert Yeomen des Königs, eigentlich eine Art Schweizergarde. Ihre Kleidung iſt noch genau dieſelbe, die ſie im funfzehnten Jahrhunderte war, bunt und wunderlich anzuſchauen. Das Volk nennt dieſe Trabanten des Königs Ochſenfreſſer (the King's Beefeaters), und ihre wohl genährten Figuren ſcheinen dieſen Ehrentitel reichlich zu verdienen. So ſonderbar ſie in der über und über mit Gold beſetzten ſcharlachrothen alt-engliſchen Kleidung, mit den auf Bruſt und Rücken glänzenden ſilbernen Schilden und dem flachen, mit bunten Schleifen gezierten Baret auch ausſehen, ſo gibt ihre Erſcheinung dem Feſte doch etwas Feierliches, Altväteriſches, das uns in vergangene Zeiten verſetzt. Dieſer Eindruck wurde noch vermehrt, als die lange Reihe der Leute von der Feueraſſecuranz-Compagnie aus dem Palaſte, wo ſie ihren Glückwunſch abgelegt hatten, in Proceſſion nach einer Taverne zog, um dort des Königs Geſundheit feierlichſt zu trinken. Auch dieſe erſchienen in wunderlicher, karmeſinrother Kleidung. Vor ihnen her wurde das beliebte God save the King geblaſen.

Durch alles dieſes hindurch bewegte ſich langſam die unabſehbare Reihe Kutſchen, in welchen die Gratulanten nach Hofe fuhren. Dieſe gaben den reichſten und mannichfaltigſten Anblick. Nirgends kann man prächtigere Kutſchen von der neueſten, noch nie zuvor geſehenen Form, nirgends ſchönere, ſtolzere Pferde erblicken. Ein Schwarm reichgekleideter Livreibedienten umgab die Schritt vor Schritt langſam fahrenden Wagen, ungeduldig ſchnoben die Pferde, aber der mit einer großen, runden Perücke verſehene, auf dem befranzten Bocke majeſtätiſch thronende Kutſcher hielt ſie in Reſpect. Wie in andern Ländern Schnurrbärte, ſo ſind in England ſolche dicke runde Perücken Abzeichen der Kutſcher, und je vornehmer der Herr, je größer ſind die Perücken.

Die reichgekleideten Herren und Damen in den Kutſchen ſchienen ſich bei der langſamen Cavalcade ein wenig zu langweilen. Die Damen nahmen ſich von oben nicht ſehr graziös aus in dem überladenen Putze und der ſteifen ängſtlichen Stellung; faſt wie die überfüllte umgeſtülpte Schachtel einer Modehändlerin, ein formloſer Berg von Flor, Blumen, Federn und tauſend ſchönen Sachen.

Der Lord Mayor und die Sheriffs der City in ihrer ſchwarzen Amtskleidung, mit ſchweren goldnen Ketten geſchmückt, fuhren in großen, über und über vergoldeten altmodiſchen, doch neuen Staatswagen, an welchen überall faſt eben ſo vergoldete Bedienten mit großen Federhüten hingen. Zum Theil ziemlich roſtige Hofkutſchen (die uns an die Dresdner Fahrten nach Pillnitz erinnerten) machten von Zeit zu Zeit von ihrem Vorrechte Gebrauch, aus der Reihe hinaus allen Andern vorbeizufahren.

Die Herzöge von York, von Gloceſter, und andere Glieder der königlichen Familie saßen beinahe in ganz gläſernen Staatswagen, ſo daß man ſie von allen Seiten deutlich ſehen konnte.

In alle dieſe Pracht miſchten ſich ganz gewöhnliche Fiaker und behaupteten ihren Platz in der glänzenden Reihe ſo gut, wie die andern. Gröſtentheils ſaßen Officiere und Geiſtliche darin, ja ein Spottvogel neben uns wollte in einem derſelben drei Biſchöfe erblicken, die ſo, das Stück für ſechs Pence, an den Hof fuhren.

Zur Seite dieſes langen Zugs trabten brillant gekleidete Portchaiſenträger ihren Hundstrott, mit ſchön aufgeputzten Portchaiſen, deren Deckel eine Grafen- oder Herzogskrone zierte, als ein Zeichen des hohen Standes der darin ſitzenden glänzenden Dame, und ein Schwarm reichgekleideter Livreibedienten begleitete jede derſelben.

Von ein bis ſechs Uhr währte dieſer Zug ununterbrochen fort, ohne zu ſtocken; die Herren und Damen ſtiegen aus, ſo wie ſie ankamen, machten dem König und der Königin ihr Compliment, vielleicht ohne im Gewühle der Menge einmal bemerkt zu werden, und fuhren dann wieder fort, um andern Neuankommenden Platz zu machen. Dies war die ganze Freude, mit ſo vielem Aufwande an Geld, Zeit und Vorſorge errungen.

Nach der Cour gab die Königin ein Familiendiner, das einzige im ganzen Jahre; auf dieſes folgte ein Concert, zu welchem der dafür beſoldete Hofpoet jedes Mal eine neue ſogenannte

Ode machen muß. Auch zum Concert werden nur Wenige von den Vornehmſten auserwählt und zugelaſſen. Sonſt pflegte dieſem Concerte noch ein Ball zu folgen, der höchſtens zwei Stunden währte, und bei welchem die ſtrengſte Rangordnung und Etikette den Vorſitz hatte; ſeit einigen Jahren aber begnügt man ſich mit den übrigen Freuden des Tages.

Abends waren einige öffentliche Gebäude, die Theater und die Häuſer der Kaufleute und Handwerker, welche den Hof bedienen, ziemlich hübſch illuminirt, und damit endigte dieſer wichtige Tag.

Penſion für Mädchen.

Oft begegneten wir Sonntags auf unſern kleinen Luſtreiſen in der Gegend bei London einem Zuge von dreißig bis vierzig jungen Mädchen, auf dem Fußpfade neben der Landſtraße andächtig zur Kirche wandelnd. Es war ein lieblicher Anblick. Schneeweiß gekleidet, mit artigen Strohhüten, gingen ſie paarweiſe hinter einander fort, einige in eben aufblühender jugendlicher Schönheit, andere friſch und roth in knospender Kindheit. Mehrere Aufſeherinnen begleiteten ſie, ſtrenge wachend über jeden Tritt, jede Miene, damit ja kein Freudenſprung, kein lautes Lachen ihnen auf dem ernſten Wege entſchlüpfte. Zuweilen kam von der andern Seite ein ähnlicher Zug Knaben daher, dem nämlichen Ziele zuwandelnd, begleitet von ſeinen Lehrern. Die Aufſeher und Aufſeherinnen grüßten ſich wohl als Bekannte, aber die Kinder ſchielten ſich nur von der Seite ein wenig an und wandelten mit gezwungenem Ernſte weiter. Es waren die Zöglinge aus irgend einer der vielen Penſionen, welche jeden Sonntag zweimal feierlich zum Gottesdienſte getrieben werden. Dörfer und Flecken rings umher wimmeln von ſolchen Erziehungsanſtalten, die alle gedeihen, da faſt Niemand ſeine Kinder zu Hauſe erzieht, wo ſie zu viel Unordnung und Unruhe machen würden. So wie Knaben und Mädchen aus der Kinderſtube kommen, werden ſie in jene Erziehungsanſtalten gegeben, und kehren erſt nach ganz vollendeter Erziehung, beinahe erwachſen, in das väterliche Haus zurück.

Die Mädchen lernen in dieſen Anſtalten von allem etwas, aber wenig Gründliches. Man lehrt ſie Geſchichte und Geographie; dennoch weiß eine Engländerin ſelten, wie es außer ihrem Vaterlande ausſieht und was dort in frühern Zeiten ſich begeben hat. Auch in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache erhalten ſie Unterricht, aber der Fremde, der nicht Engliſch kann, iſt damit nichts gebeſſert; ſchwerlich wird er in der Geſellſchaft eine Dame finden, die ihm in einer fremden Sprache Rede ſtünde. Muſik und Zeichnen wird ſehr oberflächlich und gewöhnlich nur getrieben, um Beides ſpäterhin ſo bald als möglich wieder zu vergeſſen. Die Mädchen lernen ſticken, Papierblumen machen, ſie fabriciren artige Papparbeiten, Käſtchen von vergoldetem Papiere, Vaſen von Eierſchalen, tauſend zierliche Dinge; aber was man eigentlich für's Haus braucht, bleibt ihnen gewöhnlich unbekannt. Der Hauptzweck des größten Theils der Vorſteherinnen ſolcher Anſtalten iſt, vor allen Dingen einmal im Jahre mit ihren Zöglingen recht zu glänzen, wenn ſich die Aeltern und Verwandten derſelben bei dem großen Prüfungsfeſte verſammeln. Mehrere Monate vor dieſem Feſte hört ſchon aller ernſtliche Unterricht auf, alles wird angewendet, um die Kinder für den wichtigen Tag zu dreſſiren. Muſikſtücke werden ihnen eingelehrt, die ſie vor der entzückten Verſammlung mechaniſch ableiern ſollen, Zeichnungen werden mit Hülfe des Lehrmeiſters verfertigt, und dergleichen mehr. Die Hauptſache aber bleibt, ſie für den Ball, der Abends gegeben wird, abzurichten, und der Tanzmeiſter kommt mehrere Wochen lang kaum aus dem Hauſe.

Eine Dame unſerer Bekanntſchaft, deren Töchter in dem nahe bei London gelegenen Flecken Southwark in Penſion waren, führte uns zu ſolch einem Feſte dahin. Die Vorſteherin des ſehr großen Hauſes empfing uns mit vieler Artigkeit. Wir wurden in einen großen Saal geführt, an deſſen einem Ende die hocherfreuten Mütter und übrigen Verwandten der jungen Mädchen ſaßen; die Zöglinge ſelbſt waren am entgegengeſetzten Ende auf mehreren Reihen amphitheatraliſch über einander ſich erhebender Bänke wie zur Schau ausgeſtellt. Auch gewährten ſie einen ſehr reizenden Anblick. Man denke ſich funfzig junge Mädchen von acht bis ſechzehn Jahren, hübſch, in blübender Geſundheit, einfach, aber geſchmackvoll in die Uniform des Hauſes gekleidet, mit ſchneeweißen kurzen Kleidern und blauen Schuhen. Ein ſilbernes Netz um's Haar, eine ſilberne Schärpe um den Leib war ihr ganzer Putz; ſo ſaßen ſie da, glühend vor raſcher jugendlicher Erwartung und Freude.

Unter Anleitung des Tanzmeiſters begann endlich der Ball. Die Mädchen tanzten unter ſich lauter ganz beſcheidene Tänze; keinen Walzer, keinen Shawltanz, keine künſtlichen Sprünge, ſondern eine Art Menuets zu ſechs bis acht Paaren, welche der Tanzmeiſter für ſie eigens componirt hatte, und die wohl ſonſt nirgends in der Welt getanzt werden, als in Penſionsanſtalten wie dieſe. Die geſchickten Tänzerinnen hatten kleine Solo's darin, um ſich recht zu zeigen. Nach Endigung jedes Tanzes wurden ſie von Müttern und Verwandten gelobt und geliebkoſet. Nur zwei arme kleine Holländerinnen ſtanden traurig und unbemerkt in einer Ecke allein, Niemand bekümmerte ſich um die Fremden, die aus ihrem Vaterlande hieher zur Erziehung geſchickt waren. Wir, Fremdlinge wie ſie, fühlten uns ihnen verwandt, riefen ſie zu uns, erzählten ihnen, daß wir ohnlängſt aus ihrem Vaterlande kämen, und hatten bald den Troſt, auch aus ihren kindlichen klaren Augen die Freude leuchten zu ſehen. Als die auf die Länge etwas langweiligen Paradetänze abgethan waren, kamen einige engliſche und ſchottiſche an die Reihe. Froh, des Zwanges entledigt zu ſeyn, hüpften die lieblichen Kinder unbefangener umher, und einige junge anweſende Vettern und Brüder erhielten die Erlaubniß, ſich mit ihnen herumzudrehen.

Mit ſtiller Rührung ſahen wir ihre ſorgloſe Freude. Tanzend bereiteten ſich die holden Geſchöpfe zu dem Leben, das ſie jetzt, in dem Augenblick da wir dies niederſchreiben, ſchon längſt mit ſeinem ganzen Ernſte ergriffen hat. Erwartungsvoll blickten damals ſo viele helle Augen der Zukunft entgegen, als wäre auch ſie ein Tanz der Freude; jetzt füllen ſich dieſe Augen beim Andenken an jene unwiederbringlich hingeſchwundenen Tage wahrſcheinlich mit Thränen der Sehnſucht. Ahnend dachten wir damals ihrer Zukunft und verließen ſie, noch mitten in der Freude, mit ſtillen Wünſchen für ihr Glück.

Penſion für Knaben.

Gewöhnlich ſind es Landprediger, die irgend ein großes ſchönes Lokal, unfern der Kirche, in welcher ſie predigen, miethen oder kaufen, und neben ihren Berufsgeſchäften dieſes Erziehungsgeſchäft treiben, wobei ſich die ſehr ehrwürdigen Herren *) ungemein wohlbefinden.

Wir hatten Gelegenheit, die Erziehungsanſtalt des Herrn Lancaſter in Wimbleton, acht engliſche Meilen von London, genau kennen zu lernen. Sie gilt für eine der beſten, ſelbſt Lord Nelſon ließ zwei ſeiner Neffen da erziehen. Im Grunde gleichen ſich alle; nur die Zahl der Zöglinge, die größere oder beſchränktere Einrichtung des Ganzen unterſcheidet ſie von einander.

Der ſehr ehrwürdige Herr zu Wimbleton befaßte ſich gar nicht mit dem Unterrichte; unſichtbar für die Schüler, ſaß er den Tag über in ſeinem Studirzimmer, wo er eine Anzahl junger

---

*) Most reverend Sir, ſehr ehrwürdiger Herr, der Titel der engliſchen Geiſtlichen.

Fremder, die blos als Koſtgänger, nicht als Schüler in ſeinem Hauſe lebten, im Engliſchen unterrichtete. Nur Mittags nach vollendeten Schulſtunden erſchien er auf einem Katheder im Schulzimmer, um ſich von den Lehrern Rapport abſtatten zu laſſen. Vier Lehrer, die im Hauſe wohnten, und von denen wechſelsweiſe Einer jede Woche die Spezialaufſicht über die Schüler hatte, gaben den nothwendigen Unterricht, und zwar alle zugleich in dem nämlichen großen Zimmer. Jeder ſteht auf einem kleinen Katheder, und die Schüler gehen wechſelnd, pelotonweiſe von Einem zum Andern. Dies währt vier Stunden lang ununterbrochen, von acht bis zwölf.

Die Schule wird mit Gebet eröffnet und geſchloſſen, ganz nach der engliſchen Liturgie, wobei auch des Königs, ſeines Hauſes, der Schwangern und Säugerinnen und ſo weiter von den Knaben chriſtlich gedacht werden muß.

Die Knaben erhalten Unterricht in den alten Sprachen, in Geographie, Geſchichte, Schreiben, Rechnen und der franzöſiſchen Sprache. Wer Fechten, Muſik, Tanzen und Zeichnen lernen will, muß es beſonders bezahlen; die Lehrer dazu kommen wöchentlich einige Mal von London herüber; an alles übrige Wiſſenswerthe, was unſere Kinder in Deutſchland lernen, wird nicht gedacht.

Die Zöglinge eſſen zuſammen, ziemlich ſchlecht, unter Aufſicht des die Woche habenden Lehrers, werden zu beſtimmten Zeiten von ihm auf der Gemeinhut des Dorfes ſpazieren getrieben, ſpielen unter ſeiner Aufſicht auf dem großen Hofe, und werden täglich in einem großen Baſſin gebadet, auch im Winter, wo dann erſt das Eis aufgehauen werden muß.

Alles, Lehre, Strafe, die ganze Behandlung der Kinder wird nach angenommenen Geſetzen mechaniſch betrieben, ohne Rückſicht auf Alter, Charakter und Fähigkeit. Wie könnte es anders ſeyn, ihrer ſind ſechzig, zwiſchen ſechs und ſechzehn Jahren; alle Wochen wechſelt der die Aufſicht habende Lehrer, und dankt Gott, daß er auf drei Wochen der Laſt los iſt, und ſich bei der ſehr reichlich beſetzten Tafel des ſehr ehrwürdigen Herrn mit den Koſtgängern und übrigen Geſellſchaft, von der in der Woche ausgeſtandenen Noth und Mangel erholen kann. Kein Lehrer lernt die Kinder genauer kennen, da jeder ſie nur ungefähr zwölf Wochen im Jahre in ſo verſchiedenen Zeiträumen unter ſeiner Aufſicht hat.

Die Koſtgänger haben dagegen ein herrliches Leben, denn ſie bringen dem ehrwürdigen Herrn dreimal ſo viel Guineen als die Schüler. Nur einige Schüler, deren Aeltern es zu bezahlen vermögen, gehören auch dazu. Dieſe nehmen zwar an den Schulſtunden Theil, eſſen aber an dem gut-beſetzten Tiſche, können nach Herzens Wunſch im Luſtgarten und im Obſtgarten ihr Weſen treiben, während ihre Kameraden auf dem öden Hofe bleiben müſſen und entſetzlich geprügelt werden, wenn ſie ſich einmal in jene ihnen verbotenen Reviere eingeſchlichen haben. So müſſen die Kinder ſchon in der Jugend lernen, daß dem Reichen alles erlaubt, und Geld daher das höchſte Ziel iſt, wonach man zu trachten hat.

Hat ein Knabe einen Fehler begangen, ſeine Lektion nicht gelernt, oder beim Spiel Unordnung gemacht, ſo wird ihm vom Lehrer zur Strafe aufgegeben, eine Seite Griechiſch oder Latein auswendig zu lernen. Wenn er dieſe zur beſtimmten Zeit nicht auswendig weiß, ſo ſchreibt der Lehrer ſeinen Namen auf und legt ihn auf's Katheder des Herrn Lancaſter. Abends werden dann die ſo Verklagten zu ihm ins Studirzimmer gerufen, ſo viel ihrer ſind, alle zugleich. Er redet ſie mit Sir oder Gentlemen an und fragt, ohne fernere Unterſuchung ihres Vergehens, ob ſie ihre Aufgabe gewußt haben? Sie müſſen natürlich mit nein! antworten. Ohne ſich auf etwas Weiteres einzulaſſen, fragt er: was ſie dafür verdient hätten? Sie antworten: geprügelt zu werden, und ohne Aufſchub vollzieht der ſehr ehrwürdige Herr an ihnen dies Urtheil mit eigner Hand, oft an ſieben, oder acht nach einander, ohne Rückſicht, ob der Knabe ſechs oder ſechzehn Jahre alt iſt, und dazu auf die beſchimpfendſte Weiſe.

Haben zwei Knaben mit einander Streit gehabt oder ſich geſchlagen, ſo verklagt einer den andern; wenn aber auch ſeine Klage noch ſo ſonnenklar wäre, er bekommt kein Recht, ſo lange der Beklagte läugnet. Der Kläger muß Zeugen mitbringen; ſagen dagegen er und ſeine Zeugen noch ſo augenſcheinlich die Unwahrheit, der Beklagte wird beſtraft, wenn er nicht andere Zeugen beibringen kann, die ſeine Unſchuld beweiſen. Alles wird nach der Form abgethan, wie vor den engliſchen Richterſtühlen; den Charakter der Kinder zu ergründen, ihr Gefühl für Recht und Unrecht im höhern Sinn, ihre Liebe für das eigentliche Wiſſen zu bilden, daran denkt Niemand.

Wir enthalten uns aller Bemerkungen über eine ſolche Erziehungsmethode, Jeder macht ſie gewiß ſelbſt und fühlt, welchen Vorzug auch in dieſer Rückſicht wir Deutſche vor jenen ſtolzen Inſulanern haben, und welche Reſultate ſich von einer ſolchen frühen Behandlung erwarten laſſen.

Sonntags Morgens werden die Schüler im Schulzimmer verſammelt. Herr Lancaſter iſt nicht Prediger in Wimbleton, ſondern in Murten, einem eine halbe Stunde weit entlegenen Dorfe; aber zu ſeiner Uebung hält er ſeinen Schülern die Predigt, die er Mittags dort halten wird, erſt einmal in der Frühe. Damit verbindet er den in der engliſchen Liturgie vorgeſchriebenen Gottesdienſt, ſo daß das Ganze eine ſtarke Stunde währt. Um eilf Uhr werden ſie in ſaubern Sonntagskleidern paarweiſe auf dem Hofe rangirt, und treten dann, in Begleitung der vier Lehrer, den Marſch nach der Wimbletoner Kirche an, wo ſie bei Predigt, Geſang und Litanei zwei Stunden verweilen müſſen. Nachmittags werden ſie wieder auf die nämliche Weiſe zur Kirche getrieben, und Abends um acht Uhr wird abermals in der Schulſtube großer Gottesdienſt gehalten, wobei wieder des Königs und ſeines Hauſes gedacht wird. Zwiſchen allen dieſen Andachtsübungen müſſen ſie in der Bibel leſen, und dürfen in Begleitung der Lehrer einen Spaziergang machen; alle Spiele aber und alle laute Ausbrüche der Freude ſind hoch verpönt, und werden ſtreng beſtraft.

Das Brittiſche Muſeum.

Dieſe reiche, in einem ſchönen Local aufgeſtellte Sammlung verdient der großen Nation anzugehören, deren Namen ſie führt. Der unermüdete Sammler, Sir **Hans Sloane**, legte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Grund dazu, indem er ſein eignes ſehr bedeutendes Muſeum der Nation vermachte. Mehrere große Sammlungen wurden damit vereinigt, und ſo erreichte das Ganze den Grad von Vollſtändigkeit, auf welchem es ſich heute befindet.

Die prächtige Vaſenſammlung des Sir **William Hamilton** iſt die ſchönſte Zierde desſelben; froh verweilten wir im Anſchauen dieſer ſchönen Formen, welche, von den engliſchen Fabrikanten glücklich benutzt, durch ganz Europa die bis dahin Mode geweſenen häßlichen, verkrüppelten Formen verbannten, und nach und nach unſerem Hausgeräthe die jetzt übliche ſchöne, geſchmackvolle Geſtalt gaben.

Alles, was uns an die goldene Zeit, an die ſchönen Jahrhunderte der Römer und Griechen erinnern konnte, fanden wir hier vereint. Mannichfaltiger Schmuck, Siegelringe, Lampen, Hausgötter, unendliches kleines Geräth, aus den Gräbern von Pompeji und Herkulanum aufs neue zum freundlichen Tageslicht gefördert, vergegenwärtigte uns das heitere gefällige Daseyn der Alten; wir lebten mit ihnen, ſo lange wir in dieſen Zimmern verweilten.

Schnell ſtreiften wir hernach durch die Säle, welche das Naturalienkabinet, die ausgeſtopften Thiere und Mineralien enthalten, ſo auch durch das ſehr beträchtliche Münzkabinet. Wenn man in ſeiner Zeit ſo beſchränkt iſt, wie wir es hier waren, ſo muß man entbehrend zu genießen wiſſen, und lieber vieles aufopfern und nur etwas mit Muße betrachten, um davon eine beſtimmte und intereſſante Erinnerung mit ſich zu nehmen, Momentanes Verweilen bei vielen Gegenſtänden verwirrt und ermüdet ohne allen Nutzen.

Auch die vom Capitain Cook aus dem fünften Welttheile mitgebrachten Merkwürdigkeiten, die hier ein ganzes Zimmer anfüllen, betrachteten wir diesmal nur im Vorübergehen, vieles davon kannten wir ſchon aus dem Muſeum des Sir Ashton Levers.

Mehrere Zimmer enthalten in Schränken, mit Drahtgittern verſehen, die große reichhaltige Bibliothek. Außer einer großen Zahl älterer, zum Theil ſehr ſeltener Bücher, faßt ſie beinahe alles, was bis auf den heutigen Tag in England herauskömmt; denn von jedem mit Privilegium gedruckten Buche muß ein Exemplar hier abgeliefert werden. Wir verweilten nur einige Zeit in dem Zimmer, in welchem ſich die Manuſcripte befinden.

Nicht nur alte Handſchriften aller Art, von den beſchriebenen Palmblättern und in Stein gebauenen ägyptiſchen Hieroglyphen an, bis auf die krauſen bunten Schriftzüge der Mönche des Mittelalters, werden hier aufbewahrt, ſondern auch zahlloſe Briefe und Manuſcripte der intereſſanteſten und berühmteſten Menſchen ſpäterer Zeiten; eine unendliche Fundgrube für den Geſchichtsforſcher, dem ein freundliches Geſchick erlaubt, ſie mit Muße und Auswahl zu benutzen. Und welch ein Feld würde ſich hier dem Anekdotenjäger und Zeitblättler eröffnen, der nach Willkür fouragiren könnte! Wie viel Bände intereſſanter Briefe könnten da ausgewählt werden, zum Nutz und Frommen unſers leſe- und ſchreibſüchtigen Zeitalters, vor welchem kein Schreibetiſch, kein Portefeuille mehr ſicher iſt! Briefe vieler engliſchen Könige und Königinnen, vieler Männer, die auf ihr Zeitalter wirkten, füllen, wohlgeordnet in Mappen, eine Menge Schränke an.

Man war ſo gefällig, uns manches zu zeigen; unter anderem einen ganzen Band eigenhändiger, mitunter ziemlich zweideutiger Briefe der Königin Eliſabeth, an ihren unglücklichen Liebling Grafen Eſſex. Ihre Handſchrift iſt merkwürdig. Dieſen nicht ſchönen, aber mit Schnörkeln überladenen, ſehr großen Buchſtaben ſieht man es an, daß ſie langſam und vorſichtig geformt wurden, und troß aller Schmeichelworte, die ſie ihrem Geliebten hinzirkelte, möchte man in etwas veränderten Sinne mit Schiller's Maria Stuart ausrufen: „aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz.“ Auch von dieſer unglücklichen Nebenbuhlerin Eliſabeths werden hier viel Briefe aufbewahrt, größtentheils in franzöſiſcher Sprache. Beſonders rührend war uns der, welchen ſie an Eliſabeth liebend und vertrauend ſchrieb, ſo wie ſie die engliſche Grenze betreten hatte, ohne die traurige Zukunft zu ahnen, die ſie ſich mit dieſem Schritt bereitete.

Ein langer Brief Cromwells an ſeine liebe Frau in Edinburgh, voll gottſeliger Geſinnungen und Ermahnungen zur chriſtlichen Demuth, erbaute uns ungemein; er war während der Zeit des Proceſſes gegen den unglücklichen König Karl geſchrieben.

Man zeigte uns auch den Entwurf einer ziemlich langen Rede, welche Wilhelm der Eroberer an das engliſche Volk halten wollte. Sie iſt durchaus von ſeiner Hand in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, ziemlich unorthographiſch und voll Correcturen und ausgeſtrichener Stellen. Nach ihrem Inhalte war er blos aus Liebe zu dem Volke herübergekommen, um dieſes glücklich zu machen.

Unter den neuen Manuſcripten bemerkten wir Pope's Essay on man, ſo wie er ihn zuerſt niederſchrieb, ebenfalls voll Verbeſſerungen und Aenderungen. Nicht ohne Grund nennt ihn einer ſeiner Zeitgenoſſen den Papier ſparenden Pope (paper sparing Pope.) Das ganze Gedicht iſt auf kleinen Papierſtückchen ſehr ſchlecht und unleſerlich niedergeſchrieben, auf Briefcouverte, Viſitenkarten, Einladungsbillete, ja ſogar auf den Rändern alter Zeitungsblätter, und dann mit Stecknadeln und ſeidenen Fäden beſtmöglichſt zuſammengeſtickt.

Ein kleines, in blau Papier geheftetes Büchlein von Rouſſeau's eigener Hand, ſehr klein und zierlich geſchrieben, hätten wir gern geleſen. Es führte den Titel: Rousseau, juge de Jean Jaques. Man verſicherte uns, es wäre gedruckt; doch haben wir es nie zu Geſichte bekommen können. Auf der erſten weißen Seite ſtand, mit etwas größeren Buchſtaben, folgende Anrede an den Leſer, die man uns erlaubte abzuſchreiben:

Qui, que vous soyez, que le ciel a fait l'arbitre de cet écrit, quelque usage que vous ayez résolu d'en faire, et quelque opinion que vous ayez de l'auteur, cet auteur infortuné vous conjure par vos entrailles humaines et par les angoisses, qu'il a souffert en l'écrivant: de n'en disposer qu'après l'avoir lu tout entier. Songez, que cette grâce, que vous demande un coeur brisé de douleur est un devoir d'équité, que le ciel vous impose. Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.

Mit welchem bittern Gefühl mag der arme Jean Jaques dies niedergeſchrieben haben! Sey ſein Unglück auch nur eingebildet geweſen, ihm war es dennoch nur zu wirklich. Freudig dachten wir, als wir dieſe Zeilen laſen, daß das gequälte Herz, aus welchem jener Schrei des Schmerzes noch jetzt zu uns herübertönt, nun ſchon lange nicht mehr ſchlägt und endlich Ruhe fand.

Auf einem Pulte mitten in dieſem Zimmer thront triumphirend das Heiligthum der Engländer, die urſprüngliche Magna charta unter Glas und Rahmen. Lange war ſie verloren, und ward glücklicher Weiſe in dem Moment entdeckt, in welchem ein Schneider ſeine entheiligende Scheere ſchon anſetzte, um Riemchen zum Maßnehmen daraus zu ſchneiden. Jetzt wird ſie hier, wenn auch etwas verblichen, etwas zernagt vom Zahn der Zeit, dennoch ſicher, kommenden Jahrhunderten aufbewahrt und von jedem ächten Britten mit Ehrfurcht betrachtet.

Gern wären wir an einem andern Tage ins Muſeum zurückgekehrt, aber die beſtehende Einrichtung erſchwerte uns dieſen zweiten Beſuch. Zu viel Fremde wünſchten das Muſeum zu ſehen, als daß die nämlichen öfter als einmal dazu kommen könnten. Nur wenige Perſonen dürfen zugleich zugelaſſen werden, und man muß ſich lange zuvor um die Erlaubniß dazu melden. Donnerſtags Morgens wird es zwar öffentlich gezeigt, aber es iſt weder Freude noch Nutzen dabei, von ziemlich unwiſſenden Aufſehern mit einer Menge von Leuten durch die Zimmer gedrängt zu werden. Wer zu wiſſenſchaftlichem Zwecke dieſe Sammlungen benutzen will, kann auf gewiſſe Bedingungen die Erlaubniß dazu von den Vorſtehern erhalten. Ein mit Schreibmaterialien und allem

Erforderlichen wohl verſehenes ruhiges Zimmer ſteht einige Stunden des Tages den Arbeitenden offen.

Herrn Whitbread's Brauerei.

Wie viel Anſtalten zu einem Kruge Porter! Welch ein Treiben und Knarren und Raſſeln aller Maſchinen! Biertonnen, größer wie ein Haus in den Hochlanden! Kühlfäſſer wie Meere! — Dieſe Brauerei verdiente in Walhalla für Odins Helden den ſtärkenden Gerſtentrank zu bereiten.

Ohne fernere Ausrufungen können wir verſichern, daß ſie wenigſtens zu Londons erſten Sehenswürdigkeiten gehört. Der alte König, welcher ſie einmal mit ſeiner ganzen Familie beſuchte, nahm im Brauhauſe ein Frühſtück ein, das dem Eigenthümer auf funfzehn hundert Pfund Sterling zu ſtehen kam, und der berühmte engliſche Dichter, Peter Pindar, war befliſſen dieſe merkwürdige Begebenheit in wohlgeſetzten Reimen auf die Nachwelt zu bringen. Unter andern fragte damals der König Herrn Whitbread: wie viel Fäſſer er beſitze? Die Antwort war: der Länge nach dicht an einander gelegt, möchten ſie wohl von London bis Windſor reichen. Bekanntlich liegt Windſor zwei und zwanzig engliſche Meilen *) von London: ſieht man aber dieſe ungeheure Anſtalt, ſo erſcheint die Behauptung Herrn Whitbread's gar nicht unwahrſcheinlich.

Eine nicht große, im Souterrain angebrachte Dampfmaſchine iſt die Triebfeder des ganzen ungeheuren Werks, die ſauberſte, einfachſte, geräuſchloſeſte, die wir je ſahen. Man hat berechnet, daß ſie die Arbeit von ſiebenzig, Tag und Nacht beſchäftigten Pferden verrichtet. Sie ſchafft das nöthige Waſſer herbei, leitet den fertigen Porter durch unterirdiſche Kanäle quer über die Straße in ein anderes Gebäude, wo er in Fäſſer gefüllt wird, bringt die Fäſſer zum Aufladen aus dem Keller herauf, mahlt das Malz, rührt es in den zwanzig Fuß tiefen Malzkufen, und windet es vermittelſt einer ſchraubenartigen Vorrichtung bis oben hinauf in die Spitze des Gebäudes.

---

*) Etwas über vier deutſche Meilen.

Dort ſind auch die ungeheuer großen, aber nur ſechs Zoll tiefen Kühlſchiffe, oder Ciſternen, zum Abkühlen des Porters; wahre Seen, von denen man uns verſicherte, ſie würden fünf engliſche Acker Land bedecken; auch braucht der Porter nur ſechs Stunden darin zu ſtehen, um kalt zu werden. Alles in dieſer großen Anſtalt trägt das Gepräge der höchſten Reinlichkeit und Ordnung, und geht mit anſcheinender Leichtigkeit von Statten.

Täglich werden zur Verbeſſerung des ſchon ſo Vollkommnen neue Erfindungen gemacht; beſonders iſt man auf Erſparung der Feuerung bedacht, welche die drei großen Keſſel, jeder zu fünfhundert Faß, erfordern. Zweihundert Arbeiter werden täglich beſchäftigt, und achtzig ungeheuer große Pferde. Letztere ſind vielleicht die größten Thiere ihrer Race, die es gibt; denn die Hufeiſen eines derſelben, welches Krankheits halber getödtet werden mußte, wogen vier und zwanzig Pfund. Wahre Pferderieſen!

In einem Gebäude, hoch und groß wie eine Kirche, ſtehen neun und vierzig große Fäſſer, in welchen der Porter aufbewahrt wird, bis man ihn zum Gebrauch in kleinere abfüllt. Dadurch, daß er eine Zeit lang in ſo großer Maſſe beiſammen bleibt, ſoll er vorzüglich verbeſſert werden. Wäre das Faß, welches Diogenes bewohnte, von ſolchem Calibre geweſen, ſo konnte der Philoſoph füglich an einem runden Tiſche zwölf Perſonen bewirthen, und noch ein artiges Boudoir für ſich behalten. Das größte dieſer Fäſſer hat oben eine Art Balkon, zu welchem eine Treppe führt, es iſt ſieben und zwanzig Fuß hoch und hält zwei und zwanzig Fuß im Diameter; von oben bis unten iſt es mit eiſernen, etwa vier Zoll von einander entfernten Reifen beſchlagen, unten gegen den Boden liegt Reif an Reif. Alle ſind von ſtarkem Eichenholz, mehrere enthalten drei tauſend fünf hundert gewöhnliche Fäſſer; der Heidelberger College käme in dieſer reſpectablen Geſellſchaft um ſeinen Ruhm.

Als wir das Haus verließen, waren wir wie betrunken vom Geruche des Porters; man müßte in dieſer Atmoſphäre ſchon von der Luft leben können. Die darin beſchäftigten Arbeiter ſahen indeſſen gar nicht aus, als ob ſie ſich auf ſolche Experimente einließen.

Greenwich.

Mitten im Geräuſche der in ewiger Arbeit emſig ſich bewegenden City, an der Londoner Brücke, ſchifften wir uns auf einem der Böte ein, die, ſo wie die Fiaker in den Straßen, auf der Themſe numerirt und unter polizeilicher Aufſicht, dem Publikum zum Gebote ſtehen.

Dieſe Brücke, die älteſte der drei, welche in London über die Themſe führen, war ſchon ſeit einiger Zeit beſtimmt abgebrochen zu werden, um einer auf einem einzigen Bogen ruhenden eiſernen Platz zu machen. Wie die Brücke jetzt daſtand, waren ihre Bogen viel zu enge für den mächtigen Strom, den ſie beherrſcht. Ungeſtüm drängt er ſich wildbrauſend hindurch, und verſchlingt jährlich mehrere Opfer, welche die Verwegenheit, trotz der augenſcheinlichen Gefahr, hier durchzuſchiffen, mit dem Leben bezahlen müſſen.

Unabſehbar erſtreckt ſich in einer langen Reihe, viele Meilen weit, der Wald von Maſten, durch den wir ſchifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrenſte Landſtraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen ſich majeſtätiſch durch ſie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffsvolks, Lebewohl und Willkommen ſchallen durch einander; die mit Auf- und Abladen beſchäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer, alles verkündigt hier den Markt der Welt.

So wie wir uns von London entfernten, boten die Ufer des Stromes uns von beiden Seiten die mannichfaltigſten, lachendſten Ausſichten. Endlich, fünf engliſche Meilen von der Stadt, breitete ſich das Invalidenhoſpital von Greenwich mit ſeiner ſchönen Terraſſe und allen ſeinen reizenden Umgebungen prächtig und groß vor unſern Tagen aus.

Dieſe Freiſtatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, iſt mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat deſſen Gleichen nicht. Eigentlich ſind es vier von einander ganz abgeſondert liegende Gebäude, die aber, von der Waſſerſeite geſehen, wie ein einziger großer Palaſt ſich ausnehmen, geziert mit Säulen, Baluſtraden und aller Pracht der neuern Architektur. Eine große Terraſſe, die eine entzückende Ausſicht nach London zu bietet, zieht ſich davor hin, bis an den Strom, zu welchem man auf breiten ſteinernen Treppen hinabſteigt. Hier beſtieg Georg der Erſte zuerſt das Land, über welches er herrſchen ſollte. Mit welchen Erwartungen mag er nach St. James gefahren ſeyn, wenn er vom Hoſpital auf die Reſidenz der Könige ſchloß!

Das ganze Gebäude iſt aus ſchönen Quaderſteinen erbaut. Vorzüglich bewundert man die mit faſt verſchwenderiſcher Pracht geſchmückte Kapelle. Sie prangt mit Marmorſäulen, einem gut gemalten Plafond und jeder einem ſolchen Orte geziemenden Zierde. Einige ſchöne große Hallen dienen den Invaliden zum Spazierengehen bei ſchlechtem Wetter, beſonders zeichnet ſich die größte mit einer Kuppel verſehene Halle aus; ſie iſt hundert und ſechs Fuß lang, und hat einen gut gemalten Plafond, ſchöne Säulen und Malereien. Ein angenehmer Park, mit einer auf einem Hügel erbauten Sternwarte, umgibt das Gebäude von der andern Seite.

Es war ein ſchöner menſchenfreundlicher Gedanke, dieſe Ruheſtätte am Ufer der Themſe zu erbauen, im Angeſichte aller ankommenden und auslaufenden Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres ehemaligen Lebens noch immer vor Augen; und dem in die See ſtechenden Schiffer gibt der Anblick dieſes Ruhehafens Troſt und Muth. Nahe an drei tauſend Veteranen ruhen hier von ihrem mühevollen Leben aus. Sie wohnen fürſtlich, werden gut genährt und gepflegt, alle zwei Jahre neu, anſtändig, bequem gekleidet und erhalten wöchentlich ein gar nicht unbedeutendes Taſchengeld zu ihren kleinen Bedürfniſſen und Vergnügungen. In Krankheiten werden ſie mit Sorgfalt gewartet. Sie ſind nicht, wie in andern Verpflegungsanſtalten, von allem, was ihr Leben bedeutend machte, geſchieden, ſie leben und weben noch darin, und kämpfen mit alten Kampfgenoſſen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher Erinnerung, vor Gemälden welche dieſe vorſtellen, und die Wände ihrer Speiſe- und Wohnſäle ſchmücken.

Beſonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafſtellen. In langen, hohen, luftigen Sälen, welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen erwärmt werden, ſind auf der den Fenſtern entgegenſtehenden Seite eine Reihe, Schiffskajüten ähnliche Kabinette, dicht an einander angebracht. Jedes derſelben hat neben der nach dem Saale ausgehenden Thür zwei Fenſter, und iſt groß genug, um ein nach engliſcher Art geräumiges Bette, einen Tiſch, einen Stuhl und einen Koffer zu enthalten. Es gibt nichts netteres und ſauberes, als dieſe kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich, Fenſter und Bette ſind mit reinlichen Vorhängen verſehen, an den Wänden auf dazu angebrachten Leiſten ſtehen die zierlichen Tabaks- und Theekäſtchen, Gläſer, Taſſen und dergleichen in gefälliger Ordnung. Kupferſtiche zieren die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Bildniſſe des Königs, der Königin, oder berühmter Seehelden auf; dazwiſchen Seeſchlachten, Häfen und auch wohl manche luſtige Karikatur.

Hundert und vierzig Wittwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hauſe, ſie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in aller Hinſicht eben ſo gut gehalten als die Veteranen ſelbſt. Auch für die Waiſen der gebliebenen Seemänner iſt hier geſorgt: denn einige hundert Knaben werden in einem abgeſonderten Theile des Hauſes zum Gewerbe ihrer verſtorbenen Väter erzogen. Noch drei tauſend Invaliden, die im Hauſe nicht Platz fanden, erhalten außer demſelben Penſionen.

Die St. Paulskirche.

Das Aeußere von St. Paul iſt durch Kupferſtiche allbekannt. Leider überſieht man auf dieſen das ungeheure Ganze beſſer, als in der Wirklichkeit, in deren Umgebungen es nirgends einen guten Standpunkt dafür gibt. Dieſe Kirche, nach der Peterskirche in Rom die größeſte in Europa, liegt auf einem viel zu kleinen Kirchhof eingeklemmt zwiſchen Häuſern, umgeben von engen Straßen. Auch im Innern findet ſich keine Stelle, von der man ſie ganz überſehen könnte, überall drängt ſich die Architektur vor und verhindert eine reine Ueberſicht.

Mit allen dieſen Fehlern macht dieſes wunderbar große Gebäude dennoch einen impoſanten Eindruck. Es ſcheint ganz leer, denn leicht überſieht man einige wenige Statuen und eine kleine, zum Gottesdienſt eingerichtete Abtheilung. Dieſe befindet ſich in einem der Flügel, welche die Kreuzform bilden, in der die Kirche erbaut iſt. Ueberall herrſcht Ehrfurcht gebietende, ſchauerliche Stille und Einſamkeit; nichts wird man von dem kleinlichen Geräthe gewahr, welches die Menſchen nöthig zu haben glauben, um ſich mit deſſen Hülfe zur Gottheit zu erheben. Es iſt ein Tempel im höchſten Sinne des Worts. Ein feierliches Grauen, eine Art Bangigkeit, die uns faſt den Athem raubte, ergriff uns, als wir, mitten in der Kirche ſtehend, da hinaufblickten, wo, beinahe unabſehbar, der Dom ſich wölbt, „ein zweiter Himmel in dem Himmel.“ Es war kein erhebendes, es war mehr ein beängſtendes Gefühl. Die wenigen Menſchen um uns her ſchwanden faſt vor unſern Blicken und machten durch ihre Kleinheit die gewaltige Größe dieſer Steinmaſſe uns erſt recht anſchaulich.

Es wurde ſehr ſchwer, ſich von dieſem erſten

Eindrucke loszureißen. Solche Pygmäen waren es doch auch, dachten wir endlich, welche dies erſtaunenswerthe Werk durch vereinte Kraft emporthürmten, und ein Einziger unter ihnen bildete es vor ſeinem Geiſte, noch ehe es ſich in die Lüfte erhob. Ja, er dachte es ſich noch weit herrlicher, als es jetzt daſteht,*) er allein leitete die Kräfte der vielen Hunderte, die arbeiteten, und ſich abmüheten, und doch nicht deutlich wußten, was ſie thaten. Jetzt ruhen der Werkmeiſter und die Arbeiter; aber ihr Werk wird ſtehen, trotzend der mächtigen Zeit, in herrlichen Ruinen, wenn die ganze volkreiche Stadt längſt eine Wüſte ward, wie Palmyra und Perſepolis.

Beherzter blickten wir nun hinauf und wandelten in dem hohen Raume, in welchem unſere Tritte feierlich wiederhallten; wie lauter Donner ertönte es durch das weite Gewölbe, als man oben auf der Gallerie, die am Fuße des Doms rings um denſelben hinläuft, eine Thür zuwarf. Wir ſtiegen hinauf zu dieſer Gallerie; wunderbar iſt der Blick von dort hinab und hinauf. In der Höhe glaubt man eine zweite Kirche ſich erheben zu ſehen, ſo hoch iſt noch immer von hier das Gewölbe des Doms. In der Tiefe ſcheint der aus großen ſchwarzen und weißen Marmorquadern zuſammengeſetzte Fußboden wie feine Moſaik. Die Gallerie heißt die Flüſtergallerie,*) weil das an die Mauer gelegte Ohr auf einer Stelle derſelben alles deutlich vernimmt, was auf der entgegengeſetzten Seite ganz leiſe gegen die Wand geſprochen wird.

---

*) Man zeigt noch in St. Paul ein Modell von dem erſten Plan des Baumeiſters Sir Chriſtopher Wren. Die damaligen regierenden Zeloten verwarfen ihn wegen ſeines heidniſchen Anſehns, und wählten dafür die jetzige Kreuzform.

Von dieſer Gallerie ſtiegen wir noch weiter, bis außen, wo auf der höchſten Höhe des Doms ſich die ſogenannte Laterne erhebt. Wir betraten die ihren Fuß umgebende Gallerie, mit der Hoffnung, von hier aus die Stadt und die zunächſt umgebende Gegend zu überſehen. Der heitere Tag berechtigte uns zu dieſer Hoffnung, aber der Steinkohlenrauch der vielen Feueröſſen verbarg uns die Nähe, und der dem engliſchen Himmel eigne nebelartige Duft die Ferne.

---

*) Whispering Gallery.

Ein Trupp Matroſen, den wir mit großem Geräuſche heraufſteigen hörten, trieb uns hinunter. Jetzt waren wir gewöhnter an den großen Eindruck, welchen das Ganze zuerſt auf uns machte, und begannen uns nach dem Einzelnen umzuſchauen.

Man hat die Idee, in Zukunft hier die Monumente ſolcher Männer aufzuſtellen, die dieſen Ehrenplatz verdienen, denn die Weſtminſter-Abtei iſt längſt ſchon für dieſen Zweck zu enge geworden. So ſchön dies gedacht ſeyn mag, ſo wiſſen wir doch nicht, ob die Ausführung dieſes Gedankens wünſchenswerth ſey, ob die hohe Einfachheit des Gebäudes nicht durch ſolchen Schmuck geſtört werden möchte. Bis jetzt ſtehen in einem Flügel der Kirche nur zwei große Monumente von weißem Marmor. Beide ſind Admirälen gewidmet, und weder Gedanke noch Ausführung daran vorzüglich zu nennen. Auf dem einen zieht Neptun einen ſterbenden Jüngling in ſein Reich hinab, die Wellen ſehen aus wie zerwühlte Federbetten. So geht es immer, will man das lebendigſte Element verſteinern.

Vorzüglicher ſind zwei marmorne Bildſäulen an der eiſernen Gitterthür, welche zu der dem gewöhnlichen Gottesdienſte geweihten Abtheilung der Kirche führt; beide das Werk eines geſchickten engliſchen Bildhauers, Namens Bacon. Eine ſtellt den edlen Howard, den Freund und Tröſter der Gefangenen, vor. Mit etwas geſenktem Haupte ſteht er da, wie der heilige Petrus, einen Schlüſſel und eine Pergamentrolle in der Hand; ſein Fuß tritt auf zerbrochene Feſſeln. Der edle, ſchöne Kopf hat alle Zeichen ſprechender Aehnlichkeit. Ihm gegenüber ſteht, ſonderbar genug, die Statue des berühmten Kritikers Dr. Samuel Johnſon.

Wie wir durch Ludgatehill, eine dem Kirchhof zunächſt gelegene ſehr volkreiche Straße nach Hauſe gingen, ſahen wir alle Fußgänger ſtill ſtehen und ängſtlich nach dem von unten ſehr klein ſcheinenden Kreuze hinblicken, welches über einer Kugel oben auf der Laterne des Doms von St. Paul befeſtigt iſt. Auch wir ſahen natürlicherweiſe hin und bemerkten etwas oben am äußerſten Ende des Kreuzes ſich Bewegendes. Mit Hülfe eines Glaſes entdeckten wir endlich einen der Matroſen, die uns vorhin in der Kirche begegneten. Er machte ſich das halsbrechende Vergnügen, auf dieſer entſetzlichen Höhe allerhand gefährliche Stellungen anzunehmen, den Hut zu ſchwenken, auf einem Beine zu ſtehen, blos um die Zuſchauer unten in ängſtliche Bewunderung zu verſetzen. Ihm, der auf dem wilden Meere, oben im hohen ſchwankenden Maſtkorbe, gewiß längſt jede Idee von Schwindel verlernt hatte, mochte dieſer doch immer unbewegliche Standpunkt, trotz ſeiner Höhe, wohl gar nicht gefährlich dünken, während uns Andere beim bloßen Anblick banges Grauſen ergriff.

Der Tower.

Wir wollen die Löwen ſehen, ſagen die engliſchen Pachter- und Landjunkerfamilien, wenn ſie eine Wallfahrt nach der Hauptſtadt und ihren Merkwürdigkeiten unternehmen. Dieſe Löwen, eigentlich die im Tower aufbewahrte königliche Menagerie, dienen ihnen, als die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt, zur Bezeichnung alles Sehenswerthen in derſelben. Leider ſind die edlen Thiere mit ſammt ihrer Reſidenz durch dieſe Popularität etwas verrufen, und ein Fremder von gutem Tone wagt es kaum den Tower zu beſuchen. Wir gingen indeſſen doch hin, auf die Gefahr etwas gar Unmodiſches, mit dem hohen Styl ganz Unverträgliches zu unternehmen, und ſuchten den Tower mit ſeinen Löwen am äußerſten Ende der City auf, wo er nahe am Ufer der Themſe liegt.

Grämlich und düſter blickt dieſer uralte Schauplatz unzähliger Gräuel mit ſeinen grauen Thürmen über den ihn umgebenden Waſſergraben. In einem dicht über demſelben erbauten, ziemlich niedrigen Gewölbe iſt die Pforte angebracht, durch welche die Staatsverbrecher hineingeführt wurden. Sie heißt das Thor der Verräther, Traitor's gate; man brachte die Unſeligen in einem Boote von der Themſe bis zu dieſem Eingange, der ſich hinter ihnen oft für immer verſchloß.

Wir gingen durch das Thor des Haupteinganges hinein, welches zur Noth für eine Kutſche

Raum hat. Man machte uns aufmerkſam auf die kleinen vergitterten Fenſter über dem Thore. Sie befinden ſich in dem Zimmer, in welchem der entſetzliche Richard der Dritte die beiden jungen Söhne ſeines Bruders erſticken ließ, als ſie eben ſanft und ruhig im feſten Schlummer der Kindheit dalagen und von keiner Gefahr träumten. Uns gelüſtete nicht, das Mordzimmer zu betreten.

Eine alte Sage gibt Julius Cäſar für den erſten Erbauer dieſer Veſte an; die Geſchichte aber ſagt uns, daß Wilhelm der Eroberer in der Mitte des eilften Jahrhunderts den Grund dazu legte, um ſeine vielgeliebten Londoner im gehörigen Reſpekte zu erhalten. Man ſieht es dem ſehr weitläufigen Ganzen an, daß kein feſter Plan bei deſſen Gründung vorwaltete, ſondern während der Regierung mehrerer Könige bald hier, bald da daran gebaut und zugeſetzt ward.

Jetzt gleicht der Tower faſt einer kleinen Stadt; er umſchließt in ſeinem Bezirke mehrere Straßen, eine Kirche, Magazine, Kaſernen für die Garniſon, Häuſer für die Officiere, Zeughäuſer, die Münze, nebſt Wohnungen für die dabei beſchäftigten Officianten und ſonſt noch mancherlei Gebäude. Ein breiter Waſſergraben läuft rings umher, und zwiſchen dieſem Graben und der Themſe befindet ſich eine Art Terraſſe, auf welcher ſechzig Kanonen ſtehen, die bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert werden. Der Tower wird, wie es bei Feſtungen Gebrauch iſt, mit Sonnenuntergange geſchloſſen. Die Yeomen, oder Ochſenfreſſer, haben die Wache darin, und dienen zugleich den beſuchenden Fremden als Ciceronen. Hier ſind ſie ganz augenſcheinlich am rechten Platze; ihre Kleidung und ihr ganzes Anſehen trägt gleich am Eintritte dazu bei, uns in frühe dunkle Jahrhunderte zu verſetzen.

Die Münze, mit den dazu gehörigen Gebäuden, nimmt ein gutes Drittheil des Towers ein. Sie wird nicht gezeigt. Uns blieb der weiße Thurm, die Schatzkammer und die Löwen zu ſehen. Letzteren machten wir zuerſt unſern Beſuch.

Nicht nur Löwen werden hier in einer beſondern Abtheilung in ſtarken Käfigen bewahrt, auch Panther, Leoparden, Tiger und mehrere Arten wilder Bewohner der Wüſten, grimmige ſtattliche Beſtien, denen man es anſieht, daß ſie gut gehalten werden. Nach engliſcher Sitte hat jede derſelben außer dem Schlafkabinette noch ein Wohnzimmer in ihrem Käfig, wo ſie Beſuch annimmt. Alle prangen mit chriſtlichen Namen, beſonders die Löwinnen; da findet man eine Miß Howe, Miß Jenny, Miß Charlotte, Miß Nanny, als wäre man auf einer engliſchen Aſſemblée. Viele dieſer Thiere wurden hier im Tower geboren und erzogen, und es iſt merkwürdig, daß dieſe gerade die wildeſten und unbändigſten ſind.

Die Kronjuwelen, welche ebenfalls der Tower aufbewahrt, zeigt man auf eine wunderlich ängſtliche Weiſe, die ſehr gegen die Liberalität abſticht, mit welcher Fremde im Dresdner grünen Gewölbe herumgeführt werden. Der uns leitende Ochſenfreſſer öffnete uns eine kleine Thüre, wir traten hinein, und mußten uns alle in einer Reihe, auf eine daſtehende Bank ſetzen. Die Thür ward hinter uns abgeſchloſſen, und wir befanden uns in einem kleinen ſteinernen, ganz dunklen Gewölbe, wie in einem Gefängniß. Die unerwartete Finſterniß blendete uns; es währte lange, ehe wir dicht vor uns ein ſtarkes eiſernes Gitter entdeckten und hinter demſelben eine alte Frau zwiſchen zwei Lichtern.

Dieſer etwas drachenähnliche Hüter unterirdiſcher Schätze zeigte uns nun viele Koſtbarkeiten. Manches Stück davon war wegen der alten, mitunter ſehr feinen Arbeit merkwürdig; zum Beiſpiel ein goldner Adler, deſſen Hals das heilige Oel zur Salbung der Könige enthält; der goldne Löffel, in welchen der Biſchof bei der Krönung dieſes Oel gießt, und vieles uralte Tiſchgeräthe von Gold und Silber. Dann ſahen wir auch den mit franzöſiſchen Lilien verzierten Scepter, den Reichsapfel, viele Kronen, und mehr dergleichen Dinge, die bei Krönungen und andern feſtlichen Gelegenheiten noch zum Theil gebraucht werden. Eine Perle von unſchätzbarem Werthe, ein Smaragd, der im Umfange ſieben Zoll groß iſt, und ein wunderſchöner Rubin ſchmücken die Krone, welche der König im Parlamente auf dem Haupte trägt; die Krone des Prinzen von Wallis wird im Parlamente vor dieſen hingeſetzt, als ein Zeichen, daß er noch nicht berechtigt iſt ſie zu tragen. Alle dieſe Herrlichkeiten blitzen von köſtlichen Edelſteinen. In der düſtern Höhle ſahen ſie wie ein von böſen Geiſtern bewachter Feenſchatz aus; ihr Werth wird über zwei Millionen Pfund Sterling angegeben, ohne die ſeltenen Steine, deren Werth man gar nicht beſtimmen kann.

Von hier wandten wir uns zum weißen Thurme, der aber weder ein Thurm, noch weiß iſt, ſondern ein großes viereckiges Gebäude mitten in der Feſtung, alt, grau und roſtig anzuſchauen. Vier Wachtthürme krönen deſſen Zinnen, von welchen einer zur Sternwarte eingerichtet iſt.

Im erſten Stock ſahen wir die der großen ſpaniſchen Armada abgenommenen Trophäen. Lauter alte, zum Theil recht ſonderbar erdachte Mordgewehre. Eine Menge Daumſchrauben befinden ſich dabei; die Spanier führten ſie bei ſich, um damit bei ihrer Landung, von den beſiegten Engländern, Auskunft über etwa verborgene Schätze zu erpreſſen.

In dieſem Saale iſt eine lebensgroße Puppe zu ſchauen, welche die Königin Eliſabeth vorſtellt, wie ſie eben im Begriffe iſt einen weißen Zelter zu beſteigen. Sie trägt die Kleider, welche Ihro Majeſtät trug, da ſie nach dieſem merkwürdigen Siege zum Volke ſprach. Wir möchten aber keiner Schauſpielerin rathen, ſich zur Rolle der Eliſabeth nach dieſem Muſter zu coſtumiren. Die gute Dame ſieht erſchrecklich aus, beſonders das zu einem hohen, breiten Thurme aufgekräuſelte Haar, welches gar nicht mehr wie Haar ausſieht, und die unendliche, ſpitzig zulaufende, in einen Harniſch gepreßte Taille.

Hier ſahen wir auch das Beil, unter welchem der Anna Buleyn ſchönes Haupt fiel, und mehr dergleichen traurige Merkwürdigkeiten, von denen der Tower wimmelt.

Die Waffen neuerer Zeit ſind in einem andern ſehr großen Saale aufgeſtellt. Nimmer hätten wir dieſen Mordgewehren zugetraut, daß ſie einen ſo hübſchen Anblick gewähren könnten. Sie ſind hier aufs zierlichſte und mit einer Art Erfindungsgeiſt und Geſchmack geordnet; die Wände blitzen von Bajonnetten, Piſtolen, Degen und Säbeln, in tauſend verſchiedenen Formen geſtellt; da ſieht man daraus zuſammengeſetzte Kirchenfenſter, eine Orgel, Wappen, Sterne, Schlangen; die Decke ruht auf Pfeilern von Musketen, um welche zierliche Guirlanden von Piſtolen ſich winden.

In einem andern großen Saale ſind alle Könige Englands, von Wilhelm dem Eroberer an bis auf Georg den Zweiten, in einer langen ſtattlichen Reihe, zu Pferde, in voller Rüſtung zu ſchauen. Die zum Theil ſehr prächtigen Rüſtungen ſind die nämlichen, welche ihre Inhaber bei Lebzeiten trugen. Auch Georg der Zweite hat eine über und über vergoldete Rüſtung an; der Ochſenfreſſer, unſer Cicerone, verſicherte uns ſehr naiv, dieſer Herr habe ſolche nie getragen. Der berühmte John of Gaunt, Sohn Eduards des Dritten, muß ein Rieſe ohne gleichen geweſen ſeyn; ſeine Rüſtung iſt ſieben Fuß hoch, Schwert und Lanze dem angemeſſen. Auch Heinrich der Achte war gewiß ein anſehnlicher Herr; die für ihn in ſeinem achtzehnten Jahre verfertigte Rüſtung gibt der des John of Gaunt an Größe wenig nach.

Der Palaſt von Weſtminſter.

In dieſen Ueberbleibſeln eines uralten, von Eduard dem Bekenner erbauten Palaſtes thront jetzt die Göttin Themis. Gleich den Königen von England, iſt auch ſie ſchlecht logirt, und ihre Reſidenz ſieht von innen und außen ſehr zerfallen aus. Neugierig, den Schauplatz ſo vieler merkwürdigen Entſcheidungen, den Tummelplatz der berühmteſten Redner der Welt zu ſehen, eilten wir eines Morgens hin.

Zuerſt traten wir in die Weſtminſter-Halle. Es iſt ein hoher, gewölbter Saal, zwei hundert und fünf und ſiebenzig Fuß lang, und vier und ſiebenzig breit. Man hält ihn in England für den größten in Europa, deſſen Decke nicht auf Säulen ruht. Dies mögen wir nicht beſtreiten, aber trotz ſeiner Größe gewährt er keinen brillanten Anblick. Die Wände ſind ohne alle Verzierungen, und die künſtlich geſchnitzte Decke von Eichenholz nimmt ſich, von unten aus geſehen, ſchon wegen der braunen Farbe des Holzes nicht beſonders aus. In der Nähe betrachtet, ſollen dieſe Verzierungen im gothiſchen Geſchmacke nicht ohne Kunſtwerth ſeyn.

In früheren Zeiten diente dieſe Halle bei großen Feſten und Schmauſereien den Königen zum Speiſeſaal. Richard der Zweite ſoll darin auf einmal zehn tauſend Perſonen bewirthet haben. Oft ward hier das Parlament verſammelt, hier war der große Gerichtshof, in welchem der König perſönlich präſidirt. Der unglückliche Karl der Zweite ward in dieſer Halle verhört und verurtheilt, und noch jetzt verſammeln ſich hier die Richter bei wichtigen ſeltenen Rechtsfällen, wenn ein Pair des Reichs oder irgend eine andere ſehr wichtige Perſon angeklagt wird. Gewöhnlich aber dient dieſe Halle den Advocaten und ihren Clienten zur Promenade, bis die Reihe ſie trifft, bei Gericht vorgelaſſen zu werden.

Wir ſahen hier viele der Erſtern in ſchwarzen Mänteln, mit großen, weiß gepuderten Perücken auf- und abwandeln. Sehr ungenirt ging es übrigens zu; Jeder wandelte, wohin es ihm beliebte; keine Wache, kein Thürſteher, Niemand, der auf Ordnung hielte, war ſichtbar. Auch wir irrten ungeſtört umher, traten von ungefähr hinter einen an der Seitenwand der Halle angebrachten Vorhang und ſahen uns plötzlich, zu unſerm Erſtaunen, in einem nicht großen, nicht ſchönen, aber ziemlich dunkeln Zimmer, das uns wie eine Dorfkapelle vorkam. Auf einer kleinen Erhöhung hinter einem Tiſche ſaß ein ſchwarzbemäntelter Herr, mit einer gewaltig reſpectablen Staatsperücke. Er ſprach ſehr angelegentlich und eindringend; wir aber verſtanden kein Wort von dem, was er ſagte, denn eine Menge Leute gingen mit großem Geräuſche aus und ein, und machten einen Lärm, als wären ſie für ſich allein zu Hauſe. Zuweilen rief wohl irgend Jemand: Silence! aber Niemand kehrte ſich ſonderlich daran, der Lärm dauerte fort nach wie vor. Rund um den Tiſch ſaßen dreißig bis vierzig andere Herren auf Bänken, ebenfalls mit ſchwarzen Talaren und weißen, obgleich etwas kleineren Perücken. Alle ſchienen emſig befliſſen dem Redner zuzuhören, ſo gut es ſich bei ſo bewandten Umſtänden thun ließ. Zu unſerm Erſtaunen vernahmen wir, dies ſey der hohe Gerichtshof,*) und der Herr oben an der Lordkanzler, die andern wären die Richter, welche in dieſem unruhigen Winkel ſich verſammelten, um ſehr bedeutende Proceſſe zu entſcheiden. Man kann indeſſen von ihrer Entſcheidung noch an das Oberhaus appelliren.

Verwundert über die leichte Art, mit der hier die wichtigſten Dinge betrieben werden, irrten wir eine Weile im alten Palaſte umher, durch viele uralte gewölbte Gänge, Treppen auf und ab, kreuz und queer; zuletzt fanden wir uns wieder nahe an der großen Halle, im Gerichtshofe von Kingsbench.**)

Hier ſah es nicht beſſer aus als im hohen Gerichtshofe; derſelbe Lärm, dieſelbe Unordnung. Zwei Herren, mit Perücken angethan, die auf einer größern Erhöhung ſich befanden, präſidirten; einer von ihnen war der Oberrichter, Lord Ellenborough. Vor ihnen, hinter Schranken, ſtanden ein Paar arme Teufel, mit wahren Armenſündergeſichtern, über deren Haut es eben herzugehen ſchien.

---

*) **High court of chancery.**

) **Court of Kingsbench.

Vor dem Gerichtshofe von Kingsbench werden faſt alle Criminal- und Polizeiverbrechen gerichtet; der berühmte Mr. Erskine und ſonſt noch mehrere ausgezeichnete Rechtsgelehrte treten hier oft als Vertheidiger oder Kläger vor die Schranken. Hoffentlich gönnt man dieſen Männern mehr Aufmerkſamkeit, als ſonſt hier gebräuchlich iſt. Nie und nirgends ſahen wir das, was doch das ernſteſte Geſchäft in der Welt iſt, die Entſcheidung zwiſchen Recht und Unrecht, Schuld und Unſchuld, Lohn und Strafe, Leben und Tod, auf eine ſo leichtſinnige Weiſe betreiben. Keine Spur war zu erblicken von dem imponirenden Ernſte, der von jedem Richterſtuhle unzertrennlich ſeyn ſollte. Unbegreiflich iſt es nur, wie Richter und Advocaten dieſen Lärm ertragen ohne alle Aufmerkſamkeit für ihr Geſchäft zu verlieren. Wir eilten hinaus und reſignirten gern darauf, noch zwei Gerichtshöfe zu ſehen, die ſich ebenfalls im Palaſte von Weſtminſter befinden, und in welchen es nicht beſſer hergeht, als in den beiden, welche wir beſuchten.

Da das Parlament leider nicht verſammelt war, ſo wollten wir doch wenigſtens das Local ſehen, in welchem das Oberhaus zuſammenkommt. Dieſes iſt ein alter, mittelmäßig großer, räucheriger Saal. Verblichene gewirkte Tapeten, welche den Sieg über die Armada vorſtellen, bekleiden die Wände; man rühmt ihren Kunſtwerth, aber die verheerende Zeit und der ihr treulich beiſtehende Staub und Schmutz haben ſie dermaßen entſtellt, daß wenig mehr von ihrem ehemaligen Glanze zu entdecken iſt. Am obern Ende des Saals, auf einer Erhöhung ſteht der königliche Thron, der wie der Baldachin einer vom Trödel geholten, altmodiſchen, roth damaſtnen Himmelbettſtelle ſich ausnimmt. Daneben, zur rechten Hand, ſtand ein eben ſo alter und unſcheinbarer Lehnſtuhl für den Prinzen von Wallis, und zur Linken ſechs Stühle für die übrigen Prinzen. Mitten im Saal liegen vier groſſe viereckige, mit rothem Zeuche bezogene Wollſäcke für die Lords, welche zugleich Richter ſind; die übrigen Lords finden ihre Plätze auf einigen, zu beiden Seiten ſtehenden Reihen Bänken. Ein ſehr groſſes Kamin vollendet das Ganze; es iſt mit einer Barriere von eiſernem Gitterwerke verſehen, vermuthlich, damit Niemand im Eifer des Debattirens hineinfalle.

So ſieht der Saal aus, in welchem oft das Schickſal von Millionen entſchieden wird, der Saal, in welchem die erſten und mächtigſten Glieder einer Nation ſich verſammeln, welche gern dem ganzen Erdball Geſetze gäbe, und noch nie fremde annahm. Vielleicht iſt gerade dieſe Unſcheinbarkeit der ſprechendſte Beweis des Stolzes, der, auf innerem Bewußtſeyn ruhend, allen äußeren Glanz verachtet.

Im Unterhauſe ſieht es nicht glänzender aus; nur der Thron und die Wollſäcke fallen weg, ſonſt iſt die Einrichtung des Saals ungefähr die nämliche. Die Wände ſind mit braunem Holze getäfelt, und an einer Seite, oben, befindet ſich eine Gallerie für die, welche den Sitzungen als Zuſchauer beiwohnen wollen. Keine Frauen werden hier während derſelben zugelaſſen. Auch möchten wenige es ertragen können, ſich zur Erhaltung eines guten Platzes ſchon um neun oder zehn Uhr Morgens einzufinden, und dann oft bis Mitternacht dort auszudauern. Indeſſen iſt doch dafür geſorgt, daß man nicht verhungere; denn ein Gaſtwirth hält in einem unter dem nämlichen Dache befindlichen Kaffeezimmer Erfriſchungen für die Mitglieder des Unterhauſes bereit; auch Fremden iſt's erlaubt, ſich in ſeiner Küche zu erquicken und zu ſtärken. Es iſt Sitte, daß man nach einer ſolchen Excurſion ſeinen Platz in der Gallerie unbeſetzt wiederfindet.

Urſprünglich war der Saal des Unterhauſes eine Kapelle, vom Könige Stephan dem Schutzheiligen ſeines Namens gewidmet. Der prachtliebende Eduard der Dritte ſtellte ſie in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wieder her. Heinrich der Sechſte gab ihr ihre jetzige Beſtimmung, ließ ſie dazu einrichten und durch mancherlei Abtheilungen zu Gängen und Nebenzimmern verkleinern. Leider ward dadurch eins der ſchönſten Werke gothiſcher Kunſt ſo gut als vernichtet. Vor mehreren Jahren riß man einen Theil der Vertäfelung, welche die Wände bekleidet, herab, um den Saal zu vergrößern. Mit Erſtaunen entdeckte man die Ueberbleibſel der reichen Verzierungen an der urſprünglichen Mauer, und ſchloß mit Bedauern aus dieſem Wenigen auf die ehemalige Pracht des Ganzen. Man fand unſchätzbare Spuren der Kunſt jener Zeiten, wunderkünſtliches Schnitzwerk, Malereien und Vergoldungen, friſch und glänzend, als wären ſie von geſtern; beſonders am öſtlichen Ende der Kapelle, wo man noch deutliche Spuren des Hochaltars ſah. Seitenwände und Decke waren dort mit ſchönem Schnitzwerke und alten Wappenbildern ganz bedeckt; dazwiſchen einige lebensgroße gemalte Figuren und ein uraltes Gemälde, die Anbetung der Hirten vorſtellend, für den Freund der Kunſtgeſchichte von unendlichem Werthe. Alles wurde barbariſcher Weiſe zerſtört und gänzlich vernichtet, um dem jetzt exiſtirenden traurigen Saale Platz zu machen, als gäbe es in ganz London keinen andern Raum, in welchem die Herren des Unterhauſes ſich verſammeln könnten. Von aller dieſer Herrlichkeit blieb nur ein einziges ſchönes gothiſches Fenſter, durch welches die Sonne jetzt trübe blickt, als vermiſſe ſie den ehemaligen Glanz.

Von außen ſah das ganze Gebäude traurig und verfallen aus, ſo wie auch die ſchöne gegenüber ſtehende, dazu gehörige Kirche, die berühmte Abtei von Weſtminſter. Man wendete wenig

Mühe und Koſten daran, dieſe Denkmäler früherer Zeiten zu erhalten, und ſie ſchienen allmählich ihrem Untergange zuſinken zu wollen.

Die Weſtminſter-Abtei.

Dieſe Behauſung berühmter Todten ſteht öde und trauernd, ſelbſt einem großen Grabmahle vergangener Jahrhunderte ähnlich. Die alte Herrlichkeit und Schönheit, der in der gewöhnlichen Kreuzform erbauten gothiſchen Kirche, kann man von außen nur ahnen; denn hier ſo wenig, wie bei St. Paul, iſt ein Standpunkt zu finden, von welchem es möglich wäre, das Ganze zu überblicken. Zwei ſchöne viereckige Thürme krönen die hohe Zinne; jeder derſelben iſt nach gothiſcher Art mit mehrern kleinen, leicht in die Luft ſich erhebenden Thürmchen geziert; ein prächtiges Portal führt in das innere Heiligthum.

Vom Eingange an der Weſtſeite überblickt man den ganzen Plan deſſelben. Einem verſteinerten heiligen Haine gleich, ſteht es vor uns in ſeiner ehrwürdigen erhabenen Pracht. Schlanke und doch verhältnißmäßig ſtarke Pfeiler tragen das hohe, wie von Geiſterhänden kühn geſchaffene Gewölbe, an welchem Bogen über Bogen ſich leicht und luftig erheben. Jeder dieſer Pfeiler beſteht aus einer Gruppe von fünf Pfeilern, die ſich zu einem einzigen vereinigen. Das durch die hohen gemalten Fenſter verſchleiert eindringende Sonnenlicht verbreitet heilige Dämmerung rings umher, über alle die unzähligen, mit unendlichem Kunſtfleiße gearbeiteten Verzierungen, welche dieſen ehrwürdigen Tempel ſchmücken.

Alles Alte darin iſt groß, herzerhebend und erfreulich; deſto unangenehmer ſticht alles Neuere dagegen ab. Beſonders fremd nimmt ſich der moderne, von weißem Marmor im ſogenannten griechiſchen Geſchmacke erbaute Altar in dem wunderherrlichen alten Chor aus, in welchem die engliſchen Könige gekrönt werden.

Auch die unzähligen Monumente, welche dieſe Kirche eigentlich überfüllen, zerſtören die Einheit des Gebäudes. Ohne Ordnung und Wahl ſtehen ſie durch einander, als hätte man ſie vor irgend einem Unfalle hierher geflüchtet und einſtweilen hingeſtellt, wo eben ein freies Plätzchen zu finden war. Obendrein ſcheinen die wenigſten, wenn man ſie als Kunſtwerke betrachtet, dieſe Sorgfalt zu verdienen. Viele ſehen in dieſer hohen Umgebung nur um ſo kleinlicher aus; oft ſind Mauern aufgeführt, an die ſie ſich lehnen, und obgleich es ein ſchöner Gedanke iſt, daß eine große Nation, hier in ihrem heiligſten Tempel, bei den Gräbern ihrer Könige, das Andenken großer verdienter Männer dankbar aufbewahrt, ſo kann man ſich doch nicht enthalten zu wünſchen, daß dieſes auf eine weniger ſtörende Weiſe geſchehen ſeyn möchte. Ein großer Theil der Ausführung des ſchönen Zwecks geht durch die Art verloren, mit welcher alles unter und über einander geſtellt iſt. Durch Staub, Schmutz und unzählige Spinneweben muß man ſich drängen, um manches Monument in ſeinem engen Winkel zu betrachten, und dabei den Kummer fühlen, das wahrhaft Schöne und Große durch ſo viel Mittelmäßiges verdrängt und entſtellt zu ſehen.

Eine Ecke in einem der kürzeren Flügel ward dem höheren Talent geweiht. Sehr unpoetiſch nennt man dieſe Abtheilung den Poetenwinkel*). Hier fanden wir Goldſmith, Händel, Shakſpeare, Garrik, Chaucer, Buttler, Thomſon, Gay, Johnſon, Milton, Dryden und viele andere, nur nach Swift, Sterne und Pope ſuchten wir vergebens. Der Platz iſt ſehr enge, und mancher hochgefeierte Name muß ſich in dieſem Pantheon, aus Mangel an Raum, mit einem unſcheinbaren Winkel behelfen. Ein Medaillon, mit dem Profil des durch Talent und Schickſal unſerem Hölty ſo nah verwandten Goldſmith, iſt über der Thüre angebracht. Händel ſitzt ſchreibend und aufhorchend, als belauſche er die Melodie der Sphären, und eile ſie auf dem Papiere feſt zu halten. Im königlichen Schmucke tritt Garrik hinter einem Vorhange hervor, den er mit beiden Händen zurückſchlägt, und ſchaut entzückt und geblendet die neue Scene. Gedankenvoll lehnt Shakſpeare an einem Poſtament, und zeigt auf eine herabhängende Pergamentrolle mit folgender Inſchrift aus ſeinem Tempeſt.

---

*) The Poets Corner.

„The cloud capt tower, the gorgeous palaces,
„The solemn temples, the great globe itself,
„Yea, all which it inherit, shall dissolve;
„And like this unsubstantial pageant faded
„Leave not a rack behind: We are such stuff
„As dreams are made on, and our little life
„Is rounded with a sleep.“ *)

Unter den im übrigen Theil der Kirche zerſtreuten Denkmälern wird das dem Lord Mansfield gewidmete von den Engländern beſonders hoch gehalten. Es iſt vom jüngern Flaxmann gearbeitet. Dieſes und das des Lords Chatham, Vaters des berühmten William Pitt, wurden jedes mit ſechs tauſend Pfund Sterling bezahlt. Lord Mansfield, in der weiten, der plaſtiſchen Kunſt gar nicht vortheilhaften Tracht der engliſchen Richter, ſitzt in ziemlich ungraziöſer Stel-

---

*) «So werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläſte,
Die hehren Tempel, ſelbſt der große Ball,
Ja, was daran nur Theil hat, untergehen,
Spurlos verſchwinden. Wir ſind ſolcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf. —»
Ueberſetzt von A. W. Schlegel.

lung auf dem Richterſtuhle; eine Hand ſtützt ſich auf's Knie, die andere hält eine Pergamentrolle. Neben ſeinem Sitze, etwas niedriger, ſtehen Weisheit und Gerechtigkeit, hinter ihm der die Fackel auslöſchende Tod, gewagt genug in der Geſtalt einer ſchönen, nackten, weiblichen Figur dargeſtellt.

Hoch auf dem Piedeſtal, in Redner-Stellung, ſteht Lord Chatham; viele Tugenden weinen zu ſeinen Füßen und laſſen es unentſchieden, ob ſeine Rede ſie rührt, oder ob er Dinge sagt, über welche die Tugend weinen muß.

Auch die traurigen Manen des unglücklichen Majors Andree, der im amerikaniſchen Kriege vom erbitterten Feinde als Spion gehängt ward, finden hier ein ehrenvolles, ſeinem Andenken geweihtes Monument.

Zwölf an die Kirche ſich anſchließende Kapellen enthalten die Aſche der Könige und einiger ſehr vornehmen Familien. Seit Eliſabeth's Zeiten ward keinem Könige ein Monument hier errichtet, obgleich alle hier begraben liegen.

Gern betrachteten wir jene alten Denkmäler; faſt alle ſind große viereckige Sarkophage, auf welchen die Statue des Verſtorbenen, in völliger

Staatskleidung ausgeſtreckt daliegt, mit gefaltenen Händen, ruhig wie im Schlummer. Keine Zerrbilder fanden wir, wie in Paris aux petits Augustins, wo Franz der Erſte, Marie von Medizis und Karl der Neunte in den gräßlichſten Verzerrungen des Sterbens, mit wild zerſtreutem Haare, faſt nackt, in entſetzlichen Convulſionen auf ihren Gräbern abgebildet liegen. Gerührt ſtanden wir hier am Grabe der Maria Stuart. Man hat ſie ohnweit ihrer Todtfeindin und Mörderin gebettet; das Geſicht ihrer Statue war durch die Zeit faſt unkenntlich geworden.

Die älteſte der zwölf Kapellen enthält das Grab Eduards des Bekenners; es war mit Moſaik von farbigen Steinen geziert, welche leider größtentheils von ungezogenen Alterthumsfreunden ausgebrochen und mitgenommen wurden.

Eduard der Erſte ruht ebenfalls hier; neben ihm ſeine Gemahlin, Eleonore von Kaſtilien, dieſes Muſter ehelicher Liebe und Treue bis in den Tod. Als ihr Gemahl noch Kronprinz war, zog auch er 1274 zum frommen Kriege, ins gelobte Land. Eleonore begleitete ihn, achtete nicht der weiten gefahrvollen Reiſe, wollte lieber alles Ungemach dulden, als von dem ſo hoch Geliebten entfernt leben. Geſtärkt durch ihren Anblick, angefeuert durch ihren Muth, richtete er ſiegend unter den Sarazenen bald große Verwüſtungen an. Die Ungläubigen rächten ſich aber fürchterlich und tückiſch. Sie ſandten Meuchelmörder gegen ihn aus, die ihn mit einem tödtlich vergifteten Pfeile am Arme verletzten. Die Mörder fielen zwar unter den rächenden Schwertern ſeiner Getreuen, aber Eduard ward bewußtlos in ſein Zelt getragen. Die Aerzte gaben ihn ohne Rettung verloren, wenn nicht einer ſeiner Diener das Gift aus der Wunde zu ſaugen und das Leben des Gebieters mit Aufopferung des eigenen Lebens zu erhalten ſich entſchlöſſe. Starr und ſtumm ſtanden alle um das Sterbebette ihres künftigen Königs; ſie hatten oft dem Tode in ſeiner furchtbarſten Geſtalt getrotzt, dennoch konnte keiner zu dieſem Opfer ſich entſchließen. Da eilte Eleonore herbei; Niemand durfte es wagen ſie zu hindern; ſie warf ſich auf den verwundeten Arm, und bald ſchlug der Gerettete die Augen wieder auf. Mit welchem Gefühl er auf dieſe Weiſe ſich dem Leben wiedergeſchenkt ſah, wie ſie, fürchtend ihn auf's neue zu vergiften, es nicht wagte, ihn zum letzten Mal an die treue Bruſt zu drücken, und nur von ferne, zitternd vor Freude, vor ihm ſtand, dafür haben wir keine Worte. Konnte das Gift dieſem engelreinen Weſen nicht ſchaden? War es vielleicht nur bei einer äußern Verletzung tödtlich? Dies wiſſen wir nicht; genug, Eleonore lebte noch mehrere Jahre ein glückliches, ſchönes Leben an der Seite ihres Gatten, theilte bald darauf mit ihm den Thron und fand erſt neunzehn Jahre ſpäter hier ihre letzte Ruheſtätte.

So erzählt die Sage, und zu ſchön, um ihre Wahrheit zu bezweifeln, obſchon einige berühmte Geſchichtſchreiber dieſer rührenden Begebenheit nicht erwähnen.

Auch auf dieſem Sarkophage iſt die Geſtalt der darunter Schlummernden abgebildet. Die Kunſt war damals noch in der Kindheit, aber diesmal führte ihr Genius den Meiſel des Künſtlers, ein ſchützender Engel wachte über das Bild und barg es vor der zerſtörenden Zeit. Eleonorens Geſicht ſtrahlt noch von hoher Schönheit und wunderbarer Güte und Milde auf dieſer, ihre Züge der Nachwelt aufbewahrenden, wohlerhaltenen Abbildung.

Die Gräber Eduards des Dritten und Heinrichs des Dritten ſind ebenfalls in dieſer Kapelle.

Das Monument Heinrichs des Dritten, ein merkwürdiges Denkmal alter Kunſt, iſt reich verziert mit Porphyr, Moſaik und Vergoldungen; ſeine in Erz gegoſſene Statue ruht darauf. Hier ſtehen auch die alten Seſſel, auf welchen die Könige bei der Krönung ſitzen; in einem derſelben iſt der Stein eingefügt, welcher den Königen von Schottland zum Königsthrone diente. Eduard der Erſte ließ ihn von Scone, welches die Leſer aus dem erſten Theile dieſer Erinnerungen kennt, hierher bringen.

Die dicht daran ſtoßende Kapelle Heinrichs des Fünften iſt wegen ihrer alterthümlichen Pracht eine der merkwürdigſten. Leider liegt der gute König ohne Kopf auf ſeinem Grabmahle, auch Reichsapfel und Zepter ſind ſeinen Händen entriſſen. Alles dies war dem ſolide Pracht liebenden Geſchmack jener Zeiten gemäß, ganz von gediegenem Silber, und konnte ſelbſt in dieſem Heiligthume der ſchlauen Habſucht liſtiger Diebe nicht entgehen.

Neun andere Kapellen, verſchiedenen Heiligen geweiht, deren Namen ſie noch führen, enthalten viele für den Alterthumsforſcher höchſt merkwürdige Gegenſtände, viele Belege zur Geſchichte des Kunſtgeſchmacks und der Lebensweiſe im Mittelalter; ſelbſt das uralte hölzerne Monument des ſächſiſchen Königs Sebert, welcher zuerſt an dieſem Orte eine Kirche erbaute.

Merkwürdig war uns das Grab eines Grafen Leiceſter, wegen ſeiner Aehnlichkeit und zugleich Unähnlichkeit mit der berühmten Bettſtelle des Grafen von Gleichen. Gar ſtattlich ruht der edle Graf im ritterlichen Schmucke, mitten auf dem ungeheuer breiten Sarkophage, den er ſich ſelbſt errichten ließ; neben ihm, zur rechten Hand, in holder Beſcheidenheit, ſeine erſte Gemahlin; aber der ziemlich weite Platz zur Linken iſt leer. Seine zweite Gemahlin konnte unmöglich ſich entſchließen, ihrer wenn auch todten Nebenbuhlerin im Range zu weichen, ſie wollte durchaus nicht mit der linken Hand vorlieb nehmen, während ihre Vorgängerin zur Rechten läge.

Noch auf dem Todtenbette war es bis zum letzten Augenblicke die angelegentlichſte Sorge der rangſüchtigen Frau, ſolche Unbilde zu verhindern. Sie erreichte ihren Zweck, man begrub ſie anderswohin; Niemand weiß, wo ihre Gebeine ruhen. Das Andenken ihres Lebens wäre längſt verſchollen, wenn nicht das ihrer Thorheit, auf dieſer leeren Stelle kommenden Jahrhunderten aufbewahrt worden wäre.

Alle dieſe Kapellen ſind mit der Weſtminſter-Abtei unter einem Dache, nur die letzte und ſchönſte, die Kapelle Heinrichs des Siebenten, iſt daran angebaut, ſo daß nur der Eingang dazu in der Kirche ſteht.

Dies Gebäude iſt eins der ſchönſten ſeiner Zeit, aber leider ſahen wir es in einem unverantwortlich vernachläſſigten Zuſtande, mehr noch als die Kirche ſelbſt. Kaum wurde das Dach deſſelben nothdürftig unterhalten; hätte man die langſam zerſtörende Zeit noch länger ſo ungehindert fortwüthen laſſen, ſo wäre bald alles zu einer ſchönen Ruine zuſammengeſunken, die überall ſich beſſer ausgenommen haben würde, als an dieſer dem heiligen Andenken großer Vorfahren geweihten Stelle. Von außen iſt die Kapelle mit aller Pracht der gothiſchen Baukunſt geſchmückt, das Ganze im ſchönſten Ebenmaße, leicht und erfreulich. Vierzehn ſchöne durchbrochene Thürme ſind ihre Hauptzierde. Zum Eingange, von der Kirche aus, dient ein prächtiges, in Stein gehauenes Portal, welches drei ſehr künſtlich gearbeitete Gitterthüren von vergoldetem Eiſen verſchließen. Die Decke iſt über und über mit ſchöner Bildhauerarbeit von Stein geſchmückt, ſchöne gewölbte Bogen, unterſtützt von Pfeilern im reinſten Ebenmaße, prächtige Fenſter, herrliches Schnitzwerk, alle Pracht gothiſcher Architektur iſt hier zu finden. Unmöglich kann man dieſes ſchöne Ueberbleibſel früherer Zeit zu hoch preiſen, und wohl wäre es wünſchenswerth, daß dieſe Kapelle einen Freund und Verehrer fände, wie der Dom von Köln ihn an dem Herrn von Boiſſerée fand, welcher der kommenden Zeit wenigſtens im treuen Bilde ein Andenken der ſichtbar hinſinkenden Herrlichkeit aufbewahrte. *)

---

*) Dieſer Wunſch iſt ſeit dem erſten Erſcheinen dieſes Buches erfüllt, und auch für die beßre Erhaltung der Weſtminſterabtei wird Sorge getragen

Mitten in der Kapelle ſteht das Grab **Heinrichs** des Siebenten von ſchwarzem Baſalt, verziert mit vergoldeter Bronze, umgeben von einem eben ſolchen, ſehr prächtigen Geländer. Sechs Basreliefs und vier Statuen von vergoldetem Erze ſchmücken dies Werk des Florentiners **Pietro Torregiano**.

Außer dieſen wirklich merkwürdigen und ehrwürdigen Kunſtwerken, werden hier auch aufbewahrte Wachsbilder alter Könige und Königinnen in alten Glasſchränken gezeigt. Wahre Vögelſcheuchen, die dem Untergange längſt hätten übergeben werden ſollen. Nur das leiht ihnen einiges Intereſſe, daß ſie mit den nämlichen Kleidern angethan ſind, welche die hohen Herrſchaften bei Lebzeiten trugen. Wüßte beſonders die Königin **Eliſabeth**, welch' ein häßliches Bild von ihr die Nachwelt hier anſtaunt, ſo würde die ihr im Leben ſo eigen geweſene Eitelkeit ihr noch im Grabe keine Ruhe laſſen.

Londons Umgebungen.

Windſor.

An dem ſüdlichen Ufer der Themſe, zwei und zwanzig engliſche Meilen weſtlich von London, thront auf einer Anhöhe das alte ſtattliche Schloß von **Windſor**. Von dieſer herab genießt man eine der ausgebreitetſten Ausſichten auf die ſchöne reiche Gegend umher. Wunderbar contraſtirt dieſe mit dem ernſten Anblicke des Schloſſes, ſeinen alten Mauern und mit Epheu umrankten Thürmen.

Wilhelm der Eroberer erbaute dieſes Schloß, kurze Zeit nachdem er ſich zum Herrn von England gemacht hatte. Mit einer Mauer umgab es **Heinrich** der Erſte und vergrößerte es. Später erwählte **Eduard** der Erſte **Windſor** zu ſeinem Lieblings-Aufenthalte, und **Eduard** der Dritte ward hier geboren. Vorliebe für den Ort, an welchem ſeine Wiege ſtand, beſtimmte dieſen, das Schloß, welches er zu ſeiner Sommerwohnung wählte, nach einem neuen Plane prächtiger zu bauen. Auch König **Karl** der Zweite wendete viel auf die Verſchönerung von Windſor, und ſeit ſeiner Zeit blieb es der Lieblings-Aufenthalt der Könige von England, und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Unter der Regierung Georgs des Dritten iſt ebenfalls manche Veränderung und Verſchönerung damit vorgenommen worden. Der Schloßgraben ward ausgefüllt, ein Hügel, welcher die Ausſicht gegen Morgen beſchränkte, wurde geebnet, Feſtungswerke wurden abgetragen. Dennoch ſieht das Schloß noch immer ehrwürdig und alterthümlich genug aus, obgleich es viel von ſeinem erſten imponirenden Anſehen verloren haben mag.

Es hat zwei Höfe, den oberen und unteren; beide werden durch den ſogenannten runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, von einander getrennt. An der Nordſeite des oberen Hofes befinden ſich die Staats- und Audienz-Zimmer, an der Oſtſeite die Appartements der Prinzen, und gegen Süden die der vornehmſten Kronoffizianten. Der untere Hof iſt wegen der St. Georgen-Kapelle bemerkenswerth. Die verſchiedenen Säle und Staatszimmer zieren Tapeten und Malereien, bald von höherem, bald von geringerem

Werthe. An allen iſt die Wirkung der Zeit ſichtbar, und ſie machen im Ganzen keinen heitern Eindruck. Der merkwürdigſte unter den Sälen iſt der Georgen-Saal, der Kapitel-Saal der Ritter des Ordens vom Hoſenbande. Er iſt ein hundert und acht Fuß lang, am Ende deſſelben ſteht der königliche Thron, über dieſem ſieht man das St. Georgen-Kreuz in einer Glorie, umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfbande und der bekannten Inſchrift: Honny soit qui mal y pense.

Die Staatszimmer hängen voll Gemälde, welche man, aus Mangel an Zeit, nur zu flüchtig betrachten muß. Dem Anſchauer werden im Vorübereilen die Namen der größten Meiſter, wie Titian, Pouſſin, Vandyk, Holbein und viele Andere, genannt. Auch eine heilige Familie von Raphael und eine Anbetung von Paul Veroneſe zeigt man den Fremden als die Krone der Verſammlung.

Der ſchönſte Punkt von Windſor Caſtle iſt die groſe, in ihrer Art einzige Terraſſe. Sie erſtreckt ſich längs der öſtlichen und einem Theil der nördlichen Seite des Schloſſes, iſt ein tauſend acht hundert und ſiebenzig Fuß lang und von verhältnißmäßiger Breite. Die Ausſicht auf die Themſe, welche ſich durch eine der reichſten Landſchaften hinſchlängelt, auf die mannichfaltigen Landhäuſer, Dörfer und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von Windſor und die in der Nähe liegenden Gärten, iſt über alle Beſchreibung ſchön und reizend.

Nicht im eigentlichen Schloſſe von Windſor wohnte die königliche Familie Georgs des Dritten, ſondern in einem modernen Gebäude, welches der ſüdlichen Terraſſe gegenüber liegt. Hinter dieſem Gebäude erſtreckt ſich ein wohlangelegter Garten, den man von einem Winkel der großen Terraſſe überſieht. In ihm befindet ſich ein zweites Gebäude, das die Prinzeſſinnen bewohnten.

Die Königin beſaß nahe bei Windſor noch ein kleines bürgerlich ausſehendes Haus mit einem unbedeutenden Garten. Dieſe Beſitzung, welche ſie ſehr liebte, heißt Frogmore. Hierher machte ſie oft Landpartien mit ihren Töchtern und einigen Lieblingen unter ihren Damen. Kleine ländliche Feſte an den Geburtstagen der Prinzeſſinnen, Frühſtücke und dergleichen wurden hier gegeben, immer nur in einem ſehr beſchränkten Familienzirkel.

In Windſor mußte man vor der traurigen Krankheit Georgs des Dritten die königliche Familie ſehen, um ſich von ihrer Lebensweiſe und Perſönlichkeit einen Begriff zu machen. Hier fielen die Schranken, welche Etikette und ſtrenge Eingezogenheit in London um ſie zogen. Dort hatte man kaum Gelegenheit, ſie zu Geſichte zu bekommen, wenn man ſich nicht präſentiren laſſen wollte. Im Theater erſchienen ſie ſehr ſelten, und beim Spazierenfahren oder Reiten eilten ſie, wie im Fluge, zu ſchnell vorüber, als daß man die Geſtalten auffaſſen konnte.

Während ihres Aufenthaltes zu Windſor hingegen ſah man ſie alle Sonntage Morgens im beſcheidenen Negligé, nach engliſcher Sitte, beim Gottesdienſt in der Georgen-Kapelle verſammelt. War der König geſund, ſo verſäumte er auch an Wochentagen nie, um ſieben Uhr des Morgens in der königlichen Kapelle, im oberen Hofe des Schloſſes, ſeine Morgenandacht feierlich zu halten, wobei ebenfalls Jedermann zugelaſſen wurde. Später traf man ihn Vormittags oft in den Wirthſchaftsgebäuden, in den Pferdeſtällen, überall. Er trug dann einen einfachen dunkelblauen Oberrock, mit einer runden braunen Perücke, die ihm völlig das Anſehen eines wohlhabenden Pachters gab. Er pflegte es nicht ungern zu hören, wenn man ihn Farmer George nannte; denn ländliche Oekonomie war in früheren Zeiten ſeine Lieblingsbeſchäftigung.

An jedem heiteren Sonntags-Abend promenirte die ganze Familie auf der großen Terraſſe, und dieſes gewährte dann einen in ſeiner Art einzigen Anblick. Von der einen Seite die grauen alterthümlichen Mauern des Schloſſes mit ihren Zinnen und Thürmen, von der andern die oben erwähnte reiche Ausſicht auf Strom, Feld und Wald im verklärenden Glanze der ſinkenden Sonne, und nun das bunte drängende Gewühl aller Stände, jedes Alters, beinahe jeder Nation; denn kein Fremder verſäumte es leicht, Windſor, wenigſtens einmal von London aus, an einem Sonntage zu beſuchen. Zu der Menge von Fremden geſellten ſich die Bewohner der umliegenden Gegend, vom vornehmen Gutsbeſitzer bis zum geringſten Landmann; zwiſchen ihnen bewegten ſich ſchwerfällige Bewohner der City mit ihren wohlbeleibten geputzten Ehehälften und zierlichen trippelnden Miſſes.

Auch wir waren an einem Sonntage, gleich den andern Fremden, nach Windſor geflüchtet, und miſchten uns unter die bunte Menge. Auf und ab wogte das Gewühl, die große Terraſſe war faſt zu enge. Um ſieben Uhr erſchienen zwei Banden *) militäriſcher Muſik auf der Schloßmauer an beiden Ecken der Terraſſe. Beide ſpielten gar luſtig God save the King, ohne ſich ſonderlich um einander zu bekümmern; die Entfernung und das Geräuſch waren auch zu groß, als daß ſie viel von einander hätten hören können. Mit dieſer beliebten Melodie fuhren ſie, ohne weitere Abwechſelung, den ganzen Abend fort, zu muſiciren.

Die königliche Familie erſchien bald darauf; ein einziger Conſtable ging mit dem Stabe voraus, um nur einigermaßen Raum für ſie zu machen. Man drängte ſich von allen Seiten um

---

*) In England ſagt man immer eine Bande Muſiker. Uns dünkt dies recht charakteriſtiſch.

ſie her. Der König ging zuerſt, an ſeiner Seite die Königin. Wo er einen Bekannten erblickte, redete er ihn an, oder nickte ihm einen freundlichen Gruß zu, ohne Unterſchied von Rang und Stand. Neugierig forſchte er nach dem Namen jeder ihm auffallenden Geſtalt, und wir hörten verſchiedentlich, wie er nach ſeiner alten, durch Peter Pindar ſo bekannt gewordenen, Gewohnheit ein einſylbiges Wort oft drei bis vier Mal hinter einander wiederholte. Mit dem Aſtronomen Herſchel ſprach er, ſo oft er ihn begegnete, einige Worte; auch die Königin war ausgezeichnet freundlich gegen dieſen ihren Landsmann. Die Promenade ſchien ihr viel weniger Freude zu machen, als ihrem Gemahl, an deſſen Arm ſie hing. Das Gehen auf den hohen ſpitzigen Abſätzen, die ſie noch immer trug, wurde ihr ſichtbar ſchwer; ſie war ſehr klein, und in dem grau taffetnen Kleide, welches ſie hoch in die Höhe nahm, mit einem altmodiſchen Mäntelchen von weißem Taffet, ſah ſie gar nicht königlich aus. Der König ſchien oft ganz zu vergeſſen, daß er ſie führte, und ging, ſtand, oder kehrte plötzlich um, wie es ihm eben gefiel.

Hinter dem königlichen Paare wandelten die beiden älteſten Prinzeſſinnen am Arme einer Hofdame. Die zweite, Mary, hat ein intereſſantes Geſicht. Jetzt folgte Prinzeſſin Eliſabeth, auf zwei Hofdamen geſtützt. Nach der Prinzeſſin Eliſabeth folgten die beiden jüngern Schweſtern am Arme ihres Bruders, des Herzogs von Cambridge. So zogen ſie in Prozeſſion durch das Gewühl auf und ab; ſtand der König, ſo ſtanden Alle, wendete er um, ſo folgten ſie ihm.

In der Zeit von anderthalb Stunden begegneten wir ihnen wenigſtens zwanzig Mal, denn ſo wie der König an einen etwas menſchenleeren Theil der Terraſſe kam, kehrte er um. Dieſe Promenaden machten ihm viel Vergnügen; ſelten kehrte er vor der Dämmerung nach Hauſe. Wir waren ihrer eher überdrüſſig, als er, denn er wandelte noch ganz munter umher, als wir die Terraſſe verließen.

Das Städtchen Windſor hat wenig Ausgezeichnetes; es zieht ſich den ganz beträchtlichen Hügel hinan, auf welchem das Schloß liegt. Die Straßen ſind folglich bergig und unbequem zum Fahren und Gehen; auch die Gaſthöfe kanden wir weniger gut, als man es in dieſer Nähe des Hofes vermuthen ſollte.

Das Dorf Eaton, bekannt durch die hohe Schule Eaton College, liegt am Fuße des Hügels, jenſeits der Themſe, und wird nur durch eine Brücke von der Stadt Windſor getrennt. Die Schulgebäude zeichnen ſich nicht durch ihre Bauart aus; die Kapelle aber iſt ein ſchönes gothiſches Gebäude, welches die reiche Landſchaft noch mehr verſchönert. Heinrich der Sechſte ſtiftete und erbaute dieſe Schule im Jahr 1441. Sechzig Penſionärs werden dort auf Koſten des Königs erzogen, aber auch Söhne guter Familien für Bezahlung darin aufgenommen. Die Schüler ſind in zwei Claſſen getheilt, deren jede noch drei Unterabtheilungen hat. Die Erziehung in dieſen Anſtalten, ſo wie auch das Studiren in Oxford und Cambridge, haben noch viel Strenges und Klöſterliches, ſogar in der Kleidung. Im Monat Auguſt werden die Schüler in Eaton examinirt, und diejenigen ausgewählt, welche nach Cambridge gehen ſollen, um ihre Studien fortzuſetzen. Die Zwölfe unter dieſen, die ſich im Examen am beſten auszeichnen, haben das Recht, nach drei Jahren Mitglieder der Univerſität Cambridge zu werden, „Fellows of the University,“ welches ehrenvoll und einträglich iſt. Die Bibliothek in Eaton iſt bedeutend. Weitläuftige, wohl unterhaltene Gärten umgeben die Schulgebäude.

Die Gärten von Kew.

Durch den Hydepark hindurch, vorüber den ſchönen Gärten von Kenſington, führt der Weg zu dieſen, beſonders in botaniſcher Hinſicht mit Recht berühmten königlichen Gärten.

Vier engliſche Meilen fährt man von Kenſington nach Kew, zwiſchen einer ſelten unterbrochnen Reihe eleganter, mit zierlichen Grasplätzen und Gärten eingefaßter Landhäuſer. Größtentheils ſind dieſe der Aufenthalt wohlhabender Londoner Familien, deren Häupter in der Stadt ihren Geſchäften nachgehen, während Frau und Kinder, fern von der dunſtigen Atmoſphäre der City, ſich hier einer reinern Luft, und aller Annehmlichkeiten eines ländlichen Aufenthalts in der ſchönen Gegend erfreuen. Oft ſchon erwähnten wir in dieſen Blättern der unbeſchreiblichen Reize, welche Sauberkeit, Geſchmack und augenſcheinliche Wohlhabenheit dieſen halb ſtädtiſchen, halb ländlichen Wohnungen geben; beinahe iſt es unmöglich, nicht immer in neue Lobſprüche auszubrechen, ſo oft man ihrer gedenkt, und ſich dabei des Gefühls von häuslicher Ruhe und behaglichen Wohllebens erinnert, welches ihr bloßer Anblick, ſelbſt dem vorübereilenden Wanderer einſtößt.

Nur die Gärten ſind in Kew merkwürdig; das Haus des Königs iſt klein, unbedeutend, und dient ihm und ſeiner Familie bei den nicht ſeltnen Morgenpromenaden zu dieſem Lieblingsorte nur gelegentlich zum Abſteigequartier. Es wird nie von der königlichen Familie bewohnt, und iſt auch auf keine Weiſe ſolcher Bewohner würdig. Indeſſen war man während unſers dortigen Aufenthalts beſchäftigt, ein großes maſſives Gebäude zum künftigen Wittwenſitz der Königin zu erbauen. Nie ſahen wir etwas Ungeſchickt-ſchwerfälligeres als dieſe, im ſeynſollend-gothiſchen, ganz verfehlten Geſchmack aufgethürmte Steinmaſſe. Ungeheure dicke Mauern, kleine ſpalten-ähnliche enge Fenſter, dicke unbeholfene Säulen geben ihr eher das Anſehen eines Staatsgefängniſſes, als der Wohnung einer Königin.

Die botaniſchen Gärten von Kew vereinigen eine unzählige Mannichfaltigkeit von Pflanzen aller Welttheile, aller Zonen, und gehören gewiß zu den merkwürdigſten in Europa, wenn ſie nicht vielleicht alle übrigen übertreffen. Die überall wehende engliſche Flagge brachte von den entfernteſten Ufern auf dieſen kleinen Punkt faſt alles zuſammen, was nur auf Erden wächſt. Von der Zeder des Libanon an, bis herab zum beſcheidenen Heidekraut findet Alles hier Pflege, Boden und Klima, wie es ſie bedarf, um nicht nur kümmerlich zu vegetiren, ſondern üppig zu wachſen, zu grünen und zu blühen. Der König liebte die Botanik, er wandte viel Geld und Mühe auf dieſe Gärten und freute ſich ihres Gedeihens. Der berühmte Weltumſegler Sir Joſeph Banks nahm ſie unter ſeine ſpezielle Aufſicht, und ſeine, in den entfernteſten Weltgegenden, mit unſäglicher Mühe und Gefahr erworbenen botaniſchen Kenntniſſe, fanden hier ein weites fruchtbares Feld.

Auf dieſe Weiſe mußte etwas ſehr Vollkommenes entſtehen. Das durch die wärmende Seeluft unendlich gemilderte Klima, der natürlich warme Boden Englands, tragen das Ihrige bei, um der Anſtalt das höchſte Gedeihen zu geben. Hier, wo der Winter den Wieſen ihren grünen Teppich nie raubt, wo die Heerden das ganze Jahr hindurch im Freien ihre Nahrung finden, wird jede aus einem milden Klima hergebrachte Pflanze bald einheimiſch. Sehr viele, welche ſelbſt im ſüdlichſten Theile von Deutſchland, den größten Theil des Jahres im Hauſe gehalten werden müſſen, und nur während der Sommermonate dort der Luft ausgeſetzt werden dürfen, wachſen hier üppig im Freien, wie in ihrem Vaterlande, zum Beiſpiel die großblättrige Myrthe, der duftende Heliotrop und noch viele mehr.

Es iſt eine große Freude, auf den feſt gewalzten bequemen Kieswegen dieſer Gärten, zwiſchen mannichfaltig geformten Blumenbeeten zu wandeln, und ſich an dem freundlichen, ewig wechſelnden Spiele der Natur mit Farben und Formen zu ergötzen; dann in die großen Treibhäuſer zu treten, in jedem derſelben eine andere neue Welt zu finden, in dem einen die ſeltenſten Producte des glühend heißen Afrika, im andern alles zu bewundern, was im ſüdlichen Amerika wächſt; dann wieder ſich an den Pflanzen milderer Zonen zu erfreuen, und doch immer das auf einem Punkte vereinigt zu ſehen, was zuſammen gehört, und gleichſam ein für ſich beſtehendes Ganze ausmacht.

Auch die lebendigen Blumen der Lüfte werden hier gepflegt. Eine große Volière vereinigt eine Menge der ſchönſten ausländiſchen Vögel, die darin, wenigſtens in ſcheinbarer Freiheit, ihr luſtiges Weſen treiben, als wären ſie zu Hauſe. In einer größern Abtheilung des Gartens werden eine Menge der ſchönſten Gold- und Silberfaſanen gehalten; neben ihnen ſtolzieren prächtige, zum Theil ſeltene Pfauen und mehrere andere Arten größerer fremder Vögel. Mitten in dieſer Abtheilung des Gartens befindet ſich ein Teich mit einer Inſel, auf welcher ein chineſiſcher Pavillon erbaut iſt. Waſſervögel aller Art, mit langen und breiten Schnäbeln, ſchwimmen auf den ſilberhellen Wellen, oder wandeln auf langen Stelzbeinen gravitätiſch am Ufer. Alles dieſes fremde Volk iſt froh und luſtig, als wäre es im Vaterlande.

Auf einer großen grünen Wieſe ſahen wir ein anderes luſtiges Schauſpiel; einige vierzig Känguruhs hüpften darauf in völliger Freiheit umher.

Nichts Lächerlicheres gibt es in der Natur, als dieſe wunderlichen Thiere. Sie wandeln mit Hülfe ihrer langen Schwänze aufrecht, und machen dabei ganz gewaltige Sätze. Die kurzen Vorderbeinchen, die ſie zum Gehen gar nicht brauchen können, halten ſie auf eine poſſierliche Art vor der Bruſt. So aufrecht, haben ſie wohl Mannshöhe. Neugierig gucken die Jungen aus dem Beutel, in welchem die Mütter ſie tragen, in die weite Welt. Macht die Mama einmal zu arge Sprünge, ſo fällt wohl ſo ein liebes Kleines aus dem Beutel heraus auf die Erde, wird aber gleich wieder ſorgfältig aufgehoben und eingeſteckt. Bisweilen erzürnten ſich ein Paar Männchen und fochten mit einander, indem ſie, auf einem Hinterfuße und dem Schwanze ſtehend, ſich mit dem langen ſcharfen Nagel am andern Hinterbeine gewaltige Hiebe verſetzten. Lange ſahen wir dem argen wilden Treiben dieſes närriſchen Volkes zu, das uns oft lautes Lachen abnöthigte.

Als wir die eigentlichen Luſtgärten von Kew zu ſehen wünſchten, ging unſre alte Noth wieder an. Sie wurden nur Sonntags gezeigt, und wir waren an einem Wochentage da. Als kein Zureden, kein Bitten, keine Vorſtellungen etwas fruchteten, wurden wir verdrüßlich, und ließen unſern Unmuth unter einander in gutem vernehmlichen Deutſch aus. Zu unſerm Glück hörte dies ein in der Nähe arbeitender deutſcher Gärtner. Der ſüße Klang aus dem Vaterlande bewegte ſein Herz, und er nahm ſich der Landsleute ſo kräftig an, daß ihm endlich erlaubt ward, unſer Führer zu ſeyn.

Wir fanden die Promenaden ſehr angenehm, viel hohe herrliche Bäume in einzelnen Gruppen; dichte Schattenpartien wechſelten mit lichten Gängen, zwiſchen Gras, Blumen und kleinem Geſträuche. Beſonders reizend erſchien uns ein reich geſchmückter Blumengarten, mit einem kleinen Waſſer-Baſſin, in welchem Goldfiſchchen ſpielten. Nur ein wenig zu überladen mit Gebäuden ſind dieſe Gärten. Da gibt's Tempel in Menge, der

Bellona, dem Pan, dem Aeolus, dem Frieden, der Einſamkeit und wem nicht noch ſonſt geweiht; da iſt ein Haus des Konfuz, eine Wildniß mit einem mauriſchen Gebäude, eine chineſiſch ſeyn ſollende Pagode, eine Moskee, römiſche Ruinen, kurz — viel zu viel für den guten Geſchmack. Keins dieſer Gebäude iſt ausgezeichnet ſchön, aber auch keins ſeines Platzes ganz unwerth. Man kann ſich indeſſen doch nicht enthalten, manches davon weg zu wünſchen; denn dieſes bunte Allerlei wird Niemanden gefallen, der Gelegenheit hatte, die liebliche Einfachheit der engliſchen Parks zu bewundern.

Richmond-Hill.

Ein höchſt angenehmer Weg führt durch die Gärten von Kew, zu den daran ſtoßenden von Richmond. Viele Gebäude, mit denen auch dieſe unter der Regierung mehrerer Könige und Königinnen überladen wurden, ſind glücklicherweiſe wie von ſelbſt verſchwunden. Auch waren ſie wohl nirgends ſchlechter angebracht, als auf dieſem zauberiſch ſchönen Flecke, wo die ganze Gegend rings umher einem großen herrlichen Garten gleicht.

Nur ein Landhaus der Königin, welches dieſe oft mit ihrer Familie beſuchte, ſteht an einem der freundlichſten Plätzchen des Gartens, einfach und anſpruchslos; an einem andern Orte die vom Könige erbaute Sternwarte. Sie ſoll beſonders wegen mehrerer, vom Doctor Herſchel verfertigter Inſtrumente merkwürdig ſeyn. Wir beſuchten ſie nicht, die Erde erſchien uns hier zu ſchön, um von ihr weg den Blick zum Himmel zu wenden.

Schon von der hübſchen, ſteinernen Brücke aus, die nahe vor dem berühmten Hügel von Richmond über die Themſe führt, genießt man einer entzückenden Ausſicht auf den Strom, ſeine mit ſchönen Villen geſchmückten Ufer, und den ſich ſanft zu keiner ſehr beträchtlichen Höhe erhebenden, grünenden und blühenden Hügel. Weit ſchöner noch iſt es, wenn man dieſe Anhöhe erſteigt, und nun aus dem Fenſter des darauf erbauten Gaſthofs hinabblickt auf eines der reizendſten Thäler der Welt. Größere, ausgebreitetere romantiſch-ſchönere Ausſichten gibt es viele, aber keine, welche an Anmuth dieſe überträfe. Ein unausſprechlich ſüßes Gefühl von Ruhe, ſtillem Glück, Freude am Leben ergreift Jeden mächtig, der von hier aus den Blick herabſenkt. Alles grünt und blüht in der herrlichſten, üppigſten Vegetation. Die höchſtmögliche Kultur ſchmückt das weite, von einem der ſchönſten Ströme belebte, von ſanft anſchwellenden, waldgekrönten Hügeln umgebene Thal. Selbſt England bietet keine ſolche zweite Ausſicht dar, und außer dieſer Inſel kann es keine ähnliche geben; denn wo fände man noch dieſes friſche Grün in Wieſe und Garten, Feld und Wald?

In mannichfaltigen Biegungen und Krümmen durchſtrömt die Themſe dies Paradies. Hier iſt ſie noch nicht der mächtige Strom, der dort, nahe bei der Hauptſtadt ſich prächtig weit ausbreitend, die Schätze aller Welttheile auf ſeinem Rücken trägt. Nur ſchiffbar für kleinere Fahrzeuge, gleitet ſie durch die friedliche Landſchaft, ſelbſt das Bild eines ſchönen thätigen Lebens in ſtillem Frieden. Ueberall trägt ſie die klaren Wellen hin, verſchönt, erfriſcht, tränkt die Umgebungen, und wandert dann geräuſchlos weiter.

Das üppigſte Gedeihen füllt Wald, Höhe und Thal, krönt die Ufer, die ſchönen Hügel, ſo weit das Auge nur reicht. Weiße Giebel freundlicher Pachterwohnungen, ſchöne Façaden prächtiger mit Säulen geſchmückter Villas, Landhäuſer, umrankt von Jelängerjelieber, Thürme entfernterer Kirchen, ſtattliche Schlöſſer, freundliche Dörfer und Städtchen, blinken überall hervor aus Bäumen und Gebüſch, in der Höhe und in der Tiefe, in der Nähe und in der Ferne. Wohin das Auge ſich wendet, erblickt es freundliche Gegenſtände, überall iſt Lebensgenuß und Freude, nirgends Geräuſch und ängſtliches Treiben. Am Ufer des ſchimmernden Stromes drängt ſich alles dies noch freundlicher zuſammen, und ſpiegelt ſich in den klaren Wellen, damit alles Schöne und Herrliche verdoppelt erſcheine. Aus der Ferne ſchauen die ehrwürdigen grauen Thürme von Windſor von ihrem Hügel herüber, unten, mehr in der Nähe, breitet ſich ſtattlich das große königliche Schloß Hampton-Court aus; faſt ganz im Vorgrunde, nahe an der Themſe, liegt das reizende Schloß Strawberry-Hill; dicht daran das aus lauter ſchönen Häuſern zuſammengeſetzte Dorf Twickenham, mit ſeiner hübſchen Kirche. Hart am Strome zeichnet ſich die elegante, ehemals vom Dichter Pope bewohnte Villa aus.

Es wäre ſehr zwecklos, dieſe wunderbar reizende Gegend umſtändlich beſchreiben zu wollen; nicht einmal der Pinſel, vielweniger die Feder können ihren Zauber wiedergeben. Wer von unſern Leſern vielleicht einſt aus dem einen Eckfenſter des kleinen Schloſſes, auf der Höhe von Dornburg bei Jena, herab in das ſtille Saalthal, auf die ſanft ſich hinwindende Saale blickte, der hat einen ſchwachen Abriß, ein Miniaturbild des Thales von Richmond geſehen. Uns ergriff die Aehnlichkeit dieſer Ausſicht mit der von Richmond-Hill beim erſten Anblick. Nur daß dort Alles groß, mannichfaltig, ausgebreitet daliegt, was hier ſich eng und klein zuſammen ſchmiegt; auch ſchmücken nicht unzählige Thürme und Gebäude das ſtille einſame Saalufer, wie ſie dort die Ufer der ſtolze Themſe krönen.

Aus den Fenſtern des auf Richmond-Hill

erbauten Gaſthofs zum Stern und Strumpfband*) überſieht man alle dieſe Herrlichkeiten mit einem Blick. Nicht nur die einzig ſchöne Lage, ſondern auch die vorzüglich gute Einrichtung und Bedienung erheben dieſen Gaſthof zu einem der erſten in England.

Ihm gegenüber iſt der Eingang zum Park, den man zu den größten rechnet, und deſſen Umfang acht engliſche Meilen beträgt. Beſcheiden hat die Kunſt hier nur für die Bequemlichkeit der Wandelnden geſorgt, ohne ſich vorzudrängen. Zahme Hirſche und Rehe weiden hier in großer Anzahl, zwiſchen herrlichen Bäumen. Sie wurden von Hampton-Court, wo ſie ſonſt wohnten, hierher gebracht, da der alte König dort ſelten hinkam. Ueberall im Park öffnen ſich Ausſichten auf einzelne Theile der großen Landſchaft, die man von Richmonds Hügel erblickt; in andern Zuſammenſtellungen, von einem andern Standpunkte aus geſehen, bilden ſie hier neue Anſichten und vervielfältigen den Genuß ins Unendliche.

---

*) Star and Garter.

Hampton-Court.

Unwiderſtehlich angelockt von dem Blicke in das Thal, den Richmond-Hill uns gewährte, eilten wir an die Ufer der Themſe hinab, um in der Nähe die Gegenſtände einzeln zu bewundern, deren Zuſammenſtellung uns aus der Ferne entzückt hatte. Wir fuhren zu dem ſechs engliſche Meilen weiter im Thal gelegenen Hampton-Court. Der ſchöne ebne Weg bot uns mit jeder ſeiner Wendungen eine neue liebliche Landſchaft. Die Ferne trog nicht, auch in der Nähe fanden wir alles ſo, wie es uns vom Hügel erſchienen war. Welch ein Thal! Ueberall zeigt der Augenſchein, daß glückliche wohlhabende Landleute hier neben reichen Gutsbeſitzern wohnen. Bald führte uns der Weg näher zu dem lieblich ſich krümmenden Strome, bald entfernte er uns kurze Zeit von ſeinen Ufern; immer erſchien uns der Punkt, auf dem wir uns befanden, als der ſchönſte von allen.

Auf der Hälfte des Wegs, in Twickenham,

hielten wir bei Pope's ehemaliger Wohnung an. Man hatte uns geſagt: der jetzige Beſitzer derſelben freue ſich, wenn auch Fremde zu den Reliquien des von ſeiner Nation hochverehrten Dichters wallfahrteten; gern zeige er ihnen die von Pope ehemals bewohnten Zimmer, in welchen alles ſorgfältig gelaſſen und bewahrt würde, ſo wie es war, als dieſer hier noch lebte, gern führe er ſie zu den Spaziergängen, die Pope größtentheils ſelbſt anlegte und pflanzte. Leider aber fanden wir dies nicht mehr ſo; die Villa war vor einiger Zeit an einen andern Beſitzer verkauft, alles wurde darin verändert, und kein Fremder mehr zugelaſſen.

Nicht weit von Pope's Wohnung liegt Strawberry-Hill, ehemals die Wohnung und das Eigenthum des bekannten Sir Horatio Walpole. Jetzt gehört es einer Dame von Stande, Mrs. Damer, welche dadurch bekannt iſt, daß ſie ſich mit mehr gutem Willen als Glück in der Bildhauerkunſt verſucht. Ein ſeltenes Unternehmen für eine Dame, beſonders da ſie ſich nicht blos mit dem Formen in Thon begnügt, ſondern ſogar an große Statuen ſich wagt.

Das nicht große, im gothiſchen Styl gebaute, mit Fenſtern von buntem Glaſe verzierte Haus nimmt ſich auf dieſem Standpunkte ſehr angenehm aus.

Auch hinter Twickenham blieb die Gegend ſchön und reizend, wie vorher, und nur zu bald erreichten wir Hampton-Court, dieſen größten Palaſt des Königs, welchen dieſer faſt ganz an Privatperſonen zur lebenslänglichen Wohnung vertheilt hatte. Cardinal Wolſey, der berüchtigte und berühmte Liebling Heinrichs des Achten, der mit letzterem eine Zeit lang England mit eiſernem Scepter regierte, erbaute hier zuerſt ein Schloß. Später ließ es Wilhelm der Dritte unter der Direction des Sir Chriſtopher Wren, Erbauers der Paulskirche in London, erneuern, und ihm ſeine jetzige wirklich königliche Geſtalt geben. Der unglückliche König Karl der Erſte ward hier eine Zeit lang als Staatsgefangener gehalten, ohne daß ſich Cromwell geſcheuet hätte, es nach Karls Tode zu bewohnen. Mehrere Könige benutzten Hampton-Court zum Sommeraufenthalte, ſelbſt Georg der Zweite; nur König Georg der Dritte beſuchte es ſehr ſelten und bewohnte es nie. Dem verbannten Erbſtatthalter der vereinigten Provinzen, diente es vom Jahre 1794 an, bis 1800 zum Zufluchtsorte. Gibt es einen Ort, wo man alles Leid vergangener Zeiten vergeſſen könnte in ſtiller, ruhiger Abgeſchiedenheit, in einer himmliſchen Gegend, ſo iſt es hier, an dieſen freundlichen Ufern der Themſe.

Der Palaſt von Hampton-Court macht wegen ſeiner Größe einen impoſanten Effect, obgleich er ſich übrigens nicht durch höhere architektoniſche Schönheit auszeichnet. Die Façade nach der Themſe zu, iſt drei hundert und acht und zwanzig Fuß lang. Das Gebäude umſchließt drei große Höfe und enthält mehrere Hundert Zimmer, von welchen den Fremden aber nur ſechzehn Staatszimmer gezeigt werden. Sie ſind anſtändig, obgleich nicht modern möblirt. Viele gute Gemälde bekannter Meiſter zieren die Wände; unter ihnen mehrere vorzügliche von Sir Godfrey Kneller und Hans Holbein größtentheils Portraite. Der ſchönſte Schmuck von Hampton-Court, die berühmten Cartons von Raphael, waren leider nicht mehr dort.

Die groſsen, etwas altmodiſchen Gärten, und der Park ſind des Schloſſes würdig; ihr gröſster Reiz bleibt immer ihre Lage. Zwar werden ſie gut und ordentlich gehalten, und ſinken nicht zu dem verfallenen Zuſtande herab, in welchem man wohl in andern Ländern dergleichen verlaſsne Beſitzungen ſieht; dennoch merkt man deutlich, daſs das Auge des Eigners hier nicht waltet. Das Alte bleibt darin, wie es war, aber nichts Neues kommt hinzu.

Die Treib- und Orangeriehäuſer ſind ſehr groſs, aber ſie enthalten faſt keine Orangenbäume. Bei allem Luxus, der in England mit exotiſchen Pflanzen getrieben wird, hat man im Durchſchnit überall wenig Bäume dieſer Art. Wir erinnern uns keiner einzigen Orangerie, die ſich mit denen meſſen könnte, welche man in Deutſchland nicht nur in Kaſſel, Dresden, Potsdam und andern Reſidenzen, ſondern auch in Landhäuſern reicher Privatleute findet.

Eine bedeutende Merkwürdigkeit aus dem Pflanzenreiche, ſahen wir indeſſen in den Treibhäuſern von Hampton-Court, die gröſste Weinrebe, die es vielleicht in Europa gibt. Sie bildet in einem derſelben eine wunderſchöne Laube, ſiebenzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit. Dieſe Wunderrebe iſt etwa vierzig Jahr alt, und bringt, ein Jahr ins andere gerechnet, an zwei tauſend Pfund Trauben. Eine große Seltenheit in dieſem Lande, wo die immer gemäßigte feuchte Wärme zwar die Vegetation befördert, aber nicht das Reifen ſüdlicher Früchte. Dieſe verlangen, wenigſtens einige Wochen hindurch, ſtarke Sonnenhitze, und der hier faſt immer mit einem leichten Schleier bedeckte Himmel gewährt ſie ſelten oder nie. Im Freien würde dieſe Rebe nie zu dieſer Vollkommenheit gelangt ſeyn, denn man ſieht deren überhaupt in England ſehr wenige.

Roehampton. Sion-houſe. Cheswick.

Quer durch den ſchönen großen Park von Richmond führt der Weg nach dem, etwa zwei engliſche Meilen von Richmond-Hill entfernten Roehampton.

Man nennt es ein Dorf, gleich jedem mit Häuſern bebauten Fleck, der nicht Stadtgerechtigkeit hat, oder kein Borough iſt und Mitglieder ins Parlament erwählt. Daher entſtehen dann in England Dörfer, welche mehr ſchöne, zum Theil prächtige Gebäude aufzuweiſen haben, als manche ſehr bedeutende Stadt in andern Ländern. Ihr Anblick, im Gegenſatz mit ihrer demüthigen Benennung, muß jeden Fremden in Erſtaunen ſetzen, beſonders wenn er ſein Ideal eines Dorfes aus der Mark; aus Böhmen oder Weſtphalen mitbrachte. Roehampton iſt denn auch ſolch' ein, faſt nur aus ſchönen Landhäuſern und palaſtähnlichen Villen zuſammengeſetztes Dorf. Die herrliche Gegend, und die geringe Entfernung von London, machen es zu einem ſehr angenehmen Sommeraufenthalte für die reichen Londoner.

Wir beſahen hier die Villa des Herrn Goldſchmidt, eines reichen jüdiſchen Banquiers. Das nicht ſehr große Haus war gleichſam als eine Muſterkarte aller Erfindungen moderner Eleganz zu betrachten, ſo ſchön, als es Tiſchler, Tapezierer und Spiegelfabrikannten nur machen konnten. Nichts fehlte darin, alles war ſauber, köſtlich und bequem im höchſten Grade. Beſonders mußten wir eine ſehr ſinnreiche Erfindung bewundern, mit deren Hülfe das ganze Ameublement eines Zimmers in weniger als zwei Minuten Form und Farbe veränderte. Nur kein einziges Kunſtwerk war in dem ſchönen Hauſe anzutreffen, ein einziges, recht artiges Gemälde ausgenommen, welches die Kinder des Eigenthümers vorſtellt. Die Ausſicht auf die herrliche Gegend rings umher, welche der Leſer ſchon aus dem Vorigen kennt, und die wir hier von einer andern Seite erblickten, iſt entzückend; die Gärten ſind mit Geſchmack angelegt, ſchattig und angenehm.

Ganz nahe neben dieſem modernen Tempel des Luxus liegt das ernſtere Schloß des Lord Besborough, umgeben von ſchönen Anlagen. Weniger modern und elegant decorirt, als das Haus des Herrn Goldſchmidt, enthält es dafür das, was dort fehlt, einen Schatz von Gemälden und Antiken, bei denen wir nur auf's neue den Mangel an Zeit bedauern konnten. Anderthalb Meilen weiter kommt man zu dem ſchönen Park von Wimbleton, welcher dem Lord Spencer gehört. So häuft ſich alles

Schöne und Reizende auf dieſem glücklichen, wenig Meilen im Umkreiſe beſchreibenden Flecke, der wohl allein einer Reiſe nach London werth wäre.

Am entgegengeſetzten Ufer der Themſe, den Gärten von Richmond gerade über, liegt Sionhouſe, die ſtattliche Beſitzung des Herzogs von Northumberland.

Das große prächtige Schloß iſt ſeines vornehmen und unermeßlich reichen Beſitzers würdig. Koloſſale, antike Statuen, und eine in Bronze gegoſſene Copie des ſterbenden Fechters, zieren die prächtige Eintrittshalle; der Fußboden derſelben iſt mit großen Quadern von ſchwarzem und weißem Marmor getäfelt. An dieſe Halle ſtößt ein anderes, von ſchönen Säulen getragenes Vorzimmer, geſchmückt mit ſechzehn koſtbaren Pilaſtern von Verde antiko. Die größten Spiegel in England ſtrahlen von den Wänden der übrigen Zimmer, dazwiſchen Malereien, mehrere Gemälde vorzüglicher Meiſter, marmorne Büſten und Statuen, Tafeln von antiker, aus den Bädern des Titus hergebrachter Moſaik, kurz alles, was das Auge erfreuen und das Gemüth erheben kann. Die große prächtige Bibliothek erfüllet einen ganzen

Flügel des Schloſſes. Die Gärten ſind ſehr ſchön, und die Lage himmliſch; alles vereinigt ſich, um Sionhouſe zu einem der ſchönſten und merkwürdigſten Landſitze in England zu machen.

In nicht großer Entfernung von Sionhouſe, ebenfalls am Ufer der Themſe, liegt Cheswick, der reizende Aufenthalt der ſchönſten Frau ihrer Zeit. Wer kennt nicht den Namen der ſchönen Herzogin von Devonſhire, deren Ruf während des letzten Viertels des vergangenen Jahrhunderts durch halb Europa erſcholl? Selten gelingt es der ſchaffenden Natur, ein Weſen dieſer Art hervorzubringen, eine Frau, die mit der vollkommenſten Schönheit Grazie und Talente verbindet, welche auch eine gewöhnliche Form ſchon höchſt liebenswürdig machen würden. Die Herzogin war auch jetzt noch immer ſchön, ſelbſt unter jugendlichen Schönheiten, und wer ſie kannte, verſicherte: daß ſie mit dem flüchtigen Reiz der Jugend wenig verloren habe. Man ſprach noch immer mit Entzücken von ihr, nicht nur von ihrer Geſtalt, auch von ihrem Geiſte, ihrer Liebensdigkeit, ihrer milden Güte, ihrer Wohlthätigkeit gegen Arme.

In Cheswick, dieſem ihrem ländlichen Lieblingsaufenthalte, wehte uns überall der Geiſt entgegen, der dieſe ſeltene Frau beſeelte, hier ſprachen ſogar die Wände von ihr.

Das Haus iſt nicht groß, ganz im italieniſchen Geſchmacke, nach einer Zeichnung des Palladio erbaut. Wie ein Tempel ſteht es da, umgeben von ſchönen hohen Cederbäumen. Blumen und Geſträuche aller Art duften uns entgegen, unter dem von Säulen getragenen Portale.

Nichts Zierlicheres, nichts einfach Schöneres gibt es, als die innere Einrichtung dieſes kleinen Feenſchloſſes. Solide Pracht, wie ſie dem Stande und Reichthum der Beſitzerin angemeſſen iſt, findet man überall darin, aber nirgends drängt dieſe Pracht ſich vor, nirgends entdeckt man das Beſtreben, zu glänzen. Wir fanden keinen reich geſchmückten Saal, keine prächtige Vorhalle, aber Kunſtwerke der beſten italieniſchen und niederländiſchen Meiſter zieren die Wände der gar nicht großen Zimmer.

Cheswick enthält einen Schatz von Gemälden, der ſelbſt in England beträchtlich zu nennen iſt, und an der Art, wie wir ſie aufgeſtellt fanden, bemerkt man, daß die Eignerin derſelben ſie nicht blos hatte, ſondern ſich ihrer auch erfreute. Ein freundlicher Ueberfluß füllet das ganze Haus, faſt iſt es zu klein für alles Schöne was es enthält; überall ſtehen antike und moderne Marmor-Büſten, kleine Hand-Bibliotheken, denen man es anſieht, daß ſie benutzt werden, kleine Naturalien-Sammlungen, Münz-Kabinette, geſchnittene Steine, und doch keine Unordnung, nichts Ueberladenes, alles geſchmackvoll und geiſtreich geordnet, ſo daß jedem in dieſen Zimmern unendlich wohl werden muß. Auch das Schlafzimmer und die Toilette der Herzogin ſind ſo geſchmackvoll als einfach decorirt. Hier iſt nichts von der orientaliſchen Pracht zu finden, wie man ſie in Paris in den Zimmern von Frauen antrifft, welche in jeder Hinſicht weit hinter der Herzogin von Devonſhire zurückſtehen, und deren Beſchreibung ſeit manchem lieben langen Jahre in deutſchen Journalen und Reiſebeſchreibungen den deutſchen Frauen bis zum Ueberdruß mitgetheilt wurde.

Die zu Cheswick gehörigen Gärten ſind, wie das Haus, nicht groß, aber unbeſchreiblich reizend. Ueberall hat man auf die herrliche Natur rings umher Rückſicht genommen, und ſich wohl gehütet, ihr durch zu viel Kunſt in den Weg zu treten.

Staines. Slough. Oatlands.

Wenige Meilen hinter **Hampton-Court**, etwas entfernter von der Themſe, fuhren wir durch den ſchönen Park von **Clermont**, alsdann durch das nahe daran gelegene freundliche Städtchen **Cobham**, nach **Painshill**. Das Haus von **Clermont-Park** wird Fremden nicht gezeigt. Seine Außenſeite verſpricht nichts Außerordentliches. Man lobt ſehr deſſen innere Einrichtung und die vielen Gemälde und andern Kunſtwerke, die es verbirgt.

Die Gärten von **Painshill** waren die erſten, welche wir vor mehreren Jahren bei einem frühern Aufenthalte in London beſuchten. In der Nähe dieſer Hauptſtadt gibt es keinen Landſitz, deſſen Promenaden ſie an Größe und Schönheit überträfen. Erwartungsvoll, als gingen wir einem alten Freunde entgegen, langten wir an; aber der heutige Tag war ein Tag getäuſchter Hoffnungen für uns. Wir wurden nicht eingelaſſen. Painshill war ſeit kurzem verkauft. Der jetzige Beſitzer, ein reicher Londoner Banquier, erlaubte Niemanden mehr den Eintritt in ſein mit baaren Guineen bezahltes Paradies. Traurig ſahen wir von weitem die ſchönen Bäume, nach deren Schatten wir uns ſehnten, und wandten uns wieder zur Themſe, nach dem hart an ihren Ufern erbauten Städtchen Staines, in deſſen Nachbarſchaft es eben ſehr luſtig beim Pferderennen herging.

Das frohe bunte Gewühl der Zuſchauer ergötzte uns, und zerſtreute ſchnell den Verdruß über unſer Mißgeſchick in Painshill und Clermont-Park. Er erinnerte uns von neuem auf das lebhafteſte an die Jahrmärkte und Kirchmeſſen, welche in Deutſchland von Zeit zu Zeit Dörfern und kleinen Städten Leben und Freude bringen.

Dicht neben dem Gaſthofe in Staines führt eine hoch und kühn gewölbte eiſerne Brücke über den Strom. Nicht ganz ſo groß, als die bei Sunderland, gleicht ſie jener aufs genaueſte, und verdient allein, daß man die kleine Reiſe von London hierher macht, beſonders wenn man nicht nach Newcaſtle und Sunderland zu reiſen Gelegenheit hat. Leicht und zierlich, wie ein kühner Sprung, wirft ſie ſich über den Strom, und der Pont aux arts in Paris läßt ſich, trotz ſeiner mit Orangenbäumen garnirten Geländer, auf keine Weiſe mit dieſem ſchönen, wie von Feenhänden durch die Luft gezogenen Bogen vergleichen.

Von Staines führte uns ein ſehr angenehmer Weg durch eine höchſt reizende fruchtbare Gegend, faſt immer im Angeſicht der Themſe, über Windſor, nach dem nahe dabei gelegenen Salthill, einem einzelnen Gaſthofe, welcher alle Bequemlichkeiten bietet, die man nur wünſchen kann. Von London aus werden oft Land-Partien dahin gemacht, beſonders von Fremden, die mehrere Tage hier verweilen, um alles das Schöne mit Muße zu genießen, was Windſor und die mannichfaltigen Reize der Gegend rings umher gewähren.

Ganz nahe an Salthill liegt das kleine Dorf Slough, in welchem Doctor Herſchel ſeit mehreren Jahren in einem nicht großen, aber ſehr hübſchen, vom Könige ihm geſchenkten, Hauſe wohnte. Wir hatten ein Empfehlungsſchreiben an unſern berühmten Landsmann. Freundlich empfing er uns, er und ſeine, ihm an Geiſt und Ausbildung ähnliche, Schweſter. Während dieſe die Aufſicht über den Himmel mit dem Bruder theilte, machte ſie ihm zugleich das Leben auf der Erde ſo angenehm als möglich, und überhob ihn jeder irdiſchen Sorge. Faſt gleich einander an Jahren, beide ganz demſelben hohen Zwecke ergeben, genoſſen dieſe ſeltenen Geſchwiſter in ruhiger, ländlicher Stille hier ein ſchönes glückliches Daſeyn.

Die königliche Familie, unter deren beſonderm Schutze ſie einzig ihrer Wiſſenſchaft lebten, zeichnete ſie auf alle Weiſe aus, beſonders während des Sommeraufenthaltes in Windſor. Die ganze Nachbarſchaft, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, ehrten und liebten ſie; überall war man ihres Lobes voll, ſo wie wir nur ihren Namen nannten.

Trotz ſeines hohen Alters und der von ſeiner Wiſſenſchaft unzertrennlichen Beſchwerden, die in den feuchten kühlen engliſchen Nächten vielleicht zerſtörender ſind als irgendwo, erfreute ſich Doctor Herſchel einer feſten, dauerhaften Geſundheit. Im Umgange war er heiter, anſpruchslos, und nahm aufs erſte Wort für ſich ein, ſo auch ſeine Schweſter. Durch den langen Aufenthalt in England hatten beide ihre Mutterſprache verlernt, wenigſtens wurde es ihnen ſchwer, ſich geläufig darin auszudrücken; übrigens aber waren ſie Deutſche geblieben, und ihr ganzes Weſen trug unverkennbar den Stempel unſrer Nation.

Gefällig und freundlich zeigte uns Herſchel ſeine aſtronomiſchen Inſtrumente. Das große Rieſen-Teleſkop in ſeinem Hofe betrachtete er ſelbſt mehr nur als eine Seltenheit, und bediente ſich faſt immer kleinerer Fernröhre. Er geſtand, daß er mit dieſen alle ſeine wichtigen Entdeckungen machte, und daß nicht die Größe der Gläſer, ſondern unabläſſige Aufmerkſamkeit, Fleiß und Treue in ſeinen Beobachtungen ihn zu der Höhe brachten, die er erreicht hatte.

Alles, was wir hier ſahen, iſt in Deutſchland bekannter, als wir, bei unſerem Mangel an den dazu gehörigen Kenntniſſen, durch unſre Beſchreibung es machen könnten. Herſchel ſelbſt erſchien uns immer das Merkwürdigſte unter allen ſeinen Umgebungen. Nach dem bekannten Sprüchworte lobt zwar das Werk den Meiſter, aber uns dünkt doch, daß der Meiſter immer über ſein Werk erhaben bleibt.

Doctor Herſchel gehörte zu den merkwürdigen Menſchen, die ohne äußere Unterſtützung, ohne daß ihre Eltern ſie durch eine, ihrem Talent angemeſſene Erziehung auf das Leben vorbereiten konnten, in die Welt treten, arm, freundlos, aber mit feſtem Willen, hellem Blick und nie zu ermüdendem Muthe bei allen Stürmen des Lebens. Er ward 1738 im Hannöveriſchen geboren. Sein Vater, ein armer Muſiker, mit vielen Kindern, konnte wenig mehr für ihn thun, als daß er ihm, ſo gut er es vermochte, in ſeiner eigenen Kunſt Unterricht ertheilte. Doch fand der Knabe bald Gelegenheit Franzöſiſch zu lernen und glücklicherweiſe war ſein Lehrer auch übrigens ein unterrichteter Mann, der ihm einige logiſche und mathematiſche Kenntniſſe beibrachte, die den jungen Geiſt des lehrbegierigen Schülers unabläſſig auf das lebhafteſte beſchäftigten. Während des ſiebenjährigen Krieges gingen Herſchel und ſein Vater mit dem Muſikchor eines hannöveriſchen Regiments nach England. Der Vater kehrte nach einiger Zeit mit ſeinem Regimente zurück ins Vaterland, während der Sohn ſich entſchloß, in London zu bleiben und dort ſein Glück zu verſuchen. Aber ſein Stern war noch nicht aufgegangen. Verloren in der Menge, überſehen, zurückgeſtoßen überall, gehörte ſein feſter Geiſt dazu, um hier nicht den Muth zu verlieren. Er verließ die glänzende Hauptſtadt, die dem ſchutzloſen unbekannten Fremdling ſich ſo unfreundlich zeigte, und wanderte ins nördliche England. Auch hier irrte er eine Zeit lang von Ort zu Ort, bis endlich in Halifax ihm eine bleibende Stätte ward. Die Stelle eines Organiſten war dort eben erledigt, er meldete ſich dazu, beſtand in den Proben und ward angenommen. Außer den Stunden, welche er ſeinem Amte widmen mußte, und einigen andern, die er, um Geld zu verdienen, auf muſikaliſchen Unterricht verwendete, gab er alle ſeine übrige Zeit jetzt dem Sprachſtudium hin. Mit der italieniſchen Sprache fing er an, dann lernte er mit vieler Anſtrengung Latein, in welchem er große Fortſchritte machte; das Griechiſche, was er auch zu ſtudiren anfing, gab er indeſſen bald wieder auf. Alle dieſe Studien trieb er für ſich allein, ohne fremde Hülfe. Vom Studium der Sprachen ſchritt er weiter zu noch ernſtern Kenntniſſen, immer allein und ohne Lehrer. Zuerſt erwarb er ſich eine vollkommene Ueberſicht des ihm zunächſt Gelegenen, der Theorie der Harmonie, dann drang er weiter und immer weiter zur Mathematik und allen ihr verwandten Wiſſenſchaften.

So verfloſſen ihm in Halifax einige von ihm höchſt nützlich verwandte Jahre auf das Angenehmſte, dann ward er, ebenfalls als Organiſt, nach Bath berufen. Hier fand er mehr Arbeit in ſeinem einmal erwählten Stande, er mußte in den Aſſemblée-Sälen ſpielen, in Concerten, im Theater, aber alles dieſes hinderte ihn nicht, in ſeinem eigenthümlichen Berufe fortzufahren. Trotz der überhäuften Arbeit, trotz der Lockungen zu einem zerſtreuten Leben in der glänzenden Außenwelt, die ihn umgab, blieb er ſeinem Genius treu, und verwachte viele Nächte bei den abſtrakteſten Gegenſtänden.

Aſtronomie und Optik beſchäftigten ihn jetzt faſt ausſchließend. Mit unbeſchreiblichem Vergnügen betrachtete er den geſtirnten Himmel durch ein von einem Freunde geliehenes Teleſkop. Unwiderſtehlich erwachte in ihm der Wunſch, einen ganzen aſtronomiſchen Apparat zu beſitzen. Unbekannt mit den dazu erforderlichen Koſten, ſchrieb er einem ſeiner Londoner Bekannten: er möge ihm für's erſte ein größeres Teleſkop aus der Hauptſtadt ſchicken. Dieſer, verwundert über den dafür geforderten Preis, wagte den Einkauf nicht, ohne Herſchel vorher davon zu benachrichtigen. Auch dieſer erſchrak nicht wenig darüber, denn die verlangte Summe ſchien ihm unerſchwinglich. Statt ſich aber dadurch niederſchlagen zu laſſen, faßte er jetzt den kühnen Entſchluß, ſelbſt ein ſolches Inſtrument, wie er es ſich wünſchte, zu verfertigen. Nach unendlichen fehlgeſchlagenen Verſuchen mit den ſchlechteſten Hülfsmitteln, immer angefeuert durch ſeinen ſtrebenden Geiſt, gelang es ihm endlich im Jahr 1774 den Himmel durch einen, von ihm ſelbſt verfertigten, fünffüßigen Newtonſchen Reflector zu betrachten. Jetzt ſtrebte er weiter und immer weiter, verfertigte Inſtrumente von einer zuvor nie geſehenen Größe, und hielt doch feſt bei ſeinem einmal angenommenen Berufe. Oft eilte er aus dem Theater, aus den glänzenden Concert-Sälen, während der Pauſen, hinaus ins Freie, zu ſeinen Sternen und kehrte dann zur rechten Zeit zurück zum Notenpulte.

Von dieſer Zeit an datiren ſich ſeine weltbekannten aſtronomiſchen Entdeckungen. Herſchel ward berühmt und zuletzt drang ſein Ruf bis zum Könige. Im Jahr 1782 nahm ihn dieſer ganz unter ſeinen Schutz, befreite ihn von ſeinen beſchwerlichen Berufsarbeiten, gab ihm eine lebenslängliche Penſion, und räumte ihm die Wohnung in Slough ein, wo wir ſo glücklich waren, den ehrenwerthen Mann perſönlich kennen zu lernen, und von wo aus er, bis an ſeinen, vor einigen Jahren erfolgten Tod, die Geheimniſſe der Sphären belauſchte.

Von Slough nahmen wir unſern Weg über Oatlands zurück nach London. Dieſe einſame ländliche Wohnung der ſeitdem auch verſtorbnen

Prinzeſſin Friederike von Preußen, Gemahlin des Herzogs von York, liegt in geringer Entfernung von den Ufern der Themſe, faſt am äußerſten Ende des ſchönen Thals, welches der Blick von Richmonds Hügel aus beherrſcht. Hier wohnte dieſe Fürſtin, die Tochter Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten, als Kind ſchon der Liebling ihres großen Oheims, beinahe das ganze Jahr hindurch in klöſterlicher Eingezogenheit, umgeben von wenigen Damen. Selten nur kam der Herzog mit einigen Freunden nach Oatlands und brachte Abwechſelung in ihr einförmiges Leben. Ihre Hauptbeſchäftigung waren wunderſchöne Stickereien, an welchen ſie mit ihren Damen bis tief in die Nacht arbeitete. Wenn der Morgen dämmerte, ging ſie gewöhnlich erſt zur Ruhe, und ſtand auf, wenn die Sonne wieder zu ſinken begann.

Der böſe Genius, der uns vom Anfange dieſer kleinen Reiſe begleitete und uns ſo manche Erwartung vereitelte, ſchien uns auch hier noch nicht verlaſſen zu wollen. Wir waren leider wieder nicht an dem Tage dort, an welchem Fremden der Eintritt erlaubt wird, und hätten durchaus an einem Sonntage kommen ſollen, verſicherte uns eine alte ziemlich grämliche korpulente Dame, die Frau des Caſtellans. Neben ihr ſtand ihr eben ſo wohlbeleibter und verdrüßlicher Berliner Mops und wies uns knurrend die weißen Zähne. Trotz dieſer trüben Aſpekten verſuchten wir unſre Redekünſte und glücklicherweiſe nicht ohne Wirkung. Wir ſtellten ihr vor, wie wir ausdrücklich aus Deutſchland übers Meer hierher gekommen wären, um unſern Landsleuten hernach ſagen zu können, wie es in der Wohnung unſrer Prinzeſſin ausſähe, und wie es ihr erginge? Dies rührte das Herz der alten Dame, zuſehends wurde ſie freundlicher, der knurrende Mops ward auf ſein Kiſſen verwieſen, ſie ſchrieb ein Billet an Madame Silveſter, eine deutſche Favorite der Herzogin, und machte zuletzt noch eine große Toilette, um uns ſelbſt ins Schloß zu begleiten. Langſam wedelnd watſchelte jetzt der Mops geſellig neben uns her.

In dieſer Begleitung durchwanderten wir zuerſt einen ſchönen großen Park, dann traten wir in einen Blumengarten, voll der ſchönſten und ſeltenſten Pflanzen. Eine Menge großer und kleiner, lang und kurz geſchwänzter Affen trieb darin ihr luſtiges Weſen. Die Herzogin liebte dieſe und alle Thiere, welche ſich zur häuslichen Geſelligkeit erziehen laſſen. Fremde und einheimiſche Vögel, Papageien, Hunde aller Art fanden wir in großer Anzahl überall in und um ihre Wohnung.

Die größte Zierde des nicht groß, nicht prächtig, ſondern ganz einfach und faſt bürgerlich eingerichteten Schloſſes waren die künſtlichen Stikkereien der Fürſtin und ihrer Damen. Die Spaziergänge fanden wir ſehr angenehm; ſehenswürdig allein eine ſchöne, mit ſeltenen Verſteinerungen und Foſſilien aus Derbyſhire etwas fantaſtiſch verzierte Grotte, die ein marmornes Bad enthält. Rund um ſie her lagen die mit Inſchriften verſehenen Gräber der verſtorbenen Lieblingshunde und Affen der Fürſtin. Dieſe erinnerte uns lebhaft an den Kirchhof, welchen Friedrich der Große in Sans-Souci für ſeine vierbeinigen Freunde einrichtete, und in deſſen Mitte er einſt, in einer trüben Stunde, ſein eignes Grab bereiten ließ.

Chelſea. Hampſtead. Highgate.

Außer dieſen, von London aus höchſtens in drei Stunden zu erreichenden, Orten gibt es auch mehrere ganz nah gelegene, in deren Tavernen, Kaffeehäuſern und Theegärten die lebensluſtigen Bürger Londons ſich eben ſowohl einen guten Tag machen könnten, als die Wiener in ihrem Prater, oder die glücklichen ſorgloſen Bewohner der deutſchen freien Städte in ihren benachbarten Luſtörtern. Hätten nur die armen Londoner Zeit, ſich vom ewigen Einerlei ihrer mühſeligen Werktage zu erholen; gehörte nicht bei der großen Theurung in dieſem Lande, wo kaum die Luft ſteuerfrei blieb, die unerhörteſte Anſtrengung aller Lebenskräfte dazu, um nur das unumgänglich Nothwendige herbeizuſchaffen, und ginge nicht in dem ewigen Drängen und Streben und Treiben und Sparen, ſelbſt die Fähigkeit zum Genuſſe bei der, blos von ihrer Arbeit lebenden Klaſſe, endlich zu Grunde! Trotz allem dieſem reißt ſich doch jeder wenigſtens ein oder zwei Mal im Jahre von ſeinem

Joche los, und eilt ins Freie, um mit den Seinen, unter grünen Bäumen, in einer ſchönen Gegend, reinere Luft zu athmen, und hinterher Monate lang von der Erinnerung zu zehren. Dieſe ſeltenen Ergötzlichkeiten der Einzelnen ſind bei der großen Volksmenge der Hauptſtadt hinreichend, um den zunächſt liegenden Oertern eine große Lebendigkeit zu geben. Wir wollen dem Leſer nur wenige dieſer Plätze gleichſam im Vorübergehen nennen.

Zuerſt Chelſea, der zunächſt liegende, nur eine engliſche Meile von der Hauptſtadt entfernte Ort. Der Weg dahin führt ewig durch Straßen, zwiſchen Häuſern hin, ſo daß man es nicht merkt, man befinde ſich außer der Stadt. Außer den nothwendigen Ergötzlichkeits-Plätzen ſind hier noch manche Merkwürdigkeiten; beſonders das Hoſpital, und ein der Londoner Apotheker-Innung gehörender, ſehr wohl eingerichteter botaniſcher Garten.

Nichts Seligeres in der Welt, als ein Londoner Cockney,*) der hier mit leiblichen Augen den Kaffee und Thee auf Bäumen und Sträuchen wachſen ſieht, und das Rohr bewundert, aus welchem der Zucker gemacht wird, welcher Tag täglich durch ſeine fleißigen Hände geht und ihm zu leben gibt.

---

*) Cockney nennt man vor allen die Bewohner der City, die innerhalb des Schalles der

Das Hoſpital für Soldaten in Chelſea, obgleich weniger groß und prächtig als das von Greenwich für die Marine, iſt dennoch der großen Nation würdig, die hier fünf hundert ausgediente Krieger verpflegt und ernährt, während ſie noch zehn tauſend Andern, die in dieſem Gebäude nicht Platz fanden, eine Penſion gibt. Außer dieſen werden noch fünf hundert verwaiſete

---

Glocken von Bow-church, einer Kirche mitten in derſelben, geboren ſind, und da ſie vielleicht nur drei- oder viermal in ihrem Leben ins Freie kommen, nichts kennen, als ihren Laden und ihre Straße. Ein Vater aus dieſem Quartier ritt einmal mit ſeinem Sohne nach Barnet. Das Pferd wiehert. Vater, was macht das Pferd? frug der Sohn. It neighs, es wiehert, antwortet der weiſe Papa. Nicht lange darauf krähet ein Hahn. Vater, rief der gelehrige Sohn: der Hahn wiehert auch, The Cock neighs too; ſeitdem hießen dieſe guten Leute Cockneighs.

Knaben, Söhne von verdienten armen Offizieren und Soldaten, in einem neuerdings erbauten, zu Chelſea gehörigen Local verpflegt und erzogen. Das Hoſpital ward nach einem Plane des Sir Chriſtopher Wren groß und zweckmäßig erbaut. Die innere Einrichtung deſſelben, die Verpflegungs- und Ernährungsweiſe der invaliden Krieger gleicht der von Greenwich. Es umſchließt mehrere Höfe und enthält, außer den nothwendigen Sälen und Zimmern, noch eine ſehr große Halle, welche zum Speiſezimmer dient, und eine einfache geräumige Kapelle zum Gottesdienſt. Die große Hauptfaçade breitet ſich längs dem Ufer der Themſe ſtattlich aus; ſie beſteht aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln mit drei ſchönen Portalen. Die zweite, nach Hydepark ausgehende, Façade iſt weniger reich verziert. Vor ihr liegt ein, von einer Baluſtrade eingeſchloſſener geräumiger, mit Bäumen bepflanzter Vorhof. Die zu dem Hoſpitale gehörigen Gärten ſind groß, aber altväteriſch, ſteif und geſchmacklos. Beſonders kleinlich nehmen ſich in demſelben, Angeſichts der majeſtätiſchen Themſe, ein Paar Kanäle aus.

Das ſchöne, vier Meilen von London auf einer beträchtlichen Anhöhe gelegene Dorf Hampſtead, gewährt eine der angenehmſten Exkurſionen in der Nähe der Hauptſtadt. Viele Hundert Einwohner derſelben kommen in ihrem Leben nicht über Hampſtead hinaus; für ſie iſt es im eigentlichſten Sinne das Ende der Welt.

Von ſeinem Hügel überſieht man das ganze herrliche, von der Themſe durchſtrömte Land, das Schloß von Windſor, die Höhen von Surry und Kent; tief blickt man hinein in Buckingham, Bedford und Northamptonſhire. Die reiche Ausſicht auf unzählige Dörfer und Städte, unter welchen die große Hauptſtadt mit ihren Thürmen und dem herrlichen Dom von St. Paul wie eine Königin thront, auf den mit Maſten beſäeten Hafen, auf das ſchöne, von ſanften wellenartigen Hügeln durchſchnittene fruchtbare Land, ſteht zwar an Reiz und Anmuth hinter Richmond-hill zurück, hat aber dafür den Vorzug, daß ſie einen viel weitern Umkreis beherrſcht, und muß Jeden entzücken, der ſie zum erſten Male und bei heiterem Wetter erblickt.

Außer Caenwood, dem Sitz des Lord Mansfield, liegen wenige oder keine großen Beſitzungen der Reichen und Vornehmen des Reichs in der Nähe von Hampſtead. Die Entfernung von London iſt für ſie zu klein: dafür aber enthält der Ort ſelbſt eine Menge der zierlichſten kleinen Landhäuſer.

Viele wohlhabende Familien, die ſich zu Londons Bewohnern rechnen, haben dort nur ein Abſteigequartier, einige Zimmer, in welchen ſie ihre Geſchäfte betreiben, und wohnen eigentlich in Hampſtead. Reiche Londoner Kaufleute beziehen hier Sommerwohnungen; andere, die ſich mit dem ſinkenden Abend ihres Lebens von Geſchäften losmachten, wohnen ganz hier, ſo daß auch in geſelliger Hinſicht Hampſtead viele Annehmlichkeiten darbietet.

In gleicher Entfernung von der Hauptſtadt, ebenfalls auf einem Hügel und nicht gar weit von Hampſtead, liegt Highgate. Ausſicht und Ort ſind weniger ſchön, ausgebreitet und groß, als zu Hampſtead. Eine der befahrenſten Landſtraßen führt hindurch. Dies iſt der Grund, warum es weniger von der eleganten, vornehmeren Claſſe der Londoner Bürger beſucht und bewohnt wird, obgleich die mittlere Claſſe fleißig hinwallfahrtet, und es ſich in den vielen guten Gaſthöfen des Orts wohl ſeyn läßt.

Die Engländer haſſen bei ihren Landhäuſern das von einer Poſtſtraße unzertrennliche Geräuſch, ſie haben deſſen in der Stadt genug. Auf dem Lande ſuchen ſie Ruhe und Stille, und bauen ihre Häuſer gern ſo weit als möglich von der hohen Straße entfernt, zwiſchen Gärten und Feldern hin. Hierin weichen ſie ab, von den ihnen in mancher andern Hinſicht ſo nahe verwandten Bewohnern des nördlichen Deutſchlands, welchen die Paſſage einer befahrenen Landſtraße oft lieber iſt als die ſchönſte Ausſicht; ja die ſich ordentlich des Abends dazu hinſetzen, um Staub und Lärm recht zu genieſſen, und in deren Gärten man oft dicht an der Landſtraße erbaute Einſiedeleien erblickt.

Wandſtead-Houſe.

Alle Orte, die wir bis jetzt nannten, liegen in der Grafſchaft Middleſex, von der Hauptſtadt gegen Weſten und Süden zu, in einem Umkreiſe von zwei und zwanzig engliſchen Meilen. Dort ſchuf ſchon die Natur das Land zum Garten, und ihrem Winke folgend, reiht ſich ein ſchöner Landſitz an den andern.

Nicht ſo iſt es, der Stadt gegen Oſten zu, in der Grafſchaft Eſſex. In dieſer flachen niedrigen und ſumpfigen Gegend gibt es wenig Landſitze, und wir kennen nur einen, welcher Erwähnung verdient, Wandſtead-Houſe.

Dieſe ehemalige Beſitzung des Lord Tilney wurde während der Zeiten der Emigration vom Prinzen Condé bewohnt, und der dazu gehörige Park zeichnet ſich durch nichts aus, als durch einige Alleen hoher ſchattiger Bäume; dennoch wird er der Nähe wegen von den Bewohnern der City fleißig beſucht. Das Schloß iſt groß, in einem edlen Styl erbaut; nur die ſchwerfällige hohe

Doppeltreppe, mit ihren unzähligen Schnörkeln, Baluſtraden und Vaſen entſtellt die Vorderſeite. Sehr ſchön iſt die große, durch eine Kuppel erleuchtete, mit Abgüſſen der berühmteſten Antiken geſchmückte Eintrittshalle. Die nicht modern, aber dennoch reich meublirten Zimmer enthalten eine Menge guter Gemälde, antike und moderne Marmorbüſten, Vaſen und Basreliefs.

Als wir, Vieles bewundernd, durch die lange Reihe der Säle hinwandelten, klagte die uns herumführende Haushälterin recht ſchmerzlich, daß die Prinzeſſin von Condé mit dieſer ſchönen Wohnung dennoch nicht zufrieden wäre, und immer behaupte, die Hunde ihres Vaters hätten ehemals beſſer gewohnt. Troß dem Uebermuth, der in dieſer übelangebrachten Behauptung ſich ausſprach, hatte die Dame indeſſen ſo unrecht nicht; und wer in frühern Zeiten das während der Revolution zerſtörte Chantilly ſah, wird ſich noch der Hundeſtälle erinnern, die dem Schloſſe gegenüber, groß und prächtig, einem königlichen Palaſte gleich, die reich geſchmückte Façade ausbreiteten.

Der ſchon bejahrte Prinz von Condé führte in Wandſtead-Houſe ſeine gewohnte Lebensweiſe fort, ſo gut es die Umſtände erlaubten. Viele, zum Theil mit ihm zugleich emigrirte, Anhänger und Freunde bildeten einen kleinen Hof um ihn her; ſtrenge bewahrten ſie die alte Sitte und Etikette, in der ſie ihr Leben hingebracht hatten, und die nun, mit ihrer ganzen Exiſtenz gleichſam wie verwachſen, die eigentliche Seele ihres Daſeyns geworden war. Ganz im Coſtüme des Hofes unter Ludwig dem Sechszehnten ſahen wir ſie, den Hut unterm Arm, auf einem großen grünen Platze vor dem Schloſſe herumſpazieren und des Augenblicks harren, wo es ihnen erlaubt wurde, beim Lever des Prinzen zu erſcheinen.

Es war ein wunderlicher Anblick, hier auf dieſem ſonſt feindlichen Boden gleichſam die alte Zeit in der Verbannung herumwandeln zu ſehen, und alle dieſe, zum Theil zu früh ergrauten Höflinge konnten in ihrem ganzen Weſen als Repräſentanten derſelben dienen.

Weſtindiſche Docks. Knowles, Landſitz des Herzogs von Dorſet.

Die nördlichen Ufer der Themſe in der Grafſchaft **Kent**, ſind nahe bei London mit unzähligen Magazinen, Schiffswerften, und andern dem Seehandel unentbehrlichen Gebäuden bedeckt. Hier auf der befahrenſten Straße zum „Markte der Welt“ iſt alles der raſtloſeſten Thätigkeit geweiht, und die ländlichen Freuden fliehen von ſelbſt dieſen ewigen Lärm, wo der Amboß und der laute Ruf einer zahlloſen Menge arbeitender Menſchen unaufhörlich ertönt.

Nahe an der Stadt erblickt man ein Rieſenwerk unſrer Tage: die dem weſtindiſchen Handel gewidmeten Docks. Eine Geſellſchaft Londoner Kaufleute erbaute ſie vor nicht gar langer Zeit. Sie koſteten die ungeheure Summe von ſechs mal hundert tauſend Pfund Sterling. Eine Abgabe von den hier abzuladenden Waaren entſchädigt die Unternehmer für ihre Auslage vollkommen, denn alle Weſtindienfahrer müſſen in dieſem durch Kunſt hervorgebrachten Hafen, ihre Waaren ein- und ausladen. Er beſteht aus zwei ungeheuren Baſſins, von welchen das kleinere blos zum Laden dient, das größere zwei bis drei hundert große Schiffe beherbergen kann, die darin ſicher und bequem unter Schloß und Riegel liegen.

Man kann ſich den impoſanten Anblick des Ganzen kaum vorſtellen. Schöne breite Quai's, belebt von allem Gewühl des Seehandels, umgeben die mit Schiffen bedeckten Baſſins. Einer Reihe Paläſte gleich, ſtehen die großen prächtigen Magazine den Quai's entlang; kein Fleck iſt unbenutzt, und, trotz der Größe des Ganzen, ſcheint es oft noch an Raum zu fehlen. Dieſe Einrichtung gewährt dem Handel nicht zu berechnende Vortheile; denn die mit den koſtbarſten Waaren beladenen Schiffe liegen hier geſichert gegen allen Diebſtahl, in einem ganz abgeſonderten Raume, geſchieden von den übrigen Fahrzeugen, welche den Hafen überfüllen. Da die Weſtindienfahrer gewöhnlich in großen Flotten zugleich anlangen, ſo entſtand bei ihrer Ankunft ſonſt immer eine gewaltige Verwirrung, ein fürchterliches, unendlichen Schaden und Verluſt mit ſich bringendes

Gedränge auf dem Strome. Dem iſt nun vorgebeugt, und alles geht mit Ruhe und Ordnung von Statten.

Den prächtigen Docks gegenüber breitet ſich das ſtattliche Greenwich aus, und man braucht nur in einem der immer bereit liegenden Böte quer über die Themſe zu ſchiffen, ſo iſt man in dieſem der Ruhe gewidmeten Aſyl; nur einige Schritte weiter in dem ſchönen Park von Greenwich, und die friedlichſte Stille umgibt uns, kein Laut von jenem unruhigen Treiben der Geld erwerbenden Menge tönt mehr herüber.

Hinter dem Park erſtreckt ſich die nicht große, aber als der Hauptttummelplatz engliſcher Straßenräuber berüchtigte Haide von Blackheath, welche jedoch in üblerem Rufe ſteht, als ſie es verdient. Im Ganzen ſcheint die Zahl jener Unholde in England ziemlich abgenommen zu haben, und manche Mordgeſchichte, die man in den engliſchen Blättern lieſ't, wurde nur erſonnen, um den Platz zu füllen, oder den übrigen, oft faden Inhalt der Neuigkeiten pikanter zu machen.

Von Blackheath aus machten wir eine kleine Luſtreiſe durch einen andern Theil der Grafſchaft Kent, als der war, welchen wir auf der Reiſe von Dover nach London ſahen.

Gleich Anfangs erfreute uns, wenige Meilen von London, eine in ihrer Art einzige, wunderherrliche Ausſicht. Wir ſahen die mächtige Stadt, ihre unzähligen Thürme und den Dom von St. Paul ausgebreitet da liegen am Ufer des Stroms, der, bedeckt mit Maſten, wirklich im ſtrengſten Sinne des Worts, wie ein ſeiner Zweige beraubter Wald ſich zeigte. Gerade vor uns lag Greenwich, zur linken Hand die nicht unbeträchtliche, faſt einzig dem Schiffsbau gewidmete, Stadt Deptford mit ihrem Hafen, ihren Docks, ihren gewühlvollen Schiffswerften, rechts die ihr ähnliche Stadt Woolwich, in welcher ſich das ungeheure Arſenal der engliſchen Seemacht, nebſt vielen dazu gehörigen Schmieden, Magazinen und Fabriken befindet. Das ſanfthügelige Land rings umher, belebt durch unzählige Dörfer, trägt ganz den engliſchen Charakter; alles iſt grün, fruchtbar, angebaut, und geſchmückt mit einzelnen Gruppen ehrwürdiger Eichen und Buchen.

Manchen ſchönen Park mit ſeiner Villa, manche reizende ländliche Wohnung ſahen wir im

Vorbeifahren, bis zu dem vierzehn Meilen von London entlegenen Landſtädtchen Bromley. Hier drängen ſich indeſſen die Landſitze nicht ſo an einander, als in der Gegend um Richmond herum, denn es fehlen die höhern Reize, die dort der alles belebende Strom gewährt, und überhaupt mangelt es der Grafſchaft Kent an Gewäſſern.

Nahe bei Bromley beſuchten wir einen alten Freund, den wir vor mehrern Jahren in einem kleinen Hauſe der City, als einen mittelmäßig wohlhabenden Kaufmann in ſeinem Comtoir verließen, und hier als den reichen Beſitzer von Tunbridge-Park wiederfanden. Ein ſchöner Park, angenehme Gärten und Spaziergänge umgeben die elegante, von unſerm Freunde ganz im italieniſchen Geſchmacke erbaute Villa. Der Tempel der Ceres nahe bei Rom diente der Hauptfaçade zum Modell.

Wenige Meilen weiter, nahe beim Städtchen Sevenoaks, liegt Knowles, der uralte Sitz des Herzogs von Dorſet. Bis hierher behält die Gegend denſelben Charakter, hügelig, grün, angebaut wie ein Garten.

Das durch ſein Alter ehrwürdige Schloß liegt mitten in einem weitläuftigen Parke, deſſen himmelanſtrebende Eichen vielleicht ſchon vor ſeiner Erbauung da ſtanden. Es iſt ein düſteres weitläuftiges Gebäude, deſſen innere Einrichtung aus einem wunderlichen Gemiſch von Altem und Neuem beſteht. Einige Zimmer ſind ganz modern möblirt, andre, wie ſie vor ein Paar hundert Jahren es waren; die übrigen, gerade die am meiſten bewohnt zu werden ſchienen, enthalten Altes und Neues durch einander gemiſcht, und nehmen ſich eben nicht zum beſten aus.

Beſonders merkwürdig für den Forſcher nach alter Sitte ſind zwei Zimmer; das erſte ſteht noch da, wie König Jacob der Erſte es verließ, der einmal eine Nacht darin zubrachte. In dem hohen geſchnitzten Bette könnten wenigſtens ſechs Perſonen bequem Platz finden; an den Spiegeln iſt mehr Schnitzwerk als Glas, und die zentnerſchweren Lehnſtühle ſind mit kleinen Treppen zum Hinaufſteigen verſehen.

Das andere Zimmer, deſſen Einrichtung aus derſelben Zeit ſtammt, iſt ein koſtbares Denkmal der damaligen ſoliden Pracht. Die aus Gold und Silber gewirkten Gardinen des Bettes, welches allein zwanzig tauſend Pfund Sterling gekoſtet hat, ſcheinen ihre Entſtehung eher dem Amboß und Hammer, als dem Weberſtuhle zu verdanken, ſo maſſiv ſind ſie, und die mit einer zolldicken künſtlichen goldnen Stickerei über und über verzierte Decke deſſelben würde jeden, der darunter ſchlafen wollte, durch ihre Schwere erdrücken. Eine ſilberne Toilette von ſchöner alter getriebener Arbeit, ein großer ſilberner Tiſch und ein geſchnitzter Schrank, groß wie ein Haus in den Hochlanden, über und über beſetzt mit ſilbernen Prunkvaſen, machen das Ameublement vollſtändig.

Viele andre Zimmer enthalten eine Menge guter alter Gemälde. Beſonders merkwürdig in dieſer Hinſicht, iſt eine lange Gallerie voll Familien-Porträts, und Bildniſſe ausgezeichneter Menſchen früherer Zeit. Manche wunderliche Karrikatur, aber auch mancher vortreflich gemalte Kopf, blickte hier von den Wänden auf uns herab. Zu den letztern gehört beſonders ein ſehr charakteriſtiſches Porträt Cromwells, nächſtdem Luthers, deſſen bleichen Freundes Melanchthons, und Erasmus, gemalt von Lucas Cranach. Die Porträts faſt aller bekannten und berühmten Gelehrten und Dichter Englands, füllen ein beſonderes Cabinet.

Weiter, hin, hinter Knowles, erhebt ſich die Gegend allmählich; höhere Berge gewähren dem Reiſenden manche ſchöne Ausſicht; bald zeigen wunderbar geſtaltete Felſen ihre kahlen Scheitel; weiter blickt man hinab in die tiefen Schluchten eines ſehr pittoresken Steinbruchs; dann zeigt ſich die ſchöne Ruine eines uralten Schloſſes hoch auf einem Berge, der drohend auf das an ſeinem Fuße liegende Städtchen Tunbridge hinabſchaut. So geht es fort bis zu dem, einige Meilen weiter hin gelegenen freundlichen Badeorte, Tunbridge-Wells.

Dieſer wird ſehr häufig beſucht, da er nur ſechs und dreißig Meilen von der Hauptſtadt entfernt iſt, und man den Weg dahin in wenigen Stunden zurück legt. Wir würden indeſſen die Gränzen der nächſten Umgebungen Londons überſchreiten, wenn wir uns auf deſſen nähere Beſchreibung hier einließen; auch zeichnet er ſich weder durch ſeine innere Einrichtung, noch durch ſeine Lage vor andern ähnlichen Oertern aus. Tunbridge ſey alſo der Scheidepunkt, wo wir dem Leſer, der uns freundlich bisher begleitete, ein dankbares Lebewohl ſagen.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Siebenzehnter Band.

BIBL. VNIVERS.

Reiſe durch das ſüdliche Frankreich.

Erſter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1831.

Reiſe
von
Paris
durch
das ſüdliche Frankreich
bis
Chamouny.

Erſter Theil.

Einleitung

zur zweiten Auflage. Im Jahre 1821.

Beinahe acht Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich dieſe Beſchreibung meiner Reiſe durch das ſüdliche Frankreich dem Publikum zum erſten Male vorlegte, das mit nachſichtsvoller Theilnahme ſie aufnahm; beinahe zwanzig, ſeit ich jenes ſchöne, von der Natur überreich geſegnete Land verließ, und die in dieſem, verhältnißmäßig kurzen Zeitraume ſich zuſammendrängenden großen Begebenheiten haben gewiß auch dort manche bedeutende Veränderung herbeigeführt. Dieſe Veränderungen können indeſſen gerade auf die Hauptgegenſtände meiner Beobachtung nur wenig Einfluß gehabt haben; denn das verworrene leidenſchaftliche Treiben des Menſchen vermag es nie, die Natur aus ihrem ewigen Gleiſe zu bringen. Die Rebe grünt, die Roſe duftet in glühender Farbenpracht, der ſteile Fels hebt das zackige Haupt ſtolz zu den Sternen empor im Kriege wie im Frieden. Das auf Erden vergoßne

Blut trübt den blauen Himmel nicht, er wölbt ſich in ungeſtörter Klarheit über ein Schlachtfeld voll Leichen, wie über ein Thal voll glücklicher arbeitsfroher Menſchen. Die Werke der ewigen Kunſt, die großen Ueberbleibſel einer mächtigern Vorzeit blieben ebenfalls von aller Verwirrung unangefochten, und trotz den Stürmen, die an ihm vorübertobten, ſteht das maison quarré noch in Nismes da, wie es vor tauſend Jahren ſtand.

Auch mit den Bewohnern des Landes wird es nicht anders ſeyn; das Gemüth des Menſchen iſt zwar ein leicht bewegliches, doch nicht ſo der, durch Nationalität und lange Gewöhnung bedingte Charakter eines ganzen Volkes. Aeußerlichkeiten können beide eine Weile unterdrücken, doch werden ſie immer ſchnell wieder hervorbrechen, ſobald eine ruhigere Zeit eintritt. Und überdies eignet unter allen Bewohnern von Europa ſich gerade der Franzoſe am wenigſten dazu, fremde Sitten und Meinungen anzunehmen, wozu er freilich in der letzten Zeit Gelegenheit genug gehabt hätte. Ihm iſt Frankreich noch immer das Univerſum und Paris die Hauptſtadt der Welt. Vom Gipfel ſeiner Vortreſſlichkeit blickt er mitleidig auf uns übrigen Barbaren herab; findet er bei uns etwas lobenswerth, ſo erklärt er es für beinah ſo gut, als ſey es franzöſiſchen Urſprungs, und glaubt ein großes Wort damit ausgeſprochen zu haben.

In den franzöſiſchen Städten mag ſich indeſſen jetzt freilich, beſonders im geſelligen Leben, manche Abweichung von dem ehemals Gebräuchlichen ſpüren laſſen, welche die veränderte Zeit herbeiführte; doch mehr in Paris ſelbſt, als in den größern Städten der Provinz, in welchen der Handelsgeiſt dominirt. Die Hauptſtadt von Frankreich war von jeher dem Chamäleon zu vergleichen, das im ewigen Wechſel die Farbe verändert; aber die Urform bleibt dennoch immer dieſelbe, wie eben bei jenem Thiere auch, wenn gleich der Theil deſſelben jetzt weiß erſcheint, der noch vor wenigen Augenblicken blau war.

Zur Zeit unſeres Aufenthaltes in Paris blendeten die, größtentheils aus tiefer Dunkelheit plötzlich zu Reichthum und Anſehen gelangten Emporkömmlinge die Augen der Welt, und die glänzende Einrichtung ihrer Häuſer wie ihrer Feſte wurde in Zeitſchriften und Reiſebeſchreibungen mit oft ermüdender Kleinlichkeit der deutſchen Leſewelt auf das allerdeutlichſte auseinandergeſetzt. Ich mochte daher, als dieſe Blätter zuerſt erſchienen, auf jenem nur zu ſehr betretnen Felde mich nicht ebenfalls antreffen laſſen. Doch jetzt hat ſich die Scene geändert, der franzöſiſche Adel trat wieder in ſeine althergebrachten Rechte, und jene ſogenannten nouveaux riches ſanken größtentheils in ihr urſprüngliches Dunkel zurück, ſammt ihrem eitlen Prunken mit ſchnell und mühelos erworbenen Reichthümern, zu dem man ſo leicht ſich verleiten läßt, wenn man nicht durch Gewöhnung von Jugend auf es lernte, die goldne Laſt würdig zu tragen. Ihre Zeit iſt beinahe ſchon der Vergeſſenheit übergeben, und doch war ſie in ihrer Art zu merkwürdig, um dieſer ganz anheim fallen zu dürfen. Mein während jener Reiſe geführtes Tagebuch liegt noch vor mir, Erinnerung lebt noch friſch und lebendig in meinem Geiſte, und ſo verſuche ich denn jetzt, was ich früher nicht unternehmen mochte, indem ich, wenn gleich nur mit leichten crayonartigen Zügen ein ſkizzenhaftes Bild von Paris entwerfe, wie es mir damals erſchien.

Paris.

Noch nie hatte uns etwas ſeltſamer überraſcht als die Einfahrt von Paris, doch wahrlich nicht durch ihre Pracht. Auf einer ſehr ſchlecht gehaltnen Kunſtſtraße fuhren wir von dem, ſechs Poſten von Paris entfernten Städtchen Peronne, wo wir die Nacht zugebracht hatten, an mehreren, aus lauter armſeligen Lehmhütten beſtehenden Dörfern vorbei. Keine prächtigen Villas, von weitläuftigen Gartenanlagen umgeben, keine hübſchen Landhäuſer, in welchen der arbeitsmüde Städter Erholung ſucht, verkündeten uns hier, wie Meilen weit vor London und Amſterdam, die Nähe der großen Hauptſtadt. Auch kam uns hier weder das bunte Gewühl von Reiſenden entgegen, noch weiterhin die Menge der ſchönen Equipagen und eleganten Reiter, welche rings um jene Städte das in dieſen wogende rege Leben ſchon von ferne bemerkbar machten. Wir begegneten nur einigen ſchwer beladenen Frachtwagen, vielen ſchlecht gekleideten und noch ſchlechter beſchuheten Fußgängern, die mühſam gegen die kothige Straße ankämpften, hauptſächlich aber mehreren großen Heerden Ochſen, welche der Hauptſtadt zugetrieben wurden, und deren mitunter ſehr beſchwerliche Begleitung uns lebhaft an die Klagen erinnerte, welche Boileau ſchon vor mehr als hundert Jahren bei einer ähnlichen Gelegenheit über ſie laut werden ließ.

Immer erwartend, daß es anders und beſſer kommen werde, ſahen wir uns mit einem Mal in einer von unanſehnlichen Häuſern eingefaßten Straße, wie jede Landſtadt in Deutſchland ſie aufweiſen kann. Ohne allen Aufenthalt fuhren wir an einem Schlagbaume vorüber, den wir eben deshalb kaum bemerkten, und nun öffnete ſich uns ein Labyrinth von krummen und geraden, breiten und ſchmalen Gaſſen und Gäßchen, von denen eine immer ſchmutziger ausſah als die andre. Das währte ſo wohl eine halbe Stunde lang. Verwundert ſahen wir im Wagen einander an. Sind wir denn wirklich in Paris? fragten wir uns, iſt dieſes la Capitale du monde?

Doch jetzt bog der Wagen um eine Ecke, und wir befanden uns mitten auf den Boulevards. Die artigen Häuſer, zum Theil mit Gärtchen davor, die vielen Buden, die Zelte, die von ſchönen Bäumen eingefaßten Alleen, das luſtige Gewimmel der Spazierengehenden und Fahrenden; alles zeigte ſich um ſo lebendiger, als es ſchönes Wetter und obendrein Sonntag war, und es freute uns, mitten in die Pariſer Volksluſt uns verſetzt zu finden. Doch die von unſerer Reiſegeſellſchaft, welche Paris vor der Revolution gekannt hatten, wollten auch hier, auf dieſem allgemeinen Tummelplatze des Vergnügens, einen großen Abſtand gegen ehemals gewahr werden; ſie behaupteten, nur noch den Schatten von dem zu ſehen, was er geweſen ſey, und vermißten vor allem die prächtigen Equipagen, die ſonſt in langen Reihen hier zu glänzen pflegten. Wahr iſt es, wir begegneten faſt keinen andern Fuhrwerken als Kabrioletten und Fiakern; letztere ſahen aber ziemlich elegant aus, beſſer und reinlicher ſogar als die in London, was ehemals in Paris nicht der Fall geweſen ſeyn ſoll.

In dem großen eleganten Hotel, in welchem wir bald darauf abſtiegen, vermißten wir mehr als je die Komforts von Altengland und deſſen nie genug zu preiſenden Gaſthöfe. Das palaſtartige Gebäude, in welchem wir unſre Wohnung aufſchlugen, war ehemals die der Duca de Grammont geweſen, und die ganze Einrichtung deſſelben erinnerte uns täglich daran, daß weder der Erbauer, noch die ehemaligen Beſitzer deſſelben ſich die Möglichkeit gedacht hatten, es könne zu ſeiner jetzigen Beſtimmung herabgewürdigt werden. Die Ducheſſe ſelbſt hatte die Reihe von Zimmern ehemals bewohnt, die wir jetzt einnahmen. Sie waren hoch und geräumig, die Fenſter derſelben gingen auf einen artigen kleinen Hausgarten hinaus; denn wegen des ewigen Geräuſches in den Straßen pflegt man in Paris gern die vordere Seite der Häuſer zu meiden. Unſere Wände waren von oben bis unten mit ſeidnen Tapeten, mit Vergoldungen und großen Spiegeln bedeckt, von denen aber keiner ſo angebracht war, daß man beim Ankleiden ſich bequem ſeiner bedienen konnte. Alles Geräthe in den Zimmern war ſo koſtbar, daß die Wirthin uns gern gebeten hätte, es gar nicht zu gebrauchen. Ueberall ſtanden Uhren, Vaſen, Bronzen und Kandelabers uns im Wege, lauter um einen Spottpreis erkauftes Raubgut, während der Revolution aus den Häuſern der Reichen und Vornehmen entwendet; und dabei vermißten wir dennoch faſt alles, was man zum eigentlichen Bequrmſeyn bedarf. Von allen Seiten verſtatteten Thüren und Fenſter der Luft freien Durchzug, das Kaminfeuer, von ziemlich naſſem Holze, vermochte nicht, dieſe hohen Räume zu erwärmen, und die mit keinem Teppich verſehenen gebobnten Parketts erinnerten uns eben ſo ſehr durch ihre Kälte, als durch ihre Glätte an die Freuden der Eisbahn auf der Hamburger Binnen-Alſter.

Auch fanden wir es unbequem, daß wir genöthigt waren, ſowohl Frühſtück als Mittagseſſen außerhalb dem Hauſe, in Kaffeehäuſern und Reſtaurationen, entweder ſelbſt zu ſuchen, oder es holen zu laſſen. Doch dieſe Einrichtung mußte ſich der Fremde von jeher in Paris gefallen laſſen, und viele Einwohner dieſer Stadt, beſonders unverheirathete Männer, ergriffen ſie aus freier Wahl; denn der wahre Pariſer befindet ſich nun einmal überall beſſer und lieber als zu Hauſe.

Der weltberühmte Straßenkoth, durch den dieſe Stadt ſeit ihrer erſten Entſtehung ſich auszeichnete, erlaubte uns nicht, ſie, beſonders im Winter, zu Fuße zu durchſtreifen. Wir mietheten ſogleich einen ſehr anſtändig ausſehenden Wagen, den wir monatsweiſe, ziemlich theuer, bezahlten, der aber auch dafür von früh neun Uhr bis Mitternacht ſtets angeſpannt vor unſrer Thüre ſtand, eine einzige Mittagsſtunde ausgenommen. Es war eine ſogenannte Carosse de Remise, welche alle Vorrechte einer eignen Equipage beſitzt, und deren es hier zum Dienſte der Fremden viele hundert gibt. Sie dürfen überall vorfahren, wo die Fiaker ſich in beſcheidener Entfernung halten müſſen, zum Beiſpiel an den großen Eingängen der Theater und in das Innere der Höfe großer Häuſer, die hier alle mit Thorfahrten verſehen ſind.

Dieſen Wagen benutzten wir fleißig, um in den Straßen von Paris herumzufahren, und auch das Aeußere dieſer merkwürdigen Stadt kennen zu lernen. Unſere Anſicht derſelben konnte indeſſen in dieſer Hinſicht nur unvollkommen bleiben, wie jede, die man nicht anders als fahrend einer Stadt abgewinnen kann, indeſſen müſſen auch gerade im Aeußern die größten Veränderungen in Paris ſeitdem vorgegangen ſeyn. Der neue Kaiſer ließ ſchon während der Zeit unſres dortigen Aufenthaltes an der Verſchönerung ſeiner guten Stadt überall auf das eifrigſte arbeiten; unendlich Vieles, das damals begonnen wurde, iſt ſeitdem vollendet, und gewiß ſteht auch manches ausgeführt da, von dem wir nur, als von einem noch weit entfernten Plane, reden hörten. Dennoch liegt, bei dem großen Umfange der Stadt, eine ſchnelle, gänzliche Umwandlung derſelben, außerhalb dem Gebiete der Möglichkeit; und gewiß bleibt ſie noch lange, was ſie damals lange ſchon war: eine der häßlichſten und ſchönſten zugleich, die man ſich denken kann. Immer werden in ihr ſchöne breite Straßen, große, von Paläſten umgebne Plätze an enge, winklige und dennoch lebensvolle Gaſſen grenzen, in welchen der Fremde zwiſchen dem Gewühle raſſelnder Wagen und eilig laufender Fußgänger nur mit Zagen ſich durchzuwinden vermag, während das Getöſe der ewig rollenden Räder, das Schreien der ihre Waaren ausrufenden Verkäufer, das Lachen und Fluchen und Toben des Volkes alle ſeine

Sinne betäubt. Hier gibt es keine breiten Fußwege an den Seiten der Straßen wie in London, die vor dem Ueberfahrenwerden ſchützen könnten, während das über allen Begriff ſchlüpfrige Steinpflaſter jeden Schritt unſicher macht. Die ächten Pariſer empfinden indeſſen wenig von dieſer Unbequemlichkeit. Mit der Sicherheit eines Seiltänzers werfen ſie ſich zwiſchen die Wagen und winden durch alle Gefahren ſich muthig hindurch. Selbſt wohlgekleidete Frauen und Mädchen laufen behende über ungangbar ſcheinende Stellen hin, und ſelten verräth der Saum des Kleides, der feine weiße Strumpf, der nette Schuh, welche Wege ſie zu überwinden gehabt haben.

Dennoch würden ſicherlich viele hundert, vielleicht Tauſende von Menſchen alljährlich in Paris unter den Hufen der Roſſe den Tod finden, was auch nach Merciers Tableau de Paris vor der Revolution der Fall geweſen ſeyn ſoll, wenn nicht die allgegenwärtige Polizei ihren mächtigen Arm über die Fußgänger ſchützend ausbreitete. Wir ſelbſt wurden einmal von einem ihrer Beamteten höflich gebeten, auszuſteigen und in einem Laden in der Straße St. Honorée einzutreten, bis ein andrer Wagen für uns herbeigeſchafft werden könne, während ein Paar ſeiner Kameraden unſern Kutſcher beim Kragen faßten, weil er, beim Biegen um die Ecke, mit einem der Räder einen alten Mann berührt hatte, ohne ihm jedoch den mindeſten Schaden zuzufügen. Der Kutſcher ward auf der Stelle nach dem Gefängniſſe von Biçetre abgeführt, wo er vierzehn Tage bleiben mußte, und um den Herrn deſſelben ebenfalls zu ſtrafen, wurden die Pferde auf einen Monat auf die Weide geſchickt, ohne arbeiten zu dürfen. Dieſes Geſetz ward überall auf das ſtrengſte und ohne Anſehen der Perſon in Ausübung gebracht, wie man uns verſicherte.

Die Häuſer in Paris ſind faſt alle vier bis fünf Stockwerke hoch, viele noch höher, und daß ſie die breite und nicht, wie meiſtens in London und Amſterdam, die Giebelſeite der Straße zuwenden, gibt ihnen im Durchſchnitt ein Anſehen von bedeutender Größe. Doch trifft man mitten in langen Reihen palaſtähnlicher Gebäude auch oft auf kleine elende Baracken, die einen traurigen Abſtich mit jenen bilden. Die größtentheils nicht breiten Straßen im Innern der Stadt erhalten durch die gewaltige Höhe der Häuſer etwas düſteres, kellerartiges, dennoch gewähren ſie einen impoſanten Anblick, beſonders Abends, wo man die Fenſter oft bis hoch unter das Dach erleuchtet ſieht, während das, noch weit nach Mitternacht in den Straßen fortdauernde Getöſe gleich Meereswogen zu ihnen dumpf emporbrauſt.

Wer niemals das immer rege Leben einer wirklich großen Stadt geſehen hat, kann ſich unmöglich einen Begriff davon machen; in London ſchien es uns minder gewaltig, weil es über einen weit größern Raum ſich verbreitet; denn dort bewohnt faſt jede Familie ein kleines Haus für ſich allein, wodurch die Stadt an Umfang bedeutend gewinnt. Paris beſteht aber aus drei bis vier über einander aufgethürmten Städten, deren weit mobilere Bewohner ſich alle unten, in einem verhältnißmäßig kleinen Raum herumdrängen müſſen.

Solch ein großes Haus in Paris umſchließt eine kleine Welt; denn nur wenige, auf fürſtlichem Fuße lebende Familien bewohnen ein ganzes Hotel für ſich allein. Das nämliche Dach bedeckt oft den ausſchweifendſten Luxus neben der drückendſten Armuth. Eine ganze Familie kämpft im fünften Stocke gegen Hunger und Kälte mühſam an, während drei Treppen tiefer ein luculliſches Gaſtmahl gefeiert wird, und der fröhliche Klang der Geigen und Flöten, bei welchem, im erſten Stocke, der Namenstag einer ſchönen Frau mit einem glänzenden Balle gefeiert wird, dringt oft im zweiten bis an das Schmerzenslager eines mühſam und widerwillig vom Leben ſich Abwendenden, und miſcht ſich mit furchtbarer Ironie unter das laute Weinen ſeiner um ihn verſammleten troſtloſen Kinder. Man wird geboren, man lebt, man ſtirbt, man freut ſich oder man verzweifelt; Niemand im Hauſe, außer denen, die es zunächſt berührt, erfährt etwas davon; und ich war kleinſtädtiſch genug, hierin etwas troſtlos-unheimliches zu finden.

Die faſt dem ganzen geplünderten Europa geraubten Kunſtſchätze waren, zur Zeit unſres Aufenthaltes in Paris, dort auf einem Punkte verſammelt. Doch über dieſe hier etwas ſagen zu wollen, wäre eben ſo überflüſſig als anmaßend. Sie gewährten uns den reinſten, bleibendſten Genuß; und wenn gleich mühſam verhaltner Zorn in unſre Freude ſich miſchte, ſo konnten wir es doch nicht unterlaſſen, unſern Glücksſtern zu preiſen, der hier uns gewährte, wonach wir von Jugend auf die höchſte Sehnſucht fühlten, und was wir dennoch auf anderem Wege ſchwerlich errungen hätten. Wir mußten ſogar die Liberalität lobend anerkennen, mit welcher hier dem Fremden es vergönnt ward, ohne Zwang, ohne Koſten, fern von jeder drückenden Beſchränkung der Zeit, ſich des Anblicks von Kunſtwerken zu erfreuen, zu denen ihm früher, vielleicht im eigenen Vaterlande, wo ſie die Zierde ſeines eignen Wohnortes ausmachten, der Zugang auf mancherlei Weiſe erſchwert worden war. Wir brauchten nur unſere Fremdencharte vorzuzeigen; und zu allen der Kunſt geweihten Gallerien und Sälen wurden die Thüren uns geöffnet, während dem eigentlichen Pariſer der Zugang zu denſelben nur an einzelnen dazu beſtimmten Tagen erlaubt ward. Dieſer aber behandelte dafür auch das ihm geöffnete Heiligthum wie eine gewöhnliche Promenade, die man beſucht, um viele Leute zu ſehen, und von vielen Leuten geſehen zu werden. Das Gedränge war an ſolchen öffentlichen Tagen unerträglich, das laute nichtsſagende Geſchwätz war es nicht minder; und nachdem wir einmal an einem ſolchen in das Muſeum des Louvre gerathen waren, ſo hüteten wir uns gar ſehr davor, zum zweiten Mal ein ſolches Verſehen zu begehen.

Ich habe ſchon früher erwähnt, daß die Zeit unſres Aufenthaltes in Paris, in die der ſogenannten nouveaux riches fiel. Rings umher ſahen wir uns von Leuten umgeben, die, geblendet von dem hellſten Sonnenſchein des Glückes, der urplötzlich über ſie ſich ergoſſen hatte, nicht wußten, wie ihnen eigentlich geſchehen ſey. Sie wunderten ſich über ſich ſelbſt und ſuchten daher auch die Bewunderung Anderer zu erregen. Der Luxus, den ſie in Hinſicht auf Wohnung, Tiſch und Kleidung trieben, war bis zum Unglaublichen geſtiegen; leider aber ging über dieſen jeder feinere Lebensgenuß verloren, jener zarte Tact der Geſelligkeit, jene angenehme Urbanität der Sitten, durch die ſich früher der ächte Pariſer ausgezeichnet hatte. Auch in der wahren Gaſtfreiheit blieben ſie weit hinter dem gebildeten Norden zurück, obgleich die erſten Häuſer in Paris, entweder an wöchentlich dazu beſtimmten Tagen ihre Dinées gaben, oder zu ſolchen einluden, ſobald eine gewiſſe Anzahl an ſie adreſſirter Fremder ſich geſammelt hatte, was oft genug geſchah. Die Freude führte bei ſolchen Feſten nur ſelten den Vorſitz, oft aber die tödtendſte Langeweile.

Man pflegte zwiſchen ſechs und ſieben Uhr ſich zu verſammeln, um dann ſogleich mit etwa dreißig Herren und Damen, die einander wenig oder gar nicht kannten, an die Tafel zu eilen, welche mit ſilbernem und vergoldetem Tafelgeſchirr, mit Kryſtall, Porzellan und einer Unzahl auf ſilbernen Wärmbecken geſtellten kleinen Schüſſeln beladen war.

Nie hatten wir ſolche Eſſer geſehen, wie die bei ſolchen Gelegenheiten mit eingeladenen Pariſer Gäſte, ſelbſt die Frauen nicht ausgenommen; denn die Zeit iſt längſt nicht mehr, in der es zum guten Tone gehörte, zu thun, als lebe man von der Luft. Ihre Virtuoſität im Eſſen grenzte wirklich an das Unmögliche; und die Bedienten, welche jeder Gaſt mit ſich bringen mußte, und die hinter dem Stuhl ihrer Herrſchaft ſtehen blieben, um jeden Befehl derſelben auf das ſchnellſte zu erfüllen, hatten vollauf zu thun. Wehe dem unglücklichen Fremdling, der bei ſolchen Gelegenheiten zu ſchüchtern war, um ſeine Wünſche laut werden zu laſſen, oder deſſen kurzes Geſicht ihn verhinderte, die Tafel gehörig zu überſchauen, um das ſeinem Geſchmack Anpaſſende für ſich auszuwählen. Er ſtand in Gefahr, mitten im Ueberfluſſe darben zu müſſen; denn außer der Suppe und dem Rindfleiſch wurde nichts herumgereicht, alles Uebrige mußte man fordern. Auch waren rings um die Tafel Brillen und Lorgnetten in ewiger Activität, und die nachdenklichen, kunſtverſtändigen Blicke, mit denen alles betrachtet und gewürdigt ward, lockte manches heimliche Lächeln uns ab. Daß es bei ſo ernſtlicher Beſchäftigung weder zu einem allgemeinen, noch ſonſt einigermaßen lebhaften Geſpräch kommen konnte, verſteht ſich von ſelbſt; zuweilen flüſterte man aus Höflichkeit ſeinem Nachbar ein paar Worte zu, doch immer ohne dabei den Hauptzweck der Zuſammenkunft aus den Augen zu laſſen. Die Franzoſen eſſen ſchnell, in anderthalb Stunden war alles abgethan; und als brenne das Haus uns über dem Kopfe, eilte nun jedermann ſeinem Wagen zu, um entweder in einem der vielen Theater ein paar Stunden auszuruhen, oder bis gegen eilf Uhr von einem Hauſe zum andern zu fahren und Viſiten von zehn Minuten zu machen. Alle Welt klagte über dieſe Viſiten, an denen Niemand Freude hatte, weder die, ſo ſie empfingen, noch die, welche ſie gaben; doch Niemand durfte dieſer harten Pflichtübung ſich entziehen, der nicht Luſt hatte, als geſellig todt, der Vergeſſenheit übergeben zu werden.

Das ſo ſehr verſpätete Mittagseſſen hat in Paris, wie beinahe in allen großen Städten, die Soupees verdrängt, die ſonſt gerade hier der Triumph heitrer verfeinerter Geſelligkeit waren; man erinnert ſich ihrer nur noch wie einer Sage der Vorzeit. An die Stelle jener fröhlichen, aus einem kleinen erwählten Kreiſe beſtehenden Zuſammenkünfte, waren jetzt ſogenannte Soirees getreten, zu denen man von zehn Uhr an bis Mitternacht ſich einſtellen konnte; denn die Zeit des Kommens, Gehens und Dableibens war durchaus unbeſchränkt; und wer ſonſt Luſt dazu hatte, der konnte füglich drei bis vier derſelben im Laufe eines Abends beſuchen. In ſehr brillanten Häuſern fanden ſie wöchentlich an dazu feſtgeſetzten Tagen ſtatt, an welchen die ein für allemal geladnen Gäſte ſich einfinden konnten, ſo oft ſie es wollten. In vielen andern Häuſern wurde man jedes einzelne Mal förmlich eingeladen, und zwar immer im Namen der Frau vom Hauſe, nie von dem Herrn deſſelben. Die Freuden einer ſolchen Soiree waren indeſſen eben ſo mäßig als die Koſten, die, außer der immer ſehr glänzenden Beleuchtung, bei ſolchen Gelegenheiten aufgewendet wurden; und wer nur Raum genug hatte, ein paar hundert Perſonen bei ſich zu ſehen, der konnte auf keine wohlfeilere Weiſe zu dem Ruhm gelangen, ein vornehmes glänzendes Haus zu machen und, wie man es damals in Paris nannte, im genre zu ſeyn.

Schon die zu den Zimmern führende große Treppe war an ſolchen Tagen feſtlich erleuchtet, und zuweilen blühte und duftete ein ganzes Treibhaus exotiſcher Pflanzen ihr zur Seite. Das Vorzimmer war angefüllt von den Bedienten ſämmtlicher anweſenden Gäſte, die hier ſpielten, oder ſonſt auf ihre Weiſe ebenfalls Aſſemblee hielten, ohne um die eintretenden Herren und Damen ſich weiter zu bekümmern. Der mit ſeiner Herrſchaft ankommende Bediente nannte deren Namen einem

Bedienten des Hauſes, dieſer riß beide Flügelthüren auf, rief überlaut den eben vernommenen Namen in den Salon hinein, wobei die fremden Namen gewöhnlich auf eine höchſt lächerliche Weiſe verſtümmelt wurden; man trat hinein, die Flügelthüre ſchloß ſich wieder, und nun ſtand man, vom blendendſten Lichte umfloſſen, vor einem wahrhaft furchtbaren Areopag von Damen. Im höchſten Putze hinter einander ſitzend, bildeten ſie einen oft dreifachen Kreis rings um den Saal und hatten und erwarteten hier keinen andern Genuß, als den, mit kritiſchem Auge und unerbittlicher Strenge ihre gegenſeitigen Anzüge zu muſtern. Die Dame des Hauſes ließ ſich gewöhnlich nahe am Eingange finden und war auch wohl ſo freundlich, den Ankommenden irgend ein Plätzchen anzuweiſen. Wer ſeine Nachbarinnen kannte, der ſuchte mit ihnen ein leiſes Geſpräch anzuknüpfen, wer zwiſchen Unbekannte gerathen war, der behauptete ein kaltes vornehmes Schweigen, wenn nicht zuweilen die Frau vom Hauſe ſich die Mühe gab, die Damen einander gegenſeitig vorzuſtellen. Die Herren drückten in den Ecken ſich herum, vertheilten ſich in den Nebenzimmern, oder redeten zuweilen eine Dame von ihrer Bekanntſchaft an, wenn ſie bis zu ihr gelangen konnten.

In den Nebenzimmern waren Boulliot-Tiſche aufgeſtellt, wer aber zum Spielen Luſt hatte, mußte ſeine Parthie ſich ſelbſt bilden, was denn nicht immer ohne Schwierigkeit war, obgleich es der Wirthin ihre Rolle ſehr erleichterte. Dieſes Spiel, über welches hauptſächlich der Zufall waltet, war damals das einzig beliebte in Paris, und ich erinnere mich kaum, ein andres geſehen zu haben. Der eigens dazu geformte Leuchter, auf welchem jeder ein neues Spiel Antretende einen beſtimmten Geldbeitrag legen mußte, war immer der gewinnende Theil; und man ſagte es vielen Frauen nach, daß ſie mit dem Ertrag deſſelben einen Theil ihrer Toilette, oder wenigſtens die Koſten ihrer Soirees beſtritten.

Wenn es in dieſen Abendgeſellſchaften recht groß und herrlich zugehen ſollte, ſo war irgend ein durchreiſender Virtuos, eine berühmte Sängerin oder Harfenſpielerin durch Geld und gute Worte bewogen worden, ſich mitten in jenem großen Kreiſe hören zu laſſen, der denn gebührend allemal in Entzücken gerieth. Zuweilen ließen ſich auch wohl in einem der Nebenzimmer ein Paar Violinen und ein kreiſchendes Flageolet vernehmen, das in Paris beim Tanze nie fehlen darf. Doch dieſe gaben nie das Signal zu allgemeiner Luſt. Man drängte ſich zwar herbei, man ſtieg ſogar auf die Stühle, um beſſer zu ſehen, doch außer den ſchon vorher zum franzöſiſchen Contretanz beſtimmten vier Paaren, bezeigte Niemand Luſt, thätigen Antheil an dem Tanzen zu nehmen. Den Tänzern blieb, mitten im dichtgedrängten Kreiſe der Zuſchauer, nur ein ſehr beſchränkter Raum, um ihre Kunſtfertigkeit, wie auf einem Theater, zu zeigen. Die, welche es wagen mochten, ſich auf dieſe Weiſe zur Schau zu ſtellen, mußten ihrer Kunſt ſehr gewiß ſeyn und ſich ſchon Wochen lang vorher darauf vorbereitet haben; denn ſie ſtanden vor einem ſtrengen Publikum, das, ungeachtet des einmal eingeführten lauten Applaudirens, auch nicht den kleinſten Fehler unbemerkt durchſchlüpfen ließ. Wehe der Tänzerin, die man nicht jung und ſchön genug fand, deren Fuß das einmal angenommene Maß vielleicht um eine Linie überſchritt, oder die vollends ihre Schuhe nicht bei dem berühmteſten Meiſter der edlen Schuhmacherkunſt gekauft hatte! Nicht nur jeder Schritt, nicht nur die ganze Geſtalt, auch jeder Theil ihres Anzuges mußte der ſchärfſten Kritik ohne Furcht ſich unterwerfen können. Die Tänzerin, deren Anzug ſchon in der letztvergangenen Woche Mode geweſen war, und die, welche ſich nicht vollkommen dazu eignete, in ihrer Kunſt mit den Operntänzerinnen wetteifern zu können, begingen gleich große, unverzeihliche Verbrechen. Wochenlang wurde in ihrem Zirkel von den horreurs geſprochen, die ſie ſich hatten zu Schulden kommen laſſen, und vielleicht waren dieſe nach Jahr und Tag noch nicht ganz vergeſſen.

Nicht immer wird bei dieſen Soirees getanzt oder Muſik gemacht, ſondern nur heimlich gegähnt; immer aber wurde nach Mitternacht dünner Thee hereingebracht, nebſt etwas Backwerk, Bonbons, Obſt und dergleichen. Auch Orangenblüthwaſſer, Orgeade und Syrop capillaire mit Waſſer verdünnt, wurden herumgegeben. Etwa eine Stunde ſpäter endeten die Freuden eines ſolchen Abends durch das Wegfahren der Gäſte, wenn nicht neue ſpäte Ankömmlinge ſie noch um ein paar Stunden verlängerten.

Die ganze lange Reihe von Zimmern, welche eine ſolche gaſtfreie Familie bewohnte, und die man in Frankreich mit dem techniſchen Ausdruck Appartement bezeichnet, war bei ſolchen Gelegenheiten geöffnet und mit hunderten von Wachskerzen und Lampen auf das glänzendſte erleuchtet. Ueberall ſchimmerten Spiegel von der Decke bis zum Fußboden reichend, ſchmückten Seide und reiche Vergoldung die Wände, glänzten Girandolen von Kryſtall, koſtbare Bronzen, Vaſen von Marmor und Porzellan in allen Ecken; das ganze Ameublement vereinte fürſtliche Pracht mit geſchmackvoller Anordnung. Doch das die Reihe der Zimmer beſchließende Schlafgemach der Frau vom Hauſe zeichnete ſich immer vor allen durch die ausgeſuchteſte Eleganz aus. Es ſtand ebenfalls aller Welt offen, und diente gewöhnlich auch an nicht für die Geſellſchaft beſtimmten Tagen zum Wohnzimmer der Dame, in welchem ſie ihre Viſiten annahm.

Die Schlafzimmer der eleganten Pariſerinnen ſind indeſſen ſchon zu oft beſchrieben worden, als daß wir ihrer hier noch beſonders erwahnen dürften. Die zu weit getriebne, oft an das Feenhafte grenzende Eleganz derſelben mußte für ihre Bewohnerinnen doch auch manches Unbequeme mit ſich führen; und oft ſchien es uns, als trügen ſie ihre Beſtimmung nur zum Schein, beſonders nach einer ſolchen Soiree, wo es eben ſo unangenehm als für die Geſundheit nachtheilig ſeyn mußte, in der von der Ausdünſtung ſo vieler Lichter und Menſchen verdorbnen Luft, wirklich die Nacht zuzubringen.

Die Kleidung der Damen, welche dieſe Soirees gaben und beſuchten, war faſt noch luxuriöſer als die Einrichtung ihrer Wohnungen. Perlen und Diamanten, mit denen ſie oft wie überſät erſchienen, koſtbare türkiſche Shawls, mit denen ſie einen ewigen Wechſel trieben, waren dabei das am wenigſten Koſtſpielige; denn dieſe Dinge behielten doch immer den ihnen eigenthümlichen Werth. Ihre größte Verſchwendung beſtand in tauſend faſt namenloſen Kleinigkeiten, in Dingen, die kaum zu entſtehen ſchienen, um auf das eiligſte wieder zu vergehen; z. B. in Spitzenſchleiern aus Brüſſel für 100 und mehr Louisd'or, in künſtlicher Stickerei der Leibwäſche, bei welcher der feinſte Batiſt aus Brabant durchgängig die Stelle der ſonſt üblichen Leinwand vertreten mußte. Keine Dame von gutem Ton trug in Geſellſchaft das nämliche Kleid zweimal, ohne es wenigſtens bis zum Unkenntlichen verändern zu laſſen, keine mochte das ſchöne Haupt einem Haarkünſtler anvertrauen, der nicht im eignen Cabriolet angefahren kam und ſich wenigſtens zwölf Francs für jede einzelne Friſur bezahlen ließ, und viele bedurften ſeiner zweimal des Tages. Die Dame, welche ſich einen ganzen Tag über mit einem einzigen Paar neuer ſeidner Schuhe behalf, wurde ſchon für ſehr ökonomiſch gehalten, jede aber führte, wenn ſie ausfuhr, um Viſiten zu machen, ein ganzes Magazin weiß-glacirter Handſchuhe in ihrem Wagen mit ſich, um die eine Stunde getragnen mit neuen vertauſchen zu können.

So ging das bis ins Unendliche fort; der Gemahl einer ſolchen Frau bekümmerte ſich wenig darum, auf welche Weiſe Madame es anfangen möge, um einen ſo unerhörten Aufwand zu beſtreiten. Die große Welt ſtand in Paris zwar nie im Rufe ſtrenger Sittlichkeit, doch ſuchte ſie ehemals wenigſtens den Schleier des Anſtandes über ihre Verirrungen zu werfen; die für vornehm gelten wollenden Frauen und Männer dieſer Zeit aber glaubten dieſen Zweck am ſicherſten zu erreichen, wenn ſie mit Verhältniſſen prahlten, die man ſonſt den Augen der Welt ſorgfältig zu entziehen ſuchte.

Es wäre eine zu unangenehme Aufgabe, Belege hievon umſtändlich anzuführen; ich erlaube mir nur zu ſagen, daß ſelbſt angeſehene Damen ſich nicht ſcheuten, irgend ein koſtbares Stück ihres Anzuges öffentlich für ein erhaltenes Geſchenk zu erklären. Die reichen Ruſſen, deren ſich damals viele in Paris aufhielten, ſpielten eine ſehr glänzende Rolle in der Damenwelt, und manche Frau gab bei ihrem Manne den theuren Shawl oder Schleier, den ſie eben ſelbſt gekauft hatte, für einen Beweis der Aufmerkſamkeit eines ſolchen nordiſchen Hausfreundes aus, um nur keine Vorwürfe über ihre Verſchwendung hören zu müſſen.

So lebten die Reichen in Paris, welche damals ausſchließend den Ton angaben. Andre, die es jenen an Pracht nicht gleich thun konnten, führten eine Art von Wirthshausleben. Zum

Frühſtück oder Mittagseſſen luden ſie ihre Gäſte zu irgend einem berühmten Reſtaurateur ein und Abends beſuchten ſie die Theater, oder andre dem öffentlichen Vergnügen geweihte Orte, wo es an Muſik, Tanz und großer Geſellſchaft nie fehlte, und deren es unter allerlei wohlklingenden Namen in Paris unzählige gab.

Viele tauſend Familien führten ohne Zweifel, ſelbſt damals noch, ein weit genußreicheres Leben in Paris, in einem kleinen Kreiſe erwählter Freunde, aus welchem jener feine gebildetere Ton, jene heitere altfranzöſiſche Geſelligkeit noch nicht entflohen war, die früher in Frankreich vorgeherrſcht hatte. Doch der Zutritt zu dieſen Häuſern wurde dem Fremden nur in ſeltnen Fällen erlaubt, und wer nicht das Glück hatte, durch ganz beſondre Verbindungen mit ihnen in Berührung zu kommen, dem blieb nichts übrig, als in dem unruhigen Treiben der ſogenannten großen Welt ſich mit herumdrehen zu laſſen, in die es, mit Hülfe einiger Empfehlungsbriefe, ſehr leicht war eingeführt zu werden, oder ſeine Abende in einem der vielen Theater zuzubringen, was unſtreitig einen weit höheren Genuß gewährte, als jene ungeſellige Geſelligkeit.

Das Pariſer Theater darf ich hier nur ganz im Allgemeinen erwähnen, weil über daſſelbe ſchon ſo unendlich viel geſchrieben iſt und noch täglich geſchrieben wird. Sechszehn bis achtzehn Schauſpielhäuſer ſtanden in jener Zeit dem Schauluſtigen an jedem Abend offen, jedes von dieſen hatte ſein eignes Publikum, ſeine eignen Theaterdichter wie ſeine eignen Schauſpieler, und dem Fremden ward unter ihnen oft die Wahl ſchwer, weil ſo vieles, in ſeiner Art Gutes, ſogar Vortreffliches, von ſo vielen Seiten ihn lockte.

In dem Theater der Nation riß Talma durch ſein großartiges Spiel unwiderſtehlich hin, er ſtand damals in der vollſten herrlichſten Blüthe ſeiner Kunſt. Auch die Duchenois, vor nicht gar langer Zeit vom Küchenheerd auf die Bühne geſtiegen, legte einen ſehr anſchaulichen Beweis davon ab, daß es dem wahren Talent immer gelingen muß, über Vorurtheile zu ſiegen, welche nur auf Aeußerlichkeiten ſich gründen. Schon damals waren die Züge ihres Geſichtes von einer faſt unerlaubten, an das Widerwärtige grenzenden Häßlichkeit; aber ihr tief empfundnes Spiel, verbunden mit einer hohen impoſanten Geſtalt und einem ſchönen vollen Organ, entzückte dennoch ganz Paris bis zur rauſchendſten Bewunderung. Mit ihr wetteiferte die in jugendlicher Schönheit prangende Georges. Jede dieſer beiden Schauſpielerinnen hatte damals ihre eigne mächtige Partei im Publikum, die auf das eifrigſte für den Ruhm ihrer Königin ſtritt. Blut wurde in dieſem Kriege nicht vergoſſen, wohl aber viel Tinte, wovon man jeden Morgen den Beweis in den öffentlichen Blättern fand, wenn am Abende vorher eine von den beiden Damen auf der Bühne erſchienen war. Die leicht beweglichen Pariſer nehmen an dieſem Streite ſo lebhaften Antheil, als hinge das Wohl des ganzen Landes davon ab. Im Luſtſpiele trug auf dem nämlichen Theater die damals junge reizende Mars die Palme davon. Mehrere mit Recht berühmte Künſtler und Künſtlerinnen ſtanden würdig ihr zur Seite, und erhoben die höhere Komödie faſt bis zum Gipfel der Vollkommenheit.

In der großen franzöſiſchen Oper konnte der Geſang ein Ohr nicht entzücken, welches des dieſer Nation eignen Vortrags noch ungewohnt war; dagegen läßt ſich nichts der blendenden Feenpracht der damaligen Ballete vergleichen, nichts der Grazie, Schönheit und Gewandtheit ihrer erſten Tänzer und Tänzerinnen, die wirklich über den Fußboden hinzuſchweben ſchienen. Doch alles dieſes ward noch von dem mächtigen Eindruck übertroffen, den das Orcheſter hervorbrachte, wenn plötzlich, wie mit einem einzigen Bogenſtriche, die Ouvertüre begann, und gleich einem mächtigen Strome durch den weiten ſchönen Raum dahinwogte.

Das Theater Feydeau war der komiſchen Oper geweiht, deren neueſte Erzeugniſſe aber in jener Zeit einen etwas larmoyanten Charakter angenommen hatten. Gretry, Mehul, Cherubini feierten hier ihren Triumph. Ellevious ſchöne Geſtalt, ſein durchdachtes Spiel, ſein angenehmer Geſang im Vereine mit Martins Nachtigallenkehle, verſetzten jedes Mal die Zuſchauer in einen Taumel von Entzücken, ſo daß oft die Säulen des ſchönen großen Gebäudes von dem lauten Ausbruch der Freude zu wanken ſchienen.

Im Theater Louvois wurden nur Luſtſpiele gegeben, meiſtens ſolche, die durch den Mangel der drei Einheiten ſich nicht dazu eigneten, auf dem großen Nationaltheater geſpielt zu werden.

Hier war Picard auch als Schauſpieler in Charakterrollen der Held des Tages, in Deutſchland als Verfaſſer mehrerer größerer und kleinerer Luſtſpiele, beſonders aber der franzöſiſchen Kleinſtädter, rühmlich bekannt.

Das Vaudeville ergötzte auf eine Weiſe, die keine andere Nation außer der franzöſiſchen ſich jemals wird aneignen können, und von der es faſt unmöglich iſt, dem, der es nie ſah, einen Begriff zu geben. Jede große oder kleine Begebenheit des Tages wird aufgefaßt, und gleichſam al fresco, mit kecken aber kenntlichen Zügen hingeſtellt. Die nur von ein paar Geigen begleiteten Melodien der Liederchen, welche das Ganze beleben, ſind Volksgeſänge, man könnte ſie auch wohl Gaſſenhauer nennen, die jeder Franzoſe auswendig weiß. Damals war eben in irgend einem Winkel ein altes langes Stück Tapete aufgefunden, und im Louvre zur Erbauung des Volkes öffentlich ausgeſtellt worden, auf welchem die Gemahlin Wilhelms des Eroberers den Sieg ihres

Gemahls, nebſt deſſen Landung in England, mit eigner Hand geſtickt hatte. Nichts kann abenteuerlicher erdacht werden als die unzähligen wunderlichen Figuren, durch welche die gute Königin Mathilde getrachtet hatte, die Heldenthaten ihres Gemahls zu verewigen, indeſſen lief doch ganz Paris hin, um Morgens ihr Werk im Louvre bewundernd anzuſtaunen, und Abends ſie ſelbſt mit ihren Damen, im Vaudeville-Theater an dieſer Stickerei arbeiten zu ſehen. Eine artige Liebesgeſchichte war geſchickt genug in das Stück eingeflochten, und die wunderſchöne Madame Belmont ſpielte die Rolle der Königin Mathilde. Dieſe iſt dieſelbe Schauſpielerin, für welche früher die dem Vaudeville ebenfalls angehörende Rolle der Fanchon geſchrieben worden war. Ganz Paris war im Enthuſiasmus über die Königin Mathilde, das Stück mußte ſechzig bis ſiebzig Mal wiederholt werden, im Schlußchor hieß es mit Bezug auf Wilhelms Landung:

ce fut il-y-a sept cent trente ans
nous pourrions bien en voir autant.

Alles ſang mit, vom Parterre bis ins Paradies, wenn dieſe Worte vorkamen; die guten Leute gingen begeiſtert nach Hauſe und waren für den Augenblick feſt überzeugt, nächſtens zu erfahren, daß unter der Leitung eines zweiten Eroberers die platten Böte, an denen damals eifrig gezimmert wurde, das ſtolze Albion zum zweiten Male erobert hätten.

Aller übrigen kleinen Theater in Paris hier erwähnen zu wollen, würde zu ermüdend ſeyn. Manche davon haben wir gar nicht beſucht, doch alle hatten Gedeihen und ihr ſtehendes Publikum. In einem derſelben trieb mit unnachahmlicher Laune und Grazie der berühmte Brunet ſeine luſtigen Poſſen, und mußte für ſeine eignen herrlichen Einfälle, die er nie zu unterdrücken vermochte, ſo oft auf der Hauptwache büßen, daß er ſich dort zuletzt ein kleines Zimmer zum Nachtquartier bequem einrichten ließ.

In dem ſehr großen Schauſpielhauſe an der porte St. Martin, das eigentlich für die große Oper erbaut worden war, wurden die ſinnloſen Melodramen mit vielem Aufwande gegeben, die jetzt leider auch auf unſern Bühnen Eingang und Bewunderer gefunden haben. Wir ſahen dort die hundert und ſechste Vorſtellung einer Pantomime, Damoiseau et Bergerette genannt. Das ſehr große Haus war übervoll von Zuſchauern, die ſich herbeigedrängt hatten, um Franconis Pferde, deren zwanzig an der Zahl hier Gaſtrollen geben, einen hohen Berg ganz vernünftig herunter traben und unten eine Quadrille tanzen zu ſehen. Uebrigens aber ſtellte Franconi auch in dem Garten der Kapuziner, das ganze Jahr hindurch, die faſt unglaublichen Reiterkünſte ſeiner Truppe zur Schau, von der wir in Deutſchland zuweilen Zöglinge ſehen.

So gab es, nach dem Urtheile der ewig ſchauluſtigen Pariſer überall ein Spectacle superbe, nur die italieniſche Opera buffa konnte bei ihnen nicht Eingang finden. Sie ſpielte meiſt vor leeren Bänken, die nur von einigen amateurs vom Handwerk und den eben anweſenden muſikliebenden Fremden ſpärlich beſetzt waren.

Alle dieſe verſchiednen Theater waren, nach dem Maß der Anforderungen, die man im Einzelnen an ſie machen durfte, ziemlich bequem und ſogar elegant eingerichtet und decorirt. Das Nationaltheater, die große Oper, das Theatre Feydeau zeichneten durch edle einfache Pracht und großen Styl der Architektur ſich aus. Nur die Dunkelheit, welche in dem für die Zuſchauer beſtimmten Theile dieſer Häuſer durchgängig herrſchte, fiel uns, beſonders Anfangs, um ſo unangenehmer auf, als wir noch an die blendende Helle der Londoner Theater gewöhnt waren. Hier gab es keine Wandleuchter wie dort, keine Spiegel, die den Glanz des Lichtes verdoppelt zurückwarfen. Selbſt die größern Theater erhellte nur ein einziger Kreis von Lampen, bei deren Scheine man kaum die in den Logen ſitzenden Zuſchauer erkennen konnte. Deshalb beſuchten die Damen das Theater auch nur im Negligé, außer wenn in der Oper oder im Theater der Nation ein neues Stück zum erſten Mal gegeben wurde, wo ſie dann, von Juwelen ſtrahlend, ſich zeigten. Wir vermißten ungern den Anblick der ſchönen geſchmückten Frauen, die in London ein Schauſpiel im Schauſpiele gewähren, das an und für ſich reizend genug iſt, um Manchen für eine langweilige Darſtellung auf der Bühne zu entſchädigen.

Bei weitem beſſer als die Beleuchtung gefiel uns im Theater das friedliche Betragen, die einem Deutſchen vielleicht übertrieben erſcheinende Höflichkeit der Zuſchauer, ſelbſt aus den geringeren Ständen. Nie wurden Zänkereien und Schimpfworte unter ihnen laut, wie ſie in London ſo häufig vorzukommen pflegen, obgleich das Parterre ſeinen Unwillen nicht minder ungeſtüm äußert als das Londoner Publikum, ſobald es Urſache zu haben glaubt, mit den Schauſpielern oder dem Schauſpiele ſelbſt unzufrieden zu ſeyn. Dem Beiſpiele des Parterres, in welchem die eigentlichen dramatiſchen Richter Sitz und Stimme haben, folgten die Zuſchauer in den höheren und höchſten Regionen gewöhnlich nach. Der Lärm war oft furchtbar und wirklich betäubend; davon wurden wir ſelbſt Zeuge, als ein neues Trauerſpiel, Agamemnon betitelt, unbarmherzig ausgepfiffen ward, obgleich Talma und die Duchenois die Hauptrollen in demſelben ſpielten. Doch dieſes Toben galt nur dem Allgemeinen und hatte auf die zuvorkommende Höflichkeit der Zuſchauer gegen einander keinen Einfluß.

Eben ſo wenig als im Theater haben wir in den Straßen von Paris Schlägereien oder heftiges Zanken bemerkt, das in London ſo leicht in förmliche Fauſtkämpfe ausartet. Die der franzöſiſchen

Nation eigne Mäßigkeit im Trinken mag vieles zu dieſen ihren friedlichen Geſinnungen beitragen; denn ein recht gründlich Betrunkener iſt in Paris eine große Seltenheit und uns wenigſtens dort nie vorgekommen. Entſtand irgend wo einmal ein kleiner Zwiſt, ſo ward er doch immer ſchnell wieder ausgeglichen, oft durch irgend einen luſtigen Einfall, der die Streitenden lachend auseinder trieb.

Auch der Ton der Freiheit und Gleichheit, den die Revolution eingeführt hatte, war ſchon damals verſchwunden und vergeſſen. Alle Frauen und Mädchen hießen wieder Madame und Mademoiſelle; von der vornehmſten Dame an bis zu der Ravaudeuse, die vor dem Hauſe jener, in einer ächten Diogenestonne ſitzend, ſich davon nährt, die zerriſſenen Maſchen aller Strümpfe in ihrem Quartier, augenblicklich auf das künſtlichſte wieder zu ergänzen. Der Commiſſionair, der überall bereit ſteht, für ein paar Sous halb Paris zu durchlaufen, wurde ebenſowohl Monſieur genannt, als der reiche Herr, der, im eignen Kabriolette fahrend, jenen armen Teufel vom Kopfe bis zu den Füßen beſpritzte. Nur ein einziges Mal begegnete es mir mit Citoyenne und Du angeredet zu werden; es war in der Vorſtadt St. Antoine, wo wir ausgeſtiegen waren, um den Baſtilleplatz zu betrachten, der jetzt zu einem Holzhofe benutzt ward. Ein auffallend großes Weib, von männlichem, ſehr widerwärtigem Anſehen kam auf mich zu, packte mit ſtarker Fauſt mich am Arm und beeiferte ſich, mir die Stelle zu zeigen, wo einſt die Thürme der Baſtille geſtanden hatten. Ihre Rede ſowohl als ihre Geſtalt erinnerten mich ſehr lebhaft an vergangne Greuelſcenen, bei denen ſie wahrſcheinlich keine müßige Zuſchauerin abgegeben haben mochte; doch ich befand mich hier auf dem eigentlichen Grund und Boden, von dem einſt alle jene Schrecken ausgingen, und ein Wunder war es nicht, daß der Nachhall derſelben noch nicht gänzlich im Gemüthe der Einwohner dieſes Quartiers verklungen war.

Ehe ich dieſe Skizze beende, muß ich noch der Vergnügungen erwähnen, die in Paris den Morgen ausfüllen. Dieſer iſt dort ſehr lang, obgleich die Sonne ſchon der Mittagslinie ſich nähert, ehe es in der eleganten Welt Tag wird. Geſellige Frühſtücke, Beſuche, Spazierfahrten gibt es dort wie überall, die Hauptfreude aber bleibt immer die Promenade: denn dieſe, wie das Theater und das tägliche Brot, iſt jedem Franzoſen ein unentbehrliches Bedürfniß, von welchem Alter und Stande er auch ſey. Seine Promenade iſt aber von unſern Spaziergängen himmelweit verſchieden; ihm iſt es dabei nur um das Gedränge vieler Leute zu thun, und er würde mit Vergnügen täglich in einem gepflaſterten, von hohen Mauern umgebenen Hofe ſich ergehen und draußen die anmuthigſte Gegend unangeblickt laſſen, wenn Zufall oder Mode es wollten, daß die elegante Welt zur beſtimmten Stunde in dieſem Hofe ſich zuſammen drängte.

Den ſchönen, oft und umſtändlich beſchriebenen Jardin de Plantes fanden wir daher faſt immer unbeſucht, auch der Garten des Palaſtes Luxembourg ſtand verödet; und nur Greiſe und Kranke aus der Nachbarſchaft ſonnten ſich unter ſeinen prächtigen alten Bäumen auf dem grünen Raſen, über welchen der Winter in dieſem milden Klima keine Gewalt üben kann. Aber den Garten der Tuillerien erfüllte immer das bunteſte Gewimmel, und ſo wie nur ein winterlicher Sonnenſtrahl ſich blicken ließ, flogen die Pariſerinnen ſchaarenweiſe in der reichſten und anmuthigſten Morgenkleidung herbei, gefolgt von dem Schwarme ihrer Bewunderer. Die im wahrhaft großen Geſchmack erdachte, und mit königlicher Pracht ausgeführte Anlage dieſes Gartens, macht ihn indeſſen des Vorzuges würdig, der ihm durchgängig ertheilt wird. Das prächtige Blumenparterre vor dem Schloſſe, der weite Raſenplatz, die von himmelhohen Bäumen umſchatteten breiten Alleen unten im Garten, wurden meiſtens den Kindern überlaſſen, die, von ihren ewig plappernden Bonnen bewacht, ihr luſtiges Weſen dort trieben. Nirgend in der Welt iſt die Kindheit anmuthiger und lieblicher als in Paris, oft ſahen wir den Spielen dieſer wunderſchönen kleinen Weſen zu, ohne uns davon losreißen zu können; ihr Jauchzen, ihr Freuen hielt uns feſt, wenn die majeſtätiſchen Schwäne ihrem Locken folgten, und mit hochgehobenem Flügel und zurückgebogenem Halſe das weite Waſſerbaſſin mit ſilbernen Furchen durchſchnitten, um von hundert kleinen Händchen ſich füttern zu laſſen, die ſchmeichelnd ſich ihnen entgegenſtreckten. Die Terraſſen, welche ſich von beiden Seiten längs des Gartens hinziehen, ſind dagegen der Sammelplatz der ältern Spaziergänger aus allen Ständen, doch mehr die in der Revolution berühmt gewordene Terraſſe der feuillants, als die ihr entgegengeſetzte. Hier drängen ſich oft viele Tauſende hin und her in bunten Maſſen, die eleganteſten und die barockſten Geſtalten, die man ſich denken kann. Eine Menge kleiner Strohſtühle ſteht an jedem von der Sonne warm beſchienenen Plätzchen bereit, um für wenige Sous zum Niederſitzen vermiethet zu werden; und oft bildet ſich im Nu eine lange Reihe eleganter Herren und Damen, die, als ſäßen ſie in dem glänzenden Kreiſe ihrer Soirees, die Vorübergehenden muſtern, während ſie ſelbſt auch ein buntes unterhaltendes Schauſpiel gewähren. Sonntags beſonders, wird bei ſchönem Wetter das Gedränge auf der Terraſſe der feuillants unglaublich groß; und noch ſchwebt ein ſolcher Morgen meiner Erinnerung vor, an welchem mehrere Türken aus dem Gefolge des Geſandten der hohen Pforte dort gravitätiſch luſtwandelten. Die gelben aſiatiſchen Geſichter ſtarrten ganz verdutzt, beinahe gedankenlos, in die bunte luſtige Menge, die ſie rings umgaukelte und ſich neugierig an ſie herandrängte, und bildeten mit dieſer einen ganz eignen auffallenden Kontraſt. Das größte Aufſehen aber erregte der, den Geſandten begleitende Iman mit ſeiner himmelhohen Mütze und dem koloſſalen Roſenkranze, deſſen Korallen er eifrig, beinahe ängſtlich abzählte. **C'est le chapelain de l'Ambassadeur,** ſprach belehrend ein vor uns gehender ehrlicher Bürger von Paris zu ſeiner Frau, die er ſehr galant am Arme führte. **Les Turcs sont donc catholiques?** fragte ſie wißbegierig. Die zwiſchen uns ſich drängende Menge verhinderte uns leider die Antwort auf dieſe Frage zu hören.

Die Menge der elegant aufgeputzten Magazine aller Art, kann in Paris nicht wie in London zu einem Morgenſpaziergange durch die Straßen anreizen, weil letztere ſich nicht dazu eignen, das Betrachten dieſer Herrlichkeiten zu erlauben. Die einzige Ausnahme hiervon macht das Palais Royal, welches man wohl das Herz von Paris nennen könnte: denn hier iſt ewige Bewegung, ewiges Ab- und Zuſtrömen, bis um Mitternacht die Lampen ausgelöſcht und die in den Garten führenden Thore verſchloſſen werden.

Die Einrichtung dieſes in ſeiner Art einzigen Gebäudes iſt allbekannt. Jedermann weiß, daß dort, in dicht an einander ſich reihenden, auf das lockendſte aufgeputzten Läden alles zu finden iſt, was man bedarf und nicht bedarf; und daß man unter den, dicht vor dieſen Magazinen hinlaufenden Arkaden gemächlich gehen kann, ohne vom Regen oder Sonnenſchein zu leiden. Aber alles iſt hier weit theurer und weniger gut als in den andern Theilen der Stadt; auch gehörte es wenigſtens damals durchaus nicht zum guten Tone, ſeine Einkäufe hier zu beſorgen. Bei alle dem geht aber dennoch der Handel ſeinen raſchen Gang, wozu hauptſächlich die vielen Fremden beitragen, die ſich täglich im Palais Royal verſammeln, und denen es ſchwer wird, dem blendenden Reize zu widerſtehen, deſſen Gepräge hier Allem aufgedrückt iſt, was man erblickt.

Die Zahl derer, welche im Bezirke des Palais Royal leben, beträgt mehrere Tauſende, und übertrifft die Bevölkerung mancher Landſtadt, wie man uns verſicherte. Man ſagt, daß hier Leute leben, vornehmlich alternde Hageſtolze, die von einem Ende des Jahres bis zum andern dieſes kleine Eldorado nicht verlaſſen, weil ſie hier alles das auf einem Punkte beiſammen finden, was ſie zu ihrer Art von Lebensgenuß nöthig haben. Der Garten, den die Arkaden umſchließen, gewährt ihnen ſo viel an friſcher Luft und freier Natur als ſie verlangen, auch ſtehen Obſt und Blumen aus allen Himmelsſtrichen in einem der äußern Höfe ſehr zierlich zum Verkaufe ausgeſtellt. Der Kunſtfreund findet hier in mehreren Kunſtmagazinen Gemälde, Statuen, Kupferſtiche; der Leſeluſtige in mehreren Buchläden die neuſten Erzeugniſſe des Tages neben den claſſiſchen Werken der älteren ausgezeichneten Schriftſteller. Was man an Schmuck und Kleidung vom Kopf bis zum Fuße bedarf, trifft man zu großer Auswahl in allen den vielen Magazinen. In Reſtaurationen, Kaffeehäuſern und Konfectbäckerladen, iſt eben ſo überflüſſig für Geſellſchaft, als für die Erhaltung des Lebens geſorgt; und ſogar das Schauſpiel wird nicht entbehrt: denn ein oder ein paar der kleinen Theater treiben im Bezirke des Palais Royal ihr luſtiges Weſen.

Wer Glück hat, kann auf dem Platze ſelbſt ſogar das Geld gewinnen, deſſen er freilich, um hier zu leben, nicht wenig bedarf; denn Rouge et noir, Roulette und alle Spiele dieſer Art, haben nebſt dem Könige Pharao, in den Garten des Palais Royal umgebenden Gebäuden ihre Reſidenz aufgeſchlagen, und eine Ecke des Gartens ſelbſt war, damals wenigſtens, der Sammelplatz der Agioteurs. Manche blendende Fortune, die damals großes Aufſehen erregte, ging aus dieſem Winkel hervor, in welchem ſie champignonartig über Nacht aufgeſchoſſen war.

Wer nicht Luſt hat mit ſo großen Dingen ſich zu befaſſen, kann im Kleinen ſein Glück in der Lotterie verſuchen. Wir ſelbſt begegneten hier einſt der Göttin Fortuna, die in Geſtalt eines alten Weibes ſich heiſer ſchrie, um die Leute zu bewegen, hunderttauſend Franks für den geringen Preis eines armſeligen kleinen Thalers zu kaufen. Die Beredſamkeit war höchſt ergötzlich, mit der ſie der um ſie verſammelten Menge auseinander ſetzte, wie es ſo gut ſey, als habe man jene große Summe ſchon in der Taſche, wenn man das Lotterieloos kaufe, das ſie ausbot; doch es iſt eben kein Glauben mehr in der Welt, die Leute hörten ſie an, lachten und gingen vorüber.

Und ſo ſey denn dieſe kleine Skizze hiermit beendet. Das Feld, auf das ich mich wagte, iſt groß, je weiter ich vorwärts ſchreite, je unabſehlicher breitet es vor mir ſich aus; und ſo bleibt es wohl am rathſamſten bei Zeiten anzuhalten, ehe Ermüdung lähmend ſich einſtellt, und lieber die Schritte anderswo hinzuwenden.

Reiſe von Paris nach Bordeaux.

Fröhlichen Muthes verließen wir in den letzten Tagen des Januars unſre Wohnung in Paris, um die Reiſe ins ſüdliche Frankreich anzutreten, von der wir uns großen Genuß verſprachen. Die Luft war mild wie im Frühling; und da wir ziemlich früh ausfuhren, ſo gedachten wir an dieſem Tage noch recht weit zu kommen, ſollten wir auch den im Kalender verheißenen Mondſchein zu Hülfe nehmen müſſen, um nur des andern Morgens früh bei guter Zeit in Orleans zu ſeyn.

Leider aber zeigte es ſich bald, daß wir diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten: denn während wir noch ganz luſtig durch die bisher uns ziemlich unbekannt gebliebene Vorſtadt Saint Marceau hinrollten, zerſtörte ein einziger heftiger Stoß des Wagens alle unſre Pläne für den heutigen Tag. Erſchrocken blickten wir um uns, ſahen eines unſrer Vorderräder weit von uns liegen, und uns ſelbſt ſo gut als umgeworfen mitten in der ſchmutzigſten aller ſchmutzigen Straßen der weltberühmten Lutetia.

Die liebenswürdige Lebhaftigkeit der großen Nation war ſchuld an dieſem Unfalle. Sie, die keinem Franzoſen erlaubt, Thür und Fenſter gehörig zu ſchließen, und überhaupt das, was er eben vorhat, mit langweiliger deutſcher Bedachtſamkeit zu vollbringen, ſie hatte auch den Citoyen-Wagenſchmierer verhindert, das Eiſen, welches das Rad feſthalten ſollte, ordentlich anzuſchrauben. Es war verloren, und ein Artiſt, bei uns Grobſchmied genannt, mußte gerufen werden, um ein neues zu ſchmieden.

Uns blieb für unſre Perſonen nichts übrig, als einſtweilen aus dem Wagen zu klettern, und uns in ein kleines Weinhaus zu flüchten, das eben in der Nähe lag. Laute, wortreiche Beileidsbezeugungen der ſchnell um uns her verſammelten Bewohner dieſes berüchtigten Theils von Paris verfolgten uns bis zu unſerem, gar nicht einladend ausſehenden Zufluchtsort, in welchem wir mehrere Stunden verharren mußten, bis der Artiſt ſein Kunſtwerk vollendet hatte. Doch thaten wir dies lieber, und ſahen einſtweilen dem häuslichen Treiben der uns faſt unbekannt gebliebenen ärmern Klaſſe von Pariſern zu, als daß wir in unſer eben verlaſſenes Quartier zurückgekehrt wären. Dort hätten wir gewiß alles in der größten Unordnung gefunden, und der Anblick eines eben von uns noch bewohnten, jetzt ausgeräumten Zimmers, das Wegtragen der Betten und Möbeln, an welche man mehrere Monden lang gewöhnt war, iſt gar zu unangenehm; man kommt ſich ſelbſt dabei faſt wie geſtorben vor.

Endlich war alles wieder zum Abfahren bereit, und es ging fort, doch nicht im ſauſenden Galopp, ſondern ziemlich langſam auf verdorbnen Kunſtſtraßen, die uns manche Stöße verſetzten, und für welche der Anblick der öden, flachen Gegend rings umher uns keine Entſchädigung bot. Die erſte Nacht kamen wir nicht weiter als bis zum Städtchen Arpajon, wo wir ein erträgliches Nachtquartier fanden, den folgenden Tag erreichten wir Orleans ziemlich ſpät am Abende; auf dem ganzen Wege von Paris bis hieher war uns kein intereſſanter Punkt vorgekommen, bei welchem wir gern verweilt hätten.

Warum wir uns Orleans immer als eine ſchön gebaute, große Stadt gedacht hatten, iſt uns ſelbſt nicht klar; ſoviel aber gewiß, daß ſie beides nicht iſt. Alles, was wir davon ſahen, kam uns ſchmutzig und ärmlich vor, und unſer Gaſthof, der beſte in der Stadt, machte hievon keine Ausnahme. Wir beſcheiden uns gern, daß man in Frankreich an die Gaſthöfe nicht denken kann, welche in England, ſelbſt auf dem Lande angetroffen werden. Aber auch im Vergleiche mit denen, welche wir früher in Flandern und Brabant gefunden hatten, war der Abſtand ſehr bedeutend, beſonders in Hinſicht auf Ordnung und Reinlichkeit; er wurde in der Folge immer größer, je weiter wir kamen. Als Merkwürdigkeiten des Orts wußte man uns nur ein paar Zuckerfabriken zu nennen, denen wir gern aus dem Wege gingen, und dann die alte ehrwürdige Cathedral-Kirche, die wir nur von außen bewunderten. Wir zogen es vor, die Schwelle des alten ehrwürdigen Tempels nicht zu überſchreiten, der in ſeinem jetzigen Zuſtande uns doch nur den Anblick gewaltſam herbeigeführter Zerſtörung bieten konnte. Denn auch dieſe Cathedrale theilte mit faſt allen übrigen Kirchen im franzöſiſchen Reiche das traurige Schickſal, während der Schreckenstage der Revolution alles Schmuckes, aller Alterthümer, aller Denkmäler beraubt worden zu ſeyn, die im Laufe langer Jahrhunderte in ihr ſich angehäuft hatten. Vieles davon wurde von unheiligen Händen zerſtört, vieles der Raubſucht des verwilderten Volkes zur Beute, doch manches auch von beſſer Geſinnten bei Seite geſchafft und nicht ohne bedeutende Gefahr ſo lange verborgen gehalten, bis man es wagen konnte, wieder damit ans Licht zu treten.

Als in ruhigern Tagen die große Nation einigermaßen wieder zur Vernunft kam, widmete ſie das ehemalige Kloſter der petits Augustins in Paris der Aufbewahrung aller im ganzen Lande dem Zerſtörungsgeiſte entgangnen franzöſiſchen Monumente, die denn auch mit bedeutendem Koſtenaufwande von allen Seiten dorthin geſchafft werden mußten, wo ſie ſich aber freilich nicht viel beſſer ausnehmen, als der Laokoon im Salon des Louvre.

Das Local, das man ihnen eingeräumt hat, mit ſeiner alten Kirche, mit den vielen, an dieſe ſich anſchließenden Seitencapellen, mit den düſtern Kreuzgängen, würde zwar an und für ſich recht gut zu einem ſolchen, der Vergangenheit geweihten Tempel ſich eignen, aber der Raum iſt viel zu enge für die Menge zum Theil ſehr bedeutender Bildwerke, die ohne ſonderliche Rückſicht auf die Zeit ihrer Entſtehung oder ihren eigentlichen Kunſtwerth hier zuſammengedrängt ſtehen.

In unſeren ſturmbewegten Tagen ſchwingt die Zeit ihre Rieſenflügel weit ſchneller und gewaltiger als in denen unſrer Väter. Die wichtigſten Begebenheiten drängen einander; wozu ſonſt eine lange Reihe von Jahren gehörte, das entſteht und vergeht unter unſern Augen innerhalb dem Laufe weniger Wochen, und wir werden Greiſe an Erfahrung lange ehe wir es den Jahren nach ſind. Selbſt dem geübteſten Gedächtniß iſt es beinah unmöglich, alles, was um uns und ſogar mit uns geſchieht, feſt zu halten; und es thäte Noth, man lebte immer mit der Feder in der Hand, um nicht ganz um die Frucht ſeiner Erfahrungen zu kommen. Daher ſey es uns erlaubt, hier ein, wenn gleich nur ſkizzenhaftes Bild jener Sammlung im Kloſter des petits Augustins zu Paris einzuſchalten, die, als wir ſie beſuchten, einen ſehr tiefen ernſten Eindruck auf uns machte, und dennoch vielleicht im Laufe weniger Jahre wieder in alle vier Winde zerſtreut ſeyn wird. Bis jetzt ſah die Welt noch niemals ihres gleichen und hoffentlich wird auch nie und nirgend eine zweite ihr ähnliche entſtehen: denn nur die furchtbarſte Verwirrung eines zwar hochgebildeten aber zügelloſen Volkes, das vom niedrigſten Sclavenſinne plötzlich zur wildeſten Anarchie überging, könnte den Anlaß dazu herbeiführen.

Das Kloſter der petits Augustins in Paris.

Der Tag begann ſchon ſich zu neigen, als wir zum erſten Male dieſe, jetzt verödeten Hallen beſuchten; rings um uns herrſchte tiefe feierliche Stille: denn hier drängen ſich nicht, wie in den Galerien des Louvre, die ſchauluſtigen Pariſer ſchaarweiſe herbei, denen dort größtentheils eben ſo viel an dem Sichſehenlaſſen als an dem Sehen ſelbſt gelegen iſt. Zu dem erſteren bietet ſich hier kein günſtiges Local dar; daher ſieht man nur einzelne Fremde mit leiſen Tritten hier wandeln, in ernſte Betrachtungen verſunken. Dieſes Mal waren wir und unſer Führer die einzigen Lebenden unter allen dieſen ſtummen Zeugen der Vergänglichkeit irdiſcher Größe und Pracht.

Als wir hereintraten, brach eben die Sonne durch die alten gemalten Fenſter, die wir von ſolcher Schönheit, von ſo blendender Farbenpracht bis jetzt noch nirgend angetroffen haben. Sie trieb ein wunderliches, faſt ſchauerliches Farbenſpiel mit den Marmorbildern; oft ſtralte eines mit Purpurlicht übergoſſen aus dem Dunkel der alten Kreuzgänge blendend hervor, während andre in düſtre Dämmerung zurückſanken; dann verſchwand plötzlich wieder das, was eben geglänzt hatte, und andre wurden ſichtbar, ſchimmernd in blauen, grünen, feuerfarbnen Lichtreflexen, welche die Sonnenſtralen durch die farbigen Fenſterſcheiben ihnen zuwarfen, bis eine Wolke die Sonne verdeckte und alles ſich in farbloſe Dämmerung einhüllte. So, ſprachen wir zu einander, ſo haben auch Die einen kurzen Augenblick lebend geglänzt, deren Andenken dieſe Marmorbilder geweiht wurden, und ſind dann in Nacht und Dunkelheit verſunken. Was iſt aus ihnen geworden, was aus den Plänen, mit denen ſie ihr unruhvolles Leben hinbrachten, was aus ihren Nachkommen, deren Größe ſie für eine Ewigkeit gegründet zu haben glaubten!? Es iſt unmöglich, anders, als mit einem ſehr ernſten wehmüthigen Gefühle durch dieſe Hallen zu wandeln, oder vielmehr ſich zwiſchen ihren Mauern hindurchzuwinden.

Die Kirche, die Seitencapellen derſelben, die Kreuzgänge des Kloſters, ſogar der kleine Kloſtergarten ſelbſt, ſtehen vollgedrängt von Denkmalen, Büſten und Statüen, aus jeder Epoche moderner Bildhauerkunſt, von ihrem erſten Entſtehen an, bis hinab zu den ehemals ſo hoch geprieſenen, geſchmacklos verzerrten Gebilden Berninis, und derer welche ihm nachfolgten. Doch auch manches gelungene Meiſterwerk italieniſcher und franzöſiſcher Meiſter wird hier aufbewahrt, aber alles ſteht mit Staub bedeckt, ohne Rückſicht auf Raum und Beleuchtung unordentlich durcheinander geworfen, als hätte man aus einer Feuersbrunſt, in größter Eile es hieher gerettet. Das ermüdete Auge ſucht vergebens einen Punkt, von dem es das Ganze, oder doch wenigſtens einen bedeutenden Theil desſelben überſchauen könnte, eben dieſe Anordnung leiht ihm indeſſen auch das Anſehen faſt unermeßlicher ſchauerlicher Größe. Uns war zu Muthe, als wären wir lebend in das düſtre geheimnißvolle Reich der Unterwelt gerathen, als umringten uns farbloſe Schatten, die immer näher ſich drängten, deren Zahl bei jedem Schritte ſich vergrößerte, ſo daß man faſt fürchten möchte, ihnen nie wieder entfliehen zu können. Lebensgroß, recht geſpenſterartig und grauenvoll, ſieht man hier die Geſtalten der älteſten Könige aus dem Stamme der Merovinger, nebſt ihren Königinnen, die Clodowige, die Childeberte, Ludwig den Heiligen und wie ſie ſonſt noch heißen mögen. Pfeilgerade liegen ſie auf ihren Sarkophagen, in weiten Gewändern, die zu ſchmalen, ganz gleichen Falten geordnet ſind, mit über der Bruſt gefalteten Händen. Sie ſehen ganz grau und unſcheinbar, beinahe vermodert aus, ſelbſt die Züge ihres Geſichts, bei denen man doch wahrſcheinlich eine Art Aehnlichkeit beizubehalten ſtrebte, ſind nicht mehr zu erkennen; die Zeit, die ihre Gebeine in Staub umwandelte, verſchonte auch nicht den harten Stein, in welchem die damals noch ſo arme Kunſt das Andenken dieſer Herrſcher über ein mächtiges Volk zu verewigen ſtrebte.

Faſt noch wunderlicher nahmen die Denkmäler aus jener düſtren Zeit ſich aus, in welcher der finſterſte Mönchsgeiſt die Welt allgewaltig regierte. Könige, vor denen Millionen in den Staub ſich beugten, Fürſtinnen, die lebend nur die Macht ihrer Reize oder die Vorzüge ihres Standes, geltend zu machen ſtrebten, Helden, deren Namen die Geſchichte der Ewigkeit zuführt, liegen auf ihren Sarkophagen, *eingehüllt in Mönchs-* und Nonnen-Kutten, Kaputzen und Schleier, die ſie noch im Sarge ſich anlegen ließen, als hofften ſie durch dieſe heilige Maskerade dereinſt beim Auferſtehen mit durchſchlüpfen zu können. Andere ſind zum Theil liegend, zum Theil knieend auf ihren Särgen, in der Tracht abgebildet, die ſie im Leben gewöhnlich zu tragen pflegten, den Roſenkranz und das Gebetbuch in den gefalteten Händen. Dieſe ſind für den Alterthumsforſcher in

Hinſicht auf die Sitten ihrer Zeit weit merkwürdiger als jene, obgleich ihr Coſtume für die Bildhauerkunſt ſich nicht ſonderlich eignet. Einige ſehen ganz abenteuerlich aus, vorzüglich die Damen, die Königinnen und Fürſtinnen mit ihren weiten Reifröcken, den über den Scheitel hinaus ragenden hohen Krägen, dem ſeltſam aufgeſteiften gekräuſelten Haar, den fantaſtiſch geformten Hauben und Schleiern, mit denen ſie lebend ſich entſtellten und im Tode noch zu glänzen hofften.

So ſieht man hier längſt erblichne Jahrhunderte gleichſam aus ihren Gräbern erſtehen und eines nach dem andern an uns vorüberwandeln.

Der Eindruck, den dieſer Anblick machen könnte, würde weit impoſanter ſeyn, wenn alles, was zuſammen gehört, auch beiſammen wäre, und nicht ſo vieles Fremdartige, einer andern, ſpätern Zeit Angehörende, überall eingeſchoben wäre. Mitten unter den älteſten, größtentheils ſehr einfachen Standbildern trifft man auf andre weit modernere Denkmäler. Einige von dieſen zeichnen durch Ungeſchmack, durch verrenkte Geſtalten, durch ein Haſchen nach Ausdruck, das an Caricatur grenzt, ſich aus; andre durch meiſterhafte Ausführung und mitunter lobenswerthe Erfindung, alle durch Pracht und großen Reichthum an Figuren. So fanden wir hier auch das berühmte und bekannte Grabmal des großen Turenne, das von Straßburg nach Paris gebracht worden war. Viele dieſer Monumente ſind ſo groß wie ein Haus in den ſchottiſchen Hochlanden, die mehrſten überladen mit Figuren, mit Todtengerippen, mit trauernden Genien, mit troſtlos weinenden Tugenden, um die der Verſtorbne, während er lebte, ſich wenig bekümmerte. Als eins der merkwürdigſten, größten und kunſtreichſten in der großen Zahl derſelben, nennen wir hier nur das prächtige Grabmal der ſchönen Diane von Poitiers, der berühmten Geliebten Königs Franz des Erſten. Unter allen dieſen Denkmälern, die auf ſo mannichfache Weiſe unſer Gefühl in Anſpruch nehmen, gibt es aber auch noch einige andrer Art, wie ſie, ſoviel wir davon wiſſen, die franzöſiſche Nation allein aufzuweiſen hat. Geſtalten, ſo gräßlich erdacht, mit ſo widerwärtiger Kunſtfertigkeit ausgeführt, daß man mit Eckel und Grauſen ſich von ihnen wegwenden muß, und doch immer wieder ſie anblickt, um ſich zu überzeugen, daß dieſes unglaublich uns Dünkende wirklich exiſtirt. Mehrere Könige von Frankreich, unter dieſen namentlich Franz der Erſte, Karl der Neunte, und die Königin Maria von Medicis, kamen in ihrer Sterbeſtunde auf den gräßlichen Gedanken, anzuordnen, daß man ſie nach dem Tode im furchtbarſten Ringen mit dieſem abbilden ſollte, in einem Kampfe, wie hoffentlich nur ein gepeinigtes Gewiſſen ihn herbeiführen kann. In Lebensgröße abgebildet, ſehen wir dieſe einſt ſo gewaltigen Herrſcher auf ihrem Sterbelager mit der furchtbarſten Portraitähnlichkeit ihrer Geſichtszüge. Der Anblick ihrer hagern, von Krankheit abgezehrten und obendrein halbnackten Körper iſt von empörender Widerwärtigkeit; alle Glieder zeigen ſich wie verrenkt im ſchrecklichſten Todeskampfe, die Geſichter ſind convulſiviſch verzerrt, die wild zerſtreuten Haare wie zerwühlt in der Todesangſt; das Ganze bietet das Bild eines unter Qualen langſam verſcheidenden Verbrechers, wie es kaum jemals der Pinſel eines Malers zu geben wagte, wenn er den Tod des verſtockten Schächers am Kreuze darzuſtellen unternahm. Und dieſes waren einſt die Großen der Erde, die im Uebermaß aller

Genüſſe ihr Leben verſchwelgten. Wie furchtbar muß die Stunde geweſen ſeyn, die ſie auf den Gedanken bringen konnte, dieſe Greuelbilder der Nachwelt zu ihrem Andenken zu hinterlaſſen.

Doch auch eine liebenswürdigere Geſellſchaft, die man ſogar elegant nennen dürfte, hat unſern dieſer furchtbaren Geſtalten hier Platz gefunden. Bei ihr erholten wir uns wieder. Es iſt dies eine Menge Büſten, die Frankreichs Gelehrte, Poeten und Philoſophen darſtellen, ſo hübſch fein und zierlich, daß ſie in jedem Salon mit Freuden aufgenommen werden würden. Racine, Corneille, la Fontaine, Descartes und noch viele, viele mehr, unter andern auch Boileau, der in Frankreich noch immer für einen großen Mann und trefflichen Poeten gilt.

Vieles, das im Kloſtergebäude nicht mehr Platz fand, ward in dem, von hohen Mauern umgebnen, ziemlich dumpfigen Garten aufgeſtellt, der zu demſelben gehört. Geiſterartig und verlaſſen, blinken hier die weißen Marmorbilder zwiſchen den hohen alten Taxusbäumen und Cypreſſen hindurch.

Es iſt der wunderbarſte Kirchhof, man könnte ſagen, eine ganze Welt läge hier begraben; und wer bei nächtlicher Weile oder gar bei Mondlicht unverſehens hieher geriethe, der möchte wohl ſchwerlich ſich eines heimlichen Schauders erwehren können, und wäre er auch ſonſt ein Held. Hier in dieſem Garten, fanden wir auch die aus der Cathedralkirche von Orleans geraubte Statue des berühmten Heldenmädchens Jeanne d'Arc, die uns eigentlich zu dieſer Abſchweifung verleitet hat. Wahrſcheinlich iſt dieſes Marmorbild nur ein Theil eines größern, der Jungfrau von Orleans geweihten Monumentes: denn ſie iſt ſehr ſonderbar nur bis an die Hüften abgebildet und ſteht ganz niedrig am Boden, ohne eigentliches Piedeſtal. Die Kriegerin hält mit beiden Händen das emporgerichtete Schwert, und dieſe Stellung allein bezeichnet in ihr die Heldin. Die ganze Figur iſt ſehr zart, man möchte ſie beinahe ſchmächtig nennen. Das feine ſanfte Geſichtchen bezeichnet nur die fromme, vom Himmel geſandte Seherin. Es liegt ein ſo unausſprechlicher Ausdruck lieblicher Schwärmerei in dieſen wunderholden Zügen, daß wir uns lange nicht von ihnen losreißen konnten und zuletzt feſt überzeugt wurden, ſo und nicht anders müſſe die fromme Heldin ausgeſehen haben, obgleich das Bild augenſcheinlich aus einer weit ſpätern Zeit iſt. Gewiß haben alte, ihr gleichzeitige Abbildungen und Traditionen dem Künſtler zum Vorbilde gedient, wie hätte er ſonſt auf den Gedanken kommen können, ſie in ſo zarter, faſt verklärter Geſtalt uns zu zeigen, ſtatt eine Art von Kriegsgöttin aus ihr zu machen.

Hinter Orleans wird die Gegend höher und ſchöner; im Sommer mag es hier ſehr angenehm ſeyn. Bald kamen wir an die ſchönen Ufer der „prächtig ſtrömenden Loire.“ Das junge Grün der Saaten, das ſie ſchmückte, der breite Strom und eine ſchöne ſich über ihm wölbende ſteinerne Brücke gewährten uns manche reizende, maleriſche Anſicht; die Flecken und Dörfer aber, durch welche der Weg führte, erfreuten uns nicht. Alles, was wir darin ſahen, trug das Gepräge der bitterſten Armuth. In Lumpen gehüllte Greiſe, bleiche Jammergeſtalten von Weibern, umſchrien von halbverhungerten Kindern, fielen uns mit ungeſtümem Betteln an, ſo oft der Wagen hielt. Die Verſorger und Ernährer dieſer hülfloſen Weſen waren alle zur Armee getrieben, und dieſe Zurückgebliebnen verſchmachteten jetzt, in dem von der Natur ſo reich begabten Lande, weil es an rüſtigen Armen fehlte, es anzubauen.

In Paris hatten wir wenig von dem Elende bemerkt, welches die Revolution über dies einſt ſo wohlhabende Land gebracht hat. Die, welche durch jenes plötzliche Umſchwingen des Glücks, auch wohl durch Raub und Plünderung reich wurden, leben dort in einen, verhältnißmäßig kleinen Raum zuſammengedrängt; ihr Glanz blendet das Auge, ſo daß es nicht in das dicht daran grenzende Dunkel zu ſchauen vermag, in welchem doch die Mehrzahl der Menſchen leben muß. Aber auf dem Lande und in kleinen Städten liegt alles offen da, und der Anblick des allgemeinen Elends erregte hier unſer innigſtes Mitleid.

Auf dem ganzen Wege von Orleans bis Blois begegneten wir zwar vielen Frachtwagen, aber keinen andern Reiſenden und überhaupt wenig Menſchen. Außer den Bettlern umringten uns auch überall eine Menge Weiber und Kinder, um an uns Meſſer zu verkaufen, die in großer Anzahl ringsum in der ganzen Gegend recht gut gemacht werden. Mit augenſcheinlicher Lebensgefahr ſtiegen die Mütter in die Speichen der Räder, ſo wie der Wagen einen Augenblick hielt, und reichten uns ihre halbnackten Kinder zum Schlage hinein. Die Kleinen mußten uns die Meſſer in ihren Händchen zum Verkauf entgegentragen; und gern nahmen wir ihnen eine Kleinigkeit ab, um nur der Angſt entledigt zu ſeyn, ſie ſo zu ſehen.

In Frankreich muß ohnehin jeder Reiſende ſein Meſſer mit ſich führen, denn er erhält keines in den Gaſthöfen der kleinern Städte, zu denen man doch zuweilen ſeine Zuflucht zu nehmen ſich gezwungen ſieht. Gabeln dagegen und Löffel fehlen nie; gewöhnlich ſind beide von Silber, ungeachtet der Armuth des übrigen Geräths. Auch Servietten ſind da, nur keine Meſſer, oder wenn man auf vieles Fordern welche bringt, ſo ſind dieſe gewöhnlich in einem ſo abſchreckenden Zuſtande, daß man ſich ihrer nicht bedienen mag.

Man wird in Frankreich faſt noch ſchneller auf den Poſten weiter befördert als in England. Kaum daß die Pferde den letzten Schritt gethan haben, ſo werden ſie ſchon ausgeſpannt und andre gebracht. Der neue Poſtillon ſteigt flink in die koloſſalen, mit Stroh gefütterten Curierſtiefeln, die ſein Vorgänger beim Abſteigen von ſich warf; klatſcht einige Mal kurz hintereinander mit ſeiner kleinen Peitſche, und nun geht es fort im ſchnellſten Trabe, wenn der Weg es erlaubt. Man hat oft nicht Zeit die Poſt ordentlich zu bezahlen, und der Poſtmeiſter ruft nur in aller Geſchwindigkeit dem forteilenden Poſtillon nach, wie viel der Reiſende zu viel oder zu wenig gab; dies wird dann auf der nächſten Station berichtigt.

Die Poſthäuſer ſind faſt nie zum Empfange der Reiſenden eingerichtet, und ſehen auch gewöhnlich ſo uneinladend aus, daß man gern vorüberzieht. Mit den Gaſthöfen iſt es ungefähr eben ſo; daher ſaßen wir oft zehn bis zwölf Stunden wie feſtgebannt in unſerem Wagen, und ohne die wohlthuende Induſtrie der Landbewohner, wären wir gewiß oft halb verſchmachtet im Nachtquatier angelangt. Dieſe aber kam uns aus den benachbarten Häuſern an den Poſten überall mit gutem Bouillon, Backwerk, und ſchönem weißen Brot entgegen, wofür wir gern die geforderte Kleinigkeit zahlten, um ohne Aufenthalt weiter zu kommen. Höher hinauf, in den ſüdlichen Gegenden von Tours, bot man uns oft getrocknete Früchte, Pflaumen, Aprikoſen, Birnen, Pfirſiche, die wie in Zucker kandiſirt ausſahen und ſchmeckten. Das Obſt erreicht in dieſem ſchönen Lande einen Grad von Süßigkeit und Reife, die wir in unſerm rauhern Klima gar nicht kennen.

Die Stadt Blois erreichten wir am ſpäten Abend des Tages, an welchem wir Orleans verließen. Sie ſchien uns noch armſeliger, ſchmutziger und kleiner, hat aber eine höchſt anmuthige Lage hart am Ufer der Loire. Unſer Gaſthof lag am Quai; unerträglicher Schmutz und überläſtige Meſſerverkäuferinnen, die uns bis in unſere Zimmer verfolgten, machten ihn zu keinem angenehmen Aufenthalte, doch vergaßen wir dies Ungemach über den Anblick des Stroms, der, breit und prächtig, dicht unter unſern Zimmern hinrauſchte. Lange ſtanden wir noch am Fenſter und ſahen dem Spiele des Mondſcheins mit den Wellen zu. Alles war todtenſtill auf dem Waſſer, kein einziger Fiſcherkahn ſichtbar, auf der ganzen großen ſilbernen Fläche, die wir überblickten, nur das leiſe, faſt klagende Rauſchen der am Geſtade ſich brechenden Wellen, flüſterte durch die Oede der Nacht. Wie ganz anders iſt das immer rege Leben auf der Themſe bei London, der ſchiffreichen Elbe bei Hamburg, ja auf dem kleinſten Kanal in Holland, wo Tag und Nacht ein Gewühl der mannichfaltigſten Fahrzeuge die Wellen durchkreuzt.

Mit Tagesanbruch gingen wir weiter; es war der letzte Januar, und warme Mailuft umwehte uns. Tauſend Vögel trieben ihr luſtiges Weſen in den Hecken; letztere fingen ſchon an, ſich mit gelben wohlriechenden Blüthen zu ſchmücken; Lerchen wirbelten hoch über uns, in blauer Luft und warmem Sonnenſchein, und aus dem jungen Graſe guckte manches Frühlingsblümchen ſchüchtern hervor. Die weißen Blüthen der Mandelbäume erinnerten uns an den Schnee, der in unſerem Vaterlande jetzt eben ſo auf den Aeſten der Bäume noch laſtete. Sehr ſinnig nennt das Volk in Frankreich den Mandelbaum: den Baum der Thorheit, l'arbre de la folie, weil der erſte freundliche Sonnenblick ihn verführt, ſeine Blüthen zu entfalten, wofür er denn oft ſpäter büßen muß. Im Gegenſatz mit dieſem nennen ſie den im ſüdlichern Frankreich ſehr gewöhnlichen Johannisbrotbaum den Baum der Weisheit, l'arbre de la sagesse, weil er die Zeit abwartet und, gleich unſern deutſchen Eichen, die Knospen nicht eher durchbricht, bis keine Fröſte mehr drohen. Jene beiden Bäume könnten in der Geſchichte unſerer Tage wohl auch als Symbol des deutſchen und franzöſiſchen Volks gelten.

Die Gegend zwiſchen Blois und Tours iſt entzückend ſchön. Wir fuhren auf dem hohen geräumigen Damme längs dem Ufer der Loire hin: zur Rechten hatten wir den breiten, prächtigen Strom, zur Linken die, wie ein ſchöner Garten angebaute Ebne. Näher an Tours wird das Ufer höher, mannichfaltig geſtaltete zackige Felſen bekränzen es; Weinberge, Gärten, zierliche Landhäuſer reihen ſich hier überall an einander; kein Fleckchen Land bleibt unbenutzt. Selbſt im Innern der Felſen haben die Menſchen ſich Wohnungen bereitet. In Höhlen und alten Steinbrüchen hauſen ſie dort wie Kaninchen; ſie haben ſie ſich zu ihrem Hausbedarf ordentlich eingerichtet; eine Thür mit Schloß und Riegel ſchließt den Eingang, Fenſter mit gläſernen Scheiben glänzen hie und da an den Felswänden, und wirthlich ſteigt der Rauch aus den Schornſteinen, die ſich vom Gipfel der Felſen erheben. Unwillkührlich gedachten wir dabei des wunderlichen Veſuvs im Garten zu Wörlitz, den auch Fenſter zieren und der in ſeinem Innern manch artiges Boudoir verbirgt. So elegant ſind dieſe Wohnungen nicht, aber doch wohl warm und geſund, wenigſtens nach dem blühenden Anſehen der vielen Kinder zu urtheilen, die munter wie junge Gemſen zwiſchen dem Geſteine herumkletterten, das ihren väterlichen Herd einſchloß. Je weiter wir fuhren, je häufiger wurden dieſe Troglodyten-Zellen, und wir ermüdeten nicht, ſie zu betrachten, indem wir bewunderten, wie geſchickt man gewußt hatte, die mannichfaltigen Geſtaltungen der Felſen zu benutzen. Weinkeller und Magazine hatten wir ſchon früher in den felſigern Ufern des Stromes eingehauen erblickt, aber ſie als vollſtändige menſchliche Wohnungen eingerichtet zu ſehen, blieb uns ein neuer wunderbarer Anblick.

Ziemlich nahe von Tours kamen wir an den, auch noch im Graus der Zerſtörung großen, ſtattlichen Ruinen eines Karthäuſerkloſters dicht vorbei. Dieſes prächtige Gebäude ward während der Revolution verwüſtet und verbrannt. Sein Anblick erinnerte uns daran, daß eben hier, auf einem der lachendſten, glücklichſten Flecken der Erde, alle Greuel jener Zeit aufs furchtbarſte wütheten. Ströme von Blut färbten damals die Wellen der Loire, tauſend noch im Sterben verhöhnte Schlachtopfer fanden bei den entſetzlichen Noiaden den ſchrecklichſten Tod. Jünglinge und Mädchen wurden Paarweiſe zuſammengebunden und in den Strom geſtürzt. Andere in Kähnen, welche mit Fallthüren verſehen waren, in die Mitte der Loire geführt, wo der Boden plötzlich unter ihren Füßen wich und ſie dann rettungslos verſanken. Wenige Jahre ſind ſeitdem an uns vorüber gegangen, der Strom fließt ſilberhell wie zuvor; denn die unſinnige Wuth der Menſchen vermag nichts über die ewigen Geſetze der Natur; aber unbegreiflich ſchien es uns oft, daß dieſe Menſchen wieder lachen, ſingen, fröhlich ihren Geſchäften nachgehen konnten, ohne bei jedem Schritt von den ſchrecklichſten Erinnerungen ergriffen und gelähmt zu werden. Dies aber zeugt von der Macht der Zeit, von dem wohlthätigen Vergeſſen, womit die gewaltigen Stunden der Menſchen allmählich beſiegen.

Wohl uns, daß dem ſo iſt, und in unſerem ohnehin ſo kurzen Leben kein Schmerz dauernd bleiben kann.

Unter ſolchen Gedanken und Betrachtungen hatten wir Tours erreicht, ehe wir uns deſſen verſahen, und fuhren über die prächtige Brücke zur Stadt hinein. Dieſe Brücke ſchien uns zwar weniger breit, aber nicht viel kürzer als die Black-friars-Brücke, welche in London über die Themſe führt. Die niedrigen Bruſtwehren erlaubten uns einen freien Blick hinüber auf das von der Loire durchſtrömte Paradies und die um die Stadt ſich ziehenden Pappelalleen. Eine der reizendſten Ausſichten, welche wir jemals ſahen.

Tours iſt vielleicht die hübſcheſte, freundlichſte, reinlichſte kleine Stadt in Frankreich. Alles darin hat ſolch ein ſaubres, zierliches Anſehen, daß wir dadurch auf's lebhafteſte an England erinnert wurden; auch hatten vor der Revolution ſich hier viele engliſche Familien angeſiedelt, die aus ökonomiſchen oder andern Gründen ihr Vaterland verließen; und wahrſcheinlich ſind es noch die Spuren ihres ehemaligen Daſeyns, welche dieſe Stadt vor allen andern franzöſiſchen Städten unterſcheiden. Die Einwohner von Tours bilden ſich nicht wenig auf dieſes freundliche Anſehen ihres Städtchens ein und behaupten keck, daß ſelbſt in Paris keine Straße wäre, die ſich mit der Hauptſtraße ihres Ortes vergleichen ließe. Das heißt im Munde eines Franzoſen gar viel geſagt; denn ihm iſt Paris die Krone der Welt. Dieſe gerühmte Straße iſt wirklich von beiden Seiten mit ſchönen, modernen Häuſern beſetzt, an welchen, ganz nach engliſcher Art, ein breiter, etwas erhöhter, mit Quaderſteinen belegter Fußpfad hinläuft; ſie iſt breit, ſchnurgerade und endigt in einer ſchönen Pappelallee, welche dicht vor der Stadt einen bedeutenden Hügel hinaufführt.

Von dieſem Hügel überſahen wir noch einmal die artige Stadt, den breiten Strom mit ſeinen grünen Inſeln, die ſanft ſich erhebenden, mit Reben und Gärten geſchmückten Ufer und eine zweite ſchöne Brücke, die in einiger Entfernung über dem Strom ſich wölbt. Welch ein Paradies muß hier grünen und blühen, wenn die Bäume ihre belaubten Kronen tragen, die Reben Kränze um ſie flechten, oder in ſchönen Gewinden ſich über die ſie einſchließenden Mauern beugen, wenn tauſend Blumen aus dieſen freundlichen Gärten ihren Duft verſenden! Jetzt deckte das friſche Grün nur kaum den Boden; der Mandelbaum allein ſtand röthlich-blühend unter ſeinen noch ſchlafenden Brüdern, und doch ward es uns ſchwer, von dieſem Anblicke zu ſcheiden. Noch ſchwerer würde es uns geworden ſeyn, hätten wir ahnen können, wie unangenehm unſre Reiſe von jetzt an werden würde.

Wir fuhren weiter, weil wir es mußten. Nicht lange, ſo bog der Wagen um eine Ecke, und wie durch den Schlag einer Zauberruthe, ſahen wir uns plötzlich in ein ganz anderes Land verſetzt. Oede, flach, unwirthlich, breitete ſich eine Gegend vor uns aus, der auch nicht ein intereſſanter Punct abzugewinnen war, ſo eifrig wir darnach umblickten. Die Wege wurden ſehr ſchlecht, die Dörfer und Flecken, durch welche wir kamen, benahmen uns alle Luſt den Wagen zu verlaſſen; ſo erreichten wir denn, müde und zerſchlagen an Seele und Leib, unſer Nachtquartier. Es war ſchon ſehr dunkel; dennoch verfolgten uns ſchreiende Weiber, weinende, halbverhungerte Kinder, mit großem Ungeſtüm bis in unſre

Schlafzimmer, um uns Stahlarbeiten und Zahnſtocher zu verkaufen. Noch nirgends waren ſie ſo zudringlich geweſen als hier; auch ſahen wir uns genöthigt, jede Regung des Mitleids zu unterdrücken, und ihnen gewaltſam die Thür weiſen zu laſſen, um nur zu der uns allen höchſt nöthigen Ruhe zu gelangen.

Der kleine Ort, in welchem wir uns jetzt befanden, heißt Châtellerault aux-Barres-de Nintré. Er liegt nahe an dem kleinen ſchiffbaren Fluß Vienne, und war ehemals ein freundliches, nahrhaftes Städtchen. Der ſtarke Waaren-Transport zu Waſſer und der ſehr ergiebige Fiſchfang, machten die Einwohner zu wohlhabenden Leuten, die ohne große Sorge erwarben, was ſie zum ſtillen zufriednen Leben für ſich und die Ihrigen bedurften.

Jetzt hatte Napoleon die Männer ihrem friedlichen Herde entriſſen, um ſeine Marine mit ihnen zu beſetzen, beſonders die flachen Böte, welche damals ausſchließend ihn beſchäftigten, weil er England damit erobern zu können wähnte. Die armen Weiber mußten wohl mit ihren Kindern betteln, um nicht zu verhungern.

Der Regen fiel in Strömen vom Himmel herab, als wir uns am andern Morgen, noch in der Dämmerung, auf den Weg machten. Wir kamen an Poitiers dicht vorbei. Die Stadt ſah aber ſo wenig einladend aus, daß wir gar nicht hineinfahren mochten, ſondern nur in der Vorſtadt anhielten, um die Pferde zu wechſeln. In Deutſchland, oder gar in England und Holland iſt es unmöglich, ſich von einer ſolchen kleinen Landſtadt in dieſem Theile von Frankreich eine Vorſtellung zu machen, beſonders bei Regenwetter iſt ihr Anblick das Scheußlichſte, was wir kennen. Die elenden Häuſer ſehen aus als wären ſie aus Koth zuſammen geknetet, die ſeit ihrer erſten Entſtehung nie gewaſchnen Fenſter vollenden das widrige Bild; oft fehlen ſie ganz, und in Oel getränktes Papier, oder ſchlecht zuſammengenagelte, unangeſtrichene Läden erſetzen ihre Stelle. Miſthaufen beſetzen von beiden Seiten die engen winklichen Straßen; alles, was man ſieht läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, als ob hier frohe Menſchen in freundlich-häuslichen Verhältniſſen glücklich leben könnten. Der Anblick iſt ſo traurig beengend, ſo ekelerregend, daß jeder Fremde die ſchnelle Beförderung der Poſten als eine wahre

Wohlthat erkennen muß, und dem Pariſer die Verachtung verzeiht, mit welcher letzterer gewöhnt iſt, auf die Provinz und alles, was provinziell heißt, vornehm herabzublicken.

Doch indem wir dies in der Vorſtadt von Poitiers, in unſerem Wagen ſitzend, beſprachen und man uns friſche Pferde vorlegte, überzeugte uns eine dicht neben uns ſich ereignende kleine Scene, daß doch wohl ſelbſt in dieſem abſchreckenden Orte häusliches Glück und Liebe wohnen können.

Mehrere Fuhrleute fuhren eben mit ihrem Karren von dem Hauſe fort, vor welchem wir hielten, und ſchlugen die Straße nach Bordeaux ein, die auch wir vor uns hatten. Nur ein einziger zögerte noch, als ob er etwas erwarte. Da kam ein junges, ſehr hübſches Weib aus der Stadt, ſie trug eine große Fuhrmannspeitſche in der Hand und ein kleines etwa zweijähriges Mädchen auf dem Arm, und eilte, trotz dem eben unbarmherzig ſtrömenden Regen, auf den jungen Fuhrmann zu, der ihr auch einige Schritte entgegenging, ſo daß er dicht neben unſern Wagen zu ſtehen kam. Sie ſprachen mit einander recht lange und recht herzlich, doch was ſie ſagten, konnten wir in ihrem Patois nicht verſtehen; dann küßte der Mann Frau und Tochter mehrere Mal; nahm dann zögernd die Peitſche und ging zu ſeinem Wagen, kehrte aber bald wieder, um Frau und Kind noch einmal zu herzen und zu küſſen; endlich fuhr er ab, die Frau aber blieb im Regen ſtehen und ſah ihm unverwandt nach. Papa est déjà bien loin, ſtammelte das Kind und zeigte nach ihm hin, die Frau weinte und trocknete ihre Thränen mit dem Kleidchen des Kindes, das ſie feſt an ſich drückte. Da klapperte eine alte geſchwätzige Nachbarin auf unförmlichen Holzſchuhen zu ihr hin, um ſie zu tröſten, und redete ihr viel von einem großen Sack voll Geld vor, den der Mann aus Bordeaux mitbringen würde, die Frau aber ſchüttelte traurig und ſchweigend den Kopf, küßte ihr Kind, und ging dann einſam zurück in die Stadt. Der Vorgang iſt an ſich ſehr unbedeutend, für uns aber hatte er etwas Rührend-Erfreuliches, und da er das Einzige war, was in dieſen Tagen uns freundlich anſprach, ſo mag er denn auch hier in unſern Erinnerungen ſein Plätzchen behalten.

Von Poitiers aus verdiente die Straße kaum noch eine Straße genannt zu werden. Wir fuhren ſo langſam vorwärts, daß wir in einem elenden Weiler, maisons blanches genannt, die Nacht zubringen mußten, weil es für dieſen Tag unmöglich war weiter zu kommen. Am andern Morgen entdeckten wir, daß unſre Räder einer Reparatur bedurften, was bei den entſetzlichen Wegen, welche wir bis jetzt gehabt hatten, wohl nicht anders ſeyn konnte. Wir fuhren alſo nur bis Angoulême, wo wir gegen Mittag anlangten, um dort dies Geſchäft vornehmen zu laſſen. Die eine Hälfte von Angoulême liegt auf einer Anhöhe, und die terraſſenartig über einander ſich erhebenden Häuſer gewähren, von unten geſehen, einen recht hübſchen Anblick; in der Nähe aber iſt dieſer Theil der Stadt eben ſo ſchmuzig und raucherig als die niedriger liegende Hälfte derſelben, in welcher wir uns den beſten größten Gaſthof des Orts zum Abſteigequartier erwählten.

Angoulême iſt die größte Stadt in dieſem Theile von Frankreich, aber auch die ſchmuzigſte und häßlichſte, die wir bis jetzt geſehen hatten. Finſter und armſelig wie ſie, war auch unſere Wohnung; alles, was uns umgab, mit einer Kruſte von Schmuz überzogen; und wenn wir die Betten anſahen und daran dachten, daß wir hier die Nacht zubringen ſollten, ſo ergriff uns ein unwiderſtehlicher Ekel. Selbſt die Luft war kaum zu athmen; denn die Bewohner dieſes Landes eſſen den ganzen Tag Knoblauch und verpeſten damit die Atmoſphäre, in welcher ſie leben, bis zu einem faſt unerträglichen Grad. Von Reinlichkeit, von allem, was das Leben angenehm und behaglich macht, hat man in dieſen Gegenden keinen Begriff; die Leute im Hauſe verſtanden gar nicht, was wir damit wollten und meinten, alles wäre bei ihnen ganz vortrefflich. So blieb uns denn nichts übrig zu thun, als uns ſelbſt einigermaßen einzurichten ſo gut es anging, und fleißig nachzuſehen, ob die Arbeit an unſern Rädern gehörig gefördert werde. Der Tag ward uns indeſſen in dieſem unwirthbaren Aufenthalt ſehr lang. Wenn wir die träge Unbehülflichkeit der Menſchen um uns her betrachteten, ſo glaubten wir gar nicht mehr in Frankreich zu ſeyn. Aehnliches findet man in Deutſchland nicht einmal auf der Lüneburger Heide oder in den abgelegenſten Winkeln Weſtphalens; und dennoch gibt es hier eine Erziehungsanſtalt für junge Mädchen. Zu unſerm großen Erſtaunen vernahmen wir, daß in einem, unſerem Gaſthofe gegenüber liegenden großen Gebäude eine ſolche ſich befinde; in jedem andern Lande hätten wir das Haus geradehin für einen Viehſtall gehalten. Junge Mädchen aus allen Gegenden Frankreichs werden dahin geſchickt, ſogar aus Deutſchland, ſelbſt aus Amerika; und die Eltern derſelben wiſſen ſich wahrſcheinlich in der Ferne viel damit, daß ſie ihre Kinder in Frankreich erziehen laſſen; ja ſie ſind unverſtändig genug zu glauben, auf das trefflichſte für die armen Weſen geſorgt zu haben, die ſie aus dem Vaterhauſe in dieſen traurigen Aufenthalt verbannten.

Je länger wir das Haus uns gegenüber anſahen, aus deſſen Thüre wirklich zuletzt ein paar kleine verkümmerte Blondinen, an der Hand einer ziemlich ſchmuzig und ſehr mürriſch ausſehenden Madonne heraustraten, je höher ſtieg unſer Mitleid mit dieſen in die Fremde hinausgeſtoßenen Kindern. Wir wünſchten zuletzt faſt in vollem Ernſte, daß es noch Zauberer gäbe, die den Eltern in einem Spiegel den Aufenthalt zeigen könnten, in welchem ihre Töchter, das ſchöne Frühlingsleben, das nur einmal uns blüht, hinbringen müßten, um nur dereinſt fertig franzöſiſch plappern zu können. Wann werden wir endlich aufhören, innerlich das Ausland zu überſchätzen, während wir äußerlich, bis zur Ungerechtigkeit gegen daſſelbe, mit deutſchen Geſinnungen Parade machen? Kein mühſam erworbnes Talent, keine Fertigkeit im franzöſiſch Reden und Tanzen vermag jemals unſern Töchtern die Jugendfreudigkeit und das geiſtige und körperliche Gedeihen zu erſetzen, welche nur eine im Vaterhauſe verlebte Kindheit gewährt.

Zwar jene ruhige einfache Zeit iſt nicht mehr, in der jeder hoffen durfte, daß die Bahre, die ihn einſt zur letzten Ruhe trägt, an derſelben Stelle zu ſtehen kommen werde, an der einſt ſeine Wiege ſtand. Und deshalb muß der Sohn früh in die Welt hinaus, damit er den Boden kennen lerne, auf dem er ſeinen Weg durchs Leben ſich wird bahnen müſſen; doch das Loos der Töchter blieb noch immer ruhigerer Art. Ihre ſchöne, milde Beſtimmung iſt, das eigne Glück nur in der Beförderung des Glücks der Ihrigen zu ſuchen und zu finden; und hier kann ihre Führerin nur die höchſte, reinſte Anſpruchloſigkeit ſeyn, die in der Fremde ſo leicht zerſtört oder in beklommene Schüchternheit verwandelt wird. Die Töchter gleichen den Frühlingsblumen, die nicht durch viele Hände gehen können, ohne den zarten Duft zu verlieren, der ihnen den höchſten Reiz verleiht, darum laſſe man ſie doch ruhig auf dem heimiſchen Boden erblühen, den ein günſtiges Geſchick ihnen anwies; im Hauſe des Vaters, unter den Augen der Mutter, im Kreiſe von Geſchwiſtern und Verwandten. Ruhen wirklich bedeutende Anlagen in ihnen, ſo entwickelt die Zeit ſie gewiß; und auch die helfende Hand, deren ſie zu dieſer Entwicklung bedürfen könnten, wird in unſern Tagen, ſelbſt in kleinen Orten, ſich faſt immer finden laſſen, ſobald man nur geſchickt und behend ſie zu ergreifen weiß. Daß man ſehr liebenswerth und geliebt, ſehr geachtet, ſehr glücklich ſeyn könne, ohne fertig Franzöſiſch reden und franzöſiſche Pas tanzen zu können, leidet übrigens keinen Zweifel.

Unter ſolchen und ähnlichen Betrachtungen brachten wir den verdrüßlichen Abend in Angoulême hin. Am folgenden Morgen war endlich alles zur Fortſetzung unſrer Reiſe bereit, und wir beſtiegen unſern Wagen, herzlich froh über die Erlöſung aus allem dem Elend. Aber gleich nach der erſten Station fanden wir die Wege völlig bodenlos. Unſer gar nicht ſchwerer engliſcher Wagen, den ſonſt drei Pferde ſehr bequem fortzogen, mußte mit ſechſen beſpannt werden; und auch dieſe vermochten es kaum, uns mit aller Anſtrengung ihrer Kräfte aus den Löchern herauszuziehen, in die wir bei jedem Schritt auf's Neue bis an die Achſe des Wagens verſanken. Die Kärner, denen wir begegneten, ſelbſt die Bauern, die im Felde arbeiteten, alles lief geſchäftig herbei, um unſern Poſtillonen die Pferde prügeln zu helfen, Es ſchien dies eine bei ihnen gewöhnliche Höflichkeitsbezeugung gegen Reiſende zu ſeyn, für welche ſie auch ihrer Seits ein kleines Gratial erwarteten. So entſetzlich es uns auch war, die armen Thiere ſo martern zu ſehen, ſo mußten wir dennoch es ohne Widerrede geſchehen laſſen, wenn wir nicht auf der Straße liegen bleiben wollten. Das Regenwetter hatte das Land umher in einen Moraſt verwandelt; im Sommer bei ganz trocknem Wetter, kommt man auf dieſem aus lauter

Lehm und Thon beſtehenden Boden wahrſcheinlich beſſer fort.

In Montlieu mußten wir übernachten, dort fanden wir alles im Superlativ: Unreinlichkeit Knoblauchsduft und die bitterſte Armuth. Zum Einheizen brachte man uns Hobelſpäne ſtatt des Holzes; Butter und Kaffee waren den Leuten Dinge, die ſie kaum den Namen nach kannten; im ganzen Hauſe befand ſich kein einziges Fenſter, zerbrochne Läden erſetzten ihre Stelle. Das übrige Ameublement war dem angemeſſen, die Betten mag die Phantaſie des Leſers ſich ſelbſt malen.

Mit großem Geſchrei drang ein halbes Dutzend Weiber in's Zimmer herein, um uns auf ihre Art zu bedienen. Aus den Lumpen, die um ſie herflatterten, dem wilden Haare, das unter kleinen, weiß geweſenen Mützen ihnen über's Geſicht und über den Nacken herabhing, war es faſt unmöglich, Spuren einer menſchlichen Geſtalt herauszufinden. Alle redeten zugleich auf uns ein, wir verſtanden kein Wort von ihrem kauderwelſchen Patois, ſie ihrerſeits verſtanden uns eben ſo wenig, alſo konnten wir nichts weiter thun, als dieſe Nymphen für's Erſte hinaus zu komplimenriren, und dann den Reſt einer Flaſche Lavendelwaſſer auszugießen, das bei ähnlichen Gelegenheiten uns ſchon treffliche Dienſte geleiſtet hatte. Unſer Bediente hatte indeſſen in der Nachbarſchaft fouragirt und wirklich ſechs Eier und einen uralten Hahn erbeutet, aus dem er uns eine Suppe kochte, ohne daß die Leute im Hauſe ihm dabei helfen durften. Durch einen beſondern Glückfall fand ſich im Wagen auch noch eine Flaſche Wein und die Ueberbleibſel einer kalten Paſtete. So war denn unſre Wirthſchaft für dieſen Abend recht gut zigeunerhaft eingerichtet, wir tröſteten uns dabei mit der Hoffnung, morgen in Bordeaux das Ende aller unſrer Noth zu erreichen.

Von Montlieu aus hatten wir noch ſechs entſetzliche Meilen bis Cubſac vor uns. Daß wir auf dieſem Wege nicht umgeworfen wurden, gränzt an Wunder. Der Weg war weit ärger als alle, die wir bis dahin zu überſtehen gehabt hatten, jeder Schritt drohte uns die augenſcheinlichſte Gefahr. Dennoch gelangten wir ohne allen Unfall bis an das Ufer der Dordogne, dicht bei dem Städtchen Cubſac. Hier mußten wir in einem Mitteldinge von Fähre und Nachen über den

Strom ſetzen, der dort beträchtlich breit und ziemlich reißend iſt. Zwei Stunden harrten wir am Ufer, ehe alles zur Ueberfahrt bereitet ward. Wir ſahen uns hier plötzlich zu einem ganz andern Volke hin verſetzt. Jede Spur des plumpen, dummen Phlegma der Bewohner von Poitou und Limoges war verſchwunden. Wir befanden uns mitten unter den Gascognern, den leicht beweglichſten Bewohnern Frankreichs, vielleicht der Welt, das ſagte uns alles, was wir ſahen. Eine Menge Menſchen von wildem Anſehen verſammelte ſich im Nu um unſern Wagen; Männer, Weiber, Kinder, die Schiffer, alles fluchte, ſchimpfte, lachte, ſchrie durch einander in rauhen, uns ganz unverſtändlichen Tönen, ohne daß wir begreifen konnten, warum der Lärmen entſtand. Es war als ob gleich ein allgemeiner Fauſtkampf beginnen ſollte; jeder Verſuch zu dieſen Leuten zu ſprechen, war vergeblich, ſie hörten gar nicht auf uns. Ihr wüſtes Geſchrei, die Heftigkeit in allem ihren Thun, gab uns im Kleinen ein ſchauerliches Bild von dem, was ſie vor wenigen Jahren geweſen ſeyn mochten, als ſie mit blutigen Händen die Herrſchaft im Lande übten. Wir fliegen alſo wieder in unſern Wagen, machten die Fenſter dicht zu, um dem Knoblauchsodem zu entgehen, mit dem ſie rings um her die Luft verpeſteten, und erwarteten gelaſſen, was ſie über uns beſchließen würden. Nach unendlichem Toben brachten ſie uns ziemlich ungeſchickt in das zur Ueberfahrt beſtimmte Fahrzeug und ſpannten ein Segel auf. Der Wind wehte heftig, der ohnehin ſehr reißende Strom ſchlug beträchtliche Wellen, und die Bewegung des kleinen Schiffes wurde dadurch ſo unangenehm, daß wir gewiß alle ſeekrank geworden wären, wenn die ziemlich lange Fahrt noch eine Viertelſtunde länger gewährt hätte.

Endlich landeten wir, unter eben ſo großem Geſchrei und Lärmen als bei der Abfahrt. Die Pferde ſtanden ſchon bereit, wir hatten noch drei Meilen vor uns bis zur Baſtide, welche Bordeaux gegenüber, dieſſeits der Garonne, liegt. Der Weg war vortrefflich und dies uns etwas ganz Ungewohntes nach allen überſtandnen Plagen und Leiden.

Der Landſtrich, den wir jetzt durchreiſ'ten, heißt entre deux mers, eine ebne Fläche, auf der kein vorzüglich guter Wein wächſt. Dennoch bauen die Einwohner faſt nichts anders, und wir fuhren durch eine ununterbrochene Reihe von Weingärten hin. Es dämmerte ſchon als wir die Baſtide erreichten, deshalb fanden wir es gerathner, noch dieſe Nacht in dem dieſſeitigen ganz erträglichen Gaſthof zu bleiben, als ſo ſpät über die Garonne zu ſetzen, und bei dunkler Nacht in Bordeaux anzulangen. Dort gedachten wir uns mehrere Wochen aufzuhalten, und wollten deshalb lieber am Tage und mit Muße uns eine bequeme Wohnung ausſuchen, auch waren wir ſo ermüdet, daß wir nichts anders denken mochten als: ausruhen.

Ankunft in Bordeaux.

In einem weiten Halbzirkel lag Bordeaux am andern Morgen vor uns, hart am Ufer des breiten Stroms, der hier eine große Krümmung macht. Die Morgenſonne vergoldete die ſchönen Gebäude am Quai, das alte feſte Schloß château Trompette, und die bunten Flaggen und

Wimpel der ſtill vor Anker liegenden großen Seeſchiffe; funkelnde Lichter ſpielten auf den hüpfenden Wellen der Garonne. Der Anblick war bezaubernd. Unzählige Schaluppen eilten geſchäftig zwiſchen den Schiffen hindurch, Fiſcher-Kähne, ankommende Marktſchiffe, Nachen von allen Formen vermehrten das bunte luſtige Gewimmel. Es war ein fröhliches Rufen, Jauchzen, Singen, auf allen dieſen verſchiedenartigen Fahrzeugen, alles verkündete uns die Nähe eines Marktes der Welt, unter dem ſchönſten Himmelsſtriche, bewohnt vom lebendigſten Volke der Erde. Langſam wand ſich die Fähre, auf der wir uns befanden, durch das luſtige Leben auf dem Strome, ähnliches jauchzte uns vom Ufer entgegen; da war ein Treiben, ein Ein- und Ausladen, ein Raſſeln der Laſtwagen, das uns betäubend geworden wäre, hätte nicht alles, was wir ſahen, uns durch heimathliche Erinnerungen immer wieder aufgeregt.

Im Hôtel de Fûmel, einem der ſchönſten Häuſer der Stadt, fanden wir eine überaus bequeme, angenehme Wohnung. Sonſt gehörte es der damals ausgewanderten alten angeſehenen Familie, deren Namen es noch trug, und die während der Zeiten der Emigration durch manche liebenswürdige Eigenſchaft ſich auch in Deutſchland Achtung und Freunde zu erwerben mußte. Der jetzige Beſitzer, ein ehemaliger Diener der vorigen, hatte es zu einem der beſten und dabei billigſten Gaſthöfe eingerichtet; die Ordnung und Reinlichkeit in dieſem Hauſe ſetzte nach allem, was wir bis hieher geſehen, uns in freudiges Erſtaunen. Dieſe Ordnung und Reinlichkeit aber ſcheint uns ein Vorzug aller großen Seehäfen in jedem Lande; der häufige Verkehr mit Fremden, beſonders mit Engländern und Holländern, iſt wohl die Haupturſache derſelben; und ohnerachtet der Entfernung vom Meere, nimmt Bordeaux doch einen bedeutenden Rang unter den Seehäfen ein, denn ſelbſt die größten Kauffahrteiſchiffe finden auf dem Strome dicht an der Stadt einen bequemen Ankerplatz.

Unſre Wohnung gewährte uns eine der ſchönſten, belebteſten Ausſichten, die nur irgend eine Stadt aufzuweiſen vermag. Wenn wir aus den, nach Landesſitte bis auf den Fußboden hinabreichenden großen Fenſtern hinaustraten, auf den ſchmalen Balkon, der rings um das Haus ſich hinzog, ſo überſahen wir mit einem Blicke den großen Strom voll Lebens, und über ihn hinaus die ſchönen, ſanft ſich erhebenden Anhöhen des entgegengeſetzten Ufers, mit allen ihren Schlöſſern, Dörfern und einzelnen Landhäuſern. Dazwiſchen grünten Felder und Wieſen. Cypreſſen, Pappeln, Fruchtbäume aller Art erheben fröhlich ihre Wipfel in die blaue, ſonnige Luft. Nie vergeſſen wir den Anblick, wenn die ſinkende Abendſonne die ganze himmliſche Ausſicht mit funkelndem Roſenlicht beſtreute, nie den Frühling, deſſen allmähliches Heranſchleichen wir ſchon am Ende des Februars aus dieſen Fenſtern belauſchten. Bald hier, bald da wagte ein Baum, eine Hecke, ein Buſch ihre Blüthen und Knospen hervor, bis ein grünlicher, duftender Schleier immer dichter und dichter alles leiſe überzog, und zuletzt die volle Pracht des Frühlings in Laubgewölb und Blüthen-Ranken plötzlich vor uns ſtand.

Bordeaux iſt eine der größten Städte in Frankreich, damals zählte man über hunderttauſend Einwohner darin. Verhältnißmäßig aber iſt die Stadt mehr lang als breit, denn am Ufer des Stroms iſt ihr eigentliches Leben, und alles ſtrebte, dort ſich anzubauen. Früh Morgens wandelten wir gern längs der Garonne hin, und ergötzten uns an dem emſigen fröhlichen Treiben des arbeitſamen Volkes. Rechts vom unſerm Hauſe kamen wir zuerſt am Weinmarkt vorbei, den wir auch von der einen Seite unſrer Wohnung überſehen konnten. Hier nahm vom Morgen an bis zur ſinkenden Nacht das luſtige Gewimmel kein Ende. Etwas weiter, immer längs dem Strom, kommt man an einen großen freien Platz, an welchem die Börſe erbaut iſt, ein ganz modernes, großes, etwas wunderliches Gebäude. Kunſtverſtändige wiſſen vieles daran auszuſetzen, uns ſelbſt erſchien es nicht ganz tadellos, doch macht die Façade deſſelben auf dieſem Platz einen ganz angenehmen Effect. In nördlichern Handelsſtädten, zum Beiſpiel in London, in Amſterdam, in Hamburg, verſammeln ſich die Handelsherren unter freiem Himmel, auf Höfen ähnlichen, ganz offnen Plätzen, die eine oben bedeckte Colonnade umgibt, unter welcher ſie bei zu unfreundlichem Wetter Schutz ſuchen können. Hier aber hat man der drückenden Sonnenhitze wegen eine andre Einrichtung getroffen. Die Börſe iſt ein ungeheuer großer Saal. Uns ſchien es ein arger Mißbrauch, daß viele mit unzähligen Kleinigkeiten angefüllte Buden den Raum darin verengen, und ihm das imposante Anſehen rauben, welches er ohne dieſes haben würde. Eine wunderliche Art von Kuppel wölbt ſich hoch über den Saal, eigentlich iſt es keine Kuppel, wir können dieſe ſonderbare Bedachung nur mit den altmodiſchen, aus Brettern zuſammengenagelten Lauben vergleichen, die man noch hie und da in kleinen Hausgärten findet. Sie wölbt ſich nur von zwei Seiten über den untern viereckigen Raum, von den beiden andern ſteigen die oben abgerundeten, ganz flachen Seitenwände bis zu ihrer höchſten Höhe und ſchließen ſich an. Die Fenſter ſind in langen, ſchmalen Streifen in den beiden gewölbten Seiten der Bedachung angebracht, und machen, von unten geſehen, einen ganz eignen, feierlichen Effekt. Unter den Fenſtern hin läuft eine ziemlich breite Gallerie rings um das Gebäude, die aber zur Börſenzeit immer verſchloſſen bleibt. Ein großer Saal ſtößt an dieſe Gallerie, den ein hieſiger Maler recht artig dekorirte; er wird bei feierlichen Gelegenheiten zu Volksfeſten, öffentlichen Bällen und großen Mahlzeiten gebraucht, während des Jahrmarkts werden auch in dieſem Saal eine Menge Buden errichtet.

Wenn wir die Börſe und den großen Platz vor derſelben verlaſſen, um den Strom weiter zu verfolgen, ſo führt uns der Weg zuerſt auf den breiten, mit einer langen Reihe ſchöner großer Häuſer beſetzten Quai. Der von ihm begrenzte Strom voll Getümmel, und die entgegen ſtehenden Ufer, gewähren auch hier eine unendliche Mannichfaltigkeit der lachendſten Ausſichten; ja, nirgends wohl findet man das Gewühl einer großen Stadt ſo vereint mit allen Reizen ländlicher Natur. An die Häuſer auf dem Quai reihen ſich eine Menge Speicher, Magazine, Chays. Den letztern Namen führen hier die Weinniederlagen, von denen aus Europa und die halbe Welt verſehen wird. Auf dieſe folgen die Schiffswerfte. Der Geruch von Theer und Pech verkündigt ſie ſchon von weitem. Ewig wird dort gehämmert, geſägt, Theer gekocht, und ganz unbändig geſchrien, denn ein ſchweigender Gaskogner wäre im wachenden Zuſtande etwas nie Geſehenes. Hier, wo bald ein neues Schiff vom Stapel läuft, bald ein altes kalfatert wird, wo es ewig zu ſchaffen, zu fragen, zu holen gibt, iſt dies Volk ganz in ſeinem Element, und übt die Gewalt ſeiner Lungen nach Herzensluſt. Eine ungeheure Anzahl der platten Böte lag damals theils halb, theils ganz fertig da. Ob Napoleon es ſich ſelbſt weiß machte, daß er mit dieſen Nußſchalen England erobern könne, oder ob er die Welt abſichtlich damit irre führen wollte, wird wohl ewig unentſchieden bleiben. Damals wurde ſo eifrig daran gearbeitet, als müßten alle in der nächſten Woche fertig werden; ihre Anzahl lief ins Unglaubliche; ungenutzt ſind ſie jetzt ſpurlos verſchwunden, mit ihnen die großen Summen, welche ſie dem Lande koſteten.

Den Schiffswerften vorbei, am äußerſten Ende der Stadt von dieſer Seite, gelangt man an das Findelhaus, immer noch am Ufer der Garonne. Dieſes ſchöne große Gebäude macht durch ſeine ſehr zweckmäßige Einrichtung den wohlthätigen Geſinnungen der Bewohner von Bordeaux alle Ehre, obgleich deſſen ſtarke Bevölkerung nicht ſonderlich für ihre Sitten ſpricht. Ein mit Betten verſehenes Turniket, dicht am Eingange, nimmt das von aller Welt verlaßne, kleine, hülfloſe Weſen zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht auf, und faſt kein Tag im Jahre vergeht, an welchem nicht mehrere Kinder auf dieſe Weiſe dem allgemeinen Erbarmen übergeben werden. In dem vor unſrer Ankunft verfloßnen Monate waren allein ſieben und dreißig Mulattenkinder in das Haus gebracht worden. Alle Kinder, ſchwarze und weiße und braune, werden mit gleicher Liebe aufgenommen und verpflegt, ohne Hinſicht auf Farbe oder Nation. Ein Zug an der neben dem Turniket angebrachten Klingel meldet im Hauſe ſogleich den neuen Ankömmling, die Perſon, die ihn brachte, behält Zeit, ſich ungeſehen zu entfernen, ehe man kommt das Kind herein zu nehmen, welches indeſſen doch ſehr ſchnell geſchieht. Die ganz jungen Kinder werden zu einer Amme auf das Land gebracht, wo ſie bleiben, bis ſie der erſten mütterlichen Pflege entwachſen ſind. Dieſes der Wohlthätigkeit geweihte Haus iſt eines der letzten in der Stadt. Verfolgt man noch ferner den Strom, ſo gelangt man bald an das freundliche Dorf Begle, deſſen mit Weinlaub überwebte weiße Häuſer uns lebhaft an die Dörfer am Rhein erinnerten.

Der Charteron.

Linker Hand vom Hôtel Fümel, am Ufer der Garonne, ſtößt man zuerſt auf das ſo oft von den öffentlichen Blättern erwähnte Château Trompette, ein uraltes, faſt noch im mauriſchen Styl erbautes, feſtes Kaſtell. Zur Zeit ſeiner Entſtehung war es gewiß eine recht bedeutende Veſte, zur Sicherung der Schifffahrt auf dem Strome erbaut. Jetzt wird es nur noch zu Kaſernen und Kriegsmagazinen benutzt. Die uralten Thürme, die dunkeln zackigen Mauern, bilden einen gar angenehmen Kontraſt mit den ſie rings umgebenden freundlichern Gegenſtänden, und dem Strom, an deſſen Ufer ſie ſchon ſeit vielen Jahrhunderten daſtehen, ernſte Zeugen des Wechſels der Zeiten und manchen blutigen Kampfs. Vom jenſeitigen Ufer nimmt ſich das alte Schloß höchſt maleriſch aus, beſonders da in ſeiner Nähe die Böte und die Fähren landen und abgehen, und nirgends das Getümmel des Hafens ſich lebendiger regte, als an dieſer Stelle.

Wenige Schritte weiter kommt man in ein Gewimmel andrer Art. Dort thronen die furchtbaren Poiſſarden unter ihren ungeheuer großen leinenen Regenſchirmen, die, im Boden befeſtigt, ſich wie ein Zelt über die Eigenthümerinnen ausbreiten. Wer nicht gerade mit ihnen etwas zu verhandeln hat, macht gern einen Umweg, um nicht unter ſie zu gerathen, beſonders an den beſtimmten Markttagen, wo ſie alle in pleno verſammelt daſitzen. Dieſe Weiber geben an Wildheit und Rohheit ihren berühmten Schweſtern in Paris, den Dames de la halle, nichts nach. Wie jene ſcheinen ſie ihre Abkunft von einem eignen Stamm abzuleiten. Rieſenartig groß, von unglaublicher phyſiſcher Kraft, muß jeder Fremde ſie auf den erſten Anblick für verkleidete Laſtträger halten; ihr Benehmen, ihre rauhen Baßſtimmen, ihre Phyſiognomie müſſen ihn in dieſem Irrthum beſtärken. Die zotenartigſten Späße, ganz unerhörte Flüche und Schimpfworte, ſchreien ſie den ganzen Tag einander mit der größten Vehemenz zu. Niemand, der nicht zu ihrer Claſſe gehört, darf ungeſtraft an ihnen vorbei, und wehe dem, der nur die kleinſte Notiz von ihren Neckereien nimmt, ſey es im Ernſt oder Scherz, und nicht ganz ſtill ſeinen Weg weiter geht. Vollends verloren iſt der Unglückliche, der eine dieſer Damen beleidigt. Zwar leben ſie unter einander in ewigem, oft blutigem Kriege, aber ſobald es darauf ankommt, die allgemeine Ehre zu rächen, entſteht auch ein allgemeiner Waffenſtillſtand. Gleich ſind alle ein Herz und eine Seele und fallen mit fürchterlichem Brüllen über den Frevler her, ohne Rückſicht auf ſeinen Stand; ſie umzingeln ihn dicht von allen Seiten, und er hat von Glück zu ſagen, wenn er mit ganz heller Haut dem furchtbaren Kreiſe dieſer Furien entrinnen kann. Viele ihrer auserleſenſten Späße und Flüche ſind von Liebhabern geſammelt und in Druck gegeben; aber nicht leicht wird Jemand dieſe Lectüre lange aushalten. Manche dieſer Redensarten ſind durch Tradition von der Mutter auf die Tochter vererbt, die pikanteſten aber erfinden ſie ſelbſt gleich aus dem Stegreife, für den Bedarf des Augenblicks, oft mit ächt ariſtophaniſchem Witz. Treffend, geiſtreich ſogar ſind dieſe Ausbrüche ihrer guten und böſen Laune, je nachdem ſie blos necken oder Ernſt machen wollen, beſonders ihre Vergleichungen der einander fremdartigſten Dinge, und ihre Gleichniſſe. Am rieſenmäßigſten zeigt ſich ihre Phantaſie in Erfindung der gräßlichſten Flüche; ſie grenzen zuweilen an's Erhabne; die größten Hyperbeln ſind ihnen wie ein Sandkorn, wenn ſie ſo recht in Zorn gerathen, und auf jeden neuen Fluch, jedes friſcherſonnene Schimpfwort folgt die Erwiederung von der Gegenpartei, Schlag auf Schlag im nämlichen Geiſte. Es iſt unmöglich, hier Beweiſe davon niederzuſchreiben, aber Rabelais ſelbſt dürfte ſich vieler ihrer Einfälle nicht ſchämen. Der Dialekt dieſer wunderlichen Kaſte iſt ein Gemiſch von gascogniſchem Patois und ſchlechtem Franzöſiſch, deshalb oft unverſtändlich, dabei ſehr rauh und übelklingend.

Vom Fiſchmarkt kommen wir in den eleganteſten und belebteſten Theil der Stadt, den Charteron. So heißt der ſehr lange Quai, der auf dieſer Seite ſich längs der Garonne hinzieht. Er iſt der eigentliche Tummelplatz des hier alles beſeelenden Handels; unaufhörlich raſſeln dort die, mit den ſchönſten, großen, weißen Ochſen beſpannten Laſtwagen, werden mächtige Fäſſer in und aus den Kellermagazinen gerollt. Dort hämmern die Bötticher, es wird geſchrien, geflucht, gelacht, gearbeitet, vom frühen Morgen bis zur Dämmerung, ohne Raſt und Ruhe. Nicht minder lebendig geht es auf dem Strome her, wo tauſend mannichfaltig geſtaltete Fahrzeuge einander immerfort durchkreuzen. Die unabſehbar lange Reihe ſtattlicher Häuſer, welche dieſer Quai von der Landſeite begrenzt, wird faſt von lauter fremden, hier anſäſſig gewordnen bedeutenden Kaufleuten bewohnt, unter welchen wohl die Mehrzahl Deutſche ſind. Dieſe hohen, aber ſelten über vier bis fünf Fenſter breiten Häuſer haben ein etwas reichsſtädtiſches Anſehen. Was ihnen an Breite abgeht, erſetzt die Tiefe; faſt alle umſchließen einen innern Hofraum, auf dem die hier ſo ganz unentbehrlichen Küper ihr Weſen treiben. Selten wird ein Haus von mehrern Familien bewohnt, weil die Comptoire viel Platz wegnehmen, und der überflüſſige Raum zur Aufſpeicherung der Waaren benutzt wird.

Die ſchöne, breite Straße Chapeaurouge und die Straße Tourny, ganz in der Nähe des Charterons, werden zu demſelben Quartiere gezählt. Da ſie nicht unmittelbar an die Garonne grenzen, ſo iſt der Lärm in ihnen weniger groß. Es würde deshalb angenehm ſeyn dort zu wohnen, wenn nicht die Häuſer des Charterons den Vorzug einer wunderſchönen Ausſicht auf den Strom voraushätten. Eine ſchöne Allee in der Mitte der Straße Tourny gibt letzterer einen eignen Reiz, da das große prächtige Theater an einem Ende der Allee gegenüber liegt. Dieſes Schauſpielhaus wird für das gröſte und ſchönſte in Frankreich gehalten, ſelbſt Paris nicht ausgenommen. Die große Hauptfaçade, mit Säulen, Statuen und allem architectoniſchen Schmuck reich verziert, gewährt von der Allee aus einen ſchönen, impoſanten Anblick. Ihr gegenüber, am andern Ende der Allee, liegt das, mit einer artigen Colonnade verzierte Kaffeehaus de Foix. Die Häuſer zu beiden Seiten der Allee enthalten mehrentheils Magazine, in welchen Bijouterien, Modeſachen und andere zum Luxus gerechnete Waaren verkauft werden. An ſchönen Morgen iſt deshalb die Allee Tourny ein Lieblingsſpaziergang der eleganten Bordelaiſerinnen.

Die innere Stadt.

Der ganze Theil von Bordeaux, deſſen wir bis jetzt erwähnten, wird nur als eine Art Vorſtadt betrachtet, obgleich er wohl der beträchtlichſte iſt. Die eigentliche Stadt iſt hinter demſelben landeinwärts gebaut, und kann ſich weder in Hinſicht der Schönheit noch der Lebendigkeit mit jenem vergleichen. Zwar iſt die Stadt groß und weitläuftig genug, aber ihre engen, winkeligen Straßen laufen in mannichfachen Krümmungen, wie durch Zufall entſtanden, in- und durcheinander hin; ſie ſind ſchmutzig, Nachts auffallend ſchlecht erleuchtet, und man athmet hier nicht die reine, ſtärkende Luft, wie dort, wo die erquickenden Düfte der Blumen und Bäume vom andern Ufer über den Strom herüberwehen.

An ſchönen Häuſern, großen, öffentlichen Gebäuden fehlt es auch in der innern Stadt nicht, aber an ſie grenzen ſtets elende verfallne Hütten, Wohnungen des bitterſten Elendes und der empörendſten Unreinlichkeit. Mitten in dieſem dunkeln

Labyrinthe finſtrer verworrener Straßen, bringt hier und da ein freier großer Platz Luft und Licht. Der merkwürdigſte unter dieſen war uns der Platz Dauphine. Hier ſtand während der Schreckenszeit die mörderiſche Guillotine. Das Blut vieler Hundert achtbarer Bürger und Hausväter, blühender Mädchen und edler Frauen floß hier unter dem Henkerbeil und ſtrömte täglich, nach der Verſicherung von Augenzeugen, hell und klar wie ein Bach, durch die Abzugs-Canäle der benachbarten Straßen. Eine große Grube auf dem benachbarten Gottesacker der Kirche St. Saurin empfing die Todten; ohne Unterſchied, ohne Sarg wurden ſie hineingeworfen, bis das entſetzliche Grab angefüllt war und ein neues geöffnet werden mußte. Die Schranken, welche den Kirchhof von der Straße trennten, waren eingeriſſen und noch nicht wieder erbaut. Achtlos wandelte die Menge über die Ruheſtätten hin, deren niedrige, mit jungem Grün ſich eben ſchmückende Hügel wir nicht ohne Schauer und Rührung betrachten konnten. Ziegen weideten darauf, und Kinder ſpielten vielleicht über den Gebeinen ihrer nächſten Verwandten. Die alte, von innen ganz zerſtörte Kirche

St. Saurin trägt auch von außen noch ſichtbare Spuren, jener dem Geiſte der Verwüſtung hingegebenen Zeit. Verödet ſteht ſie bei den weiten Gräbern, ein dunkles, ſchauerliches Monument.

Es liegt ein unerklärbares Etwas tief in uns, welches uns zwingt, gern von Dingen zu hören, die mit Grauſen erfüllen. Ein ähnliches Gefühl treibt uns, von vergangnen Schreckniſſen und jammervollen Tagen zu ſprechen, deren Erinnerung uns dennoch jedes Mal mit neuem Schmerz ergreift. So kam es denn, daß auch unſre Freunde und Bekannten in Verdeaux uns oft mit Erzählungen ihres damaligen Elendes unterhielten, und wir aufmerkſam, wenn auch ſchaudernd, ihren Erzählungen zuhörten. Viele von ihnen waren beim erſten Ausbruche des Sturms glücklich ins Ausland entflohen. Wie durch ein Wunder entkamen dieſe oft der Gefahr, auf der Flucht entdeckt zu werden; der ſchmählichſte Tod wäre dann die ſichre Folge davon geweſen. Die Unglücklichen aber, welche, gezwungen von häuslichen Verhältniſſen, dableiben mußten, litten, nach ihren eignen Geſtändniſſen, zehnfach den Tod, durch die grauenvollſte Erwartung deſſen, was ihnen die nächſte Stunde bringen konnte. Morgens früh, wenn eben der Tag zu dämmern begann, horchten ſie in ihren dichtverſchloßnen Zimmern, auf die weit durch die öde Stille ſchallenden Fußtritte der Todesboten, die allmählich ſich ihrer Hausthüre näherten. Jetzt waren ſie ganz nahe, ſchon erwarteten die Opfer das entſetzliche Klopfen an ihrer Thür, es ging vorüber. Aber der furchtbare Schlag dröhnte an dem nahen Hauſe des Nachbars, des Freundes, des Verwandten, des Bruders. Sie hörten die Thüren ſprengen, das Weinen und Klagen der bekannten Stimmen der Frauen und Kinder, hörten das Opfer wegführen, zum ſichern Tode noch ehe die nächſte Sonne ſank, und erwarteten morgen das gleiche Schickſal.

Dieſe entſetzlichen Scenen wiederholten ſich täglich, und immer in der frühſten Morgenſtunde, beſonders auf dem Charteron, wo die Wohlhabenheit der Bewohner die Mörder unwiderſtehlich anzog. Freiwillig folgten die Frauen ihren Männern ins Gefängniß, oft in den Tod, wenn nicht die Sorge für die Kinder ſie zu Erhaltung des Lebens zwang. Alle Handlungsbücher und Papiere der Verhafteten wurden, oft aus zehn verſchiednen Häuſern zugleich, mitgenommen, ohne Unterſchied auf Wagen geworfen, um dann in großen Haufen bald hier bald dort aufgeſchüttet zu werden, ſo daß es hernach unmöglich war, ſie wieder aufzufinden. Der Schaden, welchen allein dies ganz unnütze Verfahren den Handelshäuſern brachte, iſt unermeßlich.

Der Urheber aller dieſer Gräuel in Bordeaux war ein einziger, ſonſt ganz unbedeutender Menſch, ein abgeſetzter Schulmeiſter, der die Gunſt Robespierre's zu gewinnen gewußt hatte, und dann mit unerſättlicher Mordluſt die Gewalt benutzte, die ihm gegeben war. Robespierre's Fall zog auch den ſeinen nach, er endete fürchterlich, auf dem nämlichen Platze, wo er das Blut ſo Vieler vergoſſen hatte. Unter dem mordluſtigen Geſchrei des wüthenden Pöbels, mußte er auf einem Karren den Weg zur Guillotine antreten. Steinwürfe trafen ihn von allen Seiten, die furchtbaren Poiſſarden, in wirkliche Furien verwandelt, drängten ſich um den Karren mit wüthendem Geſchrei, die Nationalgarden konnten oder wollten ihnen nicht mehr widerſtehen. Das Ungeheuer wäre lebendig zerriſſen worden, hätte ſich der Karren nicht in dieſem Augenblicke der Guillotine genähert. Da nahm aber der Verbrecher einen günſtigen Moment wahr, und ſprang mit einem Satze auf das Gerüſte, in den Tod, als ſey dort für ihn eine Freiſtatt.

Einen angenehmern Eindruck, als die öden, blutbefleckten Mauern von St. Saurin, machte auf uns der Anblick der großen, im gothiſchen Geſchmack erbauten, uralten Cathedral-Kirche. Auch hier ſind zerſtörende Hände geſchäftig geweſen, doch iſt Vieles noch erhalten. Das hohe, wunderbar ſich durchkreuzende Gewölbe, wird noch von der Pracht der alten gemalten Fenſter beleuchtet. Vieles alte, künſtliche Schnitzwerk, viele Gemälde und die marmorne Kanzel, ſind noch unbeſchädigt vorhanden. Man arbeitete fleißig daran, die Kirche wieder ganz herzuſtellen, und dies verhinderte uns, alles genauer zu betrachten.

Der ehemalige Palaſt des Biſchofs ſteht unfern der Cathedral-Kirche. Dieſes große, ſtattliche Gebäude war jetzt dem Präfecten zur Wohnung eingeräumt, und der Biſchof muß ſich mit einer demüthigern begnügen. Ein großer Seitenflügel des Palaſtes, mit einem beſondern Eingange von der Straße her, war für die Gerichtspflege beſtimmt; wir traten einen Augenblick hinein. Mit großer, heftig geſtikulirender Beredſamkeit, von Seiten der Advokaten, ward eben ein Kriminal-Proceß öffentlich verhandelt. Dem Platze der Richter gegenüber ſaßen eine Menge Zuſchauer, größtentheils aus den niedern Ständen, ſehr aufmerkſam da. Wir konnten gar nicht vernehmen, wovon eigentlich die Rede war, denn die Advokaten ſprachen ſo ſchnell, ſo heftig, dazu in ziemlich gascogniſchem Dialecte, daß es uns Ausländern unmöglich ward, dem Strom ihrer Worte zu folgen. Dieſes und der von den Zuhörern ausſtrömende Knoblauchsduft vertrieb uns bald wieder. Draußen im Vorſaale ſtanden auch viele Leute, und eine Menge von Advokaten lief geſchäftig durch ihre Reihen, und ſprach bald mit dieſen bald mit jenen; vermuthlich mit ihren Klienten, die ungeduldig erwarteten, daß auch an ſie die Reihe komme einzutreten. Die Advokaten waren ganz wie vor der Revolution gekleidet, ſo wie man ſie noch auf dem franzöſiſchen Theater ſieht, ſchwarz, mit langen fliegenden ſchneeweißgepuderten Haaren, die ſich tief auf dem Rücken in Locken ſchlagen; dazu einen ſchmalen, von den Schultern herabhängenden Mantel.

Die Ruinen eines alten römiſchen Amphitheaters in dieſem Theile der Stadt würden ſehr intereſſant ſeyn, wären ſie nur beſſer erhalten, und wäre es nur möglich, ſie gehörig zu überſchauen. Aber man bekümmert ſich wenig darum, und viele Einwohner von Bordeaux kennen nicht einmal ihre Exiſtenz. In den Zeiten der Revolution brach das Volk große Lücken in die alten Mauern, um die Steine zur Erbauung elender Hütten mitten im Bezirke des Amphitheaters zu benutzen. Dieſe ſtehen noch da, es dürfen aber keine mehr hingebaut werden, und auch dem ferneren Abbrechen iſt einigermaßen geſteuert. Moderne, größtentheils ſehr unanſehnliche Gebäude umgeben rings dieſe ehrwürdigen Ueberbleibſel des Alterthums, lehnen ſich zum Theil an ſie, und benutzen ſie als Umgebung ihrer Höfe. Sehr wünſchenswerth iſt es, daß dieſe häßliche Nachbarſchaft entfernt werde, denn gewiß iſt weit mehr von dieſen Ruinen vorhanden, als man in dieſer Entſtellung derſelben bemerken kann. Ein großes

Thor ſteht noch faſt unverſehrt; wir glaubten ſogar Spuren einer Inſchrift daran zu entdecken, auch von den felſenfeſten Mauern und großen Schwibbogen iſt noch vieles ſichtbar, ſo wie einige Ueberbleibſel der für das römiſche Volk beſtimmten Sitze. Das Volk in Bordeaux nennt dieſe Ruine den Palaſt des Kaiſers Gallienus, es iſt aber augenſcheinlich, daß ſie die Ueberreſte eines Amphitheaters ſind.

Promenaden.

Ausgezeichnet ſchöne öffentliche Spaziergänge findet man weder in Bordeaux ſelbſt, noch in der Nähe der Stadt, obgleich die Einwohner eben ſo viel und ſo gern ſpazieren gehen, als alle Franzoſen überhaupt. Doch, wie wir früher ſchon bemerkten, eine franzöſiſche Promenade, und ein deutſcher Spaziergang, ſind zwei himmelweit von einander verſchiedene Dinge. Wir ſuchen dabei freie, friſche Luft und den Genuß der Natur in einer angenehmen Gegend, das Local aber, in welches die Mode die Franzoſen an beſtimmten Tagen und Stunden zuſammentreibt, gilt ihnen völlig gleich; die Promenade iſt doch deliciös, wenn auch kein Grashalm darin ſproßt, kein Baum Schatten bietet, ſobald nur recht viel elegante Welt ſich dort verſammelt. Deshalb genügt auch den Einwohnern von Bordeaux des Morgens ihre Allee Tourny, zur Jahrmarktszeit der Platz vor der Börſe, und zu andern, ebenfalls beſtimmten Stunden und Tagen, der öffentliche Garten in der Stadt. Dieſer beſchreibt eine ziemlich große, ebne Fläche, deren ganze Schönheit in einem Paare recht großer Grasplätze und einigen ſchattigen-Alleen beſteht. Jetzt wurde er auch zum Exerzierplatz benutzt, und hieß deshalb das Marsfeld, le Champ de Mars. Die recht ſchöne Reitbahn ſtößt dicht an dieſen Garten, und wird auch von bloßen Zuſchauern fleißig beſucht; beſonders in den Stunden wo die ſchönen Bordelaiſerinnen ihre equeſtriſchen Uebungen halten. Landpartien außer der Stadt werden ſelten angeſtellt, die Gegend iſt nicht einladend dazu.

So wie man das Ufer der Garonne verläßt, findet man lauter meiſt ſchattenarme Ebenen, deren ewige Weingärten das Auge ermüden. Einige wohlhabende Kaufleute beſitzen, in nicht zu großer Entfernung von der Stadt, bequeme, oft recht ſchöne Landhäuſer; beſonders folgen die deutſchen Familien der vaterländiſchen Sitte, und bringen einen Theil des Sommers, vor allem aber die Zeit der Weinleſe dort zu. Das gibt denn Anlaß zu mancher frohen Landpartie, gewöhnlich aber nur an Sonntagen, denn in der Woche ſind die Männer an ihre Geſchäfte gefeſſelt, und können ihre auf dem Lande wohnende Familie nur an Feiertagen in Geſellſchaft mehrerer Freunde beſuchen.

Ein bedeutender Verluſt für die lebensluſtigen Bewohner von Bordeaux, iſt die Verödung der großen, etwa eine Viertelſtunde von der eigentlichen Stadt entfernten Karthauſe. Dort bewohnten ſonſt die ehrwürdigen Väter ein palaſtähnliches Gebäude, lebten in Herrlichkeit und Freuden, und öffneten gaſtfrei ihre Thore den ſie beſuchenden Freunden, zu welchen ſich alle Gutſchmecker von Bordeaux rechneten. Obgleich die Geiſtlichen dieſes Ordens ſich nur von Fiſchen nähren dürfen, ſo war doch ihre Tafel weit und breit berühmt.

Höchſt tolerant zählten ſie allerlei Arten wilden Geflügels, das auf dem Waſſer ſchwimmt, mit zu den Fiſchen, dazu alle eßbare Schnecken, Muſcheln und Auſtern. Eigentliche Fiſche gibt es ohnehin hier in Menge und von allen Gattungen, ſo vortrefflich als irgendwo in der Welt. Die ehrwürdigen Pater Küchenmeiſter wußten alle dieſe Gaben Gottes ganz vorzüglich zu bereiten: denn die Archive des Kloſters enthielten ſeltne, von alter Zeit vererbte Küchengeheimniſſe, die den Augen der profanen Welt ewig verborgen blieben. Leider aber brachte die Revolution auch das Ende dieſer Herrlichkeit herbei, die frommen Väter mußten in die weite Welt auswandern; und ihre Verehrer betrachten ſeufzend das jetzt freudenarme große Kloſter, in deſſen Zellen und Sälen nun eine Kolonie rabenſchwarzer, aus St. Domingo ausgewanderter Neger hauſt, denen es Napoleon zur Freiſtatt einräumte.

Nirgends weiter in Europa gibt es deshalb wohl ſo viel Neger, als in Bordeaux; ſie leben dort in vollkommner Freiheit von dem was ſie durch Fleiß und Induſtrie erwerben können, und ſcheinen die, wie man ſagt ihnen angeborne Trägheit ziemlich abgelegt zu haben. Die Negerinnen zeigen ſich in Behandlung der Wäſche ſehr geſchickt, ſie plätten und nähen vorzüglich gut, und finden deshalb in vielen Häuſern freundliche Aufnahme; ſogar als Ammen und Wärterinnen ſcheut man ſich nicht, ihnen ganz junge Kinder zu vertrauen, die ſie mit Liebe und Treue pflegen und warten. Die Neger thun jede Arbeit mit ausgezeichneter Geſchicklichkeit, und viele von ihnen finden deshalb als Hausknechte und Bediente, ſogar als Kutſcher in angeſehenen Häuſern leicht ihr Unterkommen. Andere verfertigen allerhand Kleinigkeiten für ihre eigene Rechnung, einer unter ihnen war damals der geſchickteſte Damenfriſeur in Bordeaux. Er übte ſeine Kunſt mit ächtem Sinn für Schönheit, und ordnete die Haare und Turbans der Damen ſehr geſchmackvoll, nach Büſten, Medaillen, Kupferſtichen, die er in den Kunſtläden oft Stundenlang für ſich allein ſtudirte. Auf den Bällen fehlte er nie, um mit Haarnadeln und Kamm bereit zu ſeyn, und jeder ſinkenden Locke aufzuhelfen, die er früher aufgebaut hatte. Der arme pechſchwarze Dominik war wirklich ein Friſeur, wie er ſeyn ſollte; und da es wohl wenigen Menſchen ſo ganz Ernſt mit ihrem Geſchäfte iſt, als es ihm damit war, ſo wird es uns hoffentlich niemand verargen, daß wir hier in Ehren ſeiner gedenken.

Die Einwohner von Bordeaux.

Aus allen Provinzen Frankreichs, allen Ländern Europens, ja der ganzen cultivirten Welt, kamen die Bewohner von Bordeaux dort zuſammen und leben nebeneinander in recht behaglicher, geſelliger Häuslichkeit, als wäre es immer ſo geweſen. Der mächtige Reiz des Erwerbens, das ſchöne gemäßigte Klima, vereint mit dem Ueberfluß an allem, was zum frohen Genuſſe des Lebens gehört, zog alle die Tauſenden auf dieſem einen Punkte zuſammen und hält ſie dort feſt. Deshalb gefällt es auch dem blos Durchreiſenden ſo wohl in dieſer Stadt. Aus welchem Lande er auch ſey, er findet in ihr Landsleute, die ihm freundlich entgegen kommen, und in ihren Häuſern die Spuren ſeiner eignen vaterländiſchen Sitte.

Jede in Bordeaux anſäſſige fremde Familie hat doch aus dem Vaterlande irgend eine alte, liebe Gewohnheit mitgebracht, die ſie heilig hält; dieſes bringt Mannichfaltigkeit in das geſellige Leben, dagegen aber verbindet ein alles beherrſchender Geiſt der Freude, und manche auf die Eigenthümlichkeit des Landes gegründete Sitte, alle dieſe Einzelnen zu einem erfreulichen, zuſammenſtimmenden Ganzen.

Die Bewohner von Bordeaux theilen ſich in drei Claſſen. Die vornehmſte, aber nicht glänzendſte, beſteht aus dem ziemlich zahlreichen Adel und denen, welche bedeutende öffentliche Aemter zu verwalten haben. Zu erſteren gehören viele durch Alter und Namen ehrwürdig gewordne Familien, die theils aus Wahl, theils aus Familien-Rückſichten, theils aus Oekonomie dieſen ſtilleren Aufenthalt dem großen, glänzenden Schauplatze von Paris vorziehen. — Bei dieſen findet man noch die, ſpäter aus der ſogenannten guten Geſellſchaft von den Emporkömmlingen verdrängte, alt-franzöſiſche Sitte, ihren Anſtand, ihren Geiſt, ihre Urbanität, aber auch ihre feierliche Etikette. Alle dieſe Familien bewohnen die ſchönſten Häuſer in der innern, eigentlichen Stadt, ſie leben größtentheils unter ſich in abgeſonderten Cotterieen, zu denen Fremde ſelten gezogen werden, weil ſie nicht leicht ihre Bekanntſchaft machen. Denn gewöhnlich bringt man Empfehlungen an bedeutende Handelshäuſer mit, aber nicht an dieſe, vom Verkehr mit dem Auslande abgetrennten Familien. Auch in Bordeaux, wie überall in einer großen Handelsſtadt, muß der Adel ſich durch Reichthum, und durch den daher entſpringenden Luxus, vom Kaufmannsſtande übertroffen ſehen; deshalb meidet er es auch hier gern, mit jenem in geſellige Verbindungen zu treten. Nur bei ſeltnen feierlichen Gelegenheiten und großen öffentlichen Feſten treffen beide Theile zuſammen, und in ihrem Benehmen gegeneinander iſt dann eine gewiſſe feierlich abgemeßne, gegenſeitige Höflichkeit vorherrſchend.

Die Kaufleute bewohnen faſt ausſchließend den Charteron, den Quai und die an beide zunächſt grenzenden Straßen und Plätze. Beſonders iſt der Charteron beinahe wie eine deutſche Kolonie zu betrachten. Faſt die Hälfte der hieſigen bedeutenden Handelsherren beſteht aus Ausländern, und von dieſen wieder die Hälfte aus Deutſchen, oder doch von deutſchen Aeltern Abſtammenden. Wir bemerkten nur bei ſehr wenigen dieſer unſerer Landsleute eine Sehnſucht nach der Rückkehr in das Vaterland; der ſchone Himmel, die tauſendfachen Annehmlichkeiten von Bordeaux üben eine gar zu anziehende Kraft. Wenn daher auch manche durch Geſchäfte, Familienverhältniſſe oder Reiſeluſt in die angeborne Heimath zurückgeführt werden, ſo geſchieht dies doch nur auf kurze Zeit, und faſt Alle kehren gern bald wieder an die reizenden Ufer der Garonne zurück. Obgleich viele dieſer Familien ſchon ſeit mehreren Generationen in Bordeaux exiſtiren, ſo haben ſie doch neben der franzöſiſchen auch ihre Mutterſprache beibehalten; und oft fanden wir uns in Zirkeln von zwanzig, dreißig Perſonen, wie mitten in Deutſchland. Auch deutſche Sitte herrſcht noch in ihren Häuſern, aber verflüchtigt, möchten wir ſagen. Der Geiſt des Frohſinns, die Luſt am Genuſſe des Lebens, werden hier mit der Luft eingeathmet, und mildern höchſt angenehm den angebornen Ernſt der Deutſchen. Der Kaufmann ſitzt in Bordeaux nicht vom Morgen bis in die ſinkende

Nacht am Schreibepulte, wie es wohl in Deutſchland der Fall iſt; er arbeitet den Morgen hindurch, und das warme Klima zwingt ihn, den Tag früh zu beginnen; den Abend aber weiht er den Freuden der Tafel und der Geſelligkeit. Schon die Art des hier vorzüglich betriebenen Geſchäfts trägt zum heitern Leben bei. Bordeaux iſt der Weinkeller der halben Welt. Dies veranlaßt kleine Reiſen in die benachbarten Weinberge, und bringt unzählige fröhliche Epiſoden in das ſonſt ſo trockne Comptoirleben.

Vom Kaufmanns-Stande ſollten wir jetzt eigentlich zu dem der Künſtler und Gelehrten übergehen, aber leider wiſſen wir wenig von dieſen zu ſagen: denn weder Kunſt, noch Literatur blühen in dieſer Gegend, wo ſonſt doch alles gedeiht. In der ganzen großen Stadt konnten wir trotz aller Nachforſchungen nur einen einzigen, einigermaßen bedeutenden Maler erfragen. Er hieß le Court, und iſt der nämliche, der den früher erwähnten Saal über der Börſe recht hübſch gemalt hat. Wir fanden bei ihm mehrere Portraite, die er malen mußte, um zu leben, und konnten keines davon gelungen nennen. Einige Hiſtorien-

Stücke von ſeiner Erfindung waren beſſer, obgleich ganz in franzöſiſcher Manier. Landſchaften ſchienen ſein Hauptfach zu ſeyn, und Berghem ſein Vorbild dabei. Mehrere, die er uns zeigte, waren gut erfunden, gut ausgeführt und ſowohl in Hinſicht des Farbentons als der Beleuchtung lobenswerth; er arbeitete eben an einer ſehr großen Anſicht des Hafens von Bordeaux. Sein Sohn würde unter guter Leitung gewiß ein recht vorzüglicher Zeichner werden: er zeichnete mit ſchwarzer Kreide nach Oelgemälden; eine dieſer Copien, nach einem guten Original der italieniſchen Schule, war mit faſt übermenſchlichem Fleiße ausgeführt: ſie ſtellte den Tod des Holofernes vor. Der junge Künſtler hatte auch verſucht, ſich ſelbſt in Oel zu malen; das Bild war richtig gezeichnet, ſprechend ähnlich, aber der Ton zu grau und kalt.

Talente dieſer Art finden hier keine Gelegenheit ſich zu bilden, und überhaupt wenig Aufmunterung; auch mögen wohl das warme, milde Klima, und alle die Aufforderungen zur Freude außer dem Hauſe, die ſtille Thätigkeit hemmen, welche zur Erlernung einer Kunſt ſo unentbehrlich iſt. Der größre und müheloſere Gewinnſt des Handels iſt dabei hier ſo lockend, daß nur ein unwiderſtehlicher innerer Trieb zur Kunſt, den Jüngling bewegen kann ſich ihr zu weihen. Selbſt das Handwerk im höhern Sinne des Wortes gedeiht hier nicht; es gibt hier keine vorzüglich geſchickten Tiſchler, Ebeniſten, Goldarbeiter und dergleichen. Nur das ganz Gewöhnliche für den häuslichen Bedarf wird in Bordeaux verfertigt; macht man höhere Anſprüche, ſo muß man die gewünſchte Sache aus Paris verſchreiben.

Mit der Literatur geht es nicht beſſer, und die nicht zahlreichen Buchhandlungen ſind ſehr unbedeutend. Vielleicht wohnt dennoch mancher verdienſtvolle Gelehrte in Bordeaux und arbeitet ſtill für ſich, aber niemand kennt ihn und ſeine Werke; man lebt zu wohlgemuth, als daß man vor aller Luſt Zeit hätte, an etwas Höheres zu denken. Unſere Landsleute machen auch hierin eine ehrenvolle Ausnahme: denn in ihren Häuſern fanden wir nicht allein die beſten früheren Werke der deutſchen Literatur, ſondern auch viele der neuern vorzüglichen Erzeugniſſe unſerer Zeit.

Die eigentliche Volksclaſſe trägt auch hier das Gepräge des Charakters der Nation am deutlichſten zur Schau; hier findet man den ächten, wahren Gaskogner. Dem Vergnügen bis zur wildeſten Ausgelaſſenheit ergeben, iſt er doch nicht arbeitsſcheu, alles kann er ertragen, nur nicht ruhige Stille; er muß toben, lachen, ſchreien dürfen, dann thut er unermüdet, was er ſoll. Armuth oder Wohlhabenheit gilt ihm ziemlich gleich, nur Tanz und Spiel darf nicht fehlen, eher das tägliche Brot. Wohnliche Bequemlichkeit, Reinlichkeit, Ordnung, ſind Dinge welche dieſe Menſchen kaum dem Namen nach kennen. Von der Heftigkeit der Gaskogner in Ton und Bewegung, beim kleinſten Anlaß, kann ſich kein Nordländer einen Begriff machen, der nicht Augenzeuge war. Wenn man mehrere von ihnen über irgend eine Angelegenheit mit einander ſprechen ſieht, ſey es im Böſen oder Guten, ſo muß man jeden Augenblick erwarten Mord und Todſchlag entſtehen zu ſehen, und ehe man es ſich verſieht, ſtiebt unvermuthet alles mit lautem Gelächter plötzlich auseinander. Der gemeine Gaskogner iſt ſtark, groß und gut gewachſen, aber nie und nirgends ſahen wir häßlichere, abſchreckendere Geſichter, verzerrtere Züge, als bei dieſem leidenſchaftlichen

Volke; beſonders übertreffen die Weiber in dieſer Hinſicht alle Einbildungskraft. Die ſie umgebende Unreinlichkeit und ihre unordentliche entſtellende Kleidung, tragen auch viel zu dieſem widrigen Ausſehen bei. Nichts iſt häßlicher, als die dormeuſenartigen, von beiden Seiten tief ins Geſicht hängenden, leinwandenen Hauben der gemeinen Weiber, ihre unförmlichen Jacken und die um ſie her ſchlotternden Röcke, deren urſprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen iſt. Die Sprache des Volks, das gaskogniſche Patois, hat einen ſingenden, unangenehmen Naſenton, den ihre rauhen Kehlen noch widriger machen; Fremde verſtehen wenig davon, ſelbſt wenn ſie der franzöſiſchen Sprache ſehr mächtig ſind. Aber auch in den höheren Ständen hört man die den Gaskogner auszeichnende Accentuation des ſogenannten ſtummen e, überdies manches nur in dieſer Provinz verſtändliche Wort und die faſt italieniſche Ausſprache zweier neben einander ſtehender Vocale, jeden für ſich allein, zum Beiſpiel je l'aïme, ſtatt je l'aime Dieſe Abweichung vom Gewöhnlichen klingt aber im Munde der hübſchen Bordelaiſerinnen gar nicht unangenehm, ſie gibt ihnen eine ganz eigne, angenehme Naivität, und nimmt ſich beſonders artig aus wenn ſie ſingen, was ſie oft und gern thun. Die Phyſiognomie der höhern Stände in Bordeaux, iſt überdies von der des Volkes ſo ganz verſchieden, als wären jene von ganz anderem Urſprunge. Nirgends findet man in der Geſellſchaft mehr auffallend hübſche Mädchen und Frauen als dort, zwar ſelten regelmäßig ſchön, aber doch unendlich reizend und anmuthig. Blaue Augen und hellbraunes oder blondes Haar bezeugen zwar die germaniſche Abkunft vieler unter ihnen, aber auch die ächten Bordelaiſerinnen mit ihren ſchwarzen Locken, ihren ſchön geſpaltnen, blitzenden, dunkeln Augen geben dieſen an Liebenswürdigkeit nichts nach.

Das Leben in Bordeaux.

Das Straßenpflaſter in Bordeaux gehört zu den ſchlechteſten in der Welt. Dieſe für den Anfang einer Beſchreibung des dortigen geſelligen Lebens etwas wunderlich ſcheinende Bemerkung iſt dennoch näher damit verwandt, als man es auf den erſten Anblick glauben möchte. Vor der Revolution wimmelte Bordeaux von eignen Equipagen; jedes angeſehene Handelshaus hielt mehrere Kutſchen und Cabriolets, in welchen die Herren und ihre Gehülfen täglich zur Börſe fuhren. Beſonders konnten die Bewohner des Charteron ihrer nicht entbehren; denn ihr Weg dorthin iſt weit, gerade um die Mittagszeit den brennendſten Stralen der Sonne ausgeſetzt; ein Sonnenſtich aber iſt in dieſem heißen Klima keine Seltenheit und von gefährlicher, oft tödtlicher Wirkung. Außer der Börſenzeit benutzten die Frauen die Pferde und Wagen zum eignen Vergnügen. Jetzt iſt das anders. Der Handel und mit ihm der Erwerb wurden auch hier ſehr beeinträchtigt; mancherlei Einſchränkungen im Hausweſen waren die Folgen davon, vor allem die Abſchaffung der eignen Equipagen; zu unſrer Zeit zählte man deren kaum ein Dutzend mehr. Man fährt jetzt in Miethwagen zur Börſe, wenn die Witterung dies nöthig macht, übrigens geht alle Welt zu Fuße: denn die Fiakers ſind hier bei weitem nicht ſo gut eingerichtet, als in andern Städten. Sie ſehen zwar elegant genug aus, aber ihre Anzahl iſt klein, ſie haben keine angewieſene Plätze, man muß ſie in ihren Wohnungen aufſuchen; auch ſind ſie, eben des böſen, Pferde und Wagen zu Grunde richtenden Pflaſters wegen, keiner Taxe unterworfen. Aus allen dieſen Schwierigkeiten, welche der Verkehr in die Weite hat, entſpringt wahrſcheinlich der Gebrauch, ſich im Umgange auf die zunächſt Wohnenden zu beſchränken, und aus dieſem wieder die böſe Folge, daß die große Stadt dadurch von ſelbſt in eine Menge kleiner Städte gleichſam zerfällt. Alle, die in einem gewiſſen Bezirke neben einander wohnen, beſuchen ſich, gegenſeitige Gaſtlichkeit bringt ſie in freundſchaftliche Verhältniſſe, aber die Schranken dieſer Bezirke ſind gar ſcharf gezogen; das jenſeits der Grenze nächſtliegende Haus iſt ſchon völlig in der Fremde. Wehe den Bewohnern, doppelt wehe den Bewohnerinnen eines andern Stadtviertels, wenn ſie der Zufall in einen Zirkel wirft, in welchem ſie nicht einheimiſch ſind! Die Männer wiſſen ſich in ſolchen Fällen immer eher zu helfen, aber die armen Frauen ſind dann in einem wahrhaft bejammernswürdigen

Zuſtande. Alles ſieht ſie an, niemand ſpricht ein freundliches Wort zu ihnen, und am allgemeinen Geſpräch können ſie auch nur wenigen Antheil nehmen, weil jede Cotterie ihre eigne, nur den Eingeweihten verſtändliche Sprache, ihre eignen Anſpielungen, ihre eignen Späße hat. Wir Fremdlinge waren oft der einzige Troſt ſolcher, mitten in der Geſellſchaft ihrer eignen Vaterſtadt verlaßnen, einſamen Damen: denn eben weil wir ganz fremd waren, kannte uns alle Welt und kam uns freundlich entgegen. Verändert eine Familie ihre Wohnung, treibt das Schickſal ſie etwa vom Charteron in die Stadt, ſo hat ſie mit dem Tage alle ihre ehemaligen Bekannten verloren; es iſt eine Trennung, als zöge ſie in ein weit entferntes Land. Was eine ſolche Familie aber mit dem verlaßnen Quartier verliert, findet ſie in der neuen Wohnung wieder, freilich in veränderter Geſtalt. Auf die erſte Nachricht von der Ankunft der neuen Nachbarn, eilt alles herbei ſie zu begrüßen; Viſiten werden mit Gegenviſiten erwiedert, und ſo die Grundlage zu neuen Verbindungen gebildet.

Sehr auffallend war es uns, daß man es

den Damen auch von außen anſieht, in welchem Viertel der Stadt ſie wohnen. Jedes derſelben hat ſeine eignen Moden, ſeine eignen Putzmacherinnen und Schneiderinnen, welche nur für ſolche arbeiten die zu ihrem Bezirke gehören, und ſie alle ſo nach einem Zuſchnitt kleiden, daß es faſt am Ende auf eine Art von Uniform hinausläuft. Im Theater, wo alles zuſammen kommt, machte es uns oft Vergnügen, die Damen gewiſſermaßen mit den Augen zu ordnen, und zuſammen zu ſuchen was ſichtlich zu einander gehörte. Die Damen vom Charteron ſind die eleganteſten; und als wir es uns einmal beikommen ließen, eine der Schöpfungen ihrer erſten Modiſtin, Madame Vernos in der Allee Tourny, tadeln zu wollen, erwiederte uns dieſe dafür mit hohem Blick und vieler Würde: „j'habille les Dames du Charteron!“ Der Laden der guten Madame Vernos würde indeſſen weder in Leipzig, noch in Hamburg, noch in Frankfurt am Main großes Aufſehen erregen. Dort hat man die Moden, ſelbſt aus Paris, weit früher als in Bordeaux. Der Luxus in der Kleidung iſt hier im gewöhnlichen Leben nicht groß, nur bei Bällen und großen Feten wird hierin eine Ausnahme gemacht. Man liebt grelle, bunte Farben, wie überall im Süden, wo der dunkelblaue Himmel dieſe zu fordern ſcheint. Das wiſſen die Kaufleute in Paris recht gut, und ſchicken deshalb alles aus vielen abſtechenden Farben, oft wider den guten Geſchmack, Zuſammengeſetzte, in die ſüdlichen Provinzen, wo es nie verfehlt, Abſatz zu finden.

Eines aus der Zerſtückelung der großen Stadt in viele kleine wahrſcheinlich entſtehenden Uebels müſſen wir noch erwähnen, nämlich der nirgends allgemeiner als hier herrſchenden Sucht, ſich um das Thun und Laſſen ſeiner Bekannten zu bekümmern, Anekdoten zu ſammeln, und mit dieſen dann die Unterhaltung zu ſchmücken. Alle häuslichen Zuſtände der eben in der Geſellſchaft Gegenwärtigen oder zu ihr Gehörigen, alle geheime Nachrichten aus ihrem Leben, mußten wir wider Willen erfahren: denn jedermann beeiferte ſich, uns davon zu unterrichten. An Entkommen war dabei gar nicht zu denken, wir gingen aus einer Hand in die andere, und oft erwiſchte uns die nämliche Perſon, von der eben die Rede geweſen war, um uns nun auch ihrerſeits von der zu unterhalten, die wir vor zwei Minuten wohlunterrichtet verlaſſen hatten. Da alle dieſe geheimen Anekdoten faſt immer in das Gebiet der ſcandalöſen Chronik gehörten, ſo empörte es unſer Gefühl, daß man uns, den ganz Fremden, ſolche Dinge von anſcheinenden Freunden vertrauen mochte, und dieſes Benehmen hätte uns beinahe den Beſuch der hieſigen Geſellſchaften gänzlich verleidet; wenn wir nicht bald inne geworden wären, daß es damit lange nicht ſo böſe gemeint iſt, als der Anſchein es gibt.

Der Franzoſe muß nun einmal immer ſchwazzen, wenn er auch nichts zu ſagen weiß; er glaubt ſogar in der Geſellſchaft gegen den Anſtand zu ſündigen, wenn er einige Minuten ſchweigt; und ſelbſt ein Sterbender hält es für ſeine Pflicht, die ihn Beſuchenden zu unterhalten, bis ihm unter der Hand des Todes die Zunge erſtarrt. Nun denke man ſich vollends die Gaskogner, dieſe Franzoſen im Superlativ! dieſes ewig mobile Volk, das keine Ruhe kennt, als den Tod und ſeinen Zwillingsbruder, den Schlaf! Sie müſſen ſprechen, ſo lange ſie leben und wach ſind. Und was kann ihnen den Stoff zum Geſpräche liefern, als die Außenwelt, die einzige, welche ſie kennen? Das Beobachten des Nachbars, dieſer Grundzug ächter Kleinſtädterei, iſt in allen dieſen kleinen eine einzige große Stadt ausmachenden Städten nicht zu vermeiden; man muß dem Nachbar in die Fenſter ſehen: denn der Kreis, der jeden Einzelnen umgibt, iſt gar zu eng. Der Umſtand, daß auch die hier einheimiſch gewordnen Ausländer ſich von der allgemeinen Art und Weiſe nicht ausſchließen, erklärt ſich eben daraus, daß ſie einheimiſch geworden ſind, und daß man, zufolge des alten bekannten Sprichworts, unter den Wölfen heulen lernt. Uebrigens hat all dieſes Geſchwätz in der Geſellſchaft weiter keine Folgen für den Gegenſtand deſſelben, man ziſchelt es einander zu und das iſt es Alles; der, den es angeht, wird darum nicht weniger geachtet, gerade weil niemand dem Aehnlichen entgehen kann.

Die Frauen in Bordeaux führen trotz all dieſen Beobachtern ein gar leichtes, luſtiges Leben, und denken wenig daran, ſich vor dem Scheine zu bewahren; manche würden es vielleicht ſogar übelnehmen, wenn in der Welt, das heißt hier, im

Hauſe des Nachbars, von ihnen nicht geſprochen würde. Verhältniſſe, die man ſonſt wohl in den dunkelſten Schleier des Geheimniſſes zu verhüllen pflegt, werden hier öffentlich zur Schau geſtellt; oft ſchien es uns ſogar, als wären dieſe Verhältniſſe nur des Scheinens wegen da, weil es die Mode ſo will, wie ein Putzhütchen, das doch keinen Schatten gibt. Und doch, wer mag es wagen, über dieſe leichten, luſtigen, immer fröhlichen Weiber abzuurtheilen? Wahr iſt es, ſie thun ungern einen Schritt, ohne wenigſtens einen ſie bewundernden Verehrer hinter ſich zu wiſſen, aber deshalb ſind ſie vielleicht nicht weniger tugendhaft, als ihre ernſtern häuslichen Schweſtern im Norden. Landesſitte, allgemeines Beiſpiel entſchuldigen vieles; und daß ſie die ächte Würde der Frauen wohl fühlen, beweiſt der Heldenmuth und die feſte Treue, mit der während der Revolution viele Hunderte von ihnen ihren Gatten ins Gefängniß, ja in den Tod freiwillig folgten.

So luſtig und frei die Frauen in Bordeaux leben, ſo eingezogen werden die Mädchen gehalten, bis der Trauring ſie von allem Zwange befreit. Schauſpiele, Geſellſchaften, Bälle, Concerte dürfen ſie nie anders als in Begleitung ihrer Mütter beſuchen, ohne deren Beiſeyn darf kein Beſuch gegeben oder angenommen werden, ſelbſt nicht von und bei vertrauten Freundinnen und Verwandten des Hauſes. Sogar bei jeder Lehrſtunde muß die Mutter zugegen ſeyn, oder doch wenigſtens ihre Stelle durch eine ſeit vielen Jahren treu bewährte alte Bonne erſetzen laſſen. Ein Mädchen würde um keinen Preis es wagen, ohne die Mutter nur zehn Schritte über die Straße zu gehen, oder ſich von einem andern Manne als ihrem Vater begleiten laſſen, ſelbſt nicht von ihrem Bruder. So nachſichtig man gegen den Ruf der Frauen iſt, ſo ſorgſam wird der eines Mädchens bewacht, und die kleinſte Uebertretung der angenommnen Sitte würde nie vergeben oder vergeſſen werden. Auf den Bällen ſitzt jede Mutter neben ihrer Tochter, und keine entfernt ſich auch nur auf Minuten aus dem Saal oder nimmt am Spieltiſche Platz. Die Tänzer bringen nach jedem Tanze die Tochter der Mutter wieder zurück; und kein Mädchen wandelt während der Pauſen, am Arme ihrer Geſpielinnen oder eines Herrn, im Saal umher. Eine Gewohnheit, welche gewiß von unendlichem Nutzen für die Geſundheit der jungen Mädchen iſt: denn ſie werden von der mütterlichen Sorge vor unmäßigem Tanzen, Zugluft, Erkältung und vor all den traurigen Folgen jeder Unvorſichtigkeit nach ſtarker Erhitzung bewahrt.

Dieſe anſcheinende Strenge der Sitten verurſacht indeſſen in der Geſellſchaft nicht den mindeſten Zwang. Die Töchter tanzen, lachen, ſingen um ſo unbefangener, unter dem Schutze und der unmittelbaren Aufſicht ihrer Mütter; ihre Fröhlichkeit zeigt ſich nur um ſo natürlicher und furchtloſer. Die Mütter ihrerſeits nehmen freundlichen Antheil an allem, was ihre Töchter erfreut, erleben in deren ſchöner Blüthe ihre eigne zum zweiten Male, wiſſen recht gut, daß auch ſie einſt jung waren und ſind es zum Theil noch, oder ſcheinen es wenigſtens: denn vom Alter iſt in Frankreich nie die Rede. Nur das lange, müßige Daſitzen auf den Bällen, die oft der anbrechende Tag erſt endigt, ſchien uns äußerſt ermüdend, und wir bewunderten die mütterliche Geduld dabei. „Unſre Mütter thaten das Nämliche für uns, nun ſind wir an der Reihe,“ war die allgemeine Antwort, die man uns lächelnd auf jede ſolche Aeußerung erwiederte.

Geſellſchaften.

Geſund ſeyn, keinen Beſuch haben und zu Hauſe bleiben, iſt etwas in Bordeaux ganz Unerhörtes, denn nirgend in der Welt iſt man geſelliger. An jedem freien Abende werden daher Viſiten gemacht, die ſind hier der Zweck des Daſeyns, die Grundpfeiler der Geſelligkeit, und ſie verſäumen, wird faſt wie eine Sünde betrachtet, für die man ſchwerlich Abſolution erhält. Der Anläſſe zu Viſiten gibt es unzählige; jede Geſellſchaft, zu der man geladen war, erfordert hinterher eine Viſite zum Dank; jede Reiſe und währte ſie nur Tage, wird mit Viſiten angetreten und beſchloſſen; jeder Trauerfall in bekannten Familien, jede freudige Begebenheit, Namenstage, hohe kirchliche Feſte, Krankheit, Geneſung, alles wird mit Viſiten gefeiert. Hat man einander in mehreren Tagen nicht geſehen, traf man ſich geſtern unverhofft an, ſo erfordert das Ereigniß Viſiten. Jede dieſer Viſiten wird vom Empfänger pünktlich wieder gegeben, und ſo dreht ſich der Kreis ewig herum, ſchwindelerregend für den, der an dieſe Lebensweiſe nicht gewöhnt iſt. Da nun auf dieſe Art alle Welt immer in Bewegung iſt, ſo findet ſich bald in einem oder dem andern Hauſe ein kleiner Kreis Bekannter zuſammen, der dann den Abend ohne weitre Umſtände dort zubringt, mit Muſik, Tanz, Spiel, oder fröhlichem Geſchwätz, wie es eben die Gelegenheit gibt. Unerachtet des Viſitenweſens wird hier doch wenig auf beengende Etikette im geſelligen Leben gehalten, weil nicht ſie, ſondern das Bedürfniß der Geſelligkeit die Leute zu einander führt.

Außer dieſen Viſiten aber füllen auch noch Thees die Abende aus, zu denen man von den Damen des Hauſes förmlich eingeladen wird. Da man ſich aber gewöhnlich erſt um acht oder neun Uhr zu dieſen Geſellſchaften verſammelt, ſo bleiben immer noch vorher ein paar Stündchen übrig, welche die oben belobten Viſiten ausfüllen. Einige Damen haben auch beſtimmte Abende in der Woche, an denen ſie immer zu Hauſe bleiben, und ihre einmal für allemal eingeladenen Bekannten bei ſich empfangen. Das Spiel iſt in dieſen Zirkeln die vorzüglichſte Unterhaltung, doch wird auch viel geſchwatzt, Muſik gemacht und auch wohl nach einer Violine, die einer der Gäſte ergreift, luſtig getanzt. Um eilf Uhr wird Thee, Kaffee und Gebacknes herumgereicht, und eine oder zwei Stunden ſpäter trennt ſich die Geſellſchaft, um ſich morgen in einem andern Hauſe wieder zu finden. Kleine Privatbälle ſind auch nichts Ungewöhnliches, und ſie erfordern hier weder ein bedeutend großes Local noch ſonſt viel Umſtände. Ein oder zwei große Zimmer, ein paar Violinen und ein Flageolet, etwas Thee, Limonade und Zuckerwerk, mehr braucht es in dieſem Lande nicht, um recht fröhlich mit einander zu tanzen, bis die Sonne aufgeht. Im Carneval werden die Damen oft gebeten bei dieſen kleinen Feſten in Maskenkleidern zu erſcheinen, aber ohne Larve. In einfacher, ländlicher Tracht, oder in der niedlichen Kleidung der ſogenannten Griſetten ſind ſie dann nur um ſo reizender. Dieſe Griſetten-Kleidung beſteht aus einem ziemlich kurzen Rock von weißem Taffet, einem knapp anſchließenden Corſett von heller, abſtechender Farbe, einem dreizipfligen Halstuch von Spitzen und einer hohen Spitzenhaube mit Flügeln, aus welcher hinten ein dicker, aufgeſchlagner Chignon hervorquillt; eigentlich iſt es die veredelte gewöhnliche Tracht der hieſigen Bürgermädchen.

Seitdem man des Abends zu Mittage ißt, ſind auch hier wie in Paris die Abendeſſen verbannt, deſto häufiger wird man aber in Bordeaux zu Mittagseſſen geladen. An der Tafel, umringt von ſeinen Freunden, iſt der gaſtfreie Bordelaiſe in ſeinem Elemente. Nirgends wird beſſer gegeſſen und getrunken als in Bordeaux, und doch darf man dabei nicht auf den Luxus ſchelten; er findet ſich ungeſucht: denn dies glückliche Klima bringt alles ſelbſt hervor, was der raffinirte Geſchmack nur wünſchen kann. Die Lebensmittel ſind hier, in Vergleich mit andern großen Städten, wohlfeil zu nennen; Land und Strom und Meer gewähren in der größten Mannichfaltigkeit und im Ueberfluß alles, was bei uns nur als Seltenheit auf großen Tafeln erſcheint. Nirgends findet man beſſere Auſtern, ſie werden lange, ehe man ſie zu Markte bringt, in eignen Gruben am Meeresſtrande mit Kleien und Trebern gemäſtet. Sie ſcheinen von einer ganz eignen Gattung zu ſeyn: das Thier iſt ſehr groß, hat einen grünen Bart und füllt die kleine, dünne, etwas gewölbte Schale ganz aus. Mit den Auſtern fängt die Mahlzeit immer noch vor der Suppe an; eine Gewohnheit, die uns zuerſt nicht recht behagen wollte. Das Rindfleiſch iſt vortrefflich, Geflügel, Wild, beſonderts rothe Rebhühner und Ortolanen im Ueberfluß und großer Vollkommenheit, ſo auch das Gemüſe, die Trüffeln, vor allem aber das Obſt. Weintrauben, Pfirſiche und Feigen ſollen hier alles übertreffen, leider aber fiel unſer Aufenthalt nicht in die Zeit ihrer Reiſe. Die größte Mannichfaltigkeit bieten der Strom und das Meer. Der Bewohner des innern Landes findet hier mit Erſtaunen alle die Fiſche auf den Tafeln, welche er ſonſt nur in Naturalien-Cabinetten ſah. Rieſengroße Hummer, Taſchenkrebſe, Meerſpinnen, Krabben, Kabeljaue, alle Gattungen Plattfiſche, beſonders die köſtlichen Steinbütten und Zungen, faſt armdicke Lampreten, von denen die bei uns bekannten Neunaugen oder Bricken Miniaturabbildungen zu ſeyn ſcheinen. Des Rochen gräuliche Ungeſtalt iſt hier auch tafelfähig und ſchmeckt eben ſo gut, als furchtbar ſie ausſieht. Große Störe und eine unzählbare Menge andere Bewohner der dunkeln Tiefe erſcheinen alle im mannichfaltigſten Wechſel. Bordeaux wäre in dieſer Hinſicht das Paradies einer deutſchen Hausfrau, der es oft viel Kopfbrechens koſtet, um Abwechſelung in ihren Küchenzettel zu bringen; hier würde nur die Wahl ihr Sorge machen. Die franzöſiſchen Damen bekümmern ſich aber wenig darum, ſie haben ſehr geſchickte Köchinnen, die alles aufs trefflichſte zu bereiten wiſſen, und die Auswahl ſcheint oft den Männern überlaſſen zu bleiben, die an der Tafel, wie die Frauen am Theetiſch, gewöhnlich auch die Sorge für die Gäſte übernehmen. Leider aber verfolgte unſer alter Feind, der Knoblauch, uns auch hier, beſonders in der Faſtenzeit, wo ein aus klein geſchnittnem Stockfiſch mit Oel und Knoblauch ſtark gewürztes Gericht auf allen Tiſchen erſcheint. Sie nennen es morüe à la provençale. Knoblauch iſt einmal die Lieblingswürze aller Bewohner des ſüdlichen Frankreichs; Hohe und Niedere, ſogar die eleganteſten Damen genießen ihn ſchon zum Frühſtück, auch ſpürt man ſeinen Duft auf Bällen, im Theater und überall, wo Viele verſammelt ſind, und keine Roſeneſſenzen und wohlriechende Waſſer vermögen es, dem Uebel zu ſteuern.

Bei allem dieſen Ueberfluß an Lebensmitteln artet der Genuß ſelten in Schwelgereien aus; nur ein einziges Mal wohnten wir einem Gaſtmahl von zwei Gängen bei, von denen jeder aus zwanzig Schüſſeln beſtand. Bei dem letzten erſchien ein Truthahn, der nach der Verſicherung des Wirths nicht nur mit Trüffeln gefüllt, ſondern ſeit vier Wochen auch mit Trüffeln gemäſtet worden war. Ein Nachtiſch aus beinahe hundert Tellern mit Eis und Zuckerwerk folgte alsdann; die Bedienten ſtellten ihn mit eigen dazu gemachten Stäben in Reih und Glied, die Gäſte zählten an der Uhr vierzig Minuten, ehe dies Kunſtwerk vollendet war, ſtanden dann ermüdet auf, und dies ſybaritiſche Mahl diente noch mehrere Tage dem Witz der dazu Geladenen zur Zielſcheibe, weil es etwas Unerhörtes war. Gewöhnlich verſammelt man zehn oder zwölf Gäſte um einen reichlich, aber nicht koſtbar beſetzten Tiſch; was man ihnen bietet, iſt immer vollkommen gut, wie es eben die Jahreszeit bringt, an Oſtentation wird dabei nie gedacht, man wählt das Beſte und nicht das Theuerſte. Auch im Tiſchgeräth wird keine Pracht zur Schau geſtellt, das Silberwerk iſt ſolid und zum Gebrauch in Menge vorhanden, aber die Mode hat auf die Form deſſelben wenig Einfluß. Im Trinken iſt der Franzoſe überhaupt mäßig und trinkt nicht leicht Wein, ohne ihn mit Waſſer zu miſchen. Daß man in Bordeaux, wo die beſten, geſündeſten Weine ein Erzeugniß des Landes ſind, keine fremden Weine auf die Tafel bringt, iſt natürlich. Nur ein Glas Malaga wird zuweilen geboten, auch wohl ein paar Flaſchen Champagner für die Damen; die Männer ziehen zum Nachtiſch die edleren Gewächſe ihres Landes vor, château margot, St. Julien, la Fitte, und andere, von denen aber die Flaſche ſelbſt im Lande oft über einen Thaler koſtet, und die wir in Deutſchland faſt nie ächt erhalten.

Auch in Hinſicht des Hausgeräthes läßt ſich der Luxus in Bordeaux auf keine Weiſe mit der üppigen Pracht vergleichen, die man in Paris und auch wohl in den größern deutſchen Städten antrifft, ſelbſt die Wohnungen ſind nicht dazu eingerichtet; denn eine lange Reihe vieler an einander ſtoßender Zimmer iſt hier äußerſt ſelten.

Die Stuben ſind hoch, mit großen, bis zum Fußboden hinabreichenden Fenſtern, welche von außen ein kleiner Balkon umgibt. Die anderswo üblichen reichen Fenſter-Draperien ſind hier nicht gewöhnlich, obgleich Gardinen zum Gebrauch nicht fehlen. Die Fußböden ſind, wie überall im Süden, mit glaſirten, bunten Backſteinen in mancherlei Formen belegt, ein Gebrauch, der in dieſem warmen Klima im Sommer eine höchſt angenehme Kühlung hervorbringt. Fußteppiche ſind ſelten, häufiger große Spiegel, doch wird auch mit ihnen nicht ſo verſchwenderiſch umgegangen als in Paris. Die Tapeten ſind einfach, von Seide oder Papier. In keinem guten Hauſe vermißt man das bequeme Nothwendige, aber höchſt ſelten findet man Ueberfluß und ſich zur Schau ſtellenden Luxus. Man ſieht aus allem, daß wirklicher Genuß des Lebens das Ziel iſt, wonach alles hinſtrebt, und daß das glückliche, milde Klima die Leute verhindert, ſich um den bloßen Schmuck ihrer Häuſer ſonderlich zu kümmern.

Ungern erwähnen wir jetzt noch eines Fleckens, der den ſo angenehmen Ton des geſelligen Lebens in Bordeaux entſtellt, der unermeßlichen Spielwuth, die hier leider in allen Geſellſchaften herrſcht. Es iſt nicht blos der Wunſch, einige Stunden bei einem angenehmen Zeitvertreibe hinzubringen, der die Spieltiſche von Bordeaux bevölkert, es iſt Habſucht unter der Maske des Vergnügens, man will Geld gewinnen. Dieſe Gewinnſucht ſpricht ſich deutlich in den Mienen und Bewegungen der Spielenden aus, gleichviel ob es Silbermünzen oder Goldſtücken gilt; und jede freie Minute wird von Männern und Frauen zu dieſem Zweck verwendet.

Schon vor Tiſche, wenn ſich die Geſellſchaft vielleicht eine halbe Stunde zu früh eingefunden hat, kommt das edle Ecartéo an die Tagesordnung und wird gleich nach Tiſche wieder vorgenommen, ein Spiel, welches ſelbſt deſſen eifrigſte Verehrer für ein Schuhputzerſpiel (jeu de decrotteur) erklären. Es gleicht dem in allen deutſchen Bierhäuſern wohlbekannten Spiel, das man an einigen Orten Bettelmann nennt. Nur zwei Perſonen ſpielen es, ſey die Geſellſchaft auch noch ſo groß, aber alle nehmen durch oft ziemlich bedeutende Wetten Theil daran. In dicht gedrängten Reihen ſtehen die parirenden Herren und Damen hinter den Stühlen der beiden Spieler; jeder der

Wettenden hat das Recht, das Spiel deſſen, für den er ſich intereſſirt, durch ſeinen Rath zu unterſtützen. Dieſes Recht wird von Allen eifrig benutzt, und keine Karte darf den Tiſch berühren, über welche nicht eifrig geſtritten wird, ſo lange ſie noch in der Schwebe war. Die Rathgeber ſind natürlicherweiſe unter ſich nie einig, die Spieler, die ſich ſo für das Allgemeine abarbeiten, erheben ihre Stimmen ebenfalls; es wird ein Geſchrei durch einander, eine Verwirrung, ein Streiten, das uns unerträglich erſchien, hier aber den eigentlichen Reiz, die Würze des Vergnügens ausmacht. Abends ſpielt man ebenfalls, aber die ſonſt üblichen ſogenannten Kommerzſpiele, l'hombre, Whist, Reversi, kommen ſelten vor, höchſtens geben ſich noch ein paar alte Herren und Damen damit ab. Man liebt nur Spiele, in welchem der Zufall entſcheidet, die in einer Minute arm und reich machen. Dieſe betreibt man mit einem Eifer, als gälte es das ganze Wohl und Weh jedes einzelnen Theilnehmers daran. Der Bouillottetiſch mit ſeinem verhängnißvollen Leuchter iſt alſo der Mittelpunkt der Abendgeſellſchaften, dieſes widerliche Hazardſpiel, in welchem nicht nur der Zufall, ſondern auch an feinen Betrug grenzende Liſt entſcheiden, und das deshalb, zu unſrer Ehre ſey es geſagt, in Deutſchland nie rechten Eingang fand, ſo ſehr man es auch in Frankreich liebt. Selten werden in großen Zirkeln mehr als zwei ſolcher Tiſche hingeſetzt, und da jeder nur fünf Perſonen beſchäftigt, ſo bleibt der größte Theil der Geſellſchaft dabei müßig. Dieſer wartet dann ängſtlich hinter den Stühlen der Spielenden, bis einer von ihnen ſeinen ganzen Einſatz verloren hat, Déconfit heißt es in der Kunſtſprache, und jeder drängt ſich dann herbei, um den dadurch leer gewordnen Platz einzunehmen. Da nur einer dieſer Glückliche ſeyn kann, ſo machen die Zurückbleibenden oft recht lange Geſichter, ehe ſie ſich entſchließen, einen zweiten ähnlichen Glücksfall abzuwarten. Der ſo eben verlor, ſtellt ſich gewöhnlich gleich wieder in die Reihen; denn nur die einmal angenommene Regel der Höflichkeit zwang ihn das Feld zu räumen. Würfel, Roulette, Vingt un und ähnliche Spiele werden zwar in Privathäuſern nicht geſpielt, deſto mehr aber in öffentlichen. Auch Damen nehmen thätigen Antheil an ſolchen Spielzirkeln, doch ſucht man dieſen dann wenigſtens das Anſehen einer geſchloßnen Geſellſchaft zu geben.

Theater.

Mit Recht gilt das große Schauſpielhaus in Bordeaux für eines der ſchönſten in Europa. Der prächtigen Hauptfaçade in der Allee Tourny haben wir früher ſchon erwähnt; die große, mit Säulen, Büſten und Statuen geſchmückte Eintrittshalle, ſo wie auch die ſchöne Doppeltreppe, welche in die Logen hinaufführt, ſind faſt in einem zu großen, ernſten Styl für den Zweck des Gebäudes; es iſt als ob man einen Tempel beträte. Die darin ſpielende Truppe ſtand leider mit dieſer Pracht in keinem Verhältniß; ſie gehörte zu den mittelmäßigſten in ganz Frankreich. Auch die Ballette, welche der Franzoſe ſo ungern auf den Bühnen vermißt, haben wir in weit kleinern Städten viel vorzüglicher gefunden. Dennoch ward das Theater ſehr fleißig von aller Welt beſucht; denn dies Vergnügen gehört einmal zu den unentbehrlichſten Bedürfniſſen der Nation, die viel lieber alles entbehrt, als das Schauſpiel.

Große Trauerſpiele kommen in Bordeaux ſelten an die Reihe, das Klima iſt ihnen nicht günſtig. Kleine Komödien werden auf jeder franzöſiſchen Bühne immer wenigſtens ſo dargeſtellt, daß man ſie ein paar Mal mit Vergnügen ſehen kann; und ſo war es auch hier. Die kürzlich in Frankreich Mode gewordnen, unſern Familiengemälden ähnlichen ſentimentalen Stücke, voll Edelmuth und häuslichen Herzeleids, fanden in Bordeaux wenig Beifall; und da die Polizei eben das Pfeifen verboten hatte, ſo erlebten wir es einmal, daß ein ſolches klägliches Drama vom Theater wegadmirirt ward. Bei den rührendſten Scenen ſchrie das Parterre ſo laut und lange mit dem Ausdrucke der höchſten Bewunderung: ah! ah! bis die Schauſpieler verſtummen und der Vorhang unter lautem Gelächter der Zuſchauer fallen mußte.

Einer Vorſtellung, die wir ſahen, müſſen wir indeſſen, ihrer ungemeinen Abſurdität wegen, hier beſonders erwähnen. Es war die der Andrienne des Terenz. Die Veranlaſſung dazu hatte der wirklich ſehr gute Komiker Paulin gegeben. Er war mit Recht ein Liebling des Publikums, ſchraubte aber nach und nach ſeine Forderungen an die Direction ſo hoch hinauf, daß dieſe ſich endlich entſchloß, ihm im Ernſt den Abſchied zu gewähren, um welchen er oft ſchon zum Schein angehalten hatte. Es kam alſo wirklich dazu, daß er zum letzten Male die Bühne beſteigen ſollte; er hoffte, das Parterre werde, wie ſonſt ſchon geſchehen, am Ende des Stücks auf ſein Dableiben mit Gewährung aller ſeiner Wünſche beſtehen, deshalb wählte er dies Stück, um in der Rolle des die ganze Intrigue leitenden Sclaven ſein Talent im größten Glanze zu zeigen. Das Haus war zum Erdrücken voll; denn alle wollten der Entſcheidung von Paulins Schickſal beiwohnen. Der Vorgang ging auf, und zu unſerm Erſtaunen ſahen wir die alten Athenienſer Simo und Chremes mit geſtickten Gala-Röcken, weißgepuderten Haarbeutel-Perücken, Hut, Stock und Degen, als Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton einherſchreiten. Wir glaubten erſt, man wolle den Terenz traveſtiren, aber es war den Leuten ein Ernſt damit. Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton ſprachen immer von den alten Göttern als ächte Heiden, und gebehrdeten ſich in der franzöſiſchen Kleidung nach der Sitte der alten Athener; dazwiſchen lief der Sclave Davus im griechiſchen Sclavenkoſtüm herum, während ſeine Kameraden hübſche Livreen anhatten. Die in eine Soubrette verwandelte Sclavin Myſis kehrte ſich nicht daran, ſondern kokettirte dennoch mit ihm, als ſey er ein Jasmin oder Lafleur; auch hatte ſie nicht vergeſſen, das franzöſiſche Schürzchen mit kleinen Taſchen zur Aufbewahrung der Hände umzuthun. Glycerion, ihre nach der neueſten Mode geputzte Dame, erſchien am Ende des Stückes und gebehrdete ſich ſehr vornehm. Es war das tollſte Gemiſch von Alt und Neu, dem der Umſtand, daß das Publikum nichts davon merkte, etwas ungemein Komiſches gab; denn dieſem kam es vor, als ſey das Stück von Moliere, oder doch wenigſtens von einem ſeiner Zeitgenoſſen. Paulin machte, trotz des Sclavengewandes, aus dem griechiſchen Davus einen franzöſiſchen Scapin, zeigte aber viel ächt-komiſches Talent und theatraliſche Gewandtheit in ſeinem Spiel. Am Schluſſe ward er ſehr applaudirt; aber dabei blieb es, und er mußte nun ſeinem Stern oder Unſtern in Zukunft folgen, wohin ihn dieſer führen wollte.

Dieſelbe Truppe, welche auf dem großen Theater ſpielt, gibt auch an beſtimmten Tagen Vorſtellungen auf einem kleinern, im Innern der Stadt. Außer dieſen aber ſtehen noch mehrere kleine Schauſpielhäuſer dem Schauluſtigen offen. Auf dem Theater de la Gaieté ſpielte man kleine Operetten und Vaudevilles, in einem ſehr elenden Local, recht artig und ergötzlich. Für dieſe Truppe war ein ſehr hübſches Haus an der Allee Tourny noch im Entſtehen. Auch gibt es noch ein ſehr unbedeutendes Théâtre Molière und noch ein paar namenloſe Tempel Thaliens, die aber alle in den niedern Claſſen ihre Verehrer finden. Eine Geſellſchaft von Dilettanten, größtentheils aus dem Mittelſtande, ſpielte auf dem Théâtre Maffei ſo ziemlich alles, was ihr vor die Hand kam, große und kleine Tragödien und Schauſpiele. Da dies Theater eigentlich für optiſche Vorſtellungen erbaut iſt, ſo kann man ſich denken, wie beſchränkt der Raum darauf war. Durchreiſende Schauſpieler geben zuweilen hier Gaſtrollen, bei ſolchen ſeltnen Fällen wird dann auch in dieſem Theater die Entrée bezahlt und dadurch dem größern Publikum der Zutritt eröffnet. Wir ſahen auf dieſer Miniatur-Bühne den früher in Hamburg geweſenen Schauſpieler Maſſin den Cid ſpielen. Sowohl das Local als die Mitſpielenden machten ein Luſtſpiel aus der ernſten Tragödie.

Den Bewohnern der guten Stadt Bordeaux fehlt es alſo nicht an Schaubühnen zur Auswahl, wenn gleich keine derſelben als vorzüglich zu loben iſt. Dies aber gilt dem gewöhnlichen Franzoſen ziemlich gleich, er bekümmert ſich wenig um höhere Anſprüche an die Kunſt, nur muß er etwas ſehen und dann die Freude haben, die Damen zu lorgniren, aus einer Loge in die andere zu laufen, zu ſchwatzen, zu lachen, vor allen Dingen aber mit der Menge hinaus zu gehen. Zu dieſem letztern Vergnügen drängt ſich mancher, der gar nicht im Theater war, um doch das Anſehen zu haben, als ſey er darin geweſen. Schöne Geiſter wie in Paris, die im Parterre ſich das Richteramt anmaßen und nach Belieben loben und verdammen, gibt es in Bordeaux wenige oder vielleicht keinen. Der Bordelaiſe will ſich nur amüſiren. Ob es regelrecht geſchehe? kümmert ihm nicht, und alles, was nicht langweilig iſt, wird von ihm freundlich aufgenommen.

Das Karneval.

Die überall der lauten Freude geweihte Zeit des Karnevals wird wohl nirgends luſtiger verlebt, als in Bordeaux. Junge und Alte, Reiche und Arme drehen ſich, ſo lange ſie währt, in einem ewigen Kreis von Luſtbarkeiten herum, ſo daß in der letzten Woche Niemand mehr recht bei Verſtande bleibt. Selbſt ſonſt ſehr thätige Geſchäftsmänner, die weit über die Jahre der Jugend hinaus ſind, weiſen dann gern jede Arbeit von ſich ab und geſtehen, daß ſie nicht begreifen, wie man ohne die äußerſte Nothwendigkeit nur von irgend etwas Ernſterem ſprechen könne.

Die ſonſt hier üblich geweſenen öffentlichen Maskenzüge ſieht man nicht mehr, nur der Pöbel hält die alte Sitte noch einigermaßen aufrecht und läuft zuweilen maskirt auf der Straße herum; doch auch dieſes geſchieht nur von wenigen, die ſich dabei immer eines ſtarken Gefolges von Straßenbuben zu erfreuen haben. Die eigentliche Luſt des Karnevals beginnt jetzt erſt gegen Mitternacht, und währt dafür bis an den hellen Tag.

Sechs bis acht maskirte Bälle werden wenigſtens jeden Abend in Bordeaux gegeben, alle ſind gedrängt voll Menſchen jedes Alters und Standes; Spiel und Intrigue locken die Vornehmern zu dieſen Verſammlungen, wüthende Tanzluſt den Mittelſtand, vom ehrbaren Bürger bis hinunter zu den niedrigſten Claſſen des Volkes. Niemand beinahe läßt freiwillig eine Nacht vorübergehen, ohne wenigſtens einen dieſer Maskenſäle beſucht zu haben, und viele Herren und Damen machen gewöhnlich die Runde durch die glänzendſten derſelben, um ja nicht den zu verſäumen, der für dieſen Abend der beſuchteſte iſt. Das Reſultat dieſer Streifereien iſt dann natürlicherweiſe, daß man dieſelben Bekannten, dieſelben Masken an drei, vier verſchiedenen Orten wieder findet.

Um alles zu ſehen, beſuchten auch wir ein paar der berühmteſten Maskenbälle und übergingen die andern, mit der vollen Ueberzeugung, nichts dadurch zu verſäumen, indem nur die Anordnung des Locals, die mehr oder minder gute Beleuchtung und Muſik, ſie von einander unterſcheiden.

Der Ball im großen Schauſpielhauſe iſt der beſuchteſte. Hier fanden wir die ganze Stadt auf einen Punkt zuſammengedrängt, im bunteſten Gewühl aller Claſſen durch einander. Die prächtige Eintrittshalle, deren wir ſchon früher erwähnten, war mit gefärbten, zierlich geordneten Glaslampen recht glänzend und geſchmackvoll erleuchtet, und gewährte einen wirklich impoſanten, ſchönen Anblick. Mit Mühe drängten wir uns durch die vielen Masken auf der Treppe, um zu den Logen zu gelangen, und fanden zu unſrer großen Freude noch in einer derſelben Platz genug, um das Ganze mit einem Blick zu überſehen. Das Parterre war dem Theater gleich gemacht, und beide zuſammen bildeten einen faſt unabſehbar großen Saal, in welchem die bunte, zuſammengedrängte Menſchenmaſſe wie ein Meer auf und ab wogte. Der bei weitem größte Theil der Verſammlung ſchien nicht zur eleganten Welt zu gehören; wir bemerkten keine einzige ſchöne oder glänzende Maske. Einige Charaktermasken waren zwar da, aber alle von ganz gewöhnlicher Art, und keine bemühte ſich, den angenommenen Charakter mit Geiſt und Laune durchzuführen. Die Damen maskirt, im Domino oder in der beliebten Tracht der Griſetten, drängten ſich, am Arm ihrer größten Theils unmaskirten Führer auf und ab wandelnd, durch das Gewühl der Tanzenden hin. Bei letzteren aber war die rechte Freude des Karnevals zu Hauſe. Zwar ſchien keiner derſelben zu der ſogenannten guten Geſellſchaft zu gehören, aber nie ſahen wir ſo ganz mit Herzensluſt tanzen als hier. Die Poiſſarde und der Laſtträger, die Köchin und der Hausknecht, der Friſeur und das Kammermädchen, alles drehte ſich in den künſtlichſten Wendungen des franzöſiſchen Cotillons unermüdet herum, machte ſeine Pas, ſtrebte nach Grazie, that galant, kurz es waren Franzoſen im guten, fröhlichen Sinne des Wortes. Die faſt unerträgliche Hitze, der noch unerträglichere Staub, nichts von alle dem ſtörte ihre Freude; unermüdet benutzten ſie jedes vom Gedränge frei gebliebene Plätzchen, und kein Menſch ſchien nur an Ausruhen zu denken. So treiben ſie es die ganze Nacht, bis die helle Sonne ſie heimſendet, Niemand gedenkt dabei der Arbeit des vergangenen oder des kommenden Tages. Sie ſcheinen keine Ermüdung zu kennen. Ein Dienſtmädchen in unſerm Gaſthofe tanzte ſo vier Nächte nach einander, that am Tage ihre Arbeit wie gewöhnlich und klagte uns am fünften halb weinend, daß ſie für heute zu Hauſe bleiben müſſe, weil ihr die Herrſchaft die Erlaubniß, wieder auf den Ball zu gehen, verſagt habe.

Nachdem wir unten im Theater dem luſtigen Getümmel lange genug zugeſehen hatten, ſtiegen wir eine Treppe hinauf in den ebenfalls im Schauſpielhauſe befindlichen großen Concertſaal, in welchem wir alles genau ſo wieder fanden, als wir es eben verlaſſen hatten: man tanzte und drängte ſich herum, wie unten im großen Saale. Der Concertſaal iſt ebenfalls von Logen umgeben, und eine bedeutende Reihe größerer und kleinerer Zimmer ſchließt ſich an ihn an. In einigen derſelben wurden Erfriſchungen verkauft, mehrere waren von kleinern, abgeſchloßnen Geſellſchaften eingenommen, die größeren dienten den Spielern zum Tummelplatz, und dieſe boten uns einen für uns ganz neuen Anblick. Noch ehe wir dieſe Zimmer betraten, hörten wir aus der Ferne ein wunderlich dumpfes, tactmäßig ſich wiederholendes Geräuſch, welches uns faſt auf die Idee brachte, eine Kattundruckerei, eine Spinnmaſchine, oder etwas dem Aehnliches ſey in der Nähe. In dem erſten Spielzimmer wurde Roulette geſpielt, das Gedränge um die Tafel her war ſehr groß; doch Aehnliches hatten wir in Bädern ſchon geſehen, und gingen alſo weiter dem wunderlichen Geräuſche nach, das ſich immer vernehmlicher hören ließ, bis wir in einen ſehr langen, hell erleuchteten Saal traten. Funfzig und mehr gewöhnliche Spieltiſche ſtanden hier nebeneinander in langer Reihe. An jedem ſaß eine ganz maskirte Dame im Domino, hinter ihr ſtand, als ihr Beſchützer, ein eben ſo maskirter Herr, vor ihr auf dem Tiſche lagen Würfel und ein großer glänzender Haufen Geld. Jede Dame hielt einen kleinen Becher von Horn zum Würfeln in der Hand, mit dem ſie unaufhörlich auf den Tiſch klopfte, ſo lange ſie müſſig war, um die Spielenden herbei zu locken. Daraus entſtand das Geräuſch, welches uns auf die hier ganz abſurde Idee einer Kattundruckerei brachte. In dem von den Spieltiſchen freigelaßnen Raume, drängte ſich ſchweigend eine Menge von Masken herum, einzeln traten ſie zu den Tiſchen, warfen ein Goldſtück hin, würfelten und gingen wieder fort, indem ſie das Gold entweder daließen oder verdoppelt einſteckten, um an einem andern Tiſch ihr Heil zu verſuchen. Kein Laut außer dem Klirren des Geldes, dem Klappern der Würfel und Becher, war in dieſem Saale zu hören, nur ganz von fern ſchallte die Tanzmuſik herüber. Kein menſchliches Geſicht war zu ſehen, lauter Larven, die ſchweigend mit großem Ernſt ihr Geſchäft betrieben, und mit unſäglicher Gier das gewonnene Geld einſtrichen. Uns ward hier unheimlich zu Muthe; fratzenhaft erſchien uns alles, was uns umgab und grauenvoll zugleich. Noch durch zwei ganz ähnliche Säle gingen wir hindurch, ehe wir den Vorplatz erreichten, in beiden fanden wir das nämliche Schauſpiel, das nämliche Schweigen der nur mit Gewinn und Verluſt beſchäftigten Masken, das Klappern und Klirren des Geldes, der Würfel und der Becher.

Draußen athmeten wir freier, und äußerten gegen unſern hier einheimiſchen Begleiter unſere Verwunderung über das Geſehene, und zugleich die Meinung: daß jene Damen mit dem Würfelbecher wohl zu einer ſehr verworfenen Claſſe gehören möchten. Wie ſehr ſtieg unſer Erſtaunen, als wir von ihm erfuhren, daß ſie faſt alle zu dem vornehmſten, angeſehenſten Kreiſe der Frauen in Bordeaux gehörten: Gattinnen bedeutender Männer, denen wir täglich in der Geſellſchaft begegneten! Dieſe Tiſche hatten ſie für die Zeit des Karnevals vom Unternehmer des Balls gemiethet.

Daß hier nicht alles Gold ſey, was da glänzt, davon machte ein Fremder unſrer Bekanntſchaft an dem nämlichen Abende die Erfahrung. Er war mit zehn Louisdoren in den Saal getreten, hatte zehn andere damit gewonnen, und doch ergab ſich am andern Morgen, daß er eigentlich verloren habe: denn alle zwanzig Goldſtücke, welche über mehrere Tiſche die Wanderung gemacht hatten, waren unächt, das Stück ungefähr neun Franken werth.

Dem Einheimiſchen kann dergleichen nicht wiederfahren: denn dieſer weiß, daß man auf den hieſigen Maskenbällen nie mit gutem Golde ſpielt. Unten am Eingange iſt ein etwas ſeitwärts gelegener, beſonderer Laden, in welchem ſich jeder,

der oben zu ſpielen gedenkt, mit Gold verſieht. Die Louisdore werden in dieſem Laden ganz öffentlich, das Stück zu neun Franken verkauft; und man kann beim Zuhauſegehen ſie dort auch wieder gegen ächtes Gold für den gegebenen Preis vertauſchen. Worin der eigentliche Vortheil des Verkäufers dieſer falſchen Münzen liegt, konnten wir nie recht ergründen; man ſagte uns, derſelbe beſtünde hauptſächlich darin, daß beim zweiten Wechſel manches gute Goldſtück unter den falſchen mitliefe: denn letztere ſind ſo gut gemacht, daß ſie nur ein ſehr geübtes Auge erkennen kann. Dagegen aber bleibt auch manche falſche Münze unter den ächten, und man thut wohl ſich an den Bouillotte-Tiſchen, ſelbſt in der beſten Geſellſchaft, davor zu hüten. Uebrigens iſt das Würfelſpielen um falſches Gold hier ſo allgemeine Sitte, daß man den, der es nicht thut, als einen Neuling in der Welt verſpottet.

Der zweite Maskenball, den wir beſuchten, bei Ormond, iſt der eigentliche Sammelplatz der eleganten Welt. Wir fanden hier nicht jene unermüdlichen Tänzer des großen Theaters, aber dennoch ging es in der feenhaft geſchmückten Rotunde ſehr fröhlich her; Anſtand und Zierlichkeit der Tanzenden bezeugten, daß dieſe nur zu den höheren Ständen gehörten. Das Local kann ſich in Hinſicht der Größe mit dem Theater bei weitem nicht meſſen, aber es iſt weit angenehmer und eleganter dekorirt. Eine Galerie, bedeckt mit transparenter Leinwand, auf welcher Bäume, Blumen und Sträuche gemalt ſind, vereinigt die vielen verſchiedenen Säle und Zimmer. Durch die hinter dieſer Leinwand angebrachten Lampen ward in dieſer Galerie ein liebliches, den Masken ſehr vortheilhaftes Dämmerlicht verbreitet, in welchem eine Menge der liebenswürdigſten, eleganteſten Griſetten herumſchwebte. Viele recht gut erſonnene und durchgeführte Charaktermasken trugen zum allgemeinen Vergnügen bei, beſonders eine Geſellſchaft junger Männer, in der Kleidung und dem Charakter der Poiſſarden. Einer von ihnen führte mit einem gaskogniſchen Friſeur mehrere höchſt komiſche Auftritte, zum Ergötzen aller Umſtehenden herbei.

In den Spielſälen bei Ormond, ſahen wir das Würfelſpiel faſt noch eifriger treiben als im Schauſpielhauſe. Die hier übliche Art deſſelben heißt Krips oder Kraps. Der Spielende würfelt zuerſt, dann der, ſo die Bank hält; und wer von beiden die zuerſt geworfne Zahl wieder trifft, hat gewonnen.

Außer den Maskenbällen werden auch viele Subſcriptionsbälle in öffentlichen Häuſern gegeben, bei welchen man ohne Maske in Balltracht erſcheint. Der Ball à la maison de l'Intendance iſt der Verſammlungsort der Bewohner der innern Stadt, doch trafen wir dort auch mehrere Familien vom Charteron. Das Local iſt nicht ſchön, der Tanzſaal niedrig, ſchlecht erleuchtet, und mehrere an ihn ſtoßende Zimmer, zum Spiel und zur Converſation, zeichnen ſich auch nicht durch elegante Einrichtung aus. Wir ſahen an den anweſenden Damen wenig Luxus in der Kleidung, wenig glänzenden Schmuck; ſie ſchienen ſogar um einige Monate in der Mode zurückgeblieben zu ſeyn; aber der Ton dieſer Geſellſchaft, ihr leichtes anſtändiges Benehmen, das liebenswürdige Entgegenkommen, mit dem ſie uns Fremdlinge empfingen, erfreute uns um ſo mehr. Den mehrſten Mitgliedern dieſer Geſellſchaft ſah man es an, daß ſie früher gewohnt geweſen waren ſich in den ausgeſuchteſten Zirkeln des ehemaligen Paris zu bewegen. Getanzt ward viel, recht fröhlich, recht anſtändig und zierlich, obgleich mit weit weniger Prätenſion, als in Paris. Dort kommen auf ſolchen Bällen nur wenige Tänzer zuſammen; die Tanzenden bereiten ſich Monate zuvor darauf, und man ſieht es ihnen an, daß es ihnen nur um den Beifall der im dichten Kreiſe ſie umgebenden Zuſchauer zu thun iſt, nicht um die Freude. Hier iſt das anders. Leicht und fröhlich folgten die zierlichen Tänzerinnen den mannichfaltigen Figuren ihres vaterländiſchen Tanzes; die Mädchen eilten nach jedem Tanze ſogleich wieder zu ihren freundlichen Müttern, der gewohnten Sitte des Landes gemäß, die jungen Frauen zu ihren Bekannten in die Reihen der Zuſchauerinnen. Die Schritte waren weniger künſtlich als in Paris, die Attitüden weniger theatraliſch, aber auch weniger manierirt; und der Ausdruck des Vergnügens auf allen Geſichtern erſetzte reichlich jene mühſam erlernte Tanzmeiſter-Grazie.

Die ſogenannten engliſchen Bälle im Hôtel Franclin, einem Gaſthofe, ſind weit glänzender. Die Geſellſchaft des Charteron verſammelt ſich dort; viele Damen ſtrahlten im blendendſten Glanze der Juwelen, mehrere noch in dem der Jugend und Schönheit, alles ſchien Jubel und Freude. Der Tanzſaal iſt größer, ſchöner, beſſer erleuchtet; ein großer Speiſeſaal ſtößt daran, in welchem um ein Uhr zur Nacht gegeſſen wird; nach dem Eſſen fängt der Tanz wieder an und währt, wie hier gewöhnlich, bis zum Anbruch des Tages. Franzöſiſche Contretänze und Walzer ſind die einzigen in Bordeaux üblichen Tänze, die erſten werden mit großer Anmuth und Leichtigkeit durchgeführt, das Walzen aber geht nicht ſonderlich von Statten, man ſieht es, der Tanz iſt hier fremd. Ein gereiſter Herr wollte verſuchen eine gewöhnliche Ecoſſaiſe aufzuführen, aber weder die Muſiker, noch die Tanzenden konnten damit fertig werden, und der Tanz endete unter lautem Gelächter, ehe er noch recht angefangen war. Die Aſchermittwoch, welche ſonſt in katholiſchen Ländern das Ende aller dieſer Freuden plötzlich herbeiführt, ging hier unbemerkt vorüber: denn das Volk war zu ſehr im Taumel befangen um gleich ſtille ſtehen zu können, und es beſuchte die Maskeraden nach wie vor, bis gegen die Mitte der Faſten.

Die höheren Stände aber zogen ſich zurück, bei ihnen war eben Devotion Mode geworden, die ſich ſo ſehr von ächter Frömmigkeit unterſcheidet.

Viele moderne Fromme eiferten gewaltig über die Verwilderung des Volkes, das Jahre lang der größten Zügelloſigkeit hingegeben geweſen war, und ſich jetzt in die längſt vergeßnen kirchlichen Gebräuche und Einſchränkungen nicht mehr zu fügen wußte; der Biſchof hatte noch zu wenig Gewalt, um kräftig durchdringen und die alte Ordnung wieder herſtellen zu können. Sehr weislich aber arbeitete er im Stillen daran, ſein altes Anſehen wieder zu gewinnen; die Meſſe ward, Dank ſeinen Bemühungen, ſchon wieder eifrig beſucht, es wurde ſogar Mode hinzugehen, und damit iſt in dieſem Lande alles gewonnen.

Eine große glänzende Proceſſion zog an einem Sonntage der Faſten durch mehrere Straßen, bis zur Cathedralkirche, wo ein feierliches Hochamt gehalten ward, um Gott für die Wiederherſtellung der katholiſchen Kirche zu danken. Leute aus allen Ständen folgten dem Zuge, und dieſe in die Augen fallende Feierlichkeit hat gewiß damals der Kirche viele Herzen wieder zugewendet. Die hier wohnenden Fremden ſind größtentheils der proteſtantiſchen Religion zugethan; ſie haben ihre eigne Kirche, die aber, ohne alle äußere Zeichen eines Gotteshauſes, tief verſteckt in einem Winkel liegt. Die Thüre, welche hineinführt, iſt die engſte und niedrigſte, welche man ſich denken kann.

Der Jahrmarkt.

Ein ächtes ſüdliches Volksfeſt iſt dieſer Jahrmarkt, der gerade auf die Zeit des erſten erwachenden Frühlings, zu Anfange des Märzmonats fällt. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, freuen ſich ſchon Wochen vorher auf dieſe fröhliche Zeit. In Hinſicht des Kaufens und Verkaufens iſt der Jahrmarkt zwar nicht bedeutend, wohl aber in Hinſicht des allgemeinen Jubels, deſſen Haupttummelplatz der große Raum vor der Börſe iſt. Ihn theilt eine Reihe Buden in zwei ungleiche Theile, ſo lange der Jahrmarkt währt. Die kleinere Hälfte deſſelben, dicht vor dem Börſengebäude, iſt während der Zeit die Lieblingspromenade der feineren Welt; die größere, die ſich bis an den Strom erſtreckt, bleibt dem Volke und ſeinen Freuden überlaſſen.

In dem innern Raume der eigentlichen Börſe, in der ihn umgebenden Galerie und dem daran ſtoßenden großen Saale, ſtehen lange Reihen unzähliger Buden, in welchen allerhand Waaren feil geboten werden. An Auerbachshof, überhaupt an die Leipziger Meſſe darf hierbei freilich nicht gedacht werden: denn alles was man hier zum Verkauf ausgeſtellt ſieht, iſt ſelten von hohem Werth; aber die Mode treibt dennoch alle Welt dorthin, beſonders Vormittags von ein bis drei Uhr. Man ſtößt, man drängt einander, man athmet Knoblauchsduft; hundert zugleich ſchreiende Stimmen betäuben das Ohr; man arbeitet ſich mühſam durch das Gewühl zu Bekannten, und wird im Momente da man ſie anreden will durch die zuſtrömende Menge wieder von ihnen getrennt. Das iſt die ganze Freude, aber dennoch geht alle Welt hin, eben weil jedermann hingeht und niemand zu Hauſe bleiben mag.

Iſt man dieſes Vergnügens endlich müde, ſo begibt man ſich hinaus auf den Platz dicht vor dem Gebäude, zu einer Art Revüe der ganzen Geſellſchaft. Freilich brennt dort die Frühlingsſonne ganz unbarmherzig, und ſtatt Bäumen und Blumen umgeben Düngerhaufen die Promenade, auf der kein Grashalm keimt. Auch der Staub iſt entſetzlich, doch niemand achtet aller dieſer Unbequemlichkeiten: denn eine ſchönere Gelegenheit, elegante Morgenanzüge zu ſehen und zu zeigen, gibt es in der Welt nicht. Wer müde iſt, miethet für einen Sous einen der unzähligen Strohſeſſel, welche eine Menge alter Weiber zu dieſem Zwecke mit gellender Stimme ausbieten. Eine lange, bunte Reihe von Beobachtenden bildet ſich ſehr bald; die andern wandeln umher, ſtellen ſich in kleine Gruppen, die ſchnell wieder zerſtieben, nicken hier einem Bekannten und rufen dort einem ihr: Adieu, aus der Ferne zu. Denn Adieu iſt in Bordeaux die Begrüßungsformel beim Kommen oder beim Wiederſehen, nicht beim Scheiden. So dreht man ſich im bunten Wirrwarr herum, bis die Stunde ſchlägt, die alle Welt nach Hauſe zum Mittagseſſen ruft.

Anders geht es auf der zweiten, dem Volk überlaßnen Hälfte des Platzes her. Dort währe die Freude ununterbrochen fort bis zum Abend. Matroſen aus allen Weltgegenden, wild ausſehende, in Schaffelle gehüllte Bewohner der Steppen um Bordeaux, der ſogenannten Landes, Poiſſarden, Weingärtner, Mädchen und Weiber vom Lande und aus der Stadt, in der bunteſten Sonntagstracht, kurz alles, was nur in und um Bordeaux athmet und lebt, treibt ſich dort im wildeſten, luſtigſten, bunteſten Gewimmel umher. Man ißt und trinkt, man ſchreit und lacht und tanzt nach dem Tambourin und der Pfeife, oder dem Schall einer verſtimmten Geige, daß der Staub hoch in die Luft wirbelt. Dazwiſchen dudeln die vielen Drehorgeln, ſchreien die Guckkaſtenmänner ihre Wunder aus. Im Ganzen überſehen, iſt dieſer Anblick der tollſte und luſtigſte, der ſich erdenken läßt, im Einzelnen gewährt er unendliche Abwechſelung. In einem Winkel ſpielen Hunde eine Komödie, Poliſchinello in ſeinem Häuschen quikt dazwiſchen. In einem andern Winkel tanzen abgerichtete Ziegen ein Ballet, in einem dritten exerciren Affen aufs Kommando und ziehen vor der ſchönſten Demoiſelle den Hut ab, und ein Paar ganz erſtaunte Bären drehen ſich mitten unter all dem Spektakel nach dem Schalle des polniſchen Dudelſacks ſchwerfällig herum.

Alles wird geſehen, bewundert, belacht. Da ertönen auf einmal ein Paar ganz erſchreckliche Geigen, Pfeifen, Trompeten und das beliebte Tambourin; ſie künden etwas Ungemeines an, das Volk macht Platz, und hoch auf einem mit bunten Bändern geſchmückten Maulthiere kommt eine ſchöne, roth und weiß geſchminkte, halb türkiſch, halb bäuriſch gekleidete Dame angeritten. Glänzende Flitterblumen und blitzende Zitternadeln von Glas ſchmücken ihr hochfriſirtes, ſchneeweißgepudertes Haupt. Sie hält, die ſie begleitende Muſik ſchweigt; und nun preiſt ſie mit ſonorer Stimme ihre unſchätzbaren Medikamente an, beſonders die köſtlichſten Schönheitsmittel, welche allen Zerſtörungen der Zeit Trotz bieten, und die älteſte Matrone in wenigen Stunden zum jüngſten Mädchen umwandeln. Ein gewaltiges Drängen entſteht nach vollendeter Rede um ſie her; alles will kaufen, man ſchreit, man ſtößt einander, und die weiſe Frau hat kaum Hände genug, um alle ihre Kunden zu befriedigen. Von ſeinem nahen, aus einem großen Tiſch beſtehenden Theater macht der Wunderdoctor, im prächtig mit Gold beſetzten Scharlachkleide, einen langen Hals und ſchießt wüthende Blicke auf die Frau Kollegin. Weiter hin hoch in die Luft flattern auf langen Stangen bunte Bilder von Zwergen, Rieſen, fremden Thieren. Die Eigenthümer dieſer Seltenheiten ſchreien vor ihren Buden wie beſeſſen: Entrez, mesdames, entrez, l'on va justement commencer! Kleine Savoyardenbuben laufen wie die Wieſel zwiſchen dem Getümmel, und preiſen ihre marmotte en vie mit lauter Stimme an; andere hocken vor cylinderförmigen Kaſten, auf welchen ein beweglicher Zeiger die Zahl der Makaronen, Zuckerplätzchen, überzognen Mandeln beſtimmt, die der gewinnen kann, welcher ein Paar Sous daran wagen will. Dieſe Knaben haben immer einen großen Kreis von Gewinnluſtigen um ſich her, und nicht etwa nur von Kindern: große bärtige Bauern, Laſtträger, Basken ſitzen halbe Stunden da, und verſuchen ihr Heil mit dem nämlichen Eifer, wie die Würfelſpieler der höheren Claſſen. Die braunen ſüdlichen Geſichter, die blitzenden Augen, die Herkules-Geſtalten der Bauern und

Schiffer, dazwiſchen die friſchen Landmädchen mit ihren platten Hüten von Stroh oder Filz auf dem einen Ohr, geſchmückt mit bunten Bändern, die Stadtmädchen mit ihren hohen Dormeuſen, kurz das ganze Gewirre voll Leben gibt ein Bild, dem keine Beſchreibung genügen kann. Die mannichfaltigſten Gruppen bilden und zerſtreuen ſich in einem Augenblicke; das Gedränge, der betäubende Lärm erlaubte uns nie lange auf dieſem Platze zu verweilen, aber unwillkührlich kehrten wir doch immer wieder zurück, zu dem uns Nordländern ganz fremden Anblick des ächt ſüdlichen Lebens.

Reiſe von Bordeaux nach Montpellier.

Nach einem Aufenthalte von beinahe zwei Monaten, ward es uns ſchwer die freundliche Wohnung in Bordeaux, und ſo manche uns in der Zeit werth gewordne Bekannte zu verlaſſen. Trennungen dieſer Art ſind indeſſen das Loos des Reiſenden, die öftre Wiederkehr derſelben gewöhnt ihn allmählich daran, ſo daß er jedes Mal mit leichterem Herzen ſcheidet. Ob dies aber ächter Gewinn für ihn ſey? iſt eine Frage, die ſich wohl nicht leicht beantworten läßt.

Unſre Abreiſe von Bordeaux fiel in die letzten Tage des Märzmonats. Die Luft war warm wie bei uns im Juni; alles grünte und blühte rings umher in üppiger Frühlingspracht; die Weinreben allein ſahen noch winterlich aus. Durch eine ſehr angenehme, fruchtbare Gegend, auf guten, obgleich ein wenig ſandigen Wegen, erreichten wir noch in der Abenddämmerung das am Ufer der Garonne liegende Städtchen Langon. Da wir uns indeſſen hier in einer Fähre überſetzen laſſen mußten, ſo beſchloſſen wir die Nacht dort zu bleiben, und wählten einen dicht am Strome gelegnen Gaſthof zum Nachtquartier, um morgen bei der Ueberfahrt gleich am Ufer zu ſeyn. Man nahm uns ſehr bereitwillig auf und führte uns ſogleich in unſer Zimmer. Feſtons von Blumenkohl, Zwiebeln, Knoblauch und geräucherte Schinken, decorirten hier die Wände; naſſe, zum Trocknen aufgehängte Wäſche diente ſtatt der Tapeten, und große Haufen von türkiſchem Walzen befanden ſich in den

Ecken ſtatt des Sophas. Das war uns denn doch zu idylliſch-häuslich; wir eilten davon, ſo ſchnell wir konnten, und fanden noch zum Glück ein anſtändigeres Quartier im obern Theile der Stadt.

Am nächſten Morgen, ſahen wir in aller Frühe die Bewohner des Städtchens feſtlich gekleidet, zur Kirche gehen. Es war Palmſonntag; alle trugen grüne Zweige in den Händen, um ſie, dem kirchlichen Gebrauche des Tages gemäß, vom Prieſter weihen zu laſſen. Eine ächte Frühlingsfeier an dieſem wunderſchönen Morgen. Auf dem Markte ſtanden große Körbe voll der herrlichſten Blumen zum Verkaufe ausgeſtellt. Hyazinthen, Tazetten, Jonquillen von ſeltner Schönheit, in höchſter Farbenpracht, dufteten und glänzten uns entgegen. Für wenige Sous erhielten wir einen großen Strauß der auserleſenſten Blumen, an denen wir uns den ganzen Tag erfreuten. Von der Fähre entzückte uns die Ausſicht auf das maleriſch am Abhange eines ſanft ſich erhebenden Hügels gebaute Städtchen, und auf die Anhöhen, welche es einem fruchtbaren großen Garten gleich rings umgeben. Blühende Obſtbäume und Hecken, Kornfelder die faſt ſchon Aehren trieben, prangten von allen Seiten zwiſchen den eben knoſpenden Weinreben. Aus fernen und nahen Dörfern tönte feierliches Glockengeläute, durch das unaufhörliche Singen und Zwitſchern der Vögel, die ſich luſtig im Sonnenſchein herum tummelten, und ihre Neſter beſchickten. Alles feierte das ſchöne Erwachen der Natur, ſtilles Glück, beſcheidner Ueberfluß lächelten uns aus jedem Winkel dieſes grünenden, duftenden Edens entgegen; und nie fühlten wir uns ſo rein beſeligt durch den bloßen Anblick der uns umgebenden Gegenſtände, als an dieſem herrlichen Morgen.

Das zufällige Zuſammentreffen mit einigen Bekannten aus Bordeaux, im freundlichen Städtchen Tonneins, war uns in dieſer glücklichen Gemüthsſtimmung doppelt erfreulich. Nach Tiſche ſetzten wir unſern Weg weiter fort, durch das an mannichfaltigem Reize ſich immer gleichbleibende herrliche Land. Die edelſten Arten des bordeauxer Weines wachſen in der Gegend, durch welche wir an dieſem Tage kamen, und gewähren den Bewohnern die auf dem Lande ſo erfreulich anzuſehende Wohlhabenheit, die wir bis jetzt in Frankreich oft vermißten. Der Abend war ſchön wie der Morgen; und damit nichts die Freude dieſes Tags uns ſtöre, ſo fanden wir auch in der kleinen Stadt Agen, im Gaſthofe der Madame Caſtain, alles ſo bequem und gut als wir es nur immer wünſchen konnten, obgleich die Stadt und das Haus von Fremden wimmelten, die der morgen dort beginnende Jahrmarkt hingezogen hatte.

Agen liegt höchſt reizend. Schöne Alleen ziehen ſich rings um die Stadt, welche die wohlhabenden Bewohner des Orts, nach franzöſiſcher Sitte, fleißig zum Spazierengehen benutzen. Dieſen Abend nahm das fröhliche Treiben und Leben und Singen auf den Straßen und in den Alleen kein Ende, bis tief in die mondhelle Nacht hinein. Madame Caſtain ließ ſich indeſſen von dem Gewühl in ihrem Hauſe nicht abhalten, uns bei Tiſche ſehr aufmerkſam und gefällig in eigner Perſon zu bedienen. Die gute Frau erinnerte uns bei ihrem Eintritt auf komiſche Weiſe an Iphigeniens Ausruf: „wohl dem, der ſeiner Ahnen gern gedenkt!“ denn ihr erſtes Wort, war die Verſicherung, ſie ſey die einzige Tochter des berühmten Tavernier von Nerac.

Sie hätte auf viele Reiſende aus unſerem Vaterlande ſtoßen können, denen dieſer große Name, troß ſeiner Berühmtheit, unbekannt blieb, und wäre dadurch in die peinliche Verlegenheit gekommen, etwas erläutern zu müſſen was ſie für weltbekannt hielt. Wir aber kannten zum Glück den großen Mann, wir hatten ſeinen Namen oft auf den Monumenten ſeiner Thaten, mit unauslöſchlichen Zügen eingebrannt geleſen, auf den Terrinen nämlich, welche die köſtlichen Trüffelpaſteten umgeben, die unter dem Namen der Pâtés de Perigueux ſelbſt bis Rußland und Amerika verſendet werden. Daß wir durch dieſe unſre Kenntniß das Herz ſeiner Tochter ſogleich gewannen, iſt natürlich. Mit holdſeliger Beredſamkeit erwiederte ſie das ertheilte gerechte Lob mit der Verſicherung, ſie ſey die einzige Erbin des großen Geheimniſſes ihres Vaters, warnte uns vor ihrem, in der Nähe, aber von ihr getrennt lebenden Manne, der ihr die Paſteten nachpfuſchen wolle, obgleich ſie ihm nie die Art ihrer Bereitung vertraut habe, und bewog uns zuletzt eins ihrer Kunſtproducte mit auf die Reiſe zu nehmen. Wir befanden uns in der Folge ſehr wohl bei dieſem

Entſchluß, und rathen jedem uns nachfolgenden Reiſenden ein Gleiches zu thun.

Die Gegend hinter Agen verſchönert ſich beinahe mit jedem Schritte. Wir bemerkten jetzt weniger Weinberge, dafür aber die herrlichſten Waizenfelder, und eine unglaubliche Menge prächtiger Obſtbäume. Große Pfirſich- und Aprikoſen-Bäume ſtehen hier am Wege, gleich den Aepfelbäumen an der Bergſtraße. Wie betrunken ſummten taumelnde Bienen in dem Meere von Blüthenduft, uns ging es faſt nicht beſſer: denn die reiche Fülle, der liebliche Reiz dieſer himmliſchſchönen Gegend iſt unbeſchreiblich.

Ein Haupterzeugniß dieſes Theils von Frankreich ſind die hier in ungeheurer Menge wachſenden Pflaumen, die, getrocknet in kleine, längliche Kiſten gepackt, in alle Welt, bis in den fernſten Norden verſendet werden. Man kennt ſie überall unter dem Namen der Katharinen- oder auch der franzöſiſchen Pflaumen. Die deutſchen getrockneten Zwetſchen geben keine Idee von der ſaftigen Größe und Süße dieſer köſtlichen Frucht.

Croquelardit, ein kleines Dörfchen, iſt

die erſte Station von Agen aus. Es hat eine entzückende Lage am Ufer der hier weit ſchmälern, lieblich ſich windenden Garonne. Fruchtbar angebaute Hügel, über welche höhere Felſen ihr ſtolzes Haupt kühner erheben, umgeben den kleinen Ort; und die Gegend gewinnt, bei aller Fruchtbarkeit, einen ernſten Charakter. Nie ſahen wir idylliſchen Reiz und romantiſche Größe in ſo innigem Vereine; dunkle Ruinen uralter Schlöſſer drohen von den Gipfeln ſteiler Felſen herab, und friedliche, von blühenden Gärten umgebene Hütten ſchmiegen ſich an die Abhänge derſelben bis hinunter an das Ufer des ſilberhellen Stromes.

Alles verkündete uns hier ſchon die Nähe der ſpaniſchen Grenze. Von den Anhöhen, über welche der Weg uns führte, erblickten wir oft die, den Horizont kränzenden Pyrenäen in blauer, duftiger Ferne. Selbſt die Kleidung der Bewohner des Landes hat ein fremdes, ſpaniſches Anſehen. Die Männer tragen weite runde Mäntel, große, vorn aufgeſchlagne Hüte und darunter ein farbiges Netz; ſo begegneten ſie uns oft auf hohen Maulthieren reitend. Die Volksſprache in Languedoc nähert ſich auch mehr der ſpaniſchen, ſie hat einen ſchönen, volltönenden Klang; war uns aber leider ganz unverſtändlich, und iſt es auch jedem in dieſer Provinz nicht einheimiſchen Franzoſen.

Je weiter wir kamen, je herrlicher wurden die Umgebungen, ſo daß wir bei Malauſe nicht länger im Wagen ausdauern mochten und zu Fuße eine Strecke vorausgingen, während die Pferde gewechſelt wurden. Zwiſchen hohen Weinbergen zieht ſich der Weg beträchtlich in die Höhe, wir verließen ihn und verfolgten einen ſeitwärts hinaufführenden Fußſteig, auf dem wir, zu unſrer großen Freude, vielleicht den intereſſanteſten Punkt dieſer Gegend erreichten. Wir ſtanden auf einem Rebenhügel, und blickten hinab in eins der lieblichſten, blühendſten Thäler, voll zerſtreut liegender kleiner Hütten, durchſtrömt von einem ſilberhellen, ziemlich bedeutenden Fluß. Es war wieder unſere alte Freundin, die Garonne, welche auch dies ſtille Plätzchen verſchönte, wie wir ſpäterhin erfuhren. An der andern Seite des Thales, uns gegenüber, erhebt ein ſteiler Felſen drohend das Haupt, das die dunkle Ruine eines Schloſſes oder eines Kloſters wie eine Krone ziert.

Gern hätten wir von einer alten freundlichen Frau, die neben uns ihre Reben aufband, etwas über die Gegend und die Ruine erfragt, aber es war unmöglich, uns mit ihr zu verſtändigen; nicht einmal den Namen des Stromes konnten wir in ihrem Munde verſtehen, ſo durchaus unähnlich war ihre Sprache der franzöſiſchen.

Ein ſchnell aufſteigendes Gewitter nöthigte uns früher als wir es wünſchten den Wagen aufzuſuchen, den wir in einiger Entfernung auf der Chauſſee haltend erblickten. Doch zog der Regen bald vorüber und alles ſtralte und duftete, von ihm erfriſcht, nur um ſo herrlicher.

Bei Moiſſac mußten wir uns abermals in einer Fähre über den Strom ſetzen laſſen. Die Gegend hier herum erinnerte uns durch ihre Aehnlichkeit mit den ſchönen Elbgegenden bei Meißen ſehr lebhaft an unſer deutſches Vaterland.

Bei Moiſſac, und auch ſchon früher auf dem ganzen Wege, begegneten uns mehrere Male zehn bis zwölf Menſchen, die immer zu zweien und zweien, mit einer Kette um den Hals an einander geſchmiedet, einhergingen, und von einigen bewaffneten Reitern vorwärts getrieben wurden.

Wir hielten ſie für Verbrecher, wunderten uns nur über ihre große Anzahl, und daß ſie von Marſeille zu kommen ſchienen, anſtatt dorthin auf die Galeeren gebracht zu werden. In Caſtel-Sarraſin aber bemerkten wir wieder einen ſolchen Transport und fragten; man antwortete uns: „Ce sont des Volontaires.“ Wir ſtaunten und erfuhren endlich, daß dieſe Gefeſſelten Conſcribirte ſeyen, welche man auf dieſe Weiſe der Bahn der Ehre zuführte. Das waren alſo die jungen Helden, die Blüthe des Landes, von denen die franzöſiſchen Zeitungen rühmten, daß ihr kriegeriſches Feuer, ihr Eifer, dem Vaterlande zu dienen, kaum zu mäßigen ſey! Im Sommer des Jahres 1814 gedachten wir oft dieſer armen Unglücklichen, wenn wir die jeune Garde mit blutenden Füßen und von den Riemen der Torniſter wund geriebenen Schultern durch das Thor von Weimar einziehen ſahen.

Caſtel-Sarraſin iſt ein kleiner Ort, wahrſcheinlich ehemals eine Feſtung geweſen; denn man ſieht noch die Spuren alter Mauern und Thürme. Das ſehr heftig gewordne Gewitter nöthigte uns mehrere Stunden dort zu verweilen;

zum Glück trafen wir dort einen Mann, der verſtändliches Franzöſiſch ſprach, und wir benutzten die Gelegenheit, uns nach manchen Dingen zu erkundigen, über die uns unterwegs Niemand hatte Auskunft geben können, da wir die Sprache des Landes nicht verſtanden.

Unſre erſte Frage war die nach den Gefeſſelten geweſen; unſre zweite betraf die vielen Ruinen alter Schlöſſer, die wir in dieſen Tagen erblickt hatten. Mit Entſetzen vernahmen wir, daß dieſe Trümmer nicht Ueberbleibſel längſt vorübergegangner Jahrhunderte wären, wofür wir ſie gehalten. Noch vor wenigen Jahren ſtanden dieſe Schlöſſer unverſehrt, von den angeſehenſten und edelſten Familien des Landes bewohnt, die hier auf den, durch viele Jahrhunderte hindurch auf ſie vererbten Stammhäuſern ihrer Ahnen in Glück und Freude lebten. In den erſten furchtbaren Zeiten der Revolution fielen dieſe ſtolzen Gebäude als Opfer der zügelloſen Volkswuth. Es ward Feuer in ſie hineingeworfen, die alles verzehrende Flamme loderte hoch empor, der Rauch und mehr noch der, dieſer Nation vor allen andern eigne, muthwillige Zerſtörungsgeiſt, gaben den noch vor kurzem weit ins Land hinein hell ſchimmernden Mauern das uralte, ſchwarze Anſehen, welches uns täuſchte. Wir freuten uns jetzt dieſer Täuſchung; denn der Gedanke an die hier, von zum Theil noch lebenden Menſchen begangenen Gräuelthaten, in dem von der Natur ſo hoch begünſtigten Lande, hätte uns den Genuß dieſer ſchönen Tage gewiß getrübt und verkümmert. Von den unglücklichen Eigenthümern der Schlöſſer konnte man uns nichts Beſtimmtes ſagen. Viele ſind an ihrem eignen Herde von ihren Bauern ermordet, andre zum Richtplatz geſchleppt worden, die übrigen ins Ausland entflohen, und wahrſcheinlich im tiefſten Elend zu Grunde gegangen.

Es war ſpät Abend geworden, ehe wir Caſtel-Sarraſin verlaſſen konnten, und erſt in tiefer Dunkelheit erreichten wir unſer Nachtquartier in Montauban. Die Gegend bis dahin iſt zwar ſehr fruchtbar, beſonders reich an Kornfeldern, aber flach und weniger intereſſant; deshalb tröſteten wir uns leicht darüber, daß wir einen großen Theil des Weges bei Nacht zurücklegen mußten. Im Hôtel des Ambassadeurs in Montauban wären wir recht gut aufgehoben geweſen; denn an die hier, wie überall im Süden vorherrſchende Unreinlichkeit fingen wir allgemach an uns zu gewöhnen, nur das Geräthe in unſern Zimmern erregte in uns eine peinliche Empfindung. Faſt jedes Stück deſſelben ſah aus, als wäre es aus jenen zerſtörten Schlöſſern geraubt; keines paßte zum andern; vieles trug Spuren ehemaliger Pracht, und manches dagegen war nur zum nothdürftigen Behelfe bäuriſch zuſammengezimmert. Vergoldete, mit künſtlichem Schnitzwerk reich verzierte Bettgeſtelle ſtanden in unſern Zimmern, die aber ſichtliche Spuren gewaltſamer Zerſtörung trugen, beſonders an den ehemals reich vergoldet geweſenen, halb weggeſchnittenen adeligen Wappen, deren Ueberreſte noch am Kopfende des Bettes ſichtbar waren. Schwere ſeidne Gardinen, mit großen goldnen Blumen durchwirkt, hingen zerriſſen und voller Flecken unordentlich um ſie her. Die Flecken waren vielleicht Blut der in dieſen Betten Ermordeten; ein Gedanke, der uns ſo grauſend ergriff, daß wir hier keine Ruhe finden konnten. Die Bilder der ehemaligen Eigenthümer dieſer geſunkenen Pracht verfolgten uns unabläſſig. Wo waren ſie, die ſonſt hier ruhten, in dieſer noch immer gewitterſchweren, ſtürmiſchen Nacht? Vielleicht im Grabe, vielleicht in einer elenden Hütte auf einem Lager von Stroh! Wie wandelbar iſt irdiſches Glück! wie vergänglich menſchliche Größe!

Wir freuten uns des anbrechenden Tages, um ſobald als möglich einen Ort zu verlaſſen, der ſo peinliche Empfindungen in uns rege machte; überdies wünſchten wir ſehr, Toulouſe noch vor Mittag zu erreichen. Die in dieſen Gegenden ſehr bedeutende Stadt Montauban ſchien uns beim Durchfahren recht groß und nach ſüdlicher Art wohlgebaut; wir kamen an mehreren großen Gebäuden und recht anſehnlichen hohen Häuſern vorbei. Das Land rings umher iſt zwar ſehr fruchtbar und angebaut, aber flach. Näher an Toulouſe erheben ſich wieder fruchtbare Hügel, alles wird ſchöner, reizender; und herrliche große Bäume, wie wir von Caſtel-Sarraſin bis hieher nur wenige ſahen, ſchmückten die unausſprechlich freundliche Gegend, welche der ſchiffbare Kanal von Languedoc und die, in maleriſchen Krümmungen nahe an der Stadt hinſtrömende Garonne noch verſchönern.

Die ziemlich groſse Stadt Toulouſe iſt ſehr volkreich und lebhaft. Viele ſchöne Häuſer zeugen von der Wohlhabenheit ihrer Einwohner, aber die Straßen ſind auch hier, wie überhaupt in allen Städten des ſüdlichen Frankreichs, ſehr enge und winklig; denn das Bedürfniß des Schattens und der Kühle bewegt die Einwohner derſelben, ihre Häuſer ſo nahe als möglich einander gegenüber zu ſtellen. Der dem Lande eigne Haß gegen alle Ordnung und Reinlichkeit ſcheint in dieſer Stadt aufs höchſte geſtiegen, und wir bemerkten nur wenige groſse freie Plätze, die ſonſt das Uebel einigermaßen mildern. Eine breite, mit hohen Bäumen beſetzte, ſchöne Allee führte an den Kanal, der hier das mittelländiſche Meer mit der Garonne und durch ſie mit dem Ocean vereinigt. Toulouſe wird dadurch in den Rang bedeutender Handelsſtädte erhoben, beſonders für den innern Verkehr des Landes; und man ſieht die glücklichen Folgen davon an dem augenſcheinlichen Wohlſtande, der hier in allen Claſſen zu herrſchen ſcheint. In den Straßen ſahen wir viel Leben, viel wohlgekleidete Leute, und beſonders viele ſchöne, auffallend geſchmackvoll gekleidete Frauen und Mädchen mit der, den Franzöſinnen eignen Grazie und Leichtigkeit über die ſchlüpfrigen Steine hinſchweben. Auch bemerkten wir glänzende Läden und Magazine, angefüllt mit allem, was Luxus und Mode erheiſchen, und zu unſerem großen Erſtaunen eine Menge Buchläden, die wenigſtens mit der Literatur ihres Landes reich verſehen ſchienen. Der geſellige Umgang in Toulouſe wird allgemein gelobt; unſer Aufenthalt in dieſer Stadt war indeſſen zu kurz, um Bekanntſchaften zu machen, die hier dem Fremden, wie man ſagt, nicht ſchwer zu finden ſind. Wir begnügten uns alſo mit der bloßen Außenſeite und können über das innre Leben nicht urtheilen.

Toulouſe iſt reich an ſchönen Spaziergängen und Alleen, aber das Gewitter hatte die Luft nur zu ſehr gekühlt, der Wind wehte eiskalt, durch die nächſtvergangnen warmen Tage verwöhnt, froren wir vielleicht etwas mehr als billig war, und wunderten uns ſehr, jetzt auf einmal wieder das Kaminfeuer nicht entbehren zu können. Indeſſen beſuchten wir doch eine ſehr ſchöne Promenade an der Seite der Stadt, welche der zum Kanal führenden Allee gegenüber liegt.

Ueber eine lange prächtige Brücke, die ſich hier über die Garonne hinwölbt, gelangten wir zu einer zweiten großen Allee. Am Ende derſelben liegt die ganze Stadt, der darin, längs dem Strome ſich hinziehende, vom Gewühl des Handels belebte Quai, der Kanal und die reiche Ebene, welche die Stadt umgibt, wie ein Panorama ausgebreitet vor dem entzückten Blick. Blaue Gebirge begrenzen ganz in der Ferne die wunderſchöne Ausſicht, und an den vielen umherſtehenden Sitzen bemerkten wir, daß dieſer unbeſchreiblich liebliche Platz den Toulouſern an warmen Sommerabenden wohl oft zum Vereinigungspunkte dienen mag. Der Languedoker Kanal zog hier beſonders unſre Aufmerkſamkeit auf ſich. Mit Recht iſt er der Stolz der Bewohner dieſes Landes; er hat unermeßliche Summen und Arbeit gekoſtet, und obgleich er nur kleine Schiffe auf ſeinem Rücken trägt, ſo iſt er doch von unſchätzbarem Nutzen; beſonders für die Verbindung des ſüdlichen Frankreichs mit dem nördlichen. In dieſem von Bergen durchſchnittnen Lande ſtellten ſich ſeiner Ausführung Schwierigkeiten entgegen, die man in einem flachen Lande, wie

Holland iſt, nicht kennt. An einigen Stellen führen ihn Waſſerleitungen von einem Berge zum andern; zuweilen mußte er durch das Innre der durchgehauenen Felſen geführt werden, und ſelbſt ihm das nöthige Waſſer zu verſchaffen, gränzte oft an das Unmögliche.

Toulouſe beſitzt auch ein Muſeum, oder beſaß es wenigſtens damals, als Paris mit geraubten Kunſtſchätzen ſo überfüllt war, daß jede bedeutende franzöſiſche Stadt zum Ableiter dienen und das weniger Vortreffliche annehmen mußte, um nur in der Hauptſtadt für das Auserleſenſte Raum zu machen.

Wir verſäumten nicht, uns wenigſtens durch einen Beſuch eine allgemeine Ueberſicht dieſes Muſeums zu verſchaffen. Das Local beſteht aus einem einzigen ſehr großen langen Saal, in welchem viele Bilder, ohne ſonderliche Wahl, ohne Hinſicht auf Beleuchtung, an den Wänden hingen. Mehrere junge Künſtler, unter ihnen auch Damen, beſchäftigten ſich darin ſehr ernſtlich mit Kopiren und Zeichnen. Unter den Gemälden waren viele zum Theil gute Kopien der berühmteſten Werke der italieniſchen Schulen und einige ganz vortreffliche kleine niederländiſche Originale, zwiſchen einer Menge zuſammengerafften Wuſtes. Handzeichnungen von ſehr verſchiednem Werthe hingen hier und da zwiſchen den Gemälden, unter andern der Kopf der Cenci, ſehr ſchön in ſchwarzer Kreide gezeichnet, angeblich von Mengs. Eine Tafel, die faſt die ganze Länge des Saals einnahm, war mit dem bunteſten Allerlei gedrängt voll überladen. Da ſtanſten Gipsabgüſſe der berühmteſten Büſten der Antike neben ägyptiſchen Alterthümern, Aſchenkrügen, Vaſen aus dem Herkulaneum, und einer Anzahl Lampen, Hausgöttern und dergleichen kleinern Ueberreſten vergangner Zeiten. Auch bemerkten wir mehrere kleine Statuen und Büſten von Marmor und Bronze, antike und moderne, darunter manches Gute, ja ſogar Vortreffliche. Nur eine ordnende, leitende Hand, ein mit verſtändigem Blicke wählendes Auge, ſchien hier zu fehlen, um alles zu einem zweckmäßigen Ganzen zu ordnen. So wie er jetzt war, glich der Saal einer großen Rumpelkammer, die einer Reinigung gar ſehr bedurfte.

Abends beſuchten wir das Theater. Das

Schauſpielhaus iſt nicht groß, nicht ſchön, und dabei ſo ſchmutzig, daß wir beinahe gleich wieder umgekehrt wären; beſonders da uns beim Eintritt in die Loge der fürchterlichſte Knoblauchsgeruch entgegenſtrömte, und uns faſt den Athem benahm. Wir lebten eben in der Zeit der ſtrengſten Faſten, in der Charwoche, in welcher alle dieſe frommen Chriſten noch einmal ſo viel von ihrer Lieblingswürze zu ſich nehmen als gewöhnlich. Indeſſen verſuchten wir doch unſern Widerwillen gegen den uns überall verfolgenden Feind zu überwinden, und blieben da. Wir thaten ſehr wohl daran: denn das Theater von Toulouſe ſteht mit dem von Bordeaux gerade in umgekehrtem Verhältniß. Dort fanden wir das Schauſpielhaus ſehr prächtig und die Schauſpieler kaum mittelmäßig; hier ſchaffte uns in einem ſehr uneleganten Local eine, alle unſre Erwartungen übertreffende Vorſtellung einen ſehr angenehmen Abend. Nur der Anfang derſelben war nicht ſehr erfreulich: denn halb ärgerlich, halb lachend über unſer eignes Mißgeſchick, mußten wir auch hier ein albernes, langweiliges Ding von einer kleinen Oper ſehen, das uns ſchon auf der ganzen Reiſe mit ſeiner jämmerlichen

Muſik und faden Sentimentalität verfolgt hatte. Es heißt la jambe de bois; und überall wie hier, in Bremen, in Holland, in England, in Brüſſel, war auf allen Theatern dies verwünſchte hölzerne Bein das erſte, was uns entgegen kam. Zum Glück nimmt es nicht viel Zeit weg, und dieſe benutzten wir die ſehr zahlreich verſammelten Zuſchauer zu betrachten, wobei uns abermals die große Anzahl hübſcher Frauen und ihre einfache geſchmackvolle Kleidung auffallend war. Dem hölzernen Bein folgten die Erben, ein auch in Deutſchland bekanntes, ſehr unterhaltendes Luſtſpiel von Dumouſtier. Es ward außerordentlich gut geſpielt, vor allen beſtätigte der Schauſpieler, welcher den Bedienten darſtellte, unſern Glauben an das komiſche Talent der Franzoſen und die ihnen faſt angeborne theatraliſche Gewandheit. Les Prétendus, eine große komiſche Oper in einem Akt, mit Muſik von Paeſiello, machte den Beſchluß. Dieſe Oper erhält ſich ſchon ſeit vielen Jahren mit großem Beifall auf allen franzöſiſchen Theatern. In Deutſchland iſt ſie, unſers Wiſſens, nie auf die Bühne gebracht worden, würde auch, unerachtet der ſchönen Muſik, wohl ſchwerlich gefallen. Der gar zu ſehr franzöſiſche triviale Inhalt des Stücks kann nur durch das leichte ſchnelle Spiel gehoben werden, in welchem die Franzoſen Meiſter ſind, und das bei uns ſo ſelten ſich findet; am ſeltenſten bei Sängern, wie dieſe Muſik ſie erfordert. Dieſe drei Stücke würden in Deutſchland die zu einer Vorſtellung beſtimmte Zeit bei weitem überſchreiten; in Frankreich aber geht das Spiel auf guten Theatern ſo raſch vorwärts, die Zwiſchenacte ſind ſo kurz, oft kaum Minuten lang, daß dieſer Uebelſtand nicht ſo leicht eintritt.

Beim Herausgehen aus dem Theater befanden wir uns in nicht geringer Verlegenheit; unſer Miethbediente war nicht gekommen uns abzuholen; Fiakers gibt es in Toulouſe nicht; Sänften, von denen man uns verſichert hatte, daß ſie in Menge vor dem Theater ſänden, waren dennoch nicht zu finden, und wir wußten nicht den Weg zu unſerem Gaſthofe. Wir mußten uns entſchließen in der tiefſten Dunkelheit, durch das verworrene Labyrinth der Straßen auf gut Glück fortzuwandern. Hin und wieder trafen wir zwar eine Reverbere mitten in der Straße, dieſe aber blenden nur ſtatt zu erleuchten, weil ſie ſo weitvon einander entfernt ſind, daß man immer aus der dickſten Finſterniß in ihren glänzenden Lichtkreis tritt. Unſer Gaſthof, der größte in der Stadt, mußte allbekannt ſeyn, aber vergebens fragten wir die wenigen Leute, denen wir zuletzt begegneten, nach der großen goldnen Sonne. Viele ſtanden uns nicht Rede, andre lachten uns aus, und einige ſchickten uns abſichtlich noch mehr in die Irre. Die in ſolchen Fällen hülfreichen Nachtwächter gibt es leider in Frankreich nicht. So irrten wir alſo über eine Stunde umher, bis wir durch einen glücklichen Zufall, herzlich müde, vor unſrer Wohnung anlangten, mit dem feſten Vorſatz, nie wieder in einer fremden Stadt uns auf unſern Ortſinn zu verlaſſen; und recht erzürnt über die ungefälligen Einwohner von Toulouſe, die uns nicht hatten zurechtweiſen wollen.

Es war unſere Abſicht, ſehr früh am Morgen abzureiſen, um noch denſelben Tag den merkwürdigen Waſſerbehälter bei St. Feriolles zu ſehen, welcher dem Kanal den größten Theil ſeines Waſſers zuführt. Beim Aufſtehen vernahmen wir zu unſerem Verdruſſe, daß die Thore der Stadt geſperrt und keine Pferde zu haben wären.

Pichegrü's und George's Verſchwörung gegen Bonaparte beſchäftigte damals ganz Frankreich, vor allen aber den neuen Kaiſer. In allen Städten wurden Mitverſchworne aufgeſucht, und auch in Toulouſe glaubte man wenigſtens Verdächtigen auf die Spur gekommen zu ſeyn. Deshalb waren ſchon am Abende vorher die genaueſten Hausſuchungen angeſtellt, die Thore geſchloſſen und ſtrenge verboten worden ſie zu öffnen. Wir hatten von allem dieſem nichts erfahren, da wir den Abend im Theater zubrachten; und ſo gern wir auch noch freiwillig einen Tag in Toulouſe geblieben wären, ſo verdrießlich war uns dennoch dieſer gezwungne Aufenthalt. Zu unſrer Freude wurden wir indeſſen ſchon um neun Uhr davon erlöſt. Die Diligencen rollten, mit Gefangnen und ihren Wächtern beſetzt, zum Thor hinaus nach Paris zu, und wir fuhren, ſo ſchnell wir konnten, den entgegengeſetzten Weg über das ebne Land bis Caſtel-Naudary, wo wir noch zeitig genug anlangten, um gleich mit andern Pferden und Wagen nach St. Feriolles zu eilen.

Wir hatten bis dahin noch drei Poſten vor uns. Der Wind wehte kalt und graue Regenwolken hingen ſchwer vom Himmel herab, aber der Weg war vortrefflich, wie hier überall, und die Gegend, durch die wir kamen, zuerſt ſehr angenehm. Gegen das Ende der Fahrt ſahen wir uns von hohen Bergen umgeben, der Weg ging ſteil hinauf, dann hinab, und nun waren wir in einem engen öden Thale, rings umſchloſſen von kahlen ſteilen Felſen, an deren Südſeite aber doch noch Wein gebaut wird. Wir verließen hier unſern Wagen, und baten einen Bauer, der dort in ſeinem zwiſchen Felſen eingeklemmten Weingärtchen arbeitete, unſer Führer zu werden. Der Mann ſprach zum Glück neben ſeinem Landesdialekt auch uns verſtändliches Franzöſiſch, und führte uns willig durch die engen Windungen des immer ſchauerlicher werdenden Felſenthals, zu der netten kleinen Wohnung des Aufſehers der Waſſerleitung. Dieſer kam uns freundlich entgegen, ein eisgrauer Invalid, der ſelbſt nicht mehr wußte, wie alt er war. Schon unter Ludwig dem Funfzehnten hatte er manchen Feldzug mitgemacht, manche Schlacht gefochten, viele Länder und Menſchen geſehen; er war ſogar im ſiebenjährigen Kriege in Deutſchland geweſen und hatte bei Roßbach die Deutſchen kennen gelernt. Alles dies erzählte uns der gute freundliche Greis, mit aller Redſeligkeit eines alten Franzoſen und eines, gewöhnlich einſam Lebenden, während er die Fackeln zuſammen ſuchte, die uns auf unterirdiſchen Wegen leuchten ſollten.

Wir ſahen uns indeſſen in ſeiner Wohnung um, in der er ganz allein mit einem jungen Mädchen, ſeiner Enkelin, nach einem ſo unruhvollen Leben, das Ende deſſelben in der abgeſchiedenſten Einſamkeit erwartete. Die kleine, recht reinlich gehaltene Hütte liegt in einem tiefen Keſſel, rings umſchloſſen von öden Felſen, über welche noch höhere, nackte Felſenſpitzen ſich emporthürmen. Kein Baum, kein Strauch grünt in dieſer Einöde, die nur in den längſten Tagen ein, kurze Zeit verweilender Sonnenſtral begrüßt, und die uns an Schottlands wildeſte Thäler lebhaft erinnerte. Der graue Himmel, die matt ihn durchblickenden Stralen der zum Untergange ſich neigenden Sonne, welche die fernen hohen Felſenſpitzen färbte, das Heulen des Nordwindes, der, ſchauerlich pfeifend, durch Klüfte und Felsſpalten tobte, machten die Aehnlichkeit mit jenen wilden Gegenden noch treffender, und verſetzten uns plötzlich hier mitten aus dem lachenden Süden, in des fernen Nordens düſtre Gebirge.

Wir ſtiegen auf einem ſehr ſteilen Fußwege eine kleine, ganz nah am Hauſe gelegene Anhöhe hinauf, bis an eine in den Felſen gehauene Thür. Der Greis öffnete ſie, zündete dann ſeine Fackeln an und führte uns eine lange, tief in's Innre der Felſen gehauene Treppe vorleuchtend hinab. Nun befanden wir uns in einem nicht hohen, langen, kellerartigen Gewölbe, in deſſen Hintergrunde wir beim Scheine der Fackeln drei koloſſale Krahne von Meſſing neben einander erblickten. Unſer Führer drehte den einen davon um, und das den heftigſten Donner übertreffende Toſen, des von uns ungeſehen in den Grund der Erde hinabſtürzenden Waſſers, erfüllte und plötzlich mit unausſprechlichem, alle Sinne betäubendem Grauſen. Es war als krache der Felſen über uns und drohe den Einſturz des Gewölbes; der Felſengrund unter unſern Füßen ſchien zu beben. Der Wiederhall in dem engen, niedrigen Gewölbe, das ungewiſſe Flimmern des Fackelſcheins an dem grauen Geſtein in dieſem Grabesdunkel, erhöhten unausſprechlich das Schauerliche der

Scene, ſo daß wir feſt überzeugt ſind, auch die ſtärkſten Nerven könnten nicht ausdauern, wenn alle drei Krahne zugleich geöffnet würden, was auch faſt nie geſchieht. Selbſt das mächtige Sieden und Brauſen des gewaltigen Rheinfalls machte auf uns nicht dieſen fürchterlichen Eindruck. Dort, unter dem hohen Gewölbe des Himmels, ſieht man den mächtigen Strom ſchäumend am Geſtein zerſtieben, ſein Toben gleicht dem Donner Gottes und erhebt die Seele zu Gott, in ehrfurchtsvoller Anbetung. Hier in dem einem Grabe ähnlichen Gewölbe, gleicht dies ungeheure, durch den Wiederhall ins Unendliche verſtärkte unſichtbare Toſen dem Wüthen der Hölle; es beängſtigte uns ſo, daß wir beim Hinaustreten im Freien tief aufathmen mußten, mit dem Gefühl als wären wir einer großen Gefahr entgangen. Draußen zeigte uns unſer Führer, wenige Schritte höher hinauf, die Entſtehung jenes entſetzlichen Brauſens. Ein in den Felſen gehauenes, nicht ſehr großes Becken verſammelt hier das Waſſer mehrerer von höheren Felſen hinabgleitender Quellen. Das Gewölbe, aus welchem wir kamen, liegt gerade unter demſelben, die Krahne ſchließen tief ins Innre des

Felſen gearbeitete Waſſerleitungen, durch welche, wenn ſie geöffnet werden, das Waſſer in ein noch tiefer liegendes zweites Gewölbe hinabſtrömt, und aus dieſem fließet es zuletzt im Freien dem Kanale zu.

Wir beſuchten nun auch dieſes, dem untern Thale näher liegende zweite Gewölbe. Es iſt ſehr lang und ſchmal, und im Hintergrunde deſſelben ſahen wir das Waſſer aus dem obern Gewölbe ſchäumend hinabſtürzen. Brauſend und wild ſtrömt es in einen ſteinernen Kanal, der faſt die ganze Breite der Höhle einnimmt, durch dieſelbe hindurch, hinaus in's Freie, hinab in's Thal, über das Geſtein hin, und fließt tief unten ſeiner Beſtimmung zu. Auf den ſchlüpfrigen Steinplatten, welche dieſen Kanal einfaſſen, ſchlichen wir, dicht an die Felſenwand gedrückt, bis zu dem unterirdiſchen Waſſerfall im Hintergrunde des Gewölbes. Das Brauſen im Kanale vermehrte ſein mächtiges Donnern; es war noch tobender als oben, aber es machte bei weitem nicht jenen mächtigen Eindruck auf uns, da wir hier die Urſache deſſelben vor unſern Augen ſahen; denn nur das Unſichtbare vermag es die Seele mit ſo tiefem Grauen zu erfüllen; was der Menſch ſieht, hört er bald auf zu fürchten. Der Abend dämmerte ſchon ehe wir von unſerem guten invaliden Eremiten ſchieden, und wieder unſern Wagen beſtiegen.

Spät in der Nacht kamen wir nach Caſtel-Naudary zurück, und fanden dort alles zu unſerem Empfange und unſrer Erholung bereitet. Ein großer ſtarker Mann, der ſich ſchon Vormittags als Nachbar und Hausfreund unſrer etwas ältlichen, ſonſt gar nicht übeln Frau Wirthin, bei der Einrichtung unſerer Fahrt nach St. Feriolles ſehr geſchäftig bewieſen hatte, kam jetzt während unſers Abendeſſens herauf, zu fragen wie es uns dort gefallen habe. Er ſchwatzte lang und breit, meinte, es ſey eine belle horreur und dergleichen. Uns machte der Herr Nachbar Langeweile und wir fingen an, unter einander Deutſch zu ſprechen. Zu unſerm Erſtaunen aber begann er nun auch, ſich in dieſer Sprache recht geläufig vernehmen zu laſſen, und behauptete mit ächt öſterreichiſchem Accent: er habe „unſere Gnoden“ halter oft in Warſchau geſehen, und kenne uns recht gut. Es kam heraus, daß er dort und in Wien ſieben und zwanzig Jahre gelebt habe. In welcher Qualität?

das verſchwieg er beſcheidentlich. Wir machten, daß wir ihn bald los wurden, und nahmen uns vor, in Zukunft uns nie darauf zu verlaſſen, daß man im fremden Lande unſere Sprache nicht verſtehe; denn wer hätte wohl vermuthet, in Caſtel-Naudary einen Einwohner des Orts zu finden, der unſerer Mutterſprache ſo kundig wäre?

Bei noch immer trübem rauhem Wetter fuhren wir am andern Morgen weiter, auf der herrlichſten Chauſſee die es nur geben kann. Um das viele Bergauf- und Bergabfahren zu vermelden, ſind ganze Strecken brückenartig gewölbt, kein Stein liegt im Wege, und der kleinſte Abhang iſt mit feſten Bruſtwehren von Quaderſteinen verſehen. Wir kamen mehreren alten Wartthürmen und manchen verödet liegenden Burgruinen vorbei; übrigens bot die Gegend wenig Abwechſelung, bis wir Carcaſſonne vor uns liegen ſahen.

Dieſe gewiß uralte Stadt gewährt einen ganz eignen alterthümlichen Anblick. Sie iſt umgeben von wunderlich gezackten mit Wachtthürmen verſehenen Mauern, welche, wie die ganze Stadt, das Gepräge längſt vergangener Zeiten tragen. Aus Quaderſteinen für eine Ewigkeit zuſammengethürmt, ſtehen die vom Laufe mehrerer Jahrhunderte geſchwärzten Häuſer in den engen, verworren durcheinander ſich ſchlingenden Straßen. Die wenigen trüben Fenſter liegen in den dicken Mauern tief verborgen, die Fenſterläden daran ſind von außen angebracht und werden der Hitze wegen faſt immer verſchloſſen gehalten. So finſter und trübſelig ſehen alle Städte in dieſem Theile von Frankreich aus. Auf den Straßen ſteht man wie in einem tiefen Keller; kaum daß ein ſchmaler Streif des blauen Himmels ſichtbar wird, wenn man den Kopf ganz hinten überbiegt. Des ſo nothwendigen Schattens wegen baute man auch hier die Häuſer ſo nahe einander gegenüber, aber die Luft wird dadurch dumpf, drückend, und der gänzliche Mangel der Reinlichkeit um ſo empfindlicher.

Das Leben in dieſen Gegenden iſt unglaublich wohlfeil; in dem Gaſthofe, vor welchem wir in Carcaſſonne abſtiegen, ſahen wir unten im Hauſe die Knechte und Mägde um einen großen Napf voll geſalzner Oliven, und einen großen Krug mit Wein zum Frühſtück verſammelt. Dieſer Anblick erregte in uns den Wunſch ein Gleiches zu thun;

die Wirthin brachte uns eine große, weiße Flaſche, die wenigſtens ſo viel als drei unſerer gewöhnlichen Bouteillen hielt, voll des lieblichen ſüßen Weins, der zwiſchen Carcaſſonne und Béziéres wächſt; ſie hatte ihn für uns eine Viertelſtunde weit holen laſſen, und forderte dennoch für die Flaſche nur acht Sous, ungefähr drei gute Groſchen; obendrein ſah die gute Frau bei der Forderung aus, als habe ſie uns, ihrer Meinung nach, recht theuer zahlen laſſen. Die Einheimiſchen geben nur drei Sous für eine ſolche Flaſche Wein, und alle andere Lebensmittel ſtehen damit in gleichem Verhältniß. Wir wunderten uns nur, daß die Leute hier nicht immer alle betrunken ſind; unſer Bediente kam nie recht zu ſeinen fünf Sinnen, ſo lange wir uns in dieſen Gegenden aufhielten, und wir konnten es ihm kaum verargen.

Hinter Carcaſſonne wird die Gegend ſehr gebirgig; der Weg windet ſich durch öde, enge Thäler zwiſchen kahlen zackigen Felſen hin, die oft den Ausgang zu verſperren ſcheinen. Hinter Crusades ſchwindet faſt jede Spur von Vegetation, und nur Lavendel, Thymian und ähnliche Kräuter, ſproſſen ärmlich und halb vertrocknet aus den Felſenritzen.

Gegen Narbonne zu erwacht neues Leben in der Natur. Dicht vor der Stadt bemerkten wir die erſten Olivenbäume, freilich nicht von ſo üppigem Wuchs, wie wir ſie ſpäter bei Marſeille und Toulon ſahen, aber ihr Anblick freute uns doch ſehr; denn wir ſahen in ihnen Verkündiger des mildeſten ſchönſten Himmelſtrichs in Europa.

Uns ſchien der Olivenbaum bei weitem nicht ſo häßlich, als einige neuere Reiſende ihn beſchreiben. Wahr iſt es, er gleicht ſehr den gemeinen Weiden, aber er bildet ſchönere, runde Kronen; ſein immer grünes Laub iſt ſchöner geformt, die blaugrünen Blätter ſind an der untern Seite beinahe weiß, und es ſieht ſehr artig aus, wenn der Wind die Zweige durchrauſcht, und dieſe weiße Seite bald ſchillernd das Grün durchblitzt, bald ſich darunter verbirgt.

Narbonne iſt eine alte düſtre Stadt wie Carcaſſonne, nur ſchien ſie uns etwas kleiner und ihre Umgebungen weniger pittoresk. Wir hätten uns gern in der Stadt umgeſehen, aber die engen, dunkeln Straßen ſahen ſo wenig einladend aus, daß wir keinen Spaziergang darinnen unternehmen mochten, ohne einen eigentlichen Zweck dabei vor Augen zu haben. Wir erkundigten uns alſo in unſerem Gaſthofe nach den Merkwürdigkeiten des Orts. Man nannte uns deren zwei, einen ſehr berühmten Arzt, zu dem in bedenklichen Fällen viele Kranke aus weiter Ferne ihre Zuflucht nahmen, und einen noch berühmtern Advokaten. Von andern Merkwürdigkeiten an Gebäuden und dergleichen wollte niemand etwas wiſſen, und da wir glücklicherweiſe der Kunſt jener beiden Herren nicht bedurften, ſo beſchloſſen wir zu Hauſe zu bleiben und der Ruhe zu pflegen.

Hinter Narbonne wird das Land ſehr fruchtbar, ein wahrer Garten, der blonden Ceres geweiht; überall auf der weiten Ebene, zwiſchen unabſehlichen Weizenfeldern, wächſt Oel und Wein im reichſten Ueberfluß. Leider erfuhren wir es zu ſpät, daß wir auf dem Wege von Narbonne nach Bézières einer der merkwürdigſten Stellen des Languedoker Kanals ganz nahe vorbei gekommen waren, ohne es zu ahnen. Auf einem ganz kleinen Umwege von vielleicht einer Stunde hätten wir den durchbrochnen Berg (la montagne percée) ſehen können. Der Kanal geht dort durch ein, in den Fels gehauenes, großes Gewölbe. Von beiden Seiten desſelben iſt nur eben Raum genug für die Schiffer, die hier ausſteigen und ihr Schiff an Seilen hindurch ziehen, wie man es auch in Holland auf den Kanälen oder ſtromaufwärts am Rhein ſieht. Die Perſpektive durch den dunklen Rahmen der Oeffnung des Gewölbes hindurch, auf die weite fruchtbare Ebene, und dazu das auf dämmerndem Wege langſam hinwogende Menſchenſchifflein, müſſen einen in ſeiner Art einzigen Anblick gewähren.

Von Béziéres ſagt ein hier zu Lande allbekanntes Sprichwort, daß der liebe Gott dieſe Stadt zum Wohnplatz erwählen würde, wenn er einmal zu uns herabſteigen wollte. Sie liegt am Abhange eines Hügels, der auf der höchſten Spitze eine der reichſten, weiteſten Ausſichten gewährt. Dort oben erblickten wir zum erſten Mal aus der Ferne das mittelländiſche Meer, und ſeitwärts wie dunkelblaue Wolkengebilde, die Pyrenäen am Horizont. Vor uns breitete ſich im Frühlingsglanz und aller Pracht ſüdlicher Vegetation die reich angebaute Ebene aus, durchſchlungen von einem ſilberhellen Strome, den man uns la rivière d'or, den goldnen Fluß, nannte. Friedliche Dörfer, eine Menge zerſtreut liegender, weißſchimmernder Landhäuſer, im Schatten dunkler Cypreſſen und unzähliger Obſtbäume, bringen Leben in die wunderherrliche Landſchaft.

In der Stadt bemerkten wir viele recht ſchöne, große Häuſer, übrigens iſt ſie gebaut wie alle Städte dieſes Landes. Es war viel Leben in den engen Straßen, viele auffallend ſchöne Weiber mit dunkeln blitzenden Augen wandelten hin und wieder, alles ſchien fröhlich und guter Dinge, wie es ſich in dieſem ſchönen Lande gebührt. Der Anblick des Marktes bewies uns augenſcheinlich, daß wir den glücklichen Süden nun wirklich erreicht hatten. Große Körbe voll Orangen, Mandeln, Feigen und großer Roſinentrauben ſtanden in Menge zum Verkauf, wie bei uns die Kartoffeln; Sardellen, Oliven, Kapern in ſolchem Ueberfluß, daß man ſah, wie alles dies hier zu den gemeinſten Lebensmitteln gezählt wird.

Eine rings um die Stadt ſich ziehende ſchöne Allee bietet mehrere, ſehr angenehm wechſelnde Ausſichten; am ſchönſten aber iſt die von der nah am Markte gelegnen Terraſſe. Obgleich weniger ausgebreitet als oben auf dem Berge, erfreute ſie uns faſt noch mehr; denn das reichgeſegnete Land lag wie ein großer Garten dicht vor uns in aller ſeiner Pracht. Der Kanal zieht ſich ſilbern hindurch, und verbreitet Leben und Wohlhabenheit unter die Einwohner. Deutlich überblickt man von hier aus die mit großen Koſten erbauten ſieben Schleuſen, welche, wenn Schiffe hier durch den Kanal wollen, das Waſſer in die Höhe treiben. Mit wahrem Herzeleid ſahen wir auch etwas entfernter den durchbohrten Fels liegen.

Die von der unſern ſo ganz verſchiedne Pflanzenwelt ſetzt uns unter dieſem glücklichen Himmelsſtrich in immer wiederkehrendes, fröhliches Erſtaunen. Was wir in Treibhäuſern und in unſern Zimmern mühſam pflegen, um es in kümmerlicher Exiſtenz zu erhalten, das wächſt hier im üppiger Pracht ungepflegt im Freien, und wird nicht geachtet. Goldlack, die ſchönſten Iris-Arten, und unzählige andre Gartenblumen werden wie Unkraut angeſehen; die herrlichſten Tazetten ſahen wir auf Feldern und Wieſen zwiſchen Weizen und Gras wild wachſen. Die Leute treten darauf herum, als wären es Gänſeblümchen, ſetzen ſich am Rande eines Bachs unter einem großen Myrthenſtrauch im Schatten nieder, als müßte das ſo ſeyn, und faſſen ihr Küchengärtchen mit Alcën ein, weil die ſteifen ſpitzen Blätter Haaſen und Kaninchen nicht durchlaſſen. Der köſtlich duftende Jasmin (Jasminum officinale), der Oleander, die Myrthe und unzählige ähnliche Sträuche bilden die Hecken und blühen aus allen Winkeln hervor; dunkle, herrliche Cypreſſen ſtehen rieſengroß vor allen Hütten. Pfirſiche, Aprikoſen, Maulbeeren, Johannisbrot, Mandeln, Oliven, wachſen an den Straßen und in jedem Bauergarten. Wir Fremdlinge ſtehen dabei, ſtaunen fröhlich alle die Wunder an, und können gar nicht begreifen, wie die hier lebenden Menſchen dieſer Herrlichkeit ſo gewohnt ſind, daß ſie ſich deren gar nicht freuen. Und dennoch ſehen wir nur erſt die Blüthe. Was muß ein Herbſt in dieſem ſegenreichen Lande ſeyn!

Die Natur übertraf hier unſere geſpannteſten Erwartungen, aber die Menſchen ſind anders als wir ſie uns dachten. Unter dem Landmann herrſcht nicht die ewige Freude, die kindlich reine Luſt am

Leben, welche Yorik und von Thümmel uns als hier einheimiſch malten. Das glückliche Klima, die leichtere Nahrung, der Ueberfluß an lieblichem Wein ſtimmen freilich die Menſchen hier eher zur Freude, ihr leichteres Blut fließt hüpfender durch ihre Adern. Manche Sorgen für Kleidung, Vorrath an Lebensmitteln und Feuerung für den Winter, die den armen Nordländer drükken, kennen ſie nicht. Um die Zukunft kümmern ſie ſich etwas weniger als wir; ſie lachen mehr, ſingen mehr, und raſchere Freude belebt an Feſttagen ihren Tanz. Aber in der Woche ſahen wir auch hier bei den Landleuten, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, nur ſaure Arbeit, und Abends Sehnſucht nach Ruhe, wie bei uns. Keine Margot, keine Nanette wurden wir gewahr; von der Sonne verbrannte Bäuerinnen, die ſchwere Laſten auf den Köpfen tragen und ſchon auf zehn Schritte weit nach Knoblauch riechen, das ſind die geprieſenen Arkadierinnen dieſes Landes. Ihr Koſtüm verſchönert ſie nicht; keine niedlichen Strohhüte, keine zierlich geflochtnen Zöpfe ſchmükken ſie, wie die Bauernmädchen in der Schweiz. Sie tragen ſehr häßliche Hauben von Leinwand, unten daran ſind lange, mehr als handbreite Streifen befeſtigt, welche unter dem Kinn gekreuzt und oben auf dem Kopfe zuſammen geſteckt werden, ſo daß die Enden, wie die Ohren eines Hühnerhundes, an beiden Seiten herabhängen. Runde flache Hüte von ſchwarzem Filz binden ſie auf eine beſondere Art über dieſe Hauben, vorn ſchließen ſie eng an die Stirn und hinten ſtehen ſie hoch in die Höhe. Vor etwa vierzig Jahren trugen die engliſchen Damen ihre Hüte ſo, wie man es noch auf engliſchen Kupferſtichen aus jener Zeit ſieht. Den dunkelblitzenden Augen, und ſcharf gezeichneten ſchwarzen Augenbraunen, der Languedoker Bäuerinnen, ſteht indeſſen dieſer Hut bisweilen ſehr gut. Ein Rock von rothem, groben Wollenzeuge, ein ſehr häßliches Kamiſol mit langen Schößen und engen, bis über die Ellenbogen reichenden Aermeln, dazu plumpe hölzerne Schuhe mit kleinen Abſätzen, inwendig Stroh darin, damit ſie den Fuß nicht wund reiben, vollenden den Anzug, in welchem wohl niemand eine Margot ſich denken wird.

Gegen Abend verließen wir Bézières. In einiger Entfernung von der Stadt wurde die

Gegend weniger intereſſant, wir waren ſehr ermüdet, der Schlaf überwältigte uns, und wir mochten wohl eine ziemliche Weile ſo geſchlummert haben, als wir beim plötzlichen Erwachen uns wie ins Feenland verſetzt mit großen Augen umſahen. Ein köſtlicher Duft umſchwebte uns; der Wagen hielt auf einem ganz runden grünen Platz, in deſſen Mitte ſich ein kleines Waſſerbaſſin befand, in dieſem ein Delphin aus Stein gehauen, der ſilberne Strahlen hoch gen Himmel ſprühte, die in Diamanten gleich funkelnde Tropfen verwandelt wieder zurückfielen. Herrliche hohe Bäume ſchloſſen einen dichten Kreis um dieſen lieblichen Platz, die eben ſinkende Sonne ſtreute blitzende Lichter auf das dunkle Grün der Cypreſſen und verklärte die tief herab ſich ſenkenden Zweige der großen Trauerweiden zu hellen, grünlich goldnen Strahlen. Die duftendſten Sträuche blüheten zwiſchen den Bäumen und bildeten eine Art von Hecke; ein artiges weißes Landhaus ſchimmerte, hinter den grünen Zweigen verſteckt, hervor. Vor uns im Wagen lag ein ſehr großer Strauß von Veilchen, die an Duft, an Farbenpracht, an Größe, alle, die wir bis jetzt geſehen hatten, ſo weit übertrafen, daß wir ſie auf den erſten Blick gar nicht für Veilchen erkannten. Gegen die unſrigen gehalten, waren ſie was die vollaufgeblühte Centifolie gegen die blühende Hagebutte iſt. Alles war ſtill umher, nur Vögel zwitſcherten in das Geplätſcher des kleinen Springbrunnens; kein Menſch ließ ſich erblicken, ſelbſt der freundliche Geber des Straußes nicht; unſer Poſtillon ſpannte aus und ging andere Pferde zu holen. Le Begude de Jordy heißt dieſer wunderliebliche Ort, der wohl von unſerer Seite eines längeren Verweilens werth geweſen wäre; aber das Schöne erblicken und dann es ungenoſſen verlaſſen, das iſt das Schickſal des Reiſenden. Das Uebelſte iſt nur, daß er ſich dieſes Schickſal gewöhnlich ſelbſt macht: denn was hinderte uns eigentlich, in dieſem zauberiſch ſchönen, ſtillen Winkel der Welt, die Sterne auf- und untergehen zu ſehen und es zu erwarten, daß die Morgenſonne dieſe hohen Wipfel wieder vergolde?

An Le Begude de Jordy ſchließt ſich ein kleines Gehölz von Birken, Acazien und ähnlichen Bäumen, eine wahre Seltenheit in dieſem Lande und das erſte, durch welches wir auf der ganzen

Reiſe von Paris bis hieher kamen. Wir ſchwelgten wie berauſcht in dem Meere von Wohlgeruch, das uns hier umwallte. Auch wie wir wieder ins Freie gelangten, blieb ſich die Gegend gleich an entzückender Schönheit. Raſch ging es fort über Thal und Hügel, durch das, wegen ſeiner Bonbons in ganz Frankreich berühmte Städtchen Pezenas hindurch, bis wir bei Sternenlicht am Hôtel du midi in Montpellier anlangten.

Montpellier.

Müde und hungrig, wie man es nach einem ſeit Sonnenaufgange benutzten Tage iſt, hatten wir uns um Mitternacht zu einem recht einladenden Abendeſſen eben niedergeſetzt, als man uns meldete, daß draußen jemand unſern Paß zu ſehen verlange. Dieſe Störung war uns in dieſem Momente ſehr unwillkommen, wir erwiederten alſo kurz weg: das habe wohl bis Morgen Zeit: und meinten die Sache damit fürs erſte abgethan zu haben, weil ſich weiter nichts darüber hören ließ. Ehe wir es uns aber verſahen, wurden beide Flügelthüren geöffnet, fünf Mann Wache, bewaffnet bis an die Zähne, an ihrer Spitze ein ſehr martialiſch um ſich blickender Korporal marſchirten herein, und im Nu ſah unſer Zimmer aus, wie der letzte Act einer modernen weinerlich komiſchen Oper im Théâtre Feydeau zu Paris. Der Paß mußte nun wohl freilich gleich hervorgeſucht werden, er ward in beſter Ordnung befunden, aber unſer Korporal hatte es, vermuthlich vor lauter Tapferkeit, im Leſen nicht weit gebracht. Er buchſtabirte ſo laut und ſo lange an dem Paß; unſere Namen klangen von ſeinen bärtigen Lippen ſo barbariſch, daß wir einſtimmig darüber in lautes Gelächter ausbrachen. Einer der Krieger nahm dieſes ſehr übel, und ermahnte uns nicht über Leute zu lachen, die nur thäten was ihres Amtes ſey. Mit der holdſeligſten Freundlichkeit, doch immer lachend, erwiederte ihm eine von uns: „Lieben Freunde, ihr thut gut, zu vollbringen was eures Amtes iſt, laßt euch aber das Nämliche von uns gefallen; unſer Amt als Reiſende iſt, uns zu divertiren und zu lachen, wo und ſo viel wir können.“ Madame a raison, donnerte des Korporals Baßſtimme mit gutmüthigem Ernſt, kommandirte: links um! und die Armee defilirte wieder zur Thüre hinaus. Dieſes kleine militairiſche Intermezzo beluſtigte uns gar ſehr; wir tranken die Geſundheit des humanen Korporals und wünſchten allen Armeen viele ſeines gleichen.

Den andern Morgen fingen wir an, uns in der Stadt ein wenig zu orientiren, ſuchten alte Bekannte auf, wurden von ihnen aufgeſucht, und trafen alle mögliche Vorkehrungen, um die wenigen Tage unſers Aufenthaltes in Montpellier ſo genußreich als möglich zu machen.

Die Stadt liegt ſehr ſchön auf einer Anhöhe, mitten in einer, nur hie und da zu ſanften Hügeln anſchwellenden, höchſt fruchtbaren und bebauten Ebene. Sie iſt ziemlich groß; es gibt darin viele anſehnliche aus Quaderſteinen ſehr maſſiv erbaute Häuſer, die Straßen aber ſind auch hier ſehr enge, winkelig, dumpfig, und durch die nah einander gegenüber ſtehenden hohen Gebäude verdunkelt. Dazu iſt das Straßenpflaſter hier eben ſo ſchlecht als in Bordeaux. Da wir bisher faſt auf allen Flaſchen mit wohlriechendem Waſſer immer Montpellier geleſen hatten, ſo glaubten wir in unſrer Einfalt die ganze Stadt müſſe wie der Laden eines Parfümeurs riechen, wir fanden aber leider hievon das Gegentheil. Von der hier herrſchenden Unreinlichkeit iſt es unmöglich ſich einen Begriff zu machen. Auf den Straßen weiß man oft beim trockenſten Wetter nicht wohin man treten ſoll, und das Auge wird eben ſo beleidigt als die Naſe. Dem mächtigen Gefühle des Ekels muß man im ſüdlichen Frankreich widerſtehen lernen, wenn man nicht jede Freude ſich verbittern will; und Montpellier wäre wahrlich der beſte Ort dazu, um ſich dagegen recht abzuhärten.

Die Eſplanade, eine lange ſchöne Allee, iſt der ſchönſte und reinlichſte Theil der Stadt, und die an ſie grenzenden Häuſer ſind großentheils zur Aufnahme der vielen Fremden eingerichtet, die hier bald längere bald kürzere Zeit ihrer Geſundheit wegen zu verweilen pflegen. Auch unſer Hotel gewährte uns die Ausſicht auf dieſe allgemein beſuchte Promenade. Da wir eben zu Oſtern anlangten, ſo hatten wir am erſten Feiertage Nachmittags die Freude, von unſerem Balkone herab alles, was zum Mittelſtande und zum Volke gehört, dort luſtwandeln zu ſehen. Die feinere Welt ließ ſich nicht blicken: denn ihr Spaziertag iſt der zweite Oſtertag. Die lange breite Allee wimmelte von fröhlichen Menſchen, welche ſich langſam auf und ab bewegten, bis die einbrechende Dämmerung ſie alle nach Hauſe ſchickte, um dort ihren Salat, das gewöhnliche Abendeſſen der niedern Claſſen in Frankreich, mit den Ihrigen zu verzehren. Mäßiger iſt keine Nation als die franzöſiſche bei ſich zu Hauſe; im Auslande zeigten ſie ſich freilich anders. In Deutſchland braucht der gemeine Mann doch wenigſtens Bier, Tabak, und eine Kegelbahn, um zu wiſſen daß es Feiertag iſt; in Frankreich hat er das alles nicht nöthig. Unter der Menge feſtlich geſchmückt einherwandeln, mit Frau und Kindern oder auch mit der petite amie; ſehen und geſehen werden; Bekannte begrüßen; galant ſeyn gegen die Damen; denn Dame iſt hier alles was zum weiblichen Geſchlechte gehört, auch wohl der Erwählten ſeines Herzens einen Blumenſtraus gratiös überreichen, und dafür einen freundlichen Blick und einen kleinen Knix erhalten: das iſt es Alles, was der gemeine Franzoſe braucht, um eine Fete zu haben, und dabei glücklich zu ſeyn wie ein Gott. Auch Abends auf ihren Tanzſälen herrſcht Höflichkeit gegen die Damen, und eine feinere Sitte unter den Männern, die faſt nie in wilde Trunkenheit und Schlägereien ausartet. Wir erinnern uns nicht einen recht betrunkenen Menſchen in Frankreich geſehen zu haben.- Das wärmere Klima iſt wohl großentheils die Urſache dieſer Mäßigkeit, weil Eis und kühlende Getränke dadurch ein größeres Bedürfniß werden als erhitzende Magenſtärkungen.

Am folgenden Morgen ſpazierte die ſchöne Welt eben ſo am nämlichen Platze einher; wir bemerkten mehrere Bekannte darunter, ſuchten dieſe auf und genoſſen einen recht angenehmen Tag. Das Ende der Allee bietet eine ſehr reiche Ausſicht auf die, Montpellier umgebende herrliche Gegend; noch ſchöner aber iſt der Blick vom Waſſerſchloß (Château d'Eau) am Ende des großen, im franzöſiſchen Geſchmack angelegten Gartens, den man wunderlich genug le Peyrou nennt, eine Benennung, die niemand uns erklären konnte.

Das Waſſerſchloß, ein gewölbtes, von allen Seiten offnes, tempelartiges Gebäude, grenzt hier an den neuen großen Aquäduct, der das Trinkwaſſer aus einer Entfernung von zwei Stunden nach Montpellier führt, und macht eigentlich einen Theil deſſelben aus: denn ein in der Mitte des Gebäudes ſich befindendes großes Becken dient ihm zum Ausfluß, und von dort wird das Waſſer erſt durch mehrere Röhren in der Stadt vertheilt. Es iſt das reinſte, durchſichtigſte das wir jemals geſehen; das Gepräge einer Münze, die auf dem Boden dieſes Beckens läge, würde man deutlich erkennen können. Der Aquäduct iſt, bei aller Modernität, ein Werk der alten Römerzeiten würdig. Vom Waſſerſchloß überſieht man ihn in ſeiner ganzen Länge ſoweit das Auge reicht; er gewährt hier einen unbeſchreiblich prächtigen Anblick. Bis zur Quelle hin erſtreckt ſich eine lange Reihe großer herrlich gewölbter Bogen von weißem Steine weit in das Land hinein, bald einfach, bald zwiefach, auch dreifach übereinander ruhend, je nachdem die Erhöhung oder Vertiefung des Bodens es erforderte. Das Waſſer fließt in verdeckten ſteinernen Kanälen, die oben auf den höchſten Bogen ruhen, bis zu dem Baſſin, in welches es ſich ergießt. Dieſes wunderbar große Meiſterſtück der Architektur, die reiche, weit ausgebreitete Landſchaft, die mit Schnee bedeckten Sevennen-Gebirge, ſeitwärts in blauer Ferne die Alpen und die Pyrenäen, gewähren von dieſer Anhöhe eine Ausſicht, die wir mit keiner andern zu vergleichen wiſſen; beſonders Abends, wenn die ſinkende Sonne alle die groſſen, mannichfaltigen Gegenſtände verklärt.

Montpellier wird ſeit langer Zeit für den Sitz der Heilkunde in Frankreich gehalten; und mehrere berühmte Aerzte, beſonders Wundärzte bewohnen immer dieſe Stadt, deren Luft in dem Rufe ſteht, vorzüglich geſund zu ſeyn. Aus allen Ländern Europens, beſonders aus England, wallfahrten in Friedenszeiten wohlhabende Kranke hieher und hoffen Geneſung. Dadurch tritt dieſe Stadt beinahe in die Reihe der Brunnenorte, obgleich hier keine heilende Quelle fließt. Zwei Meilen weiter finden ſich zwar heiße Quellen, doch glauben wir nicht, daß ſie viel benutzt werden, da wir nur wenig darüber erfahren konnten. Die Fremden, welche um ihrer Geſundheit willen nach Montpellier kommen, verweilen immer mehrere Monate, oft Jahre lang dort; ſie werden gewiſſermaßen einheimiſch, und tragen viel dazu bei das Einſeitige aus dem geſelligen Tone zu verbannen. Viele Häuſer in der Stadt und den nächſten Umgebungen ſind zu ihrem Empfange aufs bequemſte eingerichtet, und ihre Beſitzer beeifern ſich, den ſehr gern geſehenen Gäſten den Aufenthalt ſo angenehm zu machen als möglich. Am wunderbarſten ſchien es uns, daß oft ſelbſt aus Rußland vornehme Frauen nach Montpellier kommen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten; dieſe Vorſicht iſt denn doch ſo weit getrieben als möglich.

Das Klima iſt indeſſen in Montpellier lange nicht ſo mild, als der Ruf es verkündet; die Stadt liegt hoch, die Luft iſt daher ſo fein und ſcharf, daß ſie den an der Bruſt Leidenden durchaus ſchädlich, oft tödtlich wird. Selbſt die hieſigen Aerzte läugnen das nicht, und viele traurige Erfahrungen beſtätigen dieſe Behauptung. Das ganze Jahr hindurch weht oft Wochen lang der Miſtral, ein eiskalter, bis ins innerſte Mark dringender austrocknender Nordoſtwind, deſſen Daſeyn man auch in den Gebäuden empfindlich bemerkt. Selbſt die geſündeſten Menſchen leiden durch ihn, und den Bruſtkranken wird er zur peinlichſten Qual. Auch wir machten ſeine Bekanntſchaft, mußten deshalb mehrere Tage lang am Kaminfeuer Schutz gegen ihn ſuchen, und empfanden ſelbſt dort den Einfluß ſeines, alle Lebenskraft lähmenden, alle Nerven ſchmerzlich anſpannenden Hauches. Im Winter iſt die Kälte, der ſcharfen trocknen Luft wegen, hier ſehr empfindlich, obgleich es ſelten Eis friert und noch ſeltner ſchneiet. Der Mangel an Holz macht das Einheizen koſtbar und beſchwerlich, doch hilft man ſich wie man kann, mit allerhand Holzſurrogaten. Die langen Gebinde der abgeſchnittnen Weinreben, die man immer in den Kamin nachſchieben muß während ſie an dem einen Ende brennen, geben eine helle luſtige Flamme, die aber, ſo wie die von ihr ausſtrömende Wärme, nur Minuten lang währt. Die ſchon gebrauchte Gerberlohe, auch die Hülſen und Kerne der ausgepreßten Oliven werden in viereckige, dem holländiſchen Torf ähnliche Formen getrocknet und ſo als Brennmaterial benutzt. Die letzteren ſollen vortrefflich brennen, viel Wärme und keinen Geruch geben; wir ſelbſt aber haben es nicht verſucht, damit Feuer zu machen.

Der Winter übt zum Glück hier nicht lange ſeine feindliche Gewalt; ſchon im Februar muß er unter dieſem glücklichen Himmelsſtrich dem Frühlinge weichen; dieſem folgt ein, aller Beſchreibung nach, beinahe unerträglich heißer Sommer. Daß er dies ſeyn müſſe, bewieſen uns ſchon die Vorkehrungen, die wir in den Häuſern wohlhabender Familien gegen die große Hitze getroffen ſahen. Der Herbſt iſt auch hier des Jahres Krone und waltet bis tief im November, ja oft bis gegen Weihnachten mit heiterer Milde. Der Ueberfluß, die Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Früchte, welche er bringt, beſonders der Feigen, Trauben, Melonen und Pfirſiche, ſollen alle Beſchreibung übertreffen. Es kann auch nicht anders ſeyn: denn das ganze Land iſt ein ungeheurer Garten voll der herrlichſten Pflanzen und Bäume. Wir ſahen große Felder mit Centifolien-Roſen dicht bepflanzt, die hier zu köſtlichen Eſſenzen in unglaublicher Menge von den Deſtillirern verbraucht werden, andere Felder mit Tuberoſen, Heliotropen und andern ſtark duftenden Blumen, zu gleichem Zwecke. Viele andere Blumen, die Zierde unſerer Gärten, wachſen zum

Theil hier wild, oder brauchen doch wenig Pflege. Außer den vielen Obſtbäumen ſieht man auch überall Gruppen anderer ſchöner Bäume. Viele von dieſen tragen ihr grünes Kleid im Winter wie im Sommer. Zu dieſen gehören vorzüglich die Myrte, die hier zum baumähnlichen Strauche heranwächſt, der Olivenbaum, der Lorbeer, die Cypreſſe, und die Krone von allen, die immer grüne Eiche. Dieſer herrliche Baum gleicht an Wuchs unſern deutſchen Eichen mittlerer Größe, trägt eben ſolche Früchte, nur die Blätter ſind kleiner und haben eine anders gezackte Form. Er liefert den größten Theil des wenigen Brennholzes, und es ſieht ſonderbar aus, wenn die ſtarken mit nie welkenden Blättern bedeckten Zweige in Flammen auflodern.

Der hieſige botaniſche Garten enthält eine Menge ſeltener, ſchöner Pflanzen aus fremden Zonen, die aber alle hier trefflich gedeihen und zum großen Theil bald einheimiſch werden. Er iſt nicht groß, aber ſeine innere Einrichtung wird in wiſſenſchaftlicher Hinſicht geprieſen.

In dieſem Garten ſchläft Youngs früh verblübte ſchmerzlich beweinte Tochter Narciſſa den langen Schlaf, weil damals mönchiſcher Aberglaube der Proteſtantin kein Grab in geweihter Erde vergönnen wollte. Wie Petrarca's Lieder der Liebe den Namen Laura, ſo bringen ihres Vaters nächtliche Trauergeſänge den Namen Narciſſa auf die Nachwelt, ſie heiligten den Ort wo ſie ruht, und weihten ihn der Unſterblichkeit.

Der Gedanke, daß hier die frühgebrochne Blume unter Blumen ruht, erſchien uns ſo lange rührend und ſchön, bis wir ihr Grab beſucht hatten. Ein enges, niedriges Gewölbe, ungern möchten wir ſagen ein Loch in der Gartenmauer, dient zum Aufbewahren des Gartengeräths; verdorrtes Geſträuch, vermodertes Laub und was ſonſt noch beim Aufräumen eines Gartens zum gelegentlichen Verbrennen als nutzlos bei Seite geſchafft wird, erfüllt dieſes Behältniß, und unter dieſem Kehrichthaufen bettete damals der Fanatism die ſchöne liebenswürdige Narciſſa im Schooße der Erde. Noch immer dient das Behältniß ſeiner vorigen Beſtimmung, die Einwohner Montpelliers denken nicht daran es wenigſtens aufräumen zu laſſen. Dies iſt nicht recht; aber weit mehr noch empörte uns die Gleichgültigkeit der vielen reichen Engländer, die von jeher Montpellier beſuchten, lange dort verweilten und zum Theil ihre Geſundheit wiederfanden. Das Lob ihres berühmten Poeten führen ſie ewig im Munde, prahlen damit oft, ohne ihn zu verſtehen, aber Keiner nahm ſich des heiligen Staubes der einzig geliebten Tochter an, Keiner war großmüthig genug ihm die Ehre eines einfachen Grabſteins zu verſchaffen, der ihren Namen dem Fremden ſagte, welcher jetzt mit verletztem Gefühle von der unwürdigen Stätte ſich wegwendet wo ſie ruht, und dabei überlegt, welche Summen ihre Landsleute jährlich wohl an Pferde oder Jagdhunde wenden.

Doch kehren wir von der Todten zu den Lebenden zurück, unter denen wir uns in dieſer Stadt recht wohl befanden. Der geſellige Ton in Montpellier iſt angenehm; viele der angeſehenſten Kaufleute der Stadt brachten mehrere Jahre in fremden Ländern, beſonders in Deutſchland zu, lernten fremde Sprachen, fremde Sitten kennen, und erwarben ſich auf dieſe Weiſe eine Liberalität im Urtheil, eine allgemeinere Kultur des Geiſtes, die man in andern Städten Frankreichs in dieſem Stande oft vermißt. Dieſes und die Anweſenheit der vielen Fremden, verbunden mit dem Beſtreben der Einheimiſchen jenen ihren Aufenthalt angenehm zu machen, bringt ein erhöhtes Leben in den geſelligen Verein dieſer fröhlichen aufgeweckten Menſchen. Auch in Montpellier iſt niemand gern zu Hauſe allein. Das Viſitenweſen wird daher nicht minder angelegentlich betrieben als in Bordeaux; kleine freundſchaftliche Geſellſchaften an einer nicht ſchwelgeriſch, aber wohlbeſetzten Mittagstafel, Abendzirkel, Thees und kleine Tanzpartien in Privathäuſern wechſeln täglich. Alle dieſe Zirkel ſind mehr auf Freude als auf Oſtentation berechnet, man macht ſich das Leben ſo leicht und froh, wie man kann, aber man wendet wenig auf den äußern Glanz, ſowohl in der Kleidung als der Bewirthung ſeiner Gäſte, doch ohne es dabei an Anſtand und allem irgend Nöthigen fehlen zu laſſen. Auch bemerkten wir in Privatzirkeln keine Spur der grenzenloſen Spielſucht, die in Bordeaux in allen Geſellſchaften vorherrſcht.

Außer den Privatzirkeln gewährt auch der Klub einen angenehmen Vereinigungspunkt. Für zwei Carolin Abonnement hat man darin den ganzen Winter über wöchentlich ein Concert und zwei ſehr hübſche Bälle. Der zu dieſen Verſammlungen beſtimmte große hübſch decorirte Saal hat nur den Fehler, im Verhältniſſe zu ſeiner Länge etwas zu niedrig zu ſeyn. Dieſen Uebelſtand wenigſtens für das Auge zu mildern, ſind an beiden Enden transportable Säulen von Holz angebracht, die bei Tanzgeſellſchaften weggenommen werden, um den Raum nicht zu verengen. Wir wohnten einem Concert in dieſem Saale bei, welches in einem andern Lande vielleicht recht langweilig geworden wäre, oder wohl gar auf eine, für den Unternehmer verdrießliche Weiſe geendet hätte, hier aber gab ihm der hier ſo einheimiſche Frohſinn eine luſtigere Wendung. Ein deutſcher Muſiker war es leider, der ſich auf dem Pianoforte hören laſſen wollte. Die ganze elegante Geſellſchaft der Stadt hatte ſich zahlreich verſammelt und harrte des verſprochnen Genuſſes. Da ergab es ſich, daß faſt alle welche den Künſtler, ſeiner Verſicherung nach, mit ihrem Spiele zu unterſtützen verſprochen hatten, nicht erſchienen waren; daß er ſelbſt auf ſeinem Inſtrument eben kein Hexenmeiſter ſey, zeigte ſich auch bald; die Muſik ſtockte, eine Dame, welche den Künſtler begleitete, ſing zwar an eine Arie zu ſingen, hörte aber gleich wieder auf, mit der in ſchlechtem Franzöſiſch ausgeſprochenen Erklärung, ihr ſey zu bange, ſie könne nicht ſingen. Das ganze Auditorium brach hier in ein lautes Gelächter aus, lachte noch auf der Straße beim Nachhauſegehen, und der verunglückte Klavierſpieler ſchlich indeſſen mit der ganz anſehnlichen Einnahme in der Stille davon.

Ein ſehr artiges Theater trägt viel zum frohen Lebensgenuß in Montpellier bei. Das Haus iſt ſchön, groß und bequem eingerichtet, und die Truppe gehörte, wenigſtens damals, zu den beſten in den Provinzen Frankreichs. Ausgezeichnet gut war beſonders das Ballet, die erſten der hieſigen Tänzer und Tänzerinnen würden ſich ſelbſt auf den größten Theatern mit Beifall haben zeigen können. Das Schauſpiel iſt ebenfalls hier unerhört wohlfeil; alle Einwohner der Stadt und die dort ſich länger aufhaltenden Fremden ſind dazu abonnirt; dadurch koſtet der erſte Platz in jeder Vorſtellung ungefähr fünf Sous, oder zwei Groſchen die Perſon. Mit dieſem Abonnement hat aber noch Niemand einen beſtimmten Platz in den Logen, jeder nimmt ihn, wo er ihn findet. Die angeſehenſten Familien miethen ſich daher, außer dem gewöhnlichen Abonnement, noch eigne Logen, die etwa das Jahr über auf fünfhundert Franken zu ſtehen kommen. Dieſe Logen ſind indeſſen ſo geräumig, ſo bequem zum Sehen eingerichtet, daß immer mehrere Familien in Gemeinſchaft eine miethen, ſo daß dadurch auch dieſe Erhöhung des Eintrittpreiſes für den Einzelnen höchſt unbedeutend wird. Das Schauſpielhaus iſt bei dieſer Einrichtung immer mit Zuſchauern angefüllt, aber man betrachtet es deshalb auch mehr als einen geſellſchaftlichen Verſammlungsort, und bekümmert ſich nur bei außerordentlichen Anläſſen um das, was auf der Bühne vorgeht. In den Logen ſtattet man Beſuche ab, nimmt und präſentirt Erfriſchungen, lacht, plaudert, oft ſo laut, daß die Converſation in den Logen die auf dem Theater überſtimmt.

Nicht nur die Vergnügungen, auch das Leben überhaupt iſt in Montpellier ſehr wohlfeil. Nach allem, was wir darüber von unſern hieſigen Bekannten erfuhren, braucht eine Familie von ſechs Perſonen kaum acht tauſend Franken, um anſtändig und bequem zu leben, die nöthigen Bedienten zu halten, und ſich keine geſellige Freude zu verſagen. Viele erkünſtelte Bedürfniſſe der vornehmen Welt kennt man in Montpellier nur dem Namen nach, weil ſie dort überflüſſig und nicht gebräuchlich ſind. Dahin gehören prachtvolle Kleidung und Hausgeräth, Equipage und hohes Spiel. Mit allem, was zum eigentlichen Bedürfniſſe des Lebens gehört, hat die Natur dies ſchöne Land überſchwenglich reich begabt. Leichte ſeidne Zeuge, welche die Wärme hier zum bequemſten Stoff für die Kleidung macht, ſind wohlfeil, denn der Seidenwurm iſt in dieſem Lande zu Hauſe; Wein, Oel, Weizen, die auserleſenſten Früchte wachſen im Ueberfluß, und Seefiſche, Auſtern, Wild, Geflügel und vortreffliches Rindfleiſch, ſind hier ebenfalls zu wohlfeilen Preiſen in Menge zu haben.

In der wärmſten Jahreszeit flüchten die angeſehenſten Familien auf's Land, in ihre nahe an der Stadt gelegenen, zum Theil ſehr hübſchen Landhäuſer, und entgehen dadurch der alsdann ſehr unangenehmen Atmoſphäre, ſo wie der drückenden Hitze ihrer engen ſchmutzigen Straßen. Dieſe freundlichen, blendend weißen Landhäuſer, welche überall von Gärten umgeben zerſtreut liegen, tragen viel zur Belebung und Verſchönerung der nächſten Umgebungen Montpelliers bei. In einem der ſchönſten, Château bon genannt, verlebten wir bei den Beſitzern deſſelben einige ſehr angenehme Stunden. Von der breiten Terraſſe vor dem Hauſe überſieht man die fruchtbare Ebene, in der Ferne das mittelländiſche Meer, und ſeitwärts dunkelblaue Gebirge. Mit Früchten und Blüthen beladene, hohe Orangenbäume ſtanden jetzt ſchon, zu Anfange des Monats April, im Freien. Im Winter müſſen die geräumigen Gewölbe unter dem Hauſe ihnen einige Monate lang Schutz gegen die Kälte gewähren; denn ſie ganz im Freien zu laſſen, erlaubt das hieſige Klima noch nicht. Neben dem Hauſe, unter hohen, dicht belaubten, immer grünen Eichen, ruht auf dieſer Terraſſe ein beweinenswerthes Opfer der Unwiſſenheit der Aerzte, welche die an der Bruſt leidende Kranke von Riga nach Montpellier ſchickten, wo die ſcharfe, feine Luft ihr tödtlich werden mußte, und auch nach kurzem Aufenthalt ſie in ihrem zwei und zwanzigſten Jahre in's Grab legte. Ueberall in Montpellier gedachte man noch der Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber auch der

Leiden dieſer allgemein geachteten jungen Frau von E... mit inniger Theilnahme. Auf Bitten einer ſie begleitenden Freundin, gewährte der Beſitzer von Château bon ihrem entſeelten Staube dies ſtille Ruheplätzchen unter grünem Raſen, und ihr Andenken tritt nie ſtörend in die geſellige Freude, die oft auf dieſem ſchönen Platze herrſcht.

Auf dem Kirchhofe in Montpellier iſt nicht gut ruhen; die Todten werden nicht lange in ihren Gräbern gelaſſen, am wenigſten die Proteſtanten, wenn ja der Fanatismus, aus beſonderer Nachſicht, ihnen ein abgelegnes Winkelchen an der Mauer einräumt. Darum lebt ſich's zwar recht gut in dieſer Stadt, aber vor dem Sterben muß man ſich hüten, oder doch wenigſtens bei Zeiten ſich für den Nothfall ein einſames Ruheplätzchen, fern vom Gebiete der Mönche in irgend einem Garten, auszumitteln ſuchen.

Die ſehr geräumigen, zur größten Hälfte unter der Erde gebauten Souterrains von Château bon bewieſen uns auf's Neue, wie ſehr man hier die Hitze im Sommer ſcheut, und wie groß ſie deshalb ſeyn muß. Sie ſind alle zu Wohnzimmern eingerichtet, und werden im Sommer

Der Weg nach Cette läßt ſich bequem in drei Stunden zurücklegen; in Montpellier hält man ihn für ſehr unangenehm; wir fanden ihn nicht ſo, freilich wohl vom Reize der Neuheit ergriffen. Bis zu einer gewiſſen Entfernung von der Stadt bleibt die Gegend noch immer fruchtbar und intereſſant. Manche aus grauer Vorzeit ſtammende Sage, die hier einheimiſch iſt, lebt noch im Munde des Volkes, und leiht ihr jenen geheimnißreichen Zauber, dem wir uns um ſo lieber hingeben, je ſchwankender und unbeſtimmter die Geſtalten ſind, die in ſeinem Dämmerlichte ſich uns zeigen.

So wurden denn auch die maleriſchen Trümmer einer uralten Burg, an denen unſer Weg uns vorüberführte, für die Ueberbleibſel eines Palaſtes ausgegeben, den vor langer Zeit ein alter König von Majorka ſich erbaut haben ſollte, um darin alljährlich die heißeſte Sommerzeit zuzubringen, und wir, unbekümmert um Namen, Jahreszahl und Wahrſcheinlichkeit, freuten uns gläubig der Weisheit des alten Herrn, der dieſes wunderliebliche Fleckchen zu finden und zu wählen verſtanden hatte.

Etwas weiter hin erblickten wir auf der Spitze eines hohen, unzugänglich ſcheinenden Felſens einiges alte verwitterte Gemäuer. Dort, wo kein Ton des Lebens hinaufdringt, kein Vogel ſingt, kein Grashalm keimt, wo ſelbſt die genügſame Zikade verſchmachten müßte, dort, heißt es, hat Peter der Eremit Jahre lang gelebt, und jene alten Steine ſind die Trümmer ſeiner Wohnung. Von dieſem Felſen aus, ſagte man uns, trat er im Jahre 1093 jene Wallfahrt nach Jeruſalem an, von der er ſpäterhin zurückkehrte, um mit hinreißender Beredſamkeit dem Papſt Urban dem Zweiten das Elend der im Orient lebenden Chriſten an das Herz zu legen. Ergriffen von dem Enthuſiasmus des frommen Mönchs, entzündete Papſt Urban die Welt mit dem nämlichen Feuer, das zuerſt, vielleicht auf dieſer ſtillen Felſenhöhe, in Peters Bruſt aufgelodert war; unzählbare Heerſcharen, aus allen Ländern, von allen Nationen, zogen von ihm entflammt, unter dem lauten Rufen: Gott will es! von der Verſammlung zu Clermont aus, mit dem feſten Vorſatz, die Schmach und das Elend der Brüder im Morgenland zu enden und zu rächen.

Jahrhunderte vergingen, Tauſende von Menſchen fielen dem Schwerdt und anſteckenden Krankheiten zur Beute, und wahrſcheinlich waren nicht zwei Stäubchen von des heiligen Mönches Gebeinen noch bei einander, als noch immer der Nachhall ſeines frommen Eifers die Welt in Aufruhr erhielt, und der Sturm fortfuhr zu toben, der zuerſt von dieſer Feſenſpitze ausgegangen war.

Gleich hinter den Trümmern der Wohnung des frommen Eremiten beginnt eine traurige Einöde; Felſenſtücke und unfruchtbare Steine bedecken das Land rings umher; ſo weit das Auge reicht, breitet ſich eine graue Wüſte aus, in der jede Spur des Lebens verſchwindet. Unſer Weg führte hart am Ufer eines todtſtillen Landſees hin; nicht ein Gräschen zierte das ſteinige Ufer deſſelben, kein Fiſch ſprang erglänzend im Sonnenſchein aus dem bittern, trüben Waſſer auf, aber auch in dieſe unfreundliche Wüſte fiel ein abendröthlicher Strahl aus einer längſt untergegangenen fabelhaften Zeit, und erhellte ſie uns mit ſeinem roſigen Schimmer.

Jenſeit des Sees, über das ſteinige Ufer hin, welches dort, wie hier, ihn begrenzte, ward das offne Meer uns zuweilen ſichtbar, und ein dunkler Punkt im Schooße deſſelben, den wir bald für eine kleine Inſel erkannten, erregte unſre Aufmerkſamkeit. Es war die Inſel der ſchönen Magelone, der frommen, treuen Geliebten Peters von der Provence, deren Lebens- und Liebesgeſchichte hier noch in alten provençaliſchen Romanzen im Munde des Volkes lebt und auch dem Norden ſelbſt nicht unbekannt blieb. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts, gehörte ſie bei uns zu jenen Sagen, an denen damals Jung und Alt ſich ergötzte, und deren rührende Einfachheit man in unſern Tagen vergeblich ſich beſtrebt, nachahmen zu wollen.

Magelone war heimlich mit ihrem Geliebten vom Hofe ihres Vaters, des Königs von Neapolis, entflohen, um nicht gezwungen zu werden, die jenem gelobte Treue zu brechen. Bei nächtlicher Weile, mitten in einem dunklen Walde, trennte ein grauſames Mißgeſchick die Liebenden; der junge Ritter, Sohn des damals die Provence regierenden Grafen, fiel Seeräubern in die Hände, und ward zu den Heiden in die Gefangenſchaft geſchleppt. Troſtlos jammernd in bangem Verzagen wanderte Magelone als Pilgerin durch Städte und Länder, immer den Geliebten ſuchend, nimmer ihn findend. Sie durchzog Italien, ſie wanderte ſogar bis Rom, immer vergeblich. Endlich führte ihr Geſchick ſie auch auf jene Inſel, die wir vor uns liegen ſahen, und die noch ihren Namen trägt. Magelone hatte ihre ſchönen goldgelben Locken in Zöpfe geflochten und unter einem dichten dunkeln Schleier verborgen, die zarten Glieder verhüllte das grobe härne Gewand einer Büßenden; in dieſer Geſtalt begab ſie auf dieſer Inſel ſich in ein Hoſpital, zur Pflege der Schiffbrüchigen errichtet, die der Sturm oft an dieſe Küſte warf, und weihte Jahre lang ihr Leben der Pflege der Elenden und Kranken.

Matt, ſterbend beinahe, ward einſt ein Verlaßner zu ihr getragen, das rohe Schiffsvolk hatte auf der Inſel ihn hülflos liegen laſſen, als es gelandet war, um friſches Waſſer einzunehmen, eine bleiche verfallene Jammergeſtalt. Magelone nahm den Armen auf, ſie pflegte ſeiner mit frommem Eifer, und er begann zu geneſen. Doch ſo wie die Roſen der Geſundheit auf ſeinen bleichen Wangen wieder anfingen zu erblühen, dämmerkten auch zugleich bekannte liebe Züge in ſeinem Geſichte auf, und immer ähnlicher und ähnlicher ward er dem geliebten Bilde des Verlornen, das Magelone in ihrem reinen frommen Herzen treulich bewahrt hielt. Seine Reden drückten zuletzt ihren Ahnungen den Stempel der Gewißheit auf. Die fromme Prinzeſſin eilte in ihre einſame Kammer, die ſie ſorgſam verſchloß; unter heißen Thränen des Dankes gegen Gott löſete ſie ihre goldenen Locken auf, legte ihre königlichen Gewänder und das reiche Geſchmeide an, die ſie heimlich verwahrt hielt und trat dann in ſtrahlender unveränderter Schönheit in das kleine dunkle Krankenzimmer zu dem Geneſenden hinein.

Ihr ahnendes Gemüth hatte ſie nicht getäuſcht, es war Peter von der Provence. Im feſten Vertrauen auf Gott, war er nach Jahrelang erlittenem unſäglichen Trübſal in einem kleinen Kahn aus der Sclaverei entflohen. Ein vorüberſegelndes Schiff ward in der weiten Meereswüſte ſeiner gewahr und nahm ihn auf; und da er unterwegs erkrankte, ſetzte es ihn auf der Inſel aus, wo treue Liebe hoffnungslos ſeiner harrte.

Die Wiedervereinten eilten zum Grafen von der Provence, der Jahrelang um den verlornen Erben ſeiner Güter und ſeines Reiches getrauert hatte, und nun mit Entzücken ihn und die fromme ſchöne Tochter in ſeine zitternden Arme ſchloß. Auch der König von Neapolis ließ ſich leicht verſöhnen, und gab den Liebenden ſeinen väterlichen Segen. Magelone und Peter von der Provençe führten von nun an ein langes beglücktes und beglückendes Leben. Sie ließen das Hoſpitium auf der Inſel vergrößern, beſchenkten es königlich und erbauten dicht daneben ſich einen Palaſt, von dem noch Spuren vorhanden ſeyn ſollen, in welchem ſie alljährlich, zur ſchönſten Sommerzeit, das Feſt ihrer Wiedervereinigung mit einander feierten.

Die Erzählung aller dieſer Legenden und Sagen half uns freundlich über die anderthalb mühſamen Stunden hinweg, die wir zwiſchen den öden Steinen die uns umgaben hinbringen mußten, bis plötzlich und unerwartet das Städtchen Frontignac dicht vor uns lag, mitten in dieſer gräulichen Steinwüſte, die anmuthigſte lieblichſte grüne Oaſe die ſich erdenken läßt. Mitten in ſeinen Weingärten, welche ſich bis dicht an die Mauern hinziehen, liegt es gar freundlich, wie in einem ruhigen grünen Laubneſte, umringt vom Graus der Zerſtörung. Der ſüße liebliche Wein der hier wächſt iſt allbekannt, und wird von Cette aus weit und breit verführt. Gleich hinter Frontignac fängt die Steinwüſte wieder an, doch währt es jetzt nicht lange, bis man Cette erreicht hat.

Zwiſchen einem Landſee und dem weiten mittelländiſchen Meere, deſſen Wogen ihre Mauern beſpülen, liegt dieſe Stadt hingeſchmiegt am Fuße eines ſchwarzen Marmorfelſens, der, ſteil und wunderbar geformt, ſein dunkles, mit einer Citadelle bekröntes Haupt hoch in die Lüfte hebt. Rings umher iſt kein einziger Baum und überhaupt wenig Spur von Vegetation zu erblicken. Der Kanal von Languedoc fließt beträchtlich breit durch die Stadt und vereinigt ſich hier mit dem Meere. Er und einige an ſeinem Ufer erbaute Windmühlen geben der Gegend etwas Holländiſches, das mit dem hohen Felſen und den übrigen durchaus ſüdlichen Umgebungen ſonderbar contraſtirt.

Die Stadt Cette iſt klein, ihre Straßen ſind enge und dumpfig, die Häuſer hoch und düſter;

alles ſieht öde und unbeſchreiblich ſchmutzig darin aus, nur auf dem am Canal ſich hinziehenden Quai iſt Leben und Bewegung. Dort wimmelt es von Matroſen und Laſtträgern, die geſchäftig hin und her laufen, um die Waaren in und aus den am Quai vor Anker liegenden Schiffen zu laden. In der Stadt ſcheint wenig Freude zu wohnen; die größten Häuſer gehören den Einwohnern von Montpellier; ſie ſtehen faſt alle öde da, und ſind mehr zu Magazinen als zum Bewohnen eingerichtet. Alle, die es können, fliehen dieſe graue Steinwüſte und eilen dem freundlichen Montpellier zu, ſobald die Geſchäfte es erlauben, um dort zu genießen, was ſie durch emſigen Fleiß in Cette erworben, und nur die ärmere Claſſe der Einwohner lebt für beſtändig hier. Eine unglaubliche Menge Branntwein wird in Cette gebrannt und deſtillirt: denn dieſer Ort verſorgt die halbe Welt mit allen Gattungen Liqueurs.

Nachdem wir uns in der Stadt hinlänglich umgeſehen hatten, gingen wir an den Hafen. Geboren am Strande der Oſtſee, gewöhnt an den Anblick des Nordmeers, war uns dennoch hier, als ſähen wir zum erſten Male dieſes mächtigſte der Elemente. Noch gewaltiger ward der Eindruck, als wir auf der langen, ſchmalen Felſenzunge hingingen, die den Hafen vom offnen Meere trennt, bis zu der, auf ihrer Spitze erbauten kleinen Citadelle. Bis jetzt erſchien uns immer das dunkle Grün der Wogen, auf den Seeſtücken Vernets und andrer berühmten Maler, als unnatürlich und übertrieben; hier ſahen wir es in der Wirklichkeit, reiner, glänzender, ſmaragdner, als irgend ein Maler es auszudrücken vermag. Die, gleich Bergen gewaltig ſich thürmenden Wellen ſchienen uns nicht nur in der Farbe, auch in der Form weit herrlicher und größer, als wir je die der Oſtſee oder des Nordmeers erblickten. Der Wind wehte heftig; das Meer brauſte laut tobend in majeſtätiſch wilder Bewegung. Schäumend, wie mit glänzenden Perlen gekrönt, ſtieg die Brandung zu Bergeshöhe hinan und brach dann zuſammen an dem felſigen Ufer, gegen welches ſie immer mit neuen Wogen heran ſtürmte, als wolle ſie es in ſeiner Grundfeſte zerſtören. Noch tobender brauſten die Wellen an einem, den Schiffen höchſt gefährlichen, quer vor dem Eingang des Hafens liegenden Felſenriffe.

Erhabeneres hat die Natur nichts aufzuweiſen, als dieſen Anblick des in ſeinen tiefſten Tiefen empörten Meers. Wir ſtaunten in ſtiller Betrachtung, und hatten keine Worte für das Gefühl, das mächtig uns ergriff. Dann blickten wir auf die im Hafen vor Anker liegenden, und dennoch wild hin und her geworfenen Schiffe; ſie kamen uns ſo klein, ſo armſelig vor, daß wir nur mit Schaudern daran denken konnten, wie wir uns noch vor wenig Monaten, auf eben ſo zerbrechlichen Brettern, dieſem furchtbaren Elemente zu vertrauen gewagt hatten.

Der Hafen von Cette iſt ſehr geräumig und tief, bei ſtillem Wetter ſieht man oft Delphine, von der Sonne beglänzt, in ſeinen klaren, grünen Fluthen ſpielen, aber auch der Tiger des Meeres, der furchtbare Hayfiſch, ſchleicht ſich nicht ſelten hier ein und bringt den Badenden Gefahr, die ſich dennoch dadurch nicht abſchrecken laſſen. Vor mehrern Jahren badete ein engliſcher Matroſe in dem ſtillen klaren Waſſer, da gewahrten ſeine Kameraden am Schiffsbord mit unausſprechlicher Angſt, wie ein groſſer Hayfiſch dicht unter ihm daher geſchwommen kam, ſie riefen ihm zu, in einer immerwährenden heftigen Bewegung zu bleiben, als das einzige mögliche Mittel ſeiner Rettung, und warfen ihm ſchnell ein Seil zu, um ihn daran hinauf zu ziehen. Schon war der Unglückliche über das Waſſer gehoben, da ſprang das Ungeheuer hoch auf aus der Fluth, ſchnappte nach ihm, und die Rettung ſeines Lebens war mit dem Verluſte eines Beines erkauft.

Auf dem Rückwege von der Citadelle, traten wir in das ein wenig in den Hafen hinein gebaute Geſundheitsamt, an welchem die Schiffer bei ihrer Ankunft in einer Schaluppe anfahren und ihre Päſſe vorzeigen müſſen, ehe ſie landen dürfen. Jedes Schiff, welches aus einer, der Geſundheit wegen verdächtigen Gegend kommt, oder auch nur auf der See mit einem, aus ſolchen Gegenden kommenden auf irgend eine Weiſe in Berührung gerathen iſt, muß vierzig Tage lang, an einer dazu beſtimmten entfernten Gegend des Hafens vor Anker liegen bleiben. Bei Lebensſtrafe darf niemand von den Paſſagieren oder der Mannſchaft vor Ablauf dieſer Zeit ans Land kommen, und wer vom Lande aus es beſucht, der muß am Bord bleiben und die Quarantaine mit aushalten. Stirbt in dieſer Zeit ein Menſch auf ſolch einem Schiffe, und wäre es am vierzigſten Tage, ſo fängt die Quarantaine von neuem an, und es muß abermals vierzig Tage lang an der Stelle liegen bleiben. Friſche Lebensmittel werden auf Verlangen vom Geſundheitsamte hinunter in die Böte geworfen, Briefe mittelſt einer langen Stange abgenommen, gleich durchſtochen und in ſtarken Eſſig getaucht, ehe man es wagt, ſie zu öffnen oder abzugeben.

Wir ſahen aus der Ferne ein türkiſches Schiff auf dem Quarantaine-Platz vor Anker liegen. Dieſe und die Algierer, welche oft hier einlaufen, um Proviant zu holen, dürfen nie landen, ſie würden ohne Weiteres von der Citadelle aus in den Grund geſchoſſen werden, wenn ſie einen ſolchen Verſuch wagen wollten. Die auf das heimliche Landen der Schiffsleute geſetzte Strafe wird ſtreng und ſchnell vollzogen. Vor mehrern Jahren ſchlich ſich ein Schiffer vor Ablauf der Quarantaine ans Land, um ſeine Frau einige Tage früher zu ſehen; er ward entdeckt, mußte mit ſeiner Schaluppe vor dem Geſundheitsamte erſcheinen, und ward von dort aus ohne weiteren

Proceß auf der Stelle erſchoſſen. Seitdem hat es keiner gewagt ein Aehnliches zu unternehmen. Dieſe Strenge, ſo furchtbar ſie erſcheint, iſt hier, in der gefährlichen Nähe des Orients, höchſt nothwendig; ſogar menſchenfreundlich wird man ſie finden, unerachtet der anſcheinenden Grauſamkeit, wenn man die ganze Gräßlichkeit des Unglücks überdenkt, welches weichliche Nachſicht über Millionen Menſchen bringen könnte.

Vom Hafen folgten wir unſerem freundlichen Führer in das Haus, welches er auch in Cette beſitzt, und wurden dort von ihm mit wenigſtens zwanzig Arten Muſcheln, Auſtern und Fiſchen bewirthet, von denen die größte Anzahl uns bis jetzt noch unbekannt geblieben war. Friſch aus dem Meere gezogene und in Oel gebratene Sardellen erſchienen uns als etwas Neues und gefielen uns auch in dieſer Geſtalt recht wohl; aber mit wahrem Bedauern ſahen wir die ſchönen kleinen goldnen Fiſche in der Schüſſel geſotten liegen, die wir ſonſt nur luſtig ſpielend, in cryſtallnen Kugeln, als freundlich gepflegte Lieblinge und Hausgenoſſen zu ſehen gewohnt waren.

Am nämlichen Abend erreichten wir Montpellier noch früh genug, um im Schauſpielhauſe die Wiederkehr des Frühlings in einem recht artigen Ballet gefeiert zu ſehen. Wenige Tage darauf verließen wir dieſe Stadt, in der es uns ſo wohl gegangen war, um unſere Reiſe nach Marſeille fortzuſetzen.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main ſind folgende empfehlenswerthe Schriften erſchienen und um beigeſetzte Preiſe durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Adrian, Prof., Skizzen aus England. Erſter Theil. Mit 3 Kupfern. Geh. Rthlr. 1. 18 ggr. oder fl. 3.

Dieſe Skizzen reihen ſich an die früher erſchienenen «Bilder aus England» von Adrian. 2 Theile.

Auffenberg, Freiherr von, der Renegat von Granada. Dramatiſches Nachtgemälde in 5 Abtheilungen. Geh. Rthlr. 1. 18 ggr. oder fl. 3.

Byron's Bildniß von C. Barth. 16 ggr. oder fl. 1. 12 kr.

Kupfersammlung zu *Cooper's* Werken. Erste Lieferung in 12 Blätter zum Spion, Letzten der Mohikaner, Ansiedler, Lootsen, Lionel Lincoln und zur Steppe 20 ggr. oder fl. 1 24 kr.

Kupfersammlung zu W. *Irving's* Werken. Erste Lieferung in 8 Blätter zum Skizzenbuch, Bracebridge-Hall, Eingemachtes und zu den Erzählungen eines Reisenden. 16 ggr. od. fl. 1. 12 kr.

Dieſe meiſterhaft ausgeführten Kupferſtiche eignen ſich ganz vorzüglich zu Titelkupfern vor die Werke ſelbſt. Cooper's Werke, 63 Bändchen, koſten auf Velin Rthlr. 11. 8 ggr. oder fl. 17. 48 kr; auf Druckpapier Rthlr. 7. 15 ggr. od. fl. 12. 12 kr. Irving's Werke, 40 Bdchn, koſten auf Velin Rthlr. 7. 12 ggr. oder fl. 12. 30 kr.; auf Druckpapier Rthlr. 5. 8 ggr. oder fl. 8. 42 kr.

Oettinger, E. M., das ſchwarze Geſpenſt. Taſchenbuch für Satire, Ironie und Perſiflage ohne Goldſchnitt, für 1831. Mit 1 Muſikbeilage. 2 Abtheilungen. Gebunden. Rthlr. 2. 8 ggr. oder fl. 4.

Serrius, Dr. A., Eloa. Weiheſtunden der Andacht und des Gebets. Mit 1 Kupfer von Fleiſchmann. Geh. 12 ggr. oder 48 kr.

Dieſes Werkchen athmet die reinſte Gottesfurcht, und ſpricht dieſe in poetiſchen und melodiſchen Klängen aus, ſo daß neben der Erhebung des Gemüths auch die Bildung des Geiſtes gefördert wird.

Weitzel, J., Scherz und Ernſt zur Charakteriſtik unſerer Zeit. Geh. Rthlr. 1. 18 ggr. oder fl. 3.

Dieſe Schrift iſt beſonders in gegenwärtiger Zeit für jeden Gebildeten vom höchſten Intereſſe.

Adrian, Dr., Erzählungen. Inhalt: 1) Die drei Schweſtern. 2) Emmy. 3) Die ſchöne Pilgerin. 4) Azariel und Azala. 5) Geſchichte der Prinzeſſin Florine. 6) Alfouran. 7) Molly. 8. 1821. Rthlr. 1. od. fl. 1. 40 kr.

Bandello's Novellen. 3 Theile. Zweite vermehrte Auflage. 3 Thlr. oder fl. 5.

Catullus, überſetzt von Konrad Schwenck. Anhang: Sechſter Geſang der Odyſſee. gr. 12. Auf geglättetem Velin Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr. Auf Druckpap. 16 ggr. od. fl. 1. 12 kr.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Achtzehnter Band.

Reiſe durch das ſüdliche Frankreich.

Zweiter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1831.

Reiſe

von

Paris

durch

das ſüdliche Frankreich

bis

Chamouny.

Zweiter Theil.

Nismes.

Unſer Weg führte uns zuerſt nach **Nismes**, durch ein wahrhaft gelobtes Land. Ueppig grünt und blüht die ganze Natur, nirgends iſt ein verkrüppelter Baum, eine ärmlich vegetirende Pflanze zu erblicken; und mitten in dieſer Herrlichkeit liegt das Städtchen **Lunel**, im Kranze ſeiner Weinberge, deren Nektar, ſo wie wir ihn hier an der Urquelle vom beſten Gewächs erhielten, allen Blumenduft und allen Honig dieſes herrlichen Landes in ſich vereinigt.

Noch bei guter Tageszeit langten wir in Nismes an, und ſtiegen an der Esplanade im Hotel de Luxembourg ab. Die eigentliche Stadt iſt traurig, eng und dunkel, aber die von ſchönen Alleen durchſchnittnen Vorſtädte ſind um ſo freundlicher, voll hübſcher moderner Häuſer, die in Friedenszeiten von vielen fremden, größtentheils engliſchen Familien bewohnt werden.

Die vielen römiſchen Alterthümer, welche dieſe Stadt vor allen andern außer Italien belegnen Städten auszeichnen, zogen hier vorzugsweiſe unſre Aufmerkſamkeit an. Kaum konnten wir es erwarten, zum erſten Male bedeutende Ueberreſte jenes Volkes zu erblicken, das einſt mit mächtigem Scepter die Welt beherrſchte, und jetzt im Wechſel der Zeiten ſo tief geſunken iſt. Mit hoher Erwartung eilten wir hin zum Amphitheater und fanden dieſe durch den wirklichen Anblick weit übertroffen.

Ganz fremd der jetzigen Welt und ihrem kleinlichen Treiben, ſteht dunkel und ehrwürdig das koloſſale Denkmal menſchlicher Größe und ihrer Vergänglichkeit, aus Felſenſtücken zuſammen gethürmt, deren Durchmeſſer uns die Kräfte unbegreiflich macht, welche hier walteten, und die ſeit vielen Jahrhunderten, ohne Mörtel und Kitt, blos durch eigne Schwere auf einander ruhen. Lange ſtaunten wir dieſe großen Trümmer an, ohne ein eigentliches Bild davon in uns auffaſſen zu können. Wir durchirrten die alten gewölbten Gänge, erſtiegen die Treppen, die zu den Stufen führen, auf welchen, genauer Berechnung nach, ſiebzehntauſend Zuſchauer ihre Plätze fanden. Von der höchſten dieſer Stufen blickten wir ſinnend herab in den weiten länglich runden Raum, den dieſes Rieſengebäude umſchließt. Dort, wo ſonſt Löwen und Tiger kämpften, wo Gladiatoren, wilder noch als dieſe, dem augenblicklichen Beifalle der gedankenloſen Menge ihr eignes und fremdes Leben freudig blutend opferten, dort treiben jetzt funfzig Familien in kleinen ſchmuzigen Hütten ihren ärmlichen Haushalt, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. Kinder, die hier geboren wurden, ſpielen unter den hohen Säulen, jagen einander in den verödeten, von ihren Tritten ſchauerlich wiederhallenden Gängen, und pflükken, zwiſchen zerfallnen Capitälern, welche einſt der Stolz des Baukünſtlers waren, Gras und Blumen, die aus verwittertem Mooſe hervorblühn, für ihre Ziegen. So keimt überall im ewigen Kreislaufe der Welt das Leben aus dem Tode, blühende Gegenwart aus grauer Vergangenheit.

Endlich gewannen wir es über uns, den Gegenſtand unſrer Bewunderung auch in ſeinen einzelnen Theilen zu betrachten, um uns einen deutlichen, feſten Begriff davon anzueignen. Im

Ganzen ſteht das Amphitheater noch wohl erhalten, da, obgleich einzelne Stellen deſſelben ſehr gelitten haben; theils durch die Macht der Zeit, theils mehr noch durch muthwillige Zerſtörungsluſt und elenden Eigennutz der Bewohner von Nismes, die ſich nicht ſcheuten, Steine aus dieſen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um ſich jämmerliche Hütten daraus zuſammen zu flicken. Es umfaßt einen länglich runden, ungefähr vierhundert Fuß langen und dreihundert Fuß breiten Raum. Vom Boden bis zur Attika hinauf iſt es gegen fünf und ſechzig Fuß hoch, aber wenigſtens zwölf Fuß ſeiner urſprünglichen Höhe wurden im Laufe der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und durch das aus ihnen neu erſtandne Erdreich verſchüttet. Das Amphitheater iſt in unregelmäßigem, dem Doriſchen ſich nähernden Styl erbaut; der ganze untre Stock deſſelben bildet einen großen Porticus, in welchem ſechzig hochgewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Von dieſen Bogen bildeten die, gegen die vier Himmelsgegenden gerichteten, die vier Haupteingänge, und waren mit Frontons geſchmückt; eines derſelben ſteht noch wohl erhalten da; und die hervorſpringende Abbildung zweier Stiere iſt noch darauf ſichtbar. Auf einem nahe an dieſem Haupteingange ſich befindenden Pilaſter, ſieht man noch ein Basrelief, auf welchem Romulus, Remus, und die beide Kinder ſäugende Wölfin abgebildet ſind. Zwiſchen dieſem und den Stieren erblickt man auf einem Basrelief über einem der obern Bogen die Abbildung zweier Fechter, als Zeichen der Beſtimmung des ganzen Gebäudes. Gewiß war es auf ähnliche Weiſe reich verziert: denn an den Bogen und den zwiſchen ihnen ſtehenden Pfeilern ſind noch viele Spuren von Basreliefs und andern architektoniſchem Schmucke vorhanden, bald mehr, bald minder gut erhalten.

Der zweite Stock des Amphitheaters beſteht ebenfalls aus ſechzig Bogen, über welche eine Attika hinläuft. Auf dieſer Attika ſtehen hundert und zwanzig hervorragende Kragſteine, in gleichen Entfernungen vertheilt; in jedem derſelben bemerkt man ein tiefes rundes Loch, in welchem Stangen befeſtigt wurden, an denen man Zelte ausbreitete, um die darunter ſitzenden Zuſchauer gegen Witterung und Sonnenſchein zu ſchützen.

Zwei und dreißig, ſich übereinander allmählich erhebende Reihen von Stufen umringten das Amphitheater, auf dieſen ſaßen die Zuſchauer und konnten überall den Schauplatz bequem überſehen. Dieſe Stufen ſind hin und wieder ſehr verfallen; wo ſie noch am beſten erhalten ſind, zählt man ihrer noch ſiebenzehn. Drei Reihen gewölbter, im Innern des Mauerbezirks angebrachter Gänge leiteten zu den Sitzen; die Treppen, welche aus den Portiken zu dieſen Gängen hinaufführten, beſtehen zum Theil noch.

Das ganze Gebäude hat eine bräunlich graue Farbe, welche die Abbildungen von Kork, ſo man in Kunſtkabinetten findet, ſehr getreu nachahmen; auch Form und Anſicht dieſer und ähnlicher Ueberreſte des Alterthums gibt keine Zeichnung, kein Kupferſtich ſo deutlich wieder als ſie. Nur die Größe, den impoſanten Anblick dieſes Amphitheaters, vermögen weder Worte noch bildende Kunſt darzuſtellen; man muß es geſehen haben, um es ſich denken zu können. Uns ſchwindelte ſelbſt hier an Ort und Stelle vor dem Gedanken an das, was dieſes koloſſale Gebäude geweſen ſeyn muß, als es noch in urſprünglicher Pracht daſtand; wenn alle die vielen Tauſende in der ſchönen maleriſchen Tracht ihrer Zeit dieſen weiten Raum mit einem Kreis umſchloſſen, gebildet aus zwei und dreißig Reihen übereinander ſich erhebender Köpfe; wenn alle dieſe verſchiednen ausdrucksvollen Geſichter, mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit, auf das blutige Schauſpiel in der Mitte hinſtarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemals der Beifall der Menge, vermiſcht mit dem Brüllen der Löwen, der Tiger, und dem Angſt- und Wuthgeſchrei der von den Beſtien zerriſſenen Sclaven und Kriegsgefangnen, oder der von wilder Kampfesluſt entmenſchten Gladiatoren, hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Ton des ärmſten Lebens verhallt. Die Erbauung dieſes Prachtgebäudes wird von einigen dem Agrippa, von der Mehrzahl der Alterthumsforſcher dem Antoninus Pius zugeſchrieben. So hätten denn dieſe Mauern ſiebenzehn Jahrhunderte hindurch dem Wechſel der Zeiten widerſtanden.

Einen von dem, welchen das Amphitheater auf uns machte, ganz verſchiednen Eindruck gab uns der Anblick des ſchönen den Söhnen des Auguſtus geweihten Tempels, der unter dem Namen la Maison quarrée allbekannt iſt. Dort ergriff uns nicht nur ſtaunende Bewunderung, ſondern auch Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen der Erde. Hier erfüllte uns die reinſte Freude, welche nur der Anblick eines vollendeten Kunſtwerks gewähren kann, und hier erfuhren wir zuerſt, daß die höchſte Harmonie architektoniſcher Verhältniſſe eben ſo ſeelenerhebend rühren und erfreuen könne, als die Schöpfungen der bildenden Kunſt im engern Sinne des Wortes. Wie vor dem Apoll von Belvedere, hätten wir auch hier vor dieſem Tempel Stunden lang zu verweilen gewünſcht, um uns an den ſchlanken Säulen, ihren ſchönen Capitälern, der ganz einfachen edeln Schönheit dieſes Tempels, mit immer neuer Freude zu ergötzen. Im Morgenlicht, im Abendroth, in der wechſelnden Beleuchtung jeder Stunde des Tages, im Mondenſcheine hätten wir ihn ſehen mögen, immer zu ihm wiederkehrend, ohne zu ermüden. Und doch ſind alle Regeln, die hier vorwalteten, uns völlig unbekannt. Aber das wahrhaft Schöne iſt ein vom Himmel Stammendes; um es zu empfinden, braucht es keiner mühſam erlernten Gelehrſamkeit; wie die Sonne erfreut, erwärmt, beglückt es ohne Ausnahme alle, die es nur recht betrachten.

Beſſer erhalten in allen ſeinen Theilen iſt vielleicht kein Denkmal antiker Baukunſt; als dieſer gar nicht große Tempel; man vergißt bei ſeinem Anblicke ganz, der vielen Jahrhunderte zu gedenken, die ſchonend an ſeiner hohen Schönheit vorübergingen. Darum erfüllte er uns auch mit ſo reiner, durch keine Trauer um ihn getrübter Freude.

Dreißig wunderſchöne kannelirte korinthiſche Säulen umgeben den innern Tempel, der ein längliches Viereck bildet. Die zierlichen Capitäler dieſer Säulen ſind aus Olivenblättern zuſammengeſetzt und, ſo wie auch die geſchmackvollen Verzierungen am Fries und am Geſims, mit unendlicher Sorgfalt gearbeitet. Sechs von dieſen Säulen bilden die Façade des Tempels, indem ſie das vorſpringende Fronton deſſelben unterſtützen; vier Säulen ſtehen an der hintern Wand, die übrigen an den Seitenwänden des innern Tempels in abgemeßner Entfernung vertheilt; ein ſchmaler Gang, doch breit genug, um hindurch gehen zu können, iſt zwiſchen ihnen und den innern Mauern gelaſſen.

Das innere Gebäude des eigentlichen Tempels beginnt erſt an der vierten der Säulen, welche die Seitenwände deſſelben ſchmücken; dadurch entſteht unter den, das Fronton tragenden ſechs Säulen eine oben bedeckte, ringsum offne Halle vor dem Eingang in den innern Tempel. Zwölf breite Stufen führten ſonſt zu dieſer Halle hinauf, jetzt ſind ihrer weniger, weil das Erdreich mit der Zeit höher ward. Der innere Tempel iſt bald zur Kapelle, bald zum Magazine, bald gar zu einem Bureau mißbraucht worden, jetzt iſt er verſchloſſen und man benutzt ihn zu unſrer großen Freude zu gar nichts. Der große Platz, in deſſen Mitte dieſer Tempel ſteht, gewährt von allen Seiten eine freie Anſicht deſſelben, die den Genuß des Anſchauens nicht wenig erhöht. Ungern wandten wir uns endlich von ihm ab, und gingen durch eine breite Allee, in deren Mitte ſich ein ſchöner, mit Quaderſteinen eingefaßter Kanal befindet, zum Jardin de la Fontaine.

Dieſer Garten, mit dem die Einwohner von Nismes ſich nicht wenig wiſſen, iſt, wie alle ächtfranzöſiſche Gärten, ſo angelegt, daß man ihn und die vollkommne Symmetrie aller ſeiner Theile mit einem Blicke faſt ganz umfaſſen kann. Er eignet ſich deshalb vortrefflich zu einem öffentlichen Spaziergange nach franzöſiſcher Sitte, und wird an heitern Sommerabenden auch fleißig als ſolcher benutzt. Oben am äußerſten Ende dieſes Gartens ſtrömt eine ſehr reichhaltige Quelle, welche die ganze Stadt mit Waſſer verſorgt. Um dieſe Quelle zu faſſen, wurden Nachgrabungen angeſtellt, bei welchen man bald auf Spuren und Grundlagen alter römiſcher Bäder ſtieß. Dies alte Gemäuer benutzte man beim neuen Bau wieder als Grundlage, ging aber dabei ganz von der frühern Einrichtung ab und jede Spur derſelben iſt verſchwunden. Einige treue Copien der antiken Ornamente ſind zwar hin und wieder angebracht, ſie machen aber neben dem Neuern keinen guten Effect, indem ſie zu grell gegen die Geſchmackloſigkeit deſſelben abſtechen. An die Stelle der alten Bäder iſt jetzt ein ſehr großes Waſſerbaſſin getreten, nebſt einigen kleinern, welche etwas tiefer liegen. Alles iſt mit Terraſſen, Treppen, Baluſtraden und ähnlichem Schmucke dermaßen überladen und verputzt, daß es wie ein großer altmodiſcher, von einem Konfectbäcker verfertigter Tafel-

Aufſatz ausſieht; doch nimmt es ſich in einiger Entfernung wenigſtens reich aus. In der Mitte des großen Baſſins erhebt ſich ein gewaltig hohes Piedeſtal, die Ornamente davon ſind genau nach der Antike copirt, und zum Kontraſte mit dieſen ſteht eine ſehr verzerrte, manierirte Nymphe auf demſelben, ganz im Geſchmack des Bernini gearbeitet. Vier geſchwollne dickköpfige Genien hocken auf den vier Ecken der ſehr maſſiven Baluſtrade, welche dieſes Waſſerbaſſin rings umgibt, und in dieſem Geſchmack iſt das ganze, ein gewiß ſehr koſtſpieliges Werk, eingerichtet. Wie es möglich war, daß etwas ſo durchaus Widerſprechendes in der Nähe der herrlichſten antiken Vorbilder entſtehen konnte, läßt ſich nur aus der, den Franzoſen eignen Art von Kunſtſinn erklären.

Ein antiker, halb verfallner Tempel, in einem abgelegnen Winkel des nämlichen Gartens, läßt jene moderne Schnörkelei nur um ſo widerwärtiger erſcheinen. Das Volk nennt ihn den Dianentempel, doch erhellt aus deſſen ganzer innerer Einrichtung, daß er ein mehrern Göttern geweihtes Pantheon war. Die Außenſeite dieſes Tempels iſt ſehr zerſtört, abgebrochne Säulen, zertrümmerte Statuen und Basreliefs ſtehen und liegen in traurigen Verwüſtung umher. Beim Eintritt in das Innre deſſelben bemächtigte ſich unſrer ein unnennbares Gefühl von Wehmuth und Bewunderung dieſer alten, der Gewalt der Zeit hingeopferten Pracht. Auch im Innern iſt wenig Ganzes mehr zu ſehen, doch dieſe Trümmer erſtehen aus dem Staube wieder, wenn man mit Ernſt ſie betrachtet. Ein Bild von dem, was ſie waren, umſchwebt unſern Geiſt, ergänzt das Zerſtörte, verbindet das Getrennte. Mehr als die Hälfte der gewölbten Decke liegt zwar zertrümmert im Staube, doch wunderſchöne Roſetten und andre höchſt elegante Ornamente von der feinſten Bildhauerarbeit, ſchmücken den noch wohlerhaltnen Theil derſelben. Sechzehn herrliche Säulen trugen dies Gewölbe; ein zierlich gearbeiteter Fries lief über ſie hin. Nur vier dieſer Säulen ſtehen, dem Eingange gegenüber, noch wohl erhalten vor der Niſche, welche dem Bilde der vornehmſten Gottheit dieſes Tempels zum Standorte diente. In den Seitenwänden bemerkt man an jeder Seite fünf ähnliche Niſchen und eine an jeder Seite des Eingangs zum Tempel; alle ſind zum Theil noch wie die Decke mit Bildhauerarbeit geſchmückt; auch von dem ſchönen Fries über den Säulen erblickt man hie und da noch Fragmente. Ein dunkler gewölbter Gang umgibt das Innre des Tempels von beiden Seiten, und hat neben der Niſche der Hauptgottheit zwei in denſelben führende Thüren. Dieſe innern heiligen Gänge betraten wahrſcheinlich nur die Prieſter und ihre Opfer. Der Fußboden des Tempels war Moſaik, wildes Geſträuch wächſt jetzt darauf, und ein ziemlich großer Baum beſchattet die unzähligen, in wilder Verworrenheit umherliegenden Trümmer von Säulenſchäften, Capitälern, Frieſen und Ornamenten.

Aus dem Jardin de la Fontaine erblickt man auch die pittoresken Trümmer eines uralten Thurms, auf einem gegenüber liegenden hohen Berge. Das Volk nennt ihn la Tour magne, und hält ihn für das Grabmal alter Könige, die vor grauen Zeiten hier geherrſcht haben ſollen; aber der Augenſchein lehrt, daß er von den Römern im Doriſchen Styl erbaut ward. Aus den Trümmern iſt es ſichtbar, daß er ſich in Pyramidenform zu einer beträchtlichen Höhe erhob und unten viel breiter als oben war. Er iſt zu verfallen, um noch als Werk der Baukunſt Eindruck zu machen, aber ſein Daſeyn auf der Stelle wo er ſteht, trägt zur romantiſchen Schönheit der Gegend unbeſchreiblich viel bei.

Nismes wimmelt noch von andern Ueberbleibſeln aus den Zeiten der Römer. Grundmauern großer Gebäude, antike Brunnen, Trümmer aller Arten architektoniſcher Verzierungen, deuten auf das ehemalige Daſeyn großer, herrlicher Gebäude, die mit dem Volke, das ſie erbaute, verſanken. So wie irgend eines Baues wegen etwas tief gegraben wird, ſtößt man auf Spuren davon. Ein Tempel des Auguſtus ſtand wahrſcheinlich an der Stelle der jetzigen Kathedralkirche; auch von einem Tempel, der Iſis und dem Serapis geweiht, und von einem Tempel des Apollo, fand man bei Gründung großer neuerer Gebäude noch Trümmer, welche deren ehemaliges Daſeyn verkünden. Von zehn, durch die Römer hier erbauten Thoren, iſt noch eines einigermaßen erhalten, wenn gleich durch mancherlei Neuerungen entſtellt. Was muß dieſe enge, ſchmutzige Stadt in den Tagen ihres Glanzes geweſen ſeyn? wie groß, wie herrlich!

wie verſchieden von der Gegenwart! Adler, halbverloſchene Inſchriften, Basreliefs, Ueberbleibſel herrlicher Säulen ſieht man in allen Straßen, ihrem alten Standort entriſſen, ohne Zweck und Geſchmack bald hie bald da, oft verkehrt, eingemauert zum Nothbehelf, weil ſie eben zur Hand waren. Mehrere treffliche Fußböden von Moſaik wurden bei verſchiedenen Anläſſen wieder zu Tage gefördert. Einige von ihnen ſind ins Ausland verkauft, die mehreſten zerſtörte aus höchſt nichtigen oder gar keinen Gründen der Vandalismus dieſer Franzoſen, die ſich für das gebildetſte Volk der Erde halten; gewöhnlich weil es den Eigenern läſtig ward ſie den Fremden zu zeigen. Zwei von dieſen Fußböden ſind indeſſen noch vollkommen erhalten. Den einen davon ſahen wir in einem Tuchladen, und die Beſitzer deſſelben waren ſo gefällig ihn unſertwegen mit einem naſſen Tuche überfahren zu laſſen. In dieſem verklärten Zuſtande erſchienen die Farben der Steine recht glänzend, aus denen er nach einem ſehr hübſchen Muſter zuſammengeſetzt iſt, ungefähr wie ein ſchöner engliſcher Teppich. Noch vorzüglicher iſt der zweite in einem Garten der Stadt; ſeine Farben ſind noch lebhafter, eine Bordüre, wie aus rothen, gelben und weißen Bändern zuſammengeflochten, umgibt ein Viereck von grünem Stein; Abbildungen von Vögeln, Fiſchen und einer römiſchen Galeere zieren die Ecken deſſelben; mehrere verſchlungene, aus ſchwarzen und weißen Steinen zuſammengeſetzte Kreiſe bilden ein höchſt zierlich gezeichnetes Medaillon in der Mitte deſſelben. Man kann in dieſer Art nichts Hübſcheres ſehen, aber es gehört eine Zeichnung dazu, um einen deutlichen Begriff davon zu geben.

Von allen den kleinen Alterthümern, die täglich in und um Nismes ausgegraben werden, hat der dortige Buchhändler, Herr Buchet, eine ſehr intereſſante Sammlung zuſammengebracht, die er uns mit großer Gefälligkeit zeigte. Wir ſahen bei ihm eine Menge antiker Lampen, zwei darunter von Bronze, die andern von Thon, zum Theil ſehr ſchön geformt und mit kleinen Basreliefs geſchmückt. Auch beſitzt er eine große Anzahl kleiner Hausgötter, Damenſchmuck, viele Aſchenkrüge, unter denen einige recht merkwürdig ſind, und ähnliche Dinge mehr, die wir hier nicht einzeln anführen können.

Geblendet vom Glanze der Vorzeit vergaßen wir ganz der dürftigen Gegenwart, die ſich uns aber bald entgegendrängte. In der Mitte eines großen freien Platzes ſahen wir mehrere Frauen um einen Brunnen ſitzen, ſie ſpannen Seide auf langen Spindeln; die feinen, eben dem Kokon entwickelnden Fäden glänzten in urſprünglicher Schönheit wie reines Gold. Dieſe von der unſrigen ſo ganz verſchiedne, wirklich antike Art zu ſpinnen, und das ſchöne Material, ſo dieſe Frauen verarbeiteten, reizten uns ihnen neugierig näher zu treten; da ſchalten ſie uns aus in ihrer uns unverſtändlichen Sprache, und glaubten wir wollten ſie necken; weil ſie ſich durchaus nicht denken konnten, daß wir nie Seide auf Spindeln hätten ſpinnen ſehen. Etwas beſchämt gingen wir weiter; ein Geräuſch in einem Hauſe erinnerte uns aufs neue an unſre Modernität; wir ſtanden vor einer der vielen hieſigen Fabriken, in welcher ſeidne Strümpfe gewebt werden. Hier empfing man uns freundlicher; wir ſahen dem Weſen eine Weile zu und dachten dabei an Friedrich den Großen, welcher behauptet hat, es gäbe in der Welt nur zwei Dinge die er nie würde begreifen, nämlich wie die Gobelintapeten verfertigt werden, und wie man einen Strumpf webe. Endlich verließen wir Nismes und nahmen einen Umweg von etwa drei Stunden, um den Pont du Gard zu beſuchen; den Reſt des Tages und die Nacht gedachten wir, in der nicht weit davon entfernten Stadt Tarascon zuzubringen.

Der Pont du Gard.

Die Gegend, durch welche wir von Nismes aus bis an den Pont du Gard kamen, gehört zu den ſchönſten und fruchtbarſten dieſes Landes; aber der imposante, einzige Anblick, der unſrer dort wartete, hätte uns auch für die mühſeligſte Reiſe überſchwenglich reich belohnt.

In der tiefſten Einſamkeit einer wildromantiſchen Berggegend ſtand, ehe wir es vermutheten, dies Wunder der alten Zeit vor uns. Kaum trauten wir unſern Augen, da wir es zuerſt aus der Ferne erblickten, ſo ganz fremd unſern Tagen erhebt ſich majeſtätiſch hoch der uralte Aquädukt, zwiſchen Felſen und Bäumen, fern von menſchlichen Wohnungen, ein Rieſenwerk der Vergangenheit.

Wir ſahen drei Reihen übereinander gebauter, ſchön gewölbter Bogen, gelehnt an beiden Enden auf das mit ihnen gleich hohe Felſenufer des unter ihnen hinſtrömenden Fluſſes Gardon. Das Gebäude iſt toscaniſcher Ordnung, aus Quaderſteinen erbaut, ebenfalls ohne Mörtel und Kitt, blos auf ſich ſelbſt beruhend. Sechs große Bogen bilden die untere Reihe zwiſchen den beiden Felſen, auf dieſen iſt eine zweite längere Reihe von eilf eben ſo großen Bogen erbaut, denn die Felſen nehmen höher hinauf beträchtlich an Breite ab. Ueber dieſe zweite thürmt ſich eine noch längere Reihe von ſechs und dreißig kleinen Bogen, die mit den beiden Felſenufern, zwiſchen denen ſie ſich über den Strom hinziehen, von völlig gleicher Höhe ſind. Auf dieſer letzten Bogenreihe ruht der Kanal, durch welchen das Waſſer einer nah entſpringenden Quelle bis Nismes geleitet ward. Dieſer Aquäduct verdankt wahrſcheinlich dem Agrippa ſeine Entſtehung; das ganze Gebäude iſt ungefähr einhundert vier und vierzig Fuß hoch, die untere kürzeſte Bogenreihe, fünfhundert Fuß lang, die obere längſte über achthundert Fuß. Aus dieſen Verhältniſſen kann man ſich einigermaßen die impoſante Größe dieſes ungeheuren Werkes denken, aber keine Beſchreibung, ſelbſt keine Zeichnung, vermag es die hohe einfache Schönheit deſſelben würdig darzuſtellen. Unendlich erhöht wird dieſe noch durch die romantiſch wilden pittoresken Umgebungen, durch die ſtarren Felſen und üppig wachſenden Bäume, und den über Felſenſtücke ſich durch die untern Bogen hinſtürzenden Gardon. Himmliſch ſchön iſt der Blick durch die untern Bogen hindurch in das jenſeits des Aquäducts liegende ſtille grünende Thal. Hohe waldige Berge umſchließen ringsum dieſe liebliche Einſamkeit, als wollten ſie ſie vor jedem Eindringen des gewühlvollen Lebens beſchützen. Silberhell rauſcht der Fluß hindurch, nur ſein Brauſen und das Wehen in den Bäumen unterbricht die tiefe heilige Stille.

Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts kam der kleinliche Geiſt der Zeit auf den unſeligen Einfall, den Aquäduct als Brücke über den Gardon für Wagen und Pferde zu benutzen. Man fing zu dieſem Zwecke an, die Pfeiler über der zweiten Reihe Bogen auszuhöhlen und mit Bruſtwehren verſehene Vertiefungen in die alten Steine hinein zu arbeiten. Zum Glück zeigte es ſich bei Zeiten, daß dieſe ökonomiſche Anſtalt den baldigen gänzlichen Untergang des ganzen herrlichen Gebäudes nach ſich ziehen würde, der Plan davon ward alſo aufgegeben, und das ſchon Verdorbene ſo gut als möglich wieder hergeſtellt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde eine ganz neue Brücke über den Strom erbaut, ſie lehnt ſich an die erſte Reihe der Bogen und iſt in ihrer Art recht zweckmäßig und ſchön, verſchwindet aber ſo ganz gegen die alte Pracht, daß man ſie kaum bemerkt.

Beaucaire.

Dankbar prieſen wir das Andenken des hoffentlich ſchon lange ſeligen Agrippa, deſſen Aquäduct uns zu dem Umwege bewog, welcher uns hierher brachte; er führte uns durch Gegenden, denen wir auf dem graden Wege nimmer begegnet wären, und die zu den ſchönſten anmuthigſten Erinnerungen dieſer ganzen Reiſe gehören. Zuerſt fuhren wir durch eine reiche Ebene, durchſtrömt vom Gardon, der unter Blüthenbäumen der Rhone zueilt. Allmählich erhebt ſich die Ebene zu Hügeln, die Hügel werden Berge, und nun geht der Weg, dicht an einer ſteilen Felſenwand, neben der breiten wildbrauſenden Rhone hin, aus deren ſilbernen Fluthen ſich blüthenbekränzte Inſeln erheben. Vom entgegengeſetzten Ufer dufteten blumige Wieſen, neu belaubte Pappeln zu uns herüber. Dunkle Pinien mit ihren breiten maleriſchen Kronen und himmelanſtrebende Cypreſſen erhöhten den Glanz des jungen Grüns. Pfeilſchnell jagte der Strom eine Welle über die andere, der eben ſehr heftig gewordne Wind kräuſelte die dunkelblauen, muthwillig hüpfenden Wogen und bekränzte ſie ſchneeweiß, wie die blühenden Hecken, die ihnen vom Ufer freundliche Grüße zuzunicken ſchienen. Die untergehende Sonne goß ein Meer von Gold über den fliehenden Strom, über die bräutlich geſchmückte Erde, und röthete die dunkeln Zinnen einer uralten Ruine, welche finſter und drohend vom Gipfel eines der maleriſchen Felſen herabſchaute, als zürne ſie dem jungen friſchen Leben, das ihr nie wiederkehrt.

In einem wahren Freudentaumel erreichten wir den Flecken Beaucaire, und eilten ſo ſchnell als möglich durch die engſten dunkelſten Straßen, ſo wir je ſahen, an's Ufer der Rhone, um dort auf der Schiffsbrücke nach Tarascon hinüber zu fahren. Denn zwiſchen den himmelhohen Häuſern von Beaucaire war uns zu Muthe, als ſeyen wir plötzlich aus dem Paradieſe in ein dunkles Gefängniß verſetzt.

Da ſtanden wir nun wieder am Ufer des unbändig wüthenden Stroms, zählten die Fenſterſcheiben in Tarascon, und konnten nicht hinüber. Schon um Mittag hatten die tobenden Wellen vier Kähne aus der Schiffsbrücke geriſſen. Sie wieder habhaft zu werden, vollends ſie anzuketten, war bei dieſem Sturme unmöglich, die Rhone ſchlug Wellen wie das aufgeregte Meer, kein Schiffer wollte ſich hinauswagen, und jede Hoffnung, in einem Nachen überzufahren, verſchwand, je länger wir dem Toben zuſahen.

Nach langem Deliberiren beſchloſſen wir, die Nacht in Beaucaire zu bleiben. Es war gewiß die klügſte Parthie, die wir ergriffen, denn ſie war die einzige, welche uns übrig blieb; aber eine Kneipe dicht am Ufer, die uns als der einzige Gaſthof im Ort gezeigt ward, ſah ſo abſchreckend aus, daß wir, immer zögernd, auf anderweitige Rettung dachten, ehe wir uns entſchließen konnten, dieſe dunkle Schwelle zu überſchreiten.

Während wir ſo rathſchlagten, hatte ſich aber unſer Bediente ganz in der Stille auf's Recognosciren gelegt, und glücklich am andern Ende der Stadt ein Hôtel des quatre Rois entdeckt. Triumphirend kam er zurück, als wir eben in die dunkle Behauſung eintreten wollten, und führte uns durch ein Gewinde ſo enger Straßen, daß wir immer fürchteten, mit unſerm Wagen ein paar Häuſer an beiden Seiten mitzunehmen, bis zu ſeinen vier Königen, welche uns, im Vergleich mit jenem Neſte, wie ein Feenpalaſt vorkamen. Das Haus war mit fluchenden Fremden angefüllt, die, gleich uns, hier wider Willen Raſttag halten mußten. Wir fluchten nicht, ſondern waren ſehr froh, noch ein paar erträgliche Zimmer mit Betten zu finden.

Den Abend gab es noch manche luſtige Scene, ehe wir alles erhielten, was wir bedurften, denn außer der Meſſe halten ſich die Fremden nie hier auf, und der Wirth war auf ſo ſtarken Zuſpruch nicht eingerichtet. Beim Abendeſſen beluſtigte uns ſeine Angſt über unſern guten Appetit, weil er auf den Abhub unſrer Tafel gerechnet hatte, um damit die übrige Geſellſchaft zu bedienen. Und dennoch kämpfte auch wieder die franzöſiſche Höflichkeit ſichtbar mit dieſer Angſt; jeder Schnitt in den Braten war ihm ein Schnitt in's Herz, das ſahen wir deutlich, während er uns immer bei'm Serviren ſeine Freude darüber ausdrückte, daß wir ſeine Kochkunſt nicht verachteten.

Am folgenden Morgen hatten wir Zeit, Beaucaire mit aller Gemächlichkeit zu beſehen, der Sturm hielt an, und die Brücke konnte auf's früheſte erſt gegen Mittag wieder in Ordnung gebracht werden. Der Ort hat viele große, mitunter ziemlich verfallne Häuſer, iſt aber ſo öde und menſchenleer, als wären die Einwohner ausgewandert oder an der Peſt geſtorben. Nirgends erblickten wir eine Spur von thätiger Induſtrie, kaum hie und da das Zeichen eines Handwerkers. Die Einwohner leben einzig von dem, was ihnen der Zufluß unzähliger Fremden während der großen Meſſe im Julius einbringt. Dann vermiethen ſie jeden Winkel ihrer Häuſer, ihrer Höfe, ihrer Scheuern, ſogar die ſteinernen Bänke vor den Hausthüren zu unerhört hohem Preiſe, und kriechen mit ihren Familien in die elendeſten Dachkammern. In dieſer Zeit kaufen ſie auch alles, was ſie das ganze Jahr über brauchen, ſogar Schuh und Kleider laſſen ſie ſich von den Fremden verfertigen; denn ſo wie der Tumult vorbei iſt, kehren alle zur vollkommenſten Unthätigkeit zurück und Niemand mag die Nadel oder den Pfriemen führen. Sie haben ein ſolches innres Grauen vor aller Arbeit, daß ſie ſich kaum entſchließen können, ihre Olivenpflanzungen und Weingärten in leidlicher Ordnung zu erhalten; ein Handwerk oder eine Art von Handel zu treiben, fällt ihnen gar nicht ein, denn ſie wiſſen, daß ſie jedes Jahr ohne alle Mühe in wenigen Wochen ſo viel erwerben können, als ſie brauchen, um ſich nothwendig durchzuhelfen, bis jene Zeit wieder erſcheint. Und höher gehen ihre Wünſche nicht.

Wie es alſo während des größten Theils des

Jahres in Beaucaire ausſieht, iſt leicht zu ermeſſen; aber kommt der Julius herbei, dann gewinnt das düſtre, abgeſtorbne Neſt eine gar andre Geſtalt. Aus allen franzöſiſchen Provinzen, aus der Schweiz und den ſie begrenzenden deutſchen Ländern, von der ſpaniſchen und italieniſchen Meeresküſte eilen viele tauſend Fremde herbei. Die eigentliche Stadt wird zu klein, alle zu faſſen, und eine zweite, aus bretternen Hütten, wird dicht vor dem Thor auf einer Wieſe erbaut, die aber auch ordentlich ihre Straßen und Plätze hat; ſogar eine Capelle, vor welcher während Meſſe geleſen wird der größte Theil der Gemeine weithin im Freien knieen muß, weil bei weitem nicht alle Platz darin finden können.

Mehrere Arten von Waaren haben in der Stadt ihre feſten angewieſenen Plätze, wo man alle Kaufleute, die mit den nämlichen Artikeln handeln, neben einander findet; auch draußen auf der Wieſe herrſcht dieſelbe Einrichtung. Da ſtehen in langen Reihen die Marſeiller mit ihrer Seife und ihren Korallen, die von Montpellier mit Liqueuren und wohlriechenden Waſſern. In vielen Straßen werden nur getrocknete Früchte, als Feigen, Datteln, Roſinen, verkauft; man erzählte uns ſogar von einer langen Straße, in der man nichts ſieht, als Knoblauch und Zwiebeln, die ſo künſtlich aufgethürmt werden, daß es den Anſchein gewinnt, als wären Hütten daraus erbaut. Seiltänzer, Bereiter, fremde Thiere, Schauſpiele aller Art, vom Trauerſpiel an bis zur Hundecomödie herab, finden ebenfalls auf der Wieſe ihren Platz.

Nicht nur das Land, auch der Strom wird während der Meſſe zum Marktplatze. Große Floſſe, beladen mit Brennholz und Balken, mit Faßdauben, Reifen, und mit Böttchern, welche bereit ſind, daraus ſogleich Fäſſer zu fertigen, bilden ſchwimmende Inſeln. Bunt gemalte genueſiſche Feluken, ſpaniſche Pinken, Schaluppen aus Marſeille kommen über Meer die Rhone herauf. Nachen aus Bordeaux benutzen den Kanal, unzählige Barken aus Lyon, aus der Schweiz, kommen die Rhone herunter, alle legen ſich in gedrängten Reihen auf dem wilden Strome vor Anker; ihre Eigner hauſen in dieſen ihren mitgebrachten Wohnungen, haben ihre Magazine, ihre Aushängeſchilder dort, und betreiben ihren Handel eben ſo gut, als wären ſie auf dem feſten Lande.

Außer Kaufleuten, verſammeln ſich auch faſt alle andre Stände während dieſer Zeit in Beaucaire, und finden Beſchäftigung und reichlichen Erwerb, Handwerker, Künſtler, Aerzte, Apotheker, Advokaten ſogar; wären die Philoſophen in Frankreich ſo häufig als in Deutſchland, auch ſie würden kommen, um der Menſchheit mit ihrem Lichte zu dienen. Daß es an allem Troſſe, der gewöhnlich die Märkte beſucht, dort auch nicht fehle, verſteht ſich von ſelbſt; ganze Horden Beutelſchneider, Spieler und ähnlichen Volkes ziehen bei Zeiten ein. An allen Ecken wird gekocht, gebraten, geſchrien, geſungen, geprügelt; alle Sprachen tönen durcheinander, wie bei'm Thurmbau zu Babel; alle Arten von Volkstrachten, vom luftig gekleideten Katalonier bis zum polniſchen Juden, bilden das bunteſte Schauſpiel. So währt der Tumult, das Stoßen, Drängen, Feilſchen den ganzen Tag. Abends wird Ruhe; die Menge verliert ſich zu den Sehenswürdigkeiten, zu den Eisbuden, den Kaffeehäuſern bis zur Nacht. Dann verſammelt ſich wieder alles auf den Tanzplätzen;

jede Landsmannſchaft hat ihren eignen Ort, wo ſie bei'm Schalle der vaterländiſchen Muſik die Tänze ihres Landes aufführt. Den luſtigſten Anblick ſollen die Katalonier gewähren. Die Männer tanzen mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit ihre Nationaltänze ganz unter ſich, ohne Frauen, nach der Melodie der Romanzen ihres Landes, welche ſie ſingen, indem ſie ſich mit Caſtagnetten dazu accompagniren.

Der Handelsverkehr dieſer Meſſe iſt nicht minder groß als der Lärm dabei. Sehr bedeutende Summen werden umgeſetzt, und alle nur erdenkliche Waaren ſind zu haben, vom bedeutenden Kunſtwerk an bis zum rohen Material, das noch Bearbeitung erwartet. Sechs bis acht Tage lang währt der größte Tumult, dann wimmeln der Strom, die Brücke, die Chauſſeen von Heimkehrenden; die Einwohner von Beaucaire brechen die Hütten ab, ſchließen ihre Häuſer und Zimmer zu, und kehren mit vollen Taſchen zurück zu ihrem gewöhnlichen Hamſterleben, bis der nächſte Julius ſie wieder aus dem trägen Schlummer rüttelt. Wir wußten nicht, ſollten wir uns darüber freuen oder betrüben, daß wir dieſen ganzen ungeheuren

Wirrwarr nur aus Erzählungen und Beſchreibungen kennen lernen konnten. Wenn wir das enge dunkle Local betrachteten, ſo freuten wir uns, hier nicht in das furchtbare Gewühl gerathen zu ſeyn, und doch konnten wir es uns nicht verhehlen, daß dieſes rege Leben mitten im Süden einen ganz einzigen Anblick gewähren muß. Am beſten wäre es, wenn man einen Tag lang wie ein Vogel darüber hinſchweben könnte, um alles zu ſehen, ohne die Püffe, die Taſchendiebe, den Lärmen, den Knoblauch fürchten zu müſſen.

Tarascon und St. Remi.

Gegen Mittag endlich war die Brücke wieder hergeſtellt; wir zogen hinüber, mit uns eine ganze Karavane zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß. Wir wählten weislich auch die letztere Art; denn der Miſtral tobte noch immer, die Wellen brachen ſich gegen die krachenden, ſchwankenden Kähne der Schiffsbrücke, die kein Geländer hat. Bei ſolchem Sturm iſt die Fahrt darüber nicht ohne Gefahr;

ſchon oft wurden mit vier Pferden beſpannte Wagen auf derſelben vom Winde umgeworfen und in die Rhone geweht. Der unbeſchreiblich reißende wilde Strom hat zwiſchen Tarascon und Beaucaire eine beträchtliche Breite. Ein ſteinerner Damm, der einzige Ueberreſt einer altrömiſchen Brücke an dieſem Orte, bildet ungefähr in der Mitte deſſelben eine Inſel. An dieſe ſtützt ſich die erſte Hälfte der jetzigen Schiffsbrücke; die zweite geht dann in ſchiefer Richtung zum andern Ufer, ſo daß die ganze Brücke einen ziemlich ſpitzen Winkel bildet, um den Wellen beſſer zu widerſtehen, die dennoch ſehr oft, ſo wie am vorigen Tage, die Ketten ſprengen, welche die Kähne verbinden, und dann dieſe weit wegtreiben.

Das alte, nahe am Ufer auf einem hohen Felſen erbaute große Schloß von Tarascon, und ein ähnliches dicht an Beaucaire, gewähren von der Brücke aus eine ſehr maleriſche Ausſicht; bei ſtillem Wetter muß der Anblick der nur durch den Strom getrennten Städte, der Ruinen, der angebauten Ebene und der ewig wildrollenden Rhone entzückend ſeyn.

Obgleich beide Städte nur wie eine ausſehen, ſo iſt der Unterſchied zwiſchen ihnen dennoch ſehr groß. So wie wir das Ufer von Tarascon betraten, wurde uns wohl zu Muthe; die Stadt iſt weit größer, heller, lebendiger. Mehrere Fabriken und ein beträchtlicher Getraidehandel, verbreiten Leben und Wohlhabenheit unter den Bewohnern, während ihre Nachbarn jenſeit des Waſſers in Trägheit und daraus entſtehende Armuth verſinken. Sonſt war Tarascon der Sitz provençaliſcher Chevalerie und Poeſie; König René gab hier oft Turniere und hielt ſeinen Liebeshof, deſſen Schiller gedenkt:

Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte ſaßen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend.

Der Nachhall jener Zeiten tönt noch wieder im Geſange des Volks, und mancher uralte Gebrauch ruft bis zum heutigen Tage jene alten Feſte zurück; aber der alles belebende Geiſt iſt entwichen, und das Volk weiß nicht mehr was es thut, indem es dem Beiſpiele der Väter folgt, die es auch nicht beſſer wußten.

Noch bei guter Tageszeit erreichten wir St. Remi, und ſahen hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge auf dem Wege dorthin ſeitwärts liegen, deren blendend weiße Häupter mit den grünenden Frühlingsgefilden um uns her ſehr reizend contraſtirten. Rings um den jetzt unbedeutenden Flecken St. Remi, der ſonſt eine bedeutende römiſche Pflanzſtadt war, ziehen ſich Küchengärten wohl eine Stunde weit in's Land hinein. Bei keinem Ort im ſüdlichen Frankreich bemerkten wir noch ſo viel Gemüſebau als hier; große Olivenbäume und Weinreben ſtehen in dicht gedrängten Reihen am Abhange der Hügel; und alles zeugt vom Fleiße der Bewohner und dem innern Reichthume des Landes. Wir eilten durch St. Remi hindurch dem Hügel zu, der in einiger Entfernung von der Stadt noch Ueberreſte altrömiſcher Denkmäler bewahrt. Schon von ferne ſahen wir ſie am Fuße hoher zackiger Felſen, die hier im Halbkreiſe ein ſehr wildes pittoreskes Thal umſchließen; düſter ſtehen ſie auf einer Anhöhe, wie in ewiger Trauer, mitten im blühendſten Leben.

Wir näherten uns zuerſt einem großen prächtigen Grabmale, das aber dennoch nicht den Namen des Helden, dem zu Ehren es erbaut ward, der Vergeſſenheit entreißt; denn keine Spur einer Inſchrift iſt daran zu entdecken. Es beſteht aus drei Stockwerken oder Abtheilungen; das untere, mit Pilaſtern an allen vier Ecken geſchmückte, trägt das ganze höchſt elegante Gebäude, und dient ihm gleichſam zum Piedeſtal. Ziemlich gut erhaltne Basreliefs bilden die Seitenwände deſſelben; drei davon ſtellen Gefechte zu Pferde und zu Fuß vor, wahrſcheinlich die Siege, die der Held erkämpfte; auf dem vierten iſt ein großer Triumphzug abgebildet; ein ſchönes Geſims, aus Laub, Masken und Genien zuſammengeſetzt, zieht ſich oben darum her.

Den zweiten, ebenfalls viereckigen Stock des Gebäudes, ſchmücken an den Ecken kannelirte Säulen mit korinthiſchen Capitälern; große offne Bogen zwiſchen denſelben bilden die Seitenwände; ein aus geflügelten Seepferden zuſammengeſetzter Fries läuft oben darum her; zwei geflügelte Sirenen ſind in der Mitte dieſes Frieſes abgebildet. Ueber ihn erheben ſich ebenfalls ſechs kannelirte Säulen mit korinthiſchen Capitälern, die das Ganze krönen; ſie ſtehen im Kreiſe und tragen eine Kuppel, ſo, daß ſie wie ein kleiner Tempel anzuſehen ſind. Zwei in der Mitte deſſelben befindliche Statuen ſind leider bis zum Unkenntlichen verſtümmelt. Das ganze Prachtgebäude macht bei aller anſcheinenden Leichtigkeit einen höchſt imposanten Eindruck, der durch die tiefe Einſamkeit des Ortes, und den wenige Schritte davon ſich erhebenden Triumphbogen noch erhöht wird.

Leider iſt dieſer ſehr verfallen, und wem er erbaut ward, ebenfalls unbekannt; vielleicht dem, der unter dem Grabmal ruht, vielleicht ſeinem Sieger, gewiß aber haben beide in dieſer Nähe errichtete Monumente auf einander Bezug. Er bildet einen einzigen, nicht ſehr großen Bogen, deſſen inneres Gewölbe mit Roſetten, Trauben, Laubgewinden und Oelzweigen von Bildhauerarbeit ſehr reich und geſchmackvoll verziert iſt. Die Pilaſter, welche den Bogen tragen, ſind doriſcher Ordnung. Von außen ſtehen an jeder Seite deſſelben zwei kannelirte Säulen, und zwiſchen dieſen zwei aus der Wand hervorſpringende Figuren. Sie haben von der Zeit viel gelitten, kaum konnten wir noch entdecken, daß ſie gebundne Krieger vorſtellen. Auch durch dieſen Bogen iſt der Blick auf die St. Remi umgebende Gegend bezaubernd ſchön; denn jede Ausſicht gewinnt bekanntlich ſehr, wenn man ſie ſo vom Ganzen abgeſchnitten, wie mit einem dunkeln Rahmen eingefaßt, betrachtet; und hier iſt die Natur überſchwenglich reich.

Der Miſtral trieb uns leider früher als wir wollten in den Wagen zurück. Allmählich ward die Gegend, durch die wir nun kamen, ſo traurig öde, daß wir die Provence gar nicht wieder erkannten. So weit das Auge reicht, erblickt es nur dürre Kalkfelſen; der Weg, auf dem es ſich indeſſen doch ſehr bequem hinrollt, iſt in ſie eingehauen.

Das Städtchen Orgon, wo wir die Pferde wechſelten, hat die traurigſte Lage, die ſich nur denken läßt, auf dem Gipfel eines ſolchen öden Felſens, wo kein Baum ſchattet, kein Grashalm dem dürren Boden entſpringt und jede Spur des grünenden lachenden Edens, das wir vor wenigen Stunden verließen, rings umher verſchwunden iſt. Nur das mächtigſte Band, das der Gewohnheit, vermag es, die Menſchen an dieſe traurige Wüſte zu feſſeln, während ihnen das herrlichſte Land ſo nahe liegt.

Mit wenig Abwechſelung blieb die Gegend in ihrer traurigen Einförmigkeit ſich gleich, bis zu dem kleinen Dörfchen St. Cannat. Hier beſchloſſen wir zu übernachten, wenn es nur möglich wäre ein leidliches Obdach zu finden. Der kleine Gaſthof, vor welchem der Wagen hielt, ſah ziemlich freundlich aus; das ſehr verblichne Schild zeigte die Abbildung einer Frau in etwas ausländiſcher Kleidung, darunter ſtand mit großen Buchſtaben: A la belle Suédoise. Wir ſtiegen aus, und auch das Innere des Hauſes war zwar ärmlich, aber von einer Reinlichkeit, die wir in dieſem Lande zu finden längſt nicht mehr erwarteten. Wir waren wirklich im Hauſe einer Schwedin, eigentlich einer Stralſunderin. Mit einigen achtzig Jahren auf dem Rücken, ſchlich unſre Wirthin die Treppe zu uns herauf, um uns ihre Sehnſucht nach dem geliebten Vaterlande auszudrücken, hocherfreut, einmal deutſch ſprechen zu können, was ſie indeſſen ziemlich verlernt hatte. In Schwediſch-Pommern, meinte ſie, ſey doch ein ganz ander Leben als hier in der Provence; dort gäbe es doch gute, ehrliche, treue Menſchen, hier wären alle ſchlecht, falſch, böſe, und Kartoffeln wüchſen nun vollends gar nicht, lauter Oliven und Feigen und Wein, aus denen ſie ſich gar nichts machte. Im ſiebenjährigen Kriege war ſie einem jetzt lange verſtorbnen Franzoſen hieher gefolgt, der aus Liebe ihr Porträt zum Schilde ſeines Gaſthofs erhoben, und die, ihrer Verſicherung nach damals ſehr wahre Inſchrift, darunter geſetzt hatte. Mitleidig betrachteten wir die Trümmer der ſchwediſchen Schönheit, die, neubelebt durch den Beſuch von Landsleuten, ſich alle Mühe gab, uns gut zu bewirthen. Wie wirft uns das Schickſal herum, vom Geſtade des baltiſchen Meers bis in den glühenden Süden! Und was iſt das Ende von dem allen? Ein Grab! Ob unter Pinien oder nordiſchen Tannen, gleichviel.

Aix.

Von St. Cannat bis Aix hatten wir nur noch zwei Meilen vor uns. In der Nähe der Stadt wird die Gegend ſehr angenehm, viele hundert artige, blendend weiße Landhäuſer liegen zerſtreut umher, umringt von Myrthen, Granatbäumen und aller ſüdlichen Herrlichkeit. Die Olivenbäume ſahen wir noch nirgends von ſo üppigem Wuchſe; hin und wieder geben die Pinien der Gegend etwas ungemein Maleriſches; übrigens aber fehlt es durchaus an großen ſchattenden Bäumen, die Sonne brennt und im Sommer erhält das ganze Land ein ödes vertrocknetes Anſehen.

Aix iſt eine bedeutende Stadt. Am Cours, eine der ſchönſten Straßen die wir jemals ſahen, ſtehen zu beiden Seiten palaſtähnliche Häuſer in langen Reihen, und drei durch vierfache Reihen ſchöner Lindenbäume gebildete breite Alleen, erinnerten uns hier auf das lebhafteſte an Berlin. Das Ende des Cours gewährt eine weite Ausſicht auf die umliegende Gegend; und drei herrliche Springbrunnen in der mittelſten Allee, erfriſchen mit freundlichem Geplätſcher die Luft. Das Waſſer im mittelſten dieſer Brunnen iſt heiß, und wird von denen, die in der Nähe wohnen, zum häuslichen Gebrauch als ſolches verwendet; ob man ihm aber auch Heilkräfte zuſchreibt? konnten wir nicht erfahren. Doch gibt es hier andre, noch heißere Quellen, die in frühern Zeiten Aix als Badeort berühmt machten und zu denen noch immer Kranke wallfahrten. Die Einrichtung des zum Baden beſtimmten Hauſes fanden wir indeſſen nicht nur ſehr unelegant, ſondern ſogar widerwärtig ſchmuzig und ſchlecht. Die Badezimmer ſind dunkle, unangenehme Winkel; das Waſſer läuft darin aus einem Krahn in die ſehr abſchreckend ausſehenden kleinen Badewannen; es iſt ſehr heiß, doch lange nicht ſo, als der Sprudel in Karlsbad. In Aix läßt man das Waſſer nur kurze Zeit ſtehen, ehe man darin badet; in Karlsbad hingegen bedarf es vieler Stunden, ehe es dazu nur einigermaßen genugſam abkühlt.

Den Cours und noch ein Paar hübſche Straßen ausgenommen, iſt der übrige Theil von Aix winklig und dunkel; und die darin vorherrſchende Unreinlichkeit überſteigt allen Glauben. Zwar trifft man in allen Straßen ſchöne große Gebäude, aber zwiſchen ihnen auch die jämmerlichſten Hütten; es iſt, als ob die Häuſer nicht recht in Reihe und Glied ſtänden, überall ſcheint etwas zu fehlen; und die ganze Stadt hat etwas Unordentliches, wir möchten ſagen, Unheimliches. Nur auf dem Cours ſind alle Gebäude an Größe und

Pracht einander gleich. Man nennt überhaupt in der ganzen Provence und den mehreſten großen Städten des ſüdlichen Frankreichs die ſchönſte Straße Cours; ſie iſt mit Bäumen beſetzt, und das was die Italiener unter dem Namen Corſo verſtehen.

Die ſchönen, überall vertheilten Springbrunnen in Aix ſind die größte Zierde dieſer Stadt. Der Ueberfluß an friſchem kühlem Waſſer welchen ſie gewähren, iſt unter dieſem heißen Himmelsſtrich eine unſchätzbare Wohlthat der Natur. Man zeigte uns einen hohen Thurm mit einem Glockenſpiel und einem künſtlichen Uhrwerk, welches die Einwohner als eine ganz beſondre Merkwürdigkeit betrachten. In Deutſchland und in Holland findet man deren unzählige, auch hatte dies Uhrwerk das Schickſal faſt aller dieſer Art, es iſt verdorben, und der Thürmer ſetzt alle Vierteljahr eigenhändig die Gottheit der eben beginnenden Jahreszeit hinaus, die der urſprünglichen Einrichtung nach zur rechten Zeit von ſelbſt hinaus und herein ſpazieren müßte.

Der ſehr weite anſehnliche Place de la Justice gewährt einen ganz ſonderbaren Anblick: denn der

Bau eines groſsen, der ausübenden Gerechtigkeit gewidmeten Gebäudes, in deſſen Mitte, war eben ſo weit fortgerückt, daß er über der Erde beginnen ſollte, als er unterbrochen ward, und wie man glaubt auf immer. Nun iſt der Grund ganz vollendet, und alle die unterirdiſchen Kerker, Gänge und Keller nehmen ſich wunderlich aus, wenn man von oben hinein ſieht. Der ganze ſchöne Platz iſt dadurch verdorben und faſt unwegſam gemacht; bei Nacht wenigſtens wird es gefährlich hier zu gehen; kein Geländer umgibt die, einem Steinbruch ähnlichen, oben zum Theil ganz offenen Gewölbe, ſo daß man im Dunkeln leicht hinabſtürzen und vielleicht den Tod darin finden könnte.

Die groſse Kirche, St. Sauveur, iſt ein im vierzehnten Jahrhundert erbautes, dem gothiſchen Style ſich näherndes Gebäude, mit einem runden, hohen Glockenthurme, der aber nicht leicht und luftig durchbrochen in die Lüfte ſteigt, ſondern ſchwerfällig ausſieht. Mehrere, ziemlich plump und ſchlecht gearbeitete Statuen ſtehen über dem Portale; alle tragen deutliche Spuren des während der Revolution auch des Heiligſten nicht ſchonenden Zerſtörungsgeiſtes; viele davon ſind muthwilliger Weiſe verſtümmelt, andere von ihrem Standorte ganz herabgeſtürzt; nur die großen uralten Thüren von Cedernholz mit ihrem, zum Theil recht zierlich gearbeiteten Schnitzwerke ſind noch leidlich wohl erhalten. Wir traten in's Innere der Kirche; düſtere, feierliche Dämmerung herrſchte darin, und vor der zahlreich knieenden Gemeine ward eben am Hochaltare die Meſſe geleſen. Dies verhinderte uns, alles genau zu betrachten; denn obgleich die, durch den Beſuch ſchauluſtiger Fremden verurſachte Störung des Gottesdienſtes, in katholiſchen Kirchen nichts Seltenes iſt, ſo ſcheuen wir uns doch immer, ſie zu veranlaſſen, und opfern lieber den Genuß, ſie zu betrachten, auf. Dennoch bemerkten wir im Vorübergehen einige ſchöne Marmorſäulen am Taufſteine und mehrere alte Denkmäler. Merkwürdige Gemälde, die uns zu einem zweiten, bequemern Beſuche derſelben hätten anreizen können, enthält dieſe Kirche nicht. Im Ganzen iſt wenig Freude bei dem Beſehen der alten Kirchen in Frankreich; denn faſt alle alte Monumente vernichtete die zügelloſe Wuth des Volks; Kunſtwerke von Bedeutung wurden geraubt, und was übrig blieb, ſteht gewöhnlich in unerfreulichem, zerſtörtem Zuſtande da, ein Denkmal ſchrecklicher Zeiten.

Aix hat mehrere auffallende Wechſel des Schickſals erlebt. Unter der Regierung des, ſeiner Phantaſie ſich ganz hingebenden, ein wunderbar poetiſches Leben führenden Königs René, war es der Sitz der provençaliſchen Dichter, der Künſte und des romantiſchen Ritterthums. Hier gab dieſer König ſeine ewig wechſelnden Feſte, verſammelte die erſten Künſtler, die erſten Sänger des Landes und des nahen Italiens, rief die edelſten, ſchönſten Frauen herbei, ergriff mit ihnen und ſeiner vielgeliebten Gemahlin, Iſabelle von Lothringen, zuweilen in kindlicher Luſt den Schäferſtab, und hieß die edelſten Ritter in feierlichen Turnieren, zu Ehren der ſchönen Schäferinnen, ihre Lanzen gegen einander verſuchen. Später verſammelte das hier ſeinen Sitz habende Parlament die vornehmſten Familien von Frankreich. Sie erbauten alle die herrlichen Paläſte, welche jetzt verödet daſtehen; ihre Pracht verbreitete Wohlſtand unter den Bewohnern, alles war lebendig, und die Straßen wimmelten von fröhlichen Menſchen und ſchönen Equipagen. Die Revolution trieb ſie alle hinweg; menſchenleer und öde ſteht die einſt ſo blühende Stadt, und alle Freude, alles Glück ſcheint mit dem alten Glanze derſelben entwichen.

Wir brachten einen Sonntag in Aix zu, und ſahen die Einwohner, wie gewöhnlich an dieſem Tage, auf dem Cours ſpazieren gehen. Faſt alle trugen den Stempel der Armſeligkeit in der Kleidung, und wilden Mißmuths in den düſtern, von der Sonne verbrannten Zügen. Eine Menge katholiſcher Geiſtlicher in den verſchiedenſten Ordenstrachten wandelte in allen Straßen. Kirchliche Feierlichkeiten und aus alten Zeiten ſtammende, oft ſehr barocke Proceſſionen, ſind das einzige was noch zuweilen einiges Leben unter dieſe, in bittere Armuth verſinkende Menſchen bringt. Zwar iſt der Boden rings umher ergiebig; das ſchönſte Oel wächſt hier im Ueberfluß, auch Wein und Korn gerathen wohl; doch iſt dies nicht genug, um den Einwohnern von Aix den alten Wohlſtand wieder zu geben, da es ihnen an Induſtrie und Thätigkeit fehlt, um durch Handel und bedeutende Fabriken das zu erſetzen, was ſie in der Revolution und durch die Entfernung der reichen Familien verloren.

Zwiſchen Aix und Marſeille liegt nur eine Station, denn beide Städte ſind etwa zwei Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix iſt die Gegend ſehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre öde Felſen bis gegen Marſeille, wo alles in blühendem Leben aufſproßt, weil die hohe Kultur des Landes den ſonſt unfruchtbaren Kalkſtein beſiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Poſtillon auf einer Anhöhe, und machte uns auf die Viſta aufmerkſam. So heißt dieſer Platz vorzugsweiſe mit vollem Recht, denn eine ſchönere Ausſicht, als die, welche jetzt im funkelnden Abendſtrahle der Sonne vor uns lag, ſahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite mittelländiſche Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüber ſchimmerten; wunderbar gezackte Felſen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben ſo ſchöner Felſen, und linker Hand eine weite Ebene, beſäet mit mehreren Tauſenden weißer zerſtreut liegender Landhäuſer, die berühmten Baſtiden der Einwohner von Marſeille.

Marſeille.

Der erſte Eintritt in Marſeille von Aix aus iſt wirklich impoſant. Gleich am Thore beginnt der herrliche breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Thore von Aix an bis zum römiſchen Thor durchſchneidet. Er iſt eine gute Viertelmeile lang, und da er an den beiden äußern Enden höher liegt und gegen die Mitte ſich allmählich hinabſenkt, ſo kann man ihn an beiden Thoren ſeiner ganzen Länge nach bequem überſehen; hohe ſchattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und anſehnliche Häuſer umgeben ihn an beiden Seiten, deren unterer Stock faſt durchgängig zierlich aufgeputzte Waaren-Magazine enthält, wie wir ſie in London und Paris ſahen. Die zum Hafen führende, mit ſchönen, ganz gleichförmig erbauten Häuſern beſetzte Straße Cannebière durchſchneidet den Cours in der Mitte, und ſchon von hier aus erblickt man den Wald von Maſtbäumen der im Hafen liegenden Schiffe. Noch ſchöner beinah iſt die nahe liegende Straße Beauvau, mit ihren palaſtähnlichen Gaſthöfen und prächtigen Wohnhäuſern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs, und hatten alle Urſache ſowohl mit der Bedienung, als mit der Billigkeit des Wirthes zufrieden zu ſeyn. Das große Theater liegt am Ende dieſer Straße auf einem ganz freien Platze, mit der Hauptfronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architektoniſche Schmuck daran machen einen ſehr ſchönen Effekt. Im Ganzen iſt der neuere Theil von Marſeille mit den ſchönſten Straßen und Plätzen des beſten Theiles von London zu vergleichen, und übertrifft ſie wohl noch, durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig maſſiv aus Quaderſteinen erbauten Häuſer. Das Straßenpflaſter iſt ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten ſich hinziehenden, breiten, mit Steinplatten belegten Fußpfade, machen das Gehen in der Stadt ſehr angenehm. Klares, friſches Waſſer ſtrömt in ſchmalen ſteinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über ſie wegſteigen, und dies macht ſie ein wenig unbequem, ſie tragen indeſſen, ſehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, beſonders aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne ſie in den heißen Sommermonaten, wo faſt kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen iſt vortrefflich, auch hält die Polizei ſehr ſtrenge auf Reinlichkeit derſelben, ſo daß die Damen mit weißen Schuhen zu Fuße gehen können. Dieſe Reinlichkeit fiel uns beſonders auf, und die ſchöne zierliche Stadt, in welcher ſogar die Fenſter zuweilen gewaſchen werden, gefiel uns um ſo beſſer, je länger wir die Freude entbehrt hatten alles um uns her ſauber zu ſehen.

Ganz von dem neueren Theil der Stadt verſchieden iſt der, auf einer beträchtlichen Felſenhöhe erbaute ältere Theil derſelben, und der Kontraſt zwiſchen beiden erinnerte uns auf das lebhafteſte an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Ort, unter ganz andern Menſchen zu ſeyn. Im alten Marſeille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen winkeligen Straßen, die alten, hohen, düſtern Häuſer wieder, und eine durch die furchtbarſte Unreinlichkeit verpeſtete, kaum zu athmende Luft. Das Pflaſter der bald auf- bald abwärts führenden Straßen iſt abſcheulich, und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwiſchen elenden, mit Einſturz drohenden Hütten.

Die Menſchen, welche dieſen an den Hafen grenzenden Theil der alten Stadt bewohnen, ſind die ärmſten in Marſeille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eignen Kaſte, welche ſich ſowohl in der Sprache als in Sitten, Gebräuchen und Kleidung von allen andern Franzoſen unterſcheidet. Die groben Lumpen, welche ſie kaum verhüllen, und ihre kümmerliche Nahrung erwerben ſie einzig mit ihren Fiſchernetzen. Von allen andern Bewohnern Marſeille's wegen ſeiner Wildheit gemieden, die oft in Raub und Mord ausartet, lebt dies wunderliche Volk blos unter ſich, und verlangt von ſelbſt nach keiner Gemeinſchaft mit ſeinen Nachbarn. Die dunkeln, düſtern Geſichtszüge zeichnen es auf unverkennbare Weiſe aus. Manche wohnen, um dort zu fiſchen, den größten Theil des Jahres hindurch faſt ganz in den Höhlen und Klüften der Felſen, die den Hafen an dieſer Seite begrenzen. In Marſeille glaubt man, dieſe Leute wären Abkömmlinge der erſten Bewohner, der Phokier, die hier in grauer Vorzeit eine Art Kolonie anlegten, welche das Gepräge ihres Urſprungs durch alle Jahrhunderte hindurch rein und ächt erhalten haben, da ſie blos Töchter ihres eignen Stammes heirathen.

Der Hafen von Marſeille iſt einer der ſchönſten in der Welt, neunhundert Schiffe können darinnen, vor Sturm geſichert, liegen; hohe, ſchützende Felſen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inſeln den Eingang in das weite Meer zu bewachen ſcheinen. Täglich wandelten wir auf den, den Hafen umgebenden Quais, und ergötzten uns an der köſtlichen Ausſicht und dem fröhlich lebendigen Gewühle zu Waſſer und zu Lande, ohne deſſen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verſchiedenſten Nationen flattern hier luſtig gegen den dunkelblauen Aether hinauf; kleine ſonderbar geſtaltete Schiffe von der Küſte des mittelländiſchen Meers, beladen mit Orangen, Kaſtanien, ſogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffahrtei-Schiffen des fernen Nordens, und den ganz fremdartig ausſehenden Fahrzeugen der levantiſchen Küſten. Viele hundert Böte, Schaluppen und Fiſchernachen kreuzen luſtig dazwiſchen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Luſtfahrt auf den ſmaragdnen, oft kaum ſich kräuſelnden Wogen, am Ufer bereit liegt.

Auf den mit anſehnlichen Häuſern umgebnen Quais herrſcht das mannichfaltigſte Leben, wie auf dem Waſſer daneben; alle europäiſche Nationen verſammeln ſich hier neben den Bewohnern von Aſien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannichfaltigſten Trachten und Nationalphyſiognomien aller gebildeten Völker ſieht man vielleicht nirgends ſo auf einem Punkte vereint. Oft glaubten wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben, maskenartigen Geſichtern, jeden in der Tracht ſeines Vaterlandes, unter den ſchönen geputzten Marſeillerinnen umherwandeln ſahen; dazwiſchen die ſchwarzen Geſichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, welchen man überall begegnet. Dieſe ſtimmten indeſſen unſern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aſpaſia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands, müſſen denn doch ganz anders ausgeſehen haben, als dieſe orangegelben, langnaſigen Damen, deren geſchmacklos bunte mit Schmuck und Verzierungen überladne Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit ins grellſte Licht ſtellt.

Der Quai an der Seite der alten Stadt ſieht zum Theil wie ein orientaliſcher Bazar aus; er iſt viel ſchmäler, als der ihm gegenüber liegende an der andern Seite des Hafens, aber auch weit lebhafter, denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuſer enthält Magazine, in welchen ſowohl die ſeltenſten, theuerſten Waaren, als auch die unbedeutendſten, zum Verkauf zierlich aufgeſtellt ſind. Türken und Griechen halten hier die koſtbarſten Erzeugniſſe des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige orientaliſche Stoffe, ächt türkiſche Shawls in den glänzendſten Farben, mit ſo grellen, wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man ſie ſich nur wünſchen kann, damit Jedermann von weitem ſehe, daß dieſe geſchmacklos bunte Hülle viel Geld koſten muß. Roſenduft ſtrömt ſchon von weitem aus andern, mit den köſtlichſten Eſſenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben ſchauen Papageien, Kakadus und andere Vögel ſüdlicherer

Zonen in ihrer Federn bunter Pracht gar fremd in die Welt hinein, während poſſierliche Affen neben ihnen den Vorübergehenden Geſichter ſchneiden. Alles iſt hier zu haben, Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferſtiche; die herrlichſten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüſſe, Piſtazien, faſt friſche Datteln, in langen Trauben noch aneinander hängend, und die köſtlichſten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegengeſetzten Quai nehmen große, verſchloſſene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie ſind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und allem, was zum Schiffsbau gehört, angefüllt; deshalb verirren ſich die bloßen Spaziergänger ſeltner hieher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit ſchöner iſt, als der andere.

Zwei Citadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felſen ſich höchſt pittoresk ausnehmen, beſchützen den Eingang deſſelben. Die an dem breitern Quai iſt zwar viel neuer, aber weit verfallner, als die an der Seite der alten Stadt. Dieſer gegenüber müſſen alle, der

Geſundheit wegen verdächtige Schiffe während der Zeit der Quarantaine vor Anker liegen, und das Verbot, vor Ablauf derſelben nicht ans Land zu kommen, wird hier eben ſo ſtreng als in Cette, gehalten. Die Paſſagiere ſowohl als die Schiffsmannſchaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben, oder ſich in die, in einiger Entfernung von der Stadt am Ufer der Rhede erbaute Quarantaine-Anſtalt zu begeben; die Paſſagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen; oft ſahen wir ſie auf dem Verdeck, wenn wir fröhlich durch den Hafen ſchifften, wie ſie mit langen Fernröhren ſehnſuchtsvoll die Ufer und die glücklichen Menſchen anblickten, welche dort frank und frei herumwandeln durften. Die Langweile eines ſolchen gezwungenen Aufenthalts, dem lange erwünſchten Hafen gegenüber, muß entſetzlich ſeyn, beſonders nach einer Seereiſe von mehreren Monaten, mit der Sehnſucht nach dem Wiederſehn von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer Monden lang harren. Dennoch hat er vor dem in den Quarantainehäuſern viele Vorzüge. In dieſen herrſcht eine, an peinlichen Zwang grenzende Ordnung, um jeder möglichen

Gefahr einer Anſteckung in der Anſtalt ſelbſt vorzubeugen. Und doch verſicherte man uns, daß faſt immer Peſtkranke in einem Theile dieſer Gebäude ſich befänden. Selbſt aus der Ferne war uns der Anblick dieſer Gebäude immer grauenvoll, obgleich ſie am Fuße hoher Felſen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen ſcheinen. Sie nehmen ſich faſt wie eine kleine Stadt aus, ſo viel Wohnhäuſer, Magazine für die Waaren, und Ställe für die mit ankommenden Thiere, ſind dort nebeneinander erbaut.

Außer den vielen ſchönen Häuſern ſchmücken auch noch zwei anſehnliche öffentliche Gebäude den Quai, nämlich das Rathhaus und die Conſigne. Die Fronte des Rathhauſes war urſprünglich recht ſchön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergleichen etwas überladen. Dieſe wurden in der Revolution größtentheils herunter geſchlagen, und Jacobiner-Mützen, ſchlechte Freiheitsbilder, republikaniſche Inſchriften im Geiſte jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des Gebäudes nimmt die Börſe ein, den obern ein großer Saal, zu Rechtsverſammlungen beſtimmt, und mehrere Bureaux für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe iſt dicht neben dem Rathhauſe in einem andern Gebäude angebracht, entweder aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man ſie auf gut ſchöppenſtädtiſch beim erſten Grundriſſe vergaß. Sie wäre eine der ſchönſten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten, kühn gewundenen Stufen entſtellte; denn das eiſerne, welches ſonſt ſie ſchmückte, ward während der Revolution ebenfalls weggeriſſen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildſäule eines, in früheren Zeiten um Marſeille hochverdienten Mannes, Pierre Libertat mit Namen, zu keiner beſondern Zierde. Ungeſtalteteres und Geſchmackloſeres gibt es nicht viel im Gebiete der plaſtiſchen Kunſt; zum Ueberfluſſe hält Herr Libertat auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer vor dem Rathsſaal zogen zwei ſehr große Gemälde unſere Aufmerkſamkeit an. Sie ſind von Serres gemalt, einem außer Marſeille wenig bekannten Schüler Puget's, und enthalten eine gräßlich wahre Darſtellung der Peſt, die im Jahr ſiebzehnhundert und zwanzig Marſeille zur Todtengruft machte. Serres erlebte jenes fürchterliche Elend dort ſelbſt, und wagte mit wahrem Heldenmuth und äußerſter Aufopferung ſein Leben, um zu retten, zu helfen, zu tröſten, wo es irgend möglich war. Und weil eben dieſe Gemälde treue Kopien deſſen ſind, was er ſah und erlebte, ſo ergreift ihre ſchauderhafte Wahrheit Jeden der ſie erblickt, mit unausſprechlichem Grauſen, obgleich ſie als Kunſtwerke keinesweges vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon ſtellt den Cours, das andere den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greiſen in wilder Verzweiflung; überall erblickt man darauf das unausweichbarſte, entſetzlichſte Elend, in tauſend verſchiedenen Geſtaltungen, überall das furchtbarſte Sterben in aller ſeiner Gräßlichkeit; dazwiſchen Aerzte und Geiſtliche gleich tröſtenden, rettenden Engeln, die heldenmüthig den Kranken beiſtehen. Die Köpfe ſind alle Portraite von edeln zu jener Zeit lebenden Männern, beſonders von Aerzten, welche in der allgemeinen Noth ihr Leben daran ſetzten, dem Elende zu ſteuern; auch der Kopf des Erzbiſchofs, der ſich damals beſonders hülfreich erwies, iſt Portrait.

Noch voll von ſchauderhaften Phantaſiegebilden, welche dieſe Gemälde in uns aufriefen, gingen wir zu der nahen Conſigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Geſundheitspäſſe der Schiffe genau unterſucht werden, ehe ihnen vergönnt iſt, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Dieſe wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Scenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, iſt mit wenig Abänderungen dieſelbe wie in Cette, nur das Gebäude hier iſt größer und prächtiger als dort das Geſundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marſeille einlaufenden Schiffe nothwendig macht. Von dem einen der beiden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffer examinirt, von dem andern ihnen friſche Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen iſt ſo eingerichtet, daß das friſche Waſſer gleich in ihre mitgebrachten Fäſſer geleitet werden kann. In einem Saale der Conſigne ſahen wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künſtler David, ein geborner Marſeiller, in Rom zum Andenken jener, ſeine Vaterſtadt zerſtörenden, furchtbaren

Peſt malte. Es iſt eine ſeiner frühern Arbeiten, noch frei von der theatraliſchen Manier, der er ſich nachher ergeben hat. Der Farbenton iſt weniger grell, die Beleuchtung weniger geſucht, die ganze Compoſition einfacher und natürlicher als an allen ſeinen ſpätern uns bekannten Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus kniet vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vorgrunde; seitwärts, etwas höher, ſieht man zwei Jünglinge eben verſcheiden, der Kopf des heiligen Rochus iſt beſonders edel und ausdrucksvoll.

Ein ſchönes Basrelief, in karariſchem Marmor von Puget gearbeitet, würde eine wahre Zierde dieſes Saales ſeyn, wenn es ſo angebracht wäre, daß man es recht ſehen könnte; dies iſt aber leider nicht der Fall. Es ſtellt die Peſt in Mailand vor; der fromme Erzbiſchof kniet betend in der Mitte, neben ihm zwei andere Geiſtliche; Engel in den Wolken verheißen ihm die erflehte Hülfe, indem ſie ihm das Kreuz zeigen. Dieſe ganze Gruppe iſt vortrefflich, beſonders der ausdrucksvolle ſchöne Kopf des Erzbiſchofs; den übrigen weiten Raum erfüllen Bilder der Verzweiflung und des Todes, wie auf den Gemälden ſeines Schülers Serres. Puget's unerwarteter Tod verhinderte ihn, die letzte Hand an dieſes Werk zu legen, welches daher in einigen Nebenpartien noch unvollendet geblieben iſt. Er war ein ausgezeichneter Künſtler, aber die Franzoſen nennen ihn mit ihrer gewohnten Beſcheidenheit den zweiten Leonardo da Vinci, eine Ehrenbezeugung, über die er wohl in jener Welt noch zürnen müßte, wenn er etwas davon erführe; denn ächtes Talent nimmt lieber bittern Tadel als übertriebnes Lob an.

In der alten Stadt iſt das Lyceum ein ſehenswerthes Gebäude. Es war ehemals das ſehr prächtige und weitläuftige Kloſter der Bernhardiner-Nonnen, jetzt werden in einem Theile deſſelben etwa hundert und funfzig Knaben erzogen. Die Anſtalt iſt auf öffentliche Koſten, wie es uns ſchien, recht zweckmäßig eingerichtet; zwar etwas klöſterlich der Form nach, aber dies pflegt auf die Jugend ſelten nachtheilig zu wirken, beſonders unter dieſem heißen Himmelsſtrich, wo Menſchen wie Pflanzen ſich früher entfalten, und die Luſt zum Vergnügen mit der Luft eingeathmet wird. Die

Knaben erhalten in ihr den Anfang einer gelehrten Bildung; ſie wohnen, eſſen und ſchlafen unter immerwährender Aufſicht ihrer Lehrer. Die vielen großen Gärten und Höfe des Gebäudes gewähren ihnen Raum und Gelegenheit, ſich im Freien zu bewegen; die großen Speiſeſäle, die Schlafſäle, die zum Unterricht beſtimmten Zimmer, ſind alle reinlich und luftig; auch ſehen die Knaben ſehr fröhlich und geſund aus.

Ein anderer Theil dieſes ehemaligen Kloſters iſt zu einer öffentlichen Zeichenſchule eingerichtet, in welcher wir manche wohlgerathne, viel für die Zukunft verſprechende Arbeiten mehrerer Zöglinge mit Vergnügen ſahen. Die öffentliche Bibliothek, und ein ziemlich unbedeutendes Naturalien-Kabinet ſind in einigen Sälen aufgeſtellt, andere dienen zur Verſammlung der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften, und einiger zum allgemeinen Beſten, beſonders zu wohlthätigen Zwecken, eingerichteter Geſellſchaften. Mehrere waren für das Muſeum beſtimmt, welches eben, zum großen Herzeleide der die Kunſt nicht ſonderlich liebenden Marſeiller, eingerichtet werden ſollte.

Vergebens hatte die gute Stadt ſich lange gegen das von Paris aus an ſie gelangte Anſinnen geſträubt, einen Theil der geraubten Kunſtſchätze in ihre Mauern aufzunehmen und daraus ein Muſeum zu bilden, wie ſie in allen bedeutenden Städten Frankreichs exiſtiren; nicht eben aus Widerwillen gegen irgend einen Antheil an unrechtmäßig erworbenem Gute, ſondern weil für den Transport und das Einpacken zwanzigtauſend Franken bezahlt werden ſollten. Vergebens hatte ſie vielfältig erklärt, ſie wiſſe dergleichen gar nicht zu ſchätzen, ſondern bäte andere Städte damit zu beglücken, die mehr Sinn für die Kunſt hätten als die einzig dem Handel ergebnen Einwohner von Marſeille. Da half kein Remonſtriren, die zwanzigtauſend Franken mußten gezahlt werden, die Gemälde wurden eingepackt und kamen während der Zeit unſers Aufenthalts in Marſeille richtig an. Wir ſahen ſie gleich nach dem Auspacken und erſtarrten faſt über den traurigen Anblick derſelben. Die Pariſer waren beim Emballiren mit beiſpielloſem Leichtſinn und Unwiſſenheit zu Werke gegangen, faſt keines der Gemälde war unbeſchädigt angekommen, in viele große, bedeutende Stücke waren Löcher geriſſen, an andern die

Farbe dermaßen herunter gerieben, daß es faſt unmöglich wurde zu erkennen was ſie geweſen waren. Zum Glück ſind die großen Namen, mit welchen dieſe Sammlung prangt, größtentheils nur titular. So ſahen wir zum Beiſpiel einen die Apokalypſe ſchreibenden Johannes, angeblich von Raphael, welchen der unſterbliche Meiſter wohl nie erblickt hat. Doch iſt auch manches Gute mit zu Grunde gegangen. Einer vortrefflich gemalten, ſonſt höchſt widerwärtigen Geißelung von Rubens ward gar arg mitgeſpielt, ſo wie auch zwei herrlichen Gemälden von Perugino, einer heiligen Familie und einer Grablegung. Der tief empfundene Ausdruck und die hohe Einfachheit der Compoſition dieſer letztern zog uns beſonders an. Die Mutter hält mit dem edelſten Ausdrucke des innigſten Schmerzes den todten Chriſtus auf ihren Knieen; ſein Liebling Johannes unterſtützt, tief gebeugt, das ſinkende Haupt; gegen ihm über weint Magdalena knieend zu den Füßen des Erlöſers; Nikodemus und Joſeph von Arimathia ſtehen zu beiden Seiten; den Hintergrund des Gemäldes bildet ein offner Portikus, durch welchen man hinaus in eine weite Gegend blickt. Es iſt ein herrliches Bild, welches uns ſpäter von den Gemälden aus der deutſchen Schule lebhaft zurückgerufen wurde, die wir bei dem Herrn von Boiſſerée in Heidelberg ſahen. Alle ſeine Fehler und alle ſeine Vorzüge fanden wir bei dieſen alten deutſchen Künſtlern wieder, welche uns, Dank ſey jenen ächten Kunſtfreunden, aus dem Grabe der Vergeſſenheit neu erſtanden; dieſelbe einfache Anordnung, denſelben Ausdruck des wahren innern Lebens, nur nicht die Farbenpracht der alten deutſchen Kunſt.

In einer Darſtellung im Tempel hat le Sueur den großen Gedanken in Correggio's Nacht zu benutzen geſucht; das Licht, welches den Tempel erleuchtet, ſtrömt vom Kinde aus. Mehrere von Paris geſandte Gemälde aus der franzöſiſchen Schule nebſt einigen in Marſeille ſchon vorhanden geweſenen von Puget und Serres, ſollen wenigſtens der Zahl nach dieſe Sammlung vollſtändig machen. Die bedeutenden Beſchädigungen, welche die von Paris geſandten Gemälde erlitten hatten, machten der guten Stadt Marſeille große Noth; reſtaurirt mußten ſie werden, darüber waren alle Stimmen einig, nur das Wie war ſchwer zu entſcheiden. Am Ende entſchloß man ſich, den Maler dazu zu nehmen, der ſich in ſeinen Foderungen am billigſten bewies; es fand ſich auch einer, welcher nur einen Laubthaler den Tag verlangte und dabei verſprach, recht fleißig zu ſeyn, damit er bald fertig würde. Armer Perugino! wie mag es dir unter ſolchen Händen ergangen ſeyn!

In der umliegenden Gegend ſtanden ausgegrabne antike Fragmente von Grabſteinen, Inſchriften und Basreliefs, nebſt einigen aus Kirchen geraubten Grabmälern und Monumenten noch ungeordnet in Höfen und mehreren Sälen umher. Sie erwarteten die Zeit, wo ſie, in Reih und Glied geſtellt, das ihrige beitragen ſollen, um das Muſeum von Marſeille zu verherrlichen.

In einem Zimmer des Lyceums vollendete eben ein junger, geſchickter Decorationsmaler einen Theatervorhang von großem Effect. Grazien und Muſen umtanzen den Wagen des Phöbus: — denn ohne Phöbus thun die Franzoſen nichts, — Minerva führt den Zug an, und Friede und Weisheit ſchreiten vor ihr her. Dieſer brillante Vorhang fiel uns um ſo mehr auf, da man ſie in Frankreich gewöhnlich nur ſehr einfach ſieht;

er war für ein ſehr hübſches, in der Altſtadt neu erbautes Theater beſtimmt, das bis auf einige Decorationen ſchon völlig vollendet daſtand, und nur noch die Schauſpieler erwartete, welche ihr Weſen oder Unweſen darin treiben ſollten.

Spaziergänge und nächſte Umgebungen von Marſeille.

Einen Spaziergang kann man es wohl nicht nennen, wenn man ſich in eine Gondel ſetzt und durch den gewühlvollen Hafen hindurch hinaus auf die Rhede fährt; aber das Herrlichſte bleibt es immer, was Marſeille's Umgebungen bieten können. Die Ausſicht von der oft ſpiegelglatten ſmaragdnen Fläche der Rhede auf die Inſeln, die an ihrem Eingange liegen, und über dieſe hinaus auf das ewig bewegte Meer, iſt eine der erhabenſten. Nicht minder herrlich iſt es, wenn man ſich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden maleriſchen Felſen mit ihren Citadellen, die ſchöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umſchirmt von den weiter hinaus ſich erhebenden zackigen Felſen, die Viſta mit ihren Baſtiden, und überall der reichſte Ueberfluß aller Gaben des günſtigen Himmels. Marſeille gewährt von dieſem Standpunkte aus einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seeſtadt ſchöner aufzuweiſen hat; auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig um ſich ſeiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inſeln zu fahren, wo ſie Meerfrüchte friſch aus den Wellen kaufen. Fruits de mer nennen ſie alle die verſchiednen eßbaren Muſcheln, Auſtern und ſonſtige Schaalthiere, die hier im größten Ueberfluß von den Fiſchern gefangen werden.

Dem Hafen am nächſten liegt die maleriſche Felſeninſel, auf deren Gipfel das bekannte traurige Château d'If erbaut iſt, dieſes faſt unzugänglich fürchterliche Staatsgefängniß, in welchem die unglückliche eiſerne Maske mehrere Jahre lang im engen Verwahrſam gehalten ward. Auch jetzt noch war es nicht leer von ähnlichen Opfern des grauſamſten Despotismus, die dort, aller Welt verborgen und unbekannt, vielleicht von ihren

Freunden als Todte beweint, in dunkeln Kerkern ſchmachteten.

Mehr ſeitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Inſel Ratonneau. Die Ueberbleibſel eines alten, verödeten Schloſſes, und eine kleine Citadelle, in welcher ein paar Invaliden die Wache haben, ſind die einzigen Gebäude; arme Fiſcher, die zuweilen in Felſenklüften und elenden Baraken dort hauſen, die einzigen Bewohner dieſes ganz unfruchtbaren Felſenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menſchen den Kopf in ſo weit verrückte, daß er ſich einbildete, als König deſſelben zu den mächtigſten Monarchen ſich zählen zu dürfen. Ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden beſtehende Beſatzung commandirte, kam nämlich auf die ſublime Idee, ſich von ihnen als König von Ratonneau huldigen zu laſſen; die Unterthanen bezeigten ſich indeſſen widerſpenſtig. Da beſchloß der König ſie ſammt und ſonders zu verbannen; und da ſie einmal alle viere nach Marſeille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er ſie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, trieb ſie fort, ſchoß nach ihnen, und blieb auf dieſe

Weiſe ganz allein unumſchränkter Herr in ſeinem Gebiete. In Marſeille nahm man die Sache nicht ernſtlich, ſondern lachte über den neuen Monarchen und ließ ihn im ruhigen Beſitze ſeiner Staaten, bis die Fiſcher ſeiner ewigen Requiſitionen von Lebensmitteln überdrüſſig wurden. Einige von ihnen erſannen eine Liſt, um ſeiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedne vom feſten Lande zu ihm, und verlangten, ihm als ihrem Fürſten zu huldigen, was er denn auch hocherfreut ihnen in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treuloſen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden nach Marſeille, wo er noch einige Jahre, in der feſten Ueberzeugung ſeiner hohen Würde, als entthronte Majeſtät im Irrenhauſe lebte.

Die Inſel Pomègue iſt die größte und von Marſeille am weiteſten entfernt. Sie begrüßt der Schiffer als den letzten Punkt Landes, ehe er in das grenzenloſe Meer hinausſegelt; ihrem Hafen naht er ſich wieder zuerſt bei der Heimkehr: denn die Quarantaine-Anſtalten beginnen ſchon hier. Jedes von der Levante kommende Schiff muß zuerſt auf der Inſel Pomègue ſeine Päſſe zeigen, dort wird ihm die Stelle, wo es auf der Rhede oder im Hafen von Marſeille ankern darf, bezeichnet; deshalb darf auch kein Boot, das nicht in der Quarantaine begriffen iſt, dem Hafen von Pomègue ſich nähern. Fiſcher und wer die Inſel ſehen will müſſen ſie umfahren, an der entgegengeſetzten Seite landen und dürfen nicht tiefer ins Land, nicht in die Gegend des Hafens gehen, ſelbſt die Soldaten nicht, die hier auf einem Wachtthurme Wache halten. Die ganze Inſel beſteht aus einem einzigen großen Felſen, öde und unwirthbar, voll tiefer Spalten und Klüfte. Mehrere kleine namenloſe Inſeln liegen noch um ſie her. Alle dieſe im Meere zerſtreuten Felſenmaſſen gewähren bei ihrer Oede doch einen höchſt maleriſchen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; ſie gleichen ſchwimmenden Feſtungen, von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildeſten Elemente erbaut.

Die Spaziergänge in und um Marſeille ſind ſehr angenehm, obgleich wir die eben erwähnte Waſſerfahrt ihnen allen vorziehen möchten. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragnen Wälle angelegte Boulevard, und gewährt manche erfreuliche Ausſicht auf ihre nächſten Umgebungen. Die jungen Platanen und Sykamoren, welche ihn einfaſſen, wachſen luſtig empor und werden ihn mit der Zeit zu einem der ſchattigſten Spaziergänge machen, die in dieſem heißen Lande eine wahre Wohlthat ſind. Abends wird der Cours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern beſucht, ſo auch die, an die Straße Cannebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit ſchönen Gebäuden umgebene Allee Meillan. Ganz nahe an der Stadt liegt die montée de Bonaparte, welche ſeitdem wohl einen andern Namen erhalten haben wird. Ein ſehr bequemer Weg windet ſich zum Gipfel des Felſen hinauf, von welchem man die Stadt, ihre Umgebungen und das Meer überſieht.

Intereſſanter, aber auch beſchwerlicher iſt der Weg nach notre Dame de la Garde, einem ſteilen Felſen, ebenfalls nahe an der Stadt, der ſich fünfhundert Fuß hoch über die Fläche des Meeres erhebt. Eine Citadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze deſſelben; von letzterer trägt er den Namen.

Die über allen Ausdruck erhabene, herrliche Ausſicht lohnte uns oben auf's reichlichſte für alle Mühſeligkeit des Steigens, auf dem mit ſpitzigen Kieſeln beſäeten Pfade. Die ganze Stadt liegt zu unſern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze der Neuſtadt, ſehen wie das mit bunten Steinen und Muſcheln ausgelegte Parterre eines holländiſchen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuſerklumpen der Altſtadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude; man könnte faſt die Fenſter darin zählen. Weit hinaus liegen alle die tauſend, auf Höhen und in Thälern zerſtreuten Baſtiden mitten in ihren Gärten vor uns, die pittoresken Felſenufer mit ihren Citadellen, die Quarantaine-Gebäude, der Hafen, die Rhede mit ihren Inſeln und das weite Meer, deſſen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erſchien uns die Inſel, auf welcher das Château d'If ſteht, noch kleiner die vielen Eilande, welche um ſie her zu ſchwimmen ſcheinen. Auf der Inſel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendſonne gerötheten Gebäude erkennen. Das Meer war ſtill, glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige

Fiſcherböte kreuzten darauf umher und erſchienen uns auf dieſer Höhe wie kleine glänzende Punkte; großen majeſtätiſchen Schwänen ähnlich, ſchwammen mächtige, dem erſehnten Hafen ſich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwiſchen ihnen hindurch. Am herrlichſten iſt der Blick von der Terraſſe vor der Citadelle. Ein Wächter ſitzt hier, ſo lange der Tag währt, vor einem großen Fernglaſe, um jedes am Horizont erſcheinende Schiff zu beobachten und durch Signale deſſen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein engliſches Kriegsſchiff, oft ſah er die ganze engliſche Flotte dicht vor der Rhede kreuzen, und hatte nur noch am geſtrigen Abend dreizehn ihrer Segel gezählt.

Die Citadelle iſt nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umſchloſſen ſonſt viele unterirdiſche Gefängniſſe, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eines derſelben mehrere Monate lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne ſeiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Oeffnung in der Thür blickten wir in den hochgewölbten, engen, feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtſtrahl durch eine ganz oben angebrachte, kleine, vergitterte Oeffnung erhellt. Es iſt ein furchtbar ſchwarzer entſetzlicher Aufenthalt, und er dünkte uns ſelbſt für dieſen großen Verbrecher zu arg, der hier wohl oft in düſtrer Verzweiflung an ſein vormaliges üppiges Leben, an ſeine vergoldeten Säle und alle die Tauſende zurück dachte, die jeder ſeiner Launen fröhnten!

Nahe an dieſem Kerker iſt die uralte, der Mutter Gottes geweihte Kapelle erbaut. Klein und dunkel ſteht das fromme Gebäude da, welches ſonſt ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, das aber die Karmagnolen in die Münze trugen, um ſeine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild iſt fort, der Glaube iſt geblieben; noch immer befehlen ſich die Schiffer dem mächtigen Schutz der notre Dame de la Garde, die ihnen hoch vom Felſen noch lange entgegenleuchtet, wenn ſie ihre gefahrvollen Reiſen antreten, und die Kapelle hängt voll kleiner Dankopfer derer, die im Sturm, Schiffbruch und Sclaverei von ihr gerettet zu ſeyn glauben.

Die Baſtiden.

Alle Einwohner von Marſeille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigſtens vom Sonnabende bis zum Montage ſich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und friſche Luft zu athmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt zerſtreut liegenden Landhäuſer, hier Baſtiden genannt, welche das Land umher beleben und ihm einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl derſelben auf zehntauſend an; ſie ſchien uns zuerſt unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umherſchaut und rings, ſo weit das Auge reicht, alle dieſe großen und kleinen blendendweißen Häuſer zwiſchen Myrten, Granaten und Pinien hervorſchimmern ſieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwiſchen Felſen und Klüften, von der Viſta an bis hinab an das Geſtade des Meers, ſo fängt man an, dieſe große

Anzahl deſſelben wenigſtens wahrſcheinlich zu finden. Sie ſind freilich an Größe und Schönheit ſehr von einander verſchieden, nur in der weißen Farbe ſtimmen alle überein, doch darf man auch bei den bedeutendſten derſelben nicht an die ſchönen Landhäuſer bei Hamburg, Amſterdam und andern großen deutſchen und holländiſchen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren ſtolzen Villas Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden iſt das ganz anders, da braucht man im Sommer nur die friſche Seeluft, kühlen Schatten und höchſtens eine Quelle; die Wohnung iſt das Letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und zum Schutz gegen den ſengenden Mittagsſtrahl, nicht gegen Näſſe und Kälte, die in unſerem Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, ſchönes Haus unentbehrlich machen, aus deſſen Fenſtern man wenigſtens in's Grüne blicken kann, wenn es draußen recht unfreundlich regnet und ſtürmt. Der größte Theil der Baſtiden iſt daher ſehr klein und enthält höchſtens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größern könnten freilich überall für recht artige Landhäuſer gelten, aber auch unter dieſen würde man vergeblich das Feenſchloß ſuchen, welches Herrn von Thümmels reiche Phantaſie in dieſer Gegend erbaute; keins iſt zu finden, das nur die entfernteſte Aehnlichkeit damit hätte. Jede Baſtide hat ihren eignen Garten um ſich her liegen, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künſtlichen Anlagen geſchmückt iſt. Man baut Gemüſe und Obſt und begnügt ſich übrigens mit dem ſo unendlich reichen Schmucke, welchen die Natur über Felder und Wieſen verbreitet. Die edelſten Bäume, die köſtlichſten Pflanzen wachſen ja beinahe wild; da braucht es nicht, wie bei uns, der Kunſt des Gärtners, um mühſam ſie zu pflegen. Blendend weiße, lange Mauern trennen die Gärten von den Landſtraßen und geben dieſen ein langweiliges Anſehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieſer Gärten ſtoßen im Innern an einander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums; die ganze Nachbarſchaft benutzt ſie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles Uebrige iſt gemeinſchaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Baſtiden gewähren eine ausgebreitete, herrliche Ausſicht auf Land und Meer; bei vielen ſcheint man einzig auf dieſen Genuß bedacht geweſen zu ſeyn, da man ſie auf ſteilen, unwirthbaren Felſen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere ſtark duftende Kräuter wachſen, die faſt keiner Nahrung bedürfen. Andere in Thälern erbaute freuen ſich des Schattens der Felſen in dieſer, von großen Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obſtbäume, Reben, Maulbeerbäume und die im Sommer faſt grauen Olivenbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichſt blühenden Blumen und Sträuche erfüllen die Luft mit einem Balſamdufte, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weitſchattenden Linden unſers Vaterlandes können hier nicht forkommen, weil der ſengende Mittagsſtrahl ſie ſchon im Keimen zu Staub brennt.

Die provençaliſche Sonne iſt ganz etwas andres, als die unſrige. Hoch ſteht ſie am dunkelblauen Himmel und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren faſt ſenkrecht herabblitzenden, alles verſengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es faſt nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau ſie wieder einigermaßen erfriſcht. In der Mitte des Sommers iſt kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon zu Ende des Monats April fanden wir es in Marſeille ſo heiß, als bei uns in den wärmſten Sommertagen, aber die Hitze iſt weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünſten bleibt. Im Mai begann man ſchon die Fußpfade um den Hafen, den Cours und die beſuchteſten Straßen mit Dächern von Leinewand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagsſonne ſind hier im Sommer ſehr gefährlich, oft tödtlich. Eine in Neapel geborne Dame, die Gattin eines ſehr angeſehenen Kaufmanns, deren freundlicher Aufnahme wir unſre ſchönſten geſelligen Stunden in Marſeille verdanken, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsſtunde in den Garten hinauslief, getroffen vom Sonnenſtich ſogleich hinſank, und wenige Stunden darauf ſtarb, ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Dieſe Dame verſicherte uns auch, daß ſelbſt in Neapel die Mittagsſtunden des Sommers nicht heißer ſind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erſchlafft, und alles entnervt und ermattet hinſinkt. Zwar erhebt ſich alle Tage ein ſanfter Seewind, der regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man ſeinen erfriſchenden Hauch kaum gewahr, darum flüchten die Marſeiller zu ihren Baſtiden, wo die Luft ſie freier umweht, wenn gleich ſie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte iſt dagegen unbeſchreiblich, beſonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe ſchwarzblauen Himmel herniederſtrahlt, mit einer Pracht, von der nur unſre kälteſten Winternächte einen Begriff geben können. Auch eilt dann alles hinaus, und ſelbſt angeſehene Familien ſieht man in den Straßen vor den Hausthüren ſitzen, um der köſtlichen Kühlung der wunderſchönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, ſo iſt auch der Abend des Jahres, der Herbſt, die ſchönſte Zeit deſſelben. Mild und ſegensreich herrſcht er vom October an bis ſpät im December; oft braucht man erſt im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derſelben bleibt die Luft mild, und ſelten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee ſind die größte Seltenheit. Der wunderſchöne Frühling ſchließt ſich ſo enge an den Winter, daß man kaum ſeinen Anfang, wohl aber ſein Fortſchreiten bemerkt; er wäre der herrlichſte in der Welt, wenn nicht der ſchneidendkalte, alles austrocknende Miſtral gerade in dieſer Jahreszeit am heftigſten und anhaltendſten wehte.

Die hohe, pittoreske Schönheit des Landes um Marſeille entzückten uns jeden Tag auf's Neue. Obgleich es ihr ganz am ländlichen Reize friſcher Wieſen und ſchattender großer Bäume fehlt, ſo wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felſen, des Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marſeiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Geſtein entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur iſt gerade das, was ihnen als das Seltenſte erſcheint. Wo ſie nur ein friſches grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder Ulmen beſchattet, und eine kühle Quelle wiſſen, da wallfahrten ſie hin, betrachten es als ein Wunder, freuen ſich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeiſterung über ihre große Natur uns oft faſt zu Aſche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly, Eygalades müſſen Sie ſehen, wenn Sie unſre Gegend in der höchſten Schönheit kennen lernen wollen,“ war das ewige Lied unſrer Marſeiller Freunde, auch ruhten ſie nicht, bis ſie uns hingebracht hatten. Beide Orte ſind in nicht ſehr weiter Entfernung von der Stadt, wir kamen zuerſt nach Eygalades, und fanden zu unſerem Erſtaunen eine ganz deutſche Gegend. Eine kleine grüne Wieſe, durch welche ſich ein luſtiges Strömchen windet, ein kleines Weizenfeld, deſſen Aehren aber ſchon jetzt, im Anfange des Monats Mai, ſo groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten; und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübſches Landhaus, um das wir uns aber nicht weiter bekümmerten.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.H. FN. 18078/029

Im Schloſſe Borelly fanden wir es ungefähr eben ſo; das Gebäude iſt viel weitläuftiger und in größerem, vornehmerem Styl erbaut, nach Art aller franzöſiſchen Schlöſſer auf dem Lande. Es enthält ſogar eine, der Zahl nach ziemlich anſehnliche Gemäldeſammlung, durch welche wir aber von dem uns herumführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon ſahen. Der Schloßgarten iſt unbedeutend, deſto reizender ein von Weiden und Erlen dunkel beſchatteter Fußpfad, der längs dem kleinen Fluſſe Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieſer in's Meer fällt, welches bei'm Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller ſeiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Ausſicht; hohe Felſen umgeben es von der einen Seite, an der andern iſt die Gegend zu flach, um weit ſehen zu können, aber die friſche Kühlung der hohen ſchattenden Bäume, die vom ſilberhellen Waſſer durchſtrömten Grasplätze, erheben es in den Augen der Marſeiller zu einem paradieſiſchen Aufenthalt, und wir ſtimmten ihnen gern an dieſem heißen Tage bei. Einen

Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas Köſtliches ſeyn.

Das Leben in Marſeille.

Man lebt in Marſeille weit theurer als in Montpellier und andern Städten des ſüdlichen Frankreichs, wahrſcheinlich wegen der größern, auf Einem Punkte hier verſammelten Anzahl von Menſchen; denn das Land umher iſt reich an allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brot aus, da auf dieſem felſigen Boden kein Weizen fortkommt. Dieſer muß aus der Ferne herbeigeſchafft werden, was indeſſen durch die Schiffahrt wieder ſehr erleichtert wird. Gemüſe iſt das ganze Jahr hindurch in Ueberfluß zu haben, beſonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutſchland nicht wachſen, und ganz vortreffliche Artiſchoken. Die köſtlichſten Früchte ſtehen überall zum Verkauf; die Marſeiller Feigen ſind berühmt, aber auch alle andere Gattungen des ausgeſuchteſten Obſtes, Melonen, Trauben, Pfirſiche, Aprikoſen, Granatäpfel und Mandeln bringt das Land im Ueberfluß. Kaſtanien wachſen nicht viel hier, aber ſie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in ſolcher Menge eingeführt, daß ſie bei'm Volk die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hieres und die ſpaniſchen und italieniſchen Küſten ſchicken Orangen, Citronen und Arbuſen; die Levante Datteln, Piſtaziennüſſe und viele andre Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preiſen verkauft, und es iſt eine wahre Freude, ſie überall in großen Körben, maleriſch gruppirt, in der höchſten Vollkommenheit zu erblicken. Bei der Nachbarſchaft des Meeres fehlt es auch nicht an vortrefflichen Fiſchen aller Art; ſie ſind im Ueberfluſſe vorhanden; ſo auch Auſtern, Muſcheln und alle Gattungen eßbarer Schaalthiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schaalen vieler dieſer, uns bis jetzt unbekannt gebliebenen Thiere, die uns einſt ſammt und ſonders am Tiſche eines Freundes vorgeſtellt wurden, machten die ganze Tafel einem Conchylienkabinette ähnlich, aber die unſcheinbare Auſter behielt doch den Preis. Einige Molluskenarten, die auch gegeſſen werden, mochten wir gar nicht berühren, ſo ſehr ſie uns auch angeprieſen wurden; ſie ſehen gar zu widerwärtig aus; deſto beſſer aber behagten uns die Krabben, die Taſchenkrebſe und die rieſengroßen Hummer.

An wildem und zahmen Geflügel aller Art iſt ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleiſch iſt ſelten zu haben, noch ſeltener Kalbfleiſch, weil dieſe Thiere in der Nähe von Marſeille kein Futter finden. Man muß ſich mit dem Fleiſche von jungen Ziegeln, Lämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachſenen Felſen trefflich gedeihen. Viele Menſchen in Marſeille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh geſehen, und in der Nähe der Stadt leben kaum zehn dieſer nützlichen Thiere, die als eine Seltenheit mit großen Koſten erhalten werden müſſen, da es keine Wieſen gibt. Eine Schweizerin, die Gattin eines Marſeiller Kaufmanns, beſchenkte uns zuweilen mit friſchem Rahm und Butter von den zwei Kühen, die ſie auf ihrer Baſtide mit großer Mühe hielt; ſonſt hätten wir beides ganz entbehren müſſen. Die Marſeiller kennen nur die Milch von Ziegen und Schafen; es wird auch Butter davon bereitet, die aber ſehr widrig riecht und ekelhaft weiß iſt. Man macht faſt gar keinen Gebrauch davon, die Speiſen werden alle mit dem hier in Ueberfluß vorhandenen trefflichen Olivenöl bereitet. Sie ſchmekken deshalb nicht ſchlechter, und wir gewöhnten uns ſehr bald daran; zum Braten, Backen, zur Bereitung des Gemüſes und der Fiſche fanden wir das Oel ſogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marſeille nicht getrieben, obgleich die Damen ſich ſehr geſchmackvoll und vortheilhaft anzuziehen wiſſen. Der Hitze wegen werden viele leichte ſeidne Zeuge getragen, die als Producte des Landes nicht theuer ſind; viele Verzierungen daran würde die Wärme des Klima's beſchwerlich machen, da man ſich oft umkleiden muß und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert ſchöne Shawls und leichte gedruckte Mouſſeline, die man ſehr ſchätzt; Italien die feinen Strohhüte, und damit iſt gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer ſeidene Kleider und leichte, überzogene Strohhüte.

Bei der Einrichtung der Häuſer ſtrebt man vor allem nach möglichſter Kühlung. Tiſche und ähnliche Meubeln haben gewöhnlich marmorne Platten; die Stühle ſind häufig von geflochtenem Rohr, die Fußböden der ſehr hohen, geräumigen Zimmer mit zierlich glaſurten Backſteinen belegt, ſeltener mit Marmor oder Stein, weil dieſe in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen beſtehen alle aus Stein, mit eiſernen Geländern verſehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenſter haben, außer den innern Jalouſieen, noch von außen angebrachte leinene Schirme, um jeden Sonnenſtrahl ſo viel möglich abzuhalten. Die breiten, mit Matratzen belegten Bettgeſtelle ſind immer mit leichten Vorhängen verſehen, zum Schutze gegen Mücken und ähnliche Ruheſtörer. Dieſe ſind hier ſehr grimmig und blutdürſtig, auch ſchleichen ſich zuweilen Scorpione ein; doch hält man gegen dieſe gefährlichen Feinde ſtrenge Wacht; eben ſo gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Baſtiden ſich einfinden, aber doch nicht ſehr giftiger Art ſind. Ueberhaupt bringt hier die Sonne allerhand wunderbares Gewürme hervor; es iſt ein ewiges Rauſchen und Ziſchen und Raſcheln in den Kräutern und Gebüſchen, beſonders während der Mittagszeit; ungeheuer große Eidechſen fahren oft plötzlich hervor und erſchrecken durch ihre Ungeſtalt, und ewig zirpen die Cikaden und klingeln wie mit ſilbernen Glöckchen.

Eine eigne Equipage iſt in Marſeille ein faſt unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt ihrer zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angeſehenen, reichen Kaufleute hält ſich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfekten, der dort den kleinen Kaiſer ſpielte, und einiger reichen ruſſiſchen Familien, die ſich eben in Marſeille aufhielten, haben wir während der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine geſehen. Selbſt die wenigen Fiakers, die an einigen Plätzen halten, ſtehen ewig müßig da; denn es geht ſich ſo angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß Niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich ſehr kurzen Weg zu den Baſtiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur Abends und in den ganz frühen Morgenſtunden ſich hinaus wagt. Bei vielen Baſtiden wäre es ſogar ihrer Lage wegen unmöglich, bis an die Thür derſelben zu fahren. Zu weiten Landparthien nimmt die Hitze allen Muth; auch kann man recht gute Pferde und Wagen billig zur Miethe haben, wenn man in einzelnen ſeltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geſelligen Leben wäre in Marſeille eine Equipage ſehr überflüſſig; denn es gibt dort eigentlich keine Geſellſchaft. Alle die vielen angeſehenen Kaufleute, welche dieſe, dem Handel ſo günſtig gelegene Stadt bewohnen, ſo wie auch alle andere bedeutende Familien leben für ſich allein. Höchſtens beſchränkt ſich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Perſonen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde beſuchen. Das im übrigen Frankreich ſo übliche Viſitengeben findet in Marſeille nur bei ſehr ſeltenen Anläſſen ſtatt; Geſellſchaften zu Mittag oder zu Abend, Thee's, Soiree's wie in Paris, in Bordeaux und im übrigen Frankreich exiſtiren gar nicht; nur der damalige Präfekt machte hiervon eine Ausnahme und lud ſeine Erwählten zuweilen zu ſich ein. Als Fremde hatten wir mancherlei Empfehlungen an angeſehene Familien, wurden von allen freundlich empfangen und mehrere Male bald in der Stadt, bald auf der Baſtide von ihnen eingeladen, aber immer fanden wir ſie allein, höchſtens mit ein paar Hausfreunden oder Fremden, wie wir, und ſahen aus allem, daß dies die allgemeine Lebensweiſe ſey. Unſere Abende brachten wir deshalb nicht minder angenehm im Hauſe der früher erwähnten Dame aus Neapel zu, und fanden bei dieſer liebenswürdigen Frau immer einen zwar ſehr kleinen, aber deſto anziehendern Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnetes muſikaliſches Talent, ihre Portefeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von ihr ſelbſt, auf ihren vielen Reiſen geiſtvoll entworfen, das immer lebendige Geſpräch gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabei ein, größere Geſellſchaften herbeizuwünſchen.

Nicht Vorliebe für ſtilles, häusliches Glück iſt der Grund dieſes Mangels an Geſelligkeit in Marſeille, ſondern der größte Hang zu rauſchenden Vergnügen und zum niedrigſt ausſchweifenden Leben. Hohes Spiel, wilder Tanz und die auf's höchſte getriebene Sittenloſigkeit ſind Freuden, welche den Männern jede Geſellſchaft verleiden, die ihnen den mindeſten Zwang auferlegt. Die wenigen, welche hierin eine Ausnahme machen, ſind größtentheils Ausländer, und leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie ſie es müſſen, wenn ſie nicht mit dem Strome fort wollen.

Jeder Mann, verheirathet oder nicht, unterhält eine Geliebte, in deren Wohnung er alle Stunden zubringt, welche Geſchäfte oder anderweitige Vergnügungen ihm frei laſſen. Dieſes iſt ſo allgemein anerkannte Sitte oder vielmehr Unſitte, daß es Niemandem einfällt ein Geheimniß daraus zu machen. Seit wenig Wochen verheirathete Männer und ältere Hausväter führen ihre ſogenannte Freundin öffentlich in's Theater und bleiben bei ihr, oft der Loge gegenüber, in welcher ihre Frauen, ihre erwachſenen Söhne und Töchter ſich befinden, als wenn es ſo ſeyn müßte; und die Frau, welche es wagte, die mindeſte Unzufriedenheit darüber zu äußern, würde, ſelbſt unter den andern Frauen, ſich lächerlich machen. Nirgends tritt das Laſter öffentlicher und ohne Scheu auf, als in Marſeille; die Stadt wimmelt von ganz berüchtigten Mädchen aller Klaſſen, man begegnet ihnen bei jedem Schritt; im Theater, in Concerten, auf Bällen kann es die unbeſcholtenſte Frau nicht vermeiden, in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn und ihre Töchter mit ihnen in einer Reihe zu ſehen, ja ſie muß es anhören, wie ihre Söhne und ihr Mann mit ſolchen Bekanntſchaften groß thun. Viele von dieſen Mädchen machen ein Haus und ſehen alle Abende große Männergeſellſchaften bei ſich, in welchen Hazardſpiele die Hauptunterhaltung ausmachen.

Das Spiel zerſtört vollends jedes angenehme häusliche Verhältniß; in allen Straßen ſind mehrere von der Regierung privilegirte Spielhäuſer, die jährlich oft zwanzig bis dreißigtauſend Franken Pacht geben. Man kann daraus ſchließen, wie beſucht ſie ſind und welche große Summen dort umgeſetzt werden. Selten gehen Frauen hin, die nicht zu der ganz verrufnen Klaſſe gehören, außer im Karneval und dann nur maskirt.

Daß bei dieſer ausſchweifenden, alle Rückſichten vernachläſſigenden Lebensweiſe der Männer auch nicht alle Frauen makellos bleiben, läßt ſich denken, um ſo mehr, da ſie von der früheſten Kindheit an ſehr ſchlechte Beiſpiele ſehen, und Niemand hier die ſtrengen Geſetze des Anſtandes kennt, die in andern franzöſiſchen Städten wenigſtens den Schein der Tugend erhalten, welchen hier Niemand achtet. Verworfene Geſchöpfe, die man in Paris oder Bordeaux in keiner guten Geſellſchaft dulden würde, erſcheinen hier überall; und gelingt es einer von ihnen, einen ihrer Anbeter ſo zu feſſeln, daß er ſie heirathet, ſo tritt ſie ohne Widerſpruch in die Reihe der unbeſcholtenſten Frauen, und genießt mit dieſer in der Geſellſchaft gleiche Ehre.

Die Folgen dieſes zügelloſen Lebens erblickt man ſowohl in den höhern als geringern Klaſſen und begegnet bei jedem Schritte fürchterlich entſtellten Geſichtern, welche die Geſchichte ihres Lebens zur Schau tragen, ohne ſich übrigens ſonderlich darum zu kümmern.

Unter ſolchen Umſtänden bleibt alſo denen, welche ſich dieſem ſittenloſen Leben nicht hingeben wollen, keine Wahl, als ſtill in ihrem Hauſe oder ihrer Baſtide zu leben, und kein Vergnügen außer denſelben, als der Beſuch des Theaters.

Das große Schauſpielhaus in der Straße Beauvau iſt ein ſchönes Gebäude, obgleich die Säulen an der Façade deſſelben im Verhältniß mit ihrer Höhe etwas zu ſtark ſind. Auf dem großen, freien Platze, in deſſen Mitte es ſteht, nimmt es ſich dennoch recht impoſant aus. Die innere Einrichtung deſſelben iſt lobenswerth in jeder Hinſicht, die Bühne ſehr geräumig und die Decorationen ſind vortrefflich. Die Schauſpieler entfernten ſich freilich nur wenig von der goldnen Regel des Mittelmäßigen; aber man hoffte auf Verbeſſerung derſelben wie überall. Im Grunde bekümmert ſich aber auch das Marſeiller Publikum wenig um das, was auf der Bühne geſprochen wird, ihm iſt der Tanz die Hauptſache; auch fanden wir hier das Ballet in einer Vollkommenheit, wie nirgends außer Paris. Mehrere der erſten Tänzer waren ehemals mit bedeutendem Gehalte bei der italieniſchen Oper in London engagirt, und die Ausführung des großen berühmten Ballets, Pſyche, ſetzte uns durch ſeine Vortrefflichkeit in Erſtaunen, obgleich wir das nämliche Ballet mit ganz erneuter Pracht in Paris hatten geben ſehen, wo Mad. Gardel, Clotilde und du Port die Hauptrollen hatten.

Der für die Zuſchauer beſtimmte Theil des Theaters bildet einen großen Halbzirkel, ſo daß man nirgends zu weit von der Bühne entfernt iſt, um alles zu hören und zugleich die ganze

Verſammlung überſieht. Die Logen ſind alle von Abonnenten eingenommen, Fremden und Nicht-Abonnenten bleibt eine weite, offne Gallerie, die etwas niedriger als der erſte Rang Logen ſich an dieſe lehnt und vor ihnen rings um das ganze Haus hinläuft. Dort ſieht und hört man freilich am beſten, aber in ſehr ſchlechter Geſellſchaft; letztere ſcheint ſich indeſſen, nach einer Art ſtillſchweigender Convenienz, gewöhnlich zu linken Seite des Theaters zu halten. Da jeder Abonnent ſeine Loge wie er will dekorirt, ſo erhalten dieſe ein buntſcheckiges, die Harmonie des Ganzen ſtörendes Anſehen; denn jede iſt mit einer andern Farbe tapezirt, einige ſind offen, andre haben Vorhänge, andre Gitter, andre Rouleaux von Gaze; manche ſehen wie aufgeputzte Gardinenbetten aus, andre wie Schiffskajüten. Hinter der Muſik im Orcheſter nehmen viele Frauenzimmer mit ihren Führern Platz, im Parterre aber ſieht man, wie überall in Frankreich, nur Männer. Von der baldigen Eröffnung des ſehr hübſchen, in der Altſtadt neu erbauten Theaters hoffte man viel Schönes. Außer dieſen beiden großen Schauſpielhäuſern exiſtiren auch noch drei oder vier kleinere in Marſeille. In das größte derſelben, au Pavillon, wagten wir uns einmal hinein, aber ſowohl die Vorſtellung, als die Geſellſchaft, die wir dort fanden, bewogen uns, noch vor Ende des Stücks wieder hinauszugehen, und benahmen uns den Muth, auch die übrigen kleinen Tempel Thaliens zu beſuchen.

So wenig Reiz das geſellige Leben in Marſeille auch bieten mag, der Aufenthalt in der ſchönen Stadt machte uns dennoch viel Freude. Ueberall iſt frohes, muntres Leben zu ſchauen, deſſen Details man nur vermeiden muß, um ſich an der Außenſeite deſſelben erfreuen zu können. Abends iſt es ein Wogen und Leben in den Straßen; viele Leute ſitzen vor den Häuſern, die Läden ſind erleuchtet, überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben als bei uns. Man ißt und trinkt im Freien; man geht in den Straßen ſpazieren, ohne Furcht, damit etwas Unſchickliches zu begehen; und manche Handwerker arbeiten in offnen Läden dicht an der Straße.

Die Menſchen ſehen in Marſeille ganz anders aus als in der Gascogne; ſo häßlich das Volk dort iſt, ſo ſchön iſt es hier. In allen Klaſſen bemerkten wir im Durchſchnitte große herrliche Geſtalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Geſichtern, ſchwarzen, blitzenden Augen, und weit weniger braun von Farbe, als man es in dieſem Klima vermuthen ſollte. Unter den Frauen der höhern Stände ſahen wir ſogar viele blendend weiße Blondinen, mit goldnen Locken und ſchwarzen Augen; überhaupt viele auffallend ſchöne Weiber, denen die dem Süden eigne Lebhaftigkeit etwas unwiderſtehlich Reizendes gibt. Dieſe Lebhaftigkeit des Volks in Sprache und Bewegung iſt hier nicht minder groß als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute ſehen nicht immer aus, als ob ſie einander todtſchlagen, eher, als ob ſie mit einander tanzen wollten. Der volle, ſchöne Klang des provençaliſchen Dialekts trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehmer zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volke nicht ſehr trauen; im Zorn iſt es zu jeder Unthat fähig, und die Jahre der Revolution, in welche faſt die Jugend der ganzen gegenwärtigen Generation fiel, haben wenig Keime des Guten in ihr aufkommen laſſen, welche die allgemeine Sittenloſigkeit vollends zerſtört.

Fabriken.

Bei dem allgemein herrſchenden Streben, ſich zu vergnügen, vernachläſſigen die Einwohner von Marſeille doch keineswegs ihr Intereſſe, und ſuchen durch Thätigkeit und Induſtrie ſich die Mittel zu verſchaffen, nach gethaner Arbeit jeden Tag auf ihre beliebte Weiſe zu beſchließen. Handel und Fabriken blühen und werden eifrig betrieben; Spiel aber und ein ausſchweifendes Leben thun dem Kredit des Kaufmanns hier keinen Abbruch, weil faſt keiner in dieſer Hinſicht eine Ausnahme macht, und die mehreſten ſich einbilden, daß man anders gar nicht leben könne, da ſie es von Jugend auf ſo ſehen.

Einer der bedeutendſten Erwerbzweige ſind hier die Seifenfabriken. Lange widerſtrebten wir dem Anſinnen unſrer Freunde, eine der größten derſelben zu beſuchen, weil wir ihre unangenehme

Atmoſphäre fürchteten, und willigten zuletzt nur halb gezwungen darein. Wir bereuten es jedoch nicht; denn da man nur Olivenöl in dieſen Fabriken anwendet, und der Mangel an Viehzucht die bei uns übliche Benutzung der Knochen und des Talgs unmöglich macht, ſo war der Geruch in der Fabrik lange nicht ſo unangenehm als wir erwartet hatten. Immer erfreute uns der Anblick einer Werkſtatt, in welcher ein unentbehrliches Bedürfniß in groſſen Maſſen hervorgebracht wird, und alles wohl berechnet vom Größten bis zum Kleinſten in einander greift, was doch gewöhnlich nur ein Einziger leitet.

Der Proceß der Hervorbringung dieſes für Marſeille höchſt wichtigen Handelsartikels erſchien uns ſehr einfach. In einem ſehr großen Gebäude ſahen wir lange Reihen großer eingemauerter Keſſel, in welchen die Miſchung von Oel, Kalk und Wedaſche kocht. Das Feuer, das ſie im Kochen erhält, brennt in einem unter dem Gebäude liegenden feuerfeſten Keller, in dem eben ſo viel Oefen als oben Keſſel ſtehen, welche alle mit Steinkohlen geheizt werden. Acht Tage und Nächte lang muß die Maſſe in unaufhörlich ſtarkem Kochen erhalten werden, dann wird ſie in große gemauerte viereckige Formen gegoſſen, in welchen ſie zehn Tage lang abgekühlt und hart wird, zuletzt mit einem ſchwertförmigen Meſſer in Blöcke geſchnitten, und iſt dann zum Verkauf und zum Verſenden bereit. Die ſchwerſte Arbeit dabei iſt, die Wedaſche vor dem Gebrauch in kleine Stücke zu zerſchlagen. Dieſe gleicht einem lockern, ſchwärzlichen Stein und wird in Spanien aus einer dort häufig wachſenden Pflanze gebrannt. Die marſeiller Seife verſendet man überall hin in ſehr großen Quantitäten; es gibt deren weiße und blaue; erſtere iſt die beſte, aber die blaue, zu welcher mehr Wedaſche kommt, wird theurer bezahlt, weil der Abſatz davon bedeutender iſt, da ſie beſonders zum Waſchen gröberer Leinwand für vortrefflich gilt.

Auch die Korallenſchleiferei der Herren Megi, Garambois und Augienne beſuchten wir. Sie iſt die einzige in Frankreich. In Italien ſind auch einige, vielleicht auch in Spanien; und die Seltenheit ſolcher Fabriken iſt wohl die Urſache der Koſtbarkeit dieſes in ſeiner Vollkommenheit ſo glänzenden Schmucks; denn die Korallen ſelbſt werden in großer Menge aus den Tiefen des Meeres herauf gebracht. Die, welche man in Marſeille verarbeitet, kommen größtentheils von den provençaliſchen Küſten, viele auch von den afrikaniſchen und ſpaniſchen. Die ſchönſten und merkwürdigſten Zweige dieſes wunderbaren Geſchenks Amphitritens, hatten die Eigner in einem kleinen Kabinette geſammelt und auf Sockeln geſtellt; es waren Stücke von ungeheurer Größe und wunderſchöner Farbe darunter, die jedem Conchylienkabinette zur größten Zierde dienen würden. Die Korallenzweige reinigt man zuerſt mit einer Feile und befreit ſie von ihrer Rinde; dann werden ſie in kleine Stücke zertheilt und der Farbe und Schönheit nach ſortirt, dann gebohrt; darauf gibt man ihnen auf einem Schleifſteine die gehörige Rundung; nur die allerſchönſten werden zuletzt wie Diamanten in Facetten geſchliffen. Die Preiſe einer ſolchen Korallenſchnur ſind ſehr verſchieden. Blos gebrochne, von der Rinde befreite und durchbohrte Stücke Korallen, werden in langen Schnüren aufgereibt und nach den von Negern bewohnten Küſten, zum Schmucke für dieſe pechſchwarzen Herren und Damen geſendet. Der

Handel mit dieſer geringeren Sorte iſt der bedeutendſte, obgleich jede einzelne Schnur ſehr wohlfeil verkauft wird. Rund geſchliffne Korallen, wie ſie gewöhnlich in allen europäiſchen Ländern, beſonders vom Volke getragen werden, ſind weit theurer. Von dieſen gehen viele nach Rußland; auch gibt es deren eine Gattung von ganz blaßrother Farbe, die in China ſehr beliebt iſt. Die ſchönſten Korallen werden brillantirt und ſind am theuerſten, beſonders wenn ſie eine recht dunkelrothe Farbe haben. Eine gar nicht lange Schnur dieſer Art koſtet in der Fabrik ſelbſt wenigſtens hundert und funfzig Franken, oft weit mehr, wenn die Korallen von ungewöhnlicher Größe ſind: denn das Schleifen iſt ſehr mühſam und Stücke von der zu dieſer Gattung erforderlichen Schönheit werden nicht häufig gefunden. Seitdem dieſer Schmuck von neuem Mode ward, iſt er auch im Preiſe geſtiegen.

Es gibt noch viele Fabriken anderer Art in Marſeille, beſonders Zuckerraffinerien, die wir aber nicht beſuchten, weil man ſie überall findet. Nur eine fiel uns noch ihrer Seltenheit wegen auf, in welcher man ſcharlachrothe, geſtrickte, kalottenartige Mützen verfertigt, die beſonders nach der Levante und ſelbſt nach Indien in großer Menge verſchickt werden.

Reiſe nach Toulon.

Nach Toulon, nach Hieres, ins ſchöne Land wo die Citronen blühen, mußten wir, in dieſer Nähe deſſelben, doch eine Wallfahrt unternehmen. Eine junge, im nämlichen Hauſe wohnende Engländerin hörte von dieſem unſern Vorſatz und bat, uns begleiten zu dürfen. Da ſie in ihrem eignen Wagen mitfahren wollte, ſo willigten wir gern ein. Sie war ein zartes, kränkelndes Weſen, wie ſo viele ihrer Landsmänninnen, unbehülflich in dem fremden Lande, und voll nationeller Eigenheiten und Gewohnheiten, die ſie nicht ablegen konnte, und die ihr unter dieſen damit unbekannten Menſchen jeden Schritt erſchwerten. Während des Krieges war ſie, ihrer zerrütteten Geſundheit wegen, mit ihrem Vater, einem Parlamentsgliede, und ihrer Schweſter nach Frankreich gekommen. Bei dem unerwartet ſchnell ausgebrochenen Kriege wurde dieſe Familie, wie alle damals in Frankreich anweſende Engländer, auf höchſt widerrechtliche Weiſe für kriegsgefangen erklärt, der Vater nach Verdün geſchleppt, und die arme kranke Lucy blieb des wärmern Klimas wegen bei ihrer Schweſter in Toulouſe, die ſich indeſſen dort mit einem angeſehenen Manne verheirathet hatte. Mit hohem Erröthen, faſt weinend über das Gefühl der in ihren Augen damit verknüpften Schande, geſtand uns Lucy das Unglück, einen Franzoſen zum Schwager zu haben, ſo daß wir nicht wußten, ob wir mit ihr darüber weinen, oder über den komiſch-ernſten Ausdruck ihres gekränkten Patriotismus lachen ſollten. Jetzt war ſie auf dem Wege nach Verdün zu ihrem Vater und glaubte, nur einen ganz kleinen Umweg zu machen, indem ſie von Toulouſe über Marſeille, Toulon und Hieres nach Verdün reiſte. Denn obgleich alle engliſche Damen in ihren Penſionen Geographie lernen, ſo haben ſie doch keinen Begriff von der Größe der Welt, beſonders des feſten Landes, indem ſie immer ihre kleine Inſel, die ihnen das Größte dünkt, zum Maßſtabe nehmen.

Da ſtand nun das wirklich liebenswürdige junge Mädchen ganz allein in der wildfremden Stadt, mit einem engliſchen Kutſcher, ein paar engliſchen Pferden, und einer franzöſiſchen femme de chambre von der ſchlimmſten Art, die ſie ganz treuherzig unterwegs in einem Gaſthofe angenommen hatte, weil die von ihrer Schweſter ihr mitgegebene Engländerin wieder umgekehrt war, da ſie der Provence keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Der Kutſcher behauptete, ſeine Pferde wären die klügſten Perſonen im ganzen Lande, weil ſie doch wenigſtens Engliſch verſtänden, und Miß Lucy hätte bald aus dem nämlichen Grunde daſſelbe von uns behauptet; wenigſtens erſchienen wir ihr höchſt tröſtlich in dieſer peinlichen Lage.

An einem ſehr ſchönen Morgen machten wir uns alſo in zweien Wagen auf den Weg. Miß Lucy, mit Yoricks empfindſamen Reiſen in der Hand, die ihr unterwegs zum Leitſtern dienen ſollten, behauptete: ſie müßte überall hin, wo Yorick geweſen wäre, an deſſen ſtrenger Wahrheit in Beſchreibung des Landes ſie nicht den mindeſten Zweifel dulden wollte. Wir durchfuhren die mit Baſtiden beſäete Umgegend von Marſeille und kamen bald ans Ufer des Huveaune, der jetzt ſtill und ſilbern unter grünen Bäumen dahin floß, oft aber zum reißenden Bergſtrom wird, und großen Unfug anrichtet. Bei la Renarde, einer der ſchönſten Baſtiden, ſtiegen wir aus. Hier iſt eins der lieblichſten Fleckchen auf Gottes Erdboden, wo man gleich hätte Hütten bauen mögen. Das artige Wohnhaus liegt auf einer kleinen Höhe, an deren Fuße der Strom durch ein liebliches, grünes Thal voll herrlicher Bäume ſich windet, und zuletzt, wild brauſend, vom Felſen in die Tiefe ſtürzt. Hohe, theils nackte, theils mit Cypreſſen und Fichten bewachſene Felſen, ſchützen den freundlichen Ort gegen die ſengenden Strahlen der Sonne und den alles Leben ausſaugenden Miſtral; daher grünt und blüht hier alles in unbeſchreiblicher Pracht. Nur ein beſcheidener Küchengarten liegt dem Wohnhaus zur Seite, und die franzöſiſche Gartenkunſt thut unſtreitig ſehr wohl daran, hier keine Verſchönerung zu wagen.

Hinter la Renarde wird die Gegend wilder; zuletzt ziehen ſich die ſteilen Felſen um eine enge Kluft zuſammen, durch die der Weg ſich windet. Lucy war außer ſich vor Freude über den ſchönen

Gräuel (beautiful horror) und recitirte eine Menge Beſchreibungen ähnlicher Gegenden, von Thompſon, Shakſpeare und allen möglichen engliſchen Dichtern, die jeder gebildete Engländer bei ſolchen Gelegenheiten zur Hand hat. So traurig die Natur hier eigentlich iſt, ſo beſitzt ſie für Nordländer in der That einen ganz eignen Reiz. Die Vegetation zwiſchen den wunderbar gezackten Felſen hat nur eine Art von geiſtigem Leben; nichts iſt grün; die Olivenbäume, welche zwiſchen den Steinklüften wachſen, der Lavendel und ähnliche Kräuter, die überall ſproſſen, ſehen alle grau aus, aber ein ſüßberauſchender Duft ſteigt aus ihnen empor, die Felſen glühen im Abendſchein, und tauſend Cicaden klingeln ihr einfaches Lied unaufhörlich.

Wir übernachteten in dem, tief im Grunde liegenden, von Felſen umgebenen Städtchen Cuges. Ringsum bedeckt wildwachſendes Kaperngeſträuch die Felſenwände. Dieſe klimmende Pflanze wird dadurch zum Hauptnahrungszweig der Einwohner, welche die eben ſich zeigenden Blüthenknospen mit großer Sorgfalt ſammeln, ſie auf der Stelle in Eſſig einmachen und dann zur Verſendung in alle

Welt verkaufen. Ein ſehr angenehmer Duft, faſt wie von Cedernholz, kam uns beim Einfahren in den Ort entgegen, deſſen Urſache wir bald in dem Kaminfeuer entdeckten, welches unſre Engländerin, nach ihrer Landesſitte, im Gaſthofe anmachen hieß, um die Luft im Zimmer zu trocknen. Die Leute brennen nämlich in Cuges nur Rosmarinholz. Dieſe bei uns ſo zarte Pflanze wächſt hier in ihrer Heimath zu einem Strauch von anſehnlicher Größe heran, mit mehr als armsdicken Zweigen; und die Wurzeln davon, welche man vorzüglich gern brennt, ſind noch weit ſtärker.

Hinter Cuges führt der Weg eine ſehr ſteile Anhöhe hinauf. Zwar iſt er breit genug; dennoch grauſete uns vor dem Abgrunde, der ſeitwärts ſchwarz und fürchterlich den Reiſenden angähnte. Oben empfing uns ein wunderſchönes Thal, von noch höheren Felſen umgeben, durchrauſcht von einem wilden ſchäumenden Bergſtrome, zu welchem mehrere ſilberhelle Quellen von den Felſengipfeln pfeilſchnell hinab eilen. Reben, Mandeln, Olivenbäume und Maulbeerbäume wachſen zwiſchen dem Geſtein üppig hervor; an einigen Stellen erheben die maleriſchen Felſen ihre zackigen Häupter hoch gen Himmel, und ſtehen ſchroff und zürnend da; aber wo nur irgend ein fruchtbares Plätzchen ſich zeigt, hat auch der fleißige Menſch gebaut, und die Miſchung von Cultur und widerſtrebender Natur in dieſem Thale gibt der Gegend einen unnennbaren Reiz. Der ſteinige Weg zwang uns viel zu Fuße zu gehen. Miß Lucy war damit beſonders zufrieden, denn hier und nirgends anders wollte ſie durchaus den Schauplatz von Yoricks empfindſamen Abenteuern entdecken, vor allen den Berg, auf welchem er eine Pachtersfamilie zum Abendgebet tanzen ſah. Leider war keine Spur von dem allen zu finden, gar nichts, das nur von ferne einen ſentimentalen Anſtrich hatte, wollte uns begegnen; und zu Miß Lucys Herzeleid ging in dieſer poetiſchen Gegend alles ganz proſaiſch ſeinen Gang.

Allmählich ziehen ſich die Felſen von beiden Seiten zuſammen, ſo daß der Strom und der Weg das immer enger werdende Thal ganz einnehmen; die Olivenbäume und alle Cultur verſchwinden; die Felſen erheben ſich höher in immer kühnern Formen, und wir betreten das wilde Thal von Oliulles, in welchem in frühern Zeiten und auch während der Revolution groſse Räuberbanden hauſten. Im wild verworrenen Labyrinthe dieſer Grauſen erregenden Klüfte, ward es ihnen leicht Verfolgern zu entgehen, oder ſich gegen ſie zu vertheidigen; und ſelbſt jetzt noch betritt der einſame Wanderer dieſe Gegend nur mit Schaudern als eine der unſicherſten. Alles Leben verſtummt hier in der wildeſten Einöde; kein Vogel ſingt; ſelbſt die Cikaden meiden den Ort, wo auch kein einziger Halm dem harten Stein entkeimt. Wild brauſt der Strom neben dem ſteil in die fürchterliche Tiefe hinabführenden Wege, der ſich durch enge Klüfte krümmt; drohend blikken die unerſteiglichen Felſen auf ihn herab, oft neigen ſie ſich gegen einander über den Weg hin, einem ungeheuren Gewölbe ähnlich, durch deſſen Spalte nur ein ſchmaler Streif des Himmels ſichtbar wird; oft treten ſie ſo vor, daß wir nicht begreifen konnten, wo wir hergekommen waren und wo wir wieder hinaus wollten. Seitwärts blickt man in noch engere Thäler, in finſtere Höhlen und ſchwarze, furchtbare Abgründe und Steinklüfte. Alles iſt öde, verworren, wie beſtimmt zum Schauplatz dunkler Thaten, die das

Licht der Sonne ſcheuen. Große Felſenblöcke liegen überall zerſtreut umher, als wären ſie in grauer Vorzeit von Rieſenhänden herum geſchleudert. Im heißen Sommer, wenn die Strahlen der Sonne von dieſen Felſenwänden zurückprallen, verſchmachten Menſchen und Thiere in der glühenden Hitze, und oft verunglücken ſie, wenn bei Gewitterregen der Strom wild anſchwillt und plötzlich das ganze Thal überſchwemmt.

Eine gute Stunde lang durchzogen wir dieſe ſteinerne Wüſte, bis ſich wieder die erſten Olivenbäume zeigten, als freundliche Boten des wieder erſtehenden Lebens der Natur. Wir erblickten von ferne das Dörfchen Oliulles in dem immer weiter und freundlicher werdenden Thale. Wir kamen näher und ſahen mit unausſprechlicher Freude die erſten Orangenbäume in den Bauerngärten, ſich beugend unter der Laſt der goldnen Früchte und dabei mit Blüthen beſäet. So plötzlich waren wir aus dem, dem Eingange der Hölle ähnlichen Felſenſchlunde, in das Elyſium ähnliche Land unſerer ſchönſten Träume verſetzt, ſo daß uns alles wie Feenzauber erſchien. Jubelnd vor Freude legten wir den uns jetzt zu kurz dünkenden Weg von Oliulles bis Toulon zurück, durch eine paradieſiſche, in der üppigſten Vegetation blühende und grünende Ebene, von vielen hundert Baſtiden der Einwohner von Toulon belebt, bis zu dieſer Stadt, wo wir im Maltheſerkreuz ein ſehr gutes Abſteigequartier fanden.

Toulon.

Die Stadt **Toulon** iſt nicht groß, wenn man das berühmte Arſenal nicht dazu rechnet, das mehr Raum einnimmt als ſie. Der ältere Theil derſelben iſt enge, ſchmutzig und winklig, nicht ſo der neuere. In dieſem führt eine lange, breite, durchgängig mit ſchönen, großen Häuſern beſetzte Straße, zu dem für die Kauffahrteiſchiffe beſtimmten Hafen der Stadt; der der Kriegsſchiffe liegt beim Arſenal. Den erſtern haben mit unſäglichem Aufwande an Kraft und Geld Menſchenhände ausgegraben, und müſſen jährlich daran arbeiten ihn im Stande zu erhalten. Er iſt weit kleiner, als der von Marſeille, aber breite Quais umgeben auch ihn; das fröhliche Leben auf dieſen, der Anblick der vielen verſchiedenen Schiffe, und über ihn hinaus die Ausſicht auf das Meer, machen ihn zum intereſſanteſten Punkt in der Stadt und zum Lieblingsſpaziergang der Einwohner. Das Rathhaus, ein großes anſehnliches Gebäude, ſchmückt den Quai; zwei koloſſale Karyatiden, die den Balkon deſſelben unterſtützen, ſind von Puget gearbeitet; ſie werden gewöhnlich, beſonders von den Franzoſen, als Meiſterwerke bewundert, und ſind auch in der That vortrefflich in der Ausführung, erregten uns aber ein peinliches Gefühl beim Anſchauen: denn der Ausdruck der beiden Rieſen iſt von ſo gemeiner Natur, daß man immer fürchten muß, ſie werden die ſchwere Steinlaſt fallen laſſen, die ſie mit der mühſeligſten Anſtrengung aller Kräfte zu tragen ſcheinen. Nahe am Rathhauſe ſteht die ſehr hübſche, mit Säulen geſchmückte Wohnung, die Puget hier ſich ſelbſt erbaute. Außer dieſen ſind wenig beſonders merkwürdige oder ſchöne Gebäude in der Stadt, der weitläufige ſtattliche Palaſt, welchen ehemals der Erzbiſchof bewohnte, ſteht verödet da; und der großen, halb im chriſtlichen, halb im heidniſchen Styl erbauten Kathedralkirche konnten wir auch nicht viel Geſchmack abgewinnen.

Eine Miniaturkopie vom Cours in Marſeille wird leider in Toulon zum Trödelmarkt mißbraucht, aber doch Abends von der eleganten Welt als Spaziergang benutzt, ſo wie auch die ſchönen Wälle, welche die Stadt umgeben. Ein großer viereckiger mit Bäumen beſetzter Platz, heißt das Champ de bataille, weil er zum Exerzierplatz dienen muß. Er iſt an zwei Seiten mit großen anſehnlichen Häuſern umgeben, an der dritten beſchränkt ihn eine hohe Mauer, die den Bezirk des Arſenals einſchließt; die vierte nimmt ein großes, nicht im beſten Geſchmack, aber doch reich verziertes Gebäude ein, welches damals vom Präfekt bewohnt ward. So wie in Marſeille, tragen auch hier Kanäle mit friſchem Waſſer zur Reinlichkeit der Straßen bei. Die Stadt ſchien uns ſehr volkreich zu ſeyn; überall war ein luſtiges Gewimmel fröhlicher, wohlgebildeter Menſchen, durch welches aber die Ketten ſchwerbelaſteter, unglücklicher Galeerenſclaven ſchauderhaft klirrten, die eben von der ſauren Arbeit am Hafen in ihre ſchreckliche Heimath zurückkehrten.

Die nächſten Umgebungen von Toulon ſind wunderſchön. Hohe, kahle Felſen ſchützen die Stadt an der Nordſeite; deshalb iſt hier das Klima noch wärmer als in Marſeille, und die ſüdliche Pracht der Vegetation üppiger und reicher. Viele Sträuche und ganz ſüdliche Pflanzen, die ſelbſt in der Gegend von Marſeille nicht ganz einheimiſch werden, gedeihen hier auf's beſte; doch ſieht man nur wenige Orangenbäume als Seltenheit in einzelnen Gärten im freien Lande wachſen, nicht, wie bei Ollulles, in allen Bauerngärten, vielleicht weil das Erdreich ihnen nicht günſtig iſt. Dattelpalmen, ſagt man, würden hier ſehr wohl gedeihen, wenn man ſie nur pflanzte; aber bei dieſer Freigebigkeit der Natur werden die Menſchen zu träge, um ihr noch mehr abzugewinnen. Wie die Bewohner von Marſeille, ſo haben auch die von Toulon alle ihre Baſtiden in der Nähe der Stadt.

Das Arſenal von Toulon.

Die Umgebungen des Arſenals, die Flotte, die überall rege Thätigkeit, ſelbſt die Galeeren machen es zu einem der intereſſanteſten Punkte unſrer Reiſe. Doch wären wir ſchwerlich zum Anblick deſſelben gelangt, wenn unſere Freunde in Marſeille uns nicht mit Adreſſen an Herrn Baſtionelli verſehen hätten. Dieſer bei den dortigen hydrauliſchen Arbeiten angeſtellte Neapolitaner wußte ſehr gefällig alle Schwierigkeiten zu beſeitigen, die ſich uns entgegenſtellten; da doch ſonſt, ſelbſt in Friedenszeiten, Fremde um eine beſondere Erlaubniß nachſuchen müſſen, um den Bezirk des Arſenals betreten zu dürfen, welche nicht immer leicht ertheilt wird, und vollends im Kriege ſehr ſchwer zu erhalten iſt.

Ein mit Säulen, Statuen und Basreliefs reich verziertes Portal öffnete uns, unter Herrn Baſtionell's Schutz, den Eingang in dieſe Wohnung immer reger Arbeit, tiefen Jammers und entſetzlicher Verbrechen. Wir gedachten dabei an

Dante's Beſchreibung der Pforten der Hölle; denn auch hier müßten Tauſende, welche durch ſie hinſchritten, allem Hoffen auf ewig entſagen, wenn der Menſch dieſes vermöchte, ſo lange er auf Erden noch lebt. Das erſte, was wir erblickten, war ein zum Marinehafen führender großer Kanal und die an ſeinem Ufer errichteten Schiffswerfte. Zwei große Linienſchiffe lagen eben auf dem Stapel; Tag und Nacht ward unabläſſig daran gearbeitet, ſelbſt an Sonn- und Feiertagen; denn Napoleon ſtrebte damals beſonders, ſeine Flotte wieder herzuſtellen. Eine große Anzahl Galeerenſclaven mußte hier den Schiffszimmerleuten und Baumeiſtern die Balken, das Eiſenwerk und alles, was jene bedurften, herbeitragen. Tief gebückt, wie Laſtthiere, keuchten ſie unter der ſchweren Bürde, während der Stock der Aufſeher immer über ihnen ſchwebte, und das Klirren ihrer Ketten tönte gräßlich durch das Hämmern und Rufen der Arbeiter.

Vom Kanal gelangten wir zu den verſchiedenen Werkſtätten, in welchen alles verfertigt wird, was die Flotte braucht, vom großen Maſt und centnerſchweren Anker an bis zum blechernen Leuchter jedes einzelnen Matroſen. Wir ſahen im Vorübergehen die vielen großen Magazine, theils mit Hanf, mit Schiff- und Brennholz, mit Eiſen, Kupfer, Getreide angefüllt, theils mit ſchon fertigen Arbeiten; dann die ungeheuere Bäckerei, in der, außer dem Schiffsproviant, noch das tägliche Brot für mehr als ſechstauſend Menſchen bereitet wird. In einem großen Gebäude waren Bildhauer mit Verfertigung der Figuren und Verzierungen beſchäftigt, die das Vordertheil der Schiffe ſchmücken und ihnen den Namen geben. Mehrere koloſſale Figuren von Puget werden darin aufbewahrt, nachdem die Schiffe, zu denen ſie gehörten, unbrauchbar wurden. Sie ſind in ihrer Art geiſtreich und vollendet und dienen den neueren Bildhauern in dieſem Fache zum Vorbild.

Bei'm Tiſchler ſahen wir ſchaudernd eine große Anzahl auf Vorrath verfertigter hölzerne Beine und Krücken. Seine Werkſtatt enthielt noch außerdem eine Menge großen und kleinen Hausgeräths für die Kajüten und Schiffsräume. Man denkt nicht daran, was der Menſch im kultivirten Zuſtande alles braucht, ſelbſt wenn er ſich auf's Nothwendigſte beſchränkt, wie es auf Schiffen der

Fall iſt. Die Menge und Verſchiedenheit aller hier befindlichen Gegenſtände iſt faſt unglaublich, freilich aber auch für kleine ſchwimmende Welten berechnet, auf denen viele hundert Menſchen abgeſchnitten von allem Uebrigen wohnen.

In der ſehr großen Nagelſchmiede werden in ungeheurer Menge, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, alle die vielen verſchiedenen Nägel gemacht, deren ein Schiff bedarf; rieſengroße, die das Steuerruder befeſtigen, und ganz kleine, an die der Schiffer ſeine Seekarten und ſeinen Kalender hängt. Bei der ewig ſchwankenden Bewegung der Schiffe muß jedes Ding befeſtigt werden, wenn nicht alles durch einander fallen und die größte Unordnung entſtehen ſoll; die Menge der Nägel, welche ein Linienſchiff, außer denen zum Bau nothwendigen, noch braucht, iſt daher faſt unzählbar.

Neben der Nagelſchmiede arbeitete der Meſſerſchmied, der jedem Matroſen ſein Meſſer ſchaffen muß; nicht weit von dieſem ſahen wir die ungeheure Schmiede, in welcher die Anker und alles größere Eiſenwerk zum Schiffbau geſchmiedet werden. Vier und zwanzig große Oefen ſprühen darin

Feuer; lange Reihen von Amboßen ſtöhnen unter den gewaltigen Hammerſchlägen rüſtiger Cyklopen, deren ſchwarzberußte Rieſengeſtalt in der Flammenbeleuchtung recht gut zu Fouqué's gewaltigen Schmieden des Nordens paſſen würde.

In einer andern Werkſtatt werden die Kupferplatten gehämmert, mit denen man den Kiel der Linienſchiffe belegt, um ſie dauerhafter zu machen, und gegen die Beſchädigungen der Seewürmer zu ſichern, die das Holz zernagen. Auch den Blechſchläger beſuchten wir, und bewunderten die Geſchicklichkeit, mit der er unendlich viele Dinge aus Blech verfertigt, die wir in unſern Häuſern von Porzellan oder Steingut zu beſitzen gewohnt ſind, was aber freilich auf einem Schiffe, der Zerbrechlichkeit wegen, nicht angeht.

Ein neues Gebäude zur Richtung der Maſtbäume ward eben vollendet, um das alte zu erſetzen, welches die Engländer bei ihrem Beſuch in Toulon verbrannten. Solch ein großer Maſt beſteht nicht aus einem einzigen Baum, wie wir geglaubt hatten, denn ganz geſunde Bäume von der Größe und Dicke, wie ſie dazu erforderlich wären, gibt es in der Welt nur wenige.

Daher wird ein Maſtbaum ſehr mühſam, aus künſtlich dazu behauenen, in einander paſſenden Stücken Holz, welche große eiſerne Ringe feſt verbinden, der Länge nach zuſammen geſetzt. Man behauptet, daß ein ſolcher Maſt dem Sturme weit beſſer widerſteht, und nicht ſo leicht bricht, als wenn er aus einem einzigen Stück beſtünde.

Die Seilerbahn iſt eines der merkwürdigſten Gebäude der ganzen Anſtalt, und nie ſahen wir eines, das wir damit vergleichen könnten. Man denke ſich einen unabſehbaren, über neunzehnhundert Fuß langen gewölbten Saal, durch Pfeiler in drei gleich breite Gänge getheilt, welche die, die Decke unterſtützenden Bogen tragen. Zu einer Illumination, zu einem großen Volksfeſt, läßt ſich kein herrlicheres Lokal erdenken. Gemeßnen Schrittes wandelt eine ganze Armee Seiler darin auf und ab und dreht den Hanf zum feinſten Bindfaden und zum ſtärkſten Ankertau, welches ſelbſt nichts anders iſt, als eine große Anzahl Bindfäden, die, zu einem Ganzen vereinigt, Kraft haben, den mächtigſten Elementen zu widerſtehen. Nahe an der Seilerbahn werden in einem großen Gebäude Segel gewoben, zuſammengenäht, ausgebeſſert; weiterhin treiben eine Menge Faßbinder ihre lärmende Handthierung; überall reicht hier eines dem andern die Hand, alles wird vorbereitet, und nichts vergeſſen, was zum Ganzen gehört. Wir haben bei weitem nicht aller der Anſtalten gedacht, welche ſich in dieſem Arſenal befinden, und nur der hauptſächlichſten erwähnt, um nicht durch eine zu genaue Beſchreibung ermüdend zu werden.

In allen den verſchiedenen Werkſtätten müſſen die Galeerenſclaven Handreichung thun, und die beſchwerlichſten Arbeiten verrichten, oft ſogar an die Stelle von Laſtthieren treten. Der Anblick dieſer mit Ketten belaſteten Unglücklichen, die wir überall antrafen, verleidete uns die Freude an dem der wohlberechneten Kräfte, die hier vereint zu einem großen Ganzen ſtreben; beſonders da man uns ſagte, daß nur vorzüglich Begünſtigten das Glück würde, hier unter der ſchweren Arbeit faſt zu erliegen, und daß das Loos von tauſend andern noch unendlich härter ſey.

Die eigentlichen Zeughäuſer, in welchen Kanonen und Waffen aller Art aufbewahrt werden, beſuchten wir nicht; theils weil wir dergleichen ſchon oft in großer Vollkommenheit ſahen, theils weil dieſe wirklich wenig Sehenswerthes aufzuzeigen haben. Sie ſtehen faſt leer, denn was die Engländer bei ihrem Beſuch an brauchbaren Waffen übrig ließen, wurde in den langen Kriegen zur Ausrüſtung der Armeen verwendet. Aber in das Modellhaus führte uns Herr Baſtionelli, und erklärte uns mit großer Sachkenntniß die vielen, recht künſtlich ausgeführten Modelle, einiger durch ihren Bau ſich auszeichnenden Schiffe, großer Schleuſen und anderer hydrauliſchen Werke. Das merkwürdigſte darunter iſt das von dem großen Baſſin im Hafen. Im letzteren kann man durch Ableiten des Waſſers die größten Linienſchiffe ganz auf's Trockne legen, und bequem ausbeſſern, wenn ſie beſchädigt ſind. Ganz neu erbaute Schiffe werden ebenfalls vermittelſt dieſer Anſtalt in das für ſie beſtimmte Element gebracht, ohne daß man nöthig hat, ſie auf die gewöhnliche, beſonders bei großen Schiffen höchſt gefahrvolle Weiſe, dadurch vom Stapel laufen zu laſſen, daß man den letzten ſtützenden Balken weghaut. Hier kommt das Meer zum Schiffe, hebt es ſanft auf und trägt es fort, ſtatt daß ſonſt das Schiff, mit einem gewaltſamen Stoß, der durch Reibung die hölzerne Unterlage in Flammen ſetzt, zum Meere hinabgleiten mußte. Ein großer hölzerner Kaſten von der Größe des, ſelbſt einem kleinen Hafen gleichenden Baſſins, mußte erſt vermittelſt ungeheurer Steinlaſten tief in den Meeresgrund verſenkt werden; auf dieſen ſo künſtlich gelegten feſten Grund baute man hernach alle die Schleuſen, Pumpen und Leitungen, durch die das Waſſer ein und ausgelaſſen wird. Es war ein Rieſenunternehmen; aber der Menſch kann alles, und macht ſich zum Herrn einer Welt, wenn er nur viele zu einem Zwecke zu verbinden weiß. Und doch iſt dieſer mächtige Herrſcher höchſt beſchränkt, wenn er allein ſteht, und ſein Daſeyn umfaßt eine Spanne; aber Jahrhunderte nach ihm bleibt noch das Lebloſe was er ſchuf, während er ſelbſt in wenig Tagen ſpurlos verſchwindet.

Wir fuhren in einem Boote durch den zum Hafen führenden Kanal; wild aufgeregt, tobte das Meer draußen, im Hafen war es ſtille. Mehrere große Linienſchiffe lagen am Ufer vor Anker. Nie zuvor ergriff uns ſolche ſtaunende Bewunderung bei Betrachtung dieſer ſchwimmenden, aus Holz zuſammengethürmten Berge, als hier auf dem ruhigen Waſſer, wo wir ihre Rieſengröße mit den Gebäuden des ganz nahen Landes vergleichen konnten. Aus unſerem kleinen Boote blickten wir ſchwindelnd zu ihrer gewaltigen Höhe hinauf, ſelbſt damals, als wir früher in andern Gegenden ein ſolches Schiff auf der Rhede beſtiegen und überall darauf herum wanderten, war der Begriff ſeines Umfangs uns nicht ſo lebendig geworden.

Die verhängnißvolle Fregatte, auf welcher Bonaparte zum Unheil einer halben Welt aus Aegypten herüber ſchiffte, liegt auch, in Ruheſtand verſetzt, in dieſem Hafen. Die Fregatte iſt nicht von den größten, dennoch hat ſie ſechs und dreißig Kanonen und iſt alſo ein ganz anſehnliches Schiff, welches damals die Zeitungsſchreiber freilich faſt bis zur Schaluppe verkleinerten, um ihren hochgefeierten Helden, durch den Schein eines Wunders für ſeine Erhaltung, zu einer Art von Halbgott zu erheben.

Auch die Galeeren liegen dicht am Ufer im Hafen; ſie ſind eigentlich unbrauchbar gewordne

Kriegsſchiffe, ohne Maſtbäume, mit roth angeſtrichnen hölzernen Dächern bedeckt; jedes derſelben dient fünfhundert Gefangnen zur traurigen Wohnung. Die, welche hier nicht Platz finden, werden in großen dunkeln und feuchten Kerkern eingeſperrt, welche noch fürchterlicher ſeyn ſollen, als die Galeeren. Den leiſe geäußerten Wunſch, eine dieſer Galeeren zu beſuchen, ſchlug Herr Baſtionelli gleich durch die Verſicherung nieder, daß wir ſowohl den Anblick, als die verpeſtete Luft kaum Sekunden lang ertragen, und dennoch das Bild davon nie wieder vergeſſen würden. Männer, die im Kriege und in Lazarethen das Schrecklichſte muthig betrachten lernten, beben dennoch vor dieſem höchſten Jammer verſunkner Menſchheit ſchaudernd zurück; und die, welche ihr Beruf zuweilen die Gefangenen zu beſuchen zwingt, betreten immer mit bleichem Entſetzen die unheilvollen Schwellen.

Eben ſchlug die Glocke, welche nach dem mühſeligen Tagewerk die Gefangenen zum betäubenden Schlaf, in ihr ſchreckliches Nachtlager ruft. Von allen Seiten raſſelten ſie in ihren ſchweren Ketten herbei, immer zwei und zwei zuſammen geſchmiedet. Der Anblick war kaum auszuhalten, aber wir konnten ihm nicht entgehen, wenn wir uns nicht mitten durch die fürchterlichen Reihen der Elenden drängen wollten. Alle ſind in grobe, rothbraune Kleider gehüllt, die an Vielen als halbvermoderte Lumpen herumflattern. Auf den ganz kahl geſchornen Köpfen tragen ſie glatt anſchließende rothe Kappen. An Vielen bemerkten wir wild verzerrte Geſichter, wahre Teufelslarven, mit dem vollen Ausdrucke der tiefſten Verworfenheit, wilder Mordluſt, und grimmiger Verzweiflung. Andere ſchienen durch das lange Elend zu dumpfer Thierheit herabgeſunken; Vielen ſah man den herzzerreißenden Gram an, das Gefühl der entſetzlichen Schande. Die ſchrecklichſten waren uns die, welche mit frecher Luſtigkeit ihre innere Wuth in wilden Liedern und noch entſetzlicherem Lachen austobten. So ſahen wir Einen, dem eben die Feſſel an den Fuß geſchmiedet wurde; er pfiff und ſang und lachte dazu ſo ſchallend laut, in ſo grauſenden Tönen, daß es uns das Haar emporſträubte. Menſchen jedes Standes ſind hier Gefährten des Elends, in dem der Hölle ähnlichen Aufenthalte: furchtbare Verbrecher, die den Tod, aber nicht dieſe gegen jedes menſchliche Gefühl ſündigende Strafe verdienten, und Unglückliche, die wohl vor Gott weit reiner daſtehen als ihre Richter; Conſcribirte, die den Fahnen des großen Eroberers nicht folgen wollten, mitleidige Menſchen, die ihnen zur Flucht behülflich waren, Jünglinge, die in dem, ihnen nicht genug bekannten Kriegsdienſte ſich Vergehen gegen die Subordination zu Schulden kommen ließen, wohnen hier mit Räubern und Mördern. Mit inniger Wehmuth ſahen wir Jünglinge von noch nicht zwanzig Jahren, mit dem Gepräge vergangener beſſerer Tage, an greiſe Verbrecher geſchmiedet, aus deren verſteinerten Zügen die tiefſte Verworfenheit ſprach.

Wie entſetzlich muß die Nacht für die Beſſeren ſeyn, in der alle die Verbrecher, welche nichts als dies elende Leben zu verlieren haben, ſich ſchamlos ihrer Unthaten rühmen, laut und frech dem Geſchick und jedem beſſern Gefühle Hohn ſprechen, ohne der Peitſche zu achten, die alle ſchonungslos trifft, wenn der Lärm zu arg wird.

Unbegreiflich iſt es, wie ſo manche, die auf Lebenszeit oder doch auf zwanzig, dreißig Jahre, hierher verurtheilt wurden, bei dem Mangel an allem dennoch ein Greiſenalter erreichen; noch unbegreiflicher, daß nicht alle in den erſten Monaten ihrer Gefangenſchaft der unglaublich harten Lebensweiſe erliegen. Ihre Nahrung iſt trocknes Brod und Waſſer; nur zum Frühſtück erhalten ſie eine elende Waſſerſuppe, mit einigen gekochten Bohnen darin. Die, welche Arbeiten thun müſſen, denen jede menſchliche Kraft erliegt, erhalten täglich ein Bierglas voll Wein zur Stärkung, und einigen Auserwählten von beſonderem Fleiß und auszeichnender Geſchicklichkeit gibt man auch wohl ein paar Sous den Tag, mit denen ſie ihr jammervolles Daſeyn ſich erleichtern können. Ihr Lager ſind hölzerne Bänke, auf denen ſie ſich nicht ausſtrecken können; ihre Kleider tragen ſie, bis dieſe in Fetzen herabfallen. Die größten Verbrecher ſind an ihre Bänke neben einander geſchmiedet, die ihnen zum Sitze, zur Lagerſtatt, zur Aufbewahrung erſparter Biſſen dienen, und von denen ſie ſich nur wenige Schritte entfernen können, ſo weit es nämlich die nicht lange Kette erlaubt. Im Kerker müſſen ſie arbeiten, verlaſſen ihn nie, athmen nie reine Luft, ſehen die Sonne nie und leben doch oft viele, lange Jahre hindurch. Die minder Schuldigen ſind die, welche wir in den Werkſtätten des Arſenals die ſchwerſten Arbeiten thun ſahen; die Glücklichſten werden zuweilen in die Stadt geſchickt, wenn es dort etwas zu thun gibt, was Niemand anders unternehmen mag; über allen aber ſchwebt immer der Stock der Aufſeher, und fällt bei'm kleinſten Verſehen in unbarmherzigen Schlägen auf ſie nieder. So ſahen wir ſie zählen wie eine Heerde Vieh und eintreiben zu ihrem entſetzlichen Nachtlager, ſechstauſend Menſchen, denn ſo groß iſt die Anzahl der jammerbelaſteten Elenden, die hier zum Theil in verzweifelnder Wuth ihre Tage verleben, um am Abend eine noch weit ſchrecklichere Nacht einbrechen zu ſehen. Um keinen Preis der Welt möchten wir in dieſer grauſenvollen Nachbarſchaft in Toulon leben, obgleich die Natur ihr reichſtes Füllhorn hier ausſchüttete. Wenn nun einmal Flammen das Arſenal ergriffen, die Riegel, die Ketten ſprengten, und nun die Einwohner der Stadt der Wuth dieſer ſechstauſend Verzweifelnden Preis gegeben wären! Der Gedanke iſt einer der fürchterlichſten, und doch bei weitem nicht außer dem Gebiete der Möglichkeit.

Bei'm Ausgange aus dem Arſenale kamen wir noch bei dem Baſſin vorbei, deſſen Modell uns früher gezeigt ward; wie ſahen die Schleuße, durch die es hoch genug angefüllt wird, um Linienſchiffe zu tragen, und die große Anzahl Pumpen, vermittelſt welcher es die Galeerenſclaven wieder leeren müſſen, wenn das beſchädigte Schiff hineingelaſſen iſt. Es lag eben eines da, an welchem gearbeitet ward. Ganz außer ſeinem Elemente war ſeine Größe noch weit auffallender als im Hafen.

Zum Umfallen ermüdet, kehrten wir in unſer Maltheſerkreuz zurück, und hielten noch den Abend großen Rath wegen der morgenden Reiſe nach Hieres. Der Weg dahin beträgt nur zwei deutſche Meilen, wurde uns aber als einer der fürchterlichſten beſchrieben; beſonders an einer Stelle deſſelben, welche die Fuhrleute pièce de toile nennen, ſollte es faſt unmöglich ſeyn, ohne Halsbrechen davonzukommen. Wir waren mit unſerm Entſchluß in dieſer großen Gefahr bald fertig, denn wir wollten fahren, wo der Weg erträglich wäre, und an böſen Stellen ausſteigen, im Nothfall auch wohl die ganze kleine Strecke zu Fuße zurücklegen; aber unſere Engländerin befand ſich in großer Noth. Sie behauptete in vollem Ernſt, daß Angſt und Schrecken ſie im Wagen wahnſinnig machen würden, und zum Gehen war ihr der Weg zu weit. Endlich kam einer von uns auf den luminöſen Gedanken, ihr das Reiten vorzuſchlagen, was ſie denn mit großer Freude ergriff. Ein gutes Reitpferd ward ſchon beſtellt, als es ihr auf einmal einfiel, daß ſie gar nicht reiten könne, und ſo waren wir wieder in der vorigen Verlegenheit. Beſcheiden und halb ängſtlich wagte es nun der Wirth, ihr einen Eſel vorzuſchlagen; das war das Rechte! Miß Lucy war vor Vergnügen über dieſen Vorſchlag außer ſich, und bat, ihr ja gleich ein ſolches, von ihrem verehrten Yorick ſo hochgeſchätztes Thier zu beſorgen. Aber der Eſel, der des Glücks theilhaftig werden ſollte, die ſchöne Bürde zu tragen, mußte auch die Krone ſeines Geſchlechts ſeyn, das ward dabei ausbedungen: ſanftmüthig, von gutem Betragen, vernünftigen Sitten, und hauptſächlich mit einem bequemen Damenſattel nach engliſcher Weiſe verſehen. Der Wirth machte bei jeder neuen, ihm genannten Eſelsqualität einen tiefen Bückling, und verpfändete ſein Ehrenwort, die ganze Stadt Toulon noch dieſen Abend zu durchſtöbern, um dieſen Phönix unter den Eſeln aufzufinden; und damit wurden wir denn alle beruhigt. Miß Lucy war vor Freude außer ſich, wenn ſie an ihren morgenden Ritterzug dachte; als wir aber am andern Morgen früh um fünf Uhr in den Hof traten, um bei'm herrlichſten Wetter abzufahren, ſahen wir mit Erſtaunen auch ihren Wagen angeſpannt. Ihr war beſſerer Rath über Nacht gekommen, die Furcht vor dem Tollwerden war von ihr gewichen, ſie hatte beſchloſſen wie andre Leute zu fahren, und alle Gedanken an den Eſel aufgegeben, der indeſſen völlig gerüſtet zu ihrem Befehle daſtand. Unterwegs aber, als wir ohngefähr in der Mitte des Weges einer wahrſcheinlich kranken Dame begegneten, die in einer ordentlichen Portechaiſe von Menſchen getragen ward, wurde ſie abermals von Reue ergriffen. Sie beklagte recht ſchmerzlich, nicht auf dieſen Einfall gekommen zu ſeyn, und wenig fehlte, ſo wäre ſie wieder umgekehrt, um in Toulon eine Sänfte zu nehmen.

Hieres.

Unſer Weg führte uns zuerſt über eine weite, herrlich angebaute Ebne; die Felſen von Toulon blieben ſeitwärts liegen. Der Weg iſt zwar mit Steinen beſäet, die uns manchen unangenehmen Rippenſtoß verſetzten, hin und wieder auch voll tiefer Löcher, wo der Fuhrmann Vorſicht brauchen mußte, aber durchaus nicht ſo gefährlich, als er uns beſchrieben war, und auf keinen Fall dem zu vergleichen, den wir zwiſchen Paris und Bordeaux zu unſrer eigenen Verwunderung glücklich überſtanden. Selbſt die ſo grauſend beſchriebene pièce de toile iſt nur ein großer, etwas ſumpfiger Fleck, auf welchen freilich ein Wagen umwerfen könnte, wenn der Fuhrmann ſich nicht in Acht nimmt, den man aber mit wenigen Schritten zu Fuße umgeht. Näher an Hieres wird das ganze Land ein köſtlicher Garten; Goldlack, Tazetten, Narciſſen, tauſend wunderſchöne Blumen, die wir ſorgſam pflegen müſſen, bedecken die Wieſen und Felder, Balſamduft von

Lavendel und unendlich vielen Kräutern erfüllt die Luft, überall glänzen die Hecken von wilden, einfachen Granaten, blühenden Centifolien, Myrthen, Oleander, Laurus Tinus, Aloen und den ſchönſten Jasminarten. Breitblättrige Feigenbäume, hohe Granatbäume, Mandeln, Pinien, Cypreſſen, Lorbeerbäume, alle Arten der edelſten Obſtbäume beſchatten die Landſtraße. Auch bei'm beſten Wege wäre es unmöglich, die Pracht nur aus den Wagenfenſtern anzuſchauen. Kurz vor der Stadt öffnet ſich eine herrliche Ausſicht auf das Meer, und über alle Gartenmauern ragen mit Früchten beladene Orangenbäume hervor.

Hieres ſelbſt liegt auf einem ſteilen Felſen und iſt ein enges, ſchmuziges Neſt, aber am Abhange des Berges ſind ſehr artige Wohnungen zur Aufnahme der Fremden erbaut. Wir fanden unter letztern einen ſehr gut eingerichteten Gaſthof, er heißt auch l'hôtel des Ambassadeurs, wie der in Marſeille; die Wirthin führte uns eine Treppe hoch in ein Zimmer mit verſchloßnen Jalouſien, und da ſie dieſe öffnete, ſtanden wir alle ſprachlos da vor überraſchendem Entzücken. Der Abhang des Berges, auf dem das Haus ſteht, ſenkt ſich ſanft hinab bis an's Geſtade des Meeres, welches weit ausgebreitet vor uns lag, gekräuſelt von kleinen blüthenweißen Wellen. Gerade vor uns erhoben ſich aus der Fluth, ſchwimmenden Gärten gleich, die drei mit Wäldern gekrönten Hieriſchen Inſeln, etwas entfernt ſeitwärts hohe Felſen, einen Wald von Olivenbäumen ſchirmend, der zu ihren Füßen liegt. Nie ſahen wir dieſe Bäume ſo friſch und groß; der Wind durchwühlte ihre mächtigen Zweige, und funkelnd blitzte die weiße Seite der Blätter durch das blauliche Grün. Orangen- und Citronenbäume bedecken den ganzen Abhang des Ufers, vom Hauſe an, ſo weit das Auge reicht; berauſchend ſtieg der Blüthenduft zu uns herauf, und tauſend Nachtigallen flöteten im dunkeln, glänzenden Laube, der von der Laſt ſchöner Früchte tief geſenkten Zweige.

So iſt es in dieſem glücklichen Lande das ganze Jahr hindurch; ewig herrſchen hier Frühling und Herbſt im herrlichſten Verein, die Bäume blühen immer und tragen zugleich Früchte, und kein Winter entlaubt ihre Zweige. Alte Leute erzählen ihren Kindern von Schnee und Eis, als einer ſeltnen, furchtbaren Naturerſcheinung, die etwa alle dreißig Jahre einmal auf kurze Zeit die Einwohner erſchreckt. Im Sommer mildert die Nähe des Meeres die drückende Hitze, doch ſoll die Luft dann weniger geſund ſeyn, weil nahe Sümpfe ſie mit ihrer ſchädlichen Ausdünſtung verderben, ohne daß man es ſpürt; aber im Frühling, im Herbſt, beſonders im Winter iſt ſie die reinſte und mildeſte in der Welt. Ihren wohlthätigen Einfluß bewieſen uns augenſcheinlich die vielen ſchönen, blühenden Geſtalten unter den Einwohnern; die Mädchen beſonders waren auch recht reinlich und zierlich gekleidet. Der ihnen Vortheil bringende Umgang mit Fremden hat die eigentlichen Bewohner von Hieres ſehr humaniſirt, doch iſt beſonders dem Landvolke dieſer Gegenden nicht zu trauen. Man ſagt, ſie ſeyen wild, falſch und raubſüchtig; bei'm kleinſten Anlaß wallt ihr ſchnell rollendes Blut im heftigſten Zorn auf, und verleitet ſie oft zu Unthaten, die ſie nicht leicht bereuen, und dann, um den Folgen zu entgehen, zur Flucht in die nahen Felſen; beſonders in das zum Räuberhandwerke ſo wohl geeignete Thal von Oliulles, wo ſie dann oft in Geſellſchaft morden und rauben, bis die Hand der Gerechtigkeit ſie erfaſſen kann.

Jeder Einwohner von Hieres hat ſeinen Orangengarten. Nicht nur die Früchte, auch die Blüthen deſſelben werden in großen Quantitäten zu wohlriechenden Eſſenzen und Konfituren verkauft, denn die das ganze Jahr hindurch blühenden Bäume können kaum den vierten Theil ihrer Blüthen bis zur Frucht bringen; auch von dieſen fallen viele in unvollkommnem Zuſtande ab und werden ebenfalls in Zucker eingemacht. Die vollkommen reifen Früchte müſſen immer einige Tage liegen, ehe ſie ganz ſüß werden; zum Verſchicken in ferne Länder pflückt man ſie, wenn ſie eben anfangen ſich gelb zu färben, beſonders im Herbſte; ſie reifen unterwegs. Der Beſitz eines ſolchen Gartens iſt ſehr einträglich und erfordert dabei wenig Mühe. Zwei oder drei Mal im Jahre wird das Erdreich ein wenig aufgelockert; dies und das Begießen der Bäume iſt die ganze dabei nöthige Arbeit. Freilich hat Letzteres bei dem Mangel an friſchem Waſſer einige Schwierigkeit. Die Eigner der beiden größten Gärten haben die auf einem nahen Felſen entſpringende Quelle in ihre

Gärten geleitet; um jeden Baum ſind kleine Waſſerleitungen geführt, die jeden Abend angelaſſen werden und allen Bäumen in wenigen Minuten die nöthige Feuchtigkeit geben. Dies iſt ſehr bequem, aber bei der großen Menge von Bäumen auch nothwendig; wer deren weniger hat, hilft ſich mit Begießen, ſo gut er kann. Wir beſuchten beide berühmten Gärten, zuerſt den des Herrn Fille, als den bedeutendſten wegen der Menge Orangenbäume, die er enthält, und deren Anzahl man uns auf zwanzigtauſend angab. Sie bringen ihm, wie man ſagt, jährlich ſechzigtauſend Franken ein, obgleich das Hundert der Früchte nur mit etwa vier bis fünf Groſchen bezahlt wird. Unmöglich iſt es, die unendliche Pracht und Schönheit dieſes Orangenhaines zu beſchreiben, den Duft der von Millionen Bienen umſchwirrten Blüthen, den Glanz der goldnen Früchte, deren Laſt die Zweige kaum tragen, in denen Hunderte von Nachtigallen unaufhörlich laut ſchmetterten, als wollten ſie die Herrlichkeit, die ſie umgab, aller Welt verkünden. Kein Schatten irgend eines Waldes gleicht der dichten Dämmerung dieſes in alle Nuancen von Grün ſpielenden, glänzenden Laubes; immer ſproſſen junge Blätter neben den ältern, Knospen neben völlig entfalteten Blüthen, kleine Früchte neben ganz goldnen, an Farbe und Größe bei weitem die übertreffend, welche halb unreif für uns arme Nordländer gepflückt werden. Die Bäume ſtehen alle nebeneinander, in ziemlich dichte Reihen gepflanzt; ihre Zweige verſchlingen ſich und bilden ein faſt undurchdringliches Dickicht, durch welches man nur auf den ſchmalen Fußſteigen ſich winden kann.

Im natürlichen Zuſtande hat der Orangenbaum eine ganz andere Geſtalt als in unſern Orangerien. Ihm fehlt der hohe Stamm; die Zweige wachſen nur wenige Fuß über die Erde heraus, ſie breiten ſich gewaltig aus und erreichen eine bedeutende Höhe, ungefähr wie ein mittelmäßiger Apfelbaum. Unten am Stamme ſind die Bäume von großem Umfang, und die ſtarken, gewaltſam in's Weite ſtrebenden Zweige geben ihnen ein ſchönes, kräftiges Anſehen. Ein ſehr hübſches, einfaches Landhaus, die beneidenswerthe Wohnung des Herrn Fille, liegt mitten in dieſem Götterhain. Mit den ſeltenſten Blumen geſchmückt, breitet ſich ein wunderſchönes Parterre vor dem

Eingange deſſelben aus. Der Menge von Heliotropen und Tuberoſen mögen wir kaum erwähnen, die findet man bei jeder Bauernhütte, aber neben ihnen funkelten hier die Amarillis im Purpurkleide und die köſtlichſten Liliaceen in bunter Farbenpracht. Die Yucca gloriosa, die Fuchsia coccinea, die Datura arborea und viele andere von unſern Treibhausblumen ſtehen hier immer in der mütterlichen Erde im Freien, beſchattet von der Mimosa Farnesiana, dem Jasminum sambac., die wir kaum erkannt hätten, ſo üppig grünten und blühten ſie. Die auserleſenſten Bäume umgeben dieſes Blumenland und das Haus, beſonders herrliche gefüllte Granatbäume. Staunend betrachteten wir die Citronen, die Orangen, die Pompelmuſen von einer nie zuvor geſehenen Größe, und noch viele uns bis jetzt unbekannt gebiebene Arten der Hesperidenfrüchte, unter deren Gewichte die ſchlanken Zweige ſich tief beugten. Muntere goldene und ſilberne Fiſchchen plätſcherten in einem kleinen kryſtallhellen Waſſerbecken, mitten unter den Blumen, und vollendeten den Feenzauber um uns her. Miß Lucy vergaß hier zum erſten Mal ihren Yorick und alle Citationen ihrer Dichter; ſie hüpfte unter den Blumen herum wie ein fröhliches Kind, und wurde in dieſer natürlichen Art ſich zu freuen uns um vieles lieber.

Im zweiten Garten kam uns Herr Beauregard, der Eigner davon, ſelbſt entgegen, um uns in ſeinem Paradieſe herumzuführen; ein ſchlanker, freundlicher Greis, dem achtzig Jahre die Locken bleichten, aber ſeine hohe Geſtalt nicht beugen konnten. Unſer Entzücken über alles, was wir ſahen, ſchien ihm große Freude zu gewähren, und recht väterlich ſorgſam bemühte er ſich, uns auf alles Merkwürdige aufmerkſam zu machen. Sein Garten ſchien uns noch größer als der des Herrn Fille, aber die Orangenbäume nehmen nur ohngefähr zwei Drittel des Raumes ein; die edelſten Fruchtbäume und viele andere aus dem Auslande, die aber hier einheimiſch wurden, wachſen in üppiger Pracht im übrigen Theile des Gartens. Ein großer Mahagonybaum und eine prächtige, hoch hinauf in den dunkelblauen Aether ſtrebende Dattelpalme zogen, als zuvor nie geſehen, beſonders uns an. Keine Zeichnung, kein Gemälde gibt nur eine Idee von dem Eindrucke, welchen die hohe, dem Süden ſo ganz eigen angehörende Geſtalt der Palme in der Wirklichkeit macht. Traurig iſt es, daß man in dieſem ſchönen Lande nicht mehrere pflanzt; ſie gedeihen herrlich und lohnen jedes Jahr zwei Mal mit ihrer ſüßen Frucht. Herr Beauregard beſaß ſonſt zwei dieſer edlen Bäume, ſie ſtanden dicht neben einander; aber der eine davon iſt abgeſtorben, und ſeitdem bringt der zweite keine reifen Früchte mehr, mit denen er ſonſt, ehe er einſam ſtand, im Ueberfluß ſeinen Pfleger lohnte.

Außer den ſeltenſten Früchten baut Herr Beauregard auch die herrlichſten Blumen und unglaublich viel Gemüſe von allen Gattungen. Er ſagte uns ſelbſt, daß er jährlich allein aus den Artiſchocken über tauſend Franken löſt, obgleich dies Gemüſe hier ſehr wohlfeil iſt. Es war für uns etwas rührend Erfreuliches im Anblick dieſes Greiſes, der hier unter mächtigen Bäumen wandelte, die er ſelbſt gepflanzt hatte, und der mit ſo inniger Liebe an ſeiner Schöpfung hing. Ungern verließen wir ihn; jetzt ruht er wohl ſchon unter ſeinen Blumen, nach einem langen glücklich thätigen Leben. Leicht ſey ihm die Erde, die er ſchmückte!

Irre geführt durch die Berichte einiger Reiſenden, wollten wir zu den Hieriſchen Inſeln hinüberſchiffen, und hofften dort auf neue Orangenhaine; doch gaben wir den Plan auf, da alle Welt in Hieres uns verſicherte, daß wir dort nur wilde, waldbewachſene Felſen, aber durchaus keine Cultur, noch weniger einen Orangenbaum finden würden. Uns genügte alſo an dem unbeſchreiblich ſchönen Anblick dieſer Inſeln vom feſten Lande aus. Die größte derſelben heißt Porquerolles; eine kleine Citadelle ſteht darauf, übrigens iſt ſie durchaus mit wildem Gehölze bewachſen, beſonders mit immer grünen Eichen und Korkbäumen; einige arme Fiſcherfamilien ſind ihre einzigen Bewohner. Die von den Inſeln, welche in der Mitte liegt, heißt Port-cros; auch dieſe hat eine Citadelle, iſt fruchtbarer, aber noch weniger bewohnt als Porquerolles. Die dritte Inſel liegt vom Lande am entfernteſten; ſie iſt ganz öde und unbewohnt, nur die Algierer Schiffer landen zuweilen auf ihr, um ſich mit friſchem Waſſer an einer kleinen Quelle zu verſehen, die dort dem Felſen entquillt.

So hatten wir alſo den ſchönſten und weiteſten Punkt unſerer Reiſe erreicht, wir hatten Hieres geſehen. Erde und Himmel, Luft und Meer machen es zum Paradieſe der Welt, und doch läßt ſich ſo wenig davon ſagen, wie von allem wahrhaft Schönen und Großen; man muß es geſehen haben, um es ſich denken zu können oder auch nur daran zu glauben. Gibt es einen Aufenthalt auf Erden, wo der Anblick der Natur ein durch bittere Erfahrungen zerrüttetes Gemüth heilen, wo milde Luft eine zerſtörte Bruſt wieder ſtärken kann, ſo iſt es Hieres. Dieſer ewige Frühling, dieſer reine dunkelblaue Aether, dieſe Sonne, dieſe Düfte, dieſe Nachtigallenlieder müſſen den zerrüttetſten Nerven wieder Spannkraft geben; in dieſen Orangenhainen muß jeder herbe Schmerz zur ſüßen Wehmuth werden, wenn es auf dieſer Welt noch irgend möglich iſt.

Der Ort iſt zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, deren in Friedenszeiten ſich immer viele einfinden; dann gibt es auch Bälle, Concerte, Geſellſchaften wie überall. Kranke, wie wir ſie meinen, würden wohl wenig Freude daran finden; uns ſelbſt, in der Fülle der Geſundheit, ſchien der

Gedanke unerträglich das unruhige Treiben der großen Welt, oder vollends eines Brunnenorts hier im ſchönſten Tempel der Natur ſehen zu müſſen, wo jeder Schritt, jeder Blick den Geiſt erhebt, und Genüſſe bietet, die ſich mit jenem lärmenden Weſen nicht vereinen können.

Mit Tagesanbruch machten wir uns den Morgen nach unſerer Rückkunft in Toulon auf den Weg, um noch den Abend Marſeille zu erreichen. Miß Lucy hatte in Hieres dieſen Plan vortrefflich gefunden; aber ſo wie ſie die Orangenhaine nicht mehr ſah, kehrte ſie auch wieder zu ihrem gewohnten Weſen zurück. Sie ließ uns ſagen, ſie müßte durchaus bis zehn Uhr im Bette bleiben und dann noch hartgekochte Eier eſſen, ehe ſie ſich neuen Ermüdungen ausſetzen könne; daher möchten wir ihr nur jemanden zum Schutz da laſſen und ſelbſt für uns nach unſerm Willen handeln. Das thaten wir denn auch, und ſahen ſie wirklich erſt den andern Abend in Marſeille anlangen. Die armen Pferde hatten am mehreſten dabei gelitten, weil ihre Herrin beide Tage erſt um eilf Uhr ausfuhr, alſo gerade in den heißeſten Stunden unterwegs geweſen war; und John fluchte nach Herzensluſt über die Provence, wo die Sonne ſo ungemein heiß iſt, und pries das milde Klima von Altengland.

Unſere Rückreiſe von Toulon nach Marſeille fiel gerade auf einen Feiertag; die ganze Gegend, durch welche wir kamen, glich einem großen ländlichen Feſte, überall ertönte die luſtige Pfeife und das Tambourin, nur im dunkeln Thale von Olliulles war alles öde und ſtill. Das junge provençaliſche Volk tanzte im Freien, umgeben von einem großen Kreiſe von Zuſchauern, die allem Anſehen nach längſt ausgetanzt hatten. Die bunten Tücher flatterten von den Locken der ſehr hübſchen Mädchen, andere trugen weiße Mützen oder runde ſchwarze Hüte, alle waren im Sonntagsſchmuck, bewegten ſich recht grazienhaft zum Takte des Rondelay, und ſahen mit ihren großen ſchwarzen Augen allerliebſt aus; viele waren ſogar recht weiß von Farbe; alles blüht, alles gedeiht unter dieſem ſchönen Himmel. Wir bedauerten Miß Lucy, daß ſie dies allgemeine Feſt nicht ſah, das war denn doch einmal ihres Yoricks: „viva la joya, fi donc la tristessa!“

Wenige Tage nach unſerer Rückkunft in Marſeille mußten wir leider zur Abreiſe Anſtalt machen. Ungern verließen wir die ſchöne Stadt, ihre herrlichen Umgebungen in denen es uns ſo wohl geweſen war, den kleinen freundlichen, geiſtreichen Kreis, der uns gaſtlich aufnahm, und uns zum einzigen Zufluchtsort gegen die übrige, ſo wenig zuſagende Geſellſchaft in Marſeille ward. Den ſüdlichſten Punkt unſrer Reiſe hatten wir erreicht; die Deichſel unſers Wagens ward wieder dem Norden zugewendet, wir ſahen dies nicht ohne ein trübes Gefühl, obgleich wir wohl wußten, daß unſerer noch viel Schönes harrte, ehe wir die Heimath wieder erreichten.

Wenige Tage vor der Abreiſe weckte uns um drei Uhr des Morgens ein gewaltiges Hin- und Herlaufen und Streiten vieler Stimmen im Hauſe. Der Lärmen näherte ſich unſern Zimmern, wir hörten unſern Bedienten wecken und vernahmen durch die Thüre: die Polizei ſey da, um unſere Papiere zu ſehen. Die Päſſe waren ihr ſchon zweimal vorgezeigt, die konnte ſie doch wohl nicht wieder verlangen; und was ſie mit unſerm unſchuldigen Tagebuch und unſern Briefen anfangen wollte, war uns unbegreiflich; doch nahmen wir im Stillen unſere Maßregeln, ſie ihren Spä-herblicken zu entziehen, und bereiteten uns die Thüre zu öffnen, ſobald es verlangt würde. In einem großen Gaſthofe uns gegenüber war auch alles in Bewegung, wir ſahen Lichter in allen Zimmern, und emſiges Hin- und Wiederlaufen vieler Leute. Der Lärm entfernte ſich indeß von unſerer Thüre, währte aber im Hauſe noch lange fort; alle Thüren wurden geöffnet, ſelbſt die der unbewohnten Zimmer über uns; nur wir, Miß Lucy und eine kranke deutſche Dame blieben von allen im Hauſe wohnenden allein verſchont, weil der Wirth ſich verbürgt hatte, daß wir am Morgen noch dort zu finden ſeyn würden.

Beim Frühſtück erfuhren wir denn, daß zur nämlichen Stunde in allen Gaſthöfen der Stadt eine allgemeine Hausſuchung von Polizei wegen vorgenommen worden war. Gott weiß, wen die Herren ſuchten und auch wohl fanden; denn alle Diligencen nach Paris waren an dieſem Tage wieder mit Gefangenen und ihren Wächtern beſetzt. Aus dem Gaſthofe uns gegenüber wurden mehrere Fremde mitgenommen, aus unſerem wollte man doch auch nicht ganz leer gehen, und bemächtigte ſich daher eines ganz friſch ausgeflognen jungen Straßburgers, der bei der Ankunft vergeſſen hatte ſeinen Paß der Polizei zu präſentiren, und es ſich nun dafür gefallen laſſen mußte, den Reſt der Nacht auf der Hauptwache zu verſchlafen. Doch wurde er in Marſeille zurückgelaſſen, und der Wirth hoffte ihm ſeine Freiheit bald wieder auszuwirken. Zu uns kam die Polizei, ſo wie wir außer dem Bette waren; ſtillſchweigend legten wir ihr unſern Paß hin, ſtillſchweigend ſah ſie ihn an und ging wieder; nach andern Papieren ward weder bei uns noch den übrigen Fremden gefragt. Dieſe an ſich unbedeutende Begebenheit trug aber doch dazu bei, uns den Abſchied von Marſeille zu erleichtern, und machte auch auf die übrigen Fremden einen ſo unangenehmen Eindruck, daß die mehreſten bald abreiſeten wie wir.

Reiſe von Marſeille nach Lyon.

Bis Orgon blieb unſer Weg der nämliche, den wir gekommen waren; hinter Orgon wird das Land ebner, die Felſen weichen zurück, die Olivenbäume verſchwinden allmählich und große Maulbeerbäume nehmen ihre Stelle ein. Dieſe ſind ſehr ſchön und würden herrlichen Schatten gewähren, wenn man ſie nicht ihrer jungen Blätter beraubte, um Seidenwürmer damit zu ernähren, die hier in unendlicher Anzahl gepflegt werden. So ſind ſie oft ganz kahl und traurig anzuſehen, ein Bild des Winters mitten im Sommer, und es nimmt ſich ſonderbar aus, wenn Bäume der nämlichen Gattung, zum Theil friſch belaubt, zum Theil mit ganz entblätterten Zweigen, dicht neben einander ſtehen. Weiterhin kamen wir durch ein höchſt fruchtbares, bebautes Land, in welchem Wein und Korn im Ueberfluß wächſt. Nur die Cypreſſen, die Feigen- und Maulbeerbäume, die warme ſüdliche Luft und der dunkelblaue, reine Himmel, erinnerten uns daran, daß wir nicht in Deutſchland waren; denn viele, am Ufer luſtiger Bäche üppig wachſende, himmelhohe Buchen, Linden, Pappeln und flüſternde Weidenbäume, begrüßten uns recht heimathlich wie mitten im Vaterlande. Wir kamen durch den kleinen ganz unſcheinbaren Flecken Noves, in welchem dem göttlichen Sänger Petrarca die Sonne ſeines Dichterlebens aufging: denn hier ward Laura geboren. In der Ferne erheben ſich die düſtern Kalkfelſen des durch ſeine Lieder und ſeine Liebesklagen berühmt gewordnen Vaucluſe; näher um Avignon wird die Gegend immer lieblicher, nicht fern von der Stadt mußten wir in einer Fähre über die Durance ſetzen. Sie iſt nicht breit, aber ein tückiſcher reißender Bergſtrom, der oft, wenn der Schnee in den piemonteſiſchen Alpen ſchmilzt, viel Unheil anrichtet, das Land umher überſchwemmt und durch ſein fürchterliches Toben oft viele Tage lang die Ueberfahrt unmöglich macht. Jetzt war er ziemlich artig, aber doch dabei unbändig genug, ſo daß wir herzlich froh waren, wie wir aus unſerm mächtig hin und her ſchwankenden Schifflein am andern Ufer ausſtiegen.

Der erſte Anblick von Avignon entzückte uns; wir fuhren durch den Cours, eine ſehr reizende Promenade, die zwiſchen dem Ufer der Rhone und der Außenſeite der nicht bedeutenden aber zierlich gehaltenen Wälle, rings um die Stadt führt. Es war Sonntag Nachmittags; die Einwohner von Avignon erfüllten die Pflicht jedes rechtlichen Franzoſen an dieſem Tage, und ſpazierten im beſten Putz gar gemüthlich im Schatten der dreifachen Reihen hoher Platanen. Luſtig hin- und herkreuzende Nachen belebten die ſilberne Fläche des breiten Stroms, den hier drei große waldige Inſeln verſchönern; ferner blaue Berge kränzen den Horizont des entgegengeſetzten reichen Ufers.

Lange erfreuten wir uns des ungemein reizenden Anblicks: denn unſer Poſtillon fuhr uns faſt um die ganze Stadt herum; deſto abſchreckender aber erſchien uns dieſe, als wir durch ein dunkles Thor hineinfuhren. Schmutziger, enger und düſterer kann keine erdacht werden. Zwar erblickten wir hin und wieder einige große palaſtähnliche Gebäude, Ueberbleibſel aus den Zeiten, wo die Päpſte in Avignon reſidirten; aber ſie ſehen verfallen und unbewohnt aus, von elenden dunkeln Häuſern umgeben. Auch der ehemalige päpſtliche Palaſt iſt jetzt nicht viel mehr als eine große Ruine, deren viele Thürmchen, große Portale, und mit zackigen Zinnen gekrönte Mauern, ſich indeſſen recht maleriſch ausnehmen. Ueberhaupt trägt alles in Avignon ein unheimliches, zerſtörtes Anſehen. Die wilden Geſichtszüge des Volks, ſeine heftige, einem ewigen Zürnen ähnliche Sprache und Geberde, haben etwas unbeſchreiblich Widerwärtiges. Alles erinnert nur zu lebhaft daran, welch ein Schauplatz jeder möglichen Laſter und Gräuelthaten dieſe Stadt ſowohl früher zu den Zeiten der Päpſte, als ſpäter während der Revolution war. In den letzten furchtbaren Schreckenstagen derſelben ſtieg die Wuth des Volks hier auf's Höchſte; alle Einwohner ſchienen in blutdürſtige Tiger verwandelt, und mordeten und raubten ohne Scheu und Schonung, ſelbſt des dem Menſchen Heiligſten.

Nichts konnte uns ſonach zu einem längern Aufenthalt in Avignon reizen, als nur nöthig war um auszuruhen. Doch überlegten wir den Abend, ob wir nicht am folgenden Morgen zur Quelle von Vaucluſe wallfahrten wollten. Reiſende, die dort geweſen waren, verſicherten uns, daß nur Petrarca's Name der Gegend einigen Reiz verleihen könne; der Waſſerfall ſey als ſolcher unbedeutend, beſonders in dieſer trocknen Jahreszeit, und das Thal gleiche vollkommen der öden Steinwüſte von Oliulles. Unſer Gaſtwirth, den wir zu Rathe zogen, machte eine höchſt abſchreckende Beſchreibung von dem entſetzlichen, in fünf Stunden kaum zu fahrenden Wege; dennoch verſprach er uns am folgenden frühen Morgen einen guten Wagen mit zwei Pferden zu verſchaffen, weil wir mit dem unſrigen dort nicht fahren könnten. Wir nahmen ſeinen Vorſchlag an, und ſahen am andern Tage, nach langem Warten, einen elenden zweirädrigen Karren ankommen, dem man die Ehre anthat, ihn ein Kabriolet zu nennen, beſpannt mit einem blinden Karrengaul und einem lebensſatten Mauleſel; der Führer, ein großer, ſehr wild ausſehender Kerl, wollte zu Fuße nebenher gehen. Nur zwei von uns hätten auf dem ſchönen Fuhrwerke zur Noth Platz gehabt; und gerade den beiden, die des Schutzes am bedürftigſten waren, lag am mehreſten daran, den Quell von Vaucluſe zu ſehen. So ganz allein, ohne einen Bedienten mitnehmen zu können, uns dieſem Menſchen, deſſen Sprache wir nicht verſtanden, anzuvertrauen, zehn Stunden lang von dem elenden Geſpann uns durch eine wilde Gegend ſchleppen zu laſſen, deren Einwohner allgemein für Räuber gelten, und dabei vor der Nacht nicht wieder zurückkommen zu können, vielleicht gar erſt am andern Tage, ſchien uns dennoch nicht rathſam. Ueber das Hin- und Herreden war wieder viel Zeit verſtrichen; ein anderes Fuhrwerk war, den Verſicherungen des Wirths zufolge, nicht zu haben. Alles dieſes bewog uns, obgleich mit ſchweren Herzen, den ganzen Plan aufzugeben, und ſo verließen wir Avignon, ohne die Quelle von Vaucluſe geſehen zu haben, nachdem wir noch die Stadt in näheren Augenſchein genommen hatten.

An den ſchönen Ufern der Rhone vergaßen wir bald unſere getäuſchte Erwartung. In Sorgue, dem erſten Orte, wo wir die Pferde wechſelten, trat ein Mann an unſern Wagen, um uns ſeine Dienſte anzubieten, welcher jetzt bei der neuen Mode des um die Wette Gehens in England reich werden könnte: denn als Botengänger gibt es in Hinſicht auf Schnelligkeit und Ausdauer vielleicht nicht ſeines Gleichen. Er überreichte uns ſeine gedruckte Adreſſe, die ihn als einen bekannten Einwohner von Avignon bezeichnete und viele Zeugniſſe ſeiner Treue und Ehrlichkeit, von bekannten und bedeutenden Männern unterzeichnet, die ſich ſeiner bedient und ihm anſehnliche Summen anvertraut hatten. Es war ein langer hagerer Mann von ſehr rechtlichem Anſehen, der in gutem Franzöſiſch recht vernünftig ſprach. Wir bedauerten, ihn nicht am Morgen bei uns gehabt zu haben: denn unter ſeinem Schutze hätten wir das gefahrvolle Abenteuer von Vaucluſe wohl beſtanden. Seine Schnelligkeit übertrifft auf die Dauer bei weitem die eines Pferdes: denn von Avignon bis Marſeille, ja bis Toulon, geht er in vier und zwanzig Stunden, bis Montpellier in zwei Tagen, bis Paris in ſechſen; und überall iſt er bekannt. Sein Sohn, damals ein Knabe von neun Jahren, ging ſogar ſchon zwei deutſche Meilen in einer Stunde; ſo ſehr kann frühe Gewöhnung jede körperliche Kraft ſtärken und ausbilden. Mit mehr als tauſend Louisd'oren in Gold belaſtet dieſer Bote ſich nie, weil er dann noch einen Karabiner und Piſtolen mitnimmt, um ſich im Nothfalle ſeiner Haut zu wehren; auch zieht er ſich dann ganz ſchlecht an, um der Aufmerkſamkeit der Räuber zu entgehen, von denen, ſeiner Ausſage nach, dieſe Gegenden nicht frei ſind.

Zwiſchen Sorgue und Courtezon bedeckt eine ungeheure Menge von Maulbeerbäumen das ganze Land; dazwiſchen erblickten wir wieder unſere lieben Olivenbäume und athmeten balſamiſchen Kräuterduft der Provence. Eine am Wagen nöthig gewordene Reparatur hielt uns in Courtezon eine kleine Stunde auf, während der wir uns auf einer wunderſchönen Wieſe im Schatten großer Maulbeerbäume ergingen. Eine freundliche Frau, die auch gut franzöſiſch ſprach, redete uns an; ſie trug ein allerliebſtes Mädchen von zwei Jahren auf dem Arm, und einige zwanzig Kinder, die ihrer Obhut vertraut ſchienen, ſpielten luſtig um ſie her im blumigen Graſe. Allen dieſen Kindern waren eben die Schutzblattern eingeimpft, und das geſchieht alle Jahre in der ganzen Gegend auf Befehl der Regierung: hier, wo noch vor wenig Jahren in dieſer wohlthätigen Vorſichtsmaßregel der Aberglaube einen Eingriff in die Rechte Gottes ſah, und eine Todſünde damit zu begehen glaubte. Die Frau erzählte uns viel von der Pflege der Seidenwürmer, wie viel Sorgfalt dieſe erfordert, wie ſorgſam die Blätter gewählt werden müſſen, daß ſie nicht zu alt, nicht zu jung und ja nicht feucht oder welk ſind; aber auch von der Einträglichkeit des Seidenbaues, der die Bewohner dieſer Gegend, die ſich hauptſächlich damit beſchäftigen, alle wohlhabend macht. Touchés là, ſagte die Frau, da der Wagen fertig war, und ſchüttelte uns recht treuherzig die Hand; wir erwiederten gern dieſe ächt deutſche Begrüßung, und rollten dann fröhlich fort durch ganze Wälder von Maulbeerbäumen, bis wir zum Städtchen Orange gelangten.

Orange.

Unter dem Namen Arauſia, war dieſer Ort einſt, zu den Zeiten der römiſchen Herrſchaft, eine beträchtliche ſchöne Stadt, jetzt iſt er ein ſo ſchmuziges, winkliges Neſt, als nur irgend ein Städtchen im ſüdlichen Frankreich es ſeyn kann. Doch finden ſich darin noch hin und wieder Spuren antiker Herrlichkeit in verſtümmelten Inſchriften, Basreliefs und Ornamenten an Mauern und Häuſern, die, ohne Wahl, ohne einige Rückſicht auf ihren Werth und ihre Bedeutung, gleich gewöhnlichen Mauerſteinen, bei Erbauung derſelben benutzt wurden. Die Ueberreſte eines römiſchen Theaters verbergen jetzt zum Theil die dunkeln Mauern eines Gefängniſſes für gemeine Verbrecher, theils liegen ſie verſteckt zwiſchen ekelhaft ſchmuzigen Hütten. Nur große Vorliebe für die Geſchichte der Kunſt, könnte einen Antiquar bewegen, ſich in dieſe widerlichen Labyrinthe ihretwegen zu wagen. Wir entſagten ihrem Anblick, und begnügten uns mit dem des einzigen Wohlerhaltnen, des Triumphbogens des Marius, der ſich ganz nahe vor der Stadt auf einer Ebne ſtolz erhebt, und, obgleich hin und wieder verfallen und dem Untergange ſich nahend, dennoch ſchon aus der Ferne einen höchſt impoſanten Effekt macht.

Das ganze Prachtgebäude iſt ſechs und ſechzig Fuß lang, ſechzig Fuß hoch, und bildet drei dicht neben einander ſtehende Bogen; von denen der mittlere beträchtlich größer iſt als die beiden ihm zur Seite. Das Innere des Gewölbes bedecken bei allen dreien, in höchſt zierlichen Muſtern, zuſammengeſetzte Roſetten von Bildhauerarbeit, und Gewinde von Epheu, Trauben, Blumen und Früchten umfaſſen die Oeffnungen der Bogen; alles daran iſt mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet und höchſt vollendet. Die der Stadt zugekehrte Seite des Gebäudes hat am wenigſten von der Zeit und der Witterung gelitten; vier korinthiſche Säulen ſchmücken ſie, zwei davon an den Ecken, und zwei in dem Zwiſchenraume, welcher den größern Bogen von den kleinern trennt. Dieſe beiden Säulen unterſtützen einen dreieckigen Giebel, welcher ſich über den mittleren Bogen erhebt. Eine mit einem ſchönen Geſims und einem Basrelief reich geſchmückte Attika ragt über den Giebel und krönt das ganze Gebäude. Das Basrelief über dem mittlern Bogen ſtellt ein ſehr wildes Gefecht zwiſchen Reitern und Fußvolk vor; an der einen Seite deſſelben ſind einige alte Opfergeräthe abgebildet, die Mauer an der andern Seite iſt ganz eingefallen. Ueber den beiden kleinern Bogen, unter der Attika neben dem Giebel, ſind aus Schiffsſchnäbeln, Ankern, Dreizacken, Rudern, und andern die Schifffahrt bezeichnenden Attributen zuſammengeſetzte Trophäen angebracht, und darunter, dicht über den Bogen zwiſchen den

Säulen, andre Trophäen von Fahnen, Helmen, Schilden und Schwertern.

Die der Stadt abgewandte Seite des Gebäudes gleicht ganz der eben beſchriebnen, nur haben Wind und Wetter ſie weit mehr zerſtört. Von den vier korinthiſchen Säulen ſtehen nur noch zwei, und die Basreliefs ſind zum Theil ganz vernichtet, zum Theil faſt unkenntlich geworden. Das große Basrelief in der Mitte iſt ziemlich wohl erhalten, es ſtellt, wie das auf der andern Seite, ein Gefecht vor. Vor der einen Trophäe neben dem Giebel ſind nur wenige Spuren noch ſichtbar, die darunter über dem einen kleinen Bogen fehlt ganz, hingegen iſt die über dem zweiten beinahe unverletzt geblieben. Auf einem der Schilde, die mit mehreren Waffenſtücken ſie bilden, laſen wir das Wort „Mario“ ganz deutlich, auch auf noch mehreren Schilden in den Trophäen ſind Namen eingegraben, die aber ſo verwittert daſtehen, daß es uns unmöglich war ſie zu erkennen.

Die Verzierungen der einen ſchmalen Seite des Gebäudes ſind gänzlich zerſtört, die andern ſchmücken vier kannelirte korinthiſche Säulen und theilen ſie in drei gleich große Zwiſchenräume; in jedem derſelben ſind Trophäen von Fahnen, Küraſſen, Schilden, Helmen und andern Waffenſtücken angebracht, und unter jeder von dieſen zwei faſt unkenntlich gewordne Figuren, die uns wie gebundne Kriegsgefangne vorkamen. Auf einem Fries über den Säulen iſt eine Reihe neben einander ſtehender Fechter abgebildet. Ueber die beiden mittelſten Säulen erhebt ſich ebenfalls ein dreieckiger Giebel, in deſſen Mitte befindet ſich ein halber Kreis, in welchem eine Figur ſichtbar iſt, die uns wie ein altes Heiligenbild erſchien, wahrſcheinlich alſo neuern Urſprungs iſt als das übrige Gebäude. Auf jeder Seite des Halbkreiſes, noch innerhalb des Giebelraums, iſt ein faſt unkenntlich gewordnes Füllhorn angebracht, und zwei Nereiden lehnen ſich an die oben ſpitz zuſammenlaufenden Seiten des Dreieckes, ſo er bildet; die über ihn ſich erhebende Attika ſchmückt ein zierlicher Fries.

Nach langem und vielem Streiten, ſind die Alterthumsforſcher übereingekommen, dem Marius die Ehre dieſes Triumphbogens zuzuſchreiben, weil er in dieſer Gegend einen großen Sieg über die Cimbrer und Teutonen erfochten hat.

Mag der Held, deſſen Andenken dies Prachtgebäude verewigen ſollte, übrigens auch ein andrer geweſen ſeyn, uns genügte die hohe Schönheit ſeines Anblicks, ohne weiteres Grübeln über die Geſchichte deſſelben; und doch fuhren wir mit Schaudern zurück, als wir vernahmen, daß gerade an dieſer Stelle das Blut vieler Hundert Unglücklicher vor wenigen Jahren vergoſſen ward. Mit ausgeſuchter Grauſamkeit hatten die Tiger von Avignon die Guillotine neben dieſem Bogen errichtet; die angeſehenſten, achtungswertheſten Einwohner jener Stadt wurden den langen Weg hieher unter bittrer Verhöhnung geſchleppt, und fanden nur Ruhe unter dem mörderiſchen Beil. So bezeichnen die ſchrecklichſten Unthaten faſt jeden Schritt in dieſem, vom Himmel mit allem, was der Menſch zum ruhigen Glück bedarf, reich ausgeſtatteten Lande.

Raſch ging es nun vorwärts, längs den ſchönen Ufern der Rhone, durch ein ſehr kultivirtes

Land. Im Städtchen Donzère begegneten wir einer großen Proceſſion. Wohlbeleibte Prieſter ließen ſich von Chorknaben die langen Schleppen nachtragen, weiß verſchleierte Devoten pipten lateiniſche Geſänge, von denen ſie kein Wort verſtanden, hinter ihnen drein zogen die Männer in weißen Weiberröcken und zu engen Hemden über ihre Kleider; in den Händen trugen ſie große brennende Wachskerzen, mit denen ſie ſich ängſtlich hin- und herdrehten, damit der Wind ſie nicht ausblaſe. Der ganze Aufzug kam uns nicht beſonders erbaulich vor, und manche komiſche Gruppe erregte unſre Lachluſt auf das unwiderſtehlichſte, ſo daß wir froh waren, die Schaar der Frommen bald hinter uns zu wiſſen. Man ſah es zu deutlich, Prieſter und Laien waren in der langen Reihe von Jahren, in denen dergleichen nicht geſtattet wurde, aus der Uebung gekommen, und wußten nicht mehr recht, wie ſie ſich dabei zu benehmen hatten.

Die Nacht blieben wir in dem ziemlich großen Landſtädtchen Montelimart. Die Lage dieſes Orts iſt himmliſch ſchön, dicht vor den Mauern deſſelben vereinen ſich zwei kleine Flüſſe, und ſtrömen dann, luſtig eilend, der mächtigen Rhone zu. Auch am folgenden Morgen kamen wir durch ein herrliches Land, denn die Dauphiné iſt eine der ſchönſten Provinzen Frankreichs; nirgends ſahen wir reichere Kornfelder und eine üppigere Vegetation. Allmählich verſchwinden die Oliven- und Feigenbäume der Provence, auch die Maulbeerbäume werden ſeltner, aber unzählige große Wallnußbäume treten an ihre Stelle, aus deren Früchten man ſehr gutes Oel preßt, welches in dieſen Gegenden, wie das Olivenöl in der Provence, im Haushalt allgemein benutzt wird. Die ſchneebedeckten Häupter ferner hoher Gebirge leuchteten vom fernſten Horizont zu uns herüber, die Luft war Wohlgeruch, und tauſend Nachtigallenlieder ertönten freudig aus jedem Buſch, jedem Baum.

Wir ſahen manches freundliche Dorf, manches artige Städtchen an dieſem Tage. Alle ſind weit reinlicher und heller als im eigentlichen Süden von Frankreich. Häuſer und Mauern baut man in dieſen Häuſern häufig von Piſai, ſo nennt man hier die aus geſtampfter Erde geformten Quadern. Schon in dem nahe an Paris belegnen

Charenten, hatten wir Gelegenheit gehabt, dieſe Bauart näher kennen zu lernen. Die zu dieſem Zwecke von Natur dienliche oder durch Kunſt dazu bereitete Erde wird beinahe trocken in hölzernen Formen von der Größe beträchtlicher Quaderſteine feſt geſtampft. In einem Tage trocknen dieſe künſtlichen Steine genugſam, um ſie, von der Form befreit, umwenden zu können, in ein paar Tagen ſind ſie ganz hart und können, wie andre Steine, mit Mörtel vermauert werden. Nur den Grund ſolcher Gebäude baut man auf gewöhnliche Weiſe aus Ziegeln oder Steinen; mit Kalk beworfen, ſahen die auf dieſe Weiſe erbauten Gebäude wie andre aus, auch kann man darauf mit Leimfarben malen wie auf jede andere Mauer. Die Wände in den Zimmern erſcheinen ungewöhnlich ſtark, das gibt einen kleinen Uebelſtand, übrigens aber ſind dieſe Häuſer ſehr trocken und warm, man kann ſie zwei, auch wohl drei Stockwerk hoch bauen, und ſie koſten nur etwa den achten Theil deſſen, was ein auf gewöhnliche Art aufgeführtes Gebäude von der nämlichen Größe koſten würde. Zur Umfaſſung von Gärten, Weinbergen, und andern großen Räumen, die einer

Ringmauer bedürfen, iſt dieſe Art von Mauern als zweckmäßig und wohlfeil beſonders zu empfehlen. In Charenton machte man aus der Vereitung der dazu brauchbaren Erde ein Geheimniß, in der Dauphiné aber würde man ſie leicht erfahren, da dort der größte Theil der neueren Gebäude aus Piſai aufgeführt wird.

In der ziemlich beträchtlichen Fabrikſtadt Valence fanden wir unſere Miß Lucy wieder; zwar war ſie ein paar Tage früher als wir von Marſeille ausgereiſt, aber mit eignen Pferden geht die Reiſe weit langſamer als mit franzöſiſcher Extrapoſt, beſonders wenn man nicht früh aufſtehen kann. Wir freuten uns gegenſeitig über dies Wiederſehen, und nahmen Abrede, in Lyon wieder zuſammen zu treffen. Nicht weit hinter Valence ſetzten wir in einer Fähre über die Iſère. Sie iſt, wie die Durance, nicht breit, aber ein wilder tückiſcher Bergſtrom, der oft weit umher das Land durch Ueberſchwemmungen verwüſtet. Dennoch ſind die Umgebungen dieſes Gewäſſers höchſt reizend und mannichfaltig, ſowohl in der Nähe als in der Ferne, aus welcher hohe, blaue Berge auf die das Ufer kränzenden Rebenhügel und blühenden Gärten herüber blicken.

Nicht lange währte es, ſo waren wir wieder ganz nahe der uns ſo lieb gewordenen Rhone. Wir kamen durch das freundliche, von ihren Wellen beſpülte Städtchen Tain; es liegt wie eingeklemmt zwiſchen dem Strome und hohen maleriſchen Felſen, die ſich dicht dahinter erheben, mitten in Reben und Blüthen. Am andern Ende des Städtchens windet ſich der Weg durch ein wunderſchönes Thal, immer längs dem Strom, bis St. Vallier; die Felſenreihe, an deren Fuß er hinführt, heißt mit Recht Côte rôtie; den ganzen Tag erglüht ſie im Strahl der Sonne, die hier den berühmten Eremitagewein kocht, und ihm ſeine, ihn vor allen franzöſiſchen Weinen auszeichnende feurige Kraft gibt; auch ranken ſich die Reben in üppigem Gedeihen bis zu den höchſten Felſengipfeln hinauf.

St. Vallier liegt faſt noch ſchöner als Tain; wir blieben die Nacht im Poſthauſe, und weilten in dem dazu gehörigen kleinen Garten, bis uns tiefere Dunkelheit und das Geſchnatter einiger Comödiantinnen, die eben mit ihren Verehrern auf der Diligence angelangt waren, daraus vertrieben. Alle Nachtigallen der ganzen Gegend ſchienen auf dieſem lieblichen Flecke verſammelt; dumpf brauſte der Strom in ihre Lieder, und die milde Abendluft wehte uns den Duft aller Blüthen und Kräuter zu, welche die maleriſchen, gleich einem Garten angebauten Felſenufer bekränzen.

Am andern Morgen langten wir ziemlich früh in Vienne an, die Rhone blieb uns auf dem Weg dahin immer zur Seite und durchſtrömt ein paradieſiſches Land. Gegen Vienne zu, erheben ſich höhere Felſen, wir mußten über Berg und Thal, aber Getreidefelder, herrliche Bäume, blühende Wieſen und Gärten kleiden die fruchtbaren Felſen bis hoch zum Gipfel hinauf; überall iſt das Land angebaut, wie in England oder den ſchönſten Gegenden des fruchtbaren Holſteins.

Vienne.

Dieſe zu den Zeiten der Römer bedeutende Stadt, deren Urſprung ſich in das graueſte Alterthum verliert, iſt jetzt ein enges ſchmutziges Neſt, ein wahrer Knäuel von dunkeln, verworren durch einander ſich windenden, ſchmalen Straßen; doch bringen viele Tuchfabriken, Drathziehereien, Seidenſpinnereien und Kupferhämmer, einiges Leben und anſcheinenden Wohlſtand unter die Bewohner. Ein kleiner Bergſtrom, die Gère, ſetzt viele Hundert dazu gehöriger Räder in Bewegung, theils in der Stadt ſelbſt, theils dicht vor ihren Thoren. Die Gère entſpringt auf einem nahen Felſen, an deſſen Abhang mehrere künſtlich angelegte kleine Kaskaden ſie zu verweilen und dem Menſchen bei ſeiner Arbeit zu helfen zwingen. Nach ſo vollbrachtem Tagwerk eilt ſie dann der an den Mauern der Stadt vorüberſtrömenden Rhone zu, die ſich nicht zwingen läßt, und ſetzt mit ihr vereint den fröhlichen Lauf weiter fort. In Vienne bemerkten wir wieder viele recht hübſche, aus Piſai erbaute Häuſer, doch ſind alle im Verhältniß niedriger, als die ſonſt in Frankreich gewöhnlichen Häuſerkoloſſe von ſieben bis acht Stockwerken; es ſcheint, als ob man es nicht wage, viel höher als etwa dreißig Fuß aus Piſai zu bauen.

Wie Nismes, könnte auch Vienne auf viele wohlerhaltene Denkmäler vergangener Pracht und Herrlichkeit ſtolz ſeyn, wenn nicht die Barbarei ſpäterer Jahrhunderte hier noch vernichtender gewaltet hätte. Schon beim Hereinfahren zog ein altes römiſches Grabmal unſere Aufmerkſamkeit an, nicht unähnlich dem von St. Remi. Auf einer Wieſe, ganz nahe vor der Stadt, erhebt es ſich in Pyramidenform, etwa gegen ſiebenzig Fuß hoch. Das Fußgeſtell bildet ein großes viereckiges Gebäude, an den Ecken mit vier angelehnten Säulen geſchmückt, die Seitenwände deſſelben haben große bogenförmige Oeffnungen, wie Thore, die den freien Eingang in das Gebäude verſtatten, ſo daß man darin unter dem platten Dache, womit es bedeckt iſt, wie in einem kleinen offnen Tempel herumgehen kann. Auf dieſem platten Dache ſteht die aus Quaderſteinen erbaute Pyramide; merkwürdig ſchien es uns, daß ſie ganz allein auf der Bedachung des eben beſchriebnen Piedeſtals ruht, ohne die Seitenwände deſſelben zu berühren, weil ihre Baſis nach allen Seiten beträchtlich kleiner iſt als das Viereck, welches jenes bildet. Keine Inſchrift, kein Bildwerk, ziert dieſes Monument, aber die ſchlank in den blauen Aether ſich erhebende, edle, ſchmuckloſe Geſtalt deſſelben macht, bei aller Einfachheit, einen ſehr impoſanten und ſchönen Effect. Leider bemerkt man bei genauerer Betrachtung viele Spuren früher und ſpäter daran verübter Gewaltthat. In den Zeiten der Revolution ließ das entartete Volk auch an dieſer Pyramide ſeinen zerſtörenden Muthwillen aus, und beinahe wäre ſie gänzlich vom Eigner des Feldes, auf welchem ſie ſteht, vernichtet worden; ein Verbot der Polizei verhinderte ihn zum Glück noch bei Zeiten daran, dieſen Vorſatz auszuführen.

Wem zu Ehren dieſe Pyramide errichtet ward, iſt ſchwer auszumitteln, da keine Spur einer Inſchrift hier zum Leitfaden dient. Alterthumskenner weihen ſie dem Kaiſer Auguſt, das Volk aber nennt ſie l'Aiguille, die Nadel, und glaubt ſteif und feſt, Pontius Pilatus liege darunter begraben. Dieſer alte Landpfleger ſpukt in dieſen Gegenden noch immer herum, und ſpielt eine große Rolle in den hieſigen Volksſagen. Nahe an Vienne ſtehen am Ufer der Rhone noch die Trümmer eines alten, wahrſcheinlich von den Römern erbauten Thurms, den das Volk auch den Pilatusthurm nennt, weil, wie behauptet wird, der Kaiſer Caligula den Pilatus dort einſperren ließ; aus Verzweiflung erhängte ſich dieſer im Thurme, ſein Körper ward in die Rhone geworfen, und dieſe wirbelt und ſchäumt noch immer an der Stelle, wo dies geſchah, obgleich der Todte wieder herausgezogen und von einem hohen, nahen Berge, der auch ſeinen Namen trägt, in einen tiefen Abgrund geſtürzt ward, wo er noch immer in furchtbarer Geiſtergeſtalt umhergeht. Viele aber glauben, er ſey unter der Aiguille ehrenvoll begraben, finde indeſſen doch keine Ruhe.

In allen Straßen der Stadt ſind noch alte Inſchriften, Ueberbleibſel antiker Grabmäler, Trümmer von Säulen und Basreliefs, in den Mauern dunkler, ſchmutziger Gebäude und Ställe eingefügt. Schlechte ſteinerne Bänke vor elenden Hütten werden von ſchönen antiken Kapitälern getragen, überall iſt die gegenwärtige Zeit mit der längſt vergangenen im grellſten Kontraſt. In einer der ſchmutzigſten Straßen ſteht ein alter Triumphbogen eingemauert, an deſſen innerer Wölbung noch Spuren zerſtörter Ornamente von Bildhauerarbeit ſichtbar ſind. Die Trümmer eines groſsen Amphitheaters liegen jetzt, faſt ganz zerſtört, mitten in Weinbergen dicht an der Stadt, und auf einem hohen Berge ſieht man alte Mauern, welche der Sage nach einſt zu einem römiſchen Kaſtelle gehörten. Die ſehr groſse Hitze des Tages verhinderte uns dieſen Berg zu erſteigen, die Ausſicht oben wird aber als entzückend ſchön geprieſen und iſt es gewiß auch.

Ein Tempel des Auguſtus iſt das einzige leidlich erhaltene antike Gebäude in Vienne; ſo viel man noch davon urtheilen kann, muß er dem maison carrée in Nismes ſehr ähnlich geweſen ſeyn. Er bildet wie jenes ein längliches Viereck, und Säulen korinthiſcher Ordnung umgeben ihn an allen Seiten. Mehrere von dieſen ſind noch beinahe unverletzt und zeichnen durch trefflich gearbeitete Kapitäle ſich aus; nur die Rieſen in den Säulenſchäften, welche ihnen ein ſo elegantes Anſehen geben, ſind faſt durchgängig muthwilliger Weiſe zerſtört. Der Tempel war in ſeiner urſprünglichen Schönheit ringsum offen, bis auf die ſchmälere Hinterwand; die ſchlanken Säulen trugen das mit einem Giebel und trefflich gearbeiteten zierlichen Geſimſen und Frieſen geſchmückte

Dach. Mönchiſche Unwiſſenheit führte Mauern zwiſchen den Säulen auf und machte aus dem Göttertempel einen geſchmackloſen viereckigen Kaſten, um ihn als Kapelle der Verehrung irgend eines Heiligen zu weihen. Durch dieſes, allen Kunſtſinn empörende Verfahren, ſind die Säulen weit über die Hälfte in dicken Mauern verſteckt worden, kaum daß man noch errathen kann, was der Tempel ehemals geweſen ſeyn muß.

Wir bekennen, es ward uns beim Anblick dieſer, in einem barbariſchen Zeitalter vom Aberglauben verübten Verſündigung gegen das Schöne, ganz heidniſch zu Muthe, und Schillers Götter Griechenlands wollten uns gar nicht aus dem Sinne. Der Tempel iſt übrigens keine Kapelle mehr, aber etwas noch ärgeres, eine Gerichtsſtube.

Nur von einem Miethbedienten begleitet, gingen wir das Muſeum zu beſehen, und fanden einen ſehr unterrichteten Mann an dem Aufſeher deſſelben, der zugleich Lehrer der Zeichenkunſt in einer damit verbundenen öffentlichen Erziehungsanſtalt iſt. Obgleich wir ohne alle Empfehlung zu ihm kamen, empfing er uns dennoch ſehr freundlich, und zeigte uns mit unermüdender Gefälligkeit, ſowohl die im Muſeum als in ſeiner eignen Wohnung aufbewahrten beträchtlichen Sammlungen von Alterthümern. Von Geburt iſt er ein Deutſcher, mit Namen Schneyder, hat aber während ſeines vieljährigen Aufenthalts in Frankreich die Leichtigkeit verloren, ſich in ſeiner Mutterſprache gut auszudrücken, oder auch ſie ſchnell im Geſpräche zu verſtehen. Seit einer langen Reihe von Jahren macht er es ſich zum Hauptgeſchäft, alles zuſammen zu tragen und zu retten, was er von Ueberreſten alter Kunſt in Vienne und der umliegenden Gegend habhaft werden kann. In den nahen Weinbergen, beſonders in dem, der das alte Amphitheater umſchließt, auch in Feldern und Gärten, finden die Landleute täglich mitunter recht ſchöne Fragmente von Statuen, Basreliefs und Säulen, ſobald ſie etwas tief graben; auch Moſaikpflaſter, Lampen, Münzen, Urnen, architektoniſche Verzierungen und kleine Hausgeräthe und Schmuck der Alten. Herr Schneyder hat die Leute ſo zu gewinnen gewußt, daß ſie ihm von jedem Funde dieſer Art ſogleich Nachricht geben; kann er ihn dann für Geld und gute Worte habhaft werden, ſo verſäumt er die Gelegenheit nicht;

was ſich nicht transportiren läßt, zeichnet er wenigſtens ab, und erwirbt ſich ſo ganz in der Stille ein unſterbliches Verdienſt um die Alterthumskunde. Die Freude daran iſt die einzige ſeines Lebens, und auch die einzige Belohnung ſeiner unbeſchreiblichen Mühe und Geduld. Seine Bekanntſchaft machte uns großes Vergnügen; glückliche Menſchen zu ſehen, iſt der erfreulichſte Anblick, und es gibt vielleicht in der Welt keine glücklichern, als dieſe Sammler, beſonders wenn ſie an einem Ort wie Vienne leben, wo ihnen täglich neue Ausbeute wird, die ohne ſie ſpurlos verſchwände. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß in allen den vielen, in dieſer Hinſicht merkwürdigen Städten des ſüdlichen Frankreichs ſolche Herren Schneyder lebten, noch beſſer, wenn alle die zerſtörenden Jahrhunderte hindurch, dort immer ſolche Männer gelebt hätten.

Die Sammlung, welche Herr Schneyder auf dieſe Weiſe zuſammengebracht hat, iſt unglaublich groß, wenn man den kleinen Kreis betrachtet, auf den er ſich beſchränken mußte; leider aber beſteht ſie faſt nur aus Fragmenten. Mehrere große Stücke antiker Fußböden von Moſaik zogen uns beſonders an, da ſie hiſtoriſche Darſtellungen enthalten, wie wir ſie bis jetzt noch nicht geſehen hatten. Die faſt unzählbaren Zeichnungen, welche Herr Schneyder in großen Mappen aufbewahrt, ſind alle von ſeiner eignen Hand bis in's kleinſte Detail höchſt ſauber und zierlich ausgeführt. Was ſich an Mauern, in Häuſern, in Kirchen, in Ställen, ja in den abgelegenſten Winkeln in und um Vienne von römiſchen Alterthümern noch erhalten hat, griff er mit kunſtreicher Hand auf, und bewahrte wenigſtens den Schatten davon vor gänzlichem Untergange. Nur ſah er dabei zu viel in die Vergangenheit, und ſuchte die Zerſtörungen der Zeit durch ſeine Phantaſie zu erſetzen. Wohl mag alles noch weit herrlicher geweſen ſeyn, als er es darſtellt, aber im gegenwärtigen Zuſtande hätten wir viele ſeiner Originale in der Zeichnung nicht wieder erkannt. Die Barbarei des Fanatismus, die hier ſo viel Schönes theils vernichtete, theils durch mißverſtandene Heiligung entheiligte, iſt ſein größter Kummer. Schmerzlich beklagte er eine ſchöne Säule von verde antico, die vernichtet ward, um dem Altar einer Kirche mit dem koſtbaren Material zu bekleiden; dann ein prächtig gearbeitetes Kapital einer korinthiſchen Säule, das jetzt, ausgehöhlt, zum Taufbecken dienen muß, und unzählige Inſchriften und Basreliefs, die von den Marmortafeln herunter gehauen wurden, damit dieſe hernach zu Leichenſteinen verbraucht werden könnten.

Bei einer armen Bauerfrau nahe an der Stadt, zu welcher Herr Schneyder uns wies, ſahen wir die lieblichſte Kindergruppe von Marmor, die man ſich nur erdenken kann, und dazu bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten ganz vollkommen wohl erhalten; was um ſo mehr zu bewundern iſt, da die Frau ſie vor etwa anderthalb Jahren, beim Graben in ihrem Weinberge, kaum zwei Fuß tief unter der Erde fand. Sehr bereitwillig holte ſie ihre Engelein, wie ſie ſie nannte, aus ihrem Kaſten hervor, wo ſie, in grünen Flor gewickelt, auf ihren Sonntagskleidern recht weich gebettet lagen. Die Gruppe ſtellt ein paar Knaben von ein- bis zweijährigem Alter, faſt in Lebensgröße, vor, der ältere hält mit der linken Hand einen Vogel, feſt an die Bruſt gedrückt, und wehrt mit vorgehaltnem Arm den kleinen Bruder ab, der ihm den Vogel entreißen will, und, da er deſſen nicht habhaft werden kann, ihn im kindiſchen Grimme in den Arm beißt. Der ältere Knabe ſcheint bei dem Biſſe des ſchwachen Säuglings keinen Schmerz zu fühlen, ſondern ſieht, halblächelnd, dem ohnmächtigen Zürnen zu; die Körperchen, die Köpfchen, Ausdruck und Stellung kann man ſich nicht lieblich genug vorſtellen. Ein Baumſtamm ſteht jedem der Kinder zur Seite, neben dem älteren windet eine Schlange ſich daran herauf, neben dem kleineren kriecht eine Eidechſe in die Höhe, welche nach einem Schmetterling ſchnappt. Nur der eine Flügel des Vogels und ein Finger des kleineren Knaben fehlen dieſem unbeſchreiblich reizenden, antiken Kunſtwerk, übrigens iſt es ganz unverſehrt.

Mehrere, welche dieſe Gruppen ſahen, haben allerlei Allegorien darin finden wollen; Herr Schneyder hält ſie, wahrſcheinlich mit Recht, für Portraits zweier Kinder irgend eines reichen, vornehmen Römers, der ſie vielleicht zufällig in dieſer Stellung ſah, und ſie ſo von einer Meiſterhand abbilden ließ; die Schlange, die Eidechſe, den Schmetterling erklärt er für unbedeutende, willkürliche Verzierungen des Künſtlers. Die Eignerin dieſer Gruppe ſah mit innigem Wohlbehagen unſerer Freude darüber zu, dann küßte ſie ihre Engelein, wickelte ſie wieder in den grünen Schleier und legte ſie ſorgſam in ihr Bette. Arm, wie ſie iſt, will ſie ſie jetzt doch nicht verkaufen, obgleich der Präfekt ihr eine, für ſie bedeutende Summe dafür geboten hat, um ſie nach Paris ins Muſeum zu ſchicken. Wenn einmal die Milords Anglois mit großen Beuteln voll Guineen wieder in's Land kämen, dann, meinte ſie, könnte ſie ſich vielleicht entſchließen, ihre Engelein wegzugeben, obgleich es ihr ſehr ſchwer fallen würde; ſogar von Reiſenden und auch von uns etwas für die Mühe des Vorzeigens anzunehmen, weigerte ſie ſich, und es koſtete wirklich Ueberredung, ſie dazu zu bewegen.

Nachdem wir uns in Vienne lange genug bei den Ueberreſten des Heidenthums aufgehalten hatten, beſuchten wir auch die große alte Kirche St. Maurice, eine der ſchönſten in Frankreich. Schon die Höhe, auf welcher dieſe prächtige Kirche ſteht, gibt ihr ein impoſantes und feierliches Anſehen; acht und zwanzig breite ſteinerne Stufen führen zu ihr hinauf. Die reichen Verzierungen des Portals, die Statuen, welche die Façade ſchmückten, wurden in der Revolution zerſtört und verſtümmelt, ohne daß der majeſtätiſch große Eindruck des Ganzen darunter litt. Lange ward ſie als Fouragemagazin mißbraucht, jetzt war man eifrig damit beſchäftigt, ſie wenigſtens im Innern wieder herzuſtellen, um ſie auf's Neue zum Gottesdienſte weihen zu können. Die prächtigen gemalten Fenſter, einige Altäre, vieles ſchön gearbeitetes altes Schnitzwerk und einige Monumente, ſind wie durch ein Wunder, dem allgemein herrſchenden Zerſtörungsgeiſt entgangen. Das marmorne Denkmal, welches hier zu Anfange des vorigen Jahrhunderts dem Cardinal Armand de Montmorin errichtet ward, gehört gewiß zu den beſten plaſtiſchen Kunſtwerken jener Zeit, und ſteht faſt unverletzt da. Es iſt die Arbeit des berühmten Renatus Michael Slodts, eines Sohnes des ebenfalls rühmlich bekannten Bildhauers Sebaſtian Slodts, der gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts von Antwerpen, ſeiner Vaterſtadt, nach Paris zog, wo er in Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden manches bedeutende Denkmal ſeiner Kunſt hinterließ.

Der Sohn übertraf indeſſen ſeinen Vater bei weitem. Er brachte eine lange Reihe von Jahren in Italien, namentlich in Rom zu, wo man ihn für einen der erſten Künſtler ſeiner Zeit anerkannte. Dort ſteht noch, in der Peterskirche, die Statue des heiligen Bruno von ſeiner Hand. Er ſtellte den Heiligen in dem Momente dar, in welchem dieſer die ihm angetragene Biſchofswürde ausſchlägt, und ſein Werk wird noch immer ſeines ſeltnen Kunſtwerths wegen, als ein Meiſterſtück jener Zeit betrachtet und bewundert. Slodts wußte mit ächt niederländiſchem Kunſtfleiß, und dennoch fern von aller Aengſtlichkeit, den Marmor mit unendlicher Sauberkeit zu behandeln und ihm Geiſt und Wahrheit zu verleihen; er war ein trefflicher Zeichner, ſeine Geſtalten, vor allem ſeine Gewänder zeichnen durch ungeſuchte Grazie und treues Nachahmen der Natur ſich aus, und ſeine Zeitgenoſſen hielten ihn ſo hoch, daß ſie ihn ſogar den zweiten Michel Angelo nannten.

Auch dieſes Denkmal des Cardinals Armand von Montmorin, vollendete der Meiſter noch während ſeines Aufenthalts in Rom, von wo er aber bald darauf nach Paris ſich wandte, um dort bis an das Ende ſeines Lebens zu bleiben. Der Cardinal ruht in halb liegender Stellung, im vollen prieſterlichen Ornat; mit der Linken hält er die Rechte ſeines neben ihm ſtehenden Nachfolgers, der dieſes Monument errichten ließ, mit der Rechten deutet er auf den Biſchofsſtab und die Mitra, welche beide neben dem Sarkophage auf einem Kiſſen ruhen; ein Genius hält das Wappenſchild des Nachfolgers, das des Hauſes Montmorin iſt an dem Sarkophage angebracht. Die Köpfe der beiden Cardinäle ſind edel und ausdrucksvoll, beſonders der des Sterbenden, die Ausführung des Ganzen höchſt vollendet, vorzüglich in den gut gehaltnen Draperien. Die Spitzenkanten unten an den Chorröcken ſind faſt bis zur Täuſchung fein gearbeitet.

Gegen Abend verließen wir Vienne, um die wenigen Meilen bis Lyon vollends zurück zu legen. Zuerſt empfing uns ein von der Rhone durchſtrömtes Felſenthal, dann kamen wir reichen Kornfeldern, blumigen Wieſen und ſchönen Weinbergen vorüber, bald nahe, bald entfernter vom breiten, mit grünen waldigen Inſeln geſchmückten Strome, bald über die Felſenreihen am Ufer, bald tief unten in ſchattigen Thälern, bis wir noch vor gänzlichem Einbruche der Nacht die große, einſt vor allen andern blühende Stadt erreichten, deren gänzliche Vernichtung in den Tagen der Schrekkenszeit geſetzlich ausgeſprochen ward, und die jetzt anfing, ſich vom überſtandenen Elende langſam zu erholen.

Lyon.

Lyon iſt eine der häßlichſten, der ſchönſten, der größten Städte in Frankreich, auch wohl in Europa, wenn man einige Reſidenzen abrechnet. Dicht vor ihren Mauern vereinigen ſich zwei große ſchiffbare Ströme, und die günſtige Lage beſtimmt ſie zur bedeutenden Handelsſtadt. Die Saone ſtrömt mitten durch die Stadt, und trennt den ältern Theil derſelben von dem neuern, der auf einer Halbinſel oder vielmehr Erdzunge zwiſchen ihr und der Rhone erbaut iſt. Dieſe begränzt die Stadt von der Mittagsſeite, an dem andern Ufer derſelben liegt eine ſpäter erbaute kleine Vorſtadt. Mit ſchönen großen Gebäuden beſetzte breite Quais ſchmücken die Ufer beider Ströme, und bilden den ſchönſten und volkreichſten Theil der Stadt. Beide wurden eben mit Reihen von jungen Bäumen beſetzt, weil die, welche ſonſt hier reichen Schatten gaben, in der Revolution gefällt wurden.

Die Straßen mitten in der Stadt ſind beinahe alle ſehr enge, ſchmal, winkelig und krumm; doch ſieht man in ihnen viele ſchöne, oft ſieben bis acht Stockwerke hohe Häuſer, auch gibt es hier mehrere freie Plätze, zum Theil mit anſehnlichen Gebäuden umgeben; dieſe aber tragen beſonders die Spuren theils abſichtlicher, theils in der fürchterlichen Belagerung der Stadt entſtandener Verwüſtung.

Wir wohnten im Hôtel de l'Europe am großen Platze **Bellecour**, dem ſchönſten der Stadt, der zugleich ein Lieblingsſpaziergang der Einwohner war, als die vielen Reihen prächtiger Bäume hier noch ſtanden, die eben in der Revolution fielen, und an deren Stelle man jetzt anfing neue zu pflanzen. Mehr als zwanzig, vor wenigen Jahren noch große, prächtige Häuſer lagen jetzt hier völlig zerſtört als Schutthaufen da; ſie wurden in der Schreckenszeit demolirt, als die Majeſtät des

Volks förmlich decretirte, Lyon ſpurlos zu vertilgen, weil dieſe Stadt allein dem Schwarme der wüthenden Republikaner widerſtand, und der alten Ordnung ſo wie dem Könige treu bleiben wollte. Jetzt fing man an, auf Befehl des Kaiſers die Häuſer ganz langſam wieder aufzubauen, die in wenig Tagen vernichtet worden waren. Auch im übrigen Theile der Stadt, beſonders an großen Plätzen, iſt die Anzahl der auf dieſe Weiſe niedergeriſſenen Häuſer nicht klein, aber noch größer die Zerſtörung, welche die Kugeln der Karmagnolen während der Belagerung anrichteten; überall findet man noch traurige Spuren davon, beſonders an dem Quai längs der Rhone. Hier liegt das ſehr große, prächtige Hôtel Dieu; es gleicht von außen mehr einen fürſtlichen Palaſt als einem Hoſpitale. Zweitauſend Kranke und ſchwache Arme werden in dieſer der Wohlthätigkeit geweihten Anſtalt, größtentheils von barmherzigen Schweſtern verpflegt, aber leider ſtimmt die innere Einrichtung derſelben nicht zu dem prachtvollen Aeußern, und macht noch manche Verbeſſerung wünſchenswerth. Auf Erhaltung der Reinigkeit der Luft wird wenig darin geſehen, hundertweiſe liegen die Kranken in großen Sälen zuſammen, oft zwei in Einem Bette, Sterbende und Geneſende, und jeder muß neben ſeinem eigenen Jammer auch noch den der Andern tragen.

Auf dieſes Gebäude richteten die Republikaner mit tigerartiger Grauſamkeit recht abſichtlich ihre mörderiſchen Feuerſchlünde, und beſchoſſen es mit glühenden Kugeln; die ſchöne Façade trägt noch die Spuren davon. Sie wollten die Verwundeten, die hier herein gebracht wurden, vollends tödten, und leider wurden auch viele das Opfer ihres unerſättlichen Blutdurſts.

Eine lange, mit ſchönen Pappeln beſetzte Allee endet den Quai und geht längs der Erdzunge, bis zu dem ſchönſten und intereſſanteſten Punkte in Lyon, wo die Saone ſich mit der Rhone vereinigt. Die große Waſſermaſſe beider Ströme, der Anblick der Stadt, die mit ſchönen Landhäuſern geſchmückten hohen maleriſchen Felſenufer der Saone, die reich bebauten, hier flächeren Ufer der Rhone, die Vorſtadt auf dieſen, alles bildet hier eine entzückend-mannichfaltige Ausſicht, die ſich mit keiner andern vergleichen läßt.

Der jenſeits der Saone, auf einer beträchtlichen Anhöhe erbaute ältere Theil der Stadt, verdankt ſeine erſte Entſtehung den Römern, die hier das alte Lugdunum gründeten, eine reiche herrlich-blühende Pflanzſtadt, zu einer Zeit, wo das jetzige Paris noch als Lutetia in ſeinen Sümpfen halb begraben lag. Sehr zerſtörte Trümmer eines Aquäducts in der Nähe, Grundmauern eines Theaters, einiger Paläſte und Tempel zeigen dem Alterthumskenner noch Spuren verſunkener Herrlichkeit, können aber auch nur ihn intereſſiren; denn kaum läßt ſich aus hin und wieder zwiſchen elenden Hütten verſtecktem altem Gemäuer die ehemalige Geſtalt der einſt hier ſtehenden Gebäude einigermaßen errathen. Der Weg zu ihnen iſt höchſt beſchwerlich, und ihr Anblick im jetzigen Zuſtande nicht lohnend für den, welcher ohne andern Zweck, als den der Schauluſt, ſie aufſucht.

Jetzt iſt dieſer unbeſchreiblich ſchmutzige und dunkle Theil von Lyon der Wohnplatz ſeiner ärmſten Bewohner. Hier, wie in allen Fabrikſtädten, ſtieg das Elend und die Anzahl der Armen zu großer Höhe, obgleich die Wohlthätigkeit der Reichen viel für ſie thut. An öffentlichen Anſtalten zu ihrer Verpflegung mangelt es nicht, auch für

Findelkinder und Waiſen iſt geſorgt, doch kann dem Uebel dadurch nicht geſteuert werden, denn die immer kümmerliche Exiſtenz dieſer ſehr fleißigen, arbeitſamen Menſchen hängt hier mehr als irgendwo vom Gedeihen des Seidenbaues ab, und vor allem von den ewig ſchwankenden Geſetzen der Mode. Letztere waren bei der allgemeineren Einführung baumwollener Zeuge ihnen ſeit längerer Zeit nicht günſtig, und das Unheil, welches die Revolution ſiftete, zerſtörte in Frankreich vollends allen bürgerlichen Wohlſtand. Neues Erblühen des Handels und der Gewerbe können nur allmählich alle die Wunden heilen, die eine lange Reihe unglücklicher Jahre ſchlug. Napoleon ſuchte freilich durch große Beſtellungen für ſeine ungemeſſene Prachtliebe die Fabriken wieder zu beleben, aber auch dieſe konnten doch verhältnißmäßig nur Wenigen Brot und Beſchäftigung geben.

Die wohlthätigen Stiftungen, einige Kirchen und öffentliche Gebäude ausgenommen, findet der Fremde in Lyon wenig ſogenannte Sehenswürdigkeiten. Bedeutende Kunſtſammlungen exiſtiren hier nicht, die Stadtbibliothek war, als die zahlreichſte in Frankreich, nächſt der in Paris ehemals ſehr merkwürdig, aber die Karmagnolen quartirten nach der Einnahme der Stadt eine große Anzahl Soldaten in dem Gebäude ein, welche ſechs Monate hindurch die Bücher zum Einheizen benutzten. In welchem Zuſtande alſo dieſe Bücherſammlung jetzt iſt, läßt ſich denken.

Das dermalige Lyceum war ſonſt ein großes prächtiges Jeſuitenkloſter, es liegt am Quai der Rhone, hat aber auch während der Belagerung viel gelitten. Die Ausſicht aus den Fenſtern desſelben auf den Strom und den gewühlvollen Quai iſt wunderſchön, am ſchönſten aber von der Terraſſe, welche das Lyceum mit dem dazu gehörigen Bibliothekgebäude verbindet. Die reiche Façade des Rathhauſes, eines der ſchönſten Gebäude in Lyon, ſteht jetzt ebenfalls verwüſtet da, und zeigt nur noch Spuren ihrer ehemaligen Schönheit; denn die ſie ſchmückenden Statuen und Verzierungen wurden alle heruntergeriſſen oder verſtümmelt. Der Hof eines nahe am Rathhauſe liegenden ehemaligen Nonnenkloſters iſt jetzt als Börſe der Verſammlungsort der Kaufleute. Ob die frommen Schweſtern, die ſonſt hier hauſeten, es im Grabe ruhig anſehen, daß ſo viel Männer an dem heiligen Ort jetzt Handel und Wandel treiben, und nicht zuweilen geſpenſtiſch dazwiſchen fahren, wiſſen wir nicht; wohl aber, daß der große Raum und die ihn umgebenden, oben bedeckten Säulengänge ihrer jetzigen Beſtimmung recht angemeſſen ſind.

Die nahe an der Börſe auf einer Anhöhe erbaute große alte Johanniskirche beſuchten wir auch. Das Aeußere derſelben iſt ſchmuckloſer und weniger imposant, als das der Morizkirche in Vienne, aber der Eintritt in das Innere machte auf uns einen höchſt feierlichen Eindruck. Ein röthliches Dämmerlicht erfüllte das hohe, wunderbar in einander verſchlungene Gewölbe, die hohen gemalten Fenſter erglänzten im Strahl der durch ſie gemildert hindurch ſchimmernden Sonne wie farbige Juweelen, und bildeten wunderbare Reflexe an den kühn emporſtrebenden Pfeilern, welche das Gewölbe unterſtützen. Ueberall herrſchte feierliche Stille in dem großen der Andacht geweihten Tempel.

Ein ſehr künſtliches Uhrwerk in dieſer Kirche war ſonſt berühmt, es zeigte nicht nur Tage, Stunden, Minuten und Secunden, auch die hohen Feſttage, den Mondwechſel, die Jahreszahl und alles, was auf die Zeit, in der man eben lebt, Bezug hat. Die Dreifaltigkeit, die heilige Jungfrau, alle Apoſtel, viele Heilige, ſelbſt der Hahn des Petrus ſpazierten zu beſtimmten Stunden heraus und hinein und machten allerhand Künſte. In der Belagerung ward auch dieſes Kunſtſtück verdorben und wird wohl ſchwerlich wieder in den vorigen Zuſtand verſetzt werden können.

Vom Thurme der Kirche überblickten wir die ganze große Stadt zu unſern Füßen und ihre, von zwei großen Flüſſen durchſtrömte, wunderſchöne Umgegend. Am fernen Horizonte ſchimmerten die ſchneebedeckten hohen Alpen der Schweiz und Savoyens uns entgegen, ein weißliches, glänzendes Wölkchen in der fernſten Ferne ward uns als der Montblanc bezeichnet, den wir hier voll froher Erwartung zum erſten Mal begrüßten.

Lyons Umgebungen.

Miß Lucy hatte, ihrem Verſprechen gemäß, wenige Tage nach unſerer Ankunft ſich wieder bei uns eingefunden, und war uns eine recht liebe Begleiterin bei allen unſern kleinen Exkurſionen; indem Yorick hier wenig zur Sprache kommen konnte, und auch weder von frühem Aufſtehen noch böſen Wegen die Rede war. Die von England ſo ganz verſchiedene und doch ſo ſchöne Gegend um Lyon entzückte ſie beſonders, auch iſt deren erſter Anblick wahrhaft bezaubernd, beſonders an den Ufern der Saone. Hohe, dicht aneinander gereihte Felſen umgeben hier den Strom an beiden Seiten, und freundliche, mitunter ſehr anſehnliche Landſitze der reichen Bewohner Lyons liegen in langen Reihen am Abhange der bis oben hinauf mit Reben und Geſträuch bedeckten Berge, aus deren reichem Blätterſchmucke nur an einzelnen Stellen eine Felſenſpitze ſchroff und kahl in maleriſch-gezackter Form emporſteigt. Still und ſilbern fließt der breite, von Böten lebendige Strom; nur die ſehr ſchöne Chauſſee trennt ihn von den Gärten, welche die Landhäuſer an beiden Ufern rings umgeben.

Wie ein Smaragd in Silber gefaßt, liegt, nicht ſehr entfernt von der Stadt, die Inſel Barbe, mitten in der ſich an dieſer Stelle ſehr ausbreitenden Saone. Sie iſt der Lieblingsort der Lyonaiſer, welche keine eignen Landhäuſer beſitzen, das heißt, faſt aller aus dem Mittelſtande, denn hier hat nicht jeder Schuſter oder Schneider ſeine Baſtide, wie in Marſeille. Sonntags und an den Feiertagen wimmelt es auf dieſer Inſel von fröhlichen Menſchen, die dort alles finden, was beſonders dem Franzoſen zum Leben unentbehrlich iſt; dahin gehört ein hübſcher Garten an dem wohleingerichteten Gaſthofe, vorzüglich aber Muſik, Tanz, Erfriſchungen, und vor allem Gelegenheit zu ſchwatzen, zu ſehen und geſehen zu werden.

Das Landhaus und der Garten, welche man für die ſchönſten um Lyon hält, gehören einem ſehr angeſehenen Kaufmanne, dem wir addreſſirt waren. Der Eigner hatte die Güte, uns ſelbſt in ſeiner ſchönen Beſitzung herumzuführen, dabei erwähnte er wiederholt und mit großem Behagen, daß das Haus genau nach dem Plan des Schloſſes zu Verſailles erbaut, und dabei hier auf jeden dortigen Fuß ein Zoll gerechnet ſey. Einem Franzoſen iſt bekanntlich Verſailles das erſte Wunder der Welt, wir aber konnten nur die Idee twas wunderlich finden, ein ſolches großes Modell zum bürgerlichen Wohnhauſe zu machen. Unerachtet des ſehr verkleinerten Maßſtabes hat dies Gebäude noch immer ein ſchloßartiges, grandiöſes Anſehen; aber ihm mangelt die zierliche häusliche Bequemlichkeit, die bei einem ländlichen Aufenthalt uns vor allem wünſchenswerth erſcheint, und welche den kleineren engliſchen Landhäuſern einen ſo unbeſchreiblichen Reiz gibt. Ein hübſches Blumenparterre vor dem Hauſe mit zwei ziemlich hohen Springbrunnen, und an beiden Seiten mit ſchattenden Alleen umgeben, kam uns zwar auch ein wenig à la mode de Versailles vor; iſt aber doch recht angenehm. Auch ſind hier ein Paar Kaskaden angebracht, die indeſſen nur bei feſtlichen Gelegenheiten angelaſſen werden, und dann, vom Felſen herabſtrömend, ſich recht hübſch machen. Dicht hinter dem Hauſe erhebt ſich ein ſteiler, mit Bäumen und Geſträuch bewachſener Fels, mannichfaltige, oft etwas unbequeme Fußwege ſchlängeln ſich dort durch die dichten Schatten, und gewähren an einzelnen Stellen ſehr reizende Ausſichten auf den Strom, auf das entgegengeſetzte Ufer und die Inſel Barbe. Dieſem Theil der

Anlagen erzeigt man die Ehre, ihn einen engliſchen Park zu nennen, denn die Franzoſen haben, wie auch hin und wieder die Deutſchen, gar ſonderbare Begriffe von dem, was ein ſolcher Park eigentlich iſt.

Die übrigen Landſitze um Lyon ſind, bei weniger Prätenſion, von minder vornehmem Anſehen, mitunter aber auch recht groß und ſchön. Alle haben eine herrliche Lage und köſtliche Umgebungen, aus denen ſich viel Schönes machen ließ, doch konnten wir nun einmal den kleineren franzöſiſchen Gärten im neuern Styl wenig Geſchmack abgewinnen, da wir die engliſchen kannten, wo man bei beſchränktem Raum es ſelten verſucht, etwas Großes machen zu wollen, ſondern ſich mit einem einfachen, mit Blumen geſchmückten Grasplatz, und einigen, von blühendem Geſträuch umgebenen, ſchattenden Baumgruppen gern begnügt.

Die großen altfranzöſiſchen Gartenanlagen, welche in alterthümlicher Pracht die königlichen Schlöſſer umgeben, ſind in ihrer Art wahrhaft ſchön und imponirend, ſo lange ſie bleiben, was ſie ſeyn ſollen, eine Fortſetzung der großen Gallerieen und Säle des Palaſtes, wo ſich der ſtattlich geſchmückte Hof im Freien ergehen kann. So wie ſich dieſes Volk aber der Natur nähern will, wird es kleinlich und manierirt; und in ſeinen ländlich ſeyn ſollenden Gärten mußten wir immer bei jedem Schritt an die in Roſa-Atlas gekleideten, zierliche Schäferſtäbe in den Händen haltenden Schäfer und Schäferinnen ſeiner Bühnen und ſeiner Idyllen denken, als die einzige zu dieſen Landſchaften paſſende Staffage.

So reizend uns die Lage aller dieſer Landhäuſer an der Saone auf den erſten Anblick erſchien, ſo fühlten wir doch, daß dieſe Gegend uns auf die Länge zu einförmig werden würde. Den Ausſichten mangelt nämlich alle Ferne, aller Mittelgrund; man ſieht ewig nur den Strom, die Inſel, das gegenüber liegende, freilich herrlich bebaute Ufer und ſeine waldbekrönten Felſen. Wer nicht wie eine Gemſe klettern kann oder mag, iſt einzig auf das lange, ſchmale Thal beſchränkt, hat keinen andern Spaziergang, als den längs dem Ufer des Stroms auf der Heerſtraße, und muß immer wieder umkehren, um denſelben Weg zurückzugehen, den er hinwärts nahm. An den Ufern der Rhone iſt es hier eben ſo, dieſe ſind indeſſen weniger mit Gartenhäuſern angebaut, weil ſie weniger ſchön und flächer ſind, und werden deshalb ſeltner beſucht.

Lyoner Fabriken.

Unzählige Bedürfniſſe des Luxus und der Mode, die nirgend beſſer und wohlfeiler als in Lyon befriedigt werden können, machen dieſe Stadt merkwürdig und berühmt. Unmöglich iſt es, nur alle die einzelnen Artikel aufzuzählen, welche fleißige Hände hier in großer Menge hervorbringen; ſie kleiden und putzen halb Europa. Alles wird hier gewoben und gearbeitet. Seidene Stoffe, Bänder, die ſchönſten Stickereien, die man ſich nur denken kann, in Gold, Seide und Baumwolle; goldene und ſilberne Treſſen und Verzierungen aller Art, Knöpfe, Petinet, Gaze, Sammet. Das lange Regiſter von allem, was hier in den vielen Manufakturen entſteht, würde leicht ermüdend und doch nie vollſtändig werden, weil jeder Tag neue Erfindungen hervorbringt. Wir wünſchten ſehr, die Entſtehung einiger Hauptfabrikate vom Anfange an zu ſehen, aber das iſt in Lyon unmöglich. Die nach engliſcher Art eingerichteten Maſchinen, auf welchen die Seide geſponnen wird, ſind alle theils auf dem Lande, theils in kleinern Städten, und die Seide ſelbſt wird daher ſchon zum Weben bereitet eingeführt. Die Arbeiter der Fabriken betreiben ihr Geſchäft einzeln in ihren Wohnungen; das rohe Material wird ihnen vom Fabrikherrn geliefert, das Muſter vorgeſchrieben, und die Arbeit nach dem Stabe bezahlt. Daher muß man einen in Lyon wohlbewanderten Führer haben, wie wir ihn auch glücklicher Weiſe gefunden hatten, der die einzelnen Wohnungen der vorzüglichſten Arbeiter kennt, wenn man nur etwas davon ſehen will. Dennoch iſt der Anblick bei weitem nicht ſo belehrend und intereſſant als der, welchen die großen Fabriken in England gewähren, wo alle Arbeiter in einem großen Gebäude verſammelt, einander in die Hand arbeiten, und jeder einzelne nur den Theil des Ganzen liefert, den er in größter Vollkommenheit hervorzubringen verſteht.

Unangenehm iſt es zwar, in den ſchmuzig

engen Straßen oft ſieben bis acht Treppen hoch zu ſteigen, bis zur ärmlichen Wohnung einer fleißigen Familie, welcher der unerwartete Beſuch oft ſtörend erſcheint, dennoch machten wir mehrere ſolche Beſuche. Wir erſtaunten bei jedem über die bewundernswerthe Geſchicklichkeit und Geſchwindigkeit, mit der hier das Schönſte und anſcheinend Schwierigſte hervorgebracht wird, während uns die augenſcheinlich große Armuth dieſer fleißigen, durchgängig rechtlichen Menſchen mit ſtiller Wehmuth ergriff. Nichts kann ſchneidender kontraſtiren, als ihre kümmerliche, faſt nur auf das Unentbehrlichſte beſchränkte Exiſtenz, mit der Pracht der unter ihren Händen entſtehenden glänzenden Stoffe. Alles, womit wir unſer Daſeyn ſchmücken, entſpringt leider in den Hütten der Armen, oft unter Seufzern und bittern Thränen; wir denken in unſrer Freude nicht daran und dürfen es auch nicht, wenn wir nicht jeden Genuß uns zwecklos verbittern wollen; aber doch iſt es uns gut, wenn wir in einzelnen Momenten daran erinnert werden, und das wurden wir hier. Die große Anzahl von Arbeitern, bei verhältnißmäßig wenig bedeutenden Beſtellungen, hat den

Preis ihrer Arbeit ſo herabgeſetzt, daß ſie mit aller Anſtrengung kaum das Nothdürftigſte erwerben können. So fanden wir eines Tages in einem reinlichen, aber ärmlichen Zimmer eine ganze Familie bei ihrem kargen Mittagsbrode vereint; nur die älteſte Tochter, ein ſchönes blaſſes Mädchen von achtzehn Jahren, ſaß am Webeſtuhl und arbeitete emſig an einem reichen Stoffe mit wunderſchönen Blumen, der in St. Cloud die Zimmer der Kaiſerin zu ſchmücken beſtimmt war; ſie webte, während ihr Vater aß, damit die Arbeit ununterbrochen fortgeſetzt würde, und der einzige Webeſtuhl, den ſie beſaßen, keine Minute ruhe, ſelbſt in den Stunden des Schlafes wechſelte ſie ſo mit dem Vater; und doch ſahen wir deutlich, daß dieſer angeſtrengte Fleiß die noch aus der Mutter und ein paar kleinen Kindern beſtehende Familie nur dürftig ernähre, obgleich dieſer Arbeiter gewiß einer der vorzüglichſten war, da man ihm die Ausführung einer ſo bedeutenden Beſtellung anvertraut hatte.

Eben ſo trafen wir es durchgehends bei mehreren ähnlichen Beſuchen; überall Armuth, und dennoch knattert der Webeſtuhl in allen dieſen

Wohnungen beinahe Tag und Nacht. Die Farbenpracht, die Schönheit der geſchmackvollen Muſter, welche auf ihm entſtehen, übertreffen in dieſer Hinſicht oft ſelbſt die Zaubereien des Pinſels. Auch die Stickerinnen betreiben hier ihre Arbeit fabrikmäßig, ſie wirken Wunder mit ihrer Nadel, müſſen aber leider faſt immer dieſe mühſam erworbene Kunſt mit dem früheren Verluſt ihrer Sehkraft bezahlen.

Das Sammetweben intereſſirte uns beſonders, weil wir es nie vorher geſehen hatten. Die andern Stoffe werden doch immer wie Leinwand gewoben; und das Hervorbringen der Muſter hat die größte Aehnlichkeit mit dem Weben des damaſtnen Tiſchzeugs; anders iſt es mit dem Sammet. Eine platte meſſingene Nadel, oben mit einem feinen, faſt unſichtbaren Einſchnitt der Länge nach verſehen, wird blitzſchnell zwiſchen die doppelten Fäden des Einſchlags geſchoben und dann mit einem Faden feſtgewebt, jedem Faden folgt eine Nadel, jeder Nadel ein Faden, bis der Webeſtuhl angefüllt iſt. Mit einem eignen haarſcharfen Inſtrument von Stahl, das genau in den Einſchnitt der Nadel paßt, ſchneidet der Weber zuletzt die

die Nadel bedeckenden Fäden auf, und das geſchieht mit ſo unbegreiflicher Schnelle und Sicherheit, daß wir kaum mit den Augen folgen konnten. Bei'm ungeriſſenen Sammet werden die Nadeln nur herausgezogen und das Schneiden unterbleibt.

Die übrigen Fabriken übergehen wir mit Stillſchweigen, um nicht zu weitläuftig zu erſcheinen, alle beſchäftigen mehrere Tauſend fleißige Hände; ſelbſt das Erfinden und Ausmalen der Muſter iſt ein Haupterwerb für viele, die in beſſern Verhältniſſen vielleicht bedeutende Künſtler geworden wären.

Die Bewohner von Lyon und ihr geſelliges Leben.

Aus allen dieſem geht hervor, daß das Lyoner Volk ſehr arbeitſam und fleißig iſt, und dieſe Tugend iſt bei ihm der Quell vieler andern, beſonders im häuslichen Leben, die man im übrigen Frankreich weit ſeltner antrifft. Ihre treue Anhänglichkeit an den König, an ihren Glauben, an die Geſetze, mußten die Lyonalſer mit Strömen des edelſten Bluts, mit faſt gänzlicher Zerſtörung ihres ehemaligen Wohlſtandes büßen; und daß nicht die ganze Stadt von der Erde vertilgt ward, rechnete man ihnen noch obendrein als unverdiente Gnade an. Achttauſend der geachtetſten Einwohner wurden nach dem endlichen Einrücken der Karmagnolen in dieſer Stadt hingerichtet; die Frauen fielen unter dem Mordbeil der Guillotine; die Männer wurden in Maſſe dicht vor der Stadt erſchoſſen, weil das Guillotiniren den Mördern zu langſam dünkte. Die Kanonen, mit denen man ſie mordete, waren mit gehacktem Eiſen geladen; nach mehreren Schüſſen, als alle niedergeſunken waren, rief man den nur Verwundeten zu, ſich aufzurichten, weil man ſie begnadigen wolle, viele folgten dem Ruf und wurden im nämlichen Moment von neuen Schüſſen zu Boden geſtreckt. Niemand durfte den Sterbenden nahen, alle lagen hülflos verlaſſen, bis der Tod ihrer Qual ein Ende machte.

Der Sohn eines dieſer Gemordeten erzählte uns dieſe grauſenvolle Geſchichte an dem Orte, wo ſie geſchah, auf einer großen Wieſe vor dem

Thor; er ſelbſt war damals noch nicht dem Knabenalter entwachſen geweſen, nur ſeine Jugend hatte ihn vor einem ähnlichen Schickſale bewahrt. Es lebt keine angeſehene Familie in Lyon, die nicht an dieſem verhängnißvollen Tage durch den Verluſt naher Verwandten und Freunde in tiefe Trauer verſetzt worden wäre; der größte Theil dieſer Schlachtopfer waren Hausväter, die ſonſt in Ehre und Anſehen lebten, alle ausgezeichnet rechtliche Männer aus dem Bürgerſtande.

Unfern der Wieſe, auf welcher die Väter langſam verbluteten, fielen wenig Tage vorher ihre Söhne in einer Pappelallee, dreitauſend blühende Jünglinge, faſt alle aus den erſten Familien der Stadt, die ſich muthig den eindringenden Tigern entgegen ſtellten und nicht wankten und wichen bis in den Tod. Sie waren die Glücklichen, ſie ſtarben mit dem Degen in der Hand im gerechten Kampfe, vor ihrer Eltern ſchmachvoller Ermordung, deren Anblick ihr ehrenvoller Tod ihnen erſparte.

Wenn wir alle dieſe blutigen Gräuel hier auf dem Schauplatze derſelben von Augenzeugen erzählen hörten, von jungen Männern, deren Väter, deren Freunde und Verwandte zum Opfer wurden, ſo ſtaunten wir, daß noch ein Menſch in Lyon fröhlich ſeyn oder gar lachen kann. Wir begriffen die Möglichkeit nicht, hier zu leben, davon ſprechen zu können, ohne vor Schmerz zu vergehen. Die vielen Blumen auf der unſeligen Wieſe ſahen wir mit Blute befleckt blühen; die hohen Pappeln flüſterten uns ſchauerlich wie Seufzer der unſchuldig Gemordeten, aber der dieſem Volke angeborne Leichtſinn weiß nichts von alle dem. Daß die Franzoſen keine Sehnſucht kennen, iſt eben ſo bekannt, als daß ihre arme Sprache kein Wort für dies Gefühl hat; indeſſen auch Erinnerung ſcheint ihnen zu mangeln; ſie haben es nicht nöthig, ein unglückliches Geſchick allmählich zu verſchmerzen, ſie vergeſſen es, ſo wie es überſtanden iſt. Das Geſchichtliche davon bleibt ihnen zwar, aber der Eindruck davon verfliegt. Wie wäre es ſonſt möglich, daß wir hieher geführt wurden, als zu einer Merkwürdigkeit?!

Der Charakter der Bewohner von Lyon iſt jedoch ernſter, ſittlicher, als es in Frankreich ſonſt gewöhnlich. Faſt möchten wir ſagen, ſie haben etwas Deutſches in ihrer Art zu ſeyn, was wohl aus ihrem thätigen, arbeitſamen Leben entſpringt, vielleicht auch mit der Nähe der Schweiz zuſammenhängt. Sie tanzen, ſie ſingen zwar auch, und während der Carnevalszeit geht es ebenfalls in Lyon unter Armen und Reichen gar luſtig her; aber ihre Freude iſt geregelter als in andern franzöſiſchen großen Städten, und artet ſeltner in niedre Ausſchweifung aus. Der Luxus iſt geringer, und die alles verwüſtende Spielſucht ein hier faſt unbekanntes Laſter, das wenig Gelegenheit zur Befriedigung findet. Der ehemalige Wohlſtand, welchen der ſonſt blühende Handel in dieſer großen Stadt verbreitete, iſt mit ſeiner Quelle in der Schreckensperiode ganz geſunken. Zwar fängt man an ſich allmählich zu erholen, und die großen Manufacturen und Handelshäuſer erheben ihre Häupter wieder, aber die ärmere Klaſſe wird noch lange mühſelig arbeiten müſſen, ehe ihr die vergangnen guten Zeiten wiederkehren.

Den geſelligen Ton in den Häuſern bedeutender Kaufleute fanden wir ſehr angenehm; es liegt etwas Herzliches, etwas Familienhaftes darin, das uns oft an unſer Deutſchland mahnte. In den Häuſern herrſcht Ordnung und Reinlichkeit, aber wenig Prunk; und alles deutet darin auf freundliche ruhige Häuslichkeit, auf trauliches Zuſammenleben der Mitglieder der Familie unter ſich, bei ſehr zuvorkommender Gaſtlichkeit gegen Fremde. In Lyon fällt es Niemandem ein, ein zweites Paris daraus zu machen, obgleich die Stadt nicht minder groß und volkreich iſt, als Bordeaux und Marſeille. Kleidung und Sitte der Frauen ſind beſcheiden; den Tag über gehen die Männer ihren Geſchäften nach, ſpäter ſuchen ſie Erholung im Kreiſe ihrer Familie und ihrer Freunde. Das Viſitenweſen wird weniger eifrig betrieben, aber Abends um ſieben oder acht Uhr verſammeln ſich gute Bekannte ungeladen, bald in dieſem, bald in jenem Hauſe. Der ältere Theil der Geſellſchaft ſpielt ein ſehr niedriges Spiel, die jüngere Welt beluſtigt ſich auf ihre Weiſe, oft mit Muſik und Tanz, zuletzt wird ohne viele Umſtände ein leichtes Abendeſſen aufgetragen, wie es eben vorhanden iſt. Denn da man hier durchgängig ſchon zwiſchen zwei und drei Uhr zu Mittag ißt, ſo gibt es auch einen Nachmittag und Abend; und die gute alte fröhliche Sitte, mit einander zu

Abend zu eſſen, iſt in Lyon nicht, wie ſonſt faſt überall, verſchwunden.

Bei größern dazu eingeladnen Geſellſchaften, deren es viele gibt, ſind dieſe Abendeſſen recht gewählt und reichlich, ohne Ueberfluß; doch bleibt auch bei ihnen der Ton der Geſellſchaft leicht und fröhlich. Hohes Spiel ſahen wir nie, ſelten eine Bouillotte, und nirgends hört man, wie in Bordeaux, das ewige Klappern der Würfel.

Ins Theater, zu öffentlichen Concerten und Bällen, darf jede rechtliche Frau ihre erwachſenen Töchter führen, ohne Furcht, ſie in ſchlechte Geſellſchaft zu bringen: denn das Laſter wandelt hier nicht öffentlich mit frecher Stirn, wie in Marſeille. Das Schauſpielhaus iſt weder von innen noch außen elegant, und ſteht in dieſer Hinſicht weit hinter denen andrer großer Städte zurück, aber die Truppe gehört zu den beſten in Frankreich, auch wird das Theater fleißig beſucht, und wir wohnten mehreren Vorſtellungen, beſonders von Luſtſpielen bei, die bei vollem aufmerkſamen Hauſe recht vorzüglich gut gegeben wurden. Ballette fehlten noch jetzt, doch ſprach man davon, daß auch dieſe für die Zukunft eingerichtet werden ſoll.

ten. Von kleinen Nebenſchauſpielhäuſern vernahmen wir nichts, dieſe mußten alſo hier wenigſtens nicht vorzüglich ſeyn; auch hat die minder begüterte Claſſe der Einwohner wohl ſchwerlich viel Zeit oder Geld darauf zu verwenden übrig.

Alle Gebräuche der katholiſchen Kirche werden von den Einwohnern Lyons ſtrenge beobachtet, und niemand verſäumt leicht die Meſſe. Wir ſahen eine große Proceſſion durch alle Straßen ziehen, von mehrern Tauſenden der Einwohner begleitet, welche den Himmel um gedeihliches Wetter für die Seidenwürmer anflehte. Die vielen Prieſter, welche ſie anführten, waren faſt alle hochbejahrte Greiſe, die während der Schreckenszeit, welche ihnen den Tod drohte, von den Frommen mit eigner Lebensgefahr geborgen wurden. Einem wunderthätigen Marienbilde, in einer Kapelle oben auf dem Berge, an deſſen Abhang die Johanniskirche liegt, war vors erſte noch das Wunderthun unterſagt, dafür aber hatte ſich ſeit kurzer Zeit in der Kirche ſelbſt ein anderes, bis dahin wenig geachtetes Bild, mit allerlei Mirakeln hervorgethan. Die Gläubigen ſtrömten in großer Zahl jetzt dieſem zu, und eine bedeutende Anzahl ganz neuer wächſerner ex voto vor deſſen Altare, bezeugten, wie wohlthätig es ſich an ihren kranken Armen, Beinen, Augen und andern Gliedmaßen bewieſen hatte und noch täglich bewies.

Der Tag unſers Abſchiedes von Lyon war auch der von Miß Lucy, die nun mit ſchnelleren Schritten ihrem Vater in Verdün zuzueilen beſchloß; und ſo wandten wir uns auf verſchiednen Wegen von einander, wahrſcheinlich für immer.

Reiſe von Lyon nach Genf.

Noch eine gute Strecke weit begleitete uns die Rhone durch eine entzückende Gegend; die hohen Alpen Savoyens und der Schweiz winkten uns aus der Ferne, jede Krümmung des breiten, wildbrauſenden Stroms gewährte eine neue lachende Ausſicht, und ſo wie wir weiter kamen, ſchien uns immer die, welche eben vor uns lag, noch ſchöner als die, welche wir eben bewundernd verlaſſen hatten. Hinter der erſten Station verloren wir die Rhone aus dem Geſicht, aber die Gegend blieb ſich gleich an mannichfaltigem Reichthum. Bald kamen wir an großen Kornfeldern vorbei, bald an Weingärten, an grünenden Höhen und großen ſchattenden Baumgruppen. In mannichfaltigen Krümmungen windet ſich der nicht breite, ſilberklare Strom Ain, durch ein blühendes Thal, das uns lebhaft an das ſchöne Thal von Richmond bei London erinnerte. Die prächtigen Villen, die dort die Ufer der reichen Themſe verſchönen, fehlen hier freilich, aber deren Stelle erſetzen rebenumſchattete Bauernhäuſer und freundliche Dörfer, deren Bauart und Reinlichkeit ſchon die Nähe der Schweiz verkünden. Alles hat hier ein wohlhabiges ländliches Anſehen.

Vier große Poſtſtraßen ſtoßen in Pont d'Ain zuſammen, daher wimmelt es in dem kleinen Ort immer von Fremden aus allen Gegenden. Das Poſthaus iſt hier der einzige gute Gaſthof; auch diesmal waren beinahe alle Zimmer darin beſetzt, und wir mußten uns glücklich preiſen, noch leidlich für die Nacht unterkommen zu können. Am folgenden Morgen fuhren wir ſchon um fünf Uhr ab. Wir hatten freilich nur noch zwölf Poſten oder deutſche Meilen vor uns, die man ſonſt auf den herrlichen Chauſſeen in acht oder zehn Stunden bequem zurücklegen kann, aber die vielen Berge ſind hier dem ſchnellen Fahren nicht günſtig. Gleich hinter Pont d'Ain geht es ſchon bergauf; und bald waren wir mitten im Gebirge, aber im ſchönſten, freundlichſten der Welt. Selbſt die höchſten Felſen ſchmückt das herrlichſte Grün, jedes der Cultur fähige Fleckchen iſt ſorgfältig benutzt; und ſelbſt in England ſahen wir kein beſſer angebautes Land. Alle Nachtigallen aus Hieres ſchienen uns hieher gefolgt zu ſeyn, und die friſche Morgenluft umwehte uns mit dem Duft der blühenden Hecken und tauſend würziger Bergkräuter.

Hinter Cerdon gelangten wir an den höchſten Berg, den wir für heute zu überſteigen hatten; er heißt Mont Cerdon und gehört ſchon zu der großen Bergkette des Jura, welche Savoyen von Frankreich ſcheidet. Hin und wieder iſt der Weg ziemlich ſteil, aber die breite vortreffliche Kunſtſtraße, und die an dieſe Berge gewöhnten Pferde, ließen keinen Gedanken an Gefahr aufkommen, obgleich der Abgrund zur Seite uns oft fürchterlich genug angähnte. Denn in dieſer ſonſt ſo ſchönen Straße fehlen die ſteinernen Bruſtwehren, welche man in England an jedem Abhange und hin und wieder auch in der Provence trifft. Wir kamen jetzt durch eine der romantiſch ſchönſten Gegenden. Bald fuhren wir hoch auf den Bergen, dann tief unten in einem von Bergſtrömen durchrauſchten Thale, dann am Ufer eines ſtillen Sees, immer im Schatten duftender Wälder, umgeben von maleriſchen, reich bewachſenen Felſen. Roſen blühen in den Gärtchen, welche die freundlichen Hütten des Landmanns umgeben; und von den Bergen ſchimmern Wieſen und Kornfelder ins Thal herab, die aus der Tiefe wie einzelne Gartenbeete ſich ausnehmen. An einer der ſchönſten Stellen dieſes romantiſchen Weges ſtehen auf zwei hohen, aus einer tief zwiſchen ihnen liegenden engen Kluft ſenkrecht ſteil emporſteigenden Felſengipfeln, die grauen Ruinen zweier uralten Schlöſſer einander gegenüber. Brauſend und ſchäumend ſtürzt ſich ein wilder Waldſtrom dicht daneben hinunter ins tiefe Thal, und nur ſein Toſen, und das Singen der Vögel im Walde, unterbricht die feierliche Stille dieſer herrlichen Einſamkeit.

Im kleinen Dörfchen Bellegarde, das mitten in einer wilden Felſengegend einſam liegt, verließen wir unſern Wagen, um uns, während die Pferde gewechſelt wurden, zum perte du Rhône führen zu laſſen. Wir ſtiegen hinab in ein nahes, von hohen waldigen Felſen eingeſchloſſenes, enges Thal. Unten in ihrem Felſenbett eingepreßt, brauſte, zürnender als je, die hier ſehr ſchmale, aber unergründlich tiefe Rhone. Bald ſtanden wir an der Brücke, welche die mächtige Natur aus Felſen über ſie wölbte. Donnernd ſtürzt der Fluß hinab in einen unſichtbaren Abgrund, deſſen Tiefe noch niemand ermeſſen konnte, und verſchwindet. Die Felſendecke, welche den Strom völlig verbirgt, indem ſie ſich über ihn wölbt, iſt hohl und gedoppelt, wie die Einwohner der Gegend behaupten. Man kann freilich mit Lebensgefahr hinabſteigen, unter ihr, wie in einer Höhle, trocknen Fußes eine ziemliche Strecke fortgehen, und hört das Brauſen der Rhone noch weit tiefer unter der Erde. Etwa funfzig Schritte vom Falle dringt der Strom aus ſeinem dunkeln Gefängniß wieder an das Sonnenlicht hervor und ſetzt, noch immer wild aufgeregt, ſeinen ſtürmiſchen Lauf über große Felſenblöcke ſchäumend fort. Wir ſtanden lange auf einer ſchwankenden hölzernen Brücke nahe am Fall, und ſahen dem Toſen der widerſtrebend in das Innere der Erde ſtürzenden Waſſermaſſe zu. Die Wellen brechen ſich an den Seitenwänden des Abgrundes und ſprühen ſchäumend hoch empor, als ſcheuten ſie die furchtbare ewige Nacht da unten; ſie überſtrömen beim Zurückprallen einen Theil der Felſendecke, die dadurch weit kleiner erſcheint, als ſie es wirklich iſt. Die Umgebungen dieſes furchtbar ſchönen Schauſpiels ſind von hoher romantiſcher Schönheit, aber die gar nicht zu befriedigende Zudringlichkeit einer Unzahl von Bettlern, die mit unerträglichem Geſchrei allen Genuß zerſtörten, vertrieb uns nur zu bald. Sie müſſen eigne Wachen ausſtellen, die ſie von der Ankunft der Fremden gleich benachrichtigen: denn aus allen Klüften, über alle Felſenwege ſtrömten ſie herbei, und keine Gabe konnte uns von ihrer widrigen Gegenwart befreien.

Von Bellegarde aus wird das Gebirge immer wilder. Das kleine pittoreske Fort d'Ecluse liegt auf einem ſteilen Felſen wie ein Schwalbenneſt hinter dem Städtchen Colonge. Dort mußten wir noch einmal unſern Paß viſiren laſſen; während dies geſchah, ergötzten wir uns an der romantiſch wilden Umgegend, die wir von dieſer Höhe überſehen konnten. Tief im Thale fließt die hier einem Mühlenbach ähnliche Rhone; jenſeits derſelben beſchränken die ſavoyer Berge die Ausſicht, und in der Ferne kränzen die ſchneeigen Gipfel des Jura den Horizont. Alles funkelte im Strahl der ſinkenden Abendſonne wie in einem Goldmeer; der Anblick war in dieſer Beleuchtung bezaubernd ſchön, und wir mußten in laute Bewunderung deſſelben ausbrechen. Ein kleiner, kaum zwanzigjähriger Unterofficier, der unſer Entzücken belauſchte, riß uns aus der Begeiſterung, mit der Verſicherung: „Ecluſe ſey ein ganz erbärmliches Neſt, in welchem er nächſtens aus purer Langeweile verſcheiden müſſe; wir möchten uns nur einmal ein paar Wochen darin aufhalten, dann,“ meinte er, „würde unſre Bewunderung der ſchönen Gegend wohl von ſelbſt ſich geben.“ Wir lachten zwar über den tragikomiſchen Eifer, bei welchem den armen jungen Menſchen faſt die Thränen in die Augen traten; doch konnten wir nicht umhin, ihm Recht zu geben; wir wünſchten ihm Geduld und baldige Ablöſung, und fuhren dann mit dem zum letzten Mal in Frankreich unterzeichneten Paſſe weiter, auf jetzt ganz ebnem Wege.

Die Gebirge des Jura vermiſchten ſich bald mit den Wolkengebilden, die ſich nebelig und grau erhoben, bald wich die Dämmerung der Nacht; in der Dunkelheit konnten wir es nur errathen, daß wir zwiſchen blüthenreichen Gärten hinfuhren, deren Balſamduft nach dieſem heißen ermüdenden Tage uns erquickend umwehte.

Genf.

Dieſe Stadt machte auf uns den angenehmſten Eindruck, als wir ſie am folgenden Morgen bei hellem Sonnenlichte durchſtreiften. Bei Reiſenden, die aus Deutſchland hieher gelangen, mag der Fall vielleicht umgekehrt ſeyn, doch uns, die wir von Frankreich kamen, wurde in Genf ganz heimathlich zu Muthe. Die allgemein übliche

Sprache blieb zwar noch immer die franzöſiſche, obgleich wir in den Straßen auch mitunter Schweizer-Deutſch reden hörten; doch alles Uebrige erinnerte uns recht freundlich an das lang entbehrte Vaterland, die Phyſiognomien der Einwohner, ihr Gang, ihre Art ſich zu kleiden und ſich zu bewegen, und vor allem die große Reinlichkeit der Häuſer und Straßen, die hellen gewaſchnen Fenſter, eine Erſcheinung, deren wir in Frankreich ganz ungewohnt worden waren.

Die Stadt Genf iſt nicht groß, aber ſie hat meiſtens gerade, ziemlich breite Straßen und viele recht anſehnliche, oft vier bis fünf Stockwerk hohe ſteinerne Häuſer, nur werden letztere zum Theil durch ein über der Hausthüre angebrachtes hölzernes Vordach entſtellt. Auch die langen Reihen kleiner Krambuden konnten wir nicht ſchön finden, die man in deutſchen Städten wohl zur Zeit des Jahrmarktes ſieht, die aber hier das ganze Jahr hindurch ihren Platz behaupten. Man findet ſie dicht an einander gereiht in den ſchönſten, breiteſten Straßen, den Häuſern zu welchen ſie gehören gegenüber, und die Straße ſelbſt wird durch ſie der Länge nach in zwei ungleiche Hälften getheilt.

Es ſchien uns überhaupt, als ob die Einwohner von Genf ihre hübſche Stadt abſichtlich zu verunſtalten ſuchten: denn in andern Straßen erblickten wir eine ſehr ſeltſame Vorrichtung, die Fußgänger gegen den Regen zu ſchützen, die durchaus nicht zur Verſchönerung beitrug. Den Regen ſcheinen die Schweizer überhaupt ſehr zu fürchten: denn auf unſerer weitern Reiſe durch ihr Land fanden wir überall die ernſtlichſten Maßregeln gegen das Naßwerden getroffen. Alle Brücken haben hölzerne Bedachungen; in vielen Städten laufen Bogengänge unter den Häuſern hin, wo man gemächlich im Trocknen wandeln kann; und in Schwytz ſahen wir ſogar Gänſemädchen und Kühhirten, zwar baarfuß, aber dennoch mit Regenſchirmen verſehen, hinter ihren Zöglingen einherſchreiten.

In den Straßen von Genf, von welchen hier die Rede iſt, war längs den obern Etagen der ſehr hohen Häuſer ein etwas gewölbtes hölzernes Dach angebaut; ſtarke Balken unterſtützten es nach der Straße zu, und da keine dieſer Stützen die Höhe der Häuſer erreichen konnte, ſo waren wieder Querbalken angebracht, auf welchen jene ruhten. Dieſe wurden wieder durch andere aufrecht ſtehende Balken unterſtützt, ſo daß das Ganze dadurch das Anſehen eines längs der Straße hinlaufenden plumpen Baugerüſtes erhielt, das einen großen Uebelſtand verurſachte. Der Raum unter dieſer wunderlichen Bedeckung wurde als eine Art Markt, zum Verkaufe von Obſt, Gemüſe und einer Menge kleiner Gegenſtände benutzt; und der Verkehr ſchien ſowohl von Seiten der Käufer als der Verkäufer ſehr lebhaft betrieben zu werden.

Bei alle dem aber mangelt es hier nicht an Gebäuden und ganzen Reihen von Häuſern, die auch größern Städten zum Schmucke dienen könnten. Der höchſte Vorzug von Genf bleibt immer deſſen unvergleichlich ſchöne Lage, hart am Ufer des Sees, in einer weiten, fruchtbaren, von herrlichen Bergen umgränzten Ebene.

Wir hörten einſt ſagen: der alte Ocean habe vor grauen Jahrtauſenden im Sinne gehabt, ſich mit der Schweiz zu vermählen, und ihr deshalb, nach Art großer Herren, dieſen See als ſein Miniaturbild überſendet. Er muß damals wenigſtens ſehr ſanftmüthig geſinnt geweſen ſeyn, als er den Genfer-See ſich zum Abbilde erkor: denn ruhiger, ſtiller läßt ſich nichts erdenken, als dieſe weite, nur ſelten von kleinen hüpfenden Wellchen gekräuſelte Spiegelfläche, auf welcher auch dem Furchtſamſten kein Gedanke von Gefahr anwandeln kann.

Vom Walliſerlande kommend, wo ſie entſpringt, nimmt unſere alte Freundin, die Rhone, ihren raſchen Lauf gerade durch den Genfer-See hindurch; ihre wilden tobenden Wellen mögen ſich aber mit dieſer ruhigen Fluth nicht vereinen: der Schiffer erkennt ihren eilenden Gang mitten im See, und auch dem Auge des am Ufer Stehenden bleibt er bemerkbar. Dicht vor Genf geht die Rhone, in zwei Arme getheilt, wieder aus dem freundlichen See heraus, ſetzt den reißend-eilenden Lauf durch die Stadt fort, um jenſeits derſelben dem ſchönen Frankreich zuzuſtrömen, wo wir in ihrem tiefſten Fall und ihrer höchſten Glorie ſie ſahen, bis ſie zuletzt mit der Saone vereint im mittelländiſchen Meere ſich verliert. Die Lage von Genf iſt ſo glücklich gewählt, daß deſſen Bewohner das Schöne dicht vor ihren Thoren finden, ohne es in ermüdender Ferne aufſuchen zu müſſen. Nahe vor der Stadt, ſogar im Bezirke derſelben, bieten ſich überall die herrlichſten Ausſichten auf den See und auf die nahen und entfernteren Gebirge dar, die köſtlichſten Spaziergänge laden den Freund der Natur überall ein.

Viele hundert fröhlicher Menſchen ſahen wir an einem heitern Sonntag Abends auf einer Wieſe dicht vor einem der Thore verſammelt. Zartes kurzes Gras ſchmückte die Wieſe gleich einem Teppich von grünem Sammet, rechts begränzte die lange Kette des nahen Jura-Gebirges drohend und finſter den Blick, die höchſten Gipfel deſſelben bedeckte noch Schnee, im wunderbaren Kontraſte mit dem blühenden Frühling um uns her; doch in den wärmſten Sommermonaten muß auch er den glühenden Sonnenſtrahlen weichen. Zur linken der Wieſe erheben der große und der kleine mont Salève in nicht weiter Entfernung die mit Bäumen geſchmückten Felſenſcheitel; weiter zurück ragt die ſteile ſchneeige Spitze des Mole empor, und ganz in der Ferne ziehen am Horizonte blau und dämmernd die Berge bei Colonge ſich hin, an denen wir vorüber gekommen waren. Bei ganz hellem Wetter erblickt man von dieſer Wieſe ſelbſt den Montblanc und ſeine rieſigen Nachbaren, wie ſie aus ihrem ewigen Winter ſtrahlend herüber glänzen; doch bleiben ſie auch oft Wochenlang von Nebel und Wolken dicht verſchleiert, ſo daß man ihr Daſeyn nicht ahnen kann, und dieſes war leider auch an jenem, übrigens ſonnigem Tage der Fall.

Die ehemaligen Wälle der Stadt ſind zum Theil zu reizenden Spaziergängen umgeſchaffen; ſo ſahen wir auf einem etwas niedrig liegenden Platz eine Menge der ſchattigſten wilden Kaſtanienbäume, die eben im vollen Schmuck ihrer ſchönen Blüthen prangten. Dieſer Platz war ehemals eine Baſtei und wird auch noch ſo genannt; in der Mitte ſeiner dunkeln Schatten glänzt die koloſſale Büſte eines der unglücklichſten Menſchen, des großen Rouſſeau, auf einem ſehr hohen Piedeſtal. Sie beſitzt, wie man behauptet, das Verdienſt treffender Aehnlichkeit, und ward mitten in den Zeiten der Revolution, bei einem dazu veranſtalteten allgemeinen Kinderfeſte dem Freunde und Beſchützer der Jugend hier errichtet. Bis jetzt hatten wir als Denkmälern jener traurigen Tage nur Spuren gewaltſamer wilder Zerſtörung begegnet, und dieſes war das erſte, aus welchem ein freundlicherer Geiſt uns anſprach. Rouſſeau erſchien uns dabei wie ein milder Genius, deſſen Namen ſelbſt jenem verwilderten Haufen ein beſſeres Gefühl einzuflößen wußte. Vielleicht war unter der rohen Menge mancher Einzelne, der in ſeiner Kindheit den wohlthätigen Einfluß des Weiſen von Genf an ſich ſelbſt erfahren haben mochte und als nichts anderes ihm mehr heilig und ehrwürdig blieb, deſſen eingedenk war. Der Platz, auf welchem dieſe Büſte ſteht, gewährt indeſſen keine Ausſicht auf die Umgegend; im heißeſten Sommer mögen ſeine dichten Schatten viel Angenehmes und Erquickliches haben, doch in dieſer mildern Jahreszeit ſchien er uns ſogar etwas feucht und dumpfig zu ſeyn.

Dicht an dieſer Baſtei erheben ſich zwei viel höher liegende Terraſſen, zum Theil mit ſchönen Häuſern eingefaßt, die eine weite Ausſicht über den See und die Gebirge bieten. An einer derſelben liegt das recht hübſche Theater, deſſen Façade wir aber nur von außen bewunderten, denn hier ſich bei Lampenlicht in der Stickluft eines Schauſpielhauſes einzuſperren, und den herrlichſten Sonnenuntergang draußen ungenoſſen zu laſſen, ſchien, bei der Kürze unſeres Aufenthalts in Genf, uns eine unverzeihliche Verſündigung an uns ſelbſt und an der Natur.

Noch ſchöner als die Ausſicht von dieſen Terraſſen iſt die von der nahe am Theater liegenden Promenade la Treille. Unabſehbar lag hier vor unſern entzückten Augen die weite dunkelblaue Fläche des Sees, von keinem Lüftchen gekräuſelt, umgeben von reichen mit tauſend Landhäuſern beſäeten Ufern, ſo ſtill, ſo ruhig, ſo ganz das Bild des reinſten Glückes auf Erden in ländlicher Zurückgezogenheit, daß der Wunſch, hier auch einſt ſeine Hütte bauen zu können, wenigſtens momentan rege werden muß, wenn auch der eigenthümliche Gang jedes Lebens ihn nach und nach wieder zum Schweigen bringt.

Es kann in der Welt kaum ein reicher angebautes Fleckchen Erde geben, als hier die Ufer des ruhigen ſilbernen Genfer-Sees es ſind. Schon gleich am Thore von Genf reihen ſich Gärten an Gärten, mit fruchtbaren Weinbergen untermiſcht. Aus allem leuchtet Wohlhäbigkeit und häusliches Glück auf das freudigſte hervor, aus den wohlgebauten reinlichen Hütten des Landmanns, wie aus den, zum Theil ſehr ſchönen Landhäuſern, in welchen die Bürger von Genf, während der beſſern Jahreszeit, in einem milden Klima der Anmuth ihrer herrlichen Natur ſich erfreuen. Mehrere Dörfer, unter dieſen auch das Dorf Coligny, beſtehen faſt nur aus ſolchen zierlichen Wohnungen. Nahe an letzterem führte man uns zu einem, auf einer Wieſe hart am See liegenden Ziehbrunnen, um uns von dort aus die weite Waſſerfläche bis nach Lauſanne überſehen zu laſſen.

Im Glanze der Abendſonne ſchimmerte dieſe Stadt, viele andere Städtchen und Dörfer neben tauſenden vereinzelt liegenden Häuſern über den See hin uns entgegen. Dieſe Häuſer glichen weißen leuchtenden Punkten, auf einem Felde von Smaragd verſtreut, ſo ſehr verkleinerte ſie uns die weite Ferne; aber der heitere Himmel und die Abendbeleuchtung ließen uns dennoch jeden einzelnen Gegenſtand deutlich erkennen. Der Anblick über den See hin war unbeſchreiblich ſchön, doch noch höheres ſollte uns diesmal zu Theil werden: denn als wir von hier wieder nach Genf uns wandten, erblickten wir plötzlich mit unausſprechlicher Freude den mächtigen Montblanc, von Reſenlicht umfloſſen, ſo nahe, ſo deutlich in dieſer Beleuchtung, daß das getäuſchte Auge auf dem reinen ewigen Schnee beinahe Spuren menſchlicher Tritte zu entdecken glaubte. Und doch waren wir noch viele Meilen weit von dem Fuße der hohen göttergleichen Rieſengeſtalt entfernt.

In einem Garten, näher an Genf, welcher ehemals einem Bruder des berühmten Herrn von Necker gehört hatte, erfreuten wir uns nochmals dieſes unbeſchreiblich majeſtätiſchen Anblicks, und zugleich einer andern nicht minder reizenden Anſicht des Sees, ſeiner uns gegenüber liegenden Ufer und der Stadt Genf, über welche der finſtere Jura emporſtieg. Der Garten ſelbſt, zu welchem der jetzige freundliche Beſitzer deſſelben den Fremden gern den Zutritt erlaubt, erſchien uns wie ein kleines Paradies, ſo ländlich einfach er auch angelegt war. Denn die ausgeſucht ſchöne Lage deſſelben am Ufer des Sees, im Angeſichte des Montblanc, macht allen Schmuck, den die Kunſt ihm zu geben vermöchte, überflüſſig, und erhebt ihn zu einem Kleinod von unſchätzbarem Werthe, das keiner koſtbaren Faſſung bedarf, um zu glänzen.

Einen andern lieblichen Abend genoſſen wir in einem, von Genf nicht weit entfernten Garten, welcher ehemals dem berühmten Arzte Tronchin angehörte. Der jetzige Beſitzer deſſelben hat mit vielem Geſchmack, und bedeutendem Aufwande, ihn zu einem der größten und ſchönſten in dieſer Gegend umgewandelt, doch in Hinſicht auf ſeine Lage muß er jenem viel kleineren und einfacheren weit nachſtehen, obgleich dieſer an jedem andern Orte für einen der ſchönſten anerkannt werden würde. So wie wi dieſen Garten betraten, glaubten wir unsdurch einen Zauberſchlag plötzlich wieder nach England in einen der dortigen ſchönen Landſitze zurück verſetzt, und zwar war die Täuſchung um ſo vollkommener, da man im Garten ſelbſt, wenig vom See, und von den Gebirgen gar nichts erblickt. Das von dem jetzigen Beſitzer im italieniſchen Geſchmack erbaute große Wohnhaus, mit ſeinen doppelten Reihen auf Säulen ruhender Arkaden in der Fronte, gleicht völlig dem Landhauſe eines vornehmen Britten, und auch der Garten paßt auf das vollkommenſte zu dem Gebäude. Er bildet, wie die engliſchen, eine liebliche Landſchaft im Kleinen, mit zierlich gehaltenen Kieswegen, die über ſanfte mit feinem kurzen Graſe bekleidete Anhöhen führen. Maleriſche Gruppen herrlicher alter Bäume, ein hübſcher Teich, ein artiges Häuschen in dieſem, zur Wohnung für die Schwäne, die das ſtille Waſſer durchſchiffen, ein lieblich ſich ſchlängelnder Bach, der rings umher Leben und Friſche verbreitet, vollenden das freundliche Bild und verleihen dieſem lieblichen Platze die vollkommenſte Aehnlichkeit mit den geprieſenſten Pleasure-Grounds jener Inſel.

Daß wir es uns nicht verſagten auch auf der Silberfläche des Sees ſelbſt uns in einem Nachen ſchaukeln zu laſſen, daß von dieſem Standpunkte aus geſehen, die Anſichten der reichen Ufer deſſelben, einen neuen eigenthümlichen Reiz gewinnen, bedarf wohl keiner beſondern Erwähnung. Doch alles dieſes gehört zu den Dingen, bei deren Beſchreibung man ſich ſelbſt nie genügen kann, vielweniger Andern. Die Erinnerung vermag zwar, ein treues Bild der unausſprechlichen Heiterkeit und Anmuth dieſer Gegenden treu zu bewahren, und wer einmal ſie ſah, wird nie ſie vergeſſen; doch Feder und Pinſel können mit befriedigendem Gelingen dieſes Bild nicht außer uns darſtellen.

Es iſt damit wie mit dem Leben eines wahrhaft Glücklichen, von dem ſich, eben weil es ſo glücklich iſt, wenig erzählen läßt.

Stiller Frieden, unausſprechliche Anmuth, reiche Fülle an allem was zu einer ruhigen, frohen Exiſtenz gehört, charakteriſiren dieſe Gegenden, wie eben ein ſolches Leben auch, und machen beide zu dem, was ſie ſind. Der Genuß dieſer Güter wird nie ermüden, wohl aber zu vieles Reden und Schreiben darüber; und wie ſehr letzteres der Fall ſeyn kann, haben wir wohl alle ſchon zur Genüge erfahren.

Es wäre zu anmaßend, nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen, die oben drein auf ſo vielfache Weiſe in Anſpruch genommen wurden, über das geſellige und häusliche Leben der Einwohner von Genf hier etwas Entſcheidendes ausſprechen zu wollen. Im Ganzen haben wir ein ſehr freundliches Bild davon in unſerm Gedächtniß aufbewahrt. Unter der arbeitenden Bürgerklaſſe begegneten wir überall ruhigen heitern Geſichtern; emſigem, aber nicht mühſeligem Fleiße und jener Mäßigkeit im Genuſſe nach gethaner Arbeit, die den glücklichen Mittelweg zwiſchen eilem Prunken, ſchädlichem Uebermaß, und ängſtlicher Beſchränkung genau zu treffen weiß.

Der in dieſer Stadt einheimiſche Kunſtfleiß iſt allbekannt. Nichts kann zierlicher und geſchmackvoller ſeyn, als die Art mit der man hier das Gold in tauſendfältiger Form zum Schmucke verarbeitet; nichts wohlfeiler als die Uhren, deren in Genf alle Jahre unzählige fabrikmäßig verfertigt werden. In allen Straßen ſieht man die fleißigen Arbeiter, vom Morgen bis zum Abende, in ihren Läden damit beſchäftigt; und es kam uns vor, als ob dieſe feinen Arbeiten, auch auf die Feinheit der Sitten unter dem Volke, einen nicht zu verkennenden Einfluß übten.

Die reichern und vornehmern Einwohner von Genf empfingen uns durchgängig mit freundlicher Zuvorkommenheit, und jener gemüthlichen Höflichkeit, die ſo wohlthätig wirkt.

Sie ſind es gewohnt, Reiſende von allen Nationen, aus allen Ständen, oft Jahre lang in ihrer Mitte wohnen zu ſehen; und ſpielen dabei die Rolle eines freundlichen Hausherrn, der fremde Gäſte gern bei ſich aufnimmt, es ihnen in ſeinem

Eigenthume wohl ſeyn läßt, ohne jedoch um ihretwillen in der innern Einrichtung deſſelben etwas abzuändern, alten ihm liebgewordenen Gewohnheiten zu entſagen, oder gar ſeine eigne Ueberzeugung vom Rechten und Schicklichen, nach den ihrigen ummodeln zu wollen.

Seit wir den Montblanc aus der Ferne geſehen hatten, war der Wunſch, ihn in ſeiner undenkbaren Majeſtät und Größe in der Nähe zu bewundern, bis zum Unwiderſtehlichen in uns aufgeregt, und bewog uns, unſern Aufenthalt in Genf nur die wenigen Tage abzukürzen, deren wir zu einer Reiſe nach Chamouny bedurften. Zwar ließ ſich aus dem Munde von Freunden und Bekannten manche Stimme hören, welche von dieſem Verſuche abrieth, uns verſicherte, daß es jetzt zu Ende des Monats Mai, noch um mehrere Wochen zu früh wäre, um dieſe Reiſe zu unternehmen, daß man dazu wenigſtens die Mitte des Monats Juni abwarten müſſe; wir aber meinten die Leute hätten gut reden, die das ganze Jahr hindurch in der Nähe jener hohen Wunder leben, und ihre Zeit zu einem Beſuche derſelben nach Belieben wählen können, während uns der

Weg zu ihnen vielleicht auf ewig verſchloſſen bliebe, wenn wir dieſe Gelegenheit, ihnen zu nahen, uns entſchlüpfen ließen. Wir dachten mit Reue an die Quelle von Vaucluſe, die wir aus ähnlichen Rückſichten unbeſucht gelaſſen hatten, beſchloſſen dieſes Mal wenigſtens den Verſuch zu wagen, und nahmen uns feſt vor, nicht verdrüßlich darüber zu werden, wenn unüberwindliche Schwierigkeiten ſich uns entgegen ſtellen ſollten, die uns zwängen wieder umzukehren, ohne das gewünſchte Ziel erreicht zu haben.

Reiſe nach Chamouny.

Froher lauter Jubel der Natur begrüßte uns am ſonnigſten mildeſten Frühlingsmorgen vor den Thoren von Genf. Die Lerche ſang aus hoher blauer Luft, ein Heer von Nachtigallen antwortete ihr aus Blüthenhecken; Bienen ſchwärmten in einem Meere von Duft; Käfer ſummten fröhlich im blumenreichen Graſe, alles ſchien ſich mit uns freuen zu wollen, während wir im Schatten mächtiger Nußbäume, durch dieſen weiten ſegensreichen Garten der Natur dem lange erſehnten Ziele zurollten. Vor allem ergötzten wir uns an der für uns ganz neuen Art, wie hier in der Ebene der Weinſtock gepflanzt wird, die aber auch in der Lombardei üblich ſeyn ſoll. Man behauptet zwar, der auf dieſe Weiſe gewonnene Wein verlöre dadurch an Güte, doch für das Auge kann nichts ergötzlicher ſeyn, als dieſe Art ihn anzubauen. Die Reben ſtehen nicht wie am Rhein und in andern Weinländern, an kleinen Pfählen kurz beſchnitten, ſorgſam aufgebunden und nahe an einander gepflanzt. Ihre Ranken laufen feſtonartig, von einem der hohen, weit auseinander geſtellten Weinpfähle zu dem andern, und oft verſieht auch ein Obſtbaum die Stelle der letztern. Sie bilden die vollſten, herrlichſten Kränze; ein blumenreicher Wieſenteppich breitet ſich unter ihnen hin; der ganze Raum, den ſie einnehmen, ſieht aus, als wäre er zu einem Feſte geſchmückt, und erwarte nur die Hirten und Schäferinnen, die zum fröhlichen Tanze ſich verſammeln ſollen.

Bis Sallenches hatte man uns gerathen, unſern eigenen bequemen Reiſewagen zu behalten, denn der Weg iſt ziemlich eben und gut; lange führte er durch dieſe paradieſiſche Ebene, dann zog er zu einer bedeutenden Anhöhe ſich hinauf, die in vielen andern Ländern ſchon für einen hohen Berg gelten würde. Von allen Seiten umgaben uns nun hohe grüne Berge, alle auf das ſorgfältigſte angebaut, bis hoch hinauf mit Wieſen, Kornfeldern und Gärten im lieblichſten Wechſel bedeckt. In weiterer Entfernung hoben noch höhere Felſen das kahle zum Theil noch mit Schnee bedeckte Haupt dem blauen Himmel zu, doch in unſerer Nähe herrſchte der Frühling in unausſprechlicher Anmuth.

Ohne es gewahr zu werden, kamen wir ſo über die Grenze der franzöſiſchen Schweiz hinaus. Die Felſen zogen ſich näher zuſammen, das Thal ward enger, der Weg führte faſt in einem fort aufwärts, und wir erklimmten ihn im langſamſten Schneckenſchritte: denn Poſten gibt es hier nicht; und ein ſchweizer Fuhrmann übereilt ſich nicht leicht. Doch der Garten von Genf war noch nicht zu Ende, Obſtbäume beſchatteten noch immer unſern Weg, und die Gegend war zu ſchön, als daß wir hätten wünſchen können, ſie in ungeſtümer Eile zu durchfliegen.

Endlich war Bonneville, das erſte ſavoyiſche Städtchen, erreicht, wo wir der Pferde wegen ein paar Stunden verweilen mußten. Die Leute im Gaſthofe waren über unſere Ankunft eben ſo erſtaunt, als verlegen über die Aufgabe, uns den Mittag bewirthen zu müſſen. Im hohen Sommer wimmelt es hier von Reiſenden aus allen Ecken von Europa, doch ſo früh im Jahre hatten ſie noch Niemanden erwartet; und geſtanden ganz offen, durchaus nicht zu unſerem Empfange eingerichtet zu ſeyn. Wir ſuchten ſie indeſſen mit Verſicherungen von der Mäßigkeit unſerer Forderungen zu beruhigen, ſie verhießen ihrer Seits das Mögliche und Unmögliche für uns thun zu wollen; und nach zwei Stunden ſchieden wir in gegenſeitiger Zufriedenheit von einander.

Hinter Bonneville zog ſich das Thal immer enger zuſammen. Die Felſen wurden höher, doch die nahen Berge und das Thal an ihrem Fuße blieben wie auf dem ganzen Wege bisher, blühend in üppiger Frühlingspracht. Unſere geliebten ſchottiſchen Berge, die höchſten, die wir bis dahin gekannt hatten, ſanken vor den gewaltigen Felſenmaſſen, die immer näher und näher uns traten, gar ſehr zuſammen. Mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Gebirge leuchteten zwiſchen jenen öden kahlen Felſen, deren braune Scheitel nur noch eine Krone vom Schnee trug, überall hervor. Niedrigere, mit Tannenwäldern geſchmückte Berge drückten an jene Felſen ſich an, das dunkle nie welkende Grün ihrer Bäume ſchien mit dem eben ſo unvergänglichen Schnee wetteifern zu wollen, indem es den lieblichſten Kontraſt mit ihm bildete. Hart an den Tannen beginnen ſchon die Kornfelder, die herrlich grünen Wieſen in ſchwindelnder Höhe, ſo daß es unbegreiflich ſcheint, wie der Landmann dort hinauf gelangt, um ſeinen Acker zu bauen. Der ganze Abhang der Berge iſt auf das ſorgfältigſte benutzt, bis tief hinab, wo wir, immerfort im Schatten der Obſtbäume, das Ufer der Arve bald erreichten, die in ungebändigter Wildheit dieſes reiche Felſenthal durchbrauſt.

Hoch am Gipfel der Berge ſahen wir eine Stunde hinter Bonneville einen zweiten Waldſtrom, den Giffre, über Felſenblöcke hinab der Arve zuellen, um mit ihr vereint tobend und ſchäumend durch dieſen großen Park der Natur hinzuſtrömen, der alles weit hinter ſich zurück läßt, was das Gold der Reichen und Großen jemals mit Hülfe der Gärtnerkunſt entſtehen ließ, und deſſen maleriſche Schönheit die von einer Felſenſpitze herabdrohenden Ruinen des Schloſſes Maſſel noch erhöhen.

Hinter dem kleinen Dörfchen Cluſe eröffnete ſich uns das Thal von Maglan, hier ſahen wir den blühenden Frühling, im ſiegreichen Kampfe mit dem Grauß früherer Zerſtörung. Ungeheure Felſenblöcke, zwiſchen denen der Weg ſich hindurch windet, liegen hier rings umher zerſtreut; im Jahre 1776 waren ſie von einem der höchſten benachbarten Berge mit gewaltigem Krachen in das Thal geſtürzt; ähnliche Felſenmaſſen ſchwebten drohend über unſern Häuptern, doch ſie hatten ſchon viele Jahre ſo dagehangen, und unſer, von hoher Freude und Bewunderung erfülltes Gemüth hatte in dieſem Augenblicke keinen Raum für bange Beſorgniß.

Beim Eintritt in dieſes Thal erblickten wir in der Höhe von 1200 Fuß über demſelben, den maleriſchen Eingang zu der Höhle von Balma, deren Inneres aber zu wenig Merkwürdiges enthält, um oft von Reiſenden beſucht zu werden. Noch an dem Dorfe Maglan eilten einige Bewohner deſſelben herbei, um mit lautem Rufen das Echo zu wecken, deſſen Geiſterſtimme in ſeltener Klarheit und Deutlichkeit dieſes einſame Thal durchhallt. Weiterhin kamen wir an den Nant d'Arpenas. Nant heißt hier zu Lande jeder bedeutende Felsbach, wie Ben jeder hohe Berg in Schottland. Von einer Höhe von 800 Fuß, folglich nur um hundert Fuß niedriger als der Staubbach, ſtürzt der Nant d'Arpenas hier ganz nahe am Wege, in einem Regen von Diamanten verwandelt, ſenkrecht hinab, um völlig zu Schaum aufgelöſt durch das Thal hinzubrauſen. Unfern von dieſem begegneten wir einem zweiten Waſſerfalle von ganz eigenthümlicher Schönheit, deſſen Namen wir aber nicht erfahren konnten, und der, ſo mächtig er jetzt auch ſchien, vielleicht in den heißern Sommermonaten verſiegt.

So folgt auf dem an ſich kurzen Wege von etwa acht franzöſiſchen Meilen, zwiſchen Bonneville und Sallenches, eine herrliche Erſcheinung der andern. Vor uns, mitten in aller Frühlingsherrlichkeit leuchtete der Montblanc gleich einer Erſcheinung aus einer andern Welt, und um ihn her die höchſten Gletſcher und Schneegebirge von Savoyen, über die er das königliche Haupt ſtolz erhebt. Er ſchien ſo nahe vor uns zu liegen, als ob wir in einer halben Stunde ihn erreichen könnten. Die allmählich ſinkende Sonne kleidete ihn in bleiches Roſenroth, das allmählich zu dunklerem Purpur erglühte, und leichte amethyſtenähnliche Sommerwölkchen umflatterten ſpielend ſeinen, hoch über ſie empor ragenden Gipfel.

Uns war, bei dieſer nie geahnten Pracht der Natur, als befänden wir uns in einem Zauberlande. Schweigend ſaßen wir da und hatten keine Worte, und fühlten keinen Wunſch als den: alle die uns lieb ſind in dieſem Augenblick um uns verſammlen zu können, damit auch ſie mit uns der ſchönen Welt ſich freuten, auf der es uns vergönnt iſt, eine kurze Zeit zu leben und zu wandeln.

Nun lag das Städtchen Sallenches vor uns in ſeinem lieblichen Thale, von fruchtbaren Bergen umgeben, um welche jene hohen, in ewigen Schnee verhüllten Geſtalten einen feierlichen Halbkreis ſchließen. Eine kleine Viertelſtunde von dem Städtchen ſtiegen wir in St. Martin ab, wo wir einen recht gut eingerichteten Gaſthof und freundliche Wirthsleute fanden, die es über ſich nahmen, für unſere fernere Reiſe nach Chamouny alles auf das beſte einzurichten. Als tiefe Nacht ſchon längſt das Thal bedeckte, ſahen wir lange noch den Montblanc im Roſenlichte glühen, und ſpäter im Silberglanze des aufgehenden Mondes ſtrahlen. Er leuchtete hell und ſchimmernd zu uns auf unſere Ruheſtätte herüber, bis unſer von den Herrlichkeiten des verfloſſenen Tages ermüdetes Auge ſich ungern dem Schlummer hingab, der es ſchloß.

Am folgenden Morgen, war es unſer erſtes Geſchäft, die zu unſerer ferneren Reiſe getroffenen Anſtalten zu betrachten: denn von Sallenches aus konnten wir unſeres Wagens uns nicht weiter bedienen. Sie ſahen ziemlich abenteuerlich aus und wir ſtutzten ein wenig bei ihrem Anblick: denn ſo etwas war uns noch nicht vorgekommen. Mit einem Pferde und einem gewaltig großen Maulthier vor einander beſpannt, ſtand ein wunderſames Fuhrwerk bereit, dem man die Ehre anthat, es einen Char-à-bancs zu nennen. Es beſtand aus vier ſehr niedrigen Rädern, über welche ein nicht ſehr breites Bret gelegt war, lang genug, um in dem Raume zwiſchen den Rädern drei Perſonen aufzunehmen, auf dem hinten über die Räder hervorragenden Ende deſſelben, konnte allenfalls auch noch eine vierte aufhocken. Ein zweites Bret diente zur Rücklehne und ein drittes, ganz ſchmales, das vor dem Sitz in Ketten ſchwebte, zum Fußtritt; ein Stück grober Sackleinewand, an vier Stangen befeſtigt, bildete eine Art Baldachin zum Schutz gegen die Sonne, und vollendete das prachtvolle Anſehen des Ganzen. Auf dem Pferde ſaß ein rüſtiger Savoyarde als Poſtillon, bereit über Stock und Stein mit uns davon zu fahren; und ein etwas ältlicher, in ein braunes kaputzenartiges Gewand gehüllter, mit einem langen Stocke, an deſſen unterm Ende eine eiſerne Pike angebracht war, bewaffneter Mann, präſentirte ſich uns als beſtellter Führer, deſſen wir, nach des Wirthes Erklärung, unterweges nöthig bedürfen würden. Er hieß Alexis, wurde aber auch der Kapuziner genannt, weil er vor der Revolution zu der Geſellſchaft dieſer ehrwürdigen Väter gehört hatte.

Dem älteren Theil unſerer Reiſegeſellſchaft kamen dieſe Anſtalten doch ſo bedenklich und unbequem vor, daß er nach kurzem Berathen ſich entſchloß, mit unſerem Wagen wieder nach Genf zurückzukehren; wir Jüngern aber blieben muthig dabei, das Weitergehen wenigſtens zu verſuchen. Wir konnten es ohne Bedenken: denn hier war es nicht wie in Avignon, wo die Unſicherheit der Gegend und das räuberartige Anſehen der Bewohner, uns von der Fahrt nach Vaucluſe zurückgeſchreckt hatte. In keinem Lande iſt für die Sicherheit der Reiſenden beſſer geſorgt, als in der Schweiz und den ſavoyiſchen Alpen. Ueberall finden ſich bekannte Führer, die bis in die kleinſten Details der Gegend und des Weges kundig ſind, und für die Reiſenden, welche ſich ihnen anvertrauen, alles thun, was man von guten, treuen, dabei rüſtigen und geſcheidten Männern erwarten kann. Ihre Sorgfalt iſt unermüdlich, und ſie finden im Sommer täglich Gelegenheit ſie zu üben.

Fröhlichen Muthes traten wir auf unſerm Char-à-banes jetzt die Reiſe an. Indem wir uns zurecht ſetzten, empfanden wir ſchon im Voraus alle die unbarmherzigen Stöße, die er uns auf dem mit Steinen beſäeten Wege verſetzen würde, den wir vor uns ſahen, aber wir hatten uns geirrt; wahrſcheinlich ſchützte uns davor das in der Schwebe hängende Bret, auf dem unſere Füße ruheten. Ueberdies war es ſehr tröſtlich, daß der Wagen ſo nah am Erdboden hinging, daß ſelbſt ein Kind bei dem mindeſten Anſchein von Gefahr von ihm hinunter ſpringen konnte.

So lange wir im Thale von Sallenches blieben, ging es vortrefflich auf ziemlich ebenem Wege; der Morgen war ſchön, die Sonne ſchien warm, ohne durch zu große Hitze drückend zu werden. Alexis ging neben unſerm Fuhrwerke her, und die beſtimmte und doch beſcheidene Art gefiel uns wohl, mit der er über alles, was uns unterweges auffiel, Auskunft zu geben wußte.

Das freundliche Thal von Sallenches lag jetzt hinter uns, und Alexis führte uns einen Fußpfad, auf dem wir ſeitwärts zwiſchen hohen Felſen über grüne Matten hinauf ſtiegen, während unſer Wagen unten weiter fuhr. Ein bezaubernd ſchöner Anblick überraſchte uns, als wir endlich die Höhe erreicht hatten; wir ſtanden von hohen waldbewachſenen Bergen umgeben, über welche die hohen Schneegebirge empor ragten, und vor uns ſtürzte mit lautem Brauſen, von einer hohen, mit Tannen bewachſenen Felſenwand, über Felſentrümmer ein wilder Bach, die Chêde, in einen Abgrund, aus dem er in Millionen Tropfen aufgelöſt, wieder aufwallte. Die Sonne ſpiegelte in dieſem die herrlichſten Regenbogen, und Felſen und Kräuter glänzten wie im Zauberglanze verklärt. Der Fall der Chêde iſt weit minder tief, als der des Nant d'Arpenas, den wir Tages zuvor geſehen hatten, aber er iſt viel waſſerreicher, und die Umgebungen ſind maleriſcher. Wildſchäumend eilt der Bach dem Thale zu, betäubt, entzückt, von dem ganz unerwarteten Anblicke, den wir genoſſen hatten, folgten wir ſeinem eilenden Laufe, der unſerm Fuhrwerke uns wieder zuführte.

Der Weg begann jetzt merklich höher zu ſteigen; nach einer Weile verließen wir abermals den Wagen, um unſerem Führer auf ſteilem Felſenpfade zu dem kleinen, aber unbeſchreiblich ſchönen See von Chêde zu folgen. Beſchattet von grünen waldigen Bergen, ruht er im holdeſten Dämmerlichte, in lautloſer Abgeſchiedenheit, das

Bild der friedlichſten Ruhe. Er gleicht einem Spiegel und iſt eigentlich auch einer, denn der Montblanc blickt aus ſeiner ſtrahlenden Glorie zu ihm herüber, und wir ſahen aus der Tiefe des durchſichtig klaren ſtillen Gewäſſers deſſen blendendes Abbild, vom dunkelblauen Himmel erhoben, uns entgegen leuchten. Mühſam riſſen wir uns von dem lieblichen Plätzchen los, doch die eilende Zeit trieb uns vorwärts.

Auf ſteilem Pfade wandelten wir den Berg von einer andern Seite hinab, dann ging es wieder aufwärts, immer von der wilden romantiſchen Pracht des Gebirges umgeben, im Angeſicht des Montblanc. Ein Toſen, wie wenn die Windesbraut mit mächtigem Flügel das Gebirge durchraſe, traf unſer Ohr, und plötzlich ſtanden wir vor einem Schauſpiel, das mit Grauſen, hoher Bewunderung und ſtiller Andacht uns erfüllte. Keine Feder vermag die wilde Pracht und Erhabenheit der Einöde zu beſchreiben, in die wir jetzt uns verſetzt fanden. Wir ſtanden hoch auf dem Rücken eines weit ſich erſtreckenden Berges, und unter uns, gerade unter unſern Füßen, im tiefſten Abgrunde eines Abgrundes, brüllte, raſete, tobte ein ſchäumender Katarakt über mächtige Felſentrümmer hin. Die Felſen rings um uns ſchienen in ihren Grundfeſten vor ſeinem Toben zu erbeben. Es war kein Waſſerfall, es waren tauſend Waſſerfälle in einander gedrängt. Die wilden Fluthen ganz zu Schaum zerſchlagen, ſtürmte die Arve in ihrem ziemlich breiten, ganz abſchüſſig ſchrägen Bette, über Felſenmaſſen mit ſo reißender Gewalt, daß das Auge ihrem raſenden Laufe nicht zu folgen vermochte.

Lange ſaßen wir auf einem Felſenſtück, und ſtarrten in die jedem athmenden Weſen Zerſtörung kündende Tiefe, bis uns faſt die Sinne vergingen; dann führte Alexis einen ſteilen, beſchwerlichen Pfad uns hinab, unſerm Wagen zu. Von nun an ging es immer aufwärts, einen für jedes andere Fuhrwerk unfahrbaren, mit Steinen beſäeten ſteilen Weg, oft dicht neben fürchterlichen Abgründen hin, der tobenden Arve zur Seite. Die alles beachtende treue Aufmerkſamkeit unſers unermüdlichen Führers ließ indeſſen keinen Gedanken an drohende Gefahr in uns aufkommen, ungeſtört überließen wir uns der hohen Freude, die uns beſeelte, und dachten und fühlten nichts, als ſie.

Alle Gewäſſer waren rege im Gebirge, der Frühling hatte ſie alle geweckt. Die kleinſten Quellen waren vom geſchmolzenen Schnee zu Bergſtrömen angewachſen, und warfen ſich mehrere Male wild brauſend uns über den Weg. Alexis trug mich dann auf ſeinen Armen durch ſie durch, und meine Begleiter ritten auf dem Maulthier und dem Pferde, denn die Fluthen überſtrömten oft den niedrigen Char-à-bancs. Ein paar Savoyarden hatten ſich inzwiſchen auf dem Wege uns zugeſellt, und boten überall hülfreich die Hand. Sie hatten in zwölf Tagen den weiten Weg von Paris bis hierher zu Fuß zurück gelegt. Kümmerlich hatten ſie dort ein paar Jahre unter ſaurer Arbeit ſich fortgeholfen, jetzt kehrten ſie, beinahe ſo arm als ſie ausgegangen, in die geliebte Heimath zurück. Trunken vor Freude über das Wiederſehen ihrer Berge jubelten ſie laut, indem ſie jeden Fels, jeden Stein am Wege, als geliebte Jugendbekannte begrüßten.

Jetzt aber kamen wir an eine Stelle, die jeden Gedanken an Weiterfahren ernſtlich zu verbieten ſchien. Das ganze ſchmale Thal war mit ungeheuern Felſenſtücken angefüllt, die wie von

Titanenhänden umhergeſchleudert dalagen, und mitten durch dieſen Graus von Zerſtörung bahnte der Nant noir, einer der gewaltigſten Bergſtröme, ſich ſchäumend den Weg. Die Felſenſtücke waren die Ruinen eines hohen Berges, der im Jahr 1751 hier zuſammenſtürzte. Der Staub, den ſein Fall erregte, verfinſterte damals meilenweit die Luft, der Tag ward zur Nacht, das donnernde Getöſe der zuſammenſtürzenden Felſen währte mehrere Tage lang. Die Grundfeſten der Erde ſchienen erſchüttert, und die erſchrockenen Bewohner der Dörfer rings umher entflohen voller Angſt, und wagten es wochenlang nicht, ihre armen Hütten wieder aufzuſuchen.

Jetzt noch, nachdem eine ſo lange Reihe von Jahren über dieſe Ruinen hingeglitten war, ergriff der Anblick dieſer Verwüſtung uns grauenhaft, wir fürchteten umkehren zu müſſen, denn wir ſahen keine Möglichkeit, über dieſe Felſen durch das tobende Gewäſſer hindurch zu kommen.

Alexis aber wußte Rath, er bat mich, ihm zu vertrauen, und trug durch alle dieſe Schrecken mich hindurch, ohne daß nur der Saum meines Kleides naß geworden wäre, obgleich er ſelbſt einige Mal bis über die Knie im Waſſer wadete. Zuweilen ſetzte er auf einen Felſenblock mich hin, um Athem zu ſchöpfen, dann ſchritt er mit mir weiter; er ſchien jeden Stein, auf dem er fußen konnte, zu kennen, ſo feſt und ſicher war ſein Tritt. Meine Gefährten kamen auf den beiden Thieren mit ſeiner Hülfe ebenfalls hindurch, und als wir beſorgt nach unſerm Char-à-bancs uns umſahen, hatten die beiden Savoyarden ihn zum Theil auseinander genommen, und trugen ihn herüber.

Das leichte Fuhrwerk war ſchnell wieder zuſammengeſetzt, und der jetzt ebnere Weg führte uns bald in ein liebliches fruchtbar angebautes Thal, in deſſen Mitte das Dörfchen Servoz liegt, wo wir für den Mittag anhalten ſollten. Nahe bei demſelben erblickten wir ein einfaches pyramidenförmiges Denkmal von grauem Marmor, von dem Alexis uns ſagte, daß alle Führer in dieſer Gegend ihre Reiſenden auf Befehl der Regierung darauf aufmerkſam machen müßten, und ſo traten denn auch wir näher hinzu. Es bedeckt die zerſchmetterten Gebeine eines beklagenswerthen Opfers jugendlicher Unvorſichtigkeit, des armen jungen

Eſcher, den ich mit einem ſehr wehmüthigen Gefühl mich erinnerte in Hamburg mehrere Male geſehen zu haben, als er voll froher Erwartung im Begriff ſtand, die Reiſe hieher anzutreten. Beim Beſteigen des Buet, einem der höchſten Berge im Thale von Chamouny, hatte der Unglückliche ſich um wenige Schritte von ſeinen Begleitern entfernt, auf dem unüberſehbaren Schneegefilde war er ihren Augen entſchwunden, ſie ſuchten ihn lange vergeblich in immer ſteigender Todesangſt, bis ſie ſeinen auf dem Schnee liegen gebliebenen Hut entdeckten. Er war in eine der fürchterlichen Eisſpalten hinabgeglitten, welche die darüber hingebreitete Decke von Schnee, dem Auge des mit dieſen Gegenden und ihren Gefahren Unbekannten verborgen hielt. Alexis hatte geholfen, den entſeelten Körper wieder an das Licht zu ziehen, es gelang nur mit unſäglicher Mühe, ſogar die Uhr, die er in der Taſche trug, war in tauſend kleine Stückchen zerdrückt, ſo ſchmal war der eiſige Kerker, in welchem der Bedauernswerthe, hoffentlich bald, den Geiſt aushauchte. Nur die Enge der Eisſpalte hatte in der Schwebe ihn oben gehalten, ſonſt wäre er in die bodenloſe Tiefe verſunken und nie wieder geſehen worden.

Eine Seite des ſeinem Andenken errichteten Denkmals enthielt eine kurze Lebensgeſchichte des allgemein beklagten Jünglings, der in Eutin im Jahre 1777 geboren ward, ſeine Eltern und Freunde zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte und hier im Jahre 1800 den entſetzlichſten Tod fand. Die zweite enthält eine recht zweckmäßige Ermahnung an Reiſende, die hier an ſeinem Grabe ſchaudernd weilen, ſich in den wilden Gebirgen nie von ihren Führern zu entfernen, und die Wunder der Natur, die ſich ihnen hier offenbaren, mit Ernſt und Ehrfurcht zu betrachten. Die Inſchriften der andern beiden Seiten ſind, mit der der franzöſiſchen Nation eigenen Großſprecherei, dem Lobe des damaligen Herrn Präfekten geweiht, unter deſſen Anleitung dieſes Monument errichtet wurde, und der großen Nation, die hier, ohne beſondern Anlaß dazu, als Beſchützerin aller Künſte und Wiſſenſchaften, hoch geprieſen wird.

Servoz liegt in einem ſehr freundlichen Thale, von hohen Bergen umgeben, die bis zur ſchwindelndſten Höhe mit Aeckern und Alpenmatten bedeckt ſind. Zwiſchen dieſen ſchweben, gleich Schwalbenneſtern am Felſen haftend, kleine Sennenhütten, in denen die Hirten im Sommer wohnen, während ihre Kühe hier oben weiden. Ein rauſchender Bergſtrom, den man uns die Toſa oder Dioſa nannte, ſtrömt durch das Thal und treibt nahe an dem, für ſeine Lage recht guten Gaſthofe eine Mühle. Dicht an derſelben fanden wir ein freundliches ſchattiges Plätzchen, wo wir uns einſtweilen niederließen, und uns dann nach den beiden Savoyarden umſahen, die uns unterwegs ſo freundliche Hülfe geleiſtet hatten; doch leider waren ſie verſchwunden. Sie waren hier irgendwo in der Umgegend zu Hauſe, der Anblick des väterlichen Hüttendachs hatte ſie wahrſcheinlich bewogen, uns ohne Abſchied zu verlaſſen, und weder unſern Dank noch den wohlverdienten Lohn für ihre treuen Dienſte abzuwarten.

Hier in Servoz fielen uns zuerſt die entſetzlichen Kröpfe von ungeheuerer Größe, beſonders bei den Frauen auf, die beinah alle, mehr oder minder, von dieſem Uebel ergriffen zu ſeyn ſchienen. Indem wir dieſe Bemerkung machten, hörten wir zugleich, daß gerade in Servoz die unglücklichſten aller Weſen, die Cretins, einheimiſch ſind, die man von hier an, wenn gleich in geringerer Anzahl, in allen Dörfern des Gebirges von Savoyen antrifft. In Servoz lebt faſt keine Familie, die nicht ein ſolches bedauernswürdiges Geſchöpf in ihrer Mitte zählte; doch ſind die Leute weit davon entfernt, dieſes für ein Unglück zu halten. Ein wohlthätiger Volksglaube lehrt ſie, dieſe Armen als Glück verheißende, geheiligte Weſen zu betrachten, ſie nennen ſie des Innocents. Niemand wagt, ihnen etwas zu Leide zu thun, oder ſie zu verſpotten. Der beſte Platz am Feuer iſt in der Hütte das Eigenthum der Cretins, für ſeine Bedürfniſſe wird zuerſt ſo reichlich als möglich geſorgt, und ſeinen Launen, ſeinen Eigenheiten, ſeinem Müßiggehen wird ohne Widerſpruch nachgeſehen. Man verſicherte uns, mehrere Wochen nach der Geburt laſſe ſich der Cretin durchaus nicht von andern Kindern unterſcheiden. Erſt ſpäterhin entwickelt ſich der traurigſte Verfall der edlern Natur des Menſchen, der dieſe auf unbegreifliche Weiſe verwahrloſeten Weſen tief unter die Thierheit herabſinken läßt.

Gleich hinter Servoz wird der Weg furchtbar, und verdient kaum, eine gebahnte Straße noch genannt zu werden. Steil ging es einen hohen

Berg hinan, große Felsblöcke lagen überall zerſtreut, zwiſchen denen wir uns hindurch winden mußten; über uns drohten noch höhere waldige Berge, über welche die Schneegebirge zu uns herüber leuchteten; hart am ſchmalen Wege gähnte ein furchtbar tiefer Abgrund, aus deſſen tiefſter Tiefe, dem Auge kaum ſichtbar, die reißend wilde Arve zu uns herauf donnerte. Noch höhere, wildere Felſenberge hoben jenſeits des Abgrundes das zackige Haupt den Wolken zu. Doch alles, die Tannen auf den Felſen, das harte Geſtein, den Abgrund ſelbſt hatte der Hauch des Frühlings neu belebt, jugendlich geſchmückt; aus jeder Felsſpalte grünte und blühte und duftete der unendliche Reichthum der verſchwenderiſch gütigen Natur.

Der Weg führte ſteil hinab, um gleich darauf noch höher zu ſteigen, ein Waldſtrom warf ſich abermals über denſelben, durch den ich getragen wurde, weil Felſenſtücke das Fahren unſicher machten. So ging es fort in immerwährendem Höherklimmen, bis das unausſprechlich liebliche Thal von Chamouny, grünend und blühend wie ein Garten, vor uns lag mit ſeinen Gletſchern, ſeinen Gärten, ſeinen Hütten und Dörfern. An vielen Stellen kaum ein halbe Viertelſtunde breit, windet es ſich vier franzöſiſche Lieues lang zwiſchen den höchſten Bergen von Europa hindurch. Es iſt das Land der Wunder; Sommer und Winter gehen hier Hand in Hand, Eisgletſcher glänzen mitten in blumenreichen Wieſen, der Montblanc, der Dome du Gouté, der Buet, die in ewigem Eiſe ſtarrenden Felſenſpitzen des Dru du Midi, du Géant und noch Viele mehr ſtehen ganz nah in furchtbarer Hoheit rings umher; ſie ſenden ihre kryſtallenen, blitzenden Gletſcher tief in das Thal hinab, und die minder hohen Berge an ihrem Fuße ſchmücken Wälder und Wieſen und Kornfelder im herrlichſten Gedeihen.

Im Gefühl unſrer Freude, endlich am Ziele zu ſeyn, waren wir vom Wagen geſtiegen; ergriffen von Entzücken über den unbeſchreiblich erhabenen Anblick, der hier uns ſich bot, ſtanden wir da in tiefer Bewunderung der unermeßlichen Größe der Natur, und gerade an dieſer Stelle drängte zugleich das Bild des Menſchen in ſeiner tiefſten Erniedrigung ſich uns recht ſchmerzlich entgegen. Wir bemerkten in der Ferne eine ſehr kleine wunderliche Geſtalt, die in gerader Richtung, mit großen Sprüngen über Gräben und Hecken ſetzend, pfeilſchnell auf uns zueilte; ehe wir uns deſſen verſahen, ſtand ſie dicht vor uns. Es war ein Cretin, ein Weſen, deſſen näheren Anblick unſer guter Stern uns bis jetzt erſpart hatte. Mit Entſetzen ſahen wir das halb kindiſche, halb wilde Geſicht mit dem Ausdrucke gräßlich überſpannter Heiterkeit uns entgegen grinſen, den verzerrten Blick der übermäßig großen, weit aus ihren Höhlen hervorſtehenden Augen. Das Athmen der unglücklichen Kreatur war ein erſchreckliches Schnauſen, viele Schritte weit hörbar; ſchwer und tief, in mehreren Abtheilungen hing der gräuliche Kropf weit über die verſchobene Bruſt hinab. Reden konnte das arme ſtumme Weſen nicht, es lag etwas Gebietendes in der wilden, durchaus nicht bittenden Geberde, mit der es ein Almoſen von uns forderte. Als es erhalten hatte, was es verlangte, machte es einige wilde Freudenſprünge, zeigte mit der Hand nach den Bergen, und verſchwand eben ſo ſchnell, als es gekommen war.

Von nie gefühltem Grauen durchſchauert, ſahen wir wehmüthig ihm nach, und ſchritten dann über große Felsblöcke langſam vorwärts, abermals durch einen Waldſtrom hindurch, der, vom Schneewaſſer angeſchwellen, die Brücke fortgeriſſen hatte. Es war als müßten gerade hier alle einander entgegengeſetzten Gegenſtände nachbarlich neben einander wohnen, denn wenige Schritte von dem Platze, wo jenes unglückliche Weſen uns verlaſſen hatte, trat eines der lieblichſten Geſchöpfe auf uns zu, um uns einen Strauß duftender Alpenblumen zu überreichen; eine kaum ſechzehnjährige Savoyardin, mit einem Geſichtchen weiß und roth, blühend wie die Blumen, die ſie uns brachte. Die Landestracht von grobem braunem Wollenzeuge bezeichnete die anmuthigſten Formen, die ſchwarze Haube, die alle Savoyardinnen tragen, ſtand ihr allerliebſt, die großen ſchwarzen Augen, mit den feingezogenen Augenbraunen darüber, lachten freundlich unter dem runden, etwas ſchief geſetzten kleinen Strohhut hervor.

Das ganze ſchlanke Figürchen war ein Inbegriff von Grazie und Lieblichkeit, wie nur die Natur ſie verleihen kann. Für die Blumen wollte das hübſche Kind die kleine Gabe nicht nehmen, die wir ihm boten, es war ihm einzig darum zu thun geweſen, uns fremde Leute in der Nähe zu ſehen und als die erſten diesjährigen Reiſenden in dieſem Thale zu begrüßen.

Vollkommen durch dieſe anmuthige Erſcheinung erheitert, beſtiegen wir jetzt wieder unſern Char-à-bancs und fuhren nun erſt eigentlich in das Thal von Chamouny hinein, dem kleinen Gletſcher von Taconay vorüber.

Es war der erſte, den wir je erblickten. Mit Bewunderung betrachteten wir dieſe Eismaſſen mitten in dem blühenden Thale, und hatten große Luſt ſie näher zu ſehen. Doch unſer Führer vertröſtete uns auf den zweiten weit beträchtlichern Gletſcher des Bossons, der uns auch bald darauf entgegen ſchimmerte. An einem aus deſſen Mitte entſpringendem Bache machten wir Halt, der Gletſcher ſchien uns ſeitwärts vom Wege ab, auf einer ſanft ſich erhebenden Wieſe nahe an einem kleinen Tannenhügel und am Fuße eines unabſehbar hohen Berges in geringer Entfernung zu liegen. Wir wunderten uns daher nicht wenig, als Alexis von wenigſtens zwei Stunden ſprach, die wir zu dieſem, uns ſo nahe und bequem ſcheinenden Spaziergange brauchen würden, und noch obendrein einen zweiten Führer mitnahm, der, bewaffnet mit ſeinem langen Alpenſtocke, ſich uns darbot. Ein paar jüngere Brüder dieſes zweiten Führers, ebenfalls mit Alpenſtöcken verſehen, liefen mit; ſie meinten, wir würden auf dem Wege ihre Hülfe wohl brauchen können. Auch uns wurden ſolche, mit eiſernen Piken beſchlagene Stöcke in die Hände gegeben. Alle dieſe Anſtalten kamen uns ſehr überflüſſig vor; wir machten uns allerlei luſtige Bemerkungen über dieſelben, aber wir ließen ſie uns ganz gelaſſen gefallen, und die kleine Karavane ſetzte ſich endlich in Bewegung.

Zuerſt ging es mit raſchen Schritten vorwärts, auf bequemem viel betretenem Pfade, über die Wieſe hin, der aber dennoch weit höher hinaufführte, als wir es uns gedacht hatten. Jetzt erſt wurden wir gewahr, wie im Gebirge dem Bewohner der Ebene alles Augenmaß für Höhe und Entfernung verloren geht; der Weg wurde ſehr ſteil, wir ſtiegen höher und höher, aber dem Gletſcher ſchienen wir noch immer nicht näher zu kommen.

Mit großen Schritten ſtieg ich eilends voran;

Alexis unterſtützte mich, und ermahnte mich dabei immerwährend, langſamer zu gehen; doch ich, im Vertrauen auf meine Kraft, achtete nicht darauf, bis dieſe mich plötzlich verließ. Mit einem Male fühlte ich mich gelähmt, ſo daß es mir unmöglich ſchien, nur noch einen Schritt zu thun, und mit einer höchſt unangenehmen Empfindung ſank ich athemlos, einer Ohnmacht nahe, zu Boden. Die beiden jungen Savoyarden hatten mit unſern Mänteln und Shawls ſich beladen; alles, was von dieſen bei der Hand war, ward über mich hingedeckt, denn ich war ſehr erhitzt, und obgleich es im Thale ſehr warm war, ſo wehte hier doch von den Bergen eine ſchneidende Eisluft, kalt wie bei uns im Januar. Nach einigen Minuten, während denen man mich ruhig liegen ließ, bewährte ſich an mir die wohlthätige, ſtärkende Kraft der hohen Gebirgsluft; ich ſtand auf, ſo wenig ermüdet, als wäre ich eben erſt vom Wagen geſtiegen. Unſere Führer verſicherten, daß alle Reiſende, beſonders Frauen, die nämliche Erfahrung machten wie ich, wenn ſie zum erſten Male dieſe Berge beſtiegen, und ſich nicht entſchließen könnten, bergauf ſehr langſam zu geben und zuweilen einige Sekunden ſtille zu ſtehen. Ich befolgte von nun an dieſen Rath und befand mich wohl dabei; der Weg wurde ſehr ſteil und beſchwerlich; in dem Tannenwäldchen, das oben die Wieſe begrenzte, hatten die abgefallenen Nadeln der Bäume ihn ſo glatt gemacht, daß unſere Savoyarden mit ihren Piken uns kleine Stufen graben mußten, auf denen wir einigermaßen fußen konnten; doch Alexis, der mich führte, ſtand mit Hülfe ſeines Alpenſtocks und der Eisſporen an ſeinen Schuhen feſt wie ein Fels, und ich erreichte ohne weitere Beſchwerde die Höhe.

Nie werde ich des zauberhaften Anblicks vergeſſen, als wir nun aus den Tannen hervortraten. Unzählige größere und kleinere Pyramiden vom reinſten Eis, am Fuße eines Schneegebirges, mit deſſen wunderſam geformten Spitzen und Zacken ſie ſich vermiſchten, thürmten ſich vor uns auf, bis zu einer unglaublichen Höhe. Die Höhlen und Spalten des klaren Eiſes ſchimmerten im reinen Sapphirblau. Was wir je von cryſtallenen Feenſchlöſſern gehört und geträumt hatten, ſchien ſich hier zur Wirklichkeit geſtalten zu wollen; denn groſſe Tafeln vom reinſten, durchſichtigſten Eiſe lagen zwiſchen den Pyramiden aufgeſchichtet über und neben einander, als erwarteten ſie nur das Zauberwort des Magiers, um zu Hallen und Säulen eines ſtrahlenden Palaſtes ſich zu ordnen. Nur ein breiter Gürtel von Steinen, wie man um alle Gletſcher ihn findet, trennte dieſe blendende Pracht von dem grünen Teppich der Wieſe. Der Gletſcher des Bossons iſt ein Abfluß des ewigen Eiſes, das den Montblanc bekleidet; die Steine, die ihn umgeben, ſpült alljährlich der verrinnende Schnee aus Regionen herab, die ſelten oder nie der Fuß eines Menſchen betrat; und der Geolog findet daher in ihnen oft ſeltne Beiträge für ſeine Wiſſenſchaft, zu denen er ſonſt nie gelangen könnte.

Die Pracht und Schönheit der Ausſicht hier oben machte jede Beſchreibung unmöglich. Ueber uns der Montblanc, unter uns das blühende, bewohnte Thal, von der reißenden Arve durchſtrömt; rings umher die hohen Berge und Felſenſpitzen, umhüllt in ewiges Eis. Wir ſtiegen zwiſchen den cryſtallenen Pyramiden hinauf, bis eine weite Eisfläche ſich vor uns ausbreitete, über welche man gewöhnlich geht, um von der andern Seite des

Berges wieder hinab in das Thal zu gelangen. Dichter Schnee verdeckte aber noch die vielfachen Höhlungen und Spalten des Eiſes, in die hinabzuſinken unausbleiblicher Tod geweſen wäre; unſere Führer mochten es daher nicht wagen, uns hinüber gehen zu laſſen. So wanderten wir wieder auf demſelben Wege hinab, den wir gekommen waren, und langten drittehalb Stunden, nachdem wir ihn verlaſſen hatten, bei unſerem uns erwartenden Wagen wieder an.

Beleuchtet von den letzten Strahlen der ſinkenden Sonne, rollten wir auf ganz ebenem Wege durch das reich angebaute wundervolle Thal, in welchem ſechs Gletſcher ſich tief zu den blühenden Matten herabſenken.

Das Thal von Chamouny umſchließt eine Menge einzelner zerſtreut liegender Hütten nebſt drei oder vier Dörfer, die aber alle ſehr klein ſind. Wir ſtiegen in le Prieuré, dem größten dieſer Dörfer, bei Pierre Tairaz ab. Das patriarchaliſche Anſehen unſers Hauswirths, die gemüthliche Treuherzigkeit, mit der er uns willkommen hieß, nahmen uns gleich für ihn ein; ſeine Kinder und Enkel beſorgten allein die Bedienung des netten reinlichen Hauſes, und beeiferten ſich um die Wette, alles herbeizuſchaffen, was zu unſerer Erholung und Bequemlichkeit dienen konnte.

Ueberhaupt wurden die guten armen Savoyarden hier in dem Gebirge uns immer lieber, je mehr wir ſie kennen lernten. Treue, Gutmüthigkeit, ſtrenge Sittlichkeit ſprachen in ihrem Betragen wie in ihren Zügen uns auf das erfreulichſte an, beſonders im Thale von Chamouny. Sowohl das anſtändige Benehmen, als die verſtändigen Bemerkungen der drei jungen Savoyarden, die uns am Eingange in daſſelbe zu dem Gletſcher des Bossons geleitet hatten, bildete mit ihrer armſeligen Kleidung von brauner Wolle einen faſt eben ſo auffallenden Abſtand, als der Gletſcher ſelbſt mit den grünen Tannen, die er berührt; und auch in Hinſicht der edleren, höheren Geſtalt unterſcheiden die Einwohner von Chamouny ſich auffallend von denen der übrigen Thäler in dieſem Gebirge. Der Cretins gibt es nur wenige hier; auch die Kröpfe ſind ſeltner; was um ſo mehr uns wunderte, da auch hier alle Quellen Schneewaſſer mit ſich führen, und das Thal weit höher liegt als alle andre.

Wir begegneten nur wenigen und meiſtens nur alten Frauen, die durch Kröpfe entſtellt waren, aber vielen Mädchen von auffallender Schönheit. Die Männer ſind meiſtens groß und rüſtig; die Gemſenjagd, der ſie eifrig nachgehen, lehrt ſie körperliche Gewandheit mit großer Geiſtesgegenwart verbinden, die ſie nicht leicht in Gefahren untergehen läßt. Vor allem aber erfreute uns ihre unverſtellte herzliche Zufriedenheit bei wirklich großer Armuth und ihre neidloſe Gutmüthigkeit. Mehrere Einwohner des Orts kamen bald nach unſrer Ankunft zu uns, um Alpenpflanzen, Gemſenhörner, Cryſtallſtufen und ſeltne Steine uns zum Verkauf anzubieten; doch keiner ſchien unzufrieden, wenn wir ſeinem Nachbar mehr abkauften als ihm; alle beſtrebten ſich im Gegentheil, unſre Aufmerkſamkeit mehr auf das zu richten, was Andre uns boten, als auf das, was ſie ſelbſt uns gebracht hatten. Am rührendſten aber war mir die Antwort eines jungen Mädchens auf meine Frage: ob in ihrem Dorfe viele ganz arme Leute lebten, die von Almoſen ſich nähren müßten? Sie ſah mich eine Weile groß an, als könne ſie nicht begreifen, was ich wohl meinen möge. „Arm ſind wir alle," ſprach ſie endlich mit freundlichem Lächeln, „aber Unglückliche gibt es nicht unter uns."

Wirklich haben wir in Chamouny keinem Bettler begegnet; ein Hirtenknabe, der einen unzugänglich ſcheinenden Felſen erkletterte, um mir ein paar ſchöne Blumen zu holen, ſchämte ſich ſogar ſo, daß er über und über roth wurde, als ich für ſeine Mühe ihm Geld geben wollte, und ließ ſich durchaus nicht bewegen es zu nehmen. In der eigentlichen Schweiz fanden wir das ſpäterhin anders.

Ein paar Stunden nach unſrer Ankunft ſtellten ſich bei uns mehrere der erfahrenſten Führer aus dieſer Gegend ein, die von unſrem Vorſatze gehört hatten, am folgenden Morgen den Montanvert zu beſteigen; ſie hielten einen großen Rath unter ſich, zu dem auch Alexis gezogen wurde; und entſchieden endlich, daß wir der frühen Jahreszeit wegen, dieſen Gedanken aufgeben müßten. Der Gipfel des Berges, ſagten ſie uns, ſey noch mit tiefem Schnee bedeckt, und noch immer ſänken Lawinen auf ihm nieder, denen ein erfahrner Führer zwar ausweichen könne, aber doch ohne Noth es nicht wagen dürfe, ſeine Reiſenden der

Gefahr auszuſetzen, unter ihnen lebendig begraben zu werden. Alle riethen uns einſtimmig, einen niedrigern Berg, den Chapeau anſtatt des Montanvert zu wählen, von welchem wir ebenfalls, wie auf letzterem, einen großen Theil des, zwiſchen beiden ſich hinziehenden Eismeers überſehen könnten, ſo wie auch die Kette der höchſten Schneegebirge. Auch rieth man uns, bei der Rückkehr von jenem Berge noch die Quelle des Arveiron zu beſuchen. Wir nahmen dieſen Rath an, und ergaben uns um ſo getröſteter den anſtändigen Gründen dieſer erfahrnen Männer, da ſie uns obendrein die Verſicherung gaben, daß wir bei dem Tauſche an Genuß weniger verlören, als wir wohl denken mochten; und dennoch vielleicht bedeutenden Gefahren, gewiß aber großer Mühſeligkeit aus dem Wege gingen.

Das Rauſchen der nahe am Hauſe vorüberſtrömenden Arve wiegte uns in tiefen erquickenden Schlaf, nachdem wir von unſerm Fenſter aus bis ſpät in die Nacht hinein uns am hell leuchtenden Montblanc und der unbeſchreiblichen, vom Mondſchein verklärten Ausſicht erfreut hatten. Früh Morgens ſtand unſer Char-à-bancs wieder bereit, neben ihm ein Sohn unſres Hauswirthes, Victor Tairaz, der unſer Führer ſeyn ſollte, ein junger rüſtiger Gemſenjäger von rieſenhaftem Anſehen, deſſen Anblick allein ſchon Muth machen mußte, die gefährlichſten Abentheuer unter ſeinem Schutze zu wagen. Alexis ſchritt dem Zuge voran. Mit dem langen Alpenſtocke und einem ledernen Knappſacke auf dem Rücken, in welchem Wein und Lebensmittel waren, ſah die etwas ältliche, ein wenig gedrückte Figur einem Berggeiſte nicht unähnlich. So ging es fort das liebliche Thal hinauf, das jetzt im Morgenlichte uns noch ſchöner erſchien als am vergangenen Abende.

Nach einer kleinen Stunde mußten wir abſteigen und der Char-à-banc blieb zurück. Unſere beiden Thiere wurden nun geſattelt, für mich hatte Victor einen recht guten Damenſattel mitgebracht, der auf das Maulthier gelegt wurde. Da ſaß ich denn, zum erſten Mal in meinem Leben, hoch oben auf dem großen Thiere; es mochte wohl ſeine eigenen Gedanken von ſeiner Reiterin hegen, wenigſtens bewegte es in einem fort die langen Ohren recht bedenklich. Doch die Reiterei ging beſſer von ſtatten als ich es erwartet hatte; ich ſah von aufmerkſamen, rüſtigen Männern mich umgeben und wurde im Vertrauen auf ſie, ſelbſt dann nicht muthlos, als der Weg immer höher, zuletzt faſt ſenkrecht bergauf führte, und mein Thier immerfort darauf beſtand, hart am Rande der Abgründe zu gehen, die ſchwarz und fürchterlich zur Seite des Weges uns drohten.

Victor ging neben mir her, und ſein treuherziges Geſpräch, ſeine Erzählungen von der Gemſenjagd unterhielten mich ſehr. Endlich fragte er mich recht ernſtlich: ob es denn wirklich ein Land gäbe, das Holland hieße, wo weit und breit kein Wald, kein Gletſcher, nicht einmal ein Berg zu ſehen wäre; nur lauter grüne Matten, in denen die Kühe bis an den Hals in hohem Graſe weideten, und ganz ſtille ſtehende Gewäſſer, glatt wie ein Spiegel? Dieſe lebhafte Erinnerung an jenes flache Land, mitten in dieſem Gebirge, ergriff mich ſelbſt auf eine ganz ſeltſame Weiſe; indeſſen ich beantwortete Victors Fragen, und ſuchte dabei, ſo gut es anging, ſeine Begriffe von jenem Lande zu vervollſtändigen. Mein Gemſenjäger hörte mir zu, wie wir einem Weitgereiſ'ten zuhören würden, der vom Chimboraſſo oder vom

Falle des Niagara, den er geſehen, uns erzählte; ſeine Verwunderung ſteigerte ſich immer höher, ſeine Phantaſie arbeitete ſichtbar, die Bilder, die ich ihr vorlegte, aufzufaſſen; endlich meinte er: Holland müſſe doch das herrlichſte und wunderbarſte Land ſeyn, und ſein ſehnlichſter Wunſch wäre, nur einmal es zu ſehen. Vergebens ſuchte ich ihn eines andern zu überzeugen, er blieb dabei und meinte nur, es wäre traurig, daß es dort nicht auch Gemſen geben könne. So verändert der Standpunkt, auf dem wir ſtehen, unſere Anſichten wie unſere Wünſche.

Wir waren etwa eine Stunde lang immer bergauf geritten, als der Weg ſo ſteil wurde, daß wir uns genöthigt ſahen, abzuſteigen, unſre Thiere zurückzulaſſen und den Berg vollends zu Fuße zu erklimmen. Bis wir dem höchſten Gipfel desſelben uns nahten, war er mit einzelnen Tannen bedeckt, zwiſchen denen ein grüner Teppich mit den ſchönſten Alpenblumen prangend ſich ausbreitete. Schon im Thale hatten wir die reiche Vegetation in einer Höhe von dreitauſend ein hundert und acht und ſechzig Fuß über dem Meere bewundert, die überſchwenglich große Menge und Schönheit der wilden Blumen, die vielen uns zum Theil bis jetzt unbekannt gebliebenen blühenden Geſträuche, den ganzen Reichthum der Natur, ihre unendliche Pracht in den kleinſten wie in den erhabenſten Gegenſtänden, rings um uns her.

Im Höherſteigen kamen wir an einer vom Felſen herabſtürzenden Quelle vorüber, und weiterhin bedeckte eine hier kürzlich gefallene Lawine eine ziemliche Strecke unſers Weges mit tiefem lockern Schnee, durch den wir nicht ohne Beſchwerde uns Bahn machen mußten. Die höchſten Gebirge, in ihrem blendend weißen ewigen Wintergewande ſtanden rings umher, uns ganz nahe; Lawinen fielen in den wilden, mit nie zerrinnendem Schnee bedeckten Thälern; mächtige Eisblöcke ſanken von den höchſten Gebirgen in nie von einem menſchlichen Fuße betretene Klüfte herab; wir ſahen ſie nicht, aber wir hörten das erſchütternde Krachen in verborgenen Thälern von Eis, und der Wiederhall im Gebirge wiederholte den Schall, ſo daß es lautem Donner gleich von einem Berge zum andern feierlich ertönte.

Von unſerm hohen Standpunkte aus erblickten wir unter uns, mitten in dieſer ſtarren Pracht auf dem Gipfel eines ſteilen, nicht unbeträchtlichen Felſen, eine kleine grüne Alpenwieſe, und einen Hirtenknaben mit ſeinem Hunde, der ſeine kleine Heerde Schaafe dort graſen ließ. Während wir mit unſerm Fernrohre die liebliche Idylle betrachteten, nahete eines der Lämmer dem ſteilen Rande des tiefen Abgrundes, und ſtürzte vor unſern Augen zerſchmettert in die Tiefe. Wir ſchauderten; das Bild des Untergangs von ſo manchem, der in dieſer Einöde den Tod fand, ſtieg in furchtbarer Deutlichkeit vor uns auf; mit Hülfe unſers Glaſes ſahen wir, wie der arme Knabe, faſt verzweifelnd, umſonſt verſuchte in die Tiefe hinab zu klimmen, und ſein treuer Hund ängſtlich um ihn her ſprang. Die weite Entfernung erlaubte uns nicht, ihn durch eine Gabe zu beruhigen, nicht einmal ein tröſtender Ruf konnte bis zu ihm dringen, und tief erſchüttert wandten wir uns ab.

Im Weitergehen entdeckte unſeres Gemſenjägers ſcharfer Blick eine Cryſtallſtufe, eine ſehr ſeltene Erſcheinung auf einem Berge von dieſer unbeträchtlichen Höhe. Vermuthlich hatte ſie eine Lawine vor langen Jahren vom Gipfel der höchſten Gebirge herunter geſpült. Während die andern ſich geſchäftig abmühten, den glänzenden Fund mit ihren Piken herauszuarbeiten, ruhte ich auf einem, mit weichem Mooſe bedeckten Felſenſtück, und horchte auf das feierliche Donnern der Lawinen, das noch immer das Gebirge durchhallte. Die hohen Berge wurden ſtrahlender, je mehr die Sonne dem Mittage ſich näherte. Hoch aus tiefblauer Luft leuchteten neben dem Montblanc der röthlich ſchimmernde Dru, der hohe ſchlanke Obelisk du Géant, der Joraſſe, der Tacul, der Taléfre, die Aiguille du midi, das ganze Reich dieſer mit unvergänglichem Eiſe umpanzerten Titanenwelt. Alexis nannte mir ihre Namen und zeigte mir die Stelle, wo vor mehreren Jahren der muthige Naturforſcher la Sauſſure ſechzehn Tage am Col du Géant verweilte. Mit Hülfe meines Fernrohrs glaubte ich noch auf dem blendend weißen Schnee einen kleinen dunkeln Punkt zu entdecken, an der Stelle, wo er in einer Höhe von zehntauſend fünfhundert und acht und ſiebenzig Fuß über dem Meere, ſich eine bretterne Hütte erbaut hatte. Sechzehn Führer ſtiegen in der Zeit, zum Theil mit Hülfe von Leitern und Stricken, unter einander abwechſelnd zu ihm hinauf; doch keiner vermochte wie er, alle die langen Tage und Nächte in dieſer entſetzlichen Einöde auszudauern, der ſchneidenden Kälte zu trotzen, und den erhabenſten aber auch furchtbarſten Erſcheinungen der Natur, ſich muthig gegenüber zu ſtellen.

Während ich mit dieſen Betrachtungen mich beſchäftigte, hatten meine Begleiter die Cryſtallſtufe glücklich zu Tage gefördert, und wir erſtiegen nun vollends den Gipfel des Berges. Die Ausſicht auf das in ewigem Eiſe erſtarrte Gebirge, gewann hier oben bedeutend an Umfang; das eben ſo ewige Eismeer, von dem wir hier eine große Strecke überſahen, wand zwiſchen ihnen ſich hin, und der ferne Donner der Lawinen unterbrach von Zeit zu Zeit das lautloſe Schweigen dieſes weiten ſtarren Grabes, dieſes Tempels des ewigen Schweigens, wo nie ein warmer Hauch des Lebens wohnen kann. Der Anblick dieſes größten aller bekannten Gletſcher, ſeiner ungeheuern Eisblöcke, ſeiner gewaltigen Pyramiden iſt über alle Beſchreibung erhaben und prachtvoll; Höhlen und Spalten in dem reinen blitzenden Eiſe prangen auch hier mit dem herrlichſten Blau; der

Form nach gleicht er wirklich dem aufgeregten Meere, wie man im wilden Kampfe durch ein Zauberwort plötzlich erſtarrt und gefeſſelt, es ſich denken könnte. Drei franzöſiſche Lieues weit zieht das Eismeer zwiſchen den höchſten Gebirgen ſich hin, bis es in zwei Arme ſich theilt, was man vom Montanvert aus deutlich ſoll ſehen können. Beide ziehen noch mehrere Stunden weit ſich zwiſchen dem Gebirge hin.

Wir weilten lange dort oben, gefeſſelt von dem erhabenen, faſt überwältigenden Anblicke; die Luft war mild, unerachtet der gewaltigen Eismaſſen rings um uns her. Immer noch donnerten die Lawinen im fernen weiten Gebirge, eine derſelben ſtürzte gerade vor uns von einem der höchſten Gipfel herab; der Schnee fiel nicht in großen Maſſen, wie wir es uns gedacht hatten, er glich mehr einem dichten Schneegeſtöber, einer Cascade von Eis, die in Flocken zerſtäubt. Der Fall der Lawine war groß und mächtig genug, ein Haus wegzureißen, oder auch uns alle zu begraben, wenn wir in ihrem Wege geſtanden hätten, obgleich ſie, zufolge der Verſicherungen unſerer Führer, zu den kleinſten gehörte.

Endlich ſtiegen wir den Chapeau wieder hinab. Wir fanden unſere Thiere noch an der Stelle, wo wir ſie gelaſſen hatten und ritten nun auf einer andern Seite des Berges hinunter, der Quelle des Avelron zu. Auf dieſem Wege ward das ſchmale, tief verborgene kleine Thal von Argentière uns ſichtbar. Es grenzt an das von Chamouny, und liegt mit ſeinen Hütten, ſeinen Feldern und Matten, ſeinen blühenden Hecken, eingeklemmt zwiſchen hohen Bergen, gleich einem Nothhafen da, in welchem ein auf den unruhigen Wogen des Lebens Müdegetriebner das Einzige finden könnte, was er noch bedarf; Ruhe und einſame ſtille Abgeſchiedenheit von der Welt.

Unſer Pfad wurde allmählich ſehr ſchmal; überall lagen große Steine, ſtanden einzelne Tannenbäume, denen wir auf unſern Thieren nicht auszuweichen vermochten; wir ſtiegen alſo wieder ab und gingen zu Fuße. Ueber große Felſenblöcke weg mußten wir klettern, durch wilde Bäche mußten wir, die von den Bergen ſtrömten; endlich langten wir, nach mancher überſtandenen Mühſeligkeit, am Fuße des mächtigen Gletſchers des Bois an, der eigentlich einen Theil des Eismeeres ausmacht, das hier in ihm ſich dem Thale von Chamouny zuſenkt.

Faſt überwältigte uns die ſchauerliche Pracht der wilden romantiſchen Einöde, in der wir jetzt uns befanden. Wir ſtanden vor einem hohen Berge von reinem Eiſe, wunderbare Zackengebilde ragten aus ihm hervor, weite Spalten und Höhlen, alle im reinſten Blau prangend, ſchienen in das Innere deſſelben zu führen, und aus ſeiner Mitte quoll mit lautem donnernden Brauſen der Aveiron hervor, mit ſchäumender raſender Wuth über große Felsblöcke hin der Arve zutobend, in die er unten im Thale nach kurzem Laufe ſich hinabſtürzt. Die große Eismaſſe vor uns bildete einen Halbkreis, über welchem die höchſten Gebirge himmelan ſtarrten. Faſt jede Spur des Lebens war verſchwunden, wir ſahen nichts um uns als Schnee, Eis, und öde unfruchtbare Felſen, die zum Theil in große Maſſen zerſtreut umherlagen; wir hörten nichts als den donnernden Arveiron.

Wenn die Sonne am heißeſten glüht, bildet ſich in dieſem Eisberge alljährlich eine Höhle, die wir jetzt im Beginnen ſahen, die aber im hohen Sommer zu einer weiten, hohen, prachtvollen Eisgrotte ſich ausdehnt. Im Spätherbſte ſinkt immer ein gewaltiger Eisblock von der Höhe, der mit eintretendem Froſt ſich ſo vergrößert, daß er ihren Eingang auf ewig verſchließt; denn dieſe Höhle erſcheint alle Jahre an einer andern Stelle des Eisberges, ſo erzählte mir unſer Führer. Dieſe Höhle iſt der Eingang zum Eispalaſte des Winters; ſobald es ihm gelungen iſt, den ſchönen Sommer zu beſiegen, hält er ſeinen Feind hier gefangen, und verſchließt ſorgfältig den Eingang zu ſeiner ſchaurigen Wohnung; doch der junge Frühling vermag es dennoch, die ſtarren Cryſtallwände zu zertrümmern, ſein ſtärkerer Bruder hilft ihm von innen, er tritt hervor, und beide gehen dann in dieſem lieblichen Thale immer ungetrennt Hand in Hand, ſo lange die kurze Zeit währet, in der es ihnen erlaubt bleibt, hier zu weilen.

Auch hier mußten wir die Erzählung eines ſchaurigen Ereigniſſes hören, das zwei Jahre früher auf dieſer nämlichen Stelle ſich begab; und abermals beweiſt, wie gefährlich es ſey, ohne ſachkundige Führer dieſes Gebirge zu betreten. Ein junger Mann, aus Genf gebürtig, in Holland etablirt, war während eines Beſuchs bei ſeinem

Vater mit dieſem, ſeinem Oheim und einem Freunde nach Chamouny gekommen. Letzterer war ſchon früher in dieſem Thale geweſen; er führte die andern auf dem nächſten ziemlich bequemen Wege von le Prieuré hieher, um ihnen die Quelle des Arveiron zu zeigen. Sie kamen auf den Einfall, hier Piſtolen abzufeuern, um an dem Wiederhalle ſich zu erfreuen; kein mit der dabei obwaltenden Gefahr Bekannter war in der Nähe, um ſie davon abzuhalten. Ein ungeheurer Eisblock löſte, von dem Knalle erſchüttert, ſich los, fiel in den Arveiron und hemmte deſſen tobende Fluthen, ſo daß dieſe plötzlich ſtille ſtanden. Die Fremden traten dicht an das Ufer, um dieſes Schauſpiel näher zu betrachten, in dieſem Moment ſtürzte ein zweiter Eisblock dem erſten nach und riß den Jüngling hinab, in die jetzt gewaltſamer als je wieder aufbrauſende Fluth. Vater und Oheim, die ihn halten wollten, blieben mit zerſchmetterten Beinen am Ufer liegen; und die furchtbar entſtellte Leiche des Unglücklichen ward erſt tief unten im Thal, in den Wellen der Arve gefunden.

Auf ziemlich ebenem Wege kehrten wir nach le Prieuré zurück. Wir wanderten in einiger Entfernung an dem Dörfchen des Bois vorüber, von welchem der Gletſcher den Namen führt, und die Einwohner deſſelben kamen zum Theil heraus, um uns mit der, den Bewohnern des Thals von Chamouny eigenen Treuherzigkeit zu begrüßen.

Unter ihnen fielen zwei Geſtalten mit großen, tief ins Geſicht gedrückten Strohhüten uns auf, die weit kleiner und ſchmächtiger ausſahen als die übrigen. Es waren zwei vollkommen farbloſe Albinos, weiß wie der Schnee auf den Bergen, mit ſtarken, von Natur weißen, nicht vom Alter gebleichten Haaren, Augenbraunen und Augenwimpern, und Augen rubinroth-glänzend, denen des Kaninchen gleich, mit welchen ſie am Tage wenig ſehen, aber Abends, wenn die Dämmerung eintritt, auch die kleinſten Gegenſtände zu unterſcheiden vermochten. Ihre Erſcheinung hatte durchaus nichts Widerwärtiges, wohl aber etwas ſonderbar Geiſterartiges. Sie begrüßten mich zu meinem Erſtaunen in recht gutem Engliſch, als ich mich ihnen näherte, weil ſie für eine Engländerin mich halten mochten, und ich ließ mich gern in ein Geſpräch mit ihnen ein. Beide hier geboren und Zwillingsbrüder, waren die Armen vom frühen Knabenalter an, zuerſt dreizehn Jahre lang gezwungen, ſpäterhin freiwillig um für ſich etwas zu erwerben, durch halb Europa gezogen, um ſich für Geld ſehen zu laſſen. In England hatten ſie am längſten ſich aufgehalten; und ich erinnerte mich deutlich, vor mehrern Jahren, auf einer früheren Reiſe nach jener Inſel, auf Aſtley's Theater ſie geſehen zu haben, wo ſie mein Mitleid erregten, weil die helle Erleuchtung der Bühne ihnen ſichtlich wehe that.

Bei der Schwäche ihres Geſichts am Tage war ihnen ihr erſpartes Geld mehrere Male entwendet worden, und als ſie wieder eine kleine Summe zuſammengebracht hatten, mit der ſie in ihr Vaterland zurück zu kehren gedachten, zwang ſie die in Frankreich ausgebrochene Revolution in England zu bleiben. Sie mußten ihren armen kleinen mit unſäglicher Aufopferung geſammelten Schatz dort verzehren, denn zuletzt verlangte Niemand mehr ſie zu ſehen. Endlich aber hatten ſie doch den Heimweg gefunden. Unzertrennlich, bei gleich großer Armuth und Zufriedenheit, lebten ſie jetzt in ihrer vom Vater ererbten Hütte, arbeiteten bei Nacht auf ihrem kleinen Felde, ſchliefen meiſtens am Tage, hatten ihr ehemaliges Elend verſchmerzt und die weite Welt ſammt den lampenhellen Theaterbretern faſt vergeſſen. Alles was ſie ſprachen war verſtändig und beſcheiden; nur ihr Aeußeres unterſchied ſie von den übrigen Bewohnern dieſes Thales, denen ihr Vater und ihre Mutter ebenfalls vollkommen ähnlich geweſen waren, wie man uns verſicherte.

Nach einer Abweſenheit von beinahe zehn Stunden langten wir wieder im Hauſe des alten braven Pierre Tairaz an, weniger ermüdet, als ſonſt nach einem kurzen Spaziergange von zwei Stunden in der Ebene. Wir glaubten dieſes nicht nur der ſtärkenden Gebirgsluft verdanken zu müſſen und der immer wechſelnden Bewegung des Auf- und Abſteigens, des Reitens und Fahrens, ſondern auch der erhebenden, erfreuenden Aufregung unſers Gemüths, das in wohlthätiger Wechſelwirkung auch den Körper aufrecht hielt.

Später gegen Abend ließen wir uns noch in Victors Begleitung durch das freundliche Dörfchen führen, vorüber der hübſchen kleinen Kirche, neben welcher der Geiſtliche wohnt, der ehemals die Reiſenden in ſeiner Hütte gaſtlich empfing, ehe ihre zu große Anzahl die Errichtung von drei Gaſthöfen im Dorfe nöthig machte, deſſen bedeutendſter noch immer der iſt, in welchem wir unſere Wohnung aufgeſchlagen hatten. Wie auf einem mit Blumen reichgeſtickten Teppiche, ſtiegen wir dann noch den Abhang eines Berges hinauf, über welchem Tannenwälder und hohe Felſen ſich erhoben. Hier konnten wir die ganze undenkbare Höhe und Größe des Montblanc bis zum höchſten Gipfel deſſelben überblicken, der ſonſt durch eine Täuſchung des Auges ſich hinter dem Dôme du gouter verbirgt, und dieſen für jenen anſehen läßt. Schon ging der Vollmond auf, als wir wieder hinab in das Thal ſtiegen. Im Vorübergehen beſuchten wir noch den alten Führer Jakob Balma in ſeiner Hütte, der in Chamouny hoch geehrt wird, weil er der erſte iſt, dem es nach vielen vergeblichen Verſuchen gelang, im Jahre 1786 den Gipfel des Montblanc zu erreichen. Sein Begleiter war damals der Apotheker des Orts geweſen, und der unermüdliche la Sauſſure folgte ihnen im nächſten Jahre zuerſt, auf jene bis dahin unerſtiegene Höhe.

Von Balma's Hütte gingen wir zu der des

Michely Peccard. Dieſer Savoyarde, wegen ſeiner Kenntniſſe, ſeiner Erfahrung, und ſeines vielfach bewieſenen Muthes ebenfalls bekannt und berühmt, zeigte uns ſeine Sammlung von ſeltenen Steinarten und Cryſtallen, die er während ſeiner vielfachen Wanderungen auf den höchſten Gebirgen mit großer Auswahl, und vieler Sachkenntniß zuſammengebracht hatte. Auch ſahen wir bei ihm einige ausgeſtopfte Gemſen und einen Steinbock mit einem gewaltigen Hörnerpaare, den er in ſeiner Jugend, als rüſtiger Gemſenjäger, erlegt hatte. Dieſes ſchöne aber ſehr ſcheue Thier wird in dieſen Gebirgen mit jedem Jahre ſeltener. Nur wenige Menſchen können ſich rühmen, von ferne eines geſehen zu haben, und bald wird es nur zu den Schöpfungen einer frühern Zeit gezählt werden, und blos in der Mährchenwelt noch leben.

Der Mond ſchien hell; der Montblanc leuchtete erſt roſenroth, dann in Purpur gekleidet, dann ſilbern glänzend, wie am vorigen Abend; doch als wir am Morgen, geſtärkt vom ruhigſten Schlummer erwachten, hingen ſchwere Wolken tief in das Thal herab, und dichte Nebel lagen, ſie verſchleiernd, auf allen Bergen. Dennoch mußten wir die Rückreiſe nach Genf antreten, wenn wir nicht unſere zurückgebliebenen Freunde in die peinigendſte Sorge um uns verſetzen wollten. Kaum waren wir eine Stunde weit von Chamouny entfernt, als ein dichter feiner Regen fiel, der ohne große Unterbrechung den ganzen Tag über anhielt. Alle die gefährlichen, jetzt obendrein ſchlüpfrig gewordenen Wege, alle die tobenden Waldſtröme, mußten wir jetzt bald zu Fuß, bald zu Pferde, bald von dem unermüdlichen Alexis getragen, zurücklegen, und, wenn es vortrefflich ging, auf dem Char-à-banc, deſſen niedrige Räder uns reichlich beſprützten. In ſehr trauriger Geſtalt, durchnäßt bis auf die Knochen, aber doch übrigens wohlbehalten und gutes Muthes, langten wir ſpät Abends in Sallenches wieder an, wo unſer aus Genf zurückgekehrter Wagen uns ſchon erwartete. Unſere auf dem Char-à-banc mitgenommene Garderobe war leider nicht trockner als wir ſelbſt; doch ein gutes Kaminfeuer, und die Pflege und Sorgfalt unſerer verſtändigen Wirthin in Sallenches, halfen über dieſe Unbequemlichkeit uns leicht hinweg. Ohne die mindeſten ſchädlichen Folgen derſelben zu empfinden, kehrten wir, vom ſchönſten Wetter begünſtigt, am nächſten Tage wieder nach Genf zurück, und ſetzten wenige Tage ſpäter von dort aus unſere Reiſe durch die Schweiz weiter fort.

Hier in Genf ſey der Punkt, wo ich von dem Leſer ſcheide, der mich freundlich bis dahin begleitete. Was von jenem wundervollen Lande der Schweiz geſchrieben und geſagt werden kann, iſt ſchon zu oft und zum Theil meiſterhaft geſagt und geſchrieben. Alles, was ich noch hinzufügen könnte, läßt in die wenigen Worte ſich faſſen: Komm und ſiehe das Unbeſchreibbare.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main ſind folgende empfehlenswerthe Schriften erſchienen und um beigeſetzte Preiſe durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Byron, Lord, Erzählungen. Mit einem Verſuche über deſſen Leben und Schriften, von Dr. **Adrian**. 8. 1819. Geh. Thlr. 1. 10 Sgr. oder fl. 2. 20 kr.

Byron, Lord, Lara. Eine Erzählung, im Versmaße des Originals überſetzt von Dr. **Adrian**. 8. 1819. Geh. 10 Sgr. oder 36 kr.

Drei Weiber. Ein Roman nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von L. F. **Huber**. Neue Aufl. mit 6 Kupfern. 8. 1819. Schreibpapier Rthlr. 1. $7\frac{1}{2}$ Sgr. oder fl. 2. Velinpapier Rthlr. 1. $17\frac{1}{2}$ Sgr. od. fl. 2. 36 kr.

Edgeworth, Maria, die Gönnerſchaft. Aus dem Engliſchen von **Louiſe Marezoll**. Vier Theile. 8. 1828. Rthlr. 4. 15 Sgr. oder fl. 7. 48 kr.

Dieſer neueſte Roman der allgemein beliebten Verfaſſerin hat ſich des ungetheilten Beifalls zu erfreuen gehabt.

Erholungsſtunden. Eine Zeitſchrift für gebildete Leſer. 2ter Jahrg. 1829. 12 Hefte. Mit Muſik- und Kupferbeilagen. 12. Rthlr. 5. oder fl. 7. 30 kr. netto.

Erholungsſtunden. Jahrgang 1829. 30 und 31. Herausgegeben von G. Döring. Mit Muſik- und Kupferbeilagen. 12. Jeder Jahrgang in 12 Heften. Rthlr. 5. oder fl. 8.

Dieſe Zeitſchrift, welche ſeit einer Reihe von Jahren ſich des Beifalls der gebildeten Leſewelt erfreut, wird wie bisher in monatlichen Heften erſcheinen. Die Redaktion derſelben hat Herr Georg Döring übernommen. — Durch die ſorgfältige Auswahl, Prüfung und Anordnung dieſes ausgezeichneten und beliebten Schriftſtellers wird dem Publikum eine Zuſammenſtellung des Gediegenſten geboten werden, wie es ſich nicht leicht in einer andern Zeitſchrift finden dürfte. Zugleich bürgen auch die Namen der bisherigen Mitarbeiter: **Adrian**, **Kruſe**, Friederike **Lohmann**, H. **Moſengeil**, **Nänny**, **Rückert**, **Schacht**, Johanna **Schopenhauer**, **Starkloff**, **Zſchokke** u. a. m. für die Tüchtigkeit eines Unternehmens, dem Redaktion und Verlagshandlung ihre beſten Kräfte widmen werden.

Evelina und **Johanna**, die Heldinnen des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein hiſtoriſcher Roman in zwölf Büchern. 3 Thle. 8. 1825. Rthlr. 2. 7½ Sgr. oder fl. 3. 48 kr.

Dieſer geſchichtliche Roman, welchen auch die Britten einer Uebertragung in ihre Sprache werth hielten, umfaßt eine der denkwürdigſten Begebenheiten, die beinahe ſeit vierhundert Jahren allgemeines Intereſſe erregten.

Fiſcher, C. A., Hyacinthen in meinem Kerker gezogen. 8. 1825. Rthlr. 1. od. fl. 1. 45 kr.

Dieſe Hyacinthen ſind die erſte literariſche Production, welche der geiſtreiche Verfaſſer, ſeit 25 Jahren ein Liebling der gebildeten Leſewelt, nach ſeiner Befreiung aus der Feſte Marienburg in die Hände des Publikums gibt.

Adrian, Prof., Neueſtes Gemälde von London und ſeinen Umgebungen. Handbuch für Reiſende nach London. Mit einem Wegweiſer von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, ſodann von London über Harwich nach Hamburg, über Oſtende nach Brüſſel und über Dover und Calais, Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben iſt: Eine Reiſekarte, der Plan und das Panorama von London, ſo wie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui gebunden Rthlr. 3. 5 Sgr. oder fl. 5. 30 kr.

Kein Land in Europa bietet auf einem verhältnißmäßig ſo kleinen Flächenraume ſo viel Herrliches, Intereſſantes, Merkwürdiges und Großes, wie England, und keine Stadt der Welt kann ſich auch nur entfernt London gleichſtellen. Eine Reiſe nach England, und namentlich nach London, iſt nun durch die Dampfſchiffahrt, welche uns England näher gerückt hat und den Verkehr zwiſchen Deutſchen und Engländern täglich mehr belebt, ſowohl kürzer und bequemer, als auch genußreicher und belehrender als irgend eine andere. Damit nun der Reiſeluſtige in den Stand geſetzt werde, ſich zu einem ſolchen Ausfluge vorzubereiten, und in London und deſſen Umgebungen einen zuverläſſigen Führer habe, iſt das obengenannte Werk verfaßt worden. Wir können verbürgen, daß es ſich ähnlichen engliſchen und franzöſiſchen Werken nicht nur gleichſtellen darf, ſondern ſie in Hinſicht einer zweckmäßigen Anordnung des Materials, Gedrängtheit der Darſtellung, Genauigkeit und Vollſtändigkeit des Details u. ſ. f. weit übertrifft.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Caſanoviana, oder Auswahl aus Caſanova's de Seingalt vollſtändigen Memoiren. Erſtes Bändchen. 1822. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Curths, Karl, die Bartholomäusnacht. Ein Fragment aus der Geſchichte der Vorzeit Frankreichs 1814. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Delavigne, Caſimir, der Paria. Trauerſpiel in fünf Aufzügen mit Chören. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Johann Friedrich von Moſel. 1823. 8. 18 Gr.

Dichterproben, Britiſche. Mit gegenübergedrucktem Originaltext. Ueberſetzt von Breuer. 3 Theile. 1819 — 1827. 8. 4 Thlr. 6 Gr.
(Jeder Theil 1 Thlr. 12 Gr.)

Dichtungen, Schwediſche, von Tegnér, Geyer, Atterbom und andern berühmten Verfaſſern. Ueberſetzt von Ludolf Schley. Erſtes Heft. Gothenb., 1825. 8. 12 Gr.

Dutens, Louis, Memoiren eines Reiſenden, der ausruht. Herausgegeben von Johann Friedrich von Meyer. 2 Bände. 1809. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Falk, Johannes, Auserleſene Werke. (Alt und Neu.) 3 Theile. 1819. 8. 5 Thlr. 16 Gr.

Friedländer, Hermann, Anſichten von Italien, während einer Reiſe in den Jahren von 1815 und 1816. 2 Theile. 1818 — 20. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Frohberg, Regina, das Opfer. Ein Roman. 1812. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Furchau, Friedrich, Hans Sachs. 2 Abtheilungen. Erſte Abtheilung: die Wanderſchaft. Zweite Abtheilung: der Eheſtand. 1820. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Gellert, Chriſtian Fürchtegott, Briefwechſel mit Demoiſelle Lucius. Nebſt einem Anhange. Sämmtlich aus den bisher meiſt noch ungedruckten Originalen herausgegeben von **Friedrich Adolf Ebert.** 1822. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. (Von **Karl Wilhelm Ferdinand von Funck**). 4 Theile. Gr. 8. 9 Thlr. 12 Gr.

I. Tankred; Balduin III. 1821. 3 Thlr.

II. Die letzten Könige von Jeruſalem und Saladin. 1822. 2 Thlr.

III. Die Kreuzfahrer und Saladin nach dem Falle des Königreichs Jeruſalem; Konrad von Montferrat; Kaiſer Friedrich I. und Richard der Löwenherzige. 1823. 2 Thlr. 6 Gr.

IV. Kaiſer Friedrich II. und der heilige Ludwig. 1821. 2 Thlr. 6 Gr.

Geſchichte des Theaters in Leipzig, von deſſen erſten Spuren bis auf die neueſte Zeit. (Von **Heinrich Blümner.**) 1818. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Göthe, Johann Wolfgang von, Neue Schriften. 7 Theile. Mit Kupfern und Muſikbeilagen. 1822. 8. Druckpapier 5 Thlr.
Schreibpapier 7 Thlr.

Daraus ſind einzeln abgedruckt zu erhalten:

— — Reinecke Fuchs. In zwölf Geſängen. 8.
Druckpapier 16 Gr.
Schreibpapier 1 Thlr.

— — Wilhelm Meiſter's Lehrjahre. 4 Theile. Mit Muſikbeilagen. 8. Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr.
Schreibpapier 4 Thlr.

Göthe, Johann Wolfgang von, Lieder. Mit 2 Kupfern. 8. Druckpapier 1 Thlr.
Schreibpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Grävell, Maximilian Karl Friedrich Wilhelm, Das Wiederſehen nach dem Tode. Daß es ſein müſſe und wie es nur ſein könne. In Beziehung auf das Werk: »Der Menſch« näher entwickelt. 1820. Gr. 8. 10 Gr.

— — Briefe an Emilien über die Fortdauer unſerer Gefühle nach dem Tode. Weitere Ausführung der frühern Schrift des Verfaſſers: »Der Menſch;« und auf Veranlaſſung der Wiſer'ſchen Schrift: »Der Menſch in der Ewigkeit.« 1821. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Grötſch, Johann Georg, Der Zug der Normannen nach Jeruſalem. Ein romantiſches Heldengedicht in zwölf Geſängen. 1819. 8. 2 Thlr.

Gruber, Johann Gottfried, Chriſtoph Martin Wieland. 2 Bände. Mit geſt. Titelblättern, 2 Kupfern und 1 Facſimile. 1815 — 16. 8. 4 Thlr.

Haken, Johann Chriſtian Ludwig, Ferdinand von Schill. Eine Lebensbeſchreibung nach Originalpapieren. 2 Theile. Mit Schill's Bildniß und einem Plane der Gegend um Kolberg. 1824. 8. 2 Thlr. 18 Gr.
(Schill's Bildniß in 8. koſtet 6 Gr.)

Handzeichnungen. 1815. 8. 1 Thlr.

Haſſe, Friedrich Chriſtian Auguſt, Das Leben Gerhards von Kügelgen. Nebſt einigen Nachrichten aus dem Leben des k. ruſſ. Cabinetsmalers Karl von Kügelgen. Mit dem Bildniſſe des Künſtlers und 8 Umriſſen von ſeinen Gemälden. 1824. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.
(Kügelgen's Bildniß in gr. 4. koſtet 8 Gr.)

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Neunzehnter Band.

Joſebeth. — Die Brunnengäſte. — Der Blumenſtrauß.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1 8 3 1.

Joſebeth.

„Jantje! Jantje! Wacht auf! Geſchwind! Amſterdam iſt belagert, der Feind ſteht vor dem Thore, ſteht auf!“ rief Frau Katharine van der Bolt, und rüttelte, vor Schrecken an allen Gliedern bebend, ihren ſchnarchenden Eheherrn mit Tagesanbruch aus dem ſüßen Morgenſchlaf auf, deſſen der gute Mann heute ſehr nöthig bedurfte. Er hatte am vergangenen Abende, bis tief in die Nacht hinein, in Geſellſchaft eben ſo eifriger Patrioten, als er ſelbſt einer war, die neu erwählten Mitglieder des Magiſtrats hoch leben laſſen, denn die große Kühr hatte an dieſem Tage Statt gehabt; und ſo war es eben kein Wunder, daß er ſeinen Kopf ein wenig ſchwerer fühlte, als wohl ſonſt.

„Kathje, Ihr träumt! Wo käme denn mitten im Frieden uns ein Feind her!“ brummte

Myn Heer van der Bolt, und wendete ſich ſchlaftrunken auf die andere Seite um.

Doch Frau Kathje ließ von ihm nicht ab, denn ſie war ihrer Sache gewiß. Noch ehe der Morgen graute, hatte die ſorgſame Hausfrau ſich dem Schlafe entwunden, um den zu dieſer Stunde beſtellten Waſchfrauen ſelbſt die Thüre zu öffnen. Die Zeit der großen Herbſtwäſche war eben gekommen, und Frau Kathje, wie damals alle Hausfrauen der reichen Stadt Amſterdam, gewohnt, in eigner Perſon dabei zu präſidiren. Die zitternden, todtbleichen Weiber waren es, die zuerſt ihr die Schreckensnachricht hinterbrachten, heulende, ſchreiende Nachbarinnen, und auf der Straße den Wällen zueilende Bürger, hatten das böſe Gerücht beſtätigt, deſſen Möglichkeit indeſſen der klugen Frau nicht minder unwahrſcheinlich vorkam, als ihrem noch immer ſchlaftrunkenen Gatten.

„Nun, nun, wir werden's ja ſehen," brummte Herr van der Bolt, während ſeine Frau ihm dieſes alles vortrug, und ihn ohne Erbarmen zum Aufſtehen antrieb: „dummes Weibergewäſch! Die Sache iſt unmöglich. Wir haben ja Frieden mit der ganzen Welt; unſere Hochmögenden haben ja alle Zwiſtigkeiten längſt beſeitigt, ſogar die langwierigſte, die mit Spanien. Alle Geſandten der höchſten und hohen Mächte leben in Frieden und Freuden bei uns; ein Krieg, laß Dir ſagen, Kathje, ein Krieg wächſt nicht über Nacht auf wie ein Pilz, das muß ich beſſer verſtehen.“

Frau Katharine ließ ihn ſprechen was er wollte, half, ohne ein Wörtchen zu erwiedern, ihm in die Kleider, und dankte Gott, als er endlich die beiden hohen Treppen hinunter war.

„Kathje! Kathje!“ rief er nochmals von der, mit ſpiegelblanken Marmorplatten getäfelten Hausflur zu ihr hinauf, und ſchnell wie der Blitz klapperte ſie auf ihren Pantoffeln zu ihm herunter; „Kathje, gebt mir einen Kuß,“ ſprach er, als ſie unten war, und hielt ihr gelaſſen die Wange hin; freundlich, wenn gleich ein wenig in der Eile, erfüllte die gute Hausfrau ſein Begehren, denn die große Wäſche lag ihr im Sinn; übrigens ſchien ſie ſich nicht im geringſten darüber zu verwundern, daß ſie, eines ſolchen Anliegens wegen, die beiden hohen Treppen hatten hinabſteigen müſſen; ſeit den zehn Jahren ihrer friedlichen

Ehe war Herr van der Volt nie ausgegangen, ohne ſich auf dieſe Weiſe bei ihr zu beurlauben, und ächte Holländer laſſen nur mit ihrem Leben von alten Gewohnheiten ab. Sie öffnete ihm mit eigner Hand die glänzend gebohnte, mit hell polirtem Meſſing reich verzierte Hausthüre, ermahnte ihn, recht vorſichtig zu ſeyn, ſich nicht ohne Noth in Gefahr zu begeben, ihr vor allen Dingen Nachricht zu bringen, wie es draußen ſtehe, und ging dann getroſteren Muthes an ihr häusliches Geſchäft.

Mit dem erſten Schritte auf die Straße ſah Herr van der Volt von einem Schwarm Bekannter und Unbekannter ſich umgeben, deſſen immer wachſender Strom ihn unaufhaltſam zum Walle mit ſich fortriß. Die ſchlaftrunkenen Bürger, meiſtens noch im Schlafrock und auf Pantoffeln, rieben, laut gähnend, ſich die vom geſtrigen Feſte noch umnebelten Augen, demonſtrirten eifrig einander, daß die Erſcheinung eines Feindes vor den Amſterdamer Thoren unmöglich ſey, und liefen doch alle, ſie zu ſehen. Eine Armee, meinten ſie, könne der Wind doch nicht über Nacht herbeiwehen, wie eine Schaar Heuſchrecken; noch geſtern Abend ſey an der nämlichen Stelle, wo jetzt die Feinde ſtehen ſollten, nichts anders zu ſehen geweſen, als die im hohen Graſe weidenden Heerden mit ihren Hirten, und aus keiner der vielen benachbarten Städte wäre irgend eine Kriegspoſt, oder ein Gerücht vom Durchzuge fremder Truppen, in Amſterdam lautbar geworden. So, unter allerlei weiſen und unweiſen Reden ging es immer raſch vorwärts, den Wällen zu. Doch oben auf denſelben erſtarb jedem der Demonſtrirenden das Wort im Munde, und keiner mochte den eignen Augen mehr trauen. Die ganze Ebene, ſo weit man durch die, aus den Kanälen aufſteigenden Nebel in der Morgendämmerung ſehen konnte, war bis in nicht großer Entfernung von der Stadt, mit Reuterei und Fußvolk bedeckt. Die Truppen bildeten zum Theil ein regelrechtes Quarrée, zum Theil waren ſie in kleinere Detaſchements vertheilt, die ſich ſeitwärts hinziehen zu wollen ſchienen.

Die ächten politiſchen Kannegießer, die ſonſt nur in Tabagien und auf Bierbänken Gelegenheit fanden, ihre tiefe Einſicht in die Geheimniſſe der europäiſchen Kabinette an den Tag zu legen, feierten, ſobald der erſte Schreck vorüber war, den glänzendſten Triumph, der ihnen jemals geworden. Wo nur ein ſolcher weiſer Mann den Mund aufthat, bildeten aufmerkſame Zuhörer einen dicht gedrängten Kreis um ihn her, und ließen, zu ihrem Troſte, ſich von ihm erklären, daß unerachtet des böſen Anſcheins, die dort unten aufgeſtellten Kriegsvölker unmöglich in feindſeliger Abſicht gekommen ſeyn könnten; nur galt es noch zu errathen, zu welcher Nation ſie gehörten, und darüber zu entſcheiden, war ſchwer, theils weil man, des Nebels wegen, ſie noch immer nicht deutlich unterſcheiden konnte, theils weil damals die Uniformen noch nicht ſo im Gebrauche waren, wie in unſern Tagen, die es faſt jedem Kinde möglich machen, genau zu beſtimmen, welchem Lande die Truppen angehören, die es einherziehen ſieht.

„Schlagt ihn todt, den Hund!“ erſcholl es plötzlich von einer andern Seite, „ſchlagt ihn todt, den lappländiſchen Hexenmeiſter, der ſchon Tage lang unſere Stadt mit ſeinen Teufelskünſten äfft. Er allein iſt an allem Schuld, er macht uns ein Augenverblendniß vor, um uns aus purer

Schadenfreude, um nichts und wieder nichts in Angſt und Schrecken zu verſetzen.“

„Dort iſt er, dort läuft er, ſchlagt den lappländiſchen Teufelskünſtler todt!“ riefen tauſend rauhe Kehlen dieſer erſten nach, tauſend Füße, tauſend geballte, mit Knitteln und Steinen bewaffnete Fäuſte, ſetzten ſich augenblicklich in Bewegung. Gleich einem aufgeſchreckten Kaninchen, drängte eine wunderliche, zwergartige Figur, mit rubinrothen Augen und langen, weißen, herabhängenden Haaren, ſich in den dichteſten Haufen der Politiker, von dem aufgebrachten Jan Hagel verfolgt, der in Amſterdam wenigſtens nicht milder geſinnt iſt, als anderswo. Der Flüchtling war ein Taſchenſpieler, angeblich ein Finnländer, der ſeit einigen Tagen die Stadt durch ſeine Künſte unterhielt, welche ihn beim Pöbel der Zauberei verdächtig machten. Der Tumult ward groß, Flüche, wildes Geſchrei, mit kräftigem Arm geworfene Meſſer und Steine, verfolgten die arme, zitternde Kreatur, deren wirklich große Behendigkeit ſie allein ihren erbitterten Feinden entziehen konnte, welche ſie ſchwerlich mit dem Leben hätten davon kommen laſſen.

Doch in dieſem Augenblicke ging die Sonne auf, laute kriegeriſche Muſik, Pauken und Trompeten begrüßten aus der Ebene die Königin des Himmels, die Nebel fielen, welche bis jetzt die fremden Krieger umhüllten, und der blendende Glanz ihrer Waffen ſtrahlte den auf den Wällen verſammelten Bürgern zu deutlich in die Augen, als daß es möglich geweſen wäre, hier länger an Täuſchung zu denken.

Der Tumult legte ſich plötzlich, die Kannegießer verſtummten, jeder fühlte, daß Holland dieſes Mal wirklich in Noth ſey, und Alle kehrten gedankenvoll zu ihren Häuſern, zu ihren Familien zurück. Die, ſo zum hohen Rathe gehörten, bereiteten ſich zu der Verſammlung im Stadthauſe, die wehrhaften Bürger eilten, ihre Waffen hervorzuſuchen, düſtere Erwartung ſchwebte auf allen Geſichtern, und der kleine Finnländer benutzte den günſtigen Augenblick, um gleichſam von der Erde weg zu verſchwinden.

Der im Stadthauſe verſammelte Rath war indeſſen eben ſo wenig, als die Bürgerſchaft auf dem Walle, im Stande, zu erſinnen, welcher Macht die vor dem Thore ſo unerwartet erſchienene

Armee angehöre, und was ſie beabſichtigen könne. Einige der Rathsherren meinten, es wären die lothringiſchen Banden, eine Horde zerlumpten, verzweifelnden Geſindels, die ſchon das ſchöne lüttichſche Land mit Raub, Mord und Plünderung verheert hatte, und jetzt wahrſcheinlich verſuchen wolle, in Holland ein Gleiches zu üben. Andere aber äußerten, daß es wohl gar der König von Frankreich ſelbſt ſeyn könne, der mit ſeinem fliegenden Lager in Perſon gekommen wäre, um Amſterdam, das er ohnehin nicht liebte, für einige ihm unlängſt bezeigte Ungefälligkeiten zu beſtrafen. Dieſe letzte Meinung, ſo wenig wahrſcheinlich ſie an und vor ſich war, gewann bald über jede andere die Oberhand, denn es wurde vom Walle her rapportirt, daß man, vermittelſt guter Ferngläſer, in ziemlich weiter Entfernung einige Zelte entdeckt habe, gegen welche die Armee mit aufgerollten Fahnen ſich zurückzöge, ſtatt, wie man erwartet hatte, auf die Stadt loszumarſchiren.

Der Rath beſchloß ſogleich, eine Deputation aus ſeiner Mitte an den Anführer der Kriegsvölker abzuſenden, um ſich bei dieſem nach der Urſache und Abſicht ihrer unerwartet plötzlichen, allen damals noch üblichen Geſetzen des Völkerrechts widerſprechenden Erſcheinung zu erkundigen. Die Hauptleute der verſchiedenen Stadtquartiere erhielten inzwiſchen Befehl, die wehrhafte Mannſchaft um ihre Fahnen zu verſammeln, übrigens war man Willens, in Ruhe und leidlicher Faſſung die Dinge zu erwarten, die da kommen ſollten.

Zum Wortführer der Deputation hatte man mit verſtändigem Sinn den Rathsherrn Haſſelaart erwählt, einen klugen gewandten Mann, der wegen ſeiner Unerſchrockenheit, ſeiner ſeltenen Geiſtesgegenwart, und ſeines Rednertalents in hoher Achtung ſtand. Er ſchlug, der erhaltenen Inſtruktion gemäß, den Weg nach den Zelten ein, ward aber nebſt ſeinen Begleitern in ziemlicher Entfernung von denſelben von den Vorpoſten angehalten, und nachdem er ſeine Abſicht erklärt hatte, von Soldaten umringt, die ihn faſt gewaltſam vorwärts führten. Daß dieſe unter einander franzöſiſch ſprachen, beſtärkte ihn Anfangs in der vorgefaßten Meinung, er habe es mit dem Könige von Frankreich zu thun, bis die Erſcheinung des eigenen Sekretärs der Generalſtaaten ihn zu ſeiner großen Verwunderung überzeugte, daß der die Stadt Amſterdam bedrohende Feind kein anderer ſey, als ihr eigner Erbſtatthalter und Generaliſſimus, Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien.

Haſſelaart hatte ſich auf eine wohlgeſetzte Rede vorbereitet, die er vor dem Könige von Frankreich zu halten gedachte, die er aber, unter dieſen Umſtänden, als völlig unbrauchbar, verwerfen mußte, trat aber dennoch, unvorbereitet wie er für den gegenwärtigen Fall war, ganz unerſchrokken und furchtlos vor dem Prinzen hin, der in ſeinem Zelte, umgeben von mehreren ſeiner fürſtlichen Verwandten und ſeiner vornehmſten Offiziere, ihn mit kaltem Blicke und ſtehend empfing. Wilhelm von Naſſau mochte ſogar es nicht wagen, ſich während der ganzen Verhandlung zu ſetzen, denn er zweifelte nicht im mindeſten daran, daß der kühne Republikaner in dieſem Falle ſogleich neben ihm Platz nehmen würde.

Haſſelaart begann ſeine Rede damit, daß er den Prinzen bat, das Unüberdachte und Unvorbereitete derſelben als den höchſten Beweis der ungemeſſenen Hochachtung anzunehmen, welche die Stadt Amſterdam gegen Seine fürſtliche Durchlauchtigkeit hege, indem ſie, weit entfernt, den Generaliſſimus der vereinten Staaten vor ihren Thoren zu vermuthen, geglaubt habe, einen fremden, ihr vielleicht feindlich geſinnten Monarchen, um die Abſicht ſeiner unerwarteten kriegeriſchen Erſcheinung befragen laſſen zu müſſen. „Freudig ward ich gewahr, in welchem Irrthum wir ſchwebten, ſobald ich dieſen Zelten nahte,“ ſetzte Haſſelaart am Schluſſe ſeiner Rede hinzu: „ich bin überzeugt, daß nur das allgemeine Wohl der vereinten Provinzen unſern Erbſtatthalter bewogen haben kann, ſo plötzlich ins Feld zu rücken, und ſchätze mich überglücklich, Ew. Durchlaucht verſichern zu können, daß ſchon in dieſem Augenblicke ſechszigtauſend wohl bewaffnete Bürger hinter unſern Mauern ſtehen, die vor Eifer brennen, den Fahnen der Republik überall hinzufolgen, wohin Höchſtdieſelben, zum allgemeinen Beſten des Vaterlandes, ſie zu führen für nothwendig halten.“

Haſſelaart ſchwieg, und der Prinz von Oranien nahm jetzt das Wort. Nach Art aller, die damit umgehen, die alte, einmal beſtehende Ordnung der Dinge umzuſtürzen, erſchöpfte er ſich Anfangs in Verſicherungen, daß nur die innigſte Sorge für das allgemeine Wohl des Landes ihn herbeigeführt habe; „da aber,“ ſetzte er hinzu, „meine eigene Anſicht deſſen, was zur Bewirkung deſſelben erforderlich iſt, von der des Rathes der Stadt Amſterdam abweichen möchte, ſo habe ich für nöthig erachtet, mit eben ſo viel Umſicht als Kraft dabei zu Werke zu gehen. Im ganzen Lande, beſonders aber in Eurem von Kaufleuten und Matroſen bewohnten und regierten Amſterdam, fehlt es nicht an aufrühreriſchen Köpfen, die ſich beikommen laſſen, mit heimlichen Feinden der vereinten Staaten in Unterhandlung zu treten, um die Freiheit und Einigkeit der Republik im Verborgenen zu untergraben. Pflicht und Gewiſſen drängen mich, die in Händen habende Macht dahin zu verwenden, daß der Staat, deſſen ihm angeborner Beſchützer ich bin, von dieſer, im Dunkeln ſchleichenden Peſt auf das ſchleunigſte und kräftigſte befreit werde. Deshalb bin ich an der Spitze von dreißigtauſend geübten Kriegern hiehergezogen, um die Auslieferung der Verräther zu fordern, damit ich ſelbſt dahin ſehen kann, daß ſie, nach den Landesgeſetzen, zur wohlverdienten Strafe gezogen werden.“

Haſſelaart bat ihn die zu nennen, welche Sr. Durchlaucht verdächtig erſchienen, und der Prinz bezeichnete für's Erſte nur Einen als ſolchen, den geliebteſten und geachteſten Bürger der Stadt, den ehemaligen Bürgermeiſter Becker, auf deſſen augenblicklicher Auslieferung er beſtehen zu müſſen verſicherte.

„Meine guten Freunde, die Herren von Amſterdam,“ ſetzte der Prinz hinzu, „werden mir hoffentlich eine ſo mäßige und wohlmotivirte Forderung nicht abſchlagen. Sollten ſie es ſich aber einfallen laſſen, einen erkannten Verräther in Schutz nehmen zu wollen, ſo gebe ich Ihnen zu bedenken, daß die dreißigtauſend Krieger, die hier vor Ihren Thoren ſtehen, die nämlichen ſind, welche mein hochſeliger Vater zwanzig Jahre lang zum Schutze der Freiheit der Generalſtaaten anführte, und durch die er ſogar das ſtolze Spanien zu bändigen wußte. Jeder Einzelne von ihnen geht für das Wohl des Vaterlandes mit Freuden dem Tode entgegen, und Eure ſechszigtauſend bewaffneten Bürger möchten wohl ſchwerlich ſo geübten Kriegern die Stirne zu bieten vermögen."

Haſſelaart ſah ein, daß jede weitere Widerrede hier fruchtlos bleiben würde, und hielt es daher für das Beſte, ſich ohne dieſelbe ſogleich wieder zu entfernen, nachdem, auf ſein Begehren, ihm die Erklärung des Prinzen ſchriftlich ausgefertigt und mitgegeben worden war. Die eigentlichen Gründe, welche den Erbſtatthalter zu dieſem Unternehmen bewogen, obgleich nicht ausgeſprochen, waren ihm jetzt völlig klar. Ihm war nicht unbekannt, daß die Provinz Holland, beſonders aber Amſterdam, die Hauptſtadt derſelben, dem Prinzen längſt verhaßt war, weil der republikaniſche Stolz ihrer reichen Bürger ſeinen, nach Souveränität ſtrebenden Fürſtenſinn beleidigte, und er zu wiſſen glaubte, daß ſie ihn ſowohl, als ſeine Vorfahren, für die der Republik im Kriege geleiſteten Dienſte mit ihren guten goldenen Dukaten überreichlich bezahlt zu haben meinten. Er hatte ſogar vernommen, wie ſie ſich nicht entblödeten, dieſe ihre Herzensmeinung gelegentlich laut werden zu laſſen.

Der Umſtand, daß man, während Becker regierender Bürgermeiſter war, eine nicht ſehr ehrenvolle Liebſchaft des Prinzen mit einer franzöſiſchen Komödiantin, zu einem Luſtſpiele bearbeitet, auf öffentlicher Bühne darſtellte, hatte ſeinen Unwillen gegen die Stadt ſowohl, als gegen den Bürgermeiſter Becker ſelbſt, noch vermehrt, und in dieſem Augenblicke war er auf das Höchſte gegen beide geſteigert. Die Amſterdamer Deputirten waren bei der allgemeinen Verſammlung im Haag die erſten geweſen, welche darauf antrugen, in dieſer Zeit allgemeinen Friedens, die unter des Prinzen Befehl ſtehende Armee bedeutend zu vermindern. Und zwar, nicht ſowohl wegen der großen Erſparniß an Geld, die dadurch erreicht werden würde, ſondern vielmehr, weil es gefahrdrohend werden könne, eine ſo große Macht der Leitung eines Einzelnen zu überlaſſen. Der Bürgermeiſter Becker hatte als Deputirter von Amſterdam dieſen Vorſchlag zwar nicht ſelbſt ausgeſprochen, aber ihn dennoch eifrig unterſtützt, ohne auf die Einwendungen des Erbſtatthalters zu achten. Die vorgeſchlagene Reform mußte unausbleiblich die fremden Truppen treffen, welche dieſer, und früher deſſen Vater in's Land gezogen, und die deshalb dem Prinzen von Oranien mit beſonderer Anhänglichkeit ergeben waren; ihre Klagen, ihre Anſprüche fielen ihm jetzt perſönlich zur Laſt, er glaubte ſich ihrer annehmen zu müſſen, war deshalb eigentlich mit ihnen hieher gezogen, und meinte nebenher, auch das ſtolze Amſterdam etwas demüthigen zu können, das in dieſem Augenblick ſeiner beſten Schutzwehr beraubt war. Seit mehr als zwei Monaten hatte nämlich kein Tropfen Regen die dürſtende Erde erquickt, die dreihundert Kanäle, welche nach allen Richtungen hin die Stadt durchſchneiden, ſogar der kleine Fluß, die Amſtel, von der Amſterdam den Namen trägt, waren verſiegt und ausgetrocknet, eine Ueberſchwemmung der Ebene ringsumher, welche ſonſt den Amſterdamern in ähnlichen Lagen zur unbeſiegbaren Schutzwehr diente, war unter dieſen Umſtänden undenkbar, und ihre ſechszigtauſend bewaffneten Bürger erſchienen dem tapfern kriegsgewohnten Feldherrn nichts weniger als furchtbar.

Die guten Leute, dachte Wilhelm von Naſſau, ſind viel zu reich, zu bequem, zu wohlgenährt, als daß ſie nicht lieber leben, als fechten ſollten, um einen alten Bürgermeiſter zu beſchützen; ſollten ſie aber dennoch es verſuchen wollen, ſo will ich ein Exempel an ihnen ſtatuiren, welches ſämmtlichen Städten im Lande zur Warnung dienen ſoll. Liefern ſie den alten Verräther mir aus, ſo iſt damit ein großer Schritt zur Ausführung meines Vorhabens gethan, mich nach und nach ihrer verhaßten Dienſtbarkeit zu entwinden, und laſſen ſie ſich geduldig in ihren Mauern einſchließen, ohne zu offenbaren Feindſeligkeiten zu ſchreiten, ſo behalte ich wenigſtens das Feld, und meine Armee lebt auf ihre Koſten in ihrem Lande.

Während der Prinz ſich ſeinen ſtillen Plänen hingab, war indeſſen ganz Amſterdam über Haſſelaarts Bericht von dem, was er gehört und geſehen, in Aufruhr und Beſtürzung gerathen. Volk und Senat verwarfen mit gleichem Abſcheu den Gedanken, den würdigen, vielgeachteten Greis der Gewalt ſeines erbitterten Feindes zu überliefern; das Schickſal des unglücklichen Ouden Barnevelt war noch von ihnen nicht vergeſſen worden, den der Oheim dieſes nämlichen Wilhelms von Naſſau, unter dem Vorwande kezzeriſcher Geſinnungen, ohne Urtheil und Recht hatte enthaupten laſſen, weil er, eben wie Becker auch, mit republikaniſchem Freimuthe den eigenſüchtigen Plänen des Statthalters ſich widerſetzt hatte.

Mit lautem Geſchrei umringten die ſonſt ſo friedlichen Bürger das Stadthaus, und forderten augenblicklich gegen den geführt zu werden, den ſie jetzt als ihren Feind anerkannten; ſogar die Frauen verlangten, mit in die kriegeriſchen Reihen zu treten, und an der Seite ihrer Männer und Brüder zu fechten. Sie glaubten beſonders Urſache zu haben, den Prinzen von Oranien haſſen zu müſſen, der oft mit beißendem Witz ſich unziemende Spottreden über ſie erlaubt hatte. Der bei verſchloſſenen Thüren in ernſter Berathſchlagung verſammelte Senat, in deſſen Mitte der vom Prinzen angeklagte Becker mit großer Mäßigung das Wort führte, mußte mehrere Male Deputationen an das aufgebrachte Volk hinausſchikken, um die wild erregten Gemüther zur Ruhe zu ermahnen; und erſt als Becker ſelbſt hinaustrat, und ſeinen Mitbürgern betheuerte, daß innerhalb vierundzwanzig Stunden alles auf erfreuliche Weiſe abgethan und beendigt ſeyn ſolle, lieſen dieſe ſich bewegen, einſtweilen auseinander und nach Hauſe zu gehen. Die Stadtthore wurden inzwiſchen feſter geſchloſſen, die Fallgatter niedergelaſſen, jede Kommunikation auſſerhalb denſelben völlig geſperrt, und ſogar die Schiffe, die ein günſtiger Wind dem Hafen zutrieb, durften in demſelben nicht einlaufen, ſondern mußten zwei Meilen davon, bis auf nähere Befehle, vor Anker gehen.

Um Mittag öffnete noch einmal ſich das Thor, Haſſelaart zog abermals aus, dem prinzlichen Lager zu, und mehrere Wagen, ſchwer beladen mit Lebensmitteln und geiſtigen Getränken aller Art, folgten ihm. Einer derſelben, mit den feinſten Weinen und allen nur erdenklichen Leckerbiſſen aus allen Zonen der Welt, war für des Prinzen eigene Tafel beſtimmt. Haſſelaart bat denſelben, dieſe Erfriſchungen als einen Beweis der Ergebenheit der Stadt einſtweilen gnädig anzunehmen, und ihr nur noch bis zum folgenden Morgen Friſt zu gönnen, wo denn gewiß eine Allen genügende Entſcheidung erfolgen werde, welche jedes obwaltende Mißverſtändniß auf das Befriedigendſte beſeitigen ſolle. Die ganze Sendung ſah ſo einladend, ſo friedlich und freundlich aus, daß Wilhelm nicht umhin konnte, dem Deputirten ſeine beſcheidene Bitte zu gewähren. „Ich weiß,“ ſprach er lachend, „ich habe mit etwas umſtändlichen Leuten zu thun, die ſich nicht gern, am wenigſten bei ihren Entſchlüſſen, übereilen, warum ſollte ich die kurze Friſt ihnen nicht gönnen? beſonders da ſie das Warten mir ſo bequem machen.“ Haſſelaart ward in Frieden entlaſſen, und eilte ſogleich wieder zur Stadt zurück, deren Thore ſich abermals hinter ihm ſchloſſen.

Die ganze Armee that ſich jetzt im vollſten Maaße gütlich. Die Offiziere, die der Prinz zu einem köſtlichen Gaſtmahle in ſeinem Zelte verſammelt hatte, leerten, bis tief in die Nacht hinein, die mit den edelſten Weinen gefüllten Becher, und ließen den Feldherrn hoch leben, der ein anſcheinend ſchwer auszuführendes Unternehmen ſo ſchnell und ſo glücklich zu Ende gebracht; ſie waren feſt überzeugt, daß keine Widerſetzlichkeit von den eingeſchüchterten Bürgern mehr zu befürchten ſey, und wünſchten überlaut, daß das Glück den tapfern Wilhelm von Naſſau immer eben ſo begünſtigen möge wie dieſes Mal. Unter den Gemeinen ging es nicht minder luſtig her, ſie ſprachen den ihnen überſandten Fäſſern und Flaſchen fleißig zu, aßen und tranken, ſchrien und ſangen, lachten die dummen Teufel von Spießbürgern weidlich aus, die ſie ſo herrlich bewirtheten, und berechneten ſchon im Voraus, wie viel wohl jeder Einzelne von dem Gewinn dieſes kurzen und luſtigen Feldzuges für ſeinen Antheil zu hoffen haben würde, bis der Schlaf Alle beſiegte. Nur die ausgeſtellten Wachen blieben munter, alle übrigen gaben, an dem Platz, wo ſie eben lagen und ſaßen, der ungeſtörteſten Ruhe ſich ſorglos hin, um von den eben genoßnen und noch zu erwartenden Freuden zu träumen.

Drei Stunden lang mochten die Schläfer geruht haben, und ſchon fing der Morgen an zu grauen, als plötzlich, Niemand wußte eigentlich woher? ein gewaltiger Lärmen ins Lager kam, und alle erſchrocken in die Höhe fuhren. „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ rief es von allen Seiten, alle riefen es mit, keiner wußte warum. Das Geſchrei, hieß es, habe bei den äußerſten, nahe an der Stadt ausgeſtellten Vorpoſten angefangen. Jeder Soldat war unter den Waffen geblieben, ſie ſtellten, unerachtet der plötzlichen Ueberraſchung, ſich ſchnell in Reihe und Glied, der Prinz hatte ſich nicht Zeit genommen, die damals noch üblichen Schutzwaffen anzulegen; nur leicht bekleidet, den blinkenden Säbel hochſchwingend, ſprengte er auf ſeinem muthigen, wildſchnaubenden Andaluſier der Armee voran, auf dem Wege nach Amſterdam zu, das er von ſeinem jetzigen Standpunkte aus nicht erblicken konnte. Uebrigens war rings umher kein Feind weder zu ſehen noch zu hören, aber der Prinz ſowohl, als die Armee, glaubten, daß die Bürger tollkühn genug geweſen wären, um bei nächtlicher Weile einen Ausfall zu wagen, und verlachten recht herzlich den ohnmächtigen Feind, der bald genug die Schwere ihres, ihn dafür züchtigenden Armes fühlen ſollte.

Der Marſch ging langſam vorwärts. Prinz Wilhelm ritt eine kleine Strecke voraus, und erblickte bald darauf in der immer heller werdenden Morgendämmerung einen von der Stadt her auf ihn zueilenden Soldaten, der am äußerſten Vorpoſten geſtanden hatte. Er machte im Laufen allerlei Zeichen, die den Prinzen bewogen, ſchneller zu reiten; der Soldat, als er dieſes gewahr wurde, beſchleunigte ſeinen Lauf, und ſtürzte endlich athemlos vor dem Prinzen hin. „Zurück! zurück! um Gottes willen zurück,“ rief er, ſeine letzte Kraft zuſammennehmend, „zurück, Ew. Durchlaucht, augenblicklich zurück, wenn nicht Sie und wir alle elendiglich umkommen ſollen!“

„Was ſchreit die Memme?“ rief Wilhelm von Naſſau und war im Begriffe, den Flüchling mit eigner Hand niederzuhauen, doch ein Blick vorwärts auf Amſterdam, das er jetzt vor ſich liegen ſah, beſtimmte ihn erſt einen Augenblick inne zu halten, dann den Säbel in die Scheide zu ſtecken, dann ſein Roß zu wenden, und endlich im angeſtrengteſten Galopp davon zu jagen, über Stock und Stein, ſo ſchnell nur das Pferd zu laufen vermochte. Die ganze Armee folgte augenblicklich ſeinem Beiſpiel, jeder Einzelne ſuchte ſich zu retten, ſo ſchnell und ſo gut er es konnte.

Mit lautem Getöſe, ſchäumend und brauſend, gleich dem wildeſten Katarakt, ſtürzten Fluthen über Fluthen von der Stadt aus den Fliehenden nach, ergoſſen aus allen Richtungen ſich; wohin die Unglücklichen ſich auch wenden mochten, um

Rettung zu finden, ſtrömten immer ſich erneuernde Gewäſſer ihnen entgegen; was in dieſem Augenblick noch trocknes Land war, wurde im nächſten von der immer gewaltiger anwachſenden Ueberſchwemmung verſchlungen. Schon ſchwammen die Zelte, unter denen die Offiziere noch vor kurzem geruht, die Wellen warfen die Kleidungsſtücke, die Feldbetten derſelben im wilden Spiele einander zu, und immer auf's neue thürmten Wogen ſich über Wogen, ſtürzten mit wildem Gebrülle über einander her, um andern Raum zu machen, die in unabſehbaren Reihen ihnen folgten. Das grauſenvolle Schauſpiel glich keineswegs der eintretenden Meeresfluth, wo in ſcheinbarer Ordnung eine Welle die andre langſam dem Geſtade zuſchiebt; es war, als ob ein gewaltiger Strom die ihn ſeit Monaten feſſelnde Eisdecke plötzlich zerſprengt habe, und nun ſchäumend und brauſend alle Schranken durchbräche, um die Welt und alles Leben auf ihr in ſeine furchtbare Tiefe hinunter zu reißen.

Vergebens blickte der Prinz von Oranien zuweilen zurück, in der Hoffnung, daß der Vorrath an Waſſer ſich endlich erſchöpfen werde; ſchien das Gewäſſer gleich zuweilen ſtille ſtehen zu wollen, ſo folgten doch alſobald neue thurmhohe Wogen, ſchritten in unaufhaltſamer Wuth immer vorwärts, zertrümmerten alles, was auf ihrem furchtbaren Wege ihnen begegnete. Das trockne Land ward immer kleiner, zog in immer unerreichbarer ſcheinender Ferne ſich zurück. Der Prinz ſah alle die dreißigtauſend, die er hieher geführt, rathlos und hülflos gegen die Wellen anſtreben, vergebens ſahen ſie nach einem Auswege zur Rettung ſich um, von allen Seiten ſtürzten neu hervorbrechende Fluthen auf ſie zu; Geſchrei, Flüche, von Todesangſt den wilden Kriegern entpreßtes Gebet, erfüllten die Lüfte, die furchtbarſte Verwirrung machte das Elend noch größer. Das grobe Geſchütz, die Bagagewagen ſtürzten um, und gingen rettungslos verloren; das Fußvolk gerieth zum Theil in Sümpfe, oder fiel in die tiefen Gräben, welche in Holland die Wieſen umziehen. Viel tauſend Menſchen fanden hier einen ſchmählichen Tod, nur die Reiterei vermochte einigermaßen ſich zu helfen, doch auch von dieſer gingen viele Menſchen und Pferde zu Grunde.

Schaam, Zorn und Schmerz ſtürmten bei dieſem Anblick auf den Prinzen ein, während er ſelbſt noch den wilden Kampf auf Tod und Leben mit den empörten Wogen zu beſtehen hatte. So ſchimpflich aus dem Felde weichen zu müſſen, hatte er nicht erwartet; ſeine Berechnung der Unmöglichkeit einer Ueberſchwemmung war in ſo fern richtig geweſen, als die Amſel und die Kanäle wirklich ohne Waſſer waren, aber er hatte nicht gewußt oder nicht bedacht, daß der Bürgerſinn der ſonſt ſo ſparſamen vorſichtigen Holländer, in jeder ihre Freiheit bedrohenden Gefahr, zu jedem Opfer bereit ſey, und keinen Verluſt an Habe und Gut achte.

Unter der Leitung des weiſen, beſonnenen Beckers hatten ſie, nach einem von dieſem erdachten Plane, das Unmöglichſcheinende möglich gemacht; ſie hatten ihrem gewaltigen und furchtbaren Grundherrn und Nachbar, dem mächtigen Ocean, die Bahn der Zerſtörung freiwillig geöffnet. Viertauſend Arbeiter waren die ganze Nacht hindurch beſchäftigt geweſen, um während der Zeit der Ebbe den Hafendamm, die einzige Schutzwehr gegen das, Holland ewig bedrohende Element, an mehreren Stellen niederzureißen.

Daneben waren die wirkſamſten Anſtalten getroffen worden, damit die Wogen ſich nicht in dem weiten, Amſterdam von der Landſeite umgebenden Stadtgraben ergöſſen, ſondern durch denſelben dorthin geleitet wurden, wo man ihrer bedurfte. Das ganze Rieſenwerk wurde innerhalb fünfzehn Stunden erdacht und ausgeführt; mehrere äußere Umſtände vereinten ſich, es zu begünſtigen; die Nacht war ungewöhnlich dunkel, ſo daß kein Späherauge von außen bemerken konnte, was innerhalb der, von der Landſeite feſt verſchloſſenen Stadt vorgenommen wurde; ein friſcher Seewind erhob ſich bei'm Eintritt der Fluth, und trieb mit verdoppeltem Wüthen die Meereswogen dem Strande zu, dem Durchbruch des Dammes entgegen. Mit reißender Schnelle ergoß das wildaufgeregte Element ſich durch dieſen in die Kanäle der Stadt, und wogte den Ausgängen zu, die nach ſechs verſchiedenen Richtungen hin ihm geöffnet waren, um rings umher über das flache Land ſich zu verbreiten. Kein einziger der übermüthigen Feinde wäre dem Verderben entronnen, hätten die aufgebrachten Bürger Beckers Plan in ſeinem ganzen Umfange ausführen, und während ihre Gegner im Lager ſich der ſorgloſeſten Ruhe noch hingaben, das Verderben über ſie einbrechen laſſen können; aber die Kürze der zu dieſem Vorhaben ihnen vergönnten Zeit, und die erſt ſpäter eintretende Fluth, hatten dieſes zum Glücke für viele Tauſende abgewendet.

Abermals, wie am vergangenen Tage auch, ſtanden die Einwohner von Amſterdam bei kaum anbrechendem Morgenlicht in dichtgedrängten Reihen auf dem Walle, und ſchauten in die Ebene hinab, aber mit ganz verändertem Gefühl. Von der nämlichen Stelle, wo ſie noch geſtern, bange und beklommen, die Feinde ihrer Freiheit im glänzenden Waffenſchmuck einher prangen ſahen, beobachteten ſie jetzt die Todesangſt, mit der dieſe den oft fruchtloſen Kampf mit dem auf ſie losgelaſſenen wilden Elemente zu beſtehen ſtrebten, und ihr lauter Jubel erfüllte die Luft, und drang bis zu den Ohren der mit den Wellen Ringenden.

Die jüngern kräftigern Männer hatten, ohne Unterſchied des Standes, bei der Arbeit am Hafendamme einander die ganze Nacht hindurch abgelöſet, die älteren Einwohner der Stadt waren in die Kirchen gezogen, um dem wichtigen Unternehmen den Beiſtand des Himmels zu erflehen, und ihre beliebteſten Kanzelredner anzuhören, die von ihrem hohen geweihten Standpunkt herab, den patriotiſchen Eifer ihrer Zuhörer, durch begeiſternde Reden noch höher entflammten; viele der jüngern Frauen aber, beſonders aus den höheren Ständen, hatten die träge dahin ſchleichende Zeit der Erwartung mit Vorkehrungen ſich verkürzt, um dem verhaßten Feinde die Schmach, die ihm bereitet wurde, durch bittern Hohn noch empfindlicher zu machen. Spottgedichte, Epigramme, beißende Einfälle jeder Art, wurden dieſe Nacht in Menge erſonnen und zu Papier gebracht; die mehrſten derſelben beſtanden aus Perſönlichkeiten gegen den Prinzen und ſeine in Amſterdam bekannten Offiziere gerichtet. König Pharao und ſein Heer, der Fall Lucifers, Ikaros, Phaeton, das neue und alte Teſtament nebſt der heidniſchen Mythologie mußten zu kränkenden Anſpielungen den Stoff herleihen; alle dieſe Zettelchen wurden in dazu verfertigten, ſehr leichten, hohlen Bällen verborgen, die ein Ueberzug von Wachs waſſerdicht machte, und am folgenden Morgen ſchleuderten tauſend kräftige Arme die zahlloſen Bälle von den Wällen hinab. Die Wogen trugen auf ihrem Rücken ſie ihrer Beſtimmung zu, wenige blieben übrig, die nicht ohnerachtet der drohenden Todesgefahr von den Schwimmenden wären aufgeleſen worden, und die Freude der Amſterdamer äußerte ſich in lautem Jubelgeſchrei, ſo oft ſie dieſes durch ihre Ferngläſer bemerkten.

Ein hoher Damm, der den jetzt nachlaſſenden Fluthen widerſtand, bot endlich den verzweifelten Schwimmern einen Ort, wo ſie noch immer im Angeſicht der jetzt wie auf einer Inſel liegenden Stadt, dem weiten naſſen Grabe entrinnen, und mühſam emporklimmend ſich auf's Trockne retten konnten. Zum Tode ermüdet, durchnäßt bis auf die Haut, vom Fieberfroſt geſchüttelt, mit klappernden Zähnen ſaßen die kurz vorher ſo ſtolzen übermüthigen Krieger, gleich einem, von einem plötzlichen Regenguſſe durchnäßten Truppe Hühner, im warmen Sonnenſchein traurig da, und wagten kaum, einander anzuſehen. Alle waren bedrückt und niedergeſchlagen, beſonders die Offiziere; Niemand ſprach ein Wort, mancher bedachte, wie leicht es den Amſterdamern einfallen könne, ſie alle, kraft- und wehrlos wie ſie waren, hier völlig zu vernichten. Dem Prinzen aber ward dieſer beklemmende Zuſtand ſo unerträglich, daß er in aller Stille auf und davon ritt, und ſeine Armee ſah dieſes als ein Signal an, ſich ebenfalls zu zerſtreuen und in ihre bisherigen Garniſonen zu begeben, als ob nichts von Bedeutung geſchehen ſey.

In Tellingham, ſeinem Luſtſchloß, wohin der Prinz ſich einſtweilen zurückgezogen, überdachte er nicht ohne Sorge die Folgen, welche dieſer mißlungene Genieſtreich nach ſich ziehen könne. Noch am nämlichen Tage beauftragte er einen vertrauten Freund, die Geſinnungen der hochmögenden Herren im Haag deshalb zu erforſchen. Sein Abgeſandter fand ſie ſchon zu ernſten Berathſchlagungen verſammelt, die aber, nach der gewohnten Milde und Mäßigung der guten Holländer, dahin ausfielen, daß der Prinz nur getroſt nach dem Haag zurückkehren könne, als käme er von einem gewöhnlichen Spazierritt; der ganzen Sache ſolle ferner nicht erwähnt werden, wenn er ſelbſt dieſes nicht wolle. Wilhelm von Naſſau, obgleich in ſeinem Gemüthe tief gekränkt und beſchämt, fand dennoch für gut; dieſen Vorſchlag anzunehmen; ſchon am nächſten Tage kehrte er in aller Stille nach dem Haag zurück, und die ganze abentheuerliche Tragikomödie wurde, wenigſtens anſcheinend, gar bald von beiden Theilen vergeben und vergeſſen.

Unter dem jungen Edelleuten, die von dem Prinzen von Oranien zu dieſer unglücklichen Expedition, gleichſam wie zu einer Luſtparthie, eingeladen worden waren, ohne mit ihrem eigentlichen Zweck bekannt zu ſeyn, befand ſich aber ein Franzoſe, Namens Eugen von Alderan, auf deſſen ferneres Geſchick ſie einen bedeutenderen Einfluß übte. Ein Kriegsheld von vier und zwanzig Jahren, ſchön wie ein Halbgott, brav wie ſein Degen, reich an Geiſt und Muth, aber um ſo ärmer an Gold, war er, unerachtet ſeines guten alten Adels, von jeher der Sohn des Zufalls geweſen. Gleich andern ſeines Gleichen, hatte er in jenen kriegeriſchen Zeiten bald unter dieſem, bald unter jenem Feldherrn als Freiwilliger gedient, und ſich, obgleich noch ſehr jung, manchen Lorbeer errungen; aber ſein inneres Gefühl für Recht und Unrecht erlaubte ihm nie, einer Sache ſeinen Arm zu leihen, die er nicht für die gute anerkannte. Unbeſchäftigt, wie er gerade in jenem Augenblicke ſich befand, hatte er ſich nach Holland begeben, um von dort aus nach Stockholm ſich einzuſchiffen, und ſein Glück an dem Hofe der Königin Chriſtine zu verſuchen, deren außerordentlicher, weithin ſich verbreitender Ruf damals viele tapfere, weiſe und edle Männer in ihre Nähe zog. Der Erbſtatthalter hatte an dem ſchönen geiſtreichen jungen Krieger viel Gefallen gefunden, ihn eingeladen, einige Zeit an ſeinem Hofe zu verweilen, und endlich zu jenem Unternehmen ihn mitgenommen, um deſſen eigentliche Abſicht nur wenige Vertraute des Prinzen wußten, denen ſie, unter dem Siegel des unverbrüchlichſten Schweigens, eröffnet worden war. Eugen von Alderan war auf dieſe Weiſe zu ſeinem eignen höchſten Erſtaunen in das Unglück ſeiner Kriegsgefährten mit hinein gerathen, hatte, bald fluchend, bald lachend, mit vieler Mühe ſich gerettet, und war nun am Abende jenes verhängnißvollen Tages herzlich froh, im niedrigen Stübchen eines ärmlichen Gaſthofes ſich am wärmenden Kaminfeuer von dem erlittenen Unfall erholen zu können. Während er ſich entkleidete, um ſeine noch immer durchnäßten Kleider am Feuer zu trocknen, rollte eine jener früher erwähnten Kugeln aus denſelben heraus, weit über den Fußboden hin, die einzige, die er, wie er ſich jetzt deutlich erinnerte, von vielen, die um ihn her ſchwammen, aus dem Waſſer aufgefiſcht und zu ſich geſteckt hatte. Da er in dieſem Augenblick nichts Beſſeres zu thun wußte, ſo hüllte er ſich in den ihm viel zu weiten Schlafrock von rothem wollenen Damaſt, den ſein gutmüthiger Hauswirth ihm geliehen, rückte den alten goldledernen Sorgeſtuhl näher zum Kamin, und ſetzte ſich behaglich zurecht, um in aller Bequemlichkeit den wunderlichen Fund zu unterſuchen.

Die Kugel war leicht eröffnet; ein Pergament lag darin, auf welchem mit großen, leſerlichen Buchſtaben in franzöſiſcher und holländiſcher Sprache Folgendes geſchrieben ſtand.

„Fallen dieſe Zeilen in die Hände eines wahrhaft edlen Mannes von Stande, ſo beſchwört eine Unglückliche, die er eines beſſern Geſchicks vielleicht nicht unwerth finden möchte, ihn im Namen der Ehre und alles deſſen, was ſonſt ihm noch heilig iſt, ſie aus bitterm, unüberſehbarem Elende zu retten!“

Weiter unten ſtand, ebenfalls in beiden Sprachen, mit kleinern Buchſtaben, aber von der nämlichen Handſchrift:

„Findet dieſe Bitte Erhörung, ſo wird der edle Unbekannte erſucht, am nächſten Freitage Abends gegen vier Uhr, ſich in Amſterdam am Eingange der dortigen Synagoge einzuſtellen. Ein grünes Band, das er gebeten wird am Hut zu tragen, diene der um Beiſtand Flehenden zum Zeichen, den nahenden Erretter daran zu erkennen.“

Eugen war jung, war Franzoſe, und ein ſolches Abentheuer mußte ihm daher höchſt willkommen ſeyn; auch tanzte er vor Freuden ein paar Mal auf ſeine eigene Hand im Stübchen umher, nachdem er das Zettelchen geleſen und wieder geleſen. Während ſeines bisherigen umherſchweifenden Lebens hatte er mehrere Abentheuer beſtanden, deren bald glücklicher, bald unglücklicher Ausgang ihm nie ſonderlich zu Herzen gegangen war, weil ſie nur ſeine Phantaſie beſchäftigten, ohne tiefere Eindrücke zu hinterlaſſen:

doch keines von allen war ihm je vom Anfange an in ſo romantiſchem Lichte erſchienen, als dieſes. „Schön iſt ſie gewiß, meine Unbekannte!“ ſprach er, in Ermangelung anderer Geſellſchaft, zu ſich ſelbſt, indem er jeden einzelnen Zug der zierlichen Buchſtaben aufmerkſam betrachtete: „reich iſt ſie auch, ſonſt würde ſie nicht von unüberſehbarem Elende ſchwatzen; wahrſcheinlich die Tochter irgend eines reichen Handelsherrn, der ſie an einen alten Schulkameraden verheirathen will, damit die Milliönchen hübſch beiſammen bleiben. So etwas geſchieht in Holland alle Tage, aber ein geiſtvolles, anmuthiges Mädchen, wie meine Unbekannte, das im Stande iſt, einen ſolchen Schritt zu erdenken und zu wagen, ein ſolches iſt überall eine Seltenheit, beſonders aber in dieſem Lande. Hülfe ſoll ihr werden, ihr guter Engel hat ſie ja augenſcheinlich an mich gewieſen; hageldicht fielen die Bälle um uns her, und von allen mußte ich, und gerade ich, nur dieſe rührende Bitte ergreifen! Es iſt ein Wink des Himmels, und wahrlich ſie ſoll den Mann von Ehre, den ſie ſucht, an mir gefunden haben, das gelobe ich ihr bei allen Heiligen! Mag die Königin Chriſtine immerhin zuſehen, wie ſie für's Erſte ohne mich fertig wird, nach Stockholm gehen wir vor der Hand nicht!“

Alderan ging mit dem Gedanken an die ſchöne Unbekannte zu Bette, und ſtand mit ihrem Bilde wieder auf, das ein freundlicher Traum im Glanze der Jugend und Schönheit ihm auf das Lebendigſte vor Augen geſtellt hatte. Drei Nächte nach einander ſah er es wieder, immer die nämliche entzückende Geſtalt, immer das nämliche von Huld und Anmuth ſtrahlende Geſicht. Am vierten Tage ertrug er es nicht länger, er verließ das Städtchen, in welchem er ſich bis jetzt verborgen gehalten, und ging nach dem nur drei Meilen davon entfernten Amſterdam, obgleich es erſt Donnerſtag war. Das ſeiner Phantaſie vorſchwebende Bild der Niegeſehenen fing an ſein Herz weit ernſtlicher zu beſchäftigen, als je eine der Frauen es vermocht hatte, die er vor dieſem gekannt. Der Liebſchaften hatte er zwar manche gehabt, wie das in ſeiner Lage und bei ſeiner Perſönlichkeit nicht wohl anders ſeyn konnte, doch eigentliche Liebe hatte er nie empfunden, und zum erſten Mal in ſeinem Leben ſtieg ein Gedanke an eine ernſtlichere, ſeine ganze Zukunft beſtimmende und beglückende Verbindung in ihm auf.

„Was thut es, daß ſie nicht adelig geboren iſt, wenn ſie meinem Traumbilde gleicht?“ dachte er; „der ganze Haag wimmelt ja von Ehen dieſer Art. Die ganze Welt treibt einen immerwährenden Tauſchhandel; der Bürger erfreut ſich des Beſitzes von Reichthümern, wir Andern genießen dagegen die Vorzüge einer edlen Geburt, es iſt nicht mehr als billig, daß jeder dem andern mit dem aushelfe, was ihm zum vollkommnen Genuſſe des Lebens noch mangelt. Und denn! was bin ich denn dadurch in meiner Lage gebeſſert, daß einer meiner Ahnen unter Gottfried von Bouillon vor Jeruſalem mitfocht? Daß ſogar, wie man ſagt, das königliche Blut der Luſignans in meinen Adern fließt?“

Das Wort Jeruſalem hatte indeſſen den Gang ſeiner Ideen plötzlich abgeändert; der Gedanke an die Synagoge, an deren Eingang er beſtellt worden war, fiel ihm dabei ſchwer auf's Herz. „Und wie denn, wenn ſie eine Jüdin wäre?“ rief er plötzlich, „nein, eine Jüdin, eine Tochter jenes widerwärtigen, verachteten Volkes, kann ich unmöglich heirathen, aber helfen will ich ihr doch, ſie ſey wer ſie ſey. Doch warum ſollte ſie auch gerade eine Jüdin ſeyn! Wahrſcheinlich wohnt ihr Vater in der Nähe der Judenſchule, oder der Platz iſt ihr aus andern Gründen der bequemſte für unſere erſte Zuſammenkunft.“

Die Zeit, welche er in Amſterdam bis zur beſtimmten Stunde zubringen mußte, ſchlich träge und bleiern an dem jungen Ritter vorüber, um ſo mehr, da er es nicht wagen mochte, auszugehen, aus Furcht Bekannten zu begegnen. Endlich ſchlug es dreiviertel auf vier, noch einmal muſterte er ſeinen, mit großer Sorgfalt geordneten Anzug im Spiegel, rückte das ihm vorgeſchriebene Erkennungszeichen, die grüne Schleife am Hut, ein wenig höher, damit ſie beſſer in's Auge fiele, und machte ſich mit einem, vor Erwartung hochklopfenden Herzen auf den Weg.

Die große, hochgewölbte Vorhalle der Synagoge fand er weit offen ſtehen; innerhalb derſelben waren von beiden Seiten ſo viele Zelte in langen Reihen aufgeſchlagen, als der Raum nur zu faſſen vermochte, ohne den zu religiöſen Ceremonien beſtimmten Platz zu ſehr zu verengen. Einige der Zelte, ganz vorn am Eingange, zeichneten durch reiche Verzierungen und koſtbare Stoffe ſich aus, übrigens war noch Niemand von der Gemeine zugegen, außer einigen Dienern, die beſchäftigt waren, die Zelte vollends zu ordnen.

Eugen begriff nicht, was das alles bedeuten ſolle. „Wir feiern das Lauberhüttenfeſt,“ erwiederte ihm einer der jüdiſchen Diener, den er darum befragte; „es geſchieht alljährlich um dieſe Zeit, zum Andenken an unſere Väter, die vierzig Jahre lang in der Wüſte unter leinenem Dache wohnen, und unſägliche Mühſeligkeiten erdulden mußten. Denn ſo wollte es der Herr um ihrer Sünden willen. Eine ganze Woche lang verlaſſen wir alljährlich unſre Häuſer und wohnen hier, zum Andenken an die Leiden unſrer Väter, ehe ſie in das gelobte Land eingehen durften. Eigentlich ſollten wir die Zelte unter freiem Himmel aufſchlagen, aber die Zeiten ſind hart, der Herr hat uns in die Hände unſrer Feinde gegeben, der arme Jüd wird überall gedrückt, er darf dem Gotte ſeiner Väter nicht öffentlich dienen. Noch geſtern haben wir den Herren von Amſterdam vierzigtauſend blanke Gulden geboten, für die Erlaubniß das Feſt im Freien zu feiern, aber es war kein Handel mit ihnen zu ſchließen. Bei der ungewohnt großen Hitze müſſen wir in dieſem engen Raume uns behelfen, müſſen an dem nämlichen Orte, wo wir zum Gebet uns verſammeln, eſſen, trinken und ſchlafen! wehe geſchrieen! es geht gegen die Natur! aber der arme Jüd darf nicht murren, er muß ſich in alles ergeben."

„In ſolch einem kleinen Zelte kann aber doch eine ganze Familie unmöglich acht Tage lang wohnen," ſprach Alderan.

„So iſt es auch nicht zu verſtehen, gnädiger Herr," erwiederte der redſelige Israelit, „eine Beſchränkung zieht die andere nach ſich; die Mitglieder jeder Familie wechſeln unter einander ab, und dieſes Mal, der großen Hitze wegen, darf aus jeder nur eine der Hauptperſonen derſelben mit ihrer nöthigen Bedienung die Nacht hier bleiben, wir müßten ſonſt alle in dem engen Raume erſticken und umkommen."

„Am Ende iſt ſie doch eine Tochter Israels," brummte Alderan mißmuthig vor ſich hin, und wandte ſich ab, um vor der Synagoge auf und nieder zu gehen, und den Anfang der Feierlichkeit zu erwarten. „Willkommen auf trocknem Lande, Kamerad,“ rief eine bekannte Stimme ihm entgegen, „willkommen Eugen von Alderan,“ erſcholl es eben ſo hinter ihm, und im nämlichen Augenblick eilten aus verſchiedenen Richtungen zwei ſeiner Landsleute auf ihn zu, mit denen er jenes unglückliche Abentheuer vor Amſterdam beſtanden hatte. Alle drei reichten einander begrüßend die Hand, brachen aber auch zugleich in lautes, unaufhaltſames Gelächter aus, ſo wie ſie einander näher in's Auge gefaßt hatten.

La Châtres, der eine von den beiden Franzoſen, trug eine gewaltige grüne Schleife am Hut, die wie ein rieſenhafter Kohlkopf ausſah. Perſan, der andere, hatte ſich noch beſſer verſehen; er war über und über grün, wie ein Grashüpfer, hatte ſo viel grüne Schleifen, Bänder und Puffen an ſeiner Perſon angebracht, als die damalige Mode nur immer erlauben mochte, und war anzuſehen wie ein ambulirender Bandladen. „Nun wahrhaftig, rief er noch immer lachend, „wir drei brauchen einander über die Veranlaſſung unſres dermaligen Zuſammentreffens nicht erſt weitläuftig Auskunft zu geben, es iſt nur die Fortſetzung jener verwünſchten Waſſerparthie. Wie mag die Hexe, die uns ſo liſtig zuſammengefiſcht hat, in dieſem Augenblick über uns Gimpel triumphiren! Mein Leben verwette ich darauf, ſie ſteht hier irgendwo in der Nähe hinter den ſchneeweißen Fenſtervorhängen, und lacht ſich halb todt über die Narren, die ſo gutwillig den Köder verſchluckten. Wahr bleibt wahr, es ſind drei kapitale Hechte, die recht dummer Weiſe ihr ins Netz gegangen ſind!“ ſetzte er noch hinzu, und wollte vor Lachen erſticken.

„Ich weiß nicht recht, was Ihr meint,“ erwiederte Alderan, und bemühte ſich, ein ernſthaftes Geſicht zu machen; „ich für mein Theil bin nach Amſterdam gekommen, um mich nach einer, nach Stockholm gehenden Schiffsgelegenheit umzuſehen.“

„Unter der grünen Flagge da, meintet Ihr Euch einzuſchiffen, Brüderchen! uns macht Ihr nichts weiß,“ rief Perſan noch immer lachend; „wir alle drei ſind angeführt, und das tüchtig. Obendrein, wie der Anſchein gibt, von einer Tochter Iſraels; kennte ich ſie nur, die jüdiſche Hexe, ſie ſollte es mir entgelten. Drei franzöſiſche Kavaliere ſo in den April zu ſchicken! es iſt zu toll!“

„Das Beſte bei der ganzen Sache bleibt immer, daß wir in guter Geſellſchaft leiden,“ ſprach la Chätres, „eine Fatalität unter guten Kameraden in drei Theile getheilt, iſt kaum mehr für eine ſolche zu achten.“

„Der Spaß iſt aber doch eigentlich allerliebſt,“ erwiederte luſtig, die Hände reibend, Perſan, „ich möchte die Erfinderin deſſelben zu Geſichte bekommen, gewiß iſt es eine orientaliſche Schönheit, durch deren Adern ſpaniſches oder portugieſiſches Blut hüpft; keine phlegmatiſche Holländerin mit karmoiſinrothen Backen, waſſerblauen Augen, ſchwarzen Zähnen und breiten watſchelnden Füßen konnte einen ſo tollen Streich erſinnen! Ich wollte nur, ich könnte das allerliebſte Teufelchen ausfindig machen.“

„Es wird ſich hüten, ſich Dir zu erkennen zu geben,“ erwiederte Alderan. „Hört meinen Rath zur guten Stunde, ihr Freunde,“ fuhr er fort, „daß wir alle drei gefoppt ſind, iſt leider klar, laßt uns zum böſen Spiele gute Miene machen. Da wir einmal hier ſind, ſo denke ich, wir ſehen die jüdiſchen Alfanzereien ein Weilchen mit an, und begeben uns dann in den Gaſthof zum Wappen von Amſterdam, um zu guter Letzt einen luſtigen Abend uns zu machen. Dort wollen wir beim fröhlichen Glaſe dem Andenken jener vermaledeiten Waſſerparthie ein Pereat bringen, und unſerer Rettung uns freuen. Morgen ziehen wir ohnehin alle drei weiter, einer nach Norden, der andere nach Süden, wie es dem Himmel belieben wird, vorher aber, ihr Herren, vorher geben wir einander unſer Ehrenwort, keiner lebenden Seele jemals zu erzählen, wie man uns am Narrenſeil hieher gezogen, bedenkt nur ſelbſt, ihr Freunde, wie wir in Frankreich verſpottet werden würden, wenn die dumme Geſchichte von heute dort bekannt würde!“

„Zu Tode, zu Tode würden ſie mit ſchaalen Witzen uns hetzen. Nein, nein, wir ſchweigen wie das Grab!“ rief Perſan, „wir gehen in's Wappen von Amſterdam, um dort beim fröhlichen Becher einander ewige Verſchwiegenheit zu ſchwören.“

Die Synagoge hatte ſich indeſſen gefüllt, Männer und Frauen, mit großen grünen Zweigen in den Händen, ſtanden in langen Reihen vor den Zelten einander gegenüber, die Frauen dicht verſchleiert, und in weite Mäntel gehüllt. „Grün iſt hier die Loſung, wie ich ſehe,“ rief Perſan, indem er auf die grünen Zweige deutete, welche dem hochgewölbten Raum beinahe das Anſehen eines wandernden Wäldchens gaben. „Und wir,“ fuhr er fort, „wir ſehen mit unſern grünen Bändern beinahe wie jüdiſche Proſelyten aus; abſonderlich ich,“ ſetzte er lachend hinzu, indem er ſeinen wunderlichen Anzug betrachtete.

Alderan, der noch immer in ſtiller Erwartung die Blicke ſpähend umherſandte, bemerkte, während Perſan ſprach, daß eine große ſchlanke Frau, geſtützt auf eine ältliche Dienerin, die Reihen verließ, und mit ſchwankendem Tritt, als ob ſie ſich unwohl fühle, in eines jener reich drappirten Zelte ſich begab. Indem beide nah an ihm vorüber gingen, hörte er die Alte ihrer Begleiterin zuflüſtern: „Es ſind ihrer drei.“ Was dieſe antwortete, konnte er nicht vernehmen, doch ſchien es ihm, als ob letztere vermittelſt einer faſt unmerklichen Bewegung des Hauptes ihn und ſeine beiden Begleiter genauer betrachte. Er äußerte gegen ſeine beiden Mitkompetenten keine Silbe von dem, was er bemerkt hatte, nahm ſich aber feſt vor, für's Erſte unter keiner Bedingung von dem Platze, auf welchem er ſtand, zu wanken oder zu weichen.

Es währte nicht lange, ſo ſchlüpfte die Alte wieder aus dem Zelte heraus, ſie ſchlich mehrere Male an Alderan heran, muſterte ihn mit neugierigen Blicken, und drängte ſich endlich auf eine Weiſe an ihn, die ihm deutlich bewieß, daß dieſes nicht abſichtlos geſchehe. Um die Erfüllung ihres Zweckes ihr zu erleichtern, ließ er, als ſie wieder ihm ganz nahe vorüberging, wie von ungefähr ſein Taſchentuch fallen, blitzſchnell hob die Alte es auf, überreichte es ihm, ſich tief verneigend, und verlor ſich im Gedränge, ohne ſich wieder blicken zu laſſen. Alderan fühlte, indem er das Tuch einſteckte, daß etwas darin verborgen ſey, er brannte vor Begier zu unterſuchen, was es wäre, aber ſeine beiden Freunde hingen ſich ihm an den Arm, und zwangen ihn, mit ihnen in den, von ihm ſelbſt dazu vorgeſchlagenen Gaſthof zu gehen, indem ſie an der jüdiſchen Feierlichkeit ſich ſchon ſatt geſehen hätten. Dort mußte er bis weit nach Mitternacht beim luſtigen Gelage mit ihnen aushalten; er ſaß wie auf Kohlen, befühlte von Zeit zu Zeit ſein Taſchentuch, in welchem, wie er immer deutlicher zu bemerken glaubte, ein Briefchen verborgen ſeyn mußte, während ſeine beiden Kumpane nicht aufhören konnten, dieſes ihr letztes gemeinſchaftliches Abenteuer zu belachen, und ſich in tollen Konjekturen darüber zu erſchöpfen. Alderan hätte gern mit ihnen eingeſtimmt, aber er konnte es nicht, und mußte zuletzt geduldig ertragen, daß ſie ihn zum Ziele ihres harmloſen Witzes machten, und ihm Schuld gaben, er ſey der einzige unter ihnen, der ſich die getäuſchte Erwartung wirklich zu Herzen genommen habe.

Endlich war Alderan befreit, endlich ſah er ſich in ſeinem verſchwiegenen Zimmer allein, und konnte nun das geheimnißſchwere Tuch entfalten; er fand nichts darin, als ein kleines viereckiges Stückchen Pergament, auf welchem, ſo genau er es auch betrachten mochte, nichts zu entdecken war, als einige Züge oder Worte in einer ihm völlig unbekannten Sprache, wahrſcheinlich der hebräiſchen. Nun aber war es auch mit ſeiner

Geduld am Ende. „Das iſt zu arg!“ rief er unmuthig, und warf den Zettel verächtlich auf den Tiſch, „mir ein hebräiſches Billetdoux! Mir! ſeh' ich denn aus wie ein Rabbiner, daß man mir zumuthen könnte, ſo etwas zu leſen? Nein! Gott befohlen! meine Vortreffliche, man kann in der Welt jeden Spaß zu weit treiben, aber auf dieſe Weiſe kommen wir beide nimmermehr zuſammen.“

Aergerlich warf er ſich in's Bette, ärgerlich ſchlief er ein, und erwachte am folgenden Morgen im übelſten Humor von der Welt. Er kleidete ſich an, um Perſan und la Châtres noch einmal vor ihrer Abreiſe zu ſehen, er hatte es am geſtrigen Abende verſprochen, um ſich nur mit guter Art von ihnen loszumachen. „Auch du liegſt mir zum Verdruße noch da!“ rief er und faßte im Aerger ſeinen Hut, um die grüne Schleife herunter zu reißen; das Stückchen Pergament lag ebenfalls noch auf dem Tiſche, er ergriff es und wollte es eben in tauſend kleine Stückchen zerriſſen, den vier Winden übergeben, doch indem wurde er auf der weißen unbeſchriebenen Seite deſſelben einige, mit einer feinen Nadel eingegrabene Züge gewahr, die er geſtern beim Kerzenlicht nicht hatte entdecken können; er betrachtete ſie näher und las in franzöſiſcher Sprache: „morgen am nämlichen Ort, zur nämlichen Stunde!“

„Ah!“ ſeufzte er erleichtert, „das iſt ein anderes!“ ſetzte ſich augenblicklich hin, um ſeinen beiden Kriegskameraden ſchriftlich zu melden, daß er ſie vor ihrer Abreiſe nicht mehr beſuchen könne, weil er ein Schiff gefunden, das in dieſem Augenblicke nach Stockholm abgehe, und ergab ſich dann wieder ſeinem alten Zeitvertreibe, die Glockenſchläge zu zählen, bis dieſe endlich das Herannahen der vierten Stunde des Nachmittags verkündeten.

Eilends machte er ſich auf den Weg, und fand ſchon die ihm wohl bekannte Alte auf dem Platze vor der Synagoge, ſeiner erwartend. „Nur mir nach,“ flüſterte ſie, indem ſie, ohne ihn anzuſehen, an ihm vorüberging; Alderan folgte ihr in einiger Entfernung durch Gaſſen und Gäßchen, bis zu einem abgelegenen Theile der Stadt, wo ſie vor einem kleinen unanſehnlichen Hauſe ſtille ſtand, es mit dem Schlüſſel, den ſie bei ſich trug, öffnete, und ihm winkte, ihr hinein zu folgen.

Neugierig ſah er in dem kleinen Zimmer ſich um, in das er geführt worden war; nach holländiſcher Art war es ſehr reinlich gehalten, einfach bürgerlich möblirt, und auch ſeine Führerin ſah wie eine ehrſame rechtliche Bürgerfrau aus. Der weite Gang hatte ſie außer Athem gebracht, und es währte lange, ehe Alderan etwas anderes aus ihr hervorbrachte, als Klagen über das ungewöhnliche heiße Wetter, und ihre daraus entſtehende Müdigkeit.

„Aber, gute Frau, ſagt mir nur endlich, ob ich hoffen darf, die ſchöne Unbekannte bald hier zu ſehen, die mich nach Amſterdam berufen hat," rief Alderan endlich ungeduldig werdend.

„Sachte, ſachte, junger Herr," erwiederte Frau Salomé, ſo hieß die Alte: „ſie ſehen? und obendrein bald, und hier? nun das muß ich geſtehen, Ihr verläugnet Euer Vaterland nicht, Ihr ſeyd ein ächter Franzoſe. Sehen ſollt Ihr ſie, und ſie Euch auch, ſoviel iſt gewiß; und wenn Ihr ſie geſehen habt, ſo werdet Ihr geſtehen, daß das ein Anblick iſt, nach welchem Könige und Fürſten ſtreben könnten, denn Ihresgleichen gibt's auf der Welt nicht mehr; aber gedulden müßt Ihr Euch bis dahin, junger Herr.“

„So ſagt mir doch wenigſtens, wer ſie iſt, wie ſie heißt, und welches ungeheure Schickſal ſie zwingt, zu einem ihr durchaus Fremden ihre Zuflucht zu nehmen?“ bat Alderan.

„Alles zu ſeiner Zeit,“ erwiederte Salomé ſehr gelaſſen, „für's Erſte wiſſen wir von Euch noch zu wenig, um alle dieſe Fragen ſo aus dem Stegreif zu beantworten. Euer Aeußeres ſpricht für Euch, das gebe ich gern zu, aber die Unbekannte muß Euch doch zuvor ſehen, und Ihr ſie auch, ehe Ihr erfahrt, was Ihr zu wiſſen begehrt. Ihr werdet Euch daher gefallen laſſen, bis es dunkel wird, hier zu verweilen.“

„Wo denkt Ihr hin!“ rief Alderan raſch, „bis zum Einbruch der Nacht ſoll ich hier bleiben, und jetzt iſt es eben erſt vier Uhr? Das geht nicht, die Ungeduld tödtet mich bis dahin.“

„Nicht doch, Gott bewahre!“ ſprach Salomé lächelnd, „aus Ungeduld iſt noch keiner geſtorben. Die Tage ſind jetzt kurz, die Nacht bricht früher herein, Ihr werdet's ſchon aushalten. Hier ſteht Wein und Konfekt zum Zeitvertreibe; auch Bücher liegen dort, wenn Ihr vielleicht leſen wollt, und nun gehabt Euch wohl, zur rechten Stunde bin ich da, um Euch abzuholen."

Salomé ging, und ließ dem jungen Ritter Zeit, ſeinen Unmuth auszutoben. „Nun das heiße ich doch Umſtände machen!" rief er; „denken ſie vielleicht durch dieſes ewige Zögern mich noch mehr zu entflammen? Ein wenig iſt wohl gut, aber zuviel iſt zuviel, und wird am Ende ermüdend. Behandeln ſie mich doch, als wäre ich ein Holländer, der über der Flaſche die Langeweile vergißt." Er ſchalt noch eine Weile ſo fort, ſchenkte ſich aber doch einige Gläſer ein, und blätterte ein wenig in den Büchern. Es waren einige Bände des damals ſehr beliebten Romans Aſträa, in jedem derſelben ſtand auf dem Titelblatte der Name Joſebeth eingeſchrieben; „ſo heißt ſie wahrſcheinlich," ſprach Alderan, „der Name klingt nicht übel, ich habe ihn nie gehört, es iſt wohl ein jüdiſcher; und unverheirathet iſt ſie wohl auch, weil kein Zuname dabei ſteht."

Endlich wurde es dunkel, und zwar recht ſehr finſter. Salomé kam, führte den Ungeduldigen zur Hinterthüre hinaus durch einige Straßen, dann über einen kleinen Hof, durch einen Garten, deſſen Thüre nur angelehnt war, und zuletzt eine dunkle Treppe hinauf, in ein Zimmer, deſſen blendende Pracht ihn in Erſtaunen verſetzte. Dort ließ ſie ihn allein; er hörte deutlich, daß ſie die Thüre hinter ſich verſchloß, und ihn überkam ein leiſes Grauen, wie er es mitten im blutigſten Schlachtgewühl noch nie empfunden hatte. Er ſah in dem hell erleuchteten Zimmer ſich um; die mit Gold reich verzierte Decke deſſelben ſpiegelte ſich in dem glänzenden Marmorboden, Gold- und Silber-Geräthe leuchtete überall ihm entgegen, alles zeugte von überſchwenglichem Reichthum der Bewohner dieſes Hauſes; in einer Ecke des Zimmers lag vor einer Eſtrade nach ſpaniſcher Art ein prächtiger perſiſcher Teppich hingebreitet.

Während Alderan dieſes alles ſtaunend betrachtete, trat eine Dame aus einer kleinen Seitenthüre herein; geblendet ſtand er da, vor der göttergleichſten Erſcheinung, die ſein Auge jemals geſehen, und war im Begriffe, ſie mit gebeugtem Knie, gleich einer Königin, zu begrüßen, ſo wunderbar feenhaft erſchien ſie ihm. Ihre fremde, keiner Zeit und keiner Nation eigentlich angehörende Tracht bezeichnete genau die jugendliche, unendlich reizende Geſtalt, ohne ſie frech zu enthüllen; ein langes Oberkleid von Goldſtoff war ſeitwärts zuſammengefaßt, um den Rock von feiner venetianiſcher Gaze ſichtbar werden zu laſſen, der, weit und faltenreich, jeder Bewegung der ſchönen Frau ſich maleriſch anſchmiegte; die blendendweiße Bruſt wogte, ſichtlich hochbewegt, unter einem faltenreichen Buſenſchleier von gleichem Stoffe; das glänzend ſchwarze Haar drängte üppig unter einem, aus Gold und Perlen geflochtenen Netze ſich hervor, und floß in langen Locken über die, nach dem vollkommenſten Ebenmaaße geformten Schultern und dem ſtolzen Nacken herab; ein Paar große, ſchwarze Augen ſtrahlten mit jenem milden Feuer, das ſonſt nur blauen Augen eigen iſt, dem jungen Ritter tief in das Herz, und jeder einzelne Zug des ſeelenvollen Geſichts bildete ein ſo entzückendes Ganze, daß ſelbſt der ſcharfe Blick einer Nebenbuhlerin keinen Fehl daran hätte entdecken mögen.

Dem jungen Franzoſen fehlte es zum erſten Mal in ſeinem Leben an Worten, er konnte nur tief und ehrerbietig ſich vor ihr neigen; auch Joſebeth ſah eine Weile ſchweigend ihn an.

„Edler Fremdling,“ ſprach ſie endlich mit ſüßer, bebender Stimme, „ſeyd Ihr denn wirklich in der Abſicht gekommen, iſt es wirklich Euer ernſter, edler Wille, eine Unſelige von ihrem drückenden Elende zu befreien, unter deſſen Laſt ſie ſonſt rettungslos erliegen, ja dem furchtbarſten Untergehen entgegen eilen muß?“

Alderan, von ſeinem Herzen getrieben, ergoß ſich jetzt mit hinreißender Beredtſamkeit in wahrhaft redlich gemeinten Verſicherungen der treueſten unbeſchränkteſten Ergebenheit. Er gelobte ſich, ſeine Kraft, ſein Leben, ohne Rückhalt dem Dienſte der ſchönen Frau zu widmen, ſogar den Tod für ſie nicht zu ſcheuen, da nächſt dem überſchwenglich großen Glück, für ſie zu leben, kein Loos ihm ſeliger dünken könne als das, für ſie zu ſterben.

Joſebeth zog die ſchöne Hand mit einigem Stolz zurück, die er im Feuer der Rede ergriffen, und an ſein laut klopfendes Herz gedrückt hatte. „So war es nicht gemeint,“ ſprach ſie, „mein Unglück iſt ſehr ernſter Art, und bedarf ſehr ernſter Hülfe, die mit ſolchen leidenſchaftlichen Aufwallungen ſich nicht verträgt; ich muß Euch bitten, dieſe hinfort zu meiden, wenn Ihr es wirklich mit dem Verſprechen, mir helfen zu wollen, redlich meint.“

„Gebietet, befehlt unumſchränkt über mich,“ erwiederte Alderan ſich ehrfurchtsvoll zurückziehend, „Euer Wille iſt mir das Heiligſte der Welt, vertraut Euch furchtlos meiner Ehre an, nennt mir, was ich für Euch thun ſoll, nennt mir Euer Unglück, und die Zukunft ſoll Euch beweiſen, daß ich hinfort nur athmen kann, um Euch zu gehorchen.“

„Herr,“ erwiederte Joſebeth, „die Minuten, die ich bei Euch zubringen darf, ſind mir zugezählt, ich vermag nicht ſo ſchnell mich Euch ohne Rückhalt zu entdecken. Laßt mir Zeit,“ ſprach ſie mit ſchmeichelnd bittendem Ton, „gönnt mir Zeit, mich zu faſſen, mich zu beſinnen, und ſeyd überzeugt, daß mein Herz den edlen Eifer nicht verkennt, der Euch antreibt, einer wahrhaft Beklagenswerthen helfen zu wollen. In Eurem Aeußern, in Eurem Benehmen liegt etwas Zutraueneinflößendes, und ſo will ich denn auch in der wichtigſten Anlegenheit meines Lebens mein

Geſchick Eurer Leitung anvertrauen, wenn gleich nicht jetzt, in dieſer erſten Stunde unſeres Beiſammenſeyns. Suchet am nächſten Montage meine treue Salomé in ihrer Wohnung wieder auf, ſie ſoll Euch Alles erklären, die trübe Geſchichte meines kurzen Lebens Euch entdecken, für jetzt aber erlaubt, daß ich mich zurückziehe; wir ſehen uns wieder."

Joſebeth entfernte ſich, ohne daß Alderan den Muth hatte, ſie aufhalten zu wollen, und Salomé erſchien augenblicklich, um ihn den nämlichen Weg zurückzuführen, den er gekommen war. An der Thüre ihrer Wohnung wagte er es, ihr einige Goldſtücke aufdringen zu wollen, doch ſie wies dieſe zurück; „ich ſehe, Ihr kennt mich eben ſo wenig, als Ihr die Dame kennt, von der wir kommen," ſprach ſie faſt beleidigt; „merkt Euch für jetzt nur die Straße und das Haus, in welchem ich wohne, und verfehlt nicht, Euch Montag gegen Abend bei mir wieder einzufinden; bis dahin gehabt Euch wohl."

Träumend ging Alderan nach Hauſe, ohne der Länge des Weges gewahr zu werden, träumend wandelte er umher, verloren in Gedanken, durchglüht von Gefühlen, die ihm bis jetzt unbekannt geblieben waren, bis er wieder am beſtimmten Tage der alten Salomé gegenüberſtand. Er fand ſie allein, was ihm im erſten Augenblick ein wenig verſtimmte, denn ſeine Phantaſie hatte ihm eine andere ſchönere Hoffnung vorgeſpiegelt, doch faßte er ſich bald und ſchnell.

„Nun Mütterchen!“ rief er, „nun bitte ich Dich, mache keine Umſtände mehr. Die Ungeduld verzehrt mich, wenn Du mir nicht ohne weiteres Zögern alles ſagſt, was Du mir von Deiner ſchönen Gebieterin zu ſagen weißt.“

„Nur Geduld, jedes Ding will ſeine Zeit haben, mein ungeduldiger Herr,“ ſprach Salomé, „was das gleich brauſt und tobt! Doch ſetzt Euch nur mir gegenüber, Ihr ſollt jetzt Alles vernehmen, aber unterbrecht mich nicht, das kann ich nun einmal nicht gut vertragen.“

„Wißt denn, daß meine junge Gebieterin, wie Ihr ſie nennt, obgleich ſie es eigentlich nicht iſt, vor noch nicht zwanzig Jahren in der Stadt Metz geboren wurde. Ich bin ihre Amme, ihre Freundin, ihre zweite Mutter, die nach dem frühen Tode der eigentlichen erſten, das ſchöne, liebe

Kind gepflegt und erzogen hat; doch das gehört nicht hieher. Joſebeth's Vorfahren waren von deutſcher Abkunft, hatten ſich aber früher in Rom niedergelaſſen, von wo ſie mit Lebensgefahr flüchten mußten, weil ſie weder in die Meſſe gehen, noch den ſchimpflichen gelben Hut tragen wollten, den damals Papſt Pius der Vierte unſerm armen, gedrückten Volke zur ſchmachvollen Auszeichnung zu tragen befahl. Ihre Nachkommen hielten deshalb für gerathen, nur im Verborgenen an dem Glauben ihrer Väter feſt zu halten; auch Joſebeth's Eltern galten für Chriſten; und da ſie nur von ihren Renten lebend, kein Gewerbe betrieben, ſo wurden ſie den Vornehmſten und Geachtetſten in Metz beigezählt, und ſtanden in hohen Ehren und großem Anſehen; im Herzen aber waren ſie dem Glauben Israels eifrig zugethan, was ſie aber ſehr geheim hielten. Herr, Ihr ſelbſt wißt es ja, unter welchem harten Druck unſer armes Volk ſeufzen muß, denn, wie das Sprichwort ſagt, um unſerer Sünden willen haben die Keloſim großes Glück; Joſebeths von aller Welt geehrte Eltern hätten Bedrückungen aller Art erdulden müſſen, wären mit Schimpf und Schande von

Haus und Hof verjagt worden, hätte man erfahren, wes Volkes und Glaubens ſie wären. Um das wichtige Geheimniß recht ſicher zu bewahren, wurde Joſebeth auch völlig wie ein Chriſtenkind erzogen. Die Taufe hatte man weislich zu umgehen gewußt, aber ſie wurde Marie genannt, und hatte keine Ahnung von dem eigentlichen Glauben ihrer Väter. Man wagte nicht, ſie in dieſem zu unterrichten, aus Furcht, daß ſie kindiſcher Weiſe es verrathen könne. Ihre Eltern nahmen ſich vor, ſie nach der Sitte unſeres Volkes, in früher Jugend an einen eifrigen, in einem andern Lande wohnenden Israeliten zu verheirathen, und meinten, es würde dann nicht ſchwer ſeyn, ſie zu dem Glauben ihrer Väter zurückzuführen. Herr, was ſoll ich Euch weiter ſagen? Joſebeth verlor ihre Mutter, als ſie kaum dreizehn Jahre alt war, des Vaters Leben war von dieſer Zeit an ein täglich ſich wiederholendes Sterben. Der gute, gute Samuel litt unſäglich an einem verzehrenden Bruſtübel; Angſt um ſeine Tochter vermehrte ſeine Leiden, und als er das Herannahen ſeiner Auflöſung fühlte, ſchrieb er hieher nach Amſterdam an einen Freund, einen eifrigen Anhänger unſerer Religion, deſſen Sohne er ſchon vor vielen Jahren Joſebeths Hand zugedacht hatte. Ach Herr, ich ſelbſt mußte das junge Kind von dem Sterbelager ihres Vaters fortreißen, und es hieher bringen, wo es denn ſogleich mit Herren Iſaak, Joſebeths jetzigem Mann, nach allen Gebräuchen unſerer Religion, vermählt wurde. Herr Samuel ſtarb wenige Wochen nachher.“

Salomé brach bei dieſen Worten in Thränen aus; Alderan ließ ſie eine Weile gewähren, doch da ſie gar nicht mit Weinen aufhören zu wollen ſchien, ſo glaubte er doch, das Geſpräch wieder anknüpfen zu müſſen.

„Der Tod des guten alten Herrn Samuel iſt freilich betrübend,“ ſprach er, „aber es iſt einmal in der Natur ſo hergebracht, daß Kinder ihre Eltern gewöhnlich überleben müſſen. Ich ſehe noch immer nicht, von welchem Unglück ich die ſchöne Joſebeth befreien ſoll. Lebt ſie vielleicht in unzufriedner Ehe? mit einem mißgeſtalteten, widerwärtigen Manne? mit einem Haustyrannen, oder einem Geizigen, der ſie Mangel leiden läßt?“

„Herr Iſaak iſt ein ſchöner Mann, von kaum dreißig Jahren, die Umgebungen, in denen Ihr ſeine Frau geſehen habt, konnten Euch belehren, daß er weit davon entfernt iſt, es ihr an irgend etwas fehlen zu laſſen," erwiederte Salomé, indem ſie ihre Thränen trocknete. „Er iſt unermeßlich reich, ein Fürſt unter den Kaufleuten; Schiffe, von ihm befrachtet, ſegeln mit allen Winden, in alle Meere hinaus, und kehren reich beladen wieder heim. Schon ſein Vater war einſt im Begriffe, in Geſellſchaft mit einem ſeines Gleichen, wegen einiger, den Handel ſperrenden Anordnungen, dem Könige von Dännemark den Krieg anzukünden, und hätte es vollbracht, wenn die hochmögenden Herren es nicht verhinderten; und Herr Iſaak iſt noch reicher als ſein Vater es war," ſetzte ſie mit ziemlicher Selbſtzufriedenheit hinzu.

„Worin beſteht denn ihr Unglück, hat Joſebeth denn hier gar keine Freunde, die ihr hülfreich ſeyn könnten?" fragte Alderan weiter.

„Keinen einzigen, Herr, darum mußte ſie zu Unbekannten ſich wenden," antwortete Salomé. „Joſebeth bleibt immer daheim, außer ihrer Dienerſchaft und mir ſieht und kennt ſie faſt keine lebende

Seele, ſogar wenn ihr Mann, was oft geſchieht, große Gaſtmahle gibt, verläßt ſie dennoch ihr Zimmer nicht, in welchem ſie in tiefer Abgeſchiedenheit, Jahr aus Jahr ein, verweilet.“

„Ihr Mann iſt eiferſüchtig!“ rief Alderan.

„Keineswegs, Herr,“ ſprach Salomé, „auch gibt Joſebeth ihm wahrlich keine Veranlaſſung dazu. Die Zurückgezogenheit, in der ſie lebt, hat ſie ſich ſelbſt erwählt, aus ihr eigenen Gründen.“

„Und dieſe Gründe?“ fiel Alderan lebhaft ein, „o liebe gute Frau, ſprecht endlich einmal deutlich aus, was man von mir verlangt. Ich bin auf faſt märchenhafte Weiſe zum Beiſtande der ſchönen Frau herbeigerufen worden, ich brenne vor Eifer, ihr zu dienen, wie kann ich es aber, wenn Ihr mich in quälender Unwiſſenheit über ihre eigentliche Lage laſſen wollt?“

„Herr,“ erwiederte die Alte, „Joſebeth trug mir auf, Euch mit der früheren Geſchichte ihres Lebens bekannt zu machen, und ich habe es vollbracht; weiter dürft Ihr nichts von mir fordern, ich thue ohnehin ſchon mehr, als ich vor mir ſelbſt verantworten kann, aber meine Augen ſind mir nicht ſo werth, als ſie es mir iſt, ich muß alles alles wagen, um ſie glücklich zu ſehen, ſelbſt wenn es gegen mein Gewiſſen geht; doch auszuſprechen, was ſie von Euch verlangt, geht über meine Kräfte, und ſie ſelbſt hat es mir erlaſſen. Bei Eurer nächſten Zuſammenkunft mit ihr ſollt Ihr es von ihren eignen Lippen vernehmen.“

Alderan beſtürmte die Alte mit Bitten, ihn gleich auf der Stelle zu der ſchönen Frau zu führen, die einen weit tiefern Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte, als er vielleicht ſelbſt ſich deſſen bewußt war, doch Salomó blieb unbeweglich, wie ein Fels.

„Ihr könnt, Ihr dürft ihr Haus nicht wieder betreten, es iſt ganz unmöglich,“ ſprach ſie, „Euer wiederholter Beſuch könnte entdeckt und gefahrbringend werden. Wenn gleich Herr Iſaak ſie nicht mit eiferſüchtigen Augen bewacht, ſo beobachten Andere jeden ihrer Schritte, Andere, die zu ihrem Verderben weit geneigter und mächtiger ſind, als er. Wißt denn, das viel vermögende Oberhaupt unſerer hieſigen Gemeine, der mächtige, gewaltige Ober-Rabbiner Manaſſée, iſt der armen Joſebeth grimmigſter, gefährlichſter

Widerſacher. Herr, ich thue wohl Unrecht, Euch, einem gebornen Feinde meines armen Volkes, eine Verirrung unſeres hochverehrten geiſtlichen Oberhauptes zu entdecken; aber ſeyd billig, bedenkt den Ausſpruch der Weiſen: kein Menſch kann allzeit in der Gerechtigkeit wandeln und nicht ſündigen, entweder wenig oder viel. Der Ober-Rabbiner, ein ſtattlicher Mann in ſeinen beſten Jahren, entbrannte in ſündiger Liebe gegen die ſchöne Joſebeth, wie einſt der weiſe König David gegen Bathſeba; gleich nach unſerer Ankunft in Amſterdam hatte er freien Zutritt zu ihr, um die bis dahin in Unwiſſenheit Gehaltene in dem Glauben ihrer Väter zu unterrichten. Die Unſchuldige war damals noch ein halbes Kind, ſie verſtand ſeine Meinung nicht, als er, von böſen Trieben verblendet, es wagte, durch unſelige Sophiſtereien, die er ſeinen Lehren einzuweben verſtand, ſie vom Wege der Tugend abwenden zu wollen; ſie behandelte ihn, wie ſeine Würde es erforderte, mit ehrfurchtsvoller Freundlichkeit, die ihn noch verwegner machte. Als ſie endlich errieth, wie er es meine, war ſie zu furchtſam, ihm deutlich zu erkennen zu geben, wie ſie über ihn denke, und mit welchem verachtenden Abſcheu ſie ihn betrachte. Verblendet vom Wahnſinn der Leidenſchaft, wagte er einſt, in Abweſenheit ihres Mannes, ſich bei nächtlicher Weile in ihr Zimmer ſchleichen zu wollen. Joſebeths Klugheit wußte ſeinen Anſchlag auf eine, ihm ſchimpflich dünkende Weiſe zu vereiteln. Erlaßt es mir, Euch das Nähere davon mitzutheilen, genug Manaſſée, vom Regen durchnäßt, in Zorn und Angſt über die Möglichkeit, daß eine, ſeiner Würde ſo nachtheilige Begebenheit bekannt werden könne, mußte ſich zurückziehen. Er hörte, wie Joſebeth ihn verſpottete, ich ſelbſt mußte den Weg zum Rückzuge ihm bahnen. Nie, ſo lange meine Augen offen ſtehen, vergeſſe ich die entſetzlichen Flüche, die er damals über Joſebeths unſchuldiges Haupt herabdonnerte, nie ſeine noch entſetzlichere Drohung der furchtbarſten Rache, wenn ſie ſich jemals beikommen ließe, das Abentheuer jener Nacht zu verrathen. Er hat die Macht in Händen, ſeine Drohungen auszuführen, nur die äußerſte Vorſicht in ihrem Betragen kann Joſebeth ſchützen; glaubt mir, er iſt gewiſſermaßen Herr über Leben und Tod, wenn gleich nicht durch das öffentliche Geſetz, und er bewacht uns ſeitdem unabläſſig mit finſterm, unheildrohendem Blick. Ach, und nun habe ich Euch ſein Geheimniß verrathen, wehe mir, Ihr könnt uns jetzt verderben!“

Alderan fand das ganze Abentheuer höchſt lächerlich, welches Frau Salomé mit vielem Pathos nur in dunkeln Andeutungen ihm mitgetheilt, und hätte es für ſein Leben gern umſtändlicher erfahren, aber er ſuchte dennoch die bange Frau durch Verſicherungen der ſtrengſten Verſchwiegenheit zu beruhigen.

„Verlangt Eure Dame nur, daß ich gegen den Rabbiner ſie in Schutz nehme, ſo wäre es kaum nöthig geweſen, deshalb ſo viele Umſtände zu machen,“ ſetzte er am Ende hinzu, „mit dem wäre wohl fertig zu werden!“

„Nicht ſo leicht als Ihr vielleicht denkt, doch Joſebeth verlangt von Euch noch viel mehr,“ erwiederte die Alte. „Kommt Morgen um dieſe Zeit wieder hieher, vielleicht —“

„Morgen und immer wieder Morgen! Vielleicht und immer wieder vielleicht!“ fuhr Alderan unmuthig auf. „Mir dünkt, jetzt wären der Zögerungen bald genug. Durch unſere heutige Zuſammenkunft bin ich denn doch im Ganzen wenig gebeſſert, ich weiß, wer Joſebeth iſt, aber nicht was ich für ſie thun kann. Doch verſichert ſie meiner unwandelbarſten Ergebenheit, und daß ich, wenn es erforderlich wäre, mein Leben freudig für ſie auf das Siel ſetze. Aber, Frau Salomé, es war doch ſehr unbedacht, drei Bälle den Wogen zu übergeben, wenn ich nun um ein Paar Minuten ſpäter gekommen wäre, als die andern beiden grün bebänderten Ritter, und Ihr hättet jenes Stückchen Pergament dem Unrechten zugeſteckt?“

„Dem Unrechten!“ wiederholte Salomé herzlich lachend, „mein ſchöner Herr, wußten wir denn, ob Ihr der Rechte war't? Und wußten wir denn überhaupt nur, daß Ihr auf der Welt ſeyd? Geht, geht, Ihr wißt nicht, was Ihr ſprecht. Drei Bälle, meint Ihr, hätten wir in die Wellen geworfen? Ihrer zwölfe waren es, ſage ich Euch, neune davon ſind zu Grunde gegangen oder unbeachtet geblieben, ein Einzelner, das ſeht Ihr jetzt wohl ein, wäre gewiß nie an ſeine Addreſſe gelangt. Doch nun geht, und vergeſſt nicht, morgen um dieſe nämliche Stunde, Euch bei mir wieder einzuſtellen.“

Alderan brachte abermals die Zeit zwiſchen dieſem und dem nächſten Abende in unbeſchreiblicher Unruhe zu. Nicht nur der Wunſch, endlich zur Entwickelung ſeines ſonderbaren, ſich über die Gebühr in die Länge ziehenden Abentheuers zu gelangen, war es, was ihn quälte, der Eindruck, den Joſebeths blendende Erſcheinung auf ſein Herz gemacht hatte, ließ ihm Tag und Nacht immer weniger Ruhe. Daß ſie eine Jüdin war, konnte die Flamme der Leidenſchaft nicht erſticken, die immer heftiger in ihm aufloderte, aber ſie war verheirathet, von mächtigen Feinden umgeben, er ſah keine Möglichkeit vor ſich, ein ſeinen Wünſchen entſprechendes Ende dieſes Abentheuers herbeizuführen, und konnte doch nicht unterlaſſen, ſich unabläſſig damit zu beſchäftigen.

Noch vor der beſtimmten Zeit betrat er abermals Salomé's Zimmer. „Gut, daß Ihr ſo früh kommt,“ rief dieſe ihm entgegen, „wir haben eine große Umwandlung mit Euch vor, die viel Zeit wegnehmen wird,“ ſetzte ſie lachend hinzu, und deutete auf einen vollſtändigen Frauenanzug, der vor ihr ausgebreitet lag.

„Wie!“ rief Alderan, „ich ſoll doch wohl nicht gar in dieſe Kleider mich vermummen?“

„Warum denn nicht?“ erwiederte Salomé, „Ihr werdet doch nicht Umſtände machen, wenn es gilt, Joſebeth zu ſehen und zu ſprechen? Dieſe Gewänder kommen von ihr, ſie ſelbſt hat ſie getragen. Es möchte auch ſchwer werden, andere zu finden, die für Euch paſſend wären; meine Joſebeth iſt hoch und ſchlank wie die Zeder auf Libanon; wie an Schönheit und Geiſt, ſo überragt ſie auch an Höhe und Geſtalt faſt alle übrigen Frauen. Kommt, kommt, verliert keine Zeit mit unnützen Bedenklichkeiten, da Ihr doch im Voraus wiſſen könnt, daß Ihr am Ende dennoch einwilligen werdet. Ich ſelbſt will Eure Kammerfrau ſeyn, Ihr braucht nur den Degen, den Mantel und die Halskrauſe abzulegen, alles übrige bleibt wie es iſt, der lange Rock, der Mantel und der Schleier bedecken alles.“

Alderan ergab ſich, nach wenigen, nicht ernſtlich gemeinten Einwendungen, in alles was man von ihm verlangte, doch brauchte er die Vorſicht, ein geladenes Terzerol und ein kurzes Stilet unter ſeinen Kleidern zu verbergen. Es war übrigens nicht das erſte Mal, daß er in ſolcher Verkleidung erſchien; bei einer großen Maskerade im Haag hatte er, zur Ergötzung des Erbſtatthalters, mehrere Stunden lang die Rolle einer Sultanin geſpielt, er hatte damals eine ganze Woche vorher ſich mit großem Eifer darauf eingeübt, und wußte daher auch in weiblicher Kleidung ſich gewandt und anſtändig zu zeigen.

„Wahrlich ein ſo hübſches Mädchen, als man nur ſehen kann!“ rief Salomé, freudig die Hände zuſammenſchlagend, als ſie mit ſeinem Anzuge fertig war, „ſeht Euch nur im Spiegel an. Schade, daß Mantel und Schleier Euch verhüllen ſollen, Ihr könntet Euch überall ſehen laſſen, ohne daß man Euch für etwas anders halten ſollte, als was Ihr zu ſeyn ſcheint. Doch geſchwind, wir haben keine Zeit zu verlieren, nehmt noch dieſen grünen Zweig, und kommt mit mir.“

„Und wohin?“ fragte Alderan zögernd.

„In die Synagoge, zum Lauberhüttenfeſt,“ war die Antwort, „wir holen Joſebeth ab, Ihr folgt ihr als ihre Dienerin; es iſt heute an ihr die Reihe, die Nacht im Zelte zuzubringen."

„Und an Herrn Iſaak wahrſcheinlich auch," erwiederte Alderan.

„Keinesweges, es wäre gegen das Geſetz," ſprach Salomé, „Ihr habt die ganze Nacht bis an den Morgen zu ungeſtörter Unterhaltung mit ihr vor Euch."

Ein leiſer Unmuth überſchlich Alderans redliches Gemüth, es ſchien ihm unrecht, daß die ſchöne Jüdin ein, ihrem Glauben nach, ihr heilig ſeyn ſollendes Feſt, zu einer Zuſammenkunft mißbrauchen wolle, deren Endzweck, unerachtet der Leidenſchaft, die ihn durchglühte, ihm jetzt in einem etwas unzarten, zweideutigen Lichte zu erſcheinen begann. „Mag's ſeyn!" murmelte er indeſſen vor ſich hin, „was geht es mich an; denkt und fühlt ſie ſo, ich kann es mir ſchon gefallen laſſen, mag ſie es mit ſich ſelbſt ausmachen."

Joſebeths Erſcheinung vertilgte indeſſen ſehr bald jede Spur einer unangenehmen Empfindung aus ſeinem Gemüth, und ließ nur der ungeheuchelten Bewunderung Raum. Mit leichtem Schritt, wenn gleich ein wenig zögernd, trat ſie aus ihrem Hauſe den Beiden entgegen, grüßte Alderan mit einem kaum bemerkbaren Neigen des Hauptes, und ergriff ſchweigend Salomé's Arm, während er als Dienerin ihnen folgte. In der Synagoge nahm ſie in der Reihe der vornehmern Frauen ihren Platz ein, Salomé und Alderan ſtellten ſich hinter ſie. Die Ceremonie begann; ſie war nur kurz und beſtand im Abſingen des 113. Pſalms in hebräiſcher Sprache, im taktmäßigen Erheben und Senken der Zweige, die Alle in Händen trugen, und in mehreren Verneigungen gegen Oſten, wo Jeruſalem liegt. Alderan ahmte geſchickt alles dieſes nach, was unter Salomé's Leitung ihm nicht ſchwer wurde, und als Jedermann, nach beendeter Feierlichkeit ſich in die Zelte zurückzog, folgte er der ſchönen Joſebeth mit hochklopfendem Herzen in das ihrige, wohin dieſe an Salomé's Arm ihm voranging.

Ein eigner Schauder durchrieſelte ihn, als er in dem kleinen, aus ſchweren ſeidnen Stoffen gebildeten Gemach, der Geliebten ſich gegenüber ſah. In der in demſelben vorherrſchenden Dämmerung vermochte er kaum die äußern Umriſſe ihrer hohen ſchlanken Geſtalt zu erkennen, denn nur ein ſchwacher Lichtſchein der zehn, von dem hohen Gewölbe herabhängenden Lampen erleuchtete das Innere der Zelte, in welche Licht zu bringen verboten war.

„Setzt Euch, edler Herr,“ flüſterte Joſebeth mit leiſem bebenden Ton, indem ſie, auf einer Menge hoch über einander gethürmter Kiſſen ſich niederließ, und ihm, der nicht viel minder befangen war als ſie ſelbſt, ein Taburett ihr gegenüber anwies, „und Du meine Salomé,“ ſprach ſie zu ihrer alten Freundin, „halte Wacht am Eingange des Zeltes, daß Niemand uns belauſche. Was ich dieſem Manne vertrauen will, iſt Dir nicht unbekannt, Du gute treue Seele, aber ich weiß, daß es Dich ſchmerzlich betrübt, darum iſt es beſſer, Du hörſt es nicht mit an,“ ſetzte ſie unendlich weich hinzu, und reichte ihr die ſchöne Hand, die Salomé weinend küßte, und dann an ihren Poſten dicht vor dem Zelte ſich begab.

„Prüft Euch nochmals, mein edler Herr, ich beſchwöre Euch darum bei allem, was Euch heilig und theuer iſt,“ hub Joſebeth feierlich ernſt an, „iſt es wirklich Euer feſter Wille, mich, vielleicht mit großer Aufopferung, ſogar mit eigner Gefahr, von einem Elende zu befreien, das Eure Begriffe noch überſteigt; mich nicht zu verlaſſen, bis ich in den Hafen gelangt bin, der allein mir Sicherheit gewähren kann? Prüfet Euch ernſtlich, denn es iſt nicht wenig, was ich von Euch verlange. Ich kenne Eure äußern Verhältniſſe nicht, aber Ihr werdet allen entſagen müſſen, um einzig mir Euch zu widmen, bis Ihr es vollbracht habt. Kann das Bewußtſeyn Euch hinlänglich dafür belohnen, daß Ihr einer unbeſchreiblich Unglücklichen Euch annahmt, die ohne Eure Hülfe verloren gehen mußte? die nur mit dieſer die Ruhe, den Frieden der Seele, für das ganze Leben, vielleicht ſogar das Leben ſelbſt, gewinnen und ſich erhalten kann?"

Alderan, tief ergriffen von Mitleid und Bewunderung, ergoß ſich in wiederholte Verſicherungen der innigſten Ergebenheit, die in dieſem Augenblick ſein ganzes Weſen wirklich erfüllte. Hingeriſſen vom Feuer ſeiner eignen Worte, warf er der ſchönen Frau ſich zu Füßen. Ausdrücke, wie nur heiße glühende Liebe ſie eingeben kann, miſchten wider ſeinen Willen ſich in das aus voller

Seele ausgeſprochene Gelübde, ſeinen Arm, ſein Leben, all ſein Denken und Thun, nur ihrem Dienſte zu weihen.

„Nicht ſo, nicht ſo, edler Herr, wenn Ihr nicht wollt, daß ich, allen Muth verlierend, mich widerſtandslos dem Verderben hingeben ſoll,“ ſprach Joſebeth, indem ſie mit ſanfter Gewalt ihn zurückdrängte, und ihn bewog, ſeinen Platz wieder einzunehmen. „Euer Eifer tröſtet mich zwar, doch wie Ihr es meint„ meinte ich es nicht, obgleich der Anſchein gegen mich ſpricht. Ich habe früher ſchon es Euch angedeutet; der Zweck, zu dem ich Euch berief, iſt ſehr ernſter, heiliger Natur, er duldet ſolche leidenſchaftliche Ausbrüche nicht, zu denen nur ein Mißverſtehen meiner Euch verleiten kann. Die treue Pflegerin meiner Kindheit hat, auf mein Verlangen, Euch die Geſchichte meiner früheren Jugend mitgetheilt; Ihr wißt, ich wurde in Eurem Glauben erzogen, er hat auf das tiefſte, er hat unvertilgbar mit meinem ganzen Weſen ſich verzweigt, ich kann von ihm nimmer laſſen. Die nähere Bekanntſchaft mit dem unglücklichen, tief geſunkenen Volke, in deſſen Mitte mein Unſtern mich geboren werden ließ, hat in dem herzerhebenden Glauben mich nur noch mehr beſtärkt, der meine glückliche Kindheit beſeligte. O Herr, laßt mich ohne Rückhalt Euch alles geſtehen, ich verabſcheue aus tiefſter Seele das Judenthum, ſeine furchtbaren Lehren, ſeine Sitten, ſeine mir unbeſchreiblich widerwärtig und ſinnlos erſcheinenden Gebräuche, denen der Mann, dem ich in früher Kindheit ohne Rückſicht übergeben ward, mit allem fanatiſchem Eifer ſeines Volkes anhängt. Unſre unmenſchlichen Geſetze erlauben ihm faſt unumſchränkte Gewalt über mich zu üben, ich ſtehe hülflos da, ohne Beſchützer; mein Leben wäre vielleicht verwirkt, wenn man meine wahren Geſinnungen nur ahnen könnte, denn die Macht dieſer Rabbiner iſt groß im Volke, und ſie verſtehen es, ſie heimlich in ihrem ganzen Umfange geltend zu machen. Rettet, rettet mich vor ihnen,“ rief Joſebeth in immer ſteigender Bewegung, „ich bin eine Chriſtin, wie Ihr ein Chriſt ſeyd, wenn gleich meine Eltern, als ich geboren ward, dem Sakrament der heiligen Taufe mich zu entziehen gewußt haben. Rettet mich, Herr, von Verzweiflung, von zeitlichem und ewigem Verderben, habt Mitleid mit einem armen jungen ganz verlaßnen Weſen, und rettet mich.“

Joſebeth brach in heiße Thränen aus, die ihr die Sprache hemmten, und Alderan, nicht minder tief bewegt, ergoß ſich von neuem in Betheuerungen der treuſten Ergebenheit. „Deutet mir an,“ rief er, „wie ich Euch befreien kann, und ſeyd gewiß, daß ich es vollbringe oder zu leben aufhöre. O könntet Ihr mein Herz ſehen, wie Gott es ſieht! wie es vom heiligſten Eifer Euch zu dienen entbrennet, wie nur Euer Bild, und der unwiderſtehliche Zauber der glühendſten Liebe, der innigſten Bewunderung Eures ſeltnen Werthes es erfüllt! Treu bleibe ich Euch, treu bis in den Tod, das gelobe ich bei dem Heiligſten, das Ihr verehrt, wie ich es verehre.“

„O Herr,“ erwiederte Joſebeth, „daß Ihr fortwährend ſo mich mißverſtehen könnt, erhöht mein Elend, und doch habe ich in der weiten Welt Niemand, dem ich mich anvertrauen könnte als Euch. Zwingt mich nicht, mit bangem Zagen den wichtigen Schritt zu thun, der allein vom Untergange mich retten kann, gelobt mir, nie die Gewalt zu mißbrauchen, die ich Euch auf einige

Zelt über mich einräumen muß, weil mein unausſprechliches Elend es erfordert; ehret mein Unglück, verſprecht mir, nie, unter keiner Bedingung, mit Worten, die ich, das Eigenthum eines andern, nicht hören darf, mich zu verletzen, oder laßt mich in meinem Jammer, es werde dann aus mir was da wolle!“

Hingeriſſen von Liebe, Mitleid und Bewunderung, gelobte Alderan, was Joſebeth von ihm verlangte, und dieſe fing nun an, ihm gefaßteren Muthes einen Plan zur Flucht auseinander zu ſetzen, den ſie ſchon längſt in ihren vielen einſamen Stunden ſich erſonnen. Alderan ſollte nach Frankreich, lieber noch nach Rom ſie geleiten, wo ſie öffentlich zum chriſtlichen Glauben überzugehen, und dann ihr trübes Leben in irgend einem Kloſter zu beſchließen gedachte. Während ſie noch ſprach, erhob ſich aber ein gewaltiger Lärmen draußen vor den Zelten und Salomé eilte bleich und zitternd herbei.

„Wir ſind verloren, wir ſind entdeckt,“ rief ſie mit dem heiſeren Tone der höchſten Todesangſt, „flieht, flieht! doch wohin! Der Eingang der Synagoge iſt ſeit mehreren Stunden ſchon verſchloſſen!“

„So ſoll man hier mich wenigſtens nicht finden,“ erwiederte Alderan beſonnen und gefaßt. „Bleibt Joſebeth, ſtellt Euch ſchlafend, ich bin ſtumm wie das Grab.“ Er ließ den Schleier wieder über ſein Geſicht fallen, hüllte ſich in den Mantel, den er gar nicht abgelegt hatte, ſchlüpfte behend zum Zelte hinaus, und drängte ſich in den dickſten Haufen der aus ihren Zelten herbeieilenden Juden.

„Schemah Israel! Volk des Herrn erwache!“ rief es draußen, „ein Chriſt, ein Goi hat in Weiberkleidern ſich in den heiligen Tempel geſchlichen, hat ihn entweiht. Fangt den Kelef, den Rozéach, den Schekez, die pegira über ſein Haupt.“

Joſebeth erkannte die Stimme des fürchterlichen Ober-Rabbiners Manaſſée, und ſank beſinnungslos hin. Salomé umfaßte mit Todesangſt ihre zitternden Knie, beide Frauen, feſt aneinander geſchmiegt, erwarteten halb entſeelt das über ſie einbrechende Verderben. Das Getümmel dicht vor ihrem Zelte ward immer lauter und lauter, alle Bewohner der Synagoge liefen ſchreiend in wilder Unordnung durch einander.

Indeſſen hatte Alderan ſich in ſeiner Verkleidung bis an die von Joſebeths Zelt entfernteſte Ecke der Synagoge zu ſchleichen gewußt, ohne daß die in wildem Aufruhr umherlaufenden Juden ihn bemerkten. Seine Geiſtesgegenwart hatte ihn keinen Augenblick verlaſſen, er war nicht waffenlos, und entſchloſſen, ſein Leben theuer zu verkaufen; im ſchlimmſten Fall wollte er feſt dabei beharren, daß nur Neubegier ihn verleitet habe, ſich in dieſer Verkleidung in das jüdiſche Heiligthum einzuſchleichen. Getroſten Muthes ſah er nach einer Gelegenheit zum Entkommen ſich um. Alles hatte dem verſchloßnen Eingange der Synagoge ſich zugedrängt, in ſeiner Nähe war Niemand zu erblicken, er beſchloß, einſtweilen in einem der Zelte ſich zu verbergen, bis es draußen ruhiger würde; er ſtand dicht am Eingange eines ſolchen, ſchlüpfte hinein, und fand zu ſeinem Erſtaunen es vermittelſt einer kleinen Blendlaterne erleuchtet, die ſo geſtellt war, daß kein Strahl des Lichtes nach Außen dringen konnte. Ohne recht zu wiſſen, warum er dieſes that, raffte er einige Papiere zuſammen, die auf dem Tiſche lagen, auf welchem die Laterne ſtand, löſchte das Licht aus, und als der Lärm ſich nach und nach verlor, und er die Leute wieder in ihre Zelte zurückkehren hörte, wagte er es ebenfalls, ſeinen Schlupfwinkel zu verlaſſen. Aus den Reden der an ihm Vorübergehenden nahm er ab, daß der ganze Tumult keinesweges ihn gemeint habe; ein ehemaliger Jude, ein Meſchummad, wie ſeine vormaligen Glaubensbrüder ihn unter tauſend Verwünſchungen nannten, hatte in Weiberkleidern ſich eingeſchlichen gehabt, um einige ſilberne Räucherpfannen und anderes Geräthe zu ſtehlen; der Dieb war jetzt gefangen und in Verwahrung gebracht, und Alderan glaubte in voller Sicherheit zu Joſebeth zurückkehren zu können.

Er fand ſie von dem gehabten Schrecken ſo ergriffen, daß es unmöglich war, das Geſpräch fortzuſetzen, das auf ſo tummultuariſche Weiſe unterbrochen worden war. Schweigend brachten alle drei den Reſt der Nacht mit einander zu, und verließen die Synagoge ſobald ſie bei Anbruch des Tages geöffnet wurde.

„Welch ein Engel iſt Eure Herrin!“ rief Alderan begeiſtert, als er mit Salomé wieder in ihrer Wohnung war, die er, um jedem möglichen Verdachte vorzubeugen, erſt mit einbrechender Nacht wieder verlaſſen ſollte. Die Alte half ihm indeſſen aus ſeiner Verkleidung heraus, es ging aber damit weit langſamer her, als beim Ankleiden, denn Alderan betrachtete jedes einzelne Stück derſelben lange und mit leuchtenden Augen, weil Joſebeth einſt es getragen. „Welch ein Geiſt, welche Reinheit des Gemüths, wahrlich, man könnte ihre Schönheit, ſo überirdiſch ſie iſt, darüber vergeſſen. Die Erde trägt ihres Gleichen nicht wieder!“ rief er in einem fort, und als Salomé zuletzt das Halstuch ihm abnahm, riß er es ihr wieder aus der Hand, und bedeckte es mit tauſend Küſſen. „Liebes, liebes Tuch, das reinſte, edelſte Herz hat einſt unter dir geſchlagen, und nun auch das meine!“ rief er, ſetzte in ſeiner Begeiſterung ſich hin und ſchrieb, ohne auf Salomé's Schelten zu achten, folgende Zeilen auf das Tuch von feiner perſiſcher Seide:

Das theure Tuch! es ruht' an Deinem Herzen,
Das oftmals ängſtlich unter ihm geſchlagen;
O gib ihm ſeine holde Stelle wieder.

Und blickt Dein Auge freundlich zu ihm nieder,
So ſoll es Dir von meinen bittern Schmerzen,
Doch auch von meiner heißen Liebe ſagen.

Salomé hatte indeſſen die Gewänder ſorgſam zuſammengelegt, ein Medaillon fiel, während ſie damit beſchäftigt war, aus denſelben heraus. Sie nahm es auf; „Weh geſchrien, wie kommt Ihr zu dieſem Bilde!“ rief ſie entſetzt, und hielt ihm das Medaillon hin, welches das Miniaturbild einer ſehr ſchönen Frau in Trauerkleidern ihm zeigte. „Kennt Ihr die Perſon, die es darſtellt? Kennt Ihr die Wittwe Miriam?“

„Wahrlich nein,“ erwiederte Alderan, indem er das Bildchen betrachtete, „doch hätte ich Joſebeth nicht geſehen, ſo würde ich dieſe Dame ohne Bedenken für die ſchönſte auf Gottes Erdboden halten. Wie ich dazu gekommen bin, kann ich Euch und mir allenfalls erklären, es müſſen irgendwo in jenen Kleidern auch noch Papiere ſtecken, die wahrſcheinlich zu demſelben gehören.“

Die Papiere wurden gefunden, und Alderan erzählte der ſtaunenden Salomé, wie er in ein von innen erleuchtetes Zelt gekommen ſey, und theils aus Neugier, theils aus Uebermuth, theils er wiſſe ſelbſt nicht warum, alles dieſes unbeſehen zuſammengepackt und mitgenommen habe.“

„Das iſt Herrn Iſaaks Hand!“ rief Salomé und reichte Alderan einen geöffneten Brief, er las Folgendes:

„Geliebteſte Miriam, das iſt nicht zum Aushalten. Viermal habe ich Euch in Eurer Wohnung vergebens aufgeſucht, in alle Häuſer bin ich gelaufen, wo ich hoffen konnte Euch zu finden, in allen wart Ihr geweſen. Wärt Ihr doch in dieſem einzigen Stücke jener etwas ähnlicher, die ich, oft zu meiner Qual, immer zu Hauſe antreffen muß. Ihr wißt, was ich im Stande bin, Euch alles zu opfern, um Euch ganz mein Eigen zu nennen; Ihr wißt, daß ich vor keinem Schritte zurückbebe, den Ihr mir andeutet, um zu Eurem Beſitz zu gelangen; aber Liebe will auch belohnt ſeyn. Nicht einmal das längſt verſprochene Bild habt Ihr mir geſchickt, das mich tröſten ſoll, wenn meine Sonne ſich mir verbirgt. Macht ein Ende meiner Qual, die mich Tag und Nacht martert.“

„Dieſes iſt wohl die Antwort auf Herrn Iſaaks vortreffliches Billet-doux,“ ſprach Alderan, indem er ein zweites der mitgenommenen Papiere ergriff und las:

„Hier iſt das Bild, unvernünftiger Menſch, damit Ihr doch endlich zufrieden geſtellt werdet. Statt ohne Noth zu toben, ſolltet Ihr Euch erinnern, daß jetzt endlich mein zweites Wittwenjahr in wenigen Tagen überſtanden ſeyn wird, während welchem das Geſetz mir verbot, die Eure zu werden. Jetzt, guter Freund, wird es allmählich Zeit zu handeln, ſtatt ohne Urſache zu ſchelten und zu klagen. Ihr wißt was geſchehen ſoll und geſchehen muß. Sind Eure Bande gelöſet, wie ſie es werden müſſen, dann . . .“

„Die ſchöne Schreiberin wurde an dieſer Stelle wahrſcheinlich durch den Lärm in der Synagoge unterbrochen,“ ſprach Alderan lachend. „Aber gute Frau Salomé, was habt Ihr denn? Warum zerrauft Ihr Euer Haar und geberdet Euch ſo entſetzlich? Dieſe Verirrung eines ungeliebten Gatten kann die edle Joſebeth doch nicht betrüben? Je unwürdiger er ſich zeigt, je leichter muß es ihr werden, ihn zu verlaſſen.“

„Herr, Herr, Ihr ſprecht wie ein Unwiſſender, ſeht Ihr denn nicht? Habt Ihr denn nicht das Entſetzliche geleſen?“ rief Salomé.

„Was ſoll ich ſehen, was ſoll ich geleſen haben?“ erwiederte Alderan, „es ſcheint freilich aus dieſer ſaubern Correſpondenz hervorzugehen, daß Euer Herr Iſaak Luſt haben könnte, ſich von ſeiner Frau ſcheiden zu laſſen, ſie zu verſtoßen, wie Eure unhöfliche Nation es nennt, doch dieſes dünkt mich aber kein ſo großes Unglück, ſie erhält dann auf bequemere Weiſe ihre Freiheit wieder, und kann ihren frommen Wunſch um ſo . . .“

„Scheiden laſſen? Sie verſtoßen? Und ihre ganze reiche Mitgift zurückgeben, wie er dann muß, wenn er keines offenbaren Vergehens ſie überführen kann?“ unterbrach Salomé ihn; „nein, dafür ſtehe ich Euch, das wollen weder er noch Miriam, da gibt es andre, weniger koſtſpielige Mittel und Wege, die jene Furie ihm wohl anzudeuten vermag. O Herr, Ihr kennt nicht jene ſchöne, gleißende Schlange, die ſich die unumſchränkteſte Herrſchaft über Joſebeths Gatten zu erringen gewußt hat! Von außen iſt ſie die Anmuth ſelbſt, von innen zerſtörendes Gift, Ich ſehe wohl, die beſcheidene Joſebeth hat ſich nicht entſchließen können, Euch alles zu ſagen. Miriam iſt aus ſpaniſchem Geſchlecht, ihr Vater, ebenfalls ein heimlicher Jude, lebte lange in Ehre und Anſehen am Hofe des ſpaniſchen Gouverneurs in Brüſſel, dort ward ſie früh dem Laſter vertraut. Herr Iſaak lernte ſie kennen und lieben, als ſie in faſt unmündiger Jugend zum erſten Mal Wittwe geworden war, er wollte ſchon damals ſie heirathen, doch ſein Vater widerſetzte aus gültigen Gründen ſich dieſer Verbindung. Halb überredet, halb aus Eigennutz vermählte er ſich ſpäterhin mit der beklagenswerthen Joſebeth. Miriam verlor vor zwei Jahren ihren zweiten Gatten, ſie zog hieher, ſie iſt noch immer eine der ſchönſten Frauen in Holland, Iſaak ſah ſie wieder, und von neuem entbrannte in ihm die alte Leidenſchaft; er hat von jeher die arme Joſebeth mit ſchneidender Gleichgültigkeit behandelt, jetzt haßt er ſie, und möchte ſie vernichten, ſeit ſie allein es iſt, die ſeiner Verbindung mit der früher Geliebten entgegenſteht, denn ſein Vater, der redliche Greis, iſt ſeit zwei Monaten todt.“

Während Salomé ſo ſprach, hatte ſie die

Frauenkleider, welche Alderan getragen, zuſammengepackt; ein drittes Papier, das ſie bis dahin überſehen, fiel ihr dabei in die Hände, ſie betrachtete es lange mit großer Aufmerkſamkeit. „Das iſt Manaſſées Hand,“ rief ſie endlich, „ein Brief an Miriam, zwar in Chiffern geſchrieben, aber an einigen darin verſtreuten Buchſtaben erkenne ich ſeine Schriftzüge. Wehe der Unſchuld, wenn dieſe beiden, ihre grimmigſten Feinde, ſich zu ihrem Verderben verbanden. Mich ergreift eine ungeheure Angſt, ich muß auf der Stelle zu Joſebeth, ſie zu warnen, ſie möglichſt zu ſchützen, wenn man das Aergſte wagen ſollte, wenn vielleicht Gift — bleibt ruhig hier, edler Herr, pfleget der Ruhe, Ihr bedürft ihrer.“

Salomé nahm aus einem Wandſchranke eine kleine Phiole, ergriff das Päckchen mit den Kleidern, und eilte davon, ohne ſich aufhalten zu laſſen. Nach einigen Stunden kehrte ſie mit erheitertem Geſicht wieder zurück; und Alderan verließ mit einbrechender Dämmerung ihr Haus, um ſich wieder in ſeine Wohnung zu begeben, wo er den ganzen folgenden Tag ſich ruhig zu halten verſprach.

Schon nahte wieder der Mittag, und Alderan ſaß in Nachdenken verſunken, als die Thüre ſeines Zimmers ſich leiſe in ihren Angeln drehte, und zu ſeinem höchſten Erſtaunen Salomé verſtört und athemlos hereintrat.

„Sie iſt hin, ſie iſt verloren, und Ihr allein, Ihr mit Eurem unverantwortlichen Leichtſinn habt dem Verderben ſie zugeführt!“ rief die zitternde todtbleiche Frau in wildem Schmerz. Alderan ſtarrte ſie an, als ſey ein Geſpenſt ihm erſchienen. „Sie iſt todt?“ war alles, was er tonlos hervorbringen konnte, und hielt, durch und durch erſchüttert, an einem der Pfoſten ſeines Bettes ſich feſt, um nicht umzuſinken.

„Gefangen! Allen Augen verborgen, in tiefer Kerkersnacht, in den Händen des Ober-Rabbiners, ihres ergrimmten Feindes,“ jammerte Salomé. „Wer wird vor dem grauſamen, furchtbaren Manne ſie retten! Wehe, wehe über Euch, über mich! Nie wird ſie das Licht der Sonne mehr ſchauen.“

„Gefangen! Nur gefangen, wie konntet Ihr ſo mich erſchrecken!“ ſprach Alderan, und athmete hoch auf aus erleichteter Bruſt, „ſie lebt noch, ſie athmet noch, Gott ſey Dank, ſie iſt uns nicht rettungslos verloren.“ Er ergriff ſeinen Degen, verbarg einen Dolch in ſeinem Gürtel, unterſuchte ſeine Piſtolen. „Geſchwind,“ ſprach er, „ſagt mir, während ich zu ihrer Befreiung mich waffne, wie es möglich ward, daß ſie gefangen genommen wurde, ſtellt Eure unzeitigen Klagen ein, verliert keine Minute, an jeder hängt vielleicht ihr Leben, ſagt mir nur, wo ſie iſt.“

„Wo ſie iſt? Wüßte ich es, ich ſtünde nicht hier,“ erwiederte Salomé und rang verzweifelnd die Hände. „In dieſer Stunde ward ſie in einem dicht verſchloßnen Wagen fortgeführt, ich hörte nur noch, daß noch heute der Kahal zuſammenberufen wird. Rabbiner und die Oberälteſten unſres Volks ſollen Gericht über ſie halten.“

„Gericht halten über ſie! Heiliger Gott! Dieſe Sünder, dieſe Verruchten über einen Engel des Lichts!“ rief Alderau.

„Ihr ſeyd der Sünder, Ihr ſeyd der Verruchte, der in dieſes Elend ſie ſtürzte,“ erwiederte Salomé glühend vor Zorn. „Euch trieb der Teufel der Eitelkeit, jene ſchlechten Verſe, die Euch gewiß bewundernswürdig dünken, auf ihr Tuch hinzukritzeln, das Joſebeth mir für Euch geliehen, und dieſe elenden Zeilen ſind die Quelle ihres Unglücks. Möge die Hand verdorren, die ſie niederſchrieb, und die meinige auch, die das Tuch ihr überbrachte, ſtatt, wie ich zuerſt Willens war, es in's Feuer zu werfen, wohin es gehört! Miriam, die ſeit langer Zeit Joſebeths Zimmer nicht betrat, beſuchte ſie heute, wahrſcheinlich um zu erforſchen, ob Joſebeth um den Raub weiß, ihn vielleicht veranlaßte, den Ihr in ihrem Zelte an ihr begangen. Sie ſo wohl, als der unwürdige Herr Iſaak ſind beide darüber in großer Verlegenheit, das habe ich deutlich bemerkt. Das unſelige Tuch lag ausgebreitet da, Joſebeth hatte ſo eben die Verſe wieder geleſen. Sie ſind den ſcharfen Augen der giftigen Schlange nicht entgangen, obgleich die argloſe Joſebeth es nicht bemerkte, denn kaum hatte Miriam mit gleißender Freundlichkeit Abſchied genommen, ſo trat Herr Iſaak in's Zimmer, er, der ſonſt nie um dieſe Stunde kommt. Sein Auge ſuchte und fand ſogleich den Ort, wo der Beweis Eures gränzenloſen Leichtſinns noch offen da lag; vergebens ſtrebte Joſebeth das Unglückstuch zu verbergen, er entwand es gewaltſam ihren Händen, las unter Hohngelächter die Verſe ab. O meine arme, arme Tochter, welche ſchonungsloſe Fragen mußte ſie über ſich ergehen laſſen! In der niedrigſten Sprache des Pöbels. Vergebens war ihr Bitten um Gehör, vergebens ſtellte ſie die Würde der Unſchuld ihm entgegen. Der Wüthende ſtürmte fort mit ſeinem Raube, nachdem er Joſebeth in ihrem Zimmer eingeſchloſſen. Bald darauf erſchien Rabbi Manaſſée in allem Prunk ſeiner geiſtlichen Hoheit, viere der Oberälteſten begleiteten ihn. Joſebeth ward fortgeführt, um einſam im Kerker zu harren, bis ihre Schuld oder Unſchuld an das Licht der Sonne gebracht ſey. Meine unſchuldige Taube, mein reines, unbeflecktes Lamm ward fortgeführt, wohin, wohin haben ſie es gebracht? In Kellern und Gewölben dieſer großen Stadt haben ſie viele heimliche Kerker, die kein Auge zu erforſchen vermag. Sie ſprechen unbefugt das Bluturtheil aus, und ſcheuen ſich nicht, es eben ſo heimlich zu vollſtrecken, als es ausgeſprochen ward. Die Richter des Landes ſpähen ihren Thaten nicht nach, denn was kümmert dieſe Leben oder Tod eines Mitgliedes unſres verachteten, zertretenen Volkes! O Joſebeth! Joſebeth! um Dich fährt mein greiſes Haupt mit Kummer beladen zur Grube!“

Die Alte zerſchlug in wildem Jammer ihre Bruſt, zerraufte ihr Haar, und Alderan, der ſie bis jetzt hatte ungehindert reden laſſen, um nur den eigentlichen Verlauf des Vorgegangenen zu erfahren, bemühte ſich lange vergebens, ſie zu einiger Beſinnung zu bringen. „Kommt,“ ſprach er, als ſie ſich einigermaßen erholt hatte, „kommt, mäßiget Eure gerechten Klagen, wir müſſen jetzt handeln. Begleitet mich vor Gericht; der Rath dieſer Stadt iſt in dieſer Sache weder von Vorurtheil geblendet, noch von Eigennutz beſtochen; ihm will ich ſie vorlegen, vor ihm will ich als der Freund, der Vertheidiger der Unſchuld muthig auftreten —“

„Und Joſebeth vollends verderben,“ fiel Salomé ein. „Sprecht vor Gericht was Ihr wollt, betheuert bei allem was Euch heilig iſt das Gegentheil, alle werden in Euch doch nur den beglückten Liebhaber der Angeklagten ſehen, Niemand wird Euren Verſicherungen, daß dem nicht alſo ſey, Glauben ſchenken, und Joſebeth iſt zwiefach verloren, denn den Verluſt ihres guten Namens überlebt ſie nicht. Die Rabbiner gewinnen durch Euer Dazwiſchentreten neue Gewalt über ſie. Als Ehebrecherin angeklagt, wird ſie, mit Schimpf und Schande bedeckt, aus ihrem Hauſe, aus der Gemeine verſtoßen . . .“

„Und ſind jene unſeligen Verſe nicht genug, um Verdacht gegen ſie zu erregen?“ wandte Alderan ein.

„Verdacht, aber keinen Beweis,“ antwortete Salomé, „Euer Auftreten für ſie würde als ſolcher betrachtet werden; Ihr könntet nicht umhin, zu geſtehen, daß Ihr es ſeyd, der jene Verſe geſchrieben, und würde man dadurch auch nicht erfahren, daß Ihr bei'm Lauberhüttenfeſt eine ganze Nacht in verbotener Verkleidung bei ihr in ihrem Zelte zugebracht?“

Alderan ſchwieg, betroffen von dem richtigen Ueberblick der Alten, die jetzt all ihren gewohnten Scharfblick wieder erhalten zu haben ſchien. „Sehen, ſprechen müſſen wir ſie aber doch,“ rief er endlich, „Gold, Juwelen, alles, was ich beſitze, ſoll mir nicht zu koſtbar ſeyn, um mir den

Weg zu ihr zu bahnen. Ihre Wächter ſind Juden, ſie werden zu erkaufen ſeyn.“

„Wüßte ich nur, wo ſie verborgen ſie halten!“ erwiederte Salomé. „Sogar den Ort ihrer Verſammlungen wiſſen ſie in tiefes Dunkel zu hüllen, und verändern ihn oft. Doch verweilt hier nur wenige Zeit,“ ſetzte ſie nach einigem Nachſinnen hinzu, „gelobt mir, nichts zu unternehmen, bis ich wieder bei Euch bin. Mir iſt, als habe ein Strahl von Oben mich erleuchtet, ich kenne den Rabbiner Eléazar, er iſt jung, er iſt nicht geſinnt wie die andern, er war mir von jeher freundlich, vielleicht gelingt es mir, durch ihn — bleibt, bleibt, ſo ſchnell als möglich kehre ich zu Euch wieder zurück.“

Joſebeth ſaß indeſſen einſam und ſtreng bewacht in einem, unter einem großen Magazine tief in die Erde gegrabenen kellerartigen Gewölbe, wo kein Laut von ihr bis zur Außenwelt hinaufdringen konnte. Das Haus, zu welchem dieſes gehörte, ſtand unbewohnt, weil kein Chriſt in der unmittelbaren Nähe der Juden wohnen mochte, dieſe aber hatten ſchon ſeit vielen Jahren die dazu gehörenden großen Speicher und Keller zum Aufbewahren ihrer Handelsgüter gemiethet, und benutzten ſie zuweilen auch dazu, um jeden Verdacht abzuwenden. Eigentlich aber diente ihnen dieſes Gebäude zu heimlichen Verſammlungen, wenn ſie über wichtige Angelegenheiten ihrer Gemeine ſich berathen wollten. Auch der Kahal wurde hier oft zuſammenberufen, eine Art hoher Rath, in welchem die Rabbiner und Oberälteſten des jüdiſchen Volks über die Uebertreter des moſaiſchen Geſetzes Gericht hielten. Manches blutige Urtheil war in früheren Tagen hier im Verborgenen ausgeſprochen, und manche dunkle That, unter dem Scheine der Gerechtigkeit, in der Finſterniß verübt worden. Zwar waren die Juden keineswegs dazu berechtigt, eigenmächtige Rechtspflege auszuüben, ſie ſtanden unter den Geſetzen der Republik, wie jeder andere Einwohner des Landes; aber ſo lange ſie die öffentliche Ruhe nicht ſtörten, ward ihnen dennoch manches überſehen. Nur in Fällen, wo es ruchbar wurde, daß ſie gar zu eigenmächtig verfahren waren, wurden ſie durch ſchwere Geldbußen beſtraft, über die ſie freilich Ach und Weh' ſchrieen, durch die ſie aber dennoch nur zu noch größerer Vorſicht bewogen wurden.

Wenige Stunden nach Joſebeths Verhaftung hatte der Kahal ſich über ihrem Haupte verſammelt, und auch Iſaak war als Ankläger gegenwärtig. Manaſſée, im vollen Prunk ſeiner Amtswürde, ſtand finſter wie eine drohende Gewitterwolke neben dem Tiſch, auf welchem das beſchriebene Tuch ausgebreitet lag, und trug mit orientaliſchem Pompe ſeines Freundes Klage vor. Die Klugheit, mit der er ſeine Worte ſtellte, die Gewalt ſeiner hochtönenden Beredtſamkeit betäubte alle ſeine Zuhörer, ſie konnten nur mit offnem Munde ſeine hohe Weisheit bewundern. Iſaak ſekundirte ihn auf's Beſte, mit überlautem Wehgeſchrei, mit herzbrechenden Bitten um ſtrenge Gerechtigkeit. Das verrätheriſche Tuch ging von Hand zu Hand wie bei einer Auction, es wurde ſo genau und mit ſo großem Ernſt betrachtet, wie weiland des ermordeten Julius Cäſar Gewand, als Antonius es in voller Verſammlung dem römiſchen Senate vorzeigte. Die alten Rabbiner bewaffneten ihre Habichtsnaſen mit Brillen, um jedes Pünktchen der verrätheriſchen Schrift zu unterſuchen, alle vereinten ſich, es mit großem Geſchrei für den redenden Beweis der ſchamloſeſten, bis jetzt in Israel unerhörteſten Frechheit und Verworfenheit zu erklären. Iſaak mußte die unſeligen Verſe unzählige Mal ableſen und abbuchſtabiren hören; Manaſſée bemühte ſich, jedem Worte derſelben die allerverfänglichſte Deutung zu geben, man berathſchlagte lange und heftig, was zu thun ſey, um in dieſem verworrenen Falle die volle Wahrheit an das Licht zu ziehen, und endlich war es über alle dem ſo ſpät geworden, daß die Verſammlung auseinander gehen, und die entſcheidende Sitzung bis zum folgenden Tage verſchieben mußte, bei welcher Joſebeth zum förmlichen Verhör vorgeführt werden ſollte.

In ihrer langen Kerkernacht bedachte Joſebeth indeſſen, wie ſie in der fürchterlichen Stunde, der ſie entgegen ging, ſich zu benehmen habe. Der Augenblick ſchien freilich gekommen zu ſeyn, in welchem ſie Manaſſée anklagen und die verworfene Art bekannt machen könne, mit der er früher es verſucht, ſie ſelbſt vom Pfade der Tugend abzuleiten, aber ſie hatte keinen Beweis, keinen Zeugen gegen ihn, außer Salomé, deren Zeugniß gegen das hochverehrte Oberhaupt der Gemeine gewiß nicht als gültig angenommen werden würde. Sie überlegte, ob es nicht rathſam wäre, gleich jetzt ihren Uebertritt zur chriſtlichen Religion bekannt zu machen, um ſich dadurch der Gerichtsbarkeit der Rabbiner zu entziehen; aber ſie wußte, daß ſie doch immer noch in der Gewalt ihrer dann zwiefach erbitterten Feinde bliebe: eine bange Ahnung durchſchauerte ſie, daß dieſe, von Manaſſée dazu angefeuert, als Abtrünnige und Verbrecherin, ſie einer doppelten Strafe würdig finden, und im Dunkel des Kerkers eines heimlichen, ſchauervollen Todes ſterben laſſen könnten. Und ſo beſchloß ſie denn endlich, muthig im reinen Bewußtſeyn der Unſchuld vor ihre Richter zu treten, und ſich zu vertheidigen, ſo gut ſie dieſes könne, ohne den Grund von Manaſſées grimmigem Haß gegen ſie anzugeben, und den Mächtigen dadurch noch mehr zu erbittern.

Und ſo geſchah es denn auch. Im vollen Glanz der Jugend und Schönheit erſchien Joſebeth vor ihren Richtern, in deren Mitte auch Iſaak, ihr Ankläger, ſich befand. Sie trat ſo furchtlos, mit ſo edlem Anſtande auf, ihr Auge ſtrahlte ſo leuchtend, im Bewußtſeyn ihrer innern Würde und Reinheit, daß ſelbſt Iſaak ſie nicht anzublicken wagte, ſogar die älteſten Rabbiner konnten ſie nicht ohne Rührung und Theilnahme betrachten, während ſie ihren Platz vor den Schranken einnahm, hinter welchen ihre Richter auf einer Erhöhung ſaßen. Das Tuch ward ihr vorgezeigt, ſie konnte nicht abläugnen, daß es ihr gehöre, daß ſie es mehrmals getragen, und daß ihr Gatte es ihr einſt als eine Seltenheit von nicht geringem Werthe geſchenkt.

„Wer ſchrieb dieſe Zeilen auf dieſes Tuch?“ begann Manaſſée mit finſterm Ernſte das Verhör.

„Ich ſelbſt,“ erwiederte Joſebeth feſt und beſtimmt.

„Ihr ſelbſt!“ wiederholte Manaſſée faſt höhnend. „Und wenn Ihr es waret, die ſie ſchrieb, warum ſuchtet Ihr in ſichtbarer Angſt das Tuch vor Eurem Gatten zu verbergen? Warum wolltet Ihr es ihm entreißen, als er es dennoch ergriff? Warum vertheidigtet Ihr es mit aller Kraft und verſuchtet ſogar, es ins Kaminfeuer zu werfen, ſo daß er ſich gezwungen ſah, es mit Gewalt Euren Händen zu entwinden?“

„Weil ich ſeinen bittern Spott fürchtete, der bei ähnlichen Gelegenheiten mich immer ohne Schonung traf,“ antwortete Joſebeth; „Rabbi Manaſſée, Ihr war't einſt mein Lehrer, Euch iſt nicht unbekannt, daß ich von jeher mich ſolchen Spielen meiner jugendlichen Phantaſie gern überließ. Mancher meiner früheren poetiſchen Verſuche hat damals ſogar Euch ein Beifall ausſprechendes Lächeln entlockt. Ich lebe ſehr einſam, ſehr abgeſchieden von jeder Geſellſchaft, mein Gatte meidet meine Nähe, anſtatt ſie zu ſuchen; ſeit ich mit ihm vermählt bin, bleiben Bücher, beſonders Romane, meine einzige Geſellſchaft, mein einziger Zeitvertreib, meine einzige Freude. Ich will nicht abläugnen, daß meine Phantaſie von ihren abentheuerlichen Gebilden mehr erfüllt iſt, als ſie wohl ſollte, daß ich vieles aus ihnen in mein Leben übertrug, und mich beſtrebte, jene idealen Erfindungen eines reichen, hochbegabten Geiſtes, in die verödete, freudenloſe Wirlichkeit überzutragen, die mich umgibt. Mein ganzes Weſen, die Einrichtung meiner Zimmer, ſogar meine vom Gewöhnlichen abweichende Art, mich zu kleiden, beſtätigen dieſes, und ich habe darüber ſchon manchen Tadel von Freunden und Feinden mir gefallen laſſen müſſen. Von innen ſo lebhaft angeregt, von außen allein, und immer allein, bin ich wohl zu entſchuldigen, wenn ich endlich darauf verfiel, ähnliche abentheuerliche Begebenheiten zu erſinnen, als die, welche meine tägliche Unterhaltung ausmachen, ſie in meiner Phantaſie bis in die kleinſten Nebenumſtände auszubilden, um mich nur der furchtbarſten Langeweile zu entziehen. So habe ich denn auch, im Namen eines nur in meiner Einbildung lebenden Romanhelden, jene Verſe auf dieſes Tuch geſchrieben. Wollt Ihr mir nicht Glauben ſchenken, ſo fühle ich mich berechtigt, Euch aufzufordern, mir zu beweiſen, daß ich den ſchmählichen Verdacht verdiene, der Euch bewog, mich in dieſe unwürdige Lage zu verſetzen, nennt mir den Mann, ſtellt mir ihn gegenüber, von dem Ihr argwöhnet, daß ich um ſeinetwillen die heiligſte meiner Pflichten verletze; könnt Ihr dieſes aber nicht, ſo hört auf, eines Phantomes wegen mich zu verfolgen, und entlaßt mich ehrenvoll aus meiner ſchimpflichen Haft."

„Junge Frau, bis jetzt hat man Euch noch nicht einer Verletzung der Euerm Manne ſchuldigen Treue angeklagt, warum vertheidigt Ihr Euch? Je mehr Urſache Ihr habt, auf Eure Tugend ſtolz zu ſeyn, je willkommner muß es Euch ſeyn, daß wir, nach dem Buchſtaben des Geſetzes Alles verſuchen, um ſie in ihrem hellſten Glanze hervortreten zu laſſen," erwiederte Manaſſée mit bitterm Hohn.

Joſebeths ganzes Herz entbrannte in edlem Zorn bei dieſen Worten. „Rabbi," ſprach ſie, „ich will mit einer Antwort, wie ich ſie Euch zu geben wohl berechtiget wäre, Euch verſchonen; ich will Euch nur erwiedern, daß keiner auf Erden lebt, der genauer und inniger als Ihr, von der Reinheit meines Wandels, aus hinreichenden Gründen überzeugt iſt und es ſeyn muß."

Manaſſée ſchien eine ähnliche Antwort erwartet zu haben, denn ſo wie er ausgeſprochen hatte, ſtand er mit ziemlichem Geräuſche von ſeinem Platze auf, um die Stimmen der Richter einzuſammeln, ſo daß Joſebeths Worte an den mehreſten ungehört und unbeachtet vorübergingen. Nachdem er die Stimmen unter den dabei gewöhnlichen Zeremonien geſammelt und überzählt hatte, wandte er ſich mit feierlichem Anſtande gegen die Angeklagte, und verkündete ihr, daß ſämmtliche Richter, mit Ausnahme eines Einzigen, übereingekommen wären, die Entſcheidung dieſes ſonderbar verwickelten Falles dem unmittelbaren Ausſpruch Gottes zu übergeben, indem ihr eignes menſchliches Wiſſen dazu nicht hinreiche. Er ermahne ſie alſo, ſich bereit zu halten, nach uraltem durch das Geſetz geheiligtem Gebrauch, vom Waſſer der Eiferſucht zu trinken, als den einzigen Weg, die Schuld zu beſtrafen, oder die Unſchuld auf das Glänzendſte an das Licht zu bringen.

Dieſer altjüdiſche Brauch war bei der damaligen Generation faſt ganz der Vergeſſenheit verfallen, obgleich keineswegs aufgehoben. Mehrere ihrer, als Weiſe hochverehrten Rabbiner hatten ſogar in ihren Schriften erklärt, das Waſſer der Eiferſucht habe ſeine Kraft verloren, ſeitdem das auserwählte Volk Gottes, fern vom gelobten Lande, ſeiner eigentlichen Heimath, in alle Welt verſtreut ſey, und unter dem Scepter der Gottloſigkeit ſchmachten müſſe. Um dieſes Waſſer zu bereiten, mußte ein Prieſter unter mancherlei Gebeten und Zeremonien folgende Worte auf Pergament ſchreiben: „Die Frau, die ihrem Manne treulos ward, ſey verflucht, und ſterbe eines qualvollen Todes;“ dieſe wurden der, wegen eines ſolchen Vergehens Angeklagten hierauf vorgeleſen, beſtand ſie darauf, für ſchuldlos zu gelten, ſo wurde die Schrift von dem Pergamente in ein Glas Waſſer geſchabt und, nach abermals darüber ausgeſprochenen Gebetsformeln ihr zu trinken gegeben. Nach dem Glauben der Juden, mußte ſie, wenn ſie des Verbrechens ſchuldig war, gleich darauf unter furchtbaren Zuckungen zu Boden ſinken, und ihr Leben unter entſetzlichen Qualen aushauchen; war ſie aber ſchuldlos angeklagt, ſo diente dieſes Getränk nur dazu, den Glanz ihrer Schönheit noch zu erhöhen.

Die Rabbiner mußten auf Joſebeths Verlangen ihr erklären, was mit dem Waſſer der Eiferſucht gemeint ſey, von dem ſie nie zuvor gehört hatte. „Furchtlos,“ erwiederte ſie ihnen, „furchtlos würde ich dieſer und jeder Probe meiner Schuldloſigkeit, die man von mir verlangen könnte, mich unterwerfen; ja, ich will lieber Gott zu meinem Richter mir wählen, als Menſchen, aber er würdigt uns nicht mehr zum

Schutze der hülfloſen Unſchuld, unmittelbar mit ſeinen Wundern einzutreten, wie er wohl ehemals zur Zeit unſerer Väter that. Deshalb fühle ich nur das Entehrende der mir vorgeſchlagenen Probe, und kann nicht darauf eingehen. Mein Wandel lag ſtets klar und offen vor Aller Augen da, mein Ruf vor der Welt blieb ſtets unbeſcholten, ich kann und werde darauf beſtehen, daß man meinen Worten glaube, oder mich der Schuld überführe.“

„Der weiſe Rabbi Aben Esra thut den Ausſpruch in ſeinen Schriften: „Es iſt kein Menſch, der allezeit in ſeiner Aufrichtigkeit wandle und nicht ſündige,“ erwiederte Manaſſée, ſich zu den Richtern wendend.

„Lange Jahre ſind verfloſſen, ſeit Gott nicht mehr auf die Weiſe, wie Ihr es mit mir vorhabt, zum unmittelbaren Gericht über Recht und Unrecht angerufen ward,“ ſprach Joſebeth, „der Gebrauch dieſes Gottesurtheils iſt ſeit Menſchengedenken verjährt, es kann meine ſo fälſchlich angetaſtete Ehre nicht retten, man wird ſagen, jenes Waſſer habe ſeine Kraft verloren, wenn ich die Probe überſtehe. Warum ſoll ich, deren

Wandel bis heut auch nicht der leiſeſte Hauch der Verläumdung berührte, warum ſoll ich die Erſte ſeyn, bei der ſie erneut wird? Ich kann mich dem nicht unterwerfen.“

„Frau Joſebeth, Ihr vergeßt, vor wem Ihr ſteht,“ erwiederte Manaſſée ernſt und ſtreng. „Ich war einſt Euer Lehrer, habt Ihr den Ausſpruch des weiſen Rabbiners Moſche bar Majeman vergeſſen? Gleichwie dem Menſchen ſeinen Vater zu ehren und zu fürchten anbefohlen iſt, alſo iſt er auch ſchuldig, ſeinen Lehrer mehr als ſeinen Vater zu ehren und zu fürchten, denn ſein Vater hat ihn zu dieſem Lehrer gebracht, aber der ihn die Weisheit lehrte, bringt ihn zum künftigen Leben. Ferner heißt es: Es ſoll Jeder Acht geben, daß er vor ſeinem Lehrer aufſtehe und ihm diene, ſo wird ihm ſolches zugerechnet, als ob er der göttlichen Majeſtät dienete. Ihr wendet ein, der Gebrauch dieſes Gottesurtheils ſey verjährt? Ich, das Oberhaupt der Rabbiner, Manaſſée-Ben-Israel erneue ihn heute. Im Talmud ſteht geſchrieben: die Worte der mündlichen Lehre ſind dem Geſetze gleich. Darum hört meinen Ausſpruch: Ihr unterwerft Euch der Euch vorgeſchriebenen Probe, oder Eure fernere Weigerung wird Euch als Bekenntniß der Schuld angerechnet, und dann über Euch durchaus gerichtet nach dem Buchſtaben des Geſetzes.“

„Wohlan, ſo bereitet Euer Getränk!“ rief Joſebeth nach einigem Beſinnen. „Rabbi Manaſſée,“ ſetzte ſie tief empört über die Frechheit ihres Widerſachers hinzu, „ſo widerwärtig dieſe Probe mir iſt, ſo iſt ſie mir doch weit angenehmer, als die, auf welche vor einiger Zeit mich zu ſtellen Ihr für gut fandet.“

Manaſſée erbebte innerlich, aber er behielt ſeine gewohnte Faſſung bei, indem er gebot, die Angeklagte einſtweilen zu entfernen, bis alles bereit ſey. Dann ſchritt er unter den vorgeſchriebenen Formalitäten, zu der Bereitung des entſcheidenden Waſſers, ohne auch nur die kleinſte derſelben zu übergehen. Mit finſterm Blick ſah er ſich heimlich nach ſeinen Mitrichtern um, alle murmelten mit geſenktem Haupte und am Boden haftenden Blicken die Gebete nach, die er ihnen vorſagte, er benutzte den günſtigen Augenblick, um, von Keinem bemerkt, den Inhalt eines kleinen Papiers, das er in ſeinem weiten Aermel verborgen trug, in das ohnehin von dem Pergament getrübte Waſſer zu ſchütten, mengte alles wohl durcheinander, und erklärte, daß es vollbracht ſey, und Joſebeth wieder vorgeführt werden ſolle.

Joſebeth erſchien. Ihr Fuß berührte kaum den Boden, ihr Auge ſtrahlte in unausſprechlicher Hoheit, ſie glich in dieſem Augenblick keinem ſterblichen Weſen, ſie war anzuſchauen wie der Engel des Gerichts auf van Eyk's trefflichem Bilde, der am Ende aller Tage die furchtbare Wage hält, um die Thaten der Sterblichen zu wägen. In ihrem ahnungsvollen Gemüthe empfand ſie deutlich, was hier geſchehen ſey, ſie wußte es, ſie ging dem Tode entgegen.

„Dieſes iſt alſo der entſcheidende Trank!“ ſprach ſie gefaßt, und empfing mit feſt auf ihn gerichteten Blick den Becher aus Manaſſées Händen, dann wandte ſie ſich gegen ihre verſammelten Richter. „Weiſe Erklärer der Geſetze,“ ſprach ſie, „Ihr ſeyd überzeugt, daß dieſes Getränke nur der Verbrecherin todt bringend, jedem andern aber völlig unſchädlich iſt?“ Die Rabbiner bejaheten dieſes mit ſtummem Neigen ihrer Häupter, und Joſebeth erbat ſich noch einen leeren Becher, der ihr auch gereicht ward. Sie goß mehreremal das Getränk aus einem Becher in den andern, um die Beſtandtheile deſſelben recht mit einander zu vermiſchen, dann vertheilte ſie es in beide Becher in zwei gleiche Theile.

„Ihr vergönntet mir einſt, Euch Vater zu nennen,“ ſprach ſie zu Manaſſée gewendet, „Ihr kennt mich genug, um mit mir zu empfinden, wie tief in dieſem Augenblick das Gefühl der mir widerfahrenden Schmach mich niederdrückt, darum bitte ich Euch, mildert dieſe meine große Qual, indem Ihr unter dieſen Bechern einen wählt, und den Trank mit mir theilt. Euch kann er nicht ſchädlich werden, mir allein bleibt die Gefahr; ſeyd zum letzten Mal mild gegen mich, und erhört meine Bitte.“

„Tochter Israels,“ erwiederte Manaſſée, indem er den innern Schauder, der ihn ergriff, durch ein würdevolles Benehmen zu verbergen ſuchte, „was Du verlangſt, kann Dir nicht gewährt werden; es ſtreitet gegen die Vorſchrift des Geſetzes bei dieſer heiligen Handlung, auch wir, Prieſter und Leviten, ſind ſtrengen Vorſchriften unterworfen, die wir nie zu überſchreiten wagen dürfen.“

„Sollten ſie ſchwerer zu überſchreiten ſeyn, als etwa die verſchloſſene Gitterthüre eines Gartens? Habt Ihr ſelbſt mich nicht belehrt, daß Eure hohe geiſtliche Würde Euch den engeren Banden des Geſetzes überhebt?“ fragte Joſebeth, niederſchmetternde Hoheit im Blick, mit feſter, lauttönender Stimme.

Ein leiſes Murmeln lief durch die Verſammlung, die Rabbiner ſahen ſich untereinander an, als wolle jeder im Auge des andern die Erklärung dieſer ſeltſamen Worte leſen. Manaſſée ergrimmte innerlich, er eilte, die Richter über ihre Meinung, in Hinſicht auf Joſebeths noch nie vorgekommnes ſeltſames Begehren zu befragen, um dadurch jeder Aeußerung ſeiner Mitbrüder zuvorzukommen, die etwa laut werden möchte. Die Todesangſt entpreßte ihm dicke Schweißtropfen, er verwünſchte den Muth und die Faſſung der jungen Frau, die ihn zu verderben drohten, und bereute von Herzen, ſie bis dahin getrieben zu haben. Die Rabbiner ſtritten indeſſen mit großem Geſchrei über die Beantwortung der ihnen vorgeletzten Frage. Die eifrigſten Anhänger Manaſſées behaupteten, daß es die Würde des Geſetzes erniedrigen und beleidigen hieße, wenn man ſich herausnehmen wolle, es nach dem Willen der Schuldigen zu beugen, aber viele der Rabbiner waren dagegen der Meinung, daß eine an ſich unſchädliche Nachſicht, gerade in einem ſo ſeltnen Fall, nicht nur verzeihlich, ſondern ſogar lobenswerth ſey. Rabbi Eléazar erhob endlich ſeine Stimme: „man ſoll,“ ſprach er, „den Schnabel des Raben mit Oel netzen, wenn die Adler dazu einwilligen, ſo ſpricht der weiſe Rabbiner Samuel von Marocco, und die Meinung dieſes ſeines Ausſpruches iſt, daß man das Recht mit Milde handhaben ſoll, ſo oft dieſes ohne Verletzung deſſelben geſchehen kann.“

Manaſſée ward durch dieſe allgemeinen Beifall findenden Worte eines der geachtetſten Weiſen ſeines Volkes dermaßen in die Enge getrieben, daß er keinen andern Ausweg ſah, als ſich in ein anſtoßendes Kabinet zu begeben, um, wie er vorgab, den Herrn um unmittelbare Erleuchtung in dieſem verwickelten Falle anzuflehen, eigentlich aber, um ſich mit ſich ſelbſt in der Stille zu berathen. Er ſah ein, daß er unvorſichtiger Weiſe Joſebeth auf einen Punkt getrieben habe, wo es völlig bei ihr ſtand, ihn, ſeine Ehre, ſein Anſehen beim Volke gänzlich zu vernichten, ſobald ſie bemerkte, daß ſie ohnehin verloren ſey. Er fühlte, daß er das von ihm bereitete Getränk mit ihr theilen müſſe, um ihr die Hoffnung zu laſſen, daß es wirklich unſchädlich ſey, und ſie dadurch zum Schweigen zu bewegen, und beſchloß endlich in halber Verzweiflung das Aeußerſte zu wagen. Ein kleines Büchschen mit Theriak, das er immer bei ſich trug, und deſſen Inhalt er jetzt verſchluckte, ſtärkte ſeinen Muth. Dieſe damals in hohem Anſehen ſtehende Arzenei, war eine Art Latwerge, man ſagt, ſie ſey von einem Leibarzt des Kaiſers Nero erfunden; ſie wurde unter geheimnißvollen Zeremonien aus beinah ſiebzig verſchiedenen Species zuſammengeſetzt, und galt allgemein für ein Univerſalmittel gegen alle möglichen Uebel, beſonders aber für ein unfehlbares kräftiges Gegengift, deſſen Wunderkraft man in ganz Europa, vor allem aber in Frankreich, feſten Glauben ſchenkte.

Joſebeth hatte, während der Verhandlung

zwiſchen den Rabbinern, ſich in einer Ecke des Saales auf die Kniee geworfen, und betete leiſe und inbrünſtig um Rettung aus dieſer Gefahr zu dem einzig wahren Gott, dem ſie mit ganzer Seele ſich ergeben. Sie erhob ſich langſam mit verklärtem, leuchtendem Geſicht, als Manaſſée wieder hereintrat und ſich ihr näherte.

„Tochter Israels,“ ſprach er mit ſo viel Faſſung als er nur aufzubringen vermochte, „der Herr hat ſeinen Diener gewürdigt, ihn zu erleuchten, er hat ihm erlaubt, Milde zu üben, Dein Verlangen ſoll Dir gewährt ſeyn, ich werde den verhängnißvollen Becher mit Dir theilen, und Du wirſt daran dankbar erkennen, daß es Deiner Richter heißeſter Wunſch iſt, Dich vollkommen gerechtfertigt zu ſehen.“

Joſebeth würdigte ihn keiner Antwort; ſie goß nochmals den Inhalt beider Becher aus einem in den andern, um ihn recht durcheinander zu miſchen, vertheilte ihn abermals in zwei gleiche Hälften und reichte dann die Becher dem Ober-Rabbiner zur Auswahl hin.

„Großer, gnädiger Gott,“ rief ſie mit lauter Stimme, indem ſie ihren Becher hoch über ihrem Haupte erhob, „rette die Unſchuld und ſtrafe das Verbrechen!“ Manaſſée rief den Gott Abrahams an, beide ſetzten zu gleicher Zeit den Becher an die Lippen, als im nämlichen Augenblick lautes, wildes Getümmel ſich vor dem Saale erhob. Die Thüre deſſelben erbebte von gewaltigen Schlägen. „Oeffnet, öffnet die Thüre im Namen der Obrigkeit,“ rief drauſſen eine gebietende, alles übertönende Stimme.

Manaſſée ſetzte erſchrocken den bei weitem nicht halb geleerten Becher hin, und Joſebeth folgte ſeinem Beiſpiel. Die zitternden Rabbiner verließen ihre Plätze, und drängten ſich, wie Schutz ſuchend, um Joſebeth her, Manaſſée aber, von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, war in einen Stuhl geſunken.

„Tochter Israels!“ rief er von dort aus, „jetzt zeige Deinen oft geprieſenen Edelmuth, Deine Geiſtesſtärke; erkläre denen, die gewiß nur um Deinetwegen uns ſo überfallen, daß es ferne von uns war, Dir Leid zuzufügen oder zufügen zu wollen. Tritt hervor, ſprich für uns, der Wahrheit gemäß.“

Der Lärmen drauſſen hatte ſich indeſſen gewaltig vermehrt, er glich zuletzt dem Toben des wild empörten Meeres, und die Angſt der Rabbiner ſtieg mit ihm in gleichem Maaße. „Oeffnet die Thüre, oder ſie wird eingeſchlagen," rief es aus viel hundert Kehlen, und als keiner der Juden Muth genug hatte, dieſem Befehle Folge zu leiſten, donnerten wiederholte mächtige Schläge an die Thüre, ihre Angel klirrten, ihre Schlöſſer gaben nach, und endlich fielen beide Flügel derſelben mit lautem Krachen und zerſchmettert in den Saal hinein. Ein junger Matroſe, mit einer Streitaxt bewaffnet, war der erſte der hineindrang, mit wildem Geſchrei drängte ſich die aufgebrachte Menge ihm nach. „Noch lebt ſie, dort ſteht ſie," rief der Matroſe, „zu Boden mit ihrem Verfolger!" er wollte auf Manaſſée zu, der ſtarr und regungslos da ſaß, doch das zwiſchen beide einſtürmende Volk verhinderte ihn daran. Alles drängte ſich um Joſebeth her. „Ich lebe, ich bin unverletzt!" rief ſie alle ihre Kraft zuſammennehmend und überlaut, „hier gibt es nichts zu rächen oder zu ſtrafen, jeder Tropfen Bluts, der hier um meinetwillen vergoſſen würde, müßte laut um Rache zum Himmel aufſchreien." Das Volk jubelte laut, jeder wollte in der Nähe die ſchöne Frau ſehen, von der einer dem andern erzählte, daß die Juden ſie hätten ermorden wollen, weil ſie dem jüdiſchen Glauben entſagt und ſich taufen zu laſſen Willens ſey.

Die Rabbiner hatten ſich indeſſen in ihrer Todesangſt wieder auf ihren etwas erhöhten Platz zuſammengedrängt, denn die ihn umgebenden Schranken ſchienen ihnen doch einige Sicherheit zu gewähren, und Joſebeth ſtellte ſich mit ausgebreiteten Armen vor dem Eingange deſſelben zu ihrem Schutze hin.

„Chriſten, nun bald meine Brüder,“ ſprach ſie ſo laut ſie es nur vermochte, „vergönnt mir gleich beim Uebertritte zu Euch, die edelſte Eurer Lehren zu üben, und meinen Feinden zu vergeben, indem ich Euch um Schonung ihrer anflehe. Ihr, Herr Iſaak! gehört leider auch unter ihre Zahl;“ zwei ſtämmige Matroſen packten den Zitternden ſo wie ſie gegen ihn ſich wandte, und ſchoben ihn vorwärts, bis er dicht vor ihr ſtand.

„Ihr kanntet meine Unſchuld,“ fuhr ſie mit mildem Blick und ſanfter Stimme fort, „Ihr wart feſt überzeugt in Eurem Gemüthe, daß ich unfähig bin, die Euch gelobte Treue zu verletzen, ſo lange Ihr berechtigt ſeyd, ſie von mir zu fordern, und dennoch konntet Ihr mich anklagen! Die Urſachen, die Euch dazu bewogen, ſind mir eben ſo wenig ein Räthſel, als Euch ſelbſt; doch fürchtet nichts von mir, ich habe die Beweiſe davon in Händen, aber ich werde Euch nicht verrathen. Keine Macht auf Erden ſoll mich aber jetzt länger verhindern, hier laut zu erklären, daß ich von dem heutigen Tage an zum chriſtlichen Glauben mich bekenne, in welchem ich erzogen ward, und den ich von jeher im Herzen getragen habe.“

„Und Schutz und Hülfe Eurer Glaubensbrüder ſoll Euch dabei werden, wackre junge Frau, verlaßt Euch darauf,“ rief eine kräftige Stimme aus dem Haufen hervor, und ein ſtämmiger, wohlgekleideter Mann mittleren Alters, dem Jedermann bereitwillig Platz machte, drängte ſich hervor zu Joſebeth hin. Dieſer war kein andrer als myn Heer Jan van der Bolt, deſſen meine Leſer ſich vom Anfange dieſer Geſchichte her noch erinnern werden. „Schlagt ein,“ rief er, indem er Joſebeth die Hand bot, „und folgt mir in mein Haus, dort ſollt Ihr Schutz, Belehrung und alles finden, deſſen Ihr bedürft, und meine liebe Hausfrau Katharina wird wie eine Schweſter Euch aufnehmen, denn es iſt ja Menſchen- und Chriſtenpflicht, Euch bei Eurem frommen Vorſatz nach Kräften beizuſtehen. Euch, Herr Iſaak, kündige ich aber im Namen der Obrigkeit an, daß Ihr zufolge der Geſetze unſerer Stadt acht Tage Bedenkzeit behaltet, ob Ihr, nach dem Beiſpiel Eurer Ehefrau, Euch ebenfalls zum Chriſtenthume bekehren wollt oder nicht. Wollt Ihr nach dieſer Friſt noch in Eurem blinden Glauben beharren, ſo iſt Eure Ehe dadurch aufgehoben, Ihr gebt Eurer Frau ihr eingebrachtes Vermögen heraus, und jedes von Euch wird fortan als vollkommen frei betrachtet; bekehrt Ihr Euch aber, ſo bleibt Frau Joſebeth Eure Gattin nach wie vor, denn ſo will es das Geſetz unſrer Republik.“

„Ich werde zur rechten Zeit meine Erklärung über dieſes alles einreichen,“ ſtotterte Iſaak, und machte unter dem verhöhnenden Gelächter des Volkes ſich eilends davon.

Unruhiges Getümmel erhob ſich inzwiſchen unter den Rabbinern, von Furcht halb erſticktes Wehegeſchrei und Jammergeheul. Die angeſehenſten der eben gegenwärtigen Bürger traten hinzu, Manaſſée war im Verſcheiden, er hatte ſchon während der ganzen Verhandlung unter fürchterlichen Zuckungen dagelegen.

„Der Gott unſrer Väter hat durch ein ſichtbares Wunder gerichtet!“ rief Eléazar, indem er in der Stellung eines Propheten die Hände zum Himmel erhob. „Beide, Joſebeth und er, haben unter Anrufung des Allerhöchſten von dem geheimnißvollen Waſſer getrunken, er iſt dahin, und ſie ſteht ſiegreich da.“

„Gift, Gift, wo ſind die Becher!“ rief Salomé, auſſer ſich vor Entſetzen und Freude, „der Giftmiſcher ſtirbt an ſeinem eigenen Gifte! Wo ſind die Becher? unterſucht die Becher.“ Neues Getümmel entſtand unter dem Volke, die Becher waren umgeſtürzt, doch in einem derſelben war noch genug vom Bodenſatz geblieben, um ihn gerichtlich unterſuchen laſſen zu können, und er ward ſogleich ſichern Händen übergeben.

Salomé war indeſſen bis zu Joſebeth hindurch gedrungen. „Wenn Du gerettet biſt, ſo hat meine

Vorſicht Dich gerettet, Du Kind meines Herzens," rief ſie. „Edle Herrn, ich ahnete ſeit mehreren Tagen, wie man ihrem Leben nachſtelle, ich habe mit Arzeneien ſie verſehen, die jeder Vergiftung vorbeugen, ich hatte von meinem Großvater ſie ererbt, der ein weltberühmter Arzt geweſen iſt, und . . ."

„Ich habe noch heute Morgen Deine Tropfen genommen, ich fühle keinen Schmerz, ich bin wohl, ſehr wohl," ſprach Joſebeth, und ſank erbleichend in Salomés Arme.

„Kommt, kommt nach Hauſe, junge Frau, hier darf Eures Bleibens nicht länger ſeyn," rief Herr van der Volt, indem er ihren Arm ergriff, um ſie fortzuführen, „ärztliche Hülfe muß in jedem Falle Euch werden, Ihr habt gar zu viel ausgeſtanden, mehr als menſchliche Kräfte vermögen, beſonders die einer Frau."

Indem er Joſebeth durch die Menge mehr trug als führte, machte ihm dieſe willig Platz, doch nur um ſich gleich hinter ihm wieder zuſammen zu ſchließen, in der Abſicht, ihn mit der Geretteten im Triumphe bis in ſein Haus zu begleiten. Joſebeth fuhr ſchaudernd zuſammen, als ſie das wilde Jubelgeſchrei hörte, mit dem man ſie beim Heraustreten begrüßte, doch ihr Führer wußte ſchnell von der läſtigen Begleitung ſie zu befreien. Am nächſten Kanal hob er ſie mit Salomés Hülfe in ein verdecktes Boot, und brachte ſie ſicher, bequem, und allen neugierigen Blicken entzogen, bis an ſein Haus. Dort empfing ſie Frau Katharina mit der ihr eignen gutmüthigen Freundlichkeit, und bemühte ſich auf das ſorgſamſte, der geiſtig und körperlich Müden, die ihr höchſtnöthige Ruhe und Pflege zu verſchaffen.

Der augenblicklich herbeigerufene Arzt erklärte nach einigen zwiſchen Furcht und Hoffnung hingebrachten Stunden, daß keine ſchädlichen Folgen der beabſichtigten Vergiftung mehr zu befürchten wären. Manaſſée war indeſſen geſtorben, ſey es, weil er mehr als Joſebeth von dem Waſſer getrunken hatte, das, wie bei der Unterſuchung des im Becher zurückgebliebenen Bodenſatzes ſich ausgab, wirklich mit einem ſchnell und heftig wirkenden Gifte vermiſcht geweſen war, oder auch weil ſein berühmter Theriak ſich weniger kräftig bewieſen hatte, als Salomés Arkanum. Zorn, Verzweiflung, Furcht und Entſetzen, mochten indeſſen auch viel dazu beigetragen haben, den plötzlichen Tod des Rabbiners herbeizuführen, der eigentlich ein Glück für ihn war; denn nach der Entdeckung der beabſichtigten Vergiftung möchte er ſchwerlich der Ahndung von Seiten der damals ſehr ſtreng geübten Gerechtigkeit, und einem noch härteren Schickſal entgangen ſeyn.

Nach Art aller Frauen, empfand Joſebeth erſt nachdem ſie dieſelbe mit eben ſo viel Muth als Beſonnenheit überſtanden, den ganzen Umfang der Gefahr, in der ſie geſchwebt hatte, und nun erſt entſetzte ſie ſich davor. Alles, was ſie an ihre nächſte Vergangenheit erinnerte, erfüllte ſie mit bangem Grauen, die Scenen, die ſie in ihrem Gefängniß hatte erleben müſſen, gingen, ſobald ſie dem Schlummer ſich hingab, in ängſtlichen, fieberhaften Träumen an ihr vorüber, und ſchreckten ſie auf, und Salomê durfte Wochenlang es nicht wagen, ihr die näheren Umſtände ihrer Rettung mitzutheilen, ſo ſehr auch der guten, aber ſprachluſtigen Alten danach verlangte, der Herold ihrer eignen Thaten zu werden.

Schon war die dem Iſaak geſetzte Friſt abgelaufen, und er genöthigt geweſen, Joſebeths Vermögen, in Folge ſeiner Erklärung, daß er beim Judenthum beharren wolle, in van der Volts Hände niederzulegen, der als Joſebeths gerichtlich beſtätigter Vormund es ſich ſehr angelegen ſeyn ließ, ihr Intereſſe mit großer Pünktlichkeit wahrzunehmen; ſchon war die Ehe Joſebeths durch die Veränderung ihres Glaubens für aufgehoben erklärt, und der würdigſte und geehrteſte Geiſtliche in Amſterdam hatte ſchon angefangen, ihren Geiſt wie ihr Gemüth durch die erhabene Lehre zu tröſten und zu erleuchten, zu der ſie hinfort mit voller Ueberzeugung ſich bekennen wollte, als ſie endlich ſich ſtark genug fühlte, Salomés Bericht von dem, was ihr bis jetzt unbekannt geblieben war, zu vernehmen.

Salomé erzählte ihr zuerſt von ihrem Beſuche bei Alderan, von ſeinem Entſetzen über Joſebeths Gefangennehmung, von dem Muth, dem glühenden, nichts fürchtenden noch ſchonenden Eifer, mit dem er ſelbſt das Unmögliche zu ihrer Rettung verſuchen, oder mit ihr untergehen wollte; und ging dann zu ihrem Beſuche bei Eléazar über.

Sie hatte dieſen über Joſebeths hartes Geſchick und ſeiner Mitbrüder Benehmen nicht weniger entrüſtet als betrübt gefunden. In der Aufregung, in der ſie ihn antraf, hatte er nicht nur den Ort, wo Joſebeth gefangen gehalten wurde und der Kahal am nächſten Morgen ſich verſammeln wolle, ihr entdeckt, er hatte ihr auch vertraut, daß, auf Manaſſées Antrieb, ſchon in der erſten vorläufigen Verſammlung der Rabbiner beſchloſſen worden wäre, bei dieſer Gelegenheit den uralten, längſt verjährten Gebrauch des Waſſers der Eiferſucht zu erneuen, und Joſebeth demſelben zu unterwerfen. Salomé blickte ſchaudernd ihn an, und las mit Entſetzen in ſeinen umdüſterten Zügen, daß auch ihm eine Ahnung, gleich der, die ſie empfand, das Herz beklemme, obgleich er es nicht wagen mochte, ſolche auszuſprechen. Auch Salomé ſchwieg, aber ſie fühlte, daß kein Augenblick zur Rettung der über alles geliebten Joſebeth mehr zu verſäumen ſey. Ihr heller Scharfſinn, ihre genaue Bekanntſchaft mit dem Charakter des düſtern, rachſüchtigen Manaſſée, ließen ihr keinen Zweifel darüber, daß er ſich nimmermehr dieſe Gelegenheit entgehen laſſen würde, Joſebeths Leben und Ehre mit einem

Schlage zu vernichten, ohne ſich dabei im mindeſten der Gefahr auszuſetzen, als ihr Mörder betrachtet zu werden. Salomé wußte, zu welchem gränzenloſen Haſſe verſchmähte Liebe in einem unedlen Gemüthe ſich umwandlen kann, auch war ihr nicht unbekannt, daß er noch immer vor einer Entdeckung ſeines ehemaligen Betragens gegen Joſebeth heimlich zittre. War ſie dahin, ſo war er gerächt und zugleich ſeine Ehre und ſein Anſehen bei ſeinem Volke auf immer geſichert.

Der einzige Weg zur Rettung, der in dieſer Todesgefahr eines hochgeliebten Weſens ſich der treuen Dienerin zeigte, widerſtand zwar ihrer alten Anhänglichkeit an ihren Glauben und ihr Volk, aber ſie zögerte dennoch nicht, ihn einzuſchlagen. Spät wie es war, eilte ſie ſogleich zu Frau Katharina van der Volt, dieſe war die einzige Chriſtin, zu der ſie Zutrauen hegte, denn ſie hatte bei dem kleinen Handel, den Salomé nach Art ihres Volkes nicht unterlaſſen konnte zu betreiben, ihr immer freundlich begegnet, und ihr gezeigt, daß ſie wegen ihrer ſeltnen Rechtlichkeit ſie achte, und keinesweges dem niedrigen Troſſe ihrer Nation ſie gleichſtelle. Zum Glück war Frau

Katharine daheim, und ließ die ihr wohlbekannte Jüdin ſogleich vor ſich kommen, die dann auch nicht ermangelte, unter einem Strome von Thränen ihr ganzes Herz vor ihr auszuſchütten, und beſonders darauf das größte Gewicht zu legen, daß Joſebeth als Chriſtin erzogen, und gewillet ſey, öffentlich zur chriſtlichen Kirche überzugehen, weshalb die Rabbiner ſie mit um ſo größrer Erbitterung verfolgten, und ſie lieber tödten würden, um nur nicht eine, durch Anſehen, Schönheit und Reichthum ſo ausgezeichnete Frau ſich abtrünnig werden zu ſehen.

Die gute, fromme Katharine wurde durch alles dieſes ſehr gerührt und zur Theilnahme aufgeregt; ſie ſäumte keinen Augenblick, ihren Mann mit in den Rath der Frauen zu ziehen, und dieſer benahm ſich dabei wie es für einen ſo wackern, mit den Geſetzen der Republik wohlbekannten Bürger von Amſterdam ſich gehörte und gebührte. Nachdem er, durch mehrere ſchlau geſtellte Fragen an Frau Salomé, ſich ſo ziemlich von der Wahrheit ihrer Ausſage überzeugt hatte, machte er ſogleich ſich auf den Weg, um die nöthigen Anſtalten zu Joſebeths Befreiung zu treffen. Als ein angeſehener und allgemein geachteter Bürger, ward es ihm nicht ſchwer, von der obrigkeitlichen Behörde zu allem ermächtigt zu werden, was er in dem vorliegenden Falle für nöthig finden würde; auch ward eine Anzahl Polizeidiener ihm zugegeben, um im Falle der Noth Gewalt anzuwenden, wenn bloßes Zureden bei den Juden nichts fruchten ſollte. So machte er ſich denn am folgenden Morgen in Salomés Begleitung auf den Weg, aber er vermochte nicht, ihn ſo ſchnell zurückzulegen, als er es wohl gewünſcht hätte.

Die Holländer ſind von Natur, unerachtet ihrer ſcheinbaren Gelaſſenheit, ein eben ſo neugieriges als eifriges Volk, ſobald ihre Theilnahme rege gemacht wird; die Nachricht, daß die Juden eine Frau ihres Glaubens morden wollten, um ſie zu verhindern, eine Chriſtin zu werden, hatte wie ein Lauffeuer ſich verbreitet, wozu auch Frau Salomé das übrige redlich beigetragen hatte, um dadurch die Anzahl der Helfenden zu vermehren. Herr van der Volt, durch mancherlei Formalitäten aufgehalten, hatte ſich an der Spitze ſeiner kleinen Schaar von Polizeidienern erſt ziemlich ſpät in

Bewegung ſetzen können, das Häuflein ſeiner Begleitung mehrte ſich aber lawinenartig bei jedem Schritt den er that, überall eilten Leute aus allen Ständen herbei, die ſich, mit dem beſten Willen mitzuhelfen, dem Zuge anſchloſſen, beſonders bezeigten die Matroſen ſich dabei ſehr thätig, wie das in Seeſtädten immer der Fall iſt; eine Menge Bekannte traten an Herrn van der Volt heran, um ſich den Vorgang umſtändlich erzählen zu laſſen, das Fortſchreiten ward durch alles dieſes verzögert, und man mußte es beinah als ein Wunder anſehen, daß Joſebeth nicht wirklich das Opfer dieſer Verzögerung wurde.

Joſebeth fiel lautweinend ihrer alten Freundin um den Hals, ſobald dieſe ihre ſehr umſtändlich vorgetragene Erzählung beendet hatte. „O Salomé!“ rief ſie, „Du meine zweite Mutter, nur Dir verdanke ich mein Leben, mein zweites, ſchöneres Leben, und Dir, Deiner Pflege im Alter ſey es fortan auch geweiht. Ich will Dich lieben und ehren, als wärſt Du in der That meine Mutter, nenne mich immer Dein Kind, Deine Tochter; ich will die liebendſte Tochter

Dir ſeyn, denn Dir verdanke ich Alles, Glück, Ehre und daß ich noch athme. Du, Du allein haſt mich gerettet, nicht er, der ſein Leben für meine Befreiung hinzugeben, mit tauſend Eiden mir ſchwur. Wo war er denn? Wo war Alderan, während Du mit ſo großer Aufopferung für meine Rettung bemüht warſt?“

„Alderan?“ fragte Salomé lächelnd, „Alderan? Er war nicht weit von Euch. Habt Ihr denn den jungen Matroſen nicht bemerkt, der die Streitaxt, die er in Händen trug, ſo kräftig zu führen gewußt, daß die Thüre von ſeinen gewichtigen Schlägen zerſpalten, mitten in die Verſammlung Eurer Feinde hineinfiel? Ich hatte um Euretwillen ihm dieſe Verkleidung beinah aufgezwungen, denn ich bedachte, daß ſein Erſcheinen in ſeiner wahren Geſtalt, Euch in den Augen Eurer Freunde wie Feinde Nachtheil bringen, ſein unerwarteter Anblick ſogar Euch ſelbſt, vielleicht in einem wichtigen Augenblicke, verwirren könne, während er unerkannt und unbemerkt kräftiger für Euch zu wirken im Stande war. Von Euch ungeſehen, ſtand er während der ganzen Zeit, zu

Eurem Schutze bewaffnet, in Eurer Nähe; ſeiner Vorſorge verdankt Ihr es, daß jenes Boot bereit lag, Euch aufzunehmen, er half unſerem Hausherrn Euch in Eurem halb bewußtloſen Zuſtande hinein zu heben, er war mit unter den Ruderern, und trug Euch, als wir landeten, in dieſes Haus. Seitdem irrt er, ſchon viele Wochen lang, um daſſelbe herum, in der Hoffnung, Euch nur einmal am Fenſter zu erblicken. Er bittet inſtändigſt, nur einmal vor Euch gelaſſen zu werden. Könnt Ihr dieſe Gunſt ihm verſagen wollen? Seyd Ihr wirklich ſo undankbar? Nun ſo tretet wenigſtens an das Fenſter, um Euch ihm von Ferne zu zeigen, und ihn wenigſtens eines freundlichen Grußes zu würdigen, ich wette, er ſteht irgendwo verborgen, und betrachtet mit Sehnſucht dieſes Haus.“

Joſebeth erröthete, blickte ſchüchtern zu Salomé auf, ein ſchnell vorüber gleitendes Lächeln verklärte ihr bleiches Geſicht, aber ſie blieb ſchweigend.

„Liebe Tochter, vergönnt mir ein vertrauliches Wort,“ ſprach Salomé weiter. „Ihr ſeyd nun einmal zum Chriſtenthume übergegangen, es betrübt mich ſchmerzlich, aber nach allem, was Ihr von unſern Leuten erfahren und leiden mußtet, kann ich Euch deshalb nicht tadeln. Eure unglückliche Ehe iſt aufgelöſt, Ihr ſeyd frei, aber zu jung, zu ſchön, zu reich, um es bleiben zu können. Eure Schönheit, vielleicht mehr noch Euer Vermögen, werden die Freier ſchaarenweiſe herbeiziehen, doch nie werdet Ihr unter Euren neuen Glaubensgenoſſen ein ſo heiß, ſo treu liebendes Herz finden, als das des, wie ich fürchte, ganz von Euch vergeſſenen Alderan. Bedenkt, daß er bereit war, Euch ſeine Liebe mit Gefahr ſeines Lebens zu beweiſen, Euch alle ſeine Verhältniſſe, all' ſeine Pläne für die Zukunft zu opfern, ehe nur der ſchwächſte Schimmer von Hoffnung ihm . . . "

„Sprich nicht weiter, ich darf ſo Dich nicht weiter reden hören," unterbrach Joſebeth ſie, „aber verkenne mich darum nicht; ſchilt mich nicht undankbar," ſetzte ſie wehmüthig ernſt hinzu. „Sage dem edlen Alderan, daß ich nie ſeine Bereitwilligkeit, mir zu helfen, vergeſſen werde, daß mein

Herz — daß er immer — daß ich ſelbſt — Du ſiehſt es Salomé, wie Deine zur Unzeit angebrachten Reden mich verwirrt haben, ſo daß…"

„Ich ſehe alles, und ich möchte der arme Alderan ſähe es auch," erwiederte ſchlau lächelnd Salomé, „aber was ſoll ich denn nun ihm eigentlich ſagen?"

Joſebeth blickte ein wenig verlegen vor ſich nieder. „Salomé," ſprach ſie nach kurzem Nachſinnen ſich wieder ermannend, „muß ich es Dir denn wiederholen? Deine Reden, Deine Fragen ſind ſehr zur Unzeit angebracht. Zu heilige, zu ernſte, zu wichtige Gedanken und Entſchlüſſe beſchäftigen in dieſer Zeit mein Gemüth, als daß ich es irdiſchen Plänen und Wünſchen für meine fernere Zukunft zuwenden könnte; ich will und darf es nicht. Auch bin ich entſchloſſen, dieſes mein Wittwenjahr, denn als ſolches muß ich es betrachten, in ſtiller Zurückgezogenheit zuzubringen, wie es für eine Wittwe ſich ziemt. Ich werde jede Geſellſchaft meiden, nur Dich und die, welche ſo freundlich in ihrem Hauſe mir eine Freiſtatt boten, werde ich neben dem würdigen Manne leben, welcher durch ſeine heiligen Lehren mir die Bahn zu einem höheren, beſſern Leben eröffnet. Dies iſt mein unabänderlich feſter Wille; meine Ehre, mein guter Name vor der Welt erfordern, daß ich davon nicht abgehe. Niemand ſoll auftreten und behaupten dürfen, daß andre Gründe, als die heiligſten und reinſten, mich zu dem wichtigen Schritte bewogen haben, den ich gethan.“

„Und nach Ablauf Eures ſogenannten Wittwenjahres begrabt Ihr Euch lebendig in einem Kloſter?“ fragte Salomé etwas mißmuthig.

„Nicht doch, meine Religion kennt keine Klöſter,“ erwiederte Joſebeth freundlich, „ich bin im proteſtantiſchen Glauben erzogen und werde feſt dabei beharren; aber freilich blieb ich als Kind zu unbekannt mit den chriſtlichen Einrichtungen, ſo daß ich wirklich bis jetzt geglaubt habe, wir hätten ebenfalls ſolche Zufluchtsorte für Unglückliche, wie ich damals war. Theile Alderan die Gründe mit, die mich beſtimmen, vor Ablauf eines ganzen Jahres weder ihn, noch andere Geſellſchaft zu ſehen, ſage ihm, daß ich, ſo lange ich athme, ihn als den treuſten, edelſten Freund in meinem Herzen hochhalten und niemals ſeiner vergeſſen werde; daß nichts meine jetzige ſtille Zufriedenheit trübt, als die tief gefühlte Unmöglichkeit, ihn vor ſeiner Abreiſe ſehen und meinen innigen Dank für alles, was er für mich gethan und thun wollen, ihm ausſprechen zu dürfen. Sage ihm auch, daß ich ihn auf das Dringendſte bitte, nicht länger in Amſterdam zu verweilen, ſondern zu ſeinem frühern Plane zurückzukehren, meine guten Wünſche ſollen ihn begleiten, wohin er auch gehen mag. Iſt das Jahr verfloſſen, das ich einſam und von der Welt geſchieden zubringen muß, kehrt er einſt wieder in meine Nähe zurück, ſo werde ich unſer Wiederſehen als einen Freudentag feiern . . .“

„Und finde ich ihn dann liebend und treu wieder, ſo wie er war, als er ging, ſo darf er hoffen, mich nicht unerbittlich zu finden, auf dieſe Weiſe darf ich Eure ſchöne lange Rede doch wohl ergänzen, wenn gleich nicht mit ausdrücklichen Worten? Der Arme darf doch nicht in Verzweiflung ſcheiden?“ fiel Salomé ein.

Joſebeth erwiederte ihr keine Silbe, ſie ſtand auf und ging in ihr Kabinet. Salomé ſah erſtaunt ihr nach. „Sie will ihren Willen haben, das ſeh ich wohl, und es könnte ſie erzürnen, wenn ich weiter in ſie dringen wollte,“ ſprach ſie endlich zu ſich ſelbſt. „Der gute Alderan muß ſich darein ergeben. Doch glaube ich, ihn mit gutem Gewiſſen nicht ganz ohne Troſt fortſchicken zu dürfen, und dieſes Jahr hat denn doch auch am Ende nur zwölf Monate wie die andern, die gehen auch vorüber.“

Alderan ergab ſich mit größerer Faſſung in Joſebeths Ausſpruch, als Salomé es von ihm erwartet hätte. Sein eignes feines Gefühl für Recht und Ehre zwang ihn, Joſebeths Benehmen nicht nur zu bewundern, ſondern auch zu billigen, ſo weh es ihm auch that; der Troſt, den Salomé ihm mit auf den Weg gab, daß dieſe Entfernung eigentlich nur dazu dienen ſolle, die Geliebte von ſeiner unveränderlich treuen Liebe zu überzeugen, trug viel dazu bei, ſeinen Muth zu erheben und zu ſtärken, und ſo nahm er denn die erſte Gelegenheit wahr, nach Stockholm überzuſchiffen, wie Joſebeth es gewollt.

Einige Monate ſpäter wurde Joſebeth vor unzähligen Zuſchauern und mit vieler Feierlichkeit durch die Taufe in den Bund der Chriſtenheit aufgenommen. Sie erhielt wieder den Namen Marie, den ſie als Kind geführt, und die Vornehmſten der Stadt ſtrebten nach der Ehre, Pathenſtelle bei ihr zu vertreten. Myn Heer van der Bolt und ſeine freundliche Hausfrau waren unter der Zahl derſelben, und ließen es ſich nicht nehmen, den feſtlichen Tag mit einem großen Gaſtmahle zu beſchließen. Marie hielt treu an ihrem Vorſatze, den Reſt des Jahres in ſtrenger Zurückgezogenheit zuzubringen. Sie blieb unter dem gaſtfreundlichen Dache, das zur Zeit der Noth ſie aufgenommen hatte, half mitunter Frau Katharinen ihre Wirthſchaft beſorgen, wandte zu einer ernſteren Ausbildung ihres Geiſtes und ihrer Talente mehrere Stunden des Tages an, als ſie früher ihr hatte widmen können, und ward unter dieſen harmloſen Beſchäftigungen immer liebenswürdiger und weiblicher, indem ſie allmählich jene überſpannte romanhafte Ideenwelt aus dem Geſichte verlor, in die ſie früher, durch unnatürliche Verhältniſſe, ſich hatte flüchten müſſen, um nicht geiſtig unterzugehen.

Nach Verlauf des Jahres kehrte Alderan, voll Sehnſucht und halb banger, halb freudiger Erwartung mit unveränderten Gefühlen zurück. Der Zutritt zu der Heißgeliebten ward ihm ohne Weigerung gewährt; er fand ſie ſchöner, blühender wieder, als er je ſie geſehen, und ſeine treue Liebe erregte bald den ſchönſten Wiederklang in ihrem, bis dahin freudenarmen, verödeten Herzen. Beide wurden vor den nämlichen Zeugen am nämlichen Altar, wo Joſebeth die Weihe der Taufe erhalten, durch den nämlichen Geiſtlichen auf immer einander verbunden. Alderan führte ſeine junge Gattin in ſein Vaterland, entſagte fortan allen wilden Kriegesfahrten, kaufte an den ſchönen Ufern der Loire ſich an, und beide führten ein langes, beglücktes und beglückendes Leben, bis ſie ſpät, beinah zu gleicher Zeit, hinüberſchlummerten, umringt von einem froh um ſie erblühenden neuen Geſchlechte. Der Tag der großen Ueberſchwemmung von Amſterdam ward von ihnen, ſo lange ſie lebten, als das ſchönſte ihrer häuslichen Feſte, in Freude und Luſt hoch gefeiert.

Die Brunnengäſte.

„Gut, daß ich Dich hier treffe," rief der Baron Rainertshauſen, indem er ſeinen Neffen beim Arm ergriff, der eben in eine der vielen eleganten Butiken unter dem Säulengange vor dem Kurſaal zu ſchlüpfen verſuchte. „Sage mir nur, Adelbert, was ich von Dir denken ſoll," fuhr er fort, indem er, je heftiger er in ſeiner Rede wurde, immer ſchneller unter den Säulen mit ihm auf und ab ging. „Sieh' Dich nicht ſo nach Steigerwalds Kryſtallſachen um, Du kannſt ein ander Mal Deine Einkäufe beſorgen, jetzt mußt Du mir Rede ſtehen. Seit den wenigen Wochen, die Du von Deinen Reiſen zurück biſt, weiß ich gar nicht mehr, wie Du mir vorkommſt; Du wareſt zwar immer ein ernſthafter, aber doch feuriger Burſche, voll Geiſt und Leben, jetzt aber biſt Du mir völlig wie ausgetauſcht."

„Lieber Onkel,“ fing Adelbert an, „es würde mich tief in der Seele ſchmerzen, wenn Sie jemals . . .“

„Ach was! davon iſt nicht die Rede,“ fiel der Baron dem Neffen ein, „ich wollte faſt, Gott verzeih' mir die Sünde, Du machteſt lieber einige dumme Streiche, es wäre doch beſſer, als gar nichts. Ich komme voll froher Erwartung Dir hier in Wiesbaden entgegen, und was habe ich gefunden? Die reizendſten Mädchen, Geſichtchen, bei Gott! wie kein Maler ſie ſchöner malen kann, lächeln dem jungen Herrn zu, und er ſteht da, wie ein hölzerner Apoſtel, verbeugt ſich ehrbarlich, wie eine am Draht gezogene Marionette, und läuft bei der erſten beſten Gelegenheit, die ſich ihm bietet, davon. Iſt das die neue Lebensart, die Du von Deinen Reiſen mitgebracht haſt, ſo danke ich Gott, daß ich achtundvierzig Jahre alt bin, denn ſo, wie ich da ſtehe, bin ich doch ein ganz anderer . . .“

„Lieber Onkel, Sie brauchen uns jüngere Leute nicht erſt darauf aufmerkſam zu machen,“ erwiederte der Neffe, „wir wiſſen Alle recht gut, welchen gefährlichen Nebenbuhler wir . . .“

„Schweig!“ rief der Baron mit verſtelltem Zorne, während wider ſeinen Willen ein gefälliges Lächeln ſein wirklich noch immer männlich ſchönes Geſicht verklärte, „Du denkſt, mich mit Schmeicheleien zu beſtechen, aber Du ſollſt Dich getäuſcht ſehen. Du weißt, was ich von Dir verlange, Du weißt, daß es mein ſehnlichſter Wunſch iſt, Dich verheirathet zu ſehen, und das je eher, je lieber, nur nicht mit einer Fremden, denn die taugen nicht für uns. Eine Berlinerin, eine Frankfurterin, eine Hannoveranerin, das alles paßt nun einmal nicht in unſere Landesart, ſo liebenswürdig es übrigens ſeyn mag. Aber da ſind die beiden Fräulein Allershain, ich will es Dir nur geſtehen, ihr Vater, mein alter Freund, iſt nicht ganz ohne mein Zuthun mit ihnen hierher (gleichſam Dir entgegen) gekommen; unſere Güter grenzen ſo ſchön an einander! Sieh' die Fräulein doch nur an, es ſind ja wahre Engelskinder und, unter uns geſagt, Dir nicht abgeneigt. Die blonde Thereſe, die braune Bertha, die eine friſch, wie eine junge Maienroſe, die andere hell und rein, wie ein Thautropfen, nun was ſagſt Du? habe ich ſchlecht gewählt? ich bitte Dich, ſteh' nicht ſo ſtöckiſch da.“

„Lieber Onkel, Maienröschen und Thautropfen ſind beide nicht für mich,“ antwortete Adelbert eben ſo beſcheiden, als beſtimmt.

„Sind beide nicht für Dich!“ wiederholte heftig erzürnt der Baron. Er würde ſeinem Zorne gewiß noch recht kräftig Luft gemacht haben, wenn er nicht unten an der großen Allee einige Damen von ſeiner Bekanntſchaft gewahr worden wäre, die langſam auf ihn zukamen. „Ich will Dir nun einmal für allemal noch meine Meinung ſagen, dann thue was Du willſt,“ flüſterte er eilig mit unterdrückter Heftigkeit ſeinem Neffen zu. „Ich habe nicht die geringſte Luſt, dieſen Winter wieder entweder in meinem Schloſſe einſam da ſitzen, oder bei abſcheulichem Wetter und bodenloſen Wegen meilenweit reiſen zu müſſen, um ſchlechte langweilige Geſellſchaft aufzuſuchen, ich bin deſſen hinlänglich müde. Vor dieſem waren die Leute noch jung und blieben es auch, ſelbſt wenn die ſogenannten beſten Jahre eintraten, wie Figura zeigt; damals gab es noch gute fröhliche Geſellſchaft, jetzt ſehe ich nur junge Greiſe und Duckmäuſer, oder rohe Geſellen und Karbonari; mit beiden mag ich nicht verkehren, ich will eine

Familie um mich haben, in deren Mitte ich ein fröhliches genußreiches Leben führen kann, zu welchem der Himmel mir alles Uebrige verliehen hat. Du nimmſt Dir alſo, und das noch ehe der Winter hereinbricht, eine junge hübſche Frau, die ein Landeskind iſt und auch mir gefällt, oder — nun Du ſollſt es erleben.“

„Aber, lieber Onkel,“ erwiederte Adelbert, „würden wir alle Beide eine in ſolcher Eile getroffene Wahl nicht vielleicht bereuen müſſen, würde eine junge ſchöne Frau nicht vielleicht zu viel Geſellſchaft, ein zu geräuſchvolles Leben in Ihrem Schloſſe einführen wollen . . .“

„Meinetwegen mag ein ganzes Heer von Kurmachern hinter ihr herziehen, in allen Ehren verſteht ſich, deſto luſtiger wollen wir es treiben, ich, die junge Frau und ihre Verehrer, unter denen ich der erſte zu ſeyn gedenke; ein köſtliches Leben wollen wir führen,“ rief der Baron mit jener Uebertreibung, zu der ein gereiztes lebhaftes Gemüth ſich ſo leicht im Zorne verleiten läßt. „Du ſollſt dabei volle Erlaubniß haben, den Philoſophen zu ſpielen. Willſt Du aber mir nicht den Gefallen thun, zu heirathen, nun ſo heirathe ich ſelbſt; Du biſt um meine Erbſchaft und wirſt, ſo Gott will, auch um das Majorat geprellt. Da iſt das Fräulein von Wallborn, die Krone aller unſerer hieſigen Damen, zwar eine Ausländerin, aber ſie ſcheint mir nicht abgeneigt — Haſenfuß, was lachſt Du?"

„Verzeihung, lieber Onkel, mein Lachen iſt nicht von der Art, daß es Sie beleidigen könnte. Dieſes Fräulein von Wallborn, das ihre Günſtlinge weit öfter wechſelt, als ihre Hüte und Hauben . . ."

„Sprich nicht weiter," fiel der Baron ein, „ich weiß es, Du hegſt einen wunderlichen Widerwillen gegen dieſe Dame, und benimmſt Dich oft ihr gegenüber auf eine Weiſe, deren ich ſelbſt in Deiner Seele mich ſchämen muß. Für Dich iſt ſie freilich keine Partie, und um keinen Preis würde ich ſie als Deine Frau ſehen mögen; aber muß man darum unartig und ungerecht ſeyn? und gegen das ſchwächere Geſchlecht obendrein?"

Die Geſellſchaft aus der Allee, an deren Spitze das Fräulein von Wallborn ſich befand, war den Beiden indeſſen ganz nahe gekommen; letztere eilte ſogar ihren Begleitern um einige Schritte zuvor, den Baron zu begrüßen, mit dem ſie wegen einer in dieſen Tagen zu veranſtaltenden Luſtfahrt tauſenderlei Verabredungen zu treffen hatte. Der Oheim wollte ſeinen Neffen mit in den Rath ziehen, doch dieſer war gleich Anfangs, mit einer leichten Verbeugung, an den Damen vorüber geſchlüpft, und jetzt zu weit entfernt, als daß man ihn noch hätte errufen können.

„Dort geht er hin, iſt es nicht zum Verzweifeln!“ rief der Baron.

„Und warum?“ fragte Malwina von Wallborn, „warum ſoll Ihr Neffe nicht die Freiheit behalten, eine Geſellſchaft meiden zu dürfen, an der er keine Freude zu finden ſcheint?“

„Meine ſchöne Freundin iſt nie bereitwilliger, für Adelbert ein gutes Wort zu ſprechen, als wenn er ſie, wie eben jetzt, von ſeinem Anblick ſchnell wieder befreit,“ bemerkte, noch immer etwas verdrießlich, der Baron.

„Weil ich gern hinter der Leute Rücken Gutes von ihnen rede,“ erwiederte Malwina lächelnd; „der junge Herr von Rainertshauſen bietet mir freilich oft Gelegenheit dazu.“

„Aber Sie finden deshalb doch nicht, daß es zu oft geſchähe, geſtehen Sie es nur. Ich könnte mir dieſes indeſſen gern gefallen laſſen, wenn der Oheim nur dabei gewönne, was des Neffen unziemende Blödigkeit verabſäumt,“ ſprach der Baron, indem er mit Malwina und ihrer Geſellſchaft in den Anlagen hinter dem Kurſaal ſich verlor.

„Wer ſind die Leute?“ fragte ein langer, ältlicher, von der Sonne verbrannter Offizier in engliſcher Uniform, ſeinen Nachbar, neben welchem er auf einer Bank im Gebüſche ſitzend, dem Geſpräche der eben Vorübergegangenen unbemerkt zugehört hatte.

Doctor Braun, an den dieſe Frage gerichtet wurde, war eine jener Figuren, wie man ſie überall antrifft, beſonders in großen Städten und an Orten, wo viele Perſonen aus den höheren Ständen verſammelt ſind. Sie wiſſen alles, miſchen ſich in alles, bekümmern ſich um alles, aus Mangel an eigener Beſchäftigung, beſonders ſuchen ſie allen Fremden ſich nothwendig zu machen, und wären troſtlos, wenn eine neue Erſcheinung von einiger Bedeutung, vierundzwanzig Stunden mit ihnen an einem Orte verweilt hätte, ohne daß ſie ihnen zu Geſicht gekommen wäre.

„Der hübſche, anſehnliche, für ſeine Jahre wohl etwas zu galante und elegante Mann in dem modernen Morgenüberrock, iſt der Baron Rainertshauſen, ein reicher Edelmann, deſſen Güter im Mecklenburgiſchen liegen,“ antwortete Doktor Braun, ſehr erfreut, einem Fremden mit ſeinen Neuigkeiten dienen zu können. „Der junge, blaſſe, ernſthafte Mann, der, als die Damen kamen, ſich gleich fort begab, iſt ſein Neffe und muthmaßlicher Erbe,“ ſetzte er hinzu.

„Deſto beſſer für ihn,“ murmelte der Offizier vor ſich hin. Des Letztern Accent verrieth, daß er ein geborner Deutſcher war, der während eines langen Aufenthalts in England es ziemlich verlernt hatte, ſich mit Leichtigkeit in ſeiner Mutterſprache auszudrücken. Dafür aber hatte er die Gewohnheit angenommen, engliſche Redensarten aus dem gewöhnlichen Leben wörtlich ins Deutſche zu übertragen, wie es Vielen geſchieht, die lange in jenem Lande bleiben, und größtentheils nur mit den Eingebornen deſſelben Umgang hatten.

„Die beiden jungen Männer ſind erſt geſtern angekommene Kurgäſte, die zwar noch nicht in der Brunnenliſte, wohl aber in der der Anbeter des Fräuleins von Wallborn eingetragen ſind,“ fuhr Doktor Braun mit einem ſehr ſchlauen Geſicht und ſelbſtzufriednem Lachen fort.

„Pſcha!“ brummte der Offizier auf gut engliſch, und warf auf der Gartenbank ſich herum, ſo daß er ſeinem Nachbar faſt den Rücken zukehrte.

„Ja, in ſolch einer Badewelt geht es mitunter wunderlich her,“ fuhr Braun fort, ohne ſich durch die ſichtbare Langeweile ſeines unaufmerkſamen Zuhörers im mindeſten ſtören zu laſſen. „Die kleine, etwas unförmlich breite Frau, die neben dem ſchönen ſchlanken Mädchen ging, iſt die Gemahlin eines Edelmanns im Hannöveriſchen, ſie leidet an der Modekrankheit, an nervöſen Uebeln; doch ihre Begleiterin, eine Mündel des Gemahls derſelben, iſt eigentlich die Sonne, der Polarſtern, die Axe, um die alles ſich dreht. In England, ſagt man, haben ſie Badekönige, die ſo eine Art von Polizei in der Geſellſchaft vorſtellen und auf Ordnung in ihr halten müſſen, wir aber haben Brunnenköniginnen, die den Leuten die Köpfe, wie die Herzen, verwirren. Dieſes Mal iſt hier in Wiesbaden Malwina von Wallborn unumſchränkte Herrſcherin und Regentin, und keine

Nebenbuhlerin wagt es, ihr den Rang ſtreitig zu machen.“

„Malwina von — wie nennen Sie es?“ fragte der deutſche Engländer, aufmerkſamer werdend.

„Malwina von Wallborn,“ war die Antwort; „doch, unerachtet ihres deutſchen Namens, kann niemand genau wiſſen, welchem Lande ſie eigentlich angehört. Engliſch, franzöſiſch und, wie man ſagt, auch italieniſch, ſpricht ſie nicht minder fertig, als das Deutſche. Sie ſingt wie eine Catalani, tanzt wie eine Lemiere und macht dabei über Jung und Alt ſich luſtig, zuweilen ſogar über mich.“

„Hum!“ knurrte der Offizier, in tiefem Nachdenken verſunken.

„Daß ſie hübſch iſt, werden der Herr Major wohl ſelbſt bemerkt haben,“ ſprach Doktor Braun weiter, „aber alle unſere jungen Herren ſind auch von ihr wie behext. Da gibt es ein Wetteifern, ein Laufen und Rennen, um die Ehre, ihr auf der Promenade den Shawl nachtragen zu dürfen, und der alte Baron von Rainertshauſen treibt es damit eben ſo arg, wie der jüngſte unter allen.“

„Und thut ſie einen beſonders favoriſiren?“ fragte der Major mit größerer Theilnahme, als er bis jetzt bewieſen hatte.

„Alle drei Tage einen Andern, das iſt das Luſtigſte dabei,“ war die Antwort. „Es iſt ein herzbrechender Anblick, die armen Teufel, nach ihrem Falle, wie die Schatten einherwanken zu ſehen; doch keiner von ihnen ward noch je durch das Schickſal ſeiner Vorgänger gewitzigt. Sie haben den ſchönen jungen Mann gewiß bemerkt, dem die Jagduniform ſo gut ſteht? er zog eben auch im Gefolge dieſer neuen Armida vorüber. Seit fünf Tagen iſt dieſer nun der Begünſtigte, das heißt, er darf, wie Sie eben geſehen haben, den Ridiküle ihr nachtragen, ſie nimmt die Blumen an, die er an der Mittagstafel ihr überreicht, ſie walzt mit ihm, wenn ſie Luſt zu tanzen hat, und erlaubt ihm, im Kurſaal hinter ihren Stuhl ſich zu ſtellen. So lange Zeit iſt noch Keiner der Beglückte geweſen. Auch meint Frau von Ellrich, die Mutter des Jagdjunkers, es könne wohl aus dieſem Verhältniſſe etwas Dauerndes entſpringen, und gibt ſich alle Mühe, mit Frau von Steinfels, der Begleiterin des Fräuleins, zu einer Art von Intimität zu gelangen, um von dieſer über die pekuniären und übrigen Verhältniſſe deſſelben einigen Aufſchluß zu erhalten. Doch, was wollen Sie wetten, daß ſpäteſtens morgen das Reich des jungen Jägers ſein Ende erreichen wird? Sie haben den jungen Bergwerksoffizier geſehen, der vorhin auch hinter ihr her zog und deſſen Namen ich noch nicht einmal weiß. Die ſchwarze Bergwerksuniform ſieht man hier ſelten, ſie hat etwas romantiſch Anziehendes, ich wette, ſo hoch Sie wollen, die ſchwarze Jacke mit den artigen ſilbernen Verzierungen, verdrängt noch vor Sonnenuntergang den grünen Rock.“

„Es will nicht antworten,“ murmelte der Major vor ſich hin, der ohne auf die letzte lange Rede des Doktors ſonderlich Acht zu geben, in Gedanken tief verloren da ſaß, und mit ſeinem Stöckchen allerhand Züge in den Sand zeichnete.

„Wie meinen Sie?“ fragte der Doktor. Er merkte nicht, daß ſein Nachbar die engliſche Redensart: it will not answer, wörtlich überſetzt hatte, die auf Deutſch nichts weiter ſagen will, als: es kommt nichts dabei heraus. „Wollen

Sie mit mir wetten?“ fragte er nochmals, da keine Antwort auf ſeine erſte Frage erfolgte.

„Mit Unbekannten gehe ich in keine Wette,“ antwortete mürriſch der Offizier.

Der Doktor ſchwieg nun eine kleine Weile, aber das Benehmen ſeines Nachbars hatte ihn doch nicht ganz zurückgeſchreckt. „Sehen Sie,“ fing er von Neuem an, „da kehrt der junge Rainertshauſen, der erſt vor den Damen ausriß, wieder zurück. Der junge Mann iſt ein Phönix, ein Phänomen ſeltener Art. Er ſcheint ſich überhaupt aus dem ſchönen Geſchlechte wenig zu machen, aber gegen das Fräulein von Wallborn hegt er eine auffallende Antipathie. Er iſt der Einzige, den dieſe allgewaltige Zauberin nicht beſtricken konnte. Er geht ihr aus dem Wege, ſobald es ihm nur irgend möglich wird, und muß er in ihrer Nähe verweilen, ſo bezeigt er ihr ſo wenig Aufmerkſamkeit, daß ſein Betragen oft an Unart grenzt. Es iſt, als ob ſie für ihn gar nicht exiſtirte, er würdigt ſie keines Blickes, ſage ich Ihnen. Aha, dachte ich, als ich dieſes zuerſt bemerkte, Don Cäſar und Donna Diana; der junge Herr will es fein anfangen, er will die ſtolze Schönheit durch den Geiſt des Widerſpruchs zu beſiegen ſuchen; in dem Beſtreben, ihn zu überwinden, ſoll ſie ſelbſt gefangen werden; aber ich hatte mich gewaltig verrechnet. Seit beinahe drei Wochen gehen er und ſie völlig gleichgültig neben einander her, das Fräulein bemerkt ihn eben ſo wenig, als er ſie, ſie ſtoßen einander ab, wie der Nordpol den Südpol, das ſcheint ſo in ihrer Natur zu liegen und iſt doch eigentlich unnatürlich; denn ſo wie ſie die Krone unſerer jungen Damen iſt, ſo iſt er die Krone unſerer jungen Herren; er iſt ein ſehr ſchöner junger Mann und kann, wenn er es will, ſehr liebenswürdig ſeyn. Sehen Sie, er kommt ſchon wieder zurück, ſicherlich iſt Malwina nicht weit — richtig, dort kommt die ganze Geſellſchaft und, wie ich es vorher geſagt, der Bergmann trägt den Shawl, dem Jäger iſt einſtweilen noch der Ridiküle geblieben."

„Ich wünſche Ihnen einen guten Morgen," ſprach der engliſche Offizier, indem er aufſtehend ſeinen Hut ein wenig rückte.

Der Doktor ſah etwas betroffen zu ihm auf. „Wollen Sie den Triumphzug der ſchönen Zauberin nicht erſt hier vorüberziehen ſehen?" fragte er.

„Ich fürchte einen Kalten zu fangen hier am Waſſer,“ erwiederte der Major, ging ohne Weiteres davon, gerade auf die Geſellſchaft zu und warf einen ſehr ernſten durchdringenden Blick auf Malwina, indem er, ohne zu grüßen, an ihr vorüberſtreifte.

Mit einem ganz eigenen Kopfſchütteln dachte der Doktor, während auch er jetzt nach Hauſe ging, dem Benehmen des ſeltſamen Fremden und beſonders deſſen letzten, ihm völlig unverſtändlichen Worten nach, die in deſſen engliſchem Deutſch doch nichts weiter ſagen wollten, als: ich fürchte den Schnupfen zu bekommen. I fear to catch a cold.

Malwina von Wallborn war in der That ein höchſt reizendes, anmuthiges Weſen, ohne jedoch für eine regelmäßige Schönheit gelten zu können, auch hatte der Doktor eine nicht ganz ungerechte Beſchreibung von ihrer Art ſich zu benehmen gegeben; indeſſen ſchien letztere denen, welche ihr geneigt waren, mehr aus inniger Luſt am Leben, aus überſtrömender Fülle geiſtiger Ueberlegenheit und ächter Originalität, als aus niederer Gefallſucht zu entſtehen. Eine nur ihr eigene Grazie begleitete jede Bewegung der ſchlanken, zierlichen Geſtalt; wenn ſie ging, oder tanzte, oder mit irgend einer weiblichen Arbeit beſchäftigt da ſaß, war es unmöglich, die Augen von den kleinen netten Füßchen, oder von dem Spiele der zierlichen weißen Finger wegzuwenden. Ihr Geſicht war, wenn man die einzelnen Züge deſſelben betrachtete, kaum hübſch zu nennen, weder Lilien noch Roſen blühten auf ihren Wangen, denn ſie gehörte zu jenen ſeltenen durchſichtigklaren Brunetten, die das Erröthen ſo unbegreiflich verſchönert; und ſie erröthete oft, ohne eigentlich das zu ſeyn, was man verſchämt nennt. Ihr Mund durfte ſich nicht zu den kleinſten zählen, aber wenn ſie ſprach, glänzten zwei Reihen der köſtlichſten Perlen zwiſchen den, ein wenig aufgeworfenen Korallenlippen hervor, und wenn ſie lächelte, bildeten ſich zu beiden Seiten deſſelben zwei Grübchen, in welchen die eleganten Dichter der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewiß ein ganzes Neſt von Amorinnen hätten hauſen laſſen. Dabei hatte ſie ein Paar lichte braune Augen, wie eine Gazelle, das feine Roxelanennäschen pflegte ſie gern etwas keck und hoch zu tragen, und ihr reiches glänzend-ſchwarzes Haar legte ſich um die ſchöne Stirn und den wohlgebauten Nacken in hundert Locken und Löckchen, ohne dabei der Kunſt des Haarkräuslers zu bedürfen. Sie ſchien zwei oder drei und zwanzig Jahre alt zu ſeyn, und es war in der That unmöglich, etwas Anmuthigeres und Hinreiſſenderes zu ſehen, als dieſes nußbraune Mädchen.

In ihrem geſelligen Benehmen zeigte Malwina ſich zwar leicht und frei, ſie lachte gern, doch ſie überſchritt dabei nie die feinſte Grenze des weiblichen Anſtandes; man ward es auf den erſten Blick gewahr, daß ſie viel in der groſſen Welt gelebt hatte, aber gewohnt ſey, ſich nach eigener Willkühr zu bewegen, ohne durch Rückſichten auf den Willen oder die Meinung Anderer ſich binden zu laſſen. Ihre Mutter hatte ſie in früher Kindheit verloren und war unter der Leitung und Aufſicht eines etwas bizarren, aber durch Geiſt und Bildung ſehr ausgezeichneten Vaters, meiſtens in den größten Reſidenzen des Auslandes herangewachſen, in denen der Baron Wallborn ſich um ihretwillen oft Jahre lang aufhielt, und alles aufbot, um die glücklichen Anlagen ſeines einzigen geliebten Kindes auszubilden. Dieſen Vater hatte Malwina ſeit einem Jahre durch einen ſchnellen Tod verloren, und lebte ſeitdem, deſſen letztem Willen gemäß, in Hannover bei dem von ihm ihr beſtellten Vormund, dem Baron von Steinfels, mit deſſen Gattin ſie nach Wiesbaden gekommen war.

Man erzählte viel Seltſames von dem Teſtamente des Barons Wallborn, in welchem der Wunſch ausgedrückt ſeyn ſollte, daß Malwina ſich vor ihrem vier und zwanzigſten Jahre nicht vermählen möge, auch war von einer geheimen Beilage dieſes Teſtaments die Rede, mit deren Inhalte ſie erſt an dem Tage bekannt gemacht werden ſollte, an welchem ſie jenes Alter erreicht haben würde; doch wußte Niemand etwas Beſtimmtes hierüber zu ſagen. Das Ganze glich einem jener Gerüchte, die über Perſonen, welche ſich auf irgend eine Weiſe auszeichnen, ſo leicht in Umlauf gebracht werden. So viel wußte man indeſſen gewiß, daß Malwina zwar wohlhabend, aber doch nicht das ſey, was man eine reiche

Erbin nennt. Außer einem nicht ſehr bedeutenden Kapitale beſtand der Nachlaß ihres Vaters hauptſächlich in einem ziemlich anſehnlichen Rittergute, das an die Beſitzungen des Herrn von Steinfels grenzte und von dieſem einſtweilen verwaltet wurde.

Wie in allen, von vielen durch Bildung und Verhältniſſe ſehr von einander unterſchiedenen Fremden beſuchten größern Badeorten, pflegt auch in Wiesbaden die Geſellſchaft in kleine Kotterien ſich zu vertheilen, von denen jede gleichſam einen Staat im Staate ausmacht, und dieſes war beſonders während des Sommers, von welchem hier die Rede iſt, der Fall. In kleinern Bädern zwingt die geringere Anzahl der ſie Beſuchenden dieſe im Ganzen mehr zuſammenzuhalten, und wer nicht Luſt hat für ſtolz oder für einen Sonderling zu gelten, der muß in ſolchen den Gedanken aufgeben, nach eigenem Gefallen zu leben, und oft an Vergnügungen Theil nehmen, zu denen er wenig innern Beruf empfindet.

Frau von Steinfels, eine herzensgute, aber ſonſt auf keine Weiſe ausgezeichnete Dame, war dieſes Mal, vielleicht zu ihrem eigenen Erſtaunen, der Mittelpunkt eines Kreiſes geworden, zu dem alles ſich drängte, was nur einigermaßen Anſprüche daran zu haben meinte, ſich zu der vorzugsweiſe ſo genannten guten Geſellſchaft zählen zu dürfen. Ihr Zirkel hatte Anfangs nur aus wenigen Perſonen beſtanden, unter welchen der Baron von Rainertshauſen eine Hauptrolle ſpielte, doch nach und nach war er lawinenartig angewachſen, denn Malwina war ein Magnet, dem nur Wenige zu widerſtehen vermochten. Viele, die ſich zu dieſem Kreiſe nicht eigentlich zählten, machten ſich wenigſtens das nicht immer ganz harmloſe Vergnügen, ihn genau zu beobachten, ſobald er ſich öffentlich zeigte, und die Art der Unterhaltung deſſelben durch oft ziemlich ſcharfe Bemerkungen zum Stoff der eigenen Unterhaltung zu wählen. Doch die Geſellſchaft der Frau von Steinfels ſchien ſich hierum wenig zu kümmern, denn das Bewußtſeyn, auf dieſe Weiſe bemerkt zu werden, gewährt ſchon an ſich eine gewiſſe Sicherheit, die gegen kleine Verletzungen unempfindlich macht. Als die Abende anfingen länger zu werden, verſammelte man ſich regelmäßig im Kurſaal, um ſich dort geſelligen Unterhaltungen aller Art mit eben ſo großer Unbefangenheit zu überlaſſen, als wäre man daheim im engen Kreiſe von Freunden und Bekannten.

Ein leichter Sommerregen vertrieb eines Abends die Geſellſchaft früher als ſonſt von dem freien Platze vor dem Saale; die Muſik, die ſich bis dahin draußen hatte hören laſſen, folgte ihr in denſelben und mehrere der jüngern Herren und Damen vermochten nicht, den Zaubertönen eines raſchen Wiener Walzers zu widerſtehen. Auch Malwina ließ ſich erbitten und ſchwebte, leicht wie eine Grazie, am Arme des jungen Bergmanns durch den Saal, während der Jagdjunker jeder ihrer Bewegungen mit trübem Blicke folgte. Adelbert, den ſein Oheim durch einen Machtſpruch gezwungen hatte, dieſen Abend bei der Geſellſchaft zu ſeyn, ſtand mit einem ſehr ernſten theilnahmloſen Geſichte in einer Ecke, und ließ ſich ganz gelaſſen von den beiden Fräulein von Allershain unterhalten, ohne zum Geſpräche mehr als ein paar kalte, oft nur halb paſſende Worte beizutragen. Auch ſchien er es gar nicht verſtehen zu wollen, was beide, Thautröpfchen ſowohl als Malenröschen, nicht ganz undeutlich zu verſtehen gaben; nämlich daß ſie ſich herzlich gern ebenfalls einmal durch den Saal drehen laſſen möchten. Zum Glücke für ihn bemerkte der Baron von Rainertshauſen dieſes nicht, der in dieſem Augenblicke nur für Malwina Sinn und Augen hatte. Frau von Steinfels war in Bewunderung eines Hutes von ganz neuer Form verſunken, und nur darauf bedacht, mit der glücklichen Beſitzerin desſelben um die Erlaubniß, ihn nachmachen laſſen zu dürfen, in Unterhandlungen zu treten. Von dem übrigen Theile der Geſellſchaft ſuchte jeder ebenfalls nach ſeiner Art ſich die Zeit auf das Beſte zu vertreiben.

Malwina ſetzte nach beendigtem Walzer ſich neben den Baron von Rainertshauſen; der Jagdjunker hatte indeſſen ſein altes Ahnrecht auf die Ehre, ihren Shawl bewahren zu dürfen, geltend gemacht, er nahte ſich, um ihn ihr, wie er ſonſt gewohnt war, umzugeben, doch ſie nahm ihn, ohne den Ueberbringer deſſelben anzuſehen, aus ſeiner Hand und warf ihn achtlos über die Lehne ihres Stuhls; die Bitte um einen Tanz, die der junge Mann jetzt in ſichtlicher Verwirrung wagte, ward mit kalten Worten kurz und beſtimmt zurückgewieſen, und der Verabſchiedete zog mit einem Geſichte ſich zurück, das deutlich den Unmuth und den Schmerz ausſprach, die in dieſem Augenblick in ſeinem Innern kämpften.

„Wie grauſam und gefährlich zugleich ſind Sie Malwina!“ flüſterte der Baron ihr zu.

„Gefährlich?“ erwiederte ſie lächelnd, „nun das will ich mir wohl gefallen laſſen, man hört dieſes immer nicht ungern, wenn man auch nicht daran glaubt. Aber grauſam? Das iſt ja eine entſetzliche Anklage. Ich habe mir zwar ſagen laſſen, daß ſie vor dieſem zu den Fleuretten gehörte, doch als ſolche iſt ſie längſt veraltet, und paßt auch nicht mehr für unſere Zeit.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie an mein Alter mich erinnern, das ich bei Ihnen nur zu ſehr vergeſſe,“ antwortete der Baron, indem eine leichte Röthe ſein Geſicht überflog. „Ich vergeſſe es nur zu leicht und gern, ohnerachtet ich das grauſame Spiel, das Sie mit Männerherzen treiben, täglich vor Augen habe. Ja, mein Fräulein, ich muß es wiederholen, und ſollten Sie mich dafür auch nochmals für einen altmodiſchen Herrn erklären, Sie treiben in der That ein grauſames

Spiel, oder wie ſoll man es ſonſt nennen, daß Sie heute einen Beglückten mit der hinreißendſten Anmuth zu einem Himmel von Hoffnungen erhoben, um ihn morgen noch tiefer, als er hoch geſtiegen zu ſeyn glaubte, hinabzuſchmettern? Sie ſelbſt ſtehen zu hoch über der Mehrzahl Ihres Geſchlechts, als daß man Launen bei Ihnen vermuthen könnte; auch iſt Mädchenlaune ein gar wetterwendiſches Ding und Sie bleiben, wenigſtens in Hinſicht auf Ihre verabſchiedeten Verehrer, immer konſequent; wer einmal Ihre Gnade verlor, erhält nie ſie wieder. Was aber hat denn der arme Ellrich verbrechen, daß Sie ſo plötzlich, ſo hart, ich könnte wohl ſagen, ſo verächtlich ihn von ſich weiſen, nachdem Sie mehrere Tage lang ſeine Huldigungen, wenigſtens ſohne Widerwillen, zu dulden geruhten?“

„Er fängt an, mir Langeweile zu machen, wird er dadurch nicht ſtrafbar genug?“ erwiederte Malwina mit lachendem Uebermuth.

„Sie beantworten nur die eine Hälfte meiner Frage, und das auch nur ſo halb und halb,“ erwiederte der Baron.

„Sie wollen alſo wirklich eine ernſthafte umſtändliche Antwort? ſo eine Art von Beichte?“ fragte Malwina. „Was Sie fordern, iſt eben nicht wenig, doch Ihnen ſchlage ich nicht gern etwas ab. Nur ſagen Sie mir vorher, lieber Baron, ſind Sie denn allen den Mädchen treu geblieben, denen Sie in Ihrem Leben, während ein paar flüchtigen Tagen den Hof machten? So ſeyd ihr Männer,“ ſetzte ſie mit ſchlauem Lächeln hinzu, „ihr habt euch nun einmal das Vorrecht angeeignet, von Einer zu der Andern zu flattern, und wollt uns dennoch es gewaltig übel nehmen, wenn wir euch zuvorzukommen ſuchen und euch den Abſchied geben, ehe ihr für gut findet, ihn von ſelbſt zu nehmen.“

„Wagen Sie es darauf, ob ihn Einer nimmt,“ rief der Baron lachend; „wenn ich mich vor Ihnen nicht ſo fürchtete, möchte ich ſagen, machen Sie einmal mit mir den Verſuch.“

„Der Vorſchlag iſt wenigſtens der Ueberlegung werth,“ erwiederte Malwina verbindlich. „Aber ſeyn Sie gerecht,“ fuhr ſie ernſthafter werdend fort, „iſt es denn wirklich meine Schuld, wenn die Leute das, was an ſich nur ein vom Müßiggange des Badelebens herbeigeführtes Spiel ſeyn kann, für bittern Ernſt zu nehmen belieben? beſonders, da die Meiſten nicht wiſſen, was ſie wollen, und es ſie wahrſcheinlich ſehr in Verlegenheit ſetzen möchte, wenn man wirklich ganz unvermuthet aus dem Spiele Ernſt machen wollte. Doch laſſen wir das! Sagen Sie mir lieber, wer jene Figur ſeyn mag, dort drüben, in der ſcharlachrothen Uniform, mit dem gelbbraunen Geſicht und dem ſcharfen durchbohrenden Blicke? Seit wenig Tagen begleitet die unheimliche Erſcheinung jeden meiner Schritte, ich fühle wirklich das Stechen der graugrünen tiefliegenden Augen, die in einem fort auf mir ruhen; der Mann kommt mir vor wie ein gefährlicher Zauberer, wie ſo eine Art von Schillers Armenier, und daß er dergeſtalt, ohne ein Wort mit mir zu ſprechen, mich verfolgt, ſtößt mir ein leiſes Grauen ein.“

„Auch ich habe die ſeltſame Geſtalt ſchon bemerkt, vielleicht iſt es die neueſte der Eroberungen der ſchönen Malwina,“ erwiederte der Baron ein wenig boshaft; „der Mann hat von dem Unglücke ſeiner Vorgänger gehört, und will es verſuchen, der Gebieterin ſeines Herzens auf neuem

Wege zu nahen. Laſſen Sie uns ſeinetwegen die ambulirende Badeliſte zu Rathe ziehen, die dort müßig ſteht,“ ſetzte er hinzu, indem er den Doktor Braun herbei winkte.

„Der Menſch ſetzt mich in Verzweiflung,“ war Braun's ſehr bereitwillige Antwort auf die an ihn gerichtete Frage. Aus ſeiner Uniform erſehe ich zwar, daß er Major in engliſchen Dienſten iſt, wahrſcheinlich auf halben Sold geſetzt, wie ſo viele ſeines Gleichen, die jetzt in Deutſchland herumreiſen, um zu ökonomiſiren; doch weiß weder ich, noch ſonſt eine lebende Seele, wie er heißt, weß Geiſtes Kind er ſey, noch woher er kommt; er ſteht mit Niemand in Bekanntſchaft. Mir iſt es zwar letzthin gelungen, ihm einigermaßen Rede abzugewinnen, doch auch dabei kam nicht viel heraus. Er ſpricht erträgliches Deutſch, aber er gab mir nur kurze und oft ſo verkehrte Antworten, daß ich faſt glauben muß, es ſey mit ihm im Kopfe nicht ganz richtig. In die Badeliſten wird ſein Name nicht eingetragen werden, denn er wohnt nicht in Wiesbaden. Er kommt alle Morgen ohne alle Begleitung hier an und reitet ſpät Abends in der Finſterniß eben ſo wieder fort. Gott mag wiſſen, in welchem dunkeln Winkel er ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hat, aber ich will doch, und das noch heute, die Polizei auf ihn aufmerkſam machen.“

„Wie wäre es, wenn Sie ſelbſt die Polizei der Mühe überhöben, ihm nachzuforſchen? Wir kämen bei dem anerkannten Talente des Doktors Braun um ſo eher zum Zweck,“ ſprach Malwina.

„Sie ſcherzen mit dem demüthigſten ihrer Diener, und es freut ihn, Sie heute ſo guter Laune zu ſehen, um ſo mehr, da ich eine Bitte Ihnen vorzutragen habe,“ erwiederte Braun. „Alle Ihre näheren Bekannten ſind, wie ich ſehe, hier heute verſammelt: ſieben vaterloſe Kinder und eine Wittwe flehen durch meinen Mund das allbewunderte Fräulein von Wallborn um Hülfe und Fürſprache bei jenen an,“ fuhr er mit rührenden Blicken fort; „ich bin eben im Begriffe, der Geſellſchaft mit wenigen Worten die Noth dieſer Familie an's Herz zu legen, die Seine Excellenz, der Herr Oberſtallmeiſter, mir vor einigen Tagen bei ſeiner Abreiſe empfohlen hat; und Sie, mein Fräulein, bitte ich unterthänigſt, nach Beendigung meiner kleinen Rede die milden Gaben der

Geſellſchaft einzuſammeln, denn nichts kann doch ein fühlendes Herz tiefer rühren, als wenn Anmuth und Schönheit . . . .“

„Mit dem Teller herumgehen,“ fiel Malwina ganz trocken ein. „Ich aber habe kein Talent zu einer belle quêteuse, und muß ohnehin in dieſem Augenblick den Saal verlaſſen.“

Malwina ſchlüpfte mit dieſen Worten und einer leichten Verbeugung an dem höchlich verwunderten Doktor Braun vorüber, nach dem entfernteren Ausgange des Saals. „Mich dünkt, wir haben heute eine Sonnenfinſterniß an unſerm Geſellſchaftshorizonte,“ flüſterte er einigen Damen von ſeiner Bekanntſchaft zu, nachdem er der Fliehenden lange mit großen Augen und offenem Munde nachgeſehen hatte. Die Damen, die bei jeder Gelegenheit ſchon erklärt hatten, daß ſie keineswegs zu Malwina's blinden Bewunderern gehörten, fanden den Einfall allerliebſt witzig, ſie verbreiteten ihn ſogleich unter den Gleichgeſinnten, deren Zahl nicht gering war, und des Fräuleins gänzlicher Mangel an Gemüth und Gefühl für die leidende Menſchheit, bei ſonſt vielen recht glänzenden Eigenſchaften, die Niemand ihm abſtreiten könne, wurde von Allen recht laut und eindringend bedauert.

Baron Rainertshauſen war indeſſen mit ſichtbarem Unmuthe Malwinen nachgeeilt, und fand ſie unter den Säulen vor dem Saale mit dem jungen Bergmann im Geſpräch; er wagte es, einen leiſen Tadel über die Art zu äußern, mit der ſie des Doktors Bitte aufgenommen.

„Ich konnte nicht anders,“ erwiederte Malwina, „Brauns breiweiche Sentimentalität machte mich ungeduldig, und überdies iſt dieſe Art von Wohlthätigkeit nicht die meine.“

„Sie iſt doch immer beſſer, wie gar keine,“ erwiederte der Baron ein wenig ſcharf.

„Damit ſoll es jeder halten, wie er kann und mag, ohne Jemanden darüber Rechenſchaft abzulegen als ſich ſelbſt,“ antwortete Malwina. „Für jetzt aber will ich nach Hauſe eilen, um ein paar Briefe zu ſiegeln, die noch heute mit der Poſt abgehen müſſen.“

„Die Glücklichen, die ſie erhalten werden!“ ſeufzte der junge Bergmann.

„Die Glücklichen ſind Madam Moreau, meine Modehändlerin in Frankfurt, und mein Schuhmacher in Mainz,“ fiel Malwina lachend ein. „Die Korreſpondenz, die ich führe, beſteht in faſt keinen andern Briefen, als ſolchen.

„Wie, Malwina, Sie hätten wirklich keine Freunde, keinen Freund, denen Sie aus der Ferne die Ergießungen Ihres Herzens und Ihres Geiſtes mittheilen möchten?“ rief der Baron.

„Freundinnen habe ich und Freunde auch, Gottlob; aber ſie glauben an mich, ohne daß ich nöthig hätte, ſie poſttäglich meiner fortdauernden Freundſchaft zu verſichern,“ antwortete Malwina. „Ich habe ein wahres Grauen vor allen bloß freundſchaftlichen Briefwechſeln von meinem Vater ererbt,“ ſetzte ſie hinzu, „und das nicht wegen des Mißbrauchs, der mit ſolchen Briefen in unſern Tagen getrieben wird, — denn vor dieſem ſtellt meine Unbedeutenheit mich ziemlich ſicher, — aber mein Vater behauptete, daß junge Mädchen, wenn ſie auf's Korreſpondiren mit ihres Gleichen ſich einlaſſen, gar leicht Thorheiten begehen, oder eingebildete Leiden ſich erſchaffen, um nur der geliebten Freundin etwas Intereſſantes melden zu können. Sie bilden ſich ſelbſt zur Hauptperſon eines Romans um, deſſen Heldin und Verfaſſerin ſich in ihrer kleinen Perſon vereint.“

„Dieſe Bemerkung waren in dem Munde eines erfahrnen Weltkenners, wie Ihr Herr Vater unſtreitig geweſen iſt, an ihrem Platze, doch erlauben Sie mir das Geſtändniß, daß ich ſie von den ſchönen Lippen ſeiner Tochter nicht gern beſtätigen höre,“ erwiederte der Baron ungewöhnlich ernſt. „Mitleid, Theilnahme, der Hang zu freier Mittheilung ſeiner Gefühle ſind die ſchöne Eigenheit der Jugend, die erſt durch bittere Erfahrungen eines längern Lebens geſtört, oder wenigſtens geregelt werden kann. Und ich fürchte bei Ihnen . . .“

„Ein nahes baldiges Ende, denn kluge Kinder leben nicht lange,“ rief lachend Malwina, indem ſie ſich ſchnell entfernte.

„Gab es je eine ſeltſamer zuſammengeſetzte Erſcheinung in der Mädchenwelt!“ rief mit bedenklichem Kopfſchütteln der Baron, indem er ihr nachſah.

„Ach, und eine entzückendere!“ ſeufzte der Bergmann; „ſie iſt eine Perle, ein ſeltenes unſchätzbares Juwel, deſſen hell leuchtender Glanz den dunkelſten Schacht des Lebens erhellen müßte.“

„Hüten Sie ſich vor böſen Wettern, mein junger Freund, indem Sie dem gefährlichen Kleinod nachgehen, deſſen Strahlen mir ſeit kurzem einen ganz ſeltſamen Schein gewinnen wollen,“ ſprach der Baron, indem er freundlich warnend den Finger erhob. „Und dann, Sie werden es ſchon gehört haben, drei Tage währt die Herrlichkeit, dann folgt . . .“

„Drei Tage? drei Ewigkeiten in unbeſchreiblicher Seligkeit,“ erwiederte der Bergmann, indem er mit Flammenblicken den Schimmer von Malwinens weißem Kleide verfolgte, bis dieſer am Ende der langen Allee ſich verlor.

Als der Baron zur Geſellſchaft im Saal zurückkam, fand er, daß Adelbert ſeine Abweſenheit benutzt habe, um ſich zu entfernen; Thautröpfchen und Maienröschen ſaßen betrübt in einer Ecke und hatten Mühe, das Gähnen zu laſſen. Auch auf den Geſichtern der übrigen Anweſenden lagen Rührung und Langeweile im wunderlichſten Streit. Dieſen erregte Doktor Brauns breite Beſchreibung des Jammers ſeiner Schützlinge, mit welcher er noch immer nicht fertig werden konnte. Die Herren ſaßen in ſtiller Ergebung da, aus Furcht für hartherzig und geizig zu gelten, wagte es keiner, der Langeweile durch Flucht zu entgehen; die Damen flüſterten unter einander über die peinliche Verlegenheit, kein Geld bei ſich zu haben, in die alle Frauen beinahe täglich gerathen, ſeit die Taſchen aus ihrer Garderobe verſchwunden ſind. Nur Frau von Steinfels machte hiervon eine glänzende Ausnahme. Mit immer ſteigender Rührung und einem Ohre horchte ſie auf den pathetiſchen Vortrag des Doktors Braun, das andere Ohr war dem zugewendet, was ihre Nachbarin wegen des neuen Hutes ihr flüſternd vertraute.

„Ach Gott, die armen Leute!“ ſeufzte Frau von Steinfels, als endlich Maienröschen am Arme des Doktors Braun mit ihrem zierlichen Arbeitskörbchen herumging, die milden Gaben einzuſammeln, die ſeine Beredtſamkeit den Herzen ſeiner Zuhörer entpreßte. „Sie glauben alſo wirklich, Liebſte? bei Böhler in Frankfurt wären ſolche Federn?“ fragte ſie ihre Nachbarin, indem ſie ihr Taſchentuch ſuchte, um ſich die Augen zu trocknen — „nein wahrlich die Lage der armen

Frau zerreißt mir das Herz — aber Liebe, Theure! Sie thun mir alſo den Gefallen?“ ſetzte ſie faſt ſchluchzend hinzu, „Sie erlauben, daß ich der Moreau, nur auf einen Tag — mein Gott, wo iſt denn mein Neceſſaire — nur auf einen Tag — wenn ich doch nur meinen Geldbeutel finden könnte! — ſieben arme Waiſen! — aber das Sicherſte iſt doch das Beſte, wie Sie wiſſen, und ſo thun ſie mir noch die einzige Liebe, nur auf ein Minütchen — Gott Lob, da iſt der Beutel — nur auf ein Minütchen mit mir in's Nebenzimmer zu gehen — hier, lieber Herr Doktor — ſehen Sie, im Pharaozimmer iſt jetzt keine Seele — hier, mein allerliebſtes Fräulein, hier,“ rief die gutmüthige Frau, indem ſie mit vollen Händen die Brabanter-Thaler in aller Geſchwindigkeit austheilte, und dann ihre gefällige Freundin in das Nebenzimmer zog, um den Gegenſtand ihrer Wünſche, den neuen Hut, vor dem Spiegel zu verſuchen, ehe ſie eine Kopie deſſelben beſtellte.

„Nun? wie ſteht es?“ rief am folgenden Morgen der Baron ſeinem Neffen entgegen, den er in aller Frühe, noch ehe er an den Brunnen ging, hatte zu ſich rufen laſſen. „Haſt Du unſerem neuerlichen Geſpräche nachgedacht? Biſt Du endlich zur Vernunft gekommen, und willſt die Wünſche Deines Dich väterlich liebenden Oheims, in Hinſicht auf eines der beiden Fräuleins von Allershain erfüllen? Uebereilen will ich Dich keineswegs, doch möchte ich, und das gleich zur Stunde, erfahren, welches von den beiden holden Kindern Du erwählt haſt. Deine Wahl will ich ebenfalls nicht beſchränken, wenn nur eine von den beiden meine Nichte wird. Ich kann, Deinem Trotzkopf zu Liebe, meinen alten Freund nicht beleidigen, guter Adelbert, er ſieht dieſe Verbindung als feſt beſchloſſen an, und ſo mußte auch ich bisher ſie betrachten. Ich konnte mir doch unmöglich denken, daß ein Neffe von mir, den ich ſelbſt erzogen, ſo aus der Art ſchlagen könne, um zwei liebliche Mädchen, zwiſchen denen er wählen darf, von ſich zu weiſen.“

„Mein gütiger Oheim, zürnen Sie mir nicht,“ bat Adelbert, „ich kann . . .“

„Willſt Du Bedenkzeit, um mit Dir erſt ſelbſt darüber einig zu werden, welche von Beiden Dir am beſten gefällt?“ fiel der Baron ihm ein.

„Ich brauche keine Bedenkzeit,“ erwiederte Adelbert ehrerbietig, aber beſtimmt.

„Alſo keine Bedenkzeit,“ rief der Baron heftiger werdend. „Antworte mir denn kurz und entſcheidend: welche von Beiden iſt es?“

„Keine von Beiden,“ erwiederte leiſe und demüthig Adelbert.

„Keine? wirklich Keine? Nun meinetwegen! zwingen will und kann ich Dich nicht, ſo fahre denn hin! aber laß Dir auch ohne Widerrede die Folgen Deiner Widerſpenſtigkeit gefallen,“ erwiederte ſehr unmuthig der Baron. „Ich heirathe jetzt ſelbſt,“ ſetzte er hinzu, indem er aufſtand und mit haſtigem Schritte im Zimmer auf und nieder ging.

„Gott mache Sie ſo glücklich, als die Gemahlin dieſes gewiß werden wird, die Ihr edles Herz ſich erwählt,“ rief mit ungeheuchelter Innigkeit Adelbert. „Ja, mein lieber gütiger Oheim, ich freue mich Ihres Entſchluſſes, denn er gibt mir Gelegenheit, Ihnen zu beweiſen, daß kein niederer Eigennutz an meinen zweiten Vater mich unauflöslich bindet. Ich habe auf der Univerſität und im Auslande meine Zeit nicht ungenützt verſchwendet; Ihrer Güte verdanke ich es, daß das kleine, von meinem Vater mir hinterlaſſene Erbtheil ſich während meiner Minderjährigkeit vermehrte; ich weiß, Sie werden auch in Zukunft Rath und Beiſtand zu meinem fernern Fortkommen mir nicht verſagen, und ſo darf ich es kühn mit dem Leben aufnehmen, und bin reich in Ihrer Liebe. Gott ſegne Sie, Gott ſegne meinen theuren lieben Oheim,“ ſetzte Adelbert, von innerer Bewegung hingeriſſen, hinzu. Er wollte des Barons Hand ergreifen, doch dieſer ſchloß ihn recht väterlich in ſeine Arme, und Beide blieben eine geraume Zeit in dieſer Stellung ſchweigend ſtehen.

„Verfluchter Junge!“ rief endlich der Baron, indem er ſich losmachte und vergeblich es verſuchte, eine Thräne wegzulachen, die in ſeinem Auge glänzte. „Ich wußte es wohl, Du warſt von jeher ein gutherziger Narr, nun das iſt ein Erbfehler unſerer Familie, und wir ſind Beide nicht aus der Art geſchlagen. Da wir nun aber ſo weit mit einander ſind, lieber Adelbert, ſo ſetze Dich zu mir, und höre mich an, ich will

Dir alles umſtändlich mittheilen. Denke aber nur nicht etwa, ich ſey ein alter verliebter Geck,“ ſetzte er mit leiſerem vertraulichem Tone hinzu, „Gott bewahre, nur die reine Vernunft, nur langes ernſtes Ueberlegen beſtimmen mich in meiner Wahl. Das Mädchen freilich, das ich im Sinne führe, iſt — nun was ſie iſt, und wie ſie iſt, kann und mag ich gar nicht verſuchen, ausſprechen zu wollen, aber ſäh' ich nicht deutlich, wie ſehr ſie mir gewogen iſt, wie ſie, ohnerachtet meiner achtundvierzig Jahre, mich allen den jungen Springinsfelden vorzieht, die ihr ſchaarenweis zu Füßen liegen, nun Du kennſt mich ja, Du weißt, daß ich, Gott Lob! noch meinen geſunden Verſtand beſitze, und ſomit, Baſta! Aber man muß das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt, und da Du auf Deinem Entſchluſſe wegen der Fräulein von Allershain unerſchütterlich beharreſt . . . Du weißt, wir haben heute die Parthie nach Ellfeld vor, nun da will ich denn noch heut mein Heil verſuchen. Die Gelegenheit dazu wird ſich ſchon bieten, ich will Malwina von Wallborn fragen, ob ſie es mit einem braven Manne wagen will, der freilich leider alt genug wäre, um ihr Vater zu ſeyn, der ſie aber auf Händen tragen wird.“

Adelbert erwiederte keine Silbe, auch der Baron ſchwieg eine Weile.

„Höre Adelbert,“ fing er wieder an, „obgleich Du es zu unterdrücken ſuchſt; ſo ſehe ich doch in Deinem ganzen Geſichte wieder das verdammte ironiſche Lachen herumzucken, das ich nicht leiden kann, wenn von Malwina die Rede iſt. Sprich es lieber deutlich aus: was haſt Du gegen Malwina? Du kennſt ſie kaum, und haſt meines Wiſſens nie ein Wort mit ihr gewechſelt.“

„Doch, lieber Onkel, zuweilen,“ erwiederte Adelbert etwas kleinlaut.

„Nun, was Ihr Beide mit einander geſprochen habt, wird nicht weit her geweſen ſeyn,“ erwiederte verdrießlich, den Kopf aufwerfend, der Baron. „Laß Dir ſagen, junger Freund, Malwina iſt nicht ſo leicht zu ergründen, ich ſelbſt ſogar war geſtern Abends an ihr irre geworden. Sie erſchien mir abſprechend und hartherzig. Erſteres iſt mir überall verhaßt; Hartherzigkeit aber dünkt mir beſonders bei Frauen etwas unleidliches, die müſſen mitleidig ſeyn. Die Art, mit der Malwina die Aufforderung des Doktors Braun, ihm bei der Kollekte für eine arme Familie beizuſtehen, abſchlug, mißfiel mir ſehr, und daß ſie endlich gar den Saal verließ, das empörte mich vollends. Brauns Manier iſt zwar nicht die beſte, und mancher in der Geſellſchaft mag auch wohl nur um des äußern Scheins willen ſein Scherflein für die Armen beitragen; dachte ich bei mir ſelbſt; aber was thut das? die Armen empfangen doch, was ſie ſonſt nicht erhalten hätten, und man muß die Menſchen bei ihrer ſchwachen Seite zum Guten führen, wenn es auf andere Weiſe nicht gehen will. Aber nun höre, was weiter geſchah. Ich ging geſtern Abends ziemlich verdrießlich nach Hauſe, da Malwina nicht wieder in den Saal kam, und nahm, gleichviel warum, meinen Weg an der Wohnung jener armen Familie vorüber, die ich mir hatte bezeichnen laſſen. Es war dunkel, aber nicht ſpät, das Fenſter der armen Wittwe war noch erleuchtet, und ſo trat ich denn in das ärmliche Stübchen, unten im Erdſtock hinein. Ich fand die Frau, deren Elend Braun ſo herzbrechend beſchrieben hatte, von fünf reinlich und wohl gekleideten Kindern umgeben, die ſie eben den Abendſegen beten ließ; ſie ſelbſt ſah zwar bleich und eingefallen, aber ſo heiter aus, daß ich wirklich Anfangs glaubte, Braun ſey noch am ſpäten Abende da geweſen, und habe ihr den Ertrag ſeiner Beredtſamkeit überbracht. Doch der ſaß noch feſt beim Roulette. Die arme Wittwe erröthete, als ich der eben für ſie gehaltenen Sammlung erwähnte, und meinte, ſie würde eine Sünde thun, wenn ſie das Geld annähme, indem Gott ſchon in voriger Woche durch eines Engels Hand ihr aus ihrem großen Elende geholfen. Ich will mich nur kurz faſſen,“ ſetzte der Baron mit ſchwach verhehlter Rührung hinzu, „aber erzählen muß ich Dir die kleine Begebenheit, denn ſie hat in meinem Entſchluſſe mich beſtärkt und die Ausführung deſſelben beſchleunigt. Die Frau und ihre Kinder waren neu und anſtändig gekleidet, die kleine Hausmiethe auf ein Jahr im Voraus bezahlt, die Betten der Kinder, welche die arme Mutter während der langwierigen Krankheit ihres Mannes hatte verſetzen müſſen, waren eingelöſet, der älteſte Sohn bei einem Schuhmacher in Mainz in die Lehre gegeben, die älteſte Tochter war in Frankfurt bei rechtlichen Bürgersleuten untergebracht, und die brave Frau hatte nun die frohe Ausſicht vor ſich, die Ihrigen mit ihrer Hände Arbeit ehrlich durch die Welt bringen zu können. Und alles das hatte Malwina an den Armen gethan, ehe noch einem von uns etwas von ihnen zu Ohren gekommen war. Zweimal hatte ſie ſich bei tiefer Dämmerung in die abſchreckend ärmliche Wohnung geſchlichen. Sie hatte ſich nicht nennen wollen, aber ihr ſie begleitendes Kammermädchen hatte es einmal unverſehens gethan, und die Wittwe den Namen ihrer Wohlthäterin auf dieſe Weiſe erfahren und nicht vergeſſen. Doch auch ohne dieß hätte ich in der Beſchreibung der Wittwe ſie gleich wieder erkannt. Sie konnte nicht genug erzählen, wie fröhlich die wohlthätige Dame geweſen ſey, wie herzlich ſie gelacht, als die Mutter vor ihren Augen die Kinder habe neu anziehen ſollen, und blind vor Freuden alles durch einander warf, alles verwechſelte, die Großen in die Kleider der Kleinen, die Kleinen in die der Großen ſteckte, ſo daß am Ende nichts paſſen wollte. Unter dem Vorwande, ihr zu helfen, habe Malwina die Verwirrung abſichtlich noch ärger gemacht, ſo daß endlich eine völlige Maskerade daraus geworden ſey. Zuletzt hätten die Kinder ſelbſt angefangen, die Sache komiſch zu finden, ein Jauchzen, ein Lachen, ein Lärmen ſey entſtanden, während welchem Malwina verſchwand, ohne daß die Mutter vor lauter Fröhlichkeit in die gehörige Rührung kommen konnte, um ihr geziemend zu danken. Nun, was ſagſt Du zu dem allen, Adelbert?"

„Es war recht ſchön von dem Fräulein von Wallborn," erwiederte dieſer.

„Recht ſchön! recht ſchön! laß Dir ſagen: Du biſt ein recht ſchöner Kloß, wenn Du bei einer ſolchen Gelegenheit nichts Klügeres hervorzubringen weißt," rief ärgerlich der Baron. „Und nun mach, daß Du fertig wirſt, Punkt zehn Uhr geht es nach Ellfeld. Doch noch eins. Thu' mir den Gefallen, und nimm den langen finſtern Rothrock, den ſogenannten engliſchen Major, den Niemand kennen will, ein wenig auf's Korn. Der Menſch fängt an, mich zu beunruhigen. Malwina klagte darüber, daß er auf jedem Schritte ihr nachgehe, jedoch ohne ſie anzureden; ich lachte damals über ihre Aengſtlichkeit, aber ſeit dieſer Nacht kommt mir die Sache doch bedenklich vor."

„Seit dieſer Nacht?“ fragte Adelbert in ſichtlicher Spannung.

„Seit dieſer Nacht,“ wiederholte der Baron. „Ich ſtand nach eilf Uhr noch an meinem Fenſter, von welchem aus ich den Garten überſehen kann. Die Nacht war wunderſchön; kein Licht brannte mehr in den übrigen Zimmern, doch ich, wie Du leicht denken kannſt, hatte meine eignen Gedanken, die mich nicht ſobald zur Ruhe kommen ließen. Da ſahe ich Malwinen unten im Garten noch auf und abgehen, wir haben zwar nicht Mondenlicht, doch der Himmel war ſternenklar, und eine Geſtalt wie die ihrige, läßt ſich ſelbſt im Halbdunkel nicht leicht mit einer andern verwechſeln, das wenigſtens wirſt Du wohl eingeſtehen. Ihr Gang hat etwas ſo ſchwebendes und doch ſo königliches! Nun, ſie ging denn mit unſerm guten braven Hauswirth auf und ab ....“

„Mit unſerm Hauswirth?“ fiel Adelbert fragend ein.

„Freilich, mit unſerm Hauswirth, mit wem ſonſt?“ erwiederte der Baron. „Die Zeit des freundlich gefälligen Mannes wird von uns Allen den Tag über ſo vielfältig in Anſpruch genommen, daß er nur mit ſinkender Nacht an ſeinen ſchönen Blumen ſich ergötzen kann. Ich ſehe ihn oft noch ſehr ſpät ſich im Garten ergehen.“

„Aber wiſſen Sie denn gewiß, daß er es war, mit dem das Fräulein geſtern ging?“ fragte Adelbert eifrig.

„Wer Anders konnte es denn ſeyn?“ war die Antwort. „Ich will nicht hoffen, junger Herr, daß Dein abgeſchmackter Widerwille gegen Malwina Dich verleiten könnte, durch Deine Frage etwas ihr Nachtheiliges andeuten zu wollen? Nimm Dich davor in Acht, denn bei mir kämſt Du damit an den Unrechten. Indem dieſe Beiden im Geſpräch nun ſo auf und abgingen, ſchlüpfte hinter ihrem Rücken der verdammte Rothrock aus einer Seitenthüre unten im Hauſe hervor, und in den bedeckten Rebengang, dicht neben ihnen.“

„Und dort blieb er?“ fragte Adelbert.

„Dort blieb er, und belauſchte jedes Wort, das ſie mit einander ſprachen,“ antwortete der Baron: „aber was haſt Du denn? Du wirſt bleich und roth . . .“

„Die Inſolenz ärgert mich ſo,“ erwiederte

Adelbert: „aber noch heute, gleich in dieſer Stunde noch, will ich zur Rede ihn ſtellen . . .“

„Und Händel ſuchen,“ fiel der Baron ein; „ſachte, ſachte, junger Herr, das hätte ich geſtern ſchon gekonnt, und, die Wahrheit zu geſtehen, ich wollte es auch, aber zum Glück bedachte ich noch, daß ich damit Malwina erſchrecken und auch wohl in den Augen der Welt ihr ſchaden könne. Nun am Ende! was werden die Beiden wichtiges mit einander verhandelt haben, das des Belauſchens werth geweſen wäre! meinſt Du das nicht auch, Adelbert?“

Adelbert antwortete keine Silbe und ſtand wie in Gedanken verſunken.

„Aber wie kommſt Du mir denn wieder vor?“ ſprach der Baron; „erſt Feuer und Flamme, und nun ſtehſt Du da wie ein Träumer? Nun komm' nur, komm' nur, mein Freund, wir gehen mit einander an den Kochbrunnen, denn heute laß ich Dich nun einmal nicht aus den Augen, bis ich ſicher bin, daß Du mir keine dummen Streiche anfangen kannſt. Ward ſo etwas je geſehen! ich ſpreche mit Dir wegen des Rothrocks, weil ich wünſchte, daß Du mir helfen ſollteſt, Malwinen vor den Zudringlichkeiten eines wahrſcheinlich halb Verrückten zu ſchützen; wie konnte ich auf den Gedanken kommen, daß es Dir, nach längſt zurückgelegten Studentenjahren, einfallen könnte, hier in Wiesbaden den Renommiſten ſpielen zu wollen?"

Unter dieſen Reden hatte der Baron ſeines Neffen Arm ergriffen, und führte ihn, trotz allen Einwendungen, die jener dagegen vorbrachte, mit ſich fort. Der Rothrock, nach welchem Beide, wenn gleich aus verſchiedenen Gründen, ſich unterweges forſchend umſahen, war nirgends zu erblicken.

Ein bedeckter Nachen, groß genug, um die ganze Geſellſchaft aufnehmen zu können, erwartete dieſe bei Bieberich, denn der größere Theil derſelben hatte beſchloſſen, von dort aus auf dem Rheine vollends nach Ellfeld zu fahren. Nur Wenige, die ſich den Wellen nicht anvertrauen mochten, legten in ihren Wagen den Reſt des Weges zu Lande zurück. Das herrlichſte Wetter begünſtigte die kleine Waſſerfahrt, kein Wölkchen zeigte ſich am tiefblauen Himmel und ein kühles Lüftchen milderte die ſonſt vielleicht drückend gewordene Schwüle. Das Segel ward geſpannt und, von kleinen Wellen getragen, die wie im Spiel ihn einander zuwarfen, tanzte der Nachen auf den grünlichen Fluthen des ſchönen Stromes leicht dahin, der jeden, welcher nur einmal an ſeinen Ufern ſich des Lebens erfreute, wie ein alter Freund erſcheint, den man nie vergißt und immer mit Entzücken wiederſieht; denn der Rhein iſt eben kein Gewäſſer wie die übrigen in der Welt es ſind.

Die fröhlichſte Stimmung herrſchte in der Geſellſchaft; Lachen, Singen, heitere Scherze flogen im Nachen hinüber und herüber, nur Malwina ſchien ernſter als gewöhnlich, doch war dieſes oft bei ihr der Fall, wenn ſie ſich ſo recht innerlich des Anblicks einer reichen Gegend erfreute, wie die iſt, welche hier vor ihr ausgebreitet lag. Sie hatte ganz vorn im Nachen dicht neben den Fährleuten ihren Platz ſich gewählt, und blickte, ohne an dem Treiben der Uebrigen Antheil zu nehmen, in die vom hellſten Sonnenſchein verklärte Welt hinaus. Neben ihr hatte der Baron ſich des Raumes zu bemächtigen gewußt, und da er kein lauſchendes Ohr in der

Nähe erblickte, ſo wagte er es allmählich, der Ausführung ſeiner Pläne ſich zu nähern. Zuerſt geſtand er ihr den unwürdigen Verdacht, den er am geſtrigen Abend gegen ſie gefaßt, als ſey ſie herzlos und ohne Theilnahme für die Leiden der Armen, und bat ihr denſelben reuevoll ab, indem er ihr zugleich zu verſtehen gab, wie er ihrer ſtillen prunkloſen Wohlthätigkeit auf die Spur gekommen ſey.

Malwina erröthete und ward dadurch in den Augen ihres Freundes nur noch ſchöner. Um ihn von einem Geſpräche abzuleiten, das ſie in Verlegenheit ſetzte, machte ſie ihn auf einen ſehr kleinen Kahn aufmerkſam, der beinahe dem Kanot eines Wilden glich, und, von einem einzigen Menſchen gerudert, ſich immer ihnen zur Seite hielt. Der Baron blickte zuerſt achtlos hin, doch ein innerer Widerwille durchſchauerte ihn, als er, ohnerachtet des Strohhuts mit breitem Rande und des blauleinenen Kittels, den der Menſch trug, in dieſem Schiffenden den engliſchen Offizier erkannte, der ſehr geſchickt den Kahn regierte, und mit großer Anſtrengung in der Nähe der Geſellſchaft ſich hielt, während er mit forſchendem Blicke

Malwinen beobachtete. Beſorgt ſah der Oheim nach ſeinem Neffen ſich um, doch dieſer ſtand ganz vorn an der Spitze des Nachens, neben den Fährleuten, ruhig da, und ſchien, tief in ſich ſelbſt verſunken, von dem was um ihn her vorging nichts zu hören noch zu ſehen. Beruhigter wandte der Baron ſich wieder zu Malwina, die, wie er jetzt deutlich bemerkte, ihren Verfolger in der veränderten Kleidung nicht erkannt hatte. Er nahm ſich vor, ſo wie ſie gelandet ſeyn würden, den ſtreitſüchtigen Adelbert recht ernſtlich zum Friedenhalten zu ermahnen, damit kein Zwiſt mit dem Fremden die Freuden des heutigen Feſtes ſtöre, und ſuchte dann das unterbrochene Geſpräch mit Malwina wieder anzuknüpfen.

Von Jugend auf hatte der Baron die Freude geliebt, aber die ihm angeborne edlere Natur bewahrte ihn vor erniedrigender Ausſchweifung, und er gehörte keinesweges zu jenen jungen Greiſen, die im reifen Mannesalter die Sünden ihrer Jugend abzubüßen haben. Die Hand der Zeit, die Niemand ganz verſchont, war bis jetzt beinahe ſpurlos an ihm vorüber gegangen; ſie hatte den ſtattlichen Mann nicht gebeugt, obgleich er den

Funfzigen mit ſtarken Schritten ſich näherte, kein frühzeitiger Schnee entſtellte ſein dichtes braunes Haar, die edlen Züge ſeines Geſichts waren freilich nicht mehr die eines Jünglings, aber man ſah es ihnen an, daß keine zerſtörenden Leidenſchaften hier gewüthet hatten; keine Furche des höheren Alters war ihnen vor der Zeit eingeprägt.

Mit einer, ihn ſehr angenehm kleidenden Verlegenheit begann er jetzt, leiſe flüſternd, Malwinen zu erklären, wie er noch nie ein weibliches Weſen gefunden, das er in ſeinem Herzen ihr gleichſtellen könne, und, ohne die Art des Eindrucks, den ſie auf ihn gemacht, in deutlichen Worten auszuſprechen, gab er ihr dieſe doch auf eine Weiſe zu erkennen, die es ihr faſt unmöglich machte, zu thun, als verſtände ſie ihn nicht. Sein ganzes Benehmen ließ ihn dabei durchaus nicht als einen alten verliebten Gecken erſcheinen, jedes ſeiner Worte trug den Stempel eines ächten, aus einem reinen Gemüthe entſprungenen Wohlwollens, ſie konnte nicht umhin, ihn mit ſtiller Geneigtheit anzuhören. Obgleich ſie alles verſuchte, um ſo mildernd als möglich ihm zu verſtehen zu geben, daß ſie weit davon entfernt ſey, in ſeine Wünſche einwilligen zu wollen, ſo ging doch aus Allem hervor, wie der Eindruck, den ſie auf ihn gemacht, ſie weder erzürne noch beleidige und der Baron fühlte ſich, wenn gleich nicht für den Augenblick begünſtigt, doch auch keinesweges abgeſchreckt und zurückgeſtoßen.

Malwina ſchien in dieſer Stunde von ihrer gewohnten, zuweilen an Uebermuth gränzenden Unbefangenheit völlig verlaſſen. Statt wie ſonſt, bei ähnlichen Fällen, durch irgend einen luſtigen oder witzigen Einfall ein Geſpräch, das ihr mißfiel, kurzweg abzubrechen, ſtrebte ſie jetzt nur, mit ächt mädchenhafter Scheu, die ihr einen neuen unnennbaren Reiz verlieh, dieſem eine andere Wendung zu geben. Sie zog zu dem Zweck ein ſehr elegantes Taſchenbuch hervor, das ſie gewöhnlich mit ſich zu tragen pflegte, und nahm aus demſelben ein Blättchen heraus, um, wie ſie oft that, wenn ſich die Gelegenheit dazu bot, mit wenigen kecken Strichen und feſter geübter Hand, eine leichte Skizze des ſchönen alten Thurms bei Ellfeld zu entwerfen, der in dieſem Augenblicke, recht günſtig beleuchtet, hervortrat. Indem ſie das Buch öffnete, ward ein männliches Portrait halb ſichtbar, das in demſelben verborgen war; Malwina bemerkte, daß des Barons Blicke darauf hafteten, und froh, einen Ableiter ſeiner bisherigen, ihr drückend werdenden Aeußerungen gefunden zu haben, ſchlug ſie das Buch nun vollends aus einander, um ihm ein in Paris von einem berühmten Meiſter in Emaille ſehr ſchön gearbeitetes Portrait ihres Vaters zu zeigen, deſſen reiche Faſſung der innern Seite des Taſchenbuchs eingefügt war.

„Dieſes zum Sprechen ähnliche Bild iſt das einzige, was ich von meinem Vater beſitze, es iſt ein Heiligthum, das ich mit ängſtlicher Sorgfalt bewahre, denn ich weiß nicht, wie ich jemals den Schmerz überwinden könnte, es verloren zu haben,“ ſprach Malwina, indem ſie das Buch aus des Barons Händen wieder zurück nahm.

„Wienchen! Wienchen!“ ſchrie in dieſem Augenblick Frau von Steinfels mit durchdringend heller Stimme, von der entfernteſten Ecke des Nachens zu ihr herüber, „ſieh' Dich vor, es gibt ein Unglück, Dein ſchöner neuer Shawl hängt mit einem Zipfel im Rhein.“

Beim erſten kreiſchenden Ton des bänglichen Geſchreis fuhr Malwina erſchrocken zuſammen.

Sie wandte mit einer raſchen Bewegung ſich dem Waſſer zu, das Buch entglitt ihrem Schooße, und ſchwamm, da es noch aufgeſchlagen war, auf den Wellen.

Mit einem lauten ſchmerzlichen Schreckensruf beugte Malwina ſich weit über Bord, um das theure Bild zu retten; Adelbert riß im nämlichen Moment einem der Fährleute ein Ruder aus der Hand, ſprang auf den Rand des Nachens, um das Buch aufzufiſchen, ehe die Schwere des Bildes es in den Abgrund zog; der Nachen bekam durch dieſe doppelte Laſt eine ſehr ſchiefe Richtung, Adelbert glitt aus, ſank dem Buche nach, und war im Begriff, vor Aller Augen unterzugehen. Alles dieſes war das Werk eines Moments.

Schneidend drang Malwina's wilder Jammerruf bei dieſem Anblick zum Himmel auf. Sie wäre Adelberten nachgeſprungen in das offene naſſe Grab, hätte nicht einer der Fährleute, ohnerachtet ihres Widerſtrebens, mit ſtarkem Arme ſie daran gehindert. „Adelbert,“ rief ſie, im Wahnſinn der Verzweiflung, „mein Adelbert, ich gebe Dir den Tod! mein Adelbert!“ rief ſie noch einmal, „o rettet, rettet ihn und nehmt mein Leben!“ In tiefer todtenähnlicher Bewußtloſigkeit ſank ſie jetzt in die Arme des Barons, der, ſelbſt vom Schrecken erſtarrt, regungslos daſaß.

Der Aufruhr, welcher durch alle dieſe, blitzſchnell einander folgende Ereigniſſe im Nachen entſtand, war unbeſchreiblich. Alles ſchrie, weinte, lief durcheinander, keiner hörte, keiner ſah mehr was um ihn her vorging. Der allgemeine Schrekken trat überall den Bemühungen der Wenigen hemmend in den Weg, welche Geiſtesgegenwart genug behielten, um auf Rettung zu denken.

„God damn, ihr Herren! leiht mir einige Hülfe, ich kann ihn nicht länger halten allein,“ rief plötzlich eine tiefe ſtarke Baßſtimme, mitten durch den allgemeinen Tumult.

Es war der engliſche Offizier. Er kniete in ſeinem kleinen Kahne; mit der einen Hand klammerte er ſich an den Bord des großen Nachens feſt an, mit der andern hatte er den ganz bewußtloſen Adelbert oben am Kragen gefaßt und hielt ihn mit faſt übermenſchlicher Kraft mit dem Kopfe über dem Waſſer.

Jetzt machten die Fährleute ſich Raum, ohne ſo genau darauf zu achten, wie dieſes geſchah;

und, von Waſſer triefend, einem Todten ähnlich, lag Adelbert in der nächſten Minute lang ausgeſtreckt auf dem Boden des Nachens. Sein Retter ſprang ihm nach, ohne eine Einladung dazu abzuwarten. Er hatte in dem Beſtreben, ihn aus dem Rhein zu ziehen, das eigne Ruder verloren, dieſes tanzte ſchon weit weg auf den Wellen, und der engliſche Offizier ſah ſich folglich in die Unmöglichkeit verſetzt, den kleinen Kahn länger zu regieren.

Nach wenigen Sekunden entdeckte man an dem, den Wellen Entriſſenen, ein Zeichen des rückkehrenden Lebens, und das Entzücken darüber äußerte ſich beinahe nicht minder tumultuariſch, als kurz vorher der Schreck über den ihn betroffenen Unfall. Der laute Jubel erweckte Malwinen aus der Bewußtloſigkeit, die ihre Sinne befangen hielt; ihr erſter Blick fiel auf Adelberts bleiche, noch immer regungsloſe Geſtalt, ſie fuhr auf, bahnte mit der Gewalt an Wahnſinn gränzender Verzweiflung, durch alle die, welche Hülfe leiſtend ihn umſtanden, ſich den Weg zu ihm, warf ſich neben ihm auf den Boden, unterſtützte auf ihren Knien ſein ſinkendes Haupt, wärmte ſeine erſtarrten Hände an ihrer Bruſt, bat ihn in herzzerreißenden Ausdrücken, wie ſie nur das innigſte Gefühl einem liebenden Weibe einzugeben vermag, nur einmal, einmal noch zu ihr aufzublicken, rief ihm die zärtlichſten Namen ins Ohr, die nur je die Liebe erfand, und als er endlich die Augen wieder aufſchlug, als ſie gewahr wurde, daß er ſie wieder erkenne, warf ſie mit einem lauten Freudengeſchrei ſich in ſeine, ſie umſchließende Arme, drückte ihn feſt an ihr Herz, nnd war nahe daran, im freudigſten Entzücken zum zweiten Mal ohnmächtig zu werden.

Während alles dieſes unter den Augen der, vor Erſtaunen beinahe verſteinerten Geſellſchaft vorging, hatten die Ruderer, mit doppelt angeſtrengter Kraft, den Nachen in unglaublich kurzer Zeit vollends nach Ellfeld gebracht, und legten jetzt an dem kleinen Landungsplatze an.

„Und wie befinden Sie ſich jetzt, mein Herr?“ fragte der engliſche Offizier, der bis jetzt von Malwina und Adelbert keinen Blick verwendete: „Ich hoffe ſo gut als erwartet werden möchte, die Umſtände betrachtend; ich denke, das wenige Untertauchen ſoll Ihnen nicht Schaden thun, wenn Sie augenblicklich die Kleider wechſeln," ſetzte er hinzu, indem er ſeinem Geretteten vom Boden aufſtehen half. Dann wandte er mit einem wunderlichen Lächeln ſich zu Malwina: „Frau von Rainertshauſen," ſprach er, ſich höflich verbeugend: „hier iſt Ihr Taſchenbuch, das ich Gelegenheit fand, mit zu retten; es iſt, wie Ihr Herr und Meiſter dort, naß, aber ſonſt unbeſchädigt. Vertrauen Sie aber dieſen meiner Sorge nochmals an, ich wohne in jenem Hauſe, und will dahin ſehen, daß er bald trocken und anſtändig ſich wieder zur Geſellſchaft verfügen kann." Damit nahm er Adelberten beim Arme, der wie ein Träumender ihm folgte, half dieſem mit großer Sorgfalt beim Ausſteigen aus dem Nachen, und eilte dann mit ſchnellen Schritten mit ihm davon.

„Nun, das war Unglück und Glück!" fing Frau von Steinfels an, ſobald ſämmtliche Damen in Ellfeld in dem, mit figurenreichen Tapeten geſchmückten Prunkzimmer der Frau Wirthin zur Roſe, ſich allein bei einander befanden, um ſich von dem erlittnen Schrecken zu erholen. „Der engliſche Offizier iſt doch ein herrlicher Mann!

Aber Wienchen, wie ſiehſt Du denn aus?“ ſetzte ſie im nämlichen Athem hinzu. „Liebes Kind, Du biſt ja naß, als hätteſt Du ebenfalls im Rhein gelegen, und wie Du zitterſt und frierſt! Ja es war doch recht gütig von dem armen jungen Rainertshauſen, daß er — aber, großer Gott! Deine ſchöne neue Blouſe iſt ja ganz und ohne alle Rettung dahin, und der feine italieniſche Hut, den haben die groben Fährleute mit Füßen getreten — nein, den heutigen Tag verwinde ich in meinem Leben nicht! — Ach und Deine prächtigen Marabouts, die ſehen ja aus wie ein Hühnerſchwanz beim Regenwetter! — Sieh', liebes Kind, die hellen Thränen habe ich geweint, als Du neben dem guten jungen Mann auf den Knieen lagſt und ihm dankteſt; Urſache hatteſt Du dazu, das weiß Gott, denn — aber hilf Himmel! wie ſehe ich ſelbſt denn aus? mein ſchöner Ueberrock hat ja eine ellenhohe Schmutzbordüre, wie bin ich zu der denn gekommen? Ja es gibt viel Unglück in der Welt! Denke Dir, wenn nun Rainertshauſen um Deines Taſchenbuchs willen ertrunken wäre! Der engliſche Offizier kam doch wie ein Engel von Gott — ich weiß ſelbſt nicht, woher? bauz war er da. Aber Malwina, warum nannte er Dich denn ſo kurzweg Frau von Rainertshauſen, als müßte das nur ſo ſeyn? Und was ſprach er denn vom Herrn und Meiſter? Du haſt das in der Angſt wohl überhört?“

Die Damen traten ſämmtlich näher, um die Antwort auf eine Frage zu vernehmen, die jede von ihnen im Stillen beſchäftigt hatte, doch es erfolgte keine. Trübe in ſich verſunken, ſaß Malwina lautlos da, und es währte ziemlich lange, ehe ſie wieder völlig zu ſich ſelbſt gekommen zu ſeyn ſchien. Den Damen blieb daher nichts übrig, als ihre, durch den Tumult im Nachen mehr oder weniger in Unordnung gekommene Toilette, ſo gut die Zuſtände es erlaubten, wieder zu ergänzen. Auch für die wirklich ſehr durchnäßte Malwina wurde alle erdenkliche Sorgfalt getragen, und ſie erholte ſich augenſcheinlich, als ſie wieder in warmen, trocknen Kleidern ſich fühlte; ihr Weſen gewann wieder den gewohnten Ausdruck, der jede unzeitig gewagte Frage zurückwies, und ſie war endlich die erſte, die, wenn gleich in auffallender Bewegung und mit wankenden Schritten, ſich auf den Weg machte, um ſich zu der übrigen, im Speiſezimmer verſammelten Geſellſchaft zu begeben.

Mitten in dieſem ſtand Adelbert in einem recht zierlichen, ihn ziemlich wohl kleidenden Zivil-Anzuge des engliſchen Offiziers, der neben ihm jetzt in voller Staatsuniform prangte. Auſſer daß Letzterer etwas bleicher als gewöhnlich war, ſchien jede Spur von dem ſo eben erlittenen Unfall verſchwunden. Stumm und ernſt ſtand der Baron, abgeſondert von der Geſellſchaft, am Fenſter, und betrachtete mit finſterm forſchenden Blick ſeinen Neffen; auch unter den übrigen Männern ſchien eine ganz eigne geſpannte Stimmung vorzuherrſchen.

So wie Malwina Adelbert anſichtig ward, flog ſie in ſeine, ſie liebevoll umſchließende Arme, Thränen kamen erſt jetzt, ihr beklommnes Gemüth zu erleichtern; ſie weinte ſich aus an ſeiner Bruſt, ohne darauf zu achten, daß die ganze Geſellſchaft ſie umringte. Dann trocknete ſie die Augen, richtete mit edlem Anſtande ſich auf und ergriff Adelberts Hand.

„Es liegt für uns jetzt außer den Gränzen der Möglichkeit, mein Adelbert, ein Geheimniß länger zu bewahren, das uns freilich als Bedingung unſeres Glückes zur Pflicht gemacht wurde:“ ſprach ſie mit lauter, vernehmlicher Stimme. „Die hier Anweſenden aber werden uns das Zeugniß nicht verſagen, daß wir das Mögliche thaten, um dieſe Pflicht zu erfüllen,“ ſetzte ſie mit verbindlichem Lächeln gegen die Geſellſchaft gewendet hinzu. „Ein tückiſcher Zufall lüftete vor der Zeit den Schleier, in den wir uns verhüllt hielten, denn wie kann der noch äußere Verhältniſſe bedenken, der, wie ich, das Theuerſte dem Untergange ſelbſt zugeſchleudert zu haben glaubt? Jetzt aber müſſen wir dieſes ernſtlicher als je; darum bitte ich Dich, Adelbert, ſtelle mich der Geſellſchaft als Deine Dir ſchon ſeit beinah Jahr und Tag vermählte Ehefrau vor, und hilf mir dann, bei unſerm Onkel ſeiner Nichte Verzeihung auszuwirken, die freilich durch ihr ſtreng gehaltnes Inkognito ſich bisher zu allerlei Ungezogenheiten verleiten ließ, welche ſie in dieſem Augenblicke von Herzen bereut.“

Mit unwiderſtehlicher Anmuth drängte Malwina bei dieſen Worten ſich an Adelberts Hand durch den ſie umgebenden Kreis, der eben anfangen wollte, das Paar mit Glückwünſchen zu überſchütten, und zum Baron hin, der unbeweglich ſeine Stellung am Fenſter beibehielt. „Onkel, lieber gütiger Onkel, beſtrafen Sie dieſe Ueberraſchung nicht zu ſtreng! wir meinten auf zartere Weiſe Ihnen unſer Geheimniß zu entdecken, aber es ſollte nicht ſeyn,“ bat ſie ſchmeichelnd: „mein ganzes Leben ſoll hinfort dem Beſtreben geweiht ſeyn, Ihre Tage zu erheitern und zu verſchönen; blicken ſie freundlich auf Ihren Adelbert und ſeine Malwina.“

„Frau von Rainertshauſen, ich wünſche Ihnen Glück zu Ihrer Vermählung, das iſt alles, was die Ueberraſchung des Moments mir zu thun erlaubt; fernere Erläuterungen, die hier nöthig werden dürften, ſparen wir billigerweiſe einer ruhigern Stunde auf,“ erwiederte kalt und würdevoll der Baron.

„Oheim! mein geliebter Oheim! haben Sie denn keinen gütigen Blick mehr für mich?“ bat Adelbert, und wollte des Barons Hand faſſen, doch dieſer zog mit einer ſehr unmuthigen Bewegung ſie zurück. — „Heuchelnder Betrüger!“

flüſterte er, nur ſeinem Neffen vernehmbar, dieſem zu.

„Nein, wahrlich, dieſen Namen verdiene ich nicht!“ rief Adelbert laut, und dunkle Purpurröthe überzog ſein Geſicht. „Nein, mein Oheim, nie habe ich Ihnen geheuchelt, nie abſichtlich Sie betrogen, obgleich die Lage der Dinge mich zwang, Ihnen eine Zeitlang meine Verbindung mit einer Gattin zu verſchweigen, die in jeder Hinſicht es werth iſt, Ihre Nichte zu heißen. Daß ich Malwina in der Geſellſchaft zu begegnen vermied, dazu zwang mich meine Liebe; wie hätte ich ſonſt dieſes mich mächtig beherrſchende Gefühl verborgen halten können? Daß Sie und Mehrere in dieſem Kreiſe dieſes abſichtliche Meiden eines von Vielen geſuchten, allgemein als liebenswürdig anerkannten Weſens, mir als Beweis eines innern Widerwillens gegen daſſelbe auslegten, war nicht meine Schuld; doch kam es in meinen damaligen Verhältniſſen mir gelegen, und ich geſtehe, daß ich nichts that, um dieſer allgemeinen Meinung zu widerſprechen; ich ſuchte aber auch keineswegs, ſie abſichtlich zu unterſtützen. Wer kann auftreten und behaupten, daß ich mir jemals eine, Malwinen wirklich nachtheilige Aeusserung erlaubte?“ ſprach er mit feſtem Blick gegen die Anweſenden ſich wendend. „Ich mied lieber jeden näheren Umgang, ich lebte nur für Sie, mein Oheim, und, wenn wir uns unbeobachtet glaubten, für meine zwar verborgne, aber durch göttliche und menſchliche Anordnungen geheiligte Liebe. So dachten wir den Augenblick abzuwarten, in welchem es uns vergönnt ſeyn würde, mit unſerem Geheimniß an das Licht zu treten. Sie, Herr Major,“ ſprach er gegen den engliſchen Offizier gewendet, „Sie haben es entdeckt und öffentlich bekannt gemacht, aber Sie ſind der Retter meines Lebens, und der erſte Beweis meines Dankes ſey, daß ich es unterlaſſe, Sie zu fragen, wie Sie dazu kamen.“

„Nach und nach, ich bin zu jeder Art von Antwort bereit, aber auch ich habe einiges zu erklären,“ erwiederte mit höflichem Anſtande der Major.

Adelbert wandte ſich wieder an den Baron. „Glauben Sie es feſt, mein innigſt verehrter Oheim,“ ſprach er mit immer ſteigender Rührung, „obgleich ich das einzige Geheimniß meines Lebens auch Ihnen nicht entdecken durfte, ſo kam doch jede Aeuſſerung der innigſten Anhänglichkeit gegen Sie aus einem reinen, wahrhaft treuem, dankerfülltem Gemüth. Und ſollten Sie auch von dieſem Augenblicke an mich ganz aus Ihrem Herzen verſtoßen, ſollte auch nie Ihr von mir jetzt abgewandtes Auge dem Sohne Ihres einzigen Bruders mit gewohnter Güte ſich wieder zuwenden, ſo werde ich doch, ſo lange ich athme, in Ihnen meinen zweiten Vater verehren, den Wohlthäter meiner hülfloſen Jugend, dem ich alles verdanke, was ich beſitze und bin. Nehmen Sie, o nehmen Sie alles zurück, alle Ihre Wohlthaten," rief Adelbert mit glänzenden Augen hochbewegt, „rauben Sie mir nur nicht den Glauben, daß Sie mich nie für niedrig und verworfen halten können; mag ſogar Ihr Herz ſich völlig von mir wenden, nur laſſen Sie mich hoffen, daß es nicht geſchah, weil Sie mich verachten!"

Während Adelbert ſprach, hatte ein Gefühl bewegter Theilnahme ſich aller Anweſenden bemeiſtert, kein Laut hatte ihn unterbrochen, und auch jetzt, da er aufhörte zu reden, ſchwiegen Alle, und wendeten den unſichern Blick dem Baron zu, der indeſſen in ſeiner vorigen ſchroffen, abſtoßenden Stellung blieb, ohne zugleich eine in ihm aufſteigende mildere Regung völlig verbergen zu können.

„Sie haben meinen Adelbert gewürdigt, ihn wenigſtens anzuhören, mein Oheim, ich hoffe, Sie werden auch mir dieſes nicht verſagen,“ nahm jetzt Malwina das Wort.

„Nur hier nicht, wählen wir dazu eine gelegenere Stunde, Frau von Rainertshauſen,“ erwiederte der Baron.

„Hier in dieſer Stunde, es kann keine gelegenere geben; hier vor allen dieſen Zeugen ſowohl meines Betragens während ich in Wiesbaden lebte, als auch der Ereigniſſe dieſes Morgens, bitte ich Sie mich anzuhören, lieber Oheim; ja, ich beſtehe darauf als auf eine Uebung der Gerechtigkeit, die Sie mir und auch ſich ſelbſt ſchuldig ſind,“ antwortete Malwina ſehr lebhaft. „Der Ruf einer Frau, der Sie ſelbſt das Recht Ihren Namen zu führen zugeſtehen, darf nicht entſtellt von Mund zu Munde gehen. Auch mich wie meinen Adelbert könnte man eigennütziger Heuchelei gegen Sie anklagen. Mein Herz drängt mich, die Wahrheit zu bekennen; was ich gethan und gewollt, ſoll keine feige Lüge zu bemänteln ſuchen, ich habe kein Geſchick zu ſolchem Thun. Ja, mein geliebter Oheim, ich geſtehe es, mein Mann hatte von Ihrer Abgeneigtheit, eine nicht ihrem Lande Eingeborne als Nichte aufzunehmen, mich unterrichtet: es geſchah nicht ganz abſichtslos, daß ich gleich bei unſerem erſten Bekanntwerden durch freundliches Entgegenkommen Sie vor allen Andern auszeichnete, das bekenne ich frei; ich wollte Sie gewinnen, ich wollte Ihr Vorurtheil gegen Ausländerinnen beſiegen, ich war ſogar bereit, ehe ich Sie kannte, in die Eigenheiten eines wunderlichen Alten mich zu fügen, ihn im Voraus ahnen zu laſſen, wie bereit ich immer ſeyn würde, ihn kindlich zu pflegen und zu ehren. Ich fand weder Laune noch Wunderlichkeit, ich fand in Ihnen, mein Oheim, was ich nie erwartet hätte, und mein Herz zog mich weit mächtiger zu Ihnen, als kalte Ueberlegung es gekonnt hätte; jede Abſichtlichkeit blieb von nun an fern von mir, ich that, was ich nicht laſſen konnte, indem ich Sie als den Theuerſten meiner Verwandten ehrte und liebte. So war es, ſo iſt es noch, und wird immer ſo bleiben, auch wenn Sie uns verſtoßen; ich ſowohl als Adelbert werden uns zwar tief darüber betrüben, daß Sie es uns nicht erlauben wollen, Ihnen dieſes durch unſer Betragen zu beweiſen, aber unſere ehrfurchtsvollſte Liebe bleibt dennoch ewig Ihnen geweiht. Und nun komm' Adelbert, wir wollen dem ſchönen edlen Herzen unſres Oheims es überlaſſen, für uns weiter zu ſprechen. Komm mit mir zurück nach Wiesbaden, wenn wir zuvor unſerem Erretter vom Tode unſern innigſten Dank gebracht haben."

Mit dieſen Worten wandte ſie ſich gegen den Major, doch dieſer trat auf ſeltſame Weiſe zurück, indem ſie ſich ihm näherte.

„Gnädige Frau," ſprach er, „wie ich früher erwähnte, ich habe noch Einiges zu erklären. Mein Herausziehen Ihres Gemahls aus dem Waſſer verdient keinen Dank, es wird ſich ſelbſt belohnen, auf eine Weiſe, die Ihnen vielleicht nicht ganz zuſagen wird. Ich werde von Ihnen, dem Herrn von Rainertshauſen und dem Baron eine kurze Audienz mir erbitten, doch nach Tiſche, wenn es Ihnen gefällt, die Frau Wirthin hat ſchon zweimal den Kopf in das Zimmer geſteckt, unſer Mittagseſſen will verderben, fürchte ich.“

„Wienchen, und Du biſt alſo wirklich verheirathet,“ rief Frau von Steinfels, die jetzt erſt von dem Erſtaunen, das ſie gefeſſelt gehalten, einigermaßen zu ſich ſelbſt kam.

„Das bin ich und bitte um Ihre guten Wünſche, liebe freundliche Frau,“ erwiederte Malwina, ſie umarmend.

„Gott im Himmel!“ rief Frau von Steinfels, „und da mußt Du bei der Bekanntmachung Deiner Heirath auch juſt den alten fatalen Ueberrock anhaben! Aber Kind, jetzt fällt es mir erſt ein, was wird mein Mann ſagen, wenn er das erfährt?“

„Nichts wird er ſagen,“ ſprach Adelbert, indem er ihr die Hand küßte, „denn er war bei unſrer Trauung gegenwärtig.“

„Und das alles geſchah hinter meinem Rücken, weder Brautputz noch Ausſteuer ward mir zur Beſorgung übertragen, wie es doch ſonſt wohl üblich iſt, als wäre ich gar nicht mehr in der Welt!“ rief Frau von Steinfels beleidigt.

„Ich war ſchon verheirathet, als Sie mich im vergangnen Jahre in Ihrem Hauſe ſo gütig aufnahmen," erwiederte Malwina und ſuchte durch Liebkoſungen ſie wieder zu beruhigen.

„Nein, das iſt zu arg! ſo mit mir Komödie zu ſpielen, das hätte ich niemals Dir zugetraut," ſprach mit Thränen in den Augen Frau von Steinfels. „Freilich," ſchluchzte die gutmüthige Frau gleich darauf, indem ſie Malwinen um den Hals fiel, „ich thue wohl Unrecht, Dich zu ſchelten, armes Kind, es mag Dir böſe genug ergangen ſeyn, ehe Du zu dieſem Schritte Dich entſchließen mußteſt, und dann — wer kann für ſein Herz?"

„Ich fand Malwinen in Paris, an der Seite eines in ſeinen Meinungen von dem Gewöhnlichen zwar weit abgehenden Vaters, der ſie aber beinah anbetete," nahm Adelbert jetzt das Wort. „Ich fand ſie umgeben von einem aus allen Nationen beſtehenden auserwählten, geiſtreichen Kreiſe. Mir ſteht es nicht zu, hier ihr Lob zu verkünden, denn ſie iſt mein, und Sie kennen ſie Alle. Daß ich mit verzehrender Leidenſchaft ſie lieben mußte, war natürlich, doch auf welche Weiſe es mir gelang, dieſes ſchöne Herz mir zu gewinnen, das weiß ich nicht zu ſagen. Wir wurden Eins, wir ſind es, und werden ewig es bleiben, komme was da wolle,“ ſetzte er mit leuchtenden Blicken hinzu. „Meine Geliebte widerſetzte mit großer Feſtigkeit ſich meinem Plan, ihre Hand von ihrem Vater zu erbitten, ſie wollte den ſeit einiger Zeit kränkelnden Greis, dem ſie alles war, nicht durch die Ausſicht einer möglichen Trennung von ihr erſchüttern; er hatte oft den ſehnlichen Wunſch geäußert, daß Malwina vor ihrem vierundzwanzigſten Jahre ſich nicht vermählen möge, doch hatte er es nie erlaubt, daß ſie ſich anheiſchig mache, dieſen Wunſch zu erfüllen, denn er achtete es für Unrecht, ſie auf dieſe Weiſe zu feſſeln. Die liebende Tochter hatte indeſſen in ihrem Herzen gelobt, bis zu dem, von ihrem Vater ihr geſetzten Zeitpunkt ihre Hand frei zu bewahren, ſie geſtand mir dieſes mit der ihr eigenthümlichen Offenheit und beharrte, unerachtet allem, was ich dagegen thun oder ſagen mochte, unerſchütterlich feſt bei dieſem Entſchluſſe. Zwei lange Jahre ſollte ich in unſäglicher Sehnſucht noch verleben, ehe ich ſie ganz Mein nennen durfte, denn ſie war erſt zwei und zwanzig Jahre alt; doch das Glück, das in ihrer Nähe die Gegenwart mir bot, ließ damals die trübere Zukunft mich vergeſſen.“

„Frau von Rainertshauſen war im vergangenen Jahre, nach dem eigenen Geſtändniß ihres Gemahls erſt zwei und zwanzig Jahre alt; ich verlange die Anweſenden dieſes anzumerken,“ rief hier plötzlich mit überlauter Stimme der Major. Alle Blicke wandten verwundert ſich ihm zu, doch da er nichts weiter hinzufügte, ſo nahm Adelbert wieder das Wort.

„Der Baron Wallborn erkrankte plötzlich. Er war mir immer freundlich geweſen, und erlaubte mir, Malwinen in der Sorge um ſeine Verpflegung beizuſtehen. Zwei leidensvolle Nächte verwachten wir an ſeinem Sterbebette, dann ſtanden wir an ſeinem Sarge; o wie viel inniger verband uns jetzt der gemeinſame Schmerz, als früher die Freude und das Wohlleben es gethan hatten! Meine, meine Malwina, weine nicht ſo, ich eile ſchnell über jene Tage der Trauer hinweg. Wir ſandten eine Staffette mit der Todesnachricht nach Hannover, an den Baron Steinfels, den einzigen Jugendfreund des Verſtorbenen, welchen dieſer zum Vormunde ſeiner verwaiſeten Tochter und zum Vollſtrecker ſeines letzten Willens ernannt hatte. Er kam, früher noch, als wir erwarten konnten, um Malwinen abzuholen, die zufolge der Anordnung ihres Vaters, hinfort in ſeinem Hauſe leben ſollte. Sein ganzes Benehmen flößte uns ſo viel Zutrauen ein, daß wir ihn ſehr bald zum Vertrauten unſerer Liebe erwählten. Das Teſtament ward eröffnet, und obgleich der Verſtorbene auch in dieſem den väterlichen Rath an Malwina ausgeſprochen hatte, bis nach Zurücklegung ihres vierundzwanzigſten Jahres unvermählt zu bleiben, ſo geſchah dieſes dennoch auf eine ſie keinesweges bindende Weiſe. Meine heiße Liebe überwand endlich alle Bedenklichkeiten in dieſer Hinſicht, doch nun widerſetzte Herr von Steinfels ſich meinen Wünſchen. Aus Gründen, die, wie er verſicherte, unſer Beſtes beabſichtigten, die er aber vor der geſetzten Friſt uns nicht entdecken dürfte, beſtand er ſogar auf ſtrenges Geheimhalten unſerer Liebe, bis endlich Malwinas herbeigekommener vierundzwanzigſter Geburtstag alle Hinderniſſe heben würde, die unſerer Verbindung ſich widerſetzen könnten.“

„Malwina war ſehr bereitwillig, ſich dieſer

Anordnung ihres Vormundes zu fügen, und auch ich ließ mich dazu überreden; die Hoffnung, ſie nach Deutſchland zu begleiten, tröſtete mich, ſo wie die Ausſicht, ihr nahe zu bleiben, und durch manches wiederholte frohe Wiederſehen meine liebende Sehnſucht während der Jahre der Entbehrung zu beſchwichtigen. Da kam Ihr Befehl, mein theurer Oheim, jetzt, da ich England, Frankreich und Italien geſehen, auch Schweden und Norwegen zu bereiſen, und mich in jenen Ländern mit der Einrichtung des dortigen Eiſenhüttenweſens auf das genaueſte bekannt zu machen! Mit erdrückender Gewalt ſtieg, Rieſen gleich, das ganze lange Jahr vor meiner erregten Phantaſie auf, das ich nun fern von der Geliebten, vielleicht ohne Nachricht von ihr, im Norden verleben ſollte. Meine Sinne verwirrten ſich, ich ſah Malwina in mir unbekannten Umgebungen, bewundert, angebetet, umringt von Verführungen, die mein Bild aus ihrem Herzen tilgen konnten. Ich erlag den tauſendfachen Qualen ungemeſſener Liebe, glühender Eiferſucht, zerſtörender Sorge, mein Leben wollte erlöſchen, ich eilte dem Untergange, dem Wahnſinne zu. Da endlich erbarmte Herr von Steinfels ſich unſer; auf ſeine Veranſtaltung wurden wir von dem Kapellan eines auswärtigen Geſandten heimlich getraut. Wir mußten geloben, unſre Verbindung Niemanden ohne Ausnahme zu entdecken, und die Feier derſelben an Malwinas vierundzwanzigſtem Geburtstage nochmals öffentlich zu wiederholen; dann führte er, ſogleich vom Traualtare Malwinen augenblicklich mit ſich fort nach Hannover; und die Ueberzeugung, daß keine Macht auf Erden die mir Anvermählte mir nunmehr rauben könne, gab mir Muth und Kraft dieſe Trennung zu ertragen. Meine Geſundheit kehrte zurück und war in ſehr kurzer Zeit in ſo fern wieder hergeſtellt, daß es mir möglich wurde, den Befehlen meines Oheims zu gehorchen.“

„Ich rufe alle Anweſenden zu Zeugen auf, daß Herr von Rainertshauſen geſtanden hat, in Paris, ſeit einem Jahre, mit dem Fräulein Malwina von Wallborn getraut zu ſeyn,“ rief hier abermals der engliſche Offizier.

„Herr,“ nahm der Baron jetzt mit ſichtbarem Ueberdruß das Wort: „Sie haben meinen Neffen aus dem Rhein gezogen, und das iſt allerdings dankenswerth, aber es kann mich dennoch nicht hindern, zu bemerken, daß es mir vorkommen will, als ob ſie von dem Vorrechte der Engländer, ſich in Deutſchland ſonderbar zu benehmen, einen etwas zu auffallenden Gebrauch machten.“

„Wie ich vorhin ſchon bemerkt habe,“ erwiederte vollkommen gelaſſen der Major, „unſre Frau Wirthin hat ſeit fünf Minuten zum dritten Mal in das Zimmer geſchaut. Nach Tiſche bin ich bereit, jede Erklärung zu geben, die erwartet werden mag, doch in dieſem Augenblicke will unſer Mittagseſſen verloren gehn, wenn wir die Verhandlung nicht bis nach Tiſche verſchieben.“

„Haſt Du noch etwas vorzubringen, Adelbert?“ ſprach der Baron in ſehr gemildertem Ton.

„Nichts weiter, mein Oheim; denn daß Malwina ihre gütige Freundin zu der Reiſe nach Wiesbaden zu bewegen wußte, um mit mir hier zuſammen zu treffen, bedarf wohl keiner beſondern Erwähnung. Und nun komm, meine Malwina, wir bedürfen beide Ruhe und Erholung,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich anſchickte, mit ſeiner Gattin das Zimmer zu verlaſſen.

„Frau von Rainertshauſen,“ ſprach mit vornehm-höflichem Anſtande der Baron, „ich wünſche, daß Ihre Kräfte Ihnen erlauben mögen, uns Ihre und Adelberts Geſellſchaft noch ein paar Stunden zu gönnen. Der gewaltſame Eindruck, den die Ereigniſſe dieſes Morgens auf uns Alle gemacht haben, wird ſo vielleicht auf mildere Weiſe verklingen, als wenn Sie ſogleich uns verließen.“

So ſcharf und gemeſſen der Baron dieſe wenigen Worte auch vorbrachte, ſo fühlten die Liebenden dennoch die Verbindlichkeit, ihnen ohne Widerrede Folge zu leiſten. Das Mittagseſſen ward endlich zu des Majors großer Freude aufgetragen, übrigens aber ging es dabei ſo ziemlich wie bei einer Karthäuſer Mahlzeit zu. Man wagte kaum von ſeinem Teller aufzublicken, man flüſterte das Wenige, was man zu ſagen hatte, einander mit leiſem Tone zu, als befände man ſich in der Nähe eines Krankenzimmers; peinlicher Zwang war an die Stelle der ſonſt hier herrſchenden Fröhlichkeit getreten, und die Tafel ward dem zufolge wenigſtens eine Stunde früher aufgehoben als gewöhnlich. Der Jagdjunker und der Bergmann hatten gleich Anfangs ſich unbemerkt fortgeſchlichen.

„Ich lade jetzt das neuvermählte Paar und den Herrn Baron von Rainertshauſen ein, mir in ein abgeſondertes Zimmer zu folgen. Frau von Steinfels mag, wenn es ihr gefällt, die junge Dame begleiten,“ ſprach jetzt feierlich langſam der Major.

„Herr Major,“ erwiederte der Baron: „der Zufall hat gewollt, daß unſere Familienangelegenheiten hier eine Art Oeffentlichkeit erlangen ſollten, welche die Schranken des ſonſt üblichen um Vieles überſchreitet. Was Sie uns zu ſagen haben, hängt wahrſcheinlich mit jenen zuſammen; ich wünſche daher, daß das, was Sie Ihre Erklärungen nennen, hier ebenfalls, in dem Kreiſe unſerer Freunde, uns bekannt gemacht werde. Denn ich bin ein Feind aller Halbheiten, die nur zu Argwohn und Mißverſtändniß Anlaß geben. Thue Recht und ſcheue Niemand, war ſeit Jahrhunderten der Wahlſpruch meines Hauſes.“

„Ich opponire nicht zu dieſer Motion,“ rief der Engländer, „ich bin bereit, auf dieſe Geſellſchaft, als eine Art von Jury, zu ſehen, von welcher alle Anweſenden Beiſitzer ſind, die bei der Verhandlung Betheiligten allemal ausgenommen.

Sie werden gerechte Richter ſeyn, hoffe ich; belieben Sie im Kreiſe niederzuſitzen.“

„Mein Gott, das ſieht recht grauerlich aus, gerade wie bei den Aſſiſen in Koblenz!“ ſeufzte Frau von Steinfels, und ward bleich und roth vor innerer Angſt, indem ſie den ihr angewieſenen Platz einnahm.

Der Major hatte indeſſen aus ſeiner Brieftaſche ein mit vieler Sorgfalt verſiegeltes Papier genommen, und reichte es Malwinen, indem er ſie fragte, ob ſie das Siegel und die Ueberſchrift auf demſelben erkenne.

„Es iſt der Siegelring mit unſerm Familienwappen, deſſen mein Vater ſich immer bediente; ach, und ich erkenne auch die geliebten Züge ſeiner Hand!“ rief Malwina. Ihre Thränen floſſen auf das Papier, indem ſie es an ihre Lippen drückte.

Der Offizier, ohne darauf weiter zu achten, nahm das Papier aus ihren Händen zurück und trug es zu jedem Einzelnen im Kreiſe hin, um zu zeigen, daß die Siegel nicht erbrochen wären, dann überreichte er es dem Baron, und bat ihn, es zu öffnen, und den Inhalt der Geſellſchaft laut und deutlich vorzuleſen.

Der Baron las; zuerſt die gewöhnlichen einleitenden Formeln eines, einem letzten Willen beſonders beigefügten Kodizills. Dann hieß es ferner, wie hier folget:

„Bei völlig geſunden Geiſteskräften und nach reiflichem Nachdenken, finde ich in meinem Gemüthe mich bewogen, zu veranſtalten, daß der Inhalt dieſer Beilage zu meinem letzten Willen, und ſogar die Exiſtenz derſelben meiner geliebten einzigen Tochter, Malwina Oktavia von Wallborn, bis zu dem Tage, an welchem ſie ihr vierundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt haben wird, verborgen bleibe. Es ſey denn, daß ſie, wider meinen oft gegen ſie ausgeſprochnen väterlichen Rath, noch vor Ablauf dieſer Zeit in den Stand der Ehe ſich begeben ſollte, wo dann die Nothwendigkeit der Bekanntmachung dieſes Kodizills ſich von ſelbſt ergeben wird.

„Fände meine Tochter, von ihrem Herzen noch vor jener feſtgeſetzten Friſt ſich unwiderſtehlich zu einer Vermählung gezogen, ſo wird, wie ich hoffe und von Gott erbitte, das Glück der Liebe, das ſie ſich ſelbſt erwählt, ihr reichen Erſatz des Verluſtes gewähren, den Pflicht und die Stimme der Dankbarkeit mir gebieten, ihr in dieſem Fall aufzuerlegen. Damit ſie aber von keiner Seite durch eigennützige Rückſichten in der Wahl ihres Gemahls beſchränkt werde, ſo decke bis dahin ein tiefes Schweigen dieſe meine letzte, unumſtößlich feſt beſtimmte Anordnung.

„Eine in meiner damaligen Wohnung in London bei nächtlicher Weile ausgebrochene heftige Feuersbrunſt drohte, ein Jahr nach der Geburt meiner Tochter, dem Leben meiner jetzt in Gott ruhenden vielgeliebten Gattin Antonie gebornen von Mainberg, mit der ich einige Monate in England mich aufhielt. Das Kind hatte die Wärterin deſſelben gerettet, doch die Mutter wäre dem qualvollſten Tode nicht entgangen, hätte nicht ein damals ſehr junger, mir völlig unbekannter engliſcher Offizier, mit großer Geiſtesgegenwart und eigner augenſcheinlicher Lebensgefahr, ſie den Flammen entriſſen. Tages darauf erkannte ich in dieſem den Sohn eines entfernten Anverwandten, deſſen Eltern längſt verſtorben waren, und deſſen eigne Exiſtenz mir bis dahin unbekannt geblieben war, ſo wie auch er von der meinigen nichts erfahren hatte. Er nannte ſich Edmund von Wallborn, und ich gelobte bei mir ſelbſt, mit einem theuren Eide, ihn dereinſt, ſo viel es in meinen Kräften ſtände, für ſeine edle That zu belohnen, und zwar, wenn die Umſtände es ſo fügen wollten, durch die Hand meiner Tochter, der er die Mutter erhalten. Ich achte es für Unrecht, in den ſelbſt erwählten Lebensplan irgend eines Menſchen thätig eingreifen zu wollen, und ließ ihn daher, wenige Tage nach jener Feuersbrunſt, ungehindert nach Oſtindien abgehen, wohin ſein Regiment im Dienſte der oſtindiſchen Kompagnie beſtimmt war. Nie hat er von dortaus mir geſchrieben, obgleich er verſprochen, ſolches zu thun, und ich habe ihn von jenem Tage an, völlig aus dem Geſichte verloren, doch hebt dieſes die Verpflichtung, die ich ihm ſchuldig bin, nicht auf.

„Sollte Edmund von Wallborn binnen dreiundzwanzig Jahren, das heißt, von dem Tage ſeines Abganges nach Oſtindien bis zu dem vierundzwanzigſten Geburtstag meiner Tochter nicht nach England zurückkehren, ſo muß ich ihn entweder für geſtorben oder für anderweitig verſorgt erachten, und erkläre für dieſen Fall, die in dieſem Kodizill zu meinem letzten Willen getroffenen Anordnungen, für aufgehoben. Auf den Fall aber, daß er vor Ablauf jener Zeit wiederkehre, lege ich eine verſiegelte Abſchrift dieſer Beilage zu meinem letzten Willen, nebſt einer offnen Kopie derſelben in dem Archive der oſtindiſchen Kompagnie nieder, die ihm beides bei ſeiner Ankunft in England einhändigen wird. Eine zweite, dieſer völlig gleichlautenden verſiegelte Kopie derſelben befindet ſich in den Händen des Barons Ernſt von Steinfels in Hannover, dem der Inhalt derſelben ſehr wohl bekannt iſt, der mir aber verſprochen hat, dieſen meiner Tochter erſt an dem von mir dazu beſtimmten Tage kund zu geben.

„Ich will und verordne demnach, daß Edmund von Wallborn, im Fall er vor Ablauf des vierundzwanzigſten Lebensjahres meiner Tochter, nach Europa zurückkehrt, ſich zu derſelben verfüge und um ihre Hand ſich bewerbe.

„Schlägt Malwina Oktavia von Wallborn den Heiraths-Antrag des Edmund von Wallborn aus, ſo tritt er von dem Tage an in den völligen und freien Beſitz meines im hannöveriſchen Lande belegenen Ritterguts Wallſtedt, nebſt allen zu demſelben gehörigen Rechten und Revenüen.

„Findet hingegen Edmund von Wallborn nicht diejenigen Eigenſchaften bei meiner Tochter, die er von ſeiner Gattin verlangt, ſo iſt Malwina Oktavia von Wallborn hiedurch verpflichtet, ihm die Summe von zehntauſend Thalern auszuzahlen, und bleibt im ungehinderten Beſitze des Rittergutes Wallſtedt. Die nämliche Summe iſt Edmund von Wallborn berechtiget, von ihr zu fordern, im Fall er vermählt, jedoch vor Ablauf der von mir feſtgeſetzten Friſt, nach Europa zurückkehrt.

„Wäre, wider mein Erwarten, meine Tochter vor der Beendigung ihres vierundzwanzigſten Lebensjahres ſchon vermählt, während Edmund noch unverehelicht ſich bei ihr meldet, ſo tritt er von dem Tage an ebenfalls in den freien ungehinderten Beſitz des Gutes Wallſtedt, und iſt ihm ſolches ſogleich als ſein ihm mit Recht zukommendes Eigenthum zu übergeben."

Des Barons von Wallborn, von den dazu erforderlichen Zeugen gerichtlich beglaubigte Unterſchrift machte den Schluß dieſes ſonderbaren Dokumentes.

Tiefe Stille herrſchte in der Geſellſchaft, als der Baron aufgehört hatte zu leſen. Von tauſend ſchmerzlichen Erinnerungen ergriffen, ſaß die todtenbleiche Malwina regungslos, ihr Haupt ruhte an Adelberts Bruſt, der, um ſie zu ſtützen, neben ihr hingeknieet war, und ſie feſt umſchlungen hielt. Nur der Major behielt ſeine gewohnte unerſchütterliche Faſſung bei, und war beſchäftigt, eine Menge Papiere und Dokumente zu ordnen und dem Baron vorzulegen, aus denen hervorgehen ſollte, daß er noch unverehelicht, und der ſey, für den er ſich ausgab.

„Und was ſoll denn nun nach alle dieſem noch geſchehen, Herr Major?" fragte der Baron.

„Kann das noch eine Frage ſeyn?" erwiederte der Major: „die Beweiſe meines guten Rechtes liegen vor Ihnen. Das Rittergut Wallſtedt gehört zu mir.“

„Unmöglich! Sie werden doch nicht?“ rief jetzt, von ihrer Gutmüthigkeit hingeriſſen, Frau von Steinfels. „Sie ſind ja einmal zum Schutzengel meiner lieben Malwina beſtimmt, Sie werden ja nicht nun hinterdrein ſie um den größten Theil ihres Vermögens bringen wollen, Sie werden doch großmüthig ſeyn.“

„Seyd erſt gerecht, und hernach ſeyd großmüthig, ſagen wir in Alt-England,“ erwiederte der unerſchütterliche Major. „Zu dem Nächſten ſoll man vor Allem gerecht ſeyn, ich bin mein Nächſter und Alles in All', und nehme alſo die Freiheit zu fragen, ob Sie für Herrn von Steinfels einen Auftrag für mich haben. Ich gehe noch dieſe Nacht nach Hannover, mir gefällt's, die Dinge ſchnell in Ordnung zu bringen.“

Die ganze Geſellſchaft blickte mit unverhehltem Widerwillen den ſonderbaren Mann an, deſſen ohnehin dunkle Züge ſich, als er dieſes bemerkte, noch mehr verdüſterten.

„Sie haben in Deutſchland Komödien," ſprach er, und ein unangenehmes Lächeln verzog ſein Geſicht; „ich habe einige Bände davon geleſen, um mich in der deutſchen Sprache zu üben. Gewöhnlich kommt im fünften Akt ein Engländer, der ein groß Theil von Geld den Leuten zu Füßen wirft, um ſie glücklich zu machen; das iſt bei Ihnen ſo auf dem Theater; aber in England nimmt Jeder was ihm gehört."

Der Baron hatte indeſſen die ihm vorgelegten Dokumente durchblättert; „Sie ſind ſchon ſeit einem Jahr und vier Monaten wieder in England, Herr Major," rief er plötzlich.

„Ich leugne es nicht," war die Antwort.

„Sie erfüllten aber nicht die Bedingung, ſich um die Hand des Fräuleins von Wallborn zu bewerben," ſprach der Baron mit ſteigender Wärme.

„Der Dienſt und einige eigne Angelegenheiten verbanden mich, in England etwas zu verweilen,“ erwiederte der Major.

„Sie konnten aber ſchreiben,“ wandte der Baron ein.

„Ich wollte erſt die fragliche Dame ſehen,“ erwiederte der Major.

„Sie haben die vom verſtorbenen Baron von Wallborn Ihnen vorgeſchriebenen Bedingungen nicht erfüllt,“ ſprach jetzt der Baron mit zorniger Stimme und blitzenden Augen, „Sie werden alſo an dem Abzugsgelde von zehntauſend Thalern ſich genügen laſſen.“

„Ein ganzes Jahr hatte ich noch vor mir; daß die Dame verheirathet war, erfuhr ich erſt geſtern Abend, als ſie mit ihrem Manne im Garten einen Spaziergang nahm,“ erwiederte der Major. „Soldaten lieben nicht, einer ſchönen Dame lange den Hof zu machen. Ein Jahr iſt lang genug, um ein Herz zu gewinnen, ſo dachte ich, und kam in dieſer Abſicht hieher.“

„Bei alle dem ſind Ihre Anſprüche noch groſen Zweifeln unterworfen," erwiederte der Baron mit feſtem ernſten Blicke; „gewiß Sie kommen nicht ſo leicht zum Zweck, als Sie es wohl denken mögen; nehmen Sie das Geld, man könnte der Summe vielleicht noch zulegen . . ."

„O macht keine Bedingungen, ſucht nicht zu mäkeln und herunter zu handeln, wenn es dem letzten Willen meines Vaters gilt! dem, was er lebend ausſprach, habe ich ohnehin entgegen gehandelt, ohne es bereuen zu können," rief Malwina, alle ihre Kraft plötzlich zuſammennehmend. „Ich kann es nicht ertragen, das, was mein Vater in ſeinem letzten Willen verordnete, nach ſeinem Tode nicht wörtlich befolgt zu ſehen. Nehmen Sie," ſprach ſie, indem ſie aufſtand und mit vieler Würde ſich an den Major wandte, „nehmen Sie, mein Herr, was Ihnen angehört, was Ihnen ganz ungetheilt geworden wäre, und wären Sie auch um vieles früher nach Europa zurückgekommen. Mehr, unendlich mehr als Sie von mir nehmen können, haben Sie am heutigen Morgen mir erhalten. Das kann ich Ihnen nie vergeſſen. Eilen Sie zu meinem würdigen Vormunde, morgen ſende ich ihm meine ſchriftliche Einwilligung in alle Ihre Forderungen.“

Der Major verbeugte ſich eilig, und verließ augenblicklich das Zimmer und das Haus.

„Malwina, Sie haben mit übergroßer Raſchheit ſehr viel weggegeben,“ ſprach ernſt und warnend der Baron.

„Es ſey darum, ich konnte es nicht behalten, und Adelbert wird mich darum nicht weniger lieben,“ erwiederte Malwina. „Wir ſind nun arm, guter Adelbert, oder doch wenigſtens nicht weit davon entfernt, es zu ſeyn,“ ſprach ſie jetzt, indem ſie mit unendlicher Anmuth zu ihrem Gatten ſich wandte; „ich geſtehe ganz offen, daß ich weder jung noch romanhaft genug bin, um mich deſſen zu freuen, und daß Liebe in einer Hütte nie zu meinen Idealen gehörte. Doch ganz ſo arg ſoll es hoffentlich mit uns Beiden nicht kommen; Du wirſt arbeiten und ich werde mich bemühen, ſparſam und wirthlich zu werden. Viel Geld brauchen, iſt nur eine üble Angewohnheit, die ich ablegen will; auch ſagt man, daß arme Leute ihre eignen Freuden haben, welche die Reichen nicht kennen; wir wollen ſehen, was an der Sache iſt, habe nur Muth und Vertrauen zu mir," ſprach ſie, indem ſie ſeine Hand ergriff.

„Das iſt nicht zum Aushalten; denkt ihr denn, ich wäre von Stein?" rief der Baron. Alle Anweſenden athmeten freudiger auf, als er nun Malwinen in ſeine Arme ſchloß und ſeine gute, liebe, ſchöne Nichte, die Freude und den Troſt ſeines herannahenden Alters ſie nannte.

„Wenigſtens ein paar Monate wollte ich feſt bleiben, ich wollte durchaus keiner von den alten Narren ſeyn, wie man am Ende jedes faden franzöſiſchen Luſtſpiels ſie ſehen muß, doch wer kann gegen ſeine Natur?" rief mit dem ihm eignen Humor der Baron, ſobald der erſte Sturm der Empfindung und der Glückwünſche ſich gelegt hatte, der von allen Seiten auf ihn und das junge Ehepaar eindrang. „Nun ich habe doch eine ziemliche Zeit mich wacker und ritterlich gehalten. Doch nun eilen wir nach Hauſe, auf morgen Abend lade ich die Geſellſchaft zu einem Balle ein, den ich meiner Nichte zu Ehren gebe, und übermorgen gehts fort nach Mecklenburg, wo mein Nichtchen mir im ganzen alten Schloſſe das Oberſte zu Unten kehren ſoll.“

„Wienchen,“ flüſterte Frau von Steinfels, indem ſie das Zimmer verließen, „ſieh', ich freue mich kindiſch, daß am Ende alles doch noch ſo gut abgelaufen iſt; und weißt Du was? ich gebe Dir zu morgen Abend meinen neuen Hut, den mir die Moreau erſt heute früh geſchickt hat, denn Du haſt doch nichts Ordentliches aufzuſetzen.“

„Malwina, eine Erklärung, wie Ihr vortrefflicher Herr Vetter es nennt, möchte ich mir von Ihnen doch noch erbitten,“ ſprach der Baron, als er mit Adelbert und Malwina im Wagen allein war. „Sie waren verheirathet, was ſollte der Troß von ſcheinbar begünſtigten Verehrern und das ewige Wechſeln derſelben?“

„Lieber Onkel,“ erwiederte Malwina, „ich bedurfte einer Maske, denn ich hatte ein Geheimniß zu verbergen; ich wählte vielleicht nicht die paſſendſte, aber mir war eben keine beſſere zur Hand. Und was das ewige Wechſeln meiner ſogenannten Günſtlinge betrifft, ſollte ich denn lieber Einen ſo lange beibehalten, bis mein eiferſüchtiger Mann hier auf den Einfall käme, ſich mit ihm ſchießen zu wollen?“

Der Blumenſtrauß.

So fahre denn hin, mein fünf und dreißigſter Geburtstag! mit deinem läſtigen Repräſentiren, mit deinen Glückwünſchen aus hohlem Herzen, mit deinem Verſegedudel, deinem feſtlichen Gaſtmahl, mit welchem Leute mich zu ehren meinten, denen meine ganze Exiſtenz das Gleichgültigſte auf der Welt iſt. Ich bin deiner herzlich müde, aber, Gottlob du biſt überſtanden; Mitternacht iſt vorüber, ich habe von dem unleidlichen Schwarm mich losgemacht, der den ganzen Tag mich umlagerte, und bin endlich allein!

Wie ganz anders war es doch vor fünfzehn Jahren! wie ſo ganz anders mein Leben, wie ſo ganz anders mein Sinn! Ja damals, da war die Erde mir noch reich und weit, ach und alles auf ihr ſo herrlich, ſo blühend, ſo ſchön! Die Welt hat ſeitdem viel, überſchwenglich viel mir gegeben, weit mehr als ich von ihr erwarten durfte, obgleich ich bei meiner Geburt als eines der begünſtigtſten Kinder des Glückes ſie betrat; aber, was ich ihr weit mehr verdanke als alles Uebrige, ſie hat mein Herz mir gelaſſen, wie es von jeher geweſen. Mit alter Treue bewahrt es noch immer in ſeinem innerſten Schrein die alten heiligen Bilder von dem, was meine Jünglingsjahre mir verſchönte, und alles, was mir ſeitdem gewährt ward, die glänzendſten Gaben, mit denen das Glück mich überſchüttete, hat mich nicht einmal dahin gebracht, einen einfachen Blumenſtrauß vergeſſen zu können.

Mein ſchönes Roſenkind! biſt du denn wirklich mit deinen Blüthen von der Bahn meines Wirkens und Lebens entſchwunden? lebſt du denn wirklich nur noch in meinen geheimſten und friedlichſten Nachtgedanken? nun ſo hauſe dort auch noch ferner, ſtill in deinem ſtillen Reich, wie du es während deines friedlichen freundlichen Blumenlebens gewohnt war'ſt; ruheſuchend flüchte ich zu dir, aus dem Prunkgetöſe der Welt.

Wie war ich doch damals, du weißt wohl wann, wie war ich doch ein ſo froher, faſt wilder Burſche! wie friſch, wie durchaus ungeknickt mein Leben! Jede Minute deſſelben gewährte mir einen Reichthum innerer unerſchöpflicher Jugendluſt und unſäglichen Wohlbehagens, und ich genoß ihn, in ſeliger Unbewußtheit, mit vollen Zügen. Kecker Jugendmuth, freie ungetrübte Lebenskraft trieben mich und meine nicht minder fröhlichen Geſellen zuweilen in die Weite; mancher luſtige Jugendſtreich wurde von uns eben ſo ſchnell erſonnen als ausgeführt, der mitunter an die Grenze des Erlaubten hart anſtreifte, ſie auch wohl ein wenig verletzte; mancher humoriſtiſche, Niemand ſonderlich ſchadende Frevel durch unſern Uebermuth vollbracht! Aber im Grunde waren wir doch brav und rechtlich und gut, und es gab unter uns kein Herz, das nicht für den König, für den Freund und für das heimliche Liebchen redlich ſchlug, und keinen Arm, der nicht für dieſe drei mit dem Hieber muthig dreingeſchlagen hätte, wenn es galt. Wie die Länder regiert würden, kümmerte damals uns wenig, wir waren Kinder, aber treffliche, ich möchte ſagen königliche Kinder, rein waren wir, an Sinn und Gemüth rein wie Gold. Krieg den Philiſtern war freilich unſere Loſung, aber es war ein luſtiger unſchädlicher Krieg, den wir gegen ſie führten; wir hatten ihn ihnen geſchworen, uns unter einander aber ewige Treue, und hielten beide Gelübde, ſo lange wir bei einander blieben, mit ächt jugendlicher Standhaftigkeit.

Mein Stubengeſelle, mein eigenſter Freund, mein Alles in Allem, hieß Friedrich, er, der Sohn eines dürftigen Dorfſchulmeiſters, ich, der eines reichen Edelmanns, aber was that das? Unter braven Studenten, wie wir waren, gilt weder Reichthum und Rang; was einer beſitzt gehört Allen; der Reiche gibt, weil er zu geben hat, der Arme nimmt, weil er es bedarf; darüber werden weiter keine Worte gemacht, das verſteht ſich unter Brüdern ja ganz von ſich ſelbſt, und Brüder waren wir Alle, und Alle ſtanden für Einen und Einer für Alle. Ach, es war eine köſtliche Zeit! darum war auch Friedrich zu mir gezogen, und ich wußte es ihm obendrein noch Dank, daß er es gethan.

Noch ſeh' ich ihn vor mir, den ſchönen, ſchlanken, hoch aufgeſchoſſenen Jungen, mit ſeinem blonden Lockenkopf und den ehrlichen blauen von

Lebensmuth blitzenden Augen, wenn er kühne Zukunftspläne entwarf, wie das Feuer, das in ſeinem Buſen glühte, ſie ihm eingab und mit hinreißender Beredſamkeit ſie uns vorlegte. Auch mancher unter uns gab dann ſein Wörtchen dazu; im Leben, in Kunſt und Wiſſenſchaft ſchien in ſolchen Stunden uns nichts mehr unerreichbar. Friedrichs ſchöne Begeiſterung riß zu immer größerer Erweiterung unſrer Hoffnungen, unſrer Vorſätze, unſrer Pläne uns hin, wir gelobten in ſeine Hand, alles dran zu ſetzen, weder Mühe noch Ausdauer zu ſcheuen, um ſie dereinſt erfüllt zu ſehen. Gehoben von dem raſch geſprochenen Wort wähnten wir halb ſchon erreicht, was kaum im Reich der fernſten Möglichkeiten lag, denn wir hatten ja den Muth gehabt, es zu denken. Friedrich war unſer Stolz, unſer Anführer, die ſtarke Säule, die uns alle hob und trug, das feſte Band, das uns umſchlang und in Eintracht beiſammenhielt. Sanfte muthige treue Seele! noch ſeh' ich dich, wie du, wenn wir am ſpäten Abend auseinander gingen, mit deiner unzertrennlichen Begleiterin, der Guitarre im Arm, unter die Fenſter hübſcher Mädchen hinzog'ſt, die du kaum dem Namen nach kannteſt, und deine kleinen Lieder, die leichten Erzeugniſſe eines günſtigen Augenblicks, hallen noch in meiner Seele wieder, denen deine volltönende Stimme, dein ungekünſtelter gefühlvoller Vortrag unnachahmliche Liebenswürdigkeit verlieh.

Eines Abends hatten wir gerade einen unſrer wilden Tage gehabt. Einer unſrer Brüder war fort von uns, der Heimath zu gezogen, wir hatten dem nicht gern Scheidenden eine kleine Strecke weit das Geleit gegeben, bis die fahrende Poſt ihn einholte, die er nach dem Willen ſeiner Eltern beſteigen ſollte, und ſaßen nun noch beiſammen in dem Gaſthofe vor der Stadt, wo wir den Valetſchmaus ihm gegeben hatten. Die Abſchiedsgeſundheiten hatten uns nicht wenig zugeſetzt, die Rührung nicht minder, und wir ſuchten nun, wenigſtens letztere, mit Punſch wegzuſpülen. Friedrich feierte dabei das Andenken des eben von uns Geſchiedenen in luſtigen Verſen, die er auf der Stelle improviſirte, und die wir, nach ebenfalls aus dem Stegreif erfundenen oder ſonſt beliebigen Melodien ſogleich im vollen Chor abſangen. Ein lautes Geſchrei auf der Straße ſtört.

war auf derſelben zu entdecken, und nun drehte es geſchickt und ſchnell wie ein Kreiſel ſich mehrere Male um ſich ſelbſt auf dem Abſatz herum; der Feind blieb lachend einen Augenblick ſtehen; ehe er ſich wieder nähern konnte, flog der Strauß durch das offene Fenſter gerade auf mich zu, und die Flüchtige war wie der Blitz vor unſern Augen verſchwunden.

Daß wir ſämmtlich zum Hauſe hinaus ihr nachſtürmten, war, beſonders in unſerm dermaligen Zuſtande von Aufgeregtheit, wohl ganz natürlich. Auch holten wir ſehr bald ſie ein; zitternd, mit hochfliegender Bruſt nach Athem ringend, gleich einem armen müde gejagten Vögelchen, ſtand die Kleine in der Vertiefung einer Gartenthüre ängſtlich in ſich geſchmiegt, und ſah mit ängſtlich bittendem Blick dem auf ſie zueilenden Haufen entgegen. „Herr Baron,“ rief ſie laut und nannte meinen Namen, ſobald ſie meiner in der Mitte der Uebrigen gewahr wurde: „helfen Sie mir, ſtehen Sie mir bei, ſchützen Sie mich!“ bat ſie und ſtreckte mit naiver Anmuth die kleinen Händchen mir entgegen. „Sie waren ja immer ein ſo guter junger Herr, wollen Sie denn eines armen Mädchens in ſolcher Noth ſich nicht annehmen,“ ſetzte ſie halb weinend, ein Paar große Thränen im Auge, hinzu.

Der ſanft flehende Ton ihrer Stimme rührte mich unbeſchreiblich; es lag ſo etwas ganz eignes, gerade zum Herzen dringendes, in dem vor innrer Angſt bebendem Laut, das auch auf meine Begleiter Eindruck zu machen ſchien. Ich ſelbſt wurde dadurch mit einem Mal ernſt und auch nüchtern. Der leichte Rauſch, den ich vorhin davon getragen haben mochte, verflog auf der Stelle. Ich redete meinen Freunden zu, die arme Kleine nicht länger zu ängſtigen; Friedrich half mir ſie zur Ruhe zu bereden, eine glücklich erſonnene Poſſe, die ihm zur rechten Zeit durch den Sinn fuhr, brachte ſie auf andere Gedanken, ich warf dem Mädchen ſeinen geretteten Blumenſtrauß, an dem ihm ſo viel zu liegen ſchien, wieder zu, und unter lautem Lachen und Singen zogen wir wieder hin, wo wir hergekommen waren, während die Kleine, ohne ſich nur einmal umzuſehen, davonlief, ſo ſchnell die zierlichen Füßchen ſie nur zu tragen vermochten.

Als ich am folgenden Morgen meine Thüre

öffnete, fand ich an der Außenſeite derſelben einen köſtlichen Blumenſtrauß befeſtigt; er war, ſo viel ich mich deſſen erinnern konnte, aus den nämlichen Blumen zuſammengeſetzt, wie der, den ich Tages zuvor gerettet, und das artige, ſchon halb vergeſſene Abentheuer des vergangenen Abends ſtand jugendlich friſch wieder vor meinen Sinnen. Jeder Morgen brachte mir von nun an einen ähnlichen ſtummen Blumendank, meine Neugier ward dadurch rege, ich wünſchte mehr von der lieblichen Geberin zu erfahren, und meine Wirthin, eine ſehr rechtliche Bürgersfrau, bei der ich mich nach ihr erkundigte, geſtand mir ohne Bedenken, das hübſche Mädchen heiße Roſe, ſey das einzige Kind eines ſehr geſchickten Kunſtgärtners, ganz in der Nähe meiner Wohnung, und obendrein ihr liebes Pathchen, an dem ſie nichts als Freude erlebe. Sie wußte von Roſen und der Familie derſelben ſo viel Liebes und Gutes zu ſagen, daß der Wunſch in mir rege wurde, ſie doch einmal zu beſuchen, und, wenn es ſich ſo ſchicken wolle, die vielen Blumengeſchenke, die ich erhalten, durch ein artiges Gegengeſchenk zu erwiedern.

Ich hatte mich eines Tages über meinen Büchern recht müde geſeſſen, der Abend lockte ſo freundlich, Friedrich, ſonſt mein ſteter Begleiter, war nicht zu Hauſe, und ſo ging ich denn zu der Gärtners Familie hinüber. Die Thüre des netten kleinen Hauſes ſtand offen, die der großen Stube am Eingange ebenfalls, ich trat ohne Umſtände hinein, und ſtand überraſcht, entzückt möchte ich faſt ſagen, mitten in einem, mir unendlich reizend dünkenden idylliſchen Stillleben. Die altmodiſchen ſpiegelblanken Möbeln, an denen kein Stäubchen haftete, der kleine ſchräghängende Spiegel mit ſeinem breiten ſchwarzen Rahmen, mit dem darunter aufgehängten Haus- und Gartenkalender, alles im Zimmer ſah, bei faſt an Armuth gränzender Einfachheit, höchſt wohnlich, ſogar nett und zierlich aus. Ueber dem nußbaumnen Familientiſch, mitten in der Stube, lag ein bunter tyroler Teppich glatt ausgebreitet, einige kleine Körbchen voll Blumen und friſch gepflückten Gartenerdbeeren ſtanden zierlich geordnet darauf, die ſchneeweißen, ſorgſam in Falten gelegten Gardinen waren mit blauſeidnen Bandſchleifen hoch aufgebunden, damit ſie den im Fenſter auf Stellagen ſtehenden exotiſchen Pflanzen nicht das Licht benähmen, und in der Ecke ſtanden zwei zierliche Spinnräder, für Mutter und Tochter, friedlich neben einander. Roſens Spinnrad glaubte ich an dem ſchönen roſenfarbenen Bande zu erkennen, mit welchem der Flachs umwickelt war. Bienen ſummten, vom Abendſtrahl getragen, zum Fenſter ein und aus, auch luſtige Schmetterlinge gaukelten herbei, um im Fluge die lieblichen Kinder fremder Zonen zu küſſen, die hier, abgeſondert vom Troß der gemeinen Gartenblumen, wie Prinzeſſinnen, in vornehmer Abgeſchiedenheit von ihres Gleichen, blühten. Ich ſtand da wie bezaubert, mir war als ob ich mit dem Dufte der Roſen, des Jelängerjelieber, der Reſeda, der aus dem Garten hereinzog, den Himmelsfrieden einathme, der hier überall ſichtbarlich waltete.

Der Gärtner trat jetzt herein, ein freundlicher noch rüſtiger Mann, mit ihm ſeine Frau, beide beladen mit ausgeſucht feinen Gemüſen aller Art, die ſie für den morgenden Markttag in die zu dieſem Zweck ſchon bereit ſtehenden reinlichen Körbe ordnen wollten. Beide erkannten mich gleich, und nannten mich bei Namen, indem ſie mich freundlich willkommen hießen. Der Vater drückte ſeine Freude darüber aus, daß ihm doch endlich die lange gewünſchte Gelegenheit werde, mir für den ſeiner Tochter unlängſt gewährten Schutz zu danken. „Wir laſſen das Mädchen ſelten allein aus dem Hauſe,“ ſetzte die Mutter hinzu; „am wenigſten ſo ſpät Abends, aber dieſes Mal wollte ſie ſich die Freude durchaus nicht nehmen laſſen, der Mamſell Meier den Strauß zu ihrem Hochzeitstage ſelbſt zu bringen, weil dieſe immer ſo freundlich gegen ſie geweſen, und manches Abendſtündchen mit ihr verplauderte, wenn ſie in den Garten kam um Blumen zu kaufen. Es waren auch zwei Granatenblüthen dabei, die erſten, die wir in dieſem Jahre gezogen, und um dieſe war es Roſen hauptſächlich zu thun, denn die Blumen ſollen Glück bringen, beſondes jungen Bräuten.“

Mir fiel dabei gleich ein, daß in keinem meiner Sträuße die Granate gefehlt habe. Indem ſprang auch Roſe eilig zur Thüre herein; ſie ſchrie hell auf, indem ſie mich erblickte, und ließ den ganzen Blumenfrühling auf den Boden fallen, den ſie in ihrer blendendweißen Schürze trug, ob aus Schreck, ob aus Freude, ich weiß es nicht, vielleicht waren beide Schuld daran.

Wir bückten uns, Roſe und ich, um die Blumen aufzuleſen, Vater und Mutter gingen auf mein Bitten wieder an ihr Geſchäft, die Gemüſe zu ordnen, ich ſetzte mich zu Roſen, reichte ihr die Blumen, die ſie zu Sträußen band, half ihr dieſe in die Körbe ordnen, die liebe Arbeit brachte uns einander näher. Roſe gerieth endlich in das unbefangenſte kindlichſte Geplauder, das mich unendlich ergötzte. Sie erzählte mir mit entzückender Naivetät, wie ihre Frau Pathe, bei der ich wohnte, mich und meinen Freund wegen unſeres ordentlichen Lebenswandels eifrig lobe, beſonders mich, und ihr wohl tauſendmal ſchon geſagt habe, wie ich ſo gut und fleißig, und wohlthätig gegen Arme wäre, und überhaupt gar nicht wie die Andern, und wie die Frau Pathe ihr immer alles erzählen müſſe, was ich . . . Hier ſchwieg Roſe plötzlich, recht mädchenhaft über und über roth werdend und gleichſam vor ihren eignen Worten erſchrocken. Das Kind ward auf einige Augenblicke zur ſchüchtern beſcheidnen

Jungfrau, aber es währte nicht lange, ſo verfiel Roſe wieder in das lieblichſte Vergeſſen ihrer ſelbſt und plauderte ganz unbefangen fort. Liebſeligeres, Holderes gibt es nichts in der Welt, als ſie in ſolchen Augenblicken war; o wie entzückte mich die ganze, liebe, beſchränkte Blumenwirthſchaft! Vor allen aber ſie, die ſchönſte, lieblichſte, kaum halb entfaltete Roſe.

Beim Fortgehen mußte ich den Eltern und ihr verſprechen, bald wieder zu kommen. Ich kam oft und immer öfterer und immer lieber, aber Roſe brachte mir Morgens keine Blumen mehr, nur wenn ich einmal länger als gewöhnlich ausgeblieben war, dann winkten ſie mir an meiner Thüre einen frohen guten Morgen zu, dem gewöhnlich ein noch froherer Abend folgte. Spielend wie Kinder hatten wir jeder Blume eine eigne Bedeutung gegeben und eine eigne Blumenſprache uns erſonnen. Alle durch hohe Farbenpracht ſich auszeichnende Blumen bedeuteten Glück, vor allem die Granate, die rothe Roſe war die Blume der Freude, die weiße aber die der Trauer, des bittern Leides, und die vermied ſie immer mir zu geben. Abends, wenn ich nach

Hauſe ging, mußte ich immer ein von ihr gewähltes ſinnvolles Blüthenandenken mit mir nehmen, in welchem weder Centifolie noch Granate fehlen durften.

Meine ehemaligen Gefährten mußten jetzt ſehr oft in ihrem geſelligen Kreiſe mich vermiſſen, ſie fingen an, meinen Gängen nachzuſpüren, mit denen heimlich zu thun ohnehin nicht meine Art war, und fanden ſehr bald aus, wo ich die mehreſten meiner Abendſtunden zubrachte. Sie ließen es weder an Gloſſen darüber, noch an Neckereien fehlen, die ich aber entweder abſichtlich nicht verſtand, oder mit meinem gewöhnlichen guten Humor im nämlichen Tone beantwortete, und dabei ganz ungeſtört meinen alten Gang fortwandelte. Eines Abends aber hatte Einer, hinter meinem Rücken, eine Roſens Ehre verletzende Bemerkung ſich erlaubt, Friedrich erfuhr es, ſchlug ohne mein Vorwiſſen ſich mit ihm, und kam darüber, zum erſten Mal in ſeinem Leben, ins Karzer. Zum Lohne dafür nahm ich nun zu Roſen ihn mit, und er wurde von nun an der Dritte in unſerm Bunde. Die Eltern empfingen ihn, als wäre er wirklich mein Bruder, und war er es denn nicht auch in Geiſt und Gemüth? o der ſeligen Abende, die wir nun verlebten bei Saitenklang und Geſang! ſchöne Zeit der Unſchuld und Freude, wo biſt du hingeſchwunden? und was iſt an deine Stelle getreten!

Nach althergebrachter Studenten-Art, wurde nun auch ich um Roſens willen in mehrere Duelle verwickelt, auch ein paarmal, wenn gleich nur unbedeutend, verwundet. Das ganze Treiben wurde mir zuwider, ich zog allmählich von dem Umgange mit meinen ehemaligen Gefährten mich zurück, die meiſten der ältern Bekannten reiſ'ten ab, die Neuankommenden kennen zu lernen, wurde abſichtlich von mir vermieden, und enger als jemals ſchloß ich meinem Freunde Friedrich mich an. Roſe und ihre Eltern erfuhren nichts von allem, was geſchehen war; Haus und Garten waren ihre Welt, was außer derſelben vorging, reichte nicht bis zu ihnen herüber, doch eben deshalb wuchs meine Neigung für das holde Mädchen immer mächtiger heran. Wahrſcheinlich wäre ſie für mein ganzes Leben entſcheidend geworden, hätte nicht der eben ausbrechende Krieg mich und meine Landsleute plötzlich zurück in das geliebte

Vaterland gerufen. Unſere Hände faßten einander wieder mit alter Herzlichkeit, indem ſie zu den Waffen griffen, alle kleinliche Zwiſtigkeiten, die uns früher getrennt hatten, waren vergeſſen, verſchwunden; wir alle, in Eintracht und Bruderliebe, auf dem Wege zum höchſten Ziele vereint.

Den letzten Tag meines Aufenthalts nahmen tauſenderlei an ſich unbedeutende, aber unerläßliche Geſchäfte mir weg, Abſchiedsbeſuche bei den Profeſſoren, Verabredungen mit meinen Gefährten; Friedrich, von unwiderſtehlicher Kampfesfreudigkeit getrieben, zog mit einigen Brüdern mir voran, ich verſprach mit Kurierpferden die Nacht durchzufahren, um ſie am Morgen wieder einzuholen, denn konnte ich ohne Abſchied von der Freude meines Jugendlebens ſcheiden? mußte ich meine Roſe nicht noch einmal ſehen?

Der Abend begann bereits zu dämmern, als ich endlich die liebe trauliche Stube betreten konnte, der ich unzählige Stunden des reinſten ſtillſten Glückes verdankte. Vater und Mutter ſaßen ernſt und nachdenkend am Tiſche, und ſahen mit ſorgender Liebe auf mich, wie auf einen Sohn, der eine lange gefährliche Wanderſchaft antritt. Als ich zu ihnen herantrat, ſegneten ſie mich mit unverhehlter Rührung. Sie ſagten mir, daß ſie in ihr Morgen- und Abendgebet mich einſchließen würden, wie einen geliebten Verwandten, die Mutter bat mich heimlich, den Abſchied kurz zu machen. Die Herzlichkeit der guten Leute rührte mich tief; Roſe ſtand ſanft weinend am Fenſter.

Als ich nun endlich von ihr ſcheiden mußte, gab ſie mir noch einen großen Strauß, den ſie aus lauter meiſtens ſeltnen Prachtblumen für mich gebunden. „Es ſind lauter Glücksblumen,“ flüſterte ſie unter heiß hervorquellenden Thränen; „doch Roſe iſt nicht mehr dabei!“

„Doch! doch! Roſe blüht ewig in meinem Herzen!“ rief ich: riß von einem neben uns im Fenſter üppig blühenden Stock eine der Blüthen ab, fügte ſie zu den übrigen Blumen, drückte das weinende Mädchen an meine Bruſt und ſprang fort, hinaus in den mich erwartenden Wagen, hinaus in die weite Welt, in das bedeutendere raſcher wogende Leben, das von nun an mich nicht wieder loslaſſen ſollte.

Von tauſend widerſtreitenden Gefühlen umhergetrieben, brachte ich, pfeilſchnell dahin rollend, die Nacht in wachen Träumen zu. Als die Sonne aufging, ſuchte ich Roſens Abſchiedsſtrauß hervor, den ich in einer der Seitentaſchen des Wagens ſorgſam aufbewahrt hatte. Ach nicht die der Freude geheiligte Blume, nicht Roſens Ebenbild, leuchtete aus ihm mir entgegen, nicht die rothe Roſe, eine weiße hatte ich gebrochen, die Roſe unika, deren ſchneeweiße Blätter auch nicht der leiſeſte Schimmer röthlich färbt; Dämmerung, Abſchiedsweh, meine eignen Thränen hatten mein Auge geblendet, zu einem furchtbaren Mißgriff mich verleitet, deſſen trübe Bedeutung ich vergebens durch Vernunftgründe mir wegzudemonſtriren verſuchte. Eine ſonderbare ſchmerzliche Erinnerung an dieſen Mißgriff tönte noch lange in meinem Innern nach, und noch heute, indem ich ihn mir wieder zurück rufe, durchrieſelt er mich mit kaltem Grauen.

Eine mir fremde Welt nahm mich nun auf, das allgemeine, gewaltige, thätige Streben nahm alle meine Kräfte in Anſpruch; was Gott, Herz und Pflicht geboten, wurde mit fröhlicher Zuverſicht begonnen und muthig vollbracht. Aber mit dieſem Eintreten in eine lebensreiche Welt, ſo ſchön Jugend, Phantaſie und meine glückliche Lage es mir auch zeigten, wurde zugleich ein greller Wechſel des ſo lange zwiſchen mir und meinem Freunde beſtehenden Verhältniſſes mir nur zu fühlbar. Ich reich, ein Edelmann, er arm, von niederer Geburt; als Studenten hatten wir nie Zeit gehabt, an dieſen Unterſchied zwiſchen uns Beiden nur zu denken, und nun riß dieſer von uns ſo leicht genommene Umſtand, den wir gar nicht des Beachtens werth gehalten hatten, uns auseinander.

Für mich hatte meine Familie geſorgt, ich trat ſehr bald als Offizier in die Reihen der Freiwilligen ein, Friedrich ward und blieb Gemeiner. Das Glück war mir von jeher geneigt; man erkannte als Tapferkeit an, was ich vielleicht nur einem günſtigen Zufall verdankte, der mir Gelegenheit bot, mich vor andern auszuzeichnen, die unbemerkt mehr gethan hatten als ich. Ich ſtieg ſchnell von einer militairiſchen Ehrenſtufe zur andern, und Ordenszeichen ſchmückten meine Bruſt. Meinen Freund mußte ich gleich zu Anfange leider aus dem Geſichte verlieren; nie trafen wir auf dem Felde der Ehre uns wieder an; im Lande eines andern Fürſten geboren, war er zu einem andern Heere gekommen, und ſo oft ich auch Nachrichten von ihm einzuziehen verſuchte, wollte es mir doch nie gelingen, auch nur die geringſte Spur von ihm aufzufinden.

Es gehört zu den traurigſten, aber auch zu den alltäglichſten Erfahrungen des Lebens, daß Jugendverbindungen zwiſchen Männern, und ſchienen ſie dem unerfahrnen friſchen Gemüth für die Ewigkeit gegründet, in ſpätern Jahren, durch Stand, Entfernung und Geſchäft ſo leicht ſich auflöſen laſſen, ja, daß ſie ſogar durch dieſe beinahe müſſen aufgelöſet werden. Im Herzen bleibt zwar die alte Treue, und der nach vollbrachtem Tagwerk ausruhende Greis fühlt es wieder jugendlich erwarmen, und ſingt wenigſtens innerlich ſein gaudeamus igitur, wenn er im weichen Lehnſeſſel am Kamin das alte Stammbuch einmal wieder hervorſucht, die Namen der einſt ihm ſo innigſt verbunden Geweſenen, die verblichenen Schriftzüge lieber Hände wehmüthig betrachtet, und die durch die Zeit lange zurückgedrängt geweſene Geſtalten, ungerufen aus dem Abgrunde der Vergeſſenheit wieder vor ihm aufſteigen. Aber der noch in Fülle der Thatkraft daſtehende Mann, im Gedränge der Anſprüche die Ehre, Nothwendigkeit und alle die tauſend Verzweigungen und Verbindungen, aus denen das Leben beſteht, an ihn machen, kommt nicht dazu ſich mit dieſem Ernſt der Vergangenheit zuwenden zu können; ewig vorwärts getrieben, blickt er nicht wieder zurück.

Nach beendigtem Kriege mußte ich, nach dem Wunſch meiner Familie, noch ein paar Jahre im Auslande zubringen, um meine Bildung für das Weltleben zu vollenden. Mit mancher Erfahrung, manchen neuerworbenen Kenntniſſen bereichert, kehrte ich zum Vaterlande zurück, wo Familienverbindungen, mächtige Freunde, und ein bedeutendes Vermögen, mir ſchon die Bahn zu einem glänzenden Fortkommen gebrochen hatten, die ich betrat, und mein redliches Beſtreben auf derſelben durch ehrenvolles Anerkennen überreichlich belohnt ſah. Meinen Friedrich hatte ich nicht vergeſſen, aber ich fühlte nicht mehr die gewohnte Sehnſucht nach ſeiner Nähe; andere Anſichten und Ausſichten hatten ſie aus meinem Gemüthe verdrängt, ihn immer um mich zu haben, gehörte nicht mehr zu meinem Glück, wohl aber ihn zufrieden zu wiſſen und dazu beizutragen, daß er es ſey. Ich ſchrieb an den mir bekannten Hauptmann, unter dem er geſtanden; er war im Kampfe gefallen, wie faſt alle Offiziere des Regiments, das leider in einer mörderiſchen Schlacht faſt gänzlich aufgerieben worden war. Der Pfarrer in Friedrichs Geburtsdörfchen, an den ich ebenfalls mich ſchriftlich wandte, wußte nichts von ihm oder ſeinem jetzigen Aufenthalt, und ſo mußte ich dann endlich ihn als eines der vielen edlen Opfer betrauern, die namenlos und ungekannt ihr Leben auf dem Schlachtfelde ausgeblutet hatten, für Gott und Vaterland!

Auch meines holden Blumenmädchens gedachte ich noch zuweilen, aber ihr ſüßes Bild war doch im Drange der Zeiten etwas verblichen. So oft ich die Feder anſetzen wollte, um mich nach ihr zu erkundigen, hielt ein geheimes Etwas im Grunde meines Gemüthes mich zurück, dem ich nicht widerſtreben mochte, obgleich ich nicht darnach trachtete, es mir erklären zu wollen. Ich ſchwieg und vergaß nach und nach.

Endlich, nach ſehr langen Jahren, mußten alle in mir ſchlummernden Erinnerungen auf einmal wieder erwachen. Eine Geſchäftsreiſe führte mich gerade durch die Univerſität, wo ich den ſeligen Frühling meines Lebens zugebracht hatte; und je näher ich dem Orte kam, je bekannter Berge und Bäume mir erſchienen, je höher ſchlug mein Herz, und immer lebendiger, immer bezaubernder ſtiegen Bilder aus jenen Tagen vor mir auf. Mein ſüßes ſchönes Blumenkind, ach ich fühlte jetzt recht tief wie unausſprechlich lieb ich es gehabt hatte! Was auch Vernunft und Erfahrungsklugheit dagegen einwenden mochten, ich konnte dem alles überwältigenden Drange es wiederzuſehen nicht widerſtehen! Mein eigenes Wollen hatte mich ja nicht hierher geführt; was in ihre Nähe mich wieder brachte, war ja die Hand des Zufalls, oder vielmehr die einer höheren unſer Geſchick beſtimmenden Macht, und ich wollte ja nichts weiter als einmal noch des Anblicks der ſchönen Blume mich freuen, die halb noch in der Knospe verhüllt, mich einſt entzückt hatte, und die jetzt, zur höchſten Herrlichkeit entfaltet, in der vollſten reinſten Blüthe ſtehen mußte. Ich wollte ſie ja nur ſehen, und nach fröhlichem Wiederfinden, mit dem erneuten Bilde ihrer Lieblichkeit fröhlich wieder ſcheiden.

Die Blumen, die ich beim Abſchiede von Roſens lieber Hand empfangen, waren zwar längſt verwelkt, ſogar die Trümmer derſelben, die ich eine Zeitlang mit jugendlicher Schwärmerei ſorgſam aufbewahrt hatte, waren im Gewühl des Krieges mir verloren gegangen, aber ich wußte noch ihre Namen, und als ich durch eine nur wenige Meilen von der Univerſität entfernte Stadt kam, eilte ich zu dem berühmteſten Gärtner in derſelben, um mir, nach meiner Vorſchrift, einen jenem, den ich von Roſen damals erhalten, vollkommen ähnlichen Blumenſtrauß binden zu laſſen; nur die Leid weiſſagende Roſa unika wurde weggelaſſen, und die prachtvollſte rothe Roſe, die ſich nur auffinden ließ, trat an ihre Stelle. Ich freute mich wie ein Kind darauf, nach ſo vielen Jahren, wie durch Zauberei unverwelkt erhalten, den Strauß ihr wieder zu bringen. Vor der Freude des nahen Wiederſehens war die Zeit, die ich fern von ihr zugebracht, mir völlig entrückt; alles ſchien mir noch zu ſeyn, wie ehemals; ich war wieder, was ich geweſen, freudig anzte das Herz mir in der Bruſt. Wie ein Sturmwind flog ich über die Strecke hin, die von ihr mich trennte. Sorgſam hütete ich die Blumen in meiner Hand, dachte nur der Freude, die meiner harrte, und meine geſchäftige Phantaſie malte mir auf tauſendfache Weiſe Roſens verſchönertes Bild; ihr holdes freudiges Erſchrekken, wenn ich nun wieder mit den bekannten Blumen in der Hand, vor ſie hintreten würde. Was wird ſie ſagen: dachte ich, und was die guten Eltern; gewiß leben beide noch. Und ob ſie wohl ſchon verheirathet ſeyn mag? Die Stunden flogen dahin, ich wußte ſelbſt nicht wie, und früher als ich es erwartete, ſtiegen ſchon die ſchönen alten Thürme der Stadt an meinem Geſichtskreiſe auf.

Ich ließ den Poſtillon vor dem Thore an dem nämlichen Gaſthofe halten, wo ich nach jenem Abſchiedsfeſte ſie zum erſten Male geſehen, ſprang aus dem Wagen, und eilte auf lieben mir wohlbekannten Wegen hin zu ihr! vorüber an der Promenade, die ſo oft der Schauplatz von meinem und meiner Freunde jugendlichem Uebermuthe geweſen war; jetzt erblickte ich ſchon die beiden alten herrlichen Linden, die ich mit ihr ſo oft bewunderte, wenn wir Abends im Garten vor der Thüre ſaßen, und nun das Haus, das liebe, liebe Haus; unverändert ſtand es da, auch die ſteinerne Bank vor demſelben; alles war wie es ſonſt geweſen, nur die Hausthüre war verſchloſſen, was früher nie der Fall war. Ich zog an der Klingel, ein fremdes mürriſches Geſicht öffnete mir; ohne ein Wort zu ſagen ſprang ich an dem Unbekannten vorüber, hinein in die Stube. Eine blaſſe augenſcheinlich kränkelnde Frau, mit einem ſehr kleinen ſchlafenden Kinde auf dem Arm, erhob ſich langſam von ihrem Strohſtuhle, und trat mir entgegen, um mich zu fragen, was ich verlange.

Gütiger Gott! es war meine Roſe, meine weiße Roſe, meine Roſa unica!

Auch ſie erkannte mich nach kurzem Staunen. Sie erkannte mich an dem Blumenſtrauß in meiner Hand, denn eine tiefe Narbe, an die ich unterweges nicht gedacht, hatte meine Züge verändert. Ein dunkles hektiſches Roth erglühte bei meinem Anblick auf ihrer bleichen eingefallnen Wange, aus dem ſeltſam glänzenden Auge ſprach Verlegenheit, keine Freude.

Ich ſchloß ſie in meine Arme, an meine Bruſt, ſie und ihr Kind; mein Herz ſchwamm in Jammer, mein Auge in Thränen, meine mitgebrachten Blumen lagen zerſtreut am Boden, mir war, als blickten aus ihnen die Trümmer meines, ihres, zerfallnen Glückes, wehmüthig zu mir auf. Roſe ſträubte ſich nicht, aber ſie erwiederte meine Umarmung auch nicht; in den Tagen unſeres unſchuldvollen Glückes hatte ſie oft beides gethan. Jetzt ſtand ſie regungslos, ein ſchmerzenreiches Bild des Kummers.

Die Thüre ging in dem Augenblick auf. Ein fein, aber ſehr bedrückt ausſehender Mann trat mit einem großen Bündel Papiere unter dem Arme herein. Er ſtaunte, als er mich erblickte; eine Frage ſchien auf ſeiner wehmüthig zitternden Lippe zu ſchweben, er ſchwieg aber, und ſah faſt beängſtigt, mit träumeriſchen Augen mich an. Da erkannte ich ihn auch. Herr des Himmels! das war mein Freund, mein Friedrich, mein edler, kühner, ſtolzer Friedrich, deſſen hohem Sinn eine Welt einſt enge dünkte! Verarmt an Lebensmuth, geiſtig zerdrückt, im Gemüth erbittert, verhärtet durch ein unſäglich hartes Geſchick, deſſen herzzerreißende Geſchichte in der Folge nur mühſam aus ihm herauspreſſen konnte.

Die ganze liebe Blumenwirthſchaft war verſchwunden, weg alle Blüthen, die der Vater einſt ſorgſam gepflegt hatte; er und ſeine treue Lebensgehülfin ruhten ſchon ſeit Jahren unter dem grünenden Raſen; das bösartige Nervenfieber, das ganz Deutſchland verheerte, hatte auch ſie, an einem Tage, hinweggerafft. Die arme Roſe ſtand allein zwiſchen den theuren Todten, als Friedrich mit einem gelähmten Arm und der Medaille im Knopfloch zu ihr trat, dem einzigen Lohn ſeines Strebens, dem einzigen was er, außer dem nackten Leben, auf der Welt noch beſaß. Bei der Rückkehr aus dem Felde hatte er auch ſeinen Vater im Grabe gefunden, ſein Dörſchen zerſtört, ſeine kleine Habe verſtreut, verſchwunden. Mein edler Freund nahm der ganz Verlaßnen ſich brüderlich an; um dieſes zu dürfen, mußte er die Hand ihr bieten; ſeit vier Jahren waren ſie verheirathet. Das Häuschen wurde, bis auf die Stube, welche die Eltern einſt bewohnt hatten, fremden Miethsleuten überlaſſen, der Garten gerieth in Verfall, ein fremder Pächter baute jetzt Kohl und Salat, dort wo einſt die Freude ihres Lebens, in tauſendfältiger Farbenpracht der armen Roſe geblüht hatte.

Alles was Friedrich angriff mißlang, tauſendfältig verletzten ihn, bei jedem Schritte, jene Millionen kleiner Nadelſtiche des Schickſals, denen am Ende auch der Kräftigſte erliegt, weil jeder muthige Widerſtand bei ihnen undenkbar iſt, der bei großen Unglücksfällen ein edles Gemüth ſtärkt und erhebt. Er arbeitete Tag und Nacht für Weib und Kind als Abſchreiber, als — o wir Reichen! wie wenig wiſſen wir was der Arme alles thun und dulden muß — um nur ſein und der Seinigen kümmerliches Leben, von einem Tage zum andern zu friſten!

„Und meiner gedachteſt Du nicht! mein Friedrich, wie war Dir das möglich?“ rief ich ſchmerzdurchdrungen, „haſt Du denn nicht einmal die Feder ergriffen, um mir zu ſchreiben?“

„Wie konnte ich wiſſen, ob ich das wagen dürfe?“ erwiederte der tief gebeugte Freund faſt tonlos, mit grauſamer Kälte.

O wie dieſe Worte tief in meine Seele drangen, ſchmerzlicher, herzzerreißender, als die bitterſte Anklage.

Was ich verſuchte, was mir gelang, um die an Geiſt und Glück ſo tief Verarmten wieder zu heben, ſie ihrem unverdient herben Geſchick zu entreißen, gehört nicht hieher; als ich alles vollbracht, vermochte nichts mehr mich hier feſt zu halten. Friedrich lebt in einem ſeinen jetzigen Kräften und Wünſchen angemeßnen Wirkungskreis; meine weiße Roſe aber iſt dahin; lächelnd und zufrieden entſchlief ſie, ein Jahr nach unſerm Wiederſehen, und wurde neben ihren Eltern zur Ruhe gebracht.

Ach meine Roſe! wie ſchön umſchwebt mich dein Jugendbild in dieſer Stunde! Manche deiner Glücksblumen, die du bei unſerm erſten Scheiden mir mitgabſt, haben ſeitdem ſich entfaltet und entfalten ſich noch täglich, du holdes Weſen! aber die Blume der Liebe und Freude, die rothe Roſe iſt nicht mehr dabei.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Hellvig, Amalie von, Die Schweſtern von Corcyra. Dramatiſche Idylle in zwei Abtheilungen. Mit 2 Kupfern und Muſik. 1812. 12. Thlr. 1. 8 Gr.

— — Die Tageszeiten. Ein Cyklus griechiſcher Zeit und Sitte. In vier Idyllen. 1812. 12. Thlr. 1. 8 Gr.

Hermann, Franz Rudolf, Die Niebelungen. In drei Theilen: 1. Der Niebelungen Hort; 2. Siegfried; 3. Chriemhieldens Rache. 1819. Gr. 8. Thlr. 1. 18 Gr.

Hoffmann, Ernſt Theodor Amadeus, Phantaſieſtücke in Callot's Manier. Blätter aus dem Tagebuch eines reiſenden Enthuſiaſten. Mit einer Vorrede von Jean Paul. Dritte Auflage. 2 Theile. Mit Hoffmann's Bildniß. 1825. 8. Thlr. 3. 8 Gr.

Holberg, Ludwig von, Luſtſpiele. Ueberſetzt von Adam Oehlenſchläger. 4 Theile. 1822. 8. Thlr. 9. 8 Gr.

Horn, Franz, Erläuterungen über Shakſpeare's Schauſpiele. 4 Bände. 1822 – 27. Gr. 8. Thlr. 6. 12 Gr.

Hufeland, Chriſtoph Wilhelm, Anleitung zur phyſiſchen und moraliſchen Erziehung des weiblichen Geſchlechts. Nach E. Darwin bearbeitet und mit vielen Zuſätzen verſehen. 1822. Gr. 8. 18 Gr.

Kalckreuth, Friedrich, Graf von, Dramatiſche Dichtungen. 2 Bände. 1825. Gr. 8. Thlr. 3. 12 Gr.

Karamſin, Nikolaus, Aglaja. Sammlung von romantiſchen und hiſtoriſchen Erzählungen. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Ferdinand von Biedenfeld. 1819. 8. Thlr. 1. 8 Gr.

Klingemann, Auguſt, Fauſt. Ein Trauerſpiel in fünf Akten. 1815. 8. 18 Gr.

— — Hamlet. Ein Trauerſpiel in ſechs Aufzügen von William Shakſpeare. Nach Göthe's Andeutungen in Wilhelm Meiſter und Auguſt Wilhelm Schlegel's Ueberſetzung für die Bühne bearbeitet. 1815. 8. 18 Gr.

— — Don Quixote und Sancho Panſa, oder die Hochzeit des Camacho. Dramatiſches Spiel mit Geſang in fünf Aufzügen. 1815. 8. 18 Gr.

Köthe, Friedrich Auguſt, Für häusliche Erbauung. 1821. Gr. 8. Druckpapier Thlr. 2. 8 Gr. Weiß Druckpapier Thlr. 2. 16 Gr. Franz. Druckpapier Thlr. 3.

Kotzebue's, Auguſt von, Leben. Nach ſeinen Schriften und nach authentiſchen Mittheilungen dargeſtellt. Von Friedrich Cramer. 1820. 8. Thlr. 2. 12 Gr.

Leben und Abenteuer des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen. Von ihm ſelbſt aufgeſetzt, und herausgegeben von Johann Guſtav Gottlieb Büſching. 3 Bände. 1820 — 23. 8. Thlr. 3.

Leidenſchaften, Die, Eine Reihe dramatiſcher Gemälde nach dem Engliſchen der Johanna Baillie, von Carl Friedrich Cramer. 3 Bände. 1807. 8. Thlr. 5.

Lembert, Johann Wilhelm, Dramatiſche Spiele. 1816. 12. 20 Gr.

Löben, Otto Heinrich, Graf von, Roſengarten. Dichtungen. 2 Theile. 1817. 8. Thlr. 3. 8 Gr.

— — Cephalus und Prokris. Ein romantiſch-muſikaliſches Drama. 1816. 8. 16 Gr.

Lüdemann, Wilhelm von, Der Suliotenkrieg, nebſt den darauf bezüglichen Volksgeſängen. Ein Beitrag zur Geſchichte des griechiſchen Freiheitskampfes. 1825. 8. 12 Gr.

Malsburg, Ernſt Friedrich Georg Otto von der, Gedichte. Neue Ausgabe. 1821. Gr. 8. Thlr. 2.

Minnehöfe, Die, des Mittelalters und ihre Entſcheidungen und Ausſprüche. Ein Beitrag zur Geſchichte des Ritterweſens und der romantiſchen Rechtswiſſenſchaft. Von Ernſt Peter Johann Spangenberg. 1821. 8. Thlr. 1. 12 Gr.

Morgan, Lady, Reiſen. I. Frankreich. Zweite Auflage. 2 Bände. 1825. 8. Thlr. 3. 12 Gr.

— — II. Italien. 4 Bände. 1822—23. 8. Thlr. 8. 16 Gr.

Nettelbeck, Joachim, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeſchreibung, von ihm ſelbſt aufgezeichnet, und herausgegeben von Johann Chriſtian Ludwig **Haken**. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Gegend um Kolberg. 3 Bände. 1821—23. 8. Thlr. 3.

Nibelungen, Das Lied der. Metriſch in die jetzige deutſche Mundart übertragen von Johann Guſtav Gottlieb **Büſching**. 1816. Gr. 8. Druckpapier Thlr. 1. 8 Gr. Schreibpapier Thlr. 1. 16 Gr.

Nienſtädt, Wilhelm, Karl der Fünfte. Tragödie in 4 Akten. 1826. 8. 16 Gr.

Oehlenſchläger, Adam, Aladdin oder die Wunderlampe. Dramatiſches Gedicht. Zweite, verbeſſerte Auflage. 2 Theile. Mit 2 Kupfern. 1820. 8. Thlr. 4.

— — Der Hirtenknabe. Dramatiſche Idylle. 1821. 12. 20 Gr.

Platen, Auguſt, Graf von, Lyriſche Blätter. 1821. 8. Thlr. 1.

Quandt, Johann Gottlob von, Entwurf zu einer Geſchichte der Kupferſtecherkunſt und deren Wechſelwirkungen mit andern zeichnenden

Künſten. Nebſt 2 Beilagen. 1826. 8. Thlr. 1. 12 Gr.

Quandt, Johann Gottlob von, Streifereien im Gebiete der Kunſt auf einer Reiſe von Leipzig nach Italien im Jahre 1813. 3 Theile. 1819. 8. Thlr. 3.

Raumer, Friedrich von, Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit. 6 Bände. Mit 9 Kupfern, 2 Planen und 2 Karten. 1823—25. Thlr. 20.

Rückert, Friedrich, Oeſtliche Roſen. Drei Leſen. Mit vielen Vignetten. 1822. 8. Thlr. 3.

Sakontala, oder der verhängnißvolle Ring. Indiſches Drama des Kalidas in ſechs Aufzügen. Metriſch für die Bühne bearbeitet von Wilhelm Gerhard. 1820. 8. Thlr. 1. 8 Gr.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main ſind folgende empfehlenswerthe Schriften erſchienen und um beigeſetzte Preiſe durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Dittmar, Dr. H., Waizenkörner, geſtreut in junge Herzen. Mit Kupfern und Vignetten. gr. 12. Geb. Auf Velinpapier Rthlr. 2. 5 Sgr. oder fl. 3. 48 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 42 kr.

Dies iſt ein Büchlein, welches in Liebe und Kraft mit heiterem Ernſt und ſich ſelbſt nicht ſchonendem Humor die ernſteſten Wahrheiten der Moral und Religion an die Herzen der jungen ſowohl, als erwachſenen Welt zu bringen und darin zu befeſtigen weiß. »Nicht getrocknete, ſondern friſche Blätter und Blüthen der Weisheit« werden hier dem jungen und alten Leſer zur Erkenntniß vorgelegt; in kurzen Gleichnißreden und Geſchichten von eigenthümlichem Gepräge, ſpricht hier Leben und Erfahrung ſeine Ermahnungen und Erinnerungen aus, ſo daß ſie ihre eindringende Wirkung nicht verfehlen werden. Wer ſo mit den Menſchen, und beſonders mit der Jugend, zu reden verſteht, kann ſicher ſeyn, daß Ohr und Auge ſich aufmerkſam auf ſeine Worte erweiſen und Mund und Hand darnach richten werden.

Hufnagel, Dr. E., das Leben Jeſu von Nazareth. 2 Theile. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. Mit zwei Kupfern. Geb. Rthlr. 3. oder fl. 5.

Sämmtliche bisher erſchienenen kritiſchen Anzeigen in den geleſenſten Blättern haben dieſes Werk lobend erwähnt, weshalb ich mich begnüge, aus der ausführlichſten Beurtheilung deſſelben (Literatur-Zeitung für Deutſchlands Volksſchullehrer, 1821, zweites Quartal) einige Stellen herauszuheben, welche daſſelbe im Allgemeinen charakteriſiren:

«In dieſem Werke tritt Alles klar und einfach hervor, ſtill und ruhig geht die Erzählung nach den Berichten der Evangeliſten fort, da iſt keine voreilige Deutelſucht der Wunder, ſondern vielmehr ein ehrwürdiges Zurücktreten vor dem, was eine höhere Hand dem Auge des Menſchen gefliſſentlich verborgen hat; eine eben ſo einfache, demüthige und herzliche Sprache, wie ſie die alten Gottesmänner redeten, die zuerſt von dem Heiligen redeten, der zur Erlöſung in die Welt geſendet wurde; ein Erguß des Herzens, der wiederum zum Herzen fließt und die frömmſte Begeiſterung für Jeſus und ſein Werk erweckt. — Mit dieſem Gefühle iſt Rez. von der Leſung dieſes trefflichen Werkes hinweggegangen, und muß bekennen, daß der Herr Verfaſſer ſeine Aufgabe trefflich gelöſet habe; hiſtoriſche, geographiſche, ſtatiſtiſche, antiquariſche, exegetiſche und andere Bemerkungen ſind ſehr gut in das Ganze verwebt, und verſchaffen dem jungen Leſer eine anſchauliche Kenntniß des damaligen religiöſen, politiſchen u. a. Zuſtandes der Welt und des jüdiſchen Staates insbeſondere. — Dieſes Werk wird nicht blos der Jugend ein treffliches Geſchenk ſeyn, ſondern es iſt auch allen Lehrern zum fleißigen Gebrauche zu empfehlen, weil ſie daraus lernen können und ſollen, wie man die Bibelgeſchichte, und namentlich die Geſchichte der Erlöſung, behandeln müſſe, wenn ſie gleich wohlthätig auf Geiſt und Herz einwirken ſoll.

Ueberdies wird es Unbemittelten, die ſich die zum Behufe der Erklärung der evangeliſchen Geſchichte nöthigen hiſtoriſchen, antiquariſchen, geographiſchen Werke nicht anſchaffen können, als ein fortlaufender

Kommentar über jene dienen können. — Gott ſegne dieſes wackre Werk, und laſſe den Verfaſſer die ſchöne Freude erleben, daß ſein ausgeſtreuter Same tauſendfältige Frucht trage.

Gruner, G. A., Friedemann und die Seinen, oder das Gottesreich auf Erden. Ein Familienbuch zur Veredlung des häuslichen und bürgerlichen Lebens. 4 Thle. gr. 12. Geh. Rthlr. 3. 10 Sgr. oder fl. 6.

Der Zweck erheiternder Unterhaltung iſt kein unverdienſtlicher in unſerer Zeit. Es iſt erfreulich, daß die Schrift, welche wir hiermit im größeren Kreiſe zur Kunde bringen, dieſen Zweck, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der nicht Wenigen, in deren Händen ſie ſich bereits befindet, in den verſchiedenſten Familien ſchon erreicht hat. Es iſt erfreulich um des weiteren und höheren Zieles willen, welches ihr aufgeſtellt iſt.

Dieſe Schrift will die Schönheit des Chriſtenthums durch die wahre und unverkünſtelte Darſtellung eines häuslichen Lebens in allen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft, das ein tieferes und gehaltreicheres iſt, als das gewöhnliche, wie es aber gar wohl überall gelebt werden könnte, in einem Lichte zeigen, welches das Wort des abgezogenen Begriffes nicht zu geben vermag.

Friederich, Dr. G., Heliodor. Des Jünglings Lehrjahre. Mit einem Kupfer. 8. Geb. Rthlr. 1. 22½ Sgr. oder fl. 3.

Je gegründeter die Beſorgniſſe ſind, womit Eltern ihre Söhne aus dem ſtillen häuslichen Kreiſe in die größere Welt zur nähern Vorbereitung auf ihren Beruf zu ſenden pflegen, um ſo willkommener muß ihnen ein treuer, weiſer Freund ſeyn, der dem leicht verführbaren Jünglinge die Hand reicht, und deſſen Trefflichkeit dafür bürgt, daß dieſer die dargebotene Hand dankbar ergreifen und ihrer Leitung freudig ſich vertrauen werde. — Ein ſolcher Freund bietet ſich den Söhnen bei ihrem Eintritte in die größere Welt in obigem Werke dar. Die Darſtellung des Verfaſſers hat durch Tiefe und Klarheit nichts an Innigkeit verloren; alles athmet tiefempfundene väterliche Liebe, und erquickt, wie ein heiterer Maitag, durch Licht und Wärme, ſo daß dieſes ſchätzbare Buch ein ſchönes Bild von dem iſt, wozu es führen ſoll, nämlich von Licht und Liebe. Jeder Vater, der es lieſt, wird dem Verfaſſer für ein Gabe danken, durch die er das Heil ſeines Sohnes fördern hilft, und kein guter Jüngling es aus der Hand legen, ohne ſeinem hohen Beruf ſich freudiger zu weihen.

Friederich, Dr. G., Serena. Die Jungfrau bei und nach ihrem Eintritt in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös-gebildete Töchter. Dritte, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Theile. Mit 2 Kupfern. 8. Geh. Auf Druckpapier Rthlr. 1. 26½ Sgr. oder fl. 3. 20 kr. Auf Velinpapier Rthlr. 2. 15 Sgr. oder fl. 4. 30 kr.

Die ausgezeichnete Aufnahme, welche dieſe Erbauungsſchrift in und außerhalb Deutſchland (in Ueberſetzungen) gefunden hat, die gediegenen öffentlichen Urtheile der vorzüglichſten Gelehrten in dieſem Fache, die Zuſchriften mehrerer unſerer geiſtreichſten Frauen, vereint mit dem ſchnellen Abſatze der beiden ſtarken Auflagen, läßt für dieſe Schrift, in ihrer neueſten Geſtalt, eine wohl noch günſtigere Aufnahme unter den religiösgebildeten Chriſtusverehrerinnen mit Recht erwarten. Sie iſt nach einem erweiterten Plane ganz umgearbeitet und vermehrt, und wird darum durch ihren umfaſſenden Inhalt das rechtfertigen, was einer der berühmteſten Gottesgelehrten Hollands, der erſte Profeſſor der Theologie auf der Univerſität Leiden, Dr. Clariße in ſeiner Vorrede in der Ueberſetzung des « Heliodor », Seitenſtück zu Serena von demſelben Verfaſſer, von ihr ſagt: « Heliodor iſt das Seitenſtück zu der vortrefflichen Serena, welche mit ſo viel Freude auch unter uns aufgenommen ward und bereits ſo vielen Nutzen unter den gebildeten Töchtern unſeres Landes geſtiftet hat. Denſelben Urſprung, daſſelbe Ziel, dieſelbe Beſtimmung hat Heliodor mit Serena; beide vereint, machen ein herrliches Ganze aus und verdienen, daß Väter und Mütter ſie ihren Söhnen und Töchtern zum andächtigen und gemüthlichen Leſen dringend empfehlen! «

Luſtwandlungen auf der Morgenaue des Lebens, zur Erheiterung und Belehrung der weiblichen Jugend. Vom Herausgeber von „Der Mägdlein Luſtgarten." 2 Theile. Mit Kupfern und Vignetten. gr. 12. 1829. Geb. Rthlr. 3. 5 Sgr. oder fl. 5. 30 kr.

Von dem Verfaſſer «der Knaben Luſtwald» und « der Mägdlein Luſtgarten » u. ſ. w. läßt ſich nur Gediegenes erwarten, und wir können auch dieſes Buch zu Geſchenken für die weibliche Jugend in jeder Hinſicht empfehlen.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Zwanzigſter Band.

Der Balkon. — Haß und Liebe.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1831.

Der Balkon.

In der einſt großen, mächtigen Stadt Venedig, der in unſern Tagen nur noch der Schatten ihrer ehemaligen Herrlichkeit geblieben iſt, blühte vor langer, langer Zeit ein Mädchen von ſo wunderbarer Schönheit heran, daß es wohl mit Recht verdient hätte den Namen der ſchönſten Frau der Welt zu führen, ſelbſt wenn man ihm denſelben nicht gleich bei ſeiner Geburt, in der heiligen Taufe beigelegt hätte.

Die kleine Helene war auch in anderer Hinſicht vom Glücke reichlich begünſtigt. Sie war das einzige Kind eines der vornehmen Handelsherrn jener Zeit, die ſowohl in Venedig ſelbſt als im Auslande, nicht nur ihrer Reichthümer, ſondern auch ihrer altedlen Geburt wegen hochgeehrt wurden, und in faſt fürſtlichem Anſehen ſtanden. Signor Pietro, Helenens Vater, hatte nach dem frühen Tode einer innigſt geliebten Gattin, die Aufſicht über ſein Hausweſen nebſt der über ſeine Tochter, der Amme der letzteren übergeben, wie es damals in ſolchen Fällen der allgemeine Gebrauch mit ſich brachte. Er ſelbſt war zu tief in das Gewühl der Geſchäfte verſenkt, als daß er ſelbſt über die Erziehung ſeines Kindes hätte wachen können, und wenn ſeine übrigen Verhältniſſe ihm auch Zeit übrig gelaſſen hätten, ſo wäre es ihm dennoch ſchwerlich eingefallen, ſie auf ſolche Weiſe zu benutzen, denn damals forderte man, ſelbſt von Töchtern aus den höchſten Ständen, kaum den zehnten Theil von dem, was in unſern Tagen die Tochter jedes wohlhabenden Handwerkers erlernen zu müſſen glaubt, um unter ihres Gleichen für ein gebildetes Mädchen zu gelten. Helenens Amme war eine gute, verſtändige, treue Perſon, die ihre Pflicht vollkommen zu erfüllen glaubte, indem ſie ihr Pflegekind zur Sittſamkeit, zur Frömmigkeit und zum Fleiße anhielt. Sie hatte vielleicht nur den einzigen Fehler, daß ſie ihre Helena zu zärtlich liebte, um ihr irgend etwas verſagen zu können, was nicht geradezu gegen ihre Begriffe von Schicklichkeit und Tugend anſtritt. Helenens Vater aber war herzlich zufrieden, wenn er arbeitsmüde ſein durch den Tod verödetes Haus betrat, und die Kleine, blühend wie eine Roſe, und munter wie ein junges Reh ihm entgegen hüpfte; die mit jedem Tage lieblicher ſich entfaltende Schönheit und Anmuth des Kindes tröſtete und erheiterte ſein väterliches Herz, und er war weit davon entfernt an den Anordnungen der treuen Pflegerin deſſelben irgend einen Tadel zu finden. Er wünſchte und wollte nichts weiter, als ſeine Helene immer ſo heiter und zufrieden zu ſehen.

Helene entwuchs allmählich den erſten Jahren der Kindheit, das Alleinſpielen wollte ihr nicht mehr genügen. Die Amme traf ſie oft mitten unter ihren beſten Spielſachen, die zerſtreut und unbeachtet um ſie herlagen, mit geſenktem Köpfchen traurig daſitzen, und ſchloß daraus ſehr richtig, daß die Kleine jetzt groß und verſtändig genug geworden ſey, um in der ſtillen Einſamkeit, die ſie umgab, Langeweile zu fühlen, und nach einer ihrem Alter und Geſchlecht angemeſſenen Geſellſchaft ſich zu ſehnen. Sie theilte zur gelegenen Stunde ihrem Gebieter dieſe von ihr gemachte Bemerkung mit, der ſolche ſehr vernünftig fand, denn ihm ſelbſt war Helenens ungewöhnliche, an Trübſinn gränzende Stille ſchon einige Mal aufgefallen. Er berieth ſich mit der guten Alten, über Mittel und Wege dem geliebten Kinde ſeine frühere Heiterkeit und Zufriedenheit wieder zu geben; beide beſprachen ſich lange darüber, und endlich wurde beſchloſſen, daß die Amme zu einer ihm wohlbekannten achtbaren Familie in der Nachbarſchaft ſich begeben ſolle, die mit Kindern reichlich geſegnet war, um im Namen des Signor Pietro, auf alle Sonn- und Feſttage, die Geſellſchaft der vier Töchter jenes Hauſes für die kleine Helene zu erbitten. Die Eltern jener vier Mädchen fühlten durch dieſe Bitte eines in ſo hohem Anſehen ſtehenden Mannes ſich ſehr geſchmeichelt und geehrt; ſie ſtanden die Erfüllung derſelben um ſo lieber ihm zu, da ihre Töchter an der Waſſerthüre ihres an einem kleineren Kanal liegenden Hauſes, ganz ungeſehen, in einer bedeckten Gondel zu dem, demſelben ſchräg gegenüber, am großen Kanal liegenden Waſſerthore des Palaſtes des Signor Pietro überſchiffen, und dort eben ſo unbemerkt wieder ausſteigen konnten.

Ein ganzer Kinderhimmel von Freude öffnete ſich der kleinen Helene durch dieſe neue Einrichtung. An jedem Sonntage, an jedem Feiertage, deren die katholiſche Kirche damals noch viel mehr zählte als jetzt, beſuchten ihre Geſpielinnen ſie; jeder Werkeltag wurde ihr zum fröhlichen Vorabend eines nahen Freudenfeſtes, auf deſſen Ankunft ſie mit Gewißheit rechnen durfte, und die Stunden deſſelben flogen, unter Arbeit und kindlich frohem Geplauder mit der Amme, ihr ohne die mindeſte Anwandlung von Langeweile vorüber. Kam aber endlich der glückliche Tag, ſo wußte ſie ihrer Freude kein Ende. Ihre Freundinnen erſannen täglich neue Spiele um ſie zu ergötzen, doch eine Art Ballſpiel war und blieb ihr liebſtes. Wer den Ball nicht geſchickt in der Luft auffing, ſondern ihn auf den Boden fallen ließ, mußte ein Pfand geben, und die Auslöſung dieſer Pfänder nach beendetem Spiel führte immer den lauteſten Jubel herbei, an welchem auch die Amme fröhlichen Antheil nahm, wenn ſie eben dabei zugegen war. Doch dieſes war nicht immer der Fall, denn die Schweſtern waren ſämmtlich um mehrere Jahre älter als die kleine Helene, und die älteſte derſelben ſchon erwachſen und verſtändig genug, um ohne Furcht die Aufſicht über die Kleinen ihr anvertrauen zu können.

Signor Pietro hatte dieſes mit der Amme weislich ſo eingerichtet, ſie glaubten beide wunder wie klug gehandelt zu haben, indem ſie für ihren Liebling Geſpielinnen wählten, die weit älter waren, und folglich auch verſtändiger ſeyn mußten als das junge Kind, und von denen deshalb zu erwarten ſtand, daß ſie auf keine zu wilde Spiele eingehen würden, die der Geſundheit deſſelben Gefahr bringen konnten. In dieſer Hinſicht hatten ſie auch keinesweges ſich verrechnet, aber ſie hatten vergeſſen den ſchnellen Wandel der Zeit zu bedenken, der, ehe man ſich deſſen verſieht, beſonders in ſüdlichen Gegenden, aus Kindern Leute macht. Mehrere Jahre vergingen der kleinen Helene in Unſchuld und kindlicher Fröhlichkeit, die vier Schweſtern wurden im Laufe derſelben im Hauſe des Signor Pietro faſt ganz einheimiſch, und die Amme gewöhnte ſich ſo ſehr daran, ihnen das unbedingteſte argloſeſte Vertrauen zu ſchenken, daß ſie, wenn ſie bei Helenen waren, nur ſelten daran dachte, einmal zu ſehen was die Kinder mit einander trieben.

Helene hatte indeſſen ihr vierzehntes Jahr kaum zurückgelegt, als die älteſte ihrer Freundinnen ſchon das einundzwanzigſte und die jüngſte derſelben das ſiebzehnte erreicht hatten; alle vier waren hübſche Mädchen, doch nicht ohne es zu wiſſen. Das ſüdliche Blut hüpfte leicht und fröhlich durch ihre Adern, das Feuer, das ſchon in ihrem Innern glühte, loderte hell und klar aus ihren dunklen Augen, und die Welt war ihnen nicht mehr ein verſchloſſenes Buch, während Helene in engelreiner Unſchuld noch immer blieb was ſie von jeher geweſen, ein liebes fröhliches ahnungsloſes Kind.

Daß die ganz erwachſenen Mädchen an dem Spielen mit der Kleinen jetzt kein ſonderliches Behagen mehr fanden, war wohl natürlich, aber ſie ſetzten dennoch ununterbrochen ihre Beſuche bei ihr fort, wenn nicht um Helenens doch um des Balkons willen, der auf den großen Kanal hinaus ging, welchen ſie von ihrem väterlichen Hauſe nicht ſo in der Nähe überſehen konnten, und den beſonders an Feſttagen zahlloſe Gondeln belebten.

Wenn Helene ihr geliebtes Ballſpiel gerade am eifrigſten betrieb, mußte ſie oft zu ihrem großen Verdruß erleben, daß eine oder die andere von ihren Freundinnen, oft alle viere zugleich, auf den Balkon hinausliefen, den Ball Ball ſeyn ließen, und dort wie angemauert ſtehen blieben. Sie bat, ſie ſchalt, ſie weinte ſogar; ſie zerriß ihnen faſt die ſchönen Sonntagskleider, um ſie, nach ihrer kindiſchen Art, mit Gewalt zum Spiel zurück zu bringen, weil weder Bitten noch Ermahnungen, ſogar nicht ihre Thränen den mindeſten Eindruck auf ſie machten; vergebens, die Treuloſen blieben wo ſie waren, bis es ihnen von ſelbſt beliebte zum Spiele zurückzukehren, oft nur, um es nach wenigen Minuten wieder von neuem zu verlaſſen.

Helene begriff ihre Freundinnen gar nicht mehr, doch dieſe wußten recht gut was ſie thaten. Es war für ſie wohl ein beſſerer Zeitvertreib den heimlich Geliebten, denn jede von ihnen hatte ſchon längſt den Ihrigen vorüberſchiffen zu ſehen, als mit einem kleinen einfältigen Mädchen Ball zu ſpielen. Liebesblicke, wohl verſtandene Winke, flogen vom Balkon zum Kanal hinunter und vom Kanal zum Balkon wieder hinauf, mancher Blumenſtrauß, manche Bandſchleife, vielleicht auch manches ſüße Liebesbriefchen, glitt von ihm in die langſam vorüber ſchwebenden Gondeln. Helene ſah das alles mit an, begriff aber keine Silbe davon.

Eines Sonntags trieben die Schweſtern es ärger als je, wie feſtgebannt ſtanden ſie unbeweglich da, und blickten auf den Kanal hinunter. Helene bat, trotzte, weinte wie gewöhnlich, Niemand gab Acht darauf. Endlich riß ihr die Geduld, und ſie brach mit ſolchem Ungeſtüm in laute Klagen aus, daß ihren Geſpielinnen darüber die Furcht ankam, die Amme möchte ſie hören und hinauf kommen, um zu ſehen was ihrem Lieblinge widerfahren ſey.

„Höre doch endlich einmal auf, uns mit deinen Kindereien zu plagen,“ ſprach die älteſte der Schweſtern mit einem ziemlich erzürnten Geſicht, indem ſie zu ihr ſich wandte. „Du kleines einfältiges Ding, laß uns doch nur auch unſer Spiel wenigſtens in Ruhe treiben, von dem du freilich noch nichts verſtehſt, ſonſt würdeſt du von ſelbſt begreifen, daß es weit unterhaltender iſt, als dein altes, abgedroſchenes, langweiliges Pfänderſpiel. Du wirſt es auch einmal lernen, liebe

Helene," ſetzte ſie freundlicher hinzu, „und wenn du es erſt recht begriffen haſt, ſo wirſt du eben ſo gern als wir jetzt hier auf dem Balkon ſtehen, um es zu ſpielen und alles andere darüber vergeſſen, für jetzt aber biſt du freilich noch ein kleines unerfahrnes Mädchen, dem ſolche Dinge zu hoch ſind. Darum bitte ich dich, laß uns nur noch ein kleines halbes Stündchen hier ungeplagt verweilen, hernach wollen wir auch mit dir hinein gehen, und auf deine Weiſe mit dir ſpielen, ſo lange du es immer nur verlangen wirſt."

Helene ſah mit großen Augen der Rednerin ſteif in das Geſicht, ohne von dem, was dieſe ihr andeuten wollte, ſich einen Begriff machen zu können. Die zuletzt freundlich ausgeſprochene Bitte derſelben, und die frohe Gewißheit, heute doch noch zu ihrem Lieblingszeitvertreibe zu kommen, beſchwichtigten ſie indeſſen, ſie blieb bei den Schweſtern, ſah ihrem Treiben aufmerkſam zu, und wartete geduldig es ab, bis es ihnen beliebte, den Balkon zu verlaſſen und das Spiel mit ihr zu beginnen.

Endlich aber kam einmal ein Sonntag, an dem die Schweſtern, durch einen unvorhergeſehenen

Zufall, verhindert wurden, ihre junge Freundin wie gewöhnlich zu beſuchen. Die arme Helene war des Alleinſeyns nicht mehr gewohnt, ſie ſchlich ſtill und traurig im ganzen Hauſe umher, und gerieth endlich an der andern Seite deſſelben in ein wenig bewohntes Zimmer, deſſen Balkon auf den kleineren Kanal hinausging, an welchem ihre Freundinnen wohnten. Sie konnte von hier aus das Haus derſelben von Ferne erblicken, und trat eilends hinaus, um zu ſehen ob ſich nicht eine von ihnen am Fenſter zeigen werde. Denn unerachtet der oft wiederkehrenden Unzufriedenheit mit ihnen, umfaßte ſie dieſelben noch immer mit treuer zärtlicher Anhänglichkeit, und vermißte heute recht ſchmerzlich ihre liebe gewohnte Geſellſchaft.

Da ſtand ſie nun, den ſehnſuchtsvollen Blick auf das Haus gerichtet, das ihre Lieben ihr verbarg; ein leichter Ruderſchlag zog für einen Augenblick ihre Aufmerkſamkeit dem Kanal zu, ein ſchöner reichgekleideter Jüngling ſchiffte ſo eben in einer kleinen offnen Barke vorüber, nur von einem einzigen Knaben begleitet, der das Ruder führte. Es entging Helenen nicht, wie er mit einem ganz eignen Ausdruck zu ihr hinaufſah, das von ihren Freundinnen ihr ſo hoch angeprieſene Spiel kam ihr dabei ſogleich in den Sinn, und ſie bekam Luſt ſich in ihrer Einſamkeit doch auch ein kleines Vergnügen zu machen, und zu verſuchen ob ſie es nicht ebenfalls ſpielen könne. Sie blickte alſo ſehr freundlich zu ihm hinab, wie ſie bei ähnlichen Gelegenheiten es hundertmal von ihren Freundinnen geſehen hatte. Der junge Mann kannte ſie eben ſo wenig als ſie ihn, er wunderte ſich ein wenig über ihr Benehmen, hielt es aber doch für ſeine Schuldigkeit die unerwartete Freundlichkeit eines ſo blendend ſchönen Mädchens mit einem ungemein zärtlichen Blick zu erwiedern, den Helene, noch immer des Beiſpiels ihrer Freundinnen eingedenk, mit einem bezaubernden Lächeln beantwortete, und ſich dabei feſt vornahm, bei der erſten Gelegenheit, ihren Freundinnen zu ſagen, daß ſie nicht ſo dumm und ungeſchickt ſey als ſie es meinten, und auch eben ſo gut als das Spiel zu ſpielen verſtehe, das ihnen ſo große Freude gewährte.

„Habt Ihr das Mädchen wohl recht angeſehen, Signor, das Euch dort von jenem Balkon ſo holdſelig zulächelte,“ ſprach der Gondelier, als ſie an dem Hauſe vorüber waren. „Beim Evangelium des heiligen Zacharias, das Kind iſt ſchön! ſchön wie ein Engel Gottes. Mir war als öffne ſich der Himmel, als ſie ſo freundlich Euch zuwinkte.“

„So? ich wüßte doch nicht;“ erwiederte langſam gedehnt der junge Mann. „Aber Cecco wende den Kahn, und fahre langſam noch einmal vorüber, vielleicht ſteht ſie noch dort. Ich will doch ſehen, wen Du meinſt, und ob ſie ſo außerordentlich ſchön iſt, wie Du ſagſt.“

Helene ſtand noch auf dem Balkon, als die Barke zum zweiten Mal unter demſelben hinglitt; ſchon aus der Ferne ſah ſie den Jüngling liebeglühende Blicke zu ihr hinauf ſenden. Er verſteht das Spiel ebenfalls, rief ſie freudig, genau ſo machen es auch die jungen Leute, mit denen meine Freundinnen es ſpielen, und um dem Beiſpiel derſelben genau zu folgen, zog ſie mit wahrhaft kindlicher Unbefangenheit, eine prachtvoll erblühte Nelke aus ihren weichen Locken, und ließ ſie bedächtig in die kleine Barke hinabfallen; das lieblichſte Lächeln, das ſie nur aufzubringen vermochte, begleitete die duftende Gabe. Der Jüngling aber, wonnetrunken über dieſe unerwartete Gunſt, neigte ſich demüthig vor der holden Geberin, nahm die Blume mit allen Zeichen des höchſten Entzückens vom Boden auf, küßte ſie, und verbarg ſie dann an ſeinem Herzen.

Helene war entzückt, das ihr als für ſie noch viel zu ſchwer beſchriebene Spiel ſo leicht begriffen, und gleich beim erſten Verſuch, ſo gut geſpielt zu haben. In der jungen Bruſt dieſes reinen kindlichen Weſens ſtieg auch nicht die leiſeſte Ahnung von dem eigentlichen Sinne deſſelben auf, während der Jüngling mit dem magiſchen Duft der Nelke auch den ſüßen Zauber der Liebe mit vollen Zügen einſog. Dieſer Zauber bemächtigte ſich aller ſeiner Sinne und brannte wie Feuer in ſeinen Adern. Mehr als hundert Mal drückte er die Blume an ſeine Augen, an ſeine heißen Lippen, und immer lauter ſchlug ſein Herz, und immer, ſo oft er ſie betrachtete, ſtieg aus dem dunkeln Purpurkranz ihrer Blätter, das holdlächelnde Engelsköpfchen des ſchönſten lieblichſten Weſens, ſo er jemals geſehen, vor ihm auf. Sein ganzes Innere war in ſüß betäubenden Aufruhr gerathen, ſeine Kraft erlag faſt dem mächtig auf ihn eindringenden Gefühl, und er vermochte keinen andern Gedanken mehr zu denken, als Sie, nur Sie.

Von nun an fuhr er täglich, faſt ſtündlich an dem Hauſe vorüber, wo ihm die Sonne ſeines Lebens aufgegangen war, ſandte tauſend heiße Seufzer, ſehnſuchtsvolle Blicke zu dem Balkon desſelben hinauf; vergebens, Sie, die er ſuchte, ließ ſich nicht wieder blicken, weil in dieſer ganzen Woche kein Feiertag fiel, und der frommen fleißigen Helene gelehrt worden war, daß es nicht erlaubt ſey, an Werkeltagen die Zeit in Müßiggang und eitlen Spielen zu vertändeln.

Endlich mußte aber doch wieder einmal ein Sonntag kommen. Noch vor der Ankunft ihrer Freundinnen lief Helene flüchtig auf den kleinen Balkon hinaus, nur aus bloßer Neubegier, um zu ſehen ob ihr neuer Spielgeſelle ſich nicht vielleicht zeige. Er ſchiffte eben vorüber, und wäre vor freudigem Schrecken beinah über Bord in das Waſſer gefallen, als er ſo unverhofft die Königin ſeines Herzens erblickte. Er warf ſich in der Gondel auf die Knie, hob mit flehender Gebärde die Arme zu ihr auf, ſuchte auf alle Weiſe, durch Blicke und Zeichen ihr die Flamme kund zu thun, die ihn verzehrte, doch vergebens, die unerfahrne unſchuldige Helene begriff gar nicht was er mit dem allem meine. Indeſſen machte ſie doch einige ſeiner Zeichen und Blicke ihm nach, in der feſten Meinung, daß das ſo zu dem Spiel gehöre, welches jetzt anfing ihr recht unterhaltend zu ſcheinen. Doch mitten in der beſten Unterhaltung mit ihrem unbekannten Freunde, ſah ſie die Gondel der vier Schweſtern von dem Hauſe derſelben abfahren, und ließ ihn im Stiche, um ihren Freundinnen entgegen zu eilen; verwundert und ſchmerzlich betrübt ſah er ſie plötzlich verſchwinden. Helene hatte ſich feſt vorgenommen, den Schweſtern von ihrem neuen Spielkameraden, und den Fortſchritten, welche ſie ſchon in dem ihr von ihnen angeprieſenen Spiel gemacht habe, zu erzählen, aber ſey es nun, daß ein ihr ſelbſt nicht klares Gefühl ſie davon zurückhielt, oder, daß ſie, über ihr altes geliebtes Ballſpiel, das heute mit größerm Eifer als ſonſt betrieben wurde, ihren Vorſatz wieder vergaß, genug, ſie kam nicht dazu ihn auszuführen.

Einige Wochen gingen ſo hin, der Jüngling unterließ nie, an den ſeinen Wünſchen günſtigen Tagen, die er ſich denn doch endlich gemerkt hatte, das Haus des Signor Pietro von allen Seiten zu umſchiffen, er ſah die Geliebte, bald auf dem kleinen, bald auf dem größern Balkon, bald allein, bald von ihren Geſpielinnen umringt, und war letzteres der Fall, ſo wagte er es nur aus ſcheuer Ferne zu ihr aufzublicken, und auch ſie, vielleicht von mädchenhaftem Inſtinkt geleitet, oder auch aus Furcht, ihre Freundinnen möchten in das Spiel ſich miſchen, das ſchon anfing ihr immer größeres Intereſſe abzugewinnen, genug, auch ſie begnügte ſich dann damit, ihm ganz heimlich freundliche Blicke zuzuſenden. Immer glühender, immer gewaltiger loderte die Flamme der unbezwinglichſten Leidenſchaft in ſeinem Buſen auf, während auch bei Helenen die halb im Zorn einſt ausgeſprochene Prophezeiung ihrer ältern Freundin unglaublich ſchnell in Erfüllung ging. Ball- und Pfänderſpiel gefielen ihr mit jedem Tage weniger; alle ihre ehemaligen Lieblingsvergnügungen kamen ihr zuweilen recht langweilig vor; das neue Spiel mit ihrem neuen unbekannten Freunde vermochte allein ihr Freude zu machen. Es kam endlich dahin, daß ſie ſogar unter allerlei Vorwänden dem gewöhnlichen Beſuch der vier Schweſtern, ſo oft dieſes thunlich war, Hinderniſſe in den Weg legte, um nur allein und ungeſtört ihrer neuen Feſttagsfreude ſich hinzugeben, und ihren unbekannten Freund zu ſehen, deſſen Anblick ihr immer lieber wurde.

Der arme Freund verſank indeſſen in immer tiefere, oft an Verzweiflung gränzende Troſtloſigkeit. Peinlich quälte er die Woche hindurch, von einem Tage zum andern ſich hin, bis der kam, der die Geliebte ihm zeigte. Aber das bloße Sehen konnte ihm endlich nicht mehr genügen; er wollte, er mußte näher zu ihr gelangen, ſie ſprechen, den ſüßen Ton ihrer Stimme vernehmen, ſeine unausſprechliche Liebe ihr erklären, ſelbſt wenn dieſes auch nur ſchriftlich geſchehen könnte, aber er ſah zu alle dieſem weder Mittel noch Weg.

In Gram verſunken, wandelte er einſt in der heißeſten Mittagsſtunde eines unerträglich ſchwülen Auguſt-Tages, auf dem Fußpfade längſt dem großen Kanal neben den Häuſern hin; es war ihm ſchon ein Troſt, nur die Mauern zu berühren, hinter denen die Geliebte weilte, und er achtete es nicht, daß die brennenden Strahlen der Sonne auf ſeinem Haupte ſenkrecht niederfielen. Zur gleichen Zeit kehrte Helenens Amme, von einem Gange in Geſchäften des ihr anvertrauten Hausweſens zurück, und klopfte laut und heftig an Signor Pietros Hausthüre, um ſchnell eingelaſſen zu werden, und der brennenden Sonnengluth zu entgehen. Der Jüngling erblickte ſie aus der Ferne, und ihre Erſcheinung war ihm wie die eines Hülfe und Troſt bringenden Engels, denn er kannte ſie wohl. Sie war vom Tage ſeiner Geburt an, die Pflegerin ſeiner eignen hülfloſen Kindheit geweſen, und hatte auf treuen Armen ihn getragen, bis er groß genug geworden war, um ihrer nicht mehr zu bedürfen, und ſie bei Helenens Mutter deshalb in Dienſt trat.

„Amme, Amme, Donna Thereſa, liebes Mütterchen,“ rief er, ſo laut er es nur immer vermochte, und lief auf den brennend heißen Steinplatten, im glühendſten Sonnenbrand, mit Anſtrengung aller ſeiner Kraft ſo ſchnell als möglich, um ſie nur noch zu erreichen, ehe die Thüre ihr geöffnet und hinter ihr wieder verſchloſſen würde; doch ſie ſchien vor ihrem eignen heftigen Klopfen an derſelben ihn nicht zu hören.

Endlich hatte er ſie erreicht, aber im nämlichen Augenblick ging auch die Hausthüre auf und die Amme trat, ohne nach ihm ſich umzuſehen, hinein. Einen kurzen Augenblick ſah er durch das gegenüberſtehende Thor des innern Hofraums Helenen in demſelben, ſie ſtand im Schatten einiger, um einen kleinen Springbrunnen geordneten Orangebäume, und fütterte ihre Goldfiſchchen. Tauſend Funken kreuzten ſich vor ſeinen Augen, noch einmal wollte er Donna Thereſa rufen, ehe die Thüre wieder zuging, aber Kraft und Stimme verſagten dem Athemloſen, und er konnte nur einen unartikulirten Laut hervorbringen; die Amme wandte ſich in der Thüre um, dieſe wieder zu verſchließen, und ſah ihn todtenbleich wanken, taumeln, die Augen ſchließen, und endlich, wie aufgelöſt in allen Gliedern, vor ihr auf dem Boden hinſinken. Sie hatte im erſten Augenblick ihn erkannt, und war eben im Begriff geweſen, ihn freundlich anzureden.

War es das übermäßige Entzücken über die unerwartete Nähe Helenens, hatte ein in dieſem ſüdlichen Klima nicht ſeltner Sonnenſtich ihn getroffen, oder hatte er, durch übermäßige Anſtrengung beim Laufen in dieſer Sonnengluth, ſich dieſen Zufall zugezogen, genug, er hatte plötzlich eine gewaltſame Beklemmung des Herzens empfunden, dann waren die Sinne ihm vergangen, und nun lag er da, bleich, erſtarrt, ohne alle Zeichen des Lebens. Der entſetzliche Anblick preßte der Amme einen lauten Schreckensſchrei aus, ein Mädchen, das ſich eben in der Nähe befand, eilte aus dem Hauſe herbei, von Helenen gefolgt, die in dem anſcheinend Todten augenblicklich ihren Freund erkannte, und wie von unſichtbaren Mächten unwiderſtehlich gezogen, laut jammernd unter einem Strom von Thränen ſich über ihn hinwarf. Die Amme, unerachtet des heftigen Schrecks, den ſie erlitten, war indeſſen doch beſonnen genug, ſie augenblicklich wieder aufzuheben, und in ein entferntes Zimmer zu führen, dann kehrte ſie zu dem Ohnmächtiggewordnen zurück, den ſie mit Hülfe eines Dieners für's Erſte in das Haus trug, deſſen Thüre ſie verſchloß, um keinen Auflauf zu erregen. Sie riß ihm die Halskrauſe auf.

rieb ihm Bruſt und Schläfe mit ſtärkenden Eſſenzen, hielt ihm verbrannte Federn unter die Naſe, und brach endlich, als alle ihre Hausmittel bei ihm unwirkſam blieben, in laute Klagen aus; denn ſie liebte den Jüngling noch immer recht mütterlich, den ſie einſt, wie ſpäter Helenen auch, an ihrer Bruſt ernährt und getragen.

Mittlerweile kehrte auch Signor Pietro vom Rialto nach ſeinem Hauſe zurück, und erkannte ſogleich in dem anſcheinend Todten den jungen Gerardo, den Sohn des alten Signor Paolo, einem an Reichthum und Anſehen ihm gleichſtehenden Handelsherrn. Zwar lebte er mit dieſem, ſeit mehrerern Jahren, wenn nicht eben in offenbarer Feindſchaft, doch auch nicht im beſten Vernehmen, aber er war zu rechtlich, zu mitleidig, zu guter Gemüthsart, um, in einem ſolchen Augenblick, dem Sohn deſſelben dieſes entgelten zu laſſen. Im Gegentheil, er nahm des Beklagenswerthen ſich freundlich und väterlich an, ließ unter ſeiner Aufſicht alle in dieſer Eile mögliche Hülfe ihm angedeihen, und als immerfort keines der angewandten Mittel bei ihm anſchlagen wollte, ließ er ihn ſehr ſorgſam in eine bedeckte Gondel tragen, und unter Begleitung einiger Diener, wie auch der Amme, die von ihrem Pflegeſohn in dieſer Noth nicht weichen wollte, in das Haus ſeines Vaters ihn bringen, das in nicht weiter Entfernung am kleinen Kanal lag.

Wer jemals ein geliebtes Weſen in einem ähnlichen Zuſtande ſah, kann den lauten Jammer des alten Vaters ſich denken, als ſein einziger Sohn ihm für todt in das Haus gebracht wurde. Die ganze Familie verſammelte ſich, Gerardo's verheirathete Schweſter nebſt Lionardo, ihrem Gatten, eilten weinend und klagend herbei; der noch immer bewußtlos daliegende Jüngling wurde in ſein Zimmer und auf ſein Bette getragen, die berühmteſten Aerzte von Venedig wurden aus allen Ecken der Stadt herbeigerufen, und verſäumten nicht, bei dem reichen vornehmen Kranken ſich zahlreich und augenblicklich einzuſtellen; Aderläſſe, Einreibungen, Senfpflaſter und Gott weiß, was alles noch ſonſt, wurden vorgeſchlagen und angewendet, lange vergebens. Doch endlich ließ der Kranke einige Lebenszeichen an ſich ſpüren, das in ſeinen Adern ins Stocken gerathene Blut fing den gewohnten Kreislauf wieder an, und er ſchlug zuletzt ein Paar Augen auf, die freilich noch etwas verwildert umher ſchauten.

„Amme! Amme!“ rief er, mit noch ſchwerer lallender Zunge, denn er wußte kein Wort von allem, was in den letzten Stunden mit ihm vorgegangen war, und glaubte noch immer auf der Straße hinter der guten Alten herzulaufen: „Hier bin ich, lieber Sohn, was begehrſt Du?“ erwiederte dieſe hocherfreut. Gerardo ſtutzte bei dieſer Antwort: ſein Auge wurde heller; er blickte um ſich her, und ſah ſich im Bette, von ſeinen Eltern, von allen Freunden und Verwandten des Hauſes, und von der ganzen Dienerſchaft deſſelben umringt. Sein Bewußtſeyn kehrte ihm völlig wieder, er merkte wohl, daß etwas Ungewöhnliches mit ihm geſchehen ſeyn müſſe, aber auch daß dieſes nicht der rechte Augenblick ſey, um ſein Herz, wie er es wünſchte, vor der guten Amme auszuſchütten. Indeſſen wollte er doch die ſobald nicht wiederkehrende Gelegenheit dazu nicht unbenutzt ſich entſchlüpfen laſſen, er ſuchte alſo ſeine beſorgten Verwandten für's Erſte durch die Verſicherung zu tröſten, daß er ſich vollkommen wohl und ſchmerzensfrei fühle, und bat dann, ihm nur einige Stunden ruhigen Schlafes zu vergönnen, nach deren Verlauf er gewiß wieder gänzlich hergeſtellt ſeyn würde. „Meine treue Donna Thereſa mag allenfalls bei mir bleiben, und meinen Schlummer bewachen, wie ſie Jahrelang gethan hat, als ich noch klein war,“ ſetzte er anſcheinend gleichgültig mit freundlichem Lächeln hinzu.

Dieſe ſeine letzte Aeußerung war der Amme zu ſchmeichelhaft, als daß ſie nicht darauf hätte beſtehen ſollen, ſie in Erfüllung gehen zu ſehen. Die Verwandten entfernten ſich ſämmtlich, weil Gerardo es ſo wollte, leiſe und vorſichtig, wie es im Krankenzimmer ſchicklich iſt, ſchlich die Alte, als alle fort waren, zu ſeinem Bette hin, und wollte eben in einem Seſſel neben demſelben als wohlbeſtellte Wächterin Poſto faſſen, als der Kranke zu ihrem großen Erſtaunen ſich plötzlich aufrichtete, ihre Hand ergriff und ſchwer ſeufzend mit trübem thränenvollem Blick ihr in's Auge ſah.

„Mutter,“ flüſterte er leiſe, „liebe gute Mutter, was heute mit mir vorgegangen iſt, weißt Du beſſer als ich, ich frage nicht darnach, denn es kümmert mich wenig; aber eins weißt

Du nicht, und ich es muß es Dir ſagen. Du weißt nicht, daß ich den Tod im Herzen trage. Ich ſterbe, gute Amme, ich muß rettungslos ſterben, wenn Du Dich meiner nicht annimmſt, Niemand auf der Welt kann mir helfen als Du, und mein Leben oder Tod liegt in Deinen Händen.“

Die Amme erſchrack Anfangs nicht wenig, als ſie Gerardo ſo reden hörte, ſie meinte, er phantaſire im Fieber, und ſuchte durch Verheißungen alles zu thun, was er verlange, ihn nur für’s Erſte zu beſchwichtigen; doch als er, wirklich dadurch beruhigt, nun anfing zuſammenhängender zu ſprechen, wurde ſie doch anderer Meinung, beſchwor ihn, ihr dreiſt zu entdecken, was er auf dem Herzen habe, und bereitete ſich, ihn mit gebührender Aufmerkſamkeit anzuhören.

Gerardo wurde erſt roth, dann wieder bleich, wollte reden, ſtotterte, fand keine Worte, und geberdete ſich ſo wunderlich, wie ein Neuling in der Welt es bei ſolchen Anläſſen zu thun pflegt, bis er mit Noth und Mühe das Geſtändniß hervorbrachte, daß er bis zum Sterben verliebt ſey. Verliebt in ein Mädchen, daß er nur von ferne geſehen, mit dem er nie ein Wort gewechſelt, deſſen Namen und Stand er nicht einmal kenne. Doch freier floß der Strom ſeiner Rede, als dieſes Bekenntniß nur erſt überſtanden war; er gab, wenn gleich mit unendlicher Beſcheidenheit, ſeiner Vertrauten zu verſtehen, wie er einigen Grund habe, zu hoffen, daß die Heißgeliebte ihm nicht ganz abhold ſey, ließ einige Worte von freundlichen Blicken und ihm zugeworfnen Blumen fallen, und erklärte, daß ſein Leben von der Erfüllung des Wunſches abhänge, ſeine ſchöne Geliebte nur einmal zu ſprechen, um von ihren eignen holden Lippen zu vernehmen, ob er nicht mit zu ſeliger Hoffnung ſich täuſche. „Du allein, meine liebe zweite Mutter, Du allein kannſt mir hierzu verhelfen, und verhindern, daß mein armes Leben nicht in Gram ſich verzehre,“ flehte er; „habe Mitleid mit Deinem Sohn, meine Geliebte iſt eine der fünf ſchönen Mädchen, die ich auf Signor Pietro's Balkon erblickte, zuweilen ſah ich ſie allein, oft mit zweien oder dreien der Andern, manchmal zeigen ſich alle fünf beiſammen, doch immer nur an Sonn- und Feiertagen. An gewöhnlichen Wochentagen hat es mir nie gelingen wollen, mein Engelsbild auch nur von ferne zu erblicken.“

Die Amme war, während Gerardo ſprach, immer nachdenklicher und ſchweigſamer geworden. „Höre, mein Sohn,“ rief ſie plötzlich wie inſpirirt; „das Mädchen, das eine ſo heftige Liebesflamme in Dir angefacht hat, kann keine andere ſeyn, als eine der vier Töchter des Signor Grimaldi, ſoviel iſt gewiß. Denn nur ſie, und keine andere Seele außer ihnen, kommen alle Sonntage und an hohen Feſten zu uns in das Haus, um meiner Kleinen die Zeit zu vertreiben. Wenn ſie ſich dann mit Blindekuhſpielen und Ballſchlagen müde gemacht haben, ſo treten ſie wohl zuweilen auf den Balkon hinaus, um ſich zu erholen, und da haſt Du ſie denn im Vorbeifahren geſehen, und ein wenig darüber den Verſtand verloren; außer an Feſttagen kommen ſie nie in unſer Haus, deshalb haſt Du denn auch an gewöhnlichen Wochentagen Dich vergebens nach Deiner Göttin umgeſehen.“

„Gewiß, gewiß, es iſt wie Du ſagſt, Dank den Heiligen und Dir, nun weiß ich doch wenigſtens wer ſie iſt,“ rief Gerardo entzückt. „Amme, liebe gute Amme, theures Mütterchen, werde wirklich meine zweite Mutter, indem Du zum zweiten Mal mir das Leben gibſt, und rede bei ihr mir das Wort, damit ich ſie nur ſehe, ſie ſpreche, meine heiße Liebe ihr bekenne," flehte er ſchmeichelnd.

„Höre, junger Freund," erwiederte die Amme, „daß ich Dich lieb habe, lieb als wärſt Du mein eignes Kind, verſteht ſich von ſelbſt, denn ich habe an meiner Bruſt Dich ernährt und gepflegt, darum muß ich Dir rathen und helfen ſo viel ich kann. Auch kann ich mit gutem Gewiſſen verſprechen, es zu thun, denn Du meinſt es ehrlich mit dem Mädchen, das Du ſo leidenſchaftlich liebſt, davon bin ich feſt überzeugt. Ich will Dir bei Deiner Schönen das Wort reden, und ich denke, ſie wird mir dieſes nicht ſchwer machen; nur gilt es vor allen Dingen zu wiſſen, welche von den Schweſtern die iſt, die Du liebſt; ich könnte ſonſt leicht an die Unrechte kommen. Darum folge meinem Rath, pflege Dich, ſchone Dich, ſey gutes Muthes, ſchlage Dir die böſen Grillen aus dem Kopf, und mache ſo, daß Du künftigen Sonntag wieder wohl genug biſt, um zur gewöhnlichen Stunde, Deine Spazierfahrt durch den Kanal antreten zu können. Die Mädchen ſollen ſämmtlich auf dem Balkon ſeyn, dafür ſtehe ich Dir, und ich mitten unter ihnen. Du wirſt mir dann leicht durch irgend ein Zeichen zu verſtehen geben können, welche von ihnen die iſt, die Du meinſt. Das Uebrige findet ſich, laß mich nur gewähren; Dein Vertrauen in die alte Amme ſoll nicht zu Schanden werden.“

Nach nie enden wollenden, bis in die kleinſten Details eingehenden Verabredungen für den wichtigen Tag, nach tauſend ſich immer wiederholenden Dankſagungen von Seiten des entzückten Gerardo, und eben ſo viel Ermahnungen zu einem gelaßneren ruhigeren Verhalten von Seiten der Amme, ging dieſe endlich nach Hauſe, und zerbrach ſich unterweges weidlich den Kopf, um zu errathen, welche der vier Schweſtern einen ſo gewaltigen Eindruck auf ihren geliebten Gerardo gemacht haben könne. Sie kannte alle viere als recht hübſche, ſehr lebhafte und durchaus nicht allzuſchüchterne Mädchen, denen man wohl zutrauen konnte, daß ſie die ſtummen ehrerbietigen Liebeserklärungen eines ſchönen jungen Mannes wie Gerardo, weder unbeachtet noch unerwiedert an ſich vorübergehen laſſen würden. Ihre eigne Helene aber fiel ihr dabei mit keinem Gedanken ein. Seit vierzehn Jahren war ſie gewohnt, in dieſer nur ein liebes Kind zu ſehen, das ſich nach gelernter Lection und vollendetem Tagewerk um nichts bekümmert, als um ſeine Puppen und ſein Pfänderſpiel; wie ſollte denn aus dem kleinen einfältigen Dinge mit einem Mal ein großes Mädchen geworden ſeyn, das Liebesgeſchichten anſpinnt und Männern die Köpfe verrückt?

Gleich bei ihrem Eintritt in das Haus eilte Helene der Amme mit tauſend angelegentlichen Fragen nach dem Befinden des Kranken entgegen, und wurde dafür ihres guten mitleidigen Gemüths wegen von ihr nicht wenig gelobt und geliebkoſet. Hätte die gute Frau nur ahnen können, mit welcher Ungeduld dieſe ihre Wiederkunft erwartet hatte! Nirgends hatte ſie eine bleibende Stätte gefunden, ſie wußte ſelbſt nicht, wie ihr geſchehen ſey, ſeit ſie den Jüngling ſo da liegen geſehen, im Todesſchlummer, ſo bleich, ſo regungslos, und doch ſo ſchön! Das Herz wollte vor Mitleid mit ihm, meinte ſie, ihr zerſpringen, und wo ſie ging und ſtand mußte ſie ſeiner gedenken. Die guten Nachrichten von ihm, welche die Amme ihr brachte, tröſteten und beruhigten ſie freilich, aber ſie konnte doch nicht aufhören, an ihn zu denken, und fragte ſich ſelbſt, wohl hundert Mal des Tages, ob es wohl wahrſcheinlich ſey, daß er am nächſten Sonntag wieder auf dem Kanal erſcheinen werde, um mit ihr zu ſpielen.

Der von der Amme faſt nicht weniger als von den beiden Liebenden ungeduldig erwartete Sonntag kam endlich, doch erſtere mußte zu ihrem großen Verdruß erfahren, daß die vier Schweſtern ihren gewohnten Beſuch bei Helenen heute nicht ablegen würden. Helene, von einem ihr ſelbſt nicht klaren Gefühl dabei geleitet, hatte dieſes ganz heimlich ſo eingerichtet; ſie hatte ſo lange über die Möglichkeit, ihren unbekannten Freund heute wiederzuſehen, nachgedacht, bis ſie von der Gewißheit, daß er kommen werde und müſſe, ſich überzeugte, und der Gedanke, bei dieſem Wiederſehen Zeugen zu haben, war ihr im höchſten Grade unangenehm, ſie wußte ſelbſt nicht warum.

Verſtimmt, ärgerlich, ſogar nicht ganz frei von Beſorgtheit, über die möglichen Folgen, wenn ſie nun nicht im Stande ſey, das dem Gerardo gegebene Verſprechen zu löſen, blieb die Amme dieſes Mal nach Tiſche bei Helenen ſitzen, was ſie ſonſt nicht pflegte zu thun. Sie ſtarrte unmuthig vor ſich hin und ſprach kein Wort, immer darüber nachdenkend, wie ſie es anfangen könne, ihren Gerardo zufrieden zu ſtellen, als mit einem Mal das ganz ungewöhnlich unruhige Benehmen des jungen Mädchens ihr auffiel. Sie ſah Helenen unaufhörlich an's Fenſter treten, dann wieder zur Thüre hinausgehen, ſie bemerkte ſogar, daß ſie heimlich in den Seitenflügel des Hauſes ſich ſchlich und auf den kleinen, ſonſt wenig beſuchten Balkon hinaustrat, wo Gerardo ſeine Geliebte zuweilen geſehen haben wollte.

Indem ſie Helenen ſo betrachtete, gingen ihr plötzlich die Augen über vieles auf, was ſie, von Gewohnheit geblendet, bis jetzt überſehen hatte; dieſe edle ſchlanke Geſtalt war nicht mehr die eines Kindes; ſchnell und blendend wie ein Blitz flog ein Argwohn ihr durch die Seele, über den ſie auf der Stelle ſich Gewißheit zu verſchaffen beſchloß; ſie ſagte Helenen, ſie fühle ſich ermüdet, und wolle gehen, ihre Sieſte zu halten, obgleich es dazu ſchon ein wenig zu ſpät ſey.

Wer war froher als Helene, auf dieſe Weiſe, ohne ihr eignes Zuthun, am Fenſter und auf dem kleinen Balkon freies Feld zu behalten. Sobald ſie es mit einiger Sicherheit thun zu können glaubte, eilte ſie dieſem zu, und gerade im rechten Augenblick, denn ſo eben kam Gerardo in ſeiner kleinen Barke angeſchwommen, die er dieſes Mal allein regierte.

Die Amme hatte ſich indeſſen im Nebenzimmer an das Fenſter geſtellt. Sie gerieth über das, was ſie erblicken mußte, in die höchſte Verwunderung und mochte ihren Augen kaum trauen. Das Kind, die kleine Helene, war mit einem Mal ein erwachſenes liebendes Mädchen geworden, ſie ſah ſie die zärtlichen Blicke des Geliebten mit gleichem Feuer, mit gleichem Ausdruck erwiedern, ſie ſah, wie ſie durch Zeichen, Mienen und Geberden ihm ihre Freude über ſeine Geneſung auszudrücken ſuchte, und endlich gar einen ſchönen Blumenſtrauß ihm zuwarf, den ſie am Buſen getragen.

„Was machſt Du da?“ ſchalt plötzlich die

Alte dicht hinter Helenen, die ihr Hereinkommen nicht gehört hatte, weil ſie noch immer mit ihrem jungen Freunde beſchäftigt war; „was haſt Du mit dem Jünglinge da unten zu ſchaffen? ſchickt es ſich für ein Mädchen wie Du biſt, ſich auf den Balkon zu ſtellen, und den vorüberfahrenden Kavalieren Blumen zuzuwerfen? Wenn das Dein Vater erfährt, wie wird es Dir ergehen!“

Helene fuhr beim erſten Ton der ihr wohlbekannten Stimme ſchüchtern und erſchrocken zurück; zitternd, Thränen in den Augen, wagte ſie es kaum, der Zürnenden in das Geſicht zu blicken, doch dieſes war weit freundlicher als ihre Rede es geweſen war, und ſo faßte ſie ſich ſchnell ein Herz, warf ſich ihr an die Bruſt, umſchlang ihren Hals und küßte ſie, und liebkoßte ſie, recht nach Kinderart. Die Amme dachte dabei, wahrhaftig, die Kleine iſt ja faſt ſo groß als ich ſelbſt.

„Liebe Amme, gutes liebes Mütterchen,“ bat Helene ſchmeichelnd, „ſey nicht böſe, ſchilt nicht; iſt bei dem Spiel, das Du mich eben ſpielen ſahſt, etwas Unrechtes, ſo iſt dieſes ohne mein Wiſſen; meine Freundinnen haben es mich gelehrt. Du weißt, daß wir ſonſt immer blinde

Kuh, oder das Pfänderſpiel mit einander ſpielten, das wurden ſie zuletzt überdrüßig, und ich ſpäterhin auch, weil ſie kein Vergnügen mehr daran fanden. Ich ſah, wie ſie mit den jungen Leuten, die durch den Kanal fuhren, ſtundenlang durch allerlei Geberden ſich unterhielten, ihnen Blumen und allerlei artige Sächelchen in die Gondel warfen, ſie ſagten mir, das ſey ein neues Spiel, tauſendmal unterhaltender als unſere alten, und da wollte ich es denn doch auch einmal verſuchen. Ich habe es einige Mal mit dem jungen Manne geſpielt, den Du eben geſehen; ich geſtehe Dir, das Spiel gefiel mir, und ich möchte wohl, daß er recht oft hier vorbeikäme. Ich ſehe nicht ein, warum ich nicht thun ſoll wie Andere auch, iſt aber ein Unrecht dabei, und willſt Du es nicht — ſo muß ich es freilich wohl aufgeben," ſetzte ſie leiſe und trübſelig hinzu.

Unſchuld iſt ein herrliches Ding, aber ſie hat doch au[illegible]re Gefahren, dachte die Amme, und konnte über die treuherzige Naivetät des argloſen Kindes ſich kaum des Lachens enthalten. Indeſſen hielt ſie es doch für ihre Pflicht, die Unerfahrne mit dem eigentlichen Sinn dieſes Liebesſpiels einigermaßen bekannt zu machen. Sie breitete ſich weitläuftig über die Gefahren aus, die unter demſelben verborgen liegen, ſie machte ihr begreiflich, wie junge einfältige Mädchen auch wohl Frauen von Männern oft dabei betrogen und verrathen würden, wie dieſelben dann, alle ihrer Ruhe, all' ihres Friedens beraubt, lebenslang die ſüße Täuſchung beweinen mußten, bis ſie, verachtet und geſchmäht, vor der Zeit in das Grab ſanken, oder in irgend einem Kloſter mit ihrem Unglück und ihrer Schande vor den Augen der Welt ſich zu verbergen ſuchten.

Helene horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die wohlgemeinte Rede ihrer Amme; ihr bis jetzt in träumeriſchem Ahnen verſunkener Geiſt erwachte plötzlich zugleich mit ihrem Herzen; die Liebe ward mächtig in ihr, und hob ſie gewaltſam über die Kinderwelt hinaus, in der ſie bis zu dieſem Augenblick in halber Bewußtloſigkeit hinvegetirt hatte; ſie ſelbſt ward ſich klar, und das wirkliche Leben, mit ſeinen Qualen und Freuden, lag plötzlich ihr aufgethan vor ihrem geblendeten Blick. Unerachtet der hohen Reinheit und Unſchuld ihres Gemüths, begriff ſie dennoch vollkommen, was die Amme ihr ſagte, ſogar was dieſe nur verſteckt andeuten zu müſſen glaubte, vermochte ſie ahnend zu errathen, obgleich ſie nicht in klare Worte es zu faſſen wußte.

Die Amme ergoß ſich nun mit unerſchöpflicher Redſeligkeit über Gerardo's Stellung in der Welt, ſie erzählte ihr, wie er der Sohn des reichen mächtigen Signor Paolo ſey, dem Eigenthümer des großen herrlichen Palaſtes dort an der andern Seite des Kanals, mit dem aber leider Helenens Vater faſt in Feindſchaft lebe. „Nun, vielleicht beſänftigen die erzürnten Gemüther ſich wieder,“ ſetzte ſie hinzu, „daß Dein Vater ſich des erkrankten Sohnes ſo freundlich annahm, und ſogar mich zu ſeiner Pflege mit ihm hinüberſchickte, kann wohl als ein Schritt zur Verſöhnung gelten, und wer kann alles in der Welt vorausſehen? die Dinge ordnen ſich zuweilen wunderlich in ihr. Du mußt wiſſen, liebe Helene, daß ich in Gerardo's Familie noch immer gern geſehen und wohl gelitten bin, denn ich habe ſechs Jahre in ihr gelebt. Ich war Gerardo's Amme wie die Deinige, er iſt eben fünf Jahre älter als Du, das weiß ich genau, denn von ihm kam ich gerade zu Dir. Seine Ehre, ſein Glück liegen mir darum eben ſo ſehr am Herzen als Deine, ja als meine eigne Wohlfahrt im Himmel und auf Erden. Gern möchte ich dazu beitragen, Euch beide, meine lieben Kinder, zufrieden zu ſtellen, aber wie? was ſoll daraus werden? daß es mit Deinem ſogenannten Spielen auf dem Balkon jetzt ein Ende haben muß, ſiehſt Du wohl ein, ohne daß ich es Dir zu ſagen brauche.“

Helene ſah betrübt vor ſich nieder: „Ach Amme!“ ſeufzte ſie, „ich ſehe wohl ein, daß Du Recht haſt, aber was nun aus mir werden ſoll, weiß ich nicht; ihn nie wiederzuſehen, iſt doch allzu ſchmerzlich, ich werde es nie aushalten können. Ich habe Dich lieb, ich habe meinen Vater lieb, aber ohne Gerardo habe ich keine Freude mehr auf der Welt.“

Die Amme konnte Helenen nicht ſo ſprechen hören und ſie ſo traurig ſehen, ohne ſich dadurch in ihrem Gemüthe innigſt bewegt zu fühlen. Sie ſuchte ſie zu tröſten, indem ſie ihr zu verſtehen gab, daß es nicht unumgänglich nothwendig wäre, mit dem eben ſo unſchicklichen als gefährlichen Spiel, das ſie bis jetzt in ihrer Unſchuld mit Gerardo getrieben, auch die Hoffnung aufzugeben, ihn jemals wiederzuſehen. „Es käme nur darauf an,“ meinte ſie, „daß Beide ſich beſſer kennen lernten, um zu ſehen, ob ſie auch bei näherer Bekanntſchaft einander fortwährend ſo wohl gefallen würden, als jetzt. Ein Liebespärchen iſt wohl ſchon eher ein Ehepärchen geworden,“ ſetzte ſie, einen ganz beſondern Nachdruck auf dieſe Worte legend, hinzu; „auch iſt dieſes der einzige Weg, ein ſolches Spiel, wie ihr Beide angefangen habt, zum ehrbaren und ſchicklichen Ende zu leiten. Vielleicht regiert Gott die Herzen Eurer Väter zur Verſöhnung, indem ſie ihre Kinder mit einander verbinden; an mir ſoll es nicht liegen, wenn es nicht geſchieht.“ —

Helene erſchrack heftig. Die Idee, daß ſie heirathen könne, kam ihr faſt fabelhaft vor, und doch mußte ſie innerlich ihr Alter berechnen, und fand, daß ſie nur um anderthalb Jahre jünger ſey, als eine ihrer Nachbarinnen, deren feierlichen Hochzeitszug ſie vor einigen Tagen mit angeſehen hatte. In ihrem noch immer halbkindiſchen Köpfchen wirbelte es bunt durch einander; der Gedanke, eine Frau zu werden, und der, immer ihren Gerardo täglich ſehen und ungeſtört mit ihm ſpielen zu können, verwirrte ſich in demſelben auf höchſt wunderliche Weiſe. Schluchzend, weinend, lächelnd, warf ſie der Amme ſich in die Arme und ſagte kein Wort, doch dieſe wußte wohl, was ſie von dem allem zu denken habe.

Sie verſäumte nicht, am folgenden Tage zu der zwiſchen ihr und Gerardo verabredeten Stunde ihren jungen Freund an dem von ihm zu dieſer Zuſammenkunft beſtimmten Orte aufzuſuchen; die guten Nachrichten, die ſie ihm zu bringen hatte, leuchteten ſchon von ferne aus ihrem fröhlichen Antlitz, aus der raſchen Eile, mit der ſie auf ihn zukam, ihm entgegen, und als er nun wirklich all' die ſüßen Hoffnungen von ihren Lippen vernahm, mit denen ſie ihn aufzurichten wagte, kannte ſein Entzücken keine Gränzen mehr. Er geberdete ſich faſt wie ein Wahnſinniger, umarmte die Alte, nannte ſie ſeinen Schutzengel, ſeine Retterin aus unſäglicher Pein, und beging tauſend Thorheiten. Dann, auf einmal wieder ernſthaft werdend, fing er an, um Gelegenheit zu einer Zuſammenkunft mit der Geliebten ſie auf das Dringendſte anzuflehen, welche die Amme nach kurzem ſcheinbaren Weigern ihm auch zugeſtand. Ihr Gewiſſen ſchlug ſie dabei zwar ein wenig, ſie fühlte, daß ſie im Begriff ſey, eine wenigſtens etwas zweideutige Rolle zu übernehmen, und daß ſie eben nicht auf die löblichſte Weiſe das Vertrauen benutze, mit welchem Helenens Vater ſie beehrte. Aber Gerardo's Bitten, Helenens ſtiller tiefgefühlter Schmerz über die Trennung von ihm überwanden alle ihre Scrupel. Ich thue es ja nicht um ſchnöden Gewinnſtes willen, dachte ſie; ich thue es, um das Glück zweier Weſen zu begründen, die ich als meine Kinder lieben muß, und zugleich um zwei würdige Männer wieder einander näher zu bringen, die ſich niemals hätten entzweien ſollen. Eintracht ernährt, Unfried' verzehrt, und Gott ſieht das Herz an, er weiß, daß ich nichts Unrechtes im Schilde führe.

Helene erbebte ſichtbarlich, als die Amme die erſte ruhige Stunde mit ihr dazu anwandte, ſie auf die Zuſammenkunft mit Gerardo vorzubereiten. Dieſer hatte ſeine Vertraute nicht eher entlaſſen wollen, bis ſie alles zu dieſem Zwecke

Nöthige mit ihm verabredet hatte, und ein ſehr naher Tag war zwiſchen den Beiden dazu feſtgeſetzt worden, den Ungeduldigliebenden, während Signor Pietro im hohen Rathe von Venedig war, heimlich in das Haus einzulaſſen.

„O Amme, Amme, was haſt Du gethan!“ rief Helene von Furcht und Freude ergriffen. Eine innere Unruhe, eine ſchmerzliche Wonne, von der ſie zuvor in ihrer unſchuldigen Unbefangenheit nie einen Begriff gehabt hatte, bemächtigten ſich ihrer; ein ſüßes unbekanntes Feuer regte ſich in ihrem Herzen und trieb in ewiger Raſtloſigkeit ſie umher. „Kann ich, darf ich ohne Wiſſen und Erlaubniß meines Vaters einen ſolchen Schritt thun!“ rief ſie, die kleinen Hände ringend; „werde ich jemals den Muth haben, ſo heimlich zu handeln, meinen Vater zu betrügen?“ Eiskalte Schauer überliefen ſie bei dem bloßen Gedanken daran; dann aber kamen wieder andere Stunden, in denen ſie fühlte, daß keine Wahl ihr mehr bleibe, daß ſie alles thun und wagen müſſe, um ihren Gerardo, um das einzige Weſen zu ſehen, an dem ihr Leben von nun an unzertrennlich hing.

Die gefürchtete Stunde kam endlich, die dem innern Kampfe des lieblichen Weſens ein Ende machte. Gerardo, von der Amme geleitet, trat in Helena's Zimmer, ſie zitterte erbleichend vor Angſt und Freude als ſie ihn erblickte; er, entzückt, geblendet von der hohen Glorie der reinſten Unſchuld, von der hoch über ſeine Erwartung edlen ſchönen Geſtalt, beugte die Knie ehrfurchtsvoll, als beträte er einen heiligen Tempel. Beide fanden lange keine Worte für das Gefühl ihrer vor Wonne überwallenden Herzen, und ohne die Gegenwart der Amme, wäre die ganze Zuſammenkunft vielleicht im vollkommnen Schweigen vorübergegangen. Doch dieſe wußte ihnen Muth zu machen. Halb hingehauchte Worte, Blicke, die alles ſagten, was die Lippen zu ſtammeln noch nicht wagten, gingen bald in jenes ſüße trauliche Geſchwätz eines jungen, friſch und neu in die Welt eintretenden Liebespaares über, das für daſſelbe einen ſo unendlichen Reiz hat, und dem bloßen Zuhörer ſo leicht die tödtlichſte Langeweile macht. Die kurze Stunde des Glückes, der ſie mit ſo bangem Zagen entgegengegangen war, verſtrich der liebenden Helene nur zu ſchnell, die

Amme mußte den wonnetrunknen Gerardo endlich faſt mit Gewalt aus dem Hauſe treiben, und nur das Verſprechen ihm bald wieder Einlaß zu gewähren, konnte ihn bewegen, im letzten Augenblick, in welchem dieſes noch mit einiger Sicherheit geſchehen konnte, es zu verlaſſen.

Mehrere heimliche Zuſammenkünfte folgten dieſer erſten. Im Dunkel der Nacht, wenn alles im Hauſe ſchon ſchlief, und ringsumher kein Lichtſtrahl mehr durch Fenſter und Läden ſchimmerte, ſtand Helene oft an der Seite der treuen Amme auf dem Balkon, und horchte den von der Guitarre begleiteten Liebesklagen des Geliebten, der in ſeiner kleinen Barke unten auf dem Waſſer ſchwebte; und ſüßes Liebesgeflüſter rauſchte durch die heimliche Stille, nur den Liebenden und ihrer Vertrauten vernehmbar. Zuweilen, wenn Gerardo zu bitter über die Entfernung klagte, in der er gehalten wurde, wagte es die Amme auch ihm leiſe und vorſichtig, in Abweſenheit ihres Gebieters, zu der Heißgeliebten Einlaß zu geſtatten. Sie blieb dann, als gerngeſehener, ſie durchaus nicht ſtörender Zeuge ihres unbeſchreiblichen Glückes, bei ihren Kindern, denn für ſie hatten ſie kein Geheimniß zu verbergen. Helena's von Unſchuld und Liebe ſtrahlendes Auge zügelte jeden ungeſtümen Wunſch, wenn ein ſolcher, in ihrer Gegenwart, in Gerardo's Bruſt hätte aufſteigen können; aber die Reinheit ihres Weſens ging auch in ihn über, er betete ſie an wie eine Heilige, und es war ihm unmöglich, in ihrer beſeligenden Nähe nur einem Gedanken Raum zu geben, der dieſes ſchöne holde Weſen hätte herabwürdigen wollen.

Eine unbeſchreibliche Veränderung ging indeſſen mit Helenen vor, die jedem, der ſie ſah, auffallen mußte, ohne daß ſie ſelbſt ſich deren bewußt war; die Gewalt der Liebe äußerte ſich mächtig und wunderbar an ihr, der göttliche Funke derſelben war kaum in ihrem Herzen erwacht, ſo trat auch ihr eigentliches Weſen, in unausſprechlicher Reinheit und Herrlichkeit, wie eine Blume aus der Knospe hervor. Die ſeltne Schönheit des ſonſt ſo holdſeligen Kindes entfaltete ſich prachtvoller mit jedem Tage, und riß alle, die ſie erblickten, zur höchſten Bewunderung hin, aber mehr noch als dieſe zeichnete der innere Adel ihres Gemüths, die Anmuth, die jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen begleitete, vor allen ſchönen und edlen Bewohnerinnen der Stadt Venedig ſie aus. Wie durch ein Wunder war plötzlich ihr Geiſt gereiſt, die Richtigkeit ihres Urtheils, die unglaubliche Gewandtheit, mit der ſie, ihr bis jetzt gänzlich unbekannt gebliebene Verhältniſſe des wirklichen Lebens, erfaßte und begriff, ſchienen um ſo mehr ihren Jahren vorangeeilt zu ſeyn, je länger ſie bis dahin in der fröhlichen Unbefangenheit der Kindheit gehalten worden war. Gerardo kehrte jedes Mal liebevoller und entzückter von ihr zurück, und beide waren mit und durch einander glücklich, wie die Engel im Himmel es ſind.

Signor Pietro bemerkte mit wahrhaft hoher Freude, wie ſeine Helene mit jedem Tage ihrer früh verlornen Mutter ähnlicher wurde, die einſt, wenn gleich nur kurze Zeit, ſein Leben beglückt hatte; mit liebendem Blicke folgte er der unglaublich ſchnellen, ſowohl phyſiſchen als geiſtigen Entwickelung des geliebten Kindes, und ſprach es oft mit Verwunderung gegen die Amme aus, wie Helene nun ſo plötzlich ein erwachſenes Mädchen geworden ſey, und wie er wohl darauf denken müſſe, durch eine ihren Anſprüchen angemeſſene vortheilhafte Heirath, ihr Glück dauernd zu begründen. Die Amme, die leider in Erfahrung gebracht hatte, daß einige neue Vorfälle den alten, zwiſchen ihm und Paolo beſtehenden Groll wieder hervorgerufen, ſuchte ihm dieſes vor der Hand noch klüglich auszureden; ſie erinnerte ihn an Helena's große Jugend, ließ ihn bedenken, daß ſie das fünfzehnte Jahr noch nicht völlig erreicht habe, erinnerte ihn an ſeine verſtorbene Gemahlin, die in ihrem ſechzehnten Jahre das Leben ihres Kindes mit ihrem eignen Leben hatte erkaufen müſſen, und er, der ohnehin nicht gern den Liebling ſeines Herzens ſo bald von ſich entfernen mochte, gab ſchweigend ihren Vernunftgründen Gehör. Die Amme mochte indeſſen dem anſcheinenden Frieden doch nicht recht trauen; daß Signor Pietro nach keiner Parthie für ſeine Tochter ſich ſobald umſehen würde, glaubte ſie zwar; aber nicht, daß er eine recht vortheilhafte Heirath ausſchlagen möchte, wenn ohne ſein Zuthun eine ſolche ihm für ſie angetragen würde, was alle Tage geſchehen konnte. Es was ihr unmöglich, ihren Kindern dieſe ihre Befürchtung nicht mitzutheilen, die um ſo mehr ſie beängſtete, da die Sitte ihres Landes den Töchtern, bei der Wahl ihres Gatten, damals durchaus keine Stimme verſtattete; die Heirath wurde oft ganz ohne Vorwiſſen der Kinder zwiſchen den beiderſeitigen Vätern beſchloſſen, der Ehekontrakt unterzeichnet, und die ſo ein ganzes langes Leben hindurch Leid und Freude mit einander theilen ſollten, erblickten einander oft zum erſten Mal wenige Stunden vorher, ehe ſie die Stufen des Altares Hand in Hand betraten.

Helene hörte, wechſelnd zwiſchen Muth und Sorge und unausſprechlicher Angſt, die Amme über dieſen Punkt ſich auslaſſen, Gerardo aber gerieth darüber jedes Mal völlig außer ſich, ſchwur, einen ſolchen Tag nie überleben zu können, gelobte, den Beſitz der Geliebten gegen jedermann, ſey es wer es ſey, mit ſeinem Blut zu vertheidigen, und nur Helenens Bitten, ihr Lächeln, ihre Verſicherungen ewiger Treue, vermochten ihn wieder zur Ruhe zu bringen. Oft wurde von den in Liebe und Treue Verbündeten überlegt, ob es nicht rathſam ſey, die Väter allmählich auf das zwiſchen ihren Kindern beſtehende Verhältniß vorzubereiten; doch dieſes war ein Wagſtück, zu dem man nur in der äußerſten Noth greifen durfte, das ſehr leicht fehlſchlagen konnte, und obendrein bei der jetzigen ungünſtigen Stimmung derſelben durchaus nicht räthlich war. Man beruhigte ſich alſo, wie man in ſolchen Fällen gewöhnlich thut, mit dem Entſchluſſe es abzuwarten, und alles blieb beim Alten.

Gerardo's Vater war indeſſen auch ſeinerſeits, für ſeines Sohnes ferneres Fortkommen in der Welt nicht gleichgültig oder ſorglos. Dieſer hatte ſchon früher ihn angelegentlich gebeten, ihn doch in größere Thätigkeit zu verſetzen, ihn auf Reiſen zu ſchicken, damit er die Welt ſähe, aber der welterfahrne Signor Paolo hatte, unter dem Bedeuten, daß er für ſolchen Schritt noch viel zu jung ſey, ihn mit ſeinen Bitten immer wieder zur Ruhe verwieſen. Gerardo hatte ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, ſie immer wieder zu erneuern; nur ſeit etwa Jahr und Tag hatte er gänzlich aufgehört, dieſen ſeinen Lieblingswunſch wieder in Anregung zu bringen, was der Vater ihm, ſehr zu ſeinem Vortheil, hoch anrechnete. Der Junge bekommt Verſtand, ſagte er zu ſich ſelbſt: er fängt an einzuſehen, daß der ältere erfahrnere Vater am beſten weiß, was zu ſeinem Beſten dient, dafür will ich aber auch auf eine Weiſe, die er nicht erwartet, ihn überraſchen; denn jetzt iſt es freilich Zeit, daß er beginnt ſich an die Leitung der Geſchäfte zu gewöhnen, und die Welt kennen zu lernen, in der ich doch nicht immer ihm werde zur Seite ſtehen.

Die Herren des Senats von Venedig hatten ſeit undenklicher Zeit den Gebrauch gehabt, es durch öffentlichen Ausruf bekannt machen zu laſſen, wenn ſie Galeeren nach Baruti abzuſenden Willens waren, damit jeder, den ſeine Geſchäfte dorthin riefen, ſich darunter nach Gefallen ein ſolches Fahrzeug wählen könne, um es, gegen eine an die Republik zu zahlende Summe nach eignem Willen zu befrachten. Der Zeitpunkt dazu war eben vorhanden, und Paolo benutzte ſogleich dieſe Gelegenheit, um eine ſolche Galeere für ſeinen Sohn in Beſchlag zu nehmen. Feſt überzeugt, dieſem dadurch die größte Freude bereitet zu haben, konnte er die Zeit kaum erwarten, um dem geliebten gehorſamen Gerardo das, was er für ihn gethan habe, zu eröffnen.

Der Augenblick kam endlich, Paolo blieb nach aufgehobener Mittagstafel mit ſeinem Sohne allein, er fing an zuerſt weitläuftig über die Nothwendigkeit, daß ein junger Menſch die Welt kennen lerne und an nützliche Thätigkeit gewöhnt werde, ſich auszulaſſen, und ging dann zu dem über, was er dieſen Morgen gethan, um ſeinem einzigen geliebten Sohn zur Erreichung ſolcher unſchätzbaren Vortheile den Zugang zu bahnen.

Gerardo ſaß ſtumm und ſtarr auf ſeinem Stuhle, und erwiederte kein Wort: Es iſt Freude, vielleicht auch Beſorgniß wegen ſeiner Unerfahrenheit: dachte der Alte, und nahm nach einigem Schweigen wieder das Wort.

„Ich weiß, Du biſt vollkommen dazu geeignet das Geſchäft, welches ich Dir auftrage, zu meiner Zufriedenheit auszuführen,“ ſprach er: „traue Dir ſelbſt nur etwas zu, lieber Sohn, und bewahre Dich vor Kleinmuth. Die Waaren, die wir nach Baruti ſenden wollen, kennſt Du, ſo wie auch ihren Preis; Du kennſt auch den Werth derer, die Du wieder mit Dir zurückbringen ſollſt, was hat es alſo für Noth? Darum gehe muthig hin, Du wirſt anders wiederkehren als Du gehſt, hoffe ich, denn nichts erweckt den Geiſt zum Wirken und Leben, wie die Bekanntſchaft mit fremden Orten, weit entlegnen Provinzen unſeres Vaterlandes, und mit den Sitten anderer Nationen. Du ſiehſt das Beiſpiel davon in unſerer eignen Vaterſtadt; wer immer daheim blieb, wird wenig geachtet, diejenigen nur, welche auswärts waren, bald in Oſten, bald in Weſten ſich umſahen, dann mit Kenntniſſen bereichert nach Hauſe kehrten, und nun ihre Geſchäfte ordentlich betreiben, werden als erfahrne angeſehene Männer von ihren Mitbürgern in Ehren gehalten, und kommen frühzeitig dazu, die bedeutendſten Stellen im Magiſtrat unſerer Republik zu bekleiden."

„Du ſprichſt noch immer kein Wort?" fing der Alte nach einer langen Pauſe wieder an, „freut es Dich denn gar nicht, daß ich endlich Deinen lang gehegten Wunſch erfülle, oder thut die Trennung von der Heimath, nun es endlich dazu kommen ſoll, Dir zu weh? Kindskopf! ſie kann ja nur höchſtens ſechs bis ſieben Monate währen, länger dauert ja eine Reiſe nach Baruti nie, und für eine erſte Ausflucht iſt das auch genug. Ich habe ſchon alles Nöthige dazu vorbereitet, und dafür, daß es Dir an nichts von allem fehlen ſoll, was Du auf der Reiſe nöthig haben kannſt, iſt geſorgt; darum, friſch auf, lieber

Sohn, mache Dich fertig, in der nächſten Woche geht die Reiſe vor ſich. Wenn Du wieder heim kommſt, wollen wir das Weitere einrichten, wie unſer Herrgott es uns eingeben wird; glaube feſt, ich bin auf Dein wahres Glück bedacht, darum laß mich nur machen.“

Der gute Vater erwartete nun mit Gewißheit, daß ſein Sohn fröhlich und dankbar in ſeine Pläne eingehen werde, doch dieſer erwiederte ihm noch keine Silbe. Nur einen Tag in unabreichbarer Ferne von der Geliebten zu leben, ſchien ihm unmöglich; ſein ganzes Innere empörte ſich, bei dem bloßen Gedanken daran. „Vater,“ rief er endlich, „ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, ſchont meiner, vergebt mir, ſo wahr ich lebe, ich möchte Euch gern gehorchen, aber es iſt mir unmöglich. Ich kann nicht nach Baruti, ich kann nicht fortreiſen, ich weiß, es wäre mein Tod. Ich kann nicht übers Meer gehen, die Seereiſe iſt mir unerträglich, ich weiß, ſie iſt mir ſchädlich, mein ganzes Innere empört ſich dagegen. Mich übers Meer ſchicken, hieße dem Untergange mich zutreiben, das ſagt mir ein untrügliches Gefühl. Ich bitte Euch daher, laßt meine Entſchuldigung gelten.

Daß ich Euch nicht gehorchen kann, ſchmerzt mich mehr, als ich es auszudrücken vermag, aber es darf nicht ſeyn.“

Paolo war über dieſe ganz unerwartete Antwort ſeines Sohnes wie verſteinert, und nahe daran, ihn für halb wahnſinnig zu halten. Er verſuchte bald mit ſanften Bitten, bald mit harten zürnenden Worten, ihm zuzureden, ermahnte ihn ſich doch zu beſinnen, ſein Glück nicht von ſich zu ſtoßen, doch alles war und blieb vergebens. Gerardo beſtand feſt auf ſeinem Sinn, und zum erſten Mal in ihrem Leben, gingen beide in Zwietracht auseinander; der Vater auf den Rialto, der Sohn aber ſtreifte ſo lange vor Helenens Wohnung auf und ab, bis er Gelegenheit fand, der Amme ein Zeichen zu geben, daß er die Geliebte noch heute ſprechen müſſe. Eine dunkle Ahnung von Unheil ergriff die gute Alte, bei dieſem ſeinem wunderlichen Beginnen; der düſtere Ausdruck ſeiner Züge weiſſagte ihr nichts Gutes, und von innerer Angſt getrieben, ſuchte und fand ſie wirklich Mittel und Wege, ihn ſobald es dunkel geworden, zu Helene zu führen. Bleich, verworren, mit allen Zeichen eines in ſich zerfallenen Gemüthes, begann er ſogleich alles was zwiſchen ſeinem Vater und ihm heute vorgegangen war, der Geliebten umſtändlich mitzutheilen. Helene hörte ernſt und aufmerkſam ihn an, ihr Auge füllte ſich mit Thränen, ihr Buſen wogte ungeſtüm, aber ſie unterbrach ihn nicht, ſondern ließ ihn ausreden bis ans Ende.

„Mein Vater zürnt, er wird vielleicht nie mir vergeben, denn er iſt ehrgeizig, und meine Weigerung beſchimpft mich in den Augen derer, die auf dem Rialto ſich verſammeln,“ ſprach Gerardo. Sie wiſſen alle, daß mein Vater mit der Ausführung eines für unſer Haus wichtigen Geſchäftes, die man ſo leicht keinem Neuling aufträgt, mich zu ehren meinte, und werden, als einen trägen Feigling, als einen unnützen Müßiggänger, mich verachten; was kümmerts mich! Du biſt meine Welt, Helene, ich kann von Dir nicht laſſen, komme über mich, was da will, der Zorn des Vaters, der Hohn meiner Freunde und Bekannten; um Deinetwillen ertrage ich ſelbſt das Unerträgliche mit Gelaſſenheit; freudig ſogar, weil ich damit Dir beweiſen kann, wie unausſprechlich ich Dich liebe.“

„O! möge die heilige Jungfrau und alle

Heiligen es verhüten, daß Du mir jemals einen ſolchen Beweis Deiner Liebe geben ſollteſt, mein Gerardo!“ rief Helene voll Entſetzen; „wie elend wäre ich, wenn ich keinen andern von Dir erhalten hätte, als dieſen! Du thuſt mir ſehr weh', mir iſt, als müſſe das Herz bei dem Gedanken mir brechen, daß es Dir nur in den Sinn kommen konnte, durch Ungehorſam gegen Deinen Vater, mir jede Hoffnung auf künftiges Glück rauben zu wollen.“

Die Stimme brach ihr, ſie weinte laut und bitterlich. Vergebens wandte der bis in die tiefſte Tiefe ſeines Gemüthes erſchütterte Gerardo alles an, was nur die innigſte Liebe ihm eingeben konnte, um ſie zu tröſten und zu beruhigen.

„Ich Arme, ich Unſeligſte von allen,“ klagte ſie in ihrem bittern Jammer, „muß ich denn dem Vater meines Geliebten ſolchen Schmerz, ſolche Unehre zuziehen, ehe er mich nur kennt? ehe er nur meinen Namen gehört hat? Gerardo, ich beſchwöre Dich bei allen Heiligen, denke nur einmal recht ernſtlich über das nach, was Du zu thun im Begriffe ſtehſt. Dein Vater ſoll mich einſt lieben, ſein Haus, ſeine Arme mir öffnen, mich Tochter nennen; kann er das jemals, wenn Du um meinetwillen ihn ſo ſchwer beleidigſt? Muß er mich nicht von ſich ſtoßen, als ein ihm Unheil bringendes Geſchöpf? und hätte er Unrecht, wenn er es thäte? Gerardo," fuhr ſie mit feueriger Beredſamkeit fort, „ich will Deine Knie umfaſſen, Deine Hände mit meinen Thränen benetzen, ich bitte, ich beſchwöre Dich, wenn Du mich liebſt, wenn ich wirklich glauben ſoll, daß Du ſo heiß mich liebſt als Du es ſagſt, verſprich mir Deinem Vater zu gehorchen, und die wenigen Monate unſrer Trennung geduldig zu ertragen. O! reiſe, reiſe glücklich, Du einzig Geliebter, ich weiß, Du wirſt meiner gedenken, ſo oft ich Deiner gedenke, und wohin Du gehſt, folgen Dir ſtündlich meine Gedanken, ſie werden über die Trennung uns hinüberhelfen. Ich bin Dein im Leben und im Tode, aber Gott verhüte, daß ich jemals mit meinem Willen es verſchulden ſollte, daß Du mit Deinem Vater in Unfrieden lebteſt."

Gerardo weinte mit ihr, er rang mit männlicher Kraft ſein Gefühl zu überwinden, und ihrem Rathe zu folgen, aber es ihm unmöglich. Eine furchtbare Ahnung ſagte ihm, daß er ſie entweder nicht mehr unter den Lebenden, oder einem Andern vermählt wiederfinden werde, wenn er jetzt, und auf ſo viele Monate von ihr ginge. „Der Ruf Deiner ſeltenen Schönheit durchdringt ſchon das Dunkel, in das die Sitte unſeres Landes ſie verhüllt,“ rief er. „Hunderte werden in kurzem ſich herbeidrängen, um die Hand des Wunders von Venedig, der ſchönen Tochter des reichen angeſehenen Pietro, ſich zu bewerben, und ich den Du liebſt, der ohne Dich nicht leben kann, nicht leben will, ich ſollte fern von Dir ſeyn, während vielleicht der despotiſche Wille Deines Vaters dieſe Hand einem Andern verleiht? O! ſage mir nicht, daß Du mir treu bleiben willſt, was helfen Worte. Du ſanfte Taube, Du weiches kindliches Herz, das jetzt ſchon in Schmerz ſich auflöſen will, weil ich es wage einem Befehl meines Vaters zu widerſtehen, woher nähmſt Du den Muth, den Willen des Deinigen nicht zu befolgen, wenn er einen andern Gatten Dir aufdringen will! ich weiß, Du liebſt mich, Helene, ich baue feſt auf Deine reine Treue, Dein Herz bleibt mein, aber wenn Dein Vater gebietet, wirſt Du gehorchen, und elend ſeyn, weil er es ſo will. Du wirſt im Gram um den unglücklichen Gefährten Deines Jugendtraums langſam untergehen! Es wird, es muß ſo kommen, und deshalb kann ich, darf ich Dich nicht verlaſſen.“

Bitten, Thränen, von Seiten Helenens, Ermahnungen von Seiten der Amme, alles war und blieb erfolglos; Gerardo konnte ſich nicht entſchließen, unter ſolchen Umſtänden von der Geliebten zu ſcheiden.

„Ein Ausweg zeigt ſich mir,“ rief er endlich, durch Helena's Bitten und Thränen auf das Heftigſte erſchüttert, und gleichſam getrieben, das Aeußerſte zu wagen. „Ein Mittel gibt es mich zu bewegen dem Befehl meines Vaters nicht länger zu widerſtreben, und dieſes Mittel, Helene, liegt in Deiner Hand. Willige ein, mir ein noch heiligeres Recht auf Deine Liebe zu geben, als Dein Herz mir ſchon gegeben hat, und ich werfe morgen mich meinem Vater reuevoll in die Arme, und erkläre ihm meine Bereitwilligkeit zu gehen, wohin er gebeut.“

Helene blickte voll Erſtaunen ihn an, ohne zu verſtehen, wie er es meine.

„Meine Helene, gib dieſem Gemüthe Ruhe,

und es wird fähig ſeyn auch den ſchwerſten Pflichten ſich zu fügen," fuhr Gerardo bittend fort. „Reiche mir die Hand am Altar. Laß uns, für's Erſte im Verborgenen, das Verhältniß durch den Segen der Kirche heiligen und unauflöslich machen, das uns beſeligt, und ich ſcheide, zwar nicht ohne Schmerz, aber dennoch getroſten Muthes von Dir. Nur als Dein Gatte kann ich es, nicht weil ich nicht feſt auf Deine Treue baue, ſondern weil ich weiß, daß dieſes ſanfte weiche Herz einer feſten Stütze bedarf, an die es in Gefahr ſich halten kann, um nicht durch Uebermacht überwältigt zu werden."

Helene ſchauderte im erſten Augenblick vor dieſem Vorſchlag zurück, doch was vermögen nicht Bitten und Vorſtellungen eines innig geliebten Mannes, über ein junges Mädchen-Herz! Mit hinreißender Beredſamkeit ſtellte Gerardo alle die ſegensreichen Folgen des Schrittes ihr vor, den er ihr vorzuſchlagen wagte. Er malte mit glühenden Farben den Tag ihr aus, an dem er mit Reichthümern, der Frucht ſeines angeſtrengten Bemühens, beladen, zu ſeinem Vater wieder zurückkehren würde, ſeine jugendliche Phantaſie ließ eine ungewiſſe Zukunft ihm ſchon als ſichere Gegenwart erſcheinen. „Und glaubſt Du, Helene, daß mein Vater in einem ſolchen Augenblick mir eine Bitte wird verſagen können? daß er nicht, um ſeines mit Glück und Ehre gekrönten Sohnes willen, ſich willig finden laſſen wird, die Hand zu jener Verſöhnung zuerſt zu bieten, die allein uns noch mangelt, um unſer gegenwärtiges Glück dauernd zu begründen? Und Dein Vater, er liebt Dich, er ſoll auch im Uebrigen, wie ich allgemein höre, ein guter Mann ſeyn, in deſſen Gemüth Zwietracht nicht ewig wurzeln kann; er wird ſich erweichen laſſen; er wird ſein Kind nicht auf immer unglücklich machen wollen; er wird in das einmal Geſchehene ſich fügen, das nicht mehr ſich abändern läßt, und die Hand ſeines einzigen Kindes nicht aus der des Erben eines Mannes wieder reißen wollen, der an Rang und Anſehen ihm gleich ſteht, an Reichthum ihn vielleicht noch überwiegt. Helene, Engel des Himmels, holdſeligſtes, geliebteſtes aller Weſen, wir werden glücklich ſeyn, mein Herz ſagt es mir, wir werden es ſeyn, wenn Du meine heiße Bitte erhörſt.“

Auch die, durch Gerardo's Vorſtellungen völlig für ihn gewonnene Amme miſchte ſich jetzt in das Geſpräch. Helenens Zweifel wurden beſiegt, alle ihre Einwendungen beſeitigt, und ſie ergab ſich endlich; ihr Herz war ja ſchon längſt auf Gerardo's Seite geweſen. Die nöthigen Verabredungen wurden getroffen; Gerardo kannte Mittel und Wege, jede ſich dabei vorfindende Schwierigkeit glücklich zu überwinden. In der thauigen Frühe des folgenden Tages verließ Helene, tief in ihren Schleier verhüllt, an der Seite der Amme das väterliche Haus, um, wie ſie oft pflegte, in die Frühmeſſe zu gehen; in der Vorhalle der Kirche harrte Gerardo ihrer, mit ihm ſein Jugendfreund Carlos, eine treue redliche Seele, ihm von Jugend auf mit unabänderlicher Anhänglichkeit innigſt ergeben. In einer fernen Seitenkapelle ſtand ein von Gerardo gewonnener Prieſter, bereit die heilige Handlung zu vollziehen. Die Amme und Carlos dienten dabei als Zeugen; alles wurde glücklich unter dem undurchdringlichſten Schleier des Geheimniſſes vollbracht, und der überſelige Gerardo eilte gleich vom Altare weg zu ſeinem Vater, um dieſem ſeine Reue über ſein geſtriges Benehmen, und ſeinen Entſchluß zu gehorchen kund zu thun, während Helene ſchwankend zwiſchen Wonne und Schmerz, Hoffnung und Furcht, am Arm der Amme nach Hauſe wankte.

Wer vermöchte die Wonne, das Entzücken, den Schmerz, das bange Leid der Liebenden während der wenigen Tage zu ſchildern, die von nun an, bis zu dem des bittern Scheidens ihnen noch vergönnt wurden, und endlich ihr Abſchiednehmen, das ängſtliche thränenvolle Sichvoneinanderlosreißen, um wieder zum letzten Mal einander in die Arme zu ſinken! und wer möchte es leſen, wenn man es wirklich wagen wollte, das Unbeſchreibliche zu beſchreiben?

Genug, der Tag der Abreiſe kam; der Wind war günſtig; die Schiffer löſ'ten die Segel, das Schiff durchſchnitt luſtig die Fluthen, und Gerardo ſtand auf dem Verdeck, gelehnt an ſeinen vertrauten Carlos, der ihm vom Vater, als Aufſeher über die Ladung, mitgegeben worden war. Dort ſtand der Arme, den trüben Blick auf die in der Morgenſonne hellleuchtende Kuppel der Markus-Kirche feſt geheftet, bis dieſe nebſt der ganzen ſchönen lebensreichen Stadt zu einem kleinen Punkt ſich ihm zuſammenzog, und endlich in die Wogen verſank. Helene weinte indeſſen an der treuen Bruſt ihrer Amme, und fand von nun an ihren einzigen Troſt darin, von ihrem Gerardo zu ſprechen, alle die ſchönen Stunden und Augenblicke ſich einzeln wieder hervorzurufen, die ſie beglückt hatten, ſeit ſie zum erſten Mal ihn geſehen, bis zu dieſen Tagen der Trennung und des bittern Leides.

Doch bekanntlich vermögen weder Kummer noch Freude den raſchen Flug der Zeit zu hemmen, ſie ſchreitet gleich eilend über Blumen wie über Dornen dahin, und der trübſte Tag wie der heiterſte vergeht endlich, und ſchließt der langen unabſehbaren Reihe ſeiner Vorgänger ſich an. Schon waren ſechs Monate verſtrichen, ſeit Gerardo von Helenen ſchied, und dieſe fing nun an nicht mehr nach Wochen, ſondern nach Tagen die Zeit zu berechnen, die ſie noch bis zum ſeligſten Wiederſehen verleben ſollte.

„In vierzehn, höchſtens in zwanzig Tagen hab' ich ihn wieder, liebe, liebe Amme, ich kann mir die Wonne kaum denken, ſo ſehr bin ich des bängſten Sehnens jetzt gewohnt worden,“ ſprach ſie, „ſo freue Dich doch, ich bitte Dich, freue Dich recht laut, recht ſichtbarlich, damit ich es ſehe. Du haſt auch Urſache dazu, gute Mutter, und nicht allein um meinetwillen; mein Gerardo wird Dir manches Schöne mitbringen, was Dein Herz längſt gewünſcht hat. Ehe er von mir Abſchied nahm, hat er mit mir ſich darüber berathen; und ich wußte wohl, was Dir die größte Freude machen würde. Er bringt Dir alles, alles mit, ich darf nur nicht vor der Zeit ausſchwatzen was; aber Du wirſt ſehen, Deine Erwartungen ſollen weit übertroffen werden.

So ſprach die anmuthige ſchöne junge Frau in ihrer kindlich reinen Freude, und war der Erfüllung ihrer Hoffnungen ſo gewiß; doch leider dürfen wir armen Erdenkinder den Tag nie vor dem Abende loben, und ſey er auch noch ſo ſonnenhell.

Signor Pietro kam eines Tages zu einer ungewohnt frühen Stunde vom Rialto nach Hauſe, alles an ihm, ſein Gang, ſeine Blicke, der Ton ſeiner Stimme, indem er ſeine Tochter und ihre Pflegerin zu ſich in ſein Zimmer berief, verriethen, daß etwas ſehr Angenehmes ihm widerfahren ſeyn müſſe. Mit einer Heiterkeit, wie man ſeit langer Zeit ſie nicht an ihm bemerkt hatte, ſchloß er ſeine Helene in ſeine Arme, trat dann einige Schritte von ihr zurück, und betrachtete ſie mit wahrhaft väterlichem Entzücken, wie ſie ſo ſchön, ſo mit dem vollen Ausdruck eines reinen glücklichen Gemüthes lächelnd vor ihm ſtand.

„Du mein Goldkind, meine Krone, ja, Du biſt die Perle von Venedig, und es wird Zeit, daß ich mein Kleinod einem Hüter anvertraue, der deſſen werth iſt,“ ſprach er. „Nun, Helene, warum wirſt Du roth? Du haſt wohl gemeint, ich wäre meiner väterlichen Pflicht, für Dich zu ſorgen, nicht eingedenk? Mädchen von ſechzehn Jahren, wie Du, pflegt wohl zuweilen die Zeit lang zu werden, bis der Freier kommt; habe ich es getroffen? Nun tröſte Dich, meine kleine Helene, er iſt da, ſuche nur Deinen ſchönſten Schmuck zuſammen, morgen kommt er, und in zwei Tagen iſt Hochzeit. Frau Thereſa, wir werden uns wacker tummeln müſſen, ganz Venedig ſoll noch Monate lang von unſerem Hochzeitsfeſte zu erzählen haben, denn ſolch ein Pärchen hat

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.A. FN. 18079/030

die Sonne hier lange nicht beſchienen, wie meine Helene und den jungen Filippo. Ja, Helene, Signor Filippo, der Sohn des reichſten, angeſehenſten Mannes in Venedig, wird Dein Gemahl, geſtern hat ſein Vater für ihn um Dich geworben, heute ſind wir einig geworden. Solch eine Parthie! Alle Mädchen in Venedig werden vor Neid über Dein Glück die Gelbſucht bekommen.“

Helene ſtand da, in dumpfer ſtarrer Verzweiflung, als vernähme ſie ihr Todesurtheil; alles Blut in ihren Adern drängte dem Herzen ſich zu, ſie wollte reden, ihre Zunge klebte am Gaumen, ihre Bruſt verſagte ihr den Athem.

„Das arme Kind, wie es erſchrocken iſt,“ ſagte Pietro, ſie halb mitleidig, halb lächelnd betrachtend. „Führt ſie auf ihr Zimmer, gute Amme, ſchnürt ſie auf, bringt ſie zu Bette, ſonſt fällt ſie uns noch aus lauter jungfräulicher Beſcheidenheit hier in Ohnmacht. Tröſtet ſie ein wenig, macht ihr begreiflich, daß ein Hochzeitstag eben nicht ſo etwas Entſetzliches ſey, aber macht geſchwind und kehrt gleich wieder zu mir zurück. Ich habe Euch noch viel zu ſagen und muß wieder ausgehen; ich eſſe heute Mittag bei Filippo's Vater und werde von dort wohl erſt ſpät nach Hauſe kommen.“

„Siehſt Du doch aus, als wär' Dir ein Geſpenſt erſchienen; daß ihr Weiber, alt oder jung, doch nie von einer Hochzeit ruhig reden hören könnt!“ rief Pietro, noch immer im heiterſten Humor, der Amme entgegen, die bleich, an allen Gliedern bebend, nach einer kleinen Weile wieder zu ihm kam.

„Gnädiger Herr,“ ſtotterte ſie, „die arme Helene — dieſer unerwartete Antrag — dieſe große Eile.“

„Nun, worauf ſollten wir denn länger warten,“ unterbrach Pietro ſie. „Ihr habt mich lange mit Eurem Geſchwätze hingehalten, gute Amme, ſonſt wäre ſchon früher geſchehen, was jetzt geſchehen ſoll und wird; denn an Freiern für meine einzige Tochter hat es, Gott ſey Dank, mir nicht gemangelt. Kam ſogar Einer und wollte meine Meinung von dem Sohn des Signor Paolo ſondiren; aber dem hab' ich heimgeleuchtet! Der wird nicht zum zweiten Mal kommen. Ich meine Tochter dem Sohn des alten heimtückiſchen Ränkeſchmiedenden Thoren geben? ehe wollte ich . . . doch ich verſchwätze die Zeit, und habe Nöthigeres mit Euch abzumachen.“

„Aber dieſe große Eile! nur Aufſchub, das arme Kind iſt ſo erſchrocken,“ ſprach die Amme ängſtlich.

„Aufſchub! warum nicht gar!“ rief Pietro heftiger werdend; „der Schrecken junger Bräute iſt bekannt, bis jetzt iſt noch keine daran geſtorben, auch Helene wird ſich davon erholen. Soll ich um ſolcher Alfanzereien willen das Glück meines Kindes, meiner einzigen Erbin, verſäumen? Amme,“ fuhr er mit milderem Ernſte fort, „ich ſchelte Dich nicht, weil Du ſo lange mich davon abgehalten, Helenen durch eine anſtändige Heirath zu verſorgen, wie es jedes Vaters heiligſte Pflicht iſt; im Gegentheil, ich danke Dir dafür, denn eine Verbindung wie die, welche ſich jetzt ihr bietet, hätte ich auch im Traume kaum für ſie zu finden erwartet, obgleich ſie der edelſten werth wäre; denn, mit einem Wort, Filippo iſt die Krone der Jünglinge von Venedig, wie Helene die der Mädchen. Uebrigens iſt es die höchſte Zeit, daß ich ſie vermähle,“ fuhr er fort, ohne auf einige Einwendungen, welche die Amme noch vorbringen wollte, zu achten; „ſie iſt zu ſchön, dazu über ihre Jahre verſtändig, als daß ſie länger wie ein Kind gehalten werden ſollte, und leider iſt mein Haus verödet, die Arme hat keine Mutter, unter deren Schutz ſie als erwachſene Jungfrau mit Anſtand auftreten könnte. Soll ich es am Ende gar noch erleben, daß ihre Schönheit nächtliche Guitarrenſpieler unter ihrem Fenſter herbeiziehe, und ihre unerfahrne Jugend ſie vielleicht in ein heimliches Liebesverſtändniß verwickelt? Nun, erſchrick nur nicht ſo, gute Alte, ich kenne Deine Treue, ich weiß, unter Deiner Aufſicht iſt ſie wohlbewahrt, aber auf die Länge kann das ſo doch nicht fortgehen. Um Jugend und Schönheit zu hüten, müßte man hundert Augen haben wie Argus, der mit alledem ſich doch noch am Ende hinter's Licht führen ließ.“

Die Amme wünſchte ſich in dieſem Augenblick zehn Klafter tief unter der Erde; kein einziges armes Wörtchen ſtand ihr mehr zu Gebot. Signor Pietro gab ihr Geld, Schlüſſel und eine Menge Aufträge, wegen des nah bevorſtehenden Hochzeitsfeſtes, verſicherte, daß er ſelbſt, bei dem

Gedanken an alles, was er noch perſönlich zu demſelben zu beſorgen habe, nicht mehr wiſſe, wo ihm der Kopf ſtehe; befahl ihr, Helenen Muth einzuſprechen, wiederholte nochmals, daß nach drei Tagen alles vorbei ſeyn müſſe, damit er nur endlich wieder zur Ruhe käme, daß er nun einmal ſein ganzes Herz auf dieſe Verbindung geſtellt habe, weil er überzeugt ſey, Helene würde durch dieſelbe die beneidenswertheſte aller Frauen werden, und verließ dann eilends das Haus.

Helene ſaß einſtweilen da, wie ein zum Tode Verurtheilter, der mit Grauen dem Tage des Gerichts entgegenſieht. Was ſollte, was konnte ſie thun! was mußte nun aus ihr, was aus Gerardo werden! Sie hatte keine Thränen, ihr Auge blickte ſtarr und wild, ihre Pulſe ſtockten, ihre Wangen glühten in Fieberhitze. Ach und die Amme wußte ebenfalls weder Troſt noch Rath zu finden.

Die Nacht ging ſchwer, auf bleiernen Flügeln, unter Klagen und Verzweiflung der Armen vorüber. Der Morgen kam, das Schlachtopfer, auf das köſtlichſte geſchmückt, mußte der erſten Zuſammenkunft mit dem beſtimmten Bräutigam ſich entgegenführen laſſen. Die matten Füße vermochten Helenen kaum zu tragen, bleich, regungslos, mit niedergeſenkten Augen, ſaß ſie da, einem Marmorbilde ähnlicher, als einem lebenden Weſen, und konnte in ihrer dumpfen Bewußtloſigkeit nur einzelne, kaum zuſammenhängende unvernehmbare Worte hinhauchen, um Filippo's erſte Begrüßungen zu erwiedern. Und doch war ſie ſchön, ſchön wie ein Wunderbild, wie eine Heilige. Der glückliche Bräutigam war entzückt, ihr Schweigen, ihre Todtenbläſſe, ihre ſichtbare Angſt, wenn er nur die geringſte Bewegung machte, ſich ihr zu nähern, waren ihm die augenſcheinlichſten Beweiſe ächt jungfräulicher Schüchternheit, und glühend vor Liebe, berauſcht von wonnevoller Erwartung, verließ er das Haus, das er nur am Tage des Hochzeitsfeſtes wieder betreten ſollte.

Der Tag, die ihm folgende Nacht, und dann wieder der Tag, der letzte vor dem Hochzeitsfeſte, vergingen der Unglücklichen in immer ſteigendem Jammer. Signor Pietro ſah ſeine Tochter nicht, ſeine Geſchäfte hielten ihn faſt fortwährend außer dem Hauſe, und da er ihren Zuſtand in dem nämlichen Lichte wie der Bräutigam anſah, ſo überließ er es der Amme, dieſen durch verſtändiges Zureden zu mildern. Leichter wäre es, in einer mondloſen heitern Winternacht die Sterne des Himmels zu zählen, als alle die verſchiedenen Gedanken und Entſchlüſſe, die während dieſer furchtbaren Zeit in Helenens zerſtörtem Gemüthe aufgingen, um wieder in ſich ſelbſt zu zerſtieben. Sie wollte mit Hülfe der Amme aus dem Hauſe ſchlüpfen, und zu den Füßen ihres Schwiegervaters, ſeinen Schutz erflehend, ſich werfen; ſie wollte ihrem Vater alles bekennen; ſie wollte am Altar, im letzten Augenblick erklären, daß ſie verheirathet ſey. Sie wollte das alles, und noch Vieles mehr, zu Allem fehlte ihr der Muth; denn konnte ſie wiſſen, ob ſie nicht durch einen dieſer Schritte jede Ausſicht ihres Gerardo auf künftiges Glück und die Verzeihung ſeines Vaters unwiederbringlich zerſtöre? Ach warum mußte er gerade in dieſen fürchterlichen entſcheidenden Stunden fern von ihr ſeyn! „Du ahneſt nicht, Du weißt nicht, Geliebter, meinen unendlichen Jammer! Heitern Muthes, fröhlichen Sinnes ſtehſt Du am Ruder und zählſt die Stunden;

Dein helles Auge ſtrebt die Nebel zu durchdringen, die Dir die Ferne verhüllen, Du zählſt die klaren kryſtallnen Wellen, die zu mir Dich tragen, und wenn Du nun kommſt! Heiliger Gott! wenn er nun kommt!“ kreiſchte ſie laut auf, und zerraufte mit wilder wahnſinniger Geberde ihre Locken. Immer höher ſtieg das Fieber, das in ihren Adern glühte, immer verworrener wurden ihre Gedanken; einen Arzt zu rufen, durfte die Amme nicht wagen. Helene gerieth ganz außer ſich, ſobald ſie einen ſolchen Gedanken nur erwähnte.

Und mitten in ihrer Noth tönte aus allen Ecken des Hauſes das Geräuſch der Zurüſtungen zu dem Feſte zu ihr hinauf, vor dem alles Blut in ihren Adern erſtarrte, wenn ſie nur daran dachte. Es war ein Kommen, und Gehen, und Laufen, und Rufen in Signor Pietro's ſonſt ſo ſtillem Hauſe; alle Augenblicke wurde die Amme abgerufen, um dieſes oder jenes anzuordnen, und Helene fuhr bei jedem nahenden Tritte, bei jedem lauteren Worte in wildem Schrecken auf, wie ein ſcheues, halb zu Tode gejagtes Reh bei'm Schall des Hüfthorns, der die Nähe des Jägers ihm verkündet, dem es nicht mehr zu entfliehen vermag. Die ganze Nacht trieb ihr raſtloſer Jammer, ihre unendliche Angſt ſie in ihrem Zimmer umher, bis alle Kraft von ihr gewichen ſchien. Ihr Herz pochte gewaltſam in wildem fieberhaftem Toben, ihr Geſicht war todtenbleich, ihre Glieder zu Eiſeskälte erſtarrt. Ihr Klagen verſtummte, ihr Auge glich dem einer Sterbenden, ſo ſank ſie endlich an allen Gliedern wie gelähmt auf ihr Bette hin, und regte ſich nicht wieder. Die Amme glaubte, ſie ſey aus Erſchöpfung endlich eingeſchlummert, ſie ſaß neben ihr, ſelbſt ein Bild der Verzweiflung, und betete in bänglicher Gedankenloſigkeit ihren Roſenkranz, und rief alle Heiligen um Troſt und Beiſtand an, bis der Tag anbrach, und ihre häuslichen Geſchäfte ſie zwangen, die Arme, die noch immer regungslos dalag, zu verlaſſen.

Gerardo hatte indeſſen ſeine Geſchäfte in Baruti mit raſtloſem Eifer und unerhörter Anſtrengung betrieben. Auch das Glück war ihm dabei günſtig geweſen, es hatte ſeine treue Bemühung mit ſeltenem Gelingen gekrönt, und er durfte hoffen die vollkommenſte Zufriedenheit ſeines Vaters ſich' erworben zu haben. Reich beladen mit faſt unſchätzbaren Reichthümern, die den an ſich ſchon großen Wohlſtand ſeines Hauſes bedeutend vermehren mußten, wogte ſein Schiff, pfeilſchnell vom günſtigen Winde getrieben, dem vaterländiſchen Hafen endlich wieder zu.

Schon neigte die Sonne ſich zum Untergange, als das prächtige Venedig vor ſeinem ſehnſuchtsvollen Blick, wie eine Wundererſcheinung, langſam aus den Fluthen emporſtieg; als das Anker ausgeworfen wurde, war das milde Dämmerlicht des Abends der ſternhellen Nacht bereits gewichen, demungeachtet drängten Freunde und Verwandte und viele der angeſehenſten Bürger der Stadt, die in ihren Gondeln ihm entgegen gefahren waren, ſich auf das Verdeck, den glücklich Rückkehrenden willkommen zu heißen; denn es war damals ein alt hergebrachter löblicher Gebrauch in Venedig, lange entfernt geweſene Freunde, beſonders nach der erſten Seefahrt, bei der Rückkehr auf dieſe Weiſe zu empfangen.

Da ſtand nun Gerardo, von einem Schwarm junger Leute umgeben, auf dem Verdeck, reichte dieſem die Hand, umarmte jenen, nannte einen

Dritten bei Namen, und dankte allen für die Ehre und Freundlichkeit, die ſie ihm erwieſen, aber ſein Geiſt war bei Helenen; ſein Herz pochte ungeduldig dem nahen Wiederſehen entgegen, und ſein Auge ſuchte ſehnſuchtsvoll die Ferne, als wäre es ihm möglich, bis zu der Geliebten zu dringen. Ein dunkelrother Feuerſchein am nächtlichen Himmel erregte plötzlich ſeine Aufmerkſamkeit, der Schein breitete zu faſt unüberſehbarer Länge ſich aus, und Gerardo entdeckte jetzt einen langen Zug von mehr als hundert Fackeln, der, wie es ihm ſchien, ſich langſam den Thoren der Stadt zu bewegte. Eine unſelige, ihm ſelbſt unerklärliche Ahnung umdüſterte plötzlich ſein Gemüth und drang mit ſtechender Pein ihm in das Herz. „Was iſt das?“ rief er bebend, „welches Feſt wird denn heute hier gefeiert?“

„Das traurigſte von Allen, ein Feſt bei dem kein Auge in Venedig trocken geblieben iſt. Ach mein Freund, Du biſt an keinem glücklichen Tage in die Vaterſtadt zurückgekommen,“ erwiederte einer ſeiner jungen Bekannten; „was Du dort ſiehſt, iſt der von Caſtello zurückkommende Leichenzug des ſchönſten lieblichſten Mädchens in

Venedig, ja in der Welt! Heute, an ihrem Hochzeitsmorgen, fand man ſie todt im Bette; ſie ſollte dem reichen angeſehenen Signor Filippo vermählt werden, und heute Abend trugen ihre Geſpielinnen ſie nach Caſtello in das Marmorgrab ihrer Vorfahren, dicht neben der Kirche des Patriarchats. Dort ruht ſie nun, die Roſe der Welt; was iſt unſer Leben!"

„Helene!" rief Gerardo faſt tonlos.

„Ja, Helene, das einzige Kind des reichen Pietro," war die Antwort; „was helfen alle ſeine Reichthümer ihm jetzt? kann er das Leben ſeiner Tochter mit ihnen ſich zurück erkaufen? Haſt Du ſie etwa früher gekannt, Gerardo? ich ſah ſie heute zum erſten Mal, wie ſie mit Blumen bekränzt, bedeckt möchte ich ſagen, in ihrem offenen Sarge zu Grabe getragen wurde, und meine Augen haben nie etwas Schöneres geſehen. Was muß dies Wunderbild geweſen ſeyn als es noch lebte?"

„Wie, woran iſt ſie geſtorben?" fragte der faſt nicht minder als Gerardo von Schmerz und Schrecken ergriffene Carlos.

„Man ſpricht wunderlich davon," erwiederte der Befragte; „Gram und Angſt, ſagt man, haben das Herz ihr gebrochen, ihr Widerwille gegen den ihr beſtimmten Bräutigam habe ſie getödtet. Wer kann das wiſſen! Filippo iſt einer der ſchönſten liebenswürdigſten jungen Männer in Venedig, reich, von vornehmer Geburt und angenehmen Sitten; ſein Schmerz ſoll gränzenlos ſeyn. Man fand ſie todt und ganz angekleidet in ihrem Bette, als man ſie heute früh an ihrem Hochzeitsmorgen wecken wollte; den Jammer des Vaters, der Hausgenoſſen könnt Ihr Euch denken. Sie hatte die Nacht über viel geweint, wie junge Bräute wohl pflegen, weiter iſt nichts davon bekannt worden; Aerzte wurden gerufen; ſie erklärten den Lebensfunken für erloſchen auf immer, und die, welche heute Abend auf ihrer Hochzeit fröhlich zu ſeyn gedachten, mußten zur nämlichen Stunde ſie auf dem dunkeln Wege zum Grabe geleiten. Ganz Venedig hat ihr nachgeweint, lautes Schluchzen in den Straßen, durch welche der Zug ging, übertönte faſt das Geläute der Glocken.“

„Ich danke Dir — ich danke Euch allen, Ihr Herren und Freunde — Gott Geleite Euch —

die Nacht wird ſehr dunkel — ich folge Euch bald an's Land," ſprach Gerardo, mühſam ſeine Kräfte zuſammennehmend, in kurzen abgebrochenen Sätzen. Die fremden Beſuche entfernten ſich; Carlos faßte ſeinen Freund in die Arme, um ihn hinunter in ſeine Kajüte zu geleiten. Er hatte Mühe ihn von dem Maſt des Schiffes loszumachen, welchen Gerardo umfaßt hielt; ſeine Hände bluteten, ſo feſt hatte er in wilder Verzweiflung ſich an demſelben angeklammert; die Lippen hatte er ſich wund gebiſſen, um gewaltſam den Schrei des Schmerzes zu unterdrücken, der wie glühendes Feuer in ſeinem Innern tobte, ſein Auge ſtierte gläſern und thränenlos vor ſich hin. Im Dunkel der Nacht hatte Niemand die Zerſtörung aller ſeiner Züge bemerkt, nur Carlos wußte was er litt, und litt mit ihm, dem freundlichen Gefährten ſeiner Jugend, der ihm nie die Abhängigkeit fühlen ließ, in die Geburt und Armuth ihn verſetzt hatten.

„Armer, unglücklicher Freund," ſprach Carlos, als er mit ihm allein war. „Guter Gott, wie war das möglich! Mein Gerardo, o blicke nicht ſo ſtarr vor Dich hin, klage, weine, ſchütte all' Deinen Jammer in meinen Buſen aus, ich theile ihn mit Dir, mein Herz iſt voll Leid um Euch beide. O weine mein Freund, weine um Sie, ich miſche meine Thränen mit den Deinen, ſie war ihrer werth, wie keine Zweite auf der Welt!“

„Weinen?“ erwiederte Gerardo furchtbar kalt, „Glückliche mögen weinen, ich habe keine Thränen. Carlos, Du ſagſt, Du biſt mein Freund, biſt Du es wirklich, ſo beweiſe es mir in dieſer dunklen Stunde, ſchwöre mir, daß Du es willſt.“

Carlos that, was ſein Freund verlangte. „Wohlan,“ ſprach dieſer kurz und abgebrochen, mit dem entſetzlichen Ton an Wahnſinn grenzender Verzweiflung; „geh' hinauf, mache die nöthigen Anſtalten zur Bewachung der Galeere, damit Signor Paolo ja nicht ſeiner Schätze beraubt werde. Laſſe die kleine Barke ausſetzen, wir beide, Du und ich, wir ſchiffen noch in dieſer Stunde nach Caſtello, wir beide allein.“

„Um aller Heiligen Willen, was willſt Du in Caſtello!“ rief Carlos bleich vor Entſetzen.

„Mich umbringen, meinſt Du? ſey ruhig, das wird nicht nöthig ſeyn,“ erwiederte Gerardo.

„Hier ſind meine Waffen, bewahre ſie, wenn das Dich beruhigen kann. Aber Brecheiſen und Hammer, und Fackeln, und was ſonſt noch nöthig ſeyn kann, nimm mit, ich kann nicht an alles denken. Jetzt geh' und komme ſchnell wieder. Geh' ohne Furcht.“

„Gerardo! Gerardo! was haſt Du vor!“ rief Carlos und ſuchte mit forſchendem Blick, in den wie ſteinern gewordenen Zügen ſeines Freundes zu leſen, was in ſeinem Innern vorgehen mochte.

„Was ich vorhabe? Nun! muß ich mein Weib nicht beſuchen? Habe ich ihr nicht gelobt gleich in der erſten Stunde meines Hierſeyns ſie wieder zu ſehen? ſoll ich ſie umſonſt warten laſſen?“ antwortete Gerardo noch immer mit furchtbarer Kälte.

„O! zaudere nicht, wenn Du mich liebſt!“ rief er plötzlich zur wilder Leidenſchaftlichkeit übergehend, mit dem Ausdruck unbeſchreiblicher Angſt, und ergriff ſeines Freundes Arm. „Biſt Du denn taub geworden? Hörſt Du nicht, dort übers Meer her, ihre Stimme mich unaufhörlich rufen! Hörſt Du es nicht? Gerardo! Gerardo, eile,

eile, komm', komm' ehe es zu ſpät wird? Carlos thu' meinen Willen, oder ich ſtürze mich allein in die Wogen, und ſchwimme im Dunkel der Nacht zu ihr hinüber. Halte mich nicht, wage nicht mich halten zu wollen, dieſe innere Angſt macht mich zum Rieſen; o höre, höre, wie ſie ruft, immer lauter, immer lauter und bänglicher; horch! horch! Hörſt Du denn gar nichts?

Carlos, jetzt ſelbſt von unnennbarem Grauen ergriffen; obgleich er keinen Ton von dem vernahm, was ſein Freund zu hören behauptete, eilte auf der Stelle den Willen deſſelben zu vollziehen. „Wohin ſoll ich ſteuern,“ fragte er, als er und Gerardo in der Barke ſaßen.

„O frage nicht, was keiner Antwort bedarf! und ſey ohne Furcht, ich kenne den Ort. Das Thor, und wäre es von gegoſſenem Erz, ſoll uns den Eingang nicht wehren,“ erwiederte Gerardo, hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel und verſank in düſteres Schweigen. Weder Bitten noch Fragen ſeines Freundes vermochten ihm eine Silbe abzugewinnen.

Um Mitternacht landeten ſie nahe an der Kirche, der Mond verbreitete ein ſchwaches unſicheres Licht, aber die prachtvolle Wohnung der Todten, dieſes ſprechende Denkmal menſchlichen Stolzes und menſchlicher Ohnmacht, lag im Schlagſchatten der Kirche in tiefem Dunkel und ſchauerlicher Stille. Das Schloß der Thüre des Grabmals wich ſehr leicht dem vereinten Bemühen der Freunde; Leichengeruch, Blumenduft, von Helenens Sarge ausſtrömend, wehete, beim Eintritte in die Gruft ihnen betäubend entgegen, und vermiſchte ſich mit den Rauchwolken des vor wenigen Stunden hier verbrannten Weihrauchs, die noch das Gewölbe erfüllten. Carlos zog die Thüre hinter ihnen an und wendete eine Blendlaterne, die er mitgebracht hatte. Helenens über und über mit Blumen bedeckter Sarg wurde ſichtbar; der Deckel deſſelben fiel. Gerardo warf nur einen Blick auf die ſchöne ſcheinbar im ruhigſten Schlummer daliegende Geſtalt; ein lauter Schmerzensſchrei entwand ſich ſeiner gequälten Bruſt, und er ſank hoffnungslos über ſie hin. Doch nicht lange wurde dieſe ſelige Unbewußtheit ihm vergönnt, er kehrte nur zu bald zum Gefühl ſeines unendlichen Jammers zurück, aber er vermochte doch in laute Klagen ihn ausſtrömen zu laſſen.

Er küßte die kalten Marmorhände, den Mund, deſſen Lächeln ihn ſo oft entzückt hatte, die nun geſchloſſenen Augen, die einſt die Sterne ſeines Lebens geweſen waren, und überſchwemmte ſie mit heißen Thränen.

Carlos ſtand in ſtiller Theilnahme neben ihm, und dankte Gott als er ihn weinen ſah, aber die Zeit verſtrich und er fing an zu fürchten, die Nachtpatrouille möchte vorüberkommen und ihrer gewahr werden. Nach einigem Zaudern wagte er es ſeinen Freund zum Fortgehen anzumahnen.

„Fort? Du willſt fort? Gehe mein Carlos, und Gottes Segen über Dich für die Theilnahme, die Du mir bezeigt haſt. Gehe und ſchließe das Thor, ich bleibe. Da draußen, im Sonnenſchein gibt es für mich nichts mehr zu thun,“ erwiederte Gerardo mit grauenvoller Entſchloſſenheit.

Carlos erbebte; wieder ſah er den kalten Grimm der höchſten Verzweiflung aus dem ſtarren Blick ſeines Freundes ihm entgegen leuchten, und wußte ſich keinen Rath. Er wandte alles nur Erſinnliche an, um ihn zum Fortgehen zu bewegen; Bitten, Thränen, vernünftige Vorſtellungen, religiöſe Gründe; alles umſonſt. Gerardo, nur mit der Todten beſchäftigt, achtete nicht auf ihn. Endlich wagte er es ihn vom Sarge fortziehen zu wollen, fühlte aber bald, daß ſeine Kräfte nicht hinreichten, um die übermenſchlichen eines Halbwahnſinnigen zu bezwingen.

„Gerardo! Gerardo! kennſt Du mich denn nicht mehr?“ rief Carlos, „O kehre in Dich ſelbſt zurück. Was willſt Du Lebender hier unter den Todten? Gott nahm Dir die Geliebte, er wird ſie auf ewig Dir wieder vereinen, erwarte nur die Stunde, wie es einem Chriſten ziemt, und ſtöre nicht länger den heiligen Schlummer Deiner Gattin durch frevelhaftes Beginnen. Man wird kommen, wird hier Dich finden, laute Klagen über Entweihung der Gräber werden die weltliche und geiſtliche Gerechtigkeit zur Rache aufrufen, und Du mußt doch von ihr geriſſen werden, von ihr, deren reiner unbefleckter Name durch Dich noch im Grabe zum Mährchen der Welt werden wird. O komm' mit Deinem Freunde, was willſt Du hier? mit Dir nehmen kannſt Du ſie doch . . .

„Mitnehmen, ja mitnehmen, das iſt der Gedanke, den ich ſuchte ohne ihn finden zu können; mein Kopf iſt ſo wüſt! aber Dank Dir für den guten Rath," rief wildjubelnd Gerardo, „und nun komm' mein einziger Freund, hilf mir, aber ja recht leiſe, recht ſorgſam, ſie in die Barke tragen; nein hier bei moderndem Gebein darf ich meine holde Blume nicht laſſen, Du haſt recht und, o! wie danke ich es Dir!"

Was konnte Carlos thun? er mußte das Gräßlichſte befürchten, wenn er es wagte ihm länger zu widerſtreben. Die Todte wurde ſanft aufgehoben und in die Barke gelegt, Carlos befeſtigte den Deckel wieder auf dem jetzt leeren Sarge, vernichtete jede Spur ihres Hierſeyns, verſchloß ſorgfältig das Thor des Grabmals, und eilte dann in die Barke zu ſeinem Freunde. Dieſer lag auf dem Boden derſelben und hielt die Geliebte enge umfaßt, ſein Schmerz war wieder menſchlicher geworden, er hatte wieder Thränen.

Noch deckte tiefe Nacht Erde und Meer, aber ein in Oſten aufleuchtender hellerer Streif verkündete ſchon das Nahen der Morgendämmerung. Unſchlüſſig wie er den Lauf zu lenken habe, ſaß Carlos am Ruder, und ſuchte vergebens zu erſinnen, wohin er ſich mit ſeinen wunderbaren Reiſegefährten wenden könne. Gerardo ſchien ihm beruhigtek, die kühle Nachtluft hatte die fieberhafte Wallung ſeines Blutes gemildert, all' ſein Thun war gemäßigter geworden; der wilde Wahnſinn des Schmerzes ſchien ihn verlaſſen zu haben, und helleres Bewußtſeyn an deſſen Stelle getreten zu ſeyn. Carlos meinte es ſchon wagen zu dürfen, ihm das Nutzloſe und Thörichte ſeines jetzigen Unternehmens vorzuſtellen, um ihn zu bewegen die geliebte Todte wieder zurück in ihre Ruheſtätte zu bringen. Er ſprach zu ihm von dem geheimnißreichen Zuſammenhange der Geiſterwelt mit der unſerigen, und wie es nicht gut ſey die Todten in ihren Gräbern zu beunruhigen, und wie alle Völker der Erde eine in unſerer Natur begründete Scheu davor empfunden, weil Niemand die Bande kennt, die vielleicht den entfeſſelten Geiſt, auf längere oder kürzere Zeit, an ſeine im Grabe abgelegte Hülle noch binden.

Gerardo hörte ſchweigend ihn an.

„Darf ich, Gerardo, darf ich die Barke wieder nach Caſtello lenken?“ fragte Carlos zagend. Ein aus tiefſter Bruſt geathmeter Seufzer war die einzige Antwort, die er erhielt, aber Gerardo ließ es doch ohne Widerſpruch geſchehen, daß ſie den Rückweg wieder antraten.

In tiefem Schweigen hatten ſie das Ufer, von dem ſie ausgefahren waren, beinahe ſchon wieder erreicht; Carlos ruderte ſo ſchnell als er es nur vermochte, um nicht vom Tage überraſcht zu werden, als ein lauter Schrei Gerardo's ihn plötzlich erſchreckte; er ließ das Ruder einen Augenblick ruhen, beugte ſich vor, um ſeinem Freund ins Geſicht zu ſehen, denn der eben grauende Tag erlaubte ihm ſchon, die ihm zunächſt liegenden Gegenſtände deutlicher zu unterſcheiden, und ſah Gerardo aufrecht neben der Todten ſitzen, die er mit einem ganz eignen Ausdruck von Freude und Grauen betrachtete, zugleich aber ſchien es ihm auch, als ob dieſe die Finger der einen Hand, wenn gleich faſt unmerklich bewege. Carlos ſprang auf ſie zu, legte die Hand auf ihre Bruſt, und fühlte nun ganz deutlich wiederkehrende Lebenswärme und leiſe Herzensſchläge. „Sie lebt! ſie lebt! ſie iſt nicht geſtorben, o mein Gerardo!“ rief er, und umfaßte ſeinen im Uebergange vom tiefſten Schmerz zum höchſten Entzücken ſchwankenden Freund, mit ſtarkem Arm.

„Nein, hier gilt kein Zaudern, zurück von der Wohnung des Todes,“ rief Carlos, und wandte abermals die Barke; „faſſe Dich Gerardo, trage die Wonne mit Beſonnenheit, damit das Glück uns nicht wieder entfliehe. Lege Dich dicht an Deine Gattin, damit ſie vollends erwarme, umfaſſe ſie feſt, decke Deinen Mantel über ſie, hier iſt auch der meine, der ſchwach auflodernde Lebensfunke könnte in der kühlen Morgenluft leicht wieder erlöſchen.“

Gerardo, zitternd vor Freude, hielt die ihm nun wieder Geſchenkte in ſeinem Arme, an ſeiner Bruſt. Er fühlte ihr Herz immer ſtärker und ſtärker ſich regen, er gewahrte deutlich, wie die Natur die verirrten Lebensgeiſter zurück rief. Noch war Helenens Auge geſchloſſen, noch lag ſie bewußtlos da, aber ihre Bruſt hob ſich wieder in ſchwachen Athemzügen, ihre Pulſe fingen wieder an zu ſchlagen.

„O Gott! Gott! du haſt ein Wunder gethan um mich, um ſie zu retten, während ich Unſeliger an dich, an deiner Allmacht und Gnade verzweifelte! Du ſandteſt ihre ſanfte Stimme aus, mich zu ihrer Hülfe herbei zu rufen, wohl mir, wohl mir, daß ich den leiſen Ruf vernahm, daß ich ihm folgte, daß ich der Stimme in meinem Innern nicht widerſtand, die mich antrieb ſie der ſchauerlichen Todtengruft zu entreißen,“ rief Gerardo in ſeiner Wonnetrunkenheit, und ein Strom von Freudenthränen erleichterte ihm die beklommene Bruſt. „Sie lebt, mein Freund; mein Wahnſinn hat ſie gerettet, ſie wird leben, ſie iſt mir wiedergegeben, ſie iſt wieder mein, mein für's ganze Leben,“ fuhr er mit der unaufhaltſamen Beredtheit eines hochentzückten Gemüthes fort. „Wahrlich, wahrlich, Helene lebt; doch wohin führen wir ſie? Was thun wir nun, um ſie unter ein ruhiges ſicheres Obdach zu bringen?“

„Für's Erſte bringe ich Dich mit ihr in mein Haus, Du weißt, es liegt an der äußerſten Gränze der Stadt,“ erwiederte Carlos emſiger rudernd, „halte Dich nur ruhig, damit wir kein Aufſehen erregen, es wird ſchon lebendiger auf dem Waſſer, die Fiſcher kehren mit ihrem nächtlichen Fange ſchon heim und bald wird es heller Tag ſeyn. Decke ſie nur ſorgſam zu, damit kein Auge unſere köſtliche Ladung erblicke. Meine Mutter wohnt bei mir, eine erfahrne verſtändige Frau die wird am beſten wiſſen was für die völlige Erholung Deiner Gattin zu thun iſt, es ſoll an der ſorgſamſten Pflege ihr nicht fehlen, verlaß Dich auf mich. Was ferner noch zu thun wäre, überlegen wir in einer ruhigern Stunde.“

Sie landeten vor Carlos Hauſe. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, noch herrſchte die Morgendämmerung, und Läden und Fenſter in der Nachbarſchaft waren noch verſchloſſen, als Carlos ans Ufer ſprang. Leiſe klopfte er an das Fenſter der Kammer, wo ſeine Mutter im untern Stocke ſchlief. Die Ankunft ihres Sohnes auf der Rhede, die ſie noch ſpät am geſtrigen Abend vernommen, hatte ihr ohnehin keinen ruhigen feſten Schlaf vergönnt, ſie erkannte augenblicklich ſeine Stimme als er bei ihrem Namen ſie rief, zündete mit vor Freude zitternder Hand ihr Licht an, und eilte ſelbſt an die Hausthüre, um ſie ihm zu öffnen. Nichts konnte für dieſen Augenblick ihm angenehmer ſeyn, er benutzte ihn, um ſeine Mutter mit wenigen Worten von allem nöthigen zu unterrichten, die einzige Magd des Hauſes, die inzwiſchen auch herbeikam, wurde unter einem leicht gefundenen Vorwande ausgeſchickt, und

Gerardo trug mit Hülfe ſeines Freundes die noch immer bewußtloſe Helene, von keinem neugierigen Auge in der Nachbarſchaft geſehen, aus der Barke in das Haus. Ein Bett war ſchnell für ſie bereit, Feuer wurde angemacht, Tücher wurden gewärmt; die gute Alte, die an den Krankenbetten ihrer Freunde und Verwandte ſich tauſendfache Erfahrungen geſammelt hatte, wußte die zweckmäßigſten Mittel anzuwenden, um die eben dem Grabe Entriſſene völlig wieder zum Leben zu bringen, und ihr Bemühen gelang. Helene fing nach einiger Zeit an, mit zitternder Lippe einige unvernehmbare Worte leiſe zu ſtammeln, Gerardo ſah die lieben holden Augen ſich wieder öffnen, die er auf immer geſchloſſen gewähnt hatte, ſie erkannte ihn, die ſüßen Lippen, an denen ſein Leben hing, nannten ſeinen Namen; ach keine Sprache vermag nur den tauſendſten Theil der Seligkeit auszudrücken, die ſeine Bruſt in dieſem Augenblick überſchwänglich erfüllte.

Helene war Anfangs noch wie von einem Traume befangen, aber der Traum war ſchön, ſie ſah ſich in den Armen des Geliebten, und ließ ihn ſich gern gefallen. Ihr Bewußtſeyn kehrte allmählich immer heller und heller zurück, ſie ſah ſich um und erkannte keine ihrer gewohnten Umgebungen, nur Gerardo allein war ihr bekannt, alles andere ihr fremd, das Zimmer, das Bette, die mütterliche Frau, die ſich ſo liebevoll um ſie bemühte, der junge Mann, der mit freudigem und doch ehrfurchtsvollem Blicke ſie betrachtete, und den früher bei ihrer Trauung geſehen zu haben ſie ſich nicht mehr erinnerte. Sie fragte ängſtlich nach ihrem Vater, nach ihrer Amme, und ihre Unruhe ſtieg endlich zu einem ſolchen Grade, daß es nöthig wurde, ihr zu entdecken, was mit ihr vorgegangen und wie ſie in dieſes Haus gekommen ſey.

Grauſen, Entſetzen, Freude und banges Zagen, überwältigten beinahe Helenens kaum wieder belebten Sinne, als ſie den Bericht von ihrem Begräbniß und ihrer wunderbaren Errettung vernahm, der ihr indeſſen mit großer Schonung abgeſtattet wurde. „Heilige Jungfrau,“ rief ſie, „zu dir habe ich in meiner mehr als Todesangſt gebetet, und du haſt gnädig mich erhört! O mein Gerardo, Dich hat die göttliche Mutter der Gnaden geſendet, um mich aus der Nacht des Grabes zu erlöſen! das Blut in meinen Adern möchte mir von Neuem erſtarren, wenn ich bedenke, welch grauſes Geſchick das meine, jetzt in dieſer nämlichen Stunde des höchſten Glückes ſeyn könnte, wenn Du nicht gekommen wärſt, wenn ich nun erwacht wäre, allein in der finſtern Gruft meiner Vorfahren! Aber ich lebe, und lebe Dir, mein Gerardo.“

Gerardo's Gegenwart, ſeine Liebkoſungen, der Ausdruck der innigſten Liebe in ſeinen Worten und Zügen, zerſtreuten bald jede Spur von Angſt und Bangen aus Helenens Gemüth; ſie fühlte ſich zwar noch matt, aber durchaus nicht unwohl, und fing nun von ſelbſt an, auch von dem, was ſie gelitten, zu erzählen. „Nie,“ ſprach ſie: „nie werde ich die letzte entſetzliche Nacht, die ich in meines Vaters Hauſe verlebt habe, vergeſſen, und wenn ich die äußerſte Gränze des menſchlichen Lebens erreichen ſollte. Ein troſtloſeres, hülfloſeres, verlaßneres Weſen, als Deine Helene damals war, hat die Erde wohl niemals getragen. Sterben wäre mir in jenen finſtern Stunden die größte Wohlthat geweſen, und nie hat wohl Einer zu Gott inbrünſtiger um Leben gefleht, als ich um den Tod! Die Amme redete mir zu, bis ich nicht mehr vermochte ſie zu hören, ich war auf mein Bett hingeſunken, und ihre Worte hallten wie ein dumpfes fernes Geräuſch um meine betäubten Sinne. Nur daß ſie endlich mich verlaſſen, und daß ich nun ganz allein in meinem Zimmer ſey, merkte ich. Laß mich ſterben, laß mich ſterben, heilige Jungfrau, nimm mich zu dir! betete ich innerlich und unaufhörlich, und hatte keine andere Worte für das heiße Gebet der gränzenloſeſten Verzweiflung. Wunderliche, entſetzliche Gedanken ſtiegen gleich Geſpenſtern in mir auf; ich wollte endlich ſelbſt mein Ende herbeiführen, Gift hatte ich nicht, mich erwürgen oder mit einem Eiſen mich tödten, war mir doch zu grauſenvoll, ſo wickelte ich mich feſt in meine Kleider, verhüllte mein Geſicht in meine Kiſſen; vergieb und laß mich ſterben! laß mich ſterben! dachte ich in einem fort, da kam es plötzlich über mich mit Eiſeskälte, als ob das Meer alle ſeine Fluthen über mich herſtürze, betäubend umraſ'te mich das furchtbare Sauſen und Brauſen, mir vergingen Sinne und Bewußtſeyn, was ferner geſchah, weiß ich nicht, bis ich hier zum ſeligſten Leben erwachte.“

Carlos, ſobald er Helenen wieder völlig zu ſich ſelbſt gekommen ſah, war zurück auf die Galeere geeilt, wohin Pflicht und Geſchäfte ihn riefen, Gerardo aber legte einige Stunden ſpäter der Mutter deſſelben die Sorge für das hochgeliebte Weſen, das er ihrer Obhut überließ, auf das eindringlichſte an das Herz, trennte, unter tauſend Verſicherungen, ſo bald als möglich wieder zu ihr zurückkehren zu wollen, ſich von Helenen, und ging dann mit widerſtrebendem Gemüth zu ſeinem Vater, um dieſem von dem Erfolg ſeiner Reiſe Rechenſchaft abzulegen.

Der Empfang, der ihm von demſelben ward, übertraf alle ſeine Erwartungen, und erneute das Gefühl kindlicher Liebe und Anhänglichkeit in ſeinem Gemüthe. Der alte Herr lobte und ſegnete ſeinen Sohn, nannte ihn die Freude, die Stütze, den Stolz ſeiner alten Tage, verſicherte ihn, daß die Sorge für ſein Glück jetzt die ſeinem Herzen zunächſtliegende ſey und immer ſeyn werde, und betrug ſich im Ganzen ſo freundlich und gütig gegen ihn, daß dieſer es ſogar ohne Murren ertrug, den ganzen Tag durch das Einbringen der Waaren von der Galeere, und tauſend darauf Bezug habende Geſchäfte, von Helenen entfernt gehalten zu werden. Erſt am ſpäten Abend, als ſein Vater endlich zu Bette gegangen und das ganze Haus in Ruhe war, konnte es ihm gelingen, ſich zu dem kleinen Häuschen am äußerſten Ende der Stadt hinzuſchleichen, unter deſſen beſcheidnem Dach die Geliebte jetzt wohnte.

Er fand ſie, unter der treuen Pflege der Mutter ſeines Freundes, faſt völlig wieder hergeſtellt; heiter und blühend wie der Frühling, glücklich wie eine Selige des Himmels, lächelte ſie bei ſeinem Eintritte ihm entgegen, und er ſank zu ihren Füßen hin, wie am Altare einer Heiligen. Freudenthränen überſtrömten ſein Geſicht, erſt jetzt war er fähig, den ganzen Umfang ſeines Glückes deutlich zu fühlen, und mit der frommen Helene Herz und Hände dankend zu dem zu erheben, deſſen Weisheit und Allmacht durch Nacht und Dunkel, aus dem tiefſten Abgrunde der Verzweiflung und des Elends, beide ſo wunderbar errettet hatte.

Carlos kam ſpäter hinzu, und die Freunde überlegten mit einander, was nun ferner zu thun ſey, um für Gerardo's junge Gemahlin einen bequemen und anſtändigen Aufenthalt auszumitteln, wo ſie in Ruhe und tiefer Verborgenheit verweilen könne, bis Gerardo einen günſtigen Augenblick fände, ſeine Verbindung mit ihr, beiden Vätern zu geſtehen, und ihren Segen ſich zu erflehen. Das kleine Haus, wo ſie jetzt ſich befand, war weder ein ſchicklicher noch bequemer Aufenthalt für eine junge Dame ihrer Art, auch konnte ſie in demſelben nicht bleiben, ohne die Aufmerkſamkeit der Nachbarn zu erregen, die meiſtens zu den niedern Klaſſen gehörten, welche überall durch Geſchwätzigkeit und Neubegier ſich auszeichnen. Nach langem Ueberlegen wurde endlich beſchloſſen, daß Gerardo ſeiner Schweſter und ihrem Gatten ſein Geheimniß entdecken ſolle, um nicht allein ihren Rath, ſondern auch ihre Hülfe ſich von ihnen zu erbitten, indem Helene doch nirgends ehrenvoller und ſicherer aufgehoben ſeyn könne, als bei den nächſten Verwandten ihres Gemahls.

Gerardo eilte mit dem frühſten Morgen zu ſeiner Schweſter, um in einer geheimen Unterredung die Geſchichte ſeiner Liebe, von ihrem erſten Anfange an bis zu dieſem Augenblick, in welchem er des Beiſtandes bedurfte, ihr zu entdecken. Die gute Frau glaubte ein Mährchen zu hören, dem ſie aber doch Glauben ſchenken mußte, denn ſie kannte ihren Bruder zu gut, und liebte ihn zu zärtlich, um ihm Unwahrheit zutrauen zu können. Ihr Gatte wurde herbeigerufen, um ſeinen Rath zu vernehmen. Lionardo, als ein kluger, guter und verſtändiger Mann, der die Eigenheiten ſeines Schwiegervaters genau kannte, rieth für's Erſte, demſelben alles zu verſchweigen, und wo möglich Helenens Vater zuvor ſich zu entdecken, ehe man es wagte, die ohne ſeine Bewilligung eingegangene Verbindung ſeines Sohnes ihm zu bekennen. Daß Signor Pietro über die Freude, ſeine ſchmerzlich beweinte Tochter wieder lebend in die Arme zu ſchließen, jede Eingriffe in ſeine väterliche Rechte gern vergeſſen und vergeben würde, davon war man feſt überzeugt, ſo wie auch, daß er alles anwenden werde, um den Vater ſeines Schwiegerſohnes zu gewinnen und ſich mit ihm zu verſöhnen; aber der gute Signor Pietro war nicht daheim, er hatte den Anblick ſeines ganz verödeten Hauſes nicht ertragen können, hatte ſeine Geſchäfte einem treuen Gehülfen überlaſſen und nach Neapel ſich eingeſchifft, um nur von dem Schauplatz ſeines Jammers recht fern zu ſeyn; das Schiff, auf welchem er ſich befand, war ſchon in vergangener Nacht unter Segel gegangen.

Indeſſen wurden alle Anſtalten getroffen, um Helenen in Lionardo's Hauſe einen verborgnen und ſichern Aufenthalt zu verſchaffen, und ſobald der Abend dunkelte, beſtiegen er, ſeine Frau und Gerardo eine Gondel, um ihren lieben Gaſt abzuholen. Helene konnte nicht ohne Thränen des innigſten Dankes von der guten Frau ſich trennen, die ſo thätig ſich um ſie verdient gemacht hatte, ſie hing an ihrem Halſe, wie ein Kind, das von der Mutter auf längere Zeit Abſchied nimmt, verſprach, ſie ſobald als möglich zu beſuchen, verſicherte, daß ſie nie vergeſſen könne, was ſie ihr alles verdanke, und folgte dann wohin man ſie führen wollte. Gerardo's Geſchwiſter ſahen mit Erſtaunen das junge Weſen, das mit der Einfachheit und Güte eines Kindes eine ungewöhnliche Reife des Verſtandes verband; Helenens Schönheit bezauberte ſie nicht minder als die ungeſuchte Anmuth ihres Betragens, ſie prieſen ihren Bruder dreimal ſelig, der dieſes Kleinod ſich zu gewinnen gewußt hatte, und nahmen ſich feſt vor, alles anzuwenden, um, mit Bewilligung deſſen, von dem ſein Schickſal abhing, es ihm zu erhalten.

Zum erſten Mal in ihrem Leben, wenn man den kurzen Aufenthalt bei Carlos Mutter ausnimmt, ſah Helene ſich unter einem andern Dache, als dem von ihres Vaters Hauſe, von allem getrennt, womit ſeit ihrer Geburt, ſie durch Gewohnheit ſo innig ſich verzweigt hatte, wie der zarte Sprößling des Epheus mit dem ihn ſtützenden Baumſtamm. Ihr ſchwindelte, wenn ſie die völlige Umwandlung ihrer Exiſtenz betrachtete, welche der kurze Zeitraum von kaum ſechs Tagen bewirkt hatte; ihr Herz ſchwamm in Thränen, wenn ſie ihres um ſie tief bekümmerten Vaters gedachte, der fern von ſeinem Hauſe, von ſeiner geliebten Vaterſtadt, in einem zerbrechlichen Schiffe dem Sturm und den Wellen Preis gegeben, um ſein geliebtes, jetzt ſo glückliches Kind troſtlos weinte. Auch ihrer treuen Amme tiefer Gram um ſie bekümmerte ſie ſchmerzlich, ſie hatte erfahren, daß die gute Alte noch im Hauſe Pietro's weile, und traurig einher ſchleiche. Aengſtlich war ſie dem Gerardo, der ihr ein paarmal begegnete, ausgewichen. Helene hätte ſie gern getröſtet, aber die Bitte, ſie zu ſich rufen laſſen zu dürfen, war die einzige die ihr verſagt wurde, weil Gerardo und ſeine Geſchwiſter der Diskretion der guten Donna Thereſa ein Geheimniß nicht anvertrauen mochten, deſſen ſorgfältige Bewahrung ihnen zur Zeit noch von der äußerſten Wichtigkeit ſchien.

Alles dieſes trübte Helenens Gemüth wenn ſie allein war, doch dieſes war nur ſelten der Fall; Maria, Gerardo's Schweſter, brachte jede freie Stunde bei ihr zu, Lionardo ſtrebte ſeiner Seits auch, die tiefe Einſamkeit, in der ſie leben mußte, durch ſeinen frohen Humor, und den ſchönſten Hoffnungen auf eine nahe beglückende Zukunft zu erheitern, und Abends, ſobald er aus ſeines Vaters Haus ſich fortſchleichen konnte, kam ihr Gerardo, und Liebe und Freude und ſüßes Vergeſſen alles Betrübenden kamen mit ihm.

So vergingen mehrere Tage, in denen alle drei mit Ungeduld die Zeit abwarteten, in der Carlos Muße und Ruhe gewinnen ſollte, um nach

Neapel zu gehen, dort Helenens Vater ſo behutſam als möglich von der Rettung ſeiner Tochter, und allem was ſie und ihren Gatten betraf, zu unterrichten, und zugleich für beide Verzeihung alles Vergangnen auszuwirken. Der Auftrag ſchien eben nicht ſchwer auszuführen, aber eine Reiſe von Venedig nach Neapel, war in jener Zeit nicht ſo ſchnell zurückzulegen als in unſern Tagen; ein Brief, wenn er nicht durch einen eignen Boten abgeſchickt wurde, konnte verloren gehen oder in unrechte Hände fallen, denn von einem regelmäßigen Gange der Poſten war noch gar nicht die Rede, und Signor Paolo war ſeit der letzten glücklich vollbrachten Reiſe nach Baruti ſo ſehr von Carlos Treue und Geſchicklichkeit überzeugt, daß an Urlaub für ihn, vor Abſchluß aller auf dieſelbe Bezug habenden Geſchäfte, ebenfalls nicht zu denken war.

Ein alter geſchäftiger Diener bemerkte indeſſen, daß der junge Gerardo ſich einige Mal mit ſinkender Nacht fortſchlich und erſt am andern Morgen wiederkehrte, er beobachtete ihn nun genauer, und richtig, der junge Herr brachte keine einzige Nacht mehr im väterlichen Hauſe zu. Das war dem guten Alten doch zu arg; einzelne kleine Abweichungen vom rechten Pfade hätte er dem Sohn des Hauſes allenfalls noch hingehen laſſen, und dabei ein Auge zugedrückt, denn Jugend hat nicht Tugend, das wußte er lange, aber bei ſo bewandten Umſtänden hielt er es denn doch für Pflicht, ſeinen Gebieter von dem Betragen ſeines Sohnes zu unterrichten. Paolo fuhr bei dieſer Nachricht gewaltig auf: „darum alſo,“ rief er, „darum will der naſeweiſe Fant mich niemals verſtehen, ſo oft ich auch darauf anſpiele, daß ich ihn verheirathen möchte, um doch ehe ich ins Grab muß, der Fortdauer meines Hauſes mich zu verſichern; das alſo hat er im Auslande gelernt, lieber in ſchlechte Verbindungen mit Geſchöpfen ſich einzulaſſen, die um Vermögen, Geſundheit und Ehre ihn bringen, ſtatt ſeinem alten Vater noch vor ſeinem Ende die Freude zu machen, Enkelchen, die ſeinen Namen tragen, auf ſeinen Knieen wiegen zu können! Warte, junger Herr, das ſoll Dir gut bekommen, wir wollen Dich ſchon zur Vernunft bringen, es mag biegen oder brechen.“

Gerardo kam zur gewohnten Stunde von

Helenen nach Hauſe, wurde, ganz gegen die ſonſtige Gewohnheit, ſogleich zu ſeinem Vater beſchieden, und wunderte ſich nicht wenig, als er dieſen gleich einem grimmigen Löwen, mit wahrer Richtergeberde in ſeinem Armſeſſel thronen ſah.

„Gerardo,“ ſprach der Alte mit erzwungener Gelaſſenheit und der heiſeren gedämpften Stimme unterdrückten Zorns, „tritt hieher, ich habe mit Dir zu reden, und es wird gleich abgethan ſeyn, denn ich verlange von Dir nichts als ein Ja oder ein Nein, ohne weitere Redensarten. Ich frage Dich nur, ob Du Deine jetzigen nichtswürdigen Ausſchweifungen aufgeben und heirathen willſt, oder nicht? Willſt Du heirathen, ſo laſſe ich Dir freie Wahl, nur verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß Du eine anſtändige Wahl triffſt, die unſern alten Namen nicht beſchimpft, und dieſe Deine Wahl muß binnen Heute und acht Tagen getroffen ſeyn. Willſt Du aber nicht heirathen, oder wenigſtens nicht ſobald, ſo ſprich es nur frei aus, mein Sohn, damit ich dann auch in Ausübung bringen kann, was ich zu thun feſt entſchloſſen bin. Heiratheſt Du nicht, ſo nehme ich noch heute Deiner Schweſter älteſten Sohn an Kindesſtatt an, und zwar gerichtlich, ſo daß es ſich nicht wieder umſtoßen läßt, das ſchwöre ich Dir beim Evangelium des heiligen Markus, unſeres Schutzpatrons. Dich aber enterbe ich, ſtoße Dich aus dem Hauſe, und Du erhältſt dereinſt von meinem Vermögen keinen Deut; darauf kannſt Du mit Sicherheit rechnen. Und nun antworte mir, und kurz, ohne viele Worte zu machen, die doch nur überflüſſig wären."

Helene ſaß indeſſen im Zimmer der Schweſter Gerardo's, die jetzt mit herzlicher Liebe auch die Ihrige geworden war. Maria ſah zum Fenſter hinaus, während Helene, nach ihrer alten Gewohnheit, mit einer künſtlichen Stickerei ſich eifrig beſchäftigte.

„Heilige Jungfrau, ſteh' uns bei!" rief Maria, „was kann das bedeuten, da eilt mein Vater mit großen Schritten zu Fuße auf unſer Haus zu, und ſieht grimmiger aus, als ich in meinem Leben ihn geſehen, und mein Bruder hinter ihm drein. Bleich wie der Tod, vermag er kaum mit ihm Schritt zu halten. Was kann das bedeuten? O wäre Lionardo doch zu Hauſe!"

„Wir wollen das ſchöne Geſpenſt doch in Augenſchein nehmen, den wunderbaren Vampyr, der an meiner Ehre und an meinem Leben ſaugt,“ ſprach an der Thüre der Alte zu ſeinem Sohne, der vergebens um Schonung ihn anflehete, und hob den Fuß um über Lionardo's Schwelle zu ſchreiten; aber zwei weiche weiße Arme umſchlangen ſeine Knie und hemmten ſeinen Schritt; vor ihm am Boden lag Helene, mit ſtrömenden Augen, und ihre ſüße Stimme, mehr noch ihre Blicke, flehten um Vergebung ihrer Schuld, und alle des Kummers und Verdruſſes, den ſie ihm verurſacht habe, ehe er ſie ſelbſt noch geſehen. Ein inneres Gefühl, dem ſie blindlings folgte, hatte ſie angetrieben dem Mann, von dem ihr ganzes Schickſal abhing, entgegen zu eilen, ſo bald ſie ſein Nahen vernahm, und dieſes Gefühl hatte ſie nicht irre geleitet.

Der Alte, ſo wie er ſie recht ins Auge gefaßt hatte, fuhr erſchrocken zurück; Gerardo griff ihn in ſeine Arme auf, ihn zu unterſtützen, damit er nicht umſinke, während er vor Verwunderung wie erſtarrt die ſchöne Geſtalt, die noch immer vor ihm auf den Knieen lag und kindlich bittend zu ihm auffah, betrachtete, ohne ein Wort aufbringen zu können. Der ſtrenge Ausdruck ſeiner

Züge milderte ſich, je länger ſein Blick auf ihr verweilte. „Nein, beim heiligen Evangeliſten Markus, das iſt kein Geſpenſt, auch kein Betrug, glaube ich,“ rief er endlich, „es iſt wirklich Helene, es iſt Pietro's Tochter, ganz dieſelbe, wie ich vor wenigen Tagen ſie zu Grabe tragen ſah! Haſt Du denn wahr geſprochen, Gerardo. Hat Gott wirklich ein Wunder gethan! ſie durch Dich dem Grabe entriſſen, um ſie mir zur Tochter zu geben; nun ſo komm' denn in meine Arme, mein Kind; biſt Du wirklich die Tochter des Pietro, und ich meine Du biſt es, biſt Du wirklich die Begrabene, die heiß Beweinte, die Wiedererſtandene, ſo biſt Du auch meine Tochter und mir als ſolche herzlich willkommen. Denn wie könnten ſchwache Menſchen ſcheiden wollen, was der Herr des Himmels und der Erde, nach ſeiner Weisheit, durch ein augenſcheinliches Wunder vereinte,“ ſetzte er hinzu, indem er der noch immer vor ihm knieenden Helene aufſtehen half, ſie liebevoll in ſeine Arme ſchloß, und dann ihre Hand in die ſeines Sohnes legte.

Paolo blieb, ganz gegen ſeine Gewohnheit, bis ſpät in die Nacht hinein bei ſeinen Kindern;

glücklich, heiter, freundlich, wie ſie faſt nie zuvor ihn geſehen. Helenens Schönheit und Anmuth wirkte wie ein Zauber auf ihn; er wurde nicht müde ſie zu betrachten, ſie mußte ihm den ganzen Hergang ihrer Liebesgeſchichte mit ſeinem Sohne erzählen, und ihm liefen vor herzlichem Lachen die hellen Thränen über die Wangen, als ſie des Spieles erwähnte, das ſie in ihrer Unſchuld mit ihrem Gerardo zu ſpielen gemeint hatte.

Aber ſein Gefühl wurde ernſter, als Gerardo nun das Wort nahm und dem Vater vorſtellte, wie Helene in eine heimliche Heirath mit widerſtrebendem Gemüth eingewilligt habe, einzig nur um ihn ſelbſt zur kindlichen Pflicht des Gehorſams zurückzubringen; und als Helene ihm nun ſchilderte, mit wie bittern Qualen, mit welcher bis zum ſcheinbaren Tode ſie bringenden Herzensangſt ſie die einzige Abweichung vom Wege der Pflicht und des Rechts abgebüßt habe, die ſie ſich jemals erlaubt hatte, da hielt der hochbewegte Alte ſich nicht länger, und Thränen der Rührung glänzten in ſeinen Augen, indem er Helenen in ſeine Arme nahm und ſie mit väterlichen Liebkoſungen überhäufte.

„Der Wind hätte nur umſpringen und Gerardo's Ankunft um einige, was ſage ich, um einen einzigen Tag nur hätte er ſie verzögern dürfen, und was wäre aus Dir geworden, Du armes Herz! Du liebes, ſchönes Kind Du! welch grauſenhaftes Schickſal ſtand Dir bevor!“ rief er. „Aber Gottes Wege ſind wunderbar, und alles Leid iſt nun vorüber. Du biſt von nun an die Krone meines Hauſes, die Freude meines Herzens, der Troſt meiner alten Augen, und morgen ſchon ſoll Carlos nach Neapel zu Deinem Vater; das iſt für jetzt das nothwendigſte Geſchäft, das wir zu beſorgen haben; mit dem Uebrigen wollen wir hier ſchon ohne ihn fertig werden, meinſt Du nicht Gerardo? Und meine neue ſchöne Tochter darf auch nicht länger hier im Verborgenen wie eine Verbannte leben, frei und öffentlich will ich ſie in mein Haus führen und als meine Tochter anerkennen, und das Uebermorgen ſchon. Unſer Kirchſpiel feiert denn das Kirchweihfeſt mit ungewohnter Pracht, und der Einzug der Braut meines Sohnes in das väterliche Haus ſoll dieſes Feſt noch verherrlichen.“

„Aber, verehrter Herr Vater, wäre es nicht beſſer, wir warteten Signor Pietro's Ankunft erſt ab," wandte Lionardo beſcheiden ein, „er könnte es vielleicht übelnehmen, daß . . ."

„Uebelnehmen? das möchte ich ſehen!" fiel Paolo heftig auffahrend ein, und der alte Groll ſtieg wieder in ſeinen umdunkelten Zügen auf.

„So meinte ich es nicht, lieber Vater," ſprach Lionardo, ſchnell wieder einlenkend, „aber Helene gilt nun einmal für geſtorben, und Pietro's Gegenwart wäre bei den Formalitäten doch vielleicht unentbehrlich, die ihre Wiedererkennung und Einſetzung in alle ihre ehemaligen Rechte nothwendig macht."

„Darin haſt Du vielleicht Recht," erwiederte Paolo, „aber was thut das? wir verſchweigen einſtweilen ihren Namen, und ich führe ſie als eine Fremde, als eine Ausländerin in mein Haus, die Gerardo während ſeiner Reiſe kennen und lieben lernte. Und wir ſagen damit keine Lüge, denn iſt ſie nicht aus einem fernen dunkeln Lande zu uns gekommen? aus welchem ſelten Gäſte erſcheinen, am wenigſten ſolche."

Kein ferneres Einreden half; Signor Paolo ließ von ſeinem einmal ausgeſprochnen Vorſatz ſich nicht abbringen. Während alle Bewohner ſeines Kirchſpiels ſich bemühten Häuſer und Straßen, wie es noch jetzt bei ſolchen Feſten üblich iſt, mit jungen Bäumen, mit Kränzen und reichen Teppichen zu dem hohen Kirchfeſte auf das Glänzendſte zu ſchmücken, ließ er auch in ſeinem Hauſe alle nur erſinnlichen Anſtalten zu einem reichen Gaſtmahle treffen, zu welchem er die Vornehmſten der Stadt und alle ſeine Bekannte einlud. Helene, reich geſchmückt, ſtrahlend von Perlen und Diamanten, von Lionardo und ſeiner Gattin begleitet, wurde zuerſt in die feſtlich verzierte von Weihrauch dampfende Kirche geführt, um dem feierlichen Hochamte beizuwohnen; die Kirche war gedrängt voll, ihre glänzende Erſcheinung zog aller Augen an; daß ſie die aus der Fremde gebrachte Braut des jungen Gerardo, des Sohnes des reichen Paolo ſey, wurde bald kundbar; und, wie ſchön iſt ſie! und wie ähnlich der jungen Braut, die wir in voriger Woche begraben ſahen, lief flüſternd durch die Menge hin, deren Andacht noch nicht im Stande war, ſie gegen äußere Gegenſtände ganz gleichgültig zu ſtimmen. Helene hörte es wohl, und ſchlug heiß erröthend, von tauſend Gefühlen beſtürmt, die Augen nieder.

Nach beendeter Meſſe ſtürmte alles hinaus, um den prachtvollen Gondelzug zu ſehen, der die junge Braut nebſt ihren Bräutigam und ihren Verwandten in das Haus ihres Schwiegervaters bringen ſollte, und wahrlich der Anblick verlohnte der Mühe. Der Himmel glänzte ſo blau, das Waſſer ſo ſilbern, die bunten Teppiche, welche von Balkonen und Fenſtern herabhingen, dazwiſchen die ſchönen geſchmückten Frauen, die neugierig auf die Menge herabſahen, die dichten Reihen der Zuſchauer längſt dem Fußpfade vor den Häuſern, die mit verſchwenderiſcher Hand rings umher vertheilten Blumen und Kränze, die zahlloſen Barken und Gondeln, die ſeitwärts in Reihen ſich bildeten, um dem Brautzuge Raum zu laſſen; alles dieſes zuſammen gab ein Bild allgemeiner feſtlicher Freude, das zwar vielleicht an Pracht hinter der weltberühmten Fahrt des Doge von Venedig am Himmelsfahrtstage zurückſtehen mochte, aber gewiß nicht an Schönheit und heiterer Lebensluſt.

„Jetzt kommt ſie! Heilige Mutter Gottes, wie ſchön ſie iſt! aber iſt es nicht ganz Pietro's verſtorbene Tochter, ganz ſo wie ſie leibte und lebte?“ flüſterten die Zuſchauer unter einander, indem Helene am Arm des ſtolz um ſich her blickenden Vaters und ihres Gerardo aus der Kirche trat. Erröthend in anmuthiger Verlegenheit beſtieg ſie die mit Blumen und buntflatternden Wimpeln geſchmückte Gondel, in der man ſie in ihrem Brautſchmuck von allen Seiten ſehen konnte, und nahm auf Kiſſen von Goldſtoff den ihr neben ihrem Führer beſtimmten Platz ein. Gerardo mit einigen Freunden fuhr dicht hinter ihr in einer ähnlichen Gondel, und dieſe reihte ein langer Zug anderer Gondeln ſich an, gefüllt mit edlen reichgeſchmückten Gäſten. Die vielen bunten Wimpeln und Flaggen flatterten gar luſtig im Sonnenſchein, die ſchöngeputzten Gondeliere miſchten ihren Jubelgeſang in die Töne der Muſikchöre, welche dem Zuge voranfuhren und ihn beſchloſſen, und das Volk am Ufer rief dem ſchönen Paare ein fröhliches Lebehoch! nach, während es langſam feierlich auf den Fluthen vorüberglitt.

Der Zug führte an Pietro's Palaſte vorüber;

tauſend ſchöne und ſchmerzliche Erinnerungen regten ſich in Helenens Gemüth, als ſie die Wohnung ihres Vaters wieder ſah. Erſt vor wenigen Tagen war ſie unter Thränen und Jammern aus dem Thore derſelben auf der Todtenbahre dem Grabe zu getragen worden, und nun mußte ſie unter lautem allgemeinen Jubel, als glückliche Braut an ihr vorüberziehen, ohne ſie betreten zu dürfen, und ohne den Segen ihres noch immer ihren Verluſt beweinenden Vaters. Sie ſah ſchon von fern zu dem uns allen wohlbekannten Balkon auf, von dem all' ihr Glück und Unglück ausgegangen war, fuhr aber erſchrocken zuſammen, denn ſtatt ihrer noch immer geliebten Amme, die ſie dort oben zu ſehen hoffte, mußte ſie den ihr vom Vater beſtimmt geweſenen Bräutigam Filippo erblicken. Die treue Alte hatte ſich in die abgelegenſte Ecke des Hauſes verborgen, um nur von dem ihr entſetzlichen und betrübten Feſte nichts zu ſehen noch zu hören, das ihren Schmerz um ihr geliebtes Kind nicht nur erneute, ſondern ſie auf's Aeußerſte empörte und erzürnte; Gerardo's Hochzeitsfeſt! ſo bald, ſo ſchnell nach dem Tode der einſt ſo heiß Geliebten, die um ſeinetwillen dem Grabe anheim gefallen war!

Einige Freunde, denen Filippo zufällig begegnet war, hatten ihn bewogen mit ihnen in Pietro's Haus zu gehen, um von dort aus den Brautzug bequem zu ſehen, von deſſen ungewöhnlicher Pracht alle Welt viel zu ſagen wußte. Dort ſtand er nun, noch immer in tiefer Trauer um die verlorene Verlobte; ſchon von weitem traf ſein ſcharfes Auge Helenen, ſie ſah ihn erbleichen, indem er ihrer gewahr wurde, ſah, wie er einen ſeiner neben ihm ſtehenden Freunde bei'm Arm ergriff und in ſichtbarer heftiger Bewegung auf ſie hinwieß, wie dann Beide ſich weit über die Balluſtrade hinausbogen, um ſie, während ſie dicht unter dem Balkon hinfuhr, mit durchdringendem Blick zu betrachten. Von einem Entſetzen, von unausſprechlich banger Ahnung ergriffen, wandte ſie ſchnell das Geſicht der andern Seite zu, konnte aber doch nicht unterlaſſen, ehe die Gondel um die Ecke bog, ſich noch einmal dem Anblick zuzuwenden, vor dem das Herz in der Bruſt ihr erbebte. Ihr Auge begegnete abermals dem unverwandten Blick des ihr tief in der Seele Verhaſten, ſie ſah ihn aufſpringen, lebhaft in die Hände ſchlagen, wie einer der unverhofft etwas lange Geſuchtes gefunden, und dann Arm in Arm mit ſeinem Freunde vom Balkon forteilen.

Athemlos, aller Beſinnung faſt beraubt, landete ſie bald darauf an Paolo's prächtiger Wohnung. Der feſtliche Empfang, der ihr dort ward, die Glückwünſche, die von allen Seiten auf ſie einſtrömten, Gerardo's ſtilles grenzenloſes Entzücken, des alten Signor Paolo rauſchende Freude, ließen den Zuſtand von Aufgeregtheit, in dem ſie ſich befand, Anfangs von der Geſellſchaft überſehen, oder machten ihn wenigſtens erklärlich. Sie gewann Zeit, ſich von dem gehabten Schreck wieder zu erholen, und mußte endlich ſelbſt über eine Aengſtlichkeit lächeln, die ihr jetzt völlig grundlos ſchien. Heiteren Blickes und fröhlichen Herzens ließ ſie von ihrem Schwiegervater in den großen Prunkſaal ſich führen, in welchem das Hochzeitsmahl bereitet war, und nahm die Oberſtelle an der faſt unabſehbar langen Tafel ein, die unter der Laſt des ſchweren Silbergeſchirres ſich bog. Ihr zur Rechten ſaß Signor Paolo, im Wonnegefühl des innigſten Wohlbehagens;

ihr zur Linken der überſelige Gerardo. Einen Theil der den hohen prachtvollen Marmorſaal rings umgebenden Gallerie füllte das Chor der Muſiker, deren Jubellieder das Gewölbe durchrauſchten; der übrige Raum derſelben war den zahlreichen Zuſchauern überlaſſen, die ſich herbeigedrängt hatten, um die Herrlichkeit des reichen Paolo und die Schönheit nebſt dem Schmuck der Braut aus der Fremde zu bewundern. Helenens Name lief dabei noch immer mit leiſem Geflüſter durch ihre Reihen, während andere, welche die vermeinte Todte wenigſtens im Sarge geſehen hatten, ihr Erſtaunen über die zwiſchen dieſer und der Braut obwaltenden Aehnlichkeit ziemlich laut werden ließen.

Auf einen Wink des Herrn vom Hauſe machte die Muſik eine Pauſe; Paolo war willens die Geſundheit des jungen Brautpaares mit ziemender Feierlichkeit auszubringen, und erhob ſich zu dieſem Zweck von ſeinem Seſſel, Helene und Gerardo folgten hierin ſeinem Beiſpiel. Schon räusperte er ſich, um eine kurze Anrede an ſeine Gäſte zu beginnen, als ein auf der Gallerie unter den Zuſchauern entſtehendes Geräuſch ihn bewog, noch einen Augenblick damit inne zu halten. Tritte im Saale wurden hörbar, lauter, trotziger, als man in einer ſolchen Verſammlung ſie zu hören erwarten konnte, und unter den Dienern, die hinter den Stühlen ihrer Gebieter ſtanden, erhob ſich eine ganz eigene Verwirrung; einige derſelben taumelten an den Wänden hin, als würden ſie gewaltſam von ihren Plätzen fortgeſchleudert. Im nächſtfolgenden Augenblick fühlte auch Gerardo von einem ſtarken Arm ſich ergriffen, und da er eines ſolchen Anfalls ſich unmöglich verſehen konnte, wurde auch er von Helenen fortgeriſſen und in den Hintergrund geſchoben. Alles dieſes folgte blitzſchnell aufeinander, in weit kürzerer Zeit als es erzählt werden kann.

„Mir gehört dieſer Platz,“ rief der plötzlich erſcheinende Filippo, „mir gebührt der Platz neben der Braut, neben meiner Braut, mir, ihrem von ihrem Vater ihr rechtmäßig Verlobten, mir, ihrem Gemahl. Denn Helene, Pietro's Tochter, ſie, die ich, die ganz Venedig, durch ein hölliſches Gaukelſpiel betrogen, für todt beweinten, ſteht lebend hier in unſerer Mitte, mir zur Seite. Hundert Zeugen ſind bereit zu bekräftigen, daß ſie wirklich Helene und keine Ausländerin ſey; fragt dieſe, die mich hierher begleiteten, die Söhne der edelſten Familien in Venedig, die Blüthe der Jugend unſerer Republik, ob ihr Vater ſie nicht vor wenigen Wochen mir verlobte, ob wir nicht eben den Sarg leer fanden, in welchem ſie am Abend des Tages, der zu unſerer Vermählung beſtimmt war, ſcheinbar zu Grabe getragen ward. Ihr Anblick heute früh erregte meinen Argwohn, von meinen Freunden begleitet eilte ich augenblicklich nach Caſtello zum Patriarchen, mein ungeſtümes Bitten bewog den edlen Greis, mir das Grabmal öffnen zu laſſen, in welchem ſie beigeſetzt worden war; der Sarg war leer, die Braut entflohen; aber ich habe ſie wieder! ich erneue meine heiligen Anſprüche an die Verlorengeglaubte, und keine Macht auf Erden ſoll mich zwingen, ihnen zu entſagen,“ ſetzte er mit drohenden Blicken hinzu.

Ueberwältigt, feſtgehalten von Filippo's Begleitern, die ihn ſo umringten, daß Niemand ſeiner anſichtig ward, knirſchte Gerardo indeſſen in ohnmächtigem Zorn, und ſtrebte vergeblich ſich loszureißen. Helene lag geiſterbleich, an allen Gliedern zitternd, in ihrem Seſſel zurückgeſunken, halb ohnmächtig da. Schrecken, Erſtaunen, Neubegier hielten Zungen und Bewegung der Anweſenden gefeſſelt, und Paolo wollte die rings umher herrſchende Stille zu ſeiner und ſeiner Kinder Vertheidigung benutzen.

„Ihr Herren und Freunde,“ fing er an; „hört nun auch mich. Ich will es nicht länger zu verheimlichen ſuchen, ja, die junge Braut meines Sohnes iſt Helene, iſt des Signor Pietro unlängſt begrabene Tochter, aber vernehmt, auf welchem wunderbaren Wege ſie ....“

Es war, als ob in dieſem Augenblick ein Zauberſpruch alle Hände entfeſſelte, alle Zungen löſ'te. Alle Gäſte ſprangen von ihren Sitzen auf, jeder verſuchte ſeine eigene Meinung laut werden zu laſſen, wie ehemals auf dem polniſchen Reichstage, und keiner hörte auf den andern, am wenigſten auf Paolo. Tiſche und Stühle wurden im Tumult umgeworfen, fallende Trinkgeſchirre und ſilberne Prachtvaſen miſchten ihr Geklirre in das Gedröhne des donnernden Falles. Aller Stimmen tobten überlaut durch einander, gegen einander, Ermahnungen zur Ruhe, zur Beſinnung, Flüche, Drohungen, wurden in dem immer zunehmenden Tumult unvernehmbar; und hie und da funkelte ſchon ein Schwert, ein blitzender Dolch, halb aus der Scheide gezogen.

„Ruhe! Ruhe im Namen der Republik!“ rief endlich eine kräftige, tiefe, alles übertönende Stimme. Einer der geachtetſten Senatoren, der unter den Gäſten ſich befand, beſtieg mit Hülfe der ihm Zunächſtſtehenden einen hohen Prachtſeſſel, und blickte ernſt und ſtreng auf die wildtobende Verſammlung herab. Alle Blicke wandten ehrerbietig dem edlen Greiſe ſich zu, der angethan mit allen Inſignien ſeiner hohen Stelle im Staate, das mit Silberlocken geſchmückte würdige Haupt zürnend ſchüttelte, und alle vorhin ſo überlaute Zungen verſtummten.

„Was ſoll das Lärmen, das Toben, im ehrenwerthen Hauſe einer unſerer würdigſten Mitbürger!“ hub er an. „Wer darf auftreten und ſagen, Signor Paolo habe jemals nur auf die entfernteſte Weiſe einer Handlung ſich verdächtig gemacht, die ihn den Augen ſeiner Mitbürger als des unbeſchränkteſten Vertrauens unwürdig zeigen könnte. Bis auf den heutigen Tag hat er es im vollſten Maaße genoſſen und verdient, deshalb dürfen wir es ihm auch jetzt nicht entziehen, wenn gleich hier in dieſem Saal, unter unſern Augen, ſich ein Ereigniß entwickelt hat, das mit Recht unſer höchſtes Erſtaunen erregte. Dieſes Ereigniß und die wunderbaren Umſtände, die es begleiten, erſt völlig aufzuklären und dann darüber zu entſcheiden, gehört aber nicht für dieſe zwar ehrenwerthe, aber doch nicht zu dergleichen ernſter Unterſuchung befugte Verſammlung; ſie gehört vor einen höhern Richterſtuhl. Nochmals alſo gebiete ich Ruhe im Namen des hohen Senats unſerer Republik, den zu vertreten mir, als einem Mitgliede deſſelben, hier zukommt. Als vertrautem Freunde des abweſenden Pietro fühle ich mich aber auch befugt und verbunden, ſeine Tochter unter meinen beſondern Schutz zu nehmen. Bis zum Ausgange dieſer Angelegenheit darf ſie mit keiner der um ſie ſtreitenden Partheien Umgang pflegen; in meinem Hauſe, ſorglich von meiner Gemahlin gehütet und gepflegt, ſoll ſie die Entſcheidung des Senats in Ruhe, Einſamkeit und fern von jedem Verkehr außer demſelben abwarten, dafür bürge ich mit meinem

Ehrenwort. Donna Beatrix,“ ſetzte er hinzu, indem er an eine ſtattliche Matrone ſich wandte, die ſchon früher der zitternden verlaßnen Helene ſich genähert hatte, „ſorge, daß die ſchöne Braut zweier Verlobten ſogleich in einer Gondel nach unſerm Hauſe geführt werde, begleite ſie, laß ſie nicht aus den Augen, ſorge für ſie, als wäre ſie unſer eignes Kind, denn ſie iſt die Tochter meines Freundes.“

Der Befehl des würdigen Greiſes wurde ohne Widerrede erfüllt, Helene halb ohnmächtig hinausgetragen, und mehrere der angeſehenſten aus der Geſellſchaft begleiteten ſie, um ſie vor möglichen Beleidigungen von Seiten des das Haus umwogenden Volkes zu ſchützen. Denn ein dunkles Gerücht von dem, was ſich in demſelben ſo eben ereignete, hatte ſchon unter der großen Anzahl Menſchen ſich verbreitet, welche das Kirchweihfeſt aus allen Theilen der Stadt, in dieſes Quartier derſelben heute verſammelte.

Der Alte wartete die durch Helenens Entfernung momentan entſtehende Unruhe eine Weile ab, dann wandte er ſich dem obern Ende der

Tafel zu, um auch die beiden Hauptperſonen dieſes Zwiſtes zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen.

„Gerardo! Filippo! tollkühne Jünglinge,“ hub er an — doch weder Gerardo noch Filippo waren mehr zu erblicken, beide waren gleich beim erſten Anfange des Tumultes aus dem Saale verſchwunden, Niemand wußte zu ſagen wie oder wann. Zwei von denen, die mit Filippo hier eingedrungen, die einzigen von ihnen, die noch zugegen waren, behaupteten dreiſt, nicht zu wiſſen, was aus den Vermißten geworden ſey; die Gäſte ſahen, verwundert über das unerklärliche Verſchwinden derſelben, einander an, keiner hatte ihre Entfernung bemerkt.

„Mord! Mord!“ rief Paolo, „mein Sohn iſt in die Hand ſeines grimmigſten Feindes gefallen, mein Sohn wird ermordet und keiner iſt da, der ihm beiſtände!“ Verwirrt, betäubt von der Macht des mitten in der Freude ſo plötzlich auf ihn eindringenden Unheils, durch alles, was um ihn her vorgegangen war, faſt ſeiner Sinne beraubt, zerraufte er ſeine grauen Haare, blickte wild um ſich her: „rettet ihn, rettet meinen Gerardo,“ rief er unaufhörlich, „ſteht einem alten Vater bei, deſſen Kraft Angſt und Schrecken lähmen.“

Und von Neuem füllte Geſchrei und lautes Toſen den Saal, einige ſeiner Freunde ſuchten den troſtloſen Paolo zu beruhigen, andere riefen ebenfalls Mord und Hülfe, alle wogten endlich dem Ausgange des Saales zu, einige unter Drohungen und Geſchrei, wenige mit ruhiger Beſonnenheit. Der würdige Greis, der in dieſem allgemeinen Sturm das Ruder zu führen übernommen hatte, bemühte ſich vor Allem, dem troſtloſen Vater alle Beruhigung zu gewähren, die in ſeinen Kräften ſtand, empfahl ihn der Obhut und Vorſorge ſeiner Diener und einiger bewährten Freunde, die er überredete, bei ihm zu bleiben, und verließ erſt ganz zuletzt das Haus, um die Anſtalten, die ſeine Stellung im Staate ihm darbot, zur ſchleunigen Auffindung der Vermißten zu treffen.

Dieſe ſtanden indeſſen ſchon längſt auf einem abgelegenen, einſamen Felde in der Nähe der Stadt, kampffertig einander gegenüber. Unerachtet des anfänglich gewaltig tobenden Lärmens im Saal, waren die bittern Vorwürfe und Anklagen, welche gerechter Zorn dem in allen übrigen Bewegungen gehemmten Gerardo auspreßten, doch bis zu Filippo durchgedrungen. „Meuchelmörder, elender Feigling,“ hatte Gerardo gerufen, als er ſo widerrechtlich ſich überfallen und feſtgehalten ſah, „darfſt Du es wagen, auf Helenens Beſitz Anſprüche zu machen? Zeige erſt zuvor Dich ihrer würdig, wage es Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert mir gegenüber zu ſtehen, ehe Du Dich dergleichen erkühnſt.“

Filippo, wenn gleich von wilder Leidenſchaft hingeriſſen, war dennoch nicht unedler Natur. Er konnte nicht umhin, das Gerechte dieſer Worte tief zu fühlen und trat ſeinem Feinde näher. „Es gilt,“ ſprach er, nur ihm vernehmbar, „Kampf um ſie auf Leben und Tod?“

„Auf Leben und Tod!“ erwiederte Gerardo mit wilder Freudigkeit.

„Dort hinaus können wir nicht, weißt Du einen andern Ausgang aus dieſem Saal?“ fragte Filippo.

„Laß mich frei, ich führe Dich,“ war die Antwort.

Gerardo wurde auf einen Wink Filippo's

losgelaſſen. Die den Letztern begleitenden Freunde umringten Beide ſo, daß Niemand bemerken konnte, was ſie vornahmen, und überdem war alles dem andern Ende des Saales zugewendet, oder mit ſich und ſeinem Nachbar beſchäftigt.

Ungeſehen und unbemerkt gelangten ſie durch eine nahe verborgene Thüre, deren künſtliches Schloß Gerardo zu öffnen verſtand, in ein jetzt völlig leer ſtehendes Bedientenzimmer. Gerardo fand dort einen Mantel, den er über ſeine prachtvoll glänzende Kleidung warf, welche die Aufmerkſamkeit der um das Haus verſammelten Menge hätte auf ſich ziehen können, ſo führte er ſeine Begleiter an eine Seitenthüre deſſelben, wo er mit Filippo eine Gondel beſtieg, während die Freunde des Letztern, die bis dahin ihm gefolgt waren, auf ſein Verlangen zurückblieben.

Stumm und finſter ſaßen Gerardo und Filippo einander gegenüber, bis ſie an dem von ihnen zum Landen beſtimmten Ort ausſtiegen, und dann auf Umwegen den Platz aufſuchten, den ſie, ſeiner Abgelegenheit wegen, zur Ausführung ihres Vorhabens ſich erwählt hatten.

„Alſo Kampf um die Braut, ehrlicher Kampf auf Leben und Tod, dem Sieger bleibt Helene, des Gefallnen wird nicht weiter gedacht,“ ſprach Filippo.

„Nur einer von uns verläßt lebend dieſe Stätte, Kampf auf Leben und Tod,“ erwiederte Gerardo.

Die Schwerter flogen aus der Scheide. Filippo wie Gerardo waren geübte Fechter, glühend vor Liebe und Zorn fochten Beide um Liebe und Leben, mit gleichem Muth, gleichem Geſchick und gleicher Kraft. Beide bluteten ſchon aus mehreren Wunden, doch keine derſelben ſchien entſcheidend, und der Anblick des eignen wie des feindlichen Blutes vermehrte nur ihre Kampfbegier und ihre gegenſeitige Erbitterung.

„Halt, im Namen der Republik!“ rief in einem wahrſcheinlich entſcheidend werden wollenden Augenblick eine ſtarke Stimme, und eine bedeutende Anzahl bewaffneter Polizeidiener warf ſich zwiſchen die Kämpfenden. Hier half kein Widerſtreben, ſie ſahen ſich übermannt, und mußten, ohnerachtet alles Sträubens, vor dem ſchon verſammelten Rath der Zehne ſich führen laſſen. Ernſtlicher Widerſtand wäre hier vergeblich geweſen, ſie hätten durch solchen nur eines Hauptverbrechens gegen den Staat ſich ſchuldig gemacht, das zum wenigſten ewige Verbannung nach ſich ziehen mußte. Ihre Freunde, ſo viele deren auch ausgegangen waren ſie zu ſuchen, hatten ſie nicht auffinden können, aber das Auge der ausübenden Gerechtigkeit war ſchon in jener Zeit in Venedig allſehend und allgegenwärtig.

Der verſammelte Senat ſtellte es in ihre Wahl, entweder ſogleich auf unbeſtimmte Zeit ins Gefängniß abgeführt zu werden, oder einen Schwur abzulegen, daß ſie den noch zur rechten Zeit unterbrochnen Zweikampf nicht wieder erneuern, ſondern friedlich, wie es rechtlichen Bürgern ziemt, die Entſcheidung ihres Zwiſtes den Geſetzen und der Weisheit ihrer Obrigkeit überlaſſen wollten.

Die jungen aufgebrachten Gemüther ſträubten ſich zwar lange dagegen, aber vergeblich, ſie mußten widerwillig nachgeben, reichten ſchweigend mit abgewandtem Geſicht einander die Hände, weil es verlangt ward, und gingen dann nach Hauſe, ihre Wunden ordentlich verbinden zu laſſen. Gerardo aber eilte vor Allem zu ſeinem

Vater, um dieſen zu beruhigen, und Helenens Schickſal zu erfahren.

Was er von der ihretwegen getroffnen Einrichtung vernahm, erfreute ihn wenig, auf unbeſtimmte Zeit von ihr getrennt, ſollte er leben, ohne ſie zu ſehen; aber auch dieſes Mal mußte er in das Unabänderliche ſich endlich ergeben. Nur die Hoffnung blieb ihm zum Troſt, daß der Prozeß, den Filippo ſchon am folgenden Tage gegen ihn einleitete, unmöglich lange unentſchieden bleiben könne, und ſein Nebenbuhler gar bald mit ſeinen ungegründeten Anſprüchen auf Helenens Beſitz zurückgewieſen werden müſſe.

Aber es ging damit lange nicht ſo ſchnell, als Gerardo es erwartet hatte. Wochen vergingen, ohne daß er von der Geliebten mehr erfuhr, als daß ſie noch lebe; ſo ſtrenge hielt ihr jetziger Beſchützer auf ſein Ehrenwort, das er gegeben, ihr mit keinem, der zu den um ſie ſtreitenden Partheien gehöre, den mindeſten Umgang zu erlauben. Selbſt Gerardo's Schweſter wurde die Erlaubniß, ſie zu beſuchen, verſagt, und auch die Amme durfte ſie nicht ſehen, die vor Sehnſucht und Ungeduld, ihr geliebtes Kind wieder in ihre

Arme zu ſchließen, brannte, ſeit das Gerücht von der wunderbaren Wiederbelebung deſſelben bis zu ihr gedrungen war. Die arme Helene verging faſt in ihrer engen Abgeſchloſſenheit vor Sehnſucht nach Gerardo und ihren Freunden, obgleich es ihr übrigens wohl ging, und die gute Donna Beatrix ſich alle nur erſinnliche Mühe gab, ſie zur Geduld und Ergebung zu ermahnen, und ihren Muth aufrecht zu erhalten.

Zwar hatte Filippo zur Begründung ſeiner Anſprüche an Helenen nichts weiter anzuführen, als daß ihr Vater nach allen Gebräuchen des Landes ſie ihm förmlich verlobt habe, daß ſogar der Tag der Vermählung ſchon angeſetzt und alle Anſtalten zur Feier derſelben getroffen geweſen wären, und daß nur Helenens ſcheinbarer Tod die Vollziehung derſelben damals verhindert habe. Gerardo behauptete dagegen, ſchon weit früher, zwar heimlich, doch nach den Geſetzen der Kirche, durch das heilige Sakrament der Ehe mit ihr verbunden geweſen zu ſeyn, wodurch jede ſpätere Verlobung von ſelbſt ungültig werden müſſe, hatte aber keine Zeugen zur Bekräftigung dieſer Behauptung. Der Prieſter, der ihn getraut hatte, war in Geſchäften ſeines Kloſters auf einer langwierigen Reiſe begriffen, Carlos ſchon auf dem Wege nach Neapel, und das Zeugniß der Amme wurde von den ſtrengen Richtern verworfen, weil dieſe, als Vermittlerin eines heimlichen Liebeshandels hinter dem Rücken des Vaters des ihr anvertrauten jungen Mädchens, eher Strafe als Vertrauen verdiene. Der Verdacht, daß Helene abſichtlich und künſtlich ſich den Anſchein des Todes zu geben gewußt, ſchmerzte Gerardo am tiefſten, aber auch dieſen, den er laut ausſprechen hörte, vermochte er nicht von ihr abzuwenden. Carlos, der einzige Augenzeuge ihrer wunderbaren Errettung aus Grabesbanden, war fern, und das Zeugniß der Mutter deſſelben war ungültig, weil auch ſie von einer ſo kunſtreichen Schauſpielerin ſich hatte täuſchen laſſen können. So blieb denn ihm wie Helenen nichts weiter übrig, als geduldig die zu hoffende Ankunft des Signor Pietro und des treuen Carlos zu erwarten, die hoffentlich alle Zweifel und Zwiſtigkeiten heben und die Liebenden einander wiedergeben ſollte.

Endlich, nach langen Wochen des bänglichſten Harrens, die den Liebenden zu Jahren ſich ausdehnten, erſchien die frohe Nachricht von der nahen Ankunft der Erwarteten. Mit hochklopfenden Herzen, getheilt zwiſchen Furcht und Hoffen, eilte Gerardo dem Vater ſeiner Helene entgegen. Dieſer hatte ſich zwar vorgenommen, ſich anfänglich etwas hart zu ſtellen, und dem ihm aufgedrungenen Schwiegerſohn die Vorwürfe nicht ganz zu ſchenken, die er in einiger Hinſicht auch verdiente, doch als dieſer nun in der demüthigſten Stellung wirklich vor ihm ſtand und er die edle Geſtalt des ſchönen Jünglings recht in's Auge faßte, da hielt ſein Herz ſich nicht länger; er ſah in ihm nur noch den Erretter ſeines geliebten Kindes, und ſchloß unter Freudenthränen ihn in ſeine Arme, nannte ihn ſeinen geliebten Sohn und verlangte von ihm, ſogleich zu Signor Paolo geführt zu werden. Signor Paolo fühlte durch dieſes zuvorkommende Betragen ſich geſchmeichelt, der alte nur zu lange zwiſchen ihnen beſtandene Groll wurde von Stunde an der Vergeſſenheit übergeben; beide umarmten einander, nannten ſich Brüder, und überboten einander nun im Beſtreben, das Glück ihrer Kinder recht dauernd und glänzend zu begründen.

Pietro's entſcheidende Gegenwart, Carlos Zeugniß für die wirklich vollzogene Trauung des liebenden Paares, ſein einfacher Bericht von Helenens wunderbarer Wiederbelebung, vernichteten Filippo's ungerechte Anſprüche und gaben die lange Getrennten einander wieder; ein zweites nicht minder prachtvolles Hochzeitsfeſt, als das erſte geweſen war, wurde in Pietro's Hauſe gefeiert, von keinem widrigen Ereigniß geſtört; tauſend buntfarbige Lampen, Kränze und Blumengewinde ſchmückten dabei den über und über mit reichen Teppichen bekleideten Balkon der Liebenden, ſie mußten unter dem lauten Geſchmetter der Pauken und Trompeten ſogar Hand in Hand auf denſelben hinaustreten, um ſich dem unten in großen Maſſen verſammelten Volke zu zeigen, denn das an das mährchenhafte grenzende Geſchick des jungen Paares hatte die Aufmerkſamkeit von ganz Venedig erregt, und Jedermann war begierig, die dem Grabe entriſſene Braut nebſt dem Glücklichen, der ihre wunderbare Errettung vollbracht, in ihrer Freude zu ſchauen.

Glückwünſche, Segnungen, Prophezeihungen eines von nun an unwandelbar freudigen Lebens begleiteten Gerardo und Helene, als ſie ſich in das Innere des Hauſes wieder zurückzogen, und die Zukunft brachte ſie alle in Erfüllung. Nie gab es ein in jeder Hinſicht glücklicheres Paar; oft beſprachen ſie ſich mit der Amme, die Helenen in ihren neuen Hausſtand hinüber begleitete, über die Unglücksfälle, die ſie früher überſtanden, aber ſie ſchienen ihnen völlig unbedeutend gegen ihre gegenwärtige Seligkeit, die jeder in Eintracht und Liebe verlebte Tag noch erhöhte. Die Väter ſahen ſich noch, lange vor ihrem Scheiden aus dieſer Welt, von muntern Enkeln umſpielt, die ihnen die ſichere Hoffnung auf das fortblühende Beſtehen ihrer Häuſer gewährten, und als ſie endlich die alten müden Augen ſchloſſen, ließen ſie ihre Kinder in Reichthum und hohem Anſehen, geachtet und geliebt von allen, die ihnen nahe ſtanden, zurück.

Vielen, wahrſcheinlich allen Leſern dieſer Novelle, wird während des Leſens Shakeſpeare's Romeo und Julie eingefallen ſeyn, und hat ſie vielleicht bewogen, dieſe für eine ungeſchickte oder wenigſtens zu gewagte Nachahmung jenes Meiſterwerks des unſterblichen Dichters zu erklären. Die Grundzüge und Hauptbegebenheiten derſelben ſind aber dem alten Meiſter Bandello nachgebildet, der an hundert Jahre vor Shakeſpeare lebt, und der nach ſeiner gewohnten, in unſern Tagen aber nicht mehr anſprechenden Art, ſie breit und zugleich ſkizzenhaft erzählt, ſich aber auch für die Wahrheit des Ereigniſſes ſelbſt verbürgt, das ihr zum Grunde liegt, von dem er behauptet, daß mehrere darauf Bezug habende Dokumente, noch in ſeinen Tagen, in den Archiven des geſtrengen Magiſtrats von Venedig aufbewahrt wurden. Warum ſollte aber auch damals, wo man in Italien oft ſchon zwölf Stunden nach ihrem Ableben die Todten in's Grab legte, ein ſchauderhaftes Erwachen in demſelben ſich nicht öfters ereignet haben?

Bandello fügt ſeiner Novelle noch die Moral hinzu, daß das blinde Glück, im Umſchwunge ſeines ſtets drehenden Rades, ſein Spiel mit uns treibe, und, obgleich immer unbeſtändig, doch in Liebesſachen am aller unbeſtändigſten ſich zeige; deshalb dürfe aber dennoch der Menſch nie verzweifeln, weil wir oft das, was wir im Leben als auf immer verloren beweinen, dennoch gerade im nämlichen Augenblick gewinnen, wo wir alle Hoffnung aufgeben, es jemals erreichen zu können.

Möge denn dieſe tröſtliche, dem alten Meiſter nachgeſprochene Lehre diejenigen verſöhnen, die über das glückliche Ende einer Begebenheit zürnen, die ſie nur im höchſten tragiſchen Licht zu ſehen gewohnt ſind.

Haß und Liebe.

Auf den reichen, rebenumkränzten Ufern der prächtigen Garonne blühte Jahrhunderte hindurch in fürſtlichem Glanze, das edle Haus des Grafen von Artaban, deſſen letzter trüber Sprößling ich bin. In ununterbrochner glänzender Reihe vererbten ſein Anſehen im Lande, ſeine mit jedem Jahre ſich mehrenden Reichthümer, ſich vom Vater zum erſtgebornen Sohne. Zu Folge uralter Familienverträge waren die jüngern Söhne blos an die Milde des älteſten Bruders gewieſen; ſie mußten den Freuden einer glücklichen Ehe entſagen, und im Felde der Ehre, oder im Dienſte der Kirche, ihr Fortkommen ſuchen. So nahm der alte Stamm fortwährend an Macht und Anſehen zu, ſeine Beſitzungen verbreiteten ſich ins Unüberſehbare; zahlreiche Dörfer, Städtchen und Schlöſſer ruhten in ſeinem gewaltigen Schatten, denn keine Nebenſprößlinge durften ſeiner Wurzel entkeimen, und einen Theil ihrer Kraft ihm entziehen.

Mein Aeltervater war der einzige Sohn ſeiner Eltern, und der Glanz ſeines Hauſes hatte zu ſeiner Zeit den höchſten Gipfel erreicht. Er ſelbſt lebte in fürſtlicher Pracht, wie es bei ſeinen Reichthümern ihm ziemte; ſein Herz war groß, ſeine Hand ſtets bereit, Wohlthaten zu ſpenden, kein Hülfebedürfender ging ungetröſtet von ihm weg, und dennoch überſtieg alljährig ſeine Einnahme bei weitem die Ausgabe. Sein Reichthum mehrte ſich täglich, denn er haßte jede zweckloſe Verſchwendung, und blieb nach dem ruhmwürdigen Beiſpiele ſeiner Vorfahren auf ſeiner Burg, in der Mitte der Seinen. Er mied gern den üppigen Hof, welchen damals Katharina von Medizis um ſich her verſammelte, um wo möglich durch deſſen Glanz ihre Zeitgenoſſen gegen die Greuel zu verblenden, welche bei der ſpäteſten Nachwelt ihr Andenken mit unauslöſchlicher Schande ewig brandmarken werden.

Mehr noch als alle übrigen Güter, die in ſolchem Uebermaaße ihm geſpendet waren, beglückte meinen Aeltervater der Beſitz einer liebenswerthen, innigſt geliebten Gattin. Sie war die Krone ſeines Lebens, und beide ſahen mit frohen Erwartungen dem Zeitpunkt entgegen, in welchem die Geburt eines Erben ihrem Glücke das Einzige zu gewähren verſprach, was ihm noch abging. Doch was iſt die Hoffnung des Sterblichen? Spreu, die im Winde verfliegt.

Keiner ſteht auf Erden ſo hoch, daß nicht die Hand eines feindlichen Geſchicks ihn erreichen könne. Auch mein Aeltervater mußte dieſes erfahren. Seine Gemahlin gab Zwillingsſöhnen das Leben, und ſchloß dann ihr Auge auf immer.

Alle Liebe ſeines weichen reichen Gemüths, wandte von nun an der troſtloſe Gatte ſeinen verwaiſeten Söhnen zu; ſie waren ſein Glück, ſeine Welt, ſein Alles auf Erden. Die Knaben wuchſen rüſtig heran, ihre Schönheit gewann aller Herzen, die vollkommenſte Gleichheit ihrer Züge, ihrer Geſtalt, ihres ganzen Weſens, machte ſie zum Wunder der Gegend umher. Jeder von ihnen war der genaueſte Abdruck des Andern, nur Ein Herz ſchien in Beider Bruſt zu ſchlagen, Ein Geiſt Beide zu beleben. Jeder wußte, was der Andere dachte, lange eh' es ausgeſprochen ward; keiner vermochte ſich zu freuen, wenn ſein Bruder die Freude nicht mit ihm theilte. So wandelten ſie von Kindheit auf ſtets Hand in Hand, und wünſchten nichts weiter, als ſo auch durch's Leben zu gehen, bis ans Ende.

Die Eintracht der Söhne war des Vaters höchſte Freude, kaum wußte ſein Auge Einen von dem Andern zu unterſcheiden, ſein Herz aber wußte dieſes noch weniger, er liebte Beide unausſprechlich; doch keiner war ihm der liebſte.

Die Zeit kam, in welcher der Jüngere der Brüder ſich für die Kirche oder den Degen entſcheiden mußte. Bitterer Schmerz ergriff den Vater, bei dem Gedanken an die von nun an eintretende Verſchiedenheit der Beſtimmung ſeiner Lieblinge. Beide waren in der nämlichen Stunde, mit den nämlichen Anſprüchen ins Leben getreten, und nun ſollte nur einer von ihnen der Güter ſich erfreuen, zu denen, nach den Geſetzen der, keinen Unterſchied dieſer Art anerkennenden Natur, dem Vater Beide gleich berechtigt ſchienen. Sein Herz empörte ſich dagegen, aber er gewann es doch über ſich, ſeine Söhne mit ihrer künftigen ſo verſchiedenen Lage bekannt zu machen, an die keiner von ihnen jemals gedacht hatte. Zugleich forderte er den jüngſten Sohn auf, zwiſchen dem Stande eines Kriegers, oder dem eines Geiſtlichen zu wählen.

Bleiches Entſetzen ſprach ſich bei dieſer Eröffnung, in den Zügen des älteren Sohnes aus. Mit Thränen, mit heißem Flehen, mit jener unwiderſtehlichen Beredſamkeit, die aus dem Herzen kommt, drang er in den Vater, das überreiche Erbtheil zwiſchen ihm und ſeinem Bruder zu theilen. Mit Entzücken ſchloß der alte Graf den Sohn in die Arme, der dem verborgenſten heißeſten Wunſche ſeines Herzens, ſo liebevoll entgegen zu kommen wußte.

Die nöthigen Einrichtungen wurden bald darauf getroffen. Der Antheil an den väterlichen Beſitzungen, welchen der Aelteſte erhielt, blieb noch immer ſo bedeutend, daß er den Namen Artaban mit Ehren und unvermindertem Glanze, fortzuführen vermochte. Der jüngere Bruder ward Marquis von Luſſan genannt, und ebenfalls begütert genug, um ein, ſeinem Range und Stande angemeſſenes Leben ſorgenfrei und ehrenvoll zu führen. Beide Brüder vermählten ſich bald darauf mit zwei Schweſtern aus einem ebenbürtigen Hauſe.

Der Vater blieb noch lange ein ſeliger Zeuge der nie getrübten Eintracht ſeiner Söhne, und ihres ſeltnen, auf reine Jugendliebe gegründeten häuslichen Glücks; bis er in ſehr hohem Alter, in ihren Armen zu ſeinen Vätern hinüber ſchlummerte.

Der Tod des alten Grafen führte keine Veränderung in dem gegenſeitigen Verhältniſſe der Brüder herbei; ihre Beſitzungen gränzten an einander, ſie ſahen ſich täglich, und lebten oft Wochenlang im nämlichen Haushalte bei einander. Jedem von ihnen war, noch bei Lebzeiten ihres Vaters, nur ein Sohn geboren, übrigens blieb Beider Ehe kinderlos. Die Knaben waren im Alter einander vollkommen gleich, und die Väter wünſchten nichts ſehnlicher, als die brüderliche Liebe, welche ihnen Beiden von Jugend auf eine Quelle unſäglichen Glückes geweſen war, auch ihren Söhnen, als ſchönſtes, reichſtes Erbe einſt zu hinterlaſſen.

Um dieſen lobenswerthen Zweck zu erreichen, beſchloſſen ſie ihre Söhne, von der früheſten Kindheit an, in der engſten Gemeinſchaft mit einander aufwachſen zu laſſen, vollkommen ſo, als ob ſie wirklich Brüder wären.

Die Knaben bewohnten das nämliche Zimmer, dieſelben Lehrer wurden Beiden zugegeben, unzertrennlich in ihren Arbeitsſtunden, wie bei ihren Vergnügungen, erhielt keiner den mindeſten Vorzug vor dem andern. So hatten ihre Väter ihre beglückte Jugend mit einander zugebracht, und ihre gegenſeitige Zuneigung war mit jedem Tage gewachſen; ſo hofften ſie auch, durch Gewöhnung die Liebe ihren Söhnen mitzutheilen, durch welche die Natur einſt ſie ſelbſt, von ihrem erſten Athemzuge an, auf das innigſte mit einander verzweigt hatte.

Doch leider darf der Menſch, der Staubgeborne, nur ſelten ungeſtraft es wagen, der Natur auf ihren dunkeln geheimnißvollen Wegen nachſchreiten zu wollen. Das erfuhren die beiden Brüder. Sie beabſichtigten das Beſte, und brachten das Fürchterlichſte hervor; ſie wollten Liebe den jungen Herzen ihrer Kinder einpflanzen, und legten damit den Keim zum bitterſten Haß, zu tödtlicher Verfeindung, welche die zeitlebens entzweite, die ſie, ohne die Natur dabei zu befragen, beſtimmt hatten, in treuer Anhänglichkeit, einander ewig ergeben zu ſeyn.

Nicht jene Gleichheit des Gemüthes, der Geſtalt, der geiſtigen Anlagen war den Söhnen zu Theil geworden, welche Jeden der beiden Väter, von früher Jugend an bis in's graue Alter, zum Spiegelbilde des Andern gemacht hatte. Der junge Luſſan allein war im Aeußern wie im Innern das Ebenbild deſſen, was die Zwillingsbrüder in ihrer Jugend geweſen waren. Die Leichtigkeit, mit der er ſowohl in ritterlichen Uebungen, als in den Stunden ernſteren wiſſenſchaftlichen Unterrichts ſich auszeichnete, erwarb ihm täglich neues Lob, und die innigſte Zuneigung ſeiner Lehrer. Seine, aus der Tiefe eines edlen Gemüths entſpringende Freundlichkeit, ſelbſt gegen den geringſten der Diener, ſeine ſchöne hohe Geſtalt, die über ſein ganzes Weſen verbreitete Anmuth, die Beſcheidenheit, mit der er ſo viele innere und äußere Vorzüge zu tragen wußte, machten ihn zum vorgezognen Liebling Aller, die ihm nahten.

Anders ſtand es um den jungen Artaban. Nicht nur im Aeußern hatte die Natur ihn weit ſtiefmütterlicher behandelt als ſeinen Vetter, ſie hatte ihm auch jene ſchnelle Faſſungsgabe, jene angeborne Leichtigkeit und Grazie in ſeinen Bewegungen verſagt, die dem jungen Luſſan alles das erleichterten, was dem jungen Artaban unendlich ſchwer ward zu erringen. Der Stolz des Letztern verleitete dieſen jedes Lob, was ſeinem Vetter ertheilt wurde, als eine, ihm ſelbſt erzeigte Ungerechtigkeit zu empfinden. Er ſah mit ſchmerzlichem, innerm Widerſtreben, wie ſehr er hinter dem überall Vorgezogenen zurück bleiben mußte, und ſein ſtörriger und harter Sinn ſuchte dieſes, auf die abſtoßendſte Weiſe, an jedem zu rächen, der ihm in den Weg kam. Die natürliche Folge davon war, daß er überall geflohen wurde, während man ſeinen Nebenbuhler freudig aufſuchte; und ſo entſtand nach und nach die grimmigſte Eiferſucht in ſeinem jungen Gemüth, und ging bald in verzehrenden Haß, in tiefe Erbitterung gegen den über, welchen er als den Urheber aller dieſer ihm erzeigten Unbill betrachtete. Er war noch zu jung, um ſo wilde Leidenſchaften in ſeinem Innern verſchließen zu können; ſie äußerten ſich täglich auf die empörendſte Weiſe;

er häufte abſichtlich Beleidigung auf Beleidigung, gegen den ihm tödtlich Verhaßten, ſuchte und fand immer neue Veranlaſſungen zum Streit, und wurde faſt jedes Mal dafür von ſeinen Eltern und Lehrern nach Verdienſt beſtraft. Dieſe Strafen erbitterten ihn noch mehr, weil er ſie als Ungerechtigkeiten anſah, und ſo ſchlugen Neid, Haß, Durſt nach Rache immer tiefere Wurzeln in dem jungen Herzen, indem ſie es jeder ſanften Empfindung verſchloſſen.

Heftiger gereizt als jemals, brach er einſt in der Einſamkeit in laute Klagen, in heftige Verwünſchungen ſeines Schickſals aus, und ſchwur ſeinem Todfeinde ewige Rache. Da trat zur üblen Stunde ein alter Hausintendant ſeines Vaters zu ihm, ein kriechendes Weſen, ſeit langen Jahren wohl vertraut mit allen Angelegenheiten der Familie, das von jeher ſuchte, um des eignen Vortheils willen, ſeinem Herrn auf jede Weiſe zu ſchmeicheln. Dieſer Menſch war der einzige im Hauſe, der in tiefer Unterthänigkeit dem jungen Artaban in allem Recht gab, weil er in ihm ſchon ſeinen künftigen Gebieter verehren zu müſſen glaubte, und war daher auch von dieſem wohl gelitten. Er eilte auch jetzt, ſeinen jungen Herrn zu beruhigen, und zwar auf die allerkräftigſte Weiſe, indem er ihn auf die Zeit hin vertröſtete, in der er einſt unumſchränkt auf ſeinen Gütern gebieten würde.

Erwartet dieſen glorreichen Tag nur mit Geduld, mein junger edler Graf, er wird ſicher nicht ausbleiben, ſprach der Alte; der übermüthige Herr Vetter ſoll klein genug werden, denn es liegt dann ganz in Eurer Hand, ihn zur gebührenden Strafe zu ziehen. Kein Acker Landes darf ihm bleiben, als Bettler muß er von hinnen ziehen, wenn Ihr es ſo wollt; denn alle Beſitzungen ſeines Vaters ſind von Gottes und Rechtswegen Euer Eigenthum. In Euerem Familien-Archive getraue ich mir die bündigſten Beweiſe aufzufinden, daß Euer hochſeliger Großvater keineswegs berechtigt war, mit einem Theil der dem alten Stammhauſe angehörenden Güter, einen jüngern Zweig deſſelben zu begaben.

Dieſe unſeligen Worte wurden der Quell unſäglichen Unheils, denn der junge Graf vergaß ſie nie, und brütete von nun an Tag und Nacht über Plänen künftiger Rache.

An welchen Fäden hängt unſer Leben! Der niedere, kriechende Geiſt eines Dieners vermochte in einer einzigen Minute das zu zerſtören, was Liebe erbaute und viele Jahre lang gepflegt hatte, und das Glück, das Daſeyn kommender Generationen eines uralten edlen Hauſes, vernichtete ein einziger Hauch.

Der durch die eben erhaltenen Eröffnungen des Alten neubelebte Uebermuth und Haß des jungen Grafen ſtieg jetzt zu einer völlig unerträglichen Höhe, und die Eltern beider Jünglinge ſahen ſich endlich, wenn gleich mit tiefem Schmerz, genöthigt, ihre Söhne von einander zu entfernen, denn deren, mit jedem Tage ſich mehrende Uneinigkeit, drohte zuletzt fürchterliche, blutige Folgen nach ſich zu ziehen. Viele Jahre vergingen, ohne daß ſie einander zu Geſicht bekamen; Beide vermählten ſich früh, mit Zuſtimmung ihrer Eltern; ich wurde geboren und blieb das einzige Kind des jüngern Grafen von Artaban, die Ehe des jüngern Marquis von Luſſan war mit mehreren Kindern geſegnet, doch alle ſtarben bis auf eine einzige Tochter.

Tiefer Kummer, über die fortwährende Uneinigkeit, zwiſchen ſeinem Sohne und dem des noch immer heißgeliebten Bruders, verkürzte die Tage meines Großvaters, des ältern Grafen von Artaban. Der Tod vermochte nicht auf lange Zeit die zu trennen, welche das Leben mit dem erſten Athemzuge ſo innig vereint hatte; der ältere Marquis von Luſſan folgte dem geliebten Bruder nach wenigen Tagen, und beide, welche einſt in Einer Wiege geruht hatten, theilten jetzt auch Ein Grab mit einander. Ihre Frauen waren ihnen ſchon früher vorangegangen, und ſo war nun der Zeitpunkt gekommen, in welchem niemand meinen Vater mehr hindern konnte, die längſt erſehnte Rache an ſeinem Todfeind rückſichtslos zu üben.

Der alte Intendant lebte noch lange genug, um ſein Verſprechen zu löſen, und ſeinem neuen Herrn Dokumente aus dem Archive vorzulegen, welche dieſen in den Stand ſetzten, wenigſtens einen Rechtshandel gegen den Marquis von Luſſan einzuleiten, der nichts geringeres beabſichtigte, als ihn aller ſeiner Beſitzungen zu berauben, und an den Bettelſtab zu bringen. Vergebens ſuchte Luſſan meinen Vater zu einem billigen Vergleiche zu bewegen, alle ſeine dahin abzweckenden Vorſchläge wurden mit bitterem Hohne verworfen; ein unglücklicher Zufall kam endlich noch hinzu, die Erbitterung meines Vaters auf einen Grad zu ſteigern, der keine Hoffnung einer möglichen Verſöhnung mehr übrig ließ.

Beide, der Marquis von Luſſan und mein Vater, jagten am nämlichen Tage in ihren Wäldern, gerade da, wo die Grenze derſelben hart an einander ſtieß; beide verloren ihr Gefolge aus dem Geſicht und trafen, ohne alle Begleitung, mitten im dunkeln Walde zuſammen.

Sie hatten ſeit Jahren einander nicht geſehen, und meines Vaters Blut wallte hoch auf vor Zorn beim Anblick ſeines Feindes. Er rief ihm einige höhnende Worte über ſeinen nahenden Fall zu, die jenen ſo bitter trafen, daß er der ihm ſonſt eignen ſchonenden Sanftmuth darüber vergaß, und ſie im nämlichen Tone erwiederte. Beide griffen zu den Waffen; ein wüthender Zweikampf begann, doch Luſſan's glücklicher Stern waltete noch immer über ihm; es gelang ihm, meinen Vater zu entwaffnen, und nach Siegers Gebrauch forderte er ihn jetzt auf, um ſein Leben zu bitten. „Stoß zu!“ rief mein Vater im Wahnſinne des Zorns, „ſtoß zu! ein Leben, das ich Dir verdanken müßte, wäre mir ſo verhaßt, wie Du ſelbſt es mir biſt.“ Luſſan betrachtete meinen Vater mit einem recht ſchmerzlichen Blick. Du ſollſt dennoch das Leben von meiner Hand zum Geſchenk nehmen müſſen, erwiederte er ihm, warf ſeinen Degen ihm hin, beſtieg ſein Pferd, und ritt davon.

Das Benehmen ſeines edlen Feindes hätte meinen Vater vielleicht verſöhnen können, aber er fühlte in ſeinem Innern, daß er, an ſeiner Stelle, dieſen Sieg ganz anders benutzt haben würde; und der Gedanke, den Verhaßten noch immer in jeder Hinſicht über ſich zu ſehen, empörte ſein, der wildeſten Leidenſchaft hingegebenes Gemüth nur noch mehr. Rache ſchnaubend kehrte er nach ſeinem Schloſſe zurück; ein Brief, den er dort vorfand, goß Oel in die Flamme, und verſetzte ihn in wahrhaft grauenvolles Entzücken.

Jetzt habe ich Dich, ſcheinheiliger Verräther! rief er, ſobald er das Schreiben geleſen hatte, das ein meiner Mutter nahe verwandter Abt, aus einem Kloſter am Fuße der Pyrenäen, an ihn abgeſandt hatte; jetzt habe ich Dich, und Du ſollſt mir nimmer entrinnen, ich ſchwöre es bei — — meine Hand zittert, ich vermag es nicht, den furchtbaren Eid nachzuſchreiben, durch welchen mein Vater damals mich, ſeinen einzigen Sohn, ohne es zu ahnen, dem Untergange weihte.

Während dem Lauf jener früheren Begebenheiten war ich indeſſen zum Jünglinge herangeblüht; meine häusliche Erziehung war vollendet, und mein Vater hatte mich, nach gewohntem Gebrauch, einige Jahre in fremden Ländern zubringen laſſen. Mit leichtem Blute, reinem Herzen, und jugendlich frohem Sinne, kehrte ich bald nach jener unglücklichen Jagdparthie in das väterliche Haus zurück. O hätte ich es nimmer wieder geſehen!

Mein Vater berief mich bald nach meiner Ankunft zu ſich in ſein Kabinet. Dort eröffnete er mir, daß jener uns verwandte Abt mehrere unſerer wichtigſten Familiendokumente in dem Archive ſeines Kloſters aufgefunden habe, welche von unſern Vorfahren, während der traurigen Bürgerkriege, die damals Frankreich zerrütteten, in jenes abgelegene Thal, am Fuße der Pyrenäen, in Sicherheit gebracht worden wären.

Es befindet ſich unter dieſen Dokumenten eins, ſetzte mein Vater hinzu, an welchem mir mehr liegt als an meinem Leben; denn es kann ganz allein den, gegen Luſſan, den Erbfeind unſers Hauſes, Jahrelang geführten Proceß, auf der Stelle zu unſerem Vortheil entſcheiden, und ihn zwingen, ſeinen Raub wieder heraus zu geben. Ich bedarf eines ſichern, treuen Boten, um dieſes unſchätzbare Pergament von dort abholen zu laſſen, das mir dazu dienen ſoll, auf das ſchuldige Haupt jenes niedrigen Heuchlers, die längſt verdiente Strafe fallen zu laſſen; und ich habe dich, meinen einzigen Sohn, zu dieſem Auftrage mir erwählt. Es iſt nicht nur Deine heiligſte Pflicht, zur Rache Deines ſchwerbeleidigten Vaters beizutragen, es iſt ſogar auch mehr noch Dein Vortheil dabei im Spiele, als der meinige. Du biſt eigentlich der Beraubte, denn Du biſt jung und wirſt Dich, lange nachdem ich dahin bin, der reichen Güter erfreuen, um die wir auf unerlaubte Weiſe gebracht wurden, und die jetzt wieder unſer werden ſollen. Bedenke, daß alles, was Du in dieſem Geſchäfte vollbringſt, eigentlich für Dich ſelbſt vollbracht wird, und ſtrebe Dich meines Vertrauens würdig zu bezeigen.

Du reiſeſt morgen ab, ſetzte mein Vater hinzu, als er meine Bereitwilligkeit ſah ihm zu gehorchen. Dein Kammerdiener Lorenzo und einer meiner Diener ſollen Dich begleiten, weiter niemand, denn es iſt nothwendig, daß Du unter einem angenommenen Namen reiſeſt, und unterweges ſowohl, als beſonders am Ziele Deiner Reiſe, Deinen eigentlichen Namen und Stand auf das ſorgfältigſte zu verbergen ſucheſt. Niemand darf in jenem abgelegenen Kloſter errathen, wer Du biſt, und dadurch dem Zweck Deiner Reiſe auf die Spur kommen; denn mehrere von deſſen Bewohnern ſind der Frau von Luſſan nahe verwandt, und Dein Leben könnte leicht von ihnen gefährdet werden. Den Mönchen iſt niemals zu trauen, ſie verſtehen mancherlei böſe Künſte, und üben ſie meiſtens ohne Bedenken, wenn es ihrem oder der Ihrigen Vortheil gilt.

Was mein Vater über ſeine Feindſchaft gegen das Haus Luſſan, und den aus dem Untergange deſſelben mir entſprießenden Vortheil zu mir ſprach, machte wenig Eindruck auf mich, denn ich kannte weder Haß noch Eigennutz, aber die, wie mir dünkte, höchſt romantiſche Idee einer Reiſe unter fremdem Namen, gefiel meinem jugendlichen Sinne ungemein. Dabei nahm ich mir auch feſt vor, meines Vaters Befehl auf das Beſte zu vollſtrecken; von meiner Kindheit an hatte ich von dieſem Proceſſe reden gehört, und war, ohne weiter darüber zu grübeln, gewohnt, die Luſſan's als unſre Todfeinde zu betrachten. Ob wir wirklich berechtigt wären ſie zu verfolgen, daran dachte ich in meinem jugendlichen Leichtſinne eben ſo wenig, als an die traurige Lage, in welche dieſe, vielleicht unſchuldige Familie gerathen würde, wenn der Proceß ihr verloren ginge. Ihn zu gewinnen, ſchien mir eine Art Ehrenſache, und dieſer Gedanke ließ keinen andern in mir aufkommen.

Fröhlichen Muthes, trat ich unter einem fremden angenommenen Namen die Reiſe an, und vollendete ſie glücklich, ohne erkannt zu werden. Der Abt lieferte die alten Pergamente mir aus. Sie enthielten in der That alles, was mein Vater bedurfte, um den Marquis von Luſſan von ſeinen Gütern zu vertreiben, und ſie uns anzueignen.

Ich meldete meinem Vater dieſes, und bat zugleich um Erlaubniß, den Rückweg über Bagnieres nehmen, und in dieſem, am Fuße der Pyrenäen höchſt reizend belegnen Badeort, einige Tage verweilen zu dürfen. In der Freude über den glücklichen Ausgang meines Geſchäftes, mochte er dieſes kleine Vergnügen mir nicht verſagen, und ich eilte von ſeiner Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Bagnieres iſt während der Brunnenzeit der Sitz der lebhafteſten Freude, und der zwangloſeſten Geſelligkeit. Gleich am erſten Tage ſtürzte ich jugendlich froh, mich mitten in den Strudel derſelben, flatterte um alle Damen, und bemühte mich jeder etwas Schönes zu ſagen. Ich lebte ja noch in jener glücklichen Jugendzeit, in der man ſich ungeſtraft ein wenig geckenhaft zeigen darf, und wo man ſich ſelbſt für verpflichtet hält an keiner Blume achtlos vorüber zu gehen. Uebrigens behielt ich noch immer mein Inkognito bei, denn, als Graf von Artaban hätte ich weit glänzender, und von einer zahlreichen Dienerſchaft begleitet, hier auftreten müſſen.

Während ich eines Tages mich beſtrebte, die

Aufmerkſamkeit der jungen Damen in der Geſellſchaft auf mich zu ziehen, entſtand im Saale jenes leiſe flüſternde Geräuſch, jene Art von ehrerbietigem Zurücktreten, welche das Herannahen von Perſonen zu verkünden pflegen, die durch Rang oder auf andere Weiſe ausgezeichnet ſind. Auch ich wurde, mitten in meinem fröhlichen Treiben, dadurch aufmerkſam gemacht. Eine Dame mittleren Alters trat in den Saal, eine hohe ſchöne Frau, von edlem vornehmen Anſtande. Ein holdes liebliches Weſen, im erſten Reize der eben friſch erblühenden Jugend, wahrſcheinlich ihre Tochter, ging ihr zur Seite. Wo finde ich Worte für dieſe engelgleiche Erſcheinung! dieſe Süßigkeit und Anmuth des wunderſchönen Geſichts, dieſes reinſte Ebenmaß der Geſtalt, dieſe anſpruchsloſe Grazie, dieſe Beſcheidenheit im Blick und Gang. Ach! ſie war die Krone der Schöpfung, die Welt ſah nie ihres Gleichen!

Mein erſter Blick auf ſie entſchied über mein ganzes künftiges Leben, das fühlte ich mit klarer Ueberzeugung. Meine unbefangene Heiterkeit entfloh, mein nichts und alles ſagendes Geſchwätz verſtummte. Ich ſah nur ſie, mein Auge bewachte jeden ihrer Schritte, jedes Lächeln, jede Bewegung, ſie ſah es wohl und ward erröthend noch ſchöner. Ein allgemeiner Spaziergang wurde unternommen; ſchüchtern wagte ich es mich ihr zur Seite zu drängen, und der Zufall wollte, daß die übrigen Perſonen uns eine kleine Strecke hinter ſich zurück ließen. Ich hätte in dieſem Augenblicke, von niemand belauſcht, wohl zu ihr ſprechen können und ſollen; bei Frauen pflegte es mir ſonſt nie an Gelegenheit zu fehlen, etwas zu ſagen, doch jetzt ſtand mir kein einziges armes Wörtchen zu Gebot.

So lange wir bei der Geſellſchaft geblieben waren, hatten meine Blicke ſie überall verfolgt; mit ihr allein, fehlte es mir an Muth nur das Auge bis zu ihr zu erheben; verſtummend wandelten wir beide neben einander her, bis wir die Geſellſchaft wieder erreichten, die bald darauf für dieſen Tag auseinander ging.

Süße Verwirrung, banges Ahnen, ſchmerzliches Entzücken, die treuen Gefährten der erſten jungen Liebe, begleiteten mich in die Einſamkeit meines kleinen Zimmers. Wohin mein Auge in der Dämmerung deſſelben ſich wandte, ſtand ihr

Bild, und wenn ich es ſchloß, ſo fühlte ich ihre lieben Augen, gleich zweien milden leuchtenden Sonnen, innerlich in dem Herzen meines Herzens. Ich dachte nur ſie, die Namenloſe, ich hatte nicht einmal gewagt, mich bei Andern nach Ihren Verhältniſſen zu erkundigen. Wohl mir, daß ich es nicht that! durch dieſes Verſäumen, hatte ich meinem Leben doch wenigſtens eine Nacht voll ſüßer Träume gewonnen. Schrecken, Entſetzen, der ganze Jammer meines künftigen Daſeyns, brach in bangem Vorgefühle ſchon am folgenden Morgen über mich herein, als ein Zufall mich belehrte ſie ſey Adelaide von Luſſan, die Tochter des Erbfeindes unſers Hauſes.

Bei dieſer Entdeckung ſtand der unverſöhnliche Haß unſerer Väter in ſeiner ganzen furchtbaren Rieſengröße vor mir, und ich erbebte faſſungslos. Unſäglicher Schmerz, tiefes Mitleid mit mir ſelbſt, ergriff mich bei der Ueberzeugung, daß Adelaide keinen lieben könne, der meinen, ihr und den Ihrigen verhaßten Namen trug. Ich ſegnete den Zufall, der unerkannt in ihre Nähe mich geführt hatte. So wird ſie doch wenigſtens ohne Vorurtheil mich und meine Liebe erkennen lernen, ſprach ich mir ſelbſt zum Troſt, und erfährt ſie einſt, welchem Geſchlecht ich angehöre, ſo wird ſie vielleicht dem Armen ihr Mitleid nicht verſagen, der ohne ſein Verſchulden den Feinden ihres Hauſes zugezählt ward. Mit ängſtlicher Sorgfalt ſuchte ich jetzt unerkannt zu bleiben, ach! wie gern hätte ich auch geſtrebt ihr zu gefallen! aber ich konnte nur lieben, und reine jugendliche Liebe bleibt immer abſichtslos.

Nach und nach wurden wir bekannter, ich hatte täglich Gelegenheit ſie zu ſehen und zu ſprechen; der Zufall gewährte es mir zuweilen ihr allein und unbeachtet nahen zu dürfen, aber ich ließ ihn jedes Mal unbenutzt vorüber; die Furcht, durch ein Geſtändniß meiner Liebe ihr Mißfallen zu erregen, hielt mich wie in eiſernen Banden.

Andere umflatterten ſie dreiſter, und ich meinte oft, ich müſſe darüber vor Schmerz und Ingrimm vergehen; vor wirklicher Verzweiflung, bewahrte mich nur der ſtrenge Ernſt, mit dem ſie dieſe zudringlichen Huldigungen von ſich wieß, aber er diente mir auch zugleich zur Warnung, ſie nicht auf ähnliche Weiſe zu verletzen.

Unter den jungen Männern, die da wagten, was ich nicht wagen durfte, zeichnete durch Jugend, Schönheit und leichtes gefälliges Betragen Ritter Odon ſich aus. Er beſaß alle jene geſelligen Vorzüge, die man nur im Leben mit der großen Welt erwerben kann, aber ſein früheres Glück bei den Damen, hatte ihm zugleich einen hohen Grad eitler Einbildung und arroganter Geckenhaftigkeit eingeflößt, und obgleich er bei Adelaiden ſich als der bei weitem Zudringlichſte bezeigte, ſo ſchien er mir dennoch der mir am mindeſten Gefährliche zu ſeyn. Ich ſah es daher ziemlich gelaſſnen Muthes, daß er bei einem Spaziergange ſich Adelaiden zum Begleiter aufdrängte, und folgte in einiger Entfernung, an der Seite einer andern Dame der Geſellſchaft. Doch als ich Adelaidens Stimme lauter und lebhafter wie gewöhnlich vernahm, als ich ſah, wie mehrere Perſonen um die Geliebte ſich verſammelten, da hielt mich nichts mehr, ich vergaß alles Andere und eilte, in ihre Nähe zu gelangen.

Der Ritter war nirgend mehr zu erblicken, aber ich kam eben zur rechten Zeit, um zu hören, wie Adelaide ihn bei ihrer Mutter über den Raub eines Armbandes anklagte. Während des Gehens war es ihr entfallen, der Ritter hatte es aufgenommen, hatte mit beleidigender Galanterie ſich geweigert, es ihr wieder zu geben, und war mit ſeinem Raube entflohen.

Wie ſchön war ſie in ihrem jungfräulichen Zorn! wie glühte ihre Wange! wie blitzte ihr Auge im feuchten Glanze zurückgedrängter Thränen! eine Welt hätte ich gegeben, um in dieſem Momente ihr anbetend zu Füßen ſinken zu dürfen.

Auch ihre Mutter ſchien über des Ritters unziemendes Betragen nicht minder entrüſtet, als Adelaide ſelbſt; die ganze Geſellſchaft ſtimmte ihr bei, ich nur ſchwieg, während alle ſprachen; doch ſo wie wir wieder in Bagnieres waren, ſuchte ich in aller Stille den Ritter auf, und verlangte, im Namen der Frau von Luſſan, das Armband von ihm zurück.

Odon weigerte ſich es mir zu geben, und ich forderte es nun mit gewaffneter Hand. Wir kämpften lange mit ziemlich gleichem Glück, mein Gegner war tapfer, ein geübter Fechter und an körperlicher Kraft mir weit überlegen, doch ihn begeiſterte nicht wie mich das Gefühl, für die heiß Geliebte das Leben zu wagen. Er brachte mir eine leichte Wunde am Arm bei, und ſank im nämlichen Moment zu Boden, ſchwer getroffen von meiner Hand. Ich zwang ihm jetzt ſeinen Raub ab, eilte dann ihm die nöthige Hülfe zu ſenden, und ging dann nach Hauſe, um auch meine Wunde verbinden zu laſſen.

Mit welchem Entzücken drückte ich, ſobald ich wieder allein war, meine liebliche Beute an meine Lippen, an meine Augen, an mein Herz. Die ganze Nacht betrachtete ich das Kleinod, verſuchte es meinem Arme anzupaſſen, ſpielte damit wie ein Kind, und war ſelig wie ein Kind. Kein Schlaf kam in meine Augen, glühendes Feuer rieſelte von dem Bande aus durch alle meine Adern, und bewegte mein Herz in ungewohnten Schlägen. Kaum daß ich am Morgen mich entſchließen konnte es wieder von mir zu laſſen, aber ich ging dennoch, wenn gleich zögernden Schrittes, es ſeiner Eigenthümerin zuzuſtellen.

Der Mutter freundliches Danken, das verlegne und doch ſo unendlich beredte Schweigen, mit welchem Adelaide das Armband von mir annahm, verſetzten mich in einen neuen Taumel voll Himmelsſeligkeit.

Von dieſem Augenblick an, durfte ich täglich Frau von Luſſan in ihrer Wohnung beſuchen, ich durfte der Geliebten zu jeder Stunde nahen; wohl war ich damals ſelig zu preiſen, und mit jedem Tage ſtieg die Sonne meines Glückes höher und höher. Ich ſchwamm in einem Meere von Wonne, denn Adelaide, ich ſah es deutlich und klar, Adelaide verſtand ohne Worte, was ich noch immer nicht auszuſprechen wagte; ſie erwiederte mein Gefühl, wir wußten Beide, daß wir uns liebten, ach! wir wußten es wohl und ſagten es nie. Jeder Blick, jede Bewegung war ein Wort aus unſrer ſüßen Sprache, wir bedurften keiner andern; ſo mögen ſelige Geiſter mit einander verkehren wie wir damals. O mein Gott! mein Gott! warum iſt alles ſo wandelbar auf Erden? warum muß das alles vorüber ſeyn und ich lebe noch!

Zwei Monate vergingen uns in ſtummer ſeliger Eintracht, im innigſten Verſtehen unſeres Gemüths. Ich konnte nichts denken als Sie, und hatte alles Uebrige vergeſſen, Zeit, Eltern, Verhältniſſe, meinen eigentlichen Namen ſogar. Mir war, als müſſe alles bleiben wie es war, als gäbe es keine Trennung auf Erden. Ich war ſo jung! ſo unerfahren! was wußte ich von der Welt, und dem ewig wogenden Wechſel in ihr!

Ein Brief meines Vaters, welcher den Befehl mir brachte, ſogleich wieder zu ihm heimzukehren, riß aus meinen ſeligen Träumen mich furchtbar auf. Mein Herz ſtand ſtill, ich blickte um mich her, und ſah mit Grauſen auf die Trümmer meines vernichteten Himmels. Die entſetzliche Vergangenheit, die unſeligſte Wirklichkeit, alles, alles ſtand in herzzerreißender Klarheit vor meinem Geiſte, und ich fühlte die eiſerne Hand des Unglücks tief in mein Leben eingreifen, um es nie wieder loszulaſſen.

Meine Diener begannen alles zu meiner nahen Abreiſe vorzubereiten; Lorenzo brachte das Käſtchen mit den im Kloſter erhaltenen Documenten, und ſetzte es vor mich hin. Ich ſchrie laut auf, ich verhüllte mein Geſicht vor dieſem Anblick. Alle Qualen der Hölle wurden in mir wach. Athemlos winkte ich dem treuen Diener ſich fortzubegeben; er gehorchte zögernd, aber er gehorchte.

Ich war allein, und erzwang mir endlich den Muth, das Käſtchen aufzuſchließen. Ich betrachtete das darin liegende Pergament, das in den Händen meines Vaters zum furchtbaren Werkzeuge der Vernichtung Adelaidens und ihres ganzen Hauſes werden ſollte. So mögen einſt die Unglücklichen, die vom Tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt wurden, in den Abgrund geſtarrt haben, der beſtimmt war, ſie zu zerſchmettern. Und ich ſelbſt ſollte dieſe Documente ihm, dem Unbeugſamen, dem Schonungsloſen überliefern! Ich ſelbſt ſollte durch dieſe Handlung meine Adelaide und die Ihrigen vom Wohnſitze des häuslichen Glückes hinaus in das Elend jagen, in die unbarmherzige Welt, ohne Obdach, ohne Schutz, ſie, und ihren Vater, den ſie kindlich liebte, und ihre edle Mutter — ich ſchauderte vor Entſetzen und weinte laut wie ein Kind.

Lange tobte der furchtbare Sturm in meiner Bruſt, tauſend kämpfende Gefühle zerriſſen mein Inneres; da blitzte endlich ein heller Strahl durch die dunkle Nacht meiner Seele. Auch ich bin Graf Artaban, rief ich laut; ich ſtand auf, meine Thränen verſiegten, ich ergriff das unſelige Pergament, ich hielt es hoch empor mit feſtem Arme. Du biſt mein! mein! rief ich, mein Vater hat keinen gerechteren Anſpruch an dich, als ich ſelbſt, denn auch ich bin ein Artaban wie er. Mich ſollteſt du ja bereichern, für mich ſollte ich dich erwerben, das waren ſeine eignen Worte als wir ſchieden. Wohl, ich habe es gethan und nun biſt du mein Eigenthum, und ich will mit dir ſchalten, wie meine Ueberzeugung und mein Herz es mir gebieten.

Mit großer Sorgfalt, damit nichts zurückbliebe, nahm ich die Documente zuſammen und legte ſie in's Kamin, meine Hand zitterte nicht, als ich die brennende Kerze ergriff, um ſie anzuzünden. Praſſelnd loderte die Flamme auf, ich kniete neben ihr hin, und wie ich oft als Kind ſpielend gethan, ſo ſah ich auch jetzt mit ſtiller Freude den kleinen Fünkchen zu, wie ſie auf der allmählich ſich verkohlenden Fläche hin und her liefen, bis eins nach dem andern und endlich auch das letzte verlöſchte.

Nun war es gethan! Ein Häufchen unſcheinbarer Aſche lag vor mir, den unſeligen Proceß hatte die läuternde Flamme geſchlichtet, kein Stäubchen war übrig geblieben, das wider Adelaidens Vater zeugen konnte.

Fliege hin, in alle vier Winde! rief ich triumphirend, indem ich mich erhob, das Fenſter öffnete, und dann die Aſche der ſpielenden Nachtluft übergab; der verhaßte Streit iſt beendet, der unſre Häuſer entzweite, mein Vater darf ſich nun nicht länger weigern, einen Vergleich einzugehn. Unſre junge Liebe wird ihm gewähren, was ſein alter Haß nicht zu erſtreiten vermochte. Sein ſtrenger Wille wird freundlich erfüllt, die ſo lange von dem alten Stamm getrennten Familiengüter werden unter dem letzten Artaban wieder vereint für alle kommende Geſchlechter, wenn Luſſan's Tochter am Altare ihm die Hand reicht. Alle, alle werden glücklich ſeyn, auch mein Vater, wenn Ruhe und Frieden an der Hand der Liebe wieder bei uns einziehen. Hoch klopfte mir das Herz in freudigen Schlägen in der vor Wonne wogenden Bruſt, — doch, von furchtbarer Ahndung ergriffen, ſtand es plötzlich wieder ſtill. Und wenn, und wenn mein Vater unerbitterlich bliebe, wenn feindliche Rachſucht ſelbſt die Luſt am eignen Vortheile zu überwinden vermöchte — nun ſo tröſte mich dann das Bewußtſeyn, daß ich nicht zum blinden Werkzeuge ſeiner Rache mich mißbrauchen ließ, daß ich die Waffen ihm entrang, mit denen er das Haus der Geliebten zu zerſtören gedachte; übrigens komme dann über mich was da wolle. Nie ſoll Adelaide erfahren, was ich in dieſer Nacht für ſie vollbrachte, bis die ſelige Stunde ſchlägt, die uns auf immer vereint. Meine, innige Liebe ſiegt, denn ſie weiß alles zu tragen. Und würde Adelaide mir dennoch entriſſen, vermöchte ſie es nicht, dem muthig zu widerſtehen, was ſich uns noch auf dem Wege zum Glück entgegenſtellen wird — dann bleibe das Brandopfer dieſer Nacht ihr ewig ein Geheimniß. Nur ihre reiche Liebe kann mir lohnen, ihr bloßer Dank iſt zu arm, ich begehre ihn nicht.

Mein erſter Gang am Morgen war zu Adelaiden. Das Bewußtſeyn meiner ſtillen That hob mich über mich ſelbſt; das Gefühl der nahenden Trennung gab mir jenen ſchmerzlichen Muth, der uns beſtimmt, alles zu wagen, weil wir im Begriffe ſtehen alles zu verlieren. Dieſe Stunde gehörte mir noch an, ich hielt ſie feſt, und das Geſtändniß, für das ich ſo oft und ſo lange vergebens Worte geſucht hatte, ſtrömte jetzt mit unaufhaltſamer Beredſamkeit mir aus dem Herzen.

O wie war Adelaide ſo ſchön, als ſie mädchenhaft erröthend vor mir Begeiſterten ſtand! wie mild und mächtig ſtrahlte ihr himmliſcher Blick mir Gewährung tief in die wonnetrunkne Bruſt!

Jetzt durfte nichts an mir ihr länger räthſelhaft bleiben, Aufrichtigkeit war meine erſte Pflicht, ich nannte ihr meinen wahren Namen. Die glühende entzückende Himmelsroſe erbleichte bei dieſem Geſtändniſſe zur weißeſten Lilie. O warum habt Ihr mir das gethan! ſeufzte mit unendlich ſchmerzlichem Ton Adelaide. Ihr ſeyd Graf Artaban! der Sohn des furchtbaren Todtfeindes meines Vaters, der uns Alle dem Untergange zu weihen ſich bemüht. Ich wäre vor Euch geflohen, hättet Ihr früher Euch genannt, und wäre jetzt gerettet. Mein ahnendes Herz warnte in Eurer Gegenwart mich ſtets vor nahendem Unheil, ich folgte ihm nicht und nun iſt es zu ſpät!

Unter den heiligſten Schwüren ewiger Liebe, unwandelbarer treuer Hingebung lag ich zu ihren Füßen, ich gelobte für das Wohl ihres Hauſes unermüdlich zu wachen, jeden Verſuch meines Vaters, ihm zu ſchaden, mit Gefahr des eignen Lebens abzuwenden. Ich ſprach von der Hoffnung, durch unſre Liebe den Grund zur Verſöhnung unſerer Väter zu legen, mit einer Sicherheit, als wäre alles ſchon gewiß, als könne es nimmer uns fehlen. Auch war ich in dieſem Augenblick auf das vollkommenſte davon überzeugt, denn wie konnte ich nur die Möglichkeit mir denken, daß irgend ein lebendes Weſen, und wäre es ſogar mein Vater, bei'm Anblick meiner ſchönen, anmuthigen, entzückenden Geliebten anders fühlen könne als ich!

Ach Artaban! rief Adelaide in Thränen, ſucht nicht ſo grauſam Euch ſelbſt zu täuſchen, glaubt es mir, wir Beide ſind dem Unglück geweiht, wir werden niemals, niemals glücklich ſeyn auf Erden. Nein, ich vermag nicht zu hoffen wie Ihr; eine leiſe, nicht zu unterdrückende Stimme, tief, tief in meiner Bruſt, ruft unabläſſig mir zu: Hoffe nicht, du biſt verloren. Darum will ich dieſe Minute feſt halten, die noch unſer iſt, ich will es ausſprechen, was ich vielleicht nie wieder Dir ſagen kann: Artaban, ich liebe Dich, nicht erſt von heute, ſchon lange liebe ich Dich, treu, ohne Wanken, wie Du, Einziger! Deine Adelaide liebſt. Sie ſank in meine Arme, an mein wonnetrunkenes Herz; ſchüchtern wagte ich es nicht, die ſchöne Lippe zu berühren, aber ich drückte das holdſelige Weſen feſt, feſt an meine Bruſt; rings um verſchwanden uns Himmel und Erde, mir war, als ſtände ich mit ihr allein in der Welt, und ich glaubte vor Wonne zu ſterben.

Adelaide wand ſich aus meinen Armen, ſie richtete ſich hoch auf; wie ein Cherub, geſandt von Gottes Throne, ſtand ſie in ihrer unbegreiflichen Schönheit vor mir, und betrachtete mich ernſt und wehmüthig, doch ihre Thränen floſſen nicht mehr. Sie reichte mir die wunderſchöne Hand. Artaban, ſprach ſie, achte meine Worte, als ſpräche ein Sterbender zu Dir. Wir ſind zu ſchweren Opfern beſtimmt, das weiß ich, weil ich es fühle; ich werde ſtandhaft ſie bringen, wie auch Du es wirſt. Mein Leben kann ich meiner Liebe opfern, meine Liebe nie meinem Leben, doch meine Pflicht ſteht mir höher als Liebe und Leben, ihr bringe ich beide dar — wenn dieſes einſt von mir gefordert wird. Ich will wenigſtens des Glückes, Dein zu ſeyn, werth bleiben, wenn ich gleich es nie erringen werde. Gedenke dieſer Worte, so oft Du dieſer Stunde gedenkſt, und nun komme was da wolle! ich bin bereit, ich behalte Frieden mit mir ſelbſt und werde in Treue nie wanken.

Wie in einem Zauberlande verlebte ich dieſen ganzen Tag in Wonne und Weh, an der Seite meiner holden Adelaide. Welche Seligkeit, wenn eine ihrer Locken von ungefähr mich wehend berührte, oder der Saum ihres Kleides an mir hinſtreifte! Die Gegenwart berauſchte mich ſo, daß ich der nahen drohenden Zukunft nicht mehr zu gedenken vermochte; die Stunden zogen zu Minuten ſich zuſammen, die Minuten dehnten zu Jahren an Erfahrung ſich aus, denn jede zeigte mir im helleren Lichte das edle ſchöne Herz, das nun mein war für die Ewigkeit. Süßes Geflüſter, halbe Blicke, leiſes Händedrücken, kaum hingehauchte Liebesworte — o ihr Wonnen alle der erſten heiligen Liebe, wer mag in kalten todten Zügen euch hinzeichnen und wer kann euer jemals vergeſſen, ſelbſt wenn er auch, wie ich, nur einen Tag im langen Leben ſich eurer erfreuen durfte!

Die Stunde der Trennung ſchlug, ich mußte fort; Adelaide blieb weinend zurück; mein Herz wollte brechen, doch die Liebe hielt es mit ihrem mächtigen Zauber, und die freundliche Hoffnung ward meine tröſtende Begleiterin während der Reiſe. Sie wiegte in ſüßen Träumen von künftigen Freuden mich ein, ſie half mir unermüdlich Pläne auf Pläne häufen, um alles zum erfreulichſten Ende zu führen. Wie ein Träumender langte ich im väterlichen Schloſſe an, in mein Gemüth kam keine Ahnung davon, welch ein furchtbarer Sturm dort über mich einbrechen ſollte. Wie hätte ich in meiner argwohnloſen Unbefangenheit jemals errathen können, daß mein Vater in ſeinem alten Diener einen ſcharfen heimlichen Beobachter aller meiner Schritte mir mitgegeben hatte, der ihm von jedem derſelben ſchriftlichen Bericht abſtatten mußte. Der Miethling hatte ſeine Pflicht nur gar zu treulich erfüllt; mein Vater wußte, daß ich die Tochter ſeines Todtfeindes liebe, er wußte ſogar, daß ich wegen eines Armbandes von ihr, mein eignes Leben in Gefahr geſetzt und im Zweikampfe den Ritter Odon gefährlich verwundet hatte. Obendrein war dieſer der Sohn eines ſeiner älteſten Freunde, und ſein Zorn gegen mich wurde dadurch noch erhöht.

Mein Vater empfing mich auf eine Weiſe,

gegen die noch jetzt, bei'm Gedanken daran, mein ganzes Innere ſich empört. Ohne mich anzuhören, überhäufte er mich mit den bitterſten Vorwürfen, er nannte meine Liebe ein Verbrechen gegen die Natur, und rief Gottes Strafgericht über Adelaiden und ihr ganzes Haus herab. Vergebens wandte ich Bitten und Vorſtellungen an, um ihn zu beſänftigen. In der demüthigſten Stellung umfaßte ich ſeine Knie und flehte um Mitleid für mich, für die ſchuldloſe Adelaide, für ihn ſelbſt; ich beſchwor ihn, endlich einmal aufzuhören, ſich ſelbſt zu haſſen, und nicht länger dem feindſeligen Wüthen gegen ſeinen eignen Frieden ſich hinzugeben. Ich ſtellte ihm vor, wie eine Verbindung zwiſchen mir und der Tochter Luſſan's allen Streit aufheben und die Erfüllung ſeiner Wünſche auf die friedlichſte Weiſe herbeiführen müſſe. Ich berief mich auf Gott, der ihm das Zeichen zur Verſöhnung gab, indem er ſo unerwartet mich Adelaiden finden ließ und unſre Herzen einander zuneigte. Doch der Unerbittliche ſtieß mich zurück und forderte zornbleich, mit bebender Lippe, mit blitzenden Augen, die aus dem Kloſter mitgebrachten Documente von mir.

Wäre mein Vater weniger hart mir entgegengetreten, ſo hätte ich bei dieſer Forderung gezittert, ihm meine That zu geſtehen; doch ſeine Ungerechtigkeit machte mich muthig. Ohne Zögern, feſt, unumwunden, aber doch ehrerbietig, wie es dem Sohne ziemt, erwiederte ich ihm, daß das Werkzeug ſeiner Rache ſich weder in meiner noch in irgend eines ſterblichen Weſens Gewalt mehr befände, daß es von meinen Händen verbrannt, und keine Spur davon auf Erden übrig geblieben ſey. Dann bot ich ihm zum Erſatz für Luſſan's Güter die weit reicheren Beſitzungen, die ich von einem Bruder meiner Mutter ererbt hatte.

Deſſen, was jetzt erfolgte, bin ich mir nicht klar bewußt. Ich weiß nur, daß ich die Stimme meiner Mutter hörte, und daß dieſe ſich meinem Vater in die Arme warf. Dabei habe ich eine dunkle Erinnerung davon, daß ich die Degenſpitze meines Vaters ganz nahe an meiner Bruſt blitzen geſehen. So viel aber weiß ich gewiß, daß er mich hätte durchbohren können, ohne daß ich nur die kleinſte Bewegung gemacht hätte, ihm auszuweichen. Im Gefühl meiner tiefen Verzweiflung ſtand ich regungslos vor ihm. Meine Mutter riß mich aus meiner Betäubung auf, indem ſie mir zurief, mich zu entfernen und ſie in meinem Zimmer zu erwarten; ich gehorchte ihr.

Lange harrte ich, ehe ſie kam, und nun begann ein zweiter, für mich weit härter zu beſtehender Kampf. Die Thränen der geliebten Mutter, ihre rührenden Bitten um Mitleid mit mir und mit ihr, zerriſſen mir das Herz.

Mutter! rief ich, heiße mir für Dich ſterben, es wird mir leichter ſeyn, als Dir zuwider zu handeln. Gern will ich vom Leben ſcheiden, doch von Adelaide kann ich nicht laſſen, nicht von der Treue, die ich ihr beſchworen; Dein Sohn kann kein Meineidiger ſeyn. Ach ſieh doch nur erſt meine ſchöne Geliebte, ehe Du unſer Urtheil ſprichſt. Sie iſt wie Du, meine unausſprechlich theure Mutter, ſo fromm und mild, ſo treu und ohne Falſch wie Du. Die Natur ſelbſt beſtimmte ſie Dir zur Tochter, das wirſt Du fühlen, ſobald Du ſie ſiehſt. Du wirſt, Du mußt ſie lieben, ſo bald Du ſie kennſt, und ich ſollte es nicht? Ich, Dein Sohn, der Erbe Deines weichen liebevollen milden Herzens?

Die ganze Nacht blieb ich im ernſten vertrauten Geſpräch mit meiner Mutter beiſammen. Der Sturm in unſerm Innern legte ſich allgemach; und ich vertraute ihr die ganze Geſchichte meiner reinen, treuen Liebe vom erſten Entſtehen an. Mit Entzücken las ich in ihren lieben ſanften Augen ihre herzliche Theilnahme und den heißeſten Wunſch, uns alle durch Frieden und Eintracht glücklich werden zu ſehen.

Meine Mutter tadelte das Verbrennen der Documente ſehr ernſtlich, ſie ſchalt es eine nicht nur pflichtwidrige, ſondern auch unbeſonnene Handlung. Meines Vaters Erbitterung, ſagte ſie, wäre dadurch auf das höchſte geſteigert, er ſey feſt überzeugt, daß Frau von Luſſan ſich liſtiger Weiſe ihrer Tochter bedient habe, um mich zu dieſem Schritte zu verleiten; er würde ſich dieſes nie ausreden laſſen, und dieſer Wahn müſſe jeden Verſuch einer Verſöhnung unendlich erſchweren. Dann aber bat ſie mich auch, die Hoffnung nicht ganz ſinken zu laſſen. Ich ſelbſt, ſprach ſie, will für Dich thätig ſeyn, und vielleicht gelingt es mir, mit der Zeit den Vater günſtiger zu ſtimmen; reize nur ſeinen Zorn durch zweckloſe Widerſetzlichkeit gegen ſeine Befehle nicht noch mehr gegen Dich auf. Er will, daß Du mit Tagesanbruch nach einem ſeiner abgelegenſten Güter geführt werdeſt; dort ſollſt Du unter der Aufſicht eines ſeiner Diener ſo lange verharren, bis er ſelbſt Dich wieder zurückberuft. Laß mein Bitten Dich bewegen, in dieſe Maßregel ohne Widerſtand Dich zu fügen!

Ich verſprach mit willigem Gemüth alles, was meine Mutter von mir verlangte; mein Herz ward immer weicher, immer offener und zutraulicher, meine Mutter wurde in ihren Aeußerungen gegen mich immer gütiger und theilnehmender, je näher die Stunde unſrer vielleicht langen Trennung heranrückte, und ſo durfte ich endlich es ſogar wagen, ſie zu bitten, von Adelaiden mir Nachricht zu ertheilen, wenn dieſe nun bald in der von unſerem Schloſſe nicht weit entfernten Stadt Bourdeaux angelangt ſeyn würde, wo Frau von Luſſan einige Wochen mit ihrer Tochter zuzubringen gedachte.

Meine Mutter gewährte mir dieſe Bitte, ſie verſprach mir ſogar, ſo viel ihre eigne Lage dieſes erlaubte, ſich Adelaiden zu nähern, um die Geliebte ihres Sohnes kennen zu lernen.

Tiefen Jammer in der Bruſt, riß ich mich mit grauendem Morgen aus den mütterlichen Armen, und folgte gefaßt, mit anſcheinender Gelaſſenheit, dem mir von meinem ſtrengen Vater zum Aufſeher beſtellten Diener, in die Verbannung. Das mir zum Aufenthalte beſtimmte alte Schloß lag tief im Gebirge, und der Weg dahin war Anfangs der nämliche, den ich noch geſtern ſo hoffnungsreich gekommen war. Ach, wie ſo ganz anders ſtand es jetzt um mich! Stumm und in mich gekehrt ritt ich weiter oder raſtete, wie mein Führer es für gut fand; meine innere Welt war in mir wach geworden, vertieft in dieſe, achtete ich auf nichts, was außer mir vorging.

Die Sonne ſtand noch hoch am Himmel, als wir am zweiten Tage unſrer traurigen Reiſe das uns zum Nachtlager beſtimmte Dorf erreichten. Mein Führer war ermüdet, doch ich konnte noch nicht ruhen; ich ſah den Weg nach Bagnieres vor mir; am folgenden Morgen ſollten wir von dieſer Straße abgehen, mein Herz trieb mich ungeſtüm, noch eine Strecke auf ihm zu Fuße zu wandern. Noch einmal mußte mein Auge an Gegenſtänden ſich erfreuen, auf denen auch Adelaidens Auge geruht hatte, als ſie dieſen Weg kam. Mein Führer ließ mich ungehindert gehen, er ſah, ich wollte und konnte ihm vielleicht auch nicht entfliehen.

Tief in mich ſelbſt verſunken, wandelte ich die Straße entlang; ein nahendes Geräuſch ſchreckte aus meinen wachen Träumen mich auf; ich ſah einen Reiſewagen pfeilſchnell die ſteile Anhöhe vor mir herabkommen, der Poſtillon vermochte nicht mehr die flüchtig gewordenen Pferde zu regieren, der Wagen ſchlug um, und ich ſprang noch zur rechten Zeit herbei, um die ſcheuen Thiere ſo lange zu halten, bis zwei, ihre Herrſchaft zu Pferde begleitende Bediente mir zur Hülfe kommen konnten. Jetzt erſt erkannte ich den Wagen und die Livree der Frau von Luſſan. Mein Blut erſtarrte, mein Haar ſträubte ſich vor innerem Grauen; zitternd, in gewaltiger Angſt vor dem entſetzlichen Anblick, der ſich vielleicht mir bieten würde, wagte ich es kaum, dem Wagen mich zu nähern, in welchem ich Adelaide und ihre Mutter vermuthete. Sie waren es, ſie lebten, ſie waren ſogar nicht einmal bedeutend verletzt. Wer, o wer beſchreibt dieſen Uebergang von tödtlicher Angſt zur entzückendſten Freude! Die Welt, mein Vater, alle meine Leiden waren mir verſchwunden, denn ich hielt ja ſie, die Einzige, wieder in meinen Armen.

Noch einmal durften dieſe lieben Augen, dieſe milden Sonnen meines Daſeyns mir leuchten, noch eine entzückende Stunde an der Seite der Hochgeliebten ward mir unerwartet zu Theil! Der Stern meines Glückes hatte ſich noch nicht ganz dem Untergange zugeneigt, er weilte noch zögernd am Horizonte, und ſein ſinkendes Licht wollte noch einmal zum Abſchiede mich erfreuen, ehe die Nacht meines Daſeyns hereinbrach. Ich ſah es wohl, wie drohend, wie dunkel ſie über meinem Haupte hing, und genoß mit der Freude eines Verzweifelnden den kurzen Augenblick, welcher mir noch vergönnt war.

Frau von Luſſan war vom Schrecken zu angegriffen, um ihren Weg ſogleich wieder fortſetzen zu können, auch war am Wagen etwas zerbrochen, und die Reiſenden mußten es ſich gefallen laſſen, in der zum Glücke nahen Dorfſchenke für die Nacht einzukehren, in der auch ich abgeſtiegen war. Während die Frauen der Mutter Adelaidens ſich in einer Nebenkammer um ihre Herrin beſchäftigten, ward mir ein freier Augenblick, die Geliebte unbelauſcht ſprechen zu können. Den Tod im Herzen, erzählte ich ihr alles, was ſie nur tröſten konnte. Ich ſprach zu ihr von meiner Mutter, wie geneigt dieſe ſey, unſre treue Liebe zu ſchützen, und daß ſie ſelbſt ſuchen werde, ſich Adelaiden in Bourdeaux zu nähern. Der verbrannten Documente erwähnte ich noch immer nicht, und da ich ihr die traurige Veranlaſſung dieſer meiner Reiſe doch nicht ganz verhehlen konnte, ſo geſtand ich ihr zwar, daß mein Vater ſehr aufgebracht gegen mich ſey, aber ich ſuchte dennoch, ihr ſeinen Zorn in ſehr gemildertem Lichte zu zeigen. Zum erſten Mal war ich nicht ganz offen gegen Adelaiden, aber wie wäre es mir möglich geweſen, das fromme weiche liebende Weſen zu betrüben, das, einen Himmel von Hoffnung in den ſchönen Augen, zu mir auffah?

Wir hatten ganz die Rollen gewechſelt; in jener ſeligen Zeit, da ich noch hoffen konnte, gab Adelaide ſich dem bängſten Vorgefühl unſeres kommenden Unglücks hin; jetzt trug ich Tod und Verzweiflung in der krampfhaft zitternden Bruſt, nie zuvor ſtand unſer Beider Untergang in ſo furchtbarer Gewißheit mir klar vor Augen, als in dieſem Moment, und ſie, in unendlich rührender Freude, prophezeihte mir unſer nahendes Glück.

Sprich mit meiner Mutter hernach, flüſterte ſie erröthend, ſie weiß alles, denn ſo lange ich lebe, habe ich ihr nie etwas verborgen. Sie iſt gerade wie Deine Mutter, ach ſie iſt die Güte und Liebe ſelbſt. Sie will auch bei meinem Vater uns vertreten, Du ſollteſt ihn nur kennen, er iſt nicht hart wie der Deinige es iſt. Er liebt meine Mutter und mich, und ſie wird ohne Mühe ihn bewegen, auf jede einigermaßen billige Bedingung des Grafen Artaban einzugehen. Da es dem Glück ſeiner Adelaide gilt, wird er ſogar ſich nicht weigern, den erſten Schritt zur Verſöhnung zu thun, und meine Mutter denkt überdem, alle unſere gemeinſchaftlichen Verwandten zu vermögen, hier in's Mittel zu treten. Ach, wir alle werden unbeſchreiblich glücklich ſeyn, wir und meine Mutter und mein Vater und Deine Eltern. Gott ſelbſt wird unſern Bund beſchützen, denn er iſt der Gott des Friedens.

Gleich einer Verklärten hob ſie das ſchöne ſtrahlende Auge zum Himmel auf, ach! ſie ſah nur den Regenbogen der Hoffnung dort oben ſchimmern, nicht das Wetter, welches über ihrem ſchuldloſen Haupte ſich drohend zuſammenzog; ſie lächelte wie ein ſeliger Engel; ich dachte vor Wehmuth darüber zu vergehen, aber ſie lächelte, und ich vermochte es nicht über mich, den ſchönen Wahn zu zerſtören, der ſie beglückte.

Adelaide! quoll endlich die Frage aus der Tiefe meiner gemarterten Bruſt, und wenn — wenn unſere Väter in ihrem unſeligen Zwieſpalt beharren? und wenn unſere Mütter, unſere guten Engel, den Sieg nicht davon tragen — wirſt Du meiner dann noch gedenken? wirſt Du auch getrennt mich lieben? wirſt Du auch hoffnungslos feſt halten in Liebe und Treue? wirſt Du — —

O quäle Dich und mich mit ſolchen Fragen nicht, fiel Adelaide mir ein; fühlſt Du nicht ſelbſt, wie Dir und mir fortan Leben und Lieben nur Eins ſind?

Frau von Luſſan verlangte zu ruhen, und ich mußte Adelaiden verlaſſen. Morgen, ſprach ich lächelnd, indem ich ging, morgen ſehen wir uns wieder — zum letzten Mal klang es in meinem Innern, aber ich ſprach es nicht aus. In der Kammer, die man mir anwies, fand ich meinen

Wächter im tiefſten Schlafe begraben, er war der Ankunft der Reiſenden nicht einmal gewahr worden, und ſo durfte ich es wagen, Adelaiden am frühen Morgen wieder aufzuſuchen, ehe ich weiter mußte.

Adelaide erwartete mich ſchon an der Thüre ihres ärmlichen kleinen Zimmers, um mich zu ihrer Mutter zu führen. Wir Beide ſanken am Bette der edlen Frau auf die Knie, während ihre ſegnende Hand auf unſern Locken ruhte. Mein theurer, mein geliebter Neffe, ſprach ſie ſehr bewegt, ja Du biſt es. Mein Herz, mein Auge ſogar haben Dich vorher erkannt, ehe Du Adelaiden Deinen wahren Namen entdeckteſt; Du biſt das Ebenbild meines Gemahls, wie er in früher Jugend war. Gleich ihm trägſt Du die Züge jener edlen Zwillingsbrüder und ihres Vaters. Der ächte Geiſt der Artaban ruht auf Dir, der Geiſt der Milde und Liebe. Jenes unheimliche Geſpenſt der Zwietracht, des Haſſes, der Rache, welches ſich in das Gemüth Deines unglücklichen Vaters eingeſchlichen hat, iſt Dir eben ſo fremd, als es von jeher Deinem ganzen Hauſe fremd war. Du wirſt es bannen, Du, mein Sohn, und meine Adelaide, Ihr Beide, meine Kinder! Eure ſtarke Liebe wird den Haß überwinden, das hoffe ich von

Gott, ſeit ich das Geheimniß Eurer ſtillen reinen Liebe errieth. Der Himmel ſelbſt hat zu unſer aller Glück dieſen Keim in Eure jungen Herzen gelegt, der Baum des Friedens wird aus ihm erwachſen und wir, Eure Eltern, werden am Abend unſers Lebens, nach hartem Kampf, in ſeinem Schatten ruhen. Und nun lebe wohl; meine Kräfte hat der geſtrige Schrecken erſchöpft; nimm hier aus meiner Hand zum Andenken an dieſe Stunde das Bild Deiner Adelaide; ich kann nicht mehr. Reiſe mit Gott und hoffe auf ihn.

Stumm drückte ich die Hand, die ein unſchätzbares Kleinod mir reichte, an mein Herz, an meine brennenden Augen, an meine zitternden Lippen. Für Worte hatte ich keinen Athem, ich hatte nur Thränen für die Liebe, die ſo unverhofft mir hier entgegen kam, und für meinen bittern Schmerz.

Adelaide führte von dem Bette ihrer Mutter mich fort.

Adelaide! wir müſſen ſcheiden, ſprach ich, ſcheiden; ich konnte nichts anderes ſagen noch denken; wir müſſen ſcheiden, wiederholte ich in einem fort. Meine Augen glühten, die Thränen der Verzweiflung brannten innerlich in ihnen.

Adelaide weinte ſanft. Artaban! ich liebe Dich unausſprechlich, ewig, ſprach ſie; meiner Mutter Segen gibt mir in dieſer ſchmerzlich-ſchönen Stunde das Recht, Dir dieſes Geſtändniß zu wiederholen. Was auch Gott oder meine Eltern künftig über mich verhängen, Du biſt der Mann meiner erſten einzigen Liebe; mein inneres Leben gehört Dein, mag immerhin das Aeußere uns trennen.

Und warum, rief ich, plötzlich hingeriſſen von Liebe und Verzweiflung, warum, du Leben meines Lebens! warum wollen wir zögernd es erwarten, daß der Haß, die Rachſucht uns vernichten? Unſre Mütter ſegnen unſern Bund. Laß uns fliehen, Geliebte! da es noch Zeit iſt; laß einen ſtillen tief verborgenen Winkel der Erde uns aufſuchen, wo wir fern von der Tyrannei unſerer Väter, keine Pflicht anerkennen dürfen, als die, uns zu lieben.

Adelaidens Hand verſchloß meine Lippen. — Schweig', o ſchweige, rief ſie ängſtlich, damit nicht unſer böſer Genius Dich höre und dieſe Worte vor Gottes Thron trage, die wahrlich nicht aus Deinem reinen Herzen kommen konnten. Artaban! laß uns, komme was da wolle, immer ſo denken und handeln, daß, wenn wir untergehen, doch immer der Troſt uns bleibe, eines beſſern Geſchickes werth geweſen zu ſeyn. Nur wenn Du dieß mir verſprichſt, kann ich gefaßten Muthes von Dir mich trennen; verſprich es mir, es iſt meine erſte ernſtliche Bitte an Dich, verſprich es mir. Sie reichte die ſchöne Hand wie zum Empfange meines Gelübdes mir dar.

Engel des Himmels, ſchönes, heiliges Weſen, dort oben iſt Deine Heimath, darum blüht uns hienieden kein Glück! rief ich verzweifelnd; dann riß ich mich von ihr los, wie ein Glücklicher vom ſüßen Leben ſcheidet. Mein Begleiter erwartete mich draußen, und verhehlte mir nicht ſeine Ungeduld über mein langes Ausbleiben. Ich hörte jetzt kaum, was mich ehemals zum Zorne gereizt hätte; ich warf mich auf mein Pferd, und ließ mich führen, wohin man wollte. Wir reiſten noch einige Tage, ich zählte ſie nicht. In mir war es Nacht, was kümmerte mich die Sonne und der Lauf der Sterne!

Endlich, endlich in einem engen, von hohen zackigen Felſen eingeſchloßnem Thale, im ſchwarzen Schatten der Pinien und Cypreſſen, lag das alte Schloß vor mir, das mir zur Wohnung beſtimmt war. Er gefiel mir wohl, der düſtere

Aufenthalt; er paßte vollkommen zu der Stimmung meines Gemüths. Ewige Todtenſtille laſtet hier auf der Natur, kein Laut des Lebens weit und breit, nur das Toſen der Waldſtröme, die mit wildem Gebrüll ſich ſchäumend von Fels zu Fels dem Abgrunde zuſtürzen, unterbricht das ewige Schweigen.

Mein Lebensplan war bald gemacht. Den Tag über ſtreifte ich in meinen dunkeln Wäldern umher, Adelaidens Bild auf der Bruſt, das wie ein ſchützender Talisman mich überall hin begleitete; und kam die Nacht, ſo ſchrieb ich an ſie, was ſie nimmer, ach nimmer leſen ſollte. So ging mein Leben ſeinen ſtillen einförmigen Gang, ich bemerkte in dumpfer Troſtloſigkeit kaum den Wechſel der Tage und Nächte.

Endlich erhellte doch ein hoffnungkündender Strahl das trübe Dunkel. Meine Mutter ſchrieb mir: alle unſere Verwandten hätten ſich wirklich vereint, meinen Vater mit dem Herrn von Luſſan zu verſöhnen; ſie hoffe, es werde ihrem gemeinſchaftlichen Bemühen gelingen, ſie bat mich, ſtill und ruhig den Erfolg abzuwarten. Still? o ja, ich war ſtill wie das Grab. Aber ruhig, jetzt? bei dieſem raſtloſen Kampf in meinem Innern, bei dieſer glühenden Ungeduld, bei dieſem ewigen Schwanken vom Gipfel erträumter Wonne zum Abgrund unendlicher Verzweiflung!

So lange die Sonne über dem Horizonte ſtand, kam ich von nun an von der Straße nicht fort, die der Bote kommen mußte, den meine Mutter mit der endlichen Entſcheidung meines Geſchickes an mich abzuſenden verſprach. Raſtlos erſtieg ich den Tag über alle Anhöhen, von denen ich ihn erblicken zu können glaubte, und verhüllte die Nacht mir endlich jede Ferne, dann eilte ich zurück in meine öde troſtloſe Wohnung. Todtmüde warf ich mich auf mein Lager; morgen, ſagte ich mir dann, morgen kommt er gewiß. Der dämmernde Tag trieb mich wieder hinaus. Abends kehrte ich wieder heim, um mich wieder auf morgen zu vertröſten; ſo vergingen mir viele Wochen, jede derſelben dehnte ſich mir zu einer Ewigkeit aus. –

Endlich ſah ich den mir wohlbekannten Boten auf mich zueilen; er war meiner gewahr worden und verdoppelte ſeine Schritte; doch um die Welt hätte ich es jetzt nicht vermocht, ihm entgegenzugehen. Ich war ſogar einen Augenblick kindiſch genug, mich vor ihm verbergen zu wollen, denn das ungeduldige Sehnen, das mich ſo lange raſtlos umhergetrieben hatte, verwandelte ſich jetzt bei ſeinem Anblick in tödtliches Zagen. Ein dumpfes beklemmendes Vorgefühl ſagte mir, daß mit der Ungewißheit, die ich bis jetzt ſo widerſtrebend ertragen hatte, das letzte Glück meines Lebens von mir ſcheiden werde, und ich hätte alles darum gegeben, ſie mir noch länger zu erhalten.

Athemlos, mit zitternder Hand erbrach ich das Schreiben meiner Mutter, welches der Bote mir überbrachte. O mein vorahnendes Gemüth, wie weit warſt du noch in deiner Beſorglichkeit hinter dem zurückgeblieben, was meiner harrte. Meine Mutter ſchrieb mir: mein unverſöhnlicher Vater habe alle Vorſchläge unſerer Verwandten unerbittlich von ſich gewieſen. Um allen ferneren Verfolgungen in dieſer Sache ein plötzliches Ende zu machen, habe er eine Vermählung zwiſchen mir und einem Fräulein aus dem edeln Hauſe der von Foix beſchloſſen und eingeleitet. Er ſelbſt folge dem Boten auf dem Fuße, um mir dieſes zu verkünden; ſie, meine Mutter, würde mit der mir beſtimmten Braut und ihren Verwandten in den nächſten Tagen nachfolgen, denn die Vermählung ſolle ſogleich in dem Schloſſe, das ich jetzt bewohnte, in aller Stille gefeiert werden. Meine Mutter beſchwor mich am Ende dieſes

Briefes, bei meiner Liebe zu ihr, in mein Geſchick mich zu ergeben, und meinen Vater in ſeiner gegenwärtigen furchtbaren Stimmung nicht durch zweckloſen Widerſtand auf das Aeußerſte zu bringen. Was nur immer bange Beſorgniß für ſie und mich, ihr Ueberredendes eingeben konnte, wandte ſie an, mich zum Gehorſam zu bewegen; ſie verſicherte, was nur in ihrer Macht ſtand, für mich und Adelaide vergebens aufgeboten zu haben; meines Vaters Wille ſtehe unerſchütterlich feſt, und jedes Hoffen wäre von nun an eine an Wahnſinn grenzende Thorheit.

Mit jenem ſcheinbar gefaßtem Muthe, den nur die Verzweiflung kennt, begab ich mich in das Schloß zurück, um meinen Vater zu erwarten; zuweilen athmete ich hoch auf und glaubte: mir ſey wohler um das Herz, jetzt, da endlich alles entſchieden war; dann gedachte ich Adelaidens, und meinte, in Schmerz und Mitleid mit uns Beiden vergehen zu müſſen. Der Furchtbare kam, und ich ging mit allen Zeichen der Ehrerbietung ihm entgegen, wie es dem Sohne ziemt. Wie Eis rieſelte es mir durch Adern und Mark bei dem ſchneidend kalten, faſt verachtenden Blicke, mit dem er eine Weile mich ſchweigend betrachtete; aber ich zuckte nicht. Er ſtand vor mir, gleich den Felſen um uns her, hoch und ſchroff und ſtolz und kalt, indem er ſehr gemeſſen ſeine Befehle mir kund that, wörtlich ſo, wie meine Mutter es mir geſchrieben hatte.

Ich ließ Dir Zeit, Deine Thorheit zu bereuen und zu bekämpfen, ſetzte er zuletzt beinahe höhnend hinzu, und ich rechne darauf, daß Du jetzt gelernt haben wirſt, ohne Weigerung zu gehorchen.

Ich lernte dieß von früher Kindheit an, und habe Euch, ſo lange ich lebe, Beweiſe davon gegeben, erwiederte ich ehrerbietig, aber nicht minder feſt und ernſt als er ſelbſt. Möge Gott Euch noch lange Jahre erhalten, mein Vater, damit Ihr erfahrt, wie ich auch im reifen Mannesalter die Euch ſchuldige Ehrfurcht nie verletzen und die Pflicht des Sohnes auf das ſtrengſte erfüllen werde. Doch ich bin nicht nur Euer Sohn, ich bin auch der des edeln Geſchlechts der Artaban, wie Ihr ſelbſt es ſeyd. Euren heutigen Befehlen Gehorſam leiſten, wäre unmännliche, entehrende Feigheit, die keiner unſers Hauſes ſich zu Schulden kommen laſſen darf. Kein wahrhaft edler Mann tritt mit einer zweiten vor den Altar, während er, wie ich, das Bild der erſten Geliebten im treuen Herzen trägt und ewig tragen wird. Beſchließt über mich was Ihr wollt, gnädiger Herr, denn ich erkläre Euch bei meiner Ehre, daß ich dem Fräulein von Foix meine Hand nicht reichen kann und werde, und wäre ſie die Krone der Welt. Erlaubt mir, ich bitte Euch, mich ſogleich, noch vor der Ankunft des Fräuleins zu entfernen, damit meine Gegenwart die Beleidigung nicht noch vergrößere, die ihr ohne mein Verſchulden hier in Eurem Schloſſe widerfährt.

Mein Vater hatte mir Zeit gelaſſen, ſo lange zu reden, weil ihm der Zorn die Sprache nahm. Sein entſtelltes Bild mit ſchonender Hand zu verſchleiern, verlangt von mir die kindliche Pflicht, deshalb ſchildere ich nicht den furchtbaren Ausbruch der wilden Leidenſchaft, der er zum Raube ſich hingab, als er ſeine Diener herbei rief, ihnen befahl, mich in das unterſte Gewölbe des öſtlichen Schloßthurms zu werfen, und mich für eben ſo unwürdig erklärte, ſein Sohn zu heißen, als das Licht der Sonne zu ſehen. Gleichgültig ließ ich ohne Widerſtand mich führen, wohin man wollte; ich wäre in dieſem Augenblick eben ſo zum ſichern Tod gegangen.

Mein Gefängniß war ein tiefes dumpfes, noch aus den Feudal-Zeiten ſtammendes Burgverließ. Nur ein kleines vergittertes Fenſter hoch über mir, das auf einen der innern Schloßhöfe ausging, gewährte mir einen ſchwachen Schimmer von Licht, und ließ den Wechſel der Tageszeiten mich bemerken. Zweimal des Tages brachte mir ein Diener, was ich zum Lebensunterhalt bedurfte; er kam und ging ſchweigend; auch ich beläſtigte ihn mit keiner Frage, denn mitten in meinem tiefen Elende konnte ich mich doch nicht bis dahin vergeſſen, einen niedern Knecht zum Ungehorſam gegen ſeinen Herrn verleiten zu wollen.

Die erſten Tage meiner Gefangenſchaft vergingen mir in dumpfer, an Betäubung grenzender Ruhe; mein Auge gewöhnte ſich an die um mich herrſchende ewige Dämmerung; ich betrachtete das geliebte Bild meiner Adelaide, und das Bewußtſeyn, für ſie zu leiden, gewährte mir zuweilen eine Art ſchmerzlicher Freude. Doch nach und nach regte ſich das jugendliche Leben wieder, Gedanken, Zweifel, Wünſche ſtiegen marternd in mir auf; die nie durch einen Laut unterbrochene Stille um mich her beängſtigte mich unbeſchreiblich, ich fühlte mich mit Grauſen wie in einem Grabe, abgeſchieden von dem Leben. Aller Jammer eines ohnmächtigen Gefangenen überfiel mich mit furchtbarer Gewalt, und zeigte mir mein jetziges Elend, in ſeinem ganzen entſetzlichen Umfange.

Nur einmal unterbrach ein Brief meiner Mutter die trübe Einförmigkeit meines jetzigen Daſeyns. Ach! auch ſie wollte jetzt, von ihrer Liebe zu mir irre geleitet, mich wankend zu machen verſuchen. Bitten, Vorſtellungen, alles was ein um ſein Kind zagendes, banges Mutterherz nur erſinnen kann, hatte ſie in dieſem Schreiben zuſammen gedrängt, um mich endlich zur Ergebung in den Willen meines Vaters zu bewegen. Sie malte mir mit glühender Beredſamkeit ihre bange Sorge, ihr tiefes Leiden um mich, ſie gab mir ein furchtbares Bild der mit jedem Tage ſteigenden Erbitterung meines Vaters, ſeines Zornes gegen mich, ſeines gränzenloſen Durſtes nach Rache an den Feinden ſeines Hauſes, die ſeinen einzigen Sohn ihm verführt hätten. Sie flehte mich um Mitleid gegen ſie ſelbſt an, indem mein Vater ſie jetzt mit unerträglicher Härte behandele, weil er ſie im Verdacht hielt mit mir einverſtanden zu ſeyn, und mich in dem, was er meinen Eigenſinn nannte, zu beſtärken.

Die Leiden, welche meine Mutter um meinetwillen tragen mußte, erhöhten mein eignes Elend unbeſchreiblich; aber durfte, konnte ich ſie von ihr wenden? durfte ich einen Meineid auf meine Seele laden, um ihr Geſchick ihr zu erleichtern, und konnte dieß die edelſte der Frauen wirklich beglücken?

Ich ſank wieder zurück in dumpfes Hinbrüten; viele Wochen vergingen, wie ich glaubte, ich hatte es längſt aufgegeben die Tage zu zählen, und immer dunkler ward es in mir. Ein leichtes Geräuſch an meinem Fenſter regte eines Tages aus wachen Träumen mich auf; ich blickte empor, ein Papier glitt bis zu mir herab, ich nahm es auf — ich erkannte die Hand, es war ein Brief von Adelaiden. O Gott welch ein Brief!

„Alles, was Du für mich gethan, für mich
„gelitten haſt, iſt mir jetzt offenbar," ſchrieb ſie.
„O Artaban! geliebteſter, treueſter, edelſter aller
„Menſchen! Selbſt was Dein großer Sinn mir
„vielleicht ewig verbergen wollte, hat Deines
„Vaters Zorn mir entdeckt; das Verbrennen jener
„Documente, die den Untergang meines ganzen
„Hauſes herbeiführen ſollten. Ich weiß auch, in
„welchem Abgrund von Elend Du um dieſe That
„jetzt ſchmachteſt, und daß ich allein Dein Leben

„retten kann. Ich rette Dich, ich muß, ich
„will, ich werde Dich befreien, und ſollteſt Du
„ſelbſt mich darüber anklagen; das Bewußtſeyn
„meines eignen Elends ſey dann mein Troſt!
„Nur mit dem Verluſte meiner Freiheit kann ich
„die Deine Dir erkaufen, nur wenn ich am Altar
„meine Hand einem Andern reiche, wenn jede
„Hoffnung einer glücklichern Zukunft uns auf
„ewig ſchwindet, nur dann gibt der fürchterliche
„Gebieter unſeres Geſchicks der Freiheit Dich
„wieder; dieß iſt ſein laut erklärter, durch einen
„Eid bekräftigter unabänderlicher Wille. So ſey
„es denn, ich weiß Dich im Kerker und habe
„keinen andern Gedanken, ich denke nicht an
„mein Leben, nicht an meinen innern Frieden,
„ich denke Dein. In wenigen Tagen wird der
„ſpaniſche Graf Ornano mein Gemahl. Ihn
„habe ich unter mehreren, die um mich warben,
„mir erwählt, denn ich weiß von ihm genug, um
„an ſeiner Seite einem troſtloſen Leben entgegen
„zu ſehen. Die arme Treue wenigſtens war
„Adelaide Dir ſchuldig, keinen zu wählen, mit
„dem ſie hoffen durfte leidlich durch die Welt zu
„gehen. Ich halte ſie Dir im vollſten Umfange,

„ich will nicht glücklicher ſeyn als Du es biſt.
„Ich weiß es wohl, um ganz Deiner werth zu
„ſeyn, ſollte ich Dir dieſes verhehlen, ich ſollte
„den Muth haben Dir treulos zu ſcheinen, mein
„Leben ſtumm zum Opfer für Dich darbringen
„und ſchweigend verbluten. Auch wollte ich es,
„deſſen iſt Gott mein Zeuge, doch die Ausführung
„dieſes Entſchluſſes überſtieg meine Kraft, ich
„konnte es nicht vollbringen. Der Troſt, daß
„Du noch liebend meiner denkſt, muß in mein
„Elend mich begleiten, wenn ich das Leben
„tragen ſoll das mich erwartet. Künftig wird
„die Pflicht mir gebieten, Dein zu vergeſſen;
„nimmer, nimmer kann ich ſie erfüllen, und mit
„meinem innern Frieden iſt es von nun an vorbei,
„in ihm opfere ich Dir weit mehr als mein
„Leben. Doch ſchone mein, dieſes Einzige erflehe
„ich noch von Dir, erſchwere nicht den Kampf,
„den ich von nun an unabläßig zu kämpfen habe;
„aus Mitleid mit mir, ſuche nie, mir zu nahen,
„dieſes erbitte ich mir von Dir, als die letzte
„Gabe, als den letzten Beweis Deiner Liebe.
„Und nun lebe wohl für dieſes ganze Erdenleben,
„leben, lebe wohl, mein Glück, meine Liebe,
„meine Freude, lebe wohl!“

Aller Sinnen beraubt, bleich und bewußtlos hingeſtreckt gleich einem Todten, fand mein Kerkermeiſter mich am folgenden Morgen. Ich mochte ſchon lange ſo da gelegen haben, als er zur gewohnten Stunde zu mir hereintrat. Mein Zuſtand erſchreckte den ſonſt harten Mann, mehr noch mein an Wahnſinn gränzendes Erwachen, als es ſeinem Bemühen gelang, mich wieder ins Leben zu rufen. Er fiel vor mir auf die Knie hin, und bat, ihm zu vergeben, daß er ſo lange Zeit ſich zum blinden Werkzeuge des Willens ſeines Gebieters habe mißbrauchen laſſen, den er jetzt ſelbſt hart und ungerecht nannte.

Welche unbegreifliche Gewalt übt die Stimme, die Sprache des Menſchen auf uns! Wochen lang, Monate lang hatte mein Ohr nichts vernommen, als den Jammerlaut meiner eignen Klagen, den der Schmerz mir erpreßte, und nun, mitten im Wahnſinn der Leidenſchaft, half die Stimme dieſes mir fremden, dieſes verachteten, ſogar verhaßten Dieners, mir wieder zum klaren Bewußtſeyn. Ich gewann Beſonnenheit genug dieſen Ausbruch ſeiner Reue zu benutzen, und häufte Verſprechungen auf Verſprechungen, um ihn zu bewegen, mich nur acht Tage ins Freie zu laſſen; nach dieſer Friſt wollte ich mich willig wieder in meinem Kerker einſtellen, das gelobte ich bei allem, was mir heilig iſt. War es mein Gold was ihn blendete, war es die plötzlich in ihm erwachende Furcht vor ſeinem künftigen Gebieter, oder vielleicht Gefühl des Unrechts das ich erduldet hatte, was ihn bewegte? ich weiß es nicht, aber er willigte in alles was ich verlangte, unter der einzigen Bedingung, mich begleiten zu dürfen, die ich ihm gern gewährte. Ich wollte auf der Stelle fort, doch wir bedurften Pferde zur Reiſe, und dieſe konnten erſt in der folgenden Nacht herbeigeſchafft werden.

Ich wollte nach Bourdeaux, wo Adelaide ſich jetzt aufhielt, ich wollte ſie bewegen ihren grauſamen Vorſatz aufzugeben, oder ſterben. Die ganze Nacht hindurch dachte ich nur, wie ich ſie ſehen, was ich ihr ſagen, was ſie mir antworten würde. Meine zu den grauſenvollſten Bildern aufgeregte Phantaſie ließ mich keinen Augenblick Ruhe finden; oft ergriff mich mit Todesangſt der Gedanke, daß ich zu ſpät kommen könne; ich las den unſeligen Brief wieder, und wieder, um jede Wahrſcheinlichkeit deſſen was geſchehen könne, der

Zeit, des Ortes, wo das grauſamſte Opfer gebracht werden ſollte, nach ihm zu berechnen. So verging die Nacht, der Morgen graute, mein Begleiter rief mich ab, und ehe die Sonne aufging, ſaßen wir beide zu Pferde.

Vorwärts, nur vorwärts, immer vorwärts, ich hatte keinen andern Gedanken; unaufhaltſam eilte ich fort auf Tod und Leben, bis gegen Abend. Da begegneten wir einem Reiſewagen, ich erkannte meine Mutter in demſelben, allein, nur von ihren Frauen begleitet. Mein Blut erſtarrte, ich fühlte eiskalt die Hand des Todes an meinem Herzen. Es iſt vorbei! rief ich ihr zu, da der Wagen auf ihren Befehl hielt, es iſt vorbei, Adelaide iſt — ich konnte das entſetzliche Wort nicht ausſprechen, doch meine Mutter verſtand mich wohl, das ſagte mir ihr Erbleichen, die Thräne, die in ihren Augen zitterte.

Ich komme mit Bewilligung Deines Vaters Dir deine Freiheit wieder zu geben, mein Sohn: erwiederte ſie mit dem ſanften Tone innigen Mitleids. Ich hörte nichts weiter, meine Sinne ſchwanden; was ferner mit mir geſchah, weiß ich nicht.

Ohne Klagen, ohne Thränen, lag ich zwei Tage lang in jenem wohlthätigen Todesſchlafe, den die Natur ihren Kindern gewährt, wenn ſie das Gefühl ihres Elends nicht länger zu tragen vermögen. Meine Mutter hatte mich wieder zurück in das Schloß geführt, das ich an jenem Morgen verließ; ich wußte es nicht. Alle Aerzte der Umgegend wurden herbeigerufen, alle gaben mein Leben rettungslos verloren; nur meine Mutter hoffte noch ſo lange ich athmete, und ließ von ihrer treuen Pflege nicht ab. Sie wich nicht von meinem Lager; ihr Jammer, ihre Thränen, der Name Adelaide, bei dem ſie mich beſchwor zu leben, erweckten mich endlich aus meiner Betäubung, zum furchtbarſten Kampf eines jungen Lebens mit dem Tode. Das Leben ſiegte endlich nach vielen langen Tagen, in denen meine Mutter mehr litt als ich, und ich begann, wenn gleich langſamen Schritts, mich der Geneſung zu nähern. O meine Mutter! wie ſchonend, mit welchem unbeſchreiblichen Zartgefühl ſuchte ſie mich nun wieder mit dem Leben auszuſöhnen. Sie weinte mit mir, ſie ſprach mit mir von Adelaiden und wagte keinen andern Troſt. Das Bild der Geliebten, und jenen unſeligen Brief, den Einzigen, den ich je von der geliebten Hand erhielt, gab ſie auf mein dringendes Bitten mir wieder, denn ſie hatte beides während meiner Krankheit bei mir gefunden und an ſich genommen. Stundenlang verſank ich in Betrachtung dieſer einzigen geretteten Trümmer, aus dem Schiffbruche meines verlornen Erdenglücks, und meine Mutter ließ mich gewähren und ſtörte mich nicht. Späterhin, als ich im Stande war, ein anhaltendes Geſpräch zu ertragen, geſtand ſie mir, wie viel ſie ſelbſt zu der traurigen Entwickelung meines Geſchicks beigetragen habe, und bat mich unter heißen Thränen, ihr zu verzeihen. Ich weinte mit ihr, aber ich vermochte es nicht ſie zu tadeln; meine arme Mutter hatte keine andre Liebe jemals gekannt, als die zu ihrem Sohne. Von Jugend auf war ſie das Opfer der kalten Pflicht geweſen, früher der, die ſie ihren Eltern, ſpäter der, die ſie ihrem Gemahl ſchuldig war; nie hatte ein Strahl jener allgewaltigen Flamme, die alles Leben auf Erden zum wahren Leben erſt erweckt, ihr zuſammengepreßtes Herz erwärmen dürfen.

Daher hatte ſie ſich nur der ängſtlichen Beſorgniß um meine Geſundheit hingegeben, die ſie ſich durch meine lange harte Gefangenſchaft gefährdet dachte, und keine Ahnung kam in ihre Seele von dem, was ſie that, indem ſie auch

Adelaiden ihre gränzenloſe Angſt um mich mittheilte, und das edelſte, geliebteſte Weſen aufforderte ſich ſelbſt zu opfern, um nur mein Leben zu retten.

Ach! den Heldenmuth, mit dem Adelaide den fürchterlichſten Entſchluß faßte und ausführte, hat niemand auf Erden in ſeiner ganzen Größe begriffen, ſelbſt meine Mutter nicht; niemand als ich Unglückſeliger, niemand als ich allein! Die widerwärtige Geſtalt des ſchon alternden Ornano, ſein allgemein als unerträglich bekannter Charakter, ſeine Gemüthsloſigkeit bei ſehr beſchränktem Geiſtesvermögen, machten die Wahl der ſchönen, von den erſten Jünglingen des Landes geſuchten Adelaide, allen ihren Bekannten zum unauflöslichen Räthſel; ſelbſt ihre Eltern riethen ihr davon ab, und baten ſie einem ihrer würdigeren Gemahl ihre Hand zu reichen. Auch meine Mutter ſuchte bei einer gemeinſchaftlichen Freundin in Bourdeaux ſie zu ſprechen, ſie zu warnen und ſie zu ermahnen für ihr eignes Glück beſſer Sorge zu tragen; doch alle Bitten und Ermahnungen vermochten nicht die Heldenmüthige von ihrem großen Entſchluſſe abzubringen.

Ich kenne den Grafen Ornano, gnädige Frau, hatte Adelaide meiner Mutter geantwortet, ich weiß, welch ein Geſchick mir an ſeiner Seite bevorſteht. Doch meine Wahl ſoll Ihrem Sohne zeigen, was allein mich zu dem Schritte bewegen konnte, den ich thun muß, wenn er leben ſoll. Sie, gnädige Frau, hoffe ich, werden ebenfalls einſt erkennen, daß die arme Adelaide der Ehre, Ihre Tochter zu heißen, nicht unwerth war; mein künftiges Betragen gegen den Grafen Ornano ſoll Sie und die Welt überzeugen. Ich weiß, was ich mir auferlege, aber ich weiß auch, daß ich es tragen werde oder erliegen; wanken auf der Bahn, die ich mir ſelbſt vorzeichne, werde ich nicht. Möge nur das Opfer, das ich bringe, Ihren Sohn nicht noch tiefer verwunden! Ich thue, was ich meinem Gefühle nach nicht unterlaſſen kann, aber mein ahnendes Herz weiſſagt mir wenig Gutes für ihn.

In wehmüthigen Erinnerungen vergingen mir die Tage meiner Geneſung, an der Seite meiner Mutter; ich war ſtill und weich, wie alle die nach ſchwerer Krankheit wieder zum Leben erſtehen; es fehlte mir ſogar an Kraft, den ganzen Umfang meines Unglücks zu faſſen, und meine Mutter glaubte mich getröſtet, weil ich in meinen

Klagen nicht laut ward, um ihrer zu ſchonen. Der Befehl meines Vaters forderte die geliebte Frau nur zu bald wieder von mir ab; mich zu ſehen, verlangte der unerbittlich Erzürnte nicht; ſein Gemüth hatte ſich ganz von mir abgewandt, ſeit er ſo hart mich behandelte; alle Liebe war in ihm erſtorben, ſogar die Nachricht von meiner todesgefährlichen Krankheit vermochte nicht nur das kleinſte Zeichen von Theilnahme ihm zu entlocken. Und ſo mußte ich denn meine Mutter von mir ſcheiden ſehen, und blieb zwiſchen meinen Felſen, in meiner düſtern Waldeinſamkeit allein zurück.

Dennoch war ich darum nicht verlaſſen, ich hatte doch noch einen Vertrauten um mich, dem ich Adelaidens Namen nennen durfte, dem ich meinen Schmerz klagen konnte und meine ewige Sehnſucht. Mein treuer Lorenzo war mir wieder gegeben. Von unſerer früheſten Kindheit an, war er mein von mir unzertrennlicher Spielgefährte geweſen. Als wir beide heran wuchſen, mußte er allen Unterricht, den ich erhielt, mit mir theilen, um mich mit ſeinem Fleiß zur Nacheiferung anzuſpornen. Mehr Freund als Diener, hatte er mich ſpäterhin auf meinen Reiſen ins Ausland begleitet; er war mit gränzenloſer Treue mir ergeben, und ich lohnte ihm ſeine Liebe durch unbeſchränktes Vertrauen. Willig hätte er ſein Leben daran geſetzt, mich der Schwermuth zu entreißen, in die ich immer tiefer verſank, als kein Tag erſcheinen wollte, der mir von Adelaiden Nachricht gebracht hätte. Die Sehnſucht, ſie nur noch einmal zu ſehen, nagte an meinem Leben, und trieb mich, gleich einem Verzweifelnden, raſtlos von Ort zu Ort, bis ich die Qual nicht länger zu tragen vermochte, und um jeden Preis ihr zu entrinnen beſchloß. In der unſcheinbarſten Verkleidung wollte ich nach Vaucreaux, um die Geliebte, wäre es auch ganz von Ferne, nur einmal noch zu erblicken, und dann — mir galt es gleich, was dann weiter noch geſchehen ſollte; nur ihr letztes Gebot wollte ich ehren, und es nicht wagen mich in ihre Nähe zu drängen.

Lorenzo's unabläßiges Bitten, ſeine dringenden Vorſtellungen, bewogen mich endlich dahin, von dieſem Vorſatz in ſo fern abzugehen, daß ich ihm erlaubte vorher auf Kundſchaft auszuziehen, um mir den Weg zu bahnen, und Mittel und Wege auszufinden, meinen Wunſch auf die mindeſt gefährliche Weiſe zu befriedigen. Er reiſte ab, und nun vergingen wieder mehrere Wochen, in denen ich ohne Nachricht von ihm blieb. Meine glühende Ungeduld trieb mich oft an ihm auf Geradewohl zu folgen; auf der andern Seite hielt die Furcht ihn zu verfehlen mich wieder davon ab, wenn er etwa, während ich abweſend ſey, wieder zurückkehren ſollte. Zuweilen ſtiegen die quälendſten Zweifel in mir auf, die ich mühſam bekämpfen mußte; ſo verging mir die Zeit in Angſt, Sehnſucht und Ungeduld, bis der Getreue endlich wiederkehrte.

Lorenzo traf Adelaiden nicht mehr in Bourdeaux. Ornano hatte ſie nach Biſkaja auf eines ſeiner Güter geführt, und ſo blieb meinem Freunde nichts weiter übrig, als Beiden zu folgen. Er war gewandt genug, ſich bei dem Grafen Ornano als Architekt Zutritt zu verſchaffen, denn dieſer wollte in ſeinem Schloſſe bedeutende Veränderungen vornehmen laſſen, und Lorenzo hatte ſich von Jugend auf, nicht ganz unbedeutende Kenntniſſe im Fache der Baukunſt erworben, die er dereinſt in meinem Dienſte geltend zu machen hoffte. Während unſeres Aufenthalts in Italien, hatte er ſpäterhin jede Gelegenheit benutzt, um dieſe Kenntniſſe zu vervollkommnen; ich hingegen fühlte mich mehr zur Malerei hingezogen, die ich in jenem

Lande mit großer Luſt, und nicht ganz ohne Gelingen damals übte.

Lorenzo war mit der Verſicherung, auf das ſchnellſte wiederzukehren, vom Grafen geſchieden; er hatte ihm auch verſprochen einen Maler mitzubringen, der fähig ſey, einen Saal mit ſeiner Kunſt auszuſchmücken. Ich ſollte dieſer Maler ſeyn, guter Gott! ich ſollte ſie ſehen, ſie hören, dieſelbe Luſt mit ihr athmen, unter ihrem Dache leben; mir ſchwindelte bei dem bloßen Gedanken, ich glaubte vergehen zu müſſen in Schmerz und Seligkeit!

Auch Lorenzo hatte Adelaiden geſehen. Wie hing mein Auge an ſeiner Geſtalt, als er dieſes mir berichtete! Ihr Auge hatte auf ihm geruht, ich wurde nicht müde ihn anzuſehen, mir war, als ſtünde er noch, von dem Abglanz ihrer Blicke umleuchtet, vor mir da; er vermuthete ſogar von ihr erkannt worden zu ſeyn, denn ſie erröthete bei ſeinem Anblick, und ſchien ihm ſeitdem ſorgfältig auszuweichen. O Adelaide, meine Adelaide, wohin war es mit uns beiden gekommen, daß du ſogar den Diener deines Freundes vermeiden mußteſt, den Einzigen, der deſſen Namen dir nennen konnte!

Nur ſelten hatte Lorenzo ſie ſeitdem, und ſtets nur in der Ferne erblickt, denn ſie führte ein ſehr einſam-trübes Leben. Ornano liebte ſie, wie Seinesgleichen lieben, mit raſender Wuth. Er bewies ihr dieſe Liebe dadurch, daß er, gequält von furchtbarer Eiferſucht, ſie Tag und Nacht bewachte und ihre Freiheit auf alle Weiſe beſchränkte. Ganze Tage brachte ſie einſam in ihrem Zimmer zu, nur ein kleiner Hund, den ſie nie von ſich ließ, war ihr ſteter Begleiter; ich hatte in glücklichern Tagen ihn ihr einſt gegeben, und ihre Anhänglichkeit an das kleine Thierchen, rührte mich jetzt bis zu Thränen.

Don Gabriel, der um viele Jahre jüngere Bruder des Grafen Ornano, war der Einzige, der zuweilen ihr nahen durfte. Er war ihr Hausgenoſſe und Lorenzo beſchrieb ihn mir als das vollkommenſte Gegenbild jenes Verhaßten. Gleich einem Schutzgeiſt umſchwebte er Adelaiden, milderte ihr hartes Geſchick ſo viel er dieſes vermochte, und beſänftigte oft den Zorn ihres über jede Kleinigkeit in Wuth gerathenden Tyrannen. Doch mußte er dabei ſich ſorgfältig davor hüten, nicht ſelbſt der Gegenſtand von deſſen Eiferſucht zu werden.

Fort! fort! zu ihr! weiter vermochte ich ſeit Lorenzo's Rückkehr nichts zu denken. Lorenzo war bereit mich zu geleiten, aber er beſchwor mich zuvor bei allen Heiligen, bei Adelaidens Leben ſogar, unerkannt in Ornano's Schloſſe zu weilen, und mir an dem Anblicke der Geliebten genügen zu laſſen, ohne jemals zu ſuchen, ſie zu ſprechen. Er ſchilderte mir in den grellſten abſchreckendſten Farben des Grafen Eiferſucht und die unvermeidliche Todesgefahr, in die ich durch Unbeſonnenheit Adelaiden ſtürzen könne.

Ich hörte ihn gelaſſen an und verſprach alles, was er wollte; das Glück, ſie nur zu ſehen, ſchien mir ſo überſchwenglich groß, mir war, als ſey es unmöglich, darüber hinaus noch etwas zu begehren. Wir machten uns auf die Reiſe.

Endlich war das Ziel erreicht; ich ſtand in meiner Verkleidung vor dem verabſcheuten Räuber meiner Seligkeit und knirſchte innerlich vor Zorn, aber ich verrieth mich nicht, und dieſes ward mir um ſo leichter, da er mich kaum eines Blickes würdigte, ſondern ſich mit ſeinen Aufträgen nur an Lorenzo wandte. In einem Seitenflügel des Schloſſes, deſſen Fenſter nach dem Garten ausgingen, ward uns unſere gemeinſchaftliche Wohnung angewieſen, und ſchon am folgenden Morgen gingen wir an die Arbeit. Lorenzo übernahm die Aufſicht über die Bauleute, und ich beſtieg ein hohes Gerüſt, um nach Rafaels Logen einen Saal mit Blumengewinden und Arabesken zu dekoriren.

Viele Tage vergingen, ohne daß ich Adelaiden erblickte; endlich ging ſie eines Abends ganz allein an unſerem Fenſter vorüber, nur ihr kleiner Hund ſprang luſtig um ſie her. Sie war bleich, nachläſſig gekleidet, ihr liebes Auge ſchweifte achtlos und trübe umher, ohne auf irgend einem Gegenſtande zu haften. Laut weinend ſank ich am Fenſter auf meine Knie; ſo! ſo ſie wiederzuſehen! Mein Herz wollte brechen; ich verharrte in meiner Stellung, bis ich ſie wieder zurückkehren hörte. Es war ſpät; dichte Dämmerung umſchleierte mir die ſüße Geſtalt, ich ſah ſie nicht, aber mein Herz verkündete mir ihre Nähe.

Dann erblickte ich ſie wieder in der Schloßkapelle beim Gottesdienſte. Ich ſtand während der Meſſe ihr gegenüber. Keiner ihrer Blicke fiel auf mich, ſie betete für mich, den Ferngeglaubten, und keine Ahnung ihres Herzens verkündete ihr die Nähe des Unglücklichſten auf Erden. Ich wollte mein Gebet mit dem ihren hinaufſteigen laſſen zum Throne des Allerhöchſten, doch vergebens; alle meine Gedanken flogen zu ihr, ſie war meine Heilige, nur ſie konnte ich anrufen, und ach ſie ſah, ſie hörte mich nicht! Nie fühlte ich mich verlorner.

Don Gabriel beſuchte mich oft, wenn ich arbeitete, und bezeigte ſich weit freundlicher gegen mich, als ich es von ihm erwarten durfte. Sein geiſtreiches Geſpräch, ſeine ſehr ſchöne Geſtalt, die anmuthige Würde ſeines Benehmens, hätten mir ihn lieb machen ſollen, und doch war ſeine Gegenwart mir drückend und unerfreulich. Ach ich erkannte mich ſelbſt und mein Gemüth nicht mehr! Ich beneidete ihm das Glück, Adelaide, meine Adelaide täglich ſehen und ſprechen zu dürfen, während ich! — und er liebte ſie, das wußte ich gewiß; er war traurig wie ich, aus ſeinem dunkelſtrahlenden Auge leuchtete dieſelbe Flamme, die auch mich verzehrte, alles an ihm deutete auf unglückliche Liebe, und wen konnte er lieben als Sie!

Eines Morgens, der ewig, ewig meinem Gemüthe gegenwärtig bleiben wird, trat Don Gabriel in den Saal, in welchem ich arbeitete, und mit ihm Adelaide; ich hörte wieder ihre ſüße Stimme, alle meine Nerven erbebten vor dem Laute, die Sinne vergingen mir, faſt wäre ich hinabgeſtürzt von dem Gerüſte, zu ihren Füßen hin.

Und warum muß ich denn dieſen Saal ſehen, ſprach ſie. Ihr wißt, Don Gabriel, mich kann das alles nicht erfreuen. Sie ſchlug das wunderſchöne Auge zu mir auf, ſie ſah mich, ſie erkannte mich, dieß ſagte mir ihr Erbleichen, ihr Zittern. Im nächſten Moment ergriff ſie Don Gabriels Arm und wankte, auf ihn geſtützt, wieder hinaus. Der Geruch der Farben mache ſie ſchwindeln, ſagte ſie.

Lorenzo fand mich in wilder Verzweiflung und führte mich faſt gewaltſam fort auf unſer Zimmer. Zerriſſen von wüthendem Schmerz, fühlte ich, Adelaide zürne mir. Sie mußte mir zürnen, denn ich hatte ihr in flehendes Bitten eingekleidetes, ſtrenges Gebot übertreten! Doch war ich denn keines zweiten Blickes ihr mehr werth? nicht einmal eines Zeichens ihres Zornes? Halb wahnſinnig wollte ich jetzt mich ſelbſt bereden, ich ſey vergeſſen, Adelaidens Herz habe von mir ſich gewendet; meine irren Gedanken ſchweiften umher ohne Ruhepunkt, ich wünſchte in meinen Kerker mich zurück und pries laut die Seligkeit jener Zeit. Nun erſt war mein Elend auf das höchſte geſtiegen, ich hatte in dieſem furchtbaren Momente den Glauben an Adelaiden verloren. Zum erſten Male durchraſte mich wilde Eiferſucht, ich wünſchte mir den Tod herbei, und hätte, ohne Lorenzo's treue Wachſamkeit, ihn mir ſelbſt gegeben.

Ich durchtobte die Nacht, die Sonne ging auf, und mit der jubelnden Natur erwachte auch mein eignes beßres Selbſt. Sey es denn, ſprach ich zu meinem Freunde, konnte ſie aufhören zu lieben, ſo will ich mich freuen, daß ſie den Qualen entgangen iſt, in denen ich mein Leben verzehre. Das Glück der Geliebten iſt ächter reiner Liebe höchſtes Ziel! Ich will fort; nie ſoll mein Anblick ſie wieder aus ihrer Ruhe ſtören. Ich will fort auf Nimmerwiederkehren, doch Lebewohl muß ich ihr ſagen, ehe ich gehe. Ihr Herz wird dieſen Abſchied jetzt ertragen ohne zu brechen, mir aber iſt das Leben dieſe letzte Gunſt noch ſchuldig. Ich fordre ſie; dann gehe ich, wohin Du willſt Lorenzo, führe mich, ich will dann ſanft ſeyn wie ein Kind, doch dieſes Lebewohl muß mir noch werden.

Lorenzo beſtärkte mich in dem Entſchluſſe das Schloß zu verlaſſen; zwar verſuchte er zugleich, mich von dem Gedanken abzubringen, Adelaiden noch einmal ſprechen zu wollen; doch da er endlich die Unmöglichkeit davon einſah, ſo verſprach er mir dazu hülfreich zu ſeyn, um mich nur nicht länger in dieſem gefährlichen Aufenthalt weilen zu laſſen. Auf ſeinen Antrieb mußte ich wieder an meine Arbeit gehen, um im Schloſſe nicht Aufmerkſamkeit zu erregen, und ihm verſprechen dort geduldig zu harren, bis er Zeit gewönne, einen meinem Vorſatze günſtigen Augenblick zu erſpähen.

Mehrere Tage vergingen, zitternd ſah ich der Erfüllung meines letzten Wunſches auf Erden entgegen, das kleinſte Geräuſch erſchreckte mich, denn immer erwartete ich, Adelaiden wieder in den Saal treten zu ſehen. Endlich gab Lorenzo mir das lang erſehnte Zeichen, ich eilte zu ihm hinunter, er flüſterte mir zu: Don Gabriel ſey auf die Jagd geritten, der Graf in einem abgelegenen untern Zimmer, für viele Stunden mit ſeinen Verwaltern beſchäftigt. Ich hörte dieß kaum, ich flog die Schloßtreppe hinauf, kaum meiner ſelbſt mir bewußt, ſtand ich im Vorſaal, ich ſah Adelaiden eben im Begriff in ihr Zimmer zu treten, und folgte ihr auf dem Fuße, ohne daß ſie meiner gewahr ward.

Zürne nicht! Fliehe nicht! rief ich hingeſunken zu ihren Füßen. Gönne mir das letzte traurige Glück, Dir Lebewohl auf immer zu ſagen, ehe ich von Dir ſcheide. Ich gehe, ich ſterbe fern von Dir, Du ſiehſt mich nie nach dieſer Stunde, Du hörſt meinen unglücklichen Namen nie wieder. Stehe auf! rief Adelaide in tödtlicher Angſt, fliehe, o fliehe und kehre nie wieder zurück. Ich bin die unſeligſte aller Frauen! Ehre mein Unglück, vergrößre nicht mein Elend, ich leide mit Dir, ich leide um Dich, fliehe, willſt Du nicht ganz mich verderben. Verweile keinen Augenblick, ſo fliehe, ſuche mich nie wieder, eile, verlaß mich.

Ich gehe, rief ich noch immer auf den Knieen, ich gehe gleich, verſprich mir nur, daß Du mein gedenken, daß Du den Armen nicht haſſen willſt, der geboren ward, Dein Glück, Deinen Frieden zu ſtören. Ich konnte nicht von ihr weichen, ſie flehte vergebens, ich blieb zu ihren Füßen ſinnlos, machtlos — da flog die Thüre auf, ſchäumend, raſend ſtand Ornano vor uns, riß einen Dolch hervor, und drang mit dieſem auf Adelaiden ein. Schnell, wie ein Gedanke warf ich mich zwiſchen

Beide; er trachtete jetzt nach meinem Leben, ich rang mit ihm, er verwundete mich in der Schulter, ich entriß ihm die Waffe, ich ſah in ihm nur Adelaidens Mörder, und ſtieß ſeinen eignen Dolch ihm tief in die Bruſt. Er ſank bewußtlos zu Boden; ſeine durch das Geräuſch unſeres Kampfes herbeigerufenen Bedienten drangen herein, ſie ſahen den vom Blut ihres Gebieters noch rauchenden Dolch in meiner Hand. Ohne Mühe entwaffneten ſie mich, riſſen mich mit ſich fort, und ſchloſſen in einem andern Zimmer mich ein.

Jetzt erſt, in der Einſamkeit, erwachte ich aus meinem furchtbaren Wahnſinn, und überſah mit Grauſen den Abgrund von Elend, in welchen ich, hingeriſſen von meiner ungezähmten Leidenſchaft, Adelaiden und mich geſtürzt hatte. Wohin ich blickte, ſah ich die Geliebte, wie ich zuletzt ſie geſehen hatte, überſtrömt vom Blut ihres Gemahls, in todtenähnlicher Ohnmacht neben ihm am Boden liegen, und mein Haar ſträubte vor Grauſen ſich empor bei dem Gedanken, ſie, die heilig Reine könne beſchuldigt werden, an meiner That Antheil genommen zu haben. Gewaltſam nahm ich mich zuſammen, um zu überlegen, was ich für ſie thun könne, um ihre Unſchuld vor Gericht zu beweiſen; ich nahm mir vor, nur für ſie zu zeugen, und dann, ohne meinen wahren Namen zu nennen, mich unerkannt dem Laufe der Gerechtigkeit zu überlaſſen. Der Gedanke, als ein gemeiner Verbrecher hingerichtet zu werden, erſchreckte mich nicht; nur Adelaide und die Ehre meines Hauſes wollte ich retten, alles Uebrige kümmerte mich wenig; das Leben hatte längſt jeden Reiz für mich verloren, ich hielt es nicht der Mühe werth, es noch feſthalten zu wollen. Um Mitternacht öffnete ſich meine Thüre, ich glaubte man komme mich ins Verhör abzuholen; es war Don Gabriel, der Bruder des Getödteten, der ohne alle Begleitung zu mir hereintrat.

Adelaide ſendet mich, Graf Artaban, ſprach er mild aber ernſt. Sie gab mir den erſten höchſten Beweis ihrer Achtung, indem ſie Euren wahren Namen und ihr Verhältniß zu Euch mir entdeckte. Ich will dieſes Vertrauens werth ſeyn; ich komme, um Euch zu befreien. Auch die Gräfin rette ich um jeden Preis; wenn Rettung möglich iſt, ſetzte er ſeufzend hinzu.

Ich wanke nicht, ich weiche nicht von hier, rief ich aus; vor Gericht will ich Adelaidens engelreine Unſchuld mit dem heiligſten Eide bezeugen und dann ſterben, um vor den Augen der Welt meine That zu büßen. Adelaide und mein Herz ſprechen mich von Verbrechen frei, das fühle ich; auch der ewige Richter wird mir gnädig ſeyn, das hoffe ich mit Zuverſicht. Ich ſterbe für Adelaiden und gehe freudig in den Tod.

Euer Opfer wäre vergebens dargebracht, erwiederte Don Gabriel; mein Bruder lebt, ſeine Wunde iſt tief, aber nicht tödtlich. Das erſte Zeichen ſeines wiederkehrenden Lebens war der Befehl, ſeine Gemahlin auf das ſtrengſte zu bewachen. Sein Verdacht allein bringt die Arme auf mancherlei Weiſe in Lebensgefahr, wenn gleich nicht auf gerichtlichem Wege; Ihr kennt den Grafen Ornano nicht. Euer Tod kann ſie nicht retten, wohl aber ſie in Verzweiflung ſterben laſſen. O folgt mir, zaudert nicht, morgen kann ich vielleicht nichts mehr für Euch thun.

Und was wird aus ihr, wenn mir der arme Troſt geraubt wird, für ſie zu ſterben! rief ich verzweifelnd. Ich ſoll fliehen, wie ein Feiger der Gefahr mich entziehen, in die ich ſie mit mir hinabriß, ich ſoll ſie in dieſer zurücklaſſen, und — —

Folgt mir, fiel Don Gabriel ein, fliehet um

Adelaidens, willen; ich wache für ihr Leben und Euer Bleiben kann ihr nur Unheil bringen. Artaban, ſetzte er ſehr bewegt hinzu, auch ich bete dieſe Heilige an, ich liebe ſie wie Ihr, heiß, innig, mit aller Kraft meines Weſens hänge ich einzig an ihr, um ihrer willen gebe ich Leben und Ruhe willig hin. Dieſes Geſtändniß muß Euch über ihr Schickſal beruhigen, denn im Gemüthe des Mannes, den ſie liebt, kann niederer Argwohn niemals Raum gewinnen. Artaban, Euer Erſcheinen hat mir den letzten Troſt geraubt, der meinem armen Leben noch blieb, den ſüßen Wahn, die Himmliſche ſey für irdiſche Liebe nicht geboren. Euch liebte ſie! o wie konntet Ihr Euch an dieſem Bewußtſeyn nicht genügen laſſen! Kommt, o kommt, rettet Euch und vielleicht auch ſie!

Entzweit mit mir ſelbſt, erdrückt von der Seelengröße dieſes edlen Mannes, ließ ich mich führen, wohin er wollte. Im Schloſſe war alles ſtill; als wir außer dem Bezirk deſſelben waren, gab mir Don Gabriel einen Brief an den Prior eines nahgelegenen Kloſters, in welchem er mir hieß mich zu verbergen, bis die Nachforſchungen vorüber ſeyn würden, die er ſelbſt meinetwegen würde anſtellen müſſen. Dann ſchied er von mir und ich blieb allein. Die Nacht war düſter, doch finſterer noch war es in meinem Gemüth.

Ich irrte in der Dunkelheit noch lange um das Schloß herum, ich konnte mich nicht entſchließen, den durch Adelaidens Gegenwart geheiligten Boden zu verlaſſen; endlich trieb die Hoffnung, von ihr etwas zu vernehmen, dem Kloſter mich zu. Mit grauendem Morgen ſtand ich an der Pforte deſſelben, und wurde, da ich den Brief des Don Gabriel vorzeigte, ſogleich zum Prior geführt; doch indem ich dieſem das Schreiben überreichte, ſank ich ohnmächtig zu Boden, und er ſah mit Entſetzen Blut durch meine Kleidung dringen.

Ich hatte die Wunde ganz vergeſſen, die ich von Ornano, im Kampfe mit ihm, erhalten hatte; ſie war nicht verbunden, die innere Qual hatte den phyſiſchen Schmerz übertäubt. Der Arzt des Kloſters fand ſie ſehr entzündet und nicht ganz gefahrlos. Ein wüthendes Wundfieber ergriff mich, ängſtende Fieberbilder umſchwirrten mich, wenn ich ſchlief; wenn ich wachte, flehte ich in hellen Augenblicken zu Gott, mich ſterben zu laſſen.

Wochenlang feſſelte Entkräftung mich an mein Lager; mein treuer Lorenzo war ebenfalls wenige

Stunden ſpäter als ich im Kloſter angelangt. Sein und des Priors Pflege, Beider tröſtliches Zureden, trugen unbeſchreiblich viel zu meiner Wiederherſtellung bei. Durch den Prior erhielt ich zuweilen Nachricht aus dem Schloſſe. Ornano lebte, doch erholte er ſich nur langſam. Adelaide war augenſcheinlich tief betrübt, bleich und hinfällig. Aber ſie wich keinen Augenblick von ihrem leidenden Gemahl, und pflegte ſeiner mit der hingebendſten Aufopferung ihrer eignen Geſundheit. Don Gabriel verließ ſie nie; übrigens ließ er mit großem Eifer mich überall ſuchen, nur nicht in dem Kloſter, wo ich war.

Gefoltert von innerem Leiden, in trübes Nachdenken verſunken, lag ich einſt um Mitternacht ſchlaflos auf meinem Lager; Lorenzo ſchlief neben mir ſanft und feſt, denn meine Geſundheit bedurfte keines Wächters mehr. In grauenvollen Bildern ging meine Vergangenheit an mir vorüber, in mir und um mich ward es immer düſterer, da riß der Schall einer kleinen, in hellen Jammertönen durch die Nacht hinklagenden Glocke mich empor. Wohl kannte ich den wimmernden Klageton; es war die Seelenglocke, welche die Lebenden in der bangen Stunde zum Gebete verſammelt, in welcher der letzte Hauch des Lebens noch auf den Lippen eines Sterbenden weilt. Furchtbare, nie gefühlte Angſt ergriff mich bei dem Tone; leiſe, um Lorenzo nicht zu wecken, zitterte ich von meinem Lager auf, leiſe öffnete ich die Thüre meines Zimmers. Draußen auf dem Gange huſchte ein Layenbruder eilend an mir vorüber. Wer iſt es? wer ſtirbt? fragte ich.

Die Väter eilen in's Chor, um für die ſcheidende Seele der Gräfin Ornano zu beten, rief er aus der Ferne. Wahnſinn ergriff mich, ich riß den Verband von meiner Wunde, mein Blut ſprang hoch empor, ich weiß noch, daß ich mit wildem Entzücken ihm zuſah. Lorenzo fand mich am Boden bewußtlos liegen.

Nochmals kehrte ich in's Leben zurück. Faſt kalt, ohne Klage, ohne Thräne ging ich mein vergangenes Leben durch, und ſah ſchaudernd, wie zerſtörend es überall in Adelaidens Daſeyn eingetreten ſey. Ohne mich Unſeligen wären ihre Tage ſanft und friedlich dahingefloſſen, dieſes konnte ich mir nicht verhehlen. Ich überſah meine Schuld und ſaß kalt über mir ſelbſt zu Gericht, wie ein Fremder. Sie ruht nun im Grabe, ſprach ich, und ich, den ſie grenzenlos liebte, ich grub es ihr. Meine wilde, ungezähmte Leidenſchaft gönnte ihr keinen Frieden nach dem ſchweren übermenſchlichen Opfer, das ſie brachte, um mich von dem Untergange meines irdiſchen Daſeyns zu retten. Ruhe ſanft, Geliebte; ich muß noch leben, ich bin der Wohlthat noch nicht werth, aus dieſem Jammer zu ſcheiden. Büßen will ich auf Erden meine ſchwere Schuld, bis der ewige Richter mich abruft, zu dir, in deine glanzerfüllte Heimath, wo du, ſeliger Engel, jetzt thronſt, über irdiſche Schmerzen erhoben!

Unter dem Siegel der Beichte entdeckte ich jetzt dem Prior, wer ich ſey, und enthüllte ihm das ganze Gewebe von Schuld und Unglück, das mein kurzes Leben erfüllte. Mitleidsvoll hörte er mich an, und ließ ſich endlich erbitten, meinen letzten Wunſch zu erfüllen, das Kloſtergelübde mich ablegen zu laſſen, und mir eine, mitten im Walde gelegene Einſiedelei einzuräumen, die zum Kloſter gehörte, und ſeit vielen Jahren nicht bewohnt wurde.

An dem Tage, wo ich mein Gelübde ablegte, habe ich Don Gabriel zum letzten Mal geſehen. Schweigend trat er in meine Zelle, ſchweigend betrachteten wir einander lange.

Auch Ihr liebtet ſie! O ſagt mir alles von ihr! ſprach ich endlich.

Ja wohl, Unglücksgefährte, auch ich liebte ſie, glühend, innig, treu! und ſagte es ihr nie. Schon auf Erden war ſie meine Heilige, wie ſie jetzt im Himmel es iſt, der ich nur mit reinem Herzen, aus tiefer Ferne, anbetend, mich zu nahen wage. So lange ſie unter uns weilte, lebte ich von ihrem Anſchauen; ſie war die Gattin meines Bruders, zu hoch, zu himmliſch, um irdiſche Wünſche zu entflammen. Ich wollte auch ſie zur Flucht bewegen, nachdem ich in jener Nacht Euch befreit hatte; doch, im ſtolzen Bewußtſeyn ihrer Unſchuld beſtand ſie darauf, am Schmerzenslager ihres Gemahls ſtandhaft zu verharren. Als er wieder fähig ward, die Gegenſtände um ſich her zu erkennen, verbannte er ſie aus ſeinem Geſichte. Nach wenigen Tagen begannen ihre Kräfte plötzlich und ſichtbar zu ſchwinden — treu habe ich über ſie gewacht, und doch! — Gott befreie mich von dem furchtbaren Argwohn, der an meinem Leben nagt! Erwieſen iſt nichts! — und doch! — der Grauſame verſagte dem heißen Flehen der Sterbenden noch den letzten Troſt, ihn zu ſehen, und in ſeiner Gegenwart, durch einen heiligen Eid, ihre Unſchuld am Rande des Grabes zu betheuern. Nie kann ich wieder ſein Antlitz ſchauen, nie jenes unſelige Schloß betreten, in welchem ſie lebte und litt. Meine Liebe ſank nicht mit ihr in's Grab, ihr Tod fachte ſie noch höher an; ich ziehe noch heute fort; fern von meinem Vaterlande, im Kampfe gegen die Ungläubigen, die an Ungarns Gränze wüthen, hoffe ich zugleich mit meinem Leben dieſe Flamme zu löſchen!

Glücklicher! Beneidenswerther! Du reine Seele darfſt vom Leben ſcheiden, ich Schuldbewußter muß es ertragen! rief ich ihm nach, als er auf ewig von mir ſchied.

Den folgenden Tag bezog ich meine, von jedem Laute des Lebens weit entfernte Hütte; ewigem Schweigen geweiht, ſehe ich einen Tag nach dem andern mir ſchwinden, und harre geduldig, bis Gott ſelbſt ſpricht: es iſt genug, und mich abruft. Allem Glanz, jeder Bequemlichkeit des Lebens habe ich entſagt. Die Welt weiß nichts mehr von dem Unglücklichen, dem Namenloſen, der, fern von aller menſchlichen Geſellſchaft in der ſtrengſten Abgeſchiedenheit hauſet und der auch von ihr nichts weiß, und nichts wiſſen will. Was ich, um das Leben zu erhalten, bedarf, wird täglich vom Kloſter aus an einen beſtimmten Ort hingeſtellt, wo ich es abhole. Lorenzo hat ebenfalls im Kloſter ſein Gelübde abgelegt, um mir nahe zu bleiben; auch ſein Daſeyn habe ich zerſtört, und nur in der letzten Stunde meines Lebens werde ich mich für würdig halten, das Antlitz des treueſten Freundes zu ſchauen und ſeine Vergebung mir zu erflehen.

Mein ganzes Tagewerk hier iſt: das Leben tragen in Liebe, Reue und Buße.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Ein und zwanzigster Band.

Der Günſtling. — Die Reiſe nach Flandern. — Die arme Margareth.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1831.

Der Günſtling.

„Ei gnädiger Herr!“ rief Ludwigs des Vierzehnten erſter Kammerdiener dem jungen Grafen Lauzun entgegen, indem er dabei mit dem ſchön gepuderten Toupée ſeiner großen Perücke beinahe den Fußboden berührte, „ei gnädiger Herr, was verſchafft mir denn das ſeltene Glück, Sie um dieſe Stunde, und in dieſem Zimmer meiner tiefſten Ehrerbietung verſichern zu können? Der König arbeitet noch hier nebenan im Finanzrathe,“ ſetzte der ſonſt gewandte Höfling ein wenig verlegen hinzu. „Freilich die Räder knarren zuweilen, welche die große Maſchine der Staatsverwaltung im Gange erhalten, und es geht dann in jenem Saale laut genug her. Deshalb, wie dem Herrn Grafen gewiß bekannt ſeyn wird, darf um dieſe Zeit, außer einem unbedeutenden Diener gleich mir, eigentlich Niemand in dieſem

Vorgemach verweilen. Doch freilich Sie, gnädiger Herr, machen überall eine Ausnahme; wie könnte dem, welchem alle Herzen ſich öffnen, eine elende Thür ſich verſchließen!“ Wir wollen nicht unterſuchen, wie viel Wahres hieran ſeyn mag, erwiederte Lauzun, doch bitte ich Sie, lieber Herr von Nyert, mich diesmal nur hier zu dulden; ich verſpreche Ihnen, daß der König nicht ſauer dazu ſehen wird, wenn er mich findet. „Ei, wie könnte ich daran Zweifel hegen, ich des Königs erſter Kammerdiener,“ fiel Nyert mit verdoppelter Freundlichkeit ein, „halten der Herr Graf mich denn für einen ſo großen Neuling in meinem Dienſte?„ Gewiß nicht, erwiederte Lauzun, ich kenne das gerechte Vertrauen, womit der König Ihre erprobte Treue belohnt. Daher will auch ich Ihnen kein Geheimniß daraus machen, daß mich eigentlich freudige Erwartung hierher trieb. Unſer Monarch, lieber Nyert, ſteht im Begriffe, mir abermals einen großen, ich kann wohl ſagen, einen ganz ungewöhnlichen Beweis ſeiner Huld zu gewähren. Ich war es ſo müde, zu Hauſe die Minuten bis zur beſtimmten Stunde zu zählen, daher erlauben Sie mir immer, die läſtige Zeit mit Ihnen hier zu verplaudern. „Ach, Herr Graf,“ fiel Nyert in unterthäniger Verzweiflung ein, „wie können Sie auf dieſe Weiſe meiner ſpotten wollen? Ich bin ja überglücklich, der Erſte zu ſeyn, der Ihnen ſeine freudige Theilnahme bezeigen darf. Die Gnade, welche der König Ihnen zugedacht hat, muß freilich groß und außerordentlich ſeyn.“ — — Das iſt ſie auch, fiel Lauzun ihm ein. Wie werden meine Freunde über die glänzende Bahn triumphiren, welche ſich mir in wenigen Minuten eröffnet! „In wenigen Minuten!“ wiederholte faſt andächtig der Kammerdiener. Ja ja, mein Freund, in wenigen Minuten, rief Lauzun, vom Taumel freudiger Erwartung hingeriſſen, und blickte lächelnd in das freundliche Geſicht ſeines demüthigen Verehrers, in welchem die gutmüthigſte Neugier von der Welt mit leſerlichen Zügen geſchrieben ſtand.

Bis jetzt, fuhr er fort, mußte ich freilich auf Befehl des Königs ſchweigen, denn er ſelbſt hat den heutigen Tag dazu beſtimmt, mich noch vor der Meſſe in meiner neuen Würde dem Hofe vorzuſtellen. Indeſſen, während wir hier Seine Majeſtät mit einander erwarten, darf ich Ihnen wohl einen Beweis meines dankbaren Wohlwollens für Ihre Theilnahme an meinem Glücke gewähren, und Ihnen vertrauen, was bis jetzt noch Niemand ahnet. So hören Sie denn: Herzog Mazarin zieht ſich wirklich von allen Geſchäften zurück, und ich werde ſein Nachfolger als General-Feldzeugmeiſter.

Glückwünſche, Dankſagungen für das hohe Vertrauen, Ausrufungen der lebhafteſten Bewunderung, denen Lauzun mit lächelnder Selbſtzufriedenheit zuhörte, ſtrömten nun ununterbrochen von den beredten Lippen des Kammerdieners; doch plötzlich mit allen Zeichen des höchſten Erſchreckens verſtummte er. „Guter Gott! was habe ich mitten in meiner Freude vergeſſen;“ rief er mit ganz verändertem Geſicht; „freilich iſt es im Grunde nur ein unbedeutender Auftrag meines Gebieters, aber wie Seine Majeſtät nun ſind — ei! ei! ei!“ ſtöhnte er ängſtlich umhertrippelnd und mit den Fingern ſchnippend; dann zog er ſeine Uhr heraus, ein Blick auf dieſe ſchien ihm einigen Troſt zu gewähren. „Vielleicht wäre es noch Zeit!“ ſeufzte er und wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne; „neun Minuten bleibt der Finanzrath noch verſammelt! Selbſt das Unmögliche muß man im Dienſte des Monarchen verſuchen!“ Mit dieſen Worten und einer ſehr tiefen Verbeugung huſchte er an dem Grafen vorüber, zur Thüre hinaus, die er ſorgfältig hinter ſich anzog; ſchlich dann wie eine Katze auf Sammetpfötchen und eingezogenen Krallen, leiſe leiſe eine kleine Hintertreppe hinauf, nahm immer drei Stufen auf einen Schritt, und ſtand nach wenigen Sekunden ganz athemlos vor dem Miniſter Louvois in dem kleinen Kabinet, in welchem dieſer gewöhnlich den ganzen Tag über allein zu arbeiten pflegte, wenn der Hof, wie diesmal der Fall war, ſich in Saint Germain aufhielt.

Mit großem Dank und noch größern Verheißungen entließ der allmächtige Miniſter ſeinen treuen Kundſchafter ſo ſchnell als möglich, raffte dann ohne ſonderliche Auswahl einige Papiere zuſammen, und murmelte vor ſich hin: Dem kleinen Kadet vom Ufer der Garonne wachſen die Flügel verdammt ſchnell, er fliegt uns noch allen über die Köpfe weg, wenn wir nicht vorbauen.

Nyert war ſchon längſt wieder unten im Vorzimmer, und erzählte dem Grafen Lauzun mit der größten Unbefangenheit von den Roſen und

Orangenblüthen, die er ſo glücklich geweſen, noch eben zur rechten Zeit für Frau von Montespan beſtellen zu können, als Louvois, ſeine Papiere in der Hand, hereintrat und mit einer leichten Verbeugung an den Beiden vorüber, gerade auf die Thüre des Saales zuging, in welchem der König ſich befand. Vergebens ſtellte ſich ihm der Kammerdiener keck in den Weg, verſicherte ihm in ziemlich entſchloſſenem Tone, der Monarch ſey noch nicht ſichtbar. Louvois achtete nicht darauf, berief ſich auf wichtige Depeſchen, die er dem Könige augenblicklich mittheilen müſſe, und ging geradezu hinein, obgleich er beim Finanzrath nicht Sitz und Stimme hatte. Mit einem leichten Achſelzucken und heimlich triumphirenden Lächeln ſah Lauzun die Flügelthüren hinter ihm zufallen, und fuhr dann fort, des Kammerdieners Unterhaltung mit wenigſtens ſcheinbarer Aufmerkſamkeit zuzuhören, bis der Miniſter nach wenigen Minuten wieder zurück durch das Zimmer eilte, und bald darauf auch der König hereintrat. Der erſte Blick deſſelben ſuchte und fand den Grafen, der ſich ihm in geſpannter Erwartung um einen halben Schritt näherte, aber ſich auch ſogleich wieder zurückzog, denn der Monarch rauſchte eiskalt an ihm vorüber.

Wer weiß, mit welchen Albernheiten Louvois ihn verdrießlich gemacht hat! ſprach Lauzun ſich ſelbſt zum Troſte, denn dieſes ihm ganz ungewohnte nicht Bemerktwerden hatte ihn Anfangs doch ein wenig unangenehm berührt. Der Moment geht auch vorüber, und nach der Meſſe wird er ſich gewiß ſeines Verſprechens erinnern; dachte er weiter, und ſchloß ſich nun ganz ſorglos dem Gefolge an, welches den König in die Hofkapelle begleitete.

Lange glänzende Reihen der ſchönſten und vornehmſten Frauen füllten dort erwartend die Bänke, vielleicht nicht ganz gleich getheilt in Andacht zwiſchen dem ſichtbaren und dem unſichtbaren Herrſcher der Welt. Denn um keinen Preis hätte man an jenem, aus Sittenloſigkeit und äußerem Anſtande zuſammengeſetzten Hofe es verſäumen mögen, dem Könige wie dem lieben Gott ſeine von der Etikette beſtimmte Aufwartung zu machen. Lauzun ſah denn doch ein wenig trüber als gewöhnlich aus, als er von ſeinem Platze hinter dem Könige das vor ihm ausgebreitete, einem

Tulpenbeete nicht unähnliche Heer von Schönheiten muſterte; doch ein Strahl aus den ſchönſten blauen Augen erheiterte ihn bald; es war ein Blick, der ihn wohl noch weit empfindlichere Täuſchungen hätte verſchmerzen laſſen können, als die eben erlittene es war.

Anna von Montpenſier, die ſchönſte, geiſtreichſte und ſtolzeſte Fürſtin am Hofe Ludwigs des Vierzehnten, war die mächtige Fee, welche dieſe Zauberkraft an Lauzun zu üben wußte. Als Enkelin Ludwigs des Dreizehnten und Tochter Gaſtons von Orleans, dem Könige nahe verwandt, behauptete ſie den hohen Rang einer Tochter von Frankreich. Die unermeßlichen Reichthümer, die bedeutenden von ihrem Vater ererbten Herrſchaften, ließen ſie als die reichſte Prinzeſſin in Europa betrachten, um deren Hand ſich Fürſten und ſelbſt Könige des Auslandes bis jetzt vergebens beworben hatten. Und ſo ſtand ſie jetzt als Herrin im vollſten Sinn des Wortes, eine Pallas an Geiſt, Muth und Geſtalt, gerade am Anfange des Sommers ihres Lebens. Dieſe hohe Erſcheinung hatte mit dem flüchtigen Schimmer erſter Jugend keinen ihrer Reize verloren, denn die Art ihrer jetzin voller Pracht erblüheten Schönheit bedurfte ſeiner nicht um zu entzücken.

Man verehrte ſie aus der Ferne, wie man die Unſterblichen verehrt, und nur einem ſo hochſtrebenden ungebändigten Geiſte wie Lauzun konnte es einfallen, in ihr nicht immer die Fürſtin, ſondern auch zuweilen die ſchöne Frau zu ſehen, die in freilich ſeltenen Augenblicken ſanfterer Hingebung um ſo unwiderſtehlicher ſchien, je höher ſie im gewöhnlichen Leben über alle erhaben ſtand.

Es dünkte ihm, er habe ſie nie ſchöner geſehen, als an dieſem Morgen. Sein Blick verlor ſich in dem fantaſtiſchen Labyrinthe der zwiſchen Perlen und Bändern durcheinander gewundenen Locken und Zöpfe. Den ſtolzen Liliennacken beſchatteten faſt unſichtbar feine Points d'Alençon, vorn mit einer großen Bruſtſchleife von Diamanten zuſammengefaßt. Ein weites Gewand von ſchwarzen Schenilleſpitzen, unter welchem ein ganz goldnes Unterkleid hervorleuchtete, umgab die ſchöne Geſtalt; ohne mehr von ihren Formen zu verrathen, als die Spitze des zierlichſten Füßchens, die nur eben ein wenig ſichtbar wurde. Die ausgezeichnete Huld, mit welcher die Prinzeſſin beim

Herausgehen aus der Kapelle ſich dem Grafen Lauzun zuwendete, und ihm erlaubte, ihr das Weihwaſſer zu reichen, vollendete den Zauber, der ihn für den Moment alles vergeſſen ließ. Freilich ſchalt er ſich ſelbſt einen eingebildeten Thoren, ſo wie er ſie aus dem Geſichte verloren hatte, und redete ſeinem Herzen zu, das Schickſal des Ikaros doch ja nicht zu vergeſſen; jedoch ohne ſonderlichen Erfolg.

Den ganzen übrigen Tag brachte er wie gewöhnlich in der Nähe des Königs zu, ohne daß dieſer nur mit einer Sylbe der ihm verheißnen Beförderung erwähnt hätte. Ein Heer kleiner, anſcheinend zufälliger Hinderniſſe ſtellte ſich obendrein zwiſchen jede vertrauliche Annäherung, deren der Graf ſonſt ſtündlich von ſeinem Herrn gewürdigt ward, und ſo fand er erſt ſpät, da er, nach damaliger Etikette, mit den Vornehmſten des Hofes dem Auskleiden des Königs beiwohnte, die den ganzen Tag erſehnte Gelegenheit, den Monarchen an das ihm geleiſtete Verſprechen zu erinnern. „Ja, ja, das geht ſogleich nicht, wir wollen ſehen, was ſich gelegentlich thun läßt,“ war alles, was er zur Antwort erhielt.

Der arme Lauzun ſtürmte die ganze Nacht, wildaufgeregt, in ſeinem Zimmer auf und nieder; jene mit Eiſeskälte leicht hingeworfenen Worte hatten den verwöhnten Günſtling aus allen ſeinen Himmeln hinabgeſtürzt, und er ward ein Raub bald des wüthendſten Zornes, bald des ungemeſſenſten Schmerzes.

Es war nicht ſowohl das Fehlſchlagen einer großen glänzenden Hoffnung, was ihn ſo bewegte, es war das Gefühl der nie zuvor von ihm geahneten Wortbrüchigkeit ſeines königlichen Freundes, das mit ſtechendem Schmerz ſein ganzes Weſen durchzuckte. Denn er hing wirklich mit ganzem Gemüthe an ſeinem Herren, und hätte noch geſtern, ritterlich tapfer wie ein Paladin der Vorzeit, ihn mit ſeinem Leben gegen Jeden vertheidigt, der es wagen wollen, nur die Möglichkeit deſſen anzudeuten, was er jetzt ſelbſt erfahren mußte.

Aufgewachſen in Stille und Einſamkeit, erzogen nach den Geſetzen jener alten Chevalerie, durch die ſein ſchönes Vaterland ſich früher ſo ehrenvoll auszeichnete, war Graf Lauzun vor nicht gar langer Zeit von der, in Gascogne gelegenen Burg ſeiner Väter nach Paris, in das Haus des damals mächtigen Marſchalls von Grammont, ſeines nahen Verwandten gekommen. Er gedachte, wie es dem ganz mittelloſen jüngern Sohne eines altadligen, aber nicht reichen Hauſes ziemte, ſein Glück auf ehrenvolle Weiſe am Hofe oder bei der Armee zu verſuchen. Seine edle Geſtalt, die gefällige Anmuth ſeines Betragens, erwarben im Hauſe ſeines Oheims ihm die Gunſt von Hohen und Niedern; die excentriſche Art ſeines oft in hellen Lichtern aufſprühenden Geiſtes, ſein Muth, ſeine Verachtung alles Gemeinen, ſeine Treue in Liebe und Haß, machten ihm das Herz des Grafen von Guiche, älteſten Sohnes des Marſchalls von Grammont, ganz zu eigen; denn jung, ſchön und tapfer wie Lauzun ſelbſt, ſah dieſer in ſeinem Verwandten ſein eignes Daſeyn verdoppelt.

Der treue aber auch vielvermögende Freund bahnte dem neuen Ankömmling überall den Weg; er ſtellte ihn dem Könige vor, der an dem ſüdlichen Fremdling viel Wohlgefallen fand, ihn mit Gnadenbezeugungen überhäufte und ihn ſo viel wie möglich an ſeine eigne Perſon feſſelte. So ſtieg der noch vor kurzem ſo unbedeutende Lauzun, jetzt der erklärte Liebling des Königs, blitzſchnell von Stufe zu Stufe, bis zum General-Major hinauf; er gedachte noch höher zu ſteigen, ſah ſich ganz nahe ſchon am Ziel, und ſtürzte ſo plötzlich hinab!

Es war wohl natürlich, daß dieſer ſo unerwartete Fall ihn betrüben mußte, um ſo mehr, da es ihm unmöglich wurde, zu errathen, wodurch er ſich dieſe Schmach zugezogen haben könne.

Die Nacht vergrößert jede unſerer Sorgen zur erdrückenden Rieſengeſtalt, doch wenn es uns endlich nur gelingt den Schlaf zu finden, ſo ſteht der Morgen bei unſerem Erwachen, gleich einem Engel des Troſtes, an unſerem Lager, und zeigt uns den Gegenſtand der Beſorgniſſe ſo verkleinert, daß wir unſere nächtliche Anſicht deſſelben oft mitleidig belächeln. Anders aber iſt es, wenn uns die Morgenſonne noch wachend von jenen fieberhaften Schreckgeſtalten umhergetrieben findet; mit jeder Minute tobender ſtürmt dann das erregte Blut vom Herzen und zum Herzen; thörichtes Beginnen, unbedachte wilde Thaten, die uns immer tiefer ins Verderben ſtürzen, bezeichnen meiſtens den Tag, deſſen erſter Strahl nach einer ſolchen Nacht die trocknen, brennenden Augen des Unglücklichen mit ſtechendem Schmerze verwundet.

Graf Lauzun hatte eine ſolche Nacht durchlebt, während welcher tauſend Pläne, einer immer abentheuerlicher als der andere, in ſeiner Seele aufſtiegen und wieder verworfen wurden. Einen indeſſen hielt er feſt und führte ihn aus, indem er ſich, ſo früh als er es ſchicklicherweiſe konnte, zur Frau von Montespan begab, der ſchönen, ſtolzen, allmächtigen Beherrſcherin Ludwigs des Vierzehnten. Sie war ihm immer freundlich geweſen, deswegen durfte er es wagen, ihre Hülfe zur Enträthſelung des veränderten Benehmens ſeines Herrn in Anſpruch zu nehmen; denn dieſe war es hauptſächlich, wonach ſeinem Herzen verlangte.

Halb getröſtet durch ihr gütiges Zureden, verließ er das Zimmer der ſchönen Frau; ſie hatte ſich mit ihm verwundert, mit ihm geklagt, ihm gelobt Mögliches und Unmögliches zu ſeinem Heil zu verſuchen; was konnte er ſich in ſeiner Lage Beſſeres wünſchen? Leider aber verharrte er nicht lange in dieſer gemüthlichen Stimmung; das heiße gasconiſche Blut trieb ihn von neuem unaufhaltſam umher. Er hätte überall ſeyn, den

König, die Montespan, Feinde und Freunde unſichtbar umſchweben mögen, und gerieth endlich auf einen in der Ausführung höchſt gefährlichen Einfall, den er aber aufzugeben nicht vermochte, nachdem er ſich ihn einmal gedacht; denn ſeinem kühnen unbeugſamen Sinn war jeder Rücktritt unmöglich, ſobald irgend ein recht großes Wagniß ihm lockend erſchienen war.

Mit Gold, Bitten, Schmeicheln, vor allem durch die ihm eigne Unwiderſtehlichkeit, die er geltend machen konnte wenn er wollte, gelang es ihm wirklich, eine alte vertraute Kammerfrau der Frau von Montespan dahin zu bewegen, daß ſie ihn Nachmittags, zur Zeit da der König ſeine Freundin zu beſuchen pflegte, im Zimmer ihrer Gebieterin verſteckte. Die Stunde ſchlug, der König kam, und Lauzun, nur durch eine dünne Tapete von dem Paare geſchieden, verlor keine Sylbe eines Geſprächs, deſſen vornehmſter Gegenſtand er ſelbſt war. Die leiſeſte Bewegung, ein lauter Athemzug, oder gar ein unwillkührliches Huſten konnte ihn dem Untergange zuführen; ſein Schickſal war grauſenvoll, wenn der König den verwegnen Lauſcher entdeckte, aber ſein guter Engel wachte über ihn, und hielt, trotz der Unruhe in ſeinem Innern, im Aeuſſern ihn ruhig.

Endlich erinnerte den König der Schlag der mit reichvergoldeten Schnörkeln verzierten Uhr, an der rothdamaſtnen Wand, daß es Zeit ſey ſich zur Hauptprobe eines großen Ballets zu begeben, welches nächſtens ein glänzendes Feſt verherrlichen ſollte. Frau von Montespan trat nach ſeiner Entfernung auf einige Augenblicke in ihr Toilettenkabinet, um tieferes Roth für die Abendbeleuchtung aufzulegen, und Lauzuns zitternde Vertraute benutzte dieſe kurze Friſt, ihn aus ſeiner gefährlichen Haft zu entlaſſen. Mit allen Schlupfwinkeln des Schloſſes wohlbekannt, eilte er pfeilſchnell eine kleine Hintertreppe hinab, und ſtand ſchon an der andern Seite des Appartements der Frau von Montespan, in ihrem Vorzimmer, als dieſe nach wenigen Augenblicken heraus trat, dem Könige zur Balletprobe zu folgen. Sehr höflich bot der Graf ihr den Arm, und geleitete ſie durch die lange Reihe von Gallerien, Korridors und Sälen, zum Schauſpielſaal, wo ſchon der ganze Hof verſammelt war.

Haben Sie, ſchöne gütige Fee, meiner beim

Könige gedacht? flüſterte Lauzun ihr zu, indem er den nicht kurzen Weg mit ihr antrat. Und was ſagte mein Gebieter? fragte er weiter, als die Dame mit lächelndem Kopfnicken bejahend ihm antwortete; ſeine Stimme war bewegt, der Arm auf welchem Frau von Montespan ſich lehnte, zitterte merklich, doch dies war dem Grafen in ſeiner Lage wohl zu verzeihen.

Böſe Zungen, die ich aber nicht näher zu bezeichnen weiß, ſind zwiſchen Ihnen und dem Könige geſchäftig geweſen, das läßt ſich nicht ableugnen, erwiederte Frau von Montespan, doch iſt ſein Zorn ſchon im Sinken, nur noch ein wenig Zeit und Geduld von Ihrer Seite, und Alles wird gut; denn daß ich das Mögliche that, Sie in ſeiner Meinung wieder zu heben, wird Graf Lauzun mir doch wohl zutrauen?

Wirklich? erwiederte dieſer mit ganz wunderlichem Tone der Stimme, wirklich? Gnädigſte! haben Sie gutherzig ſich meiner angenommen? mir das Wort geredet? mich vertheidigt? Freilich, welche Frage! antwortete die Dame, ich ſage Ihnen, Ihre Sache iſt ſchon ſo gut als ausgeglichen, nur noch eine kurze Geduld, und alle Ihre Wünſche —

Elende Buhlerin! Gemeine Lügnerin, eben ſo treulos als liſtig, eben ſo ehrvergeſſen als frech, flüſterte der Graf ihr ins Ohr, mit nur ihr vernehmbarer Stimme, während er in ſeiner übrigen Haltung den vorigen ehrerbietigen Anſtand gegen die tödtlich Erſchrockne beibehielt. Vergebens, fuhr er auf die nämliche Art fort, vergebens ſuchen Sie einen Mann zu täuſchen, dem nichts verborgen bleibt. Ich weiß jedes Wort, das der König vor noch nicht zehn Minuten in Ihrem abgelegenſten Zimmer mit Ihnen geſprochen. Er hat Ihnen erzählt: daß Louvois ihn geſtern im Finanzrathe aufſuchte, ihn in ein Fenſter zog, ihm dort heimlich hinterbrachte, daß ich mit unverzeihlichem Uebermuth, überall meiner nahen Erhebung zum Generalfeldzeugmeiſter mich rühme. Er hat nächſtdem dem Könige vorgeſtellt, daß dieſer von nun an täglich durch Zwiſtigkeiten würde behelliget werden, bei denen er ſelbſt den Friedensſtifter zu machen haben werde, weil in dieſem Verhältniſſe, die zwiſchen mir und Louvois obwaltende Unverträglichkeit, ewigen Streit herbeiführen müſſe, dem dieſer als Kriegsminiſter unmöglich aus dem Wege gehen könne. Ferner erzählte Ihnen der König, daß Louvois mich ihm als einen übermüthigen, zudringlichen, neuerungsſüchtigen Thoren geſchildert, der zum Umgange erträglich, in bedeutenden Geſchäften aber unbrauchbar ſey; und Sie, gnädige Frau, Sie haben gegen meinen gütigen Herrn, Louvois Meinung von mir in Schutz genommen. Daß er gegen mich aufgebracht iſt, mich indiskret nennt, daß er glaubt, ich habe aus Eitelkeit geplaudert, wo er zu ſchweigen gebot, das verdanke ich Ihnen allein, Sie haben ihn in dieſem Glauben beſtärkt, Sie haben Oel ins Feuer gegoſſen, Ihre Falſchheit allein iſt Schuld, daß der König ſein mir gegebenes heiliges Wort verletzt.

Lauzun hätte noch lange dieſe Bußpredigt fortſetzen können, denn ſeine zerknirſchte Zuhörerin vermochte vor Schrecken kaum ſich aufrecht zu erhalten, und dachte nicht daran ihm zu antworten oder ſich zu vertheidigen. Doch ſie waren in dieſem Augenblick am Schauſpielſaal angelangt, wo Lauzun verſtummen mußte, und mit einer tiefen Verbeugung von ſeiner Dame ſich entfernte.

Athemlos, an allen Gliedern gelähmt, ſank dieſe in den erſten beſten Seſſel in tiefe Ohnmacht hin. Der ganze Hof kam darüber in Allarm, ſogar der König vergaß ſich ſo weit, ihr im Angeſicht der Königin zu Hülfe zu eilen; Frau von Montespan mußte weggetragen werden, und das Reden und Fragen über dieſen unerklärlichen Zufall nahm den ganzen Abend über kein Ende in der Geſellſchaft.

Als der König ſpäterhin ſeine Geliebte in ihrem Zimmer beſuchte, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, fand er ſie wüthend vor Zorn, zitternd vor Angſt, im unruhigſten Zuſtande von der Welt. Sie klagte ihm unter heißen Thränengüſſen die unwürdige Behandlung ſo ſie erlitten, und dabei ſträubte ſich ihr Haar vor innerem Grauſen, und Schauer über Schauer fuhr ihr durch Mark und Bein, denn ſie war feſt überzeugt, nur mit dem Beiſtand der dunkeln Mächte könne der Graf das, was ſie jedem ſterblichen Ohr unhörbar mit dem Könige geſprochen, in der nämlichen Minute erfahren haben. Sie fuhr jeden Augenblick erſchrocken zuſammen, aus jeder Ecke ſchienen Teufelslarven ihr entgegen zu grinſen, während ſie mit ſchwacher Stimme ihren Beleidiger anklagte, und ſie wagte es kaum Rache zu fordern, ſo ſehnlich ſie darnach verlangte. Auch der König, hocherzürnt wie er war, konnte dennoch ſich nicht enthalten, zwiſchendurch in tiefes Nachdenken zu verfallen.

In welcher gegenſeitigen Spannung der König und Lauzun am folgenden Morgen einander wiederſahen, iſt leicht zu ermeſſen, auch ertrug Letzterer dieſen quälenden Zuſtand nicht lange. Er ergriff den erſten günſtigen Augenblick, in welchem er ſeinen Herrn ohne Zeugen ſprechen konnte, um mit gewohnter Freimüthigkeit ihn abermals an ſein Verſprechen wegen der Generalfeldzeugmeiſter-Stelle zu erinnern.

Und Ihr wagt es? erwiederte der König, mühſam ſeinen Zorn niederkämpfend, Ihr wagt es wirklich noch auf Mazarins Platz Anſpruch zu machen? während Ihr es nur meiner zu weit getriebenen Nachſicht verdankt, daß Ihr noch frei und ungeſtraft an meinem Hofe umherwandelt? Gab ich Euch nicht auf, das Geheimniß der Euch zugedachten Erhebung in treuer Bruſt zu bewahren, bis ich ſelbſt für gut finden würde es bekannt zu machen? Ihr hieltet es nicht für nöthig mir Gehorſam zu leiſten, verdankt es nunmehr Eurem indiskreten Uebermuthe, daß dieſe Stelle Euch verloren iſt, und lernt, ein ander Mal beſcheidner zu ſeyn.

Lauzun gerieth außer ſich vor Zorn, da er vernahm was ihm nur leere Entſchuldigung eines abſichtlichen Wortbruchs dünkte, denn er fühlte ſich ſchuldlos; jenes mit dem Kammerdiener gehaltene Geſpräch war längſt von ihm vergeſſen. Mit feuerſprühenden Augen und glühendem Geſicht trat er einige Schritte zurück, wandte ſich etwas abwärts vom Könige, zog, hingeriſſen von der Macht des Augenblicks, ſeinen Degen aus der Scheide, zerbrach die Klinge, und legte die Stücke davon dem Könige zu Füßen, mit der deutlich ausgeſprochenen Erklärung, daß er einem wortbrüchigen Fürſten nicht länger zu dienen verlange.

Während dieſer Scene ſtand der König mit dem Rücken an ein Fenſter gelehnt, und hielt, damit ſpielend, ſein ſpaniſches Rohr in der Hand. Zornbleich, vor Ingrimm ſichtbar zuſammenſchaudernd, faßte er mit furchtbar drohender Gebehrde den Stock in ſeiner Hand feſter — wandte ſich aber im nämlichen Moment dem Fenſter zu, öffnete dieſes, und warf das Rohr hinab in den Hof. Er ſchöpfte ein Paar Sekunden lang tiefer Athem, dann kehrte er ſich wieder gegen den Grafen. Ich würde mir es nie verzeihen, wenn ich auch vom gerechteſten Zorn mich hätte verleiten laſſen, einen Edelmann wie einen Knecht zu behandeln, ſprach er, und ging kalt und ernſt an ihm vorüber, zum Zimmer hinaus.

Die Folgen dieſer Stunde, welche der Graf mit der Ruhe eines Mannes erwartete, deſſen Zorn ausgetobt hat, blieben nicht lange aus. Eine Lettre de Cachet ſandte ihn noch am nämlichen Abend in die Baſtille, wo ihm in einem der ſchauerlichen Thürme ſeine düſtre, von allem Leben geſchiedene Wohnung angewieſen ward. Welch ein Abſtand von dem fröhlichen glanzerfüllten Hofe, den er eben verlaſſen, zu dieſen ſchmutziggrauen Mauern, in denen durch ein kaum ſichtbares Gitterfenſter, ihm ſogar das Tageslicht nur ſpärlich zugemeſſen ward!

Farblos wie die Wände, die ihn umgaben, lag die Zukunft vor ihm, ohne Ausſicht auf irgend eine Veränderung oder auch nur Unterbrechung ſeines jetzigen Zuſtandes, auf gerichtliches Verhör, auf Anklage und Vertheidigung.

Dieſe furchtbaren Lettres de Cachet, dieſe entſetzliche Erfindung des wüthendſten Deſpotism, lieferten damals ihre Opfer in möglichſter Stille dem Elende aus, eben ſo hoffnungslos, als wären dieſe nach dem Spruche des Richters der Welt der ewigen Verdammniß verfallen. Der König ſendete ſie völlig nach Willkühr aus, und gewährte ſie zuweilen ſeinen Günſtlingen als Gnadenbezeichnungen, die ſie im Namen ihrer Günſtlinge von ihm erbaten, wenn ohne direkten Mord irgend ein läſtiges Daſeyn, aus der Liſte der Lebendigen geſtrichen werden ſollte. Die Macht verjährter Gewohnheit, welche den König, faſt ohne Ahnung von Unrecht, die entſetzliche Gewalt die ihm gegeben war üben ließ, verblendete zum Glück auch Hof und Stadt gegen die, Jedem ſtündlich drohende Gefahr, ſonſt hätte Niemand in Paris des Lebens froh werden können. Denn keiner war ſicher, nicht am nächſten Morgen, aus einer glänzenden genußreichen Exiſtenz, hinaus in die düſtre Nacht eines dumpfen Kerkers geriſſen zu werden. Nicht

Rang, Alter, Geſchlecht, ſogar nicht ein fleckenloſes Leben ſchützte dagegen; man ſah es faſt täglich geſchehen, und eben deswegen dachte faſt Niemand daran, daß ihn zunächſt dieſes Loos treffen könne. Es ging ihnen Allen damit, wie uns Allen mit dem Tode; der Entſchwundene war ſchnell vergeſſen, und jeder lebte nach wie vor für eigne Rechnung fort.

Dem Grafen Lauzun war indeſſen ein beſſeres Loos gefallen; eine leiſe Stimme ſprach noch immer in des Königs Herzen für den ihm einſt Liebgeweſenen, den er überall ungern vermißte, wenn er gleich ſich ſelbſt dies nicht eingeſtehen mochte. Daher ward es Denen, welche dem armen Gefangnen wohlwollten, nicht ſchwer, ſeinen Herrn auf mancherlei Weiſe ihm geneigter zu ſtimmen. Ein großer Theil ſeines Vergehens ward der bekannten, ſogar zum Sprichwort gewordenen, leicht erregbaren Hitze des gaskoniſchen Blutes zugeſchrieben; man gab dem Könige zu bedenken, daß das ſchmerzliche Gefühl des Fehlſchlagens einer ſo außerordentlichen, auf ſein heiliges Wort gebauten Hoffnung, der augenblicklichen Selbſtvergeſſenheit des Unglücklichen wohl einigermaßen zur Entſchuldigung dienen könne; und ſo kam es wirklich dahin, daß Lauzun, nach einigen im Kerker verlebten Wochen, zur ganz ungewohnten Stunde, eilende Schritte heran nahen hörte. Riegel raſſelten, Schlöſſer klirrten, knarrend bewegte ſich die ſchwere Thüre, und hinein zu ihm trat der Ritter von Guitry, ſein treuergebener Freund, der ihm frühere bedeutende Dienſte, mit der innigſten Anhänglichkeit lohnte.

Thränen füllten des Ritters gute ehrliche Augen, da er den Freund in dieſen Umgebungen erblickte, deſſen verfallene Geſtalt und zerſtörtes Aeußere, ſchon deutliche Spuren des erlittenen Ungemachs zeigten.

Guitry! rief ihm dieſer mit frohem Erſtaunen entgegen, und ſeine Wange färbte ſich wieder wie einſt in beſſern Tagen; kommſt Du mich zu beſuchen, treuer Freund? oder — ſetzte er plötzlich ernſter werdend hinzu — haben ſie auch Dich hierher geſandt? neigt auch Deine glänzende Bahn ſich ſchon dem Untergange zu?

Der König ſendet mich als Bote der Gnade, des Friedens; erwiederte der Ritter, indem er den Gefangnen freudig in ſeine Arme ſchloß. Halt! halt!

antwortete Lauzun mit einiger Bitterkeit, Du ſiehſt, ich bin zu ſchlecht meublirt um einen ſo hohen Geſandten nach Würde empfangen zu können; Du haſt nur zwiſchen meinem Bette hier und meinem Seſſel dort die Wahl, um darauf Platz zu nehmen, während ich in Demuth anhöre, was mir die Huld meines Monarchen durch Dich verkündigen läßt.

Nicht dieſen Ton! bat Guitry, vergiß nicht, wie ſehr Du den König gereizt haſt.

Hat er mich etwa weniger gereizt? brach der tiefverwundete Lauzun jetzt los, oder wäre es vielleicht dem Unterthan Pflicht, die Wortbrüchigkeit ſeines Herrn, als eine königliche Eigenſchaft, in Demuth und im Staube bewundernd zu verehren? Iſt es uns zu verargen, wenn das ganz Sinnloſe auch uns toll macht, und uns aus dem gewohnten Gleiſe treibt?

Ludwig iſt nicht minder gütig als gerecht; erwiederte beſchwichtigend der Ritter, ſein königlicher Sinn fühlt, er habe nicht ſo an Dir gehandelt, daß keine mildernde Entſchuldigung Deines Vergehens denkbar wäre, daher wünſcht er wieder gut zu machen, was er ſelbſt vielleicht verſah, ja er will mehr als das, er ſendet mich deshalb — — Um mir endlich meine Ernennung zum Generalfeldzeugmeiſter zu verkünden! fiel Lauzun raſch ihm ein.

O Du ächter Gaskogner, wo denkſt Du hin! rief lächelnd der Ritter; Unmögliches zu fordern iſt Kinderei, mein Freund! jene Stelle iſt längſt durch den Duc de Lude beſetzt; Dir aber bietet der König die eines Hauptmanns bei ſeiner Leibgarde. Du weißt ſelbſt, die Erſten im Reiche fühlen ſich durch eine ſolche geehrt, indem ſie als den höchſten Beweis des königlichen Vertrauens ſie betrachten.

Lege mich dem Monarchen zu Füßen, ſo tief und platt als es Dir beliebt, erwiederte der Graf mit bitterm Lachen, aber mache ihm zugleich verſtändlich, daß der arme gefangne Lauzun nicht mit ſich handeln läßt; daß er lieber in ſeinem Thurme, lebend oder todt, als Denkmal von Fürſtentreue und Gerechtigkeit verharren will.

Nach langen fruchtloſen Bitten und Kämpfen, ſah Gultry ſich endlich genöthigt, den Sinn dieſer Antwort ſeines Freundes, in möglichſt gemilderten Ausdrücken, dem Könige wirklich zu überbringen, der ſich von einer ſo unerhörten Weigerung Anfangs freilich nicht wenig verletzt fühlte. Doch die alte Neigung zu dem Widerſpenſtigen ließ ſich, ſelbſt durch die Künſte der Frau von Montespan, immer noch nicht erſticken; der Wunſch, ihn wieder um ſich zu haben, ward vielleicht noch mächtiger in ſeinem Gemüthe, durch die Schwierigkeiten die ſich deſſen Erfüllung entgegenſtellten, und ſo mußte denn nach wenigen Tagen, zu aller Welt Erſtaunen, Guitry in den Kerker ſeines Freundes zurück, um ſeine Ueberredungskunſt zum zweiten Mal an ihm zu verſuchen.

Er fand ihn wo möglich noch ſtörriger als das erſte Mal. „Nun ſo habe denn Deinen Willen!“ rief der Ritter endlich halb unwillig halb traurig aus, nachdem er ſich mehrere Stunden lang vergebens abgemüht hatte, den Grafen von ſeinem Unrecht zu überzeugen. „Habe Deinen Willen, und möge der Eigenſinn nie ſich beugen, der Dich jetzt ſo ſtandhaft macht, damit Du Muth behalteſt, Dein ſelbſt gewähltes Loos zu ertragen. Wie werden alle die Dich lieben, ſich um Dich betrüben! Deine Schweſtern, Dein Oheim Grammont, der edle Guiche! Und was wird die Prinzeſſin“ — „Anna von Montpenſier!“ fiel Lauzun jetzt ihm ein, „täuſche mich nicht, denkt ſie noch meiner? Hat ſie bemerkt, daß ſie mich nicht mehr ſieht?“

„Du verdienſt weder die Liebe Deiner Freunde noch das Andenken der Prinzeſſin;“ antwortete Guitry, „denn Du biſt nicht einmal wahr gegen uns; wie ließen ſich ſonſt dieſe demüthigen Zweifel, mit dem Trotz Deines übrigen Betragens reimen?“

„Hat ſie wirklich meiner gedacht? ausdrücklich meinen Namen genannt?“ fragte Lauzun mit Heftigkeit. „Ich antworte Dir nicht mehr,“ erwiederte der Ritter und wandte dem Ausgange ſich zu; doch Lauzun hielt ihn auf; Auge in Auge ſtanden beide eine Weile ſchweigend einander gegenüber, ein tiefer Seufzer rang ſich aus Lauzuns hochbewegter Bruſt.

„Guitry,“ ſprach er endlich, „mehr als all' Dein Bitten und Zureden, haben Deine letztgeſprochenen Worte mich daran erinnert, wie ſchön das Leben im Sonnenlicht ſey, wie groß das Opfer, das ich zu bringen im Begriff ſtehe! ſie haben hier einen Sturm erregt der — ſage mir, bei

Deiner Ehre beſchwöre ich Dich, darf ich zurücktreten? wird kein Flecken an mir haften? Wahr iſt's, mich bindet nur mein eigner Wille, und Hunderte verließen vor mir dieſes Grab, die" — „Vollende nicht," rief hocherfreut der Ritter, indem er hinauseilte, „ſuche nicht Entſchuldigungen dafür, daß Du endlich Vernunft annehmen willſt; überlaſſe Deine Sache mir, ich will ſie ſchon führen."

Am folgenden Morgen ſtand Lauzun wieder vor ſeinem Könige, der ihn huldvoll empfing, und, ſobald die dennoch etwas peinliche Stunde des erſten Wiederſehens überſtanden war, ihn auf eine Weiſe behandelte, welche deutlich bewieß, wie ſehr er für alles Erlittene ihn zu entſchädigen wünſche. Daß der ganze Hof dem königlichen Beiſpiel folgen würde, ſtand zu erwarten; Freunde und Feinde drängten ſich zuvorkommend um den Wiedererſtandenen, und ſogar Frau von Montespan ſchien die früher von ihm erlittene Beleidigung entweder vergeſſen zu haben, oder ihn für beſtraft genug zu halten, um ihm verzeihen zu können. Lauzun ließ das alles ſehr gleichmüthig an ſich vorübergehen; nur das Wiederſehen der

Prinzeſſin von Montpenſier brachte ihn einigermaßen aus dem Gleichgewicht; und die unſägliche Huld, mit der ſie ihn immer näher in ihren Zauberkreis zog, ließ ihn zuweilen König und Welt im ſüßeſten Taumel vergeſſen.

Eines Morgens, da er, wie oft geſchah, ihr ſeine Aufwartung machen wollte, fand er ſie allein in ihrem Kabinet; ihr Blick begrüßte ihn mit einem ganz ungewohnten Ausdruck von Befangenheit, es ſchien, als trage ſie eine Laſt auf dem Herzen, die ſie durch Mittheilung zu erleichtern wünſche, ohne ſich dennoch ſogleich dazu entſchließen zu können. Ihre augenſcheinliche Verlegenheit ergriff auch den Grafen; ſchon war er im Begriff ſich ehrerbietig in das offenſtehende Vorzimmer zurückzuziehen, als die Fürſtin ihm winkte näher zu treten.

„Sie ſind der Freund des Königs,“ fing ſie, nach einigem Zögern, hocherröthend mit ungewöhnlicher leiſer Stimme an, „Sie unterſtützen ihn oft mit Ihrem Rath; auch ich bedarf in dieſem Augenblick eines ſolchen Beiſtandes. Wollen Sie dieſer ſeyn?“ Graf Lauzun antwortete nur mit einer Verbeugung, die Hand auf dem Herzen.

„Ich bin des Lebens, das ich führe, herzlich müde,“ fuhr die Prinzeſſin im Verfolg ihrer Rede immer lebhafter werdend fort, „ich bin müde dieſes zweckloſen Umhertreibens im ewigen glänzenden Einerlei, das mir nichts Erfreuliches, nicht einmal etwas Neues mehr bieten kann. Auch haſſe ich die einander durchkreuzenden Pläne derer, die mich unabläßig bewachen, um mich, oder vielmehr meine Beſitzungen, einſt, wäre es auch wenn ich nicht mehr bin, als Grundſtein künftiger Größe zu benutzen. So ſteht mit mir, im Innern meiner Familie; von Außen machen mir die Bewerbungen, ich möchte ſagen die Verfolgungen um meine Hand, von Tag zu Tage mehr Langeweile. Ich ſtehe zu hoch, als daß ich die eines ausländiſchen Prinzen bedürfte, um mich noch höher zu heben. Was kann man mir bieten das ich nicht ſchon beſäße? Womit kann der erſte Thron in Europa mich für mein ſchönes Vaterland entſchädigen, welches mir alles gewährt, was Sterblichen wünſchenswerth dünkt? Macht, Rang, Anſehen und Reichthum.“ Die Prinzeſſin ſchwieg, um dem Grafen zur Antwort Zeit zu laſſen, doch da dieſer noch immer nichts erwiederte, ergriff ſie von neuem das Wort. „Ich bin jetzt feſt entſchloſſen, wo möglich, hier in meinem Vaterlande glücklich zu ſeyn; indem ich ein Weſen beglücke das mich liebt, das ich wieder lieben darf; ich will mich vermählen, Graf Lauzun, und meinen künftigen Gemahl unter dem hohen Adel meines Landes, unter den treuen Dienern meines königlichen Verwandten und Herrn wählen.“

Lauzun fühlte die Nothwendigkeit, der Prinzeſſin endlich antworten zu müſſen, doch, von aller ihm ſonſt eigenen Geiſtesgegenwart verlaſſen, vermochte er es kaum einige unzuſammenhängende Worte ziemlich unverſtändlich herauszuſtottern. Zum Glück war die Prinzeſſin ſelbſt zu bewegt um dies zu bemerken, ſie rang ſichtbar nach Faſſung, um weiter reden zu können.

„Ich bin überzeugt,“ ſprach ſie, „keinen Fehltritt gethan zu haben, indem ich in dieſer wichtigſten Angelegenheit meines Lebens, mir den Freund deſſen, der auch mein geliebteſter Freund iſt, zum Rath erwähle.“ „Und der König?“ brachte Lauzun endlich mühſam hervor. „Er kennt und billigt meinen Entſchluß, ſo wie die Gründe, die mich bewogen ihn zu faſſen,“ war die Antwort, „aber er verſagt es mir, meine Wahl zu lenken; und wie ſchwer iſt es, allein, unter ſo vielen Würdigen den Würdigſten zu wählen! — Doch warum ſollte ich Sie täuſchen wollen? ſetzte ſie nach kurzem Schweigen geſenkten Blickes hinzu, meine Wahl, Graf, ich glaube ſie iſt getroffen, doch traue ich meinem Herzen — ich wollte ſagen, meiner Einſicht nicht unbedingt genug; ich wünſche Beſtätigung — ich wünſche — Sie Lauzun ſind es, Sie den ich mir erſehen habe — mir entſcheidend zu rathen; Ihnen nenne ich den Namen, den ich ſelbſt dem Könige noch nicht nannte.“

Sie ſchwieg, im ganzen Geſichte erglühend, während Lauzun todtenbleich ward. „O nein, nein!“ rief er ganz außer ſich, mit gebogenem Knie, in der demüthigſten Stellung. „Nennen Sie mir den Namen des Glücklichen nicht, aus Barmherzigkeit nicht. Wie könnte ich hier entſcheiden!“ ſetzte er mühſam gefaßt hinzu, „und wenn ich es wagte, und mein Ausſpruch hätte das Unglück, Ihrer königlichen Hoheit zu mißfallen.“

„Dieſe Feigheit liegt nicht in Ihrer Natur, Graf Lauzun, und Sie ſind in dieſem Augenblick nicht ſo offen gegen mich, als mein unumſchränktes Vertrauen es verdient,“ erwiederte ihm die Prinzeſſin mit einiger Hoheit. „Wer könnte tiefer das Ehrende dieſes gnädigen Vertrauens empfinden als ich!“ antwortete Lauzun, „doch nicht minder tief fühle ich, wie ſchwer es ſey, ſich deſſen würdig zu bezeigen.“

„Wiſſen Sie wohl, daß man dieſen Ausflüchten eine etwas beleidigende Seite abgewinnen könnte?“ ſprach die Prinzeſſin, wandte ſich von ihm ab, ſtand von ihrem Armſtuhl auf, und näherte ſich der offenſtehenden Thüre des Zimmers, in welchem ihre Damen und einige Herren des Hofes, in witzigen Reden und Gegenreden, mit jener ihre Zeit bezeichnenden frivolen Galanterie, die Stunden ſich verkürzten. Lauzun folgte ihr, ohne recht zu wiſſen was er that; die auffallende Bewegung, in der er ſich befand, ermangelte nicht die allgemeine Aufmerkſamkeit zu verdoppeln, welche ſein langes Tête à Tête mit der Prinzeſſin ſchon erregt hatte; doch er, mit ſich ſelbſt zu beſchäftigt, bemerkte dies nicht, ſondern entzog ſich dem glänzenden Kreiſe ſobald als möglich, um in der Einſamkeit über das eben Erlebte nachzudenken.

Lange mühte er ſich vergebens, alle die Wünſche, Hoffnungen, Beſorgniſſe, die in dieſem Moment ſich tobend in ſeinem Innern durchkreuzten, ſeiner Vernunft unterzuordnen. Er ſchauderte vor Ingrimm bei dem Gedanken, vielleicht durch eigne Schuld das Ziel des Spottes der hohen Frau geworden zu ſeyn, dann aber verwarf er auch gleich wieder dieſen Einfall, als ihrer und ſeiner unwürdig; doch nun ergriff ihn die Furcht, durch zu ängſtliches Abwenden ihr Vertrauen verſcherzt zu haben. So ſchwankte er lange zwiſchen Himmel und Hölle, bis er endlich halb verzweifelnd den Entſchluß faßte, ſich von dieſer quälenden Ungewißheit um jeden Preis zu befreien; durch Bitten und Verheißungen unbedingter Aufrichtigkeit die Erklärung von der Prinzeſſin zu erringen, der er eben ſo mühſam aus dem Wege gegangen war, dann aber auch mit Freimuth und Selbſtopferung ihr Vertrauen zu verdienen, und ſollte er ſelbſt darüber zu Grunde gehen.

Erſt zur ſpäten Abendzeit gelang es ihm wieder, in ihre Nähe zu gelangen; es war auf einem Maskenball, bei welchem der König mit ſeinen nächſten Umgebungen als arkadiſche Schäfer gekleidet erſchienen. In ihren ſteifen, mit Edelſteinen beſäeten Kleidern von Goldbrokat, gewaltige große ganz goldne Schäferſtäbe in den Händen, mit großen ſchimmernden Blumenkränzen auf dem wohl gepuderten und pomadirten, lang herabhängendem Haare, würden ſie, trotz der großen Pracht ihres Anzuges, in unſern Tagen wohl eine ziemlich lächerliche Figur ſpielen, doch der verdorbene Geſchmack jener Zeit fand das alles ganz vortrefflich. Anna von Montpenſier, in provenzaliſcher Nationaltracht, nicht minder reich, aber weit geſchmackvoller gekleidet als jene idealiſirten Schäfer, nahm ſich weit beſſer aus. Der ländliche Anzug gab ihr etwas Mildes, Fremdes, ungemein Reizendes, und erhöhte des Grafen Muth, indem er ihr nahte.

„Darf ein Reuiger erflehen, was er in unſeliger Blindheit vor wenigen Stunden von ſich wies?“ flüſterte er ihr zu.

„Hütet Euch vor dem Wolf, mein ſchöner Schäfer, vergeßt ja nicht Eurer gewohnten Vorſicht, laßt ſie ja nicht aus der Acht,“ war die in halb luſtigem halb gereiztem Ton, leicht hingeworfene Antwort.

„Ich fürchte nichts, denn ich habe nichts mehr zu verlieren, und dies verdanke ich mir ſelbſt,“ erwiederte Lauzun, „doch ach meine Fürſtin!“ ſetzte er gleich darauf bittend hinzu, „erlauben Sie mir jetzt dies Maskenſpiel nicht fortzuſetzen, ich fühle mich in dieſem Augenblick ihm nicht gewachſen. Wüßten Sie welch' ein Kampf ſeit dieſem Morgen hier in meiner Bruſt tobt! Kennten Sie meine Reue, das heiße Sehnen, mein ganzes Daſeyn einzig Ihrem Dienſte zu weihen! Ihr heute mir bewieſenes Vertrauen, ſeit ich das Unerwartete deſſelben bezwungen habe, hebt mich über mich ſelbſt; ich fühle Muth es um jeden Preis verdienen zu wollen, ſchenken Sie es mir wieder, und ich ſchwöre Ihnen, wenigſtens durch Treue und Aufrichtigkeit mich deſſen werth zu machen, ſelbſt auf die Gefahr hin, Ihnen zu mißfallen.“

Lauzuns Stimme bebte merklich, auch die Prinzeſſin war ſehr bewegt; lange blickte ſie ſchweigend und zögernd ihn an. „Iſt mir doch,“ ſprach ſie endlich, „als wäre ich nicht mehr die, die ich dieſen Morgen war; damals hatte ich Muth; Ihre Aengſtlichkeit, Graf Lauzun, hat, glaube ich, auch mich ängſtlich gemacht.“ Sie ſchwieg wieder, ein feuchter Schimmer ſtrahlte in ihrem ſchönen blauen Auge, ein wehmüthig furchtſames Lächeln umſpielte ihre eben ſich wieder öffnenden Lippen — da verkündete die Wanduhr in hell durch den Saal ſchwirrenden Schlägen die zwölfte Stunde, und die Prinzeſſin fuhr erſchrokken zuſammen. „Es iſt Mitternacht und der Freitag bricht an, ſprach ſie erbleichend, das iſt ein böſer, Unheil bringender Tag, an dem nichts Glückliches begonnen werden kann. Jetzt darf ich Ihnen den Namen nicht nennen, mir iſt, als ſey mein Glück ſchon halb verſcherzt, weil ich gerade in dieſer Minute es nur gewollt, und trübe Ahnungen ziehen mir die Bruſt zuſammen. Gehen Sie jetzt, Graf, zum Könige. Gute Nacht; Morgen, Sonnabend, bei der Königin,“ ſetzte ſie flüchtig hinzu, indem ſie ihren Damen herbeiwinkte, die in einiger Entfernung von ihr ſtanden.

Als ſie ſich mit dieſen entfernte, blickte Lauzun gedankenvoll ihr nach, und wagte es nicht, einen, in jenen Tagen beinah allgemein herrſchenden Aberglauben bekämpfen zu wollen, von dem er ſich ſelbſt vielleicht nicht ganz frei fühlte. Träge an einander hinſchleichend, führten die Stunden endlich den Abend herbei, der all' ſein Hoffen und Fürchten beenden ſollte. Schon längſt ſchufen Hunderte von Wachskerzen, in den Zimmern der Königin die Nacht zum hellſten Sonnenſchein um; ihre Strahlen prallten, ins tauſendfache vervielfältigt, von den vergoldeten Wänden zurück, und der feenhafte Schimmer der blitzenden Juwelen, der funkelnden Stickereien, der unzähligen Girandolen aus Bergkriſtall, verbreitete ein eignes, in allen Farben des Regenbogens ſpielendes Leuchten, durch die mit Wohlgerüchen beladne Luft. Die Düchesſen, auf ihren ziemlich unbequemen Taburets bildeten einen beneideten Halbkreis, um die in ihrem Armſtuhl thronende Königin, und blickten ſtolz auf die zahlreiche Schaar der übrigen Damen, der Gräfinnen, Marquiſinen, Vicomteſſen, welche von der unerbittlichen Hofetikette zu ewigem Stehen verdammt, nur mühſam noch ſich aufrecht erhielten. Galanterie, Intrigue, höflich leeres Geſchwätz ſchwirrte flüſternd durch den Saal. Die Unterhaltung war, wie ſie an ſolchen Orten zu ſeyn pflegt: leiſe, gemeſſen, bedächtig in der Nähe der

Königin; lebhafter, mit erhöhtem Intereſſe, je weiter ſie von dieſer ſich entfernte.

Neben einem großen Spiegel, von den übrigen ein wenig abgewendet, ſaß ſinnig in ſich gekehrt Anna von Montpenſier auf ihrem Seſſel, der ihr als Tochter von Frankreich gebührte. Der Abend war ſchon weit vorgerückt, und noch immer hatte ſie den Namen nicht genannt, noch immer nicht den günſtigen Moment gefunden, den Grafen Lauzun in ihre Nähe zu bringen; ſie war, vielleicht ſich ſelbſt unbewußt, ihm ſogar aus dem Wege gegangen, denn auch in dem Buſen der Fürſtinnen ſchlägt ein banges, trotziges und verzagtes Mädchenherz. Jetzt durchflog ihr Auge noch einmal die glänzenden Reihen der Verſammlung, und fand den Einzigen den es ſuchte, in einer nicht weit von ihr entfernten Ecke des Saals, in ihrem Anſchauen verloren. Es war ihr in dem Moment, als flüſterten freundliche Geiſterſtimmen ihr den Ausweg zu, ihre bange Scheu zu beſiegen; ein tiefes Erröthen, ein kurzes Bedenken, und ſchnell, als wolle ſie ſich ſelbſt keine Zeit zum Ueberlegen laſſen, wandte ſie ſich dem Spiegel zu, um ſcheinbar an dem aus Edelſteinen zuſammengeſetzten

Blumenſtrauß, den ſie an der Bruſt trug, etwas zu ordnen. Noch einmal blickte ſie im Glaſe nach jener Ecke, der ſie jetzt den Rücken zuwandte. Lauzun ſtand noch da, ſie ſah, wie ſein ſcharfes Auge jeder, auch der kleinſten ihrer Bewegungen, aufmerkſam folgte. Leiſe, wie Engel ſchlafende Kinder küſſen, wehte ihr Athem über den Spiegel, und mit leichtem Finger, in großen Karakteren ſchrieb ſie: C'est vous, auf die von ihrem Hauch getrübte Fläche hin. Dann ſank ſie erſchöpft in ihren Seſſel zurück; die magiſche Schrift war eben ſo ſchnell als ſie entſtanden, ſpurlos verſchwunden.

Die Königin erhob ſich jetzt zum Aufbruch, alles drängte ſich ehrerbietig zuſammen, um ihr Raum zu machen, und der dadurch entſtehende Tumult gab glücklicherweiſe der Prinzeſſin Zeit, ſich unbemerkt zu erholen. Auch ſie mußte ſich jetzt mit ihren Damen nach dem Palaſt Luxemburg zurückbegeben; im Vorübergehen ſuchte ihr Auge noch einmal den glücklichen Lauzun, freudebleich ſtand er noch an der nämlichen Stelle, ſie ſah, er hatte geleſen und verſtanden, ſie fühlte wie ſeine Blicke ihr folgten, aber ſie vermochte es nicht, nach ihm umzublicken. Im höchſten Taumel des Entzückens begleitete er ſie, ohne ihr zu nahen, bis zum Wagen; „c'est vous," ſtand wohin er blicken mochte, vor ſeinen Augen, c'est vous ſtand mit Flammenſchrift in ſeinem Herzen, c'est vous am geſtirnten Himmel. Er dachte nichts, konnte nichts anders denken, als dieſe zwei Worte, er entſchlief mit dem Gedanken daran, und ſie leuchteten durch alle ſeine Träume in dieſer glücklichen Nacht.

Bin ich bei Sinnen? bin ich ein Thor? fragte Lauzun ſich ſelbſt, als beim Erwachen ſeinem kühler gewordenen Sinn, das Ereigniß der vergangenen Nacht, nur wie ein Traumbild noch vorſchwebte. Der alte Kampf begann von neuem, bald hatte er Mitleid mit ſich ſelbſt wegen ſeiner thörichten Einbildung, bald prieß er ſich jubelnd den Glücklichſten der Erde. Ich muß ſie ſehen, beſchloß er endlich, ſie wird mir wohl zu verſtehen geben, ob ich geträumt habe.

Er ſah ſie in der Hofkapelle beim Hochamt an der Seite der Königin wieder; in Andacht verſunken ſchien ſie ihn nicht zu bemerken, denn reiner und inniger ſtieg wohl nie aus einem

Fürſtenſtuhl ein Gebet zum Himmel auf, als Anna's Gebet in dieſem entſcheidenden Wendepunkte ihres Lebens.

Nach beendetem Gottesdienſte erhob ſich die Prinzeſſin, um der Königin in den Louvre zu den königlichen Kindern zu folgen, und Lauzun erfreute ſich zum erſten Mal recht von Herzen ſeiner ausgezeichneten Stellung am Hofe, die ihm vergönnte, die Fürſtinnen dorthin zu begleiten. In freudiger Beklommenheit lauſchte Anna von Montpenſier dem Klange ſeiner Schritte, ohne ſich doch nach ihm umzuſehen; ſie kannte ſich ſelbſt kaum, ſo verändert fühlte ſie ſich, ſo verlaſſen von der ihr ſonſt eigenthümlichen Kraft und Geiſtesgegenwart. Ja ihre Verlegenheit ſtieg bis zum Peinlichen, als nun vollends die Königin ſich mit den Gouvernantinnen in ein Nebenzimmer begab, und ſie mit dem Grafen allein ließ.

Ohne recht genau zu wiſſen, was ſie that, ließ ſie ſich halb knieend halb ſitzend, in höchſt anmuthiger Stellung, auf einem großen Kiſſen nieder, das für die Kinder beſtimmt, neben dem Kaminfeuer lag, während der Graf, dieſen freien Moment benutzend, ſich ihr näherte. „Ich ſterbe vor Kälte,“ ſprach ſie, um doch Etwas zu ſagen, dabei wagte ſie es nicht aufzublicken, ſondern ſchien nur darauf bedacht, die ſchönen Hände am Feuer zu erwärmen.

„Und ich! o meine königliche Herrin, und ich! ich mag dieſe Strafe wohl verdient haben,“ erwiederte Lauzun in ſichtbarer Bewegung. Die Prinzeſſin ſah fragenden Blickes zu ihm auf, — „dieſer Spott“ ſetzte er kaum hörbar hinzu. „Und glauben Sie wirklich, daß ich Ihrer ſpotte?“ fragte jetzt aufſtehend die Prinzeſſin, und ſah ihm dabei mit einem, nur ihr eigenen Ausdruck von Treue, Klarheit und dem reinſten Vertrauen ins Geſicht; Beider Augen begegneten einander und nun bedurfte es zwiſchen ihnen keiner Worte mehr. Entzückt, betäubt, alles vergeſſend, war Lauzun im Begriff, zu den Füßen ſeiner hohen Geliebten hinzuſinken, doch ſie war nun wieder ſie ſelbſt, und ihr Wink machte ihn noch zur rechten Zeit darauf aufmerkſam, daß die Königin eben wieder ins Zimmer trat.

Noch an dem nämlichen Sonntag-Abend fand und ergriff die Prinzeſſin einen günſtigen Augenblick, um dem Könige, freilich unter gewaltigem

Herzklopfen, den Namen des Mannes, den ſie gewählt, zu entdecken. „Daß Sie vor Allen ihn auszeichneten, Sire,“ ſprach ſie, „das machte zuerſt mich ihm geneigt; daß er Ihr Unterthan, daß er ein franzöſiſcher Edelmann, daß er einer der Wächter für die Sicherheit Ihrer geheiligten Perſon iſt, das, mein König, ſetzt ihn in meinen Augen jedem Fürſten des Auslandes gleich. Es wird künftig mein Stolz, die einzige Freude meines Lebens ſeyn, für die ich Gott täglich danke, daß ich in einer Lage bin, die mir erlaubt, dieſen ausgezeichnet edlen Menſchen, den redlichſten in Ihrem Königreich, auch durch Glanz und Reichthum auszuzeichnen, ſo daß er die, welche bisher aus Eigennutz um meine Hand warben, auch im Aeußern ſo überſtrahlen ſoll, wie er an innern Werth ihnen überlegen iſt.“

Ernſt und theilnehmend hörte der König die Herzensergießungen ſeiner Verwandtin an. „Fern ſey es von mir,“ antwortete er ihr, „eine ſo hohe Gunſt des Geſchicks von dem Manne abwenden zu wollen, der mir werth iſt; aber eher opfre ich Alles, als daß man auch nur argwöhnen ſoll, ich ſey fähig, das Glück eines Günſtlings auf Koſten einer geliebten, mir ſo nahe verwandten Fürſtin zu erbauen! Darum, theure Anna! maaße ich mir bei Ihrer Wahl keine Stimme an, ich überlaſſe Sie ganz Ihrem ſchönen Herzen und Ihrem hellen Geiſt. Ich bleibe Ihr Freund, liebe Couſine, nie, in keiner Lage Ihres Lebens ſollen Sie mich verändert finden. Seyn Sie glücklich, indem Sie Glück um ſich verbreiten, und nehmen Sie nur noch die Warnung mit, ja der Vorſicht nicht zu vergeſſen, denn Lauzun hat mächtige Feinde.“

„Wer kann uns ſchaden! wer will wider uns ſeyn, wenn der König für uns iſt,“ rief Anna entzückt, und neigte ſich um ſeine Hand zu küſſen; doch er nahm ſie lächelnd in ſeine Arme, küßte ihre Stirne und entließ ſie.

Nichts kann dem Aufſehen, dem Lärmen, der Verwunderung verglichen werden, die über ganz Paris ſich verbreitete, da am folgenden Tage die Nachricht von der nahen, auf den nächſten Sonntag ſchon feſtgeſetzten Vermählung der Prinzeſſin am Hofe bekannt gemacht ward. Wie betäubt lief alles gegen einander, alle fragten und antworteten in einem Athem, jeder erzählte dem andern die unerhörte Neuigkeit, die ihm dieſer im nämlichen Moment ebenfalls erzählte, und vermaß ſich dabei hoch und theuer, ſie weder begreifen noch glauben zu können. „Wenn Ihr ſchreit,“ ſchrieb Frau von Sevigné an ihre Tochter in der Provinz, indem ſie ihr Lauzuns unerhörtes Glück meldete, „wenn Ihr außer euch ſeyd, wenn Ihr behauptet, daß wir Euch eine Fabel von ſehr alberner Erfindung ſchreiben, kurz, wenn Ihr auf uns ſchimpft und uns Injurien ſagt, ſo habt Ihr ſehr recht, denn wir alle haben es hier in Paris einander eben ſo gemacht.“

Der ganze hohe Adel von Frankreich fühlte ſich durch die unerhörte Auszeichnung geehrt, welche die Prinzeſſin Einem aus deſſen Mitte widerfahren ließ, und eine Anzahl Glückwünſchender aus den erſten Familien ſtrömte von nun an im Palaſte Luxemburg aus und ein, ja Viele der Vornehmſten, der Herzog von Richelieu an der Spitze, dankten ihr knieend für die hohe Ehre, die ſie in der Wahl Ihres Gemahls ihnen allen erzeigt. Lauzuns Verwandte und nähere Freunde, Männer und Frauen, drängten, unerſchöpflich an Freudenbezeugungen und Dankſagungen, ſich um ſie her, ſie umfaßten ihre Knie, küßten ihre Hände, ſogar den Saum ihres Gewandes. Anna von Montpenſier ſchwamm in Wonne und Entzücken; „liebt ihn, ach liebt ihn doch recht innig, recht herzlich," rief ſie im freudigſten Taumel ihnen zu, „die ganze Welt hat ja nicht Liebe genug, um ihm nach Würden zu lohnen."

Die königliche Familie, den König ausgenommen, befanden ſich freilich in dieſer Zeit in einer der öffentlichen ſehr entgegengeſetzten Stimmung. Vor allen zürnte die Königin, denn ſie hatte auf die bedeutende Erbſchaft ihrer Anverwandtin die glänzendſten Pläne für ihren jüngern Sohn, den Herzog von Anjou, gebaut, im Fall dieſe, wie ſie gehofft, unvermählt bliebe. Sie war ſchwach genug, dies der Prinzeſſin zu ſagen, und anſtatt ihr Glück zu wünſchen, ſie mit Vorwürfen zu überhäufen; auch wandte ſie Bitten und Schmollen, Flehen und Zürnen, ſogar eine unter heißen Thränengüſſen durchwachte und durchſtrittene Nacht daran, um ihren Gemahl zur Zurücknahme ſeiner ſchon ertheilten Erlaubniß zu bewegen; doch dieſes war nicht der rechte Weg, Ludwig den Vierzehnten auf andere Gedanken zu bringen.

Auch Monſieur, der Bruder des Königs, ſah durch die Vermählung der Prinzeſſin die Ausführung eines für ganz ſicher gehaltenen Plans gewaltſam zerſtört, und äußerte dies ebenfalls ganz unverholen. Seit wenigen Wochen war er Wittwer; ſeine Gemahlin, Henriette von England, deren unnachahmliche Anmuth und Holdſeligkeit uns noch in ihrem, in der Dresdner Gallerie aufbewahrten, von van Dyks Meiſterhand geſchaffnem Bildniß bezaubert, war von dem Chevalier de Lorraine vergiftet worden, dem verabſcheuungswerthen Günſtling ihres Gemahls, der deshalb nicht minder ſein Günſtling blieb, obgleich die That allgemein bekannt war, und Monſieur erwartete nur noch das Ende der erſten Trauerzeit, um ſeiner reichen Couſine die Hand zu bieten. Sein Vorſatz war am Hofe ein öffentliches Geheimniß, und wahrſcheinlich beſchleunigten ſeine Aeußerungen die Ausführung des Entſchluſſes der Prinzeſſin von Montpenſier, deren Gemüth der Gedanke an ein ſolches Ehebündniß mit Grauen erfüllen mußte.

Im feſten Vertrauen auf den König, achtete die Prinzeſſin wenig auf den Zorn ihrer übrigen Verwandten; auch Lauzun konnte nur ſein Glück denken und die übrige Welt vergeſſen; doch die welche es mit Beiden wirklich gut meinten, waren bei weitem nicht ſo ſorglos. Mitten unter den Freudenbezeugungen und Glückwünſchen erhoben ſich warnende Stimmen, welche baten, mit Ausführung des Beſchloſſenen nicht zu lange zu zögern, dem Grafen ward ſogar angerathen, ja nicht unbegleitet und ohne Waffen auszugehen.

Dieſe Andeutungen wurden freilich Anfangs von den Glücklichen wenig bemerkt, fanden aber doch nach und nach bei der Prinzeſſin mehr Eingang, da ſie, oft und von Vielen wiederholt, ihr zuletzt den Gedanken drohender Gefahr wahrſcheinlich machen mußten. Und ſo ward denn endlich noch am nämlichen Abende beſchloſſen, die am nächſten Sonntage mit königlicher Pracht im Louvre zu begehenden Vermählungsfeier aufzugeben, und ſich ſchon am nächſten Donnerſtage in aller Stille auf dem Lande trauen zu laſſen.

Der König ließ ſich leicht bewegen, auch hierein zu willigen, nur noch ein einziger Tag lag zwiſchen der Gegenwart und dem vollendeten Glücke der Liebenden. War es ein Wunder, daß ſie von ihrer Höhe dieſe unbedeutend ſcheinende Kluft überſahen, und es vergaßen, wie Ein Schritt und Hundert Meilen vom Ziele im Grunde das nämliche ſind.

Dieſen letzten Tag brachte die Prinzeſſin damit zu, den Mann ihrer Wahl durch mehr als königliche Geſchenke in den Stand zu ſetzen, beim Aufgebot von der Kanzel und bei Unterzeichnung des Ehecontracts auf würdige Weiſe neben ihr erſcheinen zu können. Sie übergab ihm im Voraus durch gerichtlich beſtätigte Schenkung vier ihrer Herrſchaften, deren Werth an zwei und zwanzig Millionen betrug. Dieſe waren das Herzogthum Montpenſier, nach welchem er ſich in Zukunft nennen ſollte, die Grafſchaft Eu, deren Beſitz ihn zum erſten Pair von Frankreich erhob, und die beiden reichen Herzogthümer Saint Fargeau und Chattellerault. Lauzun erlag beinahe unter der Laſt aller dieſer Herrlichkeit, es ging ihm damit, wie wenn man, dicht an den unterſten Stufen eines herrlichen Doms ſtehend, den Blick hinauf wendet. Das mächtige Gebäude ſeines Glücks drohte den Schwindelnden erdrücken zu wollen; er konnte ſich nicht freuen, dieſe Größe war nicht ſein Element, ſie verdrängte die Liebe und feſſelte ſie mit goldnen Ketten in althergebrachte ſteife Formen, die ſeinem Gemüth immer fremd geblieben waren.

Endlich brach der Donnerſtag an, und alles war zur Fahrt nach Charenton bereit, wo der Geiſtliche am Altare das Brautpaar erwartete. Nur die Unterzeichnung des Ehecontracts, oder vielmehr dieſer ſelbſt fehlte noch. Eine Stunde nach der andern verging in immer ungeduldiger werdender Erwartung; bis endlich die Nachricht kam, daß vor Einbruch der Nacht der Contract nicht von den Notaren fertig zu Stande gebracht werden könne. Die Vermählungsfeier mußte deshalb bis zum folgenden Tage aufgeſchoben werden. „Der Freitag!“ rief ſchaudernd die Prinzeſſin, und bleiches Entſetzen malte ſich in allen ihren Zügen, „guter Gott, ſollen wir an einem Freitage vor den Altar treten?“ Vergebens ſuchte jetzt Lauzun durch Bitten und Vorſtellungen dieſe bange Furcht aus ihrem ſonſt ſo feſt entſchloſſenen, furchtloſen Gemüthe zu verbannen, es war ihr unmöglich ſie zu überwinden; er mußte mit ſchwerem Herzen in einer faſt troſtloſen Stimmung ſie verlaſſen, denn ſeine Pflicht, die er ſelbſt an dieſem Tage nicht zu vernachläſſigen wagte, rief ihn in die Nähe des Königs.

Vergebens ſuchte Anna im Geräuſch der Beſuchenden, die noch immer ſie umlagert hielten, dem vorahnenden Gefühle zu entgehen, das nach Lauzuns Entfernung noch ſchwerer auf ihr laſtete. Die Geſichter, die ſie umgaben, ſchienen ihr nicht mehr die von vorgeſtern und geſtern zu ſeyn. Kalte, lauernde Züge beklemmten ihr den Athem, falſches Lächeln grinſte ihr entgegen, wo ſie früher nur Liebe und Treue ſah.

Jede Stunde ſandte ſie Boten aus, um durch Drohungen, Bitten, Zureden, glänzende Verheißungen die Ausfertigung des Contractes zu beſchleunigen; ſie wollte um jeden Preis dem gefürchteten Freitag entgehen, und war entſchloſſen, ſelbſt mit einbrechender Nacht den Weg nach Charenton anzutreten; doch vergebens. Die Gerichtsperſonen beharrten eigenſinnig auf dem allerlangſamſten Schneckengang; jede, auch die kleinſte Formel mußte zehnmal überlegt werden, überall fand man Schwierigkeiten und Aufenthalt, man verſprach, die ganze Nacht durchzuarbeiten, und hoffte, vielleicht mit Tages Anbruch fertig zu werden.

Endlich, mit ſinkendem Abend kehrte der geliebte Freund ihr wieder zurück, doch auch er ſah bleich und ermattet aus; tauſend neckende Zufälligkeiten hatten den ganzen Tag über ihn verfolgt, nichts, was er unternommen, war ihm gelungen.

Seiner erklärten Feinde hämiſche Freundlichkeit, ſeiner wahren Freunde beſorgliches Benehmen, ſehr eindringliche Warnungen, die von mehreren Seiten ihm zugekommen, alles hatte auch ihn fühlen laſſen: Heute ſey nicht mehr geſtern, und doch konnte er beim ernſtlichſten Nachforſchen nicht entdecken, was ſich eigentlich verändert habe.

Der König war anſcheinend gütig gegen ihn wie ſonſt, doch hatte er ihn den ganzen Tag über wenig und keinen Augenblick ohne Zeugen geſprochen, denn Frau von Montespan war unwohl, und der Monarch hatte viele Stunden bei ihr in ihrem Zimmer zugebracht.

Zum erſten Mal an dieſem Tage leuchtete ein Strahl von Freude in Annas Augen, da ſie den Freund wieder erblickte; ſie ſtreckte hold lächelnd die Hand ihm entgegen und bat ihn, ſich vertraulich neben ihr zu ſetzen; doch er verweigerte dies.

„Laſſen Sie mich hier vor Ihnen ſtehen bleiben, meine angebetete königliche Fürſtin, wie es dem Unterthan Ihres Hauſes gebührt;“ ſprach er, „gönnen Sie mir den Stolz, auch im Schimmer des höchſten Glückes mich und was ich bin nie vergeſſen zu haben! Noch bin ich betäubt von der unbegreiflichen Wendung, welche das Geſchick mit mir genommen hat, noch iſt mir immer, als ſchwebe ich in einem Traume von Himmelsſeligkeit, mit dem Bewußtſeyn des nahen Erwachens, das mir Alles, Alles rauben wird. Ach! von wem, von welcher Seite wird der Stoß kommen, der mich erweckt?“

„Lauzun!“ rief die Prinzeſſin, „Sie ängſtigen, Sie betrüben mich unausſprechlich!“ Doch er, ohne auf dieſe Worte zu achten, ſank vor ihr auf das Knie. „Vergeben Sie mir,“ rief er,

„wenn ich mit der Offenheit, die ich Ihnen ſchuldig bin, Ihnen geſtehe, daß vor allem mir der Gedanke quälend iſt, Sie könnten vielleicht einſt bereuen, mich zu ſich hinauf gezogen zu haben; es wäre vielleicht jetzt ſchon nur Edelmuth, nur Feſthalten an dem gegebenen Worte, was Sie bewegt, trotz aller ſich entgegenſtellenden Schwierigkeiten, das Begonnene zu vollenden. Wenn es ſo wäre! O überlegen Sie es wohl, es gilt ein ganzes Leben, es gilt vielleicht meine künftige Seligkeit! Glauben Sie mir, Niemand wird Sie tadeln, die Welt wird Sie loben, vielleicht noch mehr Sie bewundern, wenn Sie, und ſtünden wir ſchon am Altare —“

„Um Gottes willen welche Sprache!“ unterbrach ihn die Prinzeſſin, „wie wäre es möglich! wie iſt es möglich, daß ſolch ein Gedanke in Ihre Seele kam!“

„Ich bin und ſage was ich muß,“ erwiederte Lauzun, und verbarg ſein geſenktes Haupt, wie ein zum Tode Ermatteter, in beide Hände. „Das Unheil ſchwebt über mir, ich höre den Flügelſchlag rauſchen," ſprach er halb vor ſich hin, „der Schlag, der mich vernichtet, wird und muß fallen; ſollte ich nicht Troſt darin finden, wenn er von der hochgeliebten Hand, die das Glück meines Lebens — —"

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre; Lauzun ſprang auf, Beide ſtarrten mit bleichem Entſetzen nach ihr hin. Es war nur eine Dame der Prinzeſſin, welche ihr die Nachricht brachte, daß der König in einer Viertelſtunde ſie in ſeinem Zimmer erwarte. „Gottlob!" rief die Prinzeſſin hoch aufathmend, „der Contract iſt fertig, man hat ihn dem Könige zur Unterzeichnung gebracht, wie verabredet war, und mein gütiger Vetter achtet die ſpäte Abendzeit nicht, um mir eine ruhige Nacht zu gewähren."

Lauzun nahm dieſe Anſicht der Prinzeſſin gern an, die auch ihm das Herz wieder leicht machte. In aller Eile wuden jetzt noch einige Verabredungen für den folgenden Morgen wiederholt.

Um vier Uhr wollten ſie, nachdem jedes, wie es die Sitte erforderte, bei ſeinem Beichtvater gebeichtet, in zwei verſchiedenen Wagen von Paris abfahren, um gegen ſechs Uhr in Charenton bei der Marſchallin von Créqui zuſammenzutreffen, wo der Pfarrer des Orts die Trauung verrichten ſollte. Von neuem regte ſich ein geheimes vorahnendes Weh, da ſie jetzt, wenn gleich nur für wenige Stunden, von einander ſchieden. Lauzun nahm ſich mit augenſcheinlicher Anſtrengung zuſammen, doch Anna brach in heiße Thränen aus, da er fort war. „Es iſt Freude,“ ſprach ſie zu ihrer Dame, „endlich ſo weit zu ſeyn, endlich dieſen Tag überwunden zu haben!“ und ihre Thränen floſſen immer reichlicher, aber ſie erleichterten ihr nicht das Herz.

Sie fand den König in ſeinem Zimmer, er war betrübt, in augenſcheinlicher Verwirrung; er umarmte ſie und hielt ſie lange ſchweigend in ſeinen Armen, ehe er das Wort nahm.

„Theure Anna,“ ſprach er endlich, „Sie finden mich in Verzweiflung, aber beſſer iſt es, Sie erfahren das Unabänderliche ohne Zögern, und durch mich, Ihren liebenden Freund, deſſen Mitgefühl Ihren Schmerz lindern wird. Meine geliebte Anna! wir Könige ſtehen im Angeſicht der Welt wie die Sonne am Himmel, deshalb darf kein Flecken an uns haften. In Paris, im ganzen Königreich, ja ſogar weit über die Grenzen deſſelben, im Gebiet, am Throne fremder Fürſten, ich weiß es mit unwiderleglicher Gewißheit, überall geht unbeſtritten die Sage umher, daß ich Sie opfre, theure Couſine! daß Sie, weil ich es will, dem Glücke Lauzuns, meines Günſtlings, geopfert werden, daß ich auf Ihre Koſten ihn zum Range eines Prinzen von Geblüt erhebe. Das darf nicht ſeyn, meine königliche Ehre vor meinem Volk und der Welt duldet es nicht. Ich fühle Ihren Schmerz, ja ſogar das Unrecht, das Sie und er gewiſſermaßen dabei erdulden, aber Sie müſſen Beide es mit Faſſung tragen, es gilt dem Heiligſten der Welt, der Ehre Ihres Königs; Sie müſſen den Gedanken aufgeben, Lazuns Gemahlin zu ſeyn."

Wer könnte die Scene ſchildern, die nun folgte: Annas Schmerz, ihre Vorſtellungen, ihre Klagen, ihr Flehen, ihr lieber den Tod zu geben, als ſie, um einer Grille willen, von dem einzig Geliebten zu trennen! Alles war vergebens; der Unerbittliche klagte mit ihr, er kniete neben ihr hin, da ſie mit verzweiflungsvollem Flehen ihm zu Füßen ſank, er hielt ſie Wange an Wange lang umfaßt, ſeine Thränen miſchten ſich mit den ihren, er wollte vor Mitleid vergehen, aber er blieb feſt bei ſeinem Entſchluſſe.

Ludwigs Ruhm galt ihm mehr als ſein eignes Gefühl, und man hatte den Weg gefunden, ihn bei dieſer ſeiner ſchwächſten Seite ſo künſtlich zu ergreifen, daß er es nicht vermochte, ſich loszumachen. Frau von Montespan, Lauzuns heimliche, aber um ſo gefährlichere Feindin, hatte die einſt ihr von ihm widerfahrne Beleidigung weder vergeſſen, noch vergeben, obgleich ſie ſich das Anſehen zu geben wußte, es ſey geſchehen. Sie und durch ſie die feindlich geſinnten Glieder der Familie des Königs, die keine Mittel ſcheuten, um zum Zweck zu gelangen, hatten den einzigen Tag zu benutzen gewußt, den der durch ihre Ränke verzögerte Ehecontract ihnen gewährte. Sie hatten es dahin gebracht, daß der König groß zu handeln glaubte, indem er nur ſchwach und grauſam ſich bewieß, und keine Gründe, keine Beweiſe, die der armen Anna zu Gebote ſtanden, vermochten ihn davon zu überzeugen.

Vernichtet, an Leib und Seele zerrüttet, langte ſie wie eine Sterbende in ihrer Wohnung an. Kaum war ſie dort, ſo öffnete ſich abermals die Thüre ihres Zimmers, und geführt von ſeinem treuen Freunde Guitry, begleitet von dem Herzoge von Montanzier und dem Marſchall von Créqui, trat Lauzuns bleiche Geſtalt herein.

„Der König hat uns befohlen,“ ſprach der Herzog, „den Herrn von Lauzun hieher zu führen, damit er Ihrer königlichen Hoheit für die Gnade und Ehre demüthig danke, die Sie geruhten ihm zuzudenken. Der König iſt ſehr erfreut über die Unterwürfigkeit, mit der Sie Beide mitten in Ihrem Schmerz ſich ſeinem Willen gefügt haben, er bittet Ihre königliche Hoheit, überzeugt zu ſeyn, daß er alles thun wird, um Ihnen beſonders Beweiſe ſeiner Liebe und ſeiner Erkenntlichkeit zu geben.“

„Was kann er thun!“ rief die Prinzeſſin in wilder Verzweiflung, „was kann er thun, der Ohnmächtige, um mich dafür zu tröſten, daß er mein Glück, meine Ruhe, meinen Frieden grauſam zertrat? O Lauzun! wie werden Sie, wie werden wir Beide künftig das Leben ertragen!“ dann erhob ſie ſich plötzlich von dem Ruhebette, auf welches man zuerſt die Ohnmächtige gelegt hatte, ſie ſtand auf und ergriff Lauzuns Hand. „Abſchied zu nehmen von meinem Glück, von dem Mann, um den ich ewig trauern muß, wird mir doch ohne läſtige Zeugen erlaubt ſeyn?“ ſprach ſie mit einer Hoheit im Blick und Ton, vor der Lauzuns Begleiter verſtummen mußten.

Sie führte Lauzun in das an ihr Zimmer anſtoßende Kabinet, das nämliche, wo ſie vor wenig Tagen zuerſt es verſuchte, das ſtille Geheimniß ihres Herzens ihm zu verrathen; laut weinend ſank ſie hier an ſeine Bruſt, und zum erſten und letzten Male umſchloſſen ſie die Arme des Geliebten.

Auch ihn verließ hier die Feſtigkeit, mit der er bis jetzt vor ihr geſtanden hatte, auch ſeinen Augen entquollen heiße, brennende Thränen, mächtige Seufzer der ſchwer beladenen Bruſt, doch wenige Minuten nur, dann wandte er ſich, und ſchritt lautlos wie er gekommen wieder von dannen, während die Arme in tiefer Ohnmacht einen kurzen Ruhepunkt von ihrem Schmerze fand. Sie erwachte aus dieſer nur zum langen furchtbaren Kampfe zwiſchen dem Tode und ihrem geplünderten, von nun an freudenarmen Leben.

Ehe dieſer Kampf ſich entſchied, war der unglückliche Lauzun ſchon längſt zum zweiten Mal durch eine Lettre-de-Cachet aus dem Reiche des Lebens verbannt worden; denn trotz aller äußern Ueberredungskünſte ſeiner Feinde, ſprach dennoch eine zu laute Stimme in des Königs Herzen von dem Unrecht, welches er erlitten, als daß dieſer nicht jedem Verſuche, ihn als ſchuldig darzuſtellen, hätte Gehör geben ſollen; und man iſt nie grauſamer als gegen die, bei denen man fühlt, daß man ihnen ſchon einmal Unrecht gethan hat. Daher überredete Ludwig ſich ſelbſt, daß er glaube was er im Grunde ſeines Herzens nie glauben konnte; er nahm die Beſchuldigung für wahr an, daß Lauzun unter der Larve der Unterwürfigkeit nur den Plan verberge, ſich dennoch heimlich mit der Prinzeſſin von Montpenſier zu verbinden, und ſtrafte dies ſupponirte Verbrechen mit beiſpielloſer Härte, um nur den Mann nicht zu ſehen, deſſen Anblick ihm zum ewigen Vorwurf dienen mußte. Denn Schwäche und Tyrannei gehen Hand in Hand.

Schweigend, in ſich gekehrt, beſtieg der beklagenswerthe Lauzun den Wagen, der ihn führen ſollte, er wußte nicht wohin? In allen Städten auf dem langen Wege erregte ſein hartes Geſchick die allgemeinſte Theilnahme; er nahm dies ſo gleichgültig auf, als wäre von einem wild Fremden die Rede.

Der Offizier, der ihm zur Begleitung mitgegeben war, ſtrebte, ſo viel möglich, ihm die traurige Reiſe zu erleichtern; mit ächt franzöſiſcher Urbanität ſuchte er oft, ihm Rede abzugewinnen, um ihm Gelegenheit zu geben, durch Klagen ſeinem gepreßten Herzen Luft zu ſchaffen; doch Lauzun ſchwieg. Nur einmal an der Grenze von Savoyen, wo er an einer ſehr gefahrvollen Stelle des Weges gebeten ward auszuſteigen, ſchwebte ein bittres Lächeln um ſeine Lippen.

„Solche Gefahren hat Graf Lauzun nicht zu ſcheuen,“ antwortete er, blieb im Wagen ſitzen, und blickte unverwandt in den tiefen Abgrund zur Seite der ſchmalen Straße hinab.

Endlich war die hohe, von traurigen Fichten umgebene Bergveſte Pignerol, in den Piemonteſiſchen Gebirgen erreicht, wo er vielleicht ein ganzes Leben hindurch für ein Paar längſt vergeſſene, zur Unzeit an einen Kammerdiener leicht hingeworfene Worte büßen ſollte; denn eigentlich hatte er ſich doch nur durch die Folgen dieſer Unvorſichtigkeit den Zorn der mächtigen Montespan zugezogen, welcher jetzt ihn vernichtete.

Schweigend, wie er gekommen, folgte er ſeinem Kerkermeiſter, ſchweigend betrat er das dumpfige, felſenfeſte, halb unterirdiſche Gewölbe, das ihm zum Gefängniß dienen ſollte. Ernſten Blik kes betrachtete er die traurige Wohnung; in Saecula Saeculorum rief er aus, als nun das Klirren und Raſſeln der Riegel und Schlöſſer ihm den langen Abſchied von Sonne und Luft, von Freude und Leben verkündete, und war von nun an, wie Tauſende vor ihm, vergeſſen, nur nicht von der Geliebten.

Die Reiſe nach Flandern.

Nun Fräulein? In Gedanken verloren, das Köpfchen ſeitwärts geſenkt gleich einer ſchmachtenden Schäferin?! Seht Ihr denn nicht, daß die Königin ſich erhebt, um den Pavillon zu verlaſſen? ſprach eilend und leiſe die Oberhofmeiſterin der Königin Margarethe von Valois, indem ſie an ihrer Tochter, dem Fräulein von Tournon, vorüberging, und dem Gefolge ihrer Herrin ſich anſchloß.

Erſchrocken fuhr die arme Eglantine aus ihrem wachen Träumen auf, während die Königin, geſtützt auf den Arm ihrer Freundin, der Prinzeſſin von la Roche ſur Yon, ſich langſam nahte. Ein Strahl aus Margarethens ſchönen dunkeln Augen fiel im Vorübergehen auf die bleiche Eglantine, ſie ſah eine große helle Thräne an den langen tief geſenkten Augenwimpern des armen Kindes zittern, und Heinrich des Vierten Gemahlin war in dieſem Augenblicke ſelbſt zu wenig glücklich, um nicht auch für die Schmerzen Anderer empfänglich zu ſeyn.

Was fehlt der Kleinen? Gewiß hat die ſtrenge Mutter ſie wieder geſcholten, fragte die Königin, indem ſie ſtill ſtand und gegen Frau von Tournon ſich wendete. Das zornglühende Geſicht der alten Dame, das doppelte Unterkinn, welches ihr ſteif zurückgezogener Nacken in dieſem Augenblicke bildete, machten jede Antwort auf dieſe Frage überflüſſig, auch wartete die Königin eine ſolche nicht ab. Habt Nachſicht mit der Kleinen, ich bitte, fuhr ſie mit anmuthiger Freundlichkeit fort, ſie iſt noch ſo jung, ſo ganz neu in der Welt; zu große Strenge thut bei frommen Kindern ſelten gut, und Eglantine iſt in der That ein liebes frommes Kind.

Auch die frömmſten Kinder laſſen zuweilen Unarten blicken, die eine Mutter, welche ihre Pflichten kennt, nicht überſehen darf, erwiederte Frau von Tournon mit einiger Härte. Aber ich ſehe, ſetzte ſie etwas gemäßigter hinzu, ich ſehe meine hohe Gebieterin gleicht auch darin der Sonne, daß ſie es nicht verſchmäht, ſelbſt auf das niedre Wieſenblümchen einen Strahl ihrer Huld fallen zu laſſen; ich kann nur wünſchen und hoffen, Fräulein von Tournon werde dieſes ſtets in Demuth zu erkennen wiſſen.

Die Thräne, welche bis jetzt in den unſchuldigen blauen Augen Eglantinens geglänzt hatte, rollte nun unaufhaltſam über ihre erröthenden Wangen herab. Furchtſam wagte ſie nur einen halben bittenden Blick zu der zürnenden Mutter hinauf, und beugte ſich dann tief, um den mit Gold und Perlen geſtickten Saum des Gewandes der Königin, an die ſchmerzlich zuckenden Lippen zu drücken. Margarethe aber ſtreckte die ſchöne Hand ihr entgegen, und hielt auf halbem Wege ſie auf. Nehmt mir die beſchwerliche Maske ab, Fräulein von Tournon, die Sonne brennt nicht mehr und die Abendluft iſt ſo mild, ſprach ſie freundlich, und beugte den ſchönen Nacken ein wenig, damit die viel kleinere Eglantine ihren Befehl bequemer erfüllen könne.

Noch nie hatte ein ſo junges Hoffräulein einer ſolchen Auszeichnung ſich zu erfreuen gehabt, denn am franzöſiſchen Hofe fühlten ſogar Prinzeſſinnen vom königlichen Geblüte ſich geehrt, wenn ſie der Königin ſolche kleine perſönliche Dienſte öffentlich leiſten durften. Auch ward die arme Eglantine durch dieſe unerwartete Huld der Königin ſo verwirrt, daß ſie in der Angſt ihres Herzens die Bänder, welche ſie löſen ſollte, verknüpfte, und es währte ziemlich lange, ehe es ihr gelang die Schleife aufzuziehen, welche die ſchwarzſammtne Maske befeſtigte, die alle vornehmen Frauen der damaligen Zeit, ſobald ſie der freien Luft ſich ausſetzten, ſtatt unſerer Hüte zu tragen pflegten. Die Königin verharrte indeſſen ſehr geduldig in ihrer unbequemen gebückten Stellung, und hielt zugleich, vermittelſt eines ſehr ernſten Blickes, Frau von Tournon an ihrem Platze feſt gebannt; denn dieſe brannte vor Ungeduld, ihrer Tochter zu helfen und die Ungeſchicklichkeit derſelben zu rügen.

Endlich war das große Werk vollbracht, und Margarethe erhob ſich wieder in gewohnter Majeſtät; mit einer höchſt anmuthigen Bewegung des Kopfes ließ ſie die reiche Fülle der glänzendſchwarzen Locken wieder über Nacken und Schultern zurückfallen, und Alle ſtanden geblendet vor der ſeltnen Schönheit der hohen Frau, als hätten ſie nie zuvor ſie geſehen. Der natürliche Glanz ihrer Farben war durch die unbequeme Stellung, in der ſie ſo lange verweilte, noch erhöht, die ſchönſten Lippen umſpielte ein holdſeliges Lächeln, und unter den feingezogenen dunkeln Augenbraunen, blickten die liebeſtrahlenden Augen freundlich auf das von ihrer Huld entzückte junge Mädchen herab. Liebkoſend berührte ſie die erglühenden Wangen des ſchüchternen Kindes. Seyd getroſten Muthes! Kleine, ich will mit Eurer Mutter ſprechen, ich kann ein ſo liebes Geſichtchen nicht immer in Thränen ſehen, flüſterte ſie ihr zu, ehe ſie ſich von ihr wendete, um am Arme der Prinzeſſin von la Roche, den Weg nach dem Palaſte fortzuſetzen.

Frau von Tournon nahm ſogleich den Platz dicht hinter ihrer Gebieterin wieder ein, den die Hofetikette ihr anwieß, auch die Uebrigen ordneten ſich nach Rang und Würden, und Eglantine, als das jüngſte Hoffräulein, ſchloß ganz zuletzt dem Zuge der Damen ſich an.

Der junge la Boeſſiere, ſeit wenigen Tagen einer der zum Hofe der Königin gehörenden Edelleute, benutzte dieſe Gelegenheit ſich Eglantinen zu nähern. Schon früher hatte er in Arras ſie gekannt, wo ſie bei ihrer Schweſter, der Frau von Balanzon, erzogen wurde, deren Gemahl als ſpaniſcher Gouverneur von Burgund, in faſt fürſtlichem Glanze dort lebte. Ich habe Briefe aus Arras, flüſterte la Boeſſiere Eglantinen im Gehen zu, vielleicht iſt dem Fräulein von Tournon angenehm, von dort etwas zu vernehmen.

Eglantine erſchrak auf das freudigſte beim Ton der bekannten Stimme, die ihr ſo unerwartet ihr ſchönes Frühlingsleben zurückrief. O gewiß, gewiß! antwortete ſie erröthend vor innerem Entzücken, ich Arme erhalte keine Briefe, ich bin von Allem was mir lieb war, auf das unbarmherzigſte geſchieden. Sagt mir, guter la Boeſſiere! wie befindet ſich meine Schweſter? wie geht es — wie geht es in dem Hauſe meiner geliebten Yolande? ſetzte ſie mit geſenktem Blicke in ſichtbarer Verlegenheit hinzu.

Frau von Balanzon iſt ſo wohl, als ſie es ſeyn kann, während ſie mit immer neuer Sehnſucht und tiefem Schmerze, die Gegenwart des

Fräuleins von Tournon entbehren muß, erwiederte la Boeſſiere.

Und weiter wißt Ihr nichts mir zu ſagen? die Königin iſt ſchon ganz nahe den Stufen die zum Louvre hinaufführen, ſprecht, o ſprecht! ehe ſie den Palaſt erreicht, rief Eglantine in ungeduldiger Eile.

Ein tiefer, nur halb erſtickter Seufzer hob des Jünglings Bruſt, während ſein umdüſtertes Auge, mit dem Ausdruck unnennbaren innern Wehes, auf Eglantinens holder Geſtalt ruhte. Der Bruder des Gouverneurs, der Marquis von Varambon hat Arras verlaſſen, erwiederte er ihr nach einigem Zögern. Heftige Auftritte zwiſchen ihm und dem Gouverneur haben dieſe Trennung herbeigeführt. Varambon hat geſiegt, er hat das Gelübde, welches ihn, nach dem Willen ſeiner Familie, dem geiſtlichen Stande widmen ſollte, nicht abgelegt, und iſt, völlig entzweit mit ihnen Allen, endlich von ſeinen Verwandten geſchieden.

La Boeſſiere verſtummte; innere Bewegung erlaubte ihm nicht weiter zu ſprechen. Eglantine war indeſſen zu freudig befangen um dieſes zu bemerken; doch auch ſie hatte in dieſem Augenblicke für Worte keinen Athem, nicht ihre Lippe vermochte mehr zu fragen, nur ihr Auge, es hing mit unendlich beredtem Ausdruck an la Boeſſiere, und dieſer verſtand nur zu wohl deſſen wortloſe Bitte.

Varambon iſt zu Don Juan von Oeſtreich, dem ſpaniſchen Statthalter von Flandern, geflohen; man verſichert, er habe an deſſen Hofe eine ſehr bedeutende Anſtellung erhalten, und ſtehe hoch in der Gunſt dieſes Fürſten, ſetzte er kaum hörbar mit großer Anſtrengung noch hinzu, und zog dann mit einer tiefen Verbeugung gegen das Fräulein, ſich wieder zurück.

Eglantine konnte von allem, was in dem Jünglinge vorgehen mochte, nichts gewahr werden. Himmel und Erde waren vor ihren Blicken verſchwunden, die Gewißheit: der Heißgeliebte habe eines der Haupthinderniſſe ihrer Vereinigung mit ihm ſiegreich überwunden, erfüllte ſie mit namenloſem Entzücken; ſie hielt mit den beiden kleinen Händen ihr Herz feſt, als drohten deſſen ungeſtüme Schläge die junge Bruſt zu zerſprengen, und bemerkte in ſüßer Betäubung es kaum, daß die Königin bei der Ankunft im Schloſſe alle ihre Damen entließ, um ſich mit der Prinzeſſin von la Roche ſur Yon in ihr Cabinet zurück zu ziehen. Erſt als ſie mit ihrer Mutter ſich allein befand, dieſe in ihrem hohen, reichvergoldeten Armſtuhl ſich niedergelaſſen und mit hartem Tone ſie angeredet hatte, kam ſie wieder einigermaßen zu ſich ſelbſt.

Nun Fräulein, tretet näher, ſprach die ſchonungsloſe Frau; ihr, die Favorite der Königin, fühlt Euch in dieſem Augenblicke wohl ziemlich allmächtig. Ihr ſeyd feſt überzeugt: die Mutter werde von hoher Hand ſchon ſo geleitet werden, daß ſie Euren Wünſchen ſich wird fügen müſſen, und die Balanzons werden ſich auch auf die nämliche Weiſe bewegen laſſen, Euch, die ſo beleidigend Verſchmähte, endlich zu Gnaden anzunehmen.

Die arme Eglantine wurde durch dieſe Anrede, auf ſehr ſchmerzliche Weiſe, aus allen ihren Himmeln geriſſen. O meine Mutter! ſeufzte ſie, indem ſie flehend beide Hände erhob, und auf dem reichgeſtickten Taburett niederkniete, das der Frau von Tournon zum Fußſchemel diente. Sie vermochte kein Wort weiter aufzubringen; unter einem Strome von Thränen verbarg ſie das anmuthige Geſicht im Schooße der Mutter, deren Knie ſie, hörbar ſchluchzend, umfaßte.

Sey kein Kind, ſprach Frau von Tournon, kein trotziges Kind, das ungeſtüm weint, weil es ſeinen unverſtändigen Willen nicht haben ſoll. Steht auf, Fräulein, Ihr thätet weit beſſer, auf den Rath der welterfahrnen Frau, die Euch der gnädige Himmel zur Mutter gab, folgſam zu hören, als ſie durch ſolche Thränen zu beleidigen.

Eglantine erhob ſich; ſie gab ſich Mühe, nicht zu weinen, doch ihre Thränen floſſen unaufhaltſam, während ihre Mutter in etwas gemäßigterem Tone fortſprach.

Die Königin zeichnete auf faſt unerhörte Weiſe Dich heute aus, das läßt ſich nicht leugnen, und ein Wunder wäre es nicht, wenn ein ſo junges Köpfchen durch dieſe eben ſo unverdiente als unerwartete Gnade etwas ſchwindelnd geworden wäre. Doch thöricht iſt, wer auf die Gunſt der Großen ſein Glück baut, das glaube feſt. Nichts iſt veränderlicher als ſie, die Laune des Augenblicks iſt die Göttin, welche ſie, alles andre ausſchließend, beherrſcht; dieſe lehrt ſie heute eben daſſelbe unbeachtet in den Staub treten, was ſie geſtern bis zu den Wolken erhoben. Die Königin war heute ſelbſt ſehr trübe geſtimmt, wozu ſie leider auch gültige Gründe hat; darum geruhte ſie, die rothen Augen in Gnaden zu bemerken, die Du ganz umſonſt Dir ſo roth weinſt. Morgen kann es leicht ſich treffen, daß unſre Gebieterin in einem roſenfarbnern Humor ſich befindet, und trittſt Du ihr dann mit dieſem Magdalenen-Geſichte entgegen, ſo wird ſie wahrſcheinlich ſich eben ſo ungnädig von Dir abwenden, als ſie heute ſich gnädig Dir zuwandte.

Mutter, liebe verehrte Mutter! ich will nichts, ich hoffe nichts von der Königin; ich weiß, daß nur von Euch das Schickſal Eures Kindes abhängig iſt, rief Eglantine, indem ſie die widerſtrebende Hand der Frau von Tournon an ihre Lippen drückte. Doch lieben, innig lieben und verehren muß ich die milde ſchöne Fürſtin, die, ohne von mir dazu aufgefordert zu ſeyn, mir heute verhieß, bei Euch für mich zu ſprechen —

Das Kind bedarf im Herzen der Mutter keiner Fürſprecherin, fiel Frau von Tournon, von neuem beleidigt, ein. Sobald die Königin ſich herabläßt, Deiner gegen mich zu erwähnen, ſo ſoll ſie auch von mir erfahren, welch' einer thörichten Leidenſchaft Du Dich hingibſt; nimmermehr wird ſie verlangen, daß ich dem Uebermuth jener Balanzons ſchmeichle, die Dich verwarfen. Eglantine, fließt denn nicht das edle Blût der Tournon auch in Deinen Adern? Kannſt Du wirklich den Wunſch hegen, Dich eindrängen zu wollen, wo man Dich verſchmäht?

Varambon, verſchmäht mich nicht, er wird lieber den Tod wählen, als den Abſichten ſeiner Verwandten ſich fügen, rief Eglantine ſehr lebhaft.

Der Marquis von Varambon thue was ihm beliebt, ich habe nur zu thun was die Ehre unſeres Hauſes und meine Mutterpflicht mir gebieten, erwiederte Frau von Tournon. Eglantine! lerne doch endlich glauben, was ich ſchon tauſendmal Dir wiederholte: Die ſchönen Gefühle, mit denen Du jetzt Dich brüſteſt, verfliegen vor der ſtillen Gewalt der Zeit, wie Spreu vor dem Winde, und nur zu ſpäte Reue bleibt nach. Mädchen Deines Standes thuen immer am klügſten, wenn ſie die Sorge für ihr künftiges Etabliſſement ihren erfahrneren Müttern überlaſſen.

Mit Dir brauche ich mich noch nicht zu übereilen, Dir bleibt noch Zeit genug, um eine vortheilhafte und anſtändige Parthie abzuwarten.

Mutter! Mutter! in welchem erniedrigenden Lichte muß ich vor Euren Augen ſtehen! rief Eglantine beinahe zürnend. Doch beurtheilt mich ſo hart Ihr immer wollt; nichts ſoll mich dennoch abhalten, hier frei und offen zu bekennen, daß mein Herz an dem Marquis von Varambon hängt; brechen kann es, doch von ihm laſſen in Ewigkeit nicht.

Das wollen wir abwarten, erwiederte Frau von Tournon. Ein Kind wie Du, mit Deinen ſechszehn Jahren, hat von der Ewigkeit eben keinen ſonderlichen Begriff. Uebrigens bitte ich, Fräulein! den Kopf Morgen ein wenig höher zu tragen und dem Hofe nicht wieder eine ſentimentale Scene zum Beſten zu geben. Ich habe bei dieſem Rathe nur Euer wahres Wohl vor Augen, und bin keineswegs geſonnen, Euch damit aus Eigenſinn den Weg zur Gunſt der Königin zu verſchließen. Es wäre leicht möglich, daß Margarethe noch eine Zeitlang an Eurem trüben Weſen Gefallen fände, denn wer kann die Launen der

Fürſten im Voraus berechnen? Doch glaube mir, meine Tochter, daß dies Dich ſchwerlich zum dauernden Glücke führen würde. Während der acht und zwanzig Jahre, die ich in den blendenden Kreiſen des Hofes verlebte, habe ich Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen; mich hat Gott vor der Thorheit bewahrt, den gefährlichen Standpunkt eines Günſtlings erklimmen zu wollen, aber ich ſah neben mir Viele dieſe ſchwindelnde Höhe erreichen, um gleich darauf nur um deſto tiefer zu fallen; ich blieb ruhig und geehrt an meinem Platze, der Sturm, der Jene ſtürzte, vermochte nicht, mir nur die Spitze eines Härchen zu krümmen.

Verſunken in ſich ſelbſt, hörte Eglantine kaum halb, was Frau von Tournon aus dem reichen Schatz' ihrer Lebenserfahrung ihr noch ſpenden mochte, bis endlich die ihr ſehr willkommene Weiſung erfolgte, ſich in ihr Zimmer zu begeben, weil es ſpät ſey.

Leider fand Eglantine in ihrem Gemüthe keine Spur jenes unbedingten kindlichen Vertrauens, jener herzlichen Liebe, die ſie ſich doch bewußt war der Mutter ſchuldig zu ſeyn. Frau von

Tournon gehörte unglücklicherweiſe zu den Frauen, welche ganz aus Grundſätzen zuſammengeſetzt ſind, aus dieſen ſich ein Syſtem erbauten, und ſich viel damit wiſſen, daß ſie nie von ihrem Herzen ſich verleiten ließen, auch nur um die Breite eines Haares davon abzuweichen. Einer der traurigſten ihrer Grundſätze war wohl der, daß eine Mutter ihren Kindern die Liebe nie durch äußre Zeichen zu erkennen geben dürfe, welche ſie im Grunde ihres Herzens für dieſelben hegt.

Die aus dieſem entſtehende Härte, das ſtrenge Beſtehen auf unbedingten Gehorſam, ſcheuchten ſehr bald die an Liebe gewöhnte, von der Natur ſchüchterne Eglantine von der Mutter zurück. Nur zitternd wagte ſie, ihr zu nahen, und fühlte ewig unter ihren Augen ſich gedrückt und beklommen. Auch kannte ſie die Mutter kaum, zu der ſie nach vieljähriger Abweſenheit erſt ſeit wenigen Wochen zurückgekehrt war.

Mehr als acht Jahre waren vergangen, ſeit Frau von Tournon ihre älteſte Tochter Yolande, in ſehr früher Jugend, dem Herrn von Valanzon zur Gemahlin gab; und zum Lohne des Gehorſams, mit dem dieſe ihrem Befehle ſich fügte, hatte ſie deren heißes Flehen erhört, und ihr erlaubt, die damals noch nicht achtjährige Eglantine mit ſich nach Arras zu führen. Die junge Gemahlin des ſpaniſchen Gouverneurs ward gleich nach ihrer Ankunft in Arras an die Spitze eines großen, glänzenden Hauſes geſtellt, das dem prachtliebenden Geſchmack jener Zeit gemäß, beinah ein fürſtlicher Hofhalt zu nennen war. Glanz und Reichthum umgaben die Neuvermählte von allen Seiten, aber auch jene ſpaniſche Etikette, die ihr, hemmend und ſtörend, überall entgegen trat. Yolande vermißte ſehr ſchmerzlich, jene anmuthige Freiheit der Geſelligkeit, an die ſie in Paris von Jugend auf gewöhnt worden war; nur Eglantine allein war zum Troſte ihr geblieben, als ſie einem ihr durchaus fremden Gemahl in ein anderes Gebiet folgen mußte, nur ſie rief das geliebte Vaterland und jede Luſt der Jugendzeit ihr zurück. Und als das Kind im Lauf der Jahre zur Jungfrau heranblühte, da ward die geliebte Schweſter Yolandens einzige Freundin, die einzig Vertraute, der ſie alles das zu klagen vermochte, was heimlich ihr Leben oft und ſchwer bedrückte.

Eglantinens kindlicher Reiz entwickelte ſich nicht zur blendenden Schönheit, aber eine, nur ihr eigne, unwiderſtehliche Anmuth, umſtrahlte ihr ganzes Weſen. Der klare Abglanz des innern Himmels in ihrer Bruſt leuchtete hell aus ihren ſeelenvollen blauen Augen, und der ſüße rührende Ton ihrer melodiſchen Stimme, wußte ſtets den geraden Weg zum Herzen zu finden.

Der Marquis von Varambon, des Herrn von Balanzon jüngerer Bruder, lebte mit ihr in dem Hauſe ihrer Schweſter, in jener Vertraulichkeit des Familienlebens, die ſelbſt die ſpaniſche Etikette nicht ganz zu verbannen vermochte. Er war mehrere Jahre älter als Eglantine, und ſollte ſich in Arras in wiſſenſchaftlicher Hinſicht für den geiſtlichen Stand ausbilden. Der junge Marquis ſah Eglantinen täglich, er war ihr Gefährte bei allen Vergnügungen, er lehrte ſie die reizenden Seguidillas zur ſpaniſchen Guitarre ſingen, die wie Liebesklagen tönen, und ſo war es wohl ſehr natürlich, daß er bald dahin kam, die Beſtimmung mit Abſcheu zu betrachten, die man ihm aufdringen wollte, und zu der er ohnehin nie einen innern Beruf gefühlt hatte.

Als einer der ausgezeichnetſten Jünglinge ſeines

Landes und ſeiner Zeit, konnte auch er den Weg zu dem weichen, zur Liebe geſchaffenen Herzen Eglantinens nicht verfehlen. Schon ſeine, von der Natur reich ausgeſtattete Perſönlichkeit mußte auf den erſten Anblick für ihn einnehmen, und unerachtet des Standes, zu dem er beſtimmt war, that keiner ſeiner jungen Zeitgenoſſen in allen ritterlichen Uebungen es ihm zuvor. Doch er wußte auch überdem noch, durch ſein Betragen die Herzen zu gewinnen, er war Meiſter in dem damals vorherrſchenden Tone der Galanterie gegen Damen, und beſaß jene Geiſtesgewandtheit, die man ſo leicht verſucht wird für etwas weit höheres zu halten.

Frau von Valanzon überraſchte einſt den Bruder ihres Gemahls zu den Füßen ihrer Schweſter, und hold erröthend warf Eglantine ſich ihr in die Arme. Von dieſem Augenblicke an war Yolande die theilnehmende Vertraute dieſer jungen Liebe, und all ihr Sinnen und Trachten ging einzig darauf hin, eine Verbindung herbeizuführen, die ihr den einzigen Troſt ihres Lebens verſprach, die Hoffnung, ſich nie von der geliebten Schweſter trennen zu müſſen. Im erſten Taumel der Freude theilte Frau von Balanzon ihrer Mutter die Entdeckung mit, die ſie gemacht hatte, und zwar auf eine Weiſe, welche Frau von Tournon verleitete, in dieſem Briefe eine ausdrückliche Werbung um Eglantinens Hand für den Marquis von Varambon zu leſen; denn die Idee, eines nur auf Liebe ſich gründenden Verhältniſſes, konnte der ſtrengen, kalten Frau nie in den Sinn kommen. Sie berief ſogleich alle ihre nächſten Verwandte zuſammen, um bei dieſer wichtigen Angelegenheit deren Rath zu vernehmen; alle erklärten einſtimmig die vorgeſchlagene Verbindung für vortheilhaft, und ſo ſtand die Mutter Eglantinens keinen Augenblick an, ihre förmliche Einwilligung zu dieſer Heirath ſchriftlich einzuſenden.

Leider aber waren Varambons Verwandte, vor allem Herr von Balanzon, ganz andrer Meinung. Auch der junge Marquis hatte während der Zeit ſeinem ältern Bruder erklärt, daß er Eglantinen liebe, und, um ihr ſeine Hand bieten zu können, entſchloſſen ſey, das geiſtliche Gelübde nicht abzulegen, zu dem jetzt die Zeit herangekommen war. Herr von Balanzon fühlte ſich darüber höchſt beleidigt und entrüſtet; des jüngern Bruders Erklärung ſchien ihm eine, wenigſtens indirekte, Aufforderung, demſelben ſeinen Antheil an der väterlichen Erbſchaft herauszugeben, den der Aeltere ſich längſt gewöhnt hatte, als ſein nie zu beſtreitendes Eigenthum zu betrachten. Daß aber Varambon um einer Liebſchaft willen ſich erkühnen könne, einem, in Spanien ſo mächtigen Stande zu entſagen, ſah er ſogar faſt wie ein Verbrechen gegen die Natur an. Denn welche nicht zu berechnende große Vortheile mußten nicht dereinſt für das ganze Haus der Balanzons daraus entſtehen, wenn einer aus deſſen Mitte die höchſten geiſtlichen Würden bekleidete, vielleicht den Cardinalshut errang! Varambons Perſönlichkeit, die Verbindungen in denen er ſtand, öffneten ihm in dieſer Hinſicht die glänzendſten Ausſichten; und alle dieſe, an Gewißheit gränzenden Hoffnungen ſollten nun zertrümmert werden!

Auf das tiefſte empört, ſchalt er den Marquis einen thöricht verliebten Knaben, den man mit Gewalt zwingen müſſe, den rechten Weg zu ſeinem eignen Glücke einzuſchlagen, und vermaß ſich hoch und theuer, nie zu deſſen Verbindung mit Eglantinen ſeine Einwilligung zu geben.

Eglantinens Thränen, Yolandens bittende Vorſtellungen, vermochten eben ſo wenig ſeinen harten Sinn zu beugen, als des Marquis zürnendes Behaupten ſeiner Rechte. Das feſte Beſtehen des letztern auf die ihm angeborne Freiheit, ſeinen Stand im Leben ſich ſelbſt zu wählen, ward verlacht, alle übrige Verwandte des Hauſes traten auf des ältern Bruders Seite, und ſo herrſchte von nun an Unfrieden im Schloſſe, und vertilgte vollends aus dem Leben der, mitten in ihrer Pracht höchſt bedauernswerthen Yolande, jeden kleinen Ueberreſt häuslichen Glückes.

Yolande ſah ſich endlich gezwungen, der Frau von Tournon von der traurigen Wendung Nachricht zu geben, welche das Schickſal ihrer Eglantine nehmen zu wollen ſchien; ſie that es unter heißen Thränen, denn ſie konnte im voraus berechnen, welchen furchtbaren Zorn dieſe Nachricht in der Bruſt der, auf den Glanz und die Rechte ihres Hauſes eiferſüchtigen Frau aufregen mußte. Was ſie erwartete geſchah; ein ſchonungsloſer Brief, in welchem jedes Wort gleich einem Dolchſtiche verwundete, war die Antwort auf Yolandens Schreiben. Zuletzt war noch die Erklärung beigefügt, daß Frau von Tournon Eglantinen von nun an unter ihre eigne Aufſicht nehmen wolle, und bald darauf langte auch, begleitet von einem anſehnlichen Gefolge, eine vertraute Kammerfrau in Arras an, um Eglantinen den Armen ihrer Schweſter zu entreißen, und ſie nach Paris zu ihrer Mutter zu führen.

Der Frau von Tournon Befehle waren zu gemeſſen, als daß den Schweſtern einiger Aufſchub ihrer Trennung hätte gewährt werden können; auch würde dieſer Eglantinen nur wenig Troſt gegeben haben, denn Varambon wurde von ſeinem unerbittlichen Bruder zu gut bewacht, als daß es möglich geweſen wäre, ehe ſie ſcheiden mußte, ihn noch einmal zu ſehen. Sage ihm: daß ich ſterben, doch nicht vergeſſen kann, ſprach Eglantine, indem ſie am Arme ihrer untröſtlichen Schweſter die breite Schloßtreppe hinunter wankte, ſage ihm — doch wozu? in ſeinem eignen Herzen findet er alles, was ich denke und fühle. Unſer beider Leben iſt Liebe, und ſo lange ich athme, bin ich ſein.

Neben dem ſtattlich geſchmückten Zelter, der Eglantinen davon tragen ſollte, ſtand la Boeſſiere unten im Schloßhofe. Er gehörte damals noch nicht zum Hofe der Königin von Navarra, ſondern zu der, nicht ganz unbeträchtlichen Zahl junger Edelleute, die ſich im Hauſe des ſpaniſchen Gouverneurs, für den Dienſt eines größern Herrn zu bilden ſuchten. Dieſe ſeine Stellung hatte ihm zu einer Art Annäherung an Eglantinen verholfen, ſeine anſpruchsloſe Beſcheidenheit erwarb zuerſt ihm das Glück von den beiden Schweſtern bemerkt zu werden, ſie gewöhnten ſich nach und nach, ihm mit ſo vieler Auszeichnung zu begegnen, als ſie dieſes durften, ohne die ſtrenge Etikette zu verletzen, der ſie in allem ſich fügen mußten, und der Marquis von Varambon folgte hierin ihrem Beiſpiele. La Boeſſiere war in den letzten ſtürmiſchen Tagen gewiſſermaßen ein ſtummer Vertrauter der Liebenden geworden, und fühlte ſich glücklich Eglantinen manchen Dienſt leiſten zu können, den ſie um ſo inniger ihm dankte, da er in ſeinem Benehmen dieſes nie geltend zu machen ſuchte.

Erlaubt mir unſrer jungen Herrin zum letzten Male zu dienen, ſprach la Boeſſiere mit ſehr bewegter Stimme zu dem Stallmeiſter der Frau von Tournon, der, als er die Damen erblickte, heran trat, um Eglantinen in den Sattel zu helfen; der Stallmeiſter zog ſich höflich zurück, und Eglantine ſchwang mit la Boeſſiere's Hülfe ſich auf das mit reichen Decken belegte Reitkiſſen; er ward bleich und zitterte merklich, als ihr kleiner Fuß zufälligerweiſe ſeine Hand berührte, und auch ihr thränenſchweres Auge blickte den Treuen wehmüthig an. Sie verſuchte zu lächeln, ſie gab ſich Mühe, ihm nur ein paar freundliche Abſchiedsworte zu ſagen, doch die Stimme verſagte ihr, und der kleine Mund verzog ſich ſchmerzlich zum Weinen. La Boeſſiere verſtummte ebenfalls, er reichte ihr die Zügel, und ließ, indem er dieſe zu ordnen ſchien, ein kleines Päckchen in ihre Hand fallen, das ſie ſogleich und unbemerkt verbarg. Gleich der Sonne, wenn ſie im Untergehen noch einmal durch ſchwere Regenwolken bricht, leuchtete jetzt beim Scheiden noch ein Strahl von Freude, in Eglantinens trüben Augen auf; la Boeſſiere ſah es wohl, aber ihm war es unmöglich, ſich mit ihr zu freuen. Mit wankendem Schritte zog er ſich von ihr zurück, und ward bleich wie ein zum Tode Verwundeter, als endlich auch die letzte Spur des Zuges, der das Fräulein fortführte, ſeinem Auge entſchwand.

Eglantinens Herz ſchlug indeſſen unter dem leiſen Drucke des eben erhaltnen Geſchenks in höheren, faſt freudigen Schlägen. Sie benutzte die erſte unbelauſchte Minute, um das erhaltene Päckchen zu öffnen, und fand darin mit unſäglichem Entzücken, was ſie heimlich gehofft hatte, den in höchſter Liebesgluth niedergeſchriebenen Abſchiedsgruß des Geliebten, und ſein täuſchend ähnliches Miniaturbild. Letzteres ruhte von nun an immer ihrem Herzen am nächſten; ſo oft ſie allein war zog ſie es hervor, und ſprach zu ihm in ſüßen Liebesworten, als wäre es der Geliebte ſelbſt. Immer wußte ſie ihm etwas zu ſagen, alle ihre Freuden und Schmerzen wurden dem lieben Bilde vertraut, und auch am Abende des Tages, an welchem die Königin ihr ſo freundlich erſchienen war, trieb ſie in der Einſamkeit ihres Zimmers dieſes ſüße Spiel, bis tief in die Nacht hinein.

Sie hatte dem geliebten Bilde heute unendlich viel zu ſagen, ſie mußte für den Muth ihm danken, mit dem Varambon ſich dem Gelübde entzogen hatte, das eine ewige Scheidewand zwiſchen ihm und ihr aufthürmen ſollte; ſie mußte von der Gnade der Königin dem Bilde erzählen, und es befragen, ob ſie ihrem Herzen folgen und dieſe mächtige Beſchützerin für ihre Liebe zu gewinnen ſuchen ſolle? Nie war Eglantine reicher an Hoffnungen geweſen als jetzt; die Königin hatte ihr befohlen, gutes Muthes zu ſeyn, und in ihrem Alter war es wohl ganz natürlich, daß ſie darüber die Ermahnungen und das ſtrengere Gebot ihrer Mutter leicht und gern vergaß. War der Geliebte doch frei, unter dem Schutze eines mächtigen Fürſten, mit dem Balanzon ſelbſt es ſchwerlich würde aufnehmen können.

Während Eglantine den unſchuldigen Träumen ihres Liebe erfüllten Herzens ſich hingab, hielten ganz andere Pläne, ganz andere Sorgen, die Königin und deren Freundin bis weit nach Mitternacht wach. Margarethe von Navarra, die ſchönſte der damals lebenden Frauen, ausgeſtattet von der Natur mit allem Reichthume des Geiſtes wie des Körpers, gehörte dennoch, ohnerachtet ihres hohen Standes, zu den unglückſeligſten ihres Geſchlechts; denn jener ſtille Frieden in der eigenen

Bruſt, jenes ruhige Glück im Kreiſe liebender Freunde und Verwandte, deren die Königin wie die Bäuerin bedarf, um des Lebens froh zu werden, blieben ewig ihr fern.

Von Mutter und Bruder hatte ſie, gleich nach ihrer Vermählung mit Heinrich von Navarra, die wilden Schrecken der Bartholomäus-Nacht herbeiführen ſehen müſſen. Ihr Gemahl wurde ſpäterhin gezwungen, heimlich aus Paris zu entfliehen, um vor Meuchelmord von Seiten ſeiner neuen Verwandten ſich ſicher zu ſtellen. Der blutige Bürgerkrieg, den er darauf im Herzen von Frankreich gegen ſeine Verfolger entzündete, war zwar während einer kurzen Friſt durch die liſtige Vermittelung der Königin Mutter, Catharina von Medizis, geſtillt worden, doch nun wurden aufs neue die furchtbarſten Zurüſtungen zu einem Feldzuge gegen Heinrich von Navarra gemacht, während deſſen Gemahlin, von ihrer Mutter und ihrem Bruder, Carl dem Neunten gezwungen, in Paris verharren mußte.

Vergebens fühlte Margarethe das Unſchickliche ihres Aufenthalts, mitten unter den Todtfeinden ihres Gemahls; vergebens forderte dieſer, von nicht verhehltem Argwohne gegen ſie getrieben, zu wiederholten Malen ſie auf, ſich zu ihm zu begeben; Mutter und Bruder verſagten mit unerbittlicher Härte ihr die Erlaubniß dazu. Alles dieſes klagte jetzt die Königin ihrer vertrauten Freundin, und ihre Thränen, die ſie am Tage mühſam zurückdrängte, floſſen jetzt unaufhaltſam im Dunkel der ſchweigſamen Nacht.

Die Königin ſowohl als ihre Freundin, ſahen beide ein, daß für jetzt nur ein durchaus neutraler Aufenthalt für Margarethen wünſchenswerth ſeyn könne, wo ſie von keiner Seite beargwohnt werden dürfe, eine der feindlichen Partheien, die beide gleich gerechte Anſprüche an ihr Pflichtgefühl hatten, auf Koſten der andern zu begünſtigen. Die Frage war nur noch: wohin ſie in dieſer Hinſicht ſich wenden könne. Bei allem, was in Vorſchlag gebracht ward, ſtellten unüberwindliche Schwierigkeiten ſich entgegen. Endlich aber fand dennoch die Prinzeſſin den lange vergeblich geſuchten Ausweg aus dieſer Verlegenheit, indem ſie der Königin eine Reiſe nach Spaa vorſchlug, wohin ſie ſelbſt ſich zu begeben eben im Begriff ſtand. Glücklicherweiſe litt die Königin zuweilen am Arme von dem Uebel, das man die Roſe nennt, und es ward beſchloſſen, dieſer Zufall ſolle den Vorwand zu der gewünſchten Badereiſe herleihen.

Am nächſten Morgen fand Margarethe weit weniger Schwierigkeiten, die Erlaubniß zu dieſer Reiſe von der Königin Mutter zu erhalten, als ſie erwartet hätte, und auch Carl der Neunte willigte in Alles, ſobald nur ſeine Schweſter ſich nicht mit dem Gemahle vereinen wollte, den er als ſeinen Todtfeind betrachtete. Er gab ſogleich Befehl, alles zu der jungen Königin Reiſe vorzubereiten, ſchickte einen Courier an den ſpaniſchen Statthalter von Flandern, um für ſie die nöthigen Päſſe, zur Durchreiſe durch einen Theil dieſes Landes zu erhalten, und ſuchte ſelbſt den Tag ihrer Abreiſe auf das Möglichſte zu beſchleunigen.

Neues Leben. neuer Muth, ſtrahlten während der wenigen Tage, die ſie noch in Paris zu verweilen hatte, aus Margarethens ſchönen Augen; denn nicht nur die Entfernung von dieſer Stadt, wo ſie ein ſo trauriges Leben führte, erfreute ſie, auch andere politiſche Gründe, die nicht in dieſe einfache Erzählung gehören, machten ihr einen, wenn gleich kurzen Aufenthalt in Flandern, höchſt wünſchenswerth. Indeſſen vergaß ſie dabei doch ihres jungen Lieblings nicht. Ich habe mit Eurer Mutter geſprochen, Kleine! flüſterte ſie Eglantinen bei der erſten Gelegenheit zu; ich weiß alles, was dieſes junge Herzchen drückt. Wenigſtens ſollt Ihr die Zeit unſrer Abweſenheit nicht einſam in einem Kloſter vertrauern, ich habe Euch zu einem der Hoffräulein erwählt, die nach Flandern und Spaa mich begleiten werden, und hoffe damit Euren Dank mir verdient zu haben.

Außer ſich vor Entzücken, bedeckte Eglantine die ihr freundlich dargebotene Hand der Königin mit Küſſen und Thränen; ſelbſt das milde Zureden der hohen Gebieterin vermochte nicht ſie wieder zu einiger Faſſung zu bringen; denn die Königin hatte mit dem Worte „Flandern“ ihr einen Himmel voll Hoffnungen aufgethan, von dem Margarethe ſelbſt nichts wußte, da des Marquis von Varambon jetziger Aufenthalt in dieſem Lande, ihr wie der Frau von Tournon, unbekannt geblieben war.

Eglantine wandelte von nun an gleich einer

Träumenden umher; die mitunter ſehr hart ausgeſprochenen Ermahnungen ihrer Mutter, gingen unvernommen an ihr vorüber; wohl hundertmal des Tages zog ſie heimlich das liebe Bildchen hervor, um ihm von ihren frohen Hoffnungen zu erzählen; ſie lebte nur einzig in dieſen, und alles hätte um ſie her zu Trümmern gehen können, ſie hätte es kaum bemerkt, wenn nur der Weg nach Flandern ihr offen blieb.

Die von ſo vielen Seiten erſehnte Stunde der Abreiſe kam endlich heran, und das Reiſegefolge der Königin Margarethe ordnete ſich im Hofe des Louvre, mit einer Pracht, welche alles überſtrahlte, was heut zu Tage bei ſolchen Gelegenheiten üblich iſt, und der nichts abging, als die Bequemlichkeit und Schnelligkeit, an welche unſere Großen jetzt auf Reiſen gewöhnt ſind. Denn wohl ſchwerlich möchte eine Fürſtin unſerer Zeit ſich entſchließen, in einer von Maulthieren getragenen Sänfte dem Ziele einſam zuzuſchleichen, wie ihre Aeltermütter thaten; und wäre dieſe Sänfte auch ein ſolches Wunder von Pracht und Kunſt, als die der Königin Margarethe von Navarra es war.

Mit den goldnen Säulen, den großen, herrlich gemalten Fenſterſcheiben, dem purpurrothen, mit ſchweren goldnen Franzen und Stickereien geſchmückten Sammet, mit welchem ſie von innen ausgeſchlagen war, glich dieſe Sänfte einer kleinen köſtlichen Kapelle, in der die Königin gleich einem ſchönen Heiligenbilde thronte. Eine Menge im galanten Geſchmack jener Zeit erſonnener Deviſen, waren inwendig zwiſchen den goldnen Verzierungen in Seide geſtickt, und die Glasmalerei der Fenſter enthielt vierzig ſinnbildliche Darſtellungen, die ſämmtlich auf die Sonne und die Wirkung ihrer wohlthätigen Strahlen Bezug hatten. Jeder von dieſen Malereien war noch zum Ueberfluß eine an die Königin anſpielende Erklärung in ſpaniſchen oder italieniſchen Verſen beigefügt.

Der Sänfte der Königin folgte die etwas minder prächtige der Prinzeſſin von la Roche ſur Yon, und an dieſe reihte ſich die der Frau von Tournon, welcher als Oberhofmeiſterin der Königin, eine ſolche Auszeichnung gebührte. Zehn Hoffräulein zu Pferde, unter denen auch Eglantine war, folgten Letzterer im ſchönſten Schmucke fröhlicher Jugendzeit. Das Wehen der Federn auf ihren ſchön geſchmückten Barets, die vielfarbigen Mäntel von Sammt und Seide, die reichen Stickereien, der glänzende Schmuck ihrer weißen Zelter, gewährte einen eben ſo prächtigen, als reizenden Anblick. Sie glichen dem jugendlichen Gefolge der heiligen Prinzeſſin Urſula, wie Meiſter Stephans kunſtreiche Hand auf dem Altarblatte im Dome zu Köln es uns darſtellt. In ſechs, dieſen folgenden Wagen, waren den übrigen, zum Gefolge der Königin gehörenden Damen, ihre Plätze angewieſen; ein Kardinal, ein Biſchof, mehrere Herren vom erſten Range, eine Menge junger Edelleute, die ſämmtlich zu ihrem Hofhalte gehörten, begleiteten die hohe Reiſende ebenfalls. Und nun noch die zahlreiche Menge der Bedienten, der Maulthiere und Laſtwagen, beladen mit Gepäck aller Art. Alles dieſes vereint, gab ein Schauſpiel von Schönheit, Pracht und heiterem, regungsvollem Leben, das die Bewunderung aller auf ſich ziehen mußte, die auf dem Wege ihm begegneten.

Das Gedränge der im Hofe zahlreich verſammelten Zuſchauer, erlaubte Anfangs der Sänfte der Königin kein ſchnelles Vorſchreiten, der Zug kam nur langſam in Bewegung, und Eglantine mußte ziemlich lange an der Seite ihrer jungen Reiſegefährtinnen auf ihrem Zelter halten. Ihr Herz klopfte in wonnevoller Ungeduld; vergebens ſah ſie nach einem ihr gleich fühlenden Gemüthe ſich um, in ihrer Nähe, in ganz Paris kannte ſie kein ihr befreundetes Weſen, außer die Königin, in der ſie ihren Schutzgeiſt verehrte.

Des armen la Boeſſiere gedachte ſie in dieſem Augenblicke nicht, und doch war er ihr nahe; ſie erſchrak freudig, als er an ſie heranritt, und ſie entdeckte, daß auch er im Gefolge ihrer gemeinſchaftlichen Herrin die Reiſe mitmachen werde. Wir gehen nach Flandern! flüſterte ſie ihm zu. Ein Himmel von Entzücken lag dabei in ihren Augen und in dem weichen, bebenden Wohllaute ihrer Stimme. Ihr ſeyd glücklich, mein Fräulein! und ich auch! erwiederte la Boeſſiere und zog ſich ſchnell hinter Eglantinen zurück, indem der Zug jetzt wirklich in Bewegung gerieth.

Es währte einige Tage, ehe die Königin, bei ihrer langſamen Art zu reiſen, den franzöſiſchen

Boden verließ. In jeder Stadt, die ſie auf dem Wege berührte, ward ſie von ihrem Volke mit Ehrfurcht empfangen, jeder Tag der Reiſe war vom Morgen bis zum Abende ein allgemeines Feſt, denn Jung und Alt lief jubelnd auf ihrem Wege zuſammen; wer ſo glücklich war ſie von Angeſicht zu erblicken, wer vollends glauben konnte, ſie habe ihn nur eine Sekunde lang anzuſehen gewürdigt, der pries ſich ſelig für alle kommenden Zeiten. Ihre wundervolle Schönheit erfüllte alle mit Entzücken, man verehrte ſie in ihrer Pracht wie ein höheres Weſen, aber auch die ſchönen Reiterinnen, welche nicht ſelten ihre unbequemen Masken lüfteten, hörten oft unterwegs das Lob ihrer Reize und Anmuth, das immer erfreulich klingt, kommt es auch aus niederem Munde. Alle befanden ſich in einem wahren Freudentaumel, nur Eglantine nicht, denn der Zug ging ihr viel zu langſam. Gleich der Lerche, die hoch über ihrem Haupte vom blauen Himmel herab jubelte, hätte ſie dahinfliegen mögen, über Berg und Thal; und faſt ſtündlich winkte ſie den jungen la Boeſſiere zu ſich, der ſich immer, ſo viel er konnte, in ihrer Nähe hielt, nur um zu fragen: iſt es noch weit bis an die Grenze von Flandern?

Endlich war dieſes erſte Ziel ihrer Sehnſucht erreicht. Im vollen Glanze der ſchönſten Sommerzeit breitete ſich unabſehbar die reich angebaute Ebne von Flandern vor den Reiſenden aus. Sie durchzogen wohlgebaute, reinliche Dörfer, wie ſie in Frankreich ſie nicht zu ſehen gewohnt waren, ſie kamen täglich durch mehrere heitere Städte, deren prächtige Kirchen und andere öffentliche Gebäude ihre Bewunderung erregten, und wenn ihnen von den hohen, mit allem Schmucke gothiſcher Baukunſt prangenden Thürmen, ſchon von Ferne in anmuthigen Weiſen das harmoniſche Glockenſpiel entgegentönte, das damals eine ziemlich neue, in Frankreich noch unbekannte Erfindung der Niederländer war, ſo glaubten ſie oft von Engelsſtimmen ſich aus der Höhe begrüßt. Die unüberſehbar weiten, mit ſchönen Springbrunnen geſchmückten Marktplätze, welche man in jenem Lande ſelbſt in dem kleinſten Städtchen trifft, wimmelt ſtets von ſtattlich gekleideten Männern und Frauen, welche mit gutmüthiger Neubegier ſich herbeidrängten. Der hohe, ſtarke

Wuchs dieſes Volkes, und die damals von der franzöſiſchen durchaus abweichende Kleidung desſelben, verfehlte dagegen nicht, auch auf die Reiſenden einen angenehmen Eindruck zu machen; manch roſiges, von blonden Locken umwalltes Mädchengeſicht, das ihnen verſchämt entgegenlächelte, ward von den Herren in Margarethens Gefolge mit Wohlgefallen bemerkt, und Aller Augen ruhten gern auf dem Ausdrucke von Treuherzigkeit, der im Ganzen die Flammänder bezeichnet.

In allen flandriſchen Städten, durch welche der Weg führte, ward die Königin nicht wie eine fremde Fürſtin, ſondern wie eine dem Lande angeborne, feſtlich und freudig empfangen. Denn beſonders ſeit der Hinrichtung des Grafen Egmont und ſo vieler Edlen, verabſcheuten faſt alle Flammänder in ihrem Herzen das ſpaniſche Joch, und ſehnten ſich, einen franzöſiſchen Prinzen als ihren Regenten anzuerkennen. Margarethe, zu deren heimlichen Plänen es gehörte, ſich und den Ihrigen dieſes Volk immer mehr zu gewinnen, nahm dagegen die Huldigungen, die man ihr darbrachte, mit wahrhaft bezaubernder Freundlichkeit auf. Kein einziges der für ſie bereiteten Feſte wurde von ihr ausgeſchlagen, in allen Städten, wo man ſie dazu einlud, verweilte ſie gern, und ſo dehnte ihre Reiſe durch dieſes Land ſich beinahe auf ſo viele Tage aus, als man jetzt Stunden brauchen würde, um von Paris nach Spaa zu gelangen.

Niemand von dem Gefolge der Königin war mit dieſem Zögern unzufrieden, am wenigſten der jüngere Theil deſſelben, der ſich wenig darnach ſehnte, in Spaa anzulangen. Dieſer Ort war in jenen Tagen nur noch ein kleines, aus wenigen Hütten beſtehendes, ſchmutziges Dorf, das mit dem Tummelplatze aller Vergnügungen der großen Welt, ſo wie er es jetzt iſt, durchaus keine Aehnlichkeit hatte. Nur Eglantine fand an dieſen Feſten wenig Freude, und ſo oft ſie in die Nähe einer Stadt kamen, richtete ſie ſich ſo hoch in ihrem Sattel auf, als ſie es konnte, um dem Zuge entgegen zu ſehen, der überall im feſtlichen Prunke aus dem Thore zog, um die nahende Königin zu begrüßen. Ihr ſcharfer Blick durchlief die Reihen köſtlich geſchmückter Herren und Frauen, ſie ſuchte unter ihnen die erwartete, einzig geliebte Geſtalt, ſank immer mißmuthig wieder zurück, und mochte das getrübte Auge kaum mehr vom Boden erheben, denn der, den ſie ſuchte, war nie unter ihnen zu finden. La Boeſſiere allein bemerkte dieſes, ſein Auge umwölkte ſich täglich mehr und ſchwere Seufzer hoben ſeine Bruſt. Endlich hatten ſie die Thore der Stadt Valenciennes erreicht, und ein neuer Zug kam ihnen, zahlreicher, glänzender, als alle vorhergehenden, entgegen. Strahlend von erneuter Hoffnung, blickte Eglantinens Auge ſo ſehnſuchtsvoll nach ihm hin, daß es la Boeſſiere nicht ertragen konnte, ſie, abermals getäuſcht, ſich abwenden zu ſehen. Er nahte ſich ihr ehrerbietig: der Statthalter Don Juan wird erſt kurz vor Namur uns mit ſeinem Hofe entgegenziehen, ſprach er leiſe. Er hat ſchon heute den Tag erforſchen laſſen, an dem die Königin in jener Stadt einzutreffen gedenkt, denn er iſt willens, ſie auf das allerglänzendſte zu empfangen, ſetzte er im gleichgültigſten Tone hinzu, den er anzunehmen vermochte.

Und wenn — wie weit iſt es noch bis Namur? fragte erröthend Eglantine. Wir könnten es ſchon Morgen erreichen, wenn die Königin hier und in Mons nicht zu lange verweilen will, erwiederte la Boeſſiere ſehr beklommen, und zog ſich dann wieder zurück. Leider aber theilte Königin Margarethe Eglantinens Ungeduld nicht. Sie verweilte nicht nur den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht in Valenciennes, und ging erſt am folgenden Tage nach dem nahen Mons, ſie ließ auch ſogar vom Gouverneur dieſer letzten Stadt ſich bereden, den Aufenthalt in derſelben auf volle acht Tage auszudehnen. Dieſer Gouverneur, ein naher Verwandter des ermordeten Grafen Egmont, war einer der erbittertſten Feinde des ſpaniſchen Jochs, er ſtand in Flandern im höchſten Anſehen, und es lag der Königin unendlich viel daran, ihn zu gewinnen.

Wie ſchon oft geſchah, ſo mußte auch hier das Vergnügen der Politik zum Schleier dienen. In ununterbrochener Reihe nahmen Bankette, Muſik und Tanz die Tage und mehr als die Hälfte der Nächte ein, Niemand kam zu ſich ſelbſt, viel weniger zum Beobachten Anderer. Eglantine litt Todesqualen bei dieſem Zögern ſo nahe am Ziele ihrer Wünſche; ihr einziger Troſt war, daß ſie während der Reiſe weniger als zu Hauſe dem ſtrengen Tadel und der Aufſicht ihrer Mutter ausgeſetzt war. Oft glaubte ſie vor ungeduldiger Sehnſucht vergehen zu müſſen, wenn ein Tag nach dem andern verſtrich, ohne daß der Abreiſe gedacht wurde. Der einzige la Boeſſiere ſchien gleich ihr zu empfinden, denn auch er ward mit jedem Tage ernſter und in ſich gekehrter, während alle Andere, außer dieſen Beiden, nur Luſt und Fröhlichkeit athmeten.

Wie denn die Zeit allem, was uns bedrückt oder erfreut, ein Ende zu machen weiß, ſo führte ſie zuletzt auch den Abend des achten dieſer, Eglantinen endlos erſcheinenden Tage, herbei. Kaum graute der Morgen, der ſie endlich der lange erſehnten Stunde des Wiederſehens entgegenführen ſollte, als ſie ſich ſchon reiſefertig machte, und nun anfing die Minuten zu zählen. Doch die Arme hatte ſich gewaltig verrechnet, ſie mußte noch viele Stunden lang in verzehrender Ungeduld harren, denn des Abſchiednehmens ſchien von allen Seiten kein Ende werden zu wollen. Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, ehe die Königin in ihrer Sänfte Platz nahm, und nun drängten ſich noch die Flammändiſchen Damen ſchaarenweiſe herbei, um die verſchwenderiſche Pracht derſelben zu bewundern; Margarethe brachte mit beiſpielloſer Gefälligkeit noch eine gute halbe Stunde damit zu, dieſen Damen die inwendig auf den Sammet geſtickten Deviſen vorzuleſen und die gemalten Sinnbilder auf den Glasfenſtern zu erklären. Eglantine konnte ſich nicht enthalten, unter ihrer Maske, die ſie, wie alle reiſenden Damen, tragen mußte, bittere Thränen zu vergießen. Die Ungeduld preßte ſie ihr aus, und letztere erſtieg den höchſten Grad, als der Zug der Reiſenden ſich, ſchneckenartiger als je, fortbewegte; denn die Flammändiſchen Edelleute ließen es ſich nicht nehmen, die Königin noch eine gute Strecke, bis an die Grenze des Gebiets der Stadt Mons, zu begleiten, und Margarethe erwiederte dieſe Höflichkeit dadurch, daß ſie während dem ganzen Wege aus ihrer Sänfte heraus, ein lebhaftes Geſpräch mit ihnen fortwährend unterhielt.

So ging es weiter, bis man ſchon in der Ferne den Staub erblickte, den der zum Empfange der Königin mit einem ſtarken Gefolge herannahende Statthalter erregte. Die Flammändiſchen Edlen nahmen jetzt eilends Abſchied, um nicht mit dieſem, als Bruder Philipps des Zweiten ihnen doppelt verhaßten Spanier, zuſammenzutreffen, und Eglantine gerieth in der hierdurch im Zuge entſtehenden Unordnung, ganz in die Nähe ihrer Gebieterin. Dieſe ward ihres jungen Lieblings gleich gewahr. Reitet neben meiner Sänfte, Fräulein, ſprach ſie freundlich, auch Eure Gefährtinnen ſollen mich umgeben, während wir jenem ſtolzen Spanier entgegenziehn. Ich habe erfahren, wer dort in Don Juans Gefolge ſich wahrſcheinlich naht, und möchte Augenzeuge eines gewiſſen Wiederſehens ſeyn, ſetzte ſie mit feinem Lächeln hinzu. Eglantine konnte im Entzücken über dieſen Befehl nur dankbar ſich verneigen, ihre Seele war in ihren Augen, um in weiteſter Ferne die geliebte Geſtalt zu entdecken.

Der Zug kam näher und näher, ein günſtiger Windſtoß zertheilte die Staubwolke, die ihn verhüllte. Welcher iſt es? flüſterte die Königin Eglantinen zu, iſt es nicht der ſchöne junge Mann, dicht hinter dem Prinzen, deſſen hoher blau und weißer Federbuſch alle andere überragt? Eglantine ſchwieg, denn in der heftigen innern Bewegung, in der ſie ſich befand, hatte ſie die Frage der Königin überhört, aber Margarethe ſah es deutlich ihr an, daß ſie nicht falſch gerathen habe.

Don Juan und Alle, die ihm folgten, ſchwangen ſich vom Pferde, ſo wie ſie der hohen Reiſenden näher kamen. Der Marquis von Varambon ſtand wenige Schritte von Eglantinen, während der Statthalter und die Königin einige höfliche Worte mit einander wechſelten, doch leider ſchien er ihrer nicht gewahr zu werden. Seine Blicke ſchweiften von Margarethen zu ihren Damen, doch an Eglantinen gingen ſie achtlos vorüber. Die Arme glaubte vor Schmerz und Entzücken zu vergehen, Nacht umdunkelte ihr Auge, ſie ſchwankte und vermochte es kaum, ſich im Sattel zu erhalten.

Er kennt mich nicht! er kennt mich nicht! klagte ſie innerlich, als der Zug ſich wieder in Bewegung ſetzte, und eine bange Ahnung, die ihr ſelbſt nicht klar wurde, preßte, wie mit Tiegerklauen, ihr das Herz zuſammen. Freilich konnte er mich hier nicht erwarten, und die häßliche, ſchwarze Sammtmaske, die ich nicht abnehmen darf, verbirgt mich ihm auch, ſprach ſie ſich ſelbſt zum Troſt; ich freilich, ich hätte in der unkenntlichſten Verhüllung ihn gleich wieder erkannt, ich glaube, ſelbſt in der ſchwärzeſten Mitternacht hätte ich ſeine Gegenwart wenigſtens ahnend empfunden.

Es war ſpät geworden, eine mondloſe Nacht überraſchte die Reiſenden, ehe ſie in Namur einzogen, doch auf Don Juans Veranſtaltung leuchtete die Stadt im Schimmer vieler tauſend Lampen, wie im hellſten Mittagsglanze ihnen entgegen. Alles Hoffen Eglantinens ruhte für dieſen Abend nur auf dem Feſte, das ſie, wie gewöhnlich, in der Wohnung der Königin bereitet zu finden erwartete. Wie wird er freudig erſtaunen, wenn er im glänzenden Saale, ſo ganz unvermuthet mich antrifft! jubelte ſie innerlich, ſo oft ſie in den hell erleuchteten Straßen der blau und weiße Federbuſch ganz nah an ihr vorüberſtreifte, was ziemlich oft geſchah. Doch auch dieſe Erwartung wurde nicht erfüllt. Don Juan beurlaubte ſich bei der Königin, ſobald er ſie in die mit mehr als fürſtlicher Pracht für ſie eingerichteten Zimmer geführt hatte, denn er glaubte mit Recht vorausſetzen zu dürfen, daß nach einem ſo ermüdenden Tage, ihr für dieſen Abend nur Ruhe wünſchenswerth ſeyn könnte.

Zum erſten Male betrübte ſich Eglantine über den Aufſchub von Feſtlichkeiten, deren ſie früher ſo viele mit großen Ueberdruſſe beigewohnt hatte. Alles ging frühzeitig auseinander, um der Ruhe zu pflegen, und auch Eglantinen blieb nichts weiter übrig. In der Einſamkeit des ihr angewieſenen Zimmers zog ſie ſogleich ihr liebes kleines Bild hervor, um es anſtatt des Geliebten, mit Vorwürfen zu überhäufen, daß er ſie nicht gleich erkannt habe; doch dieſe gingen bald in ſüße Träumereien und ernſte Pläne für den morgenden Tag über, den ſie nicht anders, als für ihr ganzes Leben entſcheidend denken konnte. Sie hoffte, Varambon ſolle in ſeinem Fürſten einen nicht minder mächtigen Fürſprecher bei ihrer Mutter ſich erwerben, als ſie in ihrer Königin ſchon gefunden zu haben gewiß war; ſie dachte mit banger Sorge daran, wie die ſtrenge Obhut ihrer Mutter die Wonnen des kommenden Tages ihr verkümmern werde, und empfahl zuletzt ſich und ihre Liebe dem Schutze der heiligen Jungfrau, deren ſchönes, mild lächelndes Bild einen kleinen

Betaltar in ihrem Zimmer ſchmückte. Fromm und ſchuldlos wie ein Kind, an deſſen Lager Engel Wache halten, entſchlummerte ſie endlich über dem Beten, und kein banger Schreckenstraum nahte ihr im Dunkel der Nacht, um mit vorahnendem Grauen ſie zu erfüllen.

Eglantine erwachte früh. Zuerſt begrüßte ſie das Morgenroth mit jenem wonnigen Zagen einer jungen Braut, die den Tag heraufſteigen ſieht, welcher ſie dem längſt geliebten Manne auf ewig vereinigen ſoll; dann eilte ſie, mit mehr als gewohnter Sorgfalt ſich feſtlich zu kleiden, um die Königin in die Kirche zu begleiten, wo Don Juan für ſie ein feierliches Hochamt veranſtaltet hatte.

Dort alſo, an heiliger Stätte, ſoll er zuerſt mich begrüßen, dachte erröthend die fromme Eglantine und ſank in Demuth vor dem Muttergottesbilde am Altare hin. Ave Maria betete ſie, du biſt die Mutter aller Huld und Liebe, vergib, o du Gnadenvolle, wenn irdiſche Freude dort unſre Herzen zu mächtig ergreift, und unſre Gedanken, die nur dem Himmel geweiht ſeyn ſollten, herab zur Erde zieht. Maria, ich grüße dich tief gebeugt, in kindlicher Demuth, ich flehe zu dir, nimm den Geliebten und mich in deinen mächtigen Schutz; laß unſre Liebe uns nicht zur Sünde angerechnet werden, weil wir ſelbſt im Tempel des Allerhöchſten uns nicht des Gedankens an ſie werden entſchlagen können, ora, ora pro nobis flehte ſie innigſt mit zum Himmel gerichteten Augen, den Roſenkranz in der Hand.

So finde ich Dich endlich, wie ich Dich finden ſollte, ſprach Frau von Tournon, die in dieſem Augenblicke hereintrat, um ihre Tochter zur Königin abzuholen. Rufe die Heiligen immer an, daß ſie vor Irrwegen Dich bewahren mögen, denn ich vernahm ſo eben, daß der Marquis von Varambon ſich hier im Gefolge Don Juans befindet. Ich komme hauptſächlich, um Dich zu warnen, laß dieſes wunderliche Zuſammentreffen Dich zu keinen thörichten Hoffnungen verleiten, es kann in Deiner Stellung gegen ihn nichts verändern, das glaube feſt; es kann nichts als für den Augenblick ſie beſchwerlicher machen. Denke ſtets daran, daß ich Deine Schritte bewache, und jedes Vergeſſen von Deiner Seite nach Verdienſt zu beſtrafen wiſſen werde. Sey auf Deiner Hut, ich warne Dich zum letzten Male, und nun folge mir zur Königin.

Sobald die Königin in der Kirche erſchien, tönte eine rauſchende Muſik von Geigen und Hörnern durch das weite hohe Gewölbe und ſelbſt in dieſem, dem Herrn der Welten geweihten Tempel, leuchtete überall das Prunken irdiſcher Größe und Herrlichkeit hervor, das jene Zeit ſo charakteriſtiſch bezeichnet. Die Königin ſtrahlte mit der Sonne um die Wette; ein Firmament von Sternen, aus Perlen und Diamanten zuſammengeſetzt, umgab, gleich einem Heiligenſchein, ihr wunderſchönes Geſicht; ein reiches Gewand, gewebt aus Silber und orangefarbner Seide mit lang herabhängenden Ermeln, mit unzähligen Flittern, Bändern und Quäſtchen beſetzt, bezeichnete auf das vortheilhafteſte ihren hohen üppigen Wuchs. Die blendend weißen Schultern waren allen Blikken Preis gegeben. Die Fürſtin war die Erſte, welche, im ſtolzen Bewußtſeyn ihrer Schönheit, dieſe freie Art ſich zu kleiden in Frankreich eingeführt hatte. Alle Damen, die auf Eleganz und Geſchmack Anſprüche machten, beeiferten ſich, ihrem Beiſpiele zu folgen, nur Eglantine konnte ſich nicht entſchließen, eine Tracht anzunehmen, welche ſie für unbeſcheiden hielt. Im Hauſe ihrer Schweſter war ſie an die damals weit ſtrengere ſpaniſche Sitte von Jugend auf gewöhnt worden, und ging daher auch in Paris ſtets ſo ſittſam verhüllt, als ſie es durfte, ohne zu auffallend von dem allgemeinen Gebrauch abzuweichen. Auch dieſes Mal war ſie ihrer gewohnten Art ſich zu kleiden treu geblieben, in ihrem Gewande von blendend weißer Seide, einen Perlenkranz im lichtbraunen Haar, glich ſie in der Mitte dieſer prunkenden ſtattlichen Damen dem verſpäteten Schneeglöckchen, das in ein Tulpenbeet ſich verirrt hat, und deſſen beſcheidnen Reiz Niemand bemerkt. Ihr ganzes holdes Weſen hatte ohnehin ſo wenig Blendendes, daß man in einiger Entfernung ſie leicht überſehen konnte, und nur in der Nähe wußte ihre unbeſchreibliche Lieblichkeit die Herzen zu gewinnen. Auch Varambon ſchien dieſes heute zu finden, er ſaß in der Kirche ihr gerade gegenüber, ſeine Blicke ſchweiften zuweilen nach ihrer Seite hin, doch obgleich keine neidiſche Maske ihm dies Mal ihre Züge verbarg, ſo war es dennoch, als ob er ſie eben ſo wenig erkenne als am geſtrigen Abend.

Immer noch, immer noch bemerkt er mich nicht, ſeufzte das liebende Mädchen, ach! was hilft es mir, ihm nahe zu ſeyn, wenn er nicht meine Freude darüber theilen kann. Mit kindlicher Unbefangenheit wagte ſie es ſogar, die heilige Jungfrau in dieſer Herzensnoth anzurufen, und ſie zu bitten, das Auge des Geliebten ihr zuzuwenden, dann ſchalt ſie ſich wieder, eben um dieſes Gebets willen, eine Sünderin, die es wage, an heiliger Stätte irdiſche Wünſche zu hegen, und ſuchte das Nichtachten des Geliebten als einen Beweis ſeines frommern Sinnes ſich auszulegen. So quälte ſie ſich hin, bis der Gottesdienſt beendet war. Doch auch beim Herausgehen aus der Kirche bemerkte Varambon ſie eben ſo wenig als vorher, obgleich ſie dicht an ihm vorüberſtreifte; und auch als ſie bald darauf im Gefolge der Königin den Speiſeſaal betrat, den Don Juan mit königlicher Pracht hatte ausſchmücken laſſen, fiel keiner ſeiner Blicke auf ſie.

Bei der Mittagstafel ſpeiſ'te die Königin mit Don Juan an einem beſondern Tiſche, an welchem

König Philipps ſtolzer Bruder ſich von ſpaniſchen Granden auf den Knien bedienen ließ. Für die übrigen Herren und Damen war in ehrerbietiger Entfernung eine große Tafel bereitet, an welcher nach ſpaniſcher Sitte die Damen an der einen, die Männer an der andern Seite ſaßen. Varambon hatte Eglantinen ſchräge gegenüber ſeinen Platz gefunden, zu weit von ihr entfernt, um mit ihr ſprechen zu können, doch immer nahe genug, um ſie deutlich zu ſehen. Doch vergebens bot ſie auch jetzt alles auf, um ſeine Blicke ſich zuzuwenden. Zwar ſuchte ſie ſich immer noch zu überreden, er habe wirklich ſie bis jetzt noch nicht geſehen, aber es betrübte ſie doch, und es ward ihr ſchwer, in dieſer peinlichen Lage ſich äußerlich ruhig zu verhalten, bis die Tafel aufgehoben ward.

Ein Ball, der bis zum Einbruche der Nacht ſich verlängerte, folgte gleich nach der Mittagstafel. Die Königin eröffnete ihn an der Seite ihres vornehmen Gaſtfreundes, mit einem jener ernſten ſpaniſchen Tänze, die damals überall Mode waren. Doch man hätte denken können, dieſer Tanz ſey von ihr deshalb erfunden worden, um die hohe Majeſtät ihrer Geſtalt, die ihr eigenthümliche Grazie der Bewegung im hellſten Lichte zu zeigen. Lächelnd wie die Göttin der Liebe, ging ſie Anfangs an der Hand ihres Führers einige Schritte, der anmuthigſte Ausdruck inniger Freude leuchtete auf ihrem wunderholden Geſichte, dann wandte ſie plötzlich kalt und ſpröde ſich wieder von ihm ab, und tanzte eine Weile allein, eine Juno an Geſtalt und Ausdruck, bis die mannichfachen Verſchlingungen des Tanzes ſie ihrem Tänzer wieder zuführten, der jung, ſchön, und in der reichen ſpaniſchen Kleidung, der Ehre wohl werth ſchien, neben dieſer ſeltnen Frau ſich zu zeigen.

Immer enger und enger drängte der Kreis der Zuſchauenden ſich zuſammen, aller Augen hingen mit unverſtelltem Entzücken an dem ſchönen Paare, als la Boeſſiere dieſe Zeit benutzte, um unbemerkt Eglantinen ſich zu nähern, die er zu vermeiden geſchienen hatte, ſeit Don Juan vor Namur ihnen entgegen kam. Habt Ihr keine Befehle für mich? mein Fräulein! habt Ihr Eurem treueſten Diener nichts aufzutragen? fragte er ſo leiſe, mit ſo weicher Stimme, als ſtände er am Todesbette eines ſterbenden Freundes.

Eglantine ſah mit einem Blicke voll unnennbarem Weh lange zu ihm auf. O ja — nein, nein — und doch — erwiederte ſie endlich in ängſtlicher Verwirrung. Habt Ihr den Marquis geſehen, geſprochen? fragte ſie zuletzt kaum vernehmlich.

Ich habe ihn geſprochen, er erkundigte ſich nach Eurem Befinden, mein Fräulein, erwiederte la Boeſſiere mit geſenktem Blicke.

Wenn war das? Er hat mich alſo geſehen, erkannt? fragte Eglantine mit ängſtlicher Haſt.

Schon geſtern, war die Antwort, er fragte nach Euch, noch ehe wir Namur erreichten, doch hat er mit keinem Auftrage an Euch mich beehrt.

Eglantine ſchwankte. Wieder fühlte ſie jene Tiegerkralle, ihr das Herz zuſammendrückend, Luft und Athem ihr raubend. La Boeſſiere ſah ihr Erbleichen, er bat ſie, ihm zu erlauben, ſie außer dem Kreiſe zu einem Bogenfenſter zu führen, wo ſie unbemerkt einen Augenblick ſich erholen könne. Das Stehen in der drückend ſchwülen Luft, von dieſer Menge zuſammengepreßt, greift ſichtbar Euch an, mein Fräulein, ſprach er bittend, Ihr werdet immer bleicher, laßt, o laßt Euch zu jenem entfernten Seſſel geleiten.

Ja führt mich, führt mich, wo ich vor Allen, vor mir ſelbſt mich verbergen kann, erwiederte leiſe die einer Ohnmacht ſich nahe fühlende Eglantine. Doch nein, nein, rief ſie plötzlich, und nahm gewaltſam ſich zuſammen, meine Mutter ſieht nach uns herüber, ich darf nicht fort, ich bleibe, auch iſt es vorbei! der Schwindel, meine ich, der vorhin mich ergriff. Ich danke Euch für Eure Sorgfalt, guter la Boeſſiere, ſetzte ſie gleichſam ihn verabſchiedend hinzu, und ſo blieb ihm nichts weiter übrig, als ſtets zu ihrem Dienſte bereit, ſich in ihrer Nähe zu halten.

Mit einer Anſtrengung von Kraft, die man einem ſo jungen Kinde kaum hätte zutrauen können, blieb Eglantine von nun an bei der Geſellſchaft. Zwar weigerte ſie ſich, zu tanzen, aber ſie hörte Alle, die ſie anredeten, freundlich an, ſie antwortete auch und zwang ſich dabei zu lächeln. Viele in der Geſellſchaft, welche ſie früher in Arras gekannt hatten, und die das Verlangen, die Königin zu ſehen, nach Namur gezogen hatte, begrüßten ſie als eine alte Bekannte und drückten ihre Freude darüber aus, ſie hier wieder zu finden. Ihr ward bei dem warmen Antheile, den dieſe fremden Leute ihr bewieſen, als ſterbe ſie und freue ſich zu ſterben, beſonders als Varambon einmal mit einer kalten fremden Verbeugung ſie aus der Ferne begrüßte, ohne den mindeſten Verſuch, ſich ihr gleich den Andern zu nähern. Doch ſie blieb auch hier ſtandhaft, nur ein einziger ihn anklagender Blick ihres thränenſchweren Auges, das ſie ſchnell wieder von ihm abwandte, beantwortete ſeinen Gruß.

Endlich war der Ball beendet und die Geſellſchaft im Begriff auseinander zu gehen.

Frau von Tournon ergriff dieſen Augenblick, um ihrer Tochter noch ein paar flüchtige Worte zu ſagen. Ich bin im Ganzen mit Deiner Aufführung zufrieden, ſprach ſie, obgleich ich wohl eigentlich dem Marquis von Varambon ſie zu verdanken habe, der Dir das Spiel ungemein erleichtert hat. Iſt das der feurige Liebhaber, der bereit ſeyn ſollte für Euch in den Tod zu gehen? Werdet Ihr endlich jetzt anfangen mir zu glauben, wenn ich Euch verſichere, daß alle dieſe großen Leidenſchaften, von denen ihr ſo viel Weſens macht, am Ende auf ein leeres Poſſenſpiel hinauslaufen?

Mutter! Mutter! rief Eglantine mit dem Ausdrucke der tiefſten Verzweiflung.

Stille, ſtille, keine Scene, wenn ich bitten darf, fiel Frau von Tournon ein, glaubt nur nicht, mich treuherzig zu machen, glaubt nur nicht, daß ich nicht recht wohl begreife, wie dieſe berechnete Zurückhaltung von ſeiner Seite vielleicht nichts weiter als eine Maske ſeyn kann, die ſcharfſehende Mutter irre zu führen. Unter meinen Augen ſpielt man den Kalten, um mich einzuſchläfern, doch ich bin ſo leicht nicht zu täuſchen, das ſoll der ſchlaue Herr Marquis zeitig genug erfahren; ich vermag noch immer, die untere Seite der Karten zu unterſcheiden, ſpielt Euer Spiel ſo fein als Ihr wollt.

Jugend, Liebe, argloſe Unſchuld, was wären die nicht alles zu glauben bereit! Die Worte der Frau von Tournon, ſo hart ſie auch klingen mochten, gaben Eglantinen dennoch den einzigen Troſt, für den ſie in dieſem Augenblicke empfänglich war, und gern hätte ſie dafür ihre Knie dankbar umfaßt, wenn ſie dieſes gedurft hätte.

Ja es mußte ſo ſeyn, die Mutter hatte Recht! Eglantine machte in ihrer Argloſigkeit ſich ſogar Vorwürfe darüber, dieſe einzig mögliche Entſchuldigung des Geliebten nicht gleich in ihrem eignen Gemüth gefunden zu haben. Sie durchlebte in Gedanken noch einmal alle Stunden des eben beendeten Tages, es ließ ſich nicht ableugnen, keine einzige derſelben hatte den Liebenden nur eine unbelauſchte Minute zum vertrauten Geſpräche geboten, überall und immer waren ſie von fremden, kalten Augen umgeben geblieben.

In der Einſamkeit ihres Zimmers zog Eglantine wieder ihr liebes Bildchen hervor. Nein! dieſe edlen Züge konnten keinem treuloſen Herzen zur Maske dienen; unter heißen Thränen bat ſie es ihnen ab, daß ſie ſo unnützer Weiſe ſich ſelbſt den Tag über gequält habe. Je länger ſie fern vom beängſtenden Gewühle der Geſellſchaft, Varambons Bild betrachtete, je deutlicher ward es ihr, daß ſie eigentlich ſein Beſtreben, ſich immer in gemeſſener Entfernung von ihr zu halten, ihm innig verdanken müſſe. Denn wie wäre es ihm und ihr möglich geweſen, nach ſo langer Trennung ſich in der Geſellſchaft zu ſprechen, und doch ihr Gefühl dabei genugſam zu bemeiſtern, um ſich nicht zu verrathen? Sie hatte ja doch ſelbſt bemerkt, wie die Blicke des Geliebten ſie heut oft genug trafen; freilich wandte er ſie ſogleich wieder ab, ſobald ſie den ihrigen begegneten, doch das war ebenfalls eine ſehr lobenswerthe Vorſicht von ſeiner Seite. Und daß er durch la Boeſſiere keine Botſchaft an ſie geſandt hatte, war es auch, denn wie konnte er wiſſen, ob dieſer Jüngling in den jetzigen Verhältniſſen die alte Neigung und Ergebenheit ihm bewahrt habe?

Treue und Glauben hatten zu feſte Wurzel in Eglantinens Gemüthe geſchlagen, Wankelmuth und Verrath kannte die Unerfahrne nur dem Namen nach, wie die Geſpenſter, von denen in ihrer Kindheit die Amme ihr erzählt hatte. Sie hatte nie an dieſe glauben können, wenn gleich im Dunkel der Nacht oft ein Grauen davor ſie ergriff, und dieſes Grauen verſchwand jedes Mal, ſobald die Sonne wieder am Himmel ſtand.

Jetzt war es daſſelbe; Varambon und ſeine Liebe waren die Sonnen ihres innern Lebens; Frau von Tournon hatte ohne es zu wiſſen oder zu wollen, die nächtlichen Schatten zerſtreut, die ihr jene einen Augenblick lang verdunkelten; klar und erwärmend gingen ſie in ihrem Gemüthe wieder auf, und das fromme Kind ſank vor dem kleinen Altare in dankbarem Gebete hin, unter heißen Thränen, die faſt Freudenthränen glichen, obgleich der alte Schmerz noch immer in ihrem Innern nachbebte. Ihr war wie Einem, der von großen Gefahren auf ganz unerwartete Weiſe gerettet ward; der aufgeregte Sinn vermag dann nicht gleich die Wahrheit deſſen, was geſchah, zu begreifen, und es wird ihm ſchwer zu glauben, daß alles überſtanden und in der That nichts weiter zu fürchten ſey.

Die Königin hatte es dem dringenden Bitten des Don Juan nicht abſchlagen können, noch einen Tag in Namur zu verweilen. Wie der vergangene, ſo begann auch dieſer mit einem feierlichen Gottesdienſt, nach welchem aber den hohen Gaſt ein Feſt erwartete, welches ſich von denen der vorigen Tage unterſchied, und dem Alle auf das fröhlichſte zueilten. Eine prächtige Jacht harrte am Ufer der Maas, um die Königin und ihre Geſellſchaft nach einer Inſel zu führen, welche in einiger Entfernung mitten im Strome lag.

Eine Menge hübſcher Gondeln, geſchmückt mit grünen Lauben, hochflatternden Bändern und Blumenkränzen, umſchwärmten das größere Schiff; aus einigen derſelben ertönten Blasinſtrumente in fröhlichen Weiſen, in andern nahm der Theil der Geſellſchaft Platz, der im Fahrzeuge der Königin nicht Raum fand; zahlloſe Zuſchauer jubelten längſt dem Ufer, alles athmete Freude und Lebensluſt. Mit den bunten Wimpeln, den ſchneeweißen Segeln ſpielten ſchmeichelnde Lüftchen, der Strom gab das Bild des über ihm ſich wölbenden, tiefblauen Himmels treulich wieder, und die kleinen Wellen hüpften mit ihren vom Sonnenſcheine vergoldeten Häuptern um die Schiffenden her, als wären ſie neugierig die zu ſehen, welche ſie auf ihrem Rücken im fröhlichſten Tanze den Strom hinabtrugen.

Die Mittagstafel war auf der Inſel in einem großen, aus grünem Epheu erbauten Saale bereitet, den ringsum kleinere Lauben umſchloſſen, in welchen ſich die Tafelmuſik befand. Friſche Blumenkränze prangten hier neben reichen Teppichen und allem Luxus jener verſchwenderiſchen Zeit; überall ſah man das Streben, königliche

Pracht mit einer Art verfeinerter Ländlichkeit zu vereinen. Nach der Tafel vereinzelte ſich die Geſellſchaft in die Laubgänge und Boskets des Luſtgartens, welcher über die ganze Inſel ſich erſtreckte, und die geſchäftige Dienerſchaft bemühte ſich indeſſen, den Speiſeſaal in einen Ballſaal zu verwandeln.

Jetzt, jetzt, dachte Eglantine mit klopfendem Herzen, jetzt iſt der Augenblick da; in dieſen dichten Laubgewölben, wo kaum die Strahlen der Sonne hindurchdringen können, wird er mich ſuchen, mich finden. Dieſe einzige, wahrſcheinlich nie ſo wiederkehrende Gelegenheit kann er ungenutzt nicht entfliehen laſſen, wenn — wenn er mich noch liebt.

Varambons Benehmen war auch heute den ganzen Tag ſich gleich geblieben, und obgleich Eglantine mit aller ihr nur möglichen Anſtrengung ſich bemühte, die Anſicht feſtzuhalten, welche ſie geſtern ſich errungen hatte, ſo ward ihr dieſes doch durch ſeine Gegenwart unendlich erſchwert. Es ſchien ihr nur zu oft, als ſpiele er die angenommene Rolle der Gleichgültigkeit doch gar zu natürlich, und bange Zweifel ſtiegen von neuem in ihr auf, die ſie kaum zu unterdrücken vermochte.

Aengſtlich und freudig, hoffend und zagend, durchſtreifte Eglantine jetzt ganz allein die abgelegenſten Gänge und Lauben der Inſel, nur la Boeſſiere, von ihr unbemerkt, folgte ernſt und in ſich gekehrt ihren Schritten, und ſuchte ſie aus der Ferne immer in Auge zu halten.

Eglantine ſtrebte ſo viel als möglich von der Geſellſchaft ferne zu bleiben, um dem Geliebten das Zuſammentreffen mit ihr zu erleichtern; bei jedem leichten Geräuſch fuhr ſie mit freudigem Erſchrecken zuſammen, doch immer umſonſt. So ging ſie lange umher und immer ſchwerer ward ihr Herz, immer trüber ihr Auge. Da ſchimmerte plötzlich Varambons Geſtalt dicht neben ihr durch die Laubwand, er war ganz allein, nur eine dünne durchſichtige Hecke trennte ſie von ihm, ein freudiger Schrei entſchlüpfte ihren Lippen, ſie rief ihn bei Namen — er aber wandte plötzlich ſich ab, und ging mit eilenden Schritten den Gang hinunter. Sie konnte es ſich nicht verbergen, er hatte ſie geſehen, ſie erkannt, und ihr Herz erſtarrte in eiskalter Hoffnungsloſigkeit.

Die Sonne ſank dem Strom zu, Himmel und Waſſer ſchienen in einem Feuermeer zu entbrennen, und die Geſellſchaft ſuchte ihre Fahrzeuge wieder auf, um langſam ſtromauf der Stadt zuzugleiten. Alle waren heitrer und fröhlicher, nach dem Genuß dieſes Tages; Eglantine allein ſaß ſtill wie ein Marmorbild, und nur der Abglanz des Abendrothes lieh ihren todtenbleichen Zügen einen trügenden Anſchein von Leben; kein Ton aus dem frohen, regen Treiben um ſie her ſchien ihr Ohr zu berühren. Erſtarrt im Gefühl ihres tiefen Schmerzes, war ihrem Geiſte jetzt ſogar das Bewußtſeyn der Urſache ihres Leidens entſchwunden, nur ein namenloſes Weh war ihr geblieben, das, von ihrem Herzen ausgehend, in eiskalten Schauern durch ihr ganzes Weſen ſich verbreitete. Das Schiff landete, mechaniſch trat ſie aus demſelben, mechaniſch folgte ſie der Königin und begab ſich endlich in ihr Zimmer.

Alle, die am folgenden, zur Abreiſe von Namur beſtimmten Morgen, Eglantinen erblickten, glaubten deren Schatten zu ſehen, und fuhren erſchrocken zurück; ſo todtenbleich waren die regungsloſen Züge ihres Geſichts, ſo ſchwankend ihr Schritt, ſo geiſterartig ihre Haltung. Die ſonſt ſo rührende Geſtalt hatte etwas unnennbar grauenhaftes und fremdartiges angenommen; ſelbſt Frau von Tournon erſchrak über ihren Anblick, und fühlte von Beſorgniß um die Tochter ſich ergriffen, doch ihre Grundſätze hielten ſie ab dieſes zu äußern, und ſich liebevoll nach Eglantinens Befinden zu erkundigen.

Während ihres Aufenthalts in Namur war Königin Margarethe zu umringt geweſen, zu ſehr mit Repräſentiren beſchäftigt, um ſich viel um Eglantinen bekümmern zu können. Sie gedachte ihrer wohl zuweilen, aber ſie meinte, ſie ſey glücklich im Vereine mit dem Geliebten, und glaubte genug für ſie zu thun, indem ſie abſichtlich Frau von Tournon ſo beſchäftigte, daß dieſe faſt keinen Augenblick übrig behielt, den ſie hätte anwenden können, die Liebenden zu bewachen oder zu ſtören. Im großen Saale, wo Alle kurz vor der Abreiſe ſich verſammelt hatten, fiel Eglantinens verändertes Ausſehen zwar auch der Königin auf, doch ſie ſchrieb es nur dem Schmerz über die Trennung von dem Geliebten zu, und es machte ihr weiter keine Sorge. Sie winkte Eglantinen freundlich ſich zu nahen, und dieſe, die heut immer ſchweigend ging und kam, wie man es wollte, folgte augenblicklich dem Wink. Seyd doch nicht ſo ganz ein Kind, Kleine! flüſterte freundlich die Königin, und ſtreichelte mit liebkoſender Hand die eiskalte bleiche Wange des jungen Fräuleins, wir bleiben ja fürs erſte hier in der Nähe. Euer Freund hat freilich bis jetzt nicht von Euren Herzensangelegenheiten mit mir ſprechen können, weil kein günſtiger Augenblick ſich dazu finden wollte, doch ſeyd darum gutes Muthes, und verlaßt Euch auf mein königliches Wort, Euer Glück ſoll dauerhaft begründet ſeyn, noch ehe wir nach Frankreich zurückkehren. Nun aber laßt auch das Köpfchen nicht mehr ſo ſinken, und lächelt wieder wie ſonſt.

Eglantine wollte dem Befehle Gehorſam leiſten, doch aus ihrem Beſtreben zu lächeln, ward die Geberde ſchmerzlichen Weinens, obgleich keine Thräne ihr ſtarres, trockenes Auge mehr netzte.

In dieſem Augenblicke flogen die Thüren auf, und Don Juan trat mit den Erſten ſeines Hofes herein, um die Königin zu dem nämlichen Fahrzeuge zu geleiten, auf welchem ſie Tages zuvor die Luſtfahrt nach der Inſel gemacht hatte; denn es war von ihr beſchloſſen worden, auf der Maas bis nach Lüttich zu ſchiffen, das nur wenige Stunden von Spaa entfernt liegt. Don Juan verließ die Königin nicht eher, bis Alle eingeſchifft waren, dann ließ er ſich wieder ans Land fahren. Die Königin blieb indeſſen mit ihren Damen auf dem Verdecke ſtehen, Don Juan mit ſeinem Gefolge am Ufer. Abſchiedsgrüße flogen hinüber und herüber, weiße Tücher flatterten in allen Händen, während das ſchön geputzte Schiffsvolk das Fahrzeug vom Lande abſtieß.

Varambon ſtand mit mehreren Herren am Ufer, und betrachtete mit einem ganz eigenen ernſten Blicke das eben abſegelnde Schiff. Was war das? ſprach er gerade im Momente der Abfahrt, ſichtbar erſchrocken, zu dem neben ihm ſtehenden Don Ludwig von Gonzago. Hörtet Ihr auch dieſen furchtbaren langgezognen Schrei, wie nur der entſetzlichſte Schmerz ihn auspreſſen kann?

Don Ludwig lachte; Ihr hört immer ſonderbare Dinge! erwiederte er, was wird es denn Großes geweſen ſeyn? irgend eine Dame, die ſich einbildet, bei einer ſo gefährlichen Waſſerfahrt ſich ein wenig zieren zu müſſen, oder eine Zofe, die das Schaukeln des Fahrzeuges aus dem Gleichgewichte brachte. Schreien müſſen die Frauen einmal bei jeder Gelegenheit', das dächte ich, wüßtet Ihr.

Varambon ſah noch immer dem Schiffe nach, das jetzt pfeilſchnell ſtromabwärts ſegelte, er ſchien Don Ludwigs Rede gar nicht beachtet zu haben. Der Schrei war furchtbar, ſprach er halb für ſich hin, es war ein entſetzlicher Ton, wie ich nie ihn gehört habe, und die Stimme — doch nein, das kann nicht ſeyn — dieſe ſüße rührende Stimme — es iſt ganz unmöglich. Doch ſeht, Don Ludwig, ſeht, wie alles auf dem Verdecke in Bewegung geräth, irgend etwas, ein Unglück muß geſchehen ſeyn, alles ſammelt auf einem Punkte ſich zuſammen, die Damen, ſeht, auch die Königin, ich erkenne ſie an ihrem feuerfarbnen Barett mit den hohen Federn. Seht, o ſeht, um Gotteswillen, ſeht, das Gedränge wird immer größer.

Ich ſehe nur, daß die Königin ſich in die untern Regionen des Fahrzeuges begeben will, da ſie doch nicht die ganze Reiſe über auf dem Verdecke ſtehen bleiben kann. Die Cajütentreppe iſt ein gutes Theil ſchmäler, als die Haupttreppe im

Palaſt, daher geht es dabei ein wenig enge her, und der Zug ſieht von fern etwas tumultuariſch aus, das iſt das ganze Unglück, erwiederte Gonzago.

Ihr mögt Recht haben, ich ſehe es jetzt ſelbſt, die Damen ſteigen hinab, das Verdeck wird allmählich leer — ſeltſam war es aber doch und ſchauerlich. Gonzago ſchalt lachend ſeinen Freund einen Träumer und ritt mit den Uebrigen davon; Varambon aber blieb allein am Ufer, den Blick feſt auf das Fahrzeug geheftet, das jetzt ſehr ſchnell ſich entfernte, bis es der Lauf des Stromes ſeinen Augen völlig entzog.

Noch iſt es keinem gelungen, alle Tiefen zu ergründen, welche die menſchliche Bruſt verbirgt; oder zu erforſchen, wie es zugehe, daß, ohne einander zu zerſtören, die widerſprechendſten Gefühle zu gleicher Zeit in einem und demſelben Herzen Raum finden können. Viele behaupten: Liebe gränze an Haß, an Grauſamkeit ſogar. Dem weichfühlenden Gemüthe wird es ſchwer, dieſes zu glauben, doch der Anblick deſſen, was um uns her vorgeht, zwingt uns zuweilen die Ueberzeugung davon auf, und leider gehört auch die Geſchichte des Fräuleins von Tournon zu denen, welche jene Behauptung beſtätigen.

Varambon hatte Eglantinen wirklich geliebt, und liebte ſie ſelbſt dann noch, als er mit erfinderiſcher Grauſamkeit ſie zu quälen ſuchte; denn nicht ſeine Gleichgültigkeit gegen ſie war der Feind, der ihr Leben vergiftete, ſondern ungemeßne Eitelkeit, die einen Grundzug ſeines Charakters ausmachte. Dieſe hatte ſchon zu dem erſten Entſtehen ſeiner Liebe weit kräftiger mitgewirkt, als weder Varambon im Bewußtſeyn eigner Vorzüge, noch die anſpruchsloſe Beſcheidenheit ſeiner Geliebten, es anerkennen mochten. Denn Eglantinens Stellung in Arras, wo ihre Schweſter gleich einer Fürſtin verehrt wurde, war ſehr glänzend, und erhob ſie damals weit über ihres Gleichen. Wo ſie erſchien ward ſie als die Erſte anerkannt, alles beſtrebte ſich ihr zu gefallen und die Ueberzeugung: die Liebe eines ſo von allen Seiten ausgezeichneten Weſens ſich erworben zu haben, mußte allerdings das ſtolze Gemüth des jungen Marquis entzücken und Eglantinen ſeine Treue ſichern. Der

Widerſpruch ſeiner Verwandten entflammte vollends zur glühenden Leidenſchaft, was vielleicht Anfangs nur das erſte Erwachen eines, von Natur feurigen, bis jetzt aber in mönchiſcher Beſchränktheit vegetirenden Herzens geweſen war; um ſo mehr da die Art, mit welcher jener Widerſpruch ausgeſprochen wurde, zugleich auch Varambons Stolz beleidigen mußte.

Der Wunſch zum Beſitze der Geliebten zu gelangen, vereinte ſich in ſeinem Gemüthe mit dem, ſich von den Feſſeln eines Standes zu befreien, der ihm verhaßt war. Das Betragen ſeines Bruders machte ihm deſſen Vormundſchaft unerträglich, die dieſer weit über die natürlichen Gränzen derſelben ausdehnen zu wollen ſchien, und ſo kam es, daß Varambon für ſeine Liebe und für ſeine Freiheit zugleich ſtreiten mußte, und wahrſcheinlich wußte er ſelbſt nicht, für welche von beiden er damals am eifrigſten kämpfte.

In Namur, am Hofe eines ſtolzen, geiſtreichen, Pracht und Vergnügen liebenden Fürſten, mußten Varambons Anſichten vom Leben, und ſeine Anſprüche an daſſelbe, ſich freilich unendlich erweitern; hier erſt lernte er ganz erkennen, mit welcher

Gewalt über die Herzen die Natur ihn beſchenkt habe. Schönheit iſt an ſich ſchon ein offner Empfehlungsbrief an die Welt, der vom Throne bis zum Hüttendach anerkannt wird, und wer noch, wie Varambon, geiſtige Vorzüge mit ihr verbindet, der kann leicht verleitet werden, kein Ziel für zu hoch anzuſehen. Ueberall öffneten dem glücklichen Varambon ſich Thüren und Herzen, Don Juan überhäufte ihn mit Beweiſen ſeines Wohlwollens, und von den ſpaniſchen Damen, die der Glanz von Don Juans Hofe herbeigezogen hatte, breiteten die Schönſten unter den Schönen ihre Netze nach ihm aus. Alle kamen ihm entgegen, und erſparten ihm die Mühe die erſten Schritte zu wagen; viele gewannen äuße[illegible] Zeichen der Bewunderung ihm ab, aber keine gewann ſein Herz, das immer noch Eglantinens gedachte. Wenn indeſſen gleich ihr Bild noch nicht völlig aus dieſem verdrängt war, ſo fing Varambon doch wenigſtens an, ihre ungemeßne Liebe zu ihm ganz natürlich zu finden, und jene ſtille, an Dankbarkeit gränzende Verehrung der erſten Geliebten, verſchwand allmählich vor dem Stolz auf eigne Vorzüge, deren er in Arras ſich minder klar bewußt geweſen war, and die er jetzt, von außen ſo mächtig angeregt, geneigt wurde gar ſehr zu überſchätzen.

Varambon hatte erfahren, daß er Eglontinen im Gefolge der Königin Margarethe antreffen würde, und eilte mit fröhlich klopfendem Herzen vor dem Thore von Namur ihr entgegen. Er erkannte ſie ſogleich unerachtet der Maske, die ihr Geſicht ihm verhüllte, und wollte nur einen günſtigen Augenblick abwarten, um ſie anzureden; doch während er zögernd daſtand, nahm die Königin ihre Maske ab, um die Begrüßung Don Juans auf das Huldvollſte zu erwiedern; vielleicht auch, um ſich wieder einmal des Eindrucks zu erfreuen, den ihr Anblick bei jedem hervorbrachte, der ſie zum erſten Male ſah.

Varambon gehörte zu dieſen, und vielleicht feierte die oft geprieſene, wundervolle Schönheit Margarethens von Valois noch nie einen glänzenderen Triumph, als in jenem Augenblick. Erſtarrt geblendet, kaum ſeiner ſelbſt ſich bewußt, ſtand Varambon vor einer Erſcheinung, wie ſie noch nie ſeiner reichen Phantaſie vorgeſchwebt war. Alles, was er früher liebte, bewunderte, erbleichte vor dieſer ſtrahlenden Sonne. Sein Herz blieb kalt dabei, denn er war kein ſo ganz eitler Thor geworden, um hier nicht die Schranken zu fühlen, die ihm geſetzt waren; es hielt ihn nur die reinſte Bewunderung befangen, wie ſie auch ein höchſt vollendetes Kunſtwerk erregen kann, aber dennoch war es in dieſem Moment ihm unmöglich, in ſeinem Gemüthe noch andern Gefühlen Raum zu geben. Eglantinens beſcheidne Anmuth ward tief in den Hintergrund zurückgedrängt, ſie ſchien ihm neben ihrer Herrin zu völliger Unbedeutendheit zurück zu ſinken, und ſein eitler, ſtolzer Sinn ſträubte ſich wirklich dagegen, ſie in dieſem Augenblick als das anzuerkennen, was ſie dennoch eigentlich ihm war.

Eglantinens Anblick in der Kirche eignete ſich am folgenden Tage wenig dazu, ſeine Eitelkeit mit ihrer äußern Erſcheinung zu verſöhnen. Der milde Glanz ihres ſeelenvollen Auges, die rührende Anmuth ihrer zarten Geſtalt gingen in dieſer Entfernung an ihm verloren; und die zum Theil erkünſtelten Reize der im reichſten bunteſten Putze prangenden Damen, in deren Reihe er ſie ſah, überboten das junge einfach gekleidete Fräulein auf jede Weiſe.

Am Hofe, während der Mittagstafel, ward Eglantine Varambons Auge wie ſeinem Herzen näher gebracht, der kurze Rauſch war verflogen, in welchen der Anblick der Königin ihn verſetzt hatte, und von neuem begann die frühere Liebe in ſeiner Seele ſich mächtig zu regen, als er Eglantinens liebevolle Unruhe über ſein Benehmen in ihren Augen, in jeder ihrer Bewegungen, las. Doch nun kam einer jener Teufelsaugenblicke über ihn, von denen es heißt, daß auch der Edelſte nicht ſicher ſey, einmal in ſeinem Leben von einem ſolchen ergriffen zu werden. Varambon fing an, einen ſtillen Genuß in der Qual des liebenden, und auch geliebten Weſens zu finden, und leider war der Dämon Eitelkeit in ihm mächtig genug, um dieſen Teufelsaugenblick zu Stunden und Tagen auszudehnen. Die innige, heiße Liebe Eglantinens, welche ihr ganzes Weſen nur zu deutlich ihm offenbarte, zog mächtig ihn zu ihr hin, aber die Gewißheit, ihren gränzenloſen Schmerz, ſobald er es wolle, in noch gränzenloſere Freude auflöſen zu können, hielt ihn immer wieder von ihr entfernt. Oft ſtand er, im Laufe dieſes und des folgenden Tages, im Begriffe das grauſame

Spiel zu enden, welches mit ſeltſamer ſchmerzlicher Wonne ihn erfüllte, doch immer flüſterte der Dämon, deſſen Gewalt er hingegeben war, ihm zu: daß dazu noch immer Zeit übrig ſeyn würde. Je größer, je länger der Schmerz, dachte Varambon, je entzückender die Freude.

Als Eglantine die Schattengänge jener Inſel in ſehnſuchtsvoller Unruhe durchſtreifte, als ſie ſeiner anſichtig wurde, und bei Namen ihn rief, da ſiegte Varambons beßres Selbſt über das Phantom, das ſo lange ihn verblendet hatte; er war im Begriffe, durch das Gebüſch, welches ihn von ihr trennte, hindurch zu dringen, doch indem ward er la Boeſſiere gewahr, der, von Eglantinen ungeſehen, ihren Schritten folgte. Nur vor wenigen Stunden noch, hatte Varambon gegen dieſen, ſeinen ehemaligen Vertrauten, das vollkommenſte Vergeſſen der früheren Liebe zur Schau getragen, und es war ihm unmöglich ſich zu entſchließen, gerade dieſen zum Zeugen ſeiner reuevollen Wiederkehr zu machen. Varambon wendete ſich und entfloh, um ſich von ſeinem Herzen nicht hinreißen zu laſſen, und mit ihm entfloh der nie wiederkehrende Augenblick, mit dem wir alle beſſer haushalten würden, wenn wir immer bedächten, wie leicht von der Anwendung deſſelben das künftige Wohl eines ganzen Lebens, ja dieſes Leben ſelbſt, abhängen kann. Denn nie wird das Unglück langſam zur Welt geboren, ſchnell, wie der Blitz die Wolken theilt, trifft es das ihm geweihte Haupt, der nächſte Augenblick vor dem Schlage gehört dieſem noch nicht an, und, wohl benutzt, vermag er es vielleicht ihn noch abzuwenden.

Als Varambon Eglantinen das Schiff beſteigen ſah, das ſie von ihm aufs neue entfernen ſollte, fühlte er ſich zu ſpät von ſchmerzlicher Reue ergriffen. Zwar ſuchte er ſein aufgeregtes Gemüth mit der Ueberzeugung zu beſchwichtigen, daß es noch immer in ſeiner Macht ſtehen würde, ſie, ſobald er es wolle, in Lüttich aufzuſuchen, aber er vermochte es dennoch nicht die Unruhe, welche ihn heimlich quälte, zu beſiegen. Der Gedanke, daß Eglantine, über ſein letztes Betragen empört, ihn unerbittlich abweiſen könne, fand indeſſen in ſeiner Seele keinen Raum, ogleich er ſich es eingeſtehen mußte, ſie ſchwer beleidiget zu haben. Er war, trotz ſeines reuigen Gefühls, zu ſehr von der Stärke des Eindruckes überzeugt, den er auf ihr weiches Herz gemacht hatte, um ſo etwas befürchten zu können. Nein! ſprach er triumphirend zu ſich ſelbſt, eine Liebe wie die ihrige überwindet alles, ſie rechtet nicht, ſie richtet nicht, ſie ſieht nur den Geliebten, nicht ſeine Schuld. Forza d'amore non risguarde al dellitto.

Doch nun verlor er das Schiff völlig aus den Augen; pfeilſchnell fuhr es dahin vom Strome getragen, und plötzlich dehnte die zwiſchen ihm und der Geliebten immer wachſende Kluft, ſich vor ihm bis ins Unendliche aus. Ihm wurde zu Muthe, als werde er nie ſie wieder ſehen; ergriffen von einer ihm unerklärlichen Angſt, glaubte er überall von Eglantinens ſchwankender bleichen Geſtalt ſich verfolgt, ſo wie er ſie geſehen hatte, als ſie das Fahrzeug beſtieg; immer hörte er, wie ſie das letzte Mal auf der Inſel ihn bei Namen rief, und auch jener herzzerreißende, wilde Schrei, der im Moment der Abfahrt ihn erſchreckt hatte, vermiſchte ſich auf ſchauderhaft ſeltſame Weiſe mit dem ſüßen Klange ihrer ſanften rührenden Stimme, obgleich keine Aehnlichkeit zwiſchen beiden ſtatt finden konnte. Seine aufgeregte Phantaſie ließ nicht ab, mit grauſenhaften Bildern ihn zu verfolgen, die um ſo mehr ihn ängſtigten, je undeutlicher ſie vor ſeinem innern Sinne ſtanden; er fand keine Ruhe, weder am Tage noch bei Nacht, und immer peinlicher ward die Sehnſucht Eglantinen nur zu ſehen, die gleich einem böſen Gewiſſen ihn verfolgte.

Mühſam ertrug er zwei Tage lang dieſe Qualen, am dritten vermochte er es nicht länger; auf ſein dringendes Bitten gewährte Don Juan ihm die Erlaubniß nach Lüttich zu reiſen, und beehrte ihn zugleich mit einigen Aufträgen an die Königin Margaretha, die bei dieſer als eine Art von Motiv ſeines Beſuchs gelten konnten. In der nächſten Stunde darauf ſaß Varambon ſchon zu Pferde, und eilte raſtlos zum Ziele, zu welchem Sorge Liebe und Reue ihn trieben. Immer deutlicher wurde ihm die Unmöglichkeit fortan ohne Eglantinen zu leben, und all ſein Denken und Trachten ging, ſo lange er unterwegs war, einzig dahin, einen Plan zu erſinnen, wie er den alten Groll aus Frau von Tournon Gemüthe verdrängen, und ſie geneigt machen könne, die Hand ihrer Tochter ſeinem Bitten zu gewähren.

In duftiger Ferne ſtiegen endlich Lüttichs zahlreiche alte Thürme vor ihm auf. Es war ein heiterer heller Nachmittag, die Sonne ſtand noch hoch am Himmel, und die Menge der vergoldeten Kreuze und Fähnchen auf den Zinnen der Kirchen und Klöſter, blitzten im Sonnenſcheine, gleich ſo vielen Sternen, ihm ahnungsvoll entgegen. Die lau ihn umwehende Luft trug das langſam feierliche Geläute vieler Glocken, von der Stadt bis zu ihm hin; alles verkündete ihm die Nähe des erſehnten Zieles, und ſeine feurige Ungeduld ſtieg unaufhaltſam, während ein ſeltſam ängſtliches Grauen ihn beſchlich. Er ſpornte ſein edles Roß zum wildeſten Fluge über die Anhöhe, die noch zwiſchen ihm und dem Thore von Lüttich lag; ſeine minder gut berittene Dienerſchaft vermochte nicht, ihm zu folgen; er kam allein an demſelben an, und ſchlug ſogleich die ihm wohlbekannte Straße ein, welche zu dem biſchöflichen Palaſte führte, den die Königin während ihrer Anweſenheit in Lüttich bewohnte.

Sein Weg führte ihn nah an der Domkirche vorüber, doch indem er dieſer ſich nahte, hemmte ein ungewöhnliches Gedränge vieler Menſchen ihn im ſchnellen Vorwärtskommen. Aus allen Häufern, allen Nebenſtraßen eilten immer mehr Leute herbei, dabei dröhnten die großen Glocken noch immer von den hohen Thürmen mit feierlichem Klange herab, die Luft weit umher war in dieſer Nähe in eine ganz eigne zitternde Bewegung dadurch gerathen; Chorgeſang aus der Ferne miſchte ſich in das Glockengeläute. Varambon fühlte von dem allen ſich ſonderbar betäubt und beklommen, er vermuthete in irgend eine Prozeſſion hineingerathen zu ſeyn, deren dieſe fromme Stadt alljährlich unzählige feiert, und ſuchte vergeblich einen Ausweg aus dem immer ſich vergrößernden Gedränge.

Endlich ſah er die hoch über viel tauſend Köpfe emporragenden, mit Heiligenbildern geſchmückten Fähnlein langſam auf ſich zukommen, und war nun gewiß, in ſeiner Vermuthung ſich nicht geirrt zu haben. Eine große Blumenkrone, die wahrſcheinlich den Baldachin ſchmückte, der über dem Bilde des Heiligen des Tages ſchwebte, bewegte ſich zwiſchen den Fahnen, und immer deutlicher ertönte der Geſang der Prieſter und Chorknaben, die Glocken läuteten in immer feierlichern Pulſen.

Ergriffen von einem ganz eignen Angſtgefühle, ſuchte Varambon lange vergeblich einen Ausweg; das Gedränge um ihn her ward dichter, er ſah ſich ſogar genöthigt, nahe am Portale der Kirche, einige Augenblicke zu halten. Wer iſt denn der Heilige, deſſen Feſt heute hier gefeiert wird? fragte er, halb unmuthig, einen neben ihm ſtehenden Bürger. Es iſt kein Heiligenfeſt, Herr! erwiederte dieſer, es iſt ein Begräbniß.

Varambon fühlte bei dieſen Worten ſich von unbeſchreiblicher Angſt ergriffen. Er ſah und hörte nichts weiter, er ſtieß ſeinem Pferde die Spornen tief in die Seite; ſchreiend flohen die, ſo am nächſten ihm ſtanden, vor den wilden Springen des gereizten Thiers, auf die Stufen die zur Kirche hinauf führten; in einem Augenblicke hatte Varambon Raum gewonnen, im nächſten hielt er mitten in den langen Reihen der Prieſter, der Chorknaben, der in Crepp gehüllten Leidtragenden, dicht vor einem Sarge. Vier Jünglinge von edlem vornehmen Anſehen, trugen die Todtenbahre, auf welchem er ruhte, ein ſchneeweißes Leichentuch war über den Sarg hingebreitet, ein ganzer Frühling duftender Blumenkränze ſchmückten ihn von allen Seiten, und oben auf dem Deckel ruhte die bräutliche Krone aus weißen Roſen und Lilien geflochten.

Wer iſts? wer iſts? rief Varambon mit verwildertem Ton und Blick.

Wir begraben das Fräulein von Tournon, antwortete langſam feierlich der vorderſte der Träger, und ihr gebrochnes Herz, ſetzte er mit einem durchbohrenden Blick hinzu, indem er Varambon erkannte.

Der Träger war la Boeſſiere. Wie vom Blitze getroffen, ſtürzte Varambon vom Pferde herunter. Einige der Umſtehenden nahmen ihn auf, und trugen ihn für todt in ein nahes Haus.

Die Schuldloſe, Reine, hatte vollendet. Die liebliche, kaum der Knospe entwachſene Blume, war dem ſchonungsloſen Spiel eines Uebermüthigen gefallen, und weder Reue noch Thränen, vermochten es ſie wieder ins Lebrn zu rufen. Eglantine trug ſchon den Tod im hoffnungslos verarmten Herzen, als ſie das Schiff beſtieg, noch einmal wandte ſie das, von ſeiner kalten Hand umdüſterte

Auge nach dem Ufer hin, wo Varambon, anſcheinend ohne Theilnahme, ihrer Abreiſe zuſah, und erlag endlich der Laſt, die ſie ſo lange getragen. Alle Martern ihrer Bruſt, alles Weh ihres kurzen ſchuldloſen Lebens, rief ſie in einem einzigen langſam verhallenden Jammerton, zum erſten und letzten Mal dem Himmel, der Erde, laut zu, und ſank dann regungslos zu Boden. Ihre Hand lag krampfhaft feſt auf dem brechenden Herzen; den ganzen Tag hindurch bemühten die Leibärzte der Königin ſich umſonſt, ſie wieder ins Leben zu rufen. Als endlich jede Hoffnung aufgegeben werden mußte, übernahm es der treue la Boeſſiere die ſchöne Hülle ihres entfeſſelten Geiſtes nach Lüttich zu begleiten, wohin die Königin ihr bald folgte. Keine Feſte, die ernſten Veranſtaltungen zur feierlichen Beſtattung des liebenswürdigſten Weſens, waren dort der Fürſtin erſtes Geſchäft. Mit eigner Hand wand Margarethe den jungfräulichen Myrthenkranz um das Haupt der Todten.

Schöne bleiche Lilie, liebes freundliches Kind, fahre wohl, ſprach ſie weinend, die Welt mit ihrer Schuld und ihrer Qual liegt nun weit hinter

Dir. Ach! wer auch wie Du, rein von allem Fehl, ſchon hinüber geſchlummert wäre! Frei von jedem Makel, dem es auf der fernern Lebensbahn ſo ſchwer iſt auszuweichen! ſetzte die Königin, aus tiefſter Bruſt erſeufzend, leiſe hinzu, und wandte unter einem Strome heißer Thränen ſich ab, um ſich einſam in ihrem Cabinette zu verſchließen.

Varambon lag in todtenähnlicher Betäubung mehrere Tage lang. Endlich erwachte er wie aus tiefem Schlummer, und ſah Anfangs mit Verwunderung in dem kleinen, ſchmuckloſen Zimmer eines geringen Bürgerhauſes ſich um, in welchem er Obdach gefunden hatte, ohne es zu wiſſen; doch bald kehrten Erinnerung und Bewußtſeyn ihm wieder. Mit Entſetzen erblickte er an ſeinem Bette eine Geſtalt, die mit furchtbar ernſtem Blicke ihn bewachte. Die röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne fielen eben durch die kleinen, buntbemalten Fenſterſcheiben und beleuchteten ſeltſam das dunkle Haar, die bleichen regungsloſen Zügen, des vor ihm Stehenden; die ſchräge Richtung der farbigen Lichtreflexe gaben ihm das Anſehen übernatürlicher Größe und Hoheit. Varambon erbebte, er glaubte den Engel des Gerichts zu ſehen, der gekommen ſey ihn abzurufen; ächzend verbarg er ſein Geſicht, innere Angſt trieb ihn, die Schreckenserſcheinung noch einmal zu betrachten, und er athmete erleichtert auf, da er jetzt ſie erkannte.

Ihr ſeyd es, la Boeſſiere, ſprach er mit matter Stimme, und ſtreckte mühſam die Hand nach ihm aus, Ihr, von dem ich am wenigſten dies erwarten durfte; Ihr allein habt in meinem tiefen Jammer mich nicht verlaſſen!

Mit dem Ausdrucke des Abſcheus wies la Boeſſiere die ihm dargebotne Hand von ſich ab, lange konnte er vor innerer Bewegung keine Worte finden. Endlich rief er: Ja ich bin bei Dir geblieben, ich allein habe Dich gerettet, als Dich alle für todt hielten und mit Dir zum Grabe eilen wollten. So wohlfeilen Kaufs durfteſt Du mir nicht davon kommen. Ich habe bei Dir gewacht, Tag und Nacht habe ich Deiner gepflegt, mit Gott habe ich gerungen im Gebet für Deine Erhaltung, damit ich Rechenſchaft über Deine

That von Dir fordern könne, Rechenſchaft von dem Leben jener Verklärten, die Dein frecher Uebermuth gemordet hat.

Varambon erbleichte, von neuem ſchien er das Bewußtſeyn verlieren zu wollen, doch la Boeſſiere faßte ihn mit ſtarker Hand, als wolle er aus ſeiner Betäubung ihn gewaltſam aufrütteln.

Stirb nicht! rief der Furchtbare ihm zu; ſein Geſicht glühte, ſeine Augen ſprühten Flammen. Stirb nicht, Du darfſt noch nicht ſterben! meine Mühe, Dich vom Tode des Lebendigbegrabenwerdens zu retten, ſoll mir nicht unbelohnt verloren gehen. Gerechter Gott, laß dieſen Sünder noch nicht ſterben! rief er halb wahnſinnig vor Zorn, als Varambon dieſer entſetzlichen Erſchütterung beinahe unterlag, laß mir Zeit zur Rache, zur wohlverdienten Rache an ihm!

Kaltes Entſetzen rieſelte dem ſchuldbewußten Varambon durch Mark und Gebein, aber es war als ob dieſe neuen Schrecken ſeinen Nerven die verlorne Spannkraft wiedergeben wollten, ſtatt ſie zu lähmen. Er richtete ohne fremde Hülfe auf ſeinem Lager ſich auf, mit weit ſtärkerer Stimme, mit viel feſterem Blicke, als man in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande es ihm hätte zutrauen können, rief er: Vollende! ich bin müde zu leben; nimm meinen eignen Dolch, der dort neben Dir liegt, ende meine Qual, ich wünſche mir den Tod, mit ſterbender Lippe will ich in meinem letzten Augenblick als meinen Wohlthäter Dich ſegnen.

Elender! erwiederte la Boeſſiere mit unausſprechlicher Verachtung in Blick und Ton, Deine Seele hat keine Ahnung von dem Umfange Deines Verbrechens, keinen Begriff jener heiligen, unendlichen Liebe, die Du im frechen Uebermuthe gemordet haſt; wie könnteſt Du ſonſt ohne Verzweiflung den Gedanken ertragen, vor den ewigen Richter ſchon in der nächſten Stunde zu treten?! Du weißt nicht, Du ahneſt nicht, welch ein Herz unter Deinen Mißhandlungen gebrochen iſt. Ich aber weiß es, ich kann ermeſſen, was Eglantine litt, denn ich habe gelitten wie ſie. Sie habe ich geliebt, wie dieſe Heilige Dich, Ungeheuer, liebte; und darum bin ich allein von allen Lebenden auf Erden berufen, ihr Rächer zu ſeyn. Varambon, fuhr er nach kurzem Innehalten fort, in Deine Hände legte ich das höchſte Kleinod der Welt, das Glück dieſes heiß geliebten Weſens!

wo iſt Eglantine, was iſt aus ihr geworden? ich fordre ſie von Dir. Ich ſah, was Du ihr warſt, ich entſagte für mich jeder Hoffnung, ich wollte nur ſie glücklich ſehen, und dann ſtill, unbeachtet in meinem Schmerze vergehen. Nie iſt eine Ahnung von dem, was ich für ſie fühlte, in ihre Seele gekommen; unter Todesqualen habe ich ihr gegenüber, über meine Blicke, meine Worte, gewacht. Ich ernannte mich ſelbſt zum Schutzgeiſt eurer Liebe, ich bewahrte, ohne daß ſie es ahnen durfte, eure ſeligſten Stunden vor jeder äußern Störung, ich brachte ihr Nachricht von Dir, als ſie von Dir getrennt war, und achtete der Qualen nicht, die ich dabei litt. Freuen konnte ich mich nicht mit ihr; aber ihre Leiden trafen auch meine Bruſt. Alle Martern, mit welchen Du das weichſte edelſte Herz zerriſſen, gebrochen haſt, habe ich tauſendfach mit ihr gefühlt. Endlich ſah ich ſie ſterben, meine Arme trugen ſie der letzten Ruheſtätte zu, ich überlebte es nur, um dieſer Stunde der Rache willen, die nun gekommen iſt.

La Boeſſiere's Zorn entflammte ſich immer gewaltiger, je länger er ſprach; ſeine Züge veränderten ſich, ſein Auge flammte, und faſt mechaniſch ergriff ſeine Rechte den Dolch Varambons, der neben ihm lag, und ſchwang ihn hoch über dem Schuldigen.

Stoß zu, vollende Dein Werk, rief Varambon: laß irdiſches Fehlen auf Erden mich büßen; ſende der Verklärten mich nach, die dort, mir vergebend, meiner harrt! vollende ihre Seligkeit, indem Du für alle Ewigkeiten uns mit einander vereineſt.

La Boeſſiere erbleichte, ſein Haar ſträubte ſich vor innerm Grauſen; die Hand, in der er den Dolch hielt, ſank zitternd an ihm herab, und voll Entſetzen haftete er den ſtarren Blick auf ſeinen wehrloſen Feind.

Dort oben ſind Haß und Rache unbekannt, ſprach Varambon, wie begeiſtert zum Himmel blickend. Dort werden unſre Vergehungen nicht nach den Folgen gerichtet, die wir menſchlich irrend und abſichtslos, durch ſie herbeiführten; das weiß ich ſeit jener Stunde, in der mein Geiſt, die irdiſchen Bande verlaſſend, zu ihr ſich hinauf ſchwang. Ihr glaubtet mich todt, warum ließeſt Du mich nicht begraben? meine Seele war bei ihr, wer erlaubte Euch mit grauſamer Kunſt ſie wieder in ihren

Kerker zurück zu rufen? Ich ſah Eglantinen, von lichten Silberwölkchen getragen, hoch über mir ſchweben! ich wand mich tief unten im Staube, ihr himmliſches Auge lächelte mir Verſöhnung zu, ihre Hand winkte mir, ſo ſchwebte ſie hinauf zu den Pforten des ewigen Lichts, hell glänzende Sterne bezeichneten ihre Bahn; Wiederſehen, Wiederſehen tönte es um mich her; ob ſie es ſprach, ob Engel es ſangen, ich weiß es nicht!

La Boeſſiere ſtand regungslos, noch immer das ſtarre Auge auf ſeinen Feind gerichtet. Ich darf nicht Hand an mich legen, und doch kann ich nicht leben, o ſende, ſende ihr mich nach, bat Varambon.

La Boeſſiere regte ſich nicht, Todtenſtille herrſchte rings umher. Endlich athmete er hoch auf, wie ein aus tiefen Träumen Erwachender. Ob Du, feige vor dem Tode zitternd, dieſe Liſt erſannſt, um Dich zu retten, ſprach er ſehr ernſt, ob Du von Deinem erwachenden Gewiſſen zum Wahnſinn getrieben, dieſe Erſcheinung Dir träumteſt, oder ob — — er verſtummte plötzlich und hob wie betend, das glänzende Auge zum Himmel.

So mag Gott denn richten zwiſchen Dir und mir, ſprach er endlich, ich wenigſtens will den

Weg zum Throne ſeiner Barmherzigkeit Dir nicht eröffnen; lebe! und ſieh ſelbſt zu, wie Du es anfangen willſt, nach allem Geſchehenen, das Leben zu tragen.

La Boeſſiere legte den Dolch nieder und ging, ohne den laut verzweiflenden Varambon noch eines Blickes zu würdigen. Er verließ von Stunde an den Hof der Königin, und ſuchte und fand bald darauf unter den Fahnen Heinrichs von Navarra einen ehrenvollen Tod in der Schlacht.

Varambon genaß; man ſagt, er habe noch lange gelebt, doch ihm ſey ferner weder im Leben noch im Tode nachgefragt.

Die arme Margareth.

Der heilige Abend der Pfingſten war endlich wiedergekommen, an welchem wir, ein Jahr wie das andere, mit unſerer Mutter die Stadt verließen, und unſer ein paar Stunden weit von dieſer entferntes Landhaus, in einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, bezogen. Den Vater hielten ſeine Geſchäfte in der Stadt feſt; ſelten erlaubten ſie ihm, uns an Wochentagen auf ein paar Stunden zu beſuchen; doch Sonnabends kam er regelmäßig, um bis Montag bei uns zu bleiben, und brachte gewöhnlich eine ſo große Anzahl Gäſte mit, als die vielen Fremdenzimmer in unſerm ſchönen geräumigen Hauſe nur faſſen wollten. Ein geräuſchvolles Leben, ganz dem ähnlich, das meine Eltern während des Winters in der Stadt führten, zog dann mit ihm ein, Kartenſpiel und endloſe Gaſtmahle; denn mein Vater liebte die Freuden der Geſelligkeit und der Tafel. Unſre gute fromme Mutter aber zog die ruhige Stille des Landlebens, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war, dem Stadtleben bei weitem vor, wenn gleich ſie dieſes gegen den Vater nie äußerte. Sie hatte ihn viel zu lieb, um ſich ihm nicht in allem gefällig zu beweiſen, und das auf eine Art, die es ihm nie gewahr werden ließ, daß ihre Anſichten und Wünſche bisweilen von den ſeinigen abwichen. So lange der Vater bei uns auf dem Lande verweilte, mußten wir Kinder geputzt und artig ſeyn; an freies Herumſpringen außerhalb des Gartens, in Feld und Wieſe und Wald, war gar nicht zu denken; deshalb wurden wir eigentlich erſt recht froh, wenn wir Montags die lange Reihe der Wagen vom Hofe herunterrollen ſahen. Dann ging unſer freies fröhliches Leben wieder an; denn unſre Mutter meinte, es ſey nicht gut, wenn Kinder zu ängſtlich bewacht würden, weil ſie dann nie lernten, ſich im Falle der Noth ſelbſt zu helfen.

So ſchön das Leben auf dem Lande auch war, ſo liebten wir dennoch vor allem den Tag, an welchem wir unſer Gartenhaus bezogen, und ſetzten den heiligen Pfingſtabend gleich nach dem heiligen Weihnachtsabend, unter die Zahl unſerer herrlichſten Feſte; ja wir fingen gewöhnlich ſchon um Neujahr an, den Kalender eifrig zu ſtudiren und die Tage zu zählen, die noch bis Pfingſten vergehen mußten. Die Unruhe, die es an dieſem Tage mit dem Einpacken und Auspacken der Sachen, welche mit hinaus auf's Land genommen wurden, im Hauſe gab, war unſre Freude; wir ſelbſt bezeigten uns dabei höchſt geſchäftig, als ob wir die Hauptperſonen wären, und liefen den Dienern unſrer Eltern alle Augenblicke über den Weg, um unſre eignen kleinen Habſeligkeiten herbeizubringen und dahin zu ſehen, daß nichts davon mitzunehmen vergeſſen würde.

Alle dieſe Freuden hatten wir an dieſem Tage nun ſchon genoſſen, unſre ſämmtlichen Spielſachen waren ausgepackt und geordnet, den ziemlich weitläufigen Garten mit ſeinen ſchattigen Bogengängen und Terraſſen hatten wir ſchon durchlaufen, jedem unſrer lieben Bäume und Spielplätze unſre glückliche Ankunft gemeldet und ſtanden nun müßig da; die Mutter aber hatte noch mit Anordnungen für den morgenden erſten Feiertag viel zu thun, an welchem der Vater mit einer ungewöhnlich großen Geſellſchaft uns nachfolgen wollte.

„Geht noch ein wenig in's Freie, ihr Kinder, der Abend iſt wunderſchön,“ ſprach ſie, indem ſie wohl in unſern Zügen die Abſpannung leſen mochte, die jeder zu lebhaft angeſtrengten Thätigkeit zu folgen pflegt. Wir ließen uns den guten Rath nicht zweimal geben. Ich und Mathilde nahmen den kleinen ſechsjährigen Alex in unſere Mitte, und nun ging es luſtig den Hügel hinab, auf welchem unſer Haus lag, über die Wieſe hin, dem kleinen Wäldchen zu, an deſſen Rand wir immer gern Maienblümchen ſuchten. Wir durften eine ſolche Ausflucht ſchon wagen, denn ich war bereits ein verſtändiges Mädchen von eilf Jahren, und meine Schweſter Mathilde nur ein Jahr jünger als ich. Ueberdies ſah die Mutter es gern, wenn wir am Wäldchen ſpielten; vermittelſt eines großen Fernrohrs im Gartenſaal konnte ſie von Zeit zu Zeit nach uns und unſerem Thun und Treiben ſchauen, und behielt uns ſo gleichſam unter den Augen.

„Nun was heißt das? Du wirſt Dich doch

nicht fürchten, Alex?“ hörte ich plötzlich Mathilde ſagen, als wir dem Wäldchen ſchon ganz nahe waren; ich hatte mich ein wenig abgewendet, um am Bache Vergißmeinnicht zu pflücken, die ich der Mutter mitbringen wollte. Ich wandte mich um und ſah von unſrer Raſenbank, welche die Mutter am Rande des Wäldchens für uns hatte machen laſſen, eine lange weiße Geſtalt ſich erheben, und uns langſam entgegengehen. Es war eine Frau, ſchon ziemlich alt, wie ich damals meinte, wenigſtens ſo alt wie unſere Mutter, deren zweiunddreißigſten Geburtstag wir doch ſchon nächſtens feiern ſollten. Die Frau war weder wie eine Dame, noch wie eine Bäuerin, und überhaupt ſo ſonderbar gekleidet, daß ich gar nicht wußte, was ich aus ihr machen ſollte: ſie trug ein langes, enganſchließendes, weißes Kleid, beinah wie eine Dame, aber keine Poſchen (eine Art kleinen Reifrock, ohne den damals, vor etwa vierzig Jahren, ſich keine Dame ſehen ließ). Auch hatte ſie keine Haube auf, und war doch weder friſirt noch gepudert, ihr blondes geſcheiteltes Haar war zu beiden Seiten glatt gekämmt und hinten in einen dicken Knoten gebunden.

In unſerer jetzigen Zeit hätte ſie, ohne aufzufallen, ſich in dieſer Tracht überall ſehen laſſen können, doch damals kam ſie uns höchſt fremdartig vor. Ihr Geſicht war ſo weiß wie ihr Kleid, ihre großen dunkelblauen Augen lächelten recht wehmüthig uns entgegen, dabei ſah ſie betrübt, aber doch freundlich aus. Alles was unſre alte Wärterin uns jemals von Elfen und Feen erzählt hatte, fuhr mir bei ihrem Anblick durch den Sinn, und Mathilden ging es nicht beſſer, wie ich aus ein paar Worten merkte, die ſie hinter Alex Rücken mir zuflüſterte. Doch ich ſtrebte nach der Ehre, mich als ein vernünftiges, großes Mädchen zu zeigen: „Poſſen!“ ſprach ich, „Du weißt ja, daß es ſchon lange keine Feen mehr gibt; und wenn es auch vielleicht noch eine geben ſollte, ſo iſt es immer am klügſten gethan, wenn man freundlich gegen ſie iſt und ſich nicht furchtſam bezeigt. Denk' nur an die drei Königstöchter, von denen die beiden älteſten die arme alte Frau, die eigentlich eine Fee war, aus ihrem Waſſerkruge nicht trinken laſſen wollten, und denen hernach bei jedem Worte eine Kröte oder ein Froſch aus dem Munde ſprang.“

Damit ging ich muthig, wenn gleich mit einigem Herzklopfen, auf die ſeltſame Erſcheinung zu, die in der Nähe lange nicht ſo grauerlich ausſah als von weitem, ſondern vielmehr recht hübſch. Ich bot ihr die Hand, bat ſie, ſich wieder auf unſrer Raſenbank niederzulaſſen, ſetzte mich zu ihr und winkte meinen Geſchwiſtern ein gleiches zu thun.

Die Fremde ſah mit ſeltſamen, etwas ſcheuen Blicken uns an, und ſprach Anfangs kein Wort. Sie wandte ihr Geſicht ſeitwärts dem Strome zu, der in ziemlicher Entfernung vorüberfloß, und ſah ihm nach, wie er tief zwiſchen blauen Bergen ſich verlor. Dann blickte ſie zum Himmel auf und lächelte den kleinen roſenfarbnen und violetten Sommerwölkchen zu, die mit Gold umſäumt dem Strome leiſe nachzogen; ſie regte die Lippen, als ob ſie zu ihnen ſpräche, wir aber vernahmen keinen Laut. Anfangs waren wir Kinder über das wunderliche Benehmen der fremden Frau ganz verſchüchtert; indeß da ſie zwar ſtill, aber doch freundlich blieb, ſo wurden wir es gewohnt und fingen an, wie gewöhnlich zu ſpielen und aus den ſchönen, gelben und weiſſen Sternblumen, die am Walde in Menge wuchſen, Kränze zu flechten. Ehe wir uns deſſen verſahen, half uns die Frau dabei und flocht ſie weit geſchickter als wir, wußte auch ganz in der Nähe viel ſchönere Blumen zu finden, als die unſern waren. Dazwiſchen ſprach ſie auch zu uns, und ihre Stimme klang ſo ſüß und lieblich, beinahe als wenn die Mutter Abends unter der Linde vor unſerm Hauſe ſang. Sie wurde immer freundlicher und geſprächiger; zuletzt erzählte ſie uns Mährchen und kleine Geſchichtchen, wie wir ſie in unſerm Leben noch nicht gehört: von Blumen, und dem Bach, und dem wilden Waſſerfall im Gebirge, und von den Wolken, die am Himmel umherziehen. Es klang faſt als ob das alles lebende Menſchen wären, und doch war es wieder nur Blume, und Wolke, und Bach, und Waſſerfall.

Weil alles ſo abſonderlich und doch ſo hübſch klang, ſo hörten wir ihr ſo eifrig zu, daß wir gar nicht daran dachten, es ſey ſpät, bis der Vollmond wie eine große feurige Scheibe über dem Strome hing. „Wir müſſen fort, wir müſſen fort,“ rief ich haſtig, „die Mutter wird um uns in Angſt gerathen;“ doch nun fing Alex zu weinen an, klagte, er ſey müde, ihn fröre auch, und wollte, daß ich ihn nach Hauſe tragen ſollte; das konnte und durfte ich aber nicht, denn die Mutter hatte es verboten. Ich gerieth in große Verlegenheit und wußte nicht, was anzufangen ſey, doch die fremde Frau nahm den Kleinen vom Boden auf. „Komm, lieber Knabe,“ ſprach ſie, „Du biſt noch jung, und darfſt auf weichen Armen noch getragen werden; die Zeit kommt früh genug, wo harte Kieſel und Dornen den zarten Fuß verletzen, und Du über Felſen und Waldſtröme Dir ſelbſt den Weg bahnen mußt, Du armes kleines Weſen! auch Du wirſt dem allgemeinen Looſe nicht entgehen. Genieße der guten Zeit, lache, ſpiele, Du kleines Lamm, daß noch nicht weiß, wohin der Weg es führt.“

Wir wurden recht betrübt, Mathilde und ich, indem die Frau ſo ſprach, und hingen zu beiden Seiten uns ihr an den Arm, während ſie mit Alex ſchnell über die Wieſe hinging. „Der Fuchs badet ſich, ſagen die Leute,“ ſprach ſie, indem ſie auf die Nebel hinwies, die nach dem heißen Tage aus dem Graſe aufſtiegen; „die Leute ſagen ſo, aber glaubt es nicht, ihr Kinder. Ich weiß, wer dort die feinen Schleier ausbreitet, um ſie am Mondſchein zu bleichen, ich weiß es wohl, darf es aber nicht nennen.“ Sie ging bei dieſen Worten immer ſchneller, wir liefen neben ihr her, denn uns wurde recht ſchauerlich zu Muthe; ehe wir es dachten, hatten wir das Gatterthor vor dem Hügel erreicht, auf dem unſer Haus lag, und nun ſetzte ſie den kleinen Alex nieder auf den Boden. „Weiter darf ich nicht,“ ſprach ſie, „nicht in das lichte, große Haus. Im dunkeln Wald, wo die Nacht wohnt und die Eule ruft, da iſt mein Platz beim wilden Waldgevögel. Euch aber leuchtet noch das Morgenroth, möge Gott Euch behüten!“ Sie wandte ſich und war in der Dämmerung uns ſchnell aus dem Geſichte entſchwunden.

Die Mutter kam vom Hügel herab uns entgegen, mit ihr die alte Brigitte, die Wärterin meiner Mutter, als dieſe noch klein war, und die nun Sommer und Winter unſer Landhaus bewohnte. „Ihr ſeyd lange ausgeblieben, lieben Kinder,“ ſprach ſie, „thut das nicht wieder. Mir wäre bange um Euch geworden, hätte ich nicht durch das Fernrohr Euch ruhig auf der Naſenbank ſitzen geſehen. Wer war die Frau, die bei Euch ſaß und den kleinen Alex auf dem Arme trug?“

„Wie ſie heißt, wiſſen wir nicht,“ antwortete ich ſchnell, „aber ſie iſt gut und freundlich, hat mit uns geſpielt, uns hübſche Mährchen erzählt und prächtige Kränze geflochten, ſieh nur, wie ſchön!“

„Es wird die Schweſter des neuen Förſters unten im Walde geweſen ſeyn, der erſt ſeit Oſtern dorthin gezogen iſt,“ nahm jetzt Brigitte das Wort; „ſie ſitzt alle Abende bis Sonnenuntergang auf der jungen Herrſchaft ihrer Raſenbank. Ich kenne ſie weiter nicht, denn die Förſtersleute kommen nicht viel aus dem Walde heraus, und unſer eins hat auch nicht Zeit übrig, um ſich um Andere zu bekümmern, aber weit her muß ſie ſeyn, denn ſie trägt eine ganz fremde ſonderbare Kleidung, wie man ſie hier zu Lande nicht ſieht. Die neuen Förſters ſollen aber brave Leute ſeyn, eben dieſe Schweſter des Förſters ſitzt den ganzen Tag am Klöppelkiſſen, wie ich höre. Solche herrliche Spitzen, wie die zu klöppeln verſteht, ſoll es weit und breit nicht geben. Da iſt es der guten fleißigen Perſon wohl zu gönnen, daß ſie Abends ein wenig in's Freie geht, wenn ſie ſich den Tag über im Hauſe ſteif und müde geſeſſen hat."

Am folgenden Tage kam der Vater, und eine große Geſellſchaft von Herren und Damen mit ihm. Damals feierte man noch die großen heiligen Feſte mit drei Feiertagen, während welcher alle die Fremden mit dem Vater bei uns verweilten. Wir mußten oben bei den Kindern bleiben, die mitgekommen waren, und durften unſer liebes Wäldchen nicht beſuchen, aber ich ſah doch Abends ein paar Mal durchs Fernrohr hin; unſre unbekannte Freundin ſaß wieder am gewohnten Platz, und es wollte mir vorkommen, als ſähe ſie recht betrübt nach uns ſich um, ob wir denn gar nicht kämen.

Endlich waren die Gäſte wieder fort, und wir eilten, ſo wie der Abend herankam, mit großen Sprüngen hinunter zur Raſenbank, und freuten uns im Voraus auf die ſchönen Kränze und die neuen Mährchen, die wir zu hören hofften; aber wir fanden die Raſenbank leer und warteten lange vergebens, nicht nur an dieſem, ſondern auch noch an vielen folgenden Abenden; die fremde Frau ließ ſich nicht blicken. Nun fielen einige Regentage ein, an denen die Mutter uns nicht auf die feuchte Wieſe hinausließ; dann kam wieder ein Sonntag, an dem wir daheimbleiben mußten; zuletzt machten wir einen neuen Spielplatz, dicht an der Gartenmauer, im Walde ausfindig, wo zahlloſe Maienblümchen und die herrlichſten Nachtviolen wuchſen, und unſre Raſenbank nebſt der fremden Frau wurde darüber beinah gänzlich vergeſſen.

Eines Nachmittags aber, als die Sonne noch ziemlich hoch am Himmel ſtand, und ich, wie ich gern und oft that, mich durch das Fernrohr ein wenig in der Welt umſah, da wurde ich ganz unverhofft und zur ungewohnt frühen Stunde unſre unbekannte Freundin wieder an ihrem alten Platze gewahr. Freudig ſagte ich dieſes Mathilden, und nun ging es eilend den Hügel hinab, über die Wieſe hin, dem Wäldchen zu. Den kleinen Alex nahmen wir auch wieder mit, denn er verſprach ſehr artig zu ſeyn und uns nicht wieder zu plagen.

Wir eilten was wir konnten, denn wir fürchteten, die Frau möchte nach Hauſe gehen, da es noch ſo früh war; aber dieſe dachte nicht an's Fortgehen, ſie war bleich und ſo matt, daß ſie nicht einmal von der Raſenbank aufſtehen konnte, um uns entgegen zu kommen; ſie winkte aber doch ſchon von weitem uns freundlich zu.

„Blumen holen kann ich Euch heute nicht, Ihr lieben Kinder,“ ſprach ſie; „ich bin ſehr müde und habe einen weiten Weg vor mir. Weit! weit!“ Sie lächelte zwar ſehr freundlich, indem ſie ſo ſprach, aber es klang doch ſo betrübt, daß wir weinen mußten und ihr um den Hals fielen, Mathilde und ich, und ſie baten, doch ja nicht fortzureiſen; wir verſprachen, auch alle Abende zur Raſenbank zu kommen, Kränze zu flechten, Mährchen uns erzählen zu laſſen, und ſie recht lieb zu haben.

„Lieb haben!“ wiederholte ſie und ſchüttelte, lächelnd vor ſich hinblickend, das Haupt. „Ja das iſt es! darum will ich fort, in mein ſchönes, hohes, goldiges Haus, das noch viel lichter und herrlicher iſt als Eures. Da bleibt die arme Margareth nicht mehr im Dunkeln, und wird auch geliebt.“ Indem ſie ſo ſprach, ſah ſie mit wunderhellen glänzenden Augen zum Himmel auf, und ward mit einem Mal ganz ſtill, als ob ſie ganz vergäße, daß wir da wären. Mir wurde ängſtlich, aber auch ganz unausſprechlich mitleidig zu Muthe. „Wir wollen Dir Blumen holen, denn wir wiſſen doch jetzt, wo ſie wachſen,“ ſprach ich endlich ganz leiſe; „und Kränze flechten kannſt Du doch heute? und erzählen auch?“

Holt Blumen, holt Blumen, ehe ſie welken, es iſt Zeit! geht, geht, holt ſie zum Kranze,“ ſprach ſie ein wenig heftiger als ſie pflegte.

Wir liefen in den Wald und kehrten bald mit vielen ſchönen Blumen zu ihr zurück. Ich beſonders hatte in einer kleinen Vertiefung welche gefunden, die ich noch gar nicht kannte, kleine zierliche Büſchel, mit weißen, gelben und röthlichen Blümchen, die brachte ich ihr, meinen ganzen Strohhut voll.

„Du haſt ſchöne Blumen gepflückt, mein Kind,“ ſprach ſie, und ſtreichelte mir freundlich die Wange, „ſie welken nie, ſie ändern ſich nie, es ſind die Blumen der ewigen Treue. Laß ſie mir zum Kranz, ich brauche ſolch einen Kranz, und will Euch die ſchöne Geſchichte vom Waldhähnchen erzählen, während ich den Kranz mir flechte.“

Ich gab ihr die Blumen mit Freuden hin, die, wie ich nachher erfuhr, Immortellen hießen, und nun ſetzten wir uns alle drei dicht an ſie heran, um uns von Waldhähnchen erzählen zu laſſen.

„In einem tiefdunkeln Walde lagen viele einzelne Hütten,“ fing ſie, den Kranz flechtend, an; „arme Leute, Köhler, Holzmacher, wohnten in der grünen Waldesnacht, rings um das Vaterhaus der armen Margareth und bildeten ſo ein kleines Dörfchen. Um von einer Hütte zur andern zu gelangen, hatten ſie oft viele hundert Schritte zu gehen, das war zuweilen beſchwerlich; aber ſie hielten doch in guter Gemeinſchaft zuſammen wie redliche Nachbarsleute, halfen einander in der Noth und waren friedlich und fröhlich in ihrer Armuth. Ach, es war ein glückliches, liebes, herziges Leben in dem dunkeln grünen Wald! ſo gibt es keines mehr.

„Draußen aber, dicht vor dem Walde, ſtand ein hohes lichtes Haus mit hundert Fenſtern; die glänzten feurig wie die Sonne ſelbſt, wenn dieſe in Weſten ſich ſenkte; und wenn die Nacht in ihrem Sternenmantel heraufgezogen kam, dann leuchtete das Licht von hundert Kerzen aus ihnen von innen heraus, weit über das Land hin, und ſtahl ſich durch das grüne Laub des Waldes, bis zu den dunkeln kleinen Hütten der armen Leute, die in dieſen wohnten. Der Vater des wunderholden Knaben lebte mit den Seinen in dem hohen Hauſe in Pracht und ewigen Feſten, denn er war groß und mächtig.

„Die alten Leute im Walde ſchüttelten wohl zuweilen die Köpfe, wenn der wunderholde Knabe ſo wild und muthig einherſprang, über die Felſenbäche und wilden Waldgewäſſer ſetzte, oder auf den hohen Felſenſpitzen den Gemſenſprung von einer zur andern wagte; wir jungen aber hatten große Freude an dem kecken Beginnen und folgten ihm ſo viel möglich überall hin, vor allem die arme Margareth. Wie oft harrte ſie ſeiner bei'm erſten Morgenſtrahl! er aber war immer anderswo, als wo man ihn erwartete. Oft wenn er Abends wie verſchwunden ſchien, kein Angſtruf ihn ereilen, kein Blick ihn erſpähen konnte, dann weinte die arme Margareth um ihn, daß der Bach vor ihres Vaters Haus von ihren Thränen anſchwoll; denn ſie dachte ſich ihn von irgend einem Felſengipfel in die tiefen Bergſchlünde hinabgeſtürzt und verloren. Wenn dann aber das Morgenroth wieder über die Berge geſchlichen kam, um die Vögel im Walde zu wecken, dann ſaß der Knabe hoch über Margareth in den dichten Zweigen der höchſten Buche, oder wiegte ſich im Wipfel der ſchlankeſten Tanne, und ſang ſein fröhliches Liedchen mit den Vögeln um die Wette, der Sonne entgegen. Wir Kinder nannten ihn deshalb Waldhähnchen, und er behielt den Namen lange, und lachte immer freundlich, wenn er ihn hörte. Gewiß er verdiente den Namen, er hatte Flügel wie ein Vogel, wenn gleich wir ſie nicht ſehen konnten, oder auch wohl wie die Engel, die haben auch Flügel, ſagt man.

„Seine Geſtalt war zart wie ein Traum, ein heller ſchöner Stern war ſein Auge, anmuthig und zierlich all ſein Thun. Sein bittendes Wort drang leiſe, aber gewaltig zum Herzen, ach und gewaltiger noch, wenn ſeine Lippe ſchwieg, und nur ſein Auge ſprach; dann erſt ſchien das rechte Leben in ihm aufzugehen, dann war er wortlos beredter, als Andere es ſind, und wenn ſie tauſend Zungen hätten. Wenn dann er neben der armen Margareth ſtill im Graſe ſaß, dann faßte ſie ſich wohl zuweilen ein Herz und bat ihn, nicht ſo wild umherzuſchweifen und nicht ſein Leben in Gefahr zu ſetzen, das auch das ihrige war. Er aber erzählte ihr von dem wilden Waſſerfall im tiefen Felſenthal, mit dem Rieſenhaupte voll zitternder ſchneeweißer Locken, den er ſo liebte, und wie es ihm in deſſen Nähe immer einen Namen zurief, den er nicht verſtehe, und er dann immer höher felsan ſteigen müſſe, um nur die Stimme nicht mehr zu hören, die dennoch nie von ihm ablaſſe, die ihn immer weiter verlocke, über den blauen See hin, zum Hügel, am Waldesſaum, den die Sonne ſo lieb hat, dem die Morgenröthe, wenn der kalte Herbſt kommt, ihren purpurrothen Königsmantel umhängt; immer weiter, immer weiter, ohne Ruh.

„Die Jahre vergingen, wir wurden größer und größer. Nicht mehr beſtieg er die Felſen und Wipfel der Bäume, er wurde ſtiller, aber freundlicher gegen alle.

„Die arme Margareth ſah oft von weitem die liebe Geſtalt in dunkeln Schattenräumen ſich verlieren, und folgte ſie ihm, ſo ſaß er am Waldbach, flüſterte mit den Wellen, ſprach mit der

Abendluft, weckte das Echo. Nachts ging er durch den Wald, ein ſchöner Stern ging ihm zur Seite. Doch nie durfte Margareth ihm nahen, wenn das holde Licht bei ihm war. Einſt bat ſie ihn mit Thränen, ihr nur den Namen des ſchönen Lichtes zu nennen, ihr Herz bedurfte es, ihn zu wiſſen, wenn es nicht brechen ſollte. Alma, flüſterte er lächelnd. Ein kalter feuchter Schleier zog über Margareths Antlitz hin, und als ſie die Augen wieder öffnen konnte, war er verſchwunden.

„Auf dem Heimwege zu ihres Vaters Haus ſah ſie von weitem am Ufer des blauen Sees im Graſe ihn ſitzen; er horchte auf die kleinen goldnen Bienen, und lachte ſpielend mit den Libellen, die um ihn her ſchwärmten, die brachten ihm wohl Kunde von ſeinem Lichte, ſeiner Alma.“

Die Fremde ſchwieg hier plötzlich und wurde ſehr ſtill und ernſt. Die Sonne ſank tiefer und beleuchtete den kleinen Hügel, auf dem wir ſaßen, die zahlloſen gelben Sternenblümchen, mit denen das Gras rings umher wie beſät erſchien, fingen an ſich im Abendwind zu regen, und wiegten auf ihren faſt unſichtbar feinen Stengeln ſich hin und her, als wären ſie lebendig geworden, und tanzten fröhlich im Abendſonnenſtrahl.

„Seht Ihr's? ſeht Ihr's?“ fing die Fremde wieder an, „die Lichter werden angezündet, das Feſt beginnt, die Elfen kommen. So iſt es auch damals geweſen. Der Knabe war, als wir ihn noch Waldhähnchen riefen, ſchon längſt dem Elfenreiche verfallen. Denn merkt es wohl, Ihr Kinder, nur das Flüchtige iſt ſchön. Dem Krieger blüht das Leben ſchöner, weil er es täglich auf's Spiel ſetzt, täglich von ihm Abſchied nimmt. Die Roſe iſt ſchön, weil der Weſt die leichten Blättchen ſchnell zerſtreut, hierhin, dorthin. Der Regenbogen macht dem Engel Freude, der auf ihn zur blühenden Erde niederſteigt, weil die leicht geſchwungene Brücke hinter ihm zuſammenbricht und ihre glänzenden Farben in Luft zerflattern; und das Echo liebt den Schall, weil es eilends ihm nachrufen muß, ehe er verklingt. Darum lieben auch die Elfen die Kinder der Menſchen, weil ihr flüchtig kurzes Leben durch das endloſe Daſeyn unſterblicher Geiſter hindurchfliegt, wie der Schmetterling durch die unermeßliche Bläue des Himmels. Und der Knabe gibt ſich den ſchönen Feen willig hin, und vergißt, was er ſonſt auf Erden geliebt hat, als wäre es nie geweſen.

„Alma aber war die Tochter des erſten Frühlingsſonnenſtrahls, der Elfenkönig war ihr Ahnherr, doch ihre Mutter eine Sterbliche aus dunkelm Stamm, wie die arme Margareth auch. Darum liebte das ſchöne Sonnenkind die armen weichen Menſchen, und ſchlich ſich oft mit ſeinem Vater hinab in's dunkle Thal und half ihm die Blumen wach küſſen. Sie fand den Knaben, der damals Waldhähnchen hieß, im Graſe ſchlummernd, und hielt ihn für eine Blume und küßte das Herz ihm wach. Darum tönte, lange ehe er ſie geſehen, ihr Name, den er noch nicht auszuſprechen wußte, durch alle ſeine Träume hindurch, es rief ihn und lockte ihn von Fels zu Fels, vom Waſſerfalle zum tiefdunkeln Wald, er mußte ewig ſuchen, was ihm noch unbekannt war. Doch Alma, aus Furcht vor dem kalten ſtrengen König, ihrem Ahnherrn, durfte es nicht wagen, ſich dem Knaben zu zeigen, ehe er erwachſen ſey; ſie verſteckte ſich zwiſchen den kleinen Wellen, ihren Geſpielinnen, die den See hüpfend kräuſelten, zuweilen verbarg ſie ſich auch im tiefen Kelche der Lilie, oder zwiſchen den Flügeln des an ihm vorübereilenden Schmetterlings. Doch alle ihre Diener ſandte ſie nach ihm aus, alle Boten des Frühlings mußten ihm von ihr erzählen. Die ſummende Biene, der bunte Schmetterling, die ſchlanke Libelle, die Vöglein im Walde, alle flüſterten und ſummten und ſangen ihm ihren Namen zu, die Maienblümchen läuteten ihn im Thale aus, die Aurikeln, die Himmelſchlüſſel, die Sternblumen grüßten ihn mit einem Strahl aus ihren Augen. Er kannte ſie, lange ehe er ſie geſehen, und verfolgte, voll unendlicher Sehnſucht nach ihr, ihre Spur. So wuchs der Knabe unter ſeinen armen dunkeln Geſpielen im Walde zum Jünglinge heran, und blieb gut und freundlich, auch gegen die arme Margareth.

„Nun war er groß geworden, nun zog er frei umher; aber die Welle ſchwieg, die Luft war ſtill, die Bienen hatten ihm nichts mehr zu erzählen, und was die Waldvöglein ihm zuſangen, verſtand er nicht mehr. Ihm wurde unausſprechlich weh und traurig um das Herz, er meinte, es werde ihm brechen vor Sehnſucht; da ſtand die lange geſuchte Geſtalt plötzlich vor ihm, in der grünen Waldesnacht, in der ländlichen Tracht der Bewohner deſſelben, der hochgelbe, wie Gold ſchimmernde Strohhut umſchattete ihr roſiges Geſicht. Er hatte nie ſie geſehen; ſein Herz, das ihren Namen ihm zuflüſterte, verſtand er aber noch nicht, darum fragte er ſie, wie er ſie nennen ſolle. Alma heiße ich, ſprach das ſchöne Sonnenkind, und nun erkannte er den Namen und die ſüße Stimme, die, ſein ganzes Leben hindurch, über Berg und Thal ihn gelockt hatte. Er wußte nun, daß Alma es ſey, von der Welle und Luft, Blumen und Vögel, Biene und Schmetterling und Libelle ihm immer erzählt hatten. Als Alma's Name nur noch, ihm ſelbſt nicht deutlich geworden, in ſeinem Herzen erklang, da hatte ſie die Sprache der Natur ihn ſchon verſtehen gelehrt, die ihn auch liebte, weil Alma, das Sonnenkind, ſeine Freundin war; die um Alma's willen ihn ſtets mit weichen Armen umfaßt hielt, daß er ſich nie bei ſeinen ehemaligen wilden Spielen verletzte, und die ihn ſicher auftreten ließ, wenn er die weiten Sprünge des ſcheuen Rehes von Fels zu Fels verfolgte. Sie, die Natur, gab ihm Gewalt über die Thüre des Waldes, über die hohe Eiche, über die Wellen des Sees, ach auch über das Herz der armen Margareth, alle mußten ihm huldigen wie ihrem Könige.

„Alma ging und kam von nun an; doch immer blieb ſein Herz mit ihr. Wenn ſie an ſeiner Seite über den grünen Raſen hinſchritt, blitzten rings umher die goldnen Sternblumen auf und winkten ihr, mit den kleinen Häuptern nickend, einen freundlichen Gruß zu. Er aber nannte ſie ſeinen Waldſtern, und war glücklich. Alle Abende wandelte ſie an ſeiner Seite durch die hochgewölbten grünen Hallen des dunkeln Waldes; wenn die Nacht die beiden hohen Geſtalten mit ihrem weiten Mantel verhüllte, dann glänzte Alma's gelbes Hütchen wie ein goldheller Stern durch die Finſterniß, wo ſie ging und ſtand, ward es licht um ſie her. Die arme Margareth ſah es allnächtlich aus dem kleinen Fenſter ihrer Kammer in ihres Vaters Hauſe, in der kein Schlaf ſie mehr beſuchte. Aber ſie weinte nicht mehr, denn das ſchöne Paar war ſo glücklich! und wenn ihr auch das Herz zuweilen ſtille ſtand, als ob es müde ſey, ferner zu ſchlagen, was that denn das?

„Als der Lenz nun vorüberzog, da ſollte Alma ihrem Ahnherrn, dem rauhen Herrſcher, folgen in ſein fernes duftiges Reich, doch ſie entfloh ihm am letzten allerſchönſten Tage des Frühlings, und der Geliebte verbarg ſie in den Klüften des tiefdunkeln Waldes.

„Alma legte alle ihre Zaubergewalt ab, und ward und liebte wie ein ſterbliches Mädchen, denn Liebe iſt der mächtigſte Zauberer, der alle andere überwindet, und Alma's Herz war ſein Reich. Ach es waren Tage des Glückes, ſchöne goldne Tage, die ſie zuſammen verlebten! Die arme Margareth dachte oft, das Herz müſſe ihr brechen vor Freude, darüber, daß das ſchöne Paar ſo glücklich war!

„Der Sommer floh vorüber, der Herbſt zog heran. Die Sonnenſtrahlen warnten das ſchöne Paar, ſie gingen in Regenwolken unter, wie die Liebe in Trauer; aber das Paar achtete nicht darauf. Immer ſeltner, immer ſpäter, immer trüber kehrten die goldnen Strahlen wieder, auf immer kürzere Zeit. Die Liebenden wurden das nicht gewahr, ſie ſahen die Nebel nicht, die ſich immer grauer und dichter zuſammenzogen. Da brauſte der Wald, die mächtigen Eichen krachten, die Gipfel der hohen Tannen bogen bis zur Wurzel ſich, die uralten Buchen ſchauderten, in allen ihren Aeſten erbebend, die Erde zitterte, der mächtige König kam auf ſeinem dunkeln Wolkenwagen, von acht ſchneeweißen Roſſen gezogen. Der Fels erbebte von ihrem Hufſchlag, weiße Flocken löſten unter ihren Tritten ſich los und deckten weit und breit das ganze Land, die Liebenden ſollten von einander ſcheiden. „Scheidet!“ gebot der zürnende König.

„Er haßte den Jüngling, der ihm ſein Liebſtes entführt, aber er liebte ſein eignes Geſchlecht, und hätte gern dem ſchönen Sonnenkinde verziehen. Laß ab von ihm! gebot er, und folge mir in mein duftiges entferntes Reich. Gehorche mir, oder bleibe auf ewig verſtoßen aus meinem weiten Gebiet. Wandre arm und dürftig, gleich andern Sterblichen, auf der dunkeln Erde. Verliere alle Vorzüge Deines unſterblichen Geſchlechts, die ewig heitre Jugend, Deine Geſpielen, Deine Freunde, keines von allem dieſen wird in die Oede Dir folgen, in die Du verbannt bleibſt, und nur noch einen flüchtigen Frühling hindurch wird Dir vergönnt ſeyn zu leben.“

„Und er?“ fragte wehmüthig ſeufzend das arme ſchöne Sonnenkind.

„Er ſtirbt mit Dir!“ erwiederte der ſtrenge Richter.

„Und wenn ich ihn verlaſſe? und mit Euch ziehe?“ fragte Alma erbleichend.

„Frage nicht!“ erſcholl es aus der Höhe über ihr.

„Wehe mir! o wehe mir! klagte Alma. Wohl weiß ich es, um ſein armes kurzes Menſchenleben iſt es dann auch geſchehen. Was kann die Erde ihm geben, wenn er mich verlieren muß? wenn meine Nähe ihm nicht mehr die Morgenröthe bleibt, die ſeine Nacht zerſtreut? So fahre denn hin, du letztes Band, das mich dem Reiche höherer Weſen noch verbindet, ich gehe mit Dir unter, Du Geliebter, ein ſterbliches Weib. Sprich nur mein Urtheil aus, donnernder König. Du ewig Geliebter ſollſt an keinem Schmerze ſterben, mein Kuß weckte Dich zu erhöhterem Leben auf, mein Kuß wiegt Dich in den Schlaf, dem auf Erden kein Erwachen folgt.“

„Furchtbarer rollten die Wetter, ſchwarze Wolken deckten die Sonne, heulender Sturm rief den Liebenden noch aus der Ferne des enteilenden Königs Zornworte zu. Aber von neuem, in unausſprechlicher Lieblichkeit ſank der Frühling wieder auf die Erde; der erſte Sonnenſtrahl, der ihn verkündete, küßte Alma ſeine Tochter und ihren Geliebten, und ſtille ſelige Wehmuth zog in ihre Herzen ein.

„Da weinte nicht nur die arme Margareth, auch in allen Blumenaugen glänzten Thränen.

„Wie der Frühling vorüberzog, verblühte auch das Leben des liebenden Paares mit dem der Veilchen und Maienglöckchen. Am letzten Tage deſſelben ſollte der Todesengel ſie vernichten.

„Aber nein, aber nein! ſie ſind nicht geſtorben, rief Margareth jetzt laut, und erhob ſich, wie neu belebt, von der Raſenbank: nein, ſie ſind nicht geſtorben, ſind nicht bei den Todten, die Leute wollten das der armen Margareth nur einreden, weil man ſie nach dem heftigen Unwetter am letzten Frühlingstage nicht mehr durch den Wald gehen ſah. Alma's reines Liebesopfer verſöhnte die reinen Geiſter der Lüfte; ihre Verwandten, die Sonnenſtrahlen, baten für das holde Paar, und ſie ſandten in Gewittern ihre Wolkenboten nieder zur Erde. Die hüllten die Liebenden in ihre weiten goldumſäumten Gewande, und hoben ſie hinauf in ihr ewig lichtes Reich. Niemand will es der armen Margareth glauben, aber ſie ſieht ſie oft dort oben Hand in Hand friedlich einherſchweben, im roſig goldnen Schleier, der ihnen weit nachzieht. Wenn die Sonne Abends von der Erde Abſchied nimmt, folgen ſie dem ewigen Lichte. Jetzt eben, ſeht Ihr es nicht? dort in Weſten, hinter dem Walde, weht Alma's mit Gold und Purpur durchwirkter Schleier ſchon herauf. Seht, dort! dort!"

Sie ſank auf die Raſenbank ermattet zurück, während ſie mit der blendend weißen zitternden Hand auf ein kleines goldnes Sommerwölkchen deutete, das hinter dem Walde am Himmel aufſtieg. Ihre Augen ſchloſſen ſich, als ob ſie ſchlief, und wir ſtanden in großer Verlegenheit um ſie her, und wußten nicht, was wir beginnen ſollten.

„Arme Schweſter, arme Margareth!" ſprach plötzlich eine Männerſtimme dicht hinter uns; ein hübſcher ſtattlicher Mann in Jägertracht trat neben der Raſenbank aus dem Walde hervor. „Gute, liebe Schweſter!" fuhr er fort, indem er die Leidende mit großer Sorgfalt aufzurichten ſuchte, „wir hätten Dir nicht den Willen thun, Dich nicht in's Freie, nicht hierher laſſen ſollen, aber Deinen Bitten widerſtehe, wer da kann; ich kann es nicht."

„Komm, liebe Margareth, komm in's Haus, ehe der Abendthau fällt."

Margareth ſchlug die Augen zu ihm auf und ſah freundlich lächelnd ihn an, während ſie an ſeinem Arme ſich aufzurichten ſuchte; doch die Kräfte verſagten ihr, die Kniee brachen unter ihr zuſammen, und ſie ſank wieder auf die Raſenbank zurück. „Arme, arme Schweſter,“ ſeufzte der Förſter recht aus tiefem Herzensgrund, und blieb eine Weile in tiefem Nachſinnen neben ihr ſtehen.

„Meine lieben jungen Herrſchaften,“ ſprach er jetzt zu uns, „bleiben Sie nur noch eine kleine Weile bei meiner Schweſter, ich bitte herzlich darum. Mein Haus liegt keine hundert Schritte von hier im Gehölze; ich eile Hülfe zu holen, und bin in wenigen Minuten wieder bei Ihnen.“ Er verſchwand augenblicklich im Gebüſch, und wir blieben mit gefalteten Händen neben der armen Margareth ſtehen. Bleich, aber ſchön wie ein Engel, lag ſie da, lächelnd, die Augen auf die Wolken geheftet, die immer lichter und prachtvoller am Himmel heraufzogen. Uns war traurig und freudig zu Muthe, und feierlich als wären wir in einer Kirche.

Der Förſter kam jetzt in Begleitung zweier ſeiner Leute wieder, die einen großen bequem gepolſterten Armſeſſel trugen, in dieſen ward die arme Margareth mit vieler Sorgfalt gehoben und dann fortgetragen.

Ihre Augen ſahen noch immer zu den Wolken hinauf, den Kranz von Immortellen, den ſie ſich geflochten, hielt ſie feſt in der Hand, und als die Leute ſie in's Gebüſch hineintrugen, ſah ſie noch einmal nach uns ſich um, lächelte uns freundlich zu, winkte, wie Abſchied nehmend, mit dem Kranz, und war nun unſern Blicken entſchwunden.

Still und ſchweigend gingen wir nach Hauſe; ſogar Alex ſagte kein Wort, der doch ſonſt immer gern plaudern wollte. Am Hügel kamen die Mutter und Brigitte uns wieder entgegen, unſer ungewöhnlich ſtilles Weſen fiel der Mutter auf, ſie wollte wiſſen, ob uns etwas Unangenehmes begegnet ſey, und ich ſagte ihr, daß die arme Margareth, bei der wir wieder geſeſſen und die uns ein ſchönes Mährchen erzählt habe, plötzlich ſo unwohl geworden ſey, daß man ſie habe nach Hauſe tragen müſſen, weil ſie nicht gehen konnte.

„Ich wollte ſchon längſt es der gnädigen Frau anheim ſtellen, ob es nicht beſſer ſey, den jungen Herrſchaften nicht ſo viel Umgang mit der Jungfer Margareth zu geſtatten,“ ſagte Brigitte. „Ich habe mich näher nach den Förſtersleuten erkundigt, ſie ſind brav, auch ſauber und manierlich, dawider iſt nichts zu ſagen; vielleicht ein wenig zu vornehm für ihren Stand, ſie leſen viel in Büchern, doch, du lieber Gott, das iſt nun einmal die Art der jetzigen Welt, und wem geht das etwas an? jeder mag zuſehen, wie er es treibe; was mich nicht brennt, löſch' ich nicht. Aber die Jungfer Margareth iſt nicht nur kränklich, die arme fleißige Perſon iſt auch im Kopfe nicht recht richtig, das ſagen Alle, die ſie kennen; ſie ſpricht oft ganz verwirrt, und kleidet ſich auch ſo wunderlich, daß man ihr es gleich anſieht, ſie iſt verrückt. Sie ſoll zwar immer lammfromm ſeyn und keinem Menſchen etwas zu Leide thun, aber ſolchen armen geſtörten Weſen iſt doch nicht zu trauen, ſage ich immer; wer kann es vorher wiſſen, was ſie im Stande ſind zu thun, wenn der Raptus über ſie kömmt!“

„Brigitte, wie kannſt Du nur ſo etwas den dummen Leuten nachſprechen!“ rief ich, mich gewaltig ereifernd. „Die, welche dieſes behaupten, kennen entweder die Margareth nicht, oder ſind ſelbſt nicht richtig im Kopfe. Gewiß kann keiner von ihnen, und ſelbſt Du nicht, liebe Brigitte, ſo ſchöne Mährchen erzählen, wie Margareth uns heute eins erzählt hat. Krank iſt ſie, das iſt leider wahr, aber verrückt? Sobald wir oben im

Hauſe ſind, will ich der Mutter alles erzählen, was ich heute von Margareth gehört habe; ich habe es recht gut behalten, und da mag ſie ſelbſt urtheilen. Ich weiß, liebe Mutter, Margareth's Mährchen vom Waldhähnchen wird Dir gefallen, und Du wirſt gewiß einſehen, daß ſie recht ſehr bei Sinnen iſt, und uns den Umgang mit ihr nicht verbieten."

Mein Vorſchlag wurde angenommen, und ſobald wir uns wie gewöhnlich um die Mutter her geordnet hatten, fing ich an, mein Verſprechen zu erfüllen. Mein Gedächtniß, das, ſo lange ich ein Kind war, wirklich bewundernswerth genannt werden durfte, leiſtete mir dabei die trefflichſten Dienſte, auch nicht der kleinſte Umſtand wurde von mir vergeſſen, und es gelang mir ſogar faſt wörtlich und ganz in Margarethens Art alles zu wiederholen, wie ich es von ihren Lippen vernommen. Die Mutter hörte ſehr aufmerkſam mir zu, ein paarmal wollte es mir ſogar vorkommen, als ob ich Thränen in ihren lieben Augen blinken ſähe. Brigitte, die, wie gewöhnlich, mit ihrem Strickzeuge in einem Eckchen ſaß, hörte Anfangs auch auf meine Worte, nickte aber zuletzt doch darüber ein; auch Mathilde und Alex wurden ſchläfrig und mußten zu Bette gebracht werden:

ſo blieb ich denn gegen das Ende der Geſchichte mit meiner Mutter und der ſchlafenden Brigitte allein.

Ich erzählte immer fort, während meine Mutter ſtill vor ſich hin weinte, und mir ihre Thränen nicht mehr verbergen mochte. Das rührte mich unbeſchreiblich, ich wollte aufhören, weil meine Erzählung ſie ſo angriff, aber ſie litt es nicht, ich mußte fortfahren, bis ich zu der Stelle kam, wo die Luftgeiſter das ſchöne Paar in ihrem weiten Wolkenmantel hinauf in den Himmel tragen: „Nicht weiter, nicht weiter!“ rief meine Mutter nun, „es iſt genug, Franziska, höre auf, mein Kind.“ Sie weinte noch eine Weile recht aus Herzensgrunde, während ſie mich zu ſich hinzog und mich liebevoll an ihre Bruſt drückte.

„Du haſt recht ſchön erzählt, mein Fränzchen,“ ſprach ſie zuletzt und trocknete ſich die Augen ab, „Du brauchſt Dir nicht darüber bange werden zu laſſen, daß Dein Mährchen mir Thränen erpreßte; es hat Erinnerungen an längſt vergangene Begebenheiten und Zeiten in mir erweckt, von denen Du nichts wiſſen konnteſt, die ich Dir aber jetzt mittheilen will, denn Du wirſt nun mit jedem Tage größer, und es iſt Zeit, daß Du das Leben auch von ſeiner ernſteren Seite kennen lernſt.

Deine Margareth aber wollen wir beide morgen mit dem Frühſten beſuchen, ich glaube in ihr eine alte Jugendbekannte von mir wiederzufinden. Brigitte! Brigitte, erinnerſt Du Dich noch des alten Förſters, Huber in Lichtenhaus, und ſeiner beiden Kinder, Anton und Margareth?“

„Ja, gnädige Frau, der neue Förſter unten am Walde heißt Anton Huber,“ erwiederte Brigitte ganz ſchlaftrunken; doch als meine Mutter ihre Frage nochmals wiederholte, ermunterte ſie ſich völlig, ſuchte das ihr entfallene Strickzeug vom Boden auf, ſetzte ſich damit zu uns an den Tiſch, und kam nun von ſelbſt auf den Gedanken, daß der Förſter Anton Huber und ſeine Schweſter Margareth niemand anders als die Kinder des Förſters aus Lichtenhaus wären.

„Wie man doch im Alter vergeßlich wird,“ ſprach ſie. „Wer hätte denken ſollen, daß ich den alten Förſter Huber vergeſſen und ſeinen Sohn Anton nicht gleich wieder erkennen ſollte, den ich doch, als ich noch bei dem hochſeligen Herrn Oberlandjägermeiſter in Schloß Lichtenhaus war, ſelbſt aus der heiligen Taufe gehoben. Ach, Fräulein Fränzchen, das Schloß Ihres Herrn Großvaters hätten Sie ſehen ſollen, das war eine

Pracht! Es lag hoch oben auf dem Berge, aus allen Fenſtern hatte man die ſchönſte Ausſicht, meilenweit in's Land hinein. Unten, nahe am Schloßberge, lag ein großer herrlicher Wald, und ein Dorf darin, in welchem der Förſter Huber das einzige einigermaßen reputirlich ausſehende Haus bewohnte. Viel hundert Mal bin ich den ſteilen Schloßberg heruntergelaufen, um die Förſtersleute zu fragen, ob ſie vom Junker Theodor nichts wüßten, wenn der einmal wieder bis ſpät in die Nacht hinein im Walde blieb. Was mir der Theodor in meinem Leben für Angſt gemacht hat! Er war ein recht wilder Knabe! aber himmliſch gut, und freundlich und ſchön wie ein Engel: und mußte ſo früh aus der Welt! Doch will nichts mehr von ihm ſagen, es betrübt die gnädige Frau."

„Himmliſch gut und freundlich und ſchön wie ein Engel," wiederholte meine Mutter mit zum Himmel gewandten Augen. „Ja ſo war er, ſo war mein theurer Bruder. Und glaube nicht, gute Brigitte, daß ich mich ungern an ihn erinnern laſſe. Ich denke ſeiner oft im Stillen und möchte ihn nie vergeſſen, ſelbſt wenn ich es könnte. Auf alle Weiſe möchte ich ſein Andenken in Ehren halten, darum will ich gleich morgen Margareth aufſuchen, die gewiß keine andere ſeyn kann, als die Tochter unſeres alten Förſters in Lichtenhaus. Ich will mich ihrer ſchweſterlich annehmen, denn ſie hat meinen Bruder ſehr lieb gehabt, und er ſie auch. Ich will alles was in meinen Kräften ſteht anwenden, um ihr armes krankes Herz zu tröſten und zu heilen, dann wird auch ihr zerrütteter Geiſt ſich wieder zurecht finden, das hoffe ich von Gott. Längſt ſchon hätte ich mich ihr zu nähern geſucht, wenn es mir nur möglich geweſen wäre, ihren bisherigen Aufenthalt zu erfahren. Doch nun iſt ſie gefunden, und ich freue mich darüber von Herzen. Gute Nacht, meine Franziska, morgen früh gehen wir beide mit Brigitten, die arme Margareth zu beſuchen.“

Die Sonne war kaum aufgegangen, als ich am folgenden Tage ſchon die Mutter weckte. Während ich an ihrem Arm den Hügel hinabging, fing ſie an, mir die Geſchichte meines Onkels Theodor mitzutheilen, die, wie ſie ſagte, mich lehren ſollte, die wirkliche Welt von der Mährchenwelt zu unterſcheiden, obgleich beide einander näher verwandt wären, als viele Menſchen es einſehen oder glauben wollten.

„Meines Vaters Schloß, Lichtenhaus,“ ſprach ſie, „wo ich geboren bin und die gute Brigitte vom erſten Tage meines Lebens an mich in ihren Armen trug, war ganz ſo, wie Brigitte es Dir geſtern Abend beſchrieb, und Margareth hat in ihrem Mährchen, das in vieler Hinſicht kein Mährchen iſt, mit dem hohen lichten Hauſe, in welchem der Knabe wohnte, gewiß nichts anders meinen können, als eben dieſes unſer Schloß. Mein Bruder Theodor war nur ein Jahr jünger als ich, und mit Margareth, der Tochter des Förſters, deſſen Kinder unſre Spielgefährten waren, in gleichem Alter; ihr Bruder Anton iſt aber ſechs bis ſieben Jahre älter wie ſie, und gab ſich deshalb weniger mit Theodor ab. Unſer Vater hatte meinen Bruder ſchon ſehr früh für die Jägerei beſtimmt, denn er ſelbſt war ein leidenſchaftlicher Jäger und ein ſehr unterrichteter Forſtmann, und achtete das friſche freie Leben in Forſt und Wald für das glücklichſte auf Erden. Deshalb verließ er auch nie ſeinen ſchönen ländlichen Aufenthalt, um ihn, wie andere ſeinesgleichen thaten, mit der Stadt zu vertauſchen; wir wohnten im Sommer wie im Winter auf Schloß Lichtenhaus. Mein Bruder aber brachte den größten Theil ſeiner Kindheit mit freiem Umherſchweifen im Walde zu, damit der zwar geſunde, aber von Natur ſehr zart gebildete Knabe in der freien Luft rüſtig und ſtark werden, und ſeine Glieder brauchen lernen ſollte, wie ein rechter Jäger es muß. Jede Tageszeit war ihm gleich, Morgen und Abend, Tag und Nacht, mein Vater äußerte nie die mindeſte Beſorgniß, wenn er ſpät nach Hauſe kam, oder auch wohl einmal über Nacht ausblieb. Er wußte aber auch, daß alle Leute, weit und breit im Lande, den Knaben lieb hatten und über ihn wachten, damit er nicht Schaden nähme. Beſonders aber waren die Kinder des armen Walddörfchens unten vor dem Schloſſe ihm mit Liebe zugethan, und begleiteten ihn überall hin. Die Tochter des Förſters, Margareth, folgte ihm auf ſeinen Streifereien wie ſein Schatten, auf Wegen, wo zuweilen die kühnſten und gewandteſten Knaben zurückblieben, und war ihm die liebſte unter allen ſeinen Geſpielen. Sie war ein ſchönes, aber wunderbares Kind, das ſchon früh vor allen andern Kindern durch eine gewiſſe heftige Innigkeit ſich unterſchied; ihre ausgezeichneten Fähigkeiten in geiſtiger Hinſicht waren von ihrem braven verſtändigen Vater zu einem Grad von Bildung erhoben worden, den man in ihrem Stande ſelten antreffen wird; Theodor aber war von innen und außen ganz ſo, wie ſie ihn beſchreibt, wenn man einige mährchenhafte Unwahrſcheinlichkeiten abrechnet. Auch erinnere ich mich jetzt, daß die Kinder im Dorfe ihm einen Beinamen gegeben hatten, ſie nannten ihn Waldvogel oder Waldhähnchen, weil er ſo gern aus dem Wipfel der höchſten Bäume ſein luſtiges Liedchen erſchallen ließ, wenn ſie ihn unten lange genug geſucht hatten, und er pflegte ſich gern ſo nennen zu laſſen.

„Als er älter wurde, erhielt ſein Leben freilich eine ernſtere Wendung; man gab ihm Lehrer, unter denen mein Vater der erſte blieb, die für das ihm beſtimmte Fach der Jägerei und Forſtwiſſenſchaft ihn bilden ſollten, und er durfte nicht mehr den ganzen Tag im Walde umherſtreifen wie wohl ſonſt. Margareth blieb ſein Liebling, aber auch ſie wuchs heran und wurde ein Mädchen von ſeltner, ich könnte ſagen, von rührender Schönheit; ihr ganzes Weſen trug einen Anſtrich ſchwermüthiger Träumerei, die ſie zu einer ſehr intereſſanten Erſcheinung machte, aber ihr ehemaliges, ſo fröhliches Naturell ſchien ſich ganz verändert zu haben.

Ich war nun achtzehn Jahre alt geworden, heirathete Deinen Vater, liebe Franziska, und zog mit ihm weit weg, in dieſes mir damals ganz unbekannte Land, fern von den Meinigen, von denen ich nur ſelten Nachricht erhielt. Theodor ſchrieb mir zwar zuweilen; doch vieles in ſeinen Briefen ſchien mir wunderbar dunkel, als ob ein ſchweres ſeltſames Geheimniß ſein Gemüth bedrücke. Das währte ſo ein paar Jahre, und ich verfiel in große Sorge um den geliebten Bruder, von deſſen eigentlichem Zuſtande ich ſo gar nichts Beſtimmtes erfuhr. Eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach den Meinigen, ein mir ſelbſt unerklärliches Heimweh ergriff mich und drohte meine Geſundheit zu zerſtören; ſo daß Dein guter Vater es endlich für gerathen hielt, mich auf einige Zeit nach Hauſe reiſen zu laſſen, damit ich mich ſelbſt überzeugen könne, daß alles dort wohl ſtehe. Das Jahr war ſchon weit vorgerückt, der Winter nahte mit ſtarken Schritten, aber meine innere Unruhe erlaubte mir nicht, die Rückkehr des Frühlings abzuwarten; ich reiſte ab, trotz Sturm und Wetter, ſobald ich nur die Erlaubniß dazu von meinem Manne erhielt.

„Ein furchtbares Ungewitter, wie die älteſten

Leute in dieſer Jahreszeit erlebt zu haben ſich nicht erinnerten, überfiel mich unterwegs am Tage vor meiner Ankunft in Lichtenhaus. Der Sturm entwurzelte die mächtigſten Bäume, es ſchneiete und regnete zugleich, während einander durchkreuzende Blitze die tief herabhängenden ſchweren Wolken zerriſſen und den Untergang alles Lebens zu verkündigen ſchienen. Unausſprechliche Bangigkeit bemächtigte ſich meiner, es war nicht nur die ſo natürliche Furcht bei dieſem ungewöhnlichen Aufruhre der Elemente, die mich ergriff, es war eine ſchwere Ahnung herannahenden Unheils, deſſen Vorbedeutung ich in dieſem Wetter ſah. Mit ängſtlichem Herzklopfen ſtieg ich in Lichtenhaus aus dem Wagen; doch wie fand ich dort alles ſo ganz anders, als meine bänglich aufgeregte Phantaſie es mir vorgeſpiegelt hatte!

„Mein Vater kam heiterer, als ich ihn je geſehen, mir entgegen, Theodors Auge ſtrahlte von innerm Glück, meine übrigen Geſchwiſter, alle die Meinen drängten mit lautem Jubel ſich um mich herum. Mitten im lieben bekannten Kreiſe entdeckte ich ein mir noch fremdes Weſen von überirdiſcher Schönheit, eine ſo zarte liebliche Geſtalt, ein Geſicht mit dieſem Ausdruck himmliſcher Reinheit und unendlicher Güte hat mein Auge nie, weder vorher noch nachher, erblickt. Theodor führte ſie mir zu, legte ſie an mein Herz, bat mich, ſie als Schweſter zu begrüßen, nannte ſie ſeine Amelie, ſeine ſeit wenigen Stunden ihm verlobte Braut. Ich erlag faſt der Freude, die von allen Seiten auf mich eindrang.

„Ich hatte meines Bruders Braut nie früher geſehen, denn ſie gehörte zu einer Familie, mit welcher wir keinen Umgang hatten, obgleich das Schloß derſelben, jenſeits des Waldes in einem Thal von wilder erhabener Schönheit, nur zwei Stunden weit von dem unſern entfernt lag. Ameliens Mutter hatte bei der Verheirathung des Kronprinzen es von dieſem zum Geſchenk erhalten. Amelie war die Tochter des Prinzen, ihre Mutter hatte ſich ſpäterhin anderweit verheirathet, und man ſagte ihr und ihrer Lebensweiſe viel Böſes nach, ſo daß alle rechtlichen Leute den Umgang mit ihr ſcheuten, und es vermieden, mit ihr auf irgend eine Weiſe in Berührung zu kommen.

„Amelie aber war edlerer Natur, ſie hätte ſo gern ihre Mutter kindlich geehrt und geliebt, die Verirrungen derſelben betrübten ſie ſehr, und als ſie heranwuchs, und ihre Mutter immer tiefer in Ausſchweifungen aller Art verſank, da zog ſie in einem abgelegenen Flügel des Schloſſes, der ihr zur Wohnung angewieſen worden war, in die tiefſte Einſamkeit ſich zurück, und erſchien nie bei jenen rauſchenden Gelagen, bei denen man auch ihre Gegenwart gern entbehrte. Einſame Spaziergänge im nahen Walde waren ihre tägliche und einzige Erholung. Dort hatte Theodor ſie, dort hatte ſie ihn gefunden, und von nun an verging beinahe kein Tag, an dem beide nicht in irgend einem heimlich ſtillen Thale ſich trafen. Niemand wußte um das Geheimniß dieſer Zuſammenkünfte als die arme Margareth, und ſie bewahrte es treulich in ſtiller Bruſt; doch was ſie dabei empfunden haben mag, kennt nur Gott, der ihre Thränen zählte!

„Mein armer Bruder war nicht ſchuld an dieſen Thränen, er hatte keine Ahnung von dem, was in ihrem Gemüthe vorging, und war und blieb mit brüderlicher Liebe ihr zugethan. Doch ſeine Amelie liebte er anders, er liebte ſie wie ſein Leben, wie ſeine Augen, wie ſeine künftige Seligkeit, wie die arme Margareth ihn liebte.

„Das wüſte rohe Leben im Schloſſe von Ameliens Mutter wurde indeſſen zu einem Grade geſteigert, den der Tochter reines Gemüth nicht länger tragen konnte. Nicht nur daß man ſie täglich, ihres beſſern Strebens wegen, höhnend verfolgte, ſie ſah ſich auch Gefahren ausgeſetzt, von denen Deine Unſchuld, meine Franziska, ſich keinen Begriff machen kann. Theodor fand ſie einſt in Thränen, der Verzweiflung nahe. Sie erklärte ihm, daß ſie entſchloſſen ſey zu fliehen, ſo weit ihre Füße ſie trügen, und lieber in den Tod gehen wolle, als in jenen Wohnſitz des Laſters zurückkehren, in welchem es keine Sicherheit mehr für ſie gab. Da hob Theodor ſie auf ſein Pferd, und führte auf weiten Umwegen, von keinem Auge geſehen, ſie bei nächtlicher Weile in ſeines Vaters Haus. Das Schloß war groß und weitläuftig gebaut; unerachtet unſere Familie ſehr zahlreich war, ſo ſtand doch eine Reihe von Zimmern völlig unbewohnt da. Theodor konnte leicht und unbemerkt die Geliebte in einem von dieſen, Wochen, ja Monate lang verborgen halten; keiner der Diener, deſſen Hülfe er dabei vielleicht bedurft hätte, würde dem Vater ihn verrathen haben, denn alle hingen mit unbeſchreiblicher Liebe und Treue ihm an. Auch war dieß Wagniß ſein erſter Entſchluß, er wollte Zeit gewinnen, um den Vater nach und nach mit ſeinem Verhältniſſe zu Amelien bekannt zu machen, und ihn ſeiner Liebe günſtig zu ſtimmen. Doch Amelie verwarf beinahe zürnend dieſen Vorſchlag, jedes heimliche Thun war ihr in tiefſter Seele verhaßt, und ſie hatte in ihrem Gemüthe ſchon genug darüber gelitten, daß ſie von ihrem unſeligen Verhältniſſe bis jetzt gezwungen worden war, meinen Bruder nur im Verborgenen zu ſehen. Sie beſtand darauf, daß Theodor noch in der nämlichen Stunde ſie zum Vater führen ſolle, um deſſen Schutz für ſie zu erflehen. Der Vater zürnte Anfangs, er nannte den Schritt, den ſie gewagt, unbeſonnen und widerrechtlich; doch ihre rührende Schönheit, ihre unbeſchreibliche Anmuth, ihr heißes demüthiges Flehen, ſie nicht wieder hinaus in's Verderben zu ſtoßen, entwaffneten ihn. Er verhieß ihr ſeinen Schutz, übergab ſie unſerer Tante, die ſeit dem frühen Tode unſerer Mutter bei mir und meinen Geſchwiſtern die Stelle derſelben vertreten hatte, und ſuchte nun bald möglichſt ſich nähere Nachrichten von der Mutter Ameliens und ihrer Lebensweiſe zu verſchaffen. Was er davon erfuhr, überzeugte ihn, daß Amelie zu dem auffallenden Schritte, den ſie gewagt, nur zu berechtigt geweſen ſey, und er eilte, den Kronprinzen, dem er wohl bekannt war, davon zu benachrichtigen, der Tochter jetzigen Aufenthalt ihm kund zu thun, und ihn um Verhaltungsbefehle für dieſelbe zu bitten.

„Ameliens fürſtlicher Vater, von andern Verbindungen, andern Neigungen angezogen, hatte die Exiſtenz ſeiner ehemaligen Geliebten und ſeiner Tochter beinahe völlig vergeſſen; jetzt ward er ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder an letztere erinnert, und zwar auf eine Weiſe, die ſeine lebhafteſte Theilnahme erregte. Er ordnete ſogleich eine große Jagdparthie in den Forſten an, die unter der Aufſicht meines Vaters ſtanden, und benutzte dieſes zum Vorwande, um meinen Vater auf Lichtenhaus zu beſuchen und ſeine faſt nie geſehene Tochter kennen zu lernen. Mitten in dem Sturm, der mich unterwegs betroffen, und der freilich von weit gräßlicherer Vorbedeutung war, als ich es ſelbſt damals ahnen konnte, kam der Prinz in Lichtenhaus an. Was ſoll ich Dir weiter noch ſagen, meine Franziska? Theodors reine innige Liebe, die rührende Ergebung, mit der Amelie ihre Zukunft dem Vaterherzen anheimſtellte, ſiegten über Vorurtheile mancherlei Art, die beide Väter der Verbindung des jungen Paares Anfangs abgeneigt machten. Amelie und Theodor wurden feierlich einander verlobt, Amelie ſelbſt, gegen jede Verfolgung von Seiten ihrer ſehr erzürnten Mutter ſicher geſtellt, und der Kronprinz, begleitet von den Segnungen ſeiner Kinder, verließ wenige Stunden vor meiner Ankunft das Haus meines Vaters.

„Selige, ſelige Zeiten folgten nun. O, mein Gott, wie waren wir doch alle ſo unbeſchreiblich glücklich! wie waren unſere Herzen ſo freudig, ſo ruhig, ſo frei von jeder Vorahnung des zerſtörend nahenden, gräßlichen Unheils!

„Meines Bruders Hochzeit war auf den Johannistag angeſetzt, an welchem er ſein einundzwanzigſtes Jahr vollendete. Mein Mann erlaubte mir bis dahin im Kreiſe meiner Geliebten zu verweilen. Der lange erſehnte Tag kam heran. In Folge eines alten Familiengebrauchs ſollte die Trauung um Mitternacht vor ſich gehen. Auf einem großen freien Platz, mitten im Walde, waren für uns und die ländlichen Bewohner der Umgegend Zelte errichtet, wo wir mit einigen wenigen Freunden uns des ſchönen Feſtes erfreuen wollten. Die Luft war ſchwül, die Sonne brannte heiß, das Brautpaar ging allein hinaus in die kühlen Waldesſchatten, wir andern blieben in den Zelten. O meine Franziska! Ein Gewitter, das lange von ferne gedroht hatte, ward von der Windesbraut plötzlich über unſre Häupter heraufgeführt, der Regen ſtrömte, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag folgte; plötzlich ſchien die Welt in Flammen zu ſtehen, wir alle bebten faſt bewußtlos in dumpfer Betäubung. Und nun ward es auf einmal ſtille, ganz ſtille. Es brennt im Walde! rief einer der Jäger. Die Männer ſtürzten aus den Zelten hinaus. Wenige Schritte von den Zelten hatte der Blitz die höchſte älteſte Eiche des Waldes getroffen, ach und mehr noch, weit mehr, als den ehrwürdigen Baum! Das junge Brautpaar lag Arm in Arm an ſeinem Stamme gelehnt. Gott hatte, in der höchſten Blüthe des Glücks, es in Wettern von dieſer Welt abgerufen.“

Die Mutter ſagte kein Wort mehr, ſie trocknete ihre Thränen, die langſam ihr die Wangen hinabrollten, und ging ſtill' in ſich gekehrt vor mir her. Ich ſah wohl ihr Beſtreben, zu lebhaft erneute Erinnerungen wieder niederzukämpfen, und mochte es nicht wagen, ſie dabei zu unterbrechen, ſelbſt wenn ich es gekonnt hätte. Aber ich ſelbſt war keines Wortes mächtig, tiefe Wehmuth, geheimes innerliches Grauſen beengten mir die Bruſt. So erreichten wir denn allmählich die Wohnung des Förſters, ein artiges kleines Haus, mit grünen

Jalouſien, von Waldreben, hohen Roſen und Jelängerjelieber rings umzogen.

Der Förſter, der vor der Thüre deſſelben ſaß, ſtand bei unſerer Annäherung, uns ehrerbietig begrüßend, von ſeinem Sitze auf, meine Mutter ſah ihn eine Weile forſchend an, und ging dann auf ihn zu, indem ſie freundlich die Hand ihm bot.

„Anton Huber,“ ſprach ſie, „kennen Sie denn Klara von Lichtenhaus nicht mehr?“

„O mein Gott, ja!“ rief Anton ſehr ergriffen, „ja Sie ſind es, gnädige Frau, Sie ſind es ſelbſt, gütig und freundlich, wie Sie von jeher es waren. So wie ich Ihren Namen nennen hörte, vermuthete ich, daß Sie es wären, unſer ehemaliges geliebtes und geehrtes Fräulein Klara. Wohl zwanzigmal war ich im Begriffe, zu Ihnen hinaufzugehen — es ſollte nicht ſeyn. Es wäre vielleicht gut geweſen, aber es ſollte nicht ſeyn. Und nun kommen Sie ſelbſt! und eben heute!“ ſetzte er mit einem halb unterdrückten Seufzer hinzu.

Meine Mutter ſetzte ſich auf die Bank vor dem Hauſe und nöthigte den Förſter, ſich neben ihr zu ſetzen. Sie bat ihn, ihr von Margareth und deren zeitherigem Ergehen etwas zu ſagen, ehe ſie ſelbſt ſie aufſuche. „Meine Kinder,“ ſprach ſie, „haben ſchon ihre Bekanntſchaft gemacht und, wahrſcheinlich aus der von mir angeerbten Neigung zu ihr, ſie ſehr liebgewonnen. Ich höre, ſie war geſtern krank, wie ſteht es denn heute um ſie?“

„Wohl, gewiß ſehr wohl!“ erwiederte der Förſter mit feierlichem Ernſt. Dann ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu: „Ihr Geſchick, ſeit jenem Schreckenstage, läßt in wenige Worte ſich faſſen. Die gnädige Frau erinnern ſich vielleicht, daß Margareth ſchon einige Zeit vorher ſtill und bleich wie ein Schatten umherſchlich, und endlich das Zimmer nicht mehr verließ, ohne doch über eigentliche Krankheit zu klagen. Die Leute ſagten, ſie ſey tiefſinnig geworden; was ſie damit meinten, weiß ich nicht recht, von jeher lag ein tiefer Sinn in allem, was Margareth ſagte und that; wohl aber weiß ich, daß ſie fromm und gut war und blieb, wenn ſie gleich mehr in ſich gekehrt erſchien, als wohl früher, und zuweilen Dinge ſprach, die nicht Alle verſtanden. Ich aber wußte immer, wie ſie es meinte.

„Daß jenes ewig beklagenswerthe Ereigniß ſie gänzlich darniederſchlug, war wohl kein Wunder; hat es doch damals meinem alten Vater beinahe das Leben gekoſtet, der den entſetzlichen Schrecken lange nicht verwinden konnte; denn er hatte ganz nahe an dem Unglücksbaum geſtanden.

Sie ſelbſt, gnädige Frau, lagen zum Tode krank, der Zuſtand im ganzen Schloſſe war ſo traurig, daß wir, bei allen unſern Leiden, uns dagegen noch glücklich prieſen. Daher fanden wir es auch ganz natürlich, daß Niemand von Ihnen daran denken konnte, ſich um die arme Margareth zu bekümmern, die indeſſen regungslos, zwiſchen Leben und Sterben, auf ihrem Bette lag. Nach ein paar Monaten erholte ſie ſich zwar inſofern, daß ſie wieder umherging, ihre kleinen Geſchäfte im Hauſe verſah und ihre feine Spitzenarbeit wieder hervorſuchte; aber kein Bitten, kein Fragen, keine Vorſtellungen konnten nur ein Wort ihr abgewinnen. Schwere Seufzer, klagende Blicke voll innern Jammers blieben ihre einzige Sprache, und die Todtenbläſſe, die, als ſie das Entſetzliche erfahren, ihr Geſicht überzog, wich nie wieder von ihr. Nie habe ich ſeit jenem Tage eine Spur ihrer ſonſt ſo blühenden Farbe ihre Wangen röthen geſehen.

„Um meine Schweſter einem Orte zu entreißen, wo jeder Stein, jeder Baum die ſchmerzlichſten Erinnerungen in ihr aufregen mußte, bewarb ich mich um einen Förſterdienſt in der Ferne. Ich erhielt ihn, und meine gute Margareth zog willig mit mir, wie ſie denn von jeher alles gern gethan hat, was ich von ihr bat. Ich verheirathete mich in meinem neuen Wohnort, meine herzensgute Frau that der armen Margareth alles zu Liebe, nahm jede häusliche Arbeit ihr ab, um ihrer immer ſchwächer werdenden Geſundheit zu ſchonen. Gott ſchenkte uns ein Paar geſunde Kinder, die unſern kleinen Haushalt lebendiger machten, und das ganz veränderte Leben, der Anblick ihr völlig fremder Gegenſtände wirkten endlich inſofern wohlthätig auf meine Margareth, daß ſie wieder anfing zu ſprechen, und ſich überhaupt theilnehmender bewies. Was ſie ſagte, klang freilich meiſtens etwas wunderbar. Leute, die ſie nicht näher kannten, meinten oft, ſie ſey ihres geſunden Verſtandes nicht ganz mächtig; aber ich verſtand gar wohl den Sinn ihrer Reden, die lange nicht ſo verworren waren, als ſie denen es ſchienen, die nicht, wie ich, ihr Herz und ihr ſchmerzliches Geſchick kannten. Sie ſprach oft mit den Vögeln des Waldes, noch öfter mit lebloſen Gegenſtänden, mit den Blumen, mit den Wolken; das hatte ſie aber von Kindheit auf gethan, die ganze Natur ſchien ihr belebt, wie Jedem, der im vertrauten Umgange mit ihr heranwächſt und ſie recht von Herzen lieb gewinnt. Das bedachten aber die Leute nicht. Uebrigens blieb ſie immer ruhig und freundlich; nur wenn ein Gewitter am

Himmel ſtand, ſahen wir von Angſt und ſchmerzlicher Unruhe ſie umhergetrieben. Wer mochte das ihr verdenken! Um ſie dem unangenehmen Gerede und den neugierigen Blicken zu entziehen, nahm ich nach einigen Jahren die mir dargebotene Förſterſtelle hier an, wo ich einſamer leben zu können hoffte. Ich glaubte auch, daß ein wärmerer Himmelsſtrich, eine ſchönere Gegend als die, in welcher wir bis jetzt gewohnt hatten, der armen Margareth wohlthun würde, deren Geſundheit in jenem kälteren öderen Lande ſichtbar litt. Daß wir durch dieſen Entſchluß auch in Ihre Nähe gelangen würden, gnädige Frau, ahnete ich nicht."

„Guter Anton, eilen Sie, Ihre Schweſter auf meinen Anblick vorzubereiten," bat meine Mutter; „ich ſehne mich, ſie wiederzuſehen, und möchte doch nicht ſie erſchrecken. Ich will mit ihr weinen, ſie tröſten, ich will ſie lieben und pflegen wie meine Schweſter."

„Sie ſind ſehr gütig, gnädige Frau," antwortete der Förſter ſichtbar bewegt. „Sie können ſie ſehen, dazu bedarf es keiner Vorbereitung," ſetzte er etwas zögernd hinzu. „Doch, liebe gnädige Frau, tröſten können Sie die arme Margareth nicht mehr, die hat Gott ſchon getröſtet. Um Mitternacht iſt ſie ſanft und ſchmerzlos verſchieden."

Er öffnete die Thüre ſeines Hauſes; meine Mutter folgte leiſe auftretend ihm in das Zimmer; da lag Margareth auf ihrem ſchneeweißen Bette. Gekleidet, wie ich immer ſie geſehen, mit gefalteten Händen, mit geſchloſſenen Augen, freundlich lächelnd und ſchön wie nie zuvor. Der Kranz von Immortellen, den ſie geſtern geflochten, ſchmückte ihr Haar.

Ich weinte laut und wollte mich über ſie hinwerfen, doch Anton hielt mich davon ab.

„Stören Sie nicht durch laute Klagen die heilige Ruhe der Todten,“ ſprach er. Die Mutter zog mich an ihre Seite, wir knieten neben dem Bette hin, auch Anton ſank uns gegenüber auf die Knie, ſo beteten wir leiſe und lange an der heiligen Stätte.

Die Mutter ließ zu Margareths Andenken ein einfaches Kreuz von weißem Marmor, mit ihrem Namen bezeichnet, über der Raſenbank, ihrem Lieblingsſitze, errichten. Es ſteht noch zur Stunde; Abends ſitze ich oft da, ſehe die Wolken über dem Walde heraufziehen und denke der armen Margareth, denke meiner theuern frommen Mutter und aller der Lieben, die mir in die Ewigkeit vorangegangen ſind.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Zwei und zwanzigſter Band.

Leontine und Natalie. — Anton Solario, der Klempner.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1831.

Leontine und Natalie.

Den ganzen Tag über hatte der fröhlichſte Tumult in dem kleinen Städtchen geherrſcht, das wir Neuſtadt nennen wollen; denn die drei Sternchen, die in Erzählungen an die Stelle von Orten zu treten pflegen, die man nicht bezeichnen will, ſind immer, beſonders aber beim Vorleſen, verdrüßlich, und überdem trifft man überall in Deutſchland auf Orte, die noch von alten Zeiten her dieſen Namen führen, obgleich ſie jetzt zum Theil alt und räucherig genug anzuſehen ſind.

In Neuſtadt alſo war vom frühen Morgen an alles auf den Beinen geweſen, um ſich zum Empfange der aus einem Brunnenorte zurückkehrenden Landesmutter vorzubereiten. Weder die Geſundheit noch die Neigung der hohen Frau eigneten ſich dazu, nach Art anderer Fürſten auf der Chauſſee mit den Vögeln am Himmel um die

Wette fliegen zu laſſen; ſie unternahm nur ganz kurze Tagreiſen, und in dem Ländchen, das ſchon ſeit mehr als dreißig Jahren unter dem milden Scepter ihres Gemahls ſich ſehr wohl befand, kam dadurch jetzt manch kleiner Ort zu dem nie gehofften Glücke, ſich auf einige Stunden der Reſidenz gleichſtellen zu dürfen, und ſowohl ſeine Poeten als ſeinen Geſchmack in Anordnung ſinnreicher Feſte, vor fürſtlichen Augen leuchten zu laſſen.

Auch in Neuſtadt hatte es weder an Ehrenpforten, an weißgekleideten Jungfrauen, noch an dem ganzen, beim Empfange ſolcher hohen Gäſte gebräuchlichen Apparat gefehlt, den man immer wieder von neuem erfunden zu haben meint, obgleich er überall derſelbe iſt. Die Illumination, die man anzuſtellen Willens geweſen, hatte die der Ruhe bedürfende Fürſtin ſich verbeten, auch die Einwohner waren von der ungewohnten Anſtrengung des Tages ermüdet, daher zeigten ſich die Straßen jetzt um neun Uhr Abends ſchon verödet. Nur in den Häuſern war es noch lebendig, in welchen die Eltern der ſechs und dreißig Jungfrauen wohnten, die der Fürſtin bei ihrem

Einzuge Blumen geſtreut hatten; in allen andern verlöſchte ſchon ein Licht nach dem andern. Die guten Kinder erzählten noch ihren entzückten Müttern, wenigſtens zum zwanzigſten Mal, wie hold und freundlich die Fürſtin gegen ſie ſich bezeugt habe. Sie hatte Alle gelobt, Mancher ſogar gewinkt, näher zu treten und ſogar die Dreie auf die Stirne geküßt, die ihr das ſchöne, auf roſenfarbnen Atlas gedruckte Gedicht des eben von der Univerſität zurückgekehrten Herrn Viceſyndikus, überreichten.

Nur Leontine, obgleich bei weitem die ſchönſte unter allen, hatte nichts von dieſem Tage zu erzählen, denn ſie allein war von dem jugendlichen Zuge ausgeſchloſſen geblieben. Man betrachtete ſie als eine Fremde, da ſie erſt ſeit einem Jahre mit ihrer Mutter nach Neuſtadt gezogen war, und der Magiſtrat der Stadt hielt es für Unrecht, eine ſolche den in großer Anzahl vorhandenen ſchönen Landeskindern vorzuziehen, die nach ſeiner Meinung alle die gerechteſten Anſprüche daran hatten, dieſen feſtlichen Tag zu verherrlichen. Die Majorin Nordheim, ſo hieß Leontinens Mutter, aß indeſſen doch noch lange mit ihrer Tochter am offenen Fenſter, und es fehlte ihnen nicht an Stoff zu jenem anmuthigen Geſchwätz, das ſo leicht und traulich dahinfließt und von dem ſich eben deshalb ſo wenig nacherzählen läßt.

„Ich bin recht froh,“ ſprach endlich die Majorin, „daß meine Schweſter dieſe Nacht drüben im Gaſthofe bei ihrer kranken Frau Gevatterin bleiben will. So habe ich doch Dich, mein herziges Kind, einmal ein Stündchen für mich allein, was mir in den vierzehn Tagen, die Du wieder zu Hauſe biſt, noch gar nicht gelingen wollte. Ich möchte es wohl benutzen, um mancherlei von Dir zu erfahren, meine Leontine, vor allem, was Dich ſo ſtill, ſo trübe macht. Ich erlaubte Dir, meine Schweſter nach Pyrmont zu begleiten, weil ich in das einförmige Leben, das Du hier führen mußt, einige Abwechſelung zu bringen wünſchte; doch möchte ich dieſes jetzt faſt bereuen, denn Du kömmſt mir nicht ſo fröhlich zurück, als Du ausgingſt und ich es erwartete; ich ſehe beim Mondenlicht ſchon wieder Thränen in Deinen Augen glänzen. Was fehlt Dir, meine Leontine? bekenne mir es offen, Du haſt mir ja nie etwas verheimlicht.“

„Liebe Mutter! denke nur nicht etwa, daß ich nicht gern wieder bei Dir bin,“ erwiederte Leontine, „denke nur nicht, daß ich nach dem bunten Getümmel mich zurückſehne; es war wohl dort ſchön, und ich danke Dir recht von Herzen, daß Du mich das alles haſt ſehen laſſen wollen, aber bei Dir, mein liebes, trautes, freundliches Mütterchen, bin ich doch viel lieber — ach, ich wollte, Du hätteſt mich nie von Dir gelaſſen!“ — ſchluchzte ſie, plötzlich in heiße Thränen ausbrechend.

„Kind! mein Kind!“ rief die Mutter erſchrocken, „was iſt das! Ach ich fürchte, meine Schweſter hatte Recht in dem, was ich ihr nie glauben mochte. Ich bitte, ich beſchwöre Dich, Leontine, habe Vertrauen zu mir, entdecke mir alles, was Dein Herz ſo beklommen macht.“

„Was, was hat Tante Lenchen Dir denn von mir geſagt?“ rief Leontine lebhaft; „ach! freilich liegt mir etwas ſchwer auf dem Herzen, von dem ich ſchon lange mit Dir reden wollte, aber ich finde immer keine Worte dazu. Frage mich aus, liebe Mutter, ich will Dir alles redlich beantworten, vielleicht komme ich ſelbſt ſo zur

Erkenntniß von dem, was mir das Herz oft ſo ſchwer macht, ohne daß ich doch eigentlich weiß, was es iſt.“

„Nun ich will es verſuchen,“ erwiederte die Majorin. „Für's Erſte ſagte meine Schweſter, Dein friſches Kindergeſichtchen habe in Pyrmont mehr Aufſehen gemacht, als ihr lieb war. Die jungen Herren wären ſchaarenweiſe — —“

„Ei Gott behüte,“ rief Leontine, „wie kann Tante Lenchen ſo etwas ſagen, und wenn es wäre, ſo werde ich mich doch danach nicht ſehnen, oder mir etwas darauf einbilden? Der Tag wird den jungen wie den alten Herren in Pyrmont gewaltig lang, weil ſie nichts zu thun haben. Da gucken ſie denn für die liebe Langeweile nach allem, und haben auch mich angeſehen, wie jedes andere junge Mädchen, das da war. Aber daß dieſes mich nicht gefreut hat, wirſt Du doch von mir glauben? Ich habe mich oft recht ſchämen müſſen, wenn ich Morgens die Tante an den Brunnen begleitete.“

Die Mutter lächelte freundlich, indem ſie das angefangene Verhör fortſetzte. „Lenchen ſagt auch, Du habeſt Bekanntſchaften gemacht, die für Dich viel zu vornehm waren, und — —“

„Das iſt wahr, doch ich bin nicht Schuld daran,“ fiel Leontine mit hohem Erröthen ein; „nun will ich mir aber auch ein Herz faſſen und Dir erzählen, wie das zuging, damit Du recht ſiehſt, daß ich nicht dafür kann. Du weißt, liebe Mutter, daß wir weit vom Brunnen in einer ſehr abgelegenen Straße wohnten, denn die vornehmeren Quartiere, nahe an der Allee, waren für uns viel zu theuer. Nach ein Paar Tagen, eben wegen jenes unverſchämten Anſtarrens, das mir ſo verdrüßlich war, bat ich die Tante, mich zu Hauſe zu laſſen, wenn ſie an den Brunnen ging, und da ſie dort ſchon viele Bekanntſchaften gemacht hatte, ſo ſchlug ſie mir meine Bitte nicht ab. Ich ſetzte mich dann, während ſie fort war, mit meiner Arbeit in unſerem Schlafzimmer an das Fenſter. Das war doch nichts Unrechtes? In unſerem Wohnzimmer, vorn heraus, ſah ich nur auf eine ziemlich enge Straße, hier aber konnte ich an den ſchönen grünen Bergen mich erfreuen, und die Roſen und der Jelängerjelieber aus dem Gärtchen am Hauſe dufteten ſo erquickend zu mir herauf. Auch konnte ich in alle Nachbarsgärten hineinſehen.“

„Weiter, Leontine, weiter,“ ſprach die Mutter, denn die Kleine ſeufzte und ſtockte in ihrer Erzählung.

„Im Hauſe neben an wohnte auch ein Brunnengaſt,“ fing dieſe ganz leiſe und furchtſam an, und ſchwieg dann wieder.

„Nur Einer?“ fragte die Mutter.

„Ach nein, viele,“ war die Antwort, „denn das Haus war weit größer als das, in welchem wir wohnten; das waren aber die Andern, ich meinte nur den Einen. Der ging nie an den Brunnen wie die Andern, ſondern ließ ſich das Waſſer holen und trank es in ſeinem Hausgarten, der aber auch viel größer und ſchöner war, als der unſere. Nun, und daß er hinauf ſah und mich grüßte, oder wohl auch zuweilen mir einen guten Morgen bot, das war doch wohl ganz natürlich, und danken mußte ich ihm doch auch, das ſchickte ſich einmal nicht anders, nicht wahr Mütterchen?“

„Gewiß nicht, aber erzähle nur weiter,“ erwiederte die Majorin.

„Aber denke nur nicht etwa, daß ich mich groß und breit an das Fenſter hingeſtellt habe, damit er mich ſehen und grüßen ſollte," ſetzte Leontine ſehr eifrig hinzu, „ich lauſchte oft nur ein ganz klein wenig hinter den Fenſtervorhängen. Aber ich ſah ihm gern zu, wenn er — Mütterchen, es war auch wahrhaftig in dem kleinen Hinterzimmer ſonſt ſo wenig zu ſehen — und da ſah ich ihm gern zu, denn es ließ ſo hübſch."

„Was ſahſt Du aber zu? was that er denn, was ſo hübſch ließ?" fragte die Mutter.

„Ach, wie Du auch ſo fragen kannſt!" rief Leontine, „ich kann es ſelbſt nicht recht ſagen. Man ſollte denken, alle Leute thäten daſſelbe. Er ging und ſtand, pflückte Blumen, oder las, oder ſchrieb, wie es kam, aber mir war immer dabei, als ob an der Art, mit der er alles dieſes that, etwas ganz Beſonderes wäre, und darum ſah ich es gern, und als wir beſſer mit einander bekannt wurden, warf er mir auch jeden Morgen einen prächtigen Blumenſtrauß zum Fenſter hinein."

„Beſſer bekannt? wie wurdet ihr denn beſſer bekannt?" fragte die Mutter mit ſteigendem Ernſt.

Leontine wurde ein wenig ängſtlich. „Wenn die Tante aus war, oder ſchlief, ging ich auch zuweilen in unſern Garten, um friſche Luft zu ſchöpfen,“ flüſterte ſie kaum hörbar, und da kam er einmal durch die Hecken zu mir. Daß ich ſehr darüber erſchrak, kannſt Du leicht denken, wie er aber öfters kam, wurde ich es gewohnt. Wir ſaßen dann in der Feuerbohnen-Laube, dem Hauſe gegenüber, zuweilen las er mir aus ſchönen Büchern vor, die er mitbrachte, oft aber mußte ich ihm auch nur von Dir erzählen, und wie der ſelige Vater in der Schlacht vor Paris geblieben ſey. Er fragte nach allem genau, wie wir lebten, welche Bücher wir miteinander läſen, nach allem, ſage ich Dir. Er war damals ſo gut und lieb! er ſagte mir, er wolle expreß her reiſen und Dich kennen lernen, und hat mich wohl hundertmal gefragt, ob ich glaube, daß er Dir gefallen könne.“

Leontine ſchwieg wieder. „Weiter, weiter, mein Kind,“ ſprach die immer aufmerkſamer werdende Mutter.

„Nun iſt's aus, ich weiß nichts weiter;“ erwiederte Leontine, abermals in Thränen ausbrechend.

„Du weinſt, meine Leontine, es kann doch noch nicht ganz aus ſeyn, verhehle mir nichts, ich bitte Dich,“ ſprach die Mutter, und trocknete liebkoſend die Thränen von den glühenden Wangen des armen Mädchens.

„Ach ja, es iſt aus, rein aus,“ erwiederte Leontine tief betrübt. „Die Tante kam mit unſrer Frau Hauswirthin; Beide redeten in mich hinein, in das Hinterzimmerchen durfte ich nicht mehr, in den Garten auch nicht. Ach! und ich mochte es auch nicht, nun ich wußte, daß er ein Prinz ſey.“

„Ein Prinz? wie war denn das möglich?“ rief die erſtaunte Mutter, „davon hat Lenchen mir nichts geſagt, ſie hat nur ganz und im Allgemeinen und obenhin von der Geſchichte mit mir geſprochen.“

„Prinz Albert von B . . .,“ ſeufzte Leontine, „es iſt leider nur zu wahr. Der einzige Bediente, der mit ihm war, hatte es unſrer Frau Hauswirthin vertraut, aber ſpäterhin hörten wir es noch von vielen Leuten, die darum wußten, obgleich er ſich für einen Baron Roſen ausgab. Mir hatte er immer nur geſagt, er heiße Alfred, und nach ſeinem Zunamen zu fragen, fiel mir nicht ein. Er war auch im Kriege verwundet, hat der Bediente erzählt, und weil er deshalb die Kur recht ernſtlich brauchen ſollte, ſo hatte er unter fremdem Namen dieſe abgelegene Wohnung ſich gewählt. Denn ſeiner Geſundheit wegen durfte er nicht wie die Andern in den Saal gehen, oder an den Vergnügungen Theil nehmen, zu denen ich ſie oft Schaarenweis ziehen ſah. Er reiſte nach ein Paar Tagen ab und ich habe nichts weiter von ihm geſehen noch gehört.“

„Meine Leontine! mein liebes unſchuldiges Kind!“ rief die Mutter, indem ſie die Weinende recht herzlich umarmte, „freue Dich mit mir und danke Gott, daß Du einer Gefahr entgangen biſt, deren Umfang Deine Unerfahrenheit noch nicht zu faſſen vermag. Weine nicht mehr, meine Leontine, trockne Deine Thränen und weine nicht mehr.“

„Ach Mutter,“ rief Leontine, „ich werde doch immer darüber weinen müſſen, daß er ſo falſch gegen mich war! Und das iſt es eigentlich nur, was mir oft das Herz zerdrücken will. Warum mußte er mir ſagen, daß er Alfred heiße?

Warum mußte er mir vorſpiegeln, daß er zu Dir reiſen wolle, und mich verſprechen laſſen, ſeiner bis dahin nicht zu vergeſſen? Ach, daß kann ich ohnehin doch nie, immer, wo ich auch bin, ſteht er vor mir, und wenn ich die Augen zumache, ſehe ich ihn am deutlichſten. Ich habe es in meinem Leben nicht glauben wollen, daß es böſe Menſchen in der Welt gäbe, ausgenommen die ordentlichen Diebe und Mörder. Du weißt es ſelbſt, wenn in den Büchern, die ich Dir vorleſe, ſo recht boshafte Leute vorkommen, die nur zur Luſt ſich ein Geſchäft daraus machen, Andern mit Lug und Trug das Leben zu erſchweren, ſo habe ich immer nicht weiter leſen mögen, weil ich behauptete, daß ſo etwas unnatürlich und unmöglich ſey. Und nun muß ich doch daran glauben, denn was hatte Alfred davon, mich armes Kind ſo ſchmerzlich zu täuſchen? Zwar habe ich ihm nie geſagt, wie gut ich ihm ſey, denn ich ſchämte mich, aber er wußte es doch, und er that auch, als ob er mich noch weit lieber hätte, als ich ihn. Ach Gott, es iſt doch recht betrübt, daß der Einzige, der mir ſo recht im Herzen wohlgefiel, es ſo böſe mit mir meinen mußte!

Zeitlebens werde ich das nicht vergeſſen oder mich darüber tröſten können. Ich wollte nur, Du hätteſt geſehen, wie gut und lieb er ſich zu ſtellen wußte, er ſah ſo ſchön, ſo edel, ſo aufrichtig dabei aus! Liebe, liebe Mutter! mir graut recht vor der Welt, in der man ſo werden kann! Du nur biſt gut, und ich will auch immer bei Dir bleiben, und Gott bitten, daß er auch mich ſterben läßt, wenn er Dich einmal vom Leben abruft; nur Dich allein will ich noch lieben, von allem Uebrigen mag ich nichts weiter wiſſen."

Es koſtete viele Mühe, ehe Leontine durch freundliches Zureden ſich beſchwichtigen ließ und ſich entſchloß, den Schlaf zu ſuchen, deſſen ſie doch ſehr bedurfte, denn das arme Kind hatte ſich müde geweint. Die Mutter blieb in tiefem Nachſinnen noch lange am Fenſter, und bemerkte es nicht, daß der Wächter nun bald Mitternacht verkünden werde. Im Gemüthe der liebenden Frau wogten tauſend Anſchläge und Möglichkeiten, wie ſie ihr einziges Kind dem Trübſinn entreißen könne, der gerade in jungen Herzen am leichteſten ſo tiefe Wurzeln ſchlägt, daß der Ernſt des Lebens ſie ſpäterhin nur ſelten auszurotten vermag.

Doch leider fühlte ſie ſich immer, und recht ſchmerzlich, von ihrer beſchränkten Lage in ihren Plänen gefeſſelt. Wie gern hätte ſie die Talente ausgebildet, die in unſern Tagen das Leben der Frauen ſchmücken, und zu denen Leontine unverkennbare Anlagen zeigte! Sie wußte wohl, daß nichts wohlthätiger auf ein verwundetes Gemüth einwirkt, als ernſtes anhaltendes Beſchäftigen mit einem, uns über uns ſelbſt und über das Leben erhebenden Gegenſtande, und wo gäbe es einen, der dieſes eher vermöchte, als die Kunſt in allen ihren Zweigen. Die arme Leontine ſchien aber durchaus nur zu dem allergewöhnlichſten Wirken, im engen Kreiſe des häuslichen Lebens einer kleinen Landſtadt verurtheilt, und dieſes kränkte ihre Mutter um ſo tiefer, da ſie keine Möglichkeit ſah, es abzuändern.

Als auf dem Schlachtfelde vor Paris der Major Nordheim den ehrenvollſten Tod fand, fühlte ſeine Wittwe nicht nur durch ihren Schmerz, ſondern auch durch die plötzlich eingetretene Veränderung ihrer Stellung im Leben, ſich bewogen, die große Stadt zu verlaſſen, in der ſie bis jetzt in Anſehen und Wohlſtande gelebt hatte; denn ſie empfand, was Tauſende ſchon vor ihr empfanden, daß es unendlich ſchwer iſt, im Angeſichte von Bekannten die Entbehrungen ſich auflegen zu müſſen, zu denen das Schickſal uns zwingt, und die wir unter Fremden mit weit leichterem Muthe ertragen können. Das kleine Neuſtadt bot ihr durch ſeine ſchöne Lage einen angenehmen und zugleich wohlfeilen Wohnort, in welchem ſie anſtändig und ſorgenfrei leben konnte. Ihre Trauer über den Tod eines geliebten Gatten machte ſie unempfindlich gegen den Verluſt aller Verbindung mit der größern Welt, in der ſie früher gelebt und ſich gefallen hatte; doch ſie empfand es ſchmerzlich, daß ſie mit dieſer auch alle Hülfsmittel aufgeben müſſe, für Leontinens Ausbildung ſo ſorgen zu können, wie ihr mütterliches Herz es wünſchte. Ihre einzige Beruhigung blieb die Ueberzeugung, daß dieſes ihr bei ihrem beſchränkten Einkommen auch in einer größern Stadt unerreichbar geblieben wäre, aber es kränkte ſie dennoch nicht minder tief, daß es ſo war.

Zerſtreuung, Geſellſchaft, dachte die welterfahrne Frau, könnten ebenfalls dazu beitragen Leontinen wieder zu erheitern. Dieſer ſogenannte

Alfred war der erſte junge Mann, der ſie auszeichnete, er mußte um ſo tiefern Eindruck auf ſie machen, da ſie, nach ihrer Beſchreibung von ihm, gewiß noch keinen ſah, der ihm zu vergleichen wäre. In einem größern Leben würde ſie auf Hunderte treffen, denen er nachſtehen müßte, hier bleibt er ihr der Einzige, Unerreichbare, und das Gefühl des unwürdigen Spiels, das er mit ihr trieb, drückt ihr täglich den Dolch tiefer in das Herz, während er wahrſcheinlich des armen einfachen Landmädchens längſt nicht mehr gedenkt, und keine Ahnung davon ihm in den Sinn kommt, welch Unheil er blos zum Zeitvertreibe angeſtiftet hat.

„Nun, Gott wird helfen,“ ſeufzte ſie endlich, „er wird es mir in's Herz geben, wie ich mein armes Kind aus dieſer Verirrung ſeines heiligſten Gefühls erretten kann.“ Im ſtillen Gebete blickte ſie zu dem jetzt umwölkten Himmel auf, und fuhr erſchrocken zurück, denn ſie ſah einzelne Funken glänzend durch die Dunkelheit ſchweben. Sie riß das Fenſter auf und bog ſich weit hinaus; aus der Eſſe des am Markte, ihrem Hauſe ſchräg gegenüber liegenden Gaſthofes, in welchem die

Fürſtin ruhte, ſtieg ein Feuerſtrahl hoch zum Himmel auf, er ſenkte ſich, und das ganze Dach ſchien bald darauf in Flammen zu ſtehen.

Ein gewaltiger Feuerlärm erhob ſich in der nächſten Minute; die Sturmglocke dröhnte in ängſtlichen Schlägen durch die Nacht; die Nachtwächter tuteten, die Trommeln raſſelten, die ganze Stadt wurde auf einmal lebendig. Aus jeder Hausthüre fuhr ein erſchrockener Schlafrock heraus, alles lärmte und ſchrie durcheinander, und das Getümmel mehrte ſich von Minute zu Minute. Die Majorin, als eine ſehr entſchloſſene Frau, überſah ſchnell die ihr perſönlich drohende Gefahr, und fand zu ihrem Troſte ſie nicht dringend, wenigſtens nicht für den Augenblick. Der Wind wehte die Flammen nach der, ihrem Hauſe entgegengeſetzten Seite hin, der Markt war ſehr breit, mehrere Straßen durchſchnitten den Zuſammenhang der Häuſerreihe zwiſchen ihrer Wohnung und dem brennenden Gaſthofe, und ſie hatte die Feueranſtalten in dem kleinen Städtchen oft als ausgezeichnet gut rühmen gehört. Auch um das Schickſal ihrer Schweſter, die in dem brennenden Hauſe ſich befand, glaubte ſie ebenfalls ſich nicht ſehr beunruhigen zu müſſen, da dieſe mit der inneren Einrichtung deſſelben bekannt genug war, um gleich einen Ausgang zu finden; überdies hatte ſie die Abſicht gehabt, bei der kranken Eigenthümerin deſſelben die Nacht über zu wachen.

Die Majorin ging alſo für's erſte mit gefaßtem Sinn, Leontinen und ihr Dienſtmädchen zu wecken und fing dann an, für den Fall einer eintretenden größern Gefahr, die nöthigſten Vorbereitungen zur Rettung ihrer Habe mit ſo vieler, nichts übereilender Beſonnenheit zu treffen, als ſey höchſtens von einer am Morgen anzutretenden Reiſe die Rede. Lautes Klopfen an der verſchloßnen Hausthüre und vielſtimmiges Rufen von draußen, unterbrachen ſie in ihrer Beſchäftigung; doch da ſie die Stimme ihrer Schweſter unter den Rufenden erkannte, ſo entſchloß ſie ſich, ſogleich die Thüre zu öffnen. Ein bunter Schwarm von Herren, Damen, Zofen und Lakeyen, ſo wunderlich gekleidet, wie eben Angſt, Eile und Dunkelheit ihnen die Kleidungsſtücke in die Hände geſpielt hatten, ſtürzten augenblicklich in das Haus, vor welchem draußen die halbe, nicht beſſer koſtumirte Stadt in der flackernden Flammenbeleuchtung einen ehrfurchtsvollen Halbkreis ſchloß, und wie im Chor eine dem Anſchein nach ohnmächtige Dame mit lauten Beileidsbezeigungen begleitete, die unter der Anführung der Schweſter der Majorin mit großer Sorgfalt herbeigetragen ward. „Nur hier herein, nur hier herein mit der Durchlaucht,“ rief Lenchen; „Schweſter! ſchließe das untere Gaſtzimmer auf, ich habe zum Glücke noch heute das Bett weiß überzogen, nur geſchwind, nur ſachte, nur hier herein mit der durchlauchtigſten Fürſtin.“

Lenchen fand überall den pünktlichſten Gehorſam, wie ein jeder, welcher in einer allgemeinen Noth das Commando raſch übernimmt. Die Fürſtin ward auf das ſehr ſaubre Bette gelegt, die Herren aus ihrem Gefolge entfernten ſich, um für die Rettung der Wagen und des Gepäckes zu ſorgen, und niemand blieb bei ihr als ihre Damen, ihr Arzt und ihre Kammerfrauen. Beinahe eben ſo erſchrocken als ſie ſelbſt, waren dieſe indeſſen nicht fähig ihr große Hülfe zu leiſten, doch die von der Majorin ſchnell angewendeten Hausmittel reichten hin, ſie bald wieder in's Leben zurück zu rufen.

Anfangs ſah die hohe Frau freilich ein wenig befremdet ſich um, doch nach wenig Minuten kam ihre Beſinnung völlig wieder. „Ich ſollte mich ſchämen,“ ſprach ſie lächelnd, „den Kopf ſo ganz verloren zu haben, daß ich kaum weiß was mir geſchehen iſt. Ich glaube im Gaſthofe kam Feuer aus und man brachte mich hierher in Sicherheit. Von Jugend auf hat die Idee, ein ſolches Unglück an einem ſolchen Orte zu erleben, mich auf allen meinen Reiſen geängſtigt, und ich bin jetzt gewiſſermaßen froh, es überſtanden zu haben. Wenn nur das Feuer bald gelöſcht wird, und nicht arme Leute dadurch unglücklich werden.“

Die Majorin ergriff dieſen Augenblick, ſich ihrem hohen Gaſte wieder zu nähern, indem ſie, der Wahrheit gemäß, verſicherte, daß bereits die beſten Anſtalten getroffen wären, um dem Weiterumſichgreifen des zerſtörenden Elements Einhalt zu thun, und daß man hoffen dürfe, dieſes in ſehr kurzer Zeit zu bewerkſtelligen.

„Sind Sie es, bei der ich in dieſer Gefahr Schutz und Obdach gefunden habe, und iſt das hübſche Kind dort Ihre Tochter?“ fragte die

Fürſtin. Die Majorin antwortete bejahend auf beide Fragen, und nannte zugleich ihren Namen.

„Nordheim, Major Nordheim,“ wiederholte die Fürſtin, „ich kenne den Namen; ich glaube auch den Major ſelbſt gekannt zu haben, wenn er anders der iſt, deſſen Regiment auf dem Durchmarſch nach Frankreich bei uns Raſttag hielt.“ Die Majorin verneigte ſich ſchweigend.

„Ich habe ihn mit noch einigen Officieren ſeines Regiments bei uns an Tafel geſehen,“ fuhr die Fürſtin fort; „er war ein ausgezeichneter angenehmer Mann, ein braver Officier, und ſein früher Verluſt wurde von dem Fürſten und mir ſehr bedauert. Es iſt wunderbar, wie mir auf einmal alles Vergangene ſo klar wird, ich weiß jetzt auch genau, wie ich in Ihr Haus gekommen bin, Frau Majorin! Ihre Schweſter weckte mich aus dem erſten Schlafe. Das Zimmer war von den draußen wüthenden Flammen grauenhaft erleuchtet, das Kniſtern und Praſſeln des Feuers erfüllte mich mit lähmendem Entſetzen und raubte mir alle Beſonnenheit.“

Da jetzt die Nachricht kam, daß das Feuer glücklich gedämpft ſey, ohne ſehr bedeutenden

Schaden angerichtet zu haben, ſo beſchloß die Fürſtin, den Ueberreſt der Nacht der Ruhe zu weihen; doch beſtand ſie mit der ihr eignen Leutſeligkeit darauf, daß ihre Damen und Kammerfrauen ſich ebenfalls durch den Schlaf von dem gehabten Schrecken zu erholen ſuchen ſollten.

Leontine erhielt die Erlaubniß, am Bette der Fürſtin wachen zu dürfen; der Arzt blieb in der Nähe, und da die Schweſter der Majorin für jeden der übrigen Gäſte ein Ruheplätzchen bereit zu haben verſicherte, ſo herrſchte bald darauf die vollkommenſte Stille in dem kleinen Hauſe, das ſeit kaum anderthalb Stunden ſo unerwartet zu einem Hofhalt umgewandelt worden war.

Die Fürſtin erwachte nach ein paar Stunden vollkommen heiter, vom ſanfteſten Schlummer geſtärkt. Es war ſchon heller Tag, und ihr erſter Blick fiel auf Leontine, die mit ihrem Strickzeuge beſchäftigt, am Bette ſaß. Die Fürſtin betrachtete eine Weile das anmuthige Geſchöpf mit Wohlgefallen, und fing dann eine jener meiſtens aus Frage und Antwort beſtehenden Converſationen mit ihr an, wie ſie die Großen mit Untergeordneten zu führen gewohnt ſind. Leontine mußte von ihren häuslichen Verhältniſſen, ihren Beſchäftigungen, kurz von ihrem ganzen Leben umſtändlichen Bericht ertheilen; ſie that dieſes mit der ihr natürlichen naiven Herzlichkeit, denn die milde Freundlichkeit der hohen Frau beſiegte ihre natürliche Schüchternheit gar bald.

Die Freimüthigkeit des jungen Mädchens ſchien auch der Fürſtin zu gefallen; ſie fragte ſie immer mehr, und hörte jeder Antwort mit immer ſteigender Theilnahme zu, wie wir etwa einem Weitgereiſten zuhören, der von fremden Welttheilen uns erzählt; denn das Leben, ſelbſt des höheren Mittelſtandes, iſt und bleibt nun einmal den Fürſten und noch mehr den Fürſtinnen eine Art von Terra incognita, von der ſie höchſtens aus Romanen ein unvollkommenes Bild ſich ſchaffen. Daher gewinnt jeder wahrhaft ächte Zug aus demſelben für ſie etwas idyllenartiges, das für den Augenblick ſie anzieht. Nachdem Leontine recht umſtändlich von ihren häuslichen Beſchäftigungen erzählt hatte, und wie ihre Mutter darauf halte, daß ſie überall ſelbſt Hand anlege, erkundigte ſich die Fürſtin auch nach ihren Fortſchritten im Zeichnen, in der Muſik, und überhaupt in allem, was man in den gebildeteren Kreiſen zur guten Erziehung zu rechnen pflegt.

„Meine Mutter ſucht mir gute Bücher zu verſchaffen, die wir Abends mit einander leſen,“ erwiederte Leontine ziemlich kleinlaut, mit niedergeſchlagenen Augen. „Zeichnen und Muſik zu lernen iſt freilich mein höchſter Wunſch. Ich hätte auch wohl Geſchick dazu, glaube ich.“

„Und warum lernen Sie es denn nicht?“ fragte die Fürſtin etwas verwundert.

„Es gibt hier keine guten Lehrer,“ erwiederte Leontine betrübt, „und ſchlechte ſind ärger als keine, pflegt meine Mutter zu ſagen.“

Die Fürſtin ſann ſchweigend eine Weile nach, dann klopfte ſie liebkoſend Leontinens glühende Wangen, nannte ſie ein gutes, liebes Kind, gebot ihr fröhlichen Muthes zu ſeyn, und entließ endlich das von ihrer Huld und Anmuth bezauberte Mädchen mit dem Auftrage, der Majorin Nordheim zu ſagen, daß ſie in einer halben Stunde ſie zu ſprechen verlange, vorher aber die Kammerfrauen zu rufen.

Das an Schrecken gränzende Erſtaunen der Majorin läßt ſich nicht beſchreiben, mit dem ſie in dem Geſpräche, zu welchem die Fürſtin ſie einladen ließ, den Wunſch derſelben vernahm, Leontinen mit ſich zu nehmen. „Es thut um Ihre Tochter mir leid,“ ſprach die Fürſtin, „daß ſie in dieſem traurigen Orte ſo ganz der Gelegenheit ermangeln ſoll, ſich auszubilden; man ſoll keine Blüthe in der Knospe erſticken laſſen, wenn man zu ihrer Entwickelung beitragen kann, und ich glaube Ihnen meinen Dank für Ihre gaſtfreundliche Aufnahme nicht würdiger bezeigen zu können, als indem ich in Hinſicht auf Leontinen die Hülfsmittel Ihnen biete, die Ihnen hier unerreichbar ſind.“

Vergebens ſuchte Leontinens Mutter alles, was ihr Herz und ihr Verſtand gegen dieſen Antrag ihr eingaben, der Fürſtin entgegenzuſtellen. Sie ſprach von Leontinens Jugend und ihrer Unbekanntſchaft mit den Sitten der großen Welt; die Fürſtin behauptete, daß das Alter Leontinens ſich gerade am beſten dazu eigne, in dem, was ihrer Erziehung noch mangle, ſchnelle Fortſchritte zu machen; und daß die unbefangene Natürlichkeit ihres Weſens ihr einen ganz eignen Reiz gäbe, der ſie in jedermanns Augen zu einer ſehr anziehenden Erſcheinung erheben müſſe.

„Aber darf ich Ihro Durchlaucht bitten, zu bedenken, daß meine Leontine ſich gar nicht an ein größeres Leben gewöhnen muß?“ erwiederte die Majorin. „Ihre künftige Beſtimmung führt ſie wahrſcheinlich in ſehr beſchränkte bürgerliche Verhältniſſe ein, zu denen man an einem Hofe ſich nur ſchlecht vorbereiten kann.“

„Die Tochter eines ausgezeichneten tapfern Offiziers, der im Dienſte des Vaterlandes ſein Leben ließ, darf auf jedes Glück Anſpruch machen,“ erwiederte die Fürſtin; „und ich bin überzeugt, daß Leontinens Anmuth und Schönheit ihr gewiß einſt die Wahl unter vielen würdigen Bewerbern laſſen wird; nur muß ſie der Dunkelheit entriſſen werden, in der ſie jetzt ſchmachtet.“

„Ich wünſche meiner Leontine nur ein beſcheidnes Glück, wie das meine einſt war, und darum möchte ich nicht, daß ſie Augen höher erheben lerne,“ ſprach ſeufzend die Majorin.

„Aber, liebe Frau Majorin, Sie haben eine ganze falſche Anſicht von dem, was ich Leontinen biete,“ fiel die Fürſtin ziemlich lebhaft ein.

„Ich werde Leontinen der Aufſicht meiner treuen Bornau übergeben, die noch bei mir lebt, und vor dreißig Jahren die Gouvernante meiner verſtorbenen Tochter war. Wenn Sie die würdige Frau kennten, ſo würden Sie ohne Zagen Ihr Kind ihr vertrauen. Sie ſoll über Leontinens Betragen wachen, ich ſelbſt will den Unterricht leiten, den ich Ihrer Tochter geben zu laſſen Willens bin. Gewiß, Sie dürfen ſich nicht länger bedenken, wenn Ihnen nicht das Vergnügen Ihr Kind immer um ſich zu haben mehr am Herzen liegt, als deſſen wahres Wohl.“

„Ich läugne nicht, daß es mir ſchwer fällt, mich von meiner einzigen Freude zu trennen,“ ſprach die Majorin.

„Aber Sie können ſie ja wiederſehen, ſobald Sie wollen; unſre Reſidenz liegt nicht viel über eine Tagereiſe weit von hier,“ erwiederte die Fürſtin. „Gehen Sie, gehen Sie, gute Mutter! keine Bedenklichkeiten mehr. Ich habe noch einige Leute zu ſprechen, in zwei Stunden wird alles zur Abreiſe bereit ſeyn. Indeſſen machen Sie Ihre Tochter mit dem bekannt, was wir über ſie beſchloſſen haben, es wird ihr hoffentlich nicht mißfallen. Laſſen Sie nur einpacken was die Kleine zur Reiſe braucht, alles übrige ſoll die Bornau beſorgen," ſetzte ſie mit einer auf Entlaſſung deutenden Bewegung hinzu.

In dem Weſen und Betragen der Fürſtin, lag etwas ſo Unwiderſtehliches und zugleich ſo Imposantes, daß die Majorin ſich endlich davon überwältigt fühlen mußte. Indem ſie hinaus ging, um den Befehl derſelben zu erfüllen, fiel ihr Blick im Vorübergehen auf die Stelle am Fenſter, wo ſie noch in vergangener Nacht mit ſo viel banger Sorge an Leontinens Zukunft gedacht hatte. Was ſie damals hoffnungslos wünſchte, ohne zu glauben es je zu erreichen, drang das Geſchick ihr in dieſem Augenblick auf, und unwillkührlich ſchauderte ihr bei dieſer ſchnellen Erfüllung von Wünſchen, die ihr jetzt beinahe frevelhaft dünken wollten; denn alles Unerwartete führt etwas Grauenhaftes mit ſich, und es liegt in der Natur des Menſchen, ſelbſt vor dem zu erſchrecken, wonach er früher ſich ſehnte, wenn es ſo plötzlich ihm entgegen tritt.

Leontinens Thränen, ihre Abneigung, die Mutter abermals zu verlaſſen, ihre Furcht vor dem

Ungewohnten der Umgebungen, denen ſie ſo ganz allein entgegen gehen ſollte, hätten die Majorin in ihrer jetzigen Stimmung faſt bewogen, die ihr von der Fürſtin abgedrungene Einwilligung wieder zurück zu nehmen; doch Lenchen trat noch zur rechten Zeit dazwiſchen. Die unermüdliche Beredſamkeit, mit der dieſe alle mögliche Vortheile darzuſtellen ſuchte, welche durch eine ſolche Wendung in Leontinens Leben, ſowohl für dieſe ſelbſt, als für alle ihre Angehörigen, entſtehen könnten, machte zwar wenig Eindruck auf die Majorin, aber ſie gewährte ihr Zeit, ſich zu faſſen. Sie fing an, ſich vor ſich ſelbſt der ihr ſonſt ganz fremden Unentſchloſſenheit zu ſchämen, welche immer gern zwei Schritte zurück tritt, wenn ſie einen vorwärts gewagt hat, und Leontine war zu gewohnt ſich der Leitung ihrer Mutter zu überlaſſen, als daß ſie dem Willen derſelben noch lange hätte zu widerſtehen ſuchen ſollen. Sie warf ſich in ihre Arme. „So ſey es denn, mein trautes, liebes Mütterchen,“ rief ſie unter tauſend Thränen, „ich will geduldig noch einmal von Dir gehen, weil Du es für gut hältſt, aber nur auf Ein Jahr. Tag und Nacht will ich lernen und die Zeit recht benutzen, damit ich nur recht viel zu Dir zurück bringe, was Dich freuen kann. Und Du besuchſt mich bald, und bleibſt recht lange, und kommſt dann bald wieder, damit wir das verdrüßliche Jahr ſo viel möglich abkürzen.“

Die Vorbereitungen zu Leontinens ſchneller Abreiſe wurden angefangen; ſie wollte alles mitnehmen was ihr lieb war, und ihr war faſt alles lieb was ſie beſaß, ihr Hänfling, ihre Blumen, ihr Myrthenſtöckchen. Bei jedem Stück, welches ſie zurücklegen mußte, brach ſie von neuem in Thränen aus, doch mit einem Male ward ſie todtenbleich, ſprang zitternd auf und ließ alles liegen. „Mutter,“ rief ſie beinahe heftig, „es geht doch nicht, wir haben eins nicht bedacht. Ich will nur alles wieder an Ort und Stelle bringen, ſage Du indeſſen der Fürſtin, daß es unmöglich iſt.“ Die Majorin blickte voller Erſtaunen ſie an. „Prinz Alfred — Prinz Albert“ — flüſterte Leontine ängſtlich ihr ins Ohr. Die Mutter führte mit ſchmerzlichem Lächeln ihr Kind vor eine Karte von Deutſchland, die an der Wand hing. „Hier liegt die Stadt, wohin Du gehſt, dort liegt B.“ ſprach ſie, „kannſt Du mir ſagen, wie weit es von hier bis dort ſeyn mag?“

„Hundert Meilen und drüber,“ antwortete Leontine ganz beſchämt und ging leiſe wieder an's Einpacken, ohne damit fertig werden zu können, bis die Fürſtin ſie zu Eile ermahnen ließ, indem alles zur Abreiſe bereit ſey.

Der Tumult der Leute, die ſich herbeidrängten, um noch einmal die Fürſtin zu ſehen, das geſchäftige hin und wieder Laufen der Bedienten, die tiefe Ehrfurcht des verſammelten Stadt-Magiſtrats, kurz der ganze Apparat der fürſtlichen Abreiſe betäubte die arme Leontine, ſo daß ſie ſich im Wagen befand, ohne zu wiſſen, wie ſie dahinein gekommen ſey. Erſt das Fortrollen desſelben, unter dem luſtigen Blaſen der vielen Poſtillione, dem Läuten der Glocken und dem lauten Vivatrufen der verſammelten Einwohner der Stadt, gaben ihr die Gewißheit, von der Mutter geſchieden zu ſeyn. Sie beugte ſich weit aus dem Schlage heraus, ſo lange ſie die geliebte Geſtalt noch ſehen konnte, und ſank dann, als der Wagen um eine Ecke bog, unter einem Strome heißer Thränen auf ihren Platz zurück.

Die beiden Hofdamen und der Leibarzt der Fürſtin machten Leontinens Geſellſchaft im Wagen aus. Sie war menſchlich genug, das Mädchen ungeſtört ſich ausweinen zu laſſen, bis die Thränen von ſelbſt verſiegten, was nicht zu lange währte. Denn in der Jugend hört man am leichteſten auf zu weinen, wenn Fragen und Tröſtungen von außen den innern Schmerz nicht ſtets von neuem wieder aufregen. Ueberdem vereinte ſich vieles, um Leontinen zu zerſtreuen. Das leichte luſtige Geplauder ihrer Reiſegefährten war ihr Anfangs zwar läſtig, aber allmählich fühlte ſie ſich doch dadurch fortgeriſſen. Sie fing an, ihre nächſten Umgebungen zu betrachten, und es koſtete ihr Anfangs ſogar einige Mühe, ſich zu überreden, daß ſie es wirklich ſelbſt ſey, die in dieſem koſtbaren Wagen, der ſo ſanft ging wie eine Wiege, mit Flügelſchnelle fortgezogen werde, beſonders wenn ſie dabei der von innen und außen mit Gepäck aller Art überladenen alten unbequemen Chaiſe ſich erinnerte, in welcher ein Miethkutſcher ſie noch vor kurzem im langſamſten Schneckengange von Pyrmont nach Hauſe geführt hatte. Alles im Wagen ſchien ihr bewundernswerth, von der reichen Poſamentir-Arbeit an, bis zu dem ſchön geblümten Fußteppich, den ſie kaum zu betreten wagte, und ſah ſie heraus, ſo ſtanden die Landleute in langen Reihen mit entblößtem Haupte am Wege, ſtaunten ehrfurchtsvoll zu ihr hinauf, und ſie hatte vollauf zu thun, um nur jedem Einzelnen freundlich zu danken. In allen Dörfern, durch welche ihr Weg ſie führte, ging es unter grünen mit Rauſchgold, Blumen und Bändern verzierten Ehrenbogen hin, die trotz der Aermlichkeit an Erfindung und Ausführung, ihrem nicht verwöhnten Auge ungemein wohlgefielen. Die wohlgewaſchenen, ſpiegelglatt gekämmten Dorfkinder im Sonntagsputze kamen in vielen Orten dem Reiſezuge entgegen, den Pfarrer oder Schulmeiſter an der Spitze, um mit ſchönen Reden und Geſängen der Landesmutter die Freude der Unterthanen zu bezeigen, und überall regnete es Blumen und Kränze von allen Seiten in den Wagen hinein. Leontine fand das alles ungemein rührend und begriff gar nicht, wie der Arzt und die ältere der Hofdamen dabei ſo gleichgültig blieben, oder gar über das viele Anhalten ſich ungeduldig bezeigen konnten.

Die jüngſte und ſchönſte der beiden Damen, Gräfin Natalie, nahm freilich mehr Theil an dem, was Leontine in nie gefühlte Bewegung verſetzte, aber auf eine dieſer durchaus nicht gefallende Weiſe. Sie blieb in Einem Lachen, faßte jeden einzelnen komiſchen Zug, der dabei vorfallen mochte, mit unnachahmlicher Laune auf, und hatte die größte Freude daran, durch aus dem Wagen geworfenes Geld und Zuckerbrod die Kinder aus Reihe und Glied zu bringen. Leontine wollte ſich innerlich über dieſen Unfug ärgern, doch die unwiderſtehliche Anmuth, mit der er getrieben ward, ließ ſie nicht dazu kommen, und als Gräfin Natalie einmal gar einem perorirenden Schulmeiſter ein ſo poſſierliches Geſicht ſchnitt, daß dieſer darüber im ſchönſten Fluſſe ſeiner Rede Faſſung und Concept zugleich verlor, fühlte Leontine ſich ſogar, wenn gleich wider Willen, zum Mitlachen fortgeriſſen.

„Nun, Gottlob, Sie haben wieder einmal gelacht,“ rief Natalie triumphirend; „ſehen Sie, liebes Fräulein, das wollt' ich nur, obgleich ich wohl weiß, daß Sie in dieſem Augenblick mir recht böſe darüber ſind. Lachen bleibt immer die beſte Kur in allem Herzeleide, wenn es auch Anfangs ein wenig wehe thut. Nicht wahr, Hofrath? habe ich nicht recht?“

„Sie haben an ſich ſelbſt den beſten Beweis davon abgelegt, ſchöne Gräfin, ich verehre Sie als meine Meiſterin in dieſer Art von Kuren,“ erwiederte der Leibarzt mit einem eignen, etwas ſcharfen Ton und Blick.

„Doctor, Sie ſind maliciös, aber ich gedenke es Ihnen, darauf verlaſſen Sie ſich,“ antwortete Natalie lächelnd. „Was wollt Ihr vernünftigen Leute denn von mir? ich mache es wie die Natur, heute Regen, morgen Sonnenſchein. Warum ſollte ich junge Perſon klüger ſeyn wollen, als die alte Mama!“

Die andere Dame beugte ſich jetzt zu ihrer muthwilligen Gefährtin, um ihr etwas in's Ohr zu flüſtern; Leontine wollte nicht darauf hören, aber unwillkührlich verſtand ſie doch zwei Worte von dem, was geſagt ward, und dieſe waren — Prinz Albert. Ihre Wangen glühten, ein unbeſchreiblich ängſtigendes Gefühl ſtieg in ihr auf, und von neuem traten Thränen ihr in's Auge.

Auch Gräfin Natalie ſchien halb verwirrt, halb erzürnt. „Seyn Sie doch vernünftig,“ ſprach ſie in franzöſiſcher Sprache, denn ſie wußte nicht, daß Leontine dieſe verſtand, ohne ſich in ihr ausdrücken zu können, „das Kind da drüben muß ja denken, wir ſprechen von ihm. Wahrhaftig, es fängt wieder an zu weinen, und ich war ſo froh, daß es endlich einmal aufgehört hatte!“ Halb beſchämt, halb ſchmerzlich verletzt über dieſe Bemerkung, nahm Leontine alle ihre Kraft zuſammen, um jede Aeußerung ihres Gefühls zu unterdrücken, während die übrigen unter einander fortfuhren, ſich auf das fröhlichſte zu unterhalten. Im Laufe des Geſprächs, auf welches Leontine von nun an ſich bemühte, wenig zu achten, beugte der neben ihr ſitzende Arzt ſich vor, um ebenfalls Natalien etwas in's Ohr zu flüſtern, und abermals vernahm Leontine den Namen — Prinz Albert — Sie hatte ihn dießmal zu deutlich gehört, um glauben zu können, ſie habe ſich geirrt.

„Ihr ſeyd Beide recht ungezogene Leute,“ ſprach Gräfin Natalie erröthend, „nur meine kleine Leontine hier iſt ein gutes artiges Kind, dafür ſoll ſie auch ein Bonbon und eine überzuckerte

Orange haben, und Ihr bekommt nichts, als das trockne Zuſehen.“ Mit dieſen Worten ſuchte ſie ihr Arbeitskäſtchen aus einer der Wagentaſchen hervor, doch, ſey es ihre augenſcheinliche Verwirrung, oder ein unvermutheter Stoß des Wagens, was davon die Urſache war, genug, ſie faßte das Käſtchen verkehrt, der Deckel ſprang auf, und der theils aus Zuckerwerk, theils aus allerlei glänzenden Kleinigkeiten beſtehende Inhalt deſſelben fiel ihr halb in den Schooß, halb rollte er im Wagen umher.

„Da muß ich ja wider Willen generös ſeyn! qui en veut?“ rief lachend Natalie und ſchüttelte vollends aus dem Käſtchen, was noch darinnen zurückgeblieben war. Einige ſehr zierlich zuſammengefaltete Briefchen fielen mit hinaus, der Arzt ſäumte nicht, ſich dieſer zu bemächtigen. Natalie ward es gewahr, ein ſcherzhafter Kampf entſtand zwiſchen den Beiden, während welchem die Gräfin ihrem Gegner ein Briefchen nach dem andern entwand und ſie einzeln Leontinen zum Aufbewahren zuſteckte. Von ohngefähr warf Leontine einen Blick auf das, was ihr anvertraut wurde, und erkannte auf allen Aufſchriften der

Briefe Alfred's Hand. Ganz unverkennbar waren es dieſelben Züge, mit denen er ein Gedicht für ſie abgeſchrieben hatte, das ſie noch immer gleich einem Heiligthume aufbewahrte, obgleich ſie ſchon oft Willens geweſen war, es zu vernichten.

Wer beſchreibt das Gefühl, mit dem die Arme, von tauſend Ahnungen und Schmerzen bedrängt, jetzt die Augen ſchloß, und ſich in ihre Wagenecke drückte! Sie ward es nicht einmal gewahr, daß der Kampf beendet ſey, und die Gräfin ihr Eigenthum aus ihren vor Schrecken erſtarrten Händen wieder zurücknahm. Verſtohlen öffnete ſie zuweilen die Augen, um Natalien zu betrachten, und zu ihrer Qual erſchien ihr dieſe dabei tauſendmal ſchöner, liebenswürdiger und reizender, als ſie es wirklich war, während ſie ſich ſelbſt immer unbedeutender fand. Sie dachte alle Möglichkeiten durch, wo Alfred — denn ſo nannte ſie ihn doch immer noch am liebſten — die reizende Natalie geſehen haben könne. Daß dieſes erſt vor kurzem geſchehen ſey, war ihr klar, und doch wußte ſie gewiß, daß die Fürſtin, und folglich auch die Gräfin, nicht in Pyrmont geweſen wären. Gleich einem Lichtſtrahl erhellte der Gedanke endlich die Nacht in ihrem Gemüthe: wie, wenn ich in der Handſchrift mich geirrt hätte, eine ſieht oft der andern gleich, und der Prinzen, welche Albert heißen, gibt es viele; muß darum gerade der meinige — der meinige? Ach! was hilft es denn am Ende mir armen Kinde, wenn es ein anderer iſt? verloren iſt doch verloren!

Geiſtig angegriffen von den vielen, größtentheils ſchmerzlichen Begebenheiten dieſes Tages, und auch von der ungewohnten Nachtwache am Bette der Fürſtin körperlich ermattet, ſank Leontine in jenen feſten, tiefen Schlaf, der gewöhnlich nur der friſchen Jugend zu Theil wird. Ihre Reiſegefährten hielten ſie ſchon längſt für eingeſchlafen, weil ſie ſo ſtille ſaß, und hatten ihre Unterhaltung fortgeſetzt, ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern.

Die Fürſtin reiſte heute mit ungewohnter Eile, um noch mit Einbruch der Nacht ihre Reſidenz zu erreichen. Nur ein paar Mal hatte man im Verlauf des Tages angehalten, um, ohne auszuſteigen, im Wagen einige Erfriſchungen zu nehmen, daher erwachte Leontine erſt von dem Glokkengeläute, als ſie in die Reſidenz einfuhren und von den tauſend Stimmen, welche der geliebten Fürſtin ein fröhliches Willkommen entgegenriefen. Erſchrocken riß ſie die Augen auf und glaubte ſich in einem Feenlande, denn alle Häuſer der feſtlich erleuchteten Stadt ſtrahlten in blendendem Schimmer; überall ſah ſie Hindeutungen auf frohes Wiederſehen; auch ihre Gefährten im Wagen drückten laut ihre Freude über die nahe Wiedervereinigung mit geliebten Perſonen aus. Nur ihr, der Vereinzelten, klopfte hier kein liebendes Herz entgegen, ſie war einem Thautropfen vergleichbar, den ein über das Meer hinfliegender Vogel von ſeinem Fittig in den weiten Ocean ſchüttelt, und dachte vor Wehmuth und Sehnſucht zu vergehen.

Je näher ſie dem auf einer Anhöhe erbauten Schloſſe kamen, das prächtig erleuchtet, alles überſtrahlte, je bänger ward ihr um das Herz; faſt fehlte es ihr an Muth, aus dem Wagen zu ſteigen, und ihren Begleitern die breite Schloßtreppe hinauf zu folgen. Jedes von dieſen hatte für den Augenblick ſo viel mit ſich ſelbſt zu thun, daß keines der armen Leontine gedachte. Grüße, Gegengrüße und frohe Winke flogen überall herüber und hinüber, freundliches Entgegenkommen trat aus allen Thüren hervor, doch nicht für ſie. Auch die Fürſtin warf im Vorübergehen keinen Blick auf Leontinen, indem ſie zu ihrem Gemahl eilte, den ein Anfall von Podagra verhindert hatte, ihr entgegen zu kommen. Die Hofdamen benutzten dieſen Augenblick, um auf ihre Zimmer zu gehen, wo liebe Freunde ſie erwarteten; der Arzt eilte in ſeine Wohnung zu den Seinen, alles zerſtreute ſich, nur Leontine blieb troſtlos und verlaſſen im Vorzimmer ſtehen. Die hin und her laufenden Bedienten betrachteten ſie zwar zuweilen mit neugierigen Blicken, doch keiner kümmerte ſich weiter um ſie, und ihre ungewohnte Situation nahm ihr den Muth, einen von ihnen anzureden. Mutter, liebe Mutter, ſeufzte ſie im Innerſten ihres Herzens, wer doch bei Dir im kleinen Erkerſtübchen wäre! Doch morgen kehre ich wieder zurück, und müßte ich zu Fuße mich auf den Weg machen.

„Mein Gott, Leontine! Sie ſtehen noch hier?“ rief endlich eine bekannte, freundliche Stimme, und eine weiche, warme Hand faßte ihre eiskalte in Angſt erſtarrte. Leontine glaubte ihren guten

Engel zu vernehmen, ſie blickte auf und erkannte mit einem wunderlich gemiſchten Gefühle Natalie, welche eben als dienſthabende Dame aus den Zimmern der Fürſtin herausgetreten war. „Hat denn Niemand Sie zurecht gewieſen, liebes Kind?“ ſetzte Natalie recht gutmüthig hinzu; „ja ſo ſind die Leute, in der Freude vergeſſen ſie alles. Kommen Sie einſtweilen auf mein Zimmer, dort wollen wir ſchon ſehen, wie wir für dieſe Nacht uns einrichten. Morgen ſoll's beſſer gehen.“ Mit dieſen Worten bemächtigte ſie ſich des Arms der Verlaſſenen, die dankbar freudig ihr gern folgte, wohin ſie ſie führen wollte.

Die liebenswürdige Geſchäftigkeit, mit der die Gräfin, ſobald ſie in ihren Zimmern ſich befanden, für Leontinens Bequemlichkeit und Erholung ſorgte, ließ dieſe ſehr bald den Mißmuth vergeſſen, den das ihr ganz neue Gefühl des Verlaſſenſeyns in ihr erregt hatte, und doch konnte ſie nicht ohne inneres Weh den eignen Liebreiz bewundern, der jede Bewegung ihrer jungen Beſchützerin begleitete. Ach! dachte ſie, es kann nicht anders ſeyn, er muß ſie lieben, denn Sie iſt wie Er.

Am folgenden Morgen ließ die Fürſtin Leontinen zu ſich rufen; ſie behandelte ſie mit ausgezeichneter Güte, ſie wußte ſo fein ihr geſtriges Vergeſſen zu entſchuldigen, ohne ihrer eignen Würde dabei zu vergeben, daß jede Spur der erlittenen Kränkung aus Leontinens Gemüth verlöſcht wurde. Auch Madam Bornau war zugegegen, deren Schutz und Aufſicht die Fürſtin das junge Mädchen auf das angelegentlichſte empfahl, und zugleich Leontinen ermahnte in dieſer würdigen Frau eine zweite Mutter zu verehren. Leontine verſprach alles, was man von ihr verlangte, wenn gleich die ernſthafte, in der ſtrengſten Etikette grau gewordene Frau, neben der ſie wohnen, und mit der ſie Abends allein eſſen ſollte, ihr weit mehr Scheu einflößte, als die Fürſtin ſelbſt.

„Das iſt ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen dieſer ſteifen, ſauerſehenden Dame und meinem freundlichen Mütterchen,“ dachte ſie in ihrem Herzen; „indeſſen wir bleiben doch nicht ewig beiſammen, und ſie iſt alt genug, um meine Großmutter zu ſeyn; da muß ich ſchon Geduld haben, wenn ſie gleich vielleicht ein wenig wunderlich ſich bezeigen ſollte.“

Da die Fürſtin alles, was ſie unternahm, auch gern auf der Stelle auszuführen pflegte, ſo wurden noch am nämlichen Vormittage alle Stunden des Unterrichts angeordnet, den Leontine erhalten ſollte, und deren Anfang für den folgenden Tag beſtimmt. Leontine wurde dabei faſt wie ein Fürſtenkind behandelt, bei deren Erziehung die Lehrſtunden gewöhnlich bis zum Uebermaße vervielfältigt werden; alles ſollte ſie lernen, Geſchichte, Geographie, Naturkunde, fremde Sprachen, Tanzen, Zeichnen, Muſik. Die Anwendung jeder Stunde des Tages ward auf das pünktlichſte ihr vorgeſchrieben. Voll Verwunderung hörte ſie dieſen Anordnungen zu. „Wie ſoll das alles nur in dieſen kleinen Kopf hinein?“ fragte ſie leiſe die Gräfin Natalie, die zufälliger Weiſe neben ihr ſtand. Natalie lachte und flüſterte ihr wieder zu: „was nicht darin bleiben will, laſſen Sie zum andern Ohre wieder hinaus; glauben Sie mir nur, liebes Kind, ſo machen es Alle.“

Mitten in dieſen Verhandlungen flogen die Flügelthüren auf, und der Fürſt, der ſich an dieſem Morgen viel beſſer als geſtern befand, ließ in ſeinem Podagriſten-Stuhl ſich hineinfahren, um ſeine Gemahlin durch einen Beſuch zu überraſchen. Leontine drückte ſich erſchrocken und verlegen in eine Ecke des Zimmers, während die Fürſtin mit ihrem Gemahl von ihr ſprach, und ein gutmüthiges, aber doch etwas ſarkaſtiſches Lächeln umſpielte die Lippen des alten Herrn, als er hörte, wie ſeine Gemahlin ſich vorgenommen habe, für Leontinens Bildung zu ſorgen. Sein, unter dicken ſchneeweißen Augenbraunen hell hervorblitzendes Auge ſuchte und fand das junge Mädchen, von dem die Rede war, gleich in ſeinem Verſtecke auf. Er fing ein kurzes Geſpräch mit Leontinen an, und ihre einfache Art ſich auszudrücken ſchien ſeinen Beifall zu haben. „Armes Vögelchen,“ ſprach er zuletzt, „und Du ſollſt hier pfeifen lernen! Faſt fürchte ich, es wird Schade ſeyn um Deinen hübſchen Waldgeſang. Doch ſollte es Dir mit der Dudelei zu viel werden, ſo flüchte nur getroſt zu mir,“ ſetzte er halb leiſe hinzu, und ließ ſich wieder hinausfahren.

Die Audienz bei der Fürſtin war kaum vorüber, als Leontine ſchon eine zweite um ihretwillen veranſtaltete Verſammlung im Zimmer der Madam

Bornau überſehen mußte, bei welcher dieſe an der Stelle ihrer Gebieterin den Vorſitz hatte. Ein Heer von Schneidern, Modehändlern und Putzmacherinnen war aufgeboten, um Leontinens Garderobe, ihren jetzigen Verhältniſſen gemäß, umzuwandeln, und dieſe ſollte nun unter Dingen wählen, die ihr alle viel zu prächtig vorkamen, und von denen ſie die meiſten kaum dem Namen nach kannte. Auch ein eignes Kammermädchen ward ihr aufgedrungen, obgleich ſie immerfort behauptete, daß ſie es gar nicht gewohnt ſey, ſich bedienen zu laſſen. Mein Gott, dachte ſie, was machen die vornehmen Leute für Umſtände mit ſelbſt, und am Ende haben ſie doch eigentlich nichts weiter, als was ich bei meiner Mutter auch hatte, ohne daß wir uns ſo darum plagten.

Ueberhaupt fiel die arme Leontine an dieſem erſten Tage ihres Hoflebens aus einer Verlegenheit in die andere, und war eigentlich noch befangener als am vergangenen Abend. Schon am frühen Morgen hatte die Kammerjungfer der Gräfin Natalie, die wie eine vornehme Dame ausſah, ſie in Angſt und Noth geſetzt, indem dieſe durchaus beim Ankleiden ihr Dienſte leiſten wollte, welche Leontine gewohnt war, ihrer eignen Mutter ſelbſt zu erzeigen, und von denen ſie gar nicht begriff, wie man glauben könne, daß ein junges Mädchen in geſunden Tagen ihrer bedürfe. Nichts aber ſchien ihr unbequemer, als die ſie umgebende Pracht. Alle Augenblicke ſah ſie irgend ein Geräth, deſſen Gebrauch ſie gar nicht zu errathen vermochte, auf den glatt gebohnten Parkets ſchlich ſie ängſtlich umher, denn ihr war, als ginge ſie auf dem Eiſe; ihr eignes Bild jagte ihr ein paar Mal einen gewaltigen Schreck ein, indem es aus einem, in einer dunkeln Ecke hingeſtellten großen Ankleideſpiegel ihr unverſehens entgegentrat, und einmal machte ſie ſogar im Vorübergehen an einer, von oben bis unten mit Spiegeln bedeckten Wand eine ehrfurchtsvolle tiefe Verbeugung, denn ſie glaubte, ein offenſtehendes Nebenzimmer voll Geſellſchaft zu ſehen.

Alle dieſe kleinen Mißgriffe und Verlegenheiten Leontinens beluſtigten die Gräfin Natalie gar ſehr. Da ſie gerade an dieſem Tage dienſtfrei war, ſo ging ſie ihr nicht von der Seite, um ja keinen Zug davon zu verlieren; ihre Art zu lachen war indeſſen zu gutmüthig, um Leontinen beleidigen oder ihr wehe thun zu können, beſonders da die Gräfin ſie übrigens gegen alle die recht kräftig vertheidigte, welche Leontinen wegen ihrer Unbekanntſchaft mit dem vornehmen Leben, zum Ziele ihres Witzes zu machen verſuchten. Leontine beſaß im Grunde wenig Eigenliebe und konnte ſogar einige Mal recht herzlich über ſich ſelbſt mitlachen, wenn die Mißverſtändniſſe, in die ſie alle Augenblicke gerieth, gar zu luſtig ausfielen.

Der nächſte Morgen führte in Leontinens Aeußerm die große Umwandlung herbei, welche über ſie beſchloſſen worden war, um ſie für ihre jetzigen Verhältniſſe geeigneter zu machen. Die erſte Kammerfrau der Fürſtin war dabei von ihrer Gebieterin als Oberaufſeherin angeſtellt worden, wenigſtens ein Dutzend Hände zeigten noch überdem zu Leontinens großer Pein ſich um ſie geſchäftig, mehrere Stunden gingen darüber hin, aber da endlich nun das große Werk vollendet war, fand man es auch über alle Erwartung gelungen, und des Lobens und Bewunderns wurde ſobald kein Ende.

Doch nicht nur Leontinens, durch den neuen Anzug ſehr gehobne Geſtalt erregte die allgemeine

Bewunderung, ein neues unerwartetes Phänomen kam mit dabei in's Spiel, denn man fand ſie allgemein und mit Recht in dieſer Kleidung der Gräfin Natalie ſo ähnlich, als ob Beide Schweſtern wären. Jeder, der ſie an dieſem Tage ſah, machte dieſe Bemerkung, die früher Niemanden eingefallen war, ſelbſt Leontine wurde, als ſie im Spiegel ſich aufmerkſam betrachtete, von dieſer Aehnlichkeit überraſcht; aber es freute ſie nicht, ſo reizend auch Natalie in ihren Augen war.

„Das war es alſo!“ ſeufzte ſie innerlich tief betrübt, „ich war es nicht, dieſe leichte Aehnlichkeit mit der Geliebten war es, die ihn anzog, und ihn bewog, das arme Landmädchen auszuzeichnen, das er ſonſt gewiß kaum bemerkt hätte. O wie eitel war ich, daß ich glauben konnte, ich Arme hätte ihm gefallen!“

Von nun an bildeten Leontinens Tage eine nur wenig unterbrochene Kette von Lehrſtunden und Vorübungen zu denſelben. Die Fürſtin fragte oft nach ihren Fortſchritten, und ob ſie recht fleißig ſey, doch der erſte Reiz der Neuheit ging der hohen Frau immer bei allem ſchnell verloren, und ſo kam es in kurzem dahin, das ſie Leontinen der Leitung der Madam Bornau ganz überließ, die nichts Beſſeres für dieſe zu thun wußte, als daß ſie fleißig zum Franzöſiſch Sprechen ſie anhielt, ſie oft erinnerte, ſich gerade zu halten, ſich alle Mühe gab, ihr das beizubringen, was ſie Tournüre nannte, und Abends bei Tiſch, im Geſchmack der weiland berühmten Madame le Prince de Beaumont, über die Conduite, welche eine junge Perſon zu halten hat, die in die Welt tritt, ihr vormoraliſirte.

Mit den übrigen Herren und Damen am Hofe kam Leontine nur an der Mittagstafel zuſammen, bei welcher Gräfin Natalie ihre gewöhnliche Nachbarin war; alle benahmen ſich höflich gegen ſie, doch Niemand nahm weiter ein beſonderes Intereſſe an dem jungen Mädchen. Auch die Fürſtin begegnete ihr zwar freundlich, doch ohne ſie weiter auszuzeichnen, nur der Fürſt ließ ſich zuweilen in ein Geſpräch mit ihr ein, und warnte ſie in ſeiner gewohnten ſcherzhaften Weiſe vor zu vielem Studieren, weil ihre friſche Farbe ſchon jetzt darunter leide.

Der alte Herr hatte im Grunde nicht Unrecht, denn Leontinens Roſen fingen wirklich an merklich zu bleichen. Doch übergroße geiſtige Anſtrengung trug daran gewiß nicht die Schuld; ſie war zu jugendlich geſund, als daß der Eifer ihr hätte ſchaden können, mit dem ſie die ihr unverhofft gewordene Gelegenheit, ſich zu bilden, redlich benutzte. Ganz andere Gefühle, ganz andere Schmerzen bleichten die Wangen der armen Leontine, und vernichteten die Hoffnung ihrer Mutter, daß ſie hier lernen könne, zu vergeſſen; denn der ſtete Anblick der Gräfin Natalie erinnerte ſie unabläſſig auf das ſchmerzlichſte an den Prinzen Albert. Unvorſichtige Aeußerungen, denen die Gräfin ſich, ohne daran zu denken, überließ, unzählige Neckereien, welche Leontine ſo gern nicht gehört hätte und doch hörte, überzeugten das arme Kind immer gewiſſer von einem zwiſchen jenen Beiden beſtehenden zärtlichen Verhältniſſe und erfüllten das junge Herz mit allen Qualen der Eiferſucht.

Leontine hielt in ihrer Unſchuld ihr Gefühl für Regungen des Neides, die ſie verabſcheuen und gewaltſam aus ihrer Bruſt zu bannen ſuchen müſſe. Sie kämpfte unabläſſig, um ſich zu beſiegen und über Nataliens Glück ſich zu freuen, und vermochte es dennoch nicht, ihrer Thränen und ihrer

Schmerzen Herr zu werden. Natalie zog wechſelnd ſie an und ſtieß ſie zurück, ohne Beides zu wollen, denn Niemand konnte in allen ſeinen Handlungen abſichtsloſer ſeyn als dieſe; aber Leontine hielt es ſchon um Alfreds willen für ihre Pflicht, die zu lieben, die ſeine Liebe beſaß, und um deren Aehnlichkeit mit ihr, ſie glücklich genug geweſen war, von ihm bemerkt zu werden. Noch immer achtete ſie die Zeit, welche ſie in ſeiner Nähe verlebt hatte, für den höchſten Lichtpunkt ihres Lebens, und glaubte mit all den heißen, bittern Thränen, die ſie ſeitdem vergoß, ihn nicht zu theuer erkauft zu haben; obgleich er ſchnell wie ein Blitz wieder verſchwunden war, und in trübem Dunkel ſie zurückließ.

Alfred ſtand wieder, gleich einem Halbgott, im blendendſten Licht vor ihrer Seele, entſündiget von jedem Fehl; ſie bereuete es tief, ihn verkannt und in den Augen ihrer Mutter herabgeſetzt zu haben; es war ihr klar, daß er nie daran gedacht haben könne, ſie wiſſentlich täuſchen zu wollen; der Zauber der Erinnerung hatte zu dem Schattenbilde der Heißgeliebten ihn gezogen; was konnte er dafür, daß Leontine ſchwach genug war, zu glauben, ſie ſelbſt ſey es, die er aufſuche und ihm gefallen könne?

So täuſchte die Arme ſich ſelbſt in nie endender Pein. Ihr Beſtreben, der Gräfin Natalie und nur dieſer ſich zu nähern, war zu auffallend, als daß nicht Jedermann in ihrem dennoch ziemlich beſchränkten Kreiſe dieſes hätte bemerken ſollen. Da auch Leontine der Gräfin behaglich war, und dieſe ihr deshalb recht freundlich entgegen kam, ſo galten beide bald am Hofe für unzertrennliche Freundinnen. Die Fürſtin, welche doch nicht alle Theilnahme an Leontinen gänzlich aufgegeben hatte, ſchien dieſes nicht gern zu ſehen; ſie äußerte ſich wohl auch gelegentlich darüber gegen Leontinen, doch immer auf ſo unumwundene Weiſe, daß das einfache Kind ihre eigentliche Meinung gar nicht verſtand. Auch Madam Vernau, von der Fürſtin wahrſcheinlich dazu aufgefordert, nahm ſeit einiger Zeit die ſchickliche Wahl des Umgangs für junge Perſonen, zum Thema ihrer abendlichen Tiſchreden; doch Leontine war dann gewöhnlich entweder zu arbeitsmüde, oder zu verſunken in ſich ſelbſt, um ihr mehr als ſcheinbare Aufmerkſamkeit ſchenken zu können, und ſo blieb einſtweilen alles beim Alten.

Eines Tages aber war bei der Mittagstafel eine ganz eigene, ungewohnte Verſtimmung bemerkbar, die von dem fürſtlichen Paare ſelbſt auszugehen ſchien; feierliche Stille herrſchte im Saale, nie hörte man deutlicher das Klappern der Gläſer und Teller und die knarrenden Tritte der leiſe auftretenden Bedienten; ſelbſt Leontinen wurde dabei bänglich um's Herz. Natalie war nicht an der Tafel erſchienen und hatte mit heftigem Kopfweh ſich entſchuldigen laſſen.

Man ſtand wohl eine halbe Stunde früher von Tiſche auf, als ſeit Menſchengedenken; die Geſellſchaft zerſtreute ſich, ſobald dieſes ſchicklicher Weiſe geſchehen konnte, um unter ſich über den Grund dieſer ſeltenen Erſcheinung Rath zu halten, und auch Leontine wollte ſich auf ihr Zimmer an ihre Arbeiten begeben, als der Fürſt ganz unvermuthet in den jetzt leer gewordenen Saal zurückkam, ſie in eine Fenſtervertiefung zog, und anfing, ſie recht väterlich, aber auch ſehr ernſt vor dem zu vertrauten Umgange mit der Gräfin Natalie zu warnen. Leontine blickte erſchrocken zu der hohen, ehrwürdigen Greiſengeſtalt auf. „Glaube mir,“ ſprach er, „ich bin weit davon entfernt, die vielen guten Eigenſchaften der Gräfin zu verkennen, aber demohngeachtet iſt ſie für ein ſo unerfahrenes Kindsköpfchen, wie Du biſt, ein gefährlicher Umgang, und ich ſowohl, als meine Gemahlin, wünſchen um Deinetwillen, daß Du Dich von ihr zurückziehſt.“

„Wie kann ich?“ erwiederte Leontine, und helle Thränen traten ihr in's Auge.

Der Fürſt blickte mitleidig ſie an und fiel gleich wieder in ſeinen alten Ton: „armes Vögelchen,“ ſprach er, ſo pflegte er gewöhnlich ſie zu nennen, wenn er guter Laune war, „armes Vögelchen, die Welt iſt für Dich viel zu weit und groß, und auch wieder zu enge, wie man es nimmt. Ich wollte oft, Du ſäßeſt wieder daheim unter den mütterlichen Flügeln, obgleich ich Dich mitunter recht gern hier umherflattern ſehe.“ Mit dieſen Worten wandte er ſich von Leontinen ab, die ganz erſtarrt ſtehen blieb und ihm nachſah, bis er die Thüre ſeines Zimmers hinter ſich anzog.

Tief verſunken in Nachdenken, was dieſes alles bedeuten könne? ſuchte ſie jetzt ihr Zimmer auf, und traf auf der Schwelle deſſelben das Kammermädchen der Gräfin Natalie, die ihr meldete, daß ihre Herrſchaft ſehnlichſt nach ihr verlange, und ſie bitten ließe, unverzüglich zu ihr zu kommen. Leontine ſtand eine Sekunde lang unſchlüſſig da, doch der Gedanke, daß Natalie krank ſey und ihrer Pflege bedürfen könne, ließ ſie des Fürſten ſammt ſeiner Warnung vergeſſen.

„Kommſt Du endlich!“ rief die Gräfin von ihrem Sopha Leontinen entgegen, „wie konnteſt Du ſo lange zögern, während ich ſehnlich Deiner harrte!“

„Sie leiden, liebe Natalie, gewiß Sie ſind recht krank,“ erwiederte Leontine, und ſah mit Erſtaunen, indem ſie ſich zu ihr beugte, was ſie nie als möglich ſich gedacht hatte, helle große Thränen in den ſonſt immer heitern Augen ihrer Freundin.

„Krank?“ antwortete ihr die Gräfin mit einiger Heftigkeit, „krank? Aergerlich bin ich, zornig, in tiefſter Seele empört. Leontine, man behandelt mich mit unerlaubter Eigenmächtigkeit; doch ich bin entſchloſſen, es nicht zu dulden. Mag daraus werden, was will, ſie haben es an mich gebracht und mögen es verantworten. Du nur ſcheinſt mich zu lieben, Du biſt gut, Du biſt treu, Du allein kannſt mir beiſtehen und ich denke, Du wirſt es auch wollen.“

Leontine glaubte beinahe, die Gräfin ſpräche im Fieber, ſie wollte ſuchen, ſie zu beſänftigen, doch Natalie unterbrach ſie ſogleich.

„Ich bitte, ſprich nicht, ehe Du weißt, wovon die Rede iſt; wir haben nicht Zeit, viel Worte zu machen, denn wer weiß, ob ſie nicht auch Dir verbieten werden zu mir zu kommen; darum höre ſtill und aufmerkſam, was ich zu ſagen habe. Daß morgen der Herzog hier ankommt, um einige Tage bei ſeiner Schweſter, der Fürſtin, zu verweilen, haſt Du gewiß ſchon vernommen, denn ſolch ein Beſuch iſt bei uns eine bedeutende Begebenheit; aber daß noch jemand mitkommen wird, weißt Du nicht, denn die Durchlauchten ſelbſt haben dies erſt heute Morgen zufälligerweiſe erfahren, und ſind darüber in der allerpoſſierlichſten Unruhe, die mich ſehr amuſiren würde, müßte ich nur nicht darunter leiden. Prinz Albert von B. kommt als ein weitläufiger Verwandter des Herzogs mit ihm, und zwar unangemeldet, um ſie durch ſeinen Beſuch zu überraſchen; die hohen Herrſchaften wünſchen ihn zwar ins Pfefferland, aber ſie dürfen es doch ſich nicht merken laſſen. Ich wußte es lange, daß er kommen würde, und habe mich immer auf ihre Geſichter gefreut, wenn ſie ihn ſähen, doch nun iſt mir die Freude verdorben.“

Leontine lag todtenbleich in ihrem Armſtuhl zurückgeſunken, aber die bei zugezogenen Fenſtervorhängen im Zimmer herrſchende Dämmerung und die heftige Bewegung, in welcher die Gräfin ſelbſt ſich befand, hinderten dieſe, es zu bemerken.

„Von dieſem Prinzen Albert haſt Du gewiß ſchon oft reden gehört,“ ſprach Natalie halb verwirrt, halb verlegen; „Du weißt, oder vielmehr Du wirſt gemerkt haben — doch was ſuche ich lange noch Redensarten und Wendungen, um meiner Leontine zu geſtehen, was ohnehin das Mährchen der halben Stadt iſt! Kurz und gut, ich und Prinz Albert ſind in B. am Hofe ſeines Verwandten, des dortigen Fürſten, mit einander aufgewachſen, denn mein Oheim, bei dem ich von meiner Kindheit an lebte, iſt dort der erſte Miniſter. So lange wir klein waren, bekümmerte man ſich wenig darum, daß wir, Albert und ich, immer beiſammen waren, doch als wir größer wurden, fand man für gut uns zu trennen, und um uns recht weit auseinander zu bringen, mußte ich hier Hofdame werden. Das war das erſte Unglück unſers Lebens, und wir gewannen einander um ſo lieber, weil wir gemeinſchaftlich darüber weinten. Wir ſchwuren uns ewige Treue, wir haben ſie auch gehalten, und bleiben ſtets in ſchriftlicher Verbindung mit einander. Albert iſt ſeit zwei Jahren auf Reiſen, und hat ſeitdem, aus Liebe zu mir, manchen gewagten Streich geſpielt. Der letzte war, daß er verkleidet, unter fremdem Namen im Bade ſich aufhielt, wo wir uns täglich ſahen. Gott weiß, auf welche Art die Fürſtin dahinter kam! er erfuhr es zum Glücke noch bei Zeiten und ging, um einer Scene auszuweichen, nach einem andern Ort, doch ich — aber wir haben jetzt durchaus keine Zeit, uns unſre Liebesgeſchichten weitläufig zu erzählen, alſo ein ander Mal davon; jetzt weißt Du, was Du fürs erſte zu wiſſen brauchſt, und nun ſage mir, willſt Du mir beiſtehen?“

„Kann ich! darf ich!“ ſtotterte Leontine, ihrer Sinne kaum mächtig, beinahe ohne zu wiſſen, was ſie ſagte.

„Ob Du kannſt? Würde ich Dich ſonſt dazu auffordern?“ rief Natalie immer aufgeregter. „Ob Du darfſt? Leontine! kannſt Du mir zutrauen, daß ich Dich zu einem Schritte würde verleiten wollen, den ich ſelbſt für unrecht hielte, und nicht im Nothfall auch für Dich zu thun bereit wäre? Glaube mir, ich bin nicht unedler Natur, ich weiß was mir zukommt. Zwar wäre ich nicht die erſte Gräfin, die einen appanagirten Prinzen heirathete, zwiſchen dem und dem Throne noch zwanzig ſtehen, die ein näheres Anrecht an dieſen haben, aber ich bin weder eine eitle, noch eine rangſüchtige, noch eine liebeſieche Thörin. Ich habe meinen Albert lieb, doch hätten die, welche uns trennen wollen, mir Vertrauen gezeigt; hätten ſie durch Gründe oder Bitten mich zu bewegen geſucht, ihm zu entſagen; ich glaube, ich hätte dieſes Opfer gebracht. Aber in B. behandelten ſie mich wie ein Kind, und hier üben ſie einen unwürdigen Despotismus an mir aus, den ich unmöglich gelaſſen ertragen kann. Denke Dir, meine Leontine — wahrlich ich ſchäme mich ſogar, vor Dir es auszuſprechen — ich bin nicht krank, ich bin eine Gefangene. Heute frühe verkündigte die Oberhofmeiſterin mir den fürſtlichen Befehl, mein Zimmer nicht zu verlaſſen, ſo lange die fremden Herrſchaften hier blieben. Aus beſonders gnädiger Rückſicht, fügte ſie hinzu, wolle man mich für krank ausgeben, und wünſche darum, daß ich ſchon heute anfange mich inne zu halten; dabei aber wäre, bei fürſtlicher ſchwerer Ungnade, jeder Verſuch den Prinzen zu ſprechen, oder ihm zu ſchreiben, mir verboten.“

Leontine ſchwamm in Thränen, aber ſie ſchwieg.

„Du weinſt, gutes Kind? es thut Dir leid um mich?“ ſprach Natalie, ſehr weich; „weine nicht, wir wollen uns ſchon helfen. Die fürſtliche Ungnade ſchreckt mich nicht, Klöſter gibt es nicht mehr, in die ſie mich ſtecken könnten. Darum bitte ich Dich, Leontine, gib dieſen Brief in Alberts Hände und bringe mir ſeine Antwort, das iſt alles was ich von Dir verlange. Wenn es auch auskäme, höchſtens können ſie Dich zu Deiner Mutter zurückſchicken, und damit verlierſt Du nichts, denn hier bringen ſie Dich mit ihren tauſend Alfanzereien um Deine Jugend. Wahrſcheinlich ſiehſt Du den Prinzen bei der Tafel, und ſollten ſie des vornehmen Beſuchs wegen von dieſer Dich ausſchließen, ſo bleiben Dir hundert andere Gelegenheiten Dich ihm zu nähern, denen Du nicht einmal ausweichen könnteſt, ſelbſt wenn Du es wollteſt. Deine unverkennbare Aehnlichkeit mit mir, wird ihn gleich auf Dich aufmerkſam machen, ſo wie er Dich erblickt — — —

„O mein Gott!“ ſeufzte Leontine unwillkührlich.

„Was iſt das? biſt Du unwohl?“ rief Natalie erſchrocken.

„Nein, o nein!“ erwiederte Leontine kaum hörbar, und ſtrebte mühſam, ſich wieder zu faſſen.

„Leontine, könnteſt Du mich verrathen?“ fragte die Gräfin mit ſehr ernſtem Ton und Blick. Statt zu antworten, legte Leontine die Hand ihrer Freundin auf ihr Herz, deſſen ungeſtüme Schläge ihr die Bruſt zu zerſprengen drohten, und hob mit ſchmerzlichem Lächeln das Auge zu ihr empor.

„Seltſames Kind,“ ſprach Natalie, „zwar verſtehe ich Dich nicht, doch es liegt in Deinem wunderbaren einfachen Weſen ein gewiſſes Etwas, das mich zwingt, Dir zu vertrauen. Nimm den Brief, ich wickle ihn hier in Dein Tuch, und nun eile, damit niemand Dich bei mir antreffe, eile, eile, meine gute Leontine!“

Die Gräfin trieb ſie nach ihrer haſtigen Art faſt ungeſtüm fort, und Leontine folgte ihrem Willen ohne Widerſtand. Niemand begegnete ihr auf dem Wege nach ihrem Zimmer; dort ſaß ſie lange regungslos, kaum ihrer ſelbſt ſich bewußt. Später kam Madam Vornau, um zu ſehen warum ſie ſich nicht zur gewohnten Stunde bei ihr einſtelle; ſie fand ſie ein wenig fieberhaft, rieth ihr, gleich zu Bette zu gehen und ein Glas Zuckerwaſſer zu trinken, und ließ ſie dann allein.

Liebe, Eiferſucht, Sehnſucht, tauſend namenloſe Schmerzen trieben, während der dunkeln Stunden der Nacht, Leontinen raſtlos umher und ſpät erſt, als der Tag ſchon zu grauen begann, ſenkte der Schlaf ſich auf ihre müden Augenlieder, und zeigte ihr im tröſtenden Traume das Bild ihrer Mutter. Der Aufgang der Sonne erweckte ſie wieder, ſie war etwas ruhiger geworden, denn ſie fühlte jetzt den feſten Entſchluß in ſich, noch heute in das Haus ihrer Mutter zurückzukehren, und unter keiner Bedingung noch eine Nacht im Schloſſe zu bleiben, wo das Bild Alfreds, des Geliebten ihrer Freundin, wie ein Geſpenſt ſie verfolgte. Sie nahm ſich vor, der Fürſtin gleich bei ihrem Erwachen zu ſagen, daß ſie die Sehnſucht nach ihrer Mutter nicht länger tragen könne, und nicht nachzulaſſen, bis dieſe ihre Bitte, ſie gleich nach Hauſe zu ſchicken, ihr gewährt habe. Sie ſtand auf und trat in ſtillem Gebet an's Fenſter; der freundlichſte Herbſtmorgen lächelte vom blauen Himmel und beruhigte ihr aufgeregtes Gemüth immer mehr; tief unter ihr lag die Stadt, noch in röthlichen Morgennebel gehüllt, und über dieſe hinaus Berg und Thal, Wald und Flur, in feuchtem Schimmer, verklärt vom Scheine der Sonne. Der Brief, den die Gräfin ihr geſtern aufgedrungen hatte, lag vor ihr im Fenſter.

Helf Dir Gott, Natalie, ſprach Leontine ſanft weinend, ich kann es nicht, auch wenn ich es wollte, ich tauge nicht zu Dingen, wo es gilt, heimlich und ſchlau zu ſeyn. Sie ergriff das Papier und betrachtete die Aufſchrift, eine Thräne fiel darauf und verlöſchte einige Buchſtaben. Ein ſchmerzliches Lächeln glitt über Leontinens bleiches Geſicht, als ſie dieſes gewahr ward; er wird Dich ſehen, ſprach ſie, aber er wird Dich nicht erkennen. Der Gedanke, daß auch Alfred dieſes Papier in ſeiner Hand halten würde, rührte ſie unbeſchreiblich, ſie brach einige Blätter von ihrem geliebten Myrthenſtöckchen ab, das die Mutter ihr nachgeſchickt hatte, küßte ſie und ſchob ſie geſchickt in den Brief hinein. Liebe Blättchen! geht zu ihm, er wird denken: ihr kommt von Natalien und wird euch ſorgſam bewahren, ihr bringt ihm meinen letzten Gruß, ohne daß er es weiß und verſteht, flüſterte ſie heimlich.

So blieb ſie lange am Fenſter, zählte jeden Glockenſchlag, und harrte ungeduldig der Stunde, n welcher die Fürſtin zu erwachen pflegte. Von der Anhöhe, ihrem Fenſter gegenüber, zog eine groſſe Staubwolke auf der Straße hinab, welche in die, am Fuße des Berges liegende Stadt führte. Leontine ſah ihr zu, wie ſie immer näher kam, ein Windſtoß verwehte den Staub und ein Trupp glänzender Reiter wurde ſichtbar, der ſchnell den Berg hinabflog und unten ihren Blicken entſchwand.

Athemlos, zitternd in Wonne und Weh, ſank Leontine am Fenſter in die Kniee, und verbarg ihr Geſicht in den kleinen Händen. Ihr vorahnendes Herz ſagte ihr, wer es ſey, der da heran nahe.

Das Getrappel der Pferde, die in den Hof kamen, zwang ſie, unwillkührlich aufzublicken; ein ſtattlicher Mann ſchwang ſich aus dem Sattel, den ſie nach den Porträten, die ſie von ihm geſehen, für den Bruder der Fürſtin erkannte; mehrere Herren waren mit ihm, doch der, den ſie zu ſehen hoffte und fürchtete, war nicht unter ihnen, und ſie wußte nicht, ob ſie ſich darüber freue oder betrübe.

Der Herzog und ſeine Begleiter gingen ins Schloß; die Pferde wurden fortgeführt, der Schloßhof war wieder leer; da ſprengte noch Einer herein, von einem einzigen Bedienten begleitet, und mit einem ganz namenloſen Gefühl erkannte Leontine Alfreds hohe ſchlanke Geſtalt, ſein dunkles, lockiges Haar, ſogar die Kleidung, die er in Pyrmont getragen hatte, nur der Glanz des Sterns auf ſeiner Bruſt war ihr neu, und verwundete ihr Auge mit ſtechendem Schmerze.

„Wende, o wende nur einmal Dich hierher, daß ich Dein liebes Geſicht, Dein helles, klares Auge nur einmal noch ſehe,“ bat ſie leiſe vor ſich hin. Doch er wandte ſich nicht, ließ ſein muthiges Roß im Hofe paradiren, und ſchien abſichtlich mit dem Abſteigen zu zögern. Sein Blick hing an dem andern Flügel des Schloſſes, wo Nataliens Zimmer, Leontinen gerade gegenüber, lagen.

„Sie hat ihm genau beſchrieben wo ſie wohnt;“ dachte Leontine mit einem leichten Anfluge von Bitterkeit, den aber ihr reines Gemüth nicht lange feſtzuhalten vermochte.

Endlich ward Nataliens blendendweiße Hand am Fenſter ſichtbar, ſie ſelbſt nicht. Die Hand hielt eine friſchblühende Roſe; mit freudiger Gebehrde zog auch der Prinz etwas aus dem Buſen, was Leontine für eine verwelkte Roſe zu erkennen glaubte, drückte es ſchnell an ſeine Lippen und flog dann dem Eingange des Schloſſes zu.

Leontine konnte ihn nicht abſteigen ſehen, ohne ſich zu weit aus dem Fenſter vorzubiegen, und ſich der Gefahr, bemerkt zu werden, auszuſetzen; aber ſie ſah deutlich das Geſicht des Bedienten; es war derſelbe, der auch nach Pyrmont ihn begleitet hatte.

Von dieſem Augenblicke an, dachte und fühlte

Leontine nur den heißen Wunſch, ſich in den Armen ihrer Mutter auszuweinen. Alles andere vergeſſend, eilte ſie zum Zimmer hinaus, gerade auf das der Fürſtin zu, ohne weiter etwas zu bedenken; doch auf dem dahin führenden Corridor ſtand mit einem Male Madame Bornau vor ihr.

„Schon ſo früh außer Ihrem Zimmer, und in dieſem nachläßigen Anzuge, Fräulein Leontine?“ fragte Madam Bornau mit ſtrengem Ton.

„Ich muß zur Fürſtin,“ rief Leontine, und wollte an ihr vorüber.

„Halt, halt, wo denken Sie hin?“ erwiederte die Alte, wie kommen Sie mir denn vor? Fräulein! iſt das Conduite? Haben Sie nicht mehr von meinen Lehren profitirt? Heißt das artig und vernünftig? Wer wird denn Herrſchaften ſo in aller Frühe überlaufen wollen, und in ſolcher Toilette! Gott im Himmel! kehren Sie gleich wieder um.“

Leontine gerieth ganz außer ſich, ſie wollte auf die Alte gar nicht hören. Doch dieſe ergriff ſie am Arme, und führte, ohnerachtet ihres Sträubens, ſie in ihr Zimmer zurück. „Ich ſage Ihnen,“ ſprach ſie zornig, „Sie könnten heute den ganzen Tag die Fürſtin nicht ſprechen; jetzt frühſtücken die hohen Herrſchaften bei Ihro Durchlaucht, und hernach geht es gleich fort nach Mon-Plaisir. Mittags werden ſie dort ganz unter ſich Familientafel halten, und Abends iſt hier im Schloſſe Ball, bei dem auch Sie erſcheinen werden. Gut, daß es Sonntag iſt, und Sie heute keine Stunden haben; machen Sie ſich mit der Jungfer gleich daran, Ihren Ballanzug in Ordnung zu bringen. Ich gehe auf ein Paar Stunden aus, werde aber hernach Alles nachſehen, damit Sie mir den Abend nicht Schande machen; denn heute ſcheint Ihnen etwas ganz beſonderes im Köpfchen herum zu ſpuken.“

„Gott helfe mir,“ rief Leontine, ſo wie Madam Bornau ſie verlaſſen hatte, „ich muß allein, ich muß zu Fuße fort, ehe ſie wiederkehrt, ſonſt iſt an kein Entkommen mehr zu denken, und ich bin verloren.“ Das Geräuſch der nach dem Luſtſchloß Abfahrenden, raubte ihr vollends alle Beſinnung; die Idee deſſen, was geſchehen würde, wenn ſie wiederkehrten, verſetzte ſie in mehr als Todesangſt; ſie wollte lieber ſterben, als dem Prinzen auf dem Balle begegnen, und in ihrer wiſſen — Lebe wohl, ſeyd glücklich, ſeyd beide glücklich, und wenn auch der armen Leontine niemals in dieſer Welt mehr gedacht wird.“ Sie riß ſich los, ehe die Gräfin nur ſoviel Beſinnung gewann ſie feſt zu halten, und eilte, wie auf Flügeln, davon.

Natalie ſtand einen Augenblick von der ſeltſamen Erſcheinung betäubt, dann wollte ſie ihr nach, doch erinnerte ſie ſich des fürſtlichen Verbots, ihr Zimmer nicht zu verlaſſen. Leontine hatte indeſſen ſchon, ohne von irgend jemanden geſehen zu werden, eine in den Schloßgarten führende Nebenthüre erreicht, denn das Schloß war an dieſem Tage ganz verödet, da die Herrſchaft abweſend war. Indem ſie in den Garten trat, hörte ſie noch Natalien mehrere Male ſchnell hinter einander die Schelle in ihrem Zimmer anziehen, dieſer Ton beflügelte noch mehr ihre Schritte. Scheu wie ein Reh, immer vorwärts getrieben, von der Angſt eingeholt und zurückgezwungen zu werden, durchflog ſie die abgelegenſten Gänge des Gartens, bis ſie eine ihr bekannte kleine Thüre erreicht hatte, die in den Thiergarten führte. Sie fand dieſe offen ſtehen; der Thiergarten, das wußte ſie, ging eine bedeutende Strecke neben der Chauſſee hin, die nach Neuſtadt führte, und ſie freute ſich, von ſeinem Schatten verborgen, zu entkommen, ohne daß man vom Schloſſe aus ſie bemerken könne.

Immer ſchneller gejagt von den ängſtlichen Schlägen ihres Herzens, lief ſie in derſelben Richtung mit der Chauſſee immer weiter; ſchon ſah ſie den Ausgang des Thiergartens vor ſich liegen, ihr war, als wäre ſie allen Gefahren, die in unbeſtimmten Formen ihr vorſchwebten, wenigſtens zur Hälfte entronnen, wenn ſie ſich nur erſt auſſerhalb der Gränzen des zum Schloß gehörenden Bezirks befinden würde, und ſie beſchleunigte deshalb noch mehr ihre Schritte, als plötzlich der alte Fürſt ſelbſt, aus einem kleinen Jagdpavillon neben dem Eingange des Thiergartens hervor, und ihr in den Weg trat. Er war, wegen einiger Anordnungen zu der auf den folgenden Tag beſtimmten großen Jagd hierher gekommen, und wollte durch den Wald, der nach Mon Plaisir vorausgegangenen Geſellſchaft nachfolgen.

„Wohin Kleine? und ſo verwildert, in ſo ländlicher Tracht, ein Päckchen unter dem Arme, wie auf der Flucht!“ rief er ernſter, als ſie es von ihm gewohnt war, ihr entgegen.

An allen Gliedern gelähmt, mühſam nach Athem ringend, lehnte Leontine an einem Baume, und hob, unverkennbare Todesangſt in allen ihren Zügen, die Hände bittend zu ihm auf. Der Fürſt ohne ein Wort zu ſprechen, ſah eine Weile ſie ſehr ernſthaft an; doch ſein Erſtaunen ging bald in tiefes Mitleid mit dem guten Kinde über; er winkte ſeinen Jägern, ſich in einige Entfernung zu begeben, führte ſelbſt Leontinen in den Pavillon, ließ ſie dort niederſitzen, und begann recht mild zu erforſchen, auf welches Abentheuer ſie eigentlich ausgegangen ſey. Anfangs konnte ſie nur mit Thränen antworten, endlich fand ſie Worte, und dieſe drückten nichts weiter aus, als daß ſie die unüberwindlichſte Sehnſucht bei ihrer Mutter zu ſeyn, nicht länger zu tragen vermöge.

Der Fürſt erkannte freilich in ihrem ganzen Weſen, den Ausdruck eines gewiß noch auf andere Weiſe tief verwundeten Gemüths, aber auch zugleich das unverkennbarſte Gepräge der reinſten Unſchuld, und er war zu menſchlich, Wunden erforſchen zu wollen, die zu heilen wahrſcheinlich auſſer dem Gebiete ſeiner Macht läge. Ernſt, aber freundlich, redete er ihr zu, ſich zu beruhigen, ging hinaus, um ihr Zeit dazu zu laſſen, und kam dann nach einer kleinen halben Stunde wieder zu ihr hinein, in der es ihr endlich gelungen war, ſich wenigſtens im Aeußern einige Faſſung zu erringen.

„Liebes Kind, ich willige in Deine Bitte, Du ſollſt zu Deiner Mutter zurück,“ ſprach er. — — „Aber gleich, gleich,“ bat Leontine ihn ängſtlich unterbrechend, „gleich in dieſer Stunde, ich kann nicht wieder in das Schloß, laſſen Sie mich gehen, gnädigſter Fürſt, ſo weit meine Füße mich tragen.“

„Da möchteſt Du ſchwerlich weit kommen, armes Kind,“ erwiederte lächelnd der Fürſt. Ein leichter Reiſewagen rollte jetzt vor den Eingang des Thiergartens, Leontinens Kammermädchen ſaß darin, des Fürſten Leibjäger ſprang vom Bocke und machte den Schlag auf.

„Du ſiehſt, Vögelchen, ich halte Wort,“ ſprach der Fürſt nach ſeiner gewohnten freundlichen Weiſe; „daß Du nicht länger bei uns bleiben willſt, verarge ich Dir nicht,“ ſetzte er etwas ernſter hinzu. „Daß es ſo kommen müſſe, ſah ich gleich in der erſten Minute Dir an, aber Du hätteſt mehr Vertrauen in uns, wenigſtens in mich ſetzen müſſen, der ich ſo oft Dich dazu aufforderte. Es war nicht fein, ſo verwildert auf und davon fliegen zu wollen.“

Leontine war zu Muthe, als müſſe ſie vor Beſchämung vergehen.

„Setze Dich jetzt in den Wagen,“ ſprach der Fürſt weiter, „ich habe dafür geſorgt, daß Du die Reiſe ſo zurücklegſt wie es für die Tochter des braven Major Nordheim ſchicklich iſt, und nicht wie eine kleine Landläuferin vor Deiner Mutter erſcheinſt. Mein Jäger und Dein Mädchen ſollen bis Neuſtadt Dich begleiten; wenn Du die Nacht zu Hülfe nimmſt, kannſt Du morgen um dieſe Zeit ſchon dort ſeyn. Ich werde bei der Fürſtin für Dich ſprechen; reiſe glücklich mein Kind, vergiß in Deiner lieben Heimath Alles was Dich ſchmerzt, aber denke ſtets daran, daß wenigſtens ich und die Fürſtin es wahrhaft gut mit Dir meinten.“

Leontine erlag faſt der ſeltnen Güte des fürſtlichen Greiſes; Thränen netzten ſeine Hand, indem ſie dieſe, vor ihm auf die Knie ſinkend, an ihre Lippen drückte; er hob ſie freundlich auf, ſah ſie in den Wagen ſteigen, empfahl ſie nochmals der pünktlichſten Sorgfalt ihrer Begleiter, und ging dann unter dem Schatten ſeiner Bäume zurück.

Es währte nicht lange, ſo begegnete ihm Madame Bornau ganz athemlos. „Sind Ihro Durchlaucht der Unglücklichen etwa begegnet, ſie ſoll hierher ſich gewandt haben,“ rief ſie keuchend ihm entgegen, „war ſie denn wirklich ganz von Sinnen? Ach Gott, ich habe ſchon heute früh ſo etwas an ihr bemerkt.“

„Wen meinen Sie, liebe Bornau?“ fragte der Fürſt ganz gelaſſen, „ich bin nur dem Fräulein Nordheim begegnet, das hier am Parkthor von mir Abſchied nahm, um in meiner Reiſechaiſe, begleitet von meinem Leibjäger und ihrem Kammermädchen, nach Neuſtadt zu ihrer Mutter zu reiſen.“

Der Madam Bornau erſtarb das Wort im Munde. „Durchlaucht erlauben,“ ſprach ſie endlich, „das ganze Schloß iſt über das Fräulein in Allarm. Vor einer Stunde iſt es in vollem Wahnſinn zu der Gräfin Natalie ins Zimmer geſtürzt; die gute Dame hat faſt den Tod davon gehabt, und in der Angſt ihren Schellenzug mit heftigem Klingeln entzwei geriſſen.“

„Die gute Dame wird ſich ſchon wieder erholen und der Schellenzug muß wieder gemacht werden,“ erwiederte der Fürſt ſehr gleichmüthig. „Uebrigens möchte ich, daß von dieſer Geſchichte im Schloß nicht weiter geſprochen werde, denn Ihnen, als einer klugen Frau, kann man wohl vertrauen, daß ein Staatsgeheimniß dabei im Spiel iſt.“ Madam Bornau machte ein ſehr tiefe Verbeugung, und bemühte ſich intelligent auszuſehen.

„Schicken Sie Alles, was dem Fräulein Nordheim gehört, ihr ſorgfältig nach, daß nichts zurückbleibt,“ ſprach der Fürſt im Fortgehen; „ich und meine Gemahlin werden noch ein Geſchenk für das gute Kind hinzufügen, denn wir halten viel von dem Fräulein Nordheim.“

„Es iſt auch eine vortreffliche junge Perſon, die ich ſelbſt ſtets ſehr eſtimirt habe,“ erwiederte Madam Bornau mit einer zweiten, noch tieferen Verbeugung, als die erſte war, und ging, vertieft in Gedanken über das Staatsgeheimniß, wieder dem Schloſſe zu.

Freudvoll und leidvoll kam Leontine indeſſen der lieben Heimath immer näher; Anfangs ohne recht zu wiſſen, wie ihr eigentlich geſchehen ſey. Doch als eine Meile nach der andern zurückgelegt wurde, ohne daß ſie noch am Ziele war, und nun der Abend hereinbrach, da pries ſie recht dankbar ihr Geſchick, das ſie zur guten Stunde dem Fürſten entgegengeführt hatte, und es kam ihr ein Grauſen an, wenn ſie daran dachte, jetzt als eine einſam wandernde Pilgerin zu Fuße gehen zu müſſen. Ihr Herz klopfte mit wehmüthiger Freude dem nahen Wiederſehen der Mutter entgegen, und doch mußte ſie dabei mit bangem Schmerz auch an Alfred und Natalien denken, und daß ſie nun von Beiden auf ewig geſchieden ſey. Auch nicht der kleinſte unangenehme Zufall begegnete ihr unterwegs, ihre Begleiter waren die Sorgfalt und Aufmerkſamkeit ſelbſt; ſie reiſte die Nacht hindurch, und mit den erſten Sonnenſtrahlen, zur nämlichen Stunde, in der ſie am vorigen Tage den Prinzen von fern erblickt hatte, leuchteten die Thürme von Neuſtadt, vergoldet von der Morgenſonne, ihr entgegen.

Um die Mutter nicht zu erſchrecken, wenn ſie ſo unerwartet angefahren käme, ſtieg Leontine am Thore ab, und eilte, während der Wagen im Gaſthofe einkehrte, zu Fuße auf lieben bekannten Wegen ihrer Wohnung zu. Sie fand die Hausthür nur angelehnt, öffnete ſie leiſe mit freudig zitternder Hand, ſteckte das Köpfchen hinein, und ſah auf der Hausflur Tante Lenchen, vor dem ihr ſehr wohlbekannten großen Linnenſchranke von Nußbaumholz ſehr beſchäftigt.

„Ich bin's, Tante Lenchen,“ flüſterte ſie ein wenig beklommen.

„Ei Du liebes Herzenskind, biſt Du ſchon da! Tauſendmal willkommen,“ rief Lenchen, ſprang vom Stuhl auf dem ſie ſtand ihr entgegen, und umarmte ſie mit ſtürmiſcher Freude. „Biſt Du durch die Luft geflogen, liebes Kind?“ fragte ſie, „wir erwarteten Dich auf das Frühſte morgen Abend, oder übermorgen.“

„Sie erwarteten mich?“ erwiederte Leontine, im höchſten Erſtaunen über dieſen Empfang.

„Ei freilich, das verſteht ſich, ſollte ich meinen,“ antwortete ihr Lenchen mit einem ganz eigenen ſchalkhaften Geſicht, „doch komm nur herein, Du findeſt ſie beiſammen.“ Mit dieſen Worten ſchob ſie Leontinen in die Gartenſtube, doch todtenbleich taumelte dieſe ſogleich wieder in die Arme der Tante zurück, denn ſie ſah ihre Mutter und Alfred beim Frühſtück traulich einander gegenüber ſitzend, und glaubte zu träumen.

Freudige Ausrufungen, Erſtaunen, Fragen, Erklärungen, Lachen und Thränen, ſtrömten nun in dem kleinen Kreiſe ſo verwirrt und bunt durcheinander, daß der halbe Tag darüber hinging, ohne daß ſie ſich unter einander recht verſtändigt hatten. Alle waren in einem Taumel von Entzücken; die Mutter, weil ſie ihr Kind, unter den beruhigendſten Ausſichten für deſſen Zukunft, wieder in ihren Armen hielt; Leontine, weil Alfred weder ein Prinz, noch der Geliebte der Gräfin Natalie war; Alfred aber kannte ſich kaum vor Wonne, Leontine ganz ſo wieder zu finden, wie er ſie verlaſſen hatte, und es galt ihm ſehr gleich, als Leontine ihm ganz treuherzig verſicherte, trotz aller Mühe, die ſie ſich gegeben, außer ein wenig Klavierſpielen und Zeichnen, am Hofe nur blutwenig gelernt zu haben; Lenchen aber war entzückt, weil es eine Ausſteuer und eine Hochzeit zu beſorgen geben ſollte.

Alfred hieß wirklich Roſen, wie er auch in Pyrmont ſich genannt; zum Baron hatte man dort, nach dem an ſolchen Orten gewohnten Gebrauch ihn erhoben. Er war der Sohn eines angeſehenen und wohlhabenden Beamten, der in B., ſeinem Wohnorte, ſeiner perſönlichen Eigenſchaften wegen, ſich der allgemeinſten Achtung erfreute. Durch die günſtigen Verhältniſſe ſeines Vaters, war Alfred ſchon in früher Kindheit zu der Ehre gelangt, der unzertrennliche Spielgefährte des, mit ihm in einem Alter ſtehenden Prinzen Albert zu werden, und mit ihm gleichen Unterricht zu genießen. Späterhin bezogen beide zur gleichen Zeit dieſelbe Univerſität, dienten im Befreiungskriege im nämlichen Regimente, und theilten ſo von Jugend auf Vergnügen und Unterricht, Gefahr, Noth und Sieg miteinander; auch wohl mitunter manch luſtiges oder ernſtes Abentheuer, wie das die Jugend mit ſich zu bringen pflegt. Sie waren Freunde im ſchönſten Sinne des Worts, und da Alfred vom Prinzen durchaus unabhängig war, ſo blieben ſie es auch.

Aus jugendlicher Schwärmerei hatten ſie ſich früher ſtets gleich gekleidet, und änderten dieſes auch ſpäterhin nicht ab, weil keiner von ihnen den Anfang dazu machen wollte. Während des Feldzuges, den Albert als Freiwilliger mitmachte, trugen ohnehin Beide die nämliche Uniform, und da ſie an Wuchs, Geſtalt, Farbe der Haare ſich ſehr gleich waren, und jeder von ihnen während ihres vieljährigen Beiſammenlebens ſich von der Haltung und dem Gange des andern etwas angeeignet hatte, ſo fand man ſie allgemein einander ähnlich, obgleich ſie in ihren Geſichtszügen ſich ſehr von einander unterſchieden. Sie wurden ſogar in einiger Entfernung, oder von Leuten, die nicht genauer ſie kennten, ſehr oft mit einander verwechſelt.

Was Alfred dem Prinzen Albert war, war die Gräfin Natalie von Jugend auf den Prinzeſſinnen, Alberts Schweſtern, geweſen, und daß Alfred der Vertraute des, zwiſchen dem Prinzen und der jungen Gräfin ſehr früh entſtandenen zärtlichen Verhältniſſes wurde, war alſo ganz natürlich, und zugleich auch der Grund, warum er nach beendetem Feldzuge ſeinem fürſtlichen Freunde während der Reiſe in das Ausland nicht als Begleiter zugegeben ward, die dieſer bald darauf antreten mußte. Alfred kehrte nach B. zu ſeinem Vater zurück, und erhielt bald darauf in dem Fache, welchem er ſich gewidmet hatte, eine eben ſo ehrenvolle als bedeutende Anſtellung.

Die Anſtrengungen des Krieges, vor allem das Bivouakiren, hatten indeſſen ſeine Geſundheit angegriffen. Das Uebel war nicht bedeutend, aber um es gleich im Entſtehen auszurotten, war eine Reiſe nach Pyrmont ihm von ſeinem Arzte angerathen worden, und er befolgte dieſen Rath um ſo lieber, da er hoffen durfte, ſeinen lange entbehrten fürſtlichen Freund dort wieder zu finden. Beide trafen ſchon auf dem Wege zuſammen. Albert war abſichtlich ihm entgegengekommen, und that ihm nun den abentheuerlichen Vorſchlag, ſeine Rolle in Pyrmont zu übernehmen, und um die ſo ihn dorthin geſchickt hatten zu täuſchen, als Prinz Albert dort zu erſcheinen; während er ſelbſt unter einem andern Namen die Gräfin Natalie umſchwärmen wollte, die damals mit ihrer Fürſtin in einem andern, von Pyrmont ziemlich weit entlegenen, kleineren Badeorte ſich aufhielt.

Alfred konnte, aus leicht zu errathenden Gründen, ſich ſchwer entſchließen, in dieſen Plan einzugehen, auch gab er ſich alle Mühe, ſeinen Freund davon abzubringen; doch alles, was er dagegen einwenden mochte, war verloren, denn von allen Menſchen ſind Prinzen wohl am wenigſten geneigt, ein Unternehmen aufzugeben, von dem ſie Luſt und Freude ſich verſprechen. Durch unabläſſiges Bitten ſeines fürſtlichen Freundes ließ er ſich dennoch endlich bewegen, demſelben wenigſtens in etwas zu ſeinem Unternehmen behülflich zu ſeyn. Er ließ ſich zwar nicht bereden, ſeinen Namen zu ändern, aber er verſtand ſich doch dazu, in Pyrmont mit einem etwas geheimnißvollen Anſtriche höchſt eingezogen zu leben, und es dem ſehr ſchlauen Kammerdiener des Prinzen, der zu dem Ende ihm mitgegeben wurde, zu überlaſſen, wie dieſer es unter die Leute bringen könne, daß er ein incognito lebender Prinz ſey, doch ohne ihn ſelbſt perſönlich dabei zu kompromittiren.

Louis, der Kammerdiener, fing dieſes wirklich ſo geſcheut an, daß Alfred ſelbſt oft darüber lachen mußte, wenn die Leute, denen er auf der Straße begegnete, ihm ſo ehrfurchtsvoll aus dem

Wege gingen. Die Saiſon, in welcher die vornehmſte Welt Pyrmont zu ihrem Verſammlungsorte macht, war noch nicht eingetreten, und er lief alſo wenig Gefahr, in ſeiner Einſamkeit von fürſtlichen Bekannten des wahren Prinzen aufgeſucht und entdeckt zu werden. Aber daß auch Leontine, deren Jugend, Anmuth und Liebreiz täglich tiefern Eindruck auf ihn machten, über ihn getäuſcht werden ſollte, lag eben ſo wenig in Alfreds Plan, als ihm bei ihrer ſtillen Lebensweiſe die Möglichkeit davon in den Sinn kam, daß auch ſie etwas von dem Gerüchte erfahren könne, welches über ihn in Umlauf gebracht worden war. Auch hütete Monſieur Louis ſich gar ſehr dafür, ihm zu entdecken, was er hier angerichtet habe, als Leontine gänzlich unſichtbar ward und er Alfreds Unruhe darüber bemerkte.

Um dieſe Zeit mußte Alfred Pyrmont ſchnell verlaſſen, um zu Albert zu eilen und ihn von Unbeſonnenheiten zurückzuhalten, zu denen der Verdruß, von der Fürſtin entdeckt zu ſeyn und Natalien verlaſſen zu müſſen, dieſen leicht hätten hinreißen können. Alfred wandte alles an, um Leontine noch einmal zu ſprechen, doch vergebens;

Lenchens und der Frau Hauswirthin Wachſamkeit machten alle ſeine Verſuche deshalb zu Schanden, denn ſie ahneten in ihm ſo etwas von einem Lovelace, vor denen ſie Leontinens Unſchuld ſchützen zu müſſen glaubten.

Sobald er ſeinen Freund verlaſſen durfte, eilte er zu ſeinem Vater zurück, ſchilderte ihm Leontinen und ſeine Liebe, und erhielt von dieſem ohne Mühe die Erlaubniß, zu verſuchen, ob er das einfache, anmuthige Weſen ihm als Tochter in's Haus führen könne. Denn der alte Roſen hatte früher den Major Nordheim als einen theuern Freund geliebt, und nur Beider ganz verſchiedene Dienſtverhältniſſe hatten ſie im Laufe des Lebens weit auseinander geführt. Alfred flog auf Flügeln der Liebe, Leontinen in ihrer Heimath aufzuſuchen. Daß er ſie nicht fand, ſchmerzte ihn tief, doch die Freude, die aus den Augen der Mutter ihm entgegen leuchtete, die Art, mit der ſie ihn errathen ließ, daß Leontine und wie ſie ſeiner gedacht habe, entzückten ihn faſt nicht minder, als wenn Leontine ſelbſt das Geſtändniß ihrer reinen, unſchuldigen Liebe ihm erröthend geſtammelt hätte. Ein Bote ward ſogleich abgeſandt, um Leontinen zu ihrer Mutter zu rufen; wahrſcheinlich war er ihr begegnet, ohne ſie in der fürſtlichen Equipage zu erkennen.

Es gehörten mehrere glücklich verlebte Tage dazu, ehe alles dieſes zwiſchen den Liebenden gehörig zur Sprache kommen konnte. Immer gab es noch etwas zu fragen, zu erklären, zu erzählen. Der Eindruck, den Leontinens einfachliebliche Erſcheinung auf Alfreds Herz gemacht hatte, wurde immer inniger, immer rührender die Freude der Mutter, über die alle ihre Hoffnungen, ſogar ihre Wünſche übertreffende glückliche Löſung des Geſchicks ihres einzigen Kindes.

Neue Roſen erblühten auf Leontinens durch früheren Schmerz etwas gebleichten Wangen, inneres Bewußtſeyn des höchſten, reinſten Erdenglücks ſtrahlte aus ihren hellen kindlichen Augen. Oft, wenn ſie mit ihrer Mutter allein war, warf ſie ſich dieſer in die Arme, um an dem treuen Buſen die Freude auszuweinen, die ihr Herz eben ſo wenig zu faſſen vermochte als ehedem den Schmerz. Nie gab es ein hübſcheres, aber auch nie ein glücklicheres Bräutchen, das ſo gern und dankbar das Gefühl unbeſchreiblicher Seligkeit eingeſtand, die den jungen Buſen erfüllte; denn Leontinens durchaus reine unverfälſchte Natur hielt ſie weit von dem Gedanken entfernt, ſich ihres Gefühls zu ſchämen und es hinter gezierter Sprödigkeit verbergen zu wollen.

Ihren Alfred von ſeiner Vergangenheit und von dem Prinzen Albert erzählen zu hören, an welchem er mit unwandelbarer Liebe hing, war ihre höchſte Freude. Täglich wußte ſie neue Fragen zu erſinnen, neue Erläuterungen über geringfügige Nebenumſtände zu verlangen, um nur ein ſolches Geſpräch herbeizuführen. So brachte ſie denn auch eines Tages die Briefe an Natalien zur Sprache, deren Aufſchrift, durch die Aehnlichkeit mit Alfreds Hand auf dem Wege zu ihrer neuen Beſtimmung ſie ſo ſehr beunruhigt hatte. Es war damit, wie Jeder leicht errathen wird; Alfred ſelbſt hatte die Adreſſen aller dieſer Briefe geſchrieben, damit ſie um ſo ſicherer in Nataliens Hände kommen ſollten.

Ein wahrhaft fürſtliches Brautgeſchenk, von einem ſehr huldvollen Glückwünſchungs-Schreiben der hohen Herrſchaften begleitet, erhöhte nach wenigen Tagen die Freude aller dieſer Glücklichen.

Der edle menſchenfreundliche Fürſt hatte das, am Tage vor Leontinens Flucht an die Fürſtin abgeſandte Schreiben der Majorin eben ſo glücklich als weiſe benutzt, um ſeine Gemahlin mit ſeinem armen lieben Vögelchen wieder zu verſöhnen, indem er das in jenem Briefe erwähnte glückliche Ereigniß, welches die Majorin bewog, um die Rückkehr ihrer Tochter zu bitten, mit dem von ihm begünſtigten heimlichen Entfliehen Leontinens, ſehr geſchickt in Verbindung zu ſetzen wußte. Leontine und ihre Mutter waren tief gerührt von der Huld des fürſtlichen Paares; Alfred war ſtolz darauf, ſeine Leontine auch von dieſer Seite auf ſo ausgezeichnete Weiſe anerkannt zu ſehen, Tante Lenchen aber kannte ſich vor Freude kaum mehr. Geſchäftig lief ſie von Haus zu Haus, um dieſes große unerhörte Ereigniß in ganz Neuſtadt zu verkünden, und alle Bekannten zur Anſicht des glänzenden Schmuckes einzuladen, der von hoher Hand geſendet, die junge Braut am Hochzeitstage ſchmücken ſollte, und deſſen Werth, ihrer Beſchreibung nach, in's Unermeſſene ging. Auch war es für ſie kein geringer Triumph, daß alle die ſechs und dreißig Töchter der Honoratioren des

Städtchens, welche bei'm Einzuge der Fürſtin dieſer Blumen geſtreut hatten, ſich jetzt ſehr eifrig um die Ehre bewarben, die früher von ihnen gänzlich überſehene Leontine als Brautjungfern an den Altar zu geleiten.

Gräfin Natalie, in ihren weit glänzenderen Verhältniſſen, erfreute ſich indeſſen nicht ſo glücklicher Tage als ihre in jeder andern Hinſicht ihr untergeordnete Freundin; verſunken in trüben Gedanken, ſaß ſie am Abende nach Leontinens Flucht in ihrem nur ſchwach erleuchteten Zimmer ganz allein; nichts unterbrach die lautloſe Stille um ſie her, als der gedämpfte Schlag ihrer Pendüle, der mit dumpfem Tone eine Viertelſtunde nach der andern zu Grabe läutete; denn die Wohnung, die ihr als Hofdame im fürſtlichen Schloſſe eingeräumt war, lag zu weit von den Prunkſälen deſſelben entfernt, als daß von dem Geräuſch in dieſen etwas bis zu ihr hinauf hätte dringen können. Zuweilen wähnte ſie zwar, einzelne Töne der Muſik zu hören, die im andern Flügel den Ballſaal durchrauſchte, und wider Willen mußte ſie darauf lauſchen, doch immer ward ſie bald ihres Irrthums gewahr, und aus der Tiefe ihrer gepreßten Bruſt quollen bittere Thränen des Unmuths in ihr ſchönes ſtolzes Auge herauf.

Nach mehreren ſo hingebrachten Stunden, riß ſie endlich ein leiſes Klopfen an der Thüre aus ihrem ſchmerzlichen Nachſinnen; ihr Herz ſchlug höher in halb banger, halb freudiger Erwartung, ſie hauchte in die kleinen Hände, um jede Thränenſpur ſchnell zu vertilgen; es klopfte wieder; doch nicht der Erſehnte, der Erwartete ſuchte Eingang zu ihr, das hörte ſie jetzt nur zu deutlich, und ſank mißmuthig wieder in ihr Sopha zurück. „Ich bin zu krank, um Beſuche anzunehmen,“ rief ſie gegen die Thüre hin, „unleidliche Migräne macht mir nur Ruhe und Stille wünſchenswerth, ich kann Niemanden ſehen.“

„Den Arzt doch wohl?“ flüſterte der Hofrath, indem er leiſe die Thüre öffnete und zu ihr herantrat.

„Meinetwegen,“ erwiederte Natalie verdrießlich, „ich mag Niemand in Ausübung ſeiner Pflicht hinderlich ſeyn; und Sie, Herr Hofrath, ſpielen ja wenigſtens eine Nebenrolle in der ſchaalen Comödie mit, die man hier aufzuführen beliebt,“ ſetzte ſie mit bitterm Lächeln hinzu. „Hier iſt meine Hand, zählen Sie die Pulsſchläge nach Belieben, und verordnen mir hernach ein Glas Zuckerwaſſer oder etwas dem ähnliches.

Der Arzt ergriff die ihm dargebotene Hand, ließ ſie aber nach wenigen Augenblicken wieder ſinken und ſetzte ſich neben der Kranken hin. „Ich finde Sie ganz ſo einſam und verſtimmt, als ich Sie mir dachte, gnädige Gräfin,“ ſprach er theilnehmend, „deshalb ſchlich ich vom Ballſaal mich weg.“

„Und woher wiſſen Sie denn, ob ich nicht gerade jetzt aus Wahl ſo allein bin?“ unterbrach ihn Natalie ziemlich unfreundlich.

„Ich will nicht behaupten, daß Sie nicht dazu recht gute Gründe haben könnten,“ erwiederte der Arzt mit feinem Lächeln, „aber ich weiß auch, daß dieſe Vorſicht, wenigſtens für dieſen Abend, leider nicht mit Erfolg gekrönt werden wird.“

„Doctor, Sie möchten witzig ſeyn, und kommen in Gefahr, unartig zu werden,“ antwortete Natalie ſehr gereizt.

„Unartig? Nein, Gräfin, das will ich nie ſeyn, am wenigſten gegen Sie,“ erwiederte der Arzt; „freilich könnte ich mit dem alten Sprichwort Ihnen antworten: wie man in den Wald ruft, ſo ſchallt es wieder heraus, — aber ich fühle zu lebhaft, daß Ihrem nicht ungerechten Unmuthe vieles überſehen werden muß. Auch bin ich mit einer Zauberformel verſehen, die Sie mir gleich günſtiger ſtimmen wird; Prinz Albert — ich komme eigentlich als ſein Abgeſandter —“

„Sie?“ rief Natalie, und ward dabei feuerroth, doch faßte ſie ſchnell ſich wieder, indem ſie höflich ſich neigend hinzuſetzte, „es iſt ſehr gütig von Seiner Durchlaucht, daß er ſich durch Sie nach dem Befinden ſeiner Landsmännin erkundigen läßt.“

„Er trug mir auf, Ihnen zu ſagen, daß alle Verſuche, welche er heute wagte, um Sie zu ſehen, leider durch die Aufmerkſamkeit ſeiner Umgebungen vereitelt wurden,“ ſprach der Arzt. „Morgen hofft er glücklicher zu ſeyn, in jedem Fall iſt er feſt entſchloſſen, die Reiſe nach Paris, welche ihn Monate lang vom Vaterlande entfernt halten ſoll, nicht eher anzutreten, bis er Sie geſehen und geſprochen hat.“

„Herr Hofrath,“ antwortete Natalie ſehr ſtolz, „Sie treiben ein vielleicht lohnendes, aber gewiß kein ehrenvolles Handwerk, indem Sie eine wehrloſe Gefangene auszuforſchen ſuchen.“

Der Arzt that, als habe er das, was ſie ſagte, völlig überhört. „Des Prinzen Zorn,“ fuhr er gelaſſen fort, „überſtieg alle Grenzen, als er endlich aus den leiſen Andeutungen Ihrer guten Bekannten die Wahrheit errieth, daß Sie nur gezwungen ſich für krank ausgeben, und eigentlich, ſo lange er als ungeladener Gaſt hier bleibt, in Ihr Zimmer verbannt ſind. Ich ſah es, und mir ward bange für Sie Beide. Gott mag wiſſen, zu welchen Unbeſonnenheiten er ſich würde haben hinreißen laſſen, wäre ich nicht noch zur rechten Zeit hinzugetreten, und hätte ich nicht durch das Verſprechen, zu Ihnen zu gehen, ihn beſchwichtigt. Jetzt tanzt er wie ein Wüthender, während er meine Zurückkunft erwartet.“

„Er tanzt!“ rief Natalie und ſchlug vor ſchmerzlicher Verwunderung beide Hände zuſammen.

„Ich beredete ihn dazu, damit er nicht etwa im Geſpräch mit den hohen Herrſchaften Unheil anrichte; aber er wählt ſeine Tänzerinnen wunderlich, wie ſie ihm eben in den Weg kommen,“ erwiederte lachend der Arzt, „lauter ſchöne Kinder, die gewöhnlich auf unſern Hofbällen das Zuſehen haben. Die philoſophiſche Aurora, die lange Fanny, die ſentimentale Babet, ſitzen ſchon athemlos an den Wänden umher, voll Verwunderung über das ihnen ſo unerwartet widerfahrene Glück. Ich freue mich im Voraus auf das triumphirende Lächeln der Damen, wenn ſie mich morgen rufen laſſen, und ich ſie zum erſten Mal in ihrem Leben über das unmäßige Tanzen ausſchelten werde.“

Natalie hätte über des Arztes Bericht beinahe laut aufgelacht, doch war ſie ſchnell wieder ernſthaft. „Doctor,“ ſprach ſie, und ſah forſchend ihn an, „meinen Sie es wirklich ehrlich mit mir?“ — Der Arzt legte betheuernd die Hand auf's Herz.

„Freilich,“ fuhr Natalie nach kurzem Beſinnen fort, „ich ſehe nicht recht ein, was Sie davon hätten, mich zu hintergehen; aber Neugier iſt auch eine mächtige Triebfeder, und vielleicht liegt Ihnen daran, ein Verhältniß genau zu erforſchen, das, ſeit ich hier bin, alle müßige Köpfe in dem engen kleinlichen Kreiſe, in welchem wir uns herumdrehen müſſen, angelegentlich beſchäftigt. Vielleicht aber auch — — —“

„Keine „Vielleicht“ weiter, wenn ich bitten darf,“ unterbrach ſie der Leibarzt; „laſſen Sie ſich lieber von mir die ganze Geſchichte dieſes Verhältniſſes in der Kürze erzählen, damit Sie ſehen, daß außer Ihnen und dem Prinzen vielleicht Niemand davon genauer unterrichtet iſt, als eben ich. Seit Ihrer Kindheit theilten Sie in der Reſidenz ſeines Oheims, des regierenden Fürſten von B., mit Albert und ſeinen Geſchwiſtern Spiel und Unterricht — — —“

„Das weiß ja hier wie dort jedes Kind,“ fiel Natalie ihm ein, „von dem, was ſtadt- und landkundig iſt, unterrichtet zu ſeyn, iſt keine große Kunſt.“

Der Leibarzt nahm von dieſer Bemerkung abermals keine Notiz. „Aus Kindern werden Leute, und aus Spielkameraden von verſchiedenem Geſchlecht oft Liebende,“ fuhr er ganz gelaſſen fort, „die nach Convenienzen wenig fragen, wie das denn überhaupt die recht junge Jugend ſelten zu thun pflegt; das, werden Sie vielleicht ſagen, weiß auch ein Jeder, der ſeinen Auguſt Lafontaine gründlich ſtudirt hat. — Die Erbprinzeſſin von B., eine ſehr beleſene Dame, war die Erſte, die in ihres Neffen und der kleinen Natalie blutjungen Herzen ein loderndes Fünkchen zu entdecken glaubte; doch ſtatt es klüglich im Stillen zu erſticken zu ſuchen, erhob ſie einen gewaltigen Feuerlärm, denn die Durchlauchtigſte liebt dergleichen. Meine ſchöne Freundin hier ward entſetzlich ausgeſcholten; auch wohl ein wenig eingeſperrt, Prinz Albert desgleichen, jede Zuſammenkunft der Beiden wurde hoch verpönt und auf alle Weiſe zu verhindern geſucht. Der Prinz wurde endlich unter ſtrenger Aufſicht auf die Univerſität geſchickt, lange ehe er zu dieſer reif war, und die junge Gräfin mußte ſpäterhin die Reiſe hieher antreten, um bei unſrer Fürſtin, der Schweſter der Erbprinzeſſin, Hofdame zu werden, damit man auch in der Ferne ſie nicht aus den Augen verlöre.“

„Das alles iſt längſt bekannt,“ rief Natalie.

Der Arzt fuhr fort: „Ein dienſtfertiger Freund, Namens Roſen, ein ſchlauer Kammerdiener, Namens Louis, viel Liſt und einiges Gold, verhalfen dem Prinzen und Natalien zu einer geheimen

Abſchiedsſtunde, denn ohne dieſe konnte und wollte Albert nicht von ihr ſcheiden. Und eben dieſe Stunde führte eine Erklärung herbei, an welche Beide früher nicht gedacht hätten. Unter den heiligſten Schwüren verbanden ſich der Prinz und die Gräfin zu ewiger Liebe und Treue, dort am vierten Finger von Nataliens linker Hand ſehe ich noch den kleinen goldenen Reif glänzen, den Albert damals gegen eine Ihrer ſchönen Locken und eine Roſe austauſchte. Letztere iſt längſt verwelkt, doch Albert trägt ſie und die Locke noch immer in einer blau emaillirten Kapſel an einer goldenen mit Türkiſſen beſetzten Kette auf ſeinem Herzen.“

Natalie wurde blaß; „Doctor,“ rief ſie, „mir graut vor Ihnen. Von wem, auf welchem Wege konnten Sie dieſes erfahren?“

„Von wem denn anders, als von ihm, von dem Prinzen Albert ſelbſt?“ erwiederte lächelnd der Arzt, „wir kennen uns nicht erſt von heute, der Prinz und ich; obgleich ich bisher aus guten Gründen es für gerathen hielt, meiner früheren Bekanntſchaft mit ihm nicht zu erwähnen. Ich ſelbſt bin in B. geboren, und da man für den Prinzen gerade die Univerſität gewählt hatte, bei welcher ich damals als Profeſſor angeſtellt war, ſo wurde mir während der Zeit ſeiner Studien die Sorge für die Geſundheit des jungen Herrn von ſeinem fürſtlichen Oheim übertragen.“

„Und das konnten Sie bis jetzt mir verſchweigen!“ rief Natalie.

„Ihnen vor allen mußte ich es,“ erwiederte der Leibarzt, „weil ich, wie ich Ihnen jetzt offen geſtehe, jeder Veranlaſſung, zur Beförderung eines Verhältniſſes beitragen zu müſſen, gern aus dem Wege ging, über das ich noch bis dieſe Stunde mich nicht freuen kann. Auch heute verbarg ich mich Anfangs vor dem Prinzen, und freute mich, daß er unter der Menge, die ihn umgab, mich nicht bemerkte; doch als der Zorn auf ſeiner Stirne glühte, und ich ihn im Begriff ſah, in ſeiner wilden Leidenſchaftlichkeit Schritte zu wagen, aus denen nur tauſendfaches Unheil entſtehen konnte, da gab ich den Vorſatz, mich in dieſe Dinge nicht miſchen zu wollen, auf. Ich nahte mich ihm, er erkannte mich ſogleich, und die Art, wie er mich empfing, rührte mich tief. Es gelang mir, ihn für den Augenblick von Thorheiten abzuhalten, die Sie Beide ſpäterhin zu bereuen gehabt hätten. Ich habe den Prinzen von jeher geliebt, denn ich erkannte in ihm eine wahrhaft edle feſte Natur, wie ſie unter allen Ständen heut zu Tage immer ſeltener vorkommt. Auch Sie, theure Gräfin, habe ich lange im Stillen beobachtet, und verſchweige Ihnen das Reſultat dieſer Beobachtungen nur, um nicht den Verdacht niederer Schmeichelei auf mich zu laden.“

„So finde ich denn einen Freund gerade da, wo ich am verlaſſenſten mich glaubte!“ rief Natalie ſehr bewegt.

„Sie finden ihn nicht erſt jetzt, dieſen Freund, er wacht ſchon lange über Sie,“ erwiederte der Leibarzt. „Ich war es, der den Prinzen durch die dritte Hand warnen ließ, als er, um Ihnen nahe zu ſeyn, ſich verkleidet in jenem Badeorte aufhielt, ſonſt wären Sie von unſerer ganzen Geſellſchaft mit ihm im Roſenhölzchen überraſcht worden. Doch geſtehe ich, daß ich mich damals über den Leichtſinn, mit dem er ein ſo gewagtes Abentheuer unternahm, nicht wenig ärgerte.“

„Ach, ich möchte zugleich lachen und weinen, wenn ich nur daran denke,“ rief Natalie wirklich lachend.

„Zum Lachen haben Sie doch dabei wenig Urſache, denn dieſer tolle Streich des Prinzen, ſo luſtig er ausſieht, hat doch für Sie wie für ihn recht betrübte Folgen gehabt,“ ſprach der Arzt ſehr ernſthaft. „Unſere Fürſtin war ſchon über Sie Beide ganz ſicher geworden, ſie hatte ſchon mit einer Art von Gewißheit der Erbprinzeſſin von B. darüber geſchrieben, dieſe gebeten, Ihr Verhältniß zum Prinzen Albert als völlig aufgelöſt zu betrachten. Denken Sie ſich ihr zürnendes Erſchrecken, als ſie gewahr ward, der Prinz ſey Ihnen in niederer Verkleidung gefolgt; während alle ſeine Verwandte glaubten, er ſey in Pyrmont, wo indeſſen Alberts Freund, Roſen, der wirklich einige Aehnlichkeit mit ihm hat, es ſo einzurichten wußte, daß er allgemein für den Prinzen gehalten wurde, ohne jedoch ſich geradezu für dieſen auszugeben.“

„Das war aber doch ein köſtlicher Einfall von meinem Albert!“ rief Natalie.

„Dennoch verdanken Sie dieſem köſtlichen Einfalle die unwürdige Behandlung, welche Sie jetzt ſich müſſen gefallen laſſen,“ erwiederte der Arzt. „Unſere Fürſtin hütete ſich freilich, das Brunnenabentheuer nach B. zu berichten, denn ſie ſchämte ſich zu geſtehen, wie ſehr ſie ſich hatte täuſchen laſſen, ſie begnügte ſich einſtweilen damit, Sie ſchärfer als jemals zu beobachten; nun aber kommt Prinz Albert ungebeten, unerwartet, unter dem nichtigen Vorwande, den Bruder der Fürſtin auf ſeinem Beſuche hieher zu begleiten, eigentlich aber, um öffentlich, unter den Augen der Fürſtin ſelbſt, Sie aufzuſuchen, und von Ihnen Abſchied zu nehmen ehe er nach Paris geht, wohin ſeine Verwandte ihn ſenden! Sagen Sie ſelbſt, was blieb der guten Dame übrig, wollte ſie nicht mit ihrer eigenen Schweſter ſich entzweien, als“ — —

„Mich einzuſperren,“ ſeufzte Natalie tragikomiſch. „Doch laſſen wir das, die Zeit vergeht! Albert wird über Ihr langes Ausbleiben ungeduldig werden. Eilen Sie, guter Hofrath, geben Sie ihm dieſen Brief“ — —

„Darf ich vorher ihn erbrechen und leſen?“ fragte der Leibarzt, ehe er den Brief aus ihren Händen nahm.

„Behüte Gott! wo denken Sie hin?“ rief Natalie.

„Nun denn,“ ſprach der Arzt ſehr beſtimmt,

„ſo verzeihen Sie es mir, gnädige Gräfin! daß ich in dieſer Angelegenheit mit keiner Depeſche mich befaſſen will, deren Inhalt mir unbekannt bleiben muß. Ich eile, den Prinzen über Ihr Befinden und Ihre Stimmung zu beruhigen, und hoffe, auch Sie getröſteter zu verlaſſen, als ich Sie fand; doch mehr zu thun, erlaubt meine Pflicht mir nicht. Vielleicht war das was ich that ſchon zu viel, und nur der heiße Wunſch, Unheil zu verhüten, der mich dabei allein beſeelte, mag mir zur Entſchuldigung dienen. Ich leſe in Ihrem zürnenden Blicke, daß ich abermals in einem ſehr zweideutigen Lichte vor Ihnen ſtehe, und doch iſt Ihnen Niemand wahrhaft ergebener, als ich. Liebe Gräfin, ich möchte Ihr väterlicher Freund, Ihr Berather werden, Sie bedürfen eines ſolchen, und ich bin alt und erfahren genug dazu. Auch hoffe ich Sie werden mich nicht lange verkennen.“

Der Arzt entfernte ſich mit dieſen Worten, und ließ Natalie in einer ihm, zwar Anfangs ſehr ungünſtigen Stimmung zurück, doch nach einigem Beſinnen gewann ihr beßres Gefühl die Oberhand wieder. Sie ſah ein, wie unrecht es von ihr geweſen ſey, einen ehrenwerthen treuen Diener des fürſtlichen Hauſes zu einer Handlung bewegen zu wollen, durch welche dieſer, im Fall einer Entdeckung, um ſeine ganze bürgerliche Exiſtenz kommen mußte. Die Uebergabe des Briefes ſchien ihr nicht mehr ſo wichtig; alles was der Arzt ihr geſagt hatte, erzeugte in ihr die Ueberzeugung, Albert würde auch ohne den Brief ſchon Mittel und Wege finden, ſich mit ihr zu verſtändigen; ihr Gemüth beruhigte ſich nach und nach gänzlich, ſüße Träume von einer nahen ſchönen Zukunft lullten ſie ein, und, zum erſten Male nach mehreren in Unmuth und Sorge durchwachten Nächten ſchlief ſie wieder ſanft und feſt, bis die Sonne hoch am Himmel ſtand.

Raſch, als wäre ſie in Gefahr etwas höchſt Wichtiges zu verſäumen, erhob ſich Natalie, ſo bald ſie erwachte; alles, was der Tag dem ſie entgegen ging, ihr Entſcheidendes bringen könne, ſtieg in halb drohender, halb freundlicher Geſtalt vor ihr auf, und beſchäftigte ſie ſo ausſchließend, daß ſie es gar nicht gewahr wurde, wie ihre Jungfer, mit einer Art Aengſtlichkeit es darauf beim Ankleiden anlegte, ihr eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Natalie bemerkte dieſes um ſo weniger, da ſie ſich einmal gewöhnt hatte ihre Vertrauten nie in der dienenden Klaſſe zu wählen, was ihrem Verſtande allerdings Ehre machte, aber auch die Möglichkeit einer Mittheilung zwiſchen ihr und dem Geliebten, oft ganz unendlich erſchwerte.

Ein früher Beſuch der Oberhofmeiſterin war das erſte was Natalien an dieſem, ihr ſo verhängnißvoll ſcheinenden Tage, in die größte Verwunderung ſetzte, um ſo mehr, da die alte Dame, welche das letzte Mal, als ſie dieſelbe ſah wie ein Strafengel vor ihr geſtanden hatte, jetzt mit einem ſo freundlichen Freude ſtrahlenden Geſichte hereintrat, daß Natalie bei ihrem Anblick faſt noch fortzuträumen glauben mußte.

„Der Fürſt, die Fürſtin,“ hob die Excellenz nach den erſten Begrüßungs-Komplimenten an, „wir Alle, liebe Gräfin, ſind von Ihrem anſtändigen und gemäßigten Betragen, bei einer gewiſſen Gelegenheit, die ich nicht näher bezeichnen mag, ſo enſchantirt, daß ich mich wirklich glücklich preiſe, als Bote des Friedens an Sie geſendet zu ſeyn.“

„War denn Krieg?“ fragte Natalie mit etwas ſcharfem Ton; „zum Kriege, meine ich, gehören zwei Partheien, eine, die angreift, und die andere, die ſich vertheidigt. Wehrloſe Gefangene können beides nicht, und werden daher eben ſo wenig mitgezählt als die Todten.“

Die Oberhofmeiſterin fand nicht für gut, ſich mit der gewandten, geiſtreichen Gräfin in einen Wortſtreit einzulaſſen, bei welchem ſie auf jeden Fall übel weggekommen wäre; ſie hielt es für klüger, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, und machte daher Natalien ohne weitere Umſchweife mit der Fürſtin Wunſch bekannt, ſie noch heute wie gewöhnlich an der Mittagstafel zu ſehen. Durchlaucht hoffen und wünſchen zugleich, daß Sie morgen wohl genug ſeyn möchten, um wieder den Dienſt bei ihr anzutreten,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu.

Natalien ward bei dieſem Antrage wunderbar zu Muthe. Es war ihr unmöglich zu errathen, warum man auf einmal ſie, die Schwerbeleidigte, jetzt auf ſo ehrenvolle Weiſe wieder auszuzeichnen ſuche, während doch im Aeußern ſich ſo gar nichts verändert hatte. Tauſend Muthmaßungen flogen ihr, blitzſchnell ſich durchkreuzend, durch den Sinn, ſie wußte beſtimmt, daß der Beſuch des Bruders der Fürſtin noch mehrere Tage dauern würde, Albert war mit dieſem gekommen, und nichts konnte ihn zwingen früher wie er abzureiſen. Wollte man ſie vielleicht dem Geliebten gegenüber ſtellen, in der Abſicht, beide zu irgend einer Unbeſonnenheit zu verleiten, die man hernach gegen ſie geltend machen könne? Ihr Stolz trieb ſie innerlich, ſich nicht zu bereit zum Vergeſſen alles Geſchehenen zu bezeigen, ſie wünſchte faſt die eben erhaltene Einladung ablehnen zu dürfen, auf der andern Seite aber mußte ſie auch die Möglichkeit ſich denken, daß Albert ſelbſt auf irgend eine Weiſe dieſe veranlaßt haben, und ihr Wegbleiben ſeinen Anſichten dabei ſtörend in den Weg treten könne. Nie hatte Natalie ſich ſo verworren und verlegen gefühlt, als jetzt der Oberhofmeiſterin gegenüber, die mit der größten Geduld ihre Entſcheidung abwartete, und ſogar ihre Verlegenheit ergötzlich zu finden ſchien. „Ich muß nothwendig den Arzt befragen, um zu erfahren ob ich ſchon heute mein Zimmer verlaſſen darf, denn ich fühle mich wirklich noch unwohl,“ ſtotterte Natalie endlich, um nur für den Augenblick Zeit zum Ueberlegen zu gewinnen.

Die Oberhofmeiſterin umarmte Natalien mit Entzücken. „Wahrlich, liebe Gräfin,“ rief ſie, „Sie ſind ein kleines Wunder! Nie ſah ich eine junge Perſon von ſolcher Lebhaftigkeit, die zugleich mit ſo feinem Takte die Dehors zu menagiren wußte, Sie ſind zur Hofdame geboren. Freilich, Liebe, Sie waren krank, und dürfen daher Ihr Zimmer nicht ohne Erlaubniß des Arztes verlaſſen; ich begreife nicht, wie es zugegangen iſt, daß ich nicht ſelbſt hieran gedacht habe, denn nichts iſt billiger und ſchicklicher. Dies iſt die Stunde in welcher der Hofrath mich zu beſuchen pflegt, ich verlaſſe Sie, um ihn zu Ihnen zu ſchicken; da ich aber ſeine Entſcheidung ſo ziemlich vorher wiſſen kann, ſo werde ich nicht unterlaſſen, noch dieſen Morgen meine Fürſtin mit den günſtigſten Nachrichten von unſrer lieben Gräfin im Voraus zu erfreuen.“

Natalie brachte die Zeit bis zur Ankunft des Leibarztes in der peinigendſten Unruhe hin, und als er endlich da war ließ ſie, nach ihrer gewohnten lebhaften Art, ihn Anfangs gar nicht zum Worte kommen. Sie ſtürmte mit Erzählung des eben Vorgegangenen auf ihn ein, mit Bitten, ihr zu rathen, was ſie thun ſolle, mit Fragen nach Albert und deſſen muthmaßlicher Meinung dabei. Der Arzt ſchwieg, indem er mit ungewöhnlich trübem ernſten Blick ſie betrachtete, und auch Natalie verſtummte plötzlich, da ſie dieſes gewahr ward; ſein Anſehen ſchien ihr ſo unheilverkündigend, daß ſie darüber Muth und Kraft verlor, und todtenbleich in zitternder Erwartung vor ihm ſtehen blieb.

„Hören Sie mit Faſſung das Einzige, was ich Ihnen auf alle Ihre Fragen zu antworten weiß, theure Natalie,“ ſprach endlich der Leibarzt, „es iſt ganz gleichgültig, ob Sie heute oder erſt morgen aus Ihrem Zimmer gehen, denn — Prinz Albert hat uns dieſen Morgen mit dem Bruder der Fürſtin verlaſſen, um die längſt beſchloſſene Reiſe nach Paris ſogleich anzutreten.“

„Abgereiſt! ohne mich zu ſehen? Es iſt unmöglich, es kann nicht ſeyn!“ rief Natalie.

„Und dennoch iſt nichts gewiſſer auf der Welt,“ erwiederte der Arzt halb unmuthig, halb traurig. „Ein Kurier brachte geſtern Abend, während ich hier bei Ihnen verweilte, Nachrichten, welche den Bruder unſerer Fürſtin bewogen, bald möglichſt nach Hauſe zu eilen; ob jedoch dieſe Nachrichten wahr oder erdichtet ſind, weiß ich nicht zu ſagen, genug der Kurier war da. Beide fremde Fürſten nahmen noch auf dem Ball von den hieſigen hohen Herrſchaften Abſchied. Unſer alter Fürſt hat ſie aber dennoch heute Morgen begleitet, wahrſcheinlich, um ſich wieder das Podagra zu holen. Der heutige Tag war früher zu einer großen Jagd beſtimmt, der Fürſt wollte ungern die Anſtalten dazu vergebens gemacht haben, und ſo beredete er ſeine Gäſte noch dieſes Vergnügen unterwegs mitzunehmen, und erſt von ſeinem Jagdſchloſſe aus, das ohnehin auf ihrem Wege liegt, die Reiſe wirklich anzutreten.“

„Und Albert! was bringen Sie mir von ihm? Sie haben ihn, ſeit Sie von mir gingen, geſehen und geſprochen?“ fragte Natalie ſehr eifrig.

„Ich fand unten alles wegen des angekommenen Kuriers in Bewegung,“ erwiederte der Arzt in augenſcheinlicher Verlegenheit. „Ich ſah den Prinzen nur einen flüchtigen Augenblick, es ward mir ſogar ſchwer, mich ihm ohne Aufſehen zu nähern. Dennoch ſuchte und fand ich Gelegenheit, ihm von Ihnen alles, was ich konnte und durfte, zu ſagen, doch er hörte nur mit ſichtlicher Zerſtreuung mich an; es ſey alles gut, das übrige würde ſich finden, antwortete er mir mit wahrhaft prinzlicher Gleichgültigkeit. Theure Gräfin! er ſchien mir in dem Augenblick bis zum Unglaublichen verändert. Das Gewühl der Geſellſchaft, die Abſchieds-Ceremonien traten zwiſchen uns, und ich ſuchte vergebens mich ihm ſpäterhin wieder zu nähern, beſonders da er nichts that, um mir dieſes zu erleichtern; mir ſchien es im Gegentheil, als wolle er mich vermeiden. Heute früh erwartete ich abermals vergebens, daß er mich würde zu ſich rufen laſſen; was ihm bei meiner frühern Connexion mit ihm doch gewiß ein Leichtes geweſen wäre, und ſo iſt er fort, und ich weiß nichts weiter von ihm zu ſagen."

Natalie ſchwieg lange, nachdem der Leibarzt ausgeredet hatte. „Alles iſt gut, alles wird ſich finden," wiederholte ſie endlich ſo leiſe, als dürfe Niemand es hören, dann ſchwieg ſie wieder. „Freilich, wenn er es ſo meint, ſo habe ich ja auch keine Urſache, anderer Meinung zu ſeyn," ſprach ſie endlich, indem ſie gewaltſam ſich zuſammen nahm. „Ich will es auch nicht und ſollte das kleine eigenſinnige Ding hier darüber brechen," flüſterte ſie mit unterdrückter Stimme, die Hand auf dem Herzen. „Alles in der Welt läuft doch am Ende auf ein ſchaales Puppenſpiel hinaus, in welchem nur der der Klügſte iſt, der am Ende die Lacher auf ſeiner Seite behält," ſprach ſie darauf mit erzwungener Gelaſſenheit, gegen den Arzt gewendet, „und das will ich, das will ich." Sie wollte lächeln, und brach wider Willen in Thränen aus die ihr die Sprache hemmten; erzürnt darüber bedeckte ſie ihr Geſicht mit beiden Händen, und wandte ſich von ihrem Freunde wieder ab.

Nicht minder gerührt als verlegen, ſann der Leibarzt vergeblich darüber nach, wie er dies ſtolze, tief verletzte Gemüth beruhigen könne. Er verſuchte es, Natalien freundlich zuzureden, doch ſie winkte ihm zu ſchweigen, und ging, tief in ſich gekehrt, in der entfernteſten Ecke des Zimmers einige Mal auf und ab; der Arzt war noch zweifelhaft, ob er ſich entfernen oder dableiben ſolle, als ſich Natalie plötzlich ihm wieder zuwandte.

„Ich war während ein Paar Augenblicken eine Thörin,“ ſprach ſie mit ihrer gewohnten heitern Anmuth, „vergeſſen Sie das, ich bitte, oder ſchreiben Sie es der Stubenluft und dem mir ungewohnten Mangel an Bewegung zu, die mich in dieſen Tagen wirklich halb krank gemacht haben. Wir Mädchen beſitzen freilich eine Art Privilegium nicht immer das geſcheidteſte zu ſagen und zu denken, aber ich möchte doch um Vieles nicht, daß Albert ein Mal erführe, wie ſehr ich mich in dieſer dummen Minute an ihm ſowohl als an mir ſelbſt verſündiget habe.“

„Gräfin! theure Natalie,“ rief der erſtaunte Leibarzt, „ich begreife Sie nicht. Um Sie zu ſchonen, habe ich des Prinzen letztes Benehmen Ihnen im mildeſten Lichte zu zeigen geſucht, doch jetzt darf ich dieſes nicht mehr, denn Ihr wahres Glück liegt mir zu ſehr am Herzen. Ich wiederhole es, ich fand, als ich, von Ihnen kommend, in den Ballſaal zurückkehrte, den Prinzen ſo verändert, daß ich beinahe ihn nicht wieder erkannte. Alles Trübe war aus ſeinen Zügen verſchwunden, er war heiter, luſtig ſogar; ich hörte ihn mit Entzücken von den Freuden ſprechen, die in Paris ihn erwarten. Was ich von Ihnen ihm ſagte, hörte er vornehm höflich, ohne alle Theilnahme an, er war kalt wie Eis, ſage ich Ihnen; ich ſah es deutlich, die heftige Bewegung, in der ich früher ihn traf, entſprang aus verletzter Eitelkeit, nicht aus Liebe; und Sie wollen nach alle dieſem noch hoffen?"

„Hoffen?" erwiederte Natalie, „nein gewiß nicht, denn wovon man überzeugt iſt, das hofft man nicht. Vergeſſen Sie den Anflug von Hypochondrie der vorhin mich überfiel, ich bitte nochmals darum, er ſoll gewiß nicht wiederkehren. Jetzt habe ich mich wieder gefunden, und weiß, daß dieſer Tag ohne Kunde von meinem treuen Albert mir nicht vergehen wird, und daß ich gewiß ſeinen klugen Veranſtaltungen die wieder erhaltene Freiheit verdanke."

„Ihre unbegreifliche Sicherheit, die ich gern Verblendung nennen möchte, verſetzt mich nicht minder in Erſtaunen als in Beſorgniß um Sie," ſprach der Leibarzt. „Verzeihen Sie es der ungeheuchelten Theilnahme, die Sie mir einflößen, wenn ich recht dringend Sie bitte, doch in dieſem Augenblick Ihre eigne Lage, ohne Hehl vor ſich ſelbſt, zu betrachten. Wie werden Sie es ertragen, was wird aus Ihrem getäuſchten Herzen werden, wenn Ihnen am Ende doch noch die traurige Ueberzeugung plötzlich würde, daß ich nicht falſch geſehen habe! Und irrte ich, liebt Albert Sie wirklich, wohin ſoll der Weg führen, auf dem Sie ſo kühn fortzuſchreiten entſchloſſen ſind?“

„Wohin anders, als zum Altare!“ erwiederte Natalie mit ſtolzer Beſtimmtheit. „Wäre ich etwa die erſte Tochter eines altgräflichen Hauſes, der die Ehre zu Theil wird, Gemahlin eines appanagirten Prinzen zu ſeyn?“

„Sie ſind Ihrer Zukunft ſo ſicher, und mir erſcheint ſie in ſo düſterem, Unheil weiſſagendem Lichte!“ ſprach der Arzt. „O, Gräfin! laſſen Sie ſich erbitten den Rath eines treuen Freundes geduldig anzuhören. Wahrlich, es wäre beſſer für Sie beide, wenn Sie die Zeit, die Albert im Auslande zubringen wird, dazu benutzten, ſich an den Gedanken der Trennung von ihm zu gewöhnen, und ſelbſt mit leiſer linder Hand ein Verhältniß großmüthig zu löſen ſuchten, aus dem, allen menſchlichen Anſichten nach, nichts Gutes entſtehen kann. Albert iſt ein appanagirter Prinz, ich gebe es zu, doch ſein Bruder wird in Zukunft regierender Herr eines nicht unbedeutenden Landes, und wer kann vorher ſagen, ob nicht ihn ſelbſt das Geſchick einſt auf den Thron ruft!“

„Dazu hat er nicht viel mehr Ausſicht als Sie oder ich, lieber Hofrath,“ fiel Natalie ihm lächelnd ein. „Bedenken Sie doch, wie viele Köpfe ſich zwiſchen ihm und dieſem hohen Standpunkte befinden, die ihm erſt Raum machen müßten!“

„Albert's Oheim, der jetzt regierende Fürſt, iſt von Altersſchwäche ſo gedrückt, daß er nur noch zu den Lebenden gezählt werden kann, weil er noch nicht aufgehört hat, zu athmen,“ ſprach der Leibarzt, mit faſt feierlichem Ernſt. „An dem Leben ſeines Sohnes, des jetzigen Erbprinzen, haben zerſtörende Leidenſchaften früh und lange gezehrt. Auch er ſteht ſchon dem Greiſenalter nahe, und lebt ſeit vielen langen Jahren in kinderloſer unzufriedener Ehe. Er wird bald ſeinem Nachfolger weichen, und dieſer iſt Albert's älteſter Bruder.“

„Ein junger Mann, die Geſundheit ſelbſt, mit einer Prinzeſſin vermählt die er anbetet, und jetzt ſchon Vater zweier prächtiger Knaben, die gewiß zu leben wiſſen werden," fiel Natalie ein. „Doctor," fuhr ſie lachend fort, „Sie ſind ein gelehrter Mann, aber den Almanac de Gotha haben Sie doch nicht gehörig ſtudiert, um mir ſolche genealogiſche Vorleſung halten zu dürfen; ſchlagen Sie ihn nach, guter Freund, Sie finden da auch noch einen Prinzen Adolf, der als Bruder in der Mitte zwiſchen dem künftigen Erbprinzen von B. und meinem Albert ſteht."

„Ach, Gräfin!" ſeufzte der Arzt, „wenn ich Sie ſo ſehe und reden höre, iſt mir wie Einem, der ein liebes Kind in ſchwindelnder Höhe am Rande eines Abgrundes herumhüpfen ſieht. Ich möchte Sie retten, aber Sie achten keiner Warnung, und ich muß mit tief betrübtem Herzen mich von Ihnen wenden, um nur Ihren Untergang nicht mit anzuſehen."

Der Arzt war im Innerſten tief bewegt, indem er dieſe Worte ſprach, ſo daß Natalie ſelbſt dadurch gerührt wurde. „Lieber Hofrath," entgegnete ſie ſehr ernſthaft, „ich fühle, daß ich den warmen Antheil, den Sie mir zeigen, wenigſtens durch ungeheuchelte Offenheit erwiedern muß, da ich durch Annehmung Ihres wohlgemeinten Rathes es nicht kann. Sie ſind der Erſte, der mir auf dieſe Weiſe entgegentritt, warum ſollte ich zögern Ihnen, der es ſo gut mit mir meint, zu geſtehen, daß ich mit aller Kraft eines unverdorbenen Herzens meinen Albert liebe und ewig lieben werde, daß ich ſeiner Ehre, ſeiner Pflicht alles opfern könnte, ſogar mein eigenes Glück, welches nur auf ſeiner Liebe beruht! Doch wie die Sachen jetzt ſtehen, wird dieſes Opfer nicht von mir gefordert; es bringen, hieße uns beide muthwillig elend machen. Ja, damals, als ich noch, hingegeben den ſchönen Träumen der früheſten Jugendzeit, Albert's Bild, ohne es zu ahnen, im kindlichen Herzen trug, damals hätte ein weiſer Freund mich bewahren können! Verzeih' es Gott denen, die zur Unzeit geſchäftig mich erweckten! Hätte jene ſtolze, durch eigenes Unglück durchaus verbitterte Erbprinzeſſin nie errathen, was uns guten glücklichen Kindern ſelbſt noch verborgen war, oder hätte ſie, wenn ſie es errieth, uns mit ſchonender Klugheit von einander zu trennen geſucht, ohne daß wir erfuhren, weshalb? ſo würde die arme Natalie ihrem brüderlichen Freunde zwar tief betrübt nachgeweint haben, doch ihr Schmerz wäre nie in klares Bewußtſeyn übergegangen, und die Ruhe des fürſtlichen Hauſes nie durch dieſe Liebe getrübt worden. Die ewig raſtloſe Frau mußte mit unheiliger Hand das ſtille Geheimniß unſerer jungen Herzen an das Tageslicht reißen, es zum Geſpötte machen; ſie ruhte nicht eher, und ſo mag ſie die Folgen dieſer That ſich ſelbſt verdanken; die Würfel liegen, wir wollen ſehen wer gewinnt. Seit jenem Augenblick erſt wußten wir, daß wir uns liebten, und dieſe Liebe wuchs, im Gefühl gemeinſchaftlich erlittenen Unrechts, zur Rieſenſtärke heran. Mögen die hohen Herrſchaften zuſehen, wie ſie mit einer ſolchen fertig werden. Ich bin weder rangſüchtig noch demüthig genug, um mich an einen Platz hindrängen zu wollen, auf den ich nicht hingehöre; an Albert's Herzen aber gehöre ich hin, Natur und Liebe wieſen dieſen Platz mir an, niemand ſoll mich dort verdrängen. Mögen ſie ihren Purpur, ihren Fürſtenhut, ihre Langeweile und ihren Hof für ſich behalten, wir bedürfen des Alles nicht. Die Stunde der Vereinigung wird uns ſchlagen; wir ſind beide jung und wollen ſie erwarten, dann aber auch in demüthiger Ferne von ihnen Allen leben, und glücklich ſeyn, ohne je ſie durch unſeren Anblick zu verletzen.“

Alles, was der Leibarzt noch aufzubringen wußte, um Natalie von der Unwahrſcheinlichkeit ihrer kühnen Hoffnungen zu überzeugen, war vergebens; ihr Herz, ihr Geiſt, vielleicht auch eine kleine Beimiſchung jenes Eigenſinns, welcher jeder von Außen mächtig beſtrittenen Leidenſchaft ſich beizugeſellen pflegt, widerſprachen allen ſeinen Gründen. Er mußte ſie endlich verlaſſen, um ihr Zeit zu gewähren ſich für die Mittagstafel anzukleiden. Die Fürſtin ließ ſie noch vor dieſer zu ſich rufen, ſie behandelte ſie ſehr artig, ohne auch nur auf das entfernteſte irgend einen Gegenſtand zu berühren, der ihr unangenehm ſeyn konnte; auch die übrige Geſellſchaft richtete ſich nach dem Beiſpiele der Herrin, und niemand wagte es, nur den Schatten eines Zweifels an Nataliens vorgeblicher Krankheit blicken zu laſſen.

Die Geſellſchaft war ſehr klein, indem die mehreſten Herren des Hofes den Fürſten zu ſeiner Jagdparthie begleitet hatten, und ohne Natalien wäre das Geſpräch ſehr oft ins Stocken gerathen. Selbſt die Fürſtin hörte dies Mal mit ſichtbarem Wohlgefallen ihr zu, denn ſie ſah in Nataliens außerordentlicher Heiterkeit, nur Freude und Dankbarkeit für die ihr wieder geſchenkte Gunſt und Gnade. So glaubt ein Kind, der neugefangene Vogel hüpfe vor Luſt, während nur Angſt ihn treibt, in ſeinem Käfig herum zu flattern; denn die arme Natalie war, unerachtet des lebhaften Antheils den ſie am Geſpräche nahm, dennoch nichts weniger als fröhlichen Herzens. Sie fürchtete innerlich, ſie ahnete, ſie wußte ſelbſt nicht was; und dieſes beängſtigende Gefühl artete zuletzt in eine Art von Ueberſpannung aus, die ihr Anfangs dieſes Anſehen ungewohnter Freudigkeit gab. Doch allmählich bemächtigte ſich ihrer auch wieder eine unausſprechliche Traurigkeit, indem eine Stunde nach der andern verging, ohne daß ſie, wie ſie gehofft hatte, von ihrem Albert etwas vernahm. Ihr fröhliches Geſchwätz verſtummte, und nur mechaniſch, ohne recht zu wiſſen was ſie that, folgte ſie nach aufgehobener Tafel der Fürſtin in das Kabinet, wohin dieſe ihre Damen berief, um mit ihnen an einer großen Tapetenarbeit zu ſticken, was ſie oft zu thun pflegte, wenn ihr Gemahl, wie eben heute, abweſend war.

Hinter dem groſsen Nährahmen eingeklemmt, ſaß nun die arme Natalie ganz geduldig, und ſtickte in ihrer Herzensangſt grüne Roſen mit rothen Stielen. Nie war ſie ſo ganz niedergedrückt, ſo wenig ſie ſelbſt geweſen, als in dieſem Augenblicke. Die erzwungene Unthätigkeit, in der ſie mehrere Tage, ſchwebend zwiſchen dem Gefühle bitterer Kränkung und Hoffnungen ohne eigentliches Ziel, einſam zubringen mußte, hatte wirklich die Flügel ihres Geiſtes gelähmt, und ſie gewiſſermaßen auch körperlich krank gemacht. Denn nichts iſt in jeder Hinſicht ermüdender für ein lebhaftes Gemüth, als ein ſolcher unentſchiedener Zuſtand, dem man ein wirkliches Unglück tauſendmal vorziehen möchte. Natalie fühlte ſich ſo niedergeſchlagen, daß ſie Mühe hatte die Thränen zurückzuhalten, doch zum Glück gab niemand auf ſie Acht; denn Madam Bornau las den arbeitenden Damen ein neues Produkt der Franzöſiſchen ſchönen Literatur vor, dem alle, auſſer Natalien, mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörten.

„Durchlaucht Prinz Albert,“ rief plötzlich ein Bedienter aus dem Vorzimmer und riß zugleich beide Flügelthüren weit auf. An einen Stock gelehnt, ein Tuch um das linke Bein gebunden, hinkte, der eben Gemeldete herein, ehe noch die Fürſtin Zeit gewann, ſich darauf zu beſinnen, ob ſie den unerwarteten Beſuch hier oder in einem anderen Zimmer annehmen wolle. Alle Damen ſprangen auf, Madam Bornau ließ vor Schrecken Buch und Brille fallen, und auf der Stirne der Fürſtin ſtiegen düſtere Wolken auf. Natalie aber, bald zur Marmorbüſte erbleichend, bald im dunkelſten Purpur erglühend, hielt mit zitternder Hand ſich an dem vor ihr ſtehenden Rahmen feſt, ohne es zu wagen, die Augen zu dem Eintretenden zu erheben.

Alberts erſter flüchtiger Blick hatte hingegen ſogleich Natalien geſucht und gefunden, doch wandte er ſchnell der Fürſtin ſich wieder zu. „Verzeihung dieſem Ueberfall, gnädigſte Tante," rief der Prinz mit heiterem Ton und komiſch bittender Geberde, „aber wo ſoll denn ein armer verwundeter Ritter Heilung ſuchen, als bei der Huld edler Damen. Auch befürchtete ich, das Gerücht möchte den kleinen Unfall, den ich erlitten, auf beunruhigende Weiſe Ihnen zutragen, denn ich kenne Ihre Güte für mich, darum wollte ich lieber mich Ihnen gleich zeigen, beſonders da ich mich ganz in der Nähe Ihres Thiergartens befand, als mein wildgewordenes Pferd ſo unſanft mich abwarf.“

„In der Nähe des Thiergartens?“ fragte die Fürſtin etwas ſtreng und ernſt, „wie war das möglich, mein Prinz? der Forſt, in welchem heute gejagt wird, liegt ſtarke drei Meilen von hier.“

„Wie es zuging, kann ich ſelbſt nicht erklären, aber daß es ſo iſt, gibt der Augenſchein,“ erwiederte der Prinz mit leichtem Achſelzucken. „Es mögen wohl unſichtbare Mächte, irgend eine Undine oder Dryas, mit dabei im Spiele geweſen ſeyn, oder war es der Magnet in meiner Bruſt, der mich ſchon früher in Ihre Nähe zog, gnädige Tante?“ ſetzte er mit zweideutiger Verbindlichkeit hinzu. „Soviel weiß ich, daß ich von der Jagd wenig geſehen habe, auf unbegreifliche Weiſe kam ich gleich Anfangs von ihr ab, und irrte lange umher durch Buſch und Dorn. Nur mein treuer Louis war mit mir, doch dieſer iſt der hieſigen Gegend eben ſo unkundig als ich ſelbſt es bin. Mein von Natur ſehr wildes Pferd ſcheute ſich vor einem dicht vor uns aufflatternden Vogel, es überraſchte mich in einem unbewachten

Moment. Alle meine Reiterkünſte halfen mir nichts, es ging mit mir durch, bäumte ſich und ſchlug zuletzt mit mir über; es war mein Glück, daß es mir wenigſtens gelang, mich von den Steigbügeln los machen zu können; Pollux lief davon, und ich blieb mit einem verrenkten Fuß im Graſe liegen. Louis fing das Pferd glücklich wieder auf; einige Leute, die nicht weit davon auf einer Wieſe arbeiteten, kamen mir zu Hülfe, ſie trugen mich in einen Pavillon nahe am Eingange des Thiergartens, deſſen Thüre recht einladend offen ſtand, und nun bin ich hier — lahm und treu, trotz irgend einem Ritter der Tafelrunde,“ ſetzte er lächelnd, mit einem heimlichen Blick nach Natalien, hinzu.

„Der Leibarzt iſt unglücklicher Weiſe über Land zu einem gefährlich Kranken.“ ſprach die Fürſtin, „doch unſer Hofchirurg, ein ſehr geſchickter Mann, muß ſogleich gerufen werden, denn Sie, mein Prinz, bedürfen augenblicklicher Hülfe. Sie werden erlauben, daß man Sie indeſſen auf Ihr Zimmer bringe“ — — — „Gott bewahre,“ rief der Prinz, indem er ſich ganz gemächlich in ſeinen Armſtuhl zurecht ſetzte, während Madam Bornau ihm ein Kiſſen unter den verbundenen Fuß ſchob, — „ich befinde mich hier ganz vortrefflich und werde weder wanken noch weichen. Mein Fuß iſt ſchon durch meinen Kammerdiener wieder eingerichtet worden, ich fühle faſt gar keine Schmerzen mehr. Louis iſt ein ſehr braver Wundarzt, und ich würde die treue Seele höchlich kränken, wenn ich noch einen zweiten zu Rathe ziehen wollte. Ich brauche nichts, gnädige Tante, gar nichts als ein Paar Tage Ruhe, ehe ich meine Reiſe wieder antrete, und die, hoffe ich, werden Sie in Ihrem Schloſſe mir gönnen.“

Die Fürſtin biß ſich vor innerem Aerger die Lippen faſt wund, aber es war entſchieden, ohne unhöflich zu werden, konnte ſie den Prinzen nicht entfernen. Die Damen hatten indeſſen ihre Plätze am Rahmen wieder eingenommen, und Albert converſirte mit ihnen ganz unbefangen. Seine Blicke ſtreiften dabei unaufhörlich an Natalien hin, doch dieſe war nicht im Stande, unter den ſie unabläßig bewachenden Augen der Fürſtin, an dem Geſpräch Antheil zu nehmen.

„Die Luft muß hier eine außerordentliche Heilkraft beſitzen und ich kann mich deshalb doppelt glücklich preiſen, daß jener Unfall mich gerade hier in der Nähe betraf," fing Albert endlich an, indem er ſich geradezu an Natalien wendete, „denn noch geſtern war meine ſchöne Landsmännin ſo krank, daß mir der Zutritt zu ihr verweigert werden mußte, und heut ſehe ich ſie blühender als je. Aber war es wohl Recht, Gräfin Natalie, einen Jugendbekannten ſo abweiſen zu laſſen? gegen einen ſolchen, dünkt mir, hätten Sie ſich wohl weniger grauſam beweiſen können."

„Die Gräfin war geſtern ſehr unwohl und iſt es noch," fiel die Fürſtin ein, ehe Natalie antworten konnte; „ich bereue es ſogar in dieſem Augenblick, daß ich ſie veranlaßt habe ihr Zimmer zu verlaſſen, denn Sie ſehen ſelbſt am ſchnellen Wechſel ihrer Farbe, wie die Arbeit ſie angreift, die ſie doch ſonſt liebt. Sie zittern, Gräfin, gewiß, Sie ſind ſehr krank; gehen Sie lieber gleich auf Ihr Zimmer, wir wollen ohnehin jetzt Feierabend machen, und den Fürſten am Theetiſch erwarten; doch Sie, Gräfin Natalie, dispenſire ich für heut davon, Sie bedürfen augenſcheinlich der ungeſtörteſten Ruhe."

Alle Damen ſtanden jetzt auf und beſchäftigten ſich damit, die auf dem Rahmen liegenden Knäuel wegzuräumen; einer davon entglitt Nataliens Händen, er rollte weit ins Zimmer hinein, und Albert ſprang hinterdrein, ihn aufzuheben.

„Ihro Durchlaucht vergeſſen den kranken Fuß,“ rief die Oberhofmeiſterin.

„Was vergäße man nicht hier, wo ſo vieles mich umgibt, das ich nie vergeſſen werde,“ erwiederte der Prinz, der ſchon anfing, die Faſſung zu verlieren, doch ſchien er ſich bald wieder zu beſinnen, er kehrte in ſeinen Lehnſtuhl zurück, ſpielte eine Weile mit dem Knäuel, deſſen Faden er bald auf- bald abwickelte, und legte ihn endlich mit bedeutendem Blick dicht vor Natalien hin, die noch immer mit Aufräumen nicht fertig war.

„Der Knäuel gehört hierher in den Kaſten, Gräfin, und nicht in Ihren Arbeitsbeutel,“ ſprach die Fürſtin, die noch immer kein Auge von Natalien verwandte. „Sehen Sie, hier fehlt Nummer Drei.“

Auch Alberts brennende Blicke hingen an Natalien, die glühend über und über in faſt unverſtändlichen Worten um Vergebung ihrer Zerſtreuung bat, und nach ziemlich langem Suchen in ihrem Arbeitsbeutel den Knäuel wieder hervorzog und an ſeinen Ort legte.

„Das Unwohlſeyn der Gräfin wird in der That beunruhigend,“ ſprach die Fürſtin, die ihren Unmuth kaum noch bemeiſtern konnte; „ma chere Bornau, begleiten Sie ſie auf ihr Zimmer, und haben Sie die Gefälligkeit, die Nacht über bei ihr zu bleiben; geben Sie ja recht ſorgfältig auf ſie Acht, ihr Zuſtand bedarf der genaueſten Aufmerkſamkeit — und Pflege,“ ſetzte ſie zögernd hinzu.

„Nein, Gräfin Natalie, Sie dürfen nicht gehen,“ rief Albert, indem er, immer mehr ſich vergeſſend, aufſprang und Nataliens zitternde Hand ergriff. „Liebe, gütige, gnädige Tante, ſetzte er bittend hinzu, Sie können unmöglich den Anblick meiner holden Landsmännin mir ſo grauſam gleich wieder entziehen wollen, da ich auf ſo lange Zeit mich von ihr — von meinem Vaterlande zu trennen im Begriff ſtehe. Der Gräfin Krankheit iſt nicht ſo bedeutend — —

„Mein Prinz,“ erwiederte, ſich hochaufrichtend, mit kaltem, ſchneidenden Ton die Fürſtin: „ich weiß nicht, ob es am Hofe Ihres Großonkels Gebrauch iſt, daß junge Prinzen über das Wohl- oder Unwohlſeyn der Hofdamen entſcheiden, bei mir iſt dieſes nicht der Fall. Erlauben Sie mir dagegen zu bemerken, daß Sie eben den rechten Fuß ſtatt des linken auf das Kiſſen ſtützen, und ich doch keinen Anſtand nehme, an die Beſchädigung dieſes zu glauben. Dergleichen Irrthümer ſind zuweilen ganz natürlich," ſetzte ſie mit bitterm Lächeln hinzu.

Albert vermochte kaum mehr ſich in den Gränzen des Anſtandes zu halten, und war ſchon im Begriff, der Fürſtin eine ſehr bittere Antwort zu geben, doch Natalie nahm jetzt das Wort: „Laſſen Sie ab, gnädigſter Herr, ich flehe darum, laſſen Sie davon ab, mein längeres Verweilen erzwingen zu wollen," ſprach Sie: „Sie wiſſen nicht, Sie können nicht wiſſen — o ich bin wahrlich krank im tiefſten Herzen!" rief ſie zuletzt mit ſchmerzlichem Ton, und ſchwankte, plötzlich in Thränen ausbrechend, am Arme der dienſtfertig herbei eilenden Madam Bornau zum Zimmer hinaus.

Die Ankunft des Fürſten endete glücklicherweiſe gerade in dieſem Augenblick eine Scene, die eine ſo höchſt unangenehme Wendung zu nehmen drohte. Nachdem die ganze Jagdgeſellſchaft den Prinzen lange vermißt und vergeblich aufgeſucht hatte, war die Nachricht von dem Unfall, der ihn betroffen, zu ihr gelangt, und der Fürſt, über deſſen Befinden beunruhigt, deshalb früher nach Hauſe geeilt. Repräſentation und Convenienz, dieſe beiden Hausgötter der Großen, traten bei ſeinem Erſcheinen ſogleich wieder in ihre alten Rechte ein, aus denen verdrängt zu werden ſie eben in Gefahr geweſen waren. Ein Stündchen ſchlich noch in leidlicher Langweiligkeit vorüber, dann trennte man ſich früh, der alte Fürſt bedurfte wirklich der Ruhe, und Albert gab vor ihrer zu bedürfen. Unter dem Schleier der Nacht kehrte, wenigſtens alles Aeußerliche, zur gewohnten Ordnung zurück, wenn gleich innerlich die aufgeregten Gemüther ſich nicht gleich wieder zu faſſen vermochten.

Natalie, ganz mit ſich ſelbſt zerfallen, ſaß indeſſen wieder in ihrem ſtillen Zimmer, und ſuchte vergeblich den mit großer Aengſtlichkeit ſie bewachenden Argus-Augen der Madame Vornau, nur auf ein Paar Minuten zu entgehen. Sie fühlte deutlich, wie ſehr ſie bei der Zuſammenkunft mit dem Prinzen, alle ihre ſonſt eigne Gegenwart des Geiſtes verläugnet habe; ſie war außer ſich vor Unmuth über ſich ſelbſt, daß ſie dies kurze Wiederſehn des Geliebten nicht verſtändiger zu benutzen gewußt. Sie hätte vor Scham über ihre unverzeihliche Schwäche in die Erde ſinken mögen, wenn ihr einfiel, wie ſie, gleich einem ausgeſcholtenen Kinde, das Kabinet der Fürſtin weinend verlaſſen; und doch ließ ihre Phantaſie nicht ab, ihr gerade dieſen Augenblick in den allergrellſten Farben vorzumalen. Reue, Mißmuth, banges Erwarten, wie das alles enden werde, trieben ſie zur raſtloſeſten Ungeduld; und doch mußte ſie im Aeußerlichen ſich zu mäßigen ſuchen, während die unerträgliche Madam Bornau jedem ihrer Tritte folgte, und nicht abließ, ſie bald mit veralteten weißen Maximen, bald durch Anpreiſung beruhigender Tiſanen zu quälen.

Natalie wußte endlich keinen beſſern Rath, als den, ſich in ihr Bette zu flüchten, indem ſie hoffte, ihre Wächterin werde nun auch die Ruhe ſuchen; doch dazu vermochten weder Bitten noch

Vorſtellungen dieſe zu bewegen. Madam Bornau hatte die ohnehin nichts weniger als undeutlichen Winke ihrer Herrin nur zu wohl verſtanden, und um aller Reichthümer der Welt willen hätte ſie dieſe Gelegenheit nicht verabſäumen mögen, ſowohl ihren Dienſteifer, als ihre Intelligenz, auf das glänzendſte an den Tag zu legen. Unter dem Vorwande, daß der Gräfin Befinden dieſes durchaus erforderlich mache, ſetzte ſie ſich unfern von deren Bette mit ihrem Strickzeuge hin, um die Nacht über bei ihr zu wachen, und Natalie war noch überglücklich, endlich hinter den zugezogenen Gardinen ihres Bettes, im matteſten Dämmerlicht den kleinen engbeſchriebenen Zettel leſen zu können, den Albert mit Hülfe des Knäuels ihr vorhin zugeſpielt hatte, und den ſie, ehe ſie dieſen zurückgab, in ihrem Arbeitsbeutel aus demſelben zog.

„Ich ſchreibe Dir im Walde, auf den Fall, daß die Liſt, die ich mir erſonnen mißlingen, und es mir nicht glücken ſollte Dich ohne Zeugen zu ſprechen,“ ſchrieb Albert. „Ich bin in tiefſter Seele über die Art, mit der man Dich behandelt empört. Du darfſt dieſes nicht länger ertragen, zerbrich dieſe heilloſen Feſſeln, kehre in die Heimath zurück. Meine Entfernung hebt Deine Verbannung auf. Dort, wo wir in früher Jugend glücklich waren, findeſt Du wenigſtens den treuen Freund, der es Dir nie an Nachricht von mir fehlen laſſen wird; dort harre in Liebe, Glauben und Treue, wie auch ich in der Ferne es thun werde, bis endlich die Sonne unſrer Liebe wieder aufgeht, um bis an das Ende unſrer Tage uns zu leuchten.“

Dieſe wenigen Zeilen waren genug, um Natalien Ruhe und Sicherheit wieder zu geben; denn ſie verbannten den Geiſt unthätiger Erwartung, der mit bleierner Schwere bis dahin auf ihr gelaſtet hatte, während ſie fremder Willkühr ſich ohne Widerſtand hingeben mußte. Es war ihr ſogar unbegreiflich, wie es ihr nicht früher eingefallen war von dieſem Hofe zu ſcheiden, wo man ihr nie eine Spur jenes Vertrauens gezeigt hatte, das edlere Gemüther feſter bindet, als die ſtrengſten Maßregeln es können. Sie freute ſich, wieder thätig ins Leben zu treten, und bedachte auf das genaueſte jeden Schritt, den ſie ſich vornahm zu thun. Der Gedanke an die nahe Trennung von ihrem Albert drückte ſie nicht nieder.

Seit mehreren Jahren hatten die Liebenden ſich nur in kurzen Augenblicken, gleichſam wie auf den Raub, ſehen und ſprechen können; ſie waren es gewohnt, ſich nur geiſtig einander nahe zu ſeyn, und ihre Liebe war zu edler Art, um dieſer Prüfung endlich zu erliegen.

Lautes Geräuſch, Peitſchengeklatſche, Pferdegetrappel unten im Schloßhof, riß Natalien aus dem leichten Schlummer, dem ſie, als der Tag zu grauen begann, ſich hingegeben hatte. Ohne an die Einwendungen der noch wachenden Madam Bornau ſich zu kehren, warf ſie ſich in ihr Morgenkleid und trat, eingehüllt in ihren großen Shawl, an das Fenſter. Mit Erſtaunen ſah ſie unten alles zu Alberts Abreiſe bereitet, und ihn ſelbſt, wie er auf den Stufen des Portals ſtand und unverwandten Blicks zu ihr hinauf ſah. Haſtig riß ſie beide Fenſterflügel auf, um ſeinen Gruß zu erwiedern, er ſchwenkte ſein Tuch, indem er in den bereit ſtehenden Wagen ſich warf; lange ſah ſie es noch wehen, ſie erwiederte dieſen Abſchiedsgruß, bis der abwärts führende Weg ſogar den Staub ſeiner Räder ihren Augen entzog, und blieb dann, verſunken in ſchmerzlich ſüßer Wehmuth, noch lange in der nämlichen Stellung ſtehen. Ein immer merklicher werdendes Zupfen an ihrem Shawl bewog ſie endlich ſich umzuſehen, und obgleich Thränen in ihren Augen glänzten, mußte ſie über den Anblick der alten Bornau laut auflachen, die höchſt erzürnt ausſah, und dabei doch, aus angeborner Devotion gegen fürſtliche Perſonen, den abreiſenden Prinzen noch immer mit tiefen Knixen verfolgte, und mit ihrem Tuch auch ein klein wenig dazu wedelte, obgleich ſie ihn ſelbſt längſt nicht mehr erblicken konnte.

„Sie ſehen, Madam Bornau, Sie können Ihr Wächteramt jetzt getroſt niederlegen, denn Prinz Albert iſt fort und kehrt für diesmal nicht wieder zurück,“ ſprach Natalie. „Gehen Sie zu Bette, gute Frau, und verſuchen es nicht weiter, Ihr längeres Bleiben mit der Sorge für meine Geſundheit zu entſchuldigen, denn ich bin endlich müde, die alberne Rolle der malade imaginaire zu ſpielen, und habe nur die Abreiſe des Prinzen erwartet, um dieſes laut auszuſprechen. Wenn Sie ausgeſchlafen haben, werden Sie der Fürſtin um ſo beſſer von der gehabten Nachtwache Rapport abſtatten können; darum gehen Sie jetzt, ich bitte ernſtlich darum.“

Madam Bornau wollte viele Einwendungen machen, doch Natalie hörte nicht auf ſie, und ſo ſah jene ſich endlich genöthigt, ſich zu entfernen, und der Gräfin Zeit zu laſſen, ſich für den wichtigen Schritt zu ſammeln, den ſie jetzt zu thun feſt entſchloſſen war. Die Gelegenheit, ihren Vorſatz auszuführen, kam eher, als ſie es erwartete, denn zu eben ſo früher Stunde, als geſtern, trat abermal die Oberhofmeiſterin zu ihr ein, aber mit einem Geſicht, das wie das Titelblatt einer Strafpredigt ausſah, und dem ihre folgende Rede ſich auch auf das vollkommenſte aneignete.

Zuerſt fing ſie damit an, Natalien im Namen der Fürſtin mit den bitterſten Vorwürfen über die Dreiſtigkeit zu überhäufen, mit der dieſe ſich erkühnt haben ſollte, dem Prinzen Albert, unter den Augen Ihrer Durchlaucht ſelbſt, ein eben ſo lächerliches als beleidigendes Rendezvous zu geben; ſie ſetzte hinzu, man hoffe, Natalie würde jetzt das Unanſtändige ihrer mit den Prinzen abgeredeten Liſt einſehen und auf alle Weiſe bereit ſeyn, ihr Vergehen zu bereuen; ferner erklärte ſie ihr gerade heraus, daß nur ein Weg offen ſtehe, der Fürſtin Vergebung zu erhalten und mit der Zeit vielleicht alles Geſchehene wieder gut zu machen, indem ſie feierlich und ernſtlich gelobe, jede Verbindung mit dem Prinzen Albert für die Zukunft aufzugeben. Zuletzt ſchilderte ſie ſehr lebhaft den Scandal, den die Gräfin ſchon jetzt dem ganzen Hofe gegeben, und ermahnte ſie endlich, der großen Gnade zu gedenken, mit welcher die Fürſtin von jeher ſie überhäuft habe.

Natalie hörte die mitunter ſehr heftige Rede mit großer Faſſung an, bis die Oberhofmeiſterin ſich ganz ausgeſprochen hatte. Dann erſt nahm ſie das Wort.

„Nie werde ich die Gnade vergeſſen, mit welcher meine Fürſtin mich beehrt hat, aber auch nie aufhören, zu beklagen, daß ſie ſich dabei nicht auch herabließ, meinen eigentlichen Charakter kennen lernen zu wollen. Niemand, der mir je Vertrauen bewies, wird darüber klagen können, daß ich unedel genug war, mich deſſen unwürdig zu zeigen. Selbſt hier, wo ich keines fand, habe ich mir dennoch nicht den kleinſten Schritt erlaubt, über den ich jetzt erröthen müßte. Dem ſchlecht erfundenen Mährchen, daß des Prinzen plötzliche Wiederkunft zwiſchen ihm und mir verabredet geweſen ſey, kann meine edle Fürſtin unmöglich Glauben ſchenken; mein ſichtbares Erſchrecken, als er geſtern hereintrat, ſogar mein kindiſches Betragen während ſeiner Anweſenheit, deſſen ich jetzt mich ſchäme, ſprechen mich laut von dieſem Verdacht frei.“

Die Oberhofmeiſterin wollte hierauf einiges antworten, doch Natalie bat, ſie vorher ganz ausreden zu laſſen. „Ich ſehe ein,“ ſprach ſie jetzt mit vieler Würde, „ich ſehe ein, daß ich, wie die Sachen jetzt ſtehen, an dieſem Hofe nicht länger mit Ehren verweilen darf. Ob man ein Recht hatte, ſich das alles gegen mich zu erlauben, was man ſich erlaubt hat, kommt zu entſcheiden mir nicht zu: daß ich aber dadurch das Mährchen des Hofes und der Stadt geworden bin, iſt entſchieden; auf allen Geſichtern werde ich von nun an nur Spott oder erniedrigendes Mitleid leſen, ſelbſt die Gnade meiner Fürſtin kann mich dafür nicht mehr ſchützen, und ſo bitte ich Ihro Excellenz, ihr mein unterthäniges Erſuchen um ſchleunige Entlaſſung von meiner Hofdamenſtelle zu Füßen zu legen.“

„Gräfin! Gräfin Natalie!“ rief die Oberhofmeiſterin im höchſten Erſtaunen.

„Ich habe ſchon dieſen Morgen an den Miniſter in B., meinen Oheim, geſchrieben,“ fuhr Natalie fort, „doch brauche ich ſeine Antwort nicht hier abzuwarten. Von meiner früheſten Kindheit an war ich verwaiſet und wurde in ſeinem Hauſe erzogen. Er entließ mich ungern aus demſelben, und ich habe die tröſtende Gewißheit, daß er ſehr bereitwillig mich wieder aufnehmen wird. Prinz Albert ſieht in langer Zeit die Heimath nicht wieder, und ſo tritt meinem künftigen Aufenthalte in B. von dieſer Seite nichts in den Weg.“

Die Oberhofmeiſterin ſaß da, wie aus den Wolken gefallen; doch ſobald ſie nur wieder Athem und Stimme gewann, äußerte ſie auch ohne Rückhalt ihren Zorn über Nataliens Undankbarkeit, wie ſie es nannte. Indeſſen war ſie doch im Grunde eine gutmüthige mütterliche Frau, obgleich vierzig in Hofverhältniſſen zugebrachte Jahre ihre Anſichten des wirklichen Lebens ſehr beengt hatten. Nataliens Jugend und Unerfahrenheit erweckten ihr Mitleid; je länger ſie redete, jemehr erweichte ſie ſich ſelbſt, bis ihr Zorn gänzlich in Theilnahme überging. „Liebe Comteſſe,“ ſprach ſie zuletzt mit naſſen Augen, „bedenken Sie wohl, was Sie thun, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, ich will nichts von allem, was Sie vorhin ſagten, gehört haben, ich will Ihnen Zeit laſſen, alles nochmals reiflich zu überlegen, ehe Sie einen ſo ganz unerhörten Entſchluß faſſen, nur ſtürzen Sie ſich nicht ſelbſt in's Verderben.“ Dieſe unerwartete Aeußerung von Seiten einer Frau, der ſie ein ſo warmes Gefühl nie zugetraut hätte, verfehlte zwar nicht auf Natalien Eindruck zu machen, aber ſie blieb dennoch feſt bei der einmal ausgeſprochenen Erklärung, und die natürliche Folge davon war, daß die alte Dame, deren Rath ſie verwarf, ſich nun von ihr perſönlich beleidigt glaubte. Beide ſchieden zuletzt in ziemlicher Verſtimmung von einander, die Oberhofmeiſterin, um ihren Auftrag bei der Fürſtin auszurichten, und Natalie, um den an ihren Oheim angefangenen Brief zu vollenden.

Natalie hatte indeſſen bei der Fürſtin einen weit härtern Stand, als ſie es ſelbſt erwartet haben mochte, denn die erzürnte Oberhofmeiſterin entledigte ſich ihres Auftrags keineswegs auf eine ſchonende Weiſe. Auch Madam Bornau that ihrerſeits das Möglichſte, um die Fürſtin noch mehr gegen die junge Gräfin aufzubringen, als dieſe es ohnehin ſchon war; die ſonſt ſo gütige nachſichtige Frau glaubte ſich auf das empfindlichſte in ihrer Würde beleidigt, und hätte ſich wahrſcheinlich in der erſten Aufwallung ihres Zornes zu ſehr harten Aeußerungen deſſelben hinreißen laſſen, wenn nicht zum Glück für Natalien der Fürſt ſelbſt in dieſem Augenblicke gegenwärtig geweſen wäre. Dieſer that, was er allein nur konnte, er überzeugte ſeine Gemahlin mit der ihm eignen Lebensweisheit, daß ſie mit der Aufſicht über Natalien einer großen Laſt ſich entledigt, die ſie, als ein ihrer unwürdiges Geſchäft, eigentlich nie hätte übernehmen ſollen, und bewog ſie dadurch, ohne weiteres in deren Entfernung einzuwilligen.

Nataliens Entlaſſung ward noch in derſelben Stunde ſchriftlich ausgefertigt und ihr zugeſtellt, nebſt der Erlaubniß, ihre Reiſe ſobald als möglich anzutreten. So weit ging alles nach der Gräfin Wünſchen, doch um auch die Laſt der fürſtlichen Ungnade, die ſie ſich zugezogen, ihr wenigſtens einigermaßen fühlbar zu machen, wurde die Abſchieds-Audienz, um die ſie anhielt, ihr abgeſchlagen, und alle Uebrige am Hofe folgten dem Beiſpiele des fürſtlichen Paares. Weder die Oberhofmeiſterin, noch eine der Damen, von denen Natalie Abſchied nehmen wollte, ließen ſich zu Hauſe finden, und alle Herren, ſelbſt die, welche noch vor kurzem ihrer Liebenswürdigkeit am eifrigſten gehuldigt hatten, begnügten ſich damit, Karten bei ihr abzugeben. Ueberall verbreitete ſich das Gerücht, die Gräfin Natalie habe wegen der letzten Ereigniſſe ihren Abſchied erhalten, ohne daß eine einzige Stimme dem widerſprochen hätte, und ſo ſah ſie ſich denn am letzten Tage ihres Aufenthaltes an einem Orte, wo ihr noch vor ſehr kurzer Zeit Alles mit Liebe und Bewunderung entgegenkam, von Allen geflohen und vermieden.

Natalie ertrug dieſe ihr ganz neue Lage mit großer Faſſung, aber ſie fühlte ſich dennoch von der allgemeinen Liebloſigkeit ſchmerzlich berührt, und würde dieſes noch viel tiefer empfunden haben, wenn ihr die Geſchäftigkeit Zeit dazu gelaſſen hätte, mit der ſie die Vorkehrung zu ihrer auf morgen feſtgeſetzten Reiſe betrieb. Doch als ſie am Abend mit Allem fertig war und ſich nun ſo ganz verlaſſen ſah, da überfiel ſie doch ein heimliches Grauen vor den nächſten Stunden, die ſie noch an dieſem Scheidewege ihres Lebens einſam und unbeſchäftigt zuzubringen hatte. Sie blickte um ſich her, ſogar die vier Wände ihres Zimmers hatten durch die Reihe von Jahren, die ſie in ihnen verlebte, ein Intereſſe für ſie gewonnen. Manche hier genoſſene frohe Stunde leuchtete aus dem dunkeln Reiche der Vergangenheit ihr wieder auf; eine ſtille Wehmuth, die viel Süßes, aber auch manches Bittere mit ſich führte, bemächtigte ſich ihrer, und ſie war im Begriff, immer tiefer und tiefer in dieſe zu verſinken, als ihre Thüre ſich öffnete und der Leibarzt zu ihr hereintrat.

Freudig eilte Natalie ihm entgegen; ſie hatte ſchon angefangen, auch ihn aufzugeben, und nun war er der Einzige, der mit der Gunſt des Hofes, dem wandelbarſten auf Erden, nicht von ihr gewichen war. Ein langes, ſehr ernſtes Geſpräch entſtand zwiſchen Beiden; der Leibarzt war weit davon entfernt, es zu tadeln, daß Natalie den Hof verlaſſen wolle, aber er wiederholte ihr alle ſeine früheren Warnungen nochmals und ſuchte ſie ihr auf das dringendſte an das Herz zu legen. Sie hörte mit der Aufmerkſamkeit ihn an, die ſie ihm ſchuldig zu ſeyn ſich bewußt war, doch nichts von allem, was er ihr ſagen mochte, konnte Eindruck auf ein Gemüth machen, in welchem Liebe und Hoffnung mehr als jemals die Oberhand gewonnen hatten. So kam die Scheideſtunde herbei, die Beiden das Herz einengte. Ehe der Arzt Natalien verließ, überreichte er ihr noch im Namen des Fürſten eine ſehr ſchöne Uhr, die ihr dieſer, nebſt ſeinen beſten Wünſchen für ihr wahres Wohl, zum Andenken der Stunden ſandte, welche ſie an ſeinem Hofe froh verlebte, und ſie dabei bitten ließ, der unangenehmen Tage hinfort wenigſtens ohne Bitterkeit zu gedenken. Natalie ward durch dieſes Anerkennen, von einer Seite, wo ſie es am wenigſten erwartet hätte, bis zu Thränen gerührt. Sie hatte das Bewußtſeyn, nie Liebling des edlen fürſtlichen Greiſes geweſen zu ſeyn, der gewohnt war, bei ihrem Geſchlechte einfache Anſpruchsloſigkeit und ſtille häusliche Tugend über alle glänzendere Eigenſchaften deſſelben zu ſetzen. Er hatte Natalien oft für überſpannt, überbildet, mitunter auch für anmaßend gehalten; ſie wußte dies wohl und hatte ſich oft darüber betrübt. Um ſo tröſtlicher war es ihr, daß gerade er ihr ein Zeichen ſeines Wohlwollens ſandte und ſie nicht blos auf den Anſchein verdammte, wie alle Andern es thaten, und das bittere Gefühl, mit dem ſie bei Tagesanbruch die Reiſe antrat, ward dadurch nicht wenig gemildert.

Obgleich nur von ihrem Kammermädchen und einem Bedienten begleitet, legte Natalie doch den gar nicht unbedeutenden Weg in die Heimath glücklich zurück, ohne dem kleinſten Abentheuer zu begegnen. Ihr Brief an ihren Oheim, dem Grafen Rothenfels, war früh genug angelangt, um den alten Herrn auf ihre Ankunft vorzubereiten, und ſie fand daher bei ihm einen zwar etwas förmlichen, aber doch nicht unfreundlichen Empfang.

Graf Rothenfels war ein in Arbeiten ergrauter Geſchäftsmann, deſſen an Starrſinn gränzende Gerechtigkeitsliebe eben ſo allgemein bewundert und geehrt wurde, als man ſeinen unbeugſamen Stolz ſcheute. Die lange Reihe von Ahnen, mit denen ſein Stammbaum prangte, das Bewußtſeyn ſeiner großen Gewalt im Lande, das er ſeit vielen Jahren gewohnt war, im Namen des alten, durch körperliche Leiden ſtumpf gewordnen Fürſten faſt unumſchränkt zu regieren, mochten dieſem Stolz einigermaßen zur Entſchuldigung dienen; mehr noch ſein nie ermüdender Eifer, wenn es galt, das allgemeine Beſte zu fördern, denn der kinderloſe Erbprinz fand wenig Freude am Arbeiten zum Wohl eines Landes, welches er bei ſeinem ebenfalls weit vorgerückten Alter und ſeiner Kränklichkeit nicht hoffen durfte, lange zu beherrſchen.

Bei des Grafen Rothenfels bekannter Denkart hatte es dieſem nie einfallen können, eine Verbindung zwiſchen dem Prinzen Albert und ſeiner Nichte begünſtigen zu wollen, aber die Art, mit welcher die Gemahlin des Erbprinzen die Entdeckung der zwiſchen Beiden beſtehenden Liebe aufgenommen hatte, beleidigte ihn dennoch. Er ſelbſt nannte dieſe Liebe eine Kinderei, die gar nicht werth ſey, ernſtlich beachtet zu werden, und es ſchien ihm, und zwar nicht ohne Grund, ein unerlaubter Eingriff in ſeine Rechte; daß man wegen eines ſolchen Anlaſſes, faſt ohne ihn darum zu befragen, Natalien an einen fremden, weit entfernten Hof ſchickte. Auch würde er dieſes gewiß nicht ſo gelaſſen zugegeben haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, durch Widerſtand das Anſehen zu gewinnen, als wolle er aus Eitelkeit nach einer ernſtlichen Verbindung mit dem fürſtlichen Hauſe trachten. Nataliens eigenmächtige Heimkehr ſetzte ihn daher zwar von einer Seite ein wenig in Verlegenheit, doch freute er ſich innerlich der Veranlaſſung, ſein perſönliches Anſehen gegen das einer nicht geliebten Fürſtin einmal in die Schranken treten zu laſſen. Er wußte wohl, daß die Erbprinzeſſin es nicht wagen könne, der Nichte des mächtigen Grafen Rothenfels geradezu unartig zu begegnen, und für Unbill verſteckterer Art war er entſchloſſen, ſie zu vertheigen, ſo lange ſie ſich ſo betrüge, um dieſes, ſeinem eignen Urtheil gemäß, zu verdienen.

Gleich in den erſten Tagen forderte der alte

Graf Natalien zu den Viſiten auf, welche, nach den Regeln der Hofetikette, ihrem Erſcheinen am Hofe vorangehen mußten. Natalie hätte freilich es weit vorgezogen, wenigſtens noch einige Zeit in der Stille und nur ſich ſelbſt zu leben; auch wagte ſie es, dieſen Wunſch zu äußern, doch ihr Oheim war durchaus nicht geneigt, ihn ihr zu gewähren. „Man ſoll nicht ſagen,“ ſprach er, „daß die Nichte des Grafen Rothenfels ſich in einem Winkel verbirgt. Ich weiß es wohl, daß Du hier mächtige Widerſacher finden wirſt, doch unter meinem Schutze darfſt Du ihnen dreiſt entgegengehen. Sey ohne Furcht, Niemand wird es wagen, Dich anders zu empfangen, als man es mir und meinem Hauſe ſchuldig iſt. Aber vergiß es auch nie, Natalie, daß ich zwar Dich, doch nicht Deine Thorheit beſchützen will. Ich ſelbſt werde Dir der ſtrengſte Richter ſeyn, beſonders wenn ich bemerken ſollte, daß Du Kindereien noch nicht ganz vergeſſen hätteſt, an die bei reifem Alter kein Vernünftiger mehr gedenkt. Merke das wohl und vergiß es unter keiner Bedingung.“

Die nothwendigſten Viſiten wurden alſo für's

Erſte abgethan, der Graf ſelbſt begleitete ſeine Nichte dabei, und war mit dem Empfange derſelben zufrieden; ſogar die Erbprinzeſſin hatte ſich zwar ſteif und förmlich, aber doch nicht unhöflich gegen ſie betragen, und mehr verlangte der Miniſter nicht. „Das erſte Eis iſt gebrochen,“ rief er triumphirend, indem er mit Natalien nach Hauſe fuhr, „das Uebrige verſparen wir zum nächſten Hoftage, mache Dich nur recht hübſch, damit ich Ehre von Dir habe. An Mitteln dazu werde ich es Dir nicht fehlen laſſen.“

Der große Tag kam und die Geſellſchaft hatte ſich ſeit langer Zeit nicht ſo zahlreich in den fürſtlichen Sälen verſammelt. Auch ſchien ſie animirter als je, überall bildeten ſich kleine Gruppen zum angelegentlichen Geſpräch, während man den Eintritt der höchſten Herrſchaften erwartete.

„Wiſſen Sie es ſchon, Comteſſe? Gräfin Natalie iſt wieder da,“ rief die Baronin Melgrün. „Ach Gott, ja, das unglückliche Kind,“ ſeufzte die Präſidentin von Weißenthal mit einem höchſt wehmüthigen Geſicht. „Iſt es denn wahr? hat man ſie wirklich mit Schimpf und Schande vom Hofe zu S. fortgeſchickt?“ fragte eifrig das alternde Fräulein Roſenblüth. „Man ſagt es,“ erwiederte eine andere Dame; „man ſagt ſogar, faſt ſchäm' ich mich es nachzuſagen, man ſagt, der Fürſt ſelbſt habe ſie in dem eignen Kabinet ſeiner Gemahlin mit unſerm Prinzen Albert in einem zärtlichen tête-à-tête überraſcht.“

„Das wäre entſetzlich!“ riefen mehrere Stimmen.

„Alte Liebe roſtet nicht,“ ſprach unter gewaltigem Gelächter ein alter Herr. „Ob ſie wohl hübſch iſt?“ fragte ein junger.

„Hübſch? das könnte ich nicht ſagen,“ antwortete Fräulein Roſenblüth, „ich habe ſie am Fenſter ſtehen geſehen, eine lange dünne Figur ohne Ende, und Augen, groß wie eine Untertaſſe.“

„Ach, affrös iſt ſie, gewiß affrös,“ verſicherte die alte Frau von Bernſtein, „ſchon als ein kleines Kind ſah ſie ihrer Großmutter frappant ähnlich, und die war häßlich wie die Nacht.“

„Ich meine, als Kind ſah ſie doch noch ganz paſſable aus,“ ſprach die Baronin, „aber ſchnippiſch war ſie und naſeweis von klein auf.“

„Ja wohl, unerträglich," riefen mehrere Damen im Chor.

„Was eine Brennneſſel werden will, brennt früh," fuhr die Baronin fort; „aber wie es mit ihrer Entlaſſung von der Hofdamenſtelle eigentlich zugegangen ſeyn mag, darüber könnte die Frau Präſidentin uns wohl am beſten aufklären; Sie haben ja, wie ich höre, Briefe erhalten — —"

„Ach ja! bitte, bitte! erzählen Sie, geben Sie uns Auskunft," fiel wieder der Chor ein, und immer größer und dichter ward der Kreis.

„Freilich habe ich einen Brief von meiner Couſine, der Kammerjunkerin, in dem manches Wunderbare enthalten iſt, aber es läßt ſich nicht gut davon reden, am wenigſten hier," antwortete die Präſidentin mit einem ſehr bedenklichen Geſicht.

„Ich habe mir ſchon ſo lange vorgenommen, Sie ein Mal zu beſuchen, Frau Präſidentin; wenn Sie es erlauben, komme ich morgen früh auf ein Stündchen," erwiederte ſchnell Fräulein Roſenblüth.

„So viel iſt gewiß, daß Prinz Albert dort geweſen iſt, und daß Gräfin Natalie, ſo bald er fort war, ihren Abſchied erhielt und noch in der nämlichen Stunde Hof und Stadt verlaſſen mußte,“ flüſterte ſo leiſe als ſie es konnte, um dennoch verſtanden zu werden, die Präſidentin.

„Wie die Familie mich dauert! ſo etwas an den Seinen zu erleben, iſt bitter,“ ſeufzte Frau von Bernſtein ſehr beweglich.

„Sie läßt aber lange auf ſich warten, ſie kommt am Ende wohl gar nicht,“ ſprach mit ſichtbarer Beſorgniß eine Dame.

„Warten laſſen, iſt fürſtlich,“ erwiederte ſpöttelnd eine andere. „Uebrigens kann ich es ihr nicht verdenken; wenn ſie zögert, hier zu erſcheinen, das Herz mag ihr bei dem Gedanken, welche Rolle ſie hier ſpielen wird, nicht wenig klopfen.“

„Mich dauert ſie doch, die Arme,“ ſeufzte Fräulein Roſenblüth, „ich kann mir ihre Angſt und Verlegenheit recht lebhaft vorſtellen, ihr muß ja ſeyn, als ginge ſie in den Tod.“

Hier ſprangen die Flügelthüren auf, und an der Seite ihres, mit einem ganzen Firmament von Sternen geſchmückten Oheims ſchwebte im blendendſten Putz, im reichſten Juwelenſchmuck, lächelnd wie die Freude, ſchön wie eine Huldgöttin, die Vielbeſprochene in den Saal. Indem ſie mit leichtem anmuthigen Grüßen durch die lange Reihe der Herren und Damen hindurchging, um ſich an das andere Ende des Saals zu begeben, wo Graf Rothenfels ſie einer alten ehrwürdigen Dame zuführte, die ihm nahe verwandt war, ſah ſie wie eine junge Königin aus, welche die Huldigungen ihres Hofes mit holdem Lächeln empfängt. Ein leiſes bewunderndes Ach! entſäuſelte unwillkührlich den Lippen aller dabei gegenwärtigen Herren, den Damen erſtarb das Wort im Munde. „Das nenne ich mir doch Effronterie,“ lispelte das Fräulein Roſenblüth ihrem Nachbar zu, doch Niemand hörte auf ſie, aller Augen und Sinne waren von der unbeſchreiblich anmuthigen Erſcheinung Nataliens gefeſſelt.

Jetzt kam auch die Erbprinzeſſin mit den übrigen fürſtlichen Perſonen. Sie ging, wie das der Gebrauch in ſolchen Verſammlungen mit ſich bringt, im Kreiſe der Anweſenden herum, um Jedem ein paar Worte zu ſagen, ehe ſie an ihren Spieltiſch ſich begab; auch Natalie ward dabei nicht überſehen, wie manche doch erwartet hatten, und als dieſe Ceremonie vorüber war, eilten die jungen

Prinzeſſinnen, Alberts Schweſtern, herbei, um mit überlauter Freude ihre geliebte, lange vermißte Jugendgeſpielin zu begrüßen. Beide waren ein Paar kleine, von der Natur ſehr ſtiefmütterlich bedachte Weſen, einige Jahre jünger als die mit ihnen erzogene Natalie, und Letzterer wegen unverwüſtlicher Gutmüthigkeit von jeher ſehr lieb. Es gewährte einen ungemein reizenden Anblick, als die hohe Geſtalt ſich zu den Prinzeſſinnen herabbeugte und deren wohlgemeinte rauſchende Liebkoſungen mit Herzlichkeit erwiederte.

Allmählich begannen jetzt die Männer, Natalien ſich zu nahen, denn dieſe pflegen gegen Beſchuldigungen, wie die, welche man gegen ſie erhoben hatte, weit nachſichtsvoller zu ſeyn, als die Frauen, beſonders wenn die Angeklagte jung und ſchön iſt. Die Damen ſuchte Natalie ſelbſt auf, keine ihrer frühern Bekannten ward von ihr überſehen, jeder wußte ſie etwas Angenehmes zu ſagen, und das mit einer ſo unbefangenen Sicherheit, daß keine Einzige, ſelbſt von denen, die vorhin am ſtrengſten über ſie abgeurtheilt hatten, es über das Herz bringen konnte, ihre Freundlichkeit anders als freundlich zu erwiedern. In kurzer Zeit war

Natalie der Mittelpunkt der Unterhaltung, um den Alles ſich drängte, nie war ſie brillanter, aber auch nie wahrhaft liebenswerther erſchienen, als dieſes Mal. Das Bewußtſeyn des Sieges über ihre Widerſacher, den ſie mit ſo leichter Mühe errungen hatte, erhöhte ihre natürliche Lebhaftigkeit, und gab ihr einen unwiderſtehlichen Reiz. Selbſt die Häßliche wird angenehm, wenn ſie in ſeltnen Lichtpunkten des Lebens gewahr wird, ſie gefalle; daher iſt es natürlich, daß dieſes erhebende Gefühl in einem weit höhern Grade die Schöne noch ſchöner macht, als ſie es ohnedem ſchon iſt.

Nur einer der anweſenden Männer blieb außerhalb dem Zauberkreiſe Nataliens, und doch hingen auch ſeine Blicke mit ſichtbarem Wohlgefallen an dieſer anmuthigen Erſcheinung. Seine ſehr braune Geſichtsfarbe, ſeine edlen, vollkommen regelmäßigen Züge, das dunkle flammende Auge, das reiche kohlenſchwarze Lockenhaar, die auffallend hohe, ſchöne Geſtalt, alles dieſes bezeichnete ihn als den Bewohner ſüdlicher Zonen, und ſein ungezwungener Anſtand, ſeine einfache, aber dennoch reiche Kleidung den vornehmen Mann. Auch hatten alle Mitglieder der fürſtlichen Familie ihm ausgezeichnet zuvorkommend begegnet, und ſich lange mit ihm unterhalten. Sein Alter war wegen der dunkeln Farbe des Geſichts ſchwer zu beſtimmen, er ſchien den Vierzigen näher als den Dreißigen zu ſeyn, und mochte eigentlich zwiſchen beiden in der Mitte ſtehen.

„Das iſt ja hier eine Hitze zum Erſticken,“ flüſterte Prinzeſſin Ludmille, indem ſie an Nataliens Arm ſich hing, „gehen wir lieber in das Kabinet, dort will ich die ſchönen Sachen Ihnen zeigen, welche der Oſtindier dem Großonkel geſchenkt hat.“ Natalie nahm den Vorſchlag an, denn auch ſie ward des Gedränges überdrüßig; Niemand folgte den Beiden, weil man glaubte, die Prinzeſſin wünſche mit ihrer Freundin allein zu ſeyn, und ſo traten ſie ohne alle Begleitung in ein an den Saal anſtoßendes Kabinet, aus welchem ſchon von ferne köſtlicher Blumenduft ihnen entgegenſtrömte.

Natalie glaubte ſich hier in ein Feenland verſetzt. An den Wänden ſich hinſchlängelnd, vom hohen Stengel herabwinkend, in reizender Demuth ſich kaum über den Boden erhebend, glänzten und dufteten in unbeſchreiblicher Farbenpracht rings umher Blumen, wie ſie deren zuvor nie geſehen hatte; dazwiſchen erblickte ſie, an Farbe und Form mit dieſen wetteifernd, die ſeltenſten Erzeugniſſe des Meeres, Korallenzweige, Konchylien aller Art, die wohl verdienten, die Blüthen des unermeßlichen Oceans zu heißen. Und um den Zauber zu vollenden, flatterten und hüpften hinter Netzen, aus feinem, faſt unſichtbaren Golddrahte geflochten, eine Menge der ſeltenſten Vögel zwiſchen dem allen herum, ſchön, bunt, zierlich, gleich Blumen der Luft. Doch ihre Führerin ließ Natalien nicht Zeit, ſich durch Betrachten des Einzelnen mit dem Ganzen zu befreunden, deſſen nie geſehene Pracht ihr Auge blendete; mit der ihrem hohen Stande eignen Ungeduld zog Prinzeſſin Ludmille ſie von Einem zum Andern, wollte alles ihr nennen und verwechſelte dabei die obendrein falſch ausgeſprochenen Namen auf das ſeltſamſte. „Ich weiß aber auch nicht, warum gerade dieſe ſchönen Blumen ſo wunderlich heißen müßen!“ rief ſie endlich verdrießlich über ſich ſelbſt, „wenn doch Jemand käme, der Ihnen das Alles beſſer erklären könnte als ich!“

„Wollen Ihro Durchlaucht mir vielleicht erlauben, die Erzeugniſſe meines Vaterlandes dieſer Dame vorzuſtellen?“ ſprach hinter ihnen, mit etwas fremdartigem Accent, eine tiefe, ſehr ſonore Stimme. Es war der dunkle Fremde, der ſich eben damit beſchäftigte, einen prächtig gefiederten Arra in deſſen Wohnung zurückzubringen.

„Es iſt der Herr aus Oſtindien, der meinem Großonkel alle dieſe Seltenheiten viele tauſend Meilen weit mitbrachte,“ ſprach die Prinzeſſin, „er heißt Herr Belcour. Nun den Namen habe ich doch wenigſtens behalten!“ ſetzte ſie freundlich und nicht ohne Anmuth hinzu.

Jetzt entſpann ſich eine Unterhaltung, bei welcher Natalie überreich für das Ermüdende dieſes Abends entſchädiget ward. Ludmille gab zwar eine aufmerkſame, aber doch nur ſtumme Zuhörerin dabei ab und auch Natalie ſprach Anfangs nur wenig, während Belcour von den Wundern jenes überreichen Himmelſtrichs erzählte, in welchem er ſelbſt geboren war. Er nannte nicht nur die verſchiedenen Gegenſtände, die Natalie vor ſich ſah, er machte auch dieſe im Einzelnen auf die Eigenheiten mancher derſelben aufmerkſam;

er ſprach von der wunderbaren Art, mit der die bei uns ſo träge Vegetation ſich in wärmeren Zonen entwickelt, und von dem kleinen Haushalt mancher der Vögel, die ſie vor ſich ſah. Ein eigner, faſt orientaliſcher Geiſt der Poeſie waltete bei allem, was er ſagte, vor, jedes ſeiner Worte zeigte von vielſeitiger Bildung und ſcharfem Beobachtungsgeiſte. Endlich kam er auch auf den Character der Thiere und ihr geiſtiges Vermögen, und tadelte die Anmaßung, mit welcher der Menſch die noch unentdeckten geheimnißvollen Gränzen deſſelben zu beſtimmen unternimmt. Natalie fühlte ſich durch alles dieſes lebhaft angeregt, ſie verſuchte, an dem Geſpräch thätigern Antheil zu nehmen, indem ſie ſich beſtrebte, in Belcours Ideen einzugehen, und ſchalt zuletzt lächelnd die Grauſamkeit, mit der er ſelbſt dieſe ſchönen Pflanzen ihrem warmen mütterlichen Boden, dieſe prächtigen Bewohner der Lüfte ihren ewig grünenden Blüthenwäldern entführt habe, um ſie hier bei erkünſtelter Wärme kümmerlich und ſehnſüchtig langſam vergehen zu laſſen.

„Geht es uns denn etwa beſſer?“ fragte Belcour, „gibt es nicht überall Menſchen, die ihr

Geſchick auf einen Boden verſetzt, wo ſie nie einheimiſch werden können? Sie ſind gewiß ſehr glücklich, gnädige Gräfin, denn Sie ſind jung, ſchön und gut, und doch — oder wären Sie wirklich hier ganz daheim? fühlten Sie nie ſich eingeengt? frieren Sie nie innerlich? ſpannt auch in Ihnen nicht zuweilen die Sehnſucht die Flügel, davon zu fliegen, weit, weit, übers Meeer, über die Wolken, in ein nie geſehenes Land?"

Natalie ſchwieg, ein leiſer Seufzer hob faſt unmerklich ihre Bruſt, doch Belcour entging er nicht.

„Warum ſollte ein Vogel, der doch noch lange kein Menſch iſt, nicht auch ſein Schickſal haben, warum ſollte es ihm beſſer gehen als uns?" ſetzte er leicht ſcherzend hinzu, aber aus ſeinem großen dunkeln Auge erglänzte dabei ein Strahl von tiefer, ſehr ernſter Bedeutung.

Natalie fühlte, daß hier der Ernſt durchaus nicht die Oberhand gewinnen dürfe, und ſuchte daher mit der ihr eignen Leichtigkeit dem Geſpräch eine fröhlichere Wendung zu geben, indem ſie ſich und ihr Geſchick einem der bunteſten Papageyen verglich, vor deſſen Käfig ſie eben ſtanden, und der abwechſelnd bald in die Stäbe deſſelben, bald in ein großes Stück Zucker biß. Belcour nahm den Scherz auf und ſetzte auf ſeine Weiſe ihn fort, Natalie antwortete wieder, das Geſpräch ward immer lebhafter, es nahm zuweilen eine ziemliche excentriſche, an das Phantaſtiſche gränzende Wendung. Natalie und Belcour verſtanden einander ſo ſchnell, mit ſolcher Leichtigkeit, daß ſie, die kurz vorher einander ganz fremd waren, jetzt als alte Bekannte von einander ſchieden, indem die Stunde der Abendtafel gekommen war, und ſie vom Strom der Geſellſchaft fortgeriſſen wurden.

Nichts war natürlicher, als daß Natalie, noch am nämlichen Abende, nähere Kunde von dem ihr ſo ausgezeichnet ſcheinenden Fremden zu erhalten ſuchte, und ſie fand Viele in der Geſellſchaft, die ſich dazu drängten ihr alles mitzutheilen, was ſie ſelbſt von ihm wußten.

Belcour, ſagte man ihr, ſey in Oſtindien geboren, der Sohn einer Kreolin und eines Engländers, welcher im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie, einen bedeutenden Poſten in Bengalen bekleidet, und dabei unermeßliche Reichthümer gewonnen hatte. Theils um mit ſeiner einzigen, jetzt im Hannövriſchen lebenden Schweſter, ſich wegen der Erbſchaft ſeines verſtorbenen Vaters auseinanderzuſetzen, theils um dem Wunſche zu genügen auch Europa kennen zu lernen, war er nach England übergeſchifft; er hatte früher das ganze ſüdliche Europa durchzogen, und war jetzt auf dem Wege, auch den gebildeten Norden kennen zu lernen. Er reiſte ſehr langſam, verweilte oft lange, wo es ihm wohlgefiel, und ſeine Wahl traf dabei nicht immer die größten und berühmteſten Städte. So war er denn auch vor zwei Monaten in dieſe Reſidenz gekommen, wo ihn vielleicht Anfangs nur das Bedürfniß, ſich auszuruhen feſthielt, das jeden weit und lange Reiſenden zuweilen ergreift, ſelbſt in Städten, die an und für ſich wenig Anziehendes haben. Der Zuſtand des durch Alter und Schwäche zur Kindheit herabgeſunkenen regierenden Fürſten, hatte den Fremdling ſehr gerührt; um dem Greiſe eine Freude zu machen, deſſen liebſte Geſellſchaft Blumen und Vögel waren, ließ Belcour für ihn zum Geſchenk, einen Theil ſeiner aus Bengalen nach England gebrachten Seltenheiten kommen, und erwarb ſich dadurch den Dank und die Zuneigung des ganzen fürſtlichen Hauſes.

„Uebrigens,“ flüſterte Frau von Bernſtein Natalien ins Ohr, „übrigens iſt er ganz enorm reich. Man ſagt zwar, er habe eine ſchwarze oder braune Frau nach England mitgebracht, das will aber nichts ſagen, ſie ſoll eine Heidin, eine Feueranbeterin ſeyn. Man weiß ſchon wie es mit ſolchen Verbindungen beſchaffen iſt, und wer daran Anſtoß nähme wäre wohl thöricht. Die Männer ſind einmal wie ſie ſind, und wenn Herr Belcour eine anſtändige chriſtliche Parthie nach ſeinem Geſchmacke findet, ſo hebt jene Verbindung ſich von ſelbſt.“

Belcour war ſchon früher in allen bedeutenden Häuſern der Stadt, folglich auch in dem des Grafen Rothenfels eingeführt; er benutzte am folgenden Tage die Bekanntſchaft mit dieſem, um auch Natalien in ihrer Wohnung ſich vorzuſtellen. Belcour merkte ſich bald die Stunde, in der er mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen konnte, Natalien Vormittags allein zu finden, und benutzte ſie faſt täglich. Sein heller Geiſt, ſeine vielſeitige Erfahrung, die tiefe Bekanntſchaft mit der Natur, die er nicht ſchulmäßig erworben, aber aus dem Leben ſelbſt geſchöpft hatte, trugen im Geſpräche mit ihm unendlich viel dazu bei, auch Nataliens Kenntniſſe zu erweitern. Doch fiel es ihm dabei eben ſo wenig ein, ſie belehren, als ihr, von ihm lernen zu wollen. Nataliens ewig friſcher Jugendmuth, ihre Art jedem Dinge, dem keine ſchöne Seite ſich abgewinnen ließ, wenigſtens eine luſtige abzuſehen, erheiterten dagegen ſeinen oft ſehr trüben Sinn, und die ungeheuchelte Reinheit ihres Gemüths, die bei jeder Gelegenheit aus ihrem ganzen Betragen durchſchimmerte, machte ſie ihm täglich werther. Daß ſie dabei ſich nur ſelten herabließ, auf dem breiten von aller Welt betretenen Pfade gehen zu wollen, konnte dem, mit den Regeln unſrer Convenienz wenig bekannten Fremdling nicht unangenehm auffallen, es trug vielmehr dazu bei ſie ihm näher zu ſtellen, und ſie ihm verwandter zu machen.

In kurzem entſtand auf dieſe Weiſe zwiſchen Belcour und Natalien eines jener ſeltenen Verhältniſſe, deren bei verſchiednem Geſchlechte nur die Reinſten und Edelſten fähig ſind. Wäre Natalie ein Mann geweſen, ſie wäre Belcours Freund geworden, auf Leben und Tod. Daß ſie ein

Weib, ein ſchönes, liebenswürdiges Weib war, verlieh dieſer Freundſchaft einen ganz eignen Zauber, der ſich wohl empfinden, aber durchaus nicht beſchreiben läßt. Beide fühlten das reinſte Vertrauen zu einander, aber ſie erwähnten nie ihrer Vergangenheit, inſofern dieſe die zarteſten Saiten ihrer Herzen berührte; nicht weil ſie für einander etwas verborgen halten wollten, ſondern weil ſie nicht gewohnt waren viel von ſich ſelbſt zu ſprechen, und weil es ihnen nie einfiel, durch ſolche Mittheilungen ſich gleichſam ein Pfand ihres gegenſeitigen Zutrauens geben zu wollen. Der Macht des Augenblicks hingegeben, lebten ſie vorzüglich nur der Gegenwart, und ihr erſtes Beſtreben war, ſich dieſe rein und ungetrübt zu erhalten. Natalie beſuchte von neuem gern die Geſellſchaft, weil ſie ſicher war, Belcour zu finden, und dieſer, ohne ſich um Andre viel zu bekümmern, fühlte in ihrer ihn erheiternden Nähe nichts von alle dem Ueberdruß und der Langeweile, die ihn hier früher oft gedrückt hatten.

Nach wenigen ſo verlebten Wochen, begann alle Welt den reichen Oſtindier für Nataliens erklärten Anbeter zu halten, und einer baldigen

Vermählung dieſer Beiden entgegen zu ſehen. Belcour und die Gräfin gaben ſich nicht die Mühe, die Anſpielungen auf dieſe Verbindung ernſthaft zu beantworten, welche ihre Bekannten, von Neugier, auch wohl mitunter vom Neide getrieben, zuweilen in ihrer Gegenwart wagten; doch Graf Rothenfels ward etwas bedenklicher, als das Gerücht davon auch ihm zu Ohren kam. Er ergriff die erſte Gelegenheit, um Natalien zu bedeuten, daß ein namenloſer Fremder, nie als eine ſchickliche Parthie für des Grafen Rothenfels Nichte angeſehen werden könne, und wäre er reicher als Cröſus. Doch Natalie lachte ſo herzlich über dieſe Idee, ſie ſchwatzte ihrem Oheim ſo viel Poſſierliches von der kaffeebraunen Madame Belcour vor, von der ſie doch eigentlich nichts wußte, ſo daß dieſer nicht weiter daran dachte, ſie in ihrem Umgange mit Belcour zu beſchränken, beſonders da die Erbprinzeſſin ſehr wohl damit zufrieden ſchien.

Leider aber verbreitete das Gerücht eines zwiſchen ihr und Belcour beſtehenden Verhältniſſes, ſich viel weiter als die argloſe Natalie es vermuthete. Es erreichte, mittelbar von der Erbprinzeſſin ausgehend, ſogar den Prinzen Albert in Paris.

Dieſer that ſein möglichſtes, um im Glauben an die Geliebte ſich nicht wankend machen zu laſſen, dennoch konnte er ſein Herz den Eingebungen der Furie Eiferſucht nicht ganz verſchließen. Sein Briefwechſel mit Natalien ging ſehr ſpärlich und langſam von Statten, da Albert's vertrauter Freund, Roſen, jetzt in ziemlicher Entfernung von der Reſidenz wohnte, und die Furcht vor Entdeckung den Liebenden nur ſelten erlaubte, einander zu ſchreiben. Belcour's Namen, den Albert jetzt beinahe in jedem Briefe Natalien's fand, verwundete jedes Mal mit ſtechenden Flammen ſein Auge wie ſein Gemüth, und fand er ihn einmal nicht, ſo erwachte ſein Argwohn oft nur um deſto lebhafter. Der Prinz lebte in Paris, umgeben von der großen Welt, er ſah rings um ſich ſo viel Liſt und Verrath zwiſchen Männern und Frauen, daß es ihm oft ſchwer ward ſeiner Phantaſie zu gebieten, und ſich nicht Gedanken hinzugeben, die ihm um ſo peinigender wurden, jemehr er in beſſern Stunden ſich durch ſie an Natalien zu verſündigen glaubte.

Ein Todesfall, der auch den Hof in tiefe Trauer verſetzte, riß Natalien nach einigen recht zufrieden verlebten Wochen aus ihrer, kaum wieder erlangten Ruhe auf, und erſchütterte ſie recht ſchmerzlich.

Prinz Adolf, Albert's Bruder, der zwiſchen dieſem und dem zukünftigen Erbprinzen in der Mitte ſtand, ſtarb plötzlich auf ſeinen Gütern, wohin er auf den Rath der Aerzte gezogen war, um durch die geſündere Landluft ſeine ſehr geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen. Von Jugend auf war er kränklich geweſen, und hatte ſich ſelbſt längſt aufgegeben, als die Aerzte noch überlaut von ſeiner nahen völligen Beſſerung ſprachen. Mit ihm war ſchon eines der Häupter gefallen, die Natalie damals dem ihr befreundeten Leibarzt, als zwiſchen Albert und dem Fürſtenthrone ſtehend, triumphirend aufgezählt hatte; und die Erinnerung daran fiel ihr bei der Begräbnißfeierlichkeit ſchwer auf das Herz. Doch ein Blick auf die beiden jungen Prinzen, die an der Hand ihres in der höchſten Blüthe des männlichen Alters ſtehenden Vaters, Albert's älteſtem Bruder, dem Entſchlafnen zum Grabe folgten, verſcheuchte bald dieſe Sorge, und ließ nur der Trauer um den Jugendgefährten in ihrem Herzen Raum, der frühe hinwelken mußte, ohne faſt vom Leben mehr gekannt zu haben, als deſſen Schmerzen.

Prinz Adolf war ſehr reich geſtorben. Einer ſeiner Verwandten mütterlicher Seite, der ſein Pathe geweſen war, hatte ihm große, in einem andern Fürſtenthume liegende Güter und bedeutende Kapitalien, durch ein beſonderes Teſtament hinterlaſſen, über die er allein frei disponiren konnte, und die ihn von dem regierenden Fürſtenhauſe völlig unabhängig erhielten; und da er bei ſeiner fortwährenden Kränklichkeit wenig gebraucht hatte, ſo war ſein Reichthum bei ſeinen Lebzeiten noch gewachſen. Ohnerachtet ſeiner körperlichen Schwäche, und ſeinem ſehr gewöhnlichen geiſtigen Vermögen, hatte er den Werth dieſer Unabhängigkeit doch genugſam erkannt, um zu beſchließen, ſie einſt auf ſeinen jüngſten, geliebteſten Bruder Albert zu übertragen, beſonders da Alfred, der ältere, als einſt regierender Herr, ſeines Nachlaſſes entbehren konnte. Um allen Einreden ſeiner übrigen Verwandten dabei zu entgehen, legte er, im Vorgefühl ſeines nahen Todes, ganz ins

Geheim ein Teſtament gerichtlich nieder, in welchem er den Prinzen Albert zu ſeinem alleinigen Erben einſetzte. Dieſes ward, ſeiner Verfügung zufolge, erſt am Tage nach ſeinem Begräbniß bekannt gemacht, und der nicht minder unwillkommene, als unerwartete Inhalt deſſelben erregte nicht wenig Unzufriedenheit unter ſeinen fürſtlichen Verwandten. Das Geſchehene ließ ſich indeſſen nicht abändern, man beſchloß daher weislich, zum böſen Spiele gute Miene zu machen; eine Abſchrift des Teſtaments ward an den Prinzen Albert abgeſchickt, und man erwartete, ihn bald wieder in der Heimath eintreffen zu ſehen, da niemand mehr ſeiner Heimkehr ſich widerſetzen konnte, welche die Uebernahme der ihm zugefallenen reichen Erbſchaft ſogar gewiſſermaßen nothwendig machte.

Natalien's Freude über die Bahn zum Glück, welche das Geſchick ſo unerwartet ihr eröffnete, war unbeſchreiblich. Der Gedanke, Albert wiederzuſehen, ohne daß Furcht vor naher Trennung ihr drohend gegenüber ſtünde, erfüllte ſie mit unnennbarem Entzücken. Sie fühlte zwar die Nothwendigkeit, das, was in ihr vorging, jetzt mehr wie ſie allen Augen verborgen zu halten, dennoch ſchien ihr Fuß kaum noch die Erde zu berühren, und ihr ſeelenvolles Auge ſtrahlte in verdoppeltem Glanze.

Albert kam mehrere Tage früher an, als man es erwartet hatte. Es war ſchon ſpäter Abend als er im Schloßhofe einfuhr; und da er vernahm, die ganze Familie ſey bei ſeinem Bruder verſammelt, ſo eilte er, ohne ſeine Ankunft melden zu laſſen, der Wohnung deſſelben zu. Sein erſter Blick beim Eintritt in den Salon fiel auf Natalien; ſie ſtand an einem Blumentiſch, im angelegentlichen Geſpräch mit einem ihm Unbekannten. Niemand weiter war im Zimmer, außer einem Paare junger Damen, die ganz am andern Ende deſſelben um einen Tiſch ſaßen, eifrig mit ihren Stickereien beſchäftigt.

„Das iſt Belcour!“ rief Albert's vorahnendes Herz; ein ſtechender Schmerz raubte ihm den Athem, und ungewiß, ob er durch ſein Hinzutreten die Beiden ſtören ſolle, die ihn nicht gleich bemerkten, blieb er eine Weile auf der Schwelle ſtehen. Doch ſeine Ankunft ward im Nebenzimmer bekannt, wo die Spieltiſche geordnet waren; Prinz Alfred, jetzt der einzige Bruder Albert's, kam mit offnen Armen ihm entgegen, und Albert ſtürzte, wie troſtlos, ihm an die Bruſt; alle andern deuteten die heftige Bewegung, in der man ihn ſah, auf den Schmerz über Adolf's Tod, nur Natalie nicht. Ein einziger ſie anklagender Blick, den Albert auf ſie warf, zeigte ihr plötzlich in furchtbarer Klarheit, was ihn eigentlich in dieſem Augenblick ſo ſchmerzlich ergriffen hatte. Sie fühlte, was ſie ihm gethan, welche Qualen ſie durch ihr, an ſich tadelloſes, Verhältniß zu Belcour, vielleicht ſchon lange ihm bereitet habe, und war, ohnerachtet ihrer Schuldloſigkeit, nahe daran, ſich ſelbſt für ſtrafbar zu halten. Aller Muth entſank ihr, die Freude, ihn wieder zu ſehen vermochte nicht ſie zu tröſten, und in ihrer Verwirrung ergriff ſie den erſten ſchicklichen Augenblick um ſich nach Hauſe zu begeben, ohne zu bedenken, daß ihr Weggehen Albert's Verdacht gegen ſie noch ſteigern mußte, wenn er wirklich einen ſolchen gefaßt hatte.

Doch auch Albert war zu ſehr ergriffen, um an die Umgebung zu denken, in welcher er ſich befand. Alles vergeſſend, eilte er Natalien nach, ſo wie er ſie gehen ſah; allein Belcour war ihr ebenfalls gefolgt, und bot ihr auf der Treppe den Arm, um ſie an ihren Wagen zu führen. Natalien's Oheim kam jetzt ebenfalls herbei; Albert hatte den Schmerz Natalien fortführen zu ſehen, ohne ihr ein einziges Wort ſagen zu können, und blieb in troſtloſer Spannung zurück. Zwar hob ſie noch einmal das reine ſchöne Auge zu ihm auf, ehe er ſie ganz aus dem Geſichte verlor, doch leider verſtand er zum erſten Male deſſen Sprache nicht mehr.

Erſt ſpät im Dunkel der Nacht, durch die ſie umgebende Stille beſchwichtigt, fand Natalie das beruhigende Bewußtſeyn ihrer Schuldloſigkeit wieder. Vielleicht würde ſie jetzt ihrem Albert über ſeinen Mangel an Vertrauen gezürnet haben, wenn ſie nicht, nach Art der meiſten Frauen, gerade in ſeiner Eiferſucht einen neuen Beweis ſeiner innigen Liebe geſehen hätte. Sie beſchäftigte ſich jetzt nur damit, es ſich auszudenken, wie ſie ſchon morgen dem Geliebten einen zuverläßigen treuen Freund in Belcour zuführen würde; ſie ſah im Geiſte ſich und die Beiden zu einem beſeligenden Bunde vereint, und pries ihr Loos das glücklichſte auf

Erden, ohne vor den Stürmen zu bangen die ihr noch drohten, ehe ſie im Hafen des Glücks würde landen können. Denn ſie hatte Heiterkeit und Muth wieder gefunden, und traute es ſich zu, alles ſiegreich zu beſtehen.

Doch der Sturm brach weit eher los, als Natalie es ahnete. In der furchtbaren Bewegung, in der er ſich befand, hatte Albert alle ſonſt gewohnte Vorſicht vergeſſen, und in aller Frühe, durch den erſten Bedienten der ihm vorkam, ein Billet an ſie abgeſandt. Dieſes war in die Hände ihres Oheims gefallen, deſſen Aufmerkſamkeit und Argwohn, durch Nataliens und des Prinzen geſtriges Benehmen, von neuem erregt worden war, und bleich vor Zorn, bebend an allen Gliedern, drang der alte Graf mit dem noch unerbrochenen Zettel in das Zimmer ſeiner Nichte.

„Erbrich dieſen Zettel und lies ihn mir vor!“ rief der Oheim. „Das fürſtliche Siegel iſt mir heilig, ſelbſt wenn ich, wie hier, ein unbezweifelndes Recht habe, zu wiſſen, was es verſchließt. Lies mir vor, Wort für Wort, denke nicht mich hinter's Licht zu führen, und Gnade dir Gott! wenn nur eine Sylbe darin auf Verhältniſſe deutet, die auf ewig abgebrochen ſeyn ſollen und müſſen.“

Natalie ſah furchtlos mit ihren hellen, klaren Augen den erzürnten Alten an. „Lieber Onkel,“ ſprach ſie, „ich ſelbſt will das Billet nicht leſen, wenn Sie es mir verbieten, aber verſprechen es Ihnen zu zeigen, oder vorzuleſen, das kann und werde ich nicht.“

Der Graf drang mit immer ſteigender Heftigkeit darauf, ſeinen Willen erfüllt zu ſehen, Natalie weigerte ſich deſſen mit einem Gleichmuthe, welcher ihn immer mehr aufbrachte, und da ſie ihn endlich im Begriff ſah, ihr den Zettel, den ſie in Händen hatte, gewaltſam wieder zu entreißen, hielt ſie ihn ſchnell über die, auf ihrem Frühſtücks-Tiſche brennende Spritus-Lampe, wo er ſogleich in hellen Flammen aufloderte. Die Schilderung des Zornes, dem der Graf ſich jetzt rückſichtlos überließ, könnte nur ein ſehr widerliches Bild gewähren: denn es iſt eine ſehr bekannte Bemerkung, daß die, welche im gewöhnlichen Laufe des Lebens am meiſten auf Anſtand und feinen Ton halten, ſich gerade am tiefſten ſinken zu laſſen pflegen, ſobald ſie einmal aus

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.A. FN. 18080/031

dem gewohnten Gleiſe gekommen ſind. Die Stunde, in welcher der Miniſter ſich in das fürſtliche Kabinet zur Seſſion begeben mußte, befreite Natalien glücklicherweiſe ſehr bald von ſeiner Gegenwart, aber es währte doch einige Zeit, ehe ſie von dem gehabten Schrecken ſich erholte.

Belcour kam indeſſen zur gewohnten Stunde, er fand ſie noch immer ſehr bewegt, und der theilnehmende Blick, mit dem er ſie betrachtete, fiel wie ein durch Gewitterwolken brechender Sonnenſtrahl, ihr erwärmend in das Herz; plötzlich ſtieg der Entſchluß in ihr auf, ihm gleich in dieſer Stunde alles zu ſagen, und dadurch ſich und ihrer Liebe einen Vertauten zu erwerben, deſſen Unabhängigkeit von allen hieſigen Verhältniſſen ihr zum nicht zu berechnenden Gewinn werden könne. Doch es war kein Leichtes, gerade Belcour in das Geheimniß ihres Lebens einzuweihen; er kam durch kein Beſtreben es erforſchen zu wollen, ihrer mädchenhaften Schüchternheit zu Hülfe; und es währte eine ziemliche Weile, ehe er es nur merkte, daß ſeine ſchöne Freundin im Begriff ſey, ihm etwas Wichtiges zu vertrauen.

Doch ſobald er deſſen gewahr wurde, war er auch ganz Theilnahme und Aufmerkſamkeit; er zog ein niedriges Taburett zu ihren Füßen hin, um ſich darauf zu ſetzen, lehnte dabei Kopf und Arm auf die Seitenlehne ihres Sophas, und ſah unverwandten Blickes zu ihr auf, während er mit der linken Hand ihre Rechte ergriff und hielt. Er nahm gern dieſe ſeine Lieblingsſtellung an, wenn er, wie jetzt, im traulichen Geſpräch mit Natalien allein war, und ſie hatte ſich nach und nach gewöhnt, ſie ihm zuweilen zu erlauben. Auch jetzt ſah ſie lächelnd ſeinen Anſtalten zu: „Sitzen bleiben dürfen Sie ſo,“ ſprach ſie erröthend, mit etwas erzwungener Heiterkeit; „Sie ſind einmal ein großes verzogenes Kind, aber ſeyn Sie ſo gut, Ihre Blicke dieſes Mal anderswo hinzuwenden, etwa die Blumen des Teppichs zu zählen, denn ich habe gar wunderſame Dinge Ihnen zu berichten, bei denen man nicht gern ſich ſo anſehen läßt.“

„Und warum denn nicht?“ fragte Belcour unbeſchreiblich treuherzig, und hielt das dunkle Flammenauge noch immer auf ſie gerichtet.

Die Thüre flog auf, Prinz Albert ſtand vor ihnen.

„Egmont und Klärchen, nur umgekehrt!“ rief er, mit bitter höhnendem Lächeln. „O bleiben Sie ja in dieſer Stellung, das Tableau macht ſich ſchön, und ich kann es der Gräfin nicht genug verdanken, daß ſie für gut fand, mich damit gerade in derſelben Stunde zu überraſchen, die ich dieſen Morgen ſchriftlich mir von ihr zu einer Audienz erbeten hatte.“

„Albert, Du weißt nicht, was Du thuſt!“ rief Natalie. — „Glauben Ihro Durchlaucht — —“ fing Belcour an. „O Herr Belcour, oder wie ſie ſonſt heißen mögen,“ fiel Albert ein, indem er mit verachtenden Blicken ihn maß, „ich bin der Bereitwilligſte von der Welt, Ihnen alles zu glauben was Sie mir vorzutragen belieben werden, aber ich muß Ihre Erläuterungen zur bequemeren Stunde mir ausbitten. Sie jetzt Ihnen abzufordern, da Sie ſo angenehm engagirt ſind, wäre grauſam und unſchicklich zugleich.“

Albert war mit dieſen Worten wieder verſchwunden. Natalie, geiſterbleich, unfähig ſich zu regen, betrachtete zitternd Belcours, in dieſem Augenblicke wahrhaft furchtbare Geſtalt. Hochaufgerichtet ſtand er in faſt übermenſchlicher Größe vor ihr, ſeine ſchwarzen dichten Locken ſchienen einzeln empor ſich zu ſträuben, ſeine weitgeöffneten Augen wirkliches Feuer zu ſprühen. Die dunkelbraune Farbe ſeines Geſichts war in fahles Gelb übergegangen, und zwiſchen den ganz erblichnen, halb geöffneten Lippen, ſchimmerten die blendend weißen Zähne Grauſen erregend hervor. Bei alle dem war es ſichtbar, wie er mit gewaltſamer Anſtrengung ſich zu bemeiſtern ſuchte; er athmete endlich hoch auf, ſeine Farbe kehrte zurück, und ſeine Züge gewannen nach wenigen Augenblicken den, ihnen ſonſt eignen, Ausdruck wieder.

„Natalie,“ ſprach er mit ſanfter, wenn gleich tief bewegter Stimme, „Sie haben mir nichts mehr zu vertrauen, denn ich weiß jetzt alles, was Sie mir zu ſagen im Begriff waren. Sie ſehen ſelbſt, daß ich nicht länger bei Ihnen verweilen darf, doch gewähren Sie mir, ehe ich gehe, den Troſt, daß ich beruhigt Sie zurück laſſe. Bauen Sie auf Ihren Freund, theures Mädchen! Zum erſten Male wird mir das Glück für Sie etwas thun zu können, glauben Sie feſt, ich werde es zu benutzen wiſſen, Sie werden mit mir zufrieden ſeyn.“

Belcour ging, doch kaum war die arme Natalie wieder zu einiger Beſinnung gelangt, als ein neuer Sturm ſich erhob. Noch wüthender als er von ihr geſchieden war, kehrte ihr Oheim zurück, und ſtammelte in kaum vernehmlichen Tönen ihr den Befehl zu, ſich bereit zu halten innerhalb einer Stunde ſein Haus zu verlaſſen, und auf ſeinem nicht ſehr weit entfernten Landſitze, ſeine weitern Befehle zu erwarten.

„Du brauchſt nur das Nothwendigſte zu einer ſehr einfachen Toilette mitzunehmen,“ ſetzte er ſpottend hinzu, „denn Du wirſt dort weder fürſtliche, noch Oſtindiſche Beſuche empfangen, darauf verlaß Dich.“

Vergebens ſuchte die von neuem tödtlich erſchrockne Natalie ihn nur einigermaßen zu beſänftigen, vergebens ſuchte ſie ihm vorzuſtellen, wie nachtheilig ſeine Anordnung ihrem guten Ruf werden müſſe. „Deine Ehre iſt ohnedem verloren,“ rief er; „Du biſt ſchon vernichtet vor der Welt: denn die Erbprinzeſſin hat mir ſo eben zu verſtehen gegeben, daß Du nach den geſtrigen und heutigen Vorgängen den Hof hinführo meiden ſollſt. Meine Ehre allein ſteht noch zu retten, und retten will ich ſie. Man ſoll nicht ſagen, Graf Rothenfels habe ſeine Nichte zur fürſtlichen Maitreſſe erzogen. Die höhern Ausſichten, die Deine Verblendung Dir vielleicht vorgeſpiegelt haben mag, und die ich ohnehin nie hätte wirklich werden laſſen, ſind Dir auf immer geſchloſſen. Prinz Adolfs Vermächtniß hat viele der Hinderniſſe beſeitigt, die des Prinzen Alberts Vermählung mit der reichen und ſchönen Prinzeſſin Iſidore von R. ſich bis jetzt entgegenſtellten; dieſe Angelegenheit ſoll jetzt ernſtlicher wie je betrieben werden, und meine Pflicht verlangt, daß ich kein Opfer ſcheue, um alles aus dem Wege zu räumen, was dieſer, dem fürſtlichen Hauſe, wie dem ganzen Lande gleich wünſchenswerthen Verbindung ſich entgegenſtellen könnte. Sollte ich Dich, mir zum Spott und zur Schande, ferner hier dulden, damit Du Deine Intriguen ungehindert fortſpinnen kannſt? Nein! fort mit Dir, Du haſt meine Gunſt auf ewig verſcherzt, ich ſehe, daß nur Zwang Dich in Schranken halten kann, und der ſoll Dir werden, Du ſollſt mich weder erweichen, noch hintergehen.“

Mit jenem troſtloſen Muthe, der uns wird, wenn wir einſehen, daß wir dem Unabänderlichen uns ergeben müſſen, ſtieg Natalie endlich in den ſchon längſt bereit gehaltenen Wagen, der ſie fortführen ſollte; ſie fand in dieſem eine, ihr ganz unbekannte, ältliche Frau, die mehr zu ihrer Bewachung, als zu ihrer Bedienung beſtimmt zu ſeyn ſchien; ihr eigenes Kammermädchen aber mußte zurückbleiben, weil der Oheim, irriger Weiſe, in dieſem die Vertraute Nataliens befürchtete.

Was Natalie vorhergeſehen hatte, geſchah; ihre plötzliche Entfernung verfehlte nicht, das größte Aufſehen in der Reſidenz zu erregen, doch waren die Meinungen über den Grund derſelben ſehr getheilt. Einige behaupteten, Prinz Alberts Zurückkunft habe den Oheim veranlaßt ſie fortzuſchicken, andere aber wollten ganz beſtimmt wiſſen, daß der reiche Oſtindier von dem ahnenſtolzen Grafen Rothenfels, mit ſeinen Heirathsanträgen zurückgewieſen worden ſey, und daß dieſer ſeine Nichte vor den Anſchlägen des, bis zur Raſerei verliebten Belcours in Sicherheit zu bringen beabſichtige, bis letzterer endlich abreiſen würde. Belcours ſichtbare Traurigkeit, die auffallende Art, mit der er von jetzt an den Hof und überhaupt alle Geſellſchaft vermied, gaben dieſen Muthmaßungen viel Wahrſcheinliches, und da ſowohl Graf Rothenfels als die Erbprinzeſſin, ihnen durchaus nicht widerſprachen, ſondern ſie, ſoviel ſich dieſes ſchweigend thun ließ, beſtätigten, ſo nahm die Mehrzahl ſie bald als völlig gewiß an. Niemanden fiel dabei ein, daß ſowohl die Fürſtin als der Miniſter ihre guten Gründe haben könnten, das Gerücht eines Verhältniſſes zwiſchen Albert und Natalien auf dieſe Weiſe zu unterdrücken, um es nicht über die Grenze bis zur Prinzeſſin Iſidore gelangen zu laſſen.

Doch plötzlich hieß es nach ein Paar Tagen, Natalie ſey entflohen, und dieſe Sage ſetzte von neuem alle Welt in Bewegung. Man hatte den alten Grafen mit einem ſehr verdrüßlichen Geſicht von ſeinem Landhauſe zurückkommen ſehen, nach welchem er wenige Stunden vorher in höchſter Eile gefahren war; einige Herren, die ſich gern immer aus der erſten Hand mit Neuigkeiten aller Art verſehen mochten, waren ſogar aufs Recognosciren hinaus gezogen. Sie hatten den Garten wie gewöhnlich offen gefunden, was, während Natalie dort hauſen mußte, nie der Fall ſeyn durfte; ein alter Gärtner hatte ſogar ausgeſagt, der Graf wäre wüthend geweſen, da er der jungen Gräfin Flucht entdeckte, und hätte nach allen Seiten Leute ausgeſchickt, die ſie aufſuchen ſollten. Und ſo war es denn klar und gewiß, Natalie war wirklich verſchwunden, und die Frage nur noch: wohin?

Zur nämlichen Zeit, bemerkte man aber auch, daß Prinz Albert fehle, ohne daß jemand ſeinen Aufenthalt anzugeben wußte. Unter dem Vorwande, die von ſeinem Bruder ererbten Güter beſuchen zu müſſen, hatte er ſich zwar bei ſeinen fürſtlichen Verwandten beurlaubt, er war auch dort geweſen, hatte ſich aber nur kurze Zeit aufgehalten, und war, blos von ſeinem Kammerdiener begleitet, weiter gegangen, ohne zu ſagen, wohin? Alles gewann dadurch ein anderes Anſehen; nichts war jetzt gewiſſer, als daß Natalie zu ihm geflohen ſey, und mit ihm in tiefer Verborgenheit lebe. Selbſt Graf Rothenfels ſchien davon überzeugt, obgleich er aller Welt glauben machen wollte, er habe ſeine Nichte zu einer Verwandtin auf das Land geſchickt; man wußte zu gut, daß ſowohl er als Belcour, der jetzt wieder ſich zuweilen blicken ließ, ſich unabläſſig bemühten, ihren Aufenthalt zu entdecken; und die Erbprinzeſſin hatte ſogar dem Miniſter mit Achſelzucken den Rücken zugewendet, als er es einmal verſuchte, ſein Mährchen ihr aufheften zu wollen.

Während alle dieſe Ereigniſſe Nataliens Leben faſt gänzlich umgeſtalteten, war die glückliche Leontine die Gattin des Juſtizraths Roſen geworden; ſie lebte mit ihrem Manne nahe an der Grenze des Landes, in einer reizenden Gebirgsgegend, und bewohnte ein ſchönes, obgleich ſehr einſam liegendes großes Haus, eigentlich ein Schloß, das zu den fürſtlichen Privat-Domänen gehörte, über deren Verwaltung der Juſtizrath Roſen ſeit kurzem die Aufſicht führte. Roſen war eben in Geſchäften ſeines Gebieters verreiſet, die ihn ſpäterhin auch nach der Reſidenz führen ſollten, und das junge Hausmütterchen beſchäftigte ſich einſtweilen ämſig in Haus und Garten, um ſich durch allerlei Beſorgungen für den lieben Mann die ſehnſüchtigen Grillen zu vertreiben, als mit eintretender Abenddämmerung, ihr noch der Beſuch zweier Frauenzimmer gemeldet ward, die ohne ihre Namen nennen zu wollen, ſie als gute Bekannte zu begrüßen wünſchten. Freudig eilte Leontine ihnen entgegen, denn Beſuche ſolcher Art waren in dieſer Einſamkeit etwas Seltenes. In der Einen derſelben erkannte ſie ſogleich Frau Behrend aus Neuſtadt, eine alte Freundin ihrer Mutter, und begrüßte ſie auf das Herzlichſte, aber ihr freudiges Erſtaunen überſtieg alle Grenzen, als die ſehr einfach gekleidete Begleiterin derſelben den Reiſe-Schleier zurückſchlug und Natalie ihr in die Arme ſank.

„Nimm mich auf,“ rief Natalie, „o nimm mich auf, Leontine. Nenne mich Deine Schweſter, Deine Baſe, nenne mich wie Du willſt, nur laß niemand ahnen, wer ich eigentlich ſey; laß mich ſelbſt es vergeſſen, laß mich wähnen, ich ſey ſtill und einfach, ruhig und glücklich wie Du!

Theils aus gerechtem Stolz, theils weil ſie fühlte, daß ſie durch Brüten über ihr Geſchick ſich daſſelbe nur erſchweren könne, hatte Natalie ſchon auf dem Wege nach dem Landhauſe ihres Oheims, jede Aeußerung ihres Unmuths zu unterdrücken geſucht. Sie betrachtete die Frau, die neben ihr im Wagen ſaß; das Anſehen derſelben hatte ſo wenig Abſchreckendes, daß ſie gleich beſchloß, ſie wo möglich ſich zu gewinnen. Die Mittel dazu glaubte ſie in Händen zu haben, denn ohnerachtet der Eile, mit welcher ihr Oheim ſie forttrieb, war ſie doch beſonnen genug geweſen, alles mitzunehmen, was ſie an Gold und Juwelen beſaß. Doch ſie bedurfte dieſer bei der eben ſo gutmüthigen als rechtlichen Frau Behrend nicht. Dieſe war die Wittwe eines einſt angeſehenen Geiſtlichen in Neuſtadt; eine Erbſchaft, welche man der Frau ſtreitig machen wollte, hatte ſie nach B. gezogen; die bekannte Gerechtigkeitsliebe des Miniſters verhalf ihr kräftig und bald zu ihrem guten Rechte, und die dankbare Wittwe betrachtete ihn dafür als ihren größten Wohlthäter. Sie überhäufte ihn mit Verſicherungen ihrer gränzenloſen Ergebenheit, gerade in dem Augenblick als der Miniſter in Verlegenheit war, um für Natalien eine ſichere und zugleich anſtändige Begleiterin zu finden, deren Obhut er auf ſeinem Landhauſe ſie anvertrauen könne. Frau Behrend ſchien ihm dazu die ſchicklichſte Perſon zu ſeyn, indem ſie in der Reſidenz ganz fremd und unbekannt war, und da er mit einer Art Rührung ihr den Antrag machte, über ſeine Nichte einige Tage lang die Aufſicht zu führen, die er als ein unbeſonnenes, in Liebeshändel verwickeltes Mädchen ihr ſchilderte, das auf alle Weiſe von den gefährlichſten Thorheiten abgehalten werden müſſe, ſo konnte es die gute Frau nicht übers Herz bringen, dieſen, freilich nicht ganz angenehmen Vorſchlag ihres vornehmen Beſchützers von ſich zu weiſen. Sie fand indeſſen Natalien weit anders, als ſie nach des Oheims Beſchreibung ſich dieſelbe gedacht hatte. Die Zutraulichkeit, mit der die junge Gräfin, ſo viel dieſes geſchehen konnte, von ihren Verhältniſſen zu ihr ſprach, gewann bald völlig das Herz der guten Frau. Sie wurde nun auch ihrerſeits geſprächig, erzählte ebenfalls manches was ſie erlebt hatte, und zuletzt auch von Leontinens Verheirathung, und den Begebenheiten, welche dieſer vorangingen. Frau Behrend hatte ſelbſt als Gaſt der glänzenden Hochzeitsfeier beigewohnt, und dieſes Paar war das letzte geweſen, welches ihr ſeliger Herr für das Leben mit einander verbunden hatte.

Schon der Name Leontine machte Nataliens Aufmerkſamkeit rege, und als es ihr vollends im Verlaufe der Geſchichte gewiß ward: dieſe Leontine ſey keine andere als die, welche ihr einſt ein ſo lebhaftes Intereſſe eingeflößt hatte; als ſie vernahm, ſie ſey jetzt die Gattin des vertrauteſten Freundes ihres Alberts, da überſtieg ihre Freude faſt alle Gränzen. Sie ſah im Geiſte ſich ſchon gerettet, und einen Aufenthalt, der ihr Sicherheit bot, ohne ihren guten Ruf im mindeſten zu verletzen; denn der Juſtizrath Roſen war ein durchaus geachteter Mann.

Es koſtete Natalien weniger Mühe, als ſie erwartet hatte, Frau Behrend zur Flucht mit ihr zu bewegen; dieſe ſehnte ſich ohnedem in ihre Heimath zurück, und fühlte wahres Mitleid mit der jungen Gräfin, zu deren Wächterin ſie beſtellt war. Auch wußte ſie mit großer Gewandtheit alles ſo vorzubereiten, daß niemand im Hauſe ihre Entfernung ſobald gewahr wurde; die Flüchtigen hatten ſchon einen bedeutenden Vorſprung voraus, ehe der Graf ihre Abweſenheit erfuhr; und da es dieſem nicht in in den Sinn kam, ſich nur die Möglichkeit zu denken, daß Natalie im

Gebirge Bekannte haben könne, ſo ließ er ſie zwar überall ſuchen, nur nicht auf dem Wege, den ſie wirklich eingeſchlagen hatte. Alles dieſes erzählte Natalie noch am nämlichen Abende ihrer Leontine; am nächſten Morgen machte Frau Behrend ſich ſchon mit Anbruch des Tages auf die Reiſe, um auf Umwege ihre, in einem fremden Gebiete liegende Heimath zu erreichen, wo ſie, ſelbſt im Fall, daß Nataliens Aufenthalt entdeckt würde, vor der Rache des mächtigen Miniſters ziemlich ſicher war. Natalie blieb unter dem Namen Marie als Leontinens Schweſter zurück. Sie ſah in der ländlichen Kleidung, die ſie angenommen hatte, Leontinen eben ſo ähnlich, wie dieſe einſt ihr ähnlich geſehen hatte, als ſie die glänzende Hoftracht annehmen mußte. Jedermann mußte gleich auf den erſten Blick beide für Schweſtern halten, und ſo fiel es keinem von den Hausgenoſſen ein, an der Verwandtſchaft zweifeln zu wollen. Fremde betraten nur ſelten das einſame Haus, und es konnte Natalien nicht ſchwer werden, ſich vor ſolchen verborgen zu halten.

Die ländliche Stille, der durch Convenienzen unverkümmerte Genuß der freien Natur, wirkten gleich in den erſten Tagen unausſprechlich wohlthätig auf Nataliens Gemüth. Zum erſten Male lernte ſie, den ſtillen Frieden eines einfach ländlichen Lebens, mit allen ſeinen Freuden kennen. Der Frühling hatte ſich eben in ſeltner Pracht auf das Gebirge niedergelaſſen; das Knospen der Bäume im Walde, das luſtige Treiben der Vögel, die ihre Neſter bauten, das fröhliche Summen der Bienen, ſogar das Walten der geſchäftigen Arbeiter in Garten und Feld, alles war Natalien neu und machte ihr Freude. In dem glänzenden Gewühl, in welchem ſie von Jugend auf gelebt hatte, war ihr das alles fremd und ferne geblieben, aber die Fähigkeit, auch dieſe Freuden in ſich aufzunehmen, ihr dennoch nicht genommen. Zwar war ſie dem glänzenden Leben nicht abhold, in welchem ſie ſtets mit Glück auftrat, aber ſie fühlte jetzt doch, daß ſie, unter Bedingungen, auch außer demſelben glücklich ſeyn könne; und wenn der Abend in goldner Pracht auf den Bergen ſich lagerte, beſchlich ſie zuweilen die Sehnſucht, einſt in einem ſo ſchönen Thale in tiefer Einſamkeit mit ihrem Albert zu leben, und mit ihm glücklich zu ſeyn, ſo wie Roſen und Leontine es waren.

Doch drückte auch manche Sorge ihr Herz. Seit ſie die Reſidenz verlaſſen mußte, hatte ſie nichts von Albert und ihrem Freund Belcour vernommen, in ihrer jetzigen Lage durfte ſie es nicht wagen einem von Beiden zu ſchreiben, und ſie erwartete mit Sehnſucht die Zeit, wo Roſen in der Reſidenz angelangt ſeyn würde, um dann mit Hülfe Leontinen's Nachricht von ihren Lieben einzuziehen.

„Da kommt Roſen! aber es iſt nicht ſein Pferd, und — Gott! er trägt den Arm in einer Binde!“ rief Leontine, die an einem wunderſchönen Abende mit Natalien in einer Gartenlaube ſaß, von der ſie den Weg überſehen konnten, der über die Berge dem Hauſe ſich zuwand.

Um das erſte Wiederſehen der Gatten nicht zu ſtören, war Natalie in der Laube zurückgeblieben, während Leontine pfeilſchnell dem Hauſe zuflog; doch auch ihr klopfte das Herz, denn der Wanderer hatte ihr ein Andrer zu ſeyn geſchienen, als Roſen; indeſſen ſchalt ſie ihre Phantaſie kindiſch und thöricht, und war im Begriffe Leontinen zu folgen, als plötzlich Albert's Arme ſie umfingen, und ſie halb bewußtlos, im ſüßeſten Erſchrecken an ſeine Bruſt ſank. Es währte lange ehe Beide die Sprache wieder fanden, dann aber wollte auch Albert gleich beginnen, ſich und ſeinen Wahnſinn anzuklagen, Natalie aber ließ ihn nicht dazu kommen.

„Schweige, ich bitte Dich, von der Vergangenheit,“ ſprach ſie lächelnd unter Thränen, „laß uns nur der Gegenwart uns freuen, die ſo licht iſt, wie der blaue Himmel über uns. Sage mir nicht, wie dieß oder das gekommen ſey, laß mir den lieben Wahn Dir etwas zu vergeben zu haben. Wenn ich Dich ausreden ließe, käme wohl am Ende heraus, daß ich mit meiner Unbeſonnenheit eigentlich die Schuldige bin, und das wäre mir gar nicht gelegen,“ ſetzte ſie mit der ihr eignen Fröhlichkeit hinzu. „Sage mir lieber, warum Du den Arm in der Binde trägſt; iſt das etwa ein Stück Deiner Verkleidung? Denn nun ich Dich recht betrachte, ſiehſt Du ja aus wie ein junger Candidat, der ſeine erſte Probepredigt halten will.“

Nataliens fröhliches Geſchwätz verſcheuchte alle Wolken von Albert's Stirne, aber er blieb dennoch dabei, daß er ihr alles erſt ſagen müſſe, was er auf dem Herzen habe, ehe er zur vollkommenen

Ruhe gelangen könne. „Ich kam,“ ſprach er, „um den kurzen Wahnſinn, der mich ergriffen hatte, und deſſen Folgen meinem treuen Freunde zu bekennen; mein Schutzgeiſt ſendet mir Dich an ſeiner Stelle entgegen, und Du darfſt es mir nicht verſagen mich anzuhören. Ich hoffe, Dich gefunden zu haben, um Dich nie wieder zu verlieren, meine Natalie. Doch ehe Du nicht alles weißt, habe ich nicht den Muth, von unſrer Zukunft mit Dir zu ſprechen.“

Natalie ergab ſich endlich darein, zu hören, wovor ihr heimlich bangte, und das erſte, was er ihr geſtand, war auch wirklich das, was ſie vor allem gefürchtet hatte, hören zu müſſen. Albert hatte, bald nach jenem unglücklichen Zuſammentreffen mit Belcour, dieſen zum Zweikampfe gefordert, in Ausdrücken, welche es einem Manne von Ehre unmöglich machten ſich nicht zu ſtellen, ſelbſt wenn Belcour ſich dahin hätte bringen können, dieſes zu wollen. Als Prinz hatte Albert dabei allen Vorrechten ſeines Standes entſagt, und auf den ſchlimmſten Fall für die Rettung ſeines Gegners großmüthig geſorgt. Sie trafen ſich, wie unter ihnen verabredet worden war, hart an der Gränze, von keinem Secundanten begleitet. Albert ließ ſeinem Gegner zu Erläuterungen keine Zeit, die jener ihm geben zu wollen ſchien; ſo wie er ihn erblickte, beſtand er darauf ſogleich zum Werke zu ſchreiten.

Beide waren ganz allein; Belcour zeigte ſich als ein ſehr gewandter Fechter, der Prinz mochte ihm an Geſchicklichkeit vielleicht nicht nachſtehen, aber, von Leidenſchaft geblendet, drang er auf ſeinen Gegner ein, ohne dabei ſeine eigne Sicherheit gehörig zu berückſichtigen. Belcour benutzte keine der Blößen die der Prinz ihm gab, er ſchien einzig darauf bedacht, ſich gegen deſſen Ausfälle zu vertheidigen, doch Albert ward immer hitziger, jemehr er gewahr wurde, daß Belcour ihn zu ſchonen ſuche; und dieſer ſah ſich endlich genöthigt ihm eine leichte Wunde am rechten Arm beizubringen, um nur dem Kampf ein Ende zu machen. Albert wollte es verſuchen, den Degen mit der linken Hand zu faſſen, doch der heftige Blutverluſt brachte ihn einer Ohnmacht nahe; er ſank zu Boden, und Belcour holte ſogleich alles zum Verbinden Nöthige aus ſeinem Oberrock herbei, und eilte ihm beizuſtehen.

„Ueberlaſſen Sie ſich mir ohne Sorge, gnädigſter Herr,“ ſprach Belcour, indem er ihn verband, „ich bin kein ganz ungeſchickter Wundarzt, und führe kräftige Heilmittel aus meinem Vaterlande bei mir, die Ihnen gewiß zur ſchnellen Heilung der ganz gefahrloſen Wunde verhelfen werden.“

Albert betrachtete indeſſen die edlen Züge von Belcours braunem Geſicht ganz in der Nähe, während ſich dieſer ſorgſam um ihn beſchäftigte, wie eine Mutter um ihr krankes Kind. Der heftige Blutverluſt hatte die leidenſchaftliche Bewegung, in welcher er ſich Tagelang befunden, um vieles abgekühlt, er fing an, je länger er Belcour anſah, ſich ihrer halb und halb zu ſchämen, und ganz andere Gedanken, ganz andere Empfindungen ſtiegen in ihm auf, während er ſich von ſeinem edlen Feinde einer nahen Bauernhütte langſam zuführen ließ, in welcher ſein getreuer Kammerdiener ihn erwartete.

Sobald Albert ſich genugſam dazu erholt hatte, bat Belcour den Prinzen ſehr ernſthaft, ihm die Erlaubniß zu gewähren, von ſich ſelbſt ſprechen zu dürfen, und wenn er ihn gehört habe, ſelbſt zu entſcheiden, ob ihr Zwiſt beendet ſey, oder ob er, ſobald Albert geheilt ſeyn würde, von neuem wieder beginnen müſſe.

„Laſſen Sie mich zuerſt von meiner Leila zu Ihnen ſprechen, gnädigſter Herr,“ fing Belcour in ſichtbarer Bewegung an, „von dem Weſen, deſſen Leben an dem meinigen hängt, das mein iſt durch die heiligſten Bande, das ich nie verlaſſen darf, ohne den unmenſchlichſten Verrath an der Natur ſelbſt zu üben, denn Leila iſt die Mutter meiner beiden Söhne. Ich nannte ſie bis jetzt noch Keinem, weil ich nicht gewohnt bin, von allem was meinem Herzen am nächſten liegt, viel zu ſprechen; doch hier muß ich es, und wer ſo lieben kann wie Sie, der iſt es auch werth, daß ich Leila ihm nenne. Wenn Sie ſähen, mein Prinz, wie ihr unſchuldiges Gazellen-Auge den in meiner Bruſt noch ungebornen Wunſch, im Entſtehen zu erſpähen ſucht, um ihm zuvorzukommen! Sie iſt voll Anmuth, ſchön, wie dort die dunkle Nelke, die am ſchlanken Stiele von jedem Lüftchen erzittert. Behüte mich Gott, daß ich je mit rauhem Hauche das zarte Weſen verletze; ach, ich fürchte, ich habe der armen Leila nur ſchon zu wehe gethan!“

Belcour verbarg eine Weile ſein Geſicht in beiden Händen, dann hob er mit noch bewegterer Stimme wieder an:

„Leila iſt die Tochter eines Braminen. Auf einem der Züge, die er durch das Land, nach alt hergebrachter Sitte, mit ſeinen Schülern zu unternehmen pflegte, kam der edle ſilberweiße Greis auch unter die Palmen, die nahe am Hauſe meines Vaters, ihr ſchützendes Dach weit umher verbreiten. Dort legte er ſein ehrwürdiges Haupt zum Schlummer hin, und erwachte nicht wieder. Ich war noch ein Jüngling, ich fand die einſam verlaſſene Leila weinend neben ihrem entſchlafenen Vater; dort gewann ich ſie mir, und keine darf ſie von meiner Seite, aus meinem Herzen verdrängen.

„Als unruhiger Trieb nach Wiſſen, mehr noch als der Drang der Geſchäfte, mich bewogen nach Europa überzuſchiffen, nahm ich Leila und meine beiden Knaben mit mir. In der gebildeten Welt, dachte ich, fließt der Quell aller Wiſſenſchaft, aller Kunſt; dort mit den Edelſten zu leben, muß ein Himmel ſeyn; dort werden auch meine Knaben zu höherer Entwickelung ihrer Kräfte gelangen, als ich in meiner Beſchränktheit ihnen geben konnte; dort will ich ein Plätzchen finden, wo wir alle glücklich ſeyn werden. Ich landete in England, ich führte meine Leila in freudiger Erwartung zu meinen Verwandten, niemand wollte ſie anerkennen. Die Frauen nannten es Unverſchämtheit, daß ich es wage ein ſolches Weſen in ihre Nähe zu bringen; die Männer riethen mir freundſchaftlich, ſie ſo ſchnell als möglich zurück nach Calcutta zu ſenden, und mir unter den Schönen die ſie mir vorführen wollten, eine ſchicklichere Gemahlin zu wählen. Das gemeine Volk ſtarrte meine Leila mit dummer Verwunderung an und lachte über ſie, weil ſie braun iſt, wie die Cocosnuß im Sonnenſchein. Leila weinte, ihre Thränen fielen wie glühend Erz in meine Bruſt. Da alles mit Verachtung auf ſie blickte, meinte ſie, die Tochter eines Braminen, von dieſen gebildeten Menſchen zur unterſten Klaſſe der Parias hinabgeſtoßen zu ſeyn. Ich nahm ſie und meine Söhne, und floh mit ihnen nach Hannover zu Sara, meiner einzigen Schweſter, die in jenem

Lande als Wittwe einſam auf ihren Gütern lebt. Sara iſt, wie ich, in Calcutta geboren, doch von einer frühern Gattin meines Vaters, einer Engländerin. Schon im fünften Jahre mußte Sara mit ihrer Mutter nach England ziehen, weil dieſe das heiße Klima nicht ertragen zu können glaubte; doch das Bild ihres ſchönen Vaterlandes war der jungen Seele zu tief eingeprägt, um jemals ganz zu erlöſchen. Sara nahm meine Leila auf, wie ich von meiner Schweſter es erwarten durfte; die arme verſchüchterte Taube mochte ihrem ſichern Schutze ſich nicht wieder entziehen, ſie blieb bei ihr mit den Kindern, während ich meine ferneren Wanderungen durch Europa antrat.

„Ich fand nicht was ich ſuchte, viel Wiſſen, viel Kunſt, doch nirgend eine bleibende Stätte. Immer mußte ich jener ſchöneren Sonne, jener ewig blühenden Erde gedenken, bis ich Natalien fand; da war mir, als ſey alles da, was ich bisher ſchmerzlich vermißte. Natalie iſt arglos und gut wie Leila, ihr Geiſt iſt klar, wie die Sonne in meinem Vaterlande, ihr Weſen heiter und fröhlich; ach, ſie iſt ſchön, wie Leila war, als ich unter den Palmen ſie fand; ſie iſt ſchöner noch, denn die arme braune Leila kann nicht erröthen, wie ſie. Ihnen bekenne ich jetzt, was damals mir ſelbſt nicht deutlich war, ſeit ich ſie, die Königin aller Anmuth ſah, ich war nahe daran, der armen Leila weniger zu gedenken! Nur als ich in jener ſtürmiſchen entſetzlichen Stunde entdeckte, was Sie ihr ſind, nur als ich wußte, wie ſie liebt und wen, ſeitdem erſt bin auch ich mir wieder klar. Wie eine Himmelsblüthe, wie ein ſchöner Stern, ſteht Natalie hoch über mir und wird es ewig. Wie könnte ich daran denken, ſie zu mir herabziehen zu wollen! Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihrer Pracht; ſo hat ſie ſelbſt einſt mir geſungen. Nur ihres Anblicks möchte ich immer mich erfreuen, und meine Leila ſollte mit mir, in ihrer beſeligenden Nähe glücklich ſeyn. Und alles möchte ich thun, auch Natalie immer fröhlich zu ſehen; denn die Freude ſteht ihr ſo gut, das weiß ich erſt, ſeit es hieß, Sie, mein Prinz, würden wieder heimkehren. Ich ſah es damals wohl, doch wußte ich nicht, warum ihr Auge höher ſtrahle.“

Albert, tief bewegt und von Reue ergriffen, bot ſchweigend Belcour die Hand, und der Abend fand die, welche am Morgen einander ſo feindlich gegenüber ſtanden, auf das Innigſte mit einander vereint. Der Prinz machte ſeinen neuen Freund mit ſeinem Entſchluſſe bekannt, allen Rückſichten zu entſagen, Natalien öffentlich die Hand zu bieten, ſobald ſie mündig wäre, was in wenigen Monaten der Fall ſeyn würde, und dann mit ihr auf ſeinen Gütern zu leben, die glücklicherweiſe in einem andern Gebiete lägen. Belcour freute ſich der, zu allen Opfern entſchloßnen, Liebe des jungen Prinzen, doch ſchien ihm der Ausführung dieſes Plans ſich Manches entgegen zu ſtellen. Er legte Alberten einen andern vor; unter Bedenklichkeiten, Ueberlegungen, Entſchlüſſen, verging der Tag, Belcour eilte der Reſidenz wieder zu, um ſeine Abweſenheit nicht bemerkbar werden zu laſſen, der Prinz mußte noch ein Paar Tage unter einem bürgerlichen Namen in der Bauernhütte verweilen, bis er Kräfte genug geſammelt hatte, um ſich zu ſeinem Freunde Roſen zu begeben, an deſſen Stelle ihm ſein Glück Natalien entgegen führte.

Mit immer ſteigender Theilnahme hatte Natalie den Prinzen angehört, ſo lange er von ſeiner Zuſammenkunft mit Belcour ſprach, doch als er nun zur Geſtaltung ihrer beider Zukunft übergehen wollte, da behauptete ſie, daß vor allen Dingen der gegenwärtige Augenblick zu berückſichtigen ſey. Leontine wurde mit zu Rathe gezogen, man bedachte, daß es höchſt unvorſichtig ſeyn würde, wenn Albert, den Arm in der Binde, vor ſeinen Verwandten erſcheinen wolle, und endlich ward beſchloſſen, daß der Prinz unter dem bürgerlichen Namen unter welchem er das Haus betrat, in demſelben verweilen ſolle, bis ſeine Wunde völlig geheilt ſey. Leontine war mit dieſem Entſchluſſe ſehr zufrieden, denn Albert wußte ſich ſo gegen ſie zu benehmen, daß ſie ſeinen eigentlichen Stand darüber völlig vergaß; ſie fühlte ſich gezwungen, ihm, wie Natalien, mit herzlicher Zutraulichkeit zu begegnen, und ſo geſtaltete ſich das Leben dieſer Drei gar bald zu einer Art häuslicher Idylle, deren Neuheit für Albert und Natalie etwas unendlich Reizendes hatte. Beide fühlten, als wären die Tage ihrer harmloſen Kindheit wiedergekehrt, und Leontine mit ihrer naiven Herzlichkeit erſchien ihnen dabei wie ein freundlicher Spielgeſelle aus jener Zeit. Albert meinte, Natalien nie ſchöner geſehen zu haben, als in der ganz ſchmuckloſen ländlichen Kleidung, die ſie jetzt trug; nie hatte Natalie ſo innig empfunden, was Albert ihr ſey, und ſo lebten die Liebenden im ſeligſten Brautſtande Tagelang, ohne daß weiter ein Wort unter ihnen zur Sprache gekommen wäre, welches ihre Zukunft näher berührt hätte. Es war ſogar, als ob beide ſich verabredet hätten, dieſes ſo lange als möglich zu vermeiden, weil ſie fürchteten, ſie könnten ihr gegenwärtiges Glück über dem Beſtreben verlieren, es feſter begründen zu wollen; und wahrſcheinlich hätten ſie noch Monate lang ſo hinleben können, wenn nicht ein Brief von Belcour den Prinzen aus ſeiner ſüßen Sorgloſigkeit gewaltſam aufgerüttelt hätte.

Belcour benachrichtigte den Prinzen zuvörderſt von Natalien's Flucht, und von ſeinen vergeblichen Bemühungen ſie wieder zu finden, und Albert ſchämte ſich Anfangs nicht wenig, daß er den treuen Freund, der erſt nach ſeiner Rückkehr von der Zuſammenkunft mit ihm Natalien's Verſchwinden erfuhr, ſo lange in Sorgen gelaſſen. Doch als er weiter las, was Belcour ihm von der empörenden Art ſchrieb, mit der jetzt alle Zungen in der Reſidenz ſich bemühten, Natalien's guten Namen auf das Unbarmherzigſte zu zerreißen, da ergriff ihn ein ſo gränzenloſer Zorn, daß er alles andere darüber vergaß.

„Niemand,“ ſchrieb Belcour, „niemand, vom Höchſten bis zum Geringſten, weiß der giftigen Worte genug zu finden, um dieſes engelreine Weſen zu läſtern. Ein altes Mährchen wird wieder hervorgeſucht, als ob Natalie ſchon früher, wegen ganz unwürdigen Betragens, ihrer Hofdamenſtelle entſetzt worden wäre; Niemand zweifelt mehr an der Wahrheit deſſelben, und Hunderte beeifern ſich, es mit unendlich empörenden Nebenumſtänden zu verbreiten.

„Daß Natalie zu Niemand anders als zu Ihnen, mein Prinz, geflohen ſey, davon iſt alle Welt ſo feſt überzeugt, daß jeder für einen Thoren gehalten werden würde, der es nur wagen wollte, den kleinſten Zweifel dagegen aufzubringen. Man behauptet allgemein, ſie lebe mit Ihnen in einem tief verborgenen Winkel, als — meine Hand weigert ſich alle die Unwürdigkeiten niederzuſchreiben, welche dieſe Elenden ſich gegen ein Weſen erlauben, das ſo hoch über ihnen ſteht. O wie ſehne ich mich fort von dieſen gebildeten Europäern, zu meinen Indianern zurück! Natalien's eigner Oheim, wahrſcheinlich um ſeine, etwas ins Schwanken gerathene Hofgunſt zu retten, ſteht an der Spitze ihrer wüthendſten Feinde; er nennt ſie überlaut die Schande ſeines alten edlen Hauſes, er ſchwört, ſie nie wieder aufzunehmen, nie mehr als ſeine Verwandte anerkennen zu wollen. O hätten wir ſie nur erſt gefunden! Mein Schiff wird ſchon in Cuxhafen für die lange Seereiſe ausgerüſtet, ich erwarte hier nur noch meine Schweſter Sara, die ſich entſchloſſen hat mich und die Meinen nach unſerem gemeinſchaftlichen Vaterlande zu begleiten. Sara muß zu mir kommen, um mit mir unſere Europäiſchen Angelegenheiten zu ordnen, denn ich wanke und weiche nicht von hier bis Natalie wieder gefunden iſt. Dann aber, dann — was kann dieſes dann nicht für Seligkeit in ſich faſſen, wenn Sie, wenn Natalie — ich will Sie nicht überreden, mein Prinz, aber ich beſchwöre Sie hieher zu eilen, wo in aller Hinſicht Ihre Gegenwart nöthiger iſt, als je."

Albert war nach Leſung dieſes Briefes einige Augenblicke vernichtet, denn es fiel ihm ſchwer auf das Herz, mit welcher entſetzlichen Ironie der Zufall alles künſtlich vorbereitet habe, um der frechſten Lüge den Schimmer der reinſten Wahrheit zu leihen. Er konnte es ſich nicht verbergen, daß von nun an die Verläumdung Natalien überall hinfolgen werde, ſelbſt an ſeiner Seite: denn gute Thaten werden ſchnell vergeſſen, doch böſe Nachreden nie, und keine Macht auf Erden vermag dagegen zu ſchützen. Nur ein Ausweg war Alberten noch offen geblieben, um ſich und Natalien zu retten, und mit dem feſten Entſchluſſe ihn zu ergreifen, ſuchte er endlich gefaßter ſie ſelbſt auf.

Natalie wurde bleich, als ſie mit ungewohntem Ernſt ihn in das Zimmer treten ſah; ſie fürchtete, er käme ihr den Tag ſeiner Abreiſe zu nennen, dem ſie ſchon längſt mit Grauen entgegen blickte, und ſie war des ungeſtörten Beiſammenlebens mit ihm zu gewohnt geworden, um anders, als mit Todesſchmerzen davon zu ſcheiden. Seit ſie in dieſer ländlichen Einſamkeit lebte, war überhaupt in ihrem ganzen Weſen eine merkliche Veränderung vorgegangen; die Spannung hatte nachgelaſſen, in welche, während ihrer ehemaligen Verhältniſſe, das an ſich Unbedeutendſte ſie oft verſetzte; milde Heiterkeit war an die Stelle jener, bisweilen faſt wilden Luſtigkeit getreten, mit der ſie doch nur das tiefe Weh' in ihrer Bruſt zu übertäuben ſuchte. Durch alles dieſes hatte ſie an ächter Liebenswürdigkeit unendlich gewonnen, ſogar ihre Geſtalt erſchien verklärter, und ihr ganzes Weſen trug einen Ausdruck von Milde und Innigkeit, der ihr ſonſt nicht immer eigen geweſen war.

Mit ſprachloſem Erſtaunen vernahm ſie den Haupt-Inhalt von Belcour's Schreiben, den Albert ihr vortrug. Er fühlte, daß er ſie hier nicht ſchonen dürfe, daher ſagte er ihr Alles unumwunden, aber ſein Herz blutete dabei, denn er ſah auch wie glühende Röthe ihr Geſicht und Hals überſtrömte, wie gerechter Zorn ihr Auge entflammte und endlich große Thränen in demſelben aufſtiegen, die ſie kaum zurückzuhalten vermochte.

„O daß ich ſo Dich verwunden! daß ich um dieſen Preis die Krone meines Lebens erkaufen muß!“ rief Albert ſchmerzlich, indem er die Knie der Zitternden umfaßte.

Natalie zwang ſich zu lächeln. „Frevle nicht ſo,“ ſprach ſie, „wir behalten ja Uns, was kümmern uns die Andern? Wir haben Belcour und Leontine und Roſen, die Treuen! wir ſind ja überreich. Was ſind jene Leute denn? Würden wir wohl nur eine Minute unſers Glücks hingeben, um die Gunſt eines Einzelnen aus dem großen Haufen zu erwerben? und macht ſie das zu mehr als ſie einzeln ſind, weil ſie alle vereint gegen uns aufſtanden? Selbſt meinen Oheim nehme ich hier nicht aus; nicht mich hat er geliebt, nur den Namen ſeiner Ahnen, den auch ich trage. Um dieſes Namens willen duldete er mich in ſeinem Hauſe und glücklicherweiſe hat das reiche Erbtheil meiner Eltern, das nun bald ganz mein wird, mich davor bewahrt, Wohlthaten in ſeinem Sinn von ihm annehmen zu müſſen. Er fahre hin mit allen Uebrigen! Dürfte ich nur von jenem glänzenden Nichts, das ſie die große Welt nennen, nie wieder etwas ſehen oder hören! Gewährte mir nur ein günſtiges Geſchick, mit Dir, mein Albert, leben zu können, wie Roſen und Leontine leben, unbekannt, unbeſprochen, unbeneidet, und doch ſo über alles neidenswerth in Deiner Liebe!"

„Mein ſüßes Leben! mein theures liebes Herz, wie Du mich entzückſt!" rief Albert wonnetrunken. „Ja, alles ſoll werden wie Du ſagſt; weit ſchöner, weit herrlicher noch. Er ſuchte ſich zu faſſen um ihr ernſt und eindringlich den Plan auseinander zu ſetzen, den Belcour, gleich nach dem Zweikampfe, ihm in der Bauernhütte ſchon vorgelegt hatte, und auf den dieſer im Verfolg ſeines Schreibens wieder zurückgekommen war.

Albert ſollte für jetzt nach der Reſidenz zurückgehen, bis Belcour im Begriffe ſeyn würde abzureiſen; dann ſollte er zu Natalien zurück eilen, ſich heimlich mit ihr trauen laſſen, und mit ihr nach Cuxhafen fliehen, wo Belcour's Schiff ſegelfertig lag, um ſie alle nach Bengalen zu führen. Roſen ſollte Vollmacht behalten, Albert's und Natalien's Vermögen zu Golde zu machen und ihnen nachzuſenden. „Wir werden mit dem allen dort nicht reich ſeyn, meine Natalie! obgleich wir hier es wären,“ ſetzte Albert hinzu, „aber doch wohlhabend genug, um keine Sorge zu fürchten, und was uns etwa noch mangeln ſollte, werde ich unter Belcour's Leitung uns erwerben. Du ſiehſt, meine ſüße Braut, wir haben ſogar die proſaiſche Seite unſers Plans überdacht und für alles geſorgt. Belcour lebt von Geſchäften zurückgezogen, in einem Paradieſe, wo man nicht mit der balſamiſchen Luft den Tod einathmet, wie in den Gegenden Indiens, in welchen die goldgierigen Europäer hauſen. Er will uns eines ſeiner Landhäuſer in ſeiner Nähe zur Wohnung einräumen. O Natalie, welch ein Leben werden wir führen! Was bin ich hier? Ein Schatten, ein Schall. Ein Fürſt ohne Land iſt das traurigſte aller Titularweſen; ich werfe dieſe Flittern, dieſe vergoldeten Feſſeln von mir, und erringe mir dadurch ein zweifach großes Glück die Freiheit und Dich!“

Natalie hörte dieſem allen zu, wie ſie in ihrer Kindheit einem Feenmährchen zuzuhören pflegte, und dabei in ihrem Innern ſich betrübte, daß dieſe ſchöne Zauberzeit vergangen ſey und ſie dergleichen nicht mehr ſelbſt erleben könne. Doch Alberts feurige Beredſamkeit zerſtörte ihren Unglauben und überwältigte alle Einwendungen, die ſie hätte aufbringen können. Fortgeriſſen von den Wonneträumen ihres Freundes, ſank ſie endlich in ſeine Arme, und überließ es ihm erröthend, über ihrer Beider Zukunft allein zu entſcheiden und alles dazu Nöthige nach ſeinem eignen Willen einzuleiten.

Albert riß in einem wahren Freudentaumel ſich von Natalien los, um der Reſidenz zuzueilen, und mit Belcours Hülfe die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung des nun feſtgeſtellten Entſchluſſes zu treffen. Natalie blieb in dem ſtillen

Hauſe zurück, und der Schmerz, der bei dieſer hoffentlich kurzen Trennung ihre Bruſt einengte, machte es ihr recht fühlbar, wie innig ihr Leben jetzt mit Alberts Leben verflochten ſey. Nie hatte die Hoffnung, mit dem Geliebten auf immer vereint zu werden, ihr ſo nahe geſtanden, und doch mußte ſie gerade jetzt ſtets ſich die Möglichkeit denken, daß er ihr dennoch entriſſen werden könne. Ewig quälte ſie ſich mit der Frage: was denn aus ihr werden, wie ſie es dennoch anfangen würde, um das Leben zu ertragen? doch ohne je in ihrem Gemüth eine genügende Antwort darauf zu finden.

Leontinens lauter Jubel verkündete Natalien nach wenigen Tagen Roſens, für jetzt noch ganz unerwartete Heimkehr, und auch Natalie eilte freudig, ihn zu bewillkommen; doch Roſen trat mit einem ſo innigen Ausdruck tiefer Wehmuth, ſchmerzlichen Mitleids auf ſie zu, daß ſie erbleichend vor ihm zurückſchauderte. Kaum hörbar bat ſie ihn, nur gleich ihr alles Traurige zu entdecken, was er mitbringe, und ſie nur ſchnell der ihr peinlichſten Qual ungewiſſen Bangens vor einem unbekannten Unglück zu entreißen.

Roſen ſuchte lange nach Worten, er verſicherte ſie vor allem von Alberts Wohlſeyn, den er unterwegs getroffen hatte, und begann dann erſt, die unheilvollſte Begebenheit ihr zu entdecken, deren wahrſcheinlich traurigen Einfluß auf Nataliens Geſchick er jetzt ſchon vorahnend empfand.

Seit kurzem war in der Reſidenz ein höchſt bösartiges Scharlachfieber ausgebrochen; kein Tag verging, an dem nicht troſtloſe Eltern aus allen Ständen am Sterbebette ihrer Kinder jammernd verzweifelten, und beide junge Prinzen, die Söhne von Alberts älterem Bruder, die herrlich erblühende Hoffnung des Landes, das ſeit Jahrhunderten gewohnt war, von dieſem milden Herrſcherſtamme regiert zu werden, Beide waren unter den erſten Opfern, Beide ſanken innerhalb weniger als vier und zwanzig Stunden in das Grab. Keine Vorſtellungen der Aerzte, kein Flehn ihres verzweifelnden Gemahls, der mit unausſprechlicher Liebe an ihr hing, hatte die troſtloſe Mutter der armen Kleinen bewegen können, ſie in der Todesnoth zu verlaſſen; Tag und Nacht lag ſie über ſie hingebeugt, und ſank erſt dann bewußtlos zuſammen, als auch das letzte ihrer Kinder im Tode erſtarrt war. Sie kehrte nie wieder zum hellen Bewußtſeyn ihres ungeheuern

Verluſtes zurück; dieſelbe Krankheit, an der ihre Kinder geſtorben waren, brach ſogleich unter den gefährlichſten Anzeigen bei ihr aus, und nach wenigen Tagen war auch ſie nicht mehr.

Jede Hoffnung auf Erdenglück ſank mit ihr dem verzweifelnden Gemahle in das Grab; in tiefer, an Geiſtesverwirrung gränzender Melancholie ſaß er von dieſer Stunde an lautlos da, immer hörte er das letzte Aechzen des mit dem Tode kämpfenden Lebens ſeiner Lieben; in allem, was ihn umgab, ſah ſeine ganz verwilderte Phantaſie nur Särge und offne Gräber; das Leben ſchien ihm ſo gänzlich verloren als er ſelbſt dem Leben es war, und da er in dieſem betrübten Zuſtande körperlich völlig geſund blieb, ſo mochte keiner der Aerzte es wagen, in geiſtiger Hinſicht eine Abänderung deſſelben zu verſprechen.

Natalie hatte dieſe herzzerreißenden Nachrichten mit ſcheinbarer Faſſung angehört, erſt als ſie alles wußte, verließen ſie ihre Kräfte, und ſie ſank, von Todeskälte ergriffen, in halber Ohnmacht hin. Ihr erſter Blick als ſie wieder zu einiger Beſinnung kam, fiel auf eine fremde Dame, die ſich nebſt Leontinen beſchäftigte, ſie wieder in's Leben zu rufen. Natalie betrachtete mit ſtarrem

Blicke dieſe Geſtalt, die ihr ſo lieb und bekannt und doch wieder ſo fremd erſchien. „Sara! Belcours Schweſter!“ rief ſie endlich, und ſank unter einem Strom erleichternder Thränen in die Arme der Unbekannten, die Belcours edle Züge trug und ihm ſo vollkommen glich, wie die weiße Zentifolie der dunkeln, die wir die ſchwarze Roſe nennen. Es waren dieſelben Züge, nur weicher, milder und an Farbe verſchieden.

Wirklich war die Dame Belcours Schweſter, die kurz vorher, ehe die furchtbare Epidemie ausbrach und alles in Furcht und Trauer verſenkte, nur von ſeinem älteſten Knaben begleitet, in die Reſidenz zu ihm gekommen war. Zum Glück war Belcour indeſſen mit dem Juſtizrath Roſen zufällig bekannt geworden; er hatte ſich ihm als einen Freund des Prinzen Albert zu erkennen gegeben und dafür von ihm Nataliens ſichern Aufenthalt erfahren. Beruhigt über dieſe, war der treue Freund nun feſter als je entſchloſſen, die jetzt gewiß nahe Ankunft des Prinzen in der Reſidenz abzuwarten, doch Todesangſt ergriff ihn, wenn er die Gefahr bedachte, in welcher ſein geliebtes Kind indeſſen hier ſchwebte, wo jetzt jeder Athemzug mit dem Tode drohte. Roſen ſah ſeine Sorge, er erbot ſich, den Kleinen und Belcours Schweſter ſogleich zu Leontinen und Natalien zu bringen, wo die reine Bergluft ſeiner einſamen Wohnung das Kind vor jeder Gefahr der Anſteckung ſicher ſtellte, und Belcour hatte voll dankbarer Freude dieſen Vorſchlag ergriffen und verſprochen, ſpäterhin ſeine Lieben in Roſens gaſtfreier Wohnung ſelbſt abzuholen.

Sobald nur Natalie von dem erſten heftigen Gefühl ihres Unglücks ſich einigermaßen erholt hatte, wirkte Sara's Gegenwart höchſt beruhigend auf das Gemüth der tief Verwundeten. Sara war eine jener klaren kühlen Naturen, wie man unter den engliſchen Frauen ſie oft antrifft, die, bei gänzlichſtem Mangel an Phantaſie, ein weiches fühlendes Herz mit der höchſten Reinheit aller Gedanken verbinden; ihre bloße Gegenwart wirkt gleich einem ſtillen klaren Lichte, und verfehlt daher nie, auf leidenſchaftlich erregte Gemüther eine ſichere Gewalt auszuüben.

Sara fühlte ſich gleich Anfangs zu Natalien gezogen, ohne doch weiter etwas von ihr zu wiſſen, als daß Belcour ſie innigſt verehrte. Sie hatte vom Leben zu viel geſehen, um nicht zu ahnen, daß Nataliens Seelenleiden einen tiefern

Urſprung haben müſſe, als Mitleid mit dem Unglücke des fürſtlichen Hauſes, doch, ihrer Natur nach, war es ihr unmöglich, den eigentlichen Grund deſſelben zudringlich erforſchen zu wollen. Sie begnügte ſich damit, die arme Natalie ſo viel möglich durch freundliche Unterhaltung von dem Gedanken daran abzuziehen, und ſo geſchah es, daß ſie ihr einmal zufällig die Prinzeſſin Iſidore nannte, mit der ſie früher genau bekannt geweſen war, und auch noch fortwährend in vertrautem Briefwechſel ſtand.

Natalie zeigte ſo viel Intereſſe daran, von dieſer Prinzeſſin mehr zu erfahren, daß Belcours Schweſter ſich dadurch bewogen fühlte, ein ſehr ähnliches Miniatur-Bild derſelben herbeizuholen, das ſie vor kurzem von ihr zum Geſchenk erhalten hatte. Natalie erblickte die Geſtalt eines Engels, der mit gemildertem Glanze vom Himmel ſich herabgeſenkt zu haben ſchien, die armen Sterblichen zu tröſten; ſie verſank in Betrachtung der wundervollen Schönheit der ihrem Albert von den Seinen beſtimmten Gemahlin, während Sara ſich ſehr umſtändlich über die ſeltenen Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes der jungen Prinzeſſin ausließ. Sie ſprach von ihrer beſcheidenen Anſpruchloſigkeit bei ſo vielen innern und äußern Vorzügen; von ihrer Freude am Wohlthun, von ihrer vielſeitigen Geiſtesbildung; doch von dem, was während dieſes Geſprächs im Innern der armen Natalie vorgehen mochte, hatte dieſes, von aller Leidenſchaftlichkeit freie Weſen keine Ahnung. Sara war zufrieden, daß Natalie ihr gern zuzuhören ſchien, während ſie fortſprach, ohne nur ein Auge von ihrer Stickerei aufzuſchlagen; und als Natalie ſie zuletzt mit bebender Stimme um die Erlaubniß bat, das Porträt der Prinzeſſin in ihr Zimmer mitnehmen zu dürfen, ſo gewährte ſie ihr dieſes, wie ſie auch jede andere Gefälligkeit ihr gewährt haben würde.

Von dieſem Tage an ward Natalie immer ſtiller und ſtiller, aber auch immer freundlicher. So oft ſie im kleinen häuslichen Kreiſe ihrer Freunde erſchien, dem ſie auf keine Weiſe auszuweichen ſich beſtrebte, verklärte ein wehmüthiges Lächeln ihre Züge. Mit Sara ſuchte ſie oft Gelegenheit allein zu ſeyn, wo ſie dann immer das Geſpräch ſo zu wenden mußte, daß dieſe ihr von der Prinzeſſin Iſidore erzählen mußte; ihre übrige Zeit brachte ſie meiſtens in einem etwas abgelegenen Gartenhäuschen zu, welches Leontine der ſchönen Ausſicht wegen gleich in den erſten Tagen ihr eingeräumt hatte. Albert ſchrieb an Natalien, ſo oft er dieſes mit Sicherheit thun konnte; heiße Sehnſucht nach ihr athmete in jedem ſeiner Worte, doch auch er ſchien tief betrübt, und alle ſeine Briefe waren mit herzzerreißenden Klagen über den traurigen Zuſtand ſeines Bruders angefüllt, deſſen tiefe Melancholie immer mehr in völlige unheilbare Geiſtesverwirrung überzugehen drohte.

Nach einigen ſo verlebten Wochen kam Belcour, ſeine Schweſter und ſeinen Sohn abzuholen; er hatte lange nichts von ſich hören laſſen, und Sara fing ſchon an, ſeinetwegen in Unruhe zu gerathen. Sorge um Leila hatten ihn bewogen, den weiten Umweg über Saras Güter zu nehmen, um ſie, wenn auch nur auf Augenblicke, zu ſehen, ehe er zu ſeiner Schweſter ſich begab. Er fand die zarte ſüdliche Blume in Sehnſucht ſich verzehrend, dem Welken nahe; auch ſein jüngſtes Kind litt augenſcheinlich unter dieſem nördlichen Himmelsſtriche.

Als Belcour in ihr Zimmer trat, ſaß die arme Leila in Trauerkleider nach ihrer Landesſitte eingehüllt; ihr glänzend ſchwarzes Haar hing aufgelöſ't tief hinab, ſie hielt ihr frierendes Kind am Buſen feſtgedrückt, und ſang leiſe mit unendlich rührender Stimme ein klagendes Lied aus ihrem Vaterlande. Velcours Anblick weckte ſie aus ihrem Kummer, wie der frühe Morgenſtrahl einen ſchwer und bange Träumenden erweckt. Keine Klage über ſeine lange Abweſenheit entſchlüpfte ihrer Lippe, doch das namenloſe Entzücken, mit dem ſie ihm entgegenflog, der laute Jubel des Kleinen, der Freudentaumel, dem Mutter und Sohn mit aller Gluth ſüdlicher Naturen ſich lange überließen, ohne wieder zu ſich ſelbſt, oder zu Athem kommen zu können, klagten Velcours Vergeſſen lauter und herzzerreißender an, als Worte es vermocht hätten.

Velcour fühlte mit tiefem Schmerz, was er durch Vernachläſſigung hier angerichtet; ſein Herz wallte auf in Reue und Mitleid; alle ehemalige Liebe zu Leila, zu ſeinen Kindern erwachte, und er gelobte ſich ſelbſt, dieſe theuren Weſen nie wieder zu verſäumen, noch zu vergeſſen. Noch einmal mußte er von Leila ſich trennen, aber er that es nur unter dem heiligſten Verſprechen, bald wiederzukehren, und dann ſich mit ihr zu der weiten Reiſe in das geliebte Vaterland einzuſchiffen, um ſie in Zukunft nie wieder zu verlaſſen.

Belcours und Nataliens Wiederſehen glich der ſtillen Todtenfeier um ein einſt heißgeliebtes Weſen, und Beide ſaßen, in tiefe Wehmuth verſenkt, lange ſchweigend neben einander. Belcour hatte längſt eingeſehen, daß höhere Pflichten es Alberten jetzt nicht mehr erlaubten, ſich nach Bengalen zu flüchten; er theilte nicht die Illuſion des Prinzen, welche dieſem vorſpiegelte, er könne im nächſtkommenden Jahre mit Natalien dennoch ihm dorthin folgen; es war Belcour unmöglich, dieſes Natalien zu verſchweigen, und er brach endlich in laute Klagen darüber aus.

„Laſſen Sie die Zeit entſcheiden,“ erwiederte Natalie wehmüthig lächelnd, „wir alle ſind ja nur das Kind des Augenblicks; unſer kurzes Leben iſt ſeiner Gewalt übergeben, und alle Verſuche, unſer künftiges Geſchick im Voraus beſtimmen zu wollen, ſind ein trauriges vergebliches Wagniß, das ſich ſelbſt oft fürchterlich an uns rächt.“

„Daß ich von nun an nie wieder Sie ſehen ſoll, Natalie,“ rief Belcour, „das iſt der größte Schmerz meines Lebens, aber daß ich hier, in dieſem Europa, Sie laſſen muß, in dieſem Lande, das nach allem, was ich in den letzten Tagen ſah und hörte, wie ein Gefängniß voll giftiger Molche mir erſcheint, das wird mich noch zur Verzweiflung bringen! Du himmliſch reines Weſen, wie wird es Dir ergehen unter dieſen Larven voll Trug und Verrath!“

„Und gehöre ich denn nicht auch dieſem Lande an?“ ſprach Natalie; „und Albert und ſo viele Treffliche, die in Allem was den Menſchen der Gottheit näher bringt, hoch über uns Beide ſtehen?“ Wie ſonſt in glücklichern Tagen, fuhr ſie fort, die leidenſchaftliche Ungerechtigkeit ihres troſtloſen Freundes auf ihre anmuthige Weiſe zu ſchelten. Belcour vertheidigte ſich nur mit dem Schmerze, ſie verlieren zu müſſen; er war von dieſem ſo durchdrungen, daß er den ganzen Tag über von nichts anderm reden konnte; doch in ſeinem ganzen Weſen lag dabei ſo wenig von dem eines leidenſchaftlich Liebenden, es trug vielmehr das Gepräge eines um ein heißgeliebtes Kind ängſtlich beſorgten Vaters, daß Natalie ihn ſelbſt in Alberts Beiſeyn hätte gern anhören mögen.

Noch in der nämlichen Nacht reiſ'te er mit Sara in aller Stille ab, weil er nicht den Muth hatte, Natalien das letzte Lebewohl zu ſagen. Leontine brachte ihr am folgenden Morgen dieſe Nachricht; Natalie hörte ſie erbleichend, und ging ſtill in ihr Zimmer zurück, ohne ein Wort darauf zu erwiedern.

Bald darauf langte Albert an, und Natalie ſtürzte mit einem Schrei ſchmerzlicher Freude ihm in die Arme.

„Nun habe ich Dich! Nun halte ich Dich auf immer, meine hochgeliebte Braut!“ rief Albert; „Du legteſt unſere Zukunft in meine Hände, nie ſollſt Du dieſes bereuen, meine Natalie, alles iſt vorbereitet. Morgen vereinigt ein geiſtlicher in der kleinen Waldkapelle uns durch den Segen der Kirche. Uebermorgen muß ich freilich wieder zu den Meinen zurück, die jetzt meiner noch nicht entbehren können. Sie ſind ſehr unglücklich, meine Natalie; darum vergib ihnen; vergib ihnen, was ſie uns gethan haben und vielleicht noch verſuchen werden, uns zu thun. Nur verſuchen, denn von Morgen an biſt Du mein geliebtes Weib, das ich beſchützen kann und darf.“

Natalie zerfloß in Thränen und vermochte nicht zu antworten. „Weine nicht ſo, meine Natalie, meine Braut, mein ſüßes geliebtes Leben, weine nicht ſo,“ bat Albert. „Du biſt ja mein, und nichts kann das Band trennen, das uns vereinen wird, wenn es gleich, wie Du vielleicht ahneſt, noch eine kleine Weile geheim gehalten werden muß. Meine Verwandte bedürfen einſtweilen noch einiger Schonung, denn der Zuſtand meines armen Bruders iſt entſetzlich. Doch Gott kann und wird dieſes wenden; und würde auch dieſe Hoffnung zu Schanden, dennoch bin ich entſchloſſen, bald, recht bald unſerem edlen Freunde in ſein Paradies zu folgen. Von dort mag mein Volk einſt mich abrufen, wenn es ſo käme, daß ich den Fürſtenſtuhl meiner Ahnherrn beſteigen müßte; doch hoch und theuer ſey es beſchworen, ich kehre nur an Deiner Hand zurück, oder bleibe, wenn ſie Dich nicht als ihre Fürſtin anerkennen wollten, in der glücklichen Freiſtätte, welche die Freundſchaft uns bietet, bis an das Ende meiner Tage mit Dir.“

„Nur heute erwähne der Zukunft nicht!“ rief mit einer Art Aengſtlichkeit Natalie; „nur heute ſchenke mir, nur dieſen einzigen Tag laß alles ſeyn, wie es ſonſt war. Morgen! morgen!“

Albert ſah ſie tief erſchüttert, in unnatürlicher Spannung, er fühlte wohl, was ſie alles in dieſer Zeit gelitten haben mußte, und gewährte gern, was ſie verlangte.

Natalie erholte ſich ſichtbar, und von nun an ſchien es, als ob ſie ihr ganzes Leben mit allen ſeinen ſchmerzlichen Wonnen und freudigen Schmerzen in dem kurzen Raume dieſes einzigen Tages noch einmal mit ihm durchleben wolle; alle Scherze und Spiele, die Jugend-Liebe und Phantaſie ihnen Beiden jemals eingaben, rief ſie wieder zurück; ſie entfaltete den ganzen Reichthum ihres Gemüthes und Geiſtes vor ſeinen entzückten Blicken, und der Schleier ſüßer Wehmuth, der bisweilen ihr ſchönes Auge umdüſterte, gab ihr einen neuen unwiderſtehlichen Reiz.

Endlich war es Abend geworden; die Nacht brach herein; Roſen und Leontine ſaßen mit Albert und Natalien im traulichſten Verein. Da ward Natalie immer ernſter und bleicher, doch ſuchte ſie das Geſpräch noch aufrecht zu halten, bis es Mitternacht war. Ihr ganzes Weſen veränderte ſich plötzlich, als ſie den Schlag der Uhr im Schloßthurm vernahm; ſie ſtand auf und trat dicht vor Albert hin, Todtenbläſſe bedeckte ihr

Geſicht, aber ihr Auge ſtrahlte in Himmelsglanz; ſie ſchien größer als ſonſt, und ihr ganzes Anſehen war das einer Verklärten. Grabesſtille herrſchte im Zimmer, Roſen und Leontine ſchienen endlich aufſtehen und ſich entfernen zu wollen, doch ein Blick von Natalien hielt ſie feſt.

„Heute iſt dahin, es iſt Morgen!“ ſprach kaum hörbar Natalie, athmete ſchwer aus tiefſter Bruſt, und ergriff Alberts beide Hände. Große Thränen rollten einzeln aus den gen Himmel gehobenen Augen über das regungsloſe bleiche Geſicht, ohne daß ſie es zu bemerken ſchien.

„Albert,“ ſprach ſie erbebend, „mein Albert, Dank Dir für Deine treue Liebe, für alles Glück meiner ſeligen Jugendzeit, und auch für dieſen letzten Tag, den Du mir heute ſchenkteſt, für dieſen Tag, an dem ich noch einmal, zum letzten Male, glücklich ſeyn wollte. Waffne Dich mit Muth, wir ſcheiden jetzt für dieſes Leben, weil wir müſſen; weil höhere, weil die höchſte, ernſteſte Pflicht von meiner Seite Dich abruft. Ich darf Deine Gattin nicht werden.“

Albert umklammerte ſie mit einem Schreckensſchrei, wie nur der furchtbarſte Schmerz einer gemarterten Bruſt ihn auspreſſen kann. Seine Blicke wurden wild, er hielt ſie feſt, mit faſt übermenſchlicher Kraft, als drohe eine äußere Gewalt ſie ihm zu entreißen.

„Nicht ſo,“ ſprach Natalie ſehr ſanft, „o nicht ſo, mein Geliebter, laß uns ſcheiden! Mache nicht, daß ich zu ſchmerzlich bereuen muß, daß ich nicht ging ohne Abſchied von Dir, wie ich es erſt mir dachte. Seit jenem Moment, in dem ich das Unglück Deines Hauſes erfuhr, kämpfe ich den ſchweren Kampf mit — o mein Gott — ich gehe ſiegreich hervor, doch blutend aus tauſend tiefen Herzenswunden.“

Die Stimme verſagte ihr, Thränen überſtrömten ihr Geſicht; Albert lag wie vernichtet in den Armen ſeines Freundes, und Leontine ſchluchzte laut, als drohe das Herz ihr zu brechen.

Natalie ermannte ſich wieder. „Du biſt zum Herrſcher über Dein Land berufen; Gott legte die ſchönſte, aber ſchwerſte Pflicht Dir auf; Du darfſt hinfort nur ihr allein leben,“ ſprach ſie feierlich ernſt. „Du darfſt nur eine Gemahlin Deines Standes Dir wählen, die arme Natalie iſt es nicht. Nie kann ich den Thron mit Dir theilen, erſpare mir, Dir aufzuzählen, was alles unüberwindlich, unüberſteiglich zwiſchen mir und Dir ſich geſtellt hat.“

„Natalie, edles, geliebtes Weſen, Du Leben meines Lebens, meine geliebte mir verlobte Braut,“ rief Albert und riß mit verzweifelndem Ungeſtüm ſie wieder an ſeine Bruſt, „willſt Du, daß ich wie mein Bruder in Wahnſinn und Verzweiflung untergehe? Sterben kann ich für mein Vaterland, doch ohne Dich leben kann ich nicht. Auch Du kannſt es nicht ohne mich, Dein edler Muth reißt zum eignen Untergange Dich hin. Du weißt nicht, was Du thun willſt, nur Einen Tag, Einen Tag der ruhigen Ueberlegung ſchenke uns. Jetzt flehe ich wie Du geſtern, viel heißer, in Todesangſt bitte ich: nur Einen Tag noch. Morgen, morgen!“

„Morgen!“ wiederholte Natalie mit ſchwacher tonloſer Stimme, drückte noch einmal ihn an's Herz, hielt lange, lange ſprachlos ihn feſt, ehe ſie aus ſeinen Armen ſich wand, ſchritt dann feſten Schrittes der Thüre zu, blickte noch einmal ihn an, bewegte noch einmal die Hand gegen ihn hin, und war verſchwunden.

Roſen verhinderte den Prinzen, ihr zu folgen; er blieb die ganze Nacht ihm zur Seite, die dieſer im furchtbarſten Kampfe durchwachte, bis gegen Morgen ſeine Kräfte ſchwanden und er in ruheloſen Schlummer hinſank. Als Albert erwachte, war Natalie abgereiſet, die treue Leontine hatte es ſich nicht nehmen laſſen, ſie bis an den erſten Ort ihrer Beſtimmung zu begleiten. Alberts Zuſtand, als er dieſe Nachricht vernahm, war furchtbar.

Natalie hatte einen Brief an Albert zurückgelaſſen, den ſie mehrere Tage zuvor mit großer Faſſung geſchrieben. Alles, was ihrer Vereinigung mit dem künftigen Erben eines Thrones ſich unüberwindlich entgegenſtellte, hatte ſie ſo klar ihm in dieſem Schreiben auseinandergeſetzt, daß Albert, wenn gleich unter Todesſchmerzen, ſich endlich darein ergeben mußte. Sie fügte am Ende noch die rührende Bitte hinzu, ſie als eine Geſtorbene ein Jahr lang in ſeinem Herzen zu betrauern, und dann um die Prinzeſſin Iſidore zu werben. Eine von ihrer eignen Hand gemalte treue Kopie des Gemäldes dieſer Prinzeſſin war dem Briefe beigefügt. Sie ſchloß den Brief mit dem Verſprechen, den Schmerz nie zum Geſchäfte ihres Lebens machen zu wollen, und beſchwor ihren Albert, ihrem Beiſpiel zu folgen, und des vergangenen Glücks nur wie eines ſchönen Jugendtraumes zu gedenken, deſſen Erfüllung einem höhern Daſeyn vorbehalten ſey.

Natalie traf ihren Freund Belcour nebſt den Seinen in Cuxhaven an, wo ſie auf günſtiges Wetter warten mußten, ehe ſie die lange Seereiſe antreten konnten. Der frohe und ſchmerzliche Empfang, der ihr ward, läßt ſich leichter fühlen als beſchreiben.

Eine ſchmerzliche Freude, die auf ihr ganzes künftiges Leben Einfluß hatte, ward Natalien noch, ehe ſie Europa verließ. Als Belcour noch hoffte, daß Albert mit Natalien vereint, ihn in ſein geliebtes ſchönes Vaterland begleiten würde, war der Gedanke in ihm aufgeſtiegen, ſich einen geſchickten menſchenfreundlichen Arzt für ſie und die Seinen zu gewinnen. Um Natalien freudig zu überraſchen, hatte er an den Leibarzt, den ſie ihm oft gerühmt, ſich ſchriftlich gewendet. Die Vorſchläge, die er ihm that, waren ſehr glänzend, und der des Lebens an ſeinem Hofe längſt müde Arzt faßte bald den Entſchluß, dieſem zu entſagen und ſein Heil in einem andern Welttheile zu verſuchen. „O mein warnender Freund! wie wahr hat Ihr prophetiſcher Geiſt einſt zu mir geſprochen," rief Natalie unter Thränen, ſo wie ſie ihn erblickte.

Am folgenden Tag war der Wind günſtig, und blieb es; alle ſchifften ſich ein unter dem lauten Jubel Leila's und der Kinder. Belcour und Natalie waren ſtill und ernſt. Nach mehreren Monaten leuchtete in bezauberndem Glanz die neue Welt Natalien entgegen, welche ſie zum Wohnplatz ſich erkohren hatte. Dort lebt ſie; ihre Jugendluſt iſt verſchwunden, aber das Bewußtſeyn, das Rechte erwählt zu haben, gibt ihr ruhige Heiterkeit. Der Arzt ſteht mit ſeinem heitern Ernſte tröſtend, wie das Schattenbild ihres entſchwundenen Glücks, ihr zur Seite; die im Vaterland wieder erblühende Leila hängt mit kindlicher Ergebenheit an ihr, und Belcour verehrt ſie gleich einem höhern Weſen, deſſen Nähe der Segen ſeiner Tage iſt. Ihr Geſchick gleicht dem einer jungen Braut, die in der höchſten Blüthe des Lebens früh zu einem beſſern Daſeyn überging, ohne den lebendigen Strom des Gefühls, dem ſie ewige Dauer zutraute, in den alles verſchlingenden Sumpf der Gewohnheit langſam und trübe verſiegen ſehen zu müſſen.

Nach Jahresfriſt erfüllte Prinz Albert den

Wunſch Nataliens und ſeines Landes, indem er der Prinzeſſin Iſidore ſich vermählte. Schon früher waren manche ſehr entſtellte Gerüchte über ihn und Natalien bis zu der jungen Fürſtin vorgedrungen; doch ein Brief von ihrer Freundin Sara machte mit der wahren Geſchichte dieſer Liebe ſie bekannt, und erfüllte ſie mit Bewunderung des Heldenmuthes dieſes edlen Weſens. Sie nannte in der Folge zuerſt Nataliens Namen ihrem Gemahle auf eine Weiſe, die ſeinen innigſten Dank ihr erwarb.

Noch immer wird Nataliens Angedenken von dem jungen fürſtlichen Paare heilig gehalten, und Albert weiht ihm manche einſame Stunde, die ihm nie durch eiferſüchtiges Bewachen von Seiten ſeiner Gemahlin verkümmert wird. Der alte Fürſt iſt indeſſen entſchlafen; Alberts unglücklicher, in unheilbare Schwermuth verſunkener Bruder hat ſich ein Kloſter zum letzten Aſyl ſeines verlöſchenden Lebens erwählt, und Prinz Albert verwaltet ſchon jetzt, als anerkannter Erbprinz, zum Heil ſeiner Unterthanen die Regierung des Landes, deſſen Scepter der jetzt regierende, in Unmuth und Kränklichkeit langſam vergehende Fürſt nur dem Namen nach führt.

Anton Solario,
der Klempner.

Eine
Malergeſchichte.

Es war bald zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, etwa um das Jahr vierzehnhundert und ſechs, als Anton Solario, ein junger rüſtiger Geſell, aus der damals wegen ihrer vielen unruhigen Köpfe übel berüchtigten Provinz Abbruzzo, in Neapel einwanderte. Doch gehörte er keineswegs zu jenen Unruhſtiftern, die damals zuweilen Räuber genannt wurden und es mitunter auch waren; nie hatte er in fremde Händel ſich gemiſcht und war auch jetzt nicht Willens, es zu thun; er ſuchte und wollte nichts weiter, als in jener großen ſchönen Stadt ſein tägliches Brod ordentlich und ehrlich ſich erwerben.

Antonio's Vater war ein ſchlichter fleißiger Handwerker in dem unfern der Hauptſtadt von Abbruzzo gelegenen Orte Civita. Er hatte ſeinem Sohne das Einzige gelehrt, was er ſelbſt zu treiben verſtand, nämlich: aus Blech, Eiſen, Kupfer und Meſſing allerlei in der Küche und im Haushalt nützliche und brauchbare Geräthſchaften zu verfertigen. Der Knabe bezeigte ſich dabei eben ſo gelehrig als fleißig, willig und geſchickt, er wuchs unter fortwährender, aber nicht mühſeliger Arbeit, in der väterlichen Werkſtatt kräftig und freudig heran. Jetzt war er vier und zwanzig Jahr, und nun erſt fiel es dem Vater ein, daß es hohe Zeit ſey, den jungen Vogel, dem die Flügel mächtig gewachſen waren, aus dem väterlichen Neſte zu entlaſſen, damit er mit eignen Kräften ſein Heil in der Welt verſuche, und ſelbſt zuſehe, wie er es anfangen könne, in ihr ſein ferneres Fortkommen zu finden. Antonio mußte auf die Wanderſchaft. Der Vater gab ihm einiges Geld und viele gute Lehren mit auf den Weg. Der Sohn trat dieſen voll des friſcheſten Jugendmuths freudig an, und das erſte Ziel der Reiſe war natürich die nicht zu weit entfernte, weltberühmte, glänzende Königsſtadt ſeines Vaterlandes.

In ganz Italien, vorzüglich aber im Königreiche Neapel, war damals eine wilde verworrene

Zeit, befleckt mit blutigen Thaten und Gräueln aller Art. Ladislaus, der damalige König von Neapel, hatte ſowohl in ſeinem Reiche, als außer den Gränzen deſſelben viele mächtige Feinde zu bekämpfen. Krieg und bürgerlicher Zwieſpalt waren überall an der Tagesordnung, aber Handel und Wandel, Freude und Leid, Kunſt und Handwerk, alles ſtrebte dennoch, im Innern den gewohnten Gang zu gehen. Denn die Zeit gewöhnt den Menſchen an alles, was lange währt, an Schmerz und Sorge, ſogar an ewige Unruhe, immer drohende Gefahr und ſteten Wechſel der Verhältniſſe. Dieſes haben ſehr viele von uns in den letzten Zeiten ſelbſt erfahren, und in Neapel war es in dieſer Hinſicht vor vierhundert Jahren nicht viel anders, als bei uns in unſern Tagen. Wenn man auch durch die Zeitumſtände zuweilen etwas aus dem Gleiſe gebracht wurde, ſo ſuchte man doch immer ſo bald als möglich wieder hineinzukommen, und wer nicht gerade unmittelbar in die größten Begebenheiten verflochten wurde, ſetzte zu Hauſe das gewohnte Leben nach alter Weiſe fort, nur darnach trachtend, ſich ſo viel möglich vor äußerer Störung zu bewahren.

Deshalb wurden die böſen Zeiten auch unſerem Anton Solario bei weitem nicht ſo ungünſtig, als man es hätte befürchten können. Er fand bald Arbeit vollauf; wie früher in Civita, ſo hämmerte und löthete er jetzt auch in der großen Königsſtadt vom Morgen bis zum Abend an ſeinen Keſſeln und Pfannen, ſeinen Leuchtern und Trichtern, und allen den zalloſen Erzeugniſſen ſeines Handwerks. Er that dieſes mit ſo ausgezeichneter Geſchicklichkeit, daß er ſich dadurch bald in ſeiner niedern Sphäre eine Art von Berühmtheit erwarb. Ueberdem hatte die Natur eine ausgezeichnet ſchöne Geſtalt ihm verliehen, dieſen offenen Empfehlungsbrief an die Welt, der in allen Ständen anerkannt wird; ſein ganzes Weſen war mit jener Anmuth bezeichnet, die keiner jemals erringt, dem ſie nicht angeboren iſt. Alle die mit dem jungen Handwerker in Berührung kamen, mußten ihm ſchnell gewogen werden; die bedeutendſten Kundſchaften ſtrömten von allen Seiten ihm zu; die kleine Bude, in der Antonio Anfangs aufgetreten war, erweiterte ſich ſchnell zu einer für ſein Gewerbe ziemlich anſehnlichen Werkſtatt, und zuletzt gab es in ganz Neapel faſt keine vornehme

Küche mehr, die nicht den jungen hübſchen Klempner in Nahrung geſetzt hätte. Anton ließ ſich indeſſen durch dieſes unverhoffte Gelingen nicht zum Hochmuth verleiten; er blieb beſcheiden und verſchmähte es ſogar nicht, Beſtellungen, die man ihm auftrug, auch außer ſeiner Werkſtatt zu vollbringen, wenn dieſes von ihm gefordert wurde. Dadurch erhielt er Zutritt in den Häuſern, zu welchen jene vornehmen Küchen gehörten, und bekam auch zuweilen Gelegenheit, ihren Gebietern Rede zu ſtehen und durch ſein gefälliges Betragen ihren Beifall ſich zu erwerben. Sein Ruf drang endlich ſogar bis zu den Ohren des Küchenmeiſters der Königin, der ihn zu ſich berufen ließ und dem fleißigen neuen Ankömmling im königlichen Palaſte ſelbſt auf mehrere Tage Beſchäftigung gab, ſo daß deſſen beſcheidnes Glück ſich auf dieſe Weiſe immer feſter und feſter begründen zu wollen ſchien.

Antonio hämmerte eines Tages in der zum Treiben ſeines geräuſchvollen Handwerks ihm im Palaſt angewieſenen Kammer luſtig darauf los, als der Zufall die Königin-Mutter, Margarita, an der Thüre derſelben vorüberführte, ihr zur

Seite ging ihre Tochter, die verwittwete Herzogin von Oeſtreich, eine der ſchönſten und geiſtvollſten Prinzeſſinnen ihrer Zeit. Beide Fürſtinnen wurden auf das Geklimpere aufmerkſam, ſie erkundigten ſich nach der Urſache deſſelben, und traten endlich in die Kammer hinein, um Antonios Arbeiten zu ſehen, die für ſie wenigſtens den Reiz der Neuheit hatten. Sie fanden Wohlgefallen an dieſen, doch mehr noch an dem Arbeiter ſelbſt, aus deſſen dunkeln Feueraugen ein weit über ſeinen Stand erhabner Geiſt blitzte. Alle Fragen, die ſie an ihn richteten, beantwortete er mit ſeinem Anſtande eben ſo beſcheiden und verſtändig als furchtlos. Von dieſem Tage an erhielt Antonio ſehr viele Beſtellungen für den Hof, und wenn die Gelegenheit ſich dazu bot, verfehlten die Fürſtinnen nie, ihm ein paar huldvolle Worte zu ſagen. Vor allem bewies die junge Herzogin Giovanna ſich gnädig gegen ihn, denn ihr milderes ſanfteres Gemüth verſtand es leichter, ſich zu Niedern herabzulaſſen, als der hochfahrende Sinn ihrer Mutter, der für das Wohl des Landes nur zu ſehr und zu tief in die damaligen Welthändel ſich verwickelt hatte.

Gleichzeitig mit dem armen Klempner lebte damals auch der berühmte Maler Colantonio del Fiore in Neapel, und ward als einer der erſten Meiſter ſeiner Zeit von der ganzen königlichen Familie in hohen Ehren gehalten. Der Hof ſowohl als die Stadt waren ſtolz darauf, ihn und ſeine berühmteſten Werke in ihrer Mitte zu beſitzen, und der König, die Königin, nebſt allen Vornehmen des Reichs beeiferten ſich um die Wette, dem großen Künſtler Achtung und Liebe zu beweiſen, der ſowohl den Ruhm, als den reichen Lohn, der ſeinem Talente gezollt wurde, auf alle Weiſe verdiente. Denn Colantonio war einer der thätigſten von jenen Malern, die in der damaligen Zeit mit warmem Sinn und weiſem Fleiße der eben im Wiedererſtehen begriffenen Kunſt kräftig aufzuhelfen ſtrebten. Seine Lehrerin, ſo wie ſein Vorbild war die Natur, der er treu und wahr zu folgen ſich bemühte; auch in der Behandlung der Farben war er bewundernswerth und wußte ſie mit damals ſeltner Zartheit aufzutragen. Eines ſeiner Gemälde in der Kirche St. Lorenzo zog in Neapel vor allem, als ſein größtes Meiſterwerk, die allgemeine Bewunderung auf ſich; und noch heut zu Tage wird es von Freunden und Kennern der Kunſt; mit Hinſicht auf die Zeit ſeiner Entſtehung, hoch gehalten. Es ſtellt den heiligen Hieronymus vor, wie er im Begriffe ſteht, einem mächtigen Löwen, der geduldig, gleichſam bittend den Heiligen anſieht, einen Dorn aus dem Fuße zu ziehen. Des Meiſters Ruhm war kein flüchtiges Kind der Zeit, er blieb dauernd, und auch nach ſeinem Tode wurden die Gemälde Colantonio's von Kennern geſucht und zu hohen Preiſen erkauft. Der Erzbiſchof von Neapel, Kardinal Annibale di Capoa, ließ ſogar im Jahr 1509 ein al fresco von ihm gemaltes Bild aus der Mauer eines Palaſtes mit unendlicher Mühe herausſägen, um es an einem heiligern, ſeiner würdigern Platz, über dem Altare einer Kirche, aufzuſtellen, und es wurde eine große feierliche Proceſſion angeordnet, um es von ſeinem ehemaligen Standorte dorthin zu begleiten.

Auch die perſönliche Erſcheinung des Meiſters Colantonio del Fiore eignete ſich vollkommen dazu, Jedem, der ihm nahte, auch ohne Hinſicht auf ſein Verdienſt um die Kunſt, Achtung und Ehrfurcht einzuflößen. Er war damals ein noch rüſtiger ſtattlicher Mann zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahren, dem man das Bewußtſeyn einer bedeutenden Stellung in der Welt wohl anſah, ohne ihn dabei des Hochmuths oder der Eitelkeit beſchuldigen zu können. Auch ſeine äußern Umgebungen waren imponirend, nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit: alles in ſeinem Hauſe war auf vornehmen Fuß eingerichtet, denn er liebte den Glanz und die Pracht, und war durch Uebung ſeiner Kunſt reich genug geworden, um dieſen Hang befriedigen zu können.

Mit der Gunſt des Hofes, hatte der Klempner Anton natürlicher Weiſe, auch die von denen erhalten, welche mit jenem in Verbindung ſtanden: alle gaben ihm Beſchäftigung in ſeinem Fache, und ſo ward er denn auch in dieſer Abſicht in das Haus des Malers Colantonio gerufen. Es gab dort eine Menge namenloſer Kleinigkeiten für ihn zu thun. Manches ſchon Vorhandene bedurfte einer Veränderung, anderes mußte ausgebeſſert werden, der Klempner bekam auf mehrere Tage Arbeit, und weigerte ſich nicht dieſe zum Theil im Hauſe des Malers vorzunehmen. Den alten ſtattlichen Meiſter ſelbſt, bekam er dabei freilich nur ſelten oder gar nicht zu ſehen; wohl aber die beiden Kinder desſelben, beſonders die Tochter, die über einige der ihm aufgetragenen Beſtellungen manches mit ihm zu verhandeln hatte. Der Sohn des alten Colantonio, Aniello del Fiore, war ein trüber mißmuthiger Jüngling, deſſen ſchwankender Sinn, für den lebensfriſchen feurigen Anton Solario wenig Anziehendes haben konnte. Aniello ſuchte damals fruchtlos den innern Widerwillen zu bekämpfen, den er gegen die Kunſt ſeines Vaters empfand, und zu welcher dieſer ihn zu bilden ſtrebte. Späterhin ging er zur Bildhauerei über, doch ohne auch in dieſer Kunſt jemals etwas Bedeutendes zu leiſten.

Die Tochter hingegen, — die wir Lauretta nennen wollen, weil der alte Geſchichtſchreiber, dem wir dieſe Nachrichten von dem Leben des Anton Solario verdanken, uns ihren eigentlichen Taufnamen aufzubewahren vergeſſen hat, — die Tochter war das holdſeligſte lieblichſte Weſen; eine im hellſten Frühlinge des Lebens friſch erblühende Roſenknospe, und der arme Antonio konnte ſie nie wieder vergeſſen, nachdem er ſie nur einmal geſehen und geſprochen hatte. Die

Arbeit im Hauſe ihres Vaters war beendet, er hoffte es ſolle nun wieder mit ihm anders werden, und ſuchte durch noch emſigere Arbeit ſich zu betäuben, doch vergebens. Der ſüße Klang ihrer Rede, der noch in ſeinem Innern wiederhallte, übertönte ſein unaufhörliches Hämmern und Pochen. Das Bild von Colantonio's ſchöner Tochter ſchwebte vor ihm, wo er ging und ſtand, es lächelte aus jeder hellpolirten Metallfläche, die er zu bearbeiten hatte, ihm entgegen, es drängte ſich in ſeine Träume, und ließ ihm keine Ruhe, weder am Tage noch zur nächtlichen Zeit. Zuletzt verſank er immer tiefer in düſteres ſchwermüthiges Sinnen, und alle Jugendluſt ſchien auf immer ihm entſchwunden zu ſeyn. Statt, wie ſonſt, den Hammer rüſtig zu führen, ging er nur mit Plänen um, die Geliebte wiederzuſehen, und gelang ihm dieſes, ſo ſtieß das Lächeln ihrer klaren Augen, ihre freundliche Rede, ihr holdes Grüßen, ihm den verwundenden Pfeil immer tiefer in das liebeglühende Herz; bis er, in Sehnſucht vergehend, keinen Ausweg aus ſeinem Leide mehr ſah, als den Beſitz der Geliebten, der ihm unerreichbar ſchien, oder den Tod.

So verkümmerte der Arme immer mehr und mehr, und war nahe daran, ſich der hoffnungsloſeſten Verzweiflung ganz hinzugeben. Eines Morgens kehrte er aus der Meſſe in ſein einſames Kämmerchen zurück; er war troſtloſer als je, denn er hatte gehofft, Lauretten in der Kirche zu erblicken und ſie verfehlt. Er warf ſich auf ſeinen gewohnten Sitz am Fenſter hin, und fing an, recht ernſtlich über ſein ferneres Geſchick mit ſich ſelbſt Rath zu halten. Es war ein Feiertag, kein Hammer ertönte in der Werkſtatt, ſonntägliche Ruhe und Stille herrſchte rings umher, und beſchwichtigte allmählich auch das Herz des in Liebe vergehenden Jünglings, zu gemäßigtern Schlägen. Die Sonne ſchien hell und freundlich durch die kleinen runden Fenſterſcheiben, ihr leuchtendes Bild ſtrahlte vervielfältigt zurück von den Arbeiten Antonios, mit denen er ſein Zimmer aufgeputzt hatte. Antonio blickte mit thränenfeuchten Augen hinaus auf das Meer, das hell und glänzend wie ein Spiegel, in unnennbarer Pracht, ihm aus der Ferne entgegenleuchtete, und kalte Schauder durchrieſelten ihn, als es ihm jetzt plötzlich ſchwer auf das Herz fiel, wie nah' er noch am geſtrigen

Abende daran geweſen ſey, ſich und ſeine Liebe und ſein hoffnungsloſes Leid, durch einen einzigen gewagten Sprung, in jene lautloſe Tiefe zu begraben. Die Welt lag in dieſem Augenblick in ſo wundervoller unausſprechlicher Schönheit vor ihm ausgebreitet da, daß der Wunſch, noch länger in ihr zu leben, ihn unwiderſtehlich ergreifen mußte; er bedachte, daß noch immer Zeit genug zum Sterben kommen könne, und fing an es recht ernſtlich zu überlegen: ob ſeine Lage denn wirklich ſo ganz entſetzlich ſey, daß er jede Hoffnung aufgeben müſſe, ſein trauriges Geſchick auf freundlichere Weiſe zu wenden.

In jener Zeit, waren Handwerk und Kunſt, im Aeußern bei weitem nicht ſo ſtrenge von einander geſchieden, als jetzt. Beide hatten ihre Werkſtätten, in denen der Meiſter mit ſeinen Gehülfen und Lehrlingen gemeinſchaftlich arbeitete, und Keiner gelangte zur Meiſterſchaft, der nicht einſt Lehrling und Gehülfe geweſen war. Dem mit der innern geiſtigen Hoheit der Kunſt noch ganz unbekannten Antonio, konnte daher leicht der Gedanke kommen: ein fleißiger Handwerker, der, gleich ihm, mit Gelingen ſein Gewerbe betrieb, ſtehe doch nicht ſo ganz tief unter einem Maler, daß man ihn unverſchämt ſchelten könne, wenn er ſeine Augen bis zu der Tochter eines ſolchen erhöbe. Freilich war Meiſter Colantonio ein ſehr reicher Mann, die Welt achtete ihn hoch, der König und die Königin überſchütteten ihn mit Beweiſen ihrer Huld: aber er, Anton Solario, hatte doch auch ſein gutes Auskommen, und die Herzogin Giovanna hatte ja ihm auch gelächelt, und ſogar verheißen, zu ſeinem weitern Fortkommen in der Welt ihm behülflich zu ſeyn.

Die Jugend pflegt eben ſo leicht und ſchnell auf die ſchwindelndſte Höhe des Hoffens ſich zu erheben, als ſie geneigt iſt, in die tiefſte Tiefe der Verzweiflung zu verſinken. Auch Antonio erfuhr dieſes, denn je länger er über das alles nachdachte, je höher ſtieg ſein Muth, je lebendiger regte ſich ſeine Phantaſie, um ihm alle ſeine Verhältniſſe im günſtigſten Lichte zu zeigen. „Ich war ein Thor, mich ſo der Troſtloſigkeit hinzugeben, ohne einen Verſuch mein Glück zu erringen,“ rief er endlich, und ſprang auf, um ſeine Feierkleider wieder herbeizuſuchen, die er kurz vorher in Unmuth abgeworfen hatte. „Gewiß wird die gütige Herzogin ſich erbitten laſſen, bei dem alten Maler ein gutes Wort für mich zu ſprechen, das allerdings helfen muß. Ich will ja nur Lauretta, mehr brauche ich nichts von ſeinen Schätzen, denn Handwerk hat einen goldenen Boden, das weiß der alte ſchlaue Meiſter wohl ſelbſt.“ Und nun eilte er, ſo ſchnell er konnte, in das Haus des Colantonio, um bei dieſem ſeine Worte geziemend anzubringen: denn innerlich mochte er wohl fürchten, den mühſam gewonnenen Muth ſich wieder entſchwinden zu ſehen, wenn er es wage, ſich fernerem Nachdenken über ſeinen ſchnell gefaßten raſchen Entſchluß zu überlaſſen.

Mehr erſtaunt als erzürnt, hörte Meiſter Colantonio den jungen Mann bis zum Ende ſeiner Rede geduldig an, der Anfangs ſtotternd und verlegen, bald aber kühner werdend, mit immer ſteigender Leidenſchaftlichkeit ihm ſein Anliegen vortrug. Die ſchöne Geſtalt des Jünglings, der mit feuriger Beredſamkeit in ihn dringend vor ihm ſtand, der Ausdruck der regelmäßigen Geſichtszüge, das Leuchten der ſprechenden Augen, gefielen dem alten Maler ſo wohl, daß er es nicht vermochte ihn mit Härte von ſich zu weiſen, obgleich der Antrag deſſelben ihm faſt lächerlich vorkam.

„Junger Menſch,“ fing Colantonio an, nachdem jener ausgeredet hatte, „junger Menſch, Dein Sinn ſteht hoch, und das mag ich an der Jugend eben nicht ſchelten, weil es immer ehrenvoll bleibt nach dem Höchſten zu ſtreben, ſelbſt dann noch, wenn wir es nimmer erreichen. Dieſes Mal aber haſt Du Dich im Ziele ganz vergriffen, was Du hoffentlich bald ſelbſt einſehen wirſt. Die Tochter des Colantonio del Fiore kann nur die Gattin eines Malers werden, wie ihr Vater einer iſt, und ſomit gehe mit Gott und wende Deine Gedanken anderswohin.“

Antonio erbebte, erglühte, erblaßte. „Herr!“ rief er nach kurzem Verſtummen, „Herr! und wäre ich ein Maler wie Ihr, würdet Ihr Eure Tochter mir geben?“

„Gewiß würde ich es,“ erwiederte Colantonio mit mildem Ernſte, denn ihn jammerte der tiefbewegte Jüngling, und er wünſchte, ihn tröſtend zu beſchwichtigen. „Du, wie Du da vor mir ſtehſt, gefällſt mir wohl, Du ſcheinſt tüchtig und brav, und darfſt auch im Aeußern Dich ſehen laſſen. Doch das ſind Reden, die zu nichts führen können; darum gehe mit Gott und vergiß, was nicht zu ändern iſt.“

„Und, Herr! Ihr wolltet? Ihr wolltet gewiß Eure Tochter mir zur Gattin geben, wenn ich ein Maler wäre wie Ihr?“ rief Antonio nochmals mit flammenden Augen und bebenden Lippen, faſt athemlos.

„Du haſt es gehört; was Colantonio del Fiore einmal ausſpricht, gilt für immer. Tröſte Dich damit ſo gut Du kannſt, und nochmals, geh' mit Gott!“ erwiederte der alte Maler.

„Laßt mir Zeit und ich werde ein Maler wie Ihr,“ ſprach jetzt Antonio faſt tonlos, mit hochfliegender Bruſt.

„Ihr? Wißt Ihr, was Ihr ſprecht?“ rief Colantonio.

„Ich weiß es, Herr! und werde es vollbringen oder ſterben,“ erwiederte Anton Solario.

„Ihr! Du! Ihr wollt es vollbringen!“ rief der Maler halb erſtaunt, halb verdroſſen. „Weißt Du, was Du verſprichſt? Kennſt Du den Weg, den Du gehen willſt?“

„Herr! den Weg kenne ich nicht, wohl aber weiß ich, er iſt lang und mühevoll,“ ſprach Antonio. „Darum ſeyd billig,“ ſetzte er bittend hinzu, „gebt mir Zeit.“

„Warum denn das nicht?“ rief lachend Colantonio, „zehn Jahre gebe ich Dir Zeit.“

„Wohlan denn, zehn Jahre,“ erwiederte der Jüngling mit leuchtenden Blicken. „Verſprecht mir, Herr! vor dem Ablaufe von zehn Jahren Eurer Tochter Hand keinem Andern zu geben. In dieſer Friſt kehre ich heim, bin ein Maler wie Ihr, und Laurette iſt mein. Bleibe ich über dieſe Zeit aus, oder bin ich nach Eurem eigenen und der Kenner Urtheil, bei meiner Heimkehr nicht der, welcher ich dann ſeyn ſoll, ſo ſeyd Ihr Eures mir geleiſteten Verſprechens quitt und ledig.“

Colantonio maß mit ſeinen Blicken den Jüngling von oben bis unten, und ſchüttelte mit einem ganz eignen ſeltſamen Lächeln das ergrauende Haupt. „So ganz allein darf ich hierüber nicht entſcheiden,“ ſprach er endlich, „wir müſſen auch der Tochter Meinung hören.“ Hiemit ſtand er auf und befahl einem vor der Thüre harrenden Diener, die junge Gebieterin herbeizurufen.

Laurette kam. Bei dem Anblicke des glühenden Jünglings erröthete ihr ſchönes Geſicht, wie die Lilie erröthet, wenn das Morgenroth ſie beleuchtet. Sie ſchlug die ſtrahlenden Augen nieder, während der Vater, in ſehr deutlichen Worten, Antonio's Antrag und deſſen ſeltſames Erbieten ihr erklärte, die langen ſeidnen Wimpern ſenkten ſich tief, als hätten ſie irgend ein ſüßes Geheimniß im Buſen des holden Mädchens zu verſchleiern.

„Willſt Du nun, Laurette, willſt Du zehn Jahre lang es abwarten, ob aus dem wunderlichen Menſchen da etwas Rechtes wird, oder gar nichts?“ fragte der Vater.

Laurette war kaum vierzehn Jahre alt, doch in Italien, beſonders im ſüdlichen Theile deſſelben, entwachſen die Blumen den Knospen und die Mädchen den Kinderſchuhen unglaublich ſchnell; ehe man ſich deſſen verſieht, ſteht das Roſenknöspchen als voll erblühte Roſe, und das Kind im Aeußern wie an Gemüth als Jungfrau da. Des ſchönen Jünglings innige, zu jedem Opfer ſich erbietende Liebe, rührte Lauretten bis in die tiefſten Tiefen ihres jungen Herzens. Sie ſtand eine Weile regungslos, und eine noch höhere Röthe färbte ihre Wange; dann wagte ſie einen halben forſchenden Blick zum Vater hin, hob das dunkle ſchöne Feuerauge zu dem in höchſter Spannung ihres Ausſpruches harrenden Antonio vollends auf, ſenkte ſchnell es wieder, eilte auf ihn zu, reichte ihm die zarte Hand, drückte kaum fühlbar die ſeine, und entfloh, leicht wie ein Morgentraum, zum Zimmer hinaus.

Verwundert blickte Colantonio der Tochter nach, Herz und Athem des Jünglings ſtanden einen Augenblick ſtill, doch bald ermannte er ſich wieder.

„Herr!" ſprach er, ehrerbietig zu dem Alten gewendet, „Herr! ich habe das Wort Eurer Tochter wie das Eure. Für das erſtere bedarf ich keines Bürgen, denn könnte ſie es jemals zurücknehmen wollen, ſo wäre es ohnehin aus mit mir. Euch aber, Herr, lade ich geziemend ein, mir das geleiſtete Verſprechen vor den höchſten ehrenwertheſten Zeugen zu wiederholen. Verſprecht mir in Gegenwart der Königin und ihrer fürſtlichen Tochter, daß Ihr mir zehn Jahre Zeit laſſen wollt, um ein Meiſter in der Kunſt zu werden wie Ihr, und daß Ihr während dieſer Friſt die Hand Eurer ſchönen Tochter keinem Andern verleiht, ſondern treulich ſie mir aufbewahrt; dann will ich in Frieden gehen, und verlange nichts weiter von Euch."

Der alte Meiſter ſtarrte den Jüngling eine Weile mit großen Augen an, und brach dann in unaufhaltſames lautes Lachen aus. „Wahrlich, junger Fant," rief er endlich noch immer lachend, „jetzt erſt wird es mir klar, wie ich eigentlich mit Euch daran bin. Geht nur, geht, und bringt Ihr es dahin, daß die Fürſtinnen mich auffordern, das Euch geleiſtete Verſprechen in ihrem hohen Beiſeyn zu wiederholen, ſo bin ich auch dazu bereit; ich werde mich nicht ſaumſelig finden laſſen, verlaßt Euch darauf. Und nun grüße Euch Gott, für heute habe ich der Tollheiten genug."

Anton Solario verbeugte ſich tief und ehrerbietig vor dem alten Herrn und verließ, ohne weiter ein Wort zu ſagen, das Haus. Colantonio ſah aus dem Fenſter ihm nach. „Schade um den hübſchen Jungen," ſprach er vor ſich hin, „er iſt offenbar verrückt, und mir bleibt es unbegreiflich, wie ich das nicht gleich gewahr worden bin. Aber ſo geht es dem Künſtler immer: die ſchönen Formen bemächtigen ſich unſrer mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt, daß wir nie glauben wollen, im Innern eines von außen herrlichen Tempels könnten dunkle Geiſter und alle Gräuel der Verwüſtung wohnen, bis Erfahrung uns davon überzeugt."

Am folgenden Morgen hatte Colantonio das Ereigniß des vorhergehenden Tages, als etwas ganz Unbedeutendes, beinahe vergeſſen. Er wurde zur Königin gerufen und folgte dem Befehl, ohne dabei an Anton Solario zu denken; er war es ja gewohnt, daß ſowohl Margarita als die Herzogin Giovanna ihn faſt täglich zu ſich beſchieden; denn ſie pflegten, ſowohl ſeiner Perſönlichkeit wegen als in Beziehung auf ſeine Kunſt, oft und gern mit ihm zu verkehren. Um ſo größer war daher ſein Erſtaunen, als er jetzt beim Eintreten in das Zimmer, in welchem die Königin, die Herzogin Giovanna und mehrere zu dem Hofhalte der Fürſtinnen gehörende Perſonen ſich verſammelt befanden, den jungen Klempner wirklich an der Thüre deſſelben ſtehend erblickte.

Getrieben von heißer Liebe, beſeelt von keckem Jugendmuthe, hatte Anton Solario es an dieſem Morgen wirklich gewagt, bei ſeiner hohen Beſchützerin, der Herzogin Giovanna, um eine Audienz anzuhalten, und da ihm dieſe gewährt wurde, ihr ſeine Herzensangelegenheit vorzutragen. Nie in ihrem Leben hatte die Königin Margarita, die zufälliger Weiſe dabei gegenwärtig war, herzlicher gelacht, als da ſie den unbedeutenden jungen Mann ſeinen Entſchluß und ſeine Bitte vorbringen hörte. Sie erklärte ihn unumwunden für einen ausgemachten verliebten Thoren, dem nur zu rathen ſey, ſich bald eines Beſſern zu beſinnen. Die mildere gütigere Giovanna vermochte es zwar nicht den Armen zu verſpotten, der glühend und zitternd vor ihr ſtand; aber auch ſie wandte alle ihre Ueberredungsgabe an, um ihn von einem Plane abzubringen, deſſen Unausführbarkeit ihr zu einleuchtend ſchien, um nicht den zu bemitleiden, der ihn gefaßt hatte. Doch Antonio ſtand feſt wie ein Fels, Gründe und Ermahnungen glitten fruchtlos an ihm ab. Und ſo hatte denn die Königin Margarita, die von der Verhandlung unendliche Luſt ſich verſprach, zuletzt den Befehl gegeben, den Meiſter Colantonio augenblicklich herbeizurufen.

Des alten Meiſters Stirne verfinſterte ſich ſehr merklich, während die Königin, noch immer lachend, ihm die Urſache erklärte, warum er heute eingeladen worden ſey am Hofe zu erſcheinen, und zuletzt ſogar ihn befragte: ob er bereit ſey, das am geſtrigen Tage dem Anton Solario gegebene Verſprechen hier nochmals feierlich zu wiederholen, und ſich wirklich anheiſchig machen wolle, die Hand ſeiner einzigen Tochter, der lieblichen Lauretta, zehn Jahre lang nicht zu vergeben, und ſie nach Verlauf dieſer Friſt dem jetzigen Klempner zu vermählen, im Fall dieſer im Stande ſey, ſeine Meiſterſchaft in der edeln Malerkunſt genügend zu erweiſen?

„Es ſey!“ rief Colantonio nach einigem Bedenken und ſeine Stirn glättete ſich wieder. „Ich darf mich nicht weigern,“ ſprach er mit ſchlauem Lächeln, „in einem Poſſenſpiele mitzuſpielen, in welchem meine erhabenen Fürſtinnen ſelbſt eine Rolle zu übernehmen geruhen, und überdem iſt der alte Colantonio del Fiore nicht gewohnt ſeine Worte zu drehen und zu deuteln oder gar ſie zurückzunehmen, ſelbſt wenn er ſie unbedachtſamer Weiſe ausgeſprochen haben ſollte. Was ich geſagt habe, habe ich geſagt. Und ſo tretet näher, Anton Solario, hier iſt meine Hand, Lauretta wartet zehn Jahre lang auf Euch; und findet man, bei Eurer Zurückkunft nach dieſer Friſt, Euch würdig auf der Bahn der Kunſt mein Nachfolger zu heißen, ſo iſt meine Tochter Eure Gattin. Ich kann bei meinem herannahenden Alter mir des Kindes Pflege wohl ſo lange gefallen laſſen, und meine Lauretta wird in ihrem vierundzwanzigſten Jahre auch noch nicht veraltet ſeyn. Nur fordert nicht, junger Geſelle, daß ich ſelbſt unter meine Schüler Euch aufnehmen ſoll, ſetzte der alte Meiſter am Ende lachend hinzu; dieſer Aufgabe möchte ich ſchwerlich gewachſen ſeyn; ſeht ſelbſt zu, wie Ihr auf dem ſelbſterwählten Wege Euch forthelft.

Da Colantonio jetzt einen fröhlichern Ton angab, ſo ſtimmten auch die Königin und ihr Hof mit ihm ein. Alle lachten und ſcherzten viel über den Ernſt, mit welchem hier über das Unmögliche ein Bund geſchloſſen worden ſey; die Luſt ward allgemein, und ſelbſt die Herzogin Giovanna konnte eines leichten Lächelns ſich nicht erwehren. Nur auf den edlen reinen Zügen des Anton Solario ruhte tiefer Ernſt, obgleich ein Strahl von Entzücken in ſeinen dunkeln ſchönen Augen glühte. Ehrfurchtsvoll dankend, beurlaubte er ſich von den Fürſtinnen und auch von dem Maler. Die Hofleute drängten zwar mit ihren Spottreden ſich an ihn an, ihre witzigen Einfälle verfolgten ihn ſogar noch bis vor die Thüre der königlichen Zimmer; doch Anton ließ das alles ruhig an ſich vorübergehen, und wurde vielleicht deſſen nicht einmal gewahr, denn mächtige Gefühle wogten in ſeiner Bruſt und ſein Geiſt war einzig damit beſchäftigt, zu erſinnen, wie er es am füglichſten anfangen könne, um den gefaßten Entſchluß ſchnell auszuführen.

Nach einigen Tagen war Anton Solario aus ſeinem ehemaligen Wohnorte verſchwunden, hatte alles verkauft was er beſaß, von Gönnern und Freunden gebührenden Abſchied genommen, und war fort aus Neapel, Niemand wußte wohin.

Jahre reihten ſich an Jahre, und in ihrem Laufe drängten die wichtigſten Begebenheiten ſich an einander. Die Königin Margarita ſtarb; auch das unruhvolle Leben ihres Sohnes, des Königs Ladislaus, erreichte sein Ziel, und deſſen Schweſter, die Herzogin von Oeſterreich, beſtieg als Königin Giovanna die zweite, den Thron von Neapel. Innere und äußere Unruhen zerrütteten noch immer das ſchöne Italien, Jeder war mit ſich und dem eigenen Geſchicke beſchäftigt, und Niemand dachte mehr des armen Klempners, der, ſeit er Neapel verließ, nie wieder von ſich hatte hören laſſen.

Nur Lauretta, deren kindlicher Reiz ſich indeſſen mit jedem Tage zur vollſten üppigſten Blüthe jungfräulicher Schönheit entfaltete, nur Lauretta hatte ſein nicht vergeſſen. Das Bild des ſchönen leidenſchaftlichen Jünglings, wie er im Zimmer ihres Vaters einen kurzen Augenblick vor ihr geſtanden, drängte ſich oft in ihre wachen Träume. Der alte Meiſter hatte ihr gleich nicht verborgen, was im Zimmer der Königin zwiſchen ihm und dem jungen Anton Solario vorgegangen, und ſchon damals war ſie in ihrem Gemüthe nicht mehr Kind genug, um nicht den ganzen Umfang der ſeltenen hohen Liebe tief zu empfinden, die den Jüngling bewog, einer vortheilbringenden bürgerlichen Exiſtenz um ihretwillen zu entſagen, ja die ihn hinaustrieb, um mit unſäglicher Anſtrengung eine lange Reihe von Jahren hindurch dem offenbar Unmöglichſcheinenden nachzuſtreben. Ihr eignes halb Liebe- halb Dank-erfülltes Herz, trieb ſie an nicht hinter ihm zurückbleiben zu wollen; mit jugendlicher Schwärmerei legte auch ſie daher, ganz im geheim das Gelübde damals ab, dem Wanderer während ſeiner Pilgerſchaft unverbrüchliche Treue zu halten; und was das Kind gelobt hatte, war die Jungfrau feſt entſchloſſen nicht zu brechen. Oft malte Lauretta, in einſamen Stunden, ſich die Freude des Wiederſehens aus, und Anton's Bild ward ihr immer theurer, wenn ſie ſich ihn dachte, heimgekehrt mit Ruhm, und mit Ehre gekrönt. Oefter aber noch ergriff ſie die Ahnung eines dunkeln verworrenen Geſchicks, das den Treuen dem Untergange zugeführt haben müſſe, weil ſo gar keine Kunde von ihm zu ihr gelangte. Ihre Thränen floſſen dann dem kaum Gekannten, dem ſie durch die zarteſten Bande, durch Dankbarkeit, und das Gefühl ihm für ſeine alles hingebende Liebe, Treue ſchuldig zu ſeyn, ſich verbunden fühlte, ohne daß jemals in ihrer Bruſt der leiſeſte Wunſch aufgeſtiegen wäre, dieſe Bande zu Gunſten eines Andern zerreißen zu können.

Mehrere ehrenwerthe Männer bewarben nach und nach ſich um die Hand der ſchönen Tochter des reichen angeſehenen Meiſters Colantonio; Männer, denen dieſer als Vater wohl ſchwerlich ſeine Zuſtimmung würde verſagt haben, wenn er nicht früher durch ein halb im Scherz gegebenes Verſprechen, das ihm jetzt oft als eine unverzeihliche Uebereilung erſchien, ſich gefeſſelt gehabt hätte. Lauretta verfehlte bei ſolchen Gelegenheiten nie, ihren Vater daran zu erinnern, daß die dem Anton Solario geſetzte Friſt noch lange nicht abgelaufen ſey, und der alte Meiſter unterließ es ſeinerſeits auch nicht, ſich über dieſe Mahnung jedes Mal ſehr verdrießlich zu bezeigen; doch war es ihm kein rechter Ernſt mit ſeinem anſcheinenden Zürnen, denn auch ihm war und blieb ein gegebenes Wort ein heiliges, das er nie brechen konnte, wenn er gleich das Unbequeme davon empfand. Im Grunde ergriff damals Colantonio, war er auch deſſen ſich nicht klar bewußt, gern dieſen Anlaß, um die Trennung von der lieblichen Tochter ſo weit als möglich hinauszuſchieben, deren freundliche Nähe und Pflege ihm unbeſchreiblich wohlthätig war. Denn obwohl noch rüſtig und ſtark, ſo war er doch jetzt den Siebenzigen nahe, ſein Sohn Aniello hatte ihn verlaſſen, um auswärts den Frieden und das Glück zu ſuchen, dem er vergebens nachſtrebte, und ohne Lauretten wäre das Haus des Vaters jetzt völlig verödet geweſen.

Die Zeit verging, das zehnte Jahr ſeit Anton's Verſchwinden ſchlich langſam und unbemerkt herbei, bis endlich nur noch wenige Monate an dem Ablaufe des geſetzten Termins fehlten, ohne daß irgend eine Kunde von dem ferneren Daſeyn des jungen Mannes nach Neapel gelangt wäre. Sein Untergang, oder ſein Aufgeben des in der Gluth der Leidenſchaft aus Unkunde begonnenen Unternehmens, ſchienen vernünftiger Weiſe nicht mehr zu bezweifeln, und dem alten Colantonio wurde mit einem Male nichts wünſchenswerther, als ſein Verſprechen völlig gelöſet zu wiſſen, um nur nie wieder davon reden zu hören. In dem Maaße wie die Zeit herannahte, welche die Erfüllung dieſes Wunſches herbeiführen ſollte, nahm auch die Ungeduld des alten Meiſters zu; denn die letzten

Schritte zum Ziel dünken uns immer die mühevollſten zu ſeyn, und nie ſcheint das Schiff uns langſamer zu ſegeln, als wenn wir den lange erſehnten Hafen vor uns liegen ſehn.

Schon früher hatte zwar Colantonio es ſich oft als ein Glück gedacht, wenn er noch vor ſeinem Ableben die Tochter an der Seite eines würdigen Gatten verſorgt wiſſen könne, doch dieſer Gedanke war in ihm nie ſehr lebendig geworden, denn er fühlte ſich noch rüſtig genug, um auf dieſer Welt einer langen Reihe lebensfroher Jahre entgegenzuſehen. Doch nun bildete er ſich plötzlich ein, die Schwäche des Alters ſtärker als jemals zu empfinden, und der Wunſch, Lauretten vermählt zu ſehen, ſtieg in ihm bis zur Ungeduld. Das dem Antonio gegebene Wort geradezu brechen wollte er nicht, obgleich das Halten deſſelben unter ſolchen Umſtänden ihm faſt lächerlich vorkam; er glaubte aber einen für alle dabei Betheiligte genügenden Ausweg gefunden zu haben.

Er drang nämlich in Lauretten, ſich für einen der ſehr achtungswerthen Männer zu erklären, deren mehrere gerade in dieſer Zeit ſich um ihre Hand bewarben. Dabei ſchlug er ihr vor, die

Feier ihrer Vermählung bis zum Ablaufe des ohnehin ſehr nahen Tages zu verſchieben, an welchem es dem völlig verſchwundenen Anton Solario allenfalls noch vergönnt ſeyn könne, ſeine früheren Anſprüche an ſie geltend zu machen. Lauretta aber wollte von ſolchen Vorſchlägen nichts hören und nichts wiſſen; ſie beſtand darauf, das einmal gegebene Wort müſſe ohne alle ſpitzfindige Milderung, in ſeiner vollen Bedeutung erfüllt werden. Colantonio war in ſeinem Herzen derſelben Meinung, aber daß er dieſes ſeyn mußte, verdroß ihn innerlich ſehr, und er beſtritt den Ausſpruch der Tochter mit um ſo größerer Heftigkeit, da es dazu an eigentlich gültigen und triftigen Gründen ihm fehlte. Darüber wurde er immer mürriſcher und eigenſinniger, und die arme Lauretta verlebte jetzt manche traurige Stunde.

Während dieſe trüben Zuſtände im Hauſe des Malers vorwalteten, fuhr ſeine hohe Gönnerin, die Königin Giovanna, mit abwechſelndem Glücke fort, über Neapel das Zepter zu führen. Unerachtet aller Stürme, die von außen auf ſie eindrangen, und die von ſich abzuwehren ſie oft viele Mühe hatte, blieb dieſe Fürſtin dennoch in ihrem

Innern der Kunſt getreu, die ſie von Jugend auf geliebt hatte, und die ſie jetzt als den Troſt und Schmuck ihres Lebens kräftig beſchützte. Kein fremder Künſtler von Bedeutung durfte Neapel verlaſſen, ohne Beweiſe ihrer Huld empfangen, ohne die ehrenvollſte Aufnahme an ihrem Hofe erfahren zu haben, und ſo ließ denn Sr. Gianni Carracciolo, einer der vornehmſten Herren an demſelben, ſie eines Morgens um die Erlaubniß bitten, ihr einen Maler vorzuſtellen, der da wünſche, der Königin eines ſeiner Gemälde überreichen zu dürfen.

Der Unbekannte kam, begleitet von ſeinem Beſchützer. Nach den erſten Begrüßungsformeln zog er unter ſeinem Mantel die nicht große Tafel hervor, welche er mit feinem ſichern Anſtande vor der Königin aufſtellte. Das kleine Bild zeigte die Madonna mit dem Kinde, von lieblichen Engeln umſchwebt, die im Begriffe ſchienen, ſie als Königin der Himmel zu krönen. Es war ſchwer zu entſcheiden, was an dem Bilde lobenswerther ſey, die liebliche Erfindung oder die vollkommene Ausführung derſelben, und die Königin verweilte lange mit immer ſteigender Bewunderung davor.

Endlich wandte ſie den Blick auch auf den Ueberbringer des ſchönen Gemäldes. Mit Erſtaunen und einiger Verlegenheit, betrachtete ſie die hohe ſchöne Geſtalt des ihr völlig Fremden, und ihr Auge ging oft wechſelnd von ihm zu dem Bilde über, um dann wieder deſto länger auf ihm zu ruhen. Er ſchien in der kräftigſten Blüthe des reifen Mannesalters zu ſtehen, die ſchönen ausdrucksvollen Züge ſeines Geſichts waren ihr völlig unbekannt; ſeine nach der Sitte der damaligen Zeit reiche Kleidung beurkundete durch edle Einfachheit ſeinen feinen Geſchmack. Die ehrerbietige Unbefangenheit, mit welcher er die forſchenden Blicke der Königin ertrug, bewies, er ſey kein Neuling in der Welt der Großen; ſein ganzes Weſen, ſeine Haltung, ſprachen es aus, daß er bei möglichſter Beſcheidenheit, dennoch eines Bewußtſeyns innern Werthes ſich erfreue, welches überall und unter allen Umſtänden, ihn niemals das Gleichgewicht verlieren laſſen konnte.

Je länger die Königin den Fremden betrachtete, je weniger konnte ſie ſich erinnern ihn jemals geſehen zu haben; es lag etwas Peinliches in dieſem Gefühle, das durch ſein ununterbrochenes ehrfurchtsvolles Schweigen ihr noch peinlicher wurde. Endlich ſah ſie ſich genöthigt ihn um ſeinen Namen zu befragen, „damit ſie wiſſe," ſetzte ſie ſehr verbindlich hinzu, „wem ſie eigentlich eine ſo ſeltne und werthe Gabe zu verdanken habe."

Da beugte der Fremde vor der Königin das Knie, neigte tief und ehrfurchtsvoll das ſchwarzgelockte Haupt: „ich bin Anton Solario, der Klempner," ſprach er mit wohltönender vernehmlicher Stimme; und Sr. Gianni Carracciolo, an den Antonio, als einen ſeiner frühern Gönner, ſich bei ſeiner Rückkunft nach Neapel ſogleich gewendet hatte, beſtätigte die Wahrheit ſeiner Ausſage.

Nichts läßt dem Erſtaunen der Königin ſich vergleichen, außer ihre Freude, über die faſt unglaubliche Umwandlung ihres ehemaligen Schützlings. Sie beſtand darauf, gleich zur Stunde, von ihm ſelbſt, umſtändlich zu vernehmen, wie er es angefangen habe, ein ſolches Wunder zu bewirken; und Anton Solario fügte ſich ihrem Befehl, indem er, ohne alle Verwirrung, die Geſchichte ſeines Lebens ſeit er Neapel verlaſſen hatte, und ſeiner Wanderungen, in klaren deutlichen Worten ihr vortrug.

Sein richtiges Gefühl hatte zuerſt nach Rom, der uralten Wiege der Kunſt ihn geleitet. Dort hoffte er, einen der in jener Stadt lebenden berühmten Meiſter dahin zu bewegen, daß er ihn unter die Zahl ſeiner Lehrlinge aufnähme; doch bei ſeiner Ankunft daſelbſt, fand er alle Welt voll des Ruhmes des Meiſters Lippo Dalmaſio, der damals in Bologna, ſeiner Vaterſtadt, ſeine Werkſtatt aufgeſchlagen hatte. Der Name dieſes Günſtlings ſeiner Zeit wurde damals in Rom ſelbſt ſo überlaut geprieſen, daß beinahe alle andere darüber unbeachtet verhallten. Antonio ſuchte, durch die Anſicht der Werke dieſes Meiſters, ſich von deſſen Verdienſt um die Kunſt zu überzeugen, und das Herz ging ihm auf, bei dem Anblick der frommen Madonnenbilder, deren Urbild er in ſeinem eigenen liebeglühenden Gemüthe wiederzufinden glaubte, und die, nach dem Urtheil der damaligen Zeitgenoſſen und Antonio's eignem Gefühl, noch bis jetzt keiner in dieſer Himmelsglorie darzuſtellen gewußt hatte, als der geprieſene Meiſter Lippo Dalmaſio.

Um das Höchſte zu gewinnen, darf man weder Zeit noch Mühe ſparen, noch auf Umwegen es ſuchen, dachte Anton Solario, ergriff von neuem den Wanderſtab! und] eilte von Rom wieder fort, geradezu nach Bologna, wo er ſogleich den Meiſter aufſuchte, den er ſich zum Lehrer erkohren hatte.

Meiſter Lippo nahm ihn zwar freundlich auf, und hörte mit ſichtlicher Theilnahme den Jüngling an, der mit feuriger Beredſamkeit darauf drang, in die Zahl ſeiner Schüler aufgenommen zu werden; doch nachdem dieſer ſich ausgeſprochen hatte, rieth er ihm zugleich recht väterlich von ſeinem gewagten Unternehmen ab, und ermahnte ihn, bei ſeinem einmal gründlich erlernten Handwerke zu bleiben.

„Du haſt das fünfundzwanzigſte Jahr ſchon hinter Dir,“ ſprach der Meiſter zu Antonio, „und biſt zu alt; um erſt jetzt der Kunſt Dich zu weihen. Wer dieſes mit Gelingen will, muß ſchon in früher Jugend den hohen Stufen ihres Tempels zugeführt werden. Geiſt, Leben, innerer Trieb zum Guten, Hohen und Schönen, ſprechen zwar aus Deinen Augen mich an; ich glaube, mein Sohn, daß der helle Funke göttlicher Begeiſterung in Deiner Bruſt lodert, der allein den Künſtler zu ſeinem Werke beſeelen kann, und daß Du von der Natur zu etwas Höherem beſtimmt wurdeſt, als zu dem Geſchäfte, welches Du bis jetzt getrieben haſt. Aber es iſt zu ſpät, um jenen Funken zur hellen leuchtenden Flamme anzufachen. Ewig wird das bloß Mechaniſche unſerer Kunſt Dir entgegen ſtreben, wenn gleich ihr Geiſt auf Dir ruht. Du wirſt den äußern Schwierigkeiten unterliegen, die gegen Dich aufſtehen werden; nie kann Deine, durch das Bearbeiten ſpröder Metalle ſchwer gewordene Hand den Pinſel und den Zeichenſtift mit Leichtigkeit führen lernen; nie wirſt Du als Mann Dir alle die Vorkenntniſſe erwerben, welche der Knabe, bald gezwungen, bald ſpielend, leicht erlernt. Darum folge meinem wohlgemeinten Rath und ſtehe von Deinem Vorhaben bei Zeiten ab.“

„Laßt es mich nur verſuchen, Herr,“ bat Antonio. „Glaubt mir, mein Glück auf Erden, vielleicht meine Seligkeit im Himmel ſtehen hier auf dem Spiele. Treibt mich nicht der Verzweiflung zu. Verſucht es mit mir. Schickt mich fort, verſtoßt mich, ſobald Ihr es erprobt habt, daß kein Gelingen mein eifriges Bemühen jemals lohnen kann: aber thut es nicht auf den bloßen Schein hin, thut es nicht, Herr!“

Meiſter Lippo ließ ſich endlich erbitten, und Antonio begann, mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung, unter deſſen Anleitung das Zeichnen zu erlernen. Raſtlos arbeitete er, nicht nur ſo lange die Sonne am Himmel ſtand, ſondern auch bei Nacht, ohne ſich mehr Ruheſtunden zu gönnen, als er deren zur Erhaltung ſeines Lebens bedurfte. Er brachte oft ganze Nächte damit zu, die durch ſein ehemaliges Handwerk etwas ſteif gewordene Hand zu üben, um ihr die zur Führung des Pinſels nothwendige Gelenkigkeit und Leichtigkeit zu erwerben. In kurzer Zeit war es nicht mehr die Liebe zu Lauretten allein, die zu allem dieſen ihn unwiderſtehlich trieb, ächte heiße Liebe zur Kunſt, vereinte ſich mit jener erſten mächtigſten Triebfeder ſeines Geſchicks, und beide verſchmolzen in ſeinem Innern zu einer einzigen hell leuchtenden Flamme, die ſein ganzes Weſen, es veredelnd, durchglühte.

Lippo Dalmaſio ſah mit innigem Wohlgefallen dem eifrigen Streben ſeines Schülers zu. Nach einiger Zeit nahm er das über ihn früher ausgeſprochene Wort freiwillig zurück, und ermahnte ſelbſt den alle ſeine Erwartungen übertreffenden Jüngling bei der Kunſt zu bleiben, und die Bahn nicht wieder zu verlaſſen, auf der er ſo große, in ſeinem Alter beiſpielloſe Fortſchritte machte. In kurzem brachte Anton Solario es dahin, daß der

Meiſter ihn ſeinen minder fleißigen Schülern als ein der Nachahmung würdiges Beiſpiel vorſtellte, und im Verlaufe weniger Jahre, während deren er vom Zeichnen zum Malen überging, war ſogar die ganze Stadt Bologna ſeines Ruhmes voll. Alle Kenner der Kunſt prieſen den ehemaligen Klempner, als den würdigſten Schüler des trefflichen Meiſters Lippo Dalmaſio: denn die früheren Geſtaltungen ſeines Lebens waren auch in Bologna bekannt geworden, und erhöhten die Bewunderung, die ſeinem Talente und ſeinem Fleiße gezollt wurde.

Antonio blieb ſechs bis ſieben Jahre lang in der Werkſtatt ſeines Meiſters, und arbeitete mit nie ablaſſendem Fleiße, und immer ſteigendem Gelingen. Zuweilen half er dieſem bei größern Arbeiten, oft auch copirte er deſſen vorzüglichſte Gemälde, und verſuchte ſich mitunter im Ausführen eigner Erfindungen. Nach Verlauf dieſer Zeit, nahm Antonio mit dankerfülltem Gemüthe Abſchied von dem freundlichen Meiſter, und beſchloß ganz Italien zu durchziehen, um alle Einſeitigkeit bei ſeiner künſtleriſchen Bildung zu vermeiden, und auch andere ihm gleichzeitige Meiſter kennen zu lernen, deren Ruhm damals die Welt erfüllte, und deren einſt hochgefeierte Namen jetzt beinahe nur dem gelehrten Kenner der Geſchichte der Kunſt noch bekannt ſind, als Lippo Fiorentino, Lorenzo di Vicci, Galaſſo dal Prado. Alle dieſe, und noch mehrere, ſuchte er in ihren Werkſtätten auf, beobachtete ihre, in manchen Stücken von der ſeinen abweichende Art zu malen, und lernte von Allen, bald worin er ihnen folgen, bald was er vermeiden müſſe, um nicht in ihre Fehler zu verfallen. In Venedig machte er die Bekanntſchaft der damals hochgefeierten Brüder Vivarini, und da er ſelbſt in der Künſtlerwelt immer bekannter wurde, ſo fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, in vielen Städten Italiens Kunſtwerke von ſeiner Hand zu hinterlaſſen, die ihm Gold und Ehre einbrachten.

So vereinigte er ſich in Rom mit Victor Piſano und Gentile da Fabriano, die beide damals auf Befehl des Papſtes Martin des Fünften, die Kirche S. Giovanni in Laterano ausmalten, und lange Jahre nach Anton Solario's Tode erkannten Meiſter und Kenner der Kunſt, an der ſeinen Werken eignen Lebendigkeit und Wahrheit, in jener Kirche noch die Köpfe und Geſtalten, die ſein Pinſel geſchaffen hatte. Der berühmte Lucca Giordano, mit dem Beinamen Fa Preſto, ſtellte ſie, ſowohl in Hinſicht des Ausdrucks als der Behandlung, den Werken des Matteo von Siena zur Seite, deſſen vortrefflich gemalter bethlehemitiſcher Kindermord zu Formello, noch nach dreihundert Jahren im friſcheſten Farbenglanz prangte.

Mit großer Theilnahme und ungeſtörter Aufmerkſamkeit, hörte die Königin von Neapel der Erzählung des Anton Solario zu, und ihre Fragen bewogen ihn manches zu ſagen, was ſeine Beſcheidenheit vielleicht unterdrückt haben würde. Am Ende geſtand er ihr offen und frei, daß die Liebe zu Lauretten allein ihm die Ausdauer gegeben habe, deren er, beſonders Anfangs, bedurfte, um ſo große und viele Schwierigkeiten, die ſich ihm entgegenſtellten, zu überwinden.

„Noch immer,“ rief er mit hoher Leidenſchaftlichkeit, „noch immer glüht das Feuer jener Liebe in der Bruſt des reifen Mannes, die einſt den Jüngling entzündete, in unauslöſchlicher Flamme; und iſt Lauretta mir verloren, ſo bin ich es ſelbſt, und kein Gut auf Erden, nicht Reichthum, nicht Ehre, ſelbſt nicht die Gnade meiner Königin, kann jemals Troſt mir gewähren.“

Frauen, welches Standes und Alters ſie ſeyn mögen, ſind geborne Beſchützerinnen jeder treuen heißen Liebe, und freuen ſich ihrer, auch wenn ſie nicht ſelbſt der Gegenſtand derſelben ſeyn können. Daher war auch die Königin Giovanna weit davon entfernt, dem Maler dieſen, gegen die Hofetikette anſtoßenden, Ausbruch ſeiner Leidenſchaft zu verübeln. Sie ſuchte im Gegentheil ihn mit der ihr eigenthümlichen Milde tröſtend zu erheben, indem ſie ihn mit den beſten Nachrichten von der Geliebten erfreute, und ſeinen, jetzt ſo nah am Ziele faſt ſinkenden Muth, dadurch wieder belebte. Doch verſchwieg ſie ihm dabei die mit dem Alter zunehmende argwöhniſche und verdrießliche Stimmung des alten Colantonio nicht, die dieſen leicht auf den Gedanken bringen könne: es walte hier ein Betrug vor, und Anton Solario habe dieſes Madonnen-Bild gar nicht, oder wenigſtens nicht ohne Anderer Hülfe gemalt. Um hier jeder möglichen Einwendung von Seiten des Vaters der ſchönen Lauretta zuvorzukommen, beſchloß die Königin daher, ihr eignes Bild von dem neuen Maler malen zu laſſen, um dann ſelbſt als Augenzeuge für ihn auftreten zu können. Zugleich aber forderte ſie von ihm, daß er, bis zur Vollendung ihres Portraits, ſich in dem Hauſe ſeines ehemalichen Beſchützers und jetzigen Freundes, des Sr. Gianni Carracciolo, in tiefer Verborgenheit halten ſolle, ſo daß niemand ſein Daſeyn vermuthen könne. Dieſer Aufſchub der endlichen Entſcheidung ſeines Geſchicks war freilich eine harte Aufgabe für den armen Antonio; doch es gab hier keinen Ausweg für ihn, und ſo ergriff er die klügſte Partie, und fügte ſich mit anſcheinender Willigkeit in die Anordnungen ſeiner hohen Beſchützerin.

In möglichſter Eile fing er die ihm aufgetragene Arbeit an, bei der Liebe, Dankbarkeit und Hoffaung ihn beſeelten. Die Farben auf ſeiner Palette ſchienen faſt von ſelbſt ſich zu ordnen und zu miſchen, der Pinſel in ſeiner Hand Leben zu gewinnen; wonnetrunken, in ſeligem Entzücken, ſah er das ſchnelle Fortſchreiten ſeiner Arbeit, das ihm ſelbſt bald wie durch ein Wunder bewirkt erſchien, und nach wenigen Tagen lächelte in ſprechender Aehnlichkeit, verklärt in Anmuth und Würde, das Bild ſeiner ſchönen Königin von der Tafel ihn an.

Beide Gemälde des Anton Solario wurden jetzt in dem Zimmer der Königin im beſten Lichte aufgeſtellt, Meiſter Colantonio wurde herbeigerufen, er kam und fand die Königin allein.

„Ich habe Euch zu mir beſchieden, Meiſter,“ ſprach ſie, „um Euer Urtheil über dieſe beiden Gemälde zu vernehmen; betrachtet ſie genau, nach allen Regeln der Kunſt, und ſagt mir dann, ob dieſer uns bisher unbekannte Maler es verdient, daß ich ſeiner mich annehme und ihm Beſchäftigung gebe.“

Der alte Meiſter blieb lange bei jeder von beiden Tafeln ſtehen, dann ging er wechſelsweiſe von einer zu der andern über, er betrachtete jede mit immer ſteigender Aufmerkſamkeit. Sein Blick war ernſt, beinahe finſter, er murmelte leiſe vor ſich hin, wie er wohl zu thun pflegte, wenn ihn etwas ſehr beſchäftigte; doch kein verſtändliches Wort kam über ſeine Lippen, und der Königin fing an, vor ſeiner Entſcheidung bange zu werden, denn ſeine Züge wurden immer ernſter, und ſeine Unterſuchung der beiden Tafeln ſchien gar kein Ende nehmen zu wollen.

„Nun ſo ſey doch der Herr des Himmels und ſeine Heiligen gelobt,“ brach er endlich mit zuſammengeſchlagenen Händen los, „daß meine alten Augen, ehe ſie ſich ſchließen, noch den Troſt haben zu ſehen, daß auch nach meinem Hinſcheiden die edle Kunſt in dieſem großen herrlichen

Meiſter eine Stütze haben wird, der ſie wahrlich nicht wieder wird zu Grunde gehen laſſen. Lange, lange habe ich nicht an etwas ſo ganz Erfreulichem mich gelabt, als heute an dieſen trefflichen Bildern.“

„Dieſen Meiſter würdet Ihr alſo ohne Bedenken zum Schwiegerſohn annehmen, Freund Colantonio?“ fragte lächelnd die Königin.

„Bedenken! was wäre dabei zu bedenken?“ rief der alte Meiſter, noch immer in Betrachtung der beiden Gemälde vertieft. „Wäre der edle Maler nur zur Stelle und verlangte meine Tochter! Und wäre Lauretta nur nicht ſo eigenſinnig und beſtände nicht darauf, daß ich bis zur letzten Minute der geſetzten Friſt das einem verrückten jungen Thoren geleiſtete alberne Verſprechen halten ſoll, welches ich in Eurer Majeſtät Gegenwart vor zehn Jahren geben mußte! Der Menſch iſt verſchollen, völlig verſchollen, wahrſcheinlich längſt eine Beute der Würmer, denn ſeit allen den zehn Jahren ließ er keine Sylbe wieder von ſich hören; und doch beſteht Lauretta darauf, ihm die gelobte Treue halten zu wollen. Nun Gott Lob! die ihm geſetzte Friſt naht innerhalb dieſer Woche ihrem Ende.“

Die Thüre des Nebenzimmers ſprang jetzt auf, und gefolgt von ſeinem Freunde Carracciolo, der ihn vergebens aufzuhalten ſuchte, ſtürzte Anton Solario herein; zitternd, erglühend, athemlos ſtand er vor dem erſtaunten, halb erſchrocknen Alten, der ihn nicht erkannte.

„Ich bin es,“ rief Anton, ſobald er vor innerer Bewegung ſprechen konnte, „ich bin es, Meiſter, o ſeht gütig mich an, ich bin Anton Solario der Klempner, und auch jener Maler.“

Der alte Meiſter konnte weder glauben noch faſſen, was er ſah und hörte, obgleich ſowohl die Königin als Carracciolo es ihm zu erklären und durch ihr Zeugniß zu beſtätigen ſuchten; er ſchüttelte halb erzürnt das eisgraue Haupt, als dächte er, man wolle ſeiner ſpotten. Doch jetzt trat auf heimliches Veranſtalten der Königin auch Lauretta in das Zimmer, und ihr ſtummes Zeugniß ſprach lauter für den glücklichen Antonio, als die Worte ſeiner Beſchützer es vermochten. Des ſchönen Mädchens freudiges Erſchrecken, ihr Erbleichen, ihr Erröthen bezeugten deutlich, daß ſie die Einzige ſey, die ihn bei'm erſten Anblick für den, der er war, wieder erkannte. Antonio's ganzes Weſen, ſein edler Anſtand, ſeine männlich ſchöne Geſtalt, ſo ſehr ſie auch von dem abwichen, was er früher geweſen, waren der Geliebten ſeines Herzens nicht fremd; ſo hatte ſie in wonnigen Jugendträumen ihn geſehen. In den Veränderungen, welche die Zeit herbeigeführt hatte, unterſchied ihr Auge noch immer die Urform ſeiner edlen ſchönen Züge, und ſein Name entſchwebte halb ausgeſprochen ihren Lippen, während ſie erbebend in ſüßer Wonnetrunkenheit vor ihm ſtand. Antonio war bei ihrem Eintritt auf das Knie geſunken, er ſtreckte zitternd die Arme nach ihr aus, aber er wagte es nicht ihre Hand zu berühren, und die mächtigen Schläge ſeines Herzens hemmten ihm die Sprache.

Während der Stille, die bei Laurettens Eintritt ſich im Zimmer verbreitete, hatte der alte Meiſter Colantonio auch wieder einige Faſſung erlangt, ſeine Zweifel ſchwanden, ſein Geſicht erheiterte ſich. Mit feierlichem Anſtand ſchritt er jetzt auf ſeine Tochter zu, faßte ihre Hand und führte ſie dem vor innerer Seligkeit faſt bewußtloſen Anton Solario zu.

„Steh auf, mein edler Sohn, mein würdiger Nachfolger und Gefährte auf der Bahn der Kunſt, ſteh auf und nimm endlich den Lohn Deiner ſeltnen Treue und Liebe, Deiner unerhörten Ausdauer, Deines eben ſo unerhörten Gelingens, im Vollbringen deſſen, was unmöglich ſchien.“ So ſprach der Alte, indem er beider Hände vereinte. Dann wandte er ſich zur Königin. „Eure Majeſtät war Zeuge meines Verſprechens, ſie ſey auch Zeuge, daß ich es erfülle. Nicht dem Klempner Anton gebe ich die Hand meiner Tochter, ich gebe ſie dem großen Meiſter Anton Solario, ich gebe ſie ihm mit Freuden, ich vermähle ſie der Kunſt dieſes edlen Malers, nicht dem niedern Stande, in dem er geboren wurde.“

„Und dennoch,“ ſprach die Königin, „ſoll das ihn ehrende Andenken an dieſen Stand nimmer vergehen. Er führe von nun an bis in die ſpäteſten Zeiten, als ein Ehrenzeichen, den Beinamen des Herumſchweifenden, zum Andenken der beſchwerlichen Wanderungen, die er, von heißer Liebe getrieben, unternahm, und alles Schweren, das er bekämpfte und rühmlich beſiegte, um endlich am Ziele, mit Glück und Ehre gekrönt, zur Freude der Welt dazuſtehn.“

Und ſo hieß denn der glückliche Maler von Stund an Antonio Solario, il Zingaro, wie ihn die Königin benannt hatte, ein Wort, mit dem man jetzt im gewöhnlichen Leben nur die Zigeuner bezeichnet. Er wird in den Annalen der Kunſt ſo genannt werden, wenn alle Werke, die ſeine Meiſterhand erſchuf, längſt vollends dem Untergange übergeben ſind.

Der alte Meiſter Colantonio del Fiore war noch eine lange Reihe von Jahren hindurch, ein fröhlicher Augenzeuge des Glückes ſeiner Kinder, die in Anſehen, Wohlhabenheit und nie geſtörtem häuslichem Frieden, liebend und geliebt an ſeiner Seite lebten, bis er, neunzig Jahre alt, in ihren Armen das müde Haupt zum ewigen Schlummer niederlegte. Seine hohe edle Freundin, die Königin Giovanna, war ihm ſchon vorangegangen in das Land, von wo noch kein heimkehrender Wanderer uns Kunde gebracht hat; aber ihr Nachfolger, König Alfons der Erſte, hatte ebenfalls den alten Meiſter im Leben geehrt, und ehrte ihn auch noch im Tode, indem er mit fürſtlicher Pracht ihn zur Gruft geleitete. Seine Kinder bezeichneten mit einem, ſeinem Verdienſt um die Kunſt würdigen Denkmal, die Stelle wo ſeine Gebeine in der Kirche zu St. Domenico ruhten, das aber leider in dem furchtbaren Erdbeben des Jahres 1446 unterging. So iſt zwar der Ort, wo es geſtanden hat, nicht mehr zu finden, aber der Name des Meiſters Colantonio del Fiore lebt noch bei der Nachwelt in Ehren, wenn gleich der Marmor zerſtäubte, der ihn ihr erhalten ſollte.

Auch Anton Solario erreichte ein hohes glückliches Alter, er vollendete Vieles und Großes. Die berühmteſten ſeiner Werke ſchmückten Paläſte und Kirchen in der Stadt Neapel, wo manches Erzeugniß ſeines Pinſels noch in unſern Tagen zu finden iſt. Er erreichte das drei und ſiebenzigſte Jahr an der Seite ſeiner hochgeliebten Lauretta, und hinterließ viele Kinder in großem Wohlſtande; doch ihre Namen kamen nicht auf die Nachwelt, denn keines von ihnen folgte dem Vater auf der Bahn der Kunſt. Aber Anton Solario bildete in ſeiner Werkſtatt mehrere Schüler, die ehrenvoll aus derſelben hervorgingen, und ſeinen Namen weit umher in der Welt verbreiteten. Er erlebte ſelbſt noch die Freude, einige von ihnen mit großem Gelingen, als geachtete Meiſter auftreten zu ſehen, und mit ihnen vereint dem hohen Ziele zuzuſtreben, das ſeinem innern Sinne vorſchwebte, und das erſt Raphael von Urbino, faſt hundert Jahre ſpäter, erreichte. Die berühmteſten ſeiner Schüler waren die beiden Brüder Pietro und Polito del Donzello, die auch ſeinem Herzen am nächſten ſtanden, und die, ſo wie Laurette durch Liebe, durch treue Freundſchaft das Leben des glücklichen Malers verſchönerten.

Wohl hatte Schiller Recht, indem er ſang: „Alles wiederholt ſich nur im Leben!“ denn faſt gleichzeitig mit Antonio Solario in Neapel, ſchuf die heiße Liebe zu einem ſchönen Mädchen, auch in Antwerpen den Grobſchmidt Quintin Meſſys zum Maler um. Die Geſchichte und der Name dieſes Niederländers ſind, beſonders in der neueren Zeit, in Deutſchland allbekannt geworden, während man von Anton Solario, genannt il Zingaro, weit weniger ſpricht. Das Leben des Letztern, das hier in ſeinen Grundzügen mit geſchichtlicher Treue dargeſtellt iſt, zeichnet ſich indeſſen durch größere, romantiſchere Verhältniſſe, vor dem des Quintin Meſſys aus. Beide bezeichnen die Natur und die Eigenthümlichkeit ihres Landes und ihres Volkes auf das beſtimmteſte, ſie ſind einander ähnlich und unähnlich, wie der Nord es dem Süden iſt.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Drei und zwanzigſter Band.

BIBL
VNIVERS.
LIP

Claire. — Der Schnee.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1 8 3 1.

Claire.

In jenen Tagen, als Ludwig der vierzehnte den Thron ſeiner Väter beſtieg, lebte in der uralten Abtei Pareclet eine Aebtiſſin aus dem edlen Hauſe der Rochefoucaults. Bäume, deren erſtes Aufkeimen vielleicht noch Heloiſens Thränen benetzten, umrauſchen das ehrwürdige, von tiefer Waldeinſamkeit umgebene Gebäude, das, trüben Erinnerungen geweiht, nur ſelten von einem Laut aus der fernliegenden Außenwelt berührt wird. Dieſe würde ſogar, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von deſſen Daſeyn wenig wiſſen, hätten nicht Heloiſens, in Liebesfeuer glühende Klagen, dem Schauplatz ihrer Leiden wie ihrem trüben Geſchick, eine traurige, bis zur fernſten Nachwelt dringende Berühmtheit verliehen.

Der Aebtiſſin, von welcher wir ſprechen, war ein glücklicheres Loos gefallen, als ihrer berühmten, ſchon damals ſeit vielen, langen Jahren, von dem düſtern Traum ihres Daſeyns im Grabe ausruhenden Vorgängerin. In früher Jugend, lange vorher, ehe die Stürme des Lebens ſie ergreifen konnten, hatte ein tief empfundener unverkennbarer Beruf, in dieſes heilige Aſyl ſie getrieben, nie ein Hauch wilder Leidenſchaftlichkeit den ſtillen, heiligen Frieden ihrer Bruſt getrübt. Die Heiterkeit eines mit ſich, Gott und der Welt einigen, zufriedenen Gemüths, leuchtete aus ihrem hellen ruhigen Auge, anſpruchsloſe Würde begleitete jede ihrer Bewegungen; nie und nirgend erſchien ſie dem kleinen Kreiſe, der ihr unterthan war, als ſtrenge Gebieterin, und ihre Nonnen hingen deshalb mit wahrhaft kindlicher Liebe an der edlen Frau, die wohl mit Recht hochehrwürdig genannt zu werden verdiente. Die Armen der Umgegend verehrten ſie gleich einer Heiligen, und auch die ihr ſo fern liegende, glanzerfüllte große Welt, ihr durch mancherlei Familienbande verbunden, nannte ihren Namen mit ungeheuchelter Hochachtung und Ehrfurcht. Ihre edlere Natur machte den eitlen Prunk einer geiſtlichen Fürſtin ihr entbehrlich, mit dem, beſonders in jener Zeit, die Meiſten ihres Ranges und Standes ſich umgaben; ſie hielt im Gegentheil ſtrenge darauf, daß keinem bei ihr

Hülfe-Suchenden der Zutritt zu ihr erſchwert werde; ihr Sprachzimmer ward zu jeder Stunde des Tages allen geöffnet, die bei ihr vorgelaſſen zu werden verlangten; war es, um in wichtigen Angelegenheiten ſich Raths zu erholen, oder ein tiefverborgnes Leid ihr zu klagen. Alle gingen getröſtet, erhoben, ermuthigt, von ihr hinweg, und die Armen, die anderer als blos geiſtiger Wohlthat bedurften, fanden ihre milde, freigebige Hand ſtets zu willigen, reichlichen Spenden geöffnet.

Eines Abends, als die, in dieſem dunkeln Thale früher einbrechende Dämmerung, bereits anfing der Nacht weichen zu wollen, und die Kloſterpforte eben geſchloſſen werden ſollte, meldete ſich noch an dieſer eine Frau mittleren Alters, von ſchlichtem bürgerlichem Anſehen. Sie ſchien, zufolge ihrer Tracht, aus einer der entfernteren Provinzen Frankreichs zu kommen, führte ein kaum ſechsjähriges Mädchen an der Hand, und bat auf das dringendſte ſogleich bei der Aebtiſſin Zutritt zu erhalten, der ihr auch, ohnerachtet der ungewöhnlich ſpäten Stunde ohne Aufenthalt, und zwar in dem eigenen Zimmer derſelben, gewährt wurde. Denn die Aebtiſſin pflegte, zu Gunſten ſpät anlangender Reiſenden, gerne von der gewohnten Kloſterregel abzugehn, da ſie wohl bedachte, daß die gewöhnlich ſehr beſchränkte Zeit derſelben ihnen jedes durch Warten verurſachtes Verweilen doppelt beſchwerlich machte.

„Hochwürdige Mutter!“ ſprach die Fremde nach den erſten Begrüßungsformeln, „ich komme, im Namen des Vaters deſſelben, dieſes Kind Eurer Gnade und Eurem heiligen Schutze zu empfehlen. Nehmt es gütig auf, laßt es fern von der ſündigen verlockenden Welt, in dieſen geheiligten Mauern heranwachſen, und unter frommen, chriſtlichen, gottgefälligen Uebungen ſich zu dem heiligen Berufe vorbereiten, deſſen edelſte Zierde Ihr ſeyd. Behaltet es in Eurer frommen, beglückenden Nähe, bis es unter Euern Augen das Alter erreicht, in welchem ihm vergönnt ſeyn wird, als eine reine Braut Gottes, das heilige Gelübde am Altare abzulegen, das allein gegen alle Stürme und Gefahren des Lebens ſicher ſtellen kann, damit es dereinſt nach dieſer Zeitlichkeit würdig befunden werde, neben Euch, unter den Heiligen vor Gottes Throne zu ſtehen.“

Die Aebtiſſin hörte, nicht ohne Verwunderung, dem etwas gezwungenen Vortrage der Fremden zu, der, ohnerachtet ſeines frömmelnden, ihr perſönlich ſchmeicheln ſollenden Tons, keinen ganz vortheilhaften Eindruck auf ſie machte. Das kleine Mädchen hatte ſich indeſſen zu ihr heran geſchlichen, hatte mit ſeinen Händchen das glänzende Kreuz ſpielend gefaßt, das ſie als Abzeichen ihrer Würde trug, und blickte mit einem Paar großer, klarer Augen, aus denen Freude und Lebensluſt leuchteten, lächelnd zu ihr auf.

„Und wer iſt der Vater, der es über das Herz bringen könnte, ein ſo anmuthiges, liebliches Weſen aus ſeiner Nähe zu verbannen, um es in ſo früher Jugend einem ernſten Berufe zu weihen, zu welchem es ſpäterhin vielleicht wenig Anlagen entwickeln möchte?“ fragte die Aebtiſſin. „Obgleich ich ſelbſt dem heiligen Stande mich ſehr jung gewidmet habe, in welchem ich einzig mein Glück zu finden bewußt war, ſo bin ich doch keineswegs geneigt, ſolche vorzeitige Entſcheidungen über die ganze Zukunft eines Menſchenlebens zu befördern, oder durch meine Zuſtimmung zu begünſtigen. Ich weiß, wie verſchieden Gott ſeine Gaben unter den Kindern der Menſchen vertheilt; einige werden für die Welt, andere zu einem ſtillen kontemplativen Leben in ſeinem Dienſte berufen. Und warlich, die Erſteren werden dereinſt in nicht geringerer Herrlichkeit vor ſeinem Throne ſtehen, als wir Kloſterleute, wenn ſie, alle Welthinderniſſe überwindend, auf der Bahn des rechten Weges zu ihrem Heil beharren. Ihr Verdienſt dabei iſt vielleicht größer als das unſrige, da unſere Abgeſchiedenheit uns den Kampf mit den Verſuchungen zum Böſen, ſo wirkſam erleichtert.“

„Der Vater des Kindes iſt ein Herr von Milay, ein wenig begüterter Edelmann aus der Gegend von Aix-la-Chapelle,“ erwiderte die Fremde. „Bei ſehr beſchränktem Vermögen hat er mehrere Söhne zu verſorgen. Er ſieht ſich gezwungen, ein Kloſter als den einzigen anſtändigen Zufluchtsort ſeiner völlig unbemittelten Tochter zu betrachten, und wünſcht daher dieſe von Kind auf an den Stand zu gewöhnen, zu welchem ein vielleicht hartes Geſchick ſie nun einmal beſtimmt zu haben ſcheint. Nehmen Sie die Kleine auf, weigern Sie ſich nicht länger, hochwürdige Mutter!„ ſetzte die Fremde demüthig flehend hinzu, „glauben Sie feſt, ihr Schickſal iſt unwiderruflich beſtimmt, ſchicken

Sie uns nicht unerhört fort, um von Kloſter zu Kloſter zu wandern, bis wir eines finden, das die arme kleine Claire aufnehmen will.“

„Bitte, nimm mich, o nimm mich, ich bin ſo ſehr müde!“ bat ſchmeichelnd das Kind, indem es mit beiden Aermchen den Nacken der Aebtiſſin zu umklammern verſuchte, um ſich auf ihren Schoos zu ſchwingen.

Die rührende Unſchuld des Kindes, die Furchtloſigkeit, mit der es ſich ihr liebkoſend näherte, erfüllten das Herz der ehrwürdigen Frau mit Wehmuth und liebevoller Sorge. Sie überlegte, wie leicht der Zufall das Geſchick des verlaſſenen, hülfloſen Weſens in weniger freundliche Hände legen könne, als die ihrigen es waren, und gab endlich den immer dringender werdenden Bitten ſeiner Fürſprecherin in ſo fern nach, daß ſie verſprach, es bei ſich behalten zu wollen. Die fremde Frau überſchüttete ſie dafür mit einem Schwall beredter Dankſagungen, legte noch einen ſchweren Beutel mit Gold, zur Ausſteuer der kleinen Claire bei ihr nieder, als das Einzige, was der Vater im Stande ſey, für ſein Kind zu thun, und eilte dann ſich zu entfernen, um, wie ſie ſagte, den über das Geſchick ſeiner Tochter tief bekümmerten Herrn von Milay, ſo bald als möglich zu beruhigen. Die Einladung der Aebtiſſin, wenigſtens dieſe Nacht im Kloſter zu weilen, wurde zwar demüthig, aber mit vieler Beſtimmtheit von ihr ausgeſchlagen.

So war denn die kleine freundliche Claire, plötzlich eine Bewohnerin des düſtern Kloſters Paréclet geworden. Sie gewöhnte ſich ſehr bald an die dunkeln Zellen, an die langen ſchauerlichen Kreuzgänge, und war und blieb, mitten unter den ernſteſten Umgebungen, ein glückliches, fröhliches Kind. Spiel und Unterricht füllten wechſelnd ihre Stunden aus, auch mangelte es ihr dabei nicht an einer Gefährtin, denn eine junge Verwandtin der Aebtiſſin, welche etwa zwei Jahre älter als Claire war, theilte beides mit ihr. Dieſe, die einzige Tochter ſehr vornehmer, reich begüterter Eltern, hieß Aurora, und mußte, nach damaligem Gebrauch, einige Jahre in einem Kloſter verleben, um dort, vor ihrem Eintritt in die große Welt ihre Erziehung zu vollenden. Beide Kinder wurden von der Aebtiſſin und den Nonnen ſo völlig gleich behandelt und erzogen, als wären ſie Schweſtern, obgleich ihre Ausſichten in die Zukunft himmelweit von einander abwichen. Auroren, der Tochter eines Düc und Pairs von Frankreich, ſtrahlte, am Ausgange des Kloſters, die Welt mit aller ihrer Pracht und Herrlichkeit in blendendem Glanze entgegen, während der armen Claire nur die Wahl zwiſchen dieſem und andern Klöſtern ſich bot, um freudlos und einſam ihr ungenoßnes Daſeyn in unzugänglich tiefer Stille zu begraben.

Die junge Herzogstochter hatte indeſſen, aus ihrem früheren Leben bei ihrer Mutter, der Erinnerungen genug mit ſich in die klöſterliche Stille gebracht, um aller der Vorzüge ſich deutlich bewußt zu ſeyn, mit denen Glück und Zufall ſo verſchwenderiſch ſie überſchüttet hatten. Das Uebergewicht, welches Rang und Reichthum gewähren, war ihr keinesweges unbekannt, und, ſobald ſich die Gelegenheit dazu bot, wußte ſie recht gut, es gegen ihre immer nachgebende Geſpielin geltend zu machen, deren ſanftes Naturell, ſich leicht und willig zu all' den kleinen Opfern verſtand, welche Aurora oft mit gebieteriſchem Uebermuth verlangte.

Claire war zwar viel zu unbekannt mit der

Welt, um den Grund einzuſehen, auf welchem Aurora ihre höheren Anſprüche fußen ließ, ſie war daher auch weit davon entfernt, ihn anzuerkennen, aber ihr weiches Gemüth, das der Liebe nicht entbehren konnte, trieb ſie zur innigſten Anhänglichkeit an das einzige Weſen ihres Alters, mit dem ſie in traulicher Verbindung lebte. Sie konnte es nicht laſſen, alles für daſſelbe mit Freuden zu thun und zu dulden, und dieſes ihr ſanftes, gefälliges Betragen verfehlte nicht, einigen Eindruck auf die früh verwöhnte Aurora zu machen; ſie faßte wirklich eine Art Neigung zu ihrer ſtets freundlichen Geſpielin, und bildete in manchen Augenblicken ſich ſogar ein, ſie herzlich zu lieben. Beiden vergingen in heiterer friedlicher Eintracht die Jahre der Kindheit, bis ganz unmerklich die Zeit ſie beſchlich, in der Aurora aus dem Kloſter genommen werden ſollte, um in die große Welt eingeführt zu werden.

Die Trennung von der einzigen Geſpielin, war der erſte tiefe Schmerz, den Claire bis jetzt empfunden hatte, doch Aurora, berauſcht vom Vorgefühl der Freuden, denen ſie entgegen ging, war weit davon entfernt ihn mit ihr zu theilen. Sie wand in der Abſchiedsſtunde ſich eilend aus den Armen der troſtlos Weinenden, ſchien gar nicht daran zu denken, wie ſo ganz vereinſamt die arme Claire nun zurückbleiben müſſe, und nahm ſich nicht Zeit, ihr ein Paar tröſtende Worte zum Abſchiede zu ſagen; kaum daß ſie dieſelbe des leicht hingeworfenen Verſprechens würdigte, auch in der Ferne zuweilen ihrer zu gedenken. Das junge Köpfchen war über die ſie erwartenden Herrlichkeiten völlig ſchwindelnd geworden, ſo daß ihr Herz, wenn Aurora wirklich ein ſolches beſaß, darüber gar nicht zur Sprache kommen konnte, und Claire wurde durch dieſes gleichgültige Benehmen ihrer Jugendfreundin noch tiefer und ſchmerzlicher verletzt, als ſelbſt durch das Scheiden von der Einzigen, mit der ſie bis jetzt jede Stunde ihres Lebens getheilt hatte.

Die wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit, mit welcher die edle Aebtiſſin ſie zu beruhigen ſuchte, gab ihr indeſſen gar bald den Troſt deſſen ſie bedurfte, denn ein wirklich junges Gemüth hält ſo leicht und ohne Noth keinen Schmerz lange genug feſt, um ſich mit dem unheimlichen Gaſte zu befreunden. Unter der Pflege, unter der nicht in Worten, aber in Blicken und Behandlung ausgeſprochenen liebevollen Aufmerkſamkeit der edlen Frau, hörte Claire auf, ſich einſam und verlaſſen zu fühlen, und ihr dankerfülltes Gemüth wandte jetzt, mit all' der innigen Liebe, deren es fähig war, ſich ihrer Wohlthäterin zu. Ihre jugendliche Heiterkeit kehrte wieder, und machte ſie zur Freude aller Bewohnerinnen des Kloſters, die mit großer Theilnahme an dem holdſeligen Kinde hingen, das unter ihren Augen immer lieblicher heranblühte; nur die Aebtiſſin ſah oft mit tiefer Wehmuth ihr nach, wenn Clairens ſchlanke ſchöne Geſtalt, unter den düſtern hochgewölbten Bogen der Kreuzgänge fröhlich einher tanzte, oder wenn ſie in dem engen, rings um von hohen Mauern eingeſchloſſenen Kloſtergarten, dem Schmetterlinge nachſetzte, deſſen leichte, bunte Schwingen ihn ſchnell über jene Gränzen hinwegtrugen, die der armen Claire ewig unüberſteiglich bleiben ſollten. Das Herz that der edlen Frau weh, wenn ſie an die Ungerechtigkeit, an den engherzigen Eigennutz, der eigenen nächſten Verwandten dieſes liebenswerthen Weſens dachte, das, geſchaffen die Freude der Welt zu werden, von jenen verurtheilt worden war, zwiſchen dunkeln Mauern einſam und ungeſehen zu verblühen; mit trübem Vorahnen ſah ſie der ſchnell heraneilenden Zeit entgegen, in welcher ähnliche Gedanken und Gefühle in Clairen erwachen mußten, ihr bangte vor dem Moment, in welchem eine namenloſe, ſchmerzliche, nie zu befriedigende Sehnſucht des jungen Herzens ſich bemeiſtern würde, das jetzt in ſüßer Unbewußtheit jede kleine Freude, jeden vorüberflatternden Vogel, jede neu erblühte Blume, mit freudigeren Schlägen und kindlichem Frohſinn begrüßte.

Indeſſen ſchlichen die Tage in nie geſtörter, jedem in der bewegteren Welt Lebenden kaum denkbarer Einförmigkeit, an Clairen vorüber; wurden zu Wochen, zu Monaten, zu Jahren, ohne daß ſie es bemerkte; denn nichts beſchleunigt ſo ſehr den ohnehin eilenden Flug der Zeit, als wenn jeder Tag ſeinem Vorgänger auf das Genaueſte ähnlich iſt, und kein einziges, weder freudiges noch trauriges Ereigniß eintritt, das einen Punkt oder vielmehr eine Epoche bietet, von der man von neuem anfängt die Tage zu zählen.

Claire hatte auf dieſe einförmige Weiſe ſchon ihr fünfzehntes Jahr beinahe erreicht, als endlich eines Morgens ein ungewohnt lautes Leben im Kloſter rege ward. Sämmtliche Bewohnerinnen deſſelben liefen, mit Geſichtern, aus welchen die freudigſte Erwartung eines großen Ereigniſſes ſprach, wie neu beſeelt durcheinander; auch war es nichts Geringes, was dieſen Tumult ihrer Lebensgeiſter veranlaßte; Fräulein Aurora hatte ſo eben melden laſſen, daß ſie noch heute im Kloſter einen Beſuch abzuſtatten gedenke, und ſogar ſich leicht bewegen laſſen dürfte, noch den ganzen folgenden Tag in demſelben zu verweilen. Sie war mit ihrer Mutter auf einem großen Gute angelangt, das dieſe einige Meilen von Pareclet beſaß, und ſeit vielen Jahren nicht beſucht hatte. Geſchäfte hielten die Düſcheſſe dort einige Zeit feſt, und Aurora war durch die ungewohnte Stille und Einſamkeit des Landlebens, auf den Einfall gebracht worden, den Ort wo ſie ihre Kindheit verlebte, und nebenbei auch ihre ehemalige Spielgefährtin, einmal wieder ſehen zu wollen.

„Wie wird ſie ausſehen? Wie groß mag ſie wohl geworden ſeyn? Warum mag ſie wohl kommen? Ob ſie vielleicht eine Braut iſt? Wie wird ſie gekleidet ſeyn? Wie wird ſie gegen dieſe und jene ihrer ehemaligen Widerſacherinnen oder Lieblinge ſich betragen?“ Dieſe und tauſend ähnliche Fragen, nebſt den muthmaßlichen Beantwortungen derſelben, hielten die Zungen der Kloſterfrauen in unabläſſiger Bewegung, und halfen ihnen die bis zum Unerträglichen ſich ſteigendere Spannung der Neubegier überſtehen, bis Aurora’s glänzende Equipage herbeirollte, und Claire, allen andern vorbeieilend, der Ankommenden entgegen flog.

Aurora ſtand wie verſteinert regungslos da, als ſie Clairen mit offenen Armen auf ſich zueilen ſah, denn ſo ſie wiederzufinden, hatte ſie in der That nicht erwartet. Als ſie das Kloſter vor etwa drei Jahren verlaſſen, ruhte Clairens Geſtalt noch in der Knospe der Kindheit, es war noch unentſchieden, ob ſie jemals durch Schönheit ſich auszeichnen würde, und der um zwei Jahre älteren Aurora, verſicherte ihr Spiegel, daß ſie auch in dieſer, wie in jeder andern Hinſicht, hoch über ihrer unbedeutenden Geſpielin erhaben ſey. Aber jetzt ſtand, anmuthig wie ein Frühlingstag, ſchlank wie eine Nymphe, ſchön wie die Liebe, Claire in eben erblühender Jugendpracht vor ihrem geblendeten Blick, anſpruchsloſe Demuth erhöhte den ſeltenen Liebreiz der Holdſeligen. Nein! Dieſes wunderbar anmuthige Weſen, konnte die eitle, ſtolze Aurora nicht mehr lieben. Ihr kleines, enges Herz, wandte mit tief gefühltem Widerwillen ſich von der blendenden Erſcheinung ab; obgleich ſie ſich den demüthigenden Vorzug nicht eingeſtand, den ſie ihrer ehemaligen Freundin wider Willen einräumen mußte, ſondern vielmehr auf alle Weiſe den Schein ehemaliger Vertraulichkeit gegen die beizubehalten ſuchte, welche ſie jetzt als eine heimliche Feindin zu betrachten ſehr geneigt war.

Claire hatte eben ſo wenig eine Ahnung von dem, was ihre Jugendfreundin bei ihrem Anblick empfand, als ſie der eigenen Schönheit ſich bewußt war, die jenes bittere Gefühl in dem Herzen derſelben erweckte. Mit der früher gewohnten Innigkeit ſchloß ſie Auroren in ihre Arme, und ſuchte nur bald möglichſt ein einſames Stündchen zum traulichen Mädchengeſchwätz herbeizuführen, das ſie in ihren ernſten Umgebungen Jahrelang hatte entbehren müſſen. Aurora ſchien dieſen Wunſch mit ihr zu theilen, und benutzte die erſte freie Minute, um in glühenden Farben ihr die glücklichen Tage zu ſchildern, die ſie ſeit der Trennung von Clairen verlebt hatte. Sie erzählte ſehr umſtändlich von den glänzenden Hoffeſten, denen ſie beigewohnt, von Bällen, Konzerten, vom Theater, dann ging ſie zu den eleganten Fêten über, die zu Ehren ihres Eintrittes in die Welt angeſtellt worden waren, bei denen ſie, als die Königin derſelben, bewundert, angebetet, vergöttert worden ſey. Claire hörte voll Verwunderung ihr zu; ſo etwas hatte ſie ſich nie geträumt; beinahe vergingen ihr die Sinne über alle die glänzenden Bilder, welche ihre junge ungeübte Fantaſie, kaum aufzufaſſen vermochte; und mancher ſtille nie geahnete Wunſch, fing an in der unſchuldigen, neidloſen Bruſt ſich zu regen.

Aurora entging der Eindruck nicht, den ihre Darſtellungen auf ihre Zuhörerin machten, ſie fuhr mit erhöhtem Eifer und großer Lebendigkeit fort, der armen Claire auf das Ausführlichſte Freuden zu beſchreiben, die der zu ewiger Abgeſchiedenheit Verurtheilten nie zu Theil werden konnten; es war ihr, als ob ſie ſich dadurch einigermaßen rächen und Clairen dafür beſtrafen könne, daß ſie ſo ſchön geworden ſey. Sie ging von den Feſten zu der Anbetung über, welche ihre zahlreichen Verehrer ihr zollten, jeder derſelben wurde einzeln, mit allen ſeinen perſönlichen und geiſtigen Eigenthümlichkeiten der erſtaunten Claire, die noch nie einen jungen Mann in der Nähe geſehen hatte, auf das allergenauſte beſchrieben. Aurora nannte jeden derſelben bei Namen, alle waren Wunder von Schönheit, Verſtand, Geiſt, Muth; alle reich wie Cröſus, glänzend und prachtvoll in ihren Umgebungen, alle verſchmachtend in glühender Liebe zu ihr, und immer bereit, auf ihren Wink ihr alles zu opfern, ſogar das Leben.

„Und doch! Was waren ſie alle gegen den Chevalier St. Alban, den Inbegriff aller männlichen Schönheit und Vortrefflichkeit. Ach Claire!“ ſeufzte Aurora, „wie ſoll ich ihn dir beſchreiben, den liebenswürdigſten aller Männer, und zugleich der liebendſte! Du gutes Kind weiſt nichts von der Welt, wie ſoll ich dir nur einen ſchwachen Begriff von dem geben was er iſt? Für's Erſte ſeine Geſtalt! Denk dir den heiligen Georg im Zimmer der Aebtiſſin, den wir beide immer ſo ſchön fanden, aber nein, nein, ſo iſt er nicht, nicht den Schatten von ihm gibt dir dieſes Bild, mein St. Alban iſt tauſendmal ſchöner. Mein St. Alban? Da habe ich denn doch ſehr unvorſichtig durch dieſes mir entſchlüpfte „mein“ mich verrathen,“ ſetzte Aurora zierlich verſchämt hinzu: „doch warum ſollte ich dir gegenüber nicht aufrichtig ſeyn! Warum ſollte ich dir verhehlen wollen, wie ſehr geneigt mein Herz ihm iſt, obgleich meine Lippe ſich noch weigert, es ihm zu geſtehen. Ach, ſähſt du ihn nur! Die hohe edle Geſtalt, das glühende Strahlenauge, das ſo oft liebeflebend auf mir ruht, und beſcheiden den Blick ſenkt, wenn der meinige ihm begegnet. Könnteſt du nur einmal Zeuge davon ſeyn, wie der edle ſchöne Jüngling nur mich ſieht, mich denkt, meine Gedanken zu errathen weiß, und keine höhere Wonne kennt, als mir ein beifälliges Lächeln zu entlocken. Was ſind alle die Feſte, von denen ich dir erzählt habe, was die Bewunderung der Welt, was aller Glanz und alle Pracht, gegen das Gefühl, in ſolch einem Herzen ſo zu herrſchen, wie ich in dem meines St. Alban! Mit ihm, in ſüßer Selbſtvergeſſenheit, Liebe um Liebe zu tauſchen! Wie beneidenswerth glücklich werde ich an ſeiner Seite einſt leben! An der Seite des liebenswürdigſten aller Männer, der keinen Gedanken und keinen

Wunſch kennt, als den, mich zu lieben und von mir geliebt zu ſeyn.“

Claire ſeufzte, und etwas das einer Thräne ſehr ähnlich war, verdunkelte ihr ſonſt ſo helles Auge.

„Arme Claire!“ nahm Aurora wieder das Wort: „und du? Während ich, mitten in Glanz und Pracht und aller Freuden der Welt, mich der Liebe eines angebeteten Gatten hingebe, wirſt du auf kaltem Stein, vor dem Altar dir die Knie wund knien. Dieſe ſchönen, blonden Locken werden abgeſchnitten, dieſe elegante Geſtalt in die abſcheuliche Nonnentracht eingehüllt werden. Als Nonne wirſt du einſam veralten, einſam, ungeliebt, ungeſehen leben und ſterben, während ich — ach du Aermſte, wie bedaure ich dich! Du weinſt? Ich hätte dir nicht Freuden ſchildern ſollen, die dir doch nie werden können. Wie leid iſt es mir, daß ich es that! Daß ich nicht bedachte, du ſeyſt doch einmal unwiederruflich beſtimmt im Kloſter zu bleiben. Du biſt recht hübſch geworden, deine Geſtalt würde dir in der Welt vielleicht zu einem Geſchick verhelfen, das dem meinigen ähnlich wäre, aber ſo? In deiner Lage biſt du viel zu ſchön für deine Beſtimmung, niemand wird jemals dich ſehen, dich bewundern, dich lieben; was hilft dir deine Schönheit, da du doch einſam verblühen mußt!“

Manche ähnliche Unterredung folgte noch im Laufe dieſes und des nächſten Tages dieſer erſten; Aurora benutzte jede Gelegenheit dazu, und Claire wurde nicht müde ihre gefährliche Freundin anzuhören, obgleich jedes Wort derſelben, einen verwundenden Stachel in ihrem Gemüthe zurückließ. Als endlich Aurora das Kloſter wieder verließ, war der ſüße Frieden, der bis dahin Clairens Gemüth beſeligte, unwiederbringlich vernichtet. Leiſe ſchmerzliche Sehnſucht war an ſeine Stelle getreten, ſie weinte der Freundin bittre heiße Thränen nach, von einem Schmerz erpreßt, der an Verzweiflung gränzte, und blieb, als der Wagen ihren Blicken entſchwand, in Trübſinn verſenkt, zum erſtenmal warhaft einſam, zurück. Gedanken, Wünſche, Gefühle, die ſie ſelbſt nicht deutlich verſtand, hatten unaufhaltſam ſich ihres ganzen Weſens bemächtigt, ſogar die immer wärmer ſich ausſprechende mütterliche Liebe der guten, milden Aebtiſſin, die in banger Sorge ihren Liebling bewachte und pflegte, vermochte nicht die arme Claire zu erheitern.

Mehrere Monate vergingen, bis ein neuer Beſuch die Einſamkeit in Pareclet wieder einigermaßen belebte. Frau von Belmont, die Schweſter der Aebtiſſin, kam, um nach damaliger Sitte, das erſte Jahr ihres Wittwenſtandes in klöſterlicher Einſamkeit hinzubringen, und alles freute ſich der Gegenwart der liebenswürdigen Frau. Nur Claire allein blieb in Trübſinn und Kummer verſenkt, ſo innigen Antheil ſie auch ſonſt an allem zu nehmen pflegte, was ihre geliebte Pflegemutter erfreuen konnte.

Immer ſchwerer ward der Kampf, den ſie mit ihrem empörten Herzen zu kämpfen hatte, denn unaufhaltſam nahte der ihr jetzt furchtbare Tag, an welchem ſie ihr Noviziat antreten ſollte, um ein Jahr ſpäter einer Welt durch unauflösliche Gelübde auf immer zu entſagen, die in nur zu zauberiſchem Glanz, mit unwiderſtehlicher Gewalt ſie an ſich zog. In bitterer Verzweiflung, in dumpfer Herzensangſt, verweinte ſie in ihrer einſamen Zelle die langen Nächte, und ſchlich am Tage betäubt umher, ein Bild unſäglichen Jammers. Mit Grauſen dachte ſie jeden Abend, wie nun abermals einer der Tage dahin ſey, der zwiſchen ihr und der Stunde ewiger Entſagung geſtanden hatte. Ihr bang empörtes Herz erzitterte in mehr als Todesqualen, wenn ſie das entſetzliche Gelübde und ihre troſtloſe Zukunft ſich vorſtellte, denen auszuweichen ſie keine Möglichkeit vor ſich ſah. Immer von neuem begann ſie den fruchtloſen Verſuch ſich Ergebung zu erringen, bis ſie endlich, ermattet und verzweifelnd, keinen andern Ausweg, keinen Troſt, keine Hülfe mehr ſah, als mit ihrem Schmerz zur Aebtiſſin zu flüchten, und ſie um Beiſtand gegen ſich ſelbſt anzurufen. Unter einem Strom heißer Thränen bekannte ſie der hochwürdigen Mutter, was in jedem andern Kloſter ſchon für ein Vergehen gegolten hätte, das nur durch die härteſten Bußübungen getilgt werden könne; doch die milde edle Aebtiſſin vermochte hier nicht, ſtrenge zu richten; ſie hob die Weinende vom Boden auf, ſchloß ſie in ihre Arme und trocknete mit linder Hand ihre Thränen.

„Lange ſchon ſeh ich dieſer Stunde mit banger Sorge entgegen, und kann dich nicht verdammen,“ ſprach ſie und eine helle Thräne glänzte in ihrem milden Auge. „Glaube mir, meine Tochter, ich theile deine Angſt mit dir, denn ich fühle, wie ſchwer die Feſſeln meines Standes auf dem laſten müſſen, welchem kein innrer Beruf, nicht die Macht des Glaubens, die allein Welt und Tod überwindet, ſondern die eiſerne Gewalt harter Nothwendigkeit ſie auferlegt; von jeher habe ich geahnet, daß Gott dich nicht zum Kloſterleben berufen habe, und obgleich ich dich mit inniger Liebe im Herzen trage, und ſehnlich wünſche, dich durch unauflösliche Bande auf immer an meine Nähe zu feſſeln, ſo bleibt doch der Gedanke fern von mir, dein junges blühendes Leben der Erfüllung dieſes Wunſches opfern zu wollen. Nein, meine Claire, wir wollen deine Einkleidung einſtweilen noch verſchieben, wir wollen abwarten, ob nicht vielleicht ein anderer Geiſt in deinem Herzen erwacht; ich ſehe ſogar die Möglichkeit vor mir, dich die Welt kennen lernen zu laſſen, ehe du auf immer ihr entſagſt; vielleicht wird die nähere Bekanntſchaft mit ihr den großen Schritt der vor dir liegt, dir erleichtern, denn die Ferne gibt Vielem einen ſcheinbaren Reiz, den die Nähe wieder zerſtört. Trockne deine Thränen, arme Claire, beruhige dein gequältes Herz; ſo lange es in meiner Macht ſteht, dich zu retten, laſſe ich dich nicht untergehen.

Folge mir zu meiner Schweſter, wir wollen die welterfahrne Frau in unſern Rath ziehen, die um meinetwillen dich faſt nicht minder liebt als ich ſelbſt.“

Frau von Belmont hatte ſchon längſt mit tiefgefühltem Mitleid die holde Blume betrachtet, die mit ſo viel Anſprüchen an ein freieres glücklicheres Daſeyn, verurtheilt ſchien, zwiſchen dunkeln Mauern zu verſchmachten; oft ſchon war Clairens beklagenswerthes Geſchick der Gegenſtand vertrauter Geſpräche zwiſchen ihr und der Aebtiſſin geweſen; dieſe hatte ihre Zweifel an Clairens innerm Berufe zum Kloſterleben, der Schweſter nicht verhehlt, und Frau von Belmont ihr hierin nicht nur beigeſtimmt, ſondern ihr auch ihre eigne Ueberzeugung mitgetheilt, daß Clairens ſeltne Schönheit und Anmuth gewiß überall, wo ſie ſich zeige, den tiefſten Eindruck machen müßte und daß es nur darauf ankäme, ſie der Dunkelheit zu entreißen, um ihr den Weg zum glänzendſten Glücke zu bahnen. Beide Schweſtern hatten, in mancher ſtillen Stunde, ſich mit einander über die Möglichkeit von Clairens Rettung berathen, im Fall ihr Widerwille gegen das Kloſterleben ſich noch mehr beſtätigen ſollte; Frau von Belmont war alſo in dieſem Augenblicke ſehr bereitwillig, den Liebling ihrer innigſt geliebten Schweſter aus der tiefen Seelenangſt zu erretten, in der ſie ihn verſinken ſah. Sie ſuchte die zagende Claire durch freundliches Zureden zu tröſten, und erbot ſich zuletzt, ſie auf einige Zeit mit ſich in ihren Schutz zu nehmen, ſobald ſie nach vollendetem Trauerjahr das Kloſter verlaſſen würde, um in die große Welt zurückzukehren, in der ſie von Jugend auf gelebt hatte, die ſie genau kannte, und in der ſie ſich von jeher wohl befand, weil ſie an ihrem bunten Treiben ſich ergötzte, ohne ſich von ihrem Strudel fortreißen zu laſſen.

Der Plan, den beide Schweſtern noch an dieſem Abende, in Clairens Beiſeyn entwarfen, wurde früher ausgeführt als ſie gedacht hatten, denn Frau von Belmont mußte noch vor völligem Ablauf ihres Trauerjahrs Pareclet verlaſſen, weil wichtige Geſchäfte nach Paris ſie beriefen, wo eben damals der ganze Adel des Landes ſich verſammelte, um die Vermählung des jungen Königs zu feiern. Mit hochklopfendem Herzen, ängſtlich, beklommen, und doch freudig, folgte Claire ihrer neuen Beſchützerin in den Wagen, der in jenes Zauberland ſie führen ſollte, deſſen in magiſchem Duft ſchwimmende Umriſſe, wenn gleich ſchwankend und unbeſtimmt, ſchon längſt vor ihrem innern Sinne ſchwebten, und ſie zu Wünſchen und Erwartungen verlockten, für die ſie ſelbſt nicht einmal Worte hatte. Schon am Abende des erſten Tages der Reiſe mußte die ſchüchterne Claire, zu ihrem großen Schrecken, einem jungen Manne ſich gegenüber ſehen, der zu Frau von Belmonts näheren Bekannten gehörte. Das Ziel der Reiſe des jungen Grafen Blanchefort war ebenfalls Paris, wohin bei den zu erwartenden Feſtlichkeiten ſeine Stellung am Hofe ihn rief; es war alſo ſehr natürlich, daß er ſich die Ehre nicht nehmen ließ, während des noch zurückzulegenden Theils der Reiſe die Damen unterwegs zu begleiten und zu beſchützen, aber auch nicht die Freude, die Stunden der Ruhe und Erholung in ihrer Geſellſchaft zuzubringen.

Claire athmete kaum in ſeiner Gegenwart; mit niedergeſchlagenen Augen ſaß ſie in klöſterlicher Zurückgezogenheit da, und erſchrack wenn ſie ſich gezwungen ſah, die an ſie gerichteten Fragen dann und wann, mit leiſer, kaum hörbarer Stimme zu beantworten. Doch in den Augen des geübten Weltmannes, dem ſolche Erſcheinungen völlig neu waren, gab dieſe ſchüchterne Befangenheit ihr einen unnennbaren Reiz; ſie war ſo ſchön, wenn ſie das dunkle Strahlenauge gegen den Grafen aufſchlug, um es gleich wieder, tief erröthend, mit den langen ſeidnen Augenwimpern zu verſchleiern; der ſüße, bebende Ton ihrer Stimme drang mit ſo rührender Gewalt in die tiefſten Tiefen ſeines Herzens, ſelbſt die wenigen Worte, die er ihr abzugewinnen vermochte, ſchienen ihm ſo treffend angebracht, ſo viel Geiſt und Gemüth zu verrathen, daß es ihm unmöglich wurde dem holden Zauber zu widerſtehen.

Claire war zu unerfahren und auch zu demüthig, um den mächtigen Eindruck zu bemerken den ihre Erſcheinung hier machte, aber den weltgeübteren Blicken ihrer Beſchützerin entging er nicht. Frau von Belmont bemerkte gar wohl, wie der Graf während der ganzen Reiſe nur für die ſchöne Claire Augen hatte, wie er mit unermüdlicher Aufmerkſamkeit nur für ſie und um ſie beſchäftiget war, und jedem ihrer kleinen Wünſche mit gefälligem Eifer zuvorkam. Sein ganzes Benehmen, jedes ſeiner Worte wie ſeine Blicke, verriethen ihr das Aufflammen einer mächtigen Leidenſchaft, und ſie freute ſich innigſt dieſes erſten Sieges ihres Lieblings; aber ſie begnügte ſich damit, ſtille Pläne für Clairens glücklichere Zukunft auf dieſen zu gründen, und hütete ſich gar ſehr Clairen ihre Beobachtungen mitzutheilen, um ſie nicht zu verſchüchtern.

Doch als der Graf bei ihrer Ankunft in Paris ſich ſehr ernſtlich die Erlaubniß erbat, den Damen auch während den wenigen Wochen ſeine Aufwartung machen zu dürfen, in welchen Frau von Belmont wegen des noch nicht völlig abgelaufenen Trauerjahrs, ſich nicht öffentlich zeigen durfte, als er nun täglich kam, und ſeine heiße Liebe zu Clairen immer deutlicher in ſeinem Betragen ſich ausſprach, da glaubte die welterfahrene Frau es doch nicht länger aufſchieben zu dürfen, auch ihre junge Freundin über den Sieg aufzuklären, den ihre Schönheit errungen. Claire hörte tief erröthend und ſchweigend ihr zu, während dieſe alles deutlich auseinander ſetzte, was ſie von des Grafen Leidenſchaft überzeugt hatte.

„Die Welt kennt und ehrt den Grafen Blanchefort als einen der edelſten Männer am Hofe,“

ſprach ſie, „und ſeine Abſichten in Hinſicht auf dich, meine Claire, können nicht anders als höchſt ehrenvoll ſeyn. So werde ich denn, früher als ich es hoffen konnte, meine innigſten Wünſche für dich erfüllt ſehen;“ ſetzte Frau von Belmont hinzu, indem ſie Clairen liebevoll an ihr Herz drückte; „die glänzendſte Verbindung wird dich, liebliches Weſen, den dunkeln verhaßten Kloſtermauern entreißen, ſie wird dich an den Platz ſtellen, der deiner Schönheit, deinen geiſtigen Vorzügen gebührt, und ich preiſe mich zwiefach glücklich, daß ich es war, die zu dieſer erfreulichen Wendung deines Geſchicks, zuerſt die Veranlaſſung gab.“

Claire weinte ſtill am Buſen der mütterlichen Frau. „Meine freundliche, gütige Beſchützerin,“ ſprach ſie, und bedeckte die Hände derſelben mit Küſſen und Thränen, „meine theure zweite Mutter, wie kann ich jemals dieſe liebevolle Theilnahme an mir, der Verlaſſnen, verdienen! Ich möchte es verſuchen indem ich ihrer Leitung mich ganz überließe, aber eine leiſe Stimme, tief in meinem Gemüth, erhebt ſich gegen dieſe Verbindung, auf der ſie mein Glück zu gründen gedenken. Ich erkenne alle gute Eigenſchaften des Grafen, es liegt nichts in ſeinem Weſen, in ſeiner Erſcheinung, das mir mißfallen könnte, ich glaube, ich könnte ſehr glücklich mit ihm leben, wäre nur der Abſtand zwiſchen ſeiner Stellung im Leben und der meinigen minder bedeutend. Müßte ich nur nicht, indem ich ſeine Gattin werde, ihm alles verdanken, Namen und Rang, Reichthum und Glanz, während ich nichts weiter ihm zubringen kann als mein dunkles armes Selbſt. Mehr als jemals empfinde ich das unüberwindlichſte Grauen vor dem Kloſterleben, ich möchte eben ſo gern ſterben als mich ihm opfern, doch der Gedanke an eine unglückliche Ehe iſt mir nicht minder fürchterlich, und es dünkt mir, Gleichheit des Standes und Vermögens ſeyen zum Glück derſelben unentbehrlich. Heirathe ich den Grafen, ſo iſt die Fortdauer ſeiner Liebe das Einzige, worauf ich meine Hoffnung für die Zukunft gründen kann; ſie allein kann meinem Gemahl all' die ſchweren Opfer erleichtern, die er mir zu bringen hätte. Ewig müßte ich fürchten den Zauber aufgelöſet zu ſehen, der ihn mir verband, und wenn er denn vielleicht den Schritt einſt bereuen ſollte, den er gethan, wenn er jemals — nein!“ rief ſie mit ſtrömenden Augen, „nein, das ertrüge ich nicht! Lieber ſterben, einſam vergehen zwiſchen jenen fürchterlich düſtern Mauern!“

Frau von Belmont ſuchte halb durch gutmüthigen Spott, halb durch ernſte gründliche Belehrung, das, ihrer Meinung nach, zu weit getriebne Zartgefühl der armen Claire zu beſchwichtigen, und ihr eine freundlichere Anſicht des Lebens zu eröffnen. Claire verſprach endlich den Grafen auf keine Weiſe zurückzuſchrecken, ſondern gegen ihn freundlich zu ſeyn, und dies zu halten wurde ihr nicht ſchwer, denn je länger ſie mit ihm umging, je genauer ſie ihn beobachtete, je weniger vermochte ſie ihm die innigſte Hochachtung zu verſagen. Ihr Betragen gegen ihn ward mit jedem Tage freundlicher, um ſo mehr, da alle die feinen Abſtuffungen deſſelben, ihr noch völlig unbekannt waren, welche allein Weltgebrauch lehren kann. Der Graf bemerkte mit Entzücken ihr zunehmendes Vertrauen, ſeine Hoffnung, ihr Herz ſich zu gewinnen, ſtieg bald zur völligen Gewißheit, ſie ſelbſt vielleicht wähnte ihn zu lieben, da noch kein wärmeres Gefühl die junge Bruſt jemals bewegt hatte, und nach wenigen Wochen, wurden beide, ſowohl von Frau von Belmont, als der Geſellſchaft in der ſie lebten, für ein Paar gehalten, deſſen näherer Verbindung man mit Gewißheit entgegen ſehen durfte.

Indeſſen begannen die glänzenden Feſte zur Vermählungsfeier des Königs, und Frau von Belmont, deren Trauerjahr jetzt vorüber war, machte ſich eine Freude daraus, Clairen an Allen Theil nehmen zu laſſen, und ſich an dem freudigen Erſtaunen des jungen Mädchens, über dieſe nie geahnete Pracht zu ergötzen.

Eines der erſten und glänzendſten dieſer Feſte, war ein Wettrennen zu Pferde, bei welchem die Blüthe des jungen franzöſiſchen Adels an Pracht und Gewandtheit einander zu übertreffen ſtrebte. Ein ſehr großer Platz in Paris, war mit ungeheurem Aufwande zum Schauplatz dieſes ritterlichen Spieles eingerichtet worden; rings um denſelben zog ſich eine reich verzierte Eſtrade, auf welcher die Damen, gleichſam als Kampfrichterinnen ſaßen, im reichſten Schmuck köſtlicher Stoffe, ſtrahlend von Gold und Juwelen. Nur Claire machte hierin eine Ausnahme; Jugend und Schönheit waren ihre einzige Zierde, und ſie ſchien auch keiner andern zu bedürfen, um Aller Augen auf ſich zu ziehen; die ihr eigene unbeſchreiblich rührende Anmuth wurde durch den Kontraſt ihres einfachen Kleides, mit der ſie umgebenden Pracht, nur um ſo auffallender, jeder fragte ſeinen Nachbar: wer das wunderſchöne Mädchen ſey, das zwiſchen der Frau von Belmont und der Gräfin Ligny in einer der vorderſten Reihen ſaß? Und die Blicke der, auf ihren prächtigen muthigen Rennern einherſtolzierenden Jünglinge, wandten unabläſſig ſich der holden Unbekannten zu.

Jede der Damen auf der Eſtrade wählte, kurz vor dem Beginnen des Wettkampfes, ſich einen Ritter, den ſie vorzugsweiſe während deſſelben mit ihren Wünſchen begleitete, und auch Claire, obgleich ſie keinen unter ihnen kannte, durfte dieſem, damals allgemein herrſchenden Gebrauche, ſich nicht entziehen. Ihre Wahl fiel auf den jungen Montauban, den einzigen Sohn eines ſehr reichen und edlen Hauſes; nicht weil er ſchon lange, den Blick feſt auf ſie geheftet, regungslos ihr gegenüber gehalten; ihre beſcheidene Schüchternheit, welche auf ihrem in die Augen fallenden

Standpunkt ihr kaum aufzublicken erlaubte, hatte ſie verhindert dieſes zu bemerken; doch der edle Anſtand, mit welchem dieſer Ritter ſein muthiges Roß gleichſam ſpielend regierte, und ſeine edle hohe Geſtalt waren ihr dennoch aufgefallen, und hatten ihre Wahl beſtimmt.

Das Wettrennen begann, ein Schauſpiel ſeltner, lebensreicher Art, das alle Herzen in frohe Bewegung ſetzte; auch Claire, die nie etwas Aehnliches geſehen, fühlte ſich zur lebhafteſten Theilnahme daran hingeriſſen; mit glänzenden Augen folgte ſie jeder Bewegung des Ritters den ſie ſich erkoren, und konnte ſich nicht enthalten, mit jugendlicher Lebhaftigkeit ihre Freude über jeden kleinen Vortheil der ihm wurde, laut werden zu laſſen; doch, da auch die übrigen Damen die nämliche Theilnahme an dem Gelingen ihrer Ritter äußerten, ſo fiel dieſes weiter nicht auf, und Niemand dachte daran Clairens Betragen tadeln zu wollen.

„Kommen Sie Vetter, bringen Sie hier dem ſchönen Fräulein von Milay Ihren Dank, deſſen gute Wünſche Sie begünſtigten, und dem Sie deshalb keinen geringen Antheil an dem Siege ſchuldig ſind, den Sie errungen,“ rief die, neben Clairen ſitzende, Gräfin Ligny dem jungen Montauban zu, der nach beendetem Wettrennen mit einigen andern jungen Männern auf die Eſtrade kam, um die Damen zu begrüßen.

Claire glühte in erhöhtem Purpur und ſchlug betroffen das ſchöne Auge nieder; auch Montauban erröthete, und wußte nicht gleich Worte zu finden, doch ſeine größere Weltgewandtheit half ihm die ſüße Verwirrung, von der er befangen ſich fühlte, ſchnell zu bemeiſtern. Es gelang ihm ein Geſpräch mit Clairen anzuknüpfen, das, kurz wie es war, ihn dennoch immer tiefer in den holden Zauber hineinzog, der bei ihrem erſten Anblicke ſich ſeiner bemächtiget hatte. Das Feſt war jetzt vorüber, und Montauban begleitete ſeine Tante an ihren Wagen, während er mit tauſend Fragen in Hinſicht auf die ſchöne Unbekannte in ſie hineinſtürmte. „Wer iſt dieſe wunderholde Erſcheinung? Wie heißt ſie? Wo hält ſie ſich auf?“

„Sachte, ſachte, mein junger Held,“ erwiderte die Tante, „die wunderholde Erſcheinung iſt nichts mehr und nichts weniger als ein unbedeutendes Fräulein von Milay, von ziemlich dunkler

Herkunft, welches Frau von Belmont aus Pareclet mitgebracht hat, um ihm ein wenig die Welt zu zeigen, ehe es den Schleier nimmt, für den es beſtimmt iſt. Es ſcheint aber als ob der Himmel bei dieſer Gelegenheit um eine Braut kommen werde, denn Graf Blanchefort beweiſt große Luſt ſie zu der ſeinigen zu machen, Frau von Belmont begünſtigt ſeine ſehr ernſthafte Liebe, und die Kleine ſcheint ihm auch nicht abhold zu ſeyn, was in ihrer Lage wohl Niemand ihr verdenken wird. Hier gibt es alſo nichts für Sie zu thun, mein lieber Vetter, und mein unmaßgeblicher Rath wäre, daß Sie lieber gar nicht mehr in die gefährlichen Augen hineinſähen, die, wie ich fürchte, ſchon einiges Unheil in Ihrem Herzen angerichtet haben.“

„Zu ſpät, viel zu ſpät kommt dieſer gute Rath meine gnädige Tante!“ erwiederte Montauban lächelnd. Mit Blanchefort aber nehmen wir es allenfalls noch auf, dachte er bei ſich ſelbſt, indem er ſich ſchweigend von der Gräfin beurlaubte. Noch am nämlichen Abende ließ er in der Geſellſchaft der Frau von Belmont ſich vorſtellen, am folgenden Morgen war es ſein Erſtes, bei ihr einen Beſuch abzuſtatten, und da ſowohl ſeine Perſönlichkeit als der hohe Rang ſeines Vaters ihm überall Zutritt verſchafften, ſo war er ſehr bald in ihrem Hauſe nicht minder einheimiſch als Blanchefort ſelbſt, deſſen Scharfblick, zum großen Schrecken deſſelben, einen höchſt gefährlichen Nebenbuhler in ihm entdeckte.

Nie gab es wohl, bei gegenſeitiger Liebenswürdigkeit, eine größere Verſchiedenheit als zwiſchen dem Grafen Blanchefort und dem Marquis von Montauban. Jeder dieſer jungen Männer war in jeder Hinſicht völlig das Widerſpiel des andern. Der Graf berechnete in ſeinen Aeußerungen, in ſeinen Handlungen, in ſeinem Betragen, nur den Eindruck, den dieſes alles auf die ihn umgebende Welt machen dürfte; und es war ihm gelungen, ſich die Gunſt derſelben dadurch zu erwerben, und bei jeder Gelegenheit ſich den allgemeinſten Beifall zu ſichern. Montauban berückſichtigte in allem und vor allem den eignen Richter in ſeiner Bruſt, und achtete das Urtheil der Welt nur in ſo fern, als es mit dieſer innern Stimme überein kam. Er that immer und überall das, was er für das Wahre und Rechte hielt, unbekümmert, ob Andere dieſe Anſicht mit ihm theilten. Des Grafen einſchmeichelndes gefälliges Betragen, verrieth ein unabläſſiges Beſtreben jedermann für ſich zu gewinnen; Montauban konnte höchſt liebenswürdig erſcheinen, ſobald er es wollte, aber er wollte es nur denen gegenüber, die er achtete und liebte, und ließ die Uebrigen von ihm denken und ſagen was ſie wollten, ohne ſich weiter darum viel zu bekümmern.

Die heiße Liebe, von der er bei Clairens erſtem Anblicke ſich tief ergriffen fühlte, ſtieg mit ungebändigter Gewalt bei jedem Wiederſehen; ſein ganzes Daſeyn war ihr hingegeben, er dachte nur ſie, lebte nur in ihrer Gegenwart, und vermochte eben ſo wenig dieſes, ihn allmächtig beherrſchende Gefühl zu beſiegen, als es zu verbergen. Auch Claire fühlte ſich unwiderſtehlich von ihm angezogen. Und wie hätte die glühende Liebe des ſchönen, liebenswerthen Mannes, die unverfälſcht durch Ziererei und fader Galanterie, in ſeinen Blicken, in jeder ſeiner Bewegungen ſich ausſprach, ſie ungerührt laſſen können? Claire wurde nur zu deutlich gewahr, wie himmelweit das, was ſie für ihn empfand, von dem verſchieden ſey, was ſie für Blanchefort fühlte, aber ſie glaubte, dies Gefühl unterdrücken, vor Allem aber dem der es erregte, verbergen zu müſſen, und ſetzte ihn daher oft in Verzweiflung, weil ſie ihm bei jeder Gelegenheit mit auffallender Kälte, zuweilen ſogar unfreundlich entgegen trat.

„O wäre ich Blanchefort!“ rief Montauban, von ſeinem Gefühl hingeriſſen, bei einer ſolchen Veranlaſſung einſt aus; „dürfte ich mit ihm um den köſtlichſten Preis ringen! Wohl iſt er, der Beneidenswerthe, völlig unabhängig von Andern, er kann über ſich ſelbſt, über ſeine Hand, über ſein Vermögen frei gebieten, ich darf es noch nicht, und darum verzehre ich mich in fruchtloſem Sehnen, in glühenden Wünſchen; und doch ſollte ich dieſe meine Abhängigkeit ſegnen, denn ſtände es anders um mich, wie könnte ich je es ertragen, mich, um des glücklichen Blancheforts willen, mit Kälte zurückgewieſen zu ſehen!“

„Nein, ſie glauben nicht im Ernſte, daß ich den Grafen vorziehe?“ erwiederte Claire, in ihrer jugendlichen Unbeſonnenheit zu einer Aeußerung hingeriſſen, zu der die Ueberraſchung des Moments und ihre ſtille Neigung ſie verleiteten, und die ſie gleich darauf von Herzen bereute. Nur einen Augenblick ſah ſie in Montaubans Augen das freudigſte Entzücken aufflammen, ſie fühlte wie ſehr jene wenigen Worte ihr heiligſtes Geheimniß verrathen hatten, und ſchlug beſchämt und erröthend die Augen nieder.

Montauban ſah es, er bebte vor innerer Wonne, aber er fühlte zu zart, um die Geliebte in dieſem Augenblick durch laut ausgeſprochnes Entzücken zu verletzen; er gewann es ſogar über ſich, ſtumm und wortlos ſich zurückzuziehen, und entfernte ſich bald darauf, mit einem Herzen voll der ſeligſten Ueberzeugung, geliebt zu ſeyn. Die arme Claire aber ging, zum erſtenmal gepeinigt von innern Vorwürfen, in ihr einſames Zimmer, um ſich dort einem nie gekannten Schmerz, dem Schmerze des Bereuens, zu überlaſſen.

„Das alſo," ſprach ſie bitterlich weinend zu ſich ſelbſt, „das alſo iſt die Welt, in die mich zu ſehnen, ich thörich genug war! Das alſo ſind ihre Gefahren, die ich verachtete, weil ich ſie nicht früher erkannte als jetzt, wo es leider zu ſpät iſt. Was fehlt mir denn noch, um den Verächtlichſten meines Geſchlechtes zu gleichen? Weidern, über die ich ſo hoch erhaben zu ſeyn wähnte, daß die Furcht, ihnen auf ihrem Wege zu begegnen, mir nie in den Sinn kam! Falſch und buhleriſch, gleich der geübteſten Kokette, habe ich zwei Männer zu gleichen Hoffnungen erhoben; Blanchefort und Montauban, beide glauben ſich von mir geliebt, und mein Betragen berechtigt zu dieſem Glauben. O meine heilige fromme Mutter in Pareclet! ſähſt du in dieſem Augenblicke dein Kind, wie es ſeine Laufbahn auf dem nämlichen Wege beginnt, auf die nämliche Weiſe, die Tauſende ſchon in Untergang und ins Verderben führte! Warum mußte ich von dir mich trennen, warum von meinem eitlen Sinn mich hinaus, in die Welt verlocken laſſen! Ich kehre reuevoll zu dir zurück, ich entſage dieſen nichtigen Freuden, dieſem verblendenden Glanz, es iſt das Einzige, was ich noch thun kann, um mich zu retten; beide Männer die ich täuſchte, ſollen mich nie wieder erblicken! Wie könnte ich jemals die Blicke des Einen, in der Gegenwart des Andern ertragen? Zurück, zurück mit dir, arme Claire, zurück in dein dunkles Kloſter; beſſer, tauſendmal beſſer, dort einſam verſchmachten, als hier in Glanz und

Freude leben, ohne Frieden in dem von Gewiſſensbiſſen gepeinigten Herzen.“

Der innere Kampf den Claire abermals zu kämpfen hatte, war indeſſen ſo leicht nicht abgethan; es koſtete ihr einen Strom heißer bittrer Thränen, ehe es ihr gelang, bei dem Entſchluſſe, zurück ins Kloſter zu gehen, zu beharren; doch endlich gewann ihr reines, jeder Falſchheit abholdes Gemüth den ſchweren Sieg. Sie trocknete ihre Thränen, ſuchte jede Spur derſelben zu vertilgen, und war bereit zur Frau von Belmont zu gehen, um ſie zu bitten ſie eilends nach Pareclet zurückbringen zu laſſen, als ganz unerwartet Aurora in ihr Zimmer trat, die eben erſt mit ihrer Mutter vom Lande nach Paris zurückgekehrt war.

Aurorens erſte Begrüßungen und Liebkoſungen waren etwas ſtürmiſcher Art; ſie ging gleich darauf zu dem gewohnten vertraulichen Ton über, obgleich Claire, in dieſem Augenblick völliger Entzweiung mit ſich ſelbſt, nicht fähig war darauf einzugehen. Was ihr Gemüth in ſeinen Tiefen bewegte, mochte ſie ſich ſelbſt kaum eingeſtehen, und, gleich ihrer zudringlichen Freundin, mit Eroberungen zu prahlen, dazu war ſie weder eitel noch ruhig genug. Sie erzählte Auroren in aller Kürze die Veranlaſſung ihres jetzigen Aufenthalts in Paris, und daß ſie eben im Begriff ſey nach Pareclet wieder zurückzukehren.

„Nun, meine Hochzeit wirſt du doch wenigſtens abwarten? So groſe Eile wird es mit deiner Rückkehr ins Kloſter doch nicht haben, ſie wird vielleicht ſchon in nächſter Woche gefeiert!“ rief Aurora.

„Du heiratheſt alſo deinen St. Alban?“ fragte Claire ziemlich gleichgültig. „Ihn und nicht ihn, wie man es nehmen will,“ erwiderte Aurora. „Eigentlich heirathe ich den Marquis von Montauban, der unter dem wenig bedeutenden Namen eines Chevalier St. Alban mein Herz durch ſeine Perſönlichkeit gewinnen wollte, ohne Rückſicht auf ſeinen Rang und ſeine übrigen glänzenden Verhältniſſe. Noch weiß mein Geliebter nicht, wie nahe er der Erfüllung ſeiner glühendſten Wünſche ſteht; ſein Vater hat dem meinigen, erſt kürzlich, den eigentlichen Namen dieſes angeblichen St. Alban entdeckt, indem er im Namen ſeines Sohnes um meine Hand warb. Beide Papa's haben ſo lange auf dem Lande verweilt, um alles unter ſich in Richtigkeit zu bringen, und ich habe darüber ſo manches glänzende Feſt hier verſäumen müſſen. Doch nun iſt alles angeordnet, und unſre Vermählung wird mit eheſtem gefeiert werden.“

Betäubt, in Todeskälte erſtarrt, hörte Claire ihre geſchwätzige Freundin an, und glaubte zu träumen, und bat Gott, ſie von dieſem bangen Traume erwachen zu laſſen, während Aurora viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt war, um ihren Zuſtand zu beachten. Der unaufhaltſame Fluß ihrer Rede ergoß ſich noch eine Welle über Montaubans Liebenswürdigkeit, über ihre gegenſeitige glühende Liebe, über das glänzende Glück, dem ſie an ſeiner Hand entgegen ginge, dann verließ ſie Clairen, unter wiederholten Einladungen, doch ja bis zu ihrem, gewiß ſehr nahen Hochzeitstage in Paris zu bleiben, und nahm die Ueberzeugung mit ſich, daß ihre Freundin ihr dieſes zugeſagt habe.

Ein Strom heißer Thränen drängte aus Clairens bang erſchüttertem Herzen ſich in ihre Augen herauf, ohne es zu erleichtern; ſie wünſchte in ihrer Verzweiflung ihr Leben ausweinen zu können. Betrogen, verachtet, verſpottet von dem Manne, dem ſie vor wenigen Stunden ihre Neigung zu ihm ſo offen verrathen! Es war ihr unmöglich einen andern Gedanken zu denken als dieſen, den troſtloſeſten von Allen. Vergebens verſuchte ſie den Elenden verachten zu wollen, der ihre Unſchuld zum Ziel des bitterſten Hohnes gemißbraucht; was auch ihr Verſtand ihr Tröſtendes eingeben wollte, ging verloren, denn nie war ſie deutlicher ſich ihrer Liebe zu ihm bewußt geweſen, und ſie haßte ſich ſelbſt, weil ſie die Unmöglichkeit fühlte, ihn zu haſſen. Immer furchtbarer drangen namenloſe Qual verzehrender Reue auf ſie ein. „Morgen, mit Aufgang der Sonne muß ich fort,“ rief ſie endlich in unſäglicher Angſt, „fort, fort aus dieſer Hölle, in das ſtille, ſtumme Grab meiner Jugend!“ Eben ſtrebte ſie zum zweitenmale, nur ſo viel Kraft ſich zu erringen, um zu Frau von Belmont gehen und ihr dieſen ihren unerſchütterlichen Vorſatz mittheilen zu können, als abermals die Thüre ſich öffnete, und Frau von Belmont ſelbſt mit freudeſtrahlendem Geſicht in ihr Zimmer trat.

„Ich wünſche dir und mir Glück,“ rief ſie ſchon in der Thüre, und ſchloß die bleiche, verweinte Claire in ihre Arme, ohne ſich Zeit zu laſſen ſie näher zu betrachten. „Vom Kloſter iſt gar nicht mehr die Rede; was ich vorherſah, iſt in Erfüllung gegangen; Liebe, Rang, Reichthum, das glänzendſte Loos erwarten dich, meine Claire, die Hand des edelſten Mannes entreißt dich der Dunkelheit; tauſende werden um dein glänzendes Loos dich beneiden, ich werde dich, meinen Liebling, ſtets in meiner Nähe behalten und an deinem Glücke mich erfreuen; denn Graf Blanchefort hat ſo eben förmlich um dich angehalten, und mich gebeten, ſeine Fürſprecherin bei dir zu ſeyn. Nie gab es eine glühendere Liebe! Er verehrt dich, er betet dich an, als wärſt du eine Königin, er ſegnet das Geſchick, das ihm die Möglichkeit vergönnt, dich vor den Augen der Welt auf den glänzenden Standpunkt zu erheben, der dir vor tauſenden gebührt. Claire, Claire, wie glücklich wirſt du ſeyn, wie glücklich ich, in meiner Freude über dich!“

Claire hing faſt leblos in den Armen ihrer gütigen Freundin, und benetzte, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, den Buſen der ſie mütterlich liebenden Frau mit einem Strom heißer Thränen.

„Was iſt das?“ rief Frau von Belmont erſchrocken, indem ſie jetzt Clairens Zuſtand bemerkte:

„Du weinſt? du ſchweigſt? Claire, es iſt nicht alles wie es ſeyn ſollte! Würdeſt du weinen? Würdeſt du ſchweigen, wenn ich jetzt nicht für den Grafen, wenn ich für Montauban ſpräche?“

„O nur den einen, den verhaßten Namen nennen ſie nicht!“ flehte Claire, wand in neu erwachender Verzweiflung ſich aus den ſie umſchließenden Armen, und ſank auf die Knie, indem ſie das vor Schaam und Schmerz erglühende Geſicht, in den Kleidern der Frau von Belmont verbarg. „Montauban hat nie mich geliebt, er ſpottete meiner mit entſetzlichem Hohn, Aurora liebt er, ihr vermählt er ſich in wenigen Tagen, eben war ſie hier um es mir zu verkünden,“ ſchluchzte Claire, kaum vernehmbar.

Mitleidig hob Frau von Belmont ſie vom Boden auf, nahm ſie von neuem in ihre Arme, und verſuchte alles, was die innigſte Theilnahme und ihr weltgeübter Verſtand ihr nur Tröſtendes eingeben konnten, um die Arme zu beſchwichtigen. Als ſie Clairen wenigſtens in ſo weit gefaßt ſah, daß ſie ihr fähig ſchien ſie zu verſtehen, fing ſie an Blancheforts reine uneigennützige Liebe, und

Montaubans falſches unedles Betragen, im hellſten Lichte einander gegenüber zu ſtellen.

„Wie treu, wie wahr iſt des Grafen edle Liebe!“ ſprach ſie, „er, der unter den ſchönſten Töchtern der edelſten Häuſer freie Wahl hätte, achtet deine Hand für den höchſten Preis, den ein günſtiges Geſchick ihm gewähren kann! Montauban heuchelte dir Liebe; weil du arm biſt und nicht aus hohem Stamme geboren, war er unedel genug dich als ein ſchickliches Ziel ſeiner witzigen Einfälle zu betrachten; er ſuchte dein Herz zu gewinnen, um ſich hernach gegen ſeine Bekannte, vielleicht ſogar gegen Aurora ſelbſt, mit der leichten Eroberung zu brüſten. Was ich dir hier ſage, klingt hart, aber ich kenne die jetzige Männerwelt, und kann und darf, zu deinem eignen Heile, dich nicht ſchonen. Glaube mir, Montauban wollte nichts weiter als das unbedeutende Mädchen verlachen, das ſich einbildete, der Sohn eines Duc und Pair von Frankreich könne zu einer ſolchen Verbindung ſich herablaſſen.“

Claire ſchauderte und war einer Ohnmacht nahe.

„Mein Kind, mein liebes Kind, wie gern

ſchonte ich deiner!“ rief Frau von Belmont ſehr bewegt, „glaube mir, ich würde es; ich würde dich in meine Arme, an mein Herz nehmen, und Tage und Nächte lang mit dir weinen, ohne nur mit einem Worte, einem Blicke dir wehe zu thun, hätte ich nicht die tröſtliche Gewißheit, daß es in deiner Hand liegt, den Unedlen empfindlich zu ſtrafen. Zeige ihm, daß er ein eitler Thor war, indem er wähnte von dir geliebt zu ſeyn, gieb dem edlen Grafen Herz und Hand, belohne ſeine treue uneigennützige Liebe, und ſey überzeugt, daß du nicht eindringlicher an dem verächtlichen Montauban gerächt werden kannſt, als auf dieſe Weiſe. Ich kenne das menſchliche Herz, was es heute verſchmäht, wird morgen der Gegenſtand ſchmerzlicher Reue, ſehnlichen Verlangens, ſobald es nicht mehr erreichbar iſt.“

Dieſe letzten Worte der welterfahrnen Frau verfehlten nicht, den tiefen Eindruck auf Clairen zu machen, den ſie beabſichtigten. Es iſt ſo ſchwer ſich ſelbſt zu bekennen, daß der ſüße Wahn, geliebt zu ſeyn, nur ein Traumbild war! Was auch Vernunft und äußere Ueberzeugung dagegen einwenden mögen, in den verborgenſten Tiefen des Herzens bleibt immer die Hoffnung rege, daß die Flamme, an die zu glauben uns beglückte, nicht völlig bis auf den letzten Funken erloſchen ſey!

Auch Claire konnte von dem Gedanken ſich nicht losreißen, daß Montauban, wenn gleich der Verlobte einer Andern, ſich dennoch durch ihre Vermählung mit dem Grafen tief gekränkt fühlen würde; zum erſtenmal erwachte die Luſt der Rache in ihrem tief verwundeten Gemüth, und betäubte jedes beſſere Gefühl. Von ihr, der von ihrer Kindheit an zu einem dunkeln Daſeyn Beſtimmten, von ihr, der Verſpotteten, Verachteten, hing es in dieſem Augenblick allein ab, den Unterſchied aufzuheben, der das Glück zwiſchen ſie und jene Aurora geſtellt, die ſie jetzt gehaßt haben würde, wäre ihr weiches Gemüth einer ſolchen Empfindung fähig geweſen. Sie konnte, ſobald ſie es wollte, mit jener in Pracht und Rang wetteifern, und welch ein Triumph müßte es ſeyn, den ſtolzen eingebildeten Montauban zu demüthigen! Ihm zu zeigen, wie ſehr ſeine eitle Einbildung ihn irre geführt!

Der Mangel an Rang und Vermögen hatte Clairens heitern Sinn bis jetzt nie getrübt, nie war der Wunſch in ihr aufgeſtiegen, dieſe Vorzüge zu beſitzen; doch jetzt, in dieſer harten, dunkeln Stunde, in der ſie, eben wegen ihres Mangels daran, ſich verachtet und zurückgeſetzt fühlte, erwachte die Eitelkeit zum erſtenmal in ihrer jungen Bruſt, und riß zu einem Schritte ſie hin, gegen den ihr beſſeres Gefühl, betäubt wie es war, ſich dennoch leiſe empörte. Das wirklich gutgemeinte Zureden der Frau von Belmont blieb ebenfalls nicht ganz wirkungslos, und Claire verſprach endlich den Grafen nicht ganz unbedingt von ſich zu weiſen, wie ſie es erſt Willens geweſen war, ſondern ihm zuvor am folgenden Morgen eine Stunde Gehör zu gewähren.

Claire brachte die ganze Nacht in ernſtem Nachdenken zu. Stille Einſamkeit beſchwichtigten ihr aufgeregtes Gemüth, ſie ſah ein, daß ſie vergeblich verſuche Montaubans überlegten Verrath an ihrem Herzen, ſich abläugnen zu wollen, und des Grafen wahre innige Liebe, zeigte ſich ihr in einem um ſo helleren Lichte. Der ganze Umfang des Opfers, das er dieſer Liebe bringen wollte, ward ihr jetzt erſt recht deutlich, und ſie empfand es um ſo tiefer, da Montaubans Betragen, ſie erſt ſeit wenigen Stunden, von dem Werthe der Güter überzeugt hatte, welche der Graf mit ſeiner Hand ihr bot. Solch eine Liebe war des ſchönſten Lohnes werth, und Claire beſchloß wirklich, ihn ihr zu gewähren. Sie nahm ſich redlich vor, dem Grafen in Liebe und Treue lebenslänglich ganz und ungetheilt anzugehören, nur hielt ſie es für Pflicht, ehe ſie die Hand ihm reichte, erſt alles das ihm recht vorzuſtellen, was er aus Liebe zu ihr auf das Spiel zu ſetzen bereit ſey. Recht innig und eindringlich wollte ſie ihn bitten ſich nochmals ernſtlich zu prüfen, ob er auch durch ihren Beſitz ſich fortwährend für alles das entſchädigt fühlen könne, was er in dieſem Augenblicke dafür hinzugeben bereit ſey.

Zwar mit ängſtlich klopfendem Herzen, aber doch übrigens in leidlicher Faſſung, ging Claire am nächſten Morgen der entſcheidenden Unterredung entgegen, und hatte Muth genug dem Grafen alles zu ſagen, was ſie in der Stille der vergangnen Nacht erſonnen, und mühſam in ihrem Geiſte zuſammengeſtellt und geordnet; denn es war ihr heiliger Ernſt damit, den Grafen zum Rücktritt zu bewegen, im Fall' er fühlen ſollte, daß er ſeiner ſelbſt nicht ganz ſicher ſey; doch je länger ſie ſprach, je klarer und deutlicher ſie ihr innres, beßres Seyn vor ſeinem liebetrunknen Blick entfaltete, je feſter ward er in dem Entſchluß, dieſes, in jeder Hinſicht ſo ausgezeichnete Weſen, um jeden Preis ſich zu gewinnen.

„Blanchefort,“ bat Claire mit ihrer ſüß ſchmeichelnden Stimme, „bedenken Sie, daß ſchon bei Ihrer Geburt die Verbindlichkeit Ihnen auferlegt ward, auch vor der Welt ſich aller Ehre und Achtung würdig zu zeigen; der hohe Standpunkt, auf den Verdienſt und Rang Sie ſtellen, läßt keine Ihrer Handlungen unbemerkt. Schon der Name Ihres alten edlen Hauſes, verpflichtet Sie ſeiner würdig zu bleiben, meinen Namen kennt die Welt nicht, meine dunkle Herkunft ſtellt mich von dieſer Seite tief unter Sie; die Welt wird Ihre Liebe für leidenſchaftliche Verblendung erklären, und je höher Sie bis jetzt in ihrer Achtung ſtanden, je weniger wird ſie eine ſolche Schwäche Ihnen vergeben. Jetzt kommt alles Ihnen mit freudigem Eifer entgegen, künftig wird man ſich von Ihnen zurückziehen: man wird mit ſpöttiſchem Lächeln ſich, achſelzuckend, von Ihnen abwenden. Aus Furcht, daß mein Name

Ihnen wie ein Vorwurf klingen möchte, werden Ihre beſten Freunde, Ihre nächſten Verwandten, es kaum wagen Ihrer Gemahlin gegen Sie zu erwähnen. Und ſetzen Sie auch den Fall, daß es mir endlich gelingen möchte, die allgemeine Stimme durch mein Betragen in ſo weit zu gewinnen, daß ſie den Vorzug mir vergäbe den Ihr Herz mir gewährt; gewiß, ich werde mit Anſtrengung aller meiner Kräfte danach ſtreben! Aber unendliche Zeit muß dennoch vergehen, ehe ich das Ziel erreiche, während welcher Sie meinetwegen tauſend Unannehmlichkeiten zu erdulden hätten. Sie würden ſich daran gewöhnen müſſen, am Hofe, in der Geſellſchaft nicht mehr die frühere Freude zu finden, nicht mehr dort auftreten zu können wie wohl ſonſt zuvor, geſucht, geehrt, ausgezeichnet von den Vornehmſten und Edelſten, die Ihnen ebenbürtig ſind.“

„Claire!“ rief endlich der Graf, „wer Sie hört, möchte ewig Sie hören, darum vermochte ich nicht Sie zu unterbrechen, obgleich jedes Ihrer Worte mich ſchmerzlich verletzte, denn Sie läſterten das Edelſte und Schönſte was die Erde trägt. Holdes, liebenswerthes, entzückendes Weſen! Dir ſoll ich entſagen? Das hieße dem Tode mich weihen!“ rief er hingeriſſen von Liebe, zu ihren Füßen ſinkend. „Claire! Sie mir zu Eigen errungen zu haben, wird ewig mein Stolz und mein Entzücken ſeyn; die Welt, weit entfernt mich deshalb zu tadeln, wird mein hohes Glück mir zum Verdienſte anrechnen, ſie wird mich beneiden, weil es mir vergönnt ward, dich unwürdiger Dunkelheit entriſſen zu haben, dich, die Krone der Welt! ein Geſchöpf, werth einen Thron zu ſchmücken! O meine angebetete Geliebte,“ ſprach er aufſtehend und drückte ihre Hand feſt an ſein hochklopfendes Herz, „laſſen Sie durch Ihre ſeltene Beſcheidenheit ſich nicht zur Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt verleiten, keiner wird jemals Sie ſehen, ohne Sie zu bewundern und den glücklichen Blanchefort zu beneiden, dem es gelang, ein ſolches Kleinod zu erwerben; das glauben Sie feſt.“

Was Claire auch ferner noch einwenden mochte, der Graf blieb bei ſeinem Entſchluß, ihre Gründe glitten an ihm ab, die Beredſamkeit, mit denen ſie dieſe vertheidigte, ſchienen ihn in ſeiner Beharrlichkeit nur noch zu beſtärken. Sie mußte endlich für überwunden ſich anerkennen, doch nur unter einer einzigen Bedingung, von der ſie nie abgehen zu wollen erklärte.

„Morgen,“ ſprach ſie, „geh' ich nach Pareclet zurück, um dort einige Monate zu verweilen. Bleibt Ihre Liebe zu mir auch in der Ferne ſich gleich, verändert ſich nichts in Ihren Wünſchen und Anſichten, auch wenn Sie nicht, wie jetzt, mich täglich ſehen, ſo kehre ich nach dieſer Friſt zurück, um Ihnen mein ganzes Leben zu weihen. Ich muß, theurer Graf, ich muß auf dieſer Probe Ihrer Beſtändigkeit feſt beſtehen, Herz und Vernunft gebieten es mir. Ich bin mir ſelbſt es ſchuldig ſie von Ihnen zu fordern, eben jenes zwiſchen unſern äußern Verhältniſſen obwaltenden Unterſchiedes wegen. Dies darf Ihnen nicht wehe thun; glauben Sie mir, ſtünden wir in jeder Hinſicht einander völlig gleich, ſo würde jede Bedenklichkeit von meiner Seite von ſelbſt verſchwinden, doch da es iſt wie es iſt, ſo muß ich alles thun, um auch für die Zukunft mir den Frieden mit mir ſelbſt zu erhalten.“

Die Unterhaltung hatte lange gewährt, ſie hatte im Salon ſtatt gehabt, in welchem Frau von Belmont gewöhnlich alle Vormittage Beſuche annahm; denn Claire hatte einiges Bedenken getragen, den Grafen in ihr eignes Zimmer einführen zu laſſen; und ſo war denn die gewöhnliche Viſitenſtunde allmählig und unbemerkt herbeigeſchlichen. Montauban war einer der erſten unter denen die ſich einſtellten, und Claire bebte zwar innerlich bei ſeinem unerwarteten Anblick, aber obgleich ſein ungewöhnlich heitres Ausſehen ihr gleich einem Dolchſtich durchs Herz fuhr, ſie ſuchte dennoch ſich zu faſſen und ſich ſo unbefangen als möglich zu zeigen. Blanchefort war innerlich zu bewegt, um jetzt noch lange hier verweilen zu können; zu Clairens großer Freude, entfernte er ſich ſehr bald, und gewährte dieſer dadurch die Freiheit ſich ebenfalls dem peinlichen Zwange zu entziehen, den Montaubans Gegenwart ihr auferlegte.

„Ich muß noch dem Fräulein Aurora einen Beſuch abſtatten,“ ſprach ſie zu einer Dame, indem ſie von ihrem Sitze ſich erhob. Claire hatte abſichtlich dieſe Worte laut genug geſprochen, um von Montauban, der in ihrer Nähe ſich befand, gehört zu werden.

„Sie kennen Aurora?“ fragte er ſichtbar erſtaunt.

„Von Jugend auf,“ erwiederte Claire mit erzwungener Gleichgültigkeit, indem ſie an ihm vorübereilte, „wir wuchſen im nämlichen Kloſter nebeneinander auf; ſie hat keine vertrautere Freundin als mich.“

„Und doch wette ich, das Fräulein vertraut Ihnen nicht alles,“ rief Montauban ihr in der Thüre noch nach, die ſie inzwiſchen erreicht hatte, und bis zu welcher er ihr gefolgt war. Claire that als hätte ſie es nicht gehört, und eilte davon.

Aurora war nicht zu ſprechen, ein ihrem Vater plötzlich zugeſtoßnes Unwohlſeyn, zwang ſie bei demſelben in deſſen Zimmer zu bleiben, und Claire, hocherfreut dieſes unangenehmen Beſuches überhoben zu ſeyn, eilte gleich wieder nach Hauſe, um die zu ihrer Reiſe nach Pareclet nöthigen Anſtalten zu treffen, die ſie denn auch wirklich am andern Tage in aller Frühe antrat.

Schauriger, beklemmender als je zuvor, wehte der aus der lautfröhlichen, glanzerfüllten Welt Kommenden, die zwiſchen den düſtern Mauern von Pareclet herrſchende Todtenſtille entgegen. Weinend ſank ſie der Aebtiſſin in die Arme, die liebevoll und freundlich wie immer ihr entgegen trat, und ihr zu der erfreulichen Wendung ihres Geſchicks Glück wünſchte, mit der Frau von Belmont ſie ſchon ſchriftlich bekannt gemacht hatte. Claire freute ſich von Herzen der fortwährenden Theilnahme ihrer mütterlichen Beſchützerin, doch die ehemalige Ruhe des Gemüths, den ehemaligen ſtillen Frieden ihrer glücklichen Kindheit, vermochte dieſe dennoch nicht ihr wieder zu geben.

Der Graf bot indeſſen alles auf, um auch aus der Ferne, ſeiner angebeteten Claire täglich neue überraſchende Beweiſe ſeiner unabänderlichen Liebe zuzuſenden. Seine treue Anhänglichkeit rührte ſie tief, ſie fühlte zur innigſten Dankbarkeit gegen ihn ſich verpflichtet, ſie ehrte, ſie bewunderte ihn, doch ihr Herz blieb ſtumm dabei.

Montaubans Andenken verfolgte ſie unabläſſig, ſo ernſtlich ſie auch ſtrebte es zu entfernen; ſeine letzten Worte, die er beim Scheiden ihr zugeflüſtert, kamen ihr nicht aus dem Sinn, immerfort mußte ſie die Erklärung derſelben aufzufinden ſuchen. Kann er dieſe Aurora denn wirklich lieben? dachte ſie oft; war es nicht vielleicht ihre eigene Eitelkeit, die ſie verleitete dieſes zu wähnen? Doch bei meinen Verpflichtungen gegen den edlen, treuen Blanchefort, muß es mir ja völlig gleichgültig ſeyn ob er ſie liebt oder nicht? Er vermählt ſich mit ihr, darüber wenigſtens konnte Aurora ſich nicht täuſchen, und ich thue ſehr Unrecht bei dem Andenken eines Unwürdigen nur noch einen Augenblick zu verweilen. Sie that redlich alles was ſie vermochte, um Montaubans Betragen gegen ſie in den ſchwärzeſten Farben zu ſehen, unabläſſig ſtellte ſie Vergleichungen zwiſchen ihm und Blanchefort an, bei welchen dieſer hoch über ſeinen Nebenbuhler zu ſtehen kam, deſſen Unwerth ſie ſich eingeſtand, ohne ihn jedoch aus ihrem Herzen verbannen zu können. Täglich ſagte ſie ſich ſelbſt, daß es ihr heilige Pflicht ſey, ihn ganz zu vergeſſen; und ward nicht gewahr, daß ſie gerade mitten unter ſolchen Entſchließungen ſeiner am lebhafteſten gedachte, und daß ſie oft ſich ſelbſt ſchalt, eigentlich nur, um mit ihm ſich beſchäftigen zu können.

Ein Brief der Frau von Belmont, den ſie nach einigen in Pareclet verlebten Wochen erhielt, brachte Claire̅n wenigſtens einer äußern Entſcheidung ihres Geſchickes näher, wenn gleich das innre Wogen und der Kampf wiederſtreitender Gefühle in ihrem Herzen noch fortwährte.

Clairens Abweſenheit hatte die innige Liebe des Grafen nur zu noch verzehrenderer Gluth angefacht; er erklärte, ohne ſie nicht ferner leben zu können, und beſtürmte Frau von Belmont ſo unabläſſig mit Bitten, ſie ihm wieder zuzuführen, daß dieſe endlich beſchloß ſeinem dringenden Flehen nachzugeben, und zugleich das künftige Glück ihres Lieblings vor jedem Wechſel zu ſichern. Sie meldete Clairen daher, daß ſie innerhalb weniger Tage nach Pareclet kommen werde, um ſie nach einem ſehr einſam liegenden Landgute abzuholen, das ihr Eigenthum war, und verhehlte ihr dabei nicht, daß auch Graf Blanchefort ſich dort einſtellen werde, ſehnlichſt hoffend, daß ſie ſich nicht länger weigern wolle, ihre Vermählung mit ihm, die erſt ſpäterhin, bei der Rückkehr des jungen Paares nach Paris, am Hofe und in der Stadt bekannt gemacht werden ſollte, dort in aller Stille zu feiern.

Claire ward bei Leſung dieſes Briefes bis ins innerſte Herz erſchüttert, aber ihr Gefühl für Tugend und Recht ſagte ihr, daß ſie zu weit gegen

Blanchefort gegangen ſey, um ihm, ohne thörichte verächtliche Ziererei, den Lohn ſeiner treuen Liebe länger weigern zu können. Frau von Belmont langte bald nach ihrem Briefe in Pareclet an, Claire ward bei ihrem Anblick todtenbleich; in Thränen zerfließend, riß ſie am Tage der Abreiſe ſich aus den ſie liebend umſchließenden Armen der Aebtiſſin. Als ſie die Schwelle des ſonſt ihr ſo verhaßten Kloſters überſchritt, um der Frau von Belmont in den Wagen zu folgen, ward ihr zu Muthe als trete ſie den Weg zum Tode an, und mit verhülltem Geſicht, immer unaufhaltſamer weinend, ſaß ſie noch lange hernach, neben ihrer gütigen, wohlwollenden Freundin.

„Ich weiß in der That kaum, wie ich dieſes dein troſtloſes Benehmen dir vergeben ſoll,“ ſprach Frau von Belmont endlich ziemlich ernſthaft, nachdem ſie die Weinende erſt eine Weile ſtill gewähren laſſen, und dann umſonſt alle Troſtgründe erſchöpft hatte, die ſie nur aufbringen konnte. „Undankbares Kind, lerne doch endlich dein ſeltnes Glück einſehen, das einem ſo ausgezeichnet edlen Manne dich entgegenführt. Laß das traurige Loos deiner Freundin Aurora dir zur Lehr' und Warnung dienen, die mit weit höheren Anſprüchen als du in die Welt trat. Montauban, der Schändliche! hat kurz vor dem ſchon feſt beſtimmten und bekannt gemachten Hochzeitstage, ſie auf beleidigende Weiſe verlaſſen; die Unſelige! Unerachtet ſeines wortbrüchigen Verrathes, hängt ſie an ihm, mit unſäglicher Leidenſchaft, und hat nicht Feſtigkeit genug ihren tiefen Schmerz im Verborgnen zu tragen; ſie iſt jetzt das Mährchen der Stadt, obgleich ſie allgemein bedauert wird. Montauban hat in jeder Hinſicht ſo verächtlich, ſo haſſenswerth ſich gezeigt, daß ſein eigner Vater ſich weigert ihn zu ſehen, obgleich er in dieſem Augenblick hart verwundet darnieder liegt; er hat, um einer Dirne willen, mit ſeinem treuſten Freunde ſich geſchlagen, einem Freunde, der einſt bei der Belagerung von Amiens ihm das Leben rettete; man ſagt, der Duc ſey über dieſen neuen Beweis eines undankbaren, fühlloſen Gemüths ſo aufgebracht, daß er den mißrathnen Sohn zu verſtoßen beſchloſſen habe, der des edlen Namens unwerth iſt, den er trägt."

Zum Marmorbilde erſtarrt ſaß Claire da, mit weit offnen verſteinerten Augen, all' ihre Thränen hatten in ihr Herz ſich zurückgezogen, ſie weinte nicht mehr. Frau von Belmont glaubte den rechten Moment gefunden zu haben, um jede Spur einer früheren Neigung zu Montauban für immer aus ihrem Herzen zu tilgen.

„Alle frühere, halbvergeſſene Abentheuer jenes ruchloſen Verführers kommen jetzt von neuem zur Sprache, und keines iſt darunter, das ihm Ehre brächte,“ fuhr ſie in ihrer Rede fort. „Er ſcheint von jeher darauf ausgegangen zu ſeyn, die Töchter der edelſten Häuſer ſich erſt zu gewinnen, und dann ſie dem öffentlichen Spotte preis zu geben, indem er kurz vor dem zur Hochzeit angeſetzten Tage ſie ſchändlicher Weiſe verläßt. Aurora iſt nicht die erſte welche dieſes erfährt; ſo wie jetzt mit ihr, ſo war er auch ſchon vor einigen Jahren mit der jetzigen Düſcheſſe von Ventadour förmlich verlobt, und brach dann plötzlich dieſe Verbindung wieder ab, ohne einen Grund ſeines Verfahrens angeben zu können. Doch von nun an wird kein ähnlicher Betrug ihm mehr gelingen; damit iſt es vorbei; man kennt ihn jetzt, und nie darf er hoffen, wieder mit Ehren in der Geſellſchaft aufgenommen zu werden. Auch dich, meine Claire, die, wenn gleich nicht durch ihre Geburt, dennoch durch ihre perſönlichen Eigenſchaften Aufſehen erregte, auch dich wollte er umgarnen, um die Zahl derer zu vermehren die er geopfert hat. Gewiß du kannſt es dem edlen Grafen Blanchefort nie genugſam verdanken, daß er noch zur rechten Zeit eintrat, um dich den gefährlichen Schlingen zu entreißen, die deiner Unſchuld gelegt waren.“

Zorn, Liebe, Schaam, unausſprechliche Verachtung wogten in ſchmerzlichem Wechſel in Clairens Gemüth, während ſie ihrer mütterlichen Freundin aufmerkſam zuhörte. Dieſes verächtliche Ungeheuer konnte ſie nicht mehr lieben, ſie haßte Montauban, ſo wähnte ſie wenigſtens, ſie, die nur die Liebe und nie den Haß gekannt hatte. Wie war doch der Graf ſo ganz das Wiederſpiel von ihm, wie edel, wie rein, wie treu und wahr! Auf das Ernſtlichſte faßte ſie den Vorſatz, durch ihr künftiges Betragen gegen ihn all' das Unrecht wieder gut zu machen, das ſie heimlich und wider Willen an ihn verſchuldet. Frau von Belmont that was ſie konnte, um Clairen in der Ausübung dieſer, von ihr jetzt anerkannten Pflicht, zu befeſtigen und zu unterſtützen, und ſo ward denn dem Grafen, als er noch vor dem Ziele der Reiſe zu den

Damen fließ, ein Empfang, der ihn auf das Ueberraſchendſte entzückte, und zu einem Himmel von Seligkeit erhob. Seine unverſtellte Freude, ſeine rührende Dankbarkeit verfehlten nicht auf Clairen den tiefſten Eindruck zu machen, und ſie in ihren guten Geſinnungen gegen ihn zu erhalten; es gelang ihr ſogar, auch die kleinſte Spur eines ihm nicht ganz günſtigen Gefühles zu unterdrücken, und ſich glücklich und heiter zu zeigen, bis neue Sorgen, neue Schmerzen ſie bald darauf ſo in Anſpruch nahmen, daß ſie alles Andre, und ſogar ſich ſelbſt völlig darüber vergaß.

Frau von Belmont befand bei der Ankunft auf ihrem Gute ſich unwohl; das Uebel ſchien anfangs unbedeutend und größtentheils nur der Ermüdung der Reiſe zuzuſchreiben, aber es nahm bald mit gefahrdrohender Gewalt zu, und ging noch in der nämlichen Nacht in ein heftiges Bruſtfieber über. Alle Aerzte der Nachbarſchaft wurden eilends herbeigerufen, doch ihre vereinten Bemühungen blieben fruchtlos, und nach dem Verlauf weniger Tage, mußten ſie das Leben der theuren Kranken, für faſt rettungslos verloren erklären.

„Meine Rechnung mit dem Leben iſt geſchloſſen:“

ſprach Frau von Belmont, nachdem ſie mit gefaßter Ergebung den Ausſpruch der Aerzte vernommen hatte; „ich ſcheide willig daraus, denn ich fühle, daß ich das mir geſetzte Ziel erreicht habe. Nur die Sorge um dich, meine Claire, könnte den großen, ernſten Schritt, der ſo nahe vor mir liegt, mir erſchweren. Mit mir verlöreſt du deine einzige Stütze in der Welt, jeden Beiſtand den du mit Sicherheit von meiner Liebe zu dir erwarten dürfteſt; aber ich kann auch in dieſer Hinſicht ruhig aus dem Leben ſcheiden, ich lege deine Zukunft in die Hände des edelſten Freundes, und danke Gott, der in meiner letzten Stunde dieſen Troſt mir gewähret. Blanchefort, Ihrer erprobten Liebe vertraue ich den Liebling meines Herzens, Sie werden Clairen zehnfach erſetzen was ſie in mir verliert. Ach, meine geliebten Kinder! Ich wäre ſo gerne noch eine Zeitlang Augenzeuge Eures Glücks geblieben, aber es darf nicht ſeyn, Gott will es anders.“

Claire glaubte am Bette der geliebten Sterbenden in Thränen und Jammer zu vergehen.

„Nein, wir verlieren Sie nicht!“ rief plötzlich der Graf, „Gott erhört unſer heißes Flehen, er ſchenkt Sie uns wieder, Ihr theilnehmendes Herz wird ſich noch viele Jahre lang an meinem unausſprechlichen Glücke erfreuen! Claire," ſetzte er wie begeiſtert hinzu, und ſank zu den Füßen der tief Betrübten auf die Kniee, „vereinigen Sie ſich mit mir, um unſre mütterliche Freundin durch den ſchönſten Beweis Ihrer Liebe zu neuer Lebenskraft zu erheben. Geliebte, angebetete Claire, keine Stunde, kein Altar kann heiliger ſeyn, als dieſer Augenblick, als dieſe Stätte es iſt. Erheitern, tröſten Sie die theure Leidende, und laſſen Sie gleich hier, an Ihrem Schmerzenslager, den Segen der Kirche über uns ausſprechen, der uns auf ewig verbinden ſoll. O zaudern Sie nicht, ſehen Sie, wie bei dieſem Vorſchlage die Blicke unſerer zweiten Mutter ſich ſichtbar erheitern; erfreuen, tröſten Sie die geliebte Freundin, indem Sie mich durch dieſen Beweis Ihres ſchönen Vertrauens unausſprechlich beglücken. Zwar muß unſre Vermählung noch einige Wochen hindurch geheim gehalten werden, doch das kann und wird Sie nicht hindern mein heißes Flehen zu erhören. Nein, dieſes reine edle Herz kann kein niederer Argwohn beflecken; welch' Ungeheuer wäre ich, guter Gott! wenn ich fähig wäre, Ihr Vertrauen — nein, meine angebetete Claire kann ſo tief mich nicht verachten, um nur dem kleinſten Verdacht gegen mich Raum zu gewähren.“

Claire war durch die mannichfaltigſten Gefühle, bis in die innerſten Tiefen ihres Herzens zu gewaltſam erſchüttert, um den bittenden Blicken der Sterbenden, dem immer dringender und glühender ausgeſprochnen Flehen des Grafen, lange widerſtehen zu können. Je weniger leidenſchaftlich ſie für ihren Verlobten empfand, je mehr glaubte ſie ſich verpflichtet, ihm durch ein Opfer das in ihrer Macht ſtand, für die vielen zu belohnen, die er ihr zu bringen bereit war; und überdem, wo hätte ſie die Kraft hernehmen ſollen, ihrer ſterbenden Wohlthäterin den letzten Wunſch zu verſagen?

„Jetzt ſterbe ich freudig!“ rief Frau von Belmont, indem ein Strahl von Entzücken ihr ſchon brechendes Auge verklärte: „Blanchefort's Liebe und Ehre ſind mir die ſicherſten Bürgen, ihnen übergebe ich mit der Ruhe einer ſchon Seligen das künftige Geſchick meiner Claire.“

Während der Pfarrer des Dorfes herbeigerufen wurde, ließ Frau von Belmont ſich durch ihre

Kammerfrau ihr Schmuck-Käſtchen bringen, und übergab es Clairen: „Nimm dieſe glänzenden Steine, meine geliebte Tochter!“ ſprach ſie: „trage ſie zu meinem Angedenken, ſie ſind das Einzige, was ich dir hinterlaſſen kann, über alles, was ſonſt noch in der Welt mein war, darf ich nach meinem Tode nicht mehr gebieten, ſonſt ſollte es ebenfalls, als Beweis meiner Liebe zu dir, dein Eigenthum ſeyn, obgleich du an der Seite deines Gemahls deſſen nie bedürfen wirſt.“

Der Pfarrer war indeſſen gekommen; faſt bewußtlos im Drange tauſend auf ſie einſtürmender Gefühle, legte Claire ihre Hand in die des Grafen, während am Bette der Sterbenden, der auf immer bindende Segen der Kirche, über beide ausgeſprochen ward.

Nach wenigen, zwiſchen Furcht und Hoffen bange hingebrachten Tagen, entſchlief Frau von Belmont bei hellem völligem Bewußtſeyn, im Arm ihrer Claire.

„Eile zurück nach Pareclet, ſobald es mit mir vorüber iſt, dort warte die Bekanntmachung deiner Vermählung ab. Der Wohlſtand fordert es ſo. Vertraue meiner Schweſter was hier geſchehen iſt, ſie liebt dich wie ich, und wird dir mütterlich rathen;“ das waren die letzten Worte, die ſie ſprach.

Faſt mit Gewalt mußte Blanchefort ſeine junge Gemahlin von der geliebten Hülle der Verklärten trennen, um ſie nach Pareclet zu führen. Die Aebtiſſin war nicht daheim, ſie hatte ein kleines, in ziemlicher Entfernung vom Kloſter liegendes Landhaus bezogen, in welchem es ihr erlaubt worden war, einige Sommermonate zur Pflege ihrer Geſundheit zuzubringen, und der Graf folgte ihr dorthin, mit ſeiner noch immer tief betrübten Claire.

Die Aebtiſſin nahm die vielgeliebte Tochter ihres Herzens mit offnen Armen auf. Blanchefort miethete ſich in der Nachbarſchaft ein, doch kein Tag verging, an dem er nicht mit ſtets neuer erhöhter Zärtlichkeit zu Clairen zurückgekehrt wäre. Er klagte mit ihr und ihrer ehrwürdigen ebenfalls ſchmerzlich trauernden Beſchützerin, um die Freundin, in der ſie alle Drei ſo unendlich viel verloren, wofür kein möglicher Erſatz denkbar war; mit feinem Sinn und tiefem Gefühl rief er aus ihrem früheren ſchönen Walten auf Erden, tauſend rührende Züge ſich und den mit ihm weinenden Frauen zurück, und weilte lange und gern in liebender Erinnerung an die Verblichene, bis endlich der erſte heftige Schmerz in ſtillere ſanftere Wehmuth ſich löſte. Jetzt erſt wagte er es auf mannigfache Weiſe Clairen zu erheitern zu ſuchen, ſein ganzes Leben blieb nach wie vor nur ihr allein geweiht.

Mehrere Wochen vergingen auf dieſe Weiſe; Blanchefort blieb immer derſelbe, aufmerkſam, liebevoll, dankbar für jeden freundlichen Blick den Claire ihm ſchenkte, als wäre ſie nicht ſchon die Seine, als hätte er ihre Gunſt noch erſt zu erwerben; aber es ſchien als ob er, in dem ſteten Streben ihr zu gefallen, die nöthigen Anſtalten zur Bekanntmachung ſeiner Vermählung zu treffen vergäße. Claire war mit ihrem Herzen, mit ihrem Schmerz um die verlorne Freundin, mit dem Beſtreben ſich ihrer neuen Lage im Leben anzueignen, viel zu beſchäftigt, um dieſe Verzögerung zu bemerken, oder auch nur an die Zukunft zu denken; doch die Aebtiſſin that beides für ſie, denn Clairens Geſchick lag mehr wie jemals ihr am Herzen. Der Gedanke beruhigte ſie zwar, daß der Graf ſich wahrſcheinlich nicht entſchließen könne, von ſeiner jungen, angebeteten Gemahlin, wenn gleich nur auf kurze Zeit, ſich zu trennen, und deshalb die Erfüllung dieſer ſeiner heiligen Pflicht von einem Tage zum andern verſchöbe; aber ſie nahm ſich doch vor, ihn bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit daran zu erinnern.

Ein freudiges Ereigniß, das den Grafen auf den höchſten Gipfel der Wonne erhob, machte dieſes indeſſen überflüſſig. Claire fühlte ſich Mutter.

„Nun erſt biſt du ganz mein!“ rief Blanchefort wonnetrunken, und warf ſich in einem Taumel von Entzücken vor ſeiner Gemahlin hin, ihre Kniee umfaſſend: „nun erſt ſind wir ganz eins, auf ewig unzertrennlich verbunden, du mein ſüßes, ſchönes, angebetetes Weib, wie ſoll, wie kann, wie werde ich jemals all' das Glück dir verdanken können, das du mir gewährſt, du mein Leben, mein Stolz, meine Freude! Jetzt muß auch die Welt erfahren, was mich ſo unausſprechlich beſeligt. Morgen, mit Sonnenaufgang fliege ich nach Paris, um bald wider bei dir zu ſeyn. Meinem hochverehrten Freunde und Beſchützer, den Konnetabel von Luines entdecke ich mich zuerſt, er wird mit leichter Mühe vom Könige und der Königin die Anerkennung unſrer Heirath erhalten. Mein Rang, die ganze Art meiner Exiſtenz feſſeln mich an den

Hof; dort muß alles geebnet, alles geziemend vorbereitet werden, damit meine Gemahlin in Paris gleich ſo auftreten, ſo empfangen werden kann, wie es ihr und mir gebührt; doch das alles wird ſchnell abgethan ſeyn. Nach wenigen Tagen kehre ich zurück dich abzuholen, um vor den Augen der bewundernden Menge, meines hohen ſeltnen Glücks mich zwiefach zu erfreuen.“

Still, zufrieden ſah Claire den Gemahl abreiſen, und keine Ahnung nahenden Unheils, nicht der fernſte Gedanke an Mißtrauen, kam während ſeiner Abweſenheit in ihr argloſes Gemüth. Noch früher als ſie es erwarten konnte, kehrte er wieder zurück, doch in ſeinem ganzen Weſen ſo durchaus verändert, daß beim erſten Blick auf ihn eine namenloſe Angſt ſich ihrer bemächtigen mußte, ohne daß ſie im Stande war, ſich ſelbſt deutlich zu machen, was ſie denn eigentlich befürchtete. In ſeinem ganzen Benehmen lag etwas Unſtetes und ängſtlich Zerſtörtes, jedes ſeiner Worte, jeder ſeiner Blicke zeugten von ungewohnter Kälte, drückten innern Zwang, bange Beklommenheit aus. Mit ſchwer zu verhehlender Bangigkeit, von innerm namenloſen Grauen durch und durch ergriffen, betrachtete

Claire ihn, ſuchte dieſe ihr an ihm ſo neuen Erſcheinungen ſich zu deuten, und vermochte kaum den Augenblick zu erwarten, in welchem die Aebtiſſin ſich entfernen würde, um ihn um den Grund derſelben zu befragen.

„Was iſt es mit dir?“ rief ſie, „dein Auge ſucht mich nicht wie ſonſt, deine Blicke wenden ſich ſogar von mir ab! Iſt uns irgend ein Unglück wiederfahren? Sage mir alles, ich kann alles ertragen, nur nicht dieſe furchtbare Ungewißheit. O ſprich, ſprich zu deiner Claire, deiner Gattin, die du ſonſt ſo liebteſt!“ rief ſie, ihn ängſtlich umklammernd, als er, aus tiefſter Bruſt ſchwer aufathmend, noch immer ſchwieg. „Brich dieſes furchtbare Schweigen, es tödtet mich. Wenn du mich wirklich liebſt, ſo befreie mich von dieſer entſetzlichen Angſt, ich fordere es als Beweis der Liebe die du mir tauſendmal geſchworen, ſprich, o ſprich, wenn du mich nicht zur Verzweiflung treiben willſt.“

„Du willſt es? So ſey es denn!“ ſprach Blanchefort endlich, und nahm ſchwer aufſeufzend alle ſeine Kraft mit ſichtbarer Anſtrengung zuſammen. „Claire, ich liebe dich unausſprechlich, ich liebe dich wie ſonſt, du biſt und bleibſt der Abgott meines Herzens, das glaube feſt. Aber du! Liebſt du mich denn wirklich? Liebſt du mich genug, um gelaſſen anhören zu können was Sorge für mein eignes künftiges Wohl mich dringt dir zu vertrauen? Höre mich, Geliebte, höre ruhig mich an, nimm alle deine Kraft zuſammen, ich flehe dringend darum, damit du ertragen kannſt was ich entdecken dir muß. Ich eilte zum Konnetabel, feſt entſchloſſen, alles zu halten was ich dir verſprochen, er empfing mich mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, ſchon wollte ich den günſtigen Moment benutzen um ihm alles zu entdecken, da — o faſſe dich Geliebte, zittre nicht ſo! Ich bitte dich, werde nicht ſo todtenbleich. Da, als ich eben nach Worten ſuchte ihm meine Bitte vorzutragen, trug er, der Konnetabel ſelbſt, in deutlichen, nicht zu mißverſtehenden Worten, die Hand ſeiner eignen Schweſter mir an. Du ſieheſt es ſelbſt ein, meine Claire, ihm jetzt, in dieſem Augenblicke zu entdecken, daß ich ſchon längſt, ohne ſeinen Rath, ſeine Zuſtimmung einzuholen, eine andre Verbindung eingegangen ſey, wäre die Tollkühnheit eines Wahnſinnigen geweſen, die zu nichts anderem abzwecken konnte, als alle meine glänzenden

Ausſichten für die Zukunft zu zerſtören. Mir blieb hier nichts weiter übrig, als die mir vorgeſchlagne Vermählung auf unbeſtimmte Zeit zu verſchieben, und es gelang mir, ſchicklich, und ohne Argwohn zu erregen, dieſes vollbringen zu können. Claire! Du biſt ſo ſtill? Ja ich ſehe es, du weiſt das Unvermeidliche mit Faſſung zu ertragen. Bleibe ſo ruhig, Geliebte, baue auch ferner auf mich; nie werde ich, auch unter dieſen Verhältniſſen, es dir an etwas fehlen laſſen. Sogar dein jetziger Zuſtand darf dich keinen Augenblick beunruhigen, ich werde die erforderlichen Maaßregeln zu treffen wiſſen, daß deine Niederkunft das tiefſte Geheimniß verdecke, ich werde ſogar, um durchaus keinen Argwohn zu erregen, dir ſelbſt das Opfer bringen, dich, meine ſüße Liebe, von nun an ſeltner zu ſehen."

„Heiliger Gott! Habe ich denn wirklich noch meine Sinne? Habe ich wirklich gehört, was ich gehört zu haben glaube?" rief Claire mit verwildertem Blick, als ſie endlich von der Erſtarrung ſich erholte, in welcher das höchſte Entſetzen ſie eine Weile gefeſſelt gehalten! „Nein, nein, ich will erwachen, ich muß erwachen, aus dieſem fürchterlichen Traum; Blanchefort, Blanchefort, wecke mich doch! Oder — wär' es möglich! Haſt du dir einen ſo unbarmherzigen Scherz wirklich gegen mich erlauben können? Er iſt dir mißlungen, nein, nein, ſo täuſcheſt du mich nicht, was du ſagſt iſt ja nicht, kann ja gar nicht ſeyn; aber es war doch grauſam von dir. Nun ich mich wieder beſinne, weiß ich ja alles; du kannſt ja deine dir angetraute Gemahlin nicht der Schmach einer heimlichen Niederkunft Preis geben wollen, du kannſt ja die ächte rechtmäßige Geburt deines Kindes nicht zweifelhaft machen wollen, wir, ich und mein Kind, gehören ja zu dir, du ſelbſt haſt uns ja durch den heiligſten Eid vor jeder Schmach geſichert, du mußt uns ja ſchützen, denn unſre Ehre iſt ja die deine.“

„Claire, faſſe dich, beſinne dich Geliebte, gib nur noch einen Augenblick länger mir ruhiges Gehör,“ bat Blanchefort: „ich läugne ja keine meiner Betheuerungen dir ab, ſie waren alle redlich gemeint. Aber daß ich ſie brechen muß, weil ich ſie nicht halten kann, davon, vergib mir das Bekenntniß, Geliebte, davon trägt Niemand die Schuld als du ſelbſt. Weißt du noch jenen Tag, als ich im Hauſe der Frau von Belmont zuerſt bei dir um deine Hand mich beworben? Treu und wahr haſt du mir damals vorher geſagt, wie die Welt meine Vermählung mit dir aufnehmen würde; jedes deiner Worte fiel in mein Herz, keines derſelben habe ich jemals vergeſſen können, alle ſind jetzt eingetroffen, doch damals bethörte mich die mächtige Leidenſchaft. Ich will dir meine ganze Schwäche bekennen; ich verwarf deine Warnungen, weil ich zu ſehr auf den allgemeinen Beifall mich verließ, der bis dahin jeden meiner Schritte begleitet hatte, doch jetzt hat die Erfahrung mir bewieſen, welchem Irrthum ich mich damals hingegeben. Und vollends in meiner jetzigen Lage! Wie würde die Welt meiner ſpotten! Welch furchtbares Hohngelächter würde überall mich verfolgen, wenn ich mir beikommen ließe, um deinetwillen die Hand der Schweſter des Konnetabel auszuſchlagen! Die erſte Parthie im ganzen Königreich, die den Weg zu den höchſten Ehrenſtufen mir öffnet! Nein, dem darf ich mich nicht ausſetzen, das könnte ich nimmermehr ertragen!“

„Du ſcheuſt den Tadel der Welt, und nicht die Stimme deines Gewiſſens, die ewig den Bruch des heiligſten Eides dir vorwerfen muß!“ rief

Claire voll Entſetzen. „Sieh' mich an!“ rief ſie, indem ſie in wilder Verzweiflung ſich vor ihm hinwarf, und ſeine Kniee umklammerte, „ſieh mich an, ich bin Claire, die Claire, die du vergöttherteſt! So wie ich jetzt vor dir, ſo lagſt du vor wenigen Monaten zu meinen Füßen; Mitleid, Liebe, Vertrauen erflehteſt du damals von mir; ich gewährte dir alles! Nicht leidenſchaftliche Schwäche riß mich in deine Arme, ich gab mich dir hin, mit vollem klaren Bewußtſeyn, weil ich dich meiner würdig hielt. Die Welt, meine theure verklärte Freundin, nannten dich den edelſten, tugendhafteſten Mann im Reiche; kannſt du dieſes hohen Namens dich unwerth machen wollen? Kann bei einem Bewußtſeyn wie hinfort das deine ſeyn muß, der Beifall der Menge dich wirklich erfreuen?“

Der Graf verſuchte, ſie vom Boden aufzuheben, ſie in ſeine Arme zu nehmen, doch ſie wehrte mit wilder Geberde ihn ab. „Laß mich hier liegen,“ rief ſie, „in deine Arme will ich nie wieder, denn ich weiß, ich bin dir nichts mehr. Für mich fordre ich nichts mehr von dir, doch für das Ungeborne, das dein Kind iſt wie das meine! Soll es belaſtet mit Schande das Licht der Sonne erblicken? Sind ſeine Rechte an dich nicht die heiligſten? Mich verbanne in den entfernteſten Winkel der Welt, ich will geſtorben ſeyn, keine lebende Seele ſoll um mein Daſeyn wiſſen, dennoch will ich dich dankbar verehren, erfülle nur die letzte meiner Bitten, ſtelle das Daſeyn, die heiligen Rechte meines Kindes in Sicherheit, erkenne es öffentlich als das deine an, aus der unglücklichen Mutter werde dann was da wolle, nie ſoll ein Vorwurf von meiner Seite dich treffen.“

Blanchefort konnte das einſt heißgeliebte Weib nicht ohne Rührung ſehen, wie es am Boden lag, in Thränen ſchwimmend, mit wildaufgelöſtem Haar, in banger Verzweiflung, und doch noch immer entzückend ſchön. Er hob Clairen ſanft in die Höhe, er klagte mit ihr, er überſchüttete ſie mit Tröſtungen und Liebkoſungen, und verſuchte das Möglichſte, um ſie nur einigermaaßen zu beruhigen. Aber von ſeinem fürchterlichen Vorſatz ging er deshalb doch nicht ab. Während er auf das Zärtlichſte ſich um ſie bemühte, ſuchte er dennoch zwiſchendurch ihr zu beweiſen, daß ſie durchaus nicht hoffen dürfe, ihre Rechte an ihn, jemals vor Gericht geltend machen zu können; und daß nichts ihr übrig bleibe, als ſich gefaßt und geduldig in ihr Schickſal zu ergeben. Endlich wagte er es ſogar, durch Hoffnungen, die er ihr in der Ferne andeutete, durch glänzende Anerbietungen für die nächſte Zeit, auch in Zukunft ſie ſich als ſeine Geliebte erhalten zu wollen; doch nun riß Claire, mit unſäglicher Verachtung im tief empörten Herzen, ſich von ihm los, und ſtand hoch aufgerichtet mit blitzenden Augen, einem Engel der Rache ähnlich, vor ihm.

„Was wagſt du mir zu bieten?“ rief ſie im edelſten Zorn erglühend, „was kannſt du Unſeliger mir bieten, daß meiner werth wäre, nachdem du ſelbſt, den ich einſt meiner würdig hielt, in ſo verächtlicher Geſtalt vor mir ſtehſt? Und kannſt du denn wirklich aufgehört haben zu ſeyn, was du damals mir ſchienſt?“ ſetzte ſie plötzlich zur höchſten Weichheit übergehend, mit unbeſchreiblich rührender Stimme hinzu: „Blanchefort, ich flehe um deiner ſelbſt willen dich an, bedenke was du thun willſt, bedenke es recht. Weißt du was es ſagen will, ſich ſelbſt nicht mehr achten zu können? Biſt du gewiß, daß du gegen die Stimme deines innern Richters dich genugſam verhärtet haſt, um es ertragen zu können, wenn ſie in Zukunft von mir und meinem Kinde zu dir ſpricht? Wird es dir denn möglich ſeyn, mich künftig ſo ganz aus deinem Gedächtniß zu verbannen, daß es dir nie einfallen ſollte, wie ich einſt dich ſo hoch ſtellte, und wie das nun ſo ganz anders werden muß? Und wirſt du den Gedanken daran wirklich ertragen können?“

„Ich weiß es, Claire, ich weiß es wohl,“ erwiederte der Graf, „du wirſt fortan nur mit Abſcheu und Grauen an mich denken; ich fühle mich unbeſchreiblich elend darüber, denn ich liebe dich noch immer unausſprechlich, ich liebe dich mit glühender, verzehrender Leidenſchaft; aber das übermenſchlich große Opfer, welches du forderſt, kann ich dir dennoch nicht bringen; es zu wollen wäre Wahnſinn, es überſteigt meine Kräfte.“

„So ſey es denn entſchieden!“ ſprach Claire feierlich ernſt, indem ſie langſam mit edlem Anſtande ſich aufrichtete: „freuen Sie ſich auch ferner, Herr Graf, und von mir ungeſtört, des Tugendſchimmers, der auch in Zukunft, eben ſo unverdient wie bisher, Sie umſtrahlen wird; wenn Sie ſich deſſen noch wirklich freuen können, während ich, die nichts verſchuldete, alle Schmach Ihrer Verbrechen dulden muß. Mich aber wird Ihr Auge nie wieder ſehen, nie werde ich mich genugſam erniedrigen können, den Anblick des Böſewichts ferner zu ertragen, der meine wehrloſe Unſchuld mit unerhörter Frechheit mißhandeln konnte.“

Claire eilte in ihr Kabinet das ſie hinter ſich verſchloß, und Blanchefort ſtürmte die Treppe hinab, warf ſich auf ſein noch bereit ſtehendes Pferd, und jagte in vollem Galopp zurück nach Paris.

Die Aebtiſſin ſah ihn davon fliegen, und eilte, über ſeine plötzliche Abreiſe erſtaunt, zu Clairen; ſie fand die Unglückliche in einem Zuſtande, der ohne Worte ihr alles ſagte was hier geſchehen ſey. Mitleidig wollte ſie es verſuchen ihren Schmerz zu beſchwichtigen, doch Claire wieß in ihrer Verzweiflung jeden Troſt von ſich ab. „Ich bin rettungslos verloren:“ rief ſie, „er ſah meine Thränen, er ſah mich faſt ſterbend zu ſeinen Füßen, und blieb kalt wie Eis! Es iſt vorbei, nur der Tod kann mich Entehrte von unauslöſchlicher Schande noch erretten! Ich habe keinen Schutz gegen den mächtigen Verbrecher, ſogar keinen Beweis, um ihn ſeines Meineides zu überführen. Frau von Belmont iſt tod, der Pfarrer, der uns traute, die beiden Zeugen, die dabei zugegen waren, ſind ſpurlos verſchwunden, ſind wie weggehaucht von der Erde! Mit ſataniſcher Klugheit hat er bei Zeiten alles ſeinen Abſichten gemäß zu ordnen gewußt. Kein Gericht der Welt wird als ſeine Gattin mich anerkennen, mit unmenſchlicher Kälte hat er ſelbſt mir dieſes deutlich gemacht, um jede Hoffnung in mir zu vernichten. Der Unbekannten, Freundloſen, Entehrten, bleibt keine andre Zuflucht als das Grab!“

„Ich bleibe dir wenn alles dich verläßt, meine geliebte, unglückliche Tochter,“ rief die Aebtiſſin, und drückte die troſtlos Weinende an ihr Herz, „ich bleibe dir, meine Claire, ich, und das Bewußtſeyn der reinſten Schuldloſigkeit, das über alle Leiden der Welt uns tröſtend erhebt, und uns Kraft verleiht, ſelbſt das unerträglich Scheinende gefaßt zu ertragen. Ermuthige dich, ſchone deine Geſundheit, um meinetwillen ſchone deiner ſelbſt, laß' mich den Schmerz nicht erleben, daß ich auch dich noch verliere, du geliebtes Kind meines Herzens. Ich will mütterlich für dich ſorgen, vertraue auf mich und den gnädigen Gott, der allmächtig über uns waltet, der unſre Thränen zählt, unſer Schickſal leitet, und uns beiſteht zur Zeit der Noth.“

Die milde Stimme der Freundſchaft, die erhabnen Troſtgründe der Religion, die ſtets am mächtigſten ſich beweiſen, wenn wir ihrer am bedürftigſten ſind, beſänftigten allmählig Clairens wilde Verzweiflung, und machten ſie fähig, in ihrem, der reinſten Unſchuld ſich bewußten Gemüth, der Hoffnung beßrer Tage Raum zu geben. Die Aebtiſſin wußte es ſo zu veranſtalten, daß Claire, ſo lange ihr Zuſtand die ſtrengſte Verborgenheit nothwendig machte, in dieſem abgelegnen Landhauſe bleiben konnte, in deſſen tiefe Abgeſchiedenheit kein Späherblick der Auſſenwelt ſo leicht zu dringen vermochte. Sie erhielt ſogar von Clairen die Erlaubniß ſelbſt an den Grafen ſchreiben zu dürfen; mit großer Lebendigkeit und auf das Eindringendſte, ſchilderte ſie ihm in dieſem Briefe alle die traurigen und entſetzlichen Folgen, welche ſeine Verletzung des heiligſten Eides nach ſich ziehen müſſe, und erſchöpfte alles, was Menſchlichkeit, Ehrgefühl und Vernunft ihr nur eingeben konnten, um ihn reuevoll zu ſeiner Pflicht zurückzuführen. Der Brief ward einem Diener von bewährter Treue übergeben, um ihn in Paris in des Grafen eigne Hände zu bringen, und die Aebtiſſin wandte die Zeit, die bis zur Rückkehr des Boten vergehen mußte, redlich dazu an, um Clairen aufzurichten, und die Hoffnung in ihr zu erwecken, daß ihr Gemahl bei ſeinem verbrecheriſchen Vorſatz nicht beharren, ſondern gewiß bald und reuevoll zu ihr zurückkehren werde.

„Ach bin ich nicht die unſeligſte aller Frauen, liegt nicht, wohin ich mich auch wende, ein Abgrund unermeßlichen Elendes vor mir?„ rief Claire in bitterm Schmerz. „Mit meinem Leben möchte ich gern und freudig die Rückkehr des Grafen erkaufen, ſie iſt mein einzigſter ſehnlichſter Wunſch, und doch ergreift bei dem Gedanken an deſſen Erfüllung mich ein unnennbares, überwältigendes Grauen! So beiſpiellos iſt mein Jammer! Was will ich denn eigentlich? Was erflehe ich, unter heißen Thränenſtrömen mir von Gott? Was wollen Sie, theure Mutter, das ich als das Ziel aller meiner Hoffnungen anſehen ſoll? Einem Manne wieder anzugehören, den ich gränzenlos verachten muß, gegen den ich den gerechteſten nie zu überwindenden Abſcheu empfinde! Ach hätte ich Pareclet nie verlaſſen!

Ich war verloren, ſobald ich die Welt betrat, die mich verlockte, ich war dazu beſtimmt nur Treuloſigkeit und Verrath in ihr zu finden. Montaubans Benehmen hätte mir zur Warnung dienen, mich beſtimmen ſollen, keinem Manne auf Erden jemals wieder zu trauen!“

Claire verhüllte nach dieſen, vom bitterſten Schmerze ihr entrungenen Worten, troſtlos weinend ihr Geſicht. Die Aebtiſſin hörte und ſah ſie mit Erſtaunen, denn noch nie hatte Claire Montaubans Namen vor ihr genannt. So lange ſie mit Blanchefort in Verbindung ſtand, hatten Pflicht und Ehre ſie davon abgehalten, ſeit ſie deſſen Gemahlin geworden, hatte ſie ſogar alles aufgeboten, um ihn nie zu denken, doch jetzt, überwältigt von ſchmerzlicher Erinnerung, hingeriſſen von den theilnehmenden Fragen der mütterlichen Freundin, öffnete ſich ihr Herz zu Ergießungen unbeſchränkten Vertrauens. Sie bekannte der Aebtiſſin auch dieſes letzte, ſo lange zurückgedrängte Geheimniß ihrer ſchmerzerfüllten Bruſt, und zog ſich dann in die Einſamkeit ihres Zimmers zurück, um ſich von dieſer neuen, gewaltſamen Erſchütterung zu erholen.

Dort ſaß ſie lange, im trüben Nachklingen ihrer Gefühle verſunken, bis ein Bote ihr gemeldet wurde, der einen Brief in ihre eignen Hände abzugeben begehrte; in der Meinung, daß dieſer von Niemanden als Blanchefort ſeyn könne, ging ſie in das Vorzimmer hinaus, und nahm, von banger Ahnung durchbebt, den Brief dem Boten ab. Doch kaum war ſie wieder in ihrem Zimmer, und hatte zagend das Schreiben erbrochen, als ſie gleich bei Leſung der erſten Zeilen entdeckte, daß es von Montauban ſey. „Habe ich noch nicht genug gelitten? Will auch er zum zweitenmal mich täuſchen?“ rief ſie erbleichend, den thränenſchweren Blick zum Himmel gewendet, und ſank in ihren Seſſel zurück.

„Nein, bei allen Heiligen, das will und wollte er nie!“ rief der Bote, der ihr, ohne daß ſie es bemerkt hatte, in ihr Zimmer gefolgt war. Claire fuhr bei dem ihr nur zu wohlbekannten Ton erſchrocken auf, der Bote war Montauban ſelbſt, demüthig flehend lag er ihr zu Füßen.

„Claire, angebetete Claire! ſo ſehe ich denn endlich Sie wieder!“ rief er, „O weiſen Sie mich nicht zürnend zurück, nicht dieſes Herz das Ihnen allein gehört, jetzt nicht, da ich endlich, frei von verhaßten Banden, ſeinen heiligſten, glühendſten

Gefühlen folgen darf. Ich komme mit Bewilligung meines Vaters, jede Hoffnung auf künftiges Glück in ihre Hände zu legen, verſtoßen Sie mich nicht, geben Sie dem Flehen der reinſten, treuſten Liebe ein günſtiges Gehör!“

Claire traute ihren Sinnen kaum. Stumm und ſtarr ſaß ſie da, und wagte nicht die Augen aufzuſchlagen, um nur den Mann nicht zu ſehen, für den ihr ungeſtüm klopfendes Herz nur zu laut ſprach; den Mann, deſſen treuer Liebe ſie ſich jetzt unwürdig fühlte, weil es ihr einſt möglich geweſen war, ſich von ihm abwendig machen zu laſſen.

„Fräulein,“ bat Montauban, „würdigen Sie mich denn keines Blickes mehr? Verurtheilen auch Sie mich ungehört, wie die mir fremde Welt es thut? O Claire! Es gab doch einſt einen einzigen himmliſch ſchönen Augenblick, wo ein einziges, von Ihnen vielleicht in Unbewußtheit ausgeſprochnes Wort, mich zu den ſeligſten Hoffnungen erhob. Nie iſt es mir ſeitdem verklungen, dieſes Wort; Alles habe ich daran geſetzt, Kraft und Leben, um die Hoffnung zu erreichen, die Sie damals von Ferne mir zeigten, um die Krone des Lebens, um Sie ſelbſt mir ganz zu erringen. Jedes Hinderniß, das damals zwiſchen Sie und mich ſich ſtellte, iſt nun überwunden; Monate lang habe ich mit dem Tode gerungen, ein kaum Geneſener fliege ich zu Ihnen hieher! Und ſoll denn nun alles vorüber ſeyn? Erhebt ſich in dieſem ſchönen weichen Herzen keine Stimme mehr für den verſtoßnen Montauban?“

Während Montauban ſprach, hatte Claire ſich einigermaßen zu ſammeln geſtrebt, und wenigſtens ſo viel Faſſung gewonnen, um den noch immer vor ihr Knieenden zum Aufſtehen bewegen zu können. Schmerz, Liebe, Freude, Verzweiflung wogten in ihrem Gemüth, jetzt erſt war ſie es ſich deutlich bewußt, wie ſie von jeher nur dieſen Einzigen geliebt, nur ihn lieben könne und werde; die dunkle, unüberſteigliche Kluft, die das Schickſal zwiſchen ihn und ſie geworfen, lag in ihrem ganzen ſchauerlichen Umfange vor ihr da, ſie ſah zugleich dem Hafen des Glückes ſich ganz nah, der ihr ewig unerreichbar bleiben mußte, und fühlte um ſo ſchmerzlicher ihr unabwendbares Elend.

„O Montauban!“ ſeufzte ſie, „hören Sie auf mit Bitten mich zu beſtürmen. Jener Zeit, auf die Sie hindeuten, darf nie mehr gedacht, nie ihrer wieder erwähnt werden. Wir ſind auf immer getrennt,“ ſetzte ſie mit brechender Stimme hinzu.

„Fräulein, ich ahne was hier geſchehen iſt, es iſt ſo wie ich längſt es gefürchtet habe, ich weiß was Sie bewegt mich aus Ihrem Herzen zu verbannen!“ erwiederte Montauban. — „Das Urtheil der Menge,“ ſetzte er mit feſtem, männlichen Ernſte hinzu, „das Urtheil der Menge durfte ich ſchweigend über mich ergehen laſſen; gerechtfertigt von dem innern Richter, deſſen Stimme nie mich betrogen, durfte ich mich der Mühe einer Vertheidigung überhoben glauben. Doch Sie, Sie, der Stern meines Daſeyns, für die ich allein athme und lebe, Sie müſſen über mich im Klaren ſeyn. Und ſollte Ihre Liebe auch nie mich wieder beglücken, müßte ich auch, ein für immer Abgewieſener, Verſtoßener, Sie jetzt traurig und elend verlaſſen, ich muß und will mich dennoch vor Ihnen rechtfertigen, denn Ihre Achtung iſt mir zu meinem fernern Leben noch unentbehrlicher, als Ihre Liebe. Darum, bei allem was Ihnen heilig und werth iſt, beſchwöre ich Sie, hören Sie mich an, verſagen Sie mir nicht, was auch dem niedrigſten Verbrecher vergönnt wird.“

Claire konnte beinahe nur mit Blicken ihm gewähren, warum er bat. Es gereichte ihrem wunden Herzen zum großen Troſte, daß es ihm möglich war ſich rechtfertigen zu wollen, daß der Schmerz von ihr genommen werden ſollte, auch den Mann, den ſie liebte, verachten zu müſſen, obgleich die Ueberzeugung ſie nicht verließ, daß dadurch im Weſentlichen ihrer Lage nichts abgeändert werden könne, daß Alles dennoch genau ſo bleiben müſſe, wie es eben war. Sie geſtand ihm dieſes ſogar, bat ihn aber dennoch zu ſprechen.

„Ich weiß was der allgemeine Ruf von mir verkündet, was er von mir verkünden muß;“ nahm Montauban jetzt das Wort. „Zwei Bräute von unbeſcholtenem Ruf, Töchter der edelſten Familien in Frankreich, habe ich im Zwiſchenraum von wenigen Jahren hart vor dem Traualtare verlaſſen, ohne einen Grund dazu angeben zu können. Die Welt muß mich deßhalb verdammen, denn ſie bedenkt nie, daß es auch Fälle geben kann, in welchen ächtes Ehrgefühl jede Rechtfertigung unſerer Handlungen uns verwehrt. Keinem Andern, wenn gleich Ihnen, Claire, von deren Ausſpruch mehr als mein Leben abhängt, darf ich es indeſſen wohl geſtehen: es iſt der höchſte, wenn gleich verſchwiegene Triumph meines Herzens, daß ich fähig war hier zu ſchweigen, und ohne Widerrede, jedes Urtheil über mich ergehen zu laſſen.“

„Die jetzige Düſcheſſe von Ventadour war meine erſte Braut. Unſre Väter hatten unter ſich dieſe Verbindung beſchloſſen; ich war damals noch ſehr jung, mein Herz vollkommen frei, und willenlos hatte ich dem Ausſpruch meines Vaters mich gefügt. Doch anders ſtand es um meine Braut; ſchon damals war ſie in gegenſeitiger, wenn gleich heimlicher Liebe, ihrem jetzigen Gemahl verbunden, deſſen perſönliche Lage ihm noch nicht erlaubte ſich um ihre Hand zu bewerben. Furchtſam, unbekannt mit dem Leben, der engſten Eingezogenheit eines Kloſters kaum entnommen, fehlte es ihr an Muth, ſich dem gemeſſnen Befehl eines gebieteriſch ſtrengen Vaters zu widerſetzen. Doch bis der zu unſerer Vermählung beſtimmte Tag herannahte, hatte ſie mich genugſam kennen gelernt, um unbedingt meiner Ehre zu vertrauen. Mir, dem ihr verlobten Bräutigam, entdeckte ſie ſich, mich bat, mich beſchwor ſie, zu thun was ſie ſich fürchtete zu wagen. In den rührendſten Ausdrücken forderte ſie mich auf, ſie vom harten Zwange, uns beide von dem Unglück einer Ehe ohne Liebe zu erretten. Konnte, durfte ich dieſes ſchöne Vertrauen zurückweiſen? Es verrathen? Ich that was ſie verlangte, ich nahm mein Wort zurück, ließ den Zorn meines Vaters, das harte Urtheil der Welt, ſchweigend über mich ergehen. Auf Ihr ſchönes edles Herz, Claire, berufe ich mich. Konnte, durfte ich hier anders handeln, als ich gethan habe?"

Schweigend reichte Claire ihm die Hand, und eine große Thräne perlte in ihrem wehmüthig lächelnden Auge.

„Bald darauf folgte ich dem Könige zu der Belagerung von Amiens:" fuhr Montauban fort. „Jugendmuth, Unbeſonnenheit vielleicht, trieben zu weit mich vor, ich ward verwundet, fiel in den Laufgraben, und wäre rettungslos verloren geweſen, wenn nicht der Chevalier d'Aubert mich mit eigner Lebensgefahr in Sicherheit gebracht hätte. Mit innigſter Dankbarkeit hing ich von dieſer Stunde an dem Retter meines Lebens; er ward mein Freund, mein Bruder, was ich beſaß, war auch ſein. Er wurde mein unzertrennlicher Begleiter, meine Lage, meine Verbindungen, gewährten mir, viel für ihn thun zu können, und je mehr ich für ihn that, je lieber ward er meinem Herzen, je eifriger mein Beſtreben ſeine Wohlfahrt auf alle Weiſe zu begründen. Ein geheimer Auftrag des Königs ſandte nach einiger Zeit mich nach Flandern; um keinen Verdacht zu erregen, mußte ich meinem zu bekannten Namen unter dem unbedeutenderen eines Chevalier de St. Alban verbergen, und d'Aubert war auch auf dieſer Reiſe mir zum Begleiter mitgegeben.“

„Auf dieſer geheimen Expedition wurde ich in Lille dem Fräulein Aurora und ihrer Mutter bekannt, und fand in dem Hauſe der letzteren eine Aufnahme, wie ich von Damen ſo hohen Standes in meinem jetzigen Inkognito ſie nimmermehr erwartet hätte. Auch zeichnete das Fräulein mich bald vor allen andern jungen Männern, die um ſie flatterten, auf eine Weiſe aus, die mich leicht auf den Gedanken kommen ließ, daß ich wenigſtens ihr Mißfallen nicht errege. Auch ſie machte einen angenehmen Eindruck auf mich, ihre immer ſichtbarer werdende Neigung zu mir, die ich in meiner gegenwärtigen Verkleidung nur meinen perſönlichen Eigenſchaften zuſchreiben konnte, machte ſie mir intereſſant, weil ſie meiner Eitelkeit ſchmeichelte; ein wärmeres Gefühl kannte ich damals noch nicht, und wähnte endlich Aurora wirklich zu lieben.“

„Ein förmlicher Liebeshandel, ganz im gewöhnlichen Sinne der jetzigen Jugendwelt, kam nun zwiſchen uns beiden zu Stande, bei welchem d'Aubert die Rolle des Vertrauten übernahm. Er war es, der uns immer wieder mit einander verſöhnte, wenn wir, ohne eigentlichen Grund dazu, uns entzweit hatten, was ziemlich oft geſchah; und ſo vergingen mir die drei Monate heiter und lebensfroh, während welcher ich von meinem Geſchäfte in Lille feſtgehalten ward. Doch blieb ich dabei meiner Pflicht gegen den König eingedenk, und verſchwieg Auroren meinen Namen und Stand. Erſt ſpäter in Paris erfuhr ſie, wer ich eigentlich ſey, und gerieth darüber in das freudigſte Erſtaunen. Unſre Väter wurden durch Aurorens Mutter von dem zwiſchen ihren Kindern beſtehenden Verhältniſſen unterrichtet, ſie freuten ſich, den Einfluß ihrer ohnehin ſchon mächtigen Familien durch verwandtſchaftliche Bande noch erweitern zu können, und ich erhielt von nun an die Erlaubniß, meine mir verlobte Braut zu jeder Stunde des Tages, frei und ungehindert beſuchen zu dürfen.“

„Aurora erſchöpfte ſich bei jeder Gelegenheit in Verſicherungen der innigſten Liebe zu mir; der ſprechendſte Beweis den ſie mir davon gab, beſtand aber in Eiferſüchteleien, mit denen ſie bei jedem Schritte mich verfolgte, oft bis zum unleidlichen tyranniſch mich quälte, die ich aber alle gelaſſen ertrug, weil ich ſie für das nahm wofür ſie dieſelbe gab, für unwiderſprechliche Zeugen ihrer glühenden nie raſtenden Liebe. Oft, wenn eben kein Gegenſtand ſich bot, der ihren Argwohn hätte erregen können, machte ſie mir Vorwürfe darüber, daß ich nie die kleinſte Spur von Eiferſucht mir abmerken ließ, und es gelaſſen zuſehen konnte, wenn ſie von Bewunderern umgeben war. Vergebens ſtellte ich ihr vor, daß ich ihr zu ſehr vertraue, um ſie durch die leiſeſte Mißdeutung ihres Betragens zu beleidigen, oder durch Argwohn zu kränken; ſie behauptete, daß nur Mangel an Liebe zu dieſem Gleichmuth mich bringen könne, brach oft darüber in bittre Klagen, zuweilen ſogar in heiße Thränen aus, und ließ von dieſem wunderlichen Benehmen nie ab, ſo viel Mühe ich mir auch gab ſie davon zurück zu bringen.“

„Eines Morgens, als ich Aurora beſuchen wollte, fand ich ihr Zimmer leer, hörte ſie aber im Geſpräch mit einem Manne die Treppe hinauf kommen, und gerieth auf den Einfall, einmal zum Scherz den Eiferſüchtigen ſpielen zu wollen. Ich verbarg mich zu dieſem Zweck in einer Fenſtervertiefung hinter den ſchweren ſeidnen, bis zum Fußboden hinabreichenden Vorhängen. „Sie ſind höchſt ungerecht,“ ſprach Aurora beim Eintreten zu ihrem Begleiter. „Ich läugne es nicht, ich liebe Glanz und Pracht, auch bin ich nicht frei von Ehrgeiz, und Montaubans Rang, die Ausſicht die er mit der Zeit auf ein Taburett im Zimmer der Königin mir öffnen wird, ſind für mich nicht ohne Reiz. Doch glaube nur feſt, daß die Ueberzeugung, dich, deine liebende Nähe, mir durch eine Vermählung mit ihm für immer zu gewinnen, der Hauptzweck iſt der mich beſtimmt ihn und keinen andern zu heirathen.“

Claire ſchauderte bei dieſen Worten ängſtlich zuſammen, ein Laut des Erſchreckens drängte ſich von ihren Lippen, und ſie faßte Montaubans Hand feſter, als wolle ſie einer drohenden Gefahr ihn entziehen.

„Claire,“ ſprach Montauban, „Sie blicken erſtaunt, beinahe ungläubig mich an? Schönes, edles, argwohnloſes Gemüth, dem das Laſter unbekannt blieb, weil es deſſen reine Nähe ſcheute! Ach, Fräulein, Ihr Erſtaunen wird ſehr bald in das innigſte Mitleid mit mir übergehen, alles, alles, woran ich bis jetzt mein Leben gekettet hatte, brach in jenem Moment mit mir zuſammen! „Warum aber heuchelſt du ihm die glühendſte Liebe? Warum forderſt du unabläſſig und eifrig zum Argwohn, zur Eiferſucht ihn auf? Die, früh oder ſpät, uns entdecken, uns verderben kann?“ fragte Aurora's Begleiter.

„Claire, es war d'Auberts Stimme, die dieſe Worte ſprach.“

„Es iſt nicht, es kann nicht ſeyn, dieſes iſt ja nicht möglich!“ rief Claire erbleichend.

„Es iſt ſo wie ich ſage, ſo wahr mir Gott helfe,“ erwiederte Montauban ſehr feierlich; „unter Todesſchauern entdeckte ich, daß ich auch von dieſer Seite, von dem Freunde, dem Bruder meiner Seele, auf das ſchändlichſte verrathen ſey!“

„Mag er doch glauben, daß ich ihn anbete,“ fuhr Montauban nach einer kleinen Pauſe in ſeiner Erzählung fort: „mag er doch glauben, daß ich ihn anbete, antwortete ihm Aurora, um ſo gewiſſer kann ich ſeyn, daß es ihm nie einfallen wird mich bewachen zu wollen; glaube nur, ich thue alles mit großem Vorbedacht, um ihn recht ſicher zu machen.“ Das Geſpräch ging noch eine gute Weile in dieſem Tone fort, regungslos und unentdeckt hörte ich in meinem Verſtecke ihm zu, ich erfuhr im Verlaufe deſſelben, daß das Verſtändniß dieſer beiden ſchon in Lille entſtanden ſey, gerade zur Zeit, da Aurora, die von d'Aubert erfahren hatte wer ich eigentlich ſey, mich ſehr künſtlich zu der Ueberzeugung zu bringen wußte, daß ſie mich liebe. Aurora wurde endlich zu ihrer Mutter gerufen, d'Aubert begleitete ſie, und ich gewann dadurch Zeit und Raum, ungeſehen aus dem Hauſe zu entkommen.“

„So wie ich nur einigermaaßen zu mir ſelbſt gekommen war, fühlte ich den erſten heftigen Zorn gegen meine unwürdige Braut vor der tiefſten Verachtung ſchwinden, die ich jetzt gegen ſie empfand. Ich bedachte, daß es nun in meiner Hand lag ſie gänzlich zu vernichten, ſie unauslöſchlicher Schande preis zu geben, und ſie zu zwingen, ſich und ihre Schuld auf ewig in einem Kloſter zu begraben. Aber durfte ich dieſe Rache an ihr üben? Jetzt da ich fühlte, daß ich nichts mit ihr verloren? Jetzt da mit der Achtung gegen ſie, auch jede Spur früherer Neigung ſo gänzlich aus meinem Gemüthe entſchwunden war, daß ich ſie nicht einmal eines Vorwurfs von meiner Seite mehr würdigen mochte. War es männlich Waffen gegen ſie zu gebrauchen, die ihr nicht zu Gebote ſtanden, im Fall ich der Schuldige geweſen wäre?“

„D'Auberts unwürdiger Betrug hatte mich weit tiefer verletzt, doch jeder Athemzug erinnerte mich daran, daß ich es ihm zu verdanken habe, daß ich noch lebe. Claire, Ihr weiches ſchönes Gemüth wird mich nicht verdammen, wird mich nicht unmännlich ſchelten, weil ich, ſchwer beleidigt wie ich war, es nicht über mich gewinnen konnte den Retter meines Lebens zu verderben, ſeine ganze künftige Exiſtenz zu vernichten, indem ich ſein unwürdiges Benehmen öffentlich bekannt machte, und ihm auf dieſe Weiſe den ferneren Schutz meines Vaters entzöge, der ſeine einzige Stütze war. Ich beſchloß alles zu verſchweigen, und der Zukunft die Löſung dieſer Verwirrung zu überlaſſen. Der Tag meiner Vermählung lag noch in unbeſtimmter Ferne, und Aurora ſelbſt ging ohnehin am folgenden Morgen mit ihren Eltern aufs Land; es ward mir nicht ſchwer ein Wiederſehen mit ihr zu vermeiden.“

„Da, o meine angebetete Claire, da endlich erſchienen Sie mir, und mit Ihnen die eigentliche Beſtimmung meines Daſeyns. An jenem unvergeßlichen Tage, wo ich zuerſt Sie erblickte, ſtanden Sie vor mir, an Seele und Leib ein vom Himmelherabſchwebender Engel, und alles was früher mich erfreut oder betrübt hatte, war vergeſſen. Mit dieſem Augenblick fing mein eigentliches Leben erſt an, mir war als trete ich mit neuen Sinnen, neuen, nie gekannten Gefühlen, in eine bisher mir fremd gebliebene Welt, in deren Mittelpunkt Sie ſtanden, ein Götterbild! In eine Welt, die mit aller Pracht und Herrlichkeit, nur geſchaffen ſchien um Sie gleich einem Tempel zu umgeben.

Doch mit dieſer alles überwältigenden Liebe, zogen auch die bisher von mir verſpotteten Qualen der Eiferſucht in mein glühendes Herz. Alles was Ihnen nahen durfte regte ſie auf, beſonders Blanchefort; ich litt unendlich, bis Sie jenes Wort in ſüßer Unbewußtheit ausſprachen. Verzeihung, daß ich es wage, Sie abermals daran zu erinnern, ſo lange ich von Ihnen getrennt war, habe ich nur von dieſem einzigen Worte gelebt.“

„Jetzt durfte ich hoffen, doch blieb ich noch immer zum Schweigen verdammt. Jene verhaßte Verbindung mit Aurora war noch nicht gelöſet, mein inneres Gefühl ſagte mir, daß ich es, auch um Ihretwillen, noch nicht wagen dürfe eine neue anknüpfen zu wollen; ſelbſt Ihre hohe Reinheit, Ihre himmliſche Unſchuld, würde die ſtets zum Richten aufgelegte Welt nicht abgehalten haben, Sie als die eigentliche Urſache meiner Weigerung, Aurora zu heirathen, anzugeben, und all' die Schmach, die jene Unwürdige verdiente, wäre auf Sie gefallen. Auch würde, ſo ſchnell nach einem neuen Beweiſe meines ſcheinbaren Wankelmuthes, mein Vater mir nimmermehr erlaubt haben Ihnen Herz und Hand zu bieten, ſo gütig er übrigens gegen mich iſt; und von dem Entſchluß ihm Aurorens Schande zu verhehlen, konnte ich dennoch weder wanken noch weichen.“

„Aurora kehrte indeſſen, weit früher als ich es erwartet hatte, mit ihrer Familie nach Paris zurück; ſie hatte ihren Vater bewogen unſre Vermählung zu beſchleunigen, und ein ſehr naher Tag ward mir als der dazu angeſetzte genannt. Jetzt galt es zu handeln. Feſt, beſtimmt und gelaſſen, erklärte ich, im Beiſeyn unſrer beiden Väter, daß Gründe, die ich nie entdecken würde, mich zu dem Entſchluſſe bewögen, Auroren nie am Altare die Hand zu reichen, und daß ich das bisher unter uns beſtandene Verhältniß für völlig aufgelöſet betrachte. Die Scene, die nun erfolgte, war beinahe empörend zu nennen; der Zorn meines Vaters laſtete ſchwer auf mir, er that mir ſehr weh’, ohne mich zu erſchüttern. Mein reines Bewußtſeyn half mir alles ertragen.“

„Mit dem Gefühl eines Gefangenen, dem es gelang ſich von der halb zerbrochnen Kette völlig zu befreien, die er bis jetzt mühſam nachgeſchleppt hatte, trat ich am folgenden Tage zu Ihnen ins Zimmer. Kalt, ernſt und ſtrenge empfingen Sie mich; es betrübte mich ſehr, bis Sie den Namen Aurora auf eine Weiſe nannten, die mich hoffen ließ, daß dieſe wahrſcheinlich die Urſache des froſtigen Empfanges ſey, der mir von Ihnen ward. Sie verließen die Geſellſchaft, ohne wieder zu ihr zurückzukehren; am folgenden Tage vernahm ich, Sie wären nach Pareclet abgereißt, und eine beklemmende Ahnung herannahenden Unglücks, dem ich keinen Namen zu geben wußte, fiel mir ſchwer auf das Herz.“

„Ich eilte nach Hauſe, in der Abſicht Ihnen auf der Stelle nachzureiſen, doch ein Billet von d'Aubert das ich dort vorfand, veranlaßte mich dieſes zu verſchieben. Er bat mich, am folgenden Tage an einem ſehr abgelegnen Orte in einer entfernten Vorſtadt ihn aufzuſuchen, weil er mich nothwendig und ungeſtört ſprechen müſſe; vielleicht, dachte ich, will er mir alles geſtehen, vielleicht mich bitten, ihn durch meinen Vater zum Beſitz der Braut, der ich entſagte, zu verhelfen. Ich wünſchte ſo ſehnlich den Freund weniger ſchuldig zu finden! Ich bin von Natur wenig zum Argwohn geneigt, und begab mich alſo, völlig unbegleitet, zur beſtimmten Stunde an den mir bezeichneten Ort.“

„D'Aubert erwartete mich ſchon dort. Im alten vertrauten Ton herzlicher Freundſchaft, fing er ſogleich an mir mein Unrecht gegen Aurora vorzuſtellen; er verſicherte mich, daß mein Wankelmuth, bei ihrer unerhörten Liebe zu mir, ſie ſicher ins Grab ſtürzen werde, er ſchilderte mir ihre Thränen, ihre Verzweiflung, er geſtand mir von ihr abgeſandt zu ſeyn, um mich zur Rückkehr zu bewegen. Ich hörte ihn gelaſſen an, obgleich ſeine Heuchelei mich tief empörte. Doch nun ging er zu dem über, was mir das Heiligſte auf Erden iſt; er nannte Sie, Claire, als die Auroren wohlbekannte Urſache meiner Treuloſigkeit, er ſprach von Ihnen auf eine Weiſe — Claire! Sein argliſtiges Beſtreben, mich auch ferner noch täuſchen zu wollen, würde ich vielleicht ungeſtraft ihm haben hingehen laſſen, doch dieſes zu ertragen ging über meine Kräfte. Zornentbrannt ſagte ich ihm alles, was ich gegen ihn auf dem Herzen trug, ſagte ihm, daß ich ihn und Auroren, als ein einander völlig würdiges Paar lange ſchon kenne, das ich nur bis jetzt noch zu tief verachtet habe, um es der wohlverdienten Strafe zu übergeben."

„Schäumend, wüthend, gleich einem Raſenden, drang d'Aubert, den Degen in der Hand, auf mich ein, ehe ich mich zur Gegenwehr ſtellen konnte. „Das Leben, das ich gab, darf ich auch nehmen,“ ſchrie er wild: mein Bewußtſeyn verließ mich im nämlichen Moment, blutend aus mehreren tiefen Wunden lag ich am Boden, Landleute, die zum Markte gingen, retteten mich von dem Meuchelmörder, ſo wie er ihrer gewahr ward, ſtürzte er ſich in ein nahes Gebüſch, wo er unerkannt verſchwand; ich wurde aufgehoben, und für todt in das nächſte Haus getragen.“

„Lange ſchwebte ich dort zwiſchen Leben und Sterben. Noch mehr aufgebracht durch d'Auberts Verläumdungen, der mich des meuchelmörderiſchen Angriffs gegen ihn beſchuldigte, deſſen er ſelbſt ſich gegen mich ſchuldig gemacht, weigerte mein ohnehin ſehr erzürnter Vater ſich lange mich zu ſehen; um ſo mehr da mein ehemaliger Freund eine höchſt verächtliche, mich wahrhaft beſchimpfende Urſache, unſres ſogenannten Zweikampfes angab. Erſt als jede Hoffnung mein Leben zu erhalten, verſchwunden ſchien, ließ mein Vater durch mir wohlwollende Freunde und Verwandte ſich erbitten, ſeinen einzigen Sohn nicht ohne ſeine

Vergebung und ſeinen Segen, aus der Welt gehen zu laſſen.“

„Mein Anblick erſchütterte ihn tief, ich ſelbſt glaubte dem Tode mich nahe, und bekannte ihm, mit der Wahrheit eines Sterbenden, was ich außer Ihnen noch keiner lebenden Seele entdeckt habe. Er gewährte mir die Bitte, aus Rückſicht gegen ſeinen alten Freund, Aurorens Vater, das erniedrigende Betragen von deſſen Tochter nicht bekannt zu machen, behielt ſich aber vor ihr ſelbſt zu ſagen, von welcher Scene ich Augenzeuge geweſen war. D'Aubert entfloh nach England, ſobald er vernahm, daß mein Vater ſich hatte bewegen laſſen mich zu ſehen, und ward dadurch zu meinem großen Troſte, der ihm von demſelben zugeſchworenen Rache unerreichbar.“

„Unter der Pflege und den milden Tröſtungen meines mir nun ganz wieder gewonnenen Vaters, kehrte ich endlich zur Lebenshoffnung zurück; doch viele Monate vergingen, ehe ich nur daran denken durfte mein Schmerzenslager verlaſſen zu können. Tödtliche Sorge um Sie, meine heißer als jemals geliebte Claire, verzögerte meine Geneſung. Sobald ich nur wieder zu einiger Beſinnung gekommen war, hatte ich meinen treuen Diener mit einer mündlichen Beſtellung an Sie nach Pareclet abgeſchickt, denn ſchreiben konnte ich nicht. Er kam wieder ohne Sie geſehen zu haben; Sie wären mit Frau Belmont abgereiſet, hatte man ihm geſagt, Niemand wiſſe wohin, auch Blanchefort, nach welchem ich mich ebenfalls erkundigte, war um dieſe Zeit viele Wochen lang von Paris abweſend, ohne daß man den Ort ſeines Aufenthalts kannte. Sorge, Angſt, alle Qualen der Eiferſucht zehrten an meinem kaum wieder erwachenden Leben; mein peinvoller Zuſtand entging nicht den Augen meines jetzt höchſt gütig und mild gegen mich geſinnten Vaters; er ruhte nicht bis ich auch das letzte, heiligſte Geheimniß meines gequälten Gemüths ihm entdeckt hatte, und die Art wie er es aufnahm, war der wirkſamſte Balſam für meine Wunden; er bat mich, vor allem nur erſt wieder zu geneſen, und verſichert zu ſeyn, daß er ferner keinem meiner Wünſche ſeine Zuſtimmung verſagen würde.“

„Ich bringe dir gute Nachrichten, mein Sohn, die dich gewiß ſchnell wieder herſtellen werden,“ rief er, in mein Zimmer tretend, mir eines Tages zu. „Ich komme vom Könige. Blanchefort, dein gefürchteter Nebenbuhler, hat ſo eben um die Erlaubniß zu ſeiner Vermählung mit der Schweſter des Konnetabels bei ihm angehalten, der König . . . .“

Mit einem herzdurchdringenden Klagelaut ſank Claire bei dieſen Worten Montaubans in tiefer Ohnmacht zuſammen. Bis jetzt hatte ſie ihm aufmerkſam zugehört, getheilt zwiſchen Freude und Schmerz; doch dieſer letzte Schlag überraſchte ſie zu ſchnell, zu gewaltſam für ihre Kräfte. Montauban, ergriffen von allen Qualen verzehrender Eiferſucht, ſtarrte, faſt eben ſo regungslos als ſie ſelbſt, die gleich einer Todten vor ihm liegende Geliebte lange an, ehe er ſo viel Beſinnung gewann, laut um Hülfe zu rufen.

Die Aebtiſſin eilte auf ſeinen Ruf herbei, mit Erſtaunen ſah ſie die ohnmächtige Claire in den Armen eines vor ihr knieenden Unbekannten, der ihre erſtarrten Hände mit heißen Thränen benetzte. Es währte lange, ehe es ihr gelang, ſie wieder ins Leben zu bringen. Clairens erſter Blick fiel auf Montauban: „O verlaſſen ſie mich, Montauban!“ ſtammelte ſie kaum hörbar, „Ihr Schmerz und Ihre Liebe tödten mich.“

„Dich verlaſſen! Nein! nimmer, nimmermehr, ſo lange ich noch athme!“ rief Montauban im Wahnſinn der Verzweiflung. „Hier, zu deinen Füßen, hier laß mich ſterben, weil meine Treue, meine unendliche Liebe dich nicht gewinnen konnte. Er konnte es! Er! O Claire, wie war das möglich? Wie konnte das ihm gelingen? Er konnte nicht lieben wie ich, und ich bin verſtoßen und verachtet!“

„Nein, das waren Sie nie! Montauban, ich ſchwöre es beim ewigen Gott! Doch ich bin die Unſeligſte auf Erden!“ rief Claire völlig außer ſich vor Schmerz. „Blanchefort iſt mein Gemahl, ich bin ſeine ihm heimlich angetraute Gattin. Zureden meiner edlen Freundin, die nun vor Gott ſteht, Vernunftgründe und, daß ich alles bekenne, Erbitterung gegen Sie, Montauban, haben dahin mich gebracht. Meine Ehre erfordert in dieſem Augenblick auf das Dringendſte die öffentliche Anerkennung unſrer Ehe, und, Er, wird der Gemahl einer Andern. Jetzt wiſſen Sie alles,“ ſetzte ſie mit brechender Stimme hinzu, und ſank völlig erſchöpft in die Arme der Aebtiſſin zurück, der jetzt erſt der ganze Umfang des Elends ihrer geliebten Tochter, in furchtbarer Klarheit aufging.

Montauban lag wie vernichtet und regungslos zu Clairens Füßen, das Haupt tief zum Boden gebeugt, und verhüllte mit beiden krampfhaft gefalteten Händen ſein Geſicht. Seine Bruſt athmete ſchwer wie die eines Sterbenden, doch kein Klagelaut entſchlüpfte ihm. Im Zimmer herrſchte Grabesſtille, es war als ob ein unerwartetes Entſetzliches plötzlich unter ſie getreten ſey, das jedem die Möglichkeit raubte ſich zu regen, bis Montauban ſich endlich ernſt und feierlich aufrichtete. Sein ſchönes edles Geſicht war bleich wie das eines Todten, doch ſein Auge glänzte gleich dem eines an der Schwelle des Grabes ſchon Verklärten.

„Von mir, von meiner Liebe, Frau Gräfin, darf von nun an nimmer wieder die Rede ſeyn, das fühle ich tief und unwiderſprechlich,“ ſprach er mit hoher Faſſung, wenn gleich mit ſehr bewegter Stimme. „Mein Leben iſt dahin, in dieſem Augenblick geht es mit allem was es zum eigentlichen Leben machte, mit allen ſeinen Hoffnungen, wie ein Traumbild an mir vorüber, und was dieſem furchtbaren Erwachen folgen wird, wage ich noch nicht zu denken; farblos, geſtaltlos wie die Ewigkeit, liegt es vor mir. Eine Pflicht, eine einzige, unerläßliche, theure Pflicht, die mir noch obliegt, leuchtet aus dieſem Chaos mir noch entgegen, ich eile nach Paris ſie zu erfüllen, und was dann noch ferner mit mir wird? iſt gleichgültig. Gewiß, Frau Gräfin, Sie achten mich genug, um mich der Ehre werth zu halten, das Rächeramt an einem Ungeheuer zu üben, das mit ſataniſcher Bosheit es wagte einen Engel zu verletzen.“

„Ich bin ſein, ich gehöre ihm, den ſie ein Ungeheuer nennen, er iſt mein Gemahl und Sie wollen ihn tödten, Sie, Montauban!“ rief Claire, Todesangſt in allen Zügen.

„Sie lieben ihn! Nur alles verzeihende Liebe kann hier die gerechteſte Rache verſchmähen!“ erwiderte Montauban mit herzzerreißendem Schmerz.

Die Aebtiſſin hielt es jetzt an der Zeit, hier ins Mittel zu treten. Es gelang ihr Montauban bemerklich zu machen, wie ſehr Claire einiger Minuten Erholung bedürfe, wenn ſie nicht in ihren vorigen bewußtloſen Zuſtand zurückfallen ſolle, und ihn dadurch zu bewegen, ihr, auf kurze Zeit, in ein Nebenzimmer zu folgen. Klar und deutlich, wenn gleich in wenigen Worten, ſtellte ſie ihm dort die Reihe unausweichbarer Zufälligkeiten dar, die, unterſtützt von der zu beſorgten Liebe ihrer verſtorbnen Schweſter, die ſchuldloſe Claire in dieſen Abgrund von unabſehbarem Jammer geſtürzt hatten. Sie machte ihm deutlich, wie Blanchefort alles im Voraus ſo liſtig angeordnet habe, daß keine Möglichkeit abzuſehen ſey ihm ſeine Unthat zu beweiſen; und daß Clairens Freunde ſelbſt alles anwenden müßten, um ſein Verbrechen mit dem tiefſten Schleier des Geheimniſſes zu decken. „Denn,“ ſprach ſie, „er iſt mächtig durch ſeine Verbindungen, und achtet weder göttliches noch menſchliches Geſetz. Ihm wäre es ein leichtes, einen jener furchtbaren Lettres de Cachets zu erhalten, dieſer in den Händen eines Böſewichts entſetzlichen Werkzeuge heimlicher Rache, um Clairen, im Fall ſie ſeinen Plänen gefährlich würde, in der dunkeln Tiefe eines Staatsgefängniſſes unrettbar verſchmachten zu laſſen.“ Dann ging die edle Frau zu der Gefahr über, die Clairens Ehre unausbleiblich drohe, wenn er, Montauban, als ihr Vertheidiger, ihr Rächer, öffentlich auftreten wolle.

Unter ihrem milden verſtändigen Zureden kam Montauban genugſam zu ſich ſelbſt, um die Wahrheit alles deſſen, was ſie ihm vorſtellte, einzuſehen. Er gelobte endlich mit einem theuren Eide, um Clairens willen, nichts gegen ihren Verderber zu unternehmen und ging dann an der Hand der Aebtiſſin zu der heiß Geliebten zurück, um den letzten Abſchied für dieſes Leben von ihr zu nehmen. Troſtlos, in einem an Vernichtung gränzenden Zuſtande, ſchlug er bald darauf den nämlichen Weg nach Paris wieder ein, den er vor wenigen Stunden ſo hoffnungsreich und freudig zurückgelegt hatte.

Nach dieſem ſchmerzlichen, aber doch troſtreichen Wiederſehen blieb Claire, ſtill ergeben, in der tiefen Einſamkeit des abgelegenen Landhauſes, und unter dem Schutze ihrer ehrwürdigen Pflegemutter, die immer wieder zu ihr zurückkehrte, wenn gleich ihre Pflicht ſie zuweilen nach Pareclet rief. Den Brief der Aebtiſſin hatte Blanchefort unbeantwortet gelaſſen, und Claire fühlte es unter ihrer Würde noch einen Schritt zu thun, um ihn zu ſeiner

Pflicht zurückzuführen. Doch als endlich die ſchwere Stunde vorüber war, in der ſie einem Sohne jenes Verhaßten das Leben gab, da ſiegte dennoch Mutterliebe über ihren gerechten Stolz und über jede Bedenklichkeit; ſie konnte nicht ohne ſchmerzliche Rührung das arme Kind betrachten, zu dem das mächtigſte aller Gefühle ſie zog, das unſchuldig wie ſie ſelbſt, ihr unwürdiges Geſchick mit ihr zu theilen beſtimmt war. Mit großer Ueberwindung drängte ſie jedes widerſtrebende Gefühl, all' ihren gerechten Unwillen gegen den Urheber ihrer Leiden, in ihr Herz zurück, und ergriff ſelbſt die Feder, ſobald ihre Kräfte ihr dieſes erlaubten, um dem Grafen die Geburt ſeines Sohnes zu melden. Bitten, Gründe, alles was ihr Gefühl ihr nur eingeben konnte, erſchöpfte ſie mit rührender Gewalt, um den Grafen zu bewegen, dem Kinde wenigſtens ſein gutes Recht zu gewähren, und es als ſeinen rechtmäßig gebornen Sohn anzuerkennen, doch der Graf ließ auch dieſen Brief unbeantwortet, und zeigte nicht einmal ſo viel menſchliches Gefühl, um ſich nach ſeiner Gemahlin und ihrem jetzigen Aufenthalt zu erkundigen.

Clairens armes Kind war durch alles was ſeine

Mutter hatte erdulden müſſen, wahrſcheinlich ſchon ehe es geboren, ein dem Tode geweihetes Opfer geworden. Das kurze Leben deſſelben währte nur wenige Wochen, dann ſtarb es, und Claire, ſo herzlich ſie es beweinte, ſo willig ſie alles, Leben, Ehre und Glück für deſſen Rechte aufgeopfert haben würde, fühlte dennoch, daß dieſer Tod von jeder Verpflichtung gegen den Grafen ſie befreie. Sobald ſie ſich einigermaßen von dieſem neuen Schmerz erholt hatte, ſchrieb ſie zum zweitenmal an ihren Gemahl, doch in einem ganz andern Tone als vorher. Kurz und gemeſſen meldete ſie ihm, daß der Tod ihres Sohnes auch das letzte Band, das an ihn ſie noch gefeſſelt, zerriſſen habe. Sie erklärte, daß ſie ihm jetzt völlige Freiheit ließe nach ſeinem eignen Gutdünken zu handeln, daß ſie aber auch ſich ſelbſt für berechtiget halte, ihr künftiges Leben, ohne fernere Rückſicht auf ihn, von dem ſie nichts mehr verlange, nach eigner Wahl zu ordnen und zu beſtimmen. Sie ſchloß mit dem Wunſche, daß er bald zur wahren Erkenntniß ſeiner Verbrechen gelangen möge, ehe es für dieſe Welt zu ſpät ſey.

Stille ruhige Wehmuth zog jetzt in Clairens

Gemüth ein, ſie wußte, daß ſie vom Leben nichts mehr zu hoffen, aber auch nichts mehr zu fürchten habe. Einſam und ſchutzlos ſtand ſie da, in der weiten Wüſte der ihr verödeten Welt, in der ſie alles verloren, Glück, Ehre und Ruhe; nur Paraclet war ihr geblieben, als der einzige Hafen, der nach dem gewaltigen, allgemeinen Schiffbruch aller ihrer Hoffnungen, eine ſichre Zuflucht ihr bot. Auch trat ſie, gleich nach ihrer Ankunft daſelbſt, in die Reihe der Novizen, mit dem feſten Entſchluß, nach überſtandenem Probejahr ſich und ihr ſchweres Leid auf immer in den, ihr ſonſt ſo verhaßt geweſenen Schleier zu verhüllen, und in gelaſſner Ergebung das, vielleicht ihr noch ſehr ferne Ende ihrer Tage, dort zu erwarten, wo ſie die glücklichen Tage ihrer Kindheit verlebt hatte. Der ſehnlichſte Wunſch, endlich zu einer feſten Beſtimmung ihres Geſchicks zu gelangen, bewog ſie ſogar ſo lange mit inſtändigen Bitten in die Aebtiſſin zu dringen, bis dieſe ſich entſchließen mußte, ihr vom Biſchofe die Erlaubniß auszuwirken ihr Probejahr abzukürzen, indem ſie mit dem Kloſterleben genugſam bekannt und befreundet ſey, um eines ſolchen Verſuchs nicht zu bedürfen.

Der Tag ihrer feierlichen Einkleidung als Nonne ward daher ſchon gegen das Ende des dritten Monats ihres Noviziates feſtgeſetzt; und der Biſchof erklärte ſelbſt dabei ſeyn zu wollen, um die ernſte kirchliche Feier durch ſeine perſönliche Gegenwart zu verherrlichen.

Während aller dieſer Ereigniſſe, waren indeſſen mit dem Grafen Blanchefort große alles umgeſtaltende Veränderungen vorgegangen. Nur ſelten wird es Einem, der auf jede Weiſe die öffentliche Stimme ſich gewinnen will, gelingen, das ſchwere künſtliche Spiel mit immer gleichbleibendem Glücke durchzuführen, bis ans Ende. Leicht und lange läßt die Welt durch falſchen Schimmer ſich blenden, doch zuletzt und unverſehens gibt dieſer eine Lücke, die ihr vergönnt einen Blick in das dunkle Innere des Gegenſtandes ihrer Bewunderung zu werfen, und ſie iſt dann ſehr bereitwillig, das was ſie vorhin bis in die Wolken erhob, eben ſo ſchnell, und oft nicht minder ungerecht zu verdammen.

Blancheforts unſtätes falſches Gemüth, das ihn immer der Seite zutrieb die eben die Oberhand hatte, verleitete ihn oft zu Handlungen und Aeußerungen, welche einander geradezu widerſprachen. Feinde, deren er mehr hatte als er ſelbſt es wohl glauben mochte, trugen, von ſeinem jetzigen Glanze noch mehr erbittert, dieſe dem Konnetabel und ſogar dem Könige zu, der eben im Begriffe ſtand den Grafen zu einer Art von Günſtling zu erheben, und Blanchefort ſah ſich von dem nur halb erreichten Gipfel der Größe hinabſtürzen, den er ganz zu erglimmen gehofft hatte, ehe es ihm nur in den Sinn kam ein ſolches Unglück als möglich ſich zu denken. Ihm wiederfuhr, öffentlich am Hofe, die tiefſte Kränkung, die einem Ehrgeizigen ſeiner Art nur wiederfahren kann; ſtatt ihn huldreich anzureden, wie er ſonſt wohl pflegte, und Blanchefort es ſichtlich erwartete, wandte der König bei der Cour ihm verächtlich den Rücken, und ſchien ſeine Exiſtenz gänzlich zu überſehen; die Hofleute folgten getreulich dem Beiſpiel ihres Gebieters, und der ſonſt von Allen Geſuchte und Gefeierte ſtand einſam, mitten im Saale, dem Schauplatz ſeines ehemaligen Glanzes, gemieden und geflohen von jedem, der ſonſt froh war ſich ihm nähern zu dürfen. Auch der Konnetabel ſäumte nicht eine Gelegenheit zu ſuchen und zu finden, um ſein Wort in Hinſicht der von ihm ſelbſt vorgeſchlagenen Vermählung zurückzunehmen, und jede frühere Verbindung mit dem, der höchſten Ungnade Verfallenen, kurz und für immer abzubrechen.

Lange Zeit kam dem Grafen ſein Unglück nur wie ein ängſtlicher Traum vor, und es war ihm unmöglich an deſſen Wirklichkeit zu glauben; doch als alle ſeine Anſtrengungen ſich wieder zu erheben, fruchtlos blieben, als auch die letzte Hoffnung, des mächtigen Konnetabels Gunſt wieder zu gewinnen, ihm fehlſchlug, da ſah er ſich denn doch genöthigt es ſich ſelbſt einzugeſtehn, daß alles verloren ſey, worauf er bis jetzt ſein Glück gebaut hatte, und ſeine Verzweiflung darüber war eben ſo gränzenlos, als früher ſein Uebermuth es geweſen.

Gerade in dieſer Zeit geſchah es, daß der Zufall Clairens letztes Schreiben ihm wieder in die Hände ſpielte, welches er gerade zu Anfange der Kriſis erhalten hatte, die ſeinen Hoffnungen den Untergang drohte. Im Drange der Umſtände hatte er es zwar erbrochen, aber, kaum geleſen und keinesweges beachtet, ſogleich zurückgelegt. Jetzt las er es mit Aufmerkſamkeit durch, er las es wieder und wieder, und von Neuem entbrannte die Glut der Leidenſchaft in ſeinem jetzt ganz verödeten, von keiner glänzenden Hoffnung mehr erfüllten Herzen, und loderte endlich in immer helleren Flammen auf.

Damals, als er noch glaubte, daß es nur von ihm abhinge wieder zu Clairens Beſitz zu gelangen, da hatte es ihm ein Leichtes geſchienen ſie von ſich zu ſtoßen; doch jetzt riß ſie ſelbſt ſich von ihm los, von ihm, der ſich jetzt verlaſſen, dem Spotte preisgegeben fühlte. Sie ſcheute ſich nicht mehr, ihm zu zeigen wie grenzenlos ihre Verachtung gegen ihn ſey; er ſah ſie im Begriffe das ſonſt ihr Verhaßteſte zu erwählen, um nur ihm zu entgehen und unüberſteigliche Schranken zwiſchen ihm und ſich zu ſtellen; das war mehr als er zu tragen vermochte. All' ſeine ehemalige gränzenloſe Liebe zu Clairen kehrte in ſein wildentflammtes, von tauſend Wunden zerriſſenes Gemüth zurück, ſteigerte ſich zu raſender Wuth, und, einem Wahnſinnigen ähnlich, flog er, den in Paris nichts mehr hielt, nach Pareclet, um Clairen um jeden Preis ſich wieder zu gewinnen und müßte es auch durch eine Gewaltthat ſeyn.

Er ward der Aebtiſſin gemeldet, die mit der ihr eigenthümlichen Würde, ernſt und ſtolz hinter dem Gitter ihres Sprachzimmers ihm entgegentrat. Sie kündigte ihm Clairens unabänderlich feſten Entſchluß an, ſich durch ein unauflösliches Gelübde dem Kloſterleben zu weihen, und ermahnte ihn, den Verluſt einer Gemahlin, deren ſeltnen Werth er zu ſpät einſehe, als zeitliche wohlverdiente Strafe hinzunehmen, und dieſes Unglück in Demuth und Ergebung ſich zum Heil ſeiner Seele dienen zu laſſen.

Blanchefort war wenig geneigt, und eigentlich auch nicht im Stande, dieſen frommen wohlgemeinten Rath zu befolgen. Sein Zuſtand gränzte in dieſem Augenblick wirklich an Wahnſinn; er brach in laute Verwünſchungen ſeiner ſelbſt und ſeiner Frevelthat aus, wälzte ſich vor dem Sprachgitter im Staube, zerraufte ſein Haar, beſchwor die Aebtiſſin, bei allem was ihr heilig ſey, Mitleid mit ſeiner Verzweiflung zu haben, ihn von zeitlichem und ewigem Untergehen zu retten und Clairen ihm wieder zu geben, indem er mit einem Grauſen erregenden Eide verſicherte, nicht länger ohne deren Beſitz leben zu wollen. Dann ſuchte er wieder ſich zu faſſen, ſtand vom Boden auf und flehte nur um eine einzige Zuſammenkunft mit ſeiner Gemahlin, um von ihr ſelbſt ſein Todesurtheil zu empfangen. Drohungen miſchten ſich in ſein demüthiges Bitten; er warnte die Aebtiſſin, wohl zu bedenken was ſie thue, wenn ſie Clairen nicht davon abhielte, ihn völlig einer Verzweiflung zuzutreiben, vor deren fürchterlichen Folgen er nicht ſtehen könne, die Clairen mit ihm zugleich ins Verderben ſtürzen würden, ohne daß die Aebtiſſin im Stande ſeyn könne ihren Liebling zu ſchützen.

Sein verworrener und verwirrender Zuſtand ſteigerte ſich von Minute zu Minute, und wurde zuletzt ſo furchtbar, daß die Aebtiſſin ihm ihr Mitleid nicht länger verſagen konnte. Sie verhieß ihm, bei Clairen für ihn zu ſprechen, und bewog ihn dadurch endlich ſich beruhigter zu entfernen. Auch verſuchte ſie wirklich dieſes Verſprechen zu erfüllen, fand aber zum erſtenmal bei der ihr ſonſt immer Folgſamen kein Gehör.

„Sagen Sie dem Grafen Blanchefort,“ antwortete ihr Claire, „daß er ſelbſt durch ſein unwürdiges Benehmen von jeder Pflicht, die ich ihm ſchuldig war, mich befreit habe; ſagen Sie ihm, daß ich unerſchütterlich feſt entſchloſſen bin, ihn nie wieder zu ſehen. Seine Klagen rühren mich eben ſo wenig als ſeine Drohungen mich erſchrecken, wage er es immerhin mein Unglück bekannt zu machen, die Schmach davon fällt auf ſein ſchuldiges Haupt zurück, mich trifft ſie nicht in dieſen heiligen Mauern, in denen ich mich und mein Leid auf ewig begrabe. Ja wahrlich, lieber möchte ich wie ich da bin, in voller Jugendkraft lebendig zu den Todten hinabſteigen, als in Glanz und Pracht mit einem Manne fortleben, den mein Herz unſäglich verachtet. Verſchweigen Sie auch dieſe meine Worte ihm nicht, es ſind die letzten deren ich jemals ihn würdigen werde, und, theure hochwürdige Mutter, wenn Sie mich wirklich noch lieben, ſo erwähnen Sie ſeiner nie wieder gegen mich.“

Die Aebtiſſin ermangelte nicht, dem Grafen von dem Mißlingen ihrer Fürbitte treulichſt Bericht abzuſtatten, ſie hoffte ihn dadurch von ferneren Verſuchen abzuſchrecken, aber er wollte dennoch von der Hoffnung nicht ablaſſen, Clairen ſich günſtiger zu ſtimmen, wenn er nur die Erlaubniß erhalten könne ſie einmal wieder zu ſehen. Er kam täglich ans Sprachgitter, um die Aebtiſſin mit Bitten um dieſe Gunſt zu beſtürmen, und ſeine dunkel ausgeſprochenen Drohungen zu wiederholen. Auch ſuchte er auf heimlichere Weiſe zu der Erfüllung dieſes Wunſches zu gelangen; den ganzen Tag umſchlich er in mannichfaltigen Verkleidungen das Kloſter, um liſtig und unerkannt in das Innere deſſelben einzudringen; er knüpfte Bekanntſchaften unter der zahlreichen Dienerſchaft deſſelben an, um einen darunter zu finden, der ſich durch Geld bewegen ließe ihm beizuſtehen, doch die Wachſamkeit der Aebtiſſin vereitelte alle ſeine Pläne. Sie rieth ihm endlich ſehr ernſtlich, ſich nicht ferner dergleichen zu erlauben, wenn er ſie nicht zwingen wolle, ihm wahrſcheinlich nicht angenehme Maaßregeln gegen ihn zu ergreifen. Jetzt erſt fand er für gut, mit anſcheinender Ergebung in das Unabänderliche, ſich zurückzuziehen, und ihrem frommen Gebete ſich demüthig zu empfehlen.

Er verſchwand aus der Gegend, und die Aebtiſſin glaubte wirklich er ſey nach Paris zurückgekehrt, wie er thun zu wollen vorgegeben; eigentlich aber hielt er, Unheil brütend, unter fremdem Namen und zum Unkenntlichen verkleidet, im nächſten Städtchen ſich auf, um den Tag der feierlichen Einkleidung Clairens abzuwarten, an welchem der Zutritt in die Kirche, und ſogar zu einigen der innern Räume des Kloſters, Niemanden verwehrt werden konnte.

Feierliches Glockengeläute verkündete weit in das Land hinein den Anbruch des feſtlichen Tages. Zwiſchen den dämmmernden Säulengängen der geſchmückten Kirche bis zum hohen Gewölbe des düſtern Domes hinauf, wogten Wolken von Weihrauch; alle Altäre waren aufgedeckt, und prankten mit friſchen Blumen und dem köſtlichſten Kirchengeräth, das nur bei den höchſten heiligſten Feſten gebraucht wurde. Vom hohen Chore herab erſchallten einfache, herzerhebende Melodien uralter Meiſter, und die weiten Räume der Kirche vermochten kaum die von nah' und ferne herbeigezogene Menge zu faſſen, die gekommen war ſich an der Einkleidung einer Novize zu erbauen, deren Eifer ſie trieb das Ende ihres Probejahres nicht abzuwarten, und von deren Schönheit der Ruf Unglaubliches verkündete.

Blanchefort war der erſte geweſen, der ſo wie die Kirche nur geöffnet wurde, ſich hinein ſchlich; er hatte, nahe am Hochaltare vor welchem Claire ihr Gelübde ablegen ſollte, ſich einen verborgenen Platz gewählt, von welchem er alles überſehen konnte.

Vor dem Altare lag ſchon der geweihte Schleier, der beſtimmt war die blühendſte Jugend und Schönheit auf ewig zu verhüllen. Blanchefort ſah ihn, er ſah das Leichentuch bereit liegen, das nach dem ernſten, deutungsreichen Ritus der Kirche, über die auf einem Lager von Aſche hingeſtreckte Claire ausgebreitet werden ſollte, um dadurch anzuzeigen, daß ſie von dieſem Augenblick an, jeder Verbindung mit der Auſſenwelt völlig abgeſtorben ſey. Die Sinne vergingen ihm beinahe über dem Anblick, und ihm war als fühle er, wie die kalte eiſerne Hand des Todes ſein ſtockendes Herz umklammre.

Feierlicher ertönte jetzt die Orgel, Claire ſelbſt, langſam einherſchreitend, kam mit wankendem Schritt, von der Aebtiſſin unterſtützt, den Hauptgang hinauf; ihr folgte, einen Bußpſalm in herzdurchdringenden Tönen ſingend, die lange dunkle Reihe der tief verſchleierten Nonnen, zu denen ſie in kurzem gehören ſollte. Mit blitzenden Augen, wie ein Tyger der ſich bereitet auf ſeinen Raub loszuſpringen, ſtand Blanchefort in ſeinem Verſteck, und beobachtete ihr Herannahen.

Zum letztenmal erſchien Claire nach alt hergebrachtem Gebrauch, in vollem weltlichen Schmuck; ein weit nachſchleppendes Gewand von blüthen weißer Seide, mit goldenen Sternen durchwürkt, umwallte faltenreich die jugendliche Geſtalt der ſchönen Himmelsbraut. Die Juwelen, welche Frau von Belmont in jener feierlichen Todesſtunde ihr gab, dieſe Denkſteine ihres Scheidens von jeder glücklichen Hoffnung, wanden ſich durch ihr ſchön geordnetes blondes Haar, das der Scheere verfallen, hinfort ſie ebenfalls nicht mehr ſchmücken durfte, ſtrahlten von ihrer unſchuldigen in ängſtlichen Schlägen klopfenden Bruſt, von ihren blendend weißen Armen und Händen; ihr Strahl traf mit ſtechendem Schmerz das Auge ihres Verderbers, der ſchaudernd den Schmuck wieder erkannte.

Clairens Geſicht war todtenbleich, ſie glich einer ſterbenden Heiligen, die dem Erdenſchmerz noch nicht völlig entrückt ward, und doch war ſie in ihrer Schönheit nie blendender und rührender erſchienen. Höllenqualen ergriffen den Grafen beim näheren Anblick des jungen lieblichen Weſens, das ſein unmenſchliches Verfahren dieſem düſtern Grabe jeder Lebensfreude zugetrieben hatte, und das nun am Rande deſſelben noch einmal in verklärter entzückender Schönheit aufleuchtete, wie ein am Horizonte des Weltmeers dem Niedergange ſich zuneigender ſchöner Stern.

Jetzt knieete Claire an den Stufen des Hochaltares, der Biſchoff ſtand bereit, die ernſte Feier ſollte beginnen. „Halt! Halt!“ rief Blanchefort aus ſeinem Verſteck mit kreiſchender, Orgelton und Kirchengeſang übertönender Stimme, „ich thue Einſpruch, ich, Graf Blanchefort. Die Novize iſt meine Gemahlin, meine mir rechtmäßig angetraute Gattin, ich verbiete das Gelübde der Gräfin Blanchefort.“

Gleich einem Wahnſinnigen rang er mit raſender Kraft gegen die zunächſt ihn Umgebenden, die ihn feſthielten, weil ſie ihn für einen wirklich Verrückten anſahen, deſſen zerſtörter Geiſt ihn treibe die kirchliche Feier zu unterbrechen. Vergebens ſuchte er durch die Reihen zu dringen, um zum Altare, zu Clairen, den Weg ſich zu bahnen, trotz ſeiner übermenſchlichen Anſtrengung ward er übermannt. Schrecken, Geſchrei, füllten die Kirche, Unordnung herrſchte überall, die heilige Zeremonie war unterbrochen, Claire, beim erſten Laut von Blanchefort's Stimme, in todten ähnlicher Ohnmacht auf die Marmor-Stufen des Altares hingeſunken; zitternd drängte die Schaar der Nonnen ſich um ſie her, während Blanchefort noch immerfort ſich wie ein Raſender gegen die wehrte, welche ihn aus der Kirche bringen wollten.

In ſichtbarer Eile trat indeſſen ein hoher ſtattlicher Fremder von mittlerem Alter und vornehmem Aeußeren, durch den Haupteingang der Kirche, dem Hochaltar gegenüber, herein. Seine Kleidung mit dem großen weißen Kreuz, verkündete einen Komthur des Maltheſerordens. „Komme ich zu ſpät? Iſt die Zeremonie vorüber?“ fragte er ängſtlich einige an der Thüre ſtehenden Landleute, die ehrfurchtsvoll zurückwichen, um ihm Platz zu machen. „Noch nicht,“ erwiderte eine alte Frau, „es iſt Einer toll geworden, und die ſchöne, heilige Braut iſt vor Schrecken darüber in Ohnmacht gefallen, ehe ſie das Gelübde ausſprechen konnte; ſie wird ſich wohl bald erholen, wenn ſie nur erſt den Verrückten hinaus transportirt hätten, denn . . .“

Der Fremde hörte nicht weiter, er ſtrebte vorwärts, dem Altare zu. „Wenn das nur nicht ein zweiter Narr iſt," ſagte die alte Frau, indem ſie verwundert ihm nachſah, wie er mit eilendem Schritt durch die Menge ſich wand.

Der Fremde konnte indeſſen doch nicht bis ganz in die Nähe des Biſchoffs gelangen, der von allem kirchlichen Pomp umgeben am Altare ſtand, und es ruhig abwarten zu wollen ſchien, bis der Störer der kirchlichen Feier überwältigt, und Claire aus ihrer tiefen Ohnmacht wieder zu ſich gebracht ſeyn würde.

„Ich bitte Eure Eminenz um Aufſchub der heiligen Verhandlung, die ohnehin unterbrochen iſt wie ich ſehe; dringende Umſtände gebieten es:" rief der Maltheſer aus einiger Entfernung mit lauter, wohltönender Stimme. „Ich bin der Vormund, der Bruder des Vaters dieſer Unmündigen, die ohne meine Beiſtimmung das heilige Gelübde nicht ausſprechen darf. Eine Unterredung, die Eure Eminenz und die hochwürdige Frau Aebtiſſin mir gütig gewähren wollen, ſoll alles aufklären, und die durch mich verurſachte Störung entſchuldigen."

Während der Fremde ſprach, deſſen edles Anſehen Jedermann für ihn einnahm, war Alles ſtill in der Kirche geworden. Sogar Blanchefort hatte ſeine Worte vernommen, und ließ jetzt ohne Widerſtand von ſeinem Wirthe im Städtchen ſich fortführen, der ihn erkannt und ſich zu ihm gedrängt hatte.

Claire lag noch immer ohne eine Spur des Lebens auf den Stufen des Altars; auf einen Wink des Biſchoffs ward ſie endlich von den Nonnen zurück in ihre Zelle getragen; feierlich und würdevoll wandte er ſich darauf an die verſammelte Gemeine, empfahl die vom heftigen Schreck erkrankte Himmelsbraut ihrer Fürbitte, und ermahnte ſie, ſich mit der, dem heiligen Orte ziemenden Stille, zurück in ihre Wohnungen zu begeben, und dort in Ruhe andächtig zu harren, bis die heilige Handlung vollzogen werden könne, was ein unerwarteter Unfall für heute unmöglich mache. Dann zog er mit dem Komthur in die Sakriſtei ſich zurück.

Die Kirche ward nun allmählig leer, die Menge der zum Feſte herbeigezognen Fremden vertheilten ſich in der Nachbarſchaft, in der Hoffnung, daß die ſchöne Novize ſich bald erholen, und am folgenden Morgen von neuem eine Feierlichkeit beginnen werde, deren Unterbrechung allgemein von den Schauluſtigen beklagt werde. Denn die Luſt etwas Neues zu ſehen iſt einer der mächtigſten Triebe, gleichviel ob die Veranlaſſung dazu eine Erfreuende oder Betrübende iſt.

Die Aebtiſſin konnte ſich nicht entſchließen, den Biſchoff zu der geheimen Unterredung zu begleiten, unerachtet der Malthеſer ſich ihre Gegenwart dabei auf das Dringendſte erbat. Ihr Herz zog ſie zu Clairen, deren Zuſtand ſie unausſprechlich beunruhigte, ſie fand ſie in ihrer Zelle. Kaum halb von ihrem Schmuck entkleidet, lag ſie auf ihrem Bette, das lieblichſte Bild des ſcheidenden Lebens; ihr ſich wieder kaum merklich regender Puls verkündete, daß ſie noch nicht zu den Todten zu zählen ſey, aber ihr Auge blieb geſchloſſen; völlig regungslos lag ſie da, umgeben von den klagenden Nonnen, die mit großer Angſt die Ankunft des Kloſter-Arztes erwarteten, der den für wahnſinnig gehaltenen Blanchefort in ſeine Wohnung begleitet hatte.

Mit großem Erſtaunen ſah die Aebtiſſin eine, in tiefe Trauer verhüllte Dame an Clairens Bette knieen, die eine der marmorkalten Hände der geliebten Kranken mit Küſſen und Thränen bedeckte. Keine der Nonnen wußte zu ſagen, woher die Fremde gekommen ſey; in ihrer nonnenartigen Trauerkleidung, und bei der allgemein herrſchenden Verwirrung, hatte ſie unbemerkt ſich unter ſie gemiſcht, und war mit ihnen in Clairens Zelle eingedrungen. Ihr tiefer Schmerz, ihre herzzerreißenden Klagen hatten, als ſie ihre Gegenwart entdeckten, es ihnen unmöglich gemacht ſie zurückzuweiſen.

„Rette, rette ſie, rette mein Kind, meine Tochter, und nimm mein Leben!“ rief die Fremde, ſo wie ſie die Aebtiſſin erblickte, und warf mit der Gebehrde einer Verzweifelnden ſich ihr in die Arme. „O rette ſie, rette das unſchuldige Opfer der Grauſamkeit unnatürlicher Eltern! Heilige! Heilige! Vergieb deiner reuigen Mutter,“ ſchluchzte ſie, und warf wieder ſich neben dem Bette hin, „öffne nur einmal noch dein Auge um meinen tiefen Jammer zu ſehen, ehe du dich hinaufſchwingſt, um vor dem Throne des ewigen Richters uns zu verklagen!“

Eine unmerklich leiſe Bewegung in Clairens Zügen, welche vielleicht die Aebtiſſin allein gewahr wurde, zeigte an, daß die Kranke, unerachtet ſie regungslos da lag, dennoch vielleicht nicht ganz unempfindlich gegen das ſey, was um ſie her vorging. Der eben ankommende Arzt beſtätigte dieſe Bemerkung, nach genauer Unterſuchung ihres Zuſtandes erklärte er dieſen zwar für gefahrdrohend, aber doch nicht für ganz hoffnungslos, wenn keine zweite Erſchütterung von Außen ſie aufs neue beunruhige, deren Folgen freilich die traurigſten werden könnten. Die nöthigen Anſtalten, Claìren die ungeſtörteſte Ruhe zu verſchaffen, wurden ſogleich von ihrer ſorgenden Freundin getroffen, nur die wenigen, zu ihrer Pflege nothwendigen Perſonen wurden bei ihr gelaſſen, und auch die Fremde ließ durch die vereinten, dringenden Vorſtellungen des Arztes und der Aebtiſſin ſich endlich bewegen, letzterer in ihr Zimmer zu folgen, um dort wieder zu einiger Faſſung zu gelangen; als der einzigen Bedingung, unter der es ihr erlaubt werden könne die Kranke wieder zu ſehen.

Lange ergoß die Fremde ſich dort in herzzerreißenden Klagen, mit all' der bittern Hoffnungsloſigkeit eines von tief gefühlter Reue ergriffenen Gemüthes, bis es endlich der Aebtiſſin gelang ſie genugſam zu beruhigen, um von ihr vernehmen zu können, in welcher Verbindung ſie eigentlich zu Clairen ſtehe, und was gerade in dieſem entſcheidenden Moment ſie herbeigeführt habe? Indem ſie die Fremde genauer betrachtete, glaubte ſie zu ihrer großen Verwunderung, unerachtet der ganz veränderten Kleidung und der ſeitdem verſtrichenen Zeit, die Züge der nämlichen Bürgersfrau in ihr zu entdecken, die vor etwa zwölf Jahren Clairen als ſechsjähriges Kind ihr zugeführt hatte.

„Ja ich war es,“ rief die Fremde, als ſie ihr dieſe Bemerkung mittheilte, „ich war es ſelbſt, hochwürdige Mutter, die damals meine eigne Tochter Ihren frommen Händen übergab. Nie hatte meine Tochter mich anders als in jener Verkleidung geſehen, nie geahnt, daß ich ihr mehr ſey als eine wohlwollende Freundin ihrer Pflegeeltern, denen mein wahrer Name und Stand ebenfalls unbekannt war. Ungegründete Furcht, von Ihnen, hochwürdige Frau, erkannt zu werden, legte mir damals den peinlichſten Zwang auf; in meiner Angſt bedachte ich nicht, daß Sie, nach einer Trennung von ſo vielen Jahren, die Züge der, als Sie uns verließen, kaum achtjährigen Lucie, unmöglich in der unbekannten Bürgersfrau, die vor Ihnen ſtand, wieder erkennen könnten. Agnes, haſt du mich denn wirklich ganz vergeſſen? Erinnerſt du dich nicht mehr deiner Kuſine, die wenige Jahre, nachdem du von der Welt dich geſchieden, noch an der Gränze der Kindheit dem Duc de Jouy vermählt ward?“

Tief gerührt ſchloß die Aebtiſſin die wiedergefundene Verwandtin in die Arme, die ihr die, in dieſem Augenblick ſchmerzlich ſüße Entdeckung gewährte, daß das Kind ihres Herzens auch durch die Bande des Blutes recht eigentlich zu ihr gehöre. Damals, als ſie von einem innern, unwiderſtehlichen Beruf hingeriſſen, ſich dem geiſtlichen Stande weihte, war Lucie noch ein Kind, das ſie, unerachtet es weit jünger war als ſie ſelbſt, herzlich lieb hatte, aber bald nachher völlig aus dem Geſichte verlor. Nach der, wenige Jahre ſpäter erfolgten, glänzenden Heirath der ſehr jungen Lucie, hatte ſie nur ſelten von der Exiſtenz ihrer, mitten im Glanze des Hofes lebenden Verwandtin etwas vernommen, die ſich ihrer gar nicht mehr zu erinnern ſchien. Sie wußte, daß die Düſcheſſe von Jouy meiſtentheils in Paris, in Pracht und Anſehen lebe, und daß ſie Mutter eines einzigen Kindes, eines Sohnes ſey, der einſt der Erbe unermeßlicher Reichthümer werden ſollte, die von mehreren Seitenlinien der Familie ihm zufallen mußten, und den ſeine Eltern ſo unausſprechlich liebten, daß dieſe übertriebene Liebe ihnen von Vernünftigen wirklich zum Vorwurf gemacht wurde; doch weiter gingen ihre Nachrichten nicht.

Zehn Jahre lang war dieſer Sohn das einzige Kind ſeiner, wirklich Abgötterei mit ihm treibenden Eltern geblieben, der einzige Gegenſtand ihrer Liebe und ihrer Pläne für eine, durch ihre Höhe Schwindel erregenden Zukunft. Der auf Geburt, Rang und Reichthum ſtolze Vater, dachte nur darauf immer mehr der Glücksgüter für dieſen einzigen Sohn anzuhäufen, um ihn dereinſt auf dem Gipfel menſchlicher Größe, vielleicht dem Throne nahe zu ſehen; ſchon wähnte er im Geiſte, im Laufe der Zeiten ſein uraltes, edles Geſchlecht an Glanz und Macht über alle die Familien hoch empor ragen zu ſehen, die jetzt neben der ſeinen berühmt waren; als ganz unerwartet, nach ſo vielen außer dieſem einzigen Sohne kinderlos verlebten Jahren, ſeine Gemahlin ihn mit der Nachricht überraſchte, daß ſie zum zweitenmale Mutter werden ſolle. Der dunkle, arbeitſame Bürger, der Landmann in ſeiner armen Hütte, der unter Mühe und Sorge die Kinder ernährt, die Gott ihm ſchon ſchenkte, freuet ſich dennoch der Hoffnung, die Zahl derſelben vermehrt zu ſehen. Aber im Gedränge des größeren Lebens muß auch dieſes rein menſchliche Gefühl nur zu oft nebſt ſo vielen andern, erſterben. Der mit ſo vielen Gaben des Glückes überſchwenglich reich geſegnete Duc, ſah mit innerm Zagen dieſer nahenden Hoffnung entgegen, als drohe ſie den Wohlſtand ſeines Hauſes auf immer zu zerſtören; er theilte dieſes Gefühl ſeiner Gemahlin mit, die, nicht minder als er ſelbſt, mit übertriebener blinder Zärtlichkeit an ihrem Erſtgebornen hing. Es ward ihm leicht, ihr begreiflich zu machen, wie ſehr das Daſeyn eines zweiten nachgebornen Kindes, die großen Erwartungen des ſchon lebenden beeinträchtigen müſſe; beide kamen bald dahin, die Geburt deſſelben als ein Unrecht an dem über alles geliebten Sohne zu betrachten, und endlich gelobten ſie einander in einer ſchweren, dunkeln Stunde: das künftige Daſeyn des noch Ungebornen mit dem tiefſten Schleier des Geheimniſſes zu decken; keine lebende Seele ſollte darum wiſſen, ſelbſt nicht der einzige Bruder des Herzogs, der ſelbſt früher, aus Rückſicht für ſeinen ältern Bruder, das Maltheſer-Kreuz hatte annehmen müſſen, und deſſen edle Seele nimmermehr einer ſolchen ungerechten That würde beigeſtimmt haben.

Alles wurde glücklich vollbracht, wie ſie es unter einander verabredet hatten. In der fernen Provence, unter fremdem Namen, in Umgebungen, die keine Spur des Ranges und Reichthums ihrer Mutter durchblicken ließen, wurde Claire geboren, und der Pflege rechtlicher wohlhabender Landleute übergeben, welche ſie für das Kind einer unerlaubten Liebe hielten. Sobald ihre ſehr kräftige Geſundheit es erlaubte, eilte die Düſcheſſe zu ihrem Gemahle zurück, um jedem möglichen Verdacht zuvorzukommen, und dieſer war doch erfreut, daß das Kind nur eine Tochter ſey, deren Exiſtenz im Dunkel irgend eines Kloſters ſehr leicht auf immer verborgen bleiben konnte. Bald hatte er die arme kleine Claire gänzlich vergeſſen, und widmete eifriger als je, alle ſeine Sorge und Liebe dem Sohne; doch anders war es mit der Mutter. Ihr weicheres Herz mahnte ſie oft an ihr entferntes verſtoßnes Kind, und ihr Gemahl mußte ihr ſogar erlauben, es einigemal in ſie unkenntlich machender Verkleidung zu beſuchen, wenn er ſie nicht in trübe Schwermuth verſinken laſſen wollte, die ſie leicht hätte dahin bringen können, das wichtige Geheimniß wenigſtens ihrem Beichtvater zu bekennen.

Die kleine Claire wuchs indeſſen in ländlicher Einfachheit friſch und fröhlich heran. Als ſie eben ihr ſechſtes Jahr vollenden ſollte, erinnerte ihr herzloſer Vater ſich wieder ihrer, aber nur um darauf zu beſtehen, daß ſie jetzt einem Kloſter übergeben würde, um ſich bei Zeiten an den ihr aufgedrungnen Beruf zu gewöhnen. Die Mutter konnte ihm ihre Beiſtimmung dazu nicht verſagen; ſelbſt wenn ſie in trüben Stunden der begangnen That reuevoll gedachte, ſchauderte ſie dennoch vor dem Gedanken zurück, den Spott der Welt, die entehrenden Muthmaaßungen ertragen zu müſſen, welche die Entdeckung von Clairens Geburt unausbleiblich nach ſich ziehen würde; auch tröſtete ſie ſich mit der Hoffnung, den Himmel dadurch, daß ſie ihr Kind ihm weihe, mit ihrer dunkeln That verſöhnen zu können; aber ſie beſtand nun auch ihrerſeits feſt darauf, es ſelbſt, abermals in der ſchon öfter gebrauchten Verkleidung, an den Ort ſeiner Beſtimmung zu bringen, um gewiß zu ſeyn, daß es treuen liebevollen Händen übergeben werde. Aus ihren früheſten Erinnerungen trat das Bild der Aebtiſſin von Pareclet vor ihren innern Sinn. An ihr hatte ſie ſelbſt als Kind mit großer Liebe gehangen, ſie zog mit vieler Vorſicht Erkundigungen ein, die ihr alle das Trefflichſte und Edelſte von der hochwürdigen Mutter verkündeten, und beſchloß nun alles daran zu ſetzen, um ihr Kind dieſen und keinen andern Händen zu übergeben.

Die Ausführung dieſes Planes gelang, und die Düſcheſſe kehrte mit beruhigtem Gemüthe zu ihrem Gemahl zurück; denn Clairens Zukunft ſchien ihr jetzt ſicher geſtellt, und war, wie ſie es anſah, nicht härter als die unzähliger Töchter nicht minder edler Häuſer, die damals oft aus ähnlichen Rückſichten, um den Glanz der Familie auf einen einzigen Punkt zuſammenzuziehen, ſich dem Kloſterleben widmen mußten. Auch hatte ſie durch die, in den Händen ihrer edlen Verwandtin niedergelegte Summe, für eine Ausſteuer der künftigen Nonne geſorgt, welche Clairens Aufnahme jedem Kloſter wünſchenswerth machen mußte, im Fall, daß es ihr ſpäterhin nicht gefiele, in Pareclet zu bleiben.

Die Liebe zu dem Sohn, der jetzt in friſcher, blühender Jugend mit jedem Tage ſeiner völligen Entwickelung ſich näherte, gewann in ihrem Gemüthe wieder die Oberhand über Reue und Schmerz. An die Aebtiſſin zu ſchreiben, oder auf andre Weiſe nach ihrer Tochter ſich zu erkundigen, wagte ſie nicht; das Bewußtſeyn, ein Unrecht verbergen zu müſſen, macht das menſchliche Gemüth feige und verzagt, ein Schatten iſt genug, um es in Furcht und Angſt zu verſetzen, und die Düſcheſſe ſcheute ſich vor jedem Schritte, der auch nur auf die entfernteſte Weiſe ſie hätte in die Gefahr bringen können, den leiſeſten Argwohn gegen ſie zu erregen. So lebte ſie denn hin in Pracht und Herrlichkeit, und immer ſteigender Liebe zu ihrem Sohne. An Claire wurde nicht mehr gedacht, oder geſchah es einmal, ſo war es mit der feſten Ueberzeugung, ſich über ihr Schickſal völlig beruhigen zu können.

Die Jahre vergingen, Clairens Bruder ward im Laufe derſelben alles was ſeine Eltern nur wünſchen durften; die lachendſten, glänzendſten Ausſichten für ſeine Zukunft eröffneten ſich ihm von allen Seiten, manche ſeiner ſchönſten Hoffnungen waren ſchon in die Wirklichkeit getreten, ſeine vor Freude berauſchten Eltern gedachten der verſtoßenen Claire kaum mehr, doch mit leiſem, unhörbarem Schritt ſchlich die furchtbare Nemeſis auf der Bahn ihres Triumphes ihnen nach, bis zum Augenblick, wo ſie mit einem einzigen Schlage alle ihre ehrgeizigen Pläne in Trümmern zuſammenbrechen ließ. Der Sohn hatte ſchon zum Lieblinge des Königes ſich aufgeſchwungen, der ſeine Gegenwart keinen Augenblick miſſen wollte; er begleitete ſeinen Gebieter auch nach Fontainebleau, zog dort, bei einer Jagdparthie eine leichte Erkältung ſich zu, die bald in eine jener Bruſtentzündungen überging, welche in Frankreich ſo leicht tödtlich werden, und alle Hoffnungen, denen ſeine Eltern ihr ganzes Leben geopfert hatten, ſanken mit ihm in ſein frühes Grab.

Verzweiflung, Reue, bange Sorge um das Geſchick der verſtoßnen Tochter, ergriffen jetzt die im Glück verhärteten Gemüther. Der Vater überlebte den Liebling nur wenige Tage, er ſtarb am gebrochnen Herzen, nachdem er noch auf dem Todesbette ſeinem Bruder, dem Maltheſer-Ritter, das Daſeyn der Tochter entdeckt, und ihn beſchworen hatte, letztre eilends aus Pareclet abzuholen, um ſie in alle ihre, in ſeinem Teſtament zugeſicherte, ſo lange vorenthaltne Rechte einzuſetzen. In dieſem letzten Willen erklärte er ſie für ſeine einzige Erbin, und brachte alle Zeugniſſe herbei, die nöthig waren, um die Rechtmäßigkeit ihrer Anſprüche und ihrer edlen Geburt auf das Bündigſte zu beweiſen.

Der Herzog ſtarb, und ſeine Gemahlin ließ ſich nicht abhalten den Komthur nach Pareclet zu begleiten, wo ſie in jedem Fall ihr Wittwenjahr zuzubringen beſchloß. Bange Ahnungen in Hinſicht auf ihre Tochter, trieben ſie an, ohne Schonung ihrer Kräfte, unaufhaltſam vorwärts zu eilen. Schon in ziemlicher Entfernung von Pareclet begegnete ſie ganzen Schaaren von Landleuten, die ebenfalls dorthin zogen, um dem Profeß einer Novize beizuwohnen, die am folgenden Tage das unauflösliche Gelübde ablegen ſollte. Eine furchtbare Angſt ergriff die Reiſenden bei dieſer Nachricht, ſie ſteigerte ſich faſt zur Verzweiflung, als mannichfaltige Hinderniſſe ihnen in den Weg traten, welche die ſchnelle Fortſetzung ihrer Reiſe verhinderten. Schon hatte die feierliche Handlung begonnen, alles war in der Kirche verſammelt, als ſie vor dem Kloſter anlangten. Von dem Wächter am Eingange deſſelben, vernahmen ſie den Namen der Novize; die Düſcheſſe erkannte in ſolchem den, welchen ſie ihrer Tochter gegeben hatte, ihre Kniee brachen unter ihr zuſammen, ſie war nicht im Stande dem Komthur zu folgen, der in dieſem Augenblick nichts anders bedachte, als wie es ihm gelingen könne in die Kirche zu gelangen. Unaufhaltſam drang er vorwärts, von der Hoffnung eines noch möglichen glücklichen Ausganges getrieben, und wäre dennoch zu ſpät gekommen, hätte nicht Blanchefort frevlendes Beginnen die heilige Zeremonie geſtört.

Mit in Thränen ſchwimmenden Augen, mit einem von Freude und Schmerz gleich bewegten Herzen, hörte die Aebtiſſin das lange Bekenntniß ihrer eben ſo reuigen als ſchuldbelaſteten Verwandtin an. Der Biſchoff und der Komthur waren inzwiſchen zu den Frauen ins Zimmer getreten, und letzterer half der Düſcheſſe ein Bekenntniß abzulegen, das ganz deutlich auszuſprechen ihr oft ſehr ſchwer ward. Alle vereinten ſich in den innigſten Wünſchen für Clairens Geneſung; von Viertelſtunde zu Viertelſtunde erhielt man Nachricht von der geliebten Kranken; ihr Zuſtand war noch der nämliche, ohne ſich zum Beſſern oder Schlimmern zu neigen, und die Düſcheſſe ließ ſich endlich bewegen einige Stunden Ruhe ſich zu gewähren, um mit erneuten Kräften der Pflege ihrer Tochter ſich dann weihen zu können.

„Ach!“ ſeufzte die Aebtiſſin, ſobald die Düſcheſſe das Zimmer verlaſſen, und ſie mit den beiden Männern allein war: „Ach, wenn Gott auch unſer brünſtiges Flehen um die Rettung des geliebten Kindes erhören ſollte! Wenn er ſogar in dieſem Augenblick eines Wunders uns würdigte, und Clairen in blühender Geſundheit vor uns hinſtellte, ſie iſt dennoch der Welt verloren, ſie muß dennoch mit jetzt zwiefach widerſtrebendem Gemüth, ohne allen innern Beruf dazu, den Schleier wählen; oder an der Seite eines Ungeheuers elend ſeyn. Jener Raſende, der die heilige Handlung unterbrach und Clairen bis zum Tode erſchreckte, iſt kein Wahnſinniger, wie alle glaubten; er iſt ihr Gemahl, ihr wirklich förmlich, wenn gleich heimlich, nach dem heiligen Gebrauche unſrer Kirche angetrauter Gemahl, der früher ſie zwar verleugnete, jetzt aber, da ſie vom Glücke ſo begünſtigt da ſteht, ſeine Rechte an ſie geltend machen, und nimmermehr aufgeben wird. Nur die Macht der heiligen Kirche, die ſie ihm verband, vermag es die Unglückliche von ihm wieder zu befreien, und ſein Betragen gegen ſie hat ihr das Recht verliehen, dieſes zu fordern; aber ſelbſt durch eine auf dieſe Weiſe ausgeſprochne Scheidung, kann die Kette nur verlängert werden, die ſie an ihn bindet; nach den Grundſätzen unſerer Religion bleibt das Sakrament der heiligen Ehe in voller Kraft, bis an das Grab; und die einzige Zuflucht der armen Claire die Dunkelheit eines Kloſters, für die ſie ſo wenig ſich eignet!“

Aufmerkſam, mit innigſter Theilnahme, vernahmen jetzt der Komthur und der Biſchoff von den Lippen der Aebtiſſin, eine klare und umſtändliche Darſtellung von Clairens bisherigem trüben Geſchick. „Hochwürdige Mutter,“ ſprach der Komthur, nachdem ſie ihren Bericht geendet hatte, „legen Sie getroſt und feſten Glaubens das fernere Geſchick unſres geliebten Kindes in Gottes Hände, der ſtets die Unſchuld beſchützt; mich aber ſehen Sie hier, in Hinſicht auf meine Nichte, als deſſen Stellvertreter an; denn mir, ihrem Vormunde, ihrem nächſten Verwandten, liegt es jetzt ob, alle Pflichten eines Vaters gegen ſie zu erfüllen, die mein unglücklicher Bruder leider zu lange verabſäumte; Gott und Ihnen, ehrwürdige Frau, und dieſem frommen Prälaten, gelobe ich, ſie treulich und ſorgſam zu erfüllen. Schon meine Ritterpflicht verbindet mich, durch einen theuern Eid, unſchuldig Bedrängten beizuſtehen, und ſie vor Unbill und Mißhandlung zu beſchützen. Sorgen Sie nur dafür, daß Claire bald wieder geneſe, und gedenken Sie meiner vor Gott, in Ihrem frommen Gebete.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich, denn die Stunde war gekommen, in welcher die Kloſterpforte täglich verſchloſſen wurde; und auch der Biſchoff begleitete ihn, nachdem er der Aebtiſſin ſeinen Segen und die Zuſicherung gegeben, daß auch er die Kranke in ſein andächtiges Gebet einſchließen werde; die Aebtiſſin aber bereitete ſich die Nacht an der Seite ihres Pflegekindes zu verwachen.

Claire ſchwankte mehrere Tage lang, in dumpfer Unbewußtheit zwiſchen Leben und Sterben.

Zuweilen ſchienen lichte Träume an ihrem, von Außen gefeſſelten Geiſt vorüber zu ſchweben, und das Bild der wiedergefundenen Mutter ihr vorzuführen, deren laute Klagen wahrſcheinlich durch die Betäubung hindurch geklungen waren, die für alles andre ſie gefühllos machte.

Die Düſcheſſe ſaß von ihr unzertrennlich an ihrem Bette, zählte und belauſchte in ängſtlicher Spannung jeden ihrer Athemzüge, bis endlich die Kranke zu hellerem Bewußtſeyn erwachte, und der Arzt der Mutter gebot, ſich in größter Entfernung von ihr verborgen zu halten, weil jede, auch die freudigſte Gemüthserſchütterung, ihr noch immer Gefahr drohe.

Claire erholte ſich ſehr langſam, Wochen vergingen, ſie hatte ſchon längſt ihre Mutter kennen und lieben gelernt, ohne zu ahnen, in welchem Verhältniß ſie zu ihr ſtehe, ehe der Arzt der Aebtiſſin erlaubte, die lange herbei geſehnte Entdeckung zu wagen. Und als dieſes endlich mit der größten Vorſicht vollbracht ward, ſo wäre Claire dennoch beinahe an den Rand des Grabes wieder dadurch zurückgeſchleudert worden, ſo gewaltſam bewegte ſie die unter tauſend Thränen ausgeſprochne Reue der Mutter. Claire fühlte und dachte nur das überſchwengliche Glück, eine Mutter zu haben, nicht mehr einſam und faſt namenlos in der Reihe der Weſen dazuſtehen, und war weit entfernt ſich darüber zu beklagen, daß man es ſo lange ihr entzogen.

In der unendlichen Freude dieſes großen überwältigenden Moments vergaß ſie die ganze Welt, alles was ſie gelitten, alles was ihr noch drohte; erſt als die heftige Bewegung ihres Gemüths zu verklingen begann, und die Mutter es wagte, leiſe und vorſichtig die Ausſicht auf eine freudige Zukunft ihr eröffnen zu wollen, erſt dann ſtieg die Erinnerung an Blanchefort, gleich einem drohenden Geſpenſt, vor ihr auf.

„Vergebens, alles vergebens!“ rief Claire erbleichend, „vergebens zeigt ſich mir das Glück in lächelnder, alle meine Jugendträume überſtrahlender Geſtalt! Eiſerne nie zu löſende Bande feſſeln mich auf immer, nur dieſe heiligen Mauern oder das Grab, können dem höchſten Elende mich entziehen!“

„Claire, geliebte Tochter,“ erwiederte die Aebtiſſin, und ſchloß ſie mütterlich an ihr Herz, „wie gern möchte ich deiner ſchonen! Dein müde geweintes Auge nur nach und nach an die ganz umgewandelte Geſtaltung deines Lebens gewöhnen, damit die ungewohnte Helle, in der es dir entgegen leuchtet, dich nicht blende und erſchrecke, und doch fühle ich, daß die zarteſte Schonung hier Grauſamkeit wäre. Nimm alle deine Kraft zuſammen, meine Tochter, ſo mannichfache, einander widerſtreitende Gefühle auch, bei dem was ich noch ferner dir zu verkünden habe, in dir aufſtehen mögen, vernimm es mit der Faſſung, die du ſo oft in tiefem Leiden geübt, daß, vielleicht ſchon in dieſem Augenblick, deine ſchweren Leiden gelöſet ſind, Graf Blanchefort iſt . . .“

„Er iſt todt!“ rief Claire erbebend.

„So iſt es,“ ſprach leiſe die Aebtiſſin. „Er fiel im gerechten Zweikampf, der hier wohl ein Gottesgericht genannt werden darf, zu welchem dein edler Oheim ihn forderte;“ ſetzte ſie nach einigem Schweigen hinzu.

„Um meinetwillen, von meinem nächſten Verwandten, ward er aus dem Leben geſtoßen, um meinetwillen, belaſtet mit allen ſeinen Sünden, vor den Thron des ewigen Richters geſtellt," jammerte Claire von bangen Schaudern ergriffen.

„Mein Kind, nicht um deinetwillen allein," erwiederte die Aebtiſſin mit hohem Ernſt in Stimme und Blick. „Wage es nicht die verborgnen Wege des Allmächtigen tadeln zu wollen, der zu rechter Zeit den Rächer ſandte; einen, der ſchon, ehe er von deinem Daſeyn wußte, durch Ritterpflicht und einen theuern Eid verbunden war, überall, wo es auch ſey, Tugend, Unſchuld und Ehre zu ſchützen, und ihre Beleidiger zur Rechenſchaft zu ziehen. Blanchefort fiel, ſchwer, aber nicht tödtlich verwundet, von der Hand des Komthurs; er wäre gerettet worden, hätte er den Warnungen ſeines Arztes folgen wollen, nur ſeine ungebändigte Leidenſchaftlichkeit, die Wildheit des eignen Gemüths hat ihn getödtet. Doch lebte er noch lange genug, um in ſeinen letzten Stunden, unter dem Zuſpruch eines frommen Geiſtlichen, zur innigen Reue über ſeine Vergehungen zu gelangen, und nicht ganz hoffnungslos hinüber zu gehen. Was er thun konnte, um dieſe wieder gut zu machen, hat er gethan. In Gegenwart des Geiſtlichen und deines Oheims, hat er förmlich deine Rechte anerkannt und dich als ſeine Gemahlin zur Erbin ſeiner Güter eingeſetzt. Reuevoll ſtarb er in den Armen deines Oheims, dein Name war ſein letztes Wort, deines Oheims Verſicherung, daß deine Vergebung ihm in der Ewigkeit nachfolgen werde, ſein letzter Troſt. Er ruhe in Frieden, während wir an ſeinem Grabe für das Heil ſeiner unſterblichen Seele beten."

Blanchefort ſelbſt hatte, aus eignem Antrieb, in ſeinen letzten Stunden dafür geſorgt, alle unangenehme Folgen abzuwenden, die ſein Tod für den Komthur hätte nach ſich ziehen können, und dieſer war demnach ſogleich nach Paris gegangen, um vom Könige Claireus Anerkennung als Tochter des Herzogs von Jouy und Wittwe des Grafen Blanchefort zu erlangen. Er erreichte ſehr bald dieſen Zweck, da er alle dazu nothwendigen Beglaubigungen zur Hand hatte, aber er kehrte nicht nach Parcelet zurück, weil er fühlte, daß bei aller Dankbarkeit, die Claire ihm ſchuldig war, ſein Anblick ſie dennoch ſchmerzlich berühren müſſe. Das Grab unſrer Feinde und Verfolger nimmt jede von ihnen erlittne Unbill mit ihnen zugleich in ſeinem dunkeln Schooße auf, und der plötzliche Tod eines uns früher nah' verbundnen Weſens, habe es auch lebend noch ſo haſſenswerth ſich gezeigt, wird dennoch jedes reine, weichgeſchaffne Gemüth zu ſchmerzlicher Trauer ſtimmen, beſonders wenn es, wie dieſes Clairens Fall war, ſich ſelbſt als die veranlaſſende Urſache deſſelben betrachten muß.

In friſcher neu erblühter Jugend, verließ Claire an der Hand ihrer Mutter die ſtille Wohnung ihrer früheren Zeit. Sie ſah Paris wieder, mit ganz andern Ausſichten, in einer ganz verſchiednen Stellung, als da ſie vor zwei Jahren es zum erſtenmal betrat, aber auch mit ganz andern Wünſchen und Gefühlen. Die Freuden, der Glanz, die Pracht, die von allen Seiten ſie umgaben, berauſchten ſie nicht mehr; ſie vergaß nie, daß ihr Glück auf den Gräbern derer erbaut ſey, die ihr am nächſten ſtanden; obgleich ſie früher verſchmäht hatten ſie anzuerkennen. An der Seite ihrer Mutter weihte ſie ihrem Andenken und den überſtandnen Leiden manche ſtille wehmüthige Stunde, in denen ſie lernte das Leben von ſeiner ernſteren Seite zu betrachten, und ſchimmernde vergängliche Freuden nicht höher zu ſtellen als ſie es werth ſind. Der erſte Anblick des Komthurs, der ſich jetzt ihr näherte, erſchütterte ſie von neuem; aber bald lernte ſie als ihren zweiten Vater ihn ehren, und den treuen ſichern Freund in ihm erkennen, der bei jeder Wendung ihres Lebens, eine leitende Hand und eine feſte Stütze ihr bot.

Er war es, der nach kurzer Zeit ihr von neuem den noch immer heißgeliebten Montauban wieder zuführte. Nach den letzten ſtürmiſchen Erlebniſſen, die ihrem ganzen Daſeyn eine andre Wendung gaben, hatte das ihm eigne Zahrtgefühl ihn abgehalten ſich ihr zu nähern, ſo lange ihr und ihrer Mutter Trauerjahr ſie in Pareclet feſt hielt. Doch jetzt wagte er von neuem, um ſie zu werben, ſeine beiſpielloſe Liebe und Treue erhielten bald darauf den längſt erſehnten und verdienten Lohn, und nie beſchien die Sonne ein glücklicheres Paar, als Claire und Montauban, als ſie am Altare, begleitet von Freunden und Verwandten, den Bund ewiger Liebe und Treue mit einander ſchloſſen.

Die Erbſchaft des Grafen Blanchefort hatte

Claire ſogleich an deſſen nächſte Verwandte wieder abgetreten; ihr Gefühl würde ihr nicht erlaubt haben anders zu handeln, ſelbſt wenn ſie vom Glück weniger begünſtigt geweſen wäre, und Montauban fühlte auch in dieſer Hinſicht eben ſo wie ſie ſelbſt. Bald nach ihrer Vermählung bezogen Beide, begleitet von Clairens Mutter und Oheim, eines ihrer Güter, in einer der ſchönſten Gegenden Frankreichs. Dort, unter einem milden ſchönen Himmel, führten ſie bis ins ſpäteſte Alter ein glückliches und beglückendes Leben. Der Glanz und die Freuden des Hofes zogen ſie nur ſelten nach Paris, aber alljährlich wallfahrteten ſie nach Pareclet zu der geliebten mütterlichen Freundin, bis dieſe lebensmüde zur ewigen Ruhe einging.

Der Schnee.

Nie hat es wohl ein im Aeußern ſich ungleicheres Paar gegeben, als der Graf von Strahlenfels und ſeine Gemahlin Cöleſtine. Strenger Ernſt, an Mißmuth gränzende Melancholie, ſprachen aus den zwar regelmäßigen aber umdüſterten Zügen des Erſteren. Man ſah es ihm an, daß einſt ein großer Schmerz vernichtend durch ſein Leben gegangen ſeyn mußte; ſeine ganze Erſcheinung trug unverkennbare Spuren früherer Leiden; und wer zum erſten Male ihm nahte, empfand jene an Ehrfurcht gränzende Scheu, welche uns ſtets ein vom Unglück ſchwer Getroffener einflößt, der verſtummend durch die Welt geht, ohne weder ihr Mitleid noch ihre Hülfe in Anſpruch nehmen zu wollen. Der Graf hatte das vierzigſte Jahr kaum überſchritten, aber ſeine langen vor der Zeit gebleichten Locken gaben ihm das Anſehen eines dem Greiſenalter Nahenden; nur wenn im belebteren Geſpräche ſein dunkles Auge feurig aufblitzte, die ſchlanke gebeugte Geſtalt ſich höher emporrichtete, ein mildes Lächeln die ſcharf bezeichneten Lippen momentan umſpielte, nur dann erſt erkannte man in ihm den, noch in voller Kraft des reiferen Mannesalters Stehenden, und fühlte, ungeachtet ſeiner anſcheinenden Schroffheit, ſich unwiderſtehlich zu ihm hingezogen.

Gräfin Cöleſtine, die Huld und Lieblichkeit ſelbſt, war von Allem dieſem gerade das Widerſpiel. Obgleich ſie bereits dem Sommer des Frauenlebens zu nahen begann, ſo blühte ſie dennoch in jugendlicher Friſche unerkünſtelter Anmuth, als wäre der Frühling deſſelben ihr eben erſt aufgegangen. Sie war wenigſtens zehn bis zwölf Jahre jünger, als ihr früh gealteter Gemahl; doch wer, ohne ſie zu kennen, an der Seite deſſelben ſie erblickte, der mußte glauben, in dem ungleichen Paare Vater und Tochter zu ſehen; ſo ſchroff erſchien der Abſtand zwiſchen den Beiden. Der glänzende Standpunkt, auf den das Glück die ſchöne Frau geſtellt, gab ihr nicht allein den Herrſcherſtab der Mode in die Hände; die ſeltnen Gaben des Körpers wie des Geiſtes, mit denen die Natur ſie überſchwenglich reich ausgeſtattet hatte, machten auch aller Herzen ihr zu eigen. Auf jedem Schritte folgte ihr ungeheuchelte Bewunderung. Cöleſtine ſah, daß ſie gefiel, und ſie freute ſich deſſen mit gutmüthiger Freude; aber die ungeſuchte Natürlichkeit ihres Weſens, ihre anſpruchloſe Freundlichkeit, beſchwichtigten nebenbei die Gemüther derer die ſie wohl hätten beneiden können, und wirkten ihr bei ihnen Verzeihung ihrer Liebenswürdigkeit aus. Sie hing mit inniger Treue und unerheuchelter Liebe an ihrem Gemahl, ohne weder mit dieſem ihr ganz natürlich ſcheinenden Gefühle prunken, noch es verbergen zu wollen. Dieſes Betragen erwarb ihr die Hochachtung der Beſſern, am Hofe wie in der Stadt, und ſo konnte es der ſchönen Frau gelingen, in einer anſcheinend gefährlichen Lage vollkommen ſorglos und ſicher ihren heitern Gang durch das Leben zu gehen, ohne daß vor der Welt je der kleinſte Makel an ihrem Rufe hätte haften mögen.

Daß die Gräfin Cöleſtine zuweilen recht gern in den leuchtenden Zirkeln der großen Welt herumflatterte, deren ſchönſte Zierde ſie war, bedarf wohl keiner beſondern Erwähnung; auch war ihr Gemahl weit von dem Gedanken entfernt, ſie und ſich ſelbſt dem geſelligen Leben ganz entziehen zu wollen. Seine Stellung in der Reſidenz, in der er vor einigen Monaten als Geſandter einer großen auswärtigen Macht aufgetreten war, erlaubte dieſes ohnehin nicht; aber er war dennoch des lauten zwecklosen Alltagtreibens von Herzen müde, das er lange Jahre hindurch bis zum Ueberdruſſe hatte mitmachen müſſen. Der bedeutende Poſten, welchen er jetzt bekleidete, ſchien überdieß eine überlegte Auswahl ſeines näheren Umganges zu bedingen; und ſo hatte er bei ſeiner Ankunft in der Reſidenz ſeine junge Gemahlin mit leichter Mühe dahin vermocht, ſich nur dann außer ihrem Hauſe in Geſellſchaften zu zeigen, wenn ihr Rang dieſes durchaus erforderlich machte. Die übrigen Abende brachte die Gräfin in ihrem Zimmer zu, in welchem gewöhnlich, ein von dem Grafen ein für allemal eingeladener Kreis geiſtreicher und liebenswürdiger Männer und Frauen, ſich um ſie verſammelte. Graf Strahlenfels ſelbſt erſchien bald früher, bald ſpäter in der Geſellſchaft, je nachdem ſeine Geſchäfte ihm dieſes erlaubten, doch pflegte er nie ganz aus ihr wegzubleiben. Oft nahm er heitern Antheil an der allgemeinen Unterhaltung, zuweilen aber ſaß er auch ſchweigend da, trüb' und in ſich verſenkt. Cöleſtine aber war immer die Seele des freundlichen Vereins, in welchem ohne Rückſicht auf Rang, Stand oder Geburt, jeder nur für das galt was er eigentlich war. Die Anzahl ihrer Gäſte war indeſſen nur ſelten bedeutend; Manche, die Anfangs zu dieſen gehört hatten, waren nach und nach von ſelbſt weggeblieben, weil ſie fühlen mochten, daß ſie in dieſen Zirkel nicht paßten; Mehrere ſtellten nur von Zeit zu Zeit, gleichſam aus Höflichkeit ſich ein, doch ein kleiner Ausſchuß der Geſellſchaft pflegte an keinem der ihr geweihten Abende zu fehlen. Dieſer verſammelte ſich auch eines Abends, wenn gleich ſpäter als gewöhnlich, nach dem ziemlich früh beendeten Schauſpiel, denn ein neues Trauerſpiel, von welchem ſchon Monate vorher viel geſprochen worden war, hatte alle Welt in das Theater gezogen. Nur Cöleſtine war daheim geblieben, um mit ihrem, ſonſt gewöhnlich mit Geſchäften überhäuften Gemahl, ein Paar ſeltne Freiſtunden in ungeſtörtem Beiſammenſeyn zu verleben. Ein ſolches allein bei einander Bleiben war Beiden etwas Seltnes, und ſie pflegten ſich deſſen zu freuen, als wäre es ein Wiederfinden nach langer Trennung.

Die Hauptunterhaltung der Geſellſchaft, drehte an dieſem Abend ſich anfangs nur um das neue Trauerſpiel, die, welche es nicht geſehen, wünſchten zu erfahren wie es damit abgelaufen ſey, und die, welche im Theater geweſen waren, freuten ſich davon Bericht abſtatten zu können. Das Stück war gefallen, tief, tief gefallen, ohne Hoffnung ſich jemals wieder erheben zu können, und jeder beeiferte ſich auf ſeine Weiſe zu erklären, warum die Tragödie ein ſo klägliches Ende hatte nehmen müſſen. Einige behaupteten, daß Niemand an dem wirklich rührenden Geſchick des liebenden Paares in derſelben hätte Antheil nehmen können, weil des Jammerns und Wehklagens darüber zu viel geweſen ſey. Andere klagten die in der Expoſition des Stückes herrſchende Verworrenheit, als die Urſache von dem Falle deſſelben an, weil dieſe es dem größern Theil des Publikums ſchwer gemacht habe, zu begreifen, worüber denn eigentlich ſo gewaltig lamentirt werde. Alle aber kamen darin mit einander überein: die durch fünf Akte hindurch ausgeſponnene Anlage von Ahnungen zu tadeln, die doch am Ende zu wenig oder gar nichts geführt habe. Das alte, viel beſprochene und nie erſchöpfte Thema von Ahnungen, und Allem was mit dieſen im Zuſammenhange ſteht, kam darüber abermals zur Sprache; wie gewöhnlich ward über die Möglichkeit und Unmöglichkeit ſolcher Erſcheinungen, viel herüber und hinüber disputirt, das Geſchick des unſeligen Dichters und ſeiner noch unſeligern Tragödie, wurde endlich ganz außer Acht gelaſſen, die Wogen des Geſprächs ſchlugen hoch über beide zuſammen, beide wurden unter dieſen begraben, und zuletzt dachte *Niemand weiter* daran, daß ſie *es* geweſen wären, deren tiefer Fall dieſe lebendige Bewegung eigentlich veranlaßt habe.

Eine der aufmerkſamſten Zuhörerinnen bei dieſer neuen Wendung des Geſpräches, war die kleine, dem Anſcheine nach kaum zwölfjährige Lill; ein zartes ſeelenvolles Geſchöpf, weiß wie eine Lilie, ſchlank wie eine junge Birke, mit langen glänzend ſchwarzen Flechten und großen braunen Augen, eine durchaus fremdartige Erſcheinung, die gar nicht in die ſie umgebende Welt zu gehören ſchien. Eine eigne Art blöder Scheu hemmte nicht nur die körperliche Gewandtheit dieſer, dem Anſehen nach federleichten Geſtalt, ſie ſchien auch eine lähmende Gewalt über das Sprachvermögen der armen Lili zu üben. Selten gelang es ihr, den rechten Ausdruck für das was ſie ſagen wollte zu finden, es war, als verſtehe ſie nicht mit der Sprache umzugehen, und ſie verletzte mit ihren Worten oft die, welche ihr lieb waren und ſogar ſich ſelbſt, wie mit fremdartigen Waffen, deren Gebrauch ſie nicht kannte. Doch in dem Reiche der Töne war ſie zu Hauſe, dieſes war ihre Welt, in die ſie bei jedem innern Schmerze, bei jedem Drange des äußern Lebens ſich inſtinktartig flüchtete, wie ein Kind zu dem Herzen der Mutter. Geſpielinnen hatte Lili nicht, obgleich alle Kinder ihres Alters die ſie kannten, ihr Liebe entgegen trugen; das einzige Weſen, dem ſie mit vollem Vertrauen ſich nahen mochte, war ihr Pflegevater, ein alter Maler, eine in ihrer Art beinahe eben ſo ſeltſame Erſcheinung, als ſie ſelbſt.

Meiſter Hubert, ſo hörte er am liebſten nach italieniſcher Sitte bei ſeinem Taufnamen ſich nennen, Meiſter Hubert, von Geburt ein Deutſcher, war eine lange Reihe von Jahren hindurch in

Italien einheimiſch geweſen, bis die immer mehr überhand nehmenden Unruhen ihn aus jenem Lande vertrieben, das Keiner jemals vergeſſen kann, der es einmal ſah. Er hatte dort viel Bedeutendes geſchaffen; doch jetzt war er alt, ſein Auge dunkel geworden, die zitternde Hand verſagte ihm den gewohnten Dienſt; ſein Geiſt aber wirkte fort in ungeſtörter Klarheit und reger Lebendigkeit. Seine früheren, von Kennern hoch gehaltenen Arbeiten, hatten dem Genügſamen zu einer unabhängigen ſorgenfreien Exiſtenz verholfen, und ſeine einzige Freude wie ſeine einzige Beſchäftigung, war jetzt der völlig zwangfreie Unterricht einiger junger Schülerinnen, mit denen er täglich verkehrte, und die dafür mit ächt kindlicher Liebe an ihm hingen. Sie begleiteten ihn auf ſeinen Spaziergängen, und auch in die Abendzirkel des Grafen Strahlenfels, bei denen er, ein gern geſehener Gaſt, ſelten fehlte. Graf Strahlenfels nannte die lieben Mädchen des Künſtlers Genien, ſie wichen ſelten von des Alten Seite, und ihre Fragen riſſen den Vielerfahrenen oft zu Erzählungen aus ſeinem frühern, mannichfaltig bewegten Leben hin, an welchen die ganze Geſellſchaft ſich erfreute. Seine zuweilen ſehr ſeltſam gefügten Worte übten oft eine erſchütternde Kraft an ſeinen Zuhörern aus, und Alle betrachteten mit Liebe und Ehrfurcht den ſchönen Kopf des Greiſes, wenn er, neu belebt von der Erinnerung beſſerer Tage, im Kreiſe der blühenden Mädchengeſichter ſaß, die ſtill horchend zu ihm emporſchauten.

Auch dieſes Mal hatte Meiſter Hubert nicht verfehlt, ſich wie gewöhnlich mit ſeinen Genien einzuſtellen, an dem allgemeinen Geſpräche aber wenig Antheil genommen, ſo lange nur von dem verunglückten Trauerſpiel die Rede geweſen war; doch er ward aufmerkſamer, als man begann über das Ahnungsvermögen des menſchlichen Geiſtes lebhaft zu ſtreiten, und miſchte ſich endlich in das Geſpräch.

„Ahnungen, wie alle Erſcheinungen, die uns auf der Erde noch Wandelnde mit der Geiſterwelt verbinden, ſind nur für den wirklich da, der an ſie glaubt,“ ſprach er ſehr ernſt. „Wer dieſes nicht thut, dem iſt der Sinn dafür verſagt; deshalb kann er nie davon etwas gewahr werden; und darum ſollen wir auch nie anders als mit großer Umſicht im Geſpräche ſolche Punkte berühren. Es gibt Menſchen, und ich ſelbſt habe ſolche gekannt, deren ſeltſam geformtes Auge nicht im Stande iſt eine Farbe von der andern zu unterſcheiden, obgleich ſie die Form der Gegenſtände eben ſo deutlich und richtig ſehen, als wir Andern. Es wäre doch ein ſehr zweckloſes Unternehmen, dieſen Leuten den Unterſchied zwiſchen roth und grün begreiflich machen zu wollen.“

„Aber das Auge jener Leute iſt krank, wenigſtens fehlerhaft in ſeinem innern Baue. Wen meinen Sie, Freund Hubert! der hier im Bezug auf das Geiſterweſen der Kranke ſey, der, welcher deſſen Einfluß gewahr zu werden glaubt? oder der, welcher von der Exiſtenz deſſelben ſich nicht zu überzeugen vermag?“ fragte der Graf Strahlenfels.

„Mein Gleichniß hinkt wie alle,“ erwiderte lächelnd der Maler. „Eigentlich, lieber Herr Graf, wollte ich aber nichts weiter damit ſagen, als daß zwar in dieſem, wie in noch ernſteren wichtigeren Fällen, Jeder ſeiner eignen Ueberzeugung leben, aber auch die Derer, welche von ſeinem Glauben abweichen, unangefochten laſſen ſoll.“

„Meiſter, glaubſt du an Ahnungen und Geſpenſter?“ fragte plötzlich Lili. Die Umſtehenden erwarteten, ſichtbar geſpannt, des Malers Antwort auf dieſe Frage.

„Wer kann hier ſagen: ich glaube! wer, ich glaube nicht!“ erwiderte ausweichend der Maler. „Läuft doch zuweilen in dunkeln unbewachten Stunden, dem ungläubigſten Bekämpfer der Geiſterwelt ein eiskalter Schauer über den Rücken hin, und bannt im Finſtern ihn feſt, mit ſtarrem Blick und ängſtlich lauſchendem Ohr.“

Lili verſtand nicht was er meinte. „Du glaubſt alſo nicht an Geſpenſter?“ fragte ſie noch einmal.

„Kind, laſſen wir die Geſpenſter aus dem Spiel,“ erwiederte Meiſter Hubert, „das iſt ein fratzenhaftes, unheimliches Wort, das ich weder ausſprechen, noch hören mag. Hier war jetzt von Ahnungen die Rede, und da hat eine ſehr traurige Begebenheit, in die ich ſelbſt nur zu ſehr mit verflochten war, mich leider zu der Ueberzeugung gebracht, daß wenigſtens einige Menſchen mit einem ganz eignen Vorgefühle geboren werden, welches wie ein dunkler Faden durch das helle Gewebe ihres Lebens ſich zieht, bis an das Ende. Eine innere Gewalt treibt einem beſtimmten Gegenſtande ſie zu, und obgleich ihnen oft heimlich davor graut, müſſen ſie dieſen mit leidenſchaftlicher Haſt dennoch aufſuchen; bis endlich Zufall oder Schickung, der Löſung des Räthſels ihres Lebens, und oft auch zugleich dem eignen Untergange, ſie entgegen führt.“

„Das iſt ganz natürlich, lieber Herr Hubert,“ ſprach ein alter kernfeſter General, „mit ſolchen Grillen im Kopfe läuft man dem Schickſale ſo lange nach, bis es am Ende uns richtig trifft.“

„Ein ſolches, auf keine andre Art zu motivirendes Nachlaufen, wäre aber vielleicht gerade der ſicherſte Beweis für jenen unwiderſtehlichen Drang, deſſen der Meiſter erwähnte; und verdiente vielleicht am erſten, Ahnung genannt zu werden,“ wandte Graf Strahlenfels ein.

Die Genien des Malers und Lili hatten indeſſen, eifrig mit einander flüſternd, unter ſich Rath gehalten, und beſtürmten jetzt einſtimmig den Maler mit Bitten um die Mittheilung der eben erwähnten Begebenheit; denn ihre größte Freude bei dieſen Abendgeſellſchaften war, ihn erzählen zu hören. Lili ſprach kein Wort; aber ſie ergriff ſeine Hände und ſah, die großen glänzenden Augen feſt auf ihn gerichtet, bittend zu ihm auf. Der größte Theil der Anweſenden pflichtete laut dem Wunſche der Kinder bei, den Viele ſchon im Stillen gehegt hatten, ohne ihn auszuſprechen zu mögen; denn der mitunter etwas wunderliche Alte, welchen Alle liebten, war zuweilen ſehr leicht zu verletzen.

Meiſter Hubert ſchwieg eine Weile und ſchüttelte nur mit einem ganz eignen Lächeln das eisgraue Haupt. Erſt als Cöleſtine ihre Bitten mit denen der Kinder vereinigte, gab er nach, und ließ ohne weiteres Widerſtreben an ſeinem gewohnten Platze ſich nieder. Die ganze Geſellſchaft ſchloß um ihn einen Kreis, die Kinder ſetzten ſich auf die Seitenlehnen ſeines Seſſels, oder ſahen ſonſt zu, wie ſie in ſeiner nächſten Nähe ein Plätzchen finden mochten; Lili knieete auf einem Fußkiſſen, beide Arme auf die Kniee des geliebten Meiſters gelehnt, und ſah erwartend zu ihm auf.

„Ich werde erzählen,“ hob der Maler beinahe feierlich an und ſchwieg dann wieder. „Es iſt ſeltſam,“ ſprach er nach einer kleinen Pauſe, „es iſt ſeltſam, daß ich in dieſem Augenblicke in meinem Gemüthe mich unwiderſtehlich angeregt fühle, das Ereigniß, von dem ich ſprechen will, hier mitzutheilen, und ſich doch auch in meinem Innern eine andre Stimme, eine geheime Furcht dagegen erhebt, als dürfe ich jener Begebenheit nirgend, und hier gerade am wenigſten erwähnen. Noch auffallender ſcheint es mir, daß ſie vom erſten Tage, an welchem ich dieſe gaſtfreie Schwelle überſchritt, mir unabläſſig in furchtbarer Klarheit vor Augen ſchwebt. Ich kann ohnehin ſie nimmer vergeſſen, aber gerade hier, in dieſen Räumen, muß ich unwillkührlich immer und lebhafter als ſonſt, überall ihrer gedenken, obſchon ich nichts ſehe was mit ihr im kleinſten Zuſammenhange ſtehen könnte. Ein unerklärliches Gefühl, das ich vielleicht wirklich Ahnung nennen ſollte, preßt in dieſem Augenblicke die Bruſt mir zuſammen, es will die Sprache mir hemmen, mir iſt als ſtände ich im Begriffe, Unheil zu ſtiften, mir werthe Perſonen zu verletzen, ich verſtehe mich ſelbſt nicht, und möchte reden und ſchweigen zugleich.“

Niemand von den Anweſenden regte ſich, ſie fühlten ſich beſchlichen von jenem heimlichen Grauen, das bei ſolchen Gelegenheiten ſo leicht und lieblich ſich einzuſtellen pflegt. Lili, noch bleicher als ſonſt, ſah noch immer voll ſehnſüchtiger Erwartung zu dem Maler mit unverwendetem Blicke auf. „Du vor Allen ſollteſt heute deine ſtummen und doch ſo beredten Augenworte ſparen; was ich zu erzählen habe, wird dieſe klaren Sterne trüben und überhaupt Keinen von uns erheitern, mein Liebchen!“ ſprach der Alte, indem er mit liebkoſender Hand dem Kinde leicht über Stirn und Auge fuhr. „Der gemüthlichſte Vortrag,“ ſetzte er, zu der Geſellſchaft gewendet, hinzu, „der gemüthlichſte Vortrag wird nicht vermögen, den böſen Schlagſchatten zu vertreiben, der jene Begebenheit umdunkelt, und daß ich dieſes fühle, iſt wahrſcheinlich der Grund, warum ich jetzt ſo ungern daran gehe, ſie mitzutheilen; darum bitte ich ernſtlich, erlaſſen Sie mir lieber mein Verſprechen. Es iſt ja in jedem Falle das Klügſte, eine Unterhaltung bei Zeiten abzubrechen, die für Niemanden etwas Erfreuliches bringen kann.“

„Zu ſpät, viel zu ſpät wollen Sie mit ihrem Schlagſchatten uns jetzt bange machen,“ ſprach freundlich lächelnd die Gräfin Cöleſtine; „wir fürchten uns vor keinem, ſey er noch ſo dunkel gehalten. Das Licht iſt dann um ſo heller, das, lieber Meiſter, haben wir ja längſt von Ihnen ſelbſt gelernt; darum fangen Sie nur getroſt an zu erzählen, Sie müſſen es ſchon um Ihrer ſelbſt willen, Sie hätten ja ſonſt die ganze Nacht über an jene Begebenheit zu denken, die Sie jetzt unterdrücken wollen. Denn wenn das Wort einmal bis an den Rand der Lippen geſtiegen iſt, ohne weiter zu dürfen: ſo drängt es ſich zum Herzen zurück und richtet dort lauter Unfug an.“

Mit freundlich überredender Geberde reichte die ſchöne Frau bei dieſen Worten dem Alten die Hand, die er mit jugendlichem Feuer an ſeine Lippen drückte; ſeine umdüſterten Züge klärten ſich auf, und ohne weiteres Zögern, mit immer ſteigender Lebendigkeit, begann er die von ihm verlangte Erzählung.

„Daß ich ſchon vor länger als zwanzig Jahren in Italien lebte, iſt Ihnen Allen bekannt,“ ſprach der alte Maler. „Ich hielt abwechſelnd, bald in Rom, bald in Florenz mich auf, je nachdem die Jahreszeit, oder auch meine Arbeiten dieſes nöthig machten, deren mir damals mehrere und bedeutende aufgetragen waren. In jenen

Tagen, unter jenem glücklichen, ewig blauen Himmel, liebte ich noch unſre Erde, und ſchmückte ſie gern wie ein Kind ſeine Mutter mit ihren eignen Gaben; freudiger beſcheint die Sonne jenes Land, ſie ſelbſt wird Maler und ordnet ſtündlich durch den Zauber ihrer Beleuchtung neue Bilder an. Dort, wo der Menſch klarer empfindet, daß er der begünſtigte Sohn der Natur und kein armer durch tauſend Bedürfniſſe gequälter Erdenwurm ſey, dort fehlte mir nichts, ich hatte Alles, und fand zuletzt noch die Krone des Daſeyns, einen Freund!“

„Ich ſelbſt ſtand damals noch in der vollen Kraft des rüſtigen Mannes, mein Freund aber war ſehr viele Jahre jünger als ich. Ich liebte ihn deßhalb nur um ſo inniger, denn in ihm ſah ich das bis ins Tauſendfache verſchönte Bild meiner eignen Jugend, mir neu erblühen. Geiſt, Talent, Gemüth, alle ihre herrlichſten Gaben, womit die Natur im Einzelnen ihre Lieblinge ſchmückt, hatte ſie vereint dieſem Jünglinge verliehen, und dazu die göttergleiche Geſtalt. Künſtler, denen wir begegneten, ſtanden ſtill und ſahen ſtaunend meinem Freunde nach; wenn wir Abends durch die abgelegenen Gaſſen in Rom wandelten, brachen Weiber und Mädchen, hingeriſſen von ihrer ſüdlichen Lebendigkeit, in Bewunderung ſeiner Schönheit aus, und ſegneten überlaut ihn und die Mutter, die ihn geboren. Auch mir, der ich doch täglich ihn ſah, war oft, als ſey eines jener Marmorgebilde uralter Kunſt plötzlich in das Leben gerufen und ſchreite auf mich zu; alle Mühen, jede Noth und Sorge der Erde vergaß ich über ſeinen Anblick, aus jeder ſeiner Bewegungen leuchtete ein Strahl unverſiegbaren Lebens, aus ſeinen Augen, aus jedem Zuge des ſchönen Geſichts; da war Alles neu und friſch, als ſetze der junge Gott den ſchäumenden Roſenbecher der Freude, zum erſten Mal an die blühenden Lippen. Man konnte es ſich gar nicht denken, daß er früher ein Kind geweſen ſeyn, oder daß er einſt altern könne; er war ein geborner Jüngling, als habe ſo wie er da ſtand, ein mächtiges: Werde! ihn in die Welt gerufen und als müſſe er nun ewig ſo bleiben, gleich jenem Apollo, der in unverwüſtlicher Jugendpracht noch nach Jahrtauſenden die Welt entzückt.“

„Er liebte auch mich unbeſchreiblich, innig, mit aller Kraft ſeines unverfälſchten Gemüths.

Gern arbeitete er unter meiner Leitung, und am Ende hätte ich wohl noch von ihm lernen können, ſo ſicher und kräftig wußte ſeine Hand den Pinſel zu führen, ſo ſchön und ſcharf ſein Auge die ſichtbare Welt aufzufaſſen. Ach, daß dieſes Alles ihr und mir verloren gehen mußte!“ rief der Alte jetzt ſchmerzlich verſtummend, und verhüllte ſein Geſicht mit beiden vorgehaltenen Händen.

Tiefe Stille herrſchte im Zimmer; endlich nahm Cöleſtine das Wort, um den zu lebhaft angeregten Greis zu beſchwichtigen. „Wie wohlthuend iſt das edle Bild Ihres ſchönen Freundes, lieber Meiſter; klar, faſt ſichtbar mir vor Augen geſtellt, erblicke ich in Ihrer Beſchreibung das Ideal der friſcheſten Jugendblüthe; mir iſt ſogar, als wäre jene hohe Erſcheinung mir nicht immer fremd geweſen, und Ihre Worte hallen in meinem Gemüthe nach, wie leiſes Erinnern an eine halb vergeßne Lieblingsmelodie. Wie hieß Ihr Freund?“

„Viktor!“ rief der Maler, ſich hoch emporrichtend, „Viktor, nur ſo konnte er heißen, denn er trat in der Welt wie ein Sieger auf. Er hatte noch einen andern Namen, glaube ich, aber wir nannten ihn immer bei dieſem; von Geburt war er ein Deutſcher, aus reichem, vornehmen Geſchlecht, aber mit ſeinem Vater, einem eifrigen Kunſtfreunde, ſchon in früher Jugend nach Rom gezogen, erinnerte er ſich ſeines Geburtslandes nur dunkel; ſein eigentliches Vaterland war und blieb das ſchöne Italien. In Rom traf ich zum erſten Male mit ihm zuſammen, ein Kennenlernen war das nicht zu nennen, es glich mehr einem Wiederfinden deſſen, was wir Beide, in der Kunſt wie im Leben, lange und ſchmerzlich geſucht hatten. Weder er, noch ich konnten uns ſogar ſpäterhin deutlich erinnern, wann und unter welchen Umſtänden wir uns zum erſtenmal geſehen hätten, uns war, als wären wir von jeher beiſammen geweſen."

„Von einem der Kunſt mit Leidenſchaft ergebenen Vater erzogen, war mein Viktor auf klaſſiſchem Boden, mitten unter den herrlichſten Ueberbleibſeln antiker Kunſt aufgewachſen. Seine Verhältniſſe beengten ihn von keiner Seite, und frei von allen Nebenabſichten, wie nur Wenige es ſeyn können, war er entſchloſſen, alle ſeine Kraft, dem Streben nach der höchſten Meiſterſchaft in der bildenden Kunſt zuzuwenden. Ich war erſehen, ihm dabei mit Rath beizuſtehen, obgleich mein eigentliches Kunſtfach nicht das Seinige war. Er hatte beſonders der Landſchaftsmalerei ſich zugewendet, und ſein unglaublich ſchnelles Fortſchreiten ſetzte nicht nur mich, ſeinen Freund, ſondern auch die dàmals größten Meiſter zu Rom in Erſtaunen. Sie liebten Alle den ſchönen wunderbaren Jüngling, der bei ſo vielen innern und äußern Vorzügen ſtets beſcheiden und nachgiebig blieb. Sie halfen ihm gern, wo nur die Gelegenheit dazu ſich bot, und lobten mit ungeheuchelter Freude ſeine Verſuche auf der Bahn der Kunſt; doch ihm ſelbſt wollte keiner derſelben genügen. Ganz andre Bilder, eine ganz andre Welt, als die, welche ihn in der Wirklichkeit umgab, ſchwebten ſeinem innern Auge vor; Zauberhöhlen von blitzenden Kryſtallen, über welche ſchwarzblau, überſäet mit diamantenen Sternbildern, der reinſte Aether ſich wölbt; oder in glänzendem Reife ſtarrende Wälder, brennend in der ſcheinbaren Gluth der kalten Flamme des Nordlichts. Die geſpenſterartigen Erſcheinungen des hohen Nordens, die er jedoch nur von Hörenſagen kannte, erfüllten ſeine Phantaſie mit gigantiſchen formloſen Traumgebilden, welche ihn ſogar zuweilen zur Ungerechtigkeit gegen die hold blühende Welt verleiteten, die, wie mit Liebesarmen ihn umfing. Je länger, je inniger ſehnte Viktor dem ihm völlig fremden Norden ſich zu; ſo wie mancher Nordländer den ihm eben ſo unbekannten Süden zum Ziele ſeiner Wünſche ſich wählt. Dennoch ſchauderte ihm zugleich innerlich, vor dem Anblicke der in Todesfroſt erſtarrten Natur, vor dem düſtern Schrecken einer nordiſchen endloſen Winternacht, die er beide unendlich furchtbar ſich dachte. Und ſo konnte er denn nie zu dem Entſchluſſe gelangen, ſich auf den Weg zu machen, und dadurch, daß er jene Gegenden deren Bild ihn verfolgend umſchwebte, in der Wirklichkeit aufſuchte, den Zwieſpalt in ſeinem Innern zu löſen.“

„Glücklicher Weiſe vergaß mein Viktor über ſein Träumen von einer unbekannten noch herrlichern Zukunft, der ſchönen Gegenwart nicht ganz. Wenn die in Italien ſchnell einbrechende Nacht Pinſel und Palette uns aus den Händen nahm, dann pflegten wir wohl ſelbander die Ruinen der alten heiligen Roma zu durchziehn, um die bunte Farbenpracht des untergehenden Tageslichtes, an ehrwürdigem Gemäuer erlöſchen zu ſehen. Wenn dann die Sterne, einer nach dem andern, am Himmelsbogen herauf gezogen kamen, dann gingen mir auch zuweilen die innern Lichter im Gemüthe meines Freundes auf. Viel Schönes haben ſie mir erhellt; doch es erſchien mir überall zu gigantiſch. Ach, ſeine ganze Erſcheinung war viel, viel zu groß, für den engen kleinen Raum eines ſpannenlangen Menſchenlebens! Darum blieb er in dieſem auch immer ein Fremdling, und mußte wie ein Fremdling daraus verſchwinden.“

Der Alte ſchwieg abermals einige Sekunden; Lili zuckte ſchmerzlich, wie ein Schlafender, den bange Träume beängſtigen, und alle Anweſenden bemerkten mit ſtillem Mitleid dieſe Bewegung des lieblichen Kindes, das eben auch wie eine zarte fremde Blume in ihrer Mitte ſtand. Graf Strahlenfels ſaß, in ſich verſunken, bewegungslos da, auch Cöleſtine ſchien ſchmerzlich ergriffen zu ſeyn, es herrſchte in dem Zimmer eine ſo lautloſe Stille, daß man das Picken der Taſchenuhren hören konnte. Meiſter Hubert ſtrich Lili's geſcheitelte Haare ihr von der Stirne, er verweilte bei dieſem Geſchäfte einige Augenblicke in faſt ſegnender Stellung, als flehe er den Beiſtand des Himmels auf das junge ſchuldloſe Haupt herab, dann nahm er wieder das Wort.

„Meine Arbeiten in Rom waren vollendet,“ ſprach er; „ein Altarblatt, das ich für die Hauskapelle einer vornehmen Familie malen müſſen, war eingepackt und abgeſandt, und Viktor und ich hatten nun Muße, von langer Anſtrengung uns zu erholen. Wir wandten dieſe zu kleinen Fußreiſen an, von denen wir anfangs immer nach Verlauf weniger Tage wieder heimkehrten; doch mein Freund war noch ſo jung, ſo neu im Leben; unerfahren wie ein Kind, glaubte er, daß hinter jeder blauen Ferne ſich die Welt ſeiner innern Ahnungen ihm erſchließen könne, und ſo trieb es ihn immer weiter und weiter, und mich mit ihm. Ehe wir uns deſſen verſahen, faſt ohne alle Verabredung, fanden wir uns auf einer ziemlich planloſen Wanderung durch Italien begriffen. Mit raſtloſem Fleiße ſuchte Viktor die Zeit dieſes Herumſchweifens für ſeine Kunſt zu benutzen; überall ſtrebte er, der Natur, unſer Aller großen Meiſterin, ihre Geheimniſſe abzulauſchen, wenn ſie durch Schatten und Licht, Berg und Thal, Baum und Fels, zu einem großen, entzückenden Ganzen vereint. Und ſo zeichneten wir und wanderten wir, bis wir auf unſern Kreuz- und Querzügen endlich nach Verona geriethen; denn Viktors Sinn ſtrebte, gleich der Magnetnadel, immer dem Norden zu, und mir galt Alles gleich, wenn ich mit ihm nur war.“

„Hier, von der oberſten Stufenreihe des rieſigen Denkmales einer koloſſalen Vorwelt, des alten Amphitheaters von Verona, leuchtete meinem Freunde zum erſten Mal, in der Pracht des herrlichſten Sonnenunterganges, die lange Alpenkette des tyroler Gebirges entgegen. Blendend weiß, von blauen Schatten wunderſam erhoben, glänzte in ſeltener Klarheit und Deutlichkeit die ferne Schneefläche, und die Sonne ſchmückte im Sinken die erhabenen, in ewiges Eis gekleideten Felſenhäupter, mit ſtrahlenden glühenden Roſen. Viktor ſtand gefeſſelt, er ſuchte mit faſt ſchmerzlicher, ſeltſamer Haſt, ein deutliches Bild dieſer ihm durchaus fremden Welt in ſeinem Innern aufzufaſſen, und nur einzelne Laute des überraſchenden Entzückens drängten ſich von ſeinen Lippen. Es war in ihm ein ſichtbares Ringen, ein Bewegen, ein Kampf zwiſchen Wonne und abwehrendem Schaudern; — damals verſtand ich ihn nicht, wie man denn dergleichen nie zur rechten Zeit verſteht; ich freute mich nur ſeines für das Schöne empfänglichen Kunſtſinnes, ich Thor! — Jetzt, ach jetzt weiß ich es wohl, was damals ſo unwiderſtehlich und auch ſo bänglich ihn ergriffen hatte. Sein Schutzgeiſt winkte abwärts, und wir wurden in unſerer beſchränkten Geiſtesdumpfheit ſeiner Winke nicht gewahr!“

„Uberto, das iſt der ewige Schnee, was dort glänzt?“ fragte Viktor endlich leiſe, faſt tonlos. „Das einfach helle Leuchten, jener verklärte Mondenſchein, der auf der Erde dort ſchlummert, das alſo iſt es,“ ſprach er tief aufathmend. „Das iſt es, was mir gefehlt, was ich geſucht, ohne es zu kennen. Und nun laß uns machen, daß wir fortkommen; denn dorthin müſſen wir, in jene ſtille, einſame glanzvolle Herrlichkeit.“

„Ohne eine Ahnung des tiefen Ernſtes, mit welchem er dieſe Worte ſprach, nannte ich ihn lachend ein Sündenkind, das an dem wunderſchönen Italien, dem Paradieſe der Jugend und der Künſtler, unverzeihlichen Frevel übe. Ich wußte damals von zwei ſchönen Augen ihn verfolgt, und glaubte, er habe auf unſerer Durchreiſe durch Florenz in die Liebesnetze der ſchönſten Florentinerin ſich verſtrickt, die je am Arno gewandelt. Um nur auf irgend eine Weiſe aus ſeiner exaltirten Stimmung ihn zu wecken, deren ich wohl gewahr ward, wagte ich es jetzt, jenes Verhältniſſes ſcherzend zu erwähnen, von dem ich im Grunde wenig wußte; doch er hörte kaum halbauf das, was ich ſagte.“

„Darum eben will ich fort, fort von dem ganzen, mir entfremdeten Weſen,“ ſprach er vor ſich hin. „Uberto, mein treuer Uberto,“ rief er plötzlich und drückte mich an ſeine Bruſt, „ſo rein, ſo hell, ſo ſtill möchte ich das Leben, wie es dort iſt, wo jene Gluthenſäule, das Bild meines Daſeyns, in dem leuchtenden Schneegefilde ſich kühlt.“ Mit wehmüthigem Blicke deutete er dabei auf das Flammenbild der eben hinabgeſunkenen Sonne, das in den Wolken, gleich einer goldnen Säule, empor ſtieg. Sie ſchien das in unbeſchreiblicher Farbenpracht glühende Gewölbe des weſtlichen Himmels zu tragen, von deſſen Herrlichkeit das Schneegebirge nur ſchwach wiederſtrahlte.“

„Der Entſchluß, unſre Reiſe über die Gränze von Italien auszudehnen, ſtand von dieſem Augenblicke an ſo feſt in der Seele meines Freundes, daß Alles vergebens blieb, was ich einwenden mochte, um ihn wenigſtens für jetzt davon abzubringen. Umſonſt machte ich ihn darauf aufmerkſam, wie kalt ſchon hier in Verona uns der Wind von dem Gebirge her anwehe, während im ſüdlichern Italien der Mandelbaum bereits blühe, und der Frühling aus allen Hecken hervorlache; umſonſt verſicherte ich ihn, daß jenſeits der Berge nur Näſſe und Kälte uns erwarte, daß die Jahreszeit jetzt noch gar nicht zu einer ſolchen Reiſe ſich eigne. Viktor pflegte nur ſelten ein beſtimmtes Wollen zu äußern; aber dann geſchah es immer anſcheinend ohne alles Ueberlegen, und dennoch mit unerſchütterlicher, oft leidenſchaftlich ſich äußernder Feſtigkeit. Ich kannte dieſen Charakterzug meines Freundes, und fühlte eine fromme Scheu davor, dem aus der eigentlichen Quelle alles geiſtigen Lebens entſpringenden Aufbrauſen ſeiner reinen und kräftigen Natur zu widerſtreben. Tritt doch das wahrhaft Große immer wie durch höhere Offenbarung in die Welt. Das Höchſte, was der Held, der Dichter, der Künſtler hervorbrachten, war nie ein mühſam Erſonnenes, das

Aufleuchten eines Moments rief es zuerſt in das Daſeyn. Ueberraſchend neu, wie ein Erzeugniß anderer Zonen, blüht der Keim des ächt Schönen und Großen zur Wunderblume auf; da iſt kein langſames Knospen, kein mühſeliges Entfalten. Darum darf keiner, der den Genius erkannte, ihm in den Weg treten, oder ihn ſtören wollen bei ſeinem, vielleicht anſcheinend ungeregelten Walten, ſondern er muß lieber ihm ausweichen und zurückbleiben, wenn er nicht gleichen Schritt mit ihm zu halten vermag.“

Der alte Maler blickte mit leuchtenden Blicken im Kreiſe ſeiner aufmerkſamen Zuhörer umher, und war vielleicht im Begriffe, den Faden ſeiner Erzählung noch weiter aus dem Geſichte zu verlieren, doch ein leiſes: „Und Viktor?“ das Lili, faſt nur ihm hörbar, hinhauchte, brachte ihn wieder zu demſelben zurück.

„Viktor war ein kräftiger Jüngling,“ fuhr Meiſter Hubert fort, „bei mir ſelbſt damals, auch noch Wollen und Vollbringen Eins und Daſſelbe; und ſo entſchwanden wir denn unſern italieniſchen Freunden ſehr ſchnell aus den Augen; keiner wußte, wohin wir uns eigentlich gewendet, während die flüchtige Woge des Lebens uns ſchon längſt unbekannten Ufern zugetrieben hatte. Das erſte Ziel unſerer Reiſe war Tyrol, von dort wollten wir ſpäterhin einen Ausflug nach Deutſchland wagen, und zuletzt durch die Schweiz den Rückweg nach Italien ſuchen, dem Lande, das wir beide, unerachtet unſrer deutſchen Abkunft, immerfort als unſere eigentliche Heimath betrachten mußten.“

Viktors Sinn für das wild Romantiſche fand während unſerer Wanderung im Gebirge volle Nahrung. Die herrlichſten Studien für ſeine Kunſt boten bei jedem Schritte ſich ihm dar, und er benutzte ſie redlich, ungeachtet der ungünſtigen Jahreszeit; auch ich zeichnete Vieles, und ſo näherten wir uns endlich mit wohl gefüllten Mappen dem ebenen Lande. Ich darf wohl ſagen, daß wir Beide in der Zeit manches Gute und Lobenswerthe hervorgebracht haben; unſre Skizzen bedurften aber geordnet zu werden, viele derſelben waren nur flüchtig, beinahe undeutlich hingeworfen, dieſen war aus noch friſcher Erinnerung ſchnelle Nachhülfe nöthig, und wir wandten dazu den kurzen Aufenthalt in einigen deutſchen Städten an, durch die unſer Weg führte. Wir hatten Glück unterwegs; wohin wir kamen, wurden wir freundlich empfangen, und wenn wir unſern Stab weiter ſetzten, ungern entlaſſen. Der Anblick unſrer, während der Reiſe geſammelten Zeichnungen wurde von den uns Befreundeten als ein werthes Geſchenk aufgenommen; viele unſrer Gaſtfreunde waren früher auch in Italien geweſen, ſie hatten ſich ihrerſeits von dorther ebenfalls Erinnerungen mitgebracht, das Altbekannte wurde dem Neugefundenen nachgerückt und verglichen, und manche überraſchende Anſicht, mancher neue Gedanke verdankte in der Folge dieſem flüchtigſten Zuſammentreffen ſein Entſtehen.“

„Abſichtlich habe ich den mächtigen Eindruck unerwähnt gelaſſen, den der erſte nähere Anblick jener ihm neuen Gebirgswelt auf das Gemüth meines jungen Freundes machte; denn wie könnte ich es verſuchen, das Unausſprechliche in den engen Rahmen des Wortes faſſen zu wollen? Dieſer Eindruck ward noch unendlich erhöht, als wir jetzt in der herrlichſten Sommerzeit die Schweiz durchzogen, doch äußerte er ſich durchaus nicht auf ſtürmiſche Weiſe. Viktors Seele ſtand mit der in ſtiller erhabener Größe ihn umgebenden Natur im reinſten Einklang; auf beiden ruhte ein heiliger Gottesfrieden, er kam auch über mich, und füllte in jenem Wunderlande auch meine Seele allein. Alles Beengende, alles Kleinliche ſchwand vor der ſtillen Erhabenheit, die überall mir entgegen leuchtete, aus den friedlichen Seen, von den blitzenden Gletſchern; wenn der Abendſtern gleich einer Himmelsleuchte an den Gipfeln der höchſten Berge hing, oder wenn ich durch das klare, helle Auge meines Freundes tief hinab in ſein großes, ſchönes Herz blicken, und die geheimſten Regungen belauſchen durfte. Auch von meinem Viktor ſchien alles Leidenſchaftliche gewichen, es war, als habe ſüße Befriedigung alle ſeine Wünſche eingelullt, er war ſanft, ſtill, fromm wie ein Kind, ich ahnte nichts davon, daß dieſes die Windſtille ſey, die dem kundigen Schiffer das nahende Unwetter verkündet.“

„Die deutſche Schweiz lag jetzt hinter uns; von Genf aus traten wir den Weg nach dem Thale von Chamouny an, um zuletzt, auf weiten Umwegen, über die Gebirge Savoyens zurück in die Heimath zu gelangen. Der mildeſte Abend hatte in roſigem Glanze ſich auf die Erde gelagert, Alles athmete Erquickung von der Tagesgluth, und gleich einem Blüthenkranze ſchwebte leichtes Gewölke, um die in ewigem Schnee ſtarrenden Häupter, der höchſten Berge in unſerm Theile der Welt. Still entzückt wanderten wir dahin, und fühlten uns wie in ein Zauberland verſetzt, als wir bei einer Biegung des Weges ganz unerwartet den Nant d'Arpenas in einen Regen von Diamanten verwandelt, dicht vor uns, von einer ſchwindelnd hohen, ſteilen Felſenwand herabſtäuben ſahen; ſo leiſe, ſo zart, ſo elfenartig, als wäre es nur der Geiſt eines Waſſerfalls. Das Zauberiſche dieſes Anblicks, in der wunderſchönen Abendbeleuchtung, riß zu einem Unternehmen mich hin, über das ich oft bei andern Malern, als über eine unverzeihliche Verwegenheit geſpöttelt hatte. Wie kann man nur, hatte ich oft geſagt, den Staubbach zeichnen oder gar malen wollen, dieſes allerbeweglichſte Schauſpiel der Natur, für das jeder Strich, jede Farbe zu körperlich iſt, dieſes Waſſerluſtſchloß, deſſen Strahlenſäulen ſich in jeder Secunde neu erheben, um wieder zu verſinken; und dennoch ſetzte ich ſelbſt mich dieſes

Mal hin, um einen noch zartern, jenem ſehr ähnlichen Waſſerfall auf dem Papier feſthalten zu wollen.“

„Viktor bezeigte über dieſes mein Beginnen eine Ungeduld, die ich bis jetzt während der ganzen Reiſe nicht an ihm bemerkt hatte. Er wiederholte mir alle die Ermahnungsreden, die ich früher ſelbſt bei Gelegenheit ſolcher Malerexceſſe gehalten hatte, und bat mich endlich, zu bedenken, wie ſchädlich die Zugluft nach einem ſehr heiſſen Tage in dieſem engen feuchten Thale mir werden könne. Ich zeichnete halb aus Muthwillen, halb aus Eigenſinn fort; aber beim Aufſtehen von dem durch den Diamantenregen dennoch feucht gewordenen Raſen, fühlte ich nur zu gut, wie ſehr mein Freund Recht gehabt habe; ich hatte einen Anfall von Rheumatism mir zugezogen, und nur mühſam gelang es mir, noch an dieſem Abende das Städtchen Sallenches zu erreichen.“

„Völlig zum Wandern gerüſtet, ſtand Viktor am nächſten Tage, bei kaum grauendem Morgen, ſchon vor meinem Bette. Ich fühlte mich wieder hergeſtellt, wollte mich fertig machen, ihn zu begleiten, doch er hielt mit ſanfter Gewalt mich davon ab.“

„Bleibe und pflege deiner Geſundheit in dieſem freundlichen Hauſe,“ bat er; „zeichne deinen Waſſerfall von Arpenas der Seltenheit wegen vollends aus, und vergiß mir nicht, aus jenem Eckfenſter, die überherrliche Anſicht des Mont Blanc für unſre Sammlung aufzunehmen. Folge mir morgen nach Chamouny, wenn deine Geſundheit dir dieſes erlaubt, mich aber laß in dieſer Stunde fort,“ bat er dringender, als ich darauf beſtand, ſogleich mit ihm zu gehen. „Es duldet mich hier nicht, es iſt in mir eine Unruhe! Die ganze Nacht über habe ich mit Ungeduld den Morgen erwartet, um nur fortwandern zu können. Mir iſt, als riefen mich Geiſterſtimmen, als erwartete mich in Chamouny etwas Namenloſes, Unbeſchreibliches. Und ſo iſt es ja auch; denn dort erſt ſoll ja dieſe gigantiſche Bergwelt in ihrer höchſten Pracht ſich mir eröffnen. Laß mich allein ihr entgegen, alter Freund, du kennſt ja meine wunderliche Weiſe, du weißt, wie ſehr ich zuweilen der abgeſchiedenſten Einſamkeit bedarf.“

„Was konnte ich thun! ich glaubte zu fühlen, daß auch mir die Ruhe eines völlig einſam zugebrachten Tages wohlthätig ſeyn könne. Viktor verſprach, ohne mich keine bedeutende Wanderung im Gebirge zu unternehmen, mich zwei Tage in Chamouny ruhig zu erwarten, und wenn ich nicht in dieſer Friſt zu ihm käme, auf geradem Wege wieder nach Sallenches zu mir zurückzukehren. Und ſo ſchied er von mir."

„Undurchdringliche Wolken verſchleierten am nächſten Tage die Berge, graue feuchte Nebel durchrieſelten erkältend das Thal, und zwangen mich zu längerm Verweilen; doch am darauf folgenden Morgen ging die Sonne am heiterſten blauen Himmel auf, ich machte mich, völlig wieder hergeſtellt, auf den Weg und langte noch vor Abend in Chamouny an. Mein Freund war zwei Tage früher glücklich dort angekommen, man erwartete im Gaſthofe jeden Augenblick von der Quelle des Arveiron ihn zurück, wohin er eine fremde, junge Dame begleitet hatte. Den Namen der Dame wußten die Leute mir nicht zu nennen, doch alle prieſen ihre Schönheit, ihre Freundlichkeit, ihre herablaſſende Güte. Ich ſchüttelte lächelnd den Kopf, und ließ in Viktors Zimmer mich führen; denn das Haus war überfüllt von Fremden, und weiter kein Raum für mich noch zu finden."

„Ich trat voll ungeduldiger Erwartung an das Fenſter. Man ſah es dem Hauſe ſchon von Außen an, daß es Gäſte von vornehmem Range beherbergte. Ein Paar Zöſchen ſaßen vor der Thüre und klimperten auf der Guitarre, einige, in reiche Livrée gekleideten Bedienten gafften müßig umher, und ſeitwärts ſtand der eleganſte, bequemſte Char a banc, ſicherlich das Eigenthum der Herrſchaft aller dieſer Leute, der gegen die unter dieſem Namen hier gangbaren Fuhrwerke ungefähr eben ſo ſehr abſtach, als die niedern Hütten dieſer armen Thalbewohner gegen einen fürſtlichen Palaſt.“

„Die Gräfin kommt noch immer nicht,“ krächzte eine alte, fette Weiberſtimme unter mir zu einem Fenſter hinaus, und zwar in [illegible]utſcher Sprache. „Aha, dachte ich, die Dame iſt alſo eine Gräfin, eine Deutſche obendrein, und die Duenna da unten wahrſcheinlich eine Art Gouvernannte, die das Comteßchen bewachen ſoll. Indem kam der Zug der Reiſenden das Thal hinauf, Viktor führte das Maulthier der Dame am Zügel, und nur ein Paar Führer und einige Diener machten das Gefolge aus. Mit ehrfurchtsvollem Anſtande, als bediene er eine Königin, half mein Freund der ſchönen ätheriſchen Geſtalt ſich aus dem Sattel zu ſchwingen, beide ſtanden noch eine Weile vor dem Hauſe, ehe ſie hineingingen, und der ganze Prachtbau der unbeſchreiblich hohen Natur um ſie her, ſchien ſich mir in dieſem Augenblicke zu einem feſtlich geſchmückten Tempel für dieſe beiden Göttergeſtalten zu wölben. Nie habe ich Aehnliches auf dieſer Erde athmen und wandeln geſehen; nur ſie war ihm, nur er war ihr, an Schönheit, Anmuth und Würde zu vergleichen. Ein Himmel von Wonne leuchtete aus ihrem dunkelblauen Auge, ſein Fuß ſchien kaum die Erde zu berühren, als er in das Haus ihr folgte, und wenige Minuten ſpäter zu mir in das Zimmer trat.“

„Das war es alſo, was keine Ruhe dir ließ,“ rief ich ihm entgegen. „Es iſt ſo, es mußte ja ſo ſeyn, ungeduldige Sehnſucht ohne Ziel geht dem Erwachen des Herzens voran, wie das Frühgeſtirn dem Phöbos, ehe der junge Gott aus dem Rubinenthore der Morgenröthe tritt, um der umdunkelten Welt Licht und Wärme zu bringen. So iſt denn dein Tag endlich gekommen, mein Viktor,“ ſetzte ich tiefer bewegt hinzu, „denn ich laß in den ſtrahlenden Augen meines Freundes das ſeligſte Geſtändniß, die Liebe iſt in dein bis jetzt farbenloſes Leben getreten, ſchnell, unerwartet, wie jener Regenbogen, der im Oſten die Wolkenſchleier zerreißt; möge ſie, gleich ihm, zur glänzenden Brücke ſich geſtalten, die dir den Himmel mit der Erde verbindet! Viktor warf ſich mir in die Arme, er drückte mich an die hoch bewegte Bruſt, ſein Auge aber bat: forſche nicht weiter, frage mich nicht! — und ich fragte auch nicht.“

„Mit dem Morgenroth ſtand er wieder vor meinem Bette.“ „Ich muß hinaus, den Frühgottesdienſt unter dem Donner der Lawinen zu feiern,“ ſprach er eilend. „Erwarte mich hier, in wenigen Stunden bin ich wieder bei dir, und mein Uberto, habe Geduld mit einem Seligen, der an den Himmel und ſeine Engel ſich noch nicht gewöhnt hat.“ „Er war mir entſchwunden, ehe ich ihm antworten konnte.“

„Halb freudig, halb verdroſſen blieb ich zurück. Sein Glück war das meine; aber es that mir doch wehe, nicht Augenzeuge davon ſeyn zu dürfen. Daß irgend eine Wolke den Freudenhimmel meines Freundes trüben, daß irgend ein Hinderniß ſich ihm entgegen ſtellen könne, dieſes zu befürchten, kam mir gar nicht in den Sinn, während ich in meiner Phantaſie die glänzendſten Luftſchlöſſer für ihn erbaute. Ich habe viel erfahren, aber ich hatte von jeher wenig Talent dazu, mir Lebensklugheit zu erringen; von vielem, was Andre ſahen und merkten, wurde ich von jeher wenig gewahr, ſelbſt um mein eignes Geſchick habe ich mich nie ſonderlich bekümmert. Machte das Geſchick mir irgendwo einen Klecks oder eine Verzeichnung hin: ſo war ich ſogleich redlich bemüht, das Aergerniß zu übermahlen, bis ich ſelbſt es nicht gewahr wurde; und ſo brachte ein Tag den andern herbei. Im Grunde paßte ich nie recht zu den übrigen Menſchen, und auf die Länge wird es damit immer ſchlimmer; es wird mir immer ſichtbarer, daß auch zu mir Keiner mehr paſſen will, ſeit Er dahin iſt.“

Trübe in ſich gekehrt, den Kopf auf die Hand geſtützt, ſaß der alte Maler eine Weile ſchweigend da, ſeine Umgebung anſcheinend vergeſſend, doch ein Paar freundliche Worte Cöleſtinens weckten ihn aus ſeinem düſtern Nachſinnen, und er nahm wieder das Wort.

„Viktor blieb noch immer aus, während es begann im Hauſe lauter zu werden, und ſo ſtellte ich mich denn völlig unbekümmert an das Fenſter, und konterfeite für die Langeweile und nicht ohne Gelingen, die ziemlich unförmliche Figur der alten Gouvernante oder Geſellſchafterin der ſchönen Gräfin ab, deren Stimme mir am vergangenen Tage einen ſehr richtigen Begriff von ihrer Perſönlichkeit gegeben hatte. Noch war ich mit dieſer Aufgabe beſchäftigt, als ein Char a banc herbeirollte, deſſen Ankunft das ganze Haus in Aufruhr brachte; ſämmtliche Dienerſchaft der Gräfin eilte herbei, den langen hagern Herrn, der eben ankam, zu empfangen, und der noch, ehe er ſein Fuhrwerk verließ, den Leuten einige Befehle ertheilte, welche dieſe ſogleich wieder in alle Winde verſtreuten. Dann watſchelte die Duenna herbei, ſie und der neue Ankömmling begrüßten einander wie alte Bekannten und gingen hernach im eifrigen Geſpräche vor dem Hauſe auf und nieder. Sie redete eifrig in ihn hinein, er ſah halb liſtig, halb zornig dazu aus, ſchüttelte zuweilen den, auf einem langen dünnen Halſe ſchwankenden Kopf, und zog die ſchuhbürſtenartigen Augenbraunen bis an die Perücke hinauf.“

„Es war nicht anders möglich, dieſe fatale

Figur mußte ein Widerſacher der jungen Liebe meines Freundes ſeyn, ob als Vater, Oheim oder Vormund? galt hier gleich. Ich ärgerte mich gewaltig über den Signor Pantalone, denn als ſolcher erſchien er mir. Tauſend poſſenhafte Anſchläge, ihn hinter das Licht zu führen, ſchwirrten mir durch den Kopf. Doch indem kamen Viktor und die Gräfin von ihrem Morgenſpaziergange zurück, und Alles gewann ein ganz anderes Anſehen, als ich erwartet hätte. Die Duenna, der alte Pantalone, das ganze, vor dem Hauſe verſammelte Perſonale, nahm bei dem Erſcheinen der Beiden eine Ehrerbietung verkündende Stellung an. Viktor blieb in einer kleinen Entfernung zurück, während die Gräfin dem Hauſe ſich näherte, und Signor Pantalone ging ſogleich in der ſubmiſſeſten Stellung ihr entgegen, um ihr unter tiefen Verbeugungen einen Brief zu überreichen. Im Geſpräche mit ihm kam die Gräfin dem Hauſe jetzt näher, und ich hörte deutlich, wie er ziemlich peremtoriſch, wenn gleich in tiefſter Unterthänigkeit, zu verſtehen gab: daß alle Anſtalten bereits getroffen wären, um noch in dieſer Viertelſtunde abreiſen zu können, indem die Umſtände Eile erforderlich machten.“

„Ein verabſchiedendes Neigen des ſchönſten Köpfchens entfernte jetzt den Unberufenen; die Gräfin näherte ſich meinem troſtlos in ſich verſunkenen Freunde, der bleich wie eine Marmorbüſte, und eben ſo regungslos, mit ſtarrem, erſtorbenem Auge den Anſtalten zu ihrer Abreiſe zuſah; ſie ſprach zu ihm, und zum erſten Mal hörte ich den weichen rührenden Ton ihrer Stimme. Doch wozu die peinliche Qual jener Augenblicke mir langſam erneuern? Fünfzig Hände waren indeſſen geſchäftig geweſen, das Gepäck war aufgeladen, die Thiere geſattelt, die Wagen beſpannt. Schon am Char a banc ſtehend, reichte die Gräfin meinem Freund eine Roſe, die ſie vorhin von ihrem Spaziergange mitgebracht hatte. „Bewahren Sie ſie mir zum Andenken, wenn ich nun bald in jenem Lande bin, wo die Blume der Freude und Liebe nicht mehr in Freiheit blühen kann; wo man nur künſtlich ſie zwingt, ein ſchwaches Leben zu heucheln,“ ſprach ſie in italieniſcher Sprache; „ihre Lippe zuckte ſchmerzlich, leiſes inneres Weinen brach den ſanften Ton ihrer Stimme. Ein dichter Schleier fiel über ihr Geſicht herab, noch einmal neigte ſie ſich vom Wagen gegen meinen vernichteten Freund, noch einmal winkte die zarte Hand ihm den Abſchiedsgruß, und . . . . “

Ein Schreckensruf Cöleſtinens, ein dieſem folgender dröhnender, klirrender Fall unterbrach hier den Maler, und trieb alle Anweſenden von ihren Sitzen auf. Graf Strahlenfels lehnte an einem Thürpoſten, todtenbleich, in halber Bewußtloſigkeit. Er hatte ſich unwohl gefühlt; um des Malers Erzählung nicht zu ſtören, war er leiſe aufgeſtanden, und hatte verſucht, ſich unbemerkt fortzuſchleichen; doch als er die Thüre des Zimmers erreichte, wurde der Schwindel heftiger, und im Bemühen ſich zu halten, ſtieß er einen kleinen, mit Gläſern beſetzten Tiſch um, deſſen lauter Fall ſeine Betäubung noch vermehrt hatte.

Cöleſtine begleitete ihren Gemahl aus dem Zimmer, während die Geſellſchaft in einem ſehr drückenden, faſt aufgelöſten Zuſtande beiſammen blieb. Theilnahme hielt jeden an ſeinem Platze feſt, und doch wußte keiner genau, was hier beſſer ſey, Gehen oder Bleiben? zu thätiger Hülfe ſich erbieten? oder ſich ruhig verhalten? Die Genien des Malers hatten in eine Ecke des Zimmers ſich zuſammen geflüchtet, und ihr alter Freund ſaß ganz ſtill in ſich gebückt da, ohne um das Reden und Flüſtern der Uebrigen ſich zu bekümmern. Doch Niemand ſchien bedrückter als die arme Lili, ſichtbar beängſtigt von der Unruhe um ſie her, hatte die Kleine an den Flügel ſich geſchlichen, und ſtrömte nun plötzlich ihre innere Angſt in unendlich klagenden Accorden aus, bis ein alter ernſter Herr, nach einem derben Verweiſe über den unzeitigen Lärm, der den kranken Grafen leicht beunruhigen könne, das Inſtrument zuſchloß! Große Thränen in den Augen, blieb die arme Lili mit gefalteten Händchen ganz ſtille davor ſitzen, wie ein verlaßnes Kind vor der verſchloßnen Thüre des Vaterhauſes; ſie kam ſich ſo allein, ſo verbannt vor, ihr war ſo verlaſſen zu Muthe, daß ſie vor Mitleid mit ſich ſelbſt bitterlich weinen mußte. Da faßten ein Paar weiche warme Hände ihr Köpfchen, es aufwärts drehend, und das Kind blickte in Cöleſtinens liebe freundliche Augen. Die ſchöne Frau war dicht hinter Lili durch eine Tapetenthüre in das Zimmer getreten, und ihr heiterer Blick beſtätigte, was ihre Worte verkündeten, daß der Zufall ihres Gemahls nur ein leichter, ohne üble Folgen vorübergehender geweſen ſey. Keine Spur der bangen Beſorgniß, mit der ſie vorhin den Grafen hinaus begleitet hatte, ſtörte mehr die gewohnte Harmonie ihrer Züge, und die anweſenden Freunde glaubten zum erſten Male in dem Betragen der Gräfin etwas Räthſelhaftes zu bemerken. Alle waren durch den mitunter ziemlich ſeltſamen Vortrag des Malers in eine aufgeregtere Stimmung gerathen, in der es ihnen ſchien, als müſſe des Grafen plötzliches Uebelbefinden mit der Erzählung des Erſten im Zuſammenhange ſtehen, und auf etwas Wichtiges deuten; ſie erwarteten in großer Spannung, den nähern Zuſammenhang der Dinge erklärt zu ſehen, und nun trat die ſchöne Frau, ganz unbefangen, als ob gar nichts vorgefallen ſey, in ihre Mitte. Die Verwunderung ſtieg noch höher, als nach kurzer Friſt die Diener ſich anſchickten, wie gewöhnlich Erfriſchungen herumzureichen, die Gräfin Cöleſtine die Geſellſchaft einlud, ihre Plätze wieder einzunehmen, und ſogar den Meiſter Hubert bat, in ſeiner Erzählung fortzufahren, deren Entwickelung, wie ſie verſicherte, ihr Gemahl von ihr zu hören wünſche.

Hubert ſah Cöleſtinen lange mit einem ganz eignen forſchenden Blicke an, als ſuche er vergebens, ſich auf etwas ihm längſt entſchwundenes zu beſinnen. Eine Thräne ſchimmerte in ſeinen dunkelen Augen, die Niemand als Cöleſtine bemerkte, und der Gegenſatz dieſes weichen Moments, mit der gewohnten Schroffheit des Alten, rührte ſie tief; obgleich ſie den Grund deſſelben ſich nicht zu erklären wußte.

„Ich ſtand ſchon unten neben meinem Viktor, als der Wagen fortrollte“ fing Meiſter Hubert endlich wieder an. „Mit einem Schmerzenlaute, der mir durch die Seele drang, warf Viktor ſich an meine Bruſt, und ließ dann geduldig wie ein Kind ſich von mir führen, wohin ich wollte. — Ich traf ſogleich alle Anſtalten zu unſerer Abreiſe, denen er gleichgültig zuſah, als gingen ſie ihn gar nichts an. Er dachte nicht mehr daran, die höchſten Gebirge, vielleicht gar den Montblanc beſteigen zu wollen, wie wir früher halb und halb ſchon beſchloſſen gehabt hatten, auch mir, war in der Bruſt Luſt und Muth zu dergleichen Unternehmungen erſtorben, und ſo blieb für uns nichts weiter zu thun, als den nächſten Weg in die geliebte Heimath zu ſuchen.“

„Unſre Reiſe ging im Ganzen weit beſſer von

Statten, als ich unter ſolchen Umſtänden es erwartet hätte. Viktor war zwar in den erſten Tagen ſehr ſtill und bewegt, aber doch ſanft und freundlich, und ich ließ ihn gewähren, ohne mit Fragen und vielem Reden ihn zu quälen. Auch waren meine Sorgen um ihn ſehr gemäßigt, ich baute, und mit Recht, auf ſeine feſte unverſchrobne Natur, auf ſeine friſche Jugend, auf ſein gerades unverzärteltes Weſen, beſonders als Italiens reiner blauer Himmel ſich wieder über uns wölbte. War mir doch ſelbſt, als geneſe mein Herz von jeder Sorge, ſobald nur aus italieniſchen Feueraugen mir Luſt und Freude wieder entgegen blitzte und das Leben in raſchern Kreiſen ſich um mich bewegte. Hier, Viktor, rief ich, muß dir wieder wohl um das Herz werden, hier, wo man mit der Luft Kraft zum lebendigen Wunſche einathmet, und alle Sinne das Anrecht an Glück empfinden, mit welchem auch der niedrigſt Geborne in die Welt tritt. Gott Lob! daß wir dem trüben farbenloſen Himmel entronnen ſind, wo am Ende doch Alles im ewigen Kampfe mit den Elementen, mit Kälte und Näſſe, verkümmern muß!“

„Viktor hörte wehmüthig lächelnd mich an, er hütete ſich, mir laut Recht zu geben; aber ich ſah dennoch, wie es wohl ihm wurde beim Anblick einer heiteren Natur. Ich würde ihn ganz geneſen geglaubt haben, wenn nicht eine Aeußerung, die gleich in den erſten Tagen ihm entſchlüpfte, mich vom Gegentheile überzeugt gehabt hätte. Es war an einem ſehr ſchwühlen Abende, Gewitterwolken thürmten in der Ferne ſich auf. „Weißt du noch, Uberto,“ ſprach mein Freund zu mir, „weißt du noch, wie ich ſonſt in dieſen Wolkengebilden die Gipfel und Zacken der Alpen und Gletſcher zu ſehen träumte? erinnerſt du dich noch, wie ſehnſuchtsvoll mein Auge an ihnen hing? Mein Freund, dieſe Dunſtgebilde täuſchen mich nicht mehr, kein optiſcher Betrug vermag es, dieſes ewige Sehnen und Brennen zu kühlen.“ Schmerzlich wandte er bei dieſen Worten ſich ab, faſt erſchrocken, ſo viel von ſeinem Herzen verrathen zu haben, und ich ſah ihn den ganzen Abend nicht wieder.“

„Wir hatten nach Bologna uns gewendet, wo ich einige Geſchäfte abzuthun hatte, und Viktor erklärte mir jetzt, daß es vor der Hand ihm unmöglich ſey, mich zurück nach Rom zu begleiten. Er gab vor, fern von dem Einfluſſe römiſcher

Kunſtfreunde, nur dem eignen Genius überlaſſen, in Bologna einige Zeit arbeiten zu wollen, um ſich mehr Feſtigkeit und Sicherheit anzueignen, deren er noch bedürftig zu ſeyn glaubte. Ich mußte ihm zugeben, daß hieran etwas Wahres ſey; aber ich ward daneben doch auch gewahr, daß Viktor mit Niemanden ſeyn wolle, weil er mit Ihr, der Namenloſen, nicht mehr ſeyn könne. Ich ließ ohne Widerrede ihn ſeinen Willen befolgen, in der feſten Ueberzeugung, daß er im kurzem eines Andern ſich beſinnen werde, und verließ ihn, um nach Rom zu gehen, ohne eine Frage nach der eigentlichen Geſchichte ſeines tiefen Leidens, ja ſogar ohne einen eigentlichen Begriff von demſelben; denn ein Gefühl, wie das, welches ſich jetzt ſeiner bemächtiget hatte, lag mir von jeher zu fern. Man mußte Er ſeyn, um zu lieben, wie er liebte, das habe ich erſt ſpäter eingeſehen; meine einzige Geliebte war von jeher die Kunſt geweſen, und nur um ihretwillen huldigte ich der Schönheit, wo ich ſie antraf. Uebrigens zweifelte ich nicht im geringſten daran, daß Viktor mir Alles vertrauen würde, ſobald ich ihn nur befragen wollte; mein inneres Gefühl ſträubte ſich indeſſen dagegen.

Wußte ich doch genug, um ſeinen Schmerz mit ihm zu theilen, und auch, daß er mich und keinen Andern zum Vertrauten wählen würde, ſobald er fühle, er könne in Klagen Troſt finden. Nichts war von jeher mir verhaßter, als jenes gutmüthige Forſchen guter Freunde, die uns zwingen, zu ihrer eignen Beruhigung Wunden ſchmerzlich wieder aufzureißen, die im Stillen vernarben könnten, wenn man uns nicht nöthigte, ſie gewaltſam an das Licht zu bringen.“

„Nach ſechs Monaten ſtellte Viktor, wie ich es vorhergeſehen hatte, ſich ganz unerwartet bei mir ein. Sein Vater hielt ſich ſeit einiger Zeit gewöhnlich in Genua auf, und mein Freund blieb daher von nun an ganz in meiner Nähe. Mit Verwunderung betrachtete ich, was er in Bologna gezeichnet und gemalt hatte; er war unglaublich fleißig geweſen, und hatte im Techniſchen der Kunſt die bedeutendſten Fortſchritte gemacht; aber bei vielem, was er mir zeigte, vermißte ich jenen friſchen jugendlichen Morgenhauch, der früher ſeinen weniger vollendeten Arbeiten einen unerklärlichen Zauber geliehen hatte. Mir ſchien es, als wären ſeinem Genius die Flügel gelämt, und dieſer vermöge es nicht mehr, ihn im ungeregelten Fluge ſo hoch über alles Gewöhnliche zu tragen. Auch im Aeußern war mit meinem Viktor eine merkliche Veränderung vorgegangen, mein Freund war ein Mann geworden, mündig geſprochen durch den erſten großen Schmerz ſeines Lebens; und ohne dadurch an Anmuth zu verlieren, hatten ſeine Züge eine weit ernſtere Bedeutung erhalten.“

„Unſer Leben in Rom begann ſich jetzt ſehr freundlich zu geſtalten; geiſtreiche Freunde, ſchöne liebenswerthe Frauen, zogen meinen Viktor in ihre lebensreichen Kreiſe, und mich mit ihm. Wo er ſich zeigte, ſchlugen die Herzen ihm raſcher entgegen, manch' ſchöner Buſen hob ſich höher, wenn er erſchien; manch' ſtrahlendes Auge trübte ſich und blickte ſehnſüchtig ihm nach, wenn er ging; und ich war thörigt genug zu hoffen, daß mein junger Freund durch Alles dieſes einem Zuſtande entriſſen werden könne, deſſen traurige Wirklichkeit ich empfand, ohne jedoch ihn mir deutlich denken zu können.“

„Eine, wenigſtens ſehr anmuthig beginnende Epiſode in unſerm damaligen Künſtlerleben beſtärkte mich noch mehr in dieſem Hoffen. In Rom lebte ein Mädchen, es hieß Gaetana, ein ſeltnes liebliches Weſen, ausgeſtattet von der Natur mit einer wahrhaft bewundernswerthen Geſtalt. Das liebliche Kind lieh uns Malern zuweilen einen Arm, oder den Fuß, oder den prächtigen Nacken zum Modell, doch nie anders als im Beiſeyn der Mutter, einer ſehr rechtlichen Matrone, ohne deren Begleitung Gaetana ſich nirgend, ſogar nicht auf der Straße, oder in der Kirche blicken ließ. Der Erwerbzweig, den das ſchöne Mädchen ergriffen hatte, iſt übrigens in ihrem Vaterlande unter der ärmern Bürgerklaſſe weder ſelten noch verachtet, und überdieß zeichnete Gaetana ſich auch eben ſo ſehr durch ihre Sittſamkeit, als durch ihre Schönheit aus. Die Seufzer und Blicke der ganzen jungen Künſtlerwelt, deren Abgott ſie war, folgten jedem ihrer Schritte, und dennoch glaube ich behaupten zu können, daß keiner unſerer jungen Maler es jemals gewagt hat, die ſchöne Gaetana nur mit einem unziemenden Worte zu beleidigen.“

„Viktor war erſt ſeit einigen Tagen zu mir zurückgekehrt, als das Wundermädchen und deſſen Mutter eines Morgens in meine Werkſtatt traten, wohin ich ſie eingeladen hatte; denn ich bedurfte des ſchönen Profils, des herrlich geformten Nackens zu einer Muſa, einer der Hauptfiguren auf einem großen Gemälde, das mich damals ausſchließend beſchäftigte. Viktor erblicken, beide Hände vor das Geſicht ſchlagen, heftig betheuern, daß ſie mir nicht Modell ſtehen könne, waren eins bei dem Mädchen. Wie gejagt von unſäglicher Angſt, ergriff es den Arm der Mutter, und wollte mit dieſer augenblicklich wieder der Thüre zu. Ich geſtehe es, ich wurde über ein Betragen entrüſtet, das ich für Eigenſinn und Laune des Augenbliks halten mußte, und drang ziemlich heftig auf Erfüllung des mir geleiſteten Verſprechens. Doch alles, was ich ſagen mochte, wurde nicht beachtet, bis endlich Viktor hinzutrat, und mit ſeiner gewohnten milden Art das Mädchen ermahnte, mir Wort zu halten. Da brach das ſeltſame Kind in Thränen aus, riß mit einem ganz eignen Ausdrucke von Leidenſchaftlichkeit Viktors Hand an die Lippen, und nahm ſogleich die ihm früher von mir vorgeſchriebene Stellung an."

„Ueber die Gruppe, die ſich jetzt ganz ungeſucht mir vor Augen ſtellte, hätte ich gern die ſchon angefangene Kompoſition aufgegeben, wenn dieſes noch möglich geweſen wäre. Viktor ſtand gleich einem ſchützenden ernſten Cherub über das Mädchen hingebeugt, und Gaetana halb ſtehend, halb auf einem Polſter knieend, blickte träumeriſch zu ihm auf wie ein frommes Kind, dem das Paradies mit ſeinen Engeln ſich öffnet.„

„Gaetana kam von nun an täglich, ſelbſt wenn ich ihrer als Modell nicht bedurfte. Stunden lang konnte ſie daſitzen, und meinem Freunde zuſehen, wenn er malte; ihre Neigung zu ihm entwickelte ſich nach und nach zur leidenſchaftlichſten Gluth, die je in einem ſüdlichen Buſen entbrannte. Sie bewachte jeden ſeiner Schritte, doch da ſie dabei nichts entdeckte, was ihr zur Eiferſucht hätte Anlaß geben können: ſo behielt ihre Liebe jenen zarten Schimmer inniger Ergebenheit, den im entgegengeſetzten Falle die ihrem Volke eigne Heftigkeit bald abgeſtreift haben würde. Ich möchte ſagen, ſie habe mit einer Art religiöſer Schwärmerei ihn geliebt, ſo unbedingt ergeben bezeigte ſie ſich ihm. Das Seltſamſte aber war, daß, ſeit Gaetana meinen Freund bei mir geſehen, weder Bitten noch große Verheißungen, weder Mangel noch wirklich bittre Noth, das wunderbare Weſen bewegen konnten, andern Malern außer mir Modell zu ſtehen; die Arme hätte leicht darüber verhungern können, denn ſie wußte auf der Welt nichts weiter, um damit ihr Leben zu friſten, doch Viktor nahm ſich ihrer an; er gab ihr und ſie nahm auch von ihm, wenn ſie deſſen bedurfte, obgleich ſie alle, ihr früher von Andern gebotnen, zum Theil reichen Geſchenke mit Stolz abgewieſen hatte, und dieſes auch noch that. Auf dieſe Weiſe war zwiſchen den Beiden eine Art von Verhältniß entſtanden, das ich zwar nicht mißdeuten konnte, wie unſre übrigen Bekannten es thaten, dem ich aber dennoch mit Freuden zuſah, weil ich die völlige Heilung meines Freundes davon erwartete. Denn es ſchien mir unmöglich, daß die heiße treue Liebe eines ſolchen Prachtgebildes der Natur nicht über die beinah verjährte Erinnerung an wenige flüchtigen Stunden ſollte Herr werden können.“

„Lange wiegte ich mich in ſolchen Träumen. Viktors ſeit einiger Zeit ſichtbar zunehmende Schwermuth beſtätigte mich in meinem Hoffen; denn ich ſah in dieſer nur den Beweis eines heftigen Kampfes in ſeinem Innern, bei welchem, meiner Ueberzeugung nach, die blühende Gegenwart über die erbleichende Vergangenheit ſiegen müſſe. Da ſtürzte eines Morgens Gaetana in mein Zimmer, blaß wie eine Todte, mit wild fliegendem Haar. Ihre zitternde Hand hielt einen Zettel mir entgegen, den ſie unterwegs Viktors Bedienten abgenommen, von dem ſie auch erfahren, daß ſein Herr plötzlich verreiſet ſey. In dem Briefchen ſelbſt nahm Viktor in kurzen Worten auf unbeſtimmte Zeit Abſchied von mir; er war wirklich fort, Niemand wußte wohin, es war gerade ein Jahr, daß wir mit einander in Chamouny geweſen waren.“

„Ich mag das Gefühl nicht weiter ausmalen, mit dem ich all' mein Hoffen vereitelt, meinen Freund tiefer als je in einen Abgrund von Elend verſunken ſah, deſſen Umfang ich gar nicht wagte ermeſſen zu wollen. Gaetana's wilder, an Wahnſinn gränzender Schmerz, als ſie endlich die Urſache der Entfernung des Geliebten errieth, überſchritt alle Gränzen und erhöhte meine eigene Pein. Erſt nachdem ſie Wochen lang mich durch ihre Klagen, bald zur Ungeduld ermüdet, bald zum tiefſten Mitgefühl bewegt hatte, ward ſie es endlich müde, mich zu quälen.“

„Endlich, nach dem Verlaufe mehrerer Wochen, kehrte mein Viktor wieder zu mir zurück. Bleich, verſtört, nur noch der Schatten von ſich ſelbſt, warf er gleich einem Verzweifelnden, ſich in meine Arme. „Vergib mir," rief er, „es ließ mir hier länger keine Ruhe; um nur noch ferner das Leben tragen zu können, mußte ich wieder athmen und wandeln, wo ſie einſt geathmet und gewandelt hat. Mir rief es innerlich zu: ich müſſe ſie dort finden, ich müſſe ſie ſehen und ſterben. Ach! die Natur war wie ſonſt, die eisgekrönte Quelle des Arveiron, der in ewigem Schweigen verhüllte Montblanc, Alles war wie ſonſt; aber die Roſenlichter fehlten, die wenige Stunden hindurch mein Daſeyn erhellten, und dann es verſinken ließen, in dunkle kalte, nie endende Nacht! Nie werde ich ſie wiederſehen, ſpurlos iſt ſie verſchwunden. Niemand wußte etwas von ihr, ſo viel ich auch fragen mochte, kaum daß man im Gaſthofe ſich ihrer noch erinnerte. Sogar das Zimmer, das ſie bewohnt hat, war verändert, und unerträgliche Geſichter hauſeten in meinem Heiligthume."

„Was konnte ich thun! ich nahm meinen Viktor in meine Arme, an mein Herz; ich ſuchte durch mildes Zureden ihn zu beruhigen, wie ein Vater ſein verwundetes Kind, und war dabei nur froh, daß er endlich ſein langes Schweigen zu brechen und ſeinen Schmerz in lindernde Klagen ausſtrömen zu wollen ſchien.“

„Sie iſt dir nicht verloren, ſie kann dir nicht verloren ſeyn,“ ſprach ich, „ſie ſoll es nicht ſeyn. Du weißt ihren Namen, den Ort ihrer Geburt, ich laſſe Alles ſtehen und liegen, und wir ziehen morgen aus ſie zu ſuchen. Familienverhältniſſe, Stolz ihrer Verwandten, ſtellen ſich dir vielleicht entgegen; ſie iſt reich, vornehm, eine Gräfin, wie ich hörte; doch auch du biſt aus einem alten edlen Hauſe entſproſſen, deſſen kein gräfliches ſich zu ſchämen hat. Laß vor allen Dingen uns zu deinem Vater reiſen.“

„Wilde Ausbrüche des furchtbarſten Schmerzes unterbrachen meine Worte; noch nie zuvor hatte ich den geliebten Freund geſehen, wie er ſich jetzt mir zeigte, ein von Furien dem Wahnſinne zugetriebener Oreſt, der Raub der entſetzlichſten Verzweiflung. Er kam nur wieder zu ſich ſelbſt, um ſich in bittre Klagen zu ergießen; mit rührendem Vertrauen ſuchte er jetzt, da jede Hoffnung ihm geſchwunden, an meinem Herzen den einzigen armen Troſt, den ich ihm gewähren konnte, das tief gefühlteſte Mitleid; und ſo erfuhr ich nach und nach, was mir bis jetzt ein Geheimniß geblieben war, die unſeligſte Verwickelung, in welche das Schickſal je zwei Weſen verſtrickte, die nur geboren zu ſeyn ſchienen, um eines des andern Daſeyn zu ergänzen.“

Erſchöpft ſank der alte Maler mit dieſen Worten in ſeinen Seſſel zurück. „Ich habe meiner Kraft zu viel zugetraut,“ ſprach er, „Erinnerung iſt ein mächtiger Geiſt, dem man nicht ſo ohne Vorbehalt ſich hingeben ſollte; von ihm berührt, brechen alte Wunden wieder auf, längſt verſiegte Thränenquellen wogen wieder empor. Ich kann nicht weiter. Gräfin, Freunde, entlaſſen Sie mich für heute. Das Angefangene werde ich vollenden; ich muß es, von einem mir unerklärlichen Gefühl dazu getrieben, nur nicht in dieſer mitternächtigen Stunde, in der Kraft und Muth mir gebricht.“

Der Alte, von Lili ſorgſam geleitet, verließ mit wankendem Schritte das Zimmer; ein ernſter, zurückweiſender Blick, hielt alle Uebrigen ab ihm zu folgen.

Cöleſtinens ſehr ernſtlich ausgeſprochner Wunſch, verſammelte ſchon am nächſtfolgenden Tage, die nämliche Geſellſchaft des vorigen Abends, wieder in ihrem Zimmer, das indeſſen für dieſes Mal jedem andern Beſuche verſchloſſen blieb. Graf Strahlenfels ſelbſt war nicht zugegen, obgleich er ſich von dem geſtrigen Anfalle völlig wieder hergeſtellt fühlte; dringende, nicht aufzuſchiebende Arbeiten mußten ihm zur Entſchuldigung dienen. Auch Meiſter Hubert erſchien zum erſten Mal ohne ſeine Genien; ſelbſt Lili hatte ihn nicht begleiten dürfen, und dieſes gab ſeiner Erſcheinung etwas Ungewohntes. Uebrigens ſchien er ſeine ihm eigne Faſſung völlig wieder erlangt zu haben, er nahm ohne Widerrede den Faden ſeiner Erzählung wieder auf, es war, als habe er ſich gewiſſermaßen darauf vorbereitet, und man merkte es deutlich ihm an, wie er ſich bemühe die Ausbrüche ſeines eignen Gefühls zu unterdrücken, und ſeinen Zuhörern ohne weitere Abſchweifungen deutlich und verſtändlich zu werden.

„Marie,“ ſprach er, „Marie hieß die Geliebte meines Viktors, und wohl verdiente ſie es dieſen Namen zu tragen, der uns den Inbegriff der allerholdſeligſten Anmuth, der allerjungfräulichſten Reinheit, bezeichnend darſtellt. Marie war das einzige Kind eines deutſchen Freiherrn aus reichem altedlen Geſchlecht, den ich hier aus gültigen Rückſichten, nur nach ſeinem Taufnamen Hermann nennen will, ohne ſeines wohlbekannten Familiennamens zu gedenken. Das Bedürfniß jugendlicher Herzen, das jeden Knaben antreibt, ſich einen gleichgeſtimmten Gefährten zu ſuchen, hatte den jungen Baron ſchon auf der Schule mit einem jungen Kurländer auf das innigſte verbunden; beide edle Jünglinge fanden einander ſpäterhin auf der Univerſität wieder, und das freundliche Verhältniß, in welchem ſie früher als Knaben zu einander geſtanden, erſtarkte nach und nach zu einem Freundſchaftsbunde, der beſtimmt ſchien, ſie für ihr ganzes Leben beglückend zu vereinen.“

„Graf Amadée, ſo wollen wir den Kurländer ebenfalls nach ſeinem Taufnamen benennen, Graf Amadée war einem edeln polniſchen Hauſe entſproſſen; politiſche Gründe hatten indeſſen ſchon vor langen Jahren ſeinen Vater beſtimmt, ſich in Kurland niederzulaſſen; er war einige Jahre älter als Hermann, hatte ſeine, ohnehin nicht ſehr ernſtlichen Studien, früher beendet als dieſer, und ſah ſich genöthigt ſeinen Freund auf der Univerſität zu verlaſſen, um der Heimath zuzueilen, wohin das plötzliche Abſterben ſeines Vaters, und die Uebernahme weitläuftiger Beſitzungen ihn berief. Nur Hermanns Verſprechen, ihn in Kurland ſo bald als möglich zu beſuchen, vermochte es, die beiden Freunde über dieſe Trennung zu tröſten; doch Jahre vergingen, ehe es dem jungen Freiherrn möglich wurde, dieſes Verſprechen zu löſen; und als es endlich dazu kam, fand er ſeinen Freund ſchon in der Würde eines Hausvaters, an der Seite einer geliebten und liebenswürdigen Gemahlin. Ein wenige Monde altes Töchterchen, lächelte dem fremden Ankömmling vom Schooße der Mutter zu, ein rüſtiger Knabe verſuchte ſeine erſten Kräfte, um, an Stühlen und Wänden ſich haltend, ihm entgegen zu taumeln. Hermann fand ſeinen völlig unveränderten Freund im ſeligſten Genuſſe häuslichen Glücks; ſeine Ankunft unter deſſen gaſtlichem Dache ſchien dieſes Glück noch erhöhen zu wollen; kein freundlicher Schutzgeiſt des Hauſes winkte ihm, noch auf der Schwelle deſſelben wieder umzukehren, keine warnende Ahnung ergriff das Herz des Unſeligen, der hier ſchuldlos den Grund zu eignem und Andrer Verderben legen mußte, auf viele kommende Zeiten.“

„Der Baron blieb Monate lang ein höchſt willkommener Gaſt ſeines Freundes, und wurde bald von dem ganzen Hauſe wie ein geliebtes geehrtes Mitglied der Familie betrachtet; beſonders waren beide Kinder, unerachtet ihrer zarten Jugend, ihm zugethan. Die kleine Anna ſtreckte jauchzend ihre Händchen nach ihm aus, ſo wie ſie ihn erblickte, und ruhte nicht eher bis er ſie in ſeine Arme nahm, ſie tanzen zu laſſen. Engel, ſagt man, halten Wache über die Kinder der Sterblichen, und ihre ſchützende Macht wird dem Menſchen oft auf wundervolle Weiſe ſichtbar, aber die arme kleine Anna hatte keinen ſolchen ſchützenden Engel; oder war ſie vielleicht mit der Beſtimmung geboren, nur kurze Zeit auf Erden zu athmen, um dann ſelbſt? — Ach, ich ſuche vergebens nach Worten, um ein Verhängniß darzuſtellen, deſſen bloße Möglichkeit jedes fühlende Gemüth mit Grauen erfüllen muß! Das Kind tanzte auf den Armen des Freundes ſeines Vaters, es jauchzte vor Luſt. Vater und Mutter ſahen lächelnd dem Spiele zu, immer höher und höher ward die Kleine bis hoch über das Haupt des Freundes gehoben — war es eine raſche Bewegung des ſehr lebhaften Kindes? oder was war es ſonſt? es entglitt den Händen die es hielten, es fiel über Hermanns Haupt weg, die zarte Blume war geknickt, das kleine Leben erloſchen — und, den Tod im Herzen, die Hölle in der Bruſt, entfloh der ſchuldloſe Mörder und glaubte in brennenden Zügen das Kainszeichen auf ſeiner Stirn erglühen zu fühlen.“

„Jahre vergingen von nun an dem Unglückſeligen, in tiefer, oft an Wahnſinn gränzender Schwermuth, keine Freude kam wieder in ſein Herz. Die Beſchreibung dieſes traurigen Zuſtandes, die er von einem gemeinſchaftlichen Bekannten erhielt, rührte tief das edle Gemüth ſeines von ihm ſo ſchuldlos und doch ſo grauſam verletzten Freundes. Graf Amadée ſuchte zuerſt ſich dem Bedauernswerthen zu nähern, er ſchrieb ihm mehrere Male, um ihn über ſein unverſchuldetes Unglück zu tröſten, und das Schroffe ihrer ſo ſchnell herbeigeführten furchtbaren Trennung zu mildern, die freilich kein fröhliches Wiederſehen jemals endigen konnte; und ſo kam es mit der Zeit dahin, daß beide Freunde wenigſtens ſchriftlich wieder miteinander fortlebten. Obgleich ſie fühlten, daß ſie einander nie mehr in der Wirklichkeit nahen durften: ſo gewöhnten ſie ſich dennoch, alle Ereigniſſe des Lebens einander mitzutheilen. Ein eigner Unſtern ſchien indeſſen, mit jenem grauenhaften Ereigniß, über dem Hauſe des Grafen Amadée aufgegangen zu ſeyn; von mehreren Söhnen und Töchtern, die ihm im Verlaufe der Jahre geboren wurden, blieb kein einziges ſeiner Kinder am Leben, alle ſtarben bald nach der Geburt oder doch im erſten Lebensjahre, und die Nachricht von jedem dieſer Todesfälle, verdoppelte jedes Mal wieder die ſchmerzliche, an Verzweiflung gränzende Reue ſeines unglücklichen Freundes. Zuletzt ſtarb auch ſeine Gemahlin, und Graf Amadée behielt Niemand von den Seinen am Leben als den Knaben, der ſchon vor jenem unheilbringenden Beſuche Hermanns geboren war, und deſſen glückliches kräftiges Gedeihen zu den ſchönſten Hoffnungen zu berechtigen ſchien.“

„Mehr Familienrückſichten, als Hoffnung auf häusliches Glück, hatten indeſſen, nach einigen trübe verlebten Jahren, den Freiherrn bewogen ſich ebenfalls zu vermählen: ſeine Wahl war dabei in jeder Hinſicht eine glückliche zu nennen; denn die Gemahlin, der ſein Verſtand mehr als ſein Herz ihn zugeführt hatte, wurde durch treue Liebe und ſeltene Aufopferung, der Troſt ſeines traurigen Lebens, das noch oft ſchwere Erinnerung des Vergangenen bedrückte."

„Marie, meines Viktors Marie, war die Frucht dieſer Ehe. Beim Eintritt in das Leben begrüßte ihr unglücklicher Vater ſie unter einem Strom heißer Thränen, als den Friedens-Engel, von Gott ihm geſendet, um ſeinen noch immer innigſt geliebten Freund, auf ewig und vollkommen zu verſöhnen; er wagte es nie das Kind nur anzurühren; aber er betrachtete es, mit ſtiller Verehrung, als ein heiliges Pfand ſeiner künftigen Ruhe, als ein Zeichen, daß Gott ihm vergeben habe, was er ſchuldlos verbrochen. Er ſchrieb ſogleich an ſeinen Freund, um dieſes einzige geliebte Kind, dieſes höchſte Kleinod ſeines Lebens, ihm zum Erſatze für die geraubte Tochter anzubieten, indem er dem einzigen Sohne des Grafen zur künftigen Gemahlin es beſtimmte. Der Gedanke, den unwillkührlich begangenen Mord auf dieſe Weiſe zu ſühnen, bemächtigte ſich ganz ſeiner Seele; Tag und Nacht trug er ihn mit ſich herum, und ſo bildete er ſich nach und nach zur fixen Idee in ſeinem Innern aus. Jeder Wiederſpruch, jede Anſpielung auf die Möglichkeit dieſen Plan ſcheitern zu ſehen, drohte den Unglücklichen unaufhaltſam dem Wahnſinne zuzutreiben."

„Mit unſäglicher Angſt überſah Hermanns ſanfte liebende Gattin, den traurigen Gemüthszuſtand ihres Gemahls, und das Furchtbare der Gefahr die ihm drohte. Um dieſe abzuwenden, ſchrieb ſie ſelbſt an den, als einen edeln Menſchen ihr bekannten Grafen Amadée. Sie bat dieſen flehentlich, in den Plan des unglücklichen Hermann einzugehen, um ihn dadurch vor dem gräßlichſten Untergange aller Seelenkräfte zu bewahren; und der treue Freund ihres Gatten erfüllte auf die allerberuhigendſte Weiſe ihre Bitte. Er gab nicht nur feierlich und förmlich ſeine ſchriftliche Einwilligung, zu der einſtigen Verbindung der beiden Kinder, und verſicherte ſeinen Freund, daß er die ihm neu geſchenkte Tochter mit Freuden zum Erſatz für die längſt Verlorne annähme, er ſandte auch einige Jahre ſpäter ſeinen Sohn nach Deutſchland, auf die nämliche Schule, auf der er ſelbſt einſt den Grund zu ſeiner eigenen geiſtigen Bildung gelegt hatte, und befahl dieſem auf dem Weg dorthin, bei dem Freiherrn vorzuſprechen, und ſeine kleine Braut zu beſuchen.“

„Der Eindruck, den der Anblick des jungen Grafen Stanislaus auf den unglücklichen Freiherrn machte, läßt ſich nicht beſchreiben. Er ſah in dem blühenden Kinde das rührende Ebenbild von deſſen Vater, wie dieſer geweſen war, als er hoffnungsvoll und freudig die Bahn des Lebens mit ihm betrat; und der Gedanke, wie ganz anders Alles ſeitdem gekommen ſey, ſteigerte ſeinen Schmerz zu Ausbrüchen der wildeſten Verzweiflung. Mariens weinende Mutter verbarg dem erſchrocknen Knaben nicht, daß es allein in ſeiner Macht ſtände hier Troſt und Beruhigung zu gewähren; Marie ſelbſt, ein kleiner lächelnder Engel, ſtreckte bittend die Händchen nach ihm aus, weil ſie zu ſehen glaubte, daß die Mutter etwas von ihm verlange, was ſie freilich nicht verſtand, und der tief erſchütterte, bis ins innerſte ſeines Herzens gerührte Stanislaus, konnte einer ſolchen Scene nicht wiederſtehen. Mit einem Ernſte, wie man ihn kaum von ſeinem Alter hätte erwarten können, ergriff er die Hand der kaum vierjährigen Marie, und gelobte feierlich das von ſeinem Vater für ihn geleiſtete Verſprechen zu erfüllen, und ſie einſt als ſeine Braut heimzuführen. Troſt und Friede kehrten in dem Augenblick in Hermanns Seele ein, und der junge Graf verließ bald darauf das Haus, begleitet von den Segenswünſchen der unglücklichen Aeltern ſeiner kleinen Braut, und mit dem feſten Entſchluße, dereinſt das eben abgelegte Gelübde redlich zu halten.“

„Während der junge Graf Stanislaus zuerſt auf der Schule, dann auf der Univerſität, ſeiner geiſtigen Bildung mit Ernſt oblag, wuchs die kleine Marie, in ſteter Erinnerung an die Unabänderlichkeit ihrer Zukunft, heran. So bald ſie nur im Stande war es zu faſſen, unterrichtete ihre Mutter ſie von der Urſache der trüben ſchwermüthigen Stimmung ihres Vaters, welche dieſen nie ganz verließ. Sie ermahnte ſie, ſich ſelbſt als Sühnopfer des unwillkürlichen Verbrechens deſſelben zu betrachten, und mit der Ergebung ſich in ihr Schickſal zu finden, in der die Dulderin ſelbſt als glorreiches Beiſpiel ihr voranging. Sie ſchilderte dieſe Ergebung ihr als das allgemeine Loos ihres Geſchlechtes, dem die Edlern deſſelben ſich freudig unterwerfen, weil ſie gewiß ſind, in dem Bewußtſeyn der Erfüllung ihrer Pflichten dereinſt den reichſten Lohn dafür zu finden.“

„Unter der treuen Pflege ihrer Mutter entwikkelte die kleine Marie ſich von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr, und ward ein Engel an Schönheit wie an Gemüth. Sie blieb das einzige Kind ihrer Aeltern. Das Unabänderliche ihrer Lage, verlor gerade durch die Unabänderlichkeit deſſelben, für ſie alles Drückende; denn nie konnte der Gedanke in ihr aufkommen, daß alles anders ſeyn könne als es war: aber es legte dennoch in ihre junge Seele den Grund zu einer Tiefe des Empfindens, zu einer dumpfen, leidenſchaftlichen Sehnſucht nach Jugendfreiheit und Jugendglück, die ſie fühlte, ohne ſich klar ihrer bewußt zu werden.“

„Noch hatte Marie ihr dreizehntes Jahr nicht völlig zurückgelegt, als ihre edle Mutter den Aufopferungen aller Art, die ihr ganzes Daſeyn bezeichnet hatten, endlich erlag. Sie erkrankte, und fühlte ihr Leben unaufhaltbar dahinſchwinden. Ruhig, freudig ſogar, ſah ſie ihrer eignen Auflöſung von irdiſchen Banden entgegen; aber banges Grauen ergriff ſie, wenn ſie der Zukunft ihrer Geliebten gedachte, die ſie in der Welt zurücklaſſen mußte. Sie ſah nur einen Ausweg, den unglücklichen Hermann nach ihrem Hinſcheiden dem Ausbruche völligen Wahnſinns, und ihr geliebtes Kind dem Elend zu entziehen, das dann in der fürchterlichſten Geſtalt auf daſſelbe eindringen würde. Sie ergriff dieſen, indem ſie einen Eilboten an den jungen Grafen Stanislaus abſchickte, um denſelben an ihr Sterbelager zu berufen.“

„Viel früher als man es hätte erwarten dürfen, ſtand der Jüngling hoch und ernſt, ſtill und mild, an dem Bette der Sterbenden, ähnlich dem Engel, der nun bald ſie herüber führen ſollte in ein beſſeres Land. Die Mutter erſchrack über den Anblick des früh zum Manne gereiften, obgleich kaum zwanzig Jahre alten Bräutigams ihrer Tochter, der in ganz andrer Geſtalt ihrer Erinnerung vorgeſchwebt hatte. Bange Sorge ergriff ihr Herz, wenn ſie von ihm auf Marien blickte, die, im Aeußern völlig noch ein Kind, weinend neben ihr kniete. Mühſam bereitete ſie ſich, alle die rührenden Bitten und Vorſtellungen auszuſprechen, die ſie in dunkeln ſchmerzvollen Nächten ſich erſonnen hatte, um den kalten, ernſten jungen Mann, der vor ihr ſtand, zur Erfüllung ihres letzten Wunſches auf Erden zu bewegen. Doch es bedurfte deren nicht. Der junge Graf war eine jener ſtolzen, ſtrengen, feſten Naturen, die weder ſich noch Andern jemals die kleinſte Abweichung von Wort und Pflicht zu vergeben wiſſen. Er erbot ſich von ſelbſt, gleich in der nämlichen Stunde, am Sterbelager der Mutter, durch den Segen der Kirche der jungen Braut ſich unauflöslich zu verbinden. Die Trauung wurde zur Stelle vollzogen, und die Mutter entſchlief wenige Stunden ſpäter, in dem tröſtlichen Bewußtſeyn, die Zukunft ihres einzigen Kindes, die Erhaltung ihres geliebten Gatten, allen menſchlichen Anſichten nach geſichert zu haben.“

„Die große Jugend der Braut erforderte noch eine mehrjährige Trennung des neu vermählten Paares, und der junge Graf verließ, gleich nach dem Hinſcheiden der Mutter, das Haus der Trauer, um nach Kurland zu ſeinem Vater zu eilen, der gerade in dieſer Zeit ihn auf das dringendſte zu ſich berufen hatte. Die ſelbſt durch den Schmerz noch erhöhte Schönheit des jungen Kindes, dem er nun auf immer verbunden war, hatte nicht verfehlt einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen; er gedachte Mariens zwar nicht mit Liebe, aber mit inniger Theilnahme; und er gelobte ſich ſelbſt, das junge verlaſſene Weſen, das auf ſo wunderbare Weiſe an ihn gewieſen, und ſeiner ſchützenden Vorſorge übergeben worden war, im Laufe der kommenden Zeit, ſo viel an ihm lag, zu beglücken.“

„Graf Amadée mißbilligte nicht den raſchen Schritt, den ſein Sohn zur Erhaltung ſeines alten Freundes gewagt hatte. Ein tröſtender Brief von ihm an Mariens Vater, ſicherte dieſem nicht nur die vollkommenſte Verſöhnung zu, ſondern auch völliges Vergeſſen jenes unſeligen Zufalles, der Beide ſo lange getrennt. Er zeigte ihm ſogar in der Ferne die Hoffnung eines möglichen Wiederſehens, indem Graf Amadée verhieß, ſeinen Sohn ſelbſt zu begleiten, wenn dieſer nach einigen Jahren ſeine junge Gemahlin abzuholen kommen würde, und gab dadurch dem unglücklichen Freiherrn den Frieden des Gemüthes, die Klarheit des Geiſtes faſt völlig wieder zurück, die dieſer ſo lange Jahre entbehrt hatte.“

„Doch der wild wogende Strom des Lebens

ergriff bald darauf ſowohl den Grafen Amadée, als deſſen Sohn, und führte Beide für den Augenblick weit weg von jeder Ausſicht auf den Hafen häuslichen Glückes, dem ſie ſo nahe ſich geglaubt hatten. Ich habe ſchon früher erwähnt, daß Amadée einem der edelſten Geſchlechter des unglücklichen Königreichs Polen angehörte; ſchon ſein Vater hatte das heiß geliebte Vaterland mit ihm verlaſſen, um nicht deſſen völligem Untergang zuſehen zu müſſen; doch Amadée hing noch immer an dem Lande, in welchem jeder frei geborne Edelmann in ſeinem Herzen ſich ein König fühlte, und er hatte auch ſeinen Sohn Stanislaus in der Liebe zu demſelben erzogen. In Kosciusko's, anfangs von einem wunderbaren Glücksſtern begünſtigtem Beginnen, ſchien dem Grafen Amadée eine neue Morgenröthe für ſein tief geſunkenes Vaterland aufdämmern zu wollen; und ſo ließ er denn auch ſich und ſeinen Sohn in das lange wankende Geſchick dieſes, vom reinſten Enthuſiasmus beſeelten Helden, ſo tief verflechten, daß Beide darüber jede Anordnung der eignen Angelegenheiten eine Zeitlang aus den Augen verloren, bis endlich der letzte entſcheidende Schlag gefallen war.“

„Die Ruhe eines Kirchhofes, laſtetete jetzt ſchwer über dem unglücklichen Lande Polen, und ſeinen tapfern Vertheidigern. Graf Amadée hatte indeſſen mit großer Weltklugheit, und mit vielleicht noch größerm Glücke, für dieſen ſchlimmen Fall ſeine und ſeines Sohnes Stellung in der Welt ſich zu ſichern gewußt; ſeine großen Beſitzungen in Kurland waren ihm unangetaſtet geblieben: doch nun forderte die Lage der Dinge, daß Stanislaus endlich ſeine diplomatiſche Laufbahn im Dienſte ſeines Kaiſers antrete, zu der ſein Vater ihn erzogen, und die er wegen der letzten Ereigniſſe nur zu lange verſäumt hatte.“

„Große Reiſen in weit entfernte Länder, waren die Folge der Anſtellung, die Graf Stanislaus ſehr bald erhielt; ſie nahmen Jahre ſeines Lebens hinweg, ohne daß ſich ihm die Möglichkeit zeigte, ſeine, ſeit dem traurigen Vermählungstage nicht wiedergeſehene Gemahlin heimzuholen. Graf Amadée ſtarb, während ſein Sohn abweſend war; es währte lange, ehe dieſer die Erlaubniß erhielt heimzukehren, um die ihm jetzt zugefallenen Güter in Beſitz zu nehmen; er fand zu Hauſe viele Unordnung zu beſeitigen, manchen verdrießlichen Prozeß auszufechten; und als er mit dieſem Allen kaum zur Hälfte fertig war, wurde er von Neuem auf das eiligſte, bis nahe an die äußerſte Gränze des ſüdlichen Europa's verſendet.“

„In all' dieſer Zeit, mitten im Taumel des bewegteſten Lebens, vergaß der Graf Mariens nicht; er liebte ihr Andenken, wie man eines ſchönen, poetiſchen Traumes ſich gern erinnert; aber es war doch in ſeiner Lage verzeihlich, daß er ohne heftige Ungeduld es ertrug, den Zeitpunkt ſeiner wirklichen Vereinigung mit der nur als ein ſchönes, liebliches, noch völlig unentwickeltes Kind Gekannten, immer weiter hinaus geſchoben zu ſehen, und daß er ohne Widerſtreben dem Strome der Zeiten ſich hingab. Er fühlte ſogar zuweilen eine Anwandelung bänglicher Scheu, wenn er des Tages gedachte, der die ihm völlig unbekannte Gefährtin ſeines Lebens ihm zuführen werde, an die er, damals ſelbſt noch ein Kind, in einem Anfalle jugendlicher Schwärmerei ſich unauflöslich gebunden hatte. Doch konnte er in andern ruhigern Stunden auch zuweilen gern den Träumen eines möglichen Glükkes in der Verbindung mit ihr, ſich überlaſſen. Zuweilen beunruhigten ihn aber auch andre Sorgen.

Er hatte leider zu viel von der Welt geſehen, als daß er von jeder Neigung zum Argwohn ſich gänzlich rein hätte halten können; das große Leben in ihr, dem er ſich hingeben mußte, hatte von ſeinem Innern die zarten Blüthen der Jugend längſt abgeſtreiſt, und der ihm angeborne Ernſt des Gemüthes, war durch vieles, was er hatte erleben müſſen, beinahe in Düſterheit und nachſichtsloſe Strenge ausgeartet. Sich ſelbſt hatte er nie die kleinſte Abweichung von der Bahn des Rechtes zu vergeben gehabt; aber er fühlte ſich auch wenig geneigt, gegen Andere Zeit und Umſtände berückſichtigend, ſich milder zu beweiſen.“

„Marie verlebte indeſſen an der Seite ihres weit heiterer gewordenen Vaters, ziemlich ruhige Tage; ſie war in unausſprechlich rührender Schönheit und Anmuth zur Jungfrau erblüht, während Stanislaus unter mannichfacher Geſtalt mit dem Leben zu kämpfen gehabt hatte. Aber auch ſie zitterte mit namenloſer Angſt dem Augenblicke entgegen, der dem ihr ganz unbekannten Gemahl ſie übergeben ſollte. Die Briefe, welche er in regelmäßigen Zwiſchenräumen ihr ſandte, konnten wenig dazu beitragen, ihr ihn von der liebenswürdigen

Seite zu zeigen. Graf Stanislaus verabſcheute Alles, was nur von Ferne an das Unwahre gränzte, und vermochte deßhalb nicht, Marien eine Liebe zu heucheln, die er für ſie noch nicht empfand. Nur das ſtrengſte Pflichtgefühl hatte ihn ihr verbunden, und dieſes allein, neben dem ihm eignen Ernſt, ſprach auch nur aus ſeinen Briefen an Marien, die er obendrein in meiſtens trüben Zuſtänden geſchrieben hatte, und die deßhalb auch deutliche Spuren ſeiner verdüſterten Stimmung an ſich trugen.“

„So gewöhnte ſich denn die arme Marie, ſich ihren Gemahl nur als einen finſtern Tyrannen zu denken, dem ſie zum Sühnopfer für ihren unglücklichen Vater übergeben ſey, um in einem fernen kalten Lande ihr ganzes Leben, ungeliebt, unverſtanden, vielleicht ſogar unbeachtet, an ſeiner Seite zu vertrauern. Das von der Mutter auf ſie vererbte Gefühl für Pflicht hielt, bei dieſer Anſicht ihrer Zukunft ſie zwar aufrecht, aber es konnte ſie doch nicht davor bewahren, das Traurige ihres von dem ihrer Geſpielinnen durchaus abweichenden Looſes, mit tiefem Schmerze zu fühlen. Gleich allen jugendlichen Gemüthern, fand Marie eine eigne wehmüthige Luſt darin, ſich ohne Widerſtand dieſem Schmerze hinzugeben, und ſogar ihr an ſich dunkles Geſchick in immer dunkleren Farben ſich vorzuſtellen. Ihr weiches zur Liebe geſchaffnes Herz, ließ ſie mit jedem Tage deutlicher empfinden, daß all' ihr Glück auf Erden einzig auf Liebe ſich gründen könne, auf Liebe, die ſie nie ſuchen, der ſie entfliehen müſſe, wo ſie auch in Zukunft ihr begegne."

„Die einzige Ausſicht, die ihre trübe Zukunft ihr erheitern konnte, blieb die Gewißheit, ihren Vater durch die Wiedervereinigung mit ſeinem Freunde ganz zu beglücken; doch das Geſchick verſagte ihr zuletzt auch dieſe einzige Entſchädigung für ihr geopfertes Herz; ihr Vater ſtarb plötzlich, faſt gleichzeitig mit dem Vater ihres Gemahls, dem Grafen Amadée, doch ehe noch die Nachricht von deſſen Tode ihn erreicht hatte."

„So war denn die Frucht der Pflichtübung, der ſie ihr Leben geweiht hatte, für Marien gänzlich verloren. Ihr Vater hatte dem Gemahl ſie nicht wirklich vereinigt, den Freund ſeiner Jugend nicht verſöhnt wieder geſehen. Zwiefacher Schmerz zerriß an ſeinem Sarge das Herz der nun ganz

Verwaiſeten; ſie wünſchte ſich mit ihm herabzuſteigen in die dunkle lautloſe Tiefe, in das düſtre Reich der Ruhe und des Vergeſſens.“

„Marie fand für den erſten Augenblick, in dem Hauſe ihres Vormundes eine anſtändige Zuflucht, bis ihr Gemahl über ihre fernere Zukunft beſtimmen würde. Gram und bange Sorge hatten ihre Geſundheit untergraben, unaufhörliche innere Aufregung ihr Nervenſyſtem bis zur höchſten Reizbarkeit verfeinert, und die Aerzte fanden für nöthig, die ſtärkende Bergluft in der, ihrem Wohnorte nahe liegenden Schweiz, und eine Molkenkur in dem köſtlichen Thale von Interlacken ihr zu verordnen.“

„Marie ſchrieb an ihren Gemahl um die Erlaubniß zu dieſer Reiſe, und er gewährte ſie ihr nicht nur willig und freundlich, ſondern bat ſie zugleich, nach Vollendung ihrer Kur ihn in Genf zu erwarten, wo er mit ihr zuſammentreffen wolle, um ſie dann nach ſeinem Wohnorte zu führen. Er meldete ihr, daß er, des Herumziehens müde, ſeinen Abſchied gefordert habe, um künftig auf ſeinen Gütern mit ihr zu leben. Eine bedeutende Summe Geldes war zum erſtenmale dieſem Briefe beigefügt, die er bat, für die Anſtalten zu ihrer

Reiſe zu verwenden. Bei allem Ernſte ſeines Gemüthes war Graf Stanislaus dennoch nicht frei von dem, ſeiner Nation eignen Hang zu faſt orientaliſcher Pracht, die ſich beſonders in einer ſehr zahlreichen Dienerſchaft zu gefallen pflegte. Da er voraus ſetzen konnte, daß Marie in ihrem bisherigen einfachen Leben, mit ſolchen glänzenden Einrichtungen unbekannt geblieben ſey, ſo ſchrieb er ihr ſogar die Zahl der Diener und Kammerfrauen vor, die ſie mit ſich nehmen ſolle, und legte als die erſte Bitte, die er gegen ſie ausſpreche, es ihr an das Herz, bei ihrem Eintritt in die Welt auf eine der Gemahlin des Grafen Stanislaus Czaratowsky würdige Weiſe — — —“

„Stanislaus Czaratowsky!“ wiederholte eine bebende Herzdurchdringende Stimme. Cöleſtine hatte den Namen nachgeſprochen, und ſaß jetzt da in Thränen zerfließend, mit verhülltem Geſicht.

Tief erſchüttert ſtand der Maler auf und trat vor Cöleſtinen hin. „O mein ahnendes Herz!“ ſprach er mit erſtickter Stimme, „mußte ich abermals dich nicht verſtehen, mußte ich gerade hier ſo tief verletzen? Gräfin,“ ſetzte er bittend hinzu, und verſuchte ſchonend, ihre Hand mit dem Tuche das ihr Geſicht verhüllte, wegzuziehen, „Gräfin, Sie ſind? — ja das war es, was mir immer bei Ihrem Anblicke dunkel vorſchwebte; o wie konnten Sie das Ihrem alten Freunde thun!“

Cöleſtine nahm das Tuch von ihrem Geſichte, und lächelte wehmüthig unter Thränen den Maler an. „Glauben Sie mir, lieber Meiſter! Hier wohnt kein Falſch,“ ſprach ſie, die Hand auf dem Herzen. „Nur nach und nach haben Sie, indem Sie erzählten, den Schleier mir gelüftet, der, Grabestüchern ähnlich, mir über die Vergangenheit ſich gebreitet hatte; ich habe lange Ihnen zugehört ehe ich ganz Sie verſtand.“

In der heftigen Bewegung, in der er ſich befand, hatte der Alte die ſchöne Frau mit beiden Armen umfaßt; aber er hielt ſie fern von ſich ab. Seine ganze Seele lag in ſeinen Blicken, indem er forſchend ſie betrachtete; was ſie ſprach, ging faſt unbeachtet an ihm vorüber.

„O mein Gott! mein Gott! wie war es denn nur möglich,“ flüſterte er leiſe vor ſich hin, „wo hatte ich denn meine Augen? Welcher Zauber deckte mir dieſe, daß nur mein Herz die liebliche Erſcheinung erkannte?„

Cöleſtine hatte indeſſen Faſſung ſich errungen. Mit ſanfter Gewalt entzog ſie ſich den Armen des Alten, und wandte ſich mit freundlicher Würde dem Kreiſe der Anweſenden zu, der in ſtummem Erſtaunen die Beiden umringte.

„Der Zufall,“ ſprach ſie, „ſpielte heute großes Spiel mit mir, indem er durch den Mund dieſes Freundes mir entdeckt, wornach ich Jahre lang umſonſt mit Sorge und Kummer geſucht habe. Ich bitte Sie Alle, für jetzt nicht in ein Geheimniß eindringen zu wollen, deſſen Daſeyn Ihnen nicht entgangen ſeyn kann, das aber von ſo wunderbarer zarter Art iſt, daß ein unberufener Eingriff leicht ein nicht wieder zu milderndes Unheil anrichten könnte. Und nun, mein lieber, würdiger Meiſter, vollenden Sie, ich bitte was Sie begonnen. Fahren Sie fort, die Geſchichte Ihres unglücklichen Freundes uns mitzutheilen, mit Treue und Wahrheit, ohne andre Rückſichten. Ich bin gefaßt auf Alles was ich ferner noch vornehmen könnte.“

Angeregt durch Cöleſtinens Beiſpiel, hatte indeſſen auch der Alte über ſein tief erſchüttertes Gefühl wieder die Oberhand gewonnen. „Mein altes thörichtes Herz hat mir abermals einen ſeiner gewohnten Streiche geſpielt,“ ſprach er, indem er mit ſichtbarer Anſtrengung ſich zu faſſen ſuchte. „Meine ſchöne Freundin und ich, wir alle Beide haben uns wohl zu viel Kraft zugetraut; doch ein ſchwacher Augenblick droht auch dem feſteſten Sinn. Jetzt will ich nur ſuchen, muthig zu Ende zu bringen, was ich vielleicht im Uebermuthe begonnen; zuletzt wird dieſes Ende dennoch der Gräfin Cöleſtine und uns Allen Beruhigung gewähren, die wir es fühlen und wiſſen, das es noch ein höheres Gut gibt als das Leben.“

„Marie,“ fuhr Meiſter Hubert jetzt in ſeiner Erzählung fort, „Marie reiſte alſo unter dem Schutze der Frau ihres Vormundes nach der Schweiz, begleitet von dem ganzen ihr eigentlich ſehr läſtigen Gefolge, das ihr Gemahl ihr aufgedrungen hatte. Der Aufenthalt in Interlacken zeigte für ihre Geſundheit die erwünſchteſten Folgen; im Aeußern blühend gleich einer jungen Roſe, im Herzen das quälendſte Vorempfinden der unausweichbaren Entſcheidung ihres Geſchickes, begab ſie ſich zu der ihr beſtimmten Zeit nach Genf. Sie fand ihren Gemahl nicht dort, wie ſie es doch erwartet hatte; ein Brief von ihm benachrichtigte ſie, daß unvorhergeſehene Ereigniſſe ſeine Ankunft um einige Tage, vielleicht um einige Wochen verzögern würden. Des Grafen Sekretär übergab ihr dieſes Schreiben, eben jene lange, hagre widerwärtige Figur, die ich früher Ihnen beſchrieben habe, und der unangenehme Anblick dieſes Menſchen machte ſie ſchaudern, als eine böſe Vorbedeutung, die ihr im Voraus Alles beſtätigte, was ſie von ſeinem Gebieter mit Furcht und innerem Grauen erwartete,“

„Die Tage ihrer Freiheit ſchienen der armen Marie jetzt gezählt. Noch einmal wünſchte ſie, alles Zwanges baar, ſich der ſchönen Erde zu erfreuen, noch dieſe kurze Friſt zu genießen, ehe ſie für immer gefangen ſich gäbe. Das Thal von Chamouny lag ihr nahe; nach allen Beſchreibungen, die ſie davon gehört und geleſen, ſchwebte es in einem entzückenden Bilde vor ihrer Fantaſie, es lockte ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt, und ſo beſchloß ſie denn, während der Graf noch ausblieb, die kleine Reiſe dorthin zu unternehmen, doch um ihrem Gemahl ſich folgſam zu beweiſen, in Begleitung ihrer ganzer Dienerſchaft. Nur die Gattin ihres Vormundes blieb in Genf, zurückgehalten von unüberwindlicher Furcht vor dem böſen Wege, der ihr als höchſt gefährlich beſchrieben worden war.“

„Wie Viktor und Marie in Chamouny einander fanden, wiſſen Sie. Beide fühlten in der erſten Stunde, daß ſie zu einander gehörten; und wer möchte es verſuchen wollen, die Pein, das Entzücken jener zwei ſchmerzlich ſchönen Tage auszuſprechen, die ſie, abgeſchieden von jeder Begränzung des Erdenlebens, wie die ſeligen Götter dort mit einander verlebten! Marie hatte zu oft, zu viel über das Glück liebend geliebt zu werden, gedacht, um über das ſich zu täuſchen, was ſie für den Einzigen empfand, der an Schönheit, Anmuth und Reinheit des Herzens ihr gleich kam. Sie wußte, daß ſie ihn liebte, ſie wußte aber auch, daß er von dieſem Augenblicke an ihrer nie wieder vergeſſen könne. Unbegränztes Vertrauen bemächtigte ſich Beider ſchon in den erſten Stunden ihres Beiſammenſeyns, und dennoch dachte keines von ihnen daran, dem Andern von ſeiner eignen Stellung im Leben Rechenſchaft ablegen zu wollen; geblendet von dem Glanz eines Daſeyns, das Beiden zur gleichen Stunde aufgegangen war, hatten ſie alles Uebrige vergeſſen. Gewiß konnte der Gedanke, meinen Freund irre führen zu wollen, in Mariens reiner Seele nicht entſtehen, doch in der unermeßlichen Seligkeit und Qual dieſes Findens, um wieder zu verlieren, ging für den Augenblick ihre ganze Vergangenheit ihr unter. Mariens Jugend, ihr ganzes Aeußere eignete ſich keineswegs dazu ſie für ſchon vermählt halten zu können; der Glanz ihrer Umgebungen, der vielleicht allein eine Muthmaßung dieſer Art erregt hätte, wurde von meinem Viktor über ihre eigene blendende Erſcheinung völlig überſehen, oder doch, wenn er anfangs ihn bemerkt haben ſollte, völlig wieder vergeſſen. Sie ſahen Beide nur ſich und nichts außerdem; was ſie für einander empfanden, ſprachen ſie weder aus, noch ſuchten ſie es zu verbergen; in der vollkommenſten Uebereinſtimmung ihrer Gemüther verſtanden ſie einander, wie die ſeligen Geiſter im Himmel einander verſtehen mögen, ohne des armen Erdbehelfs der Worte zu bedürfen; verſtand ich doch oft ſelbſt meinen Freund ganz auf die nämliche Weiſe.“

„Erſt als Marie an jenem Morgen auf dem Spaziergange, vom bangen Vorgefühle der nahen

Trennung dazu getrieben, die ganze unſelige Verflechtung ihres eigenen Geſchickes ihm entdeckte, erſt dann ſah Viktor ſchaudernd den Abgrund unter ſeinen Füßen ſich öffnen, der vernichtend ſeinem Lebensglücke drohte. Sich von Liebesbanden losreißen zu wollen, die mit dem innerſten Leben ſeines Lebens ſich verzweigt hatten, vermochte er nicht mehr; all ſein Hoffen beruhte jetzt einzig nur auf die wenigen Tage, die Marie ſich und ihm noch zum Glücklichſeyn vergönnt glaubte; jede Minute der Stunden, die er noch an ihrer Seite zu verleben hoffte, war ihm ein Lichtpunkt, glänzend genug, um eine darauf folgende lange dunkle Lebensnacht zu erhellen. Doch auch dieſe arme kleine Hoffnung wurde zerſtört. Marie erkannte bei ihrer Zurückkunſt nach dem Gaſthofe ſchon von ferne den Sekretair ihres Gemahls; dieſer brachte ihr die Nachricht, daß der Graf innerhalb zweier Tage beſtimmt in Genf eintreffen werde; ihr Herz wollte brechen, aber ſie fühlte, daß ihre Pflicht ſie ſogleich nach Genf zurück berufe — und Glück und Leben ſchieden ſich ihr für immer von einander."

„Nach ſeiner zweiten Reiſe nach Chamouny, wohin eine dumpfe Ahnung eines möglichen Wiederſehens ihn verlockt hatte, blieb Viktor wieder einige Zeit bei mir, doch Ruhe und Frieden waren von uns gewichen. Bange Sorge um Mariens Geſchick marterte meinen beklagenswerthen Freund Tag und Nacht; mit tiefgefühltem Schmerze mußte ich es anſehen, wie ſeine Jugendblüthe an meiner Seite dahin welkte, wie ſein ſchönes Haupt immer tiefer ſich neigte, gleich dem Gipfel einer jungen Palme, den der Sirokko verſengte. Gaetana hatte ſich wieder zu uns gefunden, ſie umſchwebte meinen trüben Freund, wie das Geſpenſt eines Todten den Ort umſchwebt, wo er im Leben ſeine Schätze bewahrte. Viktors kalter feſter Ernſt bannte endlich die einſt ſo liebliche, jetzt ſo unheimliche Erſcheinung, er wollte ſie ferner unterſtützen, doch er wollte nicht ferner ſie ſehen; in ſeinem tiefen Grame hätte er am liebſten, ſogar dem Lichte des Tages ſich entzogen; doch die ſtolze Römerin verſchmähte jetzt alles, was er ihr bot. Noth und Mangel, verbunden mit dem quälenden Zureden ihrer Mutter, bewog ſie endlich einem alten reichen Manne ihres Standes die Hand zu geben, mit dem ſie von Rom bald darauf wegzog.“

„Nach einigen Monaten verließ auch mein

Freund mich zum zweiten Male, und abermals heimlich. Ich glaubte ihn anfangs auf einer der kleinen Excurſionen begriffen, die er oftmals unternahm, wenn der Geiſt des Unmuthes zu ſchwer auf ihm ruhte, und von denen er immer nach einigen Tagen wieder zurück zu kehren pflegte; doch dieſes Mal blieb er länger aus, und erſt ſpät erhielt ich einen Brief von ihm, weit jenſeits der Alpen geſchrieben.“

„Viktor meldete mir, er ſey ohne Abſchied gegangen, weil er mein Einreden gefürchtet habe. Ich habe Muth, ein trübes Leben ohne Glück zu tragen, dieſes ungefähr waren ſeine Worte, für mich mache ich keine Anſprüche mehr, doch der Gedanke, daß Marie den Schmerz des Geſchiedenſeyns mit mir theilt, vielleicht unter Umſtänden, wo ſie ihm endlich erliegen muß, dieſer Gedanke iſt mir ſo peinigend, daß ich nicht länger ausdauern kann ohne ſie zu ſehen, ohne mich zu überzeugen, ſie lebe wirklich noch. Ob ich ihr nahen, ob ich auch nur aus der Ferne mich ihr zeigen werde? weiß ich noch nicht. Sollte ſie in ihrer jetzigen Lage ſich glücklich fühlen, ſo bleibe ihr Glück durch mich ungeſtört; leider kann ſie es nur ſeyn, indem ſie meiner nicht mehr gedenkt; ich werde ihr Glück ehren, ſie ſegnen, und dann, dieſes hoffe ich von Gott, und dann ſterben. Um dieſes zu können, bedarf ich weder Klage, noch Mitleid, noch Troſt, den Andre mir gewähren können, und darum gehe ich meinen dunkeln Weg allein.“

„Der ſcharfe fremde Ton dieſer Worte verletzte mich tief, und ſteigerte meine Sorge um den Geliebten. Ueberdieß hatten die in Italien ſich mehrenden Unruhen ſchon längſt angefangen, mir den dortigen Aufenthalt mannichfaltig zu verleiden; nur die Schönheit des heitern, klaren Himmels, und das Band vieljähriger Gewohnheit hatten bis jetzt mich gefeſſelt gehalten. Jetzt aber war mit meinem Freunde meine eigentliche Sonne von mir gewichen, darum verkaufte ich ſogleich mehrere meiner Bilder, und das mit gutem Glück, und rüſtete mich ohne weiteres Bedenken zur Reiſe nach dem mir ſonſt ſo verhaßten Norden; denn mit dieſer Sorgenlaſt auf dem Herzen hätte ich ja im Himmel ſelbſt keine Ruhe finden mögen.“

„Ich ſuchte auf dem geradeſten Wege nach Mietau zu gelangen, denn Viktor hatte mich angewieſen, die Antwort auf ſeinen Brief dorthin zu ſenden. Ich beſchloß dieſe ihm ſelbſt zu bringen, ihn nicht vorher von meiner Ankunft zu unterichten, damit der Flüchtling mir nicht abermals entfliehen könnte.“

„Tauſend Plagen und Beſchwerden, von denen ich nie einen Begriff gehabt hatte, drängten auf der Reiſe ſich mir entgegen; mein alternder Körper erlag beinahe der Strenge des ungewohnten Klima: nur die gränzenloſe Liebe zu meinem Viktor konnte ihn aufrecht halten. In dem ſchönen Lande, das ich verlaſſen hatte, dehnte bei meiner Abreiſe ſchon der Frühling gleich einem erwachenden Kinde die roſigen Glieder, Blumen öffneten nach kurzem Schlummer die träumeriſchen Augen. Ganz anders war es da, wohin ich jetzt gelangte. Hier ſtarrte die verarmte Natur noch in harten eiſigen Feſſeln, und die Sonne vermochte nur ſchwach und glanzberaubt das graue Nebelgewölke zu durchdringen. Zu meinem Troſt erhielt ich unterwegs oft Kunde von meinem Viktor; denn eine Erſcheinung, wie die ſeine, konnte ſo leicht nirgend unbeachtet vorüber gleiten, und ſo hatte ich doch wenigſtens die Gewißheit, mich auf dem rechten Wege zu ihm zu befinden.“

„Endlich war das Ziel erreicht. Schon wich die Dämmerung der Nacht, als ich äußerlich halb erſtarrt, innerlich glühend vor Erwartung, mich nahe vor dem Thore von Mietau befand. In einer kleinen Entfernung von der Stadt zeigte ſich mir ein nie zuvor geſehenes Schauſpiel, das ich mir anfangs gar nicht zu erklären wußte; ein unabſehbarer langer Streif röthlicher Lichter bewegte ſich ſeitwärts, pfeilſchnell lief er über die weite Schneefläche hin, der Stadt zu. Er kam näher, ein ſeltſames Tönen, ähnlich dem abendlichen Schwirren der Cikaden in meinem Italien, drang durch die ſcharfe dünne Luft zu meinem Ohr, melodiſche Klänge andrer Art, vereinigten ſich mit jenem Geklingel zu geiſterartigen Accorden; ich ſtaunte und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit; endlich kam die Erſcheinung ganz nahe, und ich ſah mit Bewunderung die Pracht eines mir fremden nordiſchen Feſtes, einer unüberſehbar langen Schlittenfahrt. Die ſchönen, mit ſilbernen Schellen geſchmückten Pferde, die Menge der in reichen Livreen ſchimmernden Vorreiter, der Lichtſtrom der zahlloſen Fackeln, die Muſikchöre, die durch den ganzen Zug hin vertheilt waren, Alles dieſes zuſammen gab ein Bild wilder, ich möchte ſagen, bacchantiſcher Freude, deſſen fremdartiges Leben mich unwiederſtehlich ergriff und begeiſterte.“

„Gern folgte ich am Thore dem Anrufe ſtill zu halten, und den Prachtzug an mir vorüber zu laſſen, der jetzt in die Stadt einziehen wollte. Ein freundlicher Bürger, der ſich zu mir geſellte, ſagte mir, ich würde in dem erſten der Schlitten den Geber des Feſtes, den neuen Gouverneur von Mietau erblicken. Jetzt rauſchte der Zug an mir vorüber, erſt Reiter, Fackelträger, Muſikchöre, dann die leichten Schlitten in ihrer blendenden Umgebung, mit Pelzdecken, ſchimmernd von Sammet, Gold und Stickereien. Hoch wogten die Federbüſche, der auf ihren Schmuck und ihr Geläute ſtolzen Renner, laut tönte das Jubeln, die Silberglöckchen, das Peitſchengeknall, es war als zöge die wilde Jagd an mir vorbei, alle meine Sinne waren bis zur Betäubung angeregt, mein Auge ſuchte vergebens durch die dichten Schleier, die prächtigen Pelze, die Geſtalten der ſchönen Frauen zu errathen, die hier, wie in einem Triumpfzuge, an mir vorüber glitten. Ihre hinter ihnen befindlichen Führer waren ſchon knapper gekleidet, und ich erkannte im erſten Schlitten, zu meiner groſſen Freude, in dem Gouverneur einen mir wohlbekannten, vornehmen Ruſſen. Er hatte vor einigen Jahren ſich in Rom aufgehalten, ich durfte hoffen von ihm wohl aufgenommen zu werden, und durch ihn Nachricht von dem Aufenthalte meines Freundes zu erhalten.“

„Immer dichter und dichter rauſchte und wogte jetzt das luſtige, glänzende Getümmel, Schlitten drängten ſich an Schlitten, bis endlich der letzte derſelben ſich zeigte. Ich faßte ihn ſchon von fern ſchärfer ins Auge, weil er der letzte war. — Viktor führte ihn, nein, ich irrte mich nicht, keine Verhüllung konnte dieſe Geſtalt mir unerkenntlich machen. Auch er rauſchte an mir heran; indem hob der Luftzug den Schleier ſeiner Dame, und ließ einen Theil ihres Geſichts mich erblicken; gleich einem Blitzſtrahle loderte Erinnerung in mir auf; Marie! rief ich, Viktor und Marie! Sie hörten es nicht und jagten an mir vorbei.“

„Ich eilte ſogleich von dem Gaſthofe, wo ich bald darauf abſtieg, in das Haus des Gouverneurs, eben fuhren von dort die Schlitten auseinander, jeder Herr geleitete ſeine Dame nach Hauſe, und ich ſah auch den Gouverneur mit der Seinigen an mir vorüber fahren, ohne daß er mich bemerkt hätte. Vergebens ſuchte ich in ſeinem Hauſe die Wohnung meines Viktor zu erfahren; ich fand dort Alles in jener Verwirrung, wie ſie unmittelbar nach einem Feſte unter der Dienerſchaft einer vornehmen Familie zu entſtehen pflegt; Niemand wollte den Namen meines Freundes kennen, Niemand mir Rede ſtehen, der Gouverneur, hieß es, werde vor Mitternacht nicht wieder heimkehren.“

„Eine tödlich lange Nacht lag zwiſchen dieſem Abende und dem nächſten Morgen, an welchem ich ſogleich bei dem Gouverneur um eine Audienz anhielt, und ſie auch erlangte. Er nahm ſehr freundlich mich auf, und ließ ſogleich in die ihm wohl bekannte Wohnung meines Viktors mich führen.“

„Ich fand meinen Freund bleich, erſchöpft, in einem fieberhaften Zuſtande auf einem Ruhebette liegen, von welchem er, durch meinen Anblick freudig überraſcht, in meine Arme flog. Ach die wenigen Monate, die er fern von mir verlebte, hatten um viele Jahre ihn älter gemacht! Ich alter Mann brauche mich nicht zu ſchämen es zu geſtehen, ich mußte über ihn weinen, wie eine Mutter über ihr in Elend vergehendes Kind. Er bemerkte es, entwand ſich meinen Armen, und fragte ſchmerzlich, herzzerreißend, Uberto, warum biſt du gekommen?“

„Ich bin nicht hier um von mir ſelbſt zu ſprechen; darum ſchweige ich von dem Schmerz, der immer tiefer, gleich einem Schwerte, durch meine Seele drang, je länger ich meinen unglücklichen Freund ſah und hörte. Schon ſeit mehreren Wochen hielt er ſich in Mietau auf, um Marien zu erwarten, die mit ihrem Gemahle dort eintreffen ſollte. Was denn weiter mit ihm werden, ob er ihr nahen, ob er ihr ſich zeigen werde? darüber hatte er in ſeiner trüben Unentſchloſſenheit nichts beſtimmt. Er hatte ſeine Tage dort ganz einſam verlebt, nur den Gouverneur beſuchte er zuweilen als einen ihm lieben Bekannten, aus einer frühern, glücklichern Zeit. Alles was dieſer verſuchen mochte, den Jüngling, der auch ihm werth geworden war, der Geſellſchaft zuzuwenden, blieb fruchtlos, bis zu dem Tage der großen Schlittenfahrt, von der ich ein Zuſchauer geworden war. Viktors innerer Trieb, der von jeher den blendenden Erſcheinungen des Nordens ihn zuzog, erwachte von Neuem in ihm als er von dieſem Feſte hörte; aber er ſträubte ſich lange dagegen, und verſprach erſt am Morgen des Feſtes, bei demſelben zu ſeyn, als der Gouverneur ihn bat, an ſeiner Stelle eine fremde Dame zu führen, die er ſelbſt nun nicht fahren könne, wie er erſt ſich vorgenommen habe; indem der höhere Rang einer ebenfalls erſt angekommenen ruſſiſchen Fürſtin, ihn zwinge dieſe zu ſeiner Dame zu wählen.“

„Um jeden Rangſtreit zu vermeiden, hatte, den Anführer des Zuges ausgenommen, das Loos über die Reihenfolgen der Schlitten entſchieden, der Zufall warf meinem Freunde die letzte Nummer zu. Ohne nach dem, ihm in dem Augenblicke ganz gleichgültigen Namen der Fremden, die er führen ſollte, ſich zu erkundigen, ließ er an die Thüre eines großen, ſchönen Hauſes ſich geleiten, um ſeine Dame abzuholen; eine hohe, ſchlanke, in Pelzwerk tief verhüllte Geſtalt tritt ihm entgegen, ſie hebt den Schleier, ihren Führer zu begrüßen, und ganz unverhofft geht meinem Viktor zum zweiten Male die Sonne ſeines Lebens auf, zum zweiten Mal’, auf kalter, lichter Schneefläche, erblüht ihm die Roſe des Glücks.“

„Was ſie während der Fahrt mit einander geſprochen, wußte Viktor ſelbſt mir nicht zu ſagen. Erſt ſchwiegen beide, lautlos gaben ſie dem entzükkenden Bewußtſeyn der Nähe eines geliebten Weſens ſich hin; dann hörte Viktor ſich verbannen und fühlte doch ſich gehalten, und wußte, daß er weder ſcheiden könne, noch müſſe. Keine Klage über ihre Verhältniſſe entſchlüpfte Mariens Lippen; aber Viktor las dennoch in ihren Blicken mehr, als ihre Worte ihm hätten ſagen können; Viktor verſchwieg was er bis jetzt gelitten, und Marie wußte es doch. Das Daſeyn jedes von ihnen, war der getreue Abglanz des Daſeyns des Andern, ſie waren Eins, und darum hatte keines dem Andern etwas zu vertrauen.“

„Schwindelnd bis zur Betäubung, vor ſchmerzlichem Entzücken, kehrte Viktor Abends in ſein Zimmer zurück. Das Geräuſch der heimkehrenden Schlitten verklang in der Ferne, um ihn herrſchte tiefe Stille, das Feſt war vorüber mit all' ſeinem Zauber, ſein eignes Leben ſchien es ihm auch zu ſeyn, eine lange, lange Nacht mußte beidem folgen, keine Auskunft, kein Lichtpunkt zeigte ſich mehr. Alles, Alles war vorüber.“

„So fand ich ihn, verſinkend in Troſtloſigkeit.

Ich war bei weitem der Aeltere von uns Beiden, ich hätte auch der Weiſere ſeyn ſollen; hätte der Gefahr ihn entziehen, ihn zwingen ſollen, augenblicklich wieder mit mir abzureiſen ohne ſie wieder zu ſehen. Was er gewollt, war ja vollbracht; er hatte ſie wiedergeſehen, lebend, blühend, ſein Andenken im treuen Herzen tragend: was wollte er mehr von ihr, dem Eigenthum' eines Andern? Wer aber vermag den erſten Stein auf mich zu werfen, weil ich dieſe ſtrenge Weisheit nicht zu üben vermochte? Weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, meinen ohnehin leidenden Freund ſo ſchwer zu verwunden? Außer Marien hatte ich noch kein lebendes Weſen geſehen, das ihm zu vergleichen geweſen wäre. Die Sonne beſchien kein zweites Paar gleich dieſem; und dieſes Paar ſollte dem Schmerze der Trennung hoffnungslos erliegen, um einer Convenienzehe willen, die keinen, ſelbſt nicht den Gemahl Mariens beglücken konnte? Mein Freund, ſeine ſchöne Geliebte, ſollten ihr Leben vertrauern, um den von einer erkrankten Phantaſie eingegebenen Wunſch eines längſt Verſtorbenen, halb Wahnſinnigen, zu befriedigen? Nein, das konnte, das durfte nicht geſchehen; ich beſchloß, Alles daran zu ſetzen um Viktor und Marie zu retten. Graf Czaratowski war katholiſch, doch Viktor und Marie waren Proteſtanten, nichts ſchien mir leichter, als jene Ehe zu trennen, die nie hätte geſchloſſen werden ſollen. Dieſe Trennung war der einzige Weg zur Vereinigung des liebenden Paares, und ich beſchloß, ſie herbeizuführen, und ſollte ich auch, um dieſen Zweck zu erlangen, den Grafen Czaratowski ſelbſt, den ich noch nicht kannte, von der verſchwiegenen Liebe benachrichtigen, die für einen Andern in der Bruſt ſeiner ſchönen Gemahlin in heißer Flamme erglühte.“

„Wir blieben alſo einſtweilen in Mietau, und Viktor ſah Marien wieder, doch nicht unter dem hohen, von Milliarden Sternen durchblitzten Himmelsgewölbe, wie bei jener Schlittenfahrt. Er ſah ſie nur in der engen Beſchränkung geſelligen Zwanges. Ihr reiner hoher Sinn hob Beide ſo weit hinaus, über alles was an Intrigue und Verſtellung gränzte; es fand unter ihnen ſogar nichts Verabredetes Statt, daß Viktor nie auf den Gedanken kommen konnte, ein einſames Geſpräch mit Marien zu ſuchen. Nur in den Aſſambleen durfte er ſie von Ferne ſehen. Wie der reine ſchöne Mond, mitten zwiſchen Wolkenfratzen hindurch, ſeine ſtille Bahn geht, ſo ging Marie mitten im geſelligen Getümmel ihren ruhigen Gang. Nie bot ſie dem Freunde Gelegenheit, nur ein unbelauſchtes Wort ihr zu ſagen, ein zweiter Tantalus, ſtand er ihr nahe, ohne ſie jemals zu erreichen, und kehrte an jedem Abende, neue Qualen im liebekranken Herzen, aus den vornehmen Zirkeln wieder heim, die wir Beide, er und ich, nur um Mariens willen beſuchten. Ich ſelbſt verging darüber faſt vor Unmuth, Schmerz und Zorn; das konnte und durfte nicht ſo bleiben."

„Meine unbegränzte Liebe zu meinem Freunde, mag neben der leichtern Sitte Italiens, an die ich gewöhnt war, es entſchuldigen, daß ich endlich zu einem durchaus nicht zu lobenden Mittel ſchritt, um die Liebenden, ohne ihr Zuthun, zu einem ungeſtörten unbelauſchten Geſpräche zu bringen, das dann, wie ich mit Gewißheit glaubte, für die künftige Wendung ihres ganzen Lebens entſcheidend werden mußte. Ich bewog durch Gold und Schmeicheleien eine der Kammerfrauen Mariens, während Graf Czaratowski abweſend war, meinen Freund in das Zimmer ihrer Gebieterin zu führen. Viktor wurde erſt im

Augenblicke der Ausführung dieſes Plans von demſelben benachrichtiget. Die Lockung war zu ſtark, ſie beſiegte die Furcht Marien zu beleidigen; und Marie ſah ihn, athemlos, ſprachlos vor Entzücken vor ſich ſtehen, ehe ſie ſeines Eintrittes gewahr worden war.“

„Nie habe ich ein ſterbliches Weſen auf Erden geliebt, wie ich ihn liebte; was er für Marien fühlte, habe ich nie empfunden, daher kann ich nur ſehr Unvollſtändiges von dieſem Wiederſehen der Liebenden berichten, obgleich Viktor Tage und Wochen lang mit der ſchmerzlich ſchönen Erinnerung daran ſich hinhielt, und ſie zur nie verſiegenden Quelle der Unterhaltung zwiſchen uns machte.“

„Langer Schmerz, überraſchende unüberſchwengliche Freude, hatte in dieſem berauſchenden Momente Viktors Liebe zur höchſten Leidenſchaft geſteigert. Wild verzweifelnd wagte er es, Marien zu umſchlingen, hingeriſſen von ſüßem Wahnſinn der Liebe, beſchwor er ſie, befahl er ihr ſogar, ihm zu folgen, ihm, dem ihr eigenſtes Leben angehöre, ihm, dem Gott und Natur ſie vom Anbeginn an zum Eigenthume beſtimmt hätten. Mit glühenden Worten ſchilderte er ihre Ehe mit dem Grafen ihr als einen gräßlichen Verrath an ſich und ihrem Gemahl ſelbſt, und forderte ſein Leben, ſeine Jugend, ſeine Seligkeit im Himmel und auf Erden, von ihren Händen.“

„Marie zitterte, ſie erbleichte; er ſah, wie ſie, vergehend vor Angſt, bittend ihn anblickte, er ſah ihre Thränen; und der Sturm der Leidenſchaftlichkeit, der in ihm tobte, legte ſich plötzlich vor ihrer ſüßen allgewaltigen Zaubermacht; die hohe Göttlichkeit ſeiner reinen edlen Natur ging leuchtend aus dem Dunkel der Leidenſchaft wieder hervor, die einen Moment ſie umdunkelt hatte; ſanft wie ein Kind, ſank er vor Marien hin, ganz Demuth, Hingebung und Alles opfernde Liebe, bat er ſie ihm zu vergeben, daß er ihr gegenüber nur einen Augenblick etwas Anderes habe wollen können, als in ſchweigender Entſagung ihr anzugehören. Ohne eine Sylbe ihm erwiedert zu haben, ging Marie als Siegerin aus dem furchtbaren Kampfe mit der glühenden Liebe des edlen Jünglings hervor, aber ſie ſah zugleich den dunkeln Fittig des Todes die ſchönen geliebten Züge überſchatten, und fühlte jetzt, von ihrer eignen Kraft verlaſſen, die ganze Schwere des Opfers, das ihr Geſchick von ihr forderte. Aufgelöſt in Thränen der Angſt und der Liebe, flehte ſie meinen edlen Viktor um Schutz gegen ſich ſelbſt an, und gegen ihr empörtes Herz; ſie bat ihn, es nicht zu dulden, daß ſie den Schlangenbiſſen der Reue ſich Preis gäbe, es nimmer zu geſtatten, daß ſie ihm, dem Lichte ihres Lebens, folge, und noch jenſeit des Grabes den dunkeln Schatten ihres unglücklichen Vaters durch Ungehorſam beleidige, indem ſie von dem Gatten ſich trenne, den er ihr erwählt.“

„Viktor wandte verſtummend ſich ab, er ließ ihren Arm, ihren ſchönen Körper frei, den er in der Gluth der Leidenſchaft umſchlungen gehalten, er verhüllte ſein Geſicht und wollte gehen. Marie, hingeriſſen von Liebe und Bewunderung, ergriff ſeine Hand und drückte mit zitternder, glühender Lippe den Scheidekuß ihr auf. In dieſem Augenblicke hörten Beide einen tiefen Seufzer; furchtbar, ähnlich dem letzten Stöhnen aus ſterbender Bruſt, drängte der räthſelhafte Ton ſich zwiſchen ſie hin, und Beide erſtarrten in namenloſem Erſchrecken.“

„Viktor erholte ſich zuerſt wieder, er durchſuchte das Zimmer, den Vorſaal, Alles war ruhig, nirgend eine lebende Seele; eiſige Schauer rieſelten ihm durch Mark und Gebein, indem er ſich losriß und das Haus verließ. Als er vor die Thüre deſſelben trat, hatte ſpätes, plötzliches Schneegeſtöber nach langem Frühlingsthauen, die dunkle, ſchweigende Nacht erhellt, und er fühlte zum erſten Male, bei dieſer ihm ſonſt ſo lieben, nördlichen Erſcheinung, von gewaltſamem Grauſen ſich ergriffen. Es ſchien ſeinen getäuſchten aufgeregten Sinnen, als verwandle der Schnee ſich in ein weites unabſehbar großes Leichentuch, er ſah Mariens Geſtalt neben ſich, er fühlte, wie das weiße kalte Gewand über ihn, über ſie, über weite Strecken Landes ſich lege und durch ſeine Schwere ihn erdrücke.“

„Innere Sorge hatte mich indeſſen zu Hauſe keine Ruhe finden laſſen, es hatte mich hinaus getrieben, ich war in der Nähe von Mariens Wohnung umhergeſchlichen, da fand ich meinen Freund, betäubt, erſtarrt, an den Vorſprung eines Hauſes gelehnt, und führte den halb des Bewußtſeyns Beraubten in unſre Wohnung zurück.“

„Die mehrere Tage hindurch währende Betäubung eines hitzigen Fiebers, führte den Unglücklichen über die völlige Trennung von der Geliebten mitleidig hinweg. Graf Czaratowski hatte ſchon am nächſten Morgen nach jenem unſeligen Beſuche, mit ſeiner Gemahlin die Stadt verlaſſen, um auf ſeine Güter zu gehen, und Abſchiedskarten, die ſo oft als Grabſchrift eines ſtillen Glückes an Spiegeln und Toiletten prangen, meldeten auch mir, daß jede Hoffnung für meinen unglücklichen Freund dahin ſey.“

„Die Nachricht von dieſer unerwartet ſchnellen Abreiſe beſchäftigte die ganze Stadt, und gab zu unzähligen Muthmaßungen und Erdichtungen Stoff. Mich, den ſie am nächſten betraf, beſchäftigte ſie am wenigſten; denn ich ſaß mit reuerfülltem Gemüthe am Sterbebette meines Freundes, deſſen heftiges Erkranken alle meine Gefühle und Gedanken in Anſpruch nahm. Die junge, friſche Lebenskraft ſiegte endlich, Viktor erholte ſich wieder; aber er ſtand jetzt vor mir, als wäre er ſein eignes Marmorbild, ihm zum Angedenken auf ſeinem Grabe hingeſtellt. Nach und nach vermochte er, mir zu erzählen, was in jener dunkeln Stunde zwiſchen ihm und Marien vorgegangen ſey, ſeine Erinnerung verweilte gern dabei, Stunden lang, bis zur völligen Erſchöpfung ſprach er mit mir davon, und verlor ſich in Betrachtung von Mariens Bilde, dem einzigen Porträt das er jemals gemalt hat. Uebrigens bezeigte er ſich feſt entſchloſſen, den Ort nicht wieder zu verlaſſen, den Marie durch ihre Gegenwart ihm geheiligt hatte, den Einzigen, wo er hoffen durfte, von ihrem ferneren Leben zuweilen Nachricht zu erhalten. Und ich, ich fühlte zu tief, wie ſehr ich durch mein gutgemeintes Einmiſchen an dem Glücke meines Freundes mich verſündigt hatte, als daß ich es hätte wagen mögen, dieſen letzten Troſt ihm verleiden zu wollen.“

„Indeſſen konnte ich es mir doch nicht verbergen, wie ſehr der Aufenthalt im Norden mir mit jedem Tage peinlicher wurde. Ich quälte vergebens mich ab, meinem Freunde den zuletzt zu leidenſchaftlicher Qual ſich ſteigernden Mißmuth zu verbergen, der rettungslos mich ergriff. Die Erſten und Vornehmſten des Landes, bemühten ſich mich in ihre Kreiſe zu ziehen; ſie zeichneten auf eine mich beſchämende Weiſe mich aus, unmäßige Preiſe wurden für meine Arbeiten mir geboten, und doch konnte ich meinen, in geiſtige Untauglichkeit ausartenden Widerwillen gegen dieſes Land, nicht unterdrücken. An Malen durfte ich gar nicht denken, kaum vermochte ich es noch zwei Ideen mit einander zu verbinden. Das fürchterlichſte Heimweh hatte mich ergriffen, ich kam mir vor wie ein Gefangener unter Barbaren, und fühlte zu meiner eignen Verzweiflung immer dringender, die traurige Nothwendigkeit, dieſen wie Blei auf mir laſtenden Himmelsſtrich ſchleunigſt zu fliehen, wenn ich nicht zugleich geiſtig und körperlich zu Grunde gehen ſollte.“

„Viktor ward meine traurige Gemüthsverſtimmung nicht ſogleich gewahr, und als er ſie bemerkte, gab er ſich die größte Mühe, durch mühſam erzwungene Heiterkeit mich tröſtend zu beruhigen. Doch dieſe Anſtrengung ſeiner gebrochenen Kraft vermehrte nur die innere Verzweiflung, mit der ich als den Sklaven vieljähriger Verwöhnung mich betrachtete. Ich hätte mich ſelbſt deßhalb haſſen mögen, und doch konnte ich nicht ändern, was mir zur zweiten Natur geworden war. Zuletzt wollte mein Viktor mich bereden, ohne ihn nach Italien zurückzukehren; aber dieſes ſein Anſinnen wurde von mir auf gleiche Weiſe abgewieſen, daß er es nie wagte, wieder darauf zurückzukommen. Wie hätte ich ohne ihn leben und glücklich ſeyn können? — Ach, ich habe ſeitdem es wohl lernen müſſen — ich habe wenigſtens gelebt. Glücklich war ich wohl nie wieder, ſeit er mir fehlt, froh wohl, zuweilen, aber glücklich? — “

„Der Sommer ſchlich endlich herbei, auf den Alle, die an mir Theil nahmen, mich vertröſtet hatten. Dieſe trübe, farbloſe Zeit, ohne Blüthen, ohne Nachtigallen, ohne Sonnenlicht und Sonnenwärme, ſchien mir noch trauriger als der Winter. Sie ſtrich ſchnell vorüber, und mein Zuſtand ward in körperlicher und geiſtiger Hinſicht immer bedenklicher. Heimweh, unausſprechliche Sehnſucht verzehrten mich; vernichtet, zum Unkenntlichen verändert, fehlte es mir jetzt ſogar an Kraft zum Entſchluſſe fortzugehen; ich war dahin an Leib und Seele, nichts, Niemand konnte mich retten außer Viktor — und er rettete mich, er rettete mich, aber um welchen Preis!“

„Ich gehe mit dir nach Rom, alter Freund!“ rief er, von einem langen, einſamen Spaziergange heimkehrend, eines Morgens wie triumphirend mir zu, und ein Strahl meiner hesperiſchen Sonne, fiel aus ſeinen klaren leuchtenden Augen, mir erwärmend in das faſt erſtorbene Herz. „Ich habe mir Alles wohl überlegt, ich will mit dir in deine eigentliche Heimath, wir wollen wieder mit einander malen, wir wollen wieder für einander leben, wie ehedem. Und hätte ich auch nur noch eine Spanne Zeit, wie ein ganz eignes Voremfinden mir oft prophezeihen will, ſo gehört ſie dein, dieſe Spanne, und wir wollen beiſammen bleiben, ſo lange Gott will.“

„Lachend, weinend, ihm dankend mit kindiſcher Freude, ſchloß ich den edeln, treuen Freund in meine Arme. Neu beſeelt ordnete ich auf das ſchleunigſte Alles zu unſerer Abreiſe an. Was von düſtern Vorbedeutungen in den Worten liegen mochte, mit denen Viktor ſeinen Entſchluß mir angekündigt hatte, kümmerte mich wenig; ich ſchrieb ſeine trüben Ahnungen auf Rechnung des trüben Himmels über unſerm Haupte, und war feſt überzeugt, daß ſeine Geſundheit in Italien ſich völlig wieder herſtellen müſſe. Endlich war Alles bereit und wir rollten ohne ferneren Aufenthalt dem theuern Lande meiner Sehnſucht zu, immer noch zu langſam für meine Ungeduld. Bis wir den Norden völlig hinter uns hatten, war mir noch immer zu Muthe, als könne irgend ein feindlicher

Dämon in das Elend der Fremde, in die ertödtende Kälte, uns wieder zurückreißen.“

„Endlich hatten wir die Schweiz erreicht, dieſen heiligen Vorhof jenes Zauberlandes, wohin wir ſtrebten. Wonnige und ſchmerzliche Erinnerungen trieben meinen Freund dieſen Thälern und Bergen zu, und ich vermochte nicht mich zu weigern, den Weg mit ihm zu ziehen, der ſeinem Herzen der liebſte war. Ach, mein eignes Herz war jetzt wieder ſo voll Seligkeit! ich freute mich des Lebens auf unſrer ſchönen Erde, als wäre ich wieder ein ſechzehnjähriger Knabe geworden. Wir befanden uns in der nämlichen Jahreszeit, in der ich vor zwei Jahren mein ſchönes Italien verlaſſen hatte; Alles war jetzt umgekehrt, hinter uns laſtete noch der traurige Winter, auf dem von der Natur verabſäumten Lande, um uns erwachte der Frühling, ſchöner, herrlicher, als ich je ihn geſehen zu haben vermeinte, lächelte er aus jedem Strauche, von jeder grünen Matte uns entgegen. Mit unausſprechlichem Entzücken begrüßte ich die hohen Alpen, die Gränzmauer Italiens, und auch in den ſchönen geliebten Zügen meines edlen Freundes ging bei ihrem Anblick ein Strahl wehmüthiger Freude auf. Er blickte mit leuchtenden, von dem Himmel in ſeiner Bruſt wiederſtrahlenden Augen zu den hohen Bergen empor, dieſen mächtigen Säulen im Tempel der Natur.“

„Viktor war die Reiſe über ruhig, zuweilen ſogar heiter. Er ſprach viel und gern von Marien, ſogar von der Möglichkeit, ihr unterwegs, oder vielleicht ſelbſt in Italien wieder zu begegnen; denn er meinte, kurz vor unſerer Abreiſe vernommen zu haben, daß ihr Gemahl noch im Laufe des vergangenen Sommers eine große Reiſe mit ihr antreten wollte. Nur wenn ich der Wahrſcheinlichkeit erwähnte, daß der Graf Viktors Beſuch bei Marien erfahren, und deshalb Mietau ſo ſchnell verlaſſen habe, wandte dieſer ſchweigend und trübe ſich ab, ohne ſich darüber weiter ausſprechen zu wollen. Auch erwähnte er oft mit der größten Ruhe des Vorgefühls ſeines nahen Todes, das noch immer ihn nicht verließ; mir machte dieſes weiter keine Sorge, ich nahm es für die Nachwehen früherer Leiden, und widerſprach ihm nicht, wenn er ſchwärmend zu höheren Welten ſich erhob. Röthete ſich doch wieder ſeine Wange, ſah ich ihn doch täglich neue Kraft gewinnen, war er doch wieder mein, in dieſem ſchönen blühenden Lande, und eilte mit mir jenem noch blühenderen Paradieſe zu, wo, meiner feſten Ueberzeugung nach, jedes kranke Herz geſunden mußte.“

„Ich konnte es meinem Viktor nicht verſagen, noch einmal das Thal von Chamouny, den Schauplatz ſeines kurzen Glückes mit ihm zu beſuchen, da wir uns ſo nahe an demſelben befanden, obgleich in meiner Bruſt eine laute Stimme gegen dieſe Pilgerfahrt ſich erhob. Umſonſt warnte mein guter Engel mich; ach, er ſpricht oft zu uns, und wir verkennen ſeine Stimme, wir verſtehen ſie nicht und eilen, mit Blindheit geſchlagen, unaufhaltſam mit eigenen Kräften dem Verderben zu.“

„Wie vor drei Jahren, breitete ein himmliſch friedlicher Abend über das Thal ſich aus, als wir daſſelbe betraten; und auch wieder, wie damals, wieder an der nämlichen Stelle, ſtand jener prächtige Char-a-banc vor der Thüre des Gaſthofes. Bedienten in der nämlichen Livree ſchwärmten wieder umher, und die dicke Duenna wandelte wieder, im eifrigen Geſpräch mit demſelben widerwärtigen Alten, vor dem Hauſe auf und ab. Ich erſtaunte! ich glaubte mich von plötzlichem Wahnſinne ergriffen. O, wäre es ſo geweſen! und hätte ich auch bis an das Ende meiner Tage darin verharren müſſen! aber ich war völlig bei Sinnen, mein Auge trog mich nicht, Marie war da; ſie hatte, gleich meinem Viktor, noch einmal die Grabſtätte ihres Glückes beſuchen wollen. Aber ſie war nicht allein, ihr Gemahl war mit ihr gekommen.“

„Cöleſtine, laſſen Sie uns ſchnell über Stunden hinweg eilen, deren Erinnerung noch nach ſechzehn Jahren wie ein furchtbares Phantom, mich verfolgt.“

„Wir waren zu Fuße gekommen, wegen des überfüllten Hauſes von keinem der dort anweſenden Fremden bemerkt. Am nächſten Tage wurden noch einige vornehme Ruſſen erwartet, in deren Geſellſchaft Graf Czaratowsky und Marie, über Lyon in das ſüdliche Frankreich reiſen wollten. Beide hatten an dieſem Abende aus großer Ermüdung ſich früh in ihre Zimmer zurückgezogen.“

„Viktor ſchrieb ihr — er bat um ein letztes Lebewohl, an der Stelle wo ſie einander gefunden, wo Marie zum erſten Male ſeinem Lebensglücke das Todesurtheil geſprochen, indem ſie die traurige Verwickelung ihm entdeckte, in die ihr Geſchick ſie verflochten. Er beſchwor ſie, ſeinem durchaus verarmten Daſeyn dieſen letzten Troſt nicht zu verſagen. Ich wußte, durch die früher mir bekannt gewordene Kammerfrau, Viktors Brief in Mariens Hände zu bringen; ich brachte ihm auch ihre Antwort — Marie gewährte, was er bat.“

„Viktor brachte die Nacht wachend zu, ſtill in ſich gekehrt, äußerlich ruhig, gleich einem der die Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen hat, und am Morgen nicht der Geliebten, nein dem Tode, gefaßten Muthes entgegen gehen ſoll; keine Spur früherer Leidenſchaftlichkeit äußerte ſich in ſeinem Benehmen. Der Tag brach an, verhüllt ging die Sonne auf, die Luft war ſchwül, ein heftiger Südwind ſtrich ſeufzend von Zeit zu Zeit durch das Thal, und ſchwieg dann wieder in langen Pauſen. Mein Freund drückte, ohne ein Wort zu ſagen, mich an ſeine Bruſt, und verließ das Zimmer, das Haus! Ich ſah durch das Fenſter, die beiden hohen Geſtalten das Thal hinab ſich wenden, Marie hielt einen grünen Zweig in der Hand: ſo gingen ſie dahin im Morgenlichte, ein

Windſtoß hob Mariens Schleier, ich glaubte, einen Engel die blendend weißen Schwingen zum Auffluge gen Himmel regen zu ſehen. Beide waren mir bald aus dem Geſichte verſchwunden.“

„Stunden vergingen, ſie kehrten nicht heim, und ich verzehrte mich in unſäglicher Angſt. Vergebens ging ich den Weg, den ich ſie hatte nehmen ſehen; vergebens befragte ich jeden mir Begegnenden; vergebens ſuchte ich in jeder Hütte am Wege Nachricht von ihnen zu erhalten, Niemand wollte ſie geſehen haben.“

Der Himmel trübte ſich immer mehr, bei immer drückender werdender Schwüle, folgten immer heftiger, in immer kürzern Zwiſchenräumen, die Windſtöße ſchneller auf einander, plötzlich hallte im Gebirge ein fernes Rollen, einem einzelnen Donnerſchlage ähnlich. Ich hörte es und erbebte in namenloſem Entſetzen, ohne zu wiſſen worüber. Meine Sinne, meine Nerven geriethen in furchtbare Spannung; einem Wahnſinnigen ähnlich irrte ich bald zwiſchen den Klüften und Tannen umher, bald trieb die Hoffnung, daß ſie wieder zurückgekehrt ſeyn möchten, mich dem Hauſe zu; es war jetzt hoch am Tage, die erwartete Reiſegeſellſchaft langte an, ſie beſtand größten Theils aus Damen, und jetzt erſt ward die Gräfin vermißt; ihre Kammerfrau hatte bis dahin alles Fragen nach ihr abzuwenden gewußt.“

„Ihr Zimmer war verſchloſſen, nach langem vergeblichen Klopfen wurde der Wirth herbei gerufen, um mit ſeinem Hauptſchlüſſel es zu öffnen, es war leer; man ſchloß daraus ſie habe einen einſamen Spaziergange unternommen, doch keiner von den vielen Leuten im Hauſe wollte ihr Weggehen bemerkt haben.“

„Sie iſt verloren, wenigſtens in dringender Gefahr, wenn ſie in dieſer Jahreszeit ſich ohne Führer zu weit gewagt haben ſollte, rief der Wirth, und beſtand darauf Boten auszuſchicken, um auf allen Wegen in der Umgegend die Vermißte zu ſuchen. Es war zu Anfange des Maimonats, das Thal blühte im üppigſten Frühlingsglanze, doch die wilden Waldbäche, von Eiswaſſer geſchwellt, durchtobten noch das Gebirge; die mächtigen Lawinen drohten; die Berge, die Klüfte, die tiefen Felſenthäler lagen noch voll Schnee; nur die geübteſten Gemſenjäger mochten es wagen, die ſonſt am leichteſten zu erſteigenden Gebirge zu betreten, welche im hohen Sommer das Ziel aller Reiſenden in dieſen Gegenden ſind, und konnten es nicht ohne Gefahr.“

„Jetzt trat der Graf Czaratowski hinzu, und die Verwirrung ward allgemein. Alle Führer der Umgegend wurden zuſammen berufen, die rüſtigſten Bewohner des Thales ſchloſſen ſich ihnen an; Jeder hatte eine andere Meinung, Jeder glaubte beſſern Rath zu wiſſen, dazwiſchen tobte heulend der immer ſteigende Sturm, der Wirth hatte in ſeinem Hauſe zu thun, der Graf konnte aus Unkunde der Gegend nichts entſcheiden, Jeder ſuchte ſeine eigne Meinung geltend zu machen, es ward geſchrieen, geſtritten, herüber und hinüber, darüber verging die Zeit, der Abend rückte heran als man ſich endlich auf machte die Vermißte zu ſuchen, es ward Nacht, und Keiner kehrte heim, der tröſtliche Kunde von ihr gebracht hätte.“

„Bis dahin hatte ich den Blicken des Grafen mich zu entziehen geſucht, jetzt aber trieb nicht mehr zu bändigende Angſt mich ihm entgegen; er ſtand, von Bedienten, Frauen und Landleuten umringt, und hörte den Bericht einiger Führer an, die eben von ihren fruchtloſen Nachforſchungen zurückgekehrt waren. Ihm zunächſt ſtand die Kammerfrau, die in Mietau meinen Freund zu ihrer Gebieterin geführt und am geſtrigen Abende ſeinen Brief ihr übergeben hatte. Sie zuerſt ward meiner gewahr, und ſtürzte im nächſten Augenblick, von einem Anfall wahnſinniger Reue ergriffen, zu den Füßen des Grafen hin; laut ſchluchzend umſchlang ſie in wilder Verzweiflung ſeine Knie, und bekannte, am Abende zuvor ihrer Gebieterin einen Brief von einem jungen Manne übergeben zu haben, der zu mir gehöre; den ſie früher ſchon in Mietau heimlich bei ihr eingeführt habe, und mit dem die Gräfin heute bei Tages Anbruch ausgegangen ſey."

„Des Grafen verwilderter Blick fiel auf mich. Leichenbläſſe überzog ſein Geſicht, indem er mich wahrſcheinlich erkannte, er bebte zurück, wie vor einer giftvollen Schlange, als ich ihm nahen wollte, um ihm alle die Auskunft zu geben die ich zu geben wußte. Schweigend winkte er mich von ſich ab, ſeine Blicke glühten, wie verzehrendes Feuer. Er rang lange nach Athem: „hier gilt es nicht mehr eine im Gebirge Verlorne, es gilt eine auf gangbarem Wege Entflohene zu ſuchen, und dieſes erfordert andre Anſtalten, als die bisherigen," rief er mit verbißnem Grimme in italieniſcher Sprache mir zu.“

„Laut ſchreiend, wie ein verwundeter Wilder, ſtürzte ich bei dieſen Worten auf ihn ein. Dieſen entehrenden Verdacht konnte ich auf meinem edlen Freund nicht haften laſſen, ich wollte den Grafen feſt halten, ich wollte ihn zwingen, mich anzuhören, ich wollte auf jede Weiſe dieſe ſchmähliche Beſchuldigung von meinem Freunde abzuwälzen ſuchen. Vergebens! ich ward, gleich einem Raſenden, von den Umſtehenden ergriffen und übermannt; der Graf entwand ſich mir, und begann ſogleich mit düſterm Ernſt, aber raſcher Beſonnenheit, alle Anſtalten zu einer genauen Hausſuchung in allen Hütten des Thales zu treffen. Bediente und mit Fackeln verſehene Führer wurden zu dieſem Zwecke noch in tiefer Nacht ausgeſendet. Er ſelbſt machte ſich bereit mit grauendem Tage aufzubrechen, um auf dem Wege nach Genf die nöthigen Nachforſchungen anzuſtellen; ſein Sekretair erhielt Befehl, auf dem jetzt noch ziemlich gefahrvollen Wege nach Martigny, das Nämliche zu thun, und der widerwärtige Menſch ſchien dieſes Geſchäftes ſich zu freuen.“

„Durch alle dieſe Anſtalten ward ich ſelbſt faſt irre gemacht, und doch lebte in mir die feſteſte Ueberzeugung, daß nur eine unbegreifliche Verblendung des Grafen ſich bemächtigt haben müſſe. Es war mir eben ſo wenig denkbar, daß Marie zu einem ſolchen Schritte ſich habe verleiten laſſen können, als daß mein hochgeſinnter, edler Viktor den Gedanken gefaßt haben ſolle, ſie dazu aufzufordern. Er hatte ſein Zuſammentreffen mit ihr, hier an dieſer Stelle, nimmermehr vermuthen können, und er war kein ſchwachſinniger ſelbſtſüchtiger Knabe, der von der Gewalt des Augenblicks zu einer Handlung ſich verlocken laſſen konnte, gegen die früher ſein reines Gemüth ſich empört hatte. Ich ſuchte die Ueberzeugung feſt zu halten, daß Viktor und Marie im Gebirge ſich verirrt hätten, daß die zu große Ermüdung der zarten, des Gehens ungewohnten Frau, ihre Rückkehr verhindert, und ſie an einer, vielleicht ſehr unwirthbaren Stelle, feſtgehalten habe. Daß ein wirklich bedeutender Unfall Beide betroffen haben könne, davon durfte ich nicht einmal die Möglichkeit in mir aufkommen laſſen, wenn ich bei Sinnen bleiben wollte. Indeſſen traf ich doch meine Anſtalten zu ihrer

Rettung, als ob eine ſolche Möglichkeit vorhanden geweſen wäre. Ich wandte die bis zum Morgen mir übrig bleibende Zeit dazu an, mir drei der rüſtigſten, der Gegend kundigſten Gemſenjäger zu gewinnen; Stricke, Leitern, warme Decken, Wein, Lebensmittel, Alles, was wir zur Rettung und Labung der Verirrten nöthig zu haben glaubten, wurde mitgenommen. Kaum begann die Kuppel des mächtigen Montblanc in Roſengluth ſich zu kleiden, ſo machten wir uns auf den Weg, während im Thale, der eben grauende Morgen noch mit Nebeln und Dunkelheit zu kämpfen hatte. Wir gingen zuerſt dem großen Gletſcher am Eingange des Thales zu, der dem Montblanc ſeine Entſtehung verdankt, denn hieher glaubte ich vor Allem, daß die Verlornen ſich gewendet haben müßten; es war derſelbe Weg, den ſie vor drei Jahren, an jenem unſeligen Morgen der Trennung, mit einander gegangen waren.“

„Heimlich zitternd vor dem Zuſtande, in dem ich vielleicht die Verlornen finden würde, hatte ich in ängſtlicher Eile den Ausgang des Dorfes kaum erreicht, als Graf Czaratowski zu Pferde mich einholte, von einer Schaar Bedienten und Landleute begleitet.“

„Wohin am frühen Morgen?“ herrſchte er mir zu.

Dreiſt und beſtimmt beantwortete ich ſeine Frage.

„Ihr Ziel liegt von meinem Wege nicht zu weit entfernt, als daß ich mir nicht das Vergnügen machen ſollte, Sie zu begleiten,“ erwiederte er mir mit ſchlecht verhehltem Ingrimm. „Alle die Leute die Sie hier ſehen, ſollen Ihnen ſuchen helfen, was wir wohl ſchwerlich zwiſchen den Gletſchern finden werden. Doch dem ſey wie ihm ſey, ich begleite Sie, denn offen geſtanden, ich habe nicht Luſt, Sie ſobald aus dem Geſichte zu verlieren.“

„Ohne ihm nur eine Sylbe zu antworten, ſetzte ich mit ſchwellendem Herzen meinen Weg fort; ich fühlte, daß ich ſchweigen mußte, wenn es mir ferner gelingen ſollte, mein empörtes Gefühl zu beherrſchen. Wir eilten die grüne Matte hinauf, ſchon lag das Tannengebüſch dicht vor uns, hinter welchem der Gletſcher ſich erhebt, der Graf blieb beſtändig mir zur Seite. Jetzt liefen ein Paar junge Savoyarden herbei, ſie weinten, ſie ſchrieen, ſie flehten unſer Mitleid an; es waren arme Hirten, der warme Südwind des vergangnen Tages hatte von den höchſten Bergen große Maſſen von Schnee losgelöſt, dieſe waren auf eine hoch liegende Alpenwieſe gefallen, an deren Abhange die armen Savoyarden ihre kleine Ziegenheerde weiden ließen; nur mit Noth hatten die Unglücklichen das eigne nackte Leben gerettet, ihre ganze kleine Heerde, ihr einziger Reichthum auf der weiten Erde, war vernichtet.“

„Mein Herz ſtand bei ihrer Erzählung ſtill, in namenloſem Entſetzen; auch der Graf erbleichte, indem er die Klagen der armen Hirten anhörte, von bangen Beſorgniſſen ſichtbar ergriffen.“

„Ich hörte und ſah nun nichts weiter. In unaufhaltſamer Eile bahnte ich mir meinen Weg durch das Tannengebüſche, über den Wall von Steingerülle hinweg, der dieſen wie alle Gletſcher umgibt, und begann zwiſchen den Eispyramiden hinauf zu klettern. Die Führer hatten Mühe mir zu folgen; ſie riefen warnend mir zu, dem lockern Schnee nicht zu trauen, der die Eisfläche bedeckte; doch ich ging meinen Weg fort, ohne auf ſie zu achten, bis ich auf einer großen, von Schnee freigebliebenen Eistafel, ſchwankend zwiſchen Freude und Entſetzen, den Abdruck eines kleinen zierlichen Fußes entdeckte. Es war augenſcheinlich, Marie hatte hier gewandelt; hoch über uns ſich wölbende Eismaſſen hatten dieſe Stelle vor dem Schnee geſchützt, ihr Engel hatte hier ſichtbar gewaltet, um ihre Spur uns finden zu laſſen. Der grüne Zweig, voll eben knospender Roſen, den ſie wie ich Tages zuvor bemerkte, beim Ausgehen in der Hand trug, lag unfern von dem Abdruck ihres Fußes noch ganz friſch erhalten, vom Winde in eine ſchützende Ecke hin geweht; ich ſtürzte auf die Knie, ich küßte unter einem Strome von Thränen das grünende Zeichen der neu belebten Hoffnung, ich war in dieſem Augenblicke feſt überzeugt, daß die Hand, welche dieſen Zweig ſo wunderbar in der eiſigen Wüſte erhielt, ſich auch über Viktor und Marie ſchützend ausgebreitet haben würde, um ſie vor dem Untergange zu bewahren.“

„Unſre Begleiter hatten indeſſen noch einige, in das aufthauende Eis eingedrückte und über Nacht wieder feſtgefrorne Fußtapfen entdeckt. Auf Befehl des Grafen hallte die öde Gegend jetzt von ihrem Rufen, laut, zu wiederholten Malen; doch keine antwortende Stimme ließ ſich vernehmen, kein Ton war hörbar, als der Widerhall unſers Rufens, und aus hoher blauer Luft, das Gekreiſch eines mächtigen Adlers."

„Neue noch furchtbarere Angſt ergriff mich bei dieſer Todtenſtille, einem Wahnſinnigen ähnlich, wand ich zwiſchen den Eiszacken mich hindurch, den Gletſcher hinauf, um die andre ebenfalls dem Thal ſich zuſenkende Seite deſſelben zu unterſuchen. Meine Gemſenjäger wollten, der frühen Jahreszeit wegen, von dieſem gefahrvollen Unternehmen mich zurück halten, doch da ſie meinen feſten Willen ſahen, blieben ſie mir zur Seite. Da ſtanden wir plötzlich vor einer hoch aufgethürmten Maſſe von Schnee; jedes fernere Fortſchreiten war unmöglich. Eine Staublawine war hier gefallen, hier, wo ſeit Menſchengedenken, ſeit Jahrhunderten vielleicht keine — o mein Gott! das war der Donner, den ich am vorigen Morgen gehört! Ich ſtand am tiefen, kalten Grabe des edelſten Lebens, der Blume der Welt, des Meiſterwerkes des Schöpfers. Mariens Schleier ſchwebte in unerſteiglicher Höhe von einer Eiszacke herab, wohin die Windsbraut, die Begleiterin jener furchtbaren Lawine, die das unglückliche Paar hier ereilt hatte, ihn geführt. Alles war erfüllt, was Viktor vorempfand, als er an jenem unſeligen Abende in Mietau Mariens Haus verließ, der Schnee war zum kalten Leichentuche geworden, das die Liebeglühenden Herzen auf ewig umhüllte. Alle Umſtände vereinten ſich, um mir eine entſetzliche Gewißheit zu gewähren, der endlich mein Bewußtſeyn erlag."

Der Alte beugte jetzt verſtummend ſein Haupt, und verbarg ſein Geſicht mit beiden Händen; Cöleſtine ſchluchzte hörbar; keiner der Anweſenden wagte ſich zu regen, kaum zu athmen. Endlich nahm Meiſter Hubert wieder das Wort.

„Nach Wochen lang, in dumpfer Bewußtloſigkeit gekämpftem Ringen mit dem Tode, mußte ich wieder zum Leben erwachen. Ich fand mich in der ärmlichen Wohnung des Pfarrers von Chamouny wieder, dem freundlich milden Arzt und Tröſter ſeiner Gemeinde, in geiſtiger, wie in irdiſcher Noth. Zu ihm hatten meine Gemſenjäger mich getragen, als ich, einem Todten ähnlich, an dem weiten kalten Grabe meines Freundes nieder geſunken war, und er hatte gern und willig mich aufgenommen. An meinem Bette, als meine Pflegerin, ſaß Gaetana. Ich hatte Mühe, ſie wieder zu erkennen, ſo verändert war ihre Geſtalt. Ach! auch dieſe prachtvolle Blume im Garten Gottes auf Erden, mußte ich dem frühen Verwelken zuſinken ſehen; kaum war ſie noch ein Schatten von dem, was ihre Jugendblüthe geweſen. Das Gerücht von dem furchtbaren Geſchicke des noch immer Heißgeliebten, war bis zu ihr nach Turin gedrungen, wohin ſie von Rom mit ihrem Gatten gezogen, und keine Macht auf Erden hatte ſie abhalten können, die Ihrigen zu verlaſſen, und dahin zu pilgern, wo, der Sage nach, das Licht ihres Lebens untergegangen ſeyn ſollte. Lange zweifelte ſie an der Wahrheit deſſen, was das Gerücht von Viktors Verderben erzählte, doch je näher ſie dem Ziele ihrer Wanderung kam, je ſchwankender ward ihre Hoffnung. Die ganze Gegend weit und breit war voll von der traurigen Begebenheit, des Grafen Dienerſchaft, die Leute, die er ausgeſandt hatte, um ſeine Gemahlin überall zu ſuchen, hatten mit der größten Umſtändlichkeit, und manchem, das Andenken des unglücklichen Paares entehrenden Zuſatze, ſie verbreitet. In Chamouny ſelbſt, ward die verzweifelnde Gaetana, um nähere Nachrichten zu erhalten, an den Pfarrer gewieſen; mein Anblick beſtätigte ihr die entſetzliche Begebenheit, die mit gränzenloſem Schmerze ſie erfüllte."

„Des Pfarrers frommes Zureden beſänftigte nach und nach ihre wilde Verzweiflung; dieſe ging in tiefe Melancholie über, leiſe wandelte die Arme, faſt gänzlich verſtummend, im Hauſe umher, nahm an keiner äußern Erſcheinung des Lebens mehr Antheil, ausgenommen an der Sorge für meine Verpflegung. So fand ich ſie bei meinem wiederkehrenden Bewußtſeyn an meinem Bette; ſo blieb ſie auch bei unſrer Heimreiſe, auf der ſie ohne Widerſtreben ſich von mir nach Turin zu den Ihrigen geleiten ließ."

„Während meines dumpfen Hinbrütens war Graf Czaratowſki längſt abgereiſt, in einem Zuſtande von Verzweiflung, deſſen Beſchreibung mein tiefſtes Mitleid erregt haben würde, hätte ich je den Verdacht ihm verzeihen können, den ſein mit Argwohn erfülltes Gemüth, auf meinen Freund und deſſen ſchuldloſe Geliebte geworfen. Vor ſeiner Abreiſe hatte der Graf noch das Unmögliche verſuchen laſſen, um die Todten aus ihrem weiten kalten Grabe an das Licht zu ziehen. Seit ſechzehn Jahren ſchlummern ſie dort ruhig und ungeſtört, neue Kryſtall-Pyramiden aus unvergänglichem Eiſe haben ſeitdem über ihre Ruheſtätte ſich aufgethürmt, zum Denkmal der reinſten und unglücklichſten Liebe."

„Mir iſt von meinem Freunde nichts geblieben, als Mariens Bild, das ſich in dem Zimmer vorfand, welches ich mit ihm im Gaſthofe von Chamouny bewohnt hatte; ich habe dieſem Bilde das meines Freundes hinzugefügt, in aller Herrlichkeit ſeiner Jugendſchöne, wie er war, ehe der Sirokko der leidenſchaftlichſten Liebe ihn ergriff und die Blüthe ſeines Lebens verſengte. Ich trage beide Bilder, in Viktors Taſchenbuche vereint, immer bei mir, und auch die Zeilen, in welchen Marie meinem Freunde verſprach, ihn auf dem Todesgange zu begleiten, zu dem er ſie einlud ohne eine Ahnung von deſſen furchtbarem Ausgange. Das iſt Alles, Alles, was von dem Paare mir blieb, welches beſtimmt ſchien die Zierde der Welt zu ſeyn," ſetzte der alte Maler mit trübem Blicke hinzu, indem er eine kleine, durch die Zeit unſcheinbar gewordne Brieftaſche hervor zog.

„Und dieſe Zeilen! mein würdiger Freund, laſſen Sie durchaus mich klar ſehen, verſchweigen Sie mir nichts,“ rief Cöleſtine ſehr bewegt, „was beweiſt der Brief der unglücklichen Marie, für den Zweck jener unheilvollen, Tod bringenden Zuſammenkunft?“

„Nichts, was wir nicht ſchon gewußt hätten, theure Gräfin,“ erwiederte der Alte, indem er aus dem Taſchenbuche ein Papier nahm, das er mit ſchwankender, faſt erſtorbener Stimme vorlas.

„Ich komme, mein theurer Freund, wie Sie es wünſchen; ich komme morgen mit Aufgang der Sonne. Ich ehre dankbar die Wege des Schickſals, das wunderbar und unerwartet uns zum zweitenmale an dieſer Stelle zuſammen führt, um auf dem freudenloſen Pfade, der uns vorgezeichnet iſt, den Troſt eines minder ſtürmiſchen Abſchiedes uns mitzugeben, als unſer letzter es war. Am Scheidewege, der für dieſes Leben auf immer uns trennt, will ich im Angeſichte Gottes, der hier in ſeinem erhabenſten Tempel ſichtbarer waltet, das letzte Lebewohl ausſprechen.

Mein Herz ſchlägt ruhig, indem ich dieſes niederſchreibe, wenn gleich ſchmerzenvoll. Die Hand, die bis jetzt uns hielt, wird ferner über uns walten; damit wir immer ohne Wanken, ohne Reue, ohne Klage, über die Trümmer unſeres Glückes auf Erden, friedlich dahin wandeln können, bis an's Ende.“

Marie.

„Und hier, das war mein Viktor, das war Marie,“ ſprach der Alte, indem er mit bebenden Händen das Taſchenbuch vollends auseinander ſchlug. Er reichte mit abgewendetem Blicke es Cöleſtinen hin, dann ſchritt er der Thüre zu, langſam, unhörbar, gleich einem Schatten, durch die lange Reihe der Zimmer hindurch, und war verſchwunden.

„O, Raimund! o, mein Bruder!“ rief Cöleſtine mit ſtrömenden Augen, indem ſie die Bilder betrachtete und an ihre Lippen drückte. „Ja,“ ſetzte ſie, gegen die Anweſenden gerichtet, mit ſtrahlenden Blicken hinzu, welche in Thränen glänzten, „mögen Sie Alle, mag die ganze Welt es jetzt erfahren! Viktor war mein Bruder, mein geliebter unglücklicher, mein, o wie lange und wie ſchmerzlich beweinter Bruder! Sein trübes

Geſchick war mir nie deutlich geworden, bis zu dem heutigen Tage, der endlich den lange Verkannten mir ſchuldlos zeigt, ihn, deſſen Andenken die Ahnung von ſchwerer, furchtbar gerächter Schuld, bis jetzt mir trübte. Und dieſer Brief, Mariens theure Zeilen! — o Gott, wie dank' ich dir für dieſe ſchmerzlich ſchöne Stunde!

Ein neuer Strom von Thränen erleichterte ihre gepreßte Bruſt. Sie weinte lange und ſo recht aus dem Herzen wie ein Kind, trocknete dann ihre Thränen und blickte freundlich die Umſtehenden an, die ſich theilnehmend um ſie her gedrängt hatten.

„Der Zufall,“ ſprach die ſchöne Frau, „hat in dieſen Abendſtunden Sie Alle aus lieben geehrten Bekannten, mir zu vertrauten Freunden gemacht; denn ſpät erſt, zu ſpät, um die Unterhaltung abbrechen zu können, ward ich gewahr, wie nahe die Erzählung des Meiſters Hubert, die tiefſten verborgenſten Saiten meines Gemüthes berühren würde. Ich bin der Theilnahme die Sie mir beweiſen, es ſchuldig, Ihnen zu erklären, wie es möglich ward, daß ich erſt heute, nach ſo vielen Jahren, von der Begebenheit deutliche und umſtändliche Kunde erhielt, die meinen einzigen Bruder einſt dem Untergange zugeführt hat. Ich will es jetzt gleich, ehe wir für dieſen Abend auseinander gehen; in der gewaltſamen Aufregung aller meiner Gefühle, in der ich mich befinde, werden meine Kräfte dazu ausreichen; eine zweite Unterhaltung dieſer Art würde zu ſchmerzlich mir ſeyn. Ich möchte ſie vermeiden, und doch nicht in zweideutigem Lichte mich Ihnen zeigen.“

„Raimund war mein Bruder, mein einziger Bruder,“ begann Cöleſtine nach einer kleinen Pauſe. „Er hieß Raimund Viktor, wir waren im Hauſe gewohnt ihn bei ſeinem erſten Taufnamen zu nennen, und der zweite kam darüber ganz in Vergeſſenheit; daher erkannte ich ihn in der Erzählung ſeines alten Freundes nicht gleich. Er war um mehrere Jahre älter als ich; ſelbſt damals, als wir vor ſechzehn Jahren ihn verloren, war ich den erſten Kinderjahren kaum entwachſen; auch habe ich den geliebten Bruder nur ſelten, während der kurzen Beſuche, die er bei meiner Mutter ablegte, geſehen, und wußte wenig von ſeinen Verhältniſſen. Denn Gründe mancherlei Art, beſonders eine ſehr geſchwächte Geſundheit, bewogen meine Mutter, mit mir theils in Genua, wo ſie die Seebäder brauchte, theils auf unſern Gütern im ſüdlichen Deutſchland zu leben. Ungemäßigte Liebe zur Kunſt, nebſt meines Bruders Beſtimmung für dieſelbe, gaben hingegen meinem Vater Veranlaſſung, ſich meiſtentheils in Rom aufzuhalten.“

„Unerachtet meiner großen Jugend, unerachtet der Seltenheit ſeiner Beſuche, war doch die Erſcheinung meines Bruders das erſte Licht, welches mein Leben erhellte. Die ſeltne Schönheit ſeiner Geſtalt, ſeine geiſtigen Vorzüge, ſeine milde Freundlichkeit gegen mich, die an Bewunderung gränzende Auszeichnung, die von Allen ihm ward, welche ihm nahten, machten, daß ich wie zu einen Weſen höherer Art zu ihm hinauf ſah; damals war ich ſtolz darauf ihn meinen Bruder nennen zu dürfen, und ich danke Gott, daß ich jetzt wieder es ſeyn darf, daß die Wolke hinweg ſchwand, die ſein Angedenken mir verdüſterte.“

„Er ſtarb ferne von uns, die Art ſeines Todes wurde mir verhehlt, kaum daß man mir geſtehen mochte: ich hätte ihn verloren. Ich mußte meine Thränen um ihn erſticken, denn jede Erinnerung an ihn wurde mit großer Aengſtlichkeit vermieden, Vater und Mutter erſchracken jedes

Mal, wenn zufälliger Weiſe ſein Name in ihrer Gegenwart ausgeſprochen wurde: und doch bezeugte die tiefe Betrübniß meiner Aeltern, daß ſein Verluſt ungewöhnlich hart ſie verletzt haben müſſe. Seit Raimunds Tode trugen die edlen Züge meines Vaters unabänderlich das Gepräge düſtern Kummers, und meine fromme Mutter legte nach dem Glauben ihrer Kirche die ſtrengſten Bußübungen ſich auf, die ihre Geſundheit völlig zerſtörten. Oft lag ſie Stunden lang auf den Knieen, und ich hörte für das Heil der Seele meines Bruders ſie inbrünſtig beten; einige Worte, die ihrem Schmerze entſchlüpften, als ich ſie einſt mit Thränen bat ſich ſo nicht hinzuopfern, ließen mich errathen, daß mein Bruder im Augenblick einer ſchweren Verſündigung von Gottes Strafgericht getroffen, ins Grab geſunken ſey; und nun war auch meiner jungen Seele der Frieden entflohen. Ich verſank in tiefen verborgenen Kummer, unnennbares Grauſen ergriff mich, wenn ich meines armen Bruders gedachte, und doch war es mir unmöglich, an ſeine Schuld zu glauben. So lange ſein Verbrechen mir nicht genannt wurde, ſah ich keine Möglichkeit, ihn mir ganz ſchuldlos zu denke;

der heiße Wunſch dieſes zu können, verfolgte mich Tag und Nacht, und die Dunkelheit, die man abſichtlich über alles verbreitete, was den Unglücklichen betraf, vermehrte die Angſt die mich quälte. Eine alte Kammerfrau meiner Mutter vertraute mir endlich: Raimund, denn ſo nannte ſie ihn wie wir Alle, Raimund habe eine unglückliche Dame von hohem Range ihrem Gemahle entführt, und ein aus heiterm Himmel herabfahrender Blitz, habe beide Verblendete in ihrer ſtrafbaren Sicherheit erreicht und zerſchmettert.“

„Obgleich meinem hellen geſunden Verſtande das Mährchenhafte und Uebertriebene nicht entging, welches in dieſer Erzählung liegen mochte: ſo ergriff mich dabei doch unausſprechliches Entſetzen und Grauſen. Nicht zu beſchreibende heimliche Angſt, vertilgte von nun an jede Spur jugendlichen Frohſinnes aus meinem Gemüthe. Ich war zwölf Jahr alt, größten Theils im üppigen Italien aufgewachſen; aber meine wahrhaft tugendhafte Mutter, hatte in gänzlicher Unbekanntſchaft mit der Möglichkeit des Laſters mich aufwachſen zu laſſen gewußt: und ſo blieb faſt Alles, was ihre Kammerfrau mir vertraut hatte, mir unverſtändlich: aber dieſe hatte hinzugeſetzt, daß der Gemahl jener unſeligen

Frau als ein Wahnſinniger die Welt ſeitdem durchirre, und das war der einzige Punkt, den meine jugendliche Fantaſie feſtzuhalten verſtand. Was mein Bruder verbrochen haben ſollte, um die ſichtbare Hand der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes auf ſich zu ziehen, begriff ich nicht, ſo viel ich auch ins Geheim darüber nachdachte; aber das Bild jenes, durch meines Bruders Schuld, die Welt wahnſinnig Durchirrenden, ſchwebte mir dennoch immer vor, ſchreckte aus bangen Träumen mich auf, und zerſtörte einſtweilen völlig den Frieden meiner ſchuldloſen Kindheit.“

„Kaum war ſeit dem mir unbegreiflichen Untergange meines Bruders ein Jahr mir trübe und freudenlos vergangen, als ich auch meine geliebte Mutter durch den Tod verlor; ſie hatte ins Grab ſich gehärmt!“

„Dieſes groſſe Unglück, wohl ſonſt das gröſſeſte, was eine unmündige Tochter erleben kann, rettete mich vielleicht dennoch dieſes Mal, vor dem Untergehen in Tiefſinn und religiöſer Schwärmerei. Mein Vater brachte mich nach Paris zu ſeiner dort lebenden Schweſter; unter der Leitung dieſer vortrefflichen, hochgebildeten, ungeachtet ihres langen

Aufenthalts in Paris, deutſch gebliebenen Frau, gewann meine geiſtige Bildung eine ganz andere Richtung. Auch mein Vater ſtarb bald nach meiner Mutter, meine Tante nahm mich völlig an Kindes Statt an, das wirkliche Leben erfaßte mich mit ſeinen Leiden und ſeinen Freuden. Es entriß mich der Traumwelt, in welcher ich bis dahin gelebt hatte, und in der mich zu verlieren ich in Gefahr geweſen war.“

„Dennoch blieb Viktors eigentliches Schickſal mir immerfort ein unauflösliches Räthſel, das in jeder einſamen Stunde mich ſchmerzlich beſchäftigte, und deſſen tröſtende Löſung mir erſt heute völlig ungeſtörten Frieden wiedergibt.“

Cöleſtine verſtummte hier, ſichtbar erſchöpft, und die Geſellſchaft entfernte ſich bald darauf, und ließ ihr Zeit, im Nachdenken und in dem Betrachten der beiden, ihr von dem alten Maler zurückgelaſſenen Gemälde, Beruhigung zu ſuchen. Sie eilte mit dieſen in ihr einſames, an ihr Wohnzimmer anſtoßendes Kabinet, und zu ihrem großen Erſtaunen trat Meiſter Hubert, den ſie längſt daheim zur Ruhe glaubte, ihr in demſelben entgegen.

„Zürnen Sie nicht, edle, ſchöne, meinem alten

Herzen jetzt ſo nahe verwandte Frau,“ ſprach der Maler, faſt demüthig, „zürnen Sie nicht, daß ich hieher mich ſchlich um Ihrer zu harren, hieher, wo ich, während Alle entfernt mich glaubten, jedes Ihrer Worte vernahm. Ja, Sie ſind die echte Schweſter meines Viktors, die echte Schweſter ſeines edeln, reinen Gemüthes! Ich konnte es länger nicht ertragen, mich und meinen Schmerz fremden Blicken Preis geben zu müſſen, es war mir unentbehrlich ein Paar Minuten mit mir allein zu bleiben: und dennoch fühlte ich unwiderſtehlich mich getrieben, Ihnen noch Manches zu vertrauen, Ihnen allein. Ich habe noch etwas auf dem Herzen, das ich in ihre Hände niederlegen muß. Laſſen Sie mich jetzt vollenden, gütige Frau, das Leben iſt kurz, meine Tage, ich ſollte ſagen, meine Stunden, ſind gezählt. Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren.“

Mit der ihr eigenthümlich milden Freundlichkeit ſuchte Cöleſtine den noch immer ſehr bewegten Greis zu beruhigen. Sie verſicherte, daß ſie ſeiner, in dieſer Stunde unerwarteten Erſcheinung ſich ſogar freue; „denn,“ ſetzte ſie hinzu: „denn auch ich habe etwas auf dem Herzen.“

„Von Gaetana möchte ich noch mit Ihnen ſprechen,“ nahm Meiſter Hubert das Wort, indem er an Cöleſtinens Seite ſich niederließ, „von der armen unglücklichen Gaetana, dem dritten Opfer jener unſeligen Leidenſchaft, das noch zur Stunde, in tiefem Schmerz, ein ſelbſt gewähltes, dunkles Daſeyn, um Viktors willen mit Heldenmuthe trägt. Die edle Gräfin Cöleſtine wird nicht mit Verachtung auf jene Unglückliche herab ſehen, weil dieſe in ihrer Niedrigkeit es wagte, das Auge bis zu dem Bruder derſelben zu erheben; ſie wird mit mir das Geſchick eines ausgezeichneten Weſens beklagen, das, zu beſſeren Hoffnungen berechtiget, an der Gluth ſeines heiligſten Gefühles zu Grunde gehen mußte.“

„Ich verließ Gaetana in Turin, ſobald ich ſie den Ihrigen wieder übergeben hatte, und ließ nun in Florenz mich nieder. Denn nach Rom, und in meine dortige, verödete, ausgeſtorbene Wohnung, konnte ich ohne ihn, der mir Alles geweſen war, nicht wieder zurückkehren. Ich ſuchte fortan Beruhigung, wo ich allein ſie finden konnte, in dem wohlthätigen Fluch, mit dem Gott die Menſchheit geſegnet, in emſiger fleißiger Arbeit, und in dem

Einzigen, was ein freundliches Geſchick mir ſchon bei meiner Geburt zum Troſte auf dem Lebenswege mitgegeben, in der Liebe zur Kunſt, ünd dem eifrigen Beſtreben ſie würdig zu üben. Ich malte und zeichnete faſt Tag und Nacht, nicht um darüber zu vergeſſen, ſondern um männlich tragen zu können, was ſich nie vergeſſen läßt. So allein durfte es mir gelingen, mein Leben von einem Tage zum andern zu friſten, ohne meinen Geiſt in dumpfer Troſtloſigkeit verſinken zu laſſen. Doch anders war es mit der armen Gaetana. Die beſchränkte Thätigkeit, welche ihr einfaches Leben der, ohnehin nach italiſcher Art, nicht an häuslichen Fleiß gewöhnten Frau erlaubte, war nicht hinreichend, um ſie über den Schmerz aufrecht zu erhalten. Ich erkundigte mich anfangs oft nach ihr, ich vernahm wie ſie abſichtlich über ihrem Gram brüte, wie ſie oft Wochen lang kein einziges Wort ſpräche, um ein Gelübde, das ſie ſich auferlegt, zu erfüllen. Ich hörte, daß ſie in Kirchen und an heiligen Stätten, oft halbe Tage vor den Altären auf ihren Knieen betend läge, und mit wunden blutenden Sohlen, die beſchwerlichſten Wallfahrten vollbringe. Ich hörte, daß ihre Bekannten ſie bald als eine Heilige verehrten, bald als eine halb Wahnwitzige ſie vermieden. Das Herz that bei dieſen Berichten mir weh, und ich ließ demnach bald davon ab mich nach ihr zu erkundigen, um, da ich hier nicht helfen konnte, meines eignen Gefühles zu ſchonen.“

„Mehrere Monate waren auf dieſe Weiſe mir vergangen. Ich ſaß eben in meiner Werkſtatt, und malte mit Eifer und Begeiſterung an einem Altarbilde, einer Mater Doloroſa, als ein Geräuſch mich bewog, von meiner Staffelei aufzuſehen. Wahrlich, im erſten Erſtaunen glaubte ich eine geiſtige Erſcheinung zu erblicken, ob außer mir, ob innerlich, von meiner lebhaft angeregten Fantaſie gebildet? ich wußte es nicht. Tief verhüllt in dunkle Gewänder, ſtand eine lange, hagere, weibliche Geſtalt vor mir, ſie ſchlug den ſchwarzen Schleier ein wenig auseinander, ich ſah ein todtenbleiches Geſicht, ich ſah urſprünglich regelmäßige Züge von tiefem Seelenleiden zerſtört, ich ſah tief liegende, völlig ausgeweinte, jedes vormaligen Glanzes beraubte Augen, die in alter Zeit wohl eine Welt hätten in Flammen ſetzen können; es war ein herzzerreißender Anblick! Sie trug unter ihrem Mantel ein wenige Monate altes Kind in den Armen, ſie bückte ſich und legte es ſchweigend zu meinen Füſſen hin. Als ſie ſich wieder aufrichtete, erkannte ich erſt, an einer ihr ganz eigenthümlichen Bewegung, die arme Gaetana.“

„Meiſter, ich bringe dir mein erſtgebornes Kind,“ ſprach ſie. „Schmerz und Entſetzen ſeiner Mutter haben es nicht getödet, ein Wunder hat es erhalten, und es iſt zu Großem beſtimmt. Eine Stimme, die wir beide im Leben nie wieder hören werden, hat mir im Traume geboten es dir zu bringen, du ſollſt es erziehen. Auch meine Stimme verklingt heute für dieſe Welt, ich werde nie mehr anders als zu Bußpſalmen ſie erheben. Meine Stätte im Kloſter der büßenden Schweſtern iſt beſtellt, ich trete von deiner Schwelle aus der Welt hinaus, um für die Seele jenes Unglücklichen, der mitten im Taumel der Freude, unverſöhnt, ohne geiſtlichen Segen aus dem Leben geriſſen ward, die ſtrengſte Buße zu üben.“

„Erſchüttert war ich aufgeſprungen, alles Ueberredende, was das tiefſte Mitleid, der innigſte Wunſch, die Unglückliche von ihrem Entſchluſſe abzubringen, mir eingeben konnte, wurde vergebens von mir angewendet. Das nämliche, den Namen meines edeln Freundes ſchändende Gerücht, das einſt Cöleſtinens glückliche Jugend trübte, war auch bis zu der armen Gaetana hindurchgedrungen. Die ſchwärzeſte Verläumdung, hatte unter dem Schleier des Wunderbaren, bei dem Volke Glauben gefunden, dem alles Abentheuerliche willkommen iſt. Es war mir unmöglich, die verblendete Gaetana zu überzeugen, daß der reine, edle, gewiß jetzt ſelige Geiſt unſers Verklärten, weder ihres Opfers noch ihrer Fürbitte bedürfe. Ihre Fantaſie war mit dunkeln Schreckbildern erfüllt, ihre Prieſter hatten ebenfalls das Ihrige dazu gethan, um ſie in der qualvollſten Angſt um das Heil der Seele ihres Geliebten zu beſtärken; und ſo mußte ich geſchehen laſſen, was nicht zu ändern ſtand. Gaetana legte in einem Kloſter des ſtrengſten Ordens das ſchauerliche Gelübde ab, das von jedem Leben außerhalb der düſtern Mauern deſſelben ſie trennt; ihr Kind habe ich nach meiner Art erzogen. Und jetzt, edle Gräfin, jetzt möchte ich die arme Lili zu Ihren Füßen hinlegen, wie ihre Mutter einſt zu den meinen ſie legte. O nehmen Sie ſie auf; denn dieſe letzte zarte Blume, die das Schickſal auf meinem Lebenspfade mir pflanzte, will unter meiner Pflege nicht gedeihen, das ſehe und fühle ich deutlich und ſchmerzlich. Mein Gemüth iſt längſt dem Leben abgeſtorben, ich ſcheide wohl bald gänzlich daraus; Lili bleibt dann ein Fremdling in einer Welt, in der ſie leben muß, und in die ich ſie nicht mehr einführen kann. Nehmen Sie das Kind auf, um Viktors willen," bat der Alte, ſichtbar beklommen über Cöleſtinens fortwährendes Schweigen.

Cöleſtine hatte bis jetzt ſanft weinend da geſeſſen. Von ihrem Gefühle überwältigt, vermochte ſie es nicht ſogleich, dem Meiſter Hubert zu antworten. „Tauſend, tauſend Mal willkommen ſey mir Ihr liebliches Geſchenk, das Kind meiner beklagenswerthen Schweſter!" rief ſie endlich; „Gaetana iſt dem Herzen nach meine Schweſter, das ſpreche ich mit voller Ueberzeugung aus, und Lili ſoll erfahren, daß ich mich ihr nahe verwandt fühle. Ich will es verſuchen die Ungleichheit unſers Geſchickes wieder auszugleichen, ſo viel ich dieſes kann. Das nämliche Gefühl, das die arme Gaetana aus der ſchönen heitern Welt in eine düſtre Kloſterzelle trieb, das nämliche Gefühl mußte mich Glücklichere in die Arme des edeln Mannes bringen, dem mein ganzes Daſeyn durch Liebe und Treue geweiht iſt; denn, Hubert! lieber, alter Freund, Graf Czaratowski, den Sie verkennen und verkennen mußten, Graf Czaratowski iſt Strahlenfels, iſt mein Gemahl. Wie war es nur möglich, daß Sie ihn nicht wieder erkannten?“

Hubert blickte ſtarr, gleich einem halb Träumenden, die Gräfin an. „Bin ich denn dazu verurtheilt, gleich einem Blinden durch das Leben zu wandeln?“ hub er endlich an. „Das alſo war es, was in ſeiner Nähe, ſo ſehr ich auch dagegen ankämpfen mochte, mir immer ſo zentnerſchwer die Bruſt belaſtete. Mein Herz war mir aber dennoch treuer, als dieſe alten, halb erblindeten Augen,“ ſetzte er, gleichſam für ſich leiſe redend, hinzu — „freilich ſechzehn Jahre ſind eine lange, lange Zeit! Damals ſtand er rüſtig in voller Jugendkraft vor mir, der Schmerz, das Entſetzen haben die hohe Geſtalt niedergebeugt, ſie haben die braunen Locken vor der Zeit gebleicht; iſt doch auch erſt ſeitdem der Schnee des Alters auf mein Haupt gefallen! Ich glaube es wohl, auch er konnte in dieſem kraftloſen, zitternden Greiſe den nicht wieder erkennen, der damals zwiſchen den Bergen — fort, fort mit der Erinnerung daran, ſie thut hier kein gut,“ rief der Alte, plötzlich heftiger werdend — „nein, nein, edle theure Freundin, ich will Ihnen nicht wehe thun, ich will ſuchen zu vergeben, kann ich gleich nicht vergeſſen. Ich danke nur Gott, daß er ſeitdem jenen Namen abgelegt hat, was denn freilich ihn mir ganz unkenntlich machen mußte, jenen Namen, der die entſetzlichſten Erinnerungen in mir weckte, jenen Namen, deſſen barbariſcher Klang mein Herz, wie mein Ohr gleich verwundete.“

„Er hatte den Namen Strahlenfels ſchon früher neben dem Seinen geführt, als Bedingung einer, von Seiten eines Bruders ſeiner Mutter ihm zugefallenen Erbſchaft,“ ſprach Cöleſtine, und war herzlich froh, durch dieſe Erläuterung die Gedanken des Alten einſtweilen von Erinnerungen ableiten zu können, welche ihn zu ſehr aufgeregt hatten. „Es war wohl natürlich, daß er nach jener fürchterlichen Kataſtrophe, ſeinen eignen Familiennamen im gewöhnlichen Leben völlig ablegte, beſonders da er fortan immer in der Fremde lebte. Dieſer Name konnte auch in ihm nur die traurigſten Erinnerungen erwecken, und machte ihn obendrein zum Gegenſtande allgemeiner Neubegierde, weil das Geſchick, welches ihn betroffen, damals bei der Welt noch in friſchem Angedenken ſtand.“

„So iſt es, ſo iſt es,“ ſprach halb unbewußt der ſich allmählig beruhigende Greis.

„Auch mit Ihnen, würdiger alter Freund, iſt gewiß ſeitdem im Aeußern eine große Veränderung vorgegangen, ſonſt müßte er wenigſtens Sie doch erkannt haben,“ fuhr Cöleſtine fort. „Monate lang wandelt er nun neben Ihnen her, und ehrt und liebt Sie, als den innigſten Freund unſers Hauſes.“

„Ich bin überzeugt,“ fiel Meiſter Hubert ein, „daß der Graf in Mietau meine und meines Freundes Exiſtenz kaum bemerkt hat, wahrſcheinlich hat er nie unſre Namen gewußt, da wir nie in Verſuchung geriethen uns ihm nähern zu wollen.“

Ein auf dem Flügel im Nebenzimmer leiſe angeſchlagener Accord, verrieth in dieſem Augenblick Lill's Nähe. Die arme Kleine, des langen ungewohnten Alleinbleibens müde, hatte aus der nahen Wohnung des Malers ſich fortgeſchlichen, um den geliebten Meiſter dort aufzuſuchen, wo ſie gewiß war ihn zu finden.

Cöleſtine umarmte das Kind, und drückte es feſt an ihre noch immer ſehr bewegte Bruſt. „Lili,“ ſprach der Alte mit faſt gebrochener Stimme, „Lili, dir widerfährt heute ein Heil, deſſen ganzen Werth du erſt ſpäter wirſt fühlen können, du haſt eine Mutter gefunden.“

„Mutter?“ erwiederte die Kleine verwundert, „ich habe noch nie eine Mutter gehabt.“

Indem Cöleſtine an jenem Abende die Geſellſchaft über ihr Verhältniß zu dem unglücklichen Viktor aufklärte, hatte ſie mit feinem Takt dennoch Manches unerörtert gelaſſen, was nicht ganz für jene Verſammlung gehörte, und deßhalb hier am Schluſſe dieſer Erzählung nachgeholt werden ſoll. Sie hatte zum Theil die Tiefe des Eindruckes verſchwiegen, den die Beſchreibung des Zuſtandes, in welchem Mariens unglücklicher Gemahl zurückgeblieben ſeyn ſollte, auf ſie gemacht hatte; und dennoch war dieſer Eindruck ſo groß und peinigend geweſen, daß Cöleſtine gewiß kein Opfer geſcheut haben würde, um nur dieſe Schuld von ihrem unglücklichen Bruder abzuwälzen. Der Wunſch, etwas Näheres von dem Geſchick des Gemahls der Todesgefährtin ihres Bruders zu erfahren, quälte ſie noch, als ſie längſt in Paris unter dem Schutze und der Leitung ihrer Tante gelernt hatte, das Leben mit helleren Blicken zu betrachten.

Sie war ſechzehn Jahr alt, als Graf Strahlenfels in dem Hauſe ihrer Tante eingeführt wurde. Die edle impoſante Geſtalt des ernſten Fremden, die düſtre Melancholie, welche gleich einem Trauerſchleier über ſein ganzes Weſen verbreitet war, machte auf ihr junges Herz großen Eindruck; wie denn überhaupt Erſcheinungen dieſer Art, für jugendliche Gemüther gewöhnlich eine eigne Anziehungskraft beſitzen. Cöleſtine konnte es nicht laſſen, ſich dem Manne zu nähern, der zwar auch ihren Jugendgefährtinnen ein auffallendes Intereſſe einzuflößen wußte, vor dem aber dieſe dennoch ein heimliches Grauen empfanden. Niemand wußte den verborgenen Grund des Kummers zu deuten, der ihn drückte; die Sage ging zwar, er traure noch immer um den Verluſt einer geliebten Gemahlin, die der Tod ſchon vor mehreren Jahren ihm von der Seite geriſſen, aber er ſelbſt vermied ſichtlich ein jedes Geſpräch, das auf ein Ereigniß dieſer Art hindeuten wollte; und da in ſeinem Benehmen etwas lag, das jeden unberufenen Frager zurückſchreckte: ſo wurde es der Neugier unmöglich, ſein dunkles Geheimniß zu ergründen.

In Cöleſtinen blitzte zwar zuweilen der Gedanke auf, der düſtre Fremde wäre vielleicht gerade jener unglückliche Gatte, deſſen furchtbares Geſchick ſeit Jahren ihre Phantaſie beſchäftigte, und ihr Herz mit theilnehmender Trauer erfüllte; doch alles, was ſie von ihm ſah und erfuhr, widerſprach dieſer Vermuthung zu ſehr, als daß ſie ihr hätte Raum geben mögen; vor Allem der deutſche Name deſſelben, der ſo gar keine Aehnlichkeit mit jenem, welſchen Zungen unausſprechbaren Namen hatte, den man ihr freilich, bis zum Unkenntlichen verſtümmelt, genannt, und die Klarheit, das ernſt Verſtändige in ſeinem Benehmen, das keine Spur von dem Wahnſinne zeigte, in welchem jener, den ſie ſuchte, der Sage nach verfallen ſeyn ſollte. Von ihrer Tante konnte Cöleſtine über keinen, Viktor betreffenden Umſtand, Auskunft erhalten; denn der Name deſſelben durfte eben ſo wenig vor ihr, als ehemals vor ſeinem Vater genannt werden. Doch, unerachtet der Ungewißheit, in welcher Cöleſtine, in Hinſicht auf den räthſelhaften Fremden, verharren mußte, bemühte ſie ſich dennoch fortwährend ihn zu erheitern; ſie merkte bald wie wohl dieſes ihm that; er ward ihr dadurch noch werther, und ſie weinte herzlich ihm nach, als er nach einiger Zeit Paris verließ, und mußte ſeitdem immer mit Theilnahme ſeiner gedenken.

Einige Jahre vergingen, in denen Cöleſtine zu immer größerer Vollkommenheit ſich geiſtig und körperlich entwickelte. Viele trugen ihr Liebe und Bewunderung entgegen; doch ihr Herz blieb dabei frei und unbefangen, und das Bild des trüben dunkeln Fremdlings, wurde durch die glänzende fröhliche Gegenwart nie gänzlich aus ihrer Erinnerung verdrängt.

Das herumſchweifende Leben, welchem Graf Strahlenfels ſeit Mariens Verluſt ſich ergeben hatte, führte ihn endlich wieder nach Paris und zu Cöleſtinen zurück. Er ſtaunte über die faſt unglaubliche Veränderung, welche nur wenige Jahre in ihrer äußern Erſcheinung hervorgebracht hatten; doch ihr Inneres war unverändert geblieben, voll Güte und Theilnahme gegen ihn. Täglich fühlte er tiefer, daß dieſes reizende liebenswürdige Geſchöpf, das einzige Weſen in der Welt ſey, welches ſein trübes Daſeyn erheitern könne; er wagte es

Cöleſtinen dieſes zu geſtehen, und ſie reichte liebevoll ihm die Hand, um mit ihm vereint den Pfad des Lebens zu gehen.

Abermals fiel beim Unterſchreiben des Ehekontrakts Cöleſtinen die Wahrſcheinlichkeit ein, daß Graf Strahlenfels der von ihrem Bruder ſo ſchwer Verletzte ſey, indem ſie zum erſten Mal ſeinen ganzen Namen: Czaratowski, genannt Strahlenfels, ihn unterſchreiben ſah. Die Aehnlichkeit des Klanges des erſten Namens, mit dem, welchen ſie faſt ganz unverſtändlich hatte ausſprechen hören, ſchien ihr unverkennbar; aber ſo viel Mühe ſie ſich auch deßhalb geben mochte, ſo konnte ſie doch nie darüber ins Klare kommen; denn der Graf vermied immer, und ſogar mit einer Art Aengſtlichkeit, jede Erwähnung ſeiner früheren Ehe und ſeiner erſten Gemahlin. Aus manchen Andeutungen glaubte Cöleſtine indeſſen doch zu errathen, daß ihre Vorgängerin mit einem jungen Abentheurer, in einem ſtrafbaren Einverſtändniß lange gelebt zu haben beſchuldigt ſey, und die Möglichkeit, daß Viktor für einen ſolchen gegolten haben könne, fiel abermals ihr ſchwer auf das Herz.

Cöleſtinens heller Geiſt kannte den düſtern Fanatismus nicht, der die arme Gaetana aus der heitern fröhlichen Welt in eine dunkle Zelle getrieben hatte, um mit Aufopferung des eigenen Lebens die Schuld des Geliebten abzubüßen; aber ſie gelobte ſich dennoch ſelbſt, mit treuer Liebe und unabänderlicher Ergebung, ihrem Gemahl, ſo viel ſie dieſes vermochte, das häusliche Glück zu erſetzen, das vielleicht ihr eigner Bruder ihm einſt geraubt, um ſo deſſen Schuld, ſo viel an ihr lag, auszuſöhnen. Die ſeltne liebenswürdige Frau hatte ſich damit keine leichte Aufgabe auferlegt, des Grafen ohnehin von jeher zum Argwohn geneigtes Gemüth, war durch das, was er erfahren, durchaus verbittert worden; Mißtrauen erfüllte durchweg ſeine Seele, und nicht ganz ohne anſcheinenden Grund.

Ein unſeliger Zufall hatte ihn wirklich in Mietau um Zeugen jener unheilbringenden Zuſammenkunft zwiſchen Viktor und Marien gemacht, die Hubert in der beſten Abſicht veranſtaltet hatte. Graf Strahlensfels war ungeſehen ins Haus und in ſein, an Mariens Zimmer anſtoßendes Kabinet gekommen. Eine Thüre in letzterm, die ehemals in das Zimmer geführt hatte, welches Marie bewohnte, und jetzt nur mit einer dünnen Tapete verkleidet war, ließ ihn jedes Wort deutlich vernehmen, was die Liebenden ſprachen, ohne daß er jedoch ſie hätte ſehen können. Viktor ſchien ihm ein Abentheurer von der gefährlichſten Art, der Mariens Unerfahrenheit zu einer verführeriſchen Großmuthstragödie benutze, und ein halb erſtickter Schmerzenlaut, der bei dieſer unerwarteten Entdeckung ſeiner Bruſt ſich entrang, erſchreckte damals das unbelauſcht ſich glaubende Paar.

In jenem entſetzlichen Augenblick verzichtete der unglückliche Graf, ſowohl auf das Herz Mariens, als auf ſein eignes häusliches Glück; dennoch wünſchte er Mariens Ehre und ihre Ruhe zu retten. Er führte ſie zu dieſem Zwecke zuerſt auf ſeine Güter, hernach auf Reiſen. Er war weit davon entfernt ſie mit Härte zu behandeln; aber der Dämon des Mißtrauens, blieb dennoch zwiſchen ihm und ihr; und ſo tief auch ihr Untergang ihn nachher erſchütterte, ſo war er doch in ſeinem Herzen feſt überzeugt, daß ihr Zuſammentreffen mit dem Geliebten in Chamouny kein zufälliges geweſen ſeyn könne. Der Gedanke, wie ſchlau jenes anſcheinend ſo kunſtloſe einfache Weſen es angefangen haben müſſe, um ein ſolches Verſtändniß dicht unter ſeinen Augen fortzuſetzen, zerſtörte vollends allen Glauben an Menſchen in ſeiner Bruſt.

Cöleſtinens Liebenswürdigkeit beſiegte zwar ſein Herz, er liebte ſie inniger, zärtlicher als er je Marien geliebt, ſie war das Glück, das Licht ſeines Lebens, aber doch gehörten Jahre des reinſten, vor allen Augen offen daliegenden Wandels dazu, ehe ſie ſein Mißtrauen überwand. Er ſchenkte ihr endlich vollen Glauben, aber nur ihr allein. Sie ſah ihn noch immer mit düſterm Sinn über ſeine Vergangenheit brüten, und die leicht zu reizende Verletzbarkeit, die aus dieſer ihm geblieben war, überſtieg allen Glauben, und trübte oft die einſamen Stunden, der vor der Welt immer heiter lächelnden Frau.

Daher war Huberts Erſcheinung ihr ein unausſprechlicher Troſt, als er ohne es zu wiſſen, das Leben des geliebten Bruders in aller ſeiner Reinheit vor ihren Augen entfaltete. Mariens letzte Zeilen gewährten den augenſcheinlichſten Beweis für die heilig bewahrte Unſchuld des unglücklichen Paares, ſie mußten den Grafen auf das Ueberzeugendſte von ſeinem, ſeit Jahren gehegten Argwohn heilen, und ſeinem Gemüthe die lang entbehrte Ruhe wiedergeben.

Als Meiſter Hubert nach einigen Wochen von einer Landreiſe heimkehrte, die er am Tage nach jenem Abende mit den Aeltern einer ſeiner Schülerinnen unternommen, fand er die ſchöne Frau an der Seite ihres Gemahls, in ihrem Kabinet, und aus ihren milden, lieben Zügen leuchtete der Schimmer des allerfriedlichſten Glückes. Viktor und Mariens Bildniß in einen Rahmen vereint, ſchmückten die Wände des Zimmers, und Lili, die nicht ohne Widerſtreben bei der Gräfin zurückgeblieben war, ſaß ihr zu Füßen, und bemühte ſich unter ihrer Leitung, eine feine weibliche Arbeit zu erlernen. Beim Anblicke des geliebten Meiſters warf ſie Arbeit und Alles hin, und flog in ſeine Arme, aber Worte hatte ſie nicht.

Graf Strahlenfels war bei dem Eintritte des Alten aufgeſtanden, er ging ihm entgegen, und bot mit beinahe feierlichem Anſtande ihm die Hand.

„Ich begrüße Sie als den guten Geiſt, der geſendet wurde mir Frieden zu bringen,“ ſprach er. „Sie löſten mir das Räthſel meines Lebens, die Schatten die es umdunkelt hatten, ſind gewichen, Sie haben der Menſchheit, dem Glauben, mich wiedergegeben; wie ſoll ich danken, wie gut machen, was ich an jenem verklärten Paare, an Ihnen, und ſelbſt an dieſem meinem guten Engel hier, oft und mannichfaltig geſündiget? Rechnen Sie meine Schuld mir zur Strafe an; ach! ich habe mehr gelitten, als ihr Alle; darum ſey mir vergeben: denn Mißtrauen iſt eine Schlange, die den verzehrt, der ſie im Buſen trägt.“

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Vier und zwanzigſter Band.

Die Freunde. — Meine Groß-Tante.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1831.

Die Freunde.

Leiſe gewiegt in ſchwankender Barke, ſaßen Orlando und Leonhard Arm in Arm dicht neben einander, und blickten ſchweigend in die ruhigſte, heiterſte Vollmondnacht hinaus, die je über den prächtigen Hafen von Marſeille ihren Silberglanz ergoſſen. Der letzte roſige Schimmer der Abenddämmerung kämpfte noch mit dem blaßgrünlichen Lichte, des nah' am Horizonte hellern Himmels, während der Mond hoch oben am dunkelblauen Himmelsbogen in unbeſchreiblicher Pracht ſeine ſtille Bahn wandelte. Rings um die Gondel flüſterten die kleinen Wellen mit einander, es klang wie Liebesgrüßen; ſie hoben im hüpfenden Tanze die mit Silber gekrönten Häupter, und verbargen ſich dann ſchnell wieder in der dunkeln Tiefe, wie ſpielende Kinder. Weiter hinauf der Rhede zu, ſchimmerte das Meer ſtill, ruhig, beweglos, rein und leicht, wie der Mond ſelbſt; die Fluthen ſchienen aufgelöſte Perlen, die Fiſchernachen, die mit

Spazierenfahrenden angefüllten Barken, ſchwebten gleich dunkeln Punkten auf der ſilberhellen Fläche hin und her. Einzelne Lichter glänzten aus dunkelm Gebüſch, am Ufer der Inſeln, die am Eingang des Hafens von Marſeille gleichſam Wache halten; Lachen und Geſang derer, welche hier zum fröhlichen Auſterſchmauſe verſammelt waren, erſchallte aus der Ferne, und näher am Hafen rauſchte durch die ſchweigende Nacht das rege Treiben vieler Tauſend Menſchen, die auf den Quais deſſelben nach ermattender Tagesgluth die erfriſchende Kühle mit durſtigen Zügen einſogen, und jetzt erſt zum eigentlichen Leben erwachten.

„Das alles wird nun bald für uns vorüber ſeyn!“ ſprach Leonhard ſeufzend zu ſeinem Freunde, „dieſes ganze frohe, rege, zwangloſe Leben. Wie lange kann es noch währen, ſo ſitzen wir in Mailand beim Ohelm, deſſen tyranniſirende Liebe nicht unterlaſſen wird, unſer Schickſal vorſtellen zu wollen, und dich vielleicht nach Süden, mich nach Norden — —“

„Das ſoll er, in aller Unterthänigkeit ſey es geſprochen, bleiben laſſen, und er wird es auch wohl ſchon von ſelbſt,“ fiel Orlando ein. „Ließ er mich doch von Jugend auf mit dir vereint, auf der Schule in Mailand, wie in Deutſchland auf der Univerſität. Reiſen wir doch, ſeiner Ordnung gemäß, jetzt ſchon ein Paar Jahre mit einander herum, um uns die Welt zu beſehen. Warum ſollte er denn jetzt auf einmal uns auseinander ſprengen wollen?“

„Ich wünſche, daß du wahr ſprechen mögeſt, aber mein Herz prophezeiht mir nichts Gutes,“ ſeufzte Leonhard: „mir iſt als ſchwebe das Unglück, gleich dem Schwerte des Damocles, an einem dünnen, feinen Haare über mir. Mich dünkt, ich ſehe die verdammte Spitze, wenn ich ſo hinauf blicke; fein, haarfein und ſcharf — — “

„Grillenfänger!“ rief lachend Orlando, „ſieh doch lieber der Naſe nach, dort hin, und ſage mir was das für ein ſchwarzer Punkt iſt, der fünfzig oder hundert Schritte von uns, auf den kleinen leichten Wellen umhertanzt. Es iſt ziemlich groß, aber doch viel zu klein für einen Nachen.“

„Es iſt ein Menſch!“ rief Leonhard. „Rudert zu, Kameraden, friſch darauf los, rudert zu,“ ſchrie er den Fährleuten zu.

„Gott im Himmel, er ertrinkt,“ rief Orlando,

„eben hob er den Arm nach Hülfe winkend. Er geht zu Grunde, nein er taucht wieder auf! Er ſinkt wieder!“

Beide Freunde hatten während dem ihre Oberkleider und Schuhe abgeworfen, ſie riefen den Fährleuten zu, ihnen mit dem Nachen zu folgen, und ſprangen wie von einem innern Inſtinkt getrieben, beide faſt zugleich zum Kahne hinaus in die Wogen. Beide waren geübte rüſtige Schwimmer; mit kräftigem Arm durchſchnitten ſie die laue Fluth, die wie flüſſiges Silber ſie umwallte. Den Gegenſtand ihrer menſchenfreundlichen Sorge hatten ſie zwar für den Augenblick aus dem Geſichte verloren, aber ſie ſtrebten der Gegend zu, wo ſie ihn zuerſt erblickten. Da tauchte plötzlich das bleiche Haupt eines Sterbenden dicht vor Orlando noch einmal auf; dieſer ergriff es bei den Locken, und hielt es über dem Waſſer bis Leonhard ihm zur Hülfe herbeiſchwamm; auch die Barke nahte ſich, welche die Freunde in ihrem Rettungseifer verlaſſen hatten, die Schiffer legten mit Hand an, und bald lag der Gerettete, ein ſchöner ſtattlicher Mann, lang ausgeſtreckt, anſcheinend leblos im Nachen. Ohne ihrer von Waſſer triefenden

Kleider zu achten, knieten Leonhard und Orlando neben ihm hin, und verſuchten den vielleicht nur erſtarrten Lebensfunken in der Bruſt des Verunglückten wieder zu wecken, deſſen Anblick ihnen die innigſte Theilnahme einflößte. Ueber die erſte Jugendzeit hinaus, ſchien er ein vollendeter kräftiger Mann, von vierzig bis fünf und vierzig Jahren.

Seine ganze Erſcheinung kündigte einen über dem Gewöhnlichen Stehenden an; das bleiche edle Geſicht, glich in ſeiner Lebloſigkeit einem Meiſterwerke antiker bildender Kunſt, die Züge deſſelben, erſtarrt wie ſie waren, bezeugten, daß ein edler, milder Geiſt ſie einſt belebt habe, und hoffentlich wieder beleben werde.

Durch große Verſprechungen zur Thätigkeit angefeuert, ſtrebten die Schiffer mit verdoppelten Ruderſchlägen dem Hafen zu; die Barke flog ſchnell wie ein Pfeil, und hatte beinahe ſchon die Hafentreppe erreicht, als unter den Bemühungen der Freunde das Herz des Geretteten in leiſen Schlägen ſich wieder zu regen begann; ſchon hatte er die dunkelblauen Augen einmal geöffnet und ſchnell wieder geſchloſſen, als man im Begriffe ſtand zu landen. Da wurde lautes Jammergeſchrei aus einer größern ihnen folgenden Schaluppe hörbar, die weder die Schiffer in ihrem Arbeitseifer, noch die Freunde in ihren Bemühungen um den Geretteten, bis dahin bemerkt hatten. „Der Fürſt!“ erſcholl es, „der Herzog! habt ihr den Herzog ſchwimmen ſehen? oder ſinken? oder habt ihr ihn gerettet?“

„Citoyens! brüllt nicht wie Seekälber,“ antwortete einer der Schiffer, „wir haben ſo ein Stück von einem armen Narren aufgefiſcht, ob er euer Herzog iſt, können wir ihm nicht an der Naſe anſehen, bekuckt ihn ſelbſt; ſo wie er jetzt in ſeinem naſſen Hemde daliegt, ſieht er wie ein jedes andere Menſchenkind aus.“

Der Halberſtarrte, in welchem jetzt das wiedererwachende Leben ſich friſcher regte, war wirklich Herzog Albert, ein naher Verwandter eines mächtigen regierenden Hauſes, der ſich oft und gern in fremden Ländern aufhielt, obgleich Deutſchland ſeine eigentliche Heimath war. Als ein kräftiger, wohlgebauter Mann, hatte er ſich von jeher viel damit gewußt, in allen Leibesübungen mit den Gewandteſten und Stärkſten um den Preis ringen zu können. Wie Orlando und Leonhard, war auch er an dieſem wunderſchönen Abende auf einer Spazierfahrt im Hafen begriffen geweſen. Die laue Sommernacht, der Anblick der ſtillen klaren Spiegelfläche des im Mondlicht erglänzenden Meeres, hatte ihn und ſeine Begleiter an Lord Byrons kühnes Wageſtück, über den Hellespont zu ſchwimmen, erinnert. Einige aus der Geſellſchaft wollten die Vollbringung deſſelben bezweifeln, der Herzog, ein warmer Verehrer des edeln Dichters, nahm deſſen Parthie, erklärte aber auch, das ganze Unternehmen nebenher für nichts Außerordentliches. Er ſelbſt war ein anerkannt geübter, trefflicher Schwimmer; er behauptete, ſich wohl etwas ähnliches zutrauen zu können, und das Ende des Streites war, daß der Herzog ſich der ihm dabei hinderlichſten Kleidungsſtücke eilends entledigte, und, ohne daß jemand ihn davon abzuhalten vermochte, über Bord ſprang, um die nicht mehr ſehr weit entfernte Hafenbrücke ſchwimmend zu erreichen. Eine Weile ſchwamm er luſtig dahin, die Geſellſchaft in der Schaluppe bemühte ſich ihm ſo ſchnell als möglich zu folgen, doch ſie verlor in der nächtlichen Dämmerung ihn bald aus dem Geſichte. Da lähmte ihn plötzlich ein Krampf, und wäre nicht rettende Hülfe zu rechter Zeit eingetreten, ſo hätte er in der Ausführung dieſes etwas übermüthigen Scherzes, gar leicht den Tod finden können.

Seine beiden Erretter begleiteten ihn bis in den Gaſthof, in welchem er abgeſtiegen war; dort überließen ſie ihn der Pflege und Sorgfalt ſeines Leibarztes und ſeiner Dienerſchaft, und zogen ſich in ihre Wohnung zurück, die zufälliger Weiſe der ſeinigen gegenüber lag. Bis tief in die Nacht hinein blieben ſie bei einander am Fenſter, unterhielten ſich von dem eben überſtandenen Abentheuer, belauſchten jede Bewegung im Zimmer des Herzogs, das ſie zum Theil von dem ihrigen aus überſehen konnten, und freuten ſich der dort bald eintretenden Ruhe. Daß ſie ſo glücklich geweſen waren, dem Fürſten das Leben zu erhalten, hatte ihn ihnen unbeſchreiblich werth gemacht, denn dieſes Gefühl, das man beinah eine umgekehrte Dankbarkeit nennen möchte, liegt tief in der menſchlichen Natur; vielleicht als Entſchädigung dafür, daß die eigentliche Dankbarkeit in der Welt ſo oft vermißt wird.

Sobald die Tageszeit es ſchicklicher Weiſe erlaubte, eilten Orlando und Leonhard quer über die breite ſchöne Straße von Beauvau hin, um ſich nach dem Ergehen ihres Geretteten zu erkundigen. Er war ſo eben im heftigen Ankämpfen gegen die Verordnung ſeines Arztes begriffen, der ihn wegen der Erkältung, die er ſich zugezogen, auf einige Tage im Zimmer auf den Sofa feſtbannen wollte. Die Anweſenheit der beiden Freunde, die ihm gemeldet ward, brachte eine kleine Diverſion in den Streit; der Fürſt vergaß alles über die Nachricht, daß ſie im Vorzimmer wären, und befahl ſie ſogleich hineinzuführen.

„Ich ſollte wohl eigentlich meine Lebensretter mit einer langen, ſchönen, ſentimentalen Rede empfangen,“ rief er von ſeinem Sofa ihnen halb lachend zu, und ſtreckte die Hand ihnen entgegen; „doch will ich es für diesmal unterlaſſen, denn obgleich ich dem Leben durchaus noch nicht abhold bin, möchte ich doch wetten, daß es mir kaum halb ſo lieb iſt, von Ihnen aus dem Waſſer gezogen zu ſeyn, als es Sie freut, mich aus dem Waſſer gezogen zu haben.“

„Der Zufall,“ ſetzte er noch hinzu, „hat nun einmal für gut gefunden, uns einander auf naſſem Wege zu präſentiren; mir hat er von uns Dreien unſtreitig damit den bedeutendſten Dienſt geleiſtet, doch auch Sie, hoffe ich, ſollen nie es bereuen, daß er uns, wenn gleich ein wenig wunderlich, hier zuſammen geführt.“

Das Geſpräch gewann nun auch von Seiten der beiden Jünglinge eine leichtere Richtung, denn ſie waren des Tones der guten Geſellſchaft mächtig genug, um auch einem Fürſten gegenüber, von jeder drückenden Verlegenheit frei zu bleiben. Nach einer recht angenehm verplauderten Viertelſtunde ſprach der Fürſt: „Nun aber möchte ich meine jungen Freunde doch endlich um einige Auskunft über ſich ſelbſt bitten. Ich wollte dieſes erſt vermeiden und mich lieber auf das Errathen legen, aber ich komme auf dieſem Wege nicht vorwärts, und es macht mich ungeduldig. Sie ſcheinen Brüder zu ſeyn und auch wieder nicht. Dieſes hellbraune, ſanft in wellenartige Formen ſich ſchmiegende Haar,“ ſprach er zu Leonhard ſich wendend, „die milden Züge dieſes friſchblühenden Geſichts, verkünden keinen Südländer, und aus dieſen freundlich blauen Augen, lächelt der Blick einer deutſchen Mutter. Orlando's nächtlich ſchwarzer Krauskopf, das brennende Feuerauge in dieſem ächt römiſchen Profil, verkündet, wie ſein Taufname, den Italiener, und doch ſcheint meine Mutterſprache auch die Seine zu ſeyn. Ein Ausländer hätte ſie ſich wohl ſchwerlich ſo in ihren Eigenthümlichkeiten aneignen können. Auch entdecke ich in Ihrer Art zu gehen, ſich zu kleiden, in Ihrer Haltung, kurz in Ihrem ganzen Weſen etwas verwandtes, das ich Familienähnlichkeit nennen möchte, ſo wenig im übrigen Ihr Aeußeres eine ſolche verräth.“

„Macht denn das Blut nur verwandt, mein Fürſt?“ fragte Leonhard, „dann freilich wären wir einander fremd; er am Lago di Como, ich an den Ufern der Donau geboren.“ „Und doch ſchlugen nie zwei ſich mehr verbrüdert fühlende Herzen, in der Bruſt zweier wirklicher Brüder,“ nahm Orlando lebhaft das Wort. „Von Jugend auf hat unſer beider Daſeyn ſich ſo in einander verzweigt, daß keine Trennung deſſelben mehr denkbar iſt. Wir müſſen ſchon mit vereinter Kraft es mit dem Leben aufnehmen; möge es auch bringen was es immer wolle, nie kann es weder nur Einen von uns beglücken, noch nur Einen von uns dem Untergange zuführen.“

Der Herzog blickte gerührt auf die im ſchönen Eifer erglühenden Jünglinge, die Hand in Hand den Dioskuren vergleichbar, vor ihm ſtanden, halb beſchämt, daß ſie in eines Fremden, ſogar eines Fürſten Gegenwart, ſich einem ſolchen Ausbruch ihres Gefühles hingegeben hatten.

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über die bleichen edlen Zügen Herzog Alberts.

„O Jugendzeit, ſchöne, flüchtige Blüthe des Lebens!“ ſprach er trübe ſinnend vor ſich hin. „Schöne Zeit, in der wir die leiſe Gewalt der einander folgenden Tage noch nicht kennen, die, wie der fallende Tropfen den Marmor, das unvergänglich Scheinende untergräbt!“

„Meine alte Erfahrung ſoll jedoch eure friſche Lebenshoffnung mit ihrer Eiſeskälte nicht dämpfen wollen,“ ſprach der Fürſt nach einer kurzen Pauſe zu den beiden Jünglingen, deren Hände er mit beinahe väterlicher Huld erfaßte, und in der Seinen einen Augenblick vereint hielt. „Ich freilich,“ fuhr er fort, „ich habe im Laufe der Zeit manches erlöſchen, manches gleichſam unter meinen Augen unmerklich vergehen geſehen, für deſſen ewige Dauer ich, ohne Bedenken, mein Leben würde zum Pfande eingeſetzt haben. Mein Standpunkt in der Welt, und auch, ich will es frei bekennen, mein eignes ungeſtümes Herz mögen wohl an vielem, was ich in dieſer Art erfuhr, die Schuld tragen! Für den erſten hat euer gutes Geſchick euch bewahrt, dem aber, was ich ſelbſt an mir verſchuldete, werdet ihr vereint leicht entgehen, ſo lange ihr in reiner treuer Bruſt Glauben und Vertrauen euch gegenſeitig bewahrt."

Der Arzt unterbrach jetzt eine Unterhaltung, die für die erſchöpften Kräfte des Herzogs zu angreifend zu werden drohte, und dieſer forderte jetzt ſeine jungen Lebensretter nochmals auf, ihn mit ihren Namen und übrigen Verhältniſſen bekannt zu machen. „Ich heiße Leonhard von Greifenhorſt," nahm der Jüngling mit den lichtbraunen Haaren das Wort.

„Dem Präſidenten von Greifenhorſt in P** vielleicht verwandt?" fiel der Herzog ihm ein.

„Der jüngſte ſeiner drei Söhne," erwiederte Leonhard.

„Dann begrüße ich Sie als den Sohn eines der würdigſten und geachtetſten Diener meines Monarchen," ſprach der Herzog ſehr freundlich. „Ich kenne ihn wohl, den alten, ſtarren, und doch ſo wohlmeinenden Freiherrn von Greifenhorſt, der gern die ganze Welt beglücken möchte, wenn ſie es ſich nur gefallen laſſen wollte, auf ſeine Weiſe glücklich zu werden; unſer beider Wege haben ſich oft durchkreuzt. Ich kenne auch Ihre Brüder; der ältere ſiecht noch an ſchweren Wunden, die er im ehrenvollen Kampfe erhalten. Der zweite iſt leider ein armes, verwahrloſetes Stiefkind der Natur. Wo waren Sie denn früher? wahrſcheinlich irgendwo auf der Schule, denn ich habe Sie nie im Hauſe Ihres Vaters geſehen."

„Seit meinem achten Jahre hat mein Oheim in Mailand, ein einſamer kinderloſer Mann, mich zu ſich genommen und erzogen," war die Antwort, „mich und meinen Freund hier. Er ließ uns zuſammen einige deutſche Univerſitäten beſuchen, dann ſchickte er uns auf Reiſen. Jetzt erwartet er uns in einigen Wochen bei ſich; was dann weiter aus uns wird, liegt in ſeiner Hand."

„Und warlich in guten Händen!" erwiederte der Herzog. „Mein alter freundlicher Ignaz von Greifenhorſt, wohl kenne ich auch ihn. Die Welt hat viel an ihn verſchuldet; doch was ſie ihm auch anthuen mochte, die ſtarke deutſche Eiche konnte ſie nicht beugen. Mißverſtändniß, ein unüberlegt vorſchnell ausgeſprochenes Wort, auch wohl manche geheime tiefe Verletzung ſeines ſtarken, aber weichen Herzens, haben ihn auf immer aus ſeinem Vaterlande vertrieben, aber daß er dieſem dennoch nicht entfremdet wurde, beweiſt die Art, wie er Sie und Ihren Freund erzog. Doch dieſer Freund? Wer iſt denn er, der mich zuerſt über den dunkeln Tiefen empor hielt, aus welchen der Tod nach mir haſchte? Ich erinnere mich deutlich, wie ich ihn über mir erblickte, wie er mit ſtarker Hand mich ergriff; dann umfing mich dunkle purpurfarbne Nacht, Feuerflammen tanzten vor meinen geſchloſſenen Augen, und mein Bewußtſeyn ging in dem mich umtobenden gewaltigen Brauſen völlig unter.“

„Ich heiße Orlando Falconieri della Casa Buondelmonti, und bin an den Ufern des Comer-See's geboren; das, mein Fürſt, iſt aber auch faſt alles, was ich von meiner frühern Jugendgeſchichte zu ſagen weiß,“ ſprach Orlando. „Ein anſteckendes Fieber raubte mir Vater und Mutter an Einem Tage. Der Freiherr von Greifenhorſt, ein vertrauter Freund meiner Eltern, nahm ihres einzigen verwaiſeten Kindes ſich an, er war bei ihrem Tode zugegen geweſen, ſie hatten ihn mir zum Vormunde beſtellt, und er führte mich mit ſich nach Mailand in ſein Haus, das ich ſeitdem immer als mein väterliches betrachtet habe. Uebrigens iſt mein Leben, wie das meines Leonhards, noch ein unbeſchriebenes Blatt; wir erwarten deſſen Beſtimmung von unſerem väterlichen Freunde.“

Der Jünglinge freimüthiges und doch beſcheidnes Weſen, machte ſie dem Fürſten immer lieber je länger er ſie ſah, und auch ſie fühlten ſich von ſeinem heitern klaren Sinne lebhaft angezogen. Seine völlige Geneſung verzögerte ſich länger als man es geglaubt hatte, und eine lebhafte geiſtreiche Unterhaltung ward ihm auf ſeinem Krankenlager zum unentbehrlichen Bedürfniß, deſſen Befriedigung er, wie es ſchien, bei ſeinen eigenen Umgebungen nicht fand. Dieſe beſtanden aus einem Kavalier, dem Arzt und einem Sekretär, von denen keiner ſeines näheren Vertrauens ſich rühmen konnte. Es ſchien, als habe manche bittre Erfahrung es ihm zum Grundſatz gemacht, nie aus denen, welche auf dieſe Weiſe um ihn ſtanden, ſich einen Günſtling oder Vertrauten zu wählen. Das Zuſammentreffen mit den beiden jungen Freunden war ihm deshalb doppelt willkommen, denn ihre Gegenwart milderte eine gewiſſe, zwiſchen ihm und ſeinen Begleitern vorwaltende Spannung; ihre friſche, blühende Jugend erwärmte von neuem ſeinen für die Freude noch lange nicht abſterbenden Sinn, und ſelbſt nachdem er völlig geneſen war, blieben ſie ihm liebe Genoſſen, die er ſich immer enger zu verbinden ſuchte. Auch ſie fügten ſich gern in ſeinen laut ausgeſprochenen Wunſch, ſo lange die Umſtände dieſes erlaubten, ſich wie zu ſeinem Hauſe gehörend zu betrachten. Orlando war beſonders dem Fürſten lieb geworden; zwar ehrte dieſer Leonhards reinen anſpruchloſen Sinn, ſein tiefes weiches Gemüth, doch Orlando's ſüdliche Lebendigkeit paßte beſſer zu Herzog Alberts leicht erregbarem, mitunter auch fantaſtiſchem Weſen; er wählte ihn daher zu ſeinem unzertrennlichen Begleiter, und freute ſich dabei des feinen Taktes, mit dem Orlando nie die Linie des Schicklichen zu überſchreiten pflegte, ſo nahe er ſie auch zuweilen berühren mochte.

Die drei Freunde, ſo wollte der Herzog ſelbſt ſie genannt wiſſen, ſchifften nach einem Aufenthalte von einigen Wochen ſich ein, und ſegelten nach Genua hinüber, wo ſie, ebenfalls in enger Gemeinſchaft mit einander, einige Wochen zuzubringen gedachten. Doch eine Todesbotſchaft erwartete ſie dort. Leonhards älteſter Bruder war geſtorben, ſein Oheim meldete ihm dieſes, und befahl ihm dabei, unverzüglich zu ihm zu reiſen, indem Leonhards Vater nach Mailand kommen werde, um den Sohn nach mehr als zehnjähriger Trennung wiederzuſehen, der jetzt, nach dem Tode ſeines älteſten Bruders und bei der körperlichen und geiſtigen Schwäche des zweiten, die einzige Hoffnung ſeines Hauſes geworden war.

Der Oheim wußte um die Verbindung, welche der Zufall zwiſchen dem Herzog Albert und ſeinen beiden Pflegeſöhnen herbeigeführt hatte; er freute ſich derſelben, beſonders um Orlando's willen, dem vom Glücke am wenigſten Begünſtigten unter den beiden Freunden, weil er von der Gnade eines ſo bedeutenden Beſchützers manches Vortheilhafte für die fernere Zukunft deſſelben erwartete. Sein Schreiben enthielt alſo den als Erlaubniß eingekleideten Befehl an Orlando, einſtweilen bei dem Herzog Albert zu bleiben, dieſen, wohin er es verlangen würde, zu begleiten, und erſt ſeines Pflegevaters nähere Anordnungen zu erwarten, ehe er nach Mailand reiſe, um ſich dort wieder mit Leonhard zu vereinigen. Letzterer mußte alſo mit ſchwerem Herzen, gleich nach der Ankunft in Genua und zum erſtenmal, auf mehr als einen Tag von ſeinem Freund ſich trennen, der bei ſeinem fürſtlichen Beſchützer zurück blieb.

Für Orlando begann jetzt in der prächtigen Stadt ein neues wunderbares Leben, das, ſo ſehr der Herzog ſich bemühte ihm ein völlig abſichtsloſes Anſehen zu geben, dennoch etwas geheimnißvolles verrieth; dieſes wurde dem Neuling Orlando oft ziemlich beängſtigend, indem es zugleich ſeine Neugier auf das lebhafteſte anregte. Schon bei der Einſchiffung in Marſeille hatte der Herzog erklärt, daß er in Genua, und überhaupt in Italien, unter dem Namen eines Herrn von Blumenberg im ſtrengſten Inkognito zu leben Willens ſey. Liebe zur Freiheit, zur Bequemlichkeit, Ueberdruß der ihm bekannten läſtigen Komplimentirſucht der Italiener, mußten dieſem Entſchluſſe zum Vorwande dienen; und um ihn um ſo ungeſtörter ausführen zu können, ſandte er ſeinen Kavalier, ſeinen Sekretär und den größten Theil ſeiner Dienerſchaft nach Florenz, wohin er bald zu folgen verſprach. Außer Orlando behielt er nur ſeinen Arzt bei ſich, deſſen Unbekanntſchaft mit der Landesſprache, zum Theil für ſeine Verſchwiegenheit Bürge war.

Orlando übernahm zugleich das Amt des Geſellſchaftskavaliers und das des Sekretärs, doch wurde er als Letzterer nur ſehr ſelten, und immer bei ſehr gleichgültigen Anläſſen, in Anſpruch genommen; dieſes befremdete ihn um ſo mehr, da es ihm nicht entgehen konnte, daß der Fürſt eine geheime Korrespondenz eifrig betrieb, die von großer Wichtigkeit ſeyn mußte. Oft, wenn er mit Orlando ſpät in der Nacht heimkehrte, ſetzte er ſich noch an den Schreibtiſch, ſtatt Ruhe zu ſuchen; faſt täglich gingen und kamen Boten, deren Ankunft der Herzog genau vorher zu wiſſen ſchien, weil er ſie immer am Eingange zu ſeinen Zimmern ſelbſt empfing, und auch ſo wieder hinaus ließ. Gewöhnlich geſchah dieſes in denen der Sieſta geweihten Nachmittagsſtunden, während welchen Haus und Stadt in Italien faſt ſo öde und ausgeſtorben erſcheinen, wie in Deutſchland um Mitternacht.

Orlando gab ſich alle Mühe dieſe Seltſamkeiten nicht zu bemerken, oder wenigſtens zu thun als bemerke er ſie nicht; doch in ſeinem Herzen wünſchte er nichts ſehnlicher, als daß der Fürſt, dem er jeden Tag ergebener ſich fühlte, ihn eines unbeſchränkteren Vertrauens würdigen möge, damit er Gelegenheit gewinne, mit Aufopferung aller ſeiner Kräfte ihm ſeinen Dienſteifer und ſeine innige Ergebenheit zu beweiſen. So oft er jetzt die hohe edle Erſcheinung deſſelben betrachtete, wandelte ein heimliches Mitleid ihn an, deſſen er, als eines ſeines Gegenſtandes unwürdigen Gefühls, ſich innerlich ſchämte. Die ſonſt immer heitere Stirn des Herzogs, umdunkelten jetzt oft Wolken. Waren es Sorgen, körperliche Leiden, oder ungeduldige Erwartung einer zögernden Zukunft, was dieſe Wolken hervorbrachten? Oft glaubte Orlando ſie nur erträumt zu haben, wenn der Fürſt tagelang an ſeiner Seite, mit faſt übermüthiger Fröhlichkeit, jedem heitern Lebensgenuſſe ſich hingab, den das prächtige Genua und deſſen bezaubernde Umgebungen ihm boten. Doch oft verſank er auch, wenn er am heiterſten ſchien, plötzlich in düſtres Sinnen, aus dem er gewaltſam ſich emporreißen mußte. Zuweilen ergriff er mit bedeutendem Blick den Arm ſeines jungen Freundes, um ihn zu irgend einem traulichen, verſchwiegenen Plätzchen zu führen.

Dann ſchwebte ſein Geheimniß ihm ſichtbar auf den Lippen, tief aus ſeinem Innern drängten abgebrochene Worte ſich herauf, ſie deuteten darauf hin, daß er im Begriff ſtehe ſich ſeinem jungen Freunde zu entdecken, vielleicht deſſen Hülfe in Anſpruch zu nehmen, und doch kam es nie zur Ausführung dieſes Vorſatzes. Zuweilen ſuchte der Fürſt dieſes Benehmen durch dunkle Andeutungen, daß es noch nicht an der Zeit ſey, zu entſchuldigen, immer aber beſtrebte er ſich, durch neue Beweiſe inniger Zuneigung den Jüngling gewiſſermaßen darüber zu tröſten, und gleichſam dafür zu entſchädigen.

Einige Wochen waren auf dieſe Weiſe vergangen, als Orlando einſt mit Einbruch der Nacht den Herzog in deſſen Zimmer erwartete, der vor einer Stunde ohne alle Begleitung ausgegangen war, und verſprochen hatte bald wiederzukehren. Erſt leiſes, dann immer lauter werdendes Geräuſch ließ vor dem Hauſe ſich hören. Orlando trat an das Fenſter, ein Auflauf füllte die enge Straße, Kopf an Kopf drängte ſich die bunte Menge; ſchreiend, fluchend, fragend, befehlend, tobten alle die vielen Leute durcheinander ohne auf einander zu hören. Orlando ergriff ſeinen Degen und ſprang die Treppe hinunter; eben drängte das Volk in das Haus, den Herzog in ſeiner Mitte, halb getragen, halb geführt, blutend aus tiefen Wunden, und anſcheinend beinahe bewußtlos.

Wer jemals das Leben einer geliebten Bruſt in Purpurwogen entſtrömen ſah, nur der kann Orlando's Schmerz, das lähmende Entſetzen, das bei dieſem Anblick ihn ergriff, ermeſſen. Der Dichter bemüht ſich vergebens uns ein Bild davon zu geben. Poeſie iſt Leben; von ihr dargeſtellt, verliert ſelbſt der Tod, zwar nicht ſeine Schrecken, aber doch jenes eiskalte gräßliche Erſtarren, vor welchem ſogar bei Thieren, die Natur ſchaudernd zurückbebt.

Bleich, mit zitternder Hand, unterſuchte der Arzt zwei tiefe Wunden, die ein mörderiſcher Dolch dem Herzog wenige Schritte von ſeiner Wohnung geſchlagen. Die eine, mit unſicherer Hand geführt, war nicht ſehr bedeutend, die zweite, tiefere, war zwar gefahrvoller, doch auch ſie ließ Hoffnung möglicher, ſogar wahrſcheinlicher Geneſung. Als hätte der Arzt durch dieſen Ausſpruch das eigene Leben ihm gerettet, ſo freudig, in ſolchem beinahe wildem Entzücken, fiel Orlando bei der troſtverheißenden Erklärung deſſelben, ihm um den Hals. Ihm war in dieſem Augenblick, als habe er nie ein ſterbliches Weſen ſo innig geliebt als den Herzog, und als könne nur deſſen Erhaltung, ihn ſelbſt vor unvermeidlichem Untergange bewahren.

Von dem Mörder war, ungeachtet aller, mit größter Schnelligkeit genommenen Maßregeln der Polizey, keine Spur zu finden. Der Fürſt behauptete, die Hand nicht geſehen zu haben die ihn verwundet; in der Dunkelheit hatte er zugleich ſich feſtgehalten und den Dolchſtoß gefühlt. Dem Thäter konnte es bei ſinkender Nacht nicht ſchwer geworden ſeyn zu entkommen. Man vermuthete, daß ſogar bei der That ſelbſt eine Verwechſelung der Perſonen vorgewaltet habe, indem der Herzog nur erſt kurze Zeit, und ziemlich eingezogen in Genua ſich aufhielt.

Mitternacht nahte heran; vom Blutverluſt ermattet lag der Fürſt in tiefem Schlaf; Orlando und der Leibarzt ſaßen am Bette, ſie wagten es nicht ſich zu regen, kaum zu athmen; doch der Fürſt erwachte plötzlich von ſelbſt.

„Ihr hier? und alle Beide? Das heißt mit euern Kräften ſchlecht hausgehalten,“ flüſterte er, ſeinen Platz am Bette deſſelben ein; der Kranke ſchien zu ſchlummern, und eine gute halbe Stunde verging in ungeſtörteſter Ruhe.

„An die Thüre des Kabinets, leiſe, leiſe, auf Socken. Sieh zu, ob der Lauſcher ſchläft,“ flüſterte plötzlich der Herzog.

Orlando erſchrack heftig, aber er gehorchte. Er kehrte mit der Verſicherung zum Herzoge zurück, der Arzt läge in tiefem Schlafe auf dem Sofa, er hatte durch das Schlüſſelloch ihn geſehn, und gleich einem Schlafenden athmen gehört. Der Herzog drückte dankend ſeine Hand, dann befahl er ihm, mehr durch Zeichen als Worte, ſich auf einen niedrigen Stuhl neben ſeinem Bette zu ſetzen, und den Kopf auf das Kiſſen dicht neben dem des Herzogs zu legen, ſo daß er auch den leiſeſten Hauch von den Lippen deſſelben weghaſchen konnte. Orlando that alles, wie es ihm angedeutet wurde.

„Ich muß mich kurz faſſen, ich habe weder Zeit noch Athem,“ ſprach faſt unhörbar der Herzog. „Orlando, ich habe ein Geheimniß dir zu entdecken, an welchem mein Glück, meine Ruhe im Leben und im Tode hängt. Achte mein Vertrauen darum nicht geringer, mein Freund, weil es ſpät, ſcheinbar durch Umſtände erzwungen, dir wird. Längſt ſollteſt du umſtändlicher erfahren, was ich jetzt, nur in zwei Worten zuſammengedrängt, dir mittheilen kann. Ich verſchob es auf bis es beinahe zu ſpät iſt. Aufſchieben iſt die alte ewige Erbſünde, von welcher der Menſch nie ſich losmacht, ſo lange es für ihn noch eine Zeit gibt.“

Auf des Fürſten Geheiß holte Orlando jetzt ein künſtlich verſchloſſenes Reiſeportefeuille aus einem verborgenen Winkel hervor, das er nie zuvor bei dem Herzoge geſehen. Nach der Anleitung deſſelben mußte er mit einem kleinen Schlüſſel es öffnen, den der Fürſt am Halſe trug. Dieſer nahm einen Brief aus dem Portefeuille heraus, dann übergab er es, ſammt dem Schlüſſel, an Orlando.

„Bewahre es wohl, laſſe es nie in Anderer Gewahrſam,“ ſprach er. „Sehen wir lebend uns wieder, ſo gibſt du unberührt es mir zurück, finde ich hier den Tod, ſo gibt dieſes Behältniß dir Anleitung und Mittel, für ein dann verlaſſenes Weſen zu ſorgen, das mir das theuerſte auf Erden iſt. Morgen mit Sonnenaufgang reiſe nach Lucca. Du kennſt das Nonnenkloſter nahe am Thor dieſer

Stadt. Uebergib dieſes Schreiben der Aebtiſſin deſſelben, unterrichte ſie von dem Unfalle der mich betroffen, thue es ſanft, mit Vorſicht, denn ſie iſt meine Gemahlin.“

Orlando fuhr auf, und blickte ängſtlich und forſchend den Herzog an.

„Ich rede nicht irre,“ ſprach dieſer mit mattem Lächeln, indem er die Gedanken ſeines Freundes errieth. „Ich bin vermählt, heimlich, aber nach allen heiligen Gebräuchen unſerer Kirche. Seit achtzehn Jahren! Ach damals! Felicia, ein Wunder von Schönheit, ich in blühender Jugendluſt, mein ganzes Weſen in Liebesgluth, umſtrickt vom ſüßen Wahnſinn der Leidenſchaft. Ach damals!“

Der Herzog verſtummte, übermannt von körperlicher Schwäche und innerer Bewegung. Orlando ergriff dieſen Augenblick, um ihn flehentlich zu bitten, ſich zu ſchonen, zu ſchweigen bis ſpäterhin.

„Späterhin möchte leicht zu ſpät werden, und rede ich nicht, ſo verzehrt mich innere Angſt, daß dieſe Furcht ſich beſtätigen könnte,“ erwiederte der Fürſt, und fuhr dann mit möglichſt gedämpfter Stimme in ſeinen Bekenntniſſen fort.

Durch ein feierlich ausgeſprochenes Gelübde ihrer Mutter, war Felicia ſchon in früheſter Jugend der Kirche geweiht. Fern von der Welt, in völliger Unbekanntſchaft mit den Verhältniſſen der Leiden und Freuden derſelben, war ſie in klöſterlicher Zucht und Einſamkeit für ihre Beſtimmung auferzogen; doch was ihre Erzieher ihr weislich verſchwiegen, lehrte ſie die allen ihren Kindern verſtändliche Stimme der Natur. Mit einem innern Widerſtreben, deſſen Grund ihr unerklärlich war, hatte ſie wenige Tage vorher, ehe Herzog Albert zum erſtenmal in Genua anlangte, das Noviziat angetreten. Ein Zufall brachte den Bruder der lieblichen Felicia, in die nähere Bekanntſchaft des jungen Fürſten, ſie verlebten mit einander manchen Tag in froher, mitunter rauſchender Geſelligkeit, und die Löſung einer in jugendlichem Uebermuthe eingegangenen Wette, bewog einſt den jungen Genueſen ſeinen hohen Freund in das Sprachzimmer des Kloſters, in welchem ſeine Schweſter lebte, zu führen, um ihn durch den Augenſchein zu überzeugen, daß ſie, und nur ſie allein es verdiene, die Krone der ſchönen Genueſerinnen zu heißen.

Der erſte Anblick ihrer über alle Beſchreibung ſchönen anmuthigen Erſcheinung, erweckte in dem Herzen des jungen Fürſten die leidenſchaftlichſte Liebe; die mit dieſer Liebe verknüpfte Gefahr, die augenſcheinliche Unmöglichkeit ſie zum beglückenden Ziele zu führen, erhöhten die Flamme derſelben zur alles überwältigenden Gluth. Ohne nur einen Augenblick ſeinen Rang, ſeine Familien-Verhältniſſe in Erwägung zu ziehen, ſtand der Entſchluß in ihm feſt, Glück und Leben rückſichtslos an den Beſitz der Geliebten zu wagen. Er entdeckte ſich und ſeine Pläne ihrem Bruder Manfredo; jeder Genueſe von altedlem Geſchlecht, ſtellt in ſeinem Sinne ſich Königen gleich; und die Ausſicht, ſeine Schweſter als Gemahlin dieſes Fürſten, und durch ſie die geſunkene Größe ſeines uralten, aber verarmten Hauſes wieder erſtehen zu ſehen, bemächtigte ſich ſogleich mit Allgewalt des ränkevollen, ſtolzen und ehrgeizigen Italieners, und ſtimmte ihn zur höchſten Bereitwilligkeit, im Dienſte dieſer Liebe.

Beinahe ein volles Jahr mußte noch vergehen, bis zu dem Zeitpunkte, wo Felicia den Schleier nehmen ſollte, der von der Welt, von Liebe und Freiheit auf ewig ſie ſcheiden mußte, und es gab auch Mittel dieſen Tag noch weiter hinauszuſchieben. Man hatte alſo viel Zeit vor ſich; was man wünſcht glaubt man gern, und die Liebe überzeugte den Herzog eben ſo feſt, als der nicht minder mächtige Ehrgeiz ſeinen Vertrauten, daß man in Jahresfriſt alles erringen könne, was man nur recht ernſtlich wolle. Indeſſen täuſchte ſich Manfredo doch nicht ganz; er wußte, daß vor der Hand an keine öffentliche Verbindung des Herzogs mit ſeiner Schweſter zu denken ſey, und nahm darnach ſeine Maaßregeln. Denn, wenn ſelbſt das Unmögliche geſchehe, und des Herzogs hohe Verwandte in dieſe Verbindung willigten, ſo würden doch Felicia's Eltern nie dahin zu bringen ſeyn, das Gelübde freiwillig zu brechen, das ihre Tochter der Kirche gelobte, und gelte es dem Throne eines Kaiſers, ja ſelbſt der Lebensrettung des geliebten Kindes; davon war Manfredo vollkommen überzeugt. Er ließ ſich indeſſen dadurch nicht abhalten, alle Schwierigkeiten zu beſiegen, die der nähern Bekanntſchaft des Herzogs mit ſeiner Schweſter ſich entgegen ſtellten. Er führte ihn ſelbſt am Sprachgitter ihr zu. Die heiße Liebe des ſchönen fürſtlichen Jünglings erklärte ſich bald, und blieb nicht unerwiedert. Felicia theilte ſich mit aller Gluth eines jungen, ſich ſelbſt noch nicht verſtehenden Herzens, das gerade in dem Augenblick zum Leben erwacht, in welchem es auf ewig in Entſagen und ewigem Alleinſeyn erſtarren ſollte.

Während das glückliche Paar, von Liebeszauber umfangen, alles vergaß, war Manfredo auf das thätigſte bemüht, ſeinen wohlüberdachten Plan auszuführen. Mit ſchlauer Beredſamkeit wußte er ſowohl den Beichtvater, als die Aebtiſſin des Kloſters, in das Geheimniß der Liebenden zu ziehen, und ſie für daſſelbe zu gewinnen. Beide waren ſeinem Hauſe nahe verwandt, beide hatten früher zu lange in der Welt, und in zu mannichfaltigen Verbindungen mit ihr gelebt, als daß er dabei ihren geiſtlichen Fanatism zu fürchten gehabt hätte. Er brachte das Paar bald dahin, die großen Vortheile einzuſehen, die aus Felicia's Vermählung, ſowohl der Familie, welcher ſie gemeinſchaftlich angehörten, als auch dem Kloſter, dem jene beide vorſtanden, bringen mußte. Es ward beſchloſſen die Liebenden heimlich trauen zu laſſen, um auf jeden Fall des Herzogs gewiß zu ſeyn, die Vermählung ſelbſt aber ſo lange verborgen zu halten, bis es Zeit würde damit an das Licht zu treten, und dieſe Zeit bei der dermaligen Stellung der politiſchen Welthändel ſchien den drei Verbündeten nicht eben allentfernt zu ſeyn.

Ein alter ſtumpfſinniger Mönch, der weder den Herzog noch deſſen Braut kannte, traute das Paar in Manfredo's Gegenwart, ohne daß weder die Aebtiſſin noch der Beichtvater darum zu wiſſen ſchienen. Tage und Wochen vergingen den Neuvermählten in einem Taumel von Seligkeit; ſie waren zu glücklich, um darüber nachzudenken, wie es möglich ſey, daß ſie ſo ungeſtört und faſt zwanglos ihre Zuſammenkünfte bald im Kloſter, bald in dem Garten deſſelben halten konnten; ſie wußten, daß Manfredo für ſie wache, aber ſie ahneten nicht, daß die Aebtiſſin ſelbſt alles thue, um ihr ſüßes Geheimniß mit einem undurchdringlichen Schleier zu verhüllen.

Ein nicht auszuweichender Befehl ſeines höchſten Verwandten, der den Herzog plötzlich zurück in die Heimath rief, erweckte endlich die Armen aus ihren ſeligſten Träumen, um ſie in einen Abgrund von Qualen zu ſtürzen. Ihr Abſchied von einander war, wie wenn Leib und Seele ſich ſcheiden.

Und wie bei jener ernſten Trennung, die jedem lebenden Weſen bevorſteht, ſo blieb auch ihnen kein anderer Troſt, als die Hoffnung des Wiederſehens und der Wiedervereinigung auf ewig.

In der erſten Zeit ſchrieb der Herzog ſehr oft an ſeine junge Gemahlin. Ausbrüche glühender Leidenſchaftlichkeit, verzehrender Sehnſucht; bittere Klagen über Verzögerung ſeines einzigen Glückes auf Erden, waren der Inhalt dieſer Briefe. Allmählig wurden ſie immer ernſter und trüber, ſie kamen ſeltner und ſeltner; die Möglichkeit, jeder zu voreilig gefaßten Hoffnung gezwungen entſagen zu müſſen, ward erſt leiſe, dann immer beſtimmter angedeutet, zuletzt erfolgte eine lange Pauſe, in welcher Herzog Albert gar nichts von ſich hören ließ.

Endlich fiel der entſcheidende Schlag. Der Herzog ſchrieb, er habe alles verſucht, alles ſey fehlgeſchlagen; er müſſe jeder Hoffnung einer möglichen Erfüllung ſeines heißeſten Wunſches mit blutendem Herzen entſagen. Unüberſehbares Elend, troſtloſer Untergang, drohe von hoher Hand ihm, der Geliebten und Allen, die in dieſes unſelige Geheimniß verflochten geweſen; nur tiefes Schweigen böte noch Rettung und Sicherheit. Deßhalb würde auch er hinfort dieſes Schweigen beobachten, doch bliebe die Geliebte ſeinem Herzen ewig theuer; nie würde er aufhören, ſich durch die heiligſten Bande ihr verbunden zu fühlen, nie einer Andern die Hand am Altare reichen, ſondern ihr ſtets unverbrüchliche Treue bewahren.

Felicia, die arme Felicia, was wäre von ihr zu ſagen, das Jeder nicht beſſer in ſeinem Herzen empfände?

Mit grauſenvollem Entſetzen, von dem ſie, die Unſchuldige, Unerfahrne, nichts wußte, hatte die Aebtiſſin kurz vorher entdeckt, daß Felicia ein Pfand ihrer Liebe unter dem Herzen trage. Das Daſeyn dieſes Kindes, wenn es bekannt wurde, mußte beſonders in der jetzigen Lage der Dinge, Verderben und Untergang über Felicia ſowohl, als über die Aebtiſſin ſelbſt herabziehen, das ſah die kluge welterfahrne Frau deutlich ein, und ſie beſchloß daher es nur dem Vater deſſelben zu entdekken, und übrigens vor Jedermann, ſelbſt vor Felicia's Bruder verborgen zu halten. Dieſer wüthete jetzt in unverſöhnlichem Haſſe gegen den Herzog, ſein Durſt nach Rache an demſelben war um ſo verzehrender, je weniger ſich eine Möglichkeit zeigte, ihn befriedigen zu können, und es ließ ſich gar nicht im Voraus berechnen, zu welchen Greuelthaten ſein heftig aufgebrachtes Gemüth ihn vielleicht würde hinreißen können.

Das Unmöglichſcheinende gelang durch die klugen Vorkehrungen der Aebtiſſin. Felicia gebar eine Tochter, ohne daß Jemand im Kloſter etwas davon erfuhr. Nur der Beichtvater wurde mit in das Geheimniß gezogen; das Kind ward von ihm Roſalba getauft, und dann mit ſeiner Amme, die nicht wußte wem es angehörte, über die See nach Frankreich geſchickt, wo es durch die Veranſtaltung des Beichtvaters, unfern Marſeille einen ſichern Aufenthalt bei wackern Landleuten fand, die das arme verlaſſene Weſen mit Liebe und Treue verpflegten.

Die Zeit in welcher Felicia den Schleier nehmen ſollte war indeſſen herangekommen. Das Band zwiſchen ihr und dem Herzoge war zerriſſen, ihr Bruder, der die einſt von ihm ſelbſt herbeigeführte Verbindung, jetzt als die Schande ſeines Hauſes verfluchte, drang nun ſelbſt darauf, dieſelbe durch ein ewig bindendes Gelübde, gänzlich vernichtet zu wiſſen, und die arme Felicia weigerte ſich nun nicht mehr einer Welt zu entſagen, deren höchſte Seligkeit und deren bitterſte Täuſchung ſie erfahren hatte. Als man ihre Locken abſchnitt, und den ſchwarzen Schleier über ſie deckte, der von jedem äuſſeren Leben auf ewig ſie trennen ſollte, da war ihr, als kehre ſie nach langem Herumirren in einer fremden bunten Zauberwelt, in das öde traurige, aber Sicherheit bietende Vaterhaus, in die arme Heimath ihrer Kindheit zurück, denn dieſe war das Kloſter ihr von jeher geweſen. Nach einiger Zeit ſchien das, was ſie in dem kurzen Zeitraume von wenigen Monaten erlebt und erlitten, ihr nur ein banger und ſeliger Traum, der in immer undeutlicher werdenden Umriſſen ihr vorſchwebte. Nur ein Gefühl verband ſie noch mit dem äußeren Leben, und dieſes war die Sehnſucht nach ihrem Kinde.

Mit inniger Dankbarkeit, mit unumſchränktem Vertrauen, fühlte ſie zu der Aebtiſſin ſich hingezogen, deren früheren Antheil an ihrem Geſchick ihr unbekannt geblieben war, und die ſie jetzt als ihren zur Zeit der Noth ihr erſchienenen Schutzgeiſt, mit aufrichtiger Ergebenheit verehrte. Die Aebtiſſin lohnte ihr dafür durch gegenſeitige Zuneigung, und zuletzt durch unbeſchränktes Vertrauen. Als Roſalba das achte Jahr erreicht hatte, gab ſie dem heißen Wunſche der Mutter derſelben nach, und traf Anſtalten, die Kleine, als die Tochter einer ihrer Freundinnen in Frankreich, in die Zahl der jungen Mädchen, aus meiſtentheils bedeutenden Familien, aufnehmen zu laſſen, die als Penſionärinnen des Kloſters in demſelben erzogen wurden. Felicia meinte vor Freuden zu ſterben, als ſie dieſen Entſchluß ihrer Beſchützerin vernahm. Wonnetrunken willigte ſie in alle Bedingungen, die ihr dabei gemacht wurden; ſie legte in die Hände der Aebtiſſin einen feierlichen Eid ab, ſich ihrer Tochter nie, unter keiner Bedingung, als Mutter zu erkennen zu geben; und bald darauf langte die Kleine im Kloſter an, begleitet von ihrer Gouvernante, die von Kindheit auf ſie gepflegt hatte.

Mit ſchmerzlicher Freude hatte Herzog Albert die Nachricht von Roſalba's Geburt damals vernommen; die ſtille Gewalt der Zeit ließ nach und nach das Bild der Mutter ſeiner Tochter in ſeinem Herzen, wie in ſeiner Phantaſie erbleichen, ohne es jedoch ganz zu verlöſchen. Ergriffen vom raſcheſten Taumel des Lebens, hingegeben allen Zerſtreuungen, denen ſein hoher Rang wie auch die ihn auszeichnenden körperlichen und geiſtigen Vorzüge ihn entgegen führten, hörte er endlich ganz auf jener kurzen ſeligen Tage mit Sehnſucht zu gedenken, die er im innigſten Vereine mit der ſchönen liebeglühenden Felicia verlebt hatte. Doch hielt er, was er ihr zuletzt gelobt; er bot keiner zweiten Gemahlin die Hand, und der Wunſch, das Kind ſeiner erſten Jugendliebe nur einmal zu ſehen und umarmen zu können, ſtieg oft in ihm auf, und wuchs endlich bis zur ungeduldigſten Sehnſucht.

Als er von der Aebtiſſin nach mehreren Jahren die Nachricht erhielt, daß ſie geſonnen ſey, ſeine Tochter mit der Mutter derſelben in ihrem Kloſter zu vereinen, und ſie unter Felicias Augen erziehen zu laſſen, da wiederſtand er dieſer Sehnſucht nicht länger; im ſtrengſten Incognito, eilte er ſeine Tochter in ihrer ländlichen Einſamkeit in der Provence aufzuſuchen, ehe ſie dieſelbe mit dem Kloſter vertauſchen müßte.

Nie hat die Erde ein lieblicheres, engelgleicheres Weſen getragen, als die damals kaum acht Jahre alte Roſalba. Herzog Albert betrachtete ſie mit ſtaunendem Entzücken, und als er von ihr ſcheiden mußte, nahm er ſie in ſeine Arme, und verband ſich durch einen heiligen Eid, alles daran zu ſetzen, um dieſem holden Weſen dereinſt alle die Vortheile zu verſchaffen, zu welchen ſeine Geburt es berechtigte.

Wiederum vergingen zehn Jahre. Die Aebtiſſin ſtarb in deren Verlaufe; zufolge früher getroffenen Vorkehrungen ihrer Beſchützerin, wurde Felicia zur Nachfolgerin derſelben erwählt, und ſtand jetzt mit Würde und Nachdruck, mit klugem Sinn und ſcharfem Blick, den Angelegenheiten des Kloſters vor, wie ſie es von ihrer Vorfahrerin erlernt. Die Zeit hatte ihr Blut gekühlt, ernſte Beſchäftigungen ſie vom Grübeln über ſich und ihr früheres Geſchick abgezogen. Ihr ſtolzes Naturell hat den Schmerz über das Unrecht zu beſiegen gewußt, das ſie von dem einſt Geliebten erlitten; für alles, was ihrem Leben übrigens entzogen war, wußte ſie Troſt und Entſchädigung im Bewußtſeyn unbeſchränkter Herrſchaft in ihrem kleinen Bezirke, zu ſuchen und zu finden, und vielleicht behütete nur Roſalba's Gegenwart das Herz der Mutter vor völligem Erſtarren. Felicia hielt feſt an dem Gelübde, ſich ihrem Kinde nie als das was ſie ihm war, zu erkennen zu geben aber ſie liebte und hütete es wie ihre Augen. Der Gedanke an die Zukunft dieſes lieblichen Weſens, füllte oft ihre einſamen Stunden mit banger Sorge. Oft war ſie nahe daran es der Kirche zu weihen, um den Gefahren der Welt es auf immer zu entziehen; dann aber wachten alte Erinnerungen aus ihren früheſten Jugendträumen in ihr auf, und ſo blieb ſie in Zweifeln befangen, und wußte ſich nicht zu entſcheiden. — Da nahte plötzlich Fürſt Albert ſich ihr ſchriftlich wieder. Seit Jahren hatte ſie nichts von ihm gehört. Er meldete ihr, daß ſeine Familienverhältniſſe eine Wendung genommen hätten, die ihm günſtig ſey, und die Ausſicht vergönnte, vielleicht dereinſt auf ihrer beider Kind allen Glanz, alles Glück übertragen zu können, den ein feindliches Geſchick ihn verhindert hätte, der Mutter deſſelben zu gewähren. Er beſchwor ſie bei Roſalba's Glück, ihm wieder Glauben zu ſchenken, und die geliebte Tochter ſeiner Vaterſorge zu übergeben; er gelobte an dem Kinde wieder gut zu machen, was er einſt, freilich mit blutendem Herzen, an der ſchönen geliebten Mutter deſſelben verſchuldet. Name, Rang, Reichthum, alles was Felicia's Leben hatte entbehren müſſen. Felicia weigerte ſich lange, auf die Vorſchläge des Herzogs einzugehen, und dieſer begab ſich nach Genua, um die Angelegenheit die ihm jetzt zunächſt am Herzen lag, eifriger betreiben zu können. Boten gingen täglich zwiſchen ihm und dem Kloſter hin und wieder. Ihn wieder zu ſehen, um alles mündlich mit ihm abzumachen, verweigerte ihm der ſtolze Sinn der Aebtiſſin; aber eben dieſer zeigte ihr auch die Ausſichten, die ihre Tochter an der Hand des fürſtlichen Vaters erwarteten, in einem glänzend verführeriſchen Lichte, dem ſie zuletzt nicht länger zu wiederſtehen vermochte. Er half ihr, den Schmerz der Trennung von dem einzigen Weſen das ſie liebte, zu unterdrücken, und bewog ſie endlich, nach manchem ſauern Kampfe, darein zu willigen, daß die junge Roſalba im Namen der Perſon, die ſie vor zehn Jahren dem Kloſter übergeben haben ſollte, an einem beſtimmten Tage aus dieſem abgeholt werde.

Alles dieſes, nur weit kürzer, weit weniger umſtändlich, vertraute der verwundete Herzog in jener Nacht ſeinem jungen Freunde. „Der morgende Tag iſt beſtimmt, meine Tochter aus dem Kloſter abzuholen,“ ſetzte er am Ende hinzu. „Laſſen wir ihn vorüber gehen, ſo bemächtigt ſich neues Mißtrauen der Mutter, und ſie nimmt, was ich mit Mühe von ihr errungen, wieder zurück. Auch andre Gefahren drohen. Der Dolch, der mich traf — die Hand des Bruders meiner Gemahlin hat ihn geführt. Nicht die Zeit, nicht mein ſtrenges Incognito, konnten nach achtzehn Jahren dem Auge meines Todfeindes mich unkenntlich machen. Indem ich, von ſeiner Hand getroffen, zurückſank, flüſterte er, von einer Verwünſchung begleitet, den Namen Felicia mir zu, und entfloh. Den, welchen ich einſt Freund nannte, ſoll meine Rache nicht verfolgen; doch die Zeit, in der er ſich nun aus Furcht verborgen hält, iſt die ſicherſte, um meine Tochter aus dem Kloſter, nach Mailand in das Haus einer Freundin zu bringen; hilft mir Gott, ſo treffe ich ſie dort, im Hauſe der Gräfin Gandolfi.“

„Geld, Briefe, ſchriftliche Anweiſung, wie du in verſchiedenen Fällen dich zu nehmen haſt, findeſt du in jenem Portefeuille“ ſprach der Herzog nach einer kleinen Pauſe. „Seit lange habe ich zur Erfüllung dieſes Auftrags dich erſehen; ich habe alles vorbereitet, ſelbſt auf den Fall meines ſchnellen Todes.“

Der Fürſt ſchloß die Augen, und ſank, höchſt ermattet, in tiefen, einer Ohnmacht gleichenden Schlummer zurück. Orlando harrte in Todesangſt ihm zur Seite, und wagte es nicht den Blick von ihm abzuwenden. Nach einer Stunde erwachte der Kranke neugeſtärkt. „Der Hahn kräht,“ flüſterte er, „die Zeit eilt, du mußt noch viel erfahren, und ich habe wenig Athem mehr.“

„Die zur Anerkennung meiner Tochter nöthigen Papiere liegen in P . . . . bei meiner edlen mütterlichen Freundin, der Fürſtin von Z . . .; zu ihr muß Roſalba, im Fall Gott über mich anders gebeut. Im Portefeuille liegt ein Brief an dieſe treffliche Frau. Ehe Roſalba im Schutz derſelben ſich befindet, darf Niemand ahnen wer ſie iſt. Gefahren drohen ihr von allen Seiten; ſie hat mächtige Feinde — meine Agnaten, denen ſie die bei meiner Eheloſigkeit gehoffte Erbſchaft verkümmert. Darum entfernte ich mein Gefolge, ich wollte keine Spione dulden. Eile, eile, ſey vorſichtig und verſchwiegen.“

Abermals hemmte Ermattung dem Fürſten die Sprache. Nur durch Zeichen trieb er den tiefbetrübten Orlando, Portefeuille, Gold und Briefe an ſich zu nehmen, den Arzt zu rufen, und ſich dann ſo ſchnell als möglich auf den Weg zu machen. Vom Schmerz und banger Beſorgniß übermannt, knieete Orlando neben ihm hin, überſtrömte mit Thränen die ihm gebotene bleiche Hand, indem er an ſeine Lippen ſie drückte, gelobte bei allem was ihm heilig, den ihn ehrenden Auftrag auf das treulichſte und beſonnenſte auszuführen, und riß ſich endlich mit wiederſtrebendem Herzen los, um den Befehlen ſeines hohen Freundes zu gehorchen.

Nach wenigen Stunden, ſah die aufgehende Sonne ihn ſchon dem ihm bezeichneten Kloſter zueilen; noch war ſie nicht dem Weſten zugeſunken, als Orlando an der Pforte deſſelben ſich meldete. Es war ſichtbar, die Aebtiſſin hatte Botſchaft erwartet. Orlando wurde ohne Zögern in ihr Sprachzimmer geführt. Der Vorhang ſchwand, der das Gitter verdeckte, hinter welchem die Aebtiſſin in ihrem Armſtuhl thronte; eine edle, hohe Geſtalt, mit dem Anſtande einer Königin, mit großen dunkeln blitzenden Feueraugen, und einem kalten, aber regelmäßig ſchönen Geſicht. Mit einem kaum merklichen Neigen des ſtolzen Nackens begrüßte ſie ſchweigend den eintretenden Jüngling, der wunderbar beklommen, es kaum wagte das Auge bis zu ihr zu erheben, denn er fühlte, wie der ſcharfe, helle, ſtechende Blick der hochwürdigen Frau, durch Mark und Seele ihm drang.

Endlich ermannte er ſich doch. Er überreichte ihr ein vom Herzoge vor deſſen Verwundung niedergeſchriebenes, weitläuftigeres Schreiben, und ein Paar Zeilen, welche dieſer nach dem Unfall mit ſchwacher Hand in ſchwankenden Zügen mühſam zu Wege gebracht hatte; zugleich ſtattete er ihr einen ſehr gemilderten Bericht von dem ab, was ſeinen hohen Freund betroffen. Die Aebtiſſin ſchauderte erbleichend, als Orlando den Herzog nannte, ihre Hand zitterte, indem ſie die Briefe aus der ſeinigen nahm, aber ſie faßte ſich mit großer Gewalt, indem ſie dieſelben flüchtig mit den Augen durchlief, und vermochte bald darauf mit feſter Stimme, beinahe kalt-höflich, nach den näheren Umſtänden bei der Verwundung des Herzogs ſich zu erkundigen, und ſehr gelaſſen die Hoffnung ſeiner baldigen Geneſung auszuſprechen.

Orlando fühlte ſich von dieſem kalten Benehmen innerlich beinahe bis zum Ingrimm empört, und dennoch durchrieſelte ihn dabei eine Art ſchaudernder Ehrerbietung, vor dieſem ſcheinbar über alles menſchliche Empfinden erhabenen Weſen. Hat Liebe jemals dieſes Marmorbild durchglühen können! dachte er bei ſich ſelbſt, während ſie den längeren Brief aufmerkſamer las. Kann man den Schein jugendlicher Schönheit ſo im Aeußeren bewahren, während, lange vor der Zeit, das ſtarre kalte Alter, im Innern den furchtbarſten Sieg davon trägt, und jeden Nachklang jugendlichen Gefühls vertilgt?

„Ich muß Ihnen nach dieſen Briefen vertrauen, und das geliebteſte Kleinod unſeres Hauſes Ihrem Schutze und Ihrer Sorgfalt auf einige Tage übergeben,“ ſprach jetzt die Aebtiſſin. „Zwar hatte ich in dieſer Angelegenheit von dem Herzoge die Wahl eines älteren erfahrenern Geleitsmanns erwartet, doch muß ich glauben, daß zureichende Gründe ihn beſtimmt haben, Ihrer Jugend zu vertrauen. Ueberdem genießet das Fräulein Roſalba noch des Schutzes einer würdigen Frau, ihrer Gouvernante, einer Franzöſin, die ſie hieher geleitete, die ganze Zeit über im Kloſter bei ihr verweilte, und ſie jetzt wieder zurück zu ihren Verwandten bringen wird. Der Weg von hier nach Mailand iſt völlig gefahrlos, und ich bin überzeugt, daß Sie während der Reiſe für die Damen ritterlich Sorge tragen werden. Um unnützes Aufſehen zu vermeiden, wünſche ich, daß Madame Dubois unterweges ſowohl für Ihre, als des Fräuleins Mutter gelten möge. Die Umſtände müſſen dieſe Nothlüge entſchuldigen; in Mailand ſind Sie denſelben ſowohl als überhaupt Ihres Amtes überhoben. Mit Tagesanbruch wird alles zu Ihrer Abreiſe bereit ſeyn, bis dahin iſt am äußeren Vorhofe des Kloſters, bei dem Verwalter deſſelben, für Ihre Aufnahme geſorgt.“

Ein zweites faſt unſichtbares Neigen des ſchönen ernſten Hauptes, deutete jetzt Orlando's Verabſchiedung an; noch ehe dieſer ein Wort erwiedern konnte, ließ der helle Klang eines Silberglöckchens ſich hören, und der Vorhang war wieder zwiſchen ihm und dem innern Heiligthume des Sprachzimmers geſunken. Nein, dieſe Kälte! dieſe furchtbare Kälte! war Orlando, alle Mäßigung verlierend, im Begriffe auszurufen; da traf ein tiefer Seufzer ſein Ohr, halb erſticktes leiſes Weinen ward hinter dem Vorhange hörbar. Schwankend zwiſchen Reue, tiefem unendlichen Mitleid und banger Scheu, wollte Orlando ſchon unbeſonnen den Vorhang mit unheiliger Hand berühren und wegziehen, doch die Layenſchweſter, welche ihn vorhin in das Sprachzimmer geleitet hatte, trat herein; ſie nöthigte ihn, daſſelbe zu verlaſſen und ihr zu dem Verwalter des Kloſters zu folgen, der unten ſeiner harrte, um ihn bis an die Gränze des äußerſten Vorhofs, in ſeine Wohnung zu führen.

Kaum graute der Morgen des folgenden Tages, als ſchon ein Reiſewagen aus dem innern Hofe des Kloſters herausrollte. Der Schlag wurde aufgemacht, Orlando hineingeſchoben, der Vetturino trieb ſeine Pferde an, und, wie zwiſchen Wachen und Träumen, fand ſich der Jüngling zweien dicht verſchleierten, übrigens aber einander völlig unähnlichen Geſtalten gegenüber. Roſalba, hoch, ſchlank, edel in Stellung und Haltung, ſaß ſchweigend, faſt regungslos in eine Ecke gedrückt; ihre Geſellſchafterin hingegen, eine kleine, runde, mütterlich ausſehende, redſelige Frau, begrüßte in franzöſiſcher Sprache den jungen Beſchützer der

Damen recht freundlich. Sie war entzückt, als ihr Gruß eben ſo erwiedert wurde; denn ohnerachtet ihres zehnjährigen Aufenthaltes in Italien, war es ihr, als einer ächten Franzöſin, dennoch unmöglich geweſen, italieniſch zu lernen. Roſalba weinte indeſſen ſtill vor ſich hin; erſt vor wenigen Stunden hatte ſie von der Verwundung ihres Vaters gehört, die dieſen verhinderte, ſie, wie er gehofft hatte, nach Mailand zu begleiten. Schon lange hatte das junge Herz mit tiefer Sehnſucht dem Augenblick entgegengeſchlagen, der es zum erſtenmale einem Weſen entgegenführen ſollte, zu dem es ſich, als ihm angehörig, rechnen dürfe; jetzt war dieſer Augenblick auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben; durch eine verbrecheriſche That, deren bloße Möglichkeit das arme, mit der Welt ganz unbekannte Kind in Angſt, Sorge und Grauen verſetzte. Ihre Thränen floſſen zugleich dem Vater, und dem Schmerze darüber, daß dieſe Welt, die ſie ſo ſchön ſich gedacht, auf ſolche Weiſe ſich zuerſt ihr offenbaren mußte.

Endlich ging die Sonne über ein blühendes, lachendes Eden auf, aus hoher blauer Luft, aus Bäumen und Hecken und Weingärten, begrüßte lauter Jubel die Königin des Tages; blitzend gleich zerſtreuten Edelſteinen, lag der ſchimmernde Thau auf der bräutlich geſchmückten Erde, und berauſchende Düfte ſtiegen aus all' den tauſend würzigen Kräutern und Bäumen des Südens, zum freundlich milden Himmel hinauf. Seit ſie der erſten Kindheit entwachſen, hatte Roſalba die unendliche Pracht der Natur nur aus dem Fenſter ihrer Kloſterzelle von Ferne erblickt; die Freude über das entzückende, lange entbehrte Schauſpiel überwältigte den zagenden Schmerz in ihrem Gemüthe; ſie richtete ſich empor und ſchlug den Schleier auf, um mit vollen Zügen den erquickenden Morgenduft einzuathmen. Orlando blickte ſie an, und gleich einem Stern im Kelche einer Lilie, leuchtete Herzog Alberts ſchönes Feuerauge, aus dem unbeſchreiblich reizenden aber blaſſen Geſichte der Tochter deſſelben, ihm entgegen.

Ein anfangs allgemeines Geſpräch wurde von der kleinen Reiſegeſellſchaft jetzt angeknüpft, zu welchem der ſchöne Morgen den bequemſten Stoff lieh; doch bald nahm es zwiſchen dem Fräulein und Orlando eine intereſſantere Wendung. Roſalba entdeckte mit Freuden, wie feſt ihr junger

Beſchützer mit ihrem Vater verbunden ſey, mit wie inniger Ergebenheit er an ihm hange, und des Fragens von ihrer, wie des Erzählens von ſeiner Seite ward nun kein Ende. Der Tochter bange Sorge um den Vater, ſprach ſo deutlich und ergreifend ſich aus, daß Orlando es nicht wagen mochte deſſen Geneſung, als dem mindeſten Zweifel unterworfen, ihr darzuſtellen. Er konnte es nicht über ſich gewinnen, dieſes weiche, liebliche, ſo leicht und tief verletzbare Weſen, vielleicht ganz unnöthig zu betrüben, und täuſchte ſich endlich ſelbſt, indem er aus gutmüthiger Schonung unſichere Hoffnungen ihr ſo lange als Gewißheit zeigte, bis er ſie ſelbſt für ſolche zu nehmen begann. In nie gefühltem Entzücken verlor er dem holdeſten Weſen gegenüber, das je ſein Auge geſehen, oft den Faden des Geſprächs. In den ſchönen Zügen des zarten jugendlichen Köpfchens, im Aufſchlagen der dunkeln, von langen ſeidenen Wimpern umſchleierten Strahlenaugen, ſprach Milde und Güte ſich aus; ihrem ganzen Weſen ſchien eine wunderbare Neigung zum Leiden, zur Liebe, vielleicht zur ſchmerzlichſten Leidenſchaftlichkeit eigen zu ſeyn. Unerachtet einer faſt träumeriſchen Unbekanntſchaft mit der Welt, war es dennoch, als ob Roſalba eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach Glück in ſich trüge, ihre ganze Erſcheinung war ſichtlich von allen Seiten leicht verletzbar, und doch ihr Herz der kindlichſten Freude nicht minder offen, als dem herbeſten Schmerz.

Engel ſollten auf ihren Fittichen dich durch das Leben tragen, du holdes liebſeligſtes Weſen, dachte Orlando, indem er ſie unbemerkt betrachtete. O wer könnte dieſes weiche Herz jemals verwunden wollen, und welche Seligkeit müßte es ſeyn, das ganze Daſeyn daran zu ſetzen, um ihm jeden Schmerz zu erſparen, und immer dieſes Lächeln die Roſenlippen umſpielen zu ſehen!

Und dennoch war es Orlando's Beſtimmung, der lieblichen Roſalba den erſten großen Schmerz ihres Lebens zu geben. Am zweiten Abend der Reiſe bemerkte er beim Vorfahren vor dem Hauſe, wo ſie ihr Nachtquartier nehmen ſollten, den Kammerdiener des Herzogs. Die Erſcheinung deſſelben hier, zu dieſer Zeit, den Ausdruck tiefer Betrübniß in den Zügen des alten Dieners, ſagten ihm Alles, und erfüllten ihn mit vorahnendem Schrecken. Doch war er noch beſonnen genug, die Damen zuvor in ihr Zimmer zu führen, und den Boten der Trauer erſt ſpäter zu ſich zu berufen.

Orlando's banges Ahnden hatte ihn nicht getäuſcht; ſein edler Freund war nicht mehr; Erſchöpfung aller Kräfte, wahrſcheinlich durch jene letzte lange Unterredung noch beſchleunigt, hatte einen ſanften ſchmerzloſen Tod ihm gegeben. Er hatte nicht gern aber reſignirt das Leben verlaſſen; kurz vorher, ehe er ſtarb, befahl er noch ſeinem treueſten Diener, ſeinen jungen Freund Orlando an dieſer Stelle zu erwarten, und ihm zu ſagen, daß nur die feſte Ueberzeugung den Tod ihm erleichtere, er werde treu, umſichtig und genau ſeinen letzten wichtigen Auftrag, im liebevollen Andenken an ihn vollenden. In den letzten Augenblicken hatte er mit ſchwacher Hand es noch verſucht, einige Zeilen für Orlando niederzuſchreiben; bis auf den Namen Orlando und Roſalba waren ſie jedoch völlig unleſerlich. Der Sterbende hatte dieſes ſelbſt bemerkt, und ſchmerzlich lächelnd die Augen geſchloſſen, um ſie nie wieder zu öffnen.

Orlando durchwachte die Nacht in ſchmerzlicher Trauer und bittern Klagen um ſeinen edlen entſchlafenen Freund. Zitternd ging er am Morgen, um der armen Roſalba anzukündigen, was ſie verloren; er fand ſie vorbereitet; ſein lauter Jammer war in der Stille der Nacht bis zu ihrem, nicht weit von dem ſeinen entfernten, Zimmer gedrungen; ſie hatte geglaubt, ſeine Stimme zu erkennen; eine Ahnung der Urſache ſeines Schmerzes war in ihr erwacht, und ſein Anblick am folgenden Morgen beſtätigte dieſe vollkommen. Ihre Thränen vereinigten ſich mit den ſeinigen, noch ehe ein Wort über die Veranlaſſung derſelben geſprochen wurde.

Roſalba's erſte beſtimmte Aeußerung war jetzt der Vorſatz, nach Genua zu eilen, um wenigſtens im Tode die geliebten Züge ihres Vaters zu ſehen, den ſie im Leben nie gekannt. Nur die Ueberzeugung, zu der Orlando mit vieler Mühe ſie brachte, daß ſie auch bei der möglichſten Eile, zur Erreichung dieſes Zweckes, immer zu ſpät dort anlangen müßte, konnte ſie davon abbringen. Nun aber beſtand ſie darauf, in's Kloſter zurückzukehren, das ſie vor zwei Tagen verlaſſen, um dort ihr ganzes Leben der Trauer um ihren Vater zu weihen; denn der Gedanke, als ein freundloſes, ſchutzloſes Weſen, von keiner ſchirmenden Hand geleitet, in die ihr völlig unbekannte Welt zu treten, flößte ihr unnennbares Grauen ein. Orlando erbleichte, ſein Herz erſtarrte in unſäglicher Angſt, als er dieſes aus ihrem Munde vernahm; ihm war, als drohe die Sonne unterzugehen in langer endloſer Nacht; ihm war, als müſſe auch er aus der Welt, nun Roſalba ſie nicht mehr ſchmücken wolle; doch eben ſein Schmerz gab ihm Muth. Ernſt, zürnend beinahe, ſtellte er der Zagenden das Unrecht vor, durch das ſie im Begriff ſtehe, ſich an dem Andenken ihres Vaters zu verſündigen, wenn ſie aus ängſtlicher Sorge um ſich ſelbſt, den letzten Wunſch deſſelben unerfüllt laſſen wollte, auf den der Verklärte ſein Glück und ſeine Ruhe im Leben und im Tode geſtellt, zu deſſen Erfüllung er Alles vorbereitet habe, ſelbſt auf den jetzt wirklich eingetretenen ſchmerzlichen Fall, den er mit ahnendem Sinn vielleicht lange vorher ſchon geſehen.

Still weinend hörte Roſalba den Jüngling an, und ergab ſich endlich ſeinen Gründen mit frommer Demuth, die ſie in ſeinen Augen zur

Heiligen verklärte. Von nun an ſah ſie in ihm ihren einzigen Beſchützer in einer Welt, deren unruhiges Leben und Treiben, in ihrem tiefen Schmerz, ſie unſäglich beängſtigte. Sie ſtützte ſich einzig auf ihn, als den Abgeſandten ihres verklärten Vaters, um den Weg wandeln zu können, den dieſer ihr vorgezeichnet hatte. Orlando klagte mit ihr, er theilte mit ihr den tiefen Schmerz um den Heißbeweinten, dem auch ſeine Thränen floſſen; er gehörte ihr zu, er war der Einzige, der jemals zu ihr, der immer Vereinzelten, gehört hatte; er war ihr Freund, ihr Beſchützer, ihr Berather, — mit einem Wort, er war die erſte Liebe des unſchuldigen, in klöſterlicher Einſamkeit erwachſenen Mädchens, das nie auch nur den Namen jener alles beherrſchenden, alles verzehrenden Leidenſchaft gehört, die jetzt in der jungen zarten Bruſt erwachte.

Schon damals, als Roſalba's Augen zum erſtenmal unverſchleiert auf ihm ruhten, hatte Orlando gefühlt, daß dieſe Sterne von nun an die Richtung ſeines Lebens beſtimmen müßten, wenn auch vielleicht aus unerreichbarer Höhe; wie die ewig ſtrahlenden Lichter des ſich über ihm wölbenden Himmels, zu denen er auf nächtlichem Wege immer gern emporblickte, obgleich ſie ihm zu ferne ſtanden, um ſeinen dunkeln Pfad freundlich zu erhellen. Er war damals feſt entſchloſſen geweſen, der Fürſtentochter gegenüber in ziemender Ehrfurcht ſich zu halten, und nie ſich des Vertrauens unwerth zu bezeigen, deſſen ihr Vater ihn einſt gewürdiget; doch alles hatte nun ſich anders geſtaltet. Gemeinſchaftliche Sorge, gemeinſchaftlichen Schmerz, und zuletzt eine große Verlegenheit, in die ſie bei ihrer Ankunft in Mailand geriethen, und durch die Roſalba gänzlich und einzig auf Orlando's ſchützende Vorſorge angewieſen wurde, alles dieſes zuſammen brachte beide im Laufe weniger Tage einander näher, als ſie, im gewöhnlichen Gange des Lebens, ſich vielleicht in vielen Monaten nicht gekommen wären.

Die Gräfin Gondalfi, Herzog Alberts Freundin, an die er in Mailand ſeine Tochter einzig gewieſen, war bei Roſalba's Ankunft in jener Stadt, dort nicht zugegen. Wichtige Angelegenheiten hatten ſie gezwungen, plötzlich nach Frankreich zu reiſen; den Brief des Herzogs, in welchem er ihr über die nahe Ankunft ſeiner Tochter

Gewißheit gab, hatte ſie nicht mehr erhalten, er lag noch uneröffnet da; keine Anſtalten zu Roſalba's Empfange waren getroffen, das Haus war verödet, denn die Gräfin hatte den bedeutendſten Theil ihrer Dienerſchaft mit ſich genommen, und Niemand war vorhanden, der im Stande geweſen wäre, den Ankommenden nur einigermaßen genügende Auskunft zu geben.

Ohne ein Wort zu ſprechen, blickte jetzt die arme Roſalba, im tiefſten Gefühle unendlicher Verlaſſenheit, zu Orlando auf. Ihr war zu Muthe, wie es einem Schiffbrüchigen ſeyn mag, den die tobende Welle an das Ufer einer wüſten Inſel auswarf. Laute Klagen, denen ihre Begleiterin ſich überließ, vermehrten ihre Noth, denn die ſonſt herzensgute Madame Dubois, die jetzt für Roſalba's Mutter galt, war eigentlich eine ſehr gewöhnliche Frau; die wenige Gewandtheit und Lebenserfahrung, welche ſie früher in der Welt ſich angeeignet haben mochte, waren während der zehn im Kloſter zugebrachten Jahre ihr wieder verloren gegangen; ſie jammerte daher jetzt völlig hülflos, als ſähe ſie ihren offenbaren Untergang vor Augen; und Orlando, von allen Seiten an dieſe Weiſe gedrängt, bedurfte großer Geiſtesgegenwart, um hier das Beſte zu wählen.

Sein erſter Gedanke war, ſeine Pflegebefohlenen in den Schutz ſeines Pflegevaters, des Baron Greifenhorſt, zu bringen; doch ihm fiel zugleich auch ein, daß der Bruder deſſelben, Leonhards Vater, noch bei dieſem verweile. Er erinnerte ſich, daß der verſtorbene Fürſt des Präſidenten von Greifenhorſt als eines Mannes erwähnte, den er achte, deſſen Pfad aber den ſeinigen oft durchkreuzt habe; Orlando wußte nicht, ob er nicht früher ſogar zu den Widerſachern deſſelben gehört haben möchte, und er trug daher mit Recht Bedenken, die Tochter des Herzogs Albert in die Nähe eines vielleicht gefährlichen Feindes zu bringen.

Das Einzige, was ihm übrig blieb, war alſo, die Damen einſtweilen in einem Gaſthofe ſo bequem als möglich einzurichten, ſie dort dem Wirthe, den er kannte, auf das dringendſte zu empfehlen, und dann ſogleich nach P . . an die Fürſtin H . . . zu ſchreiben, um dieſer Dame den Tod des Herzogs zu melden, und ſie zu bitten, über Roſalba's ferneren Aufenthalt zu beſtimmen.

Nachdem er auf dieſe Weiſe für ſie geſorgt, trennte ſich Orlando mit ſchwerem, tiefbewegtem Herzen von der ihm ſo theuer gewordenen Reiſegefährtin, und ging, um den geliebten Freund ſeiner Jugend und den ihnen beiden gemeinſchaftlichen Beſchützer ihrer Kindheit, aufzuſuchen. In der Verwirrung der letzten Tage hatte er verſäumt, ſeine nahe Ankunft ihnen zu melden, doch ſein Empfang war deshalb nicht minder herzlich. Leonhard flog mit lautem Freudengeſchrei ihm in die Arme, und der Freiherr empfing ihn mit gewohnter väterlicher Milde, und inniger Theilnahme an dem Verluſte ſeines hohen Freundes und Beſchützers. Schon ging dem erfreuten Orlando an der Seite der lieben, lange ihm vertraut geweſenen Geſtalten das Herz auf, ſchon war er im Begriffe, dem väterlichen wie dem brüderlichen Freunde die Begebenheiten der letzten Tage mitzutheilen, und wo möglich der verlaſſenen Roſalba den Schutz des Freiherrn von Greifenhorſt zu erwerben, da öffnete ſich langſam die Thüre, ernſt und feierlich trat Leonhards Vater in's Zimmer, und Orlando verſtummte. Der beinahe feindſelige Blick, mit welchem der Präſident von oben bis unten den Jüngling betrachtete, der mit vieler Förmlichkeit ihm vorgeſtellt wurde, ging dieſem erkältend durch Mark und Gebein, und er pries ſich glücklich, daß ſein Geheimniß in der Nähe dieſes Mannes ihm noch nicht entſchlüpft ſey, deſſen ganze Erſcheinung ihm höchſt unheimlich dünkte.

Der Reſt des Abends ging in ziemlich peinlicher Spannung vorüber, doch endlich ſchlug die lang erſehnte Stunde, in welcher die Freunde unbelauſcht und unbeobachtet, unter dem Schutze der ſchweigſamen Nacht, den gewohnten, ſchmerzlich entbehrten Herzensergießungen, ſich gegenſeitig überlaſſen konnten. Nur wenige Wochen lang waren ſie getrennt geweſen, und doch ſchien dieſe kurze Zeit ihnen reicher an Ereigniſſen, als ihr ganzes voriges Leben.

„Du glückliches Unglückskind!“ rief Leonhard, als Orlando mit der, Jenem ſehr romantiſch dünkenden Erzählung ſeiner Begebenheiten fertig war: „ſelbſt deine Widerwärtigkeiten ſind tauſendmal mehr werth, als meine Glücksfälle.

Wie ganz anders als um dich, ſteht es um mich Armen! Alles, was Andere erfreut, wendet mir ſich zur Qual. Mich, den jüngſten von dreien Brüdern, mich, den von Kindheit auf aus dem väterlichen Hauſe Verſtoßenen, macht mein Geſchick ganz unerwartet zum Stammhalter meines alten edlen Hauſes, zum einſtigen Erben eines bedeutenden Vermögens. Mein Vater, der vor wenigen Monaten ſich kaum meiner Exiſtenz noch erinnerte, unternimmt jetzt eine für ſein Alter bedeutende Reiſe, um mich kennen zu lernen; er behauptet alle ſeine Erwartungen in mir übertroffen zu ſehen, er überhäuft mich mit Beweiſen ſeines Wohlwollens; und was iſt für mich das Reſultat von alle dem? Verrückung aller meiner früheren Lebensplane, völliger Untergang jener Freiheit, die mir Verwöhnten ſo nothwendig geworden iſt, wie die Luft welche ich athme; und über dem Allen noch Trennung von dir, von dir, ohne den ich kaum zu leben weiß; Trennung auf unbeſtimmte Zeit! Wenn meines Vaters Plane in Erfüllung gehen ſollten, können wir alt und grau darüber werden, ehe wir uns wieder ſehen. Ach, Orlando, das Schwert des Damocles, das ich an jenem unvergeßlichen Abende in Marſeille über meinem Haupte hängen ſah, iſt gefallen — — —“

„Gottlob, daß es ſo weit iſt,“ fiel Orlando fröhlich ein, „denn du lebſt ja noch, und die größte Gefahr iſt alſo einſtweilen vorbei.“

„Das Lachen ſoll dir vergehen, wenn du alles weißt,“ fuhr Leonhard fort. „Alles iſt jetzt anders; daß ich einſt in meines Oheims Beſitzungen eintreten, und hier in deiner Nähe leben könnte, daran iſt nicht mehr zu denken. Ich ſoll mit meinem Vater, ich ſoll, Gott weiß wie, eine eminente Carriere machen, wie er es nennt. Ich habe unumwunden erklärt, daß ich auf ſeine Plane nur eingehen kann, wenn du mich begleiteſt, um dein Glück mit mir auf der nämlichen Bahn zu verſuchen. Mein Vater ſetzt ſich offenbar dagegen. Vergebens ſuche ich ihm deutlich zu machen, was du mir biſt, vergebens ihm zu beweiſen, wie wir ſo ganz Eins ſind, wie jeder von uns den andern im Lernen, Handeln, Denken und Empfinden ergänzt; wie keiner von uns, allein etwas Ganzes und Tüchtiges zu leiſten im Stande ſey. Er nennt mich einen exaltirten Fantaſten, er ſchilt auf dich, als den, der mich von der Uebung meiner Pflichten zurückhält; er nennt unſere Verbindung einen Schulknabenſtreich, an den man im reiferen Alter nicht mehr denken dürfe. Oft dünkt mir ſogar, er haſſe dich, ohne mehr von dir zu wiſſen als daß ich dich liebe. Ich muß für's erſte wenigſtens gezwungen gehorchen, mein Orlando; in wenigen Tagen gehen wir nach P . .“

„Und ich ſchließe der Reiſe mich an. Wer will es mir wehren?“ ſprach Orlando ſehr gelaſſen. „Und Roſalba bleibt ſchutzlos und verlaſſen in der fremden Stadt zurück?“ fragte Leonhard. „Nun dann, ein Paar Tage kann man wohl zugeben; ich warte, bis auch ſie von ihrer jetzigen Beſchützerin, der Fürſtin von Z . . . , nach jener Stadt abgerufen wird, was bald geſchehen muß,“ erwiederte Orlando.

„Das darfſt und kannſt du nicht,“ rief Leonhard. „Denke an die ſchwankende Lage, in welcher das Geſchick des Fräuleins ſich befindet. Darfſt du es wagen, durch deine Begleitung ihren Ruf, das Wohlwollen derer, von denen ſie jetzt abhängig iſt, auf das Spiel ſetzen zu wollen? Glaubſt du denn, die Fürſtin von Z . . ., die künftig Mutterſtelle bei ihr vertreten ſoll, würde das gerne ſehen? oder auch nur zugeben? Und unſer Oheim! können wir denn alle beide den edlen Greis verlaſſen? gerade jetzt, da er vielleicht mich auf immer verliert! Kannſt du jetzt fort, im Augenblick da du mündig wirſt, und unſer freundlicher Wohlthäter ſeit Monaten ſchon, ſich nur mit Anſtalten beſchäftigt, um dir das durch ſeine Vorſorge verſchönerte und verbeſſerte Eigenthum deiner Väter feierlich zu übergeben? Kannſt du ſeine treue, mehr als väterliche Liebe ihm ſo lohnen wollen?“

Mit feuchtverklärtem Blick ſtanden die Jünglinge eine Weile ſchweigend einander gegenüber. Sie fühlten zum erſtenmale, daß das Leben auch an ſie drückende Anrechte geltend zu machen habe, und ſanken ſchmerzlich bewegt ſich in die Arme.

Orlando führte gleich am folgenden Morgen den Freund der Geliebten zu. Sie wußte, daß auch er ihrem Vater einſt werth geweſen ſey, und nahm mit holder Freundlichkeit und unerkünſtelter Anmuth ihn auf. Herzog Albert war der Gegenſtand ihrer Unterhaltung. Wenn im Geſpräche das Geſicht Roſalba's ſich belebte, ſo flog von Zeit zu Zeit eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihrem Vater über die ſchönen Züge hin, wie ein flüchtig durch Wolken brechender Sonnenſtrahl über ein Lilienbeet hinfliegt, und Leonhards Blicke ruhten dann in ſichtlicher Bewunderung auf der holdſeligen Erſcheinung. „Nie hätte ich geglaubt, daß etwas ſo ganz Himmliſches auf Erden leben und wandeln könne,“ ſprach er entzückt zu ſeinem Freunde, als ſie zu Hauſe gingen. Orlando erbleichte: „du liebſt ſie!“ flüſterte er ängſtlich mit bebender Stimme, und wollte lächeln.

„Ja, ich liebe ſie,“ erwiederte Leonhard, ſehr mild, aber nicht ohne innerliche Bewegung. „Ich liebe ſie wie einen Strahl des Himmels, wie eine köſtliche Blume, wie ein Glück, das nur in ſo fern zu meinem Weſen und Leben gehört, als es beſtimmt iſt das deine zu erhellen.“

Orlando erwiederte keine Sylbe, aber er barg beſchämt das Geſicht an der treuen, liebevollen Bruſt ſeines Freundes. Der Tag, welcher die Freunde von neuem trennte, kam nur zu bald heran. Leonhard folgte gezwungen ſeinem Vater, und Orlando blieb zurück. Alle Zeit, welche dieſer für ſich gewinnen konnte, widmete er jetzt der Geliebten, die fortwährend in tiefer Verborgenheit mit ihrer angeblichen Mutter lebte, und ohne große Ungeduld die ſich etwas verſpätende Antwort der Fürſtin Z . . . erwartete.

Außer Madame Dubois ſah ſie nur Orlando, und verlangte auch nach keiner andern Geſellſchaft. Noch war kein einer Erklärung ähnliches Wort zwiſchen ihnen ausgeſprochen, dennoch betrachteten beide ſich völlig als zu einander gehörend. Dieſes Verhältniß dünkte Roſalben ſo natürlich, daß ſie gar nicht einmal daran dachte, es könne anders ſeyn. Sie bedurfte einer Stütze, die ſie innig und liebend erfaſſen konnte, wie der Epheu die Eiche mit tauſend zarten Liebesarmen umſchlingt und umklammert.

Von dem Augenblicke an, in welchem ſie mit bangem Zagen das Kloſter verließ, war Orlando ihr dieſe Stütze geweſen; ihr Vater ſelbſt hatte ihn ihr ausgewählt, ihr Leben hatte mit dem ſeinigen ſich auf das innigſte verzweigt, und bei ihrer Unerfahrenheit kam der Gedanke, daß Umſtände einſt vorwalten könnten, welche ſie zwängen, dieſes Verhältniß aufzugeben, ihr durchaus nicht in den Sinn.

Doch endlich, und gerade als ſie es am wenigſten erwarteten, langte eine ältliche Dame von würdigem Anſehen, begleitet von einem ſehr anſtändigen Gefolge, in Mailand an. Die Fürſtin Z . . . hatte ſie geſandt, um Roſalba nach P . . ., in die Arme der mit liebender Ungeduld ſie erwartenden Freundin ihres Vaters zu geleiten. Orlando's tiefer Schmerz, entriß in der Stunde der Trennung ihm zuerſt das Geſtändniß ſeiner Liebe; hingeſunken zu Roſalba's Füßen, weinend, glühend, ſtammelte er ihr, faſt unvernehmbar, was er für ſie empfand; ſie weinte mit ihm, ohne etwas weiter deutlich zu verſtehen, als ſeine Klagen.

„Du liebſt mich, und darum weinſt du?“ rief ſie endlich in ſüßer, ihr ſelbſt nicht deutlichen Befangenheit; „Orlando! liebe ich dich denn nicht auch, und könnte ich, in meiner Verlaſſenheit, ohne dich wohl leben und glücklich ſeyn? Wo gehört dann in der Welt noch ein Weſen zu mir, außer dir?“ ſetzte ſie ſehr leiſe hinzu, und verbarg das erröthende Geſicht an ſeiner Bruſt.

Tauſend und aber-tauſendmal mußte Roſalba dem überſeligen Orlando dieſes entzückende Geſtändniß wiederholen, geloben ihn ewig zu lieben, nie ſein zu vergeſſen. Sie that es, weil er es ſo wollte, aber ſie ſchüttelte bedenklich das ſchöne Haupt. „Du ſollſt mir nichts geloben,“ ſprach ſie ungewöhnlich ernſt, „denn wie kann man zweifeln? Wie kann man anderes Sinnes werden? Wie kann man aufhören zu lieben, was man liebgewonnen hat? Lernt man das vielleicht in der Welt, die ich noch nicht kenne?“

Roſalba reiſte ab; Orlando blieb zurück; ſchwankend zwiſchen Wonne und Schmerz. Ein Brief ſeines Freundes aus P . . ., dem Roſalba ein Blättchen beigefügt hatte, erleuchtete zuerſt wieder, durch einen Strahl ſeiner glücklicheren Vergangenheit, die Dunkelheit ſeines jetzigen Lebens. Leonhard meldete ihm, daß ein glücklicher Zufall, noch vor Roſalba's Ankunft in P . . . ihn der Fürſtin Z . . . bekannt gemacht habe. Er beſchrieb ihm dieſe wahrhaft edle ehrwürdige Dame als eine jener ſeltenen Erſcheinungen, die mitten im Drange des bunteſten Weltlebens jene Einfachheit des Herzens, jenes rein menſchliche Wohlwollen gegen Andere ſich erhalten haben, welche auf alle, die ihnen nahen, ſo wohlthätig wirken, und doch ſo leicht im Gewirre der großen Welt untergehen. Er pries Roſalba's Glück, unter den Schutz dieſer, eben ſo ſehr durch Geiſt und Gemüth, als durch ihren hohen Rang ausgezeichneten Frau gekommen zu ſeyn; und beſchrieb dabei auf das lebendigſte die kindliche Freude des lieblichen Weſens, bei ſeinem völlig unerwarteten Wiederſehen.

„Es iſt mein Stolz und mein Glück,“ ſchrieb er, „daß die Fürſtin auch mich einiger Auszeichnung vor der Menge, und ſogar eines gewiſſen Grades von Vertrauen würdigt. Ich gewinne überdem dadurch Gelegenheit, Roſalba täglich im engeren Kreiſe zwangloſer Geſelligkeit zu ſehen; die Fürſtin hat mich ſogar zu ihrem Lehrer in der deutſchen Sprache ernannt, und die Kluft die von dir uns trennt, iſt uns allen beiden dadurch um vieles gemildert. Wir ſprechen von dir, ſo wie wir allein ſind, und bannen mit freundlichen Liebesworten im Geiſt dich zu uns herüber. Die Fürſtin hat, unter dem Siegel des Geheimniſſes, in Roſalba's Angelegenheiten mich zu Rathe gezogen; ſie hat alle Documente mir vorgelegt, welche die Rechtmäßigkeit der hohen Geburt ihres Schützlinges beweiſen. Nun der Herzog dahin iſt, wird es ſchwer, vielleicht unmöglich werden, die fürſtlichen Verwandten ihres Vaters zu bewegen, ſie völlig in alle Vorrechte ſeines Standes eintreten zu laſſen. Auch hält die Fürſtin, in Roſalba's jetziger Lage, dieſes nicht einmal für wünſchenswerth; und du kannſt leicht denken, daß ich ihr hierin nicht widerſpreche. Was ſollen dem einfach-holden Kinde dieſe goldnen Feſſeln, die nur von allen Seiten es drückend einengen würden, ohne durch ihren Glanz, dem demüthigen lieblichen Geſchöpfe, den mindeſten Erſatz für ſeine verlorne Freiheit gewähren zu können. Uebrigens ſind die Beweiſe für Roſalba's rechtmäßige Geburt ſo klar und gültig, daß es ſchwer werden möchte ſie nicht anzuerkennen. Die Fürſtin iſt entſchloſſen, ihre großen Verbindungen ihr zum Vortheil zu benutzen, und ſo wird Roſalba hoffentlich bald für die ächtgeborne Tochter Herzog Alberts, und zur Erbin des größten Theils ſeines Allodial-Vermögens erklärt werden; obgleich ſie, wegen der nicht ebenbürtigen Mutter, auf den Rang einer Prinzeſſin wahrſcheinlich wird Verzicht leiſten müſſen.“

Als Orlando dieſen Brief empfing, fühlte er bei aller Freude dennoch etwas Beklommenes, das er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte. Er antwortete ſogleich, ſowohl der Geliebten als dem Freunde, und bat beſonders Letzteren, ihn genau und umſtändlich von Allem, die Geliebte betreffend, zu unterrichten. „Laß mich Armen wenigſtens von ferne mich an dem Glanz des Freudenfeuers ergötzen, das deine Tage, du Glücklicher, erhellt;“ ſchrieb er. „Zeige mir wenigſtens im Bilde, wie meine liebliche Blume im Sonnenſchein der großen Welt immer herrlicher ſich entfaltet; erhalte mir ſo lange als möglich den ſeligen Glauben, der vielleicht bald in einen Traum ſich auflöſt, daß ſie für mich erblühe, mit treuem Sinn, bewacht von dir, du einziger Freund meines verwaiſeten Lebens!“

Bereitwillig wie immer, befolgte Leonhard den Wunſch des geliebten Freundes, deſſen ſchmerzliche Verlaſſenheit er um ſo tiefer empfand, je freundlicher in dieſem Augenblick ihn ſelbſt das Leben umfing. Seine Briefe waren heiter wie der blaue Frühlingshimmel über ihm; mit freudiger Beredſamkeit beſchrieb er ſeinem Freunde die Fortſchritte Roſalba's in dem, was ihr zur Bildung für die große Welt noch gefehlt habe, und wie frei und leicht ſie ſich das alles aneigne, ohne nur das Geringſte von jener ungeſuchten Natürlichkeit zu verlieren, durch die ſie die Herzen ſo unwiderſtehlich zu gewinnen wußte.

„Sie hat eine eigene Gabe, die reine Heiterkeit ihres unverfälſchten Gemüths Allen mitzutheilen, die ihr nahen,“ ſchrieb Leonhard unter andern. „Niemand fühlt das tiefer als ich; in ihrer Nähe gleichen alle Schroffheiten meines Charakters ſich aus, ich fühle alle meine Neigungen und Fähigkeiten harmoniſch ſich ordnen, und erfreue mich einer ſtillen Zufriedenheit, wie ich ſie früher weder gekannt noch geſucht habe. Die Welt hat nichts Anmuthigeres als dieſen ruhigen Umgang mit ihr, deſſen ich mich ungeſtört erfreuen darf. Oft ſind wir luſtig, ich möchte ſagen wöhlig wie Kinder, und freuen uns über die Welt, über das Leben, und über uns ſelbſt.“

In einem andern Brief ſchrieb Leonhard:

„Roſalba iſt das einzige vollkommen unbefangene Weſen, das ich jemals geſehen habe. Das

Leben fließt gleich einem klaren Strom an ihr und ihren Gedanken vorüber, die Wellen deſſelben ebnen ſich vor ihr, und ſcheinen ſie leicht und gerne zu tragen. In ihr iſt durchaus nichts Abſichtliches zu finden; auch ſahe ich ſie nie uneinig mit ſich ſelbſt, und was wir mit unſern innern Kämpfen wollen und meinen, würde ſie wahrſcheinlich gar nicht verſtehen; denn das Rechte und Schöne iſt ihr angeboren, und wird ihr unendlich leicht. Sie weiß noch ſehr wenig von dem, was man die groſe Welt nennt; dennoch macht ſie nie einen Verſtoß gegen die in ihr angenommene Sitte, weil ſie wirklich von Natur iſt, was die Andern gern ſcheinen möchten, höflich, wohlwollend und nachſichtsvoll; die vielfachen Halbheiten, welche die Schritte der Meiſten unſicher machen, ſind ihr fremd; ſie weiß immer klar und beſtimmt, was ſie will und ſoll. Oft möchte ich laut auflachen, wenn ich ſie in der Mitte der ihr ſchmeichelnden Männerſchaar ſtehen ſehe, mit dem leiſen Lächeln auf den feinen Lippen und dem treuen Blick. Tauſendmal deutlicher als Worte es könnten, ſagt mir dann ihr mich ſuchendes Auge: du verſtehſt mich wohl, du weißt, wie ich ſeiner gedenke; und ſie begreift es gar nicht, daß nicht auch alle Welt auf ihrer reinen Stirne dieſen einen Gedanken, der ihre Seele füllt, leſen kann.“

In dieſem Ton ſchrieb Leonhard jedesmal. Roſalba's Briefe an den Geliebten waren hingegen voll von dem Lobe ſeines Freundes; in jedem derſelben ſtand Leonhards Name, in jedem ſprach ſie freudig es aus, wie ſie in ihm Orlando's zweites Ich liebe und ehre; wie Leonhard allein ihr helfe alles muthig ertragen, was ſie beengend drücke. Orlando gab ſich redlich Mühe, ſich durch alles dieſes nicht irre führen zu laſſen, er ſuchte ſich zu überreden, daß es ihn freue die beiden geliebteſten Weſen vereint zu wiſſen, indem ſie mit liebender Treue ſein Angedenken ſich gegenſeitig lebendig erhielten; aber eine ihm fremde Stimme, die er vergeblich zu unterdrücken ſtrebte, erhob ſich dennoch in ſeinem Innern dagegen. Es war die Stimme des Zweifels, jenes Dämons, der ſchon in der Kindheit der Welt, das Paradies den armen Sterblichen verſchloß. Orlando haßte, verachtete ſich ſelbſt, als er ſein Gemüth allmählig vom Mißtrauen beſchlichen fühlte; er ſuchte es mit aller Kraft zu bekämpfen, doch vergebens; das gehäſſigſte, quälendſte Gefühl bemächtigte ſich ſeiner unter Todesmartern.

Verbergen wenigſtens wollte er ſein bitteres Elend, das er ſeine Schande nannte; er bemühte ſich, in ſeinen Briefen an die geliebten Beiden, heiter und gefaßt zu erſcheinen, aber ſie vernahmen doch den verhaltenen Schmerzensſchrei aus tief verletzter Bruſt, den er vergeblich zu unterdrücken ſtrebte.

Unendliches Mitleid mit ſeinem Unmuth, zerſtörte ihr ſtilles Glück um ſo mehr, da ſie weit davon entfernt waren, den eigentlichen Grund ſeiner Qualen zu verſtehen. Sie ſuchten auf alle Weiſe ihn zu erheitern, und ſeinen Trübſinn durch Beweiſe herzlicher Theilnahme zu mildern. Was ſie nur immer zu erſinnen vermochten, wandten ſie an, um ſeinen Mißmuth zu beſchwichtigen; doch eine nicht zu beſiegende, täglich wachſende Verwirrung des Sinnes, hatte des armen Orlando's ſich bemächtigt, ſie lehrte ihn, jedes Wort der ſonſt Geliebten zu mißdeuten. Eine ganze Hölle von Qualen wogte in ſeiner Bruſt, Feuerſtröme glühten in ſeinen Adern, Teufelslarven ſchwärmten Nachts mit empörender Geſchäftigkeit durch ſeine wilden Träume, ihr ſchneidendes Hohnlachen jagte ihn aus ruheloſem Schlummer auf; immer ſchwärzer wurden ſeine dunkeln Stunden, und in einer der dunkelſten derſelben, hingeriſſen vom Wahnſinn der troſtloſeſten und mächtigſten Leidenſchaft, ergriff er endlich die Feder, um ſchonungslos, in Worten die gleich Dolchſtichen verwunden mußten, erſt Leonhard anzuklagen, und dann ſich ſelbſt, daß er nicht Kraft beſitze, auch dem ungetreuen Freunde, das Leben ſeines Lebens, ohne Zucken zum Opfer zu bringen.

Leonhard las dieſen Brief, er las ihn wieder und wieder. Anfangs verſtand er ihn nicht, er traute ſeinen Sinnen nicht; als endlich die Wahrheit unverkennbar ihm entgegen trat, da erlag er beinahe dem Schmerze. So verkannt ſich zu ſehen! ſo den Freund ſeiner Jugend zu verlieren, und in ihm alles, was er jemals von edelm Vertrauen und feſtem Glauben ſich erträumt! Es war zu viel für ſeine treue Bruſt. Das Entſetzlichſte war ihm geſchehen, er hatte den Freund verloren, und was er ſo verlieren konnte, hatte er, ſeiner Anſicht nach, eigentlich nie beſeſſen.

Alles war Täuſchung geweſen; ſein ganzes Leben ein langer Traum, aus dem er jetzt erwachte, troſtlos darüber, daß er nie wieder ihn würde träumen können.

Die Nacht verging unter wilden Entſchlüſſen, ſchmerzlichen Kämpfen; Leonhard wollte fort, gleichviel wohin! Er wollte Roſalba nie wieder ſehen, nie den Ungerechten, der an Allem, was ihnen ſonſt beiden heilig geweſen, ſo ſchwer ſich verſündigen konnte. Endlich überwältigte gegen Morgen der Schlaf die ermüdete Natur. Leonhard erwachte nach einigen Stunden, und ſein erſter Blick fiel auf Orlando, der neben dem Sopha ſaß, auf welchem er, in der leidenſchaftlichen Bewegung der vorigen Nacht, ſich angekleidet geworfen.

Mit einem furchtbaren Schrei ſchmerzlichen Erſchreckens ſprang Leonhard auf, und wandte ſich von ihm ab.

„Leonhard! mein Leonhard! kannſt du mir nicht vergeben?“ ſprach Orlando leiſe, beinahe furchtſam: „mußt du, um eines wahnſinnigen Momentes willen, mich auf immer von dir ſtoßen?“

Leonhard ſah voll Erſtaunen ihn an; beider Blicke begegneten ſich; jeder las wieder in den treuen wohlbekannten Spiegeln der Seele des Andern, und lautlos, in ſchmerzlicher Wehmuth, ſanken ſie ſich in die Arme.

„Nur einen Augenblick ließ ich von meiner Verblendung mich hinreißen; laß dieſes meine einzige Entſchuldigung ſeyn,“ ſprach jetzt Orlando. „Reue ergriff mich, bittere, nagende Reue, ſo wie ich jene unſeligen Zeilen der Poſt übergeben hatte. Tag und Nacht bin ich in raſtloſer Eile ihr nachgefolgt; ich wollte wenigſtens mit ihr zugleich hier eintreffen, um den Unheilsbrief dir zu entreißen ehe du ihn geleſen. Ich kam um einen Tag zu ſpät. Wenn du mir auch vergeben kannſt, ich kann es nie.“

Statt aller Antwort drückte Leonhard ſeinen Freund an ſeine Bruſt, und führte ihn dann zur Fürſtin von Z . . ., um ihn erſt dieſer Dame als Roſalba's ehemaligen Beſchützer vorzuſtellen, und ihm ſpäterhin ein ungeſtörtes Wiederſehen der Geliebten zu bereiten. Er kämpfte es zu verbergen, aber ſein Geiſt war umdüſtert. Das Unzulängliche in Orlando's Entſchuldigung ſtand zu klar vor ihm; jener Brief konnte unmöglich das Kind des Augenblicks ſeyn, das fühlte er zu unwiderſprechlich; lange Kämpfe, düſtre Zweifel mußten geraume Zeit vorher Orlando's Vertrauen untergraben haben. Leonhard bemühte ſich jede Aeußerung ſeines innern Unmuths zu unterdrükken; und daß ihm dieſes gelingen konnte, war ein Beweis, daß auch er ſeinerſeits dem Freunde nicht mehr ſo unbedingtes Vertrauen ſchenkte, wenn er gleich ihn noch liebte wie ſonſt. Zum erſtenmale trachtet er ihm etwas zu verbergen; er fühlte dieſes mit Schmerz und Verdruß, und vermochte doch nicht es zu ändern.

Orlando wurde mit ausgezeichneter Huld und Freundlichkeit von der ehrwürdigen alten Fürſtin empfangen. Sie wiederholte ihm ihren Dank, für die beſonnene Sorgfalt, mit der er auf der Reiſe ihren Liebling geleitet und beſchirmt, lud ihn, für die ganze Dauer ſeines Aufenthaltes in P..., zur täglichen Theilnahme an allen geſelligen Freuden ihres gaſtfreien Hauſes ein, und trug dann ſeinem Freunde auf, ihn zu ſeiner ehemaligen Reiſegefährtin zu führen.

Wie konnte Orlando Roſalba ſehen, und nur an Mißtrauen oder Zweifelmuth denken! In ihrem Entzücken bei ſeinem Eintritt, in der offenen Ahnungsloſigkeit ihres holdſeligen Weſens, ſprach ein ganzer Himmel von Liebe ſich aus. Die Dämonen des Zweifels, des Argwohns, flohen vor ihrem Anblick; die reine Quelle der Liebe wallte lebendig und ungetrübt in der Bruſt des glücklichen Orlando's wieder auf; er meinte in Wonne zu vergehen. Je länger er die Geliebte ſah, je genauer er ſie betrachtete, deſto feſter wurde er überzeugt, daß ſie ihm, einzig ihm, ganz und ungetheilt angehöre. Er dankte Gott und ſeinem Freunde, daß Roſalba nie erfahren wie ſchwer er ſich an beiden verſündiget habe, und wurde im freudigen Taumel der ſchweren Wolken gar nicht gewahr, die immer dunkler Leonhards Stirne umzogen.

Die trübe Abſchiedsſtunde ſchloß, wie gewöhnlich zu frühe, der kurzen Reihe weniger, ſelig durchlebter Tage ſich an. Orlando durfte nicht länger ſeinen gütigen Pflegevater allein laſſen, dem er beinahe ohne Lebewohl entflohen war. Der Abſchied von der Geliebten ward ihm unendlich ſchwer, obgleich er glücklicher ging als er gekommen; der von dem Freunde hingegen war mehr beklommen als traurig. „Auf Befehl meines Vaters reiſe ich in wenigen Tagen nach W..., wo Geſchäfte Monate lang, vielleicht noch länger, mich feſthalten werden;“ flüſterte Leonhard ſeinem Freunde zu, indem er der letzten Umarmung deſſelben ſich entwand, und dann ſchnell davon eilte. Orlando zuckte, ſchmerzlich getroffen von dem Vorwurfe, der in dieſen wenigen Worten lag, aber er duldete ihn ſtill, und wagte nicht zu zeigen, daß er ihn empfände. Die Zeit war nicht mehr, in der das Gemüth eines jeden von ihnen vor dem andern, gleich einem offenen Buche da lag; ſie wollten einer den andern ſchonen, woran ſie früher nie gedacht hatten.

Wenige Tage nach Orlando's Abreiſe verließ auch Leonhard Roſalba's Wohnort, und ſie weinte bei ſeinem Abſchiede faſt nicht minder ſchmerzlich, als ſie früher bei dem des Geliebten geweint hatte; ihre Thränen fielen brennend in Leonhards zerriſſenes Herz. Er ſah ſich am Scheidepunkt, wo er, vielleicht auf immer, mit ihrer ſüßen Nähe alles verlieren mußte, was jetzt ſeinem Leben einzig noch Reiz und Werth verlieh. Orlando's Verirrung hatte das Band, das dem Freunde ihn vereinte, zwar nicht zerriſſen, die Wunde blutete zwar nicht mehr, die er ihm geſchlagen, aber die Narbe voll ſchmerzlicher Nachwehen war geblieben. Ehe noch ein Gedanke von Möglichkeit der Schuld in Leonhards reine Seele gekommen, war er überſchwenglich glücklicher geweſen. Orlando's Verdacht hatte zuerſt dieſen in ihm geweckt; er ſah Roſalba weinen, als er von ihr ſchied, er gedachte Orlando's bei ihren Thränen, und glaubte plötzlich zu fühlen, daß er ſelbſt vielleicht eigentlicher zu ihr gehöre, als jener mit dem heftigen Sinne, den ſie wohl nie geliebt haben würde, hätte ſie nicht zuerſt ihn geſehen. Er gewöhnte ſich allmählig, ſelbſtgefällig darüber nachzudenken, wie er in Neigung, Talent und Gemüthsſtimmung eigentlich ihr mehr ähnlich ſey als Orlando, und riß dann wieder ſchaudernd von dieſem Gedanken ſich los, und verabſcheute ſich ſelbſt, weil er nur einen Augenblick ihm hatte nachgeben können. In dieſem wohlgemeinten Kampf mit ſich ſelbſt, ſtieß er den verwundenden Pfeil ſich immer tiefer in das Herz; fern von Roſalba, ſtürmte Erinnerung mit jener Gewalt auf ihn ein, welche die der

Gegenwart oft übertrifft; ſie machte ihn zum Träumer, zum Schwärmer; täglich, ſtündlich ſagte er ſich, daß er die Geliebte ſeines Freundes nicht lieben dürfe, und fing an, ſie jetzt, da er ſie nicht mehr ſah, gleich einem Götterbilde zu verehren.

Vergebens ſuchte er in beſſern Stunden dieſe Verirrung ſeines Gefühls zu bekämpfen; er dachte ſich unaufhörlich Roſalba's unbeſchreibliche Huld und Freundlichkeit, ihre bittere Thränen bei ſeinem Abſchiede; trotz aller Mühe, die er ſich gab, ſie ſich abzuleugnen, fing die Möglichkeit ſeines Glückes an, in ihm aufzudämmern. Sein Stolz trieb ihn, ſich von ihr abzuwenden; ſein Herz ließ keinen andern Gedanken in ihm aufkommen; ſo verzehrte er ſich im fruchtloſeſten Kampfe, in Zweifeln und Reue, in glühenden Wünſchen, die er ſchaudernd faßte und von ſich ſtieß, und ſank geiſtig und körperlich immer tiefer dem Untergange zu.

Monate waren auf dieſe Weiſe ihm in W..., in einem unbeſchreiblich beklemmenden Zuſtande vergangen. Roſalba's Angelegenheit wurde inzwiſchen von der Fürſtin Z... eifrig betrieben, und Leonhard erhielt in Hinſicht auf dieſelbe zuweilen Aufträge von ihr, die er freudig und gewiſſenhaft erfüllte. Die Entſcheidung war jetzt nahe; Leonhard erwartete ſie mit Ungeduld, obgleich er überzeugt war, daß ſie nicht anders als günſtig ausfallen könne. Da erhielt er ein Schreiben ſeines Vaters, das in ein Meer von Zweifeln, Wonnen und Qualen ihn ſtürzte, in welchem ſein Denken, ſein Gefühl für Recht und Unrecht, in gewaltſamer Verwirrung unterzugehen drohte.

„Der Tugend ihre Krone, dem weiſen, vorſichtigen, die Wünſche ſeines Vaters ehrendem Sohne ſeine Belohnung,“ ſchrieb der Präſident von Greifenhorſt. „Mit wahrem Wohlgefallen habe ich lange die Klugheit deines Betragens, die Mäßigkeit, welche deine Leidenſchaften zügelt, bewundert, mein lieber Sohn, und als liebender Vater war ich immer darauf bedacht, dich zu ſeiner Zeit dafür zu belohnen, was mir denn auch jetzt nicht nur zu deiner Befriedigung, ſondern auch zur Freude und zum Nutzen unſerer ganzen Familie gelingen will, und zwar über alle Erwartung, auf das glänzendſte.“

„Ich ſowohl, als die Durchlauchtigſte Fürſtin Z . . ., haben längſt die wechſelſeitige Neigung zwiſchen dir und dem jungen Fräulein bemerkt, das bis jetzt gleichſam Namenlos, in dem Hauſe jener vortrefflichen Dame ſeinen Aufenthalt hatte. Beſonders gewahrte ich mit geheimer, aber großer Zufriedenheit die Vorſicht, mit der du dich entbrochen, dieſe Neigung zu deutlich zu äußern, ſo daß man keineswegs behaupten konnte, du hätteſt dir Verbindlichkeiten auferlegt, ehe das Schickſal jener jungen Perſon entſchieden war, von deſſen wunderbaren Verſtrickung die Durchlauchtige Fürſtin die Gnade hatte, mir, als einem alten Freunde derſelben, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit manches zu verſtehen zu geben. Für den Freiherrn Leonhard von Greifenhorſt konnte eine namenloſe junge Perſon keine paſſende Partie ſeyn; als eine dem regierenden Hauſe nahe verwandte Prinzeſſin wäre ſie, obgleich in anderer Hinſicht, es ebenfalls nicht geweſen, das haſt du wohl bedacht; und ich mache über die Reife des Verſtandes, die du, ohnerachtet deiner Jugend, dabei bewieſen, dir mein aufrichtiges Kompliment.“

„Jetzt aber hat das Blatt ſich gewendet, und zwar zu deinen Gunſten; das Fräulein Roſalba von Blumenberg iſt von der höchſten Behörde, in beſter Form und unwiederruflich, als eine in ſogenannter Ehe zur linken Hand geborne Tochter, des nun in Gott ruhenden Herzogs Albert anerkannt. Sie iſt zwar dadurch des hohen Ranges beraubt, der ihr möglicher Weiſe zukommen könnte; doch iſt ſie zur Erbin des größten Theils der Allodialgüter ihres hochſeligen Herrn Vaters erklärt, und führt fortan von deſſen reicher, ihr zugefallenen Herrſchaft Blumenberg den Namen, bis ſie, ſo Gott will bald, dieſen am Altare mit dem nicht minder edeln einer Freyin von Greifenhorſt vertauſcht.“

„Ja, mein theurer Sohn! Du ſiehſt, was die Liebe eines Vaters vermag. Ihre Durchlaucht die Frau Fürſtin Z . . . hatte die Gnade, die einſtweilen noch geheim gehaltene Entſcheidung des Schickſals des Fräuleins Roſalba von Blumenberg mir zuerſt zu vertrauen. Ich dagegen, habe mich nicht entbrochen ihr zu entdecken, wie ich längſt bemerkt, daß du, mein Sohn, in Liebe zu dieſem vortrefflichen Fräulein höchlich entbrannt ſeyeſt. Auch habe ich ihr nicht verhölen, wie ich Urſachen habe zu glauben, daß die junge Dame auch ihrerſeits dir geneigt ſey, welches die verehrte Durchlauchtige beſtätigte, indem ſie mir geſtand, wie ſie wohl bemerkt, daß das Fräulein ſeit deiner Entfernung ganz triſte umhergehe, und deſſen ehemalige Heiterkeit gleichſam verſchwunden ſey. Sie hat meine Bitten erhört, ſich für die Vereinigung des jungen Liebespaares huldreich und thätig zu verwenden; ſie hat ihren mächtigen Einfluß und ihre großen Verbindungen geltend zu machen gewußt, um die hohen und höchſten Verwandten des Fräuleins zu deinen Gunſten zu ſtimmen; ja, mein Sohn, ich habe demnach die Freude, dir aus väterlich gerührtem Herzen meinen Glückwunſch zu deiner, ſo Gott will, nahen Verbindung mit dem Fräulein Roſalba von Blumenberg hiermit abzuſtatten. Der Termin des Verlobungstages iſt auf den Fünfundzwanzigſten dieſes Monats, als den Geburtstag der Fräulein Braut, feſtgeſetzt, zu deren höchlicher aber freudiger Verwunderung, du dann gleichſam als Angebinde, ihr präſentirt werden ſollſt. Denn die Frau Fürſtin iſt bei ihren übrigen vortrefflichen

Eigenſchaften, auch eine etwas romaneske Dame, voll poetiſcher Geſinnungen. Sie liebt Ueberraſchungen, und du wirſt leicht aus dem Vorgemeldeten dir entnehmen können, daß es bei dieſer Angelegenheit auf eine ſolche abgeſehen iſt, die dann nicht anders als zu gegenſeitiger Zufriedenheit ausfallen kann, indem des Fräuleins ſo lange verheimlichte Liebe jetzt zu deutlich ſich äußert, als daß ſie noch dem mindeſten Zweifel unterworfen bleiben könne.“

Anordnungen wegen des Brautſchmucks, vorläufiger Bericht von den ſchon entworfenen Bedingungen des Ehekontrakts, füllten den Reſt dieſes Briefes aus; Leonhard, nachdem er ihn geleſen, ſtand da wie vernichtet. Die Fürſtin ſelbſt hatte einige Zeilen hinzugefügt, in denen ſie die Einwilligung des Mächtigſten von Roſalba's Verwandten ihm zuſicherte, den ſie für ihn zu gewinnen gewußt. Sie ſcherzte recht mütterlich fröhlich über ſein und Roſalba's Heimlichthun, und meinte dabei, dieſes ſey ihm, dem welterfahrnen Mann, beſſer gelungen als dem unerfahrnen Kinde, das nur zu leicht und zu deutlich ſein ſüßes Geheimniß habe errathen laſſen. Jedes Wort der

Fürſtin drohte dem Wahnſinn ihn zuzutreiben; ſeine Erinnerungen, ſeine Ueberzeugung, ſeine Begriffe von Recht und Unrecht, verwirrten ſich zu einem nicht zu entwickelnden Chaos. Er verſuchte indeſſen zu thun was er konnte; er ſchrieb an die Fürſtin, er beſchwor ſie nichts zu übereilen; dann riß die Leidenſchaft ihn hin; glühende Geſtändniſſe der innigſten Liebe entſchlüpften ſeiner Feder — und in der nächſten Minute loderte alles was er geſchrieben in Flammen auf. Was geſchehen müſſe, ſtand mit unauslöſchlichen Zügen in ſeiner Bruſt, doch daß dem ſo war, trieb aus allen ſeinen Himmeln ihn der Verzweiflung zu; wortlos, in zitternder Angſt, regte eine leiſe Ahnung ſich in ſeinem Herzen, daß Roſalba, ſich ſelbſt unbewußt, ihn längſt liebe wie er ſie, und lähmte ſeine Kraft, während ſchmerzliche Reue über ſeine Unthätigkeit ihn verzehrte.

„Und wenn dem denn wirklich ſo wäre?“ ſprach er, ſich ermannend, zu ſich ſelbſt, „wenn wirklich erſt jetzt ihr Herz erwachte, wenn jugendliche Unerfahrenheit ſie damals verleitet hätte, Dankbarkeit für Liebe zu halten, wenn ſie mich liebte, mich! o mein Gott! — Bin ich dann berechtigt, uns beide zu dem Elende ewiger Entſagung zu verurtheilen? Darf ich ſie zwingen, ſich einem andern Manne hinzugeben, dem ſie Liebe heucheln muß, während ſie mein Bild im Herzen trägt, und ihr Gewiſſen ihr ewig zuruft: du betrügſt das liebendſte Gemüth der Welt? Orlando! mein Orlando, nein, das hat er nicht um mich verdient! Entſagen iſt tauſendmal dem erzwungenen Beſitz eines geliebten Weſens vorzuziehen, das demüthig und ſchuldbewußt wie eine Sklavin des Orients in unſern Armen ſchaudernd bebt, das haben wir tauſendmal gegeneinander ausgeſprochen; ſtets haben wir der ärmlichen Helden geſpottet, die auf dem Theater oder in Romanen, um den Beſitz einer Geliebten mit einander komplimentiren, und ſie ſich gegenſeitig einander aufdringen wollen! Bringt doch jeder ſeinen Anſpruch an Glück mit ſich in die Welt! und darf ich die Ruhe, das Lebensglück, eines holden göttergleichen Geſchöpfs, zum Motiv einer eitlen fantaſtiſch überſpannten Großmuthstragödie machen, bei der wir am Ende wahrſcheinlich alle drei untergehen müßten?“

„Pferde! Pferde! gleich zur Stunde, Kurierpferde!" rief Leonhard, endlich ſich zuſammennehmend, ſeinem Diener zu, und jagte bald darauf nach der einige Tagereiſen weit entfernten Stadt P . . .

An der Seite des edlen Freiherrn von Greifenhorſt, führte Orlando indeſſen ein ſtilles, wehmüthig-zufriedenes Leben, bald in Mailand, bald auf ſeinem Gute am blühenden Ufer des Comer-See's, das er zum künftigen Wohnſitz der Geliebten einzurichten und zu ſchmücken ſich bemühte. Ihm war neben ſeinem hochbejahrten Freunde ſo ruhig, ſo feierlich zu Muthe, als ſey er ſelbſt ſchon beinahe ein Greis geworden; er hörte nicht auf die Uebereilung zu bereuen, die er in halbem Wahnſinne gegen den Freund ſich erlaubt, und trug es geduldig, als wohlverdiente Strafe, daß Leonhard Anfangs nur ſelten ihm ſchrieb, und zuletzt gänzlich verſtummte. Roſalba ſchrieb öfter, aber auch ihre Briefe hatten etwas Gedrücktes, Wehmüthiges angenommen, das ihrer heitern Natur ſonſt nicht eigen zu ſeyn pflegte. Mit gewohnter Offenherzigkeit klagte ſie es ihrem Orlando, daß das Leben und die Geſellſchaft um ſie her ihr nicht mehr gefallen wolle, [illegible]t Leonhard ihr fehle; und Orlando legte es ſich gewiſſermaſſen zur Buße auf, die über dieſes Geſtändniß in ihm aufſteigende bittere Empfindung, gewiſſenhaft zu unterdrücken.

Seit er nach jenem ſtürmiſchen Ausfluge, zu ſeinem väterlichen Freunde zurückkehrte, war dieſer der Vertraute ſeiner Jugendliebe geworden; auch er hatte einſt geliebt, unglücklich geliebt; das Alter hatte ſein Herz nicht verknöchert, warm und lebendig lebte noch in ſeinem Gemüthe die Erinnerung an ſeine ſchöne und traurige Jugend, und machte es ihm leicht, ſeinen jungen Freund zu verſtehen. Den milden Troſtworten des edlen Greiſes, ſeiner geduldigen und doch nicht zu nachgiebigen Theilnahme, verdankte Orlando allein die Stille des Gemüthes, die ihm jetzt einen Ruhepunkt gewährte, von welchem aus er ſeine Wünſche, ſeine Plane, ſeine Hoffnungen überblicken, und zugleich Kraft für neue Stürme ſammeln konnte, denen, ſo lange das Erdenleben währt, auch der Glücklichſte entgegen zu ſehen hat.

Orlando und der Freiherr ſaßen eines Morgens in Mailand bei einander, als Letzterem die eben mit der Poſt angekommenen Briefe gebracht wurden. Orlando wandte mit trübem Blicke und einem halb erſtickten Seufzer ſich ab; er gedachte ſeines Freundes Leonhard, und deſſen Verſtummen fiel ihm in dieſem Augenblick ſchwer auf das Herz. Der Freiherr, dem ſo leicht keine Bewegung ſeines Lieblings zu entgehen pflegte, bemerkte dieſes; er wollte von ſeinen trüben Gedanken ihn abziehen, wählte unter der bedeutenden Anzahl der Briefe einen der ſtärkſten aus, und hielt ihn ein wenig ſpöttiſch lächelnd in die Höhe, nachdem er ihn erbrochen: „hier Orlando,“ rief er, „ſieh den ſeltenen Vogel, einen Brief von meinem diplomatiſchen Herrn Bruder, der ſonſt nur zu meinem Namenstag und zum neuen Jahre ſich regelmäßig einzuſtellen pflegt. Komm mein Sohn, leihe mir deine jungen Augen; die Handſchrift des Alten gehört zu jenen wohlberechneten, die ihrer Unleſerlichkeit wegen allerlei Auslegungen zulaſſen. Lies den Brief mir vor, er kommt aus P . . ., vielleicht findeſt du darin eine Nachricht oder doch einen Namen, die dich intereſſiren.“

Orlando nahm den ſchon eröffneten Brief aus des Freiherrn Hand, und fing an, den ganz gewöhnlichen Eingang deſſelben mit vernehmlicher Stimme vorzuleſen; doch plötzlich ſtockte er. Er zwang ſich weiter zu leſen, ſeine Worte gingen in unverſtändliche Töne über, er erbebte von konvulſiviſchem Zittern ergriffen, ſein Geſicht wurde todtenbleich, ſeine Augen ſprühten Feuer, ſeine dichten ſchwarzen Locken theilten ſich, und ſtarrten einzeln auf ſeinem Haupte empor. Erſchrocken ſtand der Freiherr auf, er wollte den geliebten Jüngling, den er plötzlich erkrankt glaubte, in ſeine Arme nehmen, doch Orlando entwand ſich ihm mit einem gellenden Schrei. Wahnſinnig drohend hielt er den Brief hoch empor, riß unter ſchallendem Lachen ihn mitten durch, und ſank dann bewußtlos, einem Todten ähnlich, zurück.

Orlando wurde in ſein Zimmer getragen. Aerzte wurden herbei geholt, und während dieſe nicht ohne Erfolg ſich um ihn bemühten, ſtrebte der Freiherr Faſſung genug zu erringen, um jenen unglücklichen Brief zu leſen, deſſen Inhalt den furchtbaren Zuſtand ſeines jungen Freundes herbeigeführt haben mußte. Nur zu bald fand er in ihm was er ſuchte; dem ſchon erwähnten gleichgültigen Eingange deſſelben, folgte eine förmliche Ankündigung von Leonhards naher Vermählung mit dem Fräulein Roſalba von Blumenberg. Die lange verſchwiegene heimliche Liebe des jungen Paares, Roſalba's Anerkennung als Tochter des verſtorbenen Herzogs Albert, das reiche väterliche Erbtheil, das ihr zugeſprochen worden, Leonhards ſeltenes Glück, eine in jeder Hinſicht ſo ausgezeichnete Partie zu treffen, alles dieſes war von dem Präſidenten von Greifenhorſt, in dem Brief recht weitläufig und breit auseinander geſetzt. Der Fünfundzwanzigſte des laufenden Monats wurde als der Tag der Verlobung bezeichnet; der Hochzeitstag ſollte höchſtens einen Monat ſpäter gefeiert werden; der Freiherr wurde dringend zur Feier deſſelben eingeladen, und auch Orlando war dabei nicht vergeſſen, um, wie der Präſident ſich höflich ausdrückte, Leonhards Glück vollſtändig zu machen. Leonhard, hieß es ferner, würde bei den bedeutenden Beſitzungen, die ihm jetzt zufielen, ſich wahrſcheinlich von öffentlichen Geſchäften zurückziehen; ein ziemlich umſtändlich auseinander geſetzter Plan, wie Orlando an ſeines Freundes Stelle in die, dieſem zugedacht geweſenen Carriere eintreten könne, endete den Brief, und bewies, wie ſehr Herzog Albert Recht gehabt hatte, als er den Präſidenten von Greifenhorſt als einen Mann charakteriſirte, der gerne die ganze Welt glücklich gemacht hätte, wenn ſie es ſich nur gefallen laſſen wollte, es auf ſeine Weiſe zu werden.

Der Freiherr las mit ernſter Aufmerkſamkeit den Brief wieder und wieder; lange ſaß er da, in tiefes Nachdenken verſunken, dann erhob er ſich, gab ſeinen Dienern mehrere Befehle, deren ſchleunige Erfüllung er ſehr ernſtlich einſchärfte, und ging dann zu dem geliebten Sohne ſeines Herzens. Orlando lag auf ſeinem Bette, ſeine Geſichtszüge waren kaum kenntlich, er ſelbſt ein grauſenvolles Bild bleicher ſtarrer Verzweiflung. Man hatte ihm zur Ader gelaſſen, und war genöthigt geweſen ihm die Hände zu binden, weil er in raſender Wuth den Verband abreißen wollte, um ſich zu verbluten.

Der Freiherr trat an ſein Lager, und betrachtete ihn lange mit tiefer Rührung. „Orlando,“ ſprach er endlich ſehr ſanft und mild, „Orlando, mein geliebter Sohn, kennſt du meine Stimme?“ Orlando wandte das ſtarre Todtenauge ihm zu. „Willſt du, mein Orlando, deinen alten Freund für alles was er je an dir gethan, für ſeine mehr als väterliche Liebe, in dieſem Augenblicke lohnen?“ ſetzte der edle Greis mit unausſprechlich ſanft bebender Stimme hinzu. Große Thränen traten in Orlando's weit offene Augen, aber ſie erſtarrten, ehe ſie die Wange hinabrollten; doch verwandelten ſich ſeine Züge, ſie wurden milder, und er fing an ſich ſelbſt wieder ähnlicher zu werden.

„Bindet ſeine Hände los,“ befahl der Freiherr, „bindet ſie los, ſage ich.“ Zögernd gehorchte man ihm. „Steh' auf mein Sohn, kleide dich an, gib Befehl, daß Louis für dich den Koffer packe, wir reiſen in zwei Stunden ab,“ ſetzte er ſo gleichgültig als möglich hinzu.

„Zu ihm!“ jubelte Orlando mit Augen, aus denen der Wahnſinn des höchſten Ingrimms blitzte.

„Zu ihm, zu ihr, zu wem du willſt, Orlando! denn wir gehen nach P...,“ war die Antwort; „vor allem aber zuerſt zu meinem Bruder, mag er löſen, was er aus unzeitiger Luſt zu ſchürzen, oder in einem Anfluge von Verrücktheit, oder Gott weiß aus welcher andern unbegreiflichen Urſache, ſo furchtbar verworren hat. Orlando, du ſelbſt ſo gut und treu, kannſt du denn wirklich glauben, unſer Leonhard, er, die zweite Hälfte deines Ichs, die du ſo oft die beſſere nannteſt, er, dein Bruder, er, mein Sohn, den wir immer ohne Falſch gefunden, kannſt du wirklich glauben, daß er ſo elend, ſo über allen Ausdruck ſchändlich dich verrathen könne?“ Orlando verhüllte ſein Geſicht, er zitterte, er ſchluchzte konvulſiviſch, gleich einem heftig Weinenden, doch keine Thräne netzte ſein Auge.

„Richte dich auf!“ ſprach ernſter der Freiherr, indem er ſeine Hand faßte; „fruchtloſes Klagen ziemt dem Manne nicht; auch nicht voreiliges zorniges Wüthen, ehe wir von der Rechtmäßigkeit unſeres Zürnens überzeugt ſind. Komm, mein geliebter Orlando, richte dich auf, ermanne dich, wir wollen perſönlich ſehen, hören, prüfen, und dann erſt das Urtheil ſprechen. Wir gehen gerade nach P...; lange vor dem Tage zu welchem wir eingeladen ſind, werden wir dort ſeyn.“

„Nach P . . . zum Gericht!“ wiederholte Orlando, ſtand auf und ließ ſich ankleiden, während der Freiherr die Reiſe-Anſtalten zu beſchleunigen ſuchte.

Die erſten Tage brachte Orlando im Wagen, an der Seite ſeines edlen Freundes, in wohlthätiger ſowohl geiſtiger als körperlicher Abſpannung zu, in den folgenden wurde er auf das was um ihn her vorging, aufmerkſamer; des Freiherrn milde Worte gleiteten nicht mehr ganz von ihm ab, ſein heller Geiſt erwachte wieder, und ſträubte ſich nicht mehr die Gründe in ſich aufzunehmen, mit welchen der vielerfahrne Greis ihm zu beweiſen ſuchte, daß ſowohl Leonhard als Roſalba unmöglich treulos werden konnten; obgleich er zugleich geſtand, daß es ihm unmöglich ſey zu errathen, welche Urſachen den nur zu weltklugen Präſidenten bewogen haben, zu handeln, wie er gethan.

Endlich, nach mancher langen ermüdenden Tagereiſe, ſtiegen die zackigen Mauern, die hohen gothiſchen Thürme der uralten ehemaligen Königsſtadt vor ihnen auf, und neue Hoffnungsloſigkeit, unbeſchreibliche Unruhe, innere gewaltſame Empörung der verſchiedenartigſten Gefühle, bemächtigten ſich von neuem des armen Orlando. Er athmete kaum, ſein Auge brannte, ſeine Stirn glühte, das raſch empörte Blut drohte Herz und Adern zu ſprengen, um dem bang bewegten Leben Luft zu machen. Schweigend, bleich wie eine Marmorbüſte, und eben ſo regungslos, ſaß neben ihm der edle Greis; ein eigner Glanz verklärte das leuchtende dunkelblaue Auge, es hing mit unausſprechlichem Ausdruck an der ihnen jetzt ganz nahen Stadt. Wie zum ſtillen Gebete, hatte er das ſchwarze Sammtkäppchen von dem ehrwürdigen Haupte genommen, er hielt es zwiſchen den gefalteten feingeformten blaſſen Händen, und die Abendſonne ſchmückte mit ihren Roſen die reich herabwallenden ſchneeweißen Locken des ehrwürdigen Alten.

„Ich glaubte, dieſe Mauern, dieſe Thürme nie wieder zu ſehen,“ ſprach er endlich leiſe und nachdrücklich; „ich hatte mir ſelbſt verſprochen, mir dieſes zu erſparen — doch ſo iſt der Menſch! — dort liegen ſie nun dicht vor mir, und die Vergangenheit mit ihren verjährten Schmerzen dringt von neuem mit unwiderſtehlicher Gewalt auf mich ein. Jeder meiner Schritte rauſcht hier über das Grab eines mir verſunkenen Glückes hin; ich ziehe über die öde Stätte hinweg; ein trauriger einſamer Schatten. Orlando, Sorge für deine Ruhe, für dein Glück, konnte allein mich wieder hieher verlocken. Wirſt du die Zahl der trüben Erinnerungen, die ich von hier mitnahm, noch vermehren? Werde ich aufgeſcheucht vom düſteren Wahne, geſpornt von leidenſchaftlicher Uebereilung, auch dich dem Untergange zueilen ſehen müſſen, ohne daß meine warnende Stimme dich aufhalten kann?“

Ein Druck mit der Hand, war alles was Orlando dem edlen Greiſe zu erwiedern vermochte; des Herzens gewaltige Schläge drohten in dieſem Augenblick ihn zu erſticken, er hatte keinen Athem, denn eben fuhren ſie zum Stadtthore hinein. Sie durchkreuzten mehrere Straßen, um zu dem Gaſthofe zu gelangen, wo ſie abſteigen wollten; Orlando's ſtarrer Blick hing unabgewendet an denen Gebäuden, an welchen ſie vorüberrollten; an einer der lebhafteſten Ecken, verurſachte das Gewühl mehrerer, aus verſchiedenen Richtungen herbeikommenden Fuhrwerke, einige Unordnung; es gab einen kurzen Aufenthalt, und ſchnell wie ein Gedanke, hatte Orlando während deſſelben den Schlag des Wagens aufgeriſſen, war über den nicht niedergelaſſenen Fußtritt hinweggeſprungen, und im Getümmel verſchwunden, ehe noch ſein Reiſegefährte ſeine Entfernung bemerkte.

Seine Bedienten mußten dem Freiherrn ſogleich aus dem Wagen helfen; da ſtand nun der zitternde Greis auf der Straße, kaum fähig ſich aufrecht zu erhalten, ſein weißes Haar wehte im Winde, wüſtes Geräuſch übertönte ſeine bebende Stimme, die ſo laut er es vermochte Orlando's Namen rief; in Todesangſt ſuchte er bei der ſich vorüberdrängenden Menge zu erforſchen, ob Niemand den Verlornen geſehen? Keiner hatte den bemerkt den er beſchrieb; Viele ſahen den Greis theils verwundert, theils mitleidig an, Andere eilten achtlos vorüber; ihm ſchwindelte, er fühlte einer Ohnmacht ſich nahe, da eilte der Thürſteher eines in der Nähe befindlichen Palaſtähnlichen Gebäudes herbei, und hieß gutmüthig die Bedienten des Freiherrn ihn hineintragen; mehrere von der Dienerſchaft des augenſcheinlich ſehr vornehmen Hauſes, kamen jetzt ebenfalls näher. Die Bedienten des Freiherrn nannten Namen und Stand ihres Gebieters, und dieſer wurde jetzt ſogleich in ein anſtändiges Zimmer gebracht. Seine Beſinnung kehrte allgemach zurück; er fragte wo man ihn hingeführt habe? und erhielt zur Antwort: in das Palais der Fürſtin von Z . . .

Ein belebender Blitzſtrahl fiel mit dieſen Worten ihm tröſtend in die Seele. „O gewiß, hat er hieher ſich gewendet,“ rief der Greis, und hob dankend die gefalteten Hände zum Himmel. „O meldet mich, meldet mich eurer Gebieterin!“ rief er, abermals von einem ſchrecklichen Gedanken ergriffen, der ihn in dieſem Hauſe eine Zuſammenkunft Leonhards und Orlando's als möglich ahnen ließ; „ſagt ihr, Greifenhorſt aus Mailand flehe nur um einen Augenblick, aber ſchnell, ohne Säumen, denn es gälte Leben und Tod.“

In dieſem Augenblick ging die Thür auf, und die Fürſtin, auf den Arm einer ihrer Frauen geſtützt, trat Zeit genug hinein, um noch den Namen des plötzlich Erkrankten zu hören, deſſen Anweſenheit in ihrem Hauſe man ihr gemeldet, und nach deſſen Befinden ſie, gütig wie immer, ſich ſelbſt zu erkundigen kam. Da ſtanden ſie nun einander gegenüber; ſie waren in der Blüthe des Lebens ſich bekannt geweſen, der Zufall hatte ſie damals einander näher gebracht, und ihrer beider Geſchick wunderbar verflochten; jedes von ihnen wußte, was das Leben, was die Welt dem Andern geraubt, was er beſiegt, was er gelitten. Dreißig Jahre und mehr, lagen zwiſchen ihrem letzten

Scheiden, und dieſem ſchmerzlich trüben Wiederſehen, bei welchem alle Verwüſtungen, welche jene lange Reihe verſunkener Jahre angerichtet, in Rieſengeſtalt vor ihnen aufſtiegen. Wehmüthige Trauer, über die auf immer entſchwundene ſchöne Jugendzeit, ſchmerzliche Freude, endlich ſo weit auf ihrer Pilgerfahrt vorgeſchritten zu ſeyn, vereinte in Beider Gemüth ſich zu einem ſie ſeltſam ergreifenden Gefühl, indem ſie ſich erkannten und begrüßten.

Orlando war es indeſſen gelungen, im nämlichen Hauſe, begünſtigt von der im Innern der Gebäude dunkler einbrechenden Dämmerung, über ihm wohlbekannte Gänge, Säle und Treppen, völlig ungeſehen und unbemerkt, bis zu Roſalba's Zimmer zu dringen. Er hatte das vor allen Gebäuden der Nachbarſchaft ſich auszeichnende Palais der Fürſtin im Vorüberfahren ſogleich erkannt, ſein Blick ſuchte die Fenſter von Roſalba's Zimmer, ihm war, als ſähe er an einem derſelben ihre Geſtalt vorübergleiten; der Wagen hielt im Gedränge, ſein Herz riß ihn fort, hin zu ihr, und ließ alles andere ihn vergeſſen.

Da ſtand er nun mit hochklopfender Bruſt, in banger Erwartung der ſchnellen Entſcheidung ſeines Geſchicks, an der Thüre ihres Kabinets. „Nur daß ich ihn, nur ihn hier nicht finde!“ zitterte faſt wortlos ihm durch den Sinn. Er hörte drinnen ein leichtes Geräuſch, und hielt ſich nicht mehr, er ſtieß plötzlich die Thüre auf, Roſalba hatte allein ſtill weinend da geſeſſen, ſie ſprang bei ſeinem Eintritt erſchrocken in die Höhe, und ein ſehr glänzender Gegenſtand, mit deſſen Betrachtung ſie beſchäftigt geweſen zu ſeyn ſchien, rollte von ihrem Schoße bis dicht vor Orlando's Füße hin.

Orlando hob ihn auf, und von einer Reihe großer blitzender Diamanten umgeben, lächelte Leonhard's ſprechend ähnliches Portrait ihn an. Zur Bildſäule erſtarrt, das Medaillon in den krampfhaft feſt verſchlungenen Händen, ſtand Orlando an die Wand gelehnt; wie verſteinert haftete ſein ſtierer Blick auf die zum Tode erſchrockene Roſalba, die wieder zurück in ihr Sofa geſunken war, und ängſtlich zu ihm aufſah.

„So alſo iſt es! das ſein Brautgeſchenk,“ ſprach Orlando kaum vernehmbar, mit glühenden Augen, zwiſchen feſt geſchloſſenen Zähnen hindurch.

„Er hat geworben, er hat den Sieg errungen — glänzende Schlange, wie dieſes dein Bild zertrete ich auch dich!“ rief er jetzt laut mit furchtbarem Ton, und warf das Medaillon klingend an den Boden, Roſalba bückte ſich darüber hin, ehe es ihm gelang daſſelbe zu vernichten; Orlando ſchauderte vor Ingrimm, und hielt nur mit großer Anſtrengung ſich zurück, ihr das Bild nicht gewaltſam wieder zu entreißen.

Roſalba betrachtete ihn ſchweigend und traurig. Der Geiſt ihrer Mutter kam plötzlich über ſie; immer höher richtete ſie ſich auf, all' ihren Muth nahm ſie zuſammen, und trat endlich mit feſtem Blick ganz nahe vor ihm hin; er ſah ſie an und athmete kaum. „Orlando,“ ſprach ſie ſehr mild und ſehr ernſt, „ich kann dich nicht länger ſchonen, obgleich ich mit dir leide; trage was du verſchuldet. Ja, dieſes iſt Leonhards Brautgeſchenk — er hat geſiegt, o welchen glorreichen Doppelſieg! er hat bei denen, die über mich zu gebieten haben, um mich geworben, und meine Hand erhalten — für dich, ſeinen Freund.“

Wie von einem Blitzſtrahl zerſchmettert, ſtürzte Orlando zu ihren Füßen hin.

Mehrere Stunden vergingen, ehe der ganz mit ſich zerfallene Orlando fähig war, aus dem Munde ſeiner Freunde zu vernehmen, was Leonhard alles für ihn gethan; wie er, ohne ſeines Vaters Vorwiſſen, ins geheim nach P . . . gekommen ſey, um bei der Fürſtin von Z . . . der Liebe ſeines Freundes das Wort zu reden, und dieſe mächtige Beſchützerin ihm zu gewinnen. Er konnte dieſes nicht, ohne ihr den Zuſtand ſeines eigenen Gemüthes zu verrathen, denn Frauen jedes Alters und Standes ſind ſcharfſichtig, wenn es gilt, den in der Bruſt heimlich lodernden Funken verborgener Liebe zu entdecken. Die Fürſtin hatte in ſeinem Herzen ſchon geleſen, ehe er ſelbſt es gekannt. Orlando's kurze Erſcheinung in ihrem Hauſe, war faſt unbemerkt an ihr vorüber gegangen, und ſo war es leicht möglich geworden, daß ſie Roſalba's ſtillen Schmerz nach Leonhards Entfernung, der Trennung von dieſem zuſchrieb, ohne dabei Orlando's beinahe gleichzeitiger Abreiſe ſich zu erinnern. Des Präſidenten eigenmächtige Erklärung der Liebe ſeines Sohnes kam dazu, um ſie völlig irre zu leiten.

Nachdem er von der Fürſtin erlangt, was er gewollt, nahm er gefaßten Abſchied von ihr und auch von Roſalba. Er ließ dieſer ſein Bild zurück, welches ſein Vater wirklich ihr zum Brautgeſchenk beſtimmt hatte, und ging dann auf lange Zeit, vielleicht auf immer. Die Fürſtin verhieß ihm beim Abſchiede, den Vater ihm zu verſöhnen. An Orlando ließ er folgende Zeilen in Roſalba's Händen.

„Du ſiehſt es, das Schwert, das uns drohte iſt gefallen, und hat auf lange Zeit, vielleicht auf das ganze Leben uns getrennt; uns, die wir unzertrennlich uns dünkten.“

„Ich gehe, weil ich muß; und du, mein Bruder! mein innigſt Vertrauter! wirſt mich nicht fragen, warum ich nicht anders kann. Dein Gemüth war ja ſtets der Wiederhall des meinen, und ſo wirſt du wahrſcheinlich verſtehen, was ich, obgleich keine Schuld mich drückt, mir ſelbſt verbergen möchte.“

„Mein Weg iſt weit, und du wirſt in langer Zeit nichts von mir hören; doch mein Herz bleibt dir, und der innigſte Wunſch für dein Glück wird mich überall hin begleiten. Ich habe einer Geſellſchaft für ihre Wiſſenſchaft begeiſterter Freunde der Natur mich angeſchloſſen, wir werden die entfernteſten Zonen aufſuchen, um die Wunder der großen Göttin zu erſpähen. Jahre werden vergehen, bis ich mit ruhigerem Geiſte, reicher an Wiſſenſchaft und Erfahrung, in mein Jugendland zurückkehren kann. Denket meiner, ihr alle meine Lieben, und gebe ein guter Gott, daß ich einſt bei meiner Heimkehr, keinen aus dem lieben Kreiſe vermiſſe."

So wie Orlando dieſe Zeilen geleſen hatte, reiſete er unverzüglich nach dem Hafen ab, von welchem aus Leonhard und ſeine Geſellſchafter die große gefahrvolle Reiſe antreten wollten. Er kam zu ſpät, das Schiff war mit der kleinen Karavane ſchon unter Segel gegangen. Troſtlos und reuevoll kehrte er zurück, und es währte lange, ehe er ſich einigermaßen mit ſich ſelbſt wieder ausſöhnen konnte. Nach Jahresfriſt reichte Roſalba ihm die Hand am Altare. Das liebende Paar, den alten Freiherrn in ſeiner Mitte, führt bald am Ufer des Comer-Sees, bald in Mailand, ein glückliches für alle die mit ihm in Berührung kommen, erfreuendes Leben, und ſieht ſeit einiger Zeit, der ihm als nahe angekündigten Heimkehr des edlen geliebten Leonhards, voll froher Hoffnung entgegen.

Meine Großtante.

Aus den

Papieren eines alten Herrn.

Noch vor wenigen Jahren ſtand in meiner Vaterſtadt, dem alten ehrwürdigen Cöln, ein durch hohe, unverändert gebliebene Alterthümlichkeit ſich auszeichnendes Haus. Oft, wenn ich als Knabe, mit meiner Großmutter auf dem Gange zur Kirche, an demſelben vorüber kam, blieb die gute alte Frau betrachtend davor ſtehen, und machte auf die krauſen Schnörkel von Bildhauerarbeit, auf die kleinen, gewundnen Säulchen, die tabernackelartigen Vorſprünge, mich aufmerkſam, welche den ſehr hohen Giebel zierten. Dann beſchrieb ſie mir die innere Einrichtung des ihr ſo werthen Hauſes, die in demſelben enthaltenen weiten Säle, die zahlreichen Prunkgemächer, und ſprach mit ſichtbarer Rührung von ihrer ſo glücklichen und fröhlichen Jugendzeit. Sie, die gute, freundliche Pflegerin meiner früh verwaiſeten Kindheit, war in dieſem Hauſe geboren, in welchem, weit über hundert Jahre lang, ihre Familie in Anſehen und

Wohlſtand gelebt hatte, und das ſeit kurzem durch mehrere Sterbefälle in derſelben, in fremde Hände gekommen war.

Wenn ſie ſo ſprach, pflegte ich wohl mit kindiſch-ſcheuer Sehnſucht zu den, durch das ſie umgebende Schnitzwerk umdüſterten, kleinen, achteckigen, in Blei gefaßten Scheiben, der tief in der Mauer liegenden Fenſter, hinauf zu blicken. Ich meinte hinter denſelben müſſe das Glück, von welchem meine Großmutter ſo viel ſprach, noch immer leibhaftig wohnen. Sie ſchilderte es mir als ganz aus der Welt geſchwunden; was Glück eigentlich ſey oder heiße, wußte ich damals noch nicht, deſto reizender war der dunkle Begriff, der meiner jungen alles perſonificirenden Phantaſie davon vorſchwebte. Ich war damals noch in dem Alter, wo man das Glück in ſich trägt, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, weil man eben noch nicht erfahren hat was Unglück eigentlich ſey; ſo wie der ganz Geſunde, der nie krank geweſen, auch nicht weiß was Geſundheit iſt.

Das liebe alte Haus exiſtirt nicht mehr. Die Grundmauern deſſelben mögen vielleicht noch allenfalls beibehalten worden ſeyn, alles übrige was mich daran erfreute, iſt verſchwunden. In ſeiner jetzigen moderniſirten Geſtalt, mag ich zu der im neuen Styl erbauten, mit hohen Fenſtern von Spiegelglas prangenden Façade deſſelben gar nicht mehr hinauf ſehen, und wähle lieber einen Umweg, um nur nicht daran vorüber zu kommen.

Doch nicht das Glück allein, auch die Schönheit war, wie meine Großmutter behauptete, in dem alten Hauſe einheimiſch geweſen. Eine lange Reihe ausgezeichnet ſchöner Frauen, war im Lauf der Jahre in demſelben geboren, oder durch Heirath in daſſelbe eingeführt worden. Dieſes, bei der Geburt einer Tochter, wie bei der Vermählung eines Sohnes ſich immer wiederholende anmuthige Ereigniß, hatte endlich ſogar in der großen Stadt zu einer ſprüchwörtlichen Redensart Anlaß gegeben; „ſie iſt ſchön wie eine van Dooren," pflegten die Leute zu ſagen, wenn ſie die Geſtalt andrer jungen Frauen und Mädchen recht loben wollten.

„Aber Großmutter, du biſt ja auch eine in jenem Hauſe geborne van Dooren!" ſprach ich einmal, und ſah ihr freundlich ſchmeichelnd in das liebe, fromme Geſicht.

„Naſeweis du!" erwiederte ſie. Ein wirklich noch recht angenehmes Lächeln glitt über ihre veralteten Züge, ſie erröthete ſogar ein wenig, indem ſie mir mit der flachen Hand über die krauſen Locken und die muthwilligen Augen ſtrich. „Die Zeiten ſind längſt vorüber;“ ſetzte ſie mit einem faſt unmerklichen Seufzer hinzu: „und obgleich der liebe Gott nichts an mir verſehen gehabt, ſo war ich eigentlich doch nie was man ſchön nennt; wenigſtens war ich es nicht, wenn man mit meiner Schweſter mich verglich.“

„Deine Schweſter? Haſt du denn eine Schweſter gehabt, Großmutter? von der haſt du mir ja niemals erzählt; und wie hieß deine Schweſter?“ fragte ich neugierig.

Die Großmutter ſeufzte tief auf, wie von ſchmerzlichen Erinnerungen ergriffen. „Eigentlich war ſie meine Stiefſchweſter, die Tochter der erſten, früh verſtorbenen Frau meines Vaters,“ ſprach ſie endlich. „Sie war nur drei Jahre älter als ich, und hieß Walburga. Doch nun frage nicht weiter.“

Ich fragte aber doch, und ſo oft, und ſo lange, bis die Großmutter eines Abends ein alterthümliches, verſchloſſenes Käſtchen herbeiholte, das beinahe einem großen Quartanten glich. „Du ſollſt ſie ſehen, damit ich endlich Ruhe vor dir habe," ſprach ſie, indem ſie den kleinen Schrein aufſchloß, der auch wie ein Buch ſich auseinander legen ließ. Er zeigte, ſo geöffnet, zwei neben einander ſtehende, von einem vorzüglichen niederländiſchen Meiſter trefflich in Oel gemalte Miniaturbilder.

Schon ſeit geraumer Zeit ſind, nach dem Ableben der guten Mutter, beide Porträts mein Eigenthum geworden. Ich halte ſie hoch in Ehren, wie ein Heiligthum. Ich betrachte ſie oft; ſtill bewegt im tiefſten Herzen, weilt mein Blick auf den regelmäßig ſchönen, und doch ſo ungemein anmuthigen Zügen meiner Großtante, auf dem blonden, glänzenden Haar, mit Federblumen und Perlen durchflochten, dem kleinen, ein wenig trotzig aufgeworfenen, und doch ſo holdlächelnden Mund; ich blicke gerührt in die hellleuchtenden, blauen Augen, die der Tod längſt geſchloſſen, und ſeufze über die kurze Dauer des Schönen auf der Erde.

„Und wer iſt denn der?" fragte ich damals, nachdem ich lange genug das Bild der ſchönen Walburga mit ſtiller Bewunderung betrachtet, und nun zu dem zweiten Porträt überging: „iſt das auch ein van Dooren, vielleicht ihr Bruder? ſchön genug wär er wohl, aber er ſieht ihr doch auch nicht im mindeſten ähnlich; ſo braun, ſo fremd, ſo ich weiß nicht wie. Ich könnte mich vor ihm fürchten, nicht weil ich meinte er würde mir etwas zu Leide thun, darum nicht, aber er kommt mir wie der Geiſterkönig aus deinen Mährchen vor, die du mir Abends erzählſt, oder wie ein mächtiges verzaubertes Weſen, das kein Menſch iſt Er iſt noch ſehr jung, faſt noch ein Knabe, und ſchaut doch ſo klug und verſtändig aus ſeinen ſchwarzen, blitzenden Augen.“

„Ach von dem wäre viel zu ſagen,“ erwiederte meine Großmutter, und ſchüttelte bedenklich das greiſe Haupt. „Für dich iſt das noch nicht, wenn du älter biſt, kannſt du es vielleicht einmal erfahren. Ein Unglückskind iſt das wunderſame Weſen, das über die arme Walburga, über unſere Familie, und auch über ſich ſelbſt ſchweres Leid gebracht hat, ſo viel iſt gewiſs,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie den kleinen Schrein wieder zuſchloß und an ſeinen Ort ſtellte.

Alles fernere Fragen über dieſen Gegenſtand war mir von nun an ſtreng unterſagt, wodurch meine Neubegier natürlicherweiſe immer quälender werden mußte. Viele Monate lang beſchäftigte ich mich in meinen Freiſtunden unaufhörlich mit der ſchönen Walburga und ihres räthſelhaften Begleiters wunderbarem Geſchick. Die Befriedigung, welche mir von außen unabänderlich verweigert wurde, ſuchte meine geſchäftige Phantaſie innerlich zu erſetzen. Obgleich ich, nach der Sitte der damaligen Zeit, noch immer wie ein Kind gehalten und betrachtet wurde, ſtand ich doch ſchon in meinem ſechzehnten Jahr. Das eifrige Studiren der Alten, zu welchem ich in der Schule des geiſtlichen Gymnaſiums angehalten wurde, die ich beſuchte, hatte mir den Sinn für Poeſie früh erweckt, und ſo ſetzte ich mir denn, ganz in der Stille, ein höchſt abenteuerliches Mährchen zuſammen, in welchem die Urbilder jener beiden Porträts, deren Anblick mir nicht zum zweitenmal gewährt wurde, die Hauptrolle ſpielten. Zuletzt fing ich an von der Wahrheit meiner eigenen Erfindung feſt überzeugt zu ſeyn; ein Fall, der bei als bekannte Lügner verrufenen Leuten weit öfter eintritt, als man es denkt, wenn ſie ihre eigenen Erfindungen, mit allen Nebenumſtänden, zu wiederholten Malen erzählen.

Ganz in der Stille durchſuchte ich das ganze

Haus, Rumpelkammern, alte Schränke und Kaſten, um Belege für die Wahrheit meiner vermeinten Entdeckung zu finden, und war auch endlich ſo glücklich auf ein Päckchen vergilbter Briefe und anderer Schriften zu ſtoßen, welche vieles von dem enthielten was ich zu wiſſen verlangte. Eifrig ſtudirte ich ſie durch, ſo gut als ich es vermochte; wunderte mich nicht wenig alles ganz verſchieden von dem zu finden, was ich mir gedacht hatte, trug aber doch, mit heimlichem Triumph, meinen Fund zur Großmutter hin.

Alles kam wie ich es erwartete; zuerſt wurde ich wegen meines Vorwitzes hart angelaſſen, dann gebührlich ausgeſcholten und zur Ruhe verwieſen, endlich aber erfuhr ich doch von der guten Mutter, alles was ich zu wiſſen verlangte.

So viel aus den Reden derſelben ſowohl, als aus den aufgefundenen Briefen hervorging, mag mein verſtorbener Aeltervater, Herr Simon van Dooren, ein Mann geweſen ſeyn, mit welchem zu leben weder angenehm noch leicht war. Er war ein ſehr bedeutender Kaufmann, despotiſch und eigenſinnig, wie reiche Leute ſeines Standes es oft ſind, und ſcheint für wenig Anderes Sinn gehabt zu haben, als für ſein Geſchäft, und die Aufrechthaltung ſeines Anſehens, in ſeiner Vaterſtadt ſowohl als in der Handelswelt; vor Allem aber in ſeinem eignen Hauſe.

Schwerlich aus Liebe, hauptſächlich nur um ſeinen und ſeines Hauſes Namen nicht untergehen zu laſſen, und nebenher auch die oben erwähnte, zum Sprichwort gewordene Berühmtheit der Frauen aus ſeiner Familie in Ehren zu erhalten, fühlte er ſich bewogen die anerkannteſte Schönheit in Brüſſel als Gattin heimzuführen. Ein ſtilles, mit liebender Sorgfalt erzogenes Mädchen, von guter Herkunft, aber ohne alles Vermögen. Bittendes Zureden der Aeltern, hatte die Arme bewogen, dem fremden, ungeliebten Manne in ſeine Heimath zu folgen, wo ſie bedrückt von dem Geldſtolz der reichen Verwandtſchaft, ein einſam-traurig Leben geführt haben mag.

Sehnſucht nach den Ihrigen, verſchwiegener Kummer, häuslicher Unfriede zehrten an ihrer Jugend. Ihre Kräfte nahmen ab, ihre Schönheit verblühte lange vor der Zeit; die Hoffnung, ihren immer mißmüthiger werdenden Gatten durch einen Erben zu erfreuen, und ſich ſelbſt dadurch vielleicht ein leidlicheres Loos zu bereiten, war ſchon zweimal zerſtört worden. Herr Simon van Dooren wünſchte nichts ſehnlicher, als in einem Sohn den dereinſtigen Stammhalter ſeines Hauſes, oder in einer Tochter die Erbin der zu ſchnell entſchwundenen Schönheit ihrer Mutter, in ſeinen Armen zu halten, und rief daher alle Aerzte der Stadt zu einer Berathſchlagung zuſammen, als er, bei ſich erneuerndem Uebelbefinden ſeiner Gattin, ihr das Geſtändniß entlockt hatte, daß ſie zum drittenmal zu Mutterhoffnung ſich berechtigt glaube.

Nach einer kurzen Berathſchlagung in lateiniſcher Sprache, welcher Herr Simon aufmerkſam zuhörte, ohne eine Silbe davon zu verſtehen, erklärten die gelehrten Herrn Doctoren einſtimmig, die Leidende müſſe nach Montpellier, dem berühmteſten Sitz ärztlicher Wiſſenſchaft, zu welchem in der damaligen Zeit reiche Kranke ſchaarenweiſe wallfahrteten, wie in der unſrigen in die Bäder. Die Reiſe, die Veränderung der Luft, der Aufenthalt in einem wärmeren Clima wurde als das einzige Mittel angegeben, die bleiche, hinfällige Frau wieder zu erkräftigen. Eine große Reiſe wie dieſe, wurde freilich in jenen Tagen von Frauen als ein

Wageſtück betrachtet, zu welchem man nur im höchſten Nothfall, unter Zittern und Zagen ſich entſchloß, und es ſtand kaum zu erwarten, daß Herr Simon in die Ausführung des ärztlichen Gutachtens einwilligen werde. Er aber ergriff dieſen Vorſchlag zu aller Welt Erſtaunen mit freudigem Eifer, und ohne auf die furchtſamen Einwendungen ſeiner Frau zu hören, begann er ſogleich alle Anſtalten zum baldigen Antritt der Reiſe zu treffen.

Nichts konnte in der That gerade in dieſer Zeit ihm erwünſchter kommen, als dieſer Ausſpruch der Herren Doctoren, durch den er ohne alle Weitläufigkeit, und mit geringen Koſten, von der Unluſt eine kränkelnde Frau um ſich ſehen zu müſſen, befreit wurde, und die ihm zugleich Gelegenheit bot, der Welt, das heißt ſeinen Bekannten und ſeiner Familie, ſeine Bereitwilligkeit alles für die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit zu thun, zu beweiſen. Sein rauhes, unfreundliches Betragen gegen die arme Leidende, war von einigen ſeiner Bekannten mißbilligend bemerkt worden; jeden ihn treffenden Tadel, nahm er als eine Verletzung ſeiner Rechte auf, und ihm mußte daher alles daran liegen, den Ungrund deſſelben in's hellſte Licht zu ſtellen.

Frau van Dooren wurde alſo einem Vetter ihres Mannes übergeben, der eben in Geſchäften deſſelben nach Cette reiſen ſollte; dieſer brachte ſie glücklich nach Rotterdamm, wo ein von Herrn Simon befrachtetes Schiff ihn erwartete. Die Jahreszeit war für eine Seefahrt die günſtigſte, Frau van Dooren fürchtete das Meer nicht, war auch der Seekrankheit, wie ſie aus Erfahrung wußte, nicht unterworfen, und wendete alſo nichts dagegen ein, als ſie in Rotterdamm, ungefähr wie ein Waarenballen mit eingeſchifft wurde. Gott läßt den Wind warm wehen, wenn das Lamm geſchoren iſt, ſagt ein altes, frommes Sprichwort, deſſen Wahrheit auch an der leidenden Frau ſich erprobte; die Reiſe ging ungewöhnlich ſchnell und glücklich von ſtatten, der Hafen von Cette wurde in faſt unglaublich kurzer Zeit erreicht, und ſchon am nächſten Morgen, begleitete der dortige Handelsfreund ihres Hauſes ſie nach Montpellier, wo er eine bequeme allen ihren Wünſchen angemeſſene Wohnung ihr verſchaffte.

Die Wahl derſelben hätte für Frau van Dooren nicht glücklicher ausfallen können, denn in dem nämlichen Hauſe wohnte auch die Gattin eines der angeſehenſten Handelsherren in Marſeille, Madame Seymour, mit ihren beiden Kindern; einem etwas kränkelnden Knaben, um deſſentwillen die Mutter ſich einige Monate in Montpellier aufhalten wollte, und einer jüngern Tochter. Beide Frauen fanden bald ſich zuſammen, und ſchloſſen immer enger ſich an einander an, ſo daß ſie endlich jede Stunde des Tages mit einander zubrachten, den kleinen Kranken gemeinſchaftlich pflegten, und das kleine dreijährige Mädchen, das hübſcheſte, muthwilligſte, eigenſinnigſte und liebenswürdigſte Geſchöpf in der Welt, unter Schelten und Liebkoſen auf alle Weiſe verzogen.

Zum erſtenmal ſeit ihrer Verheirathung, ſah Frau van Dooren wieder, von ihr wohlwollenden freundlichen Menſchen ſich umgeben, die ſie mit Schonung und Theilnahme behandelten. Deutſch zu lernen, beſonders der im Haushalte unentbehrliche Dialect der dortigen Volksklaſſe, war ihr in Cöln beinahe unmöglich geweſen; hier hörte ſie wieder die geliebten Töne ihrer Mutterſprache, wenn gleich mit einem ihr fremdartigen Accent ausgeſprochen, konnte wieder, ohne Schwierigkeit, allen ihren Umgebungen ſich verſtändlich machen, und war glücklich, wie in ihrer frohen Jugendzeit. Ihre geſunkene Lebenskraft erſtarkte von neuem, ſogar ihre Schönheit begann wieder zu erblühen.

Doch nun kam leider, für ſie viel zu frühe, der unerwünſchte Zeitpunkt ihrer Rückkehr in die Heimath herbei. Der Vetter hatte nach einigen Monaten ſeine Geſchäfte im ſüdlichen Frankreich beendet, er drang auf Beſchleunigung der Abreiſe, weil ſeine Gegenwart im Comtoir des Herrn Simon mit jedem Tage nothwendiger würde, und die kaum Halbgeneſene mußte, auf Befehl ihres ſtrengen Gebieters in Cöln, ſich geduldig ſeinen Anordnungen fügen, und unter heißen Thränen von ihrer neuen Freundin, ohne Hoffnung des Wiederſehens, ſich trennen.

Die ſchwere Stunde, der ſie mit bangem, zwiſchen Todesfurcht und Todeshoffnung getheiltem Gemüthe entgegengeſehen, trat bald nach ihrer Heimkehr, frühe als ſie es erwartet hatte, ein, und ging ſchneller und ſchonender an ihr vorüber, als ſie ſelbſt und ihre Umgebungen es gehofft hatten.

Ein ſchöneres Kind als die kleine Walburga, hatte, nach dem einſtimmigen Urtheil der Frau Baſen und Muhmen, welche die Wöchnerin umgaben, die vier Wände, des wegen der Schönheit der in demſelben gebornen Töchter berühmten Hauſes noch nicht beſchrien. Selbſt entfernte Bekannte der Familie drängten ſich herbei, das Wunderkind zu ſehen, dem der über deſſen Daſeyn wirklich erfreute Vater, ſchon vor der Taufe, den unharmoniſchen Namen Walburga beigelegt hatte. Alle Porträte, der wegen ihrer Schönheit berühmten Ahnfrauen des Hauſes, wurden mit den weichen Zügen des lächelnden Kindes verglichen, täglich wurde darüber geſtritten, welcher von dieſen es am ähnlichſten ſey, ohne daß man ſich darüber hätte vereinigen können; die kleine Walburga war und blieb ein Wunder, wie die Welt noch keines geſehen, wuchs aber dabei immer luſtiger heran, und war und blieb nicht nur ein ſehr ſchönes, ſondern auch ein ſehr kräftiges, geſundes Kind.

Die arme Mutter deſſelben welkte aber indeſſen mit jedem Tage ſichtlicher dem Grabe zu. Die kleine Walburga, oder wie ihre Mutter ſie lieber nannte, die kleine Wally, hatte ihr zweites Jahr kaum erreicht, als man mit Gewißheit das Leben der Frau van Dooren nur noch auf Wochen beſtimmen konnte. Sie fühlte und erkannte ihren Zuſtand: von Himmelsſehnſucht begeiſtert, ſah ſie dem Tage, der von einem durchaus freudenarmen Leben ſie erlöſen ſollte, ohne Bangen entgegen; nur der Gedanke, wie unter der unumſchränkten Leitung eines harten Vaters, ſich das Geſchick ihrer geliebten Tochter dereinſt geſtalten könne, erſchwerte ihr den Tod, und preßte dem längſt müde geweinten Auge der Sterbenden, noch manche ſtille Thräne aus.

Mehrere Monate nach dem Ableben der Mitleidswerthen, kam ein Beſuch, der ihr an ihrem Sterbebette, wäre er früher erſchienen, zu einem Engel des Troſtes hätte werden können; ihre Freundin aus Montpellier, Madam Segmour.

Dieſe war indeſſen Wittwe geworden, ihr verſtorbener Gatte, der, wie ſchon aus ſeinem Namen hervorgeht, von Geburt ein Engländer war, hatte ihr ein ſehr großes Vermögen hinterlaſſen, und daneben das bedeutendſte Handlungshaus in Marſeille, deſſen Geſchäft ein vieljähriger treuer Diener deſſelben, für ihre und ihrer Kinder Rechnung fortſetzte. Sie ſelbſt war der Abkömmling einer katholiſchen ſehr vornehmen Familie in Irland. In der großen Welt erzogen, raſch, thätig, von männlichem Muthe beſeelt, hatte ſie, als eine ſehr verſtändige Frau, ſich in die Beſchränkungen willig gefügt, welche ihre Verhältniſſe als Gattin und Beherrſcherin eines ſehr großen Haushaltes, ihr zur Pflicht machten; jetzt aber, nachdem ſie ihre Angelegenheiten gebührend geordnet, benutzte ſie die ihr gewordene unumſchränkte Freiheit, zur Erfüllung eines lang gehegten Lieblingswunſches, auf welchen, in der damaligen Zeit, eine Frau nicht leicht verfiel. Sie trat mit ihren Kindern eine große Reiſe an, um fremde Sitten und Länder kennen zu lernen. So war ſie denn auch nach Aachen gekommen, die Nähe von Cöln weckte in ihrem Gemüthe Erinnerungen an die liebenswürdige Frau auf, mit der ſie einige Monate in Montpellier gelebt hatte, und die, wahrſcheinlich wegen der zwiſchen beiden vorherrſchenden Verſchiedenheit ihres Weſens, ihr lieb geworden war, denn der gutgeſinnte Starke liebt immer den Schwachen, der mit unbedingtem Vertrauen ſich ihm hingibt.

Madame Seymour eilte nach dem nahen Cöln, um ihre Freundin durch einen Beſuch zu über-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.A. FN. 18081/032

raſchen, und vernahm dort, mit ungeheucheltem Schmerz, das frühe Hinſinken der zarten Blume, der ſie ſchon in Montpellier keine lange Dauer zutrauen konnte. Herr Simon aber unterließ nicht, ihr perſönlich aufzuwarten, ſobald er ihre Ankunft vernahm. Das ſtattliche Anſehen der welterfahrnen Frau, mehr noch ihr groſſer Reichthum, und die in der ganzen Handelswelt rühmlichſt bekannte Firma ihres Hauſes flößten wahre Ehrfurcht ihm ein. Er ruhte nicht eher, bis ſie ſeinem dringenden Flehen, ihre Wohnung einſtweilen in ſeinem Hauſe aufzuſchlagen, endlich nachgab; ein Anerbieten das bei der damaligen Beſchaffenheit der Gaſthöfe in Deutſchland, ihr allerdings nicht unwillkommen ſeyn mußte; und als er ſie in demſelben eingeführt hatte, that er das Möglichſte, um mit einer Aufmerkſamkeit, einer Pracht ſie zu bewirthen, durch die ebenfalls ſelbſt eine regierende Fürſtin hätte zufrieden geſtellt werden mögen.

Madame Segmour eignete ſich indeſſen nicht dazu, durch den glänzenden Schimmer verblendet zu werden, hinter welchem Herr Simon die ihm eigene Kargheit, und kleinliche Knauſerei zu verbergen ſich beſtrebte. Sie durchſchaute ihn bald, und das trübe Geſchick ihrer armen Freundin, über welches dieſe nie eine Klage hatte gegen ſie laut werden laſſen. Sie erkannte den Wurm, der an dem Leben der ſchönen Blüthe heimlich genagt hatte, und ihr edles Herz floß über von Mitleid, mit der früh dahingeſchiedenen Mutter ſowohl, als mit der kleinen Waiſe, deren ſeltene Schönheit auch ſie entzückte. Es entging ihrem Scharfblick nicht, daß Herr van Dooren, obgleich ſeine Gattin erſt ſeit wenigen Monaten im Grabe ruhte, ſchon auf die Wahl der zweiten ſehr ernſtlich bedacht war; und welch' trübes Loos hatte die arme kleine Wally, unter der Zucht dieſes Vaters, und einer wahrſcheinlich an Sinnesart ihm ähnlichen Stiefmutter zu erwarten! Die gute edle Frau erwog dieſes alles ſo lange in ihrem Gemüthe, bis ſie eine Art von Verpflichtung zu fühlen glaubte, das kleine, liebliche Geſchöpf vor ſolchem herben Unglück zu bewahren, und nach der ihr eigenen, ſchnell entſchloſſenen Art, ergriff ſie die erſte Gelegenheit, um Herrn Simon zu bitten, ihr ſein verwaiſtes Töchterlein auf unbeſtimmte Zeit anzuvertrauen, um es in ihrer Heimath mit ihren Kindern, die es ſehr lieb gewonnen hatten, erziehen zu laſſen.

Dieſer Antrag verſetzte Herrn Simon in nicht geringes Erſtaunen, und zugleich auch in große Verlegenheit. Er war ſogar geneigt ſich dadurch beleidigt zu fühlen, aber wie hätte er es über ſich gewinnen können, einer ſo reichen und angeſehenen Frau gegenüber dieſes zu äußern? Er ließ es alſo einſtweilen bei allerlei Einwendungen, die ſeine abſchlägige Antwort motiviren ſollten, bewenden, kam aber, während er mit anſcheinendem Eifer noch ſprach, allmählig auf andere Gedanken. Es fiel ihm ein, wie das Kind, ſo jung es noch ſey, doch ſchon zu allerlei Sorgen und Beſchwerden Veranlaſſung gäbe, die mit den Jahren ſich beträchtlich vermehren müßten, und hielt es denn endlich für das Gerathenſte, ſich erbitten zu laſſen.

Madame Seymour erhielt von ihm was ſie wünſchte, und kehrte mit ihren Kindern und der kleinen Wally ſehr zufrieden nach Marſeille zurück. Wenige Monate ſpater heirathete der Vater der letztern eine ſchöne Cölnerin, deren im Grunde gutes aber feſteres Herz, bei einer dauerhafteren Geſundheit, ſich nicht ſo leicht, als das ihrer unglücklichen Vorgängerin, brechen ließ, und im Lauf der Jahre, trug die bald auf einander folgende Geburt mehrerer Kinder, zur leidlichen Zufriedenheit dieſer Ehe bei. Die Jahre vergingen, und da die Stiefmutter, eine übrigens ganz gute Frau, nach der abweſenden Wally ſich eben nicht zu ſehnen ſchien, ſo blieb dieſe ungeſtört wo ſie war, und wurde im väterlichen Hauſe faſt vergeſſen, bis ganz unerwartet die Nachricht von dem plötzlichen Tode der gütigen edlen Pflegerin ihrer Jugend in demſelben eintraf. Jetzt endlich fühlte Herr van Dooren die Verbindlichkeit, ſeine Tochter, die indeſſen ihr ſiebzehntes Jahr zurückgelegt hatte, zu ſich zu berufen; denn in Marſeille konnte ihres Bleibens nicht länger ſeyn, indem die Tochter der Madame Seymour ſelbſt noch des Schutzes bedurfte.

Wally langte in dem Hauſe ihres Vaters glücklich an. Sie trat auf in aller Glorie ihrer ſich eben entfaltenden, blendend ſchönen Jugendblüthe, und Muhmen und Baſen, die ganze Familie, vor allem aber der Vater, geriethen über ihren Anblick in einen Taumel von bewunderndem Entzücken. Einige Tage lang war die ſchöne Wally der Stolz des ganzen

Hauſes, von Jung und Alt bewundert, geliebt, gelobt; aber dieſer erſte Freudenrauſch währte, beſonders in der nächſten Verwandtſchaft, nicht lange. Vater, Mutter, Baſen und Muhmen fühlten durch Wally's Nähe ſich genirt, denn ſie war anders als ſie alle, und paßte keineswegs in den ſie umgebenden Kreis. Nur ihre Stiefſchweſter, ſpäterhin meine Großmutter, die damals ein kaum vierzehnjähriges Mädchen war, kam mit ächter herzlicher Liebe ihr entgegen; konnte aber bei der Art von Erziehung, die ſie erhalten, der armen Wally nur einen ſehr ſchwachen Erſatz für die ſchönere Vergangenheit gewähren.

Wally war gewöhnt worden, das Leben weit freier und leichter zu nehmen, als es damals in ihrer Vaterſtadt, beſonders aber in ihrer an dem Althergebrachten mit Leib und Seele hangenden Familie, genommen wurde. Madame Seymour hatte mit ihren Kindern und ihr einige Zeit in Paris gelebt, ſie hatte mit ihnen London, Dublin und die bedeutendſten Städte in Frankreich und Großbritanien beſucht, und immer die durch feineren geſelligen Ton und geiſtige Bildung ſich auszeichnenden Kreiſe zu den ihrigen gemacht. Wally kannte keine andere, und ſtieß, mit dem beſten Willen ſich in alles zu fügen, alle Augenblicke gegen die ſteifen Formen der damaligen reichsſtädtiſchen Sitte an, in welche ſich zu finden ihr faſt unmöglich dünkte.

Die ſorgfältige Erziehung, der Unterricht der vorzüglichſten Meiſter, die ſie gemeinſchaftlich mit der Tochter ihrer gütigen Pflegemutter genoſſen, hatten Talente in ihr entwickelt, und überhaupt alle Eigenſchaften ihr gewährt, die für das Leben in großen Städten, und in der höher gebildeten Geſellſchaft ſie eignen konnten; aber ſie war auch an die Freiheit des Landlebens gewöhnt. Sie hatte mit Madame Segmour und ihrer Familie mehrere Sommer, auf den Landſitzen der vornehmen Anverwandten derſelben, in den irländiſchen Hochlanden zugebracht. Sie war gewöhnt, Wälder und Felſenthäler zu Pferde zu durchſtreifen, der Jagd zu folgen, aber auch in die Hütten der Armen hinabzuſteigen, um ihnen Troſt und Hülfe zu bringen. Jede ängſtliche Berechnung deſſen, was die Leute ſagen könnten, lag ihr unendlich fern, ſo lange ſie ſich bewußt war, im Rechten zu ſeyn. Aber ſie hatte auch Muth und Gewandtheit, das, was ihrem Gefühl nach das Rechte war, zu vertheidigen, und ſich nicht davon abwendig machen zu laſſen.

Ein ſolcher Charakter mußte freilich Schroffheiten und Ecken an ſich tragen, die beſonders bei Wally's jetzigen Umgebungen ſehr fühlbar hervortraten; aber ein Hauch der anmuthigſten Lebensfriſche, vereint mit der innigſten Herzensgüte, überkleidete dieſe, ohne ſie zu verhüllen; und gerade das, was man ihr als Fehler hätte anrechnen können, erhob den Reiz des lieblichen Weſens, und ließ es nur noch intereſſanter erſcheinen.

Dennoch mußte Wally ſehen und empfinden, wie fremdartig ſie unter ihren nächſten Umgebungen daſtand, und wie ſie, unerachtet ihres ehrlichen Strebens ſich in ihre Weiſe zu ſchicken, ihnen dennoch mit jedem Tage läſtiger ward. Ein ungeheurer, höchſt bänglicher Lebensüberdruß bemächtigte ſich ihrer, dem nicht zu erliegen ſie alle ihre Geiſteskraft anwenden mußte. Ihr einziger Troſt, wie ihre liebſte Beſchäftigung in dieſer drückenden Lage, war der fortgeſetzte Briefwechſel mit ihrer einzigen Jugendfreundin, der Tochter der Madame Seymour, der geliebten Gefährtin ihrer glücklichen

Frühlingszeit. Keine Woche verging, in welcher nicht, unerachtet der weiten Entfernung, Briefe herüber und hinüber flogen; und gerade dieſe ſind es, die ich größtentheils in der Rumpelkammer meiner Großmutter in einer alten Schatulle aufgefunden, und die mir hier zum Leitfaden dienen.

Niemand dachte daran, dieſe Correſpondenz beſchränken oder gar verbieten zu wollen. Die Stiefmutter bekümmerte ſich wenig um Wally's Thun und Laſſen, der Vater hielt den Briefwechſel für eine nützliche Uebung in der franzöſiſchen Sprache, und ſo ging er unangefochten, regelmäßig und ununterbrochen ſeinen Gang.

Ein Jahr ſchlich auf dieſe Weiſe vorüber; Wally war und blieb mitten unter ihren nächſten Anverwandten eine Fremde, und Herr Simon fand endlich, daß es hohe Zeit ſey, der Sache ein Ende zu machen. Seine Frau beklagte ſich nicht über Wally, aber er fühlte doch, wie läſtig die Gegenwart derſelben, beſonders im Haushalte, ihr war; er ſah keinen andern möglichen Ausweg, die Tochter mit guter Manier aus dem Hauſe und alles in demſelben in das gewohnte Gleis wieder zu bringen, als eine Heirath. Er beſprach ſich darüber mit ſeiner Frau, und dieſe war, wie leicht zu erachten, vollkommen ſeiner Meinung.

Aber reich mußte der Mann ſeyn, den Wally heirathen ſollte, dieſes wurde ſogleich unter ihnen ausgemacht. So lange ihr Vater noch lebte, war Wally eben ſo arm wie ihre Mutter es geweſen, als ſie in dieſes Haus kam. Kein mütterlicher Nachlaß war vorhanden, auf den die Tochter hätte Anſprüche machen können, und Herr Simon war gar nicht geſonnen, noch bei Lebenszeit, zur Ausſteuer einer Tochter, einen Theil ſeines Vermögens herzugeben. Aber eine Ausſtattung ſollte ſie erhalten, ſo reich und vollſtändig als nur irgend eine in Cöln, ganz nach reichſtädtiſcher Art, darauf beſtand die Stiefmutter, um der Leute willen, wie ſie aufrichtig bekannte.

Jetzt galt es nur noch den Bräutigam aufzufinden, doch dieſes war unter der Mitwirkung der Muhmen und Baſen eben nicht ſchwer. Ein ziemlich junger, reicher Kaufmann, an welchen durch die dritte und vierte Hand der Antrag gebracht wurde, zeigte ſich ſehr bereitwillig, vor der Hand auch ohne Ausſteuer, die dereinſtige Miterbin des reichen, ſchon bejahrten Simon van

Dooren zu heirathen, die noch obendrein für die erſte Schönheit in Cöln galt. Als die ihm beſtimmte Braut einmal in der Kirche ihm gezeigt wurde, ging er, von außerordentlicher Liebesflamme entzündet, ſogar ſo weit, ſie wie ſie war, ohne die ſonſt übliche Ausſtattung, nehmen zu wollen; doch dieſes unvorſichtig ausgeſprochene Erbieten wurde ſehr übel aufgenommen, und es fehlte nicht viel, ſo wäre die ganze Sache darüber den Rückweg gegangen.

Wally erſchrack heftig, als ihr Vater, ohne große Umſchweife, ſie mit ihrer künftigen Beſtimmung bekannt machte. Offen und frei, feſt und beſtimmt erklärte ſie ihren Widerwillen gegen jede bloß conventionelle, durch fremde Vermittelung herbeigeführte Verbindung. Herr Simon ſah höchlich verwundert ſie an; von allem was ſie ſagte, war kaum die Hälfte ihm verſtändlich, und dieſes Wenige ſchrieb er der damals bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Ziererei zu. „Sieh ihn nur erſt, das Uebrige wird hernach ſich ſchon von ſelbſt finden,“ ſprach der Papa, und ging gelaſſen ſeines Weges.

In der nächſten Woche wurde bei einem Oheim ein feierliches Gaſtmal veranſtaltet. Wally ſah den ihr beſtimmten Bräutigam, und ihr Widerwille gegen die ihr zugemuthete Verbindung ſtieg, bis zu dem ausgeſprochenſten Abſcheu vor dem bloßen Gedanken daran. Der Mann dem ſie Liebe und Treue geloben ſollte, war ein fader, ſüßlicher, von Moſchus und Biſam duftender, unbeholfener Geck, der durch das Beſtreben ſich witzig und elegant zu zeigen, noch unerträglicher ward. Zu Hauſe erklärte ſie ihren Aeltern ganz unumwunden den feſten Entſchluß, dieſem widerwärtigen Geſchöpf nie am Altar ihre Hand zu reichen. Sie bat, ſie weinte, ſie trotzte, ſie gerieth in Verzweiflung, wenn nur der Name des Verhaßten erwähnt wurde, aber vergebens. Ein Heer von Tanten, Baſen, Oheimen, zuletzt ſogar der Beichtvater, wurden auf ſie losgelaſſen, um durch Zureden und Ermahnungen ſie zur Vernunft zu bringen. Der nach Entſcheidung ſchmachtende Liebhaber, mußte von einem Tage zum andern durch leere Hoffnungen ſich hinhalten laſſen. Er ſeufzte erbärmlich, verdrehte die Augen, meinte, ſeine heiße Liebesflamme werde doch endlich das Eis ſchmelzen, welches das Herz der ſchönen Spröden, gegen die

Pfeile des kleinen loſen Gottes Kupido verhärte; und rückte endlich mit der Erklärung heraus, daß er zu ſeinem großen Schmerz, eine längſt nothwendig gewordene Geſchäftsreiſe nicht länger aufſchieben könne, die ihn ein Paar Monate von dem Ziel aller ſeiner Gedanken und Wünſche entfernt halten werde. In tiefſter Devotion empfahl er ſich ſeinen künftigen, hochzuverehrenden Schwiegerältern, verſicherte, daß ſein Tod oder Leben in ihren Händen liege, daß er hoffe, bei ſeiner Rückkehr die Bahn zum Glück ſeines Lebens, durch ihre thätige Vermittelung, völlig geebnet zu finden, küßte der Frau Schwiegermama die Hand, und empfahl ſich auf glückliches und baldiges Wiederſehen.

Durch die Abweſenheit ihres zudringlichen Verehrers, wurde der Zuſtand der armen Wally eher verſchlimmert als verbeſſert. Ihre Aeltern wollten die Dauer derſelben benutzen, um ſie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und gleich nach der Zurückkunft des Bräutigams die Verlobung feiern zu können. Als kein Bitten noch Zureden ihren feſten Sinn zu erſchüttern vermochte, als ſelbſt die wiederholten ſalbungsvollen Ermahnungen ihres Beichtvaters, mit Widerwillen von ihr zurückgewieſen wurden, hielt Herr Simon es an der Zeit, die Widerſpenſtige auf andere Weiſe zu bändigen zu ſuchen. Er drohte mit Verſtoßung, mit Entehrung, und ſperrte zuletzt die ungerathene Tochter in ein dunkles Hinterſtübchen ein, in den erſten Tagen ſogar bei Waſſer und Brod.

Geſtraft wie ein Kind, verhöhnt auf alle Weiſe, tief verletzt, gereizt und beleidigt, mußte das arme Mädchen einſam gefangen ſich ſehen. Die Exaltation und Verwirrung ihres Geiſtes warfen ſie endlich auf das Krankenlager, doch auch hier ließen ihre mit Ermahnungen, Drohungen und Vorwürfen ſie quälenden Verfolger, ihr keine Ruhe.

Ihr einziger Troſt in ihrem Jammer war die, lebhafter als jemals fortgeſetzte Correſpondenz, mit ihrer Jugendfreundin in Marſeille, die aber jetzt freilich ſehr heimlich betrieben wurde. Ihre Stiefſchweſter, die ihr wirklich ſehr anhing, und immer Mittel und Wege fand, ſich zu der armen Gefangenen zu ſchleichen, beſorgte dieſelbe mit einer Gewandtheit, die man dem jungen, unerfahrnen Kinde kaum hötte zutrauen ſollen. Sie wußte ſehr geſchickt Wally's Briefe auf die Poſt, und die Antworten auf dieſelben, ihr in die Hände zu bringen.

Mehrere Wochen waren auf dieſe Weiſe vergangen, und die Ankunft des Bräutigams ſtand vielleicht ſehr bald zu erwarten. Herr Simon wurde immer verdrießlicher; er berieth ſich eines Tages ſehr ernſtlich mit ſeiner Frau, über die Möglichkeit, den Eigenſinn der Tochter doch endlich zu brechen, als ſein Caſſirer in's Zimmer trat, und ihm berichtete, wie unten im Comptoir ein junger, fremder Herr ſich befinde, der einen Wechſel, welcher übrigens ſo gut wie baares Geld zu betrachten ſey, realiſiren wolle, die Größe der Summe und die überaus große Jugend des Fremden, habe ihn aber doch ſtutzig gemacht, deshalb habe er anfragen wollen, was hier zu thun ſey.

Indem er noch ſo ſprach, brachte ein Bedienter eine Karte des Fremden, Herr Simon las Maria William Segmour, und traute ſeinen Augen kaum.

„Wie iſt mir denn?“ rief er. „Iſt denn der junge Segmour nicht noch vor ſeiner Mutter in Braſilien geſtorben? Ach über alle die Verwirrung im eigenen Hauſe, weiß man am Ende ſelbſt nicht mehr, wo einem der Kopf ſteht; aber mich dünkt doch, daß uns einmal ſo etwas notificirt worden ſey. Doch gleichviel, der Fremde muß hinauf geführt werden. Ich irre mich wohl, oder die Wittwe Seymour hatte zwei Söhne, obgleich ich mich nicht erinnere, davon gehört zu haben. Unſereins hält ſich an die Firma, und damit Punktum.“

Der Fremde erſchien, in tiefe Trauer gekleidet; er benahm ſich wie ein dieſem Hauſe befreundeter Bekannte, doch dabei mit großer, faſt formeller Höflichkeit, erwähnte in wohlgeſetzten Ausdrücken, als etwas den Anweſenden längſt Bekanntes, den ſchmerzlichen Verluſt, den ſeine Familie durch das ſchnell aufeinander folgende Hinſcheiden ſeiner Mutter und ſeiner Geſchwiſter erlitten. Herr van Dooren wußte gar nicht was er bei dem Allem denken, noch weniger was er ſagen ſollte. Aus den Reden des jungen Mannes ging hervor, daß nicht nur Madam Seymour und ihr Sohn, ſondern auch ganz kürzlich die Tochter geſtorben wären, und nun ſtand auf einmal ein zweiter Sohn der Madam Seymour vor ihm, von deſſen Exiſtenz jemals gehört zu haben, er ſich durchaus nicht zu erinnern wußte.

Es verdroß ihn nicht wenig, daß die Familienverhältniſſe dieſes Hauſes ihm ſo ganz aus dem Gedächtniß entſchwunden ſeyn ſollten; er ärgerte ſich über ſich ſelbſt, aber was blieb ihm anderes übrig zu thun, als ſich anzuſtellen, als ob ihm alle Ereigniſſe, auf welche der junge Mann hindeute, ihm vollkommen wohl bekannt wären: denn ſeine Vergeßlichkeit oder vielleicht gar ſeine Zweifel ſich abmerken zu laſſen, wäre doch ein zu arger Verſtoß gegen das Schickliche, und obendrein eine große Thorheit geweſen; ſtand doch der junge Segmour, ganz arglos und unbefangen, leibhaftig vor ihm, und ſah obendrein ſeiner ſeligen Mutter ſehr ähnlich. Creditſchreiben, Wechſel, Papiere, die er von Hauſe mitgebracht und vorzeigte, befanden ſich in der vollkommenſten Ordnung, von der wohlbekannten Hand des Mannes unterzeichnet, der ſchon ſeit langen Jahren die Geſchäfte des Hauſes Segmour in Marſeille dirigirte, und legitimirten ihn unwiderleglich als den, für welchen er ſich ausgab.

Nach einer kurzen, flüſternden Berathung zwiſchen Herr und Frau van Dooren, wurde der junge Segmour auf den folgenden Tag zum Mittageſſen gebeten, er aber lehnte dieſe Einladung beſcheidentlich für dieſesmal ab, erbat ſich indeſſen die Erlaubniß, einige Tage ſpäter ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Dann erkundigte er ſich ſehr höflich nach dem Befinden der Tochter des Hauſes, hörte mit Bedauern, daß ſie unwohl ſey, hoffte ſie doch vor ſeiner Abreiſe noch zu ſehen, was ihm auch verſprochen wurde, erbat und erhielt die Erlaubniß, ihr durch einen Bedienten einige kleine Arbeiten ſeiner ſeligen Schweſter auf ihr Zimmer zu ſchicken, die er ihr zum Andenken an dieſelbe mitgebracht hatte, und empfahl ſich.

Zwiſchen dieſem ſeinem erſten Erſcheinen, und dem, zu dem ihm zu gebenden Gaſtmahl beſtimmten Tage, liefen Nachrichten über den jungen Segmour ein, welche die dem Herrn van Dooren natürliche Hochachtung für reiche Leute, bis zur höchſten Veneration ſteigerten, und ihm ein felſenfeſtes Vertrauen auf ihn einflößten. Der Geſchäftsführer des Segmour'ſchen Hauſes ſandte nicht nur einen unlimirten Creditbrief für ſeinen jungen Herrn ein, ſondern ließ ſogar, in einem eigenhändigen Schreiben, mit lobender Weitſchweifigkeit, über den Charakter, den großen Verſtand und übrigen vortrefflichen Eigenſchaften deſſelben ſich breit und lang aus, erzählte, wie der noch ſehr junge Herr, obgleich er eigentlich nicht zum Kaufmannsſtande erzogen worden ſey, ſich durch Leitung einiger ſehr wichtigen, dem Hauſe große Vortheile bringende Unternehmungen, die Bewunderung der ganzen dortigen Kaufmannswelt erworben habe, und dabei ſo beſcheiden, oder vielmehr ſo vorſichtig ſey, im gewöhnlichen Umgange von dem allen ſich nichts abmerken zu laſſen, ſondern vielmehr ſein Licht unter dem Scheffel wohl zu bewahren.

Ein Gaſt dieſer Art, von ſo ausgezeichneten Vorzügen, ſo begünſtigt vom Glück, konnte nicht zu hoch geehrt werden; alles wurde aufgeboten, um das Gaſtmahl, das ihm gegeben wurde, zu verherrlichen, Monate lang nachher ſprach noch die ganze Stadt von der dabei vorherrſchenden Pracht. Sogar Wally wurde für den Tag ihrer Haft entlaſſen, und erhielt auf Bitten ihres ehemaligen Jugendgeſpielen, ganz gegen die gewohnte Sitte, bei Tafel den Ehrenplatz neben ihm.

Zwei Tage ſpäter ließ Herr Seymour bei Herrn und Frau van Dooren ſich feierlich anmelden, und hielt mit gebührender Förmlichkeit um die Hand ihrer ſchönen Tochter bei ihnen an; ein

Antrag, der Herrn Simon in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Nach der, bei ſolchen Gelegenheiten damals üblichen Sitte, erbat dieſer im erſten Schrecken ein Paar Tage Bedenkzeit für ſich und ſeine Tochter, aber er bedurfte ihrer auch wirklich, um jedes Hin und Wider gehörig zu überlegen.

Wally's unüberwindliche Abneigung gegen den ihr zuerſt vorgeſchlagenen Bräutigam, der weltbekannte Reichthum des einzigen Erben des Hauſes Seymour, gegen welchen das, übrigens ganz bedeutende, Vermögen des cöllner Pretendenten gar nicht in Anſchlag kommen konnte, und das dieſem letztern dennoch gegebene Wort, verſetzte Herrn Simon in ängſtliche Unentſchloſſenheit. Er wußte in der That ſich weder zu rathen noch zu helfen, bis eine, vielleicht ganz achtlos hingeworfene Bemerkung ſeiner Frau ihm zur Entſcheidung verhalf. Sie äußerte, Wally ſey doch nun einmal an das ausländiſche Leben gewöhnt, ſie ſey dafür erzogen, paſſe nun einmal weder nach Cölln noch in die Familie, und würde ihnen allen noch dereinſt viel Herzeleid machen, wenn ſie gezwungen darin verbleibe.

Herr Simon meinte eine Stimme vom Himmel zu hören, als ſie ſo ſprach, er wußte jetzt mit einemmal wie er ſich zu benehmen habe. Er ſpielte den liebenden Vater, der es nicht über das Herz bringen kann, der Neigung ſeines Kindes Gewalt anzuthun; legte die Hand ſeiner Tochter in die ihres Jugendfreundes, ließ acht Tage ſpäter ganz in der Stille, und nur im Beiſeyn der nächſten Verwandten das junge Paar trauen, das von ſeinem Segen begleitet ſogleich die Reiſe nach Italien antrat, wohin wichtige Geſchäfte den jungen Ehemann riefen, und war herzlich vergnügt, daß alles ſo glücklich, noch vor der Ankunft des verſchmähten Bräutigams, hatte abgemacht werden können. Von Ausſteuer war gar nicht die Rede geweſen, die Ausſtattung aber ließ die Stiefmutter ſich nicht nehmen, dieſe wurde ſo prachtvoll als möglich beſorgt, die ganze Stadt ſprach davon Monate lang. Nachdem alle Welt ſie geſehen und bewundert, wurde ſie in vielen Ballen und Kiſten eingepackt, nach Marſeille geſchickt. Wally ließ nur ſelten von ſich hören, ſie brachte ihre Zeit mit ihrem Gemahl auf Reiſen zu, ihre Familie verlor ſie darüber endlich ganz aus dem Geſicht, ohne dieſen Verluſt ſonderlich zu fühlen.

Was der verſchmähte Bräutigam ſagte, als er bei ſeiner Rückkehr die Braut nicht mehr fand, was er für ein Geſicht dazu machte, und wie er ſich benahm, habe ich nicht erfahren. Getröſtet hat er ſich, ſoviel iſt gewiß, denn er hat einige Jahre ſpäter Wally's Schweſter geheirathet und iſt mein Großpapa geworden. Da er im Grunde kein böſer Menſch, und meine Großmutter ihm an Geiſt weit überlegen war, ſo hat er mit der ſanften, liebenswürdigen Frau zwar keine ausgezeichnet glückliche, aber auch keine direkt unzufriedene Ehe geführt, bis an das Ende ſeines nicht ſehr langen Lebens.

Mißmuth über die unſeligen politiſchen Verhältniſſe ſeines, auch von innern Zwiſtigkeiten zerriſſenen Vaterlandes, Trauer über den Verluſt einer ſchönen, jungen Braut, welche der Tod ihm entriſſen, neben dieſem Allen auch etwas Ueberdruß und Langeweile, hatten den jungen Grafen Caſimir Sabielsky, aus Warſchau, ſeiner Vaterſtadt, in die weite Welt hinausgetrieben. Die den höhern Ständen ſeines Volkes angeborenen Eleganz und Gewandtheit, das fremdartige ſeiner reichen, eine ohnehin ſchöne Geſtalt auf das vortheilhafteſte heraushebenden Nationalkleidung, hatten in Paris, wo er ſich längere Zeit aufgehalten, ihm, beſonders bei den Damen, die günſtigſte Aufnahme verſchafft. Von dort wollte er nach Rom ſich wenden, um zu Hauſe erzählen zu können, wie er dem Papſte den heiligen Pantoffel geküßt, und wählte den Weg durch die Schweiz, dieſem, in jener Zeit bei weitem nicht ſo wie in unſern Tagen, bereiſeten und beſchriebenen Lande. Die maleriſche Schönheit der Felſen, Gletſcher und Seen entzückte ihn, und verleitete ihn zu manchen Abſchweifungen von dem geraden Wege nach Italien, den zu verfolgen ohnehin keine Verbindlichkeit ihn zwang, und ſo war er denn auf ſeinen Kreuz- und Querzügen an den ſchönen Brienzer-See gekommen, hatte an einem ſonnenhellen Frühlingsmorgen, an den Ufern deſſelben, auf weiches Moos ſich gelagert, von überhängendem Gebüſche gegen die Sonne geſchützt, und ſah faſt gedankenlos den mit weißen Perlen umſäumten kleinen Wellen, des vom hohen Felſen hinabſtürzenden Giesbaches zu, wie ſie ſcheltend und brauſend dem ruhigen See zueilten.

Zufällig hob er die Augen höher, und es fehlte nicht viel, ſo wäre er über einen Anblick, wie er in dieſer abgeſchiedenen Einſamkeit ihn nimmermehr erwartet hätte, ſelbſt in den See gefallen. Am andern Ufer des Giesbaches, mehrere Fuß über ihm, ruhte, in halb ſitzender halb liegender Stellung, auf einem moosbedeckten Felſenſtück, die ſchönſte weibliche Geſtalt, die er jemals, ſelbſt in ſeinem an ſchönen Frauen ſo reichen Vaterlande, nicht geſehen zu haben meinte. Ein leichtes, weißes Morgenkleid umfloß die lieblichen Formen, reiche blonde Locken, von der damaligen entſtellenden Kunſt des Haarkräuslers noch ungefeſſelt, umſpielten das anmuthige Geſicht. Die großen blauen Augen blickten mit dem ſanften Ausdruck heimlicher, unbeſtimmter Sehnſucht, faſt träumeriſch in das brauſend dahin ſtrömende klare Gewäſſer zu ihren Füſſen. Die eine Hand ſtützte das im vollſten Jugendglanz blühende Köpfchen, die andere ſpielte nachläſſig mit einem friſchgebrochenen Roſenzweig, und warf ihn zuletzt in den Bach.

Im luſtigſten Wellentanz hüpfte der Zweig über Felsſtücke und Kieſel, von einer Seite zur andern geworfen, die raſche Bahn hinab, dem See zu. Caſimir ſah die reizende Unbekannte ſich über den Felſen, auf welchem ihr Arm ruhte, überbeugen, um dem raſchen Hinabgleiten des Roſenzweiges nachzuſehen. Ihr Blick traf auf das dunkel glühende Augenpaar, das unter dem dichtbelaubten Gebüſch am jenſeitigen Ufer ſie belauſchte, ſie ſah eine Hand aus demſelben ſich ausſtrecken und die Roſen auffangen, und ſprang erſchrocken von ihrem Sitze auf.

Um ſie wenigſtens durch ſeinen vollen Anblick zu beruhigen, denn dieſes in Worten zu verſuchen erlaubte das Toſen des Waſſerfalles nicht, trat der junge Pole aus ſeinem Verſtecke jetzt hervor. Mit ächt polniſcher Galanterie beugte er vor der ſchönen Erſcheinung ein Knie, hob die Roſe hoch über ſeinem Haupte empor, drückte ſie an ſeine Lippen, barg ſie im Buſen, und zog mit ehrfurchtsvollem Neigen ſich wieder in das ihn verhüllende Laubgewölbe zurück.

Ein ſehr junger Mann eilte jetzt von der andern Seite über Felſenſtücke und Kieſel-Gerülle auf die Dame zu, wahrſcheinlich ihr Bruder, denn nach der überaus zarten und ſchlanken Geſtalt, und dem äußerſt jugendlichen Geſichte zu urtheilen, ſchien er kaum über die erſten Jünglingsjahre hinaus zu ſeyn. Er umfaßte ſie vertraulich, um ſie den etwas ſteilen Pfad hinauf zu führen, ſie ſprach lebhaft zu ihm, ſie ſchien das kleine Abentheuer, das ſie eben erlebt, ihm zu erzählen, beide lachten recht herzlich. Eine Wendung des Fußpfades, brachte das ſchöne Paar dem noch immer lauſchenden Kaſimir etwas näher; er konnte nicht umhin, den zierlichen Wuchs, die ſeltene Eleganz und Lebhaftigkeit der Bewegungen des Jünglings zu bewundern. Ein eignes Gemiſch von hoher Leidenſchaftlichkeit, ungetrübter Seelenreinheit, und faſt verachtender Ironie drückte in dem ſtolzen Feuerblick der großen dunkeln Augen, dem feinen ernſten, an die Antike erinnernden Munde ſich aus.

Gewiß ſind es Geſchwiſter, dachte Caſimir, und doch! das reiche blonde Haar, der durchſichtig weiße Teint des ſchönen Mädchens, bezeichnen deutlich die Nordländerin; er aber, mit den nächtlichdunkeln Locken, mit dem ſchwarzen Flammenauge, mit den augenſcheinlich von einer wärmeren Sonne gebräunten Zügen, kann nur ein Südländer, vielleicht ein Eingeborner Spaniens oder Italiens ſeyn.

Caſimir ſuchte, indem er nach dem Gaſthofe in Brienz ſich begab, die ſeltſame Erſcheinung des ſchönen jungen Paares ſich auf alle Weiſe zu deuten; für ein Ehepaar wollte er es durchaus nicht gelten laſſen, und doch war es eins, Herr und Madame Williams, wie er unten im Dorfe von der Dienerſchaft deſſelben erfuhr, die das Mittagseſſen beſtellt hatte, und jetzt die Ankunft ihrer Herrſchaft erwartete.

Auf Reiſen, beſonders aber in der Schweiz, werden Reiſende ſehr leicht mit einander bekannt, das Mittagsmahl wurde gemeinſchaftlich eingenommen, Herr Williams erzählte, wie er und ſeine Gemahlin willens wären die Welt noch einige Jahre zu durchſtreifen, um das ſchöne Jugendleben in vollkommener Freiheit zu genießen. Der junge liebenswürdige Pole ſchien beiden ein recht willkommener Zuwachs ihrer kleinen Geſellſchaft zu ſeyn, und dieſer, der ebenfalls nur von ſeinem eigenen Wollen abhing, kam ſehr bald zu dem Entſchluß, den heiligen Vater ſammt deſſen Pantoffeln einſtweilen aufzugeben, die ſchöne Frau für jetzt nach Bern zu begleiten, und vielleicht ſpäterhin in ihrer und ihres Gatten Geſellſchaft, Italien zu bereiſen.

Alles, was dieſes Paar umgab, deutete auf jene Unabhängigkeit, welche nur Reichthum gewähren kann, aber beide benutzten dieſe Begünſtigung des Geſchicks mit feinem Sinn und edler Mäßigung, ohne jemals in Prahlerei oder Verſchwendung zu verfallen. Die ſeltene Bildung ihres Geiſtes, der feine Takt, mit welchem ſie in geſelligen Verhältniſſen ſich zu benehmen wußten, machte den Umgang mit ihnen eben ſo leicht als angenehm, und Caſimir hatte noch nie ſich ſo wohl befunden, als in dieſer Geſellſchaft.

Anfänglich trieb ihn nur die ihm angeborne, ſchevalereske Galanterie ſeines Volkes, ſich ganz dem Dienſt ſeiner ſchönen Reiſegefährtin zu weihen, bald aber ging ſein Gefühl für ſie in Liebe über, die bis zur glühendſten Leidenſchaft ſich ſteigerte, als er bemerkte, daß der Gegenſtand aller ſeiner Wünſche, durch die zuweilen nicht zu unterdrückenden Ausbrüche derſelben, ſich keineswegs beleidigt fühlte.

Die junge Frau liebte ihren Gatten, das ging bei jeder Gelegenheit aus ihrem Betragen gegen denſelben deutlich hervor, aber ſie behandelte ihn als einen Freund, kam ihm nie mit zärtlicher Hingebung entgegen, und ſchien keines eigentlichen Pflichtgefühls gegen ihn ſich bewußt. Unbefleckte Seelenreinheit, zur feſten Gewohnheit gewordene Sittſamkeit bezeichnete ihr ganzes Betragen, ſprach aus ihren Augen, wie aus ihren Worten, aber in dieſen Augen war nicht nur der unſchuldige Wunſch, zu gefallen, zu leſen, den jede junge, von der Natur nicht ganz verwahrloſte Frau empfindet, ſondern auch den, geliebt zu werden, innig, feurig, mit glühender Leidenſchaft, ſelbſt bis zum Ueberſchreiten aller Rückſichten.

Williams war gegen ſeine Frau die Nachſicht und Freundlichkeit ſelbſt: er ſah gelaſſen ihr Verhältniß zu dem jungen Polen ſich immer ernſter geſtalten, ſah ihrem zuvorkommenden Betragen gegen ihn mit zufriedener Nachgiebigkeit zu, ohne eine Spur von Eiferſucht zu zeigen, und ohne es bemerken zu wollen. Während ſie in Bern verweilten, ging er gewöhnlich ganz allein aus, und überließ ſeinem Reiſegefährten, für die Unterhaltung der lebhaften jungen Frau zu ſorgen, ſie bei Spaziergängen und Luſtparthieen zu begleiten, deren es, beſonders damals, in der ſtreng republikaniſchen, an höchſte Einfachheit gewöhnten Stadt Bern, freilich nicht viele gab.

Williams liebſter, faſt einziger Umgang in Bern, war ein alter Maler aus Antwerpen, ein früher ſehr berühmter Meiſter, von welchem er auch ſein und ſeiner Gattin Portrait malen ließ. Der alte Maler beſaß, neben ſeiner Kunſt, auch noch andere bedeutende Kenntniſſe, beſonders im Fache der Kunſtgeſchichte, für welche auch Williams ſich lebhaft intereſſirte. Aus einem ausübenden Künſtler war er jetzt mehr ein Sammler geworden, hauptſächlich alter Gemälde und mit Miniaturgemälden geſchmückter Manuſcripte, mit denen er eine Art Tauſchhandel trieb. Seit mehreren Wochen hielt er in Bern ſich auf, um dort die Ankunft eines deutſchen Kunſtfreundes zu erwarten, für den er bedeutende Ankäufe gemacht hatte. Williams ſah die Gemälde: eines davon erregte in ihm den Wunſch, es zu beſitzen, aber der Alte weigerte ſich, ohne Zuſtimmung deſſen, für den er es eigentlich gekauft hatte, es ihm zu überlaſſen; und Williams, deſſen Luſt zu dem Beſitz des ſeltenen, mit Recht hochgehaltenen Gemäldes, durch die Schwierigkeit, zu demſelben zu gelangen, noch geſteigert wurde, beſchloß bis zur Ankunft des erwarteten Kunſtliebhabers, ebenfalls in Bern zu verweilen.

Walther, ſo hieß derſelbe, traf zur beſtimmten Zeit in Bern ein, und er ſowohl als Williams, fühlten, gleich beim erſten Anblick, ſich wunderbar und gegenſeitig zu einander gezogen, obgleich jeder von ihnen im ausgeſprochenſten Contraſt zu dem andern ſtand. Walther war ein anſpruchsloſer durchaus einfacher Mann, von etwa dreißig Jahren. Schlichtes blondes Haar umgab ein etwas blaſſes Geſicht, mit dem man erſt genauer bekannt werden mußte, um es eben ſo intereſſant als regelmäßig ſchön zu finden. Sein möglichſt einfaches Betragen war durchaus anſtändig, ohne auf Eleganz Anſpruch zu machen, er war meiſtens ſtill, ernſt, vorſichtig und gehalten in ſeinen Aeußerungen. Selten wurde er warm, immer nur bei Gegenſtänden von höherem Gehalt, als die gewöhnliche Converſation ſie zu bieten pflegt, aber dieſe Ausbrüche des ſchönſten jugendlichen Enthuſiasmus, der ſeine Bruſt erfüllte, und dem er in ſolchen Momenten ſich ohne Rückhalt überließ, erſchienen auch alsdann um ſo intereſſanter und hinreißender.

Naturwiſſenſchaft war das Fach, dem er mit ganzer Seele ſich ergeben, und das er zur Hauptbeſchäftigung ſeines Lebens ſich erwählt hatte. Von äußern Verhältniſſen begünſtigt, die des Suchens einer Anſtellung ihn überhoben, lebte er von keinen fremden Banden gefeſſelt, ſich ſelbſt und ſeiner Wiſſenſchaft, in Berlin, wo damals, unter der Regierung Friedrichs des Großen, der deutſche Gelehrte freilich ganz unbeachtet, aber doch in völliger Geiſtesfreiheit, ſeinem eignen Streben überlaſſen blieb. Walther ſprach ſelten von ſich ſelbſt und ſeinen perſönlichen Verhältniſſen, ohne deßhalb den Geheimnißvollen zu ſpielen. Er mochte von ſeinem früheren Leben wenig zu erzählen haben, denn aus allem ging hervor, daß ein beſonders günſtiges Geſchick ihn mit den Stürmen verſchont habe, die es bei Andern begleiten. Williams erfuhr nach und nach nur ſo viel von ihm, daß ſein Vater ein wohlhabender Gutsbeſitzer, daß ſeine Mutter vor Kurzem geſtorben, und ſeine einzige, geliebte Schweſter ſeitdem verheirathet ſey. Dieſe Schweſter, welche von der Mutter, einer ehemals ausgezeichneten Dilettantin in der Malerei, die Liebe zur Kunſt ererbt hatte, war mit ihrem Manne in ein fernes, nordiſches Land gezogen, und Walther ſammelte alle dieſe Gemälde für ſie, um ſie ihr bei einem Beſuche, den er ihr zudachte, zum Troſt ihrer Einſamkeit zu überbringen.

Williams und Walther wurden bald unzertrennlich. Die natürliche Folge hiervon war, daß letzterer auch in das häusliche Leben ſeines neuen Freundes eingeführt wurde, und das ſeltſame Verhältniß Caſimirs zu der Gattin deſſelben bemerken mußte, deren blendende Schönheit ihn beim erſten Anblick mit unſäglicher Bewunderung erfüllt hatte.

Selbſt dem unbefangenſten Zuſchauer, konnte Caſimirs glühende Leidenſchaft kein Geheimniß mehr bleiben; ſie flammte hell in ſeinen Augen auf, ſobald er den Blicken der Geliebten begegnete. Die nach Art ſeiner Landsleute, an Sklaverei gränzende Aufmerkſamkeit, mit der er jede Bewegung, jede Miene der ſchönen Frau bewachte, um jedem ihrer kaum gedachten kleinen Wünſche zuvorzukommen; die ſcheue Sorgſamkeit, mit der er in ihre Nähe zu gelangen ſuchte, ſein Erröthen und wieder eben ſo ſchnelles Erbleichen, wenn ihre Hand im Geſpräch ihn zufällig berührte; alles an ihm ſprach die Art ſeiner Empfindung für ſie nur zu deutlich aus.

Daß ſeine Huldigungen, ſtatt Zorn zu erregen, beifällig aufgenommen wurden, war eben ſo leicht zu bemerken, nur Williams allein, ſchien von Allem, was um ihn her vorging, nichts zu hören noch zu ſehen, und blieb in dieſer Hinſicht ſeinem Freunde ein unauflößliches Räthſel. Walthers zartes Gefühl für Ehre, Sitte und Tugend, empörte ſich oft gegen Williams unerklärliche Duldſamkeit, die er innerlich zürnend, unmännlich nannte. Mit forſchendem Ernſt ruhte ſein Blick dann auf dem immer dreiſter werdenden Polen, und wandte ſich fragend dem Freunde zu, der ihm immer theurer ward, obgleich er in dieſem Punkte ſeine Unzufriedenheit mit ihm, ſich ſelbſt nicht mehr zu verhehlen vermochte. Aber ſein ſtummes Fragen blieb unbeantwortet, und es in Worten zu faſſen, dazu war er ſeinem feinen Gefühle noch, nicht berechtiget.

In Williams Betragen, ſowohl gegen deſſen Frau, als gegen Walther ſelbſt, ſchien ohnehin etwas Geheimnißvolles zu liegen, das auf letztern oft eben ſo anziehend als abſtoßend wirkte. Es gab Stunden, in denen Williams gegen ſeinen Freund ſich ſo hingebend, ſo vertrauensvoll bezeigte, als wären ſie, von ihrer frühſten Jugend an, innigſt verbunden geweſen; dann kamen wieder andere, in denen er ſich fremd von ihm abwandte, und oft konnte er Tage lang jedem vertrauten Geſpräche faſt ängſtlich aus dem Wege gehen, das vielleicht zu einer gegenſeitigen Erklärung hätte führen können.

Auf dieſe Weiſe vergingen mehrere Wochen. Der niederländiſche Maler war längſt wieder abgereiſt; der durch keine ſichtbare Veranlaſſung zu erklärende lange Aufenthalt der vier räthſelhaften Fremden, die Niemand eigentlich kannte, fing ſchon an, den Einwohnern von Bern aufzufallen, als Williams eines Tages ſeinem Freunde erklärte, daß er Willens ſey, in wenigen Tagen mit ſeiner Frau nach Warſchau zu reiſen. Gleich vor Schrecken ſah Walther ihm ſtarr in's Geſicht, ohne ihm eine Silbe erwiedern zu können.

Gerade in dieſen Tagen mußte zwiſchen der ſchönen Frau und dem jungen Polen eine Erklärung ſtatt gefunden haben; beide ſchienen mehr als jemals die ganze Welt, alles was ſie umgab, zu vergeſſen. Caſimir war ganz in Liebe aufgelöſt, der Schleier, der das Geheimniß der Liebenden decken ſollte, war ſo ätheriſch dünn geworden, daß ſelbſt ein Kind ihn hätte durchſchauen müſſen, und in dieſem Augenblick eben, wollte Williams ſeine junge, unerfahrne Frau in das Vaterland, vielleicht ſogar in das Haus des verführeriſchen Mannes führen, um welchen ſie augenſcheinlich in Gefahr ſtand, Pflicht, Ehre, Treue und das ganze Glück ihres Lebens zu vergeſſen und zu zerſtören.

„Gehſt du allein mit deiner Frau nach Warſchau? oder in Begleitung?“ fragte Walther endlich ſeinen Freund, der mißmuthig und ſtumm im Zimmer auf und ab lief, und trat, ihm ſehr ernſt in's Geſicht blickend, dicht vor ihn hin. „Caſimir wird uns in ſeine Vaterſtadt einführen,“ erwiederte dieſer etwas kleinlaut und verlegen. Walther ſchwieg, nahm bald darauf ſeinen Hut und ging ſichtlich verſtimmt.

Beinahe gegen Williams Erwartung, ſtellte er aber doch am folgenden Tage, zur gewohnten

Stunde, ſich wieder bei ihm ein. Eine Wolke des Mißmuths ſchwebte zwar noch auf Walthers ſonſt immer heiterer Stirn; aber er ſchien doch ruhiger und weniger verſtimmt zu ſeyn, als er es am vorigen Abend geweſen. Williams war damit beſchäftigt, ſeine Papiere für die nächſtens anzutretende Reiſe zu ordnen und einzupacken, Walther bot ſeine Hülfe dabei ihm an: „Hier liegt noch ein Document in der Ecke, und den darauf befindlichen Siegeln nach ein wichtiges,“ ſprach er, indem er es ihm hinreichte. „Ach! mein Heirathscontract!“ rief Williams nachläſſig, und gab es mit einem ſeltſamen Lächeln ſeinem Freunde wieder, der ſich damit in eine Ecke ſetzte, und es eifrig durchlas.

„Alſo doch! doch wirklich ſeine ihm angetraute Frau!“ ſeufzte er unhörbar leiſe, und gab es wieder zurück.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt Williams von ſeinem Freunde ein Billet. Zum erſtenmal ſchien etwas Unklares in dieſe ſonſt ſo heiter geſtimmte Natur gekommen zu ſeyn. Der Inhalt des Schreibens war verworren ausgedrückt, und dadurch faſt unverſtändlich geworden, nur daß es einen Abſchied enthielt, glaubte Williams zu errathen, und eilte in hoher Aufregung nach Walthers Wohnung. Er fand ihn ſchon vor dem Hauſe, im Begriff, in den Wagen zu ſteigen. Walther ſah ſehr bleich und angegriffen aus, ſein ganzes Weſen hatte etwas Verwirrendes, Fremdartiges angenommen, er ſprach unaufgefordert von ſich ſelbſt, was ihm ſonſt niemals widerfuhr; er geſtand, daß dieſe Abreiſe ihm ſchmerzlich ſey, und ſuchte zugleich, mit kaltem, mißlingendem Witz, ſich über ſeinen eigenen Schmerz zu verhöhnen; er ſprach von Selbſttäuſchung, dann wieder von der phyſiſchen und pſychiſchen Natur des Menſchen, ein buntes, wunderliches Durcheinander. Dabei hielt er Williams Hand feſt, betrachtete ſie lange ſehr aufmerkſam, und ließ ſie dann plötzlich, beinahe wegwerfend, wieder los, während ſein Geſicht einen faſt verachtenden Ausdruck gewann.

Williams bemühte ſich indeſſen, die leidenſchaftliche Bewegung ſeines Gemüthes zu verhehlen; er wußte ſich kaum zu faſſen; beide ſchienen einander durchaus nicht mehr zu verſtehen. Williams gab Walthern eine Adreſſe, mit der dringenden Bitte, ihm nach ſechs Monaten zu ſchreiben, und den Brief nach dem auf der Karte genannten Orte an ihn abzuſchicken; Walther murmelte einige unverſtändliche Worte, und ſteckte das Blatt unbeſehen ein. Indem er in den Wagen ſprang, ſprach er etwas, das wie ein Scherz über die Gefahr, der Gatte einer ſchönen Frau zu ſeyn, klingen ſollte, eigentlich aber eine, jedoch keineswegs beleidigend ausgedrückte Warnung enthielt. Dergleichen verſteckte Andeutungen lagen aber ſo wenig in Walthers Art, daß er ſelbſt, indem er ſie ausſprach, darüber in Verlegenheit gerieth, und dem Poſtillion zurief, nur ſchnell zuzufahren. Beide Freunde waren getrennt, und Williams ſchlich in Schwermuth verſunken ſeiner Wohnung zu.

Die Reiſe nach Polen wurde bald darauf angetreten, und wurde auf Caſimirs Bitte mit groſſer Eile, faſt ohne Aufenthalt unterwegs, fortgeſetzt, denn er wünſchte, noch während der guten Jahreszeit in ſeinem Lande anzulangen, in welchem damals weder durch Verbeſſerung der Landſtraſzen, noch auf andere Weiſe für die Bequemlichkeit der Reiſenden geſorgt war, und wo der früh eintretende mit verdoppelter Strenge herrſchende Winter ſich weit unwirthlicher bezeigt, als in andern beſſer cultivirten Ländern. Caſimir fuhr allein in ſeinem eigenen Wagen, von einem ſchwer beladenen Packwagen gefolgt, und mußte unterwegs von ſeinen Reiſegefährten manchen Spott über das große Volumen ſeines Toilettenkaſtens erleiden, der eines eigenen Laſtwagens zum Transport bedürfe. Er aber nahm das Alles ganz gelaſſen hin, ohne ſich über den Inhalt der Kiſten und Kaſten, welche er mit ſich führte, weiter auslaſſen zu wollen.

Die polniſche Gränze war endlich erreicht. Den ganzen Tag hindurch fuhren ſie unter Caſimirs Leitung, auf furchtbaren Wegen, durch ein fruchtbares aber ödes, faſt unbewohnt ſcheinendes Land, und kamen nur ſelten an ein Häuflein ſchwarz beräucherter, mit Einſturz drohender Hütten vorüber, denen man die Ehre erzeigte, es ein Dorf zu nennen. Mit einbrechender Dämmerung hielten die Wagen vor einem Hauſe, das zwar noch immer düſter und abſchreckend genug, aber doch einer menſchlichen Wohnung einigermaßen ähnlich ſah. Es war ein ſogenannter Judenkrug, in welchem ſie auf Caſimirs Anordnung ihr Nachtquartier aufſchlagen ſollten.

Die junge verwöhnte Frau fuhr erſchrocken zurück, als ſie, von ihrem Manne geleitet, in die niedrige, ſtallähnliche Stube trat, aus welcher beim Oeffnen der Thüre, ihr die widrigſten Gerüche entgegen qualmten; noch heftiger erſchrack ſie, als der Wirth des Hauſes, ein polniſcher, ſpitzbärtiger, mit einem ſchmutzigen, ſchwarzen Talar bekleideter Jude, ſich vor ihr in den Staub warf, um unter lautem, unverſtändlichem Geſchrei den Saum ihres Kleides zu küſſen, und die ganze ſehr zahlreiche Familie deſſelben, ſeinem Beiſpiel folgte. Aengſtlich ſah ſie nach Williams ſich um, ihr Blick fiel auf ein graues, im Zugwind ſich bewegendes, florartiges Gewebe, das gleich einer Tapete die Wände von oben bis unten bekleidete. Sie betrachtete es näher, die ſeltſame Tapete war die durch Staub, Rauch und zahlloſe große Motten verdichtete Arbeit vieler tauſend, wahrſcheinlich ſeit Erbauung des Hauſes hier in ungeſtörter Ruhe wohnender Spinnen.

Solch eine Entdeckung war mehr, als ſie ertragen konnte; ſchnell wie ein dem Käfig entſchlüpfender Vogel, eilte Frau Williams, ohne ſich noch einmal umzuſehen, zum Zimmer, zum Hauſe hinaus, ihrem Wagen zu, an welchem Caſimir, ſie erwartend, ſchon ſtand. „So räche ich Ihre Spötteleien über meinen großen Toilettenkaſten, deſſen Nützlichkeit Ihnen gleich einleuchten ſoll,“ ſprach er lachend, indem er ihr wieder in den Wagen einſteigen half; „und nun ſchöne Freundin, bleiben Sie nur ein halbes Stündchen ruhig,“ ſetzte er hinzu, „mein der Landesart kundiger Kammerdiener bleibt bei Ihnen zu Ihrem Schutz; ſobald alles zu Ihrem Empfange bereit iſt, komme ich, Sie abzuholen.“

Sie ſah ihn, gefolgt von mehreren Dienern, die ſeine Ankunft an dieſem Orte erwartet zu haben ſchienen, davon eilen und verſchwinden. Nach einer kleinen Stunde erſchien er wieder, um ſie einem ganz aus Holz erbauten Gebäude zuzuführen, das dem Anſehen nach, nichts mehr und nichts weniger als eine große Scheune ſeyn konnte; ſie trat hinein, und glaubte ein kleines Feenſchloß zu ſehen.

Mitten in dem weiten, mit Wachskerzen erleuchteten Raum dieſer Scheune, war ein geräumiges, elegant decorirtes Zelt aufgeſchlagen, aus welchem der Duft der feinſten, auf ſilbernen Kaſſoletten brennenden Aroma des Orients ihr entgegen kam. Ein mit leichten ſeidenen Vorhängen verſehenes zierliches Feldbette, nahm den Hintergrund des Zeltes ein, ein türkiſcher Teppich deckte den Fußboden, eine wohlverſehene Toilette nebſt Spiegel, drei bequeme Feldſtühle und ein ähnlicher Tiſch, vollendeten das Ameublement. Die junge Frau war wie bezaubert.

„Jetzt ſehen Sie den Inhalt meines armen verſpotteten Toilettenkäſtchens,“ ſprach Caſimir lächelnd; „ich kannte mein Vaterland, und die Art, wie es Damen allein möglich gemacht werden kann, eine Reiſe durch daſſelbe leidlich zu ertragen.“

Ein leichtes, aber eben ſo gut zubereitetes als elegant aufgetragenes Abendeſſen, für welches die Dienerſchaft des jungen Polen indeſſen geſorgt hatte, vollendeten den Zauber dieſes Abends, und vermehrte das Erſtaunen ſeiner Gäſte.

Die Reiſe wurde noch einige Tage auf die nämliche Weiſe fortgeſetzt. Caſimir blieb im Dienſte der Geliebten unermüdlich; kein rauhes Lüftchen durfte ſie anwehen, er war ganz Auge, ganz

Ohr in der Sorge für ſie. Dieſe Sorge machte ſichtbar das Glück ſeines Lebens aus, und der Gegenſtand derſelben ſchien ihm durch ſie immer theurer zu werden. Immer heller glühte die ihn jetzt ganz beherrſchende Flamme der Leidenſchaft auf, ſie durchbrach alle Schranken; nur Williams allein ſchien noch immer, mit unerklärlicher Kaltblütigkeit, ſie nicht bemerken zu wollen; es war, als ob er in dieſem einzigen Falle wie mit Blindheit geſchlagen wäre. Tiefſinnend, in Gedanken verloren, die nicht immer die angenehmſten ſeyn mochten, träumte er die Stunden hin, während Caſimir und ſeine Frau, ſich ungeſtört ihren Gefühlen überließen.

Die Reiſenden mochten noch ungefähr eine gute Tagreiſe von Warſchau entfernt ſeyn, als ſie vor dem großen prächtigen Landſitz der Staroſtin Sabielsky, Caſimirs Tante anlangten, wo ſie, in Folge eines dieſem geleiſteten Verſprechens, einige Tage ausruhen ſollten, bevor ſie in die Reſidenz einzogen. Das palaſtartige Gebäude lag in einer weiten, von undurchdringlich ſcheinenden Wäldern rings umgebenen Ebene, ſehr große, mit Sinn und Geſchmack angelegte, aber nicht ſorgſam gepflegte Gartenanlagen, zogen von allen Seiten ſich um daſſelbe her. Je näher ſie dem Schloſſe kamen, je imposanter erſchien es. In architectoniſcher Hinſicht paßte zwar kein Theil deſſelben zu dem andern, allen ſah man es an, daß ſie zu ſehr verſchiedenen Zeiten, in von einander völlig abweichendem Styl, erbaut worden waren; der ältere Theil der Gebäude, ſchien ſich ſogar hin und wieder dem Verfall mächtig zuzuneigen, und doch hatte das Ganze ein großes, wahrhaft fürſtliches Anſehen.

Im Vorhofe wimmelte ein ſeltſames, Jahrmarktartiges Gewühl von Pferden und Wagen, eleganten Reitern und ſchön geſchmückten Reiterinnen, von polniſchen Juden, großen Jagdhunden, von Bedienten in reichen Livreen, und allerlei zigeunerhaftem, in bettelhafte Lumpen gehülltem Geſindel. Vor dem Portale des Schloſſes hielten einige große mit Betten, Möbeln und Koffer beladene Packwagen, deren Ladung eben in das Schloß hineingetragen wurde, kaum daß die Wagen unſerer Reiſenden ſich durch dieſes bunte Gewimmel Bahn machen konnten.

„Meine Tante hät Geſellſchaft, wie immer auf dem Lande,“ ſprach Caſimir, indem er ſeine halb erſchrockene Freundin in die große hochgewölbte Eintrittshalle des Schloſſes führte. Hier ſah es faſt noch bunter aus, als draußen auf dem Hofe. Ein Schwarm größtentheils betrunkener Bedienten in Livreen von allen Farben, dazwiſchen zwergartige, groteske Geſtalten in buntbarocker abentheuerlicher Kleidung, rieſengroße Heiducken, Laufer mit hohen Federbüſchen in ihrem ſeiltänzerartigen Coſtüm, in Feuerfarbe prangende Mohren mit langen Perlengehängen in den Ohren, trieb in derſelben ungehindert ihr Weſen; niedliche Zofen trippelten geſchäftig hin und her, jeder that, was ihm eben beliebte. Einige lagen ſchnarchend auf dem ſchmutzigen Fußboden, eingewickelt in die koſtbaren Mäntel ihrer Gebieter, andere würfelten, andere tanzten nach dem Klange einer verſtimmten Violine und eines Dudelſacks, keiner von allen beachtete die Fremden in dem lauten, allgemeinen Wirrwarr. Ein franzöſiſcher Kammerdiener, den Caſimir bei ſeinem Namen herbeirief, hatte endlich die Gefälligkeit, die Angekommenen zu der Staroſtin zu führen.

Hinauf ging es nun eine prachtvolle mit vergoldeten Geländern verzierte Marmortreppe, die aber ſeit Jahren weder Beſen noch Bürſte berührt hatte, durch ein Paar ebenfalls mit einem müßigen Bedienten-Schwarm angefüllte Vorzimmer. In einem derſelben wurde, in koſtbaren Vaſen und Tellern vom feinſten Procellain, das Deſſert für die herrſchaftliche Tafel geordnet. Die ſeltenſten Früchte, Conſituren und Blumen ſtanden in langer ſimetriſch geordneter Reihe, auf dem ſeit Jahren nicht geſcheuerten, mit handhohem Staube bedeckten Fußboden.

Die Bedienten liefen mit ihren Stiefeln dazwiſchen hin und her, ſprangen auch wohl gelegentlich darüber hinweg; in einer Ecke wiſchten ein Paar himmellange Heiducken die ſilbernen Teller mit ihren eigenen, oft und viel gebrauchten Schnupftüchern ab; Madame Williams wußte nicht mehr, ob ſie wache oder träume. In der langen Reihe von Zimmern, durch die ſie jetzt geführt wurde, fiel ihrem an Ordnung gewöhnten Auge, das wunderliche Gemiſch von Alt und Neu beſonders auf. Neben mit zerriſſenem Goldbrokat überzogenen Lehnſtühlen aus dem vorigen Jahrhundert, glänzten die eleganteſten Möbeln im neueſten Pariſer Geſchmack; übrigens ging es, mit wenigen Abänderungen, in dieſen Prunkſälen faſt eben ſo her, als unten in der Bedientenhalle. Alte, junge, mitunter auch geiſtliche Herren, jubelten in den Ecken der Zimmer überlaut beim brauſenden Champagner, eine andere ähnliche Geſellſchaft, ſaß an einem großen mit Goldhaufen beladenen Tiſch beim Pharaoſpiel, in allen Zimmern wurde getanzt, gelacht, geſungen, Muſik gemacht, jeder that, was ihm zu thun eben gelegen war.

Madame Williams hätte am Ende über all' den Wirrwarr, in welchen ſie ganz unvermuthet hineingerathen war, gewiß alle Beſinnung verloren; zum Glück aber war ſie endlich am Ziele, und ihr Fuß betrat den reichen türkiſchen Teppich des mit gelbem Atlas tapezirten Cabinets der Gebieterin dieſes wunderlichen Schloſſes, in welchem die karmoiſinrothen, dicht zugezogenen Fenſtervorhänge ein wunderbares, dem Auge ſchmeichelndes Dämmerlicht verbreiteten.

Hier, auf einer Bergère nach der damaligen neueſten Mode, lang ausgeſtreckt, lag die Staroſtin, eine große ſtarke Frau mit hochrothgeſchminkten Wangen, und rings um ſie her ſaßen noch fünf oder ſechs Damen; alle waren, wie ſie ſelbſt auch, über die Jahre der Jugend, ſogar über die ſogenannten beſten, längſt hinaus, aber ſo jugendlich gekleidet, als ſtänden ſie eben noch im Beginn ihres Frühlings.

Die Staroſtin erhob ſich beim Eintritt der Fremden, und ging ihnen, unerachtet ihrer koloſſalen, etwas unbeholfenen Figur, mit vieler Grazie entgegen, um die längſt Erwarteten zu begrüßen. Mit ihren beiden ſtarken, aber blüthenweißen und ſammetweichen Armen, umfaßte ſie Madame Williams, bog über die wohl um einen Kopf kleinere Frau ſich hinweg, und küßte ſie auf den Nacken; dann ſtellte ſie ihren Freundinnen ſie vor, auch dieſe erhoben ſich, und kamen, Eine nach der Andern, um die junge Frau auf die nämliche Art zu umarmen, die ganz verlegen daſtand, und kaum wußte, wie ihr geſchehen. Erſt ſpäter merkte ſie, daß dieſe Embraſſaden, ſelbſt unter Männern, die gewöhnliche Begrüßungsformel ſey.

Allmählig ordnete ſich Alles wieder, einige junge Männer, Caſimir's Freunde, kamen hinzu, die Converſation zwiſchen dieſen und den Damen, wurde in franzöſiſcher Sprache mit ſo großer Geläufigkeit, ſo geiſtreich, lebendig und angenehm geführt, daß Madame Williams zu Muthe wurde, als wäre ſie plötzlich nach Paris, in eine der dortigen eleganteſten Societäten vom beſten Ton verſetzt worden; ſie begann hier, mitten unter den Sarmaten, ſich völlig einheimiſch zu fühlen. Caſimir fuhr fort ihr zu dienen, auf jedem Schritte ihr zu folgen, ohne daß dieſes Jemanden aufgefallen wäre; denn in dem ganzen Cirkel befand ſich keine einzige Dame, die in ihrem Gefolge nicht wenigſtens einen ſolchen Cavaliere servente mit ſich geführt hätte.

Bei etwas mehr Ruhe, würde Madame Williams ſich hier ſehr wohl befunden haben, doch alles um ſie her blieb in ewiger, raſtloſer Bewegung. Die Anzahl der im Schloſſe verſammelten Gäſte nur einigermaßen zu beſtimmen, blieb ihr unmöglich, ſo viel Mühe ſie ſich auch anfangs deßhalb gab. Alle Augenblicke erſchienen neue Geſichter, früher Dageweſene verſchwanden, Niemand, ſelbſt nicht die Staroſtin, achtete darauf. Man kam, man ging, wie und wann man wollte, getanzt wurde vom Morgen bis in die Nacht, gegeſſen, getrunken, geſpielt, geliebelt ebenfalls, überall, in allen Zimmern.

Was Madame Williams, unerachtet der Größe des Schloſſes, am wenigſten begreifen konnte, war die Möglichkeit, eine ſolche Anzahl Gäſte nebſt ihrem zahlreichen Gefolge auch nur leidlich für die Nacht unterzubringen. Caſimir hatte mit gewohnter Aufmerkſamkeit, für ſie und ihren Gemahl, Sorge getragen. Ein Pavillon im Park, eigentlich ein mehrere Zimmer enthaltendes, kleines, elegant eingerichtetes Haus, in welchem ſie mit ihrer Dienerſchaft ſich ganz bequem nach eigener Wahl einrichten konnten, war ihnen, fern von der im Schloſſe herrſchenden Unruhe, zur Wohnung eingeräumt worden. Aber was wurde nun aus der übrigen Geſellſchaft?

Als ſie einſt, einige Stunden ſpäter als gewöhnlich, die Geſellſchaft verließ, löſte, auf dem Wege zu ihrer abgeſonderten Wohnung, ſich ihr dieſes Räthſel auf eine Weiſe, die ihr auch nicht im Traume eingefallen wäre; ſie ſah in den von der Geſellſchaft eben verlaſſenen Tanz- und Speiſeſälen lange Reihen kleiner, eiſener, mit ſeidenen

Vorhängen verſehener Feldbetten aufſtellen, ganz ähnlich dem, in welchem ſie auf Caſimirs Veranſtaltung unterwegs geruht hatte. Den älteſten und vornehmſten Damen waren freilich beſondere Zimmer angewieſen worden, die übrige größere Anzahl derſelben, richtete mit ihrem eigenen mitgebrachten Mobiliar ſich geſellig hier ein. Die Geſellſchaftsfräulein aber, welche in großer Anzahl vorhanden waren, ſuchten in den übrigen Zimmern auf Canopeen, Bergèren und Stühlen, im Fall der Noth auch auf dem Fußteppich, ſich ein Ruheplätzchen. Die Männer brachten in Remiſen und Scheunen, auch wohl in den Billiardzimmern, überall, wo ſie Raum fanden, ſich unter, und am folgenden Morgen war alle Welt wieder friſch, lebensluſtig, geiſtreich, elegant geputzt, wie am vorigen Tage. „Wie iſt das in aller Welt möglich!“ rief Madame Williams.

„Sie werden in unſerm Lande bei allen Villegiaturen unſers Adels die nämliche Einrichtung finden,“ erwiederte Caſimir lächelnd, der ihr den Arm gegeben, um ſie nach Hauſe zu führen. „Wir haſchen die Freude, wo ſie ſich antreffen läßt, oft freilich nur, um unſer eigenes herbes Leid darüber zu vergeſſen. Wir kennen die Kürze des Lebens, und mögen durch häusliche Sorgen und Einrichtungen es uns nicht mehr noch verkürzen.“

Indem er im Gehen ſo ſprach, gab er einem quer über die Stufen der Treppe gelagerten ſchnarchenden Heiducken, einen derben Fußſtoß, der Menſch kehrte ſich brummend auf die andere Seite, ohne zu erwachen, und Madame Williams mußte mit Caſimirs Hülfe über ihn wegſteigen. Gänge, Treppen und Vorſäle wimmelten von ähnlichen Schläfern, die an dem Platze, wo das Bedürfniß des Schlafes ſie überfiel, ſich ohne weitere Umſtände zur Ruhe begeben hatten.

„Sie ſind es nicht anders gewohnt, und haben auch, ſeit ſie leben, es nie anders gehabt,“ ſprach Caſimir ganz gelaſſen.

Die Unordnung, das ewige Geräuſch, der unerträgliche Schmutz, und alle übrigen Unannehmlichkeiten eines ſolchen verwirrten Haushalts, konnten der an eine ganz verſchiedene Lebensweiſe gewöhnten Frau freilich nicht gefallen; indeſſen fühlte ſie ſich doch unterhalten, auch wohl durch den Reiz der Neuheit angezogen; weit anders aber ſtand es um Williams ſelbſt.

Mit dieſem war, ſeit er das Schloß der Staroſtin Sabielsky betreten, eine unerklärliche Veränderung vorgegangen, die ihn ſeiner Frau, und ſeinem bisher von ihm ſo nachſichtig behandelten Reiſegefährten, ganz unkenntlich machte. Er zeigte ſich mürriſch, heftig, eiferſüchtig, mitunter ſogar unartig, ſowohl gegen ſeine Frau, als gegen Caſimir. Sichtlich betrübt ging Madame Williams ſtill neben ihm her. „Er iſt krank,“ flüſterte ſie ihrem Freunde zu, der mit leidenſchaftlichen Fragen in ſie drang: „nur auf dieſe Weiſe läßt die völlige Umwandlung dieſes ſonſt ſo heitern milden Weſens ſich erklären. Ach und wenn er ſterben, hier ſterben ſollte, in dieſem fremden Lande!“ ſeufzte ſie mit dem Ausdruck unſäglicher Angſt, und verhüllte ſchmerzlich weinend ihr Geſicht.

Sehr bald ward offenbar, wie wenig ſie in ihren Vermuthungen ſich geirrt. Kaum waren ſie acht Tage in dieſem Schloſſe geweſen, als Williams mitten in der Geſellſchaft von einem Schwindel befallen ward, der ihn zwang, ſich nach ſeiner Wohnung bringen zu laſſen. Außer ſeiner Frau wollte er niemand um ſich dulden, ſogar ſeinen eigenen Bedienten nicht, und brachte die Nacht in wilden Fieberphantaſieen zu.

Ein Arzt ſollte am folgenden Tage aus Warſchau geholt werden, Williams wollte es durchaus nicht erlauben: die Staroſtin begab ſich ſelbſt zu dem Kranken. Vergebens drang ſie mit bittenden Vorſtellungen deßhalb in ihn, er beſtand feſt auf ſeiner Weigerung, keinem Arzt den Zutritt zu erlauben, und gerieth endlich in ſo heftigen Zorn, daß die erſchrockene Staroſtin einen Wahnſinnigen vor ſich zu ſehen glaubte, und ängſtlich aus dem Zimmer floh.

Die Geſellſchaft erfuhr bald, daß ein an einem gefährlichen Nervenfieber Erkrankter in dem Gartenhauſe ſich befände, und keiner aus dem lebensluſtigen Völkchen wagte es, auf hundert Schritte in die Runde, ſich demſelben zu nahen. Nur Caſimir allein verſuchte es, aber auch ihm wurde der Einlaß verſagt. Er ſah die Geliebte bleich und verweint am Fenſter ſtehen, er hörte vor der Thüre das wilde Geſchwätz des phantaſirenden Fieberkranken, ließ ſchnell ſatteln, und flog, wie vom Winde getragen, nach Warſchau, um den Arzt herbei zu holen.

Neue Gäſte von hohem Range langten indeſſen im Schloſſe an; über die dadurch entſtehende Unruhe, vergaß man ſich um den Kranken und ſeine treue Pflegerin weiter zu bekümmern, ein Krankenwächter, der ihnen angeboten wurde, erhielt eben ſo wenig Einlaß, als jeder Andere, und ſo blieb das Ehepaar ganz allein ſich ſelbſt überlaſſen.

Mitternacht war vorüber, im Schloſſe war noch alles bei Spiel und Tanz in freudiger Bewegung, als plötzlich die den Aufbruch ihrer Herrſchaft auf dem Schloßplatz erwartende Dienerſchaft, zitternd in das Schloß hinein ſtürmte; aus hoher Luft war plötzlich ein ängſtlicher Jammerſchrei erklungen, der ſie alle mit abergläubiſchem Schrecken erfüllte. Ihre Angſt theilte auch den übrigen Dienern ſich mit, ein furchtbarer Lärmen entſtand, ein tumultuariſches Durcheinanderſchreien von wenigſtens fünfzig heiſern oder kreiſchenden Stimmen, das endlich bis zu dem etwas abgelegenen Cabinette der Staroſtin drang, wohin ſich dieſe ſchon zurückgezogen hatte. Sie zog die Schelle, um die Veranlaſſung dieſes ungewöhnlichen Lärmens zu erfahren; aber es währte lange, ehe einige von ihren Dienern erſchienen, um ihr Rede zu ſtehen. Was eigentlich dieſen paniſchen Schrecken unter ſie gebracht habe, wußte indeſſen keiner von ihnen genau anzugeben; Furcht und Angſt lag auf ihren bleichen Geſichtern, von einem übernatürlichen Schrei war freilich die Rede, von einem geſpenſterartigen Jammerton, der eben ſo plötzlich verklungen als entſtanden ſey.

„Ruft ſogleich den Lipinsky aus dem Tanzſaal hierher, zündet Fackeln an, im großen Pavillion muß ein Unglück geſchehen ſeyn,“ befahl die Staroſtin, von einer ihr nicht ganz deutlichen Ahnung ergriffen, und ließ ihren Mantel ſich reichen, um dem ſchnell ſich ordnenden Zuge zu folgen.

Lipinsky war einer der zu dem Hofhalte der Staroſtin gehörenden Edelleute, wie es deren damals in Polen in jedem großen Hauſe mehrere gab, die, ohne eigentlich dazu berufen zu ſeyn, ſich der Familie anſchloſſen, wie zu derſelben gehörend, in ihr lebten, und dafür zu allerlei kleinen Dienſtleiſtungen ſich willig und bereit finden ließen, die man nicht füglich einem Bedienten auftragen konnte. Sie mußten unter andern, wenn es nöthig wurde, am Spieltiſch oder im Tanzſaale eine Lücke ausfüllen helfen, und Lipinsky war eben im Begriff geweſen, mit einem, von der Natur wie vom Glück und von der Geſellſchaft etwas vernachläßigten Fräulein zu einem Maſureck anzutreten; denn Ritterdienſte dieſer Art gehörten in dieſem Hauſe ebenfalls zu ſeinen Pflichten, deſſen Gebieterin alles um ſich her heiter und zufrieden ſehen wollte.

Daß er zu dieſer Stunde aus dem Tanzſaale abgerufen wurde, erregte bei ſeinen Mittänzern einiges Aufſehen; man fragte, man horchte, und bald ging wie ein Lauffeuer die Nachricht von Mund zu Mund, daß im Gartenpavillion etwas beſonderes vorgefallen ſey. Die Begier, etwas Neues zu ſehen und zu hören, überwog bei den Meiſten die Tanzluſt, ſogar die Furcht vor dem anſteckenden Nervenfieber kam darüber in Vergeſſenheit, die bis dahin alle abgehalten hatte, auch nur von Ferne nach dem Pavillion hinzublicken. Die Männer, ſogar viele der Damen folgten unter laut werdenden Vermuthungen dem Fackelzuge, der unter des tapfern Lipinsky Anführung, ſich durch den Park nach dem Pavillion hinbewegte.

Man fand die Thüre deſſelben weit offen ſtehen, übrigens war alles ſtill. Oben an der Treppe aber lag Frau Williams in halber Bewußtloſigkeit; mit dem Ausdruck unausſprechlicher Angſt blickte ſie die Kommenden an, wollte reden, und brach in Thränen aus. Das Schlafzimmer, das Bette des Kranken waren leer.

„Entflohen! im Fieberwahnſinn — unſere Diener waren im Schloß, dem Tanze zuzuſehen, ich allein konnte ihn nicht feſthalten,“ ſtammelte kaum verſtändlich Madame Williams, und verbarg, zitternd und ſchluchzend, ihr Geſicht am Buſen der ſie mitleidig in den Armen haltenden Staroſtin.

„Mehr Fackeln, Windlichter, den Park durchſucht, jeden Winkel, jeden Buſch,“ befahl dieſe, und ſuchte dann recht mütterlich, die troſtlos Weinende mit beruhigenden Worten zu tröſten.

„Der Park iſt ringsum von einer hohen Mauer umgeben,“ ſprach ſie; „ſobald es Nacht wird, ſind alle Ausgänge verſchloſſen, man wird ihn finden, und morgen früh, in wenigen Stunden kommt Caſimir mit dem Arzt.“

Alles ſtürzte nun hinaus, die jungen Herren ſchloſſen der ſuchenden Dienerſchaft ſich an, der Park ward hell wie am Tage, von hundert nach allen Seiten hin ſich vertheilenden Fackeln erleuchtet. Kein Gebüſch, keine Grotte, kein Tempel, keines der vielen größeren und kleineren Gebäude, die in den Gartenanlagen zerſtreut lagen, blieb undurchſucht. Alle Ausgänge wurden ſorgfältig verſchloſſen befunden, und nirgend eine Spur von dem Verlornen.

„Halloh! Halloh! Hier! Hier!“ erſcholl plötzlich aus der entfernteſten Ecke des Parks Lipinsky's Stimme, als ſchon der größte Theil der Suchenden den Rückweg antreten wollte. Die ihm am nächſten ſich befanden, eilten herbei; ſie fanden eine kleine, aus den Angeln gehobene, im dichteſten Gebüſch verſteckte Gartenthür, welche die wenigſten der Bewohner des Schloſſes kannten, indem ſie nur dazu diente, das Unkraut aus dem Garten zu ſchaffen, und ſelten gebraucht ward. Neben dieſer ſchlecht verwahrten Thüre, die leicht zu erbrechen geweſen war, lag einer der Pantoffeln des Vermißten, den er bei der Anſtrengung, ſie aus den Angeln zu heben, vermuthlich verloren. Durch dieſe Thüre gelangte man an das etwas erhöhte Ufer eines nicht breiten, aber reißenden, und an einigen Stellen unergründlich tiefen

Waldſtroms, der einige hundert Schritte weiter einen ſehr großen Teich, der wohl ein Landſee genannt werden durfte, bildete, und dann im raſchen Laufe dem nahen Weichſelſtrom zueilte. Unheilahnend wandelte man weiter längs dem Ufer, bis an den See; ein Stück von einem Taſchentuch mit Williams Namen und Wappen bezeichnet, flatterte an den Zweigen eines Dornbuſches; beim Schein der Fackeln entdeckte man etwas auf dem See ſchwimmen, Lipinsky und noch ein Paar der Anweſenden warfen ſich in einen am Ufer befeſtigten Kahn, und fiſchten den zweiten Pantoffel und ein buntes oſtindiſches Tuch auf, welches Williams um den Hals geſchlungen zu tragen pflegte, wenn er im Morgenanzug war.

Er war verloren, hatte in den Fluthen ſein Grab gefunden, daran war kaum noch zu zweifeln. Der größte Theil der Ausgegangenen kehrte mit dieſer Trauerbotſchaft in das Schloß zurück. Lipinsky aber blieb, um die nöthigen Anſtalten zum Auffinden des entſeelten Körpers des allgemein Bedauerten zu treffen. Doch alle Bemühungen waren vergebens, der Strom, der See, die ganze Umgegend wurde ſorgfältig durchſucht, der Waldſtrom hatte wahrſcheinlich den Verunglückten der Weichſel zugeführt, in deren Tiefen er auf immer ſeine Ruheſtätte gefunden.

Die junge Wittwe ging nach Warſchau, um, wie damals Frauen von Stande oft zu thun pflegten, ihr Wittwenjahr in der abgeſchiedenen Stille eines Kloſters zuzubringen. Niemand außer der Staroſtin, die ſie fleißig beſuchte, erhielt Zutritt zu ihr; auch Caſimir nicht, der an jenem Schreckenstage mit dem berühmteſten Arzte in Warſchau zu ſeiner Tante zurückkehrte.

Die Nachforſchungen nach dem ſo plötzlich verſchwundenen Williams, wurden indeſſen mit unermüdlichem Eifer fortgeſetzt. Caſimir ließ in allen Zeitungen des In- und Auslandes Aufrufe an ihn ſelbſt, und an die, ſo vielleicht Nachricht von ihm zu geben wußten, einrücken; denn ihm vor Allen lag daran, über Williams Leben oder Tod Gewißheit zu erhalten; der Unglückliche war und blieb verſchwunden, Niemand, auch ſeine Wittwe nicht, zweifelte mehr daran, daß er nicht mehr unter den Lebenden ſich befinde.

Frau Williams ließ gegen das Ende ihres Trauerjahrs ſich erbitten, die letzten Wochen deſſelben im Hauſe und unter dem Schutze der Staroſtin zuzubringen, die mit großer Freundlichkeit und mütterlicher Liebe der liebenswürdigen Fremden ſich annahm, bis dieſe auch durch verwandtſchaftliche Bande ihr angehörte, indem ſie dem jetzt überſeligen Caſimir am Altare die ſchöne Hand reichte. Die ſehr große, ſehr vornehme und ſehr ſtolze Familie deſſelben ſchien ſogar über dieſe Verbindung mit einer faſt namenloſen Fremden entzückt, denn in Williams Nachlaß hatten ſich Documente über ſehr bedeutende Summen vorgefunden, die auf den Namen ſeiner Frau in der engliſchen Bank niedergelegt waren; dieſe war alſo eine ſehr reiche, und folglich auch ſehr wünſchenswerthe Partie.

Monate verrauſchten dem neuen Ehepaar in einem ewigen Wonnetaumel des höchſten Glückes auf Erden; und ſelbſt als dieſes Glück allmählig den Reiz der Neuheit verlor, und beider Herzen ruhiger zu ſchlagen begannen, blieben ſie, was ſie von der erſten Stunde deſſelben einander geweſen, in herzlicher Liebe und Treue.

Leider aber darf kein Glück auf Erden ſich immer ganz gleich und völlig ungetrübt bleiben.

Die Zeit kam, und leider nur zu bald, in welcher die junge Frau von Sabielsky erfahren mußte, was jede Frau früher oder ſpäter erfährt, die vor ihrer Ehe mit einem längſt geliebten Manne um ſeinetwillen von dem Pfade abweicht, den Pflicht und Sitte ihr vorzeichnen. Caſimir vertraute ihr nicht mit jener ruhigen vollkommenen Ueberzeugung, die allein im Stande iſt, das Glück einer dauernden Ehe zu begründen. Er zweifelte nicht an ihrer Tugend, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, denn ſogar in ſehr verführeriſchen Momenten, unerachtet der heißen Liebe zu ihm, die ſie ihm oft geſtanden, hatte er in dieſer Hinſicht ſie nie ſchwach gefunden; er zweifelte auch nicht daran, daß ſie ihn noch über Alles liebe; aber er zweifelte, ob dieſes immer ſo bleiben werde oder könne, denn, hatte ſie nicht auch den unglücklichen Williams einſt geliebt? und war es nicht dennoch ihm ſelbſt gelungen, über dieſe Liebe zu ſiegen, und ihr Herz ſich zu gewinnen? Von Natur heftig und zum Argwohn geneigt, fing er an, ſeine Gemahlin mit unruhiger Eiferſucht zu bewachen, jeden ihrer Blicke zu belauſchen, und leider lag in ihrem ganzen Weſen ſo Manches, das zu ſchwankenden Zweifeln ihn anregte, die um ſo quälender ihm wurden, je weniger er ſie auf einen beſtimmten Gegenſtand richten konnte.

Heimliche Unruhe und Sehnſucht ſchien die junge Frau oft ſchmerzlich zu bewegen, und in einer vertrauten Stunde mochte ſie auf ſein dringendes Bitten ihm nicht verhehlen, wie fremd ſie in ihren jetzigen Umgebungen ſich noch immer fühle, und wohl ſtets fühlen werde. Sie geſtand ihm frei und offen, daß ſie an die leichte freie Sitte, an die nur um Galanterie und Witzeleien drehende Converſation der Geſellſchaft, die ſo ganz alles Ernſtes ermangle, ſich nie werde gewöhnen können, nicht an den ſteten Wechſel rauſchender Vergnügungen, die ſie ermüdeten, ohne ſie zu ergötzen.

Caſimir fühlte durch ſolche Aeußerungen ſich verletzt, denn was ſie ſo bitter tadelte, war die Sitte ſeines geliebten Vaterlandes, in der er aufgewachſen war, auch ward es ihm ſchwer, an die Wahrheit deſſelben zu glauben.

Halb im Zorn forderte er ſeine Frau auf, zu verſuchen, ob es ihr nicht gelänge, einen andern Ton, Unterhaltung anderer Art, in der Geſellſchaft einzuführen; ſie folgte ſeinen Worten, und ihr erſter Verſuch mißglückte gänzlich. Man fand ihn ſehr anmaßend von einer Fremden, und äuſſerte dieſes laut; die Zahl ihrer Feindinnen, deren eine ſo glänzende Erſcheinung, wie die ihrige, viele haben mußte, mehrte ſich mit jedem Tage. Die Männer blieben freilich in der Adoration, doch dieſes half ihr wenig. Bei allem äußern Schimmer, der ſie umgab, wurde ihr Standpunkt in der Geſellſchaft immer ſchwankender und unangenehmer.

Auch in ihrem Haushalte traten tauſend Widerwärtigkeiten ihr entgegen, und vergebens mühte ſie ſich ab, Ordnung, Sitte, und vor allem, Reinlichkeit in demſelben einzuführen. Ihre Hauptplage aber war ein böſer Hausgeiſt, den ſie nicht zu bannen vermochte; ein alter Franzoſe, Namens Gilard, der, halb Kammerdiener, halb Geſellſchafter, ſich durch allerlei kleine Künſte in des jungen, leichtſinnigen Caſimirs Gunſt feſtgeſetzt, und das völlige Vertrauen deſſelben zu erſchleichen gewußt hatte. Gilard war ein Menſch, auf deſſen Stirn das Wort „Abentheurer“ mit deutlichen Zügen zu leſen ſtand, der dabei klug genug war, für einen halben Narren gelten zu wollen, und ſich den erniedrigſten Späßen der hohen Herrſchaft geduldig hingab. Wenn in der Unterhaltung eine Pauſe eintrat, wußte er die Geſellſchaft mit allerlei Taſchenſpielerkünſten zu amüſiren, ſpielte auf der Violine zum Tanz auf, ſo oft und ſo lange man es wollte, und ließ überhaupt ſich zu allem brauchen, wozu man ihn zu brauchen für gut fand.

Dieſer Elende war zu ſchlau, um nicht den innern Widerwillen zu erkennen, den ſeine neue Gebieterinn gegen ihn empfand, und dieſer ſchien ihm zu gefahrdrohend, als daß er nicht alles hätte anwenden ſollen, die zu befürchtenden Wirkungen deſſelben wenigſtens zu entkräften. Er umſchlich Frau von Sabielsky auf allen Wegen, und entdeckte bald, daß ſie zuweilen Briefe erhielt, die ſie ihrem Gemahl zu verbergen ſuchte. Froh dieſer Entdeckung, eilte er, ſie ſeinem Herrn mitzutheilen, und wußte dieſen zu bereden, die Mittheilung derſelben ſich zu erbitten.

Unter ängſtlichem Erröthen, mit Augen voll Thränen und bittender Stimme, aber doch ſtandhaft wurde dieſe ihm verweigert, was allerdings auf Caſimirs zum Argwohn geneigten Charakter einen ſehr übeln Eindruck machte, der durch Gilards giftige Ohrenbläſereien noch verſtärkt wurde.

Auch Caſimirs ſehr bigott und fanatiſch geſinnte Verwandte, beſonders der weibliche Theil derſelben, wußte Gilard gegen ſeine Gebieterin einzunehmen; mit erheuchelter frommer Betrübniß, trug er ſeine Beſorgniſſe um das Seelenheil derſelben ihnen vor, klagte darüber, daß ſie nur Sonntags und an hohen Feſttagen, und zwar nur eine einzige Meſſe beſuche, daß ſie ſehr ſelten zur Beichte gehe, und zum höchſten Aergerniß der frommen Dienerſchaft, an Faſttagen die heiligen Vorſchriften der Kirche ungeſcheut verletze, und ſogar ihren Gemahl dazu verleite.

Alle, ſogar die Staroſtin, unerachtet ihres ſonſt ſo gebildeten Geiſtes, ſchauderten jetzt vor der Ketzerin zurück, obgleich keine ſie laut anklagen mochte. Caſimirs Tante aber hatte ſie dennoch wirklich zu lieb, um ſie nicht um jeden Preis vom ewigen Verderben retten, und auf den rechten Weg des Seelenheils zurückbringen zu wollen. Sie faßte ſich ein Herz, und benutzte die erſte Gelegenheit, die ſich ihr bot, um ihren Neffen unter vier Augen zu ermahnen, ſich von den ketzeriſchen Geſinnungen ſeiner Gemahlin nicht anſtecken, ſondern vielmehr es ſich angelegen ſeyn zu laſſen, ſie wieder zu dem rechten allein ſeligmachenden Glauben zu bekehren.

Caſimirs Erſtaunen über dieſe überraſchende Anklage ſeiner Frau war nicht geringe. Sein langer Aufenthalt im Auslande, die dort erworbene höhere Bildung ſeines vorurtheilsfreien Geiſtes, hoben ihn ſelbſt zwar hoch über den mönchiſchen Aberglauben, ſeines damals noch in tiefer Unwiſſenheit verſunkenen Volkes; aber er fühlte deshalb um ſo mehr, wie leicht ein ſolcher Verdacht das Glück des liebenswerthen Weſens rettungslos untergraben könne, an dem er noch immer mit heißer Liebe hing. Fein und gewandt, wie er war, wurde es ihm nicht ſchwer, die Staroſtin einſtweilen zu beſänftigen, ihr Gemüth zu beruhigen, und zugleich den Namen des Anklägers ſeiner Frau von ihr zu erforſchen.

Sein Zorn gegen Gilard war gränzenlos, als dieſer ihm genannt wurde. Er kannte die religiöſen Anſichten deſſelben zu gut, um nicht die wahre Urſache, die dieſen zu einer ſo heuchleriſchen Anklage bewogen, deutlich zu erkennen, und beſchloß, noch am nämlichen Abende ein ſtrenges Gericht über ihn ergehen zu laſſen. Kriechend demüthig, ſuchte Gilard ſich zu vertheidigen, Caſimirs Zorn entbrannte darüber noch heftiger, ſeine Reitgerte lag eben zur Hand, und er trieb den Elenden auf beſchimpfende Weiſe zum Zimmer hinaus.

Am folgenden Morgen war Gilard heimlich entflohen, er hatte ſeinem Herrn bedeutende Summen an Gold und Geldeswerth entwendet, und mit auf die Reiſe genommen; doch dieſer Diebſtahl wäre vielleicht nicht ſogleich entdeckt worden, hätte er nicht auch zugleich eine kleine Caſſette der Frau von Sabielsky ſich angeeignet, die er, wegen der ungewöhnlichen Sorgfalt, mit welcher dieſe ſie bewachte, für ihr Juwelenkäſtchen gehalten.

Dieſer Verluſt wurde ſogleich entdeckt, Frau von Sabielsky war außer ſich vor Zorn und Schmerz über denſelben; die Caſſette enthielt, ihrer Verſicherung zufolge, Dinge, die für Niemand Werth haben konnten, als für ſie ſelbſt, Andenken aus ihrer Jugendzeit, von zum Theil ſchon verſtorbenen Freunden und Verwandten. Caſimir ſah ihre

Thränen, ſie trieben zur Thätigkeit unwiderſtehlich ihn an, alles wurde angewandt, um des Räubers ſammt ſeines Raubes wieder habhaft zu werden; dieſes gelang nur zu gut und zu bald; ſchon am folgenden Tage lag Gilard im Gefängniß, und ſeine Effecten, die er bei ſich führte, waren den Gerichten zur Unterſuchung gegeben.

Alles, auch die dabei ſich befindende Caſſette der Frau von Sabielsky, wurde in Caſimirs Gegenwart eröffnet. Außer einigen Portraits und andern Andenken von Freunden, enthielt dieſe nur Briefe. Briefe von der Hand ihres Gemahls. Ein lauter Schreckensſchrei Caſimirs beim Anblick dieſer ihm wohlbekannten Handſchrift führte die nähere Unterſuchung derſelben herbei; Caſimir hatte in einem dieſer Briefe den erkannt, welchen Gilard, als eben mit der Poſt angekommen, in den Händen ſeiner Gemahlin ihm einſt gezeigt, und den dieſe ihm mitzutheilen ſich geweigert. Es fand ſich jetzt, daß dieſe Briefe lange nach dem angeblichen Tode deſſelben, von Williams eigenhändig geſchrieben; der Inhalt derſelben war zu geheimnißvoll und dunkel, als daß die der franzöſiſchen Sprache nicht ſehr mächtigen Richter, ihn hätten entziffern oder verſtehen können, aber um ſo gefährlicher ſchien er ihnen zu ſeyn.

Frau von Sabielsky war rettungslos verloren, des ſchweren Verbrechens einer wiſſentlichen Doppelehe angeklagt, Caſimir war aller Beſinnung beraubt. Aus Schonung für den hohen Rang der Familie deſſelben, wurde die Unglückliche zwar ſogleich verhaftet, aber nicht in ein öffentliches Gefängniß abgeführt, ſondern der Aebtiſſin eines Kloſters von der ſtrengſten Ordensregel, zur einſtweiligen Bewahrung übergeben. Caſimir konnte ſie nicht retten; er war durch dieſen unerwarteten Schlag wie vernichtet, und ſelbſt in ſo hohem Grade der Mitwiſſenſchaft verdächtig geworden, daß ſeine Familie alles aufbieten mußte, um ihn vor den Folgen dieſes Verdachts zu bewahren. Um ſo eifriger aber enthielt ſie ſich auch jeder Einmiſchung in das Geſchick der unglücklichen Frau, die ſie einſtimmig und überlaut für eine arge Kezzerin erklärte, welche man der wohlverdienten Strafe ihres Verbrechens nicht zu entziehen trachten dürfe, ohne deſſelben mit theilhaftig ſich zu machen.

Das geiſtliche Gericht bemächtigte ſich der Entſcheidung des Proceſſes, der gegen Frau von Sabielsky erhoben ward, und war auch hier, wie gewöhnlich, Richter und Ankläger zugleich. Alles, was die ſo hart Beſchuldigte in den vielfachen Verhören, denen ſie ſich unterwerfen mußte, zu ihrer Vertheidigung vorbrachte, wurde von ihren erbarmungsloſen Richtern, als unwahrſcheinliches Mährchen verlacht und verworfen. Mit der größten Härte behandelt, ſchmachtete ſie mehrere Wochen in ihrem düſtern Kerker einſam hin, und kein freundlicher Zuſpruch erheiterte ihre geängſtete Seele. Die Arme fühlte ſich von Gott und den Menſchen verlaſſen. Caſimir wurde von ſeinen Verwandten ängſtlich bewacht, bis Schmerz und Sorge ihn auf das Krankenlager warfen; aber ſeine unglückliche Gattin erfuhr nichts davon, ſie mußte auch von ihm, dem Geliebten, um den ſie alles litt, verworfen und vergeſſen ſich glauben.

Endlich trat wenigſtens eine Abänderung ihres traurigen Geſchickes ein. Das geiſtliche Gericht von Warſchau, hatte an die hohe Geiſtlichkeit der Vaterſtadt der Angeklagten ſich gewendet, um über manchen Punkt ihrer, in den Verhören zu ihrer Vertheidigung von ihr ausgeſprochenen Angaben, Auskunft zu erhalten, und dieſe, den dortigen Erzbiſchoff an der Spitze, drang jetzt auf Auslieferung der Gefangenen, um ſelbſt über ſie, als eine vor den Richterſtuhl derſelben gehörende, das Urtheil zu ſprechen. Die polniſche Geiſtlichkeit ſträubte ſich, dieſer Aufforderung zu willfahren, ſie mochte ungern eine ſo glänzende Gelegenheit, ihre Macht zu zeigen und zu üben, verlieren; doch die Familie Sabielsky war über die Ausſicht, den unglücklichen Gegenſtand ihres Haſſes zu entfernen, höchlich erfreut; ſie ſah darin das einzige Mittel, ihren Verwandten gänzlich von den Banden der Liebe, die ihn noch feſſelten, zu entſtricken, und das ganze, Aufſehen erregende, unſelige Ereigniß allmählig in Vergeſſenheit zu begraben. Die Familie war mächtig und reich, es konnte an Mittel ihr nicht fehlen, die Geiſtlichkeit endlich zum Nachgeben zu bewegen; und die arme Wally, denn meine ſcharfſinnigen Leſerinnen haben gewiß längſt errathen, daß Frau Willams, Frau von Sabielsky und meine unglückliche Großtante, eine und dieſelbe Perſon ſind: die arme Wally alſo, wurde als Gefangene nach Cöln abgeführt. Welche Erinnerungen während dieſer traurigen Reiſe ſich ihr aufdräng'ten, wie ſchmerzlich ſie den Abſtand zwiſchen jetzt und ehemals empfand, bedarf wohl keiner beſondern Auseinanderſetzung.

Krank, geiſtig und körperlich zerſtört, langte ſie in Cöln an. Auch hier wurde ſie, wie in Warſchau, aus Achtung für ihre Familie, mit einem gewöhnlichen Kerker verſchont, und einem der härteſten Buße geweihten Nonnenkloſter, zu ſtrenger Haft übergeben. Ihr Proceß wurde vor dem geiſtlichen Gerichte geführt, und ſchien, durch die Thatſachen, die ſie zu ihrer Vertheidigung anführte, immer verwickelter werden zu wollen. Niemand von ihren Verwandten durfte oder wollte ihr nahen, und ſo war und blieb die arme Wally, mitten in ihrer Vaterſtadt, eben ſo troſtlos und verlaſſen, als ſie es in Warſchau geweſen.

Walther, Williams ehemaliger Freund, war indeſſen von der, bei der Trennung von letzterem angetretenen Reiſe zu ſeiner Schweſter, wieder nach Berlin zurückgekehrt; Jahr und Tag war, ſeit er Williams zum letzten mal geſehen, verfloſſen, und Walther hatte die Adreſſe nicht benutzt, die ſein Freund ihm beim Abſchiede aufgedrungen; er hatte die flehende Bitte deſſelben, ihm zu ſchreiben, nicht erfüllt, doch wahrlich nicht, weil er ſeiner nicht mehr gedachte.

So vielfach die Erinnerung an Williams ſich Walthern auch aufdringen mochte, ſo ernſtlich ſtrebte er auch, ſie aus ſeinem Gemüthe zu verbannen, und ſich ganz von einer Empfindung loszureißen, die ihm jetzt widrig, ſogar unnatürlich erſchien. Von der erſten Stunde an, war in Williams ganzem Weſen etwas Räthſelhaftes ihm aufgefallen, zuletzt war er ſogar unwürdig, faſt verächtlich ihm vorgekommen; und indem er den heimlichen Zauber fühlte, der ihn noch immer zwang, mit ſtiller Sehnſucht des ehemaligen Freundes zu gedenken, mußte er ſich eingeſtehen, daß er weder dieſen Zauber, noch ſich ſelbſt mehr verſtand.

Ein eigener, die Harmonie deſſelben zerſtörender Mißlaut, hatte ohnehin in Walthers Weſen ſich eingeſchlichen, oft war er jetzt, was er ſonſt nie geweſen, unruhig, übellaunig, reizbar, bis zur völligen Verſtimmtheit; ſeine vertrauteſten und älteſten Freunde hatten oft Mühe ihn wieder zu erkennen. Seine geliebte Schweſter lebte jetzt wieder in Berlin, mit ihm unter dem nämlichen Dache. Weit früher, als zu hoffen geweſen, war der Gatte derſelben aus dem nördlichen Verbannungsorte zurückberufen worden, in welchen er beim Antritt ſeiner Geſchäftscarriere verſetzt worden war, und hatte, in der Reſidenz ſelbſt, eine eben ſo bedeutende, als ehrenvolle Anſtellung erhalten. Doch ſelbſt das erwünſchte häusliche Leben, in der Mitte der Seinen, vermochte Walthern nicht ganz heiter zu ſtimmen. Mitten im frohen glücklichen Kreiſe der Seinen, ſaß er ſtumm und in ſich gekehrt da, er, der ſonſt die alles belebende Seele deſſelben geweſen.

Eines Morgens trat er, wie er gewohnt war, in das Wohnzimmer ſeiner Schweſter, um ſie noch ein Paar Minuten zu ſehen, ehe er ausging. Er fand ſie nicht in demſelben; eine Dame ſaß, ſie erwartend, am Fenſter, die ſie zu beſuchen gekommen; ſie ſtand bei ſeinem Eintritt auf, ihn zu begrüßen. Walther fuhr erbebend zuſammen, ſobald er ſie genauer in's Auge faßte, auch die Dame zitterte ſichtbar; Todesbläſſe überzog beider Geſicht, keines von ihnen vermochte ein Wort aufzubringen.

War das Williams Schweſter? war er es ſelbſt? Er, ja er ſelbſt mußte es ſeyn, denn dieſe Aehnlichkeit, bei Verſchiedenheit der Geſchlechter, lag nicht im Reiche der Möglichkeiten. Williams war ein Weib, Todesbangen, Himmelsſeligkeit, wogten bei dieſem Gedanken durch Walthers Bruſt, und hemmten ihm Athem und Sprache. Das war die Auflöſung des Räthſels, die er ſo lange geſucht! Das war es, was er längſt in der Tiefe ſeiner Seele geahnt, ohne es in Worte faſſen zu können. Aber der Ehecontract, den er in Händen gehabt, und mit ſeinen eigenen Augen geleſen? Was und wer war ſie denn? Was konnte zu einem ſo ungeheuern, fortgeſetzten Betruge ſie bewogen haben, denn ein ſolcher war hier augenſcheinlich im Spiele. Vermuthlich war ſie eine unwürdige Abentheuerin, die jetzt auf andere Weiſe — Walther mochte nicht weiter denken, er hatte nicht den Muth ſie anzureden, noch weniger den, eine Frage an ſie zu richten. Noch einmal ſchlug er die Augen zu ihr auf, dann entfloh er, zum Zimmer, zum Hauſe hinaus, durch die halbe Stadt in den Thiergarten, er wußte ſelbſt nicht wohin.

Als er ziemlich ſpät wieder nach Hauſe kam, fand er folgendes an ihn gerichtetes Billet, deſſen Handſchrift ihm nur zu bekannt war, aber mit keinem Namen unterzeichnet.

„Wenn vor dem klaren Blick eines vorurtheilsfreien, kräftigen Mannes, eine vielleicht unbeſonnene, aber gewiß nicht unedle Handlung, durch ſeltſame Verknüpfungen des Geſchicks und der Zufälligkeiten entſchuldigt werden kann, ſo darf ich hoffen, daß ein Geſpräch mit Ihnen, uns beide wieder frei und unbefangen einander gegenüber ſtellen wird. Darum bitte ich Sie, Walther, morgen früh gegen zehn Uhr zu mir zu kommen, denn ich bin noch zu bewegt, von Ihrem Anblick zu erſchüttert, um Sie heute ſehen zu können; und was ich Ihnen zu ſagen habe, greift ſehr tief in mein inneres, wie in mein Außenleben ein. Sollte ich in der Hoffnung, daß Sie mich nicht zu hart beurtheilen können, und daß wir uns verſtändigen werden, mich irren, ſo bleibt nach dieſer letzen Unterredung mir wenigſtens der Troſt, Ihnen gegenüber vollkommen wahr geweſen zu ſeyn, und die uns dann auf immer trennende Ferne wird mir durch dieſes Bewußtſeyn erträglicher werden; denn nichts ſcheidet ſchmerzlicher und dauernder, als Mißtrauen und Argwohn. Ich rechne darauf Sie morgen zu ſehen.“

Nach einer in ſeltſamen Ahnungen und Gedanken halb durchwachten, halb durchträumten Nacht, eilte Walther zur beſtimmten Stunde dem ihm bezeichneten Hauſe zu. Schon von ferne fiel ein ungewöhnliches Zuſammentreten und Stilleſtehen der Vorübergehenden, vor demſelben ihm wunderlich auf. Als er näher kam, ſah er einen von Polizeidienern umgebenen Miethwagen vor der offenen Hausthüre ſtehen; einer von dieſen lehnte in derſelben, ließ ihn aber ungehindert hinein gehen. Alles, was er ſah, ſchien anzudeuten, daß eine Perſon von nicht ganz gemeinem Stande hier arretirt werden ſollte.

Unheilahnend ſtieg Walther die Treppe hinauf. Die Thüre des erſten Zimmers oben ſtand ebenfalls weit offen, Walther warf einen Blick hinein. Sehr bleich, ſehr ernſt, aber gefaßt und ohne eine Spur von Aengſtlichkeit in ihrer Haltung zu verrathen, ſtand die Dame, die ihn zu dieſem Beſuch aufgefordert hatte, an einem Tiſchauf welchem einige Papiere ausgebreitet lagen, und neben demſelben ſaß ein ſehr alter, ſchwarz gekleideter Mann mit ſchneeweißen Locken, und verbarg mit den zitternden Händen das bleiche, weinende Geſicht.

„Walther! Gott ſey Dank,“ rief freudig die Dame, ſobald ſie ihn erblickte. „Mein Herr:“ ſprach ſie mit hohem, gefälligem Anſtande, gegen einen Mann ſich wendend, den Walther erſt jetzt im Hintergrunde des Zimmers gewahr wurde, und in welchem er eine ihm wohlbekannte Gerichtsperſon entdeckte: „mein Herr, erlauben Sie mir einige Worte mit dieſem meinem Freunde? Vielleicht iſt Herr Walther Ihnen perſönlich bekannt, und dann ſind Sie gewiß auch überzeugt, daß er an keiner niedrigen, entehrenden That Antheil haben kann.“

Der Befragte deutete durch eine bejahende Verbeugung ſeine Einwilligung an. „Walther,“ fuhr die Dame jetzt fort, „es war meine Abſicht, heute Morgen ein Bekenntniß in Ihre Hände niederzulegen, das ich jetzt gezwungen bin, öffentlich vor vielen Zeugen ausſprechen zu müſſen. Ich werde vor Gericht gezogen, um dort vernommen zu werden. Ich weiß es wohl, obgleich ich keines Verbrechens, nur einer jugendlichen Unbeſonnenheit mir bewußt bin, muß die Art von Oeffentlichkeit, in die ich hinaus geriſſen werde, Ihnen im höchſten Grade widerwärtig ſeyn, denn ich kenne Sie und Ihre Sinnesart. Von heute ſcheiden unſere Wege ſich von neuem, und auf immer. Ich bleibe was ich war, freundlos und verlaſſen," ſetzte ſie ſichtbar bewegt, mit wankender Stimme hinzu.

„O Mademoiſelle," fing jetzt der Alte, der ſo lange in ſtummem Schmerz verſunken, und ſchweigend am Tiſche geſeſſen, in franzöſiſcher Sprache zu klagen an: „O meine ſchöne, theure, unglückliche Herrin! Marie, Marie Segmour! vom Unglück gebeugt, im Kerker ſchmachtend, wie kann, wie ſoll ich nur den Gedanken ertragen? Warum würdigt mich Gott nicht der Gnade, mich für Euch zum Opfer ſtellen zu dürfen? Leider habt Ihr es verſchmäht, auf den Rath des alten, vieljährigen Dieners Eures Hauſes zu achten; in jugendlichem Leichtſinn habt Ihr mit einem der heiligen Sacramente unſerer Kirche frevelnden Mißbrauch getrieben, deß klagt die Kirche jetzt Euch an. Euer Gewiſſen, wie meine eigene Ueberzeugung, ſprechen von jeder abſichtlichen Verachtung ihrer heiligen Geſetze Euch zwar frei, aber vor ihrem ſtrengen Richterſtuhl gilt nur die That, ſie ſieht nicht auf den bei dieſer vorwaltenden Willen; und ach, meine geliebte, unglückliche Gebieterin, nie werdet Ihr in Euer ſchönes Vaterland frei wieder zurückkehren, meine alten Augen werden Euch nie mehr wiederſehen, Ihr ſeyd verloren! verloren der Welt und Euch ſelbſt!“

Der alte Mann brach bei dieſen Worten wieder in Thränen aus, Marie Segmour ſprach ihm tröſtend zu, dann wandte ſie ſich wieder an Walthern.

„Wollen Sie jetzt der Scheidenden die Bitte gewähren, die ich noch vor wenigen Stunden, von beſſerer Hoffnung beſeelt, an Sie zu richten gedachte? So hören Sie die Geſchichte meiner ſogenannten Vergehungen an,“ ſprach ſie mit bittendem Ton. „Dieſe Geſchichte enthält alles, was ich zu meiner Vertheidigung ſagen kann; und mögen dann meine Richter über mich ausſprechen, was ſie wollen, zwar nicht mit freudigem, aber doch mit beruhigterem Gemüthe werde ich meinem Geſchicke entgegen gehen; der unabwendbaren, ewigen Trennung von Ihnen, die ſelbſt im günſtigſten Falle mein Loos werden muß.“

„Fräulein,“ rief Walther ſehr bewegt, „wie können Sie glauben“ — Marie Seymour ließ ihn nicht ausreden. „Ruhig mein Freund:“ ſprach ſie. „Sie ſehen, ich bin es ja auch. — Ich kenne Sie, Walther, beſſer vielleicht als Sie ſelbſt ſich kennen, ich weiß, daß dieſe Stunde eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen uns aufthürmt, ich weiß es mit voller Ueberzeugung.“

Walther ergriff tief erſchüttert ihre Hand, und drückte ſie an ſeine Lippen. Ein freudiger Entſchluß leuchtete hell in ſeinen Augen auf. „Fräulein,“ ſprach er ernſt und gefaßt, „vor mir, vor dieſem Herzen, bedürfen Sie keiner Entſchuldigung, keiner Erklärung, keiner Auseinanderſetzung der Umſtände, die Sie in dieſe allerdings räthſelhafte Lage verſetzt haben. Aber in dieſer Lage, in dieſem Ihnen fremden Lande, bedürfen Sie vor Allem eines treuen Freundes, der ihnen rathend zur Seite ſtehe, der Sie vertrete, der für Sie handle, wo Sie ſelbſt es nicht können, und dieſer Freund, der ſich nicht zurückweiſen läßt, bin ich,“ ſprach er feſt und beſtimmt. „Kann ſichere Bürgſchaft dieſe Dame, bis zum Ausgange Ihrer Sache, vor fernern und größern Unannehmlichkeiten ſchützen?“ fragte er den Gerichtsbeamten, ohne Mariens Antwort abzuwarten.

Dieſer wußte auf dieſe Frage nichts Beſtimmtes zu erwiedern; er hatte nur den Auftrag erhalten, die Dame zu arretiren, und ihre Sachen und Papiere zu verſiegeln, womit auch bereits ſchon der Anfang gemacht worden war. Walther bewog ihn mit leichter Mühe, in dieſer Arbeit fortzufahren, und ſeine Rückkehr hier zu erwarten; dann eilte er davon, mit dem Verſprechen, ſpäteſtens in einer Stunde wieder zu kehren. Bei ſeiner Wiederkehr, brachte er die angenehme Nachricht, daß Fräulein Seymour, wenigſtens bis zum Ausgange des erſten Verhörs, in ihrer Wohnung bleiben könne, und daß noch im Laufe des nämlichen Tages eine gerichtliche Deputation ſich bei ihr einſtellen werde, um die gegen ſie von Cöln aus erhobene Anklage zu unterſuchen.

Die Cölner Geiſtlichkeit hatte wegen Entheiligung des heiligen Sacraments der Ehe auf Verhaftung und Auslieferung des Fräuleins Marie von Segmour dringend angetragen; aber nach dem Betragen der beiden Räthe, die, begleitet von einem Secretär, zur beſtimmten Stunde bei ihr erſchienen, ſchien man wenig geneigt, dieſem Verlangen in ſeinem ganzen Umfange zu willfahren. In dem aufgeklärten proteſtantiſchen Berlin, konnte die gegen Marien erhobene Beſchuldigung unmöglich für ſo wichtig und bedeutend gehalten werden, als in einem katholiſchen Lande. Auch lag in ihrer perſönlichen Erſcheinung ſo Vieles, das auch übrigens mit ihr Unbekannten Achtung einflößen mußte, daß die an ſie abgeſandte Deputation nicht umhin konnte, ihr mit der ſchonendſten Höflichkeit zu begegnen. Die Form mußte indeſſen beobachtet werden; Mariens Papiere wurden in ihrer und Walthers Gegenwart unterſucht; einige Briefe von Wally, noch aus Warſchau an ſie gerichtet, enthielten nur ganz unverfängliche Herzensergießungen einer mit inniger Liebe und Treue ihr ergebenen Freundin, die übrigen Papiere waren zum Theil ganz unbedeutend, theils beſtanden ſie aus Schriften und Documenten, welche ihren Reichthum, und ehrenvolle und glückliche Stellung in Marſeille, ihrer Vaterſtadt, deutlich bewieſen. Doch ganz zuletzt fand ſich noch in ihrem Schreibtiſche, ein augenſcheinlich erſt vor Kurzem von ihr ſelbſt niedergeſchriebener Aufſatz: „Meine Bekenntniſſe“ ſtand auf dem Umſchlage deſſelben. Die Vorleſung deſſelben war nicht zu vermeiden; Walther wollte ſich entfernen, aber ein bittender Blick ſeiner hocherröthenden Freundin, hielt auf ſeinem Platz ihn feſt.

Das Bekenntniß war, wie aus dem Anfange deſſelben gleich hervorging, an Walther ſelbſt gerichtet, und Marie hatte es in der vergangenen Nacht niedergeſchrieben, um am folgenden Morgen, bei der Zuſammenkunft mit ihm, die jetzt ſo unangenehm geſtört worden war, es ihm ſelbſt zu übergeben. Eine Beſchreibung ihrer glücklichen Jugendzeit, die ſie im ſchweſterlichſten Verein mit der Pflegetochter ihrer Mutter, Wallburga van Deeren verlebt, bildete den Eingang dieſes Aufſatzes, dann fuhr Marie in demſelben weiter fort, wie folgt:

„Ich liebte meine Wally über Alles, und in meinem immer etwas excentriſchen Gemüthe, ſteigerte dieſes Gefühl ſich in mir bis zu einer Leidenſchaftlichkeit, wie ſie die Freundſchaft ſelten erreicht. Sie war meine Welt; von Natur gut und gefühlvoll, wie auch ich es war, beſaß ſie dabei jene Sanftmuth und Grazie des Geiſtes, wie des äußeren Betragens, deren ich, wie ich mir wohl bewußt war, ermangelte: ſie war ein Engel auf Erden, und nie hat eine unedle Regung dieſe reine Seele berührt!“

„Wir lebten daheim wie auf unſern häufigen Reiſen, meiſtens in der großen Welt; unſre Lage erlaubte es, und es war der Wille meiner Mutter. Als ich heranwuchs, erhob die ſorgfältige Erziehung, die das Gewöhnliche überſchreitende Ausbildung meines Geiſtes wie meiner mir angebornen Talente, mich zu einer ſehr glänzenden Erſcheinung in der Geſellſchaft, und zog mir die faſt allgemeine Bewunderung der Männer in unſerem Kreiſe zu. Wally war vier Jahre jünger als ich, und kam daher weniger in Betracht, obgleich auch ſie als ein ſchönes, vielverſprechendes Kind, viele Aufmerkſamkeit erregte. Mein früh von uns entfernter, kaum von mir gekannter, einziger Bruder, ſtarb in Braſilien; die glühende Sonne jenes heißen Himmelsſtriches gab ihm den Tod. Ich blieb nun die einzige Erbin des großen Vermögens meiner Aeltern, und von nun an verfolgten alle Männer, die nur einigermaßen auf eine ſo glänzende Partie, als ich jetzt war, Anſpruch machen zu können glaubten, mich mit ihren läſtigen Huldigungen. Die eigennützige Abſichtlichkeit der Bemühungen der meiſten unter ihnen, war zu leicht zu durchſchauen, als daß ſie mir nicht hätten verächtlich werden ſollen, ſtatt mich zu gewinnen; Andere meinten einen andern Weg einzuſchlagen, und die rohen Aeußerungen wilder Leidenſchaftlichkeit, mit der ſie mir zu nahen wagten, erregten in meinem jugendlichen Gemüthe den unüberwindlichſten Abſcheu. Keiner von ihnen allen konnte meine Neigung gewinnen, denn ich konnte ſie weder ehren noch achten. Dabei graute mir innerlich vor dem ſtill hinvegetirenden Schlendrian einer gewöhnlichen, ſogenannten guten Ehe, wie ich ſie hin und wieder um mich her erblickte, und ſo ward allmählig die Ueberzeugung in mir immer feſter, daß die Freundſchaft meiner Wally mir zu meinem Glücke genüge, und ich gar nicht heirathen dürfe, wenn ich nicht meine eigene Zufriedenheit zerſtören wolle.“

„Trübe Tage brachen jetzt über mich herein; meine über alles mir theure Mutter ſtarb, und meine geliebte Wally wurde von ihrem Vater nach Cöln zurück berufen. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, und ſtand allein in der Welt, unberathen und unbeſchützt, aber frei und ungebunden, wie der Vogel in der Luft. Die erſte Zeit meiner tiefen ungeheuchelten Trauer um meine Mutter, brachte ich in großer Einſamkeit zu; ich brauchte viel Zeit um mich in meine ſo glänzende, und doch ſo verlaſſene Lage zu finden; ich baute und zerſtörte die bunteſten und abentheuerlichſten Pläne für meine Zukunft, und beſchäftigte mich dabei ausſchließend mit Briefen, die ich an das einzige Weſen, das mir in dieſer Welt noch lieb war, an meine entfernte Wally ſchrieb, und von ihr erhielt. Auch ſie war nicht glücklich, alle ihre Briefe waren traurige Beweiſe wie wenig ſie es ſey; endlich aber gingen ihre ſanften Klagen in Ausbrüche der tiefſten Verzweiflung über; zuletzt meldete ſie mir, daß ihre Verwandte ſie, mit der grauſamſten Härte, zu einer im Innern der Seele ihr verhaßten Heirath zwingen wollten, und daß ſie kein Mittel mehr ſähe derſelben zu entgehen, als den Tod."

„Da erwachte in mir alles Feuer, meiner bis jetzt noch nie durch Widerſtand gebändigten Natur;

ich gelobte mir ſelbſt, mit einem heiligen Schwur, um jeden Preis die geliebte Freundin zu retten; zum erſtenmal ſah ich jetzt einen Zweck meines Lebens vor mir, und ich erfaßte ihn mit feſtem Muth und aller Kraft meines Gemüthes. Ein höchſt phantaſtiſcher Plan war bald erſonnen und feſtgeſtellt; in männlicher Kleidung wollte ich nach Cöln eilen, wollte für meinen Bruder mich ausgeben, der auch, wie ich, Maria hieß, wollte auf dieſe Weiſe in Wally's väterlichem Hauſe Zutritt erhalten, und dann ſie entführen, in irgend einem Winkel der Erde mich mit ihr verbergen, und dort die Geſtaltung der Zukunft gelaſſen abwarten."

„Virnot, dieſer würdige Greis, der ſeit vielen Jahren den Geſchäften unſeres Hauſes vorſtand, und dem ich, wie meine ganze Familie, unendlich viel verdanken, war bei dieſem eben ſo gewagten als phantaſtiſchen Unternehmen mein einziger Vertrauter, und auch er wäre es vielleicht nicht geworden, hätte ich ſeine Hülfe dabei entbehren können. Er weigerte ſich lange, aber meine Bitten, mein dringendes Zureden, und zuletzt mein ziemlich peremptoriſch ausgeſprochener Wille, zwangen ihn endlich auf meinen ihm durchaus widerſinnig erſcheinenden Plan, einzugeben. Da ich, gleich nach dem Ableben meiner Mutter, den Entſchluß gefaßt hatte, mich von allen Geſchäften zurückzuziehen, und Virnot ſchon ſeit jener Zeit beſchäftigt war, zur Aufhebung des bedeutenden, von meinem Vater gegründeten Handlungshauſes, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, ſo war es um ſo weniger bedenklich, auf wenige Tage einen Todten wieder aufſtehen zu laſſen, deſſen ſchnell vorübergehende Erſcheinung, wenn ſie auch in der Handelswelt bemerkt werden ſollte, weiter keinen uns nachtheiligen Eindruck zurücklaſſen konnte. Ueberdem fühlte Virnot ebenfalls das innigſte Mitleid mit der unglücklichen Wally, die er von ihrer frühen Kindheit an gekannt, und, wie mich eben auch, oft auf ſeinen Armen getragen.“

„Ausgerüſtet von ihm mit Allem, was ich zur Ausführung meines Planes bedurfte, langte ich glücklich und ſchnell in Cöln an, und fand in dem väterlichen Hauſe meiner Freundin eine Aufnahme, welche alles, was ich erwartete, weit übertraf. Herr Simon van Dooren ſchien nicht im mindeſten daran zu zweifeln, daß ich wirklich nicht der wäre, für den ich mich ausgab. Ich fühlte, daß ich meine Rolle vortrefflich ſpiele, und war unbeſonnen genug, ſie in meinem freudigen Uebermuth darüber, viel weiter zu treiben, als es zu thun, mir je zuvor in den Sinn gekommen. Ich hielt förmlich um die Hand meiner Wally bei ihren Aeltern an, in der ſichern Erwartung, daß ſie, als die einem andern ſchon zugeſagte Braut, mir abgeſchlagen werden würde; aber was ich nimmer gedacht hätte, geſchah; auch hier trug der Eigennutz über jede noch ſo gerechte Bedenklichkeit den Sieg davon, und was ich aus Leichtſinn mir erbeten, wurde mir in vollem Ernſte gewährt; Wally wurde meine Braut.“

„Freilich erſchrack ich vor der Wichtigkeit des Schrittes, dem jetzt durch meine Unvorſichtigkeit unmöglich geworden war, auszuweichen; ich erkannte in ihrer ganzen Schwere die Verantwortlichkeit, die ich, zufolge dem Glauben meiner Kirche, mir aufgebürdet; aber ich fand auch tauſend Gründe, mich darüber wieder in meinem Gemüthe zu beruhigen. War ich nicht feſt entſchloſſen, mein Leben dem Glück des einzigen Weſens zu weihen, das ich liebte, und das ich in dieſer Liebe werth achten konnte? ſchauderte nicht meine Seele vor dem Gedanken zurück, mir in einem Gemahl, einen Gebieter zu geben? Ich, die mit ſo ſeltener Freiheit und allen Gaben des Glückes hoch begünſtigt, ich, nach deren Beſitz ſo viele Männer geſtrebt, und die unter ihnen allen noch keinen, den ſie ihrer Achtung, noch weniger des Opfers ihrer Freiheit werth halten konnte, gefunden!“

„Was ſoll ich weiter ſagen? Wir wurden am Altar feierlich durch Prieſters Hand verbunden. Wir reiſten gleich darauf von Cöln ab, und lebten mehrere Monate lang ein Leben, wie Engel im Himmel, oder glückliche, ſorgloſe Kinder auf Erden es leben. Im ſeligſten Vertrauen, in nie getrübter Eintracht, durchſtreiften wir jugendlich froh die ſchöne Welt, die offen vor uns lag. Ich ward in meinem Innern immer feſter überzeugt, daß das ſtets ſo bleiben werde, daß ich nichts zu meinem Glücke mehr bedürfen könne, als die beſtändige Nähe meiner Freundin, deren Liebenswürdigkeit ſich immer heller vor mir entwickelte; auch Wally glaubte mir gleich zu empfinden; es gab kein glücklicheres Weſen auf Erden, als uns Beide.“

„Doch nur zu bald ſollte ich meinen Irrthum gewahr werden; der Zufall führte uns in der

Schweiz dem polniſchen Grafen Caſimir Sabielesky entgegen. Blind hätte ich ſeyn müſſen, wäre mir der Eindruck wirklich verborgen geblieben, den er und Wally, faſt beim erſten Anblick, auf einander machten; aber ich wollte abſichtlich mich dagegen verblenden; ich ſah das erſte Erwachen des reinen jugendlichen Herzens meiner Freundin; aber es währte lange, ehe ich den Muth fand, mir ſelbſt zu geſtehen, daß meine Liebe ſie allein nicht mehr beglücken könne; ich litt lange, und um ſo gewaltſamer, da ich ſchweigend litt. Denn nicht Liebe allein, auch die Freundſchaft kennt die Eiferſucht, und dieſe Qual iſt vielleicht die härteſte von Allen."

„Da kamen Sie, Walther, und warum ſollte ich es nicht offen geſtehen? die harmoniſche Ruhe Ihres Weſens, die klare Heiterkeit Ihres Geiſtes, Ihre richtige Anſicht der Welt und des Lebens, lichteten nach und nach auch meinen Ideenkreis auf, und führten wieder der von der Natur uns vorgeſchriebenen Lebensbahn mich zu, die ich in thörichtem Uebermuthe verlaſſen. Ich erkannte meine Ungerechtigkeit gegen Wally. Ihr Gefühl für den ſchönen, liebenswürdigen Mann, der wie eine göttliche Erſcheinung ſie anbetete, war ſo rein mädchenhaft, ſo menſchlich natürlich; ſie hätte nicht ſeyn können, was ſie wirklich war, das liebenswürdigſte weibliche Weſen, wäre ſie fähig geweſen, eine ſolche Liebe mit Kälte von ſich abzuweiſen."

„Die unſchuldige argloſe Seele war ſich ſelbſt ein Geheimniß geblieben, bis ich, in einer ſchmerzlich ſchönen Stunde es über mich gewann, ſie einen Blick in ihr eigenes Herz thun zu laſſen. Unten einem Strom heißer Thränen hing Wally an meinem Halſe, betheuerte, bei allem, was ihr das Heiligſte war, daß ſie mich liebe, heißer, inniger als jemals, geſtand aber, daß auch Caſimir ihr werth ſey, daß ſie ihn liebe, wenn gleich nicht ſo wie mich. Das Ende von dem Allem war das Geſtändniß, daß ſie nicht leben könne ohne uns beide."

„Ruhiger geworden nach dieſer ſtürmiſchen Scene, fingen wir an, uns gemeinſchaftlich über das, was zunächſt geſchehen müſſe, zu berathen, und beſchloſſen, vor der Hand alles beſtehen zu laſſen, wie es war. Ohne es gegen meine Freundin zu äußern, übernahm ich es, ganz in der Stille ihren Geliebten genau zu beobachten, jede ſeiner Bewegungen, ſeiner Aeuſſerungen und Handlungen, und auf dieſe Weiſe zu erforſchen, ob er meiner Wally würdig ſei oder nicht. Die Art, wie er in jeder Probe beſtand, auf die ihn zu ſtellen, ohne daß er es ahnte, ich für gut fand, machte es mir zur heiligſten Pflicht, kein Opfer zu ſcheuen, um das Glück dieſer Liebenden zu begründen.“

„Um dieſe Zeit war es, daß mein Betragen gegen dieſes Paar, Ihrem ſtrengen ſcharfen Blick, lieber Walther, in einem höchſt zweideutigen Lichte erſcheinen mußte: wohl ſah ich es, wie oft Sie im Begriff waren, ganz irre an mir zu werden. Es lag in meiner Gewalt, durch ein einziges Wort jeden falſchen Schein von mir abzuwenden, und doch fehlte mir Athem und Muth, dieſes Wort gegen Sie auszuſprechen; eine unüberwindliche Scheu hielt mich zurück, ſo oft ich unſer Geheimniß Ihnen entdecken wollte. In Ihrer Nähe, mein Freund, im näheren Umgang mit Ihnen, war ich unmerklich wieder meinem Geſchlechte zugeführt worden. Ich fühlte, daß ich, in dem Verhältniſſe, in welchem wir damals zu einander ſtanden, Sie aus Ihrem Irrthum nicht reißen dürfe; erlaſſen Sie mir die nähere Auseinanderſetzung des Gefühls, das mich davon abhielt, es war kein unwürdiges, und ſo wie ich Sie kenne, bedarf es bei Ihnen keiner Erklärung.“

„Auch lag es nicht in meinem Plan, immer unerkannt von Ihnen durch's Leben zu gehen; eine Zeit ſollte kommen, in der Ihnen alles klar werden mußte, was, während Sie Wally's Gemahl in mir ſahen, Ihnen in meinem Betragen unbegreiflich ſcheinen konnte. Aber vorher wollte ich gut machen, was ich, freilich in der beſten Abſicht, übel gemacht; ich wollte alle Folgen des thörichten Beginnens vernichten, zu welchem ich meine Wally verleitet, ich wollte das Glück meiner Freundin auf dem von der Natur vorgeſchriebenen Wege begründen, und erſt, wenn ich alles vollbracht, aus weiter Ferne, Ihnen ſchriftlich das Bekenntniß meiner Thorheit ablegen; deßhalb drang ich beim Abſchiede von Ihnen meine Adreſſe Ihnen auf, und ſuchte mit faſt ſtürmiſchen Bitten Ihnen das Verſprechen abzuzwingen, mir nach Jahr und Tag zu melden, wo ein Brief von mir Sie antreffen könne.“

„Gleich nach Ihrer Abreiſe ging ich mit meiner ſogenannten Frau und Caſimir nach Polen. Mein Zweck dabei war, die Verhältniſſe des letzteren und deſſen Familie kennen zu lernen, ehe ich meine theure Wally unter ſeinem Schutze zurück lies. Der Erfolg meiner Beobachtung war ſehr befriedigend; jetzt lag mir noch ob, mich auf eine Weiſe von Wally zu trennen, die ihre Vermählung mit dem Geliebten möglich machte, und dazu ſah ich keinen andern Ausweg als den, ſcheinbar aus dem Leben zu ſcheiden. Ich durfte es nicht wagen, Wally's Geliebten zum Theilnehmer unſeres Geheimniſſes zu machen. Ich fürchtete ſeine Unvorſichtigkeit, und mehr noch ſeine Verwandten, und deren fanatiſchen Eifer.“

„Mein Plan war bald gemacht; die Lage des Schloſſes der Staroſtin Sabielsky erleichterte mir die Ausführung deſſelben, meine Freundin aber war troſtlos über den Gedanken, von mir ſich trennen zu müſſen. Auch mir that das Herz dabei ſehr weh, aber ich blieb ſtandhaft, denn es galt das künftige Glück meiner Wally. Alle Vorkehrungen zu meiner Flucht, wurden ſchon mehrere Tage vorher ſorgſam und unbemerkt von mir eingeleitet, dann ging ich in weiblicher Kleidung unerkannt, am hellen Morgen, zum Schloſſe hinaus, mitten durch die Schaar müſſiger Diener, die vor demſelben ſtand, und die für eines der vielen mit ihren Herrſchaften angekommenen Kammermädchen mich hielten. Sie waren daran gewöhnt, täglich neue Geſichter zu ſehen, und ließen mich ganz unbeachtet vorübergehen. Ich war ſchon weit auf dem Weg nach Breslau, als Wally, unſerer Verabredung gemäß, um Mitternacht durch ihre Klagen über mein Entfliehen das Schloß in Aufruhr brachte, und man, meinen früheren Veranſtaltungen zufolge, mich als einen im Waſſer Verunglückten verloren gab.“

„Die Arme hatte in unbeſchreiblicher Beſorgniß und namenloſer Angſt um mich, den ganzen Tag, vom frühen Morgen an, zugebracht; ſie hatte früher, ſchwankend zwiſchen Liebe und Freundſchaft, unſäglich gelitten, bis es mir gelungen war, ſie zur Annahme meines Plans zu überreden, und ſpielte, ohne es zu wiſſen, ihre Rolle ganz vortrefflich. Die argloſe, reine, unverſtellte Seele, eignete ſich gewiß zu nichts weniger als zur Schauſpielerin, aber ſie empfand wirklich den Schmerz, den ſie jetzt zum erſten Male laut werden laſſen durfte.“

„Ich langte glücklich und bald unter meinem wahren Namen, Maria Seymour, in Breslau an; dort verweilte ich mehrere Wochen in tiefer Verborgenheit, bis ich Nachricht von meiner Wally, von dem Gelingen unſeres gewagten Unternehmens, und Antwort auf ein gleich nach meiner Ankunft an Birnot nach Marſeille abgeſchicktes Schreiben erhielt. Birnot meldete mir die von ihm glücklich ausgeführte Beendigung der Geſchäfte meines Hauſes, lud mich aber zugleich auf das dringendſte ein, mich nach Marſeille zu begeben, wo meine Gegenwart, einiger nicht zu umgehenden Formalitäten wegen, durchaus nothwendig ſey. Von mehreren Dienern und Kammerfrauen begleitet, mit aller Bequemlichkeit, die ich in meiner wahren Geſtalt, ſchon allein des Anſtandes wegen, mir gewähren mußte, trat ich die lange Reiſe an; vermied es aus guten Gründen, Cöln zu berühren, und wurde von dem alten treuen Mann mit unſäglicher Freude in Marſeille empfangen, und in mein, leider durch den Tod meiner Mutter verödetes Haus wieder eingeführt. Das alles zum Ende führende Ordnen meiner dortigen Verhältniſſe nahm weit mehr Zeit weg, als ich erwartet hätte, aber es beſchäftigte mich doch, und half mir manche ſchmerzliche Erinnerung leichteren Muthes tragen.“

„Auch in Marſeille lebte ich ſehr eingezogen, ſah ſo wenig Geſellſchaft, als meine perſönlichen Verbindungen in der Vaterſtadt, und meine übrigen Verhältniſſe es mir nur immer erlauben wollten. Meine Correſpondenz mit Wally wurde, unerachtet der weiten Entfernung, auf unter uns vorher abgeredetem Wege fortgeſetzt. Was ſie von ihren jetzigen Verhältniſſen mir meldete, war mir höchſt tröſtlich und erfreulich. Ihr ſogenanntes Wittwenjahr neigte ſich zum Ende, ſie hatte das Kloſter verlaſſen, in welchem ſie den größten Theil deſſelben zugebracht, und ſah nun im Hauſe der ſie mütterlich liebenden Tante ihres Geliebten, als Braut deſſelben, dem in wenigen Monaten zu feiernden Hochzeittage entgegen, der beide auf immer vereinigen ſollte.“

„Jahr und Tag war jetzt längſt vorüber, ſeit ich mit bangem Herzen von Ihnen, mein Freund, Abſchied genommen; ich hatte auf dem Poſtamte in Baden-Baden, wohin ich Sie gebeten, Ihren Brief an mich zu addreſſiren, die nöthigen Vorkehrungen treffen laſſen, damit er mir nach Marſeille nachgeſchickt würde. Ich wartete erſt mit muthiger Gewißheit, dann mit immer ſteigender Ungeduld, von einem Tage, von einer Woche, endlich von einem Monate zum andern. Vergebens. Sie hatten geſchrieben, und Ihr Brief war auf der Poſt verloren gegangen, oder Sie hatten meine heiße letzte Bitte an Sie nicht erfüllt, Sie hatten nicht geſchrieben. Wie tief mußte dann die Verachtung meiner, die ich oft, beſonders im Moment der Trennung, in Ihren Augen zu leſen geglaubt, in Ihrem Herzen feſtgewurzelt ſeyn, während ich entfernt von Ihnen war!“

„Der Gedanke war mehr, als ich tragen konnte. Ihren Haß hätte ich allenfalls geduldet, verachten aber, verachten durfte der Freund mich nicht, den ich über Alles ehrte, ihm, mehr noch mir ſelbſt, war ich ein offenes, ehrliches Bekenntniß meiner Thorheit ſchuldig, das allein mich vor ihm rechtfertigen konnte. Meine Geſchäfte waren beendet, nichts feſſelte mich mehr an meine Vaterſtadt. Ich mußte und wollte zuerſt nach Baden, dann überall hin, wo ich hoffen konnte, Sie zu finden, oder auch nur Nachricht von Ihnen zu erhalten. Birnot, als er meinen feſten Entſchluß ſah, ließ mit Bitten nicht nach, bis ich ihm erlaubte, als mein väterlicher Beſchützer und Berather mich zu begleiten.“

„Wir kamen in Baden an, aber keine Spur eines Briefes an mich war aufzufinden; die Schönheit des Landes machte den Wunſch in mir rege, mich irgendwo in der Nähe von Baden anzukaufen. Kleine Reiſen, die wir machten um einige zum Verkauf ſtehende Landgüter zu beſehen, und auch die noch immer in meinem Gemüthe ſich leiſe regende Hoffnung, daß der erwartete Brief doch wohl noch anlangen könne, verlängerten meinen dortigen Aufenthalt um einige Wochen. Durch einen der ehemaligen Correſpondenten unſeres Hauſes, an den Virnot auf mein Verlangen ſich deßhalb gewendet hatte, erfuhr ich endlich, daß Sie und auch Ihre Schweſter wieder in Berlin ſich befänden. Ich eilte hierher. Ich ſuchte zuerſt Ihre Schweſter auf, was weiter geſchehen, wiſſen Sie.“

„Ich will nichts, wünſche nichts, hoffe nichts, als durch das Bekenntniß, das ich jetzt freiwillig und offen Ihnen ablege, die ſchwere Laſt des Bewußtſeyns Ihrer Verachtung von meiner Seele abzuwälzen. Zwar trifft dieſe Verachtung jetzt nur noch ein längſt aus dem Reiche der Weſen verſchwundenes Schattenbild, aber es iſt mir doch unmöglich, dieſes Schattenbild ſo durchaus von meiner Perſönlichkeit zu trennen, um ſie, ohne mich dadurch verletzt zu fühlen, zu ertragen. Rechtfertigen muß ich mich vor dem Manne, dem ich, ohne daß er darum wußte, die Rückkehr zu mir ſelbſt und meine eigentliche Beſtimmung, die freiere Entwickelung meines ganzen Weſens verdanke. Meine Thorheiten, meine Unbeſonnenheiten habe ich jetzt Ihnen offen geſtanden; Unedles, Gemeines iſt nie in meine Seele gekommen. Darum darf ich jetzt furchtlos vor Sie hintreten, und ſagen: ſo war ich und das habe ich gethan."

„Daß ich nicht mehr bin, was ich war, verdanke ich dem ſtillen Einfluß Ihrer harmoniſchen Natur auf meinen unruhigen Geiſt, in jener Zeit, in der Sie mich Ihren Freund nannten, und ſich nicht von mir abwandten, ſelbſt wenn ich Ihrem ſtrengen aber gerechten Blick, dieſer Freundſchaft nicht ganz würdig zu ſeyn ſchien. Sie haben mit der Welt, die ich früher verachtete, mich wieder ausgeſöhnt, denn in Ihnen lernte ich den erſten Mann kennen, den ich wahrhaft achten und ehren konnte. Deßhalb mußte ich Sie wiederſehen, ich konnte auf dieſe Weiſe Sie nicht aufgeben."

„Sie gleich bei meinem erſten Beſuche bei Ihrer Schweſter anzutreffen, die ich zur milden Vermittlerin zwiſchen uns beiden in meinem Herzen mir erkoren, hätte ich geſtern nicht vermuthet. Der erſchütternde Augenblick iſt überſtanden, aber ich fühle mich noch immer zu bewegt, um mit Gewißheit darauf rechnen zu können, daß es mir gelingen möchte, Ihnen morgen Alles, was ich Ihnen zu ſagen habe, ſo deutlich und umſtändlich aus einander zu ſetzen, als ich ſchriftlich es kann. Darum ſchreibe ich, in der Stille der Nacht, meine Bekenntniſſe für Sie nieder, um ſie morgen, wenn mir das Wort mangeln ſollte, Ihren Händen zu übergeben."

Schweigend ſahen die Gerichtsräthe, nachdem ſie die Vorleſung dieſes Aufſatzes ſehr aufmerkſam angehört, einander an. Walther erhob ſich jetzt, die heftige Bewegung ſeines Gemüthes augenſcheinlich mit vieler Mühe bekämpfend, und erbat ſich die Erlaubniß, Manches, was in dieſem Aufſatze den übrigen Zuhörern dunkel geblieben ſeyn mußte, durch die einfache Darſtellung ſeines früheren Zuſammenlebens mit dem Fräulein Segmour zu erläutern. Auch Virnot wurde zum Verhör herbeigerufen, und die einfache, mit allen Zeichen der höchſten Rührung vorgebrachte Ausſage des treuen Alten, beſtätigte bis in die kleinſten Einzelnheiten die Wahrheit deſſen, was ſeine Gebieterin niedergeſchrieben.

Marie Segmour hatte indeſſen in ſtiller ſchmerzlicher Bewegung, ohne alle Theilnahme an dem was um ſie her vorging, ſchweigend da geſeſſen: „O nicht von mir, nicht von meiner Vertheidigung darf jetzt die Rede ſeyn!“ rief ſie mit glühenden Wangen und in Thränen glänzenden Augen jetzt aus, und ſchlug beide Hände wie zum Gebet zuſammen: „was iſt alles, was ich litt und noch leiden kann, gegen das furchtbare Geſchick meiner ſchuldloſen, beklagenswerthen Wally, von dem ich bis zu dieſem unſeligen Morgen keine Ahnung gehabt habe. Die letzten Briefe, die ich von ihr erhielt, meldeten mir ihre Vermählung, und ſchilderten mir ihr unausſprechliches Glück an der Seite des liebendſten und geliebteſten Gatten. Dann kam eine lange Pauſe, in der ich nichts von ihr vernahm, ohne daß dieſes mich beunruhigt hätte. Ich war auf der Reiſe, ihre Briefe konnten in Marſeille liegen geblieben ſeyn. Auch dachte ich ſie mir zu glücklich, um ſchreiben zu können, denn nur der Schmerz macht beredt, die Freude iſt ſtumm. Heute Morgen erſt meldet mir ein Brief aus meiner Heimath das dunkle Geſchick, das die Arme, Schuldloſe betroffen. Mit grauſamer Härte hat man ihr, die angeklagt war, eine zweite Ehe eingegangen zu ſeyn, während ſie wußte, daß ihr erſter Gatte noch lebe, das Geſtändniß des unbeſonnenen Schrittes abgepreßt, zu dem mein Leichtſinn ſie verleitet hat. In den Augen ihrer geiſtlichen Richter gilt das, was wir gethan, für eine Entweihung des Hochwürdigſten, und wird als ein Verbrechen angeſehen, das nur durch harte, ſchwere Strafe abgebüßt werden kann. Sie iſt gefangen in den Händen ihrer ſtrengen Richter, auch um meine Verhaftung und Auslieferung hat der Erzbiſchof von Cöln bei dem geiſtlichen Gerichte in meiner Vaterſtadt angehalten, und wahrſcheinlich hat nur meine zufällige Abweſenheit von dort, mich vor einem nicht minder harten Geſchicke bewahrt, als das meiner Wally es iſt. Der Weg, den ich genommen, war leicht zu erforſchen, denn nirgends habe ich meinen Namen, Marie Seymour, unterwegs geheim gehalten. Deßhalb hat die Anklage der Geiſtlichkeit mich bis hierher verfolgen können. Aber ich ſtehe hier in einem proteſtantiſchen Lande, vor von Vorurtheilen unbefangeneren aufgeklärteren Richtern, deren Ausſpruch ich mich ganz unterwerfe; denn ich fühle, daß ich dem Allgemeinen Genugthuung ſchuldig bin. Nur möge ihr Ausſpruch mich nicht in die Unmöglichkeit verſetzen, meine Wally, meine arme, ſchuldloſe, gefangene Freundin zu retten. Ich allein bin hier eigentlich die Schuldige, und als ſolche muß ich mich anklagen; wir haben beide kindiſch geträumt, haben in jugendlicher Unerfahrenheit leichtſinnig gefehlt; ich aber war es, die freiwillig, ſie, die halb Kranke, hart Bedrängte, aus bloßem Uebermuth dazu verleitete, die bürgerliche Ordnung umzukehren, um das, was uns wirklich im Herzen heilig war, ein Sacrament unſerer Kirche zu mißbrauchen; doch wahrlich nicht es, wie man uns beſchuldigen will, zu verhöhnen.“

Kein Geſetz beſtand, das hier denen, der Angeklagten wirklich wohlwollenden Richtern zum Leitfaden dienen konnte; ſie begnügten ſich alſo damit, ihr das Verſprechen abzunehmen, ihre jetzige Wohnung nicht zu verlaſſen, erklärten, nachdem alles gehörig zu Protocoll genommen war, das erſte Verhör für beendet, und entfernten ſich alsdann, halb betroffen, halb gerührt, halb lachend über den komiſch-tragiſchen Rechtsfall, deſſen Gleichchen ihnen noch nicht vorgekommen war.

Berlin war in jener Zeit, in jeder Hinſicht, noch bei weitem nicht, was es jetzt iſt, aber das ſeltſame Ereigniß, daß einer jungen, ſchönen Dame der Proceß gemacht werde, weil ſie mit einem andern jungen ſchönen Mädchen ſich öffentlich, vor dem Altare, von Prieſters Hand, habe trauen laſſen, war doch zu auffallend, um nicht Aufſehen zu erregen. Ausgeſchmückt mit allerhand luſtigen und witzigen Einfällen, trug das Gerücht die wunderliche Neuigkeit durch die ganze Stadt, von Mund zu Mund, bis ſie endlich auch bis an die Tafel des Königs in Sans-Souci gerieth, wo einer der geiſtreichen und witzigen Tiſchgenoſſen Friedrichs des Großen, auf eine höchſt luſtige und ergötzliche Weiſe ſie vortrug. Es wurde ſo viel darüber gelacht, ſo mancher witzige Einfall vorgebracht, daß der König endlich das Nähere eines faſt unglaublichen Ereigniſſes zu erfahren wünſchen mußte. Er ließ die darüber geführten Acten ſich vorlegen, und der Erfolg davon war, wie von dieſem weiſen und großen Monarchen zu erwarten ſtand. Die cölniſche Geiſtlichkeit wurde mit ihrem Geſuch abgewieſen, der ganze Proceß niedergeſchlagen, das Fräulein Marie Seymour in Freiheit geſetzt, alles auf den ſehr humoriſtiſch ausgedrückten Befehl des Königs; die ganze Sache war im Laufe weniger Tage beendet.

„Und nun dennoch nach Cöln, um meine Freundin zu retten!“ rief Marie mit leuchtenden Augen, als Walther alle dieſe erfreulichen Nachrichten ihr zuerſt verkündete. „Wally's furchtbares Geſchick laſtet wie das Bewußtſeyn eines ſchweren Verbrechens auf mir, bis ich auch ſie wieder in Freiheit weiß. Zum erſtenmal freue ich mich recht von Herzen meines Reichthums. Alles was ich beſitze, mein ganzes Vermögen gebe ich freudig für ſie hin, es wird hoffentlich hinreichen, ihre Richter zu befriedigen.“

Walther bedurfte alles ſeines Einfluſſes auf Mariens Gemüth, um durch klare Auseinanderſetzung des Gefährlichen und Nutzloſen dieſes Entſchluſſes, ſie von der Ausführung deſſelben abzubringen. Es währte lange, ehe ſie einſehen wollte, wie ſie in Cöln ebenfalls, gleich beim erſten Schritte, ihrer Freiheit beraubt, Wally's Schickſal theilen müſſe, ohne daß ihr nur der Troſt bliebe, mit ihrer Freundin vereint zu leiden; doch Walthers Feſtigkeit und Beredſamkeit trugen endlich doch den ſchweren Sieg davon. „Nie, theure Freundin, nie dürfen Sie wieder die Gränze eines katholiſchen Landes betreten,“ ſetzte er am Ende noch hinzu, „denn die Geiſtlichkeit hat lange Arme, und eben daß Sie reich ſind, vermehrt Ihre Gefahr; ſind Sie ſelbſt erſt in der Gewalt derſelben, ſo fällt auch Ihr Vermögen, unter tauſend leicht zu findenden Vorwänden, der Kirche anheim; darauf können Sie ſich verlaſſen. Hier in einem durchaus proteſtantiſchen Lande, unter dem Schutze eines weiſen, vorurtheilsfreien Königs, müſſen Sie, wenigſtens für jetzt, bleiben, nur hier ſind Sie in völliger, perſönlicher Sicherheit. Wally geben wir deßhalb nicht auf. Ich weiß es, Sie haben Vertrauen zu mir, gönnen Sie mir das Glück, mich deſſen durch die That als würdig zu bewähren; machen Sie mich zu Ihrem Bevollmächtigten, ich will ſelbſt nach Cöln gehen, mein Schwager, ein ſehr rechtlicher, thätiger und gewandter Geſchäftsmann, wird mich begleiten, um mit ſeinem Rathe und ſeinem Scharfblick mir zur Seite zu ſtehen. Verlaſſen Sie ſich auf uns beide, und was nur möglicherweiſe für unſere bedauernswerthe Freundin geſchehen kann, ſoll ausgeführt werden, beſſer, ſchneller, als Sie es könnten, ſelbſt wenn man, was doch faſt undenkbar iſt, Sie in Freiheit dort leben ließe.

Mit inniger Freude und Dankbarkeit willigte Marie in dieſen Vorſchlag; um die Ausführung deſſelben zu beſchleunigen, wurde Virnot herbeigerufen, der ſogleich eine Summe zu Walthers Dispoſition ſtellen mußte, über die dieſer beinahe erſchrack. „So viel wird hoffentlich nicht nöthig ſeyn, um die Herzen der geiſtlichen Herren zu rühren,“ ſprach er lächelnd. „Doch gelobe ich Ihnen, mit dem Gelde nicht allzu ſparſam umzugehen; ich würde mir ſogar kein Gewiſſen daraus machen, Sie durch einige Verſchwendung von einem Theil der Laſt Ihrer Reichthümer zu befreien, deren Sie nicht bedürfen, um zu ſeyn, was Sie ſind, und glücklich obendrein.“

Walther bat jetzt Marien, im Namen ſeiner Schweſter, während ſeiner und des Gatten derſelben Abweſenheit, bei ihr in ihrem Hauſe zu wohnen; aber es wurde ihm ſchwer, ſie zur Annahme dieſes Vorſchlags zu bewegen.

„Sie thun mehr für mich, als Sie ſowohl für ſich ſelbſt, als für Ihre zu gütige Schweſter bei kälterem Blute verantworten können,“ ſprach ſie: „ich kenne Sie beſſer, mein Freund, als Sie in dieſem Augenblick ſich ſelbſt erkennen. Mitleid, innige Theilnahme an meinem und meiner Wally Geſchick, haben Ihr Gemüth zu ſehr bewegt, als daß Sie mit der Ihnen ſonſt eigenen Klarheit und Ruhe, die Folgen dieſes Schrittes, den Sie von mir fordern, gehörig würdigen können. Alles Aufſehen erregende iſt Ihnen in tiefſter Seele verhaßt, das können Sie mir nicht abläugnen, und ich? was bin ich jetzt? das Mährchen der Stadt, die in mir nur eine ſeltſame, vielleicht halb verrückte Abentheuerin ſieht, die ſie, wo ſie ſich zeigt, zum Gegenſtande der beleidigendſten Neubegier machen wird.“

„Was kümmert Sie, was mich, die Meinung der Stadt?“ rief Walther beinahe zürnend. „Ich kenne Sie, Marie, ich kenne Sie ganz, ich und meine Schweſter, und ſollte Ihnen dieſes in dieſem Falle nicht genügen? Halten Sie mich wirklich für fähig, mich ſo ganz blindlings in die Meinung der Menge zu ergeben? oder für ſo feige, daß ich das, was meinem Herzen das Theuerſte auf Erden iſt, aufgeben könnte, um nur nicht mit jener in Widerſpruch zu gerathen?“

Walther reiſte ab; Marie lernte in dem Hauſe ſeiner Schweſter das beſchränktere, aber darum nicht minder genußreiche häusliche Leben des höheren Mittelſtandes kennen, und wurde ſehr bald einheimiſch in demſelben. Ein kleiner Kreis auserwählter Freunde bildete den Umgang der liebenswürdigen Frau, in welchem Marie mit herzlicher Zuvorkommenheit aufgenommen wurde; die übrige Außenwelt that ihr nicht wehe, denn ſie ging ſelten aus dem Hauſe, und kam mit ihr deshalb in keine Berührung. Ueberdem beſitzen große Städte den Vorzug, das Neue, über etwas noch Neueres, das nie lange ausbleibt, ſchnell zu vergeſſen.

Walther kehrte nach einiger Zeit wieder, doch leider begleitete Wally ihn nicht. Alles, was er für ſie hat erringen können, war Milderung ihres harten, trüben Geſchicks. Die fünfzehnjährige Gefangenſchaft, in einem der härteſten Buße geweihten Kloſter, zu welcher ihre Richter ſchon ganz in der Stille ſie verurtheilt hatten, war durch Walthers Bemühen, und zwar eben ſo heimlich, auf unbeſtimmte Zeit, in den freieren und leidlicheren Aufenthalt, in einem andern Kloſter von minder ſtrenger Regel, abgeändert worden. Hier lebte ſie unter der ſpeziellen Aufſicht der Aebtiſſin, einer Frau von anerkannt mildem Charakter, zwar in völliger Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt, und ganz nach der vorgeſchriebenen Regel des Hauſes, dem ſie übergeben war, wurde aber im übrigen nicht übel behandelt, wozu allerdings die reiche Penſion nicht wenig beitrug, die Walther für ſie zu zahlen ſich anheiſchig gemacht. Der alles wohl bedenkende Freund hatte auch Mittel und Wege zu finden gewußt, um von ihrem ferneren Ergehen von Zeit zu Zeit ſichere Nachricht zu erhalten.

Vor ſeiner Abreiſe hatte Walther ſie ein Paar Minuten am Sprachgitter ſehen dürfen, eine Erlaubniß, die er freilich ſich ganz heimlich zu verſchaffen geſucht, denn Wally blieb jedem andern Beſuche unzugänglich. Still, bleich, aber noch immer ſchön wie ein Engel, drückte ſie ihre fromme Ergebung in ihr Schickſal gegen ihn aus. Ihr Herz war noch immer voll Liebe gegen Marie Seymour, die ſie keineswegs als die Urſache deſſelben betrachtete; nur Caſimirs gänzliches Vergeſſen ihrer machte ihr Schmerz. Seit ſie von ihm geriſſen ward, hatte ſie nichts von ihm erfahren; er ſchien ihrer nicht mehr zu gedenken, und die Einſamkeit, zu der ſie verurtheilt war, wurde ihr lieb, weil ſie ihr erlaubte, ungeſtört ihrem Kummer darüber nachzuhängen.

Walburga's Familie hatte ſie gänzlich verlaſſen, und ihr nie das kleinſte Zeichen von Theilnahme geſchenkt; ſie betrachtete ſie als die Schande ihres Hauſes, und hatte als ſolche ſie völlig verſtoßen, ohne auf irgend eine Weiſe ſich ihrer annehmen zu wollen. Nach ungefähr einem Jahr ging das Gericht in Cöln, Walburga ſey im Kloſter geſtorben; kein Auge in ihrer Familie trübte ſich um die Unglückliche, Niemand erkundigte ſich nach den näheren Umſtänden ihres Scheidens vom Leben. Walburga war vergeſſen, und ihr Name wurde nie wieder im Kreiſe der Ihrigen genannt. Nur ihre Schweſter, meine Großmutter, weinte im Stillen über ſie und ihr hartes Geſchick, und bewahrte ihr Angedenken im frommen, liebenden Herzen bis an das Ende ihres Lebens.

So weit gingen die Nachrichten, die ich theils aus mündlichen Mittheilungen meiner Großmutter, theils aus den von mir aufgefundenen, alten Familienpapieren, von dem Schickſal meiner ſchönen und beklagenswerthen Großtante erhalten. Vor kurzem aber ließ ein glücklicher Zufall mich einen Enkel der Schweſter Walthers kennen lernen, ohne daß ich wußte, wie nahe er dieſem, wegen des Antheils den er an jenem traurigen Familienverhältniſſe gehabt, mich lebhaft intereſſirenden Manne verwandt ſey. In einem vertrauten Geſpräche zwiſchen uns beiden wurde ich veranlaßt, jener ſo trübe endenden, ſeltſamen Geſchichte gegen ihn zu erwähnen. Ich entdeckte zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß ihm dieſelbe nicht nur noch umſtändlicher als mir ſelbſt bekannt ſey, ſondern daß er auch, zu meiner großen Freude, im Stande war, ſie zu ergänzen, und mir Einiges mitzutheilen, woraus ich mit ziemlicher Gewißheit ſchließen kann, daß Wally's Leben eine glücklichere Wendung genommen, als ich bis dahin geglaubt, und ſie es keineswegs zwiſchen den düſtern Mauern eines Kloſters, in Schmerz und Einſamkeit, bis an das Ende deſſelben verweint habe.

Marie Seymour, ſo erzählte mir mein neuer Freund, wurde bald nach Walthers Rückkehr aus Cöln die glückliche Gattin deſſelben, und lebte mit ihm in Berlin. Auf ihre Bitten verſuchte dieſer, an Caſimir Sabielsky zu ſchreiben, und die ſehr bald eintreffende Antwort auf dieſen Brief bewies, daß er, gegen Erwarten, ihm ſicher zugekommen war. Die Correſpondenz zwiſchen dieſen beiden wurde von neuem ſehr eifrig betrieben; Walther machte in der Zwiſchenzeit ein Paar Reiſen, Niemand erfuhr recht wohin, bei denen Marie ihn nicht begleitete, und von denen er immer ſehr bald wiederkehrte. Die Staroſtin Sabielsky ſtarb, ihr Neffe Caſimir war der einzige Erbe ihrer großen Güter, und wurde dadurch von allem läſtigen Bevormunden und Bewachen ſeiner übrigen Verwandten befreit, welches dieſe, unter dem Schutze ſeiner Tante, während des Lebens derſelben, ſich über ihn angemaßt hatten. Walther war gleich nach Empfang dieſer Nachricht abermals abgereiſt, noch während ſeiner Abweſenheit langte Caſimir im Hauſe deſſelben an, wo Marie mit großer Freude ihn empfing. Er hatte die polniſche Nationaltracht abgelegt, die er bis dahin immer getragen, nannte ſich Baron von Oſten, und gab für einen Curländer ſich aus; Mariens nähere Umgebungen aber wußten ſehr wohl, wer er ſey. Am folgenden Tage, bei einbrechender Dunkelheit, kehrte auch Walther zurück; eine junge ſchlanke, tief verſchleierte Dame begleitete ihn, und wurde von ihm mit großer Vorſicht in Mariens Zimmer geführt. Caſimir warf mit einem lauten Freudenſchrei ſich ihr zu Füßen, ſo wie er ſie erblickte; Marie ſtürzte ſich in ihre ausgebreiteten Arme, alle drei ſchienen in Thränen zerfließen zu wollen.

„Biſt du nun beruhigt und zufrieden, meine Marie?“ fragte Walther.

Am nächſten Morgen machte Caſimir in aller Frühe ſich mit der fremden Dame auf den Weg nach Hamburg, wo ſie ſich ſogleich nach England einſchifften. Walther und Marie folgten ihnen dorthin, nachdem ſie in Berlin ihre Angelegenheiten geordnet, und von Allem, was ſie daſelbſt feſthalten konnte, ſich losgemacht hatten; das fernere, hoffentlich glückliche Geſchick beider Paare, verliert ſich von nun an in Dunkelheit, denn ſie ſind nie wieder nach Deutſchland zurückgekehrt.

Die Herausgeberin dieſer Erzählung glaubt noch erklären zu müſſen, daß der Plan derſelben keineswegs ganz erdichtet ſey, ſondern daß, wie wenigſtens die Sage behauptet, in jenen Gegenden, vor ſiebenzig bis achzig Jahren, eine Ehe zweier vor dem Altar getrauter Freundinnen wirklich exiſtirt hat, die bei der Entdeckung derſelben für beide ſehr traurige Folgen nach ſich zog.

[illegible]

Ausflug
an den
Niederrhein und nach Belgien
im
Jahr 1828.

Von

Johanna Schopenhauer.

Erſter Theil.

Mit einer Vignette.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1831.

Mio

Rückblick.

Mit verdoppelter Eile rauſcht die Zeit im Alter an uns vorüber, Tage werden zu Wochen, zu Monaten, zu Jahren, ehe wir uns deſſen verſehen, während in der Kindheit die zwiſchen zwei Sonntagen liegenden Wochentage, die wir ſehnſuchtsvoll zählen, ſich uns zu einer kleinen Ewigkeit ausdehnen, bis endlich der erwünſchte Freudentag wieder herankommt, an welchem wir geputzt und ſchulfrei uns in kindiſchem Wohlleben feſtlich ergötzen dürfen.

Aber auch in anderer Hinſicht verdoppelt im Alter ſich uns das Leben; auf eine Weiſe, die gewiſſermaßen für den Verluſt uns entſchädigt, den wir durch die größere Eile, mit der die Zeit uns fortreißt, ſcheinbar erleiden; denn das längſt Vergangene wird beim leichteſten Anlaß in Erinnerungen uns wieder wach, deren lebensreiche und mannichfaltige Gebilde die langweilige Oede der Gegenwart uns freundlich verhüllen.

Dieſes fühlte ich recht lebhaft, als ich beim Antritt dieſer Reiſe, von Weimar aus, in Erfurt einfuhr und auf dem holprigen Steinpflaſter der ſchönſten und breiteſten Straße dieſer großen Stadt mich langſam hinſchleppen laſſen mußte. Was ich um mich her erblickte, eignete ſich eben nicht dazu, mir das kleinſte Intereſſe abzugewinnen; einige Bauerwagen, hin und wieder ein Paar Soldaten, Dienſtmädchen, Bettler, bedächtigen Schrittes ihren Geſchäften nachgehende Bürger, die vereinzelt in der ſehr breiten Straße, der Anger genannt, ſich dem Auge faſt verloren, konnten höchſtens nur beweiſen, daß die weitläuftige Stadt nicht völlig verödet und unbewohnt daſtehe, deren Bauart noch überall Spuren des regungsvollen, reichbewegten Lebens verräth, das in früheren Zeiten ſie zu einer der erſten in Deutſchland erhob.

Schon war ich im Begriff, über die unbarmherzigen Stöße recht ungeduldig zu werden, die ich in meinem ſonſt ganz bequemen Wagen auf dem unerlaubt ſchlechten Pflaſter alle Augenblicke erhielt, als mir, ich weiß nicht mehr durch welchen äußern Anlaß, meine Phantaſie zu Hülfe kam und mich um zwanzig Jahre zurück, in eine von uns ſchon mehr als halb vergeſſene Zeit verſetzte, deren man aber, nun die auf ihr ruhende Schmach von uns abgewälzt iſt, wohl gedenken mag; Bilder der Vergangenheit zogen an mir vorbei, über die ich jede gegenwärtige Unannehmlichkeit vergaß, und die mich noch viele Stunden weit über Erfurt hinaus begleiteten.

Gerade vor zwanzig Jahren, im Jahre 1808, welch ein buntes unermeßliches lebensreiches Gewühl drängte in dieſem nämlichen, jetzt ſo verödeten Raum ſich zuſammen, als der damals allmächtige Wille jenes Wunderbaren, der nun auch ſchon ſeit Jahren auf der Felſeninſel St. Helena vom ſeltſamſten Lebenstraume ausruht, Kaiſer und Könige, und was jene ereignißreiche Zeit an großen bedeutenden Männern nur zählte, wie durch ein Zauberwort ſich hier zu verſammeln berief!

Welch einen Anblick gewährte damals dieſe nämliche Straße, wie raſſelten die Räder der vier- und ſechsſpännigen prachtvollen Equipagen zwiſchen alle den vielen Tauſenden hin, die, von unwiderſtehlicher Schauluſt gefeſſelt, in ſteter Gefahr, von den vorübereilenden Wagen zerſchmettert zu werden, vom Morgen bis zum Abend hier ſtanden und zu den jetzt ſo ſpärlich bewohnten Häuſern hinaufſchauten, in der Hoffnung, irgend ein gekröntes oder ſonſt hochberühmtes Haupt, oder wohl gar den damaligen unumſchränkten Gebieter der Welt an den Fenſtern derſelben zu erblicken. Bürger und Bauern, Fremde aus allen Ländern, Hofherren in reichgeſtickten Galakleidern, deren bis dahin veraltete, jetzt wieder neu aufgefriſchte Form der jüngeren Welt faſt lächerlich auffiel, während ſie die älteren Frauen an die ſchönen Tage ihrer Jugendzeit erinnerte, polniſche Juden, vornehme Staatsmänner und Officiere, mit Orden und Sternen bedeckt, Bürgerfrauen, elegant geputzte Damen, Laſtträger, Bauerweiber mit ihren Körben auf dem Rücken wogten hier im wunderlichſten Gemiſch durcheinander und wurden von dem zu Fuß und zu Pferde mit klingendem Spiel zum Exerciren ausziehenden franzöſiſchen Militair ängſtlich zuſammengepreßt. Der ganze Anger, ſo lang und breit er auch iſt, die Häuſer, ja die große Stadt ſelbſt waren viel zu enge, um alle die Tauſende von Fremden bequem zu faſſen, die in jenen Tagen aus der Nähe und Ferne in dem ſonſt ſo ſtillen Erfurt ſich zuſammendrängten. Die vornehmſten und angeſehenſten Einwohner der Stadt waren rückſichtslos aus Küche und Keller, ſogar aus ihren eignen Zimmern in die ihrer Bedienten vertrieben, um dem Gefolge des franzöſiſchen Kaiſers Platz zu machen; die Beſitzer kleinerer Häuſer in abgelegneren Straßen freuten ſich hingegen der goldenen Ernte, die ganz unerwartet ihnen zufiel, und hätten ſich gern mit den lieben Ihrigen in ein Mausloch zuſammengeſchmiegt, um nur recht viele Zimmer an die zahlloſen Fremden zu vermiethen, die täglich von allen Seiten herbeiſtrömten. Alle Gaſthöfe waren längſt überfüllt und kein Unterkommen in denſelben mehr zu finden.

Napoleon hatte die berühmteſten Schauſpieler von Paris nach Erfurt entboten: Talma, die berühmte aber unſchöne Duchesnois, die bezaubernde Mars, die ſchöne George, die reizende Bourgoing zeigten ſich wöchentlich mehrere Male zur Unterhaltung der hohen Verſammlung in ihren beliebteſten Rollen. Ein kleines, in einem ehemaligen Jeſuiterkloſter vorgefundenes Theater war in aller Geſchwindigkeit mit franzöſiſcher Behendigkeit und franzöſiſcher Eleganz zu dieſem Zwecke eingerichtet worden. Und ſo war denn der Anblick aller dieſer gekrönten Häupter, dieſer weltberühmten Männer, deren Namen man unzählige Male in allen Zeitungen geleſen, von denen in minder bewegten Zeiten jeder einzelne, wo er auch immer ſich zeigte, die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregen mußte, dieſer war es nicht allein, was alle dieſe Fremden nach Erfurt zog.

Billets zu den Seitenlogen wurden bei jeder Vorſtellung an fremde und einheimiſche Damen vertheilt; aber zu dem Beſitz eines ſolchen zu gelangen, war ſelbſt für die in der Nähe wohnenden Damen von Weimar nicht leicht. Es gehörte dazu langes vielfältiges Correſpondiren mit unſern im Gefolge des Großherzogs von Weimar in Erfurt anweſenden Freunden, viel Bemühungen von Seiten dieſer, viel Protectionen, vom Kammerdiener an bis zu dem Herrn von Champagny hinauf, ehe ich und einige meiner Freundinnen ſo glücklich waren, die erfoderlichen Billets zu einer Vorſtellung des Trauerſpiels Oedipe zu erlangen, bei welcher Talma und die ſeit einem halben Jahrhundert als tragiſche Königin berühmte Raucourt in den Hauptrollen auftreten ſollten.

In mehrere Wagen vertheilt, fuhren wir erwartungsvoll nach Erfurt, lauter Frauen; denn an männliche Begleitung war für uns in jener Zeit nicht zu denken: politiſches Intereſſe, Schauluſt, oder auch die mit ihrer Stellung im Dienſte des Großherzogs von Weimar verbundene Pflicht hatte alle unſere männlichen Bekannten längſt fortgezogen. Glücklich kamen wir an, legten wohlgezählt unſre Billets in dem uns auf einige Stunden abgetretenen Zimmer nieder und verſuchten auszugehen; aber das furchtbare Gedränge in den Straßen trieb uns bald wieder zurück; in ſteter Gefahr, überritten oder überfahren zu werden, ſahen wir gar nichts, weil es eben zu viel zu ſehen gab.

Welch ein Schrecken ergriff uns, als wir nun unſre Billets zur Hand nahmen, um uns recht frühzeitig in das Theater zu begeben! in hinreichender Anzahl für uns alle hatten wir ſie zurückgelaſſen, und jetzt, wir mochten ſie überzählen, ſo oft wir wollten, immer waren deren zwei zu wenig. Starr vor Entſetzen blickten wir verſtummend einander an; daß zwei von uns für ihre Freundinnen ſich opfern und im einſamen Zimmer zurückbleiben mußten, war klar wie der Tag. Es war ein furchtbarer, großer Moment, die Zeit drängte, jede von uns fühlte in ihrem Herzen das Erhabene einer ſolchen unerhört edelmüthigen That; aber jede war auch geneigt, die Ehre der Ausführung derſelben der geliebten Freundin zu überlaſſen. Vergebens wurde jeder Winkel des Zimmers durchſucht, die Billets waren und blieben verſchwunden; vermuthlich hatte, mit Hülfe eines Hauptſchlüſſels, einer der Aufwärter im Hauſe ſich ihrer bemächtigt, um ſie unter der Hand zu verkaufen, denn es wurde damals ein bedeutender Handel mit ſolchen Billets getrieben, und Fremde, die ganz ohne alle Connexionen nach Erfurt kamen, bezahlten ſie oft mit mehr als einem Louisdor.

„Hätten wir nur ein Paar Officiere!“ ſeufzte endlich die jüngſte unter uns, die während des Congreſſes ſchon einmal in Erfurt geweſen war: „ein Officier mit einem Orden iſt hier im Theater eben ſo gut als ein Billet!“ Ein hellleuchtender Hoffnungsſtrahl drang mit dieſen Worten in unſre ſorgenerfüllten Gemüther; ein Paar Ritter, wie wir ſie bedurften, um uns bedrängte Damen aus dieſer Noth zu erlöſen, waren unter unſern in Erfurt eben anweſenden Bekannten bald aufzufinden, und ſo zogen wir denn mit erleichtertem Herzen und fröhlichen Muthes, mit und ohne Billet, am Arm unſerer Beſchützer dem Theater zu, kamen ziemlich wohlbehalten durch das es umwogende Gedränge, wurden oben an der Treppe von grimmigausſehenden Gardiſten empfangen und ohne Weiteres in mehrere Logen des noch faſt ganz leeren Hauſes vertheilt.

Mir und noch zweien von uns wurde die vordere Reihe einer Loge, ganz nahe an der Bühne, zu Theil, von der wir das Parquet deutlich überſehen konnten. Wir prieſen dankbar unſer ſeltenes Glück, indem wir recht bequem uns zurechtſetzten, aber unſre Freude währte nicht lange. Die Seitenlogen füllten ſich nach und nach bis zum Uebermaaß, auch die Thüre der unſrigen wurde aufgeriſſen; „comment," rief zürnend der über uns die Aufſicht führende Gardiſt oder Gendarme, ich weiß nicht recht, was er eigentlich war, aber grimmig und militairiſch genug ſah er aus: „comment, trois femmes sur trois chaises? il-y-a là bien de la place pour six," und damit ſchob er noch zwei Damen zwiſchen uns ein, in denen wir zum Glück zwei Bekannte aus der Umgegend von Weimar fanden.

Alle Logen, und auch die unſrige, füllten ſich immer mehr, wir wurden unbarmherzig zuſammengepreßt, ſo daß wir uns kaum noch regen konnten, die Hitze war zum Ohnmächtigwerden, doch dazu hatte jetzt keine von uns Zeit; die hohe Bedeutſamkeit des großen Schauſpiels, das allmälig im Parquete ſich vor uns entwickelte, nahm Geiſt und Sinne dermaßen gefangen, daß wir darüber das Unbequeme unſerer Stellung völlig vergaßen.

Nahe vor der Bühne waren im Parquet zwei Fauteuils für die beiden Kaiſer, und neben dieſe zu beiden Seiten gewöhnliche Stühle für die Könige und regierenden Fürſten geſtellt. Der Raum hinter denſelben begann nun ſich zu beleben. In Galakleidern, mit Orden und Sternen überdeckt, traten berühmte Staatsmänner und Generale, aus faſt allen europäiſchen Ländern, in das Parquet, lauter Männer, deren damals auf allen Zungen ſchwebende Namen ſchon jetzt größtentheils der Geſchichte anheimgefallen ſind. Die von Gold ſtarrenden Uniformen, der nicht zu verhehlende Uebermuth, welcher ſowohl in jeder ihrer Bewegungen, als in ihren lebhaften, größtentheils ſehr markirten Geſichtszügen ſich deutlich ausſprach, zeichnete die Franzoſen vor den ernſteren prunkloſen Deutſchen merklich aus. Berthier, Soult, Caulincourt, Savary, Lannes, Duroc und noch viele Andere von gleicher Bedeutſamkeit ſtanden da in dichten Reihen; der Abglanz der Herrlichkeit ihres Kaiſers verklärte auf eine ganz eigenthümliche Weiſe das Geſicht eines jeden unter ihnen, und mitten unter dieſen ſtand Göthe, mit dem vollen Ausdruck unerborgter ſtiller Hoheit und Würde in den edlen Zügen, und neben ihm Wieland's ehrwürdige Geſtalt. Der Großherzog von Weimar, der, ihre Nähe ungern entbehrend, Beide zu ſich nach Erfurt geladen, der geiſtreiche, von ſeiner Zeit zu wenig anerkannte Herzog von Gotha, mehrere deutſche Fürſten und königlichen Häuſern nahverwandte Prinzen geſellten ſich zu jenen Beiden und bildete neinen Kreis um ſie her, wie ihn die Welt ſobald nicht wiederſehen wird.

Draußen wurde die Trommel gerührt; der Kaiſer kommt! ging es flüſternd durch die Reihen in dem übervollen Hauſe. „Bêtes que vous êtes, que faites vous, ce n'est qu'un roi," donnerte die zürnende Stimme des commandirenden Officiers, und ein deutſcher König trat ins Parquet, noch drei folgten ihm nach und nach, die Könige von Sachſen, von Baiern, von Würtemberg traten ſtill und prunklos herein, der weit ſpäter ihnen folgende König von Weſtfalen überſtrahlte ſie alle im ſchimmernden Glanze der reichen Stickerei und der Juwelen. Auch Kaiſer Alexander erſchien in ernſter hoher Majeſtät; die große Loge dem Theater gegenüber erglänzte im blendendſten Schimmer; in der Mitte derſelben thronte die Königin von Weſtfalen, mit Diamanten überſäet, neben ihr leuchtete wie ein Stern die Großherzogin von Baden, die ſchöne Stephanie, durch Anmuth und Grazie den blendenden Glanz des reichen Schmuckes bei weitem überſtrahlend, den ſie trug. Einige zum Beſuch gekommene deutſche Fürſtinnen ſaßen jenen Beiden zur Seite, den Hintergrund der Loge füllten die zum Hofſtaat gehörenden Damen und Herren. Das geblendete Auge vermochte kaum den von ihr ausgehenden Gold- und Juwelenſchimmer zu ertragen.

Auch Talleyrand zeigte ſich jetzt in der dem vordern Theil des Parquets dicht zur Seite angebrachten kleinen Parterreloge, die für ihn eingerichtet worden war, weil ſeine misgeſtalteten Füße ihm nicht erlaubten, lange zu ſtehen. Kaiſer und Könige ſtanden vor der Brüſtung derſelben, um ſich mit dem ganz bequem Daſitzenden zu unterhalten. Alles war verſammelt, nur er allein, der alle dieſe Großen und Hohen hiehergeladen, fehlte noch und ließ lange auf ſich warten.

Endlich wirbelten draußen die Trommeln mit verdoppeltem Getoſe, Aller Augen wandten dem Eintritt ſich zu, in ſtiller, faſt ängſtlicher Erwartung. Die wunderbarſte, unbegreiflichſte Erſcheinung jener wunderbaren, unbegreiflichen Zeit zeigte ſich endlich. Schmucklos wie immer, faſt zu einfach, in ſeiner gewöhnlichen Kleidung, wie man in jedem Bilderladen ihn abgebildet ſieht, begrüßte Napoleon ziemlich obenhin die anweſenden Monarchen, die ſo lange auf ihn hatten harren müſſen, und nahm zur Rechten des ruſſiſchen Kaiſers ſeinen Armſtuhl ein. Seine kurze, etwas unförmlich gewordene Figur contraſtirte auffallend mit Kaiſer Alexanders hoher, männlichſchöner Heldengeſtalt. Auch dieſes Götterbild iſt nun dahin.

Die vier Könige vertheilten ſich auf ihren nicht ſehr bequem ſcheinenden Stühlen ohne Seitenlehne, und das Schauſpiel begann. Doch vergebens bot Talma alle ſeine Kunſt auf, Jokaſte-Raucourt, deren

Schönheit und Talent ſchon vor 50 Jahren den Baron Grimm in Paris entzückte, jammerte vergebens über das gröbliche Unheil, das ihre „foibles appas“ angeſtiftet, wir hatten nur Augen und Sinn für das Parquet dicht vor uns. Die Gendarmes an unſerer Logenthüre gaben ſich indeſſen alle Mühe, unſerer vernachläſſigten Erziehung nachzuhelfen und uns während der Zwiſchenacte zu einem ſchicklichen Betragen in Gegenwart des Herrn der Welt anzuhalten; „a bas la lorgnette, l'empereur ne le vaut pas!“ rief einer von ihnen, über alle hinter uns ſitzende Damen ſich hinbeugend, uns zu: tenez vous droite, n'allongez pas le cou, l'empereur n'aime pas cela! rief ein anderer. Es war viel, aber wir nahmen uns ein Beiſpiel an den Königen und Fürſten dicht vor uns und ertrugen geduldig die franzöſiſche Impertinenz, weil wir eben für den Augenblick es nicht abändern konnten.

Gleich bei der Expoſition der vielleicht hundertmal von ihm geſehenen Tragödie hatte Napoleon ſich indeſſen in ſeinem Lehnſtuhl recht bequem zurückgelehnt und war feſt eingeſchlafen. Daß dieſes zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht von ſeinem bloſen Wollen abhing, iſt bekannt; Augenzeugen verſichern, daß er ſelbſt mitten in einer entſcheidenden Schlacht ſich vorſätzlich auf eine oder ein Paar Stunden dem Schlaf ergab, um neue Kräfte zu ſammeln, und immer zu der von ihm in voraus dazu beſtimmten Zeit von ſelbſt wiedererwachte. Heute aber hatte er beim Exerciren ſeiner Truppen ſich viele Stunden lang im freien Felde ermüdet.

Den Furchtbaren, Gewaltigen ſo aufgelöſt im ſanfteſten Schlummer, ſo ganz aller ſeiner, das Glück oder Unheil einer halben Welt beſtimmenden Pläne vergeſſend zu ſehen, machte auf uns einen ganz eignen ergreifenden Eindruck. Wir konnten nicht aufhören ihn mit ſcheuer Verwunderung zu betrachten; denn es liegt nun einmal in der menſchlichen Natur, bei ausgezeichneten Menſchen gerade durch das Allernatürlichſte, wodurch ſie Andern ſich völlig gleichſtellen, ſich in Erſtaunen verſetzen zu laſſen, als wäre dergleichen etwas ganz undenkbar Unerwartetes. Die dunkle Uniform des auf der andern Seite neben ihm ſitzenden Kaiſers von Rußland erhob auffallend Napoleons antik-ſchönes Profil, indem ſie demſelben zum Hintergrunde diente. Das tiefe, düſterglühende Auge war von den Augenliedern dicht verſchleiert, die ſchmalen Lippen noch feſter als gewöhnlich geſchloſſen; er lag augenſcheinlich ſo harmlos, ſo wehrlos da, wie jeder andere Schlafende; und in ſolcher Umgebung!

Zwanzig Jahre ſind ſeitdem an uns vorübergezogen; welch eine kurze Spanne Zeit, kaum daß ſie den dritten Theil eines gewöhnlichen kurzen Menſchenlebens umfaßt. Zwanzig Jahre! wie wenig ſcheinen ſie, wenn ſie durchlebt ſind, und welchen gewaltigen Umſchwung hat dennoch dieſes Fünftel eines Seculums der Welt gegeben. Wie iſt doch Alles ſo ganz anders in ihr geworden, als man es damals kaum zu träumen wagte. Wir Alle ſollten nur recht oft den Blick rückwärts, der uns zunächſtliegenden Vergangenheit zuwenden, um der Gegenwart ihr volles Recht angedeihen zu laſſen und jeder Unzufriedenheit mit ihr vorzubeugen.

Aber wie furchtbar hat auch in jener Handvoll Jahren die Sichel der Zeit gemäht, und welche große Ernte iſt ihr anheimgefallen!

Wo ſind die Könige, die Gewaltigen, die Großen alle hin, die hier verſammelt waren, wohin er ſelbſt, der ſie zuſammenrief! Er ſchläft am meerumbrauſten Felſen den langen Schlaf.

Kaiſer Alexanders kurzes ſchönes Leben iſt beendet, die Könige von Sachſen, von Baiern, von Würtemberg ruhen in ihren Marmorgräbern, nur der ehemalige König Hieronymus hat ſie alle überlebt; doch wer gedenkt noch ſeiner? mit ſeinem bunten fantaſtiſchen Feenreich iſt auch ſein Andenken zerſtoben wie ein Morgentraum.

Die Großherzogin von Baden, die ſchöne Stephanie, betrauert ſchon ſeit Jahren den in der Blüthe des Lebens ihr entriſſenen Gemahl; der Herzog von Gotha, der nur keinen Fürſtenhut hätte tragen ſollen, um durch Geiſt, Gemüth und Talent die Welt zu entzücken, auch er iſt dahin, ſein Stamm erloſchen; auch Karl Auguſt von Weimar, der Unvergeßliche, lebt nur noch im Angedenken der Seinen und in der Geſchichte, die ſeinen Namen auf die ſpäteſte Nachwelt bringen wird. Und wie viel große, bedeutende, für alle Zeiten berühmte Namen von Männern, die damals noch in rüſtiger Lebenskraft hier beiſammenwaren, könnten dieſe Todesliſte noch vermehren!

Talma, deſſen bedeutendes Talent damals ſie alle erfreute, auch er iſt ſeitdem von der Bühne des Lebens abgetreten. Wieland's heiterlächelndes Auge iſt geſchloſſen, er ſchläft neben ſeinen ihm vorangegangenen Lieben, unter dem grünen Hügel in Osmannſtedt, den er ſich ſelbſt zur letzten Ruheſtätte erkoren, und hat die große Zeit, nach der ſein Herz ſich ſehnte, ohne an ihre Möglichkeit zu glauben, nicht mehr erlebt. Göthe lebt uns noch, in ungebeugter Kraft, und möge ein günſtiges Geſchick ihn uns noch lange ſo erhalten!

Frankfurt.

Das Pfingſtfeſt.

Im Frühlinge, zur ſchönen Zeit des fröhlichen Pfingſtfeſtes, wenn die Nachtigall in Blüthenbäumen ſingt, und der Städter hinauszieht, um ſich von dem Erwachen der Natur zu überzeugen, muß man dieſe altberühmte Stadt ſehen, um ein recht lebendiges anſchauliches Bild ihrer glücklichen Lage und des lebensluſtigen Frohſinns, der Wohlhäbigkeit, des wohlerhaltenen, echt reichsſtädtiſchen Geiſtes ihrer Bewohner mit ſich zu Hauſe zu nehmen.

Die weite, von blauen Gebirgen umkränzte Ebene, in deren Mitte Frankfurt gleich einer Königin thront, iſt ſchon an und für ſich ein unabſehbar großer Garten; ſchattiges Gehölz, Obſtbäume aller Art, deren weitſichausbreitende, hochemporſtrebende Kronen der Bewohner des nördlichen Deutſchlands mit Bewunderung anſtaunt, Weingärten, Fruchtfelder wechſeln in demſelben auf das anmuthigſte; die weißen mit Bäumen beſetzten Chauſſeen, die durch ihn hin zu den vielen Städten, Flecken und Dörfern führen, welche ihn beleben, gleichen Spaziergängen, und mitten durch alle dieſe Herrlichkeit windet ſich der ſchöne, ſtill-ruhige Mainſtrom mit den kleinen Schiffen und Nachen, die auf den bläulichen, ſilberhellen Fluthen dem vorgeſetzten Ziele gefahrlos und ſicher zuſchweben.

Schon in ziemlicher Entfernung von der Stadt bilden die vielen Hunderte von Gärten, welche die zum Theil großen und prächtigen, immer aber netten und zierlichen Landhäuſer der Bewohner von Frankfurt umgeben, einen die Stadt umſchließenden Blüthenhain, der immer voller und dichter erſcheint, jemehr man derſelben ſich nähert, bis endlich, dicht vor ihren Thoren, nur noch die Chauſſee ihn von den köſtlichen Anlagen trennt, die gleich einem rieſengroßen, prächtig blühenden Blumenkranz Frankfurt umfrieden.

Fremde und einheimiſche Bäume und Geſträuche, in voller Blüthenpracht, von Nachtigallen und zahlloſen Singvögeln belebt, alle Arten von Jasmin, Roſen, blühende Orangenbäume, die ſchönſten, zum Theil ſeltenſten Blumen bilden dieſen Kranz, umduften und umſchatten die anmuthig geſchlungenen Pfade, die mit ſinniger Wahl angebrachten Gartenbänke, die kleinen dichtbegrünten Grasplätze, auf welchen muntere, geſunde und wohlgekleidete Kinder, unter der Aufſicht ihrer Wärterinnen, ungehindert ihr luſtiges Spiel treiben. Alles, was hier wächſt, erfreut durch das fröhlichſte Gedeihen, kein verkümmerter Strauch, keine zwiſchen Leben und Sterben matt hinvegetirende Pflanze iſt zu erblicken. In keinem fürſtlichen Park können die reinlichen Kieswege, die teppichähnlichen Grasplätze, die netten weißangeſtrichenen Gartenbänke beſſer gehalten werden als hier. Ueberall bemerkt man das friedliche Walten der Ordnung und Reinlichkeit liebenden Bürgerſinnes, der dieſe ſchöne Anpflanzung ſchuf und als ſein Eigenthum ſchonend beſchützt. Sie ſteht Allen offen, dennoch wird kein Baum beſchädigt, keine Blume, kein Blättchen abgebrochen, und doch erblickt man nirgends Wächter, die dazu angeſtellt wären, ſie vor frevelnden Händen zu bewahren.

Das Pfingſtfeſt, wie es in Frankfurt gefeiert wird, iſt das fröhlichſte Volksfeſt, im echteſten Sinne des Wortes. Von außen wird nichts hinzugethan, weder von hoher Hand angeordnete Feten, noch ein Tanz, **par ordre de mufti**, auf öffentlichen Plätzen. Keine ſauern Weine ausſprudelnde Fontainen ſind zu erblicken, kein **Arbre de cocagne**, mit Schinken und Würſten geziert, keine an hohen ſchlüpfrigen Maſtbäumen aufgehängte, in Todesangſt ſchreiende Gänſe. Das Volk iſt es, das ſich ſelbſt dieſes Feſt gibt, und zwar mit einer Herzensfreudigkeit, einem innigen Wohlbehagen, die kein Kaiſer oder König mit dem größten Geldaufwande hervorzuzaubern vermag.

Kaum iſt die liebe Weihnachtszeit vorüber, ſo fängt auch Jung und Alt ſchon an ſich auf das Pfingſtfeſt zu freuen; um Oſtern herum werden ſchon die Wochen, endlich ſogar die Tage gezählt, die bis zu demſelben noch vergehen müſſen. In der Woche vor Pfingſten hat kein Kind mehr einen andern Gedanken als an das nahe Feſt, kein Mitglied des in Frankfurt vorzüglich glücklichen Mittelſtandes, keine Hausfrau, kein Handwerker, ſogar kein Schneider und keine Modiſtin zu irgend etwas Anderm Zeit, als zu Vorbereitungen auf die langerſehnte Freude, die alljährlich wiederkehrt und alljährlich mit dem nämlichen Entzücken empfangen wird.

Und worin beſteht denn eigentlich dieſes Feſt? Es iſt das einfachſte und in gewiſſer Hinſicht zugleich das rührendſte, das man ſich denken kann, die ſchönſte Frühlingsfeier. Die Leute ziehen hinaus ins Freie, das iſt es Alles; Mann und Frau, mit Allem, was zu ihnen gehört, ſogar der Säugling in der Wiege wird, wo möglich, mitgenommen, um drei Tage lang, vom Morgen bis zum Abend im Grünen der Wiederkehr der lieben ſchönen Sommerzeit ſich zu erfreuen. Wer ein neues Kleid, ein neues Halstuch, einen neuen Hut, oder auch nur ein Paar neue Schuhe beſitzt, zieht in dieſen drei Tagen ſtattlich damit einher, und nur Wenige ſind ſo unglücklich, nichts von allen dieſen Herrlichkeiten aufweiſen zu können, denn ſchon lange vorher wird jedes neue Kleidungsſtück für dieſes Feſt zurückgelegt.

Aber hinausziehen muß man dieſe geputzten Glücklichen ſehen, die frohen, zufriedenen Geſichter, und wie ſie hernach, im Grünen gelagert, die, größtentheils von Hauſe mitgebrachten, Gaben Gottes zu genießen wiſſen; denn was die Familien an Speiſe und Trank zu verzehren denken, wird gewöhnlich in Handkörben oder ſonſt zierlich eingepackt von ihnen mit hinausgetragen, und jedes Mitglied derſelben nimmt gern einen Theil der freudebringenden Laſt auf ſich. Alles dieſes muß man ſehen, um die hohe Freude dieſes Feſtes zu begreifen und mitzuempfinden.

Gewöhnlich iſt der milde Himmel dieſes gemäßigten Klimas der Pfingſtfreude günſtig, aber ſogar ein ziemlich derber Regenſchauer vermag nicht leicht ſie ganz zu Waſſer zu machen. Verdorbene neue Hüte und Hauben bringen zwar für den Augenblick einiges Herzeleid, aber dieſes Völkchen iſt in ſich zu fröhlichen Herzens und größtentheils auch zu wohlhabend, um ſich auf die Dauer über ſolche kleine Unfälle zu betrüben, die ſogar ſpäterhin der Freude etwas Pikantes geben, wovon noch lange geſprochen wird. Mancher komiſche Umſtand, der bei ſolchen Gelegenheiten nie ausbleibt, wird herzlich belacht, man findet, daß der erlittene Schaden doch nicht ganz unwiederherſtellbar ſei, und daß die Sache noch weit übler hätte ablaufen können. Kurz, es iſt ganz Das, was die Franzoſen **le bonheur allemand** nennen, indem ſie behaupten, daß jeder von uns, der ein Bein bricht, hinterdrein ſpricht: „es iſt doch ein Glück, daß ich nicht beide Beine oder gar den Hals gebrochen habe“.

Der erſte Feiertag gehört zur Hälfte dem Gottesdienſt, der, beſonders an hohen Feſten, nicht leicht verſäumt wird, erſt in den frühen Nachmittagsſtunden zieht aus allen Thoren der Stadt die feſtlich geputzte fröhliche Schar hinaus, um ſich in alle den zahlreichen Vergnügungsorten zu vertheilen, die in der Nähe ſich ihr bieten. Alle Gärten, ſowie die zu ihnen führenden Chauſſeen und Fußpfade wimmeln von Menſchen. In den Gärten der zahlreichen Gaſthöfe ſtößt ein Tiſch an den andern, keine Bank, kein Stuhl, kein Grasplatz bleibt unbeſetzt, und aus der Kleidung der Gäſte leuchtet der höchſte bürgerliche Wohlſtand, aus ihren Geſichtern die behaglichſte Zufriedenheit uns entgegen. Ueberall erſchallt Muſik; Geigen und Drehorgeln, Harfenmädchen und Flötenſpieler klimpern und fiedeln und ſingen nach Herzensluſt, die hin und her rennenden Kellner, die flinken Wirthshausmädchen, die Kuchenbäcker, die Obſtverkäuferinnen wiſſen vor Geſchäftigkeit nicht mehr, wo ihnen der Kopf ſteht, haben nicht Hände genug, um die nach Kaffee, Wein, Backwerk und Cyder verlangenden Gäſte zu bedienen, nicht Beine genug, um überall hinzulaufen, wo ihre Gegenwart verlangt wird.

So vergehen die heiter genoſſenen Stunden; mit dem einbrechenden Abende wogt die fröhliche bunte Schar, noch dichter gedrängt als früher am Tage, den Stadtthoren wieder zu und gewährt einen unbeſchreiblich erheiternden Anblick. Der frankfurter Bürger liebt Ordnung und läßt auch in der Freude ſich nicht leicht zum ſtörenden Uebermaße verlocken. Kein wüſtes Geſchrei beleidigt das Ohr, man ſieht es hin und wieder den etwas höher gerötheten Geſichtern wohl an, daß ſie es ſich haben wohlſein laſſen im Grünen, aber einen eigentlich Betrunkenen wird man nicht leicht unter ihnen erblicken. Jeder eilt zufrieden ſeiner Wohnung zu, denn jeder hat noch außer Speiſe und Trank gefunden, wonach ſein Herz verlangte; der Hausvater gute Freunde, mit denen er Stadtangelegenheiten und politiſche Welthändel erwägen konnte, die Frauen gute Freundinnen, um ſich über ihre und ihrer Nachbarn häusliche Angelegenheiten mit ihnen zu berathen, die Kinder haben zwiſchen alle den Tiſchen und Bänken ſich müde gejauchzt und gejagt, die junge Welt fand Gelegenheit genug, zu ſehen und geſehen zu werden, und nicht ſelten gewährte der freundliche Zufall, daß dem Liebenden begegne ſein Glück.

Am Pfingſtmontage zieht, wer es nur immer möglich machen kann, nach dem unfern Hanau belegenen Wilhelmsbad hinaus; für den nicht ganz rüſtigen Fußgänger macht der weitere Weg ſchon einen Wagen oder einen, ſtromaufwärts freilich ſehr langſam fahrenden, Nachen nothwendig, aber man richtet ſich ein, die Alten und Maroden fahren, die Jungen und Behenden gehen, und die Freude erleidet dadurch keinen Abbruch. Die weitläuftigen Anlagen des ſchönen Parks, die Anſtalten zu ländlichen Spielen, die Kegelbahnen, das Carrouſel, die Schaukeln, die man in demſelben findet, bieten einen neuen Wechſel von Vergnügungen, und bei günſtiger Witterung ſtrömen mehrere Tauſend von Frankfurt aus ihnen zu.

Dem Umfange und der Häuſerzahl nach darf Frankfurt keineswegs zu den großen, eigentlich nur zu den größern Mittelſtädten in Deutſchland gezählt werden, aber daß es zu den volksreichſten gehört, wird an dieſem Tage vorzüglich bemerkbar.

Die ſechs bis achttauſend Einwohner, die an demſelben in den weiten Schattengängen von Wilhelmsbad ſich zuſammendrängen, werden auf den Promenaden und in den Gärten rings um Frankfurt her gar nicht vermißt, überall erblickt man die nämliche bunte und zahlreiche Menge ſich bewegen, wie am vorigen Tage, ſelbſt die Straßen innerhalb der Stadt erſcheinen nicht ganz ſo verödet und menſchenleer, wie ich bei ähnlichen Gelegenheiten ſie in Berlin geſehen habe, und Abends iſt ſogar das Theater mit Zuſchauern angefüllt.

Der dritte Feiertag, der aber auch hier in kirchlicher Hinſicht keiner mehr iſt, bildet zuletzt den höchſten Lichtpunkt des ſchönen Feſtes, an welchem die Freude ihren höchſten Gipfel erreicht. Er iſt die eigentliche Frühlingsfeier, denn ſchon am Morgen ziehen Tauſende hinaus, dem nicht weit entfernten, im friſch grünenden Kleide prangenden, Walde zu, in deſſen Mitte das Forſthaus, eines der beſten und beſuchteſten Gaſthäuſer in der ganzen Umgegend, liegt. Die Tiſche und Bänke rings um daſſelbe her, ſo groß ihre Anzahl auch iſt, vermögen heute nicht alle die herbeiſtrömenden Gäſte zu faſſen, auch werden ſie den ſpäter Nachmittags Folgenden willig überlaſſen, denn heute gilt es ganz im Grünen, ganz in der freien Natur ſich für den Tag anzuſiedeln. Viele Hundert mehr oder weniger wohlbeſetzte Familienzirkel bilden ſich, unter jedem dazu Raum gewährenden Baum, unter jedem ſchattigen Buſch wird offene Tafel gehalten, jeder etwas erhöhte Raſen wird zum Tiſch, über den die für die Ihrigen und ihre Gäſte ſorgende Hausmutter ihr feinſtes weißeſtes Tiſchtuch ausbreitet, ihn in lockender Ordnung mit dem Beſten; was Haus und Keller zu liefern vermochten, beſetzt und ihn triumphirend betrachtet, wenn es ihr gelingt, dabei einen noch vortrefflicheren Braten, einen noch größern und ſchönern Kuchen, noch beſſeres Tiſchgeſchirr aufweiſen zu können, als die Frau Nachbarinnen, die, wenn ſie mit ihren Anordnungen fertig ſind, herumſpazieren, um, mit ſcharfem Blick Alles prüfend und erwägend, die der übrigen Frauen zu betrachten. Endlich lagert ſich Alles zu Freude und Wohlleben, und der Wald wird zum Luſtlager, im eigentlichſten Sinne des Worts. Jede häusliche Sorge iſt daheim geblieben, Gläſerklang und Geſang, Scherz und Lachen füllen die Luft, Alles iſt Leben und Freude, die Kinder jauchzen, die Vögel ſingen, Trompeten, Geigen und alle erdenklichen Inſtrumente ſchmettern und klingen im Gebüſch, bis jeder Raſenplatz zum Tanzplatz wird, auf welchem die Jugend im luſtigen Walzer ſich dreht.

In der Abendkühle kommt die vornehmere Welt in ihren, eine langſam ſich fortbewegende lange Reihe bildenden, Equipagen angefahren, um die Volksfreude mit anzuſehen, und ſie hat Recht. Der Anblick der von zehn bis zwölftauſend wohlgekleideten fröhlichen Menſchen belebten, von der Abendſonne vergoldeten hohen Laubgewölbe iſt wol der Mühe werth, ſich eine Stunde lang im langſamſten Schritt durch die den Wald durchkreuzenden Fahrwege hinſchleppen zu laſſen, und das Vergnügen, Bekannte zu ſehen und von ihnen geſehen zu werden, genießt man noch obendrein. Aus jedem Gebüſch leuchten roſige Wangen, helle glänzende Augen, glückliche Geſichter hervor, die Tanzenden, die Ruhenden, die Gehenden bilden die maleriſchten Gruppen von der Welt; heitere, lebendige, mitunter auch humoriſtiſche, wie man ſie immer ſich nur wünſchen kann; jeder Genremaler, auch wohl Karikaturenzeichner, der mit ſeiner Mappe unterm Arm an dieſem Tage hierher wandert, kann verſichert ſein, ſie Abends mit den intereſſanteſten Skizzen bereichert zurücktragen zu können, nur möchte ich ihm rathen, es ſo einzurichten, daß Niemand gewahr werde, was er eigentlich treibt.

Mit dem ſinkenden Tage endet abermals die allgemeine Luſt und überhaupt das ganze Feſt; doch die Erinnerung an die genoſſenen Freuden wirkt noch zu lebhaft, um ſogleich in das gewohnte Gleis der Lebensbahn wieder zurückkehren zu können; manche ſtillere Nachfeier wird noch gehalten, bis mit dem Eintritt der neuen Woche die gewohnte häusliche Ordnung in ihre vollen althergebrachten Rechte wieder eintritt.

Tages Arbeit, Abends Gäſte,
Saure Wochen, frohe Feſte,

iſt und bleibt das Loſungswort dieſer glücklichen Bürger.

Unglaublich iſt es, wie durch neue Bauten das Innere der Stadt Frankfurt alljährlich ſich verſchönert; ſchon jetzt darf ſie theilweiſe zu den ſchönſten Städten in Deutſchland ſich zählen, ohne dadurch die ſie vorzüglich charakteriſirende alterthümliche Würde ganz zu verlieren. Die im reichsſtädtiſchen Sinn mit ſolider Pracht errichteten alten wohlerhaltenen Gebäude thun den neuern, größtentheils in gefälligem einfachen Styl erbauten, keinen Abbruch, und leiden auch keinen durch ſie. Das Ganze gewinnt dadurch eine gewiſſe belebende Mannichfaltigkeit, die man in neuen, nach Maaß und Schnur regelrecht angelegten, Städten vermißt, und die gewiß Niemand durch die jetzt vorherrſchende Modernität völlig verdrängt ſehen möchte.

Der hier weit mehr, als man es von einer Handelsſtadt erwarten ſollte, verbreitete Sinn für die Kunſt erfreut mich immer von Neuem, ſo oft ich Frankfurt wiederſehe. Auch außer dem Städel'ſchen Kunſtinſtitut beſitzt dieſe Stadt einen in viele Hände verſtreuten Schatz von Gemälden, werthvollen Kupferſtichen, Handzeichnungen berühmter Meiſter, die, wenn ſie alle auf einem Punkt zuſammengebracht wären, eine Galerie bilden würden, wie, Berlin, Dresden und München ausgenommen, nur wenige Reſidenzen in Deutſchland ſie aufweiſen können.

Die Welt weiß wenig von dieſen Kunſtſchätzen; nicht weil die Eigenthümer derſelben ſie nicht zu würdigen verſtänden, oder ihr erkauftes oder ererbtes Anrecht an dieſelben, nach dem Beiſpiel der reichen Engländer, dadurch geltend zu machen ſuchten, daß ſie engherzig dieſelben für ſich allein aufbewahrten. Sie hängen im Gegentheil mit oft von ihren Urgroßvätern auf ſie vererbter Kunſtliebe an ihren Gemälden, ſie wenden zuweilen nicht unbedeutende Summen daran, noch lebenden Künſtlern durch Ankauf ihrer beſſern Kunſtwerke die Fortſetzung ihres gelingenden Strebens zu erleichtern; aber daß ſie wenig geneigt ſich bezeigen, jedem ſchauluſtigen Fremden ihr Haus und ihre eignen Wohnzimmer zu öffnen und ſich dadurch in ihrer häuslichen Ordnung ſtören zu laſſen, darf ihnen wol Niemand verdenken, der da weiß, welch eine Schar derſelben täglich, ja ſtündlich, durch Frankfurts Thore aus- und einzieht. Dem echten Kunſtkenner, wie dem wirklich warmen Kunſtfreunde wird der Zugang zu dieſen Schätzen nie ſchwer gemacht, ſondern vielmehr mit der größten Freundlichkeit und wirklicher Liberalität ihm eröffnet. Nur daß ſie in ſo viele Hände vereinzelt ſind, verbirgt ihr Daſein der kunſtliebenden Welt und verurſacht, daß der reiſende Kunſtfreund oft erſt dann, wenn er Frankfurt längſt im Rücken hat, von ihrer Exiſtenz etwas erfährt.

Unerachtet meiner oft wiederholten Anweſenheit in Frankfurt darf ich doch nicht behaupten, auch nur die Hälfte derſelben geſehen zu haben, und doch ſuchte ich jede Gelegenheit dazu zu ergreifen. Die Krone von allen Gemälden, die ich hier geſehen, und wahrſcheinlich von allen hier befindlichen, bleibt aber unſtreitig ein großes Altargemälde von Anton van Dyk, eine Abnahme vom Kreuz, im Beſitz des Herrn Senator Brentano, der für daſſelbe ein eignes kapellenartiges Zimmer hat bauen laſſen, in welchem nur dieſes einzige Gemälde aufgeſtellt iſt und, von oben beleuchtet, im vortheilhafteſten Lichte ſich zeigt.

Die Sage geht, daß van Dyk während ſeines Aufenthalts in Mainz dieſes Gemälde auf Beſtellung des damaligen Kurfürſten für denſelben angefangen hat. Als es ſeiner Vollendung ganz nahe war, fing man an nach dem Preiſe deſſelben ſich zu erkundigen, ſand den dafür geforderten zu hoch und begann Verhandlungen über denſelben anknüpfen zu wollen, die den edeln Meiſter tief in der Seele verletzten. Gerechten Zorn in der Bruſt, begab er ſich fort und ging in ein naheliegendes Kloſter, wo er von den frommen Vätern ein Mittagseſſen begehrte. Dieſe kannten ihn wohl und bewirtheten ihn freudig mit aller ihm gebührenden Hochachtung und Sorgſamkeit, ſo gut ſie es nur immer vermochten. Beim Weggehen verſprach der Meiſter ihnen dafür ein Gaſtgeſchenk, und ſandte ihnen bald darauf dieſe herrlichſte Schöpfung ſeines tiefen edeln Gemüths wie ſeiner kunſtgeübten Hand, die ſie lange Zeit als ein hochgehaltenes Heiligthum bewahrten.

Später, zur Zeit der Belagerung von Mainz, wurde dieſes unſchätzbare Gemälde nach Wien geflüchtet, wo ſeitdem der jetzige Beſitzer für einen vermuthlich weit höheren Preis es an ſich brachte, als der geweſen iſt, welchen der Meiſter damals von dem Kurfürſten dafür gefordert haben mag.

Noch nie hat ein Kunſtwerk einen tiefern, großartigeren Eindruck auf mich gemacht als dieſes; mit klarem Sinn, von frommem Ernſt tief im Gemüthe ergriffen, ſteht man davor, aber das Wort findet keinen Ausweg aus der Bruſt, und es wird unmöglich, Das, was man empfindet, ſogleich auszuſprechen.

Im nämlichen Augenblick, in welchem der Heiland aufhörte zu athmen, iſt er vom Kreuze heruntergenommen, die Glieder ſind unter der kalten Hand des Todes noch nicht völlig erſtarrt, die Leichenfarbe hat noch nicht über die edle Geſtalt ſich verbreitet, und in faſt ſitzender Stellung, die ſchönen Füße zum Bilde hinausgekehrt, ſcheint er, an ſeinen Liebling Johannes gelehnt, zu ruhen, der nicht mehr weint, weil die Natur dem grenzenloſen Schmerz keine Thräne mehr gewährt; früher vergoſſene ſcheinen einzeln und ſchwer noch an den müden Augenwimpern zu hängen.

Ein Knabe blickt halb verdeckt neben Johannes hervor, wahrſcheinlich um den Raum zu füllen und einen Uebergang zu der links neben ihm emporragenden kräftig ſchönen Geſtalt des Apoſtel Petrus zu bilden.

Der ganze Himmel iſt mit dunkeln Wolken dicht umzogen, die Sonne möchte hervorbrechen, um den todten Heiland und deſſen hinter dieſem, gerade in der Mitte des Gemäldes ſtehende Mutter klar zu umſtrahlen; aber vergebens, Beide beleuchtet nur ein hellerer Schein des umdüſterten Tageslichts. Aber wo ſoll ich den rechten Ausdruck finden, um von der wunderbaren Erſcheinung der göttlichen Mutter nur eine einigermaßen deutliche Idee zu geben, von dieſer antikſchönen, großartigen Geſtalt, würdig die Mutter eines Gottes, die Königin aller Himmel zu ſein! Sie klagt, ſie weint nicht mehr, ſie hat Uebermenſchliches ertragen, ihr großer Schmerz über irdiſchen Jammer ſie erhoben und höheren Weſen ſie zugeſellt; aber ihre geöffnet weitausgebreiteten Hände, ihr dem Himmel zugewandter Blick ſcheinen den Ewigen zu fragen, ob endlich nun Alles vollbracht, ob ſein Zorn nun endlich verſöhnt ſei.

Neben dem ganz natjonell, aber unbeſchreiblich edel gehaltenen Joſeph von Arimathia ſtehen links und rechts, in jugendlich-weiblichen Schmerz verſunken, die beiden Marien; Joſeph von Arimathia hält das Leintuch, auf welchem der außerordentlich ſchön gezeichnete Körper des Heilandes vom Kreuz gehoben ward, und in faſt überkühn gedachter Stellung, ſodaß man die Geſtalt vom Rücken hinauf ſieht, den Kopf zum Bilde hinausgewandt, liegt Maria Magdalena im Vordergrunde auf der Erde, zerriſſen von wildem, vernichtendem Jammer küßt ſie die Füße des Herrn.

Wie trefflich dieſe und alle Geſtalten der großen herrlichen Compoſition gezeichnet ſind, wie treu, mit wie wundervoller Zartheit, bis in die kleinſten Nuancen, das Fleiſch gemalt iſt, davon, wie von der Schönheit der einzelnen Glieder, der Hände, der Füße könnte man Tage lang ſchreiben und reden, und hätte am Ende doch nichts geſagt, was einen würdigen anſchaulichen Begriff von dieſem Meiſterwerk zu geben vermöchte.

Ein Bild ganz anderer Art, aus einer früheren Zeit, hat mir ebenfalls große Freude gemacht, welches die Beſitzer deſſelben, die Familie von Holzhauſen, nebſt mehreren trefflichen, zum Theil vom jüngern Holbein gemalten Portraiten ihrer Ahnen auf ihrer ſchönen, unfern der Stadt belegenen Villa gleich einem Heiligthum bewahrt. Es iſt das freundlichſte, anmuthigſte Werk des alten Meiſters Lukas von Kranach, welches ich jemals geſehen zu haben mich erinnere. Dicht umgeben von friſchblühenden Kindern und ihren in ehrerbietiger Entfernung ſich haltenden Müttern iſt Chriſtus auf demſelben dargeſtellt, wie er ſoeben das göttlichmilde Wort ausgeſprochen hat: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer iſt das Reich Gottes". Eines der jüngſten derſelben hat er auf den Arm genommen, die Mutter blickt gerührt, aber ſo recht im Herzen entzückt zu ihm auf, im anmuthigſten Gewimmel drängt die Schar der übrigen Kinder ſich treuherzig an ihn heran, lauter kerngeſunde Mädchen und Bübchen, mit friſchen, freundlichen Geſichtern, treu und wahr wie die Natur ſelbſt. Die ſchöne edle Geſtalt des Heilands zeichnet dieſes Gemälde vor vielen gleichzeitigen aus. Blühend in der dieſem Meiſter eigenen Farbenpracht, mit dem ihm eigenen Fleiß auf das ſorgfältigſte ausgeführt, ſteht es da, und das Auge wird nicht müde, es zu betrachten, ohne irgend etwas Störendes zu entdecken.

Nur ein Gedanke, der aber wahrſcheinlich den alten Meiſter beim Entwerfen dieſer Compoſition mit beſonderer Liebe begeiſterte, möchte beim erſten Anblick nicht allgemeine Billigung finden, obgleich es nicht möglich iſt, ſich nicht dabei theilnehmend ergriffen zu fühlen. In einer Ecke des Vorgrundes, wie zu den übrigen Kindern gehörend, mit unverkennbarer Aehnlichkeit und doch durchaus kindlich gehalten, ſteht Martin Luther, als vier bis fünfjähriger Knabe dargeſtellt, und neben ihm, etwas jünger als er und mit ihm Hand in Hand, ſeine Katharina von Bora; in der andern Hand trägt ſie ein ganz kleines Püppchen, wie ein Wickelkind geformt.

Meines Wiſſens hat vor und nach Lukas von Kranach noch kein Maler dieſe Art gleichſam rückwärts zu portraitiren verſucht, obgleich es Vielen wider ihren Willen oft genug wiederfährt, der Zeit vorzugreifen und die Leute älter darzuſtellen als ſie ſind. Der alte Meiſter hat mit bewundernswerther Kunſt es verſtanden, gleichſam in der weichen Knospe die künftige Entwickelung der feſten, kräftigen Züge des größten Mannes ſeiner Zeit klar anzudeuten; wer dieſes Bild erblickt, ruft: „das iſt Martin Luther!“ und doch ſteht ein Kind vor uns, ein wahres wirkliches Kind, mit allen Eigenheiten dieſes glücklichen Alters, kein Zwerg mit einem kindiſchen Körper und einem altklugen Geſicht.

Die innige Freudſchaft, welche beide Männer bis an den Tod Martin Luther's verband, iſt allbekannt, die vielen Portraite des Letztern, die von der Hand ſeines kunſtreichen Freundes bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, beweiſen die große Vorliebe, mit welcher dieſer die kräftige Heldengeſtalt zum Gegenſtande ſeiner Kunſt ſich erwählte, und wie genau er Zug vor Zug ſie aufzufaſſen verſtand. So wird es denn ſehr leicht denkbar, wie der kunſterfahrene Meiſter in einer beſonders heitern Stunde auf die Idee verfallen ſein kann, ihn, den er ſo oft vom reifen Mannesalter an bis in ſpätere Jahre gemalt hatte, auch einmal ſo darzuſtellen, wie er im früheſten Alter ſich ihn dachte. Die gelungene Ausführung dieſes Einfalls iſt allerdings bewundernswerth; darin aber, daß der Meiſter gerade in dieſer Darſtellung ihn ausführte, liegt etwas einfach Naives, etwas ſo Poetiſches könnte man ſagen, das jeden Tadel erſchwert, und daß es unmöglich fällt, den Anachronismus zu rügen, aus welchem die Maler jener Zeit, vor allen aber dieſer, ſich ohnehin wenig zu machen pflegen.

Durchreiſende Kunſthändler, in und außer der zweimal im Jahre einfallenden Meßzeit, verſäumen nicht leicht, einige Tage lang durch Ausſtellung ihrer mitgebrachten Gemälde die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde zu erregen und reiſen nicht ſelten mit erleichtertem Gepäcke und ſchwerer gewordenem Beutel fröhlich von dannen, denn die Gemäldeliebhaberei der wohlhabenden Frankfurter beſchränkt ſich nicht blos auf das Bewahren Deſſen, was ſie ſchon beſitzen. Ein brüſſeler Kunſthändler zeigte während meines Aufenthaltes in Frankfurt ſeine nur aus ſieben Stücken beſtehende Sammlung, aber von ſo ausgeſuchter Schönheit, von ſo ſeltenem hohen Werth, daß ſie ein ganzes Bildercabinet aufzuwiegen würdig waren. Das merkwürdigſte und trefflichſte unter dieſen ſieben Meiſterwerken war das Portrait des Prälaten Fedra Inghirami, während Rafael's erſter Anweſenheit in Florenz gemalt; damals, als der mächtige Genius, der ſeitdem die Mit- und Nachwelt in Entzücken und Bewunderung verſetzte, eben zur deutlichen Klarheit in dem hohen Meiſter erwacht war. Das Gemälde trägt ganz den Charakter von Rafael's früherer Zeit, es iſt ſehr dünne gemalt, höchſt einfach gedacht, im Ton etwas braungelb gehalten; aber ganz Leben, ganz Wahrheit und Natur, „wie aus dem Spiegel geſtohlen," möchte man mit dem Prinzen in „Emilia Galotti" ausrufen. Nirgends die kleinſte Spur Unſchönes ausgleichen oder verbergen zu wollen, und doch durch Ausdruck und Charakter unbeſchreiblich anziehend; Rafael ehrte und liebte ſeinen älteren, welterfahreneren, weiſen Freund, trotz des etwas ſchielenden Blicks und der Unregelmäßigkeit ſeiner intereſſanten, aber auch nicht minder auffallenden Züge, und wollte abſichtlich ihn nicht anders darſtellen als er war, das geht aus Allem hervor.

Die übereinandergelegten Hände bequem auf einer Bruſtlehne ruhend, im einfach ſchwarzen Rock, ein ebenfalls ſchwarzes Käppchen auf dem Kopf, ſieht in ruhiger Beſchaulichkeit der ernſte, geiſtreiche Mann euch mit den klaren, etwas verſchobenen Augen gerade ins Geſicht, man möchte faſt ſagen, in das Herz; denn es mag ſchwer geweſen ſein, dieſen ſcharfen, durchdringenden Blick etwas verborgen zu halten, was er erforſchen wollte. Inghirami gehörte gewiß zu den ausgezeichneten Männern ſeines für Kunſt und Wiſſenſchaft ſo bedeutend großen Zeitalters; als er ſpäterhin die Cardinalswürde erhalten, wählte Leo X. ihn zum päpſtlichen Secretair und Bibliothekar, doch dieſe hohen Würden verhinderten ihn nicht, in freien Stunden der Poeſie ſich hinzugeben; ein ganz eigner feiner, etwas ſpöttiſcher Zug um den Mund dieſes ausdrucksvollen Geſichts verräth den feinen Beobachtungsgeiſt, den ihm innewohnenden Humor; auch war Inghirami wirklich einer der Erſten, die in Italien als Luſtſpieldichter auftraten.

Noch zwei Bildniſſe dieſes merkwürdigen Mannes beſtätigen ſeine freundliche Verbindung mit dem hohen Meiſter und verbürgen zugleich die Echtheit dieſes Gemäldes. Inghirami's Portrait, im Cardinalskleide, die Feder in der Hand, mit aufwärts gerichtetem ſinnenden Blick, zwölf Jahre ſpäter von Rafael gemalt, wird zu Florenz in der Galerie des Palaſtes Pitti aufbewahrt, und einer der hinter dem Papſte Leo ſtehenden Cardinäle auf Rafael's berühmtem Bilde dieſes großen merkwürdigen Mannes trägt unverkennbar Inghirami's Züge.

Außer jenen beiden Portraits verdankte Cardinal Inghirami der treuen Anhänglichkeit des hohen Meiſters den Beſitz der Madonna della Seggiola und des Cartons zu dieſem weltberühmten Gemälde. Die Familie des Cardinals lebt noch in Italien, und erſt vor wenigen Jahren erkaufte der jetzige König von Baiern zwei kleine Gemälde von ihr, aus Rafael's früheſter Zeit, die er ſeinem großen Meiſter Perugino nachgebildet hatte. Auch bewahrt ſie ein eigenhändiges Schreiben Rafael's an ſeinen vornehmen Freund und Beſchützer, das ſie aber um keinen Preis weggeben will.

Rubens' jüngſtes Kind, von ſeinem Vater mit anerkannter Meiſterſchaft, leicht, aber wie lebend auf die Leinwand hingeſtellt, war das zweite Bild in jener kleinen Sammlung, von dem es faſt unmöglich wird, ſich abzuwenden, wenn man es einmal recht ins Auge gefaßt hat. Das etwa zweijährige, kleine, runde, pausbäckige Ding in ſeinem Kinderſtühlchen gukt ſo freundlich aus den klaren blauen Augen heraus und zeigt lächelnd die Perlenzähnchen, daß jede Frau, die es ſieht, Luſt bekommen muß, es auf den Arm zu nehmen und mit ihm ein wenig zu ſpielen. Die runden, mit Korallenſchnuren leicht umwundenen Aermchen, die Händchen, mit ihren Grübchen darin, Alles iſt ſo weich, ſo warm, das ganze Figürchen ſo rund, ſo voll, ſo ganz Natur, ſo täuſchend lebendig, daß man im Anſchauen die Kunſt des Meiſters vergeſſen möchte, die dieſes Leben ihm einhauchte.

Beide unſchätzbare Gemälde ſind wenige Monate nachdem ich ſie geſehen das Eigenthum des Städel'ſchen Kunſtinſtituts in Frankfurt geworden und dienen dieſer an ſich ſchon reichen Sammlung zur bleibenden Zierde. Seit der wichtige Proceß zu Gunſten deſſelben entſchieden wurde, der die Verwaltung der, ſeiner Vaterſtadt von dem patriotiſch geſinnten, ehrwürdigen Greiſe Städel hinterlaſſenen großen Vermächtniſſe einigermaßen hemmte, ſteht den Directoren alljährlich eine bedeutende Summe zum Ankauf von Kunſtwerken zu Gebote, und mit welcher Einſicht, mit welchem Geiſte ſie dieſelbe zu verwenden wiſſen, beweiſt der Ankauf dieſer beiden Meiſterwerke.

Noch ein drittes Gemälde, das in der kleinen Sammlung jenes brüſſeler Kunſthändlers mich entzückte, ſollte eigentlich, obgleich es von ganz anderer Art iſt, von jenen beiden nicht getrennt worden ſein; aber, wie ich von dem Eigenthümer deſſelben vernahm, war es ſchon damals für die reiche Sammlung des Kronprinzen der Niederlande beſtimmt, wo es allerdings ſich im Vaterlande noch mehr an ſeinem Platze befinden wird, als in Frankfurt. Es war ein Meiſterwerk des in Deutſchland wenig bekannten niederländiſchen Malers Peter de Hooghe, deſſen Werke man ſelbſt in den Niederlanden nur äußerſt ſelten antrifft, und die ſowol ihres Kunſtwerthes als ihrer

Seltenheit wegen dort hoch gehalten und ſehr theuer bezahlt werden. Peter de Hooghe lebte etwa um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Die Darſtellung der maleriſchen, aber zugleich auch etwas ſchmuzigen Unordnung einer dunkeln holländiſchen Bauernſtube nebſt den zu dieſer paſſenden Bewohnern derſelben auf zwei und vier Beinen ſcheint dem Ordnung und Reinlichkeit liebenden Sinn Peter de Hooghe's nicht zugeſagt zu haben, obgleich die berühmteſten Meiſter in ſeinem Fache ſie ſich vorzugsweiſe erwählten. Er malte lieber die netten, zierlichen Wohnungen ſeiner Landsleute aus dem Bürgerſtande, und ihr häusliches, ruhiges Treiben. Nie ſind ſeine Gemälde durch viele Figuren belebt; im erſten Zimmer ſieht man eine, höchſtens ein Paar zierlich, aber bürgerlich gekleidete Frauen in einem großen Buche leſend, oder mit ſeiner Näharbeit, auch wol am Klöppelpulte beſchäftigt, vielleicht auch noch ein Blumen oder Früchte herbeibringendes Kind, das eben zur Thüre hereintritt; in den Nebenzimmern erblickt man zuweilen eine mit häuslicher Arbeit beſchäftigte Magd, und durch die ganze Reihe von Zimmern hindurch, ganz im Hintergrunde, einen zur geöffneten Hausthüre von der Straße hereintretenden Nachbar, dem man ſich zugeſellen zu können meint, ſo groß iſt die in dieſen Gemälden vorherrſchende perſpectiviſche Täuſchung. Räumlich, mit unglaublicher Wahrheit vom reinſten Tageslichte erleuchtet, liegt das Wohnzimmer im Vorgrunde vor uns, jedes Geräthe ſteht an ſeinem rechten Ort, in alterthümlicher, ſolider Zierlichkeit, Tiſche, Bänke und Stühle. Die Sonne ſcheint durch die runden, hellglänzenden Glasſcheiben des Fenſters herein, ein Flügel deſſelben ſteht offen und gewährt einen Blick ins Freie. Der mit bunten Flieſen ausgelegte Fußboden, die altmodiſchen, aber ſaubern Fenſtervorhänge, der kleine Spiegel mit ſeinem breiten Rahmen, in welchem ein Theil des Zimmers ſich abſpiegelt, Alles iſt ganz Natur, ausgeführt mit unendlichem Fleiß, kein Schlagſchättchen des kleinſten Nagels, der unbedeutendſten Verzierung am Schnitzwerk iſt vergeſſen; eine offene Seitenthüre läßt in ein Nebenzimmer uns blicken, durch welches vielleicht in dem Augenblick eine Magd oder ein Kind geht, durch dieſes Zimmer ſieht man in ein zweites, zuweilen in ein drittes und viertes, oder in eine Küche, je nachdem die Localität es verlangt; eine andere Thüre im Hauptzimmer erlaubt uns, vielleicht wieder durch mehrere Kammern hindurch einen Blick auf die Hausflur und durch die geöffnete Hausthüre auf die Straße. Man ſieht da und ſieht, und ſieht, und immer höher ſteigt die freundliche Täuſchung, bis man ſich endlich beinahe ſchämt, fremde Leute in ihren Häuſern ſo zudringlich zu belauſchen.

Die an niederländiſchen, ſogenannten Cabinetsſtücken von ausgezeichneter Schönheit reiche Sammlung des Herrn Friedrich Wilmans iſt zum Theil durch die niedlichen Kupferchen in den letzten Jahrgängen ſeines Taſchenbuchs für Liebe und Freundſchaft allbekannt. Weniger die in anderer Art ſehr intereſſante des kunſtliebenden Inſpectors des Städel'ſchen Muſeums, Herrn Wendelſtedt, der, wie Wilmans eben auch, Kunſtfreunden den Zutritt zu ſeinen Schätzen gern vergönnt. Der Beſitzer derſelben ſucht, freilich nach einem durch Verhältniſſe beſchränktern Maßſtabe, Das zu erreichen, was in Berlin durch die große berühmte Solly'ſche Sammlung wirklich erreicht iſt, eine Ueberſicht des Ganges, den die Kunſt nahm, und zwar mit Rückſicht auf die verſchiedenen Schulen von den Zeiten der griechiſchen Maler an bis auf Rafael und den ihm gleichzeitigen Albrecht Dürer.

Die Anzahl ſeiner Gemälde iſt nicht groß, was für den Anſchauer immer ein Gewinn iſt, denn wenn man zu vielerlei auf einmal ſehen muß, kann man immer nur wenig betrachten; aber man findet hier einen neuen Beweis, wie Vieles und wie Werthvolles zuſammengebracht werden kann, wenn man nur mit wahrem Ernſt und Liebe zu ſammeln beginnt.

Die beiden älteſten, in Enkauſtik gemalten Bilder dieſer Sammlung ſtammen wahrſcheinlich noch aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert, und gewähren einen deutlichen Begriff der ſtarren Unbeweglichkeit der alten byzantiniſchen Schule, beſonders das erſte, einen griechiſchen Patriarchen in ganzer Geſtalt darſtellend. In dem zweiten, der Tod der heiligen Jungfrau, herrſcht ſchon mehr Leben, aber auch aller Unſinn, alle trübe Verworrenheit religiöſer Begriffe, welche jene ferne, dunkle Zeit charakteriſiren. Auf einem Paradebette von ovaler Form liegt der eben entſeelte Leichnam, von den weinenden Jüngern umgeben; neben dem Bette ſteht Chriſtus zwiſchen zwei großen Candelabern mit brennende Kerzen tragenden Engeln. Die eben entflohene Seele der Entſchlafenen ruht ſchon in Geſtalt eines kleinen Wickelkindes in den Armen des göttlichen Sohnes, während unten im Vorgrunde ein kleiner Engel mit dem Schwerte, und ein kleiner Teufel, der eine Art Mönchskutte angezogen hat, ſich um dieſelbe noch balgen. Ein aus ſeinen ſechs zuſammengeſchlagenen Flügeln nur eben herausgukender Cherub ſchwebt über dem Ganzen und hält in beiden ausgeſtreckten Armen, an langen Stäben befeſtigt, die Sonne und den Mond, welche er zur Verherrlichung des heiligen Sterbebettes herbeigetragen hat.

Ein drittes, in Hinſicht der allegoriſchen Deutung an dieſes anſtreifendes, aber in jeder andern hoch über daſſelbe ſich erhebendes Meiſterwerk des alten berühmten Fra Giovanni da Fiesole, der im vierzehnten Jahrhundert lebte, verdient mit ungetheilter Aufmerkſamkeit betrachtet zu werden. Aus dem bewegten Meer ragen die Capitäler zweier mit den Worten Fede und Speranza bezeichneter Säulen hervor, ſie tragen ſieben Stufen, deren nähere Deutung ſowol durch die Farbe derſelben, als durch lateiniſche Inſchriften bezeichnet iſt, und eine Seele, eine liebliche, jugendliche Geſtalt mit herabwallendem Haar, iſt bemüht, dieſe Stufen zu erklimmen, um ihr Herz, das ſie in der

Hand trägt, der über der ſiebenten Stufe thronenden Mutter der ewigen Liebe darzubringen. Dieſe Stufe iſt golden, um die höchſte Vollendung anzudeuten, und neben derſelben knieen der heilige Dominicus und der heilige Petrus in den Flammen der ſich ſelbſt opfernden Liebe, um für die Seele zu bitten. Die heilige Jungfrau, von einem Chor von Engeln umgeben, legt, als Zeichen der Erhörung, beiden die Hände ſegnend auf das Haupt. Die ganze Compoſition, wunderbar wie ſie erſcheint, hat etwas unbeſchreiblich Anmuthiges; Farbe und Ausführung ſind gleich bewundernswerth.

Noch muß ich eines ungemein lieblichen Bildes erwähnen, ungefähr aus der nämlichen Zeit, einer höchſt anmuthigen Madonna mit dem Kinde, das ſpielend ihren Schleier faßt, von Fra Filippo Lippi auf Holz a tempera gemalt, dem berühmteſten Schüler des Maſaccio, einem der erſten Wiederherſteller der vor ihm tiefgeſunkenen Kunſt. Auch ein großes Gemälde von Bellino, Tizian's altem Meiſter, darf ich nicht übergehen, den Albrecht Dürer während ſeiner Anweſenheit in Venedig noch im höchſten Greiſenalter begrüßte und innigſt bewunderte. Madonna thront als

Königin der Himmel, das Kind im Schoße, und links und rechts, von ihren Schutzpatronen, dem heiligen Petrus und dem heiligen Paulus, eingeführt, knieen der Doge, der Großkanzler und der **procuratore di San Marco** vor dem Throne der in ſtiller Demuth mit niedergeſchlagenen Augen ihre Huldigungen annehmenden Beherrſcherin aller Engel.

Doch alle werthvollen Gemälde dieſer Sammlung zu beſchreiben, ſo klein im Vergleich mit andern ihre Anzahl auch iſt, läßt mit dem eigentlichen Zweck dieſer Blätter ſich nicht vereinen. Kunſtfreunde, die ihr Weg über Frankfurt führt, werden nicht leicht verſäumen, ſie zu beſuchen, und auch Denen, welchen es nicht ſo gut wird, hat der gefällige Beſitzer derſelben durch ſehr brav gezeichnete lithographirte Umriſſe die Bekanntſchaft mit ihnen auch aus der Ferne erleichtert, die in Frankfurt durch jede Buchhandlung zu erhalten ſind.

Das Dampfſchiff.

Die Luft mit ihren Stürmen ungerechnet, mit Waſſer und Feuer zugleich es aufnehmen? mit den beiden in ihrer Zerſtörungskraft furchtbarſten Elementen? Nimmermehr! Das wäre ein Wagſtück ohne Noth, während die ſchönſte Chauſſee in Deutſchland auf die ſicherſte und angenehmſte Art mich zum Ziel meiner Reiſe bringen kann. So ſprach ich oft, und die mehreſten meiner Freunde, die, wie ich eben auch, noch kein Dampfſchiff geſehen, ſtimmten mit mir ein.

Sind doch alle Augenblicke die Zeitungen mit Nachrichten von Unglücksfällen angefüllt, die bei der Dampfſchifffahrt ſich zugetragen. Ja, wäre es noch die alte ehrliche Waſſerdiligence von Mainz, die freilich ein wenig langſam geht; aber ſie iſt jetzt aus der Mode gekommen, von der Neuheit verdrängt, wie vieles an und für ſich gute Alte. Sie ſetzt zwar ihren gewohnten Lauf noch immer rüſtig genug fort, doch die Geſellſchaft, die man auf ihr antrifft, iſt jetzt anderer Art, als wol früher; auch ſoll ſie, wenigſtens im Aeußern, etwas gebrechlich geworden ſein.

So ſprach ich vor dem Antritt meiner Reiſe und nahm mir feſt vor, bei dem Entſchluß, mich nicht frevelhaft der neuen gefährlichen Erfindung anzuvertrauen, zu beharren und zu Lande nach Godesberg zu gehen. In Frankfurt kam es aber Niemand in den Sinn, daß man anders als mit dem Dampfſchiff den Rhein hinunterreiſen wollen könne, und es fehlte nicht viel, ſo hätten meine dortigen Freunde über meine von der Zerſtörungskraft der beiden mächtigſten Elemente hergenommenen Gründe gegen dieſe Art zu reiſen geradezu gelacht. Auslachen iſt eine der kräftigſten Waffen gegen Vourtheil, und Beiſpiel übt über Jung und Alt eine unwiderſtehliche Gewalt. Täglich ſah ich Freunde und Bekannte, die mehreremale blos zum Vergnügen das große Wagniß mit dem Dampfſchiffe zu gehen ganz ungefährdet überſtanden hatten; kommen ſo Viele glücklich davon, dachte ich endlich, nun ſo werde ich allein doch nicht beſtimmt ſein, mit der Geſchichte meines traurigen Unterganges einen Zeitungsartikel füllen helfen zu müſſen.

Das kleine frankfurter Dampfſchiff, welches nach Mainz führt, war eben einer nothwendigen Reparatur wegen nicht im Gange, doch habe ich ſpäterhin die Fahrt mit demſelben verſucht. Ich fand es höchſt zierlich und bequem, zu einer Luſtfahrt trefflich geeignet; aber ſchneller als zu Wagen gelangt man mit demſelben nicht nach Mainz, und fällt dann ſogleich beim Ausſteigen, gewöhnlich in der Abenddämmerung, der Mauth in die unbarmherzigen Hände, muß halb im Dunkeln, unter freiem Himmel, von der Straßenjugend und andern zudringlichen Zuſchauern auf das unverſchämteſte umdrängt, Koffer und Kiſten öffnen laſſen und läuft Gefahr, mit ſinkender Nacht die halbe Stadt durchwandern zu müſſen, ehe man in einem der vom Strom nicht zu weit entfernten Gaſthöfe ein erträgliches Unterkommen findet, denn dieſe ſind gewöhnlich alle von den das Dampfſchiff erwartenden Reiſenden überfüllt. Ich legte dieſesmal den wirklich ſehr angenehmen Weg von Frankfurt nach Mainz mit einem Miethwagen in kaum vier Stunden zurück. Der unbeſchreiblich prächtige Anblick des Zuſammenfluſſes der beiden mächtigen Ströme und der in der Abendſonne wunderbar leuchtenden Thürme von Mainz entzückte mich von Neuem, ſo oft ich ihn auch ſchon genoſſen. Die luſtige Ceremonie am Mauthhauſe, der man nun einmal nicht entgehen kann, läßt ſich im Wagen weit bequemer und ruhiger abmachen; man iſt dabei wenigſtens des unangenehmen Gefühls überhoben, dem neugierigen Pöbel ein Schauſpiel geben zu müſſen, und braucht nicht auf dem ſchlechten Steinpflaſter von Mainz ſich müde zu laufen, wenn man nicht ſogleich in einem guten Gaſthofe Platz finden ſollte. Für mich hatten indeſſen meine Freunde in Mainz geſorgt, ſie hatten in einem neuen großen, ſeit wenigen Tagen erſt eröffneten Gaſthofe mir Zimmer beſtellt; ich habe auf der Rückreiſe ihn wieder beſucht und kann mit gutem Gewiſſen allen meinen Nachfolgern auf dieſer Reiſe den engliſchen Hof in jeder Hinſicht empfehlen.

Ich hätte nicht nöthig gehabt, ſo dringend zu bitten, daß man mich am folgenden Morgen die auf ſechs Uhr pünktlich feſtgeſetzte Abfahrt des Dampfſchiffes doch ja nicht verſchlafen laſſen ſolle. In Mainz wie in Köln, und bei der Rückfahrt auch in Koblenz, iſt es in den Gaſthöfen den Hausknechten als ſtrengſte Pflicht auferlegt, früh Morgens an alle Thüren ſo lange zu pochen, bis die Schläfer erwachen. Das ganze Haus geräth ſchon um halb fünf Uhr in Allarm, es entſteht ein Thürenwerfen, ein Treppenlaufen, ein Rufen, ein Poltern; Reiſende, denen das Dampfſchiff nichts angeht, verwünſchen es vergebens und legen ſich in ihren Betten auf die andere Seite, an Wiedereinſchlafen iſt nicht zu denken.

Der Gedanke, mit ſeinen Plänen von der Minute abzuhängen, gibt der Stunde vor der Abfahrt etwas Beängſtigendes, Unangenehmes; Alles, was man vornimmt, geſchieht mit einer gewiſſen ängſtlichen Eile, und eine Art quälender innerer Ungeduld ſteigert ſich bis beinahe zum Unerträglichen. Weder das Frühſtück noch die Wirthsrechnung erſcheinen ſo pünktlich als man es verlangt, denn das Haus wimmelt von Fremden, die alle zu gleicher Zeit bedient ſein wollen. Auch die Träger zum Transport der Koffer laſſen ſich nicht erblicken; raſtlos wandert man im Zimmer auf und ab, mismuthiger als die Veranlaſſung dazu es verdient, bis endlich Alles von ſelbſt ſich ordnet. Die Rechnung kommt, die Träger auch, und ſeinen Kaffee kann man allenfalls auf dem Schiffe eben ſo vortrefflich trinken als irgendwo auf dem feſten Lande.

Endlich ſind wir auf der Straße, und der mit unſern Koffern beladene Schiebkarren rollt luſtig vor uns her. Weder nach der Zahl noch nach dem Gewichte derſelben wird beim Einſchiffen gefragt, und das iſt keine kleine Annehmlichkeit bei dieſer Art zu reiſen, weil dadurch viele Weitläuftigkeiten erſpart werden. Nur iſt es rathſam, jedes einzelne Stück des Gepäcks mit einer Nummer und dem deutlich ausgeſchriebenen

Namen des Eigenthümers zu bezeichnen, um beim Ausſchiffen Alles um ſo leichter zuſammenzufinden. Sollte man indeſſen das Unglück haben, irgend ein Stück auf dem Dampfſchiffe zu vergeſſen, ſo iſt die auf demſelben eingeführte Ordnung ſo lobenswerth, daß man ſicher ſein kann, es ohne große Weitläuftigkeiten wiederzuerhalten, wie ich aus Erfahrung weiß.

Da lag es nun vor uns, im hellſten Sonnenſchein, auf dem prächtig wogenden Strome, das zierlich ſchlanke Ungeheuer, das ohne Maſt und Segel, wie von Zauberkraft getrieben, mit Vogelſchnelle, toſend und dampfend über die Fluten hinläuft, die, in ihren tiefſten Tiefen aufgeregt, ſchäumend und brauſend es noch lange ſcheltend verfolgen. Wohl iſt es ein Schiff, aber nicht allein durch den dampfenden hohen Schornſtein, ſondern auch in der ganzen Bauart und allen ſeinen Verhältniſſen von allen andern Schiffen ſehr verſchieden. Regungslos lag er da, der Friedrich Wilhelm, ſo heißt das Schiff, während drei bis vier Reiſewagen hinaufgeſchoben wurden, die man auf dem Verdeck kaum bemerkt, denn es iſt weit größer, als es vom Lande aus geſehen erſcheint; ein Gang von einem Ende deſſelben bis zum andern iſt wirklich eine kleine Promenade, auf welcher es an unterhaltender Abwechslung nicht leicht fehlt. Ein Paar unglückliche Pferde ſtanden ſchon neben den Wagen, in einem für ſie eingerichteten Käfig eingeſperrt, denen man es deutlich anſehen konnte, daß ſie den Weg weit lieber zu Fuße zurückgelegt hätten. Das heulende Geraſſel, mit welchem der Dampf aufſteigt, ſo lange das Schiff ſtille liegt, ſchien die armen Thiere zu beängſtigen; auch hat dieſer unangenehme Lärm etwas Betäubendes, der ſich allemal wiederholt, ſo oft das Schiff anlegt; wenn es im Gange iſt, merkt man weit weniger davon.

Wer nicht ſehr krank, oder ſehr vornehm, oder ein leuteſcheuer Engländer iſt, laſſe doch ja nicht durch das Wort „erſter Platz“ ſich verleiten, Billets für den Pavillon zu nehmen. Mit dem theuereren Preiſe erkauft er nur das Vorrecht, ſich einſam in einem etwas eleganteren Zimmer im Vordertheile des Schiffes zu langweilen, während die übrige Geſellſchaft ſich in der ſogenannten zweiten Kajüte verſammelt. Für anſpruchsloſere Reiſende gibt es eine dritte Kajüte, in welcher ebenfalls recht anſtändig für ſie geſorgt iſt. Auch gibt es noch einen vierten, ſehr wohlfeilen Platz, vermuthlich ganz unten im Schiffsraum, wo die Waarenballen liegen, deren Transport, wie man mir ſagte, dem Unternehmer den größten Vortheil bringt.

Auf ganz ebenem Wege, als ginge es aus einem Zimmer in das andere, kamen wir an Bord, faſt ohne gewahr zu werden, daß wir das feſte Land verließen. Vorbei an dem toſenden Räderwerk, an dem glühenden Feuerofen unten in der Tiefe, von der man gern den Blick abwendet, vorbei an dem noch immer heulenden Schornſtein, der gewaltige Dampfwolken ausſtieß, gelangten wir endlich unter das weitausgebreitete Zelt, das den vordern Theil des Verdecks vor den Sonnenſtrahlen ſchützt, wo Tiſche, Gartenbänke, zierliche kleine Feldſtühle jede Bequemlichkeit bieten, die man auf einer Waſſerreiſe von zwölf Stunden vernünftigerweiſe verlangen kann. Die Thürme von Mainz verkündeten jetzt die ſechste Morgenſtunde, das Gebrüll des dampfenden Schornſteins ging plötzlich in eine Art von Geſauſe über, an das man bald ſich gewöhnt und das unter dem Zelte nicht ſtörend auffällt. Der Bann war gelöſt, der uns bis dahin im Hafen feſtgehalten, und mit überraſchender Majeſtät die widerſtrebenden Fluten in einem weiten Bogen durchſchneidend, begann das Schiff ſeinen raſchen Lauf. Kein Matroſenruf, kein Commandowort, kein Ruderſchlag war zu hören; unmerklich, faſt geiſterartig glitten wir über die weite Waſſerfläche hin, und nichts, auch nicht das leiſeſte Schwanken, erinnerte uns daran, daß wir auf dem trügeriſchſten und wandelbarſten aller Elemente ſchwebten. Das leiſe Dröhnen des Fußbodens fühlt man ſchon nach der erſten halben Stunde nicht mehr.

Ein einziger Mann, dem die Leitung des Schiffes anvertraut iſt, ſteht hoch am Steuer und dreht mit feſter, ſicherer Hand, bald kaum bemerkbar, bald ſehr ſchnell, mit ſichtbarer Anſtrengung das Rad, welches auf der rechten Bahn es erhält. Der ſchweigende Ernſt, mit dem er ſein wichtiges Geſchäft betreibt, hat etwas wunderſam Feierliches, er wendet nie den Blick, er beantwortet keine an ihn gerichtete Frage, und ein neben ihm angebrachter Anſchlagezettel bittet die Reiſenden, auf keine Weiſe, durch Sprechen mit ihm, in der Ausführung ſeines Amtes ihn zu ſtören. Unten im Raum wird mit gleicher Aufmerkſamkeit über die Verwaltung des Feuers und des Dampfkeſſels gewacht, und der Anblick der großen Ordnung, die überall vorherrſchend ſich zeigt, muß auch den Furchtſamſten ermuthigen und jeden Gedanken an mögliche Gefahr verbannen.

So glitten wir denn an dem unſäglich lieblichen Rheingau vorüber; die Thürme von Mainz verſchwanden hinter uns; durch das friſche Grün ſeiner Linden leuchtete im Morgenſtrahl das ſchöne Schloß von Biebrich über den hier ſehr breiten Rhein uns aus der Ferne entgegen. Dann kommen Walluf, Eltville mit ſeinem ehrwürdigen alten Thurme, die blühende Petersaue, alle die ſchönen merkwürdigen Punkte, die Jeder, auch der ſie nicht geſehen, aus zahlloſen Abbildungen und Beſchreibungen zu kennen glaubt, und von denen doch weder Pinſel noch Feder ein ganz getreues, genügendes Bild zu geben vermögen. Im bezauberndſten Wechſel drängten ſie ſich uns entgegen, kaum ſahen wir ſie aus der Ferne auftauchen, ſo befanden wir uns auch ſchon ihnen gegenüber, und dennoch geht die Fahrt nicht ſo ſchnell, daß man nicht Zeit behielte, die Rheinufer in aller ihrer maleriſchen Schönheit aufzufaſſen. Das große Bilderbuch der Natur liegt gleichſam aufgeſchlagen vor uns da, und langſam ſchonend wendet eine unſichtbare Hand ein

Blatt deſſelben nach dem andern vor unſern Augen um; bis dieſe, geblendet von all' der Herrlichkeit, ſich ermüdet auf einige Zeit abwenden müſſen.

Das indeſſen recht lebendig ſich geſtaltende Treiben auf dem Verdecke bot zur Erholung ein recht angenehmes Zwiſchenſpiel; kleine geſellige Gruppen hatten überall ſich zuſammengefunden, denn nirgends knüpft eine augenblickliche Bekanntſchaft ſich leichter an als hier, wo man ſicher ſein kann, ſie im ſchlimmſten Fall in wenigen Stunden wieder aufgelöſt zu ſehen. Um einem der Tiſche hatte eine Geſellſchaft ſtickender und ſtrickender Damen ſich niedergelaſſen, die, ohne ſich um das Bilderbuch der Natur viel zu bekümmern, ſo unbefangen ihr häusliches Weſen trieben, als wären ſie zu Hauſe. Einige Engländerinnen hatten auf dem Dache der zur Kajüte hinabführenden Treppe ſich etablirt, wurden aber, ihrer aufgeſpannten Paraſols und ihrer großen Hüte wegen, ſehr bald gebeten, ſich wieder hinunterzubegeben, indem ſie dem Steuermann die Ausſicht benahmen. Nahe dabei lag ein wenige Wochen altes Kind, auf einem Koffer weich gebettet, und neben demſelben ſaßen die Aeltern Hand in Hand, den kleinen Schläfer zu bewachen. Wer dieſer Gruppe ſich nahte, trat leiſer auf und konnte nicht unterlaſſen, ſie theilnehmend zu betrachten. Der Vater, ein junger, rüſtiger Mann, war ein Kaufmann aus dem nördlichen Deutſchland und jetzt mit ſeiner Frau und ihrem Erſtgeborenen auf dem Wege nach London begriffen, von wo er nach Amerika überſchiffen wollte, um in jenem fernen Welttheil ſich niederzulaſſen. Freilich iſt dieſer uns wenigſtens um die Hälfte näher gerückt als er unſern Vätern es war, denn die Welt wird in unſerer erfindungsreichen Zeit immer enger. Die junge, ſehr zarte Frau ſchien zum erſten Mal den ſtillen lieben Herd verlaſſen zu haben, an welchem ſie aufgewachſen war. Ihre heißen Abſchiedsthränen waren noch lange nicht alle verweint, ſie drängten aus dem vollen beklommenen Herzen ſich noch oft in die frommen, ſanften Augen hinauf, und aus ihrem ganzen Weſen ſprach das drückende Gefühl, unter Fremden in der Fremde zu ſein.

O wie lieblich der Sonnenſchein dort durch die vielgrünen Aeſte der großen Nußbäume ſpielt! Und ſieh' doch die herrlichen Reflexe, die wundervolle Beleuchtung, und hier die einſame kleine Kapelle, und dort die rebenumwachſenen Hütten! und nun der hehre Johannisberg! rief eine lange hagere Dame ihrer demüthigen Geſellſchafterin mit großem Pathos zu, und ſuchte dieſer und allen Umſtehenden durch wortreiche Beſchreibungen die Schönheit jedes einzelnen Gegenſtandes, an dem wir vorüberfuhren, recht begreiflich zu machen. Wir aber machten uns eilends davon.

„Komm hinunter zum Frühſtück, die Scenerei vom Bingerloch bis Koblenz muß man ſehen, das Andere iſt alles der Mühe nicht werth,“ ließ ein junger Engländer in ſeiner Landesſprache ſich vernehmen, und zog ſeinen Reiſegefährten mit ſich hinab in die Kajüte.

Der Johannisberg, an welchem wir in dem Augenblick vorübereilten, ſo prächtig er in der Ferne ſich ausnimmt, ſo entzückend es iſt, an einem ſchönen Sommerabende von ſeiner Höhe die ihn umgebende unendlich reiche Gegend zu überſchauen, zeigt ſich in der Nähe, vom Dampfſchiffe aus geſehen, im ungünſtigſten Lichte, beſonders wenn er, wie eben damals, im vollen Sonnenſchein daliegt, mit den beiden palaſtartigen Wohngebäuden ſeiner reichen Beſitzer, denen er flüſſiges Gold bringt. Wir hätten ihn kaum wiedererkannt, ſo niedrig, faſt platt und kahl zeigte er ſich von dieſem Standpunkte aus, ungeachtet ſeiner beträchtlichen Höhe, und ſchien das Epithet: „hehr,“ das jene poetiſche Dame ihm beilegte, nicht zu verdienen.

Gegen die Mitte des Verdecks unter dem Zelte ſah es wie in dem Leſezimmer einer Erholung oder Harmonie aus, Mappen, Bücher, Landkarten lagen hochaufgethürmt auf den mit eifrig Leſenden, meiſtens Engländern, umgebenen Tiſchen. Hier ſaß Einer mit dem Rücken gegen die Ausſicht gewendet und ſchrieb, vermuthlich an ſeinem Reiſetagebuch, dort ein Anderer in Schreiber's „Handbuch für Reiſende am Rhein“ vertieft, von welchem, in mehrere Hände vertheilt, wenigſtens ein Dutzend Exemplare vorhanden waren. Von dem eben ſo zweckmäßig erdachten als ausgeführten Panorama der Rheingegenden, welches bei Herrn Friedrich Wilmans in Frankfurt herausgekommen iſt, haben wir ſiebenzehn Exemplare gezählt, auf welchen ihre größtentheils britiſchen Beſitzer die Namen der Orte, an welchen das Schiff eben vorüberfuhr, emſig ſuchten, ohne ſich Zeit zu laſſen, ſich eher nach dem Gegenſtande, der ihre Aufmerkſamkeit erregte, umzuſehen, als bis er ſchon in weiter Ferne hinter ihnen lag. Durch alle dieſe ſtudirenden Gruppen drängte ein junger Mann, eine große Mappe unter dem Arm, ſich durch, um, wo er Gelegenheit dazu fand, ſeine in Aquarell gemalten Anſichten der Rheingegenden vorzuzeigen; ein großes Wageſtück an dieſem Orte! Sie mochten übrigens ganz leidlich ſein, doch nahmen ſie ſich, der Natur gegenüber, ziemlich armſelig aus. Indeſſen, ſie fanden Bewunderer, mitunter auch wol Käufer, und ſomit hatte ihr Verfertiger alle Urſache zufrieden zu ſein.

Auch an kleinen heitern Geſellſchaften fehlte es nicht, die, um ein ſubſtanzielles Frühſtück verſammelt, es ſich ſehr wohl ſein zu laſſen ſchienen, geſchäftige Kellner liefen umher, um mit Bouillon, Beefſteak oder wonach ſein Herz ſonſt noch verlangen mochte, Jeden zu bedienen. Es war eilf Uhr, vom Anblick der ſchönen Natur lebt man nicht allein, und die Einrichtung auf dem Dampfſchiffe iſt auch in Hinſicht auf dieſe Art von materielleren Genüſſen ſo wohl organiſirt, als ſie nur in irgend einem Hôtel des feſten Landes es ſein kann.

Die möglichſt zweckmäßige Benutzung des Raumes verdient wirklich auf dem Dampfſchiffe bewundert zu werden, auch nicht ein Zollbreit geht davon verloren. Was trifft man nicht Alles auf dem Verdecke an, Tiſche, Stühle und Bänke ungerechnet! Erſtlich die Küche, dann noch eine zweite Küche, um warme Getränke zu bereiten, in welcher zugleich der ganze dazu nöthige Apparat an Taſſen und dergleichen in zierlicher Ordnung aufgeſtellt iſt. Ein mit Repoſitorien und einem Schreibepult verſehenes Cabinet für den Capitain, ein ähnliches für den Reſtaurateur, in welchen Beide ſehr ordentlich Buch und Rechnung führen, ſogar eine an der Kajütentreppe angebrachte kleine Bücherſammlung in einem Glasſchranke, die freilich für den Augenblick nur aus dem leipziger Converſations-Lexikon zu beſtehen ſcheint, als Quinteſſenz größerer Bibliotheken, in der Jeder gewiß etwas findet, das ſeinem Geſchmacke zuſagend über eine langweilige Stunde ihm hinaushelfen kann. Das ſehr volumineuſe Gepäck der Paſſagiere ſteht in beſter Ordnung über einander aufgeſchichtet, ſodaß es den von einem Ende des Schiffes zum andern Aufundabſpazierenden nirgend den Weg beengt, und wird bei drohendem Regen ſogleich ſorgfältig bedeckt.

Unten in den Kajüten iſt mit eben ſo klugem Sinn für die Bequemlichkeit der Paſſagiere geſorgt, die Fenſter ſind mit Gardinen, die Räume zwiſchen denſelben mit Spiegeln verſehen, Thüren und Tiſche von Mahagoniholz mit Bronze verziert, und Alles wird ſo ſauber gehalten als möglich.

Nur wenn das Schiff noch ein Paar Stunden nach Sonnenuntergang ſeinen Lauf fortſetzen muß, was im Spätherbſte, beſonders wenn es ſtromaufwärts geht, immer der Fall iſt, könnte für die Beleuchtung der Kajüten beſſer geſorgt werden, und einige geſchickt angebrachte Lampen würden der Vollkommenheit der ganzen Einrichtung die Krone aufſetzen.

Um ſich aber recht anſchaulich zu überzeugen, was Ordnung und Induſtrie auch im kleinſten Raum für Wunder wirken können, muß man die Küche beſuchen, in welcher in den erſten Vormittagsſtunden das Frühſtück für ſo Viele bereitet wird, ohne dem Mittagsmahl, oft für mehr als hundert Gäſte, Abbruch zu thun, die alle pünktlich gegen halb zwei Uhr, nicht nur reichlich, ſondern auch mit einiger Eleganz bedient werden wollen. So gern man, ſelbſt in den berühmteſten Gaſthöfen, dem Anblick dieſer unentbehrlichen

Anſtalt aus dem Wege geht, ſo muß ich doch, wenigſtens meine Leſerinnen, einladen, bei vorkommender Gelegenheit, nur einen Blick in dieſe Küche zu werfen, die wenig größer, als eine etwas geräumige Familienkutſche iſt, um ſich mit mir über die Möglichkeit zu verwundern, in einem ſo kleinen Raum ſo vielerlei Gerichte gut und ſogar vortrefflich zu bereiten. Ein ſchneeweiß gekleideter franzöſiſcher Koch treibt ganz allein flink und wohlgemuth ſein Weſen darin, überall herrſcht die größte Sauberkeit und Ordnung, die, wie jede gute Hausfrau weiß, Alles erleichtern. Vor Allem aber kommt die Küchenbatterie dem Koch zur Hülfe, die in England mit engliſchem Fleiß und engliſcher Genauigkeit für dieſen Heerd verfertigt wurde. Alles paßt genau in einander, jeder Topf, jedes Caſſeroll hat ſeine angewieſene Stelle, auch nicht der kleinſte Raum geht unbenutzt verloren, und wenn die Geſchirre außer dem Gebrauch ſind, werden fünf bis ſechs derſelben in einander geſchoben und zuſammen an einem einzigen Nagel an der Wand angehängt.

Ich hoffe, daß auch Männer vielleicht nicht verſchmähen werden, dieſe Blätter flüchtig zu durchlaufen, und muß befürchten mit meinen hausmütterlichen

Bemerkungen ihnen Langeweile zu machen und dadurch ihre Spottluſt zu erregen; ſonſt könnte ich noch Vieles von der Einrichtung dieſer Küche erzählen; beſonders von einem großen kupfernen Gefäße zur Reinigung des Küchengeſchirrs, in deſſen Mitte ein aufrechtſtehender Cylinder voll Kohlen angebracht iſt, der das Waſſer immerfort warm erhält; eine Einrichtung, die auch in gewöhnlichen Haushaltungen eingeführt zu werden verdiente.

Das Anlegen des Dampfſchiffes an vielen dazu beſtimmten Orten, längs den beiden Ufern des Rheins, bringt Wechſel in die Fahrt und gibt ihr einen neuen Reiz. Hell ertönt die zu dieſem Gebrauch beſtimmte Glocke am Bord, noch ehe wir den zum Anhalten beſtimmten Platz erreichen, wo die dazu von der Direction beſtellten Nachen mit aufgeſteckter Flagge unſerer Ankunft harren. Wir ſehen am Ufer Freunde, bald gerührt, wenn es eine längere Abweſenheit gilt, bald unter Scherz und Lachen, auf baldiges Wiederſehen, von einander Abſchied nehmen, die Scheidenden eilen in den Nachen, der Lauf des Schiffes wird auf ein Paar Minuten gehemmt, der indeſſen herbeigeeilte Nachen wird an demſelben befeſtigt, eine kleine nicht unbequeme Treppe, mit Stricken zum Anhalten an beiden Seiten verſehen, wird ſchnell in denſelben hinabgelaſſen, einige unſrer früheren Reiſegefährten ſcheiden aus unſrer Mitte, zum Abſchiednehmen bleibt keine Zeit; Andre kommen an, um eine kleine Weile mit uns zu ſchiffen, und wieder beginnt der raſche eilende Lauf. Die neuen Ankömmlinge verlieren das Ufer, wo ſie einſtiegen, und die mit ihren Tüchern ihnen Grüße nachwinkenden Freunde ſehr bald aus dem Geſichte, ſie wenden der Geſellſchaft ſich zu, und unvermuthet ſteht oft ein lieber Freund, ein alter Bekannter vor uns, den wir mit überraſchender Freude begrüßen. Es iſt ein ewiges Kommen und Gehen, ein echtes Bild des Lebens; man könnte die Nachen ſogar recht füglich mit Charons Nachen vergleichen, denn ehe wir uns deſſen verſehen, entführen ſie Einen nach dem Andern aus unſrer Mitte, nur daß ſie auch eben ſo oft neue Gefährten uns bringen, ſogar zu einer Kaffeeviſite geputzte Damen, die eine kleine Weile mit uns fahren, dann ausſteigen, um Abends in der Kühle zu Fuße nach Hauſe zu gehen. Auch in dieſer Hinſicht iſt das Dampfſchiff für die Bewohner der Rheinufer von unſchätzbarem Werthe; ein neuer Geiſt der

Geſelligkeit, des freundſchaftlichen Verkehrs iſt mit demſelben dort eingezogen, denn jede ſtörende Entfernung iſt ſo gut als aufgehoben. Ein Beſuch bei in einer Entfernung von drei bis vier Meilen wohnenden Freunden bedarf nicht der kleinſten Vorbereitung, Strom auf oder abwärts, Wind und Wetter kommen dabei gar nicht in Betracht. Der Weg wird in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt, und man kann mit Sicherheit darauf rechnen, am folgenden Tage, zur beſtimmten Stunde wieder in der Heimath ſein zu können.

Stünde nicht, gleich einem grauer Vorzeit angehörenden ſpukhaften Popanz, der alte immer mehr verfallende Mäuſethurm noch an der gewohnten Stelle, wir wären, ohne es zu bemerken, durch das einſt ſo übel berüchtigte Bingerloch hindurchgeglitten. Das eigentliche ſagen= und märchenreiche Rheinthal nahm uns jetzt auf, wo der mächtige Strom, von hohen Felſen eingeengt, oft über Klippen brauſend dahinwogt und von beiden Seiten graue Denkmäler einer rauhen, düſtern Vorzeit auf die Schiffenden ernſt hinabſchauen. Doch der Steuermann kennt ſeinen Weg, und verfolgt ihn mit verdoppelter Aufmerkſamkeit. Die wilde romantiſche Schönheit dieſes Theiles der Rheinufer hat ſchwerlich ihres Gleichen, aber ſie iſt ſo oft und ſo umſtändlich beſchrieben, daß, hier wie beim Rheingau, Alles, was ich noch darüber ſagen könnte, ein nicht zu entſchuldigender Ueberfluß und deshalb vom Uebel wäre.

Immer herrlicher entfaltete ſich vor uns eine der reichſten und ſchönſten Landſchaften in Deutſchland, als wir gegen die Mittagsſtunde uns Koblenz näherten. Zuerſt ſehen wir die Lahn, dann die Moſel in den Rhein ſich ergießen, und endlich Koblenz, das vom Rhein aus geſehen recht impoſant erſcheint. Das in großem edeln Styl, von dem letzten Kurfürſten von Trier erbaute Reſidenzſchloß, deſſen ſchöner Façade man es glücklicherweiſe nicht anſieht, wie ſehr es durch ſeine jetzige Beſtimmung an innerer Pracht und Eleganz verloren, die Reihe hübſcher Häuſer längs dem Rhein, dann die ſchöne Kirche zum heil. Caſtor mit ihren beiden ſchlanken Thürmen, die breite zum Rhein hinabführende Treppe, deren Stufen alle von Neugierigen wimmelten, die dort ſtanden, um das Dampfſchiff zu ſehen, die neue nach Thal Ehrenbreitſtein über den Rhein führende Schiffsbrücke, der ſteile hohe

Ehrenbreitſtein ſelbſt, deſſen Gipfel die nun vollendeten, einem Rieſenwerk fabelhafter Vorzeit ähnlichen Feſtungswerke krönen: alles Dieſes zuſammengenommen erweckt auf den erſten Anblick einen Vorbegriff von Größe und Schönheit der Stadt, dem ſie mit ihren engen, zum Theil winklichen Gaſſen bei näherer Bekanntſchaft nicht völlig entſpricht.

Das Dampfſchiff legte am Quai an, die Fahrt wurde länger als gewöhnlich gehemmt, und wir gewannen dadurch Zeit, die unbeſchreiblich ſchöne Umgegend in allen ihren Einzelheiten zu betrachten. Auch der bis dahin noch immer frühſtückende Engländer kam wieder auf das Verdeck hinauf, ſah verwundert ſich um, fragte, was das für ein Platz wäre, ſtampfte ärgerlich mit dem Fuße, als er Koblenz nennen hörte, und ging wieder hinunter. Die Scenerei zwiſchen Bingen und Koblenz war richtig verfrühſtückt und alles Uebrige unbeſehens ihm des Anſchauens nicht werth.

Schöner noch erſchien uns, als wir weiter ſchifften, der Rückblick auf Koblenz, auf den hohen Ehrenbreitſtein, auf die prächtigen Windungen des Stromes, der Segen verbreitend durch reiche Fluren ſich ergießt.

Die Berge ziehen zu beiden Seiten ſich zurück, Thal und Strom werden breiter, und Dörfer, Flecken, einzelne große Gebäude, dicht neben einander geſäet, deuten auf ein reges, arbeitsfrohes Leben der fleißigen Bewohner dieſer von der Natur hochbegünſtigten Strecke Landes.

Nicht lange währte es, bis wir abermals am Quai von Neuwied auf einige Minuten anlegten. Eine weite fruchtbar blühende, von ſchönen Bergen umkränzte Ebene umgibt von der Landſeite die hart am Rhein erbaute gewerbſame Stadt. Auch hier, wie bei Koblenz, führt eine breite ſteinerne Treppe vom Ufer bis hinab an den Strom, und auch dieſe war von Zuſchauern dicht beſetzt. Schon während der ganzen Fahrt hatten wir nicht ohne Verwunderung bemerkt, wie überall die Leute zuſammenliefen, um eine Erſcheinung zu ſehen, die, ſo lange die Jahreszeit es erlaubt, täglich zweimal an ihnen vorübereilt. Wir freuten uns der lebensreichen Staffage, die dem großen Panorama einen Reiz mehr gewährt. Die Neuheit des Anblicks kann es ſchwerlich noch ſein, was alle dieſe Leute herbeilockt, wol aber das wunderbar Seltſame eines mit wohlgekleideten Herrn und Damen beſetzten Gebäudes, das wie durch eigene Kraft in reißender Schnelle, sauſend und brauſend einhertobt. Der Anblick der mit furchtbarer Gewalt die ſchäumenden Fluthen durchwühlenden Räder unter dem Schiffe hat ſogar etwas Grauſenhaftes, an Zauberei und Hexenkraft Erinnerndes, das man aber auf dem Dampfſchiffe ſelbſt nicht gewahr wird und auch nicht zu bemerken ſuchen ſoll. Vor etwa zwei Jahren, erzählte man mir, bog ein junger unbekannter Mann, auf der Fahrt zwiſchen Köln und Düſſeldorf, ſich weit über das Geländer des Verdecks. um dem gewaltigen Umſchwunge der durch den Dampf getriebenen Räder zuzuſehen; er verlor das Gleichgewicht, ſtürzte in den Rhein, und nach wenig Secunden ſah man ſeine zerriſſenen zermalmten Glieder einzeln auf der blutgefärbten Fluth ſtromabwärts treiben. Ein Geſchick, grauſenhaft genug, um vor ähnlicher Unvorſichtigkeit zu warnen, das aber übrigens bei jeder gewöhnlichen Mühle ihn hätte treffen können und auch Manchen trifft.

Erfreulich war es mir zu bemerken, wie die längs dem Rheinufer wohnenden Schiffer ſich mit der neuen Erfindung völlig verſöhnt haben, die ſie anfangs mit wüthendem Haß verfolgten und verwünſchten.

Vor vier Jahren, als der erſte nicht ganz gelingende Verſuch gemacht wurde, mit dem Dampfſchiffe ſtromaufwärts von Köln nach Mainz zu fahren, ſtand ich in Eltville mitten unter den Einwohnern am Ufer, um die niegeſehene Erſcheinung zu erwarten. Die Schiffer äußerten laut ihre Freude über die um mehrere Stunden ſich verſpätende Ankunft des Dampfſchiffes; die ſich unter ihnen verbreitende Nachricht, daß der gefürchtete Feind ihres jetzigen Wohlſtandes im Bingerloche ſtecken geblieben und nur mit Hülfe einer großen Anzahl Menſchen an Seilen hindurchgezogen worden ſei, erregte allgemeinen Jubel. Endlich zeigte das Dampfſchiff ſich in der Gegend des Johannisberges, und der Spott in ihren Geſichtern ging in trüben Ernſt über, als ſie gewahr wurden, mit welcher Schnelligkeit und Kraft es die widerſtrebenden Gewäſſer ſtromaufwärts überwand. Es nahm, wie auch jetzt noch, den Weg am linken Ufer, hinter der Petersaue weg, und außer dem Dampfe war wenig davon genau zu unterſcheiden. Die Männer betrachteten es mit finſterem Geſicht und drohender Geberde, als ſie es im Hafen von Mainz einlaufen ſahen, die Weiber klagten und weinten.

„Die Hände abhacken ſollte man Denen, die unſern Untergang an Seilen hereinzogen; in den Grund bohren hätten ſie es ſollen, das Unglücksſchiff,“ rief laut ein ſehr alter eisgrauer Schiffer, der bis dahin nahe bei mir auf einem Steine ſchweigend geſeſſen. Alle ſtimmten ihm bei, der Allen wohlbekannte Name eines Schiffers, der ſich zur Leitung des Dampfſchiffes hatte dingen laſſen, wurde mit bittern Scheltworten verwünſcht, als hätte der Mann damit ein ungeheures Verbrechen begangen.

Jetzt iſt die allgemeine Stimmung durchaus umgewandelt, die Rheinbewohner ſind ein lebensfrohes, gutmüthiges und dabei verſtändiges Völkchen, ſie ſehen, daß ihre Fahrzeuge nach wie vor den Rhein nach allen Richtungen befahren, der nie belebter war als eben jetzt, und es immer mehr werden wird. Das Dampfſchiff bringt Vielen unter ihnen einen vielleicht nicht ſehr bedeutenden, aber dafür ſicheren Verdienſt, und ſie laſſen ſich auch die Vortheile gern gefallen, welche die ſeit der Einführung deſſelben unendlich vermehrte Anzahl der Reiſenden auf mannichfache Weiſe ihnen verſchafft.

Eine bis dahin mir unbekannt gebliebene Welt ging hinter Neuwied mir auf, das früher das äußerſte Ziel meiner Rheinreiſen geblieben war. Den ſchönſten intereſſanteſten Theil der Fahrt glaubte ich hinter mir zu haben, und entdeckte mit großer Freude, wie ſehr ich geirrt. Die Gegend zwiſchen Neuwied vereint im holdeſten Wechſel die unbeſchreibliche Heiterkeit des Rheingaues mit der erhabenen wilden Pracht des eigentlichen Rheinthales zwiſchen Bingen und Koblenz. Zahlreiche Städtchen und Dörfer beleben die in üppiger Vegetation prangenden Ufer, bald öffnet ſich eine reichangebaute Ebene, von ſchönen Weinbergen umkränzt, bald verengen ſteile, wunderbar geformte hohe Felſen die Ufer, dann kommen wieder kleine grünende Inſeln. Wo nur zwiſchen den Felſengruppen ein ebenes Plätzchen ſich findet, hat der fleißige Winzer ſeine Reben gepflanzt, zu denen er mühſam, bis zu unbegreiflicher Höhe, das Erdreich, deſſen ſie bedürfen, auf ſeinem Rücken in Körben hinaufträgt. Obſt- und Weingärten ziehen am Fuße der hohen Felſen ſich hinauf, deren Scheitel Buſch und Wald bekränzen. Es fehlt weder an alten Bergruinen noch ehemaligen Klöſtern, um der Gegend ein noch höheres Intereſſe zu verleihen. Und zwiſchen all' dieſer Herrlichkeit windet der majeſtätiſche Rhein, bald ſtill dahinſtrömend, bald über Klippen und Geſtein wild einherbrauſend in noch weiteren maleriſchen Bogen ſich hindurch.

Bald hinter Neuwied rief leider die unerbittliche Tiſchglocke uns hinunter in die Kajüte. Unſer Bitten, auf dem Verdeck ſervirt zu werden, war vergeblich; den ſehr vernünftigen Gründen für dieſe Weigerung wußten wir nichts eben ſo Vernünftiges entgegenzuſetzen, die Nothwendigkeit gebot, und wir mußten es uns gefallen laſſen, das allgemeine Schickſal zu theilen. Wir fanden unten an zwei langen Tiſchen zu beiden Seiten der Kajüte an ſechzig bis ſiebenzig Gäſte, die recht bequemlich Raum hatten. Die Menge und Güte der aufgetragenen Gerichte erinnerte uns wieder an die kleine Küche, in der dieſes Alles bereitet worden war, und erneuerte unſere Verwunderung. Die Hitze in der Kajüte war freilich ſehr drückend; aber wo wäre ſie es nicht an einem ſehr warmen Sommertage in einem mit Gäſten angefüllten Speiſeſaal? Die uns gegenüberſtehenden Fenſter aber und die zwiſchen denſelben angebrachten Spiegel, in denen wir zugleich das hinter unſerem Rücken vorüberziehende Ufer erblickten, machten, wenn wir zu ihnen aufſahen, einen ſonderbaren ſchwindelartigen Eindruck. Während es, wie bei jedem ſchnellen Fortbewegen, uns ſchien, als ob wir ſtille ſtänden, ſahen wir Häuſer und Felſen und Bäume wie im Fluge an uns vorübergehen. Der Rahmen der Fenſter wie der Spiegel zerſchnitt die Landſchaft, von der wir immer nur ein kleines abgeriſſenes Stück erblickten; wir ſahen zu viel und zu wenig, die Ausſicht aus den Fenſtern und die Spiegelbilder floſſen wunderlich ineinander, ſodaß wir in dieſer Verworrenheit kaum noch zu unterſcheiden wußten, was Bild, was Wirklichkeit ſei.

Die Tafel war noch lange nicht aufgehoben, als wir ſchon wieder oben auf dem Verdecke ſtanden. Wir langten eben zu rechter Zeit dort an, um noch einen Blick auf Andernach zu werfen, worauf ich mich beſonders gefreut hatte. Doch dieſe Anſicht war die einzige, die meine durch Reiſebeſchreibungen wahrſcheinlich zu hoch geſpannte Erwartung nicht ganz befriedigte. So maleriſch, ſo romantiſch ſchön die Umgegend von Andernach in der Nähe ſein ſoll, ſo reich an pittoresken Ruinen, alten Ritterburgen, an wilden vulkaniſchem Geklüfte, an ſchönen Thalgründen, ſo merkwürdig ſie für den Geologen auch iſt, in der

Entfernung, in welcher man, ſich immer am rechten Ufer haltend, an ihr vorüberſchifft, macht das Alles keinen großen Effect; denn an den mehr breiten als hohen Baſaltfelſen, zwiſchen denen das Städtchen wie eingeklemmt zu liegen ſcheint, vermißt das verwöhnte Auge die kühn emporſtrebende maleriſche Form des früher Geſehenen.

Hinter dem am rechten Ufer in wunderſchönen Umgebungen liegenden Städtchen Linz wendet der Rhein, einen weiten Bogen bildend, ſich plötzlich dem linken Ufer zu. Das rechte Ufer ſcheint, aus einiger Entfernung geſehen, faſt in eine kleine weit vortretende Halbinſel umgebildet, an deren äußerſtem Rande das kleine Städtchen Unkel dicht am Rheine ſich hinzieht. Schöne Weinberge, maleriſche, mit Buſch und Wald gekrönte Felſen umfrieden in einiger Entfernung den kleinen Ort und ſchützen ihn gegen den kalten Nordwind. Die zwiſchen demſelben und dem Rhein liegende Ebene iſt ein fruchtbares, wie ein Garten angebautes Gelände, wo die Lüfte milder wehen und Alles um vierzehn Tage früher zur Blüthe und zur Reife gelangt als auf dem linken Ufer. Auch wird hier ein recht guter, dem Aarbleicher ähnlicher rother

Wein gewonnen. Von dem wie die ganze Stadt etwas hochliegenden Kirchhofe, der die ſehr hübſche Kirche umgibt, ſowie aus den tieferliegenden Landhäuſern einiger kölniſchen Familien, welche meiſtens nur zur Zeit der Weinleſe bewohnt werden, genießt man eine der ſchönſten Ausſichten auf den mit Schiffen und Nachen belebten Rhein, auf den hohen maleriſchen Drachenfels und die zwiſchen dieſem und Rolandseck liegende Inſel Nonnenwerth. Die berühmten Baſaltfelſen des linken Ufers und die zwiſchen dieſen ſich öffnende düſtere Thalſchlucht, in welcher, gleichſam in ewigem Schatten begraben, das Dörfchen Unkelbach ruht, liegen Unkel gerade gegenüber, und höher hinauf, hart am Rhein, das uralte Städtchen Remagen, nahe dabei auf einer fruchtbar grünenden Anhöhe der Apollinarisberg. Das ſtattliche Gebäude auf demſelben war ehemals eine Propſtei mit einer Kapelle, welche die Gebeine des Heiligen, deſſen Namen der Hügel trägt, aufbewahrte, und zu welchem vor dem Einfall der Franzoſen alljährlich am Feſte des Heiligen viele tauſend Wallfahrer zogen. Jetzt iſt der ſchöne Berg das Eigenthum des allen Kunſtfreunden werthen Sulpiz Boiſſerée, der aber, von ſeinen Arbeiten in München feſtgehalten, es für jetzt nur ſelten beſucht.

Stromabwärts, Unkel vorüber, am Fuße hoher maleriſcher Felſen und herrlicher Weinberge, drängen am rechten Ufer Flecken und Dörfer und einzelne Wohnungen ſich ſo nahe aneinander, daß ſie ſich faſt berühren, bis zwiſchen dem ſehr großen, wunderſchön gelegenen Flecken Honneff und dem gegenüberſtehenden Felſen Rolandseck der Rhein in zwei Arme ſich theilt, die das ſchöne Eiland Nonnenwerth umfrieden. Im Schatten ſeiner alten hohen Nußbäume gleicht es einem in Silber gefaßten Smaragd, denn der Garten des ſehr großen, in der Mitte der Inſel liegenden einſt prachtvollen Kloſters, das ſeit einigen Jahren zu einem der größten Gaſthöfe in Deutſchland umgewandelt iſt, nimmt die ganze Fläche der Inſel ein. Aber die Geiſter der früher hier hauſenden frommen Kloſterfrauen, über dieſe Entheiligung ihres ehemaligen Wohnſitzes zürnend, ſcheinen gleich Rachegöttinnen alles Gedeihen von dem neuen Etabliſſement abzuwenden, es ruht kein Segen darauf.

Früher zog der Reiz der Neuheit, beſonders an Sonntagen, viele hundert Gäſte nach Nonnenwerth;

die großen, auf das eleganteſte neudecorirten Säle vermochten ſie kaum alle zu faſſen, und reiche britiſche Familien ſiedelten ſich auf Monate hier an. Doch dieſe für den Gaſtwirth einſt goldenen Zeiten ſind nicht mehr; die Säle ſtehen leer, die britiſchen Zugvögel wenden ſich anderwärts hin, höchſtens trinken Sonntags unter den herrlichen Bäumen ein Paar Dutzend Menſchen ihren Kaffee. Die Wirthſchaft verfällt, der ungepflegte Garten verwildert, und was das Schlimmſte iſt, die ganze Inſel droht nach und nach dem ewig an ihr zehrenden Rhein ganz zur Beute zu werden, weil nichts ſie mehr gegen ſeine leiſen aber unaufhörlichen Angriffe ſchützt.

Die Inſel nebſt dem ganzen Ameublement des ſehr weitläufigen, wirklich ſchönen Gebäudes ſoll jetzt in einer Lotterie ausgeſpielt werden; doch der Gewinn könnte leicht in empfindlichen Verluſt ſich umwandeln, wenn der Gewinner nicht überſchwänglich reich genug iſt, um eine ſehr große, gar nicht zu berechnende Summe an einen Landſitz zu verwenden, der mit großen Koſten unterhalten werden muß und nichts weiter einbringt als den Genuß der ſchönen Natur in einer der reizendſten Gegenden der Welt, denn die

Wiederherſtellung der Bollwerke rings um die Inſel kann nicht umgangen werden und iſt unerläßlich nothwendig.

Nur durch einen ſchmalen Arm des Rheins von der Inſel getrennt, erhebt ſich am linken Ufer über der unter ihm hinführenden Chauſſee der ſchöne Fels Rolandseck mit den Ruinen ſeines uralten Schloſſes, die ſich aber durchaus nicht ſo maleriſch ausnehmen, als die Reiſebeſchreiber es behaupten. Die beiden einzigen noch ſtehengebliebenen Pfeiler mit dem darauf ruhenden Querbalken ſehen von unten eher einem verfallenen, etwas koloſſalen Galgen ähnlich als den Ueberreſten einer alten Ritterburg, die übrigens, wenn die Sage nicht lügt, aus grauer Vorzeit ſich herſchreibt. Roland, Neffe Kaiſer Karls des Großen, ſoll ihr Erbauer ſein, deſſen Liebe zu einer gottgeweihten Jungfrau, wenn gleich aus unbekannten Gründen unter verändertem Namen, Schiller in der Ballade: „Ritter Toggenburg,“ auf die Nachwelt brachte; hier, vor ſeinem eigends dazu erbauten Schloß Rolandseck, ſtand vor vielen Hunderten von Jahren der treue Ritter und ſchaute ſehnſüchtig harrend hinunter auf Nonnenwerth, dicht unter ihm, „bis das

Fenſter klang;" ſo behauptet die allgemein unter dem Volke herrſchende Tradition.

Die Ausſicht dort oben iſt entzückend ſchön, und der Beſitzer des am Fuße des Felſens liegenden Gaſthofes hat durch Ebenung der zum Gipfel deſſelben führenden Pfade und durch einige an wohlgewählten Punkten angebrachte Bänke zum Ausruhen den Zugang zu ihr ſehr erleichtert. Der Mann wußte wohl, was er that; ſein auch im Uebrigen wohleingerichtetes Haus iſt an ſchönen Sommertagen einer der beſuchteſten Luſtorte längs dem Rhein, und die Nachbarſchaft deſſelben mag zum Verfall der Gaſtwirthſchaft auf der Inſel nicht wenig beigetragen haben.

Gleich hinter dem Siebengebirge ſcheint der Rhein zu einem weiten hellſchimmernden See umgewandelt, die Felſen treten zurück und werden, ihre ſchroffere Geſtalt ablegend, zu lieblichen Weinbergen. Dem hart am Rhein belegenen Städtchen Königswinter gegenüber breitet am linken Ufer das große freundliche Dorf Mehlem mit ſeinen wohlgebauten Landhäuſern und Gärten ſich aus, und in bläulicher Ferne zeigt ſich auf ihrem grünen Hügel die maleriſche wohlerhaltene Ruine des alten Schloſſes von Godesberg.

Nahe an Mehlem, den Geburtsort eines der vorzüglichſten altrheiniſchen Maler, Jan van Mehlem, von deſſen Werken mehrere in der Sammlung der Herren Boiſſerée aufgenommen wurden, gränzt das nicht minder ſchöne Plittersdorf; der wohlangelegte blumenreiche Park eines zu demſelben gehörenden eleganten Landhauſes gewährt den Vorüberſchiffenden einen ſehr anmuthigen Blick auf herrliche Gruppen weitſchattender Bäume und blühendes Geſträuch aus allen Zonen der Welt. Aber noch ehe wir ihn erreichten, hatte meine Scheideſtunde für dieſes Mal geſchlagen. Zur Bequemlichkeit der Godesberg beſuchenden Reiſenden legt das Dampfſchiff bei dem Gaſthofe in Plittersdorf an, wo einige um einen feſtgeſetzten ſehr mäßigen Preis dazu beſtellte Wagen bereit ſtehen, Jeden, der es verlangt, ſammt ſeinem Gepäck nach dem nahen, aber vom Ufer entfernter liegenden Godesberg zu fahren. Die Glocke wurde geläutet, der bewimpelte Nachen näherte ſich, die kleine Treppe am Bord wurde für mich niedergelaſſen; ehe ich mich deſſen verſah, war ich am Land, das Dampfſchiff entſchwand ſchnell meinen Blicken; ich nahm einen der nur mit einem Pferde beſpannten kleinen

Halbwagen, und langte in weniger als einer halben Stunde in Godesberg an, dem erſten Ziele meiner Reiſe.

Godesberg.

Vor langen Jahren wurde in meiner Vaterſtadt ein ſogenanntes Liebhaberconcert allwöchentlich gegeben, das eine unverhältnißmäßig lange Pauſe in zwei ſehr ungleiche Theile theilte. „Es geht doch nichts über ein Concert!“ hörte ich damals eine junge Dame während derſelben lebhaft betheuern; „es wäre mein liebſtes Vergnügen, wenn nur die Muſik nicht wäre!“

Jung, wie ich damals war, fiel doch dieſer Wunſch ſeiner unausſprechlichen Naivetät wegen mir ſo auf, daß ich ihn nie wieder vergeſſen habe. In großen wie in kleinen Badeorten habe ich mich indeſſen ſpäter wol auf einem ähnlichen betroffen, doch ohne ihn ſo offen auszuſprechen; das Leben hier, dachte ich zuweilen in Karlsbad, in Wiesbaden, in Schwalbach, das Leben hier wäre für einige Wochen ganz angenehm und gar nicht zu verachten, wäre nur die

Brunnenkur nicht, und der Brunnenarzt, und das ewige an ſich ſelbſt und ſeine eigene Geſundheit denken. Ohne es zu erwarten, habe ich die Realiſirung dieſer Idee in Godesberg jetzt gefunden: den grünen Tiſch ausgenommen, den ich gern vermiſſe, und die öffentlichen Bälle im Kurſaal, auf denen ohnehin Niemand tanzt, findet man hier Alles, was man auch an andern Brunnenorten antrifft. Viel Geſellſchaft, eine ſehr hübſchgefaßte Quelle, von ſchattigen Lauben und anmuthigen Spaziergängen umgeben, die Morgens und während der heißen Tagesſtunden fleißig beſucht werden; aber es fällt Niemand ein, das ſehr wohlſchmekkende Waſſer dieſes ſehr unſchuldigen Sauerbrunnens anders als mit Zucker und Wein zur Kühlung zu trinken, und kein Arzt, der ohnehin erſt aus Bonn herbeigerufen werden müßte, wird es jemals im Ernſt als Brunnenkur empfehlen.

Auch an bequem und zweckmäßig eingerichteten Badeanſtalten fehlt es nicht; aber man badet in reinem puren Waſſer, in recht reinlichen Badewannen von angeſtrichenem Blech, auch nicht nach Regel und Vorſchrift, ſondern nach eignem Belieben. Der Eigenthümer einer dieſer Badeanſtalten hat ſogar ſeine

Badezimmerchen dermaßen mit Draperien, Blumen und allerlei kleinen Porzellanfigürchen ausgeſchmückt, daß man kaum Platz zum Ankleiden behält, der Blumenduft ſchwachen Nerven läſtig wird, und man oft, ehe man ſich deſſen verſieht, einen Dromedar, ein Paar Elephanten, oder einige Mohrenkönige neben ſich in der Badewanne ſchwimmen hat.

Ein eigner Zauber ſcheint indeſſen auf den Aufenthalt in Godesberg einzuwirken: man kommt hin, um vielleicht vierzehn Tage lang ſich der ſchönen Gegend mit Muße und Bequemlichkeit zu erfreuen, und bleibt länger und immer länger, ohne ſelbſt recht zu begreifen, was uns denn hier ſo feſſelt. Godesberg iſt eigentlich nichts weiter als ein ſehr bequemer und gemüthlicher Badeaufenthalt, auch benutzen viele Familien aus benachbarten Städten, aus Krefeld, Düſſeldorf, Elberfeld es Wochen und Monate lang als ſolchen, die dann freilich ſehr zuſammenhalten und gewiſſermaßen einen Staat im Staate bilden. Aber auch an Fremden aus entfernteren Gegenden Deutſchlands fehlt es nicht, nicht an Holländern, Brabantern, vor Allem nicht an Engländern; denn wo träfe man die jetzt nicht an! Den Morgen bringt man nach eigner Wahl in völlig ungeſtörter Freiheit zu; nach ein Uhr verſammeln ſich die Gäſte des Hauſes nebſt den eben aus der Umgegend hinzukommenden Beſuchern um die ſehr reichlich und gut beſetzte Mittagstafel; wer ſich geneigt fühlt Bekanntſchaften anzuknüpfen, läßt ſeine Taſſe Kaffee nach Tiſche ſich vor die Hausthüre tragen, wo der größte Theil der Geſellſchaft ſich dann verſammelt; wer ſtill vor ſich hin leben will, trinkt ihn in ſeinem Zimmer, oder in einer entfernten Laube des hinter dem Hauſe belegenen Gartens. Bei böſem Wetter tritt ein artiger Salon, welchen die Geſellſchaft gemeinſchaftlich benutzt, an die Stelle des Platzes vor der Hausthüre; man ſitzt beiſammen, man ſchwatzt von Dieſem und Dem, beobachtet die fortwährend herbeirollenden Wagen und wird oft durch die unerwartete Ankunft lieber Freunde und Bekannten aus Bonn und der übrigen Nachbarſchaft angenehm überraſcht. Sind die heißen Nachmittagsſtunden überſtanden, ſo geht oder fährt man ſpazieren, allein oder in Geſellſchaft, wie man will; zuweilen werden auch gemeinſchaftliche größere Landpartien in die herrliche Umgegend oder zum Erſteigen irgend eines Berges im Siebengebirge verabredet und ausgeführt. So vergeht in unbeſchreiblicher Ruhe, im ſeligſten far niente ein Tag nach dem andern, und man erſtaunt über die Zahl derſelben, wenn man ſie endlich zuſammenrechnet. Aber gerade dieſe Einförmigkeit des Lebens, dieſe unbegränzte Freiheit nach eigenem Gefallen, unbemerkt und unbeobachtet ſeine Zeit hinbringen zu können, gibt dem Aufenthalte in Godesberg dieſen, bei aller Schönheit der Gegend doch kaum zu erklärenden Reiz.

Sonntags freilich tritt ein geräuſchvolleres Leben ein, und wer ein ſolches nicht liebt, pflegt dieſem Tage gern auf eine oder die andre Weiſe hier aus dem Wege zu gehen. Bei günſtigem Wetter ſtrömen aus dem nahen Bonn und der Umgegend ſo viele Gäſte herbei, daß der ohnehin nicht große Speiſeſaal zu enge wird; die Hitze in demſelben wird unerträglich, und die Bedienung vermag kaum für ſo Viele hinlänglich zu ſorgen.

Das Godesberg, von dem hier die Rede iſt, beſteht nur aus einer Reihe von Gebäuden, welche die Landleute in der Umgegend die weißen Häuſer nennen, und die am Fuße ſchöner, mit Bäumen, Gebüſch, Reben und Gärten bedeckter Hügel längs einer großen breiten Terraſſe ſich hinſtrecken. Da ſie etwas hoch liegen, ſo nehmen dieſe Gebäude, von der in einiger Entfernung vorüberführenden Chauſſee aus geſehen, ſich recht ſtattlich aus. Das eigentliche recht große und hübſche Dorf Godesberg, durch welches die große Straße von Köln nach Mainz geht, liegt von dieſen Häuſern abgeſondert ſeitwärts, einige hundert Schritte von denſelben entfernt. Kein Fahrweg führt an den weißen Häuſern vorbei, und dieſes iſt, des Staubes wegen, keine ihrer geringſten Annehmlichkeiten; um zu ihnen zu gelangen, muß man gleich hinter dem Dorfe von der Chauſſee ab, in eine mit ſchattigen Obſtbäumen beſetzte Allee einbiegen, welche auf die vor ihnen liegende Terraſſe führt.

Die ganze Reihe dieſer Gebäude beſteht nur aus zwei am Anfange und am Ende derſelben liegenden, ziemlich anſehnlichen Gaſthöfen, zwei oder drei recht artigen Landhäuſern, die im Sommer von den Eigenthümern derſelben bewohnt werden, und einer ſeitwärts nach dem Dorfe zu erbauten, recht ſtattlichen Villa. Faſt alle dieſe Gebäude verdanken ihre Entſtehung dem letzten, Pracht und Eleganz liebenden Kurfürſten. Die beiden, welche jetzt zu Gaſthöfen umge=

wandelt ſind, pflegte er mit ſeinem Hofſtaat während ſeines Sommeraufenthalts in Godesberg, das er ſehr liebte, ſelbſt zu bewohnen; ſpäterhin ſchenkte er ſie zweien alten Dienern, um ſie zu ihrem jetzigen Zwecke zu benutzen und auf dieſe Weiſe nicht nur durch ein hinlängliches Auskommen vieljährige treue Dienſte zu belohnen, ſondern auch dem größern Publikum einen angenehmen Erholungsort zu verſchaffen. Eines der Landhäuſer, die jetzt Privateigenthum ſind, war zu Zeiten des Kurfürſten ein kleines Theater; die größere, wirklich ſehr elegante Villa aber war zu Feſten und Bällen eingerichtet und wurde damals die Redoute genannt.

Unbeſchreiblich anmuthig iſt die Gegend ringsumher; wohin das Auge ſich wendet, überſchaut es ein fruchtbar angebautes herrliches Land, prangend im höchſten Reiz der üppigſten Vegetation. Die ganze Gegend zwiſchen Honneff und Plittersdorf, mit allen zwiſchen beiden liegenden Ortſchaften, bildet das köſtlichſte Panorama. Der Rhein fließt zu tief, um von Godesberg aus geſehen zu werden, man glaubt eine ununterbrochene, ſanft abhängige Ebene vor ſich zu haben, durch welche in einiger Entfernung die ſtets belebte große Heerſtraße ſich hindurchwindet, und nur der vom Dampfſchiff aufſteigende Rauch, oder das hochſtehende Segel eines Schiffes verräth zuweilen das Daſein des ungeſehen ſie unterbrechenden Stromes.

Das Siebengebirge, vor allem der prächtige Drachenfels mit ſeiner pittoresken Ruine, begränzen rechts hinter Honneff die köſtliche Ausſicht. Wenn die Sonne ſinkt, die kühnen Contours des Gebirges, vom Abendſtrahl geröthet, aus dem dunkleren Blau des Himmels kräftiger hervortreten, dann ſteigt der feuchte Duft aus dem Rheine auf, und hüllt die Ferne und die Berge in jenen bläulich violetten durchſichtigen Schleier, den wir auf italieniſchen Landſchaften als eine nur dem wärmeren Süden angehörende Erſcheinung bewundern. Wenn nun der Abend völlig hereinbricht, dann ruft das Glockengeläute aus den nahen und ferneren Ortſchaften die von der Feldarbeit Heimkehrenden zum Abendgebet, und zittert in bebenden, unbeſchreiblich harmoniſchen Tönen durch die ſtille Luft. Und wenn nun Alles zur Ruhe iſt, und ſpäter der Vollmond hinter dem Drachenfels aufſteigt, und ehe er ganz ſich zeiget, durch die weite Fenſterlücke der Ruine auf die untenſchlummernden Gefilde, wie eine lächelnde Mutter auf ihr ſanftſchlafendes Kind niederblickt, dann wird es ſo ſtill in der Menſchenbruſt wie draußen in der Natur, und himmliſcher Gottesfrieden verbreitet ſich ſelbſt über ein ſchmerzlichſt verwundetes Gemüth.

Daß das Land wegen des ungleich höheren Werthes des Grundbeſitzes in weit kleinere Theile eingetheilt iſt als bei uns im Norden, und ſelbſt die größeren Landgüter reicher Gutsbeſitzer von bei weitem geringerem Umfange ſind, das gibt ihm eben jenes reiche gartenähnliche Anſehen, das längs dem Ufer des Rheines ſo auffallend die Gegend verſchönert. Das Feldeigenthum des eigentlichen Landmannes, der faſt durchgängig vom Weinbau leben muß, iſt unglaublich klein, die Früchte, die er gewinnt, reichen meiſtens nur zum Bedarf ſeines eigenen Haushaltes hin, deshalb wachſen und blühen die mannichfaltigſten Feld- und Gartenfrüchte auf den kleinen Feldern dicht neben einander und gewähren durch dieſe Mannichfaltigkeit einen unbeſchreiblich reizenden Anblick. Auch das kleinſte Fleckchen Erde hat hier bedeutenden Werth, und muß ſo gut als möglich benutzt werden; Rebengelände, Obſtbäume, weitſchattende Nußbäume ſtehen überall zwiſchen Getreidefeldern und Gemüſegärten, kein urbares Fleckchen bleibt unbebaut, und urbar iſt jedes auf dieſem fruchtbaren Boden, der nie der Ruhe bedarf, weshalb man auch nirgend brachliegende Felder erblickt.

Das Land bringt ſeinem Beſitzer gewöhnlich zwei Ernten in einem Jahre, zuweilen auch drei, je nachdem es bebaut wird; den Erbſen folgen unmittelbar Kohlpflanzen und ähnliche Küchengewächſe, und kaum iſt der Roggen in die Scheuer gebracht, ſo wird das Stoppelfeld umgepflügt und mit Rüben beſäet. So geht es immerfort im ewigen Kreislauf. Die allernährende Erde hört nie auf, den Fleiß dieſer arbeitſamen Menſchen mit ihrem reichſten Segen zu belohnen; vom Februar bis tief in den November hinein grünen Feld und Garten und bringen Früchte, nirgend ein ſichtbarer Stillſtand in dem wohlthätigen Walten der Natur.

Wieſen ſieht man ſelten, dazu iſt der Boden zu koſtbar, aber deſtomehr üppig gedeihende Kleefelder, deren Duft nebſt dem der blühenden Bohnenfelder ſich im Juni mit dem der blühenden Reben vereint und das ganze Land mit berauſchendem Wohlgeruch erfüllt.

Nur Eines vermißte ich ungern in dieſem ſonſt ſo reich ausgeſtatteten Lande, die Pracht der grünen weitſchattenden Wälder und einzelner hoch zum Himmel aufragender alter Bäume. Was man hier Wald nennt, iſt nur Gebüſch mit wenigen höheren Bäumen untermiſcht, bei denen man an die majeſtätiſchen Eichen, die hohen prächtigen Buchen des nördlichen Deutſchlands gar nicht denken darf. Wären die Steinkohlengruben in der weniger von der Natur begabten Nachbarſchaft des Niederrheines nicht, man könnte, unerachtet des wärmeren Klimas, hier im Winter aus Mangel an Holz zu erfrieren fürchten; doch durch dieſe iſt auch für dieſes Bedürfniß von der dieſem Lande beſonders günſtigen Erhalterin aller Weſen reichlich geſorgt, ſelbſt für den ärmſten Bewohner deſſelben, indem die Schifffahrt auf dem Rhein den Transport des nöthigen, an ſich ſehr wohlfeilen Brennmaterials ungemein erleichtert.

Auch die lebendige Staffage der ſchönen buntgefleckten Kühe, der muthig den Boden ſtampfenden, vor Luſt wiehernden Pferde auf Wieſen und im Herbſte auf abgemähten Feldern, an die mein nordiſches Auge von Jugend auf gewöhnt wurde, vermiſſe ich hier. Viehzucht wird hier nicht betrieben, die paar Kühe, welche der Landmann für ſeinen Hausbedarf hält, bleiben im Stalle, und wer nicht beſonders darauf ausginge, könnte hier Jahre lang auf dem Lande leben, ohne eine einzige derſelben zu Geſichte zu bekommen. Auch Pferde ſind hier ſelten, zum Fuhrwerk kann man, der Nähe des Rheines wegen, ſie entbehren, der Weinbauer bedarf ihrer nicht, und die Feldarbeit wird meiſtens durch Zugochſen betrieben, deren Anzahl unglaublich gering iſt, weil ein Nachbar ſie vom andern borgt, wenn er ihrer bedarf. In einzelnen Dörfern und kleinen Städtchen, wie zum Beiſpiel in Unkel, iſt oft nur ein einziges Pferd und ein Zugochſe anzutreffen. Daß die Poſtpferde und Equipagen der vornehmern Gutsbeſitzer dabei nicht in Anſchlag kommen, brauche ich wol nicht beſonders zu erwähnen.

Das Hirtenamt iſt hier ein faſt nicht gekanntes; nur ſelten ſieht man am Abhange zum Weinbau untauglicher Berge eine kleine Heerde Schafe und einige Ziegen unter der Aufſicht eines Knaben weiden; nirgend wackelt eine Geſellſchaft laut durcheinander ſchnatternder Gänſe, von einem ſie gouvernirenden Mädchen geführt, dem Wanderer entgegen, denen man in nördlicheren Gegenden in ſo zahlreicher Menge begegnet;

der fruchtbare Boden bietet keine Triften für ſie, und dieſe nützlichen Thiere werden hier wenig geachtet, da Federbetten ein dem gemeinen Mann faſt unbekannter Luxus ſind; nur hie und da in verſchloſſenen Höfen werden einige von ihnen zum Martinsbraten gezogen. Dieſer völlige Mangel an Hausthieren gibt der Gegend, beſonders den Dörfern, einen ganz eigenen Charakter von Abgeſchiedenheit und Stille, der dem nicht daran Gewöhnten anfangs recht auffallend wird. Kein Geläute der Kuhglocken, kein Gebrülle der ausziehenden oder heimkehrenden Heerden, keine Hirtenſchalmei verkündet den Eintritt der verſchiedenen Tageszeiten, wie in andern Gegenden Deutſchlands, oder wie in der Schweiz, wo die Kühe beinahe wie Glieder der Familie betrachtet und behandelt werden.

Von den beiden Gaſthöfen in Godesberg muß ich noch bemerken, daß die ankommenden Wagen dem erſten und größern gewöhnlich vorüberrollen, um vor dem zweiten, dem letzten Hauſe in der Reihe, zu halten; und nur, wenn Herr Blinzler mit wehmüthigem Lächeln betheuert, daß bei ihm auch nicht ein einziges Kämmerchen mehr unbeſetzt ſei, wenden ſie wieder um und kehren in dem erſt verſchmähten Gaſthofe „zur ſchönen Ausſicht“ ein. Die Urſache davon läßt ſich ſchwer errathen, da Preiſe und Bedienung in beiden Häuſern ziemlich gleich ſind. Noch unerklärlicher aber iſt die zwiſchen den Bewohnern beider Häuſer ſtattfindende Scheidung; höchſt ſelten und nur, um im andern Hauſe wohnende Bekannte zu beſuchen, werden von ihnen die gegenſeitigen Gränzen überſchritten, und eine Vereinigung beider Geſellſchaften, die doch recht wünſchenswerth wäre, iſt kaum denkbar.

Das alte Godesberger Schloß.

Ich hörte einmal ein Märchen erzählen von einem hübſchen jungen Rieſenkinde, das, um ſich einmal im Freien zu ergehen, aus der Burg ſeines Vaters, des Rieſen, ſich herausſchlich. Es begegnete allerlei artigen, niegeſehenen Dingen, Ochſen, Schafen, Pferden, hinter dem Pfluge gehenden Bauern, packte das Alles zuſammen in ſeine Schürze und trug es zu ſeinem Vater, um ihm das niedliche, durcheinander zappelnde

Spielzeug zu zeigen, das es unterweges gefunden. Der Papa ließ es aber darüber hart an und befahl ihm, jedes Ding ſogleich wieder an ſeinen Ort zu tragen.

Dieſes Märchen iſt mir beim Anblick der Ruine von Schloß Godesberg oft eingefallen, denn eine zierlichere als dieſe, mit den ausgezackten Mauern und dem einzelnen ſchönen Thurm kann es kaum noch geben. Hätte das Rieſenkind ſie auf ſeinem Wege getroffen, es hätte ſie gewiß mitgenommen, um ſein Putzſchränkchen damit zu zieren. Sie erinnert ganz an jene, bis in die kleinſten Details treuen Nachbildungen altrömiſcher Ruinen in Kork, durch die es möglich wurde, ſogar das Coliſeum als Plateau auf die Tafel zu ſtellen.

Wenn man dieſe Ruine recht betrachtet, iſt es kaum möglich, ſie ſich anders zu denken als in ihrer jetzigen Geſtalt; es iſt, als wäre ſie zum Schmucke der Gegend gerade ſo erbaut worden, als ſie jetzt erſcheint. Sogar der Berg, auf dem ſie ſteht, und der dem Siebengebirge gegenüber wol nur ein Hügel genannt zu werden verdient, gleicht ganz der Idee, welche im flachen Lande aufgewachſene Kinder von einem

Berge ſich gewöhnlich bilden; ganz iſolirt, ringsum von ebenem Lande umgeben ſteht er da, in ſchöner abgerundeter Form, erhebt die wie mit einer Mauernkrone geſchmückte Scheitel hoch über das an ſeinem Fuße ſich anſchmiegende Dorf Godesberg und iſt, ungeachtet ſeiner verhältnißmäßig geringen Höhe weit und breit im Lande zu ſchauen; immer, beſonders im Abendlicht, bildet er einen Geſichtspunkt, auf welchem das Auge vorzugsweiſe gern verweilt. Die Ausſicht von dieſem Berge herab gehört zu den ſchönſten und ausgebreitetſten am Rhein, deſſen Lauf zwiſchen den reizendſten und bebauteſten Fluren man ganz überſieht, von der Wendung, die er am Fuße des Siebengebirges nimmt, bis zu der im Mittelgrund ſich erhebenden Stadt Bonn, und weiter hinaus bis wo am fernen Horizonte, von Nebeln umdämmert, die alte vielgethürmte Stadt Köln ſich zeigt.

Ein höchſt anmuthiger Fußpfad, von wildem Gebüſch und Bäumen umſchattet, führt von der Seite des Sauerbrunnens ſo allmälig zu der Ruine hinauf, daß man erſtaunt iſt, ſich ſchon am Ziele zu finden, wenn man glaubt, daß das Steigen erſt recht angehen ſolle. Der andere, zum Theil gepflaſterte Weg vom Dorfe aus iſt vielleicht etwas näher, aber viel ſteiler und unbequemer. Eigentlich iſt er der Kirchweg, denn die kleine Kapelle, zu welcher die Einwohner von Godesberg alle Sonn- und Feſttage hinaufſteigen, um die Meſſe zu hören, liegt ebenfalls auf dieſer Höhe, etwas unterhalb der Ruine in einer Ecke, ſodaß man ſie von unten aus kaum gewahr wird, und rings um ſie her ruhen die Todten unter ihren kleinen grasbewachſenen Hügeln von ihrem ſtillen arbeitsmüden Leben aus. Und wenn die Abendglocke ertönt und die ſinkende Sonne mit goldenem Schimmer die niedrigen Gräber verklärt, findet man immer von der Arbeit heimkehrende Weiber und Mädchen an dieſer Stätte vor dem kleinen Muttergottesbilde in ſtiller Andacht ihr Abendgebet halten.

Der ſchöne Berg war ſchon ſeit uralter Zeit ein der Anbetung des höchſten Weſens geweihter Altar, zu welchem ſelbſt die Natur bei ſeiner Entſtehung durch die Geſtalt, die ſie ihm gab, ihn beſtimmt zu haben ſcheint. Darum heißt er auch der Godesberg oder Gottesberg, was in der hieſigen weicheren plattdeutſchen Mundart die nämliche Bedeutung hat. Schon die alten Germanen hatten ihn der Verehrung ihres Gottes der Götter, Wodan, gewidmet, und ihre Opferfeuer leuchteten von der ſchönen Höhe weit und breit durch die Gauen.

In dem, unſern Godesberg, bei Königswinter, jenſeit des Rheines belegenen alten Kloſter Heiſterbach, das leider, mit einer der dunkelſten Zeiten würdigen Barbarei, erſt vor wenigen Jahren zerſtört wurde, um die Quaderſteine, aus denen es erbaut war, zu anderweitigen Bauten zu benutzen, lebte im dreizehnten Jahrhundert ein gelehrter Mönch, Ceſarius van Heiſterbach, aus deſſen nachgelaſſenen Schriften hervorgeht, daß dieſer Berg noch zu ſeiner Zeit der Wodansberg hieß, obgleich viele Jahrhundete früher, als die Römer die Oberherrſchaft über den Rhein gewonnen, Wodan dem Jupiter hatte weichen müſſen und der Berg von den Römern **Mons Jovis** genannt wurde. Ein altrömiſcher, dem Aeskulap geweihter Votivſtein, der im ſechzehnten Jahrhundert auf dem Godesberge ausgegraben wurde und jetzt in Bonn in dem Muſeum der rheiniſch=weſtfäliſchen Alterthümer bewahrt wird, beweiſt, daß die Römer ſogar die Heilquelle bei Godesberg ſchon gekannt haben, die wahrſcheinlich damals bedeutendere Kräfte gehabt haben mag, als in unſern Tagen. Das Chriſtenthum vertrieb endlich der alten Götter bunt Gewimmel und Maria, die huldreiche Himmelskönigin, zog an die Stelle des Donnerers ein, wo man ihr die kleine Kapelle erbaute, in welcher die Bewohner von Godesberg ſich zum Gottesdienſte verſammeln.

Das alte Schloß, deſſen maleriſche Trümmer jetzt vor uns liegen, wurde im Jahre zwölfhundertzehn von Theodorich, Erzbiſchof zu Köln, erbaut, wahrſcheinlich an der nämlichen Stelle, wo in grauer Vorzeit Wodans Opferfeuer flammten und dem mächtigen Zeus Altäre errichtet waren. Wunderlich genug, wurde dieſer Bau von dem, wegen unerlaubten Wuchers confiscirten Vermögen eines reichen Juden beſtritten, wie die kölner Chronik erzählt.

Die Ruinen des Schloſſes bleiben für kommende Jahrhunderte das dauernde Denkmal einer heißen, kein Opfer ſcheuenden Liebe. Gebhard von Truchſes, Kurfürſt von Köln, brachte im Jahre funfzehnhundertdreiundachtzig ſeine Gemahlin, die ſchöne Agnes, Gräfin von Mansfeld, hieher in Sicherheit, als er wegen ſeiner Vermählung mit ihr und ſeinem auf dieſen folgenden Uebertritt zum proteſtantiſchen Glauben aus Köln flüchten mußte. Unter dem Schutze einer holländiſchen Beſatzung mußte die ſchöne Fürſtin einige Zeit ohne ihren Gemahl auf Schloß Godesberg verweilen, ihr muthiges edles Benehmen, ihre Anmuth, ihr trübes Geſchick befeuerten den Muth ihrer Vertheidiger zum tapferſten Widerſtande gegen den Herzog Ferdinand von Baiern, der die feſte Burg lange Zeit belagert hielt, und um ihrer Herr zu werden, ſie endlich unterminiren und in die Luft ſprengen ließ.

Dieſe Mauern liegen nun ſchon ſeit beinahe zweihundert Jahren in ihrem jetzigen Zuſtande da, aber mitten im Verfall ſchwebte ein ſchützender Genius über ſie; über den Ort, zu welchem Schönheit und Liebe einſt flüchteten, durfte die Zerſtörung nicht ihre volle Gewalt ausüben. Die maleriſche Form wurde den Trümmern wenigſtens erhalten, durch die ſie ſelbſt in dieſer, an Denkmälern einer rauheren Vorzeit ſo überreichen Gegend vor vielen andern ſich auszeichnen.

Die Straße, welche, nahe am Fuße des Godesberges vorbei, von Bonn nach Remagen führt, iſt eigentlich die alte Via Aurelia. Karl Theodor, Kurfürſt von der Pfalz, war der Erſte, der im Jahre ſiebzehnhundertachtundſechzig begann, die am linken Rheinufer hinführende Straße wegſam machen zu laſſen, welche bis dahin in einem furchtbaren Zuſtande ſich befand, ſodaß Reiſende, bei hohem Waſſerſtande des Rheines, nicht ohne Lebensgefahr ſie zu paſſiren wagen durften. Seit dem Anfange dieſes Jahrhunderts iſt ſie freilich unter franzöſiſcher Oberherrſchaft eine der ſchönſten Chauſſeen in Deutſchland geworden; aber auch jener erſte Verſuch eines deutſchen Fürſten, zu einer Zeit, wo noch wenig an dergleichen gedacht wurde, darf darüber nicht vergeſſen werden.

Viele Alterthümer, welche die Exiſtenz der alten römiſchen Straße an der nämlichen Stelle bewieſen, kamen unter Karl Theodor bei Anlegung der neuen Straße wieder an's Tageslicht, unter andern ein römiſcher Meilenzeiger, deſſen Inſchrift bewies, daß Marc Aurel und Lucius Verus hier eine Straße hatten erbauen laſſen; dieſer Stein, nebſt den übrigen Alterthümern, wurde nach Manheim gebracht, aber auf Veranſtaltung des damaligen Miniſters, Graf Gollſtein, wurde die Stelle, wo er gefunden worden, durch ein Denkmal bezeichnet, das noch beſteht. Intereſſanter wäre es freilich, wenn man den Stein an dem Platze wieder aufgeſtellt hätte, den er vor vielen Jahrhunderten eingenommen.

Und ſo wandelt man hier ewig auf klaſſiſchem Boden, man mag die Schritte hinwenden, wohin man will. Ueberbleibſel jener gewaltigen Vorzeit, während welcher die alte Weltbeherrſcherin auch dieſes ſchöne Land ihrem mächtigen Arm unterworfen hielt, werden noch immer in Feldern und Weinbergen ausgegraben, obgleich die Zahl und Bedeutung des ſchon Gefundenen ſich kaum noch überſehen läßt. Was an größern Alterthümern, an Votivſteinen, Denkmälern, Säulen, Basreliefs ſich noch vorfindet, wird mit Sorgfalt geſammelt und nach Bonn in das Muſeum gebracht; doch Münzen, Hausgeräthe, Schmuck und kleine Götterbilder aus Bronze werden häufig der Aufmerkſamkeit der darüber Wachenden entzogen und kommen, oft um geringen Preis, in die Hände der Liebhaber und Sammler, deren Anzahl in dieſem Lande nicht unbedeutend iſt. Dieſer Misbrauch, wie Manche ihn vielleicht nennen würden, hat doch auch ſeine gute und lobenswerthe Seite, das Intereſſe an Kunſt und Alterthum wird dadurch wach erhalten und verbreitet; und merkwürdige Stücke machen, einzeln geſehen, einen weit größeren, lebendigeren und bleibenderen Eindruck, als wenn man gezwungen iſt, ſie in einer großen öffentlichen Sammlung kaum obenhin zu betrachten.

Viele von den kleineren Antiquitäten, die in dieſen Gegenden gefunden worden, ſind von ſeltener Schönheit und höchſt beachtenswerth, ſowol durch ihre Form als durch die Vollendung, mit der ſie gearbeitet ſind. So ſah ich in den Händen eines Kunſtfreundes aus der Umgegend, der alljährlich den Sommer in Godesberg zubringt, mehrere äußerſt merkwürdige Iſisbilder von Bronze, die auf den Feldern ringsumher gelegentlich ausgegraben worden waren, unter andern auch eine ſehr elegant geformte Lampe, die man gleich, ſowie ſie da iſt, an dem nämlichen zierlichen Kettchen in ſeinem Schreibecabinete aufhängen könnte, an welchem ſie hing, als ſie vor mehr als tauſend Jahren den Herd einer alten Römerin beleuchtete. Selbſt das kleine Zängelchen zum Aufſchüren des Dochtes hängt noch an ſeinem Kettchen.

Eines ſeltenen Werkes aus einer ſpäteren, aber uns doch immer noch ſehr fernliegenden Zeit, welches der nämliche eben erwähnte Kunſtfreund beſitzt und es ſo hoch hält, daß er faſt nie ſich davon trennt, muß ich hier noch gedenken, einer ganz durchaus wohlerhaltenen

Abſchrift der Bibel aus dem neunten Jahrhundert, wie vielleicht keine königliche oder fürſtliche Bibliothek eine merkwürdigere aufzuweiſen hat. Rabanus Maurus, Abt zu Fulda, ſpäterhin Erzbiſchof von Mainz, der im Jahre achthundertſechsundfunfzig am vierten Februar geſtorben iſt, machte mit dieſem koſtbaren Werke dem Kaiſer Ludwig dem Deutſchen ein für jene Zeit wahrhaft fürſtliches Geſchenk, als ihn derſelbe in ſeiner Abtei zu Fulda beſuchte. Rabanus war ein hochgelehrter Mann und dabei der berühmteſte Theolog ſeiner Zeit, aber er war auch zugleich ein eifriger Freund und Beförderer der Kunſt und ſuchte, von ſeinem eigenen Genie geleitet, ſie aus dem Dunkel aufzureißen, in welchem ſie in jener düſtern Zeit tief verſunken lang. Er bemühte ſich mit großem Ernſt, ſeine Kirche mit Kunſtwerken aus Metall, mit kunſtvoll gearbeitetem Schnitzwerk, mit aus Silber und Gold getriebenem und mit Edelſteinen beſetztem Kirchengeräthe zu ſchmücken, hielt aber vor Allem ſeine ihm untergebenen Mönche zum Fleiße und zur Erweiterung ihrer Kenntniſſe an. Unter ſeiner Aufſicht und Leitung wurden ſie im Schönſchreiben und in der damals zur Verzierung der Andachtsbücher üblichen Miniaturmalerei unterrichtet, und die Werke dieſer von ihm geſtifteten Schule werden noch heutiges Tages von Kennern hochgehalten und in großen Bibliotheken als ſeltene Denkmäler jener Zeit ſorgfältig aufbewahrt.

Der berühmteſte Zögling des Abtes Rabanus war Ottfried, der ſchon damals die Bücher der Evangeliſten ins Deutſche überſetzte, und von deſſen Hand die kaiſerliche Bibliothek in Wien ein ſeltenes Manuſcript, verſchiedene Poeſien enthaltend, aufbewahrt, deren viertes Buch mit einem Miniaturbilde geſchmückt iſt.

In Hinſicht auf Kalligraphie iſt die Bibel, von der hier die Rede iſt, ein Werk von ausgezeichneter Vortrefflichkeit. Daß es die Leiſtung eines Einzelnen ſei, iſt nicht denkbar; der angeſtrengteſte Fleiß eines halben Menſchenalters würde kaum zu dieſer Arbeit hingereicht haben; gewiß haben Mehrere ſich dazu vereint, und dennoch ſtehen die Zeilen, die einzelnen Worte, jeder Buchſtabe in vollkommenſter Regelmäßigkeit nebeneinander auf dem reinen Pergament, nirgend iſt die kleinſte Abänderung der Handſchrift bemerkbar, nicht die geringſte Abweichung von der einmal angenommenen Form; Alles iſt wie aus einem Guß, als wäre es von der nämlichen Hand, in der nämlichen Stunde, mit der nämlichen Feder angefangen und vollendet.

Das Manuſcript hat kein Titelblatt, denn dieſe waren in jener frühen Zeit noch nicht gebräuchlich; die an Kaiſer Ludwig gerichtete Zueignung, durch welche Abt Rabanus jenem Fürſten dieſes ſein Prachtgeſchenk widmete, ſteht mitten im Buch, ohne durch irgend ein Unterſcheidungszeichen von dem eigentlichen Texte und Inhalt getrennt zu ſein, denn ſo war der unbehülfliche Gebrauch jener alten, von unſerer jetzigen Cultur weit entfernten Zeit. Dieſes, ſowie das ganze Aeußere des jetzt faſt tauſendjährigen Buches ſpricht für das hohe Alter und für die Echtheit desſelben. Die nach alter Art ſauber ausgemalten Anfangsbuchſtaben der Kapitel, die zum Theil recht geſchmackvoll erdachten arabeskenartigen Verzierungen, längs dem Rande mehrerer Blätter, die größern und kleinen, zum Theil ſehr figurenreich componirten zahlreichen Miniaturgemälde ſtrahlen im friſchen Glanz des Goldes, des Purpurs, des ſchönſten Blau, und überhaupt der wohlerhaltenſten Farbenpracht. Die Gemälde tragen freilich das Gepräge des damals herrſchenden byzantiniſchen Styls; einige davon zeichnen zwar durch beſſere Erfindung und naturgemäßere Zeichnung ſich aus, die meiſten aber gränzen an das Groteske und Fratzenhafte. In Hinſicht der ſorgfältigen Ausführung aber ſind alle dieſe kleinen Bilder bewundernswerth, und die Darſtellungen der Gebräuche, des Coſtüms in der Kleidung, wie in der Einrichtung der Wohnungen und des häuslichen Lebens unſerer Urgroßväter in jener grauen Vorzeit, gewähren ihnen ein eigenes, immer lebhafter werdendes Intereſſe, je länger man bei ihnen verweilt.

Eine Sammlung bedeutender Gemälde, aus der früheſten wie aus der ſpäteren Zeit, ſeit dem Wiedererwachen der Kunſt, und die ich noch die Freude hatte, zu ſehen, iſt ſeit wenigen Monaten nicht nur für Godesberg, ſondern auch für Deutſchland, ja ſogar für die Freunde der Kunſt auf immer verloren. Sie befand ſich in jener Villa, deren ich früher erwähnte, als das Eigenthum des Beſitzers derſelben, eines angeſehenen, aus dieſen Gegenden ſtammenden, aber ſeit vielen Jahren in London etablirten Kaufmanns. Die Familie deſſelben pflegte alljährlich die Sommermonate in ihrem ſchönen Beſitzthum in Godesberg zuzubringen, hat dieſes ſeit Kurzem aber aufgegeben, und die Gemäldeſammlung iſt eingepackt und nach England abgeführt worden, um dort mit einer zweiten vereinigt zu werden, die Herr Aders in London ſchon beſaß, und die ebenfalls beſonders reich an Meiſterwerken altniederrheiniſcher Maler ſein ſoll.

Dieſer an unſerm Vaterlande verübte Raub, wenn ich mir erlauben darf ihn ſo zu nennen, hat wenigſtens das freilich etwas zweideutige Verdienſt, England zuerſt mit der, ſelbſt von uns Deutſchen nur ſeit einigen Jahren neuentdeckten altdeutſchen Schule bekannt zu machen, von deren Exiſtenz die Kunſtkenner jenes Landes bis dahin wenig oder gar nichts erfahren. Der König von England ſelbſt ſoll über eine faſt gleichzeitige Copie von Johann van Eyck's berühmtem genter Bilde entzückt geweſen ſein, welche unter Herrn Aders Gemälden in London ſich befindet, und die von Kennern noch der altberühmten vorgezogen wird, die von dem großen Meiſter, Michael Coxies, für den König von Spanien, Philipp den zweiten, gemalt wurde. Daß die ganze faſhionable Welt in London das Entzücken des Königs theilen wird, ſteht kaum zu bezweifeln, und weh' uns, wenn die altdeutſchen Gemälde in England Mode werden ſollten, wie früher die chineſiſchen Pagoden und das altjapaniſche Porzellan in all' ihrer Unform es waren! wie würden die engliſchen Guineen unſere alten Meiſterbilder von dannen ziehen, um auf jener Inſel in den prächtigen Villen der Reichen und Großen in ſtarrer Abgeſchiedenheit begraben zu werden!

Doch wahrſcheinlich werden unſere Kunſthändler eben ſo gut als die italieniſchen es lernen, manchen van Eyck, Hemmling und Schoreel nach England überzuſchiffen, der in Hinſicht auf Originalität mit der Mehrzahl des Rafael's, Correggio's und Tizian's in einer Reihe zu ſtehen verdient, welche um theures Geld die Gemäldeſammlungen in England ſchmücken, und dieſes bleibt im gefürchteten Fall dennoch immer ein kleiner Troſt.

Nur Eines der vielen ſehr werthvollen altdeutſchen Gemälde in der godesberger Sammlung will ich erwähnen, weil es das einzige iſt, welches meines Wiſſens der kunſtreichen Hand der Schweſter beider van Eyck's, der jungfräulichen Künſtlerin Margareth zugeſchrieben wird. Hier mit Gewißheit über die Echtheit des Bildes zu entſcheiden, iſt beinahe unmöglich; daß es unmittelbar aus van Eyck's Schule hervorgegangen iſt, verbürgen die Behandlung der Farben und die ſchöne fleißige Ausführung auch der kleinſten Einzelheiten. Die Wahl des heitern Gegenſtandes aber beweiſt nicht nur den reinſten Künſtlerſinn, ſondern iſt auch einem jungfräulichen, zartfühlenden Gemüthe völlig angemeſſen. Es ſtellt die Mutter Gottes mit dem Kinde vor, wie ſie, in einer offenen Gartenhalle ſitzend, von lieblichen Engeln bedient wird, welche Blumen und Früchte ihr darbieten.

Von den neueren Gemälden will ich aus der bedeutenden Anzahl derſelben nur zwei ſehr ſchöne Landſchaften von Ruisdael erwähnen, einen Lazaroni-Knaben von Murillo, der ſich im Tabackrauchen verſucht; vier Apoſtel, von Boracino da Cremona, einem Schüler des Perugino. Auch zwei kleine Oelgemälde des fantaſtiſchen Callot waren gar luſtig und wunderlich anzuſchauen, auf denen von zahlloſen kleinen Figürchen allerlei kecker Muthwille getrieben wird. Das eine derſelben ſtellt den Einzug Chriſti in Jeruſalem vor; das andere, wie er die Käufer, Verkäufer und Wucherer mit kräftiggeſchwungener Knute zum Tempel hinaus, eine hohe Treppe hinunter, auf die Straße treibt, auf welcher indeſſen Diebſtahl und allerlei greulicher Unfug getrieben wird.

Das Alles iſt nun mit dem Dampfſchiffe fort, auf Nimmerwiederſehen.

Die Reiſenden unſerer Zeit.

Bei der jetzigen, faſt epidemieartigen Reiſeluſt, die in einem einzigen Jahre zehnmal ſoviel Reiſende auf den Heerſtraßen hin und hertreibt, als ehemals in zehnmal ſo langer Friſt, fallen mir zweierlei Gattungen derſelben beſonders auf, denen man früher faſt niemals begegnete: reiſende Engländerinnen und reiſende Kinder. Freilich vor dreißig bis vierzig Jahren, als man im größten Theil von Deutſchland auf ſandigen oder ſonſt unwegſamen Straßen ſich langſam hinſchleppen laſſen und zufrieden ſein mußte, wenn man mit Extrapoſt in anderthalb Stunden eine Meile zurücklegte, ſich glücklich ſchätzte, wenn man in den Poſthäuſern nur eine Stunde auf friſche Pferde zu warten hatte, die erſt von der Feldarbeit hereingeholt wurden, und Abends im Nachtquartier erſt mit Bitten oder Schelten um reine Betttücher einen Kampf mit der Gaſtwirthin zu beſtehen hatte: damals mußte das Vergnügen des Reiſens mit zu großen Aufopferungen und Unbequemlichkeiten erkauft werden, um bei unſern Großmüttern eine Sehnſucht danach aufkommen zu laſſen. Sie blieben gern zu Hauſe bei ihren Kindern; ſie ließen von ihren weitgereiſten Männern ſich erzählen, wie es in fremden Ländern ausſähe, die ſie weder kannten noch zu kennen begehrten, und das kleinliche Getreibe ihres Wohnortes war Alles, was ſie von der Welt und dem Leben in ihr zu erfahren verlangten.

Eine vom Arzte verordnete Badereiſe nach Pyrmont, Karlsbad oder Aachen, die einzigen Bäder, die damals eigentlich recht bekannt waren, erſchien ihnen faſt wie ein Todesurtheil, denn eine ſolche Kur wurde zu jener Zeit als das letzte Mittel, als der letzte Verſuch zur Lebensrettung betrachtet. Unter heißen Thränen, von den Ihrigen mit dringenden Bitten beſtürmt, riß endlich dann die Mutter von ihren Kindern ſich los, die mit ſich zu nehmen ihr nicht in den Sinn kommen konnte, um mit Gottes Hülfe ſich ihnen noch einige Jahre zu erhalten.

Wie ſo ganz anders iſt das Alles jetzt geworden; die Welt iſt heut zu Tage auch den Frauen aufgethan, und ſie dürfen mit friſchem Sinn und heiterem hellen Blick alles des Schönen und Herrlichen, was Kunſt und Natur ihnen bieten, ſich eine Weile erfreuen, um bei ihrer Heimkehr das Glück, das ihr häusliches Leben ihnen gewährt, um ſo inniger zu empfinden; denn jede Reiſe iſt jetzt nichts weiter als eine etwas verlängerte Spazierfahrt, und wenigſtens alle acht Meilen iſt ein Gaſthof anzutreffen, in welchem man beinahe eben ſo gut ſich befindet, als im eigenen Hauſe.

Keine zärtliche Mutter braucht ſich mehr eine Badereiſe zu verſagen, um einen leichten rheumatiſchen Schmerz, einen hartnäckigen Schnupfen zu heilen, und vor Allem, um das namenloſe unerklärbare Heer von Nervenübeln zu bekämpfen, das gleich heimtückiſchen Geſpenſtern die Welt durchzieht, die oft ungläubig genug iſt, ſogar ſeine Exiſtenz bezweifeln zu wollen. Eine ſolche Reiſe bedarf jetzt keiner weitläufigen Anſtalten für die Verpflegung der Kinder; die lieben Kleinen werden ſämmtlich mitgenommen, und lernen bei Zeiten die große Welt und ihre Vergnügungen kennen. Auch geht die Reiſe gewöhnlich nicht weit, in der Nähe faſt jeder namhaften Stadt ſind ſeit den letzten Jahren wunderwirkende Heilquellen entdeckt worden; ſodaß es wirklich zum Verwundern iſt, daß nicht alle Leute hundert Jahre alt werden, und man noch an etwas Anderem als an Altersſchwäche ſterben kann.

Ob aber die liebenden Mütter ihren Kindern wirklich damit einen Dienſt erweiſen, daß ſie dieſelben auf Reiſen mit ſich nehmen, ob die Kleinen phyſiſch und moraliſch nicht mehr dadurch verlieren als gewinnen, das iſt eine andere ſehr ernſte Frage, die ſowol der Raum, als die eigentliche Beſtimmung dieſer Blätter, hier umſtändlich zu erörtern, mir verbieten.

Aber wehe, und dreimal wehe dem Unglücklichen, den ein heimtückiſcher Zufall auf der Reiſe, oder vollends bei längerem Verweilen, neben einer ſolchen ambulirenden Kinderſtube, Thüre an Thüre mit derſelben, ſein Quartier angewieſen hat! des Nachts, wenn er ſchlafen möchte, das Summen und Singen der Wärterin anhören muß, die dicht neben ihm ſeinen kleinen ſchreienden Nachbar einzulullen verſucht, und am Tage von den unſchuldigen muntern Spielen der lieben kleinen Engel aus ſeinem eigenen Zimmer hinauslaufen möchte, um nvr einigermaßen zur Beſinnung zu kommen. Wenn er darüber unwirrſch wird und im Unmuth ſogar ein klein wenig flucht, es iſt ihm in der That nicht ſehr zu verdenken.

Godesberg beſonders wimmelt von ſolchen kleinen Gäſten, deren Zahl bisweilen bis an zwanzig reicht, die alle im Hauſe wohnen; und bei aller Vorliebe für den Aufenthalt daſelbſt, muß ich doch geſtehen, daß dieſer dadurch an Annehmlichkeit nicht beſonders gewinnt. Indeſſen mag dafür zur Entſchuldigung dienen, daß Godesberg, wie ich ſchon früher erwähnte, von vielen, etwa eine ſtarke Tagereiſe von demſelben entfernt wohnenden Familien als ein Landſitz betrachtet wird, wo man gern mit, von den Seinen umgeben, einen Theil der ſchönen Jahreszeit zubringt; auch verweilen die Kinder den Tag über gewöhnlich mit Spielen im Freien, was allerdings ihren nächſten Nachbarn eine große Erleichterung gewährt. Nur bei der Mittagstafel wird ihre große Anzahl beſonders läſtig, denn eine Reihe von drei bis vier Kindern, zwiſchen Erwachſenen eingeſchaltet, kann auf die geſellige Unterhaltung nicht anders als ſtörend einwirken. Eine beſondere table d'hôte für die Kleinen, an der ſie unter der Aufſicht ihrer Mütter eine Stunde früher als die übrige Geſellſchaft, mit ihrem Alter zuſagenden Speiſen abgefüttert würden, wäre gewiß, ſowol für die Kinder ſelbſt, als für die übrigen Gäſte, eine höchſt erſprießliche und erfreuliche Anſtalt.

Läſtiger noch als die reiſenden Kinder, ſind vielleicht die reiſenden engliſchen Familien, deren Anzahl, beſonders in den Rheingegenden, an das Unglaubliche reicht, ſodaß man kaum begreift, wer denn noch, außer dem Könige von England und ſeinem Hofſtaat, dort zu Hauſe geblieben ſein könnte.

Godesberg ſcheint beſonders von ihnen begünſtigt zu werden; friſch nach Steinkohlen duftend, wie eine engliſche Zeitung, langen ſie mit Hülfe der Dampfböte oft am dritten oder vierten Tage, nachdem ſie London verlaſſen, dort an und wiſſen, bei ihrer Unbekanntſchaft mit der Sprache und Landesart, kaum wie ihnen geſchehen, noch weniger, weshalb ſie eigentlich gekommen. Alles erſcheint ihnen ſeltſam und dabei grundſchlecht, weil es nicht wie in England iſt, und für die Leute, die ſo dumm ſind, daß ſie nicht einmal Engliſch reden können, fühlen ſie ordentlich ein verachtendes Mitleid.

Mehrere Stunden vor ihnen kommt der Courier auf dampfendem Pferde angeſprengt, irgend ein in der Welt abgetriebener Abenteurer von der gemeinſten Art, der bei der Gelegenheit gelernt hat, ſich zur Noth in mehreren Sprachen leidlich verſtändlich zu machen, und den ſie irgendwo an der Gränze angenommen, um für ſie überall das Wort zu führen. Mit wichtiger Miene und genugſamer Arroganz betritt er das Haus, läßt die Zimmer ſich zeigen, tadelt Alles, fordert Vieles, was nicht zu haben iſt, findet überall die Preiſe zu theuer, nach denen er bis in die geringſten Einzelheiten ſich erkundigt, und wird am Ende doch mit dem Wirthe einig, wenn dieſer die rechten gewichtigen Gründe zu finden weiß, die ihn von der Billigkeit der an ihn gerichteten Forderungen überzeugen können.

Endlich gegen Abend kommt der große ſchwerbeladene Wagen nach; ein Haus auf vier Rädern, oben, hinten und vorn und an allen Seiten mit einer Menge zierlicher, genau ineinander paſſender Koffer und lederner Behältniſſe bedeckt, die ſo ziemlich Alles enthalten, was man auf einer Reiſe um die Welt brauchen und nicht brauchen könnte, und denen man, wie dem Wagen ebenfalls, ſchon von Außen es anſieht, wie höchſt bequem ſie eingerichtet ſind; denn in dergleichen bleiben die Engländer unübertreffene Meiſter und werden es noch lange ſein. Der Wagen hält, doch Niemand ſieht aus demſelben heraus, der Courier eilt an den Schlag und ſtattet demüthig Rapport ab. Zuweilen ſitzt ein Bedienter auf dem Bock, oft fehlt er auch, und der Courier vertritt im Gaſthofe deſſen Stelle, denn die engliſchen Bedienten verlaſſen ungern die Inſel, und ſind auch auf dem feſten Lande nicht ſonderlich brauchbar; aber die beiden engliſchen Kammermädchen mit großen Hüten und ſchottiſchen Mänteln fehlen nie in dem Anbau hinter dem Wagen, wo ſie der Sonne, dem Regen und den von den Hinterrädern aufgewühlten Staubwolken auf das unbarmherzigſte preisgegeben ſind. Auch ſieht man ihren mismuthigen Geſichtern deutlich es an, wie überdrüßig ſie des Reiſens ſchon jetzt ſind, und wie gern ſie wieder zu Hauſe wären.

Eine lange Pauſe entſteht, während welcher der Wirth ängſtliches Herzklopfen empfindet, der, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, den Befehl erwartet, den Wagenſchlag zu öffnen. Im Wagen wird deliberirt, der Courier erſchöpft alle ihm zu Gebote ſtehende Beredtſamkeit. Endlich gibt die geöffnete Wagenthüre das Signal und Alles wird lebendig. Der Bediente ſpringt vom Bock, die Kammermädchen klettern von ihrem Sitze herunter und ſchütteln den Staub aus ihren Mänteln; der Fußtritt wird niedergelaſſen, Mylord wälzt ſich hinaus, man ſieht es dem guten Mann an, wie ſauer ihm das Reiſevergnügen geworden; oft aber iſt auch gar kein Mylord dabei, und die Damen reiſen allein. Auf Mylord folgt Mylady und noch eine Lady, und nun noch ein paar Kinder, deren Erziehung auf Reiſen vollendet werden ſoll. Denn Deutſchlernen iſt jetzt in England Mode; ich ſah in Godesberg eine Familie mit drei oder vier Knaben und Mädchen, die den nächſten Winter in Insbruck zubringen wollte, um ihre Kinder dort in der deutſchen Sprache unterrichten zu laſſen.

Mit ſteifem Nacken und verachtendem Blicke auf uns vor der Thüre Sitzenden, die ſich die Freiheit nehmen, dem Debarquement zuzuſehen, zieht die Geſellſchaft in das Haus — und läßt ſich nicht wieder blicken, und ſollte ſie Wochenlang verweilen. Nur zuweilen in der größten Mittagshitze ſieht man die

Damen auf dem Felde hin und her gehen, was ſie einen Morgenſpaziergang vor dem Frühſtück nennen, oder auch mit ihrer Mappe ſich niederlaſſen, um die Ruine zu zeichnen.

Im Hauſe aber wird die Gegenwart dieſer Unſichtbaren um ſo merklicher; des Salons, der ſonſt der ganzen Geſellſchaft offen ſteht, haben ſie ſich gleich zu ihrem Frühſtück- und Speiſezimmer bemächtigt; die ganze gewohnte Ordnung iſt geſtört, alle Hausgenoſſen, vom Herrn des Hauſes an, bis zu dem letzten Kellnerburſchen hinab, ſind verdrüßlich, laufen auf Treppen und Gängen durcheinander, und wiſſen ſich weder zu rathen noch zu helfen, denn Mylord und Mylady, Kinder und Kammermädchen verlangen tauſenderlei, was ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannt iſt. Obendrein ſind die hohen Herrſchaften mit Allem unzufrieden, finden Alles ärmlich und ſchmuzig und das Eſſen ungenießbar, weil es nicht auf engliſche Art bereitet iſt. Sie ſchlafen bis gegen Mittag, verlangen das Frühſtück, wenn eben das Dinee für die übrigen Gäſte aufgetragen werden ſoll, eſſen ſpät gegen Abend zu Mittage und trinken Thee, wenn alle Welt zu Bette geht. Lauter Dinge, die ſie allenfalls in den großen Hôtels großer Städte verlangen dürften, ohne allzuläſtig zu werden. So ſpinnen ſie immer enger und enger in ihre gewohnte Lebensweiſe ſich ein, und kehren genau ſo wieder vom feſten Lande zurück wie ſie hingekommen, ohne um einen einzigen Begriff reicher geworden zu ſein.

Was ſie am meiſten fürchten, iſt, von Unbekannten angeredet zu werden, deshalb bemühen ſie ſich, ſo abſtoßend als möglich zu erſcheinen, ſobald ſie unter Fremde gerathen; und wenn Jemand, ſei es Mann oder Frau, ſich von der treuherzig freundlichen Gewohnheit der Deutſchen verleiten läßt, ſie im Vorübergehen zu grüßen, ſo ſehen ſie mit einer Miene ihn an, wie etwa am Ganges ein Bramine einen Paria anſehen mag, der unerwartet ihm in den Weg kommt.

Bei alledem ſind Mylord und Mylady nichts weiter, als reiche Gewürzkrämer oder Oelhändler aus der City, die ebenſogut als im vergangenen Jahr ihr Nachbar der Bierbrauer, auch einmal auf dem feſten Lande den Lord ſpielen wollen; was, wie ſie gehört haben, mit den dazu gehörigen Guineen, die ſie im Ueberfluß beſitzen, gar nicht ſchwer hält. Die grö=

ßere Hälfte der großen engliſchen Equipagen, welche Deutſchland jetzt nach allen Richtungen durchkreuzen, iſt mit Reiſenden dieſer Art angefüllt, die man, bei einiger Uebung, an ihren übertriebenen Forderungen und an ihrer großen Unwiſſenheit ſogleich für Das erkennt, was ſie ſind; beſonders aber an dem wirklich unanſtändigen Geiz beim Bezahlen der Rechnung im Gaſthofe. Sie kommen ſpät Abends an, halten, ohne zu ſoupiren, die Leute bis zwei, drei Uhr in der Nacht mit Anordnung der Zimmer und Betten auf, die ihnen nie gut genug ſind, reiſen ab, ohne zu frühſtükken, und wundern ſich unter lautem Schimpfen und Schelten, wenn der Wirth für alle ſeine Mühe und Unruhe entſchädigt ſein will.

Die wirklich Vornehmen ſind zwar nicht minder ſtolz, nicht minder arrogant, mit einem Wort, nicht minder nationell als ihre Nachahmer, die im Auslande ſich ihnen gleichzuſtellen trachten, aber der Stolz ſteht ihnen beſſer, weil er ihnen natürlicher iſt, und das Bewußtſein des ihnen wirklich angebornen hohen Ranges ſchützt ſie vor der Lächerlichkeit, ihn recht auffallend zur Schau tragen zu wollen. Auch ſind ſie gewöhnlich ſchon mit den Sitten außerhalb ihrer Inſel einigermaßen bekannt, die ſie zum Theil ſelbſt in ihren Kreiſen angenommen haben, und werden dadurch vor zu groben Verſtößen gegen dieſelben bewahrt.

Uebrigens verhalten ſie ſich nicht minder ſchroff und unzugänglich gegen Unbekannte als ihre Nachahmer, und möchten, eben wie dieſe auch, von ihrer gewohnten Lebensweiſe um keinen Preis auch nur um ein Haarbreit abweichen; aber was ſie ganz beſonders vor denſelben auszeichnet, iſt die Scheu, die ſie vor ihren eigenen Landsleuten bezeigen, ſobald dieſe und ihre Abſtammung ihnen nicht wenigſtens dem Namen nach bekannt ſind. Sie gehen jeder Annäherung derſelben auf eine wirklich beleidigende Weiſe aus dem Wege, um nur nicht in Bekanntſchaften zu gerathen, durch die ſie bei ihrer Heimkehr ſich compromittirt fühlen könnten, und laſſen, bei aller ihrer abſtoßenden Zurückgezogenheit, ſich doch noch weit eher mit den Landeseingebornen in ein Geſpräch ein, wenn die Noth ſie dazu zwingt. Solch ein in der londner vornehmen Welt unbekanntes Geſchöpf könnte ja nach ſeiner Rückkehr in London ſich erdreuſten, mit der Ehre ihrer Bekanntſchaft groß zu thun, vielleicht gar einen Verſuch wagen, ſie zu beſuchen und ihre Viſitenliſte durch ſeinen plebejen Namen entweihen; oder, was das Entſetzlichſte wäre, in der Oper durch einen Gruß die momentane Bekanntſchaft weltkundig machen!

Bonn.

Für rüſtige Fußgänger iſt der kaum anderthalb Stunden lange Weg von Godesberg bis Bonn ein angenehmer Spaziergang, unter Obſtbäumen und zwiſchen Weingärten hin, die nicht, wie bei Dresden, mit hohen, blendendweißen Mauern eingefaßt ſind. Dicht hinter dem Dorfe Godesberg führt der Weg an einem alten gothiſchen Denkmal vorüber, welches in der Umgend das hohe Kreuz genannt und in hohen Ehren gehalten wird. Es wurde in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts errichtet, und eine dunkle Sage von einem Brudermorde, der an dieſer Stätte verübt worden ſein ſoll, geht im Lande umher. Dem Mörder, nachdem er durch Kirchenbuße und Pilgerfahrten ſeine ſchwere That abgebüßt hatte, wurde noch auferlegt, dieſes Denkmal ſeines Verbrechens und ſeiner Reue auf der nämlichen Stelle erbauen zu laſſen, wo ſein Bruder von ſeiner Hand gefallen war. So wird es wenigſtens erzählt.

Bonn nimmt ſchon von fern ſehr heiter, ſogar prächtig ſich aus; noch ſchöner aber iſt der Anblick der Stadt, wenn man auf dem Rheine zu ihr heranſchwimmt; eine Menge kleiner Fahrzeuge und Nachen füllen den kleinen Hafen; dieſe und die zwiſchen beiden Ufern hin und her gehende fliegende Brücke bringen nieſtockendes Leben und Bewegung in eine der ſchönſten Landſchaften.

Keine Univerſitätsſtadt in Deutſchland, Heidelberg ausgenommen, läßt in Hinſicht des milden Klimas, der unbeſchreiblich reizenden Lage und der Art, wie die Stadt gleich beim Eintritt ſich dem Auge darſtellt, mit Bonn ſich vergleichen. Die ſchöne Façade des Univerſitätsgebäudes, ehemals das kurfürſtliche Reſidenzſchloß, breitet am Ufer des Stromes recht impoſant ſich aus; über die Giebel der Häuſer blicken die gothiſchen Thürme des ehrwürdigen Münſters hervor; die Stadt ſelbſt liegt wie in einem Garten. Hinter der Stadt erhebt ſich der Kreuzberg mit der ſeine Scheitel krönenden Kirche, welche ehemals zu einem Servitenkloſter gehörte, das aber in neuerer Zeit abgebrochen worden iſt. Am Fuße des Kreuzberges ſieht man das Schloß Poppelsdorf; und den Hintergrund zu dem Allen bildet eine Reihe grüner, zum Theil waldbewachſener Hügel, die das Vorgebirge genannt wird. Höchſt wahrſcheinlich wurden dieſe, von Godesberg an, bis einige Stunden hinter Bonn in einem Halbkreiſe ſich hinziehenden Hügel urſprünglich von dem mächtigen Strome gebildet, der jetzt in ziemlich weiter Entfernung von ihnen dahinfließt. Vielleicht füllte, einen großen See bildend, der in grauer Vorzeit mächtiger wogende Rhein die ganze jetzt ſo fruchtbar angebaute Ebene aus, die zwiſchen ſeinem jetzigen Ufer und jener Hügelreihe liegt; vielleicht floß nur ein Arm des Stromes an ihrem Fuße hin, der jetzt ſpurlos verſchwunden iſt. Freundliche Dörfer, ſchöne Landhäuſer ſchmiegen jetzt dem Fuße jener Hügel ſich an; erquickende Mineralquellen ſprudeln aus dem wilden Geſteine hervor, und auf den laubbewachſenen Höhen ſieht man Schlöſſer und ehemalige Klöſter zwiſchen ſchattenden Bäumen hervorblinken. Bei aller Verſchiedenheit von den eigentlichen Rheingegenden, beſitzt dieſe Gebirgsgegend im Kleinen einen ihr ganz eigenthümlichen Reiz, der ſich leichter empfinden als beſchreiben läßt

Auch an eigentlichen Spaziergängen fehlt es Bonn nicht. Selbſt in den heißeſten Tagesſtunden bieten die hohen Laubgänge des Schloßgartens, ſowie die Anlagen des ſogenannten engliſchen Gartens erquickenden Schatten; entzückend ſchön iſt in letzterem die Ausſicht über den Rhein vom alten Zoll aus, einer ehemaligen franzöſiſchen Baſtei; überall, wohin man die Blicke wendet, zeigt ſich die Natur in unendlicher Schönheit und Anmuth.

Vom Schloßgarten führt eine Allee von alten hohen Kaſtanienbäumen nach dem nur eine Viertelſtunde von Bonn entfernten Poppelsdorf. Das ehemalige kurfürſtliche Luſtſchloß daſelbſt iſt jetzt der Naturwiſſenſchaft geweiht; die in dieſes Fach einſchlagenden Sammlungen, nebſt der dazu gehörigen Bibliothek, die mit jedem Jahre an Reichhaltigkeit gewinnen, ſind in demſelben aufgeſtellt; der dazu gehörige Park iſt zu einem der bedeutendſten botaniſchen Gärten in Deutſchland umgewandelt, ohne die Schönheit der urſprünglichen Anlage deſſelben zu zerſtören. Alles wächſt und blüht und gedeiht hier unter kunſtverſtändiger Pflege, die Pflanzen weit entfernter Länder wie die einheimiſchen, und man wandelt unter ihren Schatten, von ihrem Aroma umduftet, wie in einer neuen fremden Welt.

Nicht nur Bonns ſchöne Lage, auch die der Univerſität geſchenkten weiten grandioſen Räume des Reſidenzſchloſſes gewähren derſelben einen wirklich beneidenswerthen Vorzug. Da iſt nirgend Beengung, keine Düſterheit, wie in andern ähnlichen Anſtalten; die ringsumher herrſchende Heiterkeit erhebt und erheitert auch den Geiſt und das Gemüth, und die Lehrenden wie die Lernenden empfinden den belebenden Einfluß. Alles iſt in dieſem Schloſſe vereint: die Hörſäle, das Klinicum, welches zahlloſe Leidende mit dankbarem Gemüthe geheilt verlaſſen; die reichhaltige Bibliothek; das Muſeum, in welchem die in den Rheingegenden ausgegrabenen römiſchen Alterthümer aufbewahrt werden; eine ſchöne Sammlung von Gypsabgüſſen nach der Antike, und vieles Andre noch, wovon ich nur die al fresco gemalte Aula, als einen vorzüglichen Schmuck dieſes reichen Gebäudes, anführen will. Bis jetzt ſind erſt zwei Wände derſelben vollendet, doch die beiden andern werden hoffentlich nicht mehr lange der Belebung durch Meiſterhände harren müſſen. Ueber die beiden vollendeten Gemälde, welche die Theologie und die Jurisprudenz darſtellen, iſt indeſſen in öffentlichen Blättern und Journalen ſchon ſoviel Lobendes und Tadelndes ausgeſprochen worden, daß Alles, was ich darüber noch ſagen könnte, überflüßig wäre.

Die Stadt Bonn iſt übrigens nicht groß, aber ſehr volkreich, ſehr freundlich und heiter. Im älteſten Theile derſelben, nahe am Rhein, wo meiſtens Schiffer, Fiſcher und Handwerker wohnen, gibt es freilich einige Gaſſen und Gäßchen, in denen kaum zwei Perſonen einander ausweichen können, ohne ſich zu berühren; aber im beſſeren Theile der Stadt ſind die meiſten Straßen bei weitem nicht ſo enge und düſter, als man in andern alten Städten ſie gewöhnlich antrifft. Drei oder vier große Plätze mitten in der Stadt erheitern dieſe und tragen zugleich zur Reinigung der Luft bei.

Bonn vergrößert und verſchönert ſich mit jedem Jahre, die immer zunehmende Bevölkerung macht das Bedürfniß größerer neuer Wohngebäude fühlbar; es wird viel gebaut an bisher unbebaut gebliebenen Stätten, und einer beſonders dazu angeſtellten, aus unterrichteten und ſachkundigen Männern beſtehenden Commiſſion iſt es übertragen darüber zu wachen, daß die

Stadt durch dieſe neuen Gebäude nicht nur an Raum, ſondern auch an Schönheit gewinne.

An öffentlichen Vergnügungen iſt Bonn eigentlich arm; das Schauſpielhaus, in welchem ein Theil der kölner Truppe höchſtens einmal die Woche ſpielt, verdient kaum den Namen eines ſolchen, obgleich es für eine Stadt wie Bonn geräumig genug iſt. Unerachtet ſeiner auffallenden Uneleganz werden die Bälle ebenfalls in demſelben gegeben, weil in der ganzen Stadt kein anderer Ballſaal vorhanden iſt; ein unerklärlicher Mangel für einen Ort, in welchem ſo viele junge Leute verſammelt ſind, dem aber bei der jetzigen Bauluſt hoffentlich abgeholfen werden wird.

Noch ſchlechter als um den Tanz, ſteht es um die Muſik. In Familienkreiſen wird ſie zwar mit Liebe und Eifer gepflegt und betrieben; auch gibt es einen Singverein in Bonn, aber keine öffentlichen Concerte; wer Muſik hören will, muß nach Köln gehen, wenn irgend ein berühmter Virtuoſe ſich dort hören läßt, oder in dem dortigen Theater eine große Oper, ſo gut es eben gehen will, gegeben wird, denn öffentliche Concerte, an beſtimmten Tagen, gibt es dort eben ſo wenig als in Bonn.

Dieſer Mangel an öffentlichen Vergnügungen hat indeſſen wenigſtens das Gute, daß er die häusliche Geſelligkeit befördert; auch wird es wenig kleinere Städte in Deutſchland geben, wo ſie geiſtreicher und anmuthiger ſich geſtaltet als in Bonn. Die große Anzahl berühmter und hochgebildeter Männer, die aus allen Gegenden Deutſchlands mit ihren Familien hier verſammelt ſind, die täglich ankommenden Fremden, die oft längere Zeit hier verweilen, verbannen jene geiſttödtende Einſeitigkeit, die in aus lauter Eingebornen beſtehenden Zirkeln ſo leicht fühlbar wird. Alles Spiel iſt aus Privatzirkeln verbannt; ob dieſes durchaus ein Gewinn für die Geſellſchaft ſei, wage ich nicht zu entſcheiden, Geſpräch allein muß die geſelligen Stunden ausfüllen, aber zum Glück dreht es ſich auch noch um andre Gegenſtände, als um Politik, Zeitungsnachrichten und Stadtgeſchichten. Gewöhnlich wird es mit vielem Witz und guter Laune geführt, beſonders wenn der Abendtiſch die ganze Geſellſchaft verſammelt. Denn da man in Bonn allgemein ſchon zwiſchen ein und zwei Uhr zu Mittage ißt, ſo haben die Thées die Soupées noch nicht zu verdrängen vermocht, die von jeher die Beförderer heiterer und geiſtreicher Geſelligkeit waren.

Köln.

Kaum hat man Bonn im Rücken, ſo iſt auch, wie durch einen Zauberſchlag, alles Schöne und Herrliche verſchwunden, das bis dahin am Rhein uns entzückte. Zwiſchen öden, kahlen und flachen Ufern wogt der prächtige Strom der ihm nahenden unwürdigen Auflöſung im ſchmählichen Sande faſt traurig und widerwillig entgegen, und dem verwöhnten Auge bietet nur ſelten hie und da ſich ein Punkt, auf welchem es mit einigem Wohlgefallen verweilen möchte. Der Weg zu Lande von Bonn nach Köln, unerachtet der ſchönen Chauſſee, auf welcher man in weniger als vier Stunden ihn zurücklegt, iſt unbeſchreiblich öde und langweilig; wir zogen daher, unerachtet des ſchlechten Wetters, zu unſerm Weiterkommen das Dampfſchiff vor; ich war nun ſchon muthig genug geworden, um erfahren zu wollen, wie man auch bei Regen und Sturm ſich auf demſelben befindet. Nachmittags gegen drei Uhr geht es von Bonn ab, und langt zwiſchen ſechs und ſieben Uhr in Köln an.

Schwarze düſtre Regenwolken hingen tief herab, und ergoſſen ſich von Zeit zu Zeit in unbarmherzigen

Strömen. Der Sturmwind heulte, der zürnende Rhein jagte ſeine ſchäumenden Wellen über einander her, auf dem Schiffe ſelbſt aber herrſchte die gewohnte Ruhe, und auch nicht das kleinſte Schwanken deſſelben wurde bemerkbar. Der Steuermann ſtand an ſeinem Poſten, ſo ruhig, als ſtände er im ſchönſten Sonnenſchein bei gänzlicher Windſtille da; nirgend eine Spur jenes ängſtlichen geſchäftigen Treibens, das bei ſolchem Wetter, auch ohne den mindeſten Anſchein von Gefahr, auf andern Schiffen ſo unangenehm eintritt. Der Wind blies uns gerade entgegen, ohne den gewohnten Gang des Schiffes zu hemmen; an einen Aufenthalt auf dem Verdeck war freilich nicht zu denken; ſelbſt das gegen Sonne und Regen ſchützende Zelt hatte des Sturmes wegen aufgerollt werden müſſen, wir mußten hinunter in die Kajüte, und in dieſer ſah es allerdings nicht ſehr erfreulich aus.

Das böſe Stündchen nach dem Mittagseſſen war eben eingetreten, während welchem man ſich ſelten zu lebhafter Unterhaltung aufgelegt fühlt, und einige Langeweile ſchien die Oberherrſchaft gewonnen zu haben. Die Herren und Damen ſaßen an den Wänden und an den Tiſchen umher, Einige ſchrieben, Andere laſen, Bekannte flüſterten leiſe unter einander, einige Damen ſtrickten und nähten, ein paar Männer hatten ein ſtilles Eckchen zum Nachmittagsſchlaf geſucht und glücklich gefunden, ein dicker ältlicher Herr, dem es damit nicht hatte gelingen wollen, ſeufzte jämmerlich, und gab der Geſellſchaft ſeine Bemerkungen über die Lebensgefahr, in welcher man auf dem Dampfſchiffe doch immer ſchwebe, zum Beſten. Im Pavillon ſaß eine Geſellſchaft Engländer nach ihrer gewohnten Landesſitte noch bei der Flaſche, ſtritt über die Emancipation der Irrländer, ohne ſich um Wind und Wetter zu bekümmern, und that unter dieſen Umſtänden ſehr wohl daran.

So ſtrichen ein paar Stunden auf bleiernen Flügeln langſam uns vorüber. Die Nachricht, daß Köln nahe vor uns läge, trieb mich hinauf auf das Verdeck, der Regen hatte aufgehört, ein freundlicher Sonnenblick erleuchtete die Stadt. Der wahrhaft imposante Anblick derſelben übertraf bei weitem meine Erwartung, ſoviel ich auch früher von Andern davon gehört hatte.

Der Abſtand zwiſchen den üppigblühenden Ufern der Garonne und den öden flachen Umgebungen dieſer uralten Hanſeſtadt iſt freilich ſehr groß, dennoch fiel die Lage von Bordeaux mir auf das lebhafteſte hier ein. Wie dort die Garonne, ſo bildet auch hier der ſehr breite Rhein einen weiten prächtigen Bogen, um den Köln, wie Bordeaux an der Garonne, in einem großen Halbzirkel ſich hinzieht, an deſſen äußerem Ende der ſchöne alte Beienthurm ſteht. Haus an Haus, Giebel an Giebel, über welche die zahlreichen Thürme der vielen Kirchen emporſteigen, deren Köln in früheren Zeiten, die Kapellen mit eingerechnet, ſo viele in ſeinen Mauern eingeſchloſſen haben ſoll, als das Jahr Tage hat. In ihrer Mitte erhebt ſich eine räthſelhafte dunkle koloſſaliſche Geſtalt. Es ſcheint kein Gebäude zu ſein, dafür iſt es zu groß, aber auch, der zu regelmäßigen Form nach, kein iſolirt daſtehendes Felſenſtück; es iſt der Dom, dieſes hohe ehrwürdige Denkmal des kühnſten Emporſtrebens des menſchlichen Geiſtes und der Unzulänglichkeit menſchlicher phyſiſcher Kraft, deſſen erſter Anblick auf mich einen unbeſchreiblich ſchwermüthigen Eindruck machte. Seit Jahrhunderten harrt dieſe urſprüngliche große Ruine der Vollendung entgegen, und wird es immer; noch ſteht der Krahn, an welchem die mächtigen

Quadern hinaufgewunden wurden; die Arbeiter haben Feierabend gemacht, Feierabend für ewige Zeiten, und kaum vermögen ihre Urenkel noch mit großer Anſtrengung das begonnene Rieſenwerk vor gänzlichem Verfall zu bewahren.

Trübe wandte ich den Blick von der ſchmerzlich ſchönen Erſcheinung ab, er fiel zufälligerweiſe auf die großen Schiffsmühlen dicht vor Köln; getäuſcht durch die ſchnelle Bewegung, in welcher der Strom uns auf ſie zuführte, kamen ſie wie formloſe koloſſale Seeungeheuer mir vor, mit gräulichen Flügeln, die halb rudernd, halb fliegend auf uns zueilten, um uns zu empfangen, oder auch in den Grund zu ſegeln. Jetzt landeten wir an der Brücke, der Anblick der vielen Maſten im Hafen, die vielen Nachen, die mit Obſt, Gemüſe und Lebensmitteln aller Art beladenen Marktſchiffe, das rege, thätige Leben ringsumher erinnerte mich lebhaft an Hamburg, obgleich dieſer Hafen am Rhein nur ein ſehr kleines Miniaturbildchen jenes großen weltberühmten an der Elbe genannt werden darf.

Sowie wir den Fuß ans Land ſetzten, entſtand unter den in Köln nicht einheimiſchen Paſſagieren eine

Art Wettlauf. Alles eilte dem nahen Gaſthofe „zum großen Rheinberge“ zu. Glücklicherweiſe war unſer Quartier vorher beſtellt, ſonſt hätten wir ſchwerlich noch Raum in demſelben gefunden. Der erſte Blick aus dem Fenſter erklärte mir am folgenden Morgen, was die Reiſenden bewegt, dieſen Gaſthof vor den vielen andern, zum Theil weit größern und elegantern in Köln vorzugsweiſe zu wählen: es iſt die unvergleichlich ſchöne Lage deſſelben, hart an den Ufern des Rheines. Die große ſchöne Schiffsbrücke, die zu dem Köln gegenüberliegenden Städtchen Deutz hinüberführt, liegt gerade vor den Fenſtern, ſie wird auch als Spaziergang benutzt, und iſt vielleicht der angenehmſte, gewiß der lebhafteſte um Köln. Das nie ſtockende Gewimmel von Fuhrwerken und Fußgängern auf derſelben, der Anblick des Stromes, deſſen weitere Windung, in welcher er den Niederlanden zueilt, das Auge verfolgt; das reich angebaute Ufer, der Stadt gegenüber, das tägliche Ankommen und Abgehen der mainzer und niederländiſchen Dampfſchiffe, das luſtig ſich regende Leben im Hafen, Alles dieſes zuſammen bietet ein ſtets wechſelndes, mannichfaltig bewegtes Schauſpiel, deſſen man in den erſten Tagen nie überdrüſſig werden zu können meint, und auch ſo leicht nicht überdrüſſig wird.

Die Stadt Köln macht, wenn man ihre Straßen betritt, keinen beſonders freundlichen und erheiternden Eindruck, ſie iſt eine ſeltſame Zuſammenſetzung von Schön und Häßlich, von Alt und Neu, wobei erſteres immer noch das Uebergewicht behält, von beklemmender Düſterheit und freundlicher Helle. In ſteter Furcht, überfahren zu werden, betäubt vom Lärmen der Laſtträger, der Karrenſchieber und aller Unluſt, eines in ſehr beſchränkten Räumen allerlei Gewerbe treibenden Volkes, windet man ſich auf ſchlechtem, ſchlüpfrigem Steinpflaſter durch düſtre, enge Straßen, von hohen, die Luft beengenden Giebelhäuſern umgeben.

Ringsumher, und in lockender Mannichfaltigkeit, ſtehen in großen Läden hinter hellen Spiegelſcheiben Kunſtſachen und alle erdenkliche Artikel des Luxus ausgeſtellt, aber man wagt nicht vor denſelben betrachtend zu verweilen, wie in London oder Paris, denn an Trottoirs für die Fußgänger iſt hier nicht zu denken. Mit jedem Athemzuge trinkt man den erſtickenden Qualm von Thran, Oel, Leder, Unſchlitt und allen möglichen Waarenartikeln ein, die ringsumher Gewölbe, Keller und Speicher anfüllen. Man biegt um eine Ecke und plötzlich ändert ſich die Scene, wenngleich nicht auf lange Zeit. Breite, helle Straßen liegen vor uns, große, geräumige, zuweilen mit Bäumen beſetzte Plätze und der Duft der Reſede, der Roſen, des Jelängerjeliebers weht aus naheliegenden Gärten herüber, deren Köln in ſeinen Mauern weit mehrere und größere umſchließt, als man bei der übrigens ſehr engen Anlage der Stadt es erwartet.

Die Bauart der Häuſer bietet das nämliche Gemiſch von Alt und Neu. Die Zahl der älteren, mit der Giebelſeite der Straße zugewendeten Häuſer bleibt freilich noch immer bei weitem die überwiegende, aber ſelbſt in engen Straßen, zwiſchen hohen und niedrigen, vielleicht mehrere Jahrhunderte alten Häuſern, erheben ſich im modernen Geſchmack erbaute anſehnliche Wohngebäude; über der Eingangsthüre der alten Häuſer ſteht gewöhnlich eine Art fratzenhafter Maske als Verzierung, die aus der älteſten Zeit herſtammt, und vom Volke Grienkopf oder Grinnkopf genannt wird. Was aber ſowol die alten wie die neuen Häuſer mit einander gemein haben, ſind die ſpiegelhell polirten Fenſter mit den ſchneeweißen Vorhängen hinter denſelben, und überhaupt die hier ſchon beginnende niederländiſche Reinlichkeit, die ſich aber leider nicht bis hinaus auf die Straßen erſtreckt. In Hinſicht des Straßenkothes wetteifert Köln mit Paris, der alten Lutetia, was aber in einer ſo lebhaften Handelsſtadt, bei der Enge der meiſten Straßen, nicht leicht abzuändern ſein möchte. Auch müde laufen kann man ſich in Köln ſo gut als in Paris und Berlin, und vermißt dabei ſchmerzlich die, ſelbſt in mancher kleineren Stadt, auf beſtimmten Plätzen immer bereitſtehenden Fiacker, um bei zu großer Ermüdung oder bei einem plötzlichen Regenſchauer ſchneller und bequemer fortkommen zu können. Wie alle kleinen Städte längs dem Rhein, ſtreckt auch dieſe große, in unverhältnißmäßiger Länge zu ihrer Tiefe, ſich längs dem Ufer hin, und ein Gang von einem Ende der Stadt bis zum andern dehnt ſich dadurch oft zu einer kleinen Fußreiſe aus, die durch das unbequeme Steinpflaſter ſehr ermüdend werden kann.

Der kölner Dialekt im Munde des Volkes, eine Art Plattdeutſch, das aber mit der eigentlich niederſächſiſchen Mundart nur eine ſehr entfernte Aehnlichkeit hat, noch weniger mit dem deutſchen Patois der benachbarten Flammänder, ſcheint eine ganz eigenthümliche, für ſich beſtehende Sprache zu ſein. Fremden, ſelbſt Niederſachſen bleibt ſie anfangs ganz unverſtändlich, und Keinem wird es jemals gelingen, ſie ſich ganz anzueignen, und gäbe er ſich auch die größte Mühe darum. Eine Menge durchaus fremdartiger Worte, ſowie die Phyſiognomie, die Geſtalt und das ganze äußere Weſen der echten Kölner, deuten durch mancherlei Eigenthümlichkeiten auf eine in längſt vergangenen Zeiten ſich verlierende Abſtammung von einem fernen Volke, von aus dem Süden eingewanderten Koloniſten; einige gelehrte Sprachkundige behaupten ſogar, daß manche Worte, beſonders aber Ortsbenennungen, die man täglich hier im Munde des Volkes hört, unter der nämlichen Bedeutung auch in der griechiſchen Sprache ſich wieder antreffen laſſen, worüber ich freilich nicht urtheilen kann. In Bonn und der ganzen benachbarten Gegend, bis Koblenz zu, wird zwar auch eine Art Plattdeutſch geſprochen, aber der Kölner wird doch überall an ſeiner Sprache erkannt, die durch eine Menge verſtümmelter, urſprünglich franzöſiſcher Worte, welche während der langen Oberherrſchaft der Franzoſen in dieſelbe aufgenommen wurden, noch ſeltſamer wird. Anfangs erſcheint dieſe Sprache dem nicht daran Gewöhnten ſehr rauh und unangenehm, beſonders da das Volk in Köln, wie in allen großen Städten, einen ſehr lauten Sprachton ſich angeeignet hat; doch wird man nur einigermaßen mit ihr bekannt und lernt ſie verſtehen, ſo gewinnt ſie etwas ungemein Ehrliches und Treuherziges, wie alle plattdeutſchen Dialekte. Verſtehen und ſprechen können muß dieſe Volksſprache jeder Einwohner von Köln, denn ſie bietet das einzige Mittel, ſich, ſelbſt den nicht ganz niedern Volksklaſſen, verſtändlich zu machen und zugleich ihr Vertrauen zu gewinnen; im Munde der Gebildeten hat ſie ſogar eine gewiſſe anmuthige Naivetät, die beſonders im Munde der Frauen ſehr angenehm werden kann; auch iſt ſie aus den engeren Familienkreiſen, ſelbſt der Vornehmeren noch bei weitem nicht ganz verbannt, und Anklänge aus ihr werden ſelbſt beim Hochdeutſchen der geiſtreichſten und gebildetſten Männer und Frauen ſehr merkbar. Das Hochdeutſche im Munde der Kölner hat überhaupt etwas Fremdartiges, das aber bei weitem nicht ſo unangenehm breit und platt auffällt, als zum Beiſpiel in Oeſtreich; auch bedienen ſie ſich mancher Ausdrücke auf eine ganz eigenthümliche Weiſe; frägt man eine kölner Dame, bleiben Sie heute Abend zu Hauſe? ſo antwortet ſie „doch" anſtatt ja. Eine Hamburgerin, eine Leipzigerin ſetzt ihren Hut auf und thut ihren Shawl um, eine Kölnerin zieht Beides an; ein Viertel auf fünf, heißt in Köln eigentlich ein Viertel auf ſechs, nämlich fünf Uhr, und noch eine Viertelſtunde dazu, wodurch der Fremde oft ſehr irre gemacht wird, und ſo gibt es der Abweichungen von der gewohnten Bedeutung der Worte hier noch unzählige. Uebrigens halten die Kölner ihre eigentliche Volksſprache ſehr in Ehren; ſie im Theater zu hören, macht ihnen immer viel Freude, und manches Lied wird in ihr gedichtet, beſonders zur luſtigen Karnevalszeit, an dem Vornehme und Niedere ſich höchlich ergötzen. Einige fremdartig klingende Worte und Ausdrücke aus der eigentlichen Volksſprache, und ein Vers aus einem darin geſchriebenen Gedichte mögen hier noch einen Platz finden, um einigermaßen einen Begriff von ihrem eigenthümlichen Klange zu geben.

Einige Worte im kölniſchen Volksdialekt.

Amelung — zu irgend etwas Luſt oder Neigung empfinden.
Klappei, Schnatterelſter, Plaudertaſche.
Schlabbern, vergießen.
Schlabberteut, Einer, der ungeſchickt etwas vergießt.
Pollefigen, die Ferſen.
Wackbroben, die Waden.
Schabau, Branntwein.
Schafvoué, Wirſingkohl.
Kunkelfuſen, Umſchweiſe.
Klüngel, Umtriebe.
Klooch, Feuerzange.
Kottörſche, eine kleine Flaſche.
Schaaf, Schrank.
Döckes, oft.
Klaaf, Kall, Geſchwätz.

Aus fremden Sprachen entlehnte Worte.

Kubiat, Wachſtube, Corps de Garde.
Baſelmanes, ſeinen Kratzfuß machen, aus dem Spaniſchen, oder von baiser les mains.
Jampetaatſch, Poſſenreißer, von Jean-potage.
Robberdöhnsbäsche, Riechfläſchchen, von odeurs.
Rattekahl, gänzlich, von Radical.

Et hoof nit, es iſt nicht nöthig.

Et geit birrn, es geht fort, beim Spiel gebräuchlich.

Ekkeſch, nur.

Geng, geſchwinde.

Charakterbezeichnungen.

Zibbel, ein dummer Menſch.

Lellbeck, Gelbſchnabel.

Schnabbeck, ein vorlauter Menſch.

Gappſtock, ein Maulaffe.

Drüchleech, ein trockner Patron.

Wapergeeſt, ein unruhiger, ewig beſchäftigter Menſch.

Wippſtätz, Springinsfeld.

Raafalls, ein Habſüchtiger.

Schnüſſepitter, Sauertopf, Maulhänger.

Zinternöhres, eine ſchlaffe, gutmüthige Seele.

Möhnegrößer, Muhmengrüßer, Schleicher.

Hannesopräch, ein langer, ſteifaufrecht ſich haltender Mann.

Hubsküchen, eine ſtille, gute Hausfrau.

Hattmanns-Ann, eine unbeſonnene, vielgeſchäftige Frau.

Sludbermatant
Schlampampel } eine unordentliche Frau.

Flabberhex, eine nicht eben bösartige, geſchwätzige Klätſcherin.

Rament, **Pohei**, Unruhe.
Klörekall, einfältiges Geſchwätz.
Törelör, langweiliges Einerlei.
Gegieſels, heimliches Lachen oder Kichern.

Fragment

aus dem Wellkumm-Diskóóſch (Discours), an die Frau Venezia gerichtet, als ſie vor einigen Jahren nach Köln zum Karneval kam.

He (hier) es de Faasnaach de geſcheidſte Zick (Zeit) em Johr;
Woróm? dann zeig der Minſch ſing Geckheit ſonneklohr,
Dróm (darum) ſid Eer auch gezeet, un allen Der Trabanten
Met Lâuverchen (Flittern) un met Triater (Theater) Diamanten,
Un ohne Flabes (Larve); joh! beſüht mer et beim Leech (Licht)
Mer drâht (man trägt) et ganze Johr' ne Flabes vörm Geſeech (Geſicht)
Wat muß nit of der Minſch bei krüddelichen (krittlichen) Saachen,
Als wör et ſchepp un güüs (als gälte es nur ſchöpfen und ausgießen) doch fründlich doon un laachen.
Joh! wann mer et bedenk, mer han de Zick erleev (erlebt),
Dat mer et Geld met Papp zoſammen han gekleev (geklebt),

Wat wohr dohvör (zuvor) en Zick, wat brohchen ſich uns
Ahlen (unſre Alten)
De Köp nit döckes (oft) öm Stadtſcholden zo bezahlen
Wat het eer Kühmen (ihr Aechzen) all, eer Spaaren uns
gebaat (geholfen)
De Scholden han meer noch, und neu derbei gemaat u. ſ. w.

Der kölner Dom.

Wer kennt den kölner Dom nicht faſt ſo gut, als hätte er ſelbſt vor dieſem Rieſenbau ſtaunend und bewundernd geſtanden, ſeit Boiſſerée mit unendlich treuer Beharrlichkeit ſein großes, unglaublich mühevolles Werk vollendete! Nach dieſem Meiſter nur mit Worten, oder auch mit dem Griffel eine umſtändliche Darſtellung deſſelben unternehmen zu wollen, wäre ein eben ſo überflüßiges als unbelohnendes, ja ein faſt frevelhaftes Wagniß.

Alle Kölner, vom Vornehmſten bis zum Geringſten im Volke, hängen mit warmem Patriotismus an dieſem ihren alten Meiſterwerk gothiſcher Baukunſt. Sowie er daſteht, unvollendet, durch die unglückliche Wahl der zu bald verwitternden Steinart ſchon bei ſeinem erſten Entſtehen dem, um viele Jahrhunderte zu früh eingetretenen, Verfalle geweiht, iſt der ehrwürdige Tempel ihnen heilig und werth; und ſie wollen in unveränderter Geſtalt ihn erhalten wiſſen. Ganz Köln kam in Bewegung, als vor einigen Jahren, bei der nur zu nothwendig gewordenen Reparatur des edeln Baues, der ſeit Jahrhunderten obenſtehende Krahnen von dem einzigen halbvollendeten Thurme heruntergenommen wurde, und das Volk ruhte nicht eher, bis es ihn wieder an ſeiner alten Stelle ſah, der er doch keinesweges zur beſondern Zierde gereicht.

Jeder Fremde, der betrachtend vor dem Dome verweilt, findet unter den Vorübergehenden ſehr bald einen freiwilligen Cicerone, der ſich zu ihm geſellt, und ohne eine Belohnung dafür zu erwarten, über Alles, was er zu wiſſen verlangen könnte, ihm gehörige Auskunft gibt; der Kutſcher, dem ich bei meiner erſten Ausflucht in Köln anbefahl, mich vor allen Dingen rings um den Dom zu fahren, machte mir ein ſo freundliches Geſicht, als ob ich ihm einen Kronthaler zum Trinkgelde gegeben hätte. Auch führte er ſeinen Auftrag, deſſen Schwierigkeit ich erſt ſpäter einſah, zu meiner größten Zufriedenheit aus. Es iſt unmöglich, eine Ueberſicht des ganzen Gebäudes zu gewinnen, wenn man nicht ein eigenes, viel Zeit und Mühe koſtendes Geſchäft ſich daraus machen will. Der Raum, den es einnimmt, iſt ungeheuer groß; man glaubt unter den Trümmern nicht einer einzigen Kirche, ſondern einer ganzen, aus Paläſten und Tempeln einſt beſtehenden Stadt darin zu wandeln. Enge Straßen, kleine Häuſer drängen ſich von allen Seiten an den hohen Wunderbau heran und vergönnen keine freie Anſicht deſſelben, und dies iſt leider bei faſt allen Meiſterwerken altgothiſcher Baukunſt der Fall. Selbſt der prachtvolle, leider aber auch nicht vollendete Münſter in Straßburg macht hiervon keine Ausnahme, und nur den, freilich weit kleineren, dafür aber auch ganz ausgebauten Münſter in Freiburg kann man von allen Seiten ziemlich ungehindert betrachten.

Ehrfurchtsvolles Staunen ergriff mich beim Anblick der Außenſeite des Chors, dieſes einzigen, völlig ausgebauten Theiles des majeſtätiſchen Tempels; ganz allein für ſich betrachtet, erſcheint dieſes Chor wie eine der prachtvollſten und größten Kirchen aus dem Mittelalter. Schwindelnd blickte ich an ſeiner himmelanſtrebenden Höhe hinauf, an alle die Säulen und Säulchen, Spitzbögen und kleinen Thürme, und mit künſtlich in Stein gehauenen Verzierungen geſchmückten Heiligenniſchen und Tabernakel, die alle, neben und über einander ſich erhebend, ein ſymmetriſches Ganze bilden, von deſſen erhabener Schönheit Worte keinen Begriff zu geben vermögen. Die in unendlicher Abwechſelung in einander verſchlungenen Verzierungen und Ringe an den kleinen Galerien, Fenſtervertiefungen, Tabernakeln, die in verſchwenderiſcher Fülle überall angebracht ſind, nehmen, von unten geſehen, wie feine Filigranarbeit ſich aus, ſo trefflich iſt Alles für den Standpunkt berechnet, für welchen es beſtimmt war.

Das haben Menſchenhände geſchaffen! dachte ich mit freudigem Stolz. Viele tauſend Hände, die der hohe klare Geiſt eines einzigen Meiſters in Thätigkeit ſetzte, deſſen edler Name von ſeinem undankbaren Zeitalter der Nachwelt leider nicht aufbewahrt wurde! Dieſer Einzige vermochte den Plan zu dieſem Rieſenbau aufzufaſſen; er ſchwebte leitend über all' die tauſend Arbeiter, die ſeinem Gebote folgten, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie thaten; und ſelbſt, als er längſt ſchon von dieſer Erde ſich aufgeſchwungen hatte, folgten nachdie Eitelkeit und Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens und Schaffens geweiht.

Das Innere des Doms, eigentlich des Chors, als den einzigen zum Gottesdienſt eingerichteten und geweihten Theil dieſes Tempels, betrat ich zuerſt bei dem am Geburtstage des Königs gehaltenen feierlichen Hochamte. Ich ſah ihn prangend im vollſten Schmuck kirchlicher Herrlichkeit; Wolken von Weihrauch ſtiegen zu dem von feierlichen Harmonien durchrauſchten Gewölbe empor; eine große Anzahl Kerzen flammte auf dem Hochaltar, alle Geiſtlichen waren in vollem Ornate um dieſen verſammelt, und neben demſelben ſaß der Erzbiſchof von Köln, angethan mit allen Inſignien ſeiner hohen Würde, auf ſeinem thronartig erhabenen und geſchmückten Sitz. Der ganze weite Raum war mit Betenden angefüllt. Die ganze kirchliche Feier machte einen ſo imponirenden Eindruck, daß ich einiger Zeit bedurfte, ehe ich um mich blicken mochte, dann aber ſchwand all' dieſer Glanz vor der hohen Herrlichkeit des Tempels ſelbſt, in welchem ſie gefeiert wurde.

Der Gedanke, daß die mächtigen Eichen und Buchen entſprießenden Laubgewölbe der alten Druidenhaine das Vorbild aller gothiſchen Architektur geweſen, muß an dieſer Stätte mit unwiderlegbarer Wahrheit Jeden ergreifen. Gleich kräftigen Stämmen eines uralten Forſtes ſtrecken die ſchlanken Säulen ſich himmelan, bis ſie über dem Kapitäl nach allen Seiten hin, in eine Krone von Aeſten ſich zerſpalten, von denen jeder einzelne mit dem Aſte eines benachbarten Stammes ſich an der Spitze verzweigt und alle zuſammen die in wunderbarer Symmetrie ſich in einander verſchlingenden Spitzbögen bilden, aus denen das faſt unabſehbar hohe Gewölbe beſteht, das wahrlich wie „ein zweiter Himmel in den Himmel" ſich erhebt. Die alten ſchönen gemalten Fenſter verbreiten eine ehrwürdige Dämmerung über die betende Gemeinde, und ſchimmern im Sonnenſchein wie aus farbigen Edelſteinen zuſammengeſetzt.

Nur Eines, ein Einziges, und doch gerade ein Hauptſtück des Ganzen, das vor allem Andern mit der Ehrfurcht gebietenden Größe des heiligen Tempels übereinſtimmen ſollte, fiel unangenehm ſtörend mir auf: der der Würde des Ortes durchaus unangemeſſene geborne Geſchlechter, Enkel und Urenkel Derer, die unter ſeinen Augen hier geſchafft hatten, noch über zweihundert Jahre lang ſeiner Vorſchrift.

Ach, aber mein froher Muth ſank, als ich nun weiter an dem untern, ganz unvollendeten Theil des edeln Baues vorüberkam, als ich die mit Bretern überbauten Säulen, die trauernd daſtehenden Trümmer Deſſen, was nie zur Vollendung gelangen konnte, überſchaute, den mit unglaublichem Kunſtaufwande geſchmückten, noch nicht halb fertig gewordenen Thurm, dieſen herrlichen Torſo eines großen im Werden zertrümmerten Meiſterwerks. Mir war, als ſtände ich am Grabe jenes ernſten hohen Kunſtſinnes, der, von eitlem Schimmer techniſcher Fingerfertigkeit und dem leidigen Maſchinenweſen erdrückt, uns ſchwerlich wieder auferſteht.

Keine Ruine in der Welt, nicht die tief verſunkene Herrlichkeit des alten Roms, nicht Pompeji und Herkulanum, ſelbſt nicht die Ruinen von Palmyra können, nach meinem Gefühl, einen ernſteren, ſchmerzlich wehmüthigern Eindruck hervorbringen, als der Anblick dieſes Doms! Sie waren doch einſt, jene Städte, jene herrlichen Paläſte, jene mit den Wunderwerken bildender Kunſt geſchmückten Tempel. Jahrhunderte lang ſtanden ſie da, in aller ihrer Herrlichkeit, und ein hochgebildetes mächtiges Volk zog in ihren prachtvollen glänzenden Hallen ein und aus, im ſtolzeſten Bewußtſein des Hohen und Schönen, das es geſchaffen und vollendet. Dann kam auch ihre Zeit, ſie ſanken und fielen; aber Erblühen und Vergehen iſt das unabwendbare Geſetz im Kreislauf der Zeiten, dem auch das Herrlichſte auf Erden unterworfen bleibt; und über jenen Trümmern weht der Geiſt der Poeſie und der Erinnerung, und ſchafft ſie zu dauernden Denkmälern einer großen Vergangenheit um. Wie ganz anders aber iſt es hier, wo wir das noch nicht zur Hälfte ins Daſein getretene, aus Mangel menſchlicher Kraft und Ausdauer, der Zerſtörung anheimgefallen ſehen müſſen, wo bei jedem Schritt die Nichtigkeit des Lebens, der ewig ungleiche Kampf zwiſchen unſerm Wollen und unſerm Vollbringen uns recht anſchaulich entgegentritt! Jene Ruinen bleiben ewige Denkmäler menſchlicher Größe; dieſe Trümmer ſtehen da, ein trauriges Monument der Wandelbarkeit und Unzulänglichkeit unſers beſchränkteren Daſeins, dem Geiſte der Schwermuth und ernſter Erinnerung an

Hochaltar, ein zierliches verſchnörkeltes Werk ganz im kleinlichen Geſchmack des Zeitalters von Ludwig dem Funfzehnten, mit allerliebſt kannelirten Säulchen, mit allerlei artigen vergoldeten Zierathen überladen, und zur Seite des Altars zwei Statuen, Maria und Petrus, von weißangeſtrichenem Holz. Meine Verwunderung wurde zum zürnenden Unmuth, als ich vernahm, welchen Sieg Unwiſſenheit und Unverſtand über das wahrhaft Schöne und Große noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hier davongetragen haben. Ein alter, des Platzes, an welchem er ſtand, durch edle Einfachheit vollkommen würdiger Hochaltar, der bis an das Gewölbe hinaufreichte und die Schönheit und Erhabenheit des prachtvollen Tempels dadurch noch anſchaulicher machte, ſchien damals einigen der Domherren nicht zierlich und glänzend genug, obgleich er von Marmor erbaut war. Er wurde weggeſchafft, zum Theil zertrümmert, und dieſes moderne Machwerk im ſchlechteſten Styl, mit bedeutenden Koſten an ſeine Stelle geſetzt. Sogar ein paar Statuen von weißem Marmor, ehrwürdige Denkmäler der plaſtiſchen Kunſt unſerer Vorfahren, mußten jenen beiden hölzernen Bildern weichen.

In einer mit Marmor reichgeſchmückten Kapelle hinter dem Hochaltar wird das berühmte Reliquienbehältniß der heiligen drei Könige bei Lampenlicht gezeigt, und gewährt noch immer einen wirklich blendend prachtvollen Anblick, obgleich es während ſeiner Abweſenheit von Köln von ſeiner urſprünglichen Herrlichkeit unendlich viel verloren haben ſoll. Während der ſtürmiſchen Zeiten der franzöſiſchen Revolution wurde dieſes hochverehrte Heiligthum der Stadt Köln von den Domherren nach Arensberg in Weſtfalen geflüchtet und erſt nach zwanzig Jahren in dem traurigſten Zuſtande, ſeines köſtlichſten Schmuckes beraubt und auf mancherlei Weiſe beſchädigt, wieder zurückgebracht. Was nur möglicherweiſe geſchehen konnte, um es wieder herzuſtellen, iſt mit frommem Eifer dafür gethan worden. Die mit Diamanten und Perlen von unſchätzbarem Werthe beſetzten ſchweren maſſivgoldenen Kronen, welche die Schädel der drei weiſen Könige ſchmückten, konnten freilich nur durch vergoldete erſetzt werden, und an die Stelle manches ſeltenen Edelſteines mußte hie und da ein Kriſtall oder eine Glaspaſte treten; aber mit mühſamem Fleiß, unter der Leitung des edeln Kunſtfreundes Wallraf, wurde doch wieder hergeſtellt, was ſich nur irgend wieder herſtellen ließ; die prächtige alte Schmelzarbeit, die an vielen Stellen abgeſprungen, vernichtet, verloren war; die kunſtreichen Bildwerke von getriebener Arbeit in Gold und Silber, welche, gequetſcht und verbogen, kaum noch kenntlich erſchienen: und ſo wurde dieſes alte Heiligthum abermals, was es von jeher geweſen, ein Gegenſtand religiöſer Verehrung, vor welchem auch der Kunſtfreund, welches Glaubens er immer ſei, gern bewundernd verweilt.

Der fromme Eifer der Einwohner von Köln und ihre wirklich religiöſe Liebe und Anhänglichkeit an ihren Dom und dieſes ehrwürdige Palladium ihrer Stadt trat bei dieſer Gelegenheit im reinſten Lichte hervor. Die zu der Wiederherſtellung des werthvollen Reliquienbehältniſſes ihrer Schutzheiligen nothwendige bedeutende Summe wurde von ihnen herbeigebracht; edle Frauen gaben freiwillig einen Theil ihres Schmukkes, um mit den koſtbaren Steinen die verloren gegangenen zu erſetzen. Ueber zweihundert antike Kameen und geſchnittene Steine, von nicht zu berechnendem Kunſtwerth, waren die herrlichſte Zierde des ſilbernen Sarkophages geweſen, wie man das an Reliquienkäſten dieſer Art öfters findet, obgleich die Ledas, die Danaen und andere mythologiſche Gegenſtände hier nicht ganz am rechten Orte angebracht zu ſein ſcheinen. Von dieſen Antiken war ebenfalls ein großer Theil der vorzüglichſten geraubt oder ſonſt verloren gegangen, und auch dieſe wurden von Kunſtfreunden aus ihren eigenen Sammlungen wieder erſetzt, ſodaß die wenigen modernen Paſten und nachgemachten Kameen, die man noch hin und wieder entdeckt, ſich unter der Menge der trefflichen, wahrhaft echten Antiken völlig verlieren, von denen zu hoffen ſteht, daß ſie nächſtens durch ſorgfältig nachgeformte Abdrücke auch zu der Kenntniß auswärtiger Kunſtkenner gelangen mögen.

Mein lange gehegter Wunſch, das viel geprieſene kölner Dombild endlich mit meinen eigenen Augen zu erblicken, deſſen Erfüllung ich mehrere Male nahe geweſen, und den ich, durch widerwärtige Zufälligkeiten dazu gezwungen, immer wieder hatte aufgeben müſſen, wurde mir endlich gewährt. In goldiger Pracht, in unverwüſtlichem Farbenglanz der alten niederrheiniſchen Schule, welche von der Entſtehung dieſes Gemäldes eigentlich ihre glänzendſte Periode datirt, ſtrahlte es in einer der Seitenkapellen, die den vollendeten Theil des Domes umgeben, mir entgegen. Der Gegenſtand, ſowie die ganze Compoſition dieſes alten, mit Recht hochberühmten Bildes iſt durch Beſchreibungen und Nachbildungen allbekannt.

Ein junger Maler war eben beſchäftigt, die mittlere Tafel nachzuzeichnen, auf welcher der, aus dem Morgenlande herbeigezogenen weiſen drei Könige Anbetung des neugebornen Heilandes dargeſtellt iſt. Das für den Künſtler erbaute, bis zu dem Gemälde hinreichende Gerüſt machte es mir möglich, erſteres ganz in der Nähe zu betrachten, nachdem ich mich lange genug an der einfachen edeln Schönheit der ganzen Compoſition erfreut hatte. Daß dieſes figurenreiche herrliche Bild nicht in Oel gemalt ſei, lehrt der Augenſchein; durch welche verloren gegangene Kunſt aber dieſe Farben Jahrhunderte hindurch in unvergänglichem Glanze blühen, auf welche Weiſe ſie auf dem weißen Kreidegrund, den man wähnt durch ſie hindurchſchimmern zu ſehen, ſo dünn und doch ſo kräftig aufgetragen ſind, und ohne allen ſichtbaren Uebergang in einander ſich auflöſen, wie auf der feinſten Emaillearbeit, wird wol ewig ein nie zu löſendes Räthſel uns bleiben.

Die Ausführung, ſelbſt der unbedeutendſten Einzelheiten, auf dieſem älteſten wirklichen Meiſterwerk der altdeutſchen Schule erinnert lebhaft an van Eyck, Hemmling, Schorrel; wie auf den Gebilden jener Meiſter, ſo iſt auch hier, lange vor ihrer Zeit, Alles der Natur treu nachgebildet, und zwar mit Mühe und Fleiß, aber durchaus nicht mühſelig vollendet. Kein Lichtpunkt auf den Waffen, den reichen Gewändern, den juwelenreichen Geſchenken der drei Könige iſt vergeſſen, kein Blümchen, kein Gräschen in den Vorgründen vernachläſſigt worden.

In hellſchimmernder Waffenrüſtung zieht auf einem Flügelbilde der heilige Gereon, eine echt deutſche Heldengeſtalt, an der Spitze ſeiner Waffenbrüder einher, die ihm aus Theben nach Köln gefolgt waren, wo ſie in römiſchem Solde ſtanden. Alle, dreihundertachtzehn an der Zahl, erlitten, wie die Legende erzählt, unter dem Kaiſer Maximinian hier den Märtyrertod, um dem chriſtlichen Glauben nicht abtrünnig zu werden.

Auf dem zweiten Flügelbilde, als Gegenſtück zu dieſer heldenmüthigen Jünglingsſchar, erblicken wir im fürſtlichen Schmuck die britiſche Prinzeſſin Urſula, von ihren jugendlichen Gefährtinnen umgeben, welche mit ihr unter dem nämlichen Kaiſer, an der nämlichen Stelle wie jene, ein gleiches Schickſal muthig und gläubig erlitten. Lauter holde, anmuthig blühende, durchaus nationell gehaltene Geſtalten. Längs den Ufern des Niederrheins und in Köln ſelbſt begegnen wir unter den eben heranwachſenden Mädchen vielen freundlichen, roſigen, kindlichrunden Geſichtern, die denen auf dieſem Gemälde bis zur Portraitähnlichkeit gleichen. So ſah ich auch in Godesberg täglich zwei neun= bis zehnjährige Kinder aus Düſſeldorf, mit langen glänzenden hellblonden Zöpfen, die mir ſpäterhin aus dem Gefolge der heiligen Urſula mehr als einmal entgegenzulächeln ſchienen.

Ueber den Namen des Meiſters, der, nach der auf demſelben bemerkten Jahreszahl, im Jahre vierzehnhundertundzehn, dieſes, bei dem damaligen Zuſtande der Kunſt an das Wunderbare grenzende, Gemälde hervorbrachte, ſind die Gelehrten in dieſem Augenblick mehr uneins, als ſie es je zuvor geweſen. Die Züge auf der Säbelſcheide eines Soldaten, in welchen ein ſonſt ſehr achtungswerther Kunſtkenner den Namen Philipp Kalf zu leſen glaubte, ſind ſeitdem für fantaſtiſche, im orientaliſchen Geſchmack ſein ſollende Verzierungen, ohne eigentliche Bedeutung, erkannt worden. Auch war es damals unter den Malern noch nicht gebräuchlich, ihre Werke mit ihrem Namen zu bezeichnen. In neuerer Zeit wurde das Gemälde einem Meiſter, Wilhelm von Köln zugeſchrieben, von welchem um das Jahr dreizehnhundertundachtzig in alten Chroniken geſagt wird, daß er die Menſchen gemalt habe als ob ſie lebten; nun geht aber neuerdings aus andern alten Urkunden hervor, daß dieſer Meiſter Wilhelm zur Zeit der Entſtehung des Dombildes ein wenigſtens ſiebenzigjähriger Greis geweſen ſein müſſe, von dem ſich ſchwerlich erwarten läßt, daß er, in einem ſo hohen Alter, noch ein Werk von dieſer Bedeutung und dieſem Umfange habe unternehmen und ausführen können.

Albrecht Dürer's Tagebuch ſcheint endlich dieſe noch immer ſtreitige Frage entſcheidend beantworten zu wollen: Philippus Kalf, von dem übrigens Niemand etwas Beſtimmtes weiß, wie auch Meiſter Wilhelm, de Herle genannt, von Köln, werden Beide beſeitigt, und ein dritter, Meiſter Stephan, tritt als der Maler des Dombildes auf. Dieſes befand ſich ehemals in der Kapelle des kölner Stadtrathes, wo es aufgeſtellt war, und Albrecht Dürer bemerkt ausdrücklich, in ſeinem, während ſeiner ganzen Reiſe ſehr pünktlich und ausführlich geſchriebenen Tagebuche, zwei Weißpfennige, die er ausgegeben, um ſich das Bild vom Meiſter Stephan von Köln in dieſer Stadt zeigen zu laſſen. Ein berühmteres, umfangreicheres und bedeutenderes Gemälde als das jetzige Dombild gab es in Köln damals eben ſo wenig als jetzt; Dürer's Aufenthalt in jener Stadt fällt aber in die Jahre funfzehnhundertzwanzig oder einundzwanzig, alſo nicht viel über hundert Jahre nach der Entſtehung des Bildes, wo der Name des Meiſters, wenigſtens bei den Kunſtverſtändigen, noch in gutem Andenken ſtehen mußte. Auch wird der vorſichtige erfahrne Albrecht Dürer gewiß nicht unterlaſſen haben, ſich auf das genauſte nach dem Namen des Urhebers eines ſo vortrefflichen und ſeltenen Kunſtwerkes zu erkundigen.

Meiſter Stephan von Köln ſcheint alſo für jetzt die Krone der Meiſterſchaft davonzutragen, und ſein bis dahin unbekannter Name wird den Annalen der altrheiniſchen Malerſchule auf das ehrenvollſte einverleibt. Mag übrigens der Ehrenmann, der dieſes Bild ſchuf, geheißen haben wie er immer wolle, er hat ſich die Unſterblichkeit ermalt, und man braucht nur gute Augen und einen für Kunſt und Natur empfänglichen Sinn, ohne alle eigentliche Kunſtgelehrtheit zu beſitzen, um dieſes mit feſter Ueberzeugung zu empfinden, wenn man vor dieſem Meiſterwerke betrachtend verweilt.

Seit mehreren Jahren ſchon wird an den, zur Erhaltung des kölner Doms nur zu nöthig gewordenen Reparaturen gearbeitet, und noch können Jahre vergehen, ehe Alles gethan iſt, was gethan werden muß, ſoll er nicht endlich in Trümmern verſinken. Bedeutende Summen werden zu dieſem Bau verwendet; zahlreiche Arbeiter, Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen ſieht man dabei beſchäftigt; ich ſelbſt ſah in einem der zum Dom gehörigen Räume an Hundert der letzteren große Quaderſteine emſig behauen. Ueberall ſieht man einzelne Theile des Rieſenbaues mit Gerüſten umgeben, und alle dieſe Arbeiten werden kunſtverſtändig und mit vieler Thätigkeit geleitet.

Dieſe angeſtrengte Thätigkeit iſt um ſo lobenswerther, je weniger ſie auf einen glänzenden Erfolg und den ſolchen Arbeiten gewöhnlichen Lohn der Bewunderung nach vollendeter Arbeit rechnen kann. Alles, was geſchieht, und es geſchieht in der That viel, zweckt nur dahin ab, dem gänzlichen Verfall, der in drohender Geſtalt herannahte, vorzubeugen. Sinkende Säulen werden befeſtigt, verfallende Gewölbe vor dem Einſturz bewahrt, verwitterte Verzierungen theilweiſe ergänzt oder ganz erneuert. Wenn Alles dieſes gethan iſt, wird der Dom in unveränderter Geſtalt daſtehen, wie er ſeit Jahrhunderten geſtanden; wer obenhin ihn betrachtet, wird nie einſehen wie Vieles für ihn geſchehen, und nur dem Auge des Bauverſtändigen wird es nicht entgehen; denn gerade die Sorgfalt, mit der man ſtrebt, das Erneuerte dem früher Beſtandenen völlig gleich zu machen, verhindert, daß Erſteres bemerkbar werde.

Vorzüglich mußte ich die ſorgſame Genauigkeit höchlich bewundern, mit der die zum Theil verwitterten Verzierungen und in Stein gehauenen durchbrochenen Roſetten wieder ergänzt, oder auch durch neue erſetzt werden. In der ſchwindelnden Höhe, in welcher ſie dort oben angebracht ſind, ſehen ſie wie zierliches Schnitzwerk aus, aber unten auf feſtem Boden erſcheint eine ſolche, des gefahrdrohenden Einſturzes wegen heruntergenommene Roſette faſt ſo groß wie ein Mühlſtein. Um ſie ſo nachzubilden, daß die Neue ſich wieder oben in der Höhe an die Stelle der Alten einfügen läßt, wird die verwitterte Verzierung zuvörderſt auf eine ſorgfältig geebnete, und mit weißem feinem Sande bedeckte Fläche gelegt; nach dem Eindruck, den der Stein auf dem Sande zurückläßt, wird eine genau paſſende Patrone von Blech verfertiget, und dieſe dient dann dem Steinhauer zum Modell, von dem er kaum um einige Linien abweichen darf.

Alles dieſes erfordert viel Sachkenntniß, viel Aufmerkſamkeit, viel Geld, und vor Allem viel Zeit, Arbeit und Geduld; man darf ſich alſo nicht wundern und auch nicht darüber klagen, daß dieſes mühſame, in ſeinem Fortſchreiten ſich kaum ſichtbar zeigende Unternehmen nicht ſo ſchnell zum Ende gebracht wird, als andere Bauten.

Sancta Maria in Capitolio.

Unerachtet der aufgehobenen zahlreichen Klöſter, der vielen eingegangenen, ſogar abgebrochenen Kirchen, iſt treuer Liebe ergeben war, und widmete von nun an in Gemeinſchaft mit ihren Kloſterjungfrauen alle ihre Tage der Fürbitte und frommen Bußübungen, zur Rettung der künftigen Seligkeit ihres ſie ſchwer beleidigenden Gatten.

So lebte ſie Jahre lang in klöſterlicher Zurückgezogenheit und eifrigem Gebet für den Sünder, bis endlich ein neuer Strahl des Glückes ihr aufging, um den Abend ihres Lebens zu erleuchten. Pipin hörte von ihrem frommen ſtillen Leben, und ſei es, daß er dadurch gerührt wurde, oder daß er der ſchönen Alpais überdrüßig geworden war, genug er gewährte den Ermahnungen des Biſchofs Hubertus ein geneigteres Gehör, als er denen des unglücklichen Lambertus, des Vorgängers deſſelben, gewähren wollen. Alpais wurde vom Hofe entfernt und in ein Kloſter geſchickt, Plectrudis aber von ihrem reuerfüllten Gemahl zurückberufen und in alle ihr gebührenden Rechte ehrenvoll wieder eingeſetzt.

Nach ihrem Tode wurde ihre entſeelte Hülle in der Kirche beigeſetzt, die ſie ſelbſt erbaut, und der Ort, wo ihre Gebeine ruhten, blieb Jahrhunderte lang bei Enkeln und Urenkeln ein Gegenſtand frommer Verehrung.

Von innen wie von außen iſt die Kirche St. Maria zum Kapitol eines der wohlerhaltenſten Denkmale des edeln architektoniſchen Styles jener alten Zeit. Nichts kann erhebender und zugleich erheiternder auf das Gemüth wirken als der Eintritt in dieſen ehrwürdigen Tempel, ſeit er durch die beſondere Sorgfalt ſeines Kirchmeiſters, des Herrn de Noel, aus dem tiefen Verfall, in welchem er im Anfange dieſes Jahrhunderts unter der Alles zerſtörenden Oberherrſchaft der Franzoſen geſunken war, in ſeiner alterthümlichen Würde und Herrlichkeit wiederhergeſtellt iſt.

Das Innere der Kirche bildet ein längliches Kreuz; alte herrlich gearbeitete Säulen tragen das hohe Gewölbe. Ein hoher, ganz verfallener Chorſtuhl, auf welchem die Nonnen des längſt aufgehobenen Kloſters ihre Plätze hatten, und der, ein Viereck bildend, ſich rings um den Mittelpunkt dieſes Kreuzes hinzog, wurde bei der Wiederherſtellung der Kirche, die er entſtellte, weggenommen, und die reine Harmonie, in welcher jeder Theil des edeln Gebäudes zu dem Ganzen ſteht, iſt dadurch erſt recht ſichtbar geworden.

Ehrwürdige Denkmale der Vorzeit, Grabmäler, architektoniſche Verzierungen und künſtliches Bildwerk in Holz und Stein lagen, unter Staub und Schutt halb vergraben, auf dem Fußboden umher; unter de Noel's Anleitung wurde Alles hervorgeſucht, gereinigt, ſo viel als möglich ergänzt und dann wieder an ſchicklichen Plätzen in der Kirche vertheilt und geordnet. Die alten gemalten Kirchenfenſter von ausgezeichneter Schönheit wurden wiederhergeſtellt, die daran fehlenden Scheiben durch neue nachgeahmte, ſo gut dieſes möglich war, erſetzt. Freilich können dieſe mit den herrlichen Gebilden alter Kunſt keinen Vergleich aushalten, doch werden letztere wenigſtens durch ſie vor gänzlichem Untergange geſchützt, und der im Sonnenglanz von den alten Meiſterwerken ausgehende ſtrahlende Schimmer treibt die neueren in beſcheidenes Dunkel zurück, ſodaß man ſie wenig bemerkt. Die Arbeit, die Mühe bei dieſem Allen waren groß, faſt unermeßlich, aber der erfreuliche Erfolg lohnt das treue Bemühen.

Die heiterſte Zierde der Kirche, die Jedem, der ſie betritt, ſogleich erfreulich ins Auge fällt, ſind eine Reihe ſehr zierlich und fleißig gearbeiteter Basreliefs, welche rings um die Emporkirche, auf welcher die Orgel ſteht, dicht nebeneinandergeſtellt ſich hinziehen.

Jedes derſelben beſteht aus einer einige Fuß im Quadrat haltenden Tafel von grauem Marmor, auf welcher ein in weichem, mit einem weißen Anſtrich überzogenem Stein gearbeitetes Heiligenbild, oder irgend ein Gegenſtand aus der Legende derſelben befeſtiget iſt, ſodaß der graue Marmor dem Bildwerk zum Hintergrunde dient; das Ganze erinnert, freilich ſehr im Großen, an die kameenartigen Verzierungen auf bläulichem Grunde aus Wedgewood's Fabrik, die man vor mehreren Jahren überall fand. Die Zartheit, der Geiſt, der fleißige Kunſtſinn, mit welchem dieſe kleinen Figürchen ausgearbeitet ſind, iſt in der That bewundernswerth. Auf jeder der Tafeln iſt oben über dem Heiligenbilde von der nämlichen Steinart eine Verzierung in Form eines Baldachins oder Tabernakels angebracht, die ſeitwärts an eine Art Einfaſſung ſich anſchließt und gleichſam den Rahmen zu dieſem kleinen Steinbildchen ausmacht.

Auch dieſe ſchätzbaren Kunſtwerke lagen zum Theil zertrümmert und völlig vernachläſſigt umher und mußten mühſam zuſammengeſucht und wiederhergeſtellt werden. Urſprünglich hatten ſie jenen, jetzt nicht mehr beſtehenden Chorſtuhl der Nonnen geſchmückt, der in alter Zeit über einem Altar ſich erhob, auf welchem Schorrel's unſterbliches Meiſterwerk, der Tod der heiligen Jungfrau, als Altargemälde ſtand, das ſpäterhin als eines der herrlichſten Kleinode der Boiſſerée'ſchen Sammlung allbekannt und allbewundert wurde und nun mit dieſer in den Beſitz des Königs von Baiern nach München gekommen iſt.

Beide Kunſtwerke, Schorrel's Altarbild und die Reihe von Basreliefs, wurden von der Familie Hardenrath dieſer Kirche geſchenkt, das Gemälde im Jahre funfzehnhundertundfunfzehn, die Bilderwerke zehn Jahre ſpäter.

In jener Zeit, als die freien Reichsſtädte in ihrer halb republikaniſchen, halb ariſtokratiſchen, dem alten Rom nachgebildeten Einrichtung noch beſtanden, die freilich für die jetzige nicht mehr paſſen will, und die unermeßlichen Reichthümer, welche die freien Bürger durch weiſe Thätigkeit, Gemeingeiſt und Ordnung erwarben und erhielten, ſie zugleich zum Zufluchtsort aller Kunſt und Wiſſenſchaft erhoben, damals entſtanden in jenen kleinen Republiken edle Familien, in denen jede Bürgertugend erblich geweſen zu ſein ſcheint, deren Streben vom Vater bis auf den nachgebornen Enkel dahin ging, für das Wohl, die Erhaltung, die

Verſchönerung der Vaterſtadt zu ſorgen, und deren Namen noch jetzt, bei ganz veränderten Zuſtänden, der ſpäten Nachkommenſchaft unvergeſſen bleibt.

Die alte freie Reichsſtadt Köln war beſonders reich an ſolchen Familien, die edelſte unter ihnen aber, deren Name noch jetzt im friſchen Andenken lebt und leben muß, weil man noch immer auf Stiftungen, Einrichtungen, Kunſtwerke trifft, welche die Stadt ihr verdankt, war die Patrizierfamilie Hardenrath, die im Senate derſelben von jeher die höchſten Stellen bekleidete. „Werdet ein Bürgermeiſter wie Hardenrath!“ wurde zur Zeit der reichsſtädtiſchen Verfaſſung jedem neuerwählten Bürgermeiſter in einer von einem Hardenrath geſtifteten Kapelle feierlich von ſeinen Collegen zugerufen.

Dieſe, im Jahre vierzehnhundertundſechsundvierzig von einem Hardenrath an die Kirche von Maria zum Kapitol angebaute Kapelle beſteht noch; die von ihrem Erbauer mit ihr verbundene Stiftung iſt aber leider untergegangen. Die Hardenrath's waren geborne Beförderer und Beſchützer jeder ſchönen Kunſt, und dieſer ihr würdiger Ahnherr ſcheint ſich beſonders der Kirchenmuſik angenommen zu haben. Er ſtiftete in dieſer Kapelle eine muſikaliſche Meſſe, die jeden Morgen gefeiert werden mußte, ſetzte ein Kapital zur Beſoldung eines Muſiklehrers und der Sänger aus, und ſtiftete dadurch eine Schule, aus welcher in der Folge bei muſikaliſchen Feſten, in der Ferne wie in der Nähe, die Sänger herbeigezogen und freudig aufgenommen wurden. An den Wänden dieſer Kapelle findet ſich noch zur Stunde das Bild des bei dieſer Schule zuerſt angeſtellten Singlehrers und ſeiner Schüler al fresco gemalt; auch eine Reihe alter, ſehr charakteriſtiſch und geiſtreich aufgefaßter Mönchsköpfe; einige darunter, mit der Biſchofsmütze geziert, ſind, grau in grau gemalt, in derſelben noch ſichtbar.

Der Bürgermeiſter Hardenrath, deſſen Andenken noch in ſpäter Zeit von ſeinen Nachfolgern bei den Wahlen ſo ehrenvoll gefeiert ward, hieß Johannes, und Jeder, der ehemals in Heidelberg und Stuttgart, oder ſpäter in München vor Schorrel's ſterbender Maria ſtand, kennt die würdigen Züge des edeln Mannes, ſeiner wackern Hausfrau und ſeiner blühenden Söhne und Töchter, die Alle, von ihren Schutzheiligen umgeben, auf den Seitentafeln des Gemäldes, als Donatoren deſſelben, mit unbeſchreiblichem Kunſtaufwande abgebildet und der Nachwelt aufbewahrt ſind.

De Noel's thätiges Bemühen erſtreckte ſich nicht blos auf das Innere der ſeiner Sorgfalt übergebenen Kirche, auch die ſehr ſchöne Vorhalle derſelben und die noch beſtehenden zu ihr führenden Kreuzgänge ſind mit alten Grabſteinen, mit Denkmälern früherer Bildnerei in Stein und Holz angefüllt, die bei dem Ueberhandnehmen des Abbrechens alter Kirchen durch ihn vor ſchmählichem Untergange bewahrt und hieher gerettet wurden, wo ſie gereinigt und geordnet einen würdigen Platz fanden. Einige derſelben bilden, ihrer früheren Beſtimmung gemäß, das Leiden Chriſti verſinnlichende ſogenannte Stationen, zur Erbauung der Andächtigen.

Ein Albrecht Dürer zugeſchriebenes Altargemälde in dieſer Kirche ſcheint mir des Namens des großen Meiſters nicht würdig; obgleich gut gemalt, ermangelt es des Geiſtes, der aus jedem der Gebilde desſelben unverkennbar hervorleuchtet. Merkwürdiger, wenigſtens ihres Alterthums wegen, waren mir zwei Abbildungen von farbiger Gipsmoſaik aus dem Jahre dreizehnhundertvier, welche zwei Aebtiſſinnen in Lebens=

größe und in ihrer völligen Ordenstracht darſtellen, und ehemals als Leichenſteine auf den Gräbern derſelben lagen. Jetzt ſtehen ſie an der Wand aufgerichtet nahe beim Eingange und nehmen ſich in der heiligen Dämmerung, die ſie umgibt, geſpenſterhaft genug aus.

St. Peter, St. Gereon, St. Kunibert, St. Urſula.

Fern ſei es von mir, meine Leſer durch Beſchreibung der großen Anzahl der durch hohes Alter oder Schönheit des architektoniſchen Styls merkwürdigen Kirchen zu ermüden, welche Köln in ſeinen Mauern umſchließt. Nur gleichſam im Fluge, wie es mir ſelbſt vergönnt war ſie zu ſehen, will ich an einigen der merkwürdigſten derſelben ihn vorüberführen; denn eine Beſchreibung alles Bedeutenden, was dieſe große uralte Stadt an Alterthümern, Kunſtwerken und Gebäuden enthält, wäre ein Unternehmen, dem ich mich keinesweges gewachſen fühle. Reiſende weilen nicht gern lange an einem Orte, wo kein Geſchäft ſie feſthält; ſie ſchwärmen gleich Bienen umher und nehmen nur Das, was auf leichtem Flügel ſich forttragen läßt, mit ſich, um es für minder genußvolle Tage in der Erinnerung aufzubewahren.

Zuerſt nenne ich St. Peter, eine neuere, nicht große, aber außerordentlich ſchöne Kirche, im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts an der Stelle einer ſchon längſt vor Alter verfallenen aufgebaut, die, wie die Legende erzählt, ſchon im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt, im Jahre vierundneunzig von dem erſten Biſchof Maternus, der ſpäter den Heiligen beigezählt wurde, geſtiftet worden ſein ſoll. Berühmt iſt dieſe Kirche wegen des allbewunderten großen Altargemäldes von Rubens, den Köln gern zu ſeinen Stadtkindern zählt; und obgleich dieſe Ehre von der Kunſtgeſchichte Kundigen der Stadt nicht allgemein zugeſtanden wird, ſo wird ſogar noch das Haus bezeichnet, in welchem dieſer große Meiſter geboren worden ſein ſoll, es iſt das nämliche, in welchem Maria von Medicis, verlaſſen und verſtoßen, in tiefem Jammer ihr Leben endete.

Und hier treffen wir wieder auf einen jener Namen, der, wie der Name Hardenrath, noch immer mit

Stolz und Ehrfurcht in Köln genannt wird, obgleich er längſt erloſchen iſt. Ein Rathsherr, Jabach, war es, der zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts als ein eifriger Beförderer und Freund alles Nützlichen und Schönen, aller Kunſt und Wiſſenſchaft in Köln lebte und dieſes Meiſterwerk des großen Rubens der Kirche weihte. Das Gemälde ſelbſt wird jeder Franzoſe geradehin für eine „belle horreur“ erklären, und es wird mir ſogar ſchwer, einen paſſendern Ausdruck dafür zu finden. Der Märtyrertod des heiligen Petrus, der mit dem Kopf nach unten von gräßlichen Henkergeſtalten an das Kreuz geſchlagen wird, iſt darauf, und zwar in Lebensgröße, mit einem Ausdruck, einer Wahrheit dargeſtellt, vor der man ſchaudernd zurückbebt.

Gern wandte ich den Blick von jenem grauſenerregenden Gemälde ab, das gerade durch ſeine Trefflichkeit einen unbeſchreiblich widrigen Eindruck auf mich machte. Ein Meer von Glanz, in unbeſchreiblicher Farbenpracht, ſtrahlte aus den hohen gemalten Fenſtern beruhigend und erfreulich mir entgegen. Herrlichere und beſſer erhaltene Glasmalerei hat ſelbſt Köln nicht aufzuweiſen, und dieſe Fenſter allein verdienen, daß man, bei einem längeren Aufenthalt, die Kirche des heiligen Petrus zu wiederholten Malen beſucht.

Eine andere, durch Alter wie durch herrliche Architektur und eine große Anzahl in derſelben aufbewahrter Alterthümer und Denkmäler ſehr merkwürdige Kirche iſt die des heiligen Gereon. Das Innere derſelben macht beſonders einen unbeſchreiblich erhebenden Eindruck; es iſt, als ob drei ehrwürdige Tempel ſich über einander erhöben. Die Kirche beſteht in drei, wahrſcheinlich in verſchiedenen Zeiten nach einander entſtandenen Abtheilungen, von denen jede um mehrere Stufen über die zunächſt folgende erhöht iſt; ich entſinne mich nicht, etwas Aehnliches geſehen zu haben.

Wenn man vom Eingange hinauf zu dem Chore die ganze Länge des mit alterthümlicher Kunſt reich geſchmückten Tempels überſchaut, oder von der Orgel hinab das Ganze überſieht, ſo fühlt man ſich wie in einer andern Welt, in einem andern Lande, und der Anblick iſt wirklich, eben durch ſeine Fremdartigkeit, zauberhaft. Auch das mit architektoniſchen Verzierungen reich geſchmückte Aeußere der Kirche, mit der großen zehneckigen Kuppel und den beiden ſchlanken Thürmen, iſt eines der edelſten Denkmäler alter Baukunſt, das einen um ſo günſtigeren Eindruck macht, da man ziemlich ungehindert durch andre Gebäude es überſehen kann.

Schon zu Anfange des vierten Jahrhunderts ließ die Mutter Conſtantins des Großen, die fromme Kaiſerin Helena, die nach ihrem Tode in die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde, die Gebeine des zu Ende des dritten Jahrhunderts ermordeten Märtyrers Gereon und ſeiner ihm gläubig in den Tod folgenden Heldenſchar ſammeln und dieſe Kirche zur Aufbewahrung und Verehrung derſelben prachtvoll erbauen; ſogar das Dach der Kuppel des Domes war nach orientaliſchem Gebrauch echt vergoldet, wie die Thürme von Moskau noch in unſern Tagen vor dem großen Brande es waren. Mit der Stiftung dieſer Kirche verband ſie zugleich die eines Kloſters, deſſen Bewohner die Kaiſerin aus dem fernen Orient herbeirufen ließ. Späterhin wurde dieſes Kloſter in ein Domherrnſtift umgewandelt, das zu Anfange dieſes Jahrhunderts von den Franzoſen nebſt vielen andern aufgehoben worden iſt.

Seit vierzehnhundert Jahren mag freilich manche Veränderung mit dem ehrwürdigen Gebäude vorgegangen und von ſeiner urſprünglichen Geſtalt wenig mehr übrig ſein; ſpätere Bauten vergrößerten es; in der Mitte des eilften Jahrhunderts wurde durch einen Erzbiſchof von Köln der Chor nebſt den beiden ſchönen Thürmen hinzugebaut. Dennoch bildet es ein herrliches Ganze, an welchem nichts Zerſtückeltes wahrzunehmen, und iſt, ſowie es jetzt daſteht, eine der bedeutendſten Zierden der Stadt. In einer der Seitenkapellen ſteht ein uralter Taufſtein, aus dem nämlichen Granit gehauen wie die berühmten Säulen in Aachen, welche die übermüthigen Eroberer von dort nach Paris geſchleppt haben, der vorzüglich beachtet zu werden verdient.

Sowie die Kirche des heiligen Gereon, iſt auch die von St. Kunibert eine der älteſten in Köln. Schon im Anfange des ſiebenten Jahrhunderts wurde ſie aus Beiträgen der Rheinſchiffer von dem heiligen Kunibert ſelbſt erbaut, der damals Erzbiſchof von Köln war, und dem heiligen Clemens, dem Schutzpatron aller Waſſerfahrer, geweiht. Kunibert war ein Mann von hoher Geburt und großer Geiſteskraft, die ihm in allen damaligen Welthändeln einen überwiegenden Einfluß verſchaffte; aber der Ruf ſeiner Frömmigkeit war nicht minder groß, beſonders ſeit er vom Himmel gewürdiget worden war, während er Meſſe las, das Grab der heiligen Urſula zu entdecken. Nach ſeinem Tode wurde er ſelbſt der Schar der Heiligen beigeſellt und wird in der nämlichen Kirche verehrt, die er dem heiligen Clemens erbauen ließ und die jetzt nach ihm benannt iſt.

Unerachtet ihres noch immer ſehr alterthümlichen Anſehens mag auch dieſe Kirche im Laufe von ſo vielen Jahrhunderten große Veränderungen erlitten haben und vieles Neuere hinzugefügt ſein. Was ſie aber vor allen andern auszeichnet, iſt ein noch in gutem baulichen Stande erhaltenes altes Portal, im älteſten und trefflichſten Styl altdeutſcher Baukunſt, das augenſcheinlich weit älter iſt als die jetzige Kirche und vielleicht noch aus den Zeiten des heiligen Kunibert ſelbſt bis auf uns gekommen ſein mag.

St. Urſula möge denn den Beſchluß dieſer kurzen Kirchenſchau machen, deren Unzulänglichkeit, einen umfaſſenden Begriff von der ehrwürdigen Herrlichkeit derſelben zu geben, mir ſehr fühlbar iſt.

St. Urſula! ein Name, der, wenigſtens in proteſtantiſchen Ländern, ſelten ohne ein gewiſſes heimliches

Lächeln ausgeſprochen wird, welches die britiſche Heldenjungfrau und ihre jugendlichen Gefährtinnen gewiß nicht verdienen. Ihr muthiger Tod und furchtbares Geſchick kann unmöglich ganz erdichtet ſein, obgleich Tradition und Legende die Geſchichte derſelben, an die man in Köln faſt bei jedem Schritte erinnert wird, mit gewohnter Uebertreibung entſtellt haben.

Uebrigens hat es um den Glauben an die Legende ein eigenes Bewandniß, wie überhaupt um allen altgeſchichtlichen Glauben, beſonders in Köln, wo das Nachdenken durch wirkliche Anſchauung übertäubt wird, wo aus alten Kirchen und Kunſtwerken die Stimme einer gewaltigen und würdigen Vergangenheit ſich mächtig erhebt, und ſelbſt der kalte todte Stein zu uns redet.

Daß der größte Theil der Heiligen, denen hier Kirchen und Altäre erbaut ſind, einſt gelebt hat, iſt hiſtoriſch gewiß; eben ſo auch, daß ſie, ſei es durch Dulden oder Thaten, ſich ausgezeichnet und Vieles erlebt, wol auch erlitten haben. Warum ſollten wir Proteſtanten hier, an den ihrem Andenken geweihten Stätten, uns weigern, Dem, was uns von ihrem Leben, Dulden und Schaffen erzählt wird, ein theilnehmendes Gehör zu leihen, warum durch kalten Spott den poetiſchen Genuß uns verkümmern, der allein den des Anblicks eines edeln Gebäudes oder Kunſtwerks erhöhen kann? Warum nicht einen augenblicklichen Glauben der Legende ſchenken, wie wir bei jedem wohl erſonnenen und gut geſchriebenen Roman, ſolange wir ihn leſen, es zu thun pflegen? Und wahrlich, hier iſt mehr als Roman; die Heiligen waren Menſchen, wie wir es ſind; und was kann dem Menſchen ein höheres Intereſſe einflößen als der Menſch? Mögen Unſinn und Aberglauben noch ſo ſehr die Geſchichte dieſer Heiligen mit einem nebelartigen Nimbus umgeben haben, Wahrheit liegt doch als Kern in der Mitte, und dieſe dringt immer durch, wenn man ſich nur die Mühe geben will, ſie zu erke[illegible].

Zwei Kirchen ſind in Köln der heiligen Urſula geweiht, als der Schutzpatronin der Stadt, an deren Ufern ſie die Märtyrerkrone errang. Die eine derſelben wurde zu Anfange des letztvergangenen Jahrhunderts auf Koſten der Urſulinernonnen im modernen italieniſchen Styl erbaut und gehört dem Kloſter an, deſſen Orden noch immer beſteht, nachdem ſo viele andere aufgehoben worden ſind. Das nützliche Bemühen dieſer Kloſterfrauen für die Erziehung und Geiſtesbildung junger Töchter iſt faſt überall, wo ihr Orden beſtand, anerkannt worden und hat ihnen den Vorzug verſchafft, ungeſtört nach althergebrachter Regel in ihren Klöſtern fortleben zu dürfen.

Die eigentliche Kirche St. Urſula iſt um viele Jahrhunderte älter als die der Urſulinerinnen. Erzbiſchof Aquilinus der Zweite, der ſchon im Jahre vierhundertachtzehn zu dieſer hohen kirchlichen Würde gelangt war, alſo nur fünfunddreißig Jahre nach der angeblichen Epoche jener blutigen Greuelthat, erbaute ſchon hier, an der nämlichen Stätte, wo die unſchuldigen Schlachtopfer gefallen ſein ſollten, ihrem Andenken eine Kirche, die aber in jener unruhigen Zeit durch Krieg und Brand nach einer nicht gar zu langen Reihe von Jahren in gänzlichen Verfall gerieth. In der Mitte des fünften Jahrhunderts wurde ſie von einem kölner Bürger, Namens Clematius, wieder aufgebaut. Im Laufe der Zeiten traten günſtigere Tage ein; Köln wurde immer größer und mächtiger, Reichthum und Cultur nahmen zu, ohne den religiöſen Sinn der Bürger zu verändern; groſse Summen wurden fortwährend auf Kirchen, Klöſter und fromme mendes Gehör zu leihen, warum durch kalten Spott den poetiſchen Genuß uns verkümmern, der allein den des Anblicks eines edeln Gebäudes oder Kunſtwerks erhöhen kann? Warum nicht einen augenblicklichen Glauben der Legende ſchenken, wie wir bei jedem wohl erſonnenen und gut geſchriebenen Roman, ſolange wir ihn leſen, es zu thun pflegen? Und wahrlich, hier iſt mehr als Roman; die Heiligen waren Menſchen, wie wir es ſind; und was kann dem Menſchen ein höheres Intereſſe einflößen als der Menſch? Mögen Unſinn und Aberglauben noch ſo ſehr die Geſchichte dieſer Heiligen mit einem nebelartigen Nimbus umgeben haben, Wahrheit liegt doch als Kern in der Mitte, und dieſe dringt immer durch, wenn man ſich nur die Mühe geben will, ſie zu erkennen.

Zwei Kirchen ſind in Köln der heiligen Urſula geweiht, als der Schutzpatronin der Stadt, an deren Ufern ſie die Märtyrerkrone errang. Die eine derſelben wurde zu Anfange des letztvergangenen Jahrhunderts auf Koſten der Urſulinernonnen im modernen italieniſchen Styl erbaut und gehört dem Kloſter an, deſſen Orden noch immer beſteht, nachdem ſo viele andere aufgehoben worden ſind. Das nützliche Bemühen dieſer Kloſterfrauen für die Erziehung und Geiſtesbildung junger Töchter iſt faſt überall, wo ihr Orden beſtand, anerkannt worden und hat ihnen den Vorzug verſchafft, ungeſtört nach althergebrachter Regel in ihren Klöſtern fortleben zu dürfen.

Die eigentliche Kirche St. Urſula iſt um viele Jahrhunderte älter als die der Urſulinerinnen. Erzbiſchof Aquilinus der Zweite, der ſchon im Jahre vierhundertachtzehn zu dieſer hohen kirchlichen Würde gelangt war, alſo nur fünfunddreißig Jahre nach der angeblichen Epoche jener blutigen Greuelthat, erbaute ſchon hier, an der nämlichen Stätte, wo die unſchuldigen Schlachtopfer gefallen ſein ſollten, ihrem Andenken eine Kirche, die aber in jener unruhigen Zeit durch Krieg und Brand nach einer nicht gar zu langen Reihe von Jahren in gänzlichen Verfall gerieth. In der Mitte des fünften Jahrhunderts wurde ſie von einem kölner Bürger, Namens Clematius, wieder aufserbaut. Im Laufe der Zeiten traten günſtigere Tage ein; Köln wurde immer größer und mächtiger, Reichthum und Cultur nahmen zu, ohne den religiöſen Sinn der Bürger zu verändern; große Summen wurden fortwährend auf Kirchen, Klöſter und fromme

Stiftungen verwendet, und ſo wurde auch die Kirche der heiligen Schutzpatronin der Stadt auf jede Weiſe verſchönert und vergrößert.

Ein kleines uraltes Grabmal an einem Pfeiler in der Kirche, das die Gebeine eines Knaben, der Vincentius geheißen, umſchließt, nennt neben der Jahrzahl vierhundertzweiundſechzig noch den Namen Clematius, als den Stifter dieſes Denkmals. Die jungfräulichen Märtyrerinnen, in deren Mitte auf dem Felde, wo ſie den Tod erlitten, der kleine Vincentius zufällig begraben worden war, hatten ihn nicht neben ſich dulden wollen und ihn mehrere Male hinausgeworfen, weshalb Clematius ihn hier zur Ruhe brachte; ſo erzählt die Sage.

Seitwärts, neben dem Chor der Kirche, ſteht das Grabmal der heiligen Urſula, ein Werk neuerer Zeit. Auf einem Sarkophag von ſchönem ſchwarzen Marmor liegt die Heilige in weißem Marmor abgebildet, und zu ihren Füßen die weiße Taube, die zur Entdeckung des Ortes, wo ihre Gebeine ruhten, behülflich geweſen. Einige lateiniſche Inſchriften ſind am Sarkophag angebracht; ganz unten in einer Ecke die Jahrzahl ſechzehnhundertachtundfunfzig und der Name

Johannes Lenz, wahrſcheinlich der des Bildhauers, welcher dieſes Monument verfertigte.

„Die goldne Kammer müſſen wir noch beſuchen,“ riefen unſre kölner Freunde, nachdem wir die Alterthümer, an denen dieſe Kirche ſehr reich iſt, und das ganze ehrwürdig ſchöne Gebäude mit genügender Muße betrachtet hatten. Ich ſträubte mich anfangs ein wenig dagegen; der Name ſchien eine Sammlung von Kirchenſchätzen, reichen Meßgewändern und ähnlichen Dingen zu verkünden, wie man ſie in katholiſchen Städten, beſonders aber in Köln faſt in allen Kirchen antrifft, und deren man ſo leicht überdrüßig wird, weil ſie gewöhnlich ſich wenig von einander unterſcheiden. Indeſſen war zu dem Pfarrherrn der Kirche hingeſchickt worden, um von ihm die Schlüſſel zu dem, ſeiner beſondern Aufſicht anvertrauten Heiligthum zu erbitten. Er kam ſelbſt, um uns in daſſelbe einzuführen, und zu meiner Freude fand ich in ihm den Herrn Paſtor Fochem, deſſen Name jedem Freunde altdeutſcher Kunſt rühmlichſt bekannt iſt. Auch der meinige war ihm nicht fremd, und ſo war die Bekanntſchaft bald gemacht, und wir hatten eines ſehr gefälligen und unterrichteten Führers uns zu erfreuen.

Ein eigner ſeltſamer Geruch fiel beim Eintritt in das nicht große kapellenartige Gemach mir auf, der von der eingeſchloſſenen Luft und früherem Weihrauchsdampf herrühren mochte, denn ein kleiner Altar ſteht in demſelben, vor welchem vermuthlich zuweilen Meſſe geleſen wird. Als wir aber, nicht ohne einen kleinen Schauder zu empfinden, die ſeltſame Verzierung der Wände bemerkten, konnten wir nicht umhin, dieſe, den Athem beklemmende Luft einer andern Urſache zuzuſchreiben. Viele Tauſende unendlich zarter menſchlicher Gebeine ſind hier recht zierlich in verſchiedenartigen Muſtern dicht aneinandergefügt und bekleiden alle Wände von oben bis unten mit der ſeltſamſten, ſchauerlichſten Moſaik, die ſich nur denken läßt. Es ſind die Ueberreſte der heiligen Jungfrauenſchar, deren auf dem alten ager Ursulanus, auf welchem die Kirche ſteht, von den frommen Einwohnern von Köln ſchon vor vielen Jahrhunderten noch eine weit größere Anzahl ausgegraben wurde, als hier verſammelt iſt.

Eine ſehr bedeutende Anzahl ſilberner lebensgroßer Büſten ſtarrte aus dem Hintergrunde des Gemaches, auf mehreren Reihen von Repoſitorien unter und übereinander geordnet, mit kaltem metalliſchen Glanze uns an und vermehrte den fremdartigen ſchauerlichen Eindruck, den das Ganze hervorbrachte. Jede derſelben enthält den Schädel eines der jungfräulichen Opfer, die hier fielen. Mit ernſter Würde und religiöſer Feierlichkeit nahm unſer geiſtlicher Führer einige derſelben herunter; eine Oeffnung oben auf der Scheitel der Büſten, die mit einem genaupaſſenden Deckel verſchloſſen iſt, erlaubt, die in denſelben aufbewahrten Schädel zu betrachten; Herr Paſtor Fochem nahm mehrere derſelben heraus und machte auf ihre edle Form uns aufmerkſam. Ich gedachte dabei des würdigen Greiſes Blumenbach und wünſchte ihn hieher; der Anblick dieſer Ueberbleibſel längſt in Staub zerfallener Schönheiten wäre ihm ein Feſt, über welches er alle noch Lebenden auf Erden vergeſſen könnte. Wir waren nun ſchon des ſchauerlichen Anblicks gewohnt genug, um die ſeltene Schönheit dieſer Todtenköpfe einzuſehen und zu bewundern; viele derſelben wurden ſogar bei dem Namen, den ſie im Leben getragen, uns genannt, und mancher wirklich rührende Zug aus der Legende uns mitgetheilt, den wir gern hörten.

Am ausgezeichnetſten durch die edle Form deſſelben iſt der Schädel der heiligen Urſula, der zur Auszeichnung vor ihren Gefährtinnen in einer vergoldeten Büſte aufbewahrt wird. Ein uralter Ring, in Form zweier zuſammengefalteter Hände, und ein kleiner Perlenkranz, die man in ihrem Grabe gefunden, liegen bei demſelben.

Das Haus Gürzenich.

Die alten Kölner waren nicht nur ſehr fromme, andächtige und daneben ſehr reiche Leute, wie die vielen von ihnen erbauten und geſtifteten Kirchen und Klöſter beweiſen; ſie waren auch lebensluſtig, liebten Tanz und Saitenſpiel und die Freuden der Tafel; davon gibt das Haus Gürzenich, in welchem auch ihre Nachkommen noch in unſern Tagen den luſtigen Faſchingstanz halten, einen recht ſoliden und maſſiv daſtehenden Beweis.

Dieſes großartige, ſtattliche, in all' ſeiner äußeren Alterthümlichkeit wohlerhaltene Gebäude wurde während der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, bei dem durch den Beitritt der Stadt zu dem hanſeatiſchen Bunde ſich immer ſteigernden Wohlſtande derſelben, erbaut, um bei Bürgermeiſterwahlen und andern öffentlichen Feierlichkeiten die damals von denſelben unzertrennlichen Bankette dort zu halten. Den Namen Gürzenich trägt es einem kölner Bürger zu Ehren, welcher den Raum zu dem neuen Bau der Stadt als Geſchenk überließ. Große Feſte wurden hier im Lauf der Zeiten Kaiſern und andern hohen Potentaten gegeben, von deren Pracht und Herrlichkeit die kölner Chronik Wunder erzählt. So ließ zum Beiſpiel im Jahre vierzehnhundertvierundſiebenzig der Rath von Köln bei Anweſenheit des Kaiſers Friedrich des Dritten und ſeines Sohnes auf dem Gürzenich „einen Tanz machen, wie auch der Kaiſer begehrt hatte, um die ſchönen Frauen zu Köln zu beſehen. Und des Kaiſers Sohn, Herzog Maximilianus, hatte den erſten Tanz mit einer Jungfer von Vinſtingen. Und hatte vor ihm tanzen nach fürſtlicher Weiſe zwei Edelleute von ſeinem Hofe. Und darnach fügte der Biſchof von Mainz und der Biſchof von Trier, daß ſich die Frauen und Jungfern mit Händen nahmen paarweis, wohl zu ſechsunddreißig Paaren, und tanzten ſo ohne Mann vor dem Kaiſer auf und nieder. Und man gab da Kraut und Wein, neuen und firnen.“

Ueber alle Maßen groß und prächtig ging es auf dem Gürzenich her, als Kaiſer Maximilian, vielleicht der dort genoſſenen früheren guten Bewirthung eingedenk, im Jahre funfzehnhundertundfünf in Köln Reichstag hielt. Vornehme Geiſtliche, zahlreiche Abgeſandte, nicht nur aus Deutſchland, ſondern auch aus Rom, aus England, aus Spanien, aus Frankreich und mehreren andern Ländern verſammelten ſich mit ſtattlichem Gefolge; vierunddreißig regierende Herren, Herzöge, Landgrafen und Kurfürſten zogen zu Schiffe und zu Pferde herbei, jeder von ihnen in ſtattlicher Begleitung, wie es ſeinem hohen Stande geziemte. Der Herzog von Wirtemberg und der Landgraf von Heſſen allein brachten, erſterer fünfundachtzig, letzterer ſiebenzig Grafen und Ritter mit ſich, deren jeder wieder ſein Gefolge hatte. Regierende Fürſtinnen und edle Frauen von hoher Geburt verſchönerten durch ihre Gegenwart die Feſte, die alle auf dem Gürzenich mit unbeſchreiblicher Pracht und alle dem Aufwande gegeben wurden, den die damalige Zeit erheiſchte. Dann kamen trübere Tage, der Wohlſtand ſank, der Muth mit ihm; an große Feſte wurde wenig gedacht, und bis vor einigen Jahren wurde das zu einer weit fröhlicheren Beſtimmung errichtete Gebäude meiſtens nur als Lager= oder Kaufhaus zur Aufbewahrung vielen Raum erfodernder Waarenartikel gebraucht, was mit den Kellern und untern Räumen deſſelben noch der Fall iſt.

Doch als Deutſchland wieder frei wurde und die Gallier endlich abzogen, welche ſo lange die alte edle Stadt bedrückt hatten, kam auch Held Karneval mit ſeinem luſtigen Gefolge wieder zurück in ſein fröhliches Reich, und ſein altes Abſteigequartier mußte zu ſeinem Empfange wieder eingerichtet werden. Bei dem großen Faſchingsball haben ſich ſeitdem ſchon mehrere Male an viertauſend ſeiner Getreuen in dem Saale des Gürzenich um ihn verſammelt. Dieſer Saal iſt gewiß einer der größten in Deutſchland, er nimmt den ganz erſten Stock des großen Gebäudes ein, ſchien mir aber, unerachtet er vierundzwanzig Fuß hoch iſt, doch noch etwas zu niedrig, im Verhältniß zu ſeiner Länge und Breite. Eine Reihe hölzerner Pfeiler geht durch die Mitte deſſelben, was wol nothwendig ſein mag, um eine Decke von dieſem Umfange vor Ein=

ſturz zu ſichern. Geſchmackvoll decorirt, von einer hinlänglichen Anzahl von Kronleuchtern glänzend erleuchtet, von mehreren Tauſenden bunter Masken bis zum Gedränge angefüllt, gewährt er am Faſtnachtsabende, wo die Maskenfreude ihren höchſten Gipfel erreicht, einen Anblick, dem wol wenige an Heiterkeit ſich vergleichen laſſen mögen. Auch das berühmte Muſikfeſt, das alljährlich zur Zeit des Pfingſtfeſtes am Niederrhein in mehreren Städten abwechſelnd gehalten wird, und zu welchem mehrere Hunderte ausübender Künſtler und Dilettanten, und Tauſende von Zuhörern aus der Nähe und Ferne herbeiſtrömen, wird, wenn die Reihe an Köln kommt, im großen Gürzenich-Saale gefeiert, der dann einen ruhigern, aber nicht minder heiteren und beſeelten Anblick gewährt als am Faſtnachtstage.

Das Innere des großen, in verſchiedenen Epochen entſtandenen Rathhauſes, deren letzte mit der Erbauung des Hauſes Gürzenich faſt gleichzeitig fällt, haben wir nicht beſucht; von außen iſt es ein ſtattliches Gebäude, um welches zum Theil eine Reihe auf maſſiven Pfeilern ruhender Arkaden ſich zieht. Die Façade deſſelben iſt leider in den letzten ſtürmiſchen Zeiten der alterthümlichen in Stein gehauenen Verzierungen, welche ſie ſchmückten, durch den damals waltenden Zerſtörungsgeiſt beraubt.

Unerachtet der langen Oberherrſchaft der Römer über die von ihnen ſelbſt erbaute Stadt, iſt dennoch in Köln, der alten Agrippina, nur ein einziges Ueberbleibſel römiſcher Baukunſt, und zwar aus der letzten Periode derſelben, bis auf unſere Zeiten gekommen: ein von Ziegeln erbauter großer Thurm bei St. Claren, der rundum mit einer ſehr groben Art Moſaik von eingemauerten buntfarbigen Ziegeln verziert iſt.

Seit Kurzem erfreut ſich Köln eines neuen Schauſpielhauſes, das während meiner dortigen Anweſenheit noch im Entſtehen war und erſt ſeit noch nicht Jahr und Tag vollendet wurde, und deſſen Außenſeite ſowol als deſſen innere Einrichtung von Kennern und Theaterfreunden gerühmt wird.

Gemäldeſammlungen.

Das Jabach'ſche Familiengemälde, im Hauſe des Herrn de Groot, von Le Brun, wahrſcheinlich zwiſchen 1662 und 1664 gemalt.

Goethe ſah dieſes Bild zum erſten Mal, als er in ſeiner Jugend mit Lavater und Baſedow nach Köln kam, wo er die Gebrüder Jakobi antraf. Ich kann es mir nicht verſagen, aus „Wahrheit und Dichtung" die auf daſſelbe Bezug habende Stelle hier herzuſetzen, wenngleich dieſes Werk ſchwerlich einem meiner Leſer ganz unbekannt geblieben ſein ſollte.

„Ein Gefühl aber," ſchreibt Goethe einige Seiten vorher, „ein Gefühl, das bei mir ſo gewaltig überhand nahm und ſich nicht wunderſam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anſchauung, die etwas Geſpenſtermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie iſt in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt."

Und nun fährt er weiter unten fort:

„In dieſen mehr drückenden als herzerhebenden Augenblicken ahnete ich nicht, daß mich das zarteſte und ſchönſte Gefühl ſo ganz noch erwartete. Man führte mich in Jabach's Wohnung, wo mir Das, was ich ſonſt nur innerlich zu bilden pflegte, wirklich und ſinnlich entgegentrat. Die Familie mochte längſt ausgeſtorben ſein, aber in dem Untergeſchoß, das an einen Garten ſtieß, fanden wir nichts verändert. Ein durch braunrothe Ziegelrauten regelmäßig verziertes Eſtrich, hohe geſchnitzte Seſſel mit ausgenähten Sitzen und Rücken, Tiſchblätter, künſtlich eingelegt, auf ſchweren Füßen, metallene Hängeleuchter, ein ungeheueres Kamin und dem angemeſſenes Feuergeräthe, alles mit jenen früheren Tagen übereinſtimmend, und in dem ganzen Raume nichts neu, nichts heutig als wir ſelber."

„Was nun aber die hierdurch wunderſam aufgeregten Empfindungen überſchwenglich vermehrte und vollendete, war ein großes Familiengemälde über dem Kamin. Der ehemalige reiche Inhaber dieſer Wohnung ſaß mit ſeiner Frau, von Kindern umgeben, abgebildet: alle gegenwärtig, friſch und lebendig wie von geſtern, ja von heute, und doch waren ſie ſchon alle vorübergegangen. Auch dieſe friſchen und rundbäckigen Kinder hatten gealtert, und ohne dieſe kunſtreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übriggeblieben. Wie ich, überwältigt von dieſen Eindrücken, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu ſagen. Der tiefſte Grund meiner menſchlichen Anlagen und dichteriſchen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgedeckt, und alles Gute und Liebevolle, was in meinem Gemüthe lag, mochte ſich aufſchließen und hervorbrechen; denn von dem Augenblick an ward ich, ohne weitere Unterſuchung und Verhandlung, der Neigung, des Vertrauens jener vorzüglichen Männer für mein Leben theilhaft.“ (S. „Wahrheit und Dichtung,“ dritter Band der Taſchenausgabe, Seite 287.)

Soweit Goethe; und was könnte man nach einem ſolchen Zeugniß noch zum Lobe dieſes Gemäldes hinzuſetzen, deſſen Anblick auch mich auf das lebhafteſte ergriff und einen unbeſchreiblichen Eindruck von ruhigem Glück und behaglichem Familienleben hervorbrachte. Daß es das nämliche Bild ſei, welches Goethe ſo ehrend erwähnt, entdeckte ich erſt ſpäter, bei wiederholtem Leſen ſeines Buches. Ob es aber noch auf dem nämlichen Platze ſteht, wo Goethe vor einigen und funfzig Jahren es geſehen, kann ich nicht mit Gewißheit beſtimmen, doch iſt es mir wahrſcheinlich; denn die Familie de Groot, in deren Beſitz das treffliche Familiengemälde ſich jetzt befindet, ſtammt in gerader Linie von dieſem Herrn von Jabach ab. Auch hat, wie glaubwürdige Zeugen mich verſichern, in den Zügen der Enkel und Urenkel des trefflichen Mannes eine auffallende Aehnlichkeit mit denen ihrer edeln Vorfahren ſich erhalten. Das Zimmer, in welchem das ſehr große Gemälde faſt die halbe Wand einnimmt, ſtimmt im Ganzen mit Goethe's Beſchreibung davon ziemlich überein; nur iſt es, wenngleich durchaus nicht auf ſtörende Weiſe, ſeit jener Zeit etwas moderniſirt werden. Ein Teppich iſt an die Stelle des bunten Eſtrichs getreten und das ungeheuere Kamin iſt verſchwunden.

Nur eine kurze Beſchreibung der ganzen Compoſition will ich mir noch erlauben Dem, was unſer großer Meiſter darüber ſagt, beizufügen.

Ganz zur Seite des Bildes, dem Anſchauer zur Linken, ſieht man den Vater, einen ſchönen, rüſtigen, freundlichen Mann im mittleren Alter, in ſeinem Lehnſtuhl recht häuslich bequem daſitzen. Er zeigt mit der Hand auf einen ganz in der Ecke des Bildes neben ihm ſtehenden Kaſten mit Büchern, die vielleicht ihm ſo eben überbracht worden ſind. Ein neben demſelben ſtehender Globus, Zeichengeräth, eine Büſte und ähnliche, recht maleriſch auf- und nebeneinander gruppirte Gegenſtände deuten auf Kunſtliebe, heitern Lebensgenuß und einen gebildeten, über das Gewöhnliche hinaus ſich erhebenden Geiſt. Auf einer gepolſterten Ruhebank mit einer Seitenlehne, wie ſie bei unſern Voraltern die Stelle der jetzigen Sofas vertraten, ſitzt neben ihrem Gemahl die ſehr ſchöne blonde Hausfrau, die noch in jugendlicher Friſche blühende Mutter von vier Kindern, von denen das jüngſte, ein Säugling von wenigen Monaten, auf einem rothſammetnen Kiſſen, das ſie mit dem linken Arm unterſtützt, auf der Seitenlehne der Ruhebank liegt.

Es ſcheint ein Sonntagmorgen zu ſein, an welchem alle Arbeit ruht und Mutter und Kinder, in der damaligen würdigen und maleriſchen Tracht ſonntäglich geputzt, ſich im Cabinete des Vaters verſammeln dürfen, ohne Furcht ihn in ſeinen Geſchäften zu ſtören. Zwiſchen Vater und Mutter ſteht ein etwa ſechsjähriges ganz allerliebſtes kleines Mädchen, und ein noch jüngerer muthwilliger Knabe mit einem herrlichen Lockenkopf gukt, über die Schulter der Mutter ſich vorbeugend, mit großen lachenden Augen zum Bilde heraus. Er hält ſein Hündchen im Arm und daneben auch ſein Steckenpferd. Neben der Mutter, in der andern Ecke des Gemäldes, dem Vater gegenüber, ſteht, in einem Kleide von geblümtem Seidenſtoff recht ſtattlich angethan, die älteſte Tochter, gar ein zierliches, ſittſames und ſchönes Kind zwiſchen vierzehn und ſechzehn Jahren. Im Vordergrunde iſt der Liebling des ganzen Hauſes und der geduldige Spielkamerad der Kinder, ein ſehr ſchönes Windſpiel, angebracht; im Dämmerlicht des Hintergrundes aber, hinter dem Vater, erblickt man in einem dort hängenden Spiegel das Bild des Malers, mit Pinſel und Palette vor der Staffelei beſchäftigt. Der Maler Le Brun war ein Freund des Hauſes; dieſes Gemälde, das er mit ſo viel Liebe als Kunſt entwarf und ausführte, iſt ſein gelungenſtes Werk in dieſer Art, und ſo mochte er auch im Bilde ſich ungern von dem ihm theuern Familienkreiſe ausſchließen, dem er genußreiche ſchöne Stunden verdankte.

Köln iſt, abgeſehn von dem durch den unvergeßlichen Kanonikus Wallraf geſtifteten Muſeum, auch noch reich an einzelnen Kunſtwerken und Kunſtſammlungen, zu welchen Zutritt zu erhalten den durchreiſenden Kunſtfreunden eben nicht ſchwer wird; ſchwerer vielleicht iſt es ſie aufzufinden, oder auch nur ihre Exiſtenz zu erfahren, wenn man nicht das Glück hat, wie wir, einen kunſtliebenden Freund, der mit der Localität ſeiner Stadt genau bekannt iſt, zum Führer zu erhalten. Freude an der Kunſt und am Beſitz ihrer Erſcheinungen iſt durch viele Jahrhunderte hindurch in Köln, dem Urſitz altdeutſcher Kunſt, vom Vater auf den Sohn faſt erblich geworden. Die vortheilhafte Lage der Stadt, in der Nähe der Niederlande, wo die eigentliche Luſt des Sammelns gewiſſermaßen einheimiſch iſt, hat dieſe auch den Kölnern eingeflößt, indem ſie ihnen die Mittel erleichterte, ſie zu befriedigen. Die letzte unruhvolle, ſtürmiſche Zeit aber, in der auch das Heiligſte von modernen Barbaren hervorgeriſſen, Kirchen und Klöſter zerſtört, geplündert, ihrer herrlichſten Kunſtwerke beraubt wurden, die man um einen Spottpreis der Menge hinwarf, mußte, auch abgeſehn von der Liebe zur Kunſt, die patriotiſchgeſinnten Einwohner bewegen, zu retten, was nur irgend vor Zerſplitterung und Untergang zu retten möglich war.

Die reichſte Privatſammlung von Gemälden iſt unſtreitig die des Herrn Lieversberg. In einem großen Zimmer im obern Stock ſeines Hauſes trifft man eine mit Sachkenntniß geordnete zahlreiche Sammlung von neuern, theils italieniſchen, theils niederländiſchen Gemälden an, unter denen mehrere von berühmten Meiſtern und bedeutendem Kunſtwerth ſich befinden. Doch am Rhein gewinnt die altniederrheiniſche Schule eine beſondere Anziehungskraft, vor Allem in Köln, der eigentlichen Wiege alter deutſcher Kunſt, wo noch ſeit undenklicher Zeit bis an den heutigen Tag eine Straße nach ihren ehemaligen Bewohnern die Schilderergaſſe genannt wird.

Auf Reiſen muß man vor allen Dingen lernen, manchem an ſich Werthvollen zu entſagen, wenn man nicht durch übermäßige körperliche und geiſtige Anſtrengung, durch Ermüdung und Zeitzerſplitterung ſich um jeden eigentlichen Genuß bringen will; wer Alles ſehen will, ſieht am Ende gar nichts und trägt nur den eiteln Ruhm davon, mit dem Geſehenen daheim groß zu thun, ohne weder ſich ſelbſt noch Andern darüber genügende Rechenſchaft ablegen zu können.

Deshalb blieb ich auch hier, wo ſo Vieles mich anzog, der alten Gewohnheit, mir ſelbſt ein Ziel zu ſtellen, treu. Ich begnügte mich damit, einen flüchtigen Blick auf alles Schöne zu werfen, was dieſer Saal enthielt, und eilte den Räumen im untern Stockwerk zu, welche den altdeutſchen Meiſtern geweiht ſind.

Das herrlichſte Kleinod dieſer Sammlung ſind zwei große figurenreiche Gemälde von Lukas von Leyden, wie man ſelbſt in großen Galerien ſie ſelten antrifft, auf Goldgrund, mit großer Farbenpracht höchſt zart und fleißig mit allen ſeinen Eigenheiten von dem edeln Meiſter ausgeführt, der zu vielen andern Zweigen der Kunſt ſich hingab, in den letzten Jahren ſeines kurzen Lebens zu körperlich ſchwach war und endlich in ſeinem neununddreißigſten Jahre viel zu zeitig ſtarb, um der Nachwelt viele Werke von dieſem Umfange hinterlaſſen zu können.

Acht auf Goldgrund mit unſäglichem Fleiße gemalte kleine, zu einander gehörende Tafeln, welche einzelne Scenen aus der Leidensgeſchichte des Heilandes darſtellen, ſind in dieſer Sammlung als augenſcheinlicher Beitrag zur Geſchichte der Kunſt am Niederrhein der größten Aufmerkſamkeit würdig, die ſie durch den Glanz der Farben und des Goldes und die zarteſte Ausführung auch ohnehin auf ſich ziehen. Sie ſtammen aus einer ſehr frühen Zeit, der Name des Meiſters, der ſie malte, iſt unbekannt; vielleicht war es jener Wilhelmus de Herle, Wilhelm von Köln genannt, dem man bis jetzt das kölner Dombild zugeſchrieben hat. Noch hielten ihn die Feſſeln der byzantiniſchen Schule, die damals ſo ſchwer auf dem Künſtler und der Kunſt laſteten; an Perſpective ward noch nicht gedacht, und die Hauptfiguren ſtehen noch ſo ziemlich in einer Reihe neben einander; den Köpfen wie der Geſtalt mangelt noch Seele, Leben und Ausdruck. Aber ſie ſcheinen doch von einem wärmeren Hauch des Lebens durchdrungen, der ihnen zunächſt freiere Bewegung mittheilen wird. Man ſieht, wie des alten Meiſters ahnungsvoller Seele Wahrheit und Natur vorſchwebten, und wie er in unbefriedigendem Streben ſich abmühte, ein Ziel zu erringen, das er erkannte, dem aber ſich zu nähern, ſeinen glücklichern Nachfolgern vorbehalten war. Eines ſeiner Motive auf der Tafel, welche die Gefangennehmung des

Heilandes darſtellt, würde ſelbſt dem größten Maler Ehre machen: Judas, im Augenblick, da er ſeinem Herrn den Verrätherkuß gibt, ſucht ſich ſeitwärts, ſo viel als möglich hinter ihn zu ſtellen, weil er ſich ſcheut, dem ſtrafenden Auge des göttlichen Meiſters zu begegnen.

Vieles könnte ich noch nennen und beſchreiben, was in dieſer merkwürdigen Sammlung mich erfreute, fühlte ich nicht das Unzulängliche und endlich Ermüdende aller Beſchreibungen von Gemälden, beſonders der altdeutſchen Schule, wo man immer darauf zurückkommen muß, die Pracht der Farben und die vollkommene Ausführung beſonders herauszuheben. Nur eines einzigen Bildes will ich noch erwähnen, das vielleicht oft überſehen wird, mir aber, als ein neuer Beweis, daß das berühmte ſogenannte danziger Gemälde wirklich von van Eyck ſei, ſehr merkwürdig erſchien.

„Haben Sie kein Gemälde von van Eyck?“ fragte ich Herrn Lieversberg, der nicht, wie ſonſt wol zuweilen geſchieht, den Werth ſeiner reichen Sammlung durch auf Gerathewohl ertheilte berühmte Namen zu erhöhen ſucht. Er machte auf ein langes, ſchmales, in einer Ecke hängendes Bild mich aufmerkſam, augenſcheinlich ein zu einem größern Altargemälde gehörendes Flügelbild, und ich traute vor Erſtaunen kaum meinen Augen. Nur eine einzige Figur war darauf abgebildet, der Engel Michael mit der furchtbaren Wage, aber genau in derſelben Stellung, wie in der Mitte jener berühmten Darſtellung des jüngſten Gerichts. Zug für Zug derſelbe Kopf, das nämliche Geſicht, deſſen Züge, durch vieljährige Bekanntſchaft mit dem danziger Bilde, mir deutlich vorſchweben. Es war dieſelbe Heldengeſtalt, nur, durch eine mir unerklärliche Laune des alten Meiſters, ſtatt in der ſchimmernden Rüſtung, vom Kopf zum Fuße in ein langes weißes Mönchsgewand gekleidet. Vom Rücken her über die Schultern fließt ein goldbrokatner mit Rauchwerk gefütterter Mantel, am Boden ſich weit ausbreitend, in ſchönen Falten herab.

Der Herr Banquier Oppenheim beſitzt eine bedeutende Sammlung von Gemälden, die ich aber wegen einiger in den Zimmern eben vorgenommenen Veränderungen nicht ſehen konnte. Nur zwei derſelben aus der altdeutſchen Schule, die ich beſonders zu ſehen wünſchte, ließ der ſehr gefällige Sohn des Hauſes, deſſen Aeltern eben abweſend waren, mir in eines der untern Zimmer hinabtragen. Eine große figurenreiche Compoſition von van Eyck will ich weiter nicht erwähnen und nur des zweiten Bildes gedenken, das durch naturgetreue Wahrheit, Ausführung und anmuthige Naivetät des Gegenſtandes mich dermaßen anzog, daß ich mich gar nicht wieder davon abwenden konnte; auch hat dieſes Gemälde vor einigen Jahren, wie ich glaube, zu einer in irgend einem Taſchenbuch oder einer Zeitſchrift abgedruckten ſehr artigen Novelle den Stoff geliehen. Das bedeutend große Gemälde ſtellt den zierlich mit aller ſoliden Pracht der damaligen Zeit aufgeſchmückten, an der Straße liegenden Laden eines Goldſchmieds vor, zu welchem ein junges ſchönes Brautpaar hereintritt, um die Trauringe zu kaufen. Meiſterhaft gedacht und gemalt iſt der Kopf des hinter ſeinem Tiſche ſitzenden alten Goldſchmieds; eine ganz unbeſchreibliche Miſchung von Ernſt und heimlicher Schalkheit ſpricht aus den klugen, verſtändigen, durchaus nicht unedeln Zügen des Geſichts. Während er anſcheinend ſich nur mit dem goldnen Ringe beſchäftigt, den er gegen den Probierſtein hält, ſieht man ihm deutlich an, daß er das junge Paar nicht wie gewöhnliche Käufer betrachtet, ſondern daß es ihn näher intereſſirt, ſei es nun im guten oder im böſen Sinn. Der dem Alten zunächſt am Tiſche ſtehende Jüngling ſcheint nur vor allen Dingen den Handel bald abſchließen zu wollen, um ſich wieder der Geliebten ungeſtört zuwenden zu können; die Braut aber ſteht mit halb niedergeſchlagenne Augen dabei, halb beſchämt, mit dem reinſten Ausdruck jungfräulicher Liebe und mädchenhafter Schüchternheit in den anmuthigen Zügen. Es iſt ein Bild, in das man immer tiefer ſich hineinſieht, je länger man davor ſteht, bis man endlich glaubt, es Leben und Bewegung gewinnen zu ſehen. Ein alter Maler, Petrus Chriſti, hat im Jahre vierzehnhundertneunundvierzig es gemalt.

Eine nicht ſehr zahlreiche, aber auserleſene Sammlung Gemälde, meiſtens niederländiſcher Cabinetsſtücke von den beſten Meiſtern, ſchmückt die eleganten Zimmer in dem Hauſe der Frau von Schaafhauſen, einem der größten und ſchönſten in Köln. Die Krone dieſer Sammlung iſt ein wunderſchöner St. Sebaſtian, eine unausſprechlich rührende Geſtalt, aus deren gen Himmel gewandtem Blick ſchon der Abglanz der den Heiligen dort erwartenden Seligkeit ſtrahlt. Der ehemalige, vor einigen Jahren für die Kunſt und alles Schöne und Gute viel zu früh verſtorbene Beſitzer und auch Stifter dieſer Sammlung, Herr Schaafhauſen, hatte zur Zeit, als die ſiegreichen Alliirten in Paris verſammelt waren, das unbegreifliche Glück, dieſes unſchätzbare Gemälde im Laden eines Trödlers aufzufinden. Vermuthlich war es ſeit jener unglückſeligen Periode der franzöſiſchen Revolution dort verborgen geblieben, in welcher der verblendete Pöbel mit Tigerwuth die Paläſte der Reichen plündernd zerſtörte; Herr Schaafhauſen erkaufte es für den Preis von ſechs Franken!

Einen herrlichen Sonnenaufgang von Vernet, ein kleines wunderſchönes Familienbild von dem berühmten aber ſeltenen Meiſter Gonſalez Coxies will ich nur flüchtig erwähnen. Sehr erfreulich iſt ein ganz kleines Bild von Lukas Kranach, von welchem ſein oft, unter allerlei Geſtalten gemaltes hübſches Bäckermädchen uns recht anmuthig zulächelt. Die artige Bäckerin iſt in ganzer Figur dargeſtellt, recht damenhaft geputzt in rothem Sammetkleide, mit Federbarett und allem dazu gehörigen Schmuck.

Eines höchſt effectvollen Bildes muß ich zum Schluß noch gedenken, eines faſt lebensgroßen Portraits des Mädchens von Orleans, von Rubens gemalt. Dieſes Bild kam vor langer Zeit als Geſchenk des Königs von Frankreich an den damaligen Erzbiſchof nach Köln. Ein aufgeſpannter, durchaus rother Teppich, vielleicht die Wand eines Zeltes, bildet den Hintergrund dieſes höchſt frappanten Gemäldes, die Heldenjungfrau, eine edle, ſchlanke, jünglingsartige Geſtalt, mit einer eiſernen Rüſtung und einem kurzen Wappenrock bekleidet, liegt vor einem Kruzifix betend auf den Knieen; neben ihr die eiſernen Handſchuhe. Das weiche blonde Haar fließt unter dem Helm ihr tief über den Rücken hinab. Ein unbeſchreiblicher Ausdruck verborgenen ſtillen Wehes ſpricht aus dem zarten, einfachen, faſt ländlichen Zügen des lieblichen Köpfchens. Es ſcheint als hätte die Büſte dabei zum Vorbilde gedient, die während der Revolution nach Paris gerettet wurde und jetzt vermuthlich wieder an ihrem ehemaligen Platze in der Stadt Orleans aufgeſtellt worden iſt; denn die Aehnlichkeit mit derſelben iſt unverkennbar.

Wallraf und ſein Muſeum.

Beide waren, ſo lange Wallraf lebte, ſo innigſt ineinander verzweigt, daß es auch jetzt, ſeit der treueſte, uneigennützigſte aller Sammler dahin iſt, unmöglich wird, ſie in der Idee von einander zu trennen. Wallraf ſelbſt gehörte an Geiſt und Gemüth zu den ungewöhnlichſten Erſcheinungen ſeiner Zeit; im Leben viel verkannt, nach dem Tode, wenngleich im Ganzen nicht beſſer verſtanden, doch hochgeprieſen; ein Loos, das wol Jeden trifft, der mit einer Feſtigkeit, die man wol Heldenmuth nennen dürfte, einem Ziele zuſtrebt, das er in treuverſchwiegner Bruſt ſich ſelbſt geſtellt, und das den Leuten um ihn her thöricht bedünken muß, von dem er aber nicht ablaſſen kann, nachdem er es einmal erkannt und mit aller Kraft ſeines Gemüthes erfaßt hat.

Der Name Wallraf iſt ſeit einigen Jahren bekannt genug, und doch weiß die Welt wenig von ſeinem eigentlichen Weſen. Mir aber führte ein glückliches Ungefähr einen ſeiner vertrauten Jugendfreunde zu, der mit warmem Enthuſiasmus an dem Andenken des ihm vorangegangenen Freundes hängt, wie

Alle, welchen das Glück vergönnt ward, ihm näher zu ſtehen. Von dieſem habe ich manchen Zug aus Wallraf's Leben erfahren, der ſehr genau den Gang bezeichnet, welchen das Geſchick mit ihm nahm, um ihn zu dem Punkte zu führen, an welchem er zuletzt ſtand, und der mir nicht unwerth dünkt, hier mitgetheilt zu werden.

Ferdinand Wallraf wurde in dem nämlichen Jahre wie Goethe, und nur einen Monat früher als dieſer geboren. Ein beſonders günſtiger Stern muß den Kindern des Sommers im Jahre ſiebzehnhundertneunundvierzig geleuchtet haben, denn auch Wallraf kam mit den glücklichſten Anlagen reich begabt zur Welt, welche während ſeines Heranwachſens ſo ſchnell und kräftig ſich entwickelten, daß er ſchon in ſeinem einundzwanzigſten Jahre als Lehrer bei dem ſehr reich dotirten Montanergymnaſium in ſeiner Vaterſtadt angeſtellt werden konnte. Sowol ſeine ſehr ausgebreiteten und gründlichen Kenntniſſe als ſein Betragen erwarben ihm Gunſt und Achtung ſeiner Vorgeſetzten; ſein milder, ſanfter Charakter, ſeine bei Anderer Schwächen unermüdliche Geduld verſchafften ihm die innigſte Anhänglichkeit und Liebe bei der jungen Welt, die ihn umgab. Die Anzahl der Studirenden bei dieſem Gymnaſium war damals bis auf neunhundert geſtiegen; überhaupt muß Köln in jener Zeit für einen Hauptſitz aller Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit gegolten haben, denn die Zahl der Studenten in dieſem und den beiden andern Gymnaſien ging weit über zweitauſend hinaus.

Wallraf's Jünglingsjahre waren ſehr glücklich. Seine Exiſtenz war ſorgenfrei; er liebte die ihm auferlegte Pflicht und erfüllte ſie treulich; aber ſie ließ ihm Muße genug, um auch für die höhere Ausbildung ſeines Geiſtes und ſeiner Talente leben zu können. Naturkunde, Botanik, muſikaliſche Uebungen füllten ſeine Erholungsſtunden aus; auch beſchäftigte er ſich gern mit mathematiſchen Studien; aber vor Allem zog das Studium der Alten ihn an. Innigſt vertraut mit dem Geiſte der alten griechiſchen und römiſchen Dichter, fühlte er ſchon früh ſich eingebürgert in die längſt verſunkene größere Welt, der ſie Unſterblichkeit gegeben, und vergaß darüber oft die, in welcher er lebte, ſammt ihrem kleinlichen Treiben. Mit wahrhaft antikem Patriotismus hing er an ſeiner Vaterſtadt, aber ſein Geiſt, ſeine Gedanken, ſein ganzes inneres Weſen waren mehr in Rom und Athen daheim als in Köln.

Auch eine Freundin war ihm geworden, die ſich ſeiner Jugend annahm und mit mütterlicher Liebe für ihn ſorgte; die Gattin des damals in Köln ſehr berühmten Arztes Mendt, eine ſeltene liebenswürdige Frau, die als ſolche allgemein verehrt und geliebt wurde, und deren Andenken noch jetzt, lange nach ihrem Tode, unvergeſſen bleibt. Ihre günſtige Stellung im Leben, ihr reines Gemüth, die höhere Bildung ihres Geiſtes, welche über ihre Zeitgenoſſinnen ſie weit erhob, eigneten ſie ganz dazu, die Führerin und Beſchützerin ihres jungen Freundes zu werden und auch in geſelliger Hinſicht höchſt vortheilhaft auf ſeine Sitten und ſein Betragen einzuwirken. Zu ihr flüchtete Wallraf mit ſeinen Plänen, ſeinen Wünſchen, mit ſeiner Freude an der Natur, an der Kunſt, an den Alten, die ſie redlich mit ihm theilte. Sie war die Vertraute aller ſeiner Gedanken; und auch im ſpäteſten Alter hat er den Schmerz, ſie verloren zu haben, nicht überwinden können.

Einige Jahre vergingen unſerm Freunde in dieſer für ihn ſehr glücklichen Geſtaltung ſeines Lebens.

Poeſie und bildende Kunſt ſind zu enge mit einander verbunden, als daß ſein von dem Geiſte der alten Poeten durchdrungenes Gemüth ſich nicht auch letzterer hätte zuwenden ſollen. Er ſah in ſeiner alten ehrwürdigen Vaterſtadt von zahlloſen Kunſtwerken ſich umgeben, die theils in Kirchen und Klöſtern faſt unbeachtet zerſtreut waren, theils in den Händen von Privateigenthümern, die meiſtens den Werth derſelben wenig erkannten. Er fing an den Schätzen, die von allen Seiten ihn umgaben, mehr Aufmerkſamkeit zuzuwenden, als bisher geſchehen; und nun ging eine neue Welt ihm auf, eine lichthelle, glanzvolle Welt, die ſich unwiderſtehlich ſeiner bemächtigte. Der lange in ſeinem Gemüthe ſchlummernde Funke hatte gezündet, um nie wieder zu erlöſchen; die in ihm erwachte Kunſtliebe ſtieg gar bald bis zur Leidenſchaft und machte von nun an das Glück, aber auch zugleich, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, das Unglück ſeines ganzen künftigen Lebens.

Kein Liebender hat jemals inniger, treuer an der Geliebten gehangen als Wallraf an der Kunſt, Keiner ihr je ſchwerere Opfer gebracht als er dieſer Göttin ſeines Lebens bis an das Ende deſſelben.

Sein ganzes Sinnen und Trachten ging von nun an nur darauf hinaus, zu ſammeln, zu retten, zu bewahren, was unerkannt und unbenutzt im Staube unterzugehen drohte. Er verſagte ſich nicht nur jede Bequemlichkeit, ſondern auch jedes nicht durchaus unentbehrliche Bedürfniß des Lebens; im Winter blieb ſein Zimmer unerwärmt; er hungerte, er fror im eigentlichen Sinne des Wortes, aber er kaufte Handzeichnungen, Kupferſtiche, alte Gemälde, geſchnittene Steine von dem auf dieſe Weiſe erſparten Gelde und fühlte keinen Mangel.

Seine Freundin konnte nur mit bänglicher Sorge dieſem ſeinen Treiben zuſehen. Sie verſuchte, ihm das Gefährliche deſſelben deutlich zu machen, ihm vorzuſtellen, wie er auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt in jeder Hinſicht zu Grunde richten müſſe; aber ein von Enthuſiasmus entflammtes, von Leidenſchaft tief erfülltes Gemüth gab noch nie Vernunftgründen nach. Und ſo blieb denn der edeln Frau nichts weiter für ihren Freund zu thun übrig, als ihm den Weg, von dem er nun einmal nicht abweichen wollte, ſo viel möglich zu ebnen und zu erleichtern. Ihr in Köln in großem Anſehen ſtehender Gatte brachte auf ihr Bitten durch

Fürſprache bei ſeinen Freunden es dahin, daß Wallraf bei der ſchon im vierzehnten Jahrhundert in Köln gegründeten Univerſität zum Profeſſor der Botanik ernannt wurde. Eine Präbende bei dem Damenſtift zu St. Maria vom Capitol, die wenigſtens tauſend Thaler jährlich einbrachte, war mit dieſer Stelle verbunden; ein Einkommen, das in jener Zeit weit beträchtlicher war, als es jetzt uns ſcheinen mag, und Frau Mendt durfte mit Recht für ihren Freund von dieſer günſtigen Veränderung ſeiner ökonomiſchen Umſtände das Beſte hoffen. Wallraf war kein Jüngling mehr, er hatte das dreiunddreißigſte Jahr erreicht, und in dieſem Alter hört man doch gewöhnlich auf, ſich rückſichtslos dem Antriebe des Augenblicks zu überlaſſen.

Aber die gute verſtändige Frau ſah ihre Erwartungen nicht erfüllt; mit den Mitteln, ſie zu befriedigen, waren auch Wallraf's Wünſche gewachſen. Er fuhr fort, zu darben, zu hungern, zu frieren, ſich in ſeiner Kleidung nur auf das Unentbehrlichſte zu beſchränken, um Kunſtſachen zu kaufen, die ihm jetzt, da er als ſammelnder Kunſtfreund bekannt geworden war, von allen Seiten zuſtrömten, und mußte dabei den Schmerz empfinden, das Unzulängliche aller dieſer

Opfer einzuſehen. Der Entſchluß, eine Kunſtſammlung für ſeine Vaterſtadt zu begründen, hatte ſchon damals mit Rieſengewalt ihn ergriffen und mit allen ſeinen Gedanken, Gefühlen und Plänen ſich dermaßen feſt verzweigt, daß es ihm unmöglich war, von ihm abzulaſſen. Daß er mit den pecuniären Mitteln, die zu der Ausführung deſſelben ihm zu Gebote ſtanden, auch bei der kärglichſten Lebensweiſe unmöglich ausreichen könne, war ihm nur zu klar geworden; im peinlichen Nachſinnen darüber kam er endlich auf den Gedanken, durch eine Art von Tauſchhandel ſein patriotiſches Streben ſich zu erleichtern, und der Plan glückte weit über ſein Hoffen hinaus. Er fing an, wo ſich nur irgend die Gelegenheit dazu bot, um geringen Preis allerlei kleinere Kunſtartikel zu kaufen, wie ſie eben dem Geſchmack ſeiner Mitbürger in der damaligen Zeit zuſagten; Heiligenbilder und Scenen aus der Geſchichte derſelben, oft ſehr vorzüglich in Kupfer geſtochen, Gipsbüſten, geiſtliche Bücher, geſchnittene Steine und Paſten, Doubletten von Mineralien und andern naturhiſtoriſchen Gegenſtänden. Alles dieſes ſuchte er, oft mit großem Gelingen, gegen Gemälde und andre Werke alter Kunſt zu vertauſchen, die oft in unzugänglichen Winkeln vergeſſen und unbeachtet im Staube moderten und von ihren Beſitzern weder erkannt noch geſchätzt wurden. Und ſo gelang es ihm, für verhältnißmäßig wenig Geld, das er aber fortwährend unter unglaublichen Entbehrungen ſich abſparte, nach und nach die große Anzahl merkwürdiger und zum Theil vortrefflicher Gemälde ſich anzueignen, welche das Muſeum ſchmücken, das ſeinen Namen trägt.

Die Sache fing allmälig an, unter ſeinen Mitbürgern Aufſehen zu erregen, die eben nicht Alle ihm wohlwollten. Für einen Thoren hatten ſchon Viele ihn längſt erklärt; jetzt fing man an, auch die Redlichkeit ſeines Charakters in Frage zu ſtellen, und ſelbſt ſeine Freunde wurden einigermaßen irre an ihm; er hatte deren einige, die größtentheils durch ähnliche, wenn gleich weniger leidenſchaftliche Kunſtliebe als die ſeine, ihm verbunden waren, unter denen ſich auch der Freund befand, dem ich dieſe Notizen über Wallraf's Leben verdanke.

Sie waren zugegen, als er einſt für einen, den heiligen Franziscus vorſtellenden Kupferſtich eine auf Kupfer trefflich gemalte ſchlummernde Diana an ſich brachte; ein ungefähr viertehalb Fuß langes und etwas über zwei Fuß hohes Bildchen, das, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, für einen echten Correggio galt. Der Kauf ſchien den Freunden doch ein wenig zu ungleich, und ſie konnten ſich nicht enthalten, ihm die Gewiſſensfrage vorzulegen, ob es wohl ganz rechtlich wäre, für einen Kupferſtich, der ihm zwölf Frank koſte, ein Gemälde zu nehmen, das kaum mit zweihundert Karolin für bezahlt zu achten ſei.

Kunſtwerke haben keinen abſoluten Werth, erwiederte Walłraf gelaſſen; Alles hängt von Geſchmack, Cultur, Zeit, Verhältniſſen und ſonſtigen Umſtänden dabei ab. Fragt ſelbſt den bisherigen Beſitzer dieſes Bildes, ob ihm der heilige Franziscus nicht lieber ſei als dieſe Diana.

Allerdings, fiel dieſer ein, iſt mir das Bild meines heiligen Schutzpatrons weit mehr werth als dort die nackte heidniſche Göttin. Nun habe ich ſie alle drei glücklich beiſammen, meinen Schutzpatron, den meiner Frau und den meiner Tochter, ſetzte er wie triumphirend hinzu und ging, ſeelenvergnügt über den glücklichen Tauſch, mit ſeinem heiligen Franziscus nach Hauſe.

Lachend gratulirten jetzt die Freunde dem guten Wallraf zu dem Kauf; ihre Zweifel in Hinſicht der Rechtlichkeit deſſelben waren völlig gehoben, ſie erboten ſich ſogar, ihm zu ähnlichen zu verhelfen zu ſuchen.

Das kann mit gutem Gewiſſen auch der Redlichſte und Rechtlichſte unter euch, erwiederte Wallraf freundlich aber ernſt. Nichts von allen den Kunſtſachen, die ich zuſammenbringe, iſt mein Eigenthum, Alles gehört meinen Mitbürgern, meiner Vaterſtadt. Ich nehme es nur in einſtweilige Bewahrung, damit unkundige Hände es nicht beſchädigen, oder es endlich gar aus Köln weggeführt werde.

Und er hat redlich Wort gehalten bis an das Ende ſeines, unter unerhörter Anſtrengung dieſem einzigen Zwecke gewidmeten Lebens.

Im Jahre ſiebzehnhundertſechsundneunzig wurde Wallraf zum Rector der Univerſität erwählt und wurde unter der Oberherrſchaft der Franzoſen ſieben Jahre nach einander in dieſer akademiſchen Würde beſtätigt. Die Eigenmächtigkeit der fremden Uſurpatoren hatte alle bisherigen Einrichtungen über den Haufen geworfen, und die Univerſität war eigentlich froh, in Wallraf einen eben ſo gewandten und verſtändigen als gutgeſinnten Vermittler zwiſchen ihr und der ihr aufgedrungenen neuen Behörde gefunden zu haben. Sie ertheilte ihm zugleich eine eben freigewordene Präbende von achthundert Thalern jährlich, welche ſie zu vergeben hatte. Wallraf's Einkommen wurde dadurch bedeutend vermehrt, und er freute ſich deſſen, ohne in ſeiner gewohnten ärmlichen Lebensweiſe deshalb das Mindeſte zu verändern.

Bis er zum Rectorat ernannt wurde, hatte er, auch als Profeſſor der Botanik, die mit ſeiner ehemaligen Lehrerſtelle am Montanergymnaſium verbundene Wohnung beibehalten. Sie war groß und geräumig genug, um alle die zahlloſen Bücher und Kunſtſachen aufzubewahren, die im Laufe der Jahre ſich dermaßen chaotiſch um ihn angehäuft hatten, daß der genügſame Mann kaum Raum genug für ſeine perſönliche Bequemlichkeit übrig behielt; das Gymnaſium konnte ihrer entbehren und ließ ihn ungeſtört im Beſitz. Nun aber wurden Neid, Schelſucht, kleinliche Nebenabſichten in dem Gemüth ſeiner ehemaligen Collegen plötzlich rege; man fing an, ihn wiederholentlich zur möglichſt ſchnellen Räumung der Wohnung aufzufodern. Wallraf ergab ſich darein, wenn gleich ungern; er bat nur um Friſt, bis er eine für ihn paſſende Wohnung gefunden; auch gab er ſich Mühe darum und mochte wol dabei oft ſorgenvoll an das mühſelige und gefährliche Ausräumen aller ſeiner unendlichen Habſeligkeiten gedenken.

Seinen ehemaligen Herren Collegen verging indeſſen darüber die Geduld; ſie beſchloſſen, ihm einen Theil der Mühe, vor welcher ihm graute, zu erſparen, und Wallraf fand eines Tages beim Nachhauſekommen zu ſeinem größten Entſetzen ſein ſämmtlich Mobiliar im Hofe unter freiem Himmel, ſeine Kunſtſchätze, Gemälde, Bücher, Kupferſtiche, geſchnittenen Steine längs der Wände des unten aller Welt offenſtehenden Corridors unter- und übereinandergehäuft; es war ein Anblick, von welchem man kaum begreift, wie er ihn überleben konnte. Seine Herren Collegen hatten mit Hülfe einer Unzahl dazu angenommener Arbeitsleute dieſes große Werk in wenigen Stunden vollbracht, zu deſſen Ausführung Wallraf vielleicht Wochen gebraucht haben würde, um es mit aller dabei nöthigen Sorgfalt zu vollbringen.

Wallraf war troſtlos, und wer möchte ihm dieſes verargen. Mitten in ſeiner Vaterſtadt ſah er ſich mit Allem, was er für dieſe durch fortgeſetzte ſchwere Opfer errungen, unter freiem Himmel ohne Schutz und Obdach. Durch die unbarmherzige Willkür ehemaliger Freunde aus den ihm werth gewordenen vier Wänden hinausgeſtoßen, ohne zu wiſſen, wohin er für den Augenblick ſich wenden könne, um nur das Liebſte, was er beſaß, in leidliche Sicherheit zu bringen.

Jetzt aber traten ſeine, über die Mishandlung, welche er erfahren, empörten Freunde thätig für ihn ein. Wallraf's milder, ſtets zum Vergeben geneigter Sinn hätte Alles, ohne die Thäter zur Strafe ziehen zu wollen, ertragen, aber ſeine Freunde handelten für ihn. Auf ihr Verwenden bei den oberen Behörden wurden die Lehrer des Montanergymnaſiums für jede Beſchädigung verantwortlich gemacht, die Wallraf's Eigenthum durch ihr widerrechtlich eigenmächtiges Verfahren erleiden würde, und zwei auf ihre Koſten angeſtellte Wächter mußten Tag und Nacht es bewachen, um es vor Raub zu bewahren.

Der franzöſiſche Präfect, an welchen Wallraf, von ſeinen Freunden getrieben, ſich perſönlich wenden mußte, räumte ihm einſtweilen die für eine franzöſiſche Domaine erklärte leerſtehende Dempropſtei zur Wohnung und Aufbewahrung ſeiner Kunſtſachen ein, und Napoleon ſelbſt, der während ſeiner Anweſenheit in Köln Wallraf perſönlich kennen gelernt, ſicherte ihm in der Folge den freien Gebrauch dieſes ſehr großen Gebäudes auf ſeine ganze Lebenszeit zu.

Im Jahre ſiebzehnhundertachtundneunzig wurde Wallraf von Paris aus zum conservateur des arts et des antiquités in Köln und der Umgegend ernannt, was ihm, als höchſt förderlich zu ſeinem Zwecke, allerdings ſehr angenehm ſein mußte; leider aber raubte ihm der Tod im nämlichen Jahre den Schutzengel ſeines Lebens, die edle Frau, der er Alles verdankte. Wie ein ſolcher Verluſt auf das Gemüth unſers Freundes wirken mußte, iſt leicht zu erachten. Bleich, krank, völlig gebrochenen Muthes wankte er lange einher; ſein Schmerz ergoß ſich nicht in Klagen, aber ſein ganzes Aeußere verkündete, was er in tiefbetrübter Seele litt.

Um die nämliche Zeit ereignete ſich ein Vorfall, der, obgleich man ihm eine gewiſſe komiſche Seite nicht abſprechen kann, dem armen Wallraf dennoch viel Aerger und Verdruß verurſachte.

Die durch ganz Europa auf Raub und Plünderung ausgehenden ſogenannten Kunſtfreunde in Paris hatten endlich auch von der mit alten herrlichen Kunſtwerken überfüllten Stadt Köln Kunde erhalten. Sie hielten untereinander Rath, wie ſie ſich wenigſtens einen Theil derſelben aneignen könnten; den gewohnten Weg des geradezu Wegnehmens einzuſchlagen, wollten hier die Verhältniſſe nicht erlauben, man mußte feiner dabei zu Werke gehen, und die Art und Weiſe, wie dieſes anzufangen ſei, wurde bald gefunden.

Eine ſehr große Anzahl künſtlich ausgeſtopfter, recht ſchöner ausländiſcher Vögel war eben zur Hand, wahrſcheinlich Doubletten aus früher geraubten Muſeen und Naturaliencabineten. Kluge Leute wiſſen Alles zu gebrauchen; die Vögel wurden zierlich aufgeſtutzt, ſauber eingepackt und kunſtverſtändigen Vertrauten der Geſellſchaft übergeben, die ſie nach Köln führten. Dort angelangt, zogen nun die neuen Papagenos mit ihren ſchweigſamen Volieren von Haus zu Haus, um ihre bunte Waare zum Verkauf auszubieten. Die Vögel waren gar zu allerliebſt, ſo bunt, ſo ſchön, ſo niedlich, von ſo glänzenden Farben; wer ſie ſah, beſonders unter den Leuten des Mittelſtandes, konnte ſich des Wunſches nicht erwehren, mit einigen dieſer hübſchen Geſchöpfe ſein Zimmer auszuſchmücken. Sie ſollten auch vereinzelt verkauft werden, aber der Preis, welcher dafür gefordert wurde, war hoch und die Zeiten ſchwer.

Die Herren Verkäufer äußerten indeſſen, daß ſie ſich wol entſchließen könnten, die ſchönen bunten Vögel gegen verräucherte Bilder und ähnlichen alten unbrauchbaren Plunder einzutauſchen, und nun ging es in den Häuſern an ein Suchen, ein Poltern, ein Rumoren ohne Gleichen. Vom Speicher, aus Rumpelkammern und Verſchlägen wurden alte verſtaubte Gemälde an das Tageslicht geſchleppt, an die keine lebende Seele ſeit Jahren gedacht; gemalte Fenſter, altes Schnitzwerk, tauſenderlei Dinge, die ſeit undenklicher Zeit unbeachtet aller Welt im Wege geſtanden. Der Handel ging vortrefflich, Käufer und Verkäufer waren zufrieden, und ehe Wallraf ein Wort davon erfuhr, waren ſchon mehrere Kiſten, vollgepackt mit nie zu erſetzenden Kunſtwerken, auf dem Wege nach Paris.

Wallraf wollte darüber verzweifeln; gern hätte er Himmel und Erde bewegt, um dieſem Unfuge zu ſteuern. Er wandte ſich an die damals in Köln allein geltenden franzöſiſchen Behörden, er brachte in Paris ſchriftlich ſeine Klagen an, vergebens, denn dem alten, etwas ordinairen, aber doch als wahr erprobten Sprichwort zufolge, pflegt eine Krähe nicht leicht einer andern die Augen auszuhacken. Seine Klagen fanden kein Gehör, und der Vogelhandel ging nicht nur fort, ſondern wurde immer brillanter.

Wallraf's Freunde erinnerten ihn zwar ſcherzend an ſeinen eignen ehemaligen Tauſchhandel mit Kupferſtichen, aber ſie nahmen doch ſeiner wirklich großen Bekümmerniß ſich an. Sie vertheilten ſich in mehrere Straßen der Stadt, gingen von Haus zu Haus, zu Bekannten und Unbekannten und machten den Leuten begreiflich, wie die Franzoſen auf dieſe Weiſe die ganze Stadt aller Kunſtwerke zu berauben Willens wären, welche ſeit vielen hundert Jahren der größte Schmuck derſelben geweſen ſeien.

Das Wort „Franzoſe" brachte die braven Bürger ſogleich wieder zur Beſinnung; es war an und für ſich ein Argument, gegen welches ſich nichts einwenden ließ. Die noch vorhandenen Kunſtwerke wurden wieder an ihren Ort gebracht, die Thüren verſchloſſen, die Vogelhändler fanden keine gutwilligen Käufer mehr. Grimm im Herzen gegen Wallraf, den ſie als den Urheber dieſer Veränderung betrachteten, zogen ſie mit dem Reſt ihrer bunten Waare, leider aber auch mit dem Ertrage der früher verkauften, ſich wieder nach Paris zurück.

Die großen Räume ſeiner neuen Wohnung verleiteten indeſſen den guten Wallraf zu immer bedeutenderen Ankäufen, die den Werth ſeiner Sammlung vermehrten, durch die er aber zugleich in eine drükkende Schuldenlaſt verſank. Bei fortgeſetzter ſtrenger Sparſamkeit und der frugalſten Lebensweiſe reichte dennoch ſein Einkommen bei weitem nicht hin, um ſeiner Lieblingsneigung und zugleich den immer ſich ſteigernden Anſprüchen zu genügen, die von einer andern Seite an ihn gemacht wurden. Wallraf hatte eine einzige früh verwitwete Schweſter, als Mutter von neun lebenden Kindern, bei ſehr geringen Vermögensumſtänden, bedurfte ſie ſeines Beiſtandes, den er ihr als treuer Bruder von jeher ſehr liebevoll gewährte. Er ſelbſt verſagte ſich Alles, die Schweſter aber bewahrte er vor Mangel und Noth; er leitete die Erziehung ihrer Kinder, und als dieſe heranwuchſen, ließ er vier ihrer Söhne auf ſeine Koſten ſtudiren. Er that es gern mit willigem, freudigem Herzen, aber ſeine Sorgen wurden dadurch vermehrt, ſeine

Lage immer drückender, und außer der Freude an der Kunſt, die ihn nie verließ, hatte er wenig Freude und Frieden mehr in der Welt. Seine Freundin war bei den Todten, und von Seiten ſeiner Verwandten erntete er ſpäterhin nur Undank und Kummer, wo er Freude und Dank für ſein ſpäteres Alter zu gewinnen gehofft hatte.

Die nach Paris zurückgekehrten Vogelhändler hatten indeſſen ihren Freunden eine höchſt lockende Beſchreibung von den Schätzen gemacht, welche ſie in dem alten düſtern Köln, in Klöſtern und Kirchen verborgen, hatten zurücklaſſen müſſen. Daß alle geiſtliche Stiftungen längs dem linken Rheinufer nächſtens würden aufgehoben werden, war damals ſchon ſo gut als gewiß, und welche reiche Ernte an Gemälden, Manuſcripten, gemalten Fenſtern u. ſ. w. mußte den pariſer Kunſtfreunden dann werden! wäre nur der eigenſinnige **Conservateur des antiquités** Wallraf aus dem Wege geräumt!

In der feſten Ueberzeugung, daß er ſich nie dazu verſtehen würde, wurde Wallraf auf ihren Antrieb jetzt aufgefordert, als Beamter der franzöſiſchen Republik entweder den Bürgereid zu leiſten, oder ſeine

Stelle niederzulegen. Man hatte ſich in ſeinen Vermuthungen nicht geirrt; der arme Wallraf gerieth durch dieſen Antrag in einen inneren Kampf mit ſich ſelbſt, in eine an Verzweiflung grenzende Noth, wie er noch nie ſie empfunden. Wie konnte, wie ſollte er hier entſcheiden! Als freier Reichsſtädter war er ein geborner Republikaner im edelſten Sinne des Wortes, und im ſteten Umgange mit dem Geiſte der alten Römer und Griechen war dieſer ihm angeborne Freiheitsſinn noch erhöht und gehoben. Er war feſt überzeugt, daß ein freies Volk eben ſo groß, eben ſo glücklich ſein könne als ein von einem Könige beherrſchtes, und in dem Eide ſelbſt lag nichts, wogegen ſein Gefühl von Recht und Unrecht ſich empörte. Aber einer der beliebteſten Kanzelredner, ein echter Mann des Volkes, den Wallraf ſelbſt achtete und liebte, hatte noch vor dem Einrücken der franzöſiſchen Armee von der Kanzel herab die Leiſtung dieſes Eides als ein unverzeihliches Vergehen gegen göttliche und menſchliche Geſetze geſchildert und dadurch das Volk gegen die auf dieſe Weiſe Beeidigten furchtbar aufgebracht; er ſtellte ſie mit den pariſer Schreckensmännern und Königsmördern in eine Reihe, und Haß, Verachtung, Abſcheu folgten ihnen, wo ſie ſich zeigten. Durfte, konnte Wallraf, als Geiſtlicher, als Lehrer, als Rector der Univerſität einer ſolchen Unbill ſich ausſetzen, wenngleich ſein Gewiſſen die That ſelbſt, welche ihn der allgemeinen Verachtung preisgeben mußte, nicht misbilligte? Durfte er die Achtung, die Liebe, das Vertrauen ſeiner Mitbürger verſcherzen, um ſeine Stelle ſich zu erhalten? Und durfte er gerade in dieſem Augenblick ſie aufgeben, wo er durch ſie bei der ſichtlich nahen Aufhebung aller geiſtlichen Stiftungen allein in den Stand geſetzt werden konnte, ſeiner Vaterſtadt, der er ſein ganzes Leben geopfert, die Kunſtſchätze von achtundfunfzig Klöſtern zu erhalten? Vergebens quälte er ſich ab, um die Löſung dieſer Fragen zu finden; tief im Innerſten ſeines Gemüthes zerriſſen, härmte er ſich und ging bleich wie ein Todter umher, ohne zu einem Entſchluſſe gelangen zu können.

Der Geiſtliche, deſſen Predigt das Volk ſo furchtbar gegen den franzöſiſchen Eid aufgeregt, gerieth indeſſen mit Wallraf in gleiche Verlegenheit; auch ihm wurde ein Amt übertragen, in welchem er viel Gutes ſtiften konnte, bei welchem aber die Leiſtung jenes verhaßten Eides nicht zu umgehen war. Der geiſtliche Herr ſträubte ſich lange und heftig dagegen, mußte aber endlich nachgeben. Er war zu geachtet und zu geliebt in der Stadt, als daß der öffentliche Tadel hätte ſchwer auf ihm läſten ſollen; die Meinungen und Anſichten des Volkes wurden milder, und Wallraf durfte jetzt getroſten Muthes dem Beiſpiel des allgemein verehrten Mannes folgen. Er that es mit innerem Widerſtreben und duldete es gelaſſen, durch ſein inneres Bewußtſein getröſtet, wenn noch lange nachher die Leute auf den Straßen zuweilen mit Fingern auf ihn wieſen und zu einander ſagten: „das iſt er, der den Eid geleiſtet hat."

Im April des Jahres achtzehnhundertundzwei fiel endlich der lange gefürchtete Schlag. Die geiſtlichen Stiftungen längs dem linken Rheinufer wurden durch den erſten Conſul Bonaparte aufgelöſt, ihr Vermögen eingezogen, ihre Beſitzungen, welche faſt ein Drittel des ganzen Bodens ausmachten, für franzöſiſche Domainen erklärt. Die Mitglieder der reichen Kapitel, Abteien und anderer Stiftungen erhielten, ohne Unterſchied der Perſon und des Ranges, eine lebenslängliche Penſion von fünfhundert Franken ſtatt der bisher genoſſenen reichen Pfründen. Alles übrige Geld ging in franzöſiſche Hände; der zur Unterhaltung der kirchlichen Gebäude nothwendigen Fonds wurde gar nicht gedacht.

Auch Wallraf verlor ſeine beiden Präbenden; den eignen Verluſt wußte er gelaſſen zu tragen, aber ſein ſonſt ſo mildes Gemüth empörte ſich über die Ungerechtigkeit, mit welcher die geraubten Güter verwaltet wurden, ohne des eigentlichen Zweckes ihrer Stiftung zum Beſten der Armen und der Schulen zu gedenken. Er ſprach laut und heftig dagegen, aber Alles blieb, wie es einmal war, und ſeine Stimme verhallte wie in einer Wüſte.

Sein Muſeum wurde indeſſen durch die Raubſucht der fremden Herrſcher unglaublich bereichert. Er ſammelte, rettete in dieſen trüben Tagen der Verwüſtung, ſoviel er immer konnte. Der Maler Fuchs und ſein würdiger Freund und Schüler de Noel, der jetzt der Ordnung und Erhaltung des von Wallraf geſtifteten Muſeums ſich mit lobenswürdigem Eifer annimmt, ſtanden bei der Auswahl der des Aufbewahrens würdigen Gegenſtände mit ihrem Rathe ihm bei. Wallraf wurde durch die Menge derſelben faſt erdrückt; ſein großes Haus wurde ihm zu enge, kein freier

Tiſch, faſt kein Stuhl, den er einem Beſuchenden hätte anbieten können, war in ſeinem Wohnzimmer zu finden; ſogar ſein Bett war mit Gemälden und Kupferſtichen beladen. Bei dieſer Ueberfülle war an kein Ordnen der verſchiedenartigſten Gegenſtände zu denken; zahlloſe Fremde, die nach jener Zeit ihn beſuchten und oft, ohne ſelbſt einigen wahren Gewinn davon zu haben, ihn ſeiner koſtbarſten Stunden beraubten, haben ſeine Sammlung in dieſem Zuſtande geſehen und hinterdrein oft darüber geſpottet.

Bei der allgemeinen Zerrüttung alles Langebeſtehenden war auch die Univerſität nicht verſchont worden. Eine Centralſchule wurde anſtatt derſelben errichtet, bei welcher Wallraf als Lehrer der Aeſthetik mit einem Gehalt von beinah tauſend Thalern angeſtellt wurde. Er nahm mit großem Eifer und vielem Gelingen der Bildung ſeiner Schüler ſich an und freute ſich der Gelegenheit, auch hier mannichfaltiges Gute zu ſtiften.

Doch immer ſchwerer wurde ihm die Schuldenlaſt, die ihn drückte, von der nicht abzuſehen war, wie er ſich jemals würde von ihr befreien können. Bei ſeinem ſehr verringerten Einkommen machte die jährliche

Bezahlung der Zinſen ſchon allein ihm Sorge und Kummer, und nun kam noch von einer Seite, wo er dieſes am wenigſten erwarten konnte, eine Vermehrung derſelben hinzu, die ſein ohnehin wundes Gemüth tief und ſchmerzlich verletzte.

Die Schweſter, der er von jeher mit großen Aufopferungen Gutes gethan, die ihm unſäglich viel zu verdanken hatte, fing an, durch ziemlich laut ausgeſprochene Unzufriedenheit ihm das Leben zu erſchweren. Sogenannte gute Freunde hatten der beſchränkten Frau vorgeſtellt, wie die Kunſtſammlung ihres Bruders wenigſtens eine Million Franks werth wäre, die er im Begriff ſtehe der Stadt zu ſchenken, während ſie und ihre Kinder, die doch das nächſte Anrecht an ſeinen Nachlaß hätten, nach ſeinem Tode würden leer ausgehen müſſen. Ränkeſüchtige Sachwalter miſchten ſich hinein, fachten den Funken der Zwietracht zur helllodernden Flamme auf und verleiteten die bethörte Frau zu nicht zu entſchuldigenden Vorwürfen gegen ihren tiefgekränkten Bruder. Wallraf war ſchmerzlich betrübt, aber er zürnte der Schweſter nicht; er fuhr ſogar fort, ihr regelmäßig das ihr von ihm beſtimmte Monatsgeld auszahlen zu laſſen, was er, ſelbſt in der größten eignen Bedrängniß, nie unterlaſſen, und äußerte oft, er könne nur als eine Verblendete ſie bedauern.

Der pecuniäre Werth der Wallraf'ſchen Sammlung war freilich mit einer Million Franks viel zu hoch angeſchlagen; aber daß das Ganze die Hälfte dieſer Summe einbringen würde, wenn es nach Wallraf's Tode in London oder Paris öffentlich verſteigert werden ſollte, ließ mit großer Wahrſcheinlichkeit ſich im Voraus berechnen, und Wallraf ſelbſt leugnete dieſes nicht ab. Außer den Gemälden, den Kupferſtichen, Handzeichnungen, werthvollen alten Münzen, antiken Gemmen und andern Gegenſtänden enthielt ſie noch eine Menge alter ſeltner Manuſcripte und Bücher aus der früheſten Zeit nach Erfindung der Buchdruckerei, ſogenannte Incunabeln, für den Kenner und Liebhaber von unſchätzbarem Werth, die beſonders in London oft mit ſchwerem Golde aufgewogen werden. Doch alles Dieſes war Wallraf's unbeſtrittnes ſelbſterworbnes Eigenthum. Von Patriotismus und leidenſchaftlicher Kunſtliebe getrieben, hatte er mehr als vierzig Jahre ſeines Lebens in ſelbſtgewählter Armuth und Dürftigkeit hingebracht, um es für ſeine

Vaterſtadt zuſammenzubringen. Hätte er gelebt wie Andre ſeines Gleichen, und wie ſein Rang, ſein Einkommen, ſogar ſeine Geſundheit es eigentlich forderten, ſo wäre ſein Nachlaß nach ſeinem Tode gewiß nicht von der Bedeutung geweſen, daß darüber unter ſeinen Erben Streit hätte entſtehen können. Wallraf's ganzes Leben war eine Kette von Entbehrungen, aber auch ein überzeugender Beweis, wie viel ſelbſt der arm und hülflos Geborne vermag, wenn er mit feſtem Muth und unabänderlichem Ernſt Alles daran ſetzt, um ein hohes, ſich ſelbſt geſtelltes Ziel zu erreichen.

Daß aus Böſem gewöhnlich Gutes entſpringt, wenn man nur Geduld hat es abzuwarten, iſt eine alte Behauptung, die öfterer ausgeſprochen wird als geglaubt. Wallraf aber erfuhr die Wahrheit derſelben während ſeines langen Lebens mehrere Male auf recht auffallende Weiſe. Das eigenmächtige Verfahren ſeiner ehemaligen Collegen am Montanergymnaſium, durch das er mit aller ſeiner Habe plötzlich unter freien Himmel verſetzt wurde, ſo hart er im erſten Augenblicke ſich davon getroffen fühlte, verhalf ihm zu einer lebenslänglichen freien Wohnung, die ganz ſeinen Wünſchen entſprach. Die Intrigue der pariſer Vogelhändler, durch die ſie ihn von ſeiner Stelle zu vertreiben meinten, beſtätigte ihn in derſelben, und das harte Verfahren ſeiner Schweſter war die Veranlaſſung ſeiner Befreiung von der ihn drückenden Schuldenlaſt, und gewährte ihm ein ruhiges friedliches Alter, in Ehre und Anſehen bei ſeinen Mitbürgern.

Der Magiſtrat der von dem Joche der Franzoſen endlich wieder frei gewordenen Stadt wurde von der traurigen Lage des patriotiſchgeſinnten Greiſes unterrichtet, er trat hülfreich ein, um ihn aus derſelben zu ziehen und zugleich der Stadt das mit ſo großer Aufopferung erworbene Geſchenk deſſelben zu erhalten. Alles, was Wallraf an Kunſtſachen geſammelt hatte, wurde von dieſem zu Begründung eines ſtädtiſchen Muſeums dem Senat feierlich übergeben, blieb aber unter ſeiner Verwaltung. Die Stadt übernahm dagegen alle ſeine Schulden und ſicherte ihm auf eine, ſein muthmaßliches Lebensziel überſteigende Reihe von Jahren eine ſehr anſtändige Penſion zu, von welcher nach ſeinem Tode, bis zum Ablauf der beſtimmten Zeit, ſeine Schweſter einen bedeutenden Theil genießen ſollte. Dieſe gab ſich damit zufrieden, beſonders da Wallraf ſogleich Anſtalt traf, ihr einen beſtimmten Antheil ſeines Einkommens noch bei ſeinen Lebzeiten zuzuſichern.

Wallraf fühlte durch dieſe neue Einrichtung ſich ſehr glücklich. Von drückenden Sorgen befreit, konnte er heitern Muthes dem Spätabende ſeines Lebens entgegengehen. Er war jetzt ein achtundſechzigjähriger Greis, lebte aber faſt noch ſparſamer als zuvor, anſtatt ſich die Pflege und Bequemlichkeit zu gewähren, die ſein höheres Alter erforderte. Er ſelbſt behauptete, durch die Länge der Jahre dieſer frugalen Lebensweiſe ſo gewohnt zu ſein, daß es ihm ſchwer fallen würde, von derſelben abzugehen; eigentlich aber ging ſein ganzes Streben nur darauf aus, die ſeiner Vaterſtadt jetzt angehörende Sammlung durch neue Ankäufe noch zu vermehren.

Keine Bitten, keine Vorſtellungen ſeiner um ihn beſorgten Freunde und Freundinnen vermochten, ihn zu einer Abänderung ſeiner Lebensweiſe zu bringen. Durch Ueberſendung ſeinem Alter zuträglicherer, beſſerer Speiſen ihm beizukommen, war unmöglich; jeder Verſuch dieſer Art würde ſein feines Gefühl verletzt haben; ließ er doch Vormittags nie bei ſeinen wohlhabenden Freunden ſich blicken, um nur nicht das

Anſehen zu gewinnen, als erwarte er, zu Tiſche eingeladen zu werden. Sein gewöhnliches Mittagsmahl beſtand in einem Teller Kartoffeln oder gelbe Rüben, die er im Winter in ſeinem Zimmer auf einem dazu eingerichteten eiſernen Ofen ſchmoren ließ. Er lebte mitten in einer neuen Generation, den Söhnen und Töchtern älterer ihm vorangegangener Freunde, die ihm zum Theil ihre Bildung verdankten und ihn wie ihren Vater liebten und ehrten. Die Tochter eines ſeiner edelſten und vertrauteſten Freunde war ſein Liebling; als Kind hatte ſie ihn umſpielt, und mit ſeinen Lehren war auch ſeine warme Kunſtliebe in ihre junge Seele übergegangen. Als junge Frau ſorgte ſie mit kindlicher Liebe für ihn und ſuchte Alles hervor, um ihn zu erfreuen. Dieſe war bei ſeinen frugalen Mahlzeiten zuweilen gegenwärtig; dann pflegte er wol aus ſeinem reichen Schatze eine antike, aus edeln Steinen gebildete Trinkſchale herbeizuholen, ſie mit ſeltenem feurigen Weine zu füllen, dem einzigen Geſchenke, das ſeine Freunde ihm darzubringen wagen durften, und, indem er ſie ſich von ſeiner jungen Freundin kredenzen ließ, fröhlichen Muthes auszurufen: jetzt frühſtücke ich wie ein alter Römer!

Unter dem Vorwande, ſeiner männlichen Unbeholfenheit zu Hülfe zu kommen, durften die Freundinnen es wagen, ihn jeden Winter mit einem ſtattlichen, warmen und weichen Schlafrock zu verſehen; die Männer ſorgten dafür, daß es ihm nie an einem großen weiten Mantel von einem ganz eignen Schnitt fehle, den er, wenn es in ſeinem ungeheizten Zimmer kalt war, um ſich warf und, indem er einen Zipfel deſſelben über die Schulter ſchlug, ſich recht maleriſch damit drapirte. Bei ſeiner hohen ſtattlichen Geſtalt und den geiſtreichen, ausdrucksvollen Zügen ſeines Geſichts ſah er dann in der That einem alten Römer nicht ungleich.

Im Jahre achtzehnhundertundachtzehn verſetzte die unerwartete Ankunft eines mit antik römiſchen Marmorbildern beladenen Schiffes den armen Wallraf in einen wirklich fieberhaften Zuſtand. Jugendlich begeiſtert, gleich einem der Geliebten entgegeneilenden Jüngling, eilte er an den Rhein, um wenigſtens das Verzeichniß der angekommenen Statuen, Büſten, Basreliefs, Sarkophagen zu ſehen, deren Erſcheinung am vaterländiſchen Ufer ihm wie ein Wunder vorkam. Er traute ſeinen Augen kaum, während er die lange Liſte plaſtiſcher Kunſtwerke durchlief, die alle, in oder nahe bei Rom ausgegraben, von bewährten Kennern in jener Stadt für den verſtorbenen König von Würtemberg zuſammengebracht worden waren und jetzt, da der Tod deſſelben die Beſtellung ungültig gemacht, einſtweilen nach Holland geführt werden ſollten, um dort vielleicht Käufer zu finden. Der Eigenthümer derſelben ließ ſich bewegen, ſie auch in Köln auszupacken und öffentlich auszuſtellen.

Wallraf erblickte die Büſten des Kaiſers Germanicus und deſſen* Tochter Agrippina, der erſten Gründerin von Köln; dieſe hohen edeln Ahnenbilder der geliebten Vaterſtadt konnte er unmöglich wieder zu den Thoren derſelben hinausziehen ſehen. Und nun noch dazu dieſe Meduſe in ihrer furchtbaren Herrlichkeit, und ſo viele andre Gebilde antiker Kunſt! Er ging wie taumelnd umher, unaufhörlich der Möglichkeit nachſinnend, wenigſtens einen Theil all' dieſer Herrlichkeiten für Köln zu erwerben. Die Ankunft eines reichen und bedeutenden Kunſtfreundes aus einer benachbarten Stadt ſteigerte ſein Gefühl bis zur zitternden Angſt. Viere der Büſten, eigentlich die Krone dieſer Sammlung, waren an Jenen ſchon ſo gut als verkauft; Wallraf eilte zu ihm, um den Kauf wo möglich rückgängig zu machen. Den Erfolg ſeiner Bemühungen bezeugt folgendes Billet, das Wallraf am nämlichen Tage empfing, und das hier ein Plätzchen finden mag, weil es für Beide, den Schreiber wie den Empfänger, gleich ehrend iſt.

„An den Kunſtpatriarchen von Köln, den biedern Profeſſor Wallraf.“

„Ich hoffe, Sie haben ſich durch das lange Geſpräch von dieſem Morgen hinlänglich überzeugt, daß ich ein unbeſtreitbares Recht auf vier jener Büſten habe und dieſe durch Kauf mein Eigenthum ſind. Kein Richter könnte ſie mir nach den in Händen habenden Beweiſen ſtreitig machen. Indeſſen habe ich geſehen, wie ſehr Ihnen, würdiger Herr Profeſſor, die Sache zu Herzen geht, und ich würde mich ſchämen, wenn ich ſo hart wäre, Sie in Ihren Freuden ſtören zu können. Zuerſt Sie — dann die Stadt Köln, das ſind die Rückſichten, die mich bewogen haben, Ihren friedlichen Erwerb nicht zu ſtören und Ihnen das Ganze zu überlaſſen, ohne dem Verkäufer wegen der gegen mich eingegangenen Verbindlichkeiten irgend eine Unannehmlichkeit zu verurſachen. Genießen Sie die ſchönen Sachen ganz; ich gönne ſie Ihnen gern, doppelt gern, ſeitdem ich geſehen, was Sie dafür gethan. Wer in der Welt noch nicht Ihr Freund iſt, der muß es werden. Ich gehöre und zähle mich zu Ihren wärmſten Verehrern und wünſchte, Sie hielten mich werth, Ihr Freund zu ſein.“

„Köln den 30. Juli 1818.“

Entzückt, überſelig, eilte Wallraf ſogleich, Alles, was er an baarem Gelde beſaß, zum Abſchluß des Kaufes hinzugeben und dann mit der Bitte um dreijährige Vorausbezahlung ſeiner Penſion ſich an den Stadtrath zu wenden, um „ſeine zur Ehre der Stadt für den Ankauf eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen und die herrlichen Kunſtſchätze, ohne Gefahr der Veräußerung, in ihren Mauern zu bewahren.“ Dies ſind ſeine eignen Worte in der von ihm eingereichten Bittſchrift. Er erhielt, was er verlangte, aber nichts darüber, und war zufrieden wie immer.

Der Abendhimmel ſeines ſinkenden Lebens wölbte ſich von nun an immer heiterer über ihm. Von liebenden Freunden umgeben, von ſeinen Mitbürgern geachtet und geehrt, ſah er ſtill zufrieden die letzten Tage ſeines Lebens dahinfließen. Bei ihrer Anweſenheit in Köln beſuchten die verbündeten Monarchen ihn mehrere Male in ſeinem Muſeum und ehrten ihn und ſich ſelbſt durch gerechte Anerkennung ſeines ſeltenen geiſtigen Vermögens und ſeines Verdienſtes um die Vaterſtadt. Von dem Könige von Preußen, jetzt auch der ſeinige, erhielt er den rothen Adlerorden; der Kaiſer von Oeſtreich und die übrigen Fürſten und Herren ließen beim Abſchiede werthvolle Ringe mit antiken geſchnittenen Steinen und Kameen, wie ſie den Kunſtfreund am meiſten erfreuen mußten, ihm zum Andenken zurück.

In ungeſtörter Heiterkeit des Geiſtes, und ungeachtet ſeines zunehmenden Alters noch immer rüſtig und geſund, verlebte er noch einige Jahre. Allmälig aber äußerten ſich bei ihm einige beunruhigende Symptome von Bruſtwaſſerſucht und wurden immer bedenklicher, bis er im Jahre achtzehnhundertdreiundzwanzig wirklich ſich ſo krank fühlte, daß er zu ärztlicher Hülfe ſeine Zuflucht nehmen und einer für ſeinen Zuſtand paſſendern Diät ſich unterwerfen mußte.

Im März des folgenden Jahres wurde er bettlägrig, ſein Geiſt aber blieb heiter und hell, und auf ſeine Veranſtaltung waren es auch ſeine Umgebungen. Er hatte ſein Bette in die Mitte eines großen Saales ſtellen laſſen, deſſen Wände mit ſeinen vorzüglichſten Lieblingsgemälden prangten. Seine Freunde nahmen wegen Eintheilung der Tagesſtunden genaue Abrede unter einander. Drei derſelben waren immer um ihn und wurden alle zwei Stunden von drei andern abgelöſt. Seine körperlichen Leiden waren weder heftig noch anhaltend, ſein Zuſtand keinesweges mit naher Gefahr drohend. Er hatte viele Stunden im Tage, in welchen er auf die abſichtlich heiter gewählte Unterhaltung ſeiner Freunde mit gewohnter Lebhaftigkeit eingehen konnte. Oft aber wandte er das Geſpräch auch ernſtern Gegenſtänden zu, und immer, bis zum letzten Hauche ſeines Lebens, blieb ſein Umgang belehrend und erhebend.

Am ſechzehnten März verlangte er bei voller Geiſteskraft und aus freiem Entſchluß, zufolge dem Gebrauche ſeiner Kirche die letzte Oelung zu empfangen, und hielt nach Vollendung der geiſtlichen Ceremonie noch dem Kaplan einen recht eindringlichen derben

Sermon über die Eile und wenige Würde, mit der er dieſe kirchliche Handlung vollbracht hatte. Den Tag und den darauffolgenden brachte er wie gewöhnlich zu, und Keiner von Allen, die ihn umgaben, ahnete das nahe Ende ſeines Lebens.

Am achtzehnten März ſchlummerte er, von einem Schlagfluß getroffen, ſchmerzlos und ſanft ein, um in einer beſſern Welt zu erwachen.

Die Nachricht von Wallraf's Ableben verſetzte alle Einwohner der Stadt in tiefe Trauer. Die Exequien des edeln Greiſes, der mit unerhörter Aufopferung ſein ganzes Leben in Armuth und Dürftigkeit hingebracht hatte, wurden mit faſt fürſtlicher Pracht begangen. Drei Tage lang blieb ſeine entſeelte Hülle unter würdigen Umgebungen in einem ſchwarz drapirten Saale ausgeſtellt. Der größte Theil der Einwohner von Köln drängte ſich herbei, um ihn im Tode zu ſehen; und als der Tag des Begräbniſſes herankam, war es in der ganzen Stadt, als ob aus jedem Hauſe ein geliebter Vater zu Grabe getragen werden ſolle. Der Trauerzug, der unter feierlichem Glockengeläute dem Sarge folgte, war faſt unüberſehbar, zahlloſe Fußgänger und alle Wagen und Equipagen in der Stadt ſchloſſen ihm ſich an.

Noch bis zur heutigen Stunde liegt Wallraf's Muſeum in dem ihm von der Stadt eingeräumten neuen Local zum großen Theil noch ungeordnet da, und es iſt unmöglich, dem Ganzen eine erfreuliche Ueberſicht abzugewinnen. Glücklicherweiſe iſt auf Wallraf's treuen Schüler und Freund, den wackern de Noel, mit dem warmen Gefühl für Kunſt und Alterthum ſeines edeln Lehrers auch ein großer Theil von deſſen patriotiſcher, kein Opfer ſcheuender Sinnesart übergegangen; denn auf die uneigennützigſte Weiſe, von außen wenig unterſtützt, nimmt dieſer brave Mann des Kunſtnachlaſſes ſeines verewigten Freundes ſich an. Alle Stunden beinahe, die ſeine eignen Geſchäfte und ſeine übrigen Verbindungen ihm übriglaſſen, verwendet er darauf, dieſes faſt unüberſehbare Chaos zu ordnen, zu ſichten und es auf würdige Weiſe im Sinne ſeines Stifters zu dem Zwecke einzurichten, zu welchem alle dieſe Kunſtgegenſtände zuſammengebracht wurden.

Die reiche Kupferſtichſammlung ſowie auch die nicht minder merkwürdige der Handzeichnungen ſind einſtweilen der öffentlichen Bibliothek übergeben. Die Sammlung alter Münzen, antiker Vaſen und Schalen ſowie der geſchnittenen Steine und Kameen liegen noch ungeordnet und werden nicht gezeigt.

Einige Zimmer im Erdgeſtock des Hauſes ſind mit den heterogenſten Gegenſtänden angefüllt, die ſich ſelbſt untereinander über ihr unerwartetes Zuſammentreffen zu wundern ſcheinen. Kleine nicht übel gearbeitete colorirte Wachsbildchen in erhabner Arbeit, die vielleicht noch aus jener Zeit herſtammen, in welcher Wallraf eine Art Tauſchhandel mit ſolchen Sächelchen trieb, ſtehen neben den intereſſanteſten Alterthümern aus der römiſchen Zeit, die am Ufer des Rheines ausgegraben wurden; antike Bronzen, Vaſen, kleine Hausgötter, neben mit den Köpfen wackelnden chineſiſchen Pagoden; eine Menge Iſisbilder, antike irdene und gläſerne Schalen und Krüge in den verſchiedenartigſten Formen; eine Unzahl kleiner, aus dem Haushalt der alten Römer zu uns herübergekommener Gegenſtände, dann auch Basreliefs, Votivſteine, Sarkophagen; dann wieder Gegenſtände chriſtlicher Verehrung aus einer ſpätern, wenngleich noch immer ſehr alten Zeit; altes Schnitzwerk, zum Theil trefflich gearbeitet und vergoldet, das aus den aufgehobenen Kirchen vor der Zerſtörung hieher gerettet ward, alte Glasmalereien und tauſend ähnliche Dinge mehr. Möge dem guten de Noel Muth und Geduld werden, um dieſen Wirrwar zu entwirren, das Gleichgültige zu beſeitigen und das Vorzügliche dem Auge des Kunſtfreundes zugänglicher zu machen!

In einem Zimmer dieſem gegenüber ſind die Werke antiker plaſtiſcher Kunſt ſchon beſſer geordnet und aufgeſtellt; hier ſtehen neben vielen andern die Büſten des Germanicus und der Agrippina, welche Wallraf mit ſo großer Aufopferung unter wirklicher Herzensangſt erwarb und noch in den letzten Jahren ſeines Lebens ſeiner Vaterſtadt zum Geſchenke darbrachte. Merkwürdig vor Allem iſt ein Brutuskopf, der in Rom ausgegraben wurde; der Rumpf iſt modern, der Kopf aber wirklich antik, von ausgezeichnet ſchönem Charakter und trefflich gearbeitet.

Die Krone von allen hier aufgeſtellten Antiken iſt und bleibt aber eine koloſſale Maske der Meduſa, von deren furchtbarer Schönheit die Titelvignette dieſes

Buches eine getreue Abbildung gibt, welche aber freilich, des ſehr verkleinerten Maßſtabes wegen, immer nur eine unvollkommne Idee von der ſeltenen Herrlichkeit des Originals gewähren kann, das Jeden, der es erblickt, mit Bewunderung erfüllt.

Folgender Brief des vor einiger Zeit in Rom verſtorbenen berühmten und gelehrten Alterthumskenners Visconti an den damaligen Beſitzer dieſes Meduſenhauptes, am zwanzigſten October des Jahres achtzehnhundertundſiebenzehn geſchrieben, gewährt einen deutlichern Begriff von der Schönheit und Merkwürdigkeit deſſelben, als meine Beſchreibung zu geben vermöchte.

„Sie wünſchen den Gegenſtand des berühmten runden Basreliefs zu kennen, deſſen glücklicher Beſitzer Sie ſind. Daſſelbe ſtellt die Meduſa vor, welche auch als eifrige Beförderin des Ackerbaues, oder auch als Bewohnerin der im äthiopiſchen Meere gelegenen gorgadiſchen Inſeln den Beinamen Gorgone führt.“

„Dieſes ſchöne Mädchen, Tochter des Phorkys und der Ceto, oder Jungfrau, oder Seegeſchöpf, zählte unter ihre ſeltenen Reize ein unvergleichlich ſchönes goldfarbiges Hauptхaar, von dem Ovid ſingt:

Viele der Werber auch hofften, voll Eiferſucht gegen einander
Sie zu beſitzen, doch ſtrahlte vor allen Reizen des Körpers
Herrlich die Locke hervor.

Von ihren Reizen leidenſchaftlich hingeriſſen, entbrannte Neptun in Liebe zu ihr und entheiligte den Tempel der Minerva. Die Göttin, über dieſe frevelhafte Entweihung ihres Tempel entrüſtet, verwandelte Meduſens Haare, wie Ovid ſingt:

Wandelte gleich der Gorgone Gelock in ſcheußliche Nattern,

und gab ihrem Haupte die fürchterliche Zauberkraft, das Geſicht eines Jeden, der ſie betrachtete, zu verſteinern.“

„Perſeus hieb ihr zuletzt, mit dem Schilde der Pallas und dem Schwerte Merkurs gerüſtet, das Haupt ab. Die aus dem abgeſchlagnen Haupte zu Boden gefallenen Blutstropfen erzeugten in Afrikas Wüſten eben ſo viele giftige Schlangen, weshalb dieſe dort ſo häufig ſind. Die Kriegsgöttin nahm nach der Ausſage des Euripides dies ſchreckliche Haupt in ihren Schild auf, und es wurde daſſelbe ſtets bei den

Alten mit heiligen Schauern betrachtet; weshalb es auf Gräbern als Schutzmittel gegen Bezauberung und in Tempeln zur Entfernung der Frevler ausgehauen war."

„Dieſes Ihr antikes Basrelief, das Haupt der Meduſa vorſtellend, iſt nahe bei dem Tempel des Friedens aufgefunden worden, und die kühne, edle griechiſche Arbeit deutet auf das Zeitalter dieſes berühmten Tempels."

„Das Ganze mißt ungefähr fünf römiſche Palmen im Durchmeſſer und iſt aus hartem griechiſchen Marmor gearbeitet. Ueberraſchend ſind an demſelben die ſchlangenartig ſich windenden Haarmaſſen, welche dem Ganzen eine ſo geſchmackvolle Rundung geben. Zwei das Geſicht beſchattende Flügel geben ihm nicht blos das Seltſame einer außerordentlichen Erſcheinung, ſondern ſie beziehen ſich auch auf die Mythologie. Man gab nämlich der Meduſa und ihren Schweſtern goldne Flügel, vermittelſt welcher letztere, als ſie die Gorgone getödtet ſahen, ſogleich nachflogen, um den Perſeus zu zerreißen, den ſie auch eingeholt haben würden, hätte ihn der wunderthätige Helm des Pluto, womit er bedeckt war, nicht unſichtbar gemacht."

„Zwei große Schlangen ſind auf der Stirn der Meduſa einander zugekehrt; ihre ſchuppigen Leiber faſſen mit ihrem Gewinde die jungfräulichen Wangen ein und bilden unter dem Kinn, in einen fürchterlichen Knoten geſchürzt, einen gräßlichen Halsſchmuck. Zwei ſchlicht eingewundne Bandzipfel hängen im Geflecht von Schlangen und Haaren zu beiden Seiten des Geſichts hinab; dieſe in zwei kleine eichelförmige Knöpfe auslaufenden Bänder, womit die Alten die Heiligkeit des Ortes zu bezeichnen pflegten, deuten hier auf den Friedenstempel, deſſen Schmuck das Meduſenhaupt war.“

„Stirn und Augenbrauen dieſer Meduſa ſind mit ſo vieler Kunſt gearbeitet, daß man gleichſam die hingeſchwundene Schönheit, das Verbrechen, den Schmerz und den Zorn auf denſelben lieſt. Die Augen haben jenen wildeindringenden Blick, der noch jetzt ihren Feinden Grauſen einzuflößen ſcheint.“

„In dieſem Ihren vortrefflichen und ſehr wenig beſchädigten Marmorwerk zeigt der griechiſche Künſtler die Schönheit, den Zorn und den Schmerz und hat mit jener den großen Künſtlern eignen Kühnheit darin mit aus dem Gefühl geſchöpften Zügen zugleich das Handeln und das Leiden der Seele ausgedrückt. Die Zeichnung iſt rein und trägt den Stempel jenes glücklichen Zeitalters, in welchem ein Titus, die Freude des menſchlichen Geſchlechts, lebte.“

„Dies antike Bildniß, auf ſeine erfoderliche Höhe geſtellt, wird von Künſtlern als das Werk eines der vorzüglichſten griechiſchen Bildhauer anerkannt werden, welche durch eine geiſtreiche Bearbeitung dem kalten Marmor Geiſt und Leben einzuhauchen verſtanden.“

Der ſehr zahlreichen Sammlung von Gemälden, meiſtentheils aus der alten niederrheiniſchen Schule, iſt eine bedeutende Reihe von Zimmern im obern Stocke des Hauſes eingeräumt. Daß nicht alle von gleich hohem Kunſtwerthe ſind, daß manches ſich darunter befinden muß, was nur durch die frühe Zeit, aus welcher es herſtammt, hier eine Stelle verdient, geht ſchon aus der Art, wie dieſe Sammlung zuſammengebracht wurde, hervor. Die Zahl des wahrhaft Schönen und Bedeutenden, das ſie enthält, bleibt indeſſen noch immer groß, ſelbſt wenn alles Mittelmäßige neben dem ganz Werthloſen ausgeſondert werden ſollte.

Der ſehr geſchickte Reſtaurator, Herr Laurent, hat mit ſchonend leiſer Hand im Laufe des vergangenen Sommers mehrere der vorzüglichſten Gemälde von hundertjährigem Staube, Weihrauch und Kerzendampf befreit, die, ſeit dieſer dicke entſtellende Schleier gelüftet wurde, in erneuter Farbenpracht ſtrahlen.

Wie unter den plaſtiſchen Kunſtwerken die Meduſa, ſo trägt hier unter den Gemälden Schoreel's ſterbende Maria vor allen andern den Preis davon. Schoreel's Pinſel und Geiſt ſind darin unverkennbar, und nach den daran angebrachten Wappen wie der Geſtalt der auf den Flügelbildern abgebildeten Donatoren, iſt es von der nämlichen Familie von Hardenrath geſtiftet worden, welche das große, den nämlichen Gegenſtand darſtellende Altargemälde von dem nämlichen Meiſter der Kirche St. Maria zum Kapitol ſchenkte. Leſer, welche dieſes treffliche Meiſterwerk noch nicht kennen, das viele Jahre lang der ſchönſte Schmuck der Boiſſerée'ſchen Sammlung war und jetzt in der königlichen Gemäldegallerie zu München ſich befindet, finden in meinem, unter dem Titel „Johann van Eyck und ſeine Nachfolger" gewagten Verſuch, das Leben einiger altdeutſchen Maler zu be=

ſchreiben, bei dem Artikel Schoreel eine ausführliche Beſchreibung deſſelben. Welches von Beiden in Hinſicht auf Kunſt, Ausführung, Farbe und Schönheit des Gedankens und der Anordnung dem andern vorzuziehen ſei, iſt nicht leicht zu entſcheiden. Das kölner Bild iſt weit kleiner als das Boiſſerée'ſche, es bildet ein nicht hohes längliches Viereck und wurde wahrſcheinlich für eine kleine Hauskapelle der Familie Hardenrath gemalt. Das Bette, auf welchem die Heilige ſanft entſchlummerte, ſteht mit der einen Seite längs der Wand im Hintergrunde geſtellt und nicht wie auf dem größeren Bilde nur mit dem Hauptende. Zierliche Ordnung, bei altväterlicher Einfachheit, herrſcht hier wie dort in dem Zimmer der heiligen Jungfrau, ſie iſt etwas älter dargeſtellt als auf dem größern Gemälde; das ſchöne bleiche Köpfchen ruht wie ſchlummernd auf einem mit Schnüren und Bändern zierlichſt geſchmückten Kopfkiſſen; keine Spur von Todeskampf iſt ſichtbar, der ſanftgeöffneten Lippe ſcheint ſo eben der letzte Hauch zu entſchweben. Einer der Jünger tritt zu der offenſtehenden Thüre herein; mehrere derſelben umſtehen mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes das Bette, Petrus, von einem prächtigen weiten Talar von Goldbrokat umfloſſen, kniet, in einem Buche leſend, an der Bettſeite.

Wie auf dem größern Bilde iſt auch auf den Flügelbildern von dieſem die Familie des Stifters desſelben, von ihren Schutzheiligen umgeben, dargeſtellt, die nämlichen Heiligen wie dort, nur etwas anders gruppirt; hinter den beiden Männern der heilige Dionys und der heilige Georg, eben wie dort auch. Der heilige Georg trägt bei voller Rüſtung einen wunderlichen Kopfputz, eine Art perückenartiger Mütze von rother Wolle, voll kleiner krauſer Löckchen. Zur Schonung der Haare ſollen die Ritter des Mittelalters ſolche Mützen unter dem Helm getragen haben, und in alten Rüſtkammern finden ſich dergleichen noch zuweilen vor. Auf dem zweiten Flügelbilde ſind ebenfalls wie auf den größeren die heilige Chriſtina mit ihrem Mühlenſtein und die heilige Jodula, der ein kleiner Teufel das Licht ihrer Laterne auslöſchen will, hinter ihren vor ihnen knieenden Schutzempfohlenen abgebildet. Es iſt ein wunderſchönes Bild, in welches man immer tiefer ſich hineinſieht, je länger man davor verweilt.

Höchſt merkwürdig, wegen ſeines noch über die

Entſtehung des Dombildes hinausreichenden hohen Alters, iſt eine Darſtellung des jüngſten Gerichts, trefflich gemalt, von großer Farbenpracht, beſonders jetzt, nun ſie durch Herrn Laurent's kunſtreiche Hände gereinigt iſt, aber in der Compoſition an das gräßlich Fratzenhafte grenzend; vor Allem in Hinſicht der Teufelsgeſtalten, die mit ihren an Armen, Händen, Füßen angebrachten gräulichen Geſichtern umherſchwärmen, um die armen Seelen einzuängſtigen, denen ohnehin ſchon bange genug iſt. Wie wenig von dem eigentlichen Geiſte der Kunſt zur Zeit der Entſtehung dieſes Bildes in die Malerei übergegangen war, erblickt man recht deutlich, und zwar noch deutlicher als auf dieſem Hauptbilde, auf zwölf kleinen, auf Goldgrund höchſt ſauber und vollendet gemalten Bildern, die, immer drei übereinandergeſtellt, die Flügelbilder dieſes großen Gemäldes ſonſt ausmachten. Sie ſind das Privateigenthum eines Kunſtliebhabers, in deſſen Hauſe ich durch Herrn de Noel's Vermittelung ſie geſehen, und ſtellen das Märtyrerthum von zwölf verſchiedenen Heiligen recht anſchaulich dar. Ein Gegenſtand, von welchem man ſonſt ſchaudernd ſich abwendet, den man aber hier mit großer Gelaſſenheit betrachten kann, weil es den frommen Leuten ziemlich einerlei zu ſein ſcheint, was mit ihnen geſchieht; ſie ſehen ganz freundlich dazu aus. St. Johannes ſitzt in ſeinem ſiedenden Oelkeſſel wie in einem lauwarmen Bade; St. Bartholomäus ſieht, während er geſchunden wird, aus, als würde er von zarten Händen ſanft frottirt. Auch die Henker ſind gar nicht die ſcheußlich-verzerrten blutdürſtigen Mordknechte, wie ſie wol ſonſt auf ähnlichen Gemälden dargeſtellt werden, ſie ſehen ganz honett, wie ehrliche emſige Handwerksleute aus, die das ihnen Aufgetragne ohne große Anſtrengung redlich vollbringen. Aber wie das Alles gemalt iſt! mit welcher Ausführlichkeit, wie ſauber, wie fein; mit welchen Farben: man muß es ſehen, denn beſchreiben läßt es ſich nicht.

Nur ein vielleicht noch älteres Gemälde in dieſem Muſeum will ich wegen des Gegenſtandes noch erwähnen, der mir ſo ausführlich dargeſtellt und wirklich gut gemalt noch nicht vorgekommen iſt. Das Fegefeuer iſt darauf abgebildet. Unten flammt das grimmige Feuermeer, der Herr Chriſtus thront oben darüber in den Wolken und zeigt mit dem Finger darauf hin, über ihm ſchwebt eine Menge kleiner

Engel ohne Hände und Füße, auf himmelblauen Flügeln umherflatternd, in langen dünnen, ihnen in der Luft nachziehenden, ebenfalls blauen Gewändern, die unten in zwei Spitzen ausgehen, ungefähr wie ein Schwalbenſchweif, ſo ſehen ſie in dieſem Coſtum jenen Vögeln nicht unähnlich.

Eine mitleidige Heilige, durch fleißiges Meſſeleſenlaſſen der überlebenden Freunde der Verſtorbenen dazu bewogen, gießt kühlendes Weihwaſſer in die lodernden Flammen. Ein reichdrapirter Engel in Jünglingsgeſtalt hat eben ein durch das Feuer und die Fürbitte frommer Verwandten ſchneeweiß geläutertes Seelchen aus dem flammenden See herausgefiſcht und hält das kleine, kaum einen Zoll lange Figürchen auf der Hand.

Doch für jetzt genug von Gemälden; Wallraf's Schätze werden erſt, wenn ſie beſſer geordnet ſind, in vollem Glanze ſich zeigen, wozu Raum genug vorhanden, und womit jetzt erſt der Anfang gemacht werden konnte. Herr de Noel hat dabei die Idee, zur Bequemlichkeit der das Muſeum Beſuchenden die Zimmer, in welchen die altdeutſchen Gemälde hängen, einigermaßen zu meubliren, und zwar mit uraltem

Prachtgeräth aus den Zeiten unſerer Vorfahren, was in Köln wol leichter auszuführen ſein möchte als in jeder andern Stadt. Einige, zum Theil nach alter Art ſehr künſtlich gearbeitete Stühle, Tiſche und Schränke, die er mit Mühe zuſammenbrachte, nehmen an dem Platze, wo ſie ſtehen, ſich ſo gut und zu dem Ganzen paſſend aus, daß man wünſchen muß, es würde ihm möglich gemacht, dieſen Plan wirklich auszuführen.

Das kölner Carneval.

Von Hauſe aus ſind die Kölner ein lebensfrohes, zum heiterſten Humor ſich neigendes Völkchen, das in mancher ſeiner ihm eigenthümlichen Gewohnheiten noch Spuren ſeiner früheſten ſüdlichen Abkunft durchblicken läßt. Am meiſten iſt dieſes der Fall bei der durchaus an Italien erinnernden Art, mit welcher hier ſeit Jahrhunderten die kurzen luſtigen Tage des Carnevals begangen wurden, in öffentlich allgemeiner ungeſtörter Luſt und Freiheit, wie ſonſt in keiner andern Stadt in ganz Deutſchland.

In den erſten Zeiten der neueren franzöſiſchen Oberherrſchaft wurde auch dieſes, zum eigentlichſten Leben der Kölner gehörende Volksfeſt ſowie manches andre an ſich Gute und Lobenswerthe unterdrückt. Die fremden Herrſcher trauten den freiſinnigen Kölnern nicht und mochten unter dem althergebrachten Mummenſchanz allerlei ihnen drohende Gefahren wittern. Späterhin waren ſie freilich ſo vernünftig, das erlaſſene Verbot wieder zurückzunehmen, aber es war nun zu ſpät. Der alte Geiſt des Frohſinns war von der unter fremdem Joche ſeufzenden Stadt gewichen; die Gegenwart der ungebetenen Gäſte hemmte den freiern Erguß der froheſten Laune; die Bürger von Köln fühlten ſich nicht mehr ganz ungeſtört „zu Hauſe und unter ſich,“ und, unerachtet der gnädigen Nachſicht, mit welcher die franzöſiſche Regierung ſie zu behandeln geruhen wollte, das alt fröhliche Volksfeſt, an welchem alle Stände ſonſt öffentlichen Antheil genommen, wollte ſich nicht wieder zu Dem geſtalten, was es ehemals geweſen.

Der gebildetere vornehmere Theil der Einwohner von Köln zog in Privatcirkel ſich zurück, um mit eleganten Maskenbällen und ähnlichen Feten das heitere

Feſt für ſich allein zu feiern, ungefähr ſo, wie dieſes in allen andern großen Städten geſchieht. Die öffentliche Volksluſt blieb den untergeordnetern Ständen überlaſſen und ſank endlich bis zum Pöbel herab. In ſinnloſer, ärmlicher, oft ekelhafter Vermummung zog dieſer unter wüſtem Geſchrei nun durch die Straßen; öffentliche Theilnahme an einem Feſte dieſer Art wurde Allen, die nicht zu Jenen gehörten, dadurch unmöglich, und die ganze Volksluſt in ihrer ehemaligen edleren Geſtalt war in drohender Gefahr, allmälig aus dem öffentlichen Leben ganz zu verſchwinden.

Köln, wie ganz Deutſchland, wurde endlich von dem fremden Joche befreit, und Muth und neuerwachende Lebensluſt kehrten in die Bruſt der Bürger zurück. Als der Wechſel des Jahres ſpäterhin die Faſchingszeit wieder heranbrachte, erwachte mit ihr das Andenken an die während derſelben früher genoſſenen Freuden. Die abgeſchloſſenen Ergötzlichkeiten innerhalb der eignen vier Wände boten doch immer nur einen ſehr ungenügenden Erſatz für die ehemalige allgemeine öffentliche Luſt, die damals in das gewöhnliche Alltagsleben einen höchſt wohlthätigen Stilleſtand gebracht hatte; Jeder gedachte der ſchönen Jugendzeit, in der er in Geſellſchaft der Aeltern, der Verwandten und Freunde an dieſer Theil genommen, und der Verluſt, den man durch das Sinken derſelben erlitten, wurde immer fühlbarer, je länger man darüber dachte. Eine Geſellſchaft frohherziger Männer aus den gebildeteren Ständen trat endlich zuſammen und berieth ſich untereinander, wie man das alte Volksfeſt in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wieder herſtellen könne, ſodaß Niemand ſich ſcheuen oder ſchämen müſſe, daran Theil zu nehmen. Daß dieſes nur durch einen ſinnvollen, glänzenden, ſich öffentlich in den Straßen zeigenden Maskenzug geſchehen könne, war bald Allen klar, nur galt es noch, die Idee aufzufinden, welche dieſem Zuge zum Grunde gelegt werden könne.

Der glücklichſte Gedanke dazu bot von ſelbſt ſich dar und wurde ſchnell und geiſtreich aufgefaßt. Er lag in der Sache ſelbſt; denn was konnte natürlicher, ſchicklicher und zugleich ergötzlicher ſein, als den Helden Carneval aus ſeiner langen Verbannung mit ſeinem bunten heitern Gefolge in ſein altes luſtiges Reich, deſſen Hauptſtadt Köln iſt, wiederkehren, ihn ſeinen Thron wieder beſteigen und ſeine getreuen Vaſallen ihn wieder von neuem huldigen zu laſſen. Wie glücklich, mit welchem feinen Takt dieſe heitre, wirklich poetiſche Idee im Jahre achtzehnhundertdreiundzwanzig ausgeführt wurde, haben damals Zeitungen und Tagesblätter durch ganz Deutſchland verkündet.

Nicht minder glücklich und erfreulich war in dem darauffolgenden Jahre der mit nicht minderem Gelingen ausgeführte Einfall, die Prinzeſſin Venezia mit ihrem fremdartigen italieniſchen Maskengefolge bei ihrem Verlobten, dem Prinzen Carneval, in Köln einen Beſuch abſtatten zu laſſen. Der humoriſtiſche Ernſt, mit welcher alle bei der Zuſammenkunft ſo hoher Perſonen übliche Ceremonien eben ſo prachtvoll als beluſtigend beibehalten und durchgeführt wurden, regte alle Welt, ohne Ausnahme, zur öffentlichſten und fröhlichſten Theilnahme an dem luſtigen Treiben an; die ganze Stadt war während der dieſem Feſte gewidmeten Tage voll Jubel und Freude. Der vorgeſetzte Zweck war erreicht, das kölner Carneval wieder in ſeine alten Rechte eingeſetzt, und keine Ausbrüche roher Ausgelaſſenheit ſchreckten die Gebildeteren mehr von dem heitern Feſte zurück.

Die allgemeine Theilnahme und Freude an dem wiedererweckten Carneval wuchs in den zunächſtfolgenden Jahren faſt unglaublich. Die Geſellſchaft, welche zuerſt den glücklichen Einfall gehabt hatte, das Wunder ſeiner Wiederbelebung auf eine eben ſo ſinnige als geiſtreiche Weiſe zu bewirken, wandelte in ein Comité ſich um, der zuletzt aus mehr als hundert, vom lebhafteſten Eifer beſeelten Mitgliedern beſtand. Alljährlich hielt die Geſellſchaft, ſobald die Faſchingszeit wieder herannahte, regelmäßig ihre Zuſammenkünfte, bei welchen ein aus ihrer Mitte erwählter Präſident den Vorſitz hatte. Mit komiſcher Feierlichkeit ſetzte dann Jeder ſeine mitgebrachte Geckenkappe auf, eine kleine bunte, mit der Zahl elf bezeichnete Mütze von althergebrachter Form, in welcher während der eigentlichen drei Faſchingstage auch ſonſt ſehr ernſte Geſchäftsmänner ſich frei und öffentlich zeigen, um ihre Theilnahme an dem allgemeinen Feſte kund zu thun, das auf kurze Zeit alle Standes- und Geſchäftsverhältniſſe gleichſam aufhebt.

Luſtige Carnevalslieder, deren alljährlich zahlloſe neue ins Publicum kommen, eröffneten die Sitzungen jenes für die allgemeine Freude ſorgenden Comité; humoriſtiſche, oft ſehr geiſtreiche und witzige Reden wurden gehalten, der Hauptzweck aber blieb immer, ein neues Motiv für den großen Maskenzug zu erſinden, der bei der nun beſtehenden Einrichtung dem Feſte unentbehrlich geworden zu ſein ſchien.

Im Jahre achtzehnhundertfünfundzwanzig ließ man den Prinzen Carneval bei ſeiner Braut in Venedig einen Gegenbeſuch abſtatten. Hanswurſt, ſein Vielgetreuer, blieb während der Abweſenheit des Regenten als Reichsverweſer im Reiche der Thorheit zurück und hatte große Gefahren zu beſtehen. Die dem Feſte dieſes Mal zum Grunde gelegte Idee war der Kampf unbefangner Fröhlichkeit und Freiheit mit den bösartigen Elementen, welche theils in der menſchlichen Natur ſelbſt, theils aber in der Außenwelt liegen, namentlich Mismuth, Stumpfſinn, ängſtliches Hängen am Conventionnellen u. ſ. w. Daß Held Carneval den Sieg über dieſe Feinde davontragen mußte, verſteht ſich von ſelbſt.

General Iſegrimm führte den Zug derſelben an; Mephiſtopheles war ſein Fahnenträger; ein Heer der wunderlichſten Caricaturen bildete die feindliche Armee.

An der Spitze der kölner Truppen ſtand der in den Annalen der Stadt durch Patriotismus und Heldenmuth berühmte Jan von Werth; Till Eulenſpiegel ritt als Adjutant ihm zur Seite; eine lange Reihe ernſter und komiſcher, theils phantaſtiſch erſonnener, theils auf die frühere Geſchichte der Stadt Bezug habender Charaktermasken folgte ihm. Auch fehlte es nicht an Hülfstruppen, aus dem Reiche der Thorheit und des Frohſinns befreundeten Städten abgeſandt; aus Abdera, Cleve, Schöppenſtädt, Schilda u. ſ. w.; Herzog Adolf von Cleve, der Stifter der cleviſchen Narrenzunft, war ihr tapfrer Anführer, ihm zur Seite ritt der cleviſche Narr in ſeinem wunderlichen Coſtum.

Das Heer der vermittelnden Mächte bildete unter der Anführung Ulrichs von Hutten den vierten Zug; Erasmus von Rotterdam, der einſt das Lob der Narrheit geſchrieben, begleitete ihn. Alle vier wirklich prachtvolle Züge trafen an dem eigentlichen Faſtnachtstage auf dem Neumarkte zuſammen, jeder von einem eignen Muſikchor begleitet. Die diplomatiſchen Verhandlungen begannen unter dem Vorſitz des Reichsverweſers, dem alten deutſchen Hanswurſt. Carnevalslieder wurden geſungen, Reden in Proſa und in Verſen gehalten, Kanonen abgefeuert, Alles wurde mit humoriſtiſchem Ernſt und würdiger Feierlichkeit betrieben. Der Friedenstractat wurde endlich unter großem Jubel unterzeichnet, und der Triumphzug begann, zog unter Glockengeläut, Kanonendonner und Muſik durch den größten Theil der Stadt, an ſeiner Spitze in einem ſinnreich geſchmückten Triumphwagen die ſiegende Jungfrau Colonia. So führte jedes darauffolgende Jahr eine neue Erfindung, der Freude zu huldigen, herbei, welche lange vor ihrer Ausführung die Gemüther eben ſo angelegentlich als heiter beſchäftigte.

In dem erſten Hefte des fünften Bandes über „Kunſt und Alterthum" hatte Goethe ſelbſt, bei Gelegenheit der Zuſammenkunft des Prinzen Carneval mit der Prinzeſſin Venezia, über die erneute kölner Faſchingsluſt ſich ſehr beifällig ausgeſprochen. „Von dem äſthetiſchen Werth eines Symptoms dieſer Art mag künftig die Rede ſein," ſchreibt er am Schluſſe jenes Aufſatzes; „ſoviel aber iſt gewiß, man darf dem Fürſten Glück wünſchen, unter deſſen Schutz und Schirm ſich etwas der Art ereignen konnte."

Im darauffolgenden Jahr ſandten die über Goethe's öffentlich ausgeſprochnen Beifall mit Recht hocherfreuten Anordner des Feſtes ihm eine Skizze ihres Planes für das zunächſt zu erwartende zu, welches eben der oben mit leichten Zügen angedeutete Kampf der Fröhlichkeit mit dem Unmuth war, und luden in nachfolgendem Sonett ihn zur perſönlichen Theilnahme an demſelben ein.

An Goethe.

Es nah'n des heitern Faſchings bunte Tage,
Woran, der Väter ſchönem Brauch getreu,
So gern der Kölner, ſonder Arg und Scheu,
Vergißt des Alltagslebens Sorg und Plage.

Was auch der kalte Finſterling drob ſage,
Iſt dennoch ſein Gerede uns nur Spreu,
Seitdem dein Genius, ſtets hell und neu,
Der Welt verkündet, daß es bei uns tage.

Und daß die Freud' uns immer mehr entzücke,
Erklären wir des Griesgrams ſchnöder Tücke
Auf ew'ge Zeiten heuer Haß und Krieg.

An Dich nun wenden dringend wir die Bitte:
Kehr ein bei uns, zu ſchauen unſre Sitte,
Dann feiern doppelt wir den ſchönen Sieg.

Goethe antwortete auf dieſe Einladung in einem Gedicht, das, in die letzte Sammlung ſeiner Werke aufgenommen, jetzt in Aller Händen ſich befindet. Nur folgende drei Strophen deſſelben mögen hier einen Platz finden, indem ſie die freundlichſte Apologie des frohen Feſtes enthalten.

Auch dem Weiſen fügt behäglich
Sich die Thorheit wol zur Hand,
Und ſo iſt es gar verträglich,
Wenn er ſich mit Euch verband.

Selbſt Erasmus ging den Spuren
Der Moria ſcherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obſcuren
Derbe Lanzenkiele brach.

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz iſt und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdenleben
Sei dem flücht'gen Rauſch Gewinn.

Die Carnevalszeitung gab damals von dieſem wie von allen folgenden Maskenzügen umſtändlichen Bericht, der dann ſogleich in der „Abendzeitung“ und ähnlichen Tageblättern aufgenommen und dadurch in Deutſchland allgemein verbreitet wurde. Was aber dieſe Blätter unmöglich darſtellen konnten, iſt die unſägliche Luſt, mit der Jeder, ſelbſt ohne zu dem eigentlichen Maskenzuge zu gehören, an dem Maskenſcherze Theil nimmt und ſich in denſelben hineinfindet, die harmloſe Heiterkeit, mit welcher ſelbſt der perſönlich werdende, mitunter ziemlich kecke Scherz aufgenommen und, ohne Erbitterung zu erregen, durch einen ähnlichen erwiedert wird.

Man muß es ſehen, man muß es, von dem allgemeinen Strudel ergriffen, mit erleben, um nur daran zu glauben.

„Das Carneval iſt vorüber, dieſer kurze luſtige Schalttag im ernſten Leben der Kölner,“ ſchrieb im Jahre achtzehnhundertachtundzwanzig ein eben in Köln anweſender Freund, aus deſſen Brief ich hier einen kurzen Auszug mittheilen will.

„Schon ſechs Wochen vor Faſtnacht meldeten ſich in den hieſigen Blättern Gaſtwirthe, Kaufleute und auch Mitglieder des Comité mit allerlei für Geiſt und Körper berechneten Auffoderungen und Erbietungen, bis am dritten Februar die erſte Carnevalszeitung erſchien. Von dieſer Zeitung kommen während des Carnevals elf Stücke heraus; denn elf iſt hier die große myſtiſche Narren- oder, wie es in Köln heißt, Geckenzahl; auch ſteht dieſe Nummer auf allen Geckenmützen, in denen hier alle Welt öffentlich herumläuft. Wie dieſe Zahl gerade zu dieſer Ehre kommt, weiß Niemand genau anzugeben; aber ſie ſteht mit allen Faſchingsſpäßen in genauer Verbindung; ein Laſtträger, dem einer meiner Bekannten ein Pack Bücher gab, um es nach der wirklich mit Nummer elf bezeichneten Wohnung deſſelben hinzutragen, legte lachend das Packet nieder und meinte, der Herr könne ſich wol einen andern Gecken ſuchen."

„Die Mitglieder des Comité verſammelten ſich ſchon ſeit einigen Wochen an jedem Sonntage, um die auszuführenden Züge und Feierlichkeiten zu beſprechen; die Carnevalszeitung liefert das Reſultat ihrer Verhandlungen, dann folgen humoriſtiſche, oft ſatiriſche Aufſätze in Verſen und in Proſa; dann Manifeſte, Verordnungen von Seiten des Prinzen Carneval und ſeines Reichsverweſers Hanswurſt; Anzeigen, Familiennachrichten, wie in andern Zeitungen auch. Jedes zu einiger Oeffentlichkeit gekommne Vorgefallne in der Stadt muß dazu den Stoff liefern; an Anzüglichkeiten und an oft etwas zu keckem Witz fehlt es dabei nicht; aber wer ſich getroffen fühlt, ſchweigt klüglich ſtill, ohne ſich davon etwas merken zu laſſen; wer einen Scherz dieſer Art ernſtlich übelnehmen wollte, würde in dieſer Zeit der Freiheit und der allgemeinen Luſt ſich nur lächerlich machen.“

„Diesmal erſchien von der Carnevalszeitung Nummer zwei zuerſt; Nummer eins kam gar nicht, dafür aber ein Beiblatt, weil Damen dieſe lieber leſen als die Zeitungen ſelbſt. Die abermalige Abweſenheit des aus vermuthlichen Gründen verreiſ'ten Prinzen Carneval, und daß er ſeinem würdigen Reichsverweſer die Schlichtung des großen Streites zwiſchen der alten und neuen Zeit übertragen, wurde den vielgetreuen Kölnern officiell kund gethan. Geſandtſchaften aus Bundesſtaaten wurden angemeldet, welche bei der Entſcheidung des wichtigen Zwiſtes als Zeugen gegenwärtig ſein wollten; aus Cleve, aus Dulken, von der Moſel, aus dem Eifelgebirge: alle dieſe Orte ſind, wie Schöppenſtädt und Schilda, ihrer privilegirten Narrheit wegen berühmt, in der ſie aber vor uns Andern wol wenig voraushaben mögen. Die beiden Anführer der ſtreitenden Mächte waren in einem recht zierlichen Holzſchnitt auf den Zeitungsblättern zu ſchauen: der Repräſentant der alten Zeit, als ein rundbäuchiger, wohlhabiger, etwas dickköpfiger Bierphiliſter mit einer ſtattlichen Zopfperücke; der der neueren als ein übermoderner Elegant.“

„Donnerſtag vor Faſtnacht begann das Feſt. Das Abfeuern von elf Kanonen verkündet der Stadt ſchon gleich nach Mitternacht den Eintritt deſſelben und den freien Einzug der Thorheit. Nachmittag um drei Uhr zog der Herr von Geſtern, der Repräſentant der alten Zeit, ein und durch alle Straßen. Dreißig bis vierzig Wagen voll altmodiſcher Herren und Damen folgten ihm, dazwiſchen die wunderlichſten Caricaturen, die man ſich denken kann. Auch ſein Mobiliar brachte der Herr von Geſtern auf mehrere Wagen geladen mit. Ein vier Fuß langes Clavier, mehrere ehrwürdige Perückenſtöcke, welche die jetzige verderbte Welt nur noch aus Traditionen kennt; altes Gerümpel aller Art, wunderliche geſchnitzte Schränke, Tiſche mit drei Beinen, Stühle mit einem; aber auch die großen ſchweren, über und über mit Eiſen beſchlagenen Geldkaſten fehlten nicht, welche die Kaſſe enthielten. Das Ganze bot den poſſierlichſten Anblick von der Welt und wurde von den Zuſchauern mit Jubeln und Lachen empfangen.“

„In den folgenden Tagen zeigten einzelne Masken ſich auf den Straßen, beſonders viele ſehr drollig aufgeputzte Kinder; an Arbeit und Geſchäft dachte keine Seele, aller Handel löſte in Wandel auf der Straße ſich auf; wohin man ſah, erblickte man fröhliche lachende Geſichter, Scherz und Kurzweil waren überall an der Tagesordnung. Ein Geck, wie er ſelbſt ſich nannte, foderte in der Carnevalszeitung ſeine Collegen auf, ſich der Thorheit, die doch Jeder an ſich habe, nicht zu ſchämen, ſondern ſie öffentlich zu zeigen, und nun fuhren Sonntag Nachmittag mehrere hundert, ſonſt recht anſtändige, geachtete Männer unmaskirt in ihrer gewöhnlichen Kleidung, aber die Narrenkappe auf dem Kopf in Proceſſion durch die Stadt, und dann über die Schiffsbrücke zum Kaffee nach Deutz. Gegen zehn Uhr Abends zogen ſie zu Fuße wieder über die Brücke zurück; jeder von ihnen trug eine aus vier Farben zuſammengeſetzte papierne Laterne vor ſich her. Von Ferne gab das eine Illumination, wie man ſie ſich nicht ſchöner denken kann, es ſah aus, als ob ein Meer von glühenden Rieſenblumen ſich über den dunkeln Rheinſtrom heranwälze; in der Nähe verlor der Anblick freilich viel von ſeinem zauberiſchen Glanz.“

„Montag Morgen ſah man auf dem ſehr großen Neumarkt eine koloſſale Narrenkappe ſich erheben, einem Thurm ähnlich, um deſſen Außenſeite eine Schneckentreppe ſich wand. Von allen Thürmen wurde gebeiert, ſo nennt man hier eine ſeltſame Art von Geläute, das bei allen Volksfeſten üblich iſt. Kanonen wurden gelöſt, einzelne Masken erſchienen und unterhielten, jede nach ihrer Art, das in dichtem Gedränge auf dem Markte herumwogende Volk; alle Fenſter der benachbarten Häuſer, wie ebenfalls die in den Straßen, durch welche der Zug kommen ſollte, waren mit Zuſchauern dicht beſetzt: ein lebensreicher fröhlicher Anblick, wie nur irgend einer in der Welt. Und doch ging Alles vollkommen ruhig und friedlich ab, kein Schreien, kein Zank, auch nicht die mindeſte Unordnung trat in die allgemeine Freude ſtörend ein.“

„Endlich ließ die den Zug der alten Zeit begleitende Muſik ſich vernehmen, uralte Menuets, Murkis, Sarabanden, ſchöne Arien und Lieder, die unſre Urgroßmütter gedudelt haben mögen. Zuerſt erſchienen die kölner Funken, elf an der Zahl, nebſt Offizier und Corporal, als Leibgarde des Herrn von Geſtern. Dieſe Funken ſind eigentlich die alten kölner

Stadtſoldaten in der feuerrothen Uniform, welche vor Zeiten die aller freien Reichsſtädte war. Dann folgte der Herr von Geſtern mit ſeinem ehrwürdigen Gefolge von alten Herren und Damen in altmodiſchen Staatswagen und allerlei Fuhrwerk aus der alten Zeit, von dem man kaum begreift, wie es noch zuſammengebracht werden konnte. Geiſtliche und weltliche Trachten längſt nicht mehr exiſtirender Würden und Aemter, die ehemaligen hieſigen Bannerherren mit ihren Fähnlein, eine Menge Reuter in Zopfperücken, Aerzte und Gelehrte in ihrer ehemaligen längſt vergeſſenen Tracht machten die lange bunte Reihe noch bunter. Auf einem offnen Wagen ſah man drei gewaltig pudernde und Zöpfe bindende Friſeurs in voller Arbeit; auf einem andern ſehr langen Fuhrwerk eine altmodiſche Schule: der Schulmeiſter prügelte, die Schulmeiſterin zankte, die Kinder lernten das Einmaleins und riefen friſchweg zwei mal zwei iſt elf. Kinder unter den Zuſchauern, die ſich der ambulirenden Schule zu nahe wagten, wurden ohne Umſtände hinaufgelangt, aber der echte kölner Geiſt war in ihnen ſchon lebendig, ſie ließen ſich dadurch gar nicht in Verlegenheit ſetzen, nahmen Platz auf den Schulbänken und ſchrien luſtig mit, zwei mal zwei macht elf.“

„Hanswurſt kam auf einem koloſſalen, über und über vergoldeten Schaukelpferde angeritten; einige Quackſalber und Marktſchreier in ihren Buden, der Capellmeiſter Radicati mit ſeinen Virtuoſen, eine altmodiſche Küche, ein altmodiſches dinirendes Paar, eine altmodiſche Apotheke, und Gott weiß, was Alles noch, zogen vorüber; auch ein Maler aus der alten Zeit, eine auffallend ſchöne Maske; ganz zuletzt der ehemalige hinkende Bote, dieſer fuhr auf einer Schleife, und theilte links und rechts kleine ſehr poſſierliche Kalender aus.“

„So zog der Zug, während ſeine Muſik in allerlei veralteten Melodien ſich gar anmuthig hören ließ, rings um den Markt und ſtellte dann neben der großen Narrenkappe ſich in Reihe und Glied. Eine luſtige Galopadenmuſik ließ von der andern Seite ſich hören, und heranzog mit ſeinem glänzenden Gefolge der Repräſentant der neuen Zeit, der Herr von Heute, ihm voran ſeine Leibgarde, ein Corps Damen zu Pferde mit rieſig großen Locken und Hüten, wie ſie eben Mode ſind, auf Trompeten und andern Blechinſtrumenten blaſend. Ein Heer höchſt moderner Elegants folgte ihm. Dann zog das Dampfſchiff vorüber, welches im vergangnen Sommer im Bingerloch ſtecken geblieben war; es war noch immer nicht recht aus demſelben wieder hinaus und mußte alle zehn Schritte Halt machen; eine Menge Harlekins flogen umher und ſuchten ihm weiter zu helfen; und hinterdrein folgten, ganz trübſelig auf Eſeln reitend, elf der mit dem Schiffe damals geſtrandeten Paſſagiere. Dann kam die hieſige Volksbühne, dat Hanſecken genannt, eigentlich ein ſehr vorzügliches Marionettentheater; auch das neue kölner Schauſpielhaus, an welchem eben gebaut wird, zog vorüber. Ein Wechſelcomptoir folgte, die Kaſſe der neuen Zeit mit Papieren, einem koloſſalen Silbergroſchen und einer Rieſengeſtalt mit einem großen rothen Schilde beladen. Der indiſche Jongleur war auch mit im Zuge; die Giraffe, die in Paris ſoviel Aufſehen erregt, mehrere Taſchenſpieler, der Maler der neueren Zeit, Engländerinnen und Engländer in Menge, Franzoſen, Italiener, die neuen Griechen, die nach dem Willen ihres Kaiſers moderniſirten Türken, zuletzt noch viele Perſonen aus den neueſten Schau=, Luſt= und

Trauerſpielen und den neueſten Opern. Das Alles, und noch viel mehr zog unter dem Klange neuer Tänze und Carnevalslieder rings um den Markt, ſtellte ſich dann dem Zuge der alten Zeit gegenüber; Harlekin beſtieg ſeinen thronartigen Sitz oben auf der großen Narrenkappe, und die Verhandlungen zwiſchen den beiden ſtreitenden Parteien begannen mit komiſcher Feierlichkeit und humoriſtiſchem Ernſt."

„Von beiden Theilen wurde theils ſingend, theils in Proſa und Verſen ſprechend viel hin und her verhandelt; Harlekin als Vermittler blieb auch nicht ſtumm, zuletzt gelang es ihm, den Herrn von Geſtern und den Herrn von Heute zu vereinen, indem er Beide unter die große Narrenkappe, das Symbol ihres beiderſeitigen Strebens, brachte. Gerührt umarmte er ſie, und dieſes war das Signal für beide Züge, ſich im allerwunderlichſten Contraſt durcheinanderzumiſchen."

„So ging der faſt unabſehbar lange Zug nun in bunter Verworrenheit durch die ganze Stadt und alle Welt zog ihm nach, oder ſuchte, durch Gäßchen und Gänge den Weg nehmend, ihm in einer andern Straße wieder zu begegnen. Die Masken im Zuge wurden immer luſtiger und geſprächiger, ſie redeten Bekannte und Unbekannte, die ihnen in den Weg kamen, im Geiſte ihrer Rolle an, und erhielten meiſtens paſſende Antworten. Jedes Wort wurde ein Maskenſcherz, die ganze Stadt der Schauplatz einer großen improviſirten Komödie, von viel tauſend Mitſpielern aus dem Stegreiſe aufgeführt."

„Abends war im Gürzenich der große Faſchingsball. Zweiundſiebenzig Kronleuchter und eine Unzahl an den Wänden angebrachter Lampen verbreiteten Tageshelle in dem ungeheuern Saale, in welchem zwiſchen drei- und viertauſend Perſonen herumwogten. Um neun Uhr wurde der Saal geöffnet, vor ein Uhr aber war an kein Tanzen zu denken, ſo groß war das Gedränge. Die Wände waren mit Blumengewinden, mit grünen Guirlanden und Feſtons ſehr geſchmackvoll decorirt, dazwiſchen waren leichte, aber mit Geiſt gemalte Wandgemälde angebracht, die meiſtens auf das diesjährige Maskenfeſt ſich bezogen und alſo nur für dieſen einzigen Abend berechnet ſein konnten. Die beiden auf zwei Galerien vertheilten Muſikchöre der alten und neuen Zeit ließen abwechſelnd ſich hören und wetteiferten mit einander, jedes auf ſeine ihm eigenthümliche Weiſe, um die Ehre des Tages. Der kölner Carnevalswalzer wurde aufgeführt, er iſt mit einem Chor verbunden, in welchem auf eine merkwürdige Art gelacht, genieſt, gepfiffen, gehuſtet, pſt, pſt gerufen wird, viele unter den Masken ſtimmten in den Chor mit ein zur allgemeinſten Luſt."

„Narrenkappen ſah man unzählige, Dominos, Tabarros und Fledermäuſe ebenfalls; der größte Theil der Geſellſchaft aber zeigte ſich unmaskirt, gewöhnlich und einfach gekleidet. Im Verhältniß zu der Anzahl der Anweſenden war die der eigentlichen Charaktermasken nicht groß, aber die meiſten von dieſen führten ihre Rolle mit vieler Lebendigkeit durch. Ich hörte in allen Ecken die Späße, die ſie vorbrachten, laut belachen und lachte mit, obgleich ich wenig davon verſtand, da ſie größtentheils zu local waren, um einem Fremden recht begreiflich zu werden; auch wurde Vieles im kölniſchen Volksdialekt vorgebracht, in welchem das an ſich Komiſche noch komiſcher klingt, aber dem Fremden zugleich auch unverſtändlicher wird."

„Dienſtag, dem eigentlichen Faſtnachtsabend, tanzt Alles vom Morgen bis in die Nacht, oder läuft maskirt in den Straßen umher. Kleine Maskenzüge zeigen ſich, doch hat die Anzahl derſelben gegen ehemals ſehr abgenommen, ſeitdem der große feierliche Zug alle Welt beſchäftigt. Dabei wird nach Möglichkeit viel gegeſſen und getrunken, beſonders eine Art Backwerk, Mutzen genannt, das außer dieſer feſtlichen Zeit nicht zu haben iſt. Mutzen und Wein ſtehen in allen Familien zum Empfange der ſich einſtellenden, oft maskirten Gäſte bereit; denn an dieſem Tage gehen kleine maskirte Geſellſchaften in die Häuſer ihrer Bekannten, treiben dort allerlei Späße und ziehen oft unerkannt wieder ab, um in einem andern Hauſe auf die nämliche Weiſe ihr Weſen zu treiben."

„Nachmittags fährt man Birutſchen. Wie in Rom auf dem Corſo zieht eine unendliche Reihe meiſt offner Wagen, mit maskirten und unmaskirten Damen und Herrn angefüllt, durch gewiſſe dazu beſtimmte Straßen. Aus allen Fenſtern blicken Zuſchauer und Zuſchauerinnen auf den langſam durch die gaffende und jubelnde Volksmenge ſich hinbewegenden Zug. Wie in Rom ſind auch in Köln Kutſcher und Bedienten zuweilen auf groteske Weiſe maskirt, denn an dieſem Tage hört aller Dienſtzwang auf. Und doch entſteht keine die öffentliche Freude ſtörende Unordnung, kein

Zank, keine Schlägerei, und unerachtet des unglaublichen Gedränges in den Straßen hört man nie von durch Pferde oder Wagen veranlaßten Unglücksfällen. Das Volk übt hier ſelbſt die Polizei und hütet ſich für Unfall. Unſäglicher harmloſer Muthwillen wird während dieſer Fahrt ſowol von den Fahrenden als von den Zuſchauern getrieben, man drängt ſich an die Wagen heran, Spottreden werden mit ähnlichen beantwortet, kleine Maskenpartien zu Pferde und Wagen miſchen ſich in die Reihe, überall regnet es Erbſen und gipſerne Confetti zu den Wagen herein und wieder aus dieſen heraus; je toller je beſſer, iſt die allgemeine Loſung."

„So währt das fort, bis die tiefere Abenddämmerung eintritt, dann wird es in den Straßen eine Weile ſtill, bald aber geht der Lärmen ärger als zuvor wieder los. Die Leute laufen mit Lichterchen umher, die ſie einander auszublaſen verſuchen; das Schießen, Toben, Lachen, Jubeln, Pfeifen und Schwirren in allen Ecken der Stadt nimmt kein Ende, bis die Glocke die Mitternacht und zugleich das Ende des Feſtes der Thorheit verkündet."

„Die ernſte Aſchermittwoche war nun hereingebrochen, die Leute liefen in die Kirchen, aber das, innere Zerknirſchung und Bußfertigkeit andeutende Kreuz von geheiligter Aſche wollte auf den Geckenſtirnen nicht recht haften. Die Masken waren beſeitigt, aber die Maskenſpäße noch nicht. Den ganzen Vormittag wurde noch allerlei Kurzweil ziemlich öffentlich getrieben. Mit einem Mal verbreitete ſich das Gerücht, im Theater ſei etwas zu ſehen; lachend lief alle Welt hin, die ſchönſte beau monde nahm auf der Galerie Platz; das ganze, nur mit zwei Lichtſtümpfchen erleuchtete Haus war zum Erdrücken voll, Jeder lachte ſich ſelbſt wie ſeinen Nachbar recht herzlich aus, und zwiſchen dem Parterre und den hinter dem Theatervorhang anweſenden Schauſpielerdilettanten entſtand ein luſtiges Hinüber= und Herüberreden. Der Vorhang wurde eine Elle hoch aufgezogen; auf der Bühne wurden viele Beine ſichtbar, dann fiel er wieder; der erſte Akt war aus."

„Endlich wurde der Vorhang ganz aufgezogen, einige junge Männer aus der Stadt improviſirten ein auf die zu erwartende Darſtellung vorbereitendes Vorſpiel, in welches die Zuſchauer mit allerlei luſtigen und witzigen Zwiſchenreden ſich miſchten. Nun folg=

ten ſehr beluſtigende Parodien einiger während der Faſchingszeit in Köln gegebner Schauſtellungen fremder Künſtler. Ein Seiltänzer tanzte mit der Balancierſtange auf einem auf dem Fußboden gezogenen Kreideſtrich und geberdete ſich dabei vollkommen, als ob er auf dem Seile ſtände; ein Bauchredner machte ſeine Künſte; drei Sänger ſangen im lächerlichſten übertriebenſten Wechſel des Piano und Forte ein Terzett auf das Wort Zippel = Zippel = Zippelpelz und gaben damit eine treffende Caricatur der drei wiener Studenten, die eben in Köln ſich aufhielten und ſogar dieſes Mal im Theater die Beſtrebungen ihrer Doppelgänger mit anſahen. Dieſe drei jungen Leute führen ein unſrer Zeit ganz angemeſſenes Leben; bald fortiſſimo, bald pianiſſimo ſingend, ziehn ſie gleich den alten Minneſängern durch die Welt, leben wie große Herren, geben Concerte, wo es nur irgend ſich thun laſſen will, und haben in Köln deren ſchon drei zu Stande gebracht. Der ſehr mittelmäßige Bauchredner, der bei dieſer Gelegenheit mit parodirt wurde, gehört ebenfalls zu ihrer Geſellſchaft."

„Dieſen Parodien folgte endlich das eigentliche Stück. Ein Kapellmeiſter ſucht taugliche Subjecte, Preſto, Allegro und Adagio heißen ſeine Gehülfen, Diſſonanz ſein erſter Tenoriſt. Es war eine für den Augenblick wohlberechnete Poſſe; über alle dieſe theatraliſchen Exceſſe kam endlich die Stunde des Mittagseſſens herbei, und alle Welt ging lachend und wohlbefriedigt nach Hauſe.“

„Nachmittags zog Alles zu der berühmten Kaffeeviſite, welche alljährlich dem Schluſſe der Faſchingsfreuden gleichſam das Siegel aufdrückt. In einem hieſigen Gaſthofe verſammelt ſich nämlich alle Sonntage Nachmittag eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft zum Kaffeetrinken, auch Damen ſind dabei, obgleich Wolken von Tabaksrauch die Luft verfinſtern. Die eigentliche elegante Welt aber nimmt nur an dieſem einzigen Tage im ganzen Jahre an dieſem beſcheidnen Vergnügen Theil, dann aber werden die Räume auch ſo überfüllt, daß Niemand ſich regen kann; doch je größer das Gedränge, je größer iſt die Luſt.“

„Zu guter Letzt erſchien noch als Nachzügler ein Blatt der Carnevalszeitung voll witziger und ſcherzhafter Anzeigen, die aber größtentheils nur den eigentlichen Einwohnern von Köln ganz verſtändlich ſein können, indem ſie größentheils auf Stadtanekdoten ſich beziehen, von denen ein Fremder wenig erfährt. Hier ein Paar der verſtändlichſten davon zur Probe:"

„„Ich habe mich endlich heute Morgens in meinem Bette wiedergefunden, welches ich meinen bekümmerten Verwandten, Freunden und Bekannten zur Beruhigung anzuzeigen mich beeile.

Köln den 21. Febr. 1826. **Menekens.**""

„Und nun folgt eine Reihe fingirter Namen und Titel mit dem Beiſatz „ich auch." „Ich aber noch nicht," ſetzt ganz unten der Capellmeiſter Radicati hinzu."

„„Zehn Möpſe Belohnung.""

„„Vor elf Monaten iſt in No. **11** ein Thalerſchein, No. **1100011**, verloren gegangen. Wer deſſen Aufenthalt nachweiſt, erhält zehn Möpſe Belohnung.""

„Es waren nämlich vor Kurzem in einer Zeitung ungefähr mit den nämlichen Worten für einen verlorengegangenen Mops zehn Thaler geboten worden."

Das tobet und toſet ſo lange,
Verſchwindet zuletzt im Geſange.

Zum erſten Mal ſeit ihrer Wiederbelebung, erlitt in dieſem jetzt laufenden Jahre achtzehnhundertunddreißig die kölner Carnevalsfreude eine durch eine unangenehme Reihenfolge von Zufälligkeiten und Misverſtändniſſen herbeigeführte, hoffentlich nur temporaire Unterbrechung. Kein großer ſinnreicher Maskenzug zog durch die Stadt; ſchweigend und undecorirt trauerte der Gürzenich in unerfreulichem Dunkel, und nur ein Paar kleinere, wenngleich ſehr elegante und reiche Maskenzüge erſchienen auf kurze Zeit, in den verhältnißmäßig gegen ſonſt verödeten und einſamen Straßen. Die ungewöhnliche Dauer des früh eingetretenen harten Winters, das für dieſe Jahreszeit außerordentlich ſchlechte und naßkalte Wetter, welches die Straßen ganz unwegſam machte, mehr als dieſes noch die drückende Noth der für eine Bevölkerung von nur ſechzigtauſend Einwohnern unverhältnißmäßig großen Anzahl der Armen, der abzuhelfen, die edelſten und reichſten Bürger von Köln ſich mit thätigem Eifer vereint hatten, dazu auch von außen eindringende, aus gegenſeitigem Misverſtehen entſpringende Hinderniſſe, welche eine wechſelſeitige Verſtimmung der Gemüther herbeiführten, veranlaßten dieſe einſtweilige Stockung der allgemeinen Faſchingsluſt, welche aber hoffentlich nicht bis in das nächſte Jahr hinüberreichen wird.

Dieſe kurze Pauſe kann im Gegentheil dem eigentlichen Volksfeſte zum wahren Gewinn ausſchlagen, indem ſie es zu ſeiner früheren, weit einfacheren, aber nicht minder ergötzlichen Geſtaltung zurückführt. Der großen glänzenden, aber für die Theilnehmer daran immer koſtbarer werdenden Maskenzüge bedarf es nicht mehr; denn der alte Geiſt der Freude und der allgemeinen Volksluſt iſt jetzt in Köln ſchon zu lebendig wieder erwacht, um ſobald in Schlummer und Apathie verſinken zu können. Ueberdem möchte es ſchwer, ja mit der Zeit ſogar unmöglich werden, alljährlich neue geiſtreiche und zugleich Allen verſtändliche und intereſſante Motive aufzufinden, um ſie dieſen immer wiederkehrenden Zügen zum Grunde zu legen. Wie ſelbſt die regſamſte, erfindungsreichſte und lebendigſte Phantaſie am Ende doch zuletzt ermüdet und ſtumpf wird, wenn ſie einem und demſelben Gegenſtande in immer ſich erneuernder Folge eine bis dahin unbenutzte und dabei intereſſante Seite abgewinnen ſoll, weiß ein Jeder; denn wer hätte bei Hochzeit- und Geburtstagsfeiern und ähnlichen mit jedem Jahre wiederkehrenden Feſten nicht an ſich ſelbſt, wie an Andern mitunter auf das Allerlangweiligſte dieſes erfahren.

Ein ganz eigenthümlicher Hang zur heiterſten Durchführung eines wohlerſonnenen Scherzes iſt in Köln eben ſo einheimiſch als das oft ſeltne Talent, Scherz zu verſtehen und ihn ohne alle Bitterkeit, ohne die entfernteſte Spur der alle Geſelligkeit zerſtörenden kleinſtädtiſchen Uebelnehmerei bei nächſter Gelegenheit auf die nämliche Weiſe zu erwiedern. Dieſer freundliche Charakterzug der Kölner wird die kurze, alljährlich wiederkehrende Volksluſt gewiß nie untergehen laſſen. Ich kann es mir nicht verſagen, hier noch zum Schluſſe eine Anekdote anzuführen, deren Wahrheit mir verbürgt wurde, und durch welche der heitre gutmüthige Sinn dieſes Völkchens, mit aller ſeiner Luſt an einer ihm eignen Art gutmüthiger Myſtification, im hellſten Lichte ſich zeigt. Freilich ſind beinahe hundert Jahre verfloſſen, ſeit der Schwank, den ich vortragen will, ausgeführt wurde, aber der ganze Vorgang iſt der Art, daß er unter den nämlichen Umſtänden noch heutzutage in Köln ſich zutragen könnte, ohne dem Sinn und Charakter der jetzigen Generation im Mindeſten entgegenzuſtreben.

Gegen das Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts lebte in Köln ein Domherr, ein heitrer, freundlicher, allgeachteter Mann, der, ohne die Armen dabei zu vergeſſen, ſein reiches Einkommen auf das Allergaſtfreiſte mit ſeinen Freunden theilte; denn damals waren den geiſtlichen Herren die Flügel noch nicht ſo beſchnitten wie in unſern Tagen. Alle, die ihn kannten, befanden ſich gern in ſeiner Nähe, denn er galt allgemein für einen ebenſo witzigen als unterrichteten und gutmüthigen Geſellſchafter. Nur eine einzige üble Angewohnheit, durch die er, beſonders ſeinen näheren Freunden, oft über die Gebühr läſtig wurde, verdunkelte ſeine übrigen guten Eigenſchaften; er ſprach gar zu gern, zu oft und zu lange von frühern vornehmen Bekanntſchaften, von Reichsgrafen, Fürſten ſogar, mit denen er in ganz vertrauten Verhältniſſen gelebt haben wollte. Es war ein Thema, über welches auf das Weitſchweifigſte ſich zu verbreiten er nie aufhören konnte, wenn er einmal darauf gekommen war, und dieſes geſchah leider nur zu oft für ſeine, durch dieſe ewige Wiederholung des oft Gehörten auf das Höchſte gelangweilten Freunde.

Vor Allem pflegte er oft des Barons von Neuhof und der zwiſchen ihm und dieſem berühmten Manne, der damals die Augen von ganz Europa auf ſich zog, beſtehenden Jugendfreundſchaft zu erwähnen, nicht minder der luſtigen Streiche, die Beide miteinander ausgeführt, als ſie noch im Jeſuitergymnaſium, erſt in Münſter und ſpäter in Köln zuſammen ſtudirten; als nun vollends um das Jahr ſiebzehnhundertſechsunddreißig Baron Neuhof unter dem Namen Theodor zum Könige von Corſica erwählt wurde, war mit dem guten Domherrn gar kein Auskommen mehr.

König Theodor war von nun an ſein einziger Gedanke, er ſprach faſt von nichts Anderm mehr; ſeine Freunde wollten vor Langerweile darüber verzweifeln, aber ärger noch wurde es, als im nächſtfolgenden Jahre der neue König eine Reiſe antrat, die nach Holland ihn brachte.

Daß der königliche Freund ſeines Jugendgenoſſen ſich noch mit alter Wärme erinnere, daran ließ der Domherr keinen Zweifel weder in ſich noch in Andern aufkommen; aber ob er jetzt, da er ihm ſo nahe ſei, nicht auf den Gedanken kommen würde, ihn zu beſuchen, und ob es von Seiten des Domherrn nicht ſchicklich, ja ſogar gewiſſermaßen Pflicht wäre, Se

Majeſtät durch eine förmliche Einladung zu dieſem Beſuche zu bewegen: das waren Fragen, mit deren Entſcheidung die Freunde täglich von neuem geplagt wurden, ohne dieſelbe endlich bewirken zu können.

Ein ſehr huldvoller Brief des Königs Theodor, der mit der Poſt von Amſterdam an den Domherrn anlangte, machte endlich den Zweifeln deſſelben ein Ende und verwandelte ſie in fröhlichen Jubel; der königliche Freund meldete wirklich zum Beſuche bei ihm ſich an, ohne indeſſen gleich vor der Hand den Tag ſeiner Ankunft beſtimmen zu können. Alle Freunde wurden auf der Stelle herbeigerufen, um dieſe große Nachricht ihnen mitzutheilen und zugleich ihren Rath bei den zum Empfange eines ſo hohen Gaſtes zu treffenden Anſtalten in Anſpruch zu nehmen.

Auf der ganzen Welt gab es in dieſen Tagen kein geſchäftigeres, aber auch kein glücklicheres Weſen als den Domherrn. Die Beſuchzimmer ſeines Hauſes wurden in möglichſter Eile auf das koſtbarſte meublirt; die Bedienten erhielten neue Staatslivreen; ein ganzes Heer von Köchen wurde in Beſchlag genommen; die köſtlichſten Weine, die ausgeſuchteſten Seltenheiten für die Tafel wurden aus der Nähe und Ferne durch Eilboten herbeigeſchafft. Der gute Domherr kam vor freudiger Geſchäftigkeit vom Morgen bis zum Abend nicht zu ſich ſelbſt.

Ein zweiter Brief ſeines königlichen Freundes, der den Tag der Ankunft deſſelben ihm mit Gewißheit beſtimmte, verſetzte ihn vollends in einen wahren Taumel des Entzückens und verdoppelte ſeinen Eifer, Alles auf das Herrlichſte vorzubereiten. Es war, als ob er keinen andern Gedanken mehr faſſen könne, und es koſtete ihm wirklich einige Mühe, für einen ſeiner älteſten und treuſten Freunde ſich auf eine halbe Stunde von ſeiner frohen Geſchäftigkeit loszureißen, um dieſem ſeine dringende Bitte um eine Unterredung unter vier Augen zu gewähren.

„Mach' es nur kurz," rief er ihm zu, „und ſieh' nur nicht ſo trübſelig aus, kann ich etwas für Dich thun, ſo ſage es ohne Umſchweiſe gerade heraus, Du kennſt mich ja, und ich habe noch tauſenderlei zu thun; denn wenn ich nicht ſelbſt bei Allem bin, geht doch Alles die Quere."

Zögernd, ſtotternd, mit allen Zeichen der drückendſten Verlegenheit brachte jetzt der Freund ein Bekenntniß hervor, das den Domherrn wie ein Donnerſchlag aus heiterer Luft treffen mußte. König Theodor dachte mit keinem Gedanken daran, den erwarteten Beſuch bei ſeinem Jugendfreunde abzulegen; die Briefe, welche dieſer von ihm erhalten, waren erdichtet; ein Anderer, ein Fremder, ſollte bei dem Feſte die Rolle des erwarteten Königs ſpielen; das Ganze war ein von des Domherrn Freunden erſonnenes Complott, theils, um für die Langeweile, die ſie bei ihm erlitten, ſich zu rächen, theils, um ihn wo möglich von der einzigen Schwäche zu heilen, die ſeinen ſonſt liebenswürdigen Charakter entſtellte.

„Ich ſelbſt gehöre unter die gegen Dich Verſchwornen," ſprach der Reuevolle; „die komiſche Seite des mir vorgelegten Planes hat mich anfangs verlockt, doch nun, da er zur Ausführung kommen ſoll, ſinkt mir der Muth. Meine treue Liebe zu Dir zwingt mich, Dich vor den muthwilligen Plänen unſrer gemeinſchaftlichen Freunde zu warnen, ſo lange es noch Zeit iſt, die völlige Ausführung deſſelben zu verhindern."

Des Domherrn Stirne hatte bei dieſem Bekenntniß ſeines Freundes ſich anfänglich freilich etwas umdüſtert; ohne eine Sylbe darauf zu erwiedern, ging er einige Mal ſinnend und in ſich gekehrt im Zimmer auf und ab, dann aber wandte er plötzlich, völlig erheitert, ſich dem Freunde wieder zu, der ihn mit unverhehltem Erſtaunen betrachtete. Der Domherr ſuchte auf die freundlichſte Weiſe ihn zuerſt über die Folgen ſeines Bekenntniſſes zu beruhigen, beſchwor ihn dann, zu ſchweigen, ruhig zu ſein und ihn nur gewähren zu laſſen, vor allen Dingen aber bei der Ankunft des Königs und dem dieſem zu gebenden Feſte unter keinerlei Art von Vorwande zu fehlen.

Der außer aller Faſſung gebrachte Freund wußte gar nicht, woran er eigentlich ſei. Hatte der Domherr ihm Glauben geſchenkt oder nicht? Leider ſchien ihm letzteres der Fall zu ſein, denn die Anſtalten zum Empfange des königlichen Beſuches wurden jetzt noch eifriger betrieben als zuvor; Eilboten wurden auf geheimnißvolle Weiſe abgeſendet, Kiſten und Kaſten kamen an, von deren Inhalt Niemand etwas erfuhr; jemehr der Tag des Feſtes ſich näherte, je fröhlicher zeigte ſich der Domherr. Der Gedanke, den königlichen Jugendfreund in ſeinem Hauſe zu empfangen, ſchien bei ihm zur fixen Idee geworden zu ſein, und der um ihn immer beſorgter werdende Freund fing an, von dieſem allzukecken Scherz die traurigſten Folgen für die künftige Geiſtes- und Gemüthsſtimmung des braven Mannes zu befürchten.

Der lange erwartete Tag kam herbei, ſchon vom frühen Morgen an prangte das Haus im feſtlichſten Glanze; der Domherr war überall gegenwärtig und überſchaute ſeine wohlgelungnen Anſtalten mit triumphirenden Blicken. Feſtlich gekleidet verſammelte er ſeine nicht weniger geſchmückten Freunde um ſich her, um in ſeinem beſten Putzzimmer die Ankunft des Königs in ihrer Geſellſchaft abzuwarten. Um die Mittagsſtunde fuhr der Reiſewagen vor, König Theodor, mit dem von ihm ſelbſt geſtifteten Orden der Erlöſung geſchmückt, ſtieg in Begleitung zweier ſeiner, ebenfalls mit Band und Stern prunkenden Kammerherren, aus demſelben heraus, wurde unten an der Treppe mit aller ſeinem hohen Range gebührenden Ehrfurcht von dem Herrn des Hauſes empfangen und dann in den Saal zu der in ganz eigner Spannung ſeiner harrenden Geſellſchaft eingeführt. Die erſten Begrüßungsformeln waren kaum vorüber, als auf einen Wink des Domherrn die Flügelthüren des Speiſeſaals ſich öffneten; die Majeſtät wurde an den ihr gebührenden Ehrenplatz begleitet; auf ihr huldreiches Verlangen mußte der Jugendfreund, der erſt Miene machte, ſie bei Tafel ſelbſt bedienen zu wollen, ſich neben ihr ſetzen; die übrigen Gäſte ordneten ſelbſt nach Rang und Alter ſich um die überreich beſetzte Tafel her, die, auf die lockendſte Weiſe zubereitet, dem Auge Alles bot, was Luft, Erde und Meer Auserleſenes für die Befriedigung des erprobteſten Feinſchmeckers darbringen können. Dieſe überreiche Pracht hatten die Gäſte dennoch nicht erwartet; lüſterne Blicke ſchweiften bewundernd durch die langen Reihen der auf das zierlichſte aufgeputzten Schüſſeln und über den großen, mit den ſeltenſten und köſtlichſten Früchten ferner Zonen prangenden Tafelaufſatz in der Mitte des Tiſches, die nur mit unendlichem Aufwande aus den Treibhäuſern benachbarter Städte herbeigeſchafft ſein konnten. Heimliches ſchadenfrohes Lächeln zuckte über die Geſichter der Gäſte, nur einer derſelben ſaß trübe und in ſich gekehrt da; der Hausherr aber überſchaute zufrieden lächelnd die Tafel und ſeine Gäſte mit einem ganz eignen vielſagenden Blick, dann erhob er ſich wieder von ſeinem Platz neben dem Könige mit einer um geneigtes Gehör bittenden Bewegung. Alle wandten mit gebührender Aufmerkſamkeit ſich ihm zu, heimlich wünſchend, daß die Anrede an den König, die ſie von ihm zu vernehmen erwarteten, nicht ſo lang ausfallen möge, daß die Speiſen darüber in Gefahr geriethen zu erkalten.

„Geehrte Herren und Freunde,“ ſprach der Domherr ernſt, aber nicht unfreundlich, würdevoll in Haltung und Ton: „geehrte Herren und Freunde, Ihr habt für gut gefunden, mich an dem heutigen Tage durch die Gegenwart eines Scheinkönigs überraſchen zu wollen; und ich, weit davon entfernt, dieſen Einfall Euch zu misdeuten, habe meinerſeits mich ebenfalls bemüht, in den Sinn deſſelben einzugehen und die Majeſtät auf die ihr angemeſſenſte Weiſe zu bewirthen. Sowie der König mir zur Seite, ſo iſt auch Alles, was Ihr auf der Tafel vor Euch erblickt, eitler gehaltloſer Schein, dem das Weſen fehlt; der blinkende Wein gefärbtes Waſſer, die köſtlichen Früchte gemaltes Wachs, die Gerichte ungenießbare hohle Schaueſſen, wer Luſt dazu hat, mag ſich davon ſelbſt überzeugen; ich hoffe, Ihr werdet mir Euern Beifall nicht verſagen und eingeſtehen, daß ich den rechten Weg eingeſchlagen habe, um einen ſo hohen Gaſt nach Würden aufzunehmen.“

Der Domherr ſchwieg, alle Anweſenden ebenfalls, kein Laut wurde hörbar, der König ſah aus, als wünſche er ſich hundert Meilen weit davon, keiner der übrigen Gäſte wagte ſich zu reden, in tödtlicher Verlegenheit ſaßen Alle wie feſtgebannt und mochten nur heimliche Blicke miteinander wechſeln. Der Domherr, um ſie aus dieſer peinlichen Lage zu erlöſen, gab endlich ſelbſt das Zeichen zum Aufſtehen von der Tafel, das von Allen mit ängſtlicher Eile befolgt wurde. Jeder ſuchte ſeinen Hut, um ſich eilends zu entfernen; aber der Hausherr wußte dieſes zu verhindern.

Herzlich lachend ſtellte er ſich in die Thüre: „Nein, meine werthen Freunde,“ rief er mit voller fröhlicher Stimme, „ſo war es nicht gemeint! Kein von mir geladner Gaſt darf auf dieſe Weiſe mein Haus verlaſſen, der hohle Scherz iſt vorüber, die ſubſtanziellere Wirklichkeit führe der Vergeſſenheit ihn zu.“

Die Thüre eines zweiten Speiſeſaals öffnete ſich, aus welchem von einer, der erſten ganz ähnlichen Tafel alle Genüſſe, deren Scheinbild ſie dort getäuſcht, den Gäſten aufs köſtlichſte entgegenduſteten und dampften. Auf das Freundlichſte dazu eingeladen, nahmen Alle, auch der König und ſein Gefolge an derſelben ihre Plätze wieder ein. Die Gläſer erklangen dem heitern Wirthe zu Ehren, die beruhigten Gemüther erlangten ihr gewohntes Gleichgewicht wieder, und das unter mancherlei wunderlichen Andeutungen begonnene Feſt endete erſt ſpät in der Nacht auf die fröhlichſte Weiſe.

„Hab' ich es recht gemacht?“ fragte leiſe der Domherr ſeinen treuen Warner beim Abſchiede. „Ich habe Dich nicht verrathen und werde es auch nicht, aber ſchweige auch Du, wenn Du mich wirklich liebſt,“ ſetzte er hinzu.

Ausflug
an den
Niederrhein und nach Belgien
im
Jahr 1828.

Von
Johanna Schopenhauer.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

Aachen.

Die Gegend zwiſchen Köln und Aachen, beſonders näher an erſterer Stadt, iſt weder ſchön noch intereſſant. Flach, öde, baumlos und langweilig zeigt ſich das übrigens recht fruchtbar angebaute Land, und das kölner Steinpflaſter, das dem Reiſenden wenigſtens noch drei Stunden weit das Geleite gibt, trägt eben auch nicht zur Annehmlichkeit der kleinen Reiſe bei, die man übrigens mit dem Eilwagen in ſechs oder acht Stunden zurücklegt.

Wir leider haben einen ganzen langen ſchwülen Tag auf derſelben zugebracht; denn, wie faſt Alle, die mit dem Dampfſchiff in Köln anlangen, hatten wir keinen eignen Wagen bei uns und mußten zu einem Miethkutſcher unſere Zuflucht nehmen, der, Bitten, Verſprechungen und Ermahnungen verachtend, uns im langſamſten Schritt weiterſchleppte, um nur ſchicklicherweiſe den kurzen Weg für eine volle Tagereiſe gelten laſſen zu können.

Gern wären wir mit dem Eilwagen nach Aachen gefahren, in Köln aber dürfen Damen, der lieben Schicklichkeit wegen, dieſes nicht wagen; ich aber möchte meinen Nachfolgerinnen auf dieſer Reiſe, die mit mir in gleichem Falle ſich befinden ſollten, wohlmeinend rathen, es hierin mit dem Anſtande nicht ſo genau zu nehmen, als ich zu meinem eignen Schaden gethan; ſie können dieſes um ſo mehr ohne alles Bedenken, da gleich über die Landesgrenze hinaus, in den Niederlanden wie in Frankreich, die Diligence als das anſtändigſte Reiſefuhrwerk betrachtet wird, welches ohne männliche Begleitung reiſende Frauen jedes Alters und Standes vorzugsweiſe erwählen.

In Jülich hielten wir zu Mittag; einem, unerachtet der es umgebenden Feſtungswerke, recht heitern Städtchen, mit hübſchen neuen Häuſern und breiten geraden Straßen. Auch wird die Gegend in der Nähe von Jülich minder flach. Friſches grünes Gehölz wechſelt recht anmuthig mit den monotonen Wieſen und Feldern; man erblickt wieder Kühe, Schafe und Ziegen auf der Weide, die man am Rhein ungern vermißt. Das Land wird hügeliger, ſchöne große einzeln ſtehende Bäume ſchmücken es, und hin und wieder iſt ſogar die Chauſſée mit Bäumen eingefaßt.

Alles wäre recht leidlich, ſogar mitunter recht gut und ſchön, wäre nur der Weg beſſer gehalten, ſo, wie er jetzt iſt, wird es ſchwer zu glauben, daß man auf preußiſchem Grund und Boden ſich befinde. Tiefer Sand, bis zum Unfahrbaren verdorbene Chauſſée, in dieſem regenreichen Sommer bodenlos gewordner Moraſt, wechſeln auf dem ganzen Wege in ununterbrochener Reihefolge mit dem allerholprigſten Steinpflaſter von der Welt und machen ihn zu einem der unbequemſten und unerfreulichſten. Und doch müſſen auf ihm mehrere Tauſend Reiſender ſich durchſchütteln laſſen, die mit gefüllten Beuteln nach Aachen reiſen, um mit leeren wieder heimzukehren.

Immer baumreicher, immer hügeliger, immer maleriſcher wird das Land, je mehr man Aachen ſich nähert, hin und wieder erinnert die Bauart ſchon an die in Brabant und Flandern übliche, man trifft in den Dörfern auf viele aus rothen Ziegelſteinen aufgeführte hohe Häuſer mit ſpitzen Giebeln, ſpiegelblanken großen Fenſtern und tief hinabreichenden Strohdächern. Dieſe fangen hier ſchon an, die am Niederrhein allgemein üblichen Schieferdächer zu verdrängen. In maleriſcher Hinſicht machen ſie freilich einen beſſern Effect als jene ſchweren ſchwarzen Maſſen, nur an Feuersgefahr darf man nicht denken, wenn man dieſen Vorzug recht empfinden will.

Schon graute der Abend, als wir auf faſt grundloſem Wege einen ziemlich ſteilen Berg hinabfuhren; einigemal fürchteten wir umgeworfen zu werden, kamen aber doch glücklich hinunter und fanden uns nun plötzlich faſt vor den Thoren von Aachen. Die Stadt liegt mitten in einem weiten, ringsum von fruchtbar angebauten Bergen umgebenen Keſſel; daher wird man ſie nicht eher gewahr, als bis man ganz in ihrer Nähe anlangt.

Kaum eine kleine Viertelſtunde von Aachen entfernt liegt der durch mehrere Fabriken belebte, ungemein heitre und freundliche Flecken Burſcheid, der mit ſeinen beiden Kirchen, ſeinen vielen hübſchen im modernen Style erbauten Häuſern recht wohl für ein eben nicht unbedeutendes Städtchen gelten könnte.

Viele Brunnengäſte ziehen den ſtillern halbländlichen Aufenthalt in dem ringsum mit Gärten und Alleen umgebenen Burſcheid dem in Aachen vor, und während der eigentlichen Badeſaiſon hält es oft ſchwer, in demſelben eine bequeme Wohnung zu finden. Auch gewährt Burſcheid, oder Borcette, wie es ebenfalls genannt wird, ebenſo wohl als Aachen, Alles, was ein Badegaſt bedarf: gute Gaſthöfe, zahlreiche Geſellſchaft, elegante, mit Gärten umgebene Wohnungen, kräftige Heilquellen, die von denen in Aachen ſich durch ihren Gehalt wenig unterſcheiden, gut eingerichtete Badeanſtalten und ſchöne ſchattige Spaziergänge. Alles dieſes, verbunden mit einer für Leidende höchſt wohlthätigen Ruhe und Stille, die man, wenn man derſelben überdrüßig wird, ſogleich mit dem Geräuſch einer großen Stadt vertauſchen kann. Denn Ball und Societät, Spiel und Theater liegen ganz nahe zur Hand.

Aachen iſt eine große uralte Stadt, viele der Straßen führen zwar ſehr ſtark bergauf und bergab, was den kranken Brunnengäſten oft ſehr ermüdend wird, aber das Ganze macht dennoch einen weit freundlichern und heiterern Eindruck als andere alte Städte, zum Beiſpiel Köln; wozu wol hauptſächlich die große hier durchgängig vorherrſchende Reinlichkeit und die vielen elegant aufgeputzten Läden beitragen mögen, die in der Mehrzahl der Häuſer das Erdgeſtock einnehmen. Mehrere Straßen ſind breiter, als in ähnlichen Städten es gewöhnlich der Fall iſt, die altmodiſchen Giebelhäuſer zeigen wenigſtens eine helle reinliche Außenſeite, die ihre innere urſprüngliche Düſterheit verhüllt, und mehrere neue Gebäude im modernern Styl haben ſchon in ihre ehrwürdigen Reihen ſich eingedrängt.

Ein ſehr reges Leben ſcheint durchgängig in Aachen zu herrſchen, doch ſcheint dieſes nicht, wie in andern Brunnenorten, blos von der Menge und der Bedeutung der fremden Gäſte abhängig, welche die hieſigen Heilquellen alljährlich zu Tauſenden hier verſammeln. Das Treiben in den oft ſehr gewühlvollen Straßen deutet vielmehr auf den hier vorherrſchenden Gewerbfleiß der Einwohner, der durch die Fabriken, welche die Stadt enthält, angeregt und genährt wird, auf thätige Induſtrie und bedeutende Handelsverhältniſſe.

Für die Verſchönerung der Stadt wird alljährlich noch viel gethan; ein glänzender Beweis davon ſind das von Innen und Außen ſehr ſchöne und zweckmäßig erbaute neue Theater und das nach einem von Schinkel angegebenen Plane errichtete, mit einer prächtigen Colonnade umgebene Brunnengebäude, unter welchem die zahlreichen Brunnengäſte, den Becher in der Hand, am Morgen, vor Sonne und Regen geſchützt, luſtwandeln. Steigt man von dort zu dem nicht weit entfernten Marktplatz hinauf, ſo glaubt man aus dem Reiche der neuen in das der alten Zeit wie durch einen Zauberſchlag ſich verſetzt, ſo impoſant iſt der Anblick dieſes ſchönen, ganz noch das Gepräge der Alterthümlichkeit tragenden Platzes. Karls des Großen eherne Bildſäule ſchmückt den in der Mitte deſſelben befindlichen Brunnen; neben dem Kaiſer, auf Säulen, ſtehen zwei Adler; ernſt und bedeutſam ruht der Blick des Kaiſers und der Adler auf dem alten ehrwürdigen Rathhauſe gegenüber, das einſt ein kaiſerlicher Palaſt war, der von Kaiſer Otto dem Dritten auf den Trümmern jener fränkiſchen Königsburg gegründet wurde, in welcher Karls des Großen Wiege einſt ſtand, und an der jetzt das Bild des preußiſchen Adlers prangt.

Die Anzahl der Badegäſte beläuft ſich in Aachen während der eigentlichen Badeſaiſon gewöhnlich auf mehrere Tauſend, die zu gleicher Zeit dort anweſend ſind. Sehr Kranke bringen auch zuweilen den Winter daſelbſt zu, indem die große Wärme der Quellen den Gebrauch derſelben bei nicht zu ſtarker Kälte erlaubt, welche aber hier ohnehin nur ſelten eintreten mag. Bei alle dem wird man dieſe bedeutende Anzahl fremder Gäſte in Aachen weit weniger gewahr, als man es erwarten ſollte; nur im Theater, auf den Promenaden, hin und wieder an den beſuchteſten Gaſthofstafeln und vermuthlich auch in den eigentlichen Spielhäuſern wird ſie bemerkbar. Die Geſellſchaft iſt aus ganz andern Elementen componirt als in den übrigen deutſchen, beſonders aber in den böhmiſchen Bädern. Sowie in den letztern die reichen und vornehmen Ruſſen und Polen, ſo haben in Aachen Niederländer und Franzoſen das Uebergewicht. Dieſe ſind mehr als jene gewöhnt, in kleinen Coterien zu leben, Bekannte ſchließen ſich an Bekannte an, mit denen ſie auf gewohnte Weiſe Umgang pflegen. Keinem derſelben fällt es ein, durch ein glänzendes Feſt Alles, was unter den Badegäſten zu den feiner gebildeten Zirkeln gezählt werden mag, auf einen Punkt zu verſammeln, wie das in Karlsbad, Pyrmont und ähnlichen Bädern, beſonders bei Anweſenheit fürſtlicher Perſonen, ſo oft der Fall iſt, und im Vergleich mit jenen Orten iſt das Badeleben in Aachen wirklich ein häusliches zu nennen. Der hohe öſtreichiſche Adel, der ſo viel dazu beiträgt die böhmiſchen Bäder glänzend und lebhaft zu machen, verirrt ſich eben ſo wenig hieher als die reichen und vornehmen Ruſſen und Polen; Brunnengäſte aus dem übrigen Deutſchland ſind, der weiten Entfernung wegen, ſelten hier anzutreffen, und gewöhnlich treibt nur die äußerſte Noth, in welcher die Bäder von Aachen als das letzte Heilmittel betrachtet werden, ſie hieher, wo ſie dann ihres traurigen Geſundheitszuſtandes wegen zur Verbreitung allgemeiner Geſelligkeit ebenfalls nicht viel beitragen können.

Aber Engländer gibt es in Aachen wie Sand am Meer; Engländer und engliſche Damen und engliſche Kinder, wohin man den Blick wendet. Freilich aber tragen dieſe ihr ungeſelliges abſtoßendes Weſen hier ebenſo gut zur Schau als anderswo. Die ſchönen engliſchen Pferde, die ſie mitbringen, die Gewandtheit und Grazie, mit welcher die eleganten Ladys auf den Promenaden häufig als ebenſo kühne als geſchickte Reiterinnen ſich produziren, gewähren indeſſen dem müßigen Zuſchauer einen ebenſo intereſſanten als angenehmen Anblick, und ſo tragen ſie denn nach ihrer Art allerdings zur Verſchönerung und Belebung des hieſigen Aufenthalts das Ihrige bei, ohne einmal Dank dafür ernten zu wollen.

Promenaden zu Fuße, zu Pferde und zu Wagen bleiben und ſind die Lieblingserholung der Brunnengäſte wie der Einwohner von Aachen; und das mit Recht, denn die Umgebungen der Stadt ringsumher laden unwiderſtehlich dazu ein. Das ganze Land iſt ein großer trefflich angebauter Garten. Das keſſelförmige Thal, in welchem Aachen liegt, iſt nicht ſo enge, als daß man durchaus zum Bergſteigen gezwungen würde; man kann es im Schatten ſchöner Alleen, parkähnlicher Anlagen nach allen Richtungen hin durchkreuzen, ohne von der Sonne zu leiden oder vergebens nach Ruheplätzen ſich umzuſehen. Die Anhöhen ringsumher gewähren, ſelbſt von ſehr mäßiger Höhe, die reizendſten Anſichten auf die Stadt mit ihren alten ſchönen Thürmen, auf die zahlloſen in Blütenſchatten ruhenden Landhäuſer, auf das freundliche Burſcheid und über die ganze höchſt anmuthige Gegend.

Das Lieblingsziel der Promenaden iſt der Louisberg, wie ihn die feine Welt nennt, im Munde des Volks heißt er ohne Umſtände der Lousberg. Ein ſehr angenehmer Weg führt in bequemen Windungen ganz allmälig auf die höchſte Höhe deſſelben hinauf zu dem artigen Hauſe mit einem recht hübſchen Salon, das vor einigen Jahren dort zum allgemeinen Luſtort gebaut wurde, und deſſen Balkon einen ungemein anmuthigen Blick auf die Stadt und ihre Umgebungen gewährt.

Daß es in der Stadt an wohleingerichteten Privatwohnungen aller Art, zu hohen und niedrigern Preiſen, nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt, auch Gaſthöfe gibt es in Menge, große und kleine, elegante und andere, wie man es nur wünſchen kann. Die Mehrzahl der eigentlichen Brunnengäſte zieht es vor, in irgend einem Privathauſe ſich einzumiethen; wir aber, die wir nur als Zugvögel betrachtet werden konnten, welche wenige Tage in der alten Kaiſerſtadt verweilen wollten, wurden in dem älteſten, berühmteſten Gaſthofe, dem Kaiſerbade, untergebracht, wo wir mit ein paar nicht allzubequemen Hinterzimmerchen um ziemlich hohen Preis vorlieb nehmen und obendrein froh ſein mußten, ein Unterkommen gefunden zu haben, denn Alles war von Fremden überfüllt. Auch befanden wir uns im übrigen dort recht wohl: die große durch ganz Aachen herrſchende Reinlichkeit gibt auch der ſchlechteſten Wohnung einen eigenen Reiz; und wie weit dieſe getrieben wird, mußte ich alle Morgen bewundern, wenn ich in dem mit Quaderſteinen gepflaſterten Hofe unter uns Leute ſah, die eigens dazu angeſtellt waren, auch das kleinſte Gräschen, das übernacht in den Ritzen zwiſchen den Steinen aufgekeimt war, ſorgfältig zu vertilgen.

In den Souterrains des Kaiſerbades quillt aus Felſenritzen die heißeſte, kräftigſte Quelle in Aachen hervor, die ſowol zum Trinken als zum Baden vorzugsweiſe benutzt wird. Die Einrichtung der Bäder iſt aber ſo allbekannt, daß ich hier, beſonders da ich keinen Gebrauch davon machte, ſie recht wohl mit Stillſchweigen übergehen kann.

Der aachner Dom.

Ein tauſendjähriger Tempel, von Karl dem Großen der heiligen Jungfrau geweiht, auf Befehl deſſelben unter der Leitung Eginhard's, romantiſchen Andenkens, erbaut — ſchon in dem bloßen Gedanken liegt ſo viel Feierliches, Erhabenes, Poetiſches, daß ich, die ich in Köln ſo viele alte Kirchen mit großem Intereſſe beſuchte, es nicht unterlaſſen durfte, auch zu dieſer, mit Recht hochberühmten, zu wallfahrten.

Die Außenſeite des ehrwürdigen Gebäudes gewährt ſchon durch ſeine Alterthümlichkeit und durch ſeine Größe einen ſehr impoſanten Anblick, obgleich es, wie faſt bei allen aus jener frühen Zeit, ſehr ſchwer iſt, einen deutlichen vollſtändigen Ueberblick ihr abzugewinnen. Keines der ſeit Erbauung dieſes Domes vergangenen Jahrhunderte iſt ganz ſpurlos daran vorübergezogen. Schon vom neunten Jahrhunderte an, als die Normannen zum erſten Mal ihn verwüſteten, haben Krieg, Brand, Plünderung zu wiederholten Malen hier gewüthet; mehrere neuere Anbaue, die ſeit ihrer Entſtehung ebenfalls ſchon dem grauen Alterthum anheimgefallen ſind und in nicht minder ehrwürdiger Geſtalt jetzt daſtehen als er ſelbſt, haben den edeln urſprünglichen Bau dermaßen verändert, daß Karl der Große ſelbſt ihn ſchwerlich wiedererkennen würde, wenn es ihm in einer Neujahrsnacht einmal einfallen ſollte, nach dem Beiſpiel des großen Kurfürſten in Berlin, in ſeiner Geburtsſtadt den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge zu unterſuchen. Selbſt der ſchöne alte Thurm, unerachtet ſeines uralten ehrwürdigen Anſehens, iſt, wie die Alterthumsforſcher behaupten, aus einer ſpäteren Zeit.

Alte, unter der Regierung Karls des Großen geprägte Münzen beweiſen, daß nur der mittlere Theil der Kirche, über welchem die hohe Domkuppel ſich majeſtätiſch wölbt, der eigentlich von Karl dem Großen erbaute Tempel iſt, der in dem zu deſſen Zeit noch üblichen Styl der griechiſchen Architektur aus Conſtantins Zeitalter in achteckiger Form errichtet ward und, ganz frei von allen Seiten zu umgehen, dem kaiſerlichen Palaſt gegenüberſtand.

Aus alten Chroniken der Stadt Aachen, die zum Theil ihre Nachrichten aus dem früher noch vorhandenen ſchriftlichen Nachlaß Eginhard's ſchöpften, geht hervor, daß Kaiſer Karl, der dieſen Dom in der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts erbaute, die Quaderſteine, die er von den eingeriſſenen Mauern der Stadt Verdun nach Aachen bringen ließ, bei dieſem Baue benutzte. In Gegenwart und unter dem Beiſtande ſo vieler Cardinäle und Biſchöfe, als das Jahr Tage zählt, wurde im Jahre achthundert und vier das neue Gotteshaus von dem Papſte Leo dem Dritten mit unſäglichem Pompe in Perſon eingeweiht. Das Innere deſſelben blendete durch unerhörte Pracht: Gitter, Baluſtraden und Thüren aus Erz, mit künſtlichem Bildwerk verziert, ſchmückten es, von denen noch Manches bis auf unſere Zeit gekommen iſt. Gold, Silber, Moſaik glänzten von allen Seiten, und zahlreiche Säulen von Marmor, Porphyr und Granit vollendeten den Schmuck des herrlichen Tempels.

Aus jenen alten Urkunden geht aber auch hervor, daß Karl der Große mit der ihm dazu ertheilten Erlaubniß des ihm geneigten Papſtes den größten Theil dieſer koſtbaren herrlichen Säulen aus dem Palaſt Theoderichs in Ravenna genommen und nach Aachen führen laſſen; auch aus der von der heiligen Kaiſerin

Helena im vierten Jahrhundert erbauten Gereonskirche in Köln und den Granitbrüchen des kölner Stiftes ſcheint Manches zur Verherrlichung des neuen prachtvollen Münſters entführt worden zu ſein.

Indem uns dieſes an Ort und Stelle erklärt wurde, konnte ich nicht umhin, die ſchönen berühmten Granitſäulen mit ernſtem Blick zu betrachten, die, in unſern Tagen ihrem geheiligten Boden entriſſen, im übermüthigen Triumph nach Paris geführt wurden. Ich dachte dabei an Schiller's bedeutendes Wort: „Alles wiederholt ſich nur im Leben,“ und glaubte das geheimnißvolle Walten der furchtbaren Nemeſis hier deutlich zu erkennen, die oft Jahrhunderte lang zu ſchlummern ſcheint und doch mit rächender Hand früher oder ſpäter jeden Frevel zu ahnden weiß. Aber die ſtrenge Göttin iſt nun verſöhnt, die nach tauſend Jahren wahrſcheinlich zum zweiten Mal geraubten Säulen ſind zurückgebracht und haben zur Freude der Welt ihren alten Ehrenplatz wieder eingenommen.

Alles, was dieſen uralten Dom umgibt, ſogar die Stätte, auf welcher er gegründet ward, iſt im Laufe der Zeiten bis zum Unkenntlichen verändert. Die alte Kaiſerburg, in welcher Karl der Große geboren wurde, ſtand mit der Hauptfaçade dem Haupteingange deſſelben zugewendet, zu welchem mehrere Stufen hinaufführten. Jetzt liegt die Kirche bedeutend niedriger als das Rathhaus, das im vierzehnten Jahrhundert auf einem Theil der Trümmer jenes Palaſtes erbaut wurde. Selbſt der Markt, an welchem das Rathhaus jetzt ſteht, exiſtirte zu jener Zeit nicht, eben ſo wenig als die Anhöhe, die er und die ihn umgebenden Gebäude einnehmen; dieſe iſt erſt aus den Trümmern des ungeheuern Palaſtes entſtanden, welcher den ganzen Raum bedeckte, und in deſſen Bezirk auch die heißen Quellen des jetzigen Kaiſerbades eingeſchloſſen waren.

Von der koloſſalen Größe jenes wahrhaft kaiſerlichen Palaſtes kann man ſich einigermaaßen einen Begriff bilden, wenn man bedenkt, was gleichzeitige Schriftſteller melden, daß nicht nur der Kaiſer nebſt Allem, was zu deſſen Hof gehörte, in demſelben wohnte, ſondern auch alle fürſtlichen Perſonen, alle Biſchöfe, alle vornehmeren Diener der Kirche und des Staates, die das ganze Jahr hindurch fortwährend in großer Anzahl aus ihren nahen und fernen Provinzen zum Kaiſer berufen wurden, fanden hinlänglichen

Raum in demſelben, ſo lange ſie in Aachen verweilen mußten.

Schon im neunten Jahrhundert wurde dieſe Kaiſerburg von den Normannen zerſtört, die auch den Dom durch Brand und Plünderung verheerten; dann ſpäterhin wiederhergeſtellt, dann wieder zerſtört, und ſo entſtand aus den koloſſalen Trümmern jenes ungeheueren Baues die Anhöhe, auf welcher der Markt nebſt dem Rathhauſe über den jetzt hinter letzterem liegenden Dom ſich erhebt. Auch der dieſen zunächſt umgebende Raum wurde dadurch erhöht, ſodaß man jetzt zu dem eigentlich aus Karl des Großen Zeit herſtammenden Theil des Doms mehrere Stufen hinabſteigen muß, ſtatt daß man in alter Zeit zu ihm hinaufſtieg. Im Lauf der Jahre wurden auf dieſem erhöhten Erdreich, an der einen Seite deſſelben, mehrere Kapellen angebaut, durch welche ein Theil der edeln Form, die er früher gehabt, gänzlich verdeckt wurde. Um dieſe ganz zu vernichten, mußte um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der damalige Bürgermeiſter von Köln, Gerard von Schellard, zugleich ein großer Architekt ſein, der nichts ſehnlicher wünſchte, als durch einen recht bedeutenden prachtvollen Bau ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Ein paar ſehr reiche und fromme Stiftspröpſte lieferten durch große Vermächtniſſe und Schenkungen dem bauluſtigen Herrn die Mittel dazu in die Hände. Er baute an der andern Seite des Domes einen prachtvollen hochgewölbten Chor an denſelben an und war nach deſſen Vollendung über das Gelingen ſeines Werkes und den allgemeinen Beifall, der ihm ertheilt wurde, dermaßen erfreut, daß er von Stunde an den Namen Chorus dem ſeinigen hinzufügte. Auch iſt dieſer Chor in der That ein Meiſterwerk der Baukunſt ſeiner Zeit, das aber durch ſeine ungeheure Größe den urſprünglich in edler hoher Einfachheit prangenden achteckigen Tempel gleichſam erdrückt. Zwiſchen den alten Kapellen auf der einen, und dem Chor auf der andern Seite, geht das eigentliche Hauptgebäude faſt ganz verloren, und die urſprüngliche Geſtalt deſſelben läßt an der Außenſeite nur an einigen Stellen ſich noch erkennen.

Das Innere der Kirche macht einen wahrhaft großen und ehrwürdigen, aber zugleich auch etwas ſchauerlichen und düſtern Eindruck, wie das bei einem ſo uralten Gebäude von ſolchem bedeutenden Umfange auch nicht wol anders ſein kann. Die vielen Treppchen und Treppen, welche der ungleiche Boden veranlaßt, die alten Kapellen, die dunkeln Gänge und Winkel, auf die man überall trifft, alles dieſes bringt eine Art von Verworrenheit in denſelben hinein, die Anfangs nichts weniger als wohlthuend erſcheint.

Doch dieſe Mängel verſchwanden vor meinem Sinn, als wir in die uralte Rotunda Karls des Großen hineintraten und zu der weiten hoch in die Lüfte ſich erhebenden Kuppel hinaufblickten, die über des großen Kaiſers letzter Ruheſtätte ſich majeſtätiſch wölbt. Außer der Kuppel der Paulskirche in London, die freilich von noch bedeutenderem Umfange iſt, hat noch kein Werk der Baukunſt einen größeren Eindruck auf mich gemacht. Man behauptet, das herrliche Gewölbe habe, Brandſchadens halber, ſeit Karls des Großen Zeiten, mehr als einmal erneuert werden müſſen; wenn dem ſo iſt, ſo iſt man wenigſtens dabei mit klugem Sinn und ſchonender Hand zu Werke gegangen. Die noch brauchbaren Materialien des zerſtörten Baues wurden bei der Erneuerung deſſelben augenſcheinlich benutzt; die kleinen Säulen, welche die rings um den Dom laufenden Bogen ſtützen, auf welchen das ſchöne Gewölbe zu ruhen ſcheint, ſtammen gewiß aus früher, vielleicht aus der allerfrüheſten Zeit her, und das Ganze gewinnt dadurch ein Anſehen von nie zerſtört geweſener Einheit, die äußerſt wohlthuend und beruhigend auf das Gemüth einwirkt.

Gerade unter dem Mittelpunkte der Kuppel bezeichnet ein Stein mit der einfachen Inſchrift: Carolo Magno, die Stelle, wo das nicht mehr exiſtirende Grabgewölbe lag, in welchem man, als es unter der Regierung Kaiſer Otto des Dritten geöffnet wurde, Karl den Großen, in kaiſerlichem Ornate, auf einem Throne ſitzend fand. Der Thron, auf welchem er mehr als hundert Jahre in ſeinem Grabe geruht haben ſoll, wird noch im Domchore aufbewahrt, ein einfacher, aus weißem Marmor ſehr kunſtlos zuſammengeſetzter Armſtuhl, auf welchem ſeitdem mehrere Kaiſer bei den Krönungsfeierlichkeiten in Aachen gethront haben. Doch wurde er bei dieſer Gelegenheit mit Goldplatten von künſtlicher getriebener Arbeit über und über bekleidet, die nebſt noch andern Kleinodien dieſer Art in der Schatzkammer aufbewahrt werden.

Ueber dem Stein, welcher die ehemalige Ruheſtätte Karls des Großen bezeichnet, hängt an einer ſehr ſchweren künſtlich gearbeiteten Kette ein Kronleuchter, ein Geſchenk, welches Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, deſſen Name noch jetzt in fabelhaften Legenden und Traditionen bei uns unter dem Volke lebt, dem Andenken ſeines großen Vorfahren weihte. Dieſer Leuchter, in Geſtalt einer koloſſalen Krone, aus vergoldetem Kupfer gebildet, mit künſtlich gearbeiteten ſilbernen Verzierungen geſchmückt und für achtundvierzig Kerzen eingerichtet, iſt eines der ſchönſten und wohlerhaltenſten Denkmäler alter Kunſt und Pracht aus jener grauen Zeit, gleich merkwürdig und bedeutend durch Würde und Einfachheit der Form wie durch hohe Alterthümlichkeit, und wohl werth von keinem Freunde alter deutſcher Kunſt überſehen zu werden.

Den Kirchenſchatz zu ſehen, der in der Domſakriſtei aufbewahrt wird, dazu mangelte es uns an Zeit, und, warum ſoll ich es nicht offen geſtehen, auch an Muth. Zwar enthält er manches Denkmal alter Kunſt, das ich gern geſehen hätte, vor Allem den großen, ebenfalls von Friedrich Barbaroſſa ſtammenden Reliquienkaſten, deſſen Pracht und Kunſtwerth mir von Kennern geprieſen wurde. Aber wie vieles

Gleichgültige und für uns Unintereſſante hätten wir unter der langweiligen Beredſamkeit des herumführenden Küſters uns vorzeigen und erklären laſſen müſſen, um zu dem Wenigen zu gelangen, das uns Freude machen konnte! Unter einigen Stunden wären wir nicht davongekommen, denn bei ſolchen Gelegenheiten wird dem Schauluſtigen nichts erlaſſen, und im Dom zu Aachen iſt ſo Vieles zu ſehen! Zuerſt die alten Reichskleinodien, von den Zeiten der aachner Kaiſerkrönungen her; dieſen hätten wir wol gern einen Blick zugewendet; aber nun die Unzahl reicher alter Meßgewänder und Altarbekleidungen aus allen Zeiten, Karls des Großen Schädel und Armknochen, ſein Hüfthorn von Elfenbein und Gold, das er ſtets und auch im Grabe bei ſich getragen, der Gürtel der heiligen Jungfrau, die Windeln ihres göttlichen Kindes, das Tuch, auf welchem Johannes der Täufer enthauptet ward, und noch eine große Anzahl ähnlicher Merkwürdigkeiten! Es war zu viel, viel mehr, als wir uns zumuthen durften, und ſo übte ich auch dieſes Mal meine auf Reiſen ſo oft erprobte Kunſt, zur rechten Zeit zu verzichten.

Aber den Reliquienkaſten von Julius Cäſar werden Sie doch ſehen; er ſteht hier gleich zur Hand, rief uns der Küſter noch zu, als wir den Dom ſchon verlaſſen wollten. Julius Cäſar, der Name allein war des Umkehrens ſchon werth, und nun vollends ein Reliquienkaſten dieſes alten Helden! Wir kamen und ſahen, was man uns zeigen wollte, und wurden durch den Anblick eines wohlerhaltenen, ſehr figurenreichen antiken Basreliefs von weißem Marmor für unſere Nachgiebigkeit reichlich belohnt, das, zufolge der Verſicherung unſeres Cicerone, Karl dem Großen in ſeinem Grabe zum Fußſchemel gedient haben ſollte, was aber ſehr zu bezweifeln iſt.

Es ſtellt den Plato vor, wie er die Königin Proſerpina entführt, rief der gute Mann erklärend. Der Plato! wer hätte dem alten Herrn ſo etwas zutrauen ſollen! erwiederte Einer von uns. Unſer Führer zuckte bedenklich lächelnd und gleichſam entſchuldigend die Achſeln, und ich freute mich, in ihm das Gegenſtück zu einem Caſtellan der verſtorbenen Herzogin Dorothea von Kurland angetroffen zu haben, der in der Bibliothek ihres unſern Altenburg belegenen ſehr anmuthigen Landſitzes mich auf ein paar Büſten aufmerkſam machte und mir zu meinem großen Vergnügen verſicherte, es wären die, zweier in der Schweiz lebenden Poeten, Namens Virgil und Homer.

Außen vor dem Haupteingange ſind noch zwei Bronzefiguren auf Poſtamenten aufgeſtellt, die nicht ohne Kunſtwerth, beſonders aber wegen ihres hohen Alterthums merkwürdig ſind, und denen deshalb auch die Ehre ward, die berühmten Granitſäulen nach Paris und von dort wieder zurückbegleiten zu müſſen. Die eine derſelben ſtellt einen Wolf dar und iſt wahrſcheinlich unter den Trümmern der Kaiſerburg aufgefunden, die andere eine große inwendig hohle Artiſchocke, deren Blätter oben an der Spitze Oeffnungen haben, und die ohne Zweifel einſt einem Springbrunnen zur Zierde gedient hat. Eine an dieſer letztern angebrachte, noch immer leſerliche Inſchrift in lateiniſcher Sprache beweiſt, daß dieſes wirklich ſehr zierlich und gut gearbeitete Werk im neunten Jahrhundert von einem geſchickten Künſtler verfertigt wurde.

Die Bettendorf'ſche Gemäldeſammlung.

Außer einer ſehr beſchädigten, von Schmuz und Dampf bis zum Unkenntlichen entſtellten Kreuzigung, welche in einer düſteren Kapelle im ungünſtigſten Lichte hängt und, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, dem Johann van Eyck zugeſchrieben wird, enthält der Dom kein einziges Gemälde, das nur bemerkt zu werden verdiente. In der Franziskanerkirche befindet ſich eine Kreuzabnahme von Rubens, welche ebenfalls nach Paris geführt und von dort wieder zurückgebracht worden iſt; die übrigen Kirchen und öffentlichen Gebäude in Aachen enthalten, ſo viel ich davon erfahren, keine Gemälde von Bedeutung.

Um ſo merkwürdiger und bedeutender aber iſt die aus einer ſehr großen Anzahl von Gemälden aus allen Zeiten und Schulen beſtehende Sammlung des Herrn von Bettendorf in Aachen. Kein Kunſtfreund darf verſäumen, ſie zu beſuchen, der ſich nicht abſichtlich um einen großen Genuß bringen will. Die Liberalität des ſehr gefälligen Beſitzers gewährt Jedem gern lich ſehr oft an einem und dem nämlichen Kunſtwerke gemeinſchaftlich zu arbeiten pflegten. Herr von Bettendorf zeigte uns indeſſen einen alten Kupferſtich von Karl von Mander vor, dem fleißigen und berühmten Biographen der alten niederrheiniſchen Meiſter, welcher nebſt andern techniſchen und kunſtgeſchichtlichen Gründen die Authenticität des erſten dieſer Gemälde verbürgt, eine Kreuzabnahme, auf welcher Hubert ſich ſelbſt als Nikodemus dargeſtellt hat. Die Nebendinge beſonders ſind ſehr ſchön gemalt und mit großem Fleiße vollendet; doch ſchien mir das Ganze etwas trocken und hart. Das zweite dieſer Gemälde, die Meſſe von Bolſena, möchte ich in Hinſicht der Malerei dem erſten noch vorziehen. Beide Bilder haben keinen goldnen Hintergrund. Die Erſcheinung des Heilandes iſt keineswegs ſo edel dargeſtellt, als der hohe Gegenſtand es erfordert, auch die Köpfe der Umſtehenden ſind in den Verhältniſſen etwas verfehlt, das Ganze augenſcheinlich aus der früheren Zeit des Erwachens altdeutſcher Kunſt; Farbe, Behandlung und Gewänder nebſt allen Nebenverzierungen aber von vorzüglicher Schönheit.

Auch an Werken des jüngeren, unſerer Zeit bekannteren Bruders des alten ehrenwerthen Meiſters Hubert, Johann van Eyck, fehlt es in dieſer reichen Sammlung nicht. Eine Anbetung der heiligen drei Könige, dieſes die anmuthigſten Kunſtmotive bietenden Gegenſtandes, den die alten Meiſter ſich immer vorzugsweiſe erwählten, zog beſonders mich an. In zwei hereinſchauenden Männerköpfen hat Johann van Eyck ſein eigenes Portrait und das ſeines Bruders angebracht; die ſehr jugendlichen Züge des Erſteren bezeugen, daß er nicht viel über zwanzig Jahre alt geweſen ſein kann, als er dieſes Bild malte, und doch ſpricht ſchon große Kenntniß und Uebung der Regeln der Perſpective ſich in demſelben aus. Auch hier, wie in dem großen, den nämlichen Gegenſtand darſtellenden Gemälde Johann van Eyck's, in der Boiſſeréeſchen Sammlung, iſt die Aehnlichkeit eines der anbetenden Könige mit Philipp dem Guten von Burgund unverkennbar.

Von dem berühmten Nachfolger der Brüder van Eyck auf der von ihnen neugebrochenen Bahn altdeutſcher Kunſt, Hans Hemmling oder auch Memmeling genannt, beſitzt dieſe Sammlung nicht weniger als neun Gemälde, freilich von verſchiedenem Werthe und aus ſehr verſchiedener Zeit. Zwei derſelben reihen dem Herrlichſten ſich an, was der hohe Geiſt und die kunſtreiche Hand dieſes großen Meiſters jemals geſchaffen haben, die Darſtellung einer altteſtamentariſchen Familie, die das Paſchafeſt feiert, und die des ſchlummernden Propheten Elias, den ein Engel zur fernern Wanderung durch die Wüſte erweckt. In „Johann van Eyck und ſeine Nachfolger" habe ich beide Gemälde ausführlicher zu beſchreiben verſucht. Von Schoreel, dieſem den ebengenannten großen Meiſtern, beſonders aber Johann van Eyck, an Geiſt, Kunſt und Fleiß ſo nahe verwandten Maler, befinden ſich in dieſer Sammlung ebenfalls mehrere der größten Aufmerkſamkeit und Bewunderung würdige Werke; das beſonders für die Kunſtgeſchichte mir merkwürdigſte darunter iſt ein großes Altargemälde mit zwei Flügelbildern, eine Abnehmung vom Kreuze und die Portraite der Donatoren darſtellend, auf deſſen Beſchreibung ich meine für alte Kunſt ſich intereſſirenden Leſer abermals auf obenbenanntes Buch aufmerkſam machen muß, aus Furcht, in dieſen, auch andern Zwecken gewidmeten Blättern die Beſchreibungen von Gemälden zu ſehr zu vermehren.

Das Nämliche wiederhole ich in Hinſicht auf das, ſowol ſeiner Seltenheit als ſeiner hohen Vortrefflichkeit wegen wol für das Hauptkleinod dieſer Sammlung gelten könnende Gemälde, die Abnahme vom Kreuz, von Rogier von der Weide.

Eines kleinen faſt miniaturartigen Bildchens von Schoreel muß ich aber hier doch noch erwähnen: Chriſtus am Oelberge. Im Mittelgrunde einer ſehr ſchönen Landſchaft liegt der Herr in heißem Gebete, vor ihm, als Viſion in den Lüften ſchwebend, der Engel mit dem Leidenskelch. Drei Jünger liegen im Felſenſchatten des Vordergrundes in tiefem, unzeitigem Schlummer verſunken, durch die Bäume hindurch erblickt man noch einige der Jünger, und im Hintergrunde die heranſchleichenden Häſcher. Es iſt ein höchſt ſchätzbares, anziehendes Bildchen, von dem man ſich kaum losreißen kann.

In der Reihe der alten Meiſter gibt es faſt keinen berühmten Namen, den man in dieſer Sammlung nebſt einem Belege ſeines wohlerworbenen Ruhms nicht anträfe. Ein Gemälde von Albrecht Dürer zeigt uns einen Gegenſtand, den ich noch von keinem Maler behandelt ſah: den von ſeiner Mutter Abſchied nehmenden Chriſtus. So menſchlich mild gedacht, mit ſo edler Begränztheit, ſo rein kindlich einfachem Sinn gefühlt und dargeſtellt, daß ich mir vor tauſend Andern dieſes Bild zu beſitzen wünſchen möchte.

Von Holbein erfreute mich das ſehr ſchöne Portrait Ulrichs von Hutten, nicht minder das beſonders durch ſeltene Schönheit der Hände ſich auszeichnende Portrait Johanns des Dritten, Herzogs von Kleve, im Jahre funfzehnhundert acht und zwanzig im neun und zwanzigſten Lebensjahre deſſelben, von dem großen Meiſter Calkaart gemalt.

Von Mabuſe findet ſich hier eine ſehr figurenreiche, mit unbeſchreiblichem Kunſtaufwande köſtlich gemalte Abnahme vom Kreuz. Aber, nach Art dieſes Meiſters in ſeiner letzteren Zeit, zu unruhig, um ganz befriedigend zu erſcheinen. Von Bernhard van Orley eine trefflich gemalte figurenreiche Kreuzigung: Magdalena umklammert im heftigſten Schmerzgefühl das Kreuz. Es iſt ein großes, reiches, mit deutſchem Fleiß vollendetes Altargemälde mit zwei Flügelbildern, auf deren einem Chriſtus unter der Laſt des ihm aufgebürdeten Kreuzes erliegend, auf dem andern die Auferſtehung des Heilandes dargeſtellt iſt;

die Compoſition aber neigt ſchon ſehr den italieniſchen Schulen ſich zu, wodurch bald nach dieſer Zeit das Sinken der deutſchen Kunſt herbeigeführt wurde.

Und ſo boten, wohin ich den Blick wandte, überall Gemälde ſich mir dar, von denen viele, der höchſten Aufmerkſamkeit würdig, mich ſtundenlang hätten feſſeln ſollen, die aber zum Theil ſchon jetzt meiner Erinnerung wieder entſchwunden ſind. Das Anſchauen erſchöpfte meine Kräfte, meine Zeit erlaubte mir nicht, die Erlaubniß des kunſtverſtändigen und gefälligen Eigenthümers dieſer Schätze zu wiederholten Beſuchen zu benutzen, indem ich, um meine übrigen Pläne zu erfüllen, nicht lange in Aachen verweilen durfte. Ich hatte auch hier feſt auf meinem Vorſatz beharrt, während dieſer Reiſe mich vor Allem den Werken der in dieſem Lande einheimiſchen altdeutſchen und niederländiſchen Meiſter zuzuwenden, und ſo blieb mir weder Kraft noch Zeit für die aus einer ſpäteren Zeit. Kaum daß ich im Stande war, einen flüchtigen Blick auf die glänzenden Reihen italieniſcher Kunſtwerke der berühmteſten Meiſter aus allen Schulen Italiens zu werfen, unter denen beſonders eine liebliche, von drei höchſt anmuthigen Engeln umgebene Madonna mit dem **Kinde**, von Andrea del Sarto, mir entgegenſtralte. Auch noch ein anderes Bild, von einem unbekannten alten italieniſchen Meiſter, iſt wegen ſeines unbeſchreiblichen Liebreizes mir im Gedächtniß geblieben, ebenfalls eine Madonna. Das Kind hält einem Vögelchen, das es ſpielend in der Hand hat, eine Kirſche vor. Vor ihm liegen noch mehrere dieſer Früchte. Von einer kleinen Madonna aus Rafaels frühester Zeit, einer Nacht von Correggio, einem Tizian, einem Leonardo da Vinci mußte ich widerwillig, ohne ſie eigentlich geſehen zu haben, ſcheiden.

Das aachner Theater.

Gewiß von innen und außen eines der ſchönſten neuern Gebäude dieſer Art, die wir in Deutſchland aufzuweiſen haben. Groß genug, um einer bedeutenden Anzahl Zuſchauer bequemen Raum zu gewähren, und doch nicht ſo groß, daß bei weniger beſuchten Vorſtellungen die Leere allzu unangenehm auffallen ſollte. Eingänge, Treppen, Logen, Galerien, Alles iſt auf das eleganteſte und bequemſte für die Theaterfreunde eingerichtet, das Innere des Hauſes einfach, aber mit vielem Geſchmack decorirt, die Bühne geräumig genug für den jetzt leider unentbehrlich gewordenen Theaterpomp, den die ſogenannten Kaſſenſtücke erfordern, die Decorationen ſind, wie auch die Beleuchtung der Bühne, jedes Lobes werth. Wie es in der Stummen von Portici mit dem feuerſpeienden Berg ausſehen mag, weiß ich nicht zu berichten, wohl aber, daß die Direction dem Publicum, wenn dieſes erforderlich wird, mit wirklichem, wahrem naſſen Waſſer aufwarten kann, ohne zu alle Illuſion ſtörender Silbergaze, gehacktem Zinn, oder gar zu gemalten Wogen ihre Zuflucht nehmen zu müſſen. Dieſen nicht genug zu ſchätzenden Vorzug verdankt dieſes Schauſpielhaus dem Zufall, daß man beim Ausgraben des Grundes auf Waſſer ſtieß; es ſteht daher, wenigſtens zum Theil, auf einem hölzernen Roſt, wie das neue Muſeum in Berlin, und nun kann der Maſchinenmeiſter Springbrunnen, murmelnde Bächlein, wildtoſende Waſſerfälle nach Luſt und Belieben in Natura und nicht nur zum Schein ſpringen, rieſeln und ſtrömen laſſen, was denn natürlicherweiſe ein unendlich großer Gewinn für die Kunſt iſt. In der Wolfsſchlucht wird der Effect, wie man mir verſicherte, dadurch bis zum Ungeheueren geſteigert, und Niemand, der, wie leider auch ich, nicht Augenzeuge dabei war, kann ſich eine Vorſtellung davon machen, bis zu welcher Vollkommenheit ſo auf naſſem Wege die Darſtellung dieſes Meiſterwerks unſeres unvergeßlichen Freundes Weber gebracht werden kann.

Die Vorſtellung, der wir beiwohnten, hatte wenig Erfreuliches. Iſidor und Olga, an einem ſehr ſchwülen Tage, bei mehr als halbleerem Hauſe langſam und ſchleppend herlamentirt, konnte uns wenig erbauen. Keiner der Schauſpieler ſchien an ſeinem Platze ſich zu befinden, ihr Spiel erſchien durchaus unzuſammenhängend und zerſtückelt, was wol zum Theil von einem Ehepaar vom ſtuttgarter Hoftheater herrühren mochte, das als Fürſt Wladimir und Gräfin Olga an dieſem Abende gaſtrollirte; genug, es war ein höchſt langweiliges Vergnügen, und wir waren herzlich froh, es endlich überſtanden zu haben.

Eigentlich iſt es auch in Aachen, wie jetzt überall; das blos recitirende Schauſpiel, welcher Art es auch ſei, wird von der Oper erdrückt, die wirklich in

Aachen in dieſem Jahre als höchſt vorzüglich allgemein geprieſen wurde. Gerade an einem Orte wie dieſer, wo ein großer und eigentlich der für die Kaſſe bedeutendſte Theil der Zuſchauer aus Perſonen beſteht, die der deutſchen Sprache nicht mächtig genug ſind, um dem Gange eines Luſt- oder Trauerſpiels in ihr genugſam folgen zu können, um im Stande zu ſein, die Schönheiten deſſelben zu erkennen und zu genießen, gerade an einem ſolchen Orte iſt des Publicums übergroße Vorliebe für die Oper am leichteſten zu erklären und zu entſchuldigen. Anderswo ſollte es freilich auch anders ſein. Doch vielleicht kommt es in unſerem noch jungen revolutionnairen Jahrhundert, das ſo reich an unerwarteten Begebenheiten iſt, auch noch dahin, daß die bloße Augen- und Ohrenluſt von dem Thron, den ſie ſo lange uſurpirt haben, verdrängt werden, und Poeſie, tiefer Sinn, Scherz und Ernſt, Witz und echter Humor ſich wieder auf den Bretern zeigen dürfen, ohne daß die Directionen darüber bankerott werden. Eine böſe Ahnung flüſtert aber leider mir zu, daß unſer eigentliches Schauſpiel, in der Komödie wie in der Tragödie, noch tiefer ſinken und die Extravaganz der Oper noch höher wird ſteigen müſſen, als es bis jetzt geſchehen iſt, ehe dieſe glückliche Veränderung wird eintreten können. Denn die Wahrheit des franzöſiſchen Sprüchworts: les extrêmes se touchent toujours, hat Erfahrung längſt erwieſen.

Ein bedeutender Vorzug des aachner Theaters iſt der den franzöſiſchen Foyers nachgebildete große, wohl erleuchtete und elegant decorirte Salon, in welchem man bequem nach Beendigung des Schauſpiels ſeinen Wagen oder ſeinen Bedienten erwarten, auch wol in den Zwiſchenacten auf und ab gehen kann, um friſche Luft zu ſchöpfen. Außer dem gewöhnlichen Büffet ſtößt auch noch eine Reihe kleinerer artiger Zimmer, die alle erleuchtet ſind, an dieſen Saal, welche zur geſelligen Unterhaltung Derer beſtimmt zu ſein ſcheinen, die dieſe, nachdem ſie eine Lieblingsarie gehört oder einen Act mit angeſehen, dem Reſte des Schauſpieles vorziehen. Einige mit zerſtreuten Karten und Jetons bedeckte Spieltiſche, die ich in jenen Zimmern erblickte, überzeugten mich, daß dieſer Zufluchtsort gegen die Langeweile an dieſem Abende, wenn gleich wahrſcheinlich nur von Männern, nicht unbenutzt geblieben war.

Leider hatten wir nur zu viel Zeit, dieſe ſämmtlichen Einrichtungen genau in Augenſchein zu nehmen. Es war nun einmal ein unglücklicher Abend, nach einem ſehr genußreichen Tage, und wir mußten ihn ertragen. Von einer angenehmen Spazierfahrt bei gutem Wetter zurückkommend, waren wir gleich am Schauſpielhauſe abgeſtiegen. Weder wir noch eine aachner Dame, welche die Güte hatte, unſre Führerin zu ſein, hatten daran gedacht, den Wagen wiederzubeſtellen, und nun herrſchte draußen ägyptiſche Finſterniß, die Straßen waren ungangbar geworden, denn der Regen ſtürzte in Strömen vom ſchwarz und tief umwölkten Himmel herab. Ich meinte lachend, wir könnten wol einmal aus der Noth eine Tugend machen und einen Fiaker herbeirufen laſſen, doch in Aachen, wo ſie bei der großen Anzahl von Fremden, wenigſtens am Schluß des Theaters, gewiß von unleugbarem Nutzen wäre, kennt man dieſe bequeme Einrichtung nicht. Unſere beiden Bedienten wurden nach verſchiedenen Richtungen ausgeſchickt, um einen Miethwagen zu holen. Nach einer guten halben Stunde kamen ſie mit der troſtloſen Nachricht zurück, daß kein Kutſcher ſo ſpät in der Nacht anſpannen wolle; es mochte ungefähr zehn Uhr ſein.

Ein paar Laternen und einige Regenſchirme war Alles, was unſre Getreuen uns hatten mitbringen können. Und ſo mußten wir uns denn endlich entſchließen, den beſchwerlichen Weg, der glücklicherweiſe nicht ſehr lang war, in tiefer Dunkelheit, trotz Regen und Wind anzutreten. Wir legten ihn auch glücklich zurück, nur daß wir einigemale gegen Bäume, Barrieren und große Steine anliefen, denn in dieſer faſt fühlbaren Finſterniß war durchaus kein Gegenſtand zu erkennen.

In Aachen herrſcht die ſehr ökonomiſche Gewohnheit, nur während der drei eigentlichen Wintermonate die Straßenlaternen anzuzünden, gerade in der Zeit, in welcher die Stadt, durch die Entfernung der Brunnengäſte, weit weniger belebt iſt. Mögen dieſe während der übrigen Zeit zuſehen, wie ſie im Dunkeln auf den bald bergauf bald bergab führenden, nicht ſehr vortefflich gepflaſterten Straßen fortkommen; was kümmert das die guten Einwohner von Aachen? Die zünden ihr Handlaternchen an, ſtreichen vergnüglich das Geld ein, das die fremden Gäſte in reichlichem Maße ihnen zufließen laſſen, und ſind mit Recht überzeugt, daß dieſe Quelle nicht verſiegen kann, ſo lange ihre Heilquellen noch fließen. Warum ſollten ſie ſich bemühen, für die Bequemlichkeit oder die Sicherheit der Arme und Beine fremder Leute zu ſorgen, die auch ohnedem alljährlich in großer Anzahl ſich einſtellen müſſen?

Lüttich.

Lüttich liegt ſo nahe an Aachen, daß wir die Reiſe dorthin erſt gegen Mittag antreten und den Morgen noch in Aachen genießen konnten. Der ſehr bequeme und geräumige Retourwagen eines brüßler Kutſchers, mit welchem wir um dreißig Franken den Tag einig geworden waren, und der uns gern dafür durch die halbe Welt gefahren hätte, nahm uns und unſer Gepäck auf; und nun ging es raſch von dannen. Unſer Führer hatte verſprochen, gut zu fahren, und hielt Wort; die Zahl der Lieues, die wir vor uns hatten, war nur klein, dennoch dunkelte ſchon der Abend, ehe wir Lüttich erreichten. Die Lieues ſind in Brabant weit länger als in Frankreich; ein holſteiniſcher Bauer würde von ihnen ſagen, der Fuchs hat ſie gemeſſen und immer den Schwanz zugegeben.

Von Aachen aus führte uns der Weg durch eine fruchtbare, angebaute hügliche Gegend. Die recht gute Chauſſée iſt mit Pappeln und Fichtenbäumen eingefaßt, welche, wechſelnd neben einander gepflanzt, einen ſehr hübſchen Effect machen. Die Kornfelder werden ſeltner, je weiter man von Aachen ſich entfernt, ſchöne üppig grüne Wieſen treten an ihre Stelle, mit Obſtbäumen beſetzt, mit lebendigen Hecken eingefaßt, die zum Theil recht zierlich unter der Schere gehalten waren. Wir kamen durch mehrere anſehnliche Dörfer, mit reinlichen, Gottlob aus Backſteinen und nicht aus Lehm und Stroh erbauten Häuſern. So rollten wir etwa anderthalb Stunden ganz zufrieden und bequemlich hin; plötzlich hielt der Wagen, ein Blaukittel riß den Wagenſchlag auf: „Haben Sie keine Waaren bei ſich, keine Drogues, kein Eau de Cologne?" fragte er ganz höflich und in franzöſiſcher Sprache, griff bald nach unſern im Wagen liegenden Mänteln, bald nach den Wagentaſchen. Wir ließen ihn ruhig gewähren, er ſchien eben ſo wenig Luſt zu haben, unſer Gepäck zu unterſuchen, als wir, es unterſuchen zu laſſen. Endlich bat er ſich unſern Paß aus, um welchen bis dahin noch keine Seele ſich bekümmert hatte, und verſicherte beim Weggehen, es ſchon ſo einrichten zu wollen, daß unſer Wagen gar nicht viſitirt werde. Als er den Paß wieder zurückbrachte, bat er ſich ein kleines pour boire aus, und noch um eine Kleinigkeit pour le garçon, der gar nicht da war. Somit hatten wir die gefürchtete niederländiſche Mauth überſtanden, vor der man uns in Aachen nicht wenig bange gemacht hatte. Die mit Steinen gepflaſterte niederländiſche Chauſſée, auf der es ſich ganz raſch und ſicher fährt, die aber durch das Geraſſel des Wagens ermüdend wird, das Kinderchor, das, neben dem Wagen herlaufend, donnez nous quelque chose, madame, s'il vous plait, in ſeinem breiten Dialekte aus vollem Halſe ſchrie, Alles ſagte uns, daß Deutſchland ſammt ſeiner Sprache nun hinter uns liege, und wir im Gebiete des Königs der Niederlande, einem der ſchönſten und geſegnetſten Länder in Europa, uns befänden.

Die Gegend wurde von nun an unausſprechlich anmuthig und reich, immer grüner und häufiger die mit Obſtbäumen und friſchen Hecken umfriedeten Wieſen, auf denen große buntgefleckte Kühe im hohen Graſe weideten, die ſchönſte Staffage einer reichen

Landſchaft, die man, außer in der Schweiz und in den Niederlanden, nur ſelten noch ſieht. An beiden Seiten des Weges erblickten wir ſanft ſich erhebende Anhöhen, lieblich ſich ſenkende Thäler, mitunter Gehölz, köſtlichen Baumſchlag, prangend in unendlichem Wechſel aller nur erſinnlichen Schattirungen des friſcheſten Grün; von allen Seiten umgaben uns einzelne Meiereien, ſchöne Landhäuſer mit ihren Gärten, große, ſchöne Dörfer, Alles wohlerhalten, überall zierlich angeſtrichene Fenſterladen und Stakete, Alles reinlich, ſelbſt die Schweinſtälle. Runde, blühende, ſtillzufriedne Geſichter, glatt gekämmte, wohlgewaſchene Kinderköpfe gukten aus den ſpiegelblanken Fenſtern der Häuſer heraus.

Ein größerer, ungemein freundlicher Ort, durch welchen der Weg uns führte, mit ſchönen, großen, mehrere Stock hohen Häuſern, fiel ſowol durch das vor allen übrigen, durch die wir gekommen, ihn auszeichnende Anſehen großer Wohlhäbigkeit als durch ſeine ſchöne Lage uns beſonders auf. Es war das Städtchen Herve. Alle dieſe ſchönen Häuſer waren, faſt wörtlich, von dem trefflichen Käſe erbaut, welcher hier fabricirt wird, und von dem alljährlich eine ungeheure Menge ins

Ausland, beſonders nach Frankreich, verſchickt wird. Schönere, reichere Wieſen als die, welche dieſen hübſchen Ort umgeben, gibt es aber auch weder in Holland noch in der Schweiz. Ein wahres Paradies für die Heerden großer ſchöner Kühe, die, weidend und brummend vor innerm Behagen, auf ihnen wandeln.

Je mehr wir Lüttich uns näherten, deſto bergiger, baumreicher, aber auch maleriſch ſchöner wurde das Land; Getreidefelder verdrängten allmälig die Wieſen, endlich erblickten wir die thurmreiche Stadt, von hohen Bergen umgeben, die durch ſie hinſtrömende Maas, das hochgelegene ehemalige Reſidenzſchloß der einſt ſo mächtigen Biſchöfe und zogen über die ſchöne ſteinerne Brücke unangehalten in ihre Thore ein.

Im Frühlinge meines Lebens, vor zweiundvierzig Jahren, hatte ich einſt einige Tage in Lüttich zugebracht und dieſe Stadt, obgleich ich einigemal ganz in ihrer Nähe mich befand, ſeitdem nicht wiedergeſehen. Der düſtre, abſchreckende Eindruck, den ſie damals auf mein jugendliches Gemüth gemacht hatte, war indeſſen nicht erloſchen, das Bild der engen winkligen Straßen, auf welchen nur Bettler, bekuttete

Mönche und geſpenſterartig in ſchwarze Regentücher verhüllte Weiber einherſchlichen, der öden, düſtern, hohen Giebelhäuſer mit verblindeten Fenſtern, von denen viele ganz unbewohnt ſchienen, ſchwebte noch immer vor meiner Phantaſie und machte mich auf das Wiederſehen der alten, ihres Fanatismus wegen einſt berühmten Stadt eben nicht begierig.

Faſt fürchtete ich irregeführt zu ſein, und fing an, irgend ein Misverſtehen unſeres nur ſein breites Patois verſtehenden Kutſchers zu ahnen; denn das Lüttich, in das ich jetzt einfuhr, war himmelweit von dem verſchieden, welches ich vor vierzig Jahren geſehen. Zwar ſind die Straßen noch eben ſo enge als zuvor, die oft vier bis fünf Stock hohen Häuſer ſtehen noch immer mit der Giebelſeite ihnen zugewendet; aber dieſe ſehr reinlich gehaltnen Straßen werden von wohlgekleideten Bürgern, denen man eine gewiſſe Wohlhäbigkeit anſieht, von elegant gekleideten Damen, von hübſchen Equipagen belebt; die häßliche ſchwarze Vermummung der Frauen aus dem Bürgerſtande iſt verſchwunden, nur hie und da ſchleicht noch ein von der Laſt der Jahre gebeugtes Mütterchen mit ihrem alten Regentuch, an das es zu gewohnt iſt, um davon laſſen zu können, dicht an den Häuſern einher. Wie viel ein heller ſauberer Anſtrich der Häuſer, zierliches, zum Theil vergoldetes Gitterwerk von gegoſſenem Eiſen, große mit Spiegelſcheiben verſehene Fenſter und hohe Reinlichkeit dazu beitragen können, einer alten Stadt ein gefälligeres Anſehen zu geben und die ehrwürdige Düſterheit derſelben verſchwinden zu laſſen, iſt hier deutlich zu ſehen. Auch die vielen großen, elegant aufgeſchmückten Waarenmagazine und Läden, mit denen der untere Stock der meiſten Häuſer prangt, tragen viel dazu bei, der Stadt ein freundliches Anſehen zu geben. Die große Anzahl derſelben ſetzte mich in Erſtaunen; unter zehn Häuſern bemerkte ich kaum zwei, in denen nicht unten an der Straße hinter hohen Spiegelfenſtern die ſchönſten Bronzen-, Porzellan-, Kryſtall-, alle nur erſinnliche Waaren, welche Luxus oder Bedürfniß erfordern können, auf das lockendſte ausgeſtellt waren. Auch fehlt es in Lüttich eben ſo wenig an großen ſchönen Märkten und Plätzen als in den übrigen niederländiſchen Städten.

Ein längerer Aufenthalt in Lüttich lag nicht in unſerem Plan; an ſogenannten Merkwürdigkeiten, die jeder Reiſende ſchon Amts halber aufſuchen muß, iſt dieſe Stadt eigentlich arm, wenigſtens wußte mir Niemand irgend eine bedeutende Kunſtſammlung, ein beſonders ſehenswerthes Gebäude oder etwas dem Aehnliches nachzuweiſen. Wir ſetzten alſo am andern Tage unſere Reiſe fort, nachdem wir im ſchwarzen Adler, einem ſehr zu empfehlenden Gaſthofe, die Nacht zugebracht hatten. Die Rechnung war freilich etwas hoch, aber in ganz Belgien iſt das nicht anders. Jeder Fremde muß ſich in voraus darauf gefaßt machen; denn, England und die Schweiz ausgenommen, gibt es für Reiſende kein theureres Land.

Es war weit über ſieben Uhr, als wir unſern Gaſthof verließen; die Belgier lieben es nicht, ihren Tag ſehr früh anzufangen, wie es uns ſchien, denn ſelbſt in dieſer ſpäten Stunde ſahen wir die Läden an mehrern Häuſern noch geſchloſſen. Nur auf dem Gemüſemarkt herrſchte ſchon ein reges lebendiges Wogen und Treiben. Da wandelten ſchon die ſorgſamen flinken Hausmütter, die früh aufgeſtanden waren, um gut und wohlfeil einzukaufen, in einem Morgennegligée einher, das mich ſehr lebhaft an eine längſt vergangene Zeit erinnerte. Sie trugen hinten ſehr kurze aber vorn mit bis auf den Saum des Kleides reichenden Zipfeln verſehene Mäntel von Kattun, rings um mit Falbeln von dem nämlichen Zeuche garnirt. Dieſe Mäntel hießen ehemals Mantillen; von ſchwarzem Taft, mit breiten Blonden oder Flor garnirt, erſetzten ſie bei unſern Großmüttern die Stelle der damals noch nicht bekannten Shawls und markirten die Taille ſehr gut, oder verbargen ſie auch, wenn dieſes nöthig war. Treue Abbildungen derſelben ſind noch auf Chodowiecki's Kupferſtichen aus jener Zeit anzutreffen. Meine Lüttichrinnen hatten die dazu gehörige Kappe über die ſchneeweiße Morgenhaube tief ins Geſicht gezogen, und die dunkeln, oft noch ſehr blitzenden Augen blickten gar umſichtig und verſtändig unter derſelben hervor.

Der Markt gewährte überhaupt einen ſehr freundlichen angenehmen Anblick, wir ließen den Wagen halten, um denſelben recht zu genießen. Schöneres Gemüſe aller Art, als wir hier zierlich aufgeſtellt erblickten, gibt es gewiß in der Welt nicht; wirklich koloſſale Artiſchocken und Blumenkohl, Aprikoſen, vielfarbige Pflaumen, wie wir am Rhein ſie noch nicht gefunden, ſtanden in Körben hochaufgethürmt, dazwiſchen ähnliche Berge von Melonen. Am freundlichſten aber nahm die große Menge ſchöner Blumen in Aeſchen ſich aus, die rings um den Brunnen in der Mitte des Marktes, dicht aneinandergedrängt, einen weiten Kreis bildeten. Jasmine aller Art, Heliotrop, Roſen, Nelken, Hortenſien, blühende Myrten und Orangenbäumchen, prachtvolle Volkamerien und Oleander gewährten einen für mich, die von allen dieſen Herrlichkeiten nichts mit ſich nehmen konnte, wirklich tantaliſirenden Anblick. Dazwiſchen ſaßen die friſchen blühenden flamändiſchen Bauermädchen, mit ihren hübſchen roſigen Geſichtern, und banden aus abgeſchnittenen Blumen, die ſie in großen Körben vor ſich ſtehen hatten, recht artig zuſammengeſetzte Sträuße. Unfern von ihnen, in einer Ecke des Marktes, ſtanden die geduldigen, gar bedächtig darein ſchauenden Eſelein nebeneinander, die in den ihnen an beiden Seiten herabhängenden großen Körben alle dieſe ſchönen Sachen zu Markte getragen hatten.

Die Bauermädchen aus der Umgegend von Lüttich halten ihre Köpfchen gern warm, wie es ſcheint. Ueber die ſchneeweiße feine Haube binden ſie ein buntes Tuch à la Fanchon, über dieſes Tuch ſetzen ſie noch einen runden großen ſchwarzen Filzhut, und auf dieſem balanciren ſie noch, wenn ſie in die Stadt zum Verkauf gehen, einen großen Korb voll Gemüſe oder Obſt, auch wol eine wie Gold glänzende ſehr hohe Milchkanne von blankgeſcheuertem Meſſing. Man begreift kaum, wie ſie dieſe Laſt ertragen, aber ſie ſchreiten mit großer Sicherheit und nicht ohne einige Anmuth unter ihr einher.

Der ſchöne Quai de la Sauvenière, der noch ſchönere, mit anſehnlichen im modernern Geſchmack erbauten Häuſern umgebene Quai d'Avroy führten uns an die Ufer der ſchnellſtrömenden Maas und zur Stadt hinaus.

Das Maasthal.

Wie ſoll ich es anfangen, um von der wunderbaren Schönheit dieſes bebauteſten lebensreichſten Landſtrichs, den ich jemals geſehen, ein nur einigermaßen deutliches Bild in Worten zu geſtalten? Erzählen will ich, erzählen, ſo gut und treu, als ich es kann;

mag die Phantaſie meiner Leſer die Umriſſe, die ich zu geben im Stande bin, mit ihren glühendſten Farben dann ausmalen; ſie wird nicht leicht des Guten zu viel thun.

Kaum hatten wir Lüttich im Rücken, als ſich eine der herrlichſten reichſten Ausſichten in das ſchöne Val Benoit vor uns aufthat, in welches wir unter einer von einer Anhöhe zu einer andern hinüberführenden hölzernen Brücke hindurchfuhren. Zur rechten Hand erblickten wir eine bedeutende reich bebaute Anhöhe; zwiſchen Gärten, ſchönen Landhäuſern und hohen alten Bäumen erregten zwei ſonderbare aus Ziegelſteinen thurmhoch und ſehr maſſiv aufgemauerte Gebäude unſere Neubegier. Thürme waren es nicht; dazu fehlte es ihnen an Umfang, wenngleich nicht an Höhe; wir hätten ſie für Ruinen, für Ueberreſte ehemaliger rieſengroßer Säulen halten können; doch dazu ſahen ſie viel zu neu aus. C'est la mécanique, erwiederte unſer Kutſcher, den wir darum befragten, und wir waren durch dieſe ſeine Antwort um nichts klüger. Endlich erfuhren wir von einem Vorübergehenden, daß dieſe wunderſamen Rieſengeſtalten zu einer unter der Erde in einem Steinkohlenbergwerk angebrachten Dampfmaſchine gehörten, deſſen Eigenthümer, die Herrn Leſoine et Comp., in Lüttich wohnten, und zu welchem die hölzerne Brücke führte, unter welcher wir ſoeben durchgefahren waren. Auf unſerem ferneren Wege längſt den Ufern der Maas trafen wir auf mehrere dieſer uns ſo räthſelhaft ſcheinenden Gebäude; zuweilen ſtanden ſie in Gruppen, vier bis fünf an der Zahl, nebeneinander, zuweilen einzeln; oft an Stellen, wo ſie den maleriſchen Reiz der Landſchaft unglaublich erhöhten. Hier, wie in England, machen die ſehr häufigen und ergiebigen Steinkohlengruben einen großen Theil des Reichthums dieſes ohnehin ſo geſegneten Landes aus.

Aus dem Val Benoit gelangten wir in das an maleriſcher Schönheit noch reichere Thal Scleſſin, immer längs dem Ufer der ſchiffbaren ſehr belebten Maas, die zwar mit dem Rhein ſich nicht meſſen darf, aber doch, angeſchwollen von den häufigen Regengüſſen dieſes Sommers, ſehr ſtattlich ſich ausnahm. Eine ſchöne, mit Reben überkleidete Bergkette zieht am jenſeitigen Ufer ſich hin; Edelſitze, das anſehnliche Schloß Scleſſin, ſchöne Landhäuſer der reichern Bewohner von Lüttich mit ihren Gärten, dazwiſchen ſtolz ſich erhebende Buchen und Eichen und aller Schmuck einer üppigen Vegetation, welche den Fuß und die Seiten des kühn ſich erhebenden Felſen überkleidet: alles dieſes zuſammen muß man ſehen, beſchreiben läßt es ſich nicht. In wunderbaren, oft baſaltartigen, meiſtens pyramidenförmigen Gruppen reißen große Felſenpartien aus den Banden ſich los, mit denen Epheu, rankenartige Stauden, wildes Gebüſch ſie umſchlingen möchten, und ſtarren nackt und kahl mitten aus dieſer weichen, grünenden, blühenden Welt in kühner ſtets wechſelnder Form himmelan; mit ihnen wetteifernd erheben ſich die alten majeſtätiſchen Buchen und Eichen, die an ihrem Fuße wurzeln, und über das Alles ragt das meiſtens waldgekrönte Haupt des mächtigen Felſen, der es trägt, hoch empor. Bebauter, bewohnter als das bald ſich verengende, bald mehr erweiternde Thal, welches die Maas durchzieht, iſt kein Fleck der Erde, kann keiner ſein.

Durch das unbeſchreiblich freundliche Dorf Tilleur gelangten wir nach Seraing, welches größtentheils von Arbeitern bewohnt wird, die in der gegenüber am andern Ufer prachtvoll ſich ausbreitenden Eiſenſchmelzerei und Maſchinenfabrik eines reichen Engländers, des bekannten Herrn Cokerill, Unterhalt und Beſchäftigung finden. Das palaſtartige Gebäude, welches dieſes ſehr weitläuftige, große und bedeutende Etabliſſement jetzt einnimmt, war ehemals ein Schloß des Fürſt-Biſchofs von Lüttich.

Unfern dieſer, viele Hunderte beſchäftigenden und ernährenden Anſtalt, auf demſelben Ufer, in einem höchſt anmuthigen Thal, Val St. Lambert genannt, von den freundlichen, faſt wie ein Städtchen ſich ausnehmenden Häuſern der in ihr beſchäftigten Arbeiter umgeben, liegt, die große Glasfabrik der Herren Lapique, in welcher ſehr vorzügliche Kryſtallwaaren aller Art verfertigt werden; ſo reichen hier bei jedem Schritt Kunſt und Induſtrie einander die Hand, um die fleißigen und arbeitsliebenden Bewohner dieſer glücklichen Ufer zu erhalten und zu beglücken.

Hinter Seraing fuhren wir durch das Dorf Jemeppe, wo wir wieder in dem zu einer weiten Ebene ſich ausdehnenden Thal eine bedeutende Anzahl jener thurmartigen Baulichkeiten erblickten, welche das Daſein mehrerer bedeutenden Steinkohlengruben uns verkündeten; dann kamen wir durch Flemalle vorüber an dem großen ſchönen Schloſſe des Herrn de Thiriart.

Wilder, romantiſcher geſtaltete ſich jetzt die Felſenwelt in der Nähe des Dörfchens Chokeir. Wie auf Befehl eines mächtigen Zauberers in einer Wundernacht von Geiſterhänden hingeſtellt, thront hier in ſchwindelnder Höhe auf dem Gipfel eines ſenkrecht wie eine Mauer am Ufer des Stromes emporſteigenden Felſen ein in modernem Styl erbautes Schloß. Mit Säulen und allem Prunk der neuern italieniſchen Architektur geſchmückt, macht es auf der von dieſer Seite ganz unzugänglichen ſchroffen Felſenhöhe einen höchſt maleriſchen wunderbaren Effect, den die romantiſche Landſchaft, über der es thront, noch erhöht. Der Aufenthalt dort oben muß von entzückender Schönheit ſein. Ein ehemaliger ruſſiſcher Obriſt, der das Glück gehabt hat, das Herz und die Hand der Tochter des Eigenthümers dieſer in ihrer Art einzigen Beſitzung des franzöſiſchen General Loiſon zu erobern, bewohnt es jetzt mit ſeiner Gemahlin, um, wie man uns erzählte, durch eine weiſe Retirade ſeine durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris etwas in Unordnung gerathenen Finanzen allmälig wieder zu reſtauriren. Und wer mag dafür ſtehen, daß dieſer beneidenswürdige Platz von ſeinen verwöhnten Bewohnern nicht vielleicht wie ein Verbannungsort angeſehen wird?

Von Chokeir kamen wir durch das ſeiner bedeutenden Alaunwerke wegen berühmte Dorf Engis; an dieſes grenzt eine ehemalige Abtei, die jetzt das Eigenthum eines reichen Privatmannes iſt, und unfern derſelben gelangten wir in das anmuthige Dorf Amay. Eine Schar fröhlicher, geſunder, rüſtiger Knaben trieb hier ihr lautes luſtiges Weſen im Freien, kletterte zwiſchen den Bergen umher oder ſchaukelte ſich im wiegenden Kahn; es waren die wahrſcheinlich eine Freiſtunde genießenden Zöglinge einer großen Elementarſchule, die in Amay errichtet iſt und ſehr gerühmt wird.

Alles, was wir bis jetzt längs den Ufern der Maas geſehen, gehörte der neueſten Zeit an; Alles blühte und bewegte ſich in froher jugendlicher Thätigkeit, ſelbſt die uralten Felſen prangten im friſcheſten Grün, und nur zuweilen erhoben ſich ihre grauen Häupter, ihre nackten Rieſenglieder aus der weichen grünen Hülle. Einen um ſo größeren Eindruck machte der unerwartete Anblick der Ueberreſte einer alten Burg, nahe bei dem auf Amay folgenden Dorfe Amſin, und bald darauf, am andern Ufer der Maas, der des noch im alten franzöſiſchen Geſchmack erbauten und unverändert erhaltenen Schloſſes de la Neufville. Beide erinnerten daran, daß es eine Vorzeit einſt gegeben, die man in dieſen nur mit der Gegenwart beſchäftigten reichen Umgebungen leicht ganz vergeſſen möchte.

Zwiſchen Weinbergen und blühenden wohlgehaltenen Gärten hindurch gelangten wir jetzt an die Brücke, die uns in das am andern Ufer des Fluſſes belegne Städtchen Huy führen ſollte, wo unſer Kutſcher Mittag halten wollte.

Das kleine Städtchen liegt gleichſam wie eingeklemmt zwiſchen der hart daran vorüberſtrömenden Maas und einer ſich hinter derſelben erhebenden Felſenwand, und gewährt einen eben ſo überraſchend ſeltſamen als maleriſch ſchönen Anblick. Faſt glaubte ich die berühmten hangenden Gärten der Königin Semiramis zu erblicken. Hohe, weit ausgebreitete, wirklich unbeſiegbar ſcheinende Feſtungswerke erheben gleich einer rieſigen Mauerkrone ſich auf der Scheitel des gewaltigen Felſens; furchtbare Vorkehrungen zum Schutz gegen einen andringenden Feind ſtarren in drohender

Majeſtät himmelan, und dicht an ihrem Fuß ziehen die lachendſten Anſtalten zum Genuß des friedlichſten Bürgerglücks ſich hinab bis zu der an den Felſen ſich lehnenden Stadt.

Die ganze Felſenwand iſt in Terraſſen abgetheilt, und jede dieſer Terraſſen iſt ein für ſich beſtehendes Gärtchen, das ſeine Lauben, ſeine Blumen und Melonenbeete hat. Die von der einen Seite dieſe Gärtchen begrenzende Felswand iſt mit Spalieren bedeckt, an welchen Trauben, Feigen, Pfirſiche, Aprikoſen, den ganzen ,Tag über der warmen Sonne ausgeſetzt, in großem Ueberfluß zur köſtlichſten Reife gedeihen. An der dem Strom und einem hinreißend ſchönen Ueberblick des herrlichen Landes zugewandten Seite ſind alle dieſe Gärtchen mit einem zierlichen Geländer eingefaßt, auf welchem in Reihen aufgeſtellte Blumentöpfe mit den ſchönſten blühenden Gewächſen prangen, mit Roſen, blühenden Myrten- und Orangenbäumchen, Aloen, Volkamerien, Oleander. Der ganze Fels iſt ein der Blumengöttin geweihter Altar, ihn zu betrachten iſt eine Augenluſt ohne Gleichen, und, auf daß dem anmuthig Schönen auch das ſchauerlich Erhabne ſich zugeſelle, breiten auf den benachbarten Höhen, an dieſem Ufer der Maas, ſchon in bläulicher Ferne die düſtern Wälder der Ardennen ſich aus, deren bloßer Name an die in dämmerndes Dunkel der Märchenwelt ſich verhüllenden Thaten der Tafelrunde, an Drachen, Lindwürmer, fahrende Ritter und allen Zauber Arioſto's erinnert.

Unten, hart am Strome, liegt eine alte große ſchöne Kathedralkirche, ſie ſcheint faſt ein Drittel der ganzen kleinen Stadt einzunehmen, ihr ehrwürdiges Dunkel contraſtirt ſeltſam mit der hoch über ihr und ihrem ſchönen Thurme in blauer Luft und hellem Sonnenſchein prangenden buntfarbigen Blumenwelt. Die alten, durch Reinlichkeit, aber keineswegs durch Schönheit und Größe ſich auszeichnenden Giebelhäuſer drängen, ſchmale und winkliche Gaſſen und Gäßchen bildend, ſich um die Kirche her. Huy iſt eigentlich eine kleine häßliche Stadt, aber der ihre Mauern umſpülende ſchiffbare Strom, ihre reichen, in unendlichem Wechſel maleriſcher Schönheit prangenden Umgebungen geben dem kleinen Ort etwas unbeſchreiblich Reizendes, das man ſo leicht nicht wieder vergißt.

Wir konnten nicht umhin, über die große Eleganz des Hotel de la Poſte, in welchem wir abſtiegen, uns einigermaßen zu verwundern, weil ſie mit der augenſcheinlichen Aermlichkeit des Ortes ſelbſt zu grell contraſtirte. Eine Reihe ſehr zierlich eingerichteter Zimmer und Cabinete wurde in der ſogannten bel étage uns geöffnet, Marmorplatten von allen Farben ſchmückten Tiſche und Kamine, ſchön drappirte Fenſter und Betten, Kryſtall, große Spiegel, Bronzen und Vergoldungen, Meubles von Mahagoni und im neuſten Geſchmack, bunt bemalte Wände glänzten von allen Seiten uns entgegen, alles ſpiegelblank und neu, als wäre es geſtern erſt fertig geworden. Mit großen Erwartungen ſetzten wir uns zum Mittagsmahl nieder, doch leider war bei dieſem faſt nichts befriedigend als die ſchöne Ausſicht aus dem offnen Fenſter über den Strom und die ihn umgebenden Weinberge hin, obgleich es aus vielen Schüſſeln und einem großen Deſſert beſtand. Nichts von Allem, was wir in dieſem Hauſe erhielten, außer der Rechnung, die uns bei der Abreiſe überreicht wurde, ſchien zu der eleganten Einrichtung deſſelben zu paſſen. Dieſe aber war wirklich im höchſten Styl und beſtätigte unſere Vermuthung, daß dieſer Gaſthof auf die Börſen der pilgernden Engländer berechnet iſt.

Die Gegend zwiſchen Huy und Namur, durch die wir jetzt kamen, iſt faſt noch reicher an hoher überraſchender Herrlichkeit und dabei nicht minder cultivirt und angebaut als die, welche uns am Morgen entzückt hatte. Wir ſetzten nicht wieder über den Strom, ſondern blieben jetzt am linken Ufer der Maas. Die Steinkohlengruben mit ihren ſeltſamen Thürmen verſchwanden, aber Eiſenhämmer, die auch einer minder ſchönen Gegend einen ganz eignen maleriſchen Reiz geben, traten an die Stelle derſelben. Auch die Weinberge blieben allmälig hinter uns zurück; deſto erhabner und kühner geſtalteten ſich die Formen der mitunter ſehr hohen Felſen zu beiden Seiten des Stromes, oft ſo nahe am Ufer, daß die Chauſſée nur eben an ihrem Fuße Raum findet.

Die vielen Steinbrüche, in welchen größtentheils farbiger Marmor von allen Nüancen gebrochen wird, gewähren einen ganz eignen, wild romantiſchen Anblick, der oft an das Phantaſtiſche grenzt; oft bilden ſie zu einer ſchwindelerregenden Höhe ſich erhebende Felſenwände; dann glaubt man wieder tief in ihr

Inneres führende Säulengänge zu ſehen, wunderliche Grotten, aus deren Tiefen das farbige Geſtein ſeltſam hervorleuchtet, oder auch zerſtörten Burgen ähnliche Felſengruppen.

Im Beſtreben, nur einigermaßen von dem volkreichen und angebauten Zuſtande dieſes Landes einen recht anſchaulichen Begriff darzuſtellen, habe ich oben, ſo viel mir dieſes möglich war, alle die Flecken, Dorfſchaften und merkwürdigen Gebäude namentlich aufgeführt, an denen wir zwiſchen Lüttich und Huy, auf einer Strecke von kaum drei deutſchen Meilen, vorüberkamen; auch zwiſchen dieſem Orte und Namur drängen Dörfer, Schlöſſer, Fabrikgebäude und ehemalige, jetzt zu anderm Gebrauch eingerichtete Abteien ſich aneinander.

Man weiß auf dem ganzen Wege nicht, wohin man die Blicke wenden ſoll, um ſich nur keine der Schönheiten dieſer von der Natur hoch begünſtigten, durch Menſchenfleiß und Induſtrie verſchönten und belebten Gegenden entgehen zu laſſen. Hier zieht eine Gruppe hoher alter Bäume uns an, auf der andern Seite ein grünendes buſchreiches Mühlenthal, der köſtlichſte Baumſchlag bekleidet die hohen ſteilen Felſen, deren Häupter aus dem üppigen Grün nackt und kahl ſich erheben und, im Sonnenſchein erglühend, in ſeltnem Farbenſpiel prangen. Und zwiſchen dem Allen die blumen- und fruchtreichen Gärten, die Eiſenhämmer, die Mühlen, die Dorfſchaften, das ganze reiche Leben dieſes volkreichſten aller Thäler; und drüben auf der Höhe, in blauer Ferne, die dunkeln Wälder der Ardennen. So etwas läßt ſich weder malen noch beſchreiben, man muß es ſehen.

Wir erreichten Namur, noch ehe die Abenddämmerung einbrach. Dieſe mit bedeutenden Feſtungswerken umgebene Stadt iſt weit größer als Huy; die Lage derſelben, am Fuße eines ſteilen, mit hohen Feſtungsmauern gekrönten Felſens, macht einen ſehr impoſanten und maleriſchen Effect. Die Stadt ſelbſt aber ſchien uns nichts weniger als ſchön; enge winklige Straßen, von alten hohen Häuſern umgeben, zwiſchen dieſen große weite Marktplätze, wie man ſie im ganzen Lande, ſelbſt in den kleinſten Orten findet, war Alles, was wir ſahen. Alles glänzte im Schmucke der höchſten, hier überall üblichen Reinlichkeit, hatte aber auch zugleich ein gewiſſes ärmliches Anſehen, das mit Lüttich und ſelbſt mit den kleinen Städtchen und Ortſchaften, durch die wir bis jetzt gekommen, ſehr contraſtirte.

Das Hotel de Flandre, in welchem wir abſtiegen, konnte den ungünſtigen Eindruck, den das Innere von Namur auf uns gemacht hatte, nicht mildern. Aus Belgien anlangende Reiſende hatten in Godesberg uns gerathen dieſen Gaſthof und nicht das größere und elegantere Hotel d'Arscamp zu wählen, und wir bereuten gleich in der erſten Viertelſtunde, dieſem von einem alten Engländer uns gegebenen Rathe gefolgt zu ſein. Dort ſoll man, wie wir ſpäterhin hörten, ſehr wohl aufgenommen und bedient werden, hier fanden wir ein altes winkliges Haus, ſchlecht und unbequem meublirte Zimmer, ganz das Gegentheil von dem eleganten Hotel de la Poſte in Huy.

Obendrein mußten wir an einem Samstagabend in Namur anlangen. Alle beſſere Zimmer im Hauſe waren friſch geſcheuert, Treppen und Fußböden dampften feuchten Qualm und Seifengeruch uns entgegen. Um nur aufs Trockne zu gelangen, nahmen wir mit einem Hinterzimmer vorlieb, das keine andere Ausſicht als in den Hof uns gewährte. Ein paar große ſtarke Mägde, unter deren Tritt das ganze Haus erbebte, machten mit unübertreffbarer Langſamkeit die Kellner. Tout de suite, riefen ſie, bei Allem, was wir verlangten, aber ihr tout de suite dehnte zu Stunden ſich aus. Alles war in dieſem Hauſe ſchlecht, die Betten ausgenommen, die überall in Belgien mit guten Matratzen verſehen und überhaupt ſo vortrefflich ſind, als ein ermüdeter Reiſender es nur verlangen kann.

Inzwiſchen fanden wir doch an dem Fenſter unſers düſtern Zimmers beſſere Unterhaltung als wir erwartet hatten; das Schauſpiel, welches mehrere im Hofe ankommende und abgehende Diligencen uns gewährten, war wirklich ergötzlich genug, um uns über ein paar unbequeme und langweilige Stunden hinauszuhelfen.

In Frankreich wie in Belgien, wahrſcheinlich bald auch in Deutſchland, werden die Extrapoſten immer ſeltner; ſehr vornehme Herrſchaften und engliſche Familien ausgenommen, reiſt Jedermann, wes Alters, Standes und Geſchlechts er auch ſei, ohne Bedenken mit der Diligence; auch ſehen wir dieſe überall auf den Landſtraßen wie Bienen umherſchwärmen, dagegen erinnere ich mich kaum, auf der ganzen Reiſe zwei Extrapoſten begegnet zu ſein; von Hauderern iſt nun vollends kaum die Rede mehr, und der, mit welchem wir bis Brüſſel die Reiſe zurücklegten, erregte durch ſeine Erſcheinung ſogar einiges Aufſehen; um ſeinetwillen ſah man an mehreren Orten für reiſende Engländerinnen uns an.

Die Bequemlichkeit, welche dieſe öffentlichen Fuhrwerke gewähren, iſt aber wirklich ſehr groß, beſonders in dieſem Lande, wo die Städte ſo nahe an einander liegen, daß man nie gezwungen wird, eine Nacht durch zu fahren, und doch gewiß iſt, am nächſten Morgen mit einem ähnlichen Fuhrwerk die Reiſe fortſetzen zu können.

In Brüſſel, Antwerpen, Gent und andern großen Städten gehen täglich zwanzig, vielleicht noch mehr Diligencen nach allen Richtungen ab, gewöhnlich Morgens um ſechs und Nachmittags um zwei Uhr nach der nämlichen Stadt, ſodaß man die Stunde der Abreiſe ſo ziemlich nach freier Wahl beſtimmen kann. Da die mehreſten derſelben von Privatleuten unternommen werden, welche die Erlaubniß dazu von der Regierung erhalten, ſo kommt, wie bei den Fahrpoſten in England, der dadurch unter den Unternehmern entſtehende Wetteifer den Reiſenden gar ſehr zu Gute, und dieſe ſowol als ihr Gepäcke werden von den Conduktеurs mit großer Aufmerkſamkeit behandelt. Alle zwei Stunden werden die Pferde gewechſelt, und jede Stunde zwei brabanter Lieues zurückgelegt, die weit mehr betragen als eine deutſche Poſtmeile.

Mit Erſtaunen ſahen wir aus unſerm Fenſter im Hotel de Flandre, was ſich alles aus ſolch einem ambulirenden Hauſe entwickelt, wenn es ſein Ziel erreicht hat. Man traut kaum ſeinen Augen, wenn man es anſieht, und kann nicht begreifen, daß alle dieſe Leute, dieſe Koffer, Mantelſäcke, Schachteln und Körbe in dem engen Raum bequemen Platz gefunden haben ſollen; und dennoch iſt dem ſo. Sobald der Wagen im Hofe hält und der gewöhnlich an der Rückwand deſſelben angebrachte Schlag geöffnet iſt, wimmelt es um denſelben wie ein Ameiſenhaufen bunt durcheinander. Eine Menge Leute, die im Gaſthofe oder in der Nachbarſchaft die Ankunft der Diligence erwarteten, ſtrömen herbei. Hier werfen aus der Penſion heimkehrende Kinder ſich mit lautem Freudengeſchrei in die Arme ihrer ſie erwartenden Mutter oder

Bonne, dort eilt ein Ehemann, ſeiner von der Reiſe kommenden Gattin den Arm zu reichen, harrende Mägde und Diener beeifern ſich, ihrer Herrſchaft beim Ausſteigen zu helfen, alte Murrköpfe ſchleichen allein und verdrüßlich von dannen, ankommende Fremde eilen, ſich nach einem Logis umzuſehen, von einer Kunſtreiſe nach Paris zurückkehrende Modiſtinnen kämpfen mit den Trägern um die zarte Behandlung ihrer mitgebrachten, unſchätzbare Modells enthaltenden Cartons; es iſt ein Schreien, ein Lärmen, ein Rufen durcheinander wie beim Thurmbau zu Babel, aber in weniger als einer halben Stunde löſt der ganze Tumult ſehr friedlich, oft unter Lachen ſich auf.

Am ſeltſamſten und ergötzlichſten ſchien uns ein ſehr großer Wagen, auf welchem, nach engliſcher Art, auch oben auf dem Verdeck Reiſende ſaßen. Nicht weniger als elf geiſtliche Herren, hier zu Lande Paſtoren genannt, ſtiegen aus und von demſelben herunter; viere hatten oben mit herunterbaumelnden Beinen geſeſſen, ſieben kamen aus dem Innern des Wagens heraus, und nun ſtand der kleine ſchwarze Trupp noch eine Weile, ſich becomplimentirend, im Hofe beieinander, ohne, ich will es nur geſtehen, einen beſonders ehrwürdigen Eindruck, ſondern wol eher das Gegentheil eines ſolchen auf uns zu machen.

Seit der Aufhebung der Klöſter, welche alle Prieſter zu Weltgeiſtlichen umformte, ſind Mönchskutten und Kapuzen verſchwunden, und das hat allerdings ſein Gutes; wäre nur die Tracht, ohne welche in Brabant kein Geiſtlicher außerhalb ſeines Hauſes ſich ſehen laſſen darf, beſſer gewählt. Jene Mönchstracht machte wenigſtens einen einigermaßen maleriſchen Effect, die jetzige Kleidung der Geiſtlichen aber iſt beides, entſtellend und grotesk zugleich. Wer nicht daran gewöhnt iſt, ſie zu ſehen, kann wirklich nicht umhin, durch ſie an einige Charaktere in Moliere's Komödien erinnert zu werden, wie dieſe noch heutigen Tages auf den franzöſiſchen Theatern coſtumirt erſcheinen, und die ich hier nicht näher bezeichnen mag.

Das auffallendſte und entſtellendſte iſt der mächtig große, platte, zu einem regelmäßigen ganz flachen Dreieck aufgekrämpte Hut, der oben auf dem Wirbel des mit kurzgeſchnittenen ſchlichten Haaren bedeckten Hauptes gleichſam ſchwebt und die Tonſur bedeckt, welche, beſonders bei jungen eleganten Geiſtlichen, kaum in der Größe eines Viergroſchenſtücks erſcheint. Ein enger ſchwarzer, ſorgſam bis an den Hals zugeknöpfter und bis auf die Knöchel reichender Rock, mit einer unendlich langen Taille, bezeichnet auf die unvortheilhafteſte Weiſe die Geſtalt; eine nicht ſehr breite Schärpe von ſchwarzer Seide, ſehr tief unten um den Leib gebunden, an einer Seite in eine große bauſchende Schleife geſchlungen, deren Enden lang herabflattern, und ein kleines Ueberſchlägelchen von Kammertuch unter dem Kinn vollenden die geiſtliche Toilette, und in dieſer Geſtalt ſitzen die Herren oben auf dem Verdeck eines Poſtwagens.

Am folgenden Morgen ſaßen wir in trübſeliger Unentſchloſſenheit bei einander; ein grauer Nebelſchleier, der ſich bald in feinen anhaltenden Regen aufzulöſen drohte, verhüllte die Sonne; ſollten wir unter ſo traurigen Aſpecten den Plan, nach Dinant zu fahren und Abends nach Namur zurückzukehren, ausführen? oder lieber ſogleich den Weg nach Brüſſel antreten? Der lebhafte Wunſch, auch den Theil des Maasthales zu ſehen, der als der intereſſanteſte uns geprieſen worden war, trug endlich über alle Bedenklichkeiten den Sieg davon, zudem verſprach unſer brüßler Fuhrmann uns mit großer Gewißheit einen wunderſchönen

Tag, die Chauſſée, die vor uns lag, war vortrefflich, an Umwerfen war nicht zu denken, ſo ſetzten wir denn um acht Uhr uns getroſten Muthes in den Wagen, ohne den feinen Staubregen zu achten, der jetzt wirklich eintrat, und hatten auch ſpäterhin nicht Urſache, dieſen Entſchluß zu bereuen. Die Prophezeiung unſeres Fuhrmanns ging gegen Mittag in Erfüllung, der Himmel heiterte ſich auf und gewährte uns einen wunderſchönen Abend.

Gleich hinter Namur gewinnt die Gegend einen ernſtern, wahrhaft erhabnen Charakter, ohne dadurch den Reiz, den eine unbeſchreiblich reiche Vegetation nur gewähren kann, zu verlieren. Ueppig rankende Hopfenpflanzungen, gleich hinter Namur und auch weiterhin, an beiden Ufern des Stromes, verkündeten uns das Bierland, die Weinberge waren verſchwunden, nur hier und dort ſahen wir einige Wohnungen des Landmannes mit Reben bekleidet.

Dieſes Volk, vom Vornehmſten bis zum Geringſten, liebt es, nicht nur das Innere ſeiner Wohnungen durch den Glanz der höchſten Reinlichkeit, ſondern auch die nächſten Umgebungen derſelben mit Obſtbäumen und ſchönen Blumen zu ſchmücken. Die

Gartenluſt ſcheint ihm angeboren zu ſein, zwiſchen Lüttich und Dinant längs den Ufern der Maas hat jedes Schloß, jedes bedeutende Wohngebäude ſeine Gartenanlagen, und jede Hütte, ſei ſie auch noch ſo klein, ihr luſtig blühendes Gärtchen; ſogar auf bedeutender Felſenhöhe erbaute einzelne Wohnungen entbehren deſſen nicht. Die großen Gärten ſind faſt alle mit hohen Mauern umgeben, doch die ſehr häufig in dieſen angebrachten eiſernen Gitterthore gewähren dem Vorüberfahrenden eine um ſo reizendere Anſicht der wohlgehaltenen geſchmackvollen Anlagen. Die Gärtchen des Landmannes überſchaut man mit einem Blick und freut ſich der darin herrſchenden, die Wohlhäbigkeit ihrer Eigenthümer verkündenden zierlichen Ordnung. Denn kein mit ſchwerem Sorgen, äußerer Noth und drückenden Abgaben Belaſteter wird ſo leicht daran denken, ſeine arme Hütte mit Blumen zu ſchmücken, noch weniger dieſe ſo warten und pflegen, als es hier geſchieht.

Jede Sonnenblume, jede Malve, die in der mannichfaltigſten Abwechſelung der Farben überall in Menge blühen, iſt hier zierlich aufgebunden, und nirgends ſahen wir mit zerknickten Zweigen ſie herunterhängen.

Wo eine Mauer, eine Felſenwand durch ihre Lage ſich dazu bietet, hat eine fleißige Hand aus bogenartig über einander ſich erhebenden Haſel= oder Weidenruthen fächerförmige Spaliere gebildet, an denen die ſchönſten Pfirſiche, Trauben und andere Früchte in großer Vollkommenheit gezogen werden. Prachtvolle Obſtbäume, rieſengroße Nußbäume beſchatten die freundlichen Wohnungen des Landmannes, zu welchen ein reinlich mit Kies beſtreuter Fußweg zwiſchen Blumen und Gras führt; ſchöneres Gemüſe, als in dieſen Gärtchen, habe ich nie geſehen; kein Düngerhaufen, keine Miſtpfütze beleidigt in den Dörfern Naſen und Augen, allen dieſen widrigen, freilich aber dem Landmann unentbehrlichen Gegenſtänden iſt irgend ein verſtecktes Plätzchen in der Nähe des Hauſes angewieſen, wo Niemand ihr Daſein bemerkt. Keine niederländiſche Bäuerin, wäre ſie auch noch ſo arm, würde jemals ihre wohlgewaſchenen und glattgekämmten Kinder auf dem Miſt ſpielen laſſen und durch tiefen Koth nach ihrer Wohnung zu waden ſich entſchließen.

Sehr ſichtbar iſt der wohlthätige Einfluß, welche die in dieſem Lande allgemein herrſchende Liebe zur Reinlichkeit auf die körperliche Bildung wie auf die

Geſundheit ſeiner Bewohner übt. Auf der ganzen Reiſe iſt mir faſt kein Krüppel, kein einziges von der Natur ſichtbar verwahrloſetes Weſen zu Geſicht gekommen, wol aber viele kräftige, durchaus wohlgebildete, wenngleich nicht durch auffallende Größe ſich auszeichnende Geſtalten, unter den Männern ſowol als unter den Frauen. Viele regelmäßig ſchöne Köpfe, mit dunkeln blitzenden Augen und faſt griechiſchem Profil, in deren ernſten Zügen Ehrlichkeit, Wohlwollen, Feſtigkeit und eine gewiſſe innere Lebensfreudigkeit ſich ausſprechen. Dieſes gewandte, thätige, genußfrohe und doch zum tiefſten Ernſt ſich hinneigende Volk unterſcheidet ſich ſowol durch ſeine Geſtalt als durch ſeine ganze Art, zu ſein und zu leben, auf das auffallendſte von ſeinen beiden nächſten Grenznachbarn, den Franzoſen ſowol als den Holländern, obgleich die Sprache der Erſteren faſt von Allen verſtanden und auch geſprochen wird und die Landesſprache eigentlich nur ein Gemiſch von Holländiſch und Franzöſiſch iſt, das jedem Niederſachſen ſehr leicht verſtändlich wird.

Der bekannte blaue Kittel iſt hier die allgemeine Landestracht, vom Greiſe bis zum Knaben, nur in den Städten, bei Denen, welche zu den vornehmen Claſſen ſich rechnen, ſieht man ihn weniger. Weiber und Kinder tragen alle ſchneeweiße Häubchen, nie ſieht man eine derſelben mit unbedecktem Haupte einhergehen, ſelbſt kaum in Städten, und dann gehören dieſe Ausnahmen immer zu den höheren Ständen.

Je weiter wir von Namur uns entfernten, je imposanter und herrlicher entwickelte ſich vor unſern Augen die unglaubliche Schönheit der Gegend in unendlicher Abwechſelung erhabener und anmuthiger Anſichten. Zwiſchen Felſen, Marmorbrüchen, prächtigen Baumgruppen, lachenden Gärten und maleriſchen Ortſchaften windet ſich die Maas in ſchönen Krümmungen hin. Zuweilen erſchien ſie wie ein von hohen pittoresken Felſen rings umſchloſſener See, oft treten die Felſen an beiden Ufern ſo nahe zuſammen, daß in dem verengten Thal kaum für den raſch dahinſtrömenden Fluß und den Weg, auf welchem wir fuhren, Platz blieb. Dann erweiterte ſich wieder das Thal, um ſich bald hernach wieder um ſo enger zuſammenzuziehen.

Näher an Dinant gewinnt die Gegend ein wilderes, romantiſcheres Anſehen. Die immer kühner und maleriſcher ſich geſtaltenden Felſen werden höher, ſeltſam geformte Felſengruppen krönen ihre Häupter, verfallenes Mauerwerk, uralte Thürme, zerſtörte Burgen nachbildend, ſteigen ſie am Abhange der Berge empor oder auch tiefer unten am Strom, zwiſchen niederem Geſträuch, von majeſtätiſchen Buchen, uralten Eichen und herrlichen Nußbäumen umſchattet. Und dennoch, bei all dieſer ernſten Felſenpracht, bleibt die Gegend freundlich und belebt, ihr Anblick iſt feierlich erhaben, aber nicht fürchterlich.

Ganz nahe vor Dinant ſchienen die Felſen, an deren Fuß der Weg ſich hinwindet, einander faſt oben in der Höhe zu berühren, dann traten wir wieder hinaus in eine freiere Gegend, eine Menge blumen- und baumreicher Gärten lag uns zur Seite, zog ſich an den Abhängen der Berge hinauf. Ein chineſiſcher Tempel, mitten in dieſer feierlichen Wildniß, ſah von bedeutender Höhe wunderlich genug auf uns herab; wir entdeckten allerlei elegante Gartengebäude, zierliche Ruheplätzchen, leicht geſchwungene mit durchbrochenen Geländern eingefaßte Brücken, die von einer Felſenſpitze zur andern führten, alles dieſes zum größten Theil auf ſchwindelerregender Höhe der von unſerer

Seite ſenkrecht ſteil ſich erhebenden Felſen. Zugleich erblickten wir ein großes ſchloßartiges Haus, die Wohnung des Gouverneurs der Stadt, zu welcher dieſe parkartigen Gartenanlagen gehören. Jenſeits des Stroms lag Dinant vor uns, eine ſchöne ſteinerne Brücke führt in die Stadt hinein.

Die Lage von Dinant hat mit der von Huy und Namur viel Aehnliches, übertrifft aber bei weitem beide an impoſanter Größe und auch, wenn es erlaubt iſt, dieſes Wort hier anzuwenden, an Abenteuerlichkeit. Hart zwiſchen dem hinter ihr emporſteigenden Felſen und dem Strom eingeklemmt, bildet die Stadt nur eine einzige ſchmale Straße, und erſt weiterhin erweitern ein paar ähnliche enge Gäschen und ein Marktplatz en miniature ihren Umfang, auch liegen noch einige Häuſer auf der andern Seite des Stroms, die zu derſelben gezählt werden.

Die ſteile breite Felſenwand, an deren Fuß Dinant erbaut iſt, übertrifft noch bei weitem an Höhe die bei Namur und Huy; auch die Feſtungswerke oben, auf ihrer Scheitel, erſcheinen weit furchtbarer und grandioſer und von größerm Umfange. Beſonders abenteuerlich nahm ein Etwas ſich aus, das oben von der Feſtung herab über dem Strom ſchwebte und uns unten wie ein aus dem Fundamente geriſſenes und dort in der Höhe gleich einem Vogelkäfig aufgehängtes kleines Haus erſchien. Das Ding war gar zu wunderlich anzuſehen; ſpäterhin vernahmen wir, daß dieſer Gegenſtand unſeres Erſtaunens nichts weiter als eine Vorrichtung zum Waſſerſchöpfen ſei, deren man gleich nach Erbauung der Feſtung ſich habe bedienen müſſen. Jetzt aber hat dieſe ihren eignen, viele viele Klafter tiefen unverſiegbaren Brunnen.

Die ſchöne alte und große Kirche, nahe bei der Brücke, grenzt ſo nahe an den Felſen, daß kaum Raum genug übrig bleibt, um rings um ſie herumgehen zu können. Es iſt ein alter ſtattlicher Tempel Gottes; zwei, leider während der franzöſiſchen Revolution verſtümmelte, einſt gewiß ſehr ſchön geſchmückte Portale zeigen noch trübe Beweiſe ehemaliger alterthümlicher Kunſt und Pracht.

Die Häuſer der Bürger auf der einen Seite der Hauptſtraße ſind vom Felſen, die auf der andern vom Strom nicht minder eingeengt als die Kirche, kaum daß hinter jedem derſelben ein ganz kleiner Hofplatz übrig bleibt, ſo beſchränkt iſt hier der Raum. Die

Seite ſenkrecht ſteil ſich erhebenden Felſen. Zugleich erblickten wir ein großes ſchloßartiges Haus, die Wohnung des Gouverneurs der Stadt, zu welcher dieſe parkartigen Gartenanlagen gehören. Jenſeits des Stroms lag Dinant vor uns, eine ſchöne ſteinerne Brücke führt in die Stadt hinein.

Die Lage von Dinant hat mit der von Huy und Namur viel Aehnliches, übertrifft aber bei weitem beide an impoſanter Größe und auch, wenn es erlaubt iſt, dieſes Wort hier anzuwenden, an Abenteuerlichkeit. Hart zwiſchen dem hinter ihr emporſteigenden Felſen und dem Strom eingeklemmt, bildet die Stadt nur eine einzige ſchmale Straße, und erſt weiterhin erweitern ein paar ähnliche enge Gäßchen und ein Marktplatz en miniature ihren Umfang, auch liegen noch einige Häuſer auf der andern Seite des Stroms, die zu derſelben gezählt werden.

Die ſteile breite Felſenwand, an deren Fuß Dinant erbaut iſt, übertrifft noch bei weitem an Höhe die bei Namur und Huy; auch die Feſtungswerke oben, auf ihrer Scheitel, erſcheinen weit furchtbarer und grandioſer und von größerm Umfange. Beſonders abenteuerlich nahm ein Etwas ſich aus, das oben von der Feſtung herab über dem Strom ſchwebte und uns unten wie ein aus dem Fundamente geriſſenes und dort in der Höhe gleich einem Vogelkäfig aufgehängtes kleines Haus erſchien. Das Ding war gar zu wunderlich anzuſehen; ſpäterhin vernahmen wir, daß dieſer Gegenſtand unſeres Erſtaunens nichts weiter als eine Vorrichtung zum Waſſerſchöpfen ſei, deren man gleich nach Erbauung der Feſtung ſich habe bedienen müſſen. Jetzt aber hat dieſe ihren eignen, viele viele Klafter tiefen unverſiegbaren Brunnen.

Die ſchöne alte und große Kirche, nahe bei der Brücke, grenzt ſo nahe an den Felſen, daß kaum Raum genug übrig bleibt, um rings um ſie herumgehen zu können. Es iſt ein alter ſtattlicher Tempel Gottes; zwei, leider während der franzöſiſchen Revolution verſtümmelte, einſt gewiß ſehr ſchön geſchmückte Portale zeigen noch trübe Beweiſe ehemaliger alterthümlicher Kunſt und Pracht.

Die Häuſer der Bürger auf der einen Seite der Hauptſtraße ſind vom Felſen, die auf der andern vom Strom nicht minder eingeengt als die Kirche, kaum daß hinter jedem derſelben ein ganz kleiner Hofplatz übrig bleibt, ſo beſchränkt iſt hier der Raum. Die

Bewohner der Felſenſeite ſind aber bei weitem die Glücklichern; die ganze Felſenwand iſt hier, wie bei Huy, in bis faſt an die Feſtungsmauern reichende Terraſſen eingetheilt, und jedes Haus beſitzt auf der hinter demſelben liegenden Terraſſe ſein blumen- und fruchtreiches wohl und zierlich angebautes Gärtchen; zum Aufbewahren der Gartengeräthe, auch zum Schutz gegen einen plötzlich eintretenden Regen ſind grottenartige Vertiefungen in den Felſen gehauen; denn jeder Fuß Raum iſt hier zu viel werth, als daß man ihn an Pavillons und ähnliche Baulichkeiten verſchwenden möchte.

Der Anblick, den dieſe breite, mit Blumen und Obſtſpalieren über und über bedeckte Felswand gewährt, iſt wirklich magiſch zu nennen. Steinerne Treppen führen von einer Terraſſe zur andern bis nahe unter die Feſtungsmauern hinauf, aber wenn man auch die am höchſten liegende derſelben beſteigt, hat man dennoch an der Ausſicht auf die Umgegend dadurch wenig gewonnen. Das Thal iſt zu enge, die Vorſprünge der nahen Felſen verhindern jeden Blick in die Ferne, und eigentlich ſieht man wenig mehr als die engen Gaſſen der tief unten liegenden Stadt.

Das kleine Dinant iſt bei alle dem ein ſehr volkreiches lebhaftes Städtchen. Die Einwohner deſſelben ſcheinen wohlhabend zu ſein; dieſe Wohlhäbigkeit wird hauptſächlich dem Speditionshandel nach Frankreich zugeſchrieben, der hier, beſonders mit Leinwand, viel betrieben wird. Die guten Leute ſollen aber auch, wie man ihnen nachſagt, noch eine andere Art Handel mit dieſem verbinden, zu welchem die ſehr nahe franzöſiſche Grenze ſie einladet, und der zwar im Entdeckungsfall gefährlich, aber zu einträglich iſt, als daß man ſeinen Lockungen ſo leicht widerſtehen könnte.

Als Haupterzeugniß und größte Merkwürdigkeit des Ortes wurden uns übrigens eine Art ziemlich pikanter Pfeffernüſſe präſentirt, die hier fabricirt und wegen ihrer Berühmtheit in großen Maſſen weit und breit verſendet werden.

Bei einem Gange durch die Stadt fiel mir die im Verhältniß zur Größe derſelben ſehr große Anzahl von Uhrmachern, mehr noch die der vielen Putzläden auf. Wir ſahen Hauben, Bänder, Hüte, Shawls, Damenkleider hinter ſpiegelhellen Fenſtern ausgeſtellt, wie wir ſie in dieſem kleinen abgelegenen Winkel der Welt nimmermehr zu finden erwartet hätten, und traten, von Neugier getrieben, in ein paar der glänzendſten Magazine dieſer Art hinein. Wir fanden aber nur Schein, dem das Weſen fehlt; die guten Leute hatten ihre beſten Herrlichkeiten an die Fenſter gehängt und konnten in ihren kleinen, kaum zwölf Fuß im Quadrat haltenden Läden faſt nichts Anders aufweiſen als dieſe.

Auch den mit einem glänzenden Schilde ſich ankündigenden einzigen Buchladen des Städtchens beſuchte ich, in der Hoffnung eine Beſchreibung des Maasthales oder eine Specialkarte deſſelben kaufen zu können; fand aber nur einige Schul- und Erbauungsbücher und mehrere ſauber gebundene Exemplare eines vielbändigen Ange tutélaire, der mir ebenfalls ein elegantes Erbauungsbuch zu ſein ſchien. Der Hauptartikel dieſes Buchhändlers beſtand in Briefcouverts und Schreibepapier, dieſem Urelemente aller Bücher der Welt, und es ſchien, als ob er damit bei den Einwohnern von Dinant vollkommen ausreiche.

Das Poſthaus in Dinant, in welchem wir, als dem erſten Gaſthofe des kleinen Ortes, abſtiegen, iſt ein Muſter hoher Reinlichkeit und der zierlichſten Ordnung. In einem andern Lande könnte man ſogar dieſes

Haus prächtig nennen, denn Thürpfoſten, Hausſchwellen und Vorplätze, ſowie auch Kamine, Tiſche, Bureaus und Kommoden glänzen von hellpolirtem Marmor in allen Farben, gelbem, grauem, röthlichem, auch ſchwarzem und weißem, der in den benachbarten Bergen in großer Menge gebrochen wird. Im erſten Stock fanden wir eine lange Reihe kleiner, ſehr zierlich und elegant meublirter Zimmer, in denen wir nach Belieben ausruhen konnten. Die Leute im Hauſe kamen allen unſern kleinen Wünſchen mit der, Gebirgsbewohnern eignen treuherzigen Freundlichkeit entgegen; Alles war in ſeiner Art vortrefflich und lobenswerth bis auf das faſt ungenießbare Diner, für welches aber der aus den vortrefflichſten Melonen, Pfirſichen und Trauben beſtehende Nachtiſch uns entſchädigte; lauter Erzeugniſſe jener Felſenterraſſen, wo alles Obſt frühzeitig einen Grad von Reife erhält, den es ſonſt nur in den wärmſten Zonen erreicht.

Wir aßen unten mit der aus einigen Einwohnern der Stadt und einigen Fremden beſtehenden Tiſchgeſellſchaft, denn unſere Wirthe ſchienen dieſes von uns nicht anders zu erwarten. Wir fanden es am gerathenſten, an der Unterhaltung keinen thätigen Antheil zu nehmen; das Wenige, was wir einander zu ſagen hatten, machten wir in engliſcher Sprache ab, und ſo hielt man uns ohne weiteres für reiſende Engländerinnen, an deren Erſcheinung man hier gewöhnt zu ſein ſchien, und bekümmerte ſich weiter nicht um Perſonen, die der Landesſprache, wie man glaubte, nicht mächtig wären.

Deſto unterhaltender war für uns die Rolle ſtummer Zuhörerinnen. Ein junger Weinhändler, dem Dialekte nach ein Bewohner der Ufer der Garonne, erzählte lauter Anekdoten, die ich als Kind in Péplier's Grammatik geleſen, und die er alle ſelbſt erlebt haben wollte. Dieſes wäre ſehr langweilig geworden, hätte nicht ein Einwohner von Dinant ſich bald des Wortes bemächtigt. Dieſer ſprach von den Gefahren einer Waſſerfahrt auf der Maas, beſonders wenn der Strom ſo angeſchwollen und reißend iſt, wie er jetzt eben es war. Mit vieler Lebhaftigkeit beſchrieb er die Lebensgefahr, in der er vor wenigen Tagen geſchwebt, als er, hinter Dinant, auf einem Nachen tiefer hinunter fahren wollen; der Nachen war, nahe bei einer Mühle, in einen Strudel gerathen, war umgeſchlagen, und er nebſt ſeinen Begleitern hatten mit Mühe und Noth einen Felſen erreicht und ſich auf denſelben gerettet, während ihr Nachen vor ihren Augen zerſchmettert unterging.

Jetzt bemächtigte ein Dritter, dem Anſchein nach ein ehemaliger Offizier, ſich des Geſprächs; was dieſer ſagte, hatte für uns allerdings viel Intereſſantes; er erzählte von ſeinem Aufenthalte in den ſehr nahen Ardennen, in welchen er fünf Monate zugebracht, dieſem, beſonders in Deutſchland faſt unbekannten Landſtrich, von welchem noch kein Reiſender uns eine Beſchreibung gegeben, und der allgemein für einen der wildeſten und unwirthbarſten in Europa gehalten wird.

Zufolge Dem, was dieſer Offizier davon berichtete, der ſich lange genug dort aufgehalten, um ſie genau kennen zu lernen, ſind die für ſo rauh und wild verſchrieenen Ardennen nicht nur ein oft maleriſch ſchönes, ſondern auch ſehr fruchtbares wohlangebautes Land. Den Bewohnern deſſelben mangelt zwar jene feinere Cultur, die man nur in weniger einſam liegenden Gegenden bei dem Landmanne antrifft; aber ihre einfachen Sitten ſind deshalb doch weder rauh noch wild zu nennen. Es ſind brave, gutmüthige, gaſtfreie

Leute, ſagte der Offizier, mit denen es ſich recht gut auskommen läßt, wenn man ihre Art und Weiſe erſt kennt. Man kann in den Ardennen recht gut und unglaublich wohlfeil leben, wenn man den feineren höheren Umgang mit der gebildeteren Welt zu entbehren weiß. Holz, Wild aller Art, beſonders alle Gattungen von Vögeln, vom Auerhahn an bis zum Krammetsvogel hinab, treffliches Obſt, herrliche Forellen, Alles, was man zum eigentlichen Wohlleben bedarf, iſt für ein Spottgeld zu haben; gewiß die Ardennen ſind ein ſchönes Land, ach, was gibt es dort für Becaſſinen! nur leider verſtehen die Leute nicht, ſie gehörig zu braten! ſetzte er ſchmerzlich ſeufzend hinzu.

Nach Tiſche hielten wir in unſerm Zimmer mit unſerm Wirthe, einem recht verſtändigen Manne, hohen Rath. Wir vernahmen von ihm, daß bald hinter Dinant die Gegend einen andern Charakter annimmt. Die Felſen werden niedriger, die Maas fließt ruhiger zwiſchen flächeren, weniger bebauten Ufern dahin, und die romantiſche Schönheit ihrer Umgebungen verſchwindet allgemach ganz. Eine merkwürdige Höhle, drei Lieues hinter Dinant, wurde noch von ihm als ſehenswerth uns genannt; der Weg dorthin und wieder zurück hätte uns drei Stunden Zeit gekoſtet, und wir hätten an dieſem Tage nicht wieder nach Namur zurückfahren können. Ich beſuchte der berühmten Höhlen ſchon ſo viele, daß ich es endlich aufgegeben habe, den Schönheiten der Natur unter der Erde nachzuklettern, lieber erfreue ich mich derſelben im hellen Sonnenſchein, auf der Oberfläche dieſer mir ſehr lieben Welt, auf der ich gern verweile, ſo lange es mir vergönnt iſt. Das undurchdringliche Dunkel ewiger Nacht erreichen wir Alle früh genug.

Wir ſetzten uns alſo in unſern Wagen und traten den Rückweg nach Namur an. Alles ſchimmerte und blitzte, wie mit Diamanten und Rubinen überſäet, im herrlichſten Sonnenglanz, der jemals nach einem regenvollen Tage die Welt verklärte. Wie leuchteten die manichfaltig geſtalteten Felſengruppen aus dem dunkleren wie Saphir ſchimmernden Gebüſche hervor! Die Gärtchen, die Blumen, die hohen prächtigen Eichen und Blumen, Alles prangte in unbeſchreiblicher verdoppelter Pracht. Nie habe ich einen herrlicheren Abend erlebt; es war, als habe die Sonne ſich der Erde liebend zugeneigt und mit ihren glühendſten Stralen ſie bräutlich geſchmückt.

Still verſunken in Freude und Bewunderung zogen wir nochmals an all dem Schönen im hellen Glanze vorüber, das, in trübe Schleier gehüllt, uns ſchon am Morgen entzückt hatte; die lieben freundlichen Dörfer mit ihren Gärtchen, die Marmorbrüche, die Mühlen, die Eiſenhämmer, die herrlichen Baumgruppen!

Unſer unfreundliches Zimmer in Namur, der Diligencen Lärmen im Hofe, das ſchwerfällige Herbeitraben der Mägde, alles Unheimliche unſeres Gaſthofes contraſtirte zwar gewaltig mit Dem, was uns den Tag über erfreut hatte, vermochte aber doch nicht, uns aus unſerer ſtill heitern Stimmung zu bringen.

Der Rhein und die Maas.

Man ſoll nicht Vergleichungen anſtellen; und doch wie wäre es möglich, dieſes zu unterlaſſen, wenn, ſo wie mir hier, die Vergleichung ſich gewaltſam entgegendrängt. Wer mit offenem Sinn für die Schönheit der Natur kurz nach einer Rheinreiſe die Ufer der Maas erblickt, muß der Rheinufer dabei gedenken und fühlt ſich unwillkürlich gezwungen, ſie beide im Geiſte nebeneinanderzuſtellen.

Die Maas, obgleich ſie zuweilen breit genug erſcheint, an einigen Stellen in wunderſchönen Krümmungen zwiſchen blühenden Ufern ſich hinwindet, und ihre Wogen über Klippen und Geſtein raſch und luſtig einherbrauſen, iſt dennoch nicht der Rhein. Sie iſt nicht groß und mächtig und majeſtätiſch wie er. Fern von mir bleibe die Läſterung, ſie über ihn zu erheben oder auch nur ſie ihm gleichſtellen zu wollen, dieſem ſchönſten aller deutſchen Ströme, an deſſen Ufern ich ſeit Kurzem mich angeſiedelt habe, und ſie in ihrer, trotz dem Wechſel der Jahreszeiten unverwüſtlichen Herrlichkeit täglich bewundere und mich daran erfreue.

Der Maas fehlen die Inſeln, welche, grünen Kronen gleich, den Rhein ſchmücken, die Weinberge, deren Name ſchon allein die Herzen erfreut, die grauen Denkmäler einer großen bis in jene dunkeln Jahrhunderte, in welcher die Römer hier herrſchten, hinaufreichenden Vorzeit, welche von hohen Felſen hinab in den grünen, unverändert einherrollenden Fluten ſeit undenklichen Tagen ſich ſpiegeln.

Das eigentliche Rheinthal iſt dem ernſten Nachdenken über große, wechſelvolle, längſt entſchwundene Zeiten geweiht, es erſcheint wie ein Tempel der Vergangenheit, deſſen Säulen die Felſen ſind, über welche der nächtliche Sternhimmel ſich wölbet. Sobald man den üppig blühenden Rheingau bei Bingen aus dem Geſicht verliert, fühlt man von einem unbeſchreiblich ſüßen, aber wehmüthigen Gefühl ſich ergriffen, von Schauern der Vergangenheit ſich umweht; und dieſes Gefühl verläßt uns nicht, bis der Dom von Köln, gleichſam ihr Grabſtein, in ernſter Trauer uns entgegentritt.

Die Städte und Ortſchaften, deren Mauern der Rhein beſpült, ſtehen zum Theil, wie zum Beiſpiel Bacharach, mit ihren verfallenden uralten zackigen Mauern ſelbſt wie Ruinen da; die am Ufer ſich hinziehenden langen Reihen ihrer Häuſer, ſo maleriſch ſie in der Ferne ſich ausnehmen, ſehen doch meiſtens in der Nähe ſchlecht erhalten, mitunter ärmlich aus. Einzelnen ſchönen, ſogar prächtigen Schlöſſern und großen Landhäuſern führt der Strom zwar oft vorüber, aber noch weit mehr armen verfallenen Hütten, denen freilich die ſie umrankende Rebe ein ſehr maleriſches Anſehen verleiht.

Auch die bis zum Gipfel hinauf mit Reben bekleideten hohen Felſen, unerachtet des berauſchenden Reſedendufts, mit welchem ſie in der Blütenzeit weit und breit umher das Thal erfüllen, ſind doch nur während weniger Monate im Jahre eigentlich anmuthig zu nennen, die meiſte Zeit ſtehen ſie nackt und kahl, in düſteres Grau gehüllt, und nur die hohe, ernſte Schönheit ihrer Formen bleibt unverwüſtlich. Bei dem, längs dem Rheine ſehr auffallenden Mangel an alten hohen Bäumen, weitſchattenden hundertjährigen Linden, würde, beſonders zwiſchen Bingen und Koblenz, eine gewiſſe durch dieſe Baumleere entſtehende Monotonie fühlbar werden, erhielten nicht die Ruinen auf den Felſenhöhen und der in grandioſen Windungen hinſtrömende Rhein die Aufmerkſamkeit unabläſſig beſchäftigt.

Alles am Rhein ſpricht zu uns von einſt erlebten beſſern, glorreichen Tagen; anders iſt es an der weit unbedeutenderen Maas: das Thal, durch welches ihr raſcher Lauf ſich windet, iſt der lebensreichſten, thätigſten Gegenwart geweiht, wie das Rheinthal dem ernſten Zurückblicken. In einem verhältnißmäßig ſehr kleinen Raum liegen Dörfer, größere Ortſchaften, einzelne Häuſer, Schlöſſer, große Fabrikgebäude, Kirchen, ehemalige Abteien, Eiſenhämmer und Mühlen ſo dicht zuſammengedrängt, daß auf dem ganzen Wege von Lüttich bis Dinant nicht leicht ein Punkt aufzufinden wäre, von welchem aus man nicht ganz in der Nähe menſchliche Wohnungen erblickte und nicht zugleich dabei fühlte, daß es Denen, die ſie bewohnen, darin „wohl bereitet iſt“. Alle ſtehen gut erhalten, im behaglichſten Wohlſtande da; der Geiſt der Ordnungsliebe und niederländiſcher Reinlichkeit, die nicht, wie bei den benachbarten Holländern, bis zur Caricatur ſich ſteigert, waltet hier ſichtbar über Hütten wie über Paläſten und verleiht auch den unbedeutendſten Gegenſtänden einen ganz eigenthümlichen Reiz

Die allgemeine Thätigkeit iſt es, die in dieſem glücklichen ſchönen Thale das Leben friſch erhält und Freude und Wohlſtand verbreitet; alle dieſe Fabriken, in denen Greiſe und Kinder, Männer und Frauen Beſchäftigung finden, dieſe Eiſenhämmer, dieſe Kohlengruben, ſogar dieſe Marmorbrüche, welche die ewigen Berge umgeſtalten, bald in ſenkrecht ſteile Felſenwände ſie umwandeln, bald durch domartige, tief in das Innere derſelben dringende Gewölbe, bald durch grottenartige Vertiefungen die wunderbare romantiſche Schönheit der Gegend erhöhen.

Keine Reben, aber Wald und Wieſen und Kornfeld, mit prachtvollen Gruppen hoher alter Bäume untermiſcht, bedecken die Ufer und ziehen hoch an den Felſen ſich empor; das ſtarre Geſtein ſteht überall im Kampf mit der reichſten, üppig an ihm heranklimmenden Vegetation. Von der Schönheit und Mannichfaltigkeit der Form dieſer Felſen kann nur der Zeichenſtift, nicht die Feder, einen anſchaulichen Begriff geben; ſie wetteifert mit der des Siebengebirges am Rhein, obgleich in ganz anderer Art. Manche ſahen wir, vom Gipfel bis zum Fuß, in viele der Länge nach ſie ſpaltende wellenförmige Vertiefungen abgetheilt; auf andern, durchaus grün bekleideten ſtiegen höher und tiefer, in faſt regelmäßigen Abſtufungen, größere und kleinere Pyramiden empor; andere hatten große Aehnlichkeit mit dem berühmten Lurleifelſen.

Und dennoch iſt die Maas nicht der Rhein!

Reiſenden, die aber blos zum Vergnügen die Welt durchſtreifen, die an den Herrlichkeiten der Schweiz, der tiroler Gebirge, der Rheinufer, der ſchottiſchen Hochlande, ſogar der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz ſich müde geſehen haben, allen ſolchen kann ich mit gutem Gewiſſen den Rath geben, auch das Maasthal zu beſuchen; ſie werden es nicht bereuen, ihn befolgt zu haben.

Dieſe köſtlichen Gegenden ſind für uns beinahe eine terra incognita, deren Schönheit nur Wenigen bekannt iſt; die Engländer aber, dieſe unermüdlichen Reiſenden, die ihr eignes Vaterland hoch über alle Länder der Welt erheben, und doch ſo oft und auf ſo lange Zeit, als es ihnen möglich iſt, ſcharenweiſe es verlaſſen, haben auch hieher den Weg gefunden, und man trifft überall theils auf ſie ſelbſt oder auf ihre Spuren; überall hört man von dames anglaises und milords anglais ſprechen, welche dieſe Anſicht, jene Felſengruppe ganz beſonders bewundert haben. Andere Reiſende wurden nie erwähnt.

Auch unſere deutſchen Landſchaftszeichner und Maler möchte ich ins Maasthal ſchicken. Am Comerſee, in der Schweiz, an der Elbe, am Rhein, im

Tirolerlande gibt es faſt keinen ſchönen Punkt mehr, der nicht ſchon zwanzigmal von allen Seiten gezeichnet, in Kupfer geſtochen, lithographirt, in Aquarell und in Gouache gemalt worden wäre. An der Maas bietet ſich ihnen ein reiches, weites bis jetzt noch faſt uncultivirtes herrliches Feld für ihre Kunſt. Felſen, wie ſie ſich nicht ſchöner erſinnen laſſen, ein ſchöner Strom, Bäume, Gebäude, bei jedem Schritt die maleriſchſten, ſtets wechſelnden Anſichten, wie ſie nur ein Maler ſich wünſchen kann, bei welchen ſie ſogar der Mühe überhoben wären, die Vorgründe nach eigner Phantaſie bereichern zu müſſen.

Das Schlachtfeld.

Langſam und ſchwerfällig ſchleppten am folgenden Morgen unſere Pferde uns einen nicht ſteilen, aber ermüdend langen Berg hinauf; oben ließen wir Halt machen, um noch einmal das herrliche Thal zu begrüßen, von dem wir mit dem Gefühl des Nimmerwiederſehens ſchieden, und das jetzt ſo ſtill, ſo friedlich, vom Morgenſchein umleuchtet, tief unten vor uns lag. Wie hätte damals nur eine Ahnung davon in unſere Seele kommen können, daß dieſes ſo lebensfrohe, arbeitsliebende Völkchen in kurzer Zeit, vom Taumel wilder Anarchie ergriffen, mit eigner Hand die Fackel der Zwietracht in ſeine Hütten werfen würde, um ſein eignes, friedliches, wohlbegründetes Glück zu zerſtören! Wie manche noch rauchende, blutbeſprengte Brandſtätte mag dem Wanderer dort grauſig entgegengähnen, wo wir Zufriedenheit, Ruhe, Ordnung und weiſe Thätigkeit erblickten! Mein ſchönes herrliches Thal, wie umgeſtaltet magſt Du jetzt ſein!

Von nun an führte der nach niederländiſcher Art gepflaſterte Weg faſt immer aufwärts; der Abſtand zwiſchen der Gegend, in der wir uns jetzt befanden, und der, welche wir ſoeben verlaſſen, war höchſt auffallend: Alles öde und leer, wohin wir die Blicke wendeten, nirgends eine Ausſicht, welche das Langweilige des ewigen langſamen Bergauffahrens hätte unterbrechen können. Kein einziger Baum war zu erblicken, nur in weiter Ferne zeigte am Horizonte ſich hier und dort etwas Gehölze. Wir kamen faſt an keinem Dorfe, kaum an einem einzelnen Hauſe vorüber, nur ſelten erblickten wir einige Ortſchaften in der Ferne. Die ganze weite, mit Wieſen und zum Theil mit ſchon abgemähten Kornfeldern bedeckte Ebene, ſo weit das Auge reichte, war öde, baumlos und menſchenleer; außer einigen Diligencen begegneten wir faſt keiner lebenden Seele. Es war Sonntag; in der Nähe von Namur hatten wir eine kleine Kirche, in welcher eben Meſſe geleſen ward, ſo angefüllt geſehen, daß viele der Andächtigen in derſelben nicht Raum fanden; Männer, Frauen, Kinder knieten vor derſelben unter freiem Himmel, ſogar an der andern Seite der Straße, und bildeten recht maleriſche Gruppen. Die wenigen Kirchen und Kapellen, an denen wir hier vorüberkamen, waren verſchloſſen, wir ſahen keine Kirchgänger im Sonntagsputze über Feld gehen, und hin und wieder waren einige Landleute, unerachtet des in katholiſchen Ländern ſo heilig gehaltnen Feſttages, ſogar damit beſchäftiget, ihre Garben aufzuladen.

Wir waren ziemlich lange gefahren, wenigſtens dünkte es uns ſo, als unſer Kutſcher Halt machte, um uns ein am Saume eines Gehölzes liegendes Städtchen, oder Dorf, bemerken zu laſſen; es war Fleurus; in der dieſen Ort umgebenden Ebne war am erſten jener drei ewig denkwürdigen Tage, in denen das Schickſal von Europa entſchieden wurde, die erſte Schlacht gefochten worden, in der das ſchwankende Glück ſich noch dem Feinde zuneigte.

Von nun an war die Oede der Gegend für uns verſchwunden, das Intereſſe, welches jeder Fußbreit dieſes mit Blut gedrängten, durch große unvergeßliche Ereigniſſe und Heldenthaten geheiligten Bodens uns einflößen mußte, ließ keine andere Bemerkung aufkommen. Das öde Land blieb flach und baumleer, aber wurde weiterhin, wenngleich nicht eigentlich hüglich, doch uneben, von mit niedrigem Gebüſch umgebenen Hohlwegen durchſchnitten. Dieſe führten uns zu einem mit Birkengebüſch und einigen Obſtbäumen umgebenen Flecken, wo wir zu Mittag bleiben ſollten. Es war Genappe; auch dieſer Name ſteht mit blutigen Zügen im Buche des Schickſals aufgezeichnet.

Wie viel Blut iſt hier gefloſſen, wie haben Feuer und alle Furien, alle Schrecken, alles Elend des Krieges hier gewüthet! doch keine Spur von dem Allen iſt geblieben. Der kleine Ort ſieht nicht minder freundlich aus als alle andere in den Niederlanden. Wir fanden einen ziemlich großen, ländlich aber bequem eingerichteten Gaſthof, freundliche Wirthe, die mehr wie wohlhabende Pächter ausſahen. In der großen hellen, einem hübſchen Wohnzimmer ähnlichen Küche, durch die wir hindurch mußten, um in den Speiſeſaal zu gelangen, fanden wir die ganze Familie im ſonntäglichem Putze verſammelt. Den Großvater, einen muntern noch rüſtigen Greis, mehrere friſchblühende Knaben und Mädchen, die ihn umgaben, und die Eltern dieſer Kinder, von denen ein allerliebſtes zweijähriges Mädchen großes Behagen an mir fand, mit dem ich auch zur großen Zufriedenheit des Großvaters ſogleich Freundſchaft machte, was mir nicht ſchwer ward, denn die ganze Familie ſprach nicht Flamändiſch, ſondern ganz verſtändliches Franzöſiſch. Während die Hausfrau mit unbeſchreiblicher Gewandtheit und Sauberkeit an unſer beinahe fertiges Mittagseſſen die letzte Hand legte, unterhielt ich mich mit dem recht verſtändigen Alten. Er gab freilich zu, daß ſie vor dreizehn Jahren einige böſe Tage erlebt hätten; im Orte war Feuer ausgekommen, viel Unheil war geſchehen, ſein eigenes Haus hatte ſehr gelitten, er und die Seinen hatten viel Angſt und Noth erlebt, ſie waren von Todten und Sterbenden umringt geweſen. Indeſſen das wäre nun vorüber, meinte er, und gab dabei nicht undeutlich zu verſtehen, daß er wegen der großen Anzahl Reiſender, die bei ihm einkehrten, um das Schlachtfeld zu ſehen, ſeinen jetzigen Wohlſtand doch im Grunde jenen böſen aber ſchnell vorübergehenden Tagen verdanke. Ich gedachte dabei des alten Sprichworts, kein Wind iſt ſo böſe, der nicht irgend Einem etwas Gutes zuweht.

Die Nachmittagsfahrt führte uns durch ein wo möglich noch öderes, menſchenleereres, wenngleich nicht unfruchtbares Land, als das war, durch welches wir am Vormittag gekommen. Nicht weit von Genappe an einer Stelle, wo zwei Straßen einander durchkreuzen, wovon der Ort wahrſcheinlich den Namen erhalten hat, liegt der neue, nur aus wenigen Häuſern beſtehende Flecken Quatre-bras, wo am zweiten Tage die Schlacht gefochten ward, in welcher die Alliirten noch nicht den Sieg davontrugen.

Mit widerwärtiger Beredſamkeit machte unſer Kutſcher, wie wir jetzt bemerkten, ein eifriger Napoleoniſt, auf alle dieſe Stellen, erſt auf die Ebene von Fleurus, dann auf Quatre-bras uns aufmerkſam und hielt lange genug, um ſie uns recht anſchauen zu laſſen; an Belle-alliance aber wäre er ſtillſchweigend vorübergefahren, und wir hätten dieſes Haus, dem wir ſo nahe zu ſein nicht vermutheten, wahrſcheinlich gar nicht bemerkt, hätte nicht ein kleiner Trupp Blaukittel ſich unſerer Unwiſſenheit angenommen, der gerade vor demſelben mit großem Geſchrei auf uns zulief, um ſich zu Führern anzubieten. Es waren acht bis zehn Knaben, unter welchen der älteſte etwa achtzehn Jahre alt ſein mochte; dieſer wurde zum Cicerone förmlich angenommen, die übrigen liefen als Freiwillige mit und wurden durch albernes Dreinreden und durch ihr Kugeln, Knöpfe, franzöſiſche Adler zum Verkauf Anbieten uns ſehr läſtig.

Belle-alliance iſt ein in geringer Entfernung von der Chauſſée ſeitwärts liegendes weißes, unanſehnliches, einſtöckiges Haus, mit zwei die Ställe enthaltenden Seitengebäuden; eine ganz gewöhnliche Fuhrmannsherberge, wie man ſie überall ſieht, nur eine Marmorplatte mit einer Inſchrift über der Eingangsthüre zeichnet ſie vor andern aus. Sehr wünſchenswerth und zweckmäßig wäre es, wenn an dieſem Eingange zu dem ewig merkwürdigen Schauplatz der größten Tragödie, welche unſere Zeit geſehen, einige Invaliden angeſtellt würden, um die Reiſenden mit würdigem Ernſt auf jener durch das Herzblut ſo vieler Tapfern geheiligten Stätte herumzuführen, in deren Reihen ſie einſt mitgekämpft, ſtatt daß jetzt das wüſte Geſchrei zudringlicher unwiſſender Bettelbuben ihn beläſtigt und empört, die mit ihren angeblichen Reliquien vom Schlachtfelde auf das unverſchämteſte auf ihn eindringen.

Da lag es denn endlich vor uns, das harte, weite Sterbelager ſo vieler Tauſende! Die Gegend iſt eigentlich flach zu nennen, aber doch durch kleine gleichſam wellenförmige Anhöhen uneben, die hin und wieder Hohlwege bilden. Der große, einige hundert Schritt vom Wege ab auf einer Anhöhe ruhende belgiſche Löwe gewährt, von Ferne geſehen, einen ganz eigenen feierlichen Anblick. Hunderttauſend vom Schlachtfelde genommene Karren Erde bilden dieſen, zweihundert fünf und zwanzig Fuß hohen, in Geſtalt einer abgeſtumpften Pyramide über zehntauſend Leichen aufgethürmten Grabhügel. Zweihundert und dreißig leider nur hölzerne Stufen führen zu dem in Seraing in Eiſen gegoſſenen koloſſalen Löwen hinauf, der, den ſtolzen drohenden Blick nach Frankreich gewendet, in ruhender Stellung daliegt.

Näher an Belle-alliance ſteht ſeitwärts auf dem Felde das den gefallenen Preußen geweihte Monument, eine mit gothiſchen Verzierungen geſchmückte Pyramide, ebenfalls von gegoſſenem Eiſen; hart am Wege, zu beiden Seiten deſſelben, ſteht auf einer Seite der dem Andenken der tapferen Hanoveraner, die hier fielen, geweihte Obelisk, dieſem gegenüber eine Säule, von den Geſchwiſtern des Adjutanten des Herzogs von Wellington, Obriſtlieutenant Gordon hergeſetzt, um die Stelle zu bezeichnen, auf welcher dieſer im neunundzwanzigſten Jahre ſeines blühenden Lebens den Heldentod fand. Wohin man den Blick wendet, fällt er auf durch große Thaten und das edelſte, im gerechten Kampf vergoſſene Blut geheiligte Plätze. La Haye Sainte von einer Seite, dieſes kleine Dorf, in deſſen Nähe die Sichel des Todes am furchtbarſten gewüthet hat; weiterhin die Ueberbleibſel des Schloſſes Hougoumont, das während des Kampfes in Feuer aufging; die glühenden Balken und Mauern ſtürzten ein, und eine nicht zu berechnende Anzahl hart Verwundeter fand, erſtickt, verbrannt, zerſchmettert, unter den flammenden Trümmern den qualvollſten Tod.

Hier auf dieſer Anhöhe, unweit Belle=alliance, ſtand Napoleon, ſchrie unſer läſtiger Führer, im Ton eines „ſchön Schattenſpiel“ an der Wand zeigenden Savoyarden; dort von jener Höhe kamen die Preußen, Napoleon meinte, es wäre General Grouchy. Dort, weiterhin, hat er zum letzten Mal geſtanden. Hier ſtanden die Schotten, les sansculottes! rief lachend ein anderer übermüthiger Bube. Und hier liegt die jeune Garde begraben, fuhr der Redner fort, ohne ſich dadurch ſtören zu laſſen; und an jener Stelle liegen die Engländer, und drüben bei jener Anhöhe liegen die deutſchen Legionen, und da in der Tiefe, an jenem Baum, iſt der General Picton geſtorben. Der Baum war verdorrt, ein junges Bäumchen, neben demſelben, grünend in fröhlichem Wachsthum.

Schaudernd von Wehmuth durchdrungen, betrachtete ich das weite harte Sterbelager ſo vieler Tauſende; wie manches Herz war hier in wilder Verzweiflung über den Untergang aller ſeiner Hoffnungen und Wünſche gebrochen, wie manches im erhebenden Gefühl, für Freiheit und Vaterland zu verbluten.

Freundlich hat die Natur ihre grüne Decke über ſie alle gebreitet, und Freunde und Feinde liegen unter dieſer, friedlich nebeneinandergebettet, zum langen Schlaf.

Das wüſte Geſchrei unſerer uneingeladenen Begleiter, die wieder mit ihren Adlern und Kugeln vom Schlachtfelde auf uns eindrangen und auf keine Weiſe zu befriedigen waren, diſſonirte mit den Gedanken und Gefühlen, die unſer Gemüth erfüllten, auf eine wirklich empörende Weiſe. Wir fuhren endlich davon; aber ſie verfolgten uns noch lange mit ihrem Geſchrei, vermuthlich weil wir ihnen mehr gegeben hatten, als ſie gewohnt waren zu erhalten. Madame, encore quelque chose, car j'ai montré deux fois, ſchrie einer von ihnen mit einer Stentorſtimme, der uns durch unabläſſiges Wiederholen des zehnmal ſchon Gehörten am läſtigſten geweſen war.

Wir langten nach einer halben Stunde ungefähr in einem ziemlich hübſch gebauten Flecken an: Alles hatte ein feſtliches Anſehen; grüne Tannenbäumchen waren vor den Häuſern aufgepflanzt und mit Kränzen geſchmückt; im ſchönſten Sonntagsſchmuck ſaßen kucheneſſende und ſchwatzende Gevatterinnen vor den Thüren; alle Kinder des Ortes, auf das beſte geputzt, trieben frei und ungehindert auf der Straße ihr luſtiges Weſen; die Mädchen umſchwärmten kleine Buden, in welchen Spielſachen und Bonbons verkauft wurden, die Knaben tummelten unter großem Jubel und Geſchrei ſich auf einem kleinen Carouſſel herum: es war eben Kirmeß im Orte, und der Ort hieß Waterloo. Ueberraſcht eilten wir auszuſteigen, um die Kirche zu ſehen; wir hatten nicht geahnet, daß unſer Weg durch dieſen Ort uns bringen würde. Ein Führer, uns zu geleiten, war gleich zur Hand.

Die nach der Schlacht, wie man uns ſagte, auf Koſten der Engländer durch einen langen, etwas unförmlichen Anbau ſehr vergrößerte Kirche, deſſen ſie zur Aufſtellung ihrer Monumente bedurften, war urſprünglich eine kleine Capelle. Dieſe bildet noch, in Form einer von Pilaſtern von gelbem Gypsmarmor recht artig verzierten Halbrotunde, den Hintergrund der Kirche, wo der Hochaltar ſteht. Auch dieſer prangte, dem heutigen Feſte zu Ehren, im köſtlichſten Schmucke: Blumen und Orangenbäume waren ringsumher aufgeſtellt, unter einem Baldachin war noch das Bild der Schutzpatronin des Ortes, der heiligen Anna, prächtig geputzt zu ſehen, das man Vormittags in Proceſſion herumgetragen hatte. Ich ſah hier eine Darſtellung wiederholt, die mir ſchon mehrere Male ein Lächeln abgenöthigt hat. Die heilige Anna trägt ihre Tochter, die Jungfrau Maria, in Geſtalt eines zwei- bis dreijährigen Kindes auf dem Arm, und dieſes Kind trägt ebenſo ein ganz kleines Chriſtkind. An ſchönen blonden Perücken, mit goldnen Kronen darauf, fehlt es allen Dreien nicht.

Beide Seitenwände des neuen Anbaues ſind mit in Marmortafeln gegrabenen Inſchriften, in welchen engliſche Familien den Tod ihrer in der Schlacht gefallenen Anverwandten beklagen, dicht bedeckt. Alle dieſe Inſchriften ſind in engliſcher Sprache, mehrere klingen etwas großſprechend, einige ſind mit gerade zum Herzen gehender rührender Einfachheit abgefaßt. Greiſe beklagen den Verluſt edler Söhne, Geſchwiſter den eines geliebten Bruders, Frauen den eines Gatten, der das Glück ihres Lebens war. Auffallend iſt die große Jugend der meiſten dieſer Opfer; nur wenige derſelben haben ganz die Reife des männlichen Alters erreicht.

Bei alledem mußte ich zu meinem eignen Erſtaunen mir geſtehen, daß dieſer, der Trauer um einen nie zu erſetzenden herben Verluſt geweihte Tempel nicht den wehmüthigen Eindruck auf uns machte, der dabei doch ſo natürlich ſcheint. Die Oſtentation, die in der ganzen Anſtalt ſich doch eigentlich zu deutlich ausſpricht, mag, ohne daß wir uns deſſen bewußt wurden, uns gleichgültiger geſtimmt haben. Auch einige Niederländer hatten den Engländern ſich angereiht, um ihren Schmerz nebſt den Namen ihrer ihnen entriſſenen tapfern Söhne hier in Marmor und in flamändiſcher Sprache zu verewigen; aber kein einziger deutſcher Name prangte hier. Ich freute mich darüber; es liegt nicht in unſerm Weſen, mit unſerm Schmerz vor fremden Augen Prunk zu treiben.

Bald hinter Waterloo führte uns der Weg durch den ungemein ſchönen Wald von Soignes. Viele recht ſchöne Landhäuſer der reichen Brüſſeler, wohlangelegte blumen- und baumreiche Gärten, Spaziergänger jedes Standes, Alters und Geſchlechts, im ſonntäglichen Putze, mehrere zum Theil recht elegante Equipagen, denen wir begegneten, verkündeten, lange ehe wir ſie erreichten, uns die Nähe der großen lebensreichen Stadt.

Brüſſel.

Durch ſchöne breite Straßen fuhren wir in dieſe, einen unbeſchreiblich freundlichen Eindruck auf uns machende Stadt ein, vorüber einem großen mit korinthiſchen Säulen geſchmückten Gebäude, welches ich für das Schauſpielhaus anſah, das aber, wie ich ſpäter vernahm, eine neu erbaute Kirche iſt, und hielten auf der mit ſtattlichen Gebäuden umgebenen, hart am Park liegenden Place-royale vor einem der größten und prächtigſten derſelben, dem Hôtel de Flandre, wo wir abzuſteigen gedachten. Während wir im Hauſe nachfragen ließen, ob ein Logis, wie wir es wünſchten, frei ſei, bemerkte ich eine im Thorwege ſtehende Dame. Der große mit breiten Blonden au dernier gout garnirte Hut, das Blondenhäubchen darunter, der zu dieſem paſſende Blondenkragen, das ſchneeweiße bis an die Knie reich garnirte Kleid, alles dieſes ſchien mir eine für eine große Abendgeſellſchaft angekleidete vornehme Dame zu verkünden. Wie groß war unſer Erſtaunen, als dieſe Dame auf die freundlichſte Art von der Welt auf uns zueilte, den Wagenſchlag aufmachte, die zierlichen weißen Glacéehandſchuhe auszog und mit ihren zarten reichberingten und bearmbänderten Händen Anſtalt machte, unſern ſchmuzigen Wagentritt ſelbſteigen niederzulaſſen. Wer hätte in dieſem Feenkinde eine Gaſtwirthin und obendrein eine ſo höflich-zuvorkommende erkennen ſollen!

Leider konnte ſie nur ein paar zwei Treppen hoch liegende Zimmer mit der Ausſicht nach dem Hofe uns anbieten; wir wünſchten, ſie nur eine Treppe hoch, nach dem ſchönen Platz ausgehend zu haben. Madame war au désespoir; wir ebenfalls: ſie empfahl uns ihr Haus pour un second voyage, wir verſicherten, nicht ermangeln zu wollen u. ſ. w. So trennten wir uns denn in gegenſeitiger Zufriedenheit. Es that uns halb leid, halb waren wir verdrießlich darüber, nicht in dieſem ſchönſten Theil der ſchönen Stadt in der Nähe des Parks logiren zu können. Um uns einigermaßen zu tröſten, theilten wir uns gegenſeitig unſere Bemerkungen über die wahrſcheinlich nicht zu umgehende Verpflichtung der im Hôtel de Flandre logirenden Reiſenden mit, zu allen dieſen Nippes und Blonden reichlich beitragen zu müſſen;

haben aber der hübſchen eleganten Frau dadurch Unrecht gethan, denn wie andere Reiſende uns verſicherten, ſtellt ſie, bei der pünktlichſten und trefflichſten Bedienung ihrer Fremden, ihre Rechnungen nicht höher, als Andere es eben auch thun.

Indeſſen fuhren wir getroſten Muthes den ziemlich ſteilen Berg hinunter, auf welchem der ſchönſte und eleganteſte, wenngleich kleinere Theil von Brüſſel liegt, um in der untern Stadt das beſcheidenere Hôtel d'Hollande aufzuſuchen, das uns ebenfalls von mehreren Seiten angerühmt worden war.

Auch hier kam uns die Wirthin im vollen Sonntagsputz entgegen, um uns ausſteigen zu helfen; im ſchwarzen Kleide von ſchwerem Seidenſtoff, Häubchen und Halstuch von feinen brüßler Spitzen, war ſie vielleicht nicht minder koſtbar, wenngleich weit beſcheidener gekleidet als die Dame, von der wir ſoeben kamen; aber ihr ganzes Benehmen, ſowie die viel prunkloſere, aber höchſt bequeme und doch nicht unelegante Einrichtung des Hauſes ſprachen uns weit einladender an.

In ganz Belgien herrſcht unter den Gaſtwirthen die Gewohnheit, wie ich ſpäterhin bemerkte, den Reiſenden bei ihrer Ankunft mit überraſchender Höflichkeit entgegenzukommen, ſie aber während der ganzen übrigen Zeit ihres Aufenthalts der Vorſorge der Bedienung zu überlaſſen, ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern. Sogar bei der Abreiſe werden ſie nicht wieder ſichtbar, wie das doch ſonſt überall der Gebrauch iſt. Unſere Hauswirthinnen im Hôtel d'Hollande machten hierin die rühmlichſte Ausnahme; jeder unſerer kleinen Wünſche wurde mit der größten Aufmerkſamkeit augenblicklich befriedigt, immer waren ſie bereit, über Alles, was wir zu wiſſen verlangten, uns Auskunft zu geben und uns bei unſern kleinen Einkäufen zu helfen und zu rathen. Auch die Bewirthung in dieſem Hauſe war uns mit Recht als vortrefflich angerühmt worden, und ich darf wol behaupten, in keinem Gaſthofe mich ſo heimathlich gefühlt zu haben als in dieſem.

Brüſſel iſt eine der ſchönſten Städte, die ich jemals geſehen; ſchon der Anblick derſelben beim erſten Eintritt macht einen ungemein heitern, freundlichen Eindruck, der bei näherer Bekanntſchaft ſich durchaus nicht vermindert. Sehr große, mit ſchönen Gebäuden umgebene Plätze, größtentheils breite Straßen, große Kanäle, welche die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen und den Verkehr mit dem flachen Lande und den benachbarten Dörfern und Städten erleichtern, machen Brüſſel zu einem höchſt angenehmen Aufenthalt. Selbſt nur die Märkte zu ſehen, auf denen Lebensmittel aller Art in großem Ueberfluß feilgeboten werden, iſt eine wahre Freude. Der Fiſchmarkt und der vor kurzem neu eingerichtete Hühnermarkt, beide durch Gitter von der öffentlichen Straße abgeſondert, könnten jeder großen Stadt zum Muſter für ähnliche Einrichtungen dienen; auf andern Plätzen ſieht man zwiſchen den ſchönſten Blumen alle Arten Obſt und Gemüſe in höchſter Vollkommenheit, ſehr zierlich und lockend in Körben zum Verkauf ausgeſtellt.

Schöne große Häuſer, im modernſten Styl, wechſeln mit hohen ſchmalen Giebelhäuſern, wie dieſes in allen alten Städten der Fall iſt; aber die hohen ſpiegelblanken Fenſter, der helle Anſtrich von Oelfarbe geben den alten Häuſern ein nicht minder freundliches Anſehen als den neueren. Ueberall ſtößt man auf große herrliche Paläſte, auf der Wohlthätigkeit geweihte große Gebäude, die man für Paläſte anſehen könnte, unter denen das neu erbaute Hoſpital für hülfloſe Alte beiderlei Geſchlechts ſich beſonders auszeichnet. Ein ſehr ſtattliches Gebäude iſt das Münzhaus, das dem Platze, der es umgibt, den Namen gibt, ſchöner und größer noch als dieſer Platz iſt la Sablonnière, welcher zu den impoſanteſten gehört, die ich jemals geſehen zu haben mich erinnere.

Nicht nur die vielen großen Plätze, auch der große wohlgehaltene Park, an deſſen Ende das königliche Schloß liegt, tragen zu der wohlthuenden Reinheit der Luft bei, die man in Brüſſel einathmet; wäre die Vegetation in dieſem Park minder reich, die Bäume weniger grün und ſchattig, ſo könnte er, obgleich er an Größe demſelben weit nachſteht, an den berliner Thiergarten erinnern. Auch hier, wie eben auch dort, erblickt man ſeitwärts liegende Zelte und estaminets, ſo heißen in Belgien die Kaffee- und Weinhäuſer, in welchen die lebensluſtigen Brüßler ſich gütlich thun; auch hier hört man Muſik erſchallen, ſieht wohlgekleidete Spaziergänger aus allen Ständen an ſchönen Sommerabenden ſcharenweiſe einherziehen. Das in demſelben erbaute kleine Theater, auf welchem nur franzöſiſche Vaudevilles, und zwar, wie man uns verſicherte, mit unübertrefflichem Humor gegeben werden, war zu unſerm großen Leidweſen eben geſchloſſen.

Eine der angenehmſten Promenaden ſind und werden die noch nicht ganz vollendeten, rings um die Stadt ſich ziehenden Boulevards.

Unter den älteren Gebäuden verdient unſtreitig das große, durch zahlreiche Abbildungen und Kupferſtiche allbekannte Rathhaus von Brüſſel den erſten Platz. Die Schreckenszeit der erſten franzöſiſchen Revolution hat dieſes ehrwürdige Gebäude zwar ſeines urſprünglichen Schmuckes beraubt, die in Stein gehauenen Gebilde und Verzierungen an der Façade deſſelben wurden zwar verſtümmelt und ſpäterhin die Ueberbleibſel derſelben heruntergenommen; aber der ſchöne ſchlanke, zierliche Thurm erhebt ſich noch immer hoch in die Lüfte, die ganze große Stadt überſchauend, und oben auf der Spitze derſelben der Erzengel Michael, aus ſtark vergoldetem Erz, der ſiebzehn Fuß hoch iſt, obgleich er von unten höchſtens in der Größe eines vierjährigen Kindes erſcheint. Es gibt faſt keinen Punkt in Brüſſel, von wo aus man ihn nicht in all ſeinem hellſtralenden Glanze erblicken könnte, auch zeigt er den Einwohnern der Stadt jede Veränderung der Luſt an, indem er ſich nach dem Winde dreht, was ein Erzengel doch eigentlich nicht ſollte.

Noch immer wird den Fremden auf dem Platze, gerade dem Rathhauſe gegenüber, die Stelle gezeigt, wo das Schaffot erbaut geweſen iſt, auf welchem Egmont's edles Haupt unter dem Beile des Henkers fiel; denn das Andenken ſolcher ſchweren That bleibt bei Enkeln und Urenkeln unvergeßlich.

Es gibt kein Bedürfniß, vielleicht ſogar keine Laune des Augenblicks, die nicht in den zahlreichen Läden und Magazinen in Brüſſel Befriedigung finden könnte. Dieſe alle tragen durch zierliche Ausſtellung ihrer Waaren zwar ungemein viel zur Zierde und Erheiterung der Stadt bei, ohne jedoch zu jenem Uebermaß verſchwenderiſcher Eleganz ſich zu erheben, das man in Paris, in London, ſogar in einigen großen deutſchen Städten nur zu häufig antrifft. Merkwürdig vor allem Andern ſind die großen Spitzenhandlungen; das Auge erblindet faſt, indem es die Feinheit dieſer koſtbaren Erzeugniſſe des Fleißes betrachtet, die durch die geſchmackvollſten Muſter und unglaubliche Vollendung ſich in unſern Tagen faſt bis zum Kunſtwerk erheben.

Ein Gang durch die belebten Straßen dieſer Stadt iſt eine ſehr angenehme Promenade; das vortreffliche Steinpflaſter macht einen Wagen ſehr entbehrlich, obgleich man viele glänzende Equipagen mit ſchönen Pferden umherrollen ſieht. Im Fall eines plötzlich entſtehenden Regenguſſes finden die Fußgänger an beſtimmten Plätzen unter polizeilicher Aufſicht ſtehende numerirte Fiacker; Kutſchen und Halbwagen, ſo reinlich und elegant, wie Alles überhaupt in Brüſſel es iſt, und zwar zu ſehr mäßigen Preiſen. Zu größern Touren in der Stadt werden ſie ſtundenweiſe genommen, wo dann die erſte Stunde mit zwei, die zweite nur mit einem Frank bezahlt wird. Der Regen zwang uns nur zu oft, zu ihnen unſere Zuflucht zu nehmen; doch verließen wir ſie immer gleich wieder, ſobald das Wetter ſich aufklärte. In wenigen Minuten, ſelbſt nach dem ſtärkſten Platzregen, werden die Straßen wieder gangbar und trocken; denn in Brüſſel herrſcht nicht die in allen andern belgiſchen Städten übliche, bei der großen Reinlichkeitsliebe der Belgier unerklärliche Gewohnheit, den Kehricht aus den Häuſern mitten in der Straße aufzuhäufen und ihn dort liegen zu laſlaſſen, bis er gelegentlich abgeholt wird.

Es iſt eine wahre Freude, die artigen Brüßlerinnen, mit ihren netten, elegant chauſſirten Füßchen durch die Straßen ſchreiten zu ſehen, mit einer Leichtigkeit, einer gewiſſen ſichern Behendigkeit, welche ſelbſt von den deshalb berühmten Pariſerinnen nicht übertroffen wird. Auch in Hinſicht der Art ſich zu kleiden bleiben die brüßler Damen vielleicht in der Koſtbarkeit ihres Anzuges, aber gewiß nicht in der paſſenden, geſchmackvollen Wahl deſſelben hinter den Pariſerinnen zurück. Sie haben eine Art, den Hut, die Haube aufzuſetzen, die unnachahmlich bleibt; jede weiß genau, wie es ihr am beſten ſteht; ſchreiende Farben wiſſen ſie geſchickt zu vermeiden. Zierliche Einfachheit, bei aller Eleganz, welche die Mode erfordert, bezeichnet ihre anmuthige Erſcheinung, auch wird man nicht leicht in einer großen Stadt ſo vielen ſchön gewachſenen, zierlichen Geſtalten, ſo vielen blühenden, durch die liebenswürdigſte Bildung ſich auszeichnenden Geſichtern begegnen als in Brüſſel.

Noch auffallender erſcheint dieſer Vorzug bei den jungen Frauen und Mädchen des eigentlichen Bürgerſtandes, was wol hauptſächlich ihrer Nationaltracht zuzuſchreiben wäre, die das Kleidſamſte iſt, was ſich erdenken läßt, und die ſie den guten Verſtand haben beizubehalten, indem ſie wahrſcheinlich weit beſſer den gehörigen Vortheil daraus zu ziehen wiſſen als weiland ihre Urältermütter. Dieſes nationelle Kleidungsſtück, ohne welches keine Hausfrau, kein Mädchen aus den mittlern und ſelbſt niedern Ständen ſo leicht die Schwelle ihres Hauſes überſchreiten wird, heißt die Faille, ein ſchwarzes langes, ungefähr zwei Ellen breites Stück Zeuch, bei den Aermern aus Wolle, bei den Wohlhabenderen aus Seide beſtehend, das die größte Aehnlichkeit mit unſern langen Shawls hat und ſchleierartig über den Kopf geworfen wird, die ganze Taille hinten bedeckt, und vorne, in reichen Falten hinabfallend, bis tief über die Knie reicht. Aber wie ſie dieſe Faille zu tragen, wie geſchickt ſie dieſelbe ſo zu ziehen wiſſen, daß ihre ſchlanke volle Geſtalt durch dieſe Verhüllung noch reizender durchblickt! Das blütenweiſe Spitzenhäubchen über den zierlichen Locken, welche die Stirn umſpielen, wie artig drängt es unter dem ſchwarzen dichten Schleier ſich hervor, der das zierliche Oval des Köpfchens ſo bezeichnend umgibt! Es liegt etwas unbeſchreiblich Beſcheidnes, faſt Nonnenartiges und doch Anziehendes in dieſer Tracht, auch weiß jede hübſche Brüßlerin durch einen glücklichen Faltenwurf ſie ſo zu geſtalten, wie es gerade für ihren Wuchs, für ihre dunkeln ſchalkhaften, oder ſanften milden Augen am vortheilhafteſten iſt.

Noch immer ſchwebt die Geſtalt eines auffallend ſchönen Mädchens mir vor, das in dieſem Anzuge in mein Zimmer trat, um mir einige Waaren, die ich in einem ſehr großen Seidenmagazine gekauft hatte, zu überbringen. Ich betrachtete lobend ihre Faille von ſehr ſchwerem, aber auch ſehr weichem, zu dieſem Zweck eigens gemachtem Seidenzeuche, wie die an beiden Enden darangewebten Frangen bewieſen. Solch eine Faille koſtet aber auch in der Fabrik achtzig Franken, ſprach ſie mit einem Blick, der bewies, wie viel ſie auf die Schönheit der ihrigen hielt, ſie werden in unſerm Hauſe gemacht, und die engliſchen Damen kaufen viele davon, um ſie mitzunehmen. Wenn Du ihnen nicht auch Deine Kunſt, ſie zu tragen, mitverkaufſt, ſchönes Kind, ſo wird der Kauf ihnen wenig helfen, dachte ich bei mir ſelbſt.

Eines Tages geriethen wir auf der Straße unter einen Trupp Nonnen in ihrer Ordenstracht; woher die frommen Schweſtern in ſo großer Anzahl kommen mochten, habe ich nicht erfahren, aber ſie ſo unter freiem Himmel, in einer ſehr belebten Straße, mitten unter den Weltkindern wandeln zu ſehen, war mir ein ganz neuer, unerwarteter Anblick. Uebrigens trifft man ſehr häufig in vielen Häuſern die ſogenannten soeurs grises an, die ihr ganzes Leben der Pflege der Schwachen und Kranken gewidmet haben, und mit unbeſchreiblicher Aufmerkſamkeit und großer Aufopferung die ſchwerſten Pflichten ihres ſelbſtgewählten Berufes erfüllen. Sie bleiben oft Monate, ſogar Jahre lang in der Familie, die ſie zur Pflege eines theuren Erkrankten herbeirief. Bei langwierigen, der ſorgſamſten Aufmerkſamkeit bedürfenden Uebeln, beſonders aber bei Gemüthskranken pflegen die Aerzte die Gegenwart einer ſolchen wohlthätigen Ordensſchweſter zu verlangen, um die Gewißheit zu haben, daß ihre Vorſchriften auf das pünktlichſte befolgt werden. Selbſt in dem Hauſe, in welchem wir logirten, begegnete ich zuweilen einem ſolchen ſtillen freundlichen Weſen, das ſchweigend und unhörbar leiſe wie ein guter Hausgeiſt eilig an mir vorüberglitt. Die gute Nonne war die treue Pflegerin eines altersſchwachen achtzigjährigen Greiſes, des Vaters meiner Wirthin, den ſie Tag und Nacht wartete und pflegte. Dafür wurde ſie aber auch als das geehrteſte Mitglied der Familie von ihren Hausgenoſſen betrachtet, wie das hier überall in allen Häuſern in ſolchen Fällen üblich iſt; und das von Rechts wegen.

Das Theater in Brüſſel.

Die Außenſeite dieſes vor wenig Jahren neu erbauten Schauſpielhauſes iſt von impoſanter Größe und macht einen recht ſtattlichen Eindruck; auch das Innere deſſelben iſt ſehr geräumig; vier Reihen Logen, das Paradies ungerechnet, ſtehen übereinandergethürmt, die Bühne hat die gehörige Breite und Tiefe, und doch konnte ich mich kaum überzeugen, daß es nicht das alte Schauſpielhaus mehr ſei, in welchem ich vor vielen Jahren die auch in Deutſchland durch Kotzebue und Himmel berühmt gewordne, nun faſt verſchollene Fanchon zum erſten Mal aufführen geſehen, und das mir ſchon damals ſeiner düſtern und uneleganten Decoration wegen unangenehm auffiel.

Das neue Theater iſt in dieſer Hinſicht die treueſte Copie des alten; es iſt, glaube ich, das einzige unſauber und ſchlecht gehaltne Haus in der ganzen Stadt Brüſſel, und die ſchlechte Erleuchtung deſſelben ſchien mir beinahe abſichtlich dazu eingerichtet, um die ſchmuzige Unelegan, die uns umgab, zu verbergen. Einem pariſer Operntänzer zu Ehren, der in dem zum Schluß des Schauſpiels angekündigten Ballet auftreten ſollte, war das Haus ſehr beſetzt; aber in dieſer Dunkelheit die in den Logen uns gegenüber befindlichen Perſonen zu erkennen, mußte auch dem hellſehendſten Auge unmöglich werden.

Die Schauſpielergeſellſchaft in Brüſſel ſtand von jeher in dem Ruf, nur denen in Paris weichen zu müſſen, und ſie ſcheint auch noch immer dieſes alten wohlerworbenen Ruhmes ſich würdig zu erhalten. Le collateral, ein altes Luſtſpiel von Picard, wurde gegeben, über das ich in franzöſiſchen Theatern ſchon wenigſtens zehn Mal recht herzlich gelacht hatte und jetzt zum elften Male wieder lachte. Ueberſetzt wäre es höchſt abgeſchmackt und langweilig; ſolche Stücke können nur in franzöſiſcher Sprache und von Franzoſen geſpielt werden.

Nina ou la folle par amour, ein großes ernſtes Ballet in zwei Acten, machte den Beſchluß des Schauſpiels; eine treue Nachbildung der Oper dieſes Namens, die vor dreißig Jahren ganz Paris entzückte, alle Taſchentücher in Bewegung ſetzte, auch in Deutſchland mit großem Beifall gegeben ward und jetzt faſt vergeſſen iſt. Tanzen können die Franzoſen, das muß man ihnen zugeſtehen. Mr. Daumont, einer der erſten Tänzer der großen Oper in Paris, ſchien mit ſeinem wie aus Luft gewobenen Körper in dem pas de trois, in welchem er ſich zeigte, wirklich auch in der Luft zu ſchweben. Auch ſeine beiden Tänzerinnen, die zu der brüßler Truppe gehörten, waren in ihrer Art ſehr anmuthig und kunſtreich.

Doch ihr wie des pariſer Tänzers Talent, alle ihre mit möglichſter Grazie durchgeführten künſtlichen Stellungen und Pas verſchwanden vor dem mimiſchen Talent der Schauſpielerin, denn Tänzerin darf ich ſie nicht nennen, welche, ohne ein Wort zu ſprechen, die Rolle der Nina mit tief ergreifender Wahrheit darſtellte, von dem Auftritt an, wo im Augenblick der Trennung vom Geliebten der Wahnſinn ſie ergreift, bis zu dem, wo ſeine Wiederkehr ſie ſich ſelbſt und dem Bewußtſein des reinſten Glückes wiedergibt. Nie habe ich etwas Aehnliches geſehen; auch waren rings um mich her die Schnupftücher in Bewegung, wie ehemals bei der Oper ſelbſt, deren liebliche, ausdrucksvolle Muſik dieſem Ballet untergelegt war und dem genau mit derſelben bekannten Publicum gewiſſermaßen zur Erklärung der einzelnen Scenen diente.

Schiller's Kabale und Liebe, unter dem Titel L'intrigue et l'amour, und einige Ueberſetzungen Kotzebue'ſcher Stücke füllten das Repertorium für die folgenden Tage unſeres Aufenthalts. Und ſo haben wir das brüßler Theater nicht wieder beſucht.

St. Gudule.

Die berühmten Glasmalereien, welche dieſe große Kirche ſchmücken, veranlaßten uns hauptſächlich, ſie zu beſuchen. Wir erwarteten Ungewöhnliches, und ſtanden doch wie geblendet von der überraſchenden Pracht, die von den hohen durchaus wohlerhaltenen, Fenſtern uns entgegenſtralte. Die Kirche ſelbſt iſt ein durch hohe Einfachheit und edle architektoniſche Verhältniſſe ſich auszeichnendes Gebäude des Mittelalters; ſchlanke Säulen tragen das herrliche Gewölbe, keine Emporkirchen, keine Capellen, ſogar keine Kirchenſtühle zerſtören den erhebenden Eindruck. Auch keine Spinneweben, kein von ſolchen Gebäuden ſonſt unzertrennlicher Staub war zu erblicken, Alles glänzte ſauber und reinlich wie das Putzzimmer einer Brüßlerin; vor dem Hochaltar wurde Meſſe geleſen, aber die weiten Räume erlaubten uns, ganz unbemerkt unter dem hohen Gewölbe umherzugehen und die Glasmalereien zu bewundern, ohne Furcht, die vor dem Altare knienden Beter in ihrer Andacht zu ſtören.

Die mit Recht bewunderten gemalten Fenſter in St. Gudule ſtammen augenſcheinlich aus verſchiedenen Zeitaltern her. Die hinter dem Hochaltar ſind die älteſten, ſie wurden in den erſten Zeiten der ſpaniſchen Oberherrſchaft hergebracht, und wie alle aus der früheren Zeit, ſind ſie aus kleineren Glasſcheiben zuſammengeſetzt. Ziemlich dicke, etwas erhabene Bleinäthe, welche dieſe verbinden und zugleich die äußern Konture der Geſtalten und Gewänder bezeichnen, geben den Bildniſſen etwas Undeutliches und laſſen ſie weniger heiter und durchſichtig erſcheinen als die ſpäteren. Aber die viel tieferen und kräftigeren Farben, beſonders in Purpur und Blau, brennen, wie von einer glühenden Sonne durchdrungen, gleich farbigen Edelſteinen in unbeſchreiblicher Pracht.

Von der Schönheit der hohen prachtvollen Fenſter im übrigen Theil der Kirche iſt es unmöglich durch bloße Beſchreibung einen deutlichen Begriff zu geben; ſie ſtammen größtentheils aus dem funfzehnten bis ſechzehnten Jahrhundert, aus der glänzendſten Epoche der Kunſt, in welcher auch hochberühmte Meiſter es nicht verſchmähten, an dieſem untergeordneteren Zweige der Malerei Theil zu nehmen. Die meiſten derſelben ſtellen irgend eine bedeutende feierliche Handlung dar: die Krönung eines Regenten, z. B. die Karls des Fünften, oder auch die bei der Einſetzung eines fürſtlichen Biſchofs üblichen kirchlichen Ceremonien. Den größten untern Theil dieſer Glasgemälde füllen die wohlgezeichneten ſchön drappirten Geſtalten der Hauptperſonen der feierlichen Handlung und ihrer Begleiter. Ueber dieſe erheben ſich ſtattliche Thronhimmel, goldene Säulenhallen; auf einigen andern erblickt man die faſt lebensgroße Geſtalt irgend eines Heiligen, über deſſen Haupt prachtvolle tabernakelartige Verzierungen im herrlichſten Farbenſchmuck prangen. An andern Gemälden außer dieſen wie aus Lichtglanz gewobenen iſt dieſe Kirche eigentlich arm; deſto mehr zog uns ein anderes Kunſtwerk an, welches Niemand gegen uns jemals erwähnt hatte, die ſogenannte chaise de la verité, eigentlich die Kanzel, mit ihren in Holz geſchnitzten Verzierungen. Augenſcheinlich ein Werk neuerer Zeit, wahrſcheinlich gegen Ende des ſechzehnten oder den Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts entſtanden; etwas Näheres darüber oder den Namen des Künſtlers, der es gebildet, zu erfahren, wollte, unerachtet aller Mühe, die ich mir deshalb gab, mir nicht gelingen. Es trägt keine Spur der byzantiniſchen oder überhaupt einer älteren Schule; ein Werk von ſolchem Umfange, ſo edel und doch ſo graziös gehalten und kunſtreich vollendet, habe ich in dieſer Art nie geſehen.

Sechs bis acht Baumſtämme tragen die hoch über den Fußboden erhabene Kanzel; der Raum unter derſelben ſtellt das Paradies vor; der ſtärkſte mittlere Baum iſt der von der Schlange umwundene verhängnißvolle Baum der Erkenntniß, Adam und Eva, zwei recht jugendlich ſchöne Geſtalten, ſtehen ihm zur Seite, Trauben und Laub, Früchte und Blumen füllen den Raum zu ihren Füßen; allerlei artige Thiere, kleine Vögel, Pfauen, Papageien, ein Hahn, ein Fuchs, ein Eichhörnchen und mehrere noch ſpielen friedlich dazwiſchen. Dieſes Alles iſt faſt in natürlicher Größe dargeſtellt, ſehr fleißig und zierlich ausgeführt und dabei ſo geſchmackvoll geordnet, als ob einer der größten Meiſter jener Zeit die Zeichnung dazu verfertigt hätte, wie es denn auch allerdings bei einem Werke von dieſem Umfange wahrſcheinlich iſt.

Die laubbedeckten Zweige der die Kanzel tragenden Bäume ranken ſich um dieſelbe her, ſteigen hinter ihr empor, umgeben die zu derſelben hinaufführende Treppe und bilden zum Theil das Geländer derſelben. Der Baldachin über der Kanzel wird von zwei großen, ſchönen faſt antik drappirten Engeln gehalten, die auf mächtigen Flügeln einherſchweben und mit mildem Ernſt auf die unten verſammelten Menſchen herabblicken. Ueber dieſem Baldachin zeigt ſich das Haupt der Schlange, die ſich zwiſchen den Aeſten des Baumes, die Kanzel vorbei bis dort hinauf geſchlungen; Maria, die ſiegende Himmelskönigin, durchſticht es mit ihrer in Kreuzesform gebildeten Lanze, und der ohnmächtige Feind windet ſich unter ihrem Fuße; der kleine Johannes mit dem Kreuze ſchreitet vor ihr einher, und zwei allerliebſte kleine Engelgeſtalten ſind ihr zur Seite geſtellt.

Alles dieſes iſt von weißem, mit keinem Anſtrich überzogenem Holze, Ahorn oder Lindenholz vielleicht, ſo fein, ſo zierlich gebildet, wie möglich, und doch nicht kleinlich; die Geſtalten Adam und Eva's, der Engel, der heiligen Jungfrau ſind im ſchönſten Ebenmaß gebildet, die Drapperien geſchmackvoll geordnet, das Ganze von überraſchender Vollkommenheit. Es nimmt in der ſehr großen Kirche einen bedeutenden Raum ein; ob es in derſelben ganz am rechten Orte ſei, ob nicht durch die Mannichfaltigkeit der Verzierung dieſer, in ihrer Art wahrſcheinlich einzigen Kanzel die Aufmerkſamkeit von dem Redner, der auf ihr ſtehend ſeine Zuhörer erbauen will, abgezogen werde, ob er ſelbſt, in ſeiner Prieſterkleidung aus dieſer lichten künſtlichen Laube hervorblickend, von dieſen großen Engeln umſchwebt, ſich nicht ein wenig ſeltſam ausnehmen mag, darüber kann ich nicht entſcheiden.

Ich fürchte, ich würde, dieſer Kanzel gegenüber, auf die Predigt wenig achten können, es gibt gar zu viel daran zu ſehen, und die Verzierungen dieſer ungeheuer großen Compoſition gehen ins Unendliche, wenn man ſie in allen ihren Einzelheiten betrachten will.

Auch einige, mit lebensgroßen Engel- und Heiligenbildern in derſelben Art verzierte Beichtſtühle in St. Gudula ſind merkwürdig. Sie ſcheinen von demſelben Meiſter oder doch unter deſſen Aufſicht und Anordnung von den Schülern deſſelben verfertigt zu ſein. Die Ausführung derſelben iſt ebenfalls lobenswerth, aber doch mit der des größern Meiſterwerkes nicht zu vergleichen; Zeichnung aber und Anordnung ſind gleich vortrefflich.

Kunſtſammlungen.

Der Reichthum der durch ganz Belgien verſtreuten Kunſtwerke, aus der allerfrüheſten Zeit bis auf die unſrige hinab, iſt unermeßlich zu nennen. Es gibt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.H. FN. 18082/033

im ganzen Lande keine Stadt, ja ich könnte wol ſagen keinen nur irgend bedeutenden Flecken, beinahe kein Dorf, in welchem der Kunſtfreund nicht irgend einen Gegenſtand fände, der wenigſtens auf Stunden ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln könnte. Nirgend, vielleicht ſelbſt nicht in Italien, wurde die Kunſt mit größerer Liebe und Treue gepflegt, gehörte ſie mehr zu dem eigentlichen Leben der Einwohner, als in dieſem Lande, bis zu den unheilvollen Tagen, in welchen ganz neuerlich dieſes noch vor kurzem ſo glückliche Volk in wilder Verblendung das furchtbarſte Unheil über ſich ſelbſt herabrief. Doch hellere glücklichere Zeiten werden auch dieſen umdüſterten folgen, denn ſo will es der ewige Kreislauf der Dinge, und ſo will ich denn meine Beſchreibung Deſſen, was noch kurz vorher, ehe das Verderben hereinbrach, mit Freude und Bewunderung mich erfüllte, nicht unterdrücken, in der feſten Ueberzeugung, daß nach wiederhergeſtellter öffentlicher Ordnung dieſe auch im Einzelnen wiederkehren und Alles wieder an ſeinen Platz zurückbringen werde, was jetzt zerſtreut aber deshalb nicht verloren daliegt.

Zuerſt beſuchten wir das nahe am Park belegene öffentliche Muſeum, zu dem es ſehr leicht iſt den Zutritt zu erlangen. Ein ſchönes palaſtartiges Gebäude, nahe am Park. Eine breite außerordentlich ſchöne ſteinerne Treppe führt hinauf zu dem faſt unabſehbar langen und großen Saal, in welchem die Gemälde aufgeſtellt ſind. Das Licht fällt von oben hinein; die Beleuchtung iſt ſo günſtig, als ſie bei dieſer bedeutenden Anzahl großer Staffeleibilder es nur ſein kann; der Saal ſelbſt iſt in drei Theile abgetheilt, was die Ueberſicht des Ganzen ſehr erleichtert.

Dieſe Galerie enthält viele Gemälde aus den italieniſchen Schulen; unter andern ein ſehr ſchönes Bild von Albano, unſre erſten Aeltern in paradieſiſcher Unſchuld darſtellend. Adam, eine herrliche Jünglingsgeſtalt, liegt in tiefem Schlaf verſunken, neben ihm, nur bis ans Knie ſichtbar, ſteht die lieblichſte, jungfräulichſte Eva, die man ſich nur erdenken kann. Auch viele ſehr ſchöne Landſchaften beſitzt dieſe Sammlung; was man aber vor Allem in Belgien aufſuchen muß, ſind Rubens' und van Dyk's Werke und die der an dieſe beiden Heroen der niederländiſchen Schule ſich würdig anſchließenden Meiſter. Eine ungeheure große Compoſition von Rubens iſt der größte Schatz, den das Muſeum beſitzt, das einzige Bild von ihm, von dem man mit Gewißheit überzeugt iſt, daß er ſelbſt es ganz allein gemalt und vollendet habe. Der Gegenſtand deſſelben iſt leider abſchreckend; was nur zu oft bei den vortrefflichſten Werken dieſes Rieſengeiſtes der Fall iſt. Das Bild ſtellt die Marter des heiligen Livinius dar, eines frommen Biſchofs, dem die Zunge von Henkershand ausgeriſſen wurde, weil er das Geheimniß der Beichte zu verletzen ſich weigerte. Es iſt furchtbar, grauſam, entſetzlich; die Geſtalten in Lebensgröße, der Heilige, in biſchöflicher Kleidung, von ſeinen Henkern und vielen Zuſchauern umgeben, in der Mitte, auf den Knien. Das ſchreckliche Urtheil wird eben vollzogen. Er leidet die grimme Pein, er fühlt ſie; jeder Zug ſeines Geſichts deutet dieſes an; der Körper unterliegt dem irdiſchen Schmerz, aber mitten in ſeinen Leiden ſieht man wunderbar deutlich, wie Hoffnung der nahen Seligkeit, Bewußtſein des Glückes, der heiligen Zahl der Märtyrer beigeſellt zu werden, den unſterblichen Geiſt über Tod und menſchliche Gewalt erheben. Die ganze Darſtellung Deſſen, was eigentlich nie dargeſtellt werden ſollte, iſt ſo großartig, ſo durchzogen, möchte ich ſagen, von dem überirdiſchen Hauch aus einer höheren Welt, in welche der leidende Heilige ſchon halb eingebürgert ſich fühlt, daß das Grauſenhafte derſelben dadurch gemildert erſcheint. Beſchreiben läßt ſich das nicht, man muß es ſehen, um die ganze Größe des hohen, oft verkannten Meiſters zu erkennen.

Die Gemäldeſammlung des Herzogs von Aremberg.

Ich habe viele Paläſte der Könige und der Großen geſehen, bin geblendet von Pracht und Glanz durch die weiten Säle gegangen, habe bewundernd, entzückt in ihren weiten langen Galerien vor den Meiſterwerken der Kunſt geſtanden; aber keines dieſer Prachtgebäude hat gleich beim Eintritt einen ſo rein harmoniſchen erfreulichen Eindruck auf mich gemacht, als dieſes fürſtliche Haus, denn einen Palaſt kann man es nicht nennen. Indem man die Schwelle deſſelben überſchreitet, glaubt man ein Aſyl der Kunſt und Wiſſenſchaft und alles Schönen zu betreten.

Gleich unten in der Hausflur, ſo darf man den Eingang wohl nennen, denn dieſe Fürſtenwohnung iſt wirklich nur ein ſchönes geräumiges Haus; gleich unten alſo ſieht man den weiten Raum mit vorzüglichen Gypsabgüſſen antiker Statuen geſchmückt, unter denen auch der berühmte Eber ſich befindet. Das eiſerne Geländer der ſehr breiten ſteinernen Treppe iſt zur Aufnahme von Blumenvaſen verſchiedner Größe eingerichtet. Während der Anweſenheit des Herzogs wird es von oben bis unten mit duftenden und blühenden Gewächſen, Orangenbäumen und allem Reichthum der Treibhäuſer beſetzt, und die weiten Räume werden im Winter geheizt. An der andern Seite der Treppe, längs der Wand, ſind auf Conſolen eine Reihe Marmorbüſten, größtentheils Antiken von ſeltnem Kunſtwerth, aufgeſtellt, bei denen wir gern lange verweilt hätten, und an denen wir nur flüchtig vorübereilen konnten.

Die mehr durch ihren Kunſtwerth als durch die Anzahl der Gemälde ſich auszeichnende Bilderſammlung ſchmückt einige nicht große Zimmer, denen man es anſieht, daß ſie nicht blos zum Prunk dienen, ſondern von ihrem Eigner bewohnt werden. Das von einem guten neuern Meiſter ſehr brav gemalte Portrait des letztverſtorbenen Herzogs erweckt ein ganz beſonderes Intereſſe. Mit unendlicher Kunſtliebe hatte dieſer Fürſt den größten Theil des vielen Herrlichen und Schönen, das hier verſammelt iſt, zuſammengebracht, hatte weder Zeit noch Koſten dabei geſpart, ſeine Reiſen in Italien und andern Ländern hauptſächlich zu dieſem Zwecke benutzt und fand, umgeben von dieſen Meiſterwerken, in ihrem Anſchauen das Glück ſeines Lebens, als in der Mitte ſeines kräftig blühenden männlichen Alters ein unglücklicher Schuß auf der Jagd ihn hoffnungslos des Geſichtes beraubte. Doch dieſer ſchmerzliche Verluſt vermochte weder ſeiner Freude an ſeinen Kunſtwerken noch der innern Heiterkeit ſeines Gemüthes Abbruch zu thun; täglich ließ er von einem ſeiner Lieblingsbilder zum andern ſich führen, verweilte, in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend, oft ſtundenlang mit dem Ausdruck des gewohnten Genuſſes vor denſelben, ſprach mit ihn beſuchenden Kunſtfreunden über die Gemälde, in die kleinſten Details eingehend, auf eine Weiſe, die es unmöglich machte, ſein Unglück zu errathen. Er ſah mit den Augen ſeines Geiſtes, was ſein körperlich erloſchenes Auge nicht mehr zu ſehen vermochte. So iſt er denn auch von geſchickter Künſtlerhand hier abgebildet, in ſeinem Lehnſtuhle ſitzend, wie ihn ſeine Freunde ſahen; ein noch kräftiger wohlgebildeter Mann, mit dem Ausdruck ſtiller Zufriedenheit in allen ſeinen Zügen. Die nicht verhüllten umdunkelten Augen blicken glanzlos vor ſich hin, die ganze Stellung deutet ihr Erblinden an, aber auf durchaus nicht verletzende Weiſe. Es iſt ein ſchönes Portrait, vor dem man ohne tiefe Rührung nicht verweilen kann.

Dieſem Portrait gegenüber hängt das eines Ahnherrn des Herzogs, von van Dyk's Meiſterhand in Lebensgröße gemalt. Recht ritterlich froh ſitzt der ſtattliche kräftige Mann hoch auf ſeinem ſchönen braunen Leibroß, und hinter ihm blickt ſein Page aus dem Gebüſch hervor, ſeinem Gebieter nachſchauend. Dieſes Gemälde gehörte zu den Lieblingen ſeines ehemaligen Beſitzers, und das mit Recht; es geht eine Lebensfreudigkeit von demſelben aus, die Jedem ſich mittheilt, der davor es recht betrachtend verweilt.

Von den übrigen Gemälden dieſer Sammlung will ich nur noch zwei herrliche Bilder von Claude Lorraine, einen Waſſerfall und ein Seeſtück erwähnen, und von Ruisdael einen duftenden grünen Wald, in deſſen Schatten man ſich verlieren zu können glaubt.

Auch ein ſeltnes Meiſterwerk von Peter de Hoog kann ich bei meiner bekannten Vorliebe für dieſen Meiſter nicht ſchweigend übergehen. Eine allerliebſte nette niederländiſche Hausfrau von mittleren Jahren ſitzt im vordern Zimmer, nahe an der geöffneten Thüre in einem Buche leſend; im Zimmer ſieht es ſehr ſauber und wohnlich aus, ein kleiner ſchräg hängender Spiegel iſt an der Wand über dem mit einem Teppiche bedeckten Tiſche befeſtigt, ihm gegenüber ſieht man ſeitwärts durch ein Fenſter die Häuſer und Bäume auf der andern Seite der Straße. Der Hausherr iſt eben aus dem Zimmer gegangen und hat die Stubenthüre im Hintergrunde offen gelaſſen; ein kleines Mädchen in gelbem Röckchen läuft der Thüre zu, dem Vater nach, die beiden kleinen Hündchen der Mutter werden darüber unruhig und bellen einander an. Durch die offne Thüre ſieht man auf den Vorplatz, deſſen Fußboden mit rothen und weißen Ziegeln nach holländiſcher Art zierlich eingelegt iſt, und der durch eine ebenfalls offne Seitenthüre, die man aber nicht ſieht, erhellt wird; im Hintergrunde iſt er ganz offen, und der Mann iſt eben im Begriff auf die vom Sonnenſchein erhellte Straße zu treten. Aber wie das Alles gemalt iſt, man muß es ſehen, um es ſich denken zu können.

Eine kleine Hauscapelle ſtößt an die Reihe der eigentlichen Wohnzimmer; fromme ernſte Gebilde, größtentheils aus der altniederrheiniſchen Schule, ſchmücken das kleine Betgemach und deſſen Altar, manche noch aus der allerfrüheſten, ſogenannten byzantiniſchen Zeit, einige von italieniſchen alten Meiſtern. Als ausgezeichnet vortrefflich bewunderten wir hier eine Abnahme vom Kreuz, die wol von Albrecht Dürer ſein könnte und dann eines ſeiner beſten Werke wäre. Sehr ſchön iſt auch die ziemlich ausgeführte Skizze eines Engels von Baroccio.

In der Bibliothek, einem ſehr großen ovalen Saal, um welchen oben eine Galerie läuft, von der wir in ihn hinabſahen, waren eben Handwerker mit einigen Veränderungen deſſelben beſchäftigt. Große, ſchön gearbeitete Schränke, in welchen die Bücher und Mappen mit Handzeichnungen und Kupferſtichen aufbewahrt ſind, bedecken die Wände deſſelben; oben an einer Seite der Galerie prangt eine herrliche Sammlung antiker Bronzen, an der andern eine nicht minder reiche Sammlung Vaſen, hetruriſche, römiſche, griechiſche. Bei großen Feten wird dieſer Saal auch zum Soupé nach dem Balle gebraucht, ſagte der uns herumführende Caſtellan. Ich hoffe, daß wenigſtens die Galerieen bei ſolchen Gelegenheiten verſchloſſen bleiben, denn der leicht zu transportirenden Gegenſtände gibt es hier gar viele, die einen, ſonſt recht gewiſſenhaften Antikenfreund in Verſuchung führen könnten.

Daß dieſes Haus einſt die Wohnung Egmont's war, daß der Held von hier aus dem Untergange entgegenging, gab ihm für uns ein eignes tief ergreifendes Intereſſe. Zwar wird gewöhnlich ein anderes Gebäude als Egmont's Wohnung dem Fremden bezeichnet, und die jetzigen Beſitzer des Hauſes Aremberg wollen aus Rückſichten für ihre zur Zeit jener Unthat lebenden Vorfahren, oder aus andern Gründen, dieſer Angabe wenigſtens nicht widerſprechen; aber alte unwiderlegbare Beweiſe verbürgen, daß jener edle Geiſt zwiſchen dieſen Wänden einſt waltete, ſich freute, ſich betrübte und endlich von ihnen aus dem Schafotte zuging, das ihm zur Ehrenſäule ward. Von Dem, was es zu ſeiner Zeit geweſen, mag außer den Grundmauern wenig oder gar nichts übrig geblieben ſein; ich ſuchte aus den Fenſtern einen Gegenſtand zu erblicken, auf dem auch Egmont's Auge geruht haben konnte; Alles, was ich ſah, ſchien einer weit neueren Zeit anzugehören, außer dem die ganze Stadt überragenden Thurm des Rathhauſes, mit dem koloſſalen goldnen Standbilde auf der Spitze, das vielleicht ſeinen letzten zum Himmel gewendeten Blick auffing, ehe er blutend niederſank.

Das Palais des Prinzen von Oranien.

Gold und Bronze, hellſtralender Kriſtall, Elfenbein, edle Steine, Marmor, und das köſtliche Erzeugniß des hohen Norden, der edle Malachit, deſſen mit dem Smaragd wetteifernder dunkelgrüner Schimmer dem Auge ſo wohlthätig erſcheint, ſchmückten im glänzendſten Verein dieſe Wohnung des Königsſohnes und der Tochter des mächtigen Kaiſers auf würdige Weiſe. Das Auge irrte verwirrt von einem Gegenſtande zum andern, unfähig auf einem derſelben zu haften, weil es immer anderweitig angezogen ward, bis wir uns endlich entſchloſſen, allem Uebrigen entſagend, uns den Gemälden zuzuwenden, die, in mehreren Zimmern aufgeſtellt, unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen.

Nicht leicht wird eine Privatſammlung, denn das war ſie doch eigentlich, ſo viele ſeltne und bedeutende Werke der größten Meiſter aus allen Zeiten und Schulen in verhältnißmäßig nicht großem Raum vereinigen als dieſe, die mich lebhaft an Lucian Bonaparte's Sammlung erinnerte, die ich vor mehreren Jahren in Paris geſehen, und aus der ich auch wirklich mehrere Meiſterwerke mit lebhafter Freude hier wieder zum zweiten Mal begrüßte.

Auf genaue Beſchreibung Deſſen, was ich hier ſah, mich einlaſſen zu wollen, hieße etwas für mich Unausführbares unternehmen; ich kann nur mit wenigen Worten andeuten, was in den verſchiedenen

Zimmern, durch welche wir geführt wurden, mir als das Merkwürdigſte erſchien.

Zu allererſt die auf Befehl König Philipps des Zweiten von Michael Coxies verfertigte berühmte Copie des großen genter Bildes der Gebrüder van Eyck, dem ich in wenig Tagen erwartungsvoll zueilen wollte. Eine Beſchreibung des Originals ſowol als dieſer von einem der größten Meiſter ſeiner Zeit verfertigten Copie habe ich in meinem Werkchen: „van Eyck und ſeine Nachfolger", zu geben verſucht.

Nächſt dieſem erfreuten mich zwei wunderſchöne Portraits von van Dyk, ganze Figur, in Lebensgröße, ein Herr und eine Dame, im höchſten Putz der damaligen Zeit.

Ein ſehr humoriſtiſch aufgefaßtes Bohnenfeſt von Jan de Steen, mit unübertrefflicher Wahrheit dargeſtellt.

Im zweiten Zimmer leuchtete ſchon von ferne das ſehr ähnliche und ſehr glücklich aufgefaßte Bild des Kaiſers Alexander, von dem berühmten Portraitmaler Gérard in Paris gemalt, uns entgegen. Das Bild eines Freundes Rafael's, aus Lucian Bonaparte's Sammlung, von des größten Meiſters hohem

Geiſte mit inniger Liebe aufgefaßt, und von ſeiner Hand lebend und athmend hingeſtellt, hielt lange uns feſt, und ließ für nichts anders uns Augen und Sinn. Es ſtellt einen ſchönen jungen ſchwarzgekleideten Mann dar, der einen Brief in der Hand hält. Ein durchaus italieniſches ſüdlich blaſſes Geſicht, die dunkeln leuchtenden Augen, die ſchöngezogenen Augenbrauen über dieſen Augen, die edlen Formen, der ſeltne Liebreiz um den halb lächelnden halb ernſten Mund: wer kann in Worten das malen!

Dieſes Zimmer iſt der Triumph der Protraitmalerei; das Bild eines alten Mannes von van Dyk, ein ähnliches von Rubens, haben hier einen würdigen Platz gefunden; aber die Geliebte Königs Franz des Erſten von Leonardo da Vinci überſtralt ſie durch unbeſchreiblichen Liebreiz und allen Zauber friſcher jugendlich erblühter Schönheit. Im goldgeſtickten Nachtgewand, die eine Bruſt entblößt, ſteht das wunderſchöne Mädchen da, mit Händen, werth, von Leonardo gemalt zu ſein, ſüß lächelnd, ſchalkhaft und doch von Liebe durchdrungen, erfüllt von dem Bewußtſein, ſchön zu ſein, einem liebenden und geliebten Auge gegenüber. Es iſt ein Zauberbild, das man, einmal geſehen, ſo leicht nicht wieder vergißt.

Im dritten Zimmer gibt es des Schönen und Merkwürdigen faſt zu viel. Zuerſt aus der Sammlung Aldobrandini eine ungemein liebliche Madonna von Fra Bartolomeo; ſie ſitzt mit dem Kinde und dem Spielgefährten desſelben, dem kleinen Johannes, in einem Blumengarten. Die ganze Compoſition erinnert lebhaft an die berühmte Jardinière. Fra Bartolomeo's Madonna iſt aber kräftiger gemalt, irdiſcher könnte man ſagen, als jene Rafaeliſche Himmelsbraut, und doch voll unendlichem Liebreiz und entzückender Schönheit.

Eine zweite Madonna, von Andrea del Sarto, aus der nämlichen Sammlung, eine der vorzüglichſten Arbeiten des berühmten Meiſters, zeigt in der Hauptgruppe eine edle, in der Ausführung höchſt gelungene Compoſition. Zwei Engel und der kleine Johannes ſpielen um die in einer Landſchaft ſitzende ſchöne Mutter und ihr göttliches Kind. Aber gar ſeltſam anzuſchauen ſind zwei aus der Ferne den Berg herabkommende Mönche, die ſich anbetend niederwerfen, und über ihnen, in der Luft ſchwebend, ein Engel, der auf der Violine ein Solo ſpielt.

Der auferſtandne Chriſtus, der ſeinen Jüngern ſich zu erkennen gibt, von Rubens gemalt; ein herrliches Bild, bei dem man auch in der Geſtalt des Heilandes Adel und Würde nicht vermißt, was bei allen Vorzügen des großen Meiſters, bei manchen ſeiner Darſtellungen zuweilen der Fall iſt.

Wunderſchön iſt das Portrait eines jungen Mannes aus dem Hauſe Medicis, aus der Sammlung Riccardi in Florenz, gemalt von Angiolo Bronzino, der um das Jahr funfzehnhundertfunfzig in Florenz blühte: Natur und Wahrheit in jedem Zuge wie im Colorit, bei trefflicher Ausführung.

Ein großes Gemälde des alten Meiſters Pietro Perugino, in ſeiner, in der Gruppirung noch gewiſſermaßen an den byzantiniſchen Styl grenzenden Manier, und einen Evangeliſten Lukas von Carlo Dolce, der aus Lucian Bonaparte's Sammlung ſtammt, will ich nur noch erwähnen und dann den Werken der alten niederrheiniſchen Meiſter mich zuwenden. Perugino's treffliches Werk zeigt uns die Madonna unter einer thronartigen Säulenhalle, ihr zur Seite zwei Heilige und zwei Engel.

Ein höchſt ſeltnes kleines Gemälde, aus vier Tafeln beſtehend, von denen jede ein einzelnes Heiligenbild darſtellt und immer zwei und zwei, in Geſtalt eines aufgeſchlagenen Buches zuſammengefügt ſind, verdient die höchſte Beachtung und iſt wegen ſeiner Seltenheit als ein unſchätzbares Kleinod zu betrachten. Dieſes Bild iſt das Werk des berühmten alten Meiſters Hugo van der Goes, eines der trefflichſten Schüler Johann van Eyck's, von deſſen zu ſeiner Zeit das höchſte Aufſehen erregenden Werken in den Tagen der Bilderſtürmer ſo Vieles vernichtet wurde, daß wenig mehr, als was die Tradition uns davon aufbewahrt, bis auf unſere Zeiten gekommen iſt. St. Chriſtophorus, St. Laurenzius, St. Johannes und die heilige Magdalena ſind auf dieſen vier kleinen Tafeln, ſtehend, ganze Figur, dargeſtellt; es iſt kaum möglich etwas Graziöſeres und zugleich Einfacheres zu ſehen als dieſe kleinen, wie die feinſte Miniatur mit unnachahmlichem Fleiße ausgeführten, kaum eine halbe Elle hohen Geſtalten.

Auch ein paar Portraite des berühmten Meiſters, Bernhard von Orley, ein Zeitgenoſſe Albrecht Dürer's und Hofmaler Kaiſer Karls des Fünften, ſind ſehr bemerkenswerth. Das eine ſtellt eine ſchöne Frau vor, die für Petrarca's Laura ausgegeben wird; das zweite eine Dame, im Schmuck der damaligen Zeit, mit einem Lieblingskätzchen im Arm.

Noch zwei Pertraite von Meiſter Hemmling, oder Memmeling (denn darüber ſind die Kunſtgelehrten noch immer nicht recht einig mit einander geworden), will ich flüchtig erwähnen und dann dieſe Beſchreibung einer Sammlung ſchließen, die zu reich iſt, als daß man in wenigen Stunden ſie überſchauen könnte. Das eine dieſer Gemälde zeigt das ungemein reizende, mit aller dem großen Meiſter eignen Farbenpracht und Wahrheit dargeſtellte Bild der ſchönen Marie de Bourbon, im Jahre vierzehnhundertundneunzig gemalt, wie die Inſchrift verkündet. Das zweite dieſer Portraite iſt das des Meiſters ſelbſt; die große Aehnlichkeit mit ſeinem Bilde, das er auf vielen ſeiner größern Arbeiten als Nebenfigur angebracht hat, bürgt für die Echtheit deſſelben.

Gemäldeſammlung des Herrn von Henneſay.

Brüſſel iſt außer den eben erwähnten fürſtlichen Sammlungen auch reich an kleineren, die in den Händen von Privateigenthümern ſich befinden; alle ſehen zu wollen, wäre ein ſehr großes, vielleicht unausführbares Unternehmen. Wir begnügten uns mit der oben erwähnten, die als die bedeutendſte und intereſſanteſte uns genannt wurde, und zu welcher wir, obgleich dem Eigner derſelben ganz unbekannt, auf unſer Erſuchen ſogleich Zutritt erhielten.

Wir fanden in den ebenſo elegant als geſchmackvoll eingerichteten Sälen dieſes Kunſtfreundes weit mehr, als wir, unſern Wünſchen gemäß, faſſen konnten, und können auch hier nur kurze Andeutungen von Dem geben, was in denſelben uns ganz beſonders anzog. Die Sammlung iſt reich an Landſchaften: eine Waldgegend, von höchſt affectvollen einzelnen Sonnenblicken durchblitzt, eine baumreiche herrliche Gegend, mit einem kleinen ſchäumenden Waſſerfall im Vorgrunde, deſſen Brauſen man zu hören glaubt, beide von Ruisdael, und eine wunderſchöne Landſchaft von Claude Lorrain wären in den größten und bedeutendſten Galerien an ihrem Platz.

Auch an italieniſchen Gemälden fehlt es in dieſer Sammlung nicht, die Krone derſelben iſt eine Danae von Tizian.

Meine Lieblinge, die kleinen lebensreichen, durch Wahrheit und Natur, wenngleich nicht durch poetiſche Erfindung ſich auszeichnenden niederländiſchen Cabinetsſtücke, glänzen hier in aller ihrer anſpruchsloſen Glorie und ergötzten mich gar ſehr. Mehrere ganz allerliebſte Tenniers; eine alte ſehr gemüthliche Frau, von van Dyk, Tenniers' Mutter, wie man uns ſagte, ein gar liebes freundliches Bild; ein ſehr ſchönes ganz kleines Bildchen von Quintin Meſſis, ein Wechsler, der einer Frau Geld aufzählt, ein Gegenſtand, den dieſer Meiſter ſehr oft mit großer Vorliebe, aber weit größer und ganz anders motivirt dargeſtellt hat. Auch ein trefflich gemaltes, den höheren Ständen angehörendes und in edlerem Styl gehaltenes Familienbild oder vielmehr Converſationsſtück voll Leben und Wahrheit, von Gonzales Coques, einem in dieſem Fach ſich ſehr auszeichnenden Maler von Antwerpen, der um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte, und deſſen Werke am Niederrhein und in dem benachbarten Belgien mit Recht ſehr geſucht und hochgehalten werden.

Ein kleines ganz allerliebſtes, im beſten Humor gemaltes Bildchen von Lukas von Leiden war mir beſonders intereſſant. Der alte Meiſter, unerachtet ſeiner das kurze Leben ihm verbitternder Hypochondrie, mochte ſich doch mitunter an luſtigen Einfällen ergötzen, und dieſes kleine Bildchen iſt ein gar erfreulicher Beweis davon. Ein alter, ziemlich zerlumpter Mann und ſeine nicht jüngere noch beſſer gekleidete Frau ſitzen ſelbander ſeelenvergnügt im Grünen unter einem Baum, er ſpielt auf der Zither und ſie geigt dazu aus Leibeskräften. Man muß das Paar ſehen; man glaubt es wirklich zu hören, indem man es ſieht.

Sehr intereſſant und merkwürdig ſind mehrere Reihen Bildniſſe engliſcher Könige und Königinnen, ungefähr in der Größe eines Kartenblatts, unter und übereinander auf einer Tafel vereint, Miniatur in Oel, in Holbein's Manier, vielleicht von ihm ſelbſt, ſehr charakteriſtiſch dargeſtellt und meiſterhaft gemalt.

Die Königin Eliſabeth, Maria Stuart, Heinrich der Achte, mit ſeinem wunderbaren, ein Viereck bildenden Geſicht, und noch viele mehr, Alle im Geſchmack ihrer Zeit gekleidet. Dieſe Tafel iſt ſchon an und für ſich allein eine kleine Galerie, vor der man ſtundenlang verweilen möchte.

Abreiſe von Brüſſel nach Gent.

Die Tage, die wir für den Aufenthalt in Brüſſel beſtimmt hatten, neigten ihrem Ende ſich zu; wir hätten ſie gern verlängert und fühlten zu unſerer eigenen Verwunderung, wie ſchwer es uns ward, eine Stadt zu verlaſſen, an die kein freundſchaftliches Verhältniß uns band, in der wir im eigentlichſten Sinn als Fremde, faſt ungekannt, einige Tage zugebracht hatten. Der ganz eigene harmoniſche Eindruck, den Brüſſel in ſeinem damaligen Zuſtande auf Jeden machte, den ſein Weg hinführte, war es, was auch uns mit einer Art Zauberkraft umfing. Alles trug hier ſichtbar den Stempel bürgerlichen Wohlſeins, anhaltenden aber belohnenden, nie in ängſtliche Mühſeligkeit ausartenden Fleißes, mit anſcheinender Zufriedenheit gepaart, unter deren mildem Ausdruck man nimmer das tiefe furchtbare Gähren des entſetzlichen Kraters ahnen konnte, deſſen wilder, Alles zerſtörender Ausbruch das noch vor ſechs Monaten ſo glückliche Land jetzt verheert. Kein Mislaut ſtörte unſer Wohlbehagen; wir ſahen ſchöne Equipagen, wohl und zierlich gekleidete Leute in den Straßen, bequem, ſogar elegant eingerichtete Häuſer, doch keinen übertriebenen Luxus, nirgend den verletzenden Contraſt bitterer Armuth neben alle Schranken überſteigendem Reichthum. Kein einziger Bettler iſt in den Straßen von Brüſſel uns begegnet, kein Menſch, deſſen unglückliches Aeußere auf ein gedrücktes, dürftiges Daſein ſchließen ließ. Ueberall ſahen wir neuerrichtete oder noch im Entſtehen begriffene Anſtalten, den bürgerlichen Wohlſtand, die Annehmlichkeiten des Lebens zu erhöhen und den Schwachen, den Hülfsbedürftigen und Kranken beizuſtehen und für ſie Sorge zu tragen. So war Brüſſel!

Am letzten Tage vor unſerer Abreiſe fuhren wir noch hinaus, um das königliche Luſtſchloß Laeken zu ſehen, das in den anmuthigſten Umgebungen der Stadt liegt. Der Weg dorthin, längs den Boulevards, dem großen Kanal vorüber, der ſo viel zur Erleichterung des Handels und zur Belebung der Stadt beiträgt, iſt ſehr angenehm. Eine der größten und ſchönſten Alleen, mit prächtigen hohen Bäumen beſetzt, führt nach Laeken; an ſchönen Sommerabenden wimmelt ſie von Spaziergängern aus allen Ständen, die ſich nicht blos mit dem äſthetiſchen Genuß der ſchönen Natur begnügen, wie die große Anzahl der vielen Estaminets beweiſt, die neben der Allee ihre lockenden Schilder aushängen.

Die Landhäuſer der reicheren Bewohner von Brüſſel liegen meiſtens in der Nähe des Schloſſes von Laeken; die Nähe der Stadt macht es dem Geſchäftsmann leicht, ſeine während der ſchönen Jahreszeit dort wohnende Familie zu beſuchen, und die Gegend ſelbſt hat viel ländlichen Reiz. Wir kamen an manchem zierlichen Landhauſe, mancher recht eleganten Villa vorüber, ſahen aber keine, die in Hinſicht auf Größe und Pracht mit denen um Hamburg oder Frankfurt wetteifern könnten.

In Laeken fanden wir nicht ganz, was wir, nach dem Ruf dieſes Ortes und den aus früheren Zeiten mir vorſchwebenden Erinnerungen, davon erwartet hatten. Ein großes, recht anſehnliches Schloß, deſſen Inneres wir nicht betreten mochten, weil darin gebaut wurde und es keine Kunſtſachen oder andere Gegenſtände enthielt, die uns dazu hätten anreizen können; eine eben nicht bedeutende Orangerie, einen alten desperaten Gärtner darin, der ſehr verdrießlich darüber war, daß der König dieſes Schloß nicht öfterer beſucht und nicht mehr Geld auf die Gärten verwendet, und endlich einen großen aber ziemlich ſchlecht gehaltenen parkähnlichen Garten, aus dem ſeiner ganz flachen Lage wegen ohnehin nicht viel gemacht werden könnte. Das Ganze ſah aus, als ob es eben nur darum erhalten würde, weil es doch einmal da iſt.

Der Weg von Brüſſel nach Gent läßt mit der Diligence in einem halben Tag ſich ſehr bequem zurücklegen. Von Allen, die wir deshalb befragten, konnte Niemand unſere Bedenklichkeiten gegen dieſe Art zu reiſen begreifen, die in dieſem Lande die allergewöhnlichſte iſt. Der Gedanke, in einer großen fremden Stadt von dem Hauſe, wo die Diligence hält, zu Fuße von einem Gaſthofe zum andern wandern zu müſſen, um ein bequemes Logis, wie ich es wünſchte, zu finden, war mir ſehr unangenehm, und man wird mir zugeſtehen, daß es allerdings für Frauen etwas Peinliches hat; doch unſere gefälligen Wirthinnen wußten auch dieſe Verlegenheit uns zu erſparen; ſie ſchrieben an den Inhaber des uns auch anderweitig ſehr empfohlenen Hôtel des Pays-bas, um Zimmer für uns zu beſtellen, nebſt einem Wagen mit einem Miethbedienten, die uns bei der Ankunft der Diligence erwarten ſollten, beſorgten auch in dieſer die erſten Plätze für uns, und ſo waren denn alle meine Bedenklichkeiten beſeitigt.

Um ſechs Uhr Morgens fuhren wir ab, fanden gute Plätze in einem nicht eleganten, aber reinlichen und bequemen Wagen und hatten auch Urſache, mit unſerer Reiſegeſellſchaft ganz zufrieden zu ſein. Dieſe beſtand aus einem jungen Mann, einem Landmeſſer, wie es uns ſchien, einem Fabrikherrn aus Brüſſel, der mir viel von Dinant, ſeiner Vaterſtadt, erzählte, und einem allerliebſten kleinen acht bis neunjährigen Blondköpfchen, das von den Damen, bei denen es in Penſion war, an die Diligence gebracht und dem

Conducteur angelegentlich empfohlen wurde. Ganz allein, mit ſeiner Puppe im Arm und einer großen Düte mit Bonbons in der Hand, reiſte das artige Mädchen ganz furchtlos, mitten unter all den fremden Leuten, pour voir maman, qui depuis un an je n'ai pas vue. Obendrein ſchien maman den lieben Beſuch gar nicht zu erwarten, wie ich bald merkte; ſowie die Diligence in Gent hielt, flog das kleine Ding aus dem Wagen und leicht wie ein Schmetterling, ohne ſich umzuſehen, die Straße hinauf, dem lieben Vaterhauſe zu.

Auf ganz ebenem, gepflaſtertem Wege fuhren wir durch ein ganz ebenes, wohlangebautes, fruchtbares Land, kamen an manchem freundlichen Dorf, an manchem hübſchen Städtchen vorüber. Die Gegend iſt angenehm, ohne beſonders intereſſant zu erſcheinen; wie das denn in einem ſo ganz flachen Lande nicht wohl anders zu erwarten wäre. Alle zwei Stunden wurden ohne allen Aufenthalt die Pferde gewechſelt; um zwei Uhr waren wir in Gent. Statt des beſtellten Wagens und Bedienten fanden wir den Herrn des Gaſthofes, wo wir logiren wollten, in eigener Perſon uns erwartend, um uns in ſein an der andern Seite des unabſehbar großen Marktplatzes, an welchem wir abſtiegen, belegenes Hotel zu führen, wo wir Alles zu unſerer großen Zufriedenheit für uns bereitet fanden. Ich habe auf meiner ferneren Reiſe unſer Quartier auf die nämliche Art durch die Gaſtwirthe, bei denen ich abgeſtiegen war, beſtellen laſſen und mich dabei ſo wohl befunden, daß ich allen Reiſenden, denen wie mir daranliegt, ſogleich ohne alle Unbequemlichkeit ein gutes Logis zu finden, anrathen möchte, meinem Beiſpiel zu folgen. Solch eine Empfehlung eines Gaſtwirths an ſeinen Collegen wird immer mehr beachtet als der Brief eines unbekannten Reiſenden, der ſein Quartier ſelbſt beſtellt.

Gent.

J'ai un Gand, où je mettrais Paris, hat irgend ein König von Frankreich, ich glaube Heinrich der Vierte, einmal geſagt. Dieſes Wortſpiel paßt nicht mehr; Paris muß damals weit kleiner geweſen ſein, das jetzige würde unfehlbar den Handſchuh in tauſend Stücke reißen. Demunerachtet iſt aber doch Gent von ganz immenſem Umfange; einige koloſſale Hauptſtädte ausgenommen, iſt es eine der größten, vielleicht die größte der Städte zweiten Ranges in Europa.

„Bald erreichten wir Gent, eine Stadt, noch viel größer als Antwerpen, aber auch noch trauriger, noch verfallener und menſchenleerer. Still, wie in einem Todtenhauſe, gingen wir viele Straßen auf und ab, neben verſchloſſenen unbewohnten Häuſern. Müde, in der todten, ſtillen Stadt, durch breite Straßen und unabſehbare Plätze und Märkte einſam zu wandeln, eilten wir weiter.“

So ſchrieb ich vor einigen und zwanzig Jahren bei meiner erſten Anweſenheit in Gent, und gewiß ganz der Wahrheit gemäß, wie Jeder bezeugen kann, der dieſe Stadt damals gekannt hat. Wie unähnlich fand ich jetzt dieſes Bild derſelben, und ach, wie ähnlich kann es wieder werden, wenn das unglückliche, auf furchtbare Irrwege verlockte Volk nicht bald aus ſeiner Verblendung erwacht.

Gent iſt nicht nur eine der größten, es iſt auch eine der ſchönſten Städte, unerachtet der überall noch hervorleuchtenden Alterthümlichkeit des größten Theils ſeiner Häuſer und öffentlichen Gebäude. Alles erſcheint hier wie aus einem Guſſe, Alles zeugt von ehemaliger, jetzt wieder in friſcher jugendlicher Kraft nach langem Schlummer neuerwachter Thätigkeit, von Wohlſtand und Bürgerglück. Die breiten, mit ſchönen Häuſern umgebenen, wohlgepflaſterten Straßen, in denen das regſte Leben wogt, die weiten, reich bevölkerten Märkte, die ſchönen, von kleinen Schiffen und zahlloſen Barken belebten Kanäle, wie ganz verändert erſchien mir das Alles! Keine unbewohnten Häuſer mehr, keine zerbrochenen, verblindeten, oder gar mit Bretern zugenagelten Fenſter, wie ich ſie einſt hier geſehen. Hell und freundlich, durch den in den Niederlanden gebräuchlichen Anſtrich von Oelfarbe wie erneut, ſtehen die vielleicht vor Jahrhunderten erbauten hohen Giebelhäuſer; und zufriedene Geſichter, denen man eine gewiſſe wohlthuende Wohlhäbigkeit anſah, ſchauten damals aus den großen, ſpiegelblanken, mit ſchneeweißen, elegant drappirten Vorhängen gezierten Fenſtern auf die von wohlgekleideten Bürgern, eleganten Damen, hübſchen Equipagen belebte Straße hinab.

Das mir ganz neue erfreuliche Gefühl, ein aus tiefem Verfall zu neuerblühendem Glück erſtehendes Land zu ſehen, begleitete jeden meiner Schritte; Alles, was ich ſah, ſetzte mich in freudiges Erſtaunen, wenn ich an ehemals dachte. Ich hatte Brüſſel vortheilhaft verändert gefunden, doch war der Unterſchied zwiſchen jetzt und ehemals weit weniger auffallend; jene Stadt hatte immer eine Art von äußerer Eleganz beibehalten, die Einwohner hörten ſie gern klein Paris nennen, Wohlſtand und Wohlleben waren nie ganz von ihnen gewichen, und Brüſſel war nie durch Mangel an Erwerb, durch äußern Druck fremder Gewalten eine ſchauerliche Einöde geworden, wie Gent es war. Auch glaubte ich hier auf allen Geſichtern den Ausdruck wohlgegründeter Zufriedenheit zu leſen und bin feſt überzeugt, daß noch zu Anfange dieſes achtzehnhundertunddreißigſten Jahres Das, was wir jetzt erleben, ſich Niemand nur als möglich dachte, noch den Wunſch hegte, einen ſolchen Umſturz alles Beſtehenden herbeizuführen, obgleich es auch in Brüſſel wie in Gent Unzufriedene gegeben haben mag, wie überall in der Welt. Denn es liegt leider in der menſchlichen Natur, Das, was wir beſitzen, nie ganz ſo zu ſchätzen, wie wir es ſollten, ſondern ſtets nach etwas Anderm zu ſtreben und ſich mit Wünſchen abzumühen, deren Erfüllung uns erſt über den Werth Deſſen die Augen öffnet, was wir muthwillig von uns ſtießen.

Oeffentliche Anſtalten.

Ueberall in Gent trifft man Beweiſe des edelſten Willens eines weiſen und wohlwollenden Königs, dieſer Stadt eine ihrem großen Umfange angemeſſene Würdigkeit und Bedeutung zu geben. Was ſeit dem Jahre achtzehnhundertundfunfzehn, in welchem Wilhelm der Erſte den Thron beſtieg, für die Wiederbelebung des Handels, für Kunſt und Wiſſenſchaft, für hülfsbedürftige Arme, Waiſen und Schulen hier geſchehen iſt, grenzt ans Unglaubliche. Große, wirklich prachtvolle Gebäude, den edelſten Zwecken geweiht, deren Errichtung zugleich den fleißigen Arbeitern Brot und Beſchäftigung gewährte, ſchmücken jetzt die Stadt; alle ſehen zu wollen, wäre ein, das Ziel, das ich mir geſetzt, weit überſchreitendes Unternehmen geweſen; nur den bedeutendſten konnte ich mich zuwenden.

Zu allererſt verdient der große Kanal von Gent nach Terneuzen hier erwähnt zu werden, der für den Handel von nicht zu berechnendem Nutzen iſt, indem Gent dadurch aller Vortheile einer Seeſtadt theilhaftig wird, die dieſe Stadt früher zur Zeit ihres höchſten Glanzes genoß, als ſie, wie Antwerpen, ebenfalls der Markt der Welt genannt werden konnte. Der Kanal war während meines dortigen Aufenthalts ſchon vollendet, die Verbindung mit der Schelde, und durch dieſe mit dem offnen Meere, war völlig hergeſtellt, Dampfböte und kleinere Handelsſchiffe wogten ſchon zwiſchen Gent und Antwerpen auf der klaren ruhigen Fluth. Dennoch ſah ich noch täglich vierhundert Arbeiter beſchäftigt, dem Bau die möglichſte Vollendung zu geben und den Hafen von Gent ſelbſt bedeutend großen Kauffartheiſchiffen zugänglich zu machen.

Die Entſtehung dieſes Kanals, der früher der Kanal von Sas hieß, verliert ſich an der fernſten Grenze des vierzehnten Jahrhunderts; ſpäterhin berechtigte und ermunterte Kaiſer Karl der Fünfte die Bürger von Gent zur Erweiterung und Vergrößerung deſſelben, wie es der immer weiter ſich ausdehnende blühende Handel der Stadt heiſchte. Deiche wurden geſchlagen, Schleuſen mit großen Koſten erbaut. Philipp der Zweite von Spanien begünſtigte ebenfalls das Unternehmen, indem er die einkommenden Waaren von Zöllen und andern Abgaben befreite. Das erſte wirkliche Seeſchiff, das im Jahre funfzehnhundertzweiundſechzig, von Dordrecht kommend, in Gent anlangte, wurde mit unendlichem Volksjubel empfangen. So ging das fort, in trüben und ruhigen Zeiten, wol hundert Jahre lang, bis der in Münſter geſchloſſene weſtfäliſche Friede zwar das Ende des längſten blutigſten Krieges, aber auch das des Wohlſtandes der Niederlande herbeiführte. Die Mündung der Schelde wurde geſchloſſen, der Kanal von Sas verlor dadurch allen Werth, die koſtſpielige Unterhaltung deſſelben wurde aufgegeben, Sandbänke bildeten ſich nach und nach in demſelben, zuletzt verſank er ganz, in trüben Moraſt und unfruchtbare Erdſchollen umgewandelt, und blieb nur für kleine Fiſcherböte noch einigermaßen fahrbar.

König Wilhelm faßte zuerſt, bei ſeiner Thronbeſteigung, den Gedanken, dieſen Kanal wiederherzuſtellen (was ebenſo viel hieß als ihn ganz aufs neue erbauen), weil er fühlte, wie unendlich wünſchenswerth deſſen Exiſtenz bei der Wiedereröffnung der Schelde für ganz Belgien, beſonders aber für Gent werden müßte. Die Ausführung dieſes Entſchluſſes wurde wenige Jahre ſpäter mit Eifer begonnen und mit ebenſo viel Geſchick als Beharrlichkeit ausgeführt. Alle aus den Oertlichkeiten entſtehende, oft faſt unüberwindliche Schwierigkeiten, die ſich ihr entgegenſtellten, wurden mit großen Koſten, aber auch mit ebenſo großer Standhaftigkeit beſeitigt, Waſſerleitungen, Schleuſen, Brücken wurden erbaut, das Rieſenwerk ſteht vollendet da, und wie dem Schöpfer deſſelben gelohnt wird, weiß die Welt.

Das Univerſitätsgebäude.

Het Paleis der Hooge-School nennen es die Genter, und thun Recht daran, denn dieſes Gebäude iſt warlich ein den Muſen geweihter, zu ihren Dienſten neu erbauter Palaſt, wie ſchwerlich eine andere Univerſität ſo prachtvoll und ſo durchaus zweckmäßig eingerichtet ihn aufzuweiſen hat, wenngleich in einigen Univerſitätsſtädten, wie zum Beiſpiel in Bonn, das der hohen Schule eingeräumte Local ihn an Umfange übertrifft. Als der König im Jahre achtzehnhundertſechzehn eine der drei Univerſitäten in Belgien nach Gent verlegte, fühlten die Bürger derſelben die Vortheile, welche dadurch für ihre Stadt entſtehen mußten; der Magiſtrat beſchloß, den guten Abſichten des Königs durch Erbauung eines ſeiner Beſtimmung würdigen Gebäudes entgegenzukommen. Ein Eingeborner des Landes, der Architekt Roelants, erhielt den ehrenvollen Auftrag, den Plan zu demſelben zu entwerfen, der ſowol von Seiten des Königs als des Magiſtrats der Stadt mit verdientem Beifall aufgenommen wurde. Dieſer Plan ſowol als die Art, wie er ausgeführt ward, bewieſen aufs neue, daß Talent und Genie auch früh zur erwünſchteſten Reife gelangen können; Herr Roelants iſt, wie man mir verſicherte, noch ein junger Mann, in der Blüte des Lebens, aber ſein Werk wäre des erfahrenſten Architekten vollkommen würdig und verdient den Ehrenplatz in der Reihe der ſchönſten und im beſten paſſendſten Styl erbauten Gebäude unſerer Zeit.

Gent umſchließt viele weite, faſt unabſehbar große Plätze, welche dieſes Prachtgebäude würdig ſchmücken würde; leider aber war man in der Wahl der Lage deſſelben weit weniger glücklich als in der des Baumeiſters. Ein Theil des unter öſtreichiſcher Regierung dem öffentlichen Unterricht gewidmeten ehemaligen Jeſuiterkloſters wurde bei der Grundlage des neuen Univerſitätsgebäudes benutzt, und ſo ſteht es denn, anſtatt auf einem Platze, wo man die ganze, im reinſten Styl der Antike reich geſchmückte Hauptfaçade deſſelben überſehen könnte, in einer Straße, die obendrein nicht zu den breiteſten in Gent gezählt werden darf.

Acht hohe, in ihren Verhältniſſen denen des Pantheons im Rom nachgebildete Säulen, mit ſchön gearbeiteten Capitälen, nach dem Muſter der in den Tempeln des Antonin und der Fauſtina, tragen das mit allem architektoniſchen Schmuck verzierte Gebälke des in das Innere des Gebäudes führenden Periſtyls, zu welchem man von der Straße aus einige Stufen hinaufgeht. Die den römiſchen Thermen nachgebildete Eintrittshalle, zu welcher man durch eine große Thüre vom Periſtyl aus gelangt, macht einen wahrhaft grandioſen Effect. Vier Säulen und acht Pilaſter, korinthiſcher Ordnung, tragen das hohe Gewölbe; zwei einen Halbkreis bildende vierunddreißig Fuß weite in demſelben angebrachte Fenſter erleuchten von oben den mit Büſten geſchmückten weiten Raum, um welchen zwei Reihen mit bogenförmigen Oeffnungen und doriſchen Säulen geſchmückter Galerien ſich ziehen. Der Fußboden iſt von ſchwarzem und grauem Marmor; überraſchend prachtvoll aber nimmt die große Haupttreppe, dem Eingange gerade gegenüber, ſich aus: ſie iſt ganz von Marmor, und jede der zwanzig Fuß breiten Stufen beſteht aus einem einzigen Stück. Von dieſer Prachttreppe gelangt man auf einen kleineren Vorplatz; der Fußboden deſſelben iſt von gelbem, weißem, grauem und ſchwarzem Marmor, moſaikartig in Form einer Roſette ſehr geſchickt und geſchmackvoll eingelegt. Eine große in die Aula führende Thüre ſteht der Treppe gegenüber; zwei ihr ganz ähnliche ſind ſeitwärts angebracht, durch die man in die Galerien und von dieſen durch mehrere Thüren in das Innere des Gebäudes gelangt. Jede der drei Hauptthüren iſt mit zwei ihr zur Seite ſtehenden Kariatyden, welche das reich verzierte Gebälke tragen, geſchmückt; eine Marmorbüſte ſteht auf der höchſten Höhe deſſelben, Minerva über der Mittelthüre, Apollo und die ſtrenge Themis über den beiden andern. Daß es übrigens in dieſer Prachthalle an dem Orte angemeſſenen Verzierungen in Bronze und Marmor nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt.

Indem die Vorhalle durch edle Einfachheit und reine architektoniſche Verhältniſſe entzückt, fällt die überraſchende Pracht des großen, ganz runden Hörſaales, der eigentlichen Aula, die nur bei akademiſchen Feierlichkeiten gebraucht wird, wirklich blendend auf. Sieben große, mit Bronze reichverzierte Thüren von maſſivem Mahagoniholz bilden den Eingang zu dieſer prachtvollen Rotunde; in den Zwiſchenräumen derſelben ſteigen amphitheatraliſch geordnete Sitze bis zu einer Eſtrade hinauf, auf welcher der akademiſche Senat ſeine Plätze findet und zugleich die Tribunen für die Disputanten bei der Ertheilung der Doctorwürde angebracht ſind; und über dieſer Eſtrade läuft eine, mit ſchönen, die hohe Kuppel der Rotunde tragenden Säulen geſchmückte Galerie ringsum den Saal. Dieſe domartige Kuppel iſt von unbeſchreiblicher Schönheit, mit Roſetten und ähnlichen der Antike nachgebildeten Verzierungen von trefflicher Stuccaturarbeit reich geſchmückt; der Saal wird durch eine weite mit Glas bedeckte Oeffnung über derſelben auf das allerwohlthuendſte und heiterſte erleuchtet.

Unter der für die Disputirenden beſtimmten Tribune ſah ich noch in einer mit rothem Sammet drappirten Vertiefung die lebensgroße Statue des Stifters der Univerſität, des jetzt ſo tief verletzten Königs; über dem Thronhimmel derſelben erhob ſich das Wappen des Königreichs, zur rechten Seite unter dieſem das der Stadt Gent, zur linken das der Univerſität. Alles das iſt jetzt geweſen, vielleicht bald ſelbſt die Univerſität, und das edle ſchöne Gebäude ſteht verödet da; denn wo Anarchie wüthet, iſt für die Ordnung und Frieden liebenden Muſen kein Bleiben mehr.

Der hintere Theil des Gebäudes bildet ein Viereck, das um einen mit Gras, Blumen und Ziergeſträuchen bedeckten Hofplatz ſich zieht. Hier ſind die verſchiedenen Hörſäle, die Naturaliencabinete, die Bibliothek, die phyſikaliſchen Apparate, das chemiſche Laboratorium und mehr dergleichen befindlich.

Daß die Sammlungen der erſt vor wenigen Jahren geſtifteten Univerſität noch nicht mit denen anderer älterer Univerſitäten wetteifern können, iſt leicht zu erachten. Doch iſt in allen ein Anfang ſichtbar, der bei ungeſtörtem Frieden des Landes den glänzendſten Erfolg, und das in ſehr kurzer Zeit, mit Sicherheit erwarten ließ.

In dem ſehr zweckmäßig eingerichteten Saal der Bibliothek ſind ſchon über ſechzigtauſend Bände aufgeſtellt, unter denen viele zum Theil ſehr ſeltene Werke ſich befinden. Dieſe Bibliothek wurde größtentheils aus denen der aufgehobenen Klöſter und Abteien zuſammengebracht und noch durch die des Herrn Lammens bedeutend vermehrt, welche der König für dreißigtauſend holländiſche Gulden erkauft hatte und der Univerſität ſchenkte. Ueberdem hatte der König noch fünf bis ſechstauſend Gulden jährlich für den Ankauf neuer Werke ihr ausgeſetzt.

Die Sammlung von geſchnittenen Steinen und das Münzcabinet gehören ſchon jetzt zu den bedeutendſten im Lande. Auch zu dieſem legte der König durch das Geſchenk der von ihm erkauften ſehr ausgezeichneten Sammlung eines verſtorbenen Kunſtfreundes den Grund, und die reichen Geſchenke mehrerer noch Lebenden haben ſie bedeutend vermehrt. So bot, vom reinſten Patriotismus beſeelt, in dieſem ſo glücklichen Lande Alles zur Erreichung edler Zwecke ſich die Hand.

Die zur Naturgeſchichte gehörenden Gegenſtände, Mineralien, Konchylien, Inſecten, ausgeſtopfte Thiere und Vögel und dergleichen mehr, ſtehen in ſehr ſchönen Glasſchränken, die ſie freilich bei weitem noch nicht füllen, was aber, unter glücklicheren Umſtänden, in einer wie Gent gelegenen Stadt nicht lange mehr ausbleiben konnte.

Ungemein ſchön und zweckmäßig ſind die Thierſkelette aufgeſtellt. Eine aus großen Fenſterſcheiben zuſammengeſetzte, von der Decke bis zum Fußboden reichende Glaswand bildet rings um den zu ihrer Bewahrung beſtimmten Saal eine mehrere Fuß breite Abtheilung, eine Art Galerie, in welcher ſie, vor Staub und unvorſichtiger Berührung geſichert, und doch von allen Seiten völlig ſichtbar, ziemlich weit auseinander auf dem Fußboden ſtehen. Nur Kennern und Sachverſtändigen wird durch die Oeffnung der ſie verſchließenden Glaswand der nähere Zutritt erlaubt.

Auch hier mußte ich die hohe Reinlichkeitsliebe der Belgier bewundern, und wie ſie überall dem Feinde derſelben, dem Staube, vorgebeugt haben. Auch glänzt Alles in dieſem der Wiſſenſchaft geweihten Tempel wie im Salon der eleganteſten Dame: kein Stäubchen im ganzen Gebäude, in allen dieſen Schränken ließ ſich erblicken, und da ich gerade an einem Sonnabende dort war, fand ich überall, freilich unter gebührender Aufſicht, Frauen mit Scheuern und Putzen beſchäftigt.

Das Zuchthaus in Gent.

Alle die vielen Anſtalten zur Verpflegung der Armen, der Waiſen, der Alten, der Hülfsbedürftigen aller Art, die, zum Theil neu eingerichtet, zum Theil noch von alter Zeit her, ſich in Gent befinden, will ich ſchweigend übergehen und ehrlich geſtehen, daß ich, aus einer mir eignen Abneigung dagegen, keine derſelben beſuchte, wol aber von ihrer wohlthätigen Exiſtenz viel hörte. Auch von den vielen großen Fabriken, welche Leben und Wohlſtand in dieſer Stadt verbreiten, will ich nichts melden, als daß ſie faſt in jeder Straße anzutreffen ſind.

Aber über die menſchenfreundliche und weiſe Art, die unglücklichſten Menſchen, weil ſie die ſchuldigſten ſind, in Gent zu behandeln, muß ich doch mit möglichſter Kürze Einiges ſagen.

Schon die Kaiſerin Maria Thereſia legte den Grund zu dieſem Gefängniß, das aber im Drange der Zeiten unvollendet liegen blieb, bis der jetzige König auf eine ſo zweckmäßige Weiſe es ausbauen ließ, daß ſelbſt Howard, menſchenfreundlichen Andenkens, wenn er noch lebte, ſeine Freude daran haben und es bei allen ähnlichen Bauten als Muſter aufſtellen würde; auch hat es in ſeiner innern Einrichtung die größte Aehnlichkeit mit dem Gefängniß in der Stadt Lancaſter, das nach Howard's Anleitung in England erbaut wurde, das aber nur ein Miniaturbild dieſes großen Gebäudes genannt werden darf, welches in ſeinen Räumen über zwölfhundert Verbrecher beiderlei Geſchlechts aufbewahrt.

Schon die Lage deſſelben, am Kanal, der von Gent nach Brügge führt, iſt äußerſt glücklich für die Erhaltung der Reinheit der Luft gewählt, die für die Geſundheit dieſer Unglücklichen ſo nothwendig iſt. Die Außenſeite dieſes Hauſes bildet ein mit einer hohen Mauer eingefaßtes Achteck; in der Mitte dieſes Achtecks iſt ein, von großen, zu mannichfaltigen Zwecken beſtimmten Häuſern umgebner, ebenfalls achteckiger Platz, und von dieſem aus, gleichſam radienartig, gehen von jedem Theil dieſes Achtecks zwei Reihen drei Stock hoher, unter einem Dache befindlicher Gefängniſſe aus, die in der Mitte einen, einen Zwickel bildenden Hof umfaſſen. Ich möchte den Plan dieſes Gebäudes mit dem der fächerartig erbauten Stadt Karlsruhe vergleichen, wenn ich es wagen dürfte, ohne daß es als eine Beleidigung des hübſchen freundlichen Ortes aufgenommen würde. Er iſt ebenfalls von dem Architekten Roelants und wurde unter der Leitung dieſes ausgezeichneten Baukünſtlers ausgeführt.

Das ganze Gefängniß iſt eigentlich eine große Fabrik, in welcher hauptſächlich Leinwand für das

Militair geſponnen, gewebt und zugleich zu Hemden und dergleichen verarbeitet wird. Dreihundert und ſiebenundvierzig Webeſtühle, welche ſechshundert vierundneunzig Weber beſchäftigten, waren während meiner Anweſenheit in Gent im Gange. Die übrigen Gefangenen wurden zum Theil als Schneider und zu Allem, wozu ſie nur tauglich waren, angeſtellt; es gibt hier alle Arten von Gewerken: Schreiner, Schmiede, Zimmerleute; Einige verſehen Schreiberdienſte, Andere mußten den Dienſt im Hauſe verſehen, ſogar der Koch mit ſeinen beiden Gehülfen waren, wie man mir ſagte, Gefangene.

Die Gefangenen werden zwar ſtrenge, aber nicht mit Härte behandelt, Ungehorſam oder andere Vergehungen gegen die feſtgeſetzte Regel des Hauſes werden niemals mit Stockſchlägen, ſondern mit Einſamkeit in dunkeln Kerkern beſtraft; die härteſte Strafe, die nur bei ſehr großen Vergehungen angewendet wird, beſteht in einer Art Zwangsweſte, die dem Verbrecher keine Bewegung erlaubt und ihn zwingt eine liegende Stellung auf Stroh beizubehalten.

Die Verbrecher erhalten hinlängliche und geſunde Nahrung, werden ſorgfältig gepflegt, wenn ſie krank ſind, jeder hat eine, mit einem Strohſack, einer Matratze, einem Kopfkiſſen und warmen wollnen Decken verſehene Hangematte zum Lager. Für Reinlichkeit und Wechſel der Wäſche wird auf eine Weiſe geſorgt, die bei uns mancher arme Handwerker beneiden könnte; auch in der Kleidung werden ſie, zwar ihrem Zuſtande angemeſſen, aber doch gut gehalten, im Winter beſteht ſie aus grauem Tuch, im Sommer aus grauer Leinwand.

Das Vortrefflichſte in dieſer wirklich menſchenfreundlichen Anſtalt iſt, daß dieſe Unglücklichen, indem ſie an Fleiß und Ordnung gewöhnt werden, durch den Ertrag ihrer Arbeit nicht nur zur Erhaltung des Hauſes beitragen, ſondern auch zugleich für ihre Zukunft nach überſtandner Strafzeit arbeiten. Jedem wird, nach Maßgabe Deſſen, was er zu leiſten vermag, ein feſtgeſetztes Tagelohn berechnet. Von dieſem behält die Regierung ungefähr die Hälfte; die andere Hälfte wird in zwei ſehr ungleiche Theile getheilt: den kleinſten von dieſen erhält der Gefangene als Taſchengeld für ſeine kleinen Bedürfniſſe, Tabak, Bier und dergleichen; das Uebrige wird für ihn in die Sparkaſſe niedergelegt und nebſt den Zinſen, die es indeſſen getragen, ihm bei ſeinem Austritt aus dem Gefängniß ausgezahlt, damit er doch nicht ganz entblößt von Allem wieder in die Welt tritt und ſich dadurch zu neuen Verbrechen gezwungen ſieht. Almoſen von den das Haus beſuchenden Fremden anzunehmen, oder mit ihnen zu ſprechen, iſt aber bei harter Strafe verboten.

Auch in religiöſer wie in ſittlicher Hinſicht iſt für die Gefangenen auf das menſchlichſte geſorgt: die Katholiken, welche beiweitem die größere Anzahl derſelben ausmachen, werden an Sonn- und Feſttagen zur Beiwohnung der Meſſe und der Predigt in der Capelle des Hauſes angehalten; der Gottesdienſt der Proteſtanten findet ebenfalls regelmäßig ſtatt, ſie haben ebenſowol als die Katholiken einen Geiſtlichen ihrer Kirche, der ſtets bereit iſt, ihnen, wenn ſie es verlangen, mit Rath und Troſt beizuſtehen. Auf die geiſtige Bildung ganz verwahrloſeter junger Gefangener iſt ebenfalls Rückſicht genommen, ein dazu angeſtellter Lehrer ertheilt ihnen viermal in jeder Woche Unterricht.

Beide Geſchlechter ſind in dieſer muſterhaften Anſtalt auf das ſtrengſte von einander geſchieden, und allen Gefangenen iſt ohne Ausnahme jeder Zuſammenhang mit der Außenwelt durchaus unmöglich gemacht. Die ſinnreichſten Vorkehrungen ſind, außer der ſehr ſcharfen Bewachung, zu dieſem Zwecke getroffen; ſo iſt zum Beiſpiel das Geld, das ſie als Taſchengeld erhalten, kein wirkliches Geld, ſondern Marken von Zink, die außer dem Hauſe keinen Werth haben. Im Hauſe ſelbſt aber iſt ein eigner Marketender angeſtellt, von welchem ſie zu feſtgeſetzten Preiſen kaufen können; dieſer erhält einen Jahrgehalt, der Handel aber wird für Rechnung des Gefangenhauſes ſelbſt betrieben. Der Verkäufer iſt verbunden, am Ende jeder Woche ſeine Einnahme abzuliefern und Rechnung davon abzulegen. Der dabei herauskommende Gewinn wird alle ſechs Monate unter die durch Fleiß, Geſchicklichkeit und gutes Betragen ſich auszeichnenden Gefangenen vertheilt. Der Laden des Marketenders wird nur in den Freiſtunden eröffnet, die Gefangenen dürfen nur paarweiſe und in guter Ordnung an das Fenſter deſſelben vortreten und ganz beſcheiden fordern, was ſie bedürfen. Die Preiſe ſind abſichtlich etwas höher geſtellt, als ſie in der Stadt es ſind, und Alles muß gleich baar bezahlt werden.

Arbeiten müſſen dieſe Unglücklichen, aber ſie erliegen nicht unter der Laſt der Arbeit; das jedem vorgeſchriebene Tagewerk iſt mit menſchenfreundlichem Sinn ſo geſtellt, daß es beiweitem ihre Kraft nicht überſteigt. Nach dem Frühſtück und nach dem Mittagseſſen wird ihnen Zeit zur Erholung von der Arbeit gelaſſen, auch die Zeit zwiſchen dem Abendeſſen und der des Schlafengehens dürfen ſie nach Gefallen zubringen, und was ſie in dieſen Freiſtunden aus eignem Antrieb noch arbeiten, wird ihnen vergütigt. Sie dürfen untereinander Dame und Domino ſpielen, aber Karten-, Hazardſpiele jeder Art, auch alles Spielen um Geld, ſind auf das ſtrengſte verboten und werden bei der Entdeckung hart beſtraft. Auch dürfen ſie Freitags und Sonntags ihre Freunde und Anverwandte ſehen und ſprechen, doch nie ohne Beiſein des die Wache habenden Polizeidieners.

Nirgend vielleicht iſt dieſen verlorenſten, ärmſten aller Menſchen ein milderes und zugleich auf ihre moraliſche Beſſerung mehr einwirkendes Schickſal bereitet als hier. Auch fühlen ſie dieſes, und man hat Beiſpiele, daß Verbrecher nach vieljähriger Gefangenſchaft den Augenblick ihrer Befreiung mit Betrübniß herankommen ſahen und flehentlich baten, noch länger behalten zu werden. Man behauptet ſogar, daß Manche nach ihrer Entlaſſung durch Begehung neuer Verbrechen wieder Eintritt in ihr altes Gefängniß zu erhalten ſuchten, weil ſie ſich dort beſſer als in der Freiheit befunden hatten.

Als Beweis der Milde und der nachſichtsvollen Güte, mit der die Gefangenen hier behandelt werden, und der Art, wie die Beſſeren und Unterrichtetern unter ihnen dieſe und die ihnen gewährten Freiſtunden benutzen, muß ich zum Beſchluß noch eine wirklich an das Komiſche grenzende Thatſache mittheilen, der ich nie hätte Glauben ſchenken mögen, wäre mir die Wahrheit derſelben nicht durch mehrere durchaus glaubwürdige Männer in Gent verbürgt worden.

Daß unter zwölf- bis dreizehnhundert Gefangenen auch Schreiner, Tapezierer, Buchbinder, Zimmermaler und ähnliche geſchickte Leute ſich befinden, iſt ganz natürlich. In einer Stadt wie Gent kann es nicht daran fehlen; auch mußte ein gewiſſer Gemeingeiſt ſie im Gefängniß bald einander näher führen. Einige Gefangene, die etwas in der Welt ſich umgeſehen und eine beſſere Erziehung in ihrer Jugend genoſſen hatten, kamen hinzu, und zuletzt gerieth die kleine Geſellſchaft auf den barocken Einfall, ihre Freiſtunden, ihr zuſammengeſpartes Taſchengeld und ihre reſpectiven Künſte auf die Erbauung eines kleinen Geſellſchaftstheaters im Zuchthauſe zu verwenden, was ihr auch nicht verwehrt wurde. So findet der Dilettantismus überall ſeinen Weg.

Der Bau gerieth über alle Erwartung, recht artige Decorationen ſchmückten die kleine Bühne; wie es um die Beleuchtung und um das Coſtum ſtand, habe ich nicht erfahren, wohl aber daß ſich ſehr bald eine Truppe Theaterdilettanten zuſammenfand, der zur Vervollſtändigung einer echten Komödiantenbande nichts weiter fehlte als Damen; denn zu Denen, die dieſes Haus bewohnen, Zutritt zu erhalten, war unmöglich. Die Leute wußten ſich aber zu helfen; nach dem Beiſpiel der alten Griechen und Römer übernahmen die Jüngſten von der Geſellſchaft die weiblichen Rollen. Stücke aller Art, Tragödien und Komödien, wurden friſchweg einſtudirt und mit oberzuchthäuslicher Erlaubniß Sonntags auf dem neuen Theater de Societé aufgeführt. Es war ſogar möglich, die Erlaubniß zu erhalten, dem Schauſpiel als Zuſchauer beiwohnen zu dürfen; einige meiner Bekannten ſind einmal dort geweſen, haben einer Vorſtellung von der franzöſiſchen Ueberſetzung von Kotzebue's Menſchenhaß und Reue beigewohnt und mich verſichert, daß ſie über Erwartung gut ausgefallen ſei. Der junge Dieb, der die Eulalia ſpielte, hat einen beſonders rührenden Effect hervorgebracht, nicht nur auf die Zuſchauer, ſondern auch auf ſich ſelbſt, ſodaß er in der Schlußſcene vor Thränen kaum reden konnte. Welch ein Triumph für Kotzebue's erzürnte Manen!

Le Béguinage.

Le Béguinage iſt eine gar ſeltſame Erſcheinung, deren Name ſich nicht einmal überſetzen läßt; eine Merkwürdigkeit, die zu ſehen jeder Fremde aufgefordert wird, und die dieſe Ehre verdient, obgleich ſie nicht beſonders erfreulich anzuſchauen iſt. Mit einem Wort, es iſt eine Stadt, eine kleine mitten in der großen, die zum Theil durch eine hohe Mauer, zum

Theil durch ein an ihrer Grenze vorüberfließendes Waſſer von der übrigen Welt abgeſchieden iſt, ihre Thore, ihre Brücken hat, und deren Bevölkerung einzig und allein aus ſieben oder achthundert Weibern beſteht. Amazonen ſind dieſe nicht, ſo heidniſch ſind ſie nicht geſinnt, aber eine Art Nonnen oder vielmehr Stiftsfrauen, denen, wie den Soeurs grises, zwar das Ausgehen erlaubt iſt, die aber zur beſtimmten Zeit wieder daheim in ihrem Bezirk ſein müſſen, welcher dann die Nacht über geſchloſſen bleibt.

An eine Judengaſſe, wie ſie noch vor einigen Jahren in Frankfurt und andern alten Städten exiſtirten, darf man dabei nicht denken; le Béguinage iſt wirklich eine Stadt, hat mehrere, freilich etwas enge Gaſſen und Plätze, enthält eine Kirche, mehrere Capellen, ein Krankenhaus, ein Schulhaus, in welchem Unterricht im Spitzenklöppeln ertheilt wird, achtzehn Klöſter und hundertundvier Häuſer, die freilich ebenſo wenig als die Klöſter ſich durch Größe oder Pracht auszeichnen. Auch iſt hier an den verrufenen Schmuz jener alten Judengaſſen nicht zu denken; Scheuern und Putzen iſt ebenſo eine Lieblingsbeſchäftigung der Beguinen als ihrer in der Welt lebenden Landsmänninen, und Alles um ſie her ſieht ganz reinlich und ordentlich aus.

Dieſe in ihrer Art einzige Anſtalt wurde ſchon im Jahre zwölfhundert und dreißig geſtiftet und hat ſich dieſe ganze lange Zeit hindurch mit wenig Abänderungen ſo erhalten, daß man beim Eintritt in dieſelbe ſich beinahe um ſechshundert Jahre zurück verſetzt fühlt. Alles hat ein altes, düſteres, ängſtlich beklemmtes Anſehen, die ſchmalen Gäßchen, die uralten finſtern, kleinen Häuſer und Klöſter, mit ihren engen unregelmäßig angebrachten Fenſtern von runden verblindeten Glasſcheiben. Und nun dazu noch die vermummten, ſchwarzen, geſpenſterartig einherſchleichenden Geſtalten in ihrer nonnenartigen Tracht, mit dem häßlichen ſchwarzwollenen Regentuch über dem Kopf, das vom Scheitel bis zur Ferſe ſie bedeckt, in welchem ſie ſich bis an die Naſenſpitze einwickeln, und das himmelweit von der eleganten ſchwarzſeidenen Faille der hübſchen Brüßlerinnen verſchieden iſt. Gewöhnlich beſucht man die Beguinen gegen Abend zur Vesperzeit, wo der Gottesdienſt ſie alle in der Kirche verſammelt; es iſt ein ſeltſamer aber kein ſchöner Anblick, den ſie gewähren; beſonders wenn ſie nach vollbrachter Vesper ſchnatternd aus der Kirche gehen und nach allen Winkeln hin ſich vertheilen, wird einem ganz unheimlich zu Muthe.

Was ſie außer der freien Wohnung übrigens für Vortheile von ihrem Gelübde genießen, ob dieſes lebenslänglich ſie bindet, weiß ich nicht zu berichten. Sie nähen und ſticken, ſtricken und flicken, waſchen und bügeln, klöppeln Spitzen und geben Unterricht in dieſer Kunſt, Alles für Geld, und ſind in allen dieſen Dingen recht brauchbar und geſchickt, ſo viel iſt gewiß.

Uebrigens ſteht die ganze Anſtalt in moraliſcher Hinſicht in keinem beſondern Ruf, man ſagt ihr mancherlei nach, das eben nicht löblich iſt. Vielleicht findet ſie bei dem gegenwärtigen gewaltſamen Umſturz aller Dinge auch ihren Untergang, was eben kein großer Verluſt wäre.

Die Kirche St. Bavon.

Von allen den vielen großen und prächtigen Kirchen in Gent iſt die Kirche St. Bavon die merkwürdigſte; von außen eines der herrlichſten Gebäude des Mittelalters, von innen von blendender Pracht. Groß und erhaben, edel und einfach in allen ihren Verhältniſſen, heiter und hell und dennoch ehrwürdig, von imponirender Größe, ein majeſtätiſcher Tempel Gottes, wie wenige es ſind.

Das Feſt-Mariä Himmelfahrt ward mit allem Prunk der katholiſchen Kirche gefeiert; eine große Proceſſion, welche durch einen Theil der Stadt gehen ſollte, war durch plötzliche Regengüſſe auf das Innere der Kirche beſchränkt worden. Als wir nach Beendigung des feierlichen Hochamtes in die Kirche wollten, um das ſeit Jahrhunderten hochberühmte Meiſterwerk der Brüder van Eyck zu ſehen, fanden wir den unabſehbar weiten Raum noch mit vielen Tauſend Andächtigen angefüllt. Selbſt unſer Führer rieth uns davon ab, bis zum Ziele durchdringen zu wollen.

Dieſer war der als eifriger Kunſtfreund und einer der gelehrteſten Kunſtkenner bekannte Secretair der königlichen Societät der ſchönen Künſte in Gent, Herr de Baſt, der auch als geiſtreicher Schriftſteller und Forſcher im Fache der Kunſtgeſchichte rühmlichſt bekannt iſt.

Die Empfehlung eines Freundes hatte uns die Bekanntſchaft deſſelben zugeführt; ſein gefälliges Erbieten, in ſeiner Vaterſtadt unſer Führer zu den Kunſtſchätzen derſelben zu werden, erfüllte alle unſere Wünſche, und ſo ward mir denn hier wie früher in Köln das ſeltene Glück, einen ebenſo unterrichteten als gefälligen Cicerone erhalten zu haben, der obendrein durch ſeine Verhältniſſe in den Stand geſetzt war, uns zu manchem Kunſtwerk Zutritt zu verſchaffen, den wir ohne ihn wahrſcheinlich nicht erhalten hätten.

Still an einen Pfeiler gedrückt, ſtanden wir eine ziemliche Zeit und hofften, daß das fromme Gedränge um uns her abnehmen werde; aber vergebens, es ſchien ſich noch zu vermehren. Alle Altäre prangten im feſtlichſten Schmuck, vor allen lagen Scharen Andächtiger auf den Knien; Weihrauchwolken ſtiegen bis zur höchſten Höhe des Gewölbes hinauf. Im Chor erglänzten die weißen Marmorwände vom Schein der auf dem Hochaltar in prachtvollen Candelabern brennenden Kerzen; um ihn hergereiht ſtanden die Prieſter in reichen Meßgewändern und nahmen in dieſer Geſtalt ſich ſo ehrwürdig aus, daß ich gar nicht glauben wollte, daß es die nämlichen wären, welche ich mit dem platten Dreieck auf dem Kopf und der flatternden Schärpenſchleife an der Seite in den Straßen herumgehen und oben auf dem Verdeck der Diligence mit herunterbaumelnden Beinen geſehen. Immer mehr füllte ſich der weite Raum mit Wandelnden, Sitzenden, Knienden, kein Apfel konnte faſt mehr zur Erde; mir kam es endlich vor, als läſe man unſer Ketzerthum auf unſern Geſichtern, und ich war zuletzt froh, als wir uns aus dem Gewühl herausgewunden hatten.

An einem ſtillen Wochentage fanden wir endlich einmal die Kirche St. Bavon ganz vereinſamt. Die ungeheure Größe des edeln Prachtgebäudes, die reine Harmonie der Verhältniſſe, die in jedem Theile deſſelben vorherrſcht, traten nur um ſo imposanter hervor. Bei aller erhabnen Ehrwürdigkeit trägt dieſe, wie alle große Kirchen in Belgien, den Charakter unbeſchreiblicher Heiterkeit; hier muß es recht freudigen Muthes ſich beten laſſen, dachte ich, indem mein Blick die hellen weiten Räume durchirrte. Keine Kirchenſtühle hemmen die Ueberſicht derſelben, nirgend iſt ein dunkler vernachläſſigter Winkel zu erblicken, kein verjährter Staub, keine Spinnwebe, keine von Kerzendampf und Weihrauchsqualm geſchwärzten Wände, Alles zeigt ſich hell, klar und rein, wie es in einem Tempel Gottes ſich ziemt. Wie düſter erſcheinen dagegen der aachner Dom und einige der uralten Kirchen in Köln; aber freilich ſtammen dieſe auch aus einer weit frühern Zeit.

St. Bavon iſt nicht nur eine der ſchönſten, ſondern auch eine der reichgeſchmückteſten Kirchen, die ich jemals geſehen. Alles glänzt von Bronze und Marmor, Wände und Säulen des Chors beſtehen aus weißem Marmor, der Hauptaltar und alle Seitenaltäre ebenfalls, in allen Nebencapellen trifft man auf prachtvolle, zum Theil ſehr gut gearbeitete Denkmäler verſtorbener Biſchöfe und alter niederländiſcher Familien.

Im Chor, ſeitwärts neben dem Hochaltar, ſtehen vier marmorne Denkmäler beſonders hochverdienter

Biſchöfe; es iſt, als ob ſie bei ihrer Entſtehung eines dem andern zum Gegenſtück beſtimmt geweſen wären, und doch ſtammen ſie aus verſchiedenen Zeiten, von verſchiedenen Meiſtern, Franzoſen und Italienern, deren berühmte Namen mir nicht unbekannt waren, die ich aber blos aus dem Gedächtniß nicht herzuſetzen wage. Alle vier ſind vortrefflich gearbeitet, reich geſchmückt mit Sarkophagen, Wappen, lebensgroßen Statuen, Engeln und Genien, weinenden Tugenden und trauernden Vaterländern, wie das denn nun einmal ſo hergebracht iſt.

Außerordentlich ſchön ſind zwei hohe Candelaber von vergoldetem Kupfer, welche von einem Biſchofe der Kirche geſchenkt wurden und früher dem Könige von England angehört haben.

Daß es den Seitenaltären an vortrefflichen Altarblättern nicht fehlt, iſt in dieſem Lande zu erwarten. Von van Dyk befindet ſich hier eine Darſtellung der Erweckung des Lazarus, nächſt dieſem mehrere Tafeln von berühmten niederländiſchen Malern, auch ein außerordentlich ſchönes Bild von einem alten namenloſen Meiſter, wahrſcheinlich einem Schüler van Eyck's. Ich ſah das Alles nur im Vorübergehen, mit halbem

Blick, denn mein Herz zog mich an die Stelle, wo ich ſo lange zu ſtehen gewünſcht, zu dem früher als ein Wunder der Welt betrachteten Meiſterwerke der beiden van Eyck's, deſſen von Michael Coxies gemalte Copie ich ſchon in Brüſſel in der Sammlung des Prinzen von Oranien geſehen hatte.

Die ganze ungeheure, urſprünglich aus zwölf Tafeln beſtehende, Compoſition, von denen ſechs jetzt im berliner Muſeum ſich befinden, war zuerſt von einer der vornehmſten der zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts in Gent lebenden Familien zum Schmuck ihrer Begräbnißkapelle beſtimmt, wie es der Gebrauch der damaligen Zeit mit ſich brachte. Kein Kunſtwerk hat je in der Welt größeres Aufſehn gemacht, höhere Bewunderung erregt, als dieſes nach ſeiner Vollendung. Gewöhnlich blieb es verſchloſſen und wurde nur ſelten fürſtlichen Perſonen oder hohen geiſtlichen Herren gezeigt; nur einige Mal im Jahr, an dazu beſtimmten feſtlichen Tagen, ward der Zutritt zu demſelben allgemein erlaubt, dann aber ſtrömte auch aus der Ferne wie aus der Nähe in zahlloſer Menge Alles herbei. Scharen von Künſtlern zogen aus ganz Belgien nach Gent, um das hohe Meiſterwerk zu ſehen und zu ſtudiren, und die Poeten der damaligen Zeit wetteiferten mit einander, um das Lob deſſelben auf würdige Weiſe zu verkünden.

Das währte lange, bis die, der jetzigen Zeit in Gent nur zu ähnlichen Tage der Bilderſtürmer hereinbrachen. Das Meiſterwerk wurde gerettet, verborgen, halb vergeſſen, dann wieder aufgeſtellt, dann zerſtückelt, von habſüchtigen Händen vereinzelt, dann zum Theil, nebſt andern Schätzen, die man raubte ohne ihren Werth zu erkennen, nach Paris geſchleppt und endlich befreit und, ſoviel noch davon beiſammen iſt, wieder an ſeinen Ort gebracht, wenngleich nicht in der nämlichen Kapelle, doch in derſelben Kirche.

Der Gegenſtand dieſes Gemäldes iſt aus der Apokalypſe gewählt; und von neuem zu friſchem Leben erweckt, geht der lange vergeſſene Name der hohen Meiſter, die es geſchaffen, wieder wie vor vierhundert Jahren von Mund zu Mund. In meinem, vielleicht ſchon zu oft von mir angeführten, Werkchen: „van Eyck und ſeine Nachfolger“, habe ich eine Beſchreibung dieſer großen Compoſition zu geben verſucht und auch übrigens davon geſagt, was ich darüber in Erfahrung bringen konnte. Hier will ich nur noch hinzufügen, daß ich ſtaunend in Bewunderung verloren davorſtand, als ich es endlich ſah, und daß dieſes Staunen, dieſe Bewunderung von Minute zu Minute mich immer mehr ergriff, je länger ich davor verweilte und in alle Einzelheiten dieſes wundervollen Bildes einzudringen mich bemühte.

Unter der Kirche St. Bavon liegt noch eine zweite halb unterirdiſche. In einem Theile derſelben wird noch zuweilen Meſſe geleſen; in einer Kapelle werden die Kinder zur erſten Communion durch den nöthigen Religionsunterricht vorbereitet. Der doch immer etwas kellerartige Raum, ſchien mir für dieſe Beſtimmung zu düſter, zu dumpfig, zu feucht; doch verſicherte man, daß die Kinder ſich dabei ſehr wohlbefänden. Nahe bei dieſer Kapelle ruhen die Gebeine des älteſten der Brüder, Hubert van Eyck, des eigentlichen Unternehmers jenes wundervollen Meiſterwerkes, der aber lange vor deſſen Vollendung in Gent ſtarb und dieſe ſeinem, um mehr als zwanzig Jahre jüngern Bruder, Johann van Eyck, überlaſſen mußte, der ſchon damals als der erſte Meiſter nächſt ſeinem brüderlichen Lehrer Hubert anerkannt war, deſſen Ruhm ſpäterhin Alles überragte, und deſſen Name nie untergehen kann, ſo lange es eine Kunſtgeſchichte gibt.

Neben Huberts Grab ruht die kunſtreiche Jungfrau Margarethe van Eyck, die treue Gehülfin und Begleiterin ihrer Brüder, die ebenfalls noch vor Vollendung des großen Werkes, in Gent geſtorben iſt. Vom erſten Anfange deſſelben bis zu dem Tage, an welchem es als fertig aufgeſtellt wurde, vergingen zwölf Jahre; eine lange, lange Zeit, und doch nicht zu lang. Wenn man den großen Umfang deſſelben, die vielen hundert Figuren, den unermeßlichen Fleiß, die unglaubliche Vollendung bis in die kleinſten Einzelheiten recht betrachtet, möchte man ſich gar wundern, daß nicht ein ganzes Menſchenleben auf dieſes große inhaltsreiche Kunſtwerk verwendet ward, das allein für eine ganze Galerie gelten könnte.

Die Kirche St. Michael.

Minder groß, minder prächtig und reich als St. Bavon, aber im nämlichen Styl, vielleicht in der nämlichen Zeit erbaut, iſt die Kirche St. Michael bennoch eine der ſchönſten, heiterſten und größten, die ich kenne. Mehrere neue Altargemälde von noch lebenden niederländiſchen Künſtlern waren es hauptſächlich, was uns bewog ſie zu beſuchen.

Eines dieſer Altarbilder war für einen der Seitenaltäre beſtimmt und noch nicht aufgeſtellt. Schon der Gegenſtand, den es darſtellt, iſt heiter und erfreulich, Joſeph und Maria beſuchen die Mutter der Letzteren, die heilige Anna. Die ehrwürdige Matrone, hinter welcher der heilige Joſeph ſteht, ſitzt im Vorgrunde und blickt mit dem Ausdruck inniger Liebe auf die herannahende junge ſchöne Mutter. Das Kind, das dieſe auf dem Arme trägt, ſtreckt die Händchen der Großmutter entgegen und wendet mit dem ganzen Körper ſich gegen ſie hin. Die Farben der Gewänder ſind höchſt verſtändig und geſchmackvoll gewählt, die ganz der Natur gemäße Anordnung der Gruppe läßt die Hauptfigur der Großmutter auf das vortheilhafteſte hervortreten. Es iſt ein höchſt angenehmes, in allen ſeinen Theilen durchaus harmoniſch gehaltenes Bild; kräftig ohne Uebertreibung, bei möglichſter Verſchmelzung der Farben mit feſtem, ſicherm Pinſel gemalt.

Ein zweites ſchon aufgeſtelltes Altarbild, ebenfalls von einem ausgezeichneten noch lebenden Künſtler der niederländiſchen Schule, ſtellt die Auffindung des wahren Kreuzes durch die fromme heilige Kaiſerin Helena dar; unfern dieſem hängt ein ſehr nachgedunkeltes Altargemälde von van Dyk, das der Reinigung bedarf, denn in ſeinem jetzigen Zuſtande iſt es kaum zu erkennen.

Noch ein Altarbild, eine Verkündigung, muß ich erwähnen. Es iſt von dem berühmten Maler Lens, der jetzt, ein achtzigjähriger Greis, in Brüſſel lebt und, obgleich er ſeines hohen Alters wegen Pinſel und Palette weggelegt hat, mit dem nämlichen warmen Enthuſiasmus an der Kunſt noch immer hängt, die von ſeiner früheſten Jugend an ihn beſeelt. In Italien ſtudirte er während ſeines dortigen Aufenthalts faſt nur allein Rafael's Werke und kehrte dann in ſein Vaterland zurück. Selbſt die Anerbietungen Kaiſer Joſephs, der auf ſeiner Reiſe durch Belgien ihn kennen lernte, konnten ihn nicht bewegen es zu verlaſſen. Allen ihm gebotenen Ausſichten auf Reichthum und eine glänzende Carriere entſagend, lebte er ganz ſeiner Kunſt, und zahlreiche treffliche Gemälde gingen aus ſeiner ſtillen Werkſtatt hervor, von denen viele nach England gebracht worden ſind. Auch als Schriftſteller erwarb er ſich einen bedeutenden Namen in der Kunſtwelt: eine Schrift von ihm über den guten Geſchmack in der Malerei wird von Kennern ſehr gelobt, als ganz vortrefflich aber wird ſeine ebenſo gründliche als gelehrte Abhandlung über die Coſtume der Alten geprieſen.

Dieſer Maler Lens liebte es, ſelbſt heilige Gegenſtände menſchlich ſchön darzuſtellen, und verſchmähte gern alle die ſonſt üblichen Attribute von Heiligenſcheinen, Engelsflügeln u. dergl. Nur in dem Ausdrucke, den er ſeinen ſchönen Geſtalten, ſeinen wirklich Rafael'ſchen Köpfen zu geben trachtete, ſuchte er das Heilige, das Ueberirdiſche darzuſtellen und gerieth darüber oft in Zwieſpalt, beſonders mit der Geiſtlichkeit. Eben dieſe ſeine Verkündigung in der Kirche St. Michael liefert ein beluſtigendes Beiſpiel davon.

Die heilige Jungfrau auf dieſem Bilde iſt weiß und blau, ſehr anmuthig, aber durchaus von der gewohnten Art abweichend drappirt, das liebliche Köpfchen, die ganze reizende Geſtalt trägt den Ausdruck der beſcheidenſten reinſten Jungfräulichkeit. Sie ſieht aus, als ob ſie mit ſüßem mädchenhaften Erſchrecken zum erſten Male das Wort: „Liebe“, ausſprechen höre, und der ſchöne, den Engel Gabriel perſonificirende Jüngling, der vor ihr ſteht, als ſpräche er dieſes Wort ebenfalls zum erſten Male aus, ohne ſich deſſen deutlich bewußt zu ſein. Unbeſchreiblich zarte, wie aus Luft und Licht gewobene Amorinen umſchweben ſtatt der ſonſt üblichen Engel das junge ſchöne Paar. Das Bild wurde aufgeſtellt, es iſt zu ſchön, zu gut gemalt, um nicht allgemeinen Beifall zu finden. Die andächtige Gemeinde fand übrigens nichts Verfängliches daran, ſie betete vor dieſem Altare wie vor jedem andern. Das währte mehrere Jahre, bis plötzlich die Geiſtlichkeit auf den Einfall gerieth, an dem zu weltlich ausſehenden Engel Gabriel Anſtoß zu nehmen. Lens wurde aufgefodert, ihm ein Paar Flügel zu malen, um wenigſtens durch dieſe die himmliſche Abkunft deſſelben anzudeuten. Der Künſtler weigerte ſich deſſen; es gab viel Streitens und Haderns von beiden Seiten, bis der Maler endlich gezwungen nachgab. Er malte im heftigen Zorne dem hübſchen jungen Mann ein Paar große gewaltige Schwingen, aber ſie ſitzen ihm wie gar nicht ihm angehörend, als habe er ſie, um einen Maskenſcherz zu vollführen, ſich angeſchnallt. Die Gemeinde und die Geiſtlichkeit ſind zufriedengeſtellt, und der Engel iſt eben auch geblieben, was er war, ein ſchöner junger Mann, dem, einem reizenden Mädchen gegenüber, das Herz zum erſten Male recht aufgeht.

Sammlungen und Cabinete.

Belgien iſt noch immer, wie das benachbarte Holland eben auch, das Land der Sammler und der ſogenannten Liebhabereien. Faſt Jeder, der dieſe Allen eigne Neigung zu befriedigen vermag, beſitzt in ſeinem Hauſe irgend ein heimliches Plätzchen, wo er Kunſtgegenſtände aller Art, die ihm beſonders lieb ſind, zu ſeinem und ihm gleichgeſinnter Freunde Ergötzen wie ein Heiligthum aufbewahrt, ohne weiter damit prunken zu wollen; alte und neuere Gemälde, geſchnittene Steine, Kupferſtich- und Münzſammlungen, aber nicht allein dieſe, auch künſtlich in Holz, Elfenbein und Bernſtein geſchnittene Kunſtwerke, Glasmalereien, Vaſen, alte ſchön geſchliffene Gläſer und noch mehr dergleichen werden mit großer Liebe und bedeutenden Koſten von Liebhabern zuſammengebracht.

Die größte und bedeutendſte Gemäldeſammlung in Gent, die allen Fremden offen ſteht, iſt die des Herrn Descamp. Sie gehört zu den reichſten und merkwürdigſten Privatſammlungen, ſowol in Hinſicht der Anzahl als des Werthes der Gemälde; leider konnte ich nur in wenigen Stunden eine allgemeine Ueberſicht derſelben abgewinnen, Tage und Wochen würden dazu gehören, alles Merkwürdige und Schöne, das hier aufgehäuft iſt, gehörig anzuſchauen. Die Räume, ſo bedeutend groß ſie auch ſind, wurden dem überreichen Kunſtſammler zu enge; um ſeine Hauptbilder alle im gehörigen Lichte aufſtellen zu können, hat er eine eigene, ſehr zweckmäßige Vorrichtung dafür erſonnen. Sie ſtehen mit ihren Rahmen in bewegliche Wände eingefügt, von denen eine die andere deckt, und die man wie Flügelthüren öffnen und zur Seite ſchieben kann.

Die Sammlung iſt reich an italieniſchen Gemälden. Viele derſelben prangen mit den Namen der größten Meiſter: Tizian, Corregio, Guido; die man denn ſchon auf Treu und Glauben annehmen muß. Ob nicht dabei, wie bei allen ähnlichen Sammlungen, hin und wieder ein menſchlicher Irrthum ſich mit einſchleicht, darüber mag ich nicht entſcheiden. Wie überhaupt in dieſem Lande, ſo auch hier intereſſirten am meiſten mich die Arbeiten Rubens' und van Dyk's, deren Echtheit nicht zu bezweifeln iſt. Van Dyk kann man in unzähligen Familienbildern und Portraits in England kennen und bewundern lernen. Rubens aber zeigt ſich nirgends ſo ganz als der große Meiſter, der er war, wie hier in ſeinem Vaterlande; und je mehr ich von ſeinen Arbeiten ſehe, je mehr fühle ich zur Bewunderung ſeines ungeheuern Talentes und ſeines unglaublichen Fleißes mich hingeriſſen.

Von van Dyk beſitzt Herr Descamp fünf lebensgroße Portraits, die lebend und athmend aus dem Rahmen herabſteigen zu wollen ſcheinen, und ein kleineres Gemälde, eine Kreuzabnahme, die mich lebhaft an das große wundervolle Altarbild bei Herrn Brentano in Frankfurt erinnerte. Auch auf dieſem Bilde fand ich die hohe edle Madonna, mit dem ernſten, dem Himmel faſt zürnenden Blicke wieder.

Von Rubens entzückten mich beſonders das Portrait des Meiſters ſelbſt, das ſeines Bruders und die ſeiner beiden Frauen, alle viere Bruſtbilder. Rubens hat dieſe Portraits zweimal gemalt: die erſten, gewiſſermaßen die Originale, ſind für eine ſehr große Summe ſchon längſt nach England verkauft worden; das Portrait der ſchönen zweiten Frau des großen Meiſters, die er in ländlicher Tracht, mit einem großen Strohhut auf dem Kopf, malte, iſt unter dem Namen le chapeau de paille, als eines ſeiner herrlichſten Werke bekannt und weltberühmt, auch kann es nichts Naturgetreueres geben als dieſes einfache liebliche Köpfchen, das ſo freundlich unter dem großen runden Hute hervorblickt. Dieſe vier Bilder bei Herrn Descamp ſind freilich Copien jener in England, aber von des Meiſters eigner Hand, für ihn ſelbſt gemalt und in jeder Hinſicht den Originalen gleichzuſtellen.

Sehr merkwürdig iſt noch in dieſer Sammlung eine große, die ganze Wand bedeckende Skizze von Rubens, eine gewaltige figurenreiche Compoſition, in welcher der mächtige, vielumfaſſende Geiſt des Meiſters ſich ganz ausſpricht, die er aber nie in einem Gemälde ausgeführt hat. Der Gegenſtand derſelben iſt der heilige Benedict. Von Attila's wilden heidniſchen Horden verfolgt, die um ſeiner Wunder willen ihn unter Martern tödten wollen, war der Heilige in ſeine Kirche geflüchtet; jetzt tritt er aus derſelben hervor, eine hohe, wahrhaft majeſtätiſche Geſtalt; die Krieger, die Heiden, dringen auf ihn ein, Attila ſelbſt mitten unter ihnen, die ganze wirklich ungeheure Volksmaſſe ſtürmt herbei; doch Alle erſtarren wie gelähmt in ſeiner heiligen Nähe, und Keiner vermag die Hand an ihn zu legen.

Was das Intereſſe dieſer großen Compoſition noch erhöht, ſind die vielen darauf angebrachten Portraits der berühmteſten Zeitgenoſſen des Meiſters.

Unter dem Schutze des Herrn de Baſt und von ihm bei ſeinen kunſtliebenden Freunden eingeführt, hatten wir den großen Genuß, manche minder zahlreiche Sammlung zu ſehen, in welcher der echte Geiſt dieſes kunſtliebenden Volkes ſich noch deutlicher ausſpricht als in jener großen des Herrn Descamp.

Zuerſt gingen wir zu dem Profeſſor van Rotterdamm, der eines der größten wohlerhaltenſten Werke Johann van Eyck's beſitzt. Etwas zum Lobe dieſes herrlichen Gemäldes ſagen zu wollen, hieße nur das vielleicht ſchon zu oft Geſagte wiederholen. Auch zu dieſem Bilde hat der alte Meiſter die von ihm wie von allen ſeinen Nachfolgern ſo oft und ſo glücklich dargeſtellte Anbetung der heiligen drei Könige an der Wiege des neugeborenen Heilandes zum Sujet ſich erwählt. Die bleiche hübſche Mutter iſt eigentlich nicht ſchön, das Kind gewöhnlich, aber durchaus nicht gemein, das Körperchen vollkommen ausgebildet. Der alte vor ihm knieende König küßt mit echt großväterlichem Ausdruck das Händchen deſſelben; der zweite König, deſſen Geſicht man faſt nur im Profil ſieht, ſteht daneben; der dritte, der braune, aber nicht ſchwarze Maurenkönig, ſieht etwas verwundert darein. Den Königen reiht ihr aus verſchiedenen Nationen zuſammengeſetztes Gefolge ſich an. Unter dieſem befinden ſich die intereſſanteſten Köpfe, alle in Colorit wie in der Geſichtsbildung verſchieden und doch zu einem harmoniſchen Ganzen vereint. Seitwärts ſteht der Eſel neben ſeinem Futterkaſten; eine etwas bläuliche Landſchaft bildet den Hintergrund. Farbenpracht, Ausführung ſind, wie man ſie bei dieſem Meiſter gewohnt iſt und nicht genug zu loben.

Herr van Rotterdamm beſitzt nur dieſes einzige Gemälde aus der altdeutſchen Schule. Seine Liebhaberei geht darauf aus, Gemälde niederländiſcher Meiſter aus den Zeiten von Rubens, van Dyk und ihrer ſpätern Nachfolger zu ſammeln. In dieſer Hinſicht iſt ſeine Sammlung äußerſt vollſtändig und bietet Gelegenheit genug, die verſchiedenen und doch einander ſo naheliegende Manier aller dieſer Meiſter genau kennen zu lernen und bei günſtiger Muße zu ſtudiren.

Bei einem andern Freunde de Baſt's, Herrn Dewater, einem ungemein freundlichen und liebenswürdigen Mann, der nebſt ſeiner Frau wie alte gute Bekannte uns aufnahm, ſahen wir ein ſehr langes, aber kaum anderthalb Fuß hohes, wie es mir ſchien, mit Waſſerfarben auf Holz gemaltes Bild, das wahrſcheinlich ehemals unter einem andern Altarbilde, gleichſam den Fuß deſſelben bildend, geſtanden hat. Ueber die Zeit, in der dieſes, mit viel hundert kaum ein paar Zoll hohen, höchſt geiſtreich aufgefaßten und unendlich fleißig ausgeführten Figürchen belebte Bild entſtanden iſt, auch über den Namen des Meiſters, der es geſchaffen, ruht undurchdringliches Dunkel.

Der Gegenſtand dieſes Gemäldes iſt die Darſtellung der Zerſtörung Jeruſalems: man ſieht die Mauerbrecher und alle ſchwerfällige und furchtbare Belagerungsanſtalten jener alten Zeit, wie ſie Mauern und Häuſer zertrümmern; man ſieht das Sturmlaufen der ergrimmten Krieger und zugleich innerhalb der Stadt die Noth und Angſt der unglücklichen Einwohner. Mord und Brand und ungleicher tödlicher Kampf wüthen an allen Ecken, und die armen Juden erdulden allerlei gräßliche Martern, durch welche die Sieger zur Entdeckung der von ihnen verborgenen und vergrabenen Schätze ſie zu zwingen trachten. Wären die Figuren größer, ſo müßte der Anblick dieſes Gemäldes von empörender Gräßlichkeit ſein; eben weil ſie ſo trefflich erdacht und ſo naturgetreu gezeichnet ſind, wird ihr Anblick in dieſer verkleinerten Geſtalt erträglich.

Herr Dewater beſitzt noch ein Gemälde, das ſowol wegen ſeiner Seltenheit als wegen ſeiner großen Vortrefflichkeit jeden Kunſtfreund lebhaft intereſſiren muß. Juſtus van Gent heißt der Meiſter, ein Schüler van Eyck's, deſſen Name außerhalb ſeines Vaterlandes ganz verſchollen iſt, und von deſſen Lebensverhältniſſen die Kunſtgeſchichte uns kaum eine Spur aufbewahrt hat; vielleicht weil er, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, ſich zuletzt in Italien niederließ. Denn in Genua, in der Kirche St. Maria di Caſtello befindet ſich eine al fresco von ihm gemalte Verkündigung mit der Unterſchrift Justus de Allemania. 1451.

Das Gemälde bei Herrn Dewater beweiſt, in welchem hohen Grade Juſtus ein würdiger Schüler ſeines großen Meiſters geweſen iſt. Aus der Gruppirung wie aus der hohen Farbenpracht der trefflichen Zeichnung, der treuen fleißigen Ausführung auch der kleinſten Nebendinge leuchten alle Vorzüge der van Eyck'ſchen Schule hell und deutlich hervor. In einer offnen Halle richtet auf einem Tragebett eine ſchwer Erkrankte, vielleicht ſchon Verſtorbene, zu neuem Leben erwachend, ſich auf, indem das wahre Kreuz ſie berührt; zwei andere Kreuze, welche neben dieſem auf Golgatha gefunden wurden und die dieſes Wunder nicht zu bewirken vermochten, liegen, als für unecht erkannt, bei Seite geſchoben da. Ganz im Vorgrunde ſteht ein reich gekleideter Mann von Erſtaunen gefeſſelt. Die Kaiſerin Helena, im kaiſerlichen Schmuck, eine ſchöne edle Geſtalt, kniet dieſem gegenüber, hinter ihr zwei ihrer ebenfalls reich gekleideten Damen, neben dieſen ſteht der Patriarch von Jeruſalem und noch ein Mann, mit einem Turban auf dem Kopf, in einem reich drappirten Prachtgewande, zwei Zuſchauer im Hintergrunde vollenden die Compoſition dieſer wunderſchönen Gruppe. Verwunderung, hohes Erſtaunen, herzerhebende Freude ſprechen in allen dieſen ſo mannichfaltig gebildeten Köpfen auf die der Individualität eines jeden angemeſſenſte Weiſe ſich aus. In der Ferne des Hintergrundes zeigt ſich der Berg Golgatha und die Arbeiter, wie ſie unter der Leitung der dort nochmals abgebildeten Kaiſerin und ihres Gefolges dem Kreuze nachgraben.

Die Sammlung Herrn Gelbeck's, ebenfalls ein Freund der Kunſt und auch unſers Führers, de Baſt, bei welchem dieſer uns einführte, beſteht einzig aus Cabinetsſtücken neuerer niederländiſcher Maler, beſonders im Fache der ſogenannten Genremalerei, die er mit großer Vorliebe ſammelt. Doch beſchränkt er ſich dabei nicht blos auf ſeine Landsleute; wir fanden bei ihm auch eine ganz vortrefflich lebensreiche Koſakenſcene, von dem in dieſem Fache beſonders und mit Recht berühmten deutſchen Maler Schulz, welche uns auf das lebhafteſte die Originale derſelben vor Augen ſtellte, die wir zu ihrer Zeit genugſam geſehen, um ſie hier in ihrem auf das vollkommenſte getroffenen Portraite wiederzuerkennen. Die niederländiſchen Maler beeifern ſich auf das lobenswertheſte, den Ruhm nicht ſinken zu laſſen, den ihre Vorfahren in der Darſtellung kleiner häuslichen Scenen ſich erwarben; überall hingen hier an den Wänden Belege des erfreulichſten Gelingens dieſes Beſtrebens, obgleich ſie ſich noch nicht ganz ihren großen Vorgängern gleichſtellen können. Das Höchſte in der Kunſt wird nur einmal geleiſtet, Terburg, Gerhard Dow, Peter de Hoog, Mieris, ſelbſt Tenniers bleiben in ihrer Art ebenſo unerreichbar als Rafael, Correggio, Tizian, Leonardo da Vinci in der ihrigen. Doch dieſe Betrachtung darf den Muth keines talentvollen Künſtlers beugen, denn ſchon das Streben nach dem höchſten Ziele iſt des Lorbers würdig.

Der Beſitzer dieſer Sammlung vereinigt aber mit dieſer Liebhaberei noch eine zweite; er liebt es, die Sitten, das häusliche Leben unſerer Vorfahren, wie ſie vor hundertundfunfzig bis zweihundert Jahren es trieben, auf das anſchaulichſte zu vergegenwärtigen, und hat in dieſem Sinne durch jahrelanges Bemühen und mit großen Koſten eine Sammlung zuſammengebracht, wie in dieſer Vollkommenheit vielleicht keine zweite mehr exiſtirt.

Ein Zimmer nebſt einem an dieſem anſtoßenden Cabinete in ſeinem ſchönen geräumigen Hauſe iſt ganz ſo eingerichtet, meublirt und decorirt, wie es in jener Zeit üblich war. Die gothiſchen Bogenfenſter beſtehen zum Theil aus gefärbtem Glas, das jetzt in Paris ſehr gut gemacht wird. Alte wunderſchöne Glasmalereien ſind auf höchſt geſchmackvolle Weiſe dieſen farbigen Gläſern eingefügt, welche gewiſſermaßen den Rahmen derſelben bilden. Meiſtens Familienwappen oder kleinere Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte und der Legende der Heiligen. Die ſchönſten unter dieſen ſtellen die Werke der Barmherzigkeit dar; ſie ſind wirklich ſowol in Hinſicht der Zeichnung wie der Farben bewundernswerth und mögen wol vor Zeiten das Refectorium irgend eines reichen Kloſters geſchmückt haben. Alles in dieſem Zimmer iſt dem Geiſt jener Zeit angemeſſen: die Bilder von guten, aber unbekannten alten Meiſtern an der Wand, der nach alter Art mit kleinen buntglaſirten Ziegeln moſaikartig eingelegte Fußboden, die uralten ſchwermaſſiven, aber trefflich gearbeiteten Stühle, Tiſche, Bänke und Schränke, die gewiß mit großer Mühe ſo zuſammengebracht werden konnten. Das Merkwürdigſte aber ſind die Teller, Schüſſeln, Krüge, Becher, Vaſen, Kummen, die hier aufgeſtellt prangen, das vollſtändige Tiſchgeſchirr unſerer Altväter, zum Theil in den ſeltſamſten frembartigſten Formen, zahlreich und vollſtändig genug, um ein Gaſtmahl damit anrichten zu können. Auch hat Herr Gelbeck dieſes einmal gethan, aber es wurde manches Stück bei der Gelegenheit zerbrochen, und ſo mochte er den Verſuch nicht zum zweiten Male wagen.

Ueberhaupt war es mir unbegreiflich, wie alle dieſe zerbrechlichen Geſchirre bis auf unſre Zeit erhalten bleiben konnten. Sie ſind weder von Porzellan noch Fayence, nur feinere Töpferarbeit; aber wie das geformt, gefärbt, gemalt, zum Theil auch vergoldet iſt, muß man ſehen, um es ſich denken zu können. Welch ein Studium wäre dieſe Sammlung für Maler, Theaterdirectoren, ſogar für hiſtoriſche Romanen- und Novellendichter, denen hauptſächlich daranliegt das Coſtum alter Zeiten treulich beizubehalten!

Eine mehrere Fuß hohe weiße buntbemalte Vaſe, die ihrer coloſſalen Form wegen nicht anderswo angebracht werden konnte, ſteht im Kamin, als Beweis der großen Kunſtfertigkeit der Töpfer jener Zeit. Es ſind ſchon für dieſe einzige Vaſe tauſend Franken geboten worden, aber ſie wäre dem jetzigen Beſitzer um keinen Preis fiel.

Als Gegenſtück zu dieſer ſteht in dem anſtoßenden Cabinete eine Sammlung Gläſer aus der nämlichen Zeit aufgeſtellt: Krüge, Flaſchen, Trinkgeſchirre, Becher aller Art, in Hinſicht auf Mannichfaltigkeit der Formen, fremdartiger Seltſamkeit, trefflicher geſchliffener Arbeit nicht minder merkwürdig als jene, zu der ſie eigentlich gehört, um eine Tafel im Sinn der jetzt beliebten hiſtoriſchen Romantik recht vollſtändig decken zu können.

Die brügger Barke.

Was ich in Gent geſehen und in dieſen Blättern beſchrieben, kann kaum den zehnten Theil alles des Schönen, Seltſamen und Merkwürdigen umfaſſen, das dieſe wirklich ungeheuer große Stadt in ihrem Bezirke umfaßt. Aber es wird doch hinreichend ſein, um eine Idee des friedlichen Glücks ihrer Einwohner zu geben. Wer, wie ich, in den jüngſt verfloſſenen glücklichen Tagen die Wohlhabenheit, das ruhige aber ernſte Streben der Belgier nach allem Nützlichen und Schönen, im Reiche der Kunſt wie der Wiſſenſchaft ſah, den regen Fleiß ihrer Fabriken, in denen jeder arbeitsfähige fleißige Arme ſein hinlänglichẽs Auskommen fand, während für die wirklich Hülfsbedürftigen, die nicht mehr arbeiten konnten, kräftig geſorgt wurde, die einfach beſcheidene, gleichweit von übertriebenem Luxus und kärglicher Sparſamkeit entfernte Lebensweiſe der Reichen und Wohlhabenden, die ſichtbare Behaglichkeit des Mittelſtandes, wer Alles dieſes ſah, wie ich es geſehen, dem muß ihr letztes

Beginnen ewig räthſelhaft, ja unbegreiflich erſcheinen. Sei es auch, daß wüthender Haß gegen die gezwungen ihnen verbrüderten Nachbarn ſie zu dieſem alle Schranken niederreißenden Beginnen getrieben, es bleibt dennoch unerklärlich; denn nur ein Wahnſinniger kann mit eigener Hand die Brandfackel in ſein Haus, in welchem es ihm wohlgeht, hineinwerfen, um nur nicht länger neben einem widerwärtigen verhaßten Nachbar, Wand an Wand mit demſelben, wohnen zu müſſen.

Wir wollten nach Brügge und hatten kaum dieſes Vorhaben ausgeſprochen, als Alles uns entgegenrief: die Barke, die Barke, Sie gehen mit der Barke, es gibt keine angenehmere Fahrt in der Welt. Alle unſre Engländer und deren gab es damals in Gent — wie in allen andern belgiſchen Städten eine bedeutende Anzahl, die mit ihren Familien ſeit langen Jahren von ihren Renten dort lebten — ſelbſt unſere Engländer, hieß es alſo, betrachten eine Fahrt mit der brügger Barke als eine höchſt angenehme Luſtpartie, die zugleich das wohlfeilſte Vergnügen von der Welt iſt. Die Perſon zahlt fünf Franken und hat dafür nicht nur die Fahrt, ſondern noch obendrein ein

Diné, wie kein pariſer Reſtaurateur es beſſer zubereitet liefert.

Bei näherer Erkundigung fand ſich freilich, daß dieſe hochgeprieſene Barke eigentlich eine größere elegantere Art von holländiſcher Treckſchuyte iſt, die von Pferden gezogen wird und mit der man folglich nicht ſehr ſchnell weiterkommt. Um neun Uhr fährt ſie ab, hieß es; eingedenk der Pünktlichkeit der Dampfſchiffe, die ſtets mit dem Glockenſchlage ihren Lauf beginnen, eilte ich möglichſt, um zur rechten Zeit da zu ſein. Aber „Eile mit Weile“ heißt es bei ſolchen Gelegenheiten in Belgien. Neun Uhr hatte es geſchlagen, aber die Barke ſah aus, als ob ſie noch an kein Abfahren dächte. Uebrigens hat ſie ein elegantes Aeußere, ſchön bunt gemalt, mit vergoldetem Schnitzwerk geziert, dazu ein rieſengroßer über den Verdeck ausgeſpannter Sonnenſchirm, in deſſen Schatten für die Bewohner der erſten Kajüte eine Menge Gartenſtühle ſtehen und der dem zierlichen Fahrzeuge ein wirklich chineſiſches Anſehn gibt. Auch beide Kajüten ſind ſehr hübſch eingerichtet, beſonders iſt die erſte mit ſchönen Fußteppichen, Mahagonimöbeln, vielen Spiegeln und ſeidenen Fenſterdraperien geſchmückt. Alles iſt hier, wie überhaupt in dieſem Lande, bequem und unbeſchreiblich ſauber und nett.

Wir hatten Zeit, das Alles mit Muße zu betrachten, die Paſſagiere ſtellten ſehr allmälig ſich ein, und der Schiffer ſchien ſeine volle Ladung abwarten zu wollen. Endlich wurden ſeine Erwartungen erfüllt; ehe wir uns deſſen verſahen, waren alle Stühle unter dem Sonnenſchirm mit Herren und Damen beſetzt, zu unſerer Freude trafen wir auch einige unſerer Bekannten aus Gent unter dieſen, die bis zu ihrem am Ufer des Canals liegenden Landhauſe eine Stunde mit uns fuhren. Da waren übrigens geiſtliche Herren, ein Gutsbeſitzer mit zwei ſchönen großen Hunden, eine alte kränkliche irländiſche Dame, die ganz allein mit ihrem Kammermädchen von Rom nach Brügge reiſte, um ihre Tochter vor der Einkleidung derſelben in dem dortigen engliſchen Nonnenkloſter noch einmal zu ſehen und für dieſe Welt von ihr Abſchied zu nehmen. Denn die Regel jenes Ordens iſt ſo ſtrenge, daß eine Nonne, ſobald ſie wirklich den Schleier genommen, ihre Verwandten, ſogar die eigne Mutter nicht mehr ſehen darf. Engländer und Engländerinnen waren in Menge vorhanden, engliſche Kinder, ſo ſchön und ſo ungezogen als möglich. Eine recht ſtattliche engliſche Dame, welche durch einen zehnjährigen Aufenthalt in Gent, wo ſie mit ihrer Familie in Ehre und Anſehn lebte, ſich ſehr humaniſirt hatte, redete mich ſogar zuerſt an, als ſie meinen Namen nennen hörte. Ihr Sohn hatte ſich einige Zeit in Weimar aufgehalten und mich ihr unter Denen genannt, die den jungen artigen Mann gaſtfrei aufgenommen hatten, und dieſes führte für die kurze Dauer der kleinen Reiſe ein recht angenehmes bekanntſchaftliches Verhältniß zwiſchen uns herbei.

Und nun noch alle die ſeelenvergnügten Mittelſtandsleutchen, die, nachdem ſie in der Kirche ihrem Gott gedient, ſich am lieben Sonntag mit den Ihrigen ein Vergnügen machen wollten und ein oder zwei Lieues mitfuhren, um am Canal wohnende Bekannte oder in deſſen Nähe liegende Eſtaminets zu beſuchen; die behaglichen Papas, die netten freundlichen Hausfrauen, die hübſchen blühenden Töchter, die in die Barke ein- oder ausſteigenden Landleute im Sonntagsputze, die bald rechts bald links an die Barke anfahrenden Nachen, um Körbe und Päckchen abzuholen oder zu weiterer Beförderung abzugeben. Langſam ging die Fahrt, das läßt ſich nicht ableugnen, aber langweilig war ſie deshalb doch nicht. Selbſt das leiſe ganz unmerkliche Hingleiten auf dem ſchmalen ſtillen Canal, deſſen Ufer man von beiden Seiten faſt mit der Hand erreichen zu können glaubt, hatte für uns einen eignen Reiz, der aber vielleicht nur der der Neuheit war.

Anfangs fuhren wir an vielen, mitunter recht großen und anſehnlichen Villas der reichen Bewohner von Gent vorüber, ein paar Stunden weiter wurden dieſe ſeltener, ſo auch die Dorfſchaften, bis wir endlich an eine ziemlich große verödete Strecke Landes kamen, die durch Ueberſchwemmung ſehr gelitten hatte.

Um ein Uhr wurde in der zierlichen Kajüte das Mittagseſſen aufgetragen, das, nach Allem, was wir davon ſchon gehört hatten, beſonders durch den Ueberfluß an trefflich zubereiteten Turbots und andern Seefiſchen unſere Erwartung dennoch übertraf; um drei Uhr landeten wir in Brügge, wo ein Wagen nebſt einem Bedienten aus dem Hotel de Commerce, die wir Tages vorher durch unſern Wirth in Gent hatten beſtellen laſſen, uns am Ufer in Empfang nahm.

Die Barke ſetzte ihren Lauf nach Oſtende fort;

doch dieſe Stadt zu beſuchen, welche für Reiſende, die dort keine Geſchäfte haben, nur durch die Nähe des Meeres intereſſant wird, lag für diesmal nicht in unſerem Plan.

Brügge.

Der erſte Anblick dieſer großen Stadt verſetzte uns um wenigſtens hundert Jahre zurück; wie verſchieden, bei aller volksthümlichen Aehnlichkeit, von dem anmuthigen eleganten Brüſſel, dem gewerbreichen lebhaften Gent erſcheint das in aller ſeiner ehrwürdigen Alterthümlichkeit wohlerhaltene Brügge, das noch immer ſo daſteht, wie es vor Jahrhunderten war. Außer dem großen und wohleingerichteten Hotel de Commerce, in welchem wir wohnten, habe ich in der ganzen Stadt nichts geſehen, das nur den mindeſten Anſpruch auf Modernität machen könnte. Hier blüht kein Gewerbe; keine der Fabriken, welche alle anderen Städte in Belgien beleben, ſind in Brügge anzutrefſen; es iſt, als ob die Leute nichts Anderes auf der Welt zu thun hätten, als Morgens ſo viele Meſſen zu hören als möglich und Nachmittags abermals dem Gottesdienſt beizuwohnen. An Werkeltagen bleiben die Straßen öde und leer; wir fanden ſie ziemlich belebt — aber unſere Ankunft war eben auf einen Sonntag gefallen. Alle die vielen Leute, denen wir begegneten, kamen entweder aus der Kirche oder gingen in dieſelbe, das bezeugten ſchon der Roſenkranz und das Gebetbuch in ihren Händen. Alle ältere und auch viele jüngere Frauen waren vom Scheitel bis zur Ferſe in jene häßlichen Regentücher gehüllt, lauter ſchwarze geſpenſterartige Geſtalten; Geiſtliche, in ihrer widerwärtig lächerlichen Tracht, waren an allen Ecken zu ſchauen und wurden mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen begrüßt. Die jungen Mädchen waren freilich moderner gekleidet, aber dennoch altmodiſch und geſchmacklos. Die armen Kinder, mit ihren hübſchen blühenden Geſichtern und den dunkelblitzenden Augen, mochten wol wenig Freude in der Welt haben, ſie ſahen ſo langweilig aus. Die jungen Herren desgleichen, die übrigens in ihrer Kleidung als ſchlechte Copien der zahlreichen Engländer erſchienen, welche auch in Brügge oft Jahre lang verweilen, um ihre Finanzen in Ordnung zu bringen, und dann wieder in ihr Vaterland zurückkehren, um abermals eine Weile in der londoner vornehmen Welt zu glänzen, bis die Umſtände eine neue Emigration nöthig machen. Brügge iſt gewiß die wohlfeilſte Stadt in Belgien, denn ſie enthält nichts von alle Dem, was zu bedeutenden Ausgaben verleiten könnte.

Dennoch iſt es keine düſtere alte Stadt. Im Gegentheil, die breiten Straßen, die unermeßlich großen Plätze, die ſchönen, zum Theil mit grünen Bäumen beſetzten Canäle, die längſt denſelben ſich hinziehenden Quays, dazu noch die Alles ſpiegelblankpolirende Reinlichkeit, welche hier faſt noch höher getrieben wird, als in anderen belgiſchen Städten, geben ihr ein ungemein heiteres Anſehn. Alles iſt hier alt, aber nichts verfallen; die hohen Giebelhäuſer ſcheinen mäßig bewohnt, aber nicht verödet, und ſind nicht nur in gutem baulichen Zuſtande, ſondern auch auf eine von innerer Wohlhäbigkeit zeugende Weiſe erhalten. Wie dieſer Wohlſtand möglich ſei, nach dem tiefen Verfall, in welchen dieſe Stadt noch vor kaum zwanzig Jahren verſunken war, erſcheint unbegreiflich.

Damals wuchs in allen Straßen und vor wenigſtens der Hälfte der Häuſer hohes Gras. Die meiſten Thüren waren ſo feſt verſchloſſen, daß man es ihnen anſah, wie ſelten ſie geöffnet wurden, die Hälfte der Fenſter war mit Bretern vernagelt, und ärmlich gekleidete Geſtalten, mit Geſichtern, auf denen Sorge und Noth zu leſen war, ſchlichen vereinzelt durch die einſamen Straßen, in welchen der Wiederhall ihrer Schritte lange noch nachklang.

Die übrigen belgiſchen Städte waren in nicht viel geringerem Verfall. Fleiß, Handel, Fabrikthätigkeit hat ſie zu ihrem jetzigen blühenden Zuſtand wieder erhoben; aber die guten Leute in Brügge leben wie die Lilien auf dem Felde: ſie ſpinnen nicht, ſie weben nicht, wie ihre fleißigen Nachbarn, ſie beten und beichten und hören die Predigt; das iſt ſo ziemlich ihr Haupttagewerk.

Der Anblick der Stadt, in welcher kein modernes Gebäude die lange Reihe der zum Theil ſehr hohen, großen und ſchönen Giebelhäuſer unterbricht, iſt beſonders für den Alterthumsfreund intereſſant und hat auch für den blos ſchauluſtigen Reiſenden den ganz eignen Reiz der Seltſamkeit. Da ſteht z. B. an einem ſehr großen Platze, ein ſchönes altes Gebäude, mit einem hohen hohen Thurme, das augenſcheinlich keine Kirche iſt; — vielleicht ein Gerichtshof? — nein, es iſt das Schlachthaus.

Brügge iſt im Ganzen reich an merkwürdigen alten Gebäuden, das alte mit allem Schmuck gothiſcher Architektur prangende Rathhaus, die prächtige Kirche Notre-Dame mit ihrem hohen ſchönen Thurme und mehrere andere noch verdienen alle Aufmerkſamkeit. Selbſt die alterthümlichen Sitten und Trachten der Einwohner tragen zu der über das Ganze verbreiteten Einheit bei, die immer und überall, wo man ſie antrifft, einen angenehmen, gleichſam beruhigenden Eindruck hervorbringt.

Auch in Brügge waren wir ſo glücklich, in Herrn van der Steen einen ebenſo ſachkundigen als gefälligen Führer zu den vielen Kunſtwerken zu finden, welche Brügge umſchließt. In ihrer früheſten glänzendſten Periode war dieſe Stadt die eigentliche Wiege alter Kunſt, und unſterbliche Werke, welche noch jetzt die Welt entzücken, gingen mitten im Gewühl des glänzendſten Lebens jener prachtliebenden Zeit aus den ſtillen Werkſtätten der alten Meiſter hier hervor.

Brügge hat in dieſer Hinſicht ſeinen alten Ruhm noch nicht verloren. In der es umgebenden ruhigen Einſamkeit entwickelt ſich manches Talent in der Stille und findet in der hieſigen Kunſtakademie die dazu nöthige Aufmunterung und Pflege.

Herr de Steen, deſſen Fürſorge wir von Gent aus empfohlen worden waren, war ſelbſt ein ſehr talentvoller junger Künſtler, der ſich mit großem Eifer einem in Deutſchland jetzt faſt ganz vernachläſſigten Fache der Malerei ergeben hat. Er malt mit außerordentlicher Treue Architekturen, beſonders aber Anſichten des Innern der Städte, weite, von großen Gebäuden umgebene Marktplätze, volkreiche Straßen. Seine eigene, in dieſer Hinſicht ſo pittoreske Vaterſtadt dient ihm dabei oft zum Modell, zur Freude ſeiner Landsleute, bei welchen dieſer Zweig der Kunſt noch immer in großem Anſehn ſteht.

Daß in Brügge auch die plaſtiſche Kunſt blüht, davon ſahen wir im großen Saal der Kunſtakademie einen ſehr erfreulichen Beweis in dem dort aufgeſtellten Modell einer lebensgroße Statue Johann van Eyck's, die nächſtens in Marmor ausgeführt werden ſollte, um in Brügge aufgeſtellt zu werden. Ein

Plan, der bei der jetzigen Lage der Dinge wol aber leider ſobald nicht zur Ausführung gelangen wird. Ungemein glücklich hat der Bildhauer die Schwierigkeit, eine gewiſſermaßen bürgerlich coſtumirte, ganz bekleidete Statue darzuſtellen, zu überwinden gewußt.

Frei und ungezwungen, edel in Haltung und Ausdruck ſteht die kräftige gedrungene Geſtalt da, Pinſel und Palette in der Hand. Ein Mantel, oder vielmehr eine Art Ueberwurf im Geſchmack der damaligen Zeit, fällt von den Schultern herab, eine leichte turbanartige Mütze, mit welcher van Eyck ſich ſelbſt mehrere Male abgebildet hat, bedeckt ſorglos aufgeworfen das Haupt, die Züge des Geſichtes ſind den Bildniſſen des Meiſters nachgebildet und haben den Vorzug großer Portraitähnlichkeit. Der Künſtler, der dieſes ebenſo geniale als graziöſe Bildniß geſchaffen, heißt Calloigne, er iſt aus Brügge gebürtig und als Director der Claſſe der Bildhauer bei der königlichen Kunſtakademie in Gent angeſtellt. Schon im Jahre 1802 erwarb er bei der jährlichen Kunſtausſtellung derſelben durch eine in Marmor ausgeführte Büſte Johann van Eyck's den erſten Preis; er ging nach Paris, um unter der Leitung des bekannten

Künſtlers Chaudet ſich zu vervollkommnen. Im Jahre 1805 erhielt er den zweiten Preis von der vaterländiſchen Kunſtakademie, im Jahre 1807 abermals den erſten und in Folge deſſelben eine bedeutende Penſion, die es ihm möglich machte, in Rom ſeine Studien vollenden zu können. Die Ausführung eines dem Andenken Egmont's geweihten Monuments, zu welchem die Koſten durch Subſcription ſehr ſchnell zuſammenkamen, wurde dem allgemein anerkannten Künſtler ebenfalls übergeben.

Das ſchon ganz vollendete Modell der neun Fuß hohen Statue des mit allen Inſignien ſeines hohen Ranges und in voller prächtiger Rüſtung dargeſtellten Helden wurde von der königlichen Kunſtakademie durch eine goldene Medaille belohnt, die ſie dem Künſtler zu Ehren prägen und ihm überreichen ließ. Auf der einen Seite derſelben iſt Egmont's Statue auf einem mit Basreliefs geſchmückten Piedeſtal dargeſtellt, ſowie ſie künftig in Marmor ausgeführt werden ſoll; die andere enthält eine lateiniſche Inſchrift zum Lobe des Künſtlers.

Hemmling oder Memmeling.

Der Wunſch, die berühmten Gemälde dieſes Brügge eigentlich angehörenden Meiſters zu ſehen, war es hauptſächlich, was uns in dieſe Stadt gezogen hatte, der er gewiſſermaßen das Leben verdankt, obgleich allen Nachrichten zufolge, die wir von ihm beſitzen, er fern von derſelben geboren wurde. Unſer erſter Beſuch mußte natürlicherweiſe dem Johannishoſpital und dem mit dieſem verbundenen Urſulinerkloſter gelten, in welchem Hemmling im Jahre 1477 nach der Schlacht bei Nancy in ärmliche Lumpen gehüllt, krank, entſtellt und ungekannt anlangte, von den frommen Schweſtern, die noch bis auf den heutigen Tag der Pflege der Kranken ſich ausſchließend weihen, im Hoſpital aufgenommen und verpflegt wurde und dann als Geneſener alle ſeine Kunſt aufbot, um die kleine ärmliche Kirche und das Haus, wo er zu neuem Leben entſtanden war, zu ſchmücken und ſo auf würdige Weiſe ſeinen Pflegerinnen ſich dankbar zu beweiſen.

Ein einfacher, ziemlich kunſtlos zuſammengezimmerter, von Außen bemalter Reliquienkaſten, wie man in katholiſchen Ländern in jeder Dorfkirche ſie findet, und der die heiligen Ueberreſte der Prinzeſſin Urſula enthält, iſt der bedeutendſte Schatz dieſes Kloſters. Mehr als einmal wurde ein ihm ganz ähnlicher von gediegenem Silber dafür geboten und von den Kloſterfrauen ausgeſchlagen. Das richtige Gefühl der guten Nonnen belehrte ſie, daß Gold und Silber dieſes in ſeiner Art einzig daſtehende Kunſtwerk nicht aufwiegen könne. Der Kaſten hat wie gewöhnlich die Form einer kleinen Kirche, einer ſogenannten Baſilika; vierzehn Miniaturgemälde von Hemmling's Meiſterhand geben ihm aber einen unſchätzbaren Werth, ſie ſtellen Scenen aus der intereſſanten Legende der heiligen Urſula und ihrer jugendlichen Gefährtinnen mit einem Geiſte, einer Wahrheit, einer Lebendigkeit dar, an denen jeder Verſuch, ſie würdig zu beſchreiben, ſcheitern müßte. Dieſes ſeltene Kunſtwerk war längſt bekannt und berühmt genug geworden, um die Habſucht der im Jahre 1794 alle Kirchen und Klöſter in den Niederlanden plündernden Franzoſen zu reizen. Mit wildem Ungeſtüm ſtürmten ſie herbei: la châsse, la châsse celèbre! brüllten ſie den armen zitternden Nonnen zu, die in der Angſt ihres Herzens ſehr bereit waren, Alles herzugeben, was ſie beſaßen. Nur ihre Unwiſſenheit rettete ihnen das über Alles hochgehaltene Heiligthum; in ihrem flamändiſchen Patois nannten ſie es la ryve, der richtige franzöſiſche Ausdruck dafür war ihnen nie zu Ohren gekommen, ſie begriffen in ihrer Einfalt nicht, was man von ihnen verlange, und konnten mit gutem Gewiſſen ſo lange betheuern, daß ſie gar keine châsse beſäßen, bis die Plünderer endlich der Sache müde wurden und mit leeren Händen wieder abzogen.

Es war gar ein ſchöner, milder, ſonniger Nachmittag, an welchem wir dieſes wahrhaft unſchätzbare Kunſtwerk zum erſten Mal beſuchten, zu welchem wir während unſeres kurzen Aufenthaltes in Brügge noch einige Male wiederkehrten. Ganz prunklos ſteht es, ſeitwärts, dem Eingang der kleinen Kirche gegenüber, zwiſchen dem Hochaltar und dem vergitterten Kirchenſtuhl der Nonnen, in welchem ſich dieſe ſoeben zur Veſper verſammelten. Leiſe untereinander flüſternd trieben ſie hinter uns ihr ſtilles Weſen; die ungewöhnliche Aufmerkſamkeit und ſichtbare Bewunderung, mit der wir den Stolz ihres frommen Hauſes von allen Seiten betrachteten, ſchien ihnen Freude zu machen, bis der Abendgottesdienſt begann. Als wir hinausgingen, faßte aber die Pförtnerin ſich doch ein Herz und fragte, ob wir des dames anglaises wären. Die verneinende Antwort ſchien ſie zu freuen, mehr aber noch unſer Lob ihrer ryve, die in der That des höchſten würdig iſt.

Unglaublich iſt es, daß noch kein Zeichner, kein Kupferſtecher, kein Lithograph ſich bewogen fühlte, dieſes kleine Meiſterwerk durch ſeine Kunſt der Welt zugänglicher zu machen; daß noch kein Frauentaſchenbuch mit einer treuen Copie dieſer Reihe köſtlicher Bilder prangt, die zu einem ſolchen Zwecke durch ihre Form wie durch das Motiv ihrer Darſtellungen ſich vollkommen eignen; ja, daß ſogar noch Niemand auf den Einfall gekommen iſt, den Reliquienkaſten ſelbſt nachzubilden und ihn mit Kupferſtichen nach Hemmling's Gemälden zu bekleiden, der dann gewiß in unſerer immer frömmer werdenden Zeit ein ſehr willkommener Schmuck aller Etagèren werden müßte.

Ein Saal in dem auf der andern Seite des Kloſterhofes der Kirche gegenüberliegenden St. Johannishoſpital, in welchem die Vorſteher ihre Zuſammenkünſte halten, bewahrt in einem ziemlich unſcheinbaren Local Hemmling's ſchöpferiſchem Geiſt entquollene Gebilde, die durch Erfindung und Ausführung zu dem Herrlichſten gehören, was die Kunſt jener Zeit hervorbrachte. Nur ihr Daſein will ich für kunſtliebende Reiſende, die einſt in ruhigeren Zeiten Brügge beſuchen könnten, in dieſen Blättern bezeichnen. Eine umſtändliche möglichſt treue Beſchreibung derſelben ſowie des Reliquienkaſtens der Urſulinerinnen habe ich in der, in meinen ſämmtlichen Schriften enthaltenen zweiten Auflage von „Johann van Eyck und ſeine Nachfolger" zu geben verſucht, die in dieſen Blättern zu wiederholen mir weder der Plan noch der Raum derſelben erlaubt.

Das mit noch ſchwacher zitternder Hand von Hemmling gemalte Portrait ſeiner gütigen Pflegerin und Beſchützerin, der Aebtiſſin Sibylle Zambeth, kann nur als erſter Verſuch der wiederkehrenden Kräfte des kaum von ſchwerer Krankheit Erſtandenen einiges Intereſſe erwecken und hat überdem durch die Zeit viel gelitten, ſodaß es nur noch Spuren Deſſen verräth, was es einſt geweſen ſein mag.

Aber von unbeſchreiblicher Schönheit iſt ein mit der Jahrzahl 1479 bezeichnetes Altargemälde mit zwei Flügelbildern. Das Hauptgemälde ſtellt die heiligen drei Könige zu den Füßen des göttlichen Kindes dar. Unter den Zuſchauern hat Hemmling ſich ſelbſt abgebildet, mit der Mütze auf dem Haupte, welche die Geneſenden in dieſem Hoſpital zu tragen pflegten; neben ihm ſteht ſein Freund, der Kloſterbruder Florens Ryſ.

Auf einem der Flügelbilder beten Engel den neugeborenen Heiland an; die zweite derſelben zeigt die Darſtellung im Tempel. Auf der Außenſeite ſind Johannes der Täufer, der das bedeutungsvolle Lamm im Arme trägt, und eine wunderliebliche heilige Veronika mit dem Schweißtuch abgebildet.

Das zweite mit der nämlichen Jahrzahl bezeichnete Gemälde Hemmling's iſt eine der größten Compoſitionen des großen Meiſters und beſteht aus fünf Tafeln. Das noch ganz im byzantiniſchen Styl angeordnete Hauptbild deſſelben ſtellt die Vermählung der heiligen Katharina dar. Von den vier Seitentafeln ſind zwei dem Leben Johannes des Täufers, die beiden anderen dem des Evangeliſten gleiches Namens geweiht; das Letzte von dieſen geht in die myſtiſchen Gebilde der Apokalypſe über. Hemmling's überreiche Phantaſie fand hier ein weites Feld, in ungebundener Willkürlichkeit ſich zu ergehen, und wußte mit echtem Dichtergeiſt es auf eine Weiſe zu benutzen, die unwiderſtehlich ergreift. Ueber dieſes einzige Gemälde und deſſen die ganze ſichtbare und geiſtige Welt umfaſſenden Inhalt ließe ſich allein ſchon ein Buch ſchreiben, dem es an Intereſſe nicht ermangeln ſollte.

Die königliche Kunſtakademie in Brügge iſt nicht minder reich an Meiſterwerken Hemmling's, die ich hier ebenfalls nur mit wenigen Worten andeuten kann, indem ich meine Leſer auf meine anderweitigen Beſchreibungen derſelben verweiſe.

Zuerſt ein großes Altarbild, ein heiliger Chriſtoph, der leider zu hoch hängt, um ihn recht betrachten zu können, und auch gar ſehr einer reinigenden Hand bedürfte, um in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu erſcheinen.

Wunderſchön iſt auf den beiden zu demſelben gehörenden Flügelbildern die Abbildung der Donatoren nebſt den Kindern derſelben, von ihren Schutzheiligen, dem heiligen Wilhelm und der heiligen Barbara, begleitet.

Eine zweite noch größere, eigentlich aus fünf Taſeln beſtehende Compoſition ſtellt auf dem Hauptbilde die Taufe des Heilandes im Jordan vor. Die zwei von beiden Seiten gemalten dazugehörenden Flügelbilder zeigen wie gewöhnlich das Portrait der Donatoren und ihrer Schutzheiligen, und gehören zu dem Herrlichſten und Anmuthigſten, was die Kunſt jemals hervorbrachte.

Die Akademie beſitzt noch manches Meiſterwerk, deſſen Beſchreibung hier zu weit führen würde, das aber der höchſten Aufmerkſamkeit würdig iſt. Unter andern auch eine Darſtellung der Geburt Chriſti, wahrſcheinlich ebenfalls von Hemmling, in welcher, wie in der berühmten Nacht des Correggio, das Licht von dem neugeborenen, in einer ſteinernen Krippe liegenden Heilande ausgeht.

Auch noch eine Abnahme vom Kreuz, von einem alten namenloſen Meiſter, muß ich flüchtig erwähnen. Johannes, eine unbeſchreiblich rührende Geſtalt, unterſtützt mit in Thränen ſchwimmendem Blick den Körper des geliebten göttlichen Freundes, deſſen gebrochenes Auge noch nicht geſchloſſen iſt, und hebt mit leiſer ſchonender Hand den Dornenkranz ihm von der blutenden Stirn. Es iſt ſo zart gefühlt als meiſterhaft ausgeführt, Hemmling's oder van Eyck's vollkommen würdig.

In der St. Salvatorkirche zu Brügge befindet ſich von Hemmling eine Darſtellung des Märtyrertodes des heiligen Hippolyt. Ein herrliches Bild, aber leider in durchaus vernachläſſigtem Zuſtande.

In dem Verſammlungsſaale der zu der Oberaufſicht über alle wohlthätige Anſtalten in Brügge ernannten Commiſſion ſahen wir noch eines der anmuthreichſten vollendetſten Werke des großen Meiſters, wenngleich in kleinerem Format als die übrigen. Von ihren blonden tief hinabwogenden Locken umfloſſen, in reichem, königlichem Schmucke reicht die heilige Jungfrau freundlich lächelnd dem auf einem Kiſſen von Goldbrokat auf ihrem Schooſe ſitzenden Kinde einen Apfel. Eine Darſtellung, die man auf den Gemälden der alten Meiſter oft antrifft, und die mir immer als ein ſehr ſchöner ſinniger Gedanke unſerer Sinnbilder liebenden Vorfahren erſchien, indem auf die einfachſte Weiſe dadurch ausgedrückt wird, daß der Heiland, indem er die ſündige Welt erlöſt, auch durch Zurücknahme der Frucht, die ihren tiefen Fall veranlaßte, Heil und Vergebung ihr verkündet.

Dieſes kleine Bild beſteht aus zwei Tafeln, die, genau aufeinanderpaſſend, wie ein Käſtchen eine die andere verſchließen. Die zweite derſelben ſtellt das Bild des Donators, eines Junker van Neuenhoven, dar: ein jugendlich bleiches, durchaus nicht ſchönes Geſicht, mit einem Ausdruck ſtiller gottergebener Wehmuth, tiefer Trauer, bei unſäglicher Milde des Gemüths, dem man die innigſte Theilnahme nicht verſagen kann, und das man immer lieber gewinnt, je länger man es betrachtet; man möchte den edeln Leidenden tröſten oder mit ihm weinen, und immer lebendiger wird das Mitgefühl ſeines ſtillen jetzt längſt im Grabe vergeſſenen Wehes.

Die Kirche Notre-Dame.

Wie alle Kirchen in Belgien iſt auch dieſe hochgewölbt, von impoſanter Größe, heiter und hell. Eine Seitenkapelle enthält zwei Denkmäler von Marmor und Erz: das Monument Karls des Kühnen und das Grabmal, unter welchem die Gebeine ſeiner Tochter Maria von Bourbon ruhen.

Lang ausgeſtreckt auf einem Sarkophage von ſchwarzem Marmor, mit über die Bruſt gekreuzten Armen, liegt die meiſterhaft in Erz gegoſſene Statue Karls des Kühnen; die Züge ſeines Geſichts zeigen die vollkommenſte Aehnlichkeit mit den bis auf unſere Zeit gekommenen Portraits dieſes großen unglücklichen Fürſten, dem die Welt zu enge war, und der in ſo blühender Manneskraft einen ſo ſchmachvollen Untergang finden mußte. Zu ſeinen Füßen liegt der Löwe, ſein Schildhalter; ihm zur Seite Helm und Handſchuh. Am Kopfende des Sarkophag iſt eine Inſchrift angebracht, an beiden Seiten deſſelben der Stammbaum, am Fußende das Wappen. Der das Ganze bedeckende Deckel iſt mit den Namen der Ahnen und Verwandten des burgundiſchen Hauſes geſchmückt. Alle dieſe Verzierungen ſind wie die Statue aus gegoſſenem Erz und vortrefflich gearbeitet. Der Harniſch, der Mantel, die königlich reiche Bekleidung, der Löwe, alle, ſelbſt die kleinſten Verzierungen ſind meiſterhaft ausgeführt und erdacht, es iſt ein Meiſterwerk plaſtiſcher

Kunſt, wie die Zeit, in welcher es entſtand, deren nur wenige aufzuweiſen hat.

Das zweite Monument, unter welchem die Gebeine der Marie von Bourbon wirklich ruhen, gleicht in der Erfindung deſſelben völlig dieſem erſten. Auch hier liegt die Fürſtin im königlichen Schmuck auf ihrem ſchwarz marmornen Sarkophage, ſtatt des Löwen zwei Hunde ihr zu Füßen. Wappen, Stammbaum, alle Verzierungen ſind wie auf dem Monument Karls des Kühnen geordnet; aber das Ganze, obgleich lobenswerth, ſteht doch in der Ausführung jenem bedeutend nach.

Möchten die Damen nicht auch vielleicht das Marienbild von Michel Angelo ſehen? fragte der Küſter ganz gleichgültig, als wir nach langem Verweilen bei den Monumenten zum Fortgehen Anſtalt machten.

Ein Marienbild von Michel Angelo! ich erſchrak beinahe vor dem bloſen Gedanken, traute anfangs meinen Ohren nicht, und als ich dieſes endlich mußte, fing der Unglaube an ſich in mir regen. Da fiel mir plötzlich Albrecht Dürer's Tagebuch ein. „Sah das Marienbild von Alabaſter zu unſerer Frauen, das Michael Angelo gemacht hat“, ſchreibt der alte Meiſter, indem er von ſeinem Aufenthalt in Brügge erzählt. Er, beinahe ein Zeitgenoſſe Michel Angelo's, war mir ein gültiger Bürge für die Echtheit dieſes Kunſtwerks, und ſo folgten wir erwartungsvoll dem Küſter, der uns unterwegs mit einer alten Sage unterhielt, zufolge welcher dieſe Madonna durch Schiffbruch hiehergerathen ſein ſoll. Auch vernahmen wir bei der Gelegenheit, daß ſie ebenfalls die Reiſe nach Paris und ſpäter wieder zurück mit den übrigen Kunſtwerken haben machen müſſen.

Staunend ſahen wir an dem lebensgroßen Madonnenbilde von weißem carrariſchen Marmor hinauf. Mit beinahe verachtendem Ernſt blickt die hohe Himmelskönigin gerade vor ſich hin in die Welt hinaus, als möchte ſie dieſelbe fragen: biſt auch Du des unnennbaren übergroßen Opfers werth? In den göttergleichen Zügen des herrlichen Kopfes liegt übermenſchliche Kraft, vereint mit unendlicher Leidensfähigkeit; die edeln Formen der Geſtalt, die Gewänder, die Hände ſind wunderſchön. Das göttliche Kind ſteht zwiſchen den Knien der Mutter, die linke Hand derſelben hält es leicht umfaßt, aber ihr Blick ruht nicht auf ihm. Der Arm des Kindes wird hinter dem

Gewande der Mutter wieder ſichtbar; dieſe Bewegung, die ganze Stellung ſind möglichſt natürlich motivirt, Alles wahres, wirkliches, durchaus nicht an den kalten todten Stein erinnerndes Leben. Der Körper des Kindes, die Beine, die kleinen Arme, das herrliche Köpfchen, Alles verkündet den werdenden Gott — der wol dereinſt zu einem Herkules oder ſonſt Einem der Göttlichen, welche den alten Olymp bevölkern, ſich entwickeln möchte; denn chriſtlich iſt nun einmal Nichts an dieſen beiden Geſtalten, aus welchen das tiefſte Studium der Antike wie der edelſten Natur ſichtbar hervorleuchtet.

Unſer letzter Beſuch in Brügge galt einem berühmten Gemälde Johann van Eyck's, das ehemals den Altar der großen Kathedralkirche St. Martin in Ypern ſchmückte und jetzt im Beſitze eines Buchhändlers ſich befindet, der ſehr bereitwillig und gefällig uns den Zutritt zu demſelben verſtattete.

Maria, als Himmelskönigin, mit tief herabfließenden Haaren, die goldene mit Edelſteinen beſetzte Krone auf dem ſchönen Haupte, mit einem mit Gold und Juwelen reich geſtickten Purpurmantel bekleidet, der in weiten prächtigen Falten bis auf dem den Fußboden bedeckenden bunten Teppich hinabreicht, ſteht, auf dem Arm das göttliche Kind tragend, in einer im gothiſchen Style reich verzierten Tempelhalle, durch deren von Säulen geſtützte offene Arcaden man in eine reich angebaute und mit mehreren kleinen Figuren belebte Landſchaft hinausblickt.

Vor der heiligen Jungfrau, ihr zur Rechten, kniet der damalige Propſt der Kirche St. Martin, Nikolaus van Maelbek, in einer Hand ein Gebetbuch, in der andern ein mit Lilien geziertes Kreuz. Das weite Prieſtergewand von dunkelblauem Moor iſt mit einer breiten goldenen und farbigen Stickerei umgeben, welche die zwölf Apoſtel darſtellt. Das Ganze macht einen blendenden prachtvollen Effect. Ausführung und Farbe dieſes vollendeten Gemäldes ſind, wie immer bei dieſem Meiſter, nicht genug zu preiſen.

Aber die es verſchließenden Flügelbilder ſind nicht bis zur völligen Vollendung gelangt, und dieſes eben iſt es, was dieſem Altargemälde in den Augen der Künſtler wie der Kunſtfreunde ein unbeſchreibliches eigenes Intereſſe gewährt. Der feine glattgeſchliffene weiße Kreidegrund, deſſen die alten Maler ſich bedienten, iſt vollkommen ſichtbar, ſo auch die Art, wie ſie ihre Conture mit unſäglichem Fleiße zeichneten und ihre Gemälde anlegten; man glaubt vor dieſem wunderbaren Bilde den hohen Meiſter über der Arbeit belauſchen und ſeine techniſchen Vortheile ihm abſehen zu können, es iſt beinahe, als wäre er nur eben einen Augenblick fortgegangen und würde gleich wiederkommen.

Jedes der beiden Flügelbilder beſteht aus zwei übereinanderſtehenden Abtheilungen. In der oberen Abtheilung des einen derſelben iſt in einer waldigen Landſchaft der brennende Buſch des Moſes dargeſtellt, aus welchem Gott der Vater ſich erhebt; in einer Hand hält er eine Weltkugel, mit der andern ertheilt er den Segen. Der obere Theil dieſes Gemäldes iſt, ganz gegen unſere jetzige Art zu malen, völlig ausgeführt und vollendet; der untere ſowie auch die ganze zweite Abtheilung dieſer Tafel ſind nur auf dem weißen Kreidegrund ſkizzenartig hingezeichnet. Letztere ſtellt den Gedeon nebſt dem ihm erſcheinenden Engel dar.

In der oberen Abtheilung des zweiten Flügelbildes erblickt man die im gothiſchen Style reich verzierte verſchloſſene Pforte des Propheten Ezechiel. Dieſe nimmt, in der Breite wie in der Höhe, faſt den ganzen Raum der Abtheilung ein; oben iſt in derſelben ein kleines Medaillon angebracht, in welchem man die erſten Aeltern neben dem Baum der Erkenntniß erblickt; wie bei dem brennenden Buſch iſt auch hier nur der obere Theil des Gemäldes ausgeführt und völlig vollendet. Die untere, ebenfalls nur leicht hingezeichnete Abtheilung zeigt den Hohenprieſter Aaron mit ſeinem auf wundervolle Weiſe Blüten und Knospen treibenden Stabe.

Die Grau in Grau gemalte Außenſeite der Flügelbilder iſt ebenfalls in zwei Abtheilungen getheilt. Die beiden oberen zeigen eine Darſtellung der heiligen Jungfrau und drei mit Trompetenſchall die Geburt des Heilandes verkündende Engel. Die beiden unteren die von der Ankunft des Erlöſers weiſſagende Sibylle und das Bild des Kaiſers Auguſtus, unter deſſen Regierung dieſes große Ereigniß ſtattfand. Nur letzteres iſt, Grau in Grau, ganz vollendet, die andern drei Gemälde ſind nur ſkizzirt.

Bei aller Vortrefflichkeit dieſes uralten Kunſtwerks wird dennoch die Echtheit deſſelben von Kunſtkennern, beſonders in den Niederlanden angefochten; ſie behaupten, es wäre nicht das wirkliche Bild von Ypern, ſondern eine faſt gleichzeitige, freilich außerordentlich ſchöne Copie deſſelben, von Johann van Eyck's Lieblingsſchüler Rogier van Brügge. Da dieſer aber, außer Antonelli von Meſſina, der Einzige geweſen ſein ſoll, welchem der große Meiſter das von ihm erfundene Geheimniß der Oelmalerei mittheilte, und deſſen Art, ſeine Gemälde anzulegen und zu malen, mit der van Eyck's gewiß vollkommen übereinſtimmte, ſo kann, dieſe Unentſchiedenheit dem durch den unvollendeten Zuſtand dieſes Gemäldes erhöhten Intereſſe daran durchaus keinen Abbruch thun.

Sehr zufrieden mit unſerem kurzen Aufenthalt in dieſer alten merkwürdigen Stadt beſtiegen wir die Barke, um uns wieder nach Gent zu begeben und dann am folgenden Tage die kleine Reiſe nach Antwerpen zurückzulegen. Die ganze unter dem chineſiſchen Sonnenſchirm auf dem Verdecke verſammelte Geſellſchaft beſtand erſtlich aus verdrüßlich ausſehenden Engländern mit ihren ziemlich mauſſaden Damen, die ſich unter einander, in Partien eingetheilt, mit ſtolzen verachtenden Blicken von oben bis unten maßen, vermuthlich, weil ſie ſich gegenſeitig nicht kannten; und zweitens aus nicht weniger als funfzehn ihr Brevier ſtill vor ſich hinmurmelnden belgiſchen Paſtoren. Gott mag wiſſen, was alle dieſe frommen Herren mit einem Male ſo reiſeluſtig gemacht hatte, man traf ſie eben und in nicht geringer Anzahl überall an. Die Geſellſchaft dort oben mochte ihnen ebenſo wenig behagen als uns; wie auf ein Commandowort klappten ſie Alle zu gleicher Zeit ihr Büchlein zu, ſteckten es ein und begaben ſich fort. Die kaltwehende Luft und die langweiligen verſteinerten Geſichter um uns her vertrieben auch uns bald darauf, und im Vorübergehen an der offenſtehenden Thüre der zweiten Kajüte hatten wir den Troſt, die kleine geiſtliche Compagnie bei Bier und Karten ganz ehrbar und ernſthaft daſitzen zu ſehen.

Unten in der erſten Kajüte wurde uns gleich beim Eintritt in dieſelbe recht behaglich zu Muthe; es ſah ſo freundlich und häuslich darin aus, daß der Unterſchied zwiſchen hier unten und dort oben recht wohlthätig auffiel. Am Fenſter neben der Thüre ſaß ein niederländiſches Dienſtmädchen eifrig nähend, als wäre es zu Hauſe. Am oberen Ende des Zimmers vor einem mit Bilderbüchern und Spielſachen bedeckten Tiſche ſaßen zwei Damen mit ihren beiden Knaben.

Die Bekanntſchaft mit dieſen war, bei ihrer echt niederländiſchen zuvorkommenden Freundlichkeit, ſehr bald gemacht; wir plauderten, lachten, ſpielten mit den Kindern, laſen franzöſiſche Feenmärchen einander vor und brachten in vollkommener gegenſeitiger Zufriedenheit die Zeit bis zum Mittagseſſen hin. Eine dieſer Frauen zeichnete durch die Schönheit ihrer nicht mehr ganz jugendlichen Geſtalt und ihrer durchaus regelmäßigen Geſichtszüge ſich auffallend aus; ich hielt ſie höchſtens vierunddreißig Jahre alt. Sie ſelbſt führte mit recht liebenswürdiger Naivetät das Geſpräch auf ihr Alter und geſtand frei und offen, daß ſie vierundvierzig Jahre zähle und in ihrem dreiunddreißigſten einen noch nicht zwanzigjährigen jungen Mann geheirathet habe, mit dem ſie ein höchſt glückliches und zufriedenes Leben führe. Ich geſtehe, daß ich dieſe Frau für eine der ſeltenſten und dabei erfreulichſten Merkwürdigkeiten erkläre, die mir auf dieſer Reiſe vorgekommen ſind. Ihr ungefähr neunjähriger Sohn war ebenſo geſund, ebenſo fröhlichen Sinnes, auch faſt ebenſo ſchön als die Mutter. Ein ganz herrlicher Knabe, wie es ſchien in großer Freiheit erzogen, ohne dadurch verzogen worden zu ſein. So foderte er

z. B. bei Tiſche weißen Wein, während ſeine Mutter rothen trank. Eine Flaſche wurde vor ihm hingeſetzt, er nahm ein Glas davon und trug den Reſt hinaus in die zweite Kajüte zu ſeiner Bonne, eben dem Mädchen, das vorhin am Fenſter genäht hatte, weil dieſe, wie er wohl wußte, gern weißen Wein tränke. Alles gefiel mir an der Frau, weil ihr Alles ſo wohl ſtand; ſogar die kleine Eitelkeit, mit der ſie mir gelegentlich zu verſtehen gab, daß ihr Mann ein reicher Kunſtliebhaber ſei, der blos von ſeinen Renten lebe; die andere Frau, die ich bei ihr angetroffen, ſei ſehr gut und brav, handle aber mit Eiſenwaaren, und ſei alſo nicht von einem Stande, der ihr erlaube, eigentlichen Umgang mit ihr zu haben, auf Reiſen käme es freilich nicht ſo genau darauf an.

Je mehr ich von dieſen Belgiern ſah, je lieber wurde mir dieſes damals ſo frohe, thätige, gutmüthige Volk. Selbſt die Schwächen und Fehler deſſelben gewannen durch die faſt kindliche Naivetät, mit der es ſie unverhohlen zur Schau trug, etwas Eigenes, das nicht ohne Anmuth iſt. Sie waren eben, wie ſie waren, und blieben, wie ſie waren, weil es ihnen nicht einfiel, daß man anders ſein könne. Wie blühend bei, um ſeinen ältern Begleiter zu klagen, wie der Kellner, dem er eine Krone ausgezahlt, ihm die drei Pence, die er ſeiner Meinung nach auf die Rechnung herausbekommen müſſe, nicht gegeben habe, und der Alte hatte viel Mühe, dem jungen wahrſcheinlich eben zum erſten Male ausgeflogenen Cockney über dieſen Verluſt einigermaßen zu beſchwichtigen.

Indeſſen landeten wir, einige unſere Freunde erwarteten uns am Ufer, und ſelbſt dieſe letzten Stunden unſers Aufenthaltes in Gent wurden mit ihrer Hülfe auf das nützlichſte und angenehmſte von uns verwendet.

Reiſe nach Antwerpen.

Der Zufall wollte, daß unſer Aufenthalt in Antwerpen gerade in eine Zeit fallen mußte, in welcher ein zwiefach großes Intereſſe viele Tauſende aus ganz Belgien dort verſammelte und feſthielt.

Das Jubiläum des wunderthätigen Marienbildes in der Kathedralkirche war ſeit hundert Jahren zum erſten Male mit unerhörter Pracht wieder gefeiert worden. Dieſes fromme Feſt, deſſen Nachfeier noch mehrere Tage währen ſollte, hatte viele Tauſend fromme und lebensluſtige Seelen nach Antwerpen gezogen. Zugleich aber rief die eben beginnenſollende Kunſtausſtellung alle Künſtler und Kunſtfreunde aus den belgiſchen Städten dort zuſammen. Die anerkannt bedeutendſten unter denſelben (und unter dieſen befanden ſich zu unſerer Freude auch Herr de Baſt und mehrere unſerer Bekannten aus Gent) waren hinberufen, um bei Vertheilung der Preiſe, welche für die gelungenſte Ausführung der im vorigen Jahre aufgegebenen Preisaufgabe beſtimmt ſind, als Kunſtverſtändige Sitz und Stimme zu haben.

Dieſe Ausſtellung findet alljährlich ſtatt, und zwar abwechſelnd in Gent, Antwerpen und in Brüſſel. Für hiſtoriſche Gemälde ſowol als für Landſchaften und Genrebilder werden beim Schluſſe jeder Ausſtellung neue Preisaufgaben aufgeſtellt; die zu gewinnenden Preiſe ſind nicht nur ehrenvoll, ſondern auch zum Theil bedeutend genug, um jungen talentvollen Künſtlern das Fortſchreiten auf der erwählten Bahn zu erleichtern, und die ganze Anſtalt konnte nicht verfehlen, auf Künſtler und Kunſtfreunde einen ſehr wohlthätigen Einfluß zu üben.

Daß es unter ſolchen Umſtänden eben nicht ganz leicht ſein würde, in der von Fremden überfüllten Stadt ſogleich ein Logis zu finden, war zu erwarten; doch unſer Gaſtwirth übernahm, für uns zu ſorgen, und hielt Wort. Abends, bei unſerer Ankunft in Antwerpen, fanden wir wirklich im Hotel d'Angleterre, dem größten und beſten der Stadt, ein Zimmer, wie wir es wünſchten, für uns aufbewahrt, während jedes Kämmerchen im Hauſe ſchon beſetzt war.

Nachmittags um zwei Uhr fuhren wir mit der Diligence ab, denn daß wir mit dieſerre iſen müßten, war hier eine ebenſo ausgemachte Sache als überall in dieſem Lande. Der Wagen war größer als die, welche wir bis jetzt aus Erfahrung kennen gelernt hatten: neun Perſonen, auf drei Sitzen, fanden im Innern deſſelben bequemen Raum. Uns war der mittelſte derſelben, nahe an den Kutſchfenſtern, als der angenehmſte und luftigſte aufbewahrt; den Hintergrund des Wagens nahm eine ſehr junge bleiche, augenſcheinlich leidende Frau nebſt ihrer ſie begleitenden Verwandten ein. Sie war in Antwerpen an einen angeſehenen Mann verheirathet, war auf einige Monate nach Gent, ihrer Vaterſtadt, zurückgekehrt, um dort ihre zerſtörte Geſundheit wiederherzuſtellen, und kehrte nun zu ihrer Familie zurück. Vor uns ſaßen drei Paſtoren, über uns auf dem Verdecke wieder Paſtoren; in allen Dörfern, auf allen Wagen begegneten wir Paſtoren. Die unſrigen im Wagen ſtiegen ungefähr auf halbem Wege wieder aus, die übrigen dort oben verloren ſich auch allmälig, und wir waren froh, von der geiſtlichen Begleitung befreit zu ſein, deren Geſellſchaft, aus mehreren Gründen, nichts weniger als angenehm war.

Unſer Weg führte uns durch eine fruchtbar angebaute Ebene in das große ſchöne Dorf St. Nicola, deſſen Marktplatz, ſelbſt in Belgien, an Größe und Umfang kaum ſeines Gleichen hat. So rollten wir fröhlichen Muthes fort, bis wir ganz unerwartet am Ufer der ſehr breiten Schelde ſtanden, die eine kleine Strecke weiter in das Meer ſich ergießt. Die kleine Verlegenheit, in die ich beim Ausſteigen aus dem Wagen gerieth, indem ich der Schwierigkeit mich erinnerte, mit der wir einſt vor mehreren Jahren hier hinüberſchifften, währte nur einen Augenblick; denn ſtatt der ehemaligen unbequemen Fähre ſahen wir ein Dampfſchiff herbeieilen, um die mit der Diligence Ankommenden abzuholen. Das Dampfſchiff hatte ein faſt feenhaftes Anſehn: es war mit bunten Lampen erleuchtet, auf dem Verdecke wurde nach dem Klange einer Geige und eines Flageolets eine Françaiſe von einer jungen tanzluſtigen Geſellſchaft aufgeführt, rings umher ſaßen Herren und Damen, welche die kleine Fahrt herüber und hinüber zur Luſt mitmachten; auch unſere Freunde aus Gent, die kurz vor uns in Antwerpen angelangt waren, kamen zu unſerm Empfange mit demſelben ebenfalls wieder herüber.

Der laue Sommerabend war einer der ſchönſten, den wir auf der ganzen Reiſe erlebt hatten, die klarſte Abendröthe begegnete der hellſten Mondnacht, und in dem zweifelhaften, halb roſigen, halb ſilbernen Dämmerlicht ſchwammen ſeitwärts auf der vom lauen Hauch des Windes kaum gekräuſelten weiten, meeresgleichen Waſſerfläche, in einiger Entfernung große Seeſchiffe gleich rieſigen Schwänen. Gerade vor uns ſtieg die große Stadt Antwerpen mit ihrer prächtigen Kirche und dem alle andern an Höhe überragenden Thurme aus den ſilbernen Fluten empor, faſt wie ich Venedig mir denke. Muſik und Tanz und Töne des froheſten Jubels ſchallten von dorther zu uns herüber, alle Häuſer längs dem Ufer waren mit Kränzen geſchmückt, mit farbigen Lampen erleuchtet, unter den an demſelben ſich hinziehenden Bäumen wandelten Spaziergänger, alle die zahlreichen Eſtaminets waren mit luſtigen Gäſten angefüllt: und dieſes Alles der heiligen Jungfrau, der hohen Patronin des Feſtes zu Ehren. Die Belgier lieben es, mit ihren großen kirchlichen Feſten auch andere weniger andächtige zu verbinden, wozu ihnen die zu den erſteren gewöhnlich gehörende mehrere Tage währende Kirmes die beſte Gelegenheit bietet. Die andächtigſten Beter während des Gottesdienſtes jubeln Abends auf dem Tanzplatze oder im Eſtaminet am lauteſten und toben oft die halbe Nacht hindurch, ohne deshalb am folgenden Morgen die Alles wieder gutmachende Meſſe zu verſäumen.

Auch in den Rheinländern herrſcht dieſe Gewohnheit. Jede einzelne Kirche in jeder Stadt ſowie in jedem Dorfe feiert zum Feſte ihres heiligen Kirchpatrons unter lautem Glockengeläute eine wenigſtens drei Tage lang währende Kirmes. Die Häuſer werden mit Kränzen, die Straßen mit jungen Bäumen geſchmückt, die Kirche prangt im feſtlichſten Glanze, alle Arbeit unterbleibt, alle Einwohner wandeln den ganzen Tag im ſonntäglichen Putze umher, alle Häuſer ſind mit Gäſten angefüllt, aus allen Wirthshäuſern ſchallt luſtige Tanzmuſik. Die Leute gehen den Tag über aus der Kirche ins Wirthshaus, aus dieſem wieder in die Kirche, und die Nächte werden auf dem Tanzplatze oder bei der Flaſche verjubelt.

Da der Kalender eine bedeutende Anzahl von Heiligen enthält, ſo pflegt es das ganze Jahr hindurch an ſolchen Unterbrechungen des gewohnten Alltagslebens nicht zu fehlen. Am auffallendſten aber erſcheinen ſie dem damit nicht Bekannten in größeren Städten, wenn er beim Umbiegen um eine Straßenecke mit einem Male die geſchmückten Häuſer, die geputzten, müßig umherſpazierenden Bewohner derſelben und den ganzen feſtlichen Apparat zur Ehre des Kirchenheiligen dieſes Quartiers erblickt, während die ganze übrige Stadt in ſtiller Ruhe und Ordnung den gewohnten Lebensgang hinſchleicht, bis auch an ſie die Reihe kommt, ihren eigenen Heiligen auf dieſe Weiſe zu feiern.

Antwerpen.

Am Morgen nach unſerer Ankunft in dieſer großen, damals ſo belebten und glücklichen Stadt mußten wir fürs erſte uns ſelbſt überlaſſen bleiben. Unſere genter Freunde waren in dem noch der ganzen übrigen Welt verſchloſſenen Muſeum in ernſter Berathung über die ausgeſtellten Gemälde verſammelt; es handelte ſich dabei um keine Kleinigkeit: der Glückliche, deſſen Arbeit den erſten Preis erhielt, ſollte auf Koſten der Akademie nach Italien geſchickt und vier Jahre lang dort freigehalten werden, um ohne Sorge und Beſchränkung im ſchönen Vaterlande der Kunſt ſeine Studien vollenden zu können. Es war ſo ziemlich vorauszuſehen, daß der Morgen darüber hingehen würde, ehe der ſehr zahlreiche Künſtlerareopag mit der wichtigen Entſcheidung fertig werden könne, welchem unter ſo vielen, alle ihre Kraft und Kunſt aufbietenden talentvollen jungen Künſtlern nicht nur dieſer erſte, ſondern auch ein jeder der übrigen zum Theil recht bedeutenden Preiſe zuzuſprechen wäre. Und ſo beſchloſſen wir, mittlerweile, unter der Leitung eines Miethbedienten, uns ein wenig in der Stadt umzuſehen und zugleich einige Beſuche zu machen.

So geriethen wir denn zuerſt in die nahe an unſerem Gaſthofe belegene Paulskirche und zu der zu ihr gehörenden genauen Nachbildung des heiligen Grabes in Jeruſalem; eine heilige Merkwürdigkeit, die wir unter anderer Leitung ſchwerlich würden zu ſehen bekommen haben, und die doch in einiger Hinſicht werth iſt geſehen zu werden.

Der uns begleitende Küſter verſicherte, daß Alles hier auf das genaueſte jenem heiligſten Orte nachgebildet wäre. Ein eigener Bote war, ſeiner Ausſage nach (in welchem Jahre, wußte er nicht zu berichten), von Antwerpen nach Jeruſalem geſandt worden, um dort eine genaue Zeichnung und zugleich das Maß des heiligen Grabes aufzunehmen; er kam wieder, brachte die Zeichnung, hatte aber unterweges das Maß verloren. Ein zweiter wurde ihm nachgeſchickt, der minder nachläſſig oder glücklicher war. Nun aber fand es ſich, daß der Raum, über den die Kirche zu disponiren hatte, zu enge war und der ganze Bau in bedeutend verkleinertem Maßſtabe ausgeführt werden mußte. Indeſſen iſt er noch immer ziemlich weitläuftig und groß und erinnerte mich lebhaft an die künſtlichen Felſengänge und Grotten, die man ehemals in flachen Gegenden, wo es keine Felſen gibt, wie z. B. in Wörlitz, in damals ſogenannten engliſchen Gärten anzubringen pflegte. Zwiſchen ſolchen aus Schiefer, Eiſenſchlacken und allerlei dunkelem Geſtein ziemlich hochaufgethürmten Felſenpyramiden, Höhlen und Gruppen gingen wir eine ſchmale ſteinerne, wunderlich genug verſchlungene Treppe hinunter. Engel und Heiligenbilder von Gyps, die hoffentlich in Jeruſalem beſſer gearbeitet und von Marmor ſind, ſtanden überall, in Niſchen und auf zackigen Zinnen angebracht; endlich ganz in der Tiefe gelangten wir an eine mit einem Gitter verſchloſſene, nur von einer ewigen Lampe erleuchtete Grotte. Mehr als zwanzig Betende aus allen Ständen, Männer und Frauen, Junge und Alte, lagen mit allen Zeichen innerer Zerknirſchung, unter Thränen und lauten Seufzern vor dem Gitter auf den Knien. Nach ziemlich langem Harren gelang es uns endlich, eine Lücke zu finden, durch die wir einen Blick in das Innere des Heiligthums werfen konnten, dem zu nahen die immer ſich mehrende Schar der Andächtigen uns verwehrte. Eine vom Schimmer einer ewigen Lampe nur ſchwach erleuchtete Grotte zeigte ſich uns, und mitten in derſelben ein Sarg, von ſchwarzem Marmor, wie es uns ſchien. Wir ſtiegen wieder hinauf und überlegten unterweges, was ſowol dieſer Sarg als der in Jeruſalem, deſſen treues Abbild er ſein ſoll, umſchließt, indem der auferſtandene Heiland bei ſeiner Himmelfahrt keine ſeiner irdiſchen Ueberreſte auf Erden zurückließ.

Mit immer neuer freudiger Bewunderung wandelte ich durch die ſchönen breiten Straßen, die großen herrlichen Plätze dieſer zu neuem Leben erſtandenen Stadt, die an Größe und Umfang nicht weit hinter Gent zurückbleibt und an Lebendigkeit es noch übertrifft. Welch ein Unterſchied zwiſchen jetzt und vor zwanzig Jahren! Welch ein reges, den beglückenden Einfluß des blühenden Handels verkündendes Leben in den reinlichen Straßen! Wir ſahen keine leerſtehenden Häuſer, keine in trüber Vernachläſſigung in ſich verfallenen Paläſte mehr, die kleinen in Blei gefaßten, oft zerbrochenen Fenſterſcheiben, die dieſe ſonſt verunzierten, waren verſchwunden. Alles ſah neu, heiter und freundlich aus, die Straßen wimmelten von wohlgekleideten Leuten aus allen Ständen, keine zugleich Abſcheu und tiefes Mitleid erregenden Bettler verfolgten uns, wie es damals bei jedem Schritte auf der Straße geſchah.

Nicht leicht habe ich in wenigen Tagen in einer fremden Stadt mich ſo einheimiſch gefühlt als in Antwerpen; die vielen aus dem Auslande hier anſäſſig gewordenen Familien, Deutſche, Franzoſen, Engländer, Italiener, verbannen aus dem geſelligen Leben jene Monotonie, jene eingeroſtete Steifheit, die in Handelsſtädten, welche nicht zugleich Seeſtädte ſind, oft zu fühlbar wird. Das häusliche Leben bleibt friſch und frei; Gaſtfreiheit wird gegen Fremde auf die zuvorkommendſte Weiſe geübt; man mag, aus welchem Theil der cultivirten Welt es auch ſei, hier als Reiſender anlangen, man kann ſicher darauf rechnen, Landsleute zu finden, die hier anſäſſig ſind und zur zuvorkommendſten Aufnahme des durch ein gleiches Vaterland ihnen verbundenen Gaſtes ſich bereit finden laſſen. Pracht und übertriebener Luxus hatten bis dahin noch nicht den Weg nach Antwerpen gefunden, wohl aber jene wohlthätige Eleganz der Sitten wie der häuslichen Umgebungen, die von innerer Wohlhäbigkeit und echtem bürgerlichen Wohlbehagen der ſicherſte Beweis bleibt und zugleich die Dauer dieſes Glückes verbürgt, wenn nicht äußere Stürme, wie dies leider jetzt in Antwerpen geſchehen, die Grundfeſte deſſelben erſchüttern.

Man lebt ſehr gut in dieſer Stadt; aber Alles, was dazu gehört, iſt auch in Ueberfluß und in großer Mannichfaltigkeit vorhanden, beſonders Obſt und Gemüſe, wie man es nirgend beſſer findet, vor Allem aber alle Erzeugniſſe des Meeres an Fiſchen und eßbaren Schalthieren; Auſtern werden für einen oder zwei Frank in großen Haufen verkauft, welche man ſich nicht einmal die Mühe geben mag, beim Kaufe durchzuzählen.

Die ganze Stadt, beſonders der ſchönſte Theil derſelben, in welchem die berühmte, der heiligen Jungfrau geweihte Kirche auf einem ſchönen freien Platze liegt, zeigte ſich uns im feſtlichſten Glanze und gewährte einen ungemein heitern erfreulichen Anblick. Alle Häuſer in den Straßen, durch welche an dem eigentlichen Feſte, deſſen Nachfeier wir noch ſahen, die aus viel tauſend Menſchen beſtehende große Proceſſion zog, waren mit Blumen und Kränzen geſchmückt, Feſtons aus Laub und Blumen bekränzten von beiden Seiten den Weg. Die bedeutendſten Künſtler hatten ſich vereint, große Triumphbögen mit Engeln, Heiligenbildern und architektoniſchen Verzierungen zu malen, die, wenngleich nur decorationsartig mit Leim- oder Waſſerfarben auf Leinwand leicht hingeworfen, dennoch hier im Freien einen großen Effect machten; beſonders impoſant nahm der größte derſelben am Place de Mer ſich aus, unter welchem der Erzbiſchof dem Volke den Segen ertheilt hatte. Zwanzigtauſend Menſchen, erzählte mir ein Augenzeuge, welche auf dem prächtigen, unabſehbar großen Platz zuſammengedrängt ſtanden, ſanken, als die Hand zum Segen erhoben ward, wie vom nämlichen Geiſte beſeelt in demſelben Momente auf die Knie; die feierlichſte Stille trat ein, kein Laut war hörbar, außer der Stimme des Biſchofs.

Der Director der Akademie, van der Brée, einer der berühmteſten unter den jetzt in Belgien lebenden Künſtlern, hatte viele Tage, vom Morgen bis zum Abend, auf dieſe koloſſale Darſtellung der von Engeln auf Wolken himmelangetragenen Madonna verwendet, und das Werk lobte ſeinen Meiſter. In einiger Entfernung konnte man kaum der Täuſchung, die es hervorbrachte, ſich erwehren, als ob wirklich eine himmliſche Erſcheinung hoch in der Luft groß und majeſtätiſch einherſchwebe.

Größer, herrlicher als Alles dieſes noch erſchien uns der mit Schiffen von allen Flaggen, aus allen Ländern, ſelbſt aus den entfernteſten Zonen angefüllte Hafen. Die beiden unter Napoleons Regierung entſtandenen Baſſins, welche mit den berühmten londoner Docks wetteifern könnten, ſind ein Rieſenwerk, der höchſten Bewunderung würdig, das allein ſchon den Namen des Erbauers auf die Nachwelt bringen müßte. In ſtillem Entzücken ging mir das Herz auf beim Anblick des regen Lebens um mich her, der vielen Barken, die geſchäftig die blaue Meeresflut durchſchnitten, der im hellſten Sonnenſchein flatternden bunten Wimpel, der am ſchlanken Maſt auf- und niederkletternden Matroſen, dem Auf- und Abladen der Waaren, der prächtigen großen Schiffe aus Amerika und Oſtindien und allen Häfen der Welt. Alles war fröhlich bei der Arbeit, Jauchzen und Lachen und Rufen erfüllten die Luft, und die geſchäftige Menge, die rechts und links und nach allen Richtungen ſich bewegte, glich an Zahl wie an Beweglichkeit einem im warmen Sonnenſchein durcheinanderwimmelnden Ameiſenhaufen.

Den Anblick eines ſo belebten Seehafens hatte ich lange entbehrt, ohne jedoch dieſe durch eine lange Reihe von Jahren mir zur Gewohnheit gewordene Entbehrung zu ſchmerzlich zu empfinden. Jetzt ward mir zu Muthe wie dem Schweizer, der nach jahrelanger Entfernung ſeine geliebten Berge wiederſieht.

Die große der heiligen Jungfrau geweihte Kathedralkirche.

Dieſes große herrliche Gebäude iſt unzähligemal beſchrieben, gezeichnet, gemalt, in Kupfer geſtochen, und doch iſt es unmöglich, ſich von dem großen imponirenden Eindruck, den es hervorbringt, einen Begriff zu machen, ohne es geſehen zu haben. Dieſer Eindruck wird durch die günſtige Lage deſſelben unglaublich erhöht. Frei ſteht der ſchöne prachtvolle Tempel Gottes da, von allen Seiten zu umgehen: ein Vorzug, der außer dieſem faſt keinem anderen aus dem Mittelalter ward. Freilich iſt auch dieſe herrliche Kirche nicht ganz vollendet, denn es hat von jeher in der Natur des Menſchen gelegen, das Maß ſeiner Kräfte bei Bildung eines Planes nie genugſam zu erwägen; aber was hier vollbracht ward, iſt ſo vollkommen in ſeiner Art, alle Verhältniſſe des herrlichen Gebäudes ſtehen in ſo reiner Harmonie zu einander, unerachtet der zahlloſen in Stein gehauenen gothiſchen Verzierungen, welche Kirche und Thurm mit verſchwenderiſcher Pracht von oben bis unten bekleiden, iſt doch gar nichts Kleinliches hier zu erblicken. Und nun der hohe ſchlanke Thurm! Steht er nicht da, wie ein Wunder der Welt! Er iſt, wie man verſicherte, noch einige Fuß höher als der ſtrasburger Münſter und folglich alſo der höchſte von allen. Kunſtverſtändige behaupten, er würde noch grandioſer, noch impoſanter erſcheinen, wenn er weniger ſchlank wäre; es mag vielleicht ſo ſein, vielleicht auch nicht. Der zweite, dieſem in allen Dimenſionen völlig gleiche Thurm blieb unvollendet, und der Effect, den beide, nach dem Plan des Baumeiſters, vereint hervorbringen müßten, läßt ſich nicht berechnen.

Groß und erhaben, und doch dabei unendlich heiter iſt das Innere der jetzt in aller ihrer ehemaligen Pracht wiederhergeſtellten Kirche, die noch vor zwanzig Jahren, alles ihres Schmuckes, ihrer Gemälde, ihrer zweiunddreißig Altäre beraubt, trauernd und verödet daſtand. Das wunderbar verſchlungene hohe Gewölbe, die unabſehbar weiten Säulengänge, die hohen herrlichen Fenſter waren freilich geblieben; aber ſelbſt ihre Größe, ihre Schönheit vermehrte den wehmüthigen Eindruck, den dieſes verödete verlaſſene Gebäude damals auf mich machte. Jetzt war das Alles anders: der mit Blumen und Orangebäumen umgebene, mit auf hohen ſilbernen Candelabern brennenden Kerzen geſchmückte Altar prangte im herrlichſten Glanze; er hatte eine ganz neue, trefflich gearbeitete Bekleidung von gediegenem Silber zu dieſem Feſte erhalten: auf dem mattgehaltenen Grunde glänzten ſehr geſchmackvoll und künſtlich getriebene Verzierungen von Gold, eine reiche Stickerei nachbildend. Die hohe von Edelſteinen blitzende Monſtranz auf demſelben wird von vier, drei Fuß hohen, ebenfalls aus mattem Silber gearbeiteten Seraphim getragen, welche zu dem Schönſten und Vollendetſten gehören, was ich jemals in dieſer Art geſehen, und der Kunſt unſerer neueren Silberarbeiter alle Ehre machen.

Unter einem prächtigen Thronhimmel, von blühenden Orangenbäumen umgeben, ſtand, dem Altare gegenüber, im reichſten Juwelenſchmuck die Königin des Feſtes, das wundervolle Marienbild, das, wie die Legende erzählt und alle andächtige Seelen in Antwerpen feſt glauben, vor vielen hundert Jahren zu Fuß über die Schelde ging, um ſich auf dieſer Stelle anzuſiedeln, wo ihm dann, wie billig, dieſe große Kirche erbaut ward.

Während der franzöſiſchen Schreckenszeit mußte die Heilige in einem düſtern Verſteck es ſich gefallen laſſen, ſpäterhin ſah ich ſie in einer Ecke der ganz leeren, verödeten Kirche, in ärmlichem Putz, mit einem einzigen vor ihr brennenden kleinen Licht: Die haben wir noch gerettet! flüſterte mir damals der Küſter wehmüthig freundlich zu.

Jetzt prangte ſie in einer neuen blonden Perrücke, in einem neuen in Lyon für ſie verfertigten Kleide von ſchwerer weißer Seide, mit köſtlicher Goldſtickerei über und über bedeckt, das viele tauſend Franken gekoſtet hatte, Krone, Scepter, der ganze von Diamanten blitzende Schmuck waren für ſechzigtauſend Franken zu dieſem Feſte erkauft und ihr, als der himmliſchen Beſchützerin der Stadt, zu Füßen gelegt worden. So verändern ſich die Zeiten!

Aber auch die Altäre ſind von weißem Marmor wieder neu erbaut, die alten herrlichen Gemälde ſind wiedergekehrt; Rubens' köſtliches Meiſterwerk, die berühmte Grablegung, prangt wieder an der alten Stätte. Noch mehrere Altarbilder von ihm, von ſeinem nicht minder großen Schüler van Dyk und anderen berühmten Meiſtern ſind es ebenfalls.

Immer, faſt täglich, ſo oft die Gelegenheit ſich bot, kehrten wir in dieſe Kirche zurück, unter andern auch eines Abends, um die Abendhymne, ein Ave Maria, ſingen zu hören. Es war unbeſchreiblich feierlich, der ſchwache aber ſehr liebliche Geſang, der in den weiten Räumen, in dem hohen Gewölbe wie hinſterbend ſich verlor, das mit der einbrechenden Dämmerung kämpfende Licht in der nur von den vor dem Marienbilde und auf den Altären brennenden Kerzen ſchwach erleuchteten Kirche, die vor dem Altar auf den Knien liegende lautloſe Menge und dazu die vielen kleinen Kinder, die auch knien und ihre armen kleinen Händchen falten mußten, während ihre muntern klaren Augen überall nach den vielen ſchönen Lichtern ſich umſahen: Alles dieſes zuſammen hatte etwas ungemein Sinnebeſtrickendes, ſelbſt für uns Proteſtanten. Endlich wurde ſehr feierlich über uns Alle der Segen geſprochen, und die Leute ſtoben auseinander, hierhin, dorthin, auf die Tanzböden, in die Eſtaminets: Alles zu Ehren der heiligen Jungfrau.

Das Muſeum.

Die Preiſe waren vertheilt, die Thüren des Muſeums geöffnet, und wir, geleitet von dem Director der Kunſtakademie, Herrn van der Brée, waren unter den Erſten, welche herbeieilten.

In mehreren Sälen ſahen wir die Wände mit den ſeit ungefähr Jahresfriſt entſtandenen Gemälden der belgiſchen Künſtler bedeckt, und vor ihnen drängten ſich zahlreiche Beſucher, die Alles aufmerkſam betrachteten, lobten, bewunderten, tadelten, mit Wärme, Kunſtſinn und Theilnahme über die Vorzüge und Mängel der einzelnen Gemälde ſich unter einander eifrig beſprachen. Alles bezeugte die unter dieſem Volke noch lange nicht erſtorbene Liebe zur Kunſt, die in ſeiner glänzendſten Periode bei ihm einheimiſch war, mit dem Wohlſtande des Landes ſank und nun, bei der Wiederbelebung deſſelben, unter dem Schutze eines kunſtliebenden Königs, wieder kräftig erwachte.

Auffallend und ſehr erfreulich als Beweis, daß die Kunſt in dieſem Lande nicht ängſtlich nach Brot gehen muß, war mir die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Portraits, die bei ähnlichen Ausſtellungen in Deutſchland beiweitem das Uebergewicht behalten. Großer hiſtoriſcher Gemälde waren nur wenige, deſto mehr, mitunter ausgezeichnet ſchöne, Landſchaften, Thierſtücke, Darſtellungen des Innern von großen Kirchen und Gebäuden, und vor Allem ganz allerliebſte Gemälde in dem den Niederländern von jeher ſo günſtigen Fach der Genrebilder.

Die nach den ausgeſetzten Preiſen ſtrebenden Gemälde zogen natürlicherweiſe zuerſt unſere Aufmerkſamkeit an, obgleich in dieſem Augenblicke noch nicht bekanntgemacht war, welches von denſelben ihn erhalten.

Die Aufgabe zu dem großen hiſtoriſchen Gemälde, auf welches der Preis eines vierjährigen freien Aufenthaltes in Italien geſetzt iſt, welcher alle zwei Jahre ertheilt wird, ſchien mir nicht glücklich gewählt. König Darius hatte auf der Jagd bei einem Sturze mit dem Pferde ſich verwundet, keiner ſeiner Aerzte vermochte ihn zu heilen. Der Arzt Democedos von Crotona wurde aus dem Gefängniß, wo er als Kriegsgefangener lag, hinaufgebracht, leugnete anfänglich, daß er ein Arzt ſei, und führte dann glücklich innerhalb weniger Tage die ſchwere Heilung des Perſerkönigs herbei.

Wie ſoll ſelbſt der größte Meiſter in der Kunſt es anfangen, dieſe an ſich nicht ſehr bedeutende Anekdote ſo darzuſtellen, daß dem Anſchauer der Vorgang deutlich wird, ohne daß man ihm denſelben erzählt? Was bleibt dem Maler übrig zu malen, als ein Ruhebett, auf welchem ein kranker König liegt, einen neben demſelben ſtehenden düſter und ernſt blickenden Mann und höchſtens, zur Vollendung der Gruppe, noch eine oder ein paar Nebenperſonen? Das haben denn auch die ſechs zum Wettſtreit zugelaſſenen jungen Künſtler, die ſich mit Löſung dieſer Aufgabe beſchäftigten, mit mehr oder minderem Glücke gethan. Einige der Bilder ſchienen mir in Hinſicht auf Colorit, Zeichnung und Ausführung lobenswerth, von bedeutendem Intereſſe war keines.

Die zweite Aufgabe, im Fache der Genrebilder, war weit verſtändlicher und alſo auch glücklicher gewählt: eine junge neuvermählte Braut, die an der Hand ihres Gatten das väterliche Haus verläßt. Hier waren die Niederländer in ihrem Elemente, jeder der Wetteifernden war dabei ſeinem eigenen Ideengange gefolgt. Der Eine hatte die Sache, wie weiland Greuze, etwas ſentimental genommen und den Vater der ländlichen Braut, einen kranken, gelähmten Greis, in ſeinem Lehnſtuhle, die ganze Familie in Thränen zerfließend dargeſtellt. Ein Anderer verlegte die Scene in den höheren Bürgerſtand, und läßt den Bräutigam der ſchmerzlich bewegten Mutter ſeiner Geliebten freundlich Muth einſprechen. Ein Dritter legt der Braut eine liebliche jüngere Schweſter an den Buſen, während Vater und Mutter ihre liebende Sorge um das künftige Geſchick ihrer Tochter ausdrücken. Ein Vierter führt uns in die beſcheidene Wohnung eines Handwerksmannes, der Vater ermahnt den Bräutigam, einen jungen Soldaten, ſich gegen ſeine Frau gut zu betragen, während die Mutter der Braut noch einige gute Lehren mit auf den Weg gibt und die jüngeren Geſchwiſter ſich liebkoſend an ſie drängen. Ein Fünfter hingegen verlegt die Scene in einen fürſtlichen Palaſt und in längſt vergangene Zeiten: der Bräutigam iſt Wilhelm der Erſte, die Braut Anna von Sachſen, welche die Mutter des Prinzen Moritz von Oranien ward. So waren mehrere recht anmuthige Bilder entſtanden. Das ſechste, das den Preis von einer Ehrenmedaille und dreihundert holländiſchen Gulden davongetragen, ſchien auch mir das vorzüglichſte. Die Familie hat das neuvermählte Paar bis auf die ſchöne breite Treppe vor dem Eingange ihres palaſtähnlichen Schloſſes begleitet; der Wagen, der es fortführen ſoll, ſteht bereit; die Braut hält die Hände der geliebten Mutter in den Ihrigen und vermag noch nicht von ihr zu laſſen; der Bräutigam ſcheint über das lange Zögern ungeduldig zu werden, und die Aeltern bemerken dieſes nicht ohne innere Beſorgniß, die in ihren Zügen deutlich ſich ausdrückt.

Den Landſchaftsmalern war die Aufgabe geworden, eine mit Schnee bedeckte Gegend darzuſtellen; und auch hier war es intereſſant, zu bemerken, auf wie mannichfache Weiſe dieſe ganz einfache Idee von der Phantaſie der jungen Künſtler ergriffen worden war. Bald ſahen wir die um ein Feuer in ihrer Hütte verſammelten Bewohner derſelben und einen aus dem nahen beſchneiten Walde mit Holz ſchwerbeladen heimkehrenden Landmann; bald einen mit Eis bedeckten, mit Schlitten und Schlittſchuhläufern belebten Strom in der Nähe eines alten in Ruinen zerfallenden Schloſſes; dann wieder ein Zelt in einer winterlichen Gegend, in welchem bivouaquirende Soldaten um ein Feuer ſich gelagert haben.

Den Bildhauern war das Modell eines Achill, nach der Entführung ſeiner Briſeis, zur Aufgabe geworden; den Architekten mancherlei Pläne zu großen bedeutenden Gebäuden; auch die Kupferſtecher waren nicht vergeſſen: überall zeigte ſich ein eben ſo eifriges als rühmliches Streben nach dem Höchſten auf der ehrenvollen Bahn. Einer der Achille, wenngleich kein Götterſohn, war dennoch eine recht ſchöne Heldengeſtalt, deren kein tapferer Mann ſich zu ſchämen hätte.

Unter den nicht um die Preiſe ſich bewerbenden Gemälden erfreuten mich beſonders drei außerordentlich ſchöne Portraits von Antiſſier aus Brüſſel, einem der vorzüglichſten jetzt lebenden Miniaturmaler, deſſen Arbeiten ſogar in Paris, dem eigentlichen Kunſtſitze aller Miniaturmalerei, ſehr geſchätzt werden und ihn oft jahrelang durch vielfache und bedeutende Beſtellungen dort feſthalten.

Ein ganz allerliebſtes, der Natur gleichſam abgelauſchtes Bildchen in Oel hatte der brüßler Maler Voorbecker ausgeſtellt: eine vor ihrem Pachthofe ſitzende Mutter mit ihren beiden Kindern, die an dem Kampfe zweier Hähne ſich höchlich ergötzen.

Ein anderes Genrebild, von François aus Brüſſel, machte auf uns faſt den Eindruck eines guten, fein durchgeführten Luſtſpiels, voll Witz und nöthiger Moral fürs Haus Ein Vater aus den höheren Ständen führt ſeinen Sohn zu einem Schuſtermeiſter, um ihn, weil der Junge nichts Anderes lernen will, bei dieſem in die Lehre zu geben. Die Verwunderung des Schuſters, der, es im Grunde des Herzens nicht ſo böſe meinende, zürnende Ernſt des Vaters, die beſchämte Verlegenheit des Knaben ſind vortrefflich ausgedrückt.

Sehr anmuthig, ausdrucksvoll und der Natur getreu waren zwei Gemälde von Eeckhout: die Ausfahrt und Rückkehr des Fiſchers von Scheveningen.

Von Brackeleer, einem Schüler van der Brée's, zeichnete ein großes hiſtoriſches Gemälde vor vielen andern ſich aus; es ſtellte eine bei Gelegenheit der Vertheidigung Antwerpens im Jahre funfzehnhundert dreiundſechzig vorgefallene Begebenheit dar.

Ein ſehr großes, beinahe eine ganze Wand bedeckendes Gemälde mit vielen lebensgroßen Figuren, von van der Brée ſelbſt, war nicht frühe genug fertig geworden, um bei der Ausſtellung in gehöriger Beleuchtung gezeigt werden zu können. Er führte uns in ſeine, im Muſeum als Director deſſelben ihm eingeräumte Wohnung, um es uns und noch mehreren Kunſtfreunden zu zeigen. Es ſtellt auf eine großen Effect machende Weiſe in der hellſten heiterſten Beleuchtung Rubens' Tod vor; alle ſeine Freunde und Schüler ſind um das Sterbelager des großen Meiſters verſammelt; der Künſtler hat ſich bemüht bei Darſtellung derſelben die möglichſt treue Portraitähnlichkeit beizubehalten, vor Allem zeichnet die Geſtalt des van Dyk, Rubens' geliebteſten Schülers, durch dieſelbe ſich aus. Im Hintergrunde des ſchönen heiteren Zimmers zeigt ſich die mit allem kirchlichen Gepränge herannahende Geiſtlichkeit, welche den, gefaßten Muthes dem Tode Entgegenſehenden durch das letzte Sacrament zu ſeinem Scheiden vorbereiten will.

Van der Brée verbindet mit einer ſehr lebhaften Phantaſie und einem Künſtlermuth, der auch von der ſchwerſten Aufgabe ſich nicht zurückſchrecken laßt, ungeheuern Fleiß und eine wahrhaft bewundernswerthe techniſche Fertigkeit. Seine Verehrung für Rubens kennt keine Grenzen, ihm nachzuſtreben iſt das Ziel ſeines Lebens, Rubens iſt immer ſein erſter Gedanke, und jeder auf das Leben und die Umgebungen dieſes ſeines großen Vorbildes Bezug habende Umſtand iſt ihm über Alles wichtig und theuer.

Einige Nebendinge bei der feierlichen Handlung, die wir hier vorgeſtellt ſahen, waren uns fremd; van der Brée erklärte ſie uns, und wir hörten ſehr aufmerkſam ihm zu. Eine ſehr vornehme Dame aus Antwerpen, die mit uns in der Geſellſchaft war, bemerkte dieſes. Mais croyez vous donc aussi en Dieu et en Jesus Christ, vous autres? rief ſie in vollem Ernſt verwundert.

So dunkel ſieht es in dieſer Hinſicht in Belgien noch aus, ſelbſt unter den höheren Ständen, die zu den Gebildetſten ſich zählen. Und dieſe Dunkelheit iſt leider wol als die Haupturſache der traurigen dort entſtandenen Verworrenheit zu betrachten.

Das Höchſte und Herrlichſte war uns bis zuletzt aufgeſpart worden, der große Saal im Muſeum, in welchem die Werke der alten niederländiſchen Meiſter in der günſtigſten Beleuchtung ſich zeigen. Der Anblick dieſer figurenreichen, mit dem lebhaften Farbenton dieſer Schule prangenden, mit lebensgroßen Geſtalten ausgeſtatteten Gemälde iſt in der That überraſchend. Nicht weniger als achtzehn Gemälde von Rubens, größentheils Darſtellungen aus dem neuen Teſtament und der Legende der Heiligen finden hier ſich vereint; mehrere werthvolle Bilder von ſeinem Lehrer Octavio van Veen; von van Dyk drei große Gemälde, zwei kleinere und das wie lebend und athmend auf Leinwand hingezauberte Portrait eines Biſchofs. Ein großes Gemälde von Tizian, von dem jetzigen Könige der Niederlande dem Muſeum geſchenkt, iſt hier das einzige italieniſche. Dafür aber ſind hier Werke von Franz Pourbus, dem alten Frank nebſt allen ſeinen Namensverwandten, Michael Coxies, Franz Floris, dem berühmten Blumenmaler Pater Seghers und noch vielen großen niederländiſchen Meiſtern, deren Namen hier zu nennen ermüdend werden könnte, auf einem Punkte vereint.

Das Kleinod des Muſeums, ſowol wegen ſeiner wirklich großen Vortrefflichkeit als wegen ſeiner Seltenheit, iſt das einzige bis auf unſere Zeit gekommene große Gemälde des berühmten Schmieds von Antwerpen, Quintin Meſſis. Es ſtellt die Grablegung des Heilandes dar, auf dem rechten der beiden zu demſelben gehörigen Flügelbilder die Enthauptung Johannes des Täufers, auf dem linken das Märtyrerthum des Evangeliſten gleiches Namens. Eine ausführliche Beſchreibung dieſes merkwürdigen Meiſterwerkes befindet ſich in „Johann van Eyck und ſeine Nachfolger.“

Die Ausführung dieſes in der höchſten Farbenpracht ſeiner Zeit glühenden Gemäldes macht es faſt unglaublich, daß Hände, die den ſchweren Hammer geführt haben, ſpäterhin fähig geweſen ſeien, zu dieſer zarten Vollendung auch der kleinſten Einzelheiten den leichten Pinſel zu führen; und doch hat die Liebe, nicht nur zur Kunſt, ſondern auch, wie bekannt, zu einer ſchönen Malerstochter dieſes Wunder vollbracht. Auch lebt der Name Quintin Meſſis noch im Gedächtniß, nicht nur der Kunſtkenner, ſondern auch des Volkes in Antwerpen. Die ſehr ſchön in Eiſen gearbeiteten Verzierungen eines Brunnens, nahe bei der großen Kathedralkirche, werden von letzterem dem kunſtreichen Schmied noch zugeſchrieben, obgleich Quintin Meſſis es wol ſchwerlich in dem ihm verhaßten Handwerk, von dem er ſich ſehr bald abwandte, bis zu dieſer Vollkommenheit gebracht haben kann.

Rubens' Grab.

Mit van der Brée durch die Straßen von Antwerpen zu den Kunſtwerken zu wandern, war in jeder Hinſicht in dieſer Zeit beſonders intereſſant, in welcher die ganze Stadt von Künſtlern und Kunſtfreunden wimmelte. Alle kannten und ehrten den berühmten Meiſter; die ihn näher kannten, nahten ſich ihm, um ihn zu begrüßen, wurden auch mit uns bekanntgemacht, ſchloſſen, wenn ihre Zeit es erlaubte, ſich unſerer kleinen Geſellſchaft an, und ſo lernten wir nach und nach die bedeutendſten der jetzt in den Niederlanden lebenden Künſtler von Angeſicht zu Angeſicht kennen. Freilich nur ſehr oberflächlich, aber manches intereſſante, für uns belehrende, oft mit vielem Geiſt geführte Geſpräch kam doch dabei auf die Bahn, mancher Scherz, mancher witzige Einfall, an dem wir uns noch lange hinterher ergötzten.

So zogen wir auch einſt in ſich allmälig vergrößernder Geſellſchaft, zu der auch der Bildhauer Calloigne und der Maler Voordecker ſich geſellten, in die große, beſonders wegen ihrer Sculpturen berühmte Kirche St. Jacob. Weniger groß, auch in Hinſicht des etwas verkünſtelten Styls der Architektur weniger edel und erhaben als die Marienkirche, iſt dieſe doch weit reicher an Marmorwerken. Die prachtvollen, mit Laubwerk und Blumen umwundenen Säulen von weißem Marmor ſind in ihrer Art aller Bewunderung werth; viele der außerordentlich fein ausgearbeiteten Verzierungen ſcheinen der Antike nachgearbeitet. Ganz vortrefflich ſind die in Holz geſchnittenen Verzierungen der Chorſtühle und Geländer. Auch mehrere Altargemälde von van Dyk und andern bedeutenden Meiſtern befinden ſich hier, nur leider in einem ſo vernachläſſigten Zuſtande, oder auch in ſo ungünſtiger Beleuchtung, daß man wenig davon ſieht.

In dieſer Kirche befindet ſich auch die Begräbnißkapelle der Familie Rubens, zu welcher van der Brée nicht verſäumte uns zu führen. Vor mehreren Jahren wurde, ich weiß nicht mehr, auf welche Veranlaſſung, in Gegenwart van der Brée's und einer obrigkeitlichen Perſon das Grabgewölbe geöffnet; es ergab ſich, daß nicht nur Rubens ſelbſt, ſondern auch deſſen Vater, deſſen zweite Frau nebſt den beiden Söhnen unter dem Steine zu unſern Füßen wirklich ruhen. Der Deckel von Rubens' Sarge wurde mit möglichſter Vorſicht geöffnet; und völlig erhalten, einem Schlummernden ähnlich, mit noch ganz zu erkennenden Geſichtszügen lag der große Meiſter, wie man am Tage ſeiner Beerdigung ihn gebettet. Die Umſtehenden waren nahe daran, Mirakel zu ſchreien. Von Begeiſterung ergriffen, wollte van der Brée ſich in die Gruft ſtürzen, um die kunſtreiche Hand zu küſſen, wurde aber zum Glück davon abgehalten; denn wäre die verehrte Geſtalt, wie zu erwarten ſtand, unter ſeiner Berührung in Staub zerfallen — ihm ſchauderte vor dem bloßen Gedanken daran, das geſtand er uns ſelbſt. Und nun ſchelte man dieſe Niederländer noch kalt! Einer vor faſt zweihundert Jahren beerdigten Leiche die Hand küſſen zu wollen, iſt doch wahrlich ein Gedanke, auf den man bei ruhiger Beſonnenheit nicht leicht verfällt.

In einer andern Kapelle der nämlichen Kirche hängt ein Altarbild des berühmten Bernhard van Orlay, eines Zeitgenoſſen Albrecht Dürer's, von deſſen Werken nur wenige bis auf uns gekommen ſind, und der als Hofmaler Karls des Fünften und ſpäter der

Statthalterin der Niederlande, Margaretha von Parma, Ruhm, Ehre und Reichthum durch ſeine Kunſt ſich erwarb. Das Altarbild ſtellt die Auferſtehung des Erlöſers dar, befindet ſich aber, wie die mehreſten in dieſer Kirche, in einem ſo durchaus vernachläſſigten Zuſtande und ſo ungünſtiger Beleuchtung, daß es faſt unmöglich wird, es zu erkennen.

Der Anblick dieſes Bildes brachte mir ein anderes Gemälde, die ſieben Werke der Barmherzigkeit, vom nämlichen Meiſter, ins Gedächtniß, das, wie ich zufällig vernommen, in irgend einem Hoſpital ſich befinden ſollte. Die fremden Künſtler wußten nichts von deſſen Exiſtenz, doch van der Brée erinnerte ſich deſſen, obgleich er ſelbſt nie es geſehen, und ſo zogen wir denn hin, fanden uns aber auf betrübte Weiſe getäuſcht. Das Bild war wirklich in der kleinen Kirche der frommen Stiftung vorhanden, es war von ziemlich bedeutendem Umfange, aber ſo beſchmuzt und eingeräuchert, daß es völlig unmöglich war, von Dem, was es darſtellen ſollte, nur einen Begriff ſich zu machen. Van der Brée gelobte, für die Wiederherſtellung und Säuberung eines Kunſtwerkes von wahrſcheinlich bedeutendem Werthe Sorge zu tragen, er beſprach ſich darüber mit den Vorſtehern des Hauſes, die zufällig in der Kirche gegenwärtig waren, und ich hatte für meine getäuſchte Erwartung wenigſtens den Troſt, durch dieſen unbefriedigenden Beſuch vielleicht zur Rettung und Erhaltung eines der Zerſtörung preisgegebenen Meiſterwerkes Anlaß gegeben zu haben. Doch leider waren wir bei dieſer Gelegenheit in die Gewalt der Vorſteher gerathen, und dieſe ließen mit Bitten und gutmüthigem Zureden nicht nach, bis wir die ganze Einrichtung des Hauſes uns von ihnen zeigen ließen, das ehemals eine andere Beſtimmung gehabt hat, jetzt aber der Pflege und Erziehung armer und verwaiſeter kleiner Mädchen geweiht iſt. Im Arbeitszimmer, wo wir eine große Anzahl derſelben, unter der Aufſicht einiger Lehrerinnen in weiblichen Arbeiten unterrichten ſahen, mußten wir ſogar die einzelnen Arbeiten derſelben betrachten und loben, vom Strickſtrumpf an bis zur feinſten Näharbeit. Auch war Alles in der That recht lobenswerth, die überall herrſchende Sauberkeit, die geſunde friſche Luft, die ganze ſehr zweckmäßige Einrichtung; aber wir waren doch froh, endlich mit dieſer Aufgabe fertig zu ſein, welche durch das lebhafte Intereſſe, das die guten

Leute für ihren Wirkungskreis empfanden, ſich unendlich in die Länge und Breite dehnte.

Die Gemäldeſammlung des Herrn van Ertborn.

Ein Empfehlungsbrief, den wir an den Ritter Florens van Ertborn, damaligen Bürgermeiſter von Antwerpen, mitbrachten, fand ihn eben im Begriff nach Utrecht zu gehen, ſeinem künftigen Wohnort; denn der König hatte vor kurzem den allgemein verehrten Mann zum Gouverneur dieſer Stadt ernannt. Auch ſeine Gemälde ſollten ihm dorthin nachfolgen, und ſo konnten wir uns glücklich preiſen, ſie noch in Antwerpen anzutreffen. Denn wenn wir gleich ihren kunſtliebenden Beſitzer nicht kennen lernen konnten, ſo erlaubte er uns doch den Zutritt zu denſelben, ſo oft wir ſelbſt es nur wünſchen würden, und ließ in ſeinem Hauſe die dazu nöthigen Anordnungen zurück.

Die Sammlung iſt nicht zahlreich, ſie füllt eigentlich nur die Wände eines einzigen mäßig großen Zimmers, aber außer der ehemaligen Boiſſerée'ſchen und der dem berliner Muſeum jetzt einverleibten Solly'ſchen gibt es keine intereſſantere für die Geſchichte alter Kunſt. Man findet hier ſogar höchſt ſeltene Werke alter Meiſter, von welchen faſt nur der Name allein bis auf unſere Zeit gekommen iſt. Ueberaus prachtvoll iſt ein großes Werk von Johann van Eyck, die ſieben Sacramente darſtellend, mit mehr als hundert größeren und kleineren Figuren und allem Farbenzauber dieſes großen Meiſters ausgeſtattet. Ein zweites Gemälde, von dem nämlichen Künſtler, wetteifert mit dieſem in jeder Hinſicht; eine von Heiligen und Engeln umgebene, als Himmelskönigin thronende Madonna. Das nämliche Gemälde befindet ſich auch in der Akademie in Brügge; viel Streit gab es unter den Kunſtkennern, welches von beiden das Original, welches die Copie ſei, bis die mehreſten Stimmen darin übereingekommen ſind, beide für echt, und das Gemälde des Herrn van Ertborn für eine Wiederholung des in Brügge befindlichen von Johann van Eyck's eigener Hand zu erklären.

Höchſt merkwürdig, beſonders für die Kunſtgeſchichte, als Beweis, daß Johann van Eyck wirklich die Oelmalerei erfunden habe, und dieſe erſt durch ſeinen Schüler Antonello von Meſſina nach Italien gebracht wurde, iſt das einzige Bild dieſes Letzteren, welches, ſoviel bekannt iſt, diesſeits der Alpen ſich befindet. Das nicht große Gemälde beſteht nur aus fünf Figuren, dem gekreuzigten Erlöſer, ihm zur Rechten und Linken die beiden Schächer, und am Fuße der Kreuze die Mutter und St. Johannes. Die fleißige Ausführung ſowie die ganze Anlage deſſelben bezeichnet einen von van Eyck's würdigſten Schülern, der wärmere Ton der Lüfte und des im Hintergrunde erſcheinenden Meeres den Südländer und aus der im Belgiſchen nicht einheimiſchen Holzart, aus welcher die Tafel beſteht, auf die es gemalt iſt, geht hervor, daß Antonello dieſes Bild in Italien und folglich nach Johann van Eyck's Tode gemalt hat. Die ſehr kleine auf dem Gemälde angebrachte Inſchrift ſetzt die Zeit von deſſen Entſtehung außer allem Zweifel; „1445 Antonellus Mesanens me oleo pinxit," ſteht auf dem Bilde geſchrieben, und der Maler würde gewiß nicht ausdrücklich hinzugeſetzt haben, daß dieſes Bild in

Oel gemalt ſei, wenn die Oelmalerei nicht damals in Italien als etwas Ungewöhnliches betrachtet worden wäre.

Dieſes, in ſeiner Art einzige, merkwürdige Bild gehörte früher dem Herrn van Rotterdamm in Gent, deſſen von mir früher erwähnte Sammlung nur aus Gemälden von in Rubens' Zeit lebenden Meiſtern beſteht. Es mangelte ihm nicht an Gelegenheit, es für eine bedeutende Summe zu verkaufen, von allen Seiten gelangten aus dem Auslande große Anerbietungen an ihn; aber er wollte das ſeltene Kleinod dem Vaterlande erhalten und es nur an eine bedeutende Sammlung in demſelben abgeben. Und ſo hatte er es denn im Tauſch gegen andere Gemälde dem Ritter van Ertborn überlaſſen, wo es völlig an ſeinem Platze ſich befindet, indem die Sammlung deſſelben nur aus Gemälden aus dem funfzehnten Jahrhundert und ſogar aus einer noch früheren Zeit beſteht, und keines derſelben bis an die des van Oort und des Otto Venius, welche beide Rubens' Lehrer waren, in Hinſicht des Alters hinabreicht.

Welchen Reichthum enthält dieſes einzige Zimmer an Werken alter Meiſter, deren berühmte Namen allein bis vor einigen Jahren, nur noch unter uns lebten, und deren Werke Jahrhunderte lang in Staub, Dunkel und tiefer Vergeſſenheit ruhten, bis der Sinn für das hohe Verdienſt alter Kunſt in uns wieder von neuem erwachte.

Vier kleine Bildchen auf Goldgrund, eine Verkündigung und drei einzelne Heilige, noch ganz im byzantiniſchen Style, von Simon Memmi, und zwei in ſchmaler länglicher Form, ebenfalls auf Goldgrund von Giotto gemalte Heiligenbilder ſind die älteſten in dieſer Sammlung, an dieſe reihen ſich einige höchſt ſeltene kleine Tafeln von Hugo van der Goes. Mehrere Gemälde von Quintin Meſſis und deſſen Sohn Johann, von denen ein Madonnenkopf von Erſterem durch ſorgfältige Ausführung und den in den blonden Haaren entſtehenden Reflex des rothen Sammets, mit welchem die goldene Krone auf ihrem Haupte gefüttert iſt, beſonders merkwürdig wird.

Sehr ſchön und anmuthig trefflich gemalt, beſonders in den Nebendingen und den reichen goldenen Verzierungen, iſt ein Meſſe leſender Prieſter, von Rogier van der Weide, vor einem Altar, deſſen weit geöffnete Flügelthüren ein aus lauter kleinen Miniaturbildern zuſammengeſetztes Kreuz als Altarbild ſichtbar werden laſſen.

Hemmling, Bernhard van Orlay, auch der ſo ſelten anzutreffende Juſtus van Gent, Chriſtoph Schwartz — es gibt in der altdeutſchen Schule faſt keinen großen Meiſter bis auf Lucas van Leyden herab, der nicht dazu beigetragen hätte dieſe wunderbare Sammlung zu verherrlichen; und zu dieſen geſellen ſich noch Mehrere, deren Namen theils vergeſſen wurden, oder deren Werke ſich ſo ſelten gemacht haben, daß man wenig von ihnen weiß; auch ein paar Gemälde von Lucas Kranach waren da, die mich aber nicht erfreuten; ſie gehörten keineswegs zu ſeinen beſten Arbeiten, und ich konnte nicht umhin, ihre Echtheit zu bezweifeln. Ihn und Albrecht Dürer muß man im Herzen von Deutſchland, in Sachſen und Thüringen aufſuchen, um Beide ganz kennen und ſchätzen zu lernen.

Ein ganz eigenes Schauſpiel ward auf Anordnung des Beſitzers deſſelben uns in dieſem Gemäldecabinet eines Abends bereitet, das aus leicht zu begreifenden Gründen nur ſelten wiederholt werden kann. Wir wurden eingeladen, die Gemälde bei Licht zu ſehen. Einige, aus ſechs oder acht mit Glasglocken bedeckten

Lampen beſtehende Kronleuchter verbreiteten eine blendende Helle, die über alle dieſe Gemälde mit wahrhaft magiſchem Glanze ſich ergoß. Die prachtvollen Farben, die Goldgründe erſchienen wie transparent, es war ein unbeſchreiblich ſchöner, aber zugleich verwirrender Anblick; man mußte ſich erſt daran gewöhnen, ehe es möglich war, eines von dem andern zu unterſcheiden. Die Geſtalten traten gleichſam aus den Rahmen heraus, in ihren blauen, purpurrothen und goldigen Gewändern, und ſchienen gleich Traumbildern durcheinanderzuſchwirren.

Fernere Wanderungen durch Antwerpen.

Je bekannter wir in der Stadt wurden, je mehr erfreute uns die allgemeine Theilnahme an der Kunſt und das patriotiſche Beſtreben, durch thätige Aufmunterung einheimiſcher Künſtler für ſie zu wirken. Wir beſuchten mehrere Ateliers; ihre Eigenthümer waren alle auf belohnende Weiſe beſchäftigt, und gewiß gibt es in Antwerpen nur wenige Häuſer von einiger Bedeutung, in welchen nicht Gemälde aus früherer wie aus der neueſten Zeit anzutreffen wären, und nicht allein etwa Portraits. Auch für Kirchen und Kapellen werden noch oft bedeutende Beſtellungen gemacht.

Eines dieſer letztern Bilder, von Groenedal, einem ausgezeichnet talentvollen Maler, deſſen Bekanntſchaft wir ebenfalls machten, wurde vor einiger Zeit von einem ganz beſondern Unfall getroffen. Ein Altarblatt für die der Mutter Gottes geweihte Kirche des kleinen Ortes Lierre wurde bei ihm beſtellt; der Gegenſtand deſſelben war die Erziehung der heiligen Jungfrau; ich habe die Skizze geſehen und fand die Compoſition ebenſo anmuthig, zart empfunden und erdacht, als das ungemein liebliche Motiv es erfodert. Die heilige Anne, eine ſehr würdige Matrone, ſitzt in einem Lehnſtuhl, hinter ihr, über ſie hingebeugt, ſteht ihr Gatte Joachim, ihr aufmerkſam zuhörend, vor ihr auf dem Schemel zu ihren Füßen kniet die junge etwa vierzehn- bis funfzehnjährige Marie. Aus einer ihr auf dem Schoos liegenden Schriftrolle hat ihr die Mutter ſoeben die zu hoffende Erfüllung der von den Propheten verkündeten Ankunft des Meſſias erklärt. Tief ergriffen wendet die junge Maria das kindlich fromme Auge gen Himmel und erblickt eine, ihre künftige hohe Beſtimmung andeutende himmliſche Viſion, die aber ihren ſie mit Erſtaunen betrachtenden Aeltern verborgen bleibt. Sie ſieht hoch in der Luft ein Chor Engel ſchweben, die ſie und die heiligen prophetiſchen Blätter mit Blumen beſtreuen.

Das Bild war vollendet, wurde allgemein bewundert, und ſelbſt der Biſchof von Mecheln billigte in, für den Künſtler ſchmeichelhaften Ausdrücken ſowol die Erfindung als die Darſtellung. Es wurde in der Kirche an dem ihm beſtimmten Platze aufgeſtellt, und am folgenden Morgen fand man Hals, Bruſt und Schulter der heiligen Jungfrau mit einem ſcharfen Meſſer durchſchnitten. Wie dieſes in der wohlverſchloſſenen Kirche habe geſchehen können, blieb Allen unerklärlich. Der Schaden war indeſſen wieder herzuſtellen; Groenedal gab ſich unſägliche Mühe damit, ſein Bemühen gelang, das Gemälde wurde wieder in der Kirche aufgeſtellt und abermals am folgenden Tage, diesmal auf nicht wiederherzuſtellende Weiſe, durchſchnitten gefunden. Nach ſorgfältigem Nachforſchen wurde endlich der Vollbringer dieſes Frevels entdeckt. Ein fanatiſcher Prieſter, deſſen verdorbener Phantaſie die liebliche Geſtalt der kaum der Kindheit entwachſenen Jungfrau zu verführeriſch reizend erſchien, hatte bei nächtlicher Weile in die Kirche ſich einzuſchleichen gewußt, um das holde Bild zu zerſtören. Er wurde von der Geiſtlichkeit für wahnſinnig erklärt; was ferner aus ihm geworden, habe ich nicht erfahren; das Gemälde aber iſt und bleibt unwiederbringlich verloren.

Ein noch nicht ganz vollendetes kleines hiſtoriſches Gemälde von dem nämlichen Künſtler, das ich in ſeinem Atelier noch auf der Staffelei fand, und an welches die letzte Hand anzulegen er eben im Begriff ſtand, war durch die ebenſo tiefempfundene als verſtändige Weiſe ſehr intereſſant, mit der er einem an ſich unangenehmen Gegenſtande eine nicht nur mildernde, ſondern auch ſogar Theilnahme erregende Anſicht abzugewinnen gewußt hatte. Es war eigentlich ein Knieſtück und ſtellte die Handlung dar, durch welche Judith ihr Volk rettete: ein Motiv, welches oft ſelbſt von berühmten Meiſtern auf ſehr widerwärtige Weiſe behandelt worden iſt. Die Sonne iſt dem Aufgehen nahe, aus dem Zelte des Holofernes, welches den größten Theil des Hintergrundes einnimmt, bringt der Schein einer in demſelben brennenden Lampe. Neben dem Zelte öffnet ſich eine weite Landſchaft, man erblickt in der Ferne das feindliche Lager und die im dämmernden Morgenlicht erwachenden Krieger. Judith, eine ungemein reizende Frauengeſtalt, nicht ganz jugendlich mehr, aber prangend in der vollen Blüte ihrer Schönheit, ſteht vor dem Zelte. Eine Seite des Geſichts wie der Geſtalt iſt von dem aus dem Zelte dringenden Lampenſchein hell erleuchtet, die andere zeigt ſich im bläulichen Dämmerlicht des beginnenden Tages, wodurch ein ſehr frappanter, aber nichts weniger als unnatürlicher Lichteffect entſteht. In einer Hand hält Judith, ſich ſelbſt deſſen kaum bewußt, den furchtbaren Dolch, mit der andern ſchiebt ſie die Magd mit der grauſenvollen Hülle des gefallenen Hauptes von ſich ab. Tiefes Grauen vor ſich ſelbſt, Entſetzen über die eben begangene blutige That, an deren Wirklichkeit ſie kaum zu glauben vermag, nebſt dem rein weiblichen Gefühl, von nun an verloren zu ſein und untergehen zu müſſen, ſprechen in den ſchönen edeln Zügen der jetzt, nach dem Opfer, das ſie ihrem Volke gebracht, in ſich und an ſich verzweifelnden Frau auf eine Weiſe ſich aus, die zum innigſten Mitgefühl anregt. Die weit gemeinere, aber doch nicht abſtoßende Geſtalt der Magd ſpricht, im Contraſt mit dem Gefühle ihrer Gebieterin, nur Widerwillen und Abſcheu vor der blutigen Bürde aus, die ſie trägt.

Die Nähe des Meeres, der lebensreiche Hafen, der ſchöne breite Strom, der hier dem Meere ſich vereint, geben der Lage von Antwerpen etwas ungemein Maleriſches und Grandioſes; die Umgegend aber, nach der Landſeite zu, iſt durchaus flach, fruchtbar, wohlangebaut, mitunter durch Alleen, große mit Gärten umgebene Landhäuſer und alte prächtige Bäume verſchönert, aber doch nicht ausgezeichnet zu nennen und zu Spaziergängen und dem Genuß ländlicher Freuden wenig einladend. Eine große Strecke Landes, zwiſchen der Stadt und dem Strom, darf nie angebaut werden, weil ſie im Fall einer Belagerung Antwerpens unter Waſſer geſetzt wird. Die Außenwerke der die

Stadt umgebenden Feſtungswerke ſind von ungeheuerem Umfange; man ermüdet, ehe man das letzte dieſer Außenthore erreicht und eigentlich im Freien ſich befindet. Von dieſer Seite alſo bietet Antwerpen wenig Genuß, und eigentliche Landpartien mögen hier wol zu den Seltenheiten gehören.

Abreiſe.

Um ſechs Uhr Morgens beſtiegen wir wieder die Diligence, rollten auf ebenem Wege durch ein reiches, fruchtbar angebautes Land und befanden uns, ehe wir es erwarteten, vor dem Poſthauſe in Mecheln, gerade der großen berühmten Kirche gegenüber, einem der herrlichſten alten Gebäude, prangend mit allem Schmuck gothiſcher Baukunſt. Glücklicherweiſe hielt der Wagen hier etwas länger als gewöhnlich; wir ſtiegen aus, um die prachtvolle Außenſeite, den hohen, herrlichen mit zahlloſen Verzierungen geſchmückten Thurm, das ſchöne Portal zu betrachten, und hatten ſogar Zeit einen Blick, aber auch nur einen, in das Innere der ſchön- und hochgewölbten Kirche zu werfen.

Nicht halb befriedigt, aber doch mit großen Bildern erfüllt, fuhren wir weiter und langten ſchon um zehn Uhr in Löwen an, wo wir im Hotel de Cologne abſtiegen und die Diligence ohne uns weiter fahren ließen, indem Löwen manches Merkwürdige enthält, an dem wir nicht ſo ohne Genuß vorübereilen mochten als an der Kathedrale von Mecheln, die nur gleichſam im Fluge geſehen zu haben uns noch immer ſchwer auf dem Herzen lag.

Löwen ſchien uns im Durchfahren eine ziemlich große alte Stadt, aber dabei, wie alle belgiſchen Städte, weder düſter noch unfreundlich. Unſere erſte Sorge war, einen Miethbedienten zu verlangen, der uns zu der Kirche, dem Rathhauſe, dem Muſeum u. ſ. w, als Führer dienen könne; denn da wir nur einige Stunden hier zu verweilen geſonnen waren, ſo hatten wir uns mit keinen Empfehlungsbriefen hierher verſehen. Leider aber war in unſerem, übrigens ganz leidlichen Gaſthofe kein anderer Führer aufzutreiben als ein, ein paar franzöſiſche Worte radbrechender, übrigens nur flamändiſch ſprechender, ziemlich confiſcirt ausſehender Invalide mit einem hölzernen Bein. Er hinkte voran, wir gingen, den Platzregen, der eben fiel, nicht achtend, ihm nach und gelangten ſehr bald an die Kirche, wo er uns, zu unſerer großen Beruhigung, dem Küſter übergab.

Die große berühmte Kirche von Löwen iſt freilich ein altes ehrwürdiges Gebäude, dem man aber zu viel Ehre anthut, wenn man es der prächtigen Kathedrale in Mecheln zur Seite ſtellt. Freilich aber wird es ſchwer, ſich von dem ganzen Bau einen deutlichen Begriff zu bilden, weil man ihn wegen der Enge des ihn umgebenden Raumes von keiner Seite überſehen kann. Wir gingen rings um die Kirche herum, denn der Regen hatte aufgehört, ohne ihr eine eigentliche Anſicht abgewinnen zu können.

Der noch vorhandene Plan des alten Baumeiſters, der uns ſpäter im Muſeum vorgezeigt wurde, iſt beiweitem nicht ausgeführt worden; ein hoher herrlicher Thurm, der die Hauptfaçade ſchmücken ſollte, iſt beim Bau weggelaſſen, und ſo hat denn auch dieſes ſo groß und herrlich gedachte Werk des Mittelalters das Schickſal ſo vieler andern aus jener Zeit erlitten, unvollendet zu bleiben.

Das Innere der Kirche macht einen ernſten impoſanten Eindruck. Von den vielen Gemälden, welche die zahlreichen Altäre ſchmücken, ſchien mir keines von beſonderem Kunſtwerth; doch ſind ſie auch größtentheils in einem ſehr ungünſtigen Lichte aufgeſtellt und ſo nachgedunkelt und eingeräuchert, daß man wenig davon ſieht. Ein ſchönes, ſehr künſtlich in Holz geſchnitztes Tabernakel fiel indeſſen als ein in ſeiner Art merkwürdiges Kunſtwerk uns auf.

Schöner, weit ſchöner als dieſe Kirche iſt aber das alte herrliche, ganz vollendete Rathhaus, mit ſeinen vier, höchſt zierlich durchbrochenen Thürmchen an allen vier Ecken und allem wohlerhaltenen Schmuck gothiſcher Baukunſt. Das Innere dieſes alten ſchönen Gebäudes iſt zu verſchiedenen Zwecken, Bureaus, Gerichtssälen u. dergl., oft verändert worden und folglich ſehr moderniſirt. Zuerſt wurden wir in einen Saal voll Gemälde aus der franzöſiſchen Schule geführt, wie ſie zu Ende des vorigen und Anfangs dieſes Jahrhunderts in Frankreich beſtand. Manches einzelne Schätzenswerthe mochte unter dieſem Wuſte ſich befinden, aber das Ganze war durchaus nicht erfreulich anzuſehen. Dann ging es zahlloſe Stufen hinauf, in das mit ungeheuer großen niederländiſchen Gemälden überfüllte Muſeum. Die Gemälde bedeckten nicht nur die Wände, ſondern ſtanden auch auf Geſtellen in mehreren Reihen mitten im Saale. Es ſah aus, als ob man aus den Kirchen, Klöſtern und Schlöſſern des ganzen Landes alle noch weniger als mittelmäßige Bilder, die man nicht geradezu verbrennen wollen, hieher gebracht habe. Eine ganze große Sammlung dieſer Art war mir noch nicht vorgekommen, zwei ſehr gute Portraits von van der Helſt, die durch einen beſondern Zufall ſich hieher verirrt zu haben ſchienen, leuchteten wunderbar aus dieſem Chaos hervor.

Verſtimmt, verdrüßlich ſogar, über unſere getäuſchte Erwartung und den draußen abermals herabſtrömenden Regen, machten wir uns bereit den Rückweg anzutreten. Da kam plötzlich ein freundlicher alter Herr aus irgend einer Thüre zum Vorſchein, der wahrſcheinlich die Kunſtliebhaberei auf unſern Geſichtern leſen mochte, denn er näherte ſich uns ohne weiteres mit der Frage, ob wir etwa gern hübſche Gemälde ſehen möchten. „Dann ſind Sie aber ganz auf unrechtem Wege“, erwiderte er auf unſere ſehr höfliche bejahende Antwort; „in die Akademie hätten Sie gehen müſſen, morgen nimmt dort die Gemäldeausſtellung ihren Anfang, gehen Sie dorthin.“ Wir bedankten uns aufs ſchönſte für den ertheilten Rath und folgten unſerm einbeinigen Führer, der ſich jetzt das Anſehn gab, als wiſſe er recht wohl, wohin er uns zu geleiten habe.

Treuherzig gingen wir hinter ihm drein und befanden uns, zu unſerm nicht geringen Erſtaunen, in einem Eſtaminet oder einer Art Speiſehauſe, wie es uns ſchien. Viele Leute liefen durch eine Reihe geöffneter Zimmer hin und her, ein Tiſch war auf eben nicht einladende Weiſe in einem derſelben gedeckt, mehrere Männer ſchienen das noch nicht fertige Mittagseſſen mit Ungeduld zu erwarten, und draußen regnete es ärger als je. Da ſtanden wir denn, in nicht geringer Verlegenheit, alle Welt ſah uns an, doch Niemand bekümmerte ſich um uns; mit unſerm Einbein aber war gar nichts anzufangen, vergebens ſprachen wir zu ihm, um doch wenigſtens zu erfahren, wohin er uns gebracht habe, er ſah uns ſtarr ins Geſicht und ſchien von allen unſeren an ihn gerichteten Fragen kein Wort zu verſtehen.

Endlich, ebenſo unerwartet als wir in dieſe unangenehme Situation gekommen waren, erſchien unſer Erretter aus derſelben, eine Art Kellner, der einen uns unbekannten Herrn zu uns führte, welcher unter vielen Entſchuldigungen, nicht früher gekommen zu ſein, uns eine Treppe hinauf in ein Zimmer führte, wo wir theils auf Staffeleien, theils an den Wänden mehrere Gemälde erblickten.

Daß wir nicht in dem Ausſtellungsſaale der Akademie uns befänden, ſahen wir wol ein; das Zimmer, in welchem wir uns befanden, war dazu nicht groß genug, und die Gemälde darin alle aus einer früheren, einige derſelben augenſcheinlich aus ſehr alter Zeit. Mit wahrer Freude vernahm ich jetzt, daß der Mann, der ſich ſo zuvorkommend unſerer angenommen, der Director der Kunſtakademie, Profeſſor Geets, ſelbſt ſei, der uns in ſeine Wohnung geführt hatte, um uns ſeine eigene, nicht ſehr zahlreiche aber werthvolle Gemäldeſammlung zu zeigen, indem, hier wie in Antwerpen, vor der Entſcheidung der an die jungen Künſtler zu ertheilenden Preiſe, Niemand zu der Gemäldeausſtellung der Akademie zugelaſſen werden kann.

Schon ſeit langer Zeit war Profeſſor Geets als eifriger Nachforſcher im Gebiete der alten deutſchen Kunſt und als ausübender Künſtler mir rühmlichſt bekannt; er hatte früher als Hiſtorienmaler manches Lobenswerthe geleiſtet und war ſeitdem zur Genremalerei übergegangen. Leider hatte ich in Gent und Antwerpen meinen Vorſatz, mir eine Empfehlung an ihn geben zu laſſen, auszuführen vergeſſen und verdankte es um ſo mehr dem Zufall, der freilich durch mancherlei Trübſale mich ihm zugeführt hatte.

Unter vielem Guten, zum Theil Trefflichen in dieſer Sammlung zogen beſonders zwei ſehr ſchöne Gemälde mich an. Eine ungemein liebliche und doch mit kräftigem Pinſel dargeſtellte Madonna mit dem auf ihrem Schoos ruhenden Kinde, angeblich von Leonardo da Vinci, über deſſen Echtheit ich freilich nicht zu entſcheiden wage, das aber ſowol in den anmuthigen Zügen des Geſichts der Madonna als in der Behandlung der Haare alle Eigenthümlichkeiten dieſes großen Meiſters an ſich trägt.

Das zweite iſt ein ſehr altes wohlerhaltenes herrliches Altarbild, mittler Größe, mit zwei von beiden

Seiten gemalten Flügelbildern, vielleicht von Johann van Eyck ſelbſt, gewiß von einem der vorzüglichſten aus deſſen Schule hervorgegangenen Meiſter. Profeſſor Geets hatte die Güte, mir den von ihm ſelbſt lithographirten Umriß deſſelben zu verehren. Auf dem Mittelbilde erblickt man den eben vom Kreuze abgenommenen entſeelten Körper des Erlöſers, gehalten von der über ihn trauernden Mutter, während ſein Liebling Johannes das ſinkende Haupt unterſtützt; eine der heiligen Frauen kniet in Wehmuth aufgelöſt zu ſeinen Füßen, neben dieſer ſteht Joſeph von Arimathia mit der Dornenkrone, die er ihm von der blutenden Stirne abgenommen, neben Joſeph noch eine der Freundinnen des Heilandes, in ſchmerzlicher Betrachtung der Kreuzesnägel verloren, die ſie in der Hand hält; noch zwei ſeitwärtsſtehende ausdrucksvolle männliche Geſtalten vollenden die herrliche Gruppirung dieſer mit tiefem Gefühle erdachten Compoſition. Im Hintergrunde zeigt ſich der Berg Golgatha mit den drei Kreuzen, von denen nur das mittelſte leer iſt, weiterhin Gebürge und ein Theil der Stadt Jeruſalem.

Auf einem der Flügelbilder iſt der Heiland am

Kreuz dargeſtellt, am Fuße deſſelben die von dem Jünger Johannes unterſtützte, in Ohnmacht hingeſunkene ſchmerzenreiche Mutter, von ihren Freunden umgeben; auf dem anderen erblickt man den der Grabeshöhle glorreich entſchwebenden Erlöſer, um das Grab die ſchlaftrunkenen, ſich mühſam der tiefen Betäubung entwindenden Wächter. Den Hintergrund füllt eine gebirgige, durch einige Figuren belebte Landſchaft. Die Außenſeite der beiden, das Mittelbild verſchließenden Seitenbilder zeigt die knieende Geſtalt des Donators und ſeiner Schutzheiligen.

Müde und hungrig, aber über unſer überſtandenes Misgeſchick völlig getröſtet, eilten wir, bei wieder hellgewordenem Himmel, unſerm Gaſthofe jetzt zu und ſetzten nach Tiſche mit einem Miethkutſcher, den unſere Wirthe uns verſchafften, in ziemlich langſamem Schritte unſere Reiſe fort. Nach ein paar Stunden erreichten wir Tirlemont, eine kleine freundliche Stadt, der wir es gar nicht anſahen, daß ſie in kurzem der blutige Tummelplatz wüthender Revolutionnaire werden ſollte. Es war noch ziemlich hoch am Tage, als wir in Tirlemont anlangten, alſo fuhren wir, ohne anzuhalten, weiter und erreichten bei ſchon eingebrochener Dunkelheit St. Trone, wo wir zu übernachten beſchloſſen. Wie überall in dieſem Lande, kamen auch hier die Eigenthümerinnen des Gaſthofes bis an den Wagen uns entgegen und ſorgten für unſere Bedürfniſſe auf eine Weiſe, die uns in ihrem, übrigens nicht ſehr großen etwas altväteriſch eingerichteten, Hauſe keine Bequemlichkeit vermiſſen ließ.

Wie Tirlemont iſt auch St. Trone eine hübſche freundliche Stadt. Die Gegend, durch die wir von Mecheln bis hieher kamen, bleibt, wie wir von Brüſſel an ſie ſchon gefunden, flach, fruchtbar, wohlangebaut, mitunter durch üppigen Baumwuchs erhoben, könnte aber auf die Dauer, eben wegen dieſer ihrer guten Eigenſchaften wol etwas langweilig werden. In Tirlemont wie in St. Trone und überhaupt in allen Ortſchaften, durch die wir von Mecheln aus gekommen, werden von den fleißigen und geſchickten Frauen und Mädchen, die beſonders wegen ihrer faſt unverwüſtlichen Dauerhaftigkeit berühmten Spitzen, in unglaublicher Menge und großer Vollkommenheit geklöppelt, welche ſie um ſehr mäßige Preiſe an die reichen Fabrikherren in Mecheln abliefern, die unter dem

Namen dentelles oder auch point de Malines ſie theuer verkaufen.

Unſern den Schneckenſchritt liebenden Fuhrmann, von Löwen, ſchickten wir noch am nämlichen Abend nach ſeiner Heimath zurück; aber wir waren nun einmal für allemal mit den uns weit angenehmeren Diligencen aus der Reihe gekommen und mußten abermals zu einem Hauderer unſere Zuflucht nehmen. Wir überließen die Wahl deſſelben unſeren Wirthinnen und hatten alle Urſache, ſowol in Hinſicht des Preiſes als des ſchnelleren Fortkommens, mit ihm weit zufriedener zu ſein, als mit dem, welcher uns nach St. Trone gebracht hatte.

Gegen die Mittagsſtunde langten wir in Maeſtricht an. Wir hatten uns dieſe große berühmte Feſtung, ich weiß nicht aus welchem Grunde, als eine ſehr dunkle altväteriſche Stadt gedacht, um ſo freundlicher überraſchte uns das heitere gefällige Anſehn derſelben, die großen Plätze, die hübſchen Häuſer, die breiten reinlichen Straßen. Alles prangte heute im feſtlichen Pomp, vom ſonnigen Glanz eines wunderſchönen Sommertages beleuchtet. Die Straßen wimmelten von geputzten Leuten, Equipagen rollten luſtig hin und her, aus allen Fenſtern ſahen ſchöngeſchmückte Frauen heraus, Oraniens Fahne wehete auf dem mit Kränzen und bunten Wimpeln geſchmückten Rathhauſe, und auf dem großen, mit Bäumen beſetzten Platze vor demſelben wurde große Parade gehalten. Das Militair erſchien in Gallauniform, die Trommeln wirbelten, die Hautboiſten blieſen, jubelnde Stimmen erfüllten die Luft, überall ſah man frohe Geſichter. Es war der Geburtstag des Königs der Niederlande.

Zu unſerm großen Vergnügen mußten wir ziemlich weit zwiſchen all' dieſem Jubel hinfahren, ehe wir an dem uns empfohlenen Gaſthofe „zum Windhunde" anlangten. Unſere Erwartungen von demſelben waren eben nicht ſehr hoch geſpannt. Löwen, Bären, Adler ſind mir auf Gaſtwirthsſchildern oft genug vorgekommen, aber ein Windhund noch nie. Ich machte auf eine obſcure Kneipe mich im voraus gefaßt und ſchämte mich beinahe den ominöſen Namen unſerm Kutſcher zu nennen.

Aber es ging mir mit dem Gaſthofe wie mit der Stadt Maeſtricht ſelbſt, ſowie Letztere durchaus nicht das düſtere, altväteriſche Neſt iſt, das ich zu finden erwartete, ſo iſt auch der Windhund durchaus keine Kneipe, ſondern eines der eleganteſten Hotels, deſſen Wirthin, geputzt wie eine Gräfin, uns aus dem Wagen half.

Schon auf dem ganzen Wege hatten wir auf den Petersberg bei Maeſtricht und auf die wunderbare Höhle in demſelben uns gefreut, die voll merkwürdiger Verſteinerungen ſein ſollte, meilenweit, bis gegen Lüttich hin, ſich unter der Erde erſtreckt und von der man uns überall Wunderdinge erzählt hatte, die unſere Ungeduld, ſie zu ſehen, aufs Höchſte ſpannten.

Die Herrin des Windhundes zeigte die größte Bereitwilligkeit, uns zur Befriedigung derſelben zu verhelfen; ſie ließ ſogleich eine recht elegante Chaiſe mit ein Paar ſtattlichen Schimmeln beſpannt vorfahren, welche von ihrem eigenen, in ſehr ſaubere Livree gekleideten Kutſcher regiert wurden, ein gewandter Miethbediente wurde uns zum Führer mitgegeben und ſo rollten wir, kaum eine halbe Stunde nach unſerer Ankunft, wieder luſtig zum Thore hinaus.

Die Fahrt währte nicht lange. Neugierig ſahen wir während derſelben uns nach allen Seiten nach dem Berge um, der gar nicht am Horizonte ſich zeigen wollte. Am Ende war es kein Petersberg, ſondern eine etwas höher als die übrige ſehr flache Gegend liegende Petersfläche, die eine recht hübſche Ausſicht auf die Stadt und deren Umgebungen bietet. Die Höhle iſt auch keine Höhle, ſondern ein ungeheurer unterirdiſcher Steinbruch, ein gemauerter und gewölbter Gang führt ohne merklichen Abhang hinein, wie in einen Keller. Die eintauſend und vierundzwanzig Straßen, welche dieſe ſogenannte Höhle enthalten ſoll, ſind im Laufe der Zeiten nach und nach, auf ganz begreifliche Weiſe, durch unabläſſiges Aushauen von Bauſteinen entſtanden, womit noch immer fortgefahren wird; große Naturkräfte haben hier nicht Wunder gewirkt, wie in der Peakshöhle in Derbyſhire oder in der Baumanns- oder Bielshöhle im Harzgebürge. Indeſſen bilden dieſe Gänge doch ein ſehr weit unter der Erde hin ſich erſtreckendes Labyrinth, in welchem man eher den Tod als den Ausgang finden würde, wenn man ohne Führer und ohne Licht ſich darin verirrte.

Einige Männer mit angezündeten Fackeln waren gleich bei der Hand, um uns hineinzuführen und, mit widerwärtiger Beredſamkeit und zudringlichem Geſchrei in ihrem halb holländiſchen, halb flamändiſchen, halb plattdeutſchen Dialect, uns zur höchſten Bewunderung ſtimmen zu wollen. Der Anblick der ſehr hohen, von ſtarken in den Fels gehauenen, Säulen geſtützten Gewölbe war in der grellen flackernden Beleuchtung der Fackeln wirklich maleriſch ſchön und von großem imposanten Effect. Auch die große Reichhaltigkeit dieſes ſeit Jahrhunderten bearbeiteten Steinbruchs, der unerſchöpflich ſcheint, iſt bewundernswerth.

Die Steinart iſt ſehr weich und läßt unter der Erde ſehr leicht ſich bearbeiten, erſt wenn ſie einige Tage der Luft ausgeſetzt geweſen ſind, verhärten ſich die daraus gebildeten Quadern; die Gebäude, die daraus errichtet werden, verwittern freilich ſehr leicht, aber dieſe holz- und felſenarme Gegend beſitzt eben kein beſſeres Baumaterial, und der Arme wie der Reiche nimmt daher mit dieſem vorlieb, das ohne große Mühe und Koſten zu erhalten iſt.

Je weiter wir gingen, je labyrinthiſcher ſahen wir von allen Seiten breite Gänge ſich durchkreuzen, in die Tiefe ſich verlieren, je magiſcher ſpielte der Fackelſchein an den Säulen, den Gewölben, die eine verhältnißmäßig dünne Erdkruſte vom Sonnenlicht ſcheidet, ohne daß nur ein Gedanke an die Möglichkeit der Gefahr eines Einſturzes dabei aufkommen könnte. Alles ſieht ſo maſſiv in dieſem unterirdiſchen Aufenthalte aus, die ſtarken Säulen ſo glatt und ordentlich behauen, als müſſe man nur die letzte Hand noch daranlegen, um ſie in einer Kirche oder in einem andern großen Gebäude aufzuſtellen. Die helle gelbliche Farbe des Geſteines, die durchweg herrſchende Trockenheit geben dieſer ſogenannten Höhle ſogar eine Art von heiterem Anſehn, die Luft iſt freilich etwas kühl und dumpfig, aber doch nicht bis zu einem ſehr läſtig werdenden Grade, und im Ganzen muß ich geſtehen, daß der Petersberg dem Liebhaber von dergleichen die angenehmſte und bequemſte Promenade unter der Erde bietet, die mir bis jetzt vorgekommen iſt.

Sehr merkwürdig iſt die unglaublich große Menge ſeltener Verſteinerungen, die dieſer Berg enthält, Thiergerippe aus einer längſt verſchollenen Vorzeit, Holzarten und Pflanzen aus fernliegenden ſüdlicheren Zonen werden oft von den Arbeitern gefunden, faſt täglich aber eine Unzahl von Meermuſcheln und nicht nur aus der Nordſee allein. Vor einigen Jahren wurde ſogar das vollſtändige Gerippe eines Krokodills hier entdeckt und nach Paris in das Muſeum gebracht. Wir gingen bis an den Ort, wo es vielleicht Jahrtauſende gelegen hat. Eine Menge berühmter und unberühmter Namen ſahen wir hier in dem weichen Sandſtein verewigt, auch Napoleon hatte den Seinigen eigenhändig eingegraben, alle Beſucher dieſes Steinbruches wallfahrteten bis zu dieſer Stelle, um ihn zu ſehen; jetzt iſt er verloſchen, nach ſeinem Fall haben einige Officiere die unwürdige Heldenthat begangen, ihn mit ihren Säbeln herauszuhauen.

Die Gänge, das Gewölbe, die Säulen, Alles blieb ſich gleich, wir mochten den Blick wenden, wohin wir wollten, Alles ſah eben ſo aus wie das kurz vorher Geſehene, es wäre ſo geblieben und wären wir bis Lüttich gegangen, wo dieſer Steinbruch, wie man uns verſicherte, ebenfalls dem Lichte des Tages ſich öffnet. Wir kehrten alſo um, hatten, indem wir zu unſerm Wagen gingen, noch durch eine Reihe Kinder und Weiber uns durchzukämpfen, die mit läſtigem Geſchrei uns verfolgten, um uns verſteinerte Muſcheln u. dergl. zu verkaufen, und langten in un=

ſerm Gaſthofe wieder an, wo uns, zu unſerm Erſtaunen, ein Diné erwartete, deſſen der erſte Reſtaurateur in Paris ſich nicht hätte zu ſchämen gehabt.

Spät am Abend brachte unſer Hauderer uns nach Aachen und wenige Tage darauf langten wir, ſehr zufrieden mit unſerer zurückgelegten Reiſe, wieder in Godesberg an.

Druckfehler.

Erſter Band.

Seite 14 Zeile 3 v. o. l. gräßliche ſt. gröbliche
— — — 10 v. o. l. ne le veut pas ſt. ne le vaut pas
— 15 — 5 v. o. l. im Voraus ſt. in voraus
— 42 — 11 v. u. l. dieſem ſt. dieſen
— 55 — 7 v. u. l. läſtige ſt. luſtige
— 92 — 9 v. u. l. Sommeraufenthalt ſt. Badeaufenthalt
— 123 — 6 v. u. l. der des Nachts ſt. des Nachts
— — — 2 v. u. l. vor ſt. von
— 124 — 10 v. u. muß das Wort „mit" geſtrichen werden

Zweiter Band.

Seite 18 Zeile 3 v. u. l. Aachen ſt. Köln
— 87 — 5 v. u. l. Smaragd ſt. Saphir
— 150 — 4 v. u. l. effektvollen ſt. affektvollen
— 158 — 5 v. o. l. que ſt. qui

Neue Novellen.

Von

Johanna Schopenhauer.

Erſter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Frankfurt am Main.
Gedruckt und verlegt bei Johann David Sauerländer.

1832.

Sächsische
Landesbibliothek
25. JAN. 1965
Dresden

6

Mathilde.

In Thränen ſchwimmend, zitternd an allen Gliedern, ſtürzte die kaum ſechszehnjährige Mathilde in das Zimmer der Frau von Kronburg, und warf ſich ihr um den Hals. Die erſchrockene Frau fragte lange vergebens, was ihrem ſonſt immer heiteren Lieblinge wiederfahren ſey; die arme Kleine konnte vor Weinen kein Wort aufbringen: „ach, ich muß fort,“ ſchluzte ſie endlich, „meine Mutter läßt nur noch meine Sachen einpacken und rechnet mit Madame Beauclerc. Sie will mich mit nach Hauſe nehmen! Ich werde keine Nacht mehr mit Ihnen unter einem Dache ſchlafen, liebe, liebe Frau von Kronburg, ich werde ihr hübſches, freundliches Geſicht vielleicht in meinem Leben nicht wiederſehen, und das thut mir ſo wehe!“

ſetzte Mathilde, auf's neue in Thränen ausbrechend, hinzu: „denn hier in dieſes Haus komme ich nicht wieder, keinen Fuß ſetze ich mehr über dieſe Schwelle, ich bin zu gekränkt, zu tief beleidigt und meine Mutter iſt auch recht böſe auf Madame Beauclerc,“ rief ſie erröthend vor Zorn, vielleicht auch vor Schaam.

„Und was iſt es denn, das deine Mutter ſo erzürnt und auch dich aus dem gewohnten Gleiſe gebracht hat? Habe ich dich doch in meinem Leben nicht ſo geſehen!“ fragte Frau von Kronburg und trocknete recht mütterlich Mathildens naß geweinte Wange. „Faſſe, erhole dich, mein Kind, und ſage mir ſo gelaſſen als du es kannſt, was geſchehen iſt, und warum du jetzt ſchon, faſt ein Jahr vor der dazu beſtimmten Zeit, das Erziehungsinſtitut verlaſſen ſollſt. So plötzlich! und obendrein im Unfrieden!“

Das eigentliche und einzige Unglück der armen Mathilde beſtand darin, daß ſie zu glücklich geboren war. Von ihrer früheſten Kindheit an, ſchien alles, was ſie umgab, nur zu ihrem Dienſte geſchaffen, jeder ihrer kindiſchen Wünſche wurde mit zuvorkommender Eile befriedigt, und wenn ihr ſelbſt eben nichts einfallen wollte, wonach ſie hätte Verlangen tragen können, ſo war ein Heer dienſtfertiger Zofen bei der Hand, ihr die albernſten Wünſche in den Kopf zu ſetzen. Ihr Zimmer war ein Magazin koſtbarer und glänzender Spielſachen, die ſie nach den erſten Stunden des Beſitzes nicht wieder anſah; ſie konnte noch nicht deutlich ſprechen, als ſie ſchon wußte, daß ihr, als dem einzigen Kinde unermeßlich reicher Eltern, die ganze Welt zu Gebote ſtehe, und alles was ſie umgab, von ihrer Mutter an bis zu dem letzten Garderobenmädchen hinab, arbeitete darauf hin, ein an ſich vortreffliches Naturell, von Grund aus zu zerſtören und zu verderben.

Sobald Mathilde ein wenig heranwuchs,

übergab ihre Mutter ſie einem berühmten Erziehungsinſtitut, in der Vorſtadt der Reſidenz; denn es gehörte gewiſſermaßen zum guten Ton, ſeine Töchter in dieſem Hauſe erziehen zu laſſen, dem eine franzöſiſche Emigrantin vorſtand, die ſich ganz beſcheiden Madame Beauclerc nennen ließ, aber, wie ſie nicht undeutlich zu verſtehen gab, unter dieſem Inkognito den edlen Namen einer ci-devant Comtesse verbarg. Gewiß konnte Niemand geſchickter ſeyn, junge deutſche Fräuleins auf ihren Eintritt in die große Welt vorzubereiten, als eine franzöſiſche Dame de qualité; auch ließ dieſe ihr vorzügliches Talent dazu nicht nur mit ſchwerem Golde aufwiegen, ſondern war zugleich ungemein bedenklich bei der Wahl ihrer Zöglinge. In ihrem Hauſe erzogen ſeyn, konnte beinahe für ein Stammregiſter gelten, denn ſie nahm gewöhnlich nur junge Fräuleins aus anerkannt hohen Familien in daſſelbe auf; daher ließ ſie es auch an, zwar höflichſt ausgeſprochenen, Einwendungen gegen Mathildens Aufnahme nicht fehlen; doch Frau von Berndorf, die Mutter derſelben, beſaß einen mächtigen Talisman, der die Zweifel der ſtolzen Gouvernante in die gefälligſte Bereitwilligkeit auflöſte. Madame Beauclerc ließ ſich ſogar zu mancherlei Bedingungen herab, die gegen die gewohnte Regel ihres Hauſes gerade anſtritten. Mathilden wurde die Oberſtelle bei Tiſche eingeräumt, weil näher der Thüre, die Zugluft ihrer zarten Geſundheit ſchaden könne; ſie brachte nicht nur ihr eigenes Kammermädchen zu ihrer Bedienung mit in das Haus, ſondern es mußte auch noch eine alte vertraute Kammerfrau ihrer Mutter ſie begleiten, die bei Tiſche hinter ihrem Stuhle ſtand, um ihr junges Fräulein, auf dem ebenfalls mitgebrachten koſtbaren Tafelgeſchirre, wie eine kleine Prinzeſſin zu ſerviren. Die ausgeſuchteſten Leckerbiſſen mußten für Mathilden allein bereitet und aufgetragen werden; das Kind iſt es nicht anders gewohnt und würde eine gröbere Diät nicht vertragen, hatte die zärtliche Mama geſagt, und doch war Mathilde geſund und blühend, wie ein kleines Bauernmädchen.

Ihre weit vornehmeren, wenn gleich weniger reichen Gefährtinnen, konnten unmöglich die Auszeichnung, die ihr wiederfuhr, mit gleichgültigen Augen anſehen; einige derſelben ſchmeichelten Mathilden, und fanden ihre Rechnung dabei; denn ſie wurden von der alten Kammerfrau, durch Theilnahme an Mathildens Herrlichkeiten, reichlich belohnt: andere ſpotteten ihrer, oder ſahen mit vornehmer Verachtung auf ſie herab; Madame Beauclerc aber, nebſt ſämmtlichen Untergouvernantinnen und Lehrern des Hauſes, nahmen bei jeder Gelegenheit ſie in ihren mächtigen Schutz, und wußten wohl warum ſie es thaten. Sie fanden nie den mindeſten Tadel an Mathilden, nannten ſie einen kleinen Engel, ein wahres Wunderkind; die alte Kammerfrau trug jede dieſer Aeußerungen ihrer Gebieterin treulich zu. Reiche Geſchenke belohnten die, welche ſie ausgeſprochen hatten, und zum Dank dafür beeiferten dieſe ſich, die arme Kleine mit jedem Tage mehr zu verziehen, und die abſurdeſten Anſprüche und Ideen ihr in den Kopf zu ſetzen.

Unerachtet der ihr angebornen Herzensgüte, wäre Mathilde bei dieſer verkehrten Erziehungsmethode unfehlbar zu Grunde gegangen, wenn nicht in der Perſon der Frau von Kronburg ein glücklicher Zufall, ihr einen ſichtbaren Schutzengel zur Seite geſtellt hätte. Dieſe Dame, die Wittwe eines verdienten Staabsoffiziers, hatte, nach dem Tode eines geliebten Gatten, von dem Geräuſch der großen Welt ſich zurückgezogen, und bewohnte ſeit einigen Jahren den oberen Stock des ſehr großen Hauſes der Madame Beauclerc, ohne jedoch mit der Penſions-Anſtalt derſelben in Verbindung zu ſtehen. Es ging bei Mathildens Eintritt in dieſe zu geräuſchvoll zu, als daß die ſtille, um ihre Nachbarn ſich ſonſt wenig kümmernde Mitbewohnerin des Hauſes, nichts davon hätte erfahren ſollen. Sie bedauerte in ihrem Herzen das ſchuldloſe Opfer mütterlicher Eitelkeit, ehe ſie es noch geſehen, und als ſie Mathilden einſt im Hausgarten antraf, den auch ſie zuweilen beſuchte, konnte ſie, angezogen von der anmuthigen Geſtalt, es nicht unterlaſſen, gegen ihre ſonſtige Gewohnheit die Kleine mit ein paar freundlichen Worten anzureden. Die kindliche Beſcheidenheit, mit der Mathilde ihre Anrede erwiederte, überraſchte ſie auf das Angenehmſte; denn dergleichen hatte ſie von einem ſo verzogenen Kinde nicht erwartet; ein glücklicher Inſtinct trieb Mathilden ſchon am folgenden Tage, die freundliche Hausgenoſſin in ihrem Zimmer aufzuſuchen, und von dieſem Augenblicke an, gewöhnten beide ſich ſo aneinander, als ob ſie von jeher zu einander gehört hätten. Mehrere

Jahre vergingen, in denen Frau von Kronburg ihre liebſte Beſchäftigung in dem Bemühen fand, das anmuthige Weſen vor den traurigen Folgen einer durchaus verkehrten Erziehung zu bewahren, und ſein Gemüth in der urſprünglichen Reinheit deſſelben zu erhalten.

Mathilde feierte ihren fünfzehnten Geburtstag, ohne jemals erfahren zu haben, was Tadel, Widerſpruch, Kränkung oder Demüthigung heiße; doch der Eintritt einer neuen Penſionärin verhalf ihr bald darauf, zu der ihr ſehr heilſamen Bekanntſchaft mit allem dieſem.

Gräfin Iſidore von Thurn hieß die junge Dame, die ſchon in ihrem ſiebzehnten Jahre ſtehend, noch in das Erziehungsinſtitut eintrat, um vor ihrer Vorſtellung bei Hofe, unter der Leitung der berühmten Madame Beauclerc, die letzte Politur zu erhalten. Die Ehre, einen ſo hohen Namen unter die Zahl ihrer Eleven rechnen zu können, hatte die auf den Glanz ihres Hauſes ſtets bedachte Frau bewogen, dieſesmal der Stimme des ihr ſonſt natürlichen Eigennutzes kein Gehör zu geben. Gräfin Iſidore wurde für halbe Penſion aufgenommen, und die Eltern derſelben meinten ſchon damit ein Uebriges zu thun, indem Madame Beauclerc an der Ehre, ihre Tochter bei ſich zu haben, ſich füglich genügen laſſen könne. Auch die junge Gräfin war in ſolchen Grundſätzen aufgewachſen; ungemeſſner Stolz war der hervorragendſte Grundzug ihres Karakters, und daß ein niedriger als ſie gebornes Geſchöpf, ihr anders als mit tiefer Ehrfurcht nahen könne, war ihr eigentlich ganz undenkbar.

Schaudern und Entſetzen ergriff ſie daher, als ſie, gleich am erſten Abende ihrer Ankunft, von Mathildens ſich ſchnell um ſie ſammelnden Gegnerinnen vernahm, welche ungeheure Vorzüge einem kleinen Mädchen hier eingeräumt würden, das kaum würdig ſey, in ihrer Nähe zu athmen. Es währte lange, ehe ſie ſich entſchließen konnte, nur an die Möglichkeit von etwas ſo Unerhörtem zu glauben; glühend vor Zorn betheuerte ſie ſolche Unbill nicht dulden zu wollen, und ſchritt auch muthig, ſchon am folgenden Tage, zur Vollbringung dieſes Gelübdes.

Mit eigner hoher Hand nahm ſie, kurz vor der Stunde des Mittageſſens, Mathildens vergoldetes Beſteck, ſammt allen Herrlichkeiten die zu dem Couvert derſelben gehörten, von ihrem Platze weg, trug ſie an das unterſte Ende der Tafel hin, und als die Tiſchgeſellſchaft ſich verſammelte, nahm ſie ohne ein Wort zu ſagen, mit dem Anſtand einer Prinzeſſin, Mathildens Stelle ein, als der einzigen, die ihr gebühre. Die Arroganz der jungen Dame ſchien ſelbſt der Madame Beauclerc zu imponiren. Mathilde bemerkte zwar die vorgenommene Veränderung, dachte ſich aber nichts dabei, und war im Begriff, ihren neuen Platz gelaſſen einzunehmen, als die alte Kammerfrau in den Saal trat, um ihre junge Gebieterin, wie gewöhnlich, bei Tiſche zu bedienen.

Starr vor Entſetzen, als wäre ihr ein Geſpenſt erſchienen, ſtand die Alte eine Weile ſprachlos da, ehe ſie mit dem Zorn einer gereizten Tigerin über die junge Dame herfiel, welche es gewagt hatte, die Rechte ihres Fräuleins ſich anzueignen. Gräfin Iſidore ſchien auf einen ſolchen Angriff vorbereitet zu ſeyn, ſie vertheidigte ſich mit vornehmer Gelaſſenheit und ſchneidender Kälte. Immer lauter ſchrie die vor Wuth faſt heulende Kammerfrau, immer übermüthiger erhob die junge Gräfin, in den übertriebenſten Ausdrücken, die Vorzüge ihrer hohen Geburt, und ſprach mit ungemeßner Verachtung von der namenloſen Herkunft der kleinen baroniſirten Krämerstochter. Mathilde ſtand dabei, glühend vor Zorn und Beſchämung, zitternd in kindiſcher Angſt. Madame Beauclerc bemühte ſich vergeblich die

Streitenden zur Ruhe zu ermahnen, als plötzlich ein Wagen vorfuhr, aus welchem Mathildens Mutter ſtieg, um ihre Tochter auf einen Augenblick zu beſuchen.

Jetzt gewann alles eine andere Geſtalt; die Kammerfrau beeilte ſich die Mathilden widerfahrene Beleidigung ihrer Gebieterin ſo übertrieben als möglich vorzutragen, während Madame Beauclerc mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Beredtſamkeit ſich gegen die Anklage derſelben vertheidigte, und Mathilde ſich ſchluchzend an ihre Mutter anſchmiegte. Das Ende von dem Allen war, daß Frau von Berndorf erklärte, ihre Tochter nicht eine Stunde länger in dieſem Hauſe laſſen zu wollen, und ihr befahl, indeſſen zur Frau von Kronburg hinaufzugehen, bis alles zu ihrer ſchleunigen Abfahrt in Bereitſchaft wäre.

„Was mich am meiſten kränkte, war das Betragen der andern Mädchen,“ ſetzte Mathilde hinzu, nachdem ſie ihrer freundlichen

Zuhörerin von allem eben vorgegangenen, Bericht ertheilt hatte: „ſollten Sie es glauben, theure liebe Frau, keine einzige von ihnen allen nahm ſich meiner an! meine beſten Freundinnen ſchienen ſogar ſich darüber zu freuen, daß ich ſo gedemüthigt wurde. Aber wie konnte Gräfin Iſidore denn ſagen, daß ich ihr Ehrerbietung ſchuldig ſey? warum denn? wofür denn? ihr Vater iſt Graf, meiner Baron; wo iſt denn der große Unterſchied?“

„Das einzige, was ihr beide einander ſchuldig ſeyd, iſt ein gegenſeitiges höfliches Betragen, und darin hat Gräfin Iſidore ſehr gegen dich gefehlt; übrigens ſtammt ſie aber wirklich aus einem Hauſe von ächt-altem Adel ab, du aber nicht, liebe Mathilde,“ erwiederte Frau von Kronburg, mit ſchonender Milde.

Mathilden war dieſer Unterſchied zwiſchen ihr und ihrer ſtolzen Widerſacherin, ziemlich unverſtändlich, aber ſie hatte doch nicht den Muth, um eine Erklärung deſſelben zu bitten, vor der ihr innerlich graute; Frau von Kronburg kam ihr indeſſen damit zuvor, ohne ihre Frage darnach abzuwarten.

„Du biſt von Natur ein herzensgutes Kind,“ ſprach ſie; „auch für dein Alter verſtändig genug. Es iſt Zeit, dich über manches aufzuklären, was du bei deinem Eintritte in die größre Welt wiſſen mußt, wenn es dir gleich für den Augenblick etwas wehe thun ſollte; aber ich fürchte, die Umgebungen, in denen du künftig leben wirſt, eignen ſich wenig dazu, dir deine Stellung im rechten Lichte zu zeigen. Dort wie hier wirſt du von Schmeichlern umringt ſeyn, die ſich beſtreben werden dir allerlei Unſinn in das Köpfchen zu ſetzen, ich aber ſage dir immer die Wahrheit. Dein Vater, liebe Mathilde, iſt nichts mehr und nichts weniger, als ein geadelter Kaufmann, von ziemlich dunkler Herkunft; das meinte Gräfin Iſidore eigentlich, mit ihren dir unverſtändlichen Reden. Er hat vor einigen Jahren, als Kriegslieferant, ein fürſtliches Vermögen ſich erworben, und ſpäterhin ſeine Geſchäfte aufgegeben; aber unerachtet des Barontitels, den er ſich zu verſchaffen gewußt, wird der ächte hohe Adel doch nie, weder ihn noch die Seinen, als zu ſich gehörend, anerkennen.“

Mathilde war ganz bleich geworden, ſie ſuchte ſich jedoch zu faſſen: „aber was heißt denn ächter hoher Adel?“ rief ſie unmuthig: „unſer Monarch hat uns den Adel verliehen, iſt er darum weniger ächt? warum ſollte er hinter dem ererbten zurückſtehn? warum wird dieſer höher gehalten?“

„Weil es kein kleiner Vorzug iſt, von einer langen Reihe berühmter edler Vorfahren abzuſtammen, liebes Kind,“ war die Antwort: „vollkommne Gleichheit unter den Menſchen iſt einmal nicht möglich; wie die Welt jetzt ſteht, iſt ein Unterſchied unter ihnen nicht zu umgehen, und dieſer iſt denn wohl der natürlichſte. Doch dich darf das nicht betrüben, meine Mathilde, du wirſt ihn nie empfinden, du wirſt geehrt und geachtet dich eben ſo gut als eine Hochgeborne Gräfin des Lebens erfreuen, wenn du nur verſtändig genug biſt, dich nicht hindrängen zu wollen, wohin du nicht gehörſt. Meide nur den Umgang mit Leuten, die dir dadurch eine Ehre zu erweiſen glauben, halte dich zu deines Gleichen; glaube mir, wenn jene Vornehmeren auch ihre Gründe haben mögen, dich für den Augenblick zu ſich empor zu heben, in ihrem Herzen ſtellen ſie dich niemals neben ſich, darum ſuche nie dich ihnen zu nähern.“

„Nie werde ich es, nie Ihren Rath vergeſſen, ach, ich werde jetzt erſt recht ſeiner bedürfen! nun ich von Ihnen fort muß!“ rief Mathilde, von neuem in Thränen ausbrechend.

„Armes, reiches Kind! wie wird dich die Welt verlocken! Wie wird es dir möglich werden dem Beiſpiel zu widerſtehn, das von nun an dich umgibt!“ ſeufzte die gute Frau und ſchloß tief gerührt Mathilden in ihre Arme. „Komm oft zu mir,“ ſprach ſie, „beſuche mich täglich, wenn es dir erlaubt iſt; ich verändere in kurzem meine Wohnung, in der nur du mich feſtgehalten haſt, und der Anblick dieſes Hauſes ſoll dich nicht von mir zurückſchrecken. Erhalte mir dein Vertrauen, ich liebe dich herzlich; vielleicht gelingt es mir, dich vor mancher Thorheit, oder gar vor Unglück zu bewahren!“

Mathilde wurde in dieſem Augenblicke zu ihrer Mutter gerufen, die ſchon im Wagen ihrer harrte; weinend eilte ſie die Treppe hinab, und fühlte zum erſtenmal in ihrem Leben, was es heiße recht herzlich betrübt zu ſeyn. Daß ſie keiner ihrer bisherigen Hausgenoſſen auf ihrem Wege begegnete, daß keine ihrer ehemaligen Freundinnen ſich blicken ließ, um von ihr Abſchied zu nehmen, freute und ſchmerzte ſie zugleich; ein eigenes Gefühl innerer Beſchämung beklemmte ihr die Bruſt, ſie konnte nicht vergeſſen, daß ſie in einer Geſellſchaft, in welcher ſie bisher die Erſte zu ſeyn gewähnt hatte, eigentlich die Letzte geweſen ſey. Noch nie hatte etwas einen tieferen Eindruck in ihrem Gemüthe hinterlaſſen, als die Worte, welche ihre geliebte Freundin ſo eben zu ihr geſprochen. Sie hatten ſie verletzt, aber auch ihre Anſprüche und Erwartungen um vieles beſcheidner gemacht.

Ein Heer von Lehrern wurde bei Mathildens Eintritt in das väterliche Haus zuſammenberufen, um ihre Erziehung vor ihrem erſten Auftreten in der großen Welt zu vollenden, und die, welche ihren Unterricht ſich am theuerſten bezahlen ließen, wurden dabei vorzugsweiſe gewählt, denn reiche Leute ſind gewöhnlich der Meinung, das Theuerſte ſey auch immer das Beſte, und das Talent verkaufe ſich wie eine Elle Seidenſtoff. Mathilde ſollte unter der Leitung eines berühmten Tanzmeiſters die nöthige Grazie acquiriren, mit der die Natur ſie ſchon ohnehin freigebig ausgeſtattet hatte; ſie mußte Singen, Zeichnen, Malen und alle Modeinſtrumente ſpielen lernen; das gute Kind kam, vom Morgen bis zum Abend, vor lauter Unterricht kaum zu ſich ſelbſt. Mittags erſchien ſie zwar an der Tafel, in der meiſtens aus Männern beſtehenden Geſellſchaft, die ſich täglich bei ihren Eltern verſammelten, aber den Abendzirkeln durfte ſie noch nicht beiwohnen, und wenn ſie nun alle ihre Lehrſtunden abgehalten, alle Vorübungen für die des folgenden Tages abgethan hatte, dann ſetzte ſie in ein Eckchen ihres ſtillen einſamen Zimmers mit irgend einem Buche ſich hin, um ſich, während ihre Mutter in Aſſembleen oder im Theater glänzte, in einer Ideenwelt zu vertiefen, über der ſie die wirkliche gern vergaß.

Dieſe Stunden waren die einzigen, in denen ſie ihres eigentlichen Lebens ſich recht bewußt wurde, auch freute ſie ſich auf ſie den ganzen Tag, denn nichts ging ihr über den

Genuß, den dieſe Lektüre ihr gewährte. Das Glück oder Unglück der Helden oder Heldinnen des Romans, den ſie eben las, erregte in ihrem von Natur weichen, liebenden Gemüthe das reinſte Mitgefühl, es war, als ob es ihr eigenes wäre; ſie lernte lieben, aber auch für jedes edle reine Gefühl, für alles Große und Schöne bis zur Schwärmerei ſich begeiſtern. Wunderbarer Weiſe brachten dieſe Erdichtungen ihr auch zugleich eine Art von Weltklugheit bei, die ſie fähig machte, den eigentlichen Charakter derer, mit denen ſie umging, zu unterſcheiden und zu durchſchauen, denn Frau von Kronburg leitete aus der Ferne die Wahl ihrer Bücher, um doch auf irgend eine Weiſe ihrem jungen Lieblinge nützlich zu werden, der, ſo lange ſie noch in dem Hauſe der Madame Beauclerc wohnte, ſie nicht beſuchen durfte.

Durch ihre natürlichen Anlagen und durch ihren unermüdlichen Fleiß, erhob ſich Mathilde in ſehr kurzer Zeit zur beſten Schülerin ihrer

Lehrer; alle prieſen ihre Fortſchritte. Auch ihre Geſtalt entwickelte ſich mit jedem Tage mehr, und ihre Eltern betrachteten oft mit wahrem Entzücken ihr wunderſchönes Kind.

„Die wird gewiß noch einſt in der Welt ihr und unſer Glück machen; ſie wird unter den glänzendſten Verbindungen mit den vornehmſten Familien dereinſt die Wahl haben!“ ſprach dann oft ihre Mutter zum Vater; einem recht guten wackern Manne, deſſen natürlicher klarer Verſtand nur dadurch ein wenig umnebelt worden war, daß man ihm ſo lange von dem Glück in der vornehmſten Geſellſchaft zu leben vorgeſchwatzt, und es als das Höchſte auf Erden ihm vorgeſtellt hatte, bis er ſelbſt daran glaubte. Es kam ihm freilich oft ein wenig unbequem an, aber er that dennoch alles dafür, was man von ihm verlangte; hielt offene Tafel, für Leute die nur ſeinem vortrefflichen Koch zu Ehren an derſelben Platz zu nehmen geruhten, lieh Geld, von dem er im voraus wußte, daß es ihm nie wieder bezahlt werden würde, und war königlich zufrieden, wenn ſeine vornehmen Schuldner zuweilen an öffentlichen Orten Notiz von ihm nahmen und durch ein gnädiges Lächeln ihn belohnten. Geduldig ließ er es ſich gefallen, daß ſeine Frau täglich an ſeinem Benehmen etwas zu meiſtern fand, und bemühte ſich redlich die Leichtigkeit des Betragens ſich anzueignen, welche ſie ihm als unerläßlich einzuprägen ſuchte. Doch dieſe eben iſt nicht Jedermanns Sache, und dem nicht von Jugend auf daran Gewöhnten wird es immer ſchwer fallen, den zarten Unterſchied zwiſchen zu großer Familiarität und anſtändiger Freiheit des Betragens genau zu treffen. Verfiel doch Frau von Berndorf ſelbſt, die ſich einbildete den guten Ton völlig inne zu haben, zur großen Erheiterung ihrer vornehmen Freunde, tagtäglich in die lächerlichſten Mißgriffe. War es ihr doch einſt geſchehen, eine fremde regierende Fürſtin, in deren Geſellſchaft ſie ſich zu drängen gewußt, unverſehens: „meine Liebe“ zu nennen. Mathildens Mutter war noch immer eine ſchöne Frau, die recht liebenswürdig hätte ſeyn können, wenn ſie ſich hätte entſchließen wollen, nur das zu ſcheinen, was ſie war. Aber ſie wollte die Dame von Stande ſpielen, ſie wollte in der Konverſation mehr Witz, Bildung und Geiſt auskramen, als ſie beſaß, ſie wollte vornehm thun ohne weder durch Erziehung noch Geburt vornehm zu ſeyn. Oft gerieth ſie in die wunderlichſte Verwechslung fremder Worte, deren Sinn ſie kaum halb verſtand; gewiſſe Cotterieſpäße, Modeausdrücke, die am rechten Orte und ſparſam gebraucht, recht ergötzlich ſeyn können, brachte Frau von Berndorf bei jeder Gelegenheit an, weil ſie glaubte, ihre genaue Bekanntſchaft mit der eleganten Welt dadurch an den Tag zu legen, und Mathilde gerieth Mittags bei Tiſche oft in einen Zuſtand innerer Verzweiflung, wenn ſie es mit anſehen mußte, wie ihre Mutter es ſich wirklich ſauer werden ließ, die ihr angeborne Liebenswürdigkeit zu entſtellen und ſich zum Geſpötte ihrer Gäſte zu machen.

Das abſchreckende Beiſpiel, welches ſie täglich vor Augen hatte, wirkte indeſſen heilſamer auf Mathilden, als Belehrung anderer Art es hätte können; jede ähnliche Verirrung des Geiſtes blieb ihr fern, fern auch der leiſeſte Anſtrich von Ziererei. Ihre Mutter gerieth oft außer ſich darüber, daß ihre Lehren bei ihrer Tochter ſo wenig fruchteten. Daß Mathilde in ihrem Betragen natürlich, einfach und anſpruchlos blieb, unerachtet aller Mühe, die ſie ſich gab, ihr das, was ſie guten Ton nannte, beizubringen, ſetzte ſie zuweilen in Verzweiflung und preßte bittre Klagen ihr aus, aber der Vater nahm ſein Kind dann in Schutz: „laß ſie doch," ſprach er, „das naive Weſen ſteht dem jungen Mädchen gar nicht übel. Hätteſt du nur bemerkt, wie Graf Kreutzburg, Baron Wellingſtein und ſogar der Fürſt von Hohenwald ſie heute Mittag mit bewundernden Blicken betrachteten! ja, ja, es iſt eine eigne Sache um den Reiz der Jugend, doch jedes Ding hat ſeine Zeit, und wenn wir unſer Kind erſt wirklich in die Welt einführen, wird es ſchon von ſelbſt nach deinem und andrer Damen Beiſpiel ſich bilden.“

Der wichtige Tag kam endlich heran, an welchem Mathilden die Pforten der großen Welt aufgethan, und ſie in die glanzerfüllte Herrlichkeit derſelben eingeführt werden ſollte; ſie hatte ihr ſiebenzehntes Jahr jetzt zurückgelegt und, nach dem Ausſpruche ihrer Mutter, mit dem Tage, wo ſie in ihr achtzehntes eintrat, die letzte Gränze der Kindheit überſchritten. Ein Feſt, glänzender, prächtiger, eleganter als alle bisher gegebenen, ſollte dieſe große Begebenheit verherrlichen, und Mathilde bemerkte nicht ohne ein recht peinliches Gefühl von Erſtaunen und innerer Beſchämung, wie die Vorbereitungen zu demſelben ihre Mutter ſchon wochenlang vorher beſchäftigten. Dieſe galten nicht allein dem Beſtreben, ſich im voraus der Gegenwart der vornehmſten bedeutendſten Perſonen dabei zu verſichern; die Sorge, andere Gäſte zu entfernen, war noch weit dringender, die, ohnerachtet man ſie unmöglich für Salonfähig gelten laſſen konnte, dennoch gewiſſermaßen ein Recht hatten, dieſesmal mit von der Geſellſchaft zu ſeyn.

Seit mehreren Jahren hatte Herr von Berndorf einige alte Freunde aus ſeinem ehemaligen Mittelſtande an beſtimmten Tagen ein für allemal eingeladen, bei ihm zu Mittag zu eſſen, in deren Geſellſchaft ihm noch immer ſehr behaglich zu Muthe war, obgleich er ſich wohl hüten mußte, ſich dieſes vor ſeiner Frau Gemahlin zu deutlich merken zu laſſen; Mathildens Geburtstag, von dem ihre Mutter unbedachter Weiſe ſchon in allen Geſellſchaften geſprochen hatte, fiel unglücklicher Weiſe gerade auf ſolch einen Tag. Wie wäre es möglich geweſen, Hausfreunde bürgerlichen Standes vor ſo vornehmen Gäſten zu produciren! und wie ſollte man es anfangen, ſie zum Wegbleiben zu bewegen? Jene waren indeſſen doch ehrenwerthe, angeſehene und reiche Männer, die ſich alle Tage hätten baroniſiren laſſen können, wenn ſie es gewollt hätten, aber da gab es auch noch andere Leute, die man bei einer ſolchen Gelegenheit unmöglich anerkennen konnte, und gerade dieſe machten der ſtolzen eitlen Frau die größte Noth. Obſcure, durchaus nicht in brillanten Umſtänden lebende nahe Verwandte, ſowohl des Herrn als der Dame vom Hauſe, denen man wohl zuweilen, wenn man ganz unter ſich war, den Zutritt erlaubte, und die dieſesmal ſtolz auf ihre Verwandtſchaft mit dem freiherrlichen Hauſe, durchaus keine Luſt bezeigten, bei einem Familienfeſte, wie der Geburtstag ihrer lieben Kuſine Mathilde, ſich bei Seite ſchieben zu laſſen. Und doch wäre Frau von Berndorf tauſendmal lieber geſtorben, als daß ſie vor ihren vornehmeren Freunden eine Verwandtſchaft anerkannt hätte, an die ſie ſo ſelten als möglich dachte, weil ſie ſich ihrer ſchämte.

Keine einzige der zahlloſen kleinen Falſchheiten und Nothlügen ihrer Mutter, keiner der wirklich ſie erniedrigenden Schritte, zu welchen dieſe ſich herabließ, um nur zu ihrem Zwecke zu gelangen, entgingen Mathilden; ſie wagte einige leiſe Bitten, ſogar einige Vorſtellungen dagegen, aber die Art, wie dieſe aufgenommen wurden, mußten von ähnlichen Verſuchen ſie auf immer zurückſchrecken. Der Sieg war endlich errungen, wenn gleich nicht ohne Opfer; zwei von ihres Gemahls älteſten und treueſten Freunden zogen beleidigt und mit dem laut ausgeſprochenen Entſchluſſe, dieſes Haus nie wieder betreten zu wollen, ſich zurück, und Herr von Berndorf ſchlich darüber tief betrübt ſtill umher, ohne eine Klage zu wagen. Aber was kümmerte das die Siegerin? Der große

Punkt war doch durchgeſetzt, die Geſellſchaft auf das erleſenſte komponirt, kein einziges Mitglied derſelben, das nicht in dieſen durch Rang und Geburt ausgezeichneten Kreis gehört hätte; die allein ausgenommen, welche mit fürſtlicher Pracht ihn bei ſich bewirtheten.

Kaum daß der Tag des Feſtes ſelbſt zu grauen begann, als ſchon alles im Hauſe in lärmender Bewegung war, und Frau von Berndorf früher als alle übrigen. Sie flog Treppe auf, Treppe nieder, durch die lange Reihe der Säle, zu einer Thüre hinaus, zur andern hinein, um ſelbſt alles anzuordnen; wiederholte der Dienerſchaft die bis in die kleinſten Details eingehenden Verhaltungsregeln, welche dieſe ſchon hundert Mal von ihr gehört hatten, und nahm vor allen Dingen ihren Mann nochmals in die Lehre, den einzigen, der ihr fortwährend Sorge machte. Ihn bei Seite zu ſchieben, ging doch nicht an, ſie mußte ſich alſo damit begnügen, ihm ein leichtes, ſchickliches Betragen anzuempfehlen. Wie meine arme Mutter ſich abarbeitet? und wozu das Alles? dachte ſeufzend Mathilde.

Endlich dröhnten die Straßen von dem Geraſſel der langen Reihe prächtiger Equipagen, neugierige Geſichter füllten die Fenſter der benachbarten Häuſer, um die Sterne, die Ordensbänder, die im höchſten Glanz ſtrahlenden Damen aus dem Wagen ſteigen zu ſehen. Frau von Berndorf war überſelig, Mühe und Verdruß waren vergeſſen, manche kleine Vernachläßigung, die ihr wiederfuhr, wurde lächelnd von ihr überſehen; denn was hätte ſie nicht alles ertragen, nur um am nächſten Tage ſagen zu können, Fürſt X., Gräfin Th., Feldmarſchall Z. haben geſtern bei mir dinirt!

Die ſanft erröthende, ein klein wenig verlegene Mathilde, mußte jedem einzelnen in der Geſellſchaft ſich vorſtellen laſſen. Eine Menge hochtönender Namen und Titel ſchwirrten verworren und verwirrend an ihr vorüber.

Sie mußte unzähligemal ſich tief verneigen, hier einer alten vornehmen Dame den Glacehandſchuh küſſen, dort von einer andern ſich auf die Stirne embraſiren laſſen. Von allen Seiten wurde ſie umarmt, gelobt, aufgemuntert, mit Fragen überſtrömt, bis ſie ſich kaum noch auf den Füßen halten konnte, und war herzlich froh, als das endlich angeſagte Diner dieſer Qual ein Ende machte.

Auch der Ball, der ſpät Abends das Feſt beendigte, ob er gleich der erſte in ihrem Leben, und ſie die Königin deſſelben war, brachte ihr bei weitem nicht ſo viel Vergnügen, als ſie ſich davon verſprochen hatte. Die jungen Herrn, der Witz, das affectirte Weſen derſelben, die Schmeicheleien, die ſie ihr ſagten, die Wichtigkeit, mit der ſie ihre eigene Perſon geltend zu machen ſuchten, alles kam ſo flach, ſo fade Ihr vor, ſie ſchienen ihr ſo durchaus in Nichtigkeit verſunken, ſo durchaus verſchieden von dem Ideal, das ſie aus ihren Romanen ſich zuſammengeſetzt hatte! Ohne Unterſchied, ohne die mindeſte Theilnahme reichte ſie jedem die Hand, der um einen Tanz ſie bat, und jeder Blick, den ſie im Vorüberſchweben auf ihre Eltern warf, vermehrte noch ihren Mißmuth. Sie ſah ihren Vater in einem Winkel des Saals einſam und verlaſſen daſtehen, von ſeinen Gäſten vernachläßigt. Der Abſtand zwiſchen dem Benehmen ihrer Mutter und dem der andern Damen, wurde dem ihr angebornen Takt für Anſtand und Schicklichkeit nur zu bemerkbar; ſie ſah das feine ironiſche Lächeln die Lippen der Letzteren umſchweben, und wurde dadurch lebhaft an die Warnungen ihrer Freundin Kronburg erinnert. Sie fühlte ſich beängſtigt, bedrückt, ſie fragte ſich ſelbſt: ſind dieß denn wirklich die Freuden, nach denen ich mich in meiner Einſamkeit wohl zuweilen geſehnt habe? und war herzlich froh, als endlich die Muſik verſtummte, die Lichter verlöſchten, und ſie nach dem ermüdenden Tage dem Schlaſe ſich hingeben konnte.

Der Strudel des großen Lebens hatte Mathilden nun einmal ergriffen, und riß ſie unaufhaltſam mit ſich fort, ohne ſie zur Beſinnung kommen zu laſſen. Der frühere Theil des Morgens wurde mit Herumziehen von einem eleganten Mode-Magazin zum andern hingebracht, wo man darauf rechnen konnte, recht viel beau monde anzutreffen, und Frau von Berndorf Gelegenheit fand, ihren Ueberfluß an Gold vor ihren Bekannten leuchten zu laſſen. Dann folgte endloſe Viſitenronde, denn Frau von Berndorf mußte doch ihre Tochter in den Häuſern ihrer vornehmen Freude präſentiren. Zwar wurden ſie in keinem derſelben angenommen: aber das gehört zum guten Ton', belehrte ſie ihre Tochter, als dieſe darüber ſich verwundern wollte. Dafür hatte ſie aber auch, wenn ſie nach Hauſe kam, die Freude, die während ihrer Abweſenheit eingelaufenen Viſitenkarten zu muſtern, und ſie in ihre Semenläre am Spiegel ſo zu ordnen, daß die bedeutendſten Namen und Titel am erſten in die Augen fallen mußten. Bei'm Mittagseſſen fehlte es nie an Geſellſchaft, welche die Stunden bis zur ſpäten Abendtoilette ausfüllten, und oft fing der Tag ſchon zu grauen an, ehe Mathilde von Bällen und andern Feſtlichkeiten heimkehrend, ſich dem Schlafe überlaſſen konnte, deſſen die Jugend ſo ſehr bedarf. Binnen dem Verlauf weniger Wochen hatte Mathilde ſchon den ganzen immer wiederkehrenden Kreis der Wintervergnügungen kennen gelernt, nur das Schauſpiel nicht, das einzige, nach dem ſie erwartungsvoll ſich ſehnte; es gehörte aber eben zum guten Tone, es nur ſelten und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zu beſuchen. Eine durchreiſende berühmte Schauſpielerin, die in einigen Gaſtrollen auftreten wollte, führte eine ſolche Gelegenheit endlich herbei; alle Welt war auf das erſte Erſcheinen, obendrein in einem noch nie geſehenen Trauerſpiele, der in allen Zeitungen hochgeprieſenen Künſtlerin, geſpannt, und Frau von Berndorf hatte ſchon bei Zeiten dafür geſorgt, für jeden Abend, an welchem die Fremde ſpielen würde, ſich ihre Loge vorzubehalten. Sie hatte weislich berechnet, daß dieſes das beſte Mittel ſey, manchem ihrer Bekannten, der dieſe Vorſicht verſäumt hatte, eine Artigkeit zu erzeigen, und ſich vielleicht gar an der Seite einer Excellenz oder gar einer Durchlaucht öffentlich vor den Leuten zu brüſten. Auch hatte in der That eine vornehme Dame den von Frau von Berndorf ihr angebotenen Platz für die erſte Vorſtellung anzunehmen geruht, aber da ſie ſpäterhin eine ihr beſſer konvenirende Geſellſchaft gefunden, ließ ſie ihre gefällige Freundin im Stich, und dieſe ſah ſich dadurch genöthigt, mit Mathilden allein in's Theater zu fahren.

Da ſaßen nun Mutter und Tochter ganz allein in ihrer Loge, während das ganze übrige Haus gedrängt voll war. So wie der Vorhang aufging, war Mathilde mit Geiſt, Sinn und Gemüth in die treffliche Darſtellung eines neueren Meiſterwerkes verſunken, und merkte nichts von allem, was um ſie her geſchah, ihre Mutter aber muſterte, mit weit vorgebeugtem Halſe, die glänzende Reihe der Zuſchauer in den erſten Ranglogen, grüßte ihre Bekannten nach allen Seiten hin, und ſchien es gar nicht zu bemerken, wenn ihr freundliches Zunicken und Zulächeln entweder gar nicht, oder mit kalter Verwunderung erwiedert wurde.

Der erſte Akt war beendet, die geſpannte Aufmerkſamkeit ließ nach, mit der Mathilde den Gang der Vorſtellung verfolgt hatte; ſie gewann Zeit, ſich auch in dem für die Zuſchauer beſtimmten Theil des Hauſes umzuſehen, und wurde in einer Loge, dicht neben der ihrigen, einen ihrer näheren Bekannten oder vielmehr einen ihrer Verehrer gewahr, deren die junge ſchöne Erbin des reichen Baron von Berndorf ſchon mehrere in ihrem Gefolge hatte, ohne daß einer derſelben ſich von ihrer Seite einer beſonderen Aufmunterung zu rühmen gehabt hätte; am wenigſten dieſer Graf Kreutzburg, obgleich er wöchentlich einigemal bei ihren Eltern zu Mittag ſpeiſte. Der Eindruck, den ihre Schönheit und übrigen Vorzüge auf ihn gemacht hatten, war unverkennbar, und konnte unmöglich dem inſtinktartigen Scharfblicke entgehen, der allen jungen Mädchen hierin angeboren iſt. Es bedurfte keiner Erklärung von ſeiner Seite, um Mathilden mit dem bekannt zu machen, was er für ſie empfand; aber ſein Stolz hätte ihm auch nie erlaubt, eine ſolche auszuſprechen. Mathilde behauptete, oft die Bitte, doch Niemand zu ſagen, wie ſehr ſie ihm gefalle, auf ſeinen Lippen ſchweben zu ſehen, und es beluſtigte ſie nicht wenig, wenn er, in Gegenwart von Zeugen ſeines Standes, ſich ängſtlich bemühte, den Unbefangenen gegen ſie zu ſpielen, und dagegen ſchnell ſein Betragen abänderte, ſobald er mit ihr allein war; zärtlich ſchmachtend, hing er dann an ihren Blicken, ganz Liebe und Aufmerkſamkeit; doch eben dieſer lächerliche Contraſt in ſeinem Weſen machte ihn in ihren Augen nicht nur widerwärtig, ſondern auch beinahe verächtlich.

Dießmal ließ der hochgeborne Graf ſich wirklich herab, Mathilden öffentlich zu huldigen, wahrſcheinlich, weil er die allgemeine Aufmerkſamkeit bemerkte, die ihre liebliche Erſcheinung erregte. Er kam zwiſchen dem zweiten und dritten Akt auf einige Augenblicke in ihre Loge, ſprach einige Worte mit ihr und ihrer Mutter, und kehrte dann wieder in die Seine zurück.

„Wer ſind die Damen, mit denen Sie eben ſprachen?“ hörte Mathilde eine ihr unbekannte wohltönende Stimme den Grafen fragen.

„Frau und Tochter eines gewiſſen Baron von Berndorf, eines baroniſirten Kaufmanns, vor dieſem Herr Berndt tout court,“ war die Antwort. „Das Mädchen iſt hübſch, wie Sie ſehen, die Leute haben es ſich in den Kopf geſetzt, ein großes Haus machen zu wollen, auch ißt man wirklich nirgends ſo gut, als bei ihnen, und trinkt wo möglich noch beſſer; da gehe ich denn zuweilen faute de mieux zu ihnen hin.“

„Machen Sie mir nichts weiß, ich wette, das ſchöne Kind gefällt Ihnen beſſer, als Sie es geſtehen wollen,“ erwiederte der Unbekannte. Mathildens feinem Ohr entging kein Wort von dem ganzen Geſpräche.

„Nun, ſo ſo, la la, wie man's nimmt,“ ſprach Graf Kreutzburg recht elegant nachläßig. „Wiſſen Sie was? ſupiren Sie heute mit mir dort; an Theaterabenden, wie der heutige, finden wir in dem Hauſe immer Geſellſchaft.

Kommen Sie mit mir, wenn Sie nämlich nichts Beſſeres vorhaben, Sie erzeigen mir noch obendrein einen Gefallen. Die Leute ſind ganz gut, wer einmal bei ihnen eingeführt iſt, darf kommen, wann er will, und auch andere einführen; man befindet ſich gar nicht übel in dem Hauſe, ſage ich Ihnen, aber es iſt doch beſſer, wenn wir die ſtärkere Parthie ausmachen. Sobald keine gebetene Geſellſchaft dort iſt, trifft man zuweilen auf Eſpecen, mit denen man ſich nicht gern fauſiliren mag, daher will ich zuſehen, daß ich heute noch ein Paar Bekannte zum Hingehen bewegen kann."

Das Herz in der Bruſt ſchwoll Mathilden vor Zorn und Beſchämung, ſie ſah heimlich nach dem Fremden ſich um, und zu ihrem Troſte glaubte ſie zu bemerken, wie auch er Kreutzburgs Arroganz höchſt abgeſchmackt finde. Sie hörte, wie er die an ihn ergangene Einladung abzuſchlagen ſuchte, als ob er ſich ſchäme, unter dem Schutze eines ſo eitlen

Thoren in ihrem Hauſe aufzutreten, und dann doch, nach einigem Stocken, ſie annahm. Um mich in der Nähe zu ſehen! jubelte ihre mädchenhafte Eitelkeit; warum nicht gar! erwiederte ſtrafend die ernſte Vernunft. Am Ende gilt es mir gleich, eine neue Bekanntſchaft mehr oder weniger! bemühte Mathilde ſich zu denken, aber heimlich freute ſie ſich doch, ſie wußte ſelbſt nicht warum oder worüber; aber ſie fand, daß der Unbekannte eben ganz anders ſey, als alle die jungen Herren, die ihr bis jetzt vorgekommen waren.

Das Schauſpiel war beendigt, Graf Kreutzburg ſtellte, ohne viele Umſtände, der Frau von Berndorf ſeinen Freund Adolar von Römhild, vor, und ſomit war die Bekanntſchaft eingeleitet. Die Herrn führten die Damen an den Wagen, ſtiegen dann in den ihrigen, und langten mit ihnen zu gleicher Zeit in dem Hauſe des Herren von Berndorf an, wo ſie eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft ſchon vorfanden.

Das Geſpräch geſtaltete ſich dieſesmal lebhafter und allgemeiner, als wohl ſonſt, denn ſowohl die fremde Schauſpielerin, als das eben geſehene neue Trauerſpiel, boten einen alle Welt anregenden Stoff dazu dar, und viel abſurdes Zeug wurde über beide zu Markte gebracht. Einige tonangebende Elegants lobten die Künſtlerin, erklärten aber das Stück für barbariſch, für unter aller Kritik.

„Das habe ich gleich zu Römhild geſagt!“ rief triumphirend Graf Kreutzburg.

„O ja! gleich als der Vorhang kaum aufgezogen war,“ erwiederte Römhild. „Ich für meine Perſon kann nicht ſo ſchnell mit meinem Urtheile fertig werden, und ſpüre überhaupt weder großen Beruf, noch große Anlagen zum Kritiker,“ ſetzte er mit feinem Lächeln hinzu. „Ich gebe mich gelaſſen meinem Gefühle hin, und wenn es dem Poeten gelingt, eine anſprechende Seite deſſelben zu treffen, ſo bin ich zufrieden, ohne ihn über die Art, wie er das zuwege gebracht hat, zu ſchikaniren.“

Alle lachten. Vom Theater ging man zur allerneueſten Tagesgeſchichte über; auch hier blieb Adolar ſich gleich; entſchuldigte, wo andere verdammten, vertheidigte, milderte, und bemühte ſich, Spottſucht und böſen Leumund ritterlich zu bekämpfen. Wie hing Mathilde mit Geiſt, Sinn und Gemüth an ſeinen Lippen, an ſeiner ſchönen Geſtalt, an dem edlen reinen Ausdruck ſeines Geſichts, zu dem ſie nur heimlich die Augen aufzuſchlagen wagte! Der Zufall brachte ſie bei Tiſche in ſeine Nähe, gern hätte ſie ihn nur einmal recht angeſehen, aber ſie fühlte, wie ſein Auge beſtändig auf ihr ruhte, und hatte nicht den Muth, den Blick zu ihm zu erheben.

Dieſen Abend fiel es Mathilden nicht ein, ſich in den Schlaf zu leſen, wie ſie ſonſt immer ſelbſt nach einem Balle zu thun pflegte; ſie hatte ſo viel zu bedenken, ihr Herz war ſo voll ſüßer nie gekannter Unruhe. Wenn ſie die Augen ſchloß, ſchwebte Adolars Geſtalt hell und deutlich ihr vor, und der Ton ſeiner, ihr wie aus der Seele geſprochenen Worte, klang ihr noch immer vor den Ohren. Daß er während des Abendeſſens in einem fort ſie angeſehn, wollte ſie ſich ganz aus dem Sinn ſchlagen und doch kam kein andrer Gedanke in ihr auf. Als ſie Morgens erwachte, fiel es ihr ſchwer auf das Herz, daß ſie dieſe Nacht wenig geſchlafen und gewiß bleich und entſtellt ausſehn würde. Ihr Kammermädchen mußte ihre halbe Garderobe herbeiholen, kein einziger ihrer Anzüge war ihr der Rechte. Die Zofe gerieth darüber in das größte Erſtaunen, denn noch nie war ihre junge Gebieterin bei der Wahl ihrer Toilette ſo ſchwer zu befriedigen geweſen: „aber wohin in aller Welt gehen Ihro Gnaden denn Heute?“ fragte ſie endlich.

Dieſe Frage ſetzte Mathilden zwar in Verlegenheit, brachte ſie aber auch wieder zur Vernunft. Sie konnte ja ſich ſelbſt nicht geſtehen, warum ſie ſich eben heute ſo ſorgfältig putze.

Der Morgen verging, wie gewöhnlich; mehrere von der Geſellſchaft des geſtrigen Abends hatten zur Mittagstafel ſich wieder eingeſtellt und die Rede fiel bald auf Adolar. „Wie gefällt Ihnen unſre neue Acquiſition von geſtern Abend, den jungen Römhild, meine ich:“ fragte Graf Kreutzburg Mathildens Mutter quer über den Tiſch hin: „finden Sie nicht auch, gnädige Frau, daß er für Einen, der noch gar nicht in der Welt war, ſich ziemlich geſchickt benimmt? Auch fehlt es ihm weder an Geiſt noch an Talent, das verſichre ich Sie.“

„Wer iſt denn der junge Mann eigentlich?“ fragte Frau von Berndorf vornehm kalt.

„Er ſoll aus einer alten ſächſiſchen Familie abſtammen,“ war die Antwort, „ich glaube es kaum, er erwähnt deſſen nie, und warum ſollte er dieſen einzigen Vorzug nicht geltend machen, wenn er ihn beſitzt? da er weder Vermögen hat, noch, ſo viel ich weiß, hier in bedeutenden Verbindungen ſteht."

„Er beſitzt etwas höheres als Geld," rief mit einem Male ein alter penſionirter Obriſtlieutenant mit ſeiner tiefen Baßſtimme dazwiſchen, der ſich ſelten in das Geſpräch zu miſchen pflegte. „Adolar von Römbild hat einen edlen Sinn, ein braves Gemüth und Ehre im Leibe. Und was ſeine Abkunft betrifft, ſo kann ich die Geſellſchaft verſichern, daß auch in dieſer Hinſicht mancher hinter ihm zurückbleibt, der mit der Seinigen groß thut, und alle Augenblicke ſie erwähnt. Ich kenne den wackern Jungen von ſeiner Kindheit an, ſein Vater war mein lieber tapferer Kriegskamerad, Gott habe ihn ſelig."

Mathilde hätte dem braven Mann um den Hals fallen mögen, nicht ſowohl, meinte ſie, weil er ſich Römhilds annahm, als weil er den unerträglich eitlen und aufgeblaſenen Grafen Kreutzburg gedemüthigt hatte. Um doch etwas für ihn zu thun, winkte ſie einem Bedienten, ihm eine friſche Flaſche Burgunder hinzuſtellen, denn ſie bemerkte, daß er die ſeine ſchon geleert hatte.

Mathilde mußte gleich nach Tiſche mit ihrer Mutter ausfahren; ſie wollte vor Ungeduld darüber vergehen; die Leute, bei denen ſie Beſuche abſtatteten, kamen ihr langweiliger als jemals vor, und als ihre Mutter ſich bereden ließ, in einem der Häuſer, die ſie beſuchten, den Abend zuzubringen, war ſie nahe daran, ihren Unmuth ſichtbar werden zu laſſen. Dieſes Mal war ſie die erſte, die zu Hauſe nach den während ihrer Abweſenheit eingegangenen Viſitenkarten fragte; ſie ſah ſie aufmerkſam durch, fand aber nicht den Namen, den ſie ſuchte. Dieſe ganz gewöhnliche Höflichkeit wäre er meiner Mutter doch wohl ſchuldig geweſen, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, um ſich nur nicht zu geſtehen, was ſie eigentlich kränke. Der junge Herr behandelt uns ſehr obenhin, ſollte ich meinen, doch vielleicht wurde er heute abgehalten zu kommen, und macht wohl morgen ſeine Nachläſſigkeit wieder gut.

Indeſſen verging ein Tag nach dem andern, ohne daß der Erwartete ſich ſehen ließ; endlich einmal begegnete ihm Mathilde auf der Straße, er grüßte ſie ehrerbietigſt, indem ſie an ihm vorüber fuhr, und als ſie nach Hauſe kam, lag ſeine Karte da.

„Das iſt zu arg, zu kommen, wenn er gewiß ſeyn konnte, uns nicht zu Hauſe zu finden!“ ſeufzte Mathilde, und eine Thräne des Unmuths ſtieg ihr in's Auge, während ſie das zierliche mit Römhilds Namen bezeichnete Blättchen betrachtete. „O wie ſo ſehr Recht hatte meine kluge Freundin, mich vor den Hochgebornen zu warnen! er iſt eben auch wie die Andern, wer hätte das ihm angeſeben! Wir ſind zum fortgeſetzten Umgange ihm nicht hochgeboren, nicht vornehm genug, ich bin nur froh, daß er es uns gleich anfangs ſo deutlich zu verſtehen gibt.“

Die ganze Nacht über konnte ſie den Gedanken an Adolars ſichtbare Vernachläßigung ihrer nicht los werden, er verfolgte ſie mit ſchmerzlicher Gewalt. Sie nannte ſie unverzeihlich, ſie wollte gar nicht mehr an ihn denken, aber um ihn vergeſſen zu können, wiederholte ſie ſich zu oft, daß ſie es nicht mehr wolle.

Ihr innerer Mißmuth ſtieg mit jedem Tage, denn Herr von Römhild ſchien gar nicht daran zu denken, ſeinen Beſuch wiederholen zu wollen, und aus Verdruß darüber zeigte Mathilde mit einem Male eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit, wenn ſie in Geſellſchaft war. Sie lachte, ſcherzte, war munter und witzig, wer ſie zum erſtenmale ſah, hätte ſie ſogar für gefallſüchtig halten können. Sie war es nicht, aber ihr durch Römhilds Gleichgültigkeit tief verwundetes Gemüth ſuchte und fand auch zuweilen eine wunderliche Art von Troſt, in dem Schwarm von Bewunderern, der ſie zur Königin des Tages erhob. Irgendwo muß ich doch einmal ihn antreffen, dachte ſie, und es wird ihn doch etwas verdrießen, ſollte ich meinen, wenn er ſieht, wie wenig ich ſeiner und ſeiner Huldigungen bedarf.

Aber vergebens ſuchte ihr Auge Adolar überall im dichteſten Gedränge, im Theater, auf Bällen, und war ſie endlich überzeugt, daß er nicht zugegen ſey, dann war es auch auf einmal mit ihrer Lebhaftigkeit, mit ihrer Eroberungsfreude, ſogar mit ihrer Liebenswürdigkeit vorbei.

Was ſollte ihr ein Triumph, von dem er nicht Augenzeuge war? Alles kam ihr dann plötzlich ungeheuer langweilig vor, die jungen Herren, ſammt ihrer Bewunderung und allen ihren ſchönen Redensarten.

Endlich, als ſie es am wenigſten erwartete, brachte der Zufall den vergebens Geſuchten in ihre Nähe. Ein berühmter Maler veranſtaltete eine Ausſtellung ſeiner vorzüglichſten Gemälde, um ſich den Kunſtliebhabern der Reſidenz bekannt zu machen. Gleich in den erſten Tagen ging alle Welt hin, ſie zu ſehen, Frau von Berndorf ebenfalls, obgleich ſie ein Gemälde von einem kolorirten Kupferſtich ſchwerlich zu unterſcheiden gewußt hätte, und Mathilde mußte wie gewöhnlich ſie begleiten.

Schon bei'm Eintritt in den von Herrn und Damen gedrängt vollen Saal, entdeckte Mathilde mit hochklopfendem Herzen am äuſſerſten Ende deſſelben Adolars hohe Geſtalt. Sie zitterte faſt vor Furcht, er möchte ſich wieder entfernen, ohne ſich ihr genähert zu haben; doch ihre Mutter, die ebenfalls ſeiner gewahr worden war, befreite ſie von dieſer Angſt. Frau von Berndorf ſah eben keine andere Bekannten in ihrer Nähe, mit denen ſie ſich hätte unterhalten können, und drängte daher an Mathildens Arm ſich ſo weit vor, daß ſie ihn abrufen konnte, was ſie denn auch ohne Bedenken überlaut that. „Kommen Sie zu mich, Herr von Römhild,“ rief ſie ihm zu, „und ſagen Sie mir, junger Herr, wo haben Sie die ganze Zeit geſtochen? man hat Sie ja gar nicht geſehen: Vous nous nègligez terriblement, mon cher, à ce qu'il me paroit.“

Adolar entſchuldigte ſich ſehr ehrerbietig, indem er verſicherte, mehrere Male an ihrer Thüre geweſen zu ſeyn, ohne das Glück zu haben, Sie zu Hauſe zu finden.

„Oui, pardi!“ war die Antwort, „wer mich zu Hauſe treffen will, muß entweder zum diner oder zum souper ſich einſtellen, das wiſſen Graf Kreutzburg, Fürſt Hohenwald und alle unſere übrigen guten Freunde, und richten ſich darnach. Freilich halten nicht alle Leute maison ouverte, aber von uns iſt es aller Welt bekannt. Zum par exemple kommen Sie heute Mittag.“

„Für heute bin ich leider ſchon verſprochen,“ erwiederte Adolar erröthend.

„Bah!“ rief Frau von Berndorf; „nun dann au demain.“

„Auch morgen bin ich nicht mehr frei,“ ſprach Adolar mit noch tieferem Erröthen.

Mathilde ſtand bei dieſem Geſpräch wie auf Kohlen. Das Benehmen und die Sprachſchnitzer ihrer Mutter, ſo ſchmerzlich ſie auch ſolche empfand, bemerkte ſie dieſes Mal kaum, aus heimlichem Verdruß über Adolars abſtoſſendes Weſen, und ſeine ewigen abſchlägigen Antworten.

„Warum wollen Sie Herrn von Römhild Zwang anthun, liebe Mutter?“ ſprach ſie ſichtbar empfindlich; „laſſen Sie ihm doch Freiheit, das Beſſere oder ihm Gefälligere zu wählen.“ Mit dieſen Worten verneigte ſie ſtolz und verabſchiedend ſich gegen ihn, und wandte nach einer andern Seite den Gemälden ſich zu. Aber ein ſehr ſchmerzlicher, einer

Ungerechtigkeit ſie anklagender Blick ſeines Auges war ihr deshalb doch nicht entgangen, und ſie betrachtete mit ſcheinbarer Aufmerkſamkeit die Bilder, ohne eigentlich nur eines derſelben zu ſehen.

Kaum war ſie indeſſen mit ihrer Mutter zu Hauſe angelangt, als zu ihrem unbeſchreiblich freudigem Erſtaunen auch Adolar ſich einſtellte; er hatte einer ſo gütigen Einladung nicht widerſtehen können, er hatte von ſeinem frühern Verſprechen ſich loszumachen geſucht, verſicherte er. Eigentlich hatte ſein Herz ſeine Vernunft überwältigt, und Mathildens zürnender Blick die Gründe beſiegt, welche ihn bis dahin bewogen, der Gefahr einer augenſcheinlich hoffnungsloſen Liebe durch Flucht ſich zu entziehen, und das Gefühl zu bekämpfen, das vom erſten Augenblicke für Mathilde in ihm erwacht war.

Adolar zeigte ſich bei der Mittagstafel als der liebenswürdigſte Geſellſchafter, heiter, geſprächig gefiel er allen, die ihn hörten und ſahen. Sein Auge ſtrahlte von Seligkeit, und Mathilde war zu Muthe, als ſey alles um ſie her durch einen Zauberſchlag umgewandelt. Im klarſten Himmelslicht lag die Welt vor ihr, alles in derſelben ſchien ihr anders, als ſonſt, und gefiel ihr. Unerträgliche Geſichter, die früher die unausſtehlichſte Langeweile ihr machten, ſchienen ihr jetzt mit einem Male ganz leidlich, angenehm ſogar, oder halfen ihr wenigſtens zu witzigen harmloſen Einfällen, in die Adolar mit gleicher Heiterkeit einging. Der Tag verſchwand ihr wie ein Traum, aber von nun an kam auch keiner, an welchem ſie nicht entweder im Hauſe ihrer Eltern oder in Geſellſchaft außerhalb demſelben ihren Freund geſehen hätte. Der Damm war gebrochen, vernichtet, den Adolars heller Verſtand der in ſeinem Buſen aufkeimenden Leidenſchaft bisher entgegengeſtellt hatte, der Strom derſelben riß unaufhaltſam ihn hin, und ergriff auch die Geliebte mit unwiderſtehlicher Gewalt. Ohne daß beide ſich deſſen bewußt waren, gaben ſie dem ſüßen wonnevollen Rauſch des Erwachens der erſten Liebe ſich hin, der ſo oft ſpäterhin mit heißen bittern Thränen erkauft wird.

Sie ſagten ſich zwar nicht, daß und wie ſie liebten, ſie wußten es ſelbſt nicht, aber mitten in der Geſellſchaft war zwiſchen ihnen eine Art heimlichen Verſtändniſſes entſtanden, ihnen war zu Muthe, als ob ſie zu einander und keiner ſonſt zu ihnen gehörte. Stets hatten ſie einander etwas nothwendiges zu ſagen, irgend eine Bemerkung ſich mitzutheilen. Sie winkten lächelnd ſich zu, wenn etwas recht merkwürdig abſurdes in der Geſellſchaft vorfiel; ſie waren immer einerlei Meinung, und treue Bundesgenoſſen, wenn es darauf ankam, einen ungerechterweiſe Angefochtenen zu vertheidigen. Für den unbefangenen Zuhörer war ihre Unterhaltung das unverfänglichſte von der Welt, höchſtens konnte er eine ganz gewöhnliche Kurmacherei darin ſehen, aber die in ihrem Herzen ſtill lodernde Flamme verbreitete einen eigenen Zauber über dieſelbe, und ſchuf auch das gleichgültigſte, was ſie zu einander ſprachen, in ſüße Liebesworte um.

Frau von Kronburg hatte indeſſen ihre Wohnung verändert, und Mathilde von ihrer Mutter Erlaubniß erhalten, ſie zuweilen beſuchen zu dürfen. Die treue Freundin war noch immer die einzige Vertraute, der ſie alles, was ſie erlebte, mittheilte. Die welterfahrne Frau lachte oft recht herzlich über Mathildens einfache Bemerkungen, über ihre naive Verwunderung, über ihren Widerwillen gegen manches, und ſuchte dabei immer durch Rath und Belehrung ihre junge Freundin auf rechtem Wege zu erhalten.

Doch ſeit Mathilde ihren Adolar gefunden, waren ihre Beſuche bei Frau von Kronburg ſeltener geworden, denn ſie fühlte nicht mehr ſo großen Drang zu ihr zu gehen. Zur Mittheilung ihres namenloſen Glücks war ſie noch zu ſehr von demſelben erfüllt, und die innigſte Freundſchaft wird lau, ſobald ein wärmeres Gefühl im Buſen ſich regt; nur wenn Troſt und Rath zum Bedürfniß werden, tritt ſie wieder in ihre alte Rechte ein.

Soweit war es mit Mathilden noch nicht gekommen; es fiel ihr noch nicht ein, ſich über die Veränderung in ihrem Innern Rechenſchaft ablegen zu wollen, aber ſie fühlte endlich doch, daß ſie Frau von Kronburg zu lange und zu merklich vernachläſſige, und das Gefühl eines an ihr begangenen Unrechts trieb eines Tages ſie doch wieder zu ihr hin. Sie konnte nicht vor ihr erſcheinen, ohne ſich innerlich etwas beſchämt zu fühlen. Der freundliche Empfang, der ihr wurde, gab ihr ſchnell ihre Heiterkeit wieder; ganz unbefangen ſetzte ſie zu der lieben Frau ſich hin, und fing mit gewohnter Zutraulichkeit an, von ihrem Leben, ſeit ſie einander nicht geſehen, von den neuen Bekanntſchaften, die ſie in der Zeit gemacht, ihr zu erzählen; doch als die Reihe erwähnt zu werden, auch an Adolar kam, ſtockte ſie, wurde feuerroth, und konnte endlich vor gewaltigem Herzklopfen nicht weiter reden.

Frau von Kronburg kannte die Welt, das Leben und das weibliche Herz zu genau, um dieſe Symptome nicht zugleich für das, was ſie waren, zu erkennen. Sie ſtellte ſich indeſſen, als ob ſie dieſelben nicht bemerke, und fing recht gewandt an, Mathilden ganz unmerklich auszufragen, was ſie ſonſt niemals that. Der kleine Kunſtgriff gelang, ſo wie Mathilde den Namen Adolar von Römhild erſt einmal über die Lippen gebracht hatte, riß die Freude, ihn vor ihrer Freundin loben zu können, ſie hin, und ſie konnte gar nicht wieder aufhören, von ihm zu ſprechen.

„Du biſt ein Kind, ein gutes liebes unerfahrnes Kind,“ unterbrach Frau von Kronburg ſie endlich, „dein Held iſt am Ende nicht anders wie die Uebrigen, du merkſt nur nicht, daß er die Kunſt ſich zu verſtellen beſſer verſteht, als ſie.“

„Verſtellen? wo denken Sie hin, liebſte Frau!“ rief Mathilde eifrig, „nein, er iſt treu und wahr, und klar wie die Sonne am Himmel. In ihm iſt kein Falſch, das hätte ich längſt gemerkt. Um in ihm mich nicht zu irren, habe ich ihn und ſein ganzes Betragen viel zu genau beobachtet.“

„Ihn und ſein Betragen genau beobachtet? und was bewog dich denn, ihn ſo genau zu beobachten?“ erwiederte Frau von Kronburg, und ſah mit forſchendem Ernſt Mathilden in das erröthende Geſicht. Mathilde ſchlug die Augen nieder, und erwiederte ihr keine Sylbe.

Frau von Kronburg ergriff ihre beiden Hände, und zog ſie in ihre Arme. „Mathilde, Kind meines Herzens,“ ſeufzte ſie: „ich fürchte, der Augenblick iſt da, dem ich ſo lange ſorgenvoll entgegen ſah; dein Herz iſt erwacht, und Adolar iſt ihm mehr, als er ihm ſeyn ſollte. O verachte meine Warnung nicht, fliehe ihn, ſo lange es noch Zeit iſt; gewinnt dieſer Mann deine Liebe, ſo biſt du unglücklich, und er mit dir, wenn er dich wirklich liebt. Nach allem, was du von ſeinen äußern Verhältniſſen mir geſagt haſt, gehört er nicht in die Reihe der Männer, aus denen, wahrſcheinlich bald, der Ehrgeiz deiner Eltern dir einen Gemal wählen wird; ſie verlangen für dich ein weit glänzenderes Loos, und ſind dazu berechtigt. Nimmermehr werden ſie zu einer Verbindung zwiſchen dir und Herrn von Römhild ihre Einwilligung geben und du — kannſt du ihnen widerſtreben wollen? kannſt du den Frieden, das Glück deiner Eltern zerſtören wollen, deren einzige Hoffnung du biſt, um einer Leidenſchaft dich hinzugeben, die zu beſiegen noch in deiner Macht ſteht?“

Traurig und nachdenkend kehrte Mathilde von ihrer Freundin zurück. Abends in einem ſehr brillanten öffentlichen Konzert ſtand Adolar ihr gegenüber; er ſah, wie ſie zerſtreut und in ſich verſunken da ſaß, wie die Muſik von ihr unbeachtet an ihr vorüber rauſchte, und drängte, von innerer Unruhe getrieben, ſich zu ihr hin, um ſie über die Urſache ihres ungewöhnlichen Trübſinns zu befragen.

„Mir fehlt nichts,“ antwortete ihm Mathilde mit einem Seufzer, der deutlich ſagte: „mir fehlt alles!“ Adolar ſah ſie an, ihr Blick begegnete dem ſeinen, ein Strahl des Erkennens ihrer ſelbſt leuchtete in beiden auf, und zum erſtenmal ſtanden ſie ſchweigend und verlegen einander gegenüber. Beide blieben den ganzen Abend über ernſt und nachdenkend, wie noch nie zuvor.

Während der dieſem Abend folgenden langen ſchlafloſen Nacht, gelangte Mathilde vollends zur Erkenntniß ihres eigenen Herzens, aber auch zu der Ueberzeugung, daß auch Arolar ſie liebe, heiß und treu, wie ſie ihn liebte. Lange, lange, gab ſie dem ſchmerzlich-ſüßen Gefühle, liebend geliebt zu ſeyn, ſich hin, und weinte Thränen des Schmerzes und der Wonne. Aber ein Entſchluß mußte nun gefaßt werden; was ſollte, was konnte ſie thun? Ihre Liebe zu beſiegen ſuchen, Frau von Kronburgs Rath befolgen, den Liebling ihrer Seele meiden, dazu war es viel zu ſpät, das ſagte ihr in lauten Schlägen hochklopfendes liebeglühendes Herz. Wie ſollte ſie es anfangen, ihn nicht mehr zu ſehen? ſah ſie ihn doch überall, ſelbſt wo er nicht war. Nein, dieſes heiße Gefühl, das ſie jetzt ganz erfüllte, komme daraus, was da wolle, es ließ ſich nicht mehr beſiegen. Lange dachte ſie über ihre künftiges Benehmen nach, und kam, ſo viel Mühe ſie ſich auch deßhalb gab, nur zu dem, ſolchen Ueberlegungen gewöhnlich folgenden Reſutat, für's erſte nichts darin abzuändern, ſich auch ferner dem Geliebten zu zeigen, wie ſie bisher ſich ihm gezeigt, offen, unbefangen und heiter; jeder Erklärung von ſeiner Seite aus dem Wege zu gehen, und im Uebrigen ſich auf die Zeit, auf den wahrer Liebe leuchtenden Glücksſtern zu verlaſſen, die, wie ſie in ihren Büchern geleſen, ſchon oft im Augenblick, wo man es am wenigſten erwarten durfte, das Glück der Liebenden herbeiführten.

Doch dieſes Sich-völlig-gleichbleiben war nicht ſo leicht als Mathilde es glaubte; es wollte ihr durchaus nicht gelingen, ſich wieder mit Adolar in den alten Ton hineinzufinden. Auch er ſchien anders geworden, als er bisher geweſen; der Frohſinn, die Unbefangenheit beider war verſchwunden, ſie ſprachen weit weniger mit einander, als wohl ſonſt, und das, was ſie ſich ſagten, war nie das, was ſie ſich eigentlich hatten ſagen wollen, aber ſie verſtanden ſich doch, und fühlten bei dieſer gegenſeitig zwiſchen ihnen herrſchenden Spannung ſich zwar nicht glücklich, aber auch durchaus nicht unglücklich.

Eines Morgens wurde Mathilde zu ihrem Vater gerufen. Der Fall war noch niemals da geweſen, und in bänglicher, vorahnender Erwartung betrat ſie deſſen Zimmer, wo ſie zu ihrem größten Erſtaunen, zur ungewohnt frühen Stunde, ihre Mutter bei ihm ſitzen fand. Das feierliche Weſen beider ſchien ihr nichts Gutes zu verkünden.

„Komm näher, mein Kind, und ſetze dich zu uns," ſprach ihr Vater, indem er ihr freundlich die Hand entgegenſtreckte, als wolle er ſeiner ſichtbar verlegenen Tochter Muth machen. „Setze dich, Mathilde, wir haben dir etwas ſehr wichtiges vorzutragen," fing er nach einer kleinen Pauſe wieder an, ſchwieg dann wieder, räuſperte ſich, ſuchte ſeine Doſe, die er in der Hand hielt, und geberdete ſich im Ganzen, wie jemand, der für das, was er zu ſagen hat, nicht ſogleich Worte finden kann.

„Wir hoffen, daß du von unſerer Liebe zu dir überzeugt, und als eine gehorſame Tochter,“ ſprach er endlich feierlich langſam. — — „Wozu alle die Umſtände,“ fiel Frau von Berndorf ungeduldig ein: „ſie wird doch wohl einſehen, was zu ihrem Glücke dient? Kurz und gut, Mathilde, Graf Weißenſtein hat um dich angehalten, nächſtens wird er in den Fürſtenſtand erhoben werden, und gleich darauf wird die Hochzeit ſeyn.“

Mathilde ſtand da wie verſteinert, ihre Mutter gewann dadurch Zeit, die Vortheile dieſer glänzenden Verbindung ihr weitläuftig zu erklären. „Du wirſt eine Fürſtin, eine Durchlaucht; Mathilde bedenke das!“ ſetzte ſie am Ende ihrer Rede hinzu, „du wirſt an den Hof gehen, wirſt zu den vornehmſten Damen gehören. Nein, wahrlich, du biſt zu glücklich. Du biſt mein Kind, und ich beneide dein glänzendes Schickſal dir nicht, aber welch ein Unterſchied zwiſchen deinem Looſe und dem meinen! Ich war doch auch ſchön, weit ſchöner als du biſt, ich brachte deinem Vater doch auch ein großes Vermögen zu, und was bin ich gegen das, was du werden wirſt!“

„Nun, nun, es gibt ſehr vornehme Damen, die herzlich froh wären, wenn ſie nur halb ſo viel auszugeben hätten, als du, mein Schatz,“ murmelte Herr von Berndorf ganz leiſe; denn unerachtet ſeines nie ermüdenden Gleichmuths, verdroß dieſe Bemerkung ſeiner gebietenden Herrin ihn doch. Mathilde ſah ſeine Stirne ſich umwölken, und gewann dadurch einigen Muth.

„Ich bin noch ſo jung, ich möchte ſo gern noch bei meinen lieben Eltern bleiben,“ ſtotterte ſie ängſtlich; „ich mag mich nicht auf eine Stufe erheben laſſen, zu der ich nicht geboren bin; ich frage nichts nach Rang und

Stand,“ ſetzte ſie, allmählig muthiger werdend, hinzu.

„Wenn du nichts darnach fragſt, ſo fragen wir, deine Eltern, darnach, die wohl beſſer wiſſen als du, was zu deinem Glücke dient,“ rief Frau von Berndorf mit hartem, zürnenden Ton.

„Aber, liebe Mutter, warum ſollte ich einen Stand verlaſſen, in welchem ich zufrieden mich fühle, um in höhere Sphären mich zu drängen, in die ich nicht gehöre?“ fragte Mathilde beſcheiden bittend. „Selbſt mein Vater ſpricht es ja aus, daß Sie . . . .“

„Dein Vater,“ rief Frau von Berndorf höchſt erzürnt — — „iſt dein Vater,“ ſetzte ſie, ſich beſinnend, hinzu, „es iſt freilich nicht jedem gegeben, ſich zu einer noblen Denkungsart zu erheben. Und endlich, wozu alle dieſe Worte? Du weißt unſern Willen, es iſt deine Pflicht, dich ihm ohne Widerrede zu unterwerfen. Geh', zieh' dich an, in einer Stunde fahren wir aus, und damit gut.“

Mathilde ſah ihren Vater an, wie ein unſchuldig Verurtheilter ſeinen Richter anblickt. Er wandte ſein Geſicht von ihr ab, um ihr ſeine innere Rührung zu verbergen. Gern hätte ſie ſein Mitleid, ſeinen Beiſtand ſich erfleht, aber durfte ſie es in Gegenwart ſeiner Gemalin? Stets war es ihr ſchwer geworden, zu dieſer Mutter ein wahrhaft kindliches Vertrauen zu faſſen. In dieſer entſetzlichen Stunde war es ihr unmöglich. Sie kannte den harten Sinn der ſtolzen Frau, ſie wußte nur zu genau, wie wenig ihr ſchwacher Vater im Stande war, dem einmal ausgeſprochenen Willen derſelben ſich zu widerſetzen, und entfernte ſich ſchweigend in unausſprechlicher Troſtloſigkeit.

Noch im Laufe des nemlichen Vormittags gelang es Mathilden, zur Frau von Kronburg zu ſchleichen; ihr banges, bis zum Verſpringen volles Herz, bedurfte wenigſtens des Troſtes an der treuen Bruſt der einzigen Freundin, die ſie auf der Welt hatte, ſich in Klagen ergießen zu können.

„O was ſoll aus mir werden!" rief Mathilde, nachdem ſie ihren Kummer dieſer mitgetheilt hatte: „möge Gott ſich meiner erbarmen, und mich aus dieſem Leben abrufen, ehe ich das Opfer eines ſtolzen Thoren werde, gegen den mein ganzes Innere ſich empört! Ich weiß es, Sie ſelbſt haben es mich gelehrt, der zukünftige Fürſt meint mir eine Ehre zu erzeigen, indem er mich elend macht. Nur der Reichthum meiner Eltern bewegt ihn, mir die Hand zu bieten, und bin ich erſt ganz in ſeiner Gewalt, ſo wird er mich verachten, auf tauſendfache Weiſe mich quälen, den Abſtand zwiſchen ſeiner und meiner Geburt mich täglich empfinden laſſen. Was ſoll ich thun? o meine mütterliche Freundin! retten Sie mich, helfen Sie, rathen Sie ihrem armen verlaßnen Kinde."

Frau von Kronburg ſuchte nur für's erſte Mathildens aufgeregtes Gemüth auf die liebevollſte Weiſe zu beſänftigen. „Du ſagſt, du haſſeſt, du verabſcheueſt den dir beſtimmten Gemal, und kennſt ihn doch ſo wenig?" ſprach ſie, als Mathilde etwas ruhiger geworden war; „ach, Mathilde täuſche dich nicht, du glaubſt nur ihn zu haſſen, weil du Adolar liebſt. Aber iſt es dir nicht Pflicht, räth dir nicht ſogar ganz gewöhnliche Klugheit, dieſe Liebe zu bekämpfen, und deinen Eltern Gehorſam zu leiſten? haſt du auch nur die entfernteſte Hoffnung jemals mit ihrer Bewilligung dem Geliebten deines Herzens angehören zu können?"

„Keine! keine! ich habe keine Hoffnung auf Erden!" rief Mathilde, und warf laut weinend ſich in die Arme ihrer Freundin.

„Bindet dich ein unüberlegt ausgeſprochenes Verſprechen? biſt du ihm Treue ſchuldig?

weiß Adolar, daß du ihn liebſt?“ fragte mit mildem, forſchentem Ernſte Frau von Kronburg.

„Wie kann ich wiſſen, ob er meine Liebe kennt? war ſie doch bis vor kurzem mir ſelbſt noch ein Geheimniß;“ erwiederte kaum hörbar Mathilde.

Frau von Kronburg ſuchte jetzt alle ihre früher erworbene Gewalt über Mathildens Gemüth anzuwenden, um es zu der höchſten Höhe der edelſten Reſignation zu erheben, zu der ein junges Herz nur blutend, in Todesſchmerz, ſich empor ringen kann. Sie beſchwor das Kind ihres Herzens, dem Grafen wenigſtens keine perſönliche Abneigung zu zeigen, jede Unterredung ohne Zeugen mit Adolar zu vermeiden, und im Fall dieſes unmöglich würde, ihn zu bitten, das Haus ihrer Eltern eine Zeitlang nicht zu beſuchen. Ihre Reden, ihre Bitten, ihre Ermahnungen erſchütterten Mathilden bis in die tiefſten Tiefen ihres Gemüthes; alle Beiſpiele erhabner Aufopferung, die ſie jemals geleſen, die damals, als ſie noch ein glückliches Kind war, zu den edelſten Entſchlüſſen ſie begeiſtert hatten, wurden wieder in ihr wach, und mit unausſprechlichem Schmerz verſprach ſie endlich ihrer Freundin, das Opfer zu vollbringen, was von ihr gefordert ward.

Weniger leidenſchaftlich aufgeregt, aber bis zum Tode betrübt, kehrte Mathilde in ihr väterliches Haus zurück. Daß ihre Liebe zu Adolar weder ihn noch ſie beglücken könne, war ihr jetzt völlig klar; ſie weinte bitterlich über ihn und ſich, und fand Troſt in ihren Thränen, denn ſie floſſen ja auch ihm!

So fand ſie der Graf, der einige Stunden ſpäter mit ſeiner Mutter ihr einen Beſuch zu machen kam, den ſie in Gegenwart ihrer Eltern annehmen mußte. Die Gräfin Weißenſtein, eine in Intriguen aller Art ergraute Frau, überhäufte Frau von Berndorf mit wahrhaft lächerlichen Lobeserhebungen und Schmeicheleien, drückte Mathilden mit widerlicher Freundlichkeit an ihr Herz, fand in den geſchwollenen, roth geweinten Augen derſelben nur den nicht genug zu lobenden Beweis eines kindlich liebenden Herzens, das vor der Trennung von einer angebeteten und anbetungswürdigen Mutter ſich fürchtet. Im Ganzen führte die alte Dame allein das Wort; Herr und Frau von Berndorf hörten, von Ehrfurcht und Bewunderung durchdrungen, ihr zu, wie ſie von Mathildens Vorſtellung am Hofe, vom Brautſchmucke, von der künftigen glänzenden Einrichtung der beiden jungen Leute ſprach, und dazwiſchen immer wieder auf ihr Entzücken über eine Verbindung mit einer ſo achtungswerthen Familie zurückkam. Mathilde war unfähig, nur eine Sylbe aufzubringen, der junge Graf ſaß ganz gleichgültig da, ſah augenſcheinlich gelangweilt und zerſtreut im Zimmer ſich um, verglich ſeine Uhr, die er alle Minuten hervorzog, mit der unfern von ihm ſtehenden Pendüle, und miſchte nur dann einige oft nicht einmal recht paſſende Worte in das Geſpräch, wenn ſeine Mutter ihn dazu aufforderte. Mathilde war mit ſeinem Benehmen ganz zufrieden, denn ein zärtlicheres hätte ſie ſchwerlich zu ertragen gewußt.

„Nein, meine theuere Freunde, Sie können nicht glauben, wie ſehr mich darnach verlangt, Sie zu meiner Familie zu zählen, und dieſes liebe Kind meine Tochter zu nennen,“ ſprach die Gräfin, indem ſie aufſtand, um den Beſuch zu beenden. „Wie ſehnen wir uns, mein Sohn und ich, ganz zu Ihnen zu gehören! und reflexion faite,“ rief ſie plötzlich, wie von einem ihr ganz neuen Gedanken ergriffen, „theure Baronin, warum ſollten wir auch im Grunde unſer und unſrer Kinder Glück verſchieben? warum nicht gleich ſie vereinen? Die Standeserhöhung meines Sohnes iſt ihm ſicher genug, die reizende Mathilde iſt ſchon jetzt die Fürſtin unſerer Herzen; warum ſollten wir, um eines Titels willen, der ihr nicht entgehen kann, noch Wochen, vielleicht Monate lang zögern, ſie als ſolche auch öffentlich anzuerkennen?“

Mathilde ſchauderte in namenloſer Angſt, der Boden unter ihren Füßen ſchien ihr zu wanken; aber die ſtolze Eitelkeit ihrer Mutter, ſonſt die Quelle aller ihrer Leiden, trat dieſesmal ſchützend für ſie ein. — Ohne große Umſchweife erklärte Frau von Berndorf, daß ſie es dennoch für gerathener halte, es bei der einmal getroffenen Abrede bewenden zu laſſen. Eigentlich hatte doch nur der Gedanke, ihre Tochter in fürſtlichem Prunk an den Altar zu führen, die eitle Frau zu einer Verbindung mit einer Familie geneigt gemacht, deren, bei großem Beſitzthum, dennoch auf's höchſte zerrüttete Finanzen kein Geheimniß waren, und ſie fühlte ſich keinesweg geneigt, ſich um dieſe Ehre bringen zu laſſen.

Mathilde lebte bei ihrem Ausſpruch wieder auf; Aufſchub des unausweichbaren Opfers war durch der Mutter Vermittlung ihr doch wenigſtens geworden, und eine Thräne des Dankes fiel auf die Hand derſelben, indem ſie demüthig ergeben ſie an ihre Lippen drückte.

Graf Weißenſtein zeigte ſich von nun an täglich, wenigſtens auf eine halbe Stunde, im Geſellſchaftszimmer der Frau von Berndorf, ohne durch beſondere Zärtlichkeit Mathilden läſtig zu werden. Glückwünſche wurden nicht angenommen, die beſchloßne Heirath ſollte erſt in einigen Wochen bekannt gemacht werden, aber ſie war ein öffentliches Geheimniß, von dem jedermann ſprach. Auch Adolar wußte darum; von aller ihm ſonſt eigenen Heiterkeit verlaſſen, ſtand er trübe und in ſich gekehrt, mitten im Gewühle der Geſellſchaft; Mathilde wich jeder Unterhaltung mit ihm aus, um dem ihrer Freundin gegebenen Verſprechen treu zu bleiben. Sie ſo wenig als er, ſuchten den innern Kummer, der ſie verzehrte, der Welt zu verbergen; Mathilden fehlte ſogar der Muth es zu wollen, ſie hielt ſich unrettbar verloren, und gab ſogar ihre Beſuche bei Frau von Kronburg auf, um dieſe nicht durch den Anblick ihres tiefen Leidens unnöthigerweiſe zu betrüben. Sie ging überhaupt wenig aus, und brachte täglich viele Stunden in dumpfem Hinbrüten über das ihr drohende Unheil in ihrem Zimmer zu.

So ſaß ſie denn auch eines Abends an ihrem Pianoforte ganz allein, ihre Finger ruhten auf den Taſten, ohne einen derſelben anzuſchlagen, ihr ſtarrer Blick hing an einem vor ihr liegenden Notenblatt, ohne nur ein Zeichen auf demſelben zu erkennen. Unter dem Vorwande eines leichten Unwohlſeyns hatte ſie die Erlaubniß erhalten, ihre Mutter nicht in die Oper begleiten zu müſſen, und überhaupt hatte ſie jetzt, da man ſie als eine Braut betrachtete, mehr Freiheit, nach eignem Gefallen zu leben.

Ein leichtes Geräuſch in der Nähe riß Mathilden aus ihrer tiefen Verſunkenheit in ſich ſelbſt empor. Adolar ſtand vor ihr, bleich, zitternd, den tiefſten Ausdruck namenloſen Schmerzes in allen ſeinen Zügen. Lange blickten beide verſtummend einander an, Adolar ſtrebte vergebens das ihn überwältigende Gefühl genugſam zu beſiegen, um Mathilden anreden zu können; ſie ſelbſt gewann endlich ſo viel Beſonnenheit, um aufzuſtehen, und der Thüre ſich zu nähern, doch Adolar vertrat mit ehrfurchtsvoll bittender Gebehrde ihr den Weg.

„O hören Sie mich nur einen Augenblick!“ flehte er leiſe, „nicht um für mich etwas von Ihnen zu erbitten, komme ich. Und gälte es die Rettung meines Lebens, ich würde lieber ſchweigend ſterben, ehe ich es wagte, Sie auf dieſe Weiſe zu überfallen, Aber verzeihen Sie dem Freunde, der unbeſcheiden ſich an Sie drängt, um in äußerſter Gefahr die warnende Stimme zu Ihnen zu erheben, den Abgrund Ihnen zu zeigen, an deſſen Rande ſie ſchweden. Ich kann Sie nicht untergehen ſehen, und als unthätiger Zuſchauer dabei ſtehen; Fräulein, angebetete Mathilde, hören Sie mein Flehen, ich bitte ja nichts für mich, nur Sie, Sie allein ſind der Gegenſtand meiner unausſprechlichen Sorge.“

„Was wollen Sie von mir, Herr von Römhild?“ erwiederte Mathilde mit der entſchloſſenen Gelaſſenheit eines an ſich und dem Schickſal verzweifelnden Gemüths: „Was verlangen Sie von mir? glauben Sie, ich kenne mein Elend nicht! Ich weiß recht gut, was mir bevorſteht; aber ich ſehe keinen Ausweg, und bin daher darauf gefaßt, auch das Entſetzlichſte geduldig zu ertragen.“

Ein tiefer Schmerzeslaut entwand ſich Adolars männlicher Bruſt. „Nein,“ rief er, „nein, Sie haben keinen Begriff von dem, was Ihnen droht, Sie können ihn nicht haben, Ihre reine Phantaſie, Ihr ſchönes weiches Gemüth vermögen nicht ein Ideal der tiefſten abſchrekkendſten Verworfenheit aufzufaſſen, wie die dieſes Grafen Weißenſtein! Und dieſem ſollten Sie ſich verbinden? einem feigen, in tiefer Sittenloſigkeit verſunkenen Elenden, der ſich ſchon jetzt über Sie und die Ihrigen den ungeziemendſten Spott erlaubt, der mit der Ehre, die er Ihnen zu erzeigen glaubt, groß thut. Und ſind Sie erſt ganz in ſeine Macht gegeben; mir ſchaudert vor dem entſetzlichen Gedanken! o Mathilde, retten Sie ſich," flehte er mit glühender Leidenſchaftlichkeit, „retten Sie mich von der troſtloſeſten Verzweiflung, die mich ergreifen muß, wenn ich ſo verloren, ſo unausſprechlich elend Sie weiß, ohne Ihnen Hülfe bringen zu können!"

„Kann ich es? muß ich nicht wehrlos untergehen?" erwiederte Mathilde, und Thränen überſtrömten ihr Geſicht.

„Sie wollen es ſo, Sie wollen kein Mittel zu ihrer Rettung verſuchen," rief Adolar mit ſtürmendem Eifer. „Mathilde, Engel des Himmels," flehte er dann wieder, „rufen Sie doch Ihren Vater um Hülfe an, er liebt Sie ſo innig, er iſt einer der beſten wohlwollendſten Menſchen, er wird ſein Kind nicht opfern wollen, denn innerlich iſt er verſtändig und gut geblieben, wie die Natur ihn erſchaffen; nur ſeine Außenſeite vermochten ſeine Umgebungen zu entſtellen."

„Habe ich es denn nicht ſchon gethan?" klagte Mathilde; „heute früh, als außer ihm und mir alles im Hauſe noch ſchlief, ſchlich ich mich zu meinem Vater, umfaßte ſeine Kniee, erklärte ihm meinen unüberwindlichen Widerwillen gegen die über mich beſchloßne Verbindung; was half es mir? Mein Herz floß über von kindlichem Vertrauen, ich bewieß klar, deutlich, wie die Sonne am Mittage es iſt, daß Weißenſtein mich weder achte noch liebe, daß er nur meiner Mitgift wegen mich wähle, daß er mich tief unter ſich ſtelle, und dieſes mich ſtets fühlen laſſen werde. Tief gerührt, dem innigſten Mitleid ergriffen, hörte mein armer Vater mich an — und verwieß mich an meine Mutter: ich ſelbſt kann nichts für dich thun, flüſterte er mit abgewandtem Geſicht, um mir die tiefe Beſchämung, mit der er dieſes Geſtändniß ablegte, zu entziehen. Und meine Mutter! feſt, unerſchütterlich, wie der Fels am Meer, gegen den die Wogen vergeblich anbrauſen, iſt ihr Entſchluß, wenn es dem gilt, was ſie als das höchſte Glück auf Erden betrachtet. O Gott, bewahre mein Gemüth vor Verbitterung!“ rief mit gefalteten Händen Mathilde. „Adolar,“ ſprach ſie mit dem Ausdruck der innigſten Liebe, „Adolar, edler, treuer Freund, überlaſſen Sie ohne fernere Einmiſchung mich einem Geſchick, deſſen Schrecken ich fühle, von dem aber nichts mich retten kann. Ich ergebe mich ihm willig, denn ohnehin bin ich dem Glück verloren!“ ſetzte ſie mit brechender Stimme hinzu.

Außer ſich vor Wonne und Schmerz, unfähig, dem Sturm in ſeinem Innern zu gebieten, vergaß Adolar alle ſeine früheren Vorſätze, umſchlang Mathilden, und drückte ſie an ſeine hoch bewegte Bruſt. „Engel des Himmels,“ rief er begeiſtert, „hier, hier würde dein Glück blühen, ſtellten nicht die Convenienzen des Lebens ſich feindlich zwiſchen uns, dürfte ich, der Arme, der Rangloſe, es wagen, um dieſe Hand zu werben! Verzeihung, Mathilde, Verzeihung einem Geſtändniß, das wider meinen Willen mir entſchlüpfte, das ich mir ſelbſt gelobte, ewig in mir zu verſchließen, wie ich es auch geſollt hätte. Denn ich leſe nicht erſt ſeit heute in dieſem ſchönen Herzen, was, wäre ich glücklicher geboren, mich unausſprechlich beſeligen würde, und nun die Qual nur vermehrt, die mich hoffnungslos verzehrt,“ ſprach er, zur ſchmerzlichſten Beſonnenheit wieder gelangend, und trat einige Schritte von Mathilden zurück.

Mit einem lauten Schrei des wildeſten Erſchreckens wieß Mathilde auf die halb offenſtehende Thüre; einen kurzen Augenblick hatte im ſeligſten Selbſtvergeſſen ihr Haupt auf ſeiner Schulter geruht, hatte ſie von ſeinen Armen widerſtandslos ſich umſchloſſen gefühlt. Adolar begriff ihr plötzliches Erſchrecken nicht, er ſah ſich um, und ward noch an der ihm gegenüberſtehenden Wand des erleuchteten Korridors den ſchnell vorübergleitenden Schatten eines Mannes gewahr.

„Der Graf! der Graf, der Verhaßte!“ ſtammelte die todtenbleiche Mathilde athemlos, „ich ſah deutlich ſein Geſicht in der halb geöffneten Thüre, er hat uns geſehen, uns belauſcht, und vielleicht alles gehört, was wir ſprachen.“

Wie durch einen Zauberſchlag war Adolar nun plötzlich Mathildens Vertrauter geworden; er, den ſie ſo lange, aus tief gefühltem Mißtrauen in ſich ſelbſt, ängſtlich gemieden, ſtand als tröſtender Berather in einer Verlegenheit vor ihr, die mit unausſprechlicher Bangigkeit ſie erfüllte, und die er mit ihr theilte. Ein einziger Augenblick hatte beide in ein Verhältniß zu einander geſtellt, an deſſen Möglichkeit ſie noch vor einer Stunde nimmer geglaubt hätten; ohne es zu wollen oder zu wiſſen, waren Geſtändniſſe über ihre Lippen gegangen, die ſie ſich ſelbſt gelobt hatten ewig zu verſchweigen; zarte Liebesworte hatten in Adolars Tröſtungen, in Mathildens Klagen ſich gemiſcht, ohne daß beide es merkten. Mathilde hatte ſogar darein gewilligt, Adolar täglich zu ſehen, hatte ihm gelobt, von allem was noch ferner ſich ereignen würde, ihn zu unterrichten, und ohne ſein Vorwiſſen keinen Schritt zu thun. Denn wer einmal der Gewalt der Leidenſchaft ſich hingab, den reißt ſie mit Rieſenſchritten fort.

Die vom Theater zurückkehrenden Wagen raſſelten ſchon durch die Straßen, und Mathilde und Adolar ſaßen noch immer in ſchmerzlich ſüßer Berathung über die Zukunft neben einander. Mathilde äußerte einige Hoffnung, daß Graf Weißenſtein, wenn er ſie in Adolars Armen geſehen, ſeine Vermählung mit ihr werde rückgängig machen wollen. „Daran iſt nicht zu denken!“ rief Adolar bitter lächelnd, „ſein Herz kennt weder Ehre, noch Liebe, noch Zartgefühl; ihm ſind ſie Chimären, denen er nie auch nur den kleinſten Theil ſeines eignen Intereſſe aufzuopfern fähig iſt.“

Mathilde hörte jetzt die Abendgeſellſchaft in ihrer Mutter Salon ſich verſammeln; ſie drang in Adolar, ſich fortzubegeben, und ihr Haus einige Tage zu meiden. Doch er war nicht ihrer Meinung; er behauptete, daß Ehre und Vernunft ihm geböten, in ſeinem bisherigen Betragen auch nicht das mindeſte abzuändern. Als Mathilde einige Minuten ſpäter in den Salon ihm folgte, fand ſie zu ihrer großen Verwunderung auch den Grafen Weißenſtein in der Geſellſchaft; ganz unbefangen, als ob gar nichts vorgefallen wäre, kam er, wie immer, ihr bis an die Thüre entgegen, ſprach mit ihr im gleichgültigſten Ton von gleichgültigen Dingen, wandte ſich im Geſpräch öfter als ſonſt, und mit der zuvorkommendſten Höflichkeit an Adolar, pflichtete allen Meinungen und Aeußerungen deſſelben bei, und betrug ſich im Ganzen ſo, daß Mathilde am Ende ganz irre an ihm ward.

Vielleicht nimmt er dieſe Maske vor, um ohne Aufſehen mit uns zu brechen, dachte ſie, und war ſchon im Begriff, dem Grafen dieſe zarte Schonung recht hoch anzurechnen; doch zwei Tage ſpäter erfuhr ſie, daß er ſeit jenem unvergeßlichen Abende mit erneutem Eifer auf Beſchleunigung des Hochzeitstages dringe, und ihr ehemaliger Widerwille gegen ihn wandelte ſich nun in die entſchiedenſte Verachtung um.

Zum größten Glück widerſtand Frau von Berndorf, mit der ihr eignen Willensfeſtigkeit, ſeinen Bitten und Vorſtellungen. Seiner

Erhöhung in den Fürſtenſtand ſchienen ſich Hinderniſſe in den Weg zu ſtellen, welche dieſelbe um Wochen, vielleicht Monate zu verzögern drohten, und die liebende Mutter beſtand darauf, die Brautkrone ihrer Tochter mit der Fürſtenkrone zu verflechten.

Ein ganz eigner Geiſt ſchien jetzt plötzlich über Mathilden zu kommen. War es das Gefühl tiefer Verzweiflung, das ſie antrieb, aller Schonung zu vergeſſen, oder war es die Gewalt der erſten Liebe, genug, ſie gab ſich gar keine Mühe mehr, das, was ſie für Adolar empfand, in der Geſellſchaft, *am wenigſten* vor dem ihr verlobten Bräutigam zu verbergen.

Ganz unverholen ließ ſie aus ihrem Benehmen gegen den Grafen nicht allein den Vorzug, den ſie ſeinem Nebenbuhler zugeſtand, hervorblicken. Sie gab ſich keine Mühe, die tiefe Verachtung, mit der ſie ihn ſelbſt betrachtete, zu verhehlen, ohne daß dieſes im mindeſten ihn zu berühren ſchien. Die ganze Geſellſchaft, alle Freunde und Bekannte des Hauſes wußten um ihre Liebe, alle waren Augenzeugen des kalten, abſtoßenden Betragens, durch das ſie den Grafen abzuſchrecken ſich bemühte, nur er allein blieb dabei taub und blind, ließ mit unerſchütterlichem Gleichmuth alles über ſich ergehen, und ſah, hörte und bemerkte nichts, als was er ſehen, hören und bemerken wollte.

Auch Mathildens Eltern ließen ihr jetzt vollkommne Freiheit ſich zu betragen, wie ſie wollte. Es ſchmerzte ſie tief, ihren guten Vater mit jedem Tage ſtiller und trüber umherſchleichen zu ſehen, er ſchien tief und ſichtbar leidend und beklommen, und der ſorgende kummervolle Blick, den er Mathilden zuwarf, ſobald er von anderen unbemerkt es thun konnte, trieb oft Thränen der tiefſten Rührung und des innigſten Mitleids ihr in's Auge, und erfüllte ſie mit banger Sorge um die Geſundheit des guten, unterdrückten, misleiteten Mannes. Die Mutter hingegen nahm von dem

Betragen ihrer Tochter, ſeit ſie dieſelbe als Braut betrachtete, gar keine Notiz mehr. Die Beſorgung der mehr als fürſtlichen Ausſtattung, die Zurüſtungen zu einer unerhört glänzenden Fête, die Mathildens Hochzeitstag verherrlichen ſollte, nahmen Herz und Sinn, Geiſt und Zeit ihr dermaßen ein, daß es ihr unmöglich wurde, nur irgend einen andern Gedanken zu faſſen.

Mathilde lebte indeſſen nur für Adolar, für ſeine immer inniger, immer glühender ſich ausſprechende Liebe. Ihr war zu Muthe, als *müſſe ſie eilen des Paradieſes ſich zu erfreuen,* das die Gegenwart ihr eröffnete, ehe die immer näher heranrückende dunkle Zukunft in einen Abgrund von Elend ſie hinaus trieb. Die Ermahnungen der Frau von Kronburg, alles was Mathilde dieſer verſprochen, ja die Freundin ſelbſt waren vergeſſen, ſie beſuchte ſie nicht mehr; der entſchiedene Unwerth des ihr beſtimmten Gemals rechtfertigte in ihrer eignen Ueberzeugung ihr Betragen, und ließ keinen innern Vorwurf in ihr aufkommen. Täglich ſah ſie den Geliebten, oft mit Hülfe eines auf Tod und Leben ihr ergebenen Kammermädchens, in ihrem Zimmer allein. In Qual und Wonne, in troſtloſer Verzweiflung und himmliſchem Entzücken vergingen die Stunden, welche die Liebenden auf dieſe Weiſe heimlich mit einander zubrachten, während in ihrer Nähe die Anſtalten zu Mathildens Vermählung unabläſſig betrieben wurden.

Selbſt an der Seite des Geliebten fühlte Mathilde ſich von namenloſer Todesangſt ergriffen, wenn irgend ein Umſtand ſie an das Herannahen des Tages erinnerte, dem ſie mit Schaudern entgegen ſah, und der doch einmal und das wahrſcheinlich bald, für ſie anbrechen mußte. Vergebens ſuchte ſie und ihr nicht minder troſtloſer Freund einen nur als möglich denkbaren Weg zur Rettung zu finden.

An heimliche Flucht konnten beide nicht

denken. Adolars Liebe war zu edler Art, um die Geliebte zu einem Schritte verleiten zu wollen, dem, bei einem ſchuldbelaſteten Bewußtſeyn, bittere Reue und namenloſes Elend folgen mußten. Beide waren bereit, dem höchſten Glück des Lebens zu entſagen, ſich mit der Blüthe deſſelben zu begnügen, ohne jemals die Frucht brechen zu wollen, und in der Erinnerung an himmliſch ſchöne Stunden, für eine freudenloſe Gegenwart Erſatz zu finden. Nur ihre Freiheit mußte Mathilden erhalten, und ſie ſelbſt vor dem herben Unglück bewahrt werden, an der Seite eines elenden, verächtlichen Tyrannen ihr ganzes künftiges Leben in qualvoller Abhängigkeit zu verſchmachten.

„Ich will, ich muß, ich werde mich befreien, ich kann das furchtbare Wort an heiliger Stätte nicht ausſprechen, das mich der unbeſchränkten Gewalt eines ehrloſen Heuchlers übergibt. Am Altare ſelbſt werde ich meinen Abſcheu gegen eine erzwungene Verbindung kund thun, und alle Anweſenden um Hülfe anrufen; ein menſchliches Herz wird doch unter ihnen zu finden ſeyn, das ſich der Unglücklichen annimmt;“ ſo rief Mathilde oft in ihrer auf's höchſte geſteigerten Seelenangſt. Ach, aber wenn ſie dann ihres Vaters gedachte, der Schande, der Kränkung, die ſie durch einen ſolchen unerhörten Schritt über ihre Eltern bringen würde, dann war es um die muthige Begeiſterung der Armen gethan, und laut weinend verhüllte ſie im Gefühl ihrer Wehrloſigkeit ihr Geſicht.

Dumpfes Geräuſch, ungewöhnliches Hin- und Herlaufen im Hauſe weckten Mathilden einſt in ſpäter Nacht aus dem Schlafe, der ihr erſt eben kurzes Vergeſſen ihres Kummers gewährt hatte. Von unglückverkündender Ahnung ergriffen, ſprang ſie vom Lager, um ihr Kammermädchen herbeizurufen; ihr Vorgefühl hatte ſie nicht getäuſcht, ihr Vater war plötzlich erkrankt, und die Blicke der um ihn ſchon verſammelten Aerzte verkündeten nur zu deutlich, wie gefährlich ſein Zuſtand ſey.

Am folgenden Morgen und an den nächſten Tagen wurde das Vorzimmer des Herrn von Berndorf von Beſuchenden nicht leer, die da vorfuhren, um ſich perſönlich nach ſeinem Zuſtande zu erkundigen. Frau von Berndorf fühlte die Verbindlichkeit, die Theilnahme, die man ihr bezeigte, dankbar anzunehmen; ſie ſtand ſelbſt jedem der Kommenden Rede, legte mit allem nur möglichen Anſtande ihre Sorge und Betrübniß an den Tag, und ſo verging die Zeit unter ſtetem Wechſel der Beſuche ihr ganz leidlich, während Mathilde Tag und Nacht am Bette des Kranken für ſeine Pflege Sorge trug. Es gelang indeſſen gleich in den erſten Tagen den Bemühungen der Aerzte, den erſten heftigen Anfall des Uebels zu überwinden, große Schwäche und ein heimlich verzehrendes Fieber, das keinem der angewandten Mittel weichen wollte, waren indeſſen noch zurückgeblieben, und die Krankheit ſelbſt ſchien ſich ſehr in die Länge ziehen zu wollen. Mit der augenblicklichen Todesgefahr war aber auch die allgemeine Theilnahme, die jene erregt hatte, verſchwunden. Frau von Berndorf lag vergebens im köſtlichſten Morgenanzuge, das reich geſtickte Schnupftuch vor den Augen, auf ihren Divan hingegoſſen; kein Beſuch kam. In der großen Welt ermüdet die Theilnahme an einem Kranken, deſſen Zuſtand langweilig zu werden droht, ſehr ſchnell, die Bedienten erhielten ein für allemal Befehl, die Namen ihrer Herrſchaften im Berndorfiſchen Hauſe täglich aufzuſchreiben, und die Lektüre der langen Liſte hochtönender Titel, welche Frau von Berndorf keinen Abend unterließ, blieb endlich das Einzige, das in dieſer traurigen Zeit an ihre Stellung in der Geſellſchaft ſie noch erinnerte, in der ſie allein das eigentliche Element ihres Lebens ſuchte und fand.

Dieſen Zuſtand lange zu ertragen, war unmöglich. Das Theater, und Geſellſchaften außer dem Hauſe zu beſuchen, verbot freilich der Anſtand, doch daß Frau von Berndorf Abends einen kleinen Zirkel vertrauter Freunde bei ſich verſammelte, das konnte ihr doch nicht verdacht werden; beſonders da, wie ſie verſicherte, ihr Gemal ſchon längſt außer aller Gefahr war, und nur noch einiger Ruhe bedurfte, um ſich vollkommen zu erholen. Die Aerzte und Mathilde waren freilich anderer Meinung, doch die erſteren waren ſo gefällig, dieſelbe bei ſich zu behalten, und Mathilde wurde um die Ihrige nicht befragt.

Aus dem kleinen freundſchaftlichen Geſellſchaftskreis wurde aber bald ein größerer, der zuletzt alle Bekannten des Hauſes umfaßte, in welchem Niemand, außer Adolar, den Herrn deſſelben vermißte. Theils weil ihre Mutter es ſo wollte, theils weil ſie durch ſtrengere Zurückgezogenheit das Unanſtändige in dem Betragen derſelben noch auffallender zu machen fürchtete, erſchien Mathilde in dieſen Geſellſchaften, bei denen Graf Weißenſtein nie zu fehlen pflegte, eilte aber immer, ſo früh als möglich, zu ihrem kranken Vater zurück, den ſie faſt nie verließ.

Jetzt erſt, am Rande des Grabes, lernte ſie recht ihn erkennen, jetzt, wo alle ihm aufgedrungene Vorurtheile, alles ſeinem Betragen mühſam angebildete von ihm abfiel, und er ſich zeigen durfte, wie er eigentlich war. Sein geſunder, heller Verſtand, ſein rechtlicher Sinn, ſein weiches nur das Gute wollende Gemüth, flößten ihr Ehrfurcht und die innigſte, kindlichſte Liebe ein; das Herz wollte ihr brechen, wenn ſie daran dachte, wie bald ſie ihn, den ſo lange ihr fremd gebliebenen verkannten Vater verlieren müſſe. Ihres eignen drohenden Geſchicks, ſogar ihrer Liebe gedachte ſie kaum mehr; die tödtliche Gefahr, in der ſie den Vater hoffnungslos ſchweben ſah, nahm ihre ganze Seele ein. Die heimlichen Zuſammenkünfte mit dem Geliebten hatten mit dem Tage, an welchem ihr Vater erkrankte, aufgehört. Adolar ſah ſie nur zuweilen am Bette deſſelben; er war der einzige, der noch täglich perſönlich kam, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, und wurde in leidlichen Stunden von ihm vorgelaſſen. Es that ihm freilich wehe, daß Mathilde nur mit dem Vater beſchäftigt, ihn dann oft ganz zu überſehen ſchien, aber ſchweigend ehrte er Mathildens kindliches Gefühl, und liebte ſie um deſſentwillen nur noch um ſo inniger.

Mathilde brachte nicht nur alle Stunden des Tages bei ihrem Vater zu, ſie hatte ihr Bette in einem Kabinet neben ſeinem Zimmer aufſchlagen laſſen, um auch bei Nacht über ſeine Pflege zu wachen, die ſie bezahlten Miethlingen ungern anvertrauen mochte, und die ihr jetzt ganz allein überlaſſen war, denn ihre Mutter zeigte ſich nur dann und wann zu einem kurzen Beſuche am Krankenbette. Schlafloſigkeit war die größte Qual des Leidenden, oft brachte er den größten Theil der Nacht wachend zu. Mathilde ſaß dann, wie ein troſtbringender Engel an ſeinem Lager, die ſchlaftrunkenen Wächter wurden gewöhnlich fortgeſchickt, um zu ruhen, während ſie dem Vater vorlas, oder ſeinen Geiſt auf andere Weiſe zu erheitern ſuchte.

„Sind wir allein?“ fragte er einſt plötzlich. Mitternacht war längſt vorüber, alles im Hauſe war ſtill, und Mathilde ſaß, wie gewöhnlich, mit einem Buche neben dem Kranken; ſie hatte aufgehört ihm vorzuleſen, weil ſie hoffte, er würde einſchlummern.

„Ganz allein, lieber Vater,“ erwiederte Mathilde, über den ungewöhnlich ſtarken Ton ſeiner Stimme ein wenig erſchrocken. „Verlangen Sie etwas? Soll ich jemanden rufen?“

„Nein, mein Kind, mir iſt es angenehm, mit dir allein zu ſeyn,“ ſprach der Kranke, „ſetze dich hierher, dicht neben mich, und laß deine liebe Hand mich halten, ich habe dir viel wichtiges zu ſagen, was ich gern vom Herzen herunter hätte, um ruhiger ſterben zu können, denn ich fühle es, meine Stunden ſind gezählt.“

Mathilde glaubte eine wunderbare Veränderung an ihm zu bemerken; ſein Auge glänzte von einem ganz eignen verklärenden Schimmer. Tief erſchüttert brach ſie in Thränen aus, die ſie ſonſt immer in ſeiner Gegenwart mühſam zurückdrängte.

„Weine nicht ſo, betrübe dich nicht ſo,“ ſprach der Vater, und bemühte ſich, mit ſchwacher Hand Mathildens Thränen zu trocknen. „Mein Leben ſteht in Gottes Hand, danke ihm, daß er mich nicht ſchnell abforderte, daß er mir Zeit ließ, am Rande des Grabes mich ſelbſt wiederzufinden, und mich mit dem Tode zu befreunden. Ach, meine Tochter! ſäheſt du das Leben, wie ich jetzt, du würdeſt nicht weinen, weil ich es verlaſſen muß. Daß man doch erſt im Augenblick, wo alles zuſammenfällt, die Nichtigkeit von Allem einzuſehen fähig iſt! Was hat mein mühſam zuſammengebrachter Reichthum mir geholfen? Die Art, wie ich ihn gebrauchte, hat mir nie wahren Genuß gewährt, denn ich fühlte immer, daß ich nicht ſey, was ich ſcheinen mußte, und das hat mein Leben mir vergiftet. Der Frau, die ich bis zur Anbetung liebte, konnte ich nie etwas verſagen, und hätte, eben weil ich ſie ſo liebte, es doch geſollt. Schlecht habe ich meine Pflichten gegen ſie erfüllt, indem ich mich ihrem Willen unbedingt hingab. Unberathen überließ ich ſie dem Beiſpiel der großen Welt, und muß nun die troſtloſe Ueberzeugung mit in's Grab nehmen, daß ſie auch in Zukunft ihm nur zu treulich folgen wird. Deſto leichter kann ich aber jetzt von einem Leben ſcheiden, in welchem ich ihr nichts mehr bin.“

Eine große Thräne rollte aus den Augen des Todtkranken über die bleiche eingefallene Wange herab. Mathilde ſah es; ihr Herz wollte brechen bei dem Anblick. „Vater! mein Vater!“ rief ſie, und knieete im bängſten Schmerz neben ſeinem Bette hin; „Sie können, Sie dürfen nicht ſterben, Sie dürfen mich nicht verlaſſen! Gütiger Gott! was ſoll aus ihrem armen Kinde werden, wenn es keinen Vater mehr hat!“

„O liebe mich nicht ſo!“ ſeufzte der Kranke, „zeige mir wenigſtens nicht, wie ſehr du mich liebſt, weine nicht ſo ſehr um mich,“ bat er, „der Unterſchied zwiſchen deinem Betragen und dem der Frau, die doch auch einſt mich liebte, fällt zu ſchmerzlich mir auf. Ja, ſie hat doch auch einſt mich geliebt — doch daran iſt nun längſt nicht mehr zu denken!“

„Steh' auf, Mathilde!“ fing er nach einer

Pauſe wieder an, „trockne deine Thränen und höre mir aufmerkſam zu! Wir wollen einander nicht ſo erweichen, ich habe noch vieles dir zu ſagen. Meine Zeit wird nur noch kurz ſeyn, und ich ſcheide gern vom Leben, um ſo lieber, da mein Tod dir gewähren wird, was ich lebend dir nicht gewähren konnte. Denn glaube nur nicht, daß man, wenn ich fort bin, dich noch ferner zu einer Heirath mit dem Grafen wird zwingen wollen. Dann werden ſie es anders im Sinne haben. Am Rande des Grabes wird der Blick heller, und ich ſehe deutlich, wie alles kommen und was geſchehen wird. Gott gebe es gnädig, damit die Strafe der Verblendeten nicht ſchwerer werde, als ihre Schuld!“

Staunend blickte Mathilde dem Vater in das von innerer Begeiſterung ſtrahlende Geſicht. Sie verſtand den Sinn ſeiner letzten Worte nicht, aber ſie bat ihn inſtändigſt, nicht durch zu anhaltendes Sprechen ſeine Kräfte zu erſchöpfen. „Laß mich ſprechen, es thut mir wohl, mein Herz wird leichter, ich habe dir viel zu ſagen, ich kann es jetzt, und könnte vielleicht ſpäter es nicht mehr; höre mir aufmerkſam zu, ohne mich zu unterbrechen, ein Kranker wird in ſeinen Gedanken leicht irre gemacht,“ erwiederte der Vater. „Von deiner Heirath mit Weißenſtein wird, wenn ich dahin bin, keine Rede mehr ſeyn, das glaube feſt,“ ſetzte er mit trübem Lächeln hinzu; „alles wird anders kommen. Frei wirſt du wählen können, mein liebes Kind, aber achte dabei nicht allein auf die Stimme deines Herzens, ich weiß, wohin dieſes ſich neigt, ich glaube und hoffe, daß es keine unwürdige Wahl getroffen hat, aber ich beſchwöre dich, folge ihm nicht blindlings, gib mir die Hand darauf, daß du erſt prüfen willſt, ob der Mann, den du liebſt, auch von Eigennutz frei ſey, die Mittel, dieſes zu können, lege ich in deine Hände.“

Mit dieſen Worten zog der Kranke ein Taſchenbuch aus einem kleinen verborgenen Wandſchranke neben ſeinem Bette, und hielt es Mathilden hin. „Vater! mein Vater!“ rief Mathilde, und betrachtete es mit ſcheuen Blicken, ohne es zu berühren.

„Nimm, was ich dir gebe, ich darf es mit gutem Gewiſſen,“ ſprach der Vater ernſt und ermahnend. „Dieß Buch enthält die größere Hälfte meines Vermögens, das unerachtet unſerer vieljährigen ſinnloſen Verſchwendung weit größer iſt, als die Welt und deine Mutter es denken und wiſſen. Ein gerichtlich von mir niedergelegtes Teſtament verſichert deiner Mutter nicht nur den Beſitz ihrer eigenen, ſehr großen, durch meinen Fleiß noch anſehnlich vermehrten Mitgift, ſondern auch den größten Theil aller meiner übrigen Habe. Was ich dir in demſelben hinterlaſſe, iſt zwar genug, um dich unabhängig zu erhalten, aber doch viel zu wenig, um den Eigennutz abzulocken.

Den redlichſten Mann, den ich kenne, den Banquier Frank, habe ich dir zum Vormunde beſtellt, er wird meine Stelle bei dir vertreten, beſſer, als ich es leider gethan. Er iſt mein älteſter Freund, ach wollte Gott, ich wäre geblieben, was er zur Stunde noch iſt, und auch ich einſt war! Der Stolz deiner Mutter hatte uns getrennt, an meinem Sterbebette haben wir uns wiedergefunden, er hat mir gelobt, väterlich für dich zu ſorgen, ſein Wort iſt ihm heilig, vertraue ihm, wenn ich nicht mehr bin.“

„Vater, mein theurer, geliebter Vater, Sie dürfen nicht ſterben; Gott wird mein Gebet erhören, er wird Sie mir erhalten; dieß Buch, dieß fürchterliche Buch, dieſer Vorbote ihres Todes, ich kann, ich kann es nicht annehmen,“ rief Mathilde in Thränen.

„Willſt du durch Widerſpenſtigkeit mich betrüben? meine letzte Stunde mir noch erſchweren?“ ſprach der Vater. „Mathilde, du wirſt, du mußt dieſes Buch nehmen, ich habe noch ein ſchweres, ſehr ſchweres Geſtändniß dir abzulegen, und wenn du alles weißt, wirſt du dich nicht länger weigern, aber auch mich nicht verdammen, das hoffe ich von deiner kindlichen Liebe.“ Der Kranke ſchwieg eine Weile, ſichtbar im Kampfe mit ſich ſelbſt.

„Mein Kind,“ ſprach er mit leiſer, bedrückter Stimme weiter: „nicht alles, was dieſes Buch enthält, ſoll dein ſeyn. Ein großer Theil davon iſt zur Tilgung einer ſchweren Schuld beſtimmt, die mein Leben mir verbittert hat, die mir das Sterben furchtbar machen wird, wenn du deine Hülfe zur Erſtattung deſſen, was nicht mein iſt, mir verweigerſt.“

Mathilde blickte erſchrocken den Vater an, große Tropfen, von innerer Angſt ihm ausgepreßt, ſtanden auf ſeiner Stirn, ſein Auge war geſenkt, als könne er ihren Blick nicht ertragen, ſchwer athmend ſtieg ſeine Bruſt in banger Beängſtigung auf und nieder.

„Auch dieſe bange Stunde wird vorübergehen, und ich verdiene ſie wohl,“ ſprach er leiſe für ſich hin. „O mein Kind, meine innig geliebte Tochter, du kennſt das Leben noch nicht. Die Verlockungen deſſelben ſind groß, größer noch die Macht der Gelegenheit, ſchlüpfrig die Bahn, wer darf ſagen, ich werde nie gleiten? Allmählig Reichthum erwerben iſt das Gefährlichſte von Allem, denn der Durſt nach Mehr und immer Mehr wird endlich unerſättlich. Ach, wenn nun noch dazu die Liebe uns vorwärts treibt! deine Mutter ſehnte ſich unabläſſig nach Glanz und Pracht, nach Rang und Ehren, ſie ganz, ſie ſchnell zu befriedigen, ließ ich zuweilen mich hinreißen, zu thun, was ich bei hellerer Beſinnung vor mir ſelbſt nicht rechtfertigen konnte, was ich ſpäterhin wieder gut machen wollte, und doch, aus Furcht vor der wohlverdienten Schande, es bis heute unterließ. Ich ſehe, du haſt mich verſtanden.“

Erſchöpft ſank Berndorf in ſeine Kiſſen zurück, ſeine Tochter weinte einen Strom von Thränen auf ſeine heißbrennenden Hände.

„Dieſes Taſchenbuch enthält meinen eigentlich letzten Willen, der ewig zwiſchen dir und mir ein Geheimniß bleiben muß, von dem die Welt nichts erfährt; dich habe ich zur Vollſtreckerin deſſelben erkohren, ich weiß, du wirſt ihn ehren, und meines Vertrauens dich würdig bezeigen,“ fing der Kranke ſich mühſam ermannend, wieder an. „Du findeſt darin von meiner Hand die Namen derer aufgezeichnet, die ich als meine Gläubiger betrachte, nebſt den Summen, die ich jedem Einzelnen wieder erſtatten muß, um ruhig aus dieſem Leben ſcheiden zu können. Sorge dafür, daß ſie nie erfahren, von wo dieſes Geld ihnen kommt, denn wüßten ſie, wer es ihnen ſendet, ſie würden nur zu ſchnell errathen, daß ich blos erſetze, was ich mir nie hätte aneignen ſollen. Was nach Uebung jener heiligen Pflicht in dem Buche noch zurückbleibt, ſey dein, Mathilde; genug, um einen Mann aus den vornehmſten Ständen für ſeine uneigennütz'ge Liebe zu belohnen, der fähig iſt, auch in einer beſchränktern Lage dich allen andern vorzuziehn, und wenn deine Wahl auf einen aus dem Mittelſtande fallen ſollte, dir die unausſprechliche Freude zu gewähren, auch das äußre Glück des Geliebten begründen zu können."

Zitternd nahm Mathilde endlich das Taſchenbuch, ihr ſchauderte, indem ſie es berührte, der Vater ſah forſchend ſie an. „Sey nicht kindiſch, mein liebes Herz," ſprach er, ein mattes Lächeln erzwingend, als ob er ihre Gedanken erriethe; „ich ſterbe darum keine Viertelſtunde früher, ich kann mich vielleicht um ſo eher erholen, wenn ich dieſe ſchwere Laſt von meinem Herzen abgewälzt habe. Nimm das Buch nur einſtweilen in Verwahrung, und verbirg es wohl, keine lebende Seele darf darum wiſſen. Hilft Gott mir wieder auf, ſo fordre ich es von dir unverſehrt zurück, hat er es anders beſchloſſen, ſo iſt es deine heiligſte Pflicht, meinen Willen zu vollziehen. Und nun gehe, ruhe aus, und laß auch mich ruhen, ich hoffe ein wenig zu ſchlummern; Gott ſegne dich, mein geliebtes Kind, meine gehorſame Tochter," ſetzte er feierlich ernſt hinzu, und legte die abgezehrten bleichen Hände auf das ſchöne blühende Haupt der vor ihm Knieenden.

Erſchöpft, mit wankenden Schritten, zog Mathilde, weil der Vater es ſo wollte, in ihr Kabinet ſich zurück. Sie verbarg ſorgfältig den ihr anvertrauten Schatz, feſt entſchloſſen, zu ſeiner Zeit einen Auftrag redlich zu erfüllen, den, wie ſie wohl einſah, ihr Vater nur ihr anvertrauen konnte. Je inniger ſie dieſen liebte, je klarer ſie, gerade in dieſem Augenblick, ſeine ihm angeborene edlere Natur aus dem umſtrickenden Dunkel ſeiner Verhältniſſe hervortreten ſah, je tiefer betrübte es ſie, daß ein ſolches Gemüth ſich einſt auf dieſe Weiſe hatte belaſtet fühlen müſſen. Ihre Thränen floſſen unaufhaltſam, indem ſie ihrer Mutter gedachte; ſie konnte es ſich nicht verhehlen, daß dieſe allein den Gatten bis dahin getrieben, ihn, der noch lange zur Freude und zum Troſt der Seinen in Frieden mit ſich und der Welt ein genußreiches Leben hätte führen können, und der nun durch den Stolz, die Härte, die Liebloſigkeit einer über alles geliebten Frau zum Tode verwundet, an gebrochenem Herzen ſterben mußte.

Nach einigen Tagen anſcheinender Beſſerung fand Mathilde eines Morgens den Vater, den ſie ſanft ſchlummernd verlaſſen, in ſeinem Bette ruhig, und augenſcheinlich ſchmerzlos, auf ewig entſchlafen. Ihr Schmerz war gränzenlos, er war um ſo tiefer, da ſie deutlich bemerkte, daß nur ſie und vielleicht noch ein Paar alte Diener des Hauſes den guten

Mann, der aller Welt wohl wollte, aufrichtig beweine. Frau von Berndorf that alles, was nur der ſtrengſte Anſtand von einer Dame in ihrer Lage verlangen kann; ſie bekam Krämpfe, fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und gab endlich den dringenden Einladungen der Gräfin Weißenſtein und des Sohnes derſelben nach, zu ihnen zu flüchten, bis das Begräbniß vorüber ſeyn würde. Mathilde wäre ſo gern bei dem Todten geblieben, ſo lange der verehrten Geſtalt noch über der Erde zu weilen vergönnt war, aber in dem verödeten Hauſe konnte ſie, wenn ihre Mutter es verließ, doch nicht anſtändiger Weiſe verweilen, und wenn irgend etwas im Stande geweſen wäre, ihren Schmerz noch zu erhöhen, ſo war es der mit Abſcheu ſie erfüllende Gedanke, dieſer in den Zufluchtsort folgen zu müſſen, den ſie ſich erwählt hatte, zu Menſchen, die ſie im Innern ihres Herzens haßte und verachtete. Aber zu ihrem großen Erſtaunen mußte ſie erfahren, daß ſie in der an ihre Mutter ergangenen Einladung gar nicht mit einbegriffen geweſen ſey; die Frau von Berndorf befahl im Fortgehen ihrer alten Kammerfrau, Mathilden zur Frau von Kronburg zu begleiten.

Dort, im traulich ſtillen Zimmer, am Buſen der treuen Freundin, die gar nicht der kleinen Vernachläſſigungen gedachte, die Mathilde in der letzten Zeit ſich gegen ſie erlaubt hatte, weinte die Arme zuerſt ihren tiefen Schmerz aus. Die Sorge um den Vater, die wochenlang fortgeſetzten Nachtwachen, die widerſtreitenden Gefühle, die ſchon Monate lang ihr Inneres durchtobten, hatten ſchon längſt ihre Kräfte erſchöpft, ihre Geſundheit untergraben; die ewige Unruhe, in der ſie ſchwebte, hatte bis dahin ſie aufrecht erhalten, jetzt da es ſtille um ſie ward, ſank ſie zuſammen.

Mathilde erkrankte ſchwer; viele Wochen vergingen, in denen ſie außer allem Zuſammenhange mit der Außenwelt blieb, und außer der liebenden Freundin, die mit unendlicher Sorgfalt ſie pflegte, Niemand ſah. Selbſt ihre Mutter kam nur ſelten auf einige Augenblicke ſie zu beſuchen, Graf und Gräfin Weiſſenſtein waren gleich in den erſten Tagen bei ihr vorgefahren, hatten Kondolenzkarten abgegeben, und ſeitdem nichts wieder von ſich hören laſſen. Was Mathildens Vater mit prophetiſchem Geiſte einſt vorhergeſagt hatte, ſchien eingetroffen, und die projectirte Heirath, wenn gleich nicht auf die anſtändigſte Weiſe, wirklich aufgegeben zu ſeyn.

Inzwiſchen war die Leiche des Entſeelten mit allem nur erdenklichen Prang begraben, und das Teſtament deſſelben mit den dabei nöthigen Formalitäten eröffnet worden. Der wackre Banquier Frank, Mathildens Vormund, hatte dabei ihre Stelle vertreten, und mit vielem Eifer und großem Geſchick ſich ihrer Angelenheiten angenommen. Die ganze Stadt verwunderte ſich, daß der reiche Baron Berndorf nicht ein noch weit größres Vermögen hinterlaſſen, und beſonders ſeine Tochter nicht beſſer bedacht habe. Bei dem beſcheidnen Erbtheil, das er ihr beſtimmte, war ſie durchaus die glänzende Parthie nicht mehr, für die man einſt ſie gehalten; man war ſogar geneigt, ſie, die einſt vielbeneidete, zu beklagen; Frau von Berndorf hingegen blieb eine ſteinreiche noch immer ſchöne Wittwe von höchſtens ſechs und dreißig Jahren. Die bei weitem größere Hälfte des Nachlaſſes ihres Gemals gehörte ihr, dazu das pallaſtähnliche prächtig eingerichtete Haus, nebſt allem, worin ſie nur jemals das höchſte Glück ihres Lebens geſucht und gefunden.

Mathildens Geſundheit kehrte, wenn gleich langſamen Schrittes, allmählig zurück; ihr erſter Gedanke, ſobald ſie nur einigermaßen ſich dazu kräftig genug fühlte, war die Erfüllung des Auftrages, den ihr der Vater gegeben, und den ſie als ihre heiligſte Pflicht betrachtete.

Sie ging ernſt und lange mit ſich ſelbſt zu Rathe, wen ſie bei ihrer eignen Unbekanntſchaft mit Geldgeſchäften ſich dabei zur Hülfe wählen könne; an ihren Vormund konnte ſie ſich nicht wenden, ihr Vater würde ihr dieſes ſelbſt anbefohlen haben, wenn er es ſo gewollt hätte; ihr blieb alſo nichts anders übrig, als Frau von Kronburg das Geheimniß des Taſchenbuchs, und des Gebrauchs, den ſie von einem Theil des Inhalts deſſelben machen ſolle, zu entdecken; zugleich aber die Urſachen, die ihren Vater zu einer ſolchen Anordnung bewogen haben konnten, ihr zu verſchweigen. Auch war die edle, mit dem Gange des Lebens innig vertraute Frau, weit entfernt, ſolche erforſchen zu wollen, obgleich ſie dieſelben wahrſcheinlich errieth. Als ſie es gemeinſchaftlich unterſuchten, erſtaunten beide Freundinnen über den Reichthum, den jenes Taſchenbuch enthielt; Frau von Kronburgs ausgebreitete Connexionen und die ihr eigne Geiſtesgewandtheit machten es ihr möglich, das Geſchäft auf die von Mathildens Vater gewünſchte Weiſe zu vollbringen; jedes von demſelben früher verübte Unrecht wurde gut gemacht, und ſein Name blieb dabei in Ehren. Was Mathilde noch übrig behielt, machte ſie zu einer der reichſten Erbinnen im Lande, ohne daß außer ihr ſelbſt und ihrer treuen verſchwiegenen Freundin eine lebende Seele darum wußte.

Die Zeit der erſten tiefſten Trauer war nach der Anordnung der gewöhnlichen Etikette indeſſen beinahe vorüber; Zeit, Gewöhnung, und das Bewußtſeyn, den letzten Willen des Vaters in ſeinem ganzen Umfange erfüllt zu haben, hatten Mathildens erſten heftigen Schmerz gemäßigt. Allmählig erwachten auch andere Empfindungen wieder in ihrem Herzen, und ſie hielt es nicht mehr für Unrecht, ſich andern Gedanken hinzugeben, als dem an den theuern Todten. Sie lebte indeſſen noch fortwährend in abgeſchiedener Einſamkeit; Beſuche, die während ihrer Krankheit ſich gemeldet hatten, waren nicht angenommen, und ſpäterhin auch nicht wiederholt worden; man wird gar leicht von der Welt vergeſſen, wenn man nicht darauf bedacht iſt, ſein Andenken in ihr täglich zu erneuen; Mathilde aber ging faſt niemals aus, ſah nur die wenigen vertrauten Freunde der Frau von Kronburg, die dieſe zuweilen beſuchten, und kam ſogar nicht einmal in das Haus ihrer Mutter. Das in demſelben ſich wieder erneuernde geräuſchvolle Leben paßte zu wenig zu ihrer jetzigen Stimmung; vor allem aber ſcheute ſie ſich, dem Grafen Weißenſtein dort zu begegnen, der, wie ſie hörte, mehr als jemals darin einheimiſch war. Obendrein aber ſchien Frau von Berndorf ſelbſt ihren Beſuch weder zu wünſchen noch zu erwarten; ſie forderte Mathilden niemals auf, zu ihr zu kommen, ſondern begnügte ſich damit, von Zeit zu Zeit ihre Tochler anſtandshalber auf eine halbe Stunde zu beſuchen.

Aber auch von Adolar war Mathilde jetzt ſeit vielen, vielen Wochen getrennt. Während ihrer Krankheit war er täglich gekommen, um ſich nach ihrem Ergehen zu erkundigen; ſeit er ſie wieder hergeſtellt wußte, war er weggeblieben, denn er wußte wohl, daß die Sitte während der erſten tiefen Trauer es verbot, andre Beſuche außer von den nächſten Verwandten und Freunden anzunehmen. Während er noch täglich nach Mathilden zu fragen kam, hatte Frau von Kronburg, aus Mitleid mit ſeiner ſichtbaren Angſt, ihn einigemal vor ſich gelaſſen, um ihm beruhigende Nachrichten mitzutheilen, und geſtand dieſes jetzt Mathilden, als dieſe, nach langem Zögern, es endlich einmal wagte, über und über erröthend, ſeinen Namen zu nennen.

„Sie haben ihn geſehen? Sie haben ihn geſprochen?“ rief Mathilde entzückt; „o theure, liebe Freundin! wie —“ ſie vermochte nicht, die Frage zu vollenden, die ihr auf den Lippen ſchwebte.

„Du möchteſt wiſſen, wie er mir gefällt?“ erwiederte Frau von Kronburg lächelnd: „Nun in ſeiner Art ganz gut. Er iſt ſchön, gefällig in ſeinem Betragen, und zeichnet vor vielen ſeines Gleichen ſich im Ganzen vortheilhaft aus. Auch zeigt er im Geſpräch ſich gebildet, fein, geiſtreich, gefühlvoll, edelmüthig ſogar. Aber, Mathilde, wie, wenn er bei alledem doch nur ein ganz vortrefflicher Schauſpieler wäre?“

Mathilde blickte ihre Freundin an, und ſchien nicht zu wiſſen, ob ſie recht gehört habe.

„Ruhig, ruhig, Mathilde,“ fuhr dieſe fort; „nach dem ausdrücklichen Willen deines Vaters mußt du in dieſer wichtigſten Angelegenheit deines Lebens auch deiner Vernunft ein Wörtchen mitzuſprechen erlauben, und ich bitte dich, mir zu vergönnen, dir dieſe einmal zu perſonifiziren. Es iſt gerade der rechte Augenblick dazu da, denn in deinem Verhältniß zu Herrn von Römhild, das du vergebens mir abzuleugnen verſuchen wirſt, iſt nun einmal eine Art Stillſtand entſtanden. Bei deiner Liebe zu mir, bei deinem eignen Glück, bei dem Andenken deines Vaters,“ ſprach ſie mit ſteigender Wärme, „beſchwör' ich dich, du Kind meines Herzens, dieſe Pauſe zu einer genauen Prüfung des Mannes zu benutzen, dem du deine ganze Zukunft anvertrauen willſt. Denke dir, meine Mathilde, wenn jene liebenswerthe edle Geſtalt, jener hochgebildete Geiſt nur die Hülle wäre, unter der ein laſterhaftes Gemüth ſich verbirgt! Römhild braucht nicht einmal laſterhaft zu ſeyn, um dich auf deine ganze Lebenszeit unglücklich zu machen; er ſey nur launenhaft, eiferſüchtig, unbeſtändig, wie die meiſten jungen Männer ſeines Standes es ſind . . . .“

„Er iſt das alles nicht, er iſt nicht wie die Andern,“ rief Mathilde lebhaft, und warf ſich ihrer Freundin um den Hals, um ſie nur nicht weiter reden zu laſſen; „ach liebe, theure Frau, Sie ſind ſonſt ſo gerecht, ſo mild in Ihrem Urtheile, ſeyn Sie nicht hart, und lieblos und feindſelig gegen ihn! Verſprechen Sie mir wenigſtens, ihn nicht unüberwieſen zu verurtheilen!“

„Verſprich du mir dagegen, mein Kind, ohne meinen Rath keinen Schritt zu thun, und mir unbedingten Glauben zu ſchenken, wenn ich dir das Reſultat meiner Beobachtungen vorlegen werde,“ erwiederte Frau von Kronburg.

Mathilde verſprach alles, was von ihr verlangt wurde, denn wie hätte ſie ſich fürchten können, den Mann ihrer Liebe der ſchärfſten Prüfung auszuſetzen? ſie war zu feſt überzeugt, daß auch das hellblickendſte Auge keinen Makel an ihm endecken könne.

Das Geſpräch der beiden Freundinnen war allmählig in einen ruhigeren Ton übergegangen, als plötzlich unangemeldet der Obriſtlieutenant von Fels in das Zimmer trat, der nämliche auf Penſion geſetzte alte Offizier, der einſt bei Tiſche in Mathildens väterlichem Hauſe, den damals faſt unbekannten Arolar von Römhild ſo kräftig gegen die höhniſchen Angriffe des Grafen Kreutzburg vertheidigt hatte, und den dieſe ſeitdem immer beſonders verehrt und geliebt hatte. Er pflegte, als ein alter Bekannter, Frau von Kronburg zuweilen zu beſuchen; dieſe ſowohl als ihre junge Freundin hatten, ſeines ſtets gleichen, heitern Humors wegen, ihn immer gern geſehen; doch heute ſchien er ungewöhnlich verſtimmt und unruhig, man merkte es ihm deutlich an, daß irgend etwas ihm ſchwer auf dem Herzen liege.

„Was hilft das alles!" rief er endlich, nach einigem vergeblichen Bemühen, ſich wie gewöhnlich zu zeigen, „es muß heraus, ich verſtehe mich nun einmal nicht darauf, zierliche Umſchweife zu machen! alſo, mit einem Wort, meine gnädigſten Damen, ich habe ein Anliegen an Sie, ein wichtiges. Dumme, ſehr dumme Geſchichten ſind paſſirt; ſchon beinahe vor vierzehn Tagen, die ganze Stadt ſpricht davon, aber Sie ſitzen in Ihrer Einſamkeit ruhig beiſammen, und ſehen und hören nichts von dem, was in der übrigen Welt vorgeht. Es iſt auch eben nicht viel Freude dabei, daher mochte ich Ihnen nicht davon ſagen, ich meinte, die Dinge würden ſich wohl arrangiren laſſen, es würde wohl ſo vorübergehen. Aber nun nimmt alles auf einmal eine ganz unſelige Wendung, es ſieht verdammt gefährlich mit dem armen Teufel aus, und wenn ihm nicht bald geholfen wird, ſo iſt der gute Junge verloren.“

„Verloren! wer? Adolar!“ rief Mathilde unwillkürlich, von düſtrer Ahnung ergriffen.

„Freilich er. Sie wiſſen alſo ſchon davon?“ erwiederte Fels. „Die Sachen ſtehen jetzt ſo, daß nur heimliche Flucht aus dem Gefängniſſe ihn retten kann. Aber Kind, Kind, wie Sie erſchrecken! Sie werden ja ohnmächtig! Ich alter Narr, was habe ich angerichtet! Bei meiner armen Seele, ich meinte, Sie wüßten alles!“

„Nichts wiſſen wir, doch ſchonen Sie Mathilden,“ ſprach Frau von Kronburg; „laſſen Sie mich ſie nur zuerſt in ihr Zimmer bringen, dann kehre ich wieder, dann will ich alles vernehmen, lieber alter Freund, dann wollen wir gelaſſen mit einander überlegen, was wir . . .“

„Nichts von Schonung, nichts von Ueberlegung,“ rief Mathilde ſich gewaltſam zuſammennehmend. „Ich habe zu Allem Kraft, ich bin ſtark genug alles zu hören, ich will alles wiſſen, Schonung wäre Höllenqual. Sagen Sie mir Alles, alter würdiger Freund meines Vaters, ich flehe darum, ich will gefaßt bleiben, ruhig, geduldig, folgſam wie ein Kind will ich ſeyn; aber lebend bringt man mich von hier nicht fort, bis ich alles weiß,“ ſprach ſie mit ängſtlich fieberhafter Schnelle.

Frau von Kronburg ſah ſich gezwungen, Mathildens Willen nachzugeben; leichenblaß, zitternd; einer Ohnmacht nahe, ohne jedoch die Beſinnung zu verlieren, ohne nur durch einen Laut ihn zu unterbrechen, hörte ſie den Obriſtlieutenant an, während dieſer ziemlich umſtändlich erzählte, wie der Zufall an einem öffentlichen Orte den jungen Römhild mit dem Grafen Kreutzburg zuſammengebracht, wo letzterer, in Gegenwart mehrerer jungen Leute über die ganz veränderte Situation des Fräulein von Berndorf ſich einige unanſtändige Witzeleien erlaubt habe. Ein heftiger Streit zwiſchen den Beiden, der gleich auf der Stelle durch Zweikampf entſchieden werden ſollte, war die Folge davon geweſen. Kreutzburg fiel ſchwer verwundet, Römhild flüchtete in das benachbarte Haus eines Bekannten; von wo er im Dunkel der Nacht zu entkommen gedachte, wurde aber von der Polizei entdeckt, und ins Gefängniß geführt.

„Adolar gefangen! um meinetwillen gefangen, und ich erfuhr es erſt jetzt!“ klagte Mathilde gewaltſam erſchüttert.

„Kreutzburgs Zuſtand war nicht ganz hoffnungslos, und Damen pflegt man dergleichen nicht gern zu erzählen,“ erwiederte der Alte, ſich entſchuldigend. „Wir, ich und noch einige von Römhilds Freunden, wir hofften die ganze Sache leidlich vermitteln zu können, aber nun iſt es damit vorbei. Kreutzburg ſtirbt wahrſcheinlich heute oder morgen, nicht eigentlich an der Wunde ſelbſt, aber weil ſein verdorbnes Blut, ſeine weichliche Ungeduld, die ihn verhindert, ſich den Verordnungen der Aerzte zu fügen, und ſchmerzliche Operationen zu ertragen, ſeine Heilung unmöglich machen. Stirbt er, ſo iſt unſer Freund rettungslos verloren, die ganze im höchſten Anſehen ſtehende Verwandtſchaft ſeines Gegners, und außer dieſer noch ein ganzes Heer mächtiger Feinde, haben ſeinen Untergang geſchworen, ſie haben ſeine That unſerm, ohnehin alle Duelle verabſcheuenden König, im gehäſſigſten Lichte gezeigt, ſie umlagern denſelben ſo, daß keine entſchuldigende, um Gnade bittende Stimme, bis zu ihm durchdringen kann.“

„Ich will hin, ich will mich ihm zu Füßen werfen,“ rief Mathilde wild aufſpringend, „ich will von ihm nicht ablaſſen, bis er mir Gehör ſchenkt.“

„Mathilde! Fräulein, liebes Fräulein!“ riefen Frau von Kronburg und der Obriſtlieutenant zugleich. „Hören Sie erſt jetzt alles, ich ſehe jetzt, Sie müſſen alles wiſſen,“ ſetzte letzterer hinzu. „An der Spitze von Römhilds erbitterten Verfolgern, der mächtigſte und zugleich der unerbittlichſte von allen, ſteht Einer, den ich nicht zu nennen wagte, weil er nun bald Ihnen nur zu nahe verwandt ſeyn wird. Ihr künftiger Stiefvater, liebes Fräulein, der Graf, in wenigen Tagen Fürſt von Weißenſtein.“

„Weißenſtein, Fürſt, Graf und wie nannten Sie ihn noch weiter?," fragte Mathilde mit dem Ausdruck des Entſetzens.

„Wie! auch das wäre Ihnen unbekannt?" rief der Alte, indem er Mathilden und ihre auf das ſchmerzlichſte überraſchte Freundin verwundert betrachtete. „Man hätte Ihnen nichts davon geſagt, Ihnen allein wäre ein Geheimniß geblieben, wovon die ganze Stadt ſchon ſeit dem Tode meines wackern Freundes ſpricht? Sie wiſſen nicht, daß Weißenſtein ſich des Gemüthes Ihrer leider ſehr ſchwachen Mutter völlig bemächtigt hat, indem er auf wirklich lächerliche Weiſe ihrer Eitelkeit ſchmeichelt? Schon jetzt thut ſie keinen Schritt ohne ihn, er weicht faſt nie von ihrer Seite, alle Schwierigkeiten, die ſeiner Erhebung in den Fürſtenſtand ſich entgegenſtellten, ſind gehoben; ſobald dieſe erfolgt, wird die Verlobung Ihrer Mutter und des neuen Fürſten deklarirt. Man hat ſogar Schritte gethan, um Abkürzung des Zeitraums zu erhalten, welche die Geſetze den Wittwen vorſchreiben, ehe ſie zu einer zweiten Ehe ſchreiten dürfen. Die Bemerkungen, welche die ganze Stadt über das auffallende Betragen der Frau von Berndorf ſich erlaubt, wage ich nicht hier zu erwähnen.“

Mit gefalteten Händen und zum Himmel gehobnen Augen, war Mathilde in ihren Stuhl zurückgeſunken, einzelne Thränen rollten langſam über ihre bleichen Wangen herab, ihre Bruſt hob ſich in kurzen bangen Athemzügen. „Mein Vater, mein verklärter ſeliger Vater! wie wenig verſtand ich damals deinen hellſehenden prophetiſchen Geiſt,“ ſeufzte ſie leiſe.

Alle ſchwiegen eine Weile, der Obriſtlieutenant nahm endlich wieder das Wort: „Schutzlos und freundlos ſteht der arme Römhild in dieſem Lande, ſogar der ſehr ehrenwerthe Name ſeiner Familie iſt hier faſt unbekannt. Niemand nimmt ſich ſeiner an. Weißenſtein aber möchte am liebſten ihn ganz zertreten, ob alter

Groll, oder noch verächtlichere Gründe ihn dazu bewegen, ich weiß es nicht, mag auch nicht weiter darüber grübeln, genug es iſt ſo, und die Familien-Verbindungen, in welchen er ſteht, machen ihn zu einem ſehr mächtigen Feinde. Römhild iſt verloren; das gelindeſte was ihn treffen kann, iſt die ſchöne Jugendzeit in irgend einer entlegenen Feſtung vertrauern zu müſſen. Sogar wenn Kreutzburg durch ein Wunder am Leben erhalten würde, es kann den Armen nicht retten, ihm bleibt nichts übrig als Flucht, ſchleunige Flucht aus dem Gefängniſſe und aus dem Lande. Darüber mit Ihnen mich zu berathen, kam ich hierher. Er hat nichts weiter für Sie, liebes Fräulein gethan, als was jeder Ehrliebende, der Sie kennt, an ſeiner Stelle gethan haben würde, aber dieſer Schritt hat ihn doch dem Verderben zugeführt; ich denke, Sie werden ihm gern wieder heraushelfen, wenn Sie können, und ich glaube, Sie können es.“

Schweigend, athemlos, glitt Mathilde von ihrem Sitze herab auf die Kniee, zu den Füßen des Alten, ſie umklammerte ſeine beiden Arme mit ihren zitternden Händen und ſah ſtarr mit geſpannter Erwartung ihm ins Geſicht, als wolle ſie Leben oder Tod aus ſeinen Zügen leſen.

„Vieles, faſt alles nothwendigſte zu ſeiner Flucht iſt ſchon vorbereitet,“ ſprach der Alte, indem er mit altritterlicher Galanterie ſie ſanft aufhob und wieder in ihren Seſſel neben ſich ſetzte. „Für Päſſe, Verkleidung, Fuhrwerk iſt geſorgt, auch mit dem Kerkermeiſter habe ich geſprochen, er iſt zu gewinnen, aber um einen Preis, den ich — zum erſtenmal in meinem Leben hat es mich wahrhaft betrübt, daß ich ein armer Teufel bin, der nichts hat, als ſeine Penſion. Der Kerkermeiſter will ſich nicht der Gefahr ausſetzen, durch den Verluſt ſeiner Stelle um ſein Brod zu kommen, und obendrein in harte Strafe zu verfallen, er beſteht darauf, mit ſeinen beiden Kindern, einem

Knaben und einem Mädchen von etwa ſechzehn Jahren, den Gefangnen auf der Flucht zu begleiten; und verlangt dafür im Voraus eine ziemlich bedeutende Summe, die ein bequemes Auskommen außerhalb der Gränze dieſes Landes ihm ſichert.“

„Geld? nur Geld?“ jubelte Mathilde und flog mit Pfeilesſchnelle ihr Taſchenbuch herbeizuholen. „O mein Vater! mein gütiger Vater! wie dank ich dir!“ rief ſie, indem ſie mit blitzenden Augen, glühenden Wangen, und zitternden Händen, vor dem Alten einen Reichthum ausbreitete, über deſſen Größe er erſchrack. „Hier, hier,“ rief ſie, „nehmen Sie, die Hälfte, das Ganze, Gottlob, daß das helfen kann, nehmen Sie, o nehmen Sie, zögern Sie nicht!“

Der Obeſtlieutenant hatte Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß er nicht den zehnten, kaum den zwanzigſten Theil deſſen, was ſie ihm bot, zu dem vorgeſetzten Zweck bedürfe.

Mathilden war als ob ſie für die Befreiung des Geliebten nie zu viel hingeben könne, und faſt ungeſtüm von ihr fortgetrieben, mußte der treue Freund gleich zur Stunde hineilen, um wo möglich noch an dieſem Abend den Kerkermeiſter zufrieden zu ſtellen und ihn für die Flucht ſeines Gefangenen völlig zu gewinnen.

Mit troſtloſer Ungeduld, als gält es der Entſcheidung über ihr eignes Leben oder Sterben, erwartete Mathilde die ihr verſprochene Wiederkehr ihres Abgeordneten. Vergebens ſtrebte Frau von Kronburg von dem einzigen Gedanken an das was Adolar zur Vertheidigung ihrer Ehre gethan, Mathilden abzuwenden, und wenn es ihr auf Augenblicke gelang, ſo war es nur, um über den unverantwortlichen Leichtſinn ihrer Mutter ſie in neuen Schmerz verſinken zu ſehen. Das empörende Betragen derſelben, das frevelhaft entheiligte Andenken ihres Vaters, erfüllte ſie mit Grauen und Abſcheu, und doch erregte die verblendete Frau zugleich ihr innigſtes Mitleid.

Nach zwei in banger Erwartung zu einer Ewigkeit ſich ausdehnenden Stunden, kehrte der Oberſtlieutenant wieder zurück; die Nachrichten, die er brachte, waren, wie alles in der Welt, aus Gutem und Böſem zuſammengeſetzt. Der Kerkermeiſter war glücklich gewonnen, Adolars Flucht ſo vorbereitet, daß ſie noch in der nämlichen Nacht hätte zur Ausführung gebracht werden können; aber der Sohn des Kerkermeiſters war über Land gegangen und der Vater beſtand darauf, die Rückkehr deſſelben zu erwarten. Graf Kreutzburg hatte höchſtens noch vier und zwanzig Stunden zu leben, es war entſchieden, daß Römhild gleich nach dem Tode deſſelben in ein anderes härteres Gefängniß gebracht werden ſolle, nur die zunächſt folgende Nacht konnte zu ſeiner Rettung, noch benutzt werden; und kehrte der Sohn des Kerkermeiſters am folgenden Tage nicht noch vor Sonnenuntergang zurück, ſo war alle Hoffnung verloren.

Da hing denn nun Mathildens und Römhilds ganze Zukunft, das Glück, die Ruhe, vielleicht das Leben beider, an der pünktlichen Heimkehr eines unbedeutenden Knaben, der durch kindiſchen Leichtſinn und tauſend nicht vorher zu berechnende Zufälligkeiten ſo leicht verlockt werden konnte, über die ihm beſtimmte Stunde auszubleiben. Mathildens Zuſtand war zuletzt wirklich furchtbar; raſtlos umhergetrieben von bis zur höchſten Qual ſich ſteigernder Ungeduld, die bange Ungewißheit, in der ſie ſchwebte, nur endlich auf irgend eine Weiſe beendet zu ſehen, brachte ſie die langen Stunden dieſer Nacht und des folgenden Tages hin, ohne Nachricht von auſſen, denn es war verabredet worden, daß der Obriſtlieutenant vor der endlichen Entſcheidung ihres Geſchicks nicht wieder zu ihr kommen ſolle. Nur Frau von Kronburgs mildernde Gegenwart hielt von wilder Verzweiflung ſie zurück. Gleich einem Engel des Troſtes blieb die treue Freundin ihr zur Seite, hörte mit unermüdlicher Geduld ihre immer ſich wiederholende Klagen an, und ſuchte auf alle Weiſe ihren Muth zu ſtärken und ihr Gemüth zu frommem Vertrauen zu erheben.

Endlich begann der Abend zu dämmern; Mathilde, lange vor der dazu beſtimmten Stunde, ſetzte ſich an das Fenſter, um das vom Obriſtlieutenant ihr verſprochene Zeichen des glücklichen Gelingens zu erwarten, als dieſer, ganz gegen die genommene Abrede, zu ihr in das Zimmer trat. Der zu jeder Verſtellung unfähige Mann ſuchte anfänglich, aber vergebens, vor dem forſchenden Blick alles fürchtender Liebe, ſeinen Kummer zu verbergen, beſtrebte ſich vergebens die an ihn gerichteten Fragen ausweichend zu beantworten, er mußte endlich geſtehen, daß er leider alles für verloren achte. Kreuzburg war ſo eben verſchieden, der Knabe nicht wiedergekommen, und der Kerkermeiſter hatte Befehl erhalten, mit allen ſeinen Leuten wach zu bleiben, was leider ſich nicht anders deuten ließ, als daß man auf irgend eine Weiſe dem Plane zu Römhilds Flucht auf die Spur gekommen ſey.

Starr vor namenloſem Entſetzen blieb Mathilde am Fenſter ſitzen. Ihr Auge hatte keine Thräne und kein Laut ging über die feſtgeſchloſſenen Lippen. So ſaß ſie da, ein regloſes verſtummendes Bild des tiefſten Jammers. Die Sinne vergingen ihr nicht, jedes Wort, das ihre Freunde an ſie zu richten wagten, traf ihr Ohr mit ſtechendem Schmerz, ſie machte eine bittende Bewegung, um ſie zum Schweigen zu bringen, und verſank dann wieder in dumpfes Hinbrüten über ihre unbeſchreibliche wortloſe Angſt.

Der Obriſtlieutenant vermochte nicht, ihren Anblick zu ertragen, von innerer Unruhe getrieben eilte er, mit dem Verſprechen wiederzukehren, fort. Frau von Kronburg blieb mit ihrer beklagenswerthen Freundin allein, über ſie hingebeugt wie eine Mutter über ihr hülflos leidendes Kind; innerlich für ſie betend, wagte ſie es nicht, die heilige Stille um ſie her auch nur durch den leiſeſten Seufzer zu unterbrechen. Eine gute Stunde war ſo vergangen und Mathilde ſaß noch immer regungslos da. Mit wildem Blicke fuhr ſie plötzlich empor: „Hörten Sie es?“ rief ſie mit lauter ſeltſamer Stimme und beugte ſich zum Fenſter hinaus. Frau von Kronburg erſchrack, ſie glaubte Mathilden von Fieberphantaſieen ergriffen, aber Mathildens feines Ohr hatte aus weiter Ferne das mit dem Obriſtlieutenant verabredete glückverkündende Zeichen vernommen. Es wiederholte ſich noch einmal, mehr in der Nähe und dann wieder dicht unter dem Fenſter.

„Er iſt gerettet!“ rief Mathilde und ſank, von den widerſtreitendſten Gefühlen überwältigt, kraftlos zuſammen.

Er war es wirklich. In der hoffnungsloſeſten Stimmung war der Obriſtlieutenant von der Wohnung der Frau von Kronburg, gerade zu dem nicht weit von derſelben entfernten Gefängniß gegangen. Schon von weitem fiel die Menge der vor demſelben verſammelten Leute ihm auf; indem er mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit ſich durch den dichten Haufen hindurchdrängte, bemerkte er beim Laternenſchein, durch das offenſtehende Thor des Gefängniſſes, im innern Hofe deſſelben einen von vielen Polizeidienern umgebenen Wagen. „So ſchnell!“ rief er unwillkührlich, denn er meinte nicht anders, als daß ſein Freund auf die Nachricht von Kreutzburgs Tode, ſchon jetzt in ein andres Gefängniß transportirt werde. Indem fühlte er leiſe am Arm ſich ergriffen, er ſah ſich um, des Kerkermeiſters Sohn ſtand neben ihm.

„Aloys, du! biſt du zu Hauſe gekommen?“ flüſterte er.

„Zur rechten Stunde,“ antwortete dieſer

und wies, mit einer faſt unmerklichen Bewegung der Hand, auf einen einige Schritte vor ihnen durch die Menge hinſchreitenden, in ſeine Kutte verhüllten Kapuciner. „Er iſt's?“ fragte Fels, von freudiger Ahnung ergriffen. Der Knabe nickte, ermahnte aber zugleich durch ein ausdrucksvolles Zeichen den Ueberraſchten zur Vorſicht, und eilte vorwärts, immer in einiger Entfernung von dem Kapuciner ſich haltend, als ob er gar nicht zu ihm gehöre, aber doch ohne ihn aus den Augen zu verlieren.

In einem engen ganz menſchenleeren Gäßchen, in das ſie bald darauf einbogen, wagte es der Obriſtlieutenant ſich wieder dem Knaben zu nähern, und ihn anzureden.

„Wie iſt das alles aber möglich? wann kamſt du wieder?“ fragte er.

„Ich hab's ſchon geſagt, ich kam juſt zur rechten Zeit,“ erwiederte Aloys kurz abgebrochen. „Die Unruhe im Hauſe kam uns zu ſtatten, ein Gefangener, an dem viel gelegen ſeyn muß, wurde eben eingebracht; er kam früh, der Vater hatte erſt die ganze Nacht auf ihn warten ſollen, da gab es viel Wirrwarr und Gedränge auf den Treppen und in den Gängen. Ich hatte die Schlüſſel mir verſchafft. Der Anzug lag fertig, die Wachen mochten im Getümmel den gnädigen Herrn für den frommen Pater Cyrillus halten, der zuweilen die Gefangnen zu tröſten kommt; ſie ließen ihn ungehindert durch.“

„Und dein Vater; wird er folgen können? wo willſt du ihn erwarten?“ fragte der Obriſt.

„Der kommt nach oder auch nicht, wie er will,“ war die kurze Antwort. „Aber die Mauern haben Ohren und Augen; bleibt zurück! Alles Nöthige iſt beſorgt,“ ſetzte Aloys hinzu und eilte dem Kapuciner nach, der ohne ſich umzuſehen, das Ende des Gäßchens erreicht hatte. Der Obriſtlieutenant folgte den Flüchtenden von ferne, ſah ſie unangehalten aus der Stadt kommen und den Weg nach dem Orte einſchlagen, wo ein Wagen ihrer wartete. Freudig eilte er jetzt die Freundinnen durch das zwiſchen ihnen verabredete Zeichen zu beruhigen, wagte es aber erſt am folgenden Morgen zu ihnen zu gehen, um ſie mit dem ganzen Hergange der Dinge, ſo viel er davon wußte, bekannt zu machen.

Die mannichfaltigen Verſuche, des Entflohenen wieder habhaft zu werden, die anfänglich angeſtellt wurden, blieben fruchtlos, und ſeine Verfolger ſchienen auch bald damit ſich begnügen zu wollen, ihn ohne Hoffnung einer Wiederkehr entfernt zu wiſſen. Der Kerkermeiſter folgte ihm nicht; daß dieſer Willens geweſen ſey, dem Gefangnen zur Flucht zu verhelfen, blieb unentdeckt; er hatte ſeine Stelle behalten, vermied aber ſehr ſorgfältig jede Annäherung des Obriſtlieutenants, was ihm dieſer auch gar nicht verdachte. Der Mann hatte die ihm verſprochene Summe im Voraus erhalten und mochte fürchten, daß man ſie vielleicht ihm wieder würde abfordern wollen.

Nach einigen Wochen erhielt der Obriſtlieutenant von ſeinem jungen Freunde einen Brief voll der wärmſten Dankſagungen. Adolar meldete ihm, wie er durch mancherlei Gefahren, in oft wechſelnder mannichfaltiger Verkleidung, mit ſeinem Begleiter glücklich über die Gränze und nach Hamburg gelangt ſey, wo er ſich in Sicherheit befand. Mathilde hatte mit Anweiſungen an ein dortiges Haus ihn verſehen laſſen, um ihm in ſeiner jetzigen Lage jede Verlegenheit zu erſparen; er lebte in jener großen gewühlvollen Handelsſtadt ſehr eingezogen und unbemerkt, unter dem Namen Hauſer, den er auf der Flucht angenommen hatte.

Für alle ihm geleiſteten treuen Dienſte hatte Aloys nichts weiter von ihm verlangt, als die Erlaubniß, auch ferner zu ſeiner Bedienung um ihn bleiben zu dürfen. Dieſer Knabe war ihm unterwegs vom größten Nutzen geweſen, er hatte nicht nur die treuſte Anhänglichkeit ihm gezeigt, ſondern ſo viel Muth, Umſicht, Ausdauer, und auch mitunter ſo viel ſchlaue Klugheit bewieſen, wie man von einem Knaben ſeines Alters es nimmermehr hätte erwarten ſollen. Adolar ſchrieb das glückliche Gelingen ſeines grfahrvollen Unternehmens größtentheils ihm allein zu, und fand kaum Worte, um ſeine Zufriedenheit mit ihm, auszudrücken.

Ein zweiter Brief an Mathilden war dem an den Obriſtlieutenant beigelegt, ein Brief voll Liebe, Dank, Verſicherungen ewiger Treue, mit Flammenworten geſchrieben, wie nur ein liebeglühendes Herz ſie zu finden vermag. Mathilde beantwortete ihn mit all der leidenſchaftlichen Glut eines liebenden Weſens, dem eine Welt nicht zu viel dünkt, um ſie für den Geliebten hinzugeben. Sie trug Adolars Brief auf ihrem Herzen, wie ſie ſein Bild in demſelben trug, und zog in jeder einſamen Viertelſtunde ihn hervor, um die Züge der geliebten Hand mit ſtets neuem Entzücken zu betrachten. Wie gern wäre ſie an Stelle der Antwort, die ſie dem Geliebten ſandte, ſelbſt zu ihm hinüber geflogen, wie gern hätte ſie Vaterland und alles verlaſſen, um in der innigſten Vereinigung mit ihm, den einzigen ihr denkbaren Zweck ihres Daſeyns zu finden! Die Erfüllung dieſes einzigen Wunſches, die ihr ganzes Weſen erfüllte, hatte ihr unendlich leicht gedünkt, ſo lange Adolar noch im Gefängniß ſchmachtete, jetzt aber erkannte ſie auf einmal die unüberwindlichen Hinderniſſe, die ſich ihm entgegen ſtellten. Daß ihre Mutter zu ihrer Verbindung mit dem Geliebten nie ihre Einwilligung geben würde, war gewiß, und konnte ſie es vor ihrem Gewiſſen verantworten, wenn ſie mit Hintanſetzung der Kindespflicht, dem Willen derſelben geradezu entgegen zu handeln wagte? Von ihrem Vormunde, einem ſtreng rechtlichen Manne, die Erlaubniß zu ihrer Vermälung mit einem heimathloſen Flüchtlinge zu erhalten, daran war ebenfalls nicht zu denken; er nannte jede leidenſchaftliche Liebe Ueberſpannung, erwähnte Adolars immer als eines gefährlichen Abentheurers, bei dem nur zu bedauern wäre, daß er dem Arm der ſtrafenden Gerechtigkeit entgangen ſey; und doch fühlte Mathilde, daß ſie ihm Gehorſam leiſten müſſe, ſo lange ſie unter ſeiner Obhut ſtand, wenn ſie nicht an dem Andenken ihres Vaters ſich ſchwer verſündigen wolle. Der Zeitpunkt aber, der ſeiner Gewalt ſie entziehen ſollte, war leider beinahe noch zwei Jahre entfernt. Auch ihre Freundin kränkte Mathilden oft, indem dieſe alles einwandte, was Bitten, Vernunftgründe und unabläßige Vorſtellungen nur vermögen, um ſie von einer Leidenſchaft zu heilen, die, ihrer Anſicht nach, nimmermehr zu dauerndem Glücke führen konnte.

So von allen Seiten durch ihre Lage bedrängt, ſuchte und fand Mathilde ihren einzigen Troſt in unbeſtimmten Hoffnungen auf kommende Zeiten, und in dem Briefwechſel mit dem Geliebten, zu welchem ihr der Obriſtlieutenant, jetzt auch der Vertraute ihrer Liebe, treulich die Hand bot. Die Liebenden wagten aus Beſorgniß für Adolars Sicherheit, freilich nur ſelten zu ſchreiben, denn unerachtet der anſcheinenden Ruhe ſeiner mächtigen Feinde, hätte eine Entdeckung ſeines Aufenthaltes, Adolar doch noch immer gefährlich werden können, aber jeden ihrer Briefe erfüllten gegenſeitige Verſicherungen der reinſten, unwandelbarſten Liebe, wonnevolle Ahnungen einer entzückend ſchönen Zukunft, mannichfaltige Pläne eine Verbindung zu beſchleunigen, von der ſie das höchſt möglichſte Glück ihres Lebens erwarteten.

Adolar blieb in Hamburg; um Mathildens fernere Unterſtützung entbehren zu können, hatte ſeine er Mittel und Wege geſucht und gefunden, mannichfaltigen Kenntniße geltend zu machen, und dieſes allein gab zuweilen die Veranlaſſung zu einem kleinen Zwiſt zwiſchen den Beiden, der ſich aber immer, in noch erhöhtere Liebe ſehr bald auflöſte.

Während Mathilde unter dem friedlichen Dache ihrer Freundin fortwährend, wenn nicht ganz glückliche, doch auch nicht ganz freudenloſe Tage verlebte, ſchien jedes Verhältniß zwiſchen ihr und ihrer Mutter ſich allmählig auflöſen zu wollen, als ob beide gar nicht mehr zu einander gehörten. Frau von Berndorf beſuchte Mathilden nicht mehr, wie ſie früher zuweilen gethan, ſie äußerte auch nicht auf die entfernteſte Weiſe den Wunſch, ihre Tochter bei ſich zu ſehen, und dieſe war zuletzt nahe daran ganz zu vergeſſen, daß ſie noch eine Mutter habe, als eines Abends ein ganz unerwarteter Beſuch derſelben ſie auf ſeltſame Weiſe überraſchte.

Mathilde fand Frau von Berndorf ſo verändert, daß ſie beim erſten Anblick ſie kaum erkannte; ſie ſchien ſtärker geworden, und ſah dabei doch, trotz allen angewandten Tolettenkünſten, bleich und eingefallen aus. Aus ihrer Kleidung war jede Spur der ſonſt üblichen Trauer verſchwunden, obgleich ſie erſt ſeit ſechs Monaten Wittwe war, und ihr ganzes Weſen hatte eine gewiſſe erzwungene Freundlichkeit angenommen, von der Mathilde, ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, ſich doch eigentlich mehr abgeſtoßen als angezogen fühlte.

Gleich nach den erſten Begrüßungsformeln fing Frau von Berndorf an, Mathilden mit einem Schwall verworrener, unbeſtimmter Redensarten zu überſchütten, die durchaus unzuſammenhängend ſchienen. Bemerkungen über den wunderbaren Wechſel der Dinge, über die verſchiedenen Anſichten der Menſchen, über die Verirrungen des menſchlichen Herzens, das oft erſt ſpät zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt komme, wurden auf das wunderlichſte mit bekannten Namen, Stadtgeſchichten, mit tauſenderlei andern Dingen vermiſcht, vorgetragen. Mathilde fühlte wohl das Abſichtliche in allem dieſem, aber es war ihr unmöglich, aus dieſem Chaos den eigentlichen Ideengang ihrer Mutter heraus zu finden. Dieſe ſprach indeſſen immer fort; Fragen, die Mathilde einzuſchieben wagte, blieben unbeantwortet, es war als ob Frau von Berndorf eine gewiſſe innere Verlegenheit, durch unabläſſiges Reden zu verbergen, oder zu übertäuben ſuche; ſie ſchloß endlich mit der Verſicherung, daß ihre mütterliche Liebe für Mathilden ſich immer gleich bleiben werde, umarmte dieſelbe mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit und war fort, ehe ihre Tochter nur Beſinnung genug gewann, ſie um deutliche Erklärung ihrer eigentlichen Meinung zu bitten.

Ein Billet, welches Mathilde am folgenden Morgen von ihrer Mutter erhielt, brachte ihr dieſelbe. Wovon ſchon längſt die ganze Stadt geſprochen und was Mathilde doch nie als möglich ſich hatte denken können, war geſchehen; ihre Mutter hatte ſich mit dem einſt der

Tochter beſtimmt geweſenen, jetzt wirklich in den Fürſtenſtand erhobenen Verlobten vermält, und kündigte ihr dieß auf eine Weiſe an, aus der hervorging, daß ſie überzeugt ſey, dieſelbe bei ihrem geſtrigen Beſuche auf dieſes Ereigniß vorbereitet zu haben. Sie hatte die nöthige Diſpenz zur Abkürzung der von den Geſetzen beſtimmten Wittwenzeit wirklich erhalten und benutzt; hatte in aller Stille ſich trauen laſſen, und war ſchon, als Mathilde ihr Schreiben erhielt, mit ihrem neuen Gemahl auf dem Wege nach einer ſeiner tief im Gebirge liegenden, von der Reſidenz weit entfernten Herrſchaften. „Denn eine ſtille Hochzeit und eine Reiſe gleich nach der Trauung ſind unter Perſonen unſeres Standes jetzt Mode,“ ſetzte ſie ganz in gewohnter Art am Ende ihres Briefes hinzu, den ſie mit der Verſicherung ſchloß, daß ihre jetzige allerdings ſehr glänzende Lage ihrer mütterlichen Liebe für Mathilden keinen Abbruch thun ſolle.

So war denn das letzte Band, das Mathilden noch an ihre Mutter knüpfte, zerriſſen; ſie fühlte durch die von derſelben getroffnen Wahl eines ſolchen Gatten ſich unabhängiger geworden, aber dieſe theuer erkaufte Freiheit tröſtete ſie nicht über die furchtbare Zukunft, welche die verblendete Frau mit unbegreiflichem Leichtſinn ſich ſelbſt bereitete. Indem ſie das geſtrige Benehmen derſelben ſich zurück rief, mußte ſie ſich freilich geſtehen, daß manchem ihrer Worte wohl eine Andeutung ihres jetzt ausgeführten Vorhabens unterzulegen geweſen wäre. Schlau, wie dem Gemeinen ſich zueignenden Naturen gewöhnlich es ſind, hatte ſie freilich in unbeſtimmten Redensarten manches geſagt, was Mathildens regloſem, offnem Gemüth in dem Augenblick unverſtändlich bleiben mußte; aber ſie ſchien ſich damit zu beruhigen, es doch ausgeſprochen zu haben, und dieſe Entdeckung vergrößerte Mathildens Schmerz um ſie. Lebhaft erinnerte ſie ſich der Worte ihres Vaters, als er ihr verkündete, daß man nach ſeinem Tode wohl Anderes als ihre Vermälung mit dem ihr verhaßten Weiſſenſtein auszuführen gedenke, jetzt erſt wurden dieſelben ihr recht furchtbar klar.

„Er wußte darum! ſchon bei ſeinem Leben ward der Plan entworfen, der jetzt ausgeführt iſt, und die Grauſamen waren unmenſchlich genug, dem Sterbenden ihn nicht zu verhehlen! O du Verklärter! wohl dir, daß du dieſer Welt entſchwebt biſt! möge dein frommer Wunſch in Erfüllung gehen, und die Strafe der unſelig Verblendeten nicht noch größer werden, als ihr Vergehen es iſt!“ rief Mathilde ſchaudernd im Gefühl der tiefen Verſunkenheit, ihrer von eitlem Stolz mißleiteten Mutter.

Größer noch wäre Mathildens Schmerz geweſen, hätte ſie alles gewußt. Nicht nur das Glück ihrer Mutter, auch die Ehre derſelben war verloren; mit teufliſcher Liſt war Weißenſtein bemüht geweſen, die reiche Wittwe ſo zu umgarnen, daß der Beſitz ihres groſſen Vermögens ihm auf keine Weiſe entgehen konnte; er hatte die glühendſte Liebe ihr geheuchelt, hatte alle ihm zu Gebote ſtehenden Verführungskünſte bei ihr angewendet, und ſie war in ſeine Schlingen gefallen. Ein Zeuge ihrer ſtrafbaren Verbindung mit ihm, drohte in kurzem an das Licht des Tages zu treten, die Beſchleunigung ihrer Vermälung war dadurch nothwendig geworden, und nicht um, wie die Unglückliche vorgab, der eben herrſchenden Mode zu folgen, ſondern um vor den Augen der Welt ihre Schande ſoviel möglich zu verbergen, hatten die Neuvermälten gleich vom Altar in ein weit entferntes Familienſchloß ſich zurückgezogen, um ſpäter in erhöhtem Glanz wieder in der Reſidenz auftreten zu können.

Kurze Zeit nach der Vermälung ihrer Mutter, ſah Mathilde, zu ihrem größten Erſtaunen, die alte Kammerfrau derſelben bei ſich eintreten. Schon der Anblick der in tiefe Trauer gehüllten Alten, die anfangs vor Weinen und

Schluchzen kein verſtändliches Wort hervorbringen konnte, verkündete nichts Gutes. „Ach gnädiges Fräulein, Sie haben keine Mama und ich keine durchlauchtige Herrſchaft mehr!“ jammerte ſie: „ich bin aus dem Dienſt gejagt, und meine liebe gnädigſte Fürſtin iſt todt! An den Folgen einer zu frühen Niederkunft geſtorben, ſo heißt es, aber der kleine Prinz lebt, und wird leben, und iſt ein ſo geſundes, ſtarkes Kind, als ich in meinem Leben keins von dem Alter geſehen. Doch die Mutter iſt todt, ich war bei ihrem Tode gegenwärtig, nach dem Willen ihres Gemals wurde ſie geopfert, um den Erben am Leben zu erhalten. Sie wollten es mir verheimlichen, aber ich weiß es doch, und weil ich mich unterſtand, mich darüber zu äußern, bin ich mit Schimpf und Schande fortgejagt.“

Alles Unrecht, alle Schwächen ihrer unglücklichen Mutter ſchwanden auf ewig aus Mathildens Gedächtniß vor dieſer furchtbaren

Löſung des traurigen Geſchicks der Beklagenswerthen. Mathilde konnte nur an die unausſprechliche Liebe denken, die ſie ihr in ihrer frühſten Kindheit bewieſen, wie die Mutter ſie geliebkoſ't, wie ſie auf ihren Armen ſie getragen, wie ſie an ihrem Bettchen weinte und zitterte und die Nächte durchwachte, wenn ſie krank war; mit tiefem ungeheucheltem Schmerz beweinte Mathilde die unſelige Verblendung, der die Arme Leben und Ehre geopfert hatte, ohne ihr weiter darüber zürnen zu können, und hätte gern durch Erfüllung auch ihrer unausgeſprochenen Wünſche, ihr Andenken geehrt. Doch ihr Vormund nahm alles anders und ernſter; ſchon die Vermälung der Wittwe ſeines Freundes, mit dem ſeines Charakters und einer zerrütteten Vermögensumſtände wegen berüchtigten Weißenſtein, hatte ihn gegen dieſe aufgebracht; Mathilde mußte jetzt mit ihrem neu gebornen Stiefbruder den ſehr beträchtigen Nachlaß ihrer Mutter theilen; gerne hätte ſie in alle die, weder gerechten noch unbedeutenden Anforderungen eingewilligt, die ihr jetziger Stiefvater im Namen ſeines Sohnes an ſie machte, aber ihr Vormund wollte dieſes keineswegs zugeben, er war ſogar ſehr geneigt, die Legitimität der Geburt dieſes Sohnes zu beſtreiten, und nur die Ueberzeugung, daß Mathilde, ſobald ſie mündig wäre, den bis dahin kaum zu beendenden Prozeß ſogleich niederſchlagen wurde, hielt ihn davon zurück. Indeſſen ſchien es ihm unumgängliche Pflicht, die Rechte ſeiner Mündel an Ort und Stelle ſelbſt zu vertreten, und er machte ſich ſogleich auf den Weg, um den Fürſten in ſeinem Schloſſe aufzuſuchen; ohne die weite beſchwerliche Reiſe durch eine wüſte unwegſame Gebirgsgegend, noch den Nachtheil zu ſcheuen, den eine wahrſcheinlich mehrere Monate währende Abweſenheit, in ſeinem eignen ſehr ausgebreiteten Geſchäfte ihm bringen konnte.

Die Zeit linderte Mathildens Schmerz über den Tod ihrer Mutter, oder vielmehr andere, ihr ganzes Gefühl in Anſpruch nehmende Sorgen verdrängten ihn früher aus ihrem Gemüthe, als es ſonſt wohl der Fall geweſen wäre. Schon, ehe ſie jene traurige Nachricht erhielt, waren Adolars Briefe länger als gewöhnlich ausgeblieben. Von einem Poſttage zum andern hatte Mathilde ſich mit ſtets getäuſchter Hoffnung hingehalten, hatte tauſendfache Urſachen ſeines Stillſchweigens erſonnen, nicht um es vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ihr feſter Glaube an ſeine Treue blieb unerſchüttert, aber um auf die möglichſt-wenig beunruhigende Weiſe es ſich zu erklären. Doch die Tage vergingen, wurden zu Monaten, er ſchrieb noch immer nicht, und Mathilde vermochte endlich nicht mehr ihre bis zu einer furchtbaren Höhe ſich ſteigernde ängſtliche Ungeduld zu ertragen.

Nach vielen in banger Qual hingebrachten Tagen und Nächten, nach manchem herben, nichts entſcheidenden Kampf mit ihrer Freundin Kronburg, die jetzt den rechten Augenblick gefunden zu haben glaubte, ihre eigene Ueberzeugung von Adolars Unwerth Mathilden aufzudringen, gelang es ihr endlich, zu einem freilich gewagten Entſchluße zu gelangen, den ſie ſogleich muthig und beſonnen auszuführen ſich vornahm. Eine kleine Reiſe über Land, auf der ſie Frau von Kronburg nicht begleiten konnte, gewährte ihr die Gelegenheit dazu. Sie ließ früh Morgens den Obriſtlieutenant Fels zu ſich rufen, den einzigen, der mit ihr im Glauben an Adolar feſt hielt, und der gute Alte glaubte beinahe, daß die ſehnlichſt erwarteten Briefe endlich doch eingelaufen wären, als Mathilde gefaßter, ja ſogar heiterer, als er lange ſie nicht geſehen, ihm entgegen trat.

„Sie glauben vielleicht, das Glück ſey wieder bei mir eingekehrt? weil Sie ſo ruhig mich ſehen:“ ſprach ſie wehmüthig lächelnd, „doch dem iſt nicht ſo, ich habe nur nach langem Suchen mich ſelbſt wieder gefunden, das heißt, ich weiß jetzt, was ich will und muß, und wer auf diesen Punkt einmal gelangt iſt, der kann gerettet ſich nennen, denn er hat aufgehört, ein Spiel des Zufalls und ſeiner eignen verwirrenden und verworrenen Gedanken zu ſeyn.“

Der Alte ſah erſtaunt ſie an, ohne ihre Meinung faſſen zu können. „Treuer, edler Freund,“ ſprach Mathilde ſehr weich werdend, indem ſie ſeine Hand faßte. „Sie haben ſchon ſo unendlich viel für mich gethan, ich bedarf abermals Ihrer Hülfe, es gilt der Ausführung eines Entſchluſſes, von der die ganze Ruhe meines Lebens abhängt; werden Sie mir ſie verſagen?“

Der gerührte Alte brach in warme Verſicherungen ſeiner treuen Ergebenheit aus „Ich wußte ja im Voraus, daß Sie mich in der Noth nicht verlaſſen würden,“ unterbrach Mathilde ihn: „Sie allein haben mit mir im Glauben an Ihren Freund feſt gehalten, Sie martern mich nicht mit Verſuchen, das edelſte, treuſte Gemüth auf Erden mir verdächtig machen zu wollen, wie die Kronburg, freilich in der beſten Abſicht es thut, und darum liebe und ehre ich Sie wie meinen zweiten Vater, und begebe mit kindlichem Vertrauen mich unter Ihren Schutz, und bitte Sie herzlich, nur auf kurze Zeit mir zu erlauben, Sie auch Vater nennen zu dürfen. Wir beide, Sie und ich, reiſen noch in dieſer Nacht nach Hamburg. Sie ſind mein Vater, ich ihr Sohn, denn ich begleite Sie in dieſer Geſtalt.“

Mit dieſen Worten warf ſie den bis an das Kinn ſie verhüllenden Morgen-Ueberrock ab, den ſie trug, und ſtand in einen, dem Anſchein nach fünfzehn bis ſechzehnjährigen Knaben umgewandelt, vor dem Erſtaunten, der ſeinen Sinnen kaum traute. Er wollte verſuchen, den ſeltſamen Vorſatz ihr auszureden, doch ſie ließ ihm keine Zeit dazu.

„Vergebens ſind alle Ihre Einwendungen,“

ſprach ſie mit bittender Gebehrde, „glauben Sie mir, ich habe alles, was Sie mir ſagen könnten, mir ſelbſt geſagt und alles reiflich durchdacht. Aber, Gott helfe mir, ich kann nicht anders, ich muß ihn ſehen, ihn ſprechen, oder dieſer bangen Ungewißheit unterliegen. In drei Wochen höchſtens iſt alles abgethan; wenn mein Vormund zurückkehrt, ſind wir lange wieder zu Hauſe, und ich lebe hier ſo fern von allem Umgange mit der Welt, daß man ſchwerlich meine kurze Abweſenheit bemerken wird. Ein Brief von mir, den ſie morgen Frühe erhält, wird Frau von Kronburg von Allem unterrichten, ihr wohlwollendes Gemüth wird ſich beruhigen, wenn ſie unter Ihrem Schutze mich weiß. Und glauben Sie nur nicht, mein väterlicher Freund, daß dieſer Schritt, den ich wagen will, den ich wagen muß, wenn ich nicht untergehen ſoll, dahin abzweckt, meine Verbindung mit dem Geliebten zu beſchleunigen; wahrlich nein! ich ehre den Willen meines Vaters; ſo lange ich noch der Obhut des wackern Mannes, den er zu ſeinem Stellvertreter eingeſetzt hat, unterworfen bin, werde ich ohne deſſen Zuſtimmung mich nicht vermälen. Aber ich weiß auch, daß ich ganz in dem Sinn meines unvergeßlichen Vaters handle, wenn ich ſpäterhin meinem Herzen folge. Er ſelbſt ermahnte mich dazu, indem er, aller Welt unbewußt, die Mittel es zu können, in meine Hände gab. Er kannte, er liebte Adolar von Römhild, und ſein ſeliger Geiſt wird gewiß dereinſt auf unſern Bund ſegnend herabſchauen!“

Mathildens begeiſterte Stellung, der ſeelenvolle Blick ihres zum Himmel gerichteten Auges, waren weit beredter als ihre Worte; der gute Alte, hingeriſſen von dem Zauber ihrer Anmuth, ergab ſich ſehr bald in alles, was ſie von ihm verlangte. Die Anſtalten zur Reiſe waren ſchnell getroffen, ein Eilbote trug Mathildens Brief an Frau von Kronburg zu dem nicht weit entfernten Landhauſe, wo dieſe bei einer todtkranken Freundin ſich aufhielt, und mit einbrechendem Abende befand ſich Mathilde ſchon, in der von ihr gewählten Verkleidung, mit ihrem Freunde auf dem Weg nach Hamburg.

Freilich war es weit bis dorthin, aber ſie reiſ'ten mit möglichſter Schnelle und nahmen oft die Nächte dabei zu Hülfe. Mathilde, jung, geſund und von heißer Sehnſucht getrieben, achtete keine Ermüdung und der noch immer rüſtige alte Krieger, war wohl noch größerer Strapatzen gewachſen. In möglichſt kurzer Zeit hatten ſie das Ziel ihrer Reiſe erreicht, aber ſie langten doch zu ſpät in Hamburg an, um noch am nämlichen Abende zur Erreichung ihres Zwecks etwas unternehmen zu können.

Am folgenden Morgen ſaßen die Reiſenden beim Frühſtücke, in Berathung über die zunächſt vorzunehmenden Schritte vertieft, als die Wirthin des Hauſes in ihr Zimmer trat.

„Nehmen Ihro Gnaden es doch ja nicht übel,“ ſprach die freundliche hübſche Frau, „aber ich habe vernommen, daß ſie aus * * * kommen, ich habe es auch ſchon geſtern Abend an der Sprache des gnädigen Herrn vermerkt, daß ſie von dort her ſind, ich bin auch in * * * zu Hauſe, und daher — du lieber Gott, man freut ſich doch Landsleute zu finden, wenn man keine Hoffnung hat, die liebe Vaterſtadt wieder zu ſehen.“

Der Obriſtlieutenant nahm die Frau mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit auf, nöthigte ſie, ſich neben ihn zu ſetzen, gab ihr über alles, was ſie zu wiſſen verlangte, Auskunft, indem er ſie zugleich recht treuherzig befragte, wie es denn ihr in der Fremde ergehe, und ob ſie in Hamburg viele Landsleute gefunden habe. Mathilde war bei ihrer Ankunft aufgeſtanden und hatte ſich in ein etwas entferntes Fenſter geſetzt.

„Kennen Sie vielleicht auch einen gewiſſen Hauſer?“ fragte der Obriſtlieutenant.

„Herrn Hauſer, warum ſollte ich den nicht kennen, er gehört ja auch zu unſerer Gemeine, und die iſt hier ſo groß nicht,“ erwiederte die Wirthin. „Ich ſehe Herrn Hauſer alle Sonntage mit ſeiner hübſchen jungen Frau in unſerer Kapelle, nicht weit von hier, im Palais des öſtreichiſchen Geſandten, denn das muß ich den Leutchen zum Ruhm nachſagen, ſie ſind fleißige Kirchengänger und verſäumen keine Meſſe.“

„Das kann der Herr Hauſer nicht ſeyn; der, den ich meine, iſt ein ſehr junger Mann und unverheirathet,“ erwiederte der Obriſtlieutenant, indem er einen beſorgten Blick auf Mathilden warf, die in ſichtbarer Spannung dem Geſpräche zuhörte.

„Es iſt aber derſelbe, es giebt hier keinen andern als den,“ eiferte die Wirthin: „er iſt auch noch gar nicht lange verheirathet, glaube ich. Ich weiß nicht genau, wenn er hier angekommen iſt, zuerſt hat er anderswo gewohnt, ſeit einiger Zeit aber iſt er in unſre Nachbarſchaft eingezogen. Die Leutchen ſollen mit einander leben wie die Engel im Himmel, aber ſie haben gar keinen Umgang, man ſieht ſie nur in der Kirche und zuweilen Abends an der Alſter ſpazieren gehen. Die junge Frau iſt guter Hoffnung, glaube ich.“

„Louis, willſt du nicht auf dein Zimmer gehen?“ fragte der Obriſtlieutenant mit bebender Stimme Mathilden; ſie ſchüttelte heftig verneinend den Kopf.

„Eigentlich ſoll es mit dem Paare eine wunderbare Bewandtniß haben;“ fuhr die Wirthin, die nun einmal ins Reden gekommen war, fort. „Herr Hauſer ſoll gar nicht Herr Hauſer, ſondern eigentlich ein vornehmer Herr ſeyn, der in * * * ein Duell oder ſo etwas gehabt hat, wie das unter ſeines Gleichen oft vorfällt. Er ſoll darüber ſogar ins Gefängniß gekommen ſeyn, und die Sache hätte für ihn ſehr übel ablaufen können, wenn ſich die Tochter ſeines Kerkermeiſters nicht in ihn verliebt hätte. So hat ſie ihm denn durchgeholfen, und iſt mit ihm bei Nacht und Nebel entflohen. Aus Dankbarkeit hat er ſie nachmals geheirathet, wie es denn auch nicht mehr als billig war; das Mädchen hat ſich doch ſeinetwegen in große Gefahr geſtürzt, Eltern und alles verlaſſen, obendrein iſt ſie ſchön wie ein Engel, und ſieht recht vornehm aus. Ich möchte nur wiſſen, ob ſie die Tochter des alten Anton iſt, den habe ich recht gut gekannt — aber, mein Gott! was fehlt denn dem jungen Herrn dort, er wird blaß wie eine Leiche,“ rief ſie plötzlich, und eilte auf Mathilden zu, der Obriſtlieutenant folgte ihr in höchſter Beſtürzung.

„Es iſt nichts, gar nichts!“ rief Mathilde ſich gewaltſam aufrecht erhaltend, „es iſt ein Irrthum, es kann nicht ſeyn, ich will ſelbſt, — ich will ins Freie, die Luft wird mir wohl thun — es iſt heute Sonntag, ich will in die

Meſſe, ich war lange nicht in der Kirche; liebe Madame, ich bitte Sie, mich in die Kapelle zu führen, ich will ſelbſt ſehen — lieber Vater, ich bin wohl, ganz wohl," ſprach ſie in ängſtlicher Haſt, an allen Gliedern zitternd.

Der Obriſtlieutenant ſuchte vergebens, Mathilden von dieſem Vorſatz abzubringen, die Wirthin beſtärkte ihrerſeits ſie in demſelben „Es iſt ſchön, wenn die Jugend fein fromm iſt;" ſprach ſie: „und Gottesdienſt hat noch keinem geſchadet; kommen Sie nur, junger Herr, ich will ſie langſam hinführen, es iſt eben die rechte Zeit, wenn wir einen guten Platz finden wollen, denn die Kapelle iſt gar klein. Ja! bei uns in * * * iſt das anders! Aber man kann ſeinem Gott überall dienen."

In banger Beklemmung, wie er wohl noch nie ſie empfunden, folgte der Obriſtlieutenant Mathilden, die von dem Platze, der ihr angewieſen wurde, den Eingang und überhaupt die ganze Kapelle leicht überſehen konnte: „das iſt Madame Hauſer,“ flüſterte die Wirthin ihr zu, indem ſie auf eine junge, eben eintretende Dame ſie aufmerkſam machte. Eine anmuthigere Geſtalt, ſo beſcheiden und doch ſo ſchön, ſo ausdrucksvolle Züge bei ſo blendend friſcher Jugendblüthe, glaubte Mathilde noch nie geſehen zu haben. Der Anblick der ſchönen Frau, der ſie geopfert war, verwundete ſie wie mit tauſend Dolchſtichen; glühende Eiferſucht brannte mit verzehrender Glut ihr im Herzen, und doch vermochte ſie nicht, das Auge von ihr abzuwenden. Sie bewachte jede ihrer Bewegungen: „ſie antwortet ihm, ſie ſieht nach ihm;“ ſprach ſie mit unſäglichem Schmerz zu ſich ſelbſt, als ſie bemerkte, wie Madame Hauſer alle Augenblicke nach dem Eingange ſich umſah! Endlich kam er, Adolar, unverkennbar er ſelbſt! mit jenem, Mathilden nur zu wohl bekannten Lächeln, beugte er zu ſeiner ſchönen Gemahlin ſich herab, um ihr ein paar Worte zuzuflüſtern, dann richtete er ſich hoch empor, und ſein Blick traf Mathilden.

Mathilde ſah ihn erbleichen, ſah ihn wie erſchrecken zuſammenfahren, dann die Augen von ihr abwenden, und dann mit langen forſchenden Blicken ſie unverwandt betrachten. Seine Bruſt hob ſich gewaltſam, als ob er ſchmerzlich nach Athem ringe; noch einmal ſah er ſie an, lange, lange mit dem Ausdrucke eines vom Leben Scheidenden; dann wandte er ſich ab und eilte mit unſichern, wankenden Schritten zur Thüre hinaus.

Mathilde wollte aufſpringen, wollte ihm folgen. Ihre Kraft war erſchöpft, ihr Fuß vermochte ſie nicht zu tragen, von krampfhaftem Zittern ergriffen, mußte ſie bis nach beendeter Meſſe an ihrem Platze bleiben. Auch der Obriſtlieutenant hatte ſeinen ehemaligen Freund geſehen und erkannt; auch er wäre ihm gerne auf dem Fuße gefolgt, aber in dieſem Zuſtande konnte er Mathilden nicht verlaſſen.

Troſtlos, verzweiflend, fühlte Mathilde, erſt als ſie wieder in ihrem Zimmer war, den ganzen Umfang ihres gränzenloſen Jammers. So lange ſie in der Kapelle blieb, hatte ihr Zuſtand an Betäubung gegränzt, doch mit ihrem Bewußtſein, erwachten in ihr noch tauſend herzzerreißende Gedanken zum wildeſten Kampfe. Gewiß hatte Adolar ſie erkannt, warum wäre er ſonſt aus der Kirche geflohen? und warum war er geflohen? Aus Scheu als Meineidiger vor ihr zu ſtehen? fürchtete er ihren Zorn? Ach ſie konnte ihm nicht zürnen, das fühlte ſie wohl; das kleinſte Zeichen der Reue hätte Verzeihung aller ſeiner Vergehungen ihm erworben. Der Verluſt ſeiner Liebe demüthigte ſie ſo tief, daß es ihr ſchien, als ſey ſie ſelbſt die Schuldige, als müſſe ſie von ihm Vergebung dafür erflehen, daß er ſie nicht mehr lieben könne, weil ſie nicht mehr liebenswerth ſey. Alles war von ihr vergeſſen was ſie für ihn gethan und gewagt; vergeſſen ſeine Gelübde ewiger Treue, die er meineidig gebrochen; ſogar der unüberwindlichen Scheidewand, die er durch ſeine Heirath zwiſchen ſich und und ihr geſtellt, gedachte Mathilde nicht mehr; alle ihre Gedanken, all' ihre Gefühle gingen in dem, einem weiblichen Herzen furchtbarſten Schmerz unter, ſich nicht mehr geliebt zu wiſſen.

Aber einmal, einmal nur noch mußte ſie ihn ſehen, den Ton ſeiner Stimme hören, ihn fragen, was ſie verſchuldet, warum ſie ſeine Liebe verloren, dann wollte ſie von ihm ſcheiden, auf ewig, mit vollem Bewußtſeyn, um in ſtiller Ergebung ihr ganz verarmtes Leben zu tragen, bis es Gott gefallen würde, ſie davon zu erlöſen. Ihr alter Freund konnte ihren herzzerreißenden Bitten um dieſen einzigen Troſt, nicht wiederſtehen, er wußte ohnehin vor Mitleid mit ihr, vor Zorn über Adolars Treuloſigkeit ſich nicht zu faſſen, und bereute, wie er noch nie etwas in ſeinem Leben bereut hatte, daß er in dieſe unſelige Reiſe eingewilligt, und nicht darauf beſtanden ſey, ſie allein, ohne Mathildens Begleitung, zu unternehmen. Die rein menſchliche Schwäche des würdigen Greiſes, keinem Unglücklichen eine Bitte abſchlagen zu können, überwältigte ſein beſſeres Wiſſen auch dieſesmal. Er ging Adolar aufzuſuchen, um ihn zu Mathilden zu führen, obgleich er nicht abſah, was daraus Gutes entſtehen könne. Er fand ihn nicht zu Hauſe, er kehrte, von Mathilden getrieben, im Laufe des Tages mehreremal zu der Wohnung deſſelben zurück, und fand ihn immer nicht, und als er ſpät Abends mit Ungeſtüm darauf drang, entweder augenblicklich Zutritt zu erhalten, oder im Hauſe ſeine Rückkunft abzuwarten, erklärten die Hausleute ihm, daß der, den er ſuche, abgereiſ't ſey, wahrſcheinlich auf immer, ohne ſeine Frau vorher noch zu ſehen, und daß dieſe in großer Troſtloſigkeit krank darniederliege, und Niemand vor ſich laſſen wolle.

Durch dieſe Nachricht völlig niedergeſchmettert, die der Obriſtlieutenant ſo ſchonend als möglich ihr überbrachte, betäubt, aller Willenskraft, aller Faſſung beraubt, unterwarf ſich Mathilde nun ganz widerſtandlos den Anordnungen ihres Freundes. Schon am nächſten Morgen trat er die Rückreiſe mit ihr an; ſie ließ ſich alles gefallen, ſtill vor ſich hinweinend legte ſie in kleinen Tagereiſen den Weg langſam wieder zurück, den ſie ſo hoffnungsreich hingeflogen war, und ſank am Ziel, halb vernichtet, ihrer mütterlichen Freundin in die Arme, die keinen Vorwurf mehr für ſie hatte, als ſie ſo elend ſie ſah.

In ihrem Zimmer fiel ein auf ihrem Tiſche liegender Brief ſogleich ihr auf, der während ihrer Abweſenheit angekommen war. „Mein Todesurtheil!“ rief ſie, indem ſie ſchaudernd die Züge erkannte, deren Anblick ſie einſt mit namenloſer Seligkeit erfüllt hatte, und kein Bitten ihrer Freundin konnte ſie abhalten, ihn zu erbrechen; er war an dem Tage geſchrieben, an welchem ſie Adolar in der Kapelle geſehen.

„Werden Sie, deren Namen ich nicht mehr zu nennen wage, ſich nicht mit Abſcheu von der Handſchrift eines Elenden abwenden, den Sie für den Verworfenſten auf Erden halten müſſen?“ ſchrieb Adolar. „O glauben Sie es feſt, ich habe weit ſtrenger Gericht über mich gehalten, als Sie mit Ihrer engelgleichen Milde es könnten. Seit Monaten machten Reue und tiefe Beſchämung mir jeden Athemzug zur peinlichſten Qual, ich fühlte mich unwerth, meine Schuld Ihnen zu bekennen, Ihr reines Auge ſollte nicht in den tiefen Abgrund meines ſelbſtverſchuldeten Elends hinabſchauen: darf ja auch die Sonne die Greuel der Verweſung nicht ſehen, die dunkle Gräber ihr ſchauerlich verhüllen!“

„Eine Erſcheinung an heiliger Stätte, gibt heute mir den Muth, zum letztenmal mich Ihnen zu nahen. Waren Sie es ſelbſt? war es der Engel der Vergebung, der Ihre Züge lieh, um den letzten Troſt, der auf Erden mir noch werden konnte, mir zu gewähren? Ich weiß es nicht, aber ich fühle, daß ich von nun an verſchwinden muß, damit jede Spur meines Andenkens aus Ihrer Seele vertilgt, und mein unſeliger Name nie wieder vor Ihnen genannt werde.“

„Ein anderer Welttheil ſoll mich Heimathloſen aufnehmen, andere Sterne mir leuchten, und wenn dieſe Zeilen in Ihre Hände kommen, bin ich ſchon längſt aus Europa auf ewig verbannt. Adolar von Römhild iſt geſtorben, für alle, die je ihn gekannt; ich betrachte mich ſelbſt jetzt als einen Sterbenden, und ſolchen iſt ein freies Bekenntniß ja erlaubt, und ſo wage ich es denn, es vor Ihnen auszuſprechen, daß ich unerachtet meiner ſchweren Schuld, doch einzig nur Mathilden geliebt, daß Ihr Bild in meinem Buſen lebt, ſo lange ich athme, und flehe in Demuth Sie an, auch meiner tiefen, nur mit meinem Leben endenden Reue zu gedenken, wenn je die Erinnerung an das, was ich gegen Sie verbrochen, in Ihrem Gemüthe ſich wieder regen ſollte.“

Nur wer Aehnliches erlebte, vermag Mathildens gränzenloſen Schmerz ſich zu denken. So war er denn auf ewig verloren! Adelar, ein unbekannter, heimathloſer Pilger! auf fremder Erde herumirrend, arm und dürftig vielleicht; von tauſendfachen Gefahren umringt. Schrekkensgeſtalten, wie ſie nur die aufgeregteſte Phantaſie zu erfinden vermag, umringten allnächtlich Mathildens Lager, wann ſie am Ende des langen, in hoffnungsloſem Gram durchlebten Tages, ermattet darauf hinſank. Vergebens ſuchten ihre Freunde, ihren Geiſt wieder zu erheben: was immer aufs neue ihn niederdrückte, war ihr ängſtliches Beſtreben, das Dunkel zu zerſtreuen, das auf Adelars früheren Verhältniſſen, ſelbſt auf der Art des Vergehens ruhte, deſſen er gegen ſie ſich anklagte. War er denn zwiefach treubrüchig geworden? hatte er auch die Gattin verlaſſen, die ſo heilige Anſprüche an ſeine Treue hatte? und wer war ſie denn, ſie, deren rührende Geſtalt Mathilden immer noch vorſchwebte?

Das Mährchen von des Kerkermeiſters Tochter, das die Wirthin in Hamburg erzählte, war zu unwahrſcheinlich, um ihm Glauben zu ſchenken.

Endlich nach einigen, in trübem Gram verlebten Monaten, gewährte der Zufall die erſehnte Aufklärung, wenigſtens zum Theil. Der Obriſtlieutenant begegnete zu ſeinem groſſen Erſtaunen dem Sohne des Kerkermeiſters auf der Straße, der, wie er überzeugt war, Adolar auf der Flucht begleitet hatte. Der Knabe wollte ihm ausweichen, aber der Alte faßte ihn mit ſicherer Hand und zog, halb durch Zureden, halb mit Gewalt, ihn in ſeine nahe Wohnung, wo er ein förmliches Verhör mit ihm anſtellte.

Nicht ohne Mühe brachte er dort endlich das Bekenntniß von ihm heraus, daß nicht er, Aloys, ſondern ſeine ihm täuſchend ähnliche Zwillingsſchweſter, Jodula, den Gefangenen damals begleitet habe. Beide Kinder hingen mit jener, gewöhnliche Geſchwiſterliebe weit übertreffenden Zärtlichkeit, von Jugend auf an einander, die zwiſchen Zwillingen ſo oft bemerkt wird. Von jeher pflegten ſie gern die Kleider mit einander zu vertauſchen, und ihre größte Freude war, wenn ihre Hausgenoſſen, beſonders aber der Vater, durch die zwiſchen ihnen obwaltende Aehnlichkeit getäuſcht, einen für den andern nahm. Auch an dem Tage, an welchem Adolar gefänglich eingebracht wurde, hatten ſie ſpielend die Kleider gewechſelt, und der Vater, der Jodula für Aloys hielt, befahl dieſer, den Gefangenen in das ihm beſtimmte Gefängniß zu begleiten.

Die edle Geſtalt, die männlich ſchönen Züge ſeines Geſichts, machten gleich beim erſten Anblick einen tiefen Eindruck auf das ohnehin von Mitleid überwallende Herz des jungen Mädchens, einen Eindruck, den ſpäterhin das Benehmen deſſelben, der melodiſche Ton ſeiner Stimme, bis zur glühendſten Leidenſchaft erhöhte. Denn Jodula wußte gar bald ihrem Bruder die Erlaubniß abzuſchmeicheln, in ſeinen Kleidern und an ſeiner Stelle, für die perſönlichen Bedürfniſſe des ſchönen Gefangenen zu ſorgen und ihn zu bedienen.

Jodula war es, die, als die Unterhandlungen wegen ſeiner Befreiung begannen, ihn von Allem unterrichtete; ſie ſchaffte die Mönchskleidung herbei, in welcher er entkam, ſie hatte ſich eines Nachſchlüſſels zu ſeinem Gefängniß zu bemeiſtern gewußt, und als ſchon alles verloren ſchien, war ſie es, die während Aloys noch immer abweſend war, mit großer Gewandtheit den rechten Augenblick ergriff, um in ihrer gewohnten Verkleidung, den geliebten Mann zu befreien und ihn auf der Flucht zu begleiten.

„Die Trennung von der Schweſter fällt mir wohl ſchwer,“ ſetzte Aloys am Ende ſeines Bekenntniſſes hinzu, „aber wir wiſſen doch, daß ſie glücklich iſt. Sie hat ein Zettelchen an den Vater zurückgelaſſen, in welchem ſie ihm ſchreibt, daß der gnädige Herr ſie heirathen werde, ſobald ſie erſt in Sicherheit ſind, und damit hat ſich denn auch der Vater beruhigt.“

Nicht ohne Beſorgniß über den Eindruck, den dieſe Nachricht auf Mathilden machen würde, ſuchte der Obriſtlieutenant ſo ſchonend, als es ihm nur immer möglich war, ſie ihr vorzutragen, und war daher über die Art, wie ſie dieſelbe aufnahm, nicht wenig erſtaunt.

„Dank Ihnen, Sie haben eine ſchwere Laſt mir vom Herzen genommen,“ ſprach Mathilde tief aufſeufzend. „Adolar hat rein menſchlich gehandelt: ohne dieſes arme Mädchen, das alles für ihn hingab, Ehre, Vaterland und Freunde, war er unwiederbringlich verloren! Sie war ſeine Befreierin und ihr gehörte ſeine Hand, mir ſeine Liebe, denn dieſe läßt ſich nicht verſchenken. Und ſie iſt mir geblieben, im Herzen hat er die Treue mir bewahrt, und ich habe fortan nur ſein und mein Unglück, nicht ſeine Entwürdigung mehr zu beweinen.“

Von dieſem Augenblicke an ſtrebte Mathilden, ihr tiefes Leid mit weit größerer Faſſung zu tragen; all ihr Denken und Sinnen ging darauf hinaus, Adolars gegenwärtigen Zufluchtsort zu entdecken, und endlich mußte ihr alter Freund, auf ihr unabläſſiges Bitten, ſich entſchließen, noch einmal die Reiſe nach Hamburg anzutreten, als dem einzigen Orte, wo man mit einiger Wahrſcheinlichkeit hoffen durfte, zu erfahren, wohin der Verlorne bei ſeiner Flucht ſich gewendet habe.

Bei allen ſeinen übrigen vortrefflichen Eigenſchaften, war der Obriſtlieutenant ein ſehr ſchlechter Korreſpondent, der den Säbel weit beſſer zu führen wußte, als die Feder. Auch hatte er bei ſeiner Abreiſe Mathilden dieſes ehrlich bekannt, und ſie gebeten, auf ſeine ſchriftliche Mittheilungen nicht zu rechnen, ſondern ſeine Heimkehr in Geduld zu erwarten, wo er ihr dann getreuen und ausführlichen Rapport abzuſtatten verſprach. Indeſſen ſchrieb er einige Wochen nach ſeiner Ankunft ihr dennoch, daß er mit ziemlicher Gewißheit erfahren, daß Adolar mit einem ſegelfertig daliegenden Schiffe nach der Inſel Batavia abgereiſ't ſey, und daß die Eigner der Ladung verſprochen hätten, durch ihre dortigen Korreſpondenten ſich auf das Genaueſte zu erkundigen. Jodula aber wurde gar nicht in dem Briefe erwähnt.

„Und Jodula?“ fragte Mathilde mit gedämpfter, furchtſamer Stimme, nachdem der Obriſtlieutenant bei ſeiner Heimkehr ihr ausführlichen Bericht von allen Anſtalten abgelegt hatte, die er zur Entdeckung von Adolars gegenwärtigem Aufenthalte getroffen.

„Jodula?“ wiederholte er mit leiſem, gepreßtem Ton: „Jodula ſteht jetzt vor Gott,“ ſetzte er feierlich ernſt hinzu, „und hat, wie ich mit Zuverſicht hoffe, für ihre Fehler und ihre Schwächen einen gnädigen Richter gefunden. Auch Sie werden Mitleid und Vergebung der Armen nicht verſagen, obgleich ſie an Ihnen mehr verſchuldet hat, als Sie wiſſen und glauben.“

Die Nachricht von dem Tode der Bedauernswerthen erſchütterte Mathilden gewaltſam; die alten Wunden brachen wieder auf, die Erinnerung an alle Leiden, die ſie jemals erfahren, ſtürmten auf's neue wieder auf ſie ein. Sie weinte bitterlich über ſich ſelbſt, über Jodula, über den verlornen Geliebten, und es währte lange, ehe ſie fähig war, das Bekenntniß der armen Jodula anzuhören, das dieſe auf ihrem Sterbebette dem Einzigen anvertraut hatte, der ihr in der letzten Noth tröſtend zur Seite ſtand.

Als der Obriſtlieutenant in Hamburg anlangte, war Jodula ſeit einigen Tagen, um mehrere Wochen zu früh, Mutter geworden; das Kind lebte, ſie ſelbſt aber ſah im unaufhaltſamen Hinſchwinden ihrer Kräfte, ihrem nahen Ende entgegen. Freundlos und unbekannt, mußte die Arme ſich und ihr Kind der Pflege gemietheter Hände übergeben, für ſich verlangte ſie nichts mehr von der Welt; gefaßten Muthes, von den Tröſtungen der Kirche unterſtützt, ſah ſie dem Tode, als ihrem Erlöſer aus ſchwerem Leide, entgegen; aber ſie zitterte für das Schickſal ihres Kindes, das fremd und freundlos, wie ſie ſelbſt, einzig auf die Barmherzigkeit Unbekannter angewieſen, in der ihr ſo feindlich dünkenden Welt zurückbleiben mußte. Der auch ihr wohlbekannte Name des Obriſtlieutenants, welcher als ein alter

Freund ihres Gatten ſich bei ihr melden ließ, war das erſte ihr wirklich Troſt gewährende Wort, das ſie ſeit langer Zeit vernommen, und freudig gewährte ſie ihm den verlangten Zutritt.

Bleich, abgezehrt, ein dem Tode geweihtes Opfer, fand der Obriſtlieutenant die noch vor kurzem blühende Jodula; dennoch erſtaunte er über die faſt unglaubliche Aehnlichkeit ihrer Züge, mit denen ihres Bruders, die er damals in der Kapelle aus banger Sorge um Mathilden ganz überſehen. Von nun an kam er täglich mehreremal die Sterbende zu tröſten, für ihre beſſere Pflege zu ſorgen, und Jodula erkannte innig dankbar die unendliche Herzensgüte des edlen Greiſes, der in jedem Leidenden einen wahrhaften Freund und Verwandten ſah. Mit warhrhaft kindlichem Vertrauen gewöhnte ſie ſich bald wie zu ihrem treuſten Freunde um Hülfe zu ihm aufzublicken, ihr übervolles Herz bedurfte der Mittheilung, und ſo ward er denn bald der Vertraute nicht nur ihres Unglücks, ſondern auch ihrer Fehltritte, die ihre bleiche, bebende Lippe in kurzen, oft unterbrochenen Sätzen, mit ungeheuchelter Reue ihm mühſam bekannte.

Der Anfang ihres Bekenntniſſes ſtimmte ganz mit dem überein, was der Obriſtlieutenant ſchon von Aloys erfahren. Während Jodula Adolar im Gefängniß bediente, und die glühendſte Leidenſchaft ſich ihrer immer gewaltſamer bemächtigte, ſah dieſer nur einen gutmüthigen freundlichen Knaben in ihr, der ſich bemühte, ihm nach Kräften ſeine Gefangenſchaft zu erleichtern. So blieb es auch, als ſie auf der Flucht ihn begleitete, und ſelbſt während der erſten Zeit ihres Aufenthalts in Hamburg. Der von ihr zurückgelaſſene Brief an ihren Vater, war die erſte Unwahrheit, die Jodula ſich erlaubt hatte, während Adolar damals noch nicht einmal wußte, daß eine Tochter ſeines Gefängnißwärters exiſtire, und nur der Wunſch bei dem Geliebten ohne Zwang und Einſchränkung ferner bleiben, ihm dienen zu können, hatte ſie zu derſelben verleitet. Wochen vergingen, während Jodula auf dieſe Weiſe neben dem angebeteten Gebieter ihres Daſeyns fort lebte, ohne daß dieſer etwas anders als einen treuen Diener in ihr ſah, der zwar viel für ihn gethan, den er aber dereinſt auch dafür belohnen zu können hoffte. Zu der leidenſchaftlichen Gluth, die heimlich die Arme verzehrte, geſellten ſich gar bald auch noch andere Qualen.

Sie wohnte mit ihrem Herrn in einer weit entlegenen Vorſtadt, außerhalb den Stadtthoren, und es gehörte mit zu ihrem Dienſte, die Briefe deſſelben Abends von der Poſt zu holen. Es kamen deren nicht viele an, die meiſten ſchienen von weiblicher Hand geſchrieben, ſie bemerkte, wie er gerade dieſe ſichtbarlich bewegt las, und wiederlas und zuweilen an ſeine Lippen drückte; düſtere Ahnung, daß ſein Herz nicht mehr frei ſey, bemächtigte ſich ihrer. Der Dämon Eiferſucht erwachte in ihr und peinigte ſie, und ließ ihr nicht Ruhe, bis er endlich in einer finſtern Stunde ſie verleitete, zwei Briefe zu eröffnen, die an einem Tage ankamen, und beide von Frauenhänden geſchrieben zu ſeyn ſchienen.

Der eine derſelben, von Mathilden, enthielt, was Jedula's Eiferſucht faſt bis zum Wahnſinn ſteigerte, die Ergießungen eines ſchönen, liebevollen, der treuſten Gegenliebe ſich bewußten Herzens. Der zweite Brief war, ohne daß Mathilde etwas darum wußte, von Frau von Kronburg geſchrieben. Mit richtendem Ernſt forderte die, um die Zukunft ihres Lieblings zu ſehr beſorgte Freundin, Adolar auf, Mathilden zu entſagen, die Liebe, die das reinſte, edelſte Herz ihm zugewandt, nicht zum Verderben deſſelben zu benutzen, ſich ſchweigend zurück zu ziehen, ſelbſt wenn er deshalb von ihr verkannt werden ſollte und zu bedenken, daß er ſich ſelbſt eine, von zu ſpäter Reue getrübte Zukunft bereiten werde, wenn er die, zu weit höheren Anſprüchen berechtigte Geliebte zur Gattin eines landflüchtigen, heimathloſen Verbannten erniedrigen wolle.

Jodula nahm in ihrer Verzweiflung dieſen zweiten Brief als einen Fingerzeig des Himmels auf, und war nahe daran, es ſich ſelbſt zum Verdienſt anzurechnen, wenn ſie alles wage, um Adolar von einer Liebe zu heilen, die nur, ihn ſammt der Geliebten, ins Verderben führen könne. Der Brief der Frau von Kronburg, eben ſo ſorgfältig zugemacht, als er geöffnet worden war, wurde ihrem Herrn übergeben; ſie hatte dieſe gefährliche Kunſt von ihrem Vater erlernt, deren Uebung zuweilen zu deſſen traurigem Amte gehörte. Den Brief von Mathilden aber behielt ſie zurück.

Mit heimlicher Freude beobachtete ſie das trübe Nachdenken, in welches Adolar verſank, nachdem er den Brief der Frau von Kronburg geleſen. Von nun an kam kein Schreiben

Mathildens mehr in ſeine Hände, keins der ſeinen an die Geliebte wurde mehr der Poſt übergeben. Als Adolar keine Antwort mehr erhielt, hörte er auf zu ſchreiben; — wahrſcheinlich glaubte er, Mathilde habe den Vorſtellungen ihrer Freundin nachgegeben und wolle von ihm ſich losmachen. Jodula ſah ſeine ſonſt immer heitere Stirn von Gram bewölkt, ſie las den tiefſten Schmerz in ſeinen Zügen, aber ſie fühlte kein Mitleid mit ihm, ſondern bewachte nur um ſo eifriger ſeine Korreſpondenz. Kein Brief kam mehr in ſeine Hände, den ſie zuvor nicht geleſen, und zu ihrer großen Freude verſtummte endlich auch Mathilde.

Um dieſe Zeit ſah Adolar ſich genöthigt, eine Reiſe zu machen, um in einem Landſtädtchen an der Gränze ſeines Vaterlandes mit einem ſeiner Verwandten zuſammen zu treffen, der ihm einen bedeutenden Theil ſeines dort zurückgelaſſenen Vermögens überbringen ſollte, und Jodula begleitete ihn wie gewöhnlich in ihrer Verkleidung. Die ſehr ungünſtige Witterung zog während der Rückreiſe ihr eine Erkältung zu, die, wie das bei lebhaften Naturen leicht geſchieht, in ein heftiges, mit Irrereden begleitetes Fieber überging, das aber keineswegs gefährlicher Art war. Adolar mußte um ihretwillen einige Tage in einem Lanſtädtchen verweilen; er nahm eine Krankenwärterin an, der er die Pflege des ihm ſehr werthen Knaben auf das dringendſte empfahl, und dieſe Frau entdeckte ſehr bald, daß derſelbe nicht ſey, wofür er ausgegeben wurde. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß der ſogenannte Herr der Kranken um dieſes Geheimniß wiſſe, und um ſich bei ihm wichtig zu machen, drängte ſie ſo lange mit allerlei verſteckten Redensarten ſich an ihn heran, verſicherte ihn ſo oft, daß er auf ihre Verſchwiegenheit feſt rechnen könne, daß ſie das liebe Kind pflegen und warten wolle, als wäre es eine Prinzeſſin, bis Adolar endlich darüber ungeduldig wurde. Er verſtand keineswegs ihre räthſelhaften Andeutungen; das darüber erzürnte Weib meinte, er wolle ſie nicht verſtehen, und erklärte ihm endlich in dürren Worten ein Geheimniß, von dem er nie die mindeſte Ahnung gehabt hatte.

Adolar's Erſtaunen, ſeine Verwirrung, ſein Mitleid mit der Unglücklichen, waren gränzenlos, aber ſein Entſchluß ward dennoch bald gefaßt. Sobald Jodula wieder hergeſtellt war, erklärte er ihr zwar freundlich, aber mit groſſer Beſtimmtheit, daß er jetzt wiſſe, wer ſie ſey, und ſie bäte, ihm anzudeuten, wohin, in einer ihrem Geſchlechte angemeſſenen Begleitung, er ſie führen laſſen ſolle, ob zu ihrem Vater, oder vielleicht zu Freunden außerhalb ihrer Vaterſtadt, indem ſie von nun an nicht ferner zuſammenbleiben dürften.

Jodula gerieth bei dieſer unerwarteten Erklärung ganz außer ſich, ſie ſtürzte ſich zu Adolars Füßen, weinte, rang die Hände, umfaßte ſeine Kniee, bekannte in den glühendſten Ausdrücken ihm ihre Liebe. Sie beſchwor ihn bei allen Heiligen, ſie nicht zu verſtoßen, wenigſtens nicht ſogleich, ſie flehte ängſtlich, ihr nur Zeit zu laſſen, ſich an den Gedanken einer Trennung von ihm zu gewöhnen, ſie erklärte, daß ſie ja weiter nichts von ihm hoffe, noch verlange, als die Erlaubniß, um ihn zu ſeyn, ihm zu dienen.

Ihre Liebe, obgleich er ſie nicht erwiedern konnte, bewegte ihn tief. Die arme Jodula war ſo ſchön in ihren Thränen; er betrachtete die bleiche, rührende Geſtalt; konnte er, durfte er die eben von ſchwerer Krankheit Erſtandene verlaſſen? wäre es menſchlich, dieſem heißen Flehen eines hülfloſen Weſens, das ſo viel für ihn gethan und geduldet, zu wiederſtehen?

Sie reiſ'ten mit einander wieder ab, und Jodula behielt ihre Knabenkleidung noch bei. Spät Abends langten ſie in einem Flecken an, wo ſie übernachten wollten; denn Jodulas Geſundheit war der Ermüdung einer Nachtreiſe noch nicht gewachſen. Der einzige Gaſthof des Ortes, war dermaßen mit Fremden überfüllt, daß die Wirthsleute dem Herrn ſammt ſeinem Diener, nur ein einziges kleines Bodenkämmerchen anweiſen konnten. Adolar wollte die Nacht in einem Lehnſtuhl zubringen, aber er hörte Jodula leiſe weinen, er glaubte ſie von neuem erkrankt; die Stille der Nacht, die lautloſe Einſamkeit, Jodula's heiße Liebe, Adolars jugendliches Gefühl für Schönheit, riſſen beide in einen Taumel hin, aus dem ſie zu bitterer Beſchämung und ſchmerzlicher Reue erwachten.

Adolar fühlte ſich ſchuldig und ſchuldlos zugleich. Als Verführer des unglücklichen Geſchöpfes, deſſen glühende, jetzt zudringlich ſcheinende Liebe zu erwiedern, ihm unmöglich war, konnte er ſich nicht betrachten, und ſo nahm er ſich denn vor, mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit, von Jodula ſo fern als möglich ſich zu halten, bis es ihm gelingen würde, ſie zur Rückkehr zu ihrem Vater zu bewegen. Er verließ ſeine Wohnung in der Vorſtadt und miethete in einem andern Theil von Hamburg ſich ein, wo Niemand ihn kannte. Jodula mußte die ihrem Geſchlecht angemeſſene Kleidung wieder annehmen, wodurch er der Qual überhoben wurde, ſich von ihr bedienen laſſen zu müſſen. Tag und Nacht ſann er darüber nach, wie er ſie, ohne durch Unfreundlichkeit ihr zu wehe zu thun, dahin bringen könne, ſich endlich ganz von ihm zu trennen, als ſie ganz unerwartet ihn mit der Nachricht überraſchte, daß ſie ſich Mutter fühle. Jodula ſchien ihres Zuſtandes ſich zu freuen, Adolar ward darüber tief betrübt. Nochmals, und dringender als je zuvor, beſchwor er Jodula, ſich an einen ſicheren und verborgenen Zufluchtsort bringen zu laſſen, um ihr Unglück den Augen der Welt zu verſchleiern; aber ſie ſank abermals in Thränen aufgelöſt, mit allen Zeichen wilder Verzweiflung zu ſeinen Füßen hin. Sie, die doch einſt ſeine Retterin geweſen war, flehte in Schmerz aufgelößt ihn an, ſie doch nur jetzt nicht zu verſtoßen, ſein eignes Herz ſagte ihm, daß es grauſam wäre, ſie in ihrem jetzigen Zuſtande zu verlaſſen, und ſo erlaubte er ihr denn einſtweilen, bis ſie ſich eines Beſſeren beſinnen würde, noch bei ihm zu bleiben.

Ganz einſam, ohne allen Umgang, von keinem gekannt, führten beide ihr trauriges, einförmiges Leben in aller Stille mit einander fort. Jodula vergaß nicht, Adolars Korreſpondenz nach wie vor zu bewachen, und fing noch einige Briefe von Mathilden auf. Die Leute in der Nachbarſchaft hielten das ſtille Paar für junge Eheleute, und Jodula's Eitelkeit fand ihre Rechnung dabei, ſie in dieſer Meinung zu beſtärken. Adolar erfuhr es kaum, er ſprach mit Niemand und lebte in der ſtrengſten Zurückgezogenheit. Er war nicht glücklich und Jodula war es noch weniger; Adolar vermied jedes Zuſammenſeyn mit ihr, ſie dagegen ſuchte überall ihn auf, verfolgte ihn auf ſeinen einſamen Spaziergängen wie ſein Schatten, und ging dann ſtumm neben dem düſter Schweigenden her; nie wollte es ihr gelingen, ein anderes Gefühl, als das des tiefſten Mitleids, in ihm zu erregen. Sie fürchtete ihn und ſeinen finſteren Blick, in welchem Sie die Vorwürfe las, die ſeine Zunge nie ausſprach, und konnte dennoch dem traurigen Vergnügen, ihn zu ſehen, nicht entſagen. Sie fühlte wie thöricht, wie unrecht, gegen ihn und ſich, ſie gehandelt, aber ihre unſelige, an Wahnſinn gränzende Liebe vermochte ſie dennoch nicht zu überwinden, bis endlich der letzte, vernichtende Schlag in ihr Leben fiel, der ſie ſelbſt der traurigen Freude, den Geliebten zu ſehen, beraubte. Sie kam an jenem Tage, an welchem Adolar Mathilden in der Kirche geſehen, ſpäter als ſonſt aus derſelben zurück, und fand Adolar entflohen, und einige eilige Zeilen von ſeiner Hand, in denen er auf ewig von ihr Abſchied nahm. Er ſchrieb ihr, daß er die täglich ſich erneuernde Folter, ſie zu ſehen, nicht länger tragen könne, daß er einen abgelegenen, entfernten Winkel der Welt aufſuche, um ungekannt und ungeſehen, elend zu ſeyn; ermahnte ſie, ſobald als möglich zu ihrem Vater zurückzukehren, und beſchwor ſie, ſich zu beſtreben, das Andenken des Unglücklichen zu vergeſſen, der, ohne es zu wollen, ihren Frieden geſtört habe.

Eine bedeutende Summe, faſt alles, was Adolar noch beſaß, war dem Zettel beigelegt; aber die arme, geiſtig und körperlich zerrüttete Jodula war unfähig, damit Haus zu halten. Fruchtloſe Verſuche, den Entflohenen aufzufinden, bei denen ſie oft gewiſſenlos hintergangen wurde, nahmen den größten Theil ihrer Habe fort, und als der Obriſtlieutenant mit väterlicher Hand die müden Augen ihr zudrückte, war kaum genug übrig geblieben, um ihre kleinen Schulden zu bezahlen, und ihr die letzte Ruheſtätte zu bereiten.

Mathilde vernahm mit tiefgerührtem Gemüthe das harte Geſchick der Unglückſeligen, die einſt ihr ſo beneidenswerth geſchienen; ſie nannte die arme, verachtete Jodula ihre Schweſter, ihre unglückliche Schweſter, und beweinte ſie als ſolche, denn hatte nicht auch ſie heiß und treu den Mann geliebt, deſſen Bild jetzt in verklärtem Lichte vor Mathildens Seele ſchwebte; war ſie nicht der Treue zum Opfer gefallen, die er ſeiner erſten Liebe gelobt, und unerachtet der kurzen Verirrung ſeiner Sinne auch gehalten? „Gewiß,“ ſeufzte ſie, „auch die arme Jodula gehörte zu denen, auf deren Schuldregiſter der Engel des Gerichts einſt eine, das Verzeichniß ihrer Vergehungen verlöſchende, Thräne fallen laſſen wird!“

„Noch einen Auftrag habe ich an Sie,“ ſprach der Obriſtlieutenant, als Mathilde ihm etwas gefaßter ſchien, „ein heiliges Vermächtniß der armen Jodula, das ich ihr in ihrer Sterbeſtunde, in Ihre Hände niederzulegen verſprach; werden Sie es verſchmähen, es verſtoßen?"

Er ging mit dieſen Worten aus dem Zimmer, und kehrte mit einem bedeckten Körbchen zurück, das er zu Mathildens Füßen ſorgfältig niederſetzte. Mathilde ſchlug mit zitternder Hand das ſeidene Tuch zurück, das es verhüllte; ein ſehr zartes, wenige Wochen altes Mädchen, lag zierlich gebettet vor ihr, es ſchlug ein paar große, dunkle Augen zu ihr auf, die kleinen Lippen verzogen ſich zum Lächeln.

„Adolar!" rief Mathilde, und ſank neben der kleinen Wiege auf die Knie und umſchlang ſie mit ihren Armen. „Adolar! ſein Blick, ſein Lächeln, ach, Adolar!"

Das Kind ward der ſchönſte Troſt in Mathildens hart beraubtem Leben, ſie ließ es nie wieder von ſich; wenn es mit Adolars Augen, mit ſeinem Lächeln ſie anblickte, glaubte ſie vor Schmerz und Wonne zu vergehen. Jeden Tag entdeckte ſie in den weichen, unausgebildeten

Zügen ihres kleinen Lieblings eine neue Aehnlichkeit mit dem Vater, ihr ganzes Leben, all ihre Sorgen, waren von nun an ihm geweiht, und die Beſchäftigung mit ihm, gewährte ihr zuerſt das Gefühl eines nicht ganz verlorenen Daſeyns. Sie hatte doch nun wieder ein Weſen, das ihrer Liebe bedurfte, für das ſie leben mußte, das hoffend und bittend zu ihr aufblickte.

„Du liebes zartes Geſchöpf, du Ebenbild des geliebteſten Mannes,“ ſprach ſie oft liebkoſend zu dem Kinde, das mit großen klugen Augen ſie anſah, als verſtände es ſie ſchon.

„Ach, wenn dein Vater einſt zurückkehrt, und uns beiſammen findet! wenn er zurückkehrt!“ ſeufzte ſie und drückte das Kind zärtlich an ihre Bruſt, und blickte ſehnend und hoffend in die tiefverhüllte Zukunft hinaus. „Wenn er endlich kommt!“ Doch Adolar kehrte nie wieder, alle Nachforſchungen blieben fruchtlos, die Mathilde, Jahre lang nach ſeinem Verſchwinden, mit nie ermüdendem Eifer fortſetzte; ſpurlos war und blieb er, wie von der Erde weggehaucht.

Die Blüthenzeit des Lebens ſchwand Mathilden unter Sehnſucht, Hoffnung und Trauer um den Verlorenen, und nur die Beſchäftigung mit dem geliebten, ihr zum Troſt geſendeten Kinde, gab ihr noch Muth und Heiterkeit des Geiſtes genug, um ihr verarmtes Leben in Geduld zu tragen.

Viele, mitunter ſehr achtenswerthe Männer, bewarben in der Folge ſich um Mathildens Hand, Frau von Kronburg ſparte weder Bitten noch Gründe, um ſie zu bewegen, eine Wahl unter dieſen zu treffen, doch Mathilde beharrte feſt bei ihrem Entſchluſſe, unvermählt zu bleiben. Fürſt Weißenſtein, jetzt ihr Stiefvater, war, als er dieſes vernahm, ſehr damit zufrieden, er hoffte, ihre reiche Erbſchaft ſolle dereinſt ſeinem Sohne, ihrem Stiefbruder, zufallen, und wandte anfangs alle ſeine oft geübten Kunſtgriffe an, um ſie durch Schmeichelei ſich zu gewinnen, und allmählig ſich ihrer zu bemeiſtern, doch Mathilde wandte mit Abſcheu und Verachtung ſich von ihm ab. Empört, erzürnt, vom alten Haß gegen ſie von neuem angeregt, wollte er jetzt in den Augen der Welt ihren guten Namen zerſtören, um ſpäter die Rechte eines Stiefvaters über ſie geltend zu machen, und ſie auf dieſe Weiſe, ſey es auch gewaltſam, zur Erfüllung ſeiner eigennützigen Abſichten zu bringen.

Noch nie blieb ein Geheimniß vor der Welt völlig verborgen, und ſo war denn auch hin und wieder von Mathildens Reiſe nach Hamburg etwas kundbar geworden. Fürſt Weißenſtein wußte genau die Zeit, in welcher dieſe gefallen, zu erforſchen, und brachte die damit in Verbindung, in welcher ſpäterhin das geheimnißvolle Kind bei ihr erſchien, das ſie mit auffallender Zärtlichkeit aufgenommen hatte. Mit ſtudirter Grauſamkeit wußte er dieſe Berechnungen auf eine Weiſe zuſammen zu ſtellen und lautbar werden zu laſſen, die auf Mathildens Ehre die tiefſten Schatten werfen mußte. Adolar von Römhilds längſt verſchollener Name wurde wieder in der Geſellſchaft genannt, und ſo oft die Wärterin des Kindes, das jetzt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ſich außer dem Hauſe mit demſelben blicken ließ, wurde ſie von Neugierigen, die meiſtens den höheren Kreiſen angehörten, umlagert. Das Geſichtchen des kleinen Geſchöpfchens wurde ſorgſam gemuſtert, alle konnten über die Aehnlichkeit deſſelben mit Herrn von Römhild ſich nicht genugſam verwundern, und viele wollten auch manchen Zug, der an Fräulein Mathilde von Berndorf erinnerte, darin entdecken. Mathildens guter Name wurde immer mehr der Raub geſchäftiger Verläumdung, Fürſt Weißenſtein ſpielte ganz vortrefflich den über die Verirrungen einer ihm einſt ſehr theuer geweſenen Stieftochter tief Betrübten, und wußte gerade durch dieſen öffentlich zur Schau getragenen

Schmerz, das ihre Ehre ſo tief verletzende Gerücht, immer weiter zu verbreiten. Die Welt wußte genug von ihm, um ihn zu verachten, wie er es verdiente, aber das Böſe glaubt man leicht, wenn auch unreine Lippen es verkünden, und ſo wäre es ihm dennoch vielleicht gelungen, eine Art Obervormundſchaft über die jetzt mündig gewordene Mathilde zu erſchleichen, hätte nicht ihr ehemaliger Vormund, der wackre Frank, ſie gewarnt. Mit Hülfe dieſes braven Mannes realiſirte Mathilde ganz in der Stille ihr Vermögen, und begab mit dem theuren Kinde, begleitet von Frau von Kreuburg und ihrem alten Freunde, ſich in ein anderes Land.

Dort führt Mathilde, in einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, ein, manchen reinen Genuß ihr bietendes Leben. Der Traum ihrer Jugend iſt verrauſcht, ſie hat ſich gewöhnt, die Wohnung ihres unvergeßlichen Verlornen, und den Schauplatz ihrer künftigen Wiedervereinigung mit ihm, über den Sternen zu ſuchen, zu denen ſie oft ſehnend und hoffend emporblickt. Die wohlthätige Hand der Zeit hat ihren herben Schmerz in ſanftere Wehmuth umgewandelt. Die in allem Reiz der ſchönſten Jugendblüthe heranwachſende Tochter Arolar's, erheitert Mathildens Leben durch innige Liebe und durch die ſchönſte Entwickelung der liebenswürdigſten Eigenſchaften und Talente. Mathilde betrachtet ſie ganz als ihr Kind und hat ihr auch auf geſetzlichem Wege alle Rechte eines ſolchen gegeben, ohne ſich durch die liebloſen Urtheile einer ihr ganz fremd gewordenen Welt ſtören zu laſſen. Frau von Kronburg iſt noch immer die treue, liebende Gefährtin ihres Lebens; ihr alter, oft erprobter Freund aber, ſchlummert ſeit einigen Jahren in ihrer Nähe, unter dem grünen Hügel, den ihre Dankbarkeit mit einem, ſeiner würdigen, Denkmal geſchmückt hat; einfach und dauernd iſt der weiße Marmor, der ihn deckt, wie er ſelbſt im Leben und im Tode es geweſen.

Neue
Novellen.

Von

Johanna Schopenhauer.

Zweiter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Frankfurt am Main.
Gedruckt und verlegt bei Johann David Sauerländer.

1832.

Lebens-Verhältniſſe.

1*

Müde zum Umfallen, und doch zu aufgeregt um ſogleich den Schlaf ſuchen zu können, lag Eugenia in ihrem Lehnſtuhl nachläſſig hingeſtreckt, und ließ ungeſtört die geſchäftigen Hände ihrer Zofe walten, die ſie von dem bunten ſchimmernden Putz befreiten, in welchem ſie ſo eben als ein Stern erſter Größe, auf dem koſtümirten Balle des * * *ſchen Geſandten geglänzt hatte. Die Zunge der guten Chriſtel war während des Auskleidens ihrer Gebieterin ebenſo beweglich als ihre zierlichen Finger; mit unerſchöpflicher Beredſamkeit theilte ſie derſelben ihre Bemerkungen über alles was ſie auf dem Balle geſehen und gehört hatte mit, dem ſie ebenfalls, freilich nur als demüthige Zuſchauerin, durch beſondere Begünſtigung der Kammerjungfer der Frau Geſandtin, beigewohnt hatte. Doch Eugenien gieng noch die Muſik des letzten Kotillions im Kopf herum, und ſie hörte nur mit halbem Ohr auf das Geplauder der treuen Seele.

Der Ball, von dem Eugenia eben zu Hauſe kam, war freilich der höchſte Lichtpunkt der diesjährigen Karnevalsfreuden geweſen, deren lange glänzende Reihe er beſchloß. Sämmtliche Damen, nebſt dem ganzen ihren Winken folgendem Heere von Schneidern, Putzmacherinnen und Kammerjungfern, waren ſchon mehrere Wochen vorher mit Zurüſtungen zu demſelben beſchäftigt geweſen, denn eine ſolche Gelegenheit, ohne eine entſtellende Geſichtsmaske, in den ausgeſuchteſten und kleidſamſten Trachten fremder Nationen ſich zu zeigen, war ihnen früher noch nie geboten. Auch Eugenia hatte es ſich angelegen ſein laſſen, eine ſo wichtige Staatsangelegenheit mit der gehörigen Aufmerkſamkeit zu behandlen, ſie hatte indeſſen Urſache gehabt mit dem Erfolg ihrer Bemühungen am heutigen Abende zufrieden zu ſeyn, und ruhte nun ſchweigend und ſtill ſinnend auf ihren Lorbeeren aus, während Chriſtel den Anzug der ausgezeichnetſten Masken, bald lobend, bald tadelnd, ihr nochmals vorführte.

„Aber Keine von Allen ſah doch ſo göttlich aus, als mein gnädiges Fräulein:“ ſprach ſie, indem ſie vor Eugenien hinkniete, um ihr die goldnen Pantöffelchen auszuziehen: „nein, wie der Reiherbuſch Ihnen ſtand, und die Tunika von goldgeblümtem Flor, und die weißatlaß’nen Pantalons! auch ſagten es alle Leute. Wie die armen kleinen Füßchen brennen! und wie das nun ausſieht, gegen heute Morgen,“ ſetzte ſie hinzu, und hielt die Schuhe, denen man die geleiſteten Dienſte freilich anſah, gegen das Licht; „nun hin iſt hin, auf dieſer Welt iſt alles vergänglich. Die kleinen Dinger ſind aber auch gar nicht vom Tanzplatz weggekommen, die Augen vergingen einem ordentlich, wenn man Ihnen genau zuſah, Sie ſo flink ſich bewegten, auch ſagte es der Hofmeiſter der kleinen Excellenzen des Herrn Geſandten, der neben mir ſtand. Fliegt Ihre Dame doch wie ein Vogel durch den Saal, als ob ſie den Fußboden gar nicht berühre, ſagte er, und gewiß und wahrhaftig er hatte Recht.“

„Du biſt ein gutes albernes Ding, und ſprichſt eben wie du es verſtehſt,“ erwiederte Eugenia lächelnd: „aber gieb mir noch eine Taſſe Thee, und trage dann den Flitterſtaat in die Garderobe, damit ich ihn nur Morgen nicht wiederſehen muß.“

„Aber Eines möchte ich doch noch fragen,“ ſprach Chriſtel indem ſie den Thee einſchenkte: „iſt es denn wirklich wahr, daß Graf Klothar geiſtlich werden muß? ich wunderte mich ſo, ihn ganz allein in ſeinem gewöhnlichen ſchwarzen Rock, mitten unter den bunt geſchmückten Herrn und Damen ſtehen zu ſehen, und da ſagte es mir der Herr Hofmeiſter. Er darf nicht mehr tanzen, weil der Biſchof in dieſen Tagen herkommt, und er dann zum geiſtlichen Stande eingeweiht werden ſoll. Er dauerte mich recht, wie ich ihn darauf anſah, er ſah ſo ſchön, und dabei ſo traurig aus. Solch ein reicher, vornehmer, junger Herr! es iſt doch Jammerſchade! Aber das iſt doch eine wunderliche Einrichtung bei den Katholiken, da ſind wir Lutheraner beſſer daran, bei uns weiß man von dergleichen nichts."

Ein halbunterdrückter Seufzer aus tiefſter Bruſt, war die einzige Antwort, die Chriſtel auf ihre Frage erhielt.

Es war eben zur erſten Frühlingszeit, in welcher die Nächte merklich kürzer werden.

„Sieh' Chriſtel," ſprach Eugenia, und blickte träumeriſch nach dem ihr gegenüberſtehenden Fenſter, das auf ein kleines ſehr ſchmales Gäßchen hinausging, denn ihr Zimmer lag im Hintergebäude der eleganten und geräumigen Wohnung ihrer Mutter. „Sieh', der Tag fängt ſchon an zu grauen, und wir ſind noch nicht zu Bette. Wahrlich die Nachbaren ſtehen ſchon auf, drüben, im Dachkämmerchen des kleinen Hauſes, uns gegenüber, wird ſchon Licht angezündet.“

„Ach das iſt die fleißige Jungfer Holderlein,“ erwiederte Chriſtel: „das arme Ding ſteht immer mit den Lerchen auf, und ſitzt doch oft bis ſpät nach Mitternacht noch bei der Arbeit. Ach ja! das Brodeſſen wird armen Leuten in dieſer Welt ſauer gemacht. Sie hat es wohl nöthig, der Vater iſt ein Klempner und hat wenig Kundſchaft, die Mutter kränkelt, da muß die Tochter freilich das Beſte dabei thun. Aber geſchickt iſt ſie, das muß man ihr laſſen. Ihr' Gnaden ſollten's nur ſehen, ſie hat jetzt zu der Ausſtattung der reichen Krämers Tochter dort unten an der Ecke, viel zu ſticken. Batiſttücher, denken Ihro Gnaden, achtundvierzig Züpfel jeder anders! das will was ſagen. Aber ſie macht es ſo ſauber und nett, wie gemalt ſage ich Ihnen — — aber Sie ſchlafen wohl ſchon?“

„Ich ſchlafe nicht, ich kann noch nicht ſchlafen,“ rief Eugenia ſich raſch aufrichtend: „ich habe alles gehört von der Jungfer Holderlein; beſtelle ſie nur auf morgen, wenn ich aufgeſtanden bin, und gehe zu Bette, Chriſtel, ich will das Meinige ſchon ohne dich finden, aber du kannſt morgen doch nicht ſo lange ausſchlafen als ich, darum geh' jetzt, und beſtelle nur morgen die Holderlein.“

Chriſtel ging endlich. Eugenia ſetzte in ihrem Lehnſtuhl ſich zurecht, zog das Licht näher an ſich heran indem ſie es putzte, und wickelte aus ihrem Taſchentuch einige in die kleinſte Form künſtlich zuſammengefaltete eng beſchriebene Blätter, die Graf Klothar auf dem Balle ihr heimlich in die Hände zu ſpielen gewußt.

Vom Augenblick überraſcht, hatte ſie dieſelben angenommen; daß ſie bei beſſrer Beſinnung ſie nicht ungeleſen ihm zurückgab, war die erſte und einzige Verletzung der Regeln des Schicklichen, die ſie ſich jemals erlaubt hatte; aber wie wäre es möglich geweſen, den ſtummen und doch ſo rührenden Bitten ſeiner Augen zu widerſtehen, und den durch ſein hartes Geſchick ſchmerzlich Verletzten, durch Härte und Stolz noch tiefer zu beugen.

„Wenn jedes Ueberſchreiten, der einmal zur Regel gewordnen Form geſelliger Konvenienz, in jedem Fall ein Unrecht bliebe:“ ſchrieb Klothar: „ſo bedürften dieſe Zeilen des vollen Uebermaßes der Ihnen eigenen Milde, um Verzeihung zu erlangen; und wenn die dem innerſten Heiligthum des Gefühls innewohnende Stimme irren könnte, ſo dürfte ich nur zögernd, verworren, mich in dieſem Augenblick an Sie wenden, von Furcht befangen, Sie möchten dieſes Blatt ungeleſen mir zurück geben, und dadurch mein ganzes Daſeyn in ewige Nacht begraben.“

„Doch nein, Eugenia! die Wonne, die im Anſchauen Ihrer himmliſchen Klarheit mich durchſtrömt, kann mich nicht täuſchen, das von dem Tage an, da ich zuerſt Sie erblickte, mit ſchöpferiſcher Gewalt mein ganzes Weſen umgeſtaltete, kann mich nicht irre führen. Das offne treue Auge, in welchem ich nicht Mitleid, nicht Theilnahme allein, in welchem ich ſo oft Erwiederung des ſtill in meiner Bruſt verborgnen Gefühles las, es konnte mir nicht lügen; die zarte Hand, deren leiſeſtes Berühren mein ganzes Weſen erſchüttert, ſie kann mich nicht zurück ſtoßen. Geliebte, ich habe die wortloſe Sprache Ihres Herzens verſtanden, wie Sie die des meinigen. Sie erwiedern, Sie theilen das Gefühl das zu Ihnen allmächtig mich hinreißt, ich weiß es, denn ich fühle es, und mit einem Entzücken für das jede Sprache zu arm iſt, wage ich Ihnen zu geſtehen, daß ich es weiß. Irre ich, wäre es nicht ſo, nun ſo iſt auch alles Glauben und Hoffen des Menſchen, im Himmel und auf Erden, eine ungeheure Lüge.“

„Und ſo laſſen Sie denn mein ganzes Leben, mein ganzes Hoffen, alles was ich denke und empfinde, vor Ihnen in Worten mich frei entfalten, Worte habe ich nur dafür, ſeit ich Sie kenne, mein ganzes Daſeyn war früher nur ein traumähnliches Schwanken in dumpfer Ahnung. Im Schatten der Kirche wuchs ich auf, unbezeichnet und unbeachtet floſſen meine Jugendtage an mir vorüber, ſtrenge Lehrer und Heiligenbilder ſtanden gleich Nebelgeſtalten mir zur Seite, ich erkannte weder ſie, noch mich ſelbſt, noch meine unbemerkt ſich entwickelnden Kräfte. Endlich erblickte ich Sie, Eugenia, und der helle volle Strahl des Bewußtſeyns brach durch die ſtarre Umhüllung, die Nebel wichen, meine innre Welt war erſchaffen, meine Gedanken, meine Wünſche gewannen eine andere Richtung, und ich fühlte Muth und Kraft in meiner lange verödeten Bruſt. Beim Sonnenlicht der

Leidenſchaft, das damals mich entwickelte und nun mich verzehrt, überblickte ich zum erſtenmal klar und deutlich den Standpunkt auf dem ich ſtehe, das ganze Gewebe der Verhältniſſe, in denen ich befangen bin.“

„Sie kennen Sie zum Theil, dieſe Verhältniſſe, Eugenia, Sie wiſſen auch, daß der Bruder meines Vaters, der Biſchof meine Beſtimmung mir gab. Sie wiſſen auch, daß die beſondere Gunſt des heiligen Vaters ihn vor vielen andern auszeichnet, und ihm Macht verleiht, meine Bahn glorreich zu brechen, meine Schritte ſicher dem Ziele zuzuleiten. Seit er mich, im Knabenalter noch, dem geiſtlichen Kollegium übergab, in welchem ich meine Erziehung erhielt, habe ich ihn nicht wieder geſehn, jetzt kommt er in wenigen Tagen, um nach kurzer Prüfung mir die letzten Grade der Prieſterweihe zu ertheilen. Er kommt um mit gewichtiger Hand mir das Paradies des Lebens zu verſchließen, mein Herz mit den Banden frommer Knechtſchaft zu beladen. O Eugenia!“

„Ehemals, ja ehemals, da lockte mich noch der ehrwürdige Prunk, die unbeſchränkte Gewalt über die Geiſter und über die Gemüther, denen der mir angewieſene Weg mich entgegen tragen ſollte. Mit unerſchütterlichem Glauben hing ich an den Lehren der frommen Väter, und träumte von künftigem ausgebreitetem Wirken für die Wohlfahrt der Kirche und meiner Brüder. Mit Abſcheu wendet mein Gemüth ſich jetzt von dem Gedanken ab, das neu erwachte jugendliche Gefühl in mir mit verſagender Strenge zu erſticken; ich fühle die Unmöglichkeit des Opfers, das der geiſtliche Stand von mir verlangt, und bin zu wahr ſie mir verhehlen zu wollen. Eugenia! aus dem Kelch des Herrn würde deine Geſtalt mir entgegen leuchten, deinen Namen nur würde ich im Gebet zu der Hochgebenedeiten Himmels-Königin nennen, von dir nur würde ich dem

Sterbenden ſprechen, um ihn zu tröſten, und dem reuigen Sünder würde ich dein Bild, ſtatt deſſen eines Heiligen zur Nachahmung aufſtellen, denn ich ſinne und denke und fühle nur dich! Meine Kirche verſtößt mich, denn ihre Macht will mich ja nicht befreien, ihre Tröſtungen ſchwinden, bei dem Gedanken an deinen Verluſt.“

„Reines, mildes, heiliges Weſen! Sie kennen die Wuth der Leidenſchaft nicht, die in mir tobt, die wilde Flamme kann Sie nicht ergreifen, ſie neigen ſich mir zu, wie Engel zu Sterblichen niederſteigen, o nehmen Sie in den Himmel Ihres Friedens mich auf!“

„Erkennen Sie mich ganz, ich kann Ihnen nichts verhehlen.“

„Alle die Huldigungen, die ſo viele ausgezeichnete Männer Ihnen darbringen, ich konnte ſie, zwar nicht ruhig in meinem Innern, aber doch mit Faſſung ertragen, doch heute nannte man mir Fürſt Waldheim unter der Zahl derer, die ernſtlich um Sie ſich bewerben; ich fühlte, der Augenblick der Entſcheidung meines Geſchick's ſey gekommen, Glück, Freiheit, Tod oder Leben ſtehen auf dem Spiel, ich lege getroſt alles in Ihre Hände, entſcheiden Sie über mich."

„Um Ihren Beſitz entſage ich allen meinen Ausſichten auf eine glänzende Zukunft, die ich mit dem Opfer jeder Jugendfreude erkaufen müßte. Ich wage noch mehr!"

„Nicht ohne bängliches Erſtarren vermag ich das gewichtige Wort vor Ihnen auszuſprechen, ich bin bereit die Glaubensformel abzuſchwören, die von Ihnen mich trennt, und der Gewalt des mir verwandten herrſchſüchtigen Prieſters mich unterwirft!"

„O, ſchaudern Sie nicht vor dieſem überkühnen Wort zurück, meine Eugenia, kein Ruchloſer, kein meineidig Abtrünniger ſchrieb es nieder. Schon lange lebte die beſeligende Hoffnung in meinem Gemüthe, daß die vernichtende Spaltung enden werde, und das bald, welche Millionen dem Quell des Lebens, der göttlichen Liebe entfremdet, ihren Glauben verwirrt, in nie zu löſende Labirinthe des Zweifels ſie ſtürzt. Ich bin überzeugt, dieſe gräßliche Zwiefachheit des Heiligſten wird ſich löſen, ein einziges, heiliges, beſeligendes Band wird alle in Liebe vereinen, in unſern Tagen noch; dem aufmerkſamen Beobachter kann es nicht entgehen, wie viel in dieſer Zeit für die Vereinigung der Kirche ſchon gethan iſt, und noch immer gethan wird, um dieſes große weltbeglückende Ereigniß vorzubereiten.“

„Jeder Einzelne, dem die gute Sache am Herzen liegt, iſt zur Mitwirkung verpflichtet.“

„Mein Oheim, in dunkelm aber feſten Glauben an das ihm allein heilig Dünkende ergraut, wendet zwar mit Abſcheu von dem Gedanken an das ſich ab, was kommen wird, und kommen muß, ſo gewiß als der morgende Tag. Aber Gott legte nicht vergebens das Gefühl, das allmählig zu Ihnen, der Proteſtantin, mich hinreißt, in des ſeinem Dienſte geweihten Bruſt; er bedarf nicht großer Mittel um Wunder zu wirken, und biſt nicht auch du, Eugenia, ein vom Ewigen ausgehender Lichtſtrahl, der hinab geſandt ward, die Nacht der Welt zu erhellen?“

„Es mag ſeyn, daß mein jetziger Aufenthalt in dem Hauſe des Geſandten, der ſtete Umgang mit deſſen Gemahlin auf mich einwirkt, daß die ſanfte helle Seele dieſer Proteſtantin mich begreifen lehrte, wie alle Wege zum Heil führen können; aber war es dann nicht die Hand des Regierers der Welt, die mich hieher leitete, in deine Nähe, Eugenia? blind müßte der ſeyn, der ſie im ſeltnen Zuſammentreffen ſo vieler Zufälligkeiten verkennen wollte.“

„Ich bin während des Schreibens klarer, gefaßter geworden, ich habe mir Beſonnenheit erſchrieben, und feſt ſteht die Ueberzeugung in mir, daß kein Geiſt des Truges deine himmliſche Geſtalt angenommen hat um mich zu verlocken. So führe denn du dem wahren Heil mich zu, ſorglos wie ein Kind folge ich dir, meinem guten Engel.“

„Aber lohne auch du mein Vertrauen mit Gegenvertrauen, du, mein Leben! meine Welt! folge auch du mir getroſt auf der Bahn, die von ſelbſt ſich mir ebnet, im hellſten Sonnenſchein liegt ſie vor mir. Sey es auch, daß das Unvermeidliche im vollſten Umfange uns träfe, daß der Zorn des Biſchofs mich verſtößt und verfolgt, die Macht ſeines mit dem Krummſtabe bewaffneten Arms reicht über die Gränze ſeiner Kirche nicht hinaus, und in dem Bruder meiner Mutter gab mir das gütige Geſchick einen Beſchützer.“

„Von meiner Kindheit an war ich ſein Liebling, er allein von allen meinen Verwandten hat von jeher dem Plan, mich dem geiſtlichen Stande zu widmen, ſich widerſetzt, er wird mich nicht verlaſſen; von ſeinem Könige hochbegünſtigt, ſtehen als General und Geſandten ihm zahlloſe Mittel zu Gebote, mir den Weg zu einer ehrenvollen ſogar glänzenden Exiſtenz zu ſichern. Von jeher war er gewohnt, ohne Rückſicht auf verjährte Vorurtheile, ſeinen eignen raſchen Weg zu verfolgen.“

„Er, der gegen den Willen ſeiner ganzen Familie eine Proteſtantin ſich zur Gemahlin erwählte und mit ihr unbeſchreiblich glücklich iſt, wird meinem Entſchluß nichts entgegen ſetzen, ihm vertraue ich ganz mich an, ohne Zaudern, ſobald Sie nur das einzige Wort ausgeſprochen haben, das mir allein die Lebensſicherheit geben kann, deren ich bedarf.“

„Und wenn Eugenia mir dennoch dieſes Wort verſagte! furchtbares ſtets widerkehrendes Phantom laß endlich ab von mir! Meine Pulſe ſtocken, das Blut in meinen Adern wird zu Eis, alle Bande des Lebens wollen ſich löſen, ein Vorgefühl endloſer Vernichtung, nie auszufüllender ertödtender Leere, ergreift mich mit entſetzlicher Gewalt.“

„O Eugenia, das Wort! das einzige Wort des Lebens, in Todesangſt erflehe ich es von dir, und vergib, o du Heilige! vergib dem zagenden Gemüth, das ſich ohne daſſelbe nicht von allen Zweifeln losringen kann.“

Sinnend ſaß Eugenia da; ihr in Thränen ſchwimmendes Auge blieb feſt auf dem Briefe haften, den ihre nachläſſig in den Schooß geſunkne Hand noch hielt.

Das hatte ſie nicht gewollt noch erwartet, nicht dieſe wilde ſchwärmeriſche Leidenſchaft. Dieſes verzehrende Feuer hatte ſie nicht anzufachen gemeint, als ſie dem Jünglinge ſich freundlich zuneigte, den ſie der ihm aufgedrungenen Beſtimmung mit ſichtbarem innerem Widerſtreben entgegen gehen ſah.

Die ſtille Neigung des Bedauernswürdigen war ihr freilich nicht ganz ein Geheimniß geblieben, ſie hatte ſie oft in ſeinen Augen geleſen, ohne ihr eine ſo ernſte Deutung zu geben. Eugenia war der lauten Bewunderung, der Huldigungen gewohnt, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden, und die anſpruchsloſe, wortloſe Verehrung, die Klothar ihr nur von Ferne darzubringen wagte, hatte vielleicht ſchon um des Kontraſtes willen mit jenen, einen tiefern Eindruck auf ſie gemacht. Ihr Auge blickte milder, der Ton ihrer Stimme wurde unwillkührlich weicher, wenn ſie mit ihm ſprach, und ſie ſuchte die Gelegenheit dazu gerne auf, weil ſie fühlte, daß ſie ihm dadurch Troſt gewähre.

Von Natur zur heiterſten Fröhlichkeit geſtimmt, erlaubte ſie ſich doch in Klothars Nähe keinen Scherz, der ſein ohnehin wundes Gefühl hätte verletzen können; ihr ganzes Betragen gegen ihn nahm den Ausdruck der innigſten Theilnahme an ſeinem Geſchicke an, den ſie auch wirklich dieſem ſchuldloſen Opfer eigennütziger Familienrückſichten nicht verſagen konnte. Bis jetzt hatte ſie das was ſie für Kletbar empfand, Mitleid genannt, aber ſie hatte nie bedacht, oder vielmehr, um einer angenehmen Selbſttäuſchung ſich nicht zu entreiſſen, nie bedenken wollen, wie nahe dieſes Gefühl in einem weiblichen Herzen, einem andern weit wärmeren verwandt iſt, und wie leicht es in dieſes übergeht. So war ſie denn in friedlicher Unbewußtheit immer weiter und weiter gegangen, viel weiter als ſie es ſelbſt gewollt, ohne zu bemerken, welchem Neulinge im Leben ſie gegenüber ſtand, der bei ſeiner Unbekanntſchaft mit dem Tone der großen Welt, ihr Benehmen gegen ihn ganz anders verſtand, als ſie es gemeint hatte.

Jetzt war es plötzlich Licht um ſie geworden, ſie ſah mit Schrecken was ſie gethan, ſie ſah, daß ſie in einem glühenden Gemüthe Hoffnungen erregt hatte, die zu erwecken nie ihr Wille gewesen, deren Erfüllung ihr unmöglich ſchien. Was ſollte, was konnte ſie nun beginnen!

Das heiße liebende Herz durch Härte und abſtoßende Kälte verwunden? Den Unglücklichen der Verzweiflung, vielleicht dem Tode zuzutreiben? welch ein Lohn für ſeine, kein Opfer ſcheuende Liebe! ihr ganzes Gemüth empörte ſich dagegen.

Vor ſich ſelbſt erröthend, empfand ſie zum erſtenmal was er ihr ſey; wie viel höher als alle Andre ſie in ihrem Herzen ihn ſtelle. Ihre Phantaſie führte ſein Bild ihr vor, wie ſie vor wenigen Stunden ihn geſehen; bleich, regungslos, das dunkle Feuer-Auge auf ſie geheftet. Im glänzend hellen Saal, von der bunten Menge umgaukelt, von den reizendſten Geſtalten umtanzt, ſah er nur ſie, nur ſie allein.

Sie mußte im Tanz einige Minuten vor ihm ſtehen bleiben, um zu erwarten, daß die Reihe deſſelben wieder an ſie käme, ſein Auge hob, Unausſprechliches erflehend, zu ihr ſich auf, als ſie nach ihm ſich umwandte, er faßte ihre Hand, zitternd drückte er das verhängnißvolle Blatt in dieſelbe, und ſtand da, von athemloſer Erwartung wie vernichtet. Ihm es wieder zu geben, wie ſie gewiß jedem Andern gethan, vermochte ſie nicht, und ſie wußte ſelbſt jetzt noch nicht, ob ſie dieſes bereue oder nicht. Nur die Huldigungen gewöhnlicher Kurmacher, und die ernſteren Anträge einiger junger heirathsluſtiger Männer, waren bis jetzt ihr genaht, doch nie die Stimme wahrer inniger Liebe.

Sie hatte gelernt dieſes Gefühl, als längſt aus der Mode gekommen und veraltet, nur noch in Romanen und Theaterſtücken exiſtirend zu betrachten, und nun lag ihr Herz wie umgewandelt in ihrer Bruſt, erfüllt von der in Sehnſucht übergehenden Ahnung eines ihr unbekannten Glücks, tief ergriffen gab ſie dem ſüßen Zauber ſich hin, den das ganze ihr ſehr romantiſch dünkende Verhältniß Klethars noch erhöhte.

Aber nun, wie ſollte das enden? was ſollte, was konnte ſie beginnen, um die Verwirrung zu löſen, die immer gewaltſamer ſie ergriff, je länger ſie nachdachte! Um ihretwillen wollte Klothar dem Zorn des mächtigen Biſchofs Trotz bieten, allen Ausſichten auf ein ihm längſt geſichertes glänzendes Glück; ſogar dem durch eine lange Reihe von Ahnen auf ihn vererbten Glauben ſeiner in dieſem Lande herrſchenden Kirche entſagen; ein Schritt, der Haß und Verachtung, bei Hohen und Niedern im ganzen Lande ihm zuziehen, der alle Welt, alle ſeine mächtigen und vornehmen Verwandten gegen ihn empören mußte. Und ſie würde man als die Veranlaſſung zu demſelben nennen; was würde die Welt, was ihre eigne Familie, was ihre Mutter dazu ſagen? daß man ſie eines heimlichen lange verborgen gehaltnen Liebesverſtändniſſes mit Klothar beſchuldigen würde, war das Geringſte was ſie erwarten konnte, und welches Aufſehen mußte das alles in dem Kreiſe, in welchem ſie lebte, erregen! ihr ſchauderte bei dem bloßen Gedanken daran, denn von Jugend auf war ſie gewöhnt nichts ſo ſehr zu ſcheuen als gerade dieſes, und alles was auffallen konnte faſt ängſtlich zu vermeiden.

Guten Morgen, rief, wie aus weiter Ferne, eine liebliche Stimme und ſchreckte Eugenien aus den halbwachen Träumen auf, in welche die lautloſe Stille um ſie her, und ihr vergebliches Streben, einen Ausgang aus dem Labyrinthe von Gefühlen und Verhältniſſen in welches ſie gerathen war, zu erſinnen, ſie verſenkt hatten. Eugenia fuhr raſch empor, das Wachslicht neben ihr war, ohne daß ſie es bemerkt hatte, eingebrannt, die Sonne war eben im Aufgehen, das verkündete ihr der in den erſten Strahlen derſelben erglühende Thurmknopf einer fernen Kirche, der über die verworrene Maſſen von Dächern dicht vor ihr hervorragte.

Die fleißige Nachbarin, Eugenien gegenüber, hatte ihr Licht ausgelöſcht, das niedrige Fenſter ihres Dachkämmerchens geöffnet, mit Kopf und Schultern ſich durch daſſelbe durchgezwängt, und rief noch einmal guten Morgen, als ob ſie dem azurblauen Himmel ihn zuriefe, dem ihr Auge mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit zugewandt war.

Aber der Gruß ſchien doch einem irdiſchen Weſen zu gelten, denn Eugenia hörte gleich darauf, hoch über ſich im Nebenhauſe ein Fenſter ſich öffnen, und eine tiefere recht ſonore Stimme ihn erwiedern. Das Mädchen lächelte, nickte noch einmal hinauf, zog das Köpfchen ſehr vorſichtig zum Fenſter wieder hinein, das ſie verſchloß; blieb aber noch ein Weilchen hinter demſelben ſtehen. Eugenia konnte von ihrem Lehnſtuhl aus ſie ungeſehen beobachten, und meinte nie etwas reizenderes geſehen zu haben, als dieſe ſchlanke und doch volle Geſtalt, mit dem ſchneeweißen Nachthäubchen, das ſich vorhin, beim Anſtoßen an den Fenſterrahmen, etwas verſchoben hatte, ſo daß eine Fülle blonder glänzender Locken ihm entquell, die längſt dem blüthenweißen Hälschen, über die

Schultern und den ſittſam verhüllten Buſen ſich ergoſſen. Das Mädchen lächelte noch einmal zu dem Nachbar gegenüber hinauf, legte mit einem ganz eignen ſchlauen Blick den Finger an die roſigen Lippen, die, indem ſie zum Lächeln ſich öffneten, zwei Reihen glänzender Perlzähnchen ſichtbar werden ließen, und verlor ſich dann in die dunklere Tiefe der Kammer. Nach einigen Sekunden ſtand es wieder am Fenſter, die eine Hand hielt eine ſpiegelblanke blecherne Sparbüchſe, die andere ließ mit hochgehobnem Arm, langſam, einen nach dem andern, vier harte Thaler in die Spalte derſelben fallen, bei jedem einzelnen Fall nickte das hübſche Kind, gleichſam zählend; nichts konnte anmuthiger ſeyn als das Spiel der weißen runden Arme, der zierlichen Hände; das Mädchen ſchüttelte wie triumphirend die Büchſe hoch über den Kopf zuſammen, warf, gleichſam abſchiednehmend, dem Eugenien unſichtbaren Nachbar ſchnell einen Kuß zu, und hüpfte davon, wahrſcheinlich um ſeinen kleinen Schoß wieder an Ort und Stelle zu bringen.

Es währte nicht lange, ſo war die hübſche Nachbarin wieder da, vermuthlich hatte ſie die Unordnung ihres Kopfputzes bemerkt, ſie brachte einen winzig kleinen kaum Handbreiten Spiegel herbei, den ſie am Fenſterrahmen befeſtigte, und warf ganz heimlich und verſtohlen einen Blick zum Fenſter des Nachbars hinauf. Sie ſah es wohl, ſie wurde von ihm belauſcht, das verrieth ihre hocherröthende Wange, ihr ſchüchtern zu Boden geſchlagner Blick, aber das blaue ſchelmiſche Auge wollte doch thun als ſähe es nichts.

Mit raſcher Hand zog ſie das verſchobne Häubchen vollends herunter, und ſtand nun einen Augenblick von einem Meer von Locken und Löckchen umfloſſen, die in reizender Unordnung ihr bis tief über die Hüften hinab wallten. Die unſchuldige von der Natur ſelbſt ihm eingegebene kleine Koketterie des hübſchen

Mädchens, lockte der unſichtbaren Zuſchauerin derſelben ein beifälliges Lächeln ab, das Mädchen ſelbſt ſchien erſt ſpäter ſich ihrer bewußt zu werden, oder hatte der Freund gegenüber, von dem lieblichen Anblick gelockt, ſich vielleicht zu deutlich an ſeinem Fenſter offenbart? Genug, tiefe Schamröthe ergoß ſich plötzlich ihm über Geſicht und Hals, es zog eilends vom Fenſter ſich zurück, erſchien erſt nach einigen Minuten, in einer die goldne Pracht ſittſam verhüllenden Bürgerhaube, an demſelben wieder, zog den Nähtiſch dem Tageslicht näher, und begann emſig zu arbeiten. Nur wenn ein neuer Faden in die Nadel eingefädelt werden mußte, warf die fleißige Stickerin einen kurzen ſchnellen Blick nach dem Nachbarshauſe quer über die Straße hin, doch jenes Fenſter ſchien jetzt unbeſetzt zu ſeyn, denn ſie arbeitete immer ruhig wieder fort.

Armes glückliches Geſchöpf! ſeufzte Eugenia aus vollem Herzen und tiefbewegter Bruſt; du wirſt geliebt und darfſt lieben; nichts ſtellt deiner Liebe ſich entgegen, als vielleicht der Mangel an dem, was ich in Ueberfluß beſitze, und was mich nicht glücklich macht. Dich kennt die Welt nicht, deren Urtheil ich fürchten muß, und von ihr unbeachtet darfſt du den geheimen Wünſchen deines Herzens folgen, während ich! ach, Klothar!

Die Natur forderte indeſſen doch ihre Rechte, und körperliche Ermüdung zwang endlich Eugenien dem Schlafe ſich hinzugeben, und die Sonne hatte ſeit wenigſtens einer Stunde die Mittagslinie überſchritten, ehe die Träumerin wieder erwachte. Ihr erſter Blick fiel auf Klothars Brief, den ihre Hand ſelbſt im tiefſten Schlummer feſtgehalten hatte, und tauſend ihr ganz neue Gedanken und Gefühle drangen bei deſſen Anblick wieder auf ſie ein. Unſchlüſſig, fürchtend und wünſchend, wußte ſie ſelbſt nicht was ſie wollte oder ſollte, und ſah mit nie gefühltem Bangen der Abendſtunde entgegen, in welcher, wie ſie feſt überzeugt war, Klothar erſcheinen werde, um wenigſtens aus der Art wie ſie ihn empfangen würde, die Entſcheidung ſeines Schickſals zu errathen. Ihr Blick fiel unwillkürlich auf das kleine Häuschen ihr gegenüber, die fleißige Nachbarin ſaß noch immer ämſig mit ihrer Arbeit beſchäftigt an ihrem vorigen Platz; Klothar! ſeufzte Eugenia nochmals und ihr ſchönes Auge füllte ſich mit Thränen ſchmerzlich ſüßer Sehnſucht.

Chriſtel war indeſſen dem Befehle ihrer Gebieterin eingedenk geblieben, den dieſe längſt wieder vergeſſen hatte; während Eugenia noch bei ihrem Frühſtücke ſaß, führte ſie ohne weiteres die fleißige Nachbarin zu ihr hinein, und ging dann hinaus, um wie gewöhnlich die Vorkehrungen zur Toilette zu beſorgen. Eugenia erkannte das Mädchen gar wohl, das ängſtlich ſchüchtern an der Thüre ſtehen blieb; es kam ihr in dieſer Nähe noch zehnmal hübſcher und reizender vor, als vorhin hinter dem Fenſter, aber ſie war ſo verſunken in ſich ſelbſt, ſo beſchäftigt mit ihrer eignen Lage, daß ſie ſich nicht gleich darauf beſinnen konnte, weshalb ſie es eigentlich hatte zu ſich beſtellen laſſen. „Wie heißen Sie liebe Jungfer?“ fragte ſie endlich mit jener Verlegenheit, die vornehme Leute, ſogar Fürſten und Fürſtinnen, Unbekannten aus den niederen Ständen gegenüber befällt, und ihnen von jenen ſo oft als ungemeßner Stolz ausgelegt wird.

„Anna Holderlein,“ erwiederte das Mädchen tief erröthend, mit einem kleinen kurz abgeſtoßnen Knicks, um deſſen linkiſcher Grazie die in naiven Rollen berühmteſte Schauſpielerin es hätte beneiden können. Eugenia fixirte das Mädchen mit lächelndem Ernſt; je länger ſie es anſah, je inniger mußte ſie die Schönheit und Anmuth der lieblichen Erſcheinung bewundern: „machen Sie Ihre Kleider ſelbſt?“ fragte ſie endlich in einem Anfall von Zerſtreutheit. „Ja, Ihr Gnaden,“ liſpelte das Mädchen augenſcheinlich beſchämt, und ein paar lange ſeidne Augenwimpern ſenkten ſich tief über die großen Kornblumenfarbnen Augen herab.

Auch Eugenia ſchämte ſich recht herzlich der albernen Frage, die ihr entſchlüpft war; der ärmliche Sonntagsſtaat, den Jungfer Holderlein ihr zu Ehren angelegt hatte, eignete ſich wahrlich nicht dazu, ſie zu entſchuldigen; das dünne, enge, überall zu kurze Kleidchen von verwaſchenem Kattun, das zierlich geſtickte, aber auch nicht minder zierlich vielfach ausgebeſſerte Halstuch, von nicht feinem Mull, aus welchem der Hals nur eben hervorſah, deſſen blendende Weiße einige künſtlich aufgezogene Reihen des dunkeln Cytiſusſaamen erhoben, die enge Schürze von ſchwarz aufgefärbtem Taft, deren urſprünglichen Glanz man ſchon oft vergebens durch Krauſemünz-Waſſer zu erneuern geſucht hatte.

Aber das alles war ſo ſorgfältig und nett gehalten, es ſchmiegte ſo beſcheiden und doch ſo verrätheriſch den friſchen jugendlichen Formen ſich an, daß, wenn man das Ganze obenhin betrachtete, man gar leicht auf den Gedanken kommen konnte, das liebliche Kind verdanke der Kunſt des Schneiders, was es doch nur der gütigen Natur verdankte, die zum Erſatz für manche andre Entbehrung es mit jenem unnennbaren Reiz ausgeſtattet hatte, den Keine erwirbt, der er nicht angeboren iſt.

Als Eugenia noch immer ſchwieg, faßte Jungfer Holderlein ſich endlich ein Herz, und trat näher an ſie heran. „Mamſell Chriſtelchen hat mir geſagt, daß Eure Gnaden etwas von meinen Arbeiten zu ſehen befohlen,“ flüſterte ſie ängſtlich leiſe, und zog ein Päckchen hervor, das ſie bis jetzt unter dem Arme gehalten. Die Bahn zu einem Geſpräch, das ſowohl das reiche vornehme, als das arme Mädchen gleich lebhaft intereſſirte, war nun gebrochen, die Stickereien wurden vorgezeigt, beſehen, bewundert, nach Verdienſt geprieſen, und die große Verſchiedenheit ihrer beiderſeitiger Verhältniſſe ſchien, für den Augenblick, von dem Fräulein wie von Anna vergeſſen.

Eugenia hohlte eine Mappe voll der herrlichſten Stickmuſter eigenhändig herbei; Anna's Augen glänzten vor Freuden darüber, ſie und das Fräulein gingen miteinander die Muſter durch, lobten, tadelten, wählten und verwarfen, nach eigenem Geſchmack. Eugenia wählte endlich einige derſelben aus, nach welchen Anna ihr ein Kleid ſticken ſollte. Anna nahm den Auftrag mit Freuden an, verſicherte, daß ſie alles ſo billig als möglich einrichten wolle; weigerte ſich aber ſtandhaft den Preis ihrer Arbeit im Voraus zu beſtimmen, und nun beſtimmte Eugenia einen, über den die Arme wirklich erſchrack.

„Ach, Ihr Gnaden, das iſt zu viel, ſo viel Geld habe ich noch in meinem Leben für keine meiner Arbeiten bekommen:“ rief ſie.

„Das war ſehr unrecht von den Leuten, die bei Ihnen arbeiten ließen,“ erwiederte Eugenia: „Ihre Stickereien, liebes Kind, dürfen ſich dreiſt neben den beſten Franzöſiſchen in dieſer Art ſehen laſſen, und warum ſollten wir unſre Landsleute den Fremden nachſetzen? ich verſichere Sie, daß ein Pariſer Kleid, wie das, welches ich bei Ihnen beſtelle, mir vielleicht noch um die Hälfte theurer zu ſtehen kommen würde.“

„Nun ſo lohne es Ihnen Gott, Ihr Gnaden,“ rief Anna, und küßte Eugeniens Hand, ehe dieſe es wehren konnte. „Sie wiſſen nicht was Sie an mir armen Kinde thun, aber die heilige Jungfrau ſieht und weiß es, und ich will zu ihr beten, daß ſie Ihnen alles geben ſoll, was Ihr Herz liebt und wünſcht.“

Eugenia ſah in Anna's Augen ein paar große helle Thränen glänzen, deren Bedeutung ſie nicht ganz verſtand. „Sind Sie etwa in augenblicklicher Verlegenheit, liebes Kind?“ fragte ſie von der heftigen Bewegung des armen Mädchens ergriffen, und ſuchte ihre Geldbörſe hervor: „brauchen Sie gleich Geld, ich will Ihnen gern ſogleich etwas auf Abſchlag, die Hälfte wenn ſie wollen . . .“

Anna hielt ohne Umſtände die Hand, welche den Beutel öffnen wollte, feſt: „nein, nein, o nein,“ rief ſie: „vorgegeßnes Brod thut nimmer gut, doch arbeiten will ich, fleißig ſeyn, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht. Die Tage werden Gottlob nun wieder hübſch lang, heute werde ich mit der Arbeit für Mamſell Meyer fertig, und morgen fange ich das liebe Kleid an, das mein Meiſterſtück werden ſoll, und tummeln will ich mich, damit Ihr Gnaden noch vor Pfingſten es erhalten.“

„Meine liebe Nachbarin will ſich Kapitalien ſammeln, wie es ſcheint,“ ſprach Eugenia indem ſie ihre Börſe wieder weglegte: „ich habe wohl geſehen, wie Sie heute bei Sonnenaufgang die harten Thaler zählten. Sie ſind nur viel zu hübſch dazu, ſonſt könnte man wohl auf den Gedanken kommen, Sie wären ein kleiner Harpagon. Ein kleiner Geizhals meine ich,“ ſetzte ſie erläuternd hinzu, als ſie bemerkte, wie Anna ſie verwundert anſah.

„Geizig! ach Gott nein das bin ich gewiß nicht,“ rief Anna ſehr lebhaft und legte betheurend die kleine Hand auf die Bruſt: „ich ein Geizhals, liebſter Gott, ich!“ ſprach ſie, und ſchüttelte wehmüthig das Köpfchen.

„Ich habe heute früh Euch noch mehr belauſcht, nämlich einen ſehr freundlichen guten Morgen, der wahrſcheinlich einem mir unbekannten Herrn Nachbar hier neben an galt,“ ſprach Eugenia ſchalkhaft lächelnd.

Anna ſtieß einen kleinen Schreckensſchrei aus, ward bleich, dann wieder feuerroth, ſchlug beſchämt die Augen nieder, faßte ſich aber doch bald. „Nun, was iſt es denn am Ende weiter,“ ſprach ſie halb vor ſich hin, „warum ſollte ich es dem gnädigen Fräulein nicht geſtehen, Sie ſind ſo gütig gegen mich, und könnten am Ende Wunder was von mir denken. Seit zwei Jahren bin ich ſo gut als Braut, Ihr Gnaden; daß meine Eltern darum wiſſen verſteht ſich von ſelbſt," ſprach ſie mit einemmale herzhaft zu Eugenien gewendet, ſchlug aber doch, als dieſe ihr ins Geſicht ſah, verſchämt die Augen nieder, und zupfte an ihrem Schürzenbande.

„Und der Bräutigam wohnt hier im Hauſe neben an, und wird alle Tage zuerſt mit einen guten Morgen begrüßt, damit die Arbeit am Stickrahmen hernach deſto beſſer gerathe," erwiederte ſchnell Eugenia, Anna winkte ſchalkhaft lächelnd. „Und wie heißt er denn? Hat er ſein artiges Bräutchen auch recht lieb? und wann wird die Hochzeit ſeyn?" fragte Eugenia mit ſteigendem Intereſſe an dem lieblichen Naturkinde.

„Ignaz Blum heißt er, und lieb hat er mich, ach! nur zu lieb," erwiederte Anna ſchnell; „aber mit der Hochzeit ſteht es wohl noch im weiten Felde," ſetzte ſie trübſelig hinzu.

„Jetzt freilich, heute meine ich, haben wir wohl einige Hoffnung durch die ſchöne Arbeit für Ihro Gnaden. Wir wollten auf Oſtern Hochzeit halten, Vater und Mutter wollten es auch, langes Warten thut bei jungen Brautleuten kein Gut, ſagen ſie, und wir haben lange genug gewartet, das weiß der Himmel.“

„Zu lange, viel zu lange,“ ſprach lächelnd Eugenia.

„Es ging eben nicht anders an, halten Sie zu Gnaden,“ erwiederte Anna ſehr eifrig, Ignaz nährt ſich redlich mit Rechnen und Schreiben, er ſchreibt wie geſtochen, Ihr Gnaden, aber was er verdient, reicht meiſtens nur aus der Hand in den Mund, und wenn er auch zuweilen etwas erübrigte, ſo war das doch immer kein ſichres Auskommen. Aber die lieben Heiligen nehmen ſich immer der Armen an, wenn man nur redlich und fleißig iſt, und mit feſtem Vertrauen auf ihre Hülfe baut. Auch meinen Ignaz haben ſie nicht vergeſſen; wie heute mir, ſo haben ſie vor einigen Wochen auch ihm einen reichen vornehmen Gönner zugeführt, man nennt ihn Graf Klothar, wenn Ihre Gnaden ihn etwa kennen.“

Jetzt war die Reihe roth zu werden an Eugenien, auch ward ſie es, doch Anna bemerkte es in ihrem Eifer nicht.

„Graf Klothar muß ein lieber frommer gnädiger Herr ſeyn,“ fuhr ſie fort, „ich habe ihn niemals geſehen, aber Ignaz weiß nicht genug von ihm zu erzählen. Der hat ihm denn immer zu ſchreiben gegeben, ſo daß er vollauf zu thun hat. Auch Noten; Euer Gnaden ſollten nur einmal ſehen, wie Ignaz die ſchreibt, und alles bezahlt er ihm überreichlich. Aber das iſt noch nicht alles, Ignaz war einmal recht betrübt, ſo recht was man ſagen kann, desperat, weil es immer und immer mit uns beiden nichts werden wollte, und da hat der gnädige Herr ſo lange in ihn gedrungen, bis er ſein Leid ihm geſtand. Dem Grafen ſollen dabei wirklich die Thränen in die Augen gekommen ſeyn, und er hat tief aufgeſeufzt, das iſt doch viel, von einem ſo vornehmen Herrn. Und nun denken Ihro Gnaden, nun hat er uns gar zu einem Schreiberdienſt bei der Kanzlei rekommandirt, gleich nach Oſtern treten wir ihn an, und haben jährlich dreihundert Gulden Gehalt!"

„Dreihundert Gulden!" rief Eugenia, „davon kann aber doch keine Familie leben."

„Es geht ſchon Ihro Gnaden," jubelte Anna, „wenn man ſich lieb hat und dabei fromm und fleißig iſt, da hilft der liebe Gott unſer einem ſchon weiter."

„Aber habt Ihr einander auch ſo recht von Herzen lieb, um Sorge und Mangel eines um des andern Willen, ohne Reue zu ertragen?" fragte Eugenia mit ſorgendem Ernſt. „Bedenken Sie das wohl, liebe Jungfer Holderlein. Sie werden bei alle dem mit Ihrem Ignaz doch nur ein kümmerliches Leben führen.

Wenn nun ein reicher Freier käme, Sie ſind ein viel zu hübſches Mädchen, als daß ein ſolcher nicht, vielleicht ſehr bald, ſich melden ſollte. Wenn Sie dann im Wohlſtande leben, Ihren Eltern ein ruhiges Alter bereiten könnten . . .“

„Nicht um die Welt, nicht um die Welt, von meinem Ignaz laß ich nimmermehr,“ fiel Anna ſehr lebhaft ihr ein, „nein, das thue ich nicht, und wenn der vornehmſte Graf im Lande käme. Arbeiten will ich für meine Eltern, Tag und Nacht, unermüdlich, bei Waſſer und Brod, wenn es ſeyn muß, aber meinen Ignaz kann ich nicht verlaſſen. Es wäre ja recht Gottvergeſſen und ſchlecht von mir, wenn ich um zeitlicher Güter willen meinem Bräutigam nicht treu bleiben wollte, und das Herz müßte ja uns beiden brechen oben ein. Ihro Gnaden meinen es auch gewiß nicht ſo, Sie wollen mich nur auf die Probe ſtellen, ob ich auch rechtes Vertrauen in Gottes Führung habe, aber der und die lieben Heiligen haben noch keinen verlaſſen.“

Der kindlich frommen Anna feſte Zuverſicht auf unmittelbare göttliche Einwirkung auf ihr Geſchick, machte einen ganz eignen Eindruck auf Eugenien, deren Gemüth, noch nie von einem wahrhaft religiöſen Gefühl erwärmt worden war. Was Schmerz und Kummer ſey, hatte ſie an ſich ſelbſt noch nie erfahren; nie hatte die Wandelbarkeit irrdiſchen Glücks nnd irrdiſchen Hoffens ſie gezwungen, nach Troſt und Hoffnung zum Himmel aufzublicken.

Es lag überhaupt nicht in ihrer Art, ſich viel mit Nachdenken über religiöſe Gegenſtände zu beſchäftigen, nur das ganz Begreifliche hatte in ihren Augen die Stimme der Wahrheit für ſich, und jede fromme Aeuſſerung Anderer, die über die Gränzen deſſelben hinaus ging, ſchien ihr entweder Heuchelei oder frommer Wahn. Eugenia war wohlthätig und gut, doch nur weil das ihr angeborne Naturell ſie dazu trieb, und weil ſie zu glücklich war um anders zu ſeyn; denn dem Glücklichen wird das Gutſeyn in dieſer Welt ſo leicht gemacht! Anna war das erſte Weſen, das die ihm innewohnende Religioſität auf eine Weiſe gegen ſie ausſprach, die es ihr unmöglich machte an der Wahrheit derſelben zu zweifeln. Sie wollte den tröſtlichen Glauben des einfältigen Mädchens als einen ſchönen Irrthum belächeln, aber ſie vermochte es nicht, und war ſogar nahe daran, es um denſelben zu beneiden.

Das Geſpräch mit dieſem Naturkinde war Eugenien indeſſen doch zu intereſſant geworden, als daß ſie nicht hätte wünſchen ſollen es noch ein wenig fortzuſetzen. „Iſt es denn ſchon lange her, daß Sie und Ignaz ſich lieben?“ fragte ſie.

„Ach ja ſchon ſehr lange,“ erwiederte Anna, „Gott hat uns wunderbar zuſammen geführt. Es geht ſchon in's ſechſte Jahr, daß er aus Gründorf hieher kam. Er hatte noch einen jüngern Bruder, der ſollte zu uns auf's Handwerk, und da kam Ignaz einigemal zum Vater, um die Sache mit ihm ins Reine zu bringen. Ich war damals ein ganz junges Ding von kaum fünfzehn Jahren, aber ich konnte ihn nicht genug darauf anſehen, wie er ſo redlich war, und ſo klug, und dabei doch auch noch ſo jung, er war erſt einundzwanzig Jahre alt und handelte ſchon an ſeinem Geſchwiſter wie ein Vater. Der Bruder aber war ein Thunicht=gut; als alles abgemacht war, und er nun kommen ſollte, war er davon gelaufen. Ignaz meinte ſchon, er würde ihn in ſeinem Leben nicht wieder finden, er hat ihn denn doch gefunden, aber nun mußte alles wieder anders werden. Die ganze Geſchichte hat ihm viel Noth und Kummer gemacht, ich lernte meinen Ignaz dabei erſt recht kennen, ach Gott, ich ſah ihm ſo gerad in das Herz, wie ſonſt wohl kein Menſch auf der Welt. Wenn er mit dem Vater war, da nahm er ſich freilich zuſammen, aber mit mir und der Mutter, da weinte er oft ſeine hellen Thränen um den böſen Buben, für den er ſo in Sorge ſtand. Die Mutter wollte ihm immer tröſtlich zureden, ich aber grämte mich mit ihm, und ich denke immer das war der erſte Grund, weshalb Ignaz mich ſo lieb gewann; er will das zwar nicht Wort haben, ſondern behauptet, ich habe gleich, als er mich zuerſt ſah, ſein Herz gewonnen, das kann aber nicht ſeyn, Ihr Gnaden, ich war damals noch ein kleines ungeſchicktes Ding, und bin erſt nachher mit einemmale ſo in die Höhe geſchoſſen.“

„Nun und wie wurde es denn weiter, mit dem Bruder Thunicht-gut und mit Euch beiden?“ fragte Eugenia.

„Mein Ignaz brachte ihn ſelbſt in die Lehre oder auf die Schule, ich weiß nicht recht wohin, wo er das Gewerbe lernte, zu dem er eigentlich Luſt hatte, denn ſein Sinn ſtand ihm hoch, darum wollte er auch nicht zum

Handwerk; ſonſt war es ein guter Junge, er iſt auch hinterher recht brav geworden, ſagt Ignaz, zuletzt iſt er weit weg in die Fremde gezogen, und es ſoll ihm recht gut gehen. Aber nicht nur was er ſelbſt von ſeinen Eltern beſaß, ſondern auch das ganze Erbtheil des armen Ignaz iſt bei der Gelegenheit faſt ganz darauf gegangen, und Ignaz mußte das Studiren aufgeben, womit er ſchon angefangen hatte, und ſich ſo durch die Welt zu helfen ſuchen. Eigentlich hat er aber auch wohl die Luſt verloren, geiſtlich zu werden, ſeit er, ſeit er . . .“

„Seit er die hübſche Anna geſehen,“ fiel Eugenia dem verlegen ſtammelnden Mädchen ein, und gedachte dabei nicht ohne einen halbunterdrückten Seufzer an Graf Klothar; „und nun weiter, mein Kind,“ ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu.

„Nun Ihr Gnaden, nach ein paar Monaten kam Ignaz wieder her, und ging viel bei uns aus und ein, denn meine Eltern mochten ihn gern leiden. Er gab ſich immer mit mir ab, zeichnete mir Muſter, lehrte mich auch ein wenig zeichnen und rechnen und ſchreiben, ſo wurden wir uns denn von Herzen gut, und gewannen uns immer lieber und lieber. Am Tage ſahen wir uns wenig, auch nicht einmal alle Tage, denn er mußte am Schreibtiſche und ich am Nährahm arbeiten, aber wenn wir einmal an einem Feſttage oder Abends wieder zuſammen kamen, war die Freude um ſo größer. Bis vor zwei Jahren, da ſagte meine Mutter, daß ſchicke ſich nicht mehr.“

„Was ſchicke ſich nicht mehr?“ fragte Eugenia.

„Je nun,“ erwiederte Anna ganz kleinlaut und rollte, feuerroth im Geſicht, ihr Schürzenband auf und zu: „die Mutter hatte wohl recht, das merkte ich ſelbſt; aber ich weinte, und Ignaz bat, und ſo ſprach ſie dann mit dem Vater, und der Vater meinte, weil es denn doch einmal Gottes Wille wär. So gab mir denn die Mutter, den Trauring ihrer ſeligen Mutter, und Ignaz holte einen Ring, den er von ſeinem Vater geerbt hatte, und ſo wurden wir denn ein paar verlobte Brautleute und ſind es noch bis auf den heutigen Tag. Ich wäre ſchon alles zufrieden, und das Warten ſollte mich gar nicht verdrießen, wenn ich ihn nur mehr ſehen könnte. Aber alle Tage darf er nicht kommen, das wollen meine Eltern nicht, um der Leute willen; und ich muß vom Morgen bis in die Nacht nähen und ſticken, und er ſitzt auch drüben ebenſo an ſeinen Schreibetiſch wie angenagelt. Das wird auch wohl in Zukunft nicht anders werden, aber wir werden doch in einem Zimmer ſitzen, unſre beiden Tiſche dicht neben einander. Ach, wenn ich mir das denke! ſollte es wohl möglich ſeyn, daß ein paar Menſchen noch auf Erden ſo glücklich werden könnten, als wir dann ſeyn werden, wenn er mich und ich ihn immer haben!"

Anna ſeufzte aus tiefſter Bruſt bei dieſen Worten, Eugenia auch.

„Ich habe darüber oft meine eignen Gedanken,“ ſprach Anna nach einer kleinen Pauſe und ſchüttelte nachdenklich mit dem Köpfchen. „Mir iſt zuweilen als müſſe all unſer Hoffen in Rauch aufgehen, denn was ſind wir denn, daß Gott gerade uns ſo beſonders gnädig ſeyn ſollte? es wäre vielleicht auch nicht einmal gut für unſer Seelenheil, denn wenn einem paar Menſchen ſchon die Erde hinieden zum Himmelreich wird, wie kann das den Gedanken an den Tod nur ertragen, der uns doch zum rechten ewigen Leben einführen ſoll! Darum kann ich noch immer nicht recht daran glauben, daß es mit uns bis zur Hochzeit kommt; geben Euer Gnaden nur Acht, wir erleben es nicht.“

„Was ſind das für trübſelige Grillen!“ rief Eugenia lachend. „Auf Oſtern erhält Herr Ignaz ſeine Stelle, wie lange iſt es noch bis dahin?“

„Vier Wochen und drei Tage,“ erwiederte Anna sehr ſchnell mit erheitertem Geſicht: „aber damit ſind wir noch lange nicht über den Berg. Mit gar nichts in den Händen können wir doch unſern Haushalt nicht anfangen, eine kleine Ausſteuer an Wäſche und tauſenderlei, was man eben im Hauſe bedarf, muß ich meinem Manne doch zubringen, und ein neues Brautkleid, ſey es auch noch ſo gering, werde ich doch auch haben müſſen, wäre es auch nur der Nachbarn wegen,“ ſetzte ſie mit einem trübſeligen Blick auf ihre dürftige Kleidung hinzu. „Zweihundert, wenigſtens Hundert und fünfzig Gulden brauchen wir zu dem Allen, ich habe auch ſchon ſeit den zwei Jahren darauf hingeſpart, und mein Vater hat mir expreß eine ſchöne verſchloßne Sparbüchſe gemacht, in die lege ich alle Sonnabend, was ich die Woche über von meinem Arbeitslohn mir erübrigen konnte.“

„Und heute iſt Sonnabend,“ ſprach lächelnd Eugenia.

„Ach ja, und dieſe Woche iſt eine wahre Glückswoche, und endigt nun auch noch ſo ſchön!“ rief Anna freudig. „Vier große harte Thaler habe ich erſpart, wie Euer Gnaden vielleicht geſehen haben, aber der Fall kommt nicht oft; manche Woche kann ich kaum den vierten Theil ſoviel in mein liebes Schatzkäſtlein thun, manche fällt ganz aus, beſonders im Winter, wenn es kalt und die Tage kurz ſind, oder wenn die Mutter krank iſt, und wir zum Doktor und Apotheker ſchicken müſſen. Ignaz thut aber auch vom Seinigen hinzu, ſo viel er kann; er bringt es mir den letzten jedes Monats, und dann zählen wir miteinander unſre Baarſchaft durch, und ſind vergnügt wie die Könige, wenn unſer kleiner Schatz recht merklich zugenommen hat.“

Eugenia ermahnte Anna guten Muthes zu ſeyn, verhieß ihr für das Brautkleid ſelbſt ſorgen zu wollen und für den Myrthenkranz obendrein, wiederholte noch einmal ihre Anordnungen, wegen der ihr aufgetragenen Arbeit, und entließ ſie endlich.

Wie auf Flügeln der Hoffnung und Freude getragen, flog Anna leicht wie ein Schmetterling quer über die Straße, ihrer ärmlichen Wohnung zu. Eugenia ſah ihr nach, im nächſten Augenblick ſah ſie am Fenſter ſie ſtehen, Ignaz war an dem Seinen wahrſcheinlich ebenfalls ſichtbar, denn Anna machte einige Zeichen, durch die ſie wahrſcheinlich dem Geliebten zu verſtehen geben wollte, daß ſie ihm viel Gutes und Erfreuliches zu verkünden habe, und daß er deshalb doch ja nicht verſäumen möge ſich Abends einzuſtellen. Dann warf ſie noch einen Kuß ihm zu, und verlor ſich in den Hintergrund der Kammer. Ein paar Minuten ſpäter erſchien ſie wieder, ſie hatte ihren Sonntagsputz abgelegt, ſaß wieder in ihren noch ärmlichern Alltagskleidern an ihrem Nähtiſch, und die Nadel flog wieder, mit verdoppelter Schnelle, unter ihren fleißigen Händen.

„O dieſe glücklichen Armen!“ ſeufzte Eugenia, indem ſie trüben Sinnes vom Fenſter ſich abwandte. „Wie ſchön erleuchten Liebe und Hoffnung ihr in ſeeliger Dunkelheit hinfließendes Leben!“

An der armen Anna reinem, liebeerfüllten Herzen hatte auch Eugeniens Herz ſich erwärmt, Annas Vorahnen des überſchwänglichen, für dieſes Erdenleben faſt zu großen Glücks, das troß Mangel und Dürftigkeit, an der Seite des Geliebten ſie erwartete, hatte Eugeniens Phantaſie mit Bildern angefüllt, vor deren Lebendigkeit ſie erſchrack, hatte Hoffnungen in ihr wach gerufen, von deren Möglichkeit ſie im Geräuſch der großen Welt, beim Anblick des zweideutigen Glücks der konvenzionellen Ehen um ſie her, nie einen Begriff gehabt hatte. Liebend geliebt, beglückend beglückt zu ſeyn, welch ein Gedanke!

Ihre Wange glühte, ihr Auge flammte, ihr ganzes Weſen war von nie vorher gekannter Begeiſterung ergriffen, die ſie hoch über ſich ſelbſt und alles Gewohnte erhob. Eugenia fühlte wie in eine andre Welt ſich verſetzt, ihr Buſen ſchwoll von nicht zu unterdrückender Sehnſucht, die Neuheit des auf ſie einſtrömenden Gefühls übertäubte die Stimme der Vernunft, die ihr deutlich machen wollte, wie, ſelbſt um Klothars willen, es ihr Pflicht ſey, dieſes Gefühl zu bekämpfen.

„Auch ich bin geliebt, wie noch kein Weib es ward, wie noch kein Dichter es erſann;" ſprach ſie zu ſich ſelbſt, indem ſie mit raſchem, faſt triumphirendem Schritt in ihrem Zimmer auf und ab ging. „Was iſt des armen Schreibers Treue, Annas mühſeliger Fleiß, die zahlloſen kleinen Entbehrungen, die das zärtliche Paar ſich auferlegt, was iſt das alles, gegen die allgewaltige Glut, die hier in jeder Silbe ſich ausſpricht?" rief ſie, indem ſie Klothars Brief heranzog, und tief bewegt den Inhalt deſſelben nochmals durchlief. „O Klothar! wie konnte es mir nur in den Sinn kommen, deine heiße alles überwältigende Liebe der ſtillen Neigung jener Beiden zu vergleichen. Beſchränkt wie ihre Lage, ſind auch ihre Anſichten, ihre Wünſche; die Höhe, auf der du mit deinem glühenden Herzen ſtehſt, kennen ſie nicht, ſie vermögen es, Monate, Jahre lang, in unerfüllter Sehnſucht hinzuſchmachten, ängſtlich zu berechnen, wie viel ſie ſich noch abdarben müſſen, um zuerſt ihren Haushalt einrichten und dann hochzeitlich angethan, vor den Altar treten zu können. Königlich groß wirfſt du um meinetwillen das fürſtengleiche Loos, das im Dienſte deiner Kirche dich erwartet, hin, wie Spreu vor dem Winde. Von deinen Verwandten verſtoßen, gehaßt, verbannt, von Niemand außer mir mehr anerkannt, willſt du, ein Fremder unter Fremden, eine neue Heimath dir ſuchen, um nur mich zu gewinnen. So lange die Erde ſteht, war keine Liebe deiner gleich, und ich ſoll ſie von mir ſtoßen!

Dieſes ſchöne Herz, ich ſoll es brechen! o Klothar, Klothar, wie ſoll das enden, was ſoll aus dir, was aus mir werden!“

Eugenia brach in Thränen aus, die ungeſtümmen Schläge, ihres in Angſt und Freude ängſtlich pochenden Herzens, drohten ſie zu erſticken, ſie benahmen ihr Sprache und Athem. Vom Glücke verwöhnt, unfähig zu jedem feſten Entſchluß, konnte ſie nur in Klagen ſich ergießen, unbeſtimmten Wünſchen, Hoffen und Fürchten, ſich hingeben, und ſich ganz der Gewalt des Augenblicks überlaſſen. Sie wußte, ſie fühlte wohl was ihr hier obliege zu thun, aber ſie wähnte es nicht mehr zu können, ihr ganzes Herz ſprach für Klothar.

Schwankend, unentſchloſſener denn zuvor, zitternd vor Erwartung, und im bängſten Kampfe mit ſich ſelbſt, ſah ſie am Abend die Geſellſchaft in den Zimmern ihrer Mutter ſich verſammeln, und fuhr beim Eintritt jedes neu Ankommenden erſchrocken zuſammen. Ihre unjedoch kam ihr alles unerträglich langweilig vor, ſie war zerſtreut, hörte nur halb auf das was man ſagte, und ſah alle Augenblicke nach der Thüre ſich um.

Endlich, endlich erſchien Klothar, und faſt mit ihm zugleich Fürſt Felix von Waldheim. Eugenia fühlte wie von Fieberſchauer ſich ergriffen, indem ſie beide neben einander erblickte. Klothars Augen ſuchten gleich bei ſeinem Eintritt Eugenien; als er ſie gefunden, überzog dunkle Purpurröthe die ſonſt bleichen ernſten Züge ſeines edlen Geſichts; er vermochte kaum die Schwelle des Zimmers zu überſchreiten, und ergriff die Lehne eines nahe an der Thüre ſtehenden Stuhles, als ob er dieſer Stütze bedürfe um nicht umzuſinken. Mit dem ſichern und doch gefälligen Anſtande eines vornehmen Weltmannes, ſchritt indeſſen Fürſt Felix an ihm vorüber, durch den Saal hin, um am äußerſten Ende deſſelben die ſchöne Tochter vom Hauſe zu begrüßen.

Alle die auf ſeinem Wege ſich befanden, machten mit geräuſchloſer, von kleinſtädtiſcher Komplimentirſucht himmelweit verſchiedner Höflichkeit, ihm willig Raum, und thaten es gern; denn abgerechnet von ſeinem höheren Range, eignete auch die ganze Perſönlichkeit des liebenswürdigen Mannes ſich dazu, ihm allgemeine Achtung zu erwerben. Wie ſehr er Eugenien vor allen andern jungen Damen auszeichnete, war übrigens auch kein Geheimniß; Viele waren überzeugt, daß er in ſeinem Herzen ernſtere Abſichten auf ſie hege, die entweder zwiſchen ihnen ſchon zur Sprache gekommen wären, oder doch nächſtens es würden. Mit in der guten Geſellſchaft üblicher Diskretion, zog daher einer nach dem Andern ganz unmerklich von den Beiden ſich zurück, um ihnen freies Feld zu laſſen, und ſie in einem, dem Anſchein nach immer angelegentlicher werdenden Geſpräche nicht zu ſtören, bei welchem Ohrenzeugen fürchten mußten, läſtig zu erſcheinen.

Graf Klothar ſtand indeſſen noch immer an der Thüre, das dunkle brennende Auge feſt auf Eugenien geheftet. Er ſah wie Eugenia, als der Fürſt ſich ihr näherte, von ihrem Sitze ſich erhob, wie ſie, ſeinem Gefühle nach viel zu freundlich, den Gruß deſſelben erwiederte, und mit einer leichten Bewegung der Hand ihn einlud, den eben neben ihr leer gewordnen Platz einzunehmen; ein Wink, den der Fürſt augenblicklich befolgte. Er ſah ein angenehmes Lächeln das männlich ſchöne Geſicht des Fürſten verklären, indem er zu Eugenien ſprach, was ſie nicht ungern zu hören ſchien. Und endlich gar! Klothar meinte ihm müßten die Sinne vergehn, als der Fürſt, in ſichtlichem Entzücken über etwas wahrſcheinlich ſehr angenehmes, was ſie ihm erwiederte, Eugeniens Hand ergriff und feurig an ſeine Lippen drückte. Er hielt dieſe, für eine bloße Höflichkeitsbezeugung, dort viel zu lange feſt, und ſeine Augen ſtrahlten von ungewohntem Feuer. Klothar fühlte den Boden unter ſich wanken, aber er nahm ſich zuſammen, um das Ende von dem Allem abzuwarten.

Das Geſpräch zwiſchen Eugenien und dem Fürſten wurde indeſſen von Seiten beider mit gleicher Lebhaftigkeit, und mit augenſcheinlich ſcheinendem Intereſſe fortgeſetzt; es konnte füglich für ein tête a tête gelten, denn die übrige Geſellſchaft hatte ſich weit genug von den Beiden zurückgezogen, um ihnen alle Sicherheit, die ſie wünſchen konnten, dabei zu gewähren.

Bald ſchienen ſie über den Gegenſtand, den' ſie unter ſich verhandelten, einerlei Meinung zu ſeyn, bald wieder nicht.

Eugeniens Züge belebten ſich immer mehr und mehr, ihre Augen glänzten in lächelnder Zufriedenheit, die des Fürſten drückten die reinſte Bewunderung aus. Er ſchien etwas von ihr erbitten zu wollen, was ſie anfangs ziemlich ernſthaft ihm verweigerte, doch allmählig ſchien dieſer Ernſt in holdes Nachgeben übergehen zu wollen. Klothars Pulſe ſtockten, eine Welt laſtete auf ſeiner ſchwer athmenden Bruſt, und doch mußte er wie vom Starrkrampf gefeſſelt ſtehen bleiben, ohne den Blick von dem was dort vorging, abwenden zu können.

Eugenia gewährte, was von ihr verlangt wurde, Klothar las es deutlich in ihren Mienen, in dem dankbaren Entzücken des Fürſten. Er ſah ſie von ihrem Sitze aufſtehen, den Fürſten mit ihr zugleich ſich erheben. Ein dichter Nebel verbreitete ſich vor ihm im Saal, das Geräuſch der vielen Stimmen um ihn her, traf toſend, wie das Brauſen des empörten Meeres, ſein Ohr; verdreifacht, verzehnfacht, drehten die Kronleuchter in wildem Durcheinanderkreiſen ſich vor ſeinen Augen, und mitten durch dieſes alles erblickte er in ſchwankenden Umriſſen Eugeniens Geſtalt gerade auf ihn zu eilen, ihr Kleid ſtreifte an ihn an, indem ſie, ſich verneigend, an ihm vorüber ging.

„Eugenia! Sie fliehen!“ ſtammelte Klothar ton- und athemlos, und wußte kaum, daß er ſprach. „Auf mein Zimmer, ein Notenbuch zu holen, aus dem ich ſingen ſoll,“ erwiederte ſie freundlich, aber ſichtbar befangen, mit bewegter unſicherer Stimme; und eilte durch das Vorzimmer, einem an dieſes anſtoßenden, der Geſellſchaft nicht geöffneten Kabinette zu, durch welches der Weg zu einer kleinen Seitentreppe ging, die nach dem Theil des Hauſes führte, in welchem ihr Zimmer lag.

Das Geſpräch Eugeniens mit dem Fürſten war in der That weit weniger bedeutend geweſen, als der Anſchein es gab. Fürſt Felix hatte anfangs Eugenien über ihre geſtrige Erſcheinung viel ſchönes, wirklich tief empfundnes geſagt; und eben weil ſie letzteres bemerkte, war ſie in ihren Antworten nicht ganz ſo unbefangen geweſen, als es wohl ſonſt ihre Art war. Sie ſuchte das Geſpräch einem andern Gegenſtande zuzuleiten, und brachte es auf die ausgezeichnet ſchöne Tanzmuſik; von dieſer ging es auf die Oper über, und zuletzt auf neuere Muſik überhaupt. Eugenia war eine eifrige Anhängerin der italieniſchen Componiſten, der Fürſt verehrte mit ungeheucheltem Enthuſiasmus Mozarts hohen Genius. Jedes von ihnen vertheidigte ſeine Lieblinge nach beſten Kräften und mit vieler Wärme; der Streit wurde von beiden Theilen mit heitrer Laune und großer Mäßigung geführt, von Seiten des Fürſten aber auch noch mit ſo viel tiefer wirklicher Sachkenntniß, daß Eugenia das Geſpräch mit ihm gewiß höchſt intereſſant gefunden haben würde, hätte nicht Klothars tiefer Schmerz, die innere Qual ſeiner Seele, die in allen ſeinen Zügen ſich ausſprach, auch ſie beängſtigt. Sie ſuchte zwar von Zeit zu Zeit durch einen, heimlich ihm zugewandten gütigen Blick, den Freund zu tröſten und zu ermuthigen, doch vergebens.

Klothar hatte nur für das, was wie mit tauſend Dolchſtichen ihn folterte, Augen und

Sinn, und immer höher ſtieg ſeine Verzweiflung. Eugenia mußte endlich einen wilden Ausbruch der in ihm tobenden Leidenſchaften fürchten, ihr ſchauderte vor dem Gedanken, er könne ihr, hier gleich auf der Stelle, eine Scene machen, welche ſie dem Geſpötte, dem Gerede, nicht nur der Geſellſchaft, ſondern auch der ganzen Stadt Preiß geben mußte, und ſo gab ſie denn in der Angſt den Bitten des Fürſten endlich nach, zur Ausgleichung ihres muſikaliſchen Streites, eine Arie von Mozart, und eine von einem ihrer Lieblings-Componiſten zur Harfe zu ſingen. Sie beendete auf dieſe Weiſe, wenn gleich ungern, ein Geſpräch, das ſie unter andern Umſtänden gewiß länger ausgeſponnen haben würde, auch ging ſie ſelbſt die Notenhefte zu holen, was ſie recht füglich einem Bedienten hätte auftragen können.

Eugenia betrat in einer höchſt aufgeregten Stimmung ihr Zimmer, das Herz ſchlug ihr ängſtlich, ihr Gemüth war in nie gekanntem

Zwieſpalt befangen, ſie wußte ſelbſt nicht warum. Die Ermüdung des geſtrigen Balles, die dieſem folgende, in heftiger Gemüths-Unruhe, bis zum Aufgang der Sonne ſchlaflos hingebrachte Nacht, für die der ſpäte Morgenſchlummer ſie nicht entſchädigen konnte, hatten ihre Nerven angegriffen und ihr Blut in fieberhafte Wallung gebracht. Die Luft ihres traulich ſtillen, nur von dem einzigen Lichte, das ſie in der Hand trug, erleuchteten Zimmers, wehte ihr erquicklich entgegen: ſie ſetzte das Licht in eine weit entfernte Ecke hinter einen Lichtſchirm hin, und trat, um ſich von der ſchwülen Luft, von dem blendenden Lichterglanz, von dem Geräuſch des Salons unten, ein Paar Minuten zu erholen, an das offenſtehende Fenſter, das Chriſtel zu ſchließen vergeſſen.'

Erleichtert aufathmend blickte ſie in die Frühlingsnacht hinaus, deren Kühle ihr unendlich wohlthat, der Vollmond ſtand ſenkrecht hoch über ihr, dicht um ſie her war alles noch in tiefes Dunkel verhüllt, aber die kleinen Häuſer ihr gegenüber lagen von ſeinem hellſten Lichtglanz umfloſſen; in allen ſchien ſchon die tiefſte Ruhe zu herrſchen, kein Lichtſtrahl ließ ſich erblicken, alle Nachbarn, auch Anna's Hausgenoſſen, ruhten, vermuthlich ſchon lange, in tiefem Schlafe von den Mühen eines in Arbeit hingebrachten Tages aus, während die vornehmere Welt erſt recht zu leben anfing.

Ein leiſes Geflüſter, dicht unter ihrem Fenſter, das nur durch die ganz lautloſe Stille der Nacht hörbar werden konnte, zog indeſſen Eugeniens Aufmerkſamkeit gar bald an; ſie lauſchte darauf, indem ſie einen halben Schritt zurücktrat, um ſicherer ungeſehen zu bleiben, und ihr ſehr feines Ohr vernahm ſüße Liebesworte, liebkoſende Namen, wie nur das innigſte Herzensverſtändniß ſie zu erfinden vermag. Anna und ihr Geliebter waren es, die, bei einem zärtlichen Stelldichein, vor dem verrätheriſchen Mondenlicht, in den verbergenden Schlag-Schatten des großen Hauſes ſich geflüchtet hatten.

„Nun gute Nacht, gute Nacht, du Lieber, Einziger," flüſterte Anna: „ach bleibe noch!" flehte Ignaz.

„Ich darf nicht, ſo gern ich möchte," erwiederte Anna: „die Mutter könnte aufwachen, ſie iſt heute nicht ganz wohl. Ohnehin iſt es doch nicht recht von uns, daß wir hier ſo heimlich zuſammen kommen."

„Noth kennt kein Gebot," antwortete Ignaz, ſie umfaſſend, „heute, du liebes Herz, heute mußten wir uns doch nicht blos ſehen, ſondern auch ſprechen."

„Heute! ach heute!" erwiederte Anna, mit einem Ton, dem man, obgleich ſie ſehr leiſe ſprach, den kaum zu verhehlenden Jubel in ihrer Bruſt deutlich anhörte; „ach heute war der ganze Tag doch gar zu lieb! Der ſchöne freundliche Engel hier über uns," ſetzte ſie mit einem Blick nach Eugeniens Fenſter hinzu; „ob er wohl ſchon ſchläft? doch wohl; der matte Schein dort hinten, kommt wohl von ihrer Nachtlampe. Nun, Gott gebe ihr heute eine recht gute Nacht.“

„Und meinem Grafen Klothar ebenfalls,“ erwiederte Ignaz. „Er kam mir heute ſo abſonderlich, ſo unruhig, ſo traurig vor, wie noch nie.“

„Was dem guten Herrn doch nur ſeyn mag!“ ſprach Anna.

„Das mögen die Heiligen wiſſen,“ erwiederte Ignaz: „ich denke immer er hat auch was Liebes im Herzen, und nun, du weißt es ja, nun ſoll er ein geiſtlicher Herr werden.“

„Ach du liebe Zeit, der unglückliche Herr! da ſind wir bei aller unſrer Armuth doch beſſer daran,“ ſeufzte Anna, umſchlang den Nacken ihres Ignaz mit einem Arm, während ſie das Köpfchen an ſeine Bruſt gelehnt, zärtlich zu ihm aufblickte. Das liebende Paar hatte nicht bemerkt, daß der höherſteigende Mond den Schatten zerſtreute, der bis dahin es verhüllte. Eugenia zog vor ſeinem Schein in eine dunkle Ecke des Fenſters ſich zurück, fuhr aber mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit fort, das Paar zu belauſchen, deſſen Geſpräch in dieſem Augenblick ein noch weit höheres Intereſſe für ſie gewann.

„Ja wohl, ja wohl ſind wir beſſer daran, und ich möchte um keinen Preiß mit ihm tauſchen,“ erwiederte Ignaz ſeiner Anna, und drückte das Mädchen feſter an's Herz. „Glaube mir, Liebe, ich habe manchmal meine eignen Gedanken und Sorgen um den Grafen. Vorhin brachte ich ihm, was ich für ihn abgeſchrieben habe, hernach, als er wegfahren wollte, ſtand ich noch mit dem Kammerdiener unten am Thorwege; wie er ausſah, als er die Treppe herunter kam, kann ich dir gar nicht beſchreiben; er blieb vor mir ſtehen, und ſah mit ſeinen großen ſchwarzen Augen mich an, ich kann dir gar nicht ſagen wie; mir wurde ganz wunderlich dabei. Grüße dein Mädchen, ſprach er ganz leiſe, und betet für mich, ich gehe einen ſchweren entſcheidenden Gang. Als er weiter ging, um in den Wagen zu ſteigen, ſprach er noch ein paar Worte ſo ganz in ſich hinein, ich konnte es nicht deutlich verſtehen, aber es klang mir wie: auf Leben und Tod.“

„Das iſt grauerlich!“ erwiederte Anna „mich ſchauderts recht! wenn ihn nur die lieben Heiligen vor Unglück und böſen Gedanken bewahren, den armen Herrn. Höre, Ignaz, wir haben's zwar nicht übrig, aber ſo etwas bringt Seegen; wir wollen morgen in aller früh eine Meſſe für ihn leſen laſſen, an dem kleinen Altare in der Ecke, du weiſt wohl, zur Muttergottes, die betrübte liebende Herzen tröſtet; ich habe um deinetwillen oft vor ihr gekniet, und ſie hat mich auch erhört, zu ihr wollen wir morgen gehn, und recht inbrünſtig will ich für den guten gnädigen Grafen beten, und du mußt es auch. Du lieber Gott! wenn ihm nur kein Leides wiederfährt!“

Eugenia mochte nichts weiter hören; tief erſchüttert zog ſie vom Fenſter ſich zurück und brach in einen Strom von Thränen aus. Sie erleichterten ihr das gepreßte Herz, aber ſie ſuchte doch ſo ſchnell als möglich ſie zu trocknen, um zur Geſellſchaft zurück zu kehren, in welcher ihr längres Ausbleiben Aufſehen erregen konnte. Eilig raffte ſie die Notenhefte zuſammen, die ihr glücklicher Weiſe gleich zur Hand lagen, hauchte vor dem Spiegel noch ein paarmal in die kleinen Hände, hielt ſie vor die Augen, um jede Spur der eben vergoßnen Thränen zu vertilgen, und eilte dann, das Licht in der Hand, durch den langen dunklen Gang der zur Hintertreppe führte.

Faſt unhörbar leiſe hörte ſie nahe an der Treppe ihren Namen nennen, und ſah eine dunkle Geſtalt, aus der Vertiefung einer Seitenthüre hervor, ihr in den Weg treten. Erſchrocken fuhr ſie zuſammen und behielt kaum Beſinnung genug, um einen lauten Schrei zu unterdrücken. „Klothar,“ flüſterte ſie bebend.

„O vergieb, erſchrick nicht vor mir,“ bat leiſe Klothar, „meine Kraft war dem Erliegen nahe! ich trug es nicht länger.“

„Aber bedachten Sie denn nicht, welcher Gefahr Sie mich ausſetzten,“ flüſterte Eugenia, „guter Gott! wenn man Sie geſehn hat!“

„O ſchelten Sie den Armen nicht, der untergehend den Saum Ihres Kleides ergreift, um ſich zu retten,“ ſprach Klothar; „Niemand in der Geſellſchaft hat mich geſehen, wer beachtete mich, wenn Sie Ihr Auge von mir wenden? und das Vorzimmer war leer.“

Eugenia blickte ihn an, und vermochte kein Wort aufzubringen, mit gebognem Knie, geſenktem Haupte, mit dem vollen Ausdruck der ſchmerzlichſten Ergebung, der heißeſten Bitte, der bängſten Erwartung, ſtand in der flehendſten, demüthigſten Stellung der ſchöne ſchlanke

Jüngling tiefgebeugt vor ihr, wie vor dem Altare einer Gottheit.

Auch ihre Kniee bebten, ihr ganzes Weſen war in nie gefühlter Aufregung befangen; konnte, durfte ſie ihn mit Härte von ſich ſtoſſen? ihn, der nur in ihrem Anſchauen lebte, ihn, der ſeine ganze Zukunft in ihre Hände legte.

„Ich konnte nicht anders, Eugenia,“ flüſterte Klothar nochmals, „ich mußte Ihnen folgen, oder von meiner innern unausſprechlichen Qual überwältigt, vor aller Augen bewußtlos niederſinken. Ich flehe nur um Entſcheidung, mein vorahnendes Herz iſt auf alles gefaßt. Komme was da wolle, ſtumm will ichs tragen, verwirf mich, vernichte mich mit allen meinen Hoffnungen, weihe mich dem Untergange, kein Seufzer, kein ſtiller Vorwurf ſoll dich anklagen; nur Entſcheidung!“ flüſterte er faſt unhörbar, ſank wie von aller Lebenskraft verlaſſen, nun wirklich auf das Knie, und verbarg ſein Geſicht mit beiden Händen.

Was Eugenia ihm erwiederte, was beide ferner mit einander ſprachen, wer könnte das nachſchreiben, ſie ſelbſt wußten es kaum. Der Eindruck, den das Geſpräch zwiſchen Anna und Ignaz auf Eugeniens Gemüth gemacht hatte, war noch lange nicht verklungen; in ſüſſer Betäubung, kaum ihrer ſelbſt ſich bewußt, wand ſie endlich aus Klothars ſie feſt umſchlingnden Armen ſich los, und der Bund der Liebe war geſchloſſen. Sie eilte der Geſellſchaft wieder zu, von der ſie nicht länger entfernt zu bleiben wagte, der überglückliche Klothar aber vermochte nicht ihr zu folgen; er flog hinaus in die mondhelle Nacht, dem hohen heitern Himmel ſein Entzücken zu verkünden, der ſo oft Zeuge ſeiner Klagen geweſen war.

Das heimliche Liebesverſtändniß der Beiden gieng von dieſer Stunde an, den raſchen Gang, der Verhältniſſen dieſer Art anfangs gewöhnlich iſt; Eugenia wandte alle ihre in der großen Welt erworbene Lebensgewandtheit, Klothar alle ſeine in klöſterlicher Beſchränktheit gewonnene Umſicht dazu an, es vor aller Augen verborgen zu halten. Ihr Bemühen gelang, weil Niemand nur von Ferne daran dachte, eine Verbindung zwiſchen dieſen Beiden nur als möglich zu betrachten. Klothars ſichtbare Schwermuth, war bisher allgemein einem gewiſſen Widerwillen gegen den von ſeinen Verwandten für ihn erwählten Stand zugeſchrieben worden; man war dabei aber auch billig genug, einem durch Geburt und perſönliche Vorzüge ſo ausgezeichneten Jünglinge es nicht zu hoch anzurechnen, wenn ſein jugendliches Gefühl ſich nicht ſogleich allen Entbehrungen fügen wollte, die ihm bevorſtanden. Mit der Zeit, würde er im Verfolg ſeiner zu hohen Ehren und Würden führenden Laufbahn ſich ſchon beſſer in alles finden, meinte man, und über den ihm umgebenden Glanz das Opfer leicht verſchmerzen, das er beim Antritt derſelben zu bringen gezwungen geweſen. Selbſt die größre Heiterkeit, die ſeit kurzem zuweilen in Klothars Weſen aufleuchtete, beſtärkte ſeine Bekannten in der von ihm vorgefaßten Meinung; die Ankunft des Biſchofs war durch mancherlei Zufälligkeiten auf unbeſtimmte Zeit, vielleicht auf mehrere Monate, hinaus verſchoben worden, und was konnte natürlicher ſeyn, als daß Klothar ſich des ihm dadurch gewordnen Zeitgewinnes freute. Auch wurde dieſe ihm ungewohnte Heiterkeit immer ſehr bald durch trübe Wolken wieder verdrängt, die ſeine Stirn von neuem umdüſterten.

Eugenia blieb ſich in jeder Hinſicht gleich: heiter und liebenswürdig, wie ſie es von jeher geweſen, war ſie noch immer die Seele der Geſellſchaft, die Königin des Tages, der alle gern huldigten, vor allen aber Fürſt Felix. Die Art wie dieſer ſich immer in ihrer Nähe zu halten ſuchte, ſeine Blicke, ſein ganzes Betragen verriethen zu deutlich wie ſehr ſie ihn entzücke, als daß die Geſellſchaft über das was er für ſie empfand, hätte zweifelhaft bleiben können. Eugenia wurde dadurch, ſobald ſie nicht gegenwärtig war, der Gegenſtand von ziemlich laut werdenden Vermuthungen und Bemerkungen, die den unglücklichen Klothar oft in Verzweiflung ſetzten. Er vertraute ſeiner ſchönen Geliebten, er war unfähig ſie bei ruhiger Beſinnung eines Treubruchs, einer Unwahrheit anzuklagen; aber Eiferſucht iſt eine Krankheit, von der weder Vernunftgründe, noch ſelbſt der Augenſchein zu heilen vermögen. Wer einmal ihr verfiel, bleibt, ſelbſt bei dem beſten Willen ihr zu widerſtehen, dennoch ewig ihr verfallen, und keiner darf ſagen: er habe ſie überwunden, denn Keiner iſt ſicher davor, daß ſie nicht, bei der unbedeutendſten Veranlaſſung dazu, wiederkehrt.

Eugenia hatte ſich in ihrem Leben nicht glücklicher gefühlt, als in dieſer Zeit des erſten Erwachens ihres Herzens. Klothars Eiferſucht war ihr nur ein neuer Beweis der Stärke ſeiner Leidenſchaft, die Ausbrüche derſelben, denen er oft, beſonders ſchriftlich ſich überließ, würden ihr ſogar geſchmeichelt haben, wenn ſie ihr nicht zugleich Mitleid mit ſeinem Leiden eingeflößt hätten. Hingeriſſen von der Neuheit ihres jetzigen Verhältniſſes, beruhigt durch die Nachricht, daß die Ankunft des gefürchteten Biſchofs, folglich auch der Moment der Entſcheidung, noch lange nicht ſo nahe wären, als es anfangs geſchienen, gab ſie im frohſten Jugendmuth, vom holdeſten Leichtſinn umfangen, der ſchönen Gegenwart ſich hin.

Sie erfreute im vollſten Maaße ſich derſelben, ohne in die Zukunft blicken zu wollen, der mit Beſorgniß entgegen zu gehen, ſie noch nie Urſache gehabt hatte.

Faſt täglich ſah ſie den Geliebten, zwar ſelten ohne von überläſtigen Zeugen umringt zu ſeyn, aber ſie ſah ihn doch, und konnte manches freundliche Wort an ihn richten, deſſen eigentliche Deutung außer ihnen beiden niemand weiter verſtand. Der arme Klothar litt dabei freilich weit mehr als ſie; oft ſtand er fern von ihr, wie in ſeinen hoffnungsloſeſten Tagen, den düſteren Blick auf ſie geheftet, während ſie in dem ſie umgebenden Kreiſe Leben und Freude verbreitete. Innere Qual ſtieg oft bis zum unleidlichen, wenn er den Fürſten an ihrer Seite, nur mit ihr beſchäftigt erblickte, wenn er ſehen mußte, wie Eugenia mit holder Freundlichkeit ſich jenem zuneigte; doch die Geliebte ließ ihn nie lange in dieſem peinlichen Zuſtande, alle die kleinen heimlichen Liebeszeichen, die nur Liebende kennen, ſtanden ihr ja zu Gebote, um ihn demſelben zu entreißen, und ſie wußte ſehr wohl ſie zur rechten Zeit anzuwenden.

Ein verſtohlen ihm zugewandter Blick, ein im abſichtlichen an-ihm-Vorüberſtreifen, ihm heimlich zugeflüſtertes Wort, oft auch ein paar liebevolle Zeilen, die ſie, wenn er es am wenigſten vermuthete, ihm geſchickt in die Hände ſpielte, riſſen, ſobald ſie es wollte, ihn aus dem Abgrund des tiefſten Schmerzes, um ihn in einen Himmel voll Entzücken zu verſetzen. Zuweilen wußte ſie auch, mitten im Schwarm der Geſellſchaft, ein paar unbelauſchte Minuten für ihn und ſich zu gewinnen, und fühlte ſich dann nicht minder ſelig als er es war.

Im jugendlichen Uebermuth überließ ſie ſich ganz und gerne dem holden Spiele, das ſie auf dieſe Weiſe mit Klothars Herzen trieb, ohne ſonderlich daran zu denken, was er dabei leiden mochte. Sie wußte ja, wie ſehr es in ihrer Macht ſtand, ihn überreich dafür zu entſchädigen. Nichts iſt verführeriſcher für ein weibliches Gemüth, als das Bewußtſeyn, mit einem Blick Leben und Tod geben zu können. Eugenia kannte ihre Zaubergewalt, und übte ſie gern, aber Klothar wurde ihr auch dadurch immer werther; es gab Stunden, in denen ſie überzeugt war, mit leidenſchaftlicher Gluth an ihn zu hängen, und die Trennung von ihm nicht überleben zu können. Abends belauſchte ſie oft Anna's heimliche Zuſammenkünfte mit ihrem Bräutigam, ſie hörte das Liebesgeflüſter des verlobten Paares, vor der Thüre des väterlichen Hauſes, ſie ſah Anna vom Arm des Geliebten umſchloſſen, ſeinen Küſſen ſcheinbar abwehrend und doch vom eignen Herzen bezwungen, ſich ihnen hingebend.

Seufzend pflegte Eugenia dann wohl Klothars Namen zu nennen, und Sehnſucht und Liebe ſchwellten ihre junge Bruſt, in der die Natur laut ward, ohne ſie mit einem unedlen Gedanken zu beflecken; und doch war ſie zu glücklich in der Gegenwart, um eine Abänderung derſelben ernſtlich herbeiwünſchen zu können. Eigentlich hatte das Geheimnißvolle ihres jetzigen Verhältniſſes für ſie einen unbeſchreiblichen Reiz, den ſie ſich aber nicht eingeſtehen mochte; die ſtete Beſchäftigung mit Klothar, alle die kleinen Liſten und Künſte, die ſie erſinnen mußte, um nur einige Minuten ungeſtört ihn zu ſprechen, brachten Leben und Bewegung in ihre, bis dahin, ziemlich einförmig zwiſchen Langerweile und ſich ſtets wiederholenden Vergnügungen getheilten Exiſtenz. Sie liebte ihren Klothar, er wurde mit jedem Tage ihr theurer, aber ſie hätte ihr Geſchick, wie es in dieſer Zeit ſich geſtaltet hatte, recht gelaſſen noch ein paar Jahre geduldig ertragen; das Bewußtſeyn, von einem liebenswürdigen Mann mit heißer Leidenſchaft geliebt zu ſeyn, genügte ihr, und eigentlich graute ihr auch innerlich vor den gewaltſamen Scenen, die einer Veränderung ihrer jetzigen Lage nothwendig vorangehen mußten.

Anders, weit anders, ſtand es um Klothar; ihm war es nicht gegeben, wie Eugenia, alles nur von der Minute zu fordern, und er war deshalb weit davon entfernt, die ſorgloſe Sicherheit der Geliebten mit ihr zu theilen. Die Gewißheit, daß ſie ſeine glühende Liebe erwiedre, konnte ihm nicht genügen, er ſchmachtete nach ihrem Beſitz, nach der unzertrennlichen Vereinigung mit ihr, und all' ſein Denken und Streben war darauf gerichtet, das ihm verhaßte Joch, unter dem er noch immer ſeufzte, vollends abzuſchütteln. Das ſich immer noch verlängernde Ausbleiben des Biſchofs konnte ihn nicht zu unthätiger Sicherheit einlullen, aber er nahm es als eine beſondere Gunſt des Himmels, als einen höheren Wink, die wie durch ein Wunder ihm geſchenkte Friſt ſchnell und eifrig zu benutzen. Ohne Eugenien davon zu benachrichtigen, deren Einwendungen er mit Recht fürchtete, ergriff er die erſte ihm günſtig ſcheinende Gelegenheit, um ſeiner proteſtantiſchen Tante, und durch dieſe dem Geſandten, ihrem Gemal, ſich zu entdecken. Mit leidenſchaftlicher Beredſamkeit ſchilderte er ihr ſeinen unbezwinglichen Widerwillen gegen den geiſtlichen Stand, ſeinen feſten Entſchluß ihm zu entſagen. Auch ſein ihn über alles beglückendes Verhältniß zu Eugenien geſtand er der freundlichen Vertrauten. Rückhaltslos ſchüttete er ſein ganzes Herz vor ihr aus, alle ſeine Wünſche und Pläne und Gedanken, er verſchwieg ihr ſogar nicht ſeinen Vorſatz, zur proteſtantiſchen Kirche überzutreten, im Fall er hoffen dürfe, dadurch um ſo eher und um ſo ſicherer zu Eugeniens Beſitz zu gelangen.

Die ſanfte, gute, zum romanhaften wie zur weichſten Sentimentalität ſich ſtark hinneigende Frau, nahm Klothars Geſtändniß ganz ſo auf, wie er es von ihr erwartet hatte.

Sie ſtrebte den leidenſchaftlich Aufgeregten mit beruhigenden Worten zu tröſten, verſprach ihm, bei ſeinem Oheim ſich eifrig für ihn zu verwenden, und hielt redlich Wort, aber es wurde ihr weit ſchwerer den Geſandten den Plänen und Wünſchen Klothars günſtig zu ſtimmen, als dieſer und auch ſie ſelbſt es ſich gedacht hatte.

„Der arme Junge iſt durch ſeine leidige Erziehung nun einmal für das praktiſche Leben durchaus verdorben," ſprach der Geſandte, „bei allen ſeinen übrigen vielgeprieſenen gelehrten Kenntniſſen, fehlt es ihm doch an dem, was eigentlich dazu gehört, um auf eine bedeutende Anſtellung im Staate Anſpruch machen zu dürfen, und an eine diplomatiſche Kariere iſt für ihn nun vollends gar nicht zu denken. Mit ſeinem trübſeligen Geſicht, auf dem alles, was er denkt und fühlt, deutlich zu leſen iſt, und mit ſeiner linkiſch-ehrlichen Ungewandtheit, würde er als Geſandter eine ſchöne Figur ſpielen! nur die militäriſche Laufbahn bleibt ihm offen, um mit einigem Anſchein des Gelingens ſeine jetzige Beſtimmung mit ihr zu vertauſchen, und auf dieſer will ich dann nach Kräften ihm fortzuhelfen ſuchen, weil er nun doch einmal umſatteln will und muß."

Klothar nahm mit dankbarem Entzücken dieſen Ausſpruch ſeines Oheims auf, der mit ſeinen eigenen Wünſchen vollkommen übereinſtimmte. Von Jugend auf hatte er zum Kriegsdienſt ſich hingezogen gefühlt, vielleicht eben um des Kontraſtes willen mit ſeinem damaligen Stande. Die geiſtliche Erziehung hatte ihn zwar etwas ſchüchtern gemacht, aber den kühnen Muth nicht zu unterdrücken vermocht, den die Natur ihm in das Herz gelegt; im Reiten, im Fechten, in allen ritterlichen Uebungen, hatte er auf Befehl des Biſchofs gehörigen Unterricht erhalten, weil dieſer überzeugt war, daß dieſes der einzige Weg ſey, jenen freien ungezwungenen Anſtand ſich anzueignen, deſſen der vornehmere Geiſtliche eben ſo wohl als der Weltmann bedarf, um ſich den Augen der Menge zugleich würdig und gefällig zu zeigen. Klothar kannte im Herzen weder Furcht noch Gefahr, wenn es dem galt, was ihm das Rechte zu ſeyn ſchien, und die äußere blöde Scheu, von der er in der Geſellſchaft ſich nie ganz losmachen konnte, entſtand nur aus der zu großen Zurückgezogenheit, in welcher er ſeine erſten Jugendjahre zubringen müſſen. Er war des Geräuſches nicht gewohnt, und fand auch, als angehender Geiſtlicher, zu wenig Berührungspunkte mit andern jungen Männern ſeines Standes, als daß er an dem Treiben und der Unterhaltung derſelben, hätte lebhaften Antheil nehmen können.

Für den Augenblick ruhte zwar die Welt in anſcheinendem Frieden vom blutigen Kriege aus, aber am politiſchen Horizonte thürmten noch ringsum ſchwere Gewitterwolken ſich auf, und eine Ahnung, daß noch nicht Alles vollbracht ſey, laſtete auf den Herzen der Sieger. Napoleon war auf der Inſel Elba, die verbündeten Heere ſtanden noch immer kampffertig an Frankreichs Grenzen, und ſuchten inzwiſchen die Lücken auszufüllen, die der Krieg in ihre Reihen geriſſen. Der Geſandte fand für Klothars Hoffnungen den Augenblick zu günſtig, um ihn zu verſäumen, und beſchloß daher, daß dieſer ſogleich die Stadt heimlich verlaſſen, und mit Empfehlungen von ihm ausgerüſtet, zum Hauptquartier des Monarchen eilen ſolle, in deſſen Dienſten er ſelbſt ſtand.

Bei des Biſchofs Ankunft verhieß der Geſandte Klothars Vertheidigung ſelbſt zu übernehmen: „ſey nur getroſten Muthes, und laß mich deine Sache bei dem geiſtlichen Herrn führen, ich will mit ihm ſchon fertig werden," ſprach er mit feinem Lächeln, und klopfte Klothar ermuthigend auf die Schulter, dem bei dieſer Verſicherung ein großer Stein vom Herzen fiel; denn gerade die erſte Erklärung mit dem ſtrengen Manne, dem er von Kindheit auf unumſchränkten Gehorſam zu leiſten gewohnt geweſen, war das einzige, wovor er innerlich gezagt hatte. Der Geſandte aber ſchien der Gelegenheit ſich zu freuen, dem ſtolzen herrſchſüchtigen Geiſtlichen einen Lieblingsplan zu vereiteln; denn ohnerachtet der zwiſchen ihnen obwaltenden Familienbande, und der Beibehaltung eines äußern guten Vernehmens, waren beide im Herzen einander doch nie ſonderlich hold geweſen und oft in kleine Streitigkeiten gerathen, die ſie mit vielem Anſtande, aber auch vieler innerer Erbitterung gegenſeitig ausfochten.

Eugenia vernahm mit einem ſehr gemiſchten Gefühl die endliche Entſcheidung der nächſten Zukunft ihres Geliebten. Sie freute ſich derſelben, und doch koſtete der Gedanke an die nahe unvermeidliche Trennung, ihr heiße Thränen. Was ſollte ſie, wenn er nun fern war, mit ihrem Herzen, was mit ihrer Zeit anfangen, welche er, ſelbſt wenn ſie ihn nicht ſah, bis jetzt faſt ganz allein ausgefüllt hatte? Wie ſchnell, wie langweilig mußte fortan das Leben ohne ihn ihr erſcheinen, wie würde es ihr möglich ſeyn, demſelben nur einiges Intereſſe abzugewinnen! Zum erſtenmal ergriff ein rein menſchlicher Schmerz ihr Gemüth, ſie gab widerſtandslos ſich ihm hin; alles Fremde in der großen Welt ihr Angebildete, war in dem Augenblick, als Klothar, was er gethan und was er beſchloſſen, ihr entdeckte, von ihr gewichen, und ſie erſchien ganz als das, was ſie eigentlich war, ein liebendes, vor der Trennung von dem Geliebten ängſtlich bangendes Mädchen, und nie, ſelbſt nicht in ihren glänzendſten Tagen, wenn Alle von ihrer Schönheit, ihrer Anmuth bezaubert ſich fühlten, war ſie dem zwiſchen Wonne und Schmerz getheilten Klothar blendender, rührender, entzückender erſchienen, als jetzt, in ihren Thränen, die ihm, dem Ueberſeligen, unaufhaltſam floſſen.

Doch in der Einſamkeit kamen Eugenien zuweilen auch andere troſtbringende Anſichten und Gedanken. Sie ſah den Geliebten im Geiſte, wie er nach kurzer Trennung von ihr, in der reichen glänzenden Uniform, in welcher ſeine ſchöne ſchlanke Geſtalt ſich ſehr vortheilhaft ausnehmen mußte, zu ihr zurückkehrte, vielleicht gar mit einem Orden auf der tapfern Bruſt, und ihr Herz tanzte leicht und froh der ſchönen Stunde des Wiederſehens entgegen. Treu bleiben wollte ſie ihm, das verſtand ſich von ſelbſt; und daß, wenn er auf dieſe Weiſe wiederkehrte, ſeiner Vermählung mit ihr ſich keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr entgegenſtellen würden, ſchien ihr gewiß. Indeſſen blieb bei der jetzigen Einrichtung wenigſtens alles Aufſehen vermieden, was ſie ſo ſehr zu erregen fürchtete, Niemand konnte, wie die Sachen jetzt ſtanden, auf den Gedanken kommen, daß Klothar um ihretwillen das Brevier mit dem Schwerdte vertauſcht und ſeine Verwandten heimlich verlaſſe, um zur Armee zu gehen. Hatten doch, vor kaum mehr als einem Jahre, viele Söhne der angeſehenſten Familien das nehmliche gethan. Freilich in einer ganz andern Zeit und unter ganz andern Verhältniſſen; doch dieſes zu bedenken, dazu fühlte Eugenia ſich gar nicht geneigt, oder vielleicht fiel es ihr auch nicht ein.

Sanfte gefühlvolle Frauen pflegen, ihrer Natur nach, heimliche Liebe gern zu fördern und zu beſchützen, und ſo nahm denn auch Klothars Tante des zärtlichen Paares, deſſen Vertraute ſie jetzt geworden, mit ſorgſamem Wohlwollen ſich an. Der angehende Frühling hatte, wie immer, eine Art von Stillſtand in das gewohnte geſellige Treiben der Societät gebracht, Eugeniens Mutter hatte von jeher mit dem Hauſe des Geſandten auf beſonders freundſchaftlichem Fuße geſtanden, und ſo konnten weder ſie noch Andere, in dieſer Zeit der ungeſelligen Muße in Eugeniens häufigeren Beſuchen bei der liebenswürdigen Gemahlin deſſelben, etwas auffallendes finden. Klothar und Eugenia trafen faſt täglich bei der gütigen Tante zuſammen, und genoſſen Stunden des ungeſtörteſten Glücks, wie ſie nie zuvor es gekannt. Immer feſter und enger verzweigten ſich ihre Herzen, ihre Liebe wuchs mit jedem Tage, aber zugleich auch ihr unausſprechliches Bangen vor der nahenden Trennung.

Vergebens trieb der Geſandte ſeinen Neffen zur Abreiſe an, und ermahnte ihn, da er von deſſen Verhältniſſen zu Eugenien nur halb unterrichtet war, doch endlich einmal ein Ende mit ſeinen Liebeleien zu machen; er drohte ihm mit der vielleicht ſehr bald und unerwartet eintretenden Ankunft des gefürchteten Biſchofs, er ermahnte ihn, da er doch einmal zum Schwerte greifen wollte, ſich nicht wie ein weichlicher Knabe zu gebärden, der ſelbſt nicht weiß, was er will; aber umſonſt. Klothar fühlte von ſeinen Vorwürfen ſich mächtig ergriffen, erklärte gleich am morgenden Tage abreiſen zu wollen, doch er ſah Eugenien weinen; ſeine beſten Entſchlüſſe ſcheiterten an ihren Thränen, und der Tag der Trennung wurde immer weiter und weiter hinausgerückt.

Unterdeſſen war über Annas beſcheidenem Dache ein heller Glücksſtern aufgegangen;

Oſtern war vorüber, Ignaz hatte den Schreiberdienſt wirklich angetreten, zu welchem Graf Klothar ihn empfohlen, und mit Hülfe der Freigebigkeit, mit welcher Klothar und Eugenia beider Arbeiten belohnten, war die kleine zur Ausſtattung des dürftigen Paares nothwendige Summe, ſo ziemlich zuſammen gebracht. Um das Glück der Liebenden zu vollenden, wurde in dem Hauſe, in welchem Anna's Eltern wohnten, eine Wohnung leer, gerade klein genug für ein paar Menſchen, die kein höheres Glück ſich wünſchten, als das, einander ſo wenig als möglich aus den Augen zu verlieren. Ohne deshalb ihre Eltern verlaſſen zu müſſen, konnte Anna nun dem Geliebten ſich vereinen, ſie konnte für die Bedürfniſſe derſelben fortwährend ſorgen, der ſchwächlichen Mut- im Haushalte beiſtehen wie zuvor, und zu jeder Stunde zur Wartung und Pflege derſelben herbeieilen, wenn dieſe krank würde.

Freudeglühend flog Anna zu Eugenien herüber, um ihr dieſes große Glück zu verkündigen, und wußte nicht Worte genug zu finden, um es ihr, ganz ſo wie ſie es fühlte, zu beſchreiben.

„Und denken Ihro Gnaden nur, wir werden nächſten Sonntag in der Kirche aufgeboten und morgen ſchon zieht Ignaz bei uns ein, denn ſeine jetzige Wohnung iſt vermiethet, und in drei Wochen iſt die Hochzeit; ach wir ſind doch gar zu glücklich, und wie wird es erſt künftig noch werden!“ rief Anna in ihrer Freudentrunkenheit.

Eugenia wünſchte mit herzlicher Theilnahme, aber doch mit getrübten Blicken, der jungen Braut zu ihrer nahen Vermählung Glück, wiederholte das Verſprechen für Hochzeitkleid und Myrthenkranz zu ſorgen, rief Chriſteln herbei, damit Anna ſich mit dieſer darüber beſprechen könne, und eilte von düſteren Ahnungen gedrückt, zu der Geſandtin, die zur ungewohnten Stunde ſie eilends zu ſich hatte einladen laſſen. Das Herz war ihr ſchwer, Annas jubelndes Entzücken hatte einen Vergleich ihrer eignen Lage, mit der, der freudigen Braut ihr aufgedrungen, es hatte alle anderen Gaben, mit denen das Glück ſie ſo reichlich begünſtigte, in dunkle Schatten geſtellt, ſie vergaß wie unentbehrlich alles was ſie beſaß, ihr durch lange Gewohnheit geworden, und wähnte wirklich in dieſem Augenblick allem entſagen zu können, um in Dunkelheit und Armuth, von denen ſie ſo wenig als andre Reichgeborne einen Begriff hatte, mit ihrem Klothar glücklich zu ſeyn, wie Anna mit ihrem Ignaz es war.,

Als ſie das Zimmer der Geſandtin betrat, kam Klothar ſeltſam aufgeregt ihr entgegen, ſein Auge flammte von ungewohntem Feuer, alles an ihm war anders als ſonſt. Er faßte ihre Hände, blickte einige Augenblicke ſtumm ſie an, ſank dann, ihre Knie umfaſſend, vor ihr nieder, und verbarg, heftig bewegt, ſein Geſicht.

„Laß das ſeltſame Betragen dieſes wilden wunderlichen Menſchen dich nicht zu ſehr erſchrecken, meine Eugenia," ſprach die Geſandtin, und umſchlang ſie freundlich.

„Der große Augenblick iſt da, gehe ihm mit Faſſung entgegen, du Liebe. Klothar muß morgen mit Tagesanbruch fort, ein Kurier hat meinem Manne die wichtige Nachricht überbracht, daß Napoleon von der Inſel Elba entflohen, und ſchon auf dem Wege nach Paris ſei. Von neuem entflammt ſich der Krieg, und du begreifſt gewiß, welche günſtige Wendung Klothars Schickſal dadurch gewinnen kann; aber du fühlſt auch die Nothwendigkeit, ſeine Abreiſe zur Armee nicht länger zu verzögern. Mein Mann dringt darauf, er hat ſchon längſt alles dazu vorbereitet, er droht ſeine Hand ganz von Klothar abzuziehen, und erklärt ihn für feige und unmännlich, wenn er, unter den gegenwärtigen Umſtänden ſich noch länger weigern will, der ehrenvollen Beſtimmung, die er ſelbſt ſich erwählte, augenblicklich zu folgen."

Eugenia hörte von dem Allen nur, daß die Stunde der Trennung gekommen ſey; aufgelößt in Schmerz hing ſie in den Armen der Freundin, und ließ von ihr zum Sopha ſich führen. Klothar folgte ihr, er ſetzte ſich neben ſie, er bedeckte ihre Augen, ihre Hände mit heißbrennenden Küſſen; ſie ruhte widerſtandslos an ſeiner Bruſt, vom eignen Herzen und den Ausbrüchen ſeiner glühenden Leidenſchaftlichkeit überwältigt.

Mit faſt unhörbar flüſternder Stimme, mit all der mächtig überredenden Gewalt eines in Liebe, Trennungsſchmerz und Eiferſucht vergehenden Gemüths, mit glühenden, tief bis an das Innerſte ihres Herzens dringenden Blicken, mit jenem leiſern Flehen, deſſen zitternder ſüß ſchmeichelnder Ton in ihrer eignen Bruſt einen Wiederhall fand, wagte Klothar es jetzt, ſeine Wünſche, ſein Hoffen, ſeine namenloſe Verzweiflung, wenn er ohne Erhörung von ihr ſcheiden müſſe, Eugenien zu erklären. Er ſchilderte ihr mit aller Farbengluth einer auf das Höchſte geſteigerten Phantaſie, das Schreckliche ſeiner Lage, wenn er ſie, von Bewunderern umgeben, zurück laſſen müſſe, ohne andere Anſprüche auf ſie und ihre Treue, außer denen die ihr Herz ihm gab, und obendrein in der Nähe des von ihm noch immer gefürchteten Fürſten Felix, deſſen täglich ſichtbarer ſich zeigende Neigung, in Eugeniens Mutter eine nur zu mächtige Fürſprecherin fand.

„Von Muth und Kraft verlaſſen, werde ich fern von dir umherirren,“ ſprach er, „wenn düſtre Ahnung der Gefahren, die meinem einzigen Glücke drohen, mich ergreifen, werde ich feige vor dem Feinde fliehen, und zu dir eilen oder wie ein Verzweifelnder, im wildeſten Getümmel der Schlacht, dem ſichern Tode mich entgegenſtürzen, denn ohne dich kann ich, will ich nicht leben.“

Eugenia wollte durch feierliche Verſicherung ewiger Treue ihn beruhigen, doch Klothar hörte ſie nicht an. „Schwöre nicht, gelobe mir nichts, du einzig Geliebte,“ rief er, „an dir kann ich nie irre werden. Ich wäre der Elendeſte, Unwürdigſte auf Erden, wenn jemals der kleinſte Zweifel an deine Treue in mir aufkommen könnte. Aber ſie werden dich auf alle Weiſe täuſchen, mit heuchelnden ſchmeichelnden Worten dich überreden, ich kenne deine weiche Nachgiebigkeit, deine reine argwohnfreie Seele. Sie werden dich betrügen, durch erſonnene Nachrichten dich täuſchen, mich als in der Schlacht gefallen angeben, und du! Eugenia, wenn ich dann zu ſpät wiederkehre, iſt Wahnſinn oder Selbſtmord mein furchtbares unausbleibliches Loos.“

Die Geſandtin, die aus Rückſicht für die Liebenden ſich entfernt hatte, kehrte jetzt zu ihnen zurück. Sie trat auf Klothars Seite; auch ſie drang mit all' der ſchmeichelnden Ueberredungsgabe, die ihr ſo ſehr zu Gebote ſtand, in Eugenien, dem Geliebten die letzte Bitte zu gewähren, von deren Erfüllung die Ruhe ſeines Lebens, ſeine Ehre, ja ſein Leben ſelbſt abhingen; für jede Einwendung, jeden Zweifel Eugeniens, hielt ſie eine Antwort in Bereitſchaft. Eugenia, von allen Seiten ſo beſtürmt, betrübt vom Schmerz des Augenblicks, tief erſchüttert durch die Neuheit ihrer Lage, durch alles was ſie hörte, ſah und empfand, wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen; völlig faſſungslos konnte ſie keinen einzigen Gedanken feſthalten; unfähig zu jedem Widerſtande, ergab ſie ſich endlich in den Willen der Freundin und des Geliebten.

Aus dem Kabinette der Geſandtin, trat auf einen Wink von dieſer, der proteſtantiſche Geiſtliche im völligen Ornate herein. Der hohe Rang der Geſandtin, ihre Stellung in der kleinen Gemeinde, welcher er vorſtand, gaben ihr in ſeinen Augen ein großes Uebergewicht. Von jeher war ſie ſeine gütige Beſchützerin geweſen, der er manche Verbeſſerung ſeiner nicht glänzenden Lage verdankte, und ſo war es ihr dann nicht allzu ſchwer geworden, ihn zu einem Schritt zu verleiten, der freilich weit über die Gränzen ſeines Amtes hinausging.

Nur die Geſandtin allein war Zeuge der gleich darauf erfolgenden Trauung, durch die der Geiſtliche mit würdigem Ernſt und genauer Beobachtung des ihm vorgeſchriebenen Formulars, die Liebenden auf immer verband, indem er den Seegen der Kirche über ihre Vereinigung ausſprach.

Es wurde beſchloſſen, daß dieſe heilige Handlung ein unverbrüchliches Geheimniß bleiben ſollte, indem das Paar jedenfalls, nach Klothars Zurückkunft, noch einmal in der katholiſchen Kirche öffentlich getraut werden mußte, um ſie ganz rechtskräftig zu machen. Auch war kein Anſchein vorhanden, daß das Geheimniß jemals offenbar gemacht werden dürfe. Für des Pfarrers Verſchwiegenheit bürgte die Gefahr, die er lief ſein Amt zu verlieren, wenn der Schritt bekannt werden ſollte, den er hier ſich erlaubt; auch der Geſandtin ſelbſt lag unendlich viel daran, daß ihr Gemahl nie erführe, was ſie aus Liebe zu Eugenien und ihrem Neffen, vielleicht auch aus ihrer beſondern Vorliebe für alles romanhafte gewagt; denn ſie wußte ſehr gut, daß ein ſolches heimliches, eigentlich widerrechtliches Verfahren, von ihm ſehr mißbilligt werden dürfe.

„Allons, junger Freund, der Wagen hält an der Thüre, alles iſt bereit und gepackt. Einen kurzen Abſchied von den Damen, und dann fort!“ rief einige Stunden ſpäter der Geſandte, indem er die Thüre des Zimmers mit großem Geräuſch weit aufriß, in welchem das liebende Paar der nahenden Abſchiedsſtunde entgegen bebte, und die Geſandtin ihm Muth und Troſt einzuſprechen ſuchte. Eugenia ſtieß einen lauten Schrei aus, und ſank beinahe bewußtlos ihrer erbleichenden Freundin in die Arme.

„Herr Onkel, bis zum Tagesanbruch ſind noch viele Stunden,“ rief Klothar, indem er faſt zürnend vom Stuhle aufſprang, „und dieſe Willkührlichkeit . . . . .“

„Iſt bei dir höchſt nothwendig, Herr Neffe,“ erwiederte ganz gelaſſen der Geſandte. „Ich kenne ſattſam dein ewiges Zögern und bin deſſen endlich überdrüßig. Im Felde hoffe ich, wirſt du dich anders betragen. Wäre alles gethan, wie es hätte gethan werden ſollen, ſo wärſt du längſt ſchon dort, wohin du gehörſt, und das wäre viel beſſer für dich. Abſichtlich habe ich deine Abreiſe um einige Stunden beſchleunigt, ich mußte dich überraſchen, um dich endlich in Gang zu bringen, ſonſt ſäßen wir vielleicht noch morgen um dieſe Zeit hier beiſammen, ich kenne deine Art. Jetzt eile dich, nimm Abſchied von dem ſchönen Fräulein, das mehr Theil an dir zu nehmen ſcheint als du verdienſt. Ich will indeſſen beſcheiden hier zum Fenſter hinaus nach dem Anſpannen ſehen. Küß der Tante die Hand, du darfſt ſie auch umarmen, ich wills erlauben,“ ſprach er lachend, das Geſicht gegen das Fenſter gekehrt, dann wandte er plötzlich ſich um: „und nun fort, fort mit dir, die Luft in dieſem Zimmer thut dir länger kein gut;“ rief er, ergriff den Neffen beim Arm, und eilte mit ihm, ohne auf ſein Widerſtreben zu achten, zur Thüre hinaus, zwei Minuten ſpäter hörte man den Poſtillon blaſen, und das Raſſeln der davon eilenden Räder.

Eugenia wußte nicht wie ihr geſchehen, der gefürchtete Augenblick des Abſchieds war, wie auf Sturmesflügeln, an ihr vorüber gerauſcht; daß ſie vermählt ſey, daß ſie den Geliebten nicht wieder ſehen ſolle, erſchien ihr wie ein wüſter wilder Traum, und ihre Gedanken verwirrten ſich, ſobald ſie das alles ſich deutlich vorſtellen wollte. Die Geſandtin hatte mit gutem Vorbedacht von der Mutter derſelben, ſich Eugeniens Geſellſchaft für den ganzen Tag erbeten, was ſie ſchon öfters gethan, und Eugenia gewann glücklicher Weiſe dadurch Zeit, ſich einigermaßen zu faſſen und zu erholen. Als ſie ziemlich ſpät in der Nacht endlich zu Hauſe kam, hatte ihre Mutter ſchon längſt zur Ruhe ſich begeben, und ſie konnte ungehindert auf ihr Zimmer gehen, wo ſie unter dem Vorwande unleidlicher Migräne gleich das Bette ſuchte, um Chriſteln ihre verweinten Augen nicht ſehen zu laſſen.

Am folgenden Morgen meldete Eugenia ſich krank, und war es wohl auch, nach den erſchütternden Scenen des vorigen Tages. Ihr Lebensmuth war gebrochen, ſie konnte mehrere Tage lang ſich nicht entſchließen ihr Zimmer zu verlaſſen, ihr graute vor der Geſellſchaft, in der ſie nicht mehr hoffen durfte den Geliebten zu finden, und in welcher ſein geliebter Name jetzt auf allen Zungen ſchweben mußte, vielleicht vom bitterſten Tadel begleitet. Ein Beſuch der Geſandtin beruhigte ſie indeſſen einigermaßen; ſie vernahm von der treuen Freundin, daß am erſten Tage freilich viel über das unerwartete Verſchwinden des Grafen Klothar geſprochen worden war, einige hatten ſeine Flucht unbeſonnen, ſelbſt frevelhaft geſcholten, andre aber hatten ihn in Schutz genommen. Als es bekannt wurde, er ſey zur Armee gegangen, hatten ſie den Schritt, den er gewagt, als einen Beweis eines edlen ächtdeutſchen Sinnes und heißer Vaterlandsliebe, ſogar höchlich geprieſen. Jetzt aber, nach drei Tagen, denkt keine Seele mehr an ihn, und ſein Name wird gar nicht genannt, ſetzte die Geſandtin hinzu: Napoleons plötzliches Wiedererſcheinen in Paris beſchäftigt alle Welt viel zu ſehr, als daß man noch für irgend etwas anderes ſich interreſſiren könnte, als für die zu erwartenden großen Ereigniſſe, die alle Welt in ſteter Spannung erhalten.

Ein Brief von Klothar, den er unterweges geſchrieben, und den Eugenia durch ihre Freundin erhielt, gab einige Tage ſpäter ihr wieder neue Lebenskraft. Den Brief leſen und wider leſen, ihn beantworten, die Zeit berechnen, in der ſie einen zweiten zu erhalten hoffen durfte, war ihr eine liebe erheiternde Beſchäftigung. Die Korreſpondenz der Liebenden ging anfangs, mit Hülfe der Geſandtin, einen ziemlich ordentlichen, lebhaften Gang. Klothars Briefe drückten die zärtlichſte Sehnſucht nach der Geliebten, aber auch zugleich viel Zufriedenheit mit ſeinen jetzigen Verhältniſſen aus; in jedem derſelben theilte er ihr ſeine glänzenden Hoffnungen für eine glückliche Zukunft mit, die ihn vielleicht innerhalb wenigen Monaten, unter den günſtigſten Ausſichten, zu ihr zurückführen würde. Eugenia theilte dieſe Hoffnungen mit ihm, ihr Gemüth wurde ruhiger, ſie ward wieder fähig, Theil an dem zu nehmen, was außer ihr vorging; ihr Leben ſchien allmählig in das alte Geleis zurückkehren zu wollen. Klothars Briefe trafen freilich nach einigen Wochen nicht mehr ſo regelmäßig ein, als wohl ehedem, und blieben zuletzt ganz aus, doch dieſes war eine ſehr natürliche Folge des durch den Krieg gehemmten Poſtenlaufs; freilich war es Eugenien ſehr ſchmerzlich, aber ſie fand doch, daß es thöricht ſeyn würde, ſich dadurch gar zu ſehr beunruhigen zu laſſen, und hörte gern auf die Troſtgründe ihrer Freundin, die ihr deutlich zu beweiſen ſuchte, daß es für den Augenblick nicht anders ſeyn könne, als es eben war.

Eugenia hatte in den erſten Tagen an Anna gar nicht mehr gedacht; ſo lange ſie ſich unwohl fühlte, blieben die Rouleau's an ihrem Fenſter niedergelaſſen, um ihre Augen zu ſchonen; der Anblick des kleinen Hauſes ihr gegenüber, hatte ſie nicht an ihren Schützling erinnern können, und über die ſchmerzliche Verwirrung, die jetzt in ihr eignes Leben getreten war, war Anna völlig vergeſſen worden. Jetzt, da ſie ſelbſt ſich ruhiger fühlte, fielen eines Morgens ihre Blicke von ungefähr wieder auf Anna's Wohnung, und das Intereſſe an dem lieblichen Mädchen erwachte von neuem in ihr.

„Wer ſteht denn da drüben am Fenſter?“ fragte ſie Chriſteln, „die lange, bleiche, geſpenſterartige Geſtalt kann doch unmöglich Anna ſeyn.“

„Ach Gott ja, freilich iſt ſie es ſelbſt, die arme Jungfer Holderlein,“ erwiederte Chriſtel mitleidig ſeufzend, „die Leute ſagen ſchon es ſey mit ihr im Kopfe nicht mehr recht richtig, und wenn ihr Bräutigam ſterben muß, wird es wohl ganz vorbei mit ihr ſeyn. Ich wollte nur früher mit Fleiß nichts davon ſagen, weil Sie ſelbſt ſo unwohl und ſo leidend waren.“

Eugenia erſchrack heftig, ihr war, als ſähe ſie in Anna's Geſchick das Eigene, wie in einem Spiegel: „ſo muß denn alles auf Erden unglücklich ſeyn, und jedes Hoffen iſt eitel!“ ſeufzte ſie ſchmerzlich.

„Ja wohl, ja wohl,“ erwiederte Chriſtel, „was iſt unſer Leben! Heute ſollte die Hochzeit der Jungfer Holderlein ſeyn, ich war auch ſchon darauf gebeten. Das Brautkleid iſt längſt fertig und ſitzt ihr ganz herrlich, der Gärtner hat mir heute Morgen den ſchönſten Kranz von blühenden Myrthen gebracht, den ich für ſie bei ihm beſtellt hatte; nun kann der Bräutigam ihn mit in den Sarg nehmen. Er wird wohl nicht wieder aufkommen, er liegt an einem hitzigen Nervenfieber und kann nicht leben und nicht ſterben. Sie ſagen, er habe nach großer Erhitzung einen kalten Trunk gethan; wer weiß, ob es wahr iſt, aber Krankheit und Tod wollen immer ihre Urſachen haben.“

Während Chriſtel ſprach, betrachtete Eugenia die Geſtalt am Fenſter ihr gegenüber genauer, es war Anna, es waren Anna’s Züge, aber wie ſehr, wie bis zum Unkenntlichen verändert! Lang, abgemagert, ſtand ſie ſtarr und ſteif an der nehmlichen Stelle, wo Eugenia ihrer zuerſt gewahr worden war; die krampfhaft zuſammengefalteten Hände hingen an den kraftloſen lang ausgeſtreckten Armen hinab, als vermöchten ſie nicht mehr ſich zum Gebete zu erheben, die weitgeöffneten erloſchnen Augen blickten unbeweglich gerade vor ſich hin, als ſähe ſie in Todesangſt dem kommenden unausweichbaren Untergange entgegen, die kreideweißen Lippen des einſt ſo lieblichen Mundes, waren von unausſprechlichem Jammer verzogen, ſie ſahen aus, als ob ſie nie wieder lächeln könnten, jede Spur ehemaliger Anmuth war aus dem todten bleichen Geſichte der Armen verſchwunden.

Vom innigſten Mitleid durchdrungen, öffnete Eugenia ihr Fenſter. „Anna! Gute liebe Anna, wie geht es dir?“ rief ſie. Anna fuhr bei dem Tone erſchrocken zuſammen, ſie riß ihr kleines Dachfenſter auf, zwängte mit Kopf und Schultern ſich hindurch, und ſah wie verwildert zu dem Fenſter, wo Ignaz ſonſt gewohnt hatte, hinauf, genau ſo, wie an jenem Morgen, und doch wie ſo ganz anders! Ihre Haube war von dem Stoß an dem Fenſterrahmen ganz herabgefallen, und die ſeit vielen Tagen ungepflegten, ungeflochtnen Haare, umſchatteten in wilder Unordnung die bleiche Stirn, die eingefallnen Wangen. Sie lauſchte eine Weile zu dem Nachbarshauſe ſtarr hinaufſehend, auf Eugenia fiel ihr Auge nicht; dann ſah ſie mit auf Wahnſinn deutenden Blicken die enge Straße hinauf und hinab, und zog den Kopf wieder in das Fenſter zurück. Einige Sekunden ſtand ſie nachdenkend da, als ob ſie ſich auf etwas zu beſinnen ſuche, ihr Geſicht verzog ſich zur Gebärde des jammervollſten Weinens, aber die erſchöpfte Natur verſagte ihr auch dieſe Erleichterung ihrer namenloſen Schmerzen, keine Thräne entquoll mehr den ausgetrockneten Augen. Plötzlich ſchlug ſie mit wilder Bewegung beide Hände vor das

Geſicht und ſtürzte mit einem lauten Schrei, den Eugenia deutlich vernahm, in ihrer Kammer zu Boden; eine alte Frau, wahrſcheinlich ihre Mutter, eilte weinend zu ihrer Hülfe herbei.

„Ach du Arme!“ ſeufzte Eugenia, tief gerührt, mit Thränen in den Augen: „Chriſtel, iſt denn auch für den Kranken gehörig geſorgt, er iſt noch ſo jung, es kann vielleicht ihm noch geholfen werden.“

„Ach gewiß, alles mögliche iſt für ihn geſchehen, Doctor und Chirurgus gehen täglich bei ihm ein und aus; was die guten Leutchen ſich zu ihrer Einrichtung erſpart hatten, iſt ſchon mehr als zur Hälfte in die Apotheke getragen, doch für den Tod kein Kraut gewachſen iſt. Uebermorgen iſt der eilfte Tag, da wird es ſich ja ausweiſen zum Leben oder zum Sterben, ſagen ſie.“

Am Morgen des eilften Tages war der arme Ignaz ſanft aus dem Leben geſchieden, einige Stunden vorher war es in ſeinem durch die Gewalt des verzehrenden Fiebers umdunkelten Geiſte wieder licht geworden, er hatte ſeine Lieben, die weinend ſein Lager umſtanden, erkannt, hatte tröſtend ihnen zugeredet, hatte, mit der Bitte, denſelben gleich auf die Poſt zu bringen, dem alten Vater einen Brief übergeben, an welchem er in den erſten Tagen ſeiner Krankheit, ehe er das Bewußtſeyn verloren, eifrig geſchrieben, hatte von ſeiner verzweifelnden Braut den zärtlichſten Abſchied genommen und ſie zur Ergebung in den Willen Gottes ermahnt, und war dann ruhig entſchlummert.

Zwei Tage ſpäter ſah Eugenia mit ſchwerem Herzen ihn zur letzten Ruheſtätte tragen, Anna's Myrthenkranz lag auf dem Deckel ſeines ſchmuckloſen Sarges, wenige Freunde folgten ihm als Leidtragende, in ihrer Mitte Anna's Vater, ein vor der Zeit ergrauter, durch Noth und Kummer tiefgebeugter Mann. „Der

Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſey gelobt!“ rief er mit wankender Stimme und fromm zum Himmel gewandten Blick, auf der Schwelle ſeines Hauſes, ehe er dieſelbe überſchritt, um dem kleinen Leichenzuge ſich anzuſchließen. Alle Fenſter in der Nachbarſchaft waren von Zuſchauern beſetzt, und kein Auge blieb trocken, indem der Zug ſich langſam fortbewegte, denn jedermann war dem jungen beſcheidenen Paar freundlich gewogen geweſen, deſſen trauriges Geſchick, hart an der Schwelle des lange erſehnten Glückes, auch den gleichgültigſten Gemüthern das tiefſte Mitleid einflößte.

Eugenia vergaß in dieſem Augenblicke ihren Widerwillen gegen die Wohnungen des Jammers und der Armuth, denen ſie immer gern Hülfe angedeihen ließ, aber ohne jemals ſie zu betreten; ſogar ihrer faſt kindiſchen Furcht vor Anſteckung gedachte ſie nicht, und eilte ſelbſt hinüber zu der unglücklichen Anna, um in dieſer ſchweren Stunde ihr tröſtend zur Seite zu ſtehen. Doch Anna war unfähig ſie zu vernehmen. Eugenia bebte ſchaudernd zurück, und glaubte eine zweite Leiche zu ſehen, als ſie die Thüre ihrer Kammer öffnete; völlig regungslos lag Anna auf dem Fußboden hingeſtreckt, ihr bleiches Haupt ruhte im Schooſe ihrer über ſie ſtill weinenden und betenden alten Mutter, ihre Augen waren geſchloſſen, und nur einzelne groſe Thränen, die ſchwer und kalt unter den langen dunkeln Augenwimpern ſich hervordrängten und über ihre bleichen Wangen hinabrollten, verriethen, daß ſie lebe.

So lag ſie da bis zum andern Morgen, ohne auf die, ſo ſie tröſten wollten, zu hören, oder auch nur ein Zeichen zu geben, daß ſie die Anweſenheit derſelben bemerke. Schweigend, raſtlos, wie von unausſprechlicher innerer Angſt getrieben, wankte ſie ſpäter aus einem Winkel des Hauſes in den andern, als könne ſie nirgend eine bleibende Stätte mehr finden, ein Bild des tiefſten unbezwinglichen Jammers. Ihre frommen Eltern ſuchten vergebens ihr Gemüth zu Gott zu erheben, jedes religiöſe Gefühl ſchien in dem ſonſt ſo gottesfürchtigen Mädchen erloſchen. Mit ſcheuer Aengſtlichkeit wich ſie jedem aus, der tröſtend ihr zureden wollte, ſelbſt dem Vater und der Mutter, und nannte ſich eine von Gott Verſtoßne, unwürdig der Theilnahme guter Menſchen. Noch einmal, vom innigſten Mitleid getrieben, begab Eugenia ſich zu ihr, aber Anna, ſobald ſie ihrer anſichtig wurde, flüchtete ſich in die entfernteſte Ecke ihrer Kammer; mit weitvorgeſtreckten Armen, um Eugenien von ſich abzuhalten, beſchwor ſie dieſelbe auf ihren Knieen und mit herzzerreißenden Worten, von einer Unglücklichen, von Gott Verlaßnen fern zu bleiben, die Schande und Unheil über alle brächte, die Theil an ihr nähmen. Eugenia wandte ſchaudernd ſich von ihr ab, und das

Bild des armen zerrütteten Geſchöpfes ſchwebte noch lange vor ihrem Geiſte.

Wochen waren verſtrichen, ohne daß nur ein Ton aus Klothar's gegenwärtigem Leben zu Eugenien hinüber drang, und von neuem umdüſterte ſich ihr Gemüth; der Geſandte war zu ſeinem Könige berufen, die Gemahlin deſſelben zu fernen Verwandten gereiſt, und über dem Schauplatz des Krieges ruhte undurchdringliches Dunkel. Unverbürgte Gerüchte, bald freudige, bald niederſchlagende, flogen von Mund zu Mund, die Zeitungen waren damit angefüllt, und bedrückten oder erhoben wechſelsweiſe die Gemüther. Indeſſen haſchte doch alles nach den Zeitungen, obgleich noch keine derſelben ein wirklich bedeutendes Ereigniß verkündet hatte, denn man ſah mit geſpannter Erwartung in den nächſten Tagen den entſcheidendſten Begebenheiten entgegen. Junge Mädchen, Frauen, die ſich ſonſt nie um blos politiſche Blätter bekümmert hatten, waren, wie eben Eugenia auch, eifrige Zeitungsleſerinnen geworden. Eugenia verſäumte nie, in den Stunden, wo dieſe Blätter ihrer Mutter gebracht wurden, in dem Zimmer derſelben zu verweilen, um ſie ſchon an der Thüre dem Bedienten abzunehmen, und ehe ſie ihrer Mutter dieſelben überreichte, ſie flüchtig zu durchlaufen.

„Wie du nun wieder einmal voreilig biſt, liebes Kind,“ ſprach eines Tages bei einer ſolchen Gelegenheit Eugeniens Mutter ziemlich verdrießlich; denn die gegenwärtige, jede andre Unterhaltung, ſelbſt das Spiel ausſchließende Tendenz der Societät, hatte ſchon längſt angefangen ihr recht ſehr langweilig zu werden: „So lies mir denn doch wenigſtens die Zeitung vor, damit ich heute Abend doch weiß, wovon die Rede iſt, und mitreden kann.“

Eugenia gehorchte, eintönig und ſchnell flog ſie über Nachrichten aus England, Petersburg, Spanien hinweg, denn ihre Mutter wollte alles hören, bis ſie zu dem Artikel aus dem Hauptquartier kam, bei welchem Klothar ſich aufhielt, dem erſten, als wirklich offiziell angekündigten Bericht, ſeit langer Zeit.

„Geſtern,“ las ſie, „fand in unſerer Nähe das erſte bedeutende Gefecht, zwiſchen einem kleinen Detaſchement unſrer Truppen und dem Feinde ſtatt. Es galt einen Transport von Munition und Lebensmitteln aufzuheben, der von feindlicher Seite bei Nacht, unter einer ſtarken Bedeckung, der Feſtung * * * zugeführt werden ſollte; der Kampf war anhaltend und wurde von beiden Theilen mit großer Anſtrengung fortgeſetzt, bis ſich endlich der Feind mit Zurücklaſſung der Transport-Wagen zurückzog. Zwanzig, theils ſchwer Verwundete, theils Todte, blieben von ſeiner Seite auf dem Platz, wir unſrer Seite zählen nur vier Verwundete und einen Todten, doch leider traf das letztere Loos einen jungen Offizier, Namens ....“

Gegen das Ende der Vorleſung war Eugeniens Stimme immer unſicherer, zuletzt ganz unverſtändlich geworden, bis endlich das Blatt ihren Händen entſank. Die erſchrockne Mutter eilte auf ſie zu, rief ſie überlaut bei Namen, rieb ihr die Schläfe mit köllniſchem Waſſer, ließ ſie flüchtiges Salz einathmen. Eugenia vermochte nicht zu ſprechen, krampfhaftes Schluchzen hemmte ihr Athem und Stimme, ihr Buſen wogte ungeſtümm, gewaltſames Zittern hatte aller ihrer Glieder ſich bemächtigt.

Unerachtet ihrer Angſt und ihres Schreckens, errieth die Mutter doch, daß hier etwas Geheimnißvolles vorwalte, und war beſonnen genug, das verhängnißvolle Blatt vom Boden aufzuheben, und zu durchlaufen, dem ſie den furchtbaren Zuſtand zuſchreiben mußte, in welchem ſie Eugenien ſah.

Klothar war der junge Offizier, der auf dem Kampfplatz den ehrenvollen Tod gefunden. Auf ſein inſtändiges Bitten hatte ſein General ihm erlaubt, das Detaſchement bei der geheimnißvollen Expedition zu begleiten; angeborne Tapferkeit, Jugendſinn und Unerfahrenheit, hatten ihn zuweit in das Getümmel des Gefechts vorwärts getrieben, dem erſten dem er beiwohnte. Er wollte ſich ehrenvoll auszeichnen, und fiel vom Säbel eines feindlichen Chaſſeurs zum Tode getroffen. Seine Obern wie ſeine Kameraden, hieß es in der Zeitung, betrauern den Verluſt des hoffnungsvollen Jünglings, der einſt eine ausgezeichnete Zierde ſeines Standes zu werden verſprach; ſein entſeelter Körper ward nach dem Hauptquartier zurückgebracht, um mit allen militairiſchen Ehren dort beſtattet zu werden; der General ſelbſt legte ſeinen Degen, mit einem Lorbeerzweig umwunden, ihm auf den Sarg, und ſprach einige herzrührende Worte zu ſeinem Lobe.

„Eugenia, Herzenskind, ſo komm doch wieder zu dir, ſo erhole dich doch,“ rief jetzt die Mutter; „es iſt ſehr betrübt, der arme Graf thut auch mir von Herzen leid, er hätte freilich beſſer gethan bei ſeinem erſten Stande zu bleiben, aber er war ein recht liebenswürdiger junger Mann. Du haſt immer mehr als andre mit ihm geſprochen, und ſein Tod muß dir deshalb nahe gehn, aber im Kriege iſt es nun einmal nicht anders, alle können nicht wieder zu Hauſe kommen, das bedenke und . . .“

„Klothar! Klothar! mein Gatte, mein Geliebter!“ rief Eugenia, ohne die Worte oder auch nur die Gegenwart ihrer Mutter zu beachten. „Du biſt dahin,“ rief ſie mit wildem Händeringen, „du biſt dahin und ich lebe! ich ſelbſt jagte dich in den Tod, ich, dein Weib, ich, dein Weib nur eine Stunde lang, nun lebenslang deine troſtloſe Wittwe.“

„Klothar! ſeliger Geiſt, kannſt du mir vergeben, ich habe dich getödtet, ich bin deine Mörderin!“

So klagte ſie fort, weinte, zerraufte ihr Haar. Die Mutter ſtand im ſchmerzlichſten Erſtaunen neben ihr; ſie glaubte anfangs Eugenien rede irre, aber der Zuſammenhang in ihren Reden, deren Inhalt unerachtet ihrer Verworrenheit ſich immer gleich blieb, brachte ſie bald auf andre Gedanken.

Die beſonnene weltkluge Frau beſchloß ſogleich, erſt dann ihre Leute zur Hülfe herbei zu rufen, wenn Eugenia im erſten Sturm leidenſchaftlicher Aufregung ſich ausgetobt haben würde. Auch trat bei dieſer gar bald ein an Betäubung gränzender Zuſtand von Erſchöpfung ein, welcher der Mutter erlaubte ſie in ihr Zimmer bringen zu laſſen. Eugenia wurde gefährlich krank, viele Tage lang lag ſie anſcheinend gleich fühllos für die Vergangenheit wie für die Gegenwart, ohne ein Lebenszelchen ſchweigend da; die Mutter wich während der ganzen Zeit keinen Augenblick von ihr, theils um für ihre Pflege zu ſorgen, theils um jede ihrer Aeußerungen zu bewachen.

Eugenia's Jugend trug endlich nach einigen Wochen den ſchweren Sieg über Krankheit und Tod vollkommen davon; ſie wurde von ihrer Mutter mit der zarteſten Schonung behandelt, bis dieſe ſie endlich ſtark genug glaubte, um ein ernſtes Geſpräch zu ertragen, in welchem ſie auf höchſt freundliche Weiſe, zum offenen Geſtändniß ihrer eigentlichen Lage ſie zu bringen ſuchte. Eugenia bezeigte ſich dazu ſehr geneigt, ihr ſchmerzerfülltes Gemüth bedurfte der Erleichterung, ſich in Klagen zu ergießen, ihre Familie war noch immer abweſend, Niemand war ihr nahe, dem ſie hätte Vertrauen ſchenken können, Niemand, der um ihr Geheimniß wußte, außer dem Geiſtlichen, der ſie getraut hatte, und dieſen kannte ſie wenig. Seit die Nachricht von Klothars Tod ſich allgemein verbreitet hatte, ſchien der gute, aber um ſich ſelbſt zu ängſtlich beſorgte Mann, jede Aufforderung ſich ihr zu nähern ängſtlich zu vermeiden, und Eugenia konnte ſich ſelbſt nicht entſchließen, ihn auf irgend eine mögliche Weiſe in Verlegenheit zu ſetzen.

So blieb ihr denn Niemand außer ihrer Mutter, in deren Arme ſie zum erſtenmal mit kindlichem Vertrauen ſich warf, und unter einem Strom heißer Thränen alles bekannte, was zwiſchen Klothar, der Geſandtin und ihr vorgegangen war, von jenem Balltage an bis auf die heutige Stunde. Sie brachte alle Briefe herbei, die ſie von Klothar erhalten, nebſt ſeinem Porträt, das er in einem Portefeuille verborgen ihr gegeben, und flehte unter herzzerreißenden Klagen ihre Mutter um Geduld mit ihrem Schmerz, um Mitleid, um Verzeihung ihres geheimnißvollen Betragens, demüthig an.

Der kühle Sinn der Mutter fühlte in dieſem Augenblick ſich doch erwärmt, ſie nahm die Tochter in ihre Arme, der ſie nicht zürnen konnte, weil ſie ſo ſchwer an den Folgen eines freilich nicht zu billigenden Schrittes trug, von dem die Weltfrau, die nur die leicht geſchlungnen und eben ſo leicht wieder gelößten

Bande gewöhnlicher Liaiſons kannte, gar nicht begriff, was Eugenia nur möglicher Weiſe hätte bewegen können ihn zu wagen. Die Geſandtin allein trug in ihren Augen die Schuld davon, und ſie fühlte ſich gegen dieſelbe nicht wenig entrüſtet, aber ſie nahm ſich doch vor ihr dieſes nie merken zu laſſen, um nicht jetzt, da doch nichts mehr dadurch geändert werden könne, ſich Feinde zu machen, und in der Geſellſchaft unnützes Aufſehen zu erregen.

Noch einmal mußte Eugenia die Geſchichte ihrer heimlichen Trauung, und überhaupt alles was an jenem Abende im Hauſe des Geſandten vorgegangen war, ihr umſtändlich wiederholen. Mit einem Ernſte, einem Scharfſinn, der dem erfahrendſten Inquirenten eines Kriminalgerichtes Ehre gemacht haben würde, forſchte ſie auch den geringfügigſten bei, vor und nach der Trauung vorgefallnen Umſtänden nach; wagte Fragen, deren Sinn Eugenia gar nicht verſtand, und überzeugte ſich endlich, daß der übereilte Schritt ihrer Tochter, ohne alle ihre Ehre gefährdenden Folgen, ewig verborgen bleiben könne, indem außer der Geſandtin und dem Geiſtlichen keine lebende Seele darum wußte, denen beiden unendlich viel daran liegen mußte, ihn zu verſchweigen.

Jetzt erſt umarmte ſie mit einem wahrhaft freudigem Gefühl die ihr wiedergeſchenkte Tochter abermals. „Ja, meine Eugenia, mein liebes Herzenskind! ich vergebe dir, ich empfinde zu viel Mitleid mit deinen Leiden, als daß ich durch den leiſeſten Vorwurf dich betrüben möchte, ich will alles für dich thun, um deinen Schmerz, den ich nicht ganz unnatürlich finde, dir zu erleichtern und dich zu tröſten. Ich muß ſogar deine Klugheit loben, die dich abhielt, wie Andre deines Gleichen an deiner Stelle gewiß gethan hätten, eine deiner jungen Freundinnen zur Vertrauten in dieſer unglücklichen Liebesgeſchichte dir zu erwählen.

Wie die Sachen jetzt ſtehen, biſt du ſicher, daß dein Geheimniß nie unter die Leute kommen, und dich zum Mährchen der Stadt machen kann; zu der Heldinn eines kleinen larmoyanten Romans, auf die man mit Fingern weiſen würde, wo ſie ſich blicken ließe. Alles iſt vergeben und vergeſſen, und dir bleibt nichts übrig als auch ferner dein Geheimniß heilig zu bewahren, dich ſo viel möglich zu faſſen, das Unabänderliche allmählig zu verſchmerzen, und mit der Zeit auch zu vergeſſen.“

„Verſchmerzen! Vergeſſen, dich vergeſſen, Klothar!“ rief Eugenia lebhaft, und drückte das vor ihr noch auf dem Tiſche liegende Bild des Geliebten an ihre Herz, an ihre Lippen.

„Das gibt ſich Alles mit der Zeit, wenn du dieſes auch jetzt noch nicht glauben kannſt,“ ſprach die Mutter mit vieler Ruhe. „Du biſt ein vernünftiges Mädchen, wie lange kann es währen, ſo wirſt du ſelbſt einſehen, daß du doch nicht ewig in deinem eingebildeten Wittwenſtande beharren kannſt; daß du wieder unter Menſchen, in die Welt gehen mußt, thäteſt du es gleich anfangs nur um meinetwillen, um mich nicht durch eigenſinnig fortgeſetzte Trauer zu betrüben, die den Verlornen dir doch nicht wiedergeben kann. Bedenke ſelbſt, was du damit gewinnſt, wenn du, ewig über deinen Verluſt brütend, deine Tage in Schwermuth verſeufzeſt, bedenke, was ich, deine zärtliche Mutter, dabei leiden muß, die dieſe Kränkung warlich nicht um dich verdient. Und vor Allem, Eugenia, bedenke, welchen Eindruck dein ganz verändertes Betragen, auf die Societät machen würde. Man würde ſich nicht genug darüber wundern können, man würde der Veranlaſſung dazu nachforſchen, und nicht ermangeln, ſie wenigſtens zum Theil zu errathen; man würde dich verlachen, dich verläumden, du wäreſt in der Achtung der Welt verloren, und ich, deine Mutter, mit dir.“

So fuhr ſie noch lange in dieſem Tone

fort ihrer Tochter zuzureden, ſie wußte ſo geſchickt die am leichteſten anſprechenden Seiten des Gemüthes derſelben zu berühren, daß dieſe endlich zur vollkommenen Ueberzeugung der Nothwendigkeit gelangte, ſowohl ihre heimliche Verbindung als ihren tiefen Schmerz, mit der größten Sorgfalt vor jedermann zu verbergen.

„Ich will alles, alles thun, was meine zu gütige nachſichtsvolle Mutter verlangt,“ rief ſie weinend; „ich will ſchweigen, nie ſoll Klothar's theurer Name anders, als in der tiefſten Einſamkeit über meine Lippen kommen, ich will meinen ewigen Schmerz im Innerſten meines Herzens verſchließen, und, wenn ich die Kraft dazu behalte, vor der Welt erſcheinen wie ſonſt. Nur vergeſſen, vergeſſen, dieſes einzige verlange nicht von mir, meine liebe Mutter,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie die Hand derſelben an ihre Lippen drückte; „denn dieſes ſteht nicht in meiner Macht. Klothar kann ich nie vergeſſen, nie ſeine heiße beiſpielloſe

Liebe, aber ich werde ihn, und mein durch ſeinen frühen Untergang zerſtörtes Glück ungeſehen beweinen, das gelobe ich dir; ſo viel ich es verhindern kann, ſoll der Anblick einer Thräne dein Herz nie betrüben.“

Das wird ſich alles ſchon von ſelbſt geben, dachte die Mutter bei ſich, und umarmte mit verdoppelter Zärtlichkeit ihre Tochter.

„Und was iſt denn aus Anna geworden?“ fragte Eugenia ſpäterhin ihre Chriſtel; „ſeit ich wieder mein Bett verlaſſen durfte, ſah ich keine Seele in dem kleinen Hauſe drüben ſich regen, die arme Anna iſt doch nicht etwa todt?“

„Todt? die? ach ich bitte, Ihr Gnaden, die denkt nicht an Todſeyn, die lebt herrlich und in Freuden,“ antwortete Chriſtel mit bitterm verachtendem Lachen. „Die ſchöne Jungfer Holderlein hat ſich verheirathet, gleich in den erſten Tagen, als ſie krank wurden.“

„Verheirathet? Anna Holderlein verheirathet? Chriſtel, du weißt wohl nicht, was du für Unſinn ſprichſt?“ erwiederte Eugenia.

„Wie ich es ſage, ſo iſt es,“ war Chriſtels Antwort. „Acht bis zehn Tage mochten nach dem Begräbniß ihres Bräutigams vergangen ſeyn, da kam ein recht hübſcher ſtattlicher Mann in dem Trauerhauſe an, und acht Tage ſpäter zog Jungfer Holderlein luſtig und guter Dinge mit ihm in die Kirche, und ließ ſich mit dem Fremden trauen. Hochzeitsgäſte waren nicht gebeten, die ganze Familie packte ſich noch am Hochzeitstage in einen Wagen und fuhr auf und davon, Vater und Mutter und Alles, Haus und Laden blieben ſeitdem verſchloſſen. Ja, Ihro Gnaden haben wohl Recht darüber zu erſtaunen, habe ich doch ſelbſt über die saubre Geſchichte mich nicht genug verwundern können. Wer hätte ſo etwas von dem Mädchen denken ſollen! Als ihr Bräutigam ſtarb, wollte ſie aus Verzweiflung verrückt werden, und nun nimmt ſie, vierzehn Tage darauf, den erſten beſten Fremden, und zieht mit ihm in die weite Welt. Wohlhabend mag er ſeyn, danach ſah er wohl aus, aber ſo zu handeln, iſt doch eine Schande und alle Nachbarn haben ſich darüber verwundert, aber es gibt eben weder Treu' noch Glauben mehr in der Welt. Mich dauerte nur das ſchöne Brautkleid, das ich ſelbſt ihr habe machen müſſen, aber es ſaß ihr auch wie angegoſſen, und engelſchön ſah ſie darin aus, obgleich ein wenig blaß. Was wahr iſt, muß man ſagen."

„So ſind dieſe Menſchen!" rief Eugenia, als das erſte Erſtaunen über eine ſo unerwartete Nachricht vorüber war, „ſo ſind dieſe gemeinen Leute, deren edelſte Gefühle unter dem Druck des engen bürgerlichen Lebens erſtickt werden. Von Jugend auf kennen ſie nur die Sorge für den morgenden Tag, und ein ſicheres ehrliches Auskommen, wie ſie es nennen, iſt das einzige Ziel ihrer Wünſche, wie ihrer Beſtrebungen. Es war wohl thöricht, daß ich von dieſem, in dunkler Gemeinheit aufgewachſenen Mädchen, etwas anders, als Gemeines erwartete; ſchon die Aengſtlichkeit, mit der Anna für ihre Ausſtattung Sorge trug, und daß ſie fähig war ihre Verbindung mit dem Mann ihres Herzens deshalb Jahrelang zu verſchieben, hätte über ihre eigentliche Sinnesart mich aufklären können. Ihre Verzweiflung galt gewiß eben ſo wohl dem verlornen Etabliſſement, als dem verlornen Bräutigam, und ſie ergriff ein neues, ſobald ſich ihr eines darbot. So fahre ſie dann hin und ſey auf ihre Art glücklich. Sie folgte der ihr angebornen Sinnesart; und ich will ſie darum nicht hart beurtheilen, weil dieſe Art die meinige nicht iſt.“

Sobald Eugenia von ihrem Arzte Erlaubniß erhielt ihr Zimmer zu verlaſſen, verfehlte ſie nie die Abendſtunden bei ihrer Mutter zuzubringen, um das derſelben geleiſtete Verſprechen, ſo viel dieſes möglich war, zu erfüllen. Die Societät war freilich, theils durch die ſchöne Jahreszeit, theils durch die Kriegesbegebenheiten in alle vier Winde verſtreut; in der Stadt war nur ein ſehr kleiner Theil derſelben zurück geblieben, große Feſte gab es für den Augenblick nicht, aber ein Kreis genauerer Bekannte, und ſogenannter Hausfreunde, unter denen der Fürſt obenan ſtand, verſäumte doch nie ſich um den Thee-, mitunter auch um den Spieltiſch der noch immer liebenswürdigen Frau zu verſammeln, die bei ſolchen Gelegenheiten, mit einer ihr ganz eigenen Grazie, die angenehme Wirthin zu ſpielen verſtand. Von ihr aufgemuntert, bot Eugenia alle ihre Kraft auf, um nicht aus ihrem Benehmen die immer trübe Stimmung ihres Gemüthes durchblicken zu laſſen; ſie bemühte ſich heiter zu erſcheinen, und ward es darüber zuweilen wirklich, doch oft überkam ſie auch, mitten in der Luſt, ein ungeheurer Schmerz, ein Gefühl von Einſamkeit, von unausfüllbarer Oede und Verlaſſenheit. Stumm, einſilbig, in Schwermuth verſunken, ſaß ſie dann mitten unter den Scherzen und Lachen der Uebrigen, theilnamlos da, als ob ſie gar nicht mehr zu ihnen gehöre. Ihre Freunde, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, fanden an der kaum von ſchwerer Krankheit Geneſenen dieſe plötzlich eintretende Mattigkeit und Erſchöpfung ganz natürlich, und dachten ſich nichts weiter dabei; aber das Auge der Liebe ſieht ſchärfer.

Fürſt Felix war der Einzige, der deutlich erkannte, daß Eugenia weniger körperlich als im Gemüth leide; ſie wurde ihm dadurch noch werther, aber zugleich erwachte auch in ihm ein faſt ängſtliches Beſtreben, die Urſache ihres Kummers zu erkennen, um, auf welche Weiſe es immer ſey, ihn erleichtern zu können.

Der ſchwermüthige Ausdruck ihres ſchönen, ſonſt immer jugendlich frohen Geſichts, die ſichtbare Mattigkeit, die jede ihrer Bewegungen begleitete, gaben ihr in ſeinen Augen einen neuen unwiderſtehlichen Reiz. Und immer deutlicher offenbarte ſich die Neigung, die mit ſiegender Allgewalt ihn zu Eugenien zog, die Bemerkungen, welche die Freunde über das ihnen längſt ſchon gewiß ſcheinende Verhältniß des jungen Paares ſich erlaubten, wurden immer dreiſter und lauter. Eugeniens Mutter ſah mit ſchwer zu verhehlender Freude die immer ſteigende Liebe des Fürſten, ſie vergaß darüber zuweilen die ihr ſonſt eigne beſonnene Vorſicht, und ihre nichts geſtehende, aber auch nichts verneinende Art jene Bemerkungen aufzunehmen, konnte alle ihre Bekannten nur in dem feſten Glauben an eine nahe Vermählung Eugeniens mit dem Fürſten beſtärken.

Eugenia ſah und hörte das alles, es that ihr wohl und weh' zugleich, und ein Zwieſpalt entſtand dadurch in ihrem Gemüthe, der auch auf ihr Betragen wirkte, und ſie zu einer Ungleichheit des Benehmens beſonders gegen den Fürſten verleitete, die ihr ſonſt immer fremd geblieben war. Sie wollte ihrem Klothar die Treue bewahren, und doch war es ihr unmöglich, bei dem wahrhaft edlen Beſtreben des jungen ſchönen, auf jede Weiſe ausgezeichneten Mannes, gleichgültig zu bleiben; der Einzige unter allen, der ſie verſtand, der mit der zarteſten Schonung, ohne ihr wundes Gefühl durch Zudringlichkeit zu verletzen, ſie zu erheitern ſuchte. Sie wollte nicht getröſtet ſeyn, weil ſie an Klothars Andenken ſich dadurch zu verſündigen glaubte, ſein Bild war in den erſten Tagen ihr Alles geweſen, jetzt hatte ſie mit vollem Vorbedacht ſich gewöhnt, Abends, wenn ſie ſich in ihr Zimmer zurückzog, eine Art Kultus mit demſelben zu treiben; ſonſt hatte ſie jeden freien Augenblick benutzt, es zu betrachten, jetzt hatte ſie gewiſſe Stunden ſich dazu beſtimmt. Oft, wenn ſie durch des Fürſten Gegenwart ſich beſonders erheitert gefühlt hatte, war ihr als blicke es zürnend ſie an, und von neuem floſſen ihre Thränen. Ob dem Andenken ihres Gatten? oder dem ſich wieder erhebenden Kampf in ihrem Herzen? wußte ſie ſelbſt nicht, und mochte es auch nicht erforſchen.

Mit unbeſchreiblichem Entzücken glaubte indeſſen der Fürſt, die für ihn in ihrem Gemüthe aufkeimende Neigung in Eugeniens Augen zu leſen; er liebte ſie wahrhaft, nicht wie ein in eingebildeter Liebespein vergehender Knabe, ſondern mit aller Kraft ſeines feſten männlichen Charakters. Er wünſchte nichts ſehnlicher als gleich auf der Stelle ſeine Liebe ihr entdecken und Herz und Hand ihr bieten zu können; doch das Geheimnißvolle ihres Weſens, das er erſt ſeit ihrer Krankheit an ihr bemerkte, der Wechſel in ihrem unſtäten, bald ihn abſtoßenden, bald wieder anziehenden Betragen, hielten zur Zeit ihn noch von einem Schritte zurück, den ſeine Vernunft übereilt nannte, ſo lange er nicht überzeugt ſeyn konnte, daß er Eugenien werth genug ſey, um ihm jenes unbedingte Vertrauen zu ſchenken, welches er bei ſeinem eignen, wahren und offnen Karakter, von der künftigen Gefährtin ſeines Lebens unbedingt verlangte.

Wenn gleich Eugenia nicht in Leidenſchaft ſich ihm zuneigte, ſo ehrte ſie ihn doch, und er war ihr mehr als Andre; ihr Herz war frei von jeder andern Liebe, außer jener ſtillen aber tiefen Neigung, die zu ihm ſie zog, davon wurde er immer feſter überzeugt, je länger er ſie, ihr Betragen gegen ihn und gegen Andre vergleichend, beobachtete. Von jeher hatte er ſich ihr gezeigt wie er war, an ſeiner treuen Ergebenheit, ſeinem innigen Antheil an allem was ſie betraf, konnte ſie unmöglich zweifeln. Hatte er denn ſo wenig ihr Vertrauen verdient, daß ſie auch gegen ihn fortfahren mußte, die Geheimnißvolle zu ſpielen? daß ſie mit ſcheuer Aengſtlichkeit oder ſtolzer Zurückhaltung ihm auswich, ſobald er nur von ferne es wagte, ſie um das Vertrauen bitten zu wollen, das er unbedingt, bei jeder Gelegenheit ihr ſelbſt bewieß?

Immer heißer ward ſein Verlangen, doch endlich von ihr zu erfahren, was ſie ſorgſam ihm zu verhehlen ſich beſtrebte; er beſuchte ihr Haus in ſolchen Stunden, wo er ſicher ſeyn konnte, keine andere Geſellſchaft dort anzutreffen. Eugeniens Mutter pflegte dann gewöhnlich eine Urſache ſich zu entfernen zu finden. Der Fürſt verdankte ihr dieſes innerlich und war ſelbſt jeder verſteckten Abſichtlichkeit zu entfremdet, um dabei an eine ungünſtige Auslegung ihres Betragens nur zu denken. Dann ſaß er allein Eugenien gegenüber, eine direkte Frage an ſie erlaubte ſein bänglich klopfendes Herz ihm nicht, aber alles an ihm, die innige Theilnahme, die er ihr bewieß, ſeine Worte, ſeine Blicke, flehten ſie an, ihm doch endlich die Urſache der auffallenden Veränderung ihrer Stimmung zu geſtehen. Begierig lauſchte er nur auf ein einziges Wort von ihr, das ihn hätte veranlaſſen können, ein Geſpräch daran zu knüpfen, welches zum Ziele ihn führen könne. Doch vergebens, Eugenia blieb fortwährend ſchweigſam, zurückhaltend, oft bis zur Förmlichkeit.

Der Fürſt vermochte dieſen Zuſtand nicht länger zu ertragen: vielleicht weiß ſie nicht wie nothwendig, bei meiner Art zu fühlen und zu denken, ihr volles reines Vertrauen; wie unerträglich jede Art von verſtecktem Weſen mir iſt, dachte er, und nahm ſich feſt vor die erſte Gelegenheit zu ergreifen, um Eugenien tief und klar in das Innerſte ſeines Herzens blicken zu laſſen.

Eine ſolche fand ſich bald; die Geſellſchaft in der Stadt zerſtreute ſich immer mehr und mehr, und eines Abends war nur ein ſehr kleiner Kreis von einigen, mit den Angelegenheiten des Hauſes längſt vertrauten Freunden, bei Eugeniens Mutter verſammelt. Das Geſpräch nahm bald eine Wendung, wie der Fürſt ſie verlangte; man ſprach von Glück, von Freundſchaft, von Liebe, und jeder gab ohne Rückhalt ſeine Meinung über dieſe Gegenſtände zum Beſten.

„Ich für mein Theil,“ nahm der Fürſt jetzt mit einem ſcharfen Blick auf Eugenien, das Wort, „ich kann mir nichts ſeligeres denken, nichts worüber man alle Schatten, alle Plagen des Lebens ſo leicht vergeſſen könnte, als wenn zwei Freunde ſo feſt einander vereint ſind, daß auch ihre Gemüther gleichſam nur eins werden, keine Trennung ihrer Leiden und Freuden mehr kennen, und jeder von ihnen das, was den Freund betrifft, hinnimmt, als wäre es ihm ſelbſt geſchehen, weil er das Herz deſſelben bis auf den Grund ſo klar durchſchaut, als wäre es das eigne.“

„Ich habe lange darnach geſucht, aber bis jetzt nie dieſes hohe Vertrauen gefunden, auf dem doch eigentlich das höchſte Glück des Lebens beruht,“ ſetzte er auffallend bewegt hinzu.

„Wie weit entzückender muß es noch in der Liebe ſein! ich könnte ihm nun und nimmer entſagen. Und liebte ich mit heißbrennender Leidenſchaft, bis zur Anbetung, bis zum Wahnſinne, ich müßte mit blutendem Herzen von der Geliebten auf Nimmerwiederſehn mich losreißen, wenn ich nur den Schatten eines Geheimniſſes, nur die kleinſte Spur von Mißtrauen in mich, in ihrer Seele entdeckte, nur einen Gedanken den ſie mir zu verhehlen ſuchte. Ich ſelbſt bin offen und wahr, und alle Menſchen ſollten es ſeyn, denn Mißtrauen, Unwahrheit ſind die Wurzel alles Böſen; unbedingte Offenheit aber iſt der ächte Grundſtein des Glücks, in der Freundſchaft wie in der Liebe! vor allem aber in der Ehe.“

Der Fürſt verfehlte gänzlich den eigentlichen Zweck ſeiner Rede, wahrſcheinlich weil er zum erſtenmal in ſeinem Leben abſichtlich geſprochen, und den Inhalt derſelben ſich vorher ausgedacht hatte. Eugenia glaubte eine Art verſteckter, ihr Selbſtgefühl bedingender Drohung darin zu finden, die ſie erbitterte und verſtimmte. „Warten Sie nur, mein Fürſt, bis das Cölibat der katholiſchen Geiſtlichkeit aufgehoben wird,“ ſprach ſie ziemlich ſpitz, mit faſt höhnendem Lächeln: „dann braucht jeder Prieſter nur eine ſeiner Beichttöchter zu heirathen, und der glücklichen Ehen, nach Ihrem Sinne, wird es im Ueberfluß geben. Sie müßten aber dann freilich ſich ſelbſt gefallen laſſen, die Tonſur zu nehmen, ſonſt möchten Ihre Wünſche für Ihre eigne Perſon ſchwerlich in Erfüllung gehen.“

Die Geſellſchaft lachte, der Fürſt aber wurde bleich, blieb ernſt und ſtumm, warf einen trüben ſchmerzlichen Blick auf Eugenien, und verließ bald darauf die Geſellſchaft.

Am nächſten Tage ließ er ſich nicht wieder ſehen, an dem dieſem folgenden war er abgereiſt.

„Da haſt du die Früchte deines unverſtändigen Benehmens," rief die Mutter etwas furienartig, und warf Eugenien die Abſchiedskarten des Fürſten hin. „Er iſt fort und du biſt blamirt, die Leute werden auf die ſitzengebliebene Braut ohne Bräutigam mit Finger zeigen, du biſt der ganzen Societät zum Spott geworden, muß ich das an meinem einzigen Kinde erleben! Das kommt von deinem Eigenſinn, von deiner Unvernunft, von deinem Heimlichthun, von deiner Kopfhängerei. Wem das Glück begegnet, der halte es feſt, wenn er vernünftig iſt; und wer ein Geheimniß zu bewahren hat, der ſtelle ſich nicht vor den Leuten hin, und laſſe den Kopf hängen, und ſchneide trübſelige Geſichter, ſo daß ſie wohl fragen müſſen, was fehlt dir denn?"

„Geſchäfte, er wird wieder kommen," ſtottert Eugenia, „und überdem, liebe Mutter, iſt doch noch kein entſcheidendes Wort zwiſchen mir und dem Fürſten . ."

Die Mutter ließ ſie nicht ausreden, ſie

fuhr fort ihre Tochter mit auf das tiefſte verletzenden Vorwürfen zu überhäufen. Dieſe litt unendlich dabei, und würde noch viel mehr gelitten haben, wenn nicht ohnehin ihr Gemüth ſchon ſo wund geweſen wäre, daß der innere größſere Schmerz den äußern geringern übertäubte.

Der Fürſt kam nicht wieder; er hatte auf ſeine Güter, in den Schoos ſeiner Familie ſich zurückgezogen, ſeine Wohnung in der Stadt wurde geräumt, ſeine Mobilien verkauft; ſeine Gemälde und Kunſtwerke eingepackt und fortgeſandt, und bald darauf erfuhr man mit Gewißheit, daß er eine Reiſe nach Italien, vielleicht nach Griechenland angetreten habe, von der er unter Jahr und Tag nicht heimkehren würde.

Was Eugenia bei allem dieſem empfand, iſt ſchwer zu beſchreiben. Sie war völlig mit ſich ſelbſt zerfallen. Schaam, Reue, Liebe, Erbitterung gegen den Fürſten und gegen ſich ſelbſt, zerriſſen wechſelsweiſe ihr Gemüth.

Die Geſellſchaft war ihr unerträglich, und die Einſamkeit war es nicht minder; ſie glaubte in jedem Geſichte bald Spott, Hohn, Schadenfreude, oder, was ihr noch verhaßter war, ein gewiſſes beleidigendes Bedauern zu leſen, das ſie noch empfindlicher traf als alles Uebrige. Wenn ein paar Perſonen beiſammen ſtanden, die das Geſpräch plötzlich abbrachen, ſobald ſie ihnen nahte, ſo war Eugenia feſt überzeugt, daß ſie und der Fürſt, der Gegenſtand der Unterhaltung geweſen waren. Auch die Sorgfalt, mit der Jedermann vermied den Namen des Fürſten in ihrem Beiſein zu nennen, trug nicht wenig dazu bei ihre tiefe Kränkung zu vermehren. Sie fühlte ſich durch dieſe beleidigende Schonung gedemüthigt, von der Höhe auf der ſie geſtanden, geſunken, und vermochte nicht dieß Gefühl mit leidlicher Faſſung zu ertragen.

Der Entſchluß ihrer Mutter, ſie in einen ziemlich weit entfernten ſehr beſuchten Badeort zu führen, um ſie wenigſtens in der erſten Zeit den Leuten aus den Augen zu bringen, obgleich er eben nicht mit großer Schonung ihr verkündet wurde, klang daher der armen Eugenia wie eine troſtbringende Stimme vom Himmel. Sie bedeckte die Hände ihrer vergebens gegen ihre Liebkoſungen ſich ſträubenden Mutter mit Küſſen und Thränen, ſie gelobte hoch und theuer alles zu verſuchen, um ſich die Liebe derſelben wieder zu gewinnen, und ſie von ihrer tief gefühlten Dankbarkeit für dieſe große Güte zu überzeugen, und ging nun mit erleichtertem Gemüthe, faſt freudig, die nöthigen Anſtalten zur Reiſe auf das eiligſte zu beſorgen.

Im Bade ſelbſt, dem Verſammlungsorte einer eben ſo glänzenden als zahlreichen Geſellſchaft, konnte die Ankunft zweier durch Geburt und Reichthum und jede liebenswürdige Eigenſchaft ſo ausgezeichneten Damen, wie Eugenia und ihre Mutter, des gewohnten Eindrucks nicht verfehlen. Das geſellige Talent der Mutter, der Tochter ſeltne Schönheit, die anmuthige Beſcheidenheit derſelben, bei ſo vielen Anſprüchen an Bewunderung, öffneten ihnen ſogleich den Eintritt in den glänzenden Cirkel aller damals durch Geiſt, Rang und Talent ausgezeichneten Anweſenden, der ſich täglich um eine Fürſtin vom höchſten Range verſammelte, welche ſeit wenigen Tagen angekommen war, um die Brunnenkur zu gebrauchen. Eugeniens Ohr traf kein Tadel mehr, keine ihr Gemüth verletzenden Aeußerungen, kein giftig forſchender Blick. Was ſie hörte und ſah trug den Ausdruck ungeheuchelter Bewunderung, welche ihre liebenswürdige Erſcheinung auch ſolchen einflößte, die ihr am Fernſten ſtanden. Und ſo ſah ſie ſich denn wieder in das Element verſetzt, in welchem ſie eigentlich einheimiſch war.

Niemand kannte und nannte hier den Fürſten Felix, Niemand hatte nur die leiſeſte Ahnung von allem was ihr Gemüth noch vor

Kurzem ſo ſchmerzlich getroffen. Sie war wieder die Königinn des Tages wie der Herzen, ſie ſah ſich bewundert, vorgezogen, ausgezeichnet, geliebt ſogar; denn unter den vielen an Geburt und Vermögen Eugenien gleichſtehenden Männern, welche die Gegenwart der Fürſtin, und die ihre Anweſenheit bezeichnenden Feſte herbeigezogen, befanden ſich mehrere, die ſich ſehr ernſtlich um Eugenien bewerben zu wollen ſchienen. Unter ſolchen Verhältniſſen war es wohl natürlich, daß Eugenia wieder anfing zu ſich ſelbſt Vertrauen zu faſſen, ihr Gemüth war beruhigter, die Roſen blühten auf ihren Wangen wieder auf, an denen tiefer Gram zerſtörend genagt hatte. Der leiſe Anhauch ſanfter Schwermuth, der ſich nicht gleich ganz vertilgen laſſen wollte, verbreitete über ihre Schönheit einen eignen rührenden Zauber, und ihre Mutter fing wieder an das liebenswürdige Weſen mit ſehr verzeihlichem mütterlichen Stolz zu betrachten, bei deſſen Anblick alle ihre früher für daſſelbe gefaßten Hoffnungen, von neuem ſich belebten.

Die Zeit verging unter täglich ſich erneuernden Feſten und Freuden, und Eugenia war nahe daran alles, was ſie verloren und gelitten, wenn nicht zu vergeſſen, doch zu verſchmerzen, als die Beſtimmung des nahen Tages der Abreiſe der Fürſtin und mehrerer der angeſehenſten Brunnengäſte ſie plötzlich daran erinnerte, daß die Badeſaiſon beinahe verſtrichen ſey, und ſie ſelbſt in ſehr kurzer Zeit nach ihrem Wohnorte zurückkehren würde, wo alle ihre Wunden wieder aufbrechen, alle ihre Schmerzen ſich erneuern mußten. Unausſprechliches Grauen, wahre Todesangſt ergriff ſie bei dem Gedanken an die bekannten Geſichter, welche lauernde Neubegier in allen Zügen, ſie dort empfangen würden; an das beleidigende Mitleid, an den unter erheuchelter Theilnahme verborgnen Hohn, an die leiſe hinſchleichende Verläumdung, denen ſie von neuem ſich ausſetzen müſſe. Ihre Phantaſie trieb Eugeniens innere Angſt bis zu einer unglaublichen Höhe hinauf, ſo daß ihre Mutter ſie in einem wirklich Beſorgniß erregenden Zuſtande antraf, und ſo lange mit Bitten und Fragen in ſie drang, bis Eugenia in ihre Arme ſich warf, und ihr alles bekannte, was ſie fühlte und dachte.

„Iſt es nur das, was dich quält, Eugenia?“ erwiederte die Mutter ganz gelaſſen: „Freilich im Grunde haſt du ſo unrecht nicht, du gehſt ſehr unangenehmen Verhältniſſen entgegen, ich habe das ſchon lange bei mir ſelbſt bedacht. Aber es liegt ja in deiner Hand dem Allem abzuhelfen. Zwingen, bereden will ich dich zu nichts, aber du ſelbſt weißt ja, daß es nur bei dir ſteht, eine Wahl zu treffen, die über alle dieſe Widerwärtigkeiten dich hoch erhebt. Graf B..., Baron X.. und der ſchöne allbewunderte Obriſt von G... bewerben ſich ernſtlich um deine Hand, alle drei, ehrenwerthe angeſehene Männer; an Geburt und Vermögen ſtehen ſie dir wenigſtens gleich. Graf B... iſt freilich die glänzendſte Parthie, aber vielleicht gefällt er dir nicht genug. Nun, ſo wähle dir einen von den beiden Andern, ich laſſe dir völlige Freiheit. Jeder von dieſen dreien, welchen du auch immer dir erwählen magſt, wird nicht nur vor allen Beleidigungen, die du mit Recht fürchteſt, dich ſchüzzen, ſondern dich auch zum Gegenſtande des Neides deiner Freundinnen erheben. Liebe Eugenia, ſtelle dir nur einmal recht den Triumph vor, wenn du als die glückliche Braut eines reichen angeſehenen Mannes in die Heimath wiederkehrſt, über den man den wankelmüthigen Fürſten Felix wohl vergeſſen kann; denke dir nur, wie dieſem ſelbſt zu Muthe ſeyn wird, wenn er von deinem glänzenden Etabliſſement und wie wenig ſein Verluſt dich betrübt hat, Nachricht erhält.“

Eugenia ſchauderte, ihr Herz zog ängſtlich ſich zuſammen, während ihre Mutter in dieſem

Tone ſprach. Aber die ſchlaue Frau verſtand es zu gut, ſie bei der ſchwächſten Seite ihres Gemüthes zu faſſen und zu halten. Sie wußte alles, was Eugenien daheim erwartete, in ſo grellen Farben ihr darzuſtellen, und ihre Furcht davor dermaßen zu ſteigern, daß dieſe endlich keine andre Rettung vor ſich ſah, als ſich der Leitung ihrer Mutter zu ergeben.

„Komme es wie es wolle, unglücklicher, wie ich dort, unter jenen Menſchen, umringt von bittern Erinnerungen an Ehemals, es ſeyn würde, kann ich auch in der unglücklichſten Ehe nie werden,“ ſeufzte ſie. Ihre Mutter beeiferte ſich, ſie in dieſer Stimmung zu erhalten, und nach mancher ernſten Berathſchlagung entſchieden ſich endlich beide für den Grafen B . . Die Mutter, weil er der reichſte und vornehmſte unter den drei Bewerbern war, die Tochter wählte ihn in einem Anfall ſeltſamer Schwärmerei, weil er geiſtig und perſönlich zu unbedeutend ſchien, um ihr jemals werth werden zu können. Sie tröſtete ſich damit, daß ſie die ihrem Klothar gelobte ewige Treue am wenigſten verletzte, indem ſie eine Verbindung mit einem unliebenswürdigen Manne einging, zu welcher nur die harte Nothwendigkeit, keinesweges aber die Stimme ihres Herzens ſie bewegen könne.

Eugeniens Verlobung mit dem Grafen wurde noch vor ihrer Abreiſe aus dem Badeorte deklarirt. Gleich nach ihrer Heimkehr in die Vaterſtadt wurde die Hochzeit mit ſtandesmäßiger Pracht gefeiert, und zufolge der herrſchenden Mode, trat das neuvermählte Paar noch am nehmlichen Tage eine Reiſe an, welche auf ziemlichen Umwegen, es dem in einem andern Theil von Deutſchland belegnen Wohnorte des Grafen B . . . zuführte.

Eugeniens übereilte Wahl war leider nicht zur guten Stunde getroffen; der Mann, an welchen ſie mit unauflöslichen Banden ſich durch dieſelbe gefeſſelt, war nicht allein unbedeutend, er gehörte auch zu jenen verzognen Kindern des Glückes, deren beſchränkte Natur ſie allein in ſich ſelbſt den Mittelpunkt der Welt erblicken läßt, über welchen hinaus ſie nichts weiter des Beachtens werth halten. Die zwar ſehr oberflächliche, aber doch glänzende Erziehung, die er, als dereinſtiger Erbe eines faſt fürſtlichen Vermögens von ſeinen Eltern erhalten, half ihm zwar einigermaßen unter den feinern Formen eines Weltmannes die innre Roheit ſeines Gemüthes in der guten Geſellſchaft zu verbergen, aber er fühlte den Zwang, den er ſich dabei anthat, und dieſer war ihm nicht minder läſtig, als jede andre geiſtige Anſtrengung es war. Sobald er ſich nicht mehr geniren mußte, wie er es nannte, überließ er rückſichtslos ſich den Ausbrüchen der ihm innewohnenden Gemeinheit, um ſich für den Zwang zu entſchädigen, den er ſich angethan; als nehmlich nur erſt die Flitterwochen und mit ihnen die kurze Freude vorüber war, welche die Neuheit ihres Beſitzes, und der über ſeine Nebenbuhler davongetragene Sieg ihm anfangs gewährten; und vor wem hätte ein Mann ſeiner Art ſich wohl weniger zu geniren gebraucht, als vor ſeiner eignen Frau?

Langeweile war ſeine ewige Plage, ſie jagte ihn raſtlos von einem Genuſſe, von einem Zeitvertreibe zum andern, und wenn kein anderer ſich bot, ſo quälte er ſeine Gattin mit kindiſchen Ausbrüchen der unangenehmſten verdrüßlichſten Launen, mit Vorwürfen über ihren Mangel an Liebe, mit Eiferſüchteleien, deren Ungrund er ſelbſt einſehen mußte, um nur irgend etwas zu haben, was ein paar Stunden lang über den trägen Lauf der Zeit ihm hinaus half.

Eugenia war die unglücklichſte der Frauen; unerachtet des ſie umgebenden Glanzes, unerachtet ſie in den Augen andrer alles beſaß, was man vernünftiger Weiſe ſich nur wünſchen kann.

Bittre Reue über die Uebereilung, mit der ſie jede Hoffnung ihrer Zukunft ſelbſt zerſtört hatte, nagte verzehrend an ihrem Leben; vergebens ſuchte ſie den Widerwillen gegen den Grafen, der immer mächtiger in ihr wurde, durch Vernunftgründe zu bekämpfen; was hatte ſie denn eigentlich ihm vorzuwerfen? was that er denn Großes ihr zu Leide? ſie konnte keiner namhaften Beleidigung ihrer ſelbſt, keiner eigentlichen Verletzung ſeiner Pflichten gegen ſie, ihn beſchuldigen. Er quälte ſie, er vergällte durch tauſendfache Kränkungen ihr täglich das Leben, aber keine derſelben war, einzeln betrachtet, ſo bedeutend, daß ſie dem dabei Unbefangenen nicht eher lächerlich als wirklich beachtenswerth hätte erſcheinen ſollen. Die arme Eugenia glich einem Unglücklichen, der mit Nadelſtichen zu Tode gequält wird, ohne eine Wunde aufzeigen zu können, die groß genug wäre, um eine Klage darauf zu begründen.

Die Jahre vergingen, Eugeniens Lebensmuth erſtarb nach und nach gänzlich, und immer fühlbarer wurde ihr die furchtbare Welteinſamkeit, in der ſie mitten im Geräuſch, in Pracht und Glanz, in der Glorie der Jugend und Schönheit allein ſtand. Ihre erſte Liebe zu Klothar war vielleicht, wenigſtens zum Theil, nur eine ſchöne Täuſchung ihres erwachenden Gefühles geweſen, aber die dadurch erweckte, nie geſtillte Sehnſucht nach einem Glücke, welches ſie einſt faſt ſchon erreicht zu haben wähnte, blieb unauslöſchlich in ihrem Gemüthe zurück. Erinnerung und Phantaſie vereinten ſich, um die auf ewig ihr entſchwundene Zeit ihres Jugendglücks in einem weit blendenderen Lichte ihr zu zeigen, als ſie es damals empfunden. Um ſo furchtbarer ſtieg das Bild ihres jetzigen, verödeten, hoffnungsloſen Daſeyns vor ihr auf, und oft war ſie nahe daran, über die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER,J.H. FN. 18083/034

Ausſicht, es vielleicht noch Jahrelang tragen zu müſſen, ſich der wildeſten Verzweiflung zu übergeben.

Sehnſucht, Gram, Hoffnungsloſigkeit zehrten an ihrem innerſten Leben, ihre Jugend verblühte lange vor der Zeit, und die einſt allbewunderte Eugenia war nach wenigen Jahren kaum noch der Schatten von dem, was ſie in voller Jugendpracht einſt geweſen. Aber wer einmal in ihrer jetzigen Zerſtörung ſie geſehen, konnte die rührende Geſtalt nie wieder vergeſſen. Die edlen Züge waren ihr geblieben, die hohe Anmuth und Grazie, die ſelbſt ihrer jetzigen Hinfälligkeit einen eignen, tief zum Herzen dringenden Zauber lieh. Man hätte alles für ſie thun mögen, um dieſes ſchöne, in überirdiſchem Glanz leuchtende Auge, die marmorartigen Züge des ernſten bleichen Geſichtes, die im zarteſten Roſenroth blühenden Lippen des unbeſchreiblich lieblichen Mundes, nur noch einmal Lächeln zu ſehen.

Nur ihr Gemahl war der Einzige, auf welchen das allmählige Hinſchwinden der ſchönen liebenswerthen Frau dieſen Eindruck nicht machte; gewöhnlich gab es ihm nur Stoff zu widerwärtigen Klagen über ſein Hauskreuz, wie er es nannte, zu unzarten ſchonungsloſen Anſpielungen auf das Unglück an eine kranke nervenſchwache Frau gebunden zu ſeyn; ſobald aber der Sommer eintrat, diente es ihm zum Vorwande, Eugenien von einem Badeorte zum Andern zu ſchleppen, wo er gewiß war, wenigſtens am grünen Tiſch das beſte Mittel gegen die ihn quälende Langeweile zu finden.

Schon war die Reihe der größern Bäder von ihm durchzogen, ſie hatten den Reiz der Neuheit für ihn verloren, er fing an über den Gedanken, wohin er dieſen Sommer ſich wenden könne, in die unleidlichſte Laune zu gerathen, als es glücklicher Weiſe ihm einfiel, daß er noch nie in Aachen geweſen. Vergebens wandten die Aerzte ihm ein, daß gerade dieſe Quelle für Eugeniens Zuſtand durchaus unpaſſend ſey; „Bad iſt Bad, und Waſſer iſt Waſſer,“ erwiederte er lachend und zog mit ſeiner leidenden Frau, wohin ſein Eigenſinn ihn trieb.

Das Leben in der groſſen, mit Brunnengäſten aus allen Ländern überfüllten Stadt, gefiel ihm gleich anfangs über alle Maßen. Hier brauchte er ſich nicht zu geniren, weil Niemand ihn kannte, und Niemand in dem Gewühl auf ihn merkte; ungehindert konnte er allen ſeinen Lieblingsvergnügungen nachgehen, und fand auch gar bald Geſellſchafter, die ſeinem Geſchmacke zuſagten, und ſich gern in die wunderlichſten Launen des reichen Mannes fügten, der ſich immer bereit finden ließ, aus ſeinem Beutel für ſie zu zahlen. Eugenia bekam ihn den Tag über wenig zu ſehen, die dadurch ihr gewordne Ruhe that ihr unendlich wohl, ſie ſelbſt war zu leidend, zu lebensmüde, zu erſchöpft an Kräften, um neue Bekanntſchaften oder Vergnügungen aufzuſuchen, die ſchon längſt allen Reiz für ſie verloren hatten; aber eine Freude war ihr doch geblieben, oder vielmehr, ſeit ſie jeder andern entſagte, in ihr erwacht, die Freude an der Natur, die gewöhnlich erſt dem ſtiller werdenden Gemüthe, im ſpätern Alter, zur Entſchädigung wird, wenn alle andre Freuden von uns abfallen.

In Aachens reichen Umgebungen konnte ſie dieſelbe im vollſten Maaße befriedigen, und that es auch.

Sobald ſie nur leidlich wohl ſich fühlte, fuhr ſie in einem leichten Wagen in's Freie, gewöhnlich nur von einer ihrer Kammerfrauen und ihren Dienern begleitet; ſie pflegte immer vorzugsweiſe ſolche Gegenden zu wählen, die der Entfernung wegen, nur ſelten von dem gewöhnlichen Schwall der Fremden beſucht wurden, und kehrte oft ziemlich ſpät wieder nach Hauſe, ohne daß der Graf etwas dagegen eingewendet hätte, denn dieſer war jetzt in der Laune ſich faſt gar nicht um ſie zu bekümmern.

So fuhr ſie dann auch eines Tages nach einer der vielen Fabrikanſtalten, die rings um Aachen herum ein fröhliches, durch Induſtrie und Thätigkeit beglücktes Leben verbreiten. Mit Recht hatte man die außerordentlich ſchöne Lage des kleinen Ortes ihr gerühmt, die Anmuth des von üppig grünenden Bergen umgebenen Thales.

Eugenia vergaß die Länge des Weges über die Schönheit der von allen Seiten ſich ihr bietenden Anſichten; ſie fühlte ſich leicht, heiter, wie lange nicht, und als der Wagen vor dem artigen Gaſthof hielt, deſſen hellpolirte Fenſter ſchon von Ferne die in demſelben herrſchende niederländiſche Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe verkündeten, die ſchon in dieſen Gegenden einheimiſch iſt, fühlte ſie ſich kräftig genung, um ganz allein einen kleinen Spaziergang zu unternehmen.

Mit wahrer Freude betrachtete ſie das große mit ſolider Pracht erbaute Wohnhaus des reichen Fabrikherrn, deſſen auf weiſe nützliche Thätigkeit gerichteten Sinn alle die Hunderte, die rings um ihn her wohnten, ihr ſtill beſcheidnes Glück verdankten; alles gefiel ihr hier; der große zu dem Herrnhauſe gehörige Park, deſſen weite ſchattenreiche Gänge ſie zum Theil durch das prächtige Eiſengitter überſehen konnte, das ihm zur Eingangs-Pforte diente, die zierlichen, unter Obſtbäumen und Reben hell hervorſchimmernden Wohnungen der Arbeiter, mit den kleinen Gärtchen voll Blumen und blühendem Geſträuch. Langſamen Schrittes ging ſie immer weiter und weiter, bis an das andre Ende des Ortes, wo dicht vor demſelben eine in voller Blüthe prangende uralte Linde, ſie zum Ausruhen auf der von ihren gewaltigen Aeſten beſchatteten Gartenbank einlud.

Ein eignes Gefühl von Ruhe, innrer Zufriedenheit, wie ſie es lange nicht empfunden, überkam Eugenien, indem ſie die Gegenſtände rings umher aufmerkſamer betrachtete. Alles was ſie erblickte, trug das Gepräge eines friedlichen behaglichen Lebens, in enger aber genußreicher Beſchränktheit. In dem hohen Laubgewölbe über ihr, rauſchte es von dem luſtigen Treiben und Gezwitſcher zahlloſer Vögel, denen man es anmerkte, daß ſie als gern geſehene Gäſte, in voller Sicherheit hier hauſen durften.

Ihr gegenüber, nur durch die Landſtraße und einem Vorgärtchen von der Linde geſchieden, lag das freundlichſte, von üppigen Wein-Reben umrankte Landhaus, das ſie jemals geſehen zu haben meinte. Die grünen Jalouſien waren zurückgeſchlagen, die großen hellen Fenſter weit geöffnet, um der Abendkühle freien Durchzug zu gewähren.

Eugenia konnte durch dieſelben die ganze prunkloſe aber höchſt wohnliche Einrichtung, der ungemein freundlichen Zimmer überſehen. Ein paar mit Jelängerjelieber bis hoch hinauf bekleidete Säulen, zu beiden Seiten der Thüre, trugen einen kleinen mit einem zierlichen eiſernen Gitter umgebnen Balkon, anmuthig ſpielend hatte früher eine glückliche Hand die Blätter und Knospen der auf demſelben in Aeſchen ſtehenden Hortenſien in einer gewiſſen Ordnung durch die Stäbe des Gitters gezogen. Die Blätter waren jetzt groß geworden und faſt wie ein grüner Teppich anzuſehen, und die Blumen nickten ſeltſam und fremdartig mit ihren großen Köpfen auf die mit Blüthen bedeckten Oleander hinab, die das Vorgärtchen zierten, gleichſam ihre Landsleute begrüßend. Ueberall in dem Gärtchen herrſchte die größte Nettigkeit und Ordnung; Stühle, Gartenbänke, nebſt dem es umgebenden Staket, waren blendendweiß angeſtrichen; kein Unkraut, keine einzige wilde Blume verunſtaltete den Smaragdengrünen Sammet des kleinen runden Grasplazzes vor dem Hauſe, in deſſen Mitte eine recht geſchmackvoll gearbeitete Sonnen-Uhr angebracht war. Rings umher glänzten und dufteten zahlloſe Blumen, Roſen, und blühendes Geſträuch aller Art; neben den Säulen ſtanden zwei mit Blüthen überdeckte Orangenbäume in zierlichen Kübeln; ein kleiner Tiſch, und ein paar Gartenſtühle neben einem derſelben, ließen Eugenien verrathen, daß die glückliche Bewohnerin dieſes reizenden Aufenthalts, dieſen Platz nur eben verlaſſen haben müſſe, um irgend einem häuslichen Geſchäfte im Innern des Hauſes nachzugehen, denn ein kleiner Stickrahm und andres weibliches Arbeitsgeräth, lag noch auf dem Tiſche.

Ein ſchöner, fünf bis ſechsjähriger Knabe kam jetzt mit einem Teller voll abgefallner Blüthen, die er wahrſcheinlich aufgeſammelt hatte, hinter einem der Orangenbäume hervor; er ſah die fremde Dame unter der Linde mit ein paar großen dunkelblauen Augen verwundert an, und ſchüttelte zugleich die reiche Fülle ſeiner glänzendblonden Locken, die beim Bücken ihm über das Geſicht gefallen waren, mit einer ganz eigenthümlichen Bewegung des Kopfes zurück, ſo daß ſie ihm weit über den Rücken hinabfielen. Ein wunderbares Gefühl, gleich Anklängen aus einer längſt verſchollnen Zeit, überkam Eugenien bei ſeinem Anblick, das Kind ſchien ihr bekannt, und doch erinnerte ſie ſich nicht, es früher geſehen zu haben.

„Kannſt du mir wohl ein Glas Waſſer bringen, lieber Kleiner?“ rief ſie quer über den Weg ihm zu, weniger aus Luſt zu trinken, als weil ſie den ſchönen Knaben in der Nähe zu ſehen, ihn zu liebkoſen, und nach ſeinen Eltern ſich zu erkundigen wünſchte. Das Kind nickte ein freundliches Ja“, und ſprang augenblicklich in das Haus.

Nach einer kleinen Weile kam es mit einem Porzellan-Teller, auf dem das Glas Waſſer ſtand, und einem zierlichen Körbchen voll auserleſener Garten-Erdbeeren und Kirſchen aus dem Hauſe heraus: „Ignaz, Ignaz, fein bedächtig und verſchütte nur nichts,“ rief eine helle wohlklingende Stimme aus dem Innern deſſelben ihm nach, und gleich darauf folgte eine junge hübſche Frau, bürgerlich, aber höchſt ſauber gekleidet, ihm nach, und ging auf Eugenia zu. Auf einem Arm trug ſie ein wie die Geſundheit ſelbſt blühendes Kind, etwa ſechs Monate alt, in der andern Hand einen Teller mit Backwerk. Ein wunderhübſches, kleines, dreijähriges Mädchen, mit dunkelbraunen Augen und Haaren, hielt verſchämt lächelnd an ihrer Schürze ſich an, indem es ihr folgte.

„Verzeihen Ihre Gnaden meine Zudringlichkeit,“ ſprach ſie freundlich bittend, „aber in unſerm Gärtchen hätten die gnädige Frau es doch bequemer, hier unter der Linde zieht es immer ein wenig, wollten Sie uns nicht die Ehre erzeigen, dort ein wenig auszuruhen?“

Eugenia ſah der Frau mit ſichtbarem Erſtaunen ſtarr in's Geſicht: „ich danke, ich danke herzlich,“ erwiederte ſie endlich, und konnte den Blick nicht von ihr abwenden. „Nein, es iſt nicht möglich, und doch, und doch — liebe junge Frau,“ ſprach ſie gewaltſam ſich zuſammennehmend, „ich wage wohl eine ungeſchickte Frage, aber Ihr Anblick, Ihre Stimme, Ihr Dialekt laſſen mich in Ihnen, wenn auch nicht eine alte Bekannte, doch wenigſtens eine Landsmännin erkennen, ich muß Sie wirklich bitten, mir vor allen Dingen Ihren Namen zu ſagen.

„Anna Blum,“ erwiederte die Frau ſehr freundlich, mit einem kleinen kurz abgeſtoßnen Knixs, der Eugenien mit einemmal eine längſt vergeßne Vergangenheit deutlich zurück rief!

„Anna! Anna Holderlein!“ rief ſie: „aber Sie nannten ſich Blum, auch der Name iſt mir nicht fremd, doch das kann ja nicht ſeyn, Ignaz Blum iſt ja längſt . . . Verzeihen Sie mir, aber in der That, meine Gedanken verwirren ſich ganz.“

„Jeſus Maria!“ rief die junge Frau laut jubelnd, „jetzt erſt erkenne ich Sie an der Sprache!“ und legte das Kind neben ſich in das Gras, und ergriff Eugeniens Hände, und bedeckte ſie mit tauſend Küſſen, ohne daß dieſe es ihr wehren konnte; „ſind Sie denn wirklich Ihro Gnaden, ach ja, Sind ſie es leibhaftig, o über die Freude! Ignaz, Anna, kommt Kinder, das iſt die ſchöne gütige Dame, von der ich dem Vater immer erzähle: „Eugenia,“ rief ſie, indem ſie das kleine Kind wieder auf den Arm nahm, „ſieh, das iſt deine gnädige Pathe, ja, nun kannſt du lachen und die Händchen nach ihr ausſtrecken, du Schelm! nehmen Ihro Gnaden es mir ja nicht ungnädig, daß wir uns unterſtanden haben, dem kleinen Ding Ihren Namen zu geben. Und ach, wie wird mein Mann ſich freuen, wenn er zu Hauſe kommt. Aber daß ich Sie nicht gleich erkannt habe! Freilich ſind Sie auch ſo blaß, auch etwas mager geworden, Sie ſind wohl krank geweſen? man ſieht es Ihnen wirklich ein wenig an, nun Gott und die lieben Heiligen werden ſchon helfen, und auf dem Waſſer in Achen ruht auch ein beſonderer Seegen, es hat ſchon an Manchem Wunderkraft bewieſen.“

„Ich freue mich, daß es Ihnen wohl geht, Madame Blum,“ ſprach Eugenia mit einemmal ſo höflich-kalt und gemeſſen, daß Anna darüber erſchrocken zurückfuhr, und mit ſchmerzlichem Erſtaunen ſie anſah. Während dieſe dem Erguß ihrer wirklich großen Freude ſich überließ, war in Eugenien die Erinnerung an Annna's eben ſo unerklärlichem als unerwartetem Betragen, gleich nach dem Tode eines über alles geliebten Bräutigams, klar erwacht, und hatte das wärmere Wohlwollen, das ſie bei ihrem erſten Anblick für dieſelbe fühlte, in eine Art von Verachtung umgewandelt, welches ſie ſich nicht die Mühe geben mochte, ihr zu verhehlen.

„Als ich zuletzt Sie ſah, hatte ich gewiß nicht erwartet, Sie ſo wieder zu finden. Ich wünſche Ihnen Glück dazu, daß Sie die Gabe leicht und obendrein ſo ſchnell vergeſſen zu können, in ſo hohem Grade beſitzen, ſie iſt nicht Jedem verliehen,“ ſetzte Eugenia mit ſcharfem ſchneidendem Tone hinzu, während die Röthe des in ihr aufſteigenden Zornes ihre bleichen Wangen färbte.

Anna ſtand vor ihr wie verſteinert, erblaſſend, mit ſchmerzlich zitternder Lippe, Thränen im Auge: „nein, das halte ich nicht aus,“ ſeufzte ſie leiſe vor ſich hin. „Geht, Kinder, geht zurück in den Garten,“ ſprach ſie mühſam ſich faſſend. „Ignaz, ſammle die übrigen Blüthen und abgefallnen Früchte, unter den Orangenbäumen hinter dem Hauſe auf, und laß mir keine liegen; Anna, du ſammelſt die abgefallnen Roſenblätter, und ja recht ſorgſam, mein Herzchen, geht, Kinder, geht, wenn ich den Vater kommen ſehe, rufe ich euch ſchon.“

„Nein, nein, ſo laſſe ich Sie nicht!“ rief Anna, als Eugenia jetzt ebenfalls fortgehen wollte, umklammerte ihre Kniee und hielt faſt gewaltſam ſie feſt. „Ungehört dürfen Sie mich nicht verdammen; hören ja auch die Heiligen im Himmel jeden an, der zu ihnen ſich wendet. Sie waren mir immer wie eine Heilige auf Erden, darum kann ich Ihnen nichts verhehlen. Sie dürfen mich nicht verachten, Sie dürfen mich nicht für ſchlechter halten, als ich bin, und darum muß ich Ihnen bekennen, wovon außer meinem lieben Mann, keine lebendige Seele etwas weiß und auch nicht wiſſen ſoll. Sie verachten mich jetzt, gnädige Frau, und das darf, das kann ich nicht ſo über mich ergehen laſſen. Sie werden vielleicht, ja ſie werden gewiß anders von mir denken, wenn ſie alles wiſſen, und Gott und die Heiligen mit mir preiſen, die gnädig durch Angſt und Trübſal mich zu meinem Glücke geführt haben.“

Von neuem bedeckte Anna Eugeniens Hände mit Küſſen, ihr reines klares Auge blickte ſo flehend zu ihr auf, Eugenia konnte dem allen nicht widerſtehen. „Setzen Sie ſich zu mir, Frau Blum,“ ſprach ſie in milderem Ton, „ich will Sie ruhig anhören, und mich herzlich freuen, wenn Alles anders iſt als ich es mir allerdings vorſtellen mußte.“ Anna aber ſetzte ſich nicht, ſondern blieb vor ihr im weichen Graſe knieen, ihr kleines Kind lag neben ihr weich gebettet, und lächelte im ſüßeſten Schlummer.

„Als man mein Alles, das Glück meines Lebens davon trug,“ fing Anna nun an, „haben Sie die Gnade gehabt zu mir zu kommen, meine Mutter hat es mir geſagt, denn ich wußte nichts von dem was um mich geſchah: ſie ſagte mir auch, daß ſie um mich geweint haben; das war zu viel, denn ich verdiente es damals nicht, mein Schmerz war kein chriſtlicher Schmerz, er kam aus keinem gottergebnen Herzen, wie doch jeder, auch im tiefſten Leid, es ſich bewahren ſoll und muß. Darum hatte auch die heilige Mutter Gottes ſich eine Zeitlang von mir abgewendet, und dem böſen Geiſte der Verzweiflung Raum gegeben, der mich nicht mehr gläubig beten ließ, der mir die Gedanken verwirrte, in unſäglicher Angſt vor der Welt, vor dem Elende, vor der Schande, die ich über mich ſelbſt und über die Meinigen nun bringen mußte. Ach, verſtoßen, verachten ſie mich darum nicht, ich habe ſchwer es abgebüßt. In den Augen der Leute iſt mein Ignaz als mein Bräutigam geſtorben, vor Gott war er mein Ehegatte," flüſterte ſie kaum hörbar. „Liebe, Freude über unſer unendlich nahes Glück, Einſamkeit, Gelegenheit, ach wir lebten ja ſchon unter einem Dache, alles ſchien uns ſchon zu ſeyn, wie es doch künftig erſt werden ſollte, und in drei

Wochen war unſer Hochzeitstag beſtimmt!“ ſtammelte ſie faſt unvernehmbar, und verbarg laut ſchluchzend ihr Geſicht.

„O ferne, ferne ſey es von mir, den Stab über dich brechen zu wollen, du Arme!“ rief Eugenia ſehr bewegt, und bemühte ſich ſie aufzurichten: „Anna, gute Anna! ſetze dich zu mir, faſſe dich, erhole dich, deine Kinder, fremde Leute könnten kommen, ſo darf dich Niemand ſehen.“

Anna trocknete ihre Thränen, und ſetzte ſich aufrecht in das Gras zu Eugenien's Füſſen hin.

„Soll ich mein Elend Ihnen noch weiter beſchreiben?“ ſprach ſie als ſie ſich etwas gefaßt hatte. „Meine Eltern ahneten nichts, Gottlob ſie ſind beide ſanft zur ewigen Ruhe gegangen, ohne es zu erfahren. Mit Todesangſt ſah ich der Zeit entgegen, in der ich meine Schmach ihnen nicht mehr würde verhehlen können; daß dieſe Zeit kommen werde, kommen müſſe, war mir gewiß; daß es meiner Mutter, vielleicht meiner beiden Eltern Tod ſeyn würde, wußte ich ebenfalls. Tag und Nacht ließ der Gedanke, daß ich ihre Mörderin ſey, mir keine Ruhe. An mich ſelbſt, an mein künftiges Leben in Elend und Schande dachte ich kaum, böſe Gedanken ſind mir damals oft durch den gottvergeßnen Sinn gezogen! aber die Heiligen hielten Wache über mich Sünderin, und wollten doch nicht ganz mich verlaſſen. Wie lange mein Jammer gewährt hatte, als der Bruder meines Ignaz zu uns kam, weiß ich nicht, Tage und Nächte waren mir gleich, ich konnte ſie nicht merken. Ich denke ich habe Ihro Gnaden von dieſem Bruder ſchon erzählt. Er kam, meine Eltern zu tröſten und ihnen beizuſtehen, als wär er ihr leiblicher Sohn: er ſah ſo mitleidig mich an, er bewies ſich ſo fromm, ſo redlich, ſo gut gegen uns alle drei, mein verhärtetes

Herz erweichte ſich zum erſtenmal wieder, als ich ihn reden hörte.“

„Liebe, liebe gnädige Frau, er ſah ſeinen Bruder auch gar im mindeſten nicht gleich, aber er hatte doch eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ihm, und auch ſeine Stimme, und ſeine Troſtesworte klangen mir, als riefe Ignaz ſie aus ſeinem Grabe mir zu.“

„Wie er eine Weile dageweſen, verlangte er mit mir unter vier Augen zu ſprechen; es ſind wohl ſieben Jahre ſchon her, aber ich weiß doch noch alles was er ſagte, als wäre es geſtern geweſen; liebe Schwägerin ich weiß alles was dich drückt und quält, mein ſeeliger Bruder, Gott tröſt ihn, hat auf ſeinem Sterbebette mir alles geſchrieben, von dir und von ihm, darum bin ich gekommen dir unter Gottes Beiſtand zu helfen, faſſe nur Muth und Vertrauen. Ich weiß, du warſt vor Gott wie in ſeinem eignen Herzen nicht mehr ſeine Braut, ſondern ſeine Frau, und weil du den einzigen Menſchen, den ich ſo über alles lieb hatte, und lieb haben mußte, ebenfalls ſo über die Maßen lieb gehabt haſt, biſt du auch mir erſt recht werth geworden, und ich werde dich ehren und lieben und hoch halten mein Leben lang. Ach, was hat er nicht alles für mich gethan und gelitten! ohne ihn wäre ich ja ganz zu Grunde gegangen! Ich habe viel Noth und Kummer ihm gemacht, und doch verdanke ich ihm alles was ich habe und bin. Er wußte aber auch was er an mir hatte, er kannte mein ganz verändertes Gemüth, darum hat er das Liebſte was er auf der Welt beſaß, dich, ſeine vielgeliebte Anna, in ſeinem Briefe mir ausdrücklich vermacht, und nun bin ich da, um mein Vermächtniß abzuholen, und nun er dahin iſt, wird es auch mir das Liebſte auf Erden ſeyn.“

„O wie ich weinte, ich glaubte in Thränen zu zerfließen, aber ich verſtand es doch nicht ganz, wie er es meinte, Anton weinte mit mir; Anton heißt er, Ihro Gnaden.“

„Ich denke, liebe Anna, du wirſt dich nicht weigern, den ausdrücklich niedergeſchriebenen Willen deſſen zu befolgen, der es mit uns beiden ſo gut gemeint hat; thue es um ſeinetwillen, von mir weißt du noch zu wenig, aber du ſollſt es nie bereuen, ihn erfüllt zu haben, das gelobe ich dir als ein redlicher Mann, bei dem Andenken meines Bruders, der ſo früh ein Engel im Himmel werden mußte, weil er hier auf Erden ſchon einer war. Laß mich ganz an meines Bruders Stelle treten, wie er ſelbſt es angeordnet hat, werde meine liebe Frau und folge mir mit deinen Eltern in meine Heimath, dort wollen wir beide ſie pflegen bis an ihr ſeliges Ende. Und wenn du gleich mit mir getraut biſt, ſollſt du doch, von mir ungehindert, dein Wittwenjahr halten, wie es recht und billig iſt; und ich will mit dir um unſern Ignaz trauren, und wir beide wollen ſein Andenken immer in Ehren halten; und ſein Kind, wenn es das Licht der Welt erblickt, ſoll mein Kind, vor der Welt wie in meiner Liebe ſeyn, und Niemand ſoll um dieſes Geheimniß wiſſen, auch deine Eltern nicht, denn ſie ſind ſchwach und da nimmt man nicht alles ſo mit der gehörigen Nachſicht mehr auf. Aber um dieſes Geheimniß recht ſicher auch in der Folge zu bewachen, wird es nothwendig ſeyn, daß wir uns ſo bald als möglich trauen laſſen, lieber heute als morgen, damit allem künftigen Argwohn vorgebeugt wird. Um das Gerede der Leute hier kümmere dich nicht, du ſollſt nicht darunter leiden; und es geht dich auch weiter nichts an, denn wir reiſen gleich nach der Heirath nach Hauſe, und es wird dir und deinen Eltern dort gewiß recht gefallen. Ich bin geworden, wornach mein Jugendſinn ſtrebte, der damals meinem lieben Bruder ſoviel Kummer und Noth gemacht hat. Ich bin weit von hier, bei einer großen Fabrik angeſtellt, und habe mein reichliches Auskommen, für mich und Frau und Kinder; dabei Arbeit die Hülle und die Fülle, zu meiner größten Luſt. Ach wie oft habe ich meinen lieben Bruder gebeten, zu mir zu kommen, und mein Glück mit mir zu theilen, aber er wollte nicht fort von hier, um deinetwillen, liebe Anna, weil er wohl wußte, daß du deine Eltern nicht verlaſſen konnteſt; er war auch der Meinung, daß Keiner ſich von Andern helfen laſſen muß, der ſich ſelbſt noch helfen kann. Er hat mir nie geklagt, obgleich es ihm oft knapp genug gegangen ſeyn mag, wie ich jetzt leider zu ſpät merke. Du wirſt es gut haben bei mir, liebe Anna, und deine Eltern auch; zu Hauſe iſt ſchon alles auf deinen Empfang eingerichtet, denn ich habe den Leuten geſagt, daß ich heimreiſe, um mir aus der Heimath eine liebe junge Frau zu holen.“

„Anton ſagte das Alles nicht ſo in einem

Stücke hin, wie ich es Ihro Gnaden hier erzähle, ich ſprach wohl manchmal mit darein, aber immer kam er darauf zurück, daß der ſelige Ignaz es ſo angeordnet habe, und was konnte ich dagegen einwenden? er zeigte mir auch den Brief, aber ich konnte ihn vor Thränen nicht leſen. So gingen wir denn hinunter zu den Eltern, Anton trug die Sache ihnen vor, er wußte ſeine Worte gut zu ſtellen, und ſie willigten in Alles, weil der ſelige Ignaz es ſo gewollt, und dankten mit lauter Stimme Gott, der es ihm in's Herz gegeben, noch im Tode für mich Verlaßne zu ſorgen. Wir wurden getraut, ach Ihro Gnaden, das war ein trauriger Tag! aber Anton bewieß ſich ſo himmliſch gut gegen mich, und iſt es geblieben bis auf die heutige Stunde. Alles, alles was er mir verſprochen, hat er redlich gehalten."

„Wenn ich täglich um Ignaz weinte, und ſeinen Tod nicht vergeſſen konnte, ſo hatte er nicht nur Geduld mit mir, er theilte meinen

Schmerz; Ignaz iſt gleichſam der Schutzgeiſt unſres Hauſes, an den wir täglich denken, in Freud und Leid. Als mein Aelteſter geboren war, nahm Anton mit Freudenthränen ihn in den Arm, wie nur ein wirklicher Vater es gekonnt hätte, und bis auf den heutigen Tag iſt der Knabe ſein Liebling geblieben, weil er dem geliebten Verſtorbnen in Allem ſo ähnlich iſt, wie ein Waſſertropfen dem andern, nur die Augen und die Haare hat er von mir. Anton hat ſich in ſeinen Geſchäften ſo gut betragen, daß unſer Herr, unerachtet ſeiner Jugend, ihn vor drei Jahren als Oberaufſeher bei der Fabrik angeſtellt hat. Unſre Lage wurde dadurch noch ſehr verbeſſert, und wir bezogen dieſe ſchöne Wohnung. Gottlob, unſre Eltern haben das noch erlebt, erſt vor einem Jahre ſind beide bald nach einander — Ach da kommt er!“ rief Anna hier plötzlich abbrechend, ſprang auf und nahm die noch ſchlummernde Kleine vorſichtig in die Arme: „Kinder, Kinder geſchwinde, der Vater kommt,“ rief ſie ſo laut ſie konnte.

Ignaz und die kleine Anna eilten jauchzend herbei, in weiten Sprüngen lief Ignaz dem Kommenden entgegen, warf ſich ihm um den Hals, und der Freudenbezeugungen war von beiden Seiten kein Ende, bis auch Anna mit den beiden kleinern Kindern hinzukam, um ebenfalls Theil daran zu haben.

Wehmüthig ernſt betrachtete Eugenia aus der Ferne die heitere Gruppe, ſie fühlte ganz den hohen Werth des ſtillen Glücks dieſer einfachen Seelen, und gedachte dabei ſeufzend der tiefen Verödung ihres eigenen Lebens. Ihre Kräfte waren jetzt der völligen Erſchöpfung nahe, kaum daß ſie noch Antons Herankommen abwarten konnte, dann ließ ſie ihren Wagen herbei holen, nahm gerührt Abſchied von dem glücklichen Paar, dem ſie verſprach, es nächſtens auf einen ganzen Tag zu beſuchen, und fuhr noch ſtiller, noch bläſſer als gewöhnlich nach Aachen zurück.

Mit den Veilchen des nächſten Frühlings zugleich ſank auch Eugenia in ihr Grab. Eine unheilbare Erſchöpfung ihrer Lebenskraft beendete ſanft, in der vollſten Blüthenzeit ihrer Jugend, ihr früh zerſtörtes kurzes Leben.

In ſtillem Frieden, den ſie auf Erden nicht zu finden wußte, ruht ſie unter einem prachtvollen Marmorſtein von ihrem verfehlten, verkünſtelten Daſeyn aus, das ſich ſo glücklich hätte geſtalten können, hätte ſie nicht allzu gewaltſam von den Verkehrtheiten der Welt, in die ihr Schickſal ſie geworfen, ſich hinreißen laſſen, wäre ſie nur der Natur getreuer, und auch gegen ſich ſelbſt immer wahr geblieben.

Anna lebt noch, denn ihre einfache Geſchichte iſt in der That keine Erdichtung; alle Hauptzüge derſelben ſind dem wahren wirklichen Leben entnommen.

Im heitern Kreiſe ihres Hauſes, wo ſie als glückliche Mutter, von einem vollen reichen Kranze blühender Kinder umgeben, ſtill freundlich waltete, von der ganzen Nachbarſchaft geehrt und geliebt, iſt ſie die Freude und der Stolz ihres wackern Mannes, und nie hat auch nur der Schatten eines Makels ihren guten Namen berührt.

Niemand hat eine Ahndung davon, wem ihr älteſter Sohn eigentlich das Leben verdankt, er iſt und bleibt der Liebling beider Eltern, beſonders aber hängt Anton mit wahrhaft rührender Liebe an dem ſchönen Knaben, in welchem er das vollkommene Ebenbild des geliebten früh verlornen Bruders, dem er alles verdankt, wieder aufblühen ſieht, und deſſen Andenken mit einer Art Schwärmerei heilig hält, die man dem heitern, rüſtigen, praktiſch-tüchtigen Manne kaum zutrauen ſollte.

Neue
Novellen.

Von

Johanna Schopenhauer.

Dritter Theil.

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium.

Frankfurt am Main.
Gedruckt und verlegt bei Johann David Sauerländer.

1 8 3 2.

Das Gelöbniß.

„Nun Gottlob! endlich hat das verwünſchte Getrödel ein Ende! ich glaube, alter Hans, du willſt mich noch zur guten Letzt in der Geduld üben, ich glaubte ſchon wir kämen heute gar nicht an;“ rief Edmund verdrüßlich, indem er vor der Thüre des Poſthauſes eines kleinen Städtchens, noch ehe derſelbe recht hielt, aus dem Wagen ſprang.

„Aber Herr Baron, ich bin doch immer, wo es nur ging, im Trab gefahren, nur freilich bergauf! man muß doch auch die armen Pferde bedenken;“ erwiederte der alte ſchnurrbärtige Kutſcher, und zog ſeine tellergroße ſilberne Taſchenuhr hervor: „verſäumt haben wir auch nichts,“ brummte er in den Bart hinein, „ehe der Eilwagen kommt, vergeht noch eine gute halbe Stunde.“

Edmund war ſchon längſt ins Poſthaus hineingeſprungen, und hörte ihn nicht mehr: „Gnäd'ger Herr, gnäd'ger Herr, was wird's nun mit den Büchern und Kleinigkeiten, die im Wagen herumliegen, ſoll ich ſie etwa in den Taſchen des Mantelſacks noch unterzubringen ſuchen;" rief Heinrich, der Bediente, ihm nach. „Was geht das mich an, mach's wie du kannſt," antwortete Edmund, ohne ſich nach ihm umzuſehen, denn er war eben im Begriff, der Frau Poſtmeiſterin zu folgen, die auf ſein Begehren ein beſonderes Zimmer im obern Stocke ihm anweiſen wollte.

„Nun, wie aber auch der junge Herr mir heute vorkommt!" brummte der noch immer höchſt mißmuthige Kutſcher: „die drei Meilen von unſerm Gute bis hieher ſind für die armen Füchſe doch kein Spaß, das ſieht jeder vernünftige Menſch ein, der nur ein bischen Pferdeverſtand hat; und nun auch noch zum

Abſchied unſer Einen vor allen den fremden Leuten ſo anzufahren!"

„Ach laß das gut ſeyn, alter Hans," ſprach Heinrich begütigend, „du weißt ja, er iſt ſonſt immer gut und freundlich, aber heute liegt der Abſchied von der gnädigen Mama ihm noch in den Gliedern, und das iſt auch kein Wunder; hat die liebe Dame doch geweint, daß es einen Stein in der Erde erbarmen könnte. Es iſt nun einmal ihr einziges Kind und ihr Augapfel; du auf deinem Bock ſiehſt das alles nur nicht ſo wie unſer einer, der doch mehr um die Herrſchaft iſt; als könne ſie ihn gar nicht loslaſſen, ſo feſt hielt ſie ihn umſchlungen, und als er in den Wagen ſtieg, ſah ich durchs Fenſter, wie ſie im Zimmer der Jungfer Sophie wie todt in die Arme fiel; Sophie winkte mir aber mit der Hand, nichts zu ſagen, und den jungen Herrn nur abfahren zu laſſen, und das war auch das Beſte, ſonſt wäre die Abſchiedsnoth wieder von vorn angegangen."

„Nun, wenn der Abſchied ihm ſo leid thut, warum eilt er denn ſo, nur recht geſchwind fortzukommen,“ brummte Hans.

Edmund hatte indeſſen, ſobald er allein war, ſich in den ihm zunächſt ſtehenden Stuhl geworfen, hatte einen verſiegelten Brief, den er mitgebracht, aufgeriſſen und durchflog nun den Inhalt deſſelben in eilender Haſt; dann las er ihn wieder langſamer, und immer langſamer; der Brief beſtand aus mehreren enge beſchriebenen Seiten, es währte lange, ehe er mit der zweiten Leſung deſſelben fertig wurde; von Zeile zu Zeile, ſo wie er weiter las, wechſelte der Ausdruck ſeiner jugendlich ſchönen Züge. Zuweilen ſtieg eine Thräne ihm in das klare Jünglings-Auge, ein feines, an Wehmuth anſtreifendes Lächeln umſpielte dann wieder die blühenden Lippen, und gleich darauf ſchien Schmerz oder Sorge die heitere Stirn umwölken zu wollen.

„Es iſt ſonderbar, ſie ſpricht ſich nicht deutlich aus, ich verſtehe ſie nicht ganz, aber halten muß ich was ich ihr gelobte; und hätte ich es auch nicht gelobt, ich mußte dennoch thun, was ſie will, weil ſie es will," ſprach er ſinnend vor ſich hin, indem er den Brief wieder zuſammenfaltete. „Ihre innige Liebe iſt jedes Opfers werth, und am Ende komme ich vielleicht gar nicht einmal in die Lage, ihr ein Opfer bringen zu müſſen, das des Erwähnens werth wäre, aber ihr Gebot iſt und bleibt bei alledem doch ſeltſam, ich begreife nicht, was ſie dazu bewogen haben kann, ſie drückt darüber ſo dunkel ſich aus. Indeſſen, was hilft das grübeln! gelobt habe ich es ihr einmal, ſie kennt das Leben, ich trete erſt in daſſelbe hinein, ſie meint es gut mit mir, gewiß noch weit beſſer als ich ſelbſt, und ſo geſchehe denn ihr Wille, ſelbſt wenn es mir nicht ganz bequem ſeyn ſollte, ihn zu befolgen."

Edmund wollte ſich zwingen, die Sache leicht zu nehmen, er ſteckte den Brief ein und ging ein Paarmal im Zimmer auf und ab, aber es half nichts, er mußte ihn wieder hervorziehn und von neuem in den Inhalt deſſelben ſich vertiefen. Der Eilwagen kam an, er bemerkte es nicht, man meldete ihm, daß alles zur Abfahrt bereit ſey; die Augen feſt auf den Brief geheftet, folgte er dem Kellner mechaniſch die Treppe hinunter, hörte und erwiederte nur halb, in ſichtbarer Zerſtreuung, den Abſchied ſeiner treuen alten Diener, die ihn unten erwarteten, ſtieg in den Wagen, ohne ſeine Reiſegefährten in demſelben ins Auge zu faſſen, beinahe ohne ſie zu grüßen, und das raſche Fortrollen deſſelben hinderte ihn nicht, ſich aufs neue in ſeinen Brief und im Nachſinnen über den Inhalt deſſelben, zu vertiefen, und alles was um ihn her vorging, darüber zu vergeſſen.

Der Brief war nicht etwa von einer Geliebten, er war von Edmunds Mutter, von der er vor wenigen Stunden Abſchied genommen, um erſt in der Reſidenz ſeinen Oheim zu beſuchen, und dann nach einigen Wochen, ſobald auf einer unfern derſelben liegenden Univerſität die Vorleſungen nach beendeten Ferien wieder begannen, ſeine akademiſche Laufbahn anzutreten, und ſich zum Diplomaten vorzubereiten, zu welchem eigene Wahl und der Wille ſeiner Familie ihn beſtimmten.

Edmunds Vater war vor einigen Jahren geſtorben, und hatte ihn dadurch zum Erben eines ſehr bedeutenden Vermögens gemacht. Edmund hatte ihn beweint, wie es einem guten Kinde ziemt, aber auch ſehr bald ſich über einen Verluſt getröſtet, der für ihn eigentlich keiner war. Er hatte den Vater wenig gekannt, und dieſer ihm nie die kleinſte Spur väterlicher Liebe gezeigt, oder ihm erlaubt, ſich ihm kindlich zu nähern. So lange er im väterlichen Hauſe lebte, hatte er wie alle Hausgenoſſen, ſelbſt ſeine ſanfte ſchöne Mutter nicht ausgenommen, vor dem ſtrengen Haustirannen gezittert, in deſſen Nähe er kaum zu athmen wagte; im eilften Jahre wurde er auf das Gymnaſium einer benachbarten Stadt geſchickt, weil ſein Vater fand, daß die Mutter den Knaben nur verzärtele; er wurde einem alten unverheiratheten Profeſſor übergeben, der nur durch inſtändiges Bitten und ſchweres Gold ſich bewegen ließ, den lebensluſtigen Knaben in ſeinem Hauſe aufzunehmen, in welchem außer ihm, einer alten Magd, einem noch ältern Bedienten und einem faſt eben ſo alten knurrenden Pudel, kein lebendes Geſchöpf ſich befand. Der arme Edmund bekam außer dieſen ſeinen trübſeligen Hausgenoſſen, das ganze Jahr hindurch von der übrigen Welt wenig zu ſehen, deſto heißer entbrannte in ihm die Sehnſucht nach ihren Freuden. Außer den Schulſtunden, brachte er den ganzen Tag, in der dunkeln ſtaubigten Bibliothek des ernſten harten Mannes zu, dem er anvertraut war, brütend über ſchweinslederne Quartanten, von denen er kaum aufzuſehen wagen durfte. Sein einziges Vergnügen war der Gang in die Schule und wieder aus derſelben heraus, weil dieſer ihm die einzige Gelegenheit bot, ſich unter Knaben ſeines Alters zu ergehn, aber nur ſelten durfte er längere Zeit dabei verweilen. Der Herr Profeſſor ſtand zuweilen in ſeinem unfern der Schule belegenem Hauſe am Fenſter, und beobachtete ihn. Dem armen Edmund blieb jede Jugendfreude verſagt; an Sonn- und Feſttagen, wenn ſein ſtrenger Mentor ein Mittagsſchläfchen ausnahmsweiſe ſich erlaubte, ſchlich er ſich auf den Hausboden hinauf, um durch die Dachlucke, auf einer grünen vor der Stadt liegenden Wieſe, zuweilen mit Thränen in den Augen, zuweilen mit innerlichem Ergimmen, ſeine weit ärmeren, aber weit glücklicheren Schulkameraden, im freundlichen Sonnenſchein ſich luſtig herumtummeln zu ſehn; ach und wie ſchwer war dann ſein Herz, wann er wieder die Treppe hinunter mußte, zurück in das troſtloſe ewige Einerlei, gegen das ſein jugendliches Gefühl ſich vergebens empörte.

Nach beinahe vier auf dieſe Weiſe traurig hinvegetirten Jahren, befreite ihn der Tod ſeines Vaters aus der gelehrten Sclaverei, in welche nur dann und wann, während der Ferienzeit, ein kurzer Beſuch im elterlichen Hauſe einige Abwechſelungen brachte. Gleich einem dem ängſtlichen Käfig endlich entfliehenden Vogel, eilte er der geliebten Mutter zu, die ihn zu ſich berief, deren Geſtalt auch in der Ferne ihm immer als Bild eines freundlichen Schutzgeiſtes vorgeſchwebt hatte, die jeder Zeit Mittel und Wege gefunden, durch mannigfaltige Beweiſe der innigſten Liebe ſein trübes Daſeyn zu erheitern, und, unerachtet der ſtrengen Aufſicht, unter der er lebte, ihm manche im ſtillen vorbereitete kleine Freude, zuzuwenden. Am Ziel der kurzen Reiſe warf er athemlos vor Entzücken ſich ihr zu Füßen, in ihre Arme, an ihre Bruſt, mit dem lauten Jubel eines fünfzehnjährigen Knaben, dem endlich einmal vergönnt wird, ſeine innere Freude ungehindert austoben zu laſſen. Der Empfang, der ihm wurde, war minder rauſchend, aber nicht minder zärtlich; ein Strom von Freudenthränen, wie ſie der Mutter an Thränen anderer Art gewöhntes Auge, ſeit langen Jahren nicht gekannt hatte, begleitete ihn. Indem ſie den Liebling betrachtete, der unerachtet der Beſchränkung, in der er bisher gelebt hatte, in voller Jugendblüthe vor ihr ſtand, mußte ſie ſelbſt ſich unzähligemal wiederholen, es ſey kein Traum, Edmund, ihr eigner Edmund ſey wirklich ihr wiedergegeben, und auf immer.

All' ihr Denken und Streben, ihr ganzes Leben blieb von nun an mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit dem Sohne geweiht; ihr lange zuſammengepreßtes Herz, öffnete ſich mit Entzücken, dem ſeit vielen Jahren entbehrten Wonnegefühl, wieder ein Weſen zu haben, an das es ſich feſt anſchließen, das es mit all der es durchaus erfüllenden Liebe beglücken könne, die es ſo lange Zeit mühſam zurückgedrängt. Frau von Wieſenburg hatte ihr vier und dreißigſtes Jahr noch nicht völlig zurückgelegt, als ſie Wittwe wurde; ſie war früher ſehr ſchön geweſen, und konnte noch immer für eine höchſt angenehme Erſcheinung gelten, aber ſie hatte das Unglück der mehreſten ſehr junge verheirathteten Frauen, vom Ernſt des Lebens gedrückt, in ihren eignen Augen vor der Zeit weit älter zu ſeyn, als ſie es eigentlich war. Spurlos war ihr kurzer Frühling an ihr vorübergegangen, ihr frühe gedrücktes Gemüth hatte an beklemmende Sorgen ſich ſo gewöhnt, daß es kaum eines rein freudigen Gefühls mehr fähig war; und ſo ging ſie denn auch, mit kaum zu verhehlender Aengſtlichkeit, an die Ausübung der Pflicht, für die glückliche Ausbildung des von der Natur auf jede Weiſe reichbegabten Weſens zu ſorgen, das fortan der einzige Troſt, die einzige Hoffnung ihres Lebens war.

Sie wollte alles vorausſehn, jedem möglichen Unfall, jedem Mißlingen vorbeugen, und das war bei einem Knaben dieſer Art keine leichte Aufgabe.

Zum Glück war Frau von Wieſenburg welterfahren genug, um zu bedenken, daß ſie bei der Erziehung eines Sohnes des Rathes weiſer und wohlmeinender Freunde unumgänglich bedürfe, und war auch ſo vernünftig, dieſen Rath nicht nur anzuhören, ſondern auch zu befolgen, was, wie man behaupten will, nicht bei allen Frauen der Fall iſt. Der glücklichſte Erfolg lohnte ihrem Bemühen: Edmunds geiſtige und körperliche Anlagen entwickelten mit jedem Tage ſich erfreulicher. Der harte Zwang, der ſeine frühe Jugend bedrückte, hatte ihn gelehrter gemacht, als er in ſeiner Lage es eigentlich bedurft hätte, ohne ihm jedoch das ernſte Streben nach immer ausgebreiteterem Wiſſen gänzlich zu verleiden; die Natur hatte mit einem regen Gefühl für

Poeſie und Kunſt ihn begabt, und gern ſuchte er jedes in ihm ſchlummernde Talent, zum Schmuck des Lebens und zur Freude ſeiner Mutter, auszubilden und zu üben. Die fünf Jahre, die er auf dieſe Weiſe an der Seite ſeiner über alles geliebten Mutter zubrachte, waren die genußreichſten ihres Lebens, nichts trübte im Laufe derſelben ihr ungeſtörtes Glück, als zuweilen der kalte Hauch der Erinnerung an eine unſelige freudenloſe Vergangenheit, deren ſie zwar nie erwähnte, aber, wie ihr Sohn und alle die ſie liebten und ehrten, deutlich bemerkten, nur allzu oft und allzu ſchmerzlich gedachte.

Edmund war jetzt nahe daran ſein zwanzigſtes Jahr zu erreichen; reinen Herzens, heitern Sinnes, ſtand er da, ein von innen und außen ausgezeichneter, liebenswerther Jüngling, voll kindlicher, zärtlicher Anhänglichkeit an die Mutter, die ihm bis jetzt noch das liebſte auf der Welt war; aber auch voll glühender Sehnſucht nach einem ausgebreiteteren Wirkungskreiſe, nach dem freien, ſchönen, wechſelvollen akademiſchen Leben, das ſeine Phantaſie im hellſten Zauberlicht ihm vorſpiegelte. Bis jetzt hatte Frau von Wieſenburg, theils aus Ueberzeugung, theils weil ſie nicht begriff, wie ſie die Trennung ertragen ſolle, den Antritt ſeiner Univerſitätszeit immer verſchoben, die ohnehin bei ſeinen äußern glücklichen Verhältniſſen, und ſeinen früh erworbenen Kenntniſſen, ſehr abgekürzt werden durfte. Doch jetzt galt kein Säumen mehr, die Freunde, deren Rath ſie bis dahin ſo trefflich geleitet, erklärten ihr, daß ſie nicht aus zu weichlicher Schonung ihres eignen Gefühls länger zögern dürfe, den Sohn ihrer speciellen Aufſicht zu entlaſſen, indem es hohe Zeit für ihn ſey, die eigne Kraft zu prüfen, und ohne fremden Beiſtand, ſich ſelbſt rathen und helfen zu lernen.

Unruhig, trübſinnig, gedankenvoll, wankte Frau von Wieſenburg die letzte Zeit vor Ermunds Abreiſe im Hauſe umher, oder ſchloß oft Stunden lang in ihrem Kabinet ſich ein. Nachts hörte man ſie ſchlaflos in ihrem Zimmer auf- und abgehen, ihre Geſundheit fing an zu wanken, ihr ganzes Weſen war verändert. Es war nicht allein der Schmerz der nahen Trennung von dem geliebten Sohne, der ihr Gemüth ſo bewegte; andere Sorgen, andere Leiden, ſchienen ſchwerer als je, auf demſelben zu laſten; aber ſie blieb ihrer gewohnten Art getreu, ſich nie über das was ſie innerlich quälte, gegen ihre Freunde auszulaſſen, und dieſe ehrten und liebten ſie zu ſehr, um durch zudringliches Forſchen ihr läſtig zu werden.

Den Vorabend der Trennung verlangte ſie mit Edmund allein zuzubringen. Tiefgerührt ſaß der Jüngling ihr zur Seite, aus ſeinem Aeußern wie aus ſeinem Gemüthe war jede Spur von Freude über ſeinen nahen Eintritt in ein freieres genußreicheres Leben verſchwunden, die früher ihn oft zu lautem Jubel begeiſtert hatte; in dieſem Augenblicke begriff er kaum, wie er ſich jemals daran würde gewöhnen können, die geliebte Mutter nicht täglich zu ſehen.

Gegen das Ende der wehmüthig ſchönen Abendſtunde, die vielleicht ſo nie wiederkehren konnte, übergab Frau von Wieſenburg ihrem Sohne jenen Brief, und befahl demſelben, den erſten Trennungsſchmerz vorher verklingen zu laſſen, und den Brief nicht früher als auf der Poſtſtation zu erbrechen, wohin er mit eignen Pferden fahren ſollte, um den Eilwagen zu erwarten. Erſtaunt, beinahe beſtürzt, ſah Edmund die Mutter an, denn ſo feierlich ernſt, ſo durchaus bewegt, und doch ſo ſtill gefaßt, hatte er noch nie ſie geſehen. Ihr Anblick zog unwillkührlich ihn zu ihren Füßen hin, und ſeine Thränen floſſen, während ſie beide Hände ſegnend ihm auf das Lockenhaupt legte. Sie beſchwor ihn bei ihrer Liebe zu ihm, bei ſeiner

Kindespflicht, bei allem was ihm werth und heilig war, den Inhalt dieſes Briefes pünktlich und treu zu befolgen; willig hätte Edmund, in der heftigen Bewegung ſeines Gemüthes, in dieſer Stunde ſein Leben für ſie hingegeben, wenn ſie es verlangt hätte; er gelobte feierlich alles zu erfüllen, was ſie von ihm forderte, und ein Strahl von Freude erglänzte in ihrem Auge, indem ſie den Liebling ihres Herzens beruhigter in ihre Arme ſchloß.

Der Eingang des Briefes beſtand aus den rührendſten Ergießungen der wärmſten Mutterliebe, aus Warnungen vor Gefahren, die ſeiner unerfahrenen Jugend um ſo bedrohlicher werden konnten, da er ſie weder ahnete, noch kannte; aus dringenden Bitten in der Wahl ſeines Umganges die höchſte Umſicht zu üben, nicht mit Unbekannten vorſchnelle Freundſchaft zu ſchließen, die ſpäterhin ſeine Unerfahrenheit mißbrauchend, ihn in gefährliche Verbindungen verflechten könnten. Dann ſchrieb ſie folgendermaßen weiter.

„O mein Sohn, du Kind meines liebenden Herzens, werde nicht ungeduldig über mich; liebende Sorge um dich iſt ja jetzt die einzige Bedingung meines Daſeyns. Ohne dich ſtehe ich einſam in der Welt, die Verlaſſenſte auf der weiten Erde. Ich blicke zurück auf die hinter mir liegende trübe Laufbahn meines Lebens, kein leuchtender Punkt winkt frohe Erinnerungen mir zu, mein Daſeyn war verfehlt, der Zweck deſſelben verloren, ein einziges Mißverſtehen meiner ſelbſt, meiner Pflicht, hat gleich beim Eintritt in die Welt, faſt an der Gränze der Kindheit, ihn verſchoben, verrückt und ewiger Reue mich geweiht.“

„Edmund, bei dem ewigen Gotte über uns, bei meiner Liebe zu dir! ich wollte ernſtlich das Rechte und Gute, mein Herz war rein und weich, wie deines es iſt, edel und rechtlich mein Sinn; andere durch mich glücklich zu wiſſen, war mir das Höchſte im Leben, ich war Sclavin meines Wortes, unfähig nur einen unedeln mich erniedrigenden Gedanken zu faſſen, ernſt war mein Streben, jede meiner Pflichten zu erfüllen, und doch — und doch — o mein Sohn, fühle den unendlichen Jammer mit dem deine Mutter, am Schluße ihrer Bahn dir geſteht, ſie habe den rechten Pfad dennoch verfehlt!“

„Verirrt in den Labyrinthen des Lebens, wie dunkel war mein Weg! weinend ſchreibe ich es nieder, ich ſelbſt bin nie glücklich geweſen, und habe den, der mir am nächſten ſtand, nie glücklich gemacht! Durch eine einzige Verirrung im Frühlingsmorgen meines Lebens, war der fernere Lauf desſelben getrübt, mir iſt alles mißlungen, was ich mit redlichem Willen gewollt.“

„Mein Abend bricht herein, ein ſchöner Hoffnungsſtern geht mit ihm mir auf. Vielleicht iſt mein Daſeyn doch nicht ganz verloren, vielleicht habe ich doch nicht ganz zwecklos gelebt, du, du allein kannſt dieſen einzigen Troſt mir gewähren, wenn du auf meine Stimme hörſt, auf meine Warnung achteſt, und dich durch ſie von der Gefahr abhalten läßt, die auch dir droht, der ich unterliegen mußte, vielleicht um dich dereinſt durch meine Erfahrungen vom Rande des Abgrundes zurückzuziehen; o welch ein beruhigender Troſt führ ein ganz verlornes Leben liegt in dieſem einzigen Gedanken."

„Du trittſt aus dem ſchützenden Schatten des mütterlichen Daches jetzt hinaus, in die ſonnige lebensreiche Welt; es iſt natürlich, daß die bunten Lebensbilder, die an dir vorüberſtreifen, dich entzücken werden, das Neue hat für die Jugend einen unbeſchreiblichen Reiz, dem Keiner ſo leicht wiederſteht, und du biſt ſo jung, körperlich und geiſtig jung, alles wird dir neu ſeyn, und mich ergreift eine unſägliche Angſt, indem ich dieſes bedenke; vor deinen

Wagen möchte ich mich werfen, und deine Räder ſollten über mich hingehen, wüßte ich dich dadurch von der langen Lebenspein zu erretten, die ich Jahre hindurch getragen, und der du vielleicht achtlos und leichten Sinnes, jetzt entgegeneilſt.“

„O du mein edler ſchöner Sohn! wie wird fortan aus allen Ecken, in ihrer reizendſten, verführeriſchten Geſtalt die Liebe dir winken, und du? mißverſtehe mich nicht, Unedles, Gemeines fürchte ich nicht von dir, dem widerſteht deine beſſere Natur, es wird dich nie berühren; aber ich fürchte mehr als Alles den reinen edlen Funken, der in deinem Buſen noch ſchlummert, vom ewigen Vater aller Weſen zur Vollendung deines Daſeyns dir ins Herz gelegt; er wird erwachen und verzehrend dich ergreifen, eine Stimme wird in dir laut werden, und wird dich verlocken, wie ſie mich, und Tauſende verlockte, weil du, vom erſten Wonnegefühl betäubt, ſie nicht verſtandeſt.“

„Auch ich ſtand in meinem ſechzehnten Jahre noch an der Gränze der Kindheit, als ich wähnte das Urbild des Ideals, das leider ſchon damals meiner zu früh erweckten Phantaſie vorſchwebte, gefunden zu haben, und die erſte Liebe bemächtigte ſich triumphirend mit allen ihren Wonnen meines jungen Gemüths. Ich wurde von meinem Geliebten getrennt; viel zu ſpät, wir hatten uns ſchon heimlich und feierlich ewige Treue gelobt. Drei Jahre vergingen, die bedeutendſten für meine völlige Entwickelung aus der kaum geöffneten Knospe der Kindheit. Mein Blick ward heller, klarer die Erkennung meiner ſelbſt und meines Gefühls; o laß über mein Erwachen aus dem erſten Traume meiner frühen Jugend mich ſchweigen! Ein Weſen ſtand mir nahe! Einer . . . Edmund ſchone meiner, verlange mehr nicht zu wiſſen; berühre dieſen Punkt nie, wenn wir uns wieder ſehen. Jahrelang hat das Herz deiner Mutter ſich im Stillen an der heimlichen Wunde verblutet, verlange nicht, daß ich ſie wieder aufreiße.“

„Mein erſter Geliebter, mein früh Verlobter, kam wieder zurück, die Schwierigkeiten, die ſich unſerer Verbindung entgegen geſtellt hatten, waren gehoben. Er mahnte mich an die ihm gelobte Treue, und ich ward ſeine Gattin, mit dem ernſten Vorſatz, treu ohne Wanken an ihm zu halten, und keinem Gedanken, der von der ſtrengſten Uebung dieſer Pflicht mich abwendig machen könnte, in meinem Gemüthe jemals Raum zu geben. Ich wollte mehr noch: in mir ſollte er ſein Glück finden, all mein Dichten und Trachten ſollte nur darauf hingehen, ihm ſein Leben zu verſchönern, mir ſeine Liebe zu erhalten. Ich wollte es redlich, ich wollte in ſeinem Glück das meine ſuchen und finden; aber ach! was ſind unſere Entſchlüſſe, wenn kein freundlicher Geiſt ihrer Ausführung von außen nachhilft! Spreu, Spreu vor dem Winde. Ich beglückte nicht ihn, nicht mich, wir beide — du weißt es, er war dein Vater.“

„Und nun, mein Edmund, höre meine Bitte, vergib der bang um dich zagenden Mutter, die ihr Herzblut hingeben möchte, um vor einer Gefahr dich zu schützen, der ihr eigener Friede, alles Glück ihres Lebens erlag, vergib ihr den Schritt, den ſie deshalb nur wagte, weil ſie in ihm die einzige Möglichkeit ſieht, dich zu retten; nenne ſie nicht hinterliſtig, indem ſie ein unbeſtimmtes Verſprechen dir entlockte; Trug und Falſchheit waren mir fremd, von jeher, aber konnte ich, durfte ich nur möglicherweiſe vor dir ausſprechen, was du ſo eben geleſen? Gott allein kennt das Gefühl, mit welchem ich für dich es niederſchrieb.“

„Edmund, willſt du nicht, daß ich als meinem Herzen, meiner innigen Liebe entfremdet, dereins für verloren dich achte und, indem ich dich aufgebe, zugleich in meine alte Nacht ewiger Trauer zurück ſinke, bis der Tod die

Bande löſet, die an ein durchaus freudenloſes Daſeyn mich knüpfen, ſo halte dein feierlich gegebenes Wort, halte es mir, der Mutter, die dein Beſtes will. Befolge meinen ernſtlich ausgeſprochenen Willen, wie es dem frommen Sohne, dem edlen Manne ziemt.“

„Lockt dich früher oder ſpäter eine reizende Geſtalt, neigt ein liebenswürdiges Mädchen ſich liebend zu dir hin, und fühlſt auch du die reine Flamme edler Liebe deine junge Bruſt erwärmen, fühlſt du der Leidenſchaft Gewalt dich mächtig zu der erſten Geliebten deines Herzens hinziehen, dann Edmund iſt der Augenblick da, dein mir geleiſtetes Gelöbniß zu erfüllen. Wo du auch ſeyeſt, in was immer für Verhältniſſen, du reißt dich von Allem los, und fliehſt, augenblicklich ohne Säumen, weit weg von dem Orte, wo die Geliebte wohnt; wo möglich, ohne ihr deine Liebe geſtanden zu haben, in jedem Fall, ohne durch ein Verſprechen dich zu feſſeln, du gebſt ſo weit von ihr, als es nur immer ſich thun läßt; ſchreibe ihr nie, ziehe nirgends Erkundigungen von ihrem Ergehen ein, und lebe, in andern fremden Umgebungen, als hätteſt du ſie nie gekannt, und dieſe Probe, auf die ich zur Prüfung der Aechtheit deines Gefühles dich ſetze, währt ein volles Jahr.“

„Lebt nach Verlauf dieſer Zeit das vorige Gefühl für ſie noch in deiner Bruſt, hat kein neuer Gegenſtand die erſte Geliebte aus deinem Herzen verdrängt, lodert die Flamme der Liebe noch rein und treu in deinem Innern, wie zuvor, einzig für ſie, und iſt die Vereinigung mit der zuerſt Erkohrenen, noch immer der Gegenſtand deiner heißeſten Wünſche, dann, mein Edmund, kehrſt du, von meinem Segen begleitet, zu der Geliebten zurück, dann erſt wirbſt du um ſie, und führſt die willkommene geliebte Tochter in meine Arme, die euch beide freudig umfaſſen werden.“

Der Schluß dieſes Briefes glich dem Anfange deſſelben; Edmund hatte ihn endlich ſo oft wieder und wieder geleſen, bis ſeine Augen zuletzt den Zeilen nur mechaniſch noch folgten, ohne daß er den Sinn derſelben mehr zu faſſen im Stande war. Ihm war darüber etwas langweilig zu Muth geworden, er faltete daher den Brief zuſammen, ſteckte ihn ein, rückte auf dem Wagenſitz ſich bequemer zurechte, ſchlug die Augen auf, um endlech ſeine Reiſegefährten zu betrachten und ſah in ein Paar wunderſchöne dunkelblaue Mädchenaugen gerade hinein. Er war nahe daran vor ſüßem Erſchrekken ſichtlich zuſammenzufahren, denn etwas anmuthigeres, lieblicheres, als die reizende Geſtalt in dem ſehr einfachen, aber doch friſchen und zierlichen Reiſekleide ihm gegenüber, hatte er nie geſehen. Gott ſteh' mir bei! am Ende geht der Mutter Prophezeihung ſchon jetzt in Erfüllung, fuhr unwillkührlich, faſt wortlos, ihm durch den Sinn.

Wie wurde ihm aber erſt zu Muthe, als er zu ſeiner tiefſten Beſchämung jetzt entdeckte, daß er den beſten Platz im Wagen eingenommen, den die alles bedenkende Mutter ſchon viele Stationen früher im voraus für ihn hatte in Beſchlag nehmen laſſen, während das ſchöne Mädchen auf dem Rückſitze ſich befand. Neben ihm ſaß ein ſchlafender dicker ältlicher Mann, wahrſcheinlich ein reiſender Weinhändler, neben dem Mädchen ein ziemlich roh und keck in die Welt hineinſehender Burſche, der aber über die erſten Jugendjahre ziemlich weit hinaus zu ſeyn ſchien; dem Schnurrbarte nach zu urtheilen, war es eine Art von Mittelding zwiſchen Lieutenant und überreifen Studenten, oder auch wohl ein vacirender Komödiant. Ob das ſchöne Mädchen wohl zu einem von dieſen beiden gehört? dachte Edmund; wohl ſchwerlich. Zu jenem widerwärtigen Halbſtutzer gewiß nicht; wie wäre das möglich!

Indem wachte der Alte auf: liebes Mamſellchen, wollen Sie wohl die Güte haben, das Fenſter neben ſich ein wenig aufzuziehen? es iſt mir nur wegen der fatalen Zugluft, ſprach er in einem Tone, der weder den Oheim noch den Papa verrieth: zu dem gehört ſie alſo auch nicht, ſie reiſet wirklich ganz allein, und obendrein, gewiß zum allererſtenmal in ihrem Leben mit dem Eilwagen, dachte Edmund.

Daß dem ſo ſey, ging aus des Mädchens ſchüchterner, aber dabei doch auch ſtolzer Haltung deutlich hervor, hinter welcher ſie wahrſcheinlich die blöde Scheu und Aengſtlichkeit verbergen wollte, deren ſie in einer ihr ſo neuen ungewohnten Lage ſich doch nicht ganz zu erwehren vermochte.

Edmund eröffnete jetzt das Geſpräch, mit der Bitte, ihm die unverantwortliche Zerſtreuung zu verzeihen, in der er den Platz eingenommen; ich hatte nur vor wenigen Stunden mich von meiner Mutter getrennt, und war durch den Abſchied noch ſo ergriffen, daß ich in der That nicht recht wußte, weder was ich that noch wo ich mich befand, ſetzte er, ſich ſehr naiv, entſchuldigend, hinzu.

Der Schnurrbart ſah bei dieſen Worten höhniſch lächlend ſich nach ihm um: Mutterſöhnſchen! ſchwebte ihm ſichtbarlich zwiſchen den Zähnen, aber er bemerkte, daß Edmund ihn ebenfalls in's Auge faſſe, wandte ſchnell den Kopf wieder ab, und pfiff das alte Studentenlied: „bei Halle ſteht eine Mühl" zum Fenſter hinaus.

„Mir geht es nicht beſſer," erwiederte das Mädchen, „auch ich habe heute früh um drei Uhr, auf recht lange Zeit von den Meinigen Abſchied nehmen müſſen: ach, es iſt doch nirgends in der Welt ſo gut als zu Hauſe," ſeufzte ſie nach einer kleinen Pauſe recht aus Herzensgrund, und ein Paar große Thränen ſtiegen ihr in die ſchönen Augen, die den Glanz derſelben noch erhöhten. Edmund war darüber tief bewegt, er gedachte der Mutter und ihres Briefes, ihm war, als fühl' er ſchon das Nahen der Gefahr, vor der ihn dieſer warnen ſollte, und er beſchloß, ſo viel als möglich ſein Herz zu hüten.

„Ich danke Ihnen ergebenſt und bitte Sie ſich meinetwegen ganz zu beruhigen, ich befinde mich hier ſehr wohl;“ erwiederte das Mädchen, als Edmund nochmals bat mit ihm die Plätze zu wechſeln. „Vielleicht kann ich das Rückwärtsfahren beſſer ertragen, als Sie, Herr Baron, es wäre nicht gut, wenn ein Mädchen, wie ich, ſich ſo vornehm verwöhnen ſollte;“ ſetzte ſie mit einem halbſchalkhaften Lächeln hinzu, das ihr unendlich reizend ſtand.

Wenigſtens kann mir doch nie einfallen, dieſes Mädchen heirathen zu wollen, und ihr wird auch dergleichen nicht in den Sinn kommen; da brauche ich denn doch für's Erſte nicht gleich aus dem Wagen zu ſpringen und davon zu laufen; dachte Edmund bei ſich ſelbſt.

Der Unbekannten anmuthige Beſcheidenheit, der höchſt wohlklingende Ton ihrer Stimme, ihre durchaus nicht ungebildete Sprache, kurz alles an ihr entzückte ihren jungen Reiſegefährten, je länger er ſie hörte und ſah. Es war ihm unmöglich, die Augen von ihr abzuwenden, und doch fürchtete er ſie dadurch in Verlegenheit zu ſetzen, oder ſie wohl gar zu beleidigen. Edmund beſtrebte ſich, das Geſpräch fortzuſetzen; das Mädchen ging mit angenehmer Zutraulichkeit darauf ein, und beantwortete ſehr unbefangen, ohne alle Ziererei, die wenigen Fragen, die er ſich erlaubte. Mit der Offenherzigkeit eines argloſen gutgearteten Kindes, theilte ſie ihre Bemerkungen über die Gegenſtände, an denen ſie vorüberrollten, ihm mit; ihre herzliche Freude beim Anblick einer ſchönen Ausſicht, eines Blumenreichen Gartens, einer alten ehrwürdigen Linde, und der unter dieſer ſpielenden Gruppe blühender reinlicher Kinder, zeugten von ihrem regen Gefühl für das Schöne, aber bewieſen auch zugleich, wie wenig ſie noch bis dahin von der Welt geſehen, denn ihr war alles neu. Aus jedem ihrer Worte leuchtete eine ſeltene Friſche des Gemüthes hervor, die ihren Reden einen ganz eigenen unbeſchreiblichen Reiz gab, ſie zeigte ſo viel geſunden Verſtand, ſo viel weiches unverſchrobenes Gefühl, bei nichts weniger als vernachläſſigter Geiſtesbildung, daß Edmund gar nicht aus der Bewunderung herauskam, in die ſie vom Anfange an, ihn verſetzt hatte.

Nun, wenn das dieſesmal gut abgeht, wenn ich nicht gleich hier auf der Stelle, für mein ganzes Leben mich recht ernſtlich verliebe, ſo geſchieht ein Wunder an mir! dachte er dann bei ſich ſelbſt. Der Brief ſeiner Mutter fiel ihm wieder ein, er nahm ſich abermals vor, ſein Herz zu bewahren, aber wie ſollte er, ſo vielem Liebreiz gegenüber, das anfangen? Woher die Eiſeskälte nehmen, die dazu gehörte?

Im ferneren Verlauf des Geſprächs hatte

er ſo viel von dem Mädchen herausgebracht, daß es Lettchen heiße, die Tochter eines Kaufmanns in einem Landſtädtchen ſey, und jetzt in die Reſidenz zu einer alten verwittweten Gräfin ziehe, bei der es in Zukunft bleiben werde; ob als Geſellſchafterin, als Kammerjungfer, oder in welcher Qualität ſonſt, konnte Edmund nicht errathen, verlangte es auch nicht zu erfahren.

„Sie ſind alſo eine Tochter des Herrn Neumann in M . . . . mein liebes Mamſellchen,“ rief auf einmal der Weinhändler, der bis dahin noch kein Wort geſprochen, ſondern faſt immer geſchlafen hatte; „ſehen Sie einmal an! nun es freut mich von Herzen, ich kenne Ihren Vater recht gut, wir haben in unſerm Leben ſchon manchen Handel mit einander geſchloſſen und hoffentlich noch nicht den Letzten, denn er thut nach ſeiner Art auch recht ſtark in Weinen. Er iſt ein braver wackrer Mann, der Herr Neumann, das muß jeder ihm nachſagen, auch ſteht er überall im beſten Kredit. Ja, ja, er ſitzt warm, der Alte, recht warm, ich wundere mich nur, daß er ſeine Töchterchen ſo von ſich läßt. Aber freilich, er hat ein ganzes Neſt voll lieber Kinder, meiſtens Töchter, wie ich höre.“

„Ich habe Luſt vieles zu lernen, wozu in unſerm Städtchen ſich keine Gelegenheit findet, da will denn die Frau Gräfin mich bei ſich in mancherlei angenehmen und nützlichen Dingen unterrichten laſſen, denn ſie iſt meine Frau Pathe;“ antwortete Lottchen, zwar ohne Bitterkeit, aber doch durch des alten Herren ſeltſame Art ein wenig beleidigt; die leichte zornige Röthe, die bei dieſen Worten ihre Wangen höher färbte, gab ihr in Edmunds Augen einen neuen Reiz. Es muß eine rechte Freude ſeyn, das hübſche Kind ein wenig böſe zu machen, wenn man es nur übers Herz bringen könnte; der kleine Zorn ſteht ihr gar zu allerliebſt; dachte er.

Am erſten Orte, wo der Wagen ein Paar Minuten anhielt, um die Pferde zu wechſeln, war es, Edmund doch gelungen, ſeine ſchöne Reiſegefährtin dahin zu bewegen, daß ſie ſeinen Platz annahm, aber bereute faſt, daß er es gethan, denn durch dieſe neue Einrichtung ſaß ſie nicht allein ihm, ſondern auch jenem widerwärtigen jungen Mann gegenüber, der durch fortgeſetztes freches Anſtarren ſich jetzt dafür entſchädigen zu wollen ſchien, daß ihr großer Strohhut und ihr auf der ihm zugewandten Seite herabhängender Schleier ihn verhindert hatten, ihr Geſicht zu ſehen, ſo lange ſie neben ihm ſaß. Edmund ergrimmte innerlich darüber, ein Parmal war er nahe daran, ihm dieſe Ungezogenheit zu verbieten, aber ein bittender Blick ſeiner lieblichen Reiſegefährtin, die recht gut bemerkte, was in ſeinem Innern vorging, hielt ihn immer wieder davon ab. Ein heimliches Verſtändniß war auf dieſe Weiſe ohne Worte zwiſchen den beiden entſtanden, Edmund fühlte den ganzen Zauber deſſelben tief im Herzen, Lottchen ſchien in ihrer Unſchuld ſich gar nichts weiter dabei zu denken, und folgte arglos und unbefangen dem Zuge ihres reinen Gemüths.

„Mit Verlaub, die Geſellſchaft hat doch nichts dagegen?“ ſprach endlich der unbekannte rohe Geſelle, von welchem bis dahin ſeine Reiſegefährten eben ſo wenig Notiz genommen, als er von ihnen, und fing an eine Cigarre zu rauchen, die in wenigen Minuten den ganzen Wagen mit Wolken von Tabacksdampf anfüllte; jetzt war Edmunds Geduld zu Ende, er fuhr auf, aber das Mädchen zupfte ihn leiſe am Oberrock, und ſah ſo ängſtlich bittend ihn an, daß er ſich dennoch wieder beſchwichtigen ließ; der alte Weinhändler ſchlief wie gewöhnlich, und merkte nichts von dem was um ihn her vor ging; Niemand ſprach weiter ein Wort.

Allmählig aber ſah Edmund ſeine ſchöne

Nachbarin blaß und immer bläſſer werden, er ſah mit halbgeſchloſſenen Augen ihr liebliches Köpfchen zurückſinken, als fühle ſie einer Ohnmacht ſich nahe, und vermochte nun nicht mehr ſich ruhig zu halten. Er erſuchte in ſehr verſtändlichen Worten den Raucher, die Cigarre wegzuwerfen, die ohnehin hier nicht an ihrem Platze ſey; doch dieſes verweigerte er trotzig.

„Hier gilt nicht Rang und Stand, mein ſehr junger Herr Baron, einer hat ſo viel zu ſagen wie der Andere, und die meiſten Stimmen gelten,“ ſprach er höhnend, „der alte Herr dort hat nichts gegen das edle Kraut, ich und er ſind zwei, Sie ſind nur Einer, denn das zartnervige Jüngferchen da drüben, wird billiger Weiſe gar nicht mitgezählt; es kann nur bei Zeiten ſich üben, denn, wenn es erſt ſeinen Zofendienſt angetreten hat, wird es noch manchen Rauch ſich um das feine Näschen müſſen wehen laſſen,“ rief er höhniſch lachend.

Kochend vor Zorn riß jetzt Edmund den

Kutſchenſchlag auf und ließ ſeinem Widerſacher die Wahl entweder gutwillig hinaus zu ſpringen, oder ſich hinauswerfen zu laſſen; der Schirrmeiſter hörte den Streit, ließ den Wagen halten und erklärte ſich ebenfalls gegen das Rauchen in demſelben; der jetzt erwachende Weinhändler war der nämlichen Meinung, und ſo gelang es ihnen denn endlich, den ungezogenen Paſſagier zu entfernen, der fluchend ausſtieg und im Kabriolet einen leer gebliebenen Platz einnahm.

„O wie ſchäme ich mich, all' dieſe Unruhe veranlaßt zu haben!“ ſprach bittend das Mädchen, das ſich wieder erhohlt hatte, ſobald der Rauch ſich verzog. „Wie ſoll ich Ihnen dafür danken, daß Sie ſich meiner ſo angenommen haben;“ ſprach ſie mit einer höflichen Verneigung gegen ihre beiden Reiſegefährten. „Ich hätte es vorher wiſſen können, und lieber ſelbſt da draußen mich hinſetzen ſollen, denn ich wußte, daß ich den Tabacksrauch nicht vertragen kann, am wenigſten in einem verſchloſſenen Wagen, aber ich meinte, es ſey doch nicht hübſch, wenn man ſo viel Umſtände mit ſich ſelbſt macht, ich wollte mich zwingen, aber es ging nicht, glauben Sie mir, ich kann nichts dafür;“ ſprach ſie mit bittendem Ton und legte betheurend die kleine Hand auf die Bruſt.

Der Weinhändler nickte ihr freundlich zu und ſetzte ſich wieder zum Schlafen zurecht; Edmund hätte ihr zu Füſſen fallen mögen, ſo tief rührte ihn dieſe beſcheidene Anſpruchsloſigkeit.

Sie erreichten bald darauf die Station, wo Mittag gehalten werden ſollte; Lottchen zögerte im Wagen, bis ſie ſich ganz allein in demſelben befand, dann winkte ſie Edmunden zu ſich heran, der in einiger Entfernung bereit ſtand, ihr beim Ausſteigen die Hand zu bieten: „machen Sie doch, daß die Frau Wirthin mir erlaubt bei ihr, in ihrer Stube allein zu eſſen,“ flüſterte ſie ihm zu, und legte ihm ganz vertraulich die Hand auf die Schulter, wahrſcheinlich ohne es zu wiſſen, ihr Athem berührte ſeine Wange, Edmund ſah verwundert ſie an. „Es iſt nur, weil ich vor dem unartigen fremden Manne mich ſo fürchte,“ ſetzte ſie hinzu, und warf einen Blick nach der Thüre des Gaſthofes hin, in welcher ihr läſtiger Reiſegefährte ſich breit hingeſtellt hatte, und ſie anſtarrte.

„Setzen Sie denn ſo wenig Vertrauen in mich? Glauben Sie denn nicht, daß ich Sie vor dem da wohl in Schutz nehmen könnte?“ erwiederte Edmund lächelnd. Ihm war in dieſem Augenblicke wirklich zu Muthe, als gehöre das Mädchen zu ihm, als ſey er ihr natürlicher Beſchützer, und ſie ſchien es ebenfalls ſo zu nehmen. „Meinen Sie denn, daß ich es gelaſſen mit anſehen würde, wenn er es wagen ſollte, Sie nochmals beleidigen zu wollen?“ fragte Edmund, als das Mädchen ſeine erſte Frage nicht gleich beantwortete.

„Das iſt es ja, wovor ich mich eigentlich fürchte,“ erwiederte ſie ein wenig übereilt und wurde gleich darauf über und über roth. „Lieber Herr Baron,“ ſetzte ſie mit ſchmeichelnder Stimme und ſüß bittenden Blicken hinzu, „verſprechen Sie mir, mit dieſem Menſchen ſich gar nicht weiter abzugeben, ihn nicht etwa über ſein unartiges Betragen von vorhin zur Rede zu ſtellen, es iſt wirklich der Mühe nicht werth. Verſprechen Sie es mir,“ bat ſie noch eifriger, als Edmund ſchwieg, „verſprechen Sie es mir, geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie es nicht thun wollen,“ ſprach ſie und hielt die Hand zum Einſchlagen ihm hin.

„O du reizendes, unwiderſtehliches Weſen!“ ſeufzte Edmund innerlich. „Alles, Alles verſpreche ich was Sie, wie Sie es wollen, kann ich denn anders?“ rief er mit flammenden Augen, und ergriff die kleine weiche Hand, und hätte ſie gerne an ſeine Lippen gedrückt, aber er wagte es nicht, um das liebliche Naturkind nicht durch ſeinen Ungeſtüm zu verſchüchtern.

Ehrfurchtsvoll, als wäre ſie eine Königin, half er Lottchen zum Wagen heraus, bot ihr den Arm und führte ſie in das Haus, um ſie dem Schutze der Wirthin zu übergeben; hart an dem Störenfried vorbei, der das Paar von oben bis unten mit höhniſchem Lächeln betrachtete. Er ſchien indeſſen an dieſem Orte das Ziel ſeiner Reiſe erreicht zu haben, und kam ſpäterhin nicht wieder zum Vorſchein.

Als der Abend zu dunkeln begann, nahm auch der Weinhändler Abſchied, keine neuen Reiſegefährten hatten auf dem Wege ſich eingefunden, Lottchen und Edmund mußten nun die ganze, freilich kurze Sommernacht, die Reiſe allein mit einander fortſetzen, denn erſt am folgenden Morgen konnten ſie die Reſidenz erreichen, und Edmunden wurde darüber ganz bänglich zu Muthe. Er meinte nur die Verlegenheit zu fürchten, in die das junge Mädchen, ſeiner Meinung nach, über dieſe einſame nächtliche Fahrt, allein mit einem jungen Manne, nothwendigerweiſe gerathen müſſe, und ſuchte ängſtlich nach einer Möglichkeit, ſie ihr zu erſparen.

Lottchen aber ſchien dergleichen gar nicht in den Sinn zu kommen; zutraulicher als zuvor plauderte ſie munter fort, erzählte ihm von ihrem beſchränkten, und doch ſo glücklichen Leben im Hauſe ihrer Eltern, von ihren vielen Geſchwiſtern, deren Taufnamen ſie der Reihe nach ihm nannte, und wie ſie dem Vater, mit Briefkopiren und Rechnungenabſchreiben in ſeinem Geſchäfte zwar bis jetzt geholfen, aber nie einen Fuß in den Laden habe ſetzen dürfen, weil ihre Mutter meine, daß ſich dieſes nicht ſchicke; und wie gute Bücher leſen, ihre größte Freude nach der Arbeit ſey, die dann der Herr Diakonus immer verſchafft habe, und wie ſie von ihrer Kindheit an zum Zeichnen und zur Muſik große Luſt in ſich verſpüre, und wie die Hoffnung, dieſes Alles und noch viel mehr, bei ihrer gnädigen Frau Pathe zu lernen, ſie nur allein über die lange Trennung von den Ihrigen tröſten könne. Edmund hörte ihr zu, und verſank immer tiefer in den Zauber, den das holde Geſchöpf, ſich ſelbſt unbewußt, um ſich her verbreitete. Es wurde ihm immer beklommener um das Herz, immer höher ſtieg eine eigene, über ſein ganzes Weſen ſich verbreitende innere Unruhe, die ihm faſt den Athem benahm. Es war jetzt völlig Nacht geworden und der Mond im Aufgehen.

„Sollte ich nicht vielleicht — wünſchen Sie etwa — wäre es Ihnen nicht lieber, bequemer wollte ich ſagen“ — fing er mit unſicherer Stimme, nach langem, herbem Kampfe mit ſich ſelbſt an: „möchten Sie nicht vielleicht erlauben, daß ich jetzt ausſtiege und ins Kabriolet mich ſetzte?“

„Ins Kabriolet wollen Sie?“ antwortete Lettchen ſehr unbefangen, die ein Weilchen ſtill und ſchweigend in die ſchöne Sommernacht hinausgeſehen hatte: „warum wollen Sie das denn thun? es iſt zwar Sommer, aber die Nächte ſind doch kühl.“

„Ich fürchte ſie zu geniren,“ ſtotterte Edmund.

„In dem großen weiten Wagen, wo ſechs Perſonen Raum finden?“ erwiederte ſie verwundert.

„Ich dachte nur, ich meinte, es wäre Ihnen angenehmer, Sie könnten vielleicht fürchten“ — ſprach Edmund, ziemlich kopflos und ängſtlich nach angemeſſenen Ausdrücken ſuchend.

„Mich fürchten? wovor denn? Sie ſind ja da, wenn uns über Nacht etwa ein Unfall zuſtoßen ſollte,“ erwiederte ſie ſo zutraulich ſicher, als ob ihr Vater oder ihr Bruder neben ihr im Wagen ſäße.

„O du liebliches argloſes Mädchen! über dir ſchwebt ſichtbarlich der Engel der Unſchuld! wie verworfen müßte das Gemüth ſeyn, das nur mit einem unedlen Gedanken dir nahen könnte!“ ſeufzte Edmund ganz leiſe vor ſich hin.

Lottchen hörte ſeine Worte nur halb, ohne ſie oder den Sinn derſelben recht zu verſtehen. „Ach ja,“ ſprach ſie etwas ſchläfrig, „die lieben Engel ſind wohl die rechten Beſchützer der Kinder und frommer Reiſender!“ Sie nahm ihren Hut ab, den ſie ſorgſam im Wagen feſt band, ſtrich ihre Locken unter das Häubchen, das ſie unter demſelben trug, und wickelte ſich in ihren Mantel ein. „Will ruhig ſchlafen, will Süßes träumen, Englein kommt her; kennen Sie auch das alte ſchöne Wiegenlied, Herr Baron?“ ſprach ſie, indem ſie in ihrer Wagenecke ſich recht bequem zum Schlafen einrichtete; „und nun gute Nacht, lieber Herr Baron, haben Sie nochmals Dank für die Güte und Sorgfalt, die Sie den ganzen Tag über für mich gehabt; gute Nacht,“ ſagte ſie, indem ſie das Köpfchen an das Seitenkiſſen des Wagens lehnte.

Edmund hatte keinen Ton in der Bruſt, um ihr freundliches „gute Nacht“ zu erwiedern, ihm ſchauderte vor innerem Entzücken und innerer Pein, und ſorgſam, als könne die größte Gefahr daraus entſtehen, wenn er nur an ihrem Mantel anſtreife, zog er in die entfernteſte Ecke des Wagens, ſo weit als möglich von ihr ſich zurück. Er hörte ſie leiſe flüſtern, er ſah im Dämmerſchein der Mondhellen Nacht ihre blühenden Lippen ſich betend bewegen, und heiße Thränen der Liebe, der Andacht, des unbeſchreiblichſten Entzückens rollten über die glühenden Wangen ihm herab. Sie entſchlummerte bald, ſie athmete unhörbar leiſe, aber er ſah die Bandſchleife mit der ſie unterm Kinne ihr Häubchen befeſtigt hatte, vor ihrem ſanften Hauche ſich zitternd bewegen. Endlich ward es auch in ihm ſtiller; aus Furcht ſie zu wecken, wagte er nicht ſich zu regen, aber er ſah ihr zu, wie ſie ruhig, wie ein Kind ſchlummernd dalag. Die ganze Nacht hindurch bewachte er ihren Schlummer, ohne das Auge ſchließen zu können. In namenloſer Wonne, in ſchmerzlichem ſeltſamen Bangen vergingen ihm die Stunden, beim Anblick des holdſeligen Geſchöpfs, das unter dem mächtigen Schutze der Unſchuld, furchtlos und vertrauend neben ihm ruhte.

Der erſte Strahl der aufgehenden Sonne weckte die liebliche Schläferin. Friſch, wie die vom Morgenthau getränkte junge Roſe, richtete ſie raſch ſich auf, ordnete ihre Locken, rückte das im Schlafe verſchobene Häubchen zurechte, ſetzte den Hut wieder auf, und ſaß nun eine Weile mit gefalteten Händen und geſenkten Augen ſtill in ſich ſelbſt zurückgezogen da. Edmund ſah es wohl, das fromme Mädchen betete in wahrhaft kindlicher Einfalt des Herzens ſein Morgengebet, als wäre es daheim, im gewohnten traulichen Kämmerchen, und der Wagen ward ihm zum heiligen Tempel.

Bald darauf bot ſie ihm ganz unbefangen, ohne eine Spur von Verlegenheit, recht ſchweſterlich einen guten Morgen; beide ſprachen wenig, wie das bei Reiſenden am frühen Morgen und wenn die Abenddämmerung eintritt, gewöhnlich der Fall iſt; ſtumm ſaßen ſie beieinander, und mochten wohl der herannahenden Trennung, der wahrſcheinlich kein Wiederſehen folgen würde, gedenken, als die Spitze der Thürme der Reſidenz im Morgenſcheine vor ihnen aufſtiegen. Früher als ſie es erwartet hatten, fuhren ſie zum Thore hinein, vor dem Poſthauſe wartete ſchon ein ältlicher Bedienter in altmodiſcher aber prächtiger Livree auf die Ankommende, und ehe Edmund ſich noch zum Abſchiednehmen ermuthigen konnte, war Lottchen ſchon von dem Abgeſandten ihrer Frau Pathe in Empfang genommen und einem bereit ſtehenden Miethwagen zugeführt, der ſie und ihr kleines Gepäck in ihre künftige Wohnung bringen ſollte. Betäubt von dem ſie umgebenden Geräuſch und Getümmel, welches die Ankunft oder die Abfahrt des Eilwagens allemal begleitet, und ohne eigentlichen Abſchied, ſah Lottchen ſich von ihrem bisherigen treuen Begleiter plötzlich getrennt. Sie wußte ſelbſt nicht wie das ſo in aller Eile geſchehen ſeyn konnte, ſchon beſtieg ſie den Fußtritt des Miethwagens, als ſie ihm noch das letzte Lebewohl zurief, Edmund hatte bei dieſem unerwartet ſchnellen Abſchiede wie verſteinert da geſtanden, er hörte ihren Ruf, er wollte zu ihr eilen, aber der an pünktlichen Dienſt gewohnte alte Diener ſtand ſchon hinten auf dem Wagen, Edmund ſah eben noch wie ſie ſich herausbeugte, um ihn noch einmal zu grüſſen, der Wagen bog um die Ecke, und verſchwunden war des Jünglings erſter ſchöner Jugendtraum.

„Und ich weiß nicht einmal ihre Wohnung, noch wie die Gräfin heißt, bei der ſie leben wird,“ rief Edmund halb verzweifelnd, halb erzürnt über ſich ſelbſt, „und darf es auch nicht einmal zu erfahren ſuchen, wenn ich an meiner Mutter nicht wortbrüchig handlen will,“ ſetzte er, ſich wieder beſinnend, hinzu.

Der rauſchende Empfang, der im Hauſe ſeines Oheims ihm wurde, konnte in dieſer Stimmung nicht eben dazu dienen, ihn dem Zuſtande halber Betäubung zu entreißen, in welchem er daſelbſt anlangte. Aber ſeine Verwandten waren wirklich ſehr wohlwollend gegen ihn geſinnt, ſein auffallend ſchüchternes, beinah abſtoßendes Benehmen, wurde von ihnen der großen Ermüdung nach einer durchreiſ'ten Nacht zugeſchrieben; Onkel und Tante, Kuſins und Kuſinen drangen mit Ermahnungen, ſich durch ein Paar Stunden ruhigen Schlafes zu erholen, auf ihn ein, und er mußte endlich ihrem Willen nachgeben. In ſeinem ſtillen Zimmer wiegten Müdigkeit und Betrübniß ihn bald zum Schlummer ein; er entſchlief mit dem Gedanken an Lottchen, er träumte von ihr, und als er aufwachte, ſchwebte ihr liebliches Bild noch vor ihm, aber auch der Brief der Mutter. Leider mußte er ſich ſelbſt nochmals ſagen, daß dieſer ihm nicht erlaube, Lottchen aufzuſuchen, und ſo ſetzte er denn alle ſeine Hoffnung auf den Zufall; denn die Jugend iſt ſtets bereit, jeden Troſt in ſich aufzunehmen. Die Stadt iſt zwar groß, aber es iſt weder London noch Paris, irgendwo werde ich ſchon von ungefähr ſie treffen: dachte er, und nahm ſich vor, inzwiſchen in ſeinen neuen Verhältniſſen ſich recht vernünftig zu betragen.

Noch am nämlichen Tag ſah er zum erſtenmal in ſeinem Leben ſich in den Freudenkreis einer ſehr brillanten Reſidenz eingeführt, in der es ſelbſt im Sommer an geſelligen Vergnügungen aller Art nie fehlte. Theater, Conzerte, Pickenicks, geſellige Landpartieen folgten in ununterbrochener Reihe täglich auf einander, und Edmund, obgleich er bei ſeiner Mutter kein ganz einſames Einſiedlerleben geführt hatte, wurde dennoch durch alles dieſes in eine ihm ganz fremde Welt verſetzt, von deren Exiſtenz er bis dahin kaum einen Begriff gehabt hatte; um ſo mehr, da das Haus ſeines Oheims, und zwar mit Recht, nicht nur zu den bedeutendſten, ſondern auch zu den gaſtfreieſten in der Stadt gezählt wurde. Der alte Herr ſelbſt, ein jovialer Mann, war nie zufriedener, als wenn es um ihn her recht heiter und luſtig zuging, und ſeine ganze Familie ſtimmte mit ihm darin überein. Auch im Sommer pflegte der zahlreiche Kreis ſeiner Freunde und Bekannten nach dem Theater, oder von einer Landparthie zurückkehrend, ſich an jedem Abende in den weiten ſchön geſchmückten Räumen ſeines gaſtfreien Hauſes zu verſammeln, um die ſpäteren Abendſtunden bei Spiel, Geſang und Tanz, nach eigener Wahl und Belieben, hinzubringen, bis die Mitternacht ſie zur Heimkehr mahnte. Nichts konnte anſpruchsloſer und dabei ergötzlicher ſeyn als dieſe, ſich ganz von ſelbſt anordnende

Geſellſchaften, jedermann war zufrieden, weil jedermann gerade die Unterhaltung ſich wählen durfte, die ſeiner Stimmung am beſten zuſagte, ohne durch allemal drückend werdende zu große Aufmerkſamkeit des Hausherrn, daran gehindert zu werden; nur der arme Edmund allein fühlte mitten im fröhlichſten Kreiſe junger Leute ſeines Alters, mitten unter den ſchönſten Mädchen, den liebenswürdigſten Frauen, denen Heiterkeit und Lebensluſt aus den Augen lachte, ſich oft recht peinlich beklommen. Als den Neffen des Hauſes kannten ihn alle, und kamen mit der zuvorkommenſten Höflichkeit ihm entgegen; aber er war dem Kreiſe noch zu fremde, um, wenn er angeredet wurde, ein Geſpräch fortzuſetzen, das, ſobald mehrere hinzukamen, in Koterie-Scherze überging, von denen er zu wenig verſtand, um auf ſie eingehen zu können. Er ſelbſt kannte, außer ſeinen Verwandten, Niemand in der Geſellſchaft, ſein Gedächtniß vermochte nicht alle ihre, ihm größtentheils unbekannte Namen, zu faſſen, er verwirrte ſich, nahm oft Einen für den Andern, und gerieth dadurch in wunderliche Mißverſtändniſſe, die manchem ein heimliches Lächeln ablockten, das man vergebens vor ihm zu verbergen ſuchte. Ueberall ſah er kleine Gruppen näherer Freunde und Bekannte ſich zuſammen finden, er ſelbſt gehörte zu keiner und wenn er ſich ja einer derſelben anzuſchließen verſuchte, ſo glaubte er doch bald zu fühlen, daß er hier überflüſſig ſey, und hatte nichts eiliger zu thun, als ſich ſo unmerklich als möglich zurückzuziehen. Zu jung, um ohne unbeſcheiden zu erſcheinen, ſich zu den oft ſehr interreſſanten Geſprächen des ältern Theils der Geſellſchaft drängen zu dürfen, zu fremd, und deshalb auch zu unbeholfen, um an der Unterhaltung der jüngern Welt recht freudigen Antheil nehmen zu können, irrte er den größten Theil des Abends aus einem Zimmer in das andere, ohne zu finden was er ſuchte, weil er ſelbſt nicht recht eigentlich wußte was dieſes ſey. Oft kam er wie einer jener verbannten unſeligen Geiſter ſich vor, die der Sage nach weder dem Himmel noch der Hölle angehörend, im weiten Nichts zwiſchen beiden raſtlos umherirren.

Eines Abends lehnte er einſam wie gewöhnlich an einem Thürpfoſten, blickte theilnahmlos in das fröhliche Getümmel vor ihm, und gab ſich trübſinnig ſeinen eigenen Gedanken hin. „Herr von Wieſenburg, Sie ſtehen ſo müßig da, es wäre wohl hübſch von Ihnen, wenn Sie herkämen, mir ein wenig zu helfen, denn allein werde ich nicht fertig, das ſehe ich wohl ein,“ rief es plötzlich hinter ihm. Edmund erſchrack, er meinte Lottchens ſüße Stimme zu hören, denn er hatte eben an Lottchen gedacht, er ſah ſich um, und glaubte wirklich in der Dame, die ganz allein in einem kleinen Kabinette, das Lockenköpfchen auf den ſchönſten Arm geſtützt, etwas, das auf dem Tiſche vor ihr lag, aufmerkſam betrachtete, eine große Aehnlichkeit mit Lottchen zu finden.

„Kommen Sie, Baron,“ bat die Dame abermals ſehr freundlich; „kommen Sie doch, damit ich endlich aufhöre, mir vergebens den Kopf zu zerbrechen.“

Jetzt ſah Edmund wohl, wie ſehr er geirrt hatte, die Dame hatte in ihrem Geſichte keinen Zug von Aehnlichkeit mit Lottchen. Durch einen ſeltnen glücklichen Zufall erinnerte er ſich ſogar, ſie ſchon einigemal geſehn zu haben, und wußte auch ihren Namen; ſie hieß Frau von Lilienheim, war ungewöhnlich reizend und ſchön, obgleich über die Jahre der allererſten Jugendblüthe hinaus, und galt allgemein, ſowohl wegen ihrer blendenden Reize, als wegen ihres ſehr gebildeten Geiſtes und ihres höchſt anmuthigen Betragens, für eine der liebenswürdigſten und geiſtreichſten Frauen in der Stadt. Der Gegenſtand, der ſie ſo ausſchlieſſend beſchäftigte, war dieſesmal ein ſogenanntes chineſiſches Räthſelſpiel; eine Menge kleiner ſehr verſchieden geſtalteter Stückchen Elfenbein lagen vor ihr auf dem Tiſche zerſtreut, aus denen ſie, nach einer daneben liegenden Zeichnung, eine regelmäßige Figur zuſammenzuſetzen ſuchte.

„Das Ding iſt nur ein Kinderſpielzeug, aber es iſt doch ſchwerer es zuſammenzubringen, als man es ſich denkt,“ ſagte ſie, indem ſie mit ihren großen ſchwarzen Augen freundlich zu ihm aufblickte, während Edmund neben ihr am Tiſche ſtehend, die Elfenbeinſtückchen ſehr ernſthaft betrachtete, ohne auch nur im mindeſten ihren Gebrauch errathen zu können; „kommen Sie,“ fuhr ſie fort, und rückte in die Ecke des kleinen Sophas, auf welchem ſie ſaß, „ſetzen Sie ſich zu mir hieher, da können wir beide das Ding bequemer überſehen. Sehen Sie, hier paßt es ſo ziemlich, aber dort an der Ecke weiß ich es gar nicht zuſammenzubringen, was ſagen Sie dazu?“ Edmund ſagte gewiß etwas albernes, denn er begriff eigentlich noch nicht, wovon die Rede war.

Frau von Lilienheim merkte das nicht, oder that als ob ſie es nicht merke; ſie fuhr fort ſich mit ihm über dieſe wichtige Angelegenheit zu berathen, nahm mit ihren zierlichen über und über beringten Fingern bald hier ein Stückchen Elfenbein fort, ſetzte bald ein anderes dort an, aber vergebens, die Figur ließ ſich nicht herausbringen. Edmund wurde allmählig dreiſter und verſuchte ebenfalls mit Hand anzulegen.

„Mein Gott, Sie ſind ja noch ungeſchickter als ich!“ rief die ſchöne Frau endlich, recht ſilberhell auflachend, als Edmund gar zu arge Mißgriffe that; „doch was thut es: am Ende, was kommt dabei heraus! das Leben gibt uns ja der unauflöslichen Räthſel genug auf, wir haben deshalb nicht nöthig, uns noch obendrein mit chineſiſchen zu plagen,“ ſetzte ſie plötzlich ernſthaft werdend hinzu, warf mit einer höchſt graziöſen Bewegung der ſchönen Hand, ſämmtliche Elfenbeinſtückchen durcheinander, und lehnte in ſehr maleriſcher Stellung ſich bequem in die Ecke des Sophas. Edmund meinte innerlich, er müſſe jetzt ſchicklicher Weiſe ſich von demſelben erheben, aber er blieb neben ihr ſitzen, weil er nicht den Muth hatte aufzuſtehen.

O ſchöne Frau, dachte er, du ſelbſt gehörſt wohl gewiß zu den unauflöslichſten Räthſeln, die einem armen Erdenſohn vorkommen können! aber gewiß auch zu den intereſſanteſten, flüſterte leiſe ſein Herz.

Mit großer Gewandtheit wußte Frau von Lilienheim ihn nun in ein Geſpräch zu verwickeln, auf das er anfangs nur aus Höflichkeit einging, dann aus Eitelkeit es fortſetzte, weil es ihn freute, doch auch einmal in der Geſellſchaft eine Rolle zu ſpielen, und zuletzt, mit immer ſteigendem Intereſſe daran, ſich ſo eifrig in daſſelbe vertiefte, daß er darüber alles Andere vergaß. Aufmerkſam hing er mit Herz und Geiſt an den Lippen der ſchönen Frau, die Anfangs bei dem allergewöhnlichſten Gegenſtand eines Geſprächs mit Unbekannten, beim Theater, angefangen hatte, von da auf Walter Scott's Novellen, und endlich auf deutſche Poeſie überging. Ihr ganzes Herz war bei dieſem Gegenſtande, ihr Auge glänzte, ihre ganze Geſtalt erſchien wie verklärt, hohe Begeiſterung, tiefes inniges Gefühl für alles Edle, Schöne und Große ſprach in jedem ihrer Worte ſich aus. Sie fragte nach Edmunds Lieblingsdichter, er nannte deren mehrere, ſie waren gerade auch die Ihrigen. Sie ſagte ihm einige Stellen aus denſelben vor, die ſie ihrer hohen Schönheit wegen auswendig gelernt hatte, mit einem Ausdruck, einem Wohllaut der Stimme, Edmund hatte nie etwas ähnliches gehört, und fühlte zur innigſten Bewunderung eines ſo ſeltenen Talentes ſich hingeriſſen. Auf ihr dringendes

Bitten mußte auch er, uneracht̃et ſeiner anfänglichen Weigerung, ſich entſchließen, einige Stellen aus Gedichten, die ihm beſonders lieb waren, ihr herzuſagen; er that es anfangs mit kaum zu bezwingender Schüchternheit, doch die Art, wie ſie ihm zuhörte und zuſah, erhob ſeinen ſinkenden Muth wieder; mit immer ſteigender Wärme und wahrer Begeiſterung deklamirte er einige der ergreifendſten Stellen aus der ihr noch unbekannten Abſchieds-Elegie von Göthe, ihr vor; er ſah ſie tief bewegt, eine große helle Thräne perlte in ihren ſchönen dunkeln Augen, ſchweigend berührte ſie, mit einem kaum fühlbaren Druck der zarten Finger, ſeine Hand, und wandte das Geſicht von ihm ab. Edmund verſtand augenblicklich die wortloſe Bitte, ihr Gefühl zu ſchonen, und verſtummte; er ſah einen halb erſtickten Seufzer den ſchönen Buſen heben. Guter Gott! dachte er, ſo gehört denn auch dieſes ſeltene liebenswerthe Weſen nicht zu den Glücklichen?

mit dieſem ſchönen Herzen, dieſem tiefen immer regen Gefühl, irrt es vielleicht auch verkannt und abgeſtoßen in der kalten theilnahmloſen Welt umher, deren ſchönſte Zierde es iſt!

Frau von Lilienheim ſaß einige Minuten von ihm abgewandt, ſchweigend da; Edmund wagte kein Wort, bis ſie anſcheinend völlig gefaßt und erheitert ſich ihm wieder zuwandte. Daß ſie abſichtlich dem Geſpräch eine andere Wendung geben wollte, war augenſcheinlich; ſie fing an von Italien zu reden, erkundigte ſich, ob Edmund ſchon dort geweſen ſey, und auf ſeine verneinende Antwort, begann ſie von ihrem Aufenthalt in jenem ſchönen Lande, beſonders in Rom, wo ſie ſich längere Zeit aufgehalten hatte, zu erzählen; ſo geiſtreich, ſo anſpruchslos, ſo ohne alle affektirte Uebertreibung, daß Edmund ſich eben ſo überraſcht als angezogen fühlen mußte. Ganz unmerklich ging ſie nun zur italieniſchen Poeſie über, hier war Edmund wieder in ſeinem Elemente und konnte an dem Geſpräche thätigen Antheil nehmen; er kannte und liebte die italieniſchen Poeten, er hatte ſchon in früher Jugend in der ſchönen Sprache jenes Landes gründlichen Unterricht erhalten, ſo daß er ihrer ziemlich mächtig war. Frau von Lilienheim ſchien eben ſo erfreut als verwundert, den jungen Mann auch hier zu Hauſe zu finden. Taſſo war ihr Liebling unter den Poeten Italiens, die ſchönſten Stanzen aus deſſen befreitem Jeruſalem, hatten ſich durch ihren ſchmeichelnden Wohllaut dem Gedächtniſſe ſeiner Bewunderin feſt eingeprägt, auch Edmund geſtand manche derſelben auswendig zu wiſſen, er mußte ein Paar der ſchönſten ihr vordeklamiren, und ſie hörte mit lächelnder Aufmerkſamkeit, und allen Zeichen des Wohlgefallens ihm zu.

„Sie ſprechen ſehr gut italieniſch,“ ſagte ſie, als er fertig war, „zu gut, als daß ich mich nicht verpflichtet fühlen ſollte, Sie auf einige ganz unbedeutende Fehler aufmerkſam zu machen. Ich habe nicht leicht bei einem Deutſchen dieſe Harmonie des Wohllauts, dieſe Reinheit der Ausſprache gefunden, wie bei Ihnen, aber es iſt doch nicht ganz lingua toscana in bocca romana. Bei Ihrem angenehmen ſonoren Organ aber, und bei Ihrer unter uns Deutſchen ſo ſelten anzutreffenden Geläufigkeit dem Buchſtaben R ſein volles Recht angedeihen zu laſſen, an welchem ſonſt der Italiener den Transalpiner gleich erkennt, kann es Ihnen nicht ſchwer fallen, einige kleine Fehler abzulegen, und ſich die ächt italieniſche Ausſprache in höchſter Vollkommenheit anzueignen. Kommen Sie morgen zu mir," ſetzte ſie noch kurzem Bedenken hinzu, „wir wollen etwas mit einander leſen, damit ich Ihnen recht deutlich machen kann, was ich eigentlich meine."

Indem ſie ſo ſprach, ſtand ſie vom Sopha auf, und ehe Edmund ſich genugſam beſinnen konnte, um ihr auf ihre unerwartete Einladung zu antworten, war ſie ſchon am Ausgange des Kabinets; in der Thüre drehte ſie noch einmal nach ihm ſich um; „ich erwarte Sie, früh um eilf Uhr, vergeſſen Sie es nicht,“ rief ſie dem jungen Manne zu, der gar nicht wußte, wie ihm geſchehen, verneigte ſich ſehr graziös gegen ihn, und war mitten in der Geſellſchaft im Saale. Edmund drängte ſich ihr nach, und gewahrte eben noch, wie ſie mit ſeinem jüngſten Vetter, einem kaum vierzehnjährigen Knaben, nach dem Klaviere im raſcheſten Walzer durch den Saal flog, dann ſah er ſie nicht wieder; für dieſen Abend war ſie aus der Geſellſchaft verſchwunden.

Seltſam aufgeregt, faſt wie berauſcht, wandelte Edmund bis in die ſpäte Nacht hinein in ſeinem Zimmer auf und ab, von der wunderbaren Erſcheinung dieſer Frau tief ergriffen. Solch ein Gemiſch von feiner Koketterie und hinreißender Einfachheit, von faſt kindiſcher Spielerei und hoher Geiſtesbildung, von ernſter Unterſcheidungskraft und tiefem innigen Gefühl! gewiß, auf Erden konnte kein zweites Weſen dieſer Art leben, davon war er feſt überzeugt. Geblendet, unwiderſtehlich angezogen, aber doch nicht eigentlich im Herzen gerührt, war er nicht im Stande ſeine Gedanken von ihr abzuwenden. Daß eine ſo ausgezeichnete Frau ſich jemals herablaſſen könne, von ihm, dem von Allen Ueberſehenen, nur einigermaßen Notiz zu nehmen, wäre dem Beſcheidenen nie eingefallen, und nun hatte ſie ſelbſt ihn aufgeſucht, hatte ausſchließlich den größten Theil des Abends hindurch mit ihm allein ſich unterhalten, und welche Unterhaltung war das geweſen! wie gefühlvoll, wie offen hatte ſie ſich ihm gezeigt. Daß es ein weibliches Weſen dieſer Art, ſo hoch gebildet, ſo ſeelenvoll, und doch ſo ganz in und mit der großen Welt lebend, auf Erden gab, war ihm wie ein Traum.

Beim Erwachen war ſein erſter Gedanke,

daß er ſie innerhalb weniger Stunden wiederſehen werde, ſie, dieſe hohe Erſcheinung! von ihr ſelbſt dazu aufgefordert, und auf welche zuvorkommende Weiſe! Kaum konnte er die eilfte Stunde erwarten, die ihn zu ihr rief, und doch pochte ſein Herz ängſtlich, und er hatte Mühe ſich ſelbſt Muth einzuſprechen, als er ſich auf den Weg machte um zu ihr zu gehen.

Indeſſen, nur der erſte Schritt iſt ſchwer, behauptet ein allbekanntes franzöſiſches Sprichwort, deſſen Wahrheit Edmund ſehr bald an ſich ſelbſt erfuhr. Nach dieſem erſten Morgen, eilte er täglich um die nämliche Zeit mit freudigem Herzen zu ſeiner neuen Freundin, und die Stunden, die er bei ihr zubrachte, waren die hellſten Lichtpunkte ſeiner jetzigen, auch übrigens recht angenehmen Exiſtenz. Sie laſen mit einander, beſprachen ſich über das Geleſene, theilten einander mit der größten Offenheit ihre Gedanken und Anſichten mit, über Welt und Leben, über Poeſie und bildende Kunſt, über

Liebe und Freundſchaft, über alles, was einem nach Wahrheit ſtrebendem, alles betrachtendem Geiſt, das höchſte Intereſſe einflößen muß. Der Ideen-Reichthum, die ausgebreiteten Kenntniſſe, das feine ſtets rege Gefühl für das Rechte und Schöne dieſer ſeltnen Frau, ihre weit über Dilettantismus hinausgehende Fertigkeit in Ausübung der bildenden Kunſt, ſetzte Edmunden täglich in neues Erſtaunen, und zwang die reinſte Bewunderung ihm ab.

Nichts an ihr war alltäglich, bei ihr war keine Wiederholung des einmal ſchon Ausgeſprochenen zu denken, ihre äußere Erſcheinung wie ihr Geiſt, zeigten ſich immer friſch und neu, ohne jemals die kleinſte Spur von erkünſteltem Weſen oder Abſichtlichkeit zu verrathen. Einen Tag erſchien Frau von Lilienheim als eine durchaus nur an neuen Vergnügungen, an Theater, Putz, Tanz, Spiel und Muſik, Freude findende Dame der großen Welt, dann wieder munter, ſcherzend, neckiſch ſogar, wie ein Kind, dann wieder mit ernſtem, faſt männlichem Sinn, der Wiſſenſchaft nachforſchend, nie leidenſchaftlich, aber oft im Innern des Gemüths von verborgenem Schmerze verzehrt, von heimlicher Sehnſucht erfüllt, von trüben Erinnerungen verfolgt. Ihr dunkel flammendes, von Unausſprechlichem redendes Auge, haftete oft Minuten lang mit einem ganz eigenen Ausdruck auf Edmund, die ſchöne Hand ergriff die Seine, die Lippen des allerlieblichſten Mundes ſchienen zu irgend einem Bekenntniß, zu Ergieſſungen einer tief bekümmerten Seele ſich öffnen zu wollen, aber ſie blieben verſchloſſen, und das ſichtbar beklommene Herz ſchien keine andere Sprache zu kennen, als ſtille Seufzer, die es nicht immer in ſich zurückzudrängen vermochte.

Wenn Edmund dann, oft nur nach wenigen Stunden, in der Geſellſchaft ſie wieder ſah, ſo war ſie ganz Luſt und Freude, nahm an jedem Vergnügen den lebhafteſten Antheil, gab allein ſich hin, was nur dazu beitragen konnte, die heitere Stimmung der Anweſenden zu erhöhen; ſo war und blieb die wunderbare Frau ihm, wofür er vom Anfang an ſie erklärt hatte, ein ewiges, nie zu errathendes Räthſel, das aber eben wegen ſeiner Unerklärbarkeit ihn immer mächtiger anzog und beſchäftigte.

Seine ganze Stellung in der Geſellſchaft, hatte durch die lebhafte Theilnahme, welche die am meiſten bewunderte und dabei unbeſcholtenſte Dame in derſelben ihm bezeigte, ſich für ihn auf das glücklichſte verändert; ſie hatte zu einer Bedeutung in derſelben ihn erhoben, die er früher nie hoffen konnte zu erreichen. Ein tête à tête mit Frau von Lilienheim, wie am erſten Abende ſeiner Bekanntſchaft mit ihr, wurde ihm zwar nicht wieder vergönnt, dazu hatten ſie ihre Morgenſtunden, aber ſie wußte ſehr gewandt ihn dennoch auszuzeichnen und jede Gelegenheit zu ergreifen, um ſowohl ſeine Perſönlichkeit als ſeine geſelligen Talente vor der Welt leuchten zu laſſen, worauf er ſelbſt ſehr ſchlecht ſich verſtand.

Und immer tiefer verwickelte ſich Edmund in das ihn umſtrickende Netz; das immer enger ſich geſtaltende Verhältniß, das zwiſchen ihm und Frau von Lilienheim obwaltete, mußte doch einen Namen bekommen; ſie nannten es Freundſchaft; ein viel umfaſſendes Wort für Freunde von verſchiedenem Geſchlecht, welches die Sichern gar leicht über manche Gefahren hinwegblicken läßt. Ein ſonderbarer Taumel hatte ſich allmählig Edmunds bemächtigt, ſeine Freundin wußte ſeinen Geiſt, aber noch lebendiger ſeine Phantaſie unaufhörlich zu beſchäftigen, alles hatte Bezug auf ſie, was er dachte und that, nur ſein Gemüth, ſein Herz blieb, ſelbſt ihr zur Seite, unerfüllt und müßig, während ſie alle ſeine geiſtigen Kräfte bis zu einer faſt ſchmerzlichen, an Leidenſchaft gränzenden Spannung, in Anſpruch nahm.

Eines Morgens fand er ſie in einer ungewöhnlich trüben Stimmung, die keiner ſeiner Bemühungen, ſie zu erheitern, weichen wollte, und endlich auch ihn ergriff. In düſterm Nachdenken verſunken wandelte er eine Weile auf der zu dieſer Stunde ganz unbeſuchten Promenade auf und ab, nachdem er ſeine Freundin verlaſſen, und ſuchte vergebens den Grund ihres ſtillen Grames zu erforſchen, dem ſie jetzt weit öfter als wohl früher, ſich ganz unverholen hingab. Sie liebt, — ſie liebt dich! rief es plötzlich in ſeiner Seele, und ihm war als fiele mit einemmal die Decke von ſeinen Augen, die unbegreiflicher Weiſe ihm ſo lange die Wahrheit verborgen, deren Licht jetzt ſchmerzlich auf ihn eindrang. Ein wunderbarer Kampf begann in ſeinem Innern, ein Kampf zwiſchen Pflichtgefühl, Dankbarkeit, Eitelkeit und einem ſeltſamen Etwas, das er ſehr geneigt war Liebe zu nennen, welchen die Erinnerung an das ſeiner Mutter gegebene Wort noch vermehrte.

Eine übereilte Heirath war in dieſem Falle gerade nicht denkbar; daß Frau von Lilienheim ſieben oder acht Jahre älter war als er, kam bei ihm freilich nicht in Betracht; denn ein Weſen ſo ſeltener Art wie ſie, ſtand, ſeiner Ueberzeugung nach, weit außerhalb dem Bereiche der Zeit, die über daſſelbe keine Macht haben konnte. Doch Frau von Lilienheim war vermählt, und wenn auch vielleicht, wie es der Anſchein gab, dieſe Ehe keine der glücklichſten genannt werden konnte, ſo war es eben deshalb um ſo mehr Edmunds Pflicht zu entfliehen. Aber die Freundin verlaſſen, weil ſie unglücklich war, konnte, durfte er das? und würde er ſich jemals überwinden können, ihrer bezaubernden Nähe freiwillig zu entſagen! Der innere Kampf in ſeinem Gemüthe erneute ſich, er währte lange, aber das Pflichtgefühl trug endlich doch den Sieg davon; oder war es vielleicht Ueberdruß? aus zu lebhaft angeregtem Intereſſe entſtehende Langeweile? wenn dem vielleicht auch ſo war, ſo war Edmund wenigſtens ſich deſſen nicht deutlich bewußt.

Sein Entſchluß ward redlich gefaßt, und um auch ſelbſt die Möglichkeit, ihm noch untreu werden zu können, ſich zu benehmen, machte er gleich zur nämlichen Stunde ſeinen Oheim mit demſelben bekannt. Er ſagte dieſem, daß er geſonnen ſey, ſchon am folgenden Morgen abzureiſen, indem er bedacht habe, daß es gerathener wäre, ſich einige Tage vor Anfang der Vorleſungen auf der Univerſität ein wenig zu orientiren, ſich vorläufig einzurichten, Profeſſoren zu beſuchen, und Empfehlungsbriefe abzugeben, um hernach um ſo ungeſtörter ſeinen Studien obliegen zu können.

Der Oheim verwunderte ſich nicht wenig über dieſen ſchnellen Entſchluß, er liebte ſeinen Neffen wirklich, und war gar nicht geneigt, früher als es die Nothwendigkeit erforderte, ihn aus ſeinem Hauſe zu entlaſſen, aber die Gründe dafür, die dieſer jetzt weitläuftiger auseinander ſetzte, ſchienen ihm zu vernünftig, zu wohl überlegt, es ließ im Ganzen ſich zu wenig dagegen einwenden, als daß der gute Mann, nach einiger wohlwollender Weigerung, ihnen nicht endlich hätte nachgeben ſollen, doch nur unter der Bedingung, daß Edmund ihm verſprechen müſſe, die nächſte Ferienzeit wieder im Hauſe des Oheims, und nirgens anders zuzubringen, wozu ſich dieſer auch ſehr bereitwillig finden ließ.

Stolz auf den über ſich ſelbſt errungenen Sieg, machte Edmund ſich jetzt auf, um auch ſeiner Freundin die unerwartet ſchnelle Trennung anzukündigen, aber ſchon unterwegs ſank ihm der Muth, ſein Kopf füllte ſich mit den allerwunderlichſten Ideen, von der Art wie ſie dieſe Nachricht aufnehmen, von dem was ſie dabei leiden werde, und mit einem nichts weniger als ruhigem Herzen ſtellte er ſchon im Voraus ſich vor, was ſie Alles thun und ſagen werde, um ihn zum Dableiben zu bewegen. Er nahm ſich zwar vor, auf einem Entſchluſſe feſt zu beharren, den nicht nur das ſeiner Mutter geleiſtete Verſprechen ihm zur heiligen Pflicht mache, den er auch um Frau von Lilienheim's und ſeiner ſelbſt willen nicht abändern könne noch dürfe; aber ſein Herz ging ihm dabei doch von Mitleid für die hohe Frau über, die er ewig verehren müſſe, die ſo vieles für ihn gethan, deren Gleichen er nie wieder antreffen könne, und deren Ruhe er vielleicht unwiderbringlich zerſtört habe. Er nahm ſich vor, ſo zart, ſo ſchonend als möglich mit ihr zu verfahren, er dachte ſoviel darüber nach, wie er es wohl anfangen könne, ſie auf die Trennung vorzubereiten, ohne ſie allzuſchmerzlich zu verletzen, daß er zuletzt gar nicht mehr wußte, was er dachte oder wollte, und gleich beim Eintritt in ihr Zimmer völlig kopflos geworden, ſeine ſchöne Freundin mit einem Schwall verworrener Redensarten überſtrömte, die ſie eben ſo verwundert als geduldig anhörte, aus denen ſie aber nichts herausbringen konnte, als daß er zur ungewohnten Stunde gekommen ſey, um ſie auf irgend einen plötzlichen großen Unglücksfall vorzubereiten.

Als ihr endlich klar wurde, wovon denn eigentlich die Rede ſey, ſchien ſie aber doch darüber zu erſchrecken, und bedurfte wirklich einiger Minuten, um ſich gehörig zu faſſen.

„Fort wollen Sie alſo? und das ſo unerwartet ſchnell?“ rief ſie mit unbeſchreiblich ſanft klagender Stimme: „ich ſoll Sie verlieren, meinen Zögling, meinen Freund, meinen — darauf war ich nicht vorbereitet, nein, wahrlich nicht,“ ſetzte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu: „und warum dieſe gräßliche Eile? zehn ſchöne Tage lagen noch vor uns, Sie ſehen, ich habe ſie wohl gezählt,“ ſprach ſie wehmüthig lächelnd; „ach, und aus Tagen beſteht ja das Leben, beſteht ja das Glück! Edmund! gerade auf dieſe letzten zehn Tage hatte ich ſo herzlich mich gefreut, ich hoffte ſo manches von dieſen zehn Tagen. O bleiben Sie," bat ſie.

„Ich kann nicht, ich darf nicht," rief Edmund, und bot allen ſeinen Heroismus auf, um dem Zauber zu widerſtehen, den die gefährliche Frau in dieſe einfache Bitte zu legen wußte: „Mich ruft die Pflicht, mich ruft — o ſchöne Freundin, könnten Sie den Schmerz ermeſſen, mit welchem ich von Ihnen mich losreiße! lange, lange werde ich der ſeligen, nie wiederkehrenden Stunden gedenken, die ich Ihnen verdanke! ohne Sie bleibt mein Daſeyn verarmt, doch Ihnen möge ein freundlicher Genius die Ruhe bald wieder ſchenken, die ich Unglücklicher — ach mit meinem Leben, ſelbſt mit dem was mir das Theuerſte iſt, mit Ihrem Andenken möchte ich ſie Ihnen erkaufen, darum flehe ich, ſuchen Sie zu vergeſſen, vergeſſen Sie — —" er ſtockte und wagte nicht den Satz zu vollenden.

„Was ſoll ich vergeſſen, wen ſoll ich vergeſſen? doch nicht Sie, meinen jungen Freund, meinen lehrbegierigen Zögling, der mir gewiß einſt noch Ehre machen wird? nein, das geſchieht nimmermehr:“ rief Frau von Lilienheim, zwar nicht unfreundlich, aber doch mit einem Ton, der auf Edmund ungefähr die Wirkung eines unverſehens erhaltenen kalten Sturzbades machte; Frau von Lilienheim ſchien dieſes nicht bemerken zu wollen. „Sie wollen fort?“ ſprach ſie mit jener gütig ſich herablaſſenden Hoheit, die es ihr ſo leicht war anzunehmen, ſobald ſie es wollte, und die ihr ſo unübertrefflich wohl ſtand: „Sie wollen fort? nun ſo begleite Sie ein günſtiges Geſchick; gehen Sie, denn gegen ein ſo beſtimmt ausgeſprochenes Wollen darf ſelbſt die ältere rathende Freundin keine Einrede wagen; die Stimme in unſerer Bruſt iſt oft die unſeres Schutzgeiſtes, der keiner widerſtrebt, ohne ſpäter dafür büßen zu müſſen. Gehen Sie, weil Sie es wollen und deshalb müſſen, aber gehen Sie gleich; ein langer Abſchied iſt nutzloſe Selbſtquälerei. Sobald Ihre Studien es erlauben, kehren Sie wieder zü uns zurück, mich finden Sie wieder wie Sie mich verließen, und möge auch ich an Geiſt und Gemüth unverändert Sie wieder begrüßen."

Flüchtig reichte ſie bei dieſen Worten die ſchöne Hand ihm zum Abſchiede hin, und eilte fort von ihm in ihr Kabinett.

Ein wenig verwirrt, ein wenig gedemüthigt und gereizt, ging Edmund jetzt nach Hauſe, ſein Verſtand ſagte ihm, daß er alle Urſache habe das Benehmen ſeiner Freundin als höchſt beruhigend und tröſtlich zu empfinden, aber damit zufrieden war er nicht; er ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, und das iſt allemal ein höchſt verdrießliches Gefühl.

Innere Unruhe verſcheuchte die Nacht hindurch den ſüßen Schlaf von Edmund's Augenliedern, ſie trieb ihn lange vor der Zeit fort, der Eilwagen, mit dem er abermals die Reiſe zurücklegen wollte, ſollte erſt um ſieben Uhr abgehen, und eben ſchlug es ſechſe, als er vor dem Poſthauſe anlangte; er merkte gleich, daß er zu früh gekommen, und daß unter einer Stunde an keine Abreiſe zu denken ſey, doch in das Haus ſeines Oheims, von dem er ſo eben Abſchied genommen, mochte er nicht wieder zurückkehren, und ſo wandelte er denn einſtweilen verſtimmt und mißmuthig vor dem Poſthauſe auf und ab, und ſah dem Bepacken des Eilwagens zu, deſſen Anblick ein Heer von Erinnerungen aufweckte, die ſeit ſeiner nähern Bekanntſchaft mit Frau von Lilienheim in ihm geſchlummert hatten.

Er trat näher zum Wagen, betrachtete ihn genauer, es war gerade der nämliche, in welchem er vor kaum zwei Monaten mit Lottchen hier angekommen war, mit jenem einfachen lieblichen Naturkinde, deſſen holdes Bild, vom Zauberlicht der Phantaſie umfloſſen, vor ſeinem innern Sinne plötzlich wieder aus dem Dunkel der Vergeſſenheit ſich erhob. Er ſtieg in den Wagen hinein, er wollte, er mußte die Stelle wiederſehen, ehe dieſe von irgend einem Reiſenden eigenommen wurde, wo ſie damals ſicher ſchlummernd unter dem Schutze der Unſchuld an ſeiner Seite geruht, und immer lebendiger ſtand die holde Erſcheinung vor ihm, und nur dringender erwachte in ihm die Sehnſucht, ſie nur noch einmal wieder zu ſehen.

Mit einer Freude, als hätte er ein theures Kleinod gefunden, entdeckte er in der Ecke, in welcher ſie geſeſſen, ein Sträußchen von den kleinen, unſcheinbaren Blumen, welche die Landleute in einigen Gegenden Deutſchlands Johanniskraut nennen und Kränze daraus flechten, die ſie in ihren Stuben aufhängen. Lottchen hatte das Sträußchen gepflückt, Lottchen hatte es an der nämlichen Stelle im Wagen befeſtigt, wo es noch jetzt ſich befand.

Ich liebe dieſe kleinen goldigen Sterne, weil ſie ſo genügſam, ſo geduldig, ſo ausdauernd ſind: hatte ſie geſagt, man kann von der Wurzel ſie trennen, man kann ihnen alles nehmen, wenn nur das Tageslicht ihnen bleibt, ſind ſie ſchon zufrieden, laſſen das Köpfchen nicht hängen und blühen fleißig fort, bis auch das letzte Knöſpchen oben an den Spitzen der ſchwachen Zweigelchen entfaltet iſt. Und das Sträußchen war wirklich noch nicht ganz vertrocknet, es blühte an den Spitzen noch fort. Edmund drückte es mit einem ganz eigenen Gefühl an ſeine Lippen, und befeſtigte es, mit Lottchens noch daran befindlicher Nadel, über ſeinem wunderbar bewegtem Herzen.

„Sind Sie es denn wirklich, lieber Herr Baron?“ rief draußen eine ſanfte etwas furchtſame Stimme. Edmund blickte auf, und gerade in Lottchens roſig blühendes, nur durch das Fenſterglas von ihm geſchiedenes Geſicht: ſie hatte ſich ſo hoch als möglich auf den Fußſpitzen erhoben, um in den Wagen zu ſehen, und lächelte mit ihren klaren blauen Augen recht treuherzig freundlich ihn an. Edmund flog zum Wagen hinaus und ſtand in der nächſten Sekunde athemlos vor Entzücken, mit ihr Hand in Hand, auf der noch immer ziemlich menſchenleeren Straße.

„Ich habe Sie wohl erſchreckt, lieber Herr Baron,“ ſprach Lottchen, „es thut mir leid, aber ich konnte nicht anders. Ich wünſchte ſo ſehr Ihnen einmal zu begegnen, um Sie zu bitten mir zu verzeihen, daß ich damals ſo ohne Abſchied und Dank, von Ihnen hinwegeilte; es wollte mir niemals gelingen, Ihrer anſichtig zu werden, bis ich Sie heute aus der Ferne hier in den Wagen ſteigen ſah; da ſprang ich denn ſchnell quer über den Platz zu Ihnen hin. Sie haben mich bisher gewiß für recht undankbar und unartig gehalten, aber lieber Herr Baron, als ich damals den alten Heinrich am Schlage ſtehen ſah, wurde es mir mit einemmal ſo beklommen um das Herz, daß ich gar nicht mehr recht wußte, was ich that;

auch hatte ich in der kurzen Zeit mich wirklich ſo ſehr daran gewöhnt, unter Ihrem Schutze zu ſtehen, daß mir zu Muthe war, als müßten Sie mit mir zu meiner Frau Pathe gehen.“

„Lottchen, liebes ſüßes Lottchen, wie dieſes Wiederbegegnen mich entzückt! Auch ich habe ſehnlichſt gewünſcht Sie noch einmal im Leben zu ſehen,“ rief Edmund, und konnte nicht aufhören das liebliche Geſicht, die holde Geſtalt zu betrachten, die in dem modernen eleganten Morgenanzug ſich noch weit vortheilhafter zeigte, als früher in dem einfachen Reiſekleide. „Und wie geht es Ihnen denn hier? wie leben Sie, ſind Sie auch in Ihrer jetzigen Lage recht zufrieden?“ fragte er mit theilnehmendem Eifer.

„Nur zu gut geht es mir, nur gar zu gut,“ erwiederte Lottchen ſehr heiter; „ich könnte ſagen, ich lebe wie im Himmel, wenn ich nicht zuweilen mich nach den Meinigen ſehnte; aber das thun die Seligen dort oben wohl auch, denke ich, denn ohne etwas auf Erden ſo recht von Herzen lieb zu haben, kann man doch gewiß nicht recht ſelig ſeyn. Meine Frau Pathe iſt unbeſchreiblich gut gegen mich, den ganzen Tag bin ich um ſie, und ſie hält mich ganz wie ihr eigen Kind. Wir leben ſehr ſtill, ich gehe wenig aus und zu uns kommen auch nicht viele Leute, aber die Zeit wird mir deshalb nicht lang. Lernen thue ich entſetzlich viel; Zeichnen, Singen, Tanzen, Harfe ſpielen, italieniſch und franzöſiſch und noch tauſenderlei mehr, gerade als ob ich ein vornehmes gnädiges Fräulein wäre, und die Leute im Hauſe müſſen mir auch ſo begegnen. Das aber, lieber Herr Baron, iſt auch das Einzige, was mir bei meiner lieben Frau Gräfin nicht ganz gefällt; ich meine immer, ſie thut nicht recht daran; denn über ſeinen Stand hinaus ſoll man doch keinen treiben."

Edmund mußte die Treue bewundern, mit welcher Lottchen, unerachtet ihrer jetzigen durchaus veränderten Lage, bei der anſpruchsloſen Beſcheidenheit beharrte, die ihr zur zweiten Natur geworden zu ſein ſchien; er konnte nicht umhin, dieſes gegen ſie zu äußern, und vergaß ſich endlich ſo weit ihr zu ſagen: daß kein Stand in der Welt ſo hoch ſey, dem ſie nicht zur Ehre und zum Schmuck gereichen müſſe. Er bereute das übereilte Wort, ſobald er es ausgeſprochen hatte, denn der Brief ſeiner Mutter fiel ihm plötzlich ein, doch zum Glück hatte Lottchen den Sinn deſſen, was er geſagt, nicht recht gefaßt oder wollte ihn auch vielleicht nicht verſtehen.

„Das Beſte bei dem Allen iſt, daß ich mich wenigſtens nicht an Müßiggang gewöhne,“ erwiederte ſie ſehr ruhig: „vom Morgen bis zum Abend habe ich den ganzen Tag über vollauf zu thun; meine Gräfin muntert mich immerfort zum Fleiße und zur Thätigkeit auf, und hat ihre größte Freude daran, wenn meine Lehrer mit mir zufrieden ſind. Aber ich bedenke doch oft, wozu das Alles am Ende führen ſoll. Zu Hauſe, bei meinen Eltern, kann ich nicht die Hälfte von dem brauchen, was ich hier um ſchweres Geld und mit großem Zeitaufwande mühſam erlerne, ja ich werde es ſogar künftig ordentlich darauf anlegen müſſen, vieles davon wieder zu vergeſſen, was mir in meinem klein-bürgerlichen Haushalt eher hinderlich als nützlich werden kann; obendrein ſtehe ich in Gefahr mich durch das vornehme Leben, das ich hier führen muß, zu verwöhnen, obgleich ich mir alle Mühe gebe, nicht zu vergeſſen was ich eigentlich bin. Ich habe mir auch ſchon ein paarmal ein Herz gefaßt, und meine liebe Beſchützerin gebeten, dieſes wohl zu bedenken, aber dann nimmt ſie mich in ihre Arme und herzt mich, nennt mich ihr gutes dummes Kind, und ermahnt mich, ihr nur in allen Stücken zu folgen, übrigens getroſten Muthes zu ſeyn, und mich wegen meiner Zukunft auf ſie zu verlaſſen; was kann ich dabei weiter thun? Sie iſt ſo gut und hat mich ſo lieb, und iſt auch ſchon ſo ſehr alt, nahe an die achtzig, und obgleich ſie für ihre Jahre noch ſehr munter und rüſtig iſt, ſo wird ſie doch wohl in dieſer Welt nicht mehr viel Freude erleben, und da wäre es doch ſehr unrecht von mir, wenn ich nicht alles thun wollte, was ſie verlangt und ihr Vergnügen macht. Meinen Sie nicht auch, Herr Baron?“

Edmund war zu bewegt, um dieſe Frage anders als mit Blicken beantworten zu können; beide ſtanden ein paar Minuten ſchweigend neben einander.

„Sie läuten ſchon zum drittenmal, und ich muß fort in die Kirche,“ rief Lottchen plötzlich. „So leben Sie denn wohl, lieber Herr Baron, recht froh, recht glücklich und gedenken Sie meiner zuweilen,“ ſetzte ſie mit bewegter Stimme hinzu, und reichte mit abgewandtem Blicke ihm die kleine Hand zum Abſchiede hin.

„Und ſo ſoll ich denn abermals mich von

Ihnen trennen, ohne Ausſicht Ihnen jemals wieder zu begegnen!“ klagte Edmund: „wie oft habe ich nach dieſem ſchönen Augenblick des Wiederſehens mich geſehnet, und nun iſt er ſo ſchnell an mir vorübergerauſcht, und nur an dem Schmerz, Sie wieder zu verlieren, fühle ich, daß er mir geworden. So ſey es denn, weil es nicht anders ſeyn kann, mit tiefem Schmerz ſage ich Ihnen das letzte Lebewohl, vielleich auf immer für dieſe Welt. Holdes, ſchönes, theures Mädchen, möge auch ferner ein guter Engel über Sie wachen, möge nie ein feindliches Geſchick den Himmelsfrieden dieſer reinen Seele trüben! ich kann Sie nie vergeſſen, geben Sie auch mir den Troſt, daß Sie meiner gedenken wollen.“

Je länger Edmund ſprach, je weicher, je bewegter wurde er. Seine Stimme brach, ſein Auge füllte ſich mit Thränen, und hingeriſſen von der Macht des Augenblicks, ſeiner ſelbſt ſich kaum noch bewußt, wagte er es, Lottchen zu umfaſſen und ſie an ſeine Bruſt zu ziehen, als wolle er zum Abſchiede ſie umarmen; ſie aber riß gewaltſam ſich von ihm los, trat einen Schritt von ihm zurück, und ſah zürnend, mit feſtem ernſtem Blick ihn ſchweigend an.

Edmund fühlte ſich wie vernichtet. „Lottchen,“ rief er ſchmerzlich, „wäre es möglich! können Sie auf dieſe Weiſe mich mißverſtehen? Hat nicht mein Betragen während unſerer Reiſe Sie überzeugen können, wie unmöglich es mir ſey, auch nur einen Gedanken zu faſſen, der Ihrer unwürdig wäre, der Sie beleidigen könnte? und nun wollen Sie, vielleicht auf immer, im Zorne von mir ſcheiden? verdiene ich das? können Sie, die keinem lebenden Geſchöpfe wehe thun möchte, mir allein ſo wehe thun? mich ſo ſchmerzlich betrüben?“

Während Edmund ſo ſprach, hatte das liebliche Mädchen ſich ganz unmerklich ihm wieder genähert, ein leiſer Frühlingshauch umwehte ihn plötzlich, Lottchens Lippen berührten im flüchtigſten Kuſſe ſeine Wange. Im ſeligſten entzückendſten Schrecken ſchwanden ihm Himmel und Erde einen kurzen Augenblick lang, und als er wieder aufſah, war Lottchen ſeinen Blicken entſchwunden, aber ihr Kuß, der erſte Mädchenkuß, den er jemals erhalten, brannte noch lange mit unverlöſchlichem Feuer auf ſeiner Wange und in ſeinem Herzen.

Die Freiheit des akademiſchen Lebens, das heitre geſellige Zuſammenſeyn mit jungen Leuten ſeines Alters, die mit ihm zugleich dem nämlichen Ziele zuſtrebten, gewannen ſehr bald für ihn einen unbeſchreiblichen Reiz, und nie hatte er ſich glücklicher gefühlt, als in dieſem ſteten Wechſel zwiſchen Arbeit und jugendlich frohem Lebensgenuß; doch Lottchens und ihres Abſchiedskuſſes mußte er dabei doch immer gedenken. Auch Frau von Lilienheim blieb unvergeſſen, alles was zu hoher Begeiſterung ihn anregte, jedes Meiſterwerk der Kunſt, der Poeſie, alles was ſeine ſtets rege Phantaſie mit glühenden, lebensreichen Bildern erfüllte, rief ihre blendende Erſcheinung ihm vor die Seele zurück: ſie ſtand vor ihm, wie ein hohes, herrlich vollendetes Götterbild, wie eine große erhabne Erſcheinung in der Natur, die man ſtaunend bewundert, ohne ſich liebend zu ihr hingezogen zu fühlen, und nach ihrem ſteten Anblick ſich zu ſehnen.

Lottchen's aber mußte er bei jeder einfachen kleinen Freude gedenken, beim Geſange der Lerche, beim Anblick eines blühenden Roſenſtrauchs. Ein im Freien genoßner ſtiller Abend, ein kleines kunſtloſes zum Herzen ſprechendes Lied, weckten die Erinnerung an ſie, und die Sehnſucht nach ihrer Nähe in ihm auf; dennoch ehrte er das ſeiner Mutter geleiſtete Verſprechen, und hielt treu an dem Vorſatz, auf keine Weiſe Nachricht von ihr zu erhalten zu ſuchen.

Bei alledem aber war er doch zu unverſchrobenen Gemüthes, zu geſund an Leib und Seele, zu ernſtlich und anhaltend mit der Erweiterung ſeiner Lebensanſichten und ſeines Wiſſens beſchäftigt, um ſich in ſchwermüthige Liebesgedanken ganz zu verlieren. Unter den Fleißigſten war er der Fleißigſte, wie unter den Frohen der Froheſte. Sein heiterer Sinn, ſein friſches warmes Mitgefühl bei andrer Leiden und Freuden, machten ihn allen die ihn kannten, lieb und werth. Mancher jugendliche Freundſchaftsbund wurde auf der Univerſität für die Ewigkeit, wie er damals wähnte, von ihm geknüpft, auch fehlte es an kleinen unſchuldigen Liebeshändeln nicht, in die er, er wußte ſelbſt nicht wie, ſich verflochten ſah. Leichte Roſenbande, die eben ſo ſchnell und leicht von ſelbſt ſich wieder löſ'ten, als ſie geſchlungen worden waren; keines derſelben wurde ſo ernſter Art, als daß es an das ſeiner Mutter gegebene Wort ihn hätte erinnern können. Sein Herz blieb dabei ruhig und frei, frühe

Gewöhnung und natürlicher Widerwille gegen alles, was an rohe Gemeinheit gränzte, bewahrten ihn vor Sittenloſigkeit und zu dieſer führenden Verbindungen, und ſo kam nach Jahr und Tag die Ferienzeit wieder heran, und er kehrte mit bereichertem Geiſte und eben ſo reinen Herzens und unverdorbenen Sitten in das Haus ſeines Oheims wieder zurück, als er daſſelbe verlaſſen.

Die ſchnelle, höchſt vortheilhafte Entwicklung ſeines Geiſtes, wie ſeiner äußern Geſtalt, welche ein einziges in freien und ausgebreiteten Verhältniſſen verlebtes Jahr hervorgebracht hatte, überraſchte alle ſeine Verwandte und frühern Bekannte. Edmund ſelbſt fühlte ſehr lebhaft die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, ſobald er die Säle wieder betrat, ſich von der nämlichen Geſellſchaft wieder umgeben ſah, wo er früher vor banger Scheu ſich kaum zu regen getraut hatte, und es als ein Glück betrachtete, wenn jemand ſich die Mühe nehmen mochte, im ein paar freundliche Worte zuzuwenden. Er war nicht mehr der unbeholfne blöde Knabe, der er geweſen, er war zum Manne herangereift, der frei und leicht ſich unter ſeines Gleichen bewegte, und ohne die ſeiner Jugend ziemende Beſcheidenheit zu verletzen, ſich recht geſchickt an den Platz zu ſtellen wußte, der ſeiner ausgezeichneten Perſönlichkeit zukam. Statt ſich Hülfs- und Schutzbedürftig zu fühlen, machte er jetzt ſelbſt, und nicht ohne Glück, den Beſchützer einiger ſeiner akademiſchen Freunde, die ihn in die Reſidenz begleitet hatten und die er mit vielem Anſtande bei ſeinem Oheim einführte; gab ihnen, trotz dem erfahrenſten Weltmanne, die nöthigen Notizen, um ſie mit dem Grund und Boden, auf welchem ſie ſtanden, bekannt zu machen und ſie vor lächerlichen oder verdrießlichen Mißgriffen zu bewahren, während ſein Oheim ihn unbemerkt beobachtete und ſich des

Talentes ſeines jungen angehenden Diplomaten nicht wenig freute.

Das einzige, wovor ihn allemal ein kleiner Schauder überlief, ſo oft er daran dachte, war das Wiederſehen der Frau von Lillenheim, deren Rückkehr von einer Badereiſe täglich erwartet wurde, denn die Art, wie ſie damals ihn entlaſſen, hatte ihn doch nicht ganz über die Furcht beruhigen können, ihrer Ruhe gefährlich geworden zu ſeyn. Die ſchöne Frau erſchien eines Abends ganz unverhofft in der Geſellſchaft, Niemand hatte ihre Rückkunft erfahren; unerwartet, unangemeldet, wie das Glück, trat ſie ein, und mit einem lauten Freudenruf ſtrömte Jung und Alt ihr entgegen. Edmund durfte nicht zurückbleiben, obgleich ein ganz eignes Herzklopfen ihn dabei befiel, das mit einem Rückfall in ſeine frühere linkiſche Ungewandtheit ihn bedrohte.

Heiter lächelnd, mit aller der ihr eignen Grazie und Holdſeligkeit, trat ſie den von ihren Freunden und Verehrern ihr dargebrachten Huldigungen entgegen, umarmte ſämmtliche Damen der Reihe nach, wußte jeder eine ſie beſonders intereſſirende Freundlichkeit zu ſagen, erwiderte mit warmer Herzlichkeit die Grüße der Männer, die ſich freudig um ſie her drängten, überſah keinen, zeichnete aber auch keinen vor den Andern aus, auch Edmunden nicht, was dieſen nicht wenig verletzte. Hätte ſie ihn zurückgeſetzt, hätte ſie ihn nicht bemerken zu wollen geſchienen, er hätte gewiß Mittel und Wege gefunden, ſich dieſes auf eine, mit ſeinen eigenen Vermuthungen übereinſtimmende Weiſe auszulegen; aber ſich ſo mit allen Uebrigen in eine Reihe geſtellt zu ſehen, kam ihm faſt beleidigend vor.

Er beobachtete ſie aus der Ferne, keine Spur ihres ehemaligen Trübſinns umwölkte die ſchöne Stirn; heiterer, liebenswürdiger, mittheilender als er ſie jemals geſehen, ſaß ſie mitten im Kreiſe da, erzählte und ließ ſich erzählen. Edmund begriff ſie nicht; mit der allergleichgültigſten Freundlichkeit wandte ſie im Geſpräche ſich an ihn wie an die Andern; ſollte ſie über ihr Gefühl wirklich geſiegt, ſollte ſie unſer ehemaliges Verhältniß wirklich ganz vergeſſen haben? fragte er ſich ſelbſt und wollte ſich darüber freuen, aber es gelang ihm nicht. Er wollte bemerken, daß ſie doch eigentlich weit älter ausſehe, als er ſie vor einem Jahre geſehen, wollte manches in ihrer Art zu ſprechen, ſich zu bewegen, ſich zu kleiden, geſucht und affektirt finden, was früher als idealiſch-ſchön und graziös ihn entzückt hatte; ach, wie iſt Lottchen in ihrer anſpruchsloſen Einfachheit doch ein ſo ganz andres Weſen: ſagte er ſich ſelbſt, und doch war es ihm unmöglich, die Augen von der gefährlichen Zauberin abzuwenden oder in ihrer Gegenwart auf etwas andres zu richten, als auf ſie.

Frau von Lilienheim erklärte ſich ſehr bald für zu ermüdet, um dieſesmal länger bei der

Geſellſchaft verweilen zu können. Edmund war ſchon mit den kleinen Kunſtgriffen der Damen in der großen Welt bekannt genug, um zu bemerken, daß ſie abſichtlich ihren Shwal an einem Orte ſuchte, wo er weder lag noch liegen konnte, um dadurch in ſeine Nähe zu gelangen: Morgen kommen ſie doch zur gewohnten Stunde? flüſterte ſie ihm zu, indem ſie an ihm vorüberſtreifte, ſo leiſe, ſo ohne ihn anzuſehen, faſt ohne die Lippen zu regen, daß Niemand, außer ihm, es bemerken konnte.

Alſo doch? doch? ſie hat meiner nicht vergeſſen, dachte Edmund halb geſchmeichelt, halb betrübt. Wunderliche Gedanken ſtiegen in ihm auf, ganz enorme Anſichten ſeiner Verpflichtung, dieſes hohe, ausgezeichnete Weſen, das bei ſeinem erſten Eintritt in die große Welt ihm wie ein Schutzgeiſt zur Seite geſtanden, vor jeder Entwürdigung ſeiner ſelbſt zu bewahren. Er nahm ſich vor, höchſt zart und ſchonend mit der edeln unglücklichen Freundin zu verfahren, aber alles anzuwenden, um ſie auf den hohen Standpunkt zurückzuführen, auf welchem ſie vor der ihrer Ruhe gefährlichen Bekanntſchaft mit ihm geſtanden, er wollte — was wollte er nicht alles?

Ausgerüſtet mit heldenmüthigen Vorſätzen, machte Edmund am folgenden Morgen ſich zur beſtimmten Stunde auf den Weg, und konnte nicht umhin ſich ſelbſt ein wenig zu bewundern; aber wie ſank ſein Stolz, als er das Zimmer ſeiner Freundin betrat und dort aus allem hervorging, daß ſie an nichts weniger gedacht habe, als an ein zärtliches tête à tête mit ihm. Ein mit vier Couverts verſehener, elegant ſervirter Frühſtücks-Tiſch, ſtand augenſcheinlich ihn erwartend da, der Bediente, der ihn hereingeführt hatte, erhielt Befehl, dem gnädigen Herrn und der Fräulein Laura zu melden, daß das Frühſtück bereit ſey, und nun erſt wandte Frau von Lilienheim ſehr ruhig, aber mit gewohnter Freundlichkeit, ſich an ihren, von ſeiner Höhe tief geſunknen jungen Freund, reichte ihm zum Willkommen die ſchöne Hand, wie ſie immer zu thun pflegte, und erklärte ihm mit der größten Gelaſſenheit, daß ſie ihn geſtern ſo heimlich eingeladen habe, weil ſie heute noch keine eigentlichen Beſuche anzunehmen Willens ſey, wohl aber gewünſcht habe, ihn mit ihrer Schweſter, beſonders aber mit ihrem Gemahl bekannt zu machen, den Edmund noch nicht kenne, weil er im vorigen Jahre verreiſet geweſen, und der als ein leidenſchaftlicher Jäger, ſchon morgen auf das Land zu einer großen Jagdparthie geladen ſey, die ihn gewiß mehrere Tage dort feſthalten werde. Gedemüthigt, von allen ſeinen großen heroiſchen Vorſätzen verlaſſen, blieb dem armen Edmund auf dieſe Weiſe nichts andres übrig, als ſich im Stillen ſeiner thörichten Einbildungen recht herzlich zu ſchämen, und ſich feſt vorzunehmen, nie wieder zu ähnlichen ſich verlocken zu laſſen.

Und nun erſchien Herr von Lilienheim ſelbſt; erſtaunt blickte Edmund an der hohen impoſanten Geſtalt des ſchönſten Mannes hinauf, den er jemals geſehen zu haben ſich erinnerte. „Hier, mein Freund, ſtelle ich dir meinen Zögling vor, von dem ich und Andere dir ſchon erzählt haben; du ſiehſt, er macht meiner Erziehungskunſt Ehre,“ ſprach Frau von Lilienheim, indem ſie Edmunden ihrem Gemahl zuführte, der ihn treuherzig freundlich willkommen hieß und ihm dabei die Hand ſo kräftig ſchüttelte, daß Edmund es noch einige Minuten hinterher empfand. Fräulein Laura, die wenigſtens um zehn Jahre jüngere Schweſter der Frau von Lilienheim, hatte ſich indeſſen ebenfalls eingefunden; ein liebliches Mädchen von kaum ſiebzehn Jahren, das, unerachtet der unverkennbarſten Aehnlichkeit mit ſeiner Schweſter, gewiß nicht ſchön, ſelbſt wenn man die Züge des freundlichen Geſichtchens einzeln betrachtete, kaum hübſch genannt werden dürfte, dem aber die blühendſte Jugendfriſche, und der Ausdruck innerer Zufriedenheit mit ſich und der Welt, jenen unwiderſtehlichen Zauber der Anmuth verlieh, der oft über die anerkannt regelmäßigſte Schönheit den Sieg davon trägt.

Edmund wurde der liebenswürdigen Laura als einer der beſten und unermüdlichſten Tänzer vorgeſtellt, und ſomit war er in der Familie ſeiner Freundin eingeführt, und wurde als ein Mitglied derſelben betrachtet. Frau von Lilienheim zeigte ſich während des Frühſtücks vom heiterſten, liebenswürdigſten Humor; ſie ging auf die oft ziemlich gewöhnlichen Scherze ihres Mannes, mit freundlicher Gutmüthigkeit ein, half ihm bei den kleinen Neckereien, die er an ſeine hübſche Schwägerin richtete, und dieſe belachte recht aus Herzensgrund jeden ſeiner Einfälle, was ihr, wie ſie recht gut zu wiſſeu ſchien, ungemein reizend ſtand.

Edmund ſaß dabei wie aus den Wolken

gefallen. War dieſes das Kabinet ſeiner Freundin, in welchem er ſo oft in hoher Begeiſterung unſterbliche Worte von ihren Lippen vernommen? War ſie es wirklich ſelbſt, deren ſtummes, aber nicht zu verhehlendes inneres Weh ihm ſo oft die zarteſte Beſorgniß, die innigſte Theilnahme eingeflößt hatte, und die nun mit augenſcheinlichem Behagen den trivialſten Scherzen ſich hingab? Welcher mächtige Zauber hatte ein Herz geheilt, das damals ſchon als halbgebrochen ihm erſchienen war, oder hatte ſie blos die tragiſche Maske vorgenommen, um hinter ihr deſto intereſſanter zu erſcheinen? Vor ſich ſelbſt erröthend wies Edmund dieſen Argwohn, als ſeiner ſelbſt wie ſeiner Freundin unwürdig, weit von ſich zurück, aber ſowohl ihr Betragen, als ihre häuslichen Verhältniſſe wurden ihm dadurch nur um ſo unerklärlicher.

Unerachtet ſeiner äußeren blendenden Vorzüge, konnte Frau von Lilienheim unmöglich einen Mann lieben, der an Geiſt, Geſchmack und Bildung ſo weit hinter ihr zurückſtand, deſſen Lieblingsunterhaltung um Pferde, Hunde, Jagdgeſchichten und Zeitungsnachrichten ſich drehte, über die ſeine Kenntniſſe nicht hinausgingen, davon war Edmund feſt überzeugt. Indeſſen ſchien doch ihre Ehe keineswegs zu den unglücklichen zu gehören, wie er früher gewähnt hatte; dafür bürgte die unverkennbare Gutmüthigkeit ihres Gatten, das ſchöne Vertrauen, mit dem er ihr ungehindert über ſich ſelbſt und über ihr Hausweſen freie Hand ließ, die beſcheidne Anſpruchsloſigkeit, mit der er ihre ſeltnen geiſtigen Vorzüge anerkannte, und wenn er gleich fühlen mochte, wie wenig er im Stande ſey, ihr auf ihrem hohen Fluge zu folgen, ſich wenigſtens bemühte, ihr nie und nirgend ſtörend den Weg zu vertreten. Auch ging aus Frau von Lilienheims Betragen gegen ihren Gemahl hervor, daß ſie alles dieſes anerkannte und ſich an ſeiner Seite wenigſtens nicht unglücklich fühlte; obgleich ſie nicht mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit an ihm hängen konnte, bezeigte ſie ihm doch die Achtung, die er wirklich verdiente, ſuchte bei jeder Gelegenheit durch zuvorkommende Aufmerkſamkeit ſich ihm gefällig zu beweiſen, und wandte das hohe Anſehen, in welchem ſie bei der Geſellſchaft ſtand, dazu an, auch ihn in den Augen derſelben zu heben.

Von ihr, wie von ihrem Gemahl auf das freundlichſte dazu eingeladen, gewöhnte Edmund ſich ſehr bald daran, nicht nur wieder täglich mehrere Morgenſtunden in dem Hauſe zuzubringen, wo es ihm einſt ſo wohl und ſo weh' geweſen war, ſondern auch den jetzigen, freilich ſehr veränderten, Ton in demſelben minder auffallend, und zuletzt ganz angenehm zu finden. Laura war jetzt die herrſchende Göttin des Tages, deren Wunſch alles beſtimmte; Frau von Lilienhelm trat willig in den Hintergrund zurück, um nur die Schweſter recht froh und glücklich zu ſehen, an der ſie mit leidenſchaftlicher Liebe hing, und wer ihr gefallen wollte, mußte zugleich auch in dem Beſtreben ihr beiſtehen, einem wirklich liebenswürdigen Weſen Freude zu machen, das freilich noch zu jung und zu neu in der Welt war, um ſich nicht ſehr leicht erfreuen zu laſſen. Edmund bekam dabei viel und vielerlei zu thun; er mußte Laura's Geſang auf dem Fortepiano akkompagniren, vierhändige Sonaten mit ihr ſpielen, Duette mit ihr ſingen, mit ihr zeichnen, neue franzöſiſche Pas mit ihr einſtudiren, die ſie bei Tanzpartien zu aller Welt Bewunderung mit einander ausführten. Im Theater, auf der Promenade, überall war er ihr und ihrer Schweſter Begleiter; ihm fiel dieſes weiter nicht auf, wohl aber ihren beiderſeitigen Freunden und Bekannten.

Im Ganzen ſchien Edmund ſich ſelbſt, wenn er einmal darüber nachdachte, wozu er freilich nur ſelten Zeit fand, ein ganz Andrer geworden zu ſeyn. Er, an den im vergangnen Jahre, wäre er nicht der Neffe ſeines Oheims geweſen, Niemand gedacht haben würde, ſah ſich plötzlich von allen Seiten fetirt, hervorgezogen, ein Mann von Wichtigkeit, ohne welchen kein Diner, kein Feſt irgend einer Art gegeben werden konnte; die ältern Damen, die Tanten, die Mama's lächelten ihm entgegen, wo er ſich zeigte, und fanden alles deliziös, was er ſagte und that; die jungen Mädchen wurden geſcholten, wenn ſie einen Tanz, zu dem er ſie aufforderte, ihm abſchlagen mußten, weil ſie ſich zu früh engagirt hatten. Alle engeren Familienkreiſe, zu denen Fremde ſonſt nicht leicht Zutritt fanden, ſtanden ihm offen, man gab ſich ſogar Mühe, ihn hineinzuziehen, und Edmund wußte oft nicht, wo er nur die Zeit hernehmen ſolle, um allen geſelligen Anſprüchen zu genügen, die an ihn gemacht wurden.

Sein Oheim bekam über dieſes alles ihn

ſelten anders, als bei ſeinen Abendgeſellſchaften zu ſehen, aber weit davon entfernt, ihm deshalb zu zürnen, ſchien es im Gegentheil, als ob er der guten Aufnahme, die ſein Liebling überall fand, ſich erfreue.

„Nun Freund Edmund, wie ſteht es? Wie gefällſt du dir in deiner neuen Rolle?“ fragte er ihn einſt, als er zufälliger Weiſe einmal mit ihm allein war.

„In meiner neuen Rolle? Lieber Onkel! ich verſtehe Sie nicht, welche Rolle ſpiele ich denn Ihrer Meinung nach?“ erwiederte Edmund.

„Nun die ſchwerſte und leichteſte, die angenehmſte und peinlichſte, wie man es nimmt;“ ſprach der Oheim. „Weißt du denn nicht, was ein Epouſeur iſt?

„Ein Epouſeur!“ rief Edmund verwundert.

„Ein Epouſeur; das beklagens- und beneidenswertheſte, verfolgteſte und geliebteſte Geſchöpf unter der Sonne,“ erwiederte der Oheim; „gerade ſo ein junger Mann, wie du einer biſt, reich, jung, von guter Geburt, angenehmem Aeußern, der alle Tage heirathen kann, und den deshalb jedermann verheirathen will; auf den Mütter, Tanten, gute alte Freundinnen eifrig Jagd machen, um ihn für eine ihrer Hausgrazien einzufangen, denn ſolch ein mit allen dazu nöthigen Eigenſchaften ausgeſtatteter Epouſeur, wird in unſern Tagen, beſonders aber in unſerm Stande, immer ſeltner. Die jungen Mädchen machen ſich weniger aus einem ſolchen, als ihre älteren und deshalb klügeren Mütter und Freundinnen, ſie haben oft ihre eignen Grillen im Herzchen, wie man es nennen will, die ſie aber, wenn es mit dem Epouſeur Ernſt wird, gewöhnlich aufgeben. Iſt es dir jetzt klar, was ich meine? Weißt du nun, was für eine Rolle du hier ſpielſt?“

„Doch gewiß nicht die traurige eines Epouſeur's, wie ſie ihn beſchreiben;“ ſprach Edmund lachend.

„Herr Neffe, du biſt ein größerer Schalk, als ich es dachte; denn daß du wirklich noch ſo einfältig wäreſt, dir einzubilden, daß man aus reinem Wohlwollen dir ſo gefällig und auffallend entgegenkommt, kann ich nimmermehr glauben. Meinſt du denn, man kenne hier deine ſehr vortheilhaften Ausſichten, deine Vermögensumſtände nicht? Man wiſſe nicht, daß du nach höchſtens einem halben Jahre die Univerſität verlaſſen und die große Reiſe antreten ſollſt, die nun einmal dazu gehört, um der geiſtigen Bildung eines jungen Mannes deines Standes und Vermögens das Siegel der Vollendung aufzudrücken?“

„Bin ich aber darum ein Epouſeur?“ eiferte Edmund.

„Was ſonſt?“ erwiederte der Oheim. „Daß deine Reiſezeit auf ein Jahr beſchränkt iſt, daß bei deiner Rückkehr eine brillante Anſtellung bei einer auswärtigen Geſandtſchaft dir gewiß iſt, weiß jedermann ſo gut als ich und du; daß du als einziger Erbe und Stammhalter eines begüterten alten Hauſes heirathen mußt, begreifſt du wohl; unſre um die möglichſt baldige Verſorgung ihrer Töchter beſorgten Damen, haben dieſes ebenfalls nicht nur begriffen, ſondern auch wohl überlegt; alſo!“

„Lieber Onkel, ich hoffe Sie ſcherzen;“ ſprach Edmund ernſter werdend, „wie könnte eine wahrhaft liebende Mutter alles weibliche Zartgefühl dermaßen bei Seite ſetzen, daß ſie, ohne vor ſich ſelbſt zu erröthen, ihre Tochter...“

„Was willſt du,“ unterbrach der Oheim ihn; „der Lauf der heutigen Welt verlangt das nun einmal ſo, und unter hundert Ehen in unſerm Stande, werden nicht zwanzig auf andre Weiſe geſchloſſen, als auf dieſe. Die alten Zeiten ſind nicht mehr, mein junger Freund, in denen die Fräulein züchtig erwarteten, ob ſich ein annehmlicher Freier melden werde, und dann ſich Monate lang bedachten, ob ſie ihn erhören ſollten oder nicht; in unſern Tagen geht alles ſchnell, wie ein Dampfſchiff, und wird auch wie ein ſolches, durch Kunſt und Dampf, vorwärts getrieben.“

Edmund ſchüttelte ſinnend und mißmuthig mit dem Kopf.

„Sey gerecht, mein Sohn;“ fuhr der Oheim fort; „gegen die immer allgemeiner werdende Sucht, Heirathen zu ſtiften, ließe ſich freilich vieles einwenden, aber es geht nun einmal nicht anders. Unſre Bedürfniſſe breiten mit jedem Tage ſich mehr in die Weite, die Heirathen werden deshalb ſeltner, die guten Parthien ſind es noch mehr, und, kurz und gut, nur ein Thor kann es verſuchen, gegen den Strom anſchwimmen zu wollen. Laß uns von etwas andrem reden; ich muß dich loben, Edmund; ſo viel feinen Takt in einer ſo ſchwierigen Stellung hätte ich dir noch nicht zugetraut, ich beobachtete mit Vergnügen, wie geſchickt du dich überall hindurchwindeſt, ohne Andre zu beleidigen und dich ſelbſt zu kompromittiren, und doch dabei deiner erſten Wahl nicht ungetreu wirſt.“

„Meiner erſten Wahl!“ rief Edmund erſchrocken, denn er dachte plötzlich an Lottchen.

„Du hältſt uns, Frau von Lilienheim und mich, doch nicht etwa für blind?“ erwiederte recht herzlich lachend der Oheim. „Fürchte nichts, wir werden dir keinen Widerſtand entgegen ſetzen, und auch deine Mutter ſpricht in ihren Briefen an mich den Wunſch aus, dich dereinſt mit Laura verheirathet zu ſehen. Nur hat die gute Frau es ſich einmal in den Kopf geſetzt, daß du noch erſt Jahr und Tag warteſt, ehe man dich für feſt gebunden halten darf. Frau von Lilienheim verlangte durchaus, daß ich deiner Mutter über die e Sache ſchreiben ſollte, und im Grunde hatte ſie auch ein Recht dieſes zu fordern.“

„Frau von Lilienheim! meine Mutter! lieber Onkel, ich muß ſie wirklich um nähere

Erklärung Ihrer Meinung bitten;“ erwiederte Edmund ſichtlich geſpannt.

„Wunderlicher Kautz! was giebt es viel zu erklären, wenn alles von ſelbſt ſich deinen Wünſchen fügt, und dieſe auch zugleich die unſerigen ſind? Kaum drei Tage warſt du im vorigen Jahr hier, als Frau von Lilienheim ſchon vorherſah, was jetzt geſchehen iſt, und mit mir darüber ſprach; die wunderbare Frau iſt wirklich zuweilen wie von einem prophetiſchen Geiſte beſeelt. Aber denke nur nicht, daß ſie nach der gewöhnlichen Art unſerer Damen ſich vom Eigennutz leiten ließ, indem ſie zuerſt die Idee einer Verbindung zwiſchen dir und ihrer Schweſter auffaßte, dazu iſt ihre Liebe zu derſelben viel zu groß; ich habe immer behauptet, daß dieſe Liebe die einzige leidenſchaftliche ſey, die ſie jemals in ihrem Leben empfunden hat und empfinden wird. Sie kennt ihre Laura wie ſich ſelbſt, ſie ſuchte abſichtlich auch dich näher kennen zu lernen, und dich gewiſſermaßen an ihr Haus zu feſſeln; und erſt als ſie zu der völligen Ueberzeugung gelangt war, daß ihr beide wie für einander geſchaffen ſeyd, und das glücklichſte Paar, das die Erde trägt, werden würdet, erſt dann dachte ſie auf Mittel und Wege euch einander näher zu bringen. Sie ließ ihre Schweſter aus der Penſion abholen, und war troſtlos, als du im vorigen Jahre, gerade zwei Tage vor der Ankunft derſelben, ſo plötzlich abreiſeteſt. Viele Wochen lang habe ich kein freundliches Geſicht von ihr erhalten können, weil ich dich nicht zurückgehalten hatte, wozu ich aber doch auch meine guten Gründe gehabt habe. Jetzt indeſſen hat ſich alles um ſo beſſer, ohne unſer Zuthun, beinahe von ſelbſt gemacht, und du und ich, und wir alle ſind zufrieden.“

Edmund war es indeſſen bei weitem nicht in dem Grade, wie ſein gutmüthiger Oheim es meinte; er ſah ſich getäuſcht, künſtlich am Seile geführt, von ihr, der er am innigſten vertraut hatte, und glühte innerlich vor Zorn und Beſchämung; die alte Neigung zur Frau von Lilienhelm konnte ſo ſchnell nicht erlöſchen, er ſuchte das Verfahren, das ſie ſich gegen ihn erlaubt hatte, durch die Abſicht, das Glück zweier ihr ſehr werthen Perſonen zu begründen, zu entſchuldigen, aber vergebens; gerade dieſes Abſichtliche in ihrem Weſen, das ſie ihm ſo künſtlich und ſo lange zu verhehlen gewußt hatte, war es, was ſein offnes keine Umwege kennendes Gemüth gegen ſie empörte, und er fühlte, daß er es auf dieſe Weiſe nicht länger ertragen könne, ihr unter ſo ganz andern Verhältniſſen gegenüber zu ſtehen. Nach kurzem Bedenken faßte er den Entſchluß, ſogleich die Reſidenz zu verlaſſen, und das zur Vollendung ſeiner akademiſchen Bildung beſtimmte halbe Jahr, nicht auf der Univerſität, die er zuerſt beſucht, ſondern in Berlin zuzubringen.

Edmunds Oheim hatte, ſobald er dieſen Entſchluß ſeines Neffen vernahm, unendlich viel dagegen einzuwenden, und verſagte ſeine Einwilligung zu demſelben auf das beſtimmteſte, bis Edmund, der ſich auf keine andere Weiſe zu helfen wußte, ihm das ſeiner Mutter geleiſtete Verſprechen entdeckte, von jedem Ort ſich ſogleich möglichſt weit zu entfernen, in welchem er ſich in Gefahr ſähe, zur Knüpfung eines ſeine Zukunft beſtimmenden Liebesbandes verleitet zu werden. Der gute Alte glaubte jetzt ſeinen Neffen klar zu durchſchauen, und willigte, ſchlau lächelnd, in alles, was dieſer verlangte.

Von nun an ſtellte kein Hinderniß Edmunds Abreiſe ſich mehr entgegen, ſein Oheim ſowohl, als Frau von Lilienheim, ſahen in dem Eifer, mit welchem er dieſelbe beſchleunigte, nur den Wunſch, das von ſeiner Mutter ihm zur Pflicht gemachte Probejahr ſobald als möglich zu beginnen. Selbſt die Art, mit welcher er dem Anerbieten der Frau von Lilienheim, mit ihr zu korreſpondiren, auszuweichen wußte, beſtätigte dieſe in dem Glauben an das Gleingen ihres eben ſo fein erdachten als durchgeführten, Planes; denn, ſagte ſie zu dem Oheim, der Arme muß ja aus jeder Verbindung mit der Geliebten treten, wenn er ſein Gelöbniß pünktlich erfüllen will, und daß er dieſes mit ſo unwandelbarer Genauigkeit vollbringt, bürgt mir zugleich für die Feſtigkeit ſeines Karakters. Wer der Mutter auf dieſe Weiſe Wort hält, wird auch an ſich und ſeinem Gefühl mit unverbrüchlicher Treue feſt halten.

Edmund war indeſſen weit davon entfernt, nur zu ahnen, daß er, indem er alles anwandte aus den ihm künſtlich gelegten Netzen ſich zu löſen, eigentlich immer tiefer ſich in dieſelben verwickelte. Seine frühere an Liebe grenzende Verehrung für Frau von Lilienheim, hatte ſich jetzt in förmlichen Wiederwillen, faſt in Verachtung umgewandelt, und ſelbſt die arme Laura mußte darunter leiden; denn Niemand iſt ſtrenger, härter in ſeinen Urtheilen, als die Jugend. So leicht es iſt, ſie durch den Schein ſeltner Vortrefflichkeit zu blenden, ſo geneigt iſt ſie auch, das früher zu Hochgeſtellte ohne Bedenken auf das tiefſte zu verdammen, ſobald ſie den Irrthum einſieht, oder die kleinſte Abweichung vom ſtrengſten Pfade des Rechtes von Seiten derer entdeckt, die ſie einſt liebte und ehrte. Edmund ſah jetzt in ſeiner zuvor faſt angebeteten Freundin nur eine eigennützige, ränkeſüchtige Komödiantin, und in der hübſchen, an allem Geſchehenen völlig unſchuldigen Laura, ein kokettes Modefräulein, das gegen ihn die Maske unbefangener Naivität vorgenommen hatte, um ihn um ſo ſichrer ins Netz zu ziehen. Lottchens Bild ſtieg wieder recht ſchmerzlich im dunkelſten Hintergrunde ſeines Herzens auf, doch getrübten Blickes wand er von der holden Erſcheinung ſich ab, die er nie wieder im Leben begrüßen ſollte. Spurlos war ſie für ihn verloren; er hatte gewagt, in der

Reſidenz nach der alten Gräfin ſich zu erkundigen, bei welcher Lottchen lebte. Sie hatte vor einigen Monaten die Stadt verlaſſen, Niemand wußte zu ſagen, wohin ſie ſich gewendet; die ſtille Eingezogenheit, in welcher ſie lebte, hatte ihr Daſeyn der Welt völlig entfremdet, Niemand nahm Intereſſe daran, und auch Lottchens Exiſtenz war deshalb in der großen lebensreichen Stadt ganz unbekannt geblieben.

Als Edmund in die ſchöne große Königsſtadt einfuhr, nahm er ſich feſt vor, ein neues Daſeyn hier zu beginnen, und jede ihn beklemmende Erinnerung weit von ſich zu werfen. Empfehlungsbriefe, mit denen er von ſeinem Oheim reichlich verſehen war, verſchafften ihm in vielen der erſten und vornehmſten Häuſer die günſtigſte Aufnahme. Konzerte, Oper, Schauſpiel boten ihm Genüſſe, die er in dieſer Vollkommenheit noch nicht gekannt hatte. Seine perſönlichen Vorzüge machten ihn bald überall zum gern geſehenen Gaſt, der Kreis ſeiner Bekannten erweiterte ſich allmählich von ſelbſt; er beſuchte die Vorleſungen der berühmteſten Profeſſoren, lernte mehrere durch Kunſt und Wiſſenſchaft bedeutende Männer kennen, deren Berlin ſo viele umſchließt, und immer bedeutender, immer gehaltvoller geſtaltete ſich ſein Leben. Von den Empfehlungsbriefen, welche Frau von Lilienheim ihm noch beim Abſchiede aufgedrungen, gab er keinen einzigen ab, um auf keine Weiſe an eine Zeit und an Verhältniſſe erinnert zu werden, die er vergeſſen wollte.

Edmund hätte in ſeinen neuen Verhältniſſen ſehr zufrieden, ſogar glücklich ſeyn können. Mit jedem Tage gewann er an Wiſſenſchaft, wie an klarer Anſicht der Welt und praktiſcher Lebensweisheit. Eingeführt in die glänzendſten Zirkel der vornehmen Welt, aufgenommen in die beſchränkteren, aber nicht weniger intereſſanten, des in Berlin ſo vielſeitig und geiſtreich gebildeten höheren Mittelſtandes, vermochte er ſeine freien Stunden auf die ihm am meiſten zuſagende Weiſe zuzubringen. Nur von ihm hing es ab, intereſſante Verbindungen anzuknüpfen, die auf ſeine ganze Zukunft den erfreulichſten Einfluß üben mußten; alles kam ihm freundlich und wohlwollend auf halbem Wege entgegen, aber etwas ganz Eignes, Zurückhaltendes in ſeinem Betragen, das dann allemal eintrat, ſchreckte die, ſo ihn näher kennen zu lernen wünſchten, wieder von ihm zurück; eine gewiſſe kühle Abſichtlichkeit, ein bedächtiges Erwägen ſeiner Worte, die weder zu ſeiner Jugend, noch zu ſeinem übrigen Weſen paſſen wollten. Die Furcht, von neuem in Verhältniſſe zu gerathen, die ihn abermals zur Flucht zwingen konnten, das peinliche Bewußtſeyn des Zwanges, dem er, bei anſcheinend großer Freiheit, durch ſein übereiltes Verſprechen ſich unterworfen hatte, raubten ihm die der Jugend ſo natürliche Unbefangenheit, und nur in ſeltnen Augenblicken glücklicher Selbſtvergeſſenheit, zeigte er ſich, wie er wirklich war, liebenswürdig und natürlich, doch nie auf lange Zeit. Er, früher die Argloſigkeit ſelbſt, war durch ſeine letzten Erfahrungen mißtrauiſch geworden; während ſein Gemüth ihn antrieb, jede wohlgemeinte Annäherung freundlich zu erwidern, warnte ſein Verſtand ihn, ewig auf ſeiner Huth zu ſeyn und die Schlange unter Blumen zu wittern. Das Jugendliche ſeiner äußern Erſcheinung bildete mit der erzwungnen altklugen Vorſichtigkeit ſeines Betragens einen ſchneidenden, aber nichts weniger als angenehmen Contraſt; der mit erſtarrender Kälte alle, die ihm wirklich wohlwollten, von ihm zurückſcheuchte; und ſo fühlte er denn, gerade in ſolchen Familien, in denen er am erſten hätte einheimiſch werden können, ſich fortwährend unbehaglich und fremd. Von einer eignen Menſchenſcheu ergriffen, irrte er als ein Unbekannter unter Leuten umher, die ihm wirklich wohlwollten, zu denen auch er ſich hingezogen fühlte, und ſah ſich zuletzt faſt einzig auf jene öffentlichen Vergnügungsörter angewieſen, die in Berlin auch dem gänzlich unbekannten Fremdling in großer Mannigfaltigkeit ſich bieten, um ihm die zu langen Stunden zu verkürzen.

An einem dieſer Orte hörte er einſt mehrere junge Leute von einer Malerin ſprechen, deren eigenſinniges, wunderliches Betragen damals Aufſehen erregte. Er war um ſo aufmerkſamer auf dieſes Geſpräch, da er eben mit dem Gedanken umging, ſich für ſeine Mutter zu ihrem Geburtstage malen zu laſſen, und was er hier über dieſe Künſtlerin hörte, erregte in ihm den Wunſch, ſich vorzugsweiſe an ſie zu wenden. Die jungen Herrn ſchalten ſie eine eingebildete Thörin, die durch Abſurditäten aller Art berühmt zu werden ſuche. Vielen, ſelbſt ſehr angeſehenen Perſonen; hatte ſie es geradeaus abgeſchlagen, ſie zu malen, weil ihre Phyſiognomieen ihr mißfielen; andern hatte ſie einen enorm hohen Preis für ihr Porträt abgefordert, weil ſie, wie ſie verſicherte, ſo langweilige Geſichter nicht um einen geringern malen könne. Alles kam bei ihr auf Laune und Willkühr an, ſie wechſelte ewig zwiſchen den höchſten und niedrigſten Preiſen, je nachdem ein Geſicht ſie mehr oder weniger anſprach; auf regelmäßige Schönheit der Züge ſchien ſie bei ihrer Wahl weniger zu achten, und hatte ſchon oft Perſonen zurückgewieſen, denen man dieſen Vorzug allgemein zugeſtand. Uebrigens war es der Seltenheit wegen Mode, von ihr gemalt zu ſeyn, und die bedeutendſten Kunſtkenner gaben ihr das Zeugniß, daß ſie ſowohl in Führung des Pinſels, als im Auffaſſen einer treffenden und dabei geiſtreichen Aehnlichkeit, neben die berühmteſten Porträtmaler ihrer Zeit geſtellt zu werden verdiene.

Edmunds Leben war in dieſem Augenblick ſo leer, ſo arm an lebhaftem Intereſſe, daß ſogar ſchon der Verſuch, die, in ſo ſeltſamem

Ruf ſtehende Künſtlerin für ſeinen Zweck zu gewinnen, ihm als ein abentheuerliches Wageſtück vorkam, dem er nicht gleichgültig entgegenging. Eine große, nach dem vollkommenſten Ebenmaß der Antike geformte, etwas koloſſale Geſtalt, erhob bei ſeinem Eintritt in ihr Attelier ſich hinter der Staffelei, trat ihm entgegen und maß ihn ſchweigend mit ſcharfem, durchdringendem Blick. Edmund blieb, den großen, ſchwarzen, blitzenden Augen gegenüber, ſtehen, und erwartete gelaſſen, daß die Dame ihn anreden ſollte. Der ſchroffe Ernſt ihrer nicht unangenehmen, aber etwas zu harten Züge, ging allmählig in gefällige Freundlichkeit über: „Sie wollen von mir gemalt ſeyn, wie ich vermuthe,“ ſprach ſie mit etwas tiefer, aber wohlklingender Stimme, „ich will Ihren Wunſch erfüllen; wenn Ihre Zeit es erlaubt, ſo können wir jetzt gleich die erſte Sitzung halten.“ Sie lud ihn ein, einſtweilen auf ihrem Sofa Platz zu nehmen, fragte ihn, ob er das Porträt einer Geliebten, oder Freunden und Verwandten beſtimme, beſprach ſich mit ihm über Größe und Stellung deſſelben, während ſie Pinſel und Palette ordnete, und eine ſchon aufgeſpannte Leinwand hervorſuchte; ließ ihn dann die Stellung annehmen, die ihr für ihn die günſtigſte ſchien, und lobte die Gefügigkeit, mit welcher er ihre Anordnungen befolgte. Ihr Anſtand war bei dem allen ganz natürlich, nirgend eine Spur von allen den Wunderlichkeiten und dem ſeltſamen Weſen, das Edmund erwartet hatte zu finden; ſie ſprach viel und augenſcheinlich gern; ſelbſt während ſie den Kontur zeichnete, hörte ſie nicht auf, ſich mit Edmunden recht geiſtreich und lebendig zu unterhalten.

„Sie ſehen ſo verwundert mich an?“ ſprach ſie nach einer Weile, immer emſig fortzeichnend, „aber ſuchen Sie dieſen Blick nur noch ein wenig feſtzuhalten, es ſteht einem ſo jugendlichen Geſichte recht gut, wenn es etwas neugierig und verwundert in die Welt hineinſchaut. Man hat Ihnen gewiß Sonderbares genug von mir erzählt,, Sie kamen mit der Erwartung, eine wenigſtens halb verrückte Närrin anzutreffen, und fürchten jetzt zu der Unrechten gerathen zu ſeyn; aber beruhigen Sie ſich, ich bin wirklich jene Eliſe, von der die alberne Welt ſo viel Albernes zu erzählen weiß,“ ſetzte ſie mit einem feinen Lächeln hinzu, welches, in einem freilich etwas zu großem Munde, zwei Reihen blendend weißer Zähne, von ſeltner Schönheit ſichtbar werden ließ. Edmund ſtotterte ein Paar verlegene, unverſtändliche Worte; die Malerin ſchien dieſes nicht zu bemerken und zeichnete ruhig fort.

„Ich wußte mir nicht anders zu helfen,“ fing ſie nach einer kleinen Weile wieder an; „auf irgend eine Weiſe, mußte ich von dem flachen, fatalen Volke mich befreien, das mit ſeinen nichtsſagenden, faden Geſichtern, mit ſeinen abgeſchmackten Pretenſionen mich ſonſt um Tode gehetzt haben würde, und diese Art ſchien mir die wirkſamſte und bequemſte; doch warum erzähle ich Ihnen das? Nun es hat übrigens nichts zu ſagen, denn wenn Sie auch hingingen, und was ich Ihnen vertraute unter die Leute brächten, ſo würden ſie doch nirgends Glauben finden, denn die Welt glaubt immer lieber an das Fratzenhaft-Abſurde, als an die liebe nakte Wahrheit.“

Der Kontur wurde unter gleichgültigerem, aber doch intereſſantem Geſpräche fertig, und die Künſtlerin erklärte jetzt die erſte Sitzung für beendet, indem ſie zugleich Edmunden einlud, ſich Morgen, zur nämlichen Stunde, in ihrem Attelier wieder einzuſtellen. Edmund gehorchte ihr pünktlich; er kam und ging, und kam wieder. Das Porträt wurde fertig und erregte die allgemeinſte Bewunderung, aber Edmund konnte deshalb von der ihm zu lieb gewordnen Gewohnheit, die geiſtreiche Künſtlerin täglich zu beſuchen, nicht wieder laſſen.

Was ſo allgewaltig, feſt wie mit Liebesbanden, ihn an ſie zog, war ihm ſelbſt unbegreiflich. Im Umgange pflegte ſie oft den feinen Takt für Schicklichkeit zu beleidigen, den er in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft ſich angeeignet hatte, und ihr Urtheil, ſo wie ihr Ton, ſchienen ihm zuweilen ſehr hart und ſchroff, ſogar anmaßend zu ſeyn. Im Aeuſſern war ſie, was die Franzoſen une belle femme nennen, ein Prädikat, das bei ihnen mit einem eigentlich unſchönen Geſicht ſich ſehr wohl verträgt. Auch ſchien, auf den erſten Anblick, das übrige zu dieſer Klaſſe zu gehören; ein Paar übernatürlich große, flammende Augen, regelmäßige, aber viel zu ſcharf bezeichnete Geſichtszüge, kurze, dicke, faſt negerartig ſich kräuſelnde Locken, welche den ſchöngeformten, aber braunen Nacken umſchatteten, gaben ihr etwas männliches, das zu ihrer, übrigens das gewöhnliche Maß bei weitem überſchreitenden, aber doch durchaus weiblichen, Geſtalt nicht paßte. Aber wie belebten dieſe, auf den erſten Anblick abſtoßenden Züge ſich, wenn ſie aus vollem Herzen ſprach, wenn in dieſen großen, oft ſtieren Augen der dieſem wunderbaren Weſen innewohnende Geiſt aufblitzte, und ſie mit ihrer vollen, wohlklingenden Stimme, mit unerkünſtelter Beredſamkeit ihre innerſten Gedanken und Gefühle ausſtrömen ließ, dann verklärte ihr dunkles Geſicht ſich zur unglaublichen Schönheit, und entzückt, in Verehrung und Bewunderung verloren, horchte Edmund auf ihre Worte, und ſtrebte mit aller Kraft ihren Sinn aufzufaſſen und ſich zu eigen zu machen. Außer einigen Ueberſetzungen der alten Dichter, und faſt Allem, was auf ihre Kunſt Bezug haben konnte, hatte Eliſe wenig oder gar nichts geleſen, die neuere, ſogenannte ſchönwiſſenſchaftliche Schriftſteller waren ihr fremd, aber ſie hatte viel geſehen, viel gedacht und viel erlebt; übrigens verdankte ſie ihre geiſtige Ausbildung nur ſich ſelbſt, ſie war in Allem ſich und dem ihr angebornen Naturell treu geblieben, ohne ſich um die Meinung Andrer zu bekümmern. Dabei war ſie muthig genug, ſich zu zeigen, wie ſie war, ohne jemals anders, als aus voller, klarer Ueberzeugung von ihren Meinungen und ihren Entſchlüſſen um einen Zollbreit abzugehen; und dieſes war es beſonders, was ihr über alle minder feſten und ſtarken Gemüther ein ſo bedeutendes Uebergewicht gab, dem zu widerſtehen unendlich ſchwer war.

Auch Edmund empfand dieſes Uebergewicht. Staunend ſah er dem kühnen ſtolzen Geiſtesflug eines, noch in der Blüthe ſeines Lebens ſtehenden, weiblichen Weſens nach, das über Verhältniß und Konvenienz ſich erhob, um ſein Leben nach eignem Gefallen ſich zu geſtalten. Gern erzählte Eliſe ihm aus ihrem früheren Leben, und wie ſie von Jugend auf ihren eignen Weg gegangen ſey, ohne ſich durch Aeuſſerlichkeiten davon abhalten zu laſſen. Sie vertraute ihm, wie ſie eigentlich zur Geſchichtmalerei ſich geboren fühle, wie jedes äußre längſt vergangne oder gegenwärtige Ereigniß ſich ihr zum Bilde geſtalte, das unabläſſig ſie verfolge, und wie der heiße Trieb, das, was klarer deutlicher als die Wirklichkeit ſelbſt, vor ihrem innern Auge ſtehe, auch außer ſich hinzuſtellen, von Jugend auf bis zum heutigen Tage, das Glück und die Pein ihres Daſeyns ausmache. Wie ihr Leben dem tödtlichen Schmerz faſt erlegen ſey, als ſie beim Antritt ihrer Lehrjahre in Rom entdeckt habe, daß ihr Geſchlecht, der vollkommnen Entwickelung der ihr angebornen Talente, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg lege, und wie Jahre dazu gehört hätten, ehe ſie ſich habe entſchließen können, ſich ausſchließend der Porträtmalerei zu ergeben.

„Ich thue denn endlich, was ich muß, weil ich nicht darf, was ich unter andern Umſtänden vielleicht vor tauſend Andern leiſten könnte,“

ſprach ſie, „wer aber darf es mir verdenken, daß ich das Höchſte das ich beſitze, den Götterfunken in meiner Bruſt, mein Talent, nicht an Niedriges, Gemeines, mir Widerſtehendes vergeuden will? Tage, ja Wochen lang trage ich den Kopf, den ich malen will, mit mir umher; wachend und träumend ſehe ich ihn, bis es mir gelungen iſt, ihn lebend und athmend auf die Leinwand hinzuſtellen. Ob ich durch meine Kunſt viel oder wenig gewinne, gilt mir gleich, um ſchnödes Gold brauche ich nicht zu malen, denn ich bin reich, unermeßlich reich. Sie ſehen halb verwundert, halb ängſtlich mich an, mein Freund, und meinen wohl, der halbe Wahnſinn, den das gütige Publikum bei mir wittert, breche nun doch endlich hervor. Da muß ich denn freilich, um Sie zu beruhigen, Ihnen geſtehen, daß der größte Theil meines Reichthums einzig in dem Glücke beſteht, unglaublich wenig Bedürfniſſe zu haben, und dem zunächſt in der gewiſſen

Ueberzeugung, auch dieſes Wenige noch um mehr als die Hälfte herunterſetzen zu können, ohne dabei irgend eine Entbehrung ſchmerzlich oder ſtörend zu empfinden.“

Niemals noch hatte Edmund ſich ſo ganz in der Gewalt eines ſterblichen Weſens gefühlt, als in der dieſer Künſtlerin. Mit ſcharfem, tiefdringendem Blick las Eliſe in ſeinem Innern, wie in einem offen daliegenden Buche; er vermochte keines ſeiner Gefühle, keinen ſeiner Gedanken vor ihr verborgen zu halten, ſo überwältigend wirkte auf ihn ihre Nähe, in der er oft vor der überfreien Kühnheit ihrer Anſichten und Gedanken ſchaudernd zurückbebte, während er im andern Augenblick vor ihrer geiſtigen Erhabenheit und ihrem Edelſinn, hätte anbetend niederſinken mögen.

Nicht Leidenſchaft, nicht Liebe war es, was ſie ihm einflößte, aber er fühlte ſich ihr ganz zu eigen, ſo, als wäre er nur das Geſchöpf ihres Willens, dem er unbedingt folgen müſſe.

Das Gelöbniß, das ihm die, jeden ſeiner Schritte hemmende, ſchwankende Unſicherheit gab und das er, außer ſeinem Oheim, noch keiner lebenden Seele anvertraut hatte, vermochte er ihr eben ſo wenig, als jedes andere Geheimniß, zu verſchweigen. Sie lachte laut auf, als ſie dieſes Bekenntniß ihm entpreßt hatte, fuhr mit der, weder zarten noch kleinen aber ſchöngeformten Hand ihm durch die weichen Locken, ſtreichelte ihm die erglühenden Wangen, und nannte ihn ein artiges, folgſames Kind, an welchem Papa, Mama und auch die lieben Großeltern, wenn ſie noch lebten, gewiß ihre Freude haben müßten.

Zum erſtenmal in ihrer Gegenwart fuhr Edmund unmuthig auf, und ſie, augenblicklich ernſthaft werdend, fing nun an, ihm die Nichtigkeit eines Verſprechens weitläufig auseinander zu ſetzen, welches, wenn gleich in der beſten Abſicht, ihm dennoch abgeliſtet worden war, deſſen eigentliche Bedeutung er, als er es leiſtete, weder begriff noch zu begreifen vermochte, von welchen eine wahrhaft liebende Mutter ihn ſogleich losſprechen müſſe, ſobald ſie nur von ferne ahnen könne, wie grauſam ſie ſein ganzes Jugendglück durch daſſelbe zerſtöre.

„Was rede ich noch viel darüber,“ ſetzte ſie endlich hinzu, „das Phantom, das dich verfolgt, wird von ſelbſt vor dem warmen Hauch wahrer Liebe in Nichts ſich auflöſen, wie Märzſchnee vor der Frühlingsſonne; erkenne nur erſt das Herz, das dich heiß genug liebt, um dich muthig von dem lächerlichen Zauberſpruch zu löſen, der dich beängſtigt.“

O du! du biſt es! ſo ſey denn meine Befreierin, und bleibe bis an das Ende mein leitender Schutzengel! wollte Edmund tief ergriffen ſchon ausrufen, und war im Begriff, zu ihren Füßen hinzuſinken, aber es war als ob eine unſichtbare Macht ihm Stimme und Athem raube und ihn feſthielt. Er ſah zu ihr auf, und ſah ihr Auge triumphirend auf ihm ruhen, er fühlte tief in der Bruſt den brennend heißen Blick und ſchauderte; ihm war, als habe er ausgeſprochen, was er doch nur verworren gedacht, und auch ſie ſchien es ſo zu verſtehen.

Beide ſchwiegen, und ihr Schweigen wurde immer peinigender, als zum Glück die Anmeldung eines durchreiſenden vornehmen Engländers, der die berühmte Künſtlerin kennen zu lernen wünſchte, demſelben ein Ende machte, und Edmund dieſe Gelegenheit benutzen konnte, um ſich zu entfernen.

Unſchlüſſig, gedankenvoll, ohne einen klaren Gedanken faſſen zu können, von den widerſtrebendſten Empfindungen hin und her geworfen, kehrte Edmund am folgenden Tage zu Eliſen zurück. Sie hatte mit dem geſtrigen Lord ſich in ihr Attelier eingeſchloſſen, um ſein Porträt anzufangen, das erſte, das ſie unternahm, ſeit ſie Edmunds Bild gemalt. Warum gerade dieſen, der in einem ſo bedeutenden Augenblick ſich zwiſchen uns drängte? Warum konnte er nicht ebenfalls abgewieſen werden, wie ſo viele Andre? Der Mann muß intereſſant ſeyn, gewiß ſehr interreſſant; nun meinetwegen! dachte Edmund, begab ſich in einer ſehr gereizten, verdrießlichen Stimmung in das Wohnzimmer der Künſtlerin, um dort das Fortgehen des Engländers abzuwarten, ergriff mechaniſch das erſte beſte Buch, das ihm in die Hände fiel, und fing an es zu durchblättern.

Es war eins der vielen Skizzenbücher, von denen die Malerin auf Reiſen, ſelbſt auf Spazierfahrten, gewöhnlich eins mit ſich führte, um alles, was ihr der Mühe werth dünkte, mehr oder minder ausgeführt aufzuzeichnen; Edmunds Auge glitt ohne beſondere Aufmerkſamkeit über die mannigfaltigen, oft ſehr heterogenen Phiſiognomieen, welche Eliſe mitunter ſehr flüchtig, aber immer geiſtreich und ausdrucksvoll, hier feſtgehalten hatte. Mit großer

Gleichgültigkeit ſchlug er die Blätter, eins nach dem andern um, faſt ohne ſie zu betrachten, da lächelte plötzlich Lottchens Bild ihm von einem derſelben entgegen. Er glaubte anfangs, ſeine Phantaſie mache ihm ein Blendwerk vor, aber ſie war es, ſie war es ſelbſt in all ihrem unbeſchreiblichen Liebreiz, ihre frommen klaren Augen blickten freundlich ihn an, der liebliche Mund ſchien zur holdeſten Rede ſich öffnen zu wollen, und Edmund wähnte unter Wonneſchauern jenen erſten und letzten Kuß nochmals zu fühlen, mit welchem dieſe Lippen ihn einſt ſo überraſchend beglückt hatten. Die ſorgfältigſte Ausführung zeichnete dieſes Bild vor allen übrigen aus, die ſich in dieſem Buche befanden, man ſah es, die Künſtlerin hatte den ſchönen Gegenſtand mit ächter Kunſtliebe behandelt; die reichwallenden Locken, der feine Spitzenkragen, der den ſchönen Buſen verhüllte, jede Kleinigkeit des augenſcheinlich koſtbaren, aber doch einfachen Anzuges, war mit pünktlicher Treue vollendet. Und kann dieſe vornehm gekleidete junge Dame wirklich Lottchen ſeyn? dachte Edmund, und betrachtete halb zweifelnd das Bild; aber ſie war es, unverkennbar ſie ſelbſt, mit ſeltner Treue von Meiſterhänden zum zweitenmal ins Leben gerufen.

Eliſen trat in das Zimmer, und Edmund warf mit raſcher Hand das Buch zu, als wolle er ein theures Geheimniß ihr verbergen. Sie ſah mit einem vielſagenden Lächeln ihn an, als er ſich nach ihr umwandte; der Kontraſt zwiſchen ihr und jener holden Geſtalt fiel in dieſem Augenblick faſt verletzend ihm auf, und raubte ihm den Muth, zu fragen, wen dieſe Zeichnung vorſtelle, und wo ſie die Dame kennen gelernt, deren Bild ſie mit ſo auſſerordentlicher Sorgfalt aufgefaßt habe. Die ungewöhnliche Zutraulichkeit, mit der die Malerin ihm entgegen kam, das vertrauliche „Du,“ das ſie am vorigen Tage ſich zum erſtenmal gegen ihn erlaubt hatte, und das ſie beibehalten zu wollen ſchien, waren ihm drückend und machten ihn verlegen. Sie ließ ſogar ſich herab, es gewiſſermaßen vor ihm entſchuldigen zu wollen, daß ſie den Engländer male; nur der ſehr karakteriſtiſche Ausdruck ſeiner übrigens unregelmäſſigen Geſichtszüge hatte, wie ſie verſicherte, zu dieſem Unternehmen ſie bewogen, daneben ſetzte ſie noch manches, ſcheinbar zum Lobe des Fremden hinzu, aus dem eigentlich hervorgehen ſollte, daß er nur durch das Originelle ſeines Weſens, ein ſehr oberflächliches Intereſſe ihr eingeflößt habe. Edmund glaubte den Grund von dieſem allen zu durchſchauen, und zerfiel darüber gänzlich mit ſich ſelbſt.

Vergebens wollte er ſich ſpäter damit beruhigen, daß er den Wahn, in welchem er ſeine Freundin befangen ſah, durch keine Erklärung, die ſie täuſchen konnte, herbeigeführt habe. Hatte ſein Betragen gegen ſie nicht eben ſo deutlich geſprochen, als Worte es konnten? Und war er denn ſelbſt über das, was er für Eliſen empfand, völlig im Klaren, und übte ſie nicht noch immer, wie durch Zauberkraft, eine Gewalt über ihn aus, der ſich zu entziehen er kaum wünſchen konnte, weil er fühlte, daß er einer ſolchen Stütze bedürfe? Erregte nicht die faſt unabläſſige Gegenwart des Sir William, der jetzt eben ſo einheimiſch bei Eliſen werden zu wollen ſchien, als Edmund ſelbſt es war, in ihm ein höchſt wiederwärtiges Gefühl, dem er keinen andern Namen, als Eiferſucht zu geben wußte, und Eiferſucht ohne Liebe ſchien ihm kaum denkbar zu ſeyn.

Indeſſen verdankte er es doch dem ihm wirklich verhaßten Engländer, daß es in dieſer Zeit zwiſchen ihm und der Malerin zu keiner weitern Erklärung kommen konnte, weil er ſie faſt nie mehr allein antraf. Um ſo ängſtlicher ſah er der faſt unvermeidlichen Trennung von ihr entgegen; ſein Oheim ſowohl als ſeine Mutter, ermahnten in ihren Briefen ihn unabläſſig, doch endlich Berlin zu verlaſſen, wo er ſchon weit länger verweilt hatte, als es anfangs in ihrer Aller Plan gelegen; er ſelbſt fühlte oft ein ſehnliches Verlangen in die Welt hinauszuziehen, und dieſes Verlangen war ſeit wenigen Tagen zu einer wahrhaft ſchmerzlichen Höhe geſtiegen. Lottchens Bild hatte eine längſt verſunkne Welt von Gefühlen in ihm wieder aufgerufen, und doch konnte er nicht freiwillig den Entſchluß faſſen, Eliſen zu verlaſſen; er fühlte das Zweideutige ſeines Betragens gegen ſie, und haßte ſich ſelbſt, indem er in ſeinem ganzen Umfang es betrachtete.

Zum Glück half ein äußerer Anſtoß, deſſen er ſo ſehr bedurfte, um nur zu irgend einem Entſchluſſe kommen zu können, ihm ſchnell aus der Verlegenheit, einen ſolchen freiwillig faſſen zu müſſen; denn auf eine Weiſe, die es ihm faſt unmöglich machte, es ihr abzuſchlagen, lud ſeine Mutter ihn dringend ein, zur Feier ihres ſehr nahen Geburtstages ſie auf ihrem Gute zu beſuchen. Sein Herz ſehnte ſich wirklich nach dem Wiederſehen der theuern Frau, ſeine akademiſchen Studien waren ſeit mehreren Monaten beendet, es galt nur noch, Eliſens Beiſtimmung zu der kleinen Reiſe zu erhalten.

„Geh', mein Freund,“ rief ſie zu ſeinem großen Erſtaunen, mit allen Zeichen innerer Freude, beinahe gerührt; „geh' zu der Frau, die dich wirklich zu ſehr zu lieben ſcheint, um wiſſentlich deinem Glück entgegen handeln zu können. Sprich mit ihr zur guten Stunde, ſage ihr alles, was ſie wiſſen muß, meine heiſſeſten Wünſche begleiten dich. Aber verſprich mir, der Erfolg deiner Unterredung mit ihr ſey auch, welcher er wolle, verſprich mir, ſchnell, und bald zu mir zurückzukehren. Sir William bleibt noch einige Tage,“ ſprach ſie mit plötzlich ganz verändertem Blick und Ton; „ſeine Gegenwart wird über die erſte Zeit der Trennung von dir mir hinaus helfen, und kommſt du nicht bald zurück, ſo eile ich zu deinem Beiſtande herbei, denn ich werde dein längeres Ausbleiben nur als ein Zeichen anſehen, daß du deſſelben bedarfſt; dein Bild aber behalte ich zum Pfande deiner Wiederkehr, und muß ich ſelbſt kommen dich abzuholen, ſo bringe ich deiner Mutter es zum Erſatze mit,“ ſetzte ſie auf eine Weiſe hinzu, die Edmunden zweifelhaft ließ, ob ſie im Ernſte oder im Scherze geſprochen.

Edmunds Mutter empfing den zu ihr wiederkehrenden Sohn unter Thränen der innigſten Liebe und Freude, und auch ihm ging das Herz wieder auf, als er in den lieben, gewohnten Umgebungen ſich wieder fand, in den Armen der geliebten Mutter, von den Freunden ſeiner Jugendzeit mit herzlicher Freude begrüßt, von den alten treuen Dienern ſeines Hauſes ehrfurchtsvoll umringt. Was ihn bis dahin gedrückt und gequält, ſchien wie ein wüſter wirrer Traum weit hinter ihm zurück.

zubleiben, indem er an der Hand ſeiner Mutter, wie ein fröhliches Kind, die lieben wohlbekannten Räume in Garten und Haus wieder durchzog, in denen bis vor kaum zwei Jahren ihm ſo wohl geweſen war. Der friedliche, wohlgeordnete Haushalt, den die gütige Frau mit hellem Sinn und ſanfter Hand leitete, machte einen unbeſchreiblich wohlthuenden Eindruck auf ihn; er dachte ſich Lottchen als Pflegerin und Gehülfin der Mutter, und ein leiſer Seufzer entwand ſich den tiefſten Tiefen ſeiner Bruſt. Bei jedem Schritte den er that, drang es ſich immer klarer und deutlicher ihm auf, wie ſtörend Eliſens Gegenwart hier eintreten würde. Ihre großartige Erſcheinung konnte unmöglich den engen Schranken einer nach, althergebrachter Gewohnheit geregelten Lebensordnung, ſich anſchmiegen; ihr über Konvenienz und Regel ſich hoch emporſchwingender Geiſt, mußte er nicht alles zerſchmettern, was ſeinen kühnen Flug hemmen wollte? Gewohnheiten, die ſeit Jahrhunderten mit dem eigentlichſten Leben eines alten edlen Hauſes ſich verzweigt hatten, in den Staub treten, und allem, nach eigner Anſicht, eine ſelbſtgewählte Form zu geben ſtreben? Sein ganzes Gemüth empörte ſich gegen den Gedanken, ſeine ſanfte, milde, innigſt geliebte Mutter dereinſt in einem untergeordneten Verhältniß zu Eliſen ſtehen zu ſehen, und doch mußte es ſo kommen, wenn er dieſe als ſeine Gattin hier einführte; denn Eliſe war eine geborne Herrſcherin, deren Willen ſich alles beugen mußte. Athmete er ſelbſt doch freier auf, und fühlte außerhalb ihrem Bereiche ſich wie von ſchweren Feſſeln gelöſet; er ſelbſt, Edmund, ihr liebender Freund, der ihre Vorzüge inniger erkannte und bewunderte, wie vielleicht Keiner auf Erden, mußte er doch ſelbſt bei kühlerem Nachdenken es ſich geſtehen, daß man ein Weſen dieſer Art anbeten, für daſſelbe in den Tod gehen kann; aber nicht mit demſelben in häuslichen Verhältniſſen leben.

Von ſeinen eignen Gedanken peinlich verfolgt, ergriffen von Reue über ſeine bisherige Schwäche, die zu einem zweideutigen Benehmen ihn verleitete, deſſen Folgen jetzt über ihn zuſammenzuſchlagen drohten, beſchloß Edmund endlich um Hülfe und Rath ſich an ſeine Mutter zu wenden. Er wollte die Verwirrungen alle ihr geſtehen, in welche, das durch ſein Beſtreben ihr Wort zu halten, ihm nothwendig gewordne Aufmerken auf jede Regung ſeines Gemüthes, die ewige Spannung, in die er durch daſſelbe gerieth, ihn verſetzt hatten. Wie am Vorabende ſeiner Abreiſe, ſo hatte ſie auch diesmal am Vorabende ihres Geburtstages gewünſcht die ſpätern Stunden deſſelben mit ihrem Sohne ganz allein zuzubringen, und er beſchloß dieſe zu dem ihm nothwendig gewordnen Bekenntniß zu benutzen.

Um dabei recht offen, aber auch recht vorſichtig zu Werke zu gehen, fing er an, ihr zuerſt von Lottchen zu ſprechen, ohne auch nur den kleinſten Umſtand ſeiner kurzen Bekanntſchaft mit dieſem liebenswürdigen Mädchen ihr zu verhehlen, geſtand er auch zugleich, was er für daſſelbe empfunden, und wie treulich er ſich bemüht habe, ſich ſeinen Gefühlen nicht hinzugeben. Mit freudig glänzenden Augen und dem Ausdruck der innigſten Zufriedenheit hörte die Mutter ihn an. Doch kaum hatte er dieſen Theil ſeines Bekenntniſſes vollendet, und wollte nun zu dem weit ſchwereren deſſelben übergehen, als ſeine Mutter ihn in ihre Arme ſchloß, und ihn verhinderte weiter zu reden.

„Ich bin die glücklichſte der Mütter,“ rief ſie heftig bewegt; „ich bedarf keines ferneren Bekenntniſſes mehr von dir, mein guter, mein edler, mein über alles geliebter Sohn; deine Freundin und mein Bruder haben mich von allem unterrichtet. Du haſt mir und dir redlich Wort gehalten, du haſt den Täuſchungen des zuerſt in dir erwachenden Gefühls widerſtanden, wie du es mir gelobteſt, und der Lohn dafür ſteht dir näher, als du es denkſt. Dein Oheim wollte, daß wir an meinem morgenden Geburtstage dich mit der unerwarteten Erfüllung deiner heißeſten Wünſche unvermuthet überraſchen ſollten; aber Ueberraſchungen aller Art ſind mir zuwider, und warum ſollte ich auch um ſolch' einer Grille willen, deine Zweifel, deine Ungewißheit nur noch um eine einzige Stunde verlängern.“

„Mutter, ich beſchwöre Sie, hören Sie bis an's Ende mich an!“ rief Edmund erſchrocken.

„Ich bedarf deſſen nicht,“ fiel die Mutter ihm ein; „ich weiß alles, mehr vielleicht, als deine Beſcheidenheit dir erlauben würde gegen mich auszuſprechen. Ich weiß, wie deine Liebe einem, in jeder Hinſicht würdigen Gegenſtande ſich zuwandte, und du, deines Gelöbniſſes eingedenk, die reine Flamme ſchweigend in deinem Herzen verſchloſſeſt, und endlich die Flucht ergriffeſt, um dein ſchönes Geheimniß nicht vor der Zeit zu verrathen. Wie du, um dein gegebnes Wort im vollſten Umfange zu erfüllen, in Berlin jeder Bekanntſchaft aus dem Wege gingeſt, durch welche du Nachricht von der Geliebten hätteſt erhalten können; ihr dennoch heilige Treue bewahrteſt, und viele Monate lang, mitten unter den Verlockungen der großen, lebensreichen Stadt, eingezogen und ſtill, ein nur der Kunſt und Wiſſenſchaft geweihtes Leben, unter Künſtlern und Gelehrten führteſt.“

Edmund wollte abermals ſie unterbrechen, doch Frau von Wieſenburg bemerkte in ihrer Begeiſterung die heftige Bewegung nicht, in welche ihre Worte den Sohn verſetzten. „Die Prüfungszeit iſt vollendet, mein Sohn,“ rief ſie, freudig ihn an die Bruſt drückend; „zehn Monate lang haſt du ſie männlich beſtanden, und ich will dein Glück nicht aus Eigenſinn länger verſchieben. Durch Frau von Lilienheim durch meinen Bruder bin ich von Allem, was dich und deine Laura betrifft, unterrichtet, alles Uebrige iſt unter uns ſchriftlich abgemacht und vorbereitet worden. Morgen kommen ſie alle, mein Bruder mit den Seinen, Frau von Lilienheim mit deiner Laura, um deine Verlobung zu feiern. Des nahen Beſitzes deiner Geliebten gewiß, gehſt du dann in einigen Tagen über Paris nach Rom, um für's erſte bei unſrer dortigen Geſandtſchaft deine diplomatiſche Laufbahn anzutreten, in ſechs Monaten kommſt du deine Braut heimzuholen, und ich, wahrſcheinlich auch Frau von Lilienheim, begleiten das . . ."

Frau von Wieſenburg konnte nichts weiter hinzuſetzen. Unerachtet des an Betäubung grenzenden Zuſtandes, in welchem er ſelbſt ſich befand, war es Edmund doch nicht entgangen, daß ſie immer bleicher und bleicher wurde, während ſie mit immer ſich ſteigernder Anſtrengung zu ihm ſprach; jetzt ſank ſie plötzlich in einer Art nervöſer Ohnmacht zuſammen, ein Zufall, dem die durch langjährigen Kummer geſchwächte Frau, bei jeder heftigen, gleichviel ob freudigen oder ſchmerzlichen Gemüthsbewegung häufig ausgeſetzt war, der aber bei rechter Pflege nach einigen Stunden ganz gefahrlos vorüberging. Edmund ſah ſich gezwungen, der Mutter in dieſer Stunde, wo er gern eine immediate Fortſetzung ſeines Geſprächs mit ihr mit einem Jahr ſeines Lebens erkauft hätte, der Pflege ihrer alten, treuen Kammerfrau zu übergeben, und ſie für dieſe Nacht zu verlaſſen.

Raſtlos trieb er in ſeinem Zimmer ſich umher, in einem Gemüthszuſtande, den Worte nicht zu beſchreiben vermögen. Mit Tagesanbruch eilte er wieder zu ſeiner Mutter, die Kammerfrau derſelben verwehrte ihm ſtandhaft den Zutritt zu ihr, verſicherte ihn, daß die Kranke ungewöhnlich lange und heftig gelitten habe, daß ſie jetzt ruhig ſchlummere, und gewiß ſechs bis acht Stunden noch ſchlafen werde, und daß der Arzt es ihr ſelbſt zur heiligſten Pflicht gemacht habe, ihre Gebieterin nach einem ſo heftigen Anfall unter keiner Bedingung zu wecken.

Edmund ſtürzte hinaus in den Garten, um ungehört und ungeſehen der bangen Qual, die in ihm tobte, ſich hinzugeben. Wie ſollte das enden! Konnte, durfte er ſeiner Mutter in ihrem jetzigen Zuſtande, den Irrthum, in dem man ſie befangen, mit einem Worte zerſtören, und ihr dadurch vielleicht den Todesſtoß geben? Sollte er geduldig der ihm aufgedrungenen Braut die Hand reichen? Sein Gefühl für Ehre und Glück empörte ſich gegegen den Gedanken, ſich wehrlos den liſtigen Plänen einer Frau opfern zu laſſen, die er jetzt eben ſo tief verachtete als er ſie einſt hochgeſtellt hatte. Selbſt an Laura konnte er ohne den beſtimmteſten Widerwillen nicht denken, ſo lieblich ſie ihm früher erſchienen; er war feſt überzeugt, daß auch ſie nicht ſchuldlos an der Verſchwörung gegen ihn ſey, und recht willig dem Wege gefolgt wäre, den ihre Schweſter ihr ſo künſtlich gebahnt hatte.

Um ſein Elend auf den höchſten Gipfel zu treiben, ſtieg nun auch Eliſens Bild vor ihm auf; die letzten Worte derſelben, die er jetzt Drohung nannte, kamen ihm wieder in den Sinn, und es war ihm in ſeiner jetzigen Stimmung nicht mehr möglich, ſie als einen bloßen Scherz hinzunehmen. Alles Excentriſche lag Eliſen ſo nahe, ſie gefiel ſich ſo ſehr darin, durch ein unerhörtes Benehmen die Welt in Erſtaunen zu ſetzen; wie, wenn ſie nun käme? Heute, an dem Geburtstage der Mutter, mit Frau von Lilienheim, mit Laura zugleich, und er nun mitten unter ihnen vor ſeiner Mutter daſtehen müſſe, ein dem ſchändlichſten Verdacht Preisgegebener, — der bloße Gedanke ergriff ihn wie Wahnſinn; Tod oder Flucht ſchienen ihm die einzige mögliche Rettung.

Im nämlichen Augenblick führte Edmunds Reitknecht ihm ſein Lieblingspferd geſattelt entgegen; er hatte es am vorigen Tage zu einem frühen Spazier-Ritt ſo beſtellt und dieſes wieder vergeſſen. Mit einem wilden Freudenſchrei warf er ſich in den Sattel, winkte dem Reitknecht ihn nicht zu begleiten, und ſprengte wie ein Wahnſinniger mit verhängtem Zügel davon.

Die Unruhe im Schloſſe, die Angſt, der von ihrem geſtrigen Zufall kaum wieder hergeſtellten Mutter, als der Mittag herbei kam, der Oheim mit ſeinen Begleiterinnen anlangte, und Edmund noch immer vermißt wurde, läßt ſich nicht beſchreiben. Nach allen Seiten wurden Boten ausgeſchickt, ſie kamen nach einigen Stunden ohne befriedigende Nachrichten zurück; zwar wollten, an unterſchiedlichen Orten, einige Landleute einen Herrn zu Pferde, wie Edmund ihnen beſchrieben wurde, vorüberſprengen geſehen haben, aber keiner von ihnen wußte genau den Weg anzugeben, den er genommen; er war eben ſo ſchnell ihnen wieder aus den Augen gekommen, als er ihnen erſchienen. Ein paar Worte von ſeiner Hand, in denen er bat, ſeinetwegen ruhig zu ſeyn, indem er in guter Sicherheit und ganz wohl ſich befinde, die ein fremder Knabe überbrachte, der, ohne jemanden Rede zu ſtehen, ſich eilig wieder davon machte, milderte endlich gegen Abend die Furcht, daß ihm perſönlich ein vielleicht tödtlicher Unfall zugeſtoßen ſeyn möchte. Zwei Tage vergingen unter immer bänglicher werdenden Muthmaßungen und Beſorgniſſen, und am dritten erſchien wirklich noch obendrein die Malerin aus Berlin, um die Verwirrung auf das Höchſte zu ſteigern.

Edmunds Porträt unter dem Arm haltend, verlangte ſie ſogleich ihn, und da man ihr erwiederte, daß er verreiſet ſey, Frau von Wiesenburg zu ſprechen. Doch dieſe war in ihrem tiefen Leide durchaus nicht im Stande, eine Fremde vor ſich zu laſſen; und ſo wurde ſie denn zum Oheim geführt, dem Frau von Lillenheim ſich aus Neubegier zugeſellte.

Das Geſpräch zwiſchen den dreien wurde

ſehr bald ungemein lebhaft. Die Künſtlerin übergab, als eine Art Legitimation, Edmunds Porträt; verlangte alsdann ziemlich peremptoriſch, ſeinen jetzigen Aufenthalt zu erfahren, und als man ihr endlich geſtand, daß man nicht wiſſe wo er ſich befinde, wurde ſie heftig, und führte endlich eine Scene herbei, die, an Gemeinheit grenzend, zu wiederwärtig und verworren wurde, um hier ausführlich wiedergegeben zu werden. Trotzig und kühn erwähnte ſie Rechte und ſuchte dieſe geltend zu machen, die ſie eigentlich nie beſeſſen, wie aus allem deutlich hervorging; zum Glück war der Oheim der rechte Mann dazu, den eben ſo unwillkommnen, als unzeitigen Beſuch der genialen Künſtlerin, freilich mit einiger Derbheit, endlich abzukürzen; auch Eliſe kam durch die A[illegible] wie er ihr antwortete, zu einiger Beſinnung, und gewann es über ſich, mit mehr Würde und Anſtand [illegible] zurückzuziehen, als man ihr zugetraut hatte. Aber ihre Erſcheinung hatte doch nun einmal über den armen Edmund vollends den Stab gebrochen, der Oheim war höchſt aufgebracht über ihn, Laura ſchluchzte, als wolle es das Herz ihr abſtoßen, Frau von Lilienheim erklärte ihn für einen unwürdigen Heuchler, und pries überlaut das Glück ihrer Laura, ihm noch zur rechten Zeit entgangen zu ſeyn, und ſelbſt die Mutter gab ihn, als einen karakterloſen Unbeſtändigen, für verloren, und weinte heiße Thränen der Reue, welche das Bewußtſeyn ihr auspreßte, den einzigen Sohn durch zu große Nachſicht und zu bängliche Fürſorge auf ſolche Abwege verleitet zu haben.

Nach einigen Wochen langte ein Brief Edmunds an ſeine Mutter, von der franzöſiſchen Gränze geſchrieben, an.

Mit rührender Demuth und dem Ausdruck der kindlichſten Liebe flehte Edmund die Mutter an, ihm alle die Sorge, all' den Kummer zu verzeihen, den Sie in den letzten Tagen ſeinetwegen erlitten, und ihn nicht zu ſchnell zu verdammen, obgleich er für den Augenblick noch nicht die Ruhe des Gemüthes ſich habe erwerben können, deren er bedürfe, um mit einiger Hoffnung des Gelingens ſich einigermaßen vor ihr zu entſchuldigen zu ſuchen.

Offen und frei geſtand er, aus Karakterſchwäche und jugendlicher Unerfahrenheit, der ſeltſamen Lage nicht gewachſen geweſen zu ſeyn, in welche das ihr gegebene Wort ihn verſetzt habe, das zu unabläſſiger Beobachtung aller Regungen ſeines Gemüthes ihn zwang, bis er, unklar und faſſungslos dadurch geworden, in übergroße Aengſtlichkeit verſank, die alle im Leben ſo nöthige Sicherheit ihm raubte, und ihn, gleich einem von jedem Hauch bewegten Rohr, in immerwährendem Schwanken erhielt. Er bekannte, durch ſolche, die ſeine Schwäche benutzten, aber doch nicht ganz ohne eigne Schuld, in Verworrenheiten gerathen zu ſeyn, deren Löſung ihm zuletzt unmöglich dünkte, und die ihn wahrſcheinlich dem Wahnſinn zugeführt haben würden, wenn nicht der Zufall ſich ſeiner annahm, indem er ganz ungeſucht ihm ein Mittel zur Flucht vorführte, ehe noch ein Gedanke an dieſe Art Rettung in ſeine Seele gekommen war. Unvorbereitet, planlos, ſinnlos, ohne zu bedenken, was er that, faſt ohne es zu wiſſen, hätte er, von innerer Angſt getrieben, den Wink des Zufalls befolgt, wäre ohne zu wiſſen wohin, in die weite Welt hineingeritten, bis ſein Pferd unter ihm zuſammenſtürzte, und man ihn ſelbſt, ohne Bewußtſeyn in ein nahes, von jeder viel beſuchten Straße entferntes Baurenhaus getragen, wo er bei einfachen, aber ſehr braven Leuten, die menſchenfreundlichſte Aufnahme gefunden hätte. In ſeinem einſamen Krankenzimmer, bei gänzlicher Abſpannung ſeiner phyſiſchen Kräfte, von keinem äußern Anlaß, der an die Vergangenheit ihn erinnern konnte, aufgeregt, habe er Beſinnung und zuletzt auch ſich ſelbſt wieder gefunden, und fühle und wiſſe nun mit Beſtimmtheit, daß nicht der Zufall, ſondern eine höhere Hand ihn gewaltſam aus peinigenden Umgebungen geriſſen, um ihm die Bahn zu zeigen, die er von nun an zu verfolgen habe.

Und ſo ſey er denn entſchloſſen, alles Vergangne, das ſich doch nicht mehr zum Guten geſtalten laſſe, hinter ſich zu werfen, es, ſo viel ihm dieſes möglich ſey, zu vergeſſen, und ungehindert, mit friſchem Muth und feſtem Ernſt nicht nur die Laufbahn zu betreten, zu welcher er von Jugend auf durch ſeine Erziehung beſtimmt und vorbereitet worden ſey, ſondern auch in ſeinen neuen Umgebungen ein neues Daſeyn, ohne Rückblick auf das Vergangne, zu beginnen. Deshalb bitte er ihm ſchleunigſt Empfehlungsbriefe zu ſenden und was er ſonſt noch an Mitteln bedürfen möge, um zuerſt den ihm früher vorgezeichneten Reiſeplan auszuführen, und dann in Rom bei der dortigen Geſandtſchaft ſich genugſam legitimiren zu können, um in der ihm verheißnen Stelle bei derſelben eingeführt zu werden.

Verſicherungen der kindlichſten, dankbarſten Liebe ſchloſſen den Brief, indem er ſeine Mutter anflehte, ſich ſeinetwegen zu beruhigen, ihn bei ſeinem Oheim zu vertreten, um ihm zu erlauben, ihr nicht eher von ſeinen neuen Lebensverhältniſſen und ſeinem Thun und Laſſen Bericht abzuſtatten, bis er im Stande ſey, ihr recht Erfreuliches zu melden, und ſie von einer günſtigen Veränderung ſeiner ſelbſt auf das unwiderſprechlichſte zu überzeugen.

Die Beantwortung dieſes Schreibens fiel dem Oheim anheim, der Edmunden alles überſandte, was er verlangte und bedurfte. Er meldete ihm dabei mit ziemlich trocknen Worten, daß ſeine Mutter ebenfalls wünſche, fürs erſte keine Briefe von ihm zu erhalten, daß er bei vorkommender Gelegenheit ſich deshalb nur an ihn, ſeinen Oheim, zu wenden habe, und daß man ohnehin in Kurzem ihn ganz ſeiner eignen Leitung zu überlaſſen gedenke, indem er innerhalb weniger Monate zur Majorennität gelangt ſein werde, die ihn ohnehin von allen denen, die bis jetzt für ſein Wohl beſorgt geweſen, völlig unabhängig mache.

Beinahe drei Jahre waren ſeit Edmunds Flucht vergangen. Er ſelbſt lebte in Rom; außer ſeiner Mutter und ſeinen Verwandten gedachte faſt Niemand mehr ſeiner; die Welt hatte ſeine Thorheiten, wie ſeine Fehltritte vergeſſen, die damals, als ſie ruchtbar wurden, nicht wenig Aufſehen erregt hatten. Laura war längſt in einer andern Stadt ſehr glänzend und ſtandesmäßig verheirathet, Frau von Lilienheim mit ihrem Manne ihr nach ihrem jetzigen Aufenthalte gefolgt, und beide Damen führten dort ein heiteres, ſehr brillantes Leben, das allen ihren Wünſchen zu entſprechen ſchien. Eliſe aber hatte in den erſten Tagen nach

Edmunds Flucht, ſich in der Begleitung des Sir William nach England begeben, und ſtand jetzt in London als berühmte allgeſuchte Malerin in Ehren und Anſehen.

Frau von Wieſenburg trug noch immer um den Verlornen und die Zertrümmerung ihrer letzten Lebenshoffnung, die tiefſte Trauer in ihrem Herzen, aber ihr Schmerz ward nicht in Klagen laut. Theils aus Grundſatz, theils weil es jedem edleren Gemüthe unendlich ſchwer wird, ſich zum Wiederanknüpfen des einmal Geriſſenen zu entſchließen, war ſie dem Vorſatz treu geblieben, weder ihrem Sohne zu ſchreiben, noch Briefe von ihm zu empfangen; auch Edmund ſchien mit dieſer Einrichtung zufrieden; er ſchrieb ſelten, immer nur an den Oheim, wenn Geſchäfte mit dieſem, der die Verwaltung ſeines Vermögens auf ſein Bitten fortſetzte, es nothwendig machten. Der Zorn des Oheims gegen den Neffen hatte ſich gelegt, aber es war dennoch zwiſchen dieſen beiden kein vertrauteres Verhältniß wieder entſtanden, das Edmund hätte veranlaſſen können, dem alten Herrn von ſeinem jetzigen Leben ausführlichen Bericht abzuſtatten; doch verſäumte er nie, in jedem ſeiner Briefe ſeiner Mutter mit dem Ausdruck der innigſten Liebe und Ergebenheit zu erwähnen. Und ſo gewöhnte man ſich endlich ſeine Abweſenheit als ein nicht Abzuänderndes zu betrachten, man beruhigte ſich damit, im Allgemeinen zu wiſſen, daß es ihm nicht übel gehe und daß er zur Zufriedenheit derer, die mit ihm in Verbindung ſtanden, ſich betrage. Unvermuthet und unerwartet kam aber der Tag des Wiederſehens doch herbei. Edmund wagte nicht die Mutter, wohl aber den Oheim durch ſeine unvorbereitete Ankunft zu überraſchen. Beim Anblick des ihm noch immer theuer gebliebenen Neffen, vergaß der gute Alte alles früher Vorgefallene, und ſchloß mit herzlicher Freude den Langentbehrten in die Arme; erſt hinterher fiel es ihm ein, daß er wenigſtens kurze Zeit ihm noch hätte zürnen ſollen, doch dazu war es nun zu ſpät, er konnte den blühenden jungen Mann, der in der Fülle der Geſundheit, mit dem innigſten Ausdruck der Freude und der ſeligſten Hoffnungen vor ihm ſtand, und der ihm immer beſſer gefiel, je länger er ihn betrachtete, nicht wieder von ſich ſtoßen. In der erſten Aufwallung der Freude wollte er ſogar mit ihm augenblicklich zur Mutter reiſen; Edmund aber, ſo ſehr ſein Herz ihn auch zu ihr hinzog, fürchtete mit Recht, daß ihre, durch lange Leiden erſchöpften Kräfte, ein zu plötzlich herbeigeführtes Wiederſehen nicht würden ertragen können, und beſtand darauf, ſie zuvor mit der größten Sorgfalt auf daſſelbe vorbereiten zu laſſen. Und dennoch, ſo behutſam auch ihre alten Freunde dieſe Pflicht erfüllten, erlag ſie der Wonne und dem Schmerz einer Stunde, die zu erleben ſie längſt aufgegeben hatte; ſie ſank in tiefer Ohnmacht hin, aber ihr Erwachen aus derſelben glich dem einer Seligen nach überſtandenem Todeskampf.

Stunden vergingen, ehe beider, des Sohnes wie der Mutter Gemüth, ſich genugſam gefaßt hatte, um zuſammenhängende Worte zu finden, und ſie dazu kommen konnten, in ihren Fragen und Antworten einander verſtändlich zu werden.

„Ich komme jedoch nicht allein, meine theure Mutter,“ ſprach Edmund, als die erſten ſtürmiſchen Aufwallungen der Freude ſich gelegt hatten, „ich bekenne,“ fuhr er fort, „daß ich ohne den freundlichen Schutzengel, der mit mir Hand in Hand durch's Leben geht, vielleicht nie den Muth gefunden hätte, wieder vor Ihnen zu erſcheinen. Darf ich, liebe Mutter, darf ich die Tochter zu Ihren Füßen führen, die keine höhere Freude kennen wird, als Ihre künftigen Tage zu erheitern, die mit mir um den Preis Ihrer Liebe wetteifern, und ſich kindlich bemühen wird, jene finſtre Zeit, die nun überſtanden iſt, die ich durch die ſchmerzlichſte

Reue aus meinem Leben nicht vertilgen konnte, Sie ganz vergeſſen zu laſſen! O ſegnen Sie den Bund Ihrer glücklichen Kinder!“

„Sieh' deine neue Tochter nur erſt an, das Uebrige findet ſich von ſelbſt;“ rief der Oheim, der indeſſen hinausgegangen war, und nun am Arm einer unbeſchreiblich anmuthigen jungen Frau wiederkehrte.

„Bin ich nicht ſchon geſtorben? Umſchweben mich nicht ſchon Engel? O Edmund! wie unbeſchreiblich reich wird durch dich der Abend meines Lebens!“ rief Frau von Wieſenburg im Arm ihrer Kinder, von der rührendſten Freude begeiſtert.

„Es iſt ein Meiſterſtreich, der ihm gelungen,“ ſprach am folgenden Morgen der Oheim, als ſie endlich zu ruhigerem Beſinnen gekommen, und alle um die Mutter ſich verſammelt hatten. „Nun wundert es mich nicht mehr, daß der junge Herr meine zierliche, niedliche

Laura verſchmähte, und vollends vor jener hochtrabenden Künſtlerin davon lief, der nur Männerkleider fehlten, um für einen Chevalier d'Éon gelten zu können."

Frau von Wieſenburg erſchrack, und winkte ihm heimlich, zu ſchweigen, er aber kehrte ſich nicht daran. „Laß mich reden, Schweſter," ſprach er, „ich habe lange genug an mich gehalten, und ſieh' nur das lächelnde Geſichtchen dort recht an, glaubſt du denn, Edmund habe deiner Tochter nicht ſchon längſt alles bekannt? Aber du ſelbſt biſt noch völlig im Dunkeln, ich wette, du weißt noch nicht einmal, daß dieſes holde, liebe, ſchöne Kind die Gräfin Charlotte P . . . iſt, die einzige Tochter des V . . ſchen Geſandten in Neapel."

„Oder auch Lottchen Neumann, das Mädchen im Eilwagen;" fiel die junge Frau ein, und ſah mit einem ganz eignen, halb furchtſamen, halb ſchalkhaften Lächeln zur Mutter auf.

Der Oheim erſchrack ſichtbar, und wandte ſich an Edmund, um von ihm die Löſung eines Räthſels zu fordern, das ihn ſehr zu beunruhigen ſchien, doch Frau von Wieſenburg ließ ihm nicht Zeit die Frage auszuſprechen, die auf den Lippen ihm ſchwebte.

„Sey wer du willſt,“ ſprach ſie mit dem Ausdruck der innigſten Liebe, „ſey wer du willſt, uns biſt du ein Friedensengel vom Himmel geſandt, uns alle zu beglücken.“

„Das iſt ſie!“ rief Edmund heftig bewegt, und ſchloß beide zugleich, die Mutter und die Gattin, in ſeine Arme; „ſie iſt ein Engel des Friedens, ſie iſt aber auch Gräfin P . . . und auch Lottchen Neumann, deren Bild ich, unerachtet aller meiner Verirrungen, vom erſten Augenblick da ich ſie geſehen, ſtets im Herzen getragen; ich habe mein Gelübde gelöſt, meine theure Mutter, ich führe die Tochter Ihnen zu, die ich Jahre lang geliebt, ohne es ihr zu geſtehen, ohne nur zu wiſſen, ob und an welchem Orte ſie lebe. Sie iſt jenes Lottchen, das Sie aus meinem früheren, auf ſo entſetzliche Weiſe unterbrochenem Bekenntniſſe kennen. Noch ſchaudre ich, wenn ich jener Stunde gedenke; daß ich mein Bekenntniß damals nicht vollenden durfte, jagte wild verzweifelnd mich in die Welt hinaus; und doch verdanke ich nur dieſem Zufall mein ganzes jetziges Glück! ohne ihn hätte ich dieſes theure, angebetete Weſen nie wieder gefunden. Ach kennten Sie es nur erſt wie ich es kenne!“

Lottchens Geſchichte, die Edmund, auf Antrieb des über alle dieſe Räthſel ungeduldig gewordnen Oheims, ziemlich weitläufig erzählen mußte, war eine von denen, wie man ſie, ſeit Romane geſchrieben werden, bis zum Ueberdruß geleſen hat, und die doch bis auf den heutigen Tag in der Wirklichkeit ſich noch zuweilen ereignen. Sie war das Kind der erſten Jugendliebe des Grafen P . . ., des einzigen Sohnes der alten würdigen Dame, die für ihre Pathe galt und eigentlich ihre Großmutter war. Lottchens Mutter, die Schweſter des Kaufmann Neumann, der ſpäterhin für Lottchens Vater galt, war von ihren Eltern verſtoßen, und gleich nach der Geburt ihres Kindes aus Gram geſtorben. Der Graf, der wirklich ſie geliebt hatte, wagte es ſeiner Mutter die Exiſtenz ſeines armen, hülfloſen Kindes zu entdekken, und dieſe beſchloß ſich deſſelben hülfreich anzunehmen. Sie bewog den ſehr wohldenkenden Bruder der unglücklichen Mutter deſſelben, der eben mit ſeiner ihm vor Kurzem angetrauten Gattin einen andern Wohnort bezog, es als ſein eignes Kind zu erziehen, ſorgte für alle kleinen Bedürfniße deſſelben, und verlor es nie ganz aus den Augen. Graf P . . . hatte indeſſen eine ziemlich kühle Konvenienz-Heirath geſchloſſen, ſeine Gemahlin war kränklich, die Ehe blieb kinderlos, und die alte Gräfin, vielleicht in Vorahnung deſſen, was ſpäterhin eintraf, nahm ihre Enkelin zu ſich, um die Erziehung derſelben, auf eine ihrer eigentlichen Geburt angemeſſene Weiſe zu vollenden, ohne ihr jedoch zu entdecken, in welchem nahen Verhältniß ſie zu ihr ſtehe. Was ſie vorausgeſehen, geſchah; ihre Schwiegertochter ſtarb, und die ihre Enkelin zärtlich liebende Frau unternahm, unerachtet ihres hohen Alters, mit derſelben eine weite, beſchwerliche Reiſe, um die Tochter dem auf dieſen Schritt vorbereiteten Vater zuzuführen, der mit inniger Freude und herzlicher Liebe ſie aufnahm, und das Kind ſeiner Liebe in alle Rechte einer in gültiger Ehe gebornen Tochter einſetzte. Die alte Gräfin ſchloß bald darauf nach vollendetem Tagewerk die lebensmüden Augen zum dauernden Schlummer; der Graf führte ſeine Tochter nach Neapel, wohin ſein König ihn als Geſandter berufen. Die holde Anmuth der jungen Gräfin Charlotte, ihre Schönheit, ihre ſeltnen Talente, die edle Einfachheit ihres Betragens, erwarben ihr die allgemeinſte Bewunderung, ſie ſelbſt aber blieb beſcheiden und anſpruchslos, wie ſie es immer geweſen; mitten im Glanze, der ſie umgab, gedachte ſie oft, zuweilen ſogar mit Sehnſucht, ihrer früheren in glücklicher Dunkelheit verlebten Jugendzeit, und Edmunds Bild pflegte ſehr oft im Vorgrunde der Bilder zu ſtehen, die ihre Erinnerung ihr vorführte.

In Neapel war es, wo Edmund, den von Rom aus Geſchäfte in jene Stadt geführt hatten, die Geſtalt, die noch immer in ſeinem Herzen lebte, in einer glänzenden Aſſemblee antraf; er ſtaunte über die unbegreifliche Aehnlichkeit der jungen Gräfin mit jenem einfachen Landmädchen, und wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß ſie es ſelbſt ſeyn könne; aber Lottchen war noch immer Lottchen, eben ſo unfähig ihre Freude über dieſe unerwartete Zuſammenkunft ihm zu verbergen, als ſie es vor zwei Jahren vor dem Poſthauſe geweſen; ſie ſelbſt gab zuerſt ſich ihm zu erkennen.

Was weiter geſchah, bedarf wohl keiner beſondren Erwähnung.

Der Oheim war indeſſen nicht ſo genügſam, als der Leſer wahrſcheinlich es iſt. Er liebte es, jedes Ereigniß ſich bis in die kleinſten Details recht breit und umſtändlich auseinanderſetzen zu laſſen, und fragte ſo lange, bis er jeden Umſtand von Edmunds erſter Bekanntſchaft mit Lottchen, und auch den Inhalt jenes Briefes der Mutter, und den Eindruck den dieſer auf Edmund fortwährend gemacht hatte, recht ausführlich erfahren.

„Liebe Schweſter,“ ſprach er dann mit einem ſehr bedenklichen Geſicht, „wir alle beide, beſonders aber du, haben dem armen Jungen damals doch eigentlich zu viel gethan, denn dein Brief und das Gelübde, das du ihm ablockteſt, verzeih’ mir, aber ich kann es nicht anders nennen, ſind es doch eigentlich, was zu allen ſeinen Thorheiten ihn trieb. Hätte Edmund, wie andere junge Leute ſeines Gleichen, frei und ungebunden ſelbſt zuſehen dürfen, wie er mit ſeinem Herzen und den ſchönen Frauen und Mädchen fertig würde, die natürlicher Weiſe auch ihm gefallen mußten, ſo gut als Andern, ſo wäre er . . .“

„So hätte ich gegen Lottchen wie ein verliebter junger Thor mich betragen, wäre von ihr abgewieſen worden, wie es ſich gebührte, und gewiß wäre ſie jetzt nicht mein;“ fiel Edmund halb ſcherzend, halb ernſt ihm ein

„Meine theure, gütige Mutter wollte das Rechte und Gute, als ſie jenes Gelöbniß von mir verlangte; der Wille, nicht der Erfolg liegt in unſrer Gewalt, und übrigens thut man immer wohl, ſich ein wenig auf den Zufall zu verlaſſen, er macht gar oft wieder gut, was wir durch unſre Weisheit verderben, und mir ſcheint er obendrein ganz beſonders gewogen.“

Neue
Verlags-Bücher
von
Johann David Sauerländer.

Lord Byron's ſämmtliche Werke. Herausgegeben vom Profeſſor Dr. Adrian. 12 Theile. Mit dem Bildniß, einem Facſimile der Handſchrift und der Abbildung des Stammſitzes Lord Byron's. Subſcriptionspreiſe: Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 8. 15 Sgr. oder fl. 11. — Auf Druckpapier Rthlr. 6. 22½ Sgr. oder fl. 11. —

Dieſe Ausgabe iſt vollſtändiger, als irgend eine bis jetzt in engliſcher Sprache erſchienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geſchmack von einem Vereine ruhmlichſt bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rückſicht konnte das Auslaſſen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieſelbe um 15 Octavbogen ſtärker wurde, wird dennoch vorerſt der äußerſt billige Subſcriptionspreis beibehalten.

Cooper, Fenimore, ſämmtliche Werke. Aus dem Engliſchen überſetzt. 64 — 69s Bändchen. Der Bravo 6 Bändchen. Auf Velinpapier Rthlr. 1. 5 Sgr. od. fl. 1. 48 kr. Auf Druckpapier 22½ Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Cooper, Fenimore, ſämmtliche Werke. Aus dem Engliſchen überſetzt. 70 — 75s Bändchen. Die Haidenmauer. 6 Bändchen. Auf Velinpapier Rthlr. 1. 5 Sgr. oder fl. 1. 48 kr. Auf Druckpapier 22½ Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Inhalt des 1 — 65ten Bändchen dieſer Werke: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Anſiedler. — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Waſſernixe. — Preis auf Velinpapier Rthlr. 11. 10 Sgr. oder fl. 17. 48 kr. — Auf Druckpapier Rthlr. 7. 17½ Sgr. od. fl. 12. 12 kr. — Die Kupfersammlung hierzu; erste Lieferung. 25 Sgr. oder fl. 1. 21 kr.

Döring, Georg, das Opfer von Oſtrolenka, oder die Familie Kolesko. Novelle in 3 Theilen. Rthlr. 4. 25 Sgr. oder fl. 8. 21 kr.

Döring, Georg, Roland von Bremen. Novelle in 3 Theilen. Rthlr. 4. 25 Sgr. od. fl. 8. 21 kr.

Döring, Georg, Phantaſiegemälde für 1833. Mit 1 Kupfer von Fleiſchmann. Cartonirt. Rthlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 45 kr.

Döring, Georg, Erholungsſtunden. Zeitſchrift für gebildete Leſer. Fünfter Jahrgang. 1832. Rthlr. 5. oder fl. 8.

Die drei erſten Jahrgänge dieſer Zeitſchrift ſind im Preiſe herabgeſetzt, und zwar auf Rthlr. 2. oder fl. 3. 36 kr. pr. Jahrgang.

Irving, Waſhington, ſämmtliche Werke. 44—47tes Bändchen. Die Alhambra oder das neue Skizzenbuch. 4 Bändchen. Auf Velinpapier 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr. Auf Druckpapier 15 Sgr. oder 48 kr.

Inhalt des 1—43ten Bändchen dieſer Werke: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reiſenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Leben und Reiſen Chriſtoph Columbus. — Eroberung von Granada. — Humoriſtiſche Geſchichte von New-York. — Reiſen der Gefährten Columbus. — Preis auf Velinpapier Rthlr. 8. 2½ Sgr. oder fl. 13. 24 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 5. 20 Sgr. oder 9 fl. 18 kr. — Kupfersammlung hierzu; erste Lieferung. 20 Sgr. oder fl. 1. 12 kr.

Irving, Waſhington, die Geſchichte des Lebens und der Reiſen Chriſtophs Columbus. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet vom Legationsrath Ph. A. G. von Meyer. 4 Theile. Zweite beſonders für die Jugend beſtimmte Ausgabe, mit vier meiſterhaft ausgeführten Kupfern und 2 Karten. Ausgabe auf ordinär Druckpapier Rthlr. 2. 10 Sgr. oder fl. 4. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 3. 20 Sgr. oder fl. 6.

Luſtfeld, der Kinder, oder erſte belebende Mittheilungen der Mütter an ihre Kleinen. Zugleich als erſtes unterhaltendes Leſebuch für Kinder. Von dem Verfaſſer von „Der Knaben Luſtwald,“ Der Mägdlein

Luſtgarten“ u. ſ. w. Mit Kupfern und Vignetten. Geb. Rthlr. 1. 10 Sgr. od. fl. 2. 12 kr.

Dieſes Buch hat eine doppelte Beſtimmung: einerſeits gehört es in die Hand der Mutter, „daß ſie daraus ihrem kleinen Kind vorſinge, vorſpreche oder vorerzähle;“ anderſeits ſoll es, „wenn das Kind anfängt ſelbſtſtändig zu leſen, ſein erſtes Unterhaltungsbuch“ ſeyn. Man wird darin „ſchlichte Einfachheit, friſche Naturanſchauung, reine Lebensluſt bei tief inwohnender Sittlichkeit und Sinnigkeit“ finden und erkennen. Der Herausgeber ſagt in der Vorrede, daß es gewiß noch viele Eltern und Erzieher gebe, welche den Kindern ihren Kinderhimmel mit all den Sternen- und Wolkenſchäfchen, die auf ihm als Erzählungen, Mährchen, Liedchen, Scherzreimen, Sprüchlein u. ſ. w. ſtehen oder dahinziehen, mit Recht nicht rauben laſſen wollen. Dieſen wird eine ſolche ſeltene Gabe, als Stoff zur ſchönen heitern Ausbauung des Kinderlebens, gewiß recht willkommen ſeyn.

Schopenhauer, J., Novellen. Zwei Theile. gr. 12. Geb. Rthlr. 2. 25 Sgr. od. fl. 4. 48 kr.

Inhalt: Die Genialen. — Des Adlers Horſt. — Die Schweſtern. — Die Liebesheirath.

* Dieſe Novellen ſind in der Geſammt-Ausgabe noch nicht abgedruckt.

Schopenhauer, Johanna, ſämmtliche Schriften. 24 Bände, mit dem Bildniſſe der Verfaſſerin. Leipzig: F. A. Brockhaus. Frankfurt am Main: J. D. Sauerländer. Subſcriptionspreiſe auf Velinpapier. Rthlr. 16. oder fl. 28. Auf weiſſem Druckpapier. Rthlr. 12. oder fl. 21. 36 kr.

Mit Ende dieſes Jahres hört dieſer Preis auf, und tritt ein um die Hälfte erhöheter Ladenpreis ein.

Der
Bettler von Sankt Columba.

Margaretha von Schottland.

Zwei Novellen

von

Johanna Schopenhauer.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.
1836.

Der

Bettler von Sankt Columba.

Noch hatte die Thurmuhr der abgelegenen Kirche Sankt Columba die fünfte Morgenſtunde nicht verkündet; die ganze große Stadt Köln lag in Dunkel und tiefem Schweigen wie begraben, und der matte Schein des eben grauenden Morgens und das ſchwache unſichere Licht der ſchmalen, hoch am geſtirnten Himmel grenzenden Mondesſichel ließen die Umriſſe der zunächſtſtehenden Gebäude kaum ſichtbar werden, als ſchon der Kirchendiener von Sankt Columba herbeieilte, um ſein tägliches Geſchäft zu vollbringen, und die Eingangspforten des uralten Gebäudes zur erſten Frühmeſſe zu öffnen.

Seit vielen langen Jahren war der gute Mann gewohnt, das ſeiner Obhut anvertraute

Heiligthum, zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht, mit großem Gleichmuth zu betreten, ohne daß ſeine ohnehin nicht ſehr erregbare Phantaſie ihm dabei einen böſen Streich geſpielt hätte. Doch diesmal ſchauderte er doch unwillkührlich zuſammen, und leiſes Grauen rieſelte ihm kalt und unheimlich den Rücken hinab. Ihm war, als ſei bei'm Oeffnen der Pforte eine lange dunkle Geſtalt mit unhörbarem Tritt ſeitwärts an ihm vorübergeſchlüpft; er warf einen Blick in das im Verhältniß zu ſeiner Länge ungewöhnlich breite Schiff der Kirche, und glaubte längs der einen der beiden Reihen Säulen, welche das Gewölbe deſſelben trugen, die nämliche Geſtalt gleich einem Schatten hingleiten und unfern des Hochaltars plötzlich verſchwinden zu ſehen. Er faßte ſich indeſſen, ſo gut er konnte, bekreuzte ſich andächtig, murmelte ein kurzes lateiniſches Stoßgebetlein, und ging dann raſcher als gewöhnlich ſeinen übrigen

Geſchäften nach, um ſich um ſo leichter aller Gedanken an die unheimliche Erſcheinung zu entſchlagen, die er für eine bloße Täuſchung ſeiner Sinne zu halten ſich bemühte.

Tiefe, nur durch den einförmigen Gang des Perpendikels der Thurmuhr unterbrochene Stille herrſchte indeſſen noch eine Weile in der ganz einſamen Kirche. Der Lichtkreis, den die vor dem Hochaltar hängende ewige Lampe um ſich her verbreitete, ließ nur die zunächſt ſie umgebenden Gegenſtände ſichtbar werden. Von ihr beleuchtet, traten die vier ſtarkvergoldeten Säulen über dem Hochaltar, die von dieſen getragene Krone und die über ſie ſchwebende, von geflügelten Engelsköpfen wimmelnde Wolkenſäule gleich einer in röthlichem Glanze glühenden Himmelserſcheinung aus dem tiefen Dunkel blendend hervor. Dichte Grabesnacht wohnte noch in den beiden kurzen niedrigen gewölbten Seitenflügeln neben dem Hochaltar, durch welche

Sankt Columba die Geſtalt eines langgeſtreckten Kreuzes erhielt. Der Mond blickte durch die Fenſter hinter dem Hochaltar, ſein bleicher Strahl brach ſich in den mit Wappen alter kölniſcher Geſchlechter prangenden Scheiben, und brachte ſeltſam in einander verſchwebende Lichteffekte hervor. Der weiße Mondſchein kämpfte mit dem röthlichen Lampenſchein, bis beide in der tiefen Nacht, welche oben das Gewölbe noch umhüllte, verſchwanden. Die Kanzel, die Heiligenbilder und die dem Altar zunächſt ſtehenden Säulen traten in vergrößerter unſichrer Form, gleich grauen unkörperlichen Schatten, aus der Dunkelheit halb ſichtbar heraus, und die Finſterniß in der Vertiefung zwiſchen den Säulen wurde dadurch noch auffallender.

Endlich ſchallten leiſe Schritte, feierlich langſam, durch die öde Stille; eine tief verhüllte Geſtalt ſchwankte ziemlich geſpenſterhaft den Hauptgang der Kirche hinauf; es war nur eine in ihrer Kapuze und dem langen ſchwarzen Regentuch der kölniſchen Bürgerfrauen eingewickelte fromme Alte. Sie beugte die Kniee vor dem Hochaltar, zündete ihr mitgebrachtes Lichtſtümpfchen an der ewigen Lampe an, befeſtigte es mit einigen Tropfen Wachs auf dem Betpult ihres Kirchenſtuhls, und ſetzte ſich zum ſtillen Gebete vor demſelben nieder; der von dem Lichte ausgehende Schimmer umgab ihr bleiches eingefallenes Geſicht mit einer Art von Heiligenſchein, ohne ſich weiter in der dunkeln Kirche zu verbreiten.

Mehrere früh aufgeſtandne Andächtige kamen allmälig einzeln herbei: Männer, Frauen, faſt lauter alte Leute. Auch von dieſen zündete jeder ſein mitgebrachtes Lichtchen an der ewigen Lampe oder an der ſchon brennenden Kerze eines gefälligen Nachbars an, und eilte, dasſelbe vor ſeinem gewohnten Platz in einem der Kirchenſtühle zu befeſtigen. Alle die kleinen

Kerzen flimmerten gleich ſo vielen durch die ganze Kirche zerſtreuten Irrwiſchen, jede umgab das Antlitz des hinter ihr ſitzenden Beters mit einem kleinen Lichtnimbus, aber ihre Anzahl war noch zu gering, um das noch immer vorherrſchende nächtliche Dunkel zu erhellen.

Jetzt aber holte die Thurmuhr zum Verkünden der fünften Morgenſtunde aus, und mit dem erſten Schlage trat der Prieſter, gefolgt vom Kirchendiener, in die Kirche. Das viereckige Barett auf dem Haupte, im ſchwarzen Prieſterrock, ging er ernſt und ſchweigend den Mittelgang hinauf, um hinter dem Altar in die Sakriſtei ſich zu begeben; der Kirchendiener läutete mit kräftigem Schwunge an einem mitten in der Kirche herabhängenden Seile die Frühmeſſe ein, und folgte dann ſeinem geiſtlichen Oberherrn.

Das Signal war gegeben, und in und um Sankt Columba ward es jetzt lebendiger. Zu allererſt ſtellten in dem dunkeln ſehr zerfallnen Kreuzgange am Eingange die dort durch Länge der Zeit ſtationär gewordnen Bettler ſich ein. Armſelige, kümmerliche Geſtalten, in Lumpen gehüllt, mit trübſeligen eingefallnen Geſichtern, kauerten ſie längs den Mauern des ſchmuckloſen niedrigen Gewölbes auf Steinen, Holzklötzen und kleinen Bänken; jeder auf ſeinem, durch Verjährung ihm zu eigen gewordenen Platz, mit ängſtlich angezogenen Beinen, um den Vorübergehenden nicht hinderlich zu ſein, ein Glöckchen in der Hand, um ſich und ihr Elend dadurch bemerkbar zu machen, neben ſich eine kleine Schale von Blech zum Einſammeln der ihnen von milden Händen zugeworfenen Kupferpfenige. Ihr Anblick war nichts weniger als erfreulich, herbe Noth oder Trägheit, Stumpfſinn oder Heuchelei hatten bei den meiſten faſt jede Spur eines früheren beſſern Zuſtandes, eines menſchlicheren, würdigeren Daſeins verlöſcht. Nur einer unter allen, der den unſtreitig beſten Platz neben der Kirchenthür einnahm, hätte allenfalls einem Maler zum Modell eines Anachoreten aus der Thebaiſchen Wüſte dienen können. Schwere Erlebniſſe, wahrſcheinlich auch ungezähmte Leidenſchaft, hatten in den Zügen ſeines bleichen Geſichts tiefere Furchen gezogen, als das Alter: aber dieſe Züge hatten einſt gewiß einen milderen Ausdruck getragen; ſie waren nicht unedel, eben ſo wenig als die lange hagere, jetzt etwas gekrümmte Geſtalt, der man es anſah, daß ſie, wenn es erforderlich wäre, noch wohl kräftig genug ſich aufrichten könne. In dem großen tiefliegenden Auge war noch nicht jede Spur jenes innern Feuers erloſchen, das in dieſer breiten hochgewölbten Bruſt einſt verzehrend genug gelodert haben mochte. Seine Kleidung zeichnete übrigens vor den übrigen Bettlern ihn keinesweges aus; der alte braune, mit einem Strick umgürtete Kittel, der ihn faſt mönchsartig einhüllte, war dünn und ärmlich genug, fiel aber von ſelbſt in breite maleriſche Falten, und das kleine glatte Käppchen, das ihm kaum den Scheitel bedeckte, und unter welchem das graue ſchlichte Haar ſich noch ziemlich üppig hervordrängte, kleidete ſogar ihn nicht übel.

Alle, welche die Frühmeſſe hören wollten, eilten jetzt raſchen Schrittes herbei: Abreiſende, Handwerker, Wäſcherinnen, Näherinnen, Tagelöhner, mitunter auch fromme Matronen aus den höheren Ständen; innerhalb weniger Minuten war die Kirche mit Leuten angefüllt, die hier ihr Tagewerk zuerſt beginnen wollten. Jeder zündete vor ſeinem Platz ſein mitgebrachtes Lichtſtümpfchen an, und die jetzt zu mehreren Hunderten ſteigende Anzahl derſelben erleuchtete die Kirche auf das Seltſamſte und zwar von unten auf. Oben im hohen Gewölbe des Schiffes drückte noch tiefe Dämmerung das ſchwache

Licht nieder, das unten aus den Kirchenſtühlen emporſtrebte; in den beiden Seitenhallen neben dem Altar herrſchte noch nächtliches Dunkel und umhüllte ſchauerlich die alten hochvergitterten Beichtſtühle von ſchwarzem Holze, und die beiden Seitenaltäre; der mittlere Theil der Kirche aber bis zur Hälfte der Säulen hinauf bot dem nicht daran Gewöhnten ein ganz eigenes Schauſpiel wunderſamer Art. Ein geiſterartiges Scheinleben fing an, zwiſchen den uralten Steingebilden zu walten; es war, als ob das ſchwere Gewölbe in dieſer wunderlichen flackernden Beleuchtung ſich ſichtlich erhebe, und Säulen, Heiligenbilder, Gemälde ſich zu regen begännen, und höher ſchwebend ihm folgten.

Den ſilbernen mit dem Velum noch bedeckten Kelch ehrfurchtsvoll in den Händen tragend, trat jetzt der Prieſter aus der Sakriſtei, und die ganze, bis jetzt flüſternde, nieſende, huſtende Gemeinde verſtummte plötzlich und ſank auf die

Kniee. Mit unbedecktem Haupte, das mit großen Blumen, und im Rücken und auf der Bruſt mit zwei großen Kreuzen von Goldborten prangende Meßgewand von ſchwerer Seide, über das weiße Unterkleid geworfen, näherte er ſich dem Altar und verbeugte ſich tief vor demſelben. Mit lauter Stimme beginnt er das Staffelgebet: introibo; der Meßdiener, im weißen Chorrocke, kniet mit ſeinem Glöckchen neben ihm. Der Prieſter ſteigt die Stufen zum Altar hinan, Todtenſtille herrſcht rings umher, die Meſſe beginnt. Zuerſt die vorbereitenden Theile derſelben, die Epiſtel, das Credo werden abgeleſen, dann folgt das Evangelium, welches von der Gemeinde ſtehend angehört wird. Jetzt kommt der feierliche Augenblick, in welchem der Prieſter das Brod und den Wein zum Meßopfer einſegnet; der Meßdiener gibt mit ſeinem Glöckchen dreimal das Zeichen, und alles ſtürzt nieder auf die Kniee.

Sanctus! Sanctus! Sanctus! Dominus Deus Sabaoth! pleni sunt coeli et terra gloria tua, benedictus qui venit in nomine Domini! ruft der Prieſter laut und feierlich, und die ganze Gemeinde beugt das Haupt tief zur Erde und ſchlägt, reuevoll über ihre Unwürdigkeit dem Meßopfer beizuwohnen, an die eigene Bruſt.

Ein, in dieſem Augenblicke feierlicher Stille ſehr hörbares Stöhnen drang jetzt aus einer der ganz dunkeln Seitenhallen, unfern dem Hochaltar, hervor; es war ein ſehr ſchmerzlicher Ton, halb Seufzer, halb unterdrückter Schrei, wie vom tiefſten Jammer einer ſchwer leidenden Bruſt entpreßt. Laut knatternd fuhr die ſchwere Gatterthüre einer der dunkeln Beichtſtühle im finſterſten Theile der Kirche auf, und fiel mit polterndem Gepraſſel wieder zu. Alle Leute in der Kirche ſahen erſchrocken ſich um, ſelbſt der Prieſter hielt einige Sekunden mit

Vollbringung der heiligen Handlung ein, in welcher er eben begriffen war.

Mit wild zerſtreutem Haar, an Wahnſinn gränzende Verzweiflung im bleichen entſtellten Geſicht, ſtürzte ein junger Mann, tief in ſeinen Mantel gewickelt, aus der dunkeln Seitenhalle jetzt heraus. Ohne Rückſicht, als ob er von Allem, was ihn umgab, gar nichts gewahr werde, ſchritt er durch die Reihen der Knienden hindurch, der in den Kreuzgang führenden Kirchthüre zu.

Der alte Bettler mit dem Anachoretengeſicht hielt am Eingange des Kreuzgangs demüthig freundlich ihm ſeine blecherne Schale entgegen, als einem alten Bekannten, von dem er überzeugt war, daß er eine kleine Gabe ihm nicht verſagen würde. „Laß mich, Bettler!“ zürnte der Jüngling ihm zu, und warf ihm die Schale beinahe aus der Hand, indem er wild an ihm vorüber rauſchte

„Hilf, heiliger Franziskus! was iſt es denn heute mit dem jungen Herrn Gisbert? war er doch immer ſo freundlich, und ſieht heute ſo blaß und verſtört aus, daß ich ihn kaum wieder erkannt hätte;“ murmelte der alte Bettler und ſah, bedenklich den Kopf ſchüttelnd, dem jungen Manne nach, der im Kreuzgang mit ſchnellen unſichern Schritten bald weiter ging, bald wieder umkehrte, als wiſſe er den ihm ſonſt ſo wohl bekannten Ausgang nicht zu finden.

„Das war kein frommes Morgengebet, das der heute in Sankt Columba gehalten, den muß etwas Schweres betroffen haben;“ murmelte der Alte weiter, indem er den noch immer wie verwirrt umher irrenden Jüngling mit ſeinen Blicken verfolgte. „Er ſieht ja aus wie Einer — heiliger Franziskus, bitte für ihn, und behüte ihn vor Verſuchung und allem Böſen!“ rief er plötzlich, als er durch eine Oeffnung in dem ganz verfallenen Theil der Kreuzgangsmauer gewahr wurde, wie der junge Mann den Ausgang endlich gefunden, und nun auf der Columbaſtraße dem Rheine zuging, ſtatt, wie ſonſt, den entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen.

Mit einer Geſchwindigkeit, die man dem abgelebten Greiſe kaum hätte zutrauen ſollen, huſchte er jetzt der in das Paſſionsgäßchen führenden Kirchthüre zu, um auf dieſem viel näheren Wege dem jungen Manne entgegen zu treten, dem er in dieſem Augenblick nicht viel Gutes zutrauen mochte. Das Paſſionsgäßchen, das gerade an den Rhein führt, iſt eins der engſten und abgelegenſten in Köln; ſogenannten Stationen, Abbildungen des Leidens Chriſti, in ſchlechtgeſchnitzten und bunt bemalten Basreliefs, zu beiden Seiten deſſelben verdankt es den frommen Namen. In dieſer frühen Morgenſtunde, zur Zeit der herbſtlichen Sonnenwende, war außer dem alten Bettler keine lebende

Seele in demſelben zu erblicken; die Sonne war noch nicht aufgegangen, und Fenſter und Thüren der benachbarten Häuſer noch feſt geſchloſſen.

Der junge Mann bog eben um die Ecke der Columbaſtraße in das Paſſionsgäßchen ein, als der Bettler aus der Kirche herauskam; feſten Schrittes trat dieſer ihm in den Weg, ohne auf den zürnenden Blick zu achten, mit welchem Gisbert ihn bei Seite ſchieben und an ihm vorüber eilen wollte. „Lieber junger Herr,“ ſprach der Alte, „ohne mir Rede zu ſtehen, laſſe ich Sie nicht fort. Seit drei Jahren haben Sie faſt an keinem Morgen die Frühmeſſe in Sankt Columba verſäumt, nie ſind Sie an mir vorübergegangen, ohne mir eine kleine Gabe zu reichen; warum denn heute nicht? warum mußten Sie heute, gerade am Tage des heiligen Bruno, mit Ungeſtüm mich zurückweiſen?“

Der junge Mann wollte gewaltſam ſich von dem läſtigen Alten losmachen, und ohne ihm zu antworten an ihm vorübereilen, doch dieſer wich nicht von der Stelle, und beſtand auf Beantwortung ſeiner Frage.

„Laß mich, Alter,“ rief Gisbert, endlich ſehr ungeduldig geworden. „Fort, aus dem Wege! Du erhältſt keinen rothen Heller mehr von mir, du und Sankt Columba ſehen mich nie wieder.“

„Und weßhalb ſollen ich und Sankt Columba Sie nie wiederſehen? Sie kommen nicht fort, ich laſſe Sie nicht von der Stelle, bis ich es weiß;“ erwiederte der Bettler, und vertrat ihm noch kräftiger den Weg.

„Nun denn! wenn du es durchaus wiſſen mußt,“ flüſterte Gisbert zwiſchen zuſammengebißnen Zähnen ihm in's Ohr, „mein Weg geht von hier gerade in den Rhein!“ Mit einem gewaltigen Stoß ſuchte er nochmals ſich zu befreien, aber der Bettler faßte mit Rieſenkraft ſeinen Arm, richtete, an ſeinen Stab gelehnt, ſich hoch empor, und blickte mit feurigblitzenden Augen ihm ſtarr in's Geſicht.

„Die Ewigkeit iſt lang,“ ſprach er mit feierlichem Ernſt und tiefer ſonorer Stimme; „die Pforten der Hölle ſtehen weit offen, und der Verſucher wandelt umher gleich einem brüllenden Löwen. Aber Gottes Barmherzigkeit iſt unermeßlich; er will, daß der Sünder lebe und nicht untergehe, und die Hülfe des Herrn ſteht Jedem nahe, der gläubig und vertrauend ſich an ihn wendet.“

Gisbert ſchauderte innerlich; es ſchien ihm, als blicke der Bettler mit den Zügen ſeines längſt geſtorbenen Vaters ihn an. Der Gedanke an die Schande, die er noch im Grabe über das Haupt dieſes, von allen ſeinen Mitbürgern einſt hochgeehrten Mannes bringen werde, überkam ihn mit unſäglicher Angſt. Gisbert Neumann, Schöff der freien

Reichsſtadt Köln, ruht unter einem ſeinen Namen ehrenvoll verkündenden Grabſteine, Gisbert Neumann, der Ehrloſe, der Selbſtmörder, findet an der Mauer, unter Neſſeln und Dornen ein ſeines Vaters ehrlichen Namen beſchimpfendes Grab. Er dachte dies faſt ohne Worte, verſuchte noch einmal von dieſem Gedanken und von dem Alten ſich loszureißen, der mit durchdringendem Blick ihn anſtarrend, ihn noch immer am Arm feſthielt, aber die furchtbare Angſt im Innern lähmte ſeine äußere Kraft.

„Guter Alter,“ bat er jetzt, „dringe nicht weiter in mich, erſchwere mir nicht den Todeskampf. Kennteſt du mein Elend, du würdeſt mich nicht aufhalten wollen. Ehrlos, mit Schande beladen, ein des niedrigſten Verbrechens beſchuldigter Gefangener! — Bete für meine arme Seele, aber halte mich nicht länger!“ rief er plötzlich und riß mit angeſtrengter Kraft ſich los.

„Ueber mich hinweg, mein graues Haupt mit Füßen treten müßt Ihr, wenn Ihr durchaus in das ewige Verderben rennen wollt,“ rief der Alte und wollte quer über die Straße ſich hinwerfen; „und wenn Ihr nicht jetzt gleich mich todt ſchlagt, ſo rufe ich mit Geſchrei die ganze Nachbarſchaft auf;“ ſetzte er hinzu, als Gisbert ihn mit Mühe davon abhielt: „bekennt mir, was Euch widerfahren iſt, und ich laſſe ungehindert Euch gehen, ſobald ich einſehe, daß Euch nicht mehr zu helfen iſt. Die Hälfte aller Almoſen, die ich empfange, will ich zu Meſſen anwenden, Eure arme Seele aus dem Fegfeuer zu erlöſen, doch halten will ich dann ferner Euch nicht. Das gelobe ich Euch. Aber ſo lange noch der Athem ein- und ausgeht, iſt bei Gott und Menſchen noch Hülfe möglich. Sie ſteht Euch vielleicht näher, als Ihr es glaubt; wenn die Noth am größten, iſt die Hülfe am nächſten; wer kann wiſſen, ob ich ſelbſt nicht zu Eurem Retter erkohren bin?“

„Du? du armer Bettler?“ erwiederte Gisbert bitter lachend. „Vernimm denn! Geſtern gab Herr Weiß, in deſſen Comptoir ich arbeite, mir einen Wechſel von zweitauſend Reichsthalern einzukaſſiren, und reiſte nach Düſſeldorf; heute Mittag kommt er zurück; der Wechſel wurde mir ausgezahlt, er wird ſein Eigenthum von mir fordern. Ich kann es ihm nicht geben, ich habe ſein Geld und alles, was ich ſelbſt beſaß, verſpielt. In dieſer Nacht verſpielt. Jetzt weißt du, was du wiſſen wollteſt, und nun halte Wort.“

Gisbert wollte ſich losreißen, aber der Alte war ſtark wie ein Rieſe. „Ich halte dich und laſſe dich nicht,“ rief er beinahe jubelnd, und ein ſeltſames Lächeln zuckte ſchnell über die tief gefurchten Züge ſeines Geſichts. „Ich habe Rath und Troſt, du wirſt nicht ſterben, ſondern leben, folge, wohin ich dich führen will, höre mich wenigſtens nur an.“

Die Dämmerung war indeſſen dem hellen Tageslicht gewichen; in den ärmlichen Häuſern des engen Paſſionsgäßchen fing das arbeitſame Leben an ſich zu regen, Fenſterläden und Hausthüren wurden geöffnet. Die Sonne ging auf, und Gisbert ſchämte ſich vor den Leuten, die den von einem alten Bettler auf offner Straße bei'm Arme feſtgehaltnen wohlgekleideten jungen Mann mit neugierigen Blicken betrachteten.

„Alter,“ ſprach er ziemlich gelaſſen, „daß du mir helfen könnteſt, glaube ich nicht, aber dein guter Wille verdient, daß ich anhöre, was du mir zu ſagen haſt. Sprich, aber mach' es kurz; laß meinen Arm los, ich halte dir Stand, bis du fertig biſt, dies verſpreche ich dir, als ein Sterbender, der nicht noch in ſeiner letzten Stunde mit einer Lüge ſich belaſten will. Ich höre dich an, mehr verlange nicht.“

„Kurz und gut denn, ich ſelbſt gebe Ihnen, was Sie bedürfen, um Ihre Schuld zu tilgen;“ ſprach der Alte: „in einer Stunde, lieber noch jetzt gleich, wenn Sie in meine Wohnung mir folgen wollen. Zwei Bedingungen ſtelle ich Ihnen dabei, Sie können getroſt darauf eingehen, Sie beleidigen dadurch weder göttliches noch menſchliches Geſetz. Ich gehe voran, folgen Sie meinen Schritten in einiger Entfernung. Sie ſehen ſo ungläubig mich an? ich bin weder ein Wahnſinniger noch ein Betrüger; oder gar der böſe Feind, der Ihrer Seele nachſtellt, und für den Sie vielleicht in dieſem Augenblick mich halten.“

Gisbert hörte in halber Betäubung den Alten an. Was er in dieſer entſetzlichen Stunde gehört und erlebt, das Benehmen des Bettlers, ſeine eigne fürchterliche Lage, Alles geſtaltete ſich ihm zu einem wilden phantaſtiſchen Traum. Die unerwartete Verzögerung des gewaltſamen

Schrittes, zu dem Verzweiflung ihn getrieben, die Strahlen der aufgehenden Sonne, die er nie wieder zu ſchauen gemeint, hatten die Luſt am Leben in ſeiner jungen Bruſt wieder erweckt, ihm graute jetzt vor dem ewigen Erſtarren in kalter Fluth, und — dachte er unwillkührlich — dieſe Zuflucht bleibt mir am Ende doch noch immer.

Flüchtigen Schrittes ging der Alte voran. Durch enge Winkelgäßchen und Gänge, zuweilen durch Gärten und abgelegene Grasplätze, deren Köln viele im weiten Kreiſe ſeiner Mauern umſchließt. Zuweilen wandte der Bettler gegen den ihm folgenden Gisbert ſich um, durch einzelne Worte und freundliche Winke ihm Muth zuſprechend. So gelangten beide endlich im entfernteſten, faſt unbewohnten Theile der Stadt an ein ärmliches, zwiſchen uraltem Gemäuer und mit Einſturz drohenden Gebäuden ganz iſolirt liegendes Häuschen. Die Thüre deſſelben öffnete ſich auf des Alten Klopfen wie von unſichtbarer Hand durch einen oben angebrachten Zug, und fiel, ſobald die beiden eingetreten waren, hinter ihnen wieder zu. Gisbert, von dem draußen hellſtrahlenden Sonnenlicht geblendet, vermochte von den Umgebungen, in die er gerathen war, nichts zu erkennen. Der Alte führte ihn an der Hand einige Schritte weiter, ſchloß eine kleine Thüre auf, durch die ſie nur in gebückter Stellung eintreten konnten, und ſchloß ſie dann hinter ihnen wieder zu.

„Willkommen, Herr Gisbert Neumann, willkommen in der Hütte des Bettlers Peregrinus;“ rief der Alte mit heitrer volltönender Stimme, und ſchob einen hölzernen Schemel dem einzigen kleinen Fenſter näher, das, hoch in der Mauer angebracht, zwiſchen eiſerne Stäbe hindurch in dem gewölbten engen Gemach ein mattes Dämmerlicht verbreitete.

„Verſchmähen Sie den einzigen Sitz zum Ausruhen nicht, den ich Ihnen bieten kann, während ich die Beweiſe, daß ich kein großſprechender Prahler bin, herbeihole;“ ſprach er demüthig, höflich ſeinen Gaſt zum Niederſitzen einladend.

Mit faſt gedankenloſem Staunen betrachtete Gisbert die rohen ſchwarzen Wände, an die ſeit ihrer Entſtehung keine ſie ſchmückende Hand ſich gewagt hatte. Ein ärmliches Strohlager war in einer Ecke auf den kalten Eſtrich hingebreitet, ein ſehr dunkel gewordenes Heiligenbild und ein Gefäß mit Weihwaſſer hingen über demſelben an der Wand. Näher dem Fenſter ſtand ein kleiner Altar mit einem hölzernen Kruzifix darauf, einem auf kreuzweiſe gelegten Menſchengebeinen ruhenden Todtenkopf und einem Gebetbuch, vor demſelben ein hölzerner Betſchemel. Auf einem grob zuſammengezimmerten Tiſch lagen Schreibmaterialien und ein

Paar alte dicke Quartanten daneben; auf einem an der Wand befeſtigten Brett ſtand das Hausgeräth des Bettlers: Schaale, Löffel und Becher von Holz, nebſt einem ſteinernen Waſſerkrug und einer ſchlechten irdenen Lampe. Die Zelle des Alten enthielt weiter nichts und ſah im Ganzen einem Gefängniß, oder der Strafzelle eines der Buße geweihten Kloſterbruders gar ähnlich.

Der Alte war indeſſen ſehr geſchäftig. Er hatte eine Seitenwand des kleinen Altars geöffnet und hob aus einer ſorgſam bedeckten Vertiefung im Fußboden unter demſelben ein kleines mit Eiſen ſtark beſchlagenes Käſtchen hervor, das er aufſchloß und neben Gisbert hinſtellte. Mehrere Rollen lagen darin. „Sie ſehen, junger Herr,“ ſprach er, indem er drei derſelben herausnahm, „der alte Bettler hat nicht geſucht, Sie durch leere Hoffnungen hinzuhalten, jede dieſer Rollen enthält funfzig Piſtolen, gerade die Summe, deren Sie bedürfen. Das Geld gehört Ihnen, wenn Sie auf meine Bedingungen eingehen, dieſes und noch mehr. Es iſt kein mit Unrecht erworbenes Gut, der Segen eines dankbaren Armen ruht darauf, Sie dürfen Sich nicht ſcheuen, es anzunehmen.“

Gisbert ſaß da, wie einer, vor deſſen Augen das Ungeheuerſte, alles menſchliche Erwarten Uebertreffende geſchieht. „Und was verlangt Ihr von mir dafür?“ fragte er aus tief beklommener Bruſt.

„Zweierlei,“ war die Antwort. „Zuerſt, daß Sie mit einem heiligen theuern Eide ſich verpflichten, nie wieder zu ſpielen, weder um wenig, noch um viel; nie wieder in Ihrem Leben Karte noch Würfel anzurühren“ — —

„O wie gern!“ rief Gisbert ihn unterbrechend, „ſprecht ſelbſt den Eid mir vor, ich leiſte ihn, in welcher Form Ihr wollt. Nie war ich Spieler; in luſtiger Geſellſchaft, vom

Weine erhitzt, ließ ich vergangene Nacht zum erſten Male von falſchen Freunden mich dazu verleiten. Und nun Eure zweite Bedingung?“

„Sie heirathen meine Tochter,“ ſprach der Alte ganz gelaſſen.

Gisbert ſprang erſchrocken auf; er ſtarrte den Alten mit großen Augen an, als wäre ein Geſpenſt ihm erſchienen. „Heirathen!“ ſprach er kaum vernehmlich. „Heirathen! ich in meiner Lage?“

„Daß dieſe Sie nicht vom Heirathen abhalten könne, ſei meine Sorge; die Mittel dazu liegen in meiner Hand;“ erwiederte der Bettler kalt und ernſt.

„Heirathen! ich! und zwar deine Tochter,“ rief Gisbert noch einige Male, wie einer, der vor Schrecken nicht weiß, was er ſpricht oder thut. Dann ſchwieg er, in tiefes Nachſinnen verſinkend, eine Weile. Seine Gebärde, ſein ganzes Weſen veränderte ſich, ſeine Bruſt hob ſich gewaltſam, wie von innern Zuckungen durchbebt, flammende Röthe und Todtenbläſſe wechſelten auf ſeinem Geſichte; mit wildem Blick eilte er raſch der Thüre zu, ſtand von Lebensluſt feſtgehalten wieder ſtill. Der Ausdruck ſchmerzlicher Verzweiflung in ſeinen Zügen ging allmälig in ein krampfhaftes, faſt ſarkaſtiſches Lächeln über, als ob er ſich ſelbſt und ſein Schickſal damit verhöhnen wolle. Auf dieſe phantaſtiſche Weiſe aus ſeinem tiefen Elende ſich befreien zu können, kam ihm faſt komiſch vor; er war nahe daran, über den Gedanken laut aufzulachen, aber nicht aus fröhlichem Herzen.

„Was iſt es denn weiter;“ ſprach er leiſe vor ſich hin; „ein wilder Faſchingsſtreich, nichts mehr, und der alte Rhein wird doch noch immer bei Köln vorüberfließen, und, wenn alles über mich zuſammenbricht, ſich nicht weigern, mich in ſeine Arme aufzunehmen.“

„Da! alter Peregrinus, oder wie du ſonſt noch heißen magſt,“ rief er mit wilder Luſtigkeit, und hielt die Hand ihm hin, „ſchlag' ein, es gilt, ich gehe auch auf deine zweite Bedingung ein. Aber ſehen darf man doch wohl die ſchöne Braut, ehe man ganz feſt ſich bindet?“

„Nichts kann billiger ſein!“ erwiederte mit großem Gleichmuth der Bettler, ging mit Gisbert hinaus, ſchloß die Thüre ſeiner Kammer ſorgfältig wieder zu, und führte ſeinen Gaſt eine dunkle, ſteile, ziemlich leiterartige Treppe hinauf. Zu Gisberts großer Verwunderung brachte ihn dieſe Treppe in einen hellen ſehr reinlichen Vorſaal. Der gedielte Fußboden war mit weißem Sande zierlich beſtreut, ſpiegelblankes Zinn und Kupfergeſchirr prangte an den Wänden, dazwiſchen kleine delfter Taſſen und allerlei altmodiſches Tiſchgeräth von Steingut. Einige blau und weiß bemalte japaniſche Vaſen ſtanden oben auf einem ſehr großen altväteriſchen Schrank von Nußbaumholz. Gisbert betrachtete das Alles mit ſchweigender Verwunderung, der Kontraſt zwiſchen hier oben und dem, was er unten in der Wohnung des Bettlers geſehen, war gar zu groß. Alles kam wie ein Blendwerk, er ſelbſt wie der verzauberte Held eines Mährchens und der Bettler wie ein Hexenmeiſter ihm vor.

Der Alte öffnete die Thüre eines Zimmers, in welches einzutreten er ihn ſehr höflich einlud. Ein Mädchen, in beſcheidener aber zierlicher Bürgertracht, das an einem kleinen Tiſche am Fenſter mit feiner Näharbeit beſchäftigt war, erhob ſich von ſeinem Seſſel. Mit einem Paar recht unſchuldigen Kinderaugen blickte es den Vater und ſeinen Begleiter verwundert an; Purpurröthe überzog das runde blühende Geſichtchen und den lilienweißen Hals, von welchem nur ein kleiner Streif über dem ſeidenen Tuch ſichtbar ward, das den Buſen züchtig verhüllte;

die längſten ſeidenſten Augenwimpern, die man ſich denken kann, umſchleierten jungfräulich geſenkt den freundlichen Blick, indem es mit einer kunſtloſen Verneigung den Fremden begrüßte.

„Das iſt meine Tochter, junger Herr;“ ſprach der Alte; „Anaſtaſia, mein Kind, du ſiehſt Herrn Gisbert Neumann vor dir, den jungen Herrn, von dem ich dir erzählt habe, daß er tagtäglich die Frühmeſſe zu Sankt Columba beſucht, und nie vergißt, auch der Armen dabei zu gedenken. Darum habe ich auch täglich in meinem Gebete ſeiner gedacht, und führe ihn jetzt zu dir, damit auch du ihn kennen lernſt.“

Der Alte bemühte ſich jetzt eine Art von Geſpräch zwiſchen den beiden jungen Leuten anzuknüpfen; aber vergebens, er mußte faſt allein es führen, Anaſtaſia konnte ſich nicht ſogleich von ihrem Erſtaunen erholen, einen Gaſt, und zwar einen ſolchen, in ihrer einſamen

Wohnung zu ſehen. Sie war und blieb ſtill, beinahe verſchüchtert, und antwortete ihrem Vater nur, wenn es durchaus nicht zu vermeiden war; aber die wenigen Worte, die ſie ihm nothgedrungen zuweilen erwiederte, wurden mit der furchtloſen unbefangenen Naivetät eines reinen, mit Welt und Leben durchaus unbekannten Gemüthes ausgeſprochen.

Gisbert aber war noch immer wie ein Träumender, ſtumm ſaß er da, und ſeine Blicke wanderten unaufhörlich von Anaſtaſia auf ihre Umgebungen, von dieſen auf den ihm immer räthſelhafter-werdenden Bettler, und dann wieder auf deſſen nicht eben ſchöne, aber unendlich anmuthige Tochter zurück.

Ein Heer lichtbrauner, von ſelbſt ſich kräuſelnder Löckchen drängte unter dem kleinen, kaum den Scheitel deckenden Bürgerhäubchen der Rheinländerinnen ſich üppig hervor und umſpielte das anmuthige Geſicht, die friſchen

Wangen, denen, wenn Anaſtaſia lächelte, ein paar Grübchen etwas unbeſchreiblich Freundliches und Reizendes gaben. Die dunkle einfache Kleidung verrieth den zierlichſten Gliederbau der ſchlanken, aber nicht hagern Geſtalt. Alles, was ſie trug, war ganz nach gewöhnlicher Bürgerart, aber paſſend und ſauber, vom Häubchen an bis zu dem an den kleinen Schuh von ſchwarzem Korduan ſich anſchließenden ſchneeweißen Strumpf, und dem, wie neu aus dem Schrank genommenen Schürzchen von rothgeſtreiftem Baumwollenzeug.

Auch ihre nächſten Umgebungen zeugten von der unverſchrobenen kindlichen Gemüthsart der lieblichen Anaſtaſia; im Fenſter, an welchem ihr Arbeitstiſch ſtand, blühten einige wohlgepflegte Myrthen-, Roſen- und Nelkenſtöcke. Ueber dem Nähtiſch hing ein hellpolirter Käfig, mit Waſſer, Zucker und allem, was ſein muntrer Bewohner, ein luſtig zwitſchernder Kanarienvogel, ſich wünſchen konnte, wohlverſehen; zu des hübſchen Mädchens Füßen ſaß der kleine wedelnde Gefährte ihrer Einſamkeit, ſchüttelte ganz leiſe die ſilbernen Schellchen ſeines Halsbandes, und ſah mit klugen bittenden Augen zu ſeiner Gebieterin hinauf. Duftende friſchgepflückte Blumenſträuße prangten vor dem Muttergottesbilde an der andern Wand, dem Mädchen gegenüber; ein bunter Tyroler Teppich lag über den nußbaumnen Tiſch mitten im Zimmer gebreitet; Stühle, ein altmodiſches Kanapee, ein paar Komoden, alles von Nußbaum, ſahen, unerachtet ihrer ein bedeutendes Alter verrathenden Form, ſo wohlerhalten aus, als wären ſie erſt geſtern aus der Werkſtatt des Schreiners gekommen. Der bedeutendſte Schmuck des Zimmers aber waren zwei Glasſchränke in beiden Ecken deſſelben. Neben Taſſen und Tellern von oſtindiſchem Porzellan waren in dem Einen ein ſilbernes Kruzifix, mehrere Löffel, ein paar mit Schaumünzen ausgelegte Becher, und noch einiges ſchwer maſſives Silbergeräth von altmodiſcher Form aufgeſtellt. Im zweiten ſah es luſtiger aus: kleine niedliche Chriſtkindchen von Wachs ruhten dort unter künſtlichen Blumen und vergoldetem Wintergrün, dazwiſchen Hündchen, Lämpchen, zierlich von Nonnenhänden auf Pergament gemalte Heiligenbilder, künſtlich geſtickte Nadelkiſſen, bunte Oſtereier, Figürchen von Dragant; es war das grüne Gewölbe, die Schatzkammer der lieblichen Anaſtaſia, an der ſie augenſcheinlich von ihrer Kindheit an geſammelt haben mußte; alles nett aufgeputzt und mit Rauſchgold verziert, wie eine Weihnachtsbeſcherung.

Gisbert ſah ſich in das Alles ſo hinein, daß es ihm endlich vorkam, als ob das Meiſterwerk eines alten niederländiſchen Malers, eines Peter de Hoogh oder Terburgh, plötzlich in die Wirklichkeit getreten wäre, und er ſtünde ſelbſt leibhaftig mitten in einem ſolchen kleinbürgerlichen Stillleben, das mit dem kaum beſchwichtigten Sturm in ſeiner Bruſt ſeltſam genug kontraſtirte. Das Zimmer, der Alte, das ſchöne Mädchen, ſogar der raſtlos hüpfende Vogel und das freundliche wedelnde Hündchen, alles paßte durchaus zuſammen, und bildete ein beruhigendes Ganze.

Im kalten Rhein den Tod ſuchen, oder an Anaſtaſiens Hand Ruhe und Glück, dieſe Alternative, die ſich ihm plötzlich wieder aufdrängte, kam ihm faſt lächerlich vor. „Daß ich ein Thor wäre, mich hier noch länger bedenken zu wollen!" murmelte er vor ſich hin, ſprang auf, und reichte dem Alten die Hand. „Es ſei, Vater Peregrinus," rief er in einem Anfall humoriſtiſchen Leichtſinns, der an Verzweiflung weit näher gränzt, als man es gewöhnlich denkt. „Ich erfülle alle Eure Bedingungen, nehmt darauf meinen ehrlichen Handſchlag zum Pfande. Aber nun darf ich auch nicht länger weilen; die Sonne ſteht hoch, und meine Gegenwart im Komptoir iſt vielleicht ſchon längſt höchſt nöthig geworden.“

Der Bettler verſtand recht wohl den eigentlichen Sinn dieſer Worte, doch ohne weiter ſich darüber zu äuſſern, führte er den jungen Mann wieder hinunter in ſein Gemach, übergab ihm die ihm verheißene Summe, und nahm ihm dagegen nur das Verſprechen ab, ſich morgen, wie gewöhnlich, zur Frühmeſſe in Sankt Columba einzuſtellen. Beide trennten ſich jetzt, um jeder an ſeine Geſchäfte ſich zu begeben, Gisbert in ſein Komptoir, Peregrinus an ſeinen gewohnten Standort im Kreuzgang zu Sankt Columba.

Eine Menge kleiner Geſchäfte, welche durch Gisberts verſpätete Ankunft ſich im Kompwir angehäuft hatten, ſpäterhin die Ankunſt des Handelsherrn, dem er, mit welchem Gefühl, iſt leicht zu errathen, den Betrag des einkaſſirten Wechſels übergab, ließen in den erſten Stunden den jungen Mann nicht zu deutlicher Beſinnung kommen. In ſeiner äuſſern Lage war auch nicht die kleinſte Veränderung vorgefallen, alles war geblieben, wie es von jeher geweſen, nur in ſeinem Innern war alles anders geworden. Der jugendliche Frohſinn, die innige Freude an der Welt und am Leben, die früher ſeine Bruſt erfüllten, waren aus ihr gewichen; Furcht, Reue, Schaam, bange Sorge harrten gleich lauernden Fürien auf die erſte freie Stunde, die ihm werden würde, um ihn mit giftigen Schlangenbiſſen zu überfallen.

Dieſe Stunde kam, es war Abend geworden, Gisbert in ſeiner Wohnung mit ſich ſelbſt allein, und jetzt erſt drängten die Ereigniſſe der letzten Nacht und des auf dieſer folgenden Morgens ſich ſeiner Erinnerung wieder auf und erfüllten ſein Gemüth mit bangem Schauer vor der Zukunft, und bitterer Reue.

Die Folgen ſeines in jugendlichem Leichtſinn begangenen Vergehens waren getilgt, ohne eine Spur, die ihn hätte verrathen können, zu hinterlaſſen; ſein Leben war wie durch ein Wunder vom ſchmählichſten Untergange gerettet, aber um welchen entſetzlichen Preis! Ehre, Freiheit, jede Hoffnung einer glänzenderen Zukunft hatte er dafür hingegeben; er, der einzige Sohn eines nicht in Reichthum, aber in Ehre und Anſehen einſt lebenden Vaters, war der Verlobte der Tochter eines Bettlers geworden! Er hätte in die Erde verſinken mögen bei dem bloßen Gedanken daran. Bedrängt von bitterer Todesnoth hatte er ſein Wort gegeben, und, ſo ängſtlich auch ſein Gefühl ſich dagegen jetzt empörte, er mußte es erfüllen; nur ein einziger Ausweg, dieſem zu entgehen, zeigte ſich ihm.

wenn er dem ihm jetzt, da er ihn nicht mehr vor ſich ſah, immer zweideutiger erſcheinenden Betkler die Summe, die jener ihm vorgeſtreckt, mit Wucher zurückzahlen könne.

Eine ganze ſchlafloſe Nacht brachte er damit zu, den Weg aufzufinden, dieſes möglich zu machen. Das wenige Vermögen, das ſein Vater ihm hinterlaſſen, war unter der Verwaltung ſeiner Vormünder faſt zu gar nichts eingeſchmolzen; außer zwei, mit Töchtern reichlich geſegneten Tanten, hatte er ſeines Wiſſens keine Verwandten mehr in der Welt. Aber er hatte Freunde, hatte Bekannte, die Summe, deren er bedurfte, war doch eben nicht ſo gar groß, daß nicht mehrere derſelben mit vereinten Kräften ſie hätten zuſammen bringen können. Am Ende blieb ihm doch noch der Ausweg, ſich Herrn Weiße ſelbſt zu entdecken, und die Hülfe deſſelben ſich mit Bitten zu erringen; freilich ließen die Geldliebe und übrigen Geſinnungen dieſes, eben nicht ſeines feinen Gefühls und ſeiner Großmuth wegen bekannten Mannes nicht erwarten, daß er ſich ſo leicht zu einem ſolchen Vorſchuß würde bewegen laſſen, doch Gisbert war einer der beſten und fleißigſten Arbeiter im Komptoir, den man gewiß ungern verlieren würde, und Wünſchen und Hoffen heißt, ſo lange wir jung ſind, gewöhnlich Eins und Dasſelbe. Gisbert hoffte alſo auch, und machte mit Tagesanbruch ſich auf den Weg nach Sankt Columba, feſt entſchloſſen, die Verbindung mit dem Bettler und deſſen Tochter zu löſen, um welchen Preis es immer ſei.

Als Gisbert nach der Meſſe wieder in den Kreuzgang trat, ſtand der Bettler ſchon vor dem Eingange deſſelben, ihn erwartend; er gab dem jungen Mann heimlich einen Wink, ihm von ferne zu folgen, und ſchlug ſogleich, ohne ein Wort mit ihm zu wechſeln, den Weg nach ſeiner Wohnung ein. Deſto beſſer, dachte

Gisbert, indem er hinter ihm herging; auf öffentlicher Straße läßt dergleichen ſich ohnehin nicht wohl abthun, und die Gegenwart des Bettlermädchens ſoll mich gewiß nicht irre machen, oder mich abhalten, gerade auszuſprechen, wie ich es meine. Gott weiß, was ich geſtern in der Angſt zu ſehen geglaubt, über Nacht iſt der Zauber verflogen, der mich blendete. Ich werde ſie ſehen, wie ſie iſt, eine gemeine, ſchlecht erzogene Dirne, mit einem glatten roth und weißen Lärvchen, das keinem Manne meiner Art gefallen kann, und mir gewiß mißfallen muß.

Sie langten vor des Bettlers Wohnung an, ohne daß einer von ihnen unterweges eine Silbe geſprochen. Gisbert wurde von dem Alten ſogleich in das Zimmer Anaſtaſiens geführt; der Alte ging wieder hinunter, um Einiges, deſſen er bedurfte, wie er ſagte, zu holen; Gisbert blieb mit ihr allein, ach und er konnte es ſich nicht abläugnen, ſie war und blieb das nämliche liebliche Mädchen, das ſie geſtern geweſen. Ja ſie erſchien ihm ſogar weit intereſſanter als am vorigen Tage; ihre Wangen waren bleicher, die ſanften frommen Augen waren von unlängſt vergoſſenen Thränen getrübt, und die friſchen Lippen umſchwebte ein unbeſchreiblich wehmüthiger Zug, der ihn mit einer Rührung erfüllte, gegen die er vergebens ſich zu erhärten ſtrebte.

Gisbert ſtand einige Sekunden verlegen da, er ſuchte nach Worten, die er nicht fand, um doch, bis der Alte wieder käme, eine Art von Geſpräch mit ihr anzufangen. Anaſtaſia aber kam ihm zuvor, ſie ging vertraulich auf ihn zu, faßte mit ihren weichen Händchen ſeine Hand, und ſchlug bittend die ſchönen in Thränen ſchwimmenden Augen zu ihm auf.

„Lieber Herr,“ ſprach ſie mit unbeſchreiblich wohltönender rührender Stimme, „zürnen

Sie nicht mit mir armen Kinde. Mein Vater hat mir alles geſagt, und glauben Sie mir nur, ich fühle recht gut, wie ſchwer es Ihnen werden muß, ein ſo geringes einfältiges Mädchen, wie ich bin, als Ihre Frau unter die vornehmen Leute zu bringen. Ich weiß auch recht gut, was ich jetzt eigentlich thun ſollte; in ein Kloſter gehen, und Gott und die Heiligen für Sie bitten, daß Sie mit meines Vaters Hülfe in den Stand kämen, eine Andere, die beſſer zu Ihnen paßte als ich, glücklich zu machen. Aber ſehen Sie, mein Vater iſt nun einmal, wie er iſt, gut, aber ſtreng, am meiſten freilich gegen ſich ſelbſt. Was er verſpricht, hält er, aber von dem, was er nun einmal als ſeinen Willen ausgeſprochen hat, geht er auch niemals wieder ab. Auch bin ich ſelbſt noch lange nicht fromm genug, um eine Nonne zu werden. Ach Gott! die Klauſur iſt doch gewiß noch viel einſamer, als mein ganzes armes

Leben es bis jetzt geweſen iſt!“ Thränen überſtrömten bei dieſen Worten ihr liebes Geſicht. Indem Anaſtaſia das Köpfchen ſenkte, um ſie ihm zu verbergen, fielen ſie heiß auf Gisberts Hand, die ſie noch immer feſt hielt. „Lieber, lieber junger Herr,“ fuhr ſie mit noch innigerer Wärme fort, „laſſen Sie uns beide es als eine Schickung von Gott annehmen, die wir um Chriſti Willen recht ergeben und gelaſſen tragen, wie es für Chriſten ſich ziemt. Ich weiß Alles; wäre mein Vater nicht geſtern dazwiſchen gekommen, Sie wären mit allen Ihren Sünden hinabgefahren. Heilige Mutter Gottes! ein ſo junges Blut!“ ſie ſchluchzte laut, recht wie ein liebes herzlich weinendes Kind. „Nun, ſo unglücklich als Sie denn jetzt wären, können Sie mit mir nimmer werden, das iſt mein einziger Troſt,“ ſetzte ſie noch hinzu.

Die rührende Einfalt des jungen Mädchens übte auf Gisberts Gemüth eine unwiderſtehliche Gewalt, an Widerſtand war hier nicht mehr zu denken, aber er gelobte ſich ſelbſt, indem er in das nicht mehr zu Vermeidende ſich ergab, dieſes holde Naturkind wenigſtens nie für den Leichtſinn büßen zu laſſen, der ihn erſt zur Verzweiflung und dann in dieſe ſonderbare Lage gebracht hatte.

Jetzt kam der Alte beladen mit Gold, Papieren und Dokumenten, die zuſammen genommen zu einer Summe von mehreren Tauſenden ſich beliefen. „Dieſes alles gebe ich meiner Tochter als Ausſteuer,“ ſprach er, den ernſten Blick auf Gisbert gerichtet; „und mögen Gott und ſeine Heiligen in meiner letzten Stunde ſich von mir wenden, wenn es nicht wohlerworbenes Gut, wenn nur ein einziger unrechtmäßig erworbener Heller darunter iſt. Der Segen des Armen, des Bettlers, ruht auf dieſem Golde, und wird auch auf Euch, meine

Kinder, übergehen. Der kleinere Theil deſſelben iſt der Nachlaß deiner ſeligen Mutter, Anaſtaſia, und gehört dein. Der größere ſind die von frommen mildthätigen Händen dem Bettler geſpendeten Gaben. Ich ſparte dieſe Summe zuſammen, während einer in tiefer Armuth unter Entbehrungen aller Art verlebten langen Reihe von Jahren. Mir ſelbſt habe ich nur gewähret, was die Nothdurft des Lebens dringend erheiſchte, und wer ſo wenige Bedürfniſſe zu befriedigen hat, als ich, dem wird der Pfennig ſehr bald zum Thaler. Aber das iſt nicht Jedermanns Sache, und darf es auch nicht ſein; was würde ſonſt aus der Welt?“ ſetzte er freundlicher werdend hinzu.

Nun ging er zu der künftigen Einrichtung des jungen Paares über. Die erſte Bedingung dabei, mit deren Feſtſetzung Gisbert eigentlich gleichſam ein Stein vom Herzen fiel, war die ſtrengſte Verſchwiegenheit in Hinſicht auf die Herkunft der Braut und den Stand ihres Vaters. Des Alten eben ſo feſt ausgeſprochene Erklärung, bei ſeiner jetzigen Lebensweiſe beharren und als Bettler leben und ſterben zu wollen, betrübte den gutmüthigen Gisbert wirklich, aber er wandte Bitten und Gründe vergeblich an, um den ſtarrſinnigen Greis von dieſem Vorſatz abzubringen, und ihn zu bewegen, in Zukunft ſo einfach und verborgen, als er ſelbſt es nur wünſche, bei ſeinen Kindern zu leben. Anaſtaſia ſprach kein Wort, ſie weinte ſtill vor ſich hin, und bat ihren Freund endlich heimlich, nicht weiter in ihren über dieſen Punkt unerbittlichen Vater zu dringen, um ihn nicht zu erzürnen; denn Wolken des Unmuths ſtiegen ſchon auf der Stirn des Alten ſichtbarlich auf.

Peregrinus war ſchon mit ſeinen Plänen bei ſich ſelbſt völlig im Klaren, und legte ſie nun, freilich ziemlich diktatoriſch, ſeinem künftigen Schwiegerſohne der Reihe nach als etwas Unumſtößliches vor; aber ſie waren auch ſo verſtändig erſonnen, und für Gisbert ſo vortheilhaft, daß ſich vernünftiger Weiſe nichts dagegen einwenden ließ. Ein Haus in der Hochſtraße, das eben zum Verkaufe ſtand, ſollte auf Gisberts Namen gekauft werden, er ſelbſt ſollte noch im Verlauf des nämlichen Tages Herrn Weiße ſeine Verlobung mit einem wohlhabenden Mädchen aus dem Weſtphäliſchen bekannt machen, deren Vermögen ihn in den Stand ſetze, ſich ſelbſt zu etabliren, weshalb er ſich denn genöthigt ſehe, ſeine Stelle im Komptoir ſo bald als möglich aufzugeben. Sobald alles dieſes in Ordnung ſei, ſolle dann ſogleich die Trauung des jungen Paares erfolgen, und zwar in Mühlheim, von wo Gisbert ſeine junge Frau, als habe er ſie dort abgeholt, in ſein Haus führen ſollte.

Gisbert vergingen faſt die Gedanken über dieſer plötzlichen und totalen Wendung ſeines Geſchicks. Von einer Seite war das Loos, das ihm geboten wurde, weit glänzender als alles, was er jemals hätte hoffen können; von der andern ſah er faſt auf mährchenhafte Weiſe ſich durch dieſe Verbindung tief unter allen Anſprüchen erniedrigt, zu denen Geburt und Erziehung ihn berechtigten. An Ausweichen oder Zurücktreten war jetzt nicht mehr zu denken. Hätte auch ſein Wort und die imponirende Erſcheinung des räthſelhaften Alten ihn nicht gebunden, wie wäre es ihm möglich geweſen, die liebliche Braut jetzt noch von ſich zu weiſen! Anaſtaſia's einfaches argloſes Weſen, ihre innige Liebe zu ihm, die ſie ihm weder verbergen konnte noch wollte! Auch läßt ſich ſchwerlich abläugnen, daß auch die ſolideren Vortheile dieſer Verbindung, die ihm ſo wohl nie wieder geboten werden konnten, nicht ganz unbeachtet von ihm blieben.

Halb mit leichtem, halb mit ſchwerem Herzen machte er ſich alſo an's Werk, kündigte ſeinen Platz im Komptoir auf, kaufte das Haus in der Hochſtraße und traf alle übrigen Einrichtungen zu ſeinem neuen Etabliſſement, wie ſie der Alte ihm vorgeſchrieben. Zur ſpäten Abendzeit, wenn Niemand ihn mehr bemerken konnte, ſchlich er in die abgelegene Wohnung des Bettlers zur lieblichen Braut. Gisberts Exiſtenz war glücklicher Weiſe in Köln ſehr unbeachtet geblieben, ſonſt hätte dieſes Alles doch einiges Aufſehen erregt.

Als ein vermögensloſer und deshalb unbedeutender junger Menſch war er bis jetzt in der großen Handelsſtadt, außer einigen jungen Leuten ſeines Standes, Niemanden bekannt, ſogar die beiden ſchon früher erwähnten Muhmen, ſeine einzigen Verwandten, hatten von jeher ſo wenig als möglich von ihm Notiz genommen. Denn Gisbert war zwar ein rech ſchöner ſtattlicher Mann, heiteren Sinnes, voll angenehmer Talente und liebenswürdig genug, um ein junges Mädchenherz zu gewinnen, aber ohne Vermögen, und alſo durchaus keine Parthie für ihre heranwachſenden Töchter, die man bei ſo bewandten Umſtänden lieber gar nicht in ſeine gefährliche Nähe bringen mochte.

Die häusliche Einrichtung des jungen Paares war endlich vollendet und der Hochzeittag angeſetzt. Gisbert kam in der früheſten Morgendämmerung, ſeine Braut abzuholen, wie verabredet worden war, um ſie bis an das rechte Rheinufer zu begleiten, wo ein Wagen aus Mühlheim beide erwartete. Er fand ſie im weißen ſeidenen Brautkleide, den Myrthenkranz im blonden Haar, ſchön wie ein Engel, rein wie eine Lilie, fromm wie ein Kind. So hatte Gisbert ſie noch nie geſehen! Sie lag vor ihrem Vater auf den Knien, der im Bettlergewande vor ihr ſtand, und mit brünſtigem

Gebet den Segen des Himmels auf ihr schuldloſes Haupt herabflehte. Bei Gisberts Eintritt half er der ſanft und ſtill Weinenden aufſtehen, und nahm ſie recht väterlich in ſeine Arme.

„Ruhig, ſei ruhig, mein geliebtes Kind,“ ſprach er, indem er in ein großes ſchwarzes Regentuch ſie ſorgſam einhüllte, um ihr hochzeitliches Gewand darunter zu verbergen. „Weine nicht ſo, meine Anaſtaſia, weil ich es dir abſchlagen muß, dich an den Altar zu begleiten. Du weißt es ja, und es iſt längſt unter uns abgemacht; daß du des Bettlers Tochter biſt, darf Niemand jemals erfahren. Aber ich verlaſſe dich deshalb doch nicht, du wirſt meiner nicht gewahr werden, aber ich bin dennoch Augenzeuge deiner Trauung; ich ſelbſt muß den Segen der Kirche über dich und dieſen Mann ausſprechen hören und ſehen, ehe ich ſeinen Armen dich übergebe, denn ſo erheiſcht es die Pflicht des Vaters.“

„Legen Sie mir dieſes nicht als Mißtrauen aus, Herr Gisbert,“ ſprach er, zu dieſem ſich wendend; „ich vertraue Ihnen, das habe ich bewieſen; ich gebe Ihnen in dieſem meinem Kinde mein Einziges und Alles auf Erden. Aber was mir obliegt, darf ich nicht verſäumen. Und nun geht, Gott mit Euch, meine Kinder. Eilt, daß Ihr über den Rhein kommt, ehe die Sonne aufgeht und die Straßen lebhaft werden.“

Alles wurde vollbracht, wie es der Alte gewollt; das junge Paar gelangte auf die andere Seite des Rheines, ohne in den Straßen von Köln einer lebenden Seele zu begegnen. Es wurde in Mühlheim getraut. Während der heiligen Handlung ſuchten die Augen der Braut den Vater in der Kirche, aber vergebens. Der Alte blieb unſichtbar; erſt bei'm Hinausgehen aus derſelben glaubte ſie ihn von ferne zu erblicken, aber ſie verlor ihn ſogleich wieder aus den Augen, im Gedränge der Leute, welche der Trauung zuzuſehen gekommen waren. Noch am nämlichen Abend führte **Gisbert** ſie als eine aus Mühlheim abgeholte junge Frau in ſein Haus ein.

Einige Jahre waren ſeitdem vergangen, in denen faſt alles im größten Theil von Europa ſich umgeſtaltete. Alles gewaltige Treiben beim erſten Ausbruch der franzöſiſchen Revolution hatte auch über die Gränzen jenes Reichs hinaus ſich der Gemüther bemeiſtert, und die Welt beinahe *aus ihren* Angeln gehoben. Auch **Gisbert** war von dem Geiſt der Zeit ergriffen worden, eine Art innerer Unruhe war über ihn gekommen, die alles Gewohnte ihm verleidete. Der ſo ſchnell eingetretene Wechſel ſeiner Verhältniſſe wie ſeiner ganzen Lage hatte ſchon früher den Wunſch in ihm erregt, immer mehr Neues und Außerordentliches zu erleben

Der gewöhnliche Gang der Dinge kam ihm ſchaal und langweilig vor, er wollte immer mehr erringen, immer höher ſteigen, und die damalige Zeit eignete ſich ganz dazu, einen zu weit ausſehenden Spekulationen geneigten Sinn zur höchſten Thätigkeit zu begeiſtern. Er ſah in Frankreich Millionaire aus der Hefe des Volkes aufſteigen, wie Pilze nach einem warmen Frühlingsregen, und konnte endlich dem Drange nicht widerſtehen, dort, wo ſo viele ein glänzendes Glück machten, die weniger waren und wußten als er, ebenfalls ſein Heil zu verſuchen. Der Gedanke, nicht alles, was er beſaß, einzig ſeiner ſeltſamen Heirath verdanken zu müſſen, auch wohl der Wunſch, aus der Nähe des Alten zu gelangen, der noch immer eigenſinnig feſt darauf beſtand, als Bettler zu leben und zu ſterben, und deſſen nahe Verwandſchaft mit ihm dennoch ſehr leicht entdeckt werden konnte, trugen ohne Zweifel dazu bei, ſeinen jetzigen Wohnort ihm weniger angenehm zu machen. Genug, er kam wirklich zu dem Entſchluß, in Anaſtaſia's Begleitung auf unbeſtimmte Zeit eine Reiſe nach Paris zu unternehmen. Nach kurzem Beſinnen und gegen alles Erwarten, ohne auch nur eine Silbe dagegen einzuwenden, gab der Alte ſeine Einwilligung dazu, als ihm dieſer Plan vorgelegt wurde. Von ihrem Vater durch Vorſtellungen und fromme Troſtesgründe ermuthigt, folgte Anaſtaſia geduldig ihrem Gatten in das fremde Land, wenn gleich mit innerem Widerſtreben. Ihrem kindlichen Gemüthe wurde es unendlich ſchwer, den alten Vater, der ohnehin nie ihr Haus betrat, ganz zu verlaſſen; zwar hatte ſie nur ſelten und immer tief verhüllt bei nächtlichem Dunkel ſich in ſeine arme Hütte ſchleichen dürfen, um das Geheimniß ihrer Herkunft nicht zu verrathen; aber ſie lebte doch in ſeiner Nähe, und der Gedanke, daß er während ihrer Abweſenheit auf ſeinem harten Bettlager einſam und verlaſſen erkranken oder gar ſterben könne, drängte ſich unaufhörlich ihr auf und erfüllte ſie mit unſäglicher Angſt.

Weder Gisbert noch ſeine Frau wurden nach ihrer Abreiſe in Köln vermißt; nur ihr erſtes unerwartetes Erſcheinen hatte für den Augenblick einiges Aufſehen erregt, ihre Exiſtenz war aber weiterhin zu wenig glänzend, das junge Paar führte ein viel zu ſtilles häusliches Leben, zu abgeſondert von der Geſellſchaft, um ferner die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ueberdem trat bald eine Zeit ein, in welcher jeder zu viel mit ſich ſelbſt und der neuen Einrichtung aller Dinge zu thun hatte, die ihm von außen her aufgedrängt wurde, um ſich um Andere, beſonders um Abweſende, bekümmern zu können. Köln fiel in die Hände der Franzoſen, es wurde dem großen Reiche einverleibt, zu einer franzöſiſchen Stadt umgebildet und dermaßen verändert, daß man es kaum wieder erkannte.

Mehrere Jahre gingen darüber hin, ehe man nur einigermaßen ſich in alles Neue finden lernen konnte, und ſo war es denn kein Wunder, daß ſogar Gisberts Name der Vergeſſenheit anheim fiel, und er ſelbſt gleichſam wie verſchollen zu betrachten war.

Die alte reichsſtädtiſche Lebensweiſe der Bürger dieſer ehrwürdigen uralten Hanſeſtadt konnte ſich freilich nicht ſo leicht mit dem frivolen Sinn und der übertrieben luxuriöſen Eleganz der franzöſiſchen Parvenüs jener Zeit amalgamiren, aber die Maſſe neuer fremder Geſtalten, die ſich hier eingedrängt hatten, war doch zu groß, zu glänzend, zu blendend, um nicht wenigſtens im Aeußern bedeutende Veränderungen hervorzubringen, wenn gleich die Geſinnungen, die Gemüther innerlich blieben, wie ſie geweſen. Daß in den Salons der reichen und vornehmen Welt die franzöſiſchen geſelligen Formen die Oberhand gewannen, war natürlich; aber auch unter dem Volk auf Straßen und Märkten hörte man die franzöſiſche Sprache, die den treuherzigen Kölner Dialekt faſt verdrängte; denn ein Franzoſe weiß durch den unermeßlichen Wortſchwall, der bei jeder Gelegenheit ihm zu Gebote ſteht, zehn Deutſche zu übertönen, und Sprechen, ſelbſt wenn man nichts zu ſagen hat, gilt jedem unter ihnen, er ſei vornehm oder gering, für die erſte geſellige Pflicht, ſich ſelbſt aber reden zu hören, für das größte Vergnügen.

Zwiſchen den Generalen und übrigen Militairperſonen von hohem Range, den zahlreichen Beamteten, die zur Gerichtspflege, zur Verwaltung und Organiſirung der neuen franzöſiſchen Provinzen aus Paris nach Köln geſchickt worden waren, den Kriegskommiſſarien und übrigen Attachés, von denen die Stadt wimmelte, und die, in öffentlichen wie in kleineren geſelligen Kreiſen, überall den Ton angaben, bewegten ſich auch viele Spekulanten, die mit herüber gezogen waren, um für eigene Rechnung irgend eine gute Gelegenheit zu reichem Gewinn aufzufinden und zu benutzen. Ein junger, anſcheinend ſehr reicher Mann, Herr de Boisvert, wurde zu letztern gezählt, ohne jedoch ganz zu ihnen zu gehören; denn er machte eigentlich keine Geſchäfte mehr, obgleich er früher zur Kaufmannswelt ſich gezählt hatte, und ließ nur dann und wann zur Theilnahme an bedeutenden Geldgeſchäften ſich bereden, bei denen er ſeine großen Fonds mit Nutzen in Umlauf bringen konnte. Er ſelbſt ſowohl als ſeine Frau waren Deutſche von Geburt, aber durch mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich nationaliſirt; ſie hatten, wie das in jenem Lande gewöhnlich iſt, ihren ihnen angebornen deutſchen

Namen gegen den einer Beſitzung vertauſcht, die ſie in der Normandie käuflich an ſich gebracht hatten. Ein ſehr angenehmes Aeußere, viel geſelliges Talent, feine Sitte, und große, nie in Ausgelaſſenheit ausartende Heiterkeit, bei vielſeitig, wenn gleich nur oberflächlich gebildetem Geiſte, machten Herrn de Boisvert überall wohlgelitten, und zeichneten vor allen ſeines Gleichen ihn ſehr vortheilhaft aus. Sein Haus, das er gleich nach ſeiner Ankunft mit vielem Geſchmack einrichtete, wurde bald zum vorgezogenſten Sammelplatz der beſten Geſellſchaft unter den neuen Ankömmlingen, die dort faſt ſo gut wie in Paris ſich zu befinden betheuerten. Niemand verſtand ſich beſſer darauf, den angenehmen Wirth zu machen, als Herr de Boisvert. Er war die Seele der Geſellſchaft; Madame war freilich ſtillerer Natur, und entzog ſich gern den rauſchenden Vergnügungen, welchen ihr Mann mit Freuden ſich hingab. Aber ſie erſchien deshalb nicht minder intereſſant, und alle Männer, die Jungen wie die Alten, brachten ihr gern ihre Huldigungen dar. Man ſah es ihr an, daß ſie nicht von Jugend auf gelernt hatte, ſich in den glänzenden Kreiſen zu bewegen, deren Mittelpunkt ſie jetzt oft, und ſichtbarlich nicht zu ihrer Freude war. In ihrem Betragen lag etwas ganz Eigenes, das von allen Frauen ihres Alters und Standes ſie unterſchied: eine gewiſſe graziöſe Unbeholfenheit, eine an klöſterliche Blödigkeit grenzende Zurückgezogenheit, die der jungen hübſchen Frau allerliebſt ſtand. Dazu kam ein Zug ſtiller Schwermuth und verſchwiegenen Kummers, der den angenehmen Zügen der lieblichen Geſtalt etwas ungemein Rührendes, gerade zum Herzen Sprechendes gab, das die Theilnahme, die ſie jedem einflößte, der ſie erblickte, noch erhöhte.

Alle Männer, die ſie täglich oft vom Morgen bis zum Abend umſchwärmten, huldigten der ſchönen Aſtaſie, ſo nannte ſie ihr Gemahl, und der Name klang zu romantiſch, um nicht bald auf allen Lippen zu ſchweben. Die franzöſiſchen Offiziere, die damals in Köln den Ton angaben, trugen mit der graziöſen Zudringlichkeit ihrer Landsleute die Bewunderung, die ſie ihnen einflöſ'te, ſo viel als möglich öffentlich zur Schau; doch einer nur, Colonel d'Aiglemont, verehrte ſie innig und wahr; und dieſer ſuchte es zu verbergen. Er hielt in der Geſellſchaft ſich gewöhnlich in ehrfurchtsvoller Entfernung von ihr, und begnügte ſich damit, ſie zu hören und zu ſehen. Nur wenn er zu bemerken glaubte, daß das unbedeutende frivole Geplauder um ſie her ihr allzu läſtig werde, ſuchte er ſich des Geſprächs zu bemeiſtern, und gab ihm eine ernſtere Wendung, durch die es ihm meiſtens gelang, ihr Luft zu verſchaffen und ihre überläſtigen Verehrer durch Langeweile zu verſcheuchen.

Wider ſeinen Willen nahm indeſſen ſeine Aufmerkſamkeit für die ſchöne Frau einen immer leidenſchaftlicheren Karakter an, welcher dem Scharfblick ſeiner brillanten Nebenbuhler nicht lange entgehen konnte. Mit ihrer Liebe war es keinem derſelben ein rechter Ernſt, ſie hatten alle nur für gut befunden, die belle Astasie einſtweilen zur Göttin des Tages zu erwählen, weil es doch einmal zum guten Ton gehörte, eine ſolche zu adoriren; aber das Betragen derſelben eignete ſich keineswegs dazu, Einem von ihnen Anſprüche oder Hoffnungen auf Gegenliebe zu gewähren. Eine ſogenannte bonne fortune ohne große Mühe errungen, wäre jedem unter ihnen ſehr willkommen geweſen, doch daran war hier nicht zu denken, das ſahen ſie wohl ein. Und ſo kam es ihnen denn gar nicht in den Sinn, einem tapfern, liebenswürdigen und geachteten Kameraden, von d'Aiglemonts Bedeutung, in ſeinem Glücke hinderlich werden zu wollen.

Seine näheren Bekannten amüſirte es ſogar nicht wenig, den Philoſophen, wie ſie ihn immer genannt hatten, endlich einmal ernſtlich gefangen zu ſehen. Sie ſchloßen unter ſich einen Bund, ihn ungehindert ſeinen Weg gehen zu laſſen, ihn dabei genau zu beobachten, und vor allen Dingen in der gewohnten Huldigung ihrer aller Göttin treulich zu beharren, die ihnen mit jedem Tage räthſelhafter erſchien. Denn daß die immer leidenſchaftlicher ſich äuſſernde Liebe des Oberſten ihr kein Geheimniß mehr geblieben, war offenbar. Daß dieſe Liebe ſie kalt laſſen könne, ſchien den meiſten unter ihnen unglaublich; woher denn aber dieſe zitternde Scheu, dieſe ſichtbare Angſt, in welche jede nur einigermaßen merkliche Annäherung des ſchönen ſtattlichen, und doch ſo beſcheidenen Mannes ſie verſetzte? Aſtaſiens Herz mußte, ihrer Meinung nach, ſchon anderweitig die Beſchäftigung gefunden haben, die, wie ſie völlig überzeugt waren, keine ſchöne junge, in der großen Welt lebende Frau entbehren kann. Aber wer war der unbekannte Beglückte, der einen d'Aiglemont aufzuwiegen vermochte? Herr de Boisvert war es nicht, darüber waren alle Stimmen einig; er und ſeine Gemahlin waren gewiß kein zärtlich liebendes, wenn gleich kein uneiniges Paar. Die demüthige Schüchternheit, mit welcher Aſtaſie jedes Wort, jeden Wink ihres Gatten gleich dem Befehl eines ſtrengen Gebieters aufnahm und befolgte, war himmelweit verſchieden von jener freudigen Bereitwilligkeit, mit welcher eine Frau alle Wünſche des geliebten Mannes zu erfüllen ſucht. Auch Herr de Boisvert bezeigte ſich zwar ſehr freundlich, ſogar zuvorkommend artig gegen ſie, aber man bemerkte doch, daß er ihr oft zürnende Worte heimlich zuflüſterte, die ihr Thränen in die Augen trieben; harte Ermahnungen, ſich zuſammen zu nehmen und der Geſellſchaft kein Schauſpiel zu geben, wurde einige Male lauter, als er es wohl beabſichtigte, gerade in Augenblicken, wenn ſie, von ihrem ſtillen Schmerz übermannt, in ſich gekehrter als gewöhnlich da ſaß, und verſchwiegener Kummer ihre ſchöne Stirn umwölkte.

Die jungen müßigen Herren machten ſich ein eigenes Geſchäft daraus, alle ihre Bemerkungen über dieſes Phänomen einander mitzutheilen. Sogar der kleine Lolo, das einzige Kind der ſchönen Frau, ein wunderhübſcher Knabe von ſechs bis ſieben Jahren, wurde mit Bonbons beſtochen, und gelegentlich in's Verhör genommen. Er wußte nichts weiter zu berichten, als daß Mama viel weine und bete, wenn ſie allein ſei, worüber Papa oft recht böſe würde; und daß ſie faſt alle Morgen, wenn es draußen noch ganz finſter ſei, und alle Leute im Hauſe noch ſchliefen, in die Kirche gehe, ganz allein, ohne nur einen Bedienten mit ſich gehen zu laſſen.

„Sie iſt eine dem Kloſter entriſſene Himmelsbraut, die ſich in der argen Welt noch nicht zurecht finden kann, und er ein auf den lieben Gott eiferſüchtiger Narr, das ſcheint mir ſonnenklar," rief einer von den Offizieren, als ſie den Mittag bei ihrem gewöhnlichen Reſtaurateur beiſammen waren.

„Es könnte auch wohl noch etwas Anderes hinter den Morgenpromenaden der ſchönen Heiligen verborgen ſein," meinte ein Zweiter; „ich ahne ſo etwas von einem geiſtlichen Seladon; dieſe frommen Herren haben oft unglaubliches Glück, denn ſie ſind weit ſchlauer, dabei auch weit kühner als wir."

„Ich bringe heraus, wie es damit ſteht, oder ich will nicht Rougecamp heißen," rief ein Dritter.

„Das war eine ſchöne Parthie! Die Dame

hat mich promeniren geführt!“ klagte er am folgenden Morgen mit komiſchem Pathos ſeinen bei'm Frühſtück verſammelten Freunden. Wer hätte denken ſollen, daß dieſe alte Stadt, ſo häßlich und winkelig ſie auch iſt, ein ſolches Labyrinth von engen Gaſſen und Gäßchen in ihrem Bezirke einſchließt! Es iſt unerhört; kaum daß ich mich wieder nach Hauſe finden konnte! und nun bin ich todt müde, und ſterbe aus purer Ermattung, wenn ihr, meine Freunde, mir nicht zur Hülfe eilt.“

Rougecamp mußte erzählen und that es gern. Er berichtete ausführlich, wie er ſchon mit Tagesanbruch in der Nähe des Hauſes des Herrn de Boisvert, dicht an die Mauer gedrückt, Wache geſtanden, wie die Thüre desſelben endlich leiſe und vorſichtig geöffnet worden und Madame herausgeſchlichen ſei, in Mantel und Schleier ſo tief verhüllt, daß er ſie ſchwerlich erkannt, wenn er nicht vorher gewußt hätte, daß ſie es ſei.

Dann beſchrieb er weiter, wie er von ferne ihr gefolgt, auf endloſem Wege bis zu einer alten im Einfallen begriffenen Kirche, am äußerſten Ende der Stadt, die er früher niemals geſehen.

„Ich folgte ihr wie ihr Schatten,“ fuhr er fort; „ſie hat geweint und gebetet und die Meſſe gehört. Mir wurde die Zeit zum Sterben lang, aber ich hielt ſtandhaft aus; vielleicht kommt er doch noch, dachte ich, denn bis dahin hatte nichts Verdächtiges ſich erblicken laſſen. Aber die Meſſe war beendet, Madame verließ mit der übrigen Gemeinde die Kirche, theilte unter den vor derſelben verſammelten Bettlern reichliche Almoſen aus, und ging ruhig wieder nach Hauſe. Wir wiſſen jetzt von ihren Geheimniſſen nicht mehr als vorher, und ich habe vergebens mich zu Eurer Aller Beſten geopfert.“

Rougecamp's Abentheuer wurde unter tauſend luſtigen Einfällen von ſeinen Freunden und ihm ſelbſt herzlich belacht. Alle erſchöpften ſich in abentheuerlichen Muthmaßungen, über den Grund der ſeltſamen Morgenandacht einer jungen eleganten Dame, den keiner von ihnen in der Frömmigkeit derſelben finden wollte. Denn, ſagten ſie, warum wählt ſie gerade dieſe abgelegene wenig beſuchte Kirche? und warum ſchleicht ſie bei Nacht und Nebel zu Fuße ſich hin, ſtatt, wie es doch anſtändiger wäre, am hellen Tage in ihrer Equipage hinzufahren?

Die Unterhaltung der jungen Offiziere wurde zuletzt ſo rauſchend lebhaft, daß ſie anfangs darüber d'Aiglemonts Ankunft nicht bemerkten, und ſelbſt dieſe vermochte nicht, ſie ſogleich aus ihrer luſtigen Stimmung zu bringen. Es währte nur wenige Minuten, ſo war auch er von der Veranlaſſung derſelben unterrichtet. Die Rückſichten, welche ſie ſowohl ſeinem höheren

Range als ſeinen perſönlichen Eigenſchaften ſchuldig waren, hielten ſie zwar davon ab, ſich auch nur die kleinſte Anſpielung auf ſein ihnen wohlbekanntes Intereſſe an Frau de Boisvert zu erlauben, aber ſie trugen nichts deſto weniger den Schalk im Herzen, und machten ſich das Vergnügen, ihn förmlich zur Theilnahme an einer Morgenpromenade nach Sankt Columba einzuladen, um ſich dort gemeinſchaftlich mit ihnen an der Andacht der neuen Heiligen zu erbauen.

D'Aiglemont nahm die Sache, wie er es mußte, um die Frau, die er über alles verehrte, zu ſchonen. Er unterdrückte glücklich jede Aeußerung ſeines innern Gefühls, erklärte mit anſcheinendem Gleichmuth die ganze Geſchichte für eine unbedeutende Kinderei, und ſuchte ſeinen Kameraden ihren auf Morgen beſchloſſenen Plan auszureden, indem er das Unſchickliche deſſelben ihnen auf die mildeſte Weiſe vorſtellte, und ſie darauf aufmerkſam machte, wie leicht ſie durch die Ausführung desſelben zwei Perſonen beleidigen könnten, denen ſie für die gaſtliche Aufnahme, welche ſie in ihrem Hauſe gefunden, doch einigen Dank ſchuldig wären.

Seine Reden ſchienen Eingang zu finden; das Geſpräch nahm eine andere Wendung, aber d'Aiglemont war deshalb doch der erſte, der mit Anbruch des nächſten Tages ſich nach Sankt Columba begab, und ſobald die Kirche geöffnet wurde, hinter einer Säule am Eingange derſelben ſich verbarg. Es währte nicht lange, ſo ſah er in Mantel und Schleier verhüllt, wie Rougecamp ſie beſchrieben, die Erwartete ankommen. Ohne wie die Uebrigen eine Kerze anzuzünden, begab ſie ſich in einen der kleinen ganz dunkeln Seitenflügel der Kirche, neben dem Hochaltar. D'Aiglemont ſchlich mit unhörbarem Tritt ſich in ihre Nähe;

in der hier herrſchenden tiefen Dämmerung wurde nur der Kontur ihrer dunklen Geſtalt auf den helleren Stufen eines kleinen Seitenaltars ihm ſichtbar, vor welchem ſie betend auf den Knien lag. Das leiſe Geflüſter ihres mit unbeſchreiblicher Innigkeit aus tiefſter Bruſt zu Gott emporſteigenden Gebetes ging unverſtanden an ſeinem Ohr vorüber, aber halberſtickte Seufzer, leiſes ſchmerzliches Weinen der geliebten Frau drangen erſchütternd ihm in das Herz.

„Kann dieſes Aſtaſie ſein?“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Woher dieſes namenloſe Leiden des holden liebenswerthen Weſens, dem Glück und Freude, Verehrung und Bewunderung von allen Seiten ſich entgegen drängen! Was bedeutet in dieſer frühſten Morgenſtunde dieſes, die tiefſte Zerknirſchung eines ſchwer leidenden Gemüthes andeutende Gebet? Iſt es Reue über frühere Vergehungen, iſt es eine ihr auferlegte Buße? Konnte Aſtaſie jemals ſchuldig werden! Was könnte dieſes reine engelgleiche Weſen verbrochen haben, das auf ſolche Weiſe abgebüßt werden müßte!“

Zu d'Aiglemonts großer Freude war keiner ſeiner muthwilligen Kameraden in der Kirche erſchienen, aber er fürchtete dennoch, ſie möchten draußen vor derſelben Aſtaſien erwarten, und begab, noch vor völligem Ausgang der Meſſe, ſich wieder an ſeinen verborgenen Platz neben der Thüre, um auf jeden Fall zu ihrem Schutze in der Nähe zu ſein. Sie war eine der Letzten, welche die Kirche verließen. Er ſah und hörte, wie ſie eine von Gicht und Alterſchwäche zuſammengekrümmte alte Frau, die dicht neben der Kirchthüre im Kreuzgange bettelnd ſaß, über den Zuſtand ihrer Geſundheit befragte, und ob ſie an den Arzt ſich gewendet habe, wie ſie es ihr geboten. Mitleidig, langmüthig, wie ein Engel, hörte Aſtaſie den weitſchweifigen Bericht und die Klagen des Weibes an, ohne eine Spur von Ungeduld darüber zu äußern. „Und, gute Mutter, wißt Ihr noch immer nichts von ihm?“ fragte Aſtaſie ſehr angelegentlich, als die Alte ihre Litanei endlich beendigt hatte.

„Nichts, als was ich Eure Gnaden ſchon geſagt habe,“ war die Antwort; „auch von den Andern, die ich nochmals befragt habe, weiß Niemand etwas von ihm. Seit ſieben oder acht Jahren bin ich als die Aelteſte an dieſem Platze eingerückt, denn ſo halten wir das unter uns, und ſeit der ganzen langen Zeit iſt er wie von der Erde weggeblaſen, wie ich es Ihnen ſchon geſagt habe. Er muß irgend wo verunglückt und nie wieder zum Vorſchein gekommen ſein. Gewiß iſt ſein Gebein ſchon längſt zu Staub und Aſche geworden.“ „Bete, bete für ſeine Seele,“ rief Aſtaſie ſehr bewegt, reichte der Alten eine Gabe, zog ihren

Schleier noch dichter zuſammen, eilte raſcheren Schrittes an den übrigen Bettlern vorüber, gab jedem derſelben ein reichliches Almoſen, ohne einen zu überſehen, unerachtet der ſichtbaren Bewegung ihres Gemüthes, und trat nun hinaus auf den Platz vor der Kirche. Während d'Aiglemont noch einen Augenblick bei ſich ſelbſt überlegte, ob er ihr folgen, ob er ſich ihr zeigen ſolle oder nicht, kamen ſeine übermüthigen jungen Freunde um die Ecke, die nicht in der Kirche geweſen waren, vermuthlich weil ſie die Langeweile der Meſſe geſcheut hatten. Faſt ängſtlich geſpannt bewachte d'Aiglemont ihre Bewegungen. Ernſt und furchtlos ging Aſtaſie an ihnen vorüber, ohne ihnen ausweichen zu wollen, aber auch ohne zu zeigen, daß ſie ihrer gewahr werde. Keiner wagte es, ihr in den Weg zu treten, keiner lachte oder verzog eine Miene zum Spott; es ſchien ſogar, als ob ſie ein wenig verlegen einander anblickten; wenigſtens folgten ſie ihr nicht, ſondern wendeten ſich durch das Paſſionsgäßchen dem Rheine zu.

D'Aiglemont verließ jetzt ſeinen Schlupfwinkel und eilte Aſtaſien nach; er ſah ihre Schritte wankender werden, und nahte ſich, ihr den Arm zu bieten, den ſie dankend annahm, indem ſie ihm geſtand, daß ſie von dem weiten Wege und von der ſcharfen Morgenluft ſehr ermüdet und angegriffen ſich fühle. Er begleitete ſie bis in ihr Zimmer; ein lebhaftes Geſpräch entſtand dort zwiſchen beiden, und von dieſem Tage an waren ſie einander weit näher gekommen als jemals zuvor.

Aſtaſie war in ihrem ganzen Weſen arglos und einfach wie ein Kind. Die warme Theilnahme eines beſcheidenen, ſie wahrhaft verehrenden Freundes war ihr zu neu, zu ungewohnt und zugleich zu Troſt bringend, um ſie kalt und gemeſſen von ſich abweiſen zu können.

Er gewann gar bald das Vertrauen dieſes nach Mittheilung ſich ſehnenden Gemüthes. Aſtaſie mochte ihm nicht verhehlen, wie eine höchſt ſchmerzliche Sorge um das ihr unbekannte Geſchick einer ihr unendlich theuern Perſon ſchon ſeit mehreren Jahren ſie quäle, und wie dieſe Qual mit jedem Tage ſich ſteigere, weil die Hoffnung, ſie wieder zu ſehen oder auch nur etwas von ihr zu vernehmen, ihr immer mehr entſchwinde.

„Nennen Sie ihn mir, den Glücklichen!“ rief d'Aiglemont unvorſichtig aufbrauſend. „O nennen Sie mir ihn!“ wiederholte er mit glühendem Eifer; „und koſtete es mir Ruhe und Leben, ich ſuche, ich finde ihn auf; wäre er am Ende der Welt verborgen, ich....“

„Ach, er iſt kein Glücklicher, den ich ſuche, den ich auf immer verloren zu haben ſchaudere; er und das Glück ſind längſt auf immer von einander geſchieden;“ unterbrach Aſtaſie ihn. „Es iſt nicht ſo, wie Sie es meinen, er iſt … ach! mein Freund! forſchen Sie, fragen Sie nicht weiter. Gern würde ich Alles Ihnen anvertrauen, Ihnen geſtehen, wer und was er mir iſt. Sie ſind gut und menſchlich, Sie würden mich darum nicht verachten, doch andere Pflichten, und dabei ein heiliger Eid binden mir die Zunge; ich ſchweige, weil ich es muß. Und flehentlich bitte ich Sie nun, fragen Sie nie mich wieder," ſetzte ſie hinzu, und brach in einen Strom von Thränen aus.

D'Aiglemont ehrte ihren Schmerz; er war tief erſchüttert, doch fragte er nie wieder nach der Urſache desſelben; gleichwohl konnte er nicht umhin zu bemerken, wie beruhigend ſeine Gegenwart auf dieſes tief bekümmerte Gemüth wirkte. Von nun an beſuchte er Aſtaſien täglich, gewöhnlich in Stunden, wo er mit ihr ungeſtört und allein zu bleiben hoffen durfte. Sein einziges Streben war, ſie zu erheitern, ihr Muth, Troſt und Hoffnung einzuſprechen, und ſo entſtand zwiſchen beiden eines jener für Ruhe und Frieden ſo gefährlichen Verhältniſſe, welche die Welt immer verkennt, die dem reinen argloſen Gemüth edler Frauen unter dem Namen heiliger Freundſchaft Anfangs ſo lockend erſcheinen, ſpäterhin aber ſo ſchmerzlich ſich umgeſtalten.

Einige Wochen vergingen. Aſtaſie gab auf Zureden ihres Freundes ihre Morgenandachten in St. Columba allmählich auf, die ihren Schmerz nur erneuten, ohne ihr jemals den kleinſten Troſt zu gewähren, und die, wie d'Aiglemont ihr bewies, ſie nur zum Gegenſtande einer Aufmerkſamkeit machten, welche ihr höchſt unangenehm war. In ihren häuslichen Verhältniſſen aber trat jetzt eine Umwandlung ein, welche den Beiſtand eines beſcheidenen, treuen und zuverläſſigen Freundes ihr unentbehrlich machte, ſollte ſie nicht unter dem Drucke derſelben erliegen.

Ihr Gatte, der bisher wenigſtens den äuſſern Anſtand gegen ſie nie abſichtlich verletzte, und wenn gleich oft hart, doch nie beleidigend ihr begegnete, war plötzlich wie umgewandelt. Eiferſucht war es nicht, was dieſe Veränderung hervorbrachte; Aſtaſiens Betragen vom erſten Augenblick ihrer Verbindung mit ihm bis zur jetzigen Stunde hatte nie den kleinſten Zweifel an ihrer Tugend und Treue in ihm aufkommen laſſen. Er hatte im Gegentheil ihre zu ſtrenge Zurückgezogenheit oft getadelt, die er zuweilen Ziererei, zuweilen Unbeholfenheit nannte, je nachdem er eben gelaunt war; und bei der ungemeßnen Eitelkeit, die ihn beherrſchte, konnte die Aufmerkſamkeit und Verehrung, durch welche ein ſo bedeutender und glänzender Mann, wie d'Aiglemont, ſeine Frau auszeichnete, ihm bei dem Vertrauen, das er in ſie ſetzte, nicht anders als höchſt ſchmeichelhaft ſein. Auch ſuchte er dieſes durch ſein Betragen gegen den

Obriſten auf alle Weiſe an den Tag zu legen; er beſtürmte ihn mit Einladungen, und war auch gegen Aſtaſie nie freundlicher, als wenn er ſie in d'Aiglemonts Geſellſchaft fand. Bei dem allen war er aber doch eine Art von Haustyrann geworden. Der kleine Lolo, der Mutter einzige Freude, wurde unter dem Vorwande, daß ſie ihn verzärtle, von ihr getrennt und in eine entfernte Erziehungsanſtalt gegeben. Aſtaſiens ewige Kopfhängerei, wie er ihre ſtille Wehmuth nannte, wurde, ſobald er mit ihr allein war, mit einer Rohheit, einer Härte von ihm verhöhnt, die er ſich früher nie erlaubt hatte. Auſſerhalb ſeines Hauſes war er heiter und liebenswürdig, wie er es immer geweſen, innerhalb desſelben ſchien er die drükkendſte Langeweile zu empfinden; und ſo verſank er immer tiefer und tiefer in den Strudel einer Geſellſchaft, die weder auf ſeine Sitten noch auf ſeinen Karakter günſtig einwirken konnte, und deren Einfluß der armen Aſtaſie viele trübe Stunden bereitete.

So ſtanden die Sachen, als einer der franzöſiſchen Generale auf den Einfall gerieth, in einiger Entfernung von der Stadt ein großes brillantes dejeûner dansant zu geben, welches die ganze vornehme und elegante Kölner Welt zu ungewohnt früher Tageszeit in Bewegung ſetzte. Die große Anzahl von Equipagen, welche alle zur nämlichen Stunde und zum nämlichen Ziele durch die engen Straßen rollten, geriethen überall an einander; die daraus entſtehenden Stockungen und Unordnungen konnten ſehr leicht unangenehme Scenen herbeiführen, und viele Herrſchaften, unter dieſen auch Herr de Boisvert, befahlen deshalb gleich bei'm Einſteigen in den Wagen ihren Kutſchern, lieber auf einem weiten Umwege dem Thore zuzufahren, um nur nicht in das Gewühl und Gedränge der andern Kutſchen zu gerathen.

Boisverts Kutſcher, um den Befehl ſeines Herrn auf das Pünktlichſte zu erfüllen, nahm einen ſehr weiten Umweg, der an der Sankt Columba-Kirche vorüberführte; aber gerade hier, wo wegen der Abgelegenheit der Straße man es am wenigſten vermuthen konnte, ſchien dicht vor der Kirche ein Auflauf entſtanden zu ſein, und eine zahlreiche Menſchenmaſſe drängte dem Wagen ſich entgegen. Die jungen muthigen Pferde wurden darüber ſcheu, der Kutſcher hatte Mühe, ſie zu halten, ſie bäumten ſich und waren nahe daran, die Stränge zu zerreißen. Herr de Boisvert wurde ungeduldig, aber ſein Schelten und Zurufen: ihm Platz zu machen, blieb unbeachtet. Aſtaſie ſaß neben ihm, im neueſten eleganteſten Putz, nach dem Willen ihres Mannes; ſo prachtvoll und koſtbar, als möglich, vom Kopfe bis zum Fuße gekleidet, ſchien ſie das Ende dieſer Verwirrung Anfangs ganz gelaſſen abwarten zu wollen. Da der Lärmen aber immer zunahm, bog auch ſie ſich endlich zum Wagenſchlage hinaus, um zu ſehen, was denn eigentlich die Veranlaſſung dazu ſei. In einer kleinen Entfernung wurde in dem Augenblicke auf einer Tragbahre ein alter Mann vorübergetragen. Hell aufſchreiend riß Aſtaſie den Wagenſchlag auf, ſprang über den nicht niedergelaſſenen Wagentritt hinweg, drängte durch das Volk ſich hindurch, das vor der prächtig geputzten Dame faſt erſchrocken zurücktrat, und warf ſich über den anſcheinend todten oder ohnmächtigen Alten hin, deſſen Träger unaufgefordert die Bahre niederſetzten.

„Vater,“ rief ſie, mit der Gebärde höchſter Angſt, „Vater! mein Vater! mein lieber Vater!“ und konnte kein andres Wort aufbringen; aber der Ton ihrer Stimme fand doch den Weg zu dem erſtarrenden Herzen, und hielt das ſcheidende Leben auf. Der alte

Bettler öffnete noch einmal die ſchweren Augenlieder, ſein Blick fiel auf die geliebte Tochter, und ein mattes Lächeln verklärte die bleichen ernſten Züge des Sterbenden.

Aſtaſie ſchloß ihn in ihre Arme, an ihre Bruſt, küßte ſeine Stirn, ſeine Hände, und warf ſich auf die Kniee neben ihn hin. „Du lebſt! und ich habe Jahre lang um Dich geweint,“ rief ſie freudig entzückt. „Ich hatte dich verloren! mein Vater, mein theurer, lieber Vater, und nun habe ich dich wieder, und du wirſt leben, Gott wird dich mir erhalten, und du wirſt nun bei uns bleiben, ich werde dich pflegen, und wir werden wieder ſo glücklich bei einander ſein, mein Vater, mein lieber mir wiedergeſchenkter Vater!“ ſprach Aſtaſie mit aus dem Herzen ſtrömender Geſchwätzigkeit, und wurde den großen Kreis von Zuſchauern nicht gewahr, der ſie dicht umdrängte, und den Mitleid und Neugier mit jeder Sekunde noch vergrößerten. Mehrere von der Geſellſchaft, welche den nämlichen Weg genommen, und die der Wunſch, das ſeltſame Schauſpiel in der Nähe zu ſehen, aus ihren Wagen gelockt hatte, befanden ſich unter denſelben; auch d'Aiglemont und mehrere franzöſiſche Offiziere waren dabei.

„Komm nach Hauſe! komm! Für den alten Mann ſoll geſorgt werden, wir wollen uns wieder zu Hauſe begeben. Sieh dich doch um, wir geben hier dem Publikum eine Scene zum Beſten, die nicht die Anſtändigſte iſt. Komm doch, ſei doch vernünftig, wir machen uns hier ja ſelbſt zum Geſpötte;“ flüſterte de Boisvert ihr ziemlich hörbar zu. „Guten Leute, tragt den armen Alten nur einſtweilen in eines der nächſten Häuſer, ich folge euch ſogleich, um ſelbſt nach ihm zu ſehen. Laßt mich nur erſt dieſe Dame in ihre Wohnung führen!“ ſprach er zu den Umſtehenden. „Und nun komm!“ ſetzte er gegen ſeine Frau gewendet hinzu, und faßte ihren Arm, um ſie fortzuziehen.

Aſtaſie hatte nur Augen und Ohren für den Greis, der wieder in ſeinen vorigen Todesſchlaf zurückſinken wollte; ſie umklammerte ihn, ſie rief ihn bei allen Namen, die nur die innigſte Kindesliebe eingeben kann, und als ihr Mann ſie umfaßte, um ſie von dem Alten zu trennen, ſträubte ſie ſich mit aller ihrer Kraft dagegen, und immer neugieriger umſtand ſie die Menge, in immer dichter ſie umſchließendem Kreiſe.

Boisvert verlor jetzt Faſſung und Geduld. Zum äußerſten Zorn gereizt, befahl er ihr rauh und gebieteriſch, ihm ohne Säumen zu folgen. Sie hörte es nicht, oder achtete in der gewaltſamen Erſchütterung ihres Gemüths nicht darauf. „Muß ich denn doch noch am Ende deiner Bettelſippſchaft mich öffentlich ſchämen!“ rief Boisvert in wilder Selbſtvergeſſenheit überlaut. Der Alte hörte es und zuckte konvulſiviſch, auch Aſtaſien traf das Wort wie ein glühender Dolch, ſie ſank erſchöpft zuſammen, und wäre auf das Steinpflaſter hingefallen, hätte nicht d'Aiglemont, der hinter ihr ſchon lange ſtand, ſie in ſeinen Arm aufgefangen.

„Wie elend, mein Herr, ſtehen Sie in dieſem Augenblicke neben dieſem ſterbenden Bettler und deſſen edler Tochter!“ rief er mit Zorn blitzenden Augen Herrn de Boisvert in franzöſiſcher Sprache zu. „O Aſtaſie! wärſt du mein, wie ſtolz wäre ich in dieſem Augenblicke auf dich! Freunde, Kameraden,“ ſprach er mit lauter Stimme zu den umſtehenden Offizieren, „in Frankreich verhindert kein Vorurtheil mehr den Bettler, von ſeinem Kinde anerkannt zu werden, Sie werden dem ehrwürdigen Alten Ihren Beiſtand nicht verſagen.

Helfen Sie ihm in meinen Wagen, der dort drüben hält, ich folge mit Madame.“

Die Offiziere drängten ſich herbei, um dieſer Aufforderung zu folgen; noch einmal öffnete der Alte die müden Augen, ſah nach ſeiner Tochter, machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er ſie ſegnen wolle, ſtreckte ſich lang aus und entſchlief.

Von d'Aiglemont halb geführt, halb getragen, folgte Aſtaſie faſt ganz bewußtlos ihrem vor ihr her getragenen Vater, und eine zahlloſe Menge ſtrömte hinter ihr drein. Zitternd vor Schaam und Zorn ſchritt ihr Mann neben ihr her. „Aſtaſie, Aſtaſie! bedenke, was du thuſt,“ rief er, als ſie an dem Wagen des Obriſten ſtanden, in welchen der Alte ſchon hinein gebracht war. „Aſtaſie!“ rief er nochmals.

Der rauhe donnernde Ton erweckte die Unglückliche aus ihrer halben Ohnmacht; was um ſie her vorging, ward ihr plötzlich klar, nur die Härte ihres Mannes ſchien ſie nicht zu bemerken. „Gisbert! Gisbert! ich fürchte, mein Vater iſt geſtorben,“ rief ſie, und wollte unter einem Strom von Thränen an ſeine Bruſt ſich werfen; er aber wies zürnend, faſt verächtlich, ſie von ſich ab. „Bedenke, was du thuſt,“ wiederholte er noch einmal; „dies iſt die Equipage des Colonels,“ rief er warnend.

„In dieſem Augenblicke iſt es die jenes ehrwürdigen Greiſes, des Vaters von Madame; überdem iſt der Ihrige unbrauchbar, mein Herr, Ihre wilden Pferde haben die Deichſel zerbrochen, Sie thäten wohl, darnach zu ſehen,“ erwiederte d'Aiglemont verächtlich. „Kommen Sie, Madame, eilen Sie,“ ſprach er, ſeinen Zorn mühſam bekämpfend; „verſuchen Sie es nicht länger, an jenes Herz ohne Mitleid und Gefühl ſich zu wenden, ich begleite Sie und Ihren Vater.“

„Mein Vater iſt todt; iſt ohne Hülfe, ohne Pflege, im Elend geſtorben!“ rief Aſtaſie, ohne auf ihn zu hören. „Ohne mein Zuthun iſt mein Geheimniß an's Licht gekommen, jetzt mögen Alle, Alle es wiſſen,“ fuhr ſie in wilder Aufgeregtheit, gleich einer Begeiſterten die Umſtehenden anredend, fort. „Mein Vater war ein Bettler, der alte Bettler Peregrinus an der Sankt Columba-Kirche. Daß er es war und immer bleiben wollte, das hat mich elend gemacht, hat mir viele Thränen gekoſtet. Gisbert, um deinetwillen mußte ich vor aller Welt es verhehlen, nicht um meinetwillen; denn wie kann eine Tochter ihren Vater verläugnen wollen, ſich ſeiner ſchämen, weil er unglücklich iſt? Vergib mir jetzt; ich habe gethan, was ich konnte, um deiner zu ſchonen, ich verließ mit dir Vater und Vaterſtadt. Im fremden Lande habe ich Jahre lang mit dir gelebt. Jede Spur von dem Leben meines

Vaters war mir verloren. Wie habe ich um ihn gezagt! wie ängſtlich ihn geſucht, ſeit ich wieder in Köln bin! Mit welcher Inbrunſt habe ich zu Gott und allen Heiligen gefleht, mir die geliebte Geſtalt nur noch einmal zu zeigen. Nun bin ich erhört, ich habe ihn gefunden, ſterbend, dem Tode geweiht! O Gisbert, Gisbert! Dir übergab dieſer Heilige mich, als er noch lebte, und darum bin ich dein, und kann nimmer von dir laſſen.“

Tiefe Stille verbreitete ſich unter den Umſtehenden, während Aſtaſie, alles um ſich her vergeſſend, in Klagen ſich ergoß; viele Augen wurden naß, einige Weiber in ihrer Nähe ſchluchzten hörbar, Niemand unterbrach ſie; der Obriſt ſtrebte ſichtbar, ſich der tiefen Rührung, die ihn ergriffen, zu bemeiſtern; nur Gisbert rief einige Male: „Aſtaſie, was ſoll das?“ Doch ſie ſchien nicht auf ihn zu hören.

Einer der franzöſiſchen Offiziere, die den Bettler Peregrinus in den Wagen getragen, und ſich noch immer bemühten, ihn in eine möglichſt bequeme Lage zu bringen, rief jetzt Aſtaſien zu: „Eilen Sie, Madame, eilen Sie! er regt ſich wieder, es iſt noch Leben in ihm, vielleicht kann er noch gerettet werden.“

„Gerettet! Leben!“ rief Aſtaſie, von dieſen Worten wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, und flog dem Wagen zu; d'Aiglemont hob ſie hinein, befahl dem Kutſcher ſo langſam und vorſichtig als möglich nach Boisverts Hauſe zu fahren, und ſetzte ſich zu ihr, um ihren Vater unterſtützen zu helfen. Von einer zahlloſen Menge Menſchen begleitet, langten ſie endlich vor Aſtaſiens Wohnung an. Die Offiziere ließen es ſich nicht nehmen, den ganz leblos ſcheinenden Alten aus dem Wagen zu heben und in das Haus zu tragen; einige Aerzte, die zufälliger Weiſe Augenzeuge des

Vorganges geweſen waren, eilten herbei, ſie verſuchten alle erdenklichen Mittel, den Alten wieder in's Leben zu rufen. Aſtaſie harrte in ängſtlicher Spannung auf den Erfolg ihres Bemühens; es blieb fruchtlos, Peregrinus hatte wirklich in den Armen ſeiner Tochter das Ziel ſeiner mühſeligen Pilgerfahrt auf Erden erreicht.

Gisbert, der, während Aſtaſie ſprach, einige ihm vielleicht Gefahr drohende Bewegungen unter dem Volke bemerkte, das ſein Betragen durchaus zu mißbilligen ſchien, hatte in aller Stille die klügſte Parthie ergriffen und ſich fortgeſchlichen. Er ließ mehrere Tage lang in ſeinem Hauſe ſich nicht erblicken, und d'Aiglemont nebſt einigen andern Freunden des Hauſes mußten für Aſtaſien eintreten und die traurige Pflicht übernehmen, für das Begräbniß ihres entſeelten Vaters Sorge zu tragen. Sie ordneten Alles auf das Anſtändigſte und Ehrenvollſte an; nicht nur die franzöſiſchen Offiziere, ſondern auch mehrere der angeſehenſten Einwohner der Stadt ſchloſſen dem langen Trauerzuge ſich an, welcher den müden Pilger, der ſo lange in Dunkelheit und Dürftigkeit durch das Leben ging, im Tode ehrte und ihn zu ſeiner letzten Ruheſtätte begleitete. Denn die Kölner ſind von Natur gutmüthig, die Begebenheit hatte in der ganzen Stadt Aufſehen und die wärmſte Theilnahme für Aſtaſien erregt, welche man gern auf dieſe Weiſe ihr zu bezeigen ſich beeiferte.

Gisbert ſah im Verborgenen den Trauerzug an, der Anblick erweichte ſeinen von Natur nicht harten Sinn, indem er zugleich ſeine Eitelkeit beſchämte und beſchwichtigte, die allein ihn verleitet hatte, ſich ſo zu benehmen, wie er gethan. Zum erſten Male wurde es ihm recht deutlich, daß die große vornehme Welt, zu welcher er ſo gern ſich zählte, bei vorkommender Gelegenheit auch noch etwas anders zu ſchätzen und zu ehren wiſſe, als Rang, Geburt, Glanz und Reichthum allein. Nach einem kurzen Kampfe mit ſich ſelbſt, entſchloß er ſich alſo noch am Abend des nämlichen Tages in ſein Haus zurückzukehren und zu thun, als ob nur ein unüberwindliches Grauen vor dem Gedanken, mit einem Todten unter einem Dache zu ſein, ihn ſo lange aus demſelben entfernt gehalten habe.

Er fand Aſtaſien in Thränen, von ehrenwerthen, zu ihrem Troſt um ſie verſammelten Freunden und Freundinnen umgeben. Ihr Schmerz wurde heftiger, als ſie ihn erblickte; doch dieſes ſanfte Gemüth kannte weder Zorn noch Groll. Sie gedachte nicht mehr ſeines vorigen Betragens, willig ſank ſie in ſeine ihr geöffneten Arme, und ihre Thränen floſſen milder an ſeiner Bruſt; ſie lieh ſeinen tröſtenden Worten und ſeinem Zureden, ſich in ihr Zimmer zur Ruhe zu begeben, ein willig Gehör, und war bereit, ſich von ihm fortführen zu laſſen. Die Freunde wollten ſich jetzt entfernen, aber Gisberts Bitten bewogen ſie, ſeiner noch zu warten, bis er ſeine Frau zur Ruhe gebracht hätte. Er blieb ziemlich lange aus, und als er wiederkehrte, konnte man nicht umhin zu bemerken, daß er dieſe Zeit angewendet hatte, ſich einige Faſſung zu erringen, und ſich zu einer kleinen Rede vorzubereiten, die er auch wirklich mit vielem Anſtande und ohne ſonderliches Stocken an die Verſammlung richtete.

Zuerſt trug er ihr die Geſchichte ſeiner Heirath vor, freilich mit Weglaſſung einiger ihm nicht ganz ehrenvoll ſcheinenden Umſtände. Er ließ als Veranlaſſung derſelben mehr die Liebe gelten,. die er für die ſchöne Aſtaſie plötzlich gefaßt, als die Noth, in welche er leichtſinnig ſich geſtürzt; auch erwähnte er nur ſehr obenhin des mit ihrer Hand erhaltenen bedeutenden

Vermögens. Er läugnete nicht ab, daß hauptſächlich Furcht vor der Entdeckung ſeiner nahen Verwandſchaft mit dem alten Peregrinus ihn aus Köln getrieben, indem jener ſtarrſinnig darauf beſtanden, als Bettler leben und ſterben zu wollen.

Zu Aſtaſiens Troſt, erzählte er weiter, habe er Vorkehrungen zu einer Korreſpondenz zwiſchen ihr und ihrem Vater getroffen, doch nach wenigen Wochen ſeien ihre Briefe unerbrochen wieder zurückgekommen. Der Bettler von Sankt Columba wäre verſchwunden, Niemand habe gewußt wohin, und unerachtet aller Bemühungen, habe man keine Spur von ihm finden können, bis der Zufall heute ſeiner bis dahin ſchmerzlich um ihn ſorgenden Tochter in der letzten Stunde ſeines Lebens ihn entgegen geführt hätte. Ob dieſer Zufall ein glücklicher oder unglücklicher zu nennen ſei, würde die Zukunft lehren; er ſelbſt aber müſſe leider geſtehen, in der Ueberraſchung des Augenblicks, der ein lange gehegtes Geheimniß zur höchſten Oeffentlichkeit gebracht, ſich nicht ſo würdig und ſchonend gegen ſeine Frau benommen zu haben, als er es wohl geſollt, was er jetzt herzlich bereue, und zugleich ſeinen Freunden den ihnen gebührenden herzlichen Dank abſtatte für die Ehre, die ſie ſeinem Schwiegervater und dadurch zugleich ihm und ſeiner Frau bei dem Begräbniß am heutigen Tage erwieſen.

Die beifällige Theilnahme ſeiner Zuhörer beruhigten den Eitlen über Manches, was ihn noch heimlich gequält hatte. Er war überzeugt, ſeine Sache vortrefflich und alles Unebene gleich gemacht zu haben, und konnte ungeſtört wieder der ſüßeſten Selbſtzufriedenheit ſich überlaſſen. Nach einigen Tagen nahm auch Aſtaſie Beſuche von denen an, die in den Stunden ihres herbſten Leidens ihr treulich beigeſtanden hatten. Gisbert, oder wie er ſich lieber nennen ließ, Herr de Boisvert, war zu ſeinem früheren gefälligern Betragen gegen ſie zurückgekehrt, auch ihr Sohn wurde ihr wiedergegeben. Alles dieſes erheiterte ihr das Leben; fröhlich ſah man ſie nicht, aber bereit, das Unabänderliche mit ſtiller Ergebung zu ertragen, und mit der Ungewißheit über das Schickſal ihres Vaters ſchien auch die Unruhe, welche ſie bis dahin heimlich quälte, von ihr gewichen zu ſein.

D'Aiglemont war jetzt der Beklagenswertheſte. Gisberts Abweſenheit während der erſten Tage nach dem Tode des Bettlers, das Gefühl, daß er in dieſen Tagen Aſtaſien Alles ſein müſſe, die ſtille Neigung, die er aus ihrem Betragen zu errathen glaubte, das unbegränzte Vertrauen, welches ſie ihm ſo offen bewies, hatten Hoffnungen in ſeiner Bruſt erregt, die jetzt alle wie Nebel vor der Morgenſonne in Nichts ſich auflöſeten. Jetzt erſt fühlte er ſich gänzlich von der Geliebten geſchieden, gerade jetzt, wo er bis zur Anbetung ſie verehren mußte. Was er ihr hätte werden können, wenn ihr Mann in ſeinem rohen gefühlloſen Betragen gegen ſie beharrt hätte, auch was er jetzt vielleicht ſchon ihr war, ahnete er wohl; aber er fühlte zugleich, daß, ſo wie die Sachen jetzt ſtanden, er den harten Kampf zwiſchen ihrem Pflichtgefühl und ihrem Herzen ihr nicht noch erſchweren dürfe. Er fühlte, daß er ſie verlaſſen müſſe, eben weil er ſie liebte und ehrte wie keine Andere auf Erden.

Schon hatte er ſeine Verſetzung nach einer andern Stadt einzuleiten begonnen, als der unerwartete Entſchluß Herrn de Boisverts, ſich mit den Seinen in Frankreich auf ſeinen Gütern niederzulaſſen, ihn dieſer Mühe überhob.

Aſtaſie ſchied auf immer von ihrer Vaterſtadt und ihrem Freunde; was ſie dabei empfand, läßt ſich ſchwerlich in Worten ausdrücken. Sie folgte mit ihrem Sohne ihrem Gatten; von ihrem ferneren Leben iſt uns keine Nachricht zugekommen. D'Aiglemont aber ſetzte ſeine militäriſche Laufbahn auf das Glänzendſte fort und ſtarb endlich auf dem Schlachtfelde bei Leipzig den Heldentod.

Aus einigen Päſſen, die man bei dem entſeelten Bettler Peregrinus gefunden, ging hervor, daß er bald, nachdem ſeine Kinder zum erſten Male ſich nach Frankreich begeben, ihnen dorthin gefolgt ſei, und wahrſcheinlich, ohne daß ſie darum wußten, heimlich und unerkannt in ihrer Nähe gelebt hatte. Es ſchien, als ſei er, als ſie nach Köln zurückkehrten, ihnen wieder dorthin gefolgt. Da er aber in ſeinem hohen Alter von den Mühſeligkeiten ſeines Lebens entkräftet, die Reiſe zu Fuße zurücklegte, ſo war er äußerſt langſam vorwärts gekommen, hatte manchen Tag kaum eine Meile zurücklegen können, war unterweges einige Male erkrankt, und hatte Wochen und Monate in Spitälern und Krankenhäuſern liegen bleiben müſſen, in welchen er mitleidige Aufnahme fand.

Er war erſt am Abende vor ſeinem Tode wieder nach Köln und in ſeiner Hütte angekommen. Sein erſter Gang war am folgenden Tage der altgewohnte nach Sankt Columba. Die Tonſur, die man nach ſeinem Tode auf ſeinem Haupte entdeckte, verrieth, daß er einſt Mönch geweſen, und man ſchloß daraus, daß ſein feſtes Beharren darauf, als Bettler zu leben und zu ſterben, auf ein früher abgelegtes Gelübde ſich begründe. In ſeiner ärmlichen Wohnung, welche Herr de Boisvert noch vor ſeiner Abreiſe auf das Genaueſte ſelbſt unterſuchte, war alles, wie es vorher geweſen; das bekannte eiſerne Käſtchen ſtand noch auf der alten Stelle unter dem kleinen Altar, die Summe, die es enthielt, war aber nicht beträchtlich. Einige durch die Zeit ziemlich unleſerlich gewordene, in lateiniſcher Sprache geſchriebene Hefte ſchienen einige Notizen aus ſeinem Jugendleben und eine Art von Tagebuch aus einer ſpätern Zeit zu enthalten, welche man aber damals nicht Zeit oder Luſt hatte zu dechiffriren *).

---

*) Sollten die Leſer in der Lebensgeſchichte von dem Tagebuche des Bettlers eine Fortſetzung dieſer Erzählung wünſchen, ſo wird dies mit Vergnügen geſchehen.

Margaretha von Schottland.

> Be thou as chaste as ice, as pure
> as snow, thou shalt not escape
> calumny.

Karls VII. Geburt fiel bekanntlich in jene wild verworrene, durch Unthaten, vor deren bloßen Namen die Enkel jetzt zurückſchaudern, bezeichnete Zeit, die dennoch von Vielen das kräftige, fromme Mittelalter genannt und hochgeprieſen wird. Ob nach damaligem Gebrauch irgend ein weiſer Aſtrolog dem künftigen Regenten Frankreichs das Horoſkop geſtellt hat, davon ſchweigt die Geſchichte; wohl aber iſt es gewiß, daß kein freundlicher Stern der Geburt des unglücklichen Königsſohnes geleuchtet haben kann. Allen Schlägen eines unerbittlichen Geſchicks preisgegeben, ſchien ſein der Gewalt dunkler Mächte geweihtes Haupt im Voraus beſtimmt, von der Geſammtmaſſe aller Leiden getroffen zu werden, die im gewohnten Gange des Lebens nur einzeln auf uns fallen, um uns zu erinnern, daß dieſe ſchöne Erde noch nicht der Himmel ſei.

Sohn eines, den furchtbarſten Anfällen unheilbaren Wahnſinnes hingegebenen Vaters, einer furienartigen Mutter, deren Namen die Geſchichte Frankreichs mit unauslöſchlichen Zügen gebrandmarkt hat, war die frühe Kindheit des jungen Dauphins gewiß weit ärmer und freudenloſer als die eines Sohnes des geringſten Unterthanen in dem ſchönen weiten Reiche ſeines königlichen Vaters. Mit unnatürlichem Haß von der eignen Mutter verfolgt, durch ihre Ränke der ihm angeſtammten Rechte beraubt und der Gewalt eben ſo übermächtiger als übermüthiger Feinde preisgegeben, mußte er nach dem Tode ſeines Vaters die Krone, die nach menſchlichem und göttlichem Rechte ſchon ſein war, unter ſchweren Kämpfen ſich erobern. Und als ihm dieſes endlich gelungen, gelangte er dennoch nie zum ganz ruhigen Beſitz ſeines von frechen Empörern, von äußern, mehr noch von innern Feinden zerrütteten Reiches, von denen die letztern zum Theil, um ſeinen Schmerz noch zu mehren, durch die engſten Bände des Bluts ihm verwandt waren.

Immer das Gute wollend, zu allem Edeln und Großen von Natur geneigt, war König Karl durch eine ihm angeborne Schwäche des Charakters doch wenig geeignet, das Steuerruder mit ſo feſter Hand zu faſſen und zu führen, als die ihn umbrauſenden Stürme es heiſchten. Doch gleichſam zur Entſchädigung für Alles, was es ihm ſonſt entzogen, hatte das Glück ihm tapfere Freunde zur Seite geſtellt, die ſeine Rechte verfochten; weiſe Räthe, die der unumſchränkten Leitung feiler, eigennütziger Günſtlinge ihn entzogen, denen ſich hinzugeben er nur allzu bereit war. Vor Allem aber waren edle Frauen als ſichtbare Schutzengel ihm beigegeben. Dieſe ſtärkten ſeinen Muth in Gefahren, und wenn die hochaufbrauſenden Wogen des Unglücks über ſeinem Haupte zuſammenzuſchlagen drohten, hielten ſie ihn über dieſelben erhaben mit feſter, liebender Hand.

Karl's Gemahlin, Maria von Anjou, deren hohe Tugend und ſeltenen Geiſt der König zwar erkannte und bewunderte, doch leider nicht mit dem Gefühl erwiederte, das ſie verdiente, gebührt in jeder Hinſicht hier die erſte Stelle. Karl hörte und befolgte in wichtigen Fällen gern ihren Rath, und die hohe Königin fühlte ſich zu weit über die Schwäche gewöhnlicher Frauen erhaben, um nicht, wenn gleich nicht ohne Schmerz, den ſtrengen Blick von den Verirrungen ihres ſchwächern, leidenſchaftlich-ſinnlichen Gemahls abzuwenden und wenigſtens Ehrfurcht, Bewunderung und Achtung ihm abzugewinnen, da ſie ſeine Liebe nicht zu erwerben vermochte. Sie verließ ihn nie in Gefahren, und ihr weiſer Rath, ihr kräftiger Muth ſtützte und leitete ſeine Schritte.

Die lieblichſte Erſcheinung jener Zeit ſtand auf der andern Seite, mit der Königin wetteifernd, neben dem Könige: die ſchöne Geliebte ſeines Herzens, Agnes Sorel, dame de beauté; ein Name, den Keine ſo verdiente wie ſie, und den ein holdes Spiel des Zufalls ihr beigelegt, indem er zur Herrin einer Beſitzung ſie machte, die ſo benannt war. Ihr ganzes Weſen war Liebe; Eigennutz, alle Laſter, welche ſpäter die lange Reihe der Freundinnen der Könige von Frankreich als Gegenſtände verdienter Verachtung bezeichnen, blieben ihr fern. Wer mag es wagen, den Stein gegen die ſchönſte, liebenswürdigſte der Frauen aufzuheben! Agnes fehlte, weil ſie liebte, nichts wußte und konnte als lieben, und hatte dabei keinen andern Gewinn als den, ſich ſelbſt, ihre

Ehre vor der Welt, Alles, was ſie ihr Eigenthum nennen durfte, dem Hochgeliebten zum Opfer zu bringen, Schmach, Noth und Gefahr mit ihm zu theilen. Sie blieb unzertrennlich von ihm, ihr friſcher, wahrhaft ritterlicher Sinn ſpornte oft aus träger Ruhe zu erneuter Thätigkeit ihn an.

Als Alles um den König zu verſinken, alles Hoffen eines glücklichen Ausganges des ſchweren Kampfes um Krone und Reich eine Thorheit werden zu wollen ſchien, trat plötzlich auf wunderſame Weiſe ein drittes weibliches Weſen zu ſeiner Rettung ihm entgegen: die junge Heldin von Vaucouleurs, Johanna. Ihre begeiſternde Erſcheinung flog ſiegend ſeinem neu ermuthigten Heere voran in die Reihen der vor ihrer Oriflamme fliehenden Feinde. Und als ihr großes Werk beendet, dem Könige ſeine Krone wiedergegeben war, ſchwang von dem Scheiterhaufen, den düſtrer Fanatismus ihr geſchichtet, ihr reiner Geiſt ſich dem Himmel zu, der ſie herabgeſendet.

Noch ein viertes, damals noch in der Knospe der Kindheit verhülltes Geſchöpf, **Margaretha von Schottland**, ſchien beſtimmt, das ſpätere Lebensalter **Karl's VII.** zu erheitern und ſein Reich zu beglücken. Kurz vor der Erſcheinung des Mädchens von Orleans, als eben ſein und ſeines Reiches Untergang unausweichbar ſchien, ſchickte der König Abgeſandte an **Jakob I.**, um für ſeinen, damals noch nicht fünf Jahre alten Sohn um die Hand der kleinen, kaum vierjährigen Prinzeſſin zu werben und ſich dadurch zugleich gegen England, den ſtolzen Erbfeind beider Reiche, einen mächtigen Alliirten zu gewinnen.

Der König von Schottland ging freudig dieſe Verbindung ein; ihm mußte um ſeiner und ſeines Reiches Sicherheit willen Alles daran liegen, Frankreich nicht untergehen, es nicht

England zur Beute werden zu laſſen. Die Verlobung der beiden jungen Königskinder wurde unwiderruflich und feierlich beſchloſſen. Während der Jahre, die wegen des zu jugendlichen Alters des kindlichen Brautpaares bis zur Vermählung desſelben noch vergehen mußten, bot England vergebens Alles auf, Drohungen, Vorſtellungen, glänzende Erbietungen, um den König Jakob zur Zurücknahme ſeines gegebenen Wortes zu bewegen; er hielt feſt an demſelben, und als nun nach einer Reihe von Jahren die Zeit ihrer Vermählung herankam, wurden alle Anſtalten zur Ueberſchiffung der königlichen Braut getroffen.

König Heinrich gerieth außer ſich vor Zorn, als er dieſe Nachricht vernahm; er wollte noch das Letzte verſuchen und ſchickte abermals Abgeſandte nach Schottland, um durch neue, alle vorhergehenden an Glanz übertreffende, Vorſchläge dieſe ihm verhaßte Verbindung zu hintertreiben; ſogar die Abtretung von Roxburg und Berwick, zwei für Schottland höchſt wichtige Grenzorte, wurden geboten, und Jakob I., obgleich er, wie faſt ein Jeder, der in kritiſchen Fällen Andere um Rath fragt, in ſeinem Herzen ſchon beſchloſſen, was hier zu thun ſei, hielt es dennoch für nöthig, die hohe Geiſtlichkeit und den vornehmen Adel ſeines Reiches zur Berathung zuſammenzuberufen.

Die geiſtlichen Herren, geblendet durch die dem Reiche ſich anſcheinend bietenden großen Vortheile, zeigten zur Annahme der Vorſchläge des Königs von England ſich ſehr geneigt, der Adel und die Ritterſchaft hingegen ſahen nur auf den Untergang Schottlands abzielende Fallſtricke in denſelben. Sobald die ſeit mehr als acht Jahren beſchloſſene Verbindung der beiden königlichen Kinder rückgängig gemacht wurde, war auch der Bruch zwiſchen Frankreich und Schottland unvermeidlich; und nur mit vereinten Kräften konnten beide dem mächtigen, beiden gleich gefährlichen Nachbar widerſtehen. Das alte Gleichniß der Bündel Pfeile galt eben auch hier; verbunden, konnte Gewalt ihnen wenig anhaben, da hingegen jeder Einzelne leicht zu zerbrechen war.

Des Königs Wille, unterſtützt vom Adel und der Ritterſchaft, behielt alſo die Oberhand, die engliſche Geſandtſchaft kehrte mit einer abſchlägigen Antwort zurück, und Heinrich VI., über dieſes abermalige Fehlſchlagen ſeiner Plane ergrimmt, beſchloß nun, um jeden Preis die jugendliche Braut dem verhaßten Feinde zu entreißen, deren Abreiſe von Schottland durch dieſe neueſten Ereigniſſe beſchleunigt worden war. Engliſche Schiffe kreuzten auf Befehl des Königs im Kanal, längs der franzöſiſchen Küſte, um die Prinzeſſin gewaltſam zu entführen; nach langem Harren zeigte ſich ihnen endlich ein franzöſiſches Segel, ein großes

Schiff, dem Anſehen nach bedeutend genug für die köſtliche Fracht. Die Engländer machten augenblicklich Jagd darauf, verfolgten es hitzig und lange, bis ſie es endlich erreichten. Es war ein franzöſiſcher Kauffahrer, der, mit Weinen beladen, für einen Hafen der Niederlande beſtimmt war.

Unbemerkt und gefahrlos erreichte indeſſen das Schiff, das die Prinzeſſin trug, den Hafen von la Rochelle; keine Ahnung der Gefahr, die ihr gedroht hatte, war in Margarethens Seele gekommen, fröhlichen Muthes ließ ſie von den Meereswogen der Beſtimmung ſich zutragen, der ſie von ihrer früheſten Kindheit an mit freudiger Erwartung entgegenzuſehen gewohnt war. War es ihr Schutzgeiſt, war es ein feindlicher Dämon, der ihre Verfolger verblendete und irreführte? Eine Frage, die ſchwer zu beantworten wäre, aber um deren Löſung die kindliche Braut ſich nicht kümmerte, weil es ihr nicht einfallen konnte, ſie aufzuwerfen. Noch blühte ihr der Frühling des Lebens in erſter, ſich eben entfaltender Pracht; Alles lächelte ihr entgegen, Hoffnung und Freude begleiteten ſie, wohin ſie ſich wandte, was ſie erblickte, war ihr neu und gefiel ihr deshalb um ſo mehr. Schmerz, Verrath, Neid und Zorn waren ihr leere Worte, mit denen ſie keinen Begriff zu verbinden wußte, und daß ihr, oder auch Andern, irgend ein menſchliches Weſen abſichtlich wehe thun oder ſchaden wollen könne, war ihr undenkbar. Noch nie hatte ein trüber Gedanke ihren Sinn umdüſtert, keine erniedrigende Regung ihr kindliches Gemüth befleckt. Raſch und fröhlich hüpfte ihr reines Blut vom Herzen und zum Herzen, ſie ſah mit Entzücken eine ſchöne, ihr ganz neue Welt ſich vor ihr entfalten, und keine Ahnung der dunklern Schattenſeite derſelben kam dabei ihr in die Seele.

In la Rochelle war Alles vorbereitet, um nach Tours, wo der Hof ſich damals aufhielt, die Prinzeſſin von Schottland zu führen; das Volk, in unzählbarer Menge, ſtrömte aus der Nähe und Ferne herbei, die langerſehnte Verkündigerin beſſerer Zeit, die Friedenbringerin, die Hoffnung des Landes, mit Freudengeſchrei und lauten Segenswünſchen zu empfangen und zu begleiten. Die Blüthe des franzöſiſchen Adels, viele Prinzen des königlichen Hauſes, die Erſten des Hofes, eine große Schaar Ritter und Knappen zogen in dichtgedrängten Reihen von Tours aus der königlichen Braut entgegen. Das lächelnde bräutliche Kind, getragen von einem ſchneeweißen Zelter, glich in der That mehr einer himmliſchen Erſcheinung als einem ſterblichen Weſen. Immer höher ſtieg der Enthuſiasmus der ſie umgebenden Menge, je mehr ſie dem Thore der Stadt Tours ſich näherte; als ſie vor demſelben anlangte, warfen

Jean de Mailli und Herr von Jalognes ſich vom Pferde, ergriffen die Zügel ihres Zelters und führten ſie, zu beiden Seiten neben ihr hergehend, wie im Triumphe durch die feſtlich geſchmückten Bewohner der Stadt; eine Ehrenbezeigung, die vor ihr noch keiner Prinzeſſin widerfahren war. So ging der Zug hin, vorüber an den mit Teppichen und Kränzen geſchmückten Häuſern, unter einem Regen von Blumen, der von allen Seiten die liebliche, dem perſonificirten Frühlinge ähnliche Braut umwallte.

Alles dieſes war nur ein Vorſpiel des ehrenvollen Empfanges, der im Schloſſe zu Tours ihrer harrte; der König, die Königin überhäuften das holdſelige Kind mit Lobſprüchen und Liebkoſungen, alle Mitglieder des königlichen Hauſes drängten ſich herbei, ihr zu huldigen; der Dauphin, ein an der Grenze der Kindheit früh zum Jüngling heranreifender Knabe, betrachtete ſeine jugendliche Braut mit unverhehltem Entzücken. Liebe, Bewunderung, Erfüllung jedes kaum gedachten Wunſches kamen, wohin ſie nur blickte, der allbewunderten Prinzeſſin entgegen; Feſte füllten alle ihre Zeit aus, wie Margarethe in ihrem kalten, nebeligen Berglande im Schloſſe ihres Ernſt und Ruhe liebenden Vaters nie ſie gekannt, und wie ſie nur am Hofe eines Vergnügen und Pracht liebenden Königs erſonnen und ausgeführt werden konnten. Von jedem derſelben war das eben der Kindheit entſchlüpfende Mädchen die angebetete Königin, deren kleinſtem Wink Alle Gehorſam leiſteten; das junge unerfahrne Herz, von ſüßen, kaum gedachten Erwartungen überfüllt, ſchwamm in Freude und Wonne.

Der Erzbiſchof von Tours war indeſſen bemüht, den durch die Jugend des kaum vierzehnjährigen Bräutigams und ſeiner noch jüngern Braut nothwendig gewordenen Dispens beizubringen; der Hochzeitstag kam herbei und wurde auf das feſtlichſte und feierlichſte begangen. In der Kathedrâle zu Tours ertheilte der Erzbiſchof von Rheims, der zugleich Kanzler des Königreichs war, dem jungen Paare den kirchlichen Segen. Neue Feſte folgten in langer, unüberſehbarer Reihe. Alles, vom Könige an bis auf den geringſten ſeiner Diener, gab dem Genuſſe des Augenblicks ſich ohne Rückhalt hin. Wie ein eben der Puppe ſich entwindender Schmetterling, in nie zu trübender Heiterkeit, leicht, luftig, flatterte die neue Dauphine von einer Freude zur andern, ſorglos umherſchwärmend, nie ermüdend, nirgend Arges vermuthend; lächelte Allen zu, ergriff Alles und ließ es wieder los, genoß jede Freude, die ſich ihr bot, ſo ganz mit voller Seele; recht wie ein Kind, das ſie doch wirklich auch noch war. Nächſt ihr, der Königin des Tages, war Agnes Sorel das alle andern überſtrahlende

Geſtirn, in deſſen mildem Glanz Alle gern ſich ſonnten.

Mitten in dieſem Freudentaumel ſaß Marie von Anjou, die Königin, nicht unfreundlich, aber oft ſtill und in ſich gekehrt da, und ein leiſer Anflug von Mißbilligung und Sorge umſchwebte die hohe Stirn der ſtrengen, ernſten Frau, wenn ihr Blick auf Margarethen ruhte. Der Gang, den das Leben mit ihr genommen, die heldenmüthige Entſagung, die es ihr aufgedrungen, hatten freilich das gewiſſenhafteſte Feſthalten an Uebung ſtrenger Sitte und allen Regeln der Convenienz der Königin dermaßen zur Gewohnheit gemacht, daß ſie leicht darüber vergaß, wie auch ihr der Frühling des Lebens einſt geblüht hatte.

Schwankend zwiſchen Freude und Leid, Kriegesnoth und Siegesfreude zogen die Jahre vorüber. Die junge Dauphine, in völlig erblühter Schönheitspracht, war auch durch für jene Zeit ſeltene Ausbildung und Lebhaftigkeit des Geiſtes, durch Anmuth und rege Theilnahme an allem Guten und Schönen die Zierde des ſchon damals an geiſtreichen und liebenswürdigen Frauen ſehr reichen franzöſiſchen Hofes. Sie war die Freude Karl's VII. und ſeine ſtete Begleiterin bei den kleinen Reiſen im Lande, mit denen er den größten Theil des Jahres hinbrachte. Sie liebte ihren Gemahl und wurde von ihm, ſoviel ſeine Gemüthsart ſich dazu eignete, wieder geliebt, obgleich ihre Ehe kinderlos geblieben war. Ihr heiterer Sinn blieb ihr bei mancher Unbill, die ſie mit großem Gleichmuth ertrug, theils weil ſie, als zu tief unter ihr liegend, ſie nicht beachtete, theils weil die ihr unverwüſtlich gebliebene Kindlichkeit ihres reinen Gemüths den Glauben an Falſchheit und abſichtliche Bosheit unmöglich in ihr aufkommen laſſen konnte.

Der Dauphin, ihr Gemahl, ließ freilich ſchon damals nur zu deutliche Spuren jener eigentlich furchtbaren Gemüthsart blicken, die wahrſcheinlich als höchſt trauriges Erbe von ſeiner Großmutter, der Königin Iſabeau von Baiern, ihm zugefallen war. Denn Charakter, Geiſt, Talent wiederholt ſich öfter in der zweiten Generation als in der erſten, und Enkel werden gewöhnlich, geiſtig und körperlich, ein weit treueres Abbild ihrer Großältern als die eigenen Kinder derſelben. Indeſſen war er doch noch weit entfernt von jener, die heiligſten Pflichten verletzenden Ruchloſigkeit, jener Treuloſigkeit, jener wilden Rachſucht, jener Grauſamkeit und ſchamloſen Wortbrüchigkeit, die ihn, da er als Ludwig XI. den Thron ſeines Vaters beſtiegen, zum Schrecken ſeiner Unterthanen machte, zu einem Ungeheuer, deſſen Unthaten die ſpäteſte Nachwelt mit Abſcheu und Grauen erfüllen.

Sein ſtolzer Muth, die ausgezeichnete Tapferkeit, die damals ihm noch eigen war und die im ſpätern Alter auf unerklärliche Weiſe in faſt lächerliche Feigheit ſich umwandelte, nebſt der ihm eigenthümlichen Bravour ſeiner Perſönlichkeit bezauberte die, ſo ihm nahten, und wenn im jugendlichſten Alter der königliche Jüngling, mit ſelbſt erworbenem Lorbeer bedeckt, aus blutiger Schlacht oder von Eroberung feindlicher feſter Plätze als Sieger heimkehrte, erhob das leicht bewegliche Volk, dem er angehörte, ſeinen jungen Helden zum Halbgott und ließ deſſen Ruhm bis zu den Wolken hinauftönen.

Für Ludwig's unkindliches, auf tief eingewurzelten, heimlichen Haß deutendes Betragen gegen ſeinen Vater ließ ſich freilich nur ſchwer Entſchuldigung finden; doch leider ward das ſchöne reine Verhältniß, wie es überall zwiſchen Vater und Sohn ſtattfinden ſollte, bei Regenten und ihren Thronerben von jeher zu den ſeltenen Ausnahmen von der gewöhnlichen Regel gezählt. Böſe Rathgeber, die in des Dauphins Gemüth nur zu leicht Eingang fanden, verleiteten dieſen, kaum ein paar Jahre nach ſeiner Verheirathung, als er ſelbſt noch beinah im Knabenalter ſtand, zu einem förmlichen Aufſtand gegen den König, deſſen Andenken unter dem ſonderbaren Namen: la praguerie, die Geſchichte auf die Nachwelt gebracht hat. Das beinahe kindiſche Unternehmen wurde indeſſen innerhalb weniger Monate vernichtet. Des Königs weiſe Milde, mit der er den bis auf die letzte Stunde trotzigen und widerſpenſtigen Sohn wider deſſen Willen zur Vernunft und Pflicht zurückführte, trug endlich doch den Sieg über dieſen davon, und die glänzenden Waffenthaten, durch welche **Ludwig** in der nächſten Folgezeit ſich auszuzeichnen Gelegenheit fand, brachten dieſe kurze Verirrung ſowohl beim Könige als beim Volke gar bald in Vergeſſenheit.

Nach mehr als zwanzig unter Trübſal und Stürmen aller Art hingeſchwundenen Jahren ward dem Könige endlich eine Friſt zum Ausruhen gewährt. Klugheit und Nothwendigkeit hatten zwiſchen Frankreich und England Frieden geſtiftet, oder vielmehr Waffenſtillſtand auf unbeſtimmte Zeit herbeigeführt. Für die dadurch müßig gewordenen, durch die fortwährenden Kriegszeiten verwöhnten Heere beider Nationen, deren Aufenthalt im Lande beiden Reichen, beſonders aber Frankreich, hätte gefahrdrohend werden können, hatte ein glücklicher Zufall außerhalb Landes Beſchäftigung herbeigeführt. Siegismund von Oeſtreich und René von Anjou, ehemals König von Neapel, jetzt Herzog von Lothringen, hatten Beide ſchon längſt Karl's VII. Beiſtand, der Erſte gegen die Schweizer, der Zweite gegen die empörte Stadt Metz, angerufen. Jetzt war der Zeitpunkt der Erfüllung ihres Begehrens günſtig; England, ebenfalls der Gelegenheit froh, einen Theil ſeines Heeres auf fremde Koſten zu erhalten, ſchloß ſich an Frankreich zu dieſem Zwecke an; beide Heere, die noch vor Kurzem als erbitterte, grimmige Feinde einander gegenüber geſtanden, fochten jetzt als Waffenbrüder und gute Kameraden neben einander, und zwar, was das Seltſamſte dabei war, Engländer und Franzoſen unter dem Oberbefehl des Dauphins von Frankreich.

Nachrichten von ſeines Sohnes glorreichen Siegen, welche der König faſt täglich erhielt, ließen ihn alle frühern Verirrungen desſelben leicht und gern vergeſſen, er fing wieder an, Vertrauen zu ihm zu faſſen, und die nie erſterbende Vaterliebe erwachte wieder in ſeinem, jedem warmen, ſchönen Gefühle ſtets offenen Herzen. Familienzwiſtigkeiten, hier und dort auflodernde Unruhen im Lande, Misverſtändniſſe, Streitigkeiten unter den ſeinem Throne zunächſt Stehenden wurden in dieſen ruhigern Tagen auf das erfreulichſte geſchlichtet, gedämpft, beigelegt. Der Himmel ſchien wirklich über Karl's vielgeprüftem Haupte ſich dauernd erheitern zu wollen und ihm die Ausſicht auf beſſere Zeiten zu eröffnen.

Glänzende Feſte, Maskenſpiele, Turniere, Bankette, in aller freilich noch etwas rohen Pracht jener Zeit, traten jetzt an die Stelle der ehemaligen Schlachten und Kriegszüge. Paris war ſelten oder nie der Schauplatz derſelben; der König liebte die Hauptſtadt nicht, die viele Jahre lang in der Gewalt der Feinde geblieben war und die er mit unſäglicher Anſtrengung ſich hatte erobern müſſen. Er zog es vor, in kleinern Städten ſeines Reichs, in Tours, Chalons ſur Marne und andern, ſein Hoflager abwechſelnd aufzuſchlagen. Da ſaß er denn, umringt von ſeinen Günſtlingen, unter denen Jamet du Tillay damals eine

Stelle einnahm, neben ihm ſeine geliebte, unerachtet des herannahenden Herbſtes ihres Lebens noch immer bezaubernd ſchöne Agnes, und ſein Pracht und königlichen Hoheitsglanz liebender Blick ruhte mit innigem Wohlgefallen auf der holden Gemahlin ſeines Sohnes; ſei es, daß ſie nach beendetem Turnier dem vor ihr knieenden Sieger mit unnachahmlicher Würde und Hoheit den Preis ſeiner Tapferkeit überreichte, oder Abends, ſtrahlend im Schimmer edler Steine und reicher, von Gold und Purpur glänzender Gewänder — denn auch ſie liebte Putz und die ihrem Range gebührende Pracht — im kerzenhellen Saale auf beflügelten Sohlen den Tanz anführte, heiter lächelnd in den anmuthigſten Wendungen an ihrem königlichen Vater vorüberſchwebte, mit dem vollen Ausdruck innerer Zufriedenheit und des reinſten Jugendglücks.

Sogar die meiſterhafte Beſchreibung, welche

Victor Hugo in ſeinem Roman: „Notre Dame,“ von Paris uns gibt, wie es in jener längſt verſchollenen Zeit war, wird wohl keinen der jetzigen Bewohner verleiten, den damaligen Zuſtand jener Stadt ſich zurückzuwünſchen. Sie verdiente noch in jenen Tagen den unſaubern Beinamen Lutetia mit vollem Recht, und Niemand wird es dem Könige verargen, daß er, beſonders während der ſchönen Sommerszeit, der zwiſchen thurmartigen Häuſern in engen Straßen ſtagnirenden Luft und der brennenden Hitze der von hohen Mauern zurückprallenden Sonnenſtrahlen ſich entzog, um einen angenehmern und geſundern Aufenthalt zu ſuchen. Von jeher hatte er Chalons ſur Marne zu dieſem Zwecke ſich vorzugsweiſe gern erwählt und war daher mit dem Beginn des Frühlings von Nancy, wo er das Weihnachtsfeſt und die fröhliche Zeit der zwölf heiligen Nächte zugebracht, dorthin gezogen, um ſein

Hoflager in dieſer Stadt aufzuſchlagen. Dieſer Beweis der königlichen Huld war für die guten Bürger keine geringe Freude, nicht nur, weil durch die Anweſenheit des Hofes neues Leben und viel Geld unter die Leute gebracht wurde, ſondern weil es auch alle Tage etwas Neues zu ſehen gab, was dem echten Franzoſen jener wie dieſer Zeit über Alles geht. Alte und junge Badauds hatten alle Hände voll zu thun, um nur keines der Schauſpiele ſich entgehen zu laſſen, welche, wenngleich nur von ferne, die rauſchenden und glänzenden Hoffeſte ihnen boten; junge Frauen und Mädchen ſtaunten mit ſehnſüchtig klopfendem Herzen die Pracht der Dauphine und der übrigen hohen und vornehmen Damen an. Die Frau Gevatterinnen ſteckten, wenn ſolch ein Hofzug an ihnen vorübergerauſcht war, die weiſen Häupter flüſternd zuſammen und hatten dem Anſcheine nach allerlei wichtige Geheimniſſe unter ſich zu verhandeln.

und ſomit war Jeder auf die ihm angenehmſte Weiſe beſchäftigt, und wohin man auch blikken mochte, traf man auf zufriedene, fröhliche Geſichter.

Die kühlern Nachmittagsſtunden eines für die Jahreszeit ſehr ſchwülen Frühlingstages hatten die Dauphine auf die, eine recht angenehme Ausſicht auf die Marne bietende Terraſſe vor dem Schloſſe gelockt. Dort ſaß ſie unter einem reichgeſchmückten Baldachin, umringt von ihren Damen und mehren zum Hofe gehörenden Herren; ihr dicht zur Seite die ſchöne Alice de Salignac, die liebſte ihrer Hoffräulein, die treue freundliche Vertraute aller jener tauſend Einfälle, Wünſche, Bemerkungen, die einer jungen lebensfrohen Fürſtin durch den Sinn fliegen, um gleich wieder ſpurlos zu verſchwinden. Hinter dem Fräulein, emſig jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen mit unverkennbarem Entzücken belauſchend, ſtand der Ritter

Robert d'Eſtouteville, mehr ſeitwärts der ältere Bruder deſſelben, Jean d'Eſtouteville.

Unerachtet ihrer Jugend nahmen beide Brüder unter den durch Muth, Tapferkeit und edle Sitte berühmt gewordenen Helden, die Karl's Thron ſchützend umſtanden, einen ehrenvollen Platz ein und wurden hochgehalten von Allen. Beide hatten bei der Belagerung von Harfleur großen Ruhm erworben, Robert durch perſönliche Tapferkeit, der ältere d'Eſtouteville durch den kühnen Muth, die beſonnene Feſtigkeit, die verſtändige Weiſe, mit der er das Vertrauen der Bürger ſich zu erwerben und zu erhalten gewußt, wodurch es ihm möglich wurde, die Feſtung als Kommandant derſelben ſieben Monate lang gegen die ihm weit überlegene Macht der ſie belagernden Engländer zu vertheidigen. Der König hatte einzig dadurch Zeit und Raum zu ihrem Entſatze gewonnen. Die glücklichen Folgen dieſes Ereigniſſes, das Frankreich dem Muthe und der Ausdauer dieſes tapfern Bruderpaares allein verdankte, waren unüberſehbar, ſie erſtreckten ſich ſogar bis auf den bald darauf geſchloſſenen Frieden mit England, deſſen König und Volk ſich jetzt erfreuten; auch lohnte Karl VII. beide junge Helden durch täglich erneute ehrenvolle Beweiſe ſeiner Zufriedenheit und Huld. Er ſelbſt führte ſeiner Schwiegertochter ſie zu, indem er zugleich den bedeutenden Dienſt, den ſie ihm und dem Lande geleiſtet, in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken erwähnte. Beide wurden auf dieſe Empfehlung des Königs in den engern Kreis der die Dauphine umgebenden Geſellſchaft aufgenommen, und ihr edles, anſpruchloſes Betragen, ihre feine Sitte, der warme Enthuſiasmus, mit dem ſie furchtlos das Rechte und Gute vertheidigten, wenn es galt, ohne deshalb im mindeſten die zarte Grenze der Schicklichkeit zu verletzen, erwarben ihnen gar bald den ausgezeichneten Platz mitten in den glänzendſten Umgebungen des Hofes, den ſie in jeder Hinſicht mit vollem Rechte verdienten.

Jean d'Eſtouteville, der ältere der beiden Brüder, zeichnete durch ſeine, ſogar die berühmten Ritter Dunois und la Hire überragende Heldengeſtalt, durch den edeln Ausdruck ſeines ſchönen Geſichts, die große Anmuth ſeines Betragens vor allen Andern ſich aus. In ſeiner ganzen Art zu ſein lag daneben etwas Unnennbares, Unerklärliches, das Jedem, der unbefangen ihm nahte, ein unwiderſtehliches Intereſſe einflößen mußte. Nie ſah man ihn traurig und in ſich verſunken dem geſelligen Umgange ſich entziehen. Anſtändige Heiterkeit belebte jede ſeiner Bewegungen, ſtets war er bereit, Scherz mit Scherz zu erwiedern, und wenn es galt, die Geſellſchaft zu Muſik und Tanz, oder zu einem jener geiſtreichen Maskenſpiele zu vereinigen, die damals eben Mode wurden, ſo zeigte ſich Niemand förderlicher dabei, als der Ritter d'Eſtouteville. Aber unerachtet dieſer anſcheinenden Theilnahme an fröhlichen Feſten lag ſelbſt in ſeinem Lächeln etwas unbeſchreiblich Schmerzliches; im heiterſten Geſpräch klang der Ton ſeiner Stimme wie der Widerhall einer in den tiefſten Tiefen der Bruſt ſchwerverhaltenen Klage, und in ſeinen dunkelſtrahlenden Augen glaubte man die Geſchichte eines verborgenen, unheilbaren Wehes zu leſen, das nie laut werden durfte. Täglich, ſtündlich hätte man ihn fragen mögen: warum biſt du ſo anſcheinend froh und doch ſo tief betrübt? was hat das Leben, was die Welt dir gethan? Aber dieſer ſtolzen und doch ſo milden Erſcheinung gegenüber wagten die Freunde des Ritters und ſelbſt der vertrauteſte derſelben, ſein Bruder, es nie, dieſe Frage auszuſprechen.

Eine kleine dickköpfige Zwerggeſtalt ſchien im ſeltſamſten Kontraſte mit jener ſeitwärts hinter ihr ſtehenden Heldenfigur zu den Füßen der Prinzeſſin zu knieen, ſtand aber eigentlich auf einem Paar ſehr kurzen, ſpindelartigen Beinchen, die kaum im Stande waren, den unförmlichen, mit ſchweren Prachtgewändern beladenen Körper ſammt den auf langem, dünnem Halſe ſchwankenden Rieſenkopfe zu tragen. Das breite, mit ſtruppigen Haaren ſparſam umgebene bleiche Geſicht konnte mit gutem Recht für das Ideal aller Häßlichkeit gelten und würde einer echt chineſiſchen Pagode Ehre gemacht haben. Doch neben der einem Elephantenrüſſel nicht unähnlichen Naſe blitzten eben wie bei jenem Thiere auch aus tiefen Höhlen hinter den kalmückenartigen Backenknochen ein Paar helle Augen hervor, die gewöhnlich gar klug und verſtändig um ſich ſchauten, und aus denen zuweilen, wenn die Gelegenheit ſich bot, der in dieſe Uniform gebannte Genius hell aufleuchtete.

Dieſe intereſſante Mißgeſtalt hieß Alain Chartier. Eine ſeltſame Laune des Schickſals ſchien ihn von Jugend auf beſtimmt zu haben, die heterogenſten Eigenſchaften in ſich zu vereinigen, die abſchreckendſte Häßlichkeit im Aeußern, mit höchſter innerer Schönheit des Geiſtes, des Charakters, des Gemüths, und dieſer ſeltſame Contraſt erſtreckte ſich auch auf ſeine Verhältniſſe im Leben. Alain bekleidete die wichtige Stelle eines Finanzminiſters und war zugleich der berühmteſte und beliebteſte Dichter ſeiner Zeit, deſſen Lieder durch ganz Frankreich erklangen. Er war der Liebling der Damen und blieb dennoch unbeneidet und unverfolgt von den Männern. Er durfte nur von weitem ſich zeigen, um widerſpenſtige und trotzige Kinder augenblicklich zu Bette zu ſchikken, und die ſchönſten Frauen, die geiſtreichſten Männer drängten ſich an ihn heran, ſobald ſie ihn erblickten. Die Dauphine achtete ihn für ihren treuſten, wärmſten und verſtändigſten Freund, ſie hörte gern und mit Bewunderung auf die Erzeugniſſe ſeiner Muſe; Alain Chartier aber betete wie eine Erſcheinung aus höhern Welten ſie an und hätte willig Blut und Leben für ſie hingeopfert.

Hofzwang, beengende Etiquette waren der über alle Kleinlichkeit erhabenen, freiſinnigen Fürſtin in tiefſter Seele zuwider; ihr waren es Feſſeln, die ſie, wo es nur immer die Convenienz erlaubte, gern abſtreifte und auch ihre Umgebungen davon befreite. Sie erlaubte Jedem nicht nur eine eigene Meinung über die Dinge dieſer Welt, ſondern auch dieſe in ihrer Gegenwart auszuſprechen und zu vertheidigen, wenn ſie angefochten wurde. So ging denn auch an dieſem Abende das Geſpräch ſeinen lauten raſchen Gang, verſtummte aber plötzlich; ſelbſt Margaretha ſchwieg, die bis dahin an der Unterhaltung lebhaften Antheil genommen.

Jamet du Tillay, in dieſem Augenblicke der erklärte, faſt allmächtige Günſtling des in dieſer Hinſicht ſehr ſchwachen Königs, brachte durch ſein eben ſo unerwartetes als in dieſem Kreiſe ungewöhnliches Erſcheinen dieſe Störung herbei. Tief, wie es die Hofſitte erforderte, ſich verneigend, trat er vor die Fürſtin hin, um im Namen des Königs eine Einladung zu einem in den nächſten Tagen zu haltenden großen Jagdfeſte ihr vorzutragen. Dann richtete er ſich ſtolz empor und überſchaute mit hochaufgezogenen Augenbrauen und kaltem, faſt höhniſchem Blick die noch immer ſchweigende Verſammlung.

„Ich hoffe nicht ſtörend hier eingetreten zu ſein?“ ſprach er ſehr abgemeſſen. „Schon aus der Ferne hörte ich viele Stimmen, die ein ſehr intereſſantes Geſpräch mich hier erwarten ließen, an welchem ich Theil nehmen zu dürfen hoffte, obgleich ich den Inhalt deſſelben der

Entfernung wegen nicht vernahm. Und nun verſtummt Alles bei meinem Eintritt und jede Unterhaltung ſcheint plötzlich abgebrochen.“

„Ei, Herr Jamet du Tillay, könntet Ihr im Ernſt Euch darüber wundern?“ nahm Alain lachend das Wort; „tratet Ihr doch mit ſo wichtiger, inhaltsſchwerer Miene unter uns auf, daß Jeder die hohe Sendung Euch anſah, mit welcher der König Euch beehrte. Und ſo war es doch ſehr natürlich, daß wir unſere Unterhaltung abbrachen, um Zeit und Raum zur Entledigung von derſelben Euch zu gewähren.“

„Und darf man ſich erkühnen, zu fragen, was der Gegenſtand dieſer ſo lebhaft geführten Unterhaltung war, und zugleich die Bitte ausſprechen, ſie wieder aufzunehmen?“ erwiederte du Tillay ſichtbar gereizt.

„Wer wird Euch daran hindern?“ ſprach Alain. „Bleibt doch uns, oder vielmehr unſerer Aller Herrin ſowohl die Beantwortung der Frage als die Gewährung der Bitte noch immer anheimgeſtellt.“

„Madame wünſcht vielleicht meine Entfernung, um das Geſpräch ungehinderter fortzuſetzen?“ fragte du Tillay mit beleidigtem Ton, aber dennoch ſich abermals vor der Dauphine tief verneigend.

„Was iſt an dieſem gewiegten Hofmanne bewundernswürdiger, der Hochmuth oder die Demuth?“ flüſterte Alain ſeinem Nachbar zu, doch laut genug, um ziemlich allgemein verſtanden zu werden.

„Einem mit ſo vielen bedeutenden Geſchäften überladenen Geiſte iſt einige momentan ihn überfallende Zerſtreuung wohl zu verzeihen, ſonſt könnte ich mißfällig es rügen, daß Herr Jamet du Tillay in dieſem Augenblicke ſich nicht recht bewußt war, in weſſen Gegenwart er ſich befindet,“ nahm Margaretha jetzt das Wort. „Beruhigt Euch,“ ſetzte ſie mit ſpöttiſchem

Lächeln hinzu, „Ihr könnt an unſerer Unterhaltung Theil nehmen, und ich lade Euch ſogar dazu ein; ich habe keine Geheimniſſe zu bewahren und fühle über Rückſichten und Beſorgniſſe, wie Ihr ſie andeuten wollt, mich erhaben. Fahrt in Eurer intereſſanten Darſtellung des Papſtes Amadeus jetzt fort, Ritter, die durch die Botſchaft des Königs unterbrochen ward," ſetzte ſie, gegen den ältern d'Eſtouteville ſich wendend, ſehr freundlich hinzu.

„Von dem Afterpapſte handelte es ſich?" rief du Tillay mit großem Erſtaunen: „von dem unſeligen Urheber des die ganze Chriſtenheit tief betrübenden Schisma, dem ſchlauen Stifter einer der alleinſeligmachenden Kirche den Untergang drohenden Spaltung, deren Gefahr der Kaiſer und ſämmtliche rechtgläubige Könige und Fürſten durch Vernichtung jenes Uſurpators abzuwenden ſich bemühen?"

„O hättet Ihr in ſeinem friedlichen Leben am Ufer des Genferſees ihn geſehen, wie ich lange vor dieſer Epoche ihn ſah!“ nahm jetzt der Ritter d'Eſtouteville mit großer Wärme das Wort, „Ihr würdet ſo ihn nicht ſchelten.“

„Wie, Ihr kanntet ihn perſönlich?“ rief Alain Chartier, „o ſagt uns von ihm Alles, was Ihr wißt!“

„Und ich wünſche, daß Niemand den Erzähler weiter unterbreche,“ ſetzte die Fürſtin mit einem gebietenden Blick auf Jamet du Tillay hinzu.

„Auf Verwenden meiner, den regierenden Grafen von Savoyen weitläufig anverwandten Mutter wurde ich von meinem vierzehnten Jahre an mit den beiden Söhnen des Grafen Amadeus VII., ſo nannte er ſich damals, erzogen,“ ſprach der Ritter. „Er ſelbſt war ſchon im achten Jahre vaterlos geworden und hatte, ſobald er das dazu gehörige Alter erreicht, die Regierung angetreten; ich genoß mit ſeinen mir an Alter ziemlich gleichen Söhnen allen Unterricht, den dieſe erhielten und den er großentheils ſelbſt uns ertheilte. Ich blieb einige Jahre an ſeinem Hofe, ich verlebte dort ſchöne, ſelige Tage; ach! es war die glücklichſte Zeit meines Lebens! Welch ein Mann war dieſer Graf von Savoyen, welch ein Vater ſeinen Söhnen, welch ein Fürſt ſeinem Volk! Milde, gepaart mit Gerechtigkeit, bezeichneten jeden Tag ſeiner Regierung; der Ruhm ſeiner Weisheit verbreitete ſich durch alle Lande; die mächtigſten Fürſten zogen bei ihren wichtigſten Angelegenheiten ihn zu Rathe und erwählten bei vorfallenden Streitigkeiten ihn zum Schiedsrichter. Er wollte Allen genügen, gönnte ſich keine Ruhe, arbeitete unabläſſig, weil nach beendeten Regierungsgeſchäften der Durſt nach Erweiterung ſeiner wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ihn nicht raſten ließ, und fühlte endlich ſeine Kraft erliegen. Da ſtieg er von ſeinem Fürſtenſtuhl herab und übergab die Regierung ſeinen beiden, indeſſen herangewachſenen Söhnen. Sein Geiſt verachtete irdiſche Größe: Ruhe und Vorwärtsſchreiten in Wiſſenſchaft und Kunſt waren ihm das unentbehrliche Element ſeines Lebens. In der ſchönſten Reife des männlichen Alters entſagte er allen Freuden, allem Glanz der großen Welt, und zog nach Ripaille ſich zurück; ſo heißt das kleine Paradies, das er am Genferſee, Lauſanne gegenüber, in einer der herrlichſten Gegenden der Welt ſich geſchaffen."

„Ließ nach Mönchesart den Kopf ſich ſcheren und zog Mönchskleider an, um im heiligen Gewande bequemer und unbemerkter als auf dem Throne von Savoyen der Trägheit pflegen und niedrigen Lüſten fröhnen zu können," ſetzte du Tilly, als der Ritter eine Pauſe machte, hinzu.

„Läſtert ihn nicht, der vielleicht bald als ein

Heiliger vor Gott ſtehen wird, ihn, der hier auf Erden in Glauben und Liebe ſein reinſter Prieſter iſt, aber nie einem geiſtlichen Orden angehörte!“ rief d'Eſtouteville, und kam dadurch einem zürnenden Blicke, den die Fürſtin auf du Tillay warf, zuvor. „Seine Dienerſchaft und ſechs der Edelſten ſeines Hofes, durch Gleichheit des Gemüths und des Geiſtes ihm eng verbunden, begleiteten ihn in ſeine ſelbſtgewählte Einſamkeit. Allen eiteln Glanz verſchmähend, legten ſie nach ihres Herrn Beiſpiel in Ripaille Eremitenkleider an, ein weites Gewand von grauem Tuch, darüber ein Mantel vom nämlichen Stoff; ſie ließen Haar und Bart wachſen. Die einzige Auszeichnung, die der Fürſt und ſie beibehielten, war ein goldenes Kreuz auf der Bruſt. Amadeus mit den Seinen führte in tiefſter Abgezogenheit von der Welt ein, ernſter Beſchäftigung mit Kunſt und Wiſſenſchaft geweihtes Leben. Genuß der herrlichen Natur um ihn her, die unſchuldigen Freuden des Landlebens, Jagd, Fiſcherei waren ihm und den Seinen Erholung nach gethaner Arbeit. Allem Glanz und Prunk des Hoflebens hatte der Fürſt entſagt, aber keiner Bequemlichkeit, an die er von Kindheit an gewöhnt war; denn ſein klarer Geiſt, frei von mönchiſchem Wahn, konnte den Gedanken nicht faſſen, daß es körperlicher Kaſteiungen bedürfe, um ſich dereinſt den Himmel zu erringen. Amadeus wandelte wie eine ſegnende Gottheit am Ufer des herrlichen Sees, unterſtützte die Hülfloſen, gab den fleißigen Armen Brod durch bedeutende Bauten, errichtete ſich ein großes ſchönes Schloß, das er mit einem weiten Park umgab, den er mit Wild aller Art zu ſeiner und ſeiner Freunde Jagdergötzlichkeit bevölkerte.“

„Welch ein göttergleiches Leben!“ ſeufzte Margaretha.

„Leider hat es nur fünf Jahre Beſtand gehabt,“ erwiederte d'Eſtouteville.

„Und die ganze Zeit über habt Ihr es mit genoſſen?“ fragte Alain.

„Nur den Anfang desſelben,“ war die Antwort des Ritters; „ich ward von den Meinen abgerufen, um im Dienſte des Königs meine Laufbahn auf dem Felde der Ehre anzutreten. Nach einigen Jahren führte ein Zufall mich in die Nähe von Ripaille; ich ſchloß dem Gefolge des Kardinals von Arles mich an, der meinem unvergeßlichen Wohlthäter von Seiten des Conclaves die Ernennung zum höchſten Oberhaupte der Kirche überbrachte. Ich wollte freudiger Zeuge ſeiner Erhebung ſein und ward der des furchtbarſten Kampfes, der jemals ein edles Menſchenherz zerriß. Amadeus konnte ſeiner glücklichen Einſamkeit nur mit tiefem Schmerz, mit heftigem Widerſtreben, mit ungeheuchelten heißen Thränen entſagen. Er kämpfte eifrig und lange, ſie ſich zu erhalten. Aber der Cardinal wird einem Heiligen gleichgeachtet, die donnernde Beredtſamkeit des eifrig ſtrengen Prieſters überzeugte endlich den lange Widerſtrebenden von dem Unwerthe des ſeiner Würde entſetzten Papſtes Eugen; er bewies ihm die Heiligkeit der Pflicht, ſeine innigſten Wünſche und all ſein Glück dem Heil der Kirche unweigerlich zum Opfer darzubringen. Was ſoll ich weiter ſagen? Amadeus, bitteres Weh im Herzen, legte ſein Eremitenkleid und alle Zeichen ſeines glücklichen Einſiedlerlebens ab, und ließ feierlich und öffentlich als Papſt Felix V. vom Cardinal und den übrigen Abgeſandten des Conciliums ſich begrüßen. Die traurigen Folgen dieſes Schrittes liegen am Tage: der daraus entſtandene, noch nicht ganz gelöſte Zwieſpalt der Kirche. Das Concilium zu Baſel, die Erklärung ſo vieler Fürſten und Großen zu Gunſten des abgeſetzten Papſtes

Eugen, welcher der Beitritt unſers Monarchen ein ſo großes Uebergewicht verleiht“ —

„Der, wäre er hier gegenwärtig, ſich gewiß höchlich darüber verwundern würde, daß ſolche Reden im Beiſein von Madame geführt werden dürfen,“ fiel Jamet ein, der ſeinen innern Zorn nicht länger bemeiſtern konnte.

„Ich denke zu hoch von meinem königlichen Vater und Gebieter, um nicht überzeugt zu ſein, daß er Freiheit der Gedanken, der Gefühle und der Wahl des Gegenſtandes der Unterhaltung im Kreiſe meiner Umgebungen mir immer unangetaſtet laſſen wird,“ erwiederte die Fürſtin, ſtrengen Ernſt in Blick und Ton, und erhob ſich von ihrem Sitz. „Habt Dank, guter Ritter; ich behalte mir vor, nächſtens noch mehr über den beklagenswerthen Amadeus von Euch zu erfragen,“ ſetzte ſie, zu Jean d'Eſtouteville gewendet, freundlich hinzu. „Ihr, Herr Jamet du Tillay,“ ſprach ſie ſtolz und kalt,

„ſagt dem Könige, daß ich ſeine nähern Befehle in Hinſicht der vorgeſchlagenen Jagdpartie erwarte; verſichert ihn, daß ich immer bereit ſei, ihn, wohin er es verlangt, mit Freuden zu begleiten.“

Sie ergriff den Arm ihrer Alice, begrüßte mit einer verabſchiedenden Verneigung die Männer und zog, gefolgt von ihren Damen, in ihre Zimmer ſich zurück.

Mit grämlichem Geſicht ſah du Tillay ihr nach. „Wäre dieſe große liebenswürdige Fürſtin nur beſſer berathen!“ ſeufzte er bedenklich.

„Wie meint Ihr das?“ fragte Robert d'Eſtouteville ſehr lebhaft.

„Ihr ſcheint uns, die nächſten Umgebungen der Prinzeſſin, mit Eurer Mißbilligung zu beehren,“ rief mit Jenem zugleich Herr von Neufville.

„Ihr ſchweigt, Herr du Tillay?“ ſetzte der Dichter Alain hinzu und faßte mit forſchendem Ernſte den Günſtling des Königs ſcharf in's Auge; „nennt uns die übeln Berather der Dauphine, damit wir unſerer Pflicht gemäß vor ſolchen ſie warnen können; oder wähnt Ihr vielleicht ſie in unſerer Mitte entdeckt zu haben? Nun, ſo ſprecht es grade aus und hört unſere Vertheidigung an.“

„Ihr Herren, welche Deutung gebt ihr meinen unſchuldigen Worten,“ erwiederte du Tillay; „keine böſe, verläumderiſche Abſicht, wie ihr ſie mit denſelben verbinden zu wollen ſcheint, nur Sorge um unſere junge treffliche Fürſtin, die mit der liebenswürdigen Naivetät eines Kindes auch die Unvorſichtigkeit eines ſolchen verbindet, entpreßte mir ſie. Weit entfernt, die Dauphine für übel berathen zu erklären, wollte ich nur andeuten, wie erfreulich es wäre, wenn ſie gutem, getreuem Rathe Gehör geben wollte, den ihr der würdige Herr Alain Chartier gewiß vor allen andern gern gewähren wird, damit ſie gewagter Aeußerungen ſich enthalte und vor manchem, wenigſtens nicht ganz Gewöhnlichen in ihrem Betragen ſich in Acht nehme, wodurch ſie Unannehmlichkeiten ſich zuziehen könnte, die mit der Zeit ſogar gefahrdrohend würden.“

„Erklärt Euch deutlicher, ich bitte ernſtlich darum,“ ſprach Alain.

„Wenn nun der König zum Beiſpiel erführe, wovon ich eben Ohren- und Augenzeuge war, wie die Gemahlin ſeines eben abweſenden Sohnes, die künftige Königin von Frankreich, gewiß nur aus Vorliebe zum Romantiſchen, Poetiſchen die Partei des falſchen Papſtes ergreift, deſſen erklärteſter Widerſacher er iſt? Wie ſie, dem echten, wahren Glauben der Kirche zuwider, den leider zu weit um ſich greifenden Spaltungen ſich zuneigt, welche in dieſen Tagen die ganze Chriſtenheit betrüben?“

„Gebt, Herr Jamet du Tillay,“ unterbrach **Alain** ihn; „geht, rapportirt **Karl VII.**, was Ihr heute hier gehört und geſehen."

„Ich brauche nicht den Zwiſchenträger zu ſpielen, was ohnehin nie meine Art war, um meinem Herrn die Unvorſichtigkeiten der Dauphine bemerkbar zu machen, ſie ſorgt ſchon ſelbſt dafür," erwiederte **du Tillay** mit groſſer Heftigkeit. „Hat ſie doch noch vor Kurzem in des Königs, der Königin und des ganzen Hofes Beiſein den Herzog **von Orleans** vertheidigt. Zum Dank für ſeine Entlaſſung aus der langwierigen engliſchen Gefangenſchaft, zu welcher der König doch ebenfalls beigetragen hat, vernachläſſigte der Herzog ihn auf ſehr auffallende Weiſe. Seit ſeiner Vermählung mit dem Fräulein **von Cleve**, des Burgunders Nichte, hält er ſich ganz zu der neuen Verwandtſchaft, und da denn doch endlich der Gedanke ihm kommt, ſeine junge Gemahlin dem

Könige und der Königin zuzuführen, trifft er Zurüſtungen, wie man nur am Hofe von Burgund, dem Sitze aller Ueppigkeit, ſie kennt, um mit mehr als orientaliſcher Pracht und einem ungeheuern Gefolge bei ſeinem Einzuge allen Glanz unſers Königs in Schatten zu ſchieben. Der König erfährt es und läßt den Herzog bitten, in minder zahlreicher Begleitung zu erſcheinen, und dieſer in ſeinem Uebermuth kehrt an der Grenze wieder um, ohne den Fuß auf franzöſiſchen Boden zu ſetzen. Iſt dieſes nicht der Gipfel tollkühnen Uebermuths? Und doch wollte die Dauphine mit großem Eifer vor den darüber mit Recht beleidigten Majeſtäten dieſes Betragen eines nahen Anverwandten rechtfertigen, ſie ſuchte alles nur Erſinnliche zur Vertheidigung des Herzogs von Orleans hervor.“

„Sie nimmt aus Gutmüthigkeit ſtets der Angeklagten ſich an — Sie ſelbſt iſt noch ſo jung, ſie hatte auf die neue Anverwandte ſich gefreut — Auch ſie liebt Glanz und Pracht, ſieht gern Neues, wozu ſie hier ſelten Gelegenheit findet" — riefen mehrere Stimmen der Anweſenden.

„Mögen es Fehler ihres Alters, Kindereien ſein, meinetwegen nennt es, wie es Euch beliebt," erwiederte du Tillay; „in ihrer hohen Stellung ſollte dergleichen aber doch etwas früher abgelegt werden, als es im gewöhnlichen Leben erforderlich iſt; doch daran iſt, wie es ſcheint, noch gar nicht zu denken. Eine dame de beauté haben wir ſchon, wahrhaftig, die Dauphine ſollte den Titel dame de jouvence annehmen."

„Bravo! bravo! ein trefflicher Einfall, nichts kann galanter ſein! Vive! vive die dame de jouvence!" jubelten Alle, Alain am lauteſten. „Heute noch, ich gelobe es bei Apollo's Leier und der Gunſt aller neun Schweſiern," ſetzte er hinzu, „heute noch verewige ich den unübertrefflich geiſtreichen Gedanken in einem Rondelet, das bis an die fernſte Grenze unſers Landes dringen ſoll!"

Du Tillay entfernte ſich gereizt und mißmuthig, ohne ein Wort zu erwiedern; in dem allgemeinen Jubel bemerkte man ſeine Abweſenheit nicht ſogleich.

„Nun Gott ſei Dank! der Griesgram hat ſich davon gemacht, und die Luft iſt wieder rein und leicht, die er uns beengte, ſo daß ich es wirklich in der Bruſt fühlte," ſprach Alain. „Unerträglich iſt es, von einer ſolchen gallſüchtigen, verſteinerten Creatur eine Frau beurtheilen zu hören, deren Fehler ſelbſt Tugenden ſind, weil ſie aus der reinſten Quelle entſpringen, aus der Argloſigkeit eines durchaus unſchuldigen Gemüths."

„Er that wohl, ſich davonzumachen, ehe Alain ihm den Fehdehandſchuh vor die Füße warf, denn nie war ein Ritter der Tafelrunde zur Vertheidigung ſeiner Dame auf Tod und Leben bereiter," rief Robert lachend.

„Und nie war Einer durch die ohne allen Hehl ausgeſprochene Gunſt der Dame ſeines Herzens dazu befugter, als Alain Chartier es iſt," ſetzte Neufville hinzu. „Hat die ſchönſte, liebenswürdigſte aller Fürſtinnen im Angeſicht des Königs, der Königin und des Hofes nicht, gleich der hohen Diana zu dem Schläfer Endymion, zu dieſem glücklichſten aller Sterblichen ſich herabgeneigt, als ſie im Garten ihn ſchlummernd fand, und ſeinem Munde mit ihren Roſenlippen einen freiwilligen Kuß aufgedrückt?"

Jean d'Eſtouteville, der bis jetzt nur als ſchweigender Zuhörer an der Unterhaltung Theil genommen, richtete plötzlich mit einer raſchen Bewegung aus tiefem Nachſinnen ſich auf, durch welche er die allgemeine Aufmerkſamkeit für einen Augenblick auf ſich richtete.

„Nun, was iſt es denn weiter?“ ſprach Alain; „ſie hat mich erſt ausgelacht und dann geküßt, gewöhnlich pflegt das grade umgekehrt zu geſchehen; für Beides aber bin und bleibe ich ihr treu ergeben bis an meinen Tod, und möchte, ſo lange wir Beide noch leben, ihren Schritten meine Hand unterlegen, damit kein Stein und kein Dorn ſie verletze. Ihr ſeht mich neugierig-zweifelnd an, Ritter d'Eſtouteville; Ihr wart bei'm Einzuge jenes lieblichſten aller Königstöchter noch fern von hier, und ſo will ich denn ſelbſt die Geſchichte jenes Kuſſes Euch mittheilen, die Ihr aus dem leichtſinnigen Geſchwätz dieſer meiner Neider doch nur ſehr unvollkommen würdet errathen können.“

„Laßt, ich bitte Euch, laßt mich den Hergang erzählen, dem Eure bekannte Beſcheidenheit ſein volles Recht nicht angedeihen laſſen möchte,“ unterbrach ihn Neufville, und Alain trat lächelnd zurück. „Seht, Freund d'Estouteville,“ fuhr Jener fort, „da ſtanden wir Alle auf dem Perron vor dem Schloſſe von Tours, voll Neubegier und Erwartung der Prinzeſſin entgegenſehend, Alle auf das köſtlichſte angethan, ſo viel unſere Caſſe und unſer Credit es nur möglich machten. Mitten unter uns aber, uns Alle an Pracht und Glanz überbietend, wie denn auch ſeiner wichtigen Stellung im Reiche und ſeinem hohen Range am Hofe es nicht anders zukommt, mitten unter uns alſo ſtrahlte hier unſer verehrter Herr Alain Chartier. In köſtlich geſtickten, mit ſeltenem Pelzwerk reich verbrämten, von Gold und Edelſteinen ſtarrenden Gewändern ſtand er da und ...“

„Und ſah wie ein Mondkalb aus,“ unterbrach ihn, ungeduldig werdend, Alain.

„Nicht doch, nicht doch,“ fuhr der Erzählende mit komiſchem Ernſte fort. „Ein wenig ſeltſam, ein wenig bizarr, das will ich allenfalls zugeben. Gelb, Grün, Purpur, Blau ſind jede für ſich ganz vortreffliche Farben, aber diesmal waren ſie doch ein wenig zu nahe aneinander gerückt, denn die Statur unſers Hochverehrten gehört freilich nicht in's Rieſengeſchlecht. Von dem reichen Baret aufſteigend, ſchwankte hoch über deſſen Haupt ein hoher Reiherbuſch wie das Pünktchen über dem J, ſeiner Herrlichkeit den Stempel der Vollendung aufdrückend. Auf den erſten Blick ſchien das Ganze ein wenig an's Groteske ſtreifend, doch nur auf den erſten Blick. Betrachtete man die würdige Geſtalt, welche unter dieſer ſchimmernden Laſt ſchwitzte, etwas aufmerkſamer, ſo hatte ſie etwas Majeſtätiſches; die junge Prinzeſſin aber, als Jean de Mailli und Jaloges die Federleichte von ihrem milchweißen Zelter hoben, war von Allem, was ſie umgab, zu betäubt, um zu ſolcher Betrachtung ſich Zeit zu laſſen, ſie meinte — ſie glaubte — ſie — ſie . . .“

„Nun, was ſtockt Ihr?“ rief Alain lachend, „ſagt es doch nur gerade heraus! Sie meinte, der König habe ſeinen Hofnarren zu ihrem Empfange hingeſtellt, und als ich mich näherte und mich anſchickte, meine für ſie gedichteten Verſe an ſie zu richten, lachte ſie laut auf, hell, hell wie ein Silberglöckchen; es war ein allerliebſter Ton, ſage ich Euch, aber er ging mir durch die Seele. Und ſo flog ſie wie eine Libelle an mir vorüber in's Schloß, in den Saal hinein, ohne weiter auf mich zu hören.“

„Doch ſpäter, im Saal, erkannte ſie bereuend ihren Irrthum,“ ſetzte Neufville höflich hinzu.

„Bereuend? hm!“ erwiederte Alain. „Zwar als ſie mich unter den Uebrigen den mir gebührenden Platz einnehmen ſah, mochte ihr wohl der Gedanke gekommen ſein, daß ich wahrſcheinlich an dieſem Hofe eine andere Stelle bekleide als die, welche ſie mir zugedacht; aber ſie lachte doch heimlich, ſo oft ſie mich anſah, bis die Königin mich herbeirufen ließ, um mich ihr vorzuſtellen. Da wurde ſie feuerroth und wußte kein Wort aufzubringen. Hernach lief ſie davon, wo ſie meiner nur gewahr wurde, recht wie ein kleines Mädchen, das kein gutes Gewiſſen hat und vor wohlverdienter Schelte ſich fürchtet.“

„So viel vom Auslachen; doch nun zu dem weit intereſſantern Theil Eures Berichtes, zum Kuß!“ bat Robert d'Eſtouteville.

„Der kleinen Prinzeſſin Betragen verdroß mich doch; vielleicht um ſo mehr, weil es ihr ſo artig ſtand, daß ich ihr unmöglich im Ernſte zürnen konnte. Ich bemühte mich nun auch meinerſeits, ſie zu überſehen, ſoviel ihre hohe

Stellung dieſes erlaubte. Sie verſuchte zuweilen mich recht holdſelig anzureden, aber ich war und blieb verſtockt; ich erwies ihr alle Ehrfurcht, die ich der Gemahlin des muthmaßlichen Thronerben ſchuldig bin, aber kein fortgeſetztes Geſpräch, kein Gedicht, nichts von Allem, was ſie bei mir ſuchte, war mir abzugewinnen. Verzeiht, ihr Herren, den etwas gar zu volksthümlichen Ausdruck, aber ich habe eben keinen andern zur Hand, ich maulte, immer ärger und auffallender maulte ich, je freundlicher ſie wurde. Es that mir weh, aber auch wunderſam wohl.“

Eine kleine Pauſe entſtand, Alain ſah nachdenkend vor ſich hin.

„Und nun zur Kataſtrophe!“ rief Robert.

„Es war ein ſchöner Frühlingstag, die Sonne ſchien hell und warm durch noch blätterloſe Zweige, und ich ſtreckte im Schloßgarten auf grünem Raſen mich hin, ob mich zu ſonnen oder einem ſchwer zu findenden Reim nachjagend, weiß ich ſelbſt nicht mehr,“ nahm Alain wieder das Wort. „Da kam der König mit ſeinem ganzen Hofſtaat herangerauſcht; mich verbergen war unmöglich, eben ſo unmöglich aufzuſtehen, für mich wenigſtens. Sie waren ſchon ganz nahe, ſobald ſie um eine Ecke bogen, ſtanden ſie dicht vor mir; in dieſer peinlichen Verlegenheit drückte ich nach dem Beiſpiel des Vogels Strauß die Augen feſt zu, hoffend, ſie ſollten mich entweder für ſchlafend halten oder, ohne mich zu bemerken, an mir vorübergehen. Da raſchelte es im Graſe, wie wenn Zephyr durch Blumen fährt, da umwallte mich Maienduft, Frühlingshauch; ich hielt die Augen dicht zu, ich blinzelte nicht, ich bewegte mich nicht, ich fühlte ein Paar Lippen ſich mir nahen, ich fühlte — doch genug davon, ſo etwas läßt ſich weder ſingen noch ſagen.“

„Beneidenswerther!“ ſeufzte Robert.

„So gar ſehr beneidenswerth doch nicht, ſollte ich meinen, denn der bitterſüße Nachſatz kam hinterdrein,“ bemerkte Neufville. „Sehr ernſt und majeſtätiſch wandte die Dauphine ſich gegen die erſtaunten Zuſchauer. „„Nicht dieſe bleichen Lippen küßte ich,““ ſprach ſie laut und vernehmlich, „„aber den Mund, der ſo goldne Worte ſpricht, ſo ſüße Lieder ſingt.““

„Das war noch mehr als der Kuß!“ rief wie unwillkürlich Jean d'Eſtouteville.

„So habe auch ich es empfunden,“ ſetzte Alain hinzu und drückte ihm freundlich die Hand.

„Nun, bei dergleichen kommt es immer darauf an, wie man die Dinge nimmt,“ ſprach Robert.

„Eins iſt gewiß,“ ſetzte Neufville hinzu, „der Kuß gehört zu den berühmten, welche die Geſchichte mit goldenen Lettern verewigt;

die Nachwelt wird noch davon ſprechen, und Alain Chartier's Name wird nicht untergehen, ſelbſt wenn ſeine Lieder dereinſt nach Jahrhunderten verklungen ſein ſollten.“

Das große Jagdfeſt war vorüber, die Jäger, mit grünen Reiſern geſchmückt, mit reicher Beute beladen, zogen in glänzender Reihe unter melodiſchem Hörnergetön zum Thore hinein; an ihrer Spitze der König, die Damen, alle zum Hofe Gehörende im feſtlichen Glanz. Alle Fenſter der Straßen, durch welche der Zug ging, waren Kopf an Kopf dicht gedrängt beſetzt, unten wogte das Volk im fröhlichſten Jubel.

„Meiſter Fortin,“ rief eine wohlgekleidete anſehnliche Bürgerfrau den gefälligen Nachbar an, „nehmt doch meinen Enkel Claude auf Euern Arm, damit er den König ſieht, der arme Junge kommt im Gedränge ganz unter die Füße! Und mir helft ein wenig auf dieſen Eckſtein hinauf,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ein kleines, rundes, rothbackiges Mädchen aufnahm und hoch emporhielt: „ſiehſt du, Claude, ſiehſt du, Suzon, der da auf dem großen ſchwarzen Pferde, der eben zu uns herüberſieht, das iſt unſer Herr König, den Gott erhalten wolle. Aber er ſieht ſo unmuthig aus, was mag er denn haben? Das iſt ſonſt nicht ſeine Art, die Jagd iſt doch gut geweſen. Aha, der da neben ihm reitet und ſo eifrig in ihn hineinſpricht, das iſt der Herr Jamet du Tillay, wer weiß, was der für verdrießliches Zeug ihm in den Kopf ſetzen mag.“

„Nun, auf den hält der König doch große Stücke,“ wandte Meiſter Fortin ein, indem er den ſchweren Knaben wieder auf die Erde ſetzte.

„Mehr als vielleicht gut iſt,“ erwiederte Frau Goulhard mit bedenklichem Geſicht, „davon ließe ſich viel ſagen, doch hier iſt nicht der Ort dazu.“ — Sie fuhr nun fort, den um ſie ſich herumdrängenden Bekannten mit nicht geringer Selbſtgefälligkeit die Namen der vorüberreitenden Herren und Damen zu nennen. „Die ſchöne große Dame auf dem ſchneeweißen Pferde, mit dem hohen, hinten weit hinüberragenden Kopfputz, von deſſen Spitze der reiche Schleier hoch in die Luft flattert, iſt das die Königin?“ fragte Gotton, Frau Goulhard's Nichte. „Iſt das Mädchen dumm! wie ſollte das die Königin ſein! Jedermann weiß doch, daß die Frau Königin ſolche ſtrapazirende Vergnügungen nicht liebt,“ war die Antwort. „Frau Agnes Sorel, dame de beauté, iſt es; Gott ſegne ihr hübſches Geſicht, auf Sanct Laurenzitag wird ſie ſechsunddreißig Jahre alt, und blüht ſie nicht friſcher und ſchöner als das jüngſte Hoffräulein unter ihnen allen? Aber nun ſeht! ſeht, die da mit dem reichgeſtickten Wappen, das den halben Rock bedeckt, das iſt die Dauphine.“ „O wie ſchön, wie jung, und wie der Kopfputz von Rubinen und Diamanten in der Sonne funkelt und der lange prächtige Schleier!“ rief Gotton. Ein Schreckensſchrei der Umſtehenden unterbrach ſie; über dem Umherſchauen hatte Margaretha die Zügel ihres ſchönen, aber etwas ſcheuen Pferdes aus der Acht gelaſſen, es that einen unerwarteten Seitenſprung, die Prinzeſſin hätte das Gleichgewicht völlig verloren, wenn nicht ein dicht hinter ihr reitender Ritter ihr zu Hülfe kam und ſie im Fallen aufhielt. „Wer iſt das?“ fragte eifrig Frau Gervaiſe, die Bäckerin unten an der Ecke. „Nun, bei meiner Treu! den ſolltet Ihr doch kennen,“ erwiederte Meiſter Fortin der Sattler, „das iſt Jean d'Eſtouteville, wißt Ihr nicht? der Sieger bei Harfleur!“ „Ein ſchöner Mann, ein braver Ritter,“ ſetzte Frau Goulhard hinzu.

„Seid Ihr glücklich, Muhme! alle die vornehmen Herren und Damen zu kennen,“ ſeufzte Gotton; „ich kenne Niemand, ich komme nicht aus dem Hauſe und muß ewig im Hinterſtübchen am Rahmen ſitzen. Und wenn ſie auch ſelbſt kommen die vornehmen Herren, um die künſtlichen Stickereien und Quaſten und Troddeln in Gold und Silber, die wir machen, zu beſtellen, die Mutter nimmt ſie immer unten ins Vorderſtübchen, ich bekomme keinen zu ſehen.“

„Und dich auch keiner,“ fiel Frau Goulhard lachend ein, „und das iſt in jedem Fall das Beſte für dich und ſehr vernünftig von meiner Schweſter Liénarde. Aber ſeh' ich recht? da kommt ja ſchon Lambert Musnier vom Hofe. Hierher, Vetter! hierher! Der kann uns nagelneu Alles berichten, er iſt Armbruſtſpanner des Herrn Königs und erfährt Alles, was vorgeht.“

Lambert Musnier folgte dem Ruf, er drängte durch die jetzt nach allen Seiten hin ſich zerſtreuende Menge zu dem kleinen feſtſtehenden Häufchen ſich durch, deſſen Mittelpunkt Frau Goulhard und der Sattler Fortin waren. „Nun, wie ſteht es,“ rief Erſtere ſchon von weitem ihm entgegen, „iſt etwas paſſirt? Rühren die Engländer, oder der Herzog von Bourbon, oder gar der Burgunder ſich wieder? Der König ſah ſehr verdrießlich aus; fängt der Dauphin etwa wieder ſeine alten Streiche an? oder —“

„Nichts von dem Allen,“ erwiederte Lambert Musnier; „ereignet hat ſich freilich etwas,“ ſetzte er ſehr wichtig thuend hinzu, „wovon man eigentlich nicht ſprechen ſollte, doch hier ſind wir ja unter lauter Freunden und Gevattern, vorſichtige, verſchwiegene Leute, da kann man ſchon etwas wagen.“

„Gewiß, gewiß, wagt es immer, unter uns

gibt es keine Klatſchmäuler, keine Läſterzungen, keine Plaudertaſchen.“ „Vetter, Oheim, Gevatter, erzählt, erzählt, was hat es gegeben? wir ſterben vor Begier, Alles zu erfahren,“ riefen Frau Goulhard, Meiſter Fortin und zehn bis zwölf Andere, die neugierig dieſe umdrängten.

Und Lambert Musnier erzählte, ohne im Feuer ſeiner Beredſamkeit gewahr zu werden, wie der Kreis um ihn her durch mehre Hinzukommende ſich vergrößerte und immer dichter ward; wie neue Geſichter über die Schultern der ihm zunächſt Stehenden ſich herüberbogen und mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihm die Worte vom Munde weghaſchten. Er erzählte, daß der König am geſtrigen Morgen einen Brief auf ſeinem Betpulte gefunden, den Niemand hingelegt haben wollte, und wie er, nachdem er ihn geleſen, mit dem Fuße geſtampft und dann gleich Herrn Jamet du

Tillay rufen gelaſſen; der aber ſei erſt nach zwei Stunden gekommen, weil er nicht gleich aufzufinden geweſen. Der König habe ſich gleich mit ihm eingeſchloſſen und ſei erſt nach langer Zeit höchſt mißvergnügt wieder zum Vorſchein gekommen; „denkt euch, Freunde, er hat nicht einmal an der Tafel geſpeiſ't, ſondern allein in ſeinen Zimmern, was ſonſt in geſunden Tagen das ganze Jahr hindurch nicht geſchieht,“ flüſterte Lambert geheimnißvoll den ihm zunächſt Stehenden zu.

Alle hoben höchſt verwundert Augen und Hände gen Himmel: „Aber der Brief, das iſt ja entſetzlich! aber was enthielt der Brief? was ſtand in dem Briefe?“ ging wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde.

„Ja, der Brief!“ nahm Lambert wieder das Wort; „den Brief, Freunde, hat außer unſerm Könige, Herrn Jamet du Tillay und noch einer hohen Perſon Niemand zu ſehen bekommen. Aber ich könnte euch doch berichten, was darin zu leſen war," ſetzte er ſchlau lächelnd hinzu. Neue Bitten, neue Betheurungen unverbrüchlicher Verſchwiegenheit ſtürmten abermals von allen Seiten auf ihn ein.

„Nun ſo hört denn," ſprach Lambert mit geheimnißvoller Wichtigkeit: „der Brief fürs Erſte war anonym, das heißt, der ihn geſchrieben, hatte ſich unten am Ende deſſelben nicht genannt, und man konnte deshalb nicht wiſſen, woher er gekommen, noch wer ihn geſchrieben. Was aber den Inhalt des Briefes betrifft, ſo enthielt er gräßliche, entſetzliche Dinge, gefährliche Anklagen der Madame Dauphine, Prinzeſſin von Schottland. Fürs Erſte, wegen ihres zu freien Betragens, und daß ſie, Herrn Alain Chartier ausgenommen, nur lauter junge Perſonen, ſowol Herren als Damen, zu ihrem nähern Umgange ſich erwähle. Und wie aus allem dieſem hervorgehe, daß ſie die alten Sitten und Gewohnheiten, die ſeit Jahrhunderten am franzöſiſchen Hofe beſtanden, mit der Zeit ganz zu verdrängen geſonnen ſei. Dann ſtand ferner in dem Briefe, wie ſie in ihren Reden und Urtheilen weder Maß und Ziel noch Schonung kenne und mit dem Herzoge von Bourbon, dem Herzoge von Orleans, ſogar mit den Burgundern es mehr zu halten ſcheine als mit dem königlichen Hauſe, zu dem ſie ſelbſt gehöre, indem ſie jede Gelegenheit ergreife, jene zu vertheidigen und lobend zu erheben.“

Ausrufungen des höchſten Entſetzens und Erſtaunens wurden unter Lambert's Zuhörern laut; „ſtille, ſtille!“ rief er, ſie beſchwichtigend, „es kommt noch beſſer. Vom rechten Glauben abweichend, neigt die Dauphine ſich den Schismatikern zu.“

„Heilige Jungfrau, ſteh' uns bei! eine Ketzerin!“ riefen die Weiber und ſchlugen ein Kreuz.

„Nun das eben nicht,“ ſprach Lambert belehrend; „ich bin weit davon entfernt, von unſerer künftigen Königin ſo Uebels zu denken. Aber es ſtand in dem Briefe, daß ſie das hohe Oberhaupt der Kirche, Papſt Eugen IV., verachtet und mit dem falſchen Afterpapſte Amadeus von Savoyen es hält, der unter dem Namen Felix's V. den Stuhl Petri uſurpiren möchte, und wegen deſſen unrechtmäßiger Wahl Prieſter und Laien ſich entzweien. Dieſen vertheidigt und verehrt ſie, während der König im Verein mit andern rechtgläubigen Fürſten Alles anwendet, um den rechtmäßigen Papſt in Ehren und Würden zu erhalten.“

Von neuem erhob ſich unter den Zuhörern Lambert Musnier's ein ſummendes Getöſe; aber Frau Goulhard's helle Stimme vermochte doch ſich vernehmlich zu machen: „und was ſagt unſer Herr König zu dem Allen?“ rief ſie überlaut.

„Vorſichtig, nicht ſo laut, Frau Muhme,“ erwiederte Lambert mit gedämpfterm Tone; „nun, er war anfangs ſehr entrüſtet, wie leicht zu denken. Er beſchloß, die Dauphine im Beiſein der Königin über ihr Betragen ſehr ernſtlich zur Rede zu ſtellen, diejenigen, von denen zu muthmaßen ſteht, daß ſie zu demſelben ſie verleiten, von ihrer Perſon zu entfernen und in jeder Hinſicht die der Prinzeſſin bis jetzt gewährte Freiheit, ganz nach eignem Wohlgefallen zu leben, merklich zu beſchränken. Es ſteht zu vermuthen, daß Jamet du Tillay durch ſeinen Rath ihn in dieſen Vorſätzen beſtärkt hat, wenn ſie nicht ganz von dieſem Herrn herrühren. Große Dinge wären geſchehen, Nachbarn, ich ſage euch, großes Unheil wäre vielleicht aus dem Allen entſtanden, Spaltungen in der königlichen Familie, Haß und Streit und Unruhe im Lande. Glücklicherweiſe aber iſt der Herr König nicht gewohnt, ohne den Rath von Madame Agnes Sorel etwas zu unternehmen, und ſo ging er denn zu dieſer hin, ehe er ſich zur Königin begab, um ihr den Schandbrief vorzuleſen und ſich mit ihr darüber zu berathen. Nun, und die hat ihn denn andern Sinnes gemacht, ihn über das Betragen der Dauphine beruhigt und ihm geſagt, daß man die Briefe namenloſer Verleumder verachten müſſe; denn warum nennen ſie ſich nicht, wenn ſie das Licht der Wahrheit nicht zu ſcheuen haben? ſagte ſie; und ſo blieb denn einſtweilen Alles beim Alten."

„Aber woher wißt Ihr Alles ſo genau, Herr Lambert Musnier? ſollte man doch meinen, Ihr wäret mit im Rathe des Königs geweſen," fragte Meiſter Fortin ein wenig ſpöttiſch.

„Dumme Frage," erwiederte Frau Goulbard, „iſt denn nicht Dame Perrette

Chriſteul, die Schweſter der Frau Gertrude Musnier, die vertrauteſte Kammerfrau der dame de beauté, welche tauſend Gelegenheiten hat, Alles zu hören und zu ſehen, was um ſie her vorgeht, und dazu ein Paar gute Augen im Kopf?“

„Ja, ſo iſt es, und ich darf behaupten, Dame Perrette hat viel Zutrauen zu mir,“ ſprach Lambert, ſich etwas brüſtend; „ſie ſagt mir Alles, und viele wichtige Dinge werden zwiſchen uns Beiden beſprochen, lange ehe der Hof und ſelbſt die Königin etwas davon erfahren. Uebrigens mag es mit dem Briefe ſein, wie es wolle, Agnes Sorel iſt eine ſehr kluge Dame. Der König ging beruhigt von ihr, und wie geſagt, es wurde beſchloſſen, vor der Hand zu thun, als ob jener Brief ihm gar nicht zugekommen ſei. Und ſo wäre Alles gut und ſchön, wenn es dabei geblieben wäre und nicht heute — — doch davon wollen wir vor der Hand noch ſchweigen, das iſt das Klügſte.“

„Heute? was hat denn grade heute ſich ereignet? O redet doch, Meiſter Musnier, heute auf der Jagd? was war es denn? wie? wann? wo? ſprecht doch, Ihr wart ja auch dabei.“ Und immer lauter, immer zudringlicher ſtürmte man mit dieſen und ähnlichen Fragen auf den immer ängſtlicher, immer verlegener werdenden Armbruſtſpanner ein, beſonders die Weiber, die von allen Seiten ihn umringten. Lambert Musnier hätte ſich gern aus dem Staube gemacht, wäre nur irgend ein möglicher Ausweg aus dem ihn rings umſchließenden Menſchenknäuel ſichtbar geworden.

„Freunde, Gevattern, Frau Muhme Goulhard, Meiſter Fortin, ſo nehmt doch Vernunft an; man kann wohl etwas merken, errathen, eine Witterung davon haben, gewiſſermaßen wie ein Jagdhund, ohne jedoch es gleich für baare Wahrheit ausgeben zu dürfen. Und überhaupt ſoll man über ſo hohe und höchſte Herrſchaften nur mit großer Umſicht und gebührender Ehrfurcht ſich auslaſſen. Daß heute auf der Jagd ſich etwas zugetragen hat, iſt zwar gewiß, die Frage iſt nur, was hat ſich zugetragen? Ich bin nicht allwiſſend, ich kann nicht überall, noch weniger an zwei, drei Orten zugleich ſein; diesmal hielt mein Dienſt am Eingange des königlichen Luſtgezeltes mich feſt, ich kann nichts ſagen, als was ich gehört und geſehen. Die Waldhörner und Trompeter blieſen zur Mittagstafel durch den Wald, und als die Geſellſchaft zuſammenkam, vermißte man die Dauphine. Aber wie herrlich das Zelt war, wie prächtig die Tafel verziert, und wie Blumenkränze rings um das Zelt aufgehangen waren, und kleine Jungen, als Waldteufelchen verkleidet, auf den Bäumen saßen und zwiſchen den grünen Zweigen hervorguckten und allerlei

Lieder ſangen, davon will ich euch tagelang erzählen, und wie Jungfrauen, Dryaden nannten ſie ſich, in kurzen grünen Röckchen —“

„Genug, ein andermal davon!“ rief Frau Goulhard, ungeduldig werdend; „jetzt ſagt nur, wie war's mit der Dauphine, ihr war doch kein Unglück paſſirt?“

„Bewahre,“ erwiederte Lambert; „ſie wurde geſucht und kam mit ihrem Fräulein von Salignac ſehr erhitzt an, nachdem der König, eben nicht in der beſten Laune, beinah eine Stunde lang hatte warten müſſen. Sie entſchuldigte ſich, indem ſie vorgab, ſich im Walde verirrt zu haben, und damit war es gut; man ſetzte ſich zur Tafel. Sie ging dicht an mir vorbei, als die Brüder d'Eſtouteville ſie in das Zelt begleiteten. Niemand in demſelben ſprach weiter ein Wort über ihr langes Ausbleiben, aber draußen wurde allerlei geflüſtert; Einige ſagten, man habe im dunkelſten Gebüſch, ohne alle Begleitung, mit einem unbekannten Ritter, der die burgunder Farben trug, ſie gefunden; Andere behaupten, es ſei ein fremder, in einen braunen Mantel verhüllter Mann geweſen; noch Andere nennen Jean d'Eſtouteville, Einige deſſen Bruder Robert; Eines ſagt Dieſes, das Andere Jenes; morgen aber werde ich mit Gewißheit erfahren, wie Alles zuſammenhängt, denn Dame Perrette, wie geſagt, ihr bleibt nichts verborgen, und ſie kennt meine treue Verſchwiegenheit. Und ſomit Gott befohlen, mich ruft der Dienſt; ich habe hier ſchon zu viel Zeit verplaudert.''

Lambert machte mit dieſen Worten durch die ſchon von ſelbſt ſich auflöſende Verſammlung ohne große Mühe ſich Bahn und eilte davon. Alles ſtrömte auseinander, hier hin, dort hin, in alle vier Winde, um der eben aufgeladenen Bürde von Hofneuigkeiten ſich bei Andern zu entladen. Alte Weiber beiderlei Geſchlechts rannten von Haus zu Haus, um unter die Leute zu bringen, was ſie eben vernommen und kaum halb, oft gar nicht, noch öfter ganz falſch gehört und verſtanden; denn die Luſt, etwas Neues, Unerhörtes oder vollends Unglückliches zuerſt zu erzählen, ſteigerte bei ihres Gleichen ſich bis zur nicht zu zähmenden Leidenſchaft. Auch fanden ſie überall offene Ohren und gutmüthige Seelen, die nun nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als auch ihrerſeits Freunde und Bekannte zu Theilnehmern des eben vernommenen Geheimniſſes zu machen. Und ſo liefen denn gar bald durch Stadt und Land, zum Unkenntlichen verunſtaltet, ins Tauſendfache vergrößert, die abgeſchmackteſten, einander widerſprechendſten Gerüchte auf Koſten der Dauphine umher. Es gibt faſt kein Vergehen, das der Unſchuldigen nicht aufgebürdet ward; Ketzerei, Verrath an König und Reich, Untreue gegen den Gemahl, alles dieſes flüſterte man mit wichtiger Geheimthuerei einander zu; wenig fehlte, daß man nicht auch des in jener Zeit verabſcheuteſten Verbrechens, der Zauberei, ſie beſchuldigte.

Auch in hohen und höchſten Kreiſen zog von nun an ein Hauch des Argwohns, des Mißtrauens, einem leiſen unmerklichen Zugwinde vergleichbar, heimlich, aber um ſo verderblicher durch Säle und Zimmer. Niemand wußte, woher er entſprang, doch Jeder empfand deſſen Wirkung. Aengſtliche Zurückhaltung, kaum zu überwindende Befangenheit empfingen die Dauphine, wenn ſie außerhalb ihrer gewohnten vertrauten Umgebungen ſich zeigte; ſie, die ſonſt überall gleich der allbelebenden Sonne Licht, Leben und Freude um ſich her zu verbreiten gewohnt war, traf jetzt nur auf ernſte, verlegene Geſichter, die es kaum wagten, ihr Rede zu ſtehen. Ihre Handlungen, ihre Worte, ihre Aeußerungen wurden von nun an mit geſpannter Aufmerkſamkeit aufgenommen und im Gedächtniß feſtgehalten; in größern Geſellſchaften vermied man augenſcheinlich ihrer zu erwähnen, nur im engern Beiſammenſein vertrauter Freunde wurde ihr Name vorſichtig leiſe zuweilen genannt. Man theilte einander ſeine Beſorgniſſe wegen des Wohlbefindens der Königin mit, die, wie behauptet wurde, ſeit einiger Zeit ungewöhnlich ernſt und ſtill geworden ſei; trübe Wolken, ſo behauptete man, umdunkelten oft die Stirne der hohen Frau, die doch nur auf häuslichen Kummer und Familienſorgen deuten konnten.

„Nun, Gott und die Heiligen wiſſen es am beſten, ob die edle Königin Grund zu ſolchen hat!“ ſeufzte dann wohl mit vielſagender Miene irgend eine bejahrte vornehme Dame; „ja wohl! ja wohl!“ ſeufzten, bedenklich den Kopf ſchüttelnd, die Andern ihr nach und wußten ſelbſt nicht, warum, und was ſie damit meinten.

Sämmtlichen Herren und Damen am Hofe war zu Muthe, als ob ſie ein ſchweres Geheimniß zu verſchweigen hätten, und Keinem war deutlich, worin es beſtand.

Achſelzucken, geheimnißvolle Mienen, unarticulirte Andeutungen, aus Hm! Ha! Ach! und ähnlichen Tönen beſtehend, untergruben heimlich und ſtill den Ruf, das Glück, das Leben des reinſten, liebenswürdigſten Weſens, das je in der Nähe eines Thrones das Licht des Tages erblickte. Und ſie, der alles dieſes galt, lebte im ſtillen Frieden ihres Gewiſſens, nichts ſehend, nichts ahnend, nichts bemerkend, nach gewohnter Weiſe fort. Indeſſen ſchien dieſe ſeltſame Bewegung in der Geſellſchaft, von der Niemand eigentlich den Urſprung anzugeben wußte, von oben herab in dieſelbe gekommen zu ſein; Einer that es dem Andern nach, weil Keiner das Anſehen haben wollte, als ſei er in die Geheimniſſe des königlichen Hauſes weniger tief eingeweiht als ſeine Nachbarn, die eigentlich eben ſo wenig davon wußten als er ſelbſt. Nur zuweilen, wenn ſie ganz unter ſich, das heißt, zehn bis zwanzig Köpfe ſtark, verſammelt waren, mochten vertraute Seelenfreunde es wagen, leicht hingeworfene, neugierige Vermuthungen über die Urſache der verſpäteten Erſcheinung der Dauphine bei der Mittagstafel der großen Jagdpartie in zweideutigen Ausdrücken einander zuzuflüſtern. Dieſe war die einzige Thatſache, die man mit Gewißheit erfahren, und auf die man deshalb immer wieder zurückkam, um das anſcheinende Dunkel, das ſie umgab, zu ergründen.

Nichts wäre indeſſen leichter geweſen, hätte nur Einer unter den Vielen den ehrlichen Muth gehabt, es wirklich zu wollen. Die ganze Sache war ſo unbedeutend, daß die Prinzeſſin ſchon in der nächſten Stunde, nachdem es ihr gelungen, des Königs augenblicklichen Mißmuth darüber zu zerſtreuen, wahrſcheinlich gar nicht mehr daran dachte.

Der friſche Waldeshauch in ungewohnter Morgenfrühe hatte gleich zu Anfang der Jagd die Prinzeſſin mit ihrer Alice auf einen raſenweichen Waldweg verlockt; eigentlich war es nur ein ſelten von Hirten betretener Fußſteig, der abwärts von dem zur heutigen Jagd beſtimmten Revier tiefer in den Wald hineinführte. Ihr Gefolge bemerkte ihre Entfernung nicht, es glaubte ſie bei den übrigen Damen in der Nähe des Königs und ſchloß alſo dem großen Haufen ſich an, während die beiden Freundinnen lachend und ſcherzend immer weiter und weiter ritten, ohne gewahr zu werden, daß ihr Weg eine ganz entgegengeſetzte Richtung nahm, bis Ermüdung und die höher ſteigende Sonne ſie bewogen, abzuſteigen, ihre Pferde mit ſelbſteigenen zarten Händchen an einen Baum feſtzubinden und im Schatten himmelhoher Buchen, im weichen Graſe, am Blumenrande eines kryſtallhellen Bächleins ſich niederzulaſſen, um ein wenig zu ruhen, ehe ſie den Rückweg zur Geſellſchaft antraten. Ob dieſer leicht zu finden ſein würde, war freilich eine große Frage, aber ſie kümmerten ſich wenig darum, oder dachten vielmehr gar nicht daran.

Der Morgen war ſo ſonnenhell, die grüne Waldesdämmerung ſo kühlend, die kleinen Vögel ſangen ſo luſtig in dichtbelaubten Zweigen, die Quelle murmelte ſo leiſe, Einſamkeit und Stille wohnten überall, nur zuweilen tönte Hörnerklang und Hundegebell aus weiter Ferne zu ihnen herüber. Fröhlich wie Kinder ſaßen die Prinzeſſin und Alice neben einander, pflückten alle Blumen, die ſie erreichen konnten, lachten über die blauen Libellen und bunten Schmetterlinge, die auf ſchwankenden Grashalmen ſich wiegten, als wollten ſie in den kleinen klaren Wellen des Baches in ihrem ſchönen Putze ſich beſehen. Da rauſchte es unfern von ihnen im Gebüſch; ein verwundeter Hirſch, der wüthend auf uns zukommt, flüſterte ängſtlich zuſammenfahrend Alice; ein furchtſamer Haſe, erwiederte lachend die Prinzeſſin. Es war keins von beiden, es war Robert d'Eſtouteville.

Er hatte bemerkt, wie ſie den Fußweg einſchlugen, denn das Auge des Liebenden ſieht ſchärfer als andere gewöhnliche Augen, ihm entgeht ſo leicht nichts.

Unbemerkt folgte er ihnen, behielt ſie immer im Geſicht, ohne ſich ihnen zu nähern, und trat erſt jetzt, freilich etwas ſchüchtern und verlegen hervor, um ſich ihnen auf dem Rückwege zum Führer und Begleiter zu erbieten. Der Ritter ward von beiden Damen freundlich aufgenommen, zugleich aber erklärte die Prinzeſſin, daß ſie noch ein wenig hier zu weilen gedenke, indem ſie jetzt ſicher ſei, auf geradem Wege, ohne Gefahr, ſich zu verirren, zu der Geſellſchaft um ſo ſchneller zu gelangen. „Alice,“ ſetzte ſie ein wenig boshaft lächelnd hinzu, „wird in ſo tapferer Begleitung vor wüthenden Hirſchen ſich nicht mehr fürchten, und ſo darf ich ſie wohl um die Gefälligkeit bitten, mir von jenem Hügel dicht vor uns einen Strauß meiner Lieblingsblumen, der duftenden Cyklamen, zu holen, die wir vorhin im Vorrüberreiten dort blühen ſahen.“

Alice bückte ſich tief erröthend auf die Hand der Prinzeſſin, um dieſe an ihre Lippen zu drücken, doch Margaretha umarmte ſie. „Im Walde wohnt Freiheit,“ ſprach ſie; „hier iſt es nicht wie in unſern Sälen, und ich darf es ſchon wagen, ein paar Minuten mir ſelbſt überlaſſen zu bleiben. Ich weiß ja Alles,“ flüſterte ſie ihrer Freundin ins Ohr, „geh’, du Liebe, halte den Augenblick feſt, der dir winkt, er kehrt ſobald nicht wieder.“

Alice und Robert gingen Cyklame

pflücken, die Prinzeſſin blieb ſinnend allein; lange und tief in ihrem Gemüth ſchlummernde, in dieſem Augenblick in Sehnſucht übergehende Erinnerungen an die waldbewachſenen Höhen ihres Vaterlandes waren durch die Scenerei um ſie her erweckt worden, und ein altes einfaches Lied, das ſie noch von ihrer Amme gelernt, glitt in langſam klagenden Tönen ihr von den Lippen. Das ſchöne Köpfchen auf den weißen Arm geſtützt, blickte ſie auf den kleinen Wieſengrund zu ihren Füßen hinaus, eine lange dunkle Geſtalt glitt am äußerſten Ende deſſelben halb bedeckt vom Gebüſch vorüber; die Prinzeſſin fuhr unwillkürlich zuſammen und ein kalter, ſeltſamer Schauder rieſelte ihr durch die Glieder. „Bin ich doch beinahe nicht weniger kindiſch als Alice," ſprach ſie, ſich ermannen wollend, zu ſich ſelbſt, „erſchrecke, weil ein Landmann zur Mittagszeit ſeiner Hütte und ſeiner ihn erwartenden Familie zueilt!"

Eine glänzendere Erſcheinung zog gleich darauf ihre Aufmerkſamkeit an. Jean d'Eſtouteville kam über die Wieſe dahergeſprengt, warf ſich vom Pferde, als er ihrer anſichtig wurde, und eilte, es am Zügel führend, auf ſie zu; im nämlichen Augenblicke ſchmetterte frohlockendes Hörnergetön durch den Wald.

„Ihr hier, Madame, mitten im Walde, ganz allein, ohne Gefolge?“ rief der Ritter mit bebendem, unſicherm Ton. „Alice und Euer Bruder ſind eben von mir gegangen, um hier ganz in der Nähe einen Strauß von Cyklamen, die ich ſehr liebe, mir zu holen,“ erwiederte die Dauphine ganz unbefangen. „Aber bindet Euer Pferd neben den unſrigen an und folgt meinem Beiſpiel; laßt im Graſe Euch nieder. Ach, wie wohl iſt mir hier! wie wird die Bruſt in dieſer grünen Einſamkeit mir ſo weit! iſt mir doch ſo wunderbar traurig und doch auch fröhlich zu Muthe wie noch nie, ſeit ich den Kinderjahren entwachſen bin. Möchte man doch beinahe wünſchen, ſein ganzes Leben in dieſer anmuthigen Stille hinbringen zu können! Fühlt Ihr nicht auch etwas Aehnliches in Euch aufſteigen?"

Der Ritter wandte ſich etwas ſeitwärts, ein leiſes Ach mühſam unterdrückend; die Prinzeſſin bemerkte es nicht. „Könnt Ihr wohl glauben, daß ich vorhin im Begriff war, mich an die Stelle der Tochter eines Landmannes zu wünſchen, der irgendwo hier herum wohnen muß, denn ich ſah ihn durch das Gebüſch ſeiner Hütte zueilen? Wie man doch zuweilen wunderlich denkt und empfindet! es iſt wirklich lächerlich. Nur gut, daß es keine Feen mehr gibt; ich wäre in eine ſchöne Verlegenheit gerathen, wenn irgend eine mich gehört und plötzlich bei'm Wort genommen hätte."

„Verzeiht, Madame, wenn ich es wage, Euch an die Rückkehr zu erinnern," erwiederte der Ritter. — „Seht, o ſeht, da ſchleicht der Landmann, von dem ich Euch ſprach, wieder durch's Gebüſch,“ unterbrach ihn die Dauphine; „aber es iſt doch wohl kein eigentlicher Bauer; der dunkle braune Mantel, deſſen Kappe er bei dieſem warmen Wetter über den Kopf gezogen hat“ — — „Nein, o nein!“ rief der Ritter mit ernſtem, faſt zürnendem Ton, indem er der Geſtalt nachſah, die nach kurzem Verweilen hinter einer ſehr ſtarken Eiche im tiefſten Gebüſche verſchwand; „das iſt kein Landmann, ich habe dieſe Figur heute ſchon ein paar Mal von weitem erblickt und trotz ihrer Vermummung, hinter welcher ſich wahrſcheinlich keine gute Abſicht verbirgt, ſie erkannt. Es iſt Jamet du Tillay,“ ſprach er, den Namen mit einem ganz eignen Nachdruck betonend.

„Wunderlich! Welchem Wilde mag er auf dieſe Weiſe nachſpüren?“ ſprach die Prinzeſſin.

„Ich fürchte, einem ſehr edeln,“ ſeufzte der Ritter leiſe vor ſich hin; „aber,“ ſetzte er lauter hinzu, „verzeiht, wenn ich Euch nochmals an die Rückkehr zu erinnern wage; der König wird die Dauphine vermiſſen, die Jagd iſt beendet, der Sechzehnender beſiegt, hört Ihr die Todesfanfare?“

Margarethe fuhr ſichtbar zuſammen. „Wie man doch über ein bloßes Wort erſchrecken kann!“ ſprach ſie, trübe lächelnd; „die Todesfanfare! Es liegt aber auch etwas Schauerliches darin, und Ihr ſpracht es ſo ſeltſam aus. Das ſchöne königliche Thier, unter lautem, frohlockendem Jubel ſeiner Verfolger, von allen Kräften erſchöpft, endlich erliegend! Euch, Ritter, darf ich es wohl geſtehen, ich kann keine Freude an dem blutigen Schauſpiele finden und bin froh, ihm entgangen zu ſein.

Alice und Robert, mit Cyklamen beladen, eilten jetzt herbei, die Pferde wurden vorgeführt, der Rückweg angetreten; Ritter und

Knappen, zum Aufſuchen der Dauphine ausgeſandt, kamen von allen Seiten, auf allen Fußpfaden herbei, ſo daß am Ende Niemand mehr zu ſagen wußte, wer von ihnen Allen die Prinzeſſin zuerſt gefunden habe; nur Jamet du Tillay ließ ſich nicht erblicken. Die Dauphine traf ihn ſchon bei'm Könige, der ihre Entſchuldigungen freundlich gelten ließ. Frau Goulhard würde bei des Monarchen Einzug in die Stadt keine Spur von Unmuth in den Zügen desſelben entdeckt haben, wäre nicht, wie die kluge Frau ſehr richtig bemerkte, Jamet du Tillay während des ganzes Weges eifrig ihn unterhaltend ihm zur Seite geblieben.

Einige Tage oder Wochen vergingen, während welcher die Dauphine doch ein gewiſſes unheimliches Gefühl von Unbehaglichkeit dumpf empfand, das den ihr angebornen Frohſinn oft niederdrückte. Sie fühlte eine gewiſſe Unſicherheit in ihrem Thun und Laſſen in ſich aufſteigen, wenn ſie die ſtummen, ſtarren Geſichter um ſich her betrachtete; die ungewohnte, oft wiederkehrende verdrießliche Stimmung des Königs, der Königin ernſtes, zurückhaltendes Benehmen machten ſie oft verlegen und ängſtlich, was ſie ſonſt nie war. Sie nahm ſich vor, vorſichtiger in ihrem Betragen zu ſein, um keinen Anlaß zum Mißvergnügen zu geben; doch dieſe Vorſicht wurde oft ganz unwillkürlich aus der Acht gelaſſen, oft ſträubte ihr reines Bewußtſein ſich dagegen als gegen eine ihrer unwürdige Heuchelei. Ihr früher nie getrübter Jugendmuth trug nicht mehr ſo leicht und ſpielend wie wohl ſonſt über die Kleinlichkeiten des Lebens ſie empor. Zuweilen bemühte ſie ſich wirklich, vor übeln Auslegungen ſich zu bewahren, aber immer entweder zur unrechten Zeit oder mit einer ihr ſonſt ganz fremden Art von Ungeſchick.

Dieſes innere Unbehagen nahm endlich ſo

mächtig zu, daß Margarethe am Ende wirklich glaubte, körperlich krank zu ſein. Nach langem Erwägen entſchieden die Aerzte, die Dauphine habe auf einer an einem ſehr heißen Tage zu Fuß unternommenen Wallfahrt nach der etwas entfernt liegenden Kapelle eines wunderthätigen Muttergottesbildes ſich ein Fieber zugezogen. Ruhe wurde vor Allem empfohlen; ſie mußte ſich entſchließen, ſich für einige Tage in ihre Zimmer zurückzuziehen, um für die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit ernſtliche Sorge zu tragen.

In jener uns ſo fern liegenden Zeit war bei weitem nicht für Bequemlichkeit, ſelbſt der Könige und Fürſten, ſo geſorgt als in unſern Tagen. Die jetzt altmodiſch gewordenen Bergèren und Kanapées unſerer Aeltermütter waren damals noch nicht erfunden, noch weniger die Ottomanen, Divans und Sophas, die jetzt kein nur einigermaßen wohlhabender Handwerksmann entbehren kann. Das Beſte, was man in dieſer Art kannte, waren thronartige, hochbeinige Armſeſſel mit hohen, ſchnurgeraden Rücklehnen, zu denen man auf einigen Stufen hinaufſtieg, und die wenig Bequemlichkeit boten; der Königin wie der Bürgersfrau blieb, wenn ſie dieſer in einem höhern Grade bedurften, nichts übrig, als ſich auf ihrem Bette niederzulaſſen. Das Schlafgemach einer Dame wurde übrigens in Frankreich nie als ein Heiligthum betrachtet, in deſſen geheimnißvollen Bezirk auch zur Tageszeit kein fremdes Auge dringen darf. Es diente zum Wohnzimmer wie alle andern auch, und Freunden und Bekannten wurde ohne Rückhalt der Zutritt in daſſelbe geſtattet. In Paris iſt bekanntlich noch jetzt das Schlafzimmer von Madame das eleganteſte Geſellſchaftszimmer im Hauſe.

Und ſo ſaß denn auch unſere Prinzeſſin eines Abends ganz ruhig und arglos in ihrem

Schlafzimmer auf ihrem Bette, umgeben von einigen wenigen, zu ihrem nähern Hofſtaate gehörenden Perſonen. Die zierlichen Füßchen ruhten auf einem reichgeſtickten Tabouret, die ſammetnen, mit ſchweren goldnen Franzen und Poſamentierarbeit verzierten Vorhänge des thronartigen Bettes fielen, in maleriſche Falten zurückgebunden, an den Seiten herab, um der durch das offene Fenſter hereinſtrömenden Luft freiern Zugang zu gewähren, und mehre über einander aufgethürmte, mit den feinſten Spitzen geſchmückte Kiſſen unterſtützten die holde, zarte Geſtalt der königlichen Frau. Alles um ſie her athmete Behaglichkeit und ſtillen Frieden, ein erfriſchender Gewitterregen am Ende eines heißen Tages ſäuſelte draußen durch das Geſträuch und ſandte der von der ſchwülen Zimmerluft ſehr Erſchöpften den erquickenden Duft der neubelebten Pflanzenwelt zu.

Am offenen Fenſter, in der Nähe des Bettes, hatte der Dichter Alain Chartier ſich niedergelaſſen und las eine Novelle, das neueſte Erzeugniß ſeiner Muſe, vor; Jean d'Eſtouteville ſtand am Fußende des Bettes, und Alice von Salignac nebſt zwei ihrer Gefährtinnen, den Hoffräuleins Pregente und Fillotte, ſaß an der andern Seite des Zimmers, mit einer großen Tapiſſeriearbeit am Stickrahmen beſchäftigt.

Alle hörten der Vorleſung mit großer Aufmerkſamkeit zu, bis die ſchnell und unbemerkt herbeigeſchlichene Dämmerung den Dichter zwang, ſie für jetzt zu beſchließen. Auch die jungen Damen ließen jetzt die Nadeln ruhen, blieben aber auf ihren Plätzen und lauſchten theilnehmend auf ein intereſſantes Geſpräch, das zwiſchen der Dauphine, dem Ritter und dem Dichter ſich jetzt entſpann. Letzterer wollte bei'm Vorleſen ſeiner Novelle einige Stellen derſelben bemerkt haben, die ſeiner Meinung nach ſein Werk entſtellten und die er abändern zu müſſen glaubte; die Dauphine nahm die Dichtung ſehr lebhaft gegen den Tadel des Dichters in Schutz. D'Eſtouteville trat der Meinung ſeiner Fürſtin bei; im Eifer des Geſprächs, das mit ungewohnter Wärme geführt wurde, hatte er dem Bette, ohne dieſes zu bemerken, ſich mehr genähert, hatte ſogar mit dem Ellenbogen auf eine Verzierung am Fußende desſelben ſich leicht geſtützt und ſtand, an eine der den Betthimmel tragenden Säulen mit dem Rücken gelehnt, unter den über ſeinem Haupte herabhängenden Vorhängen, Goldquaſten, Schnüren und Franzen halb verborgen.

Die Thür' flog auf; Jamet du Tillay trat herein, um im Namen des Königs nach dem Befinden der Dauphine ſich zu erkundigen, und blieb wie erſtarrt vor Erſtaunen auf der Schwelle ſtehen. Sein ſcharfes Auge überſchaute forſchend das ganze Zimmer, in welchem jetzt freilich die Dämmerung ihre dunkelſten Schatten verbreitet hatte, ohne daß man im Eifer des Geſprächs die ſteigende Finſterniß bemerkte.

„Wie!“ rief Jamet, „die Dauphine auf ihrem Bette, ein Mann dicht daneben, und keine Kerze, keine Lampe angezündet! Nie hätte ich die Möglichkeit einer ſolchen Unanſtändigkeit mir gedacht. Wo ſind denn die Perſonen, denen es obliegt, für die Beleuchtung dieſer Zimmer zu ſorgen? Ich will gleich Anſtalt treffen, daß dergleichen nicht wieder vorfallen kann; die Leute müſſen zur wohlverdienten Strafe gezogen werden. Die Dauphine ſo im Finſtern zu laſſen! es iſt unerhört, und der König ſoll es erfahren.“

„Er erfahre zugleich, welch einen beleidigenden Ton Ihr in meinen Zimmern Euch erlaubt,“ ſprach die Prinzeſſin, zu ungewohnter Heftigkeit gereizt. „Ich ſehe hier nichts Unanſtändiges als Eure unbegreifliche Frechheit. Ich werde den König bitten, einen andern Geſandten zu wählen, um ſeine Befehle mir kundzuthun, und mich auf immer von dem Anblick eines eiteln, eingebildeten Thoren zu befreien, der da wähnt, zum Richter des Betragens der Dauphine von Frankreich ſich aufwerfen zu dürfen. Entfernt Euch!"

Du Tillay, kochend vor innerm Zorn, durfte es dennoch nicht wagen, einem ſo gemeſſenen Befehle zu widerſtreben. Er ging; d'Eſtouteville wollte ihm folgen, und nur Alain's eindringlichen Vorſtellungen konnte es mühſam gelingen, den jungen feurigen Mann von augenblicklicher Ahndung der ſeiner Fürſtin widerfahrnen Beleidigung zurückzuhalten.

Am folgenden Morgen ließ die Dauphine ſich früher als gewöhnlich ankleiden; unerachtet des Gebots der Aerzte, ihr Zimmer nicht zu verlaſſen, war ſie entſchloſſen, zum Könige zu gehen, um über Jamet du Tillay's Betragen Klage zu führen, als Alice de Salignac, bleich wie eine Sterbende hereinſtürzte und mit dem Ausdruck wilder Verzweifung, an allen Gliedern bebend, ſich ihr zu Füßen warf. „Was iſt das? was kann in dieſen entſetzlichen Zuſtand dich verſetzen? was iſt dir geſchehen, meine Alice?“ fragte die ſelbſt ſehr erſchrockene Prinzeſſin und wollte ſie aufheben und in ihre Arme nehmen; aber Alice umklammerte mit convulſiviſcher Gewalt ihre Kniee, unfähig zu reden, brach ſie endlich unter heftigem Schluchzen in einen Strom von Thränen aus.

Die Dauphine winkte den Kammerfrauen ſich zu entfernen, und nahm jetzt ihre troſtloſe Freundin in ihre Arme, liebkoſte ihr wie einem weinenden Kinde, trocknete ihr die Thränen ab, gab ihr die zärtlichſten Namen und bemühte ſich auf alle Weiſe, für's Erſte nur zu erfahren, welch ein Leid ſie betroffen.

Die beiden Fräuleins, die den vorhergehenden Abend ebenfalls bei der Dauphine zugebracht, hatten, bis jetzt von ihr unbemerkt, an der Thür geſtanden; ſie nahten ebenfalls bitterlich weinend und ſanken neben ihr aufs Knie.

„Auch ihr?“ rief die Dauphine erbleichend, von unheildrohender Ahnung im Innern ihres Gemüthes durch und durch jetzt erſchüttert.

„Wir kommen, Eurer fernern Gnade uns zu empfehlen, unſere innigſte Dankbarkeit, unſern unausſprechlichen Schmerz zu Euern Füßen niederzulegen, ehe wir von der gnadenreichſten, geliebteſten Herrin auf immer ſcheiden,“ ſprach Fräulein Pregente, die älteſte und gefaßteſte unter den Dreien.

„Wir werden fortgeſchickt, der König und die Königin wollen es,“ ſchluchzte das noch ſehr junge Fräulein Fillotte und bedeckte die Hände der Prinzeſſin mit Küſſen und Thränen; „wir müſſen zu unſern Aeltern zurück. Ach, was werden die ſagen, wenn ſie ſo uns ankommen ſehen! was werden die von uns denken! wie wird es uns ergehen!“

„Ich Aermſte habe keine Aeltern, ich habe Niemand jetzt mehr, bin ganz verwaiſt, da ich meine ſchöne geliebte Herrin verliere. Ich werde ins Kloſter zu den Karmelitterinnen gebracht, noch heute den Schleier dort zu nehmen,“ ſchluchzte ganz faſſungslos das Fräulein Salignac.

Mit ſtummem Erſtaunen hatte die Dauphine alle drei angehört. „Das Alles iſt gar nicht möglich,“ ſprach ſie mit ezwungener Heiterkeit, nachdem ſie ein paar Augenblicke nachgedacht; „ohne meine Zuſtimmung kann ja nichts von dem Allen geſchehen, beruhigt euch doch, ihr guten einfältigen Kinder; wahrſcheinlich hat man euch nur eine vergebliche

Angſt einjagen wollen, um euer Benehmen dabei zu ſehen; es iſt ein übelangebrachter Scherz, den man ſich nicht mit ſo unerfahrenen jungen Gemüthern erlauben ſollte; oder vielleicht iſt es ſogar nur ein Mißverſtändniß von eurer Seite. Seid ruhig; faſſe dich, meine arme erſchroſchene Alice, ich will gleich ſelbſt zur Königin, ich will ſelbſt hören, will erfahren — —"

Die Thür ward weit aufgeriſſen; in ernſter Majeſtät, aber auch mit dem Ausdruck tiefgefühlter Betrübniß trat Maria von Anjou ins Zimmer. Ein gebietender Blick von ihr entfernte ſogleich die drei Fräuleins.

Langſam, gemeſſen, ernſt aber nicht unſanft fing die Königin jetzt an, ihrer Schwiegertochter die Gründe auseinanderzuſetzen, welche ſie im Verein mit dem Könige bewogen, die drei Hoffräuleins zu verabſchieden und aus ihrer Nähe zu entfernen. Indem ſie ſo ſprach, war es Margarethen, als wandle das Herz in der Bruſt ſich erſtarrend zu Eis um. Sie hörte hier Dinge zum erſten Mal in ihrem Leben, von denen ſie in ihrer glücklichen Unerfahrenheit keinen Begriff gehabt hatte.

Die Königin hielt der Dauphine ſtummes Zuhoren für einen Beweis allmälig in ihr aufſteigender Ueberzeugung. „Ihr ſollt deshalb den der künftigen Königin von Frankreich gebührenden Hofſtaat nicht entbehren, meine geliebte Tochter,“ ſetzte ſie, gleichſam tröſten wollend, hinzu; „ſechs Damen aus den erſten Familien Frankreichs ſollen an Stelle jener drei unbeſonnenen Mädchen Euch zur Geſellſchaft und Begleitung beigegeben werden, die fähig ſind, Eurer Jugend mit gutem Rathe beizuſtehen, um von jenen kleinen, Euerm Alter ſehr natürlichen Unbeſonnenheiten Euch abzuhalten, die freilich Euch ſehr liebenswürdig erſcheinen laſſen, aber doch für die hohe Stufe, auf der

Ihr einmal ſteht, ſich nicht eignen wollen. Durch dieſe unſere Wahl wird jener Verabſäumung Eures Dienſtes vorgebaut, die Eure durch zu viele Nachſicht verwöhnte Dienerſchaft ſich jetzt erlaubt, wie das geſtern noch der Fall war, als Ihr auf Euerm Bette, einen Mann in unſchicklicher Nähe desſelben, im Dunkeln auf die Erleuchtung Eurer Zimmer harren mußtet. Ihr werdet nicht mehr genöthigt ſein, nur von einem einzigen gefallſüchtigen, verliebten Mädchen begleitet, die Wälder zu durchſtreifen und ganz allein im dicken Gebüſche zurückzubleiben, der zudringlichen Unterhaltung vorbeikommender Tolldreiſter ausgeſetzt, während Eure lockere Begleiterin ihrer Liebſchaft mit einem burgundiſchen Ritter nachgeht, den man nur an den Farben, die er trug, dafür erkannte.“

„O mein Gott, und das geſchieht in deiner Welt!“ ſeufzte Margarethe ganz leiſe.

Die Königin verſtand ſie nicht oder legte ihren Worten einen andern Sinn unter; ſie fuhr, immer wärmer, beinahe herzlich werdend, mit immer ſteigendem Eifer in ihrer Rede fort und kam darüber, wie das ſo leicht geſchieht, von Einem aufs Andere. So geſchah es denn, daß ſie Manches zur Sprache brachte, was zu verſchweigen eigentlich ihre Abſicht geweſen, und die Dauphine Dinge erfuhr, die man aus liebender Schonung ihr ewig hatte verſchweigen wollen. Die geſpannte Aufmerkſamkeit, welche Margarethe noch immer den Reden der Königin zuwandte, war es eigentlich, was dieſe zu nicht ganz ſo ſich vorgeſetzter Offenherzigkeit verleitete; ſie nahm ſie für den Beweis des tiefen Eindrucks, den ihre Vorſtellungen hervorbrachten, und beſtrebte ſich, dieſen noch möglichſt zu verſtärken, um für die Zukunft bleibende Folgen davon erwarten zu dürfen.

Mit ſehr eindringenden Worten beklagte ſie die Vernachläſſigung der eignen Geſundheit, welche die Dauphine unerachtet aller Bitten und Vorſtellungen ſich erlaube, was freilich als ein Hauptgrund zu der mit ihren Umgebungen vorzunehmenden Abänderung zu betrachten ſei.

„Denn, geliebte Tochter,“ ſprach die Königin, „nicht nur jene drei unbeſonnenen Mädchen, auch der ſonſt höchſt achtungswerthe Herr Alain Chartier, dem es ſelbſt dienlicher wäre, zu gehöriger Zeit ſich zur Ruhe zu begeben, verführen Euch, die Ordnung der Natur umzukehren. Wenn rings umher, weit nach Mitternacht, Alles im tiefen Schlaf begraben liegt, ſieht man noch die Fenſter Eures Zimmers hell erleuchtet, hört noch durch die Stille der Nacht den Klang Eurer vaterländiſchen Harfe, den Geſang Eurer Hoffräuleins erſchallen, oder die Stimme Eures Freundes Alain Chartier, der ſeine

Werke Euch vorlieſt. Und daran habt Ihr noch nicht genug; Ihr ſtudirt halbe Nächte hindurch, erhitzt Eure Phantaſie, ſtrengt alle Eure Geiſteskräfte an, um mit Alain in Erſinnung neuer Romanzen, Rondelets, Canzonen zu wetteifern. In ſolchen nutzloſen, Euerm Range nicht zuſtehenden Anſtrengungen erſchöpft Ihr Eure edelſten Kräfte, anſtatt im Schlummer Erholung nach der Ermüdung des Tages zu ſuchen. Unſer wie des Landes Wunſch bleibt darüber ſehr wahrſcheinlich durch Eure Schuld unerfüllt; mir wird nicht das Glück, einen Enkel, einen Erben der durch die Tapferkeit meines Gemahls auf dem Haupte des Eurigen befeſtigten Krone in meinen Armen zu wiegen, und das Volk, das dieſes wahrhafte Unglück der regelloſen Lebensweiſe der Dauphine zuſchreibt, in der es ſo gern die Mutter ſeiner künftigen Herrſcher verehren möchte, beginnt bereits ſeine Unzufriedenheit, wenn gleich noch nicht laut, doch wenigſtens murrend zu äußern.“

Die Königin war jetzt im Zuge, ſich über ein Thema zu verbreiten, das unerſchöpflichen Stoff ihr bot; ihre Unzufriedenheit mit der Dauphine wurde immer lebhafter, je länger ſie ſprach; die anſcheinende Geduld, mit welcher dieſe ihre Vorwürfe ertrug, verleitete ſie, ſolche immer lebhafter und ſchonungsloſer auszuſprechen. Jamet du Tillay wurde einige Male unbedachtſamerweiſe genannt, Andeutungen der böſen Nachreden, welche Hof und Stadt gegen die Dauphine ſich erlaubten, entſchlüpften anfangs ihr, bis ſie zuletzt in deutlichen Worten ausſprach, wie der gute Name derſelben in der höchſten Gefahr ſchwebe, gänzlich vernichtet zu werden, wenn ſie nicht ihr Betragen, ihre ganze Lebensweiſe völlig abändere, und welche böſe Gerüchte auf Koſten desſelben ſchon jetzt im Volke wie bei den höhern Ständen im Schwange wären. Sogar der anonyme Brief, welchen der König vor einigen Wochen in ſeinem Zimmer gefunden, nebſt allen Beſchuldigungen, die er enthielt, wurde weitläufig erwähnt, nebſt noch einem, dieſem in der Hauptſache ganz gleichlautenden, welchen der König noch am heutigen Morgen in aller Frühe erhalten und unter dem Siegel der Verſchwiegenheit nur der Königin und Jamet du Tillay mitgetheilt, wodurch denn allerdings die Ausführung der jetzt zu nehmenden Maßregeln beſchleunigt worden wäre.

Kalt, regungslos wie ein Marmorbild und auch eben ſo bleich hatte die Dauphine neben der Königin geſeſſen, ſo lange dieſe ſprach, das thränenloſe, ſtarre, ſeltſam glänzende Auge feſt auf die Lippen derſelben geheftet. Nur einige Mal ſchien ein leiſes Fröſteln über ihre Glieder hinzuſchauern. Ein kaum hörbar hingehauchter Klageton entglitt den jetzt ganz erbleichten Lippen, und ihre rechte Hand fuhr mit krampfhaft zuckender Bewegung nach ihrem Herzen.

Die Königin ward dadurch endlich auf den Zuſtand der Dauphine aufmerkſam; ſie ſah ſie wie im Tode erſtarrt, aber mit weit offenen, übernatürlich verklärten Augen ſeitwärts zurückgeſunken, ſo daß ihr Haupt auf dem Bette ruhte, neben welchem ſie geſeſſen. Alle Züge ihres Geſichts waren verändert, faſt bis zum Unkenntlichen, durch den ihnen ſonſt ganz fremden Ausdruck, den ſie angenommen, aber nicht etwa convulſiviſch entſtellt. Schön war Margarethe, noch immer ſchön, wie ſie es nur jemals geweſen, aber in dieſem Augenblick von wahrhaft furchtbarer Schönheit, bei deren Anblick Jedem ein ſeltſames Grauen durch Mark und Gebein rieſelte. Aehnlich dem Engel des Gerichts, wie alte Maler ihn darſtellten, lag ſie da: die jetzt feſtgeſchloſſenen, ſonſt immer lächelnden Lippen hatten einen unbeſchreiblichen Ausdruck ſchmerzlicher Verachtung angenommen, edler Zorn thronte drohend auf der ſonſt ſo heitern Stirn. Sie war nicht ohnmächtig, nicht unempfindlich gegen das, was um ſie her vorging, aber ſie ſprach nicht und regte ſich nicht; ob ſie Beides nicht konnte oder nicht wollte, ließ ſich nicht entſcheiden.

Daß die Königin über das Unheil, welches ſie nicht ohne Schuld, aber doch ohne böſe Abſicht geſtiftet, erſchrack, daß ſie ſogleich das ganze Schloß in Aufruhr brachte, alle Aerzte ſchleunigſt herbeirufen ließ, ſogar ohne Widerrede den verabſchiedeten Hoffräuleins erlaubte, ihrer geliebten Herrin Hülfe zu leiſten, bedarf wohl keiner beſondern Erwähnung. Die Leidende bezeigte auch nicht die kleinſte Theilnahme an Allem, was mit ihr und um ſie her geſchah, ſprach keine Sylbe, beantwortete keine Frage und widerſetzte ſich keiner Anordnung der Aerzte. Nach langem Berathſchlagen entſchieden dieſe zuletzt, daß bei dieſem Anfall, deſſen Veranlaſſung Niemand, außer die Königin erklären konnte, die aus leicht zu errathenden Gründen wenig geneigt dazu war, der Prinzeſſin für's Erſte nichts nöthiger ſei, als die ungeſtörteſte Ruhe.

Dieſe ward ihr denn auch, von Außen wenigſtens; die ſchweren Vorhänge des Bettes wurden dicht zugezogen, Alles entfernte ſich, nur die treue Alice de Salignac blieb am Fuße des Bettes ſitzen. Margarethe war allein mit ſich und Gott.

Doch wer hat Worte, das Gefühl treffend zu bezeichnen, unter deſſen Laſt das Herz der unglücklichen Fürſtin jetzt erlag! Dieſes ſchuldloſe, arglos unerfahrene Herz, das alle Menſchen liebte, allen vertraute, ihnen gern wohlthat, weil es ſtets bereit war, ſie für das zu halten, was ſie zu ſcheinen beabſichtigten.

Das wahre wirkliche Alltagsleben, ſeine unermeſſenen Tiefen, ſein Unglück, ſeine Laſter waren der Königstochter ewig fremd geblieben. Liſt und Trug, Verſtellung, verſteckte Abſichtlichkeit, Lüge, Haß, Neid, Eiferſucht waren ihr stets nur Worte geweſen, Geſpenſter einer Mährchenwelt, an deren Exiſtenz ſie nicht glaubte; denn warum ſollte man ihr, die Allen Gutes erzeigte, übel wollen?

Von ihrer frühſten Kindheit an hatte ſie dem Leben und das Leben ihr gelächelt; ſie war ſo harmlos freudig, ſo ohne allen Arg, ſo geſund an Leib und Seele. Da riß eine ſchonungsloſe Hand die Decke zu ihren Füßen auf, und gezwungen ſank ihr Blick in die ſchwarze bodenloſe, von ſcheußlichen Larven wimmelnde Tiefe; ein einziger Moment zerſtörte alle die ſüßen Täuſchungen, die bis jetzt ſie beſeligten. Man denke ſich ein ſchönes, glückliches Kind, das durch einen furchtbaren

Zauberſpruch plötzlich in einen ſechzigjährigen Greis mit ſechzigjähriger Erfahrung und jugendlicher Erinnerung verwandelt würde: ſo fühlte Margarethe in dieſer Stunde. Was wir im Laufe der Jahre nach und nach erleben und zu tragen lernen, ſtürmte in furchtbarer Schnelle mit Blitzesklarheit auf ihr Gemüth ein, und geiſtig wie körperlich ſank ſie vor der entſetzlichen Erſcheinung zuſammen.

Der Tag, die Nacht, der dieſer folgende Tag ſchlichen peinlich langſam vorüber; ernſt und ſchweigend lag Margarethe da und befolgte ohne Widerrede die Anordnungen der Aerzte, ſchien aber fortwährend von Allem, was außerdem um ſie her vorging, nichts zu bemerken. Still in ſich gekehrt, ſchloß das weiche große Herz ſeine Rechnung mit dem Leben ab; aber die, welche ihr Bett ſorgend umſtanden, hatten keine Ahnung von dem Schmerz, unter welchem es zu brechen drohte.

„Die Aerzte halten Euern Zuſtand durchaus nicht für lebensgefährlich, meine geliebte Tochter,“ ſprach am Morgen des dritten Tages die Königin zu ihr; „dennoch möchte ich Euch bitten, zu den Tröſtungen unſerer heiligen Kirche Eure Zuflucht zu nehmen; erlaubt Euerm Beichtvater, Euch zu nahen, unter frommem Zuſpruch des ehrwürdigen Geiſtlichen werden die Bande ſich löſen, die Euer Herz beklemmen, ſobald Ihr unter dem Siegel der Beichte ihm bekennt, was Euch ſo ſchwer bedrückt.“

„Ich danke Ew. Majeſtät für Ihre ſo gnädige als mütterliche Vorſorge und bin bereit, meinen Beichtvater zu empfangen. Freudig werde ich von ihm die Heilsmittel der Kirche annehmen, die allein mir den dunkeln Weg bahnen und erleuchten können, den ich zu wandeln habe,“ erwiederte die Dauphine; es waren die erſten Worte, die ſie ſeit jener entſetzlichen Stunde ſprach.

Vergebens ergoß ſich die Königin in Ermahnungen, Muth zu faſſen, ihr Leben nicht in Gefahr zu glauben, die Leidende ſchien nichts von dem Allen zu beachten; mit geſchloſſenen Augen lag ſie da gleich einer Schlummernden, und die reuige Tröſterin mußte, ſelbſt tief betrübt, mit weinenden Augen ſich entfernen.

Der Beichtvater erſchien, die Beichte währte lange, länger als eine Stunde blieb er mit der frommen Fürſtin allein; dann öffnete er die Thüre ihres Zimmers, um dem Könige, der Königin und den nächſten Anverwandten des königlichen Hauſes, nebſt mehren zum Hofe Gehörenden Zutritt zu gewähren, die draußen ſo lange geharrt hatten, um Zeuge bei der feierlichen Ertheilung des letzten Sacraments zu ſein, wie es die Dauphine mit dem Ausdruck hoher Frömmigkeit und inniger Gottergebenheit begehrt hatte.

Die fromme Handlung ward zu aller Gegenwärtigen Erbauung mit Feierlichkeit und heiligem Ernſte vollbracht, und jetzt nahm der würdige Geiſtliche, zum Könige und der Königin ſich wendend, folgendermaßen das Wort:

„Den frommen, edlen Willen der hohen Kranken befolgend, habe ich jetzt ihre darnach dürſtende Seele mit den letzten Heilsmitteln verſehen, obgleich ſie hoffentlich erſt nach einer langen Reihe von Jahren zu ihrem Uebertritt in ein höheres, beſſeres Leben derſelben bedürfen wird. Die Erinnerung an dieſe ernſte, feierliche Stunde wird indeſſen während der Tage oder Jahre, die Gott ihr noch ſchenkt, ſie gewiß tröſtend begleiten und im Guten ſie ſtärken. Ohne das unverbrüchliche Siegel der heiligen Beichte zu verletzen, kann ich aber, meinem eignen Gefühl folgend, nicht unterlaſſen, ihr das Zeugniß zu geben, daß kein reineres, wohlwollenderes, gottergebneres Herz ſich jemals vor mir entfaltete als das ihrige. Ja, ſie hat in dieſer geſegneten, gottgeheiligten Stunde den ſchwerſten Sieg erfochten, den Sieg über ſich ſelbſt! Von ihr dazu bevollmächtigt, verkünde ich Allen, die ſie beleidigten, Vergebung, beſonders dem, den ſie für ihren ärgſten, erklärteſten Feind erkennt, Herrn Jamet du Tillay. Auf meine Vorſtellungen und Bitten willigt die Dauphine ein, ihm dieſes ſelbſt kundzuthun, und verlangt ihn ſogleich zu ſprechen.

Die Königin ſchwamm in Thränen; unterdrücktes Weinen, erſtickte Seufzer wurden überall hörbar. Jamet du Tillay wurde herbeigerufen; todtenbleich, mit bebenden Knien, mit dem Ausdruck innerer Angſt trat er vor das Bett der Dauphine hin; ängſtliche Stille herrſchte unter den Anweſenden.

dahin in der entfernteſten Ecke des Zimmers ſich verborgen gehalten; er nahte der angebeteten Herrin, mit vor innerer Betrübniß bebender Stimme flehte er ſie an, ihre elenden Verläumder keiner Beachtung mehr werth zu halten, ſich auf den mächtigen Schwingen ihres hohen Geiſtes über das dunkle Treiben derſelben zu erheben. „Wollt nur ſie verachten, wie ſie es verdienen, und ſchöne Tage werden Euch noch erblühen," bat er dringend; „wollt nur leben, und Ihr werdet leben, zu Frankreichs Ehre und Glück, zur Freude Eurer — —"

„Pfui über das Leben! ich will nichts mehr davon hören!" *) unterbrach Margarethe ihn in bitterm Unmuth.

Sie deckte ein feines weißes Tuch über ihr Geſicht und wandte ſich der andern Seite des

---

*) Fy de la vie, qu'on ne m'en parle plus!

Bettes zu. Abermals griff ihre rechte Hand in ſchneller, raſcher Bewegung nach ihrem Herzen, abermals drängte ein ſchwacher ſeufzender Klagelaut faſt unhörbar aus den tiefſten Tiefen ihrer Bruſt ſich herauf. Dann lag ſie ſtill, ganz ſtill, lautlos, regungslos. Niemand im Zimmer bewegte ſich; das währte wohl eine Viertelſtunde lang.

Alain wagte es endlich, den Blick auf die Verhüllte zu richten, und ſank, von entſetzlicher Ahnung ergriffen, neben dem Bette zuſammen.

In tiefem Unmuth, in herber Verachtung der Welt und des Lebens war das junge, edle, ſtolze Herz gebrochen, ungeſehen hatte das ſchöne helle Auge vor den Täuſchungen auf immer ſich geſchloſſen, die ſich ſo plötzlich in unerfreulicher, ſchmerzlicher Klarheit ihm offenbart hatten, und der hohen Fürſtin ſchwerbeleidigter Geiſt ſchwebte, von Engelsflügeln gehoben, der beſſern Heimath zu, der er angehörte.

Der Dauphin, Rache an Jamet du Tillay heiſchend, eilte an den Thron ſeines Vaters. Auf ſein dringendes Verlangen wurde unter dem Vorſitz zweier edler Männer, Jean Tuder und Robert Thibouſt, ein eigner Gerichtshof errichtet, vor welchem Jamet du Tillay gegen die Anklage vieler höchſt achtbarer Zeugen ſich rechtfertigen ſollte, die ihn beſchuldigten, abſichtliche boshafte Verläumdung gegen die Ehre der verſtorbenen Dauphine ſich erlaubt zu haben. Sogar die Königin legte feierlich und förmlich ihr Zeugniß gegen den Angeklagten vor den Richtern ab. Die Damen de Villequier, de Salignac und mehre andere, Herr Regnaut de Dresnay, der Gardecapitain Nicole Chambre und noch viele ſehr geachtete und bedeutende Perſonen traten, ihre Ausſage mit einem theuern Eide bekräftigend, gegen ihn auf. Jamet du Tillay leugnete Alles oder ſuchte, wo er dieſes nicht konnte, ſeinen Reden einen andern unſchuldigen Sinn unterzulegen, und als es ihm mit Beidem nicht gelingen wollte, erbot er ſich, im feierlichen Zweikampfe ſeine Unſchuld durch ein Gottesurtheil zu beweiſen. Der Liſtige wußte wohl, was er that.

Jean d'Eſtouteville, Louis de Laval, Regnaut de Dresnay beeiferten ſich, ſeine Ausforderung anzunehmen; doch leider trug auch dieſes Mal des Königs Schwäche gegen ſeine Günſtlinge den Sieg davon; ganz gegen ſein eignes früheres Gefühl für die theuere Verſtorbene, die er einſt als die ſchönſte Perle in ſeiner Krone hochgehalten und geliebt. Der Kampf wurde im Namen des Königs verboten und Jamet's Gegner vom Hofe verbannt.

Zorn, Haß, Rachedurſt bemächtigten ſich jetzt ganz des Dauphins, der, diesmal mit Recht über das Benehmen ſeines Vaters entrüſtet, ſich von nun an als der bitterſte Feind deſſelben betrug. Er zog ſogleich in die Dauphiné ſich zurück, und das Erſte, was er unternahm, war eine ſeltſam eingeleitete Verſchwörung gegen die Freiheit, einige Schriftſteller behaupten ſogar, gegen das Leben des Königs, ſeines Vaters, die aber glücklicherweiſe mislang.

◆

In demſelben Verlage ſind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

Adrian, Reiſe-Scenen aus Amerika. 1r Theil. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfrn. Rthlr. 3. 12 gr. — fl. 6.

— — Skizzen aus England. Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. — fl. 6.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſe Werke auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen Bilder und Skizzen aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

Bechſtein, Ludwig, Luther. Ein Gedicht. 8. Geb. 21 gr. fl. 1. 30 kr.

— — der Fürſtentag. Hiſtoriſch-romantiſches Zeitbild aus dem ſechszehnten Jahrhundert. 2 Bände 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

Belani, H. E. R., Romantiſche Erzählungen aus Portugal's Geſchichte. 8. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

Belani, H. E. R., der Heimathloſe. Roman in Zeitbildern. 3 Theile. Rthlr. 4. fl. 7.

Byron, Lord, ſämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Handſchrift und einer Anſicht von Newſtead-Abtey. 12 Bände. Geb. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. fl. 11.

Dieſe Ausgabe iſt *vollſtändiger*, als irgend eine bis jetzt in engliſcher Sprache erſchienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geſchmack von einem Vereine rühmlichſt bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rückſicht konnte das Auslaſſen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieſelbe um 15 Octavbogen *ſtärker* wurde, *wird dennoch vorerſt der äußerſt billige Subſcriptionspreis beibehalten.*

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter haben ſich über dieſe Ausgabe auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der *Halliſchen Lit. Zeitung* [1832. 195] beginnt:

„Wir ſehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Univerſalität des Geiſtes unſerer Sprache einen ihrer glänzendſten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzoſe oder der Italiener die kühne Kraft des engliſchen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung ſeines Geſanges, die Tiefe zerreißender und verſöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tauſend bedeutungsvollen Nuancen, welche *Byron* gleichſam tändelnd, aber nie ohne Abſicht und Bewußtſeyn, hinwirft?"

Cooper's ſämmtliche Werke, 87 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 16. fl. 25. Auf Druckpapier Rthlr. 10. 14 gr. fl. 17.

Dieſelben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Anſiedler. — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Waſſernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern. — Die Monikins.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

Döring, Georg, das Kunſthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30 kr.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. 40 kr.

— — Novellen. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6. fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpap. Rthlr. 5. fl. 9.

— — das Opfer von Oſtrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — die Geiſelfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Bände. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Phantaſiegemälde. 5 Jahrgänge. 1829 bis 1831 u. 1833. Jeder Jahrgang mit einem Titelkupfer von Fleiſchmann. Geb. à 16 gr. fl. 1. 12 kr.

— — Roland von Bremen. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. 8. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — dramatiſche Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen, aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaiſerſitz. 3. Die Wahlſtadt. 4. Guſtav Adolphs Abſchied von Frankfurt. Cartonirt. Rthlr. 1 8 gr. fl. 2. 15 kr.

Dieſe Dichtungen des berühmten Herrn Verfaſſers haben ſich des außerordentlichſten Beifalls nicht allein von Deutſchland, ſondern auch theilweiſe von England und Frankreich, wohin ſie talentvolle Ueberſetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritiſche Blätter den deutſchen Coop[illegible] denn wie er gleich dieſem genialen Schriftſteller einen Rei[illegible]thum der Erfindung entfaltet, eine ſcharfe Charakteriſirung in allen Individuen aufſtellt, ſo gelingen ihm auch ebenſo die Schilderungen von Naturſcenen, die Darſtellungen reizender und romantiſcher Lokalitäten, mit allen dichteriſchen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunſtwerke zu erheben. Daß die reinſte Moralität in allen ſeinen Dichtungen vorherrſche, und ſie deßhalb ohne Anſtand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, iſt allgemein anerkannt.

Duller, Eduard, Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. 8. geh. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 20 kr.

Dieſe neueſte Dichtung des ausgezeichneten und beliebten Verfaſſers iſt ganz geeignet, die Zahl ſeiner Freunde und Leſer zu vermehren. Der Kampf des Lichtes mit der Finſterniß in den Tagen der erwachenden deutſchen Freiheit; — Fehde bis in den Tod dem tauſendjährigen Wahne, der Unvernunft, der geiſtigen Vormundſchaft; — Treue bis in den Tod für Wahrheit und Recht; dies ſind die Grundideen dieſes dramatiſchen Gedichtes. — Möge der zeitgemäße Grundton des Werkes in unſerer und jeder Zeit ſeinen kräftigen Wiederhall finden.

Duller, Eduard, Erzählungen und Phantaſieſtücke. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

— — die Feuertaufe. Eine Erzählung. 2 Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

Der geiſtreiche Verfaſſer zeigt in dieſen ſeinen neueſten Werken den freundlichen Leſern eine Fülle der bunteſten Aus- und Anſichten. Ein friſcher Hauch des Lebens und der Phantaſie beſeelt ſeine Erzählungen und Phantaſieſtücke. Der Leſer findet darin bald ein freundlich gemüthliches Genrebild, bald ein Nachtſtück à la Höllenbreughel. In der „Feuertaufe“ führt der Verfaſſer ſeine Leſer in die Zeiten des furchtbarſten Aberglaubens, in das Gebiet der Hexenprozeſſe, zugleich aber läßt er den erſten Vertheidiger der Vernunft und Menſchenwürde gegen dies Unweſen, den edlen Jeſuiten Friedrich Spee auftreten, einen wahren Schutzgeiſt ſeines Zeitalters und eine Zierde aller Zeiten, einen Mann im höchſten Sinne des Wortes. Der reiche Stoff und die gelungene Behandlung berechtigen uns, dieſe beiden äußerſt intereſſanten Schriften allen Freunden einer geiſtreichen Unterhaltungslektüre zu empfehlen.

Duller, Eduard, Phantaſiegemälde für 1835. Mit einem Kupfer von Fleiſchmann. 8. Elegant gebunden. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

[illegible]ving, Washington, ſämmtliche Werke. Aus dem Engliſchen überſetzt. 53 Bändchen. Geh. Auf Velinpap. Rthlr. 9. 18 gr. fl. 16. 12. kr. Auf ordin. Druckp. Rthlr. 6. 20 gr. fl. 11. 18 kr.

Dieſelben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reiſenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geſchichte des Lebens und der Reiſen Chriſtoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoriſtiſche Geſchichte von New-York. — Reiſen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Die Reiſe auf den Prairien. — Abbotsford und Newſtead Abtey.

König, H., die Wallfahrt. Eine Novelle. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Kupferſammlung zu Cooper's ſämmtlichen Werken. Erſte Lieferung. 20 gr. fl. 1. 24 kr. Zweite Lieferung. 16 gr. fl. 1. 12 kr. Dieſelben enthalten: der Spion; der Letzte der Mohikaner; die Anſiedler; der Lootſe; Lionel Lincoln; die Steppe; der rothe Freibeuter; die Grenzwohner; die Waſſernire; der Bravo.

— — zu Irving's ſämmtlichen Werken. Erſte Lieferung. 16 gr. fl. 1. 12 kr. Zweite Lieferung. 8 gr. 36 kr. Dieſelben enthalten: das Skizzenbuch; Erzählungen eines Reiſenden; Bracebridge-Hall; Eingemachtes; Leben und Reiſen des Columbus.

Kupferſammlung zu Walter Scotts ſämmtlichen Werken. Erſte Lieferung: Das Fräulein vom See. 8 gr. 36 kr. — Zweite Lieferung: Kenilworth. 12 gr. 54 kr. — Dritte Lieferung: Peveril vom Gipfel. Ivanhoe. 12 gr. 54 kr. — Vierte Lieferung: Das Kloſter. Der Abt. — Fünfte Lieferung: Der Seeräuber. Marmion. Die

Braut von Lammermoor. — Sechſte L[illegible] rung: Quentin Durward. Rokeby. — [illegible] bente Lieferung: Waverley. Nig[illegible] Schickſale. — Achte Lieferung: Der Alt[illegible] thümler. Das Herz von Midlothian. — Neunte Lieferung: Die Presbyterianer. Der St. Ronansbrunnen. Robin der Rothe. Von der 4ten bis zur 9ten Lieferung koſtet jede 8 gr. 36 kr.

Nänny, J. C., Gedichte. Rthlr. 1. 6 gr. fl. 2.

Der Name des Herrn *Nänny* iſt den Freunden der Dichtkunſt aus Taſchenbüchern und Zeitſchriften ein erfreulicher Klang geworden, der immer irgend ein aus der Tiefe der Gemüths- und Phantaſiewelt geſchöpftes Product ankündigt. Vorzüglich aber ſind es heitre, liebliche Melodieen, die irgend eine gefühlvolle Anſchauung, eine poetiſche Erkenntniß des Lebens und der Natur enthalten, welche der Muſe des Herrn *Nänny* gelingen. Sie iſt ein reiches Kind, aber ihr Reichthum beſteht in Blumen und dieſe ſind wiederum einfache Blumen der Wieſe, traulich dem Herzen, wie dem Vaterlande, ein ſinniger Strauß für ſinnige Freunde der Poeſie.

Oefele, Freiherr von, Bilder aus Italien. 2 Bände. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. fl. 4. 48 kr.

Wir dürfen dieſe Bilder, hauptſächlich der Wahrheit und Lebensfriſche wegen, die ſie karakteriſiren, empfehlen. Es ſind Erfahrungen, die der Verfaſſer unter dem reizenden Himmelsſtriche Hesperiens geſammelt, es ſind *ſeine* oft höchſt eigenthümliche Anſichten, in denen uns ſo Vieles ſchon vielfach Beſprochene wiederum neu erſcheint, es ſind Ergebniſſe heitrer und romantiſcher Natur, welche hier in kecken Zügen, in warmen Localfarben zu Gemälden vereinigt werden, die den Beſchauer anziehn, belehren und ergötzen. Offen und einfach, wie Yorick, erzählt der Verfaſſer, unabſichtlich zur Hauptfigur ſeiner Bilder werdend, in deren Weſen ſich die Menſchlichkeit mit ihren tauſendfachen Schattirungen ſpiegelt.

Platen, Graf von, Geſchichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

— — die Liga von Cambrai. Geſchichtliches Drama in 3 Akten. geh. 12 gr. 54 kr.

Rückert, Fr., Nal und Damajanti. Eine indiſche Geſchichte. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 2. 48 kr.

[illegible] Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter Rückert, mit aller ihm in ſo ſeltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragene indiſche Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indiſchen Poeſie Unverſtändliche vermieden iſt, ſo daß ſie als eine ſinnige Liebeserzählung erſcheint, über welche ſich nur ein leiſer fremdartiger, aber lieblichſüßer Duft ausbreitet und ſie umweht. Das Mythologiſche, völlig verſtändlich, erſcheint in der Figur, welche am bedeutendſten eingreift, nur als Allegorie des böſen Gelüſtens, welches in unſerer Bruſt wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für wahre Poeſie einwohnt, wird an dieſer Dichtung, und wem Sinn für Sprachſchönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückert's Verſen ein Vergnügen genießen, wie es ſelten geboten wird.

Schopenhauer, Johanna, ſämmtliche Schriften. Wohlfeile Ausgabe. 24 Bände in Taſchenformat; mit dem Bildniß der Verfaſſerin. Auf ordin. Pap. Rthlr. 8. fl. 14. 24 kr. Auf Velinpap. Rthlr. 12. fl. 21. 36 kr.

Die geiſtige Bildung unſerer Nation geht mit Rieſenſchritten voran und durchdringt alle Stände. Das intellectuelle Leben ſpricht die Theilnahme der deutſchen Frauen mehr als ie an. Beſſer, gedeihlicher läßt es ſich aber nicht fördern, als wenn edle Frauen die Vermittlerinnen der geiſtigen Fortſchritte bei dem weiblichen Geſchlechte werden. Durch ihre hohe Bildung, durch ihr vielſeitiges Wiſſen, durch ihre reiche Lebenserfahrung, durch ihr ſittliches Streben, durch ihren feinen, ächt weiblichen Takt, durch ihr Darſtellertalent und ihre Sprachgewandtheit ſteht Johanna Schopenhauer vor allen andern ausgezeichnet da. Ihr Name wird von unſern berühmteſten Zeitgenoſſen mit hoher Achtung genannt: ihre Schriften umfaſſen die anziehendſten Zweige der Kunſt und des Wiſſens.

Dieſe ausgedehntere Verbreitung der Werke einer ſo geiſtvollen Schriftſtellerin, welche mit einer wahren Meiſterſchaft zu unterhalten und zugleich zu belehren, den Geiſt zu kräftigen, das ſittliche Gefühl zu erheben und namentlich die erhabene Beſtimmung der Frauen im ſchönſten Lichte zu zeigen weiß, nach Kräften zu fördern, hat die Verlagshandlung zu einer wohlfeilen Ausgabe ihrer Schriften veranlaßt. Dieſelbe ſchmeichelt ſich, einem Bedürfniß unſerer Zeit zu genügen, indem ſie den deutſchen Frauen und Mädchen Gelegenheit bietet, dieſe Schriften, welche in keiner Damenbibliothek fehlen dürfen, für einen geringen Preis anzukaufen.

Bieten wir gleich die wohlfeilſte Taſchenausgabe aller bis jetzt erſchienenen deutſchen Klaſſiker, ſo wird dieſelbe doch vor allen übrigen ſich durch Eleganz auszeichnen und ſo dem würdigen Namen der Verfaſſerin und dem Geſchmacke derer zumal, für welche dieſe Schriften zunächſt beſtimmt ſind, vollkommen entſprechen.

Um dem Publikum eine Ueberſicht der Vielſeitigkeit [illegible] Mannichfaltigkeit der ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen der berühmten Verfaſſerin zu geben, theilen wir hier den Inhalt [illegible] ſchiedenen Lieferungen mit.

I. Lieferung. Band 1, 2, 3, 7, 8 und 9, enthaltend: Fernow's Leben. 2 Theile. — Ausflug an den Rhein. — Gabriele. Novelle in 3 Theilen.

II. Lieferung. Band 4, 5, 6, 10, 11 und 12, enthaltend: Johann van Eyck und ſeine Nachfolger. 2 Theile. — Die Jahreszeiten. Novelle. — Sidonia. Novelle in 3 Theilen.

III. Lieferung. Band 13, 14, 15, 16, 19 und 20, enthaltend: Die Tante. Novelle in 2 Theilen. — Reiſe durch England und Schottland. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 2 Theile.

IV. Lieferung. Band 17, 18, 21, 22, 23 und 24, enthaltend: Reiſe von Paris durch das ſüdliche Frankreich bis Chamouni. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 4 Theile.

Schopenhauer, Johanna, Erzählungen. Acht Theile. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Auf Velinpap. Rthlr. 10. 20. gr. fl. 19. 24 kr. Auf Druckpap. Rthlr. 8. fl. 14.

Schopenhauer, Johanna, Novellen. Zwei Theile. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. fl. 4. 48 kr.

— — neue Novellen. Drei Theile. Rthlr. 3. fl. 5.

Dieſe 5 Bände Novellen ſind neu und noch nicht in der Geſammtausgabe aufgenommen.

Storch, Ludwig, der Diplomat. Novelle. 8. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 2. 48 kr.

— — die Intrigue. Eine Novelle in 2 Theilen. Zweite verbeſſerte Auflage. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3.

Storch, Ludwig, der Karikaturiſt. Novelle. 2 Theile. Rthlr. 3. 8 gr. — fl. 5. 48 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — die Beguine. Hiſtoriſcher Roman aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. 3 Theile. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Malers Traum. Novelle. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 3.

Die Leſewelt erhält in dieſen Erzählungen des allgemein bekannten und beliebten Verfaſſers eine reiche Gallerie von

Die

Reiſe nach Italien.

Novelle

von

Johanna Schopenhauer.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.
1836.

Univers [illegible] liothek *

„Aber iſt ſie nicht höchſt liebenswürdig? über die Kurländerinnen geht doch nichts in der Welt!" rief Gräfin Wittenfels, indem ſie zu der Geſellſchaft in ihren Salon zurückkehrte, welche ſie eben verlaſſen, um Frau von Dernau in den Wagen ſteigen zu ſehen. Schon auf dem Wagentritt ſtehend, hatte dieſe ihr nochmals das Verſprechen wiederholen müſſen, im nächſten Frühlinge, bei ihrer Rückkehr aus Italien, ſie hier auf ihrem Landſitze zu beſuchen, und einige Zeit bei ihr zu verweilen.

„Meines Wiſſens iſt dieſes die erſte Kurländerin, die du in deinem Leben zu Geſichte bekommen; und überhaupt, was haben wir von allen den fremden Leuten? ich wollte ſie blieden, wo ſie hingehören,“ brummte verdrießlich der Herr Graf.

„Wen meinen Euer Gnaden eigentlich, die Mutter oder die Tochter?“ fragte ein ältlicher Herr.

„Die Mutter, das verſteht ſich ja von ſelbſt,“ erwiederte lächelnd die Gräfin, „die Tochter iſt ja noch ein Kind.“

„Nun aus den Kinderſchuhen ſchien die doch ziemlich hinausgewachſen zu ſein,“ ſprach eine ſchon bejahrte Dame, Frau von Kölly, die Tante des Grafen, „Mädchen im ſechszehnten Jahre ſind leider in dieſen Tagen keine Kinder mehr. Zu meiner Zeit war das anders.“

„Freilich, freilich!“ nahm der Graf wieder das Wort, „die Kleine blickte ſchon recht keck in die Welt hinein. Das lachte! das ſchwatzte! Eduard,“ rief er einem jungen Offizier zu, „was hatteſt du denn dort in der Fenſterecke ſo wichtiges mit ihr zu verhandeln? von deinem hübſchen „Färdchen“, das der Reitknecht eben im Hofe herumführte, war die Rede, ſo viel habe ich im Vorübergehen wohl vernommen, und das iſt für dich ein unerſchöpfliches Thema!“

„Sie befehlen, lieber Onkel?“ rief Eduard, wie aus einem Traume erwachend, ſprang von ſeinem Stuhle auf, fuhr, ſcheu umherblikkend, ob man ihn nicht bemerke, mit etwas, das er in der Hand hielt, in die Bruſttaſche ſeiner Uniform, und ſtellte, mit einem ſehr verlegenen Geſichte, ſich kerzengerade vor den Grafen hin, als ob er einen Auftrag von dieſem erwarte. Der Graf, ohne ihn weiter zu beachten, fuhr nach ſeiner gewohnten mißmüthigen Art in ſeiner Rede fort, während Fräulein Eliſe und Fräulein Emma, zwei junge Kouſinen der Gräfin, über das zerſtreute Weſen des armen Eduard unbarmherzig lachten und mit allerlei Neckereien ihn endlich zum Saal hinaustrieben.

„Ich begreife gar nicht,“ ſprach der Graf,

„was meinen alten Freund den General bewogen haben kann, uns gerade dieſe Leute, und zwar auf das dringendſte, zu empfehlen. Eine Dame, ein ſteifer Herr Hofmeiſter, ein naſeweiſes junges Mädchen, und ein ungezogener achtjähriger Knabe! eine unterhaltende Geſellſchaft in der That. Was fängt man damit an? welchen Vortheil kann eine ſolche Bekanntſchaft uns bringen? Man martert ſich ab, um Leute zu amüſiren, die nicht amüſabel ſind, das iſt alles, was man davon hat; denn in ihren abgelegenen Winkel der Welt wird wohl ſo leicht keiner von uns hineingerathen, um gegenſeitig ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen. Unverantwortlich iſt der Mißbrauch, der jetzt mit Empfehlungsbriefen getrieben wird. Die fremden Geſichter, die auf dieſe Weiſe mir aufgedrungen werden, ſind mir alle höchſt unangenehm; und da meine Frau mit wenigſtens einem halben Hundert theuern vertrauten Freunden in allen Ecken der Welt in Korreſpondenz ſteht, ſo wird mein Haus nie leer davon. Und nun vollends Kurländer! ſchon ihr gekniffner affektirter Dialekt, ihre ewigen Diminutive, ihr Häuschen, Färdchen, Epfelchen, macht ſie mir ganz unerträglich.“

„Aber wie ſoll man das Leben friſch erhalten? wie ſoll man mit der Welt fortſchreiten, wenn man weder Fremde bei ſich ſehen, noch das Ausland beſuchen will?“ erwiederte die Gräfin etwas ungeduldig.

„Auf rollenden Steinen wächſt kein Gras,“ nahm mit ſtrafendem Ernſte Tante Kölly jetzt das Wort. „Ich weiß es lange, Frau Nichte, Ihr Sinn war von jeher auf das Reiſen gerichtet, aber mancher geht nach Wolle aus, und kommt geſchoren zu Hauſe an. Was wir daheim haben, wiſſen wir, was wir, zu unſerm eigenen Schaden und Verdruß, auswärts antreffen könnten, läßt ſich nicht vorherſehen

Ich ſage das nicht ohne beſondere Bedeutung für Sie, Frau Gräfin, Sie thäten wohl, darüber ein wenig nachzudenken.“

Der Graf ſtand mit einer ſehr unmuthigen Bewegung von ſeinem Stuhle auf; die Gräfin that, als habe ſie von dem, was die Tante geſagt, kein Wort gehört, und fuhr ganz unbefangen fort zu reden.

„Und gerade ihr kurländiſcher Dialekt gab, meinem Gefühle nach, der Frau von Dernau etwas unbeſchreiblich anmuthiges; es klingt fremdartig; das läugne ich nicht, aber es liegt doch ein großer Wohllaut und etwas ungemein treuherziges darin. Habe ich nicht recht Baron? Sie, als Poet und Sprachkundiger, können am beſten darüber urtheilen,“ ſetzte ſie, zu einem jungen Hausfreunde gewendet, hinzu.

„Gewiß,“ erwiederte dieſer, „aber dieſer Wohllaut lag eigentlich mehr in der ungemeinen Lieblichkeit des Sprechtones der Frau von Dernau. Die Kinder ſprachen ganz im kurländiſchen Dialekt, die Mutter aber eigentlich nicht. Mir ſchien es ſogar, als ob ſie, obgleich der deutſchen Sprache vollkommen mächtig, dieſe als eine erlernte, und nicht als ihre Mutterſprache behandle. Ich möchte eine Wette darauf eingehen, daß ſie weder eine Deutſche, noch eine geborne Kurländerin iſt; wahrſcheinlich eine in früher Jugend nach Kurland gekommene Polin. Ihre ganze Erſcheinung beſtätigt dieſe Vermuthung, die ſchlanke und doch nicht hagere Geſtalt, die den Polinnen eigne weiche ſchmiegſame Nachläſſigkeit, die jeder ihrer Bewegung etwas unnachahmlich graziöſes giebt.“

„Nun Sie haben ſie recht aufmerkſam beobachtet, wie ich merke,“ fiel die Gräfin, ſichtbar gelangweilt, ihm ein.

„Das Fräulein iſt doch wohl nur ihre Stieftochter,“ bemerkte der ältliche Herr. „Wenn das junge Mädchen wirklich ſechszehn Jahre alt iſt, wie der Anſchein es gibt, ſo müßte die Mutter deren doch wenigſtens fünf bis ſechs und dreißig zählen; und ich hätte ihr kaum ſo viele zwanzig zugetraut.“

„Sie ſind zu gütig,“ erwiederte die Gräfin mit einem kleinen ſpöttiſchen Lächeln, „aber gut konſervirt hat ſie ſich, das muß man ihr zugeſtehen.“

„Das iſt ein von den Göttern den Kurländerinnen gegebenes,“ fuhr der alte Herr fort. „Die unlängſt verſtorbene Herzogin von Kurland lieferte davon den glänzendſten Beweis; ſie war ſchon den Funfzigen nahe, und noch immer jugendlich ſchön, voll unausſprechlichem Liebreiz.“

„Putz und Toilettenkünſte wirken oft Wunder, beſonders bei fürſtlichen Damen,“ erwiederte die Gräfin. „Doch meinetwegen mag Frau von Dernau als eine zweite Ninon noch in ihrem ſiebzigſten Jahre die größten Eroberungen machen, ich gönne es ihr von Herzen. Aber ſie reiſ't morgen ab!"

„Deſto beſſer für uns!" rief der Graf.

„Sie geht nach Italien!" ſeufzte die Gräfin. „Sie wird die ewige Roma ſehen, nach der mein ſehnender Geiſt ſo oft vergeblich die Flügel ſchwingt. Frei und unbeſchränkt in ihrem Thun und Laſſen, wird ſie, ſo lange ſie will, auf klaſſiſchem Boden verweilen, wird von einem Wunder der Kunſt zum andern eilen, während ich Arme hier ewig an der Scholle kleben bleiben muß!"

„Frau Gräfin, erlauben Sie, das nenne ich ſündlich geſprochen," nahm Tante Kölln wieder das Wort. „Frau von Dernau iſt eine Wittwe, deshalb kann ſie nach Luſt und Belieben in der Welt herumziehen; ich will nicht hoffen, daß Sie um den nämlichen Preis Ihre Neugier befriedigen möchten? Irdiſche Wünſche, deren Gewährung Gott uns verſagt, ſoll man übrigens mit chriſtlicher Ergebung unterdrücken, denn er weiß am beſten, was zu unſerm wahren Frieden dient,“ ſetzte die fromme Frau noch hinzu, ſtand auf, und verließ im heiligen Zorn die Geſellſchaft.

Eine wahrſcheinlich ziemlich bittere Antwort von Seiten der Gräfin wurde dadurch unterdrückt; der Graf ſetzte, zur gewohnten Abendunterhaltung, mit ein paar Freunden ſich zum Spiele nieder. Der übrige Theil der Geſellſchaft ordnete ſich im Kreiſe um den Baron, den ſechsten Akt eines Trauerſpiels vorleſen zu hören, deſſen Verfaſſer er ſelbſt war, und gerieth, wie billig, vor Rührung und Entzücken außer ſich. Alle Welt war zufrieden geſtellt; daß Eduard abweſend ſei, wurde erſt ſpäter bemerkt. „Der Herr Lieutenant laſſen ſich empfehlen, ſie ſind nach der Stadt geritten, weil ſie morgen für einen kranken Herrn Offizier die Wache übernehmen müſſen,“ berichtete einer der Diener.

„Er iſt der ſchönen Alexandra nachgeritten, um ihr ein Armband zu überbringen, das ſie hier verloren,“ flüſterte lachend Fräulein Eliſe der Gräfin zu.

„O ſchöne Zeit der erſten jungen Liebe!“ ſeufzte die Gräfin, und gab dem Baron den Arm, um ſich von ihm in das Speiſezimmer führen zu laſſen.

Leider verkündeten alle Thürme der Stadt ſchon die achte Abendſtunde, als Eduard am Thore ſein Pferd dem Reitknecht übergab, um dem Gaſthofe, in welchem Frau von Dernau wohnte, zuzueilen, und der zur ſpäten Sommerszeit früh eintretende Abend ging bereits in nächtliches Dunkel über. Auf des Pförtners Verſicherung, daß die Damen zu Hauſe wären, eilte Eduard leichtfüßig genug die Treppe hinauf, doch an der Thüre des Zimmers verließ ihn plötzlich der Muth. Die Unſchicklichkeit, bei fremden Damen in ſo ſpäter Abendſtunde einen Beſuch zu wagen, fiel ihm ſchwer auf das Herz, aber auch die Furcht, daß ſie am Morgen vielleicht ſchon abgereiſet ſein könnten. Unſchlüſſig, ob er anklopfen ſolle oder nicht, ſtand er da, und der ſonſt nicht leicht verſchüchterte junge Mann wäre vielleicht noch lange vor der verſchloſſenen Thüre ſtehen geblieben, wäre dieſe nicht ohne ſein Zuthun von innen geöffnet worden. Alexandra ſelbſt trat hinaus, ihm entgegen, aber wie ſo ganz anders, als er noch vor ein paar Stunden ſie geſehen! mit bleichen Wangen, Augen voll Thränen, dem rührendſten Ausdruck innerer Angſt in den anmuthigen Zügen des lieblichen Geſichts.

Erſchrocken ſtanden beide ein paar Sekunden und ſtarrten einander an, ohne ein Wort vorbringen zu können; plötzlich aber erſchien **Alexandra** wie neubelebt, ihr Auge lächelte, Roſenglut färbte ihre Wangen wieder.

„Sie ſind es? Sie ſind es wirklich, lieber Herr von **Wittenfels**?“ rief ſie, und ſtreckte beide Händchen ihm entgegen. „Gewiß, Sie kommen mir wie ein Bote vom Himmel; denn nicht wahr, Sie haben es gefunden und bringen es mir? Wie ſoll, wie kann ich Ihnen danken,“ fuhr ſie mit mädchenhafter Geſchwätzigkeit fort, während **Eduard**, noch immer verſtummend, das verlorne Armband ihr überreichte, das ſie freudig entzückt an ihre Lippen drückte. „Du liebes, liebes Kettchen, wie froh bin ich, dich wieder zu haben! nun will ich dich auch beſſer in acht nehmen, du ſollſt mir nicht wieder entkommen,“ rief ſie, ſchlang es um ihren runden weißen Arm, und hielt ihn dann Eduarden hin, damit er das Schlößchen daran feſter zudrücken ſolle.

Eduard wußte noch immer nicht wie ihm geſchehen; er ſtammelte einige zierliche unzuſammenhängende Worte, von Glück, von Entzückung, vom Schmerz des nahen Abſchiedes; er wußte ſelbſt nicht, was er ſprach oder ſprechen wollte, fühlte, wie ungeſchickt er ſich benehme, ärgerte ſich über ſich ſelbſt, und wurde darüber immer verlegener.

Alexandra ward ſeine innere Herzensangſt gar nicht gewahr; ſie konnte nicht aufhören ihm zu danken, und ſich über ihr wiedergefundenes Armband zu freuen, recht wie ein glückliches Kind am Weinachtsabend. „Aber Sie halten mich wohl für recht kindiſch, oder wohl gar für recht eitel, weil ich auf einen ſolchen unbedeutenden Schmuck ſo hohen Werth lege?“ ſprach ſie plötzlich ernſter werdend. „Wenn dem ſo iſt, ſo thun Sie mir großes

Unrecht, lieber Herr von Wittenfels. Und wenn ich um alles gekommen wäre, was ich an Schmuck und Putz ſonſt noch beſitze, es hätte mich nicht ſo außer Faſſung gebracht, das glauben Sie nur feſt. Aber der Verluſt dieſes Kettchens hätte meine Mutter betrübt, und das beängſtete mich ſo ſehr. Geſcholten hätte ſie mich nicht, denn ſie iſt die Nachſicht und Liebe ſelbſt, aber es hätte ihr vielleicht Thränen gekoſtet, und wie hätte ich das aushalten können! Sie hat das Kettchen ſehr lieb, denn es iſt das Einzige, was ſie noch von ihrem Vater beſitzt, und ich muß immer lange bitten, ehe ſie mir erlaubt, es einmal zu tragen. Sie ſehen ſelbſt, es iſt recht altmodiſch, aber auch recht fein und künſtlich gearbeitet, darum gefällt es mir ſo ſehr.“

Eduard war indeſſen wieder zu einiger Beſinnung gelangt, er betrachtete aufmerkſamer das Armband, und bemerkte, daß das

Schlößchen daran, wahrſcheinlich durch den Druck einer Feder, zu öffnen ſei, und in ſeinem Innern vielleicht einen Namenszug oder ein Porträt verberge. Beide verſuchten gemeinſchaftlich das Geheimniß zu entdecken, aber es gelang nicht. Das Geſpräch zwiſchen ihnen war inzwiſchen freier und herzlicher geworden, und der Gedanke an die nahbevorſtehende Trennung erfüllte beider Gemüth mit ſchmerzlicher Wehmuth. Alexandra war zu jung, zu unſchuldig, zu unerfahren, um ihr Gefühl verbergen zu wollen. Eduard ſtand vor ihr, ſchwankend zwiſchen Wonne und Schmerz. Sein übervolles Herz war dem Ueberſtrömen nahe, als Alexandra zu ihrer Mutter gerufen ward, um beim Einpacken zu helfen.

Eduard fühlte, daß er ſich jetzt entfernen müſſe, ſeine ganze Seele war in ſeinen Augen. „Alexandra," ſprach er, und drückte die zitternde Hand des tiefbewegten Mädchens an ſeine brennenden Lippen, „Alexandra, Sie gehen einem ſchönen freudigen Leben entgegen, Bewunderung, Liebe, werden auf jedem Schritte Sie begleiten. Ich bleibe hier, und muß einſam ewig Ihrer gedenken. Ihr Bild trage ich im Herzen, ſo lange es ſchlägt, und Sie werden meiner ganz vergeſſen.“

„Nie! nie!“ rief Alexandra und eine helle Thräne perlte in den ſchönen blauen Augen, „habe ich nicht das liebe Armband? kann ich es ſehen, ohne Ihrer dabei zu gedenken?“

Mit Tagesanbruch ſtand Eduard am folgenden Morgen vor dem Gaſthofe, der Wagen war ſchon vorgefahren. Frau von Dernau trug freundliche Grüße an ſeine Verwandten ihm auf, während er beim Einſteigen ihr half. Alexandra ſtand zögernd in der Thüre des Gaſthofes. Eduard flog zu ihr. „Werden Sie auch in der Ferne zuweilen meiner gedenken?“ fragte er kaum hörbar. „Ewig, ewig!“ erwiederte ſie mit bebender Stimme, faßte ihren Reiſeſchleier dichter zuſammen, um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, drückte ihm ein kleines Päckchen heimlich in die Hand, und ſchwang leicht wie ein Vog'el ſich in den Wagen, ihrer Mutter zur Seite. Eduard ſtarrte dem fortrollenden Wagen nach, bis ihm die Augen übergingen, dann betrachtete er Alexandras Geſchenk, eine kleine, von ihr ſelbſt geſtickte Brieftaſche. Mit leichten Zügen ſtand ihr Name darin wie hingehaucht; leidvoll und freudevoll entfernte ſich Eduard endlich, die Parade verwünſchend, die ihn verhinderte, ſich auf ſein Pferd zu werfen und dem holden Mädchen wenigſtens bis zur erſten Station nachzueilen.

Unter dem Schutz und der Führung ihres Freundes Haller, der es ſich ohne Widerrede gefallen ließ, mitunter für den Hofmeiſter des kleinen Otto gehalten zu werden, langte Frau von Dernau mit ihren beiden Kindern jenſeits der Alpen an, ohne daß widrige Zufälligkeiten die Annehmlichkeit der Reiſe geſtört hätten. Haller war einer jener ſeltenen, von der Natur hoch begünſtigten Menſchen, deren äußere und innere Vorzüge gleich beim erſten Anblick die Herzen gewinnen, und in der Geſellſchaft eine ausgezeichnete Stellung ihnen einräumen. Mitau war ſein gewöhnlicher Wohnort, wo er als ein ſehr bedeutender, von Allen hochgehaltener Rechtsgelehrter in ſehr angenehmen Verhältniſſen mit ſeiner Familie lebte. Eine Anſtellung im Dienſte des Staates hatte er nie annehmen wollen, ſo oft ſie auch, auf die ihn ehrendſte Weiſe, ihm geboten worden war. Er war nicht reich, aber doch wohlhabend genug, um unabhängig, ſeinem Stande gemäß, leben zu können, und zog es vor, ohne äußere Beſchränkung den Unterdrückten mit Rath und That beizuſtehen, ſich den Tag über, nach eigner Wahl, geiſtig zu beſchäftigen und Abends, im Kreiſe der Seinigen und einiger auserwählten Freunde, Erholung nach der Arbeit zu ſuchen und zu finden.

Von Jugend auf hatte Haller mit der Familie Dernau in freundlichen Verhältniſſen geſtanden; Frau von Dernau, welche mit ihrem Gemahl während des in jenen Gegenden unendlich langen Winters alljährlich ihr Landgut zu verlaſſen pflegte, um die traurigſte Zeit des Jahres in dem geſelligen Mitau zuzubringen, war eine zu ausgezeichnete Erſcheinung, als daß Haller es nicht für einen großen Gewinn hätte achten ſollen, die liebenswürdige und doch ſo anſpruchsloſe Frau in den kleinen geſelligen Kreis zu ziehen, der ihn umgab, während ihr Gemahl mehr in Männergeſellſchaften Freude fand. Ihre äußere Liebenswürdigkeit, und die ausgezeichnete Bildung ihres Geiſtes waren es nicht allein, was ihm ein lebhaftes Intereſſe für ſie einflöſ'te; die milde Sanftmuth, die ſtille unabänderliche Heiterkeit, mit der ſie manches ertrug, worüber Andere, als unerträglich, laut geklagt haben würden, flöſ'ten wahre Bewunderung ihm ein; denn er ſah und fühlte, daß dieſe Sanftmuth, dieſe Heiterkeit, nicht auf der Schwäche, ſondern vielmehr auf der innern Kraft und Feſtigkeit ihres Gemüthes und Karakters beruhten. Sie war, wie ſie war, weil ſie nicht anders ſein wollte.

Herr von Dernau liebte ſeine Gemahlin, ihre Ehe war keinesweges den unzufriedenen beizuzählen, aber Hallers Scharfblick konnte es doch nicht entgehen, wie wenig beide im Grunde für einander paßten; in Hinſicht ihrer Neigungen, ihrer Gewohnheiten, ihrer Art das Leben anzuſehen, waren ſie himmelweit verſchieden, und die Art war wirklich bewundernswerth, mit der Frau von Dernau in den Willen ihres Mannes ſich zu fügen wußte, ohne jedoch ihre Selbſtändigkeit ganz aufzugeben, und ſich zur Sklavin zu erniedrigen.

Aber auch ihre Stellung in der Geſellſchaft, zu der ſie ihrem Stande nach gehörte, und zu deren ſchönſter Zierde ſie von der Natur beſtimmt zu ſein ſchien, führte viel drückendes und unangenehmes mit ſich. Nach einem ziemlich langen Aufenthalt im Auslande hatte Herr von Dernau Verwandten und Freunden ſeine Vermählung mit einem Fräulein von gutem Hauſe angezeigt, ohne ſich weiter auf nähere Auskunft über die Familie deſſelben einzulaſſen. Auch ſpäterhin, als er nach ungefähr zwei Jahren mit ſeiner jungen Gemahlin, und der damals kaum einjährigen Alexandra auf ſeinen Gütern anlangte, ſtellte er ſie zwar allen ſeinen Bekannten vor, aber auf ihrer Herkunft ruhte noch immer ein undurchdringliches Dunkel, welches zu lüften er gar nicht geneigt ſchien. Direkte Fragen mochte Niemand wagen, und alle verſteckte Verſuche, hinter die Wahrheit zu gelangen, wurden, oft recht künſtlich, von ihm vereitelt.

Die Stellung der jungen Frau in der Geſellſchaft wurde dadurch unendlich erſchwert; ihrem Betragen konnte Niemand die gerechteſte Anerkennung verſagen. Ihrer Schönheit, ihrer anſpruchsloſen Liebenswürdigkeit, ihrer ſeltenen Geiſtesbildung wurde Bewunderung reichlich gezollt, aber man fing an, ihre Ebenbürtigkeit zu bezweifeln, und der kurländiſche Adel iſt in ſolchen Fällen zu toleranter Nachſicht wenig geneigt. Frau von Dernau mußte bei vielen Gelegenheiten eine Art von Zurückſetzung von ihres Gleichen erfahren, die nur dadurch weniger drückend wurde, daß ſie verſtändig genug war, ſich derſelben ſo ſelten als möglich auszuſetzen, und wenn dieſes unvermeidlich wurde, ſie nicht bemerken zu wollen.

Herr von Dernau ſtarb während des Winteraufenthalts in Mitau, vom Nervenſchlage getroffen; ſchnell und unerwartet endete ſein Leben, mitten in der vollſten Blüthe des männlichen Alters, und die Art, wie er in ſeinem Teſtamente für ſeine Frau geſorgt, war der ſprechendſte Beweis, wie ſehr er dieſe geliebt, und wie hoch er ſie immer gehalten. Als Vormünderin ihrer Kinder blieb ſie lebenslänglich ohne alle Nebenbedingungen im vollen Beſitz der Einkünfte ſeiner Güter; nur das Bedeutendſte derſelben, ein Majoratsgut, mußte in Folge alter Familienverträge nach Vollendung des ein und zwanzigſten Jahres dem Sohne übergeben werden. Dieſer Zeitpunkt aber war noch weit entfernt, und inzwiſchen war Herr Haller, als Mitvormund, ihr von ihrem verſtorbenen Gatten zum Beiſtande zugegeben;

eine Wahl, welche das Gefühl inniger Dankbarkeit, das ſie dem Andenken deſſelben zollte, noch um Vieles erhöhte.

Das Teſtament des Verſtorbenen war indeſſen von dem Gewöhnlichen zu abweichend, um nicht einiges Aufſehen zu erregen. Das über die Herkunft der reichen jungen Wittwe ruhende Dunkel kam dadurch, lauter wie zuvor, auf's neue zur Sprache. Entfernte Verwandte des Herrn von Dernau, die, im Fall er ohne männliche Erben geſtorben wäre, auf den Beſitz des Majoratgutes Anſprüche zu haben glaubten, wurden dadurch aufmerkſam gemacht. Sie erkundigten ſich unter der Hand bei Herrn Haller, ohne jedoch ſich zu nennen, ob der Sohn einer bürgerlichen Mutter wohl auf die Vorrechte des Majorats einer altadelichen Familie Anſprüche machen könne, in deren langer Ahnenreihe bis jetzt auch nicht die kleinſte Lücke zu finden geweſen. Man ging ſo weit, ihn ſogar die Exiſtenz eines alten Familienpaktes ahnen zu laſſen, der auf dieſen Fall Bezug habe, und irgendwo in dem Familienarchive ſich auffinden laſſen müſſe.

Haller gerieth durch alles dieſes in nicht geringe Sorge um die künftige Ruhe ſeiner Freundin, die von Uebelwollenden gar leicht durch einen weitläuftigen und unangenehmen Prozeß gefährdet werden konnte, deſſen Entſcheidung keineswegs vorherzuſehen war. Indeſſen nahm er ſich vor, dem Uebel, das er von weitem herannahen ſah, durch eifriges Nachſuchen in den Dernau'ſchen Familienpapieren ganz in der Stille zu begegnen, und ohne Frau von Dernau durch Beſorgniſſe, die vielleicht grundlos waren, zu beunruhigen, ihr beim Ordnen ihrer Angelegenheiten als treuer Freund und Berather zur Seite zu ſtehen.

Schon war faſt ein Jahr ſeit dem Tode des Herrn von Dernau verfloſſen. Haller hatte während der Zeit oft verſucht, von ſeiner Freundin etwas über ihre eigentliche Herkunft zu erfahren, aber er ſtand immer wieder davon ab, wenn er ſah, in welche ſchmerzliche Bewegung ſie dadurch gerieth. Ueberhaupt war ſeit einigen Monaten ein eigener Geiſt der Unruhe über ſie gekommen, der mit ihrer gewohnten heitern Gelaſſenheit in ſeltſamem Kontraſt ſtand, und augenſcheinlich ein tief in ihrem Gemüthe verborgenes Geheimniß ahnen ließ, das ihren innern Frieden geſtört.

Haller kannte ſeine Freundin zu gut, um voreilig durch Fragen ein Vertrauen erzwingen zu wollen, das, ſeiner Ueberzeugung zufolge, im Verlaufe der Zeit ihm von ſelbſt entgegen gebracht werden würde. Auch glaubte er, der Augenblick dazu ſei ſchon gekommen, als Frau von Dernau eines Tages zur ungewohnten Stunde ſeine Gegenwart verlangte; aber zu ſeinem großen Erſtaunen ſprach ſie nur die dringende Bitte gegen ihn aus, ihr für ihren Sohn einen Hofmeiſter zu wählen, der zugleich ſich dazu eigne, auf einer Reiſe nach Italien ſie zu begleiten, die ſie mit nächſtem anzutreten Willens ſei, um mit ihren Kindern nächſten Winter in jenem Lande zuzubringen.

„Nach Italien!“ rief **Haller**; „waren Sie ſchon früher in Italien?“ „Ich war in meiner Jugend dort,“ erwiederte ſie kaum hörbar. **Haller** betrachtete ſie mit einem ſehr ernſten Blick, wie ſie erröthend mit geſenktem Auge vor ihm ſaß. Daß dieſer unerwartete Entſchluß mit dem längſt geahnten Geheimniß ſeiner Freundin in Zuſammenhang ſtehe, war ihm klar. Er verſuchte durch leicht aufzufindende Vorſtellungen und Gründe ſie davon abzubringen, ſie wenigſtens dahin zu bewegen, ein näheres Ziel ihrer Reiſe ſich zu wählen; doch ganz gegen ihre ſonſtige Art brach **von Dernau** in einen Strom von Thränen aus.

„O ſuchen Sie nicht von der Ausführung meines Entſchluſſes mich abzuhalten,“ bat ſie leidenſchaftlich. „Ich muß nach Italien, ich finde keine Ruhe, bis ich jenes Land wieder geſehen! ſeit mehreren Monaten verfolgt mich der Gedanke an dieſe Reiſe wie ein Geſpenſt. Ich werde ſie glücklich vollbringen und beruhigter wiederkehren, hier muß ich untergehen, denn die Sehnſucht, die mich dorthin zieht, nagt an meinem Leben. Fragen Sie nicht, was dieſe Sehnſucht veranlaßt, jetzt nicht, hier nicht, kann ich es Ihnen erklären. Aber laſſen Sie mich nicht unbegleitet, nicht ſchutzlos den weiten Weg antreten, dieſes Einzige bitte ich von Ihnen.“

Haller blickte ſchweigend und ſinnend eine Weile vor ſich hin, ein Druck der treuen Freundeshand beſchwichtigte einſtweilen die ängſtlich bittende Frau, und bewog ſie ebenfalls ſchweigend und gelaſſener das Reſultat ſeines Nachdenkens abzuwarten. Tauſend Gedanken und Wünſche kämpften indeſſen in ihm; auch er war in ſeiner Jugend in Italien geweſen, hatte einige Zeit in Rom zugebracht, und wie der Kuhreigen auf den von ſeinen Bergen entfernten Schweizer, übt der bloße Name dieſes Landes auf jeden, der es einſt betrat, eine magiſche, faſt unwiderſtehliche Gewalt aus. Ueberdies bedurfte Hallers durch unabläſſige Arbeit angegriffene Geſundheit einiger Erholung, und alle die ihn liebten, hatten ſchon längſt in ihn gedrungen, dieſe auf einer Reiſe von gröſſerer Ausdehnung zu ſuchen.

„Und wie wäre es, wenn ich ſelbſt der Begleiter würde, der Sie, liebe Freundin, unterwegs beſchützt, und nebenher den kleinen Otto ein wenig behofmeiſtert?“ fragte er plötzlich.

Frau von Dernau mochte ihren Sinnen kaum trauen; ihr freudiger Dank wußte in der erſten Ueberraſchung keine Worte zu finden.

„Endlich am Ziel!“ ſeufzte Frau von Dernau leiſe vor ſich hin, als ſie in Modigliana, einem Dorfe im Toskaniſchen, anhielten. Kaum fähig vor innerer heftiger Bewegung ſich aufrecht zu erhalten, ſtieg ſie aus dem Wagen, befahl abzupacken, und fing an in dem beſten Gaſthofe des kleinen Ortes, der noch immer ſchlecht genug war, ſich auf eine Weiſe einzurichten, die auf einen verlängerten Aufenthalt in demſelben hinzudeuten ſchien.

Verwundert ſah Haller ihr zu; zum erſtenmal während der ganzen Reiſe trat ſie ſo ſelbſtſtändig auf; bis jetzt hatte ſie die Anordnung derſelben ihm ganz allein überlaſſen.

„Hier, in dieſem elenden Neſt, wollen Sie übernachten, liebe Freundin, während wir auf dem Wege nach Florenz noch eine gute Strecke zurücklegen könnten?“ fragte er endlich.

„Hier übernachten wir, und bleiben wahrſcheinlich noch längere Zeit hier,“ erwiederte

Frau von Dernau, beſtimmter als er jemals ſie geſehen. „Ich erſcheine Ihnen in einem wunderlichen Lichte, Sie halten mich für eigenſinnig und launenhaft, aber trauen Sie meinem redlichen Worte, ich bin es nicht, lieber Freund, haben Sie nur noch eine kleine Weile Geduld mit mir,“ ſetzte ſie bittend hinzu. In dieſem Augenblick trat die Wirthin herein, um die Befehle der fremden Herrſchaft zu vernehmen.

„Lebt Luigi Chiappini noch in Modigliana?“ fragte ſehr bewegt Frau von Dernau, ſo wie ſie dieſelbe erblickte.

„Luigi Chiappini?“ wiederholte die Frau, „freilich lebt er, warum ſollte er nicht leben? der brave Mann; hat er nicht alles vollauf? ſein Gut iſt das ſchönſte weit und breit im Lande. Aber Vincenza Diligento iſt vor ein paar Jahren geſtorben, und ſeitdem ſoll er erſt recht angefangen haben zu leben, denn ſie ſoll ein böſer Drache geweſen ſein, ſagen die Leute. Eccelenza kennt die Familie?“ Frau von Dernau antwortete nicht, und Haller, der ſie während der Zeit aufmerkſam beobachtet hatte, beeilte ſich die läſtige Schwätzerin zu entfernen.

Was kann die groſse vornehme Signora mit dem Luigi zu ſchaffen haben? dachte die Wirthin, und eilte zu der Dienerſchaft der Reiſenden, um vielleicht von dieſen es zu erfahren; leider aber verſtanden Hallers Bedienter und die Kammerjungfer der Frau von Dernau kein Italieniſch.

„Theure Freundin, ich glaube, es iſt für mich jetzt an der Zeit, um Ihrer willen die Furcht, Ihnen zudringlich zu ſcheinen, zu überwinden,“ ſprach Haller, als er mit Frau von Dernau wieder allein war, und ergriff theilnehmend ihre kalte Hand. „Ein bedeutender Kampf geht in Ihrem Innern vor; ich glaube zu ſehen, daß Sie mir etwas vertrauen möchten, woron es Ihnen ſchwer wird das erſte Wort auszuſprechen. Vielleicht kann ich Ihnen dieſes erleichtern, indem ich geradezu frage, wer iſt Luigi Chiappini? und welchen Antheil nehmen Sie an ihm," ſetzte er mit ſehr ſanfter Stimme hinzu.

„Hörten Sie jemals, vor achtzehn bis neunzehn Jahren, oder laſen vielleicht in öffentlichen Blättern, von einer Sängerin Namens Maria Stella, die damals in Italien viel Aufſehen erregte?" erwiederte Frau von Dernau ſichtbar beklommen.

Haller, über dieſe auf ſeine Frage wenig paſſende Antwort verwundert, blickte ſie aufmerkſam an; ſie ſchien ängſtlich auf ſeine Erwiederung zu harren. „Allerdings las und hörte ich viel von dieſem Stern erſter Größe an dem Theaterhimmel jener Zeit," antwortete er mit ſo leichtem Ton, als er in der Gemüthsbewegung, in der er ſich befand, erzwingen konnte.

„Zu meinem großen Leidweſen ging er erſt auf, nachdem ich Italien ſchon verlaſſen, glänzte nur kurze Zeit, und verlor ſich dann, zum Schmerz aller Muſikfreunde, in undurchdringliches Dunkel. Maria Stella wäre gewiß, nach allem, was ich von ihr vernommen zu haben mich erinnere, die Catalani, oder vielmehr die Sonntag ihrer Zeit geworden, hätte dieſe ſchon damals ſich zu der überſchwenglichen Begeiſterung der unſern erheben können.“

„Luigi Chiappini war Gefängnißwärter bei dem Gerichte in Modigliana, er iſt mein Vater. Ich war einſt jene Sängerin Maria Stella,“ ſprach Frau von Dernau, in kurzen abgebrochenen Sätzen, ſchnell hinter einander weg, ohne ihn anzublicken, und ſank dann erſchöpft, aus tiefſter Bruſt hoch aufathmend, in ihrem Seſel zurück.

Haller, überraſcht und erſchrocken wie er war, vermochte nicht ſogleich auf dieſes unerwartete Bekenntniß ihr etwas ſie beruhigendes zu erwiedern; das Unwahrſcheinliche deſſelben, die leidenſchaftliche Bewegung der nie ſo von ihm geſehenen Frau, ſchienen ihm ſogar auf eine plötzlich entſtandene Geiſtesverwirrung zu deuten. Und faſt fühlte er ſich geneigt zu wünſchen, daß dem ſo ſei, denn hatte ſie wahr geſprochen, wie viele Kränkungen, welches wahrhaft große Unheil, ſtanden dann unabwendbar ihr in Zukunft bevor! In den Dokumenten der Familie Dernau, die er durchſuchte, hatte er, kurz vor der Abreiſe, nur zu deutliche Spuren eines ſehr alten Familienvertrages gefunden, welche, im Fall das Dokument darüber noch exiſtirte, den Sohn einer bürgerlichen Mutter vom Majoratsrechte ausſchloß. Und nun vollends einer aus den niedrigſten, verachtetſten Klaſſen des Volkes entſproſſenen! wie würde es der ergehen, wenn ihre Herkunft jemals den Verwandten ihres Mannes und dem kurländiſchen Adel bekannt würde! und doch war dieſes unvermeidlich, wenn jenes Dokument in die Hände der Familie Dernau fiel, und man ſie nun aufforderte, ihre adliche Herkunft gerichtlich zu beweiſen. Sogar die Möglichkeit ließ ſich nicht ableugnen, daß ihre, in einem katholiſchen Lande, wahrſcheinlich unter einem angenommenen Namen, geſchloſſene Ehe für ungültig erklärt werden könne. Alles dieſes ſchwebte klar und deutlich dem erfahrenen Geſchäftsmanne augenblicklich vor.

„Wie war es aber nur möglich, daß Niemand, auch ich nicht, nur jemals eine Ahnung von Ihrem hohen Talente erhielt?“ ſprach er endlich, um doch nur etwas zu ſagen. „In Ihrem ganzen Hauſe war kein Inſtrument irgend einer Art zu erblicken. Beide, Sie ſowohl als mein verſtorbener Freund, zeigten ſogar eine auffallende Abneigung gegen alle Muſik, und Unterhaltungen dieſer Art wurden deshalb in Ihrer Gegenwart von Ihren Freunden abſichtlich vermieden.“

Frau von Dernau war indeſſen in einen Strom von Thränen ausgebrochen; dieſer, und das nun endlich abgelegte Bekenntniß eines Geheimniſſes, das ſie lange mit ſich herumgetragen, hatte die Bruſt ihr leichter gemacht; ſie war wieder ſie ſelbſt, und der herzlichen Theilnahme des ihr zur Seite ſtehenden redlich geſinnten Freundes gewiß, wieder fähig geworden, ihm ohne Rückhalt alles zu erklären, was er zu wiſſen verlangte.

„Sie berühren da eine ſehr ſchmerzlich nachtönende Saite, mein Freund,“ ſprach ſie. „Ich mußte nach dem ausdrücklichen Verlangen meines Mannes der höchſten Freude, ich darf ſagen, dem Elemente meines eigentlichen Lebens entſagen; aber er bewies mir die Nothwendigkeit eines Opfers, das auch ihm nicht leicht ward. Wie oft hat er mich, traurig ſeufzend, ſeine verſtummte Nachtigall genannt! aber die arme Nachtigall mußte ſchweigen, denn kein Laut von ihr durfte ihren Umgebungen verrathen, wer und was ſie einſt geweſen. Warum das ſo und nicht anders ſein mußte, brauche ich Ihnen wohl nicht näher zu erklären. Auch gegen Sie, wie gegen jeden andern mußte ich über meine Herkunft das ſtrengſte Stillſchweigen beibehalten; wie gern, mein Freund, hätte ich ſchon längſt mich Ihnen entdeckt! wie ſchmerzlich beängſtete es mich, beſonders in dieſer letzten Zeit, daß ich es nicht durfte! aber ich hatte meinem Manne feierlich verſprochen, nie, unter keinem Verhältniß, mir in Kurland eine Aeußerung zu erlauben, die das Geheimniß verrathen könne, von deſſen treuer Bewahrung, um unſerer Kinder willen, wie er ſagte, die Ruhe ſeines Lebens abhing.“

„Hier in Italien ſind wir aber nicht in Kurland und deshalb — Ihr Frauen ſeid doch geborne Jeſuiten;" rief Haller, mit erzwungenem Humor; ihm lag alles daran, ſeine Freundin nicht wieder in ihren vorigen troſtloſen Zuſtand zurückfallen zu laſſen. „Weiß ich denn nicht, daß Sie verſchwiegen ſind wie das Grab?" ſprach Frau von Dernau. „Eine große Laſt iſt mit meinem langen erzwungenen Schweigen mir abgenommen, ich möchte jetzt alles, alles Ihnen vertrauen, was ich erlebt und erlitten, was je mich betrübte und erfreute. Wollen Sie ein freundlich Gehör mir ſchenken? Werden Sie eine lange, vielleicht langweilige, eigentlich durch keine ſehr bedeutende Ereigniſſe ſich auszeichnende Geſchichte geduldig bis ans Ende anhören?"

„Ich bin bei meinen Eltern herangewachſen, wie eben andere armer Leute Kinder auch," erzählte Frau von Dernau ihrem Freunde:

„unter herben Entbehrungen, die ich nicht empfand, weil ich nichts Beſſeres kannte. Doch hat in meinem Vaterlande die Natur für ihre Kinder weit milder geſorgt, und was bittere Noth, drückende Armuth eigentlich ſagen will, habe ich erſt in Ihrem Norden gelernt. Nie bin ich hungrig zu Bette gegangen, und war gleich mein dünnes kurzes Röckchen nicht immer im beſten Zuſtande, ich fror deshalb doch nicht; die Garderobe meiner Geſpielen war nicht beſſer beſtellt, und wir ſprangen vom Morgen bis zum Abend darum nicht minder luſtig herum; wenn nämlich unſere Mütter nichts dagegen hatten. Als ich ein wenig heranwuchs, erlaubte die meinige es ſeltener; ſie verzärtelte mich keinesweges, ſondern lud mir oft Arbeiten auf, die meine noch ſchwachen Kräfte überſtiegen. Wie es eigentlich zuging, daß meine Mutter mich wenig liebte, iſt mir immer ein Räthſel geblieben; alle Leute im Dorfe hatten mich gern, nur ſie nicht, und ihre Härte gegen mich hat mich immer ſchmerzlich betrübt.“

„Ich war doch ihre einzige Tochter, ich that alles, was in meinen Kräften ſtand, ihr zu gefallen, und dennoch ſtieß ihr Herz mich zurück. Alle meine Geſchwiſter waren noch in der Wiege geſtorben, nur ein Bruder, wenigſtens zehn Jahre älter als ich, war mir am Leben geblieben; aber auch dieſer war mir abhold, und ich ging ihm daher gern überall aus dem Wege. Wo er meiner gewahr wurde, mißhandelte er mich, und ich durfte es meiner Mutter nicht klagen, denn er war ihr Liebling, der in ihren Augen niemals Unrecht haben konnte. Wenn er es gar zu arg machte, ſchlich ich mich hinter das hohe Oleandergebüſch in unſerm Hausgärtchen, und weinte und ſchluchzte, als ob das Herz mir brechen wollte.“

„Arme Kleine! mir däucht, ich ſehe Sie,“ ſprach Haller mitleidig lächelnd.

„Ach mein Freund, damals war ich doch noch nicht beklagenswerth!“ erwiederte Frau von Dernau, „die Natur hatte mir einen leichten fröhlichen Sinn gegeben, und wenn ich mich recht ausgeweint hatte, war ich gleich wieder frohen Muthes, tanzte mit den Mädchen im Dorf, oder ſang mit heller Stimme meine Ritornelli und Canzonetten, die alle Leute gern anhörten. Auch war mein Vater eben ſo gütig gegen mich, als meine Mutter es wenig war; aber er durfte dieſes nur heimlich mir beweiſen, denn es ging ihm im Hauſe nicht viel beſſer als mir. Auch war er nur ſelten bei uns, ſelbſt nicht des Nachts, denn ſein trauriges Amt im Gefängniß nahm ihn faſt ganz in Anſpruch; ach wie wenig eignete er ſich zu der Stelle, welche die Ueberredung meiner Mutter, um des leidigen Gewinnes willen, ihn anzunehmen bewogen! Oft ſchüttelte er bedenklich den Kopf, und ſtreichelte mitleidig mir die Wangen, wenn er unter harter Arbeit mich faſt erliegen ſah; manche ſchwere Laſt, unter der ich gebückt und keuchend mich kaum fortbewegen konnte, hat er mir abgenommen, ſobald meine Mutter und mein Bruder es nicht gewahr werden konnten, und für mich an Ort und Stelle getragen. Das war aber auch alles, was er für mich thun konnte.“

„Gott gebe dem braven Manne heute einen fröhlichen Abend; morgen hoffe ich ſeine Bekanntſchaft zu machen,“ ſprach Haller.

„So unter Lachen und Weinen, Arbeit, Tanz und Geſang erreichte ich mein zwölftes Jahr„“ fuhr Frau von Dernau fort. „Meine Mutter hatte an einem hellen warmen Frühlingsmorgen mit einem ſchweren Korb Wäſche mich an den Bach geſchickt, der dicht neben dem Garten dieſes Hauſes vorüber fließt„ das ſchon damals ein Gaſthof war. Mein Bruder hatte mich ſchlagen wollen, meine

Mutter mich geſcholten; ich war froh, Beiden entkommen zu ſeyn, und ſang mit lauter Stimme, indem ich meine Wäſche zum Trocknen aufhing."

„Brava! brava, ancora!" rief es hinter mir, als mein Lied zu Ende war; ich ſah mich um, und eine ſtattliche, herrlich geputzte Frau ſtand über die niedrige Gartenhecke gebogen, und winkte mir freundlich. Das muß wenigſtens eine Prinzeſſin ſein, dachte ich, ließ Wäſche und Alles im Stich, ſprang leicht wie ein Reh über die Gartenhecke, und ehe ſie ſich deſſen verſah, ſtand ich dicht vor ihr, um ihre Befehle zu erwarten."

„Singen ſollſt du, mein hübſches Kind, deine kleine Liederchen will ich hören, weiter verlange ich nichts von dir," ſprach ſie, und ſtreichelte mir liebkoſend das runde Kinn. Ich glühte über und über, zitterte wie Espenlaub, die Kehle war mir wie zugeſchnürt. Meine

Wäſche, ſtammelte ich in der Angſt, und meine Mutter, ſie wird ſo böſe, wenn ich zu ſpät nach Hauſe komme. Die Fremde redete mir freundlich zu, verſprach mich bei der Mutter zu vertreten, meine Furcht verminderte ſich, je länger die Dame ſprach, ich ſang, anfangs herzlich ſchlecht, dann immer beſſer und beſſer. Sie hörte mir ſehr aufmerkſam zu, endlich verlangte ſie, ich ſolle Scala ſingen. Was das ſei, wußte ich nicht, begriff es aber leicht, als ſie es mir erklärte. Mein von Natur ſehr muſikaliſches Gehör half mir, ich ſang eine, zwei Oktaven, dann weiter, höher, immer höher, bis meine Zuhörerin mir plötzlich den Mund zuhielt.“

„Unvorſichtige! rief ſie, willſt du muthwillig ein ſeltenes Kleinod zerſtören, mit dem die Natur dich beſchenkte?“

„Ich erinnere mich von einem jungen Mädchen in Ihrem damaligen Alter gehört zu haben, das mit einer außerordentlich ſchönen Stimme begabt, dieſe plötzlich verlor, und zeitlebens heiſer blieb, weil Unkundige es verleiteten zu verſuchen, zu welcher Höhe es dieſe hinauf treiben könne," ſprach Haller.

„Gewiß iſt es ſo, aber ich Unerfahrne hatte damals keine Ahnung von der Gefahr eines ſolchen gewagten Verſuches," erwiederte Frau von Dernau, „ich erſchrack alſo nicht wenig, und die Thränen traten mir in die Augen; ich glaubte in meiner Einfalt, die Signora ſei über mein unverſtändiges Geſchrei böſe geworden. Sie beruhigte mich mit unbeſchreiblicher Güte, und ich mußte ſie zu meiner Mutter führen, die mit demüthiger Höflichkeit den vornehmen Beſuch empfing, mich aber, unfreundlich wie immer, zu meiner Wäſche zurückſchickte."

„Da ſaß ich nun, und dachte dem eben Erlebten nach, als nach einer guten Stunde, zu meinem Erſtaunen, mein Vater ſelbſt kam, um mich abzurufen, was noch niemals geſchehen war. Der gute Vater war ſehr bewegt, er ſchloß mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit mich in die Arme, und große Thränen rollten ihm über die Wangen.“

„Mariuccia,“ ſprach er, „ich ſollte mich freuen, und bin doch betrübt. Dir iſt ein großes Glück wiederfahren, weil du ſo artig ſingſt, will die vornehme fremde Dame dich mit ſich nehmen, ſie will für deine Erziehung ſorgen, und dich halten wie ihr Kind. Daß du es hinfort beſſer haben wirſt, als du bei uns es hatteſt, tröſtet mir das Herz; du weißt es wohl, mir that es immer weh, wenn ich zu ſchweren Arbeiten dich gezwungen ſah, zu denen Gott dich, bei deiner Geburt, gewiß nicht beſtimmt hat; aber was konnte ich dabei thun? Ich werde meine liebe kleine Mariuccia ſehr vermiſſen; denn du warſt immer mein Troſt und meine Freude, aber ich werde doch mit mehr Ruhe an dich denken, weil es dir wohl gehen wird.“

„Er gab mir noch einige Ermahnungen in Hinſicht meines Betragens gegen meine künftige Gebieterin, ſchenkte mir ein kleines goldenes Armband, das ich zuvor bei ihm nie geſehen, und befahl mir es wohl zu bewahren, es hoch zu halten, und nie zu verlieren. Es iſt das nämliche altmodiſche Kettchen, das Alexandra täglich trägt, ſeit einiger Zeit iſt es der liebſte Schmuck des wunderlichen Kindes, von dem ſie ſich durchaus nicht trennen will.“

„Miteinander weinend und einander tröſtend langten wir zu Hauſe an. Mit kurzen Worten ſtellte meine Mutter mir die fremde Dame als meine künftige Gebieterin vor, und ermahnte mich, derſelben folgſam und gehorſam mich zu bezeigen. Mein Bruder ſetzte hinzu, er hoffe, ich würde mich beſſer in das vornehme Leben zu ſchicken wiſſen, als im väterlichen Hauſe, in welchem ich doch zu nichts zu gebrauchen geweſen. Mein Vater umarmte mich nochmals, und hob mich in den ſchon bereit ſtehenden Wagen der Signora; wir rollten fort und mir war zu Muthe, als ob ich träume. Nur daß ich auf dem Tiſche meiner Mutter mehrere Goldſtücke aufgezählt geſehen, war, von Allem was ſeit wenigen Stunden mit mir vorgegangen, mir deutlich im Gedächtniß geblieben, und der Gedanke von meiner eigenen Mutter an eine Fremde verkauft worden zu ſein, erfüllte mein junges Gemüth mit unausſprechlicher Betrübniß.“

„Signora Clementina, ſo hieß meine neue Beſchützerin, ließ mich ungeſtört weinen, bis meine Thränen von ſelbſt verſiegten; ich war ein Kind, und Kinder weinen nicht lange, die Neuheit der Gegenſtände um mich her beſiegte gar bald meinen Schmerz.“

„Selige Tage gingen von nun an mir auf! Geehrt und allgemein geachtet, lebte Clementina in Rom in hohem Wohlſtande und einer höchſt glücklichen Ehe, mit einem ſie innig liebenden Gatten. Sie war im ſüdlichen Deutſchland geboren; aber ihre früh ſich entwickelnde herrliche Gabe des Geſanges hatte ihre nicht reichen Eltern bewogen, ſie unter der Aufſicht eines Verwandten zur Ausbildung ihres ſeltenen Talents nach Rom zu ſchicken und für die große Oper erziehen zu laſſen. Sehr jung noch betrat ſie die Bühne, bald ward ganz Italien ihres Ruhmes voll; Jahre lang machte ſie auf allen Theatern, wo ſie ſich zeigte, Furore im ausgedehnteſten Sinne des Wortes, und die berühmteſten Sängerinnen Italiens mußten der transalpiniſchen Künſtlerin weichen.“

„Wohl erinnere ich mich ihrer noch mit Entzücken,“ ſprach Haller; „ich war ſo glücklich, ſie kurz zuvor noch zu hören, ehe ſie, in der vollſten Glorie ihrer Kunſt, die Bühne verließ, um an der Hand eines würdigen Gatten ein weniger glänzendes, aber ſie nicht minder beglückendes Loos ſich zu wählen. Späterhin wurde ich in ihrem gaſtfreien Hauſe eingeführt, das allen gebildeten Fremden, beſonders ihren deutſchen Landsleuten, die damals in Rom ſich aufhielten, offen ſtand. Iſt mir doch, als ob plötzlich ein Schleier mir vom Auge ſänke. Maria Stella," rief er lebhaft, „wir ſind ältere Bekannte, als Sie es wohl denken, ich habe damals ſchon Sie als liebliches vielverſprechendes Kind bei Ihrer Pflegemutter geſehen, ich habe Ihres jungen, eben ſich entwickelnden Talents mich gefreut, ich erinnere mich deſſen in dieſem Augenblicke mit großer Deutlichkeit; nur Ihr Name war meinem Gedächtniß entfallen."

„Wie wunderbare Wege führt uns das Leben! wie wenig vermögen wir ſeine labyrinthiſchen Verwickelungen zu durchſchauen," rief Frau von Dernau. „Sie haben meine Wohlthäterin gekannt, die reinſte edelſte Seele, das mildeſte nachſichtigſte Gemüth! Was Mutterliebe ſei, erfuhr ich erſt durch ſie. Sie nahm nicht allein der Ausbildung meines muſikaliſchen Talentes ſich an; durch ſie, durch ihre Lehre, ihr Beiſpiel ward ich, was ich bin. Von ihr lernte ich die deutſche Sprache, um Abends aus ihren Lieblingsbüchern ihr vorleſen zu können; auch ward in ihrem Hauſe viel Deutſch geſprochen, denn ſie hing noch immer mit ganzer Seele an ihrem Vaterlande; ohne es zu ahnen, legte ſie dadurch den Grund zu meinem künftigen Glück, und nur auf dieſe Weiſe konnte es mir möglich werden, dem Wunſche meines Mannes zu genügen, und die Italienerin für eine Deutſche gelten zu laſſen."

„Clementina erzog mich für die große Oper, denn mit Recht hielt ſie dieſe für den einzigen Weg, mein Talent geltend zu machen, und mein Fortkommen in der Welt mir zu ſichern. Nach drei Jahren war ich unter ihrer Leitung ſo weit gekommen, daß ſie es für gerathen hielt, mich in kleinen Nebenrollen das Theater betreten zu laſſen, um mich fürs erſte an die Bretter zu gewöhnen. Durch ihren noch immer fortwährenden großen Einfluß auf daſſelbe gelang es ihr ohne viele Mühe, mir eine kleine für mich paſſende Rolle in einer Oper zutheilen zu laſſen. Kein Verbrecher kann auf dem Wege zum Schaffot größere Todesangſt ausſtehen, wie ich in dem Augenblick, als ich aus der Couliſſe hervortreten mußte; das kleine Terzett, in welchem ich zuerſt zu ſingen hatte, verunglückte gänzlich; aber das Publikum hatte Mitleid mit meiner Jugend; es ſuchte durch laute Beifallsbezeigungen die arme bange Anfängerin zu ermuthigen. Ich fühlte dieſes mit inniger Dankbarkeit; Faſſung und Vertrauen kehrten mir wieder, und gehoben, ich möchte ſagen begeiſtert, getragen von der trefflichen Begleitung des Orcheſters, wurde es mir möglich in der kleinen Cavatine, die ich noch vorzutragen hatte, den Beifall, der jetzt im Uebermaaß mir gezollt wurde, einigermaßen zu verdienen. Als ich wieder hinter den Couliſſen zurücktrat, ſank ich aber erſchöpft zuſammen, und weinte in unerklärlicher Troſtloſigkeit, als ob das Herz mir brechen wolle.“

„Und ſo, mein Freund, iſt es auch ſpäterhin mit mir geblieben; ſelbſt damals, als mein bloßes Erſcheinen auf dem Theater mit brauſendem Jubel jedesmal begrüßt ward. In unbeſchreiblicher furchtbarer Angſt erwartete ich immer das Aufrollen des Vorhangs; Furcht vor möglichem Mißlingen war es eigentlich nicht, was ich empfand, aber ein unbeſchreibliches Gefühl von Entwürdigung, von Unrecht, von innerer Beſchämung, bemächtigte ſich meiner, daß ich durchaus nicht vermochte niederzukämpfen. Doch, ſobald ich die Bretter betrat, war dieſes verſchwunden; eine eben ſo unerklärliche Begeiſterung hob mich hoch über mich ſelbſt, mir war, als wäre ich nicht mehr ich, als ſei ich eine Andere geworden. Aber dieſes erhebende Gefühl verließ mich, ſobald der Vorhang zum letztenmal fiel; in ſchmerzlicher Wehmuth verſunken, mehr geiſtig als körperlich erſchöpft, langte ich jeden Abend in meiner Wohnung an, wo ich oft vieler Stunden bedurfte, um mich wieder zu erholen. Ich trat nach dieſem erſten Verſuch öfters in Nebenrollen auf, und wurde ſehr bald der Liebling, oder vielmehr das verzogene Kind des Publikums. Im folgenden Winter wurde ich ſogar, in Rom ſelbſt, als Prima Donna engagirt, und bald darauf gelangten von den erſten Theatern Italiens Anerbietungen an mich, über deren Größe ſelbſt Clementina erſtaunte.“

„O jene Zeit! wie fern, wie ähnlich einem Traumbilde, liegt ſie hinter mir, in der mein Name, laut geprieſen, auf allen Zungen in ganz Italien ſchwebte! Ich frage mich ſelbſt, bin ich denn wirklich einſt jene allbewunderte, ich darf ſagen, vergötterte Signora Maria Stella geweſen? und kann es kaum noch glauben.“

„Noch immer war ich unter dem Schutze, in dem von Allen hochgeachteten Hauſe meiner zweiten edlen Mutter und dem eigentlichen Theaterleben fremd geblieben: **von den Gefahren**, die es begleiten, konnte meine jugendliche Unerfahrenheit keine Vorſtellung ſich machen. Auch in der nächſten Opernſaiſon blieb ich in ihrer Nähe und unter ihrer Aufſicht. In dieſer Zeit war es, daß Herr von Dernau nach Rom kam; mein Geſang, meine Erſcheinung auf der Bühne, machte einen tiefen Eindruck auf ſein bis dahin freigebliebenes Herz, er ſuchte mich näher kennen zu lernen und ließ ſich bei meinen Pflegeeltern einführen. Sein gerader Sinn, ſein ungekünſteltes redliches Weſen, machten mir ihn werth; was er für mich empfand, war freilich weit wärmerer Art, doch ſuchte er ſein leidenſchaftlicheres Gefühl zu bekämpfen, indem er es mir verbarg. Ich ſah in ihm nur den Freund, und er war zu edel, zu redlich, um mir mehr werden zu wollen. Mich, die in tiefer Niedrigkeit Geborne, vom Theater hinweg als Gattin in ſein Vaterland führen zu können, war ein Wunſch, den er damals aus Pflichtgefühl beſiegen zu müſſen glaubte. Und ſo verließ er Rom, und ich ſah ungern ihn ſcheiden; aber mein Herz blieb ruhig, und von dem, was in dem ſeinigen beim Abſchiede vorgehen mochte, hatte ich noch immer auch nicht die leiſeſte Ahnung.“

„Mein theatraliſcher Ruf hatte jetzt die höchſte Stufe erreicht; Einladungen unter Bedingungen, wie ſie ſelbſt Clementinen zur Zeit ihres höchſten Glanzes kaum geboten worden waren, gelangten von den bedeutendſten Opernbühnen an mich. Meine gütige Beſchützerin war entzückt über mein großes, ihre Erwartungen von mir weit überſteigendes, Gelingen auf der Bahn der Kunſt; ſie nannte mich ihren Stolz, ihre Freude, und ich legte mein Geſchick getroſt in ihre Hände. Sie wählte ein Engagement nach Mailand für mich, und unter heißen Thränen unterſchrieb ich, weil ſie es wollte, den Kontrakt, der mir ſo vortheilhafte Bedingungen bot, daß es in meiner Lage die größte Thorheit geweſen wäre, ihn auszuſchlagen.“

„Ich weinte demnach bitterlich, denn ach, nach Mailand mich zu begleiten, erlaubten die Verhältniſſe meiner Pflegeeltern ihnen nicht. Schon des Anſtandes wegen bedurfte ich, bei meiner großen Jugend, einer Frau, die in der mir ganz fremden großen Stadt Mutterſtelle bei mir vertrat. Unter allen unſeren Bekannten war keine, der man, ohne ſie zu beleidigen, nur den Antrag hätte machen dürfen, mich zu begleiten, und einer der älteren bei der Oper angeſtellten Frauen mich anzuvertrauen, mochte meine Beſchützerin nicht wagen, denn ſie kannte das Theaterleben zu gut dazu.“

„Lieber vertraue ich dich dir ſelbſt und deinem eigenen Gefühl für Ehre und Tugend an, mein geliebtes Kind,“ ſprach ſie. „Unſchuld wird dein Schutzengel auf der gefährlichen Bahn ſein, die du jetzt betreten mußt, wie ſie einſt auch mir es war. Um aber dem Anſchein ebenfalls ſein Recht wiederfahren zu laſſen, mag deine Mutter dich dieſesmal begleiten, denn ich ſehe keinen andern Ausweg, der uns bliebe. Wir ſchrieben an meine Mutter, und ſie bezeigte ſich ſehr bereitwillig, zu uns nach Rom zu kommen, und mich von dort aus nach Mailand zu begleiten.“

„Verzeihen Sie mir, theure Frau, aber bei der Perſönlichkeit Ihrer Mutter, wie ich nach Allem, was ich von Ihnen eben gehört habe, ſie mir denken muß, ſcheint es mir unmöglich, daß dieſe nur einigermaßen in Ihrer damaligen glänzenden Lage zu Ihrer Begleiterin und Beſchützerin ſich eignen konnte,“ wandte Haller hier ein.

„Sie vergeſſen, daß wir in Italien waren, und daß man dort in gewiſſer Hinſicht, beſonders gegen ältere Frauen, weit nachſichtiger iſt als anderswo,“ erwiederte lächelnd Frau von Dernau. „Ueberdies war ſie noch immer eine ſchöne Frau; es ward ihr, ſobald ſie es wollte, nicht ſchwer, in ihrem äußern Weſen eine gewiſſe Würde zu behaupten, und nachdem meine Freundin und ich die nöthigen Veränderungen ihrer Garderobe beſorgt hatten, nahm ſie in der That recht ſtattlich ſich aus. Wir reiſten zuſammen ab, und kamen glücklich nach Mailand; aber von dem Augenblicke an, in welchem ich von Clementinen mich trennte, wichen auch Ruhe und Frieden, jedes freudige Gefühl von mir, das bis dahin meine Jugend beglückt hatte.“

„Daß meine Mutter, eben ſo wie früher zum Waſchen und Spinnen, mich jetzt unabläſſig zu muſikaliſchen Uebungen antrieb, hätte ich geduldig ertragen, denn ſie war doch meine Mutter. Unſer jetziges gegenſeitiges Verhältniß war freilich ſehr verſchieden von ehemals, aber es ſprach von der ihr ſchuldigen Ehrerbietung mich nicht frei, und das, wozu ſie mit Ermahnungen und harten Worten mich zwingen wollte, war ohnehin meine liebſte Beſchäftigung. Auch, daß ſie meines ganzen Einkommens ſich bemächtigte, und ich, als wäre ich noch immer ein von ihr abhängiges Kind, alles, was ich bedurfte, von ihr erbitten mußte, und manches ſogar, aus übel verſtandener Sparſamkeit, mir von ihr abgeſchlagen wurde, ließ ich gelaſſen geſchehen, weil es ihr Freude machte. Meine perſönlichen Bedürfniſſe waren nie groß, koſtſpielige Phantaſien, wie Andre meines Gleichen, habe ich nie gekannt. Zierliche Einfachheit in meiner Kleidung liebte ich vor Allem, und außerhalb der Bühne aufgeputzt wie eine Theaterprinzeſſin zu erſcheinen, war mir von jeher verhaßt.“

„Aber — nun Sie ſehen es wohl, lieber Freund, ich ſuche vergebens auf leidliche Weiſe es Ihnen deutlich zu machen, wodurch eigentlich meine Mutter mir das Leben zur ſchwerſten Laſt machen konnte. Geben Sie ſich Mühe zu errathen, was ich nur unvollkommen geſtehen kann, weil ich es gern mir ſelbſt verbergen möchte.“

„Fürſtentöchter und Schauſpielerinnen haben den Vorzug, wenn es wirklich einer iſt, mit einander gemein, daß ſie für ſchön gelten, ſobald die Natur ſich nicht gar zu ſtiefmütterlich gegen ſie bewieſen hat. Dieſes war denn auch mein Fall, ich ſtand damals in der friſcheſten Blüthe meiner Jugend und was mehr noch war, es war Mode, mir den Hof zu machen, und dieſes reichte in meiner damaligen Lage eben hin, ein Heer von Verehrern meiner Schönheit wie meines Talentes auf jedem meiner Schritte mir nachziehen zu laſſen. Mailand wimmelte damals von Fremden jedes Alters und Standes, beſonders von reichen Engländern und vornehmen Ruſſen. Die brillanteſten unter dieſen drängten ſich an mich heran, die andern ſeufzten in ehrfurchtsvoller Ferne, und beſangen in Sonnetten und Canzonen meine himmliſche Schönheit. Stets ſah ich mich von Männern umringt, die nicht immer auf die beſcheidendſte Weiſe der Operiſtin ihre Wünſche und Hoffnungen erklären zu müſſen glaubten, und leider war dies nicht bloß hinter den Couliſſen der Fall. Sie drängten in unſere Wohnung ſich ein, meine arme, mit den Geſetzen des Anſtandes der feineren Welt ganz unbekannte Mutter fühlte durch ihre Beſuche, wie durch die Bewunderung, die ſie mir zollten, ſich ungemein geehrt, ſie nahm mit zuvorkommender Höflichkeit ſie auf; dem Glanz der Ordensbänder und Sterne zu widerſtehen, fiel der an das tiefſte Dunkel des bürgerlichen Lebens gewohnten Frau gar zu ſchwer, und ſo wurde denn, zu meiner größten Verzweiflung, unſere Wohnung der vielbeſuchte Sammelplatz einer Geſellſchaft, die mir ewig hätte fern bleiben müſſen.“

„Vom Morgen bis zum Abend, zu jeder Stunde, die das Theater mir frei ließ, oft bis ſpät in die Nacht hinein, mußte ich auf dieſe mich wahrhaft empörende Weiſe mich umringt ſehen; ſogar wenn ich nach der Oper, in jenem troſtloſen Zuſtande der Erſchöpfung, den ich Ihnen ſchon beſchrieben, halb todt nach Hauſe kam, wurde mir nicht erlaubt, die mir ſo nöthige Ruhe zu ſuchen.“

„Lächelnd gab meine eigene Mutter Liebeserklärungen, Vorſchlägen, wirklichen Verfolgungen mich preis, und ich wurde ungeſittet und unhöflich von ihr geſcholten, wenn ich mit Verachtung und gerechtem Zorn die Zudringlichen von mir abwies. Reiche Geſchenke, die ich zürnend verſchmähte, wurden hinterdrein, in meinem Namen, mit Dank von ihr angenommen; die Höhe, auf der ſie ſich neben mir geſtellt ſah, hatte die ſchwache, beſchränkte Frau ſchwindelnd gemacht; in ihrer Verblendung wußte ſie nicht mehr, was Ehre, was Schande ſey. Vorſchläge, Erbietungen, die mich mit Schmach beluden, kamen ihr ehrenvoll vor; zuletzt ſah ich ſie auf dem Punkt, ſich meinetwegen mit einem ruſſiſchen Fürſten in Unterhandlungen einzulaſſen, die — ſchonen Sie meiner, ich kann nicht weiter.“

„Wo konnte ich Rath und Hülfe finden, oder auch nur ſuchen!“ fuhr Frau von Dernau nach kurzem Schweigen fort; „meine geliebte Beſchützerin war fern, und wäre ſie mir auch näher geweſen, durfte ich die eigene Mutter anklagen? Flucht, Flucht war mein einziger Gedanke, aber wohin ſollte ich fliehen? jung, unerfahren, ganz allein in der weiten, weiten Welt.“

„Mein Kontrakt mit dem Theater war noch nicht abgelaufen, meine Flucht konnte nicht lange verborgen bleiben, man würde mir nachſetzen, mich einholen, mit Schmach und Schande beladen, mich zwingen, vor dem Publikum zu erſcheinen. Und meine Mutter und jener ruſſiſche Fürſt, würden beide meine eigenmächtige Entfernung gelaſſen dulden? würden auch ſie mich nicht verfolgen? Ach, dachte ich ſchaudernd, und in welche Hände könnte ich dann gerathen!“

„Meine Gefahr, wie meine innere Verzweiflung, ſtiegen mit jedem Tage; doch endlich erbarmte mein guter Engel ſich meiner, und ſandte den Retter mir zu. Sein Rückweg nach dem Vaterlande führte Herrn von Dernau nach Mailand; als er vernahm, daß ich dort ſei, trieb ſein Herz ihn zu mir, was auch ſeine Vernunft dagegen einwenden mochte. Da ſtand er unerwartet vor mir, ein Geſicht aus glücklicheren Tagen; mir ſchien es faſt, als wäre ich meinen Pflegeeltern wieder gegeben, und gleich einer verſchüchterten Taube flog mein Herz, flog ich ſelbſt ihm entgegen, ſo wie er mein Zimmer betrat.“

„Was nun erfolgte, wird Ihnen nicht ſchwer zu errathen. Er kam täglich zu uns, und durchſchaute gar bald mein ganzes Elend; die tödtliche Beſchämung, meine Mutter bei ihm anzuklagen, wurde mir dadurch erſpart, und mit aller mir eigenen Aufrichtigkeit, mit kindlich reinem Vertrauen, flehte ich zu ihm, wie zu einem geliebten Bruder, um Troſt, um Rath, um thätige Hülfe. Sein Gefühl für mich war unverändert geblieben; je offener ich mein armes gedrücktes Herz vor ihm ausſchüttete, je feſter ich mich an ihm anhielt, wie ein Schiffbrüchiger an dem Felſen, von dem er Rettung hofft, deſto ſchwerer wurde es ihm, ſich auf ewig von mir loszureißen.“

„Was er für mich empfand, ahnete ich damals noch nicht; kein Gedanke daran, daß mehr als herzliches Wohlwollen, inniges Mitleid mit mir ihn zu mir zöge, kam mir in den Sinn; denn in dieſer anſpruchsloſen beſcheidnen Geſtalt war Liebe noch nie mir genaht. Nur fade Schmeichelei, leidenſchaftliche Ausbrüche ungezähmter Sinnlichkeit, rohe Verſuche mich zu verderben, hatten bis dahin bald Ekel, bald Abſcheu, bald tödtliche Angſt mir eingeflößt.“

„Bei aller meiner Liebe zu meiner Kunſt war doch durch alles dieſes ein unbeſchreiblicher Widerwillen gegen alles öffentliche Auftreten auf der Bühne in mir tief gewurzelt.“.

„O hätte ich nur ein ſchützendes ländliches Obdach!“ ſprach ich eines Tages, nach einer mich tief empörenden Scene mit meiner Mutter, zu ihm: „könnte ich nur ruhig bei meinem Vater leben, ihn pflegen und warten, bis an das Ende ſeiner Tage! wie gern wäre ich wieder die arme unbekannte Mariuccia in Modigliana!“ rief ich, und brach in Thränen aus.

„Verwundert blickte er eine Weile mich an; jetzt, nach dieſem Geſtändniß, an deſſen Wahrheit er nicht zweifeln konnte, vermochte er nicht mehr ſein Herz zu halten; es ſtrömte über im Bekenntniß der reinſten, heißeſten Liebe; und ich? innigſtes Anerkennen ſeines hohen Werthes, Dankbarkeit, feſtes Vertrauen, herzliche Neigung, trieben mich in die Arme, an die Bruſt des edelſten Mannes, den ich kannte.“

„Jetzt begannen wir Pläne für meine Befreiung, für unſere Vereinigung zu erſinnen, und der am leichteſten auszuführende war bald gefunden. Auf Anrathen meiner geliebten Pflegemutter hatte ich nur zu einer beſtimmten Anzahl von Darſtellungen auf der Bühne von Mailand mich verbindlich gemacht; meine Mutter hatte meinen Kontrakt mit der Direction nur in Hinſicht auf das mir durch denſelben verſicherte Gehalt beachtet, meine Verehrer und Plagegeiſter hatten dieſen Punkt deſſelben nicht erfahren oder wieder vergeſſen. Dernau wußte die Direction zu bewegen, die letzten Darſtellungen, in denen ich noch auftreten mußte, ſo ſchnell als möglich einander folgen zu laſſen. Die Letzte war gegeben, ohne daß meine Mutter es bemerkte, und noch in der nämlichen Nacht, vor jeder mich der Wortbrüchigkeit beſchuldigenden öffentlichen Anklage geſichert, warf ich dem liebenden Freunde mich in die Arme, der von dieſem glänzenden Elende mich hinwegführte. Den größten und werthvollſten Theil meiner Habe hatte meine Mutter behalten; dennoch ließ ſie, oder vielmehr meine Verfolger in ihrem Namen, mir nachſetzen, ſobald meine Flucht am folgenden Tage entdeckt wurde. Wir aber hatten, was ſie nicht vermutheten, den Weg nach Modigliana zu meinem Vater gewählt. Am ſpäten Abend langten wir hier an, und ſuchten in ſeiner dunkeln Wohnung im Gefängniſſe ihn auf, wo ich ſicher war, meinen Bruder nicht bei ihm zu finden. Die rührende Freude des Vaters über dieſe glückliche Wendung meines Geſchicks läßt ſich nicht beſchreiben, denn die Beſtimmung, die ich nothgedrungen mir wählen mußte, hatte ihm oft Kummer gemacht. Freudig und feierlich gelobte er uns feſtes unverbrüchliches Schweigen, und von ſeinem Segen begleitet, ſchieden wir noch in derſelben Stunde von ihm, um in der Kapelle eines entfernten Dorfes unſere Verbindung durch Prieſterhand heiligen zu laſſen.“

„Die Befreiung meines Vaters von ſeinem kläglichen Amt, der Ankauf des kleinen Gutes, das alle ſeine beſcheidenen Wünſche erfüllte, und ein ſorgenfreies Alter ihm zuſicherte, waren die Morgengabe, mit der mein Gatte mich beſchenkte, und nie hat wohl eine junge Braut eine ſchönere erhalten!“

„Was eigentlich nach meiner Flucht von Mailand aus mir geworden, hat außer meinem Vater Niemand, auch meine Mutter nicht, jemals erfahren, nur meiner Pflegemutter habe ich alles ſchriftlich mitgetheilt. Die theure Frau ruht längſt im Grabe, mit ihr mein Geheimniß, das ſie bis zu ihrer Todesſtunde heilig bewahrte. Als ich damals von ihr ſchied, um nach Mailand zu gehen, dachte ich wohl nicht, daß ich weder ſie noch Rom wiederſehen würde. Sie kennen Dernau's Verhältniſſe in ſeinem Vaterlande, und wie dieſe die ſtrengſte Geheimhaltung meiner Herkunft und meines ehemaligen Theaterlebens durchaus erheiſchten."

„Durch den in Italien allgemein herrſchenden Gebrauch, Jedermann nur beim Taufnamen zu nennen, war ſein, italieniſchen Ohren ohnehin barbariſch klingender, Familienname in jenem Lande faſt nie ausgeſprochen worden, ſogar meine Mutter kannte ihn nur als Signor Aleſſandro. Um den Namen ſeines Vaterlandes bekümmerten die Italiener ſich noch weniger; Signor Aleſſandro kam vom Norden her, wo es nichts giebt, als Bären, Schnee und Eis; das war den guten Leuten genug, und ſie verlangten nichts weiter davon zu wiſſen. Von den Italienern hätte alſo mein Mann in Hinſicht der Verbreitung unſeres Geheimniſſes wenig zu fürchten gehabt; nur die Furcht, daß es durch die in Rom anweſenden Fremden in ſeinem Vaterlande bekannt werden möchte, die faſt alle ihn, wie mich, perſönlich kannten, hielt ihn davon ab, meinen ſehnlichen Wunſch zu erfüllen, und mich zu den Füßen der edlen Frau zu führen, die ich kindlich liebte und verehrte. Wie wäre ſeine und auch meine Stellung daheim erſchwert worden, wäre das Gerücht ſeiner Vermählung mit einer Opernſängerin von niederer Geburt zu ſeinen vornehmen Verwandten und Freunden durchgedrungen!“

„Ich fühlte dieſes, und ergab mich in ſeinen Willen. Getroſt legte ich meine Zukunft in ſeine liebenden Hände, verſchwand ſpurlos aus meinem Vaterlande, und folgte, wohin er mich führte. Leicht wurde es mir nicht, mit allem, was durch Gewohnheit, Dankbarkeit und Liebe meinem Herzen theuer geworden war, ſo ganz außer aller Verbindung zu treten, aber ich that meine Pflicht, und habe es nie bereut.“

„Zwei Jahre brachten wir in Deutſchland, größtentheils in Dresden zu, um mich, wie mein Mann es nannte, recht gründlich zu verdeutſchen.“

„Und das ſchwierige Unternehmen iſt trefflich gelungen,“ unterbrach ſie Haller, „ſogar in Ihrem Aeußern wird auch das ſchärfſte Auge die Italienerin nicht heraus zu finden vermögen. Die Natur muß ſchon bei Ihrer Geburt Sie zu dieſer Metamorphoſe beſtimmt haben, denn ſolch ein reiches blondes Haar, ſolche blaue Augen ſind ſonſt in Italien nicht einheimiſch.“

„Manches habe ich in Kurland vermißt, an manches nur mit Mühe mich gewöhnen können,“ fuhr Frau von Dernau mit bewegter

Stimme fort, „aber der einzige wahrhaft große Schmerz, den ich empfunden, ſeit ich Italien verlaſſen, war der Tod meines Mannes. Sie wiſſen es, Haller, ich habe ja faſt immer unter ihren Augen gelebt; Eltern, Vaterland und Freunde hat ſeine ernſte, treue, ſorgende Liebe mich, wenn gleich nicht vergeſſen, doch nicht allzu ſchmerzlich vermiſſen laſſen. Doch als ich ihn verloren, und nun allmählig mich gewöhnt hatte, mich in nutzloſe Trauer nicht ganz verſinken zu laſſen, da erwachte in mir eine ungeheure Sehnſucht nach meinem Vaterlande, nach meinem Vater! ſie ſteigerte ſich bis zur Krankheit, und verſetzte mich in jene raſtloſe mißmüthige Stimmung, die in der letzten Zeit mich Ihnen faſt unkenntlich machen mußte. Dernau hatte durch die dritte Hand mir immer Nachricht von meinem Vater zu verſchaffen gewußt; ich erfuhr von Zeit zu Zeit, daß er lebe, daß es ihm wohl gehe, daß er geſund ſei, auch daß meine Mutter geſtorben ſei, war mir bekannt. Nun war aber Dernau nicht mehr, und mit ihm hatte ich auch jede Möglichkeit verloren, von meinem Vater Kunde zu erhalten. An wen durfte ich mich darum wenden, ohne ein Geheimniß zu verrathen, das heilig zu bewahren ich gelobt hatte? An meinen Vater ſelbſt zu ſchreiben, war unmöglich; er hätte mein Schreiben fremden Händen anvertrauen müſſen, denn er hat nicht gelernt, weder Geſchriebenes zu leſen, noch die Feder zu führen. Mit jedem Tage ſtieg meine Angſt um ihn: er konnte unglücklich ſein, Mangel leiden, und ich erfuhr es nicht, er konnte ſterben, von ſeiner Tochter unbeweint. Tag und Nacht, wachend und im Traum, verfolgte mich ſein Bild, ſeine Stimme; ich hörte ihn ängſtlich meinen Namen rufen, ich war mir bewußt, daß meine aufgeregte Phantaſie nur mit Wahngebilden mich erſchrecke, und dennoch ängſtigten ſie mich unbeſchreiblich. Ich fürchtete endlich in Geiſtesverwirrung zu verſinken, und ſah keinen Ausweg zu meiner Rettung als dieſe Reiſe, die nun, Dank ſei es Ihrer vorſorgenden Güte, mich glücklich ans Ziel gebracht hat.“

Frau von Dernau ſchwieg, ſichtbar erſchöpft. Haller und ſie blieben den Abend über allein beiſammen; der treue Freund ſtrebte auf alle Weiſe, ſie zu beruhigen, zu tröſten, zu erheitern, obgleich er ſelbſt eigentlich in ſeinem Gemüthe ſchwer bedrückt ſich fühlte. Denn nach Allem, was er an dieſem Abend über die Vergangenheit ſeiner Freundin von ihr vernommen, ſchien ihre Zukunft ſich ihm immer trüber und düſterer zu geſtalten. Aber er beſchloß über die Gefahr, welche ihr und ihrer Kinder Glück bedrohte, ſie nicht eher aufzuklären, bis er dieſe wirklich für unabwendbar anerkennen müſſe, und er in die Un=

möglichkeit verſetzt ſich fühle, ſie unbemerkt an ihr vorüber zu führen.

Sehr einfach gekleidet, in Mantel und Schleier tief verhüllt, ging Frau von Dernau in früher Morgenſtunde, abſichtlich ohne alle Begleitung, den ihr noch immer wohlbekannten Weg nach dem kleinen aber bequemen und zierlichen Landhauſe, welches ihr Vater jetzt bewohnte. Ihr Gemüth war wunderbar bewegt, indem ſie die Gegenſtände um ſich her betrachtete. Die Tage ihrer Kindheit, die ihr jetzt weit glücklicher dünkten, als ſie damals ſie empfunden, ſtanden wieder lebendig vor ihrem Geiſte. Alles um ſie her war ihr ſo bekannt, und doch auch wieder ſo fremd geworden. Einige Frauen und Mädchen grüßten ſie im Vorübergehen, und ſtanden dann ſtill, um ihr mit neugierigen Augen nachzuſehen.

Aus keinem Geſicht kamen bekannte Züge ihr entgegen, alles Lebende ſchien ihr durchaus verändert; nur das Lebloſe, die Bäume, die Kirche, die Häuſer, waren noch dieſelben. Sie kam ſich ſelbſt wie ein längſt abgeſchiedener Geiſt vor, dem noch einmal vergönnt wird, zu dem Schauplatze ſeines früheren Erdenlebens nieder zu ſchweben.

Jetzt ſtand ſie vor dem Hauſe ihres Vaters. Ein großer, rüſtiger Mann, mittleren Alters, ſonnte ſich behaglich auf der ſteinernen Bank vor der Thüre deſſelben.

Als ſie ſich ihm näherte, ſtand er auf, und grüßte ſie; die düſteren Züge ſeines von der Sonne gebräunten Geſichtes ſchienen ihr bekannt, ohne jedoch angenehme Erinnerungen in ihr zu erwecken.

„Nun, Signora Maria Stella, endlich geruht Ihr zu kommen? Eccellenza hat wohl das Frühaufſtehen verlernt? Eccellenza! ſo muß ich meine vornehme Schweſter jetzt doch wohl tituliren?" ſprach er mit rauhem Ton, und zwiſchen Hohn und Höflichkeit ſchwebender Freundlichkeit.

„Lorenzo!" rief die erſchrockene Frau, die wirklich gar nicht daran gedacht, daß ſie auch den ihr immer ſo feindſeligen Bruder wieder ſehen werde.

„Nun endlich habt Ihr doch die Gnade mich zu erkennen," erwiederte dieſer widerlich lachend.

„Gewiß, ich freue mich, dich geſund wieder zu ſehen," ſprach Frau von Dernau, und reichte ihm freundlich die Hand; „aber bedenke, lieber Bruder, zwanzig Jahre und darüber ſind eine lange Zeit, und darum mußt du mir verzeihen."

„Je nun es mag darum gut ſein, ich nehme ſo etwas nicht ſo genau," murmelte Lorenzo. „Du biſt verändert, und ich auch, das iſt ganz natürlich,“ ſprach Frau von Dernau begütigend, „deshalb begreife ich kaum, wie es möglich war, daß du ſogleich mich erkannteſt.“

„Hätten wir nicht ſchon geſtern Euern Beſuch erwartet, ſo hätte auch ich Euch ſchwerlich gleich erkannt,“ war die Antwort, „denn damals, als ihr, ein kleines nichtsnutziges Ding von zwölf Jahren, von uns wegkamt, ſaht Ihr freilich anders aus als jetzt.“

„Ihr habt mich erwartet? und ſchon geſtern? wie war das aber möglich?“ fragte die erſtaunte Frau, „ich kam gegen Abend an, und wollte ſo ſpät gegen die Nacht den Vater nicht beunruhigen. Wie konntet Ihr meine Ankunft erfahren? ich glaube ſchwerlich, daß Jemand hier im Dorfe mich noch kennt.“

„Wenn Ihr nicht wolltet, daß wir Eure Ankunft erführen, ſo mußtet Ihr es klüger anfangen,“ erwiederte Lorenzo mit lautem, rohem Gelächter. „Ihr mußtet nicht die

Donna Margherita lang und breit über den alten Luigi Chiappini ausfragen; denn, daß dieſe, mit der Nachricht davon, gleich zu uns herüber laufen würde, konntet Ihr Euch doch denken? Sie wußte freilich nicht, wer Ihr ſeid, ſie weiß überhaupt nichts von Euch, denn ſie iſt erſt vor zwei Jahren nach Modigliano gekommen; aber ich und der Vater, als wir, nachdem ſie fort war, die Sache mit einander überlegten, wir kamen gleich dahinter, daß Ihr, und keine Andere, die vornehme Dame wäret, die ſich ſo angelegentlich nach uns erkundiget hatte. Da hat der Vater ſich denn gefreut und geweint, gebetet und gezittert, daß gar kein Auskommen mehr mit ihm war. Er iſt vor Ungeduld faſt ganz vergangen, hat die ganze Nacht nicht geſchlafen, und ſich gehabt wie ein Kind; wie wunderlich er manchmal iſt, könnt Ihr Euch gar nicht vorſtellen. Nun es iſt recht ſchön von Euch, daß Ihr uns nicht ganz vergeſſen habt. Kommt nur herein, aber wundert Euch nicht, wenn Ihr den Alten noch mehr verändert findet als mich.“

So wie Chiappini ſeine Tochter erblickte, wollte er aus ſeinem bequem gepolſterten Armſtuhl ſich aufraffen, ſank aber, an allen Gliedern zitternd, in denſelben wieder zurück.

Frau von Dernau kam dem geliebten Greiſe zuvor, umſchlang ſeinen Nacken mit ihren beiden Armen, weinte Freudenthränen an ſeiner Bruſt, küßte, ungeachtet ſeines heftigen Widerſtrebens, ſeine Hände, ſeine während ihrer Abweſenheit ſchneeweiß gewordenen Locken, und fand kaum Worte genug, ihre kindliche Liebe und Freude ihm auszudrücken.

„Signora, Signora Conteſſina, was thut Ihr, wie erniedrigt Ihr Euch ſo zu mir Armen, ich bin es ja nicht werth,“ ſtammelte indeſſen ängſtlich der Alte, mit von innerer Bewegung erſtickter Stimme, und ſtrebte, ihren kindlichen Liebkoſungen ſich zu entziehen. „Meine Wohlthäterin, meine große edle Wohlthäterin, ich bin ja viel zu geringe, an mir iſt es Eure Kniee zu umſchlingen, den Saum Eures Kleides, Eure Füße zu küſſen,“ rief er und bückte ſich tief. Frau von Dernau kniete neben ihm hin, und umfaßte ihn mit aller Kraft.

„Vater!“ rief ſie unter einem Strom von Thränen, „Vater, ich flehe um Euren Segen, erkennt Ihr denn nicht mehr die Stimme Eures Kindes, ich bin ja Eure Tochter, Eure Maria, die Euch Leben und Alles verdankt.“

Aber der Alte wollte auf keine Weiſe ſich beſchwichtigen laſſen, nannte ſie immerwährend bald Signora Conteſſina, bald Eccellenza, verlangte durchaus, daß ſie in ſeinen Lehnſtuhl ſich ſetzen ſolle, weil es ihm nur zieme ſeiner Wohlthäterin ſtehend, ja knieend zu dienen, und wurde immer heftiger, ſeine Reden immer verworrener und ängſtlicher, je mehr ſie ſich bemühte ihn zu beruhigen.

„Heiliger Gott, was bedeutet das!“ rief ſie, zu Lorenzo gewendet, „er kennt mich nicht, und du ſagteſt mir doch, er habe ſchon geſtern auf meinen Beſuch ſich gefreut und mich erwartet.“

„Ja, ſo iſt es nun einmal, der alte Mann iſt kindiſch geworden,“ erwiederte Lorenzo, während Frau von Dernau ſich immer fort um ihren Vater beſchäftigte. „Das Gedächtniß iſt ihm vergangen, und nun ſetzt er allerhand tolles Zeug ſich in den Kopf. Heh, Vater! nehmt Euch doch zuſammen, ſeht ſie doch nur recht an, es iſt ja wirklich unſere Mariuccia, wenn ſie gleich älter geworden iſt, und vornehme Kleider an hat. Seid doch vernünftig, und ſchwatzt nicht ſo närriſch in den Tag hinein. Seht her, es iſt ja meine Schweſter, und ich will ſie gleich vor euren

Augen als ſolche begrüßen.“ Damit nahm er ſie ohne Umſtände beim Kopf, und drückte einen laut ſchellenden Kuß ihr auf beide Wangen; „nun ſeht, ob ſie böſe wird! ſie weiß es ja, daß ich ihr Bruder bin,“ rief er mit bäuriſchem Gelächter.

Der Alte wurde, über ſeines Sohnes Betragen höchſt aufgebracht. „Elender Bube!“ rief er mit bebender Lippe, „wie darfſt du dich unterfangen, du weißt es ja — — — —“

„Nun ja, ich weiß, daß ſie’dieſes Gütchen uns geſchenkt hat, was iſt es denn nun weiter,“ rief Lorenzo? „ſie iſt reich und vornehm genug, um für den leiblichen Vater zu ſorgen, ohne daß ſie darum ſich etwas abgehen läßt. Aber ſie iſt und bleibt doch Euer Kind, und Ihr ſolltet Euch ſchämen, ſo viele Umſtände mit ihr zu machen, die ſie auch gar nicht verlangt; beſinnt Euch doch nur, Vater, wahrhaftig die Freude hat Euch ganz wirbelnd gemacht.“

„Ja, ja, beſinnt Euch doch nur,“ bat Frau von Dernau, „es iſt ja alles wie mein Bruder es ſagt, ich bin Euer leibliches Kind, das Euch das Leben verdankt, und nie genug für Euch thun kann.“ Doch alles was ſie ſprach und that, um den Vater zu beruhigen, war vergebens. Sichtbar beängſtigt, mit unendlich peinlicher Demuth, beharrte er dabei, ſie als ſeine große Wohlthäterin zu behandeln, ſie nicht ſeine Tochter zu nennen, unter lebhaften Betheuerungen ſeines Unwerthes, ihre kindlichen Liebkoſungen von ſich abzuwehren.

Wäre ich nur eine Viertelſtunde mit ihm allein, Lorenzos Gegenwart ſcheint ihn zu bedrücken; vielleicht gelänge es mir beſſer, ihn zur Beſinnung zu bringen, und mein Bild in ſeiner Erinnerung wieder hervorzurufen, dachte Frau von Dernau, und wagte es endlich,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52641-5
SCHOPENHAUER;J.H. FN. 18084/035

ihrem Bruder, vor dem ſie noch immer ſich ein wenig fürchtete, dieſen Wunſch zu verſtehen zu geben; doch Lorenzo wich nicht von der Stelle.

„Ich merke wohl, wo Ihr hinaus wollt, Schweſter, aber daraus wird nichts, darauf verlaßt Euch nur," ſprach er endlich ganz unumwunden. „Ich kann und darf Euch nicht mit dem Alten allein laſſen, er iſt noch ziemlich bei Kräften, und Ihr wißt nicht, was für ſeltſame Anfälle oder Einfälle, nennt es wie Ihr wollt, er zuweilen hat. Ihr allein könnt mit ihm nicht fertig werden, er käme vielleicht zu Schaden und dann hätten wir das Unglück. Am beſten iſt es, Ihr begebt Euch jetzt wieder zu Hauſe, und ich rathe Euch wohlmeinend, es zu thun. Der Vater hat über ſein wunderliches Treiben die ganze Nacht kein Auge zugethan, und iſt jetzt überwacht. So bald Ihr fort ſeid, will ich ſchon ſehen, wie ich ihn ins

Bette bringe, und hat er erſt ein paar Stunden geſchlafen, wird er, wenn Ihr gegen Abend wieder kommt, ſchon vernünftiger ſein. Darum geht mit Gott, Schweſter, und ängſtigt Euch nicht um den Vater, und kommt gegen Abend wieder, oder ich will Euch auch rufen laſſen, wenn er erwacht iſt. Gönnt ihm Ruhe, das iſt das Beſte, was Ihr jetzt für ihn thun könnt. Und ſeid übrigens unbeſorgt, ich weiß mit ihm umzugehen, und will ihn ſchon bewegen, ſich zu Bette zu begeben."

Der Alte war indeſſen immer heftiger, ſeine Rede immer unverſtändlicher geworden. Ein gewaltſamer Kampf ſchien in ſeinem Innern zu wüthen, der durch alles, was ſeine Tochter zu ſeiner Beruhigung verſuchte, nur noch verſtärkt wurde. Die gewaltige Spannung ſeiner geiſtigen Kräfte ſteigerte ſich endlich zu einem wirklich Gefahr drohenden Grade, und Frau von Dernau mußte ſich entſchließen, widerwillig und zögernden Schritts den Rath Lorenzos zu befolgen.

Haller war nicht wenig erſtaunt, die Freundin in einer ganz andern Stimmung wiederkehren zu ſehen, als er es erwartet hatte. Die Gegenwart ihrer Kinder verhinderte ſie im erſten Augenblick, ihm den traurigen Ausgang des Beſuches mitzutheilen, auf den ſie ſo lange ſich gefreut, den ſie durch ſo manche Aufopferung und Mühſeligkeit endlich möglich gemacht. Erſt als nach ein paar Stunden die Hitze des Tages abgenommen, und die Kinder die Erlaubniß zu einem Spaziergange in der ungemein reizenden Umgegend des Ortes ſich erbaten, und wie leicht zu erachten, ohne Weigerung erhielten, fand ſie die dazu nöthige Muße und Ruhe.

„Ach, was ſind unſere wohlgemeinteſten Pläne, was unſere Hoffnungen auf Erden,“ klagte ſie, nachdem Haller alles erfahren.

„Mußte ich darum, von unwiderſtehlicher Sehnſucht getrieben, über Berg und Thal, aus weiter Ferne hieher eilen, um meinen armen alten Vater durch meine ihm fremdartige Erſcheinung in vielleicht unheilbaren Wahnſinn zu ſtürzen! Iſt das die Strafe des Himmels, weil ich mich verlocken ließ, den Stand zu verlaſſen, zu welchem meine Geburt mich beſtimmte? weil ich höher hinaus, und nicht in dem Dunkel bleiben wollte, wohin ich gehöre? meine ganze Lebensſtellung iſt dadurch auf unnatürliche Weiſe verrückt und verſchoben. Dieſe ganze Nacht hindurch habe ich mit Ueberlegungen zugebracht, um zu erſinnen, wie ich meine Kinder zu den Füßen ihres Großvaters führen, ſeinen Segen ihnen erbitten könne, ohne daß ſie erriethen, was er ihnen iſt? Iſt es nicht entſetzlich, daß ich meinen eigenen Vater vor meinen Kindern verleugnen muß, als ob ich des geliebten würdigen Greiſes mich zu ſchämen hätte?“

„Liebe Freundin,“ erwiederte **Haller**, ſehr mild, aber auch ſehr ernſt, „Sie vergeſſen, daß keineswegs freie Wahl Sie beſtimmte, Ihren Geburtsort zu verlaſſen, und daß Alles, was Sie jetzt bereuen zu müſſen wähnen, nur die ganz natürliche Folge jenes erſten Schrittes über die Grenze Ihres Geburtsortes iſt, den Sie, als unmündiges Kind, auf Befehl Ihrer Eltern thun mußten, den Ihr eigener Vater, ſo zärtlich er Sie auch liebte, für nothwendig zu Ihrem künftigen Glücke erklärte. Hüten Sie ſich vor Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt ſowohl, als gegen Ihr Geſchick, das es wahrlich nicht böſe mit Ihnen gemeint hat. Oder rechnen Sie die höhere Bildung Ihres ganzen Weſens für kein Glück, die Ihnen nur auf dieſe Weiſe werden konnte? auch nicht, daß Sie mehrere Jahre die Schöpferin des häuslichen Glückes, der Stolz und die Freude eines würdigen, Sie innig liebenden Gatten geweſen ſind? nicht die Freude an Ihren Kindern, die Achtung und Liebe Ihrer Freunde? Und bedenken Sie es recht, würde es Ihnen wohl möglich gewesen ſein, nur den zehnten Theil deſſen für Ihren Vater zu thun, was Sie jetzt gethan, ihm ein ſo ſorgenfreies Alter zu gewähren, ihn von ſeinem traurigen Amte zu befreien, wenn Sie bei ihm geblieben wären?"

„Sie machen, daß ich meines Unmuthes, ich möchte faſt ſagen, meines Schmerzes mich ſchäme, und doch kann ich ihn noch nicht überwinden," ſprach Frau von Dernau. „Die Folgen jenes Schrittes, den Sie vertheidigen, ſtehen zu betrübend vor mir, als daß ich ganz ohne Reue daran denken könnte, wie alles ſo ganz anders — — —"

„Es gibt im Leben keinen traurigeren Irrwahn, in den wir verfallen können, als eben jene Rückblicke in die Vergangenheit, jenes ängſtliche Grübeln darüber, wie Alles ſo ganz anders hätte kommen können, wäre dieſes oder jenes nicht geſchehen, hätten wir dieſes oder jenes nicht gethan,“ unterbrach **Haller** ſie. „Liebe Freundin, nur die Abſicht, nicht der Erfolg unſerer Handlungen macht vor unſerm Gewiſſen uns verantwortlich; denn letzterer liegt nicht im Bereiche unſerer ſchwachen Kraft, höhere Mächte walten über ihn.“

Mit der gemeinen Menſchen eignen haſtigen Eile, wenn es ein Unglück zu verkündigen gibt, ſtürzte in dieſem Augenblick die Wirthin **Margherita** herbei. „Signora! Signora!“ rief ſie ſchon aus der Ferne, „erſchrecken Sie nur nicht, aber den alten **Luigi** hat der Schlag gerührt, und wenn Sie ihn noch einmal ſehen wollen, iſt es die höchſte Zeit. Die Zunge iſt ihm gelähmt und nun liegt der alte Mann da, und kann nicht leben, nicht ſterben.“

„Ich habe es immer geſagt, daß es ſo kommen würde,“ fuhr die Schwäzerin fort, während

Frau von Dernau, von Schrecken betäubt, regungslos da ſaß. „Der Sohn iſt ein böſer, gottloſer Menſch; noch heute, nachdem die Signora fort war, hat er mit dem Vater ſo heftig gezankt, daß die Leute auf der Straße den Lärm gehört haben, und da iſt es dann kein großes Wunder, daß der arme Alte vor lauter Aerger und Verdruß endlich von einem Schlagfluß getroffen worden iſt.“

Haller traf ſogleich Anſtalt, Aerzte aus der Nachbarſchaft eiligſt herbei holen zu laſſen, und begleitete dann ſeine ſchmerzlich erſchütterte Freundin zu ihrem Vater. Der Zuſtand des Alten war indeſſen weniger traurig und gefährlich, als ſie ihn zu finden gefürchtet. Ein der Arzneiwiſſenſchaft kundiger Geiſtlicher aus dem vorzüglich der Pflege der Kranken geweihten ſehr nahen Kloſter hatte ihm eine Ader geöffnet, wodurch der Kranke ſich ſehr erleichtert fühlte; die Zunge und der rechte Arm waren gelähmt, übrigens war er wieder bei vollkommenem Bewußtſein. Die ſchreiende und ſchwatzende Nachbarſchaft, die, wie in ſolchen Fällen immer geſchieht, ſich augenblicklich herbei gedrängt hatte, war von dem geiſtlichen Herrn hinaus gewieſen worden, und außer ihm und dem ſehr düſter blickenden Lorenzo war Niemand im Zimmer geblieben.

Der Anblick ſeiner Tochter ſchien indeſſen den Kranken abermals zu beunruhigen; er bemühte ſich zu ſprechen, aber er brachte nur unverſtändliche Worte hervor, und brach in Thränen aus, als Frau von Dernau ſeine Meinung nicht errieth. Er zeigte mit der linken Hand ängſtlich auf verſchiedene Gegenſtände in ſeinem Zimmer, und gerieth endlich in ſo heftige Bewegung, daß ſein geiſtlicher Arzt ſich gezwungen ſah, Frau von Dernau zu bitten, den Kranken, der vor Allem der Ruhe bedürfe, zu verlaſſen. Die Verſicherung des würdigen

Vaters, daß keine dringende Lebensgefahr mehr zu befürchten ſei, daß er ſelbſt die Nacht über bei ihm wachen, und wenn eine Veränderung ſeines Zuſtandes eintreten ſollte, ſie ſogleich davon benachrichtigen wolle, bewogen ſie endlich, ſeinen Bitten und Gründen nachzugeben, und ſich mit Herrn Haller zu entfernen.

Ein einziges, oft von ihm wiederholtes Wort war von Allem, was Chiappini mit großer Anſtrengung auszuſprechen verſuchte, einigermaßen verſtändlich geworden: Baranto, ein ſeiner Tochter ganz unbekannter Name. Haller blätterte daheim in ſeinem Reiſeportefeuille, und fand ſeine Vermuthung beſtätigt; es war der Name des Banquiers, an welchen ihre Kreditbriefe in Florenz gerichtet waren. Des Vaters auffallendes Betragen am Morgen beim Wiederſehen ſeiner Tochter, des Bruders Weigerung, beide mit einander allein zu laſſen, der ſpätere heftige Zwiſt, der zufolge der Ausſage der Wirthin zwiſchen Vater und Sohn entſtanden war, und ſo traurige Folgen nach ſich gezogen, hatten Hallern ſchon früher ein den Alten ſchwer bedrückendes Geheimniß ahnen laſſen, deſſen Entdeckung Lorenzo auf jede Weiſe zu verhindern ſuche. Der Name Baranto, auf dieſe Weiſe von dem todkranken Greiſe ausgeſprochen, während ſein Sohn durch lautes Einreden ihn unverſtändlich zu machen ſich beſtrebte, beſtätigten dieſe Vermuthung, ſchienen aber zugleich den Schlüſſel zur Löſung eines Geheimniſſes ihm zu bieten, das vielleicht für die Zukunft ſeiner Freundin von der höchſten Wichtigkeit werden konnte. Sein Entſchluß war bald gefaßt; unter dem Vorwande, den berühmteſten Arzt ohne Säumen aus Florenz herbeiholen zu wollen, machte er noch in der nämlichen Nacht ſich mit Courierpferden auf den Weg nach jener Stadt; denn durch die Vermuthungen, die immer klarer ſich ſeinem Geiſte darſtellten, mochte er ſeine ohnehin ſchmerzlich bewegte Freundin nicht vor der Zeit und vielleicht obendrein ganz unnützer Weiſe noch mehr beunruhigen.

Zu guter Stunde am Morgen des folgenden Tages erreichte er Florenz, und fand Herrn Baranto ſehr bereitwillig, ihm alle Auskunft zu geben, die er zu geben vermochte, doch leider war dieſe wenig befriedigend. Ein alter Handlungsdiener des Hauſes erinnerte ſich dunkel, daß man mehrere Jahre lang an Vincenza Diligento, Gattin des Gefängnißwärters Luigi Chiappini in Modigliano, in Auftrag eines Augsburger Banquierhauſes alljährlich hundert Scudi ausgezahlt habe. Dieſe Zahlungen hatten aber ſchon ſeit einer Reihe von Jahren aufgehört; alte Handlungsbücher wurden herbei geholt und nachgeſchlagen, in denen man aber blos jene Zahlung gehörig notirt fand. Das Auffallendſte für Haller war, daß ſie mit dem Geburtsjahr der Frau von Dernau angefangen und wahrſcheinlich mit dem Todestage ihrer Mutter aufgehört hatten. Die von dieſer ausgeſtellten Quittungen über erhaltene Zahlungen waren, wie ebenfalls im Buche bemerkt war, jedesmal an das Augsburger Haus abgeſendet worden. Dieſes Haus aber exiſtirte nicht mehr, die Firma deſſelben war erloſchen, und da dieſe, aus alten Zeiten herſtammend, nicht der Name des letzten Chefs des Hauſes geweſen, und Niemand im Comptoir wußte, wie dieſer eigentlich geheißen, oder was aus ihm geworden, ſo ſchien es faſt unmöglich, auf dieſem Wege die nöthige Aufklärung zu erhalten.

Mißmüthig, in Nachdenken verloren, und doch mehr wie jemals in ſeinen Vermuthungen beſtärkt, langte Haller in Begleitung des Hausarztes des Herrn Baranto in Modigliano wieder an. Er fand Frau von Dernau am Bette ihres Vaters, dem eben die letzte Oelung ertheilt worden war. Dieſer hatte vor einigen Stunden die Sprache wieder erhalten, aber auf Vorſtellung des Arztes hatte Frau von Dernau, um ihn nicht zu beunruhigen, es nicht gleich wagen dürfen, ſich ihm zu zeigen; bald darauf verlangte der Kranke mit dem Geiſtlichen allein gelaſſen zu werden, um nach den frommen Gebräuchen der Kirche ſich zum Tode zu bereiten, deſſen Herannahen er fühlte. Die Beichte hatte lange gewährt; Frau von Dernau, nach der er jetzt ſelbſt verlangte, fand ihn in einem Zuſtande gänzlicher Erſchöpfung. Aber auch jede Spur innerer Unruhe, peinigender Aengſtlichkeit war aus den Zügen des ſchon halb verklärten Greiſes verſchwunden. Himmelsruhe glänzte aus ſeinem ſchon brechenden Auge ihr entgegen; er litt es geduldig, daß ſie an ſeinem Bette niederknieete, legte ſegnend ſeine

Hand auf das Haupt der Stillweinenden, ſeine Lippen bewegten ſich in leiſem Gebete, dann ſah er die Tochter noch einmal freundlich an, ſank ermüdet auf ſein Lager zurück und ſchloß die Augen, um ſie nie wieder zu öffnen, grade in dem Augenblick als Haller mit dem Florentiner Arzte in das Zimmer trat.

Frau von Dernau ließ von dem fremden Arzte nach ihrer Wohnung ſich führen, deſſen Hülfe nach den erſchütternden Scenen der letzten Tage ihre Geſundheit höchlich bedurfte. Haller aber blieb im Sterbehauſe, ſo viel auch Lorenzo dagegen einzuwenden hatte. Während der Geiſtliche ſich auf ein paar Stunden entfernte, um auszuruhen, ließ Haller den darüber ſehr ungeberdig ſich bezeigenden Lorenzo nicht aus den Augen, und glaubte ſeine guten Gründe dazu zu haben.

Sobald Pater Jeronimo, ſo hieß der geiſtliche Arzt, in der Frühe des folgenden

Morgens das Haus wieder betrat, eilten beide, Haller und Lorenzo, ihm entgegen.

„Ehrwürdiger Herr,“ redete Haller ihn an, „erlaubt einem mit den Gebräuchen dieſes Landes unbekannten Fremden, dem als Vormund der Enkel des Verſtorbenen dringende Pflichten obliegen, Euch zu bitten ihm zur Erfüllung derſelben behülflich zu ſeyn. Es iſt vor allen Dingen nothwendig, daß hier zur Verſiegelung des Nachlaſſes des Erblichenen geſchritten werde — — —“

„Verſiegelung, was Verſiegelung! wer will ſich unterfangen, hier in meinem Hauſe zu verſiegeln,“ unterbrach ihn Lorenzo wüthend vor Zorn. „Ich allein bin Erbe meines Vaters, und außer mir hat Niemand etwas hier anzuordnen, oder zu befehlen. Was wir beſaßen, hat meine Schweſter dem Vater gegeben, wie es denn auch ihre Pflicht war, und ich will gleich hin zu ihr, ich will ſie fragen, ich will ſie herbei holen, ſie ſelbſt ſoll ſagen, ob es ihr Wille iſt, mich, ihren eigenen Bruder, auszuplündern und zu ruiniren.“

Haller war überzeugt, daß Frau von **Dernau** jedes Verfahren der Art im Hauſe ihres Vaters ſogleich verbieten würde, aber er ſah in demſelben das einzige Mittel, einem Geheimniß auf die Spur zu kommen, deſſen Exiſtenz ihm immer deutlicher wurde, und für ſeine Freundin von immer größerer Wichtigkeit erſchien, je länger er darüber nachdachte. Er ſuchte alſo den Wüthenden, der gleich zu ſeiner Schweſter eilen wollte, feſtzuhalten, doch wäre ihm dieſes ſchwerlich gelungen, wäre nicht Pater **Jeronimo** ihm zur Hülfe gekommen. **Lorenzo** wagte doch nicht, dem Geiſtlichen ſich zu widerſetzen, der ihm über ſein früheres und gegenwärtiges ungebührliches Betragen eine recht eindringliche Strafpredigt hielt, bei welcher **Lorenzo** als ein ſehr un=

geduldiger Zuhörer ſich bezeigte, und endlich mit der Erklärung ſchloß, daß er auf ausdrückliches Verlangen des Verſtorbenen bereit ſei, ohne Zuziehung der Gerichte den Nachlaß desſelben zu verſiegeln, und Herrn **Haller** nebſt **Lorenzo** einlud, ihre Siegel dem ſeines Kloſters beizudrücken.

„Ich bin ein einfacher Landmann, ich habe weder Wappen noch Petſchaft. Ihr Herrn mögt thun, was Ihr wollt, weil ich es doch nicht abändern kann. Am Ende kommt es doch noch immer darauf an, was meine Schweſter zu dem allen ſagen wird; gefallen wird es ihr ſchwerlich,“ ſprach **Lorenzo**, lehnte ſich mürriſch mit übereinander geſchlagenen Armen neben dem Bette an die Wand, und ſah ſchweigend dem Verfahren der beiden Andern zu. „Nun, ſeid Ihr endlich fertig?“ rief er höhniſch lachend zuletzt, „geht nun auch in die andern Kammern und Stuben, verſiegelt meinetwegen Scheuern und Speicher, Keller und Ställe, ich habe es ſatt, Eurem Firlefanz zuzuſehen, ich bleibe hier."

„Du begleiteſt uns," gebot Haller.

„Wer will mich dazu zwingen?" trotzte Lorenzo, und ſtellte ſich noch feſter gegen die Wand.

Auf einen Wink des Paters verließ Haller mit dieſem das Zimmer. Lorenzo horchte eine Weile, ob ſie ſich wirklich entfernten, zog dann eiligſt einen kleinen Schlüſſel hervor, und bückte ſich ſchnell, um einen dicht am Boden befindlichen Mauerſchrank aufzuſchließen, vor deſſen kaum ſichtbaren Thüre er bis dahin geſtanden. Doch im nämlichen Augenblick fühlte er auch von ein paar kräftigen Armen ſich gefaßt, die ein verſiegeltes Paket ihm entriſſen, das er aus jenem Verſteck eben genommen, und im Begriffe war in ſeiner Bruſttaſche zu verbergen.

„Elender Böſewicht!“ donnerte der Pater ihn an, der zu ſeinem nicht geringen Schrecken nebſt Hallern wieder vor ihm ſtand, „abſichtlich wollte ich abwarten, wie weit deine Bosheit dich treiben würde. Dieſes Päckchen, das du entwenden wollteſt, um es zu vernichten, hat für dich ſelbſt keinen Werth; dir kann die Zerſtörung deſſelben von keinem Nutzen ſein, aber es enthält Dokumente, welche für deine und deines Vaters große Wohlthäterin von der äußerſten Wichtigkeit ſind. Du wußteſt um den Inhalt deſſelben, und nur die unbegreiflichſte Bösartigkeit deines Gemüthes kann zu einer ſolchen Schandthat dich bewogen haben.“

„Gemach! gemach! ehrwürdiger Herr, ereifert Euch nicht ohne Grund,“ erwiederte Lorenzo; „ſeid Ihr denn ſo ganz gewiß, daß ich dieſe alte Scharteke, um die Ihr ſo großen Lärm erhebt, an mich nahm, um ſie zu vernichten? Wie, wenn ich dieſes nur that, um ſie ſelbſt der großen Signora, für die Ihr auf einmal ſo gewaltigen Reſpekt habt, zu überbringen, und mir bei der Gelegenheit ein ehrliches Trinkgeld von ihr zu verdienen?“

„Kennt Ihr den Inhalt dieſer Papiere?“ fragte Haller, indem er ſie aus den Händen des Paters Jeronimo empfing.

„Seit einigen Monaten hat der verſtorbene Luigi Chiappini die Exiſtenz und den Inhalt derſelben mir unter dem Siegel der Beichte entdeckt,“ erwiederte dieſer. „Ein theurer hoher Eid hielt bis dahin lange Jahre hindurch ſeine Zunge gebunden. Neugier und Bosheit hatten indeſſen den unwürdigen Sohn eines frommen Vaters zur Ausſpähung eines längſt von ihm geahnten Geheimniſſes getrieben; wie heute, ſo waren auch damals dieſe Papiere in ſeiner Hand, und nur durch die Entdeckung des Inhaltes derſelben war der ſchwache Greis im Stande, ſie ihm zu entreißen und in Sicherheit zu bringen.“

„Schade um das herrliche Freudenfeuerchen, um das ich mich damals einfältiger Weiſe bringen ließ,“ rief Lorenzo dazwiſchen.

Mit gebietendem Ernſt brachte Pater Jeromino ihn wieder zum Schweigen, und fuhr dann folgendermaßen weiter fort.

„Von Gewiſſensangſt über den aus Furcht und Schwäche begangenen Eidbruch getrieben, ſuchte der unglückliche Alte bei mir Rath und Troſt, und ich, um ihn zu beruhigen, den ich als einen ſehr frommen, braven Mann kannte und liebte, wandte mich an meinen hohen Gönner, den Hochwürdigen Biſchof von Faenza, der auf meine Fürſprache ſeines erzwungenen Eides ihn entband. Sein einziges Sinnen und Trachten ging jetzt darauf hinaus, ſeiner Wohlthäterin das Geheimniß, welches viele Jahre lang ſchwer auf ihm gelaſtet hatte, zu entdecken, und dieſe Papiere ſicher in ihre Hände zu bringen; aber ſo oft und viel wir beide uns darüber beriethen, es war und blieb uns unmöglich, zu erſinnen, wie dieſes bei der weiten Entfernung ihres Wohnortes und dem Mangel ihrer Adreſſe zu bewerkſtelligen ſei. Viele Monate lang ließ der Gedanke daran dem guten Alten weder Ruhe noch Raſt, bis vor einigen Tagen die Nachricht von der unerwarteten Ankunft der Signora wie eine Botſchaft vom Himmel ihm erſcholl.“

„Nun aber trat dieſer Unwürdige auf, dem der Alte, wie früher deſſen Mutter, die unbeſchränkteſte Herrſchaft über ſich eingeräumt hatte, nicht aus Liebe, wahrlich nicht, ſondern aus Furcht und angeborner Schwäche. Dieſer Lorenzo nun erklärte kurz weg, ohne ſich auf die ihn zu bewegenden Gründe einlaſſen zu wollen, daß er nimmermehr zugeben werde, daß ſein Vater dieſe Papiere der Signora übergebe, oder den Inhalt derſelben ihr entdecke.“

„Die ganze Nacht brachte er in heftigem, oft an Mißhandlung grenzendem Streit mit dem Vater über dieſen Punkt zu. Die Signora fand den unglücklichen Alten am folgenden Morgen in einem mit wirklicher Geiſtesverwirrung drohenden Zuſtande. Vielleicht war es die Abſicht des unnatürlichen Sohnes, ihn bis dahin zu treiben, denn ſobald die Signora ſich entfernt hatte, fing er den alten Zwiſt wieder an und trieb ihn fort, bis der unglückliche Greis, vom Schlage getroffen, zu ſeinen Füßen bewußtlos niederſank.“

„Frecher Sünder, Vatermörder,“ rief der Geiſtliche, ſehr entrüſtet ſich an Lorenzo wendend, „ſprich, bekenne! was konnte zu einem ſo unnatürlichen Verfahren dich bewegen?“

„Ehrwürdiger Pater,“ erwiederte Lorenzo, „ſtraft mich, laßt mich büßen, ſo hart Ihr wollt und könnt, aber ſchimpft mich nicht. Mag ſein, daß ich gefehlt habe, aber ein Vatermörder bin ich deshalb doch nicht; habe ich den Vater denn tödten wollen? Wie konnte ich es vorher wiſſen, daß dieſer Streit ein ſolches Ende nehmen würde? Wir ſind oft hart an einander geweſen, ohne daß es ihm ſonderlich geſchadet hatte. Am Ende wäre er wohl auch ohnedies geſtorben, denn alt genug war er. Was übrigens Eure Frage betrifft, ſo kann ich darauf nur erwiedern, daß ich, Lorenzo Chiappini, wohl ein rechter Narr geweſen wäre, wenn ich hätte zugeben wollen, daß der Alte hinginge, ihr zu erzählen, daß ſie nicht ſein Kind iſt; damit ſie denn, aus Aerger darüber, alle ihre Gaben wieder zurücknähme, und ich ſammt dem Alten wieder an den Bettelſtab käme; denn arbeiten mag ich nun einmal nicht, ich bin es nicht mehr gewohnt.“

„Das iſt es, was ich längſt ahnend empfunden und gedacht,“ rief Haller, „und du Elender konnteſt aus Eigennutz dieſe Entdeckung verhindern?“

„Ehrwürdiger Mann, den ich ſo gern meinen Freund nennen möchte,“ ſetzte er, gegen den Vater gewendet, hinzu, „laßt uns jetzt gemeinſchaftlich dahin trachten, die edle Frau zu ſchonen, die wahrlich in dieſem Augenblick der höchſten Schonung bedarf. Wie dieſe ihr ganz unerwartete Entdeckung ihr ohnehin ſchmerzlich verwundetes Gemüth erſchüttern wird, fühlt Ihr ſelbſt. Unſere Sorge ſei es daher, dieſen herben Eindruck mögligſt zu mildern. Ich bin der Frau von Dernau treuſter Freund, dem ſie ſeit vielen Jahren das unbedingteſte Vertrauen ſchenkt; ich bin der von ihrem verſtorbenen Gemahl ihr als Beiſtand zur Seite geſtellte Vormund ihrer Kinder, mit allen ihren Angelegenheiten genauer bekannt, als ſie ſelbſt es iſt, und daher zu dem Schritte, den ich vorſchlage, völlig befugt. Laßt uns jetzt gleich dieſe verhängnißvolle Schrift mit einander öffnen, deren Inhalt ohnehin Euch nicht fremd iſt, damit wir um ſo beſſer beurtheilen können, auf welche Weiſe der harte Schlag zu mildern iſt, den wir freilich der gefühlvollen Seele meiner edlen Freundin nicht werden ganz erſparen können.“

Das Paket wurde eröffnet; es enthielt den Abdruck eines adlichen Wappens, und ein ziemlich weitſchweifiges, von der Hand des ſeitdem im Kloſter zu Modigliano verſtorbenen Pater Iſidor niedergeſchriebenes Bekenntniß der ebenfalls vor einigen Jahren verſtorbenen Hebamme Eleonora Tornelli. Im Eingange berichtet Pater Iſidor, wie dieſe Frau von Reue und Gewiſſensangſt getrieben ſich an ihn, als ihren Beichtvater, gewendet und er, da ſie ſelbſt der Schreibkunſt nicht mächtig ſei, auf ihr Bitten, und zur Beruhigung ihrer beängſteten Seele dieſe ihre Ausſage, deren Wahrheit ſie mit einem theuren Eide bekräftiget, niedergeſchrieben, damit, wenn es Gott gefallen ſolle, daß dereinſt die Wahrheit an das Licht gebracht werde, dieſe Schrift zur Beglaubigung derſelben dienen könne. Eleonora Tornelli fängt ihr Bekenntniß mit der Nachricht von der im Herbſt des Jahres 17 . . erfolgten Ankunft einer ſehr vornehmen fremden Herrſchaft in Modigliano an, eines deutſchen Grafen, deſſen Familiennamen ſie nie deutlich vernommen, indem er von ihr und allen im Hauſe ſich habe Graf Alberto nennen laſſen; ſeine ihrer Entbindung augenſcheinlich ſehr nahe Gemahlin begleitete ihn, ſie wurde Gräfin Luiſa genannt, und wollte ihre Niederkunft in Modigliano abwarten. Sie bekennt ferner, wie der Graf, ohne Vorwiſſen ſeiner Gemahlin, durch Gold und große Verheißungen ſie zu dem Verſprechen verleitet habe, im Fall dieſe abermals eine Tochter zur Welt bringe, wie bis jetzt immer geſchehen, das Kind fortzuſchaffen und, wo möglich, ohne daß die Gräfin es bemerke, ihr dafür einen neugebornen Knaben unterzuſchieben, den er dann als ſeinen eignen Sohn anerkennen und erziehen wolle. Eleonora geſteht, daß im Anfange ihr Gewiſſen ſich ſehr gegen eine ſolche That geſträubt habe, aber bei ihrer großen Armuth und ihren eignen vielen Kindern ſei es ihr doch nicht möglich geweſen, der Lockung des vielen Goldes zu widerſtehen, und ſie habe, wenn gleich widerwillig, ſich in den Willen des Grafen ergeben, und verheißen, das Mögliche zu verſuchen, um ſeinen Befehl zu erfüllen.

Die große Traurigkeit der Gräfin, die ſie immer in Thränen fand, ſo oft ſie dieſelbe vor ihrer Niederkunft beſuchte, habe ſie indeſſen einigermaßen beruhigt, indem dieſe Dame ihr vertraute, daß die Furcht, wieder eine

Tochter zur Welt zu bringen, der einzige Grund ihrer Betrübniß ſei, indem ſie ſchon drei Töchter geboren habe, die alle, noch in der Wiege, geſtorben wären, und daß ſie keinen brünſtigern Wunſch hege, als den, endlich ihren Gemahl durch die Geburt eines Sohnes zu erfreuen, damit ſein alter edler Stamm nicht erlöſche, und ſeine großen Beſitzungen in Deutſchland nicht, aus Mangel eines männlichen Erben, dereinſt in fremde Hände übergingen. Und müßte ich auch den heißerſehnten Sohn mit meinem Leben erkaufen, habe die unglückliche Dame oft zu ihr geſprochen, ich ſtürbe gern; denn verſagt mir ihn Gott, ſo giebt es für mich ohnehin weder Freude noch Friede in meinem Hauſe und in der Welt.

Eleonora Tornelli bekennt ferner, wie ſie, um des Grafen Wunſch zu genügen, und zugleich der Gräfin Ruhe zu verſchaffen, mehrere Frauen in Modigliano, die um die nämliche Zeit wie die Gräfin ihrer Entbindung entgegen ſahen, vorſichtig zu erforſchen geſucht habe, ob ſie wohl, um große Vortheile zu erringen, und zugleich das Glück ihres eigenen Kindes zu begründen, ſich entſchließen könnten, es gegen ein anderes Kind zu vertauſchen.

Aber nur eine dieſer Frauen habe ihren Vorſchlag verſtanden, und ſei ſogleich auf denſelben eingegangen, Vincenza Diligento, Gattin des Gefangenwärters Luigi Chiappini, eines ſehr guten, aber auch zugleich ſehr furchtſamen ſchwachen Mannes. Dieſe mit ihrem Stande ſeltnen Scharfſinn begabte Frau habe aus Eleonorens verſteckten Anſpielungen und der Anweſenheit der vornehmen Fremden in Modigliano ſich ſogleich Vermuthungen zuſammengeſetzt, die mit der wahren Lage der Dinge ziemlich genau überein kamen. Sie verlangte ſelbſt mit dem Grafen zu ſprechen, um mit ihm zu unterhandeln, und wurde endlich um die Summe von ihr baar auszahlenden zweitauſend Scudi und ein lebenslängliches Jahrgehalt von hundert Scudi mit ihm einig, für die ſie das Kind, das ſie noch unter dem Herzen trug, im Fall es ein Sohn wäre, und die Gräfin eine Tochter zur Welt bringe, ihm verkaufte und verhieß, dafür die junge Gräfin anzunehmen und wie ihr eigenes Kind zu erziehen. Alles dieſes wurde einſtweilen ohne Vorwiſſen des guten Luigi Chiappini verabredet und beſchloſſen.

Vincenza brachte, wie Eleonora Tornelli ferner berichtet, einen geſunden, ſtarken, aber ſehr häßlichen Knaben glücklich zur Welt, und in der darauf folgenden Nacht wurde auch Gräfin Luiſe, unter ſchwerer Lebensgefahr, von einer Tochter entbunden. Ihr Gemahl hatte es ſo einzurichten gewußt, daß im entſcheidenden Augenblick, außer Eleonora und ihm ſelbſt, Niemand im Zimmer zugegen war, und ſo wurde es, begünſtigt vom Dunkel der Nacht, nicht ſchwer, das Geſchlecht des neugebornen Kindes vor jedermann, auch vor der in tiefer Ohnmacht befangenen Mutter, verborgen zu halten.

Die junge Gräfin wurde, ohne daß es jemand bemerkte, aus dem Hauſe gebracht, und gegen den Sohn der Vincenza vertauſcht, und Eleonora geſteht, daß ſie ſich kaum der Thränen enthalten habe, und es wie ein Dolchſtich ihr durch das Herz gegangen ſei, als die zarte Kleine mit ihren großen blauen Augen zu ihr aufgeblickt, während ſie in grobe Windeln ſie einhüllte, um ſie von ihren rechten Eltern fortzutragen. Von Neue ergriffen, in der Angſt gleichſam von einem Inſtinkt dazu getrieben, habe ſie einen auf dem Tiſch zufällig daliegenden Abdruck des gräflichen Wappens, und eines der Armbänder, welche die Gräfin täglich zu tragen pflegte, zum Andenken für das arme Kind heimlich mitgenommen, und lange bei ſich verborgen, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie mit dieſen Dingen anfangen wolle.

Das Armband habe ſie einige Jahre ſpäter dem Chiappini für ſeine vermeintliche Tochter als den einzigen Nachlaß ihrer wirklichen Mutter gegeben, den Abdruck des Wappens aber lege ſie, zufolge dem Rathe des Paters Iſidoro, dieſer Schrift bei, indem er vielleicht in Zukunft dazu dienen könne, die wahren, zwar ſehr vornehmen und reichen, aber völlig unbekannten Eltern der bedauernswürdigen Maria Stella zu entdecken.

Eleonora berichtet ferner, wie Chiappini, erſt als die Tochter der Gräfin in ſein Haus gebracht wurde, und gegen ſeinen Sohn ausgetauſcht werden ſollte, eigentlich erfahren habe, was man ohne ſein Vorwiſſen unternommen, und wie er anfangs darüber ſehr erſchrocken ſich geweigert habe, zu einer ſolchen ungerechten That ſeine Einwilligung zu geben. Aber der Anblick der zweitauſend Scudi, die aufgezählt da lagen, der Gedanke, wie er auf dieſe Weiſe ſeinem Sohne eine glänzende und glückliche Zukunft bereite, vor Allem aber Furcht vor dem Zorn ſeiner herrſchſüchtigen Frau, der er ganz unterthan war, hatten am Ende ihn doch wankend gemacht, und ihn bewogen, halb freiwillig, halb gezwungen, in Gegenwart des Grafen, den Eid ewiger Verſchwiegenheit feierlich abzulegen, der auch von ſeiner Frau und Eleonora Tornelli verlangt und geleiſtet wurde.

Sobald der Geſundheitszuſtand der Gräfin Luiſe es erlaubte, reiſ'te die Familie mit dem untergeſchobenen Sohn ab, und ging über die Alpen nach Deutſchland zurück, ohne daß man weiter etwas von ihr vernommen.

Die kleine Gräfin Maria Stella oder Mariuccia, wie man im Orte ſie nannte, wuchs indeſſen, wie Eleonora ferner berichtet, als Chiappini's Tochter friſch und fröhlich heran, und wurde das ſchönſte Kind, das man jemals in Modigliano geſehen. Ihre Schönheit hatte etwas durchaus fremdartiges, das von allen andern Kindern im Orte ſie unterſchied, und ihre hell wie die Sonne glänzenden langen Locken, ihre blendend weiße Farbe, ihre großen blauen Augen erregten die Bewunderung aller, die ſie erblickten; ihre Freundlichkeit, ihr heiteres fröhliches Weſen, die außerordentliche Herzensgüte, die ſie bei jeder Gelegenheit bewies, machten ſie zum Liebling des ganzen Ortes, aber auch, als ſie etwas größer wurde, zum Gegenſtand des innigſten Mitleids, indem man ſah, mit welcher unmenſchlichen Härte die Frau, welche man für ihre Mutter hielt, das arme zarte Geſchöpf behandelte, und wie geduldig es die Mißhandlungen derſelben ertrug.

Eleonora bekennt nun, daß beim Anblick der Leiden und der harten Behandlung, welche das unſchuldige Kind erdulden müſſen, ſie weder Tag noch Nacht vor inneren Vorwürfen Ruhe gehabt, und daß ihr erwachtes Gewiſſen ihr immerfort vorgehalten, wie ſie, um ſchnöden Gewinnes willen, in dieſe Hölle es gleichſam verkauft habe. Dem Willen Gottes widerſtrebend, der dieſes engelreiche Weſen geboren werden ließ, um in Gold und Sammet gekleidet, auf Seide und Eiderdaunen zu ruhen, hatte ſie in einen Abgrund von Elend und Armſeligkeit es hinabgeſtoßen, und den Mißhandlungen eines böſen Weibes preis gegeben, das nicht würdig war, nur den Saum ſeines Kleides zu berühren, dieſer Gedanke brachte ſie faſt von Sinnen, wie ſie ſich ausdrückt. In ihrer großen Angſt und Betrübniß habe ſie oft vor Luigi

Chiappini heimlich ihr Herz ausgeſchüttet, der ihr unter Thränen geſtanden, daß er nicht minder als ſie ſelbſt von Reue und Schmerz gequält werde, aber ſich leider in die Unmöglichkeit verſetzt ſehe, das Schickſal des unſchuldigen Kindes weſentlich zu erleichtern, wie ſie, Eleonora, leicht einſehen werde, indem ſie die Vincenza genugſam kenne, um zu wiſſen, daß ſie durch ſeine Einmiſchung nur zu noch größerer Härte und Grauſamkeit gegen die Kleine ſich berechtigt glauben werde.

Ihre innere Herzensangſt habe indeſſen von ihr nicht abgelaſſen, und ſo habe ſie ſich denn endlich entſchloſſen, zu ihrem Seelſorger, dem frommen Pater Iſidoro, ihre Zuflucht zu nehmen, der durch ihre Bitten ſich bewegen ließ, für den Fall, daß einſt eine Möglichkeit ſich zeige, das Kind ſeinen wirklichen Eltern zuzuführen, das Bekenntniß der reuevollen Sünderin niederzuſchreiben, und es in Chiappini's

Hände zu legen, welcher feierlich gelobte, die Schrift treulich zu bewahren, bis der rechte Augenblick, ſie zu ſeiner vermeinten Tochter Wohl zu benutzen, ſich zeige.

Nachdenkend, halb freudig, halb ſorgevoll, betrachtete Haller, nachdem er es geleſen, das wichtige Dokument in ſeiner Hand. Wie viel hatte es ihm zu verheißen geſchienen! wie wenig im Grunde ihm gewährt? Was ſollte, was konnte er beginnen, um das Dunkel völlig zu zerſtreuen, das noch immer das frühere Geſchick ſeiner Freundin in halbe Dämmerung verhüllte, die zu erhellen, ihm dringender als je zuvor am Herzen lag. Denn die letzten Nachrichten aus Kurland, die er bei ſeinem kurzen Aufenthalt in Florenz bei Herrn Baranto vorgefunden, waren in Hinſicht auf den Prozeß, mit welchem Frau von Dernau bedroht wurde, nichts weniger als beruhigend geweſen. Vergebens wandte er ſich an den Pater Jeronimo, um mit ihm über den Weg ſich zu berathen, den man einſchlagen müſſe, um Namen und Wohnort jenes gräflichen Paares zu erforſchen; der würdige, freundliche Mann beantwortete zwar alle ſeine Fragen mit der größten Bereitwilligkeit, vermochte aber doch nicht, den Leitfaden ihm zu reichen, mit deſſen Hülfe er durch das Labyrinth, das immer dunkler und verworrener ſich ihm zeigte, ſich hätte hindurch winden können.

Die damaligen Eigenthümer des Hauſes, in welchem Graf Alberto und ſeine Gemahlin in jener Zeit gewohnt hatten, waren zum Theil geſtorben, zum Theil aus Modigliano fortgezogen und völlig verſchollen. Fünf und dreißig Jahre und darüber waren ſeit jenem Ereigniß verfloſſen, und eine neue Generation an die Stelle der damaligen getreten; die größere Anzahl der jetzigen Bewohner des Ortes waren in jener Zeit viel zu jung geweſen, als daß die Anweſenheit jener Fremden das kleinſte Intereſſe ihnen hatte einflößen können; die wenigen noch Lebenden, welche damals in der Blüthe des Lebens geſtanden, waren ſchwache Greiſe geworden, die nur dunkle oder gar keine Erinnerungen eines Ereigniſſes in ihrem Gedächtniß aufbewahrt, das ſie damals kaum bemerkt hatten, und das auch nicht der Art war, auf das Gemüth einfacher Landleute einen tiefern Eindruck zu machen.

Hallers Hoffnung beruhte nun einzig und allein auf dem Familien-Wappen des Grafen und auf dem Kirchenbuche, in welchem der Graf wahrſcheinlich bei der Taufe ſeines angeblichen Sohnes den Familiennamen hatte eintragen laſſen. Nach Pater Jeronimo's Verſicherung befand ſich dieſes in den Händen des Biſchofs von Faenza. Mit dankbarer Herzlichkeit beurlaubte Haller ſich von dem wackern Geiſtlichen, der auf ſein Bitten es noch übernahm, das auf den nächſten Morgen beſtimmte Begräbniß des Verſtorbenen ſo feierlich und anſtändig als möglich zu beſorgen, und wollte gedankenvoll zu Frau von Dernau in den Gaſthof ſich begeben, als er zu ſeinem großen Erſchrecken den Lorenzo gewahr wurde, der eben von dort herzukommen ſchien.

„Eh viva! eh viva! Die Signora Conteſſa Maria Stella!“ jubelte dieſer ſchon von weitem ihm entgegen, und ſchwenkte ſeinen Hut hoch über den Kopf, „Ihr thut wohl daran, weiſer Herr, fein langſam zu gehen, warum ſolltet Ihr Euch außer Athem laufen? Ihr habt nichts zu verſäumen, denn ſie weiß ſchon Alles,“ ſprach er höhniſch. „Während weder Ihr noch der ehrwürdige

Vater über dem Buchſtabiren jener alten Schrift an den dummen Lorenzo weiter dachtet, war der Bauer klüger als Ihr beiden hochſtudirten Herren; er machte in aller Stille ſich davon, und ging vor die rechte Schmiede.“

Haller fuhr zürnend auf: „Wie konnteſt du, Elender! dich unterfangen — — —“

„Sachte, ſachte, ereifert Euch nicht,“ unterbrach Lorenzo, „wir beide ſtehen jetzt gottlob auf gleichem Boden einander gegenüber. Das iſt eine Frau, die Signora Conteſſa! ich wußte es gleich, ſie iſt zehnmal klüger und beſſer als Ihr, ſammt dem andern Herrn, den ich nicht nennen darf; alles hat ſie mir geſchenkt, was der Vater beſaß, und noch mehr dazu, ſie iſt ſehr unzufrieden mit Euern Anſtalten in meinem Hauſe, ſo viel kann ich Euch ſagen, und ich gehe jetzt, auf ihren Befehl, die Siegel abzureißen, die Ihr eben angelegt habt, und ſolltet Ihr vor Aerger darüber platzen. Das iſt eine Dame, ein großes Gemüth. Eh viva la Signora Contessa Maria Stella!“ rief er nochmals überlaut, ſo daß darüber die Leute auf der Straße zuſammen liefen.

Zu Hauſe fand Haller ſeine Freundin, wie er nach dieſem Vorgange es erwarten mußte, in einem höchſt aufgeregten Zuſtande. „Reden Sie, geſtehen Sie mir ohne Umſchweife,“ rief ſie bei ſeinem Eintritt in das Zimmer ihm entgegen, „Sie ſehen, ich bin auf alles gefaßt, iſt es wirklich, iſt es, wie Lorenzo mir entdeckte? Bin ich wirklich ein bei ſeiner Geburt ausgeſtoßenes verlaſſenes Weſen, ärmer als die ärmſte Bettlerin, das Niemand in der Welt hat, nicht unter den Lebenden, nicht unter den Todten, von dem es ſagen könnte, zu dir gehöre ich? Aber nein, nein, ich bin und bleibe des armen dunkeln Chiappini Kind, das Kind ſeines Herzens, das er väterlich liebte. Was gehen jene unnatürlichen vornehmen Leute mich an, die ihr hülfloſes neugebornes Kind bei ſeinem erſten Athemzuge von ſich ſtießen, dem Elende unter Fremden es weihten! Sie haben keine Anſprüche an meine Liebe, und ich mache keine an ſie. Nicht ihren Aufenthalt, wenn ſie noch leben, nicht ihren Namen will ich jemals erfahren, ich würde als Erniedrigung es achten, ihn führen zu müſſen. Was ich immer geweſen, will ich bleiben, die Tochter des armen, und doch wie viel edleren Chiappini. Haller, ich bitte, ich beſchwöre Sie, nennen Sie jenen verhaßten Namen mir nie, dem ich geopfert wurde, ehe ich das Licht des Tages erblickt hatte, ehe ich noch wußte, was Leben ſei, ich mag, ich will ihn nicht kennen. Schonen Sie meiner, nennen Sie ihn mir nie!"

„Ach könnte ich es!" ſeufzte Haller ſtill vor ſich hin.

Mit feierlichem Trauergepränge, unter Glockengeläute und von den vornehmſten Bewohnern von Modigliano begleitet, war der gute alte Chiappini zur letzten Ruheſtätte gebracht. Frau von Dernau hatte an ſeinem Grabe ſich ausgeweint; ihre Thränen erleichterten das auf ſo vielfache Weiſe verletzte Gemüth, ſie war ruhiger geworden, und fähiger, den milden Tröſtungen ihres treuen Freundes ſich hinzugeben. Indem Haller das Bekenntniß der Eleonora Tornelli, als das Vermächtniß ihres Pflegevaters, ihr darſtellte, welches in ihre Hände zu bringen ſein letzter Wunſch auf Erden geweſen ſei, gelang es ihm endlich, ſie zur Annahme deſſelben zu bewegen. Frau von Dernau las es mit großer Bewegung aufmerkſam durch, das leiſe darin angedeutete trübe Geſchick ihrer an ihrer Verſtoßung völlig ſchuldloſen Mutter machte einen tiefen ſchmerzlichen Eindruck auf ihr Gemüth, und erfüllte es mit Wehmuth und inniger Rührung, aber ihr ahnenſtolzer eigennütziger Vater erregte um deſto heftiger ihren Unwillen, und immer feſter wurde ſie in dem Entſchluſſe beſtärkt, ihn nie anzuerkennen, den harten grauſamen Mann, der ſeine Gattin betrügen, ſein eigenes Kind dem Elende preis geben konnte, ohne jemals um das fernere Schickſal deſſelben, um deſſen Leben oder Tod ſich weiter zu bekümmern.

Haller ehrte ihr Gefühl, den edlen Stolz, der über das Unrecht, das ſie erlitten, ſie hoch erhob, aber die Nothwendigkeit gebot, ihn dennoch zu unterdrücken, und da weder Zureden, Vorſtellungen noch Bitten zur Abänderung ihres Entſchluſſes ſie bewegen konnten, ſah er ſich endlich gezwungen, ihr zu entdecken, was er ſo lange, am liebſten auf immer, ihr verſchwiegen hätte, die Gefahr, welche die Zukunft ihrer Kinder und ihre eigene bedrohe, im Fall ſie darauf beſtehe, die Vorrechte ihrer

Geburt nicht geltend zu machen, und fortwährend ſich weigern wolle, alles aufzubieten, um den Schleier völlig zu lüften, der über ihrer Herkunft noch ruhte.

Er erklärte ihr die Anſprüche, welche die Seitenlinie der Familie an den Nachlaß ihres Mannes zu machen geſonnen wäre, im Fall ſie ihre adlige Herkunft nicht bewieſe; er legte ihr Briefe vor, die er von ſeinem vertrauten Geſchaftsführer aus Kurland erhalten, aus denen deutlich hervorging, daß man nur ihre Zurückkunft erwarte, um einen Prozeß anzufangen, deſſen Ausgang immer zweifelhaft ſei, und deſſen Dauer, ſelbſt im günſtigſten Fall, auf mehrere Jahre ſich ausdehnen könne. Das uralte Familien-Dokument ſchien wirklich aufgefunden, und in die ſchlimmſten Hände gefallen zu ſein, das, wie man heimlich ſich zuflüſterte, nicht nur den von einer nicht adligen Mutter gebornen Sohn ſeines Majoratsrechtes berauben, ſondern auch ihre Ehe für ungültig erklären, und ſie und ihre Kinder zwingen konnte, dem Namen Dernau und allen mit dieſem zuſammenhängenden Rechten zu entſagen.

Gefeſſelt von ſtarrem Erſtaunen hörte Frau von Dernau ihn an. Sorgen ganz anderer Art, als ſie früher ſie gekannt, drangen auf ſie ein, Sorgen um ihre und ihres Sohnes Ehre, um das Fortkommen, um die künftige Exiſtenz ihrer beiden Kinder. Sollten auch ſie, gleich ihrer Mutter, von dem Erbe ihrer Väter ausgeſtoßen, verlaſſen und namenlos die Welt durchirren? Alle ihr ſonſt eigene geiſtige Elaſticität kehrte in dieſer neuen Aufregung ihrer Gefühle ihr wieder zurück, ihr Muth erwachte zu friſcher Lebensthätigkeit, denn nun galt es, Unrecht zu bekämpfen, für ihre eigene, für ihres verſtorbenen Gatten Ehre, für die ganze Zukunft ihrer Kinder in die Schranken zu treten.

Alles andere vergeſſend, richtete ſie aus ihrer bisherigen Bedrücktheit ſich raſch empor, reichte dankend ihrem Freunde die Hand und gelobte ihm, von nun an ſich ganz ſeiner eben ſo weiſen, als treuen Führung zu überlaſſen, und zu keinem Schritte ihre Zuſtimmung zu verweigern, den er für nöthig erachten werde, möge auch ihr eigenes Gefühl ſich noch ſo ſehr dagegen ſträuben.

Vor allen Dingen mußte jetzt Alexandra, ſo ungern ſie ſich dazu verſtand, das Armband herausgeben, das ſie, ſeit ſie an jenem Abend bei der Gräfin Wittenfels es verloren und wieder erhalten, nie wieder von ſich gelaſſen. Die Arme weinte dabei heiße Thränen, bat flehentlich um Rückgabe des theuern Kleinods, bis Frau von Dernau am Ende ſich genöthigt ſah, dieſes für ein erwachſenes Mädchen durchaus unſchickliche kindiſche Betragen ihr ziemlich ernſtlich zu verweiſen. Aber Alexandra war bei weitem nicht mehr ſo ganz das Kind, für das ihre Mutter ſie hielt. Wäre das Gemüth der Frau von Dernau von den Ereigniſſen der letzten Zeit nicht zu ſehr befangen geweſen, ſo würde die Veränderung, die indeſſen mit ihrer Tochter vorgegangen war, ihr gewiß aufgefallen ſein. Alexandra war plötzlich ungemein ernſthaft geworden, ſaß oft ſtundenlang in Gedanken verloren, ohne von dem, was um ſie her vorging, das Geringſte gewahr zu werden, und ihr ſonſt immer heiteres Auge ſchwamm jetzt oft in Thränen.

In Italien gefiel es ihr nun ganz und gar nicht, das erklärte ſie ſehr unbefangen, nach Kurland ſehnte ſie ſich eben nicht zurück, aber Deutſchland, Deutſchland war das Land, dem ſie ganz unverholen vor allem, was ſie bis jetzt von der Welt geſehen, den Vorzug gab.

Alles intereſſirte ſie, was von dort kam, ſogar ein Brief, welchen Gräſin Wittenfels einmal an ihre Mutter geſchrieben, um dieſe zu bitten, ihr aus Rom ein Halsband von antiken Kameen, aus Florenz einen kompleten Schmuck von Moſaik, und aus Genua einige Schnüre der ſchönſten geſchliffenen Korallen mitzubringen.

Aus großer Vorliebe für Deutſchland hatte Alexandra ſogar das Couvert dieſes Briefes ſich angeeignet.

Haller überraſchte ſie einmal in tiefer Betrachtung deſſelben; wie es ihm ſchien, hatte ſie es ſogar an ihre Lippen gedrückt; ſie fuhr bei ſeinem Eintritt erſchrocken zuſammen. Ich bin eben im Begriff mir eine Siegelſammlung anzulegen, ſtotterte ſie verlegen und wurde dabei feuerroth.

Haller und Frau von Dernau betrachteten das Armband mit großer Aufmerkſamkeit, unterſuchten es genau, ob nicht auf irgend eine Weiſe das Schlößchen ſich öffnen ließe, das augenſcheinlich in ſeinem Innern etwas verbergen mußte; ein früher nicht bemerkter ſehr fein gravirter Namenszug auf der untern Seite deſſelben wurde bei dieſer Gelegenheit entdeckt; aber die nach alter Art kraus ineinander verſchlungenen Buchſtaben, aus denen er beſtand, waren ſo abgeſchliffen und verloſchen, daß es unmöglich geworden war, ſie zu dechiffriren.

Haller mochte bei dieſen Unterſuchungen die Feder berührt haben, auf deren Druck das Schloß ſich öffnete; es ſprang auf, das außerordentlich kleine Miniaturbild einer Dame mittleren Alters wurde ſichtbar in altmodiſcher, aber ihren vornehmen Stand andeutender Tracht; die Farben waren faſt verſchwunden unter dem Hauch der alles zerſtörenden Zeit, aber die angenehmen Züge des Geſichtes noch kenntlich genug. Haller glaubte ſogar einige Aehnlichkeit mit denen der Frau von Dernau darin zu entdecken.

Wer war aber dieſe Frau, war es die Gräfin Luiſe, die Mutter der Frau von Dernau? Das Alter, die matronenartige Kleidung derſelben widerſprachen dieſer Vermuthung; auch war es nicht wohl denkbar, daß die Gräfin ihr eigenes Portrait in einem Armbande verborgen täglich mit ſich herum getragen haben würde.

Haller äußerte, daß er es eher für das Portrait der Mutter der Gräfin halten möge, das dieſe als ein ihr ſehr theures Andenken werth gehalten und nie von ſich gelaſſen. Frau von Dernau ergriff mit großer Lebhaftigkeit dieſe Vermuthung ihres Freundes; ſie drückte das Armband an ihre Lippen, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und ihr Herz ſchlug höher von unnennbaren Gefühlen bewegt, indem ſie zum erſtenmal die gewiß längſt in Staub zerfallnen Züge eines ihr wirklich durch

Bande des Blutes nahe verwandten Weſens betrachtete.

„Nie,“ rief ſie, indem ſie das Band um ihren Arm ſchlang, „nie kommt dieſes mir über alles theure Kleinod wieder von meiner Seite! nie werde ich es wieder Alexandra's ſorgloſen Händen anvertrauen! Zur Entdeckung meiner Familie wird es mir nicht nützen können, aber meine unglückliche Mutter hat es getragen, hat es geliebt, es war ein ſtummer Zeuge ihrer trübſten Stunden.“

„Und kann dieſes räthſelhafte Kleinod auch vielleicht zur Entdeckung der Familie, welcher Sie angehören, nicht beitragen,“ ſprach Haller, „ſo kann es doch dereinſt, verbunden mit der Ausſage der Eleonora Tornelli, zur Beglaubigung Ihrer Anſprüche bei derſelben dienen, verſteht ſich, wenn wir ſie aufgefunden haben, und auffinden müſſen und werden wir ſie.“

„Morgen, liebe Freundin, morgen reiſen wir nach Faenza; wer kann vorher ſehen, welche Ausſichten ſich vielleicht dort uns eröffnen.“

Der gute Pater Jeronimo begleitete die Reiſenden, um ſie bei dem ihm ſehr geneigten Biſchofe von Faenza einzuführen, auch wurden ſie von dem geiſtlichen Oberhaupte der Kirche außerordentlich gütig empfangen.

Monſignore bezeigte der Frau von Dernau die wärmſte Theilnahme an ihrem Geſchick, und unterhielt ſich lange mit ihr über die ſeltſame Verwickelung deſſelben.

Das Kirchenregiſter des Jahres 17 . . wurde ſogleich herbei gebracht, doch leider fand ſich von dem, was man hauptſächlich darin ſuchte, keine Spur. Weder die Geburt noch das Taufzeugniß des angeblichen Sohnes, des ſogenannten Grafen Alberto, war darin eingetragen.

„Daß dieſes nicht darin zu finden ſei, hätte ich den hohen Herrſchaften vorher ſagen können, wäre mir nur bekannt geweſen, weshalb das Kirchenbuch nachgeſchlagen werden ſollte,“ ſprach ein alter Kaplan des Biſchofs, der es herbei gebracht hatte. „Jener Graf nebſt ſeiner Gemahlin waren dem proteſtantiſchen Glauben zugethan, und achteten es, in ihrer Blindheit, nicht für Sünde, noch für deſſen Seelenheil gefährlich, das arme Geſchöpf, dem ſie das Leben gegeben, mehrere Wochen lang ohne die chriſtliche Weihe der heiligen Taufe liegen zu laſſen, und es dann mit ſich fortzuführen, um es gelegentlich von einem Geiſtlichen ihrer Kirche taufen zu laſſen. Ich erinnere mich deſſen noch wie heute; und auch daß ich meine eigenen Gedanken darüber hatte; aber man ließ es ihnen ſo hingehen, weil ſie Fremde waren und einem andern Glauben zugethan.“

Die Geburt und das Taufzeugniß der Maria Stella war richtig eingetragen. Acht Jahre ſpäter hatte der Biſchof eigenhändig, und mit eigener Namensunterſchrift bekräftigt, folgende Zeilen hinzugeſetzt:

„Nach dem mit einem hochheiligen Eide beglaubigten Zeugniß des Luigi Chiappini und der Eleonora Tornelli, beide in Modigliano wohnhaft, iſt oben benannte Maria Stella die ehelich geborne Tochter des Grafen Alberto und ſeiner Gemahlin Gräfin Luiſe, beide aus Deutſchland und dort wohnhaft, deren Familienname uns aber unbekannt geblieben. Wonach dieſes Regiſter, in welchem ſie als die Tochter des Luigi Chiappini, Gefangenwärters in Modigliano, und deſſen Ehefrau Vincenza Diligento eingetragen iſt, zu berichtigen. Die nochmalige Taufe iſt ihr zu erlaſſen, indem dieſelbe wirklich und ordnungsmäßig ſtatt gehabt hat.“

„Da wären wir nun noch um eine ehrenwerthe Urkunde reicher,“ ſprach **Haller**, nachdem ſie vom Biſchofe ſich beurlaubt hatten, und zog eine von demſelben eigenhändig unterſchriebene, und mit dem großen biſchöflichen Siegel verſehene Abſchrift jener Bemerkung im Kirchenregiſter hervor; „dieſe Schrift kann wie das Armband uns dereinſt, wenn wir am Ziele ſind, ſehr nützlich werden; die Art, wie ſie unerbeten mir überreicht ward, mehr noch der treffliche Wille des Gebers, ſind allerdings dankenswerth; aber das alles bringt uns um keinen Schritt weiter. Wir werden ja ſehen, ob wir in Florenz glücklicher ſind, als wir in Faenza es waren.“

Leider aber waren ſie es nicht. Zwar hatte der Banquier Baranto, wie er es Herrn Haller versprochen, nach Augsburg an ſeine dortigen Freunde auf das dringendſte geſchrieben, doch die Antworten, die er erhalten, waren durchaus nicht befriedigend. Jenes Haus, welches ehemals die Zahlungen nach Modigliano beſorgt hatte, war nie ſehr bedeutend geweſen; jetzt erinnerte man ſich kaum noch ſeiner ehemaligen Exiſtenz, und noch weniger der letzten Chefs deſſelben; ihr Name war verſchollen, vergeſſen, Niemand dachte mehr ihrer, genug ſie waren wie aus der Welt verſchwunden und keine Möglichkeit, nur eine Spur von ihnen zu entdecken, zeigte ſich.

„O wie müde bin ich dieſes vergebenen Forſchens und Fragens, um ein Ziel zu erreichen, dem ich gern auf immer entſagte!“ ſeufzte Frau von Dernau. „Doch das Wohl meiner Kinder erfordert, daß ich es verfolge, darum bitte ich, mein Freund, gebieten Sie über mich, ſagen Sie mir, was ſollen wir ferner noch thun? In Italien fürchte ich, werden wir ſchwerlich erreichen, was wir ſuchen.“

„So iſt es,“ erwiederte Haller, „und unſere Wanderungen in dieſem ſchönen Lande werden weit ſchneller beendet ſein, als wir es meinten. Liebe Freundin, es iſt nothwendig, daß Sie Ihr Vaterland gleich wieder verlaſſen, ſo ſchwer Ihnen dieſes auch fallen mag, denn wir müſſen ſo ſchnell als möglich wieder nach Deutſchland zurück. Dort finden wir gewiß, was wir ſuchen, wenn gleich auf weitſchweifigen unbequemen Umwegen; doch dieſe ſollen mich weder abſchrecken noch ermüden. Mein Hoffen beruht jetzt einzig und allein auf dem Abdruck jenes Wappens, aber es iſt darum doch auf ſicherem Grunde gebaut. In Deutſchland liegt, in Archiven und Bibliotheken, ein ungeheurer Reichthum von Wappenſammlungen, Turnierbüchern und andern auf Wappenkunde Bezug habenden Werken aufgehäuft; dicke ſchweinsledernе Folianten, die ich eifrig ſtudiren werde, mit deren Anblick ich Sie aber verſchonen will. Dort giebt es auch noch Heraldiker von Fach, gewaltig gelehrte Männer, die ihr ganzes Leben einer Wiſſenſchaft gewidmet haben, von der ich leider faſt eben ſo wenig weiß, als Sie ſelbſt, die ich mir aber aneignen will. Geduld und Beharrlichkeit machen alles möglich. Alſo morgen am Tage geht es nach Deutſchland zurück, und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, zu allererſt nach Augsburg.“

Alexandra trat in dieſem Augenblick in das Zimmer. Sie konnte einen kleinen Schrei nicht unterdrücken, den freudiges Erſchrecken ihr entpreßte, als ſie die letzten Worte, die Haller geſprochen, noch vernahm. „Wie weit iſt es von Augsburg bis B.?“ fragte ſie ſehr leiſe, indem ſie Herrn Haller einige mit der Poſt angekommene Briefe überreichte, welche von dem Comptoir des Herrn Baranto herüber geſchickt worden waren. „Wie man eben den Weg wählt, ganz ſo weit wie nach Mitau iſt es auf keinen Fall,“ erwiederte Haller, und ſah ihr lächelnd in das erröthende Geſicht. Aber ſeine Miene wurde gleich darauf ſehr ernſt, düſtere Sorge umwölkte ſeine Stirn, indem er die Briefe las, die er erhalten. „Unſere Widerſacher machen Ernſt,“ ſprach er, indem er eins der Schreiben offen vor Frau von Dernau hinlegte, „ſehen Sie ſelbſt, ob es nicht die höchſte Zeit iſt, daß auch wir mit gleichem Ernſte ihnen entgegen treten. An mir ſoll es nicht fehlen! ich gehe ſogleich, zu unſrer Abreiſe die nöthigen Anſtalten zu treffen; und möge das Glück mit dem Recht nur diesmal Hand in Hand gehen, ſo ſind wir geborgen.“

Lebensmüde und abgeſpannt, wie man gewöhnlich am letzten Tage des Karnevals nach einem tief in die Nacht hinein währenden Balle es iſt, ſaß die Familie Wittenfels, deren der Leſer ſich hoffentlich noch erinnert, mit verdrießlichen überwachten Geſichtern bei dem ſehr verſpäteten Frühſtück beiſammen. Die Gräfin gähnte, Frau von Kölly ſprach über die Nichtigkeit des Lebens, der Graf klagte über den geſtern erlittenen ennui, und ſein verdammtes Ungluck am Spieltiſch. Selbſt der poetiſche Hausfreund, Baron Werning, der zu dieſer frühen Stunde ſich ſchon eingeſtellt hatte, um ſich nach dem Befinden der Gräfin zu erkundigen, war nicht beſſer gelaunt, als die Uebrigen.

Ein großer Stoß Zeitungen und anderer Tagesblätter, der eben gebracht wurde, erſchien der ganzen Geſellſchaft als ein willkommener Ableiter ihres innern Mißbehagens. Der Graf griff begierig nach dem Moniteur, Frau von

Kölly nach einem Miſſions-Bericht, der Baron nach der Eleganten, die Gräfin nach der Berliner Zeitung, fing aber, wie faſt alle Frauen, ihre Lektüre bei den Familien-Nachrichten, Ankündigungen und Theaterberichten an, ohne um die politiſchen Neuigkeiten ſich weiter zu bekümmern.

„Das iſt aber doch das ſonderbarſte und intereſſanteſte Avertiſſement, das mir jemals vorgekommen!“ rief ſie plötzlich und reichte das Blatt dem Baron hin, um es vorzuleſen, während ſie die Uebrigen zum Zuhören aufforderte. Der Baron las:

„Hundert Louisd'or werden demjenigen zugeſichert, der mit Gewißheit Namen und Wohnort einer deutſchen adlichen Familie nachweiſen kann, von welcher ein Mitglied mit ſeiner Gemahlin im Jahre 17.. einige Zeit in Italien, namentlich im toskaniſchen Gebiete verweilte, und im Laufe des nämlichen Jahres mit einem dort gebornen Sohn und Erben nach Deutſchland wieder zurückkehrte. Auf dieſe Anfrage bezughabende Antworten bittet man Poſte reſtante an Herrn Schröder in München zu adreſſiren.“

„Wunderbar!“ rief der Baron, nachdem er geleſen, „welche intereſſante Situation mag dieſem geheimnißvollen Räthſel zum Grunde liegen? was gäbe ich nicht darum, die Löſung deſſelben zu erfahren!“

„Dumme abgeſchmackte Erfindung, um Leute zum Beſten zu haben, die ſchwach oder goldhungrig genug ſind, ſich auf ſo platte handgreifliche Weiſe myſtifiziren zu laſſen!“ ſchalt der Graf, einen ganzen Gewitterhimmel auf der Stirn, riß ziemlich unhöflich dem Baron die Zeitung aus der Hand, drückte ſie zuſammen und ſteckte ſie in die Taſche. „Hier aber findet ſich derſelbe Aufſatz, hier auch, und hier wieder," ſprach der Baron, indem er die übrigen vor ihm auf dem Tiſch liegenden Blätter muſterte. „Das ſieht doch nicht wie Myſtification aus, ſo viel Mühe und Koſten pflegt man an einen ſolchen Spaß nicht zu wenden."

„Alberner Grund!" rief der Graf, „und warum ſollte man es nicht thun?"

Die Gräfin fuhr über dieſes Betragen ihres Gemahls heftig auf, die Konverſation war im Begriff, eine ſehr unangenehme Wendung zu nehmen; der Baron verhinderte es, indem er einiger Viſiten ſich erinnerte, die er nothwendig dieſen Morgen noch ablegen müſſe; die Gräfin entfernte ſich ebenfalls in Toiletten-Angelegenheiten, der Graf und Tante Kölly blieben alſo allein beiſammen.

Letztere hatte indeſſen, ohne an dem Streit der übrigen Theil zu nehmen, den Aufſatz in der Zeitung mit großer Aufmerkſamkeit einigemal geleſen, und war immer bedenklicher dabei geworden.

„Neffe,“ ſprach ſie jetzt, „warum Sie über dieſes Blatt ſo ſehr in Harniſch gerathen ſind, vermag mein ſchwacher Verſtand zwar nicht zu begreifen, aber daß der Inhalt deſſelben eigentlich an Sie gerichtet iſt, ſehe ich doch deutlich ein. Und ſo muß ich Sie denn recht ernſtlich bitten und ermahnen, dem Herrn Schröder in München jene Auskunft zu geben, nach dér er ſo ängſtlich verlangt. Ich ſage Ihnen, es iſt Chriſtenpflicht, dem Nächſten nach Kräften zu dienen.“

„Tante! Was fangen Sie für Grillen?“ rief der Graf überlaut lachend, „bin ich denn jemals in jenem verwünſchten Lande geweſen, das mir das verhaßteſte in der Welt iſt, weil ich Tag und Nacht von nichts anderem reden höre, als von Italien?“

„Sie eben ſind ja der Sohn und Erbe

jenes deutſchen adlichen Paares, ſogar die Jahreszahl trifft ein; 17.. iſt ja das Jahr Ihrer Geburt,“ erwiederte Frau von Kölly.

„Meiner Geburt und der von vielen Tauſenden andern in Spanien und Deutſchland, in Italien und Grönland,“ ſprach der Graf mit erzwungenem Lachen. „Suchen Sie ſolcher Phantaſien ſich zu entſchlagen, gnädige Frau, oder ſoll ich zu Ihrer Beruhigung meinen Taufſchein Ihnen holen, um Ihnen zu beweiſen, daß ich in der Schweiz und nicht in Italien zur Welt kam? In Genf bin ich im Jahre 17.. getauft, und folglich auch dort geboren,“ rief er endlich ſehr heftig werdend.

„Meine ſelige Schweſter, Ihre Frau Schwiegermutter, Herr Graf, wußte es anders, und Sie werden mir doch zugeſtehen, daß das Wort der Großmutter in dieſer Angelegenheit mehr gilt, als das Ihrige?“ erwiederte die ſich jetzt ebenfalls ereifernde Dame mit ſpitzem pikirtem Ton. „Ich erinnere mich, als wäre es geſtern geweſen, wie ich die arme Schweſter in ihrer ängſtlichen Beſorgtheit um die Tochter tröſten und beruhigen mußte, als Ihr Herr Vater ihr meldete, daß ſeine Gemahlin in einem italieniſchen Dorfe, wo ihre Niederkunft unvermuthet ſie überraſchte, mit dem längſt erſehnten Sohn und Erben ihn endlich beſchenkt habe.“

„Geſchwätz unwiſſender alter Damen, die Italien und das Pays de vaud für eins und daſſelbe halten,“ rief der Graf ſehr unmuthig.

„Ich bitte, menagiren Sie ſich, Herr Graf, Sie vergeſſen, mit wem Sie ſprechen,“ erwiederte vornehm ſich brüſtend Frau von Kölly. „Es giebt auch noch wohl andere Indizien, die Sie zum Italiener ſtempeln.“

Der Graf wurde bleich, ſeine Lippen bebten, indem er mit ſichtbarer Spannung fragte: „mich zum Italiener ſtempeln? Indizien?

was für Indizien? was meinen Sie eigentlich damit, gnädige Tante?“

„Nun, belieben Sie hier vor den Spiegel zu treten und ſich recht aufmerkſam zu betrachten, und dann öffnen Sie jene Thüre, und ſchauen in der Galerie die lange Reihe Ihrer Ahnenbilder väterlicher und mütterlicher Seite an,“ antwortete Frau von Kölly mit triumphirender Miene. „Finden Sie unter allen dieſen Geſichtern, die ſich alle unter einander mehr oder weniger gleichen, was die hohe Reinheit ihres edlen Stammes beweiſ't, finden Sie, Herr Graf von Wittenfels, unter dieſen Allen, dieſen Allen ſage ich, nur ein Einziges, dem Sie auf das allerentfernteſte ähnlich wären? Ach, Ihrer armen Mutter hat das viele Thränen gekoſtet, und meiner Schweſter, Ihrer Großmutter, ebenfalls. Gott allein mag wiſſen, an welchem italieniſchen Banditengeſicht meine unglückliche Tochter auf jener heilloſen Reiſe ſich verſehen haben mag, zu der ſie hingeſchleppt wurde, recht wie ein Opferlamm, pflegte meine Schweſter zu klagen. Sieht der unbändige ſchwarze Junge, mit dem krauſen Negerhaar, nicht wie ein italieniſcher Marmottenführer aus? ſteht er nicht, unter den andern Kindern der Familie, wie ein wilder Rabe unter edlen friedlichen Schwänen?“

Während dieſer langen Rede, die der Graf nicht unterbrechen mochte, hatte ſein Geſicht ſich wieder aufgeklärt. „Nun wahrhaftig!“ rief er, diesmal recht von Herzen lachend, „überhöflich ſind die Frau Tante nun eben auch nicht, aber doch amüſant. Das alſo wären Ihre Indizien alle, die mich zum Italiener ſtempeln, wie Sie es nennen?“

„Lachen Sie hernach, ſo viel Sie wollen,“ ſprach Frau von Kölly, „jetzt aber antworten Sie mir beſtimmt auf meine Frage: Wollen Sie an Herrn Schröder nach

München ſchreiben, und die Auskunft, um die er bittet, ihm gewähren, oder wollen Sie's nicht?"

„Nein, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß," erwiederte der Graf, mit einer tiefen ſpöttiſchen Verbeugung.

„Meinetwegen, ſo thue ich es, und übe dabei zwiefach ein gottgefälliges Werk aus," ſprach Frau von Kölly ſehr feſt und beſtimmt. „Sobald ich die hundert Louisd'or erhalte, ſchicke ich die eine Hälfte davon an die Bibelgeſellſchaft, die andere an die Brüdergemeine in Herrnhuth, zur Unterſtützung der frommen Miſſionäre, die zur Ehre Gottes unter blinden Heiden Hunger und Kummer, Noth und Elend erdulden. Es ſteht geſchrieben, was du thun willſt, das thue bald, darum darf man ein gutes Werk niemals aufſchieben. Und ſo will ich es denn gleich in dieſer Stunde noch thun." Mit dieſen Worten ergriff ſie eines der Zeitungsblätter und ging ohne weiteres damit zum Zimmer hinaus.

Der Graf ſtand eine Weile wie erſtarrt, dann ſtampfte er ein paar Mal mit dem Fuß, raffte alle noch daliegende Zeitungsblätter zuſammen, riß ſie in tauſend kleine Stücke, machte mit ein paar derben Flüchen ſeinem Herzen Luft, und eilte der alten Dame nach.

Die geheime Konferenz der Beiden währte ziemlich lange, doch kamen ſie nach ein paar Stunden ganz verſöhnt wieder zum Vorſchein, und der Bediente der Frau von Kölly trug noch am nämlichen Tage zwei Briefe, jeden mit hundert Louisd'or beſchwert, auf die Poſt, von denen der eine an die Brüdergemeine in Herrnhuth, der andere an die Bibelgeſellſchaft in London adreſſirt war.

„Die ſechs Wochen Urlaub, die Eduard

zu meiner großen Verwunderung zu erhalten gewußt, gehen mit dem heutigen Tage zu Ende,“ ſprach Graf Wittenfels, einige Tage ſpäter zu ſeiner Gemahlin. „Wer ihm die Mittel gegeben, dieſe ſehr überflüſſige Reiſe zu beſtreiten, will ich nicht weiter unterſuchen, nur ſo viel muß ich Ihnen andeuten, ma chère, kommt er nicht heute noch, ſo mag er meinetwegen morgen in Arreſt, oder auf die Feſtung wandern; ich thue keinen Schritt, um ihn zu befreien, darauf verlaſſen Sie ſich. Einige Wochen Einſamkeit, nach dem wilden Carnevalsrauſch in München, werden dem Herrn Lieutenant ungemein wohlthätig ſein.“

Doch ehe noch die Gräfin auf dieſe freundliche Anrede, wahrſcheinlich im nämlichen Ton, antworten konnte, trat Eduard von Wittenfels ſelbſt in das Zimmer. Der unfreundliche Empfang, der von Seiten des Oheims ihm ward, ſtörte, als etwas längſt gewohntes, ihn nicht in ſeiner Jugendfreudigkeit; er wandte ſich gleich an die Gräfin, die um ſo freundlicher ihn bewillkommte; und ohne auf des Grafen lange ermahnende Rede über die unbegreifliche Vergnügungsſucht junger Offiziere ſonderlich zu achten, ſetzte er ſich zu den Damen, um über alles, was er während des ſehr brillanten Carnevals in München geſehen, gehört und erlebt, ſich recht ausfragen zu laſſen.

Frau von Kölly nahm, wie es ihr auch zukam, zuerſt das Wort, und fing an, nach Herrn Schröder und dem Erfolg ſeiner in alle Zeitungen eingerückten Anfrage ſich zu erkundigen. Der Graf warf ihr einen zerſchmetternden Blick zu, aber die gute Dame hatte diesmal für ihn keine Augen.

„Zeitungen?“ erwiederte Eduard, „gnädige Tante auf Ehre, ich habe in München nicht Zeit gehabt, eine einzige zu leſen, und von Herrn Schröder weiß ich ebenfalls kein Wort. Ein Tänzer iſt er wohl nicht, wenigſtens keiner aus der guten Societät, ſonſt müßte ich ihn kennen; dem Namen nach iſt es wohl irgend eine alte obſkure Perrücke.“

Die Gräfin fragte jetzt nach mehreren ihrer Freunde und Bekannten in München. „Alle befinden ſich wohl und empfehlen ſich beſtens,“ unterbrach Eduard ſie mit freudiger Eile; „das alles aber hat Zeit und kommt hernach, jetzt nur das Hauptſächlichſte. Ich bringe die intreſſanteſten Grüße, rathen Sie von wem? Von Frau von Dernau, auch Fräulein Alexandra küßt Ihnen die ſchöne Hand. Tante, wie werden Sie ſich freuen, wenn Sie erſt die Herrlichkeiten ſehen, die Frau von Dernau Ihnen mitbringt! Kameen, Antiken, Korallen, Moſaik, alles wie Sie es gewünſcht haben, einen ganzen Kaſten voll ſchöner Sachen, es iſt zum Augen verblenden! und Sie ſollen unter allem die Wahl haben.“

„Frau von Dernau? Die Kurländerin, welche im Sommer hier war? Die wollte ja nach Italien reiſen?“ fragte der Graf.

„Sie war auch dort,“ erwiederte Eduard, „jetzt aber iſt ſie, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, hier in der Stadt. Ich begegnete ihr in München, und habe das Glück gehabt, ſie hieher begleiten zu dürfen. Wahrſcheinlich, liebe Tante, legt ſie noch heute ihren Beſuch bei Ihnen ab. Ich hoffe, ſie bleibt recht lange bei uns, denn ſie hat die Abſicht, Herrn Haller hier zu erwarten, der in München zurück blieb, und von dort aus Göttingen, Nürnberg, und Gott weiß wie viel andere Städte und Univerſitäten, noch bereiſen will, ehe er ſie hier abholt. Der Herr Haller iſt ein gewaltig gelehrter Mann, ein ächter Bücherwurm, der um nichts als Sammlungen alter Manuſcripte und Bibliotheken ſich bekümmert. Was er für gelehrte Nachforſchungen jetzt anſtellen mag, weiß ich nicht, aber ich hoffe, ſie ſollen ihn wenigſtens ein paar Monate aufhalten."

„Wie der ſchwazt und in den Tag hineinplappert!" ſchalt der Graf. „Verſchone uns mit deinen ſüßen Hoffnungen, an denen wahrſcheinlich Fräulein Alexandra den größten Antheil hat. Von Ihnen aber, Madame," ſetzte er gegen die Gräfin gewendet hinzu, „von Ihnen hoffe ich, daß Sie verſtändig genug ſein werden, um wenigſtens einzuſehen, daß Sie, wenn nicht aus Rückſicht für mich, doch aus andern triftigen Gründen, einer gar zu engen Liaiſon mit jenen Damen ſich zu enthalten haben, die eben ſo gut ein paar Abenteuerinnen, als das ſein können, wofür ſie ſich ausgeben. Sie gefielen mir gleich nicht; ihre ſchnelle Rückkehr aus Italien, ihre Reiſe mit dem jungen Fant dort, und ihr Plan, Monate lang hier zu verweilen, zeigt ſie mir in keinem günſtigeren Licht. Ich bitte, gegen ſie nur auf unumgängliche Höflichkeit ſich zu beſchränken, und — — — —“

Beide Flügelthüren wurden in dieſem Augenblick aufgeriſſen, Frau und Fräulein von Dernau wurden gemeldet, und die Gräfin eilte mit offnen Armen ihnen entgegen.

Noch am Abend des nämlichen Tages ſchrieb Frau von **Dernau** an ihren Freund.

„Noch immer kann ich von der gewaltſamen Aufregung aller meiner Gefühle mich nicht erholen, die heute Morgen bis zur Betäubung ſich meiner bemächtigten; meine Gedanken, meine Sinne verwirren ſich, wenn ich die Vorgänge deſſelben mir klar und deutlich zurück zu rufen mich beſtrebe. Mein Freund, ich glaube, wir ſind am Ziel, ich habe gefunden, unerwartet gefunden, was wir ſuchen, und bin dennoch hoffnungsloſer, als ich es zuvor geweſen, und achte die Zukunft meiner Kinder für verloren, wenn es nicht vielleicht Ihrem Scharfſinne noch gelingt, das Dunkel zu lichten, das immer düſterer ſich über mir zuſammenzieht.“

„Mein erſter Ausgang, bald nach meiner Ankunft allhier, war zur Gräfin Wittenfels. Ich konnte kindiſcher Weiſe es nicht erwarten, bis ich die gute freundliche Frau, die ſo viel Theilnahme mir bewieſen, mit den kleinen Geſchenken erfreut hatte, die ich noch ſo glücklich geweſen, in Florenz für ſie zuſammen zu bringen.“

„Mit offnen Armen eilt ſie bis an die Thüre ihres Zimmers mir entgegen, ich blicke zu ihr auf und — faſt ſchwanden mir die Sinne — dicht neben ihr ſteht Lorenzo, er ſelbſt, nur anders, nach ſtädtiſcher Weiſe vornehm gekleidert. Lorenzo Chiappini! Zug für Zug er ſelbſt, ſein Spiegelbild kann ihm nicht ähnlicher ſein. Sein Gang, ſeine Geberde, die ſcharf bezeichneten harten Züge ſeines Geſichts, ſein unſtät blickendes dunkles Auge, ſein höhniſches Lachen, ſogar der widerwärtige rauhe Ton ſeiner Stimme, und der feindſelige Blick, mit dem er mich vom Kopf bis zum Fuß betrachtete, alles an ihm ganz er ſelbſt. Mir ſchwindelte, vor plötzlichem Erſchrecken wäre ich umgeſunken, hätte nicht die Gräfin mich gehalten und zu einem Seſſel geführt.“

„Die Ermüdung der Reiſe konnte glücklicherweiſe dieſem Zufalle, der mich plötzlich betroffen, zur Entſchuldigung dienen; als ich mich wieder erholte, erblickte ich die widrige Erſcheinung nicht mehr, ſie hatte das Zimmer verlaſſen. Ich fragte nach dem Namen des Mannes, der eben da geweſen, und die Gräfin konnte nicht begreifen, wie es möglich ſei, daß ich ihren Gemahl nicht gleich wieder erkannt habe; ihren Gemahl, den Grafen Wittenfels!"

„Freilich, bei meinem erſten Hierſein konnte dieſe furchtbare Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Lorenzo, den ich damals ſeit meiner Kindheit nicht wieder geſehen, mir nicht auffallen, doch jetzt! faſt wie von meinem eigenen Daſein bin ich davon überzeugt, und könnte mit einem Eide es betheuern, daß dieſer Graf Wittenfels kein anderer iſt, als Lorenzo's Bruder, daß er es war, der, freilich ohne ſeine Schuld, bei meiner Geburt aus meiner Wiege, vom Herzen meiner Mutter, aus dem Hauſe meines Vaters mich verdrängte."

„Und verdrängt, eine Namenloſe, Heimathloſe werde ich bleiben, geſchieht nicht ein Wunder, das dieſen Mann, aus deſſen Zügen kein guter Geiſt ſpricht, zwingen kann, die Rechte meiner Geburt anzuerkennen, und mir einzuräumen; denn ach, mein Freund, wir haben keinen, auch nicht den kleinſten Beweis gegen ihn! jenes Wappen, auf das wir ſo feſt bauten, tritt jetzt eher gegen uns auf. Es iſt nicht das der Grafen Wittenfels, es hat nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit demſelben. Eleonora Tornelli irrte, indem ſie den Abdruck eines fremden Wappens ergriff, davon hat abermals ein Zufall mich heute überzeugt. Ich betrachtete das Muſter einer Tapiſſerie-Stickerei, an welcher die Gräfin arbeitete. Es iſt das Wappen unſeres Hauſes, der Grafen Wittenfels, ſprach ſie, und ich fühlte wieder den Boden unter mir wanken; denn mit dieſem einzigen Wort ſchwand auch meine letzte Hoffnung auf das ſchmerzlichſte dahin.“

„Mein Vater, meine Mutter ſind längſt todt. Dieſer untergeſchobene Sohn eines alten edlen Hauſes iſt jetzt der Stammhalter und als ſolcher der Beſitzer der bedeutenden Reichthümer und Güter deſſelben, mächtig und von großem Anſehen im ganzen Königreich; und was bin ich, um gegen dieſen Gewaltigen auftreten zu können? Vielleicht, wahrſcheinlich ſogar, iſt ihm ſelbſt die Verwechslung, die mit ihm vorgegangen, ſtets ein Geheimniß geblieben.“

„Und wäre dieſes auch nicht, und könnte ich auch, durch Verzichtleiſtung auf den ganzen mir zukommenden Antheil an dem Nachlaß meiner Eltern, außer dem von ihnen ererbten Namen, ihn bewegen, mein gutes Recht am letzteren mir zuzugeſtehen, er kann es mir nicht einräumen, ohne alles zu verlieren. Er kann mich nicht als Schweſter anerkennen, und Niemand wird mich dafür gelten laſſen. Man würde eine Betrügerin mich nennen; die Familie **Wittenfels** iſt zu groß, die Anzahl der Kinder, die meine Mutter geboren, allen zu dieſer gehörenden bekannt.“

„Die Schrift des Pater **Iſidor**, die Beſtätigung derſelben von der Hand des Biſchofs von Faenza, wenn man ihnen auch Glauben ſchenkte, können höchſtens zum Beweiſe meines Unglücks dienen, ohne meine Anſprüche an den Namen Wittenfels zu beglaubigen. Ja, könnte ich den Lorenzo dieſem Grafen gegenüber ſtellen! aber geſchähe es auch, was wäre damit gewonnen? Die täuſchende Aehnlichkeit der beiden würde jeder eingeſtehen, aber was wäre dadurch bewieſen? Ein Spiel der Natur, wie deren ſchon viele vorgekommen ſind, würde man lächelnd ſagen.“

„Eilen Sie, eilen Sie hieher, lieber Haller, rathlos, in unausſprechlicher Beklommenheit, weiß ich mir nicht allein zu helfen; ſind Sie wieder bei mir, ſo kommt Troſt und Muth in meine bange Seele. Auf Sie allein ſteht all' mein Hoffen, denn iſt es irgend möglich, in das mich umgebende Dunkel noch Licht zu bringen, ſo ſind Sie, und kein Anderer, der Mann dazu.

Hallers Antwort.

„Nicht Sie, theure Freundin, ich bin es, der endlich eine ſichere Spur aufgefunden hat, die uns zu der lange geſuchten Entdeckung führen wird, und laut und freudig, wie in der ſchönſten Zeit meiner Jugend, hüpft mir das Herz in der Bruſt, indem ich zu Ihrer Beruhigung Ihnen dieſes melde, und Sie bitte, ſich nicht ferner durch eine Aehnlichkeit irren zu laſſen, die wahrſcheinlich größtentheils Ihre lebhaft angeregte Phantaſie Ihnen vorgeſpiegelt hat. Ich erinnere mich der Geſtalt des Grafen Wittenfels ziemlich genau, er, wie eben Lorenzo auch, gehört keineswegs zu den angenehmen Erſcheinungen, beide zeigen in ihrem Benehmen etwas rauhes, abſtoßendes, bei einem koloſſalen Körperbau und ſehr dunkler Geſichtsfarbe; da haben Sie die ganze zwiſchen ihnen obwaltende Aehnlichkeit. Doch nun zu meiner Entdeckung.“

„Ich ſchreibe Ihnen aus Regensburg, wie Sie ſehen. In München, das ſah ich bald nach Ihrer Abreiſe ein, konnte ich nicht finden, was ich ſuchte; aber man empfahl mir dort einen in Regensburg wohnenden Gelehrten, einen im Fach der Heraldik ſehr bewanderten alten Mann, der nur noch in der Vorwelt, unter alten Rittern und Turnieren lebt, und um die gegenwärtige Zeit ſich eben ſo wenig bekümmert, als ſie ſich um ihn. Augenblicklich eilte ich hieher und fand mehr, als ich ſuchte, denn von dieſer ſtupenden Gelehrſamkeit in einem ſolchen Fach habe ich bis jetzt keinen Begriff gehabt. Schon der erſte Eintritt in das Zimmer dieſer lebendigen Chronik flöſ'te mir Muth und Hoffnung ein; an den Wänden deſſelben, zwiſchen alten Rüſtungen und Fahnen, ſah ich eine Menge Abdrücke der mannigfaltigſten Wappen hinter Glas und Rahmen ſtatt Gemälden aufgehängt. Die Fenſter waren aus alten, mit eingebrannten farbigen Wappen prangenden Scheiben künſtlich zuſammengeſetzt; ein ganz eigener gelehrter modriger Qualm erfüllte die Luft, der von einer Unzahl alter ſchweinslederner Bände ausging, die vom koloſſalſten Folianten bis zum kleinſten Duodezformat herunter an den Wänden aufgeſtapelt lagen, und zwiſchen dem allen trat nun, mit formeller, etwas ſcheuer Höflichkeit, ein kleines zuſammengedörrtes Männchen mit ſchneeweißem Haar, in einen faltenreichen roth damaſtnen Schlafrock eingehüllt, wie ein alter Burggeiſt mir entgegen, und fragte, was ihm die Ehre meines Beſuches zuzöge.“

„Anfangs ward es mir nicht ganz leicht, dem alten Herrn Rede abzugewinnen; als ich aber, um ſeine Theilnahme zu erwecken, ihm, ſo viel ich es durfte, mittheilte, wie viel von der Entdeckung der Familie abhinge, die das Wappen führte, welches ich ihm vorzeigte, ward er ganz Leben und Feuer. Zuerſt aber machte er mir bemerklich, daß es kein gräfliches ſondern ein freiherrliches ſei; ich, in meiner damaligen Unwiſſenheit, hatte die Freiherrnkrone, die es ſchmückt, für eine Grafenkrone gehalten. Jetzt bin ich ſchon beſſer unterrichtet, und ſolch ein grobes Verſehen kann mir nicht wieder zu Schulden kommen.“

„Nun ging es an ein Nachſchlagen, Nachſuchen in Regiſtern, Turnierbüchern, Wappenſammlungen, Chroniken. Motten und Staub wirbelten in dichten Wolken von den alten Folianten auf, die dutzendweiſe aus ihrer vieljährigen Ruhe herausgeriſſen wurden, und das Reſultat von dem allen iſt, daß ich Sie als eine geborne Freiin von Thielsburg begrüßen darf.“

„Ja, theure Freundin, ſo iſt es, die Familie Thielsburg iſt eine der älteſten Freiherrlichen in Schleſien, wo auch ihr Stammhaus liegt, und iſt dieſes nicht, gleich Pompeji und Herkulanum, durch irgend eine Erdumwälzung viele Klafter tief verſunken, ſo finde ich es auf: die Poſtpferde ſind ſchon beſtellt, und ich ruhe und raſte nicht, bis wir ganz am Ziele ſind.“

„Das Wittenfelſiſche Wappen, welches ebenfalls in der Sammlung meines gelehrten Freundes nicht mangeln durfte, hat in der That auch nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem der Familie Thielsburg, und ich freue mich deſſen um Ihretwillen. Es würde Ihrem Herzen ſchwer fallen, eine Störung, wie Ihre Anerkennung unausbleiblich nach ſich ziehen müßte, in eine Ihnen doch einigermaßen befreundete Familie zu bringen. Der Graf würde durch dieſe ſeines Ranges, ſeines Namens beraubt, in die Welt hinausgeſtoßen, vielleicht, je nachdem die Umſtände es erforderten, für einen wiſſentlichen Betrüger erklärt werden;

der Theil ſeines Vermogens, der nur männlichen Erben zufallen kann, würde von ſeinen Agnaten in Anſpruch genommen werden, und ſeine Gemahlin, ſeine beiden jetzt namenlos gewordenen Söhne, was würde ihr Schickſal ſein? Ich ſehe es von hier aus, meine Freundin, wie Sie ſich von dem bloßen Gedanken ſchaudernd abwenden, ſo viel Unheil über eine in getroſter Sicherheit lebende Familie einbrechen zu laſſen, und doch wäre es, wenn der Fall wirklich ſo einträte, wie Sie bis jetzt es vermutheten, Ihre unerläßliche Mutterpflicht, und ich ſelbſt, als Mitvormund Ihrer Kinder, dürfte Ihnen nicht erlauben, ſich ihr zu entziehen.“

„Welches Unheil Ihr Erſcheinen in der Familie Thielsburg hervorbringen wird, iſt freilich noch nicht vorherzuſehen, wenigſtens aber wird es doch nicht Bekannte treffen, denen Sie einige Verbindlichkeit zu haben glauben.

So viel mein Heraldiker davon wußte, ſcheint dieſe Familie faſt ausgeſtorben, und in ihren Vermögensumſtänden herabgekommen zu ſein. Da ließe denn mit einiger Aufopferung ſich manches vermitteln; um Geld und Gut handelt es ſich ja in dieſer Angelegenheit für Sie und Ihre Kinder nicht.“

„Wundern Sie ſich nicht, und laſſen Sie die Zeit ſich nicht lang werden, wenn Sie ſobald nicht wieder Nachricht von mir erhalten; bin ich erſt zu einiger Gewißheit gelangt, ſo ſchreibe ich Ihnen wieder, eher nicht. Suchen Sie indeſſen in Ihrem gegenwärtigen Aufenthalt Ihre Zeit ſo angenehm, wenigſtens ſo ſorglos als möglich hinzubringen, ohne durch Lorenzos Doppelgänger ſich weiter erſchrekken zu laſſen.“

Dieſer Brief ihres treuergebenen Freundes, ſo vieles Tröſtliche er auch enthielt, machte dennoch auf das Gemüth der Frau von Dernau keineswegs einen beruhigenden Eindruck. Ein nicht zu überwindendes Gefühl hielt ſie diesmal ab, Hallers Verſicherungen unbedingten Glauben zu ſchenken, wie ſie ſonſt immer gethan. Des Grafen Aehnlichkeit mit Lorenzo trat immer bedeutender, immer lebendiger ihr entgegen, je mehr ſie, um Hallers Anſicht derſelben zu folgen, ſich bemühte, ſie ſich wegdemonſtriren zu wollen; und die an Unhöflichkeit grenzende Unfreundlichkeit, mit der er ihr oft begegnete, wenn er bei der Gräfin ſie antraf, verſtärkte dieſe Aehnlichkeit auf Grauen erregende Weiſe.

Der Zufall wollte, daß ſie einſt jenes Briefkouvert, deſſen Alexandra in Florenz ſich bemächtigt hatte, im Nähkäſtchen ihrer Tochter gewahr wurde. „Wie kommſt du zu dieſem Siegel?“ fragte ſie mit einem Blick, einer

Stimme, einer Haſt, vor welcher die arme Alexandra erſchrocken zuſammen fuhr.

„Es iſt das Kouvert des Briefes, den die Gräfin wegen der Sachen, die du ihr mitbringen ſollteſt, an dich ſchrieb, liebe Mutter, das Wappen gefiel mir ſo, darum habe ich es aufbewahrt,“ erwiederte Alexandra ſehr kleinlaut, und reichte es ihr hin.

Starr vor Erſtaunen, von mannigfaltigen, immer verworrener ſich geſtaltenden Vermuthungen und Ahnungen beſtürmt, betrachtete Frau von Dernau das wohlgeſchonte Siegel; weder das Wittenfelſiſche Wappen, noch das ihr jetzt wohlbekannte Familien-Wappen der Gräfin war darauf abgedrückt.

Der Brief, nach der Form ſowohl als der Größe des Siegels, ſchien mit dem nämlichen Petſchaft verſiegelt worden zu ſein, von welchem der Abdruck jenes Wappens herrührte, welchen Eleonora Tornelli, als Beglaubigung der

Abkunft der Maria Stella, ihrem Bekenntniß beigelegt hatte. Wie kam die Gräfin zu dieſem Siegel, das nicht das ihrige war? Es war ein Räthſel, deſſen Löſung eine einzige an dieſe gerichtete ganz unbefangene Frage ſehr leicht hätte herbeiführen können; doch das feinere Gefühl der Frau von Dernau ſträubte ſich dagegen, dieſe Frage auszuſprechen. Ihr ahnendes Gemüth konnte von dem Gedanken, der beim erſten Anblick des Grafen in ihr aufſtieg, ſich nicht losreißen; Hallers letzter Brief hatte von den Folgen, welche die Entdeckung der Wahrheit nach ſich ziehen müſſe, ihr ein zu abſchreckendes Bild gegeben, als daß ſie nicht mit wahrem Schmerz an das Unheil hätte denken ſollen, welches ſie, im Fall ihre Ahnung ſie nicht trüge, über die völlig ſchuldloſe Gräfin und die Kinder derſelben herabziehen mußte, um ihr eignes Glück zu begründen. Inniges Mitleid mit dieſen ließen ſie jetzt die

Entſchleierung des auf ihrer Geburt ruhenden Dunkels faſt eben ſo ſcheuen, als ſie früher dieſelbe gewünſcht hatte. In keinem Fall wollte ſie einen Schritt thun, der ihr hinterliſtig erſchien, ſie wollte, ſo viel als möglich, es vermeiden, hier ſelbſt thätig einzutreten, und die Leitung der ganzen Angelegenheit ihrem eben ſo erfahrenen als getreuen Freunde **Haller** überlaſſen, den, ſeiner eignen Erklärung zufolge, Pflicht und Gewiſſen antrieben, für das Wohl ihrer Kinder zu ſorgen.

Mit unbeſchreiblicher Ungeduld erwartete ſie jetzt Nachricht von dieſem; gern hätte ſie ihm geſchrieben, um ihn zu bitten, ſeine Rückkehr zu ihr zu beſchleunigen, aber ſeit er nach Schleſien gegangen, hatte er nichts wieder von ſich hören laſſen, und ſie wußte alſo nicht einmal, wohin ſie ihre Briefe an ihn adreſſiren ſollte, um ſie ſicher in ſeine Hände zu bringen.

Zu allen dieſen Sorgen geſellte ſich noch eine neue, ganz unerwartete, die an ihrem innern Frieden nagte. Sie hatte leider, während ihrer Reiſe von München hieher, die Entdeckung machen müſſen, daß ihre Tochter nicht mehr das ganz unbefangene Kind ſei, für das ſie, wie es Müttern ſo leicht und ſo oft widerfährt, das kaum ſechszehnjährige Mädchen noch immer gehalten; denn eben ſo unmerklich als in reiferen Jahren das freudenloſere Alter uns beſchleicht, wächſt auch das Kind unter unſeren Augen zur vollkommenen Jugendblüthe heran; jeder Tag thut leiſe das Seine dazu, bis wir endlich zu unſerm Erſtaunen wie durch ein Wunder die Blume völlig entfaltet erblicken, die wir noch in der Knospe ruhend glaubten.

Wie gewöhnlich, war auch bei Alexandra Liebe die Sonne geweſen, welche dieſes Wunder bewirkte.

Die innige warme Neigung des unſchuldigen, argloſen Mädchens zu dem überglücklichen, mit allem Feuer der erſten Jugendliebe für ſie glühenden Eduard ſtieg, während des traulicheren Beiſammenſeins auf der Reiſe zu einem Grade, der dem Auge der Mutter nicht entgehen konnte. Was leidenſchaftliche Liebe ſei, hatte Frau von Dernau vielleicht einſt geahnet, aber nie empfunden; doch ſie ehrte das reine jugendliche Gefühl des neuerwachenden Herzens ihrer Tochter, ſie wünſchte nichts ſehnlicher, als dem geliebten Kinde ein Glück zu gewähren, das, ſie konnte es ſich nicht verhehlen, unerachtet ihrer zufriedenen Ehe mit einem Manne, der ihre höchſte Achtung und Dankbarkeit verdiente, ihrem eignen Daſein dennoch nie geblüht hatte. Sie beobachtete den jungen Eduard von nun an mit größerer Aufmerkſamkeit.

Eduard von Wittenfes war die

beſte, ehrlichſte Seele von der Welt; ſeine Fehler wie auch ſeine Tugenden lagen wie ein aufgeſchlagenes Buch vor allen Augen offen da, und in dieſer Hinſicht war er ganz das Gegenſtück ſeiner nicht minder einfachen, kunſtloſen Alexandra. Ein wenig keck, ein wenig vorlaut, ein wenig luſtig, wie lebensfriſche kräftige Jünglinge ſeines Alters und Standes es gewöhnlich ſind, aber im Grunde ſeines Gemüthes dennoch beſcheiden, brav, treu und von unverwüſtlicher Herzensgüte. Ohne grade für ausgezeichnet gelten zu können, worauf er auch durchaus gar keine Anſprüche machte, fehlte es ihm dennoch weder an natürlichem Verſtande, noch an der Ausbildung jener geiſtigen Anlagen und Talente, mit welchen die Natur ihn durchaus nicht ſtiefmütterlich ausgeſtattet hatte.

Das junge Paar ſchien in jeder Hinſicht für einander geſchaffen, und Frau von Dernau überließ mit mütterlicher Freude ſich gern dem Wunſche, durch deſſen Vereinigung es beglückt zu ſehen. Leider aber ſtellte noch, außer der zweifelhaften Lage ihrer eignen Zukunft, manches bedeutende Hinderniß der Erfüllung dieſes Wunſches ſich entgegen.

Eduard war arm, doch dieſes hätte, bei dem uneigennützigen Sinn ihrer Mutter, ſeiner Verbindung mit der vom Glücke weit beſſer bedachten Alexandra nicht in den Weg treten können, aber er war auch ganz abhängig vom Grafen Wittenfels, der des früh verwaiſten, ihm entfernt verwandten Knaben von jeher ſich angenommen hatte, und dem dieſer, unerachtet der drückenden Art, mit welcher jene Wohlthaten ihm erzeigt wurden, dennoch Dank und Gehorſam ſchuldig war. Leider aber zeigte der Graf einen an Haß gränzenden Widerwillen gegen die arme Alexandra. Das ſtille zärtliche Verhältniß des jungen Liebespaares war ihm nicht entgangen, und er nahm jede Gelegenheit wahr, es durch bittere Anſpielungen auf das grauſamſte zu verhöhnen. Eduard gerieth dabei oft in grimmigen, faſt nicht zu bemeiſternden Zorn, und Alexandra vermochte kaum heiße Thränen zu unterdrücken, welche der Spott des unbarmherzigen Mannes ihr in die klaren unſchuldigen Augen trieb.

„Durch des Grafen rohe Unſitte wäre Frau von Dernau gewiß längſt bewogen worden, ſein Haus zu meiden, hätte die Gräfin nicht alles angewendet, das nicht zu entſchuldigende Betragen ihres Gemahls durch die zuvorkommendſte Aufmerkſamkeit zu vergüten; auch Alexandra's beredte ſtumme Bitte konnte ſie nicht ungerührt laſſen.

Die Gräfin ſchien die ſtille Liebe des jungen Paares beſchützen zu wollen; der Graf hatte es in der Geſellſchaft dahin gebracht, daß er ſich alles erlauben durfte, ohne daß man es der Mühe werth hielt, davon Notiz zu nehmen; die übrigen Freunde und Mitglieder der Familie wetteiferten mit einander, der Frau von Dernau zu beweiſen, wie gern ſie ihres näheren Umganges ſich erfreuten.

Selbſt Tante Kölly ſchien in ihrer Nähe die ihr ſonſt eigene harte Schroffheit und Strenge abzulegen; ſeit Menſchengedenken konnte Niemand ſich rühmen, ſo hoch in ihrer Gunſt geſtanden zu haben als Frau von Dernau. Und ſo blieb denn einſtweilen alles beim Alten. Frau von Dernau beharrte bei dem Entſchluß, in ihren ſich übrigens immer angenehmer geſtaltenden geſelligen Verhältniſſen nichts abzuändern, bis Haller's Anweſenheit irgend einen entſcheidenden Schritt herbeiführen könnte.

Oft, wenn beim Wiederſehen des Grafen die Ahnung, die ihr Gemüth erfüllte, ſich faſt bis zur Gewißheit ſteigern wollte, und ein inneres Grauen bei dem Gedanken an die nächſte Zukunſt ſie ergriff, pflegte ſie mit der Hoffnung ſich zu beruhigen, daß eine Verbindung ihrer Tochter mit Eduard manches Ungleiche ebnen, manches allzu Herbe mildern könne; ſie wiegte ihre Sorge gern mit ſolchen Ideen ein, obgleich ſie bei kälterem Beſinnen ſie als ganz unwahrſcheinlich wieder verwerfen mußte.

Eines Abends, als ſie die Gräfin beſuchen wollte, fand ſie dieſelbe nicht zu Hauſe, und begab ſich zur Frau von Kölly, welche einer leichten Unpäßlichkeit wegen das Zimmer hüten mußte. Die alte Dame war ſehr übel gelaunt, ſie fühlte ſich von ihren Verwandten vernachläßigt, und Frau von Dernau's unerwarteter Beſuch machte einen deſto angenehmeren Eindruck auf ſie. Beide ſaßen im freundlichen Geſpräch neben einander, während Frau von Dernau den Thee bereitete, wozu ſie die Erlaubniß ſich erbeten und auch erhalten. Indem Frau von Kölly mit Wohlgefallen ihr bei dieſer Beſchäftigung zuſah, fiel dieſer plötzlich das oft erwähnte Armband an ihr auf. Sie verlangte es näher zu ſehen, und ſtreckte ungeduldig die Hand darnach aus, während Frau von Dernau mit ängſtlich klopfendem Herzen es vom Arm löſte, um es ihr hin zu reichen.

Die Stirn der alten Dame umwölkte ſich und immer düſterer wurde ihr Blick, während ſie es eine Weile betrachtete, und dann, ohne lange darnach zu ſuchen, die Feder berührte, auf deren Druck die das Portrait verbergende Kapſel aufſprang.

„Wie kommen Sie zu dieſem Braſſelet?“ fragte ſie mit ſcharfem Ton und einem ächten Inquiſitorgeſicht.

„Ich erbte es von meiner Mutter,“ erwiederte Frau von Dernau kaum hörbar und wurde todtenbleich.

„Es thut mir leid, Ihrer verſtorbenen Frau Mutter, und folglich auch Ihnen, den rechtmäßigen Beſitz deſſelben ſtreitig machen zu müſſen. Das Armband gehört mir, wie ich ſogleich Ihnen augenſcheinlich darthun werde,“ ſprach Frau von Költy. Sie zog an dem neben ihrem Sofa befindlichen Schellenzug; die gleich darauf hereintretende Kammerfrau erhielt Befehl, ihr Schmuckkäſtchen ihr zu reichen und ſich wieder zu entfernen.

„Hier, Frau von Dernau,“ ſprach ſie ſehr gemeſſen und kalt, indem ſie aus dem Käſtchen ein jenem völlig gleiches Armband hervorzog und es ihr hinreichte, „hier können Sie den Beweis, daß ich keine Unwahrheit behauptete, mit Händen greifen; dieſes Braſſelet iſt der Compagnon zu jenem, welches Sie, wie Sie ſagen, von Ihrer Frau Mutter ererbt haben. Drücken Sie die am Schloſſe angebrachte Feder, wie bei jenem, und Sie werden, wie dort das Portrait meiner längſt in Gott ruhenden Schweſter, ſo in dieſem das ihres ebenfalls längſt heimgegangenen Gemahls, des Freiherrn von Thielsburg, erblicken.“

„Aber um des Himmels willen, was iſt Ihnen? warum gerathen Sie ſo ganz außer ſich?“ ſetzte ſie hinzu, als ſie gewahr wurde, wie Frau von Dernau ganz faſſungslos die Farbe wechſelte, und ihre zitternde Hand das Armband kaum zu halten vermochte. „Ich bin ja weit davon entfernt, Sie eines Raubes anklagen zu wollen, der vor vielen langen Jahren an meiner geliebten Nichte, der Tochter der Freiherrin von Thielsburg, begangen worden iſt. Das eine dieſer Armbänder, die ſie an ihrem Hochzeitstage von ihren Eltern erhalten, wurde während einer Reiſe auf unbegreifliche Weiſe aus ihrem Schlafzimmer entwendet, denn ſie trennte ſich nie von dieſem Schmuck, den ſie wegen der darin verborgenen Bildniſſe ihrer Eltern ſehr hoch hielt, und legte ihn nur während der Nacht ab. Die arme Frau war ganz troſtlos über den Verluſt, das kann ich verſichern. Auf ihrem Sterbebette ſchenkte ſie mir das einzige ihr gebliebene Armband mit dem Portrait ihres Vaters, das zweite, welches bis jetzt in Ihren Händen war, wäre wegen des ſehr ähnlichen Bildniſſes meiner Schweſter mir freilich weit lieber geweſen. Den Ort, wo meine Nichte das Armband vermißte — — —“

„Modigliano!“ rief Frau von Dernau unwillkührlich, und ſank in ihren Seſſel zurück.

„Modigliano!“ wiederholte Frau von Kölly mit langſam feierlichem Ton.

„Ja, Modigliano, das iſt der Name, auf den ich ſeit vielen Jahren mich vergebens zu beſinnen ſuche, meine Kräfte nehmen ab, mein Gedächtniß verläßt mich, mein Leben neigt ſich zum Ende; wie der Herr will, ich bin bereit!“ ſetzte ſie ſeufzend hinzu. „Ja, Modigliano, ſo nannte uns meine beklagenswerthe Nichte das elende italieniſche Neſt, wo ſie, nach dem Willen Gottes, dem Stammhalter der Familie Wittenfels das Leben gab, und wo zugleich, durch Verwahrloſung und Mangel an gehöriger Pflege, die zarte Frau den erſten Todesſtoß empfing; denn ſie hat ſeitdem keine geſunde Stunde mehr gehabt. In der Blüthe des Lebens rief Gott ſie ab; ſeine Wege ſind unerforſchlich, doch ihr iſt wohl, denn in dieſer Welt hatte ſie wenig Freude.“

Die weiche Stimmung, in welche Frau von Kölly durch dieſe Erörterungen verſetzt wurde, hielt indeſſen nicht lange Stand; mit ernſter Strenge haftete ihr ſcharf durchdringender Blick auf Frau von Dernau. „Aber wie kommen Sie zu der Kenntniß des Ortes, wo meine Nichte das Armband zuerſt vermißte?“ fragte ſie plötzlich in ganz verändertem Ton; „Sie ſcheinen mit den jenen Raub begleitenden Umſtänden ſehr bekannt zu ſein.“

„Den Namen des Gemahls ihrer Nichte, aus Barmherzigkeit, nennen Sie mir ihn,“ rief Frau von Dernau mit flehender Geberde.

„Graf Siegmund von Wittenfels, das konnten Sie ja wiſſen, da ſein Sohn, der jetzige Graf, mich Tante nennt:“ war die mit allen Zeichen heftiger Ungeduld ausgeſprochene Antwort.

„Siegmund, nicht Albert?“ fragte nochmals Frau von Dernau.

„Albert Siegmund, aber er wurde in der Familie immer bei dem letzten Namen genannt,“ erwiederte Frau von Költy. „Doch in der That, Sie werden immer räthſelhafter, ich bitte doch endlich — — —“

Mit zitternden Händen hatte Frau von Dernau indeſſen aus ihrem kleinen Portefeuille ein Papier gezogen, und reichte es ihr hin.

„Was ſoll denn das?“ ſprach Frau von Kölly, „das leere Kouvert eines Briefes, den die Gräfin Wittenfels an ſie nach Florenz geſchrieben? Daß die Frau es doch nie laſſen kann, ſich eines Wappens zu bedienen, auf das ſie durchaus keine Anſprüche hat! Es iſt das Familienwappen meiner Nichte, der Freiherrin von Thielsburg, mit dem nämlichen Petſchaft geſiegelt, deſſen ſie ſich immer bediente; einem ſchönen, reich in Gold gefaßten Karniol, ebenfalls einem Geſchenk ihrer Mutter, das die Frau Gräfin trotz meiner Einwendungen, ſich anzueignen für gut gefunden hat. Doch das alles gehört nicht hieher, jetzt muß ich nur dringend bitten, mir zu geſtehen — — — — Aber Gott ſteh' uns bei, was bedeutet das?“ rief die erſchrockene Frau, als Frau von Dernau in dieſem Augenblick zu ihren Füßen ſank, ihre Knie feſt umklammerte, ihre Hände mit Küſſen und Thränen bedeckte.

„Ich fürchte, Sie ſind krank, oder eine ſchwere Schuld bedrückt Ihr Gewiſſen, ſtehen Sie auf, faſſen Sie, beruhigen Sie ſich doch, geſtehen Sie mir alles, was Sie auf dem Herzen haben, ich will ja mit Ihnen nicht ins Gericht gehen; vergebet, ſo wird euch vergeben; wir ſind alle ſchwache ſündige Menſchen, und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben ſollten. An dem Raube des Armbandes ſind Sie gewiß unſchuldig; Sie waren, als er begangen wurde, vielleicht noch nicht einmal geboren, denn es iſt über ſechs und dreißig Jahre her. Stehen Sie doch nur auf und beruhigen Sie ſich; aus dieſem Hauſe dürfen Sie freilich nicht gehen, ehe Sie mir alles bekannt haben, aber ich bin keineswegs geſonnen, mich hart und unbarmherzig gegen Sie zu bezeigen.“

Dieſe Worte der ſchonungsloſen Frau brachten Frau von Dernau wieder zur Beſinnung, die ſie, betäubt vom Vorgefühl des herannahenden entſcheidenden Augenblicks, faſt verloren.

Zum erſtenmal in ihrem Leben ſah ſie ſich einer nahen Blutsverwandtin gegenüber, die in ihrem übrigens ſtarren erkalteten Gemüthe dennoch das Andenken der nie gekannten Mutter mit warmer Liebe feſtgehalten; Dank, freudige Rührung, tauſend auf ſie einſtürmende Gefühle hatten ſie zu den Füßen derſelben hingezogen; jetzt aber erhob ſie ſich im Bewußtſein ihrer eignen Würde, und nahm neben Frau von Kölly den Platz, auf den ſie gehörte, wieder ein.

„Gnädige Frau,“ ſprach ſie mit ernſter, freilich mühſam errungener Faſſung, „Sie haben mich durchaus mißverſtanden, und wenn ich mein Benehmen recht bedenke, muß ich dies ganz natürlich finden. Sie mußten glauben, in mir eine Nachſicht erflehende Schuldige vor ſich zu haben, ich bin es nicht; im Gegentheil ich bin eine Schwermißhandelte, die ſich ſogar mit der Hoffnung ſchmeicheln darf, natürliche Anrechte auf Ihren Schutz, Ihren Rath, Ihren Beiſtand zu haben. Ein namenloſes Gefühl der Freude, des Schmerzes, des Dankes gegen Gott, das unerwartet auf mich eindrang, warf mich zu Ihren Füßen in den Staub, aber gewiß keine Regung eines verletzten Gewiſſens. Vergönnen Sie mir nur noch wenige Minuten, um zu der Faſſung zu gelangen, deren ich bedarf, um Sie über alles, was Ihnen an mir unerklärlich ſcheinen muß, in's Klare zu ſetzen.“

Ohne ſie zu unterbrechen, hatte Frau von Kölly ſie angehört; der Muth, die ernſte Faſſung einer Frau, in der ſie eben eine Sünderin zu ſehen geglaubt, die nach Gefallen zur Strafe zu ziehen oder zu begnadigen, in ihrer Macht ſtand, ſetzte ſie in das höchſte Erſtaunen, benahm ihr faſt Athem und Sprache. Mit weit offnen Augen ſtarrte ſie dieſelbe an, unſchlüſſig, wie ſie bei einem ſo ganz unerhörten Fall ſich eigentlich zu benehmen habe.

„Indem ich die Geſchichte meines Lebens offen und wahr Ihnen jetzt mittheilen will, ſetze ich Sie freiwillig zur Richterin über mein Geſchick ein, wenn gleich in einem ganz anderen Sinne, als Sie, gnädige Frau, vorhin es ſich zu denken ſchienen; denn Ihnen, vor allen Andern, gebührt dieſe Ehrenſtelle,“ ſprach Frau von Dernau, und begann dann, in wenigen kurzen Worten die Geſchichte ihrer frühern Jugend ihrer Zuhörerin vorzutragen, die mit geſpannter Aufmerkſamkeit, in vorgebeugter Stellung neben ihr ſitzend, den ſcharfen Blick feſt auf ſie geheftet, ihr die Worte von den Lippen weghaſchen zu wollen ſchien.

Würdig und edel in Anſtand und Ausdruck, ging Frau von Dernau in ihrem Bericht zu ihrer Vermählung über, zu dem Tode ihres Gemahls, zu der unausſprechlichen Sehnſucht nach ihrem Vater, die ſie vor Kurzem nach Italien getrieben. Sehr lebhaft ſchilderte ſie ihren Schmerz über den Tod des guten alten Luigi Chiappini, und ihr Erſtaunen über die unmittelbar darauf folgende Entdeckung des auf ihrer Geburt ruhenden Geheimniſſes. Die darauf ſich beziehenden Dokumente ſowohl, als den oft erwähnten, denſelben beigefügten Abdruck des Thielsburgiſchen Wappens hatte Haller zwar mit ſich genommen, aber Frau von Dernau war jetzt mit dem Inhalt der Erſteren genau genug bekannt, um ihn faſt wörtlich wiederholen zu können.

Auch vergaß ſie nicht das Armband zu erwähnen, ſprach von den bisherigen mißlungenen Verſuchen, die Familie zu entdecken, der ſie angehöre, unter denen auch der von Haller unter dem Namen Schröder in allen

Zeitungen eingerückte Aufſatz geweſen war; ſie erwähnte die Abſicht der Reiſe, welche Haller jetzt unternommen, und auch die Nothwendigkeit, die ſie zwinge, ihrer Kinder wegen alles anzuwenden, um ihre eigene Ebenbürtigkeit gehörig dokumentiren zu können. Ganz zuletzt ſprach ſie auch von der auffallenden Aehnlichkeit des Grafen mit Lorenzo, dem anerkannten Sohn des alten Chiappini, und von dem furchtbaren Eindruck, den dieſe auf ſie gemacht, wovon Frau von Kölly ſelbſt Augenzeugin geweſen war.

„Und iſt das Alles wirklich ſo, wie Sie es ſagen? Wären Sie auch bereit, vor dem allgegenwärtigen Gott die Wahrheit Ihrer Ausſage eidlich zu bekräftigen?“ ſprach jetzt Frau von Kölly in ihrem gewohnten harten Ton mit imponiren ſollender, feierlicher Langſamkeit.

Im Gefühl ihres guten Rechts war Frau

von Dernau indeſſen jetzt ſtark genug geworden, um ſich dadurch nicht aus der Faſſung bringen zu laſſen.

„Ich wäre es, wenn die Nothwendigkeit es erforderte,“ erwiederte ſie; „doch dies iſt nicht der Fall; ich hoffe, in wenigen Tagen wird Herr Haller zu mir zurückkehren, mein und meines verſtorbenen Mannes würdiger vieljähriger Freund, der redliche gewiſſenhafte Vormund meiner Kinder. Er bringt die Zeugniſſe mir zurück, auf welche meine Anſprüche ſich begründen, und Sie, gnädige Frau, ſollen die Erſte ſein, der wir ſie zur Prüfung vorlegen. Ach! noch wage ich es nicht, bei einem weit theurern Namen Sie zu nennen, und Sie als meine mütterliche, nächſte, geliebteſte Blutsverwandte kindlich zu verehren,“ ſetzte ſie, weicher werdend, hinzu, „aber in meinem Herzen bin ich feſt überzeugt, daß Sie mir Ihren Schutz, Ihren Rath, Ihren Beiſtand nicht verweigern werden, ſobald ich Sie von der Gültigkeit meiner Anſprüche an Sie überzeugen kann.“

„Iſt die Aehnlichkeit des gegenwärtigen Grafen Wittenfels mit jenem Lorenzo, der ſo lange für Ihren Bruder galt, wirklich ſo auffallend?“ fragte nach einer kleinen Pauſe Frau von Kölly.

„Sie ſind zum verwechſeln einander ähnlich,“ war die Antwort; „ſie gleichen ſich wie Zwillingsbrüder, könnte man ſagen, wäre Lorenzo nicht acht bis zehn Jahre älter, als der Graf, und hätte das Leben auf dem Lande und die heißere Sonne des ſüdlicheren Klimas ſeine Züge nicht noch mehr gebräunt.“

„Es giebt noch eine Aehnlichkeit, die Ihnen bis jetzt unbekannt geblieben iſt, die, wenigſtens in meinem Herzen, laut für Sie ſpricht, die, ohne daß ich ſelbſt es wußte, mich ſchon längſt Ihnen geneigt machte, denn ich habe ſie eigentlich erſt heute Abend entdeckt,“ ſprach die alte Dame mit ungewöhnlich weicher Stimme; etwas das faſt einer Thräne ähnlich ſah, glänzte in ihrem vor Alter und innerer Herzenskälte erſtarrten Auge, indem ſie ein mit Diamanten beſetztes Medaillon der Frau von Dernau hinreichte, das ſie, während jene ſprach, aus ihrem noch offen daſtehenden Schmuckkäſtchen genommen, und heimlich mit ihr verglichen hatte.

Heftig von dem Anblick deſſelben bewegt, vermochte Frau von Dernau nur mit ängſtlich fragendem Blick zu ihr aufzuſehen.

„Ich ſehe es wohl, ſie errathen, wen dieſes ſehr ähnliche Portrait darſtellen ſoll,“ ſprach Frau von Költy. „Ja es iſt das Bild der Gräſin Wittenfels, gebornen Freiin von Thielsburg, meiner geliebten unvergeßlichen Nichte, und vielleicht Ihrer Mutter. Sie ſtarb in ihrem drei und dreißigſten Jahre, und dieſes Bild wurde wenige Monate vor ihrem Tode gemalt. Den jetzt aus der Mode gekommenen Kopfputz abgerechnet, könnte es, wie Sie ſehen, für das Ihrige gelten. Ja, ſo war ſie, genau ſo, es iſt wahrlich, als wäre ſie wieder in's Leben gerufen," flüſterte die alte Dame leiſe und nachdenklich vor ſich hin, während ihr Blick mit Wohlgefallen auf Frau von Dernau ruhte, die bei Betrachtung des Gemäldes in heiße Thränen ausbrach.

„Liebes Kind," ſprach ſie jetzt mit lauterer Stimme, „die Rührung, die Sie ergriffen, ſpricht mehr für Sie als alles übrige; liebe Großnichte würde ich ſchon jetzt ſagen, dürfte ich meinem Herzen folgen, das ſchon längſt an dieſem ſogenannten Grafen etwas unheimliches geahnt hat; aber ich darf der Zeit nicht vorgreifen, noch iſt nichts entſcheidend bewieſen, und kann es auch nicht werden, bis Ihr Herr Haller mit den Dokumenten anlangt; überzeugen dieſe mich von der Wahrheit Ihrer

Ausſage, ſo iſt dieſes Medaillon das Ihrige, ich gebe es Ihnen, obgleich es als das letzte Geburtstagsgeſchenk der geliebteſten meiner Verwandten mir ſehr theuer iſt. Ach! ſchon auf Erden war ſie ein Engel, darum hat Gott ſie ſo früh in ſeinen Himmel hinauf gezogen! Ich könnte Ihnen Tagelang von ihr und ihrem unglücklichen Leben erzählen, und wie ſie ſo geduldig, ſo ſanft wie ein Lamm, alles was der Herr ihr auferlegte, ohne Murren ertrug. Sie klagte mir und ihrer Mutter niemals ihr Leid, aber wir wußten es doch. Der einzige Grund deſſelben war, daß ſie ihrem Gemahl nur Töchter gebar. Die armen kleinen Engel ſtarben auch alle in früher Kindheit hin. Der Wunſch, einen Sohn zu beſitzen, ſtieg bei ihm faſt bis zum Wahnſinn, und verleitete ihn oft zu offenbaren Mißhandlungen der unſchuldigen Frau. Tag und Nacht lag ſie auf ihren Knieen vor Gottes Thron, im brünſtigen Gebete, ohne

Erhörung zu finden. Der Herr hatte es anders mit ihr im Sinn, er nahm ſie zu ſich in ſein himmliſches Freudenreich, und unſere Pflicht iſt, ſeine uns unbegreifliche Weisheit in Demuth zu verehren.“

Still weinend hörte Frau von Dernau der alten Dame zu, die immer wärmer wurde, je länger ſie ſprach, und ihr in dieſem Augenblick wahrhaft ehrwürdig erſchien.

„Wenn der Menſch ſich ohne Maaß und Ziel irdiſchen Wünſchen überläßt,“ fuhr jene fort, „dann tritt der Böſe zu ihm, und gewinnt immer mehr Macht über ihn, bis er endlich ganz die Oberhand behält. Graf Siegmund, fürchte ich, war ihm ſchon verfallen und ſeiner Gewalt hingegeben; die Saat des Uebels war in ſeinem verſtockten Herzen ſchon aufgegangen, als er trotz des Widerſtandes unſrer ganzen Familie ſeine leidende, abermals in den erſten Monaten ihrer Schwangerſchaft ſich befindende

Gemahlin zwang, ihn auf jener unſeligen Reiſe in das Banditenland zu begleiten. Dort hatte der Teufel, Gott ſei bei uns, gewonnen Spiel; er bemächtigte ſich ſeiner völlig, und hat ihm wahrſcheinlich in einer ſchwarzen Stunde den Plan zur Ausführung bringen helfen, den er wohl ſchon vor ſeiner Abreiſe gefaßt, ſeine eigene Tochter zu verſtoßen und fremde Brut an ihrer Stelle unterzuſchieben, damit nur nicht die Abkömmlinge eines von ihm im Leben immer gehaßten und verfolgten jüngern Bruders dereinſt die großen Majoratsgüter überkämen. Ach, davon wäre viel zu ſagen! Freude hat er übrigens an dem Sprößling, den er dem alten edlen Stamm einimpfen wollte, nicht erlebt, nicht er, nicht die betrogene Mutter, keiner von uns; des Kindes bösartige Natur brach von jeher allzu offenbar hervor.“

Allmählich gewann das Geſpräch der beiden Frauen eine ruhigere Wendung, bis Frau von

Kölly ihren Gaſt darauf aufmerkſam machte, daß es Zeit ſei, den Beſuch zu beendigen, damit deſſen zu lange Dauer im Hauſe nicht Argwohn errege. „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben,“ ſprach ſie noch zum Abſchied, „das iſt eine goldne Regel, die ich in Hinſicht jenes Menſchen, der für jetzt noch Graf Wittenfels heißt, Ihnen beſonders ans Herz lege. Indem ich alles reiflich überdenke, kommt mir der Argwohn, daß er nur zu wohl von Allem unterrichtet iſt: die Wuth, in die er beim Anblick jenes Zeitungs-Artikels gerieth, ſein Zorn, als ich ihn aufforderte, denſelben zu beantworten, die Aengſtlichkeit, mit der er mich davon abhalten wollte, dieſes an ſeiner Stelle zu thun. Ahnet er, weiß er ſogar, wer Sie ſind, was mir ſehr möglich dünkt, ſo ſein Sie ja auf Ihrer Hut, denn Sie haben es mit einem ſehr bösartigen Menſchen zu thun; halten Sie aber nur feſt im Glauben an Gott, er wird Sie nicht verlaſſen. Hat er Sie doch ſchon wie durch ein Wunder in dieſes Haus und zu mir geführt! Jetzt gehen Sie, beſuchen Sie mich nicht wieder, und wundern Sie ſich nicht, wenn ich vor den Leuten anders gegen Sie bin, als jetzt unter vier Augen; die Klugheit erfordert es, und auch der Fromme muß zuweilen den Kindern dieſer Welt ſich gleich ſtellen, damit das Gute und Rechte auferhalten und nicht unter die Füße getreten werde.“

Frau von Dernau entfernte ſich endlich. Indem ſie die Thüre des Zimmers öffnete, war es ihr, als höre ſie draußen ein leiſes Geräuſch. Beim ſchwachen Schimmer einer im Verlöſchen begriffnen Lampe, welche den zur Treppe führenden langen Korridor erleuchten ſollte, glaubte ſie eine kleine Thür, dicht neben dem Zimmer der Frau von Kölly, ſich bewegen zu ſehen.

Sie blieb einige Augenblicke zögernd ſtehen.

dann näherte ſie ſich jener Thüre, die ſie nur angelehnt fand, ſtieß ſie auf und gerieth in eine Garderobe, in der, ſo viel ſie bei dem ſchwachen, von außen einſtrömenden Dämmerlichte entdecken konnte, kein zweiter Ausgang ſich befand. Hohe, dicht aneinander gereihte Kleiderſchränke zogen längſt den Wänden ſich hin, übrigens war das kleine Gemach leer. Beruhigt durch den Gedanken, daß kein Lauſcher, ſondern nur der Zugwind, der in dieſem Augenblick laut durch den Korridor hinpfiff, die Thür bewegt habe, ging ſie weiter, und begab ſich, den Vorgängen dieſes merkwürdigen Abends nachdenkend, in ihre Wohnung zurück.

Haller's Nachforſchungen in Schleſien hatten indeſſen auch ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß Frau von Dernau's Ahnungen und Vermuthungen keinesweges nur als das Werk ihrer aufgeregten Phantaſie zu betrachten wären. Nach allem, was er von der Familie Thielsburg in Erfahrung bringen konnte, war dieſe als faſt erloſchen zu betrachten, nur wenige weibliche Abkömmlinge derſelben waren noch am Leben. Seit Menſchengedenken hatten die Freiherrn von Thielsburg auf ihren Gütern in Schleſien gelebt, keiner derſelben hatte jemals das Ausland beſucht; der letzte männliche Nachkomme des alten edlen Hauſes war ſeit mehreren Jahren ſchon verſtorben, und hatte nur eine einzige Tochter als Erbin ſeines bedeutenden Vermögens hinterlaſſen; und dieſe war noch bei ſeinen Lebzeiten dem Grafen Siegmund von Wittenfels vermählt worden, und nach dem Tode ihrer Eltern aus Schleſien mit ihm fortgezogen.

Haller hatte jetzt keinen andern Gedanken, als zu ſeiner Freundin zu eilen, die dringender wie jemals ſeines Beiſtandes bedurfte. Nicht die jetzt bei ſeinem Abzuge ſich erneuernde Strenge des Winters, noch die durch viele Fuß tiefen Schnee faſt unfahrbar gewordnen Wege im Gebirge hielten ihn ab, unaufhaltſam vorwärts zu eilen, und nur wenn im Dunkel mondloſer Nächte dichtes Schneegeſtöber ihn dazu zwang, erlaubte er ſich zuweilen, auf ein paar Stunden einzukehren.

So hatte er denn gar bald das Ziel ſeiner Reiſe erreicht. Der Abend dunkelte bereits, als er auf der vorletzten Station ankam, wo er ſich vorgenommen über Nacht zu bleiben, um morgen weniger ermüdet bei Frau von Dernau anzulangen.

Aber der einzige Gaſthof des Orts, eine wenig einladende Fuhrmannsſchenke, war ſchon mit Gäſten überfüllt. Der Poſthalter war auf Beherbergung Reiſender nicht eingerichtet, und ſo rieth man ihm, wenigſtens noch eine

Station weiter zu fahren, und verſicherte, daß er von nun an weit beſſre Wege finden würde als bisher. Uebrigens ſei die Gegend vollkommen ſicher, obgleich er gleich Anfangs durch einen, einige Stunden weit ſich hinziehenden Tannenwald fahren müſſe. Drei fußreiſende Handwerksburſchen, wie es ſchien, die des Weges hergekommen waren, und eben ihre Ränzel aufnahmen, um weiter zu gehen, beſtätigten die Ausſage des Poſthalters. Haller, nachdem er etwas über eine Stunde ſich im Poſthauſe aufgehalten, ſtieg alſo wieder in den Wagen, wickelte ſich feſt in ſeinen Pelz, drückte ſich bequem in eine Ecke und ſchlief ruhig ein, während Jann, ſein treuer Diener, den er aus Kurland mitgebracht, im Wagen neben ihm ſaß und ſich vornahm, auf alles, was etwa vorfallen könne, ein wachſames Auge zu halten; denn ihm war bei der Fahrt durch den Wald nicht ganz leicht um das Herz.

Haller erwachte von einem heftigen Stoß, wie er anfangs halb ſchlaftrunken meinte; aber er ward bald gewahr, daß der Wagen hielt, daß der Poſtillon mit Jemand, der ihm in die Zügel gefallen zu ſein ſchien, in lautem Wortwechſel begriffen war. Er ſah beim Schein der Wagenlaternen, wie ſein treuer Jann, der ſchon hinaus geſprungen, ſich mit einem großen Kerl tapfer herumbalgte, und fühlte ſich zugleich von zwei derben Fäuſten an Bruſt und Kehle gepackt, die ihn aus dem Wagen zu reißen ſich bemühten. Pelz und Fußſack waren bei der Gegenwehr ihm hinderlich, zwar ſchlug er mit einem umgekehrten, leider ungeladenen Piſtol auf ſeinen Gegner kräftig los, aber er fühlte ſich doch ſchon halb beſiegt.

Da erſcholl plötzlich aus dem Gebüſch, dicht neben dem Wege, ein wirklich infernaliſches Getöſe, langgezogne disharmoniſche Töne bildeten ein furchtbares Geheul, dazwiſchen weinten kleine Kinder, Hunde bellten, Katzen miauten, Hähne krähten, allerlei Menſchenſtimmen kreiſchten und lachten wild durcheinander; es war, als zöge der wilde Jäger vorüber, oder als habe ein vollſtändiger Hexenſabath ſich an dieſer Stelle verſammelt.

Die wildwerdenden Pferde zogen plötzlich an, der Räuber, der ihnen in die Zügel gefallen war, fiel in den Schnee, raffte ſich wieder auf und lief erſchrocken davon; Jann's Gegner lief, vor Angſt brüllend, ihm nach; der, welcher Hallern gepackt hatte, ließ los und war verſchwunden. Die Pferde zogen den Wagen eine kleine Strecke weiter, dann ſtanden ſie von ſelbſt und Haller ſprang nun heraus. Das gräuliche Getöſe war eben ſo ſchnell verſtummt, als es vorhin entſtand.

„Ei das ſaubre Vögelchen, das ſich hier wie ein Sprenkel gefangen hat," rief lachend eine ihm ganz fremde, etwas heiſere Stimme. Ein Menſch lag, mit einem Beine zwiſchen den Speichen des Vorder-Rades, ohne ſich helfen zu können, ängſtlich ſtöhnend da. Der Räuber, welcher Hallern angegriffen, hatte vermuthlich vorhin, vor Schrecken über den Höllenlärm, das Gleichgewicht verloren und war fallend in dieſe böſe Lage gerathen.

„Stille, nur ſtille, guter Freund, heraushelfen wollen wir dir, aber nimm's nicht übel, binden müſſen wir dich doch ein wenig, ſonſt flatterſt du loſer Vogel uns davon,“ fuhr die nämliche heiſere Stimme fort. Erſt jetzt wurde Haller beim Schein der Wagenlaternen eine etwas ſeltſame Geſtalt gewahr, die ſich geſchäftig hin und her bewegte, ihm ohne weiteres die Zügel in die Hand ſchob, Poſtillon und Bedienten herbeirief, mit ihrer Hülfe den Gefallenen zwiſchen den Rädern hervorzog, ihm Arme und Füße band, dann ihn auf den

Kutſchenbock hob, und ihn dort ſo gut befeſtigte, daß an kein Entkommen zu denken war. Alles dieſes wurde mit einer Schnelligkeit, einer Sicherheit, einer Gewandtheit von ihm vollbracht, ohne auf Haller's Befehle zu warten, als ob es von ſelbſt ſich ſo verſtände, und er eigentlich nur thue, was ſeines Amtes ſei.

Haller betrachtete indeſſen den wunderlichen Geſellen; in einen alten Schaafpelz gehüllt, ſah er einem Nachtwächter ziemlich ähnlich. Er mochte etwa vier bis fünf und funfzig Jahre alt ſein; nicht ſowohl die Laſt der Jahre, als die Laſten des Lebens hatten die lange hagre Geſtalt etwas gebeugt. Dünne, ſchon ſtark in's weißliche ſpielende Locken umflatterten, vom Winde zerwühlt, den kahlen Vorkopf, das lange bleiche Geſicht; im ſeltſamen Kontraſt mit jenen, beſchatteten zwei dicke ganz ſchwarze Augenbraunen ein Paar ſehr kluge, kleine, tiefliegende Augen, aus denen Schalkheit mit einer Art von Bonhommie gepaart hervorblitzten.

„Wär's dem gnädigen Herrn gefällig, umwenden zu laſſen? alles iſt in charmanteſter Ordnung,“ ſprach jetzt der Unbekannte, und trat demüthig ſich verneigend vor Hallern hin: „wir fahren doch wohl nach Neudorf zurück, um den lieben Mann dort auf dem Bock nach Stand und Würden unterzubringen. In einem halben Stündchen können wir da ſein. Ich ſetze mich zu dem theuern Freunde und will ihn nicht aus meinen Armen laſſen; der Herr Bediente hat wohl die Gefälligkeit, meine wenigen Siebenſachen, die dort noch im Schnee liegen, für die kleine Strecke irgendwo am Wagen unterzubringen.“

Uebrigens habe ich die Ehre, der Hexenmeiſter zu ſein, der durch ſeine Geiſter das freche Geſindel in alle vier Winde zerſtieben ließ,“ ſetzte er noch hinzu, **Hallers** Frage beantwortend, ehe dieſer ſie ausſprechen konnte, und ſchwang ſich ſehr rüſtig und gewandt zu dem Gefangnen auf den Kutſchenbock.

Haller lachte laut auf, als er das Gepäck ſeines luſtigen Befreiers zu Geſichte bekam: ein wohlverſchloßner, aber weder großer, noch ſchwerer Kaſten und — eine Drehorgel.

„Aus dem Dinge dort ging alſo der Teufelslärm hervor, der mich ſelbſt beinahe außer Faſſung brachte?“ rief er.

„Mit Erlaubniß, es iſt nur das Orcheſter meiner großen Oper im neueſten Styl, die Vokalmuſik liefere ich ſelbſt,“ erwiederte der Unbekannte; und fing an zu bellen, zu krähen, allerlei Stimmen durcheinander toben zu laſſen, ſo daß alle ſich die Ohren zuhalten mußten.

„Wer und was biſt du denn eigentlich, wunderlicher Kautz?“ fragte **Haller** endlich.

„**Tobias Wunder** dem Namen nach,“

war die Antwort, „dem Stande nach ein ambulirender Jünger Apollos, wie meine Lyra dort bezeuget, übrigens ein ſehr bedeutender Mann, nach deſſen Pfeife Kaiſer und Könige nebſt ihren zarten Prinzeſſinnen tanzen müſſen. Im Volksdialekt nennt man's Marionetten- oder wohl gar Puppenſpieler; Direktor aber höre ich lieber. Ich kam vorhin auf einem mir wohlbekannten Richtſteige durch den Wald vom nächſten Dorfe her, wo ich eine theatraliſche Abendunterhaltung gegeben hatte; mein ſanft ſchlummerndes Theaterperſonal trug ich unterm Arm, mein Orcheſter auf dem Rücken, als ich hier die Expoſition einer ſchlechten Tragödie beginnen ſah, die ich durch einen grandioſen Theatercoup in eine luſtige Poſſe umzuwandeln das Glück hatte, was mir unſtreitig zum ewigen Ruhm gedeihen muß.“

Die Poſtſtation, von der Haller ausgefahren, war ſehr bald wieder erreicht; es blieb unbegreiflich, wie man ſo nahe an derſelben, auf einer vielbefahrnen Straße, in einer ſeit Menſchengedenken für ganz ſicher gehaltenen Gegend, einen ſolchen Angriff hatte wagen können. Ohne den Gefangnen, der ſogleich dem Dorfrichter zur Bewahrung übergeben wurde, hätten die Einwohner des Orts die ganze Geſchichte wahrſcheinlich für eine Erfindung gehalten. Indem dieſer aber vom Wagen heruntergenommen und gehörig beleuchtet wurde, erkannte man in ihm einen der Drei, die bei Hallers erſter Ankunft ihre Ränzel aufgenommen hatten, um weiter zu gehen. Einige Einwohner des Ortes waren ſeit ein paar Tagen dieſen Leuten in der Umgegend, bald im Felde, bald im Walde, mehrmals begegnet. Daß ſie es einzig und allein auf Herrn Haller abgeſehen, und ihm aufgelauert hatten, ſchien jetzt ausgemacht, und auch er wäre dieſer Meinung wahrſcheinlich beigetreten, wenn er nur die Veranlaſſung zu einem ſo Gefahr drohenden Unternehmen ſich einigermaßen hätte erklären können.

Der Gefangene wurde indeſſen im Gefängniß in ſichre Verwahrung gebracht, um ſobald als möglich nach der Stadt transportirt zu werden; Haller aber machte ſich ſogleich wieder auf den Weg. Tobias Wunder begleitete ihn, um zunächſt bei dem gerichtlichen Verhör des Räubers als Zeuge auftreten zu können.

Der erſte Tag ſeiner Ankunft wurde von Hallern und Frau von Deknau mit gegenſeitigen Fragen, Erklärungen und Berathungen hingebracht.

Alles ſchien in dieſem Augenblick ſich zu vereinen, um eine nahe glückliche Entſcheidung des Geſchickes der letzteren herbeizuführen. Frau von Kölly hatte einen Brief der verſtorbenen Gräfin Wittenfels unter den nachgelaſſenen Papieren der Mutter derſelben aufgefunden. Der Brief war aus Modigliano datirt. Die Gräfin geſtand in demſelben, wie ſchmerzlich es ihr geweſen, *ihre Entbindung in dieſem* Dorfe erwarten zu müſſen, weil ihr Gemahl es ſo gewollt, und nicht in der nahen Stadt Florenz, wie ſie ſelbſt es ſehnlich gewünſcht und oft von ihm erbeten. Sie pries ſich glücklich, nun das Ende ihrer Leiden überſtanden zu haben, und erwähnt namentlich der Eleonora Tornelli als ihrer getreuen ſorgſamen Pflegerin mit großem Lobe; ihr einziger Kummer, fügt ſie am Ende dieſes Schreibens noch hinzu, wäre für jetzt nur, daß ihr Sohn noch immer nicht getauft werden könne, weil ihr Gemahl ſich nicht entſchließen wolle, dieſe heilige Handlung in einem katholiſchen Lande nach dem Rituale der römiſchen Kirche vollziehen zu laſſen. Der Knabe ſei indeſſen außerordentlich ſtark und geſund, ſie ſelbſt hoffe, ſehr bald die Rückreiſe antreten zu können, und freue ſich darauf, in Genf, der nächſten großen proteſtantiſchen Stadt, als Stellvertreterin ihrer geliebten Mutter, die ſie hiemit zur Taufzeugin einlade, ihr Kind ſelbſt über den Taufſtein zu halten. Dieſer Brief, verbunden mit den übrigen Zeugniſſen, ſchien die Gerechtigkeit der Anſprüche der Frau von Dernau unwiderleglich darzuthun; aber wohl noch nie iſt jemand mit ſchwererem Herzen, man könnte ſagen troſtloſer, der Erfüllung eines ſein ganzes Glück begründenden Wunſches entgegengegangen, als eben ſie. Der Anblick der Gräfin erfüllte ſie täglich mit einem namenloſen, höchſt peinlichen, aus Mitleid und Reue zuſammengeſetzten Gefühl. Sie klagte ſich ſelbſt der Heuchelei gegen dieſe Frau an, die fortwährend ſich freundlich gegen ſie bezeigte, mit jedem neuen

Beweis ihres Wohlwollens ihr Herz tief verwundete, und die ängſtliche Verlegenheit, in welche Frau von Dernau dadurch gerieth, für zu weit getriebene Dankbarkeit und herzliche Zuneigung nahm.

Hallers Troſtgründe, *ſeine Ermahnungen*, in das Unabänderliche ſich zu fügen, fruchteten wenig; er ſuchte ſeiner Freundin begreiflich zu machen, daß ſelbſt im ſchlimmſten Falle, wenn er gezwungen würde, ihre Rechte öffentlich vor Gericht zu verfechten und der Graf den Prozeß verlöre, wie zu hoffen ſtand, die Ehre der durch einen Betrug ihm verbundenen Gemahlin ungekränkt bliebe, und daß dieſe durch die Trennung einer nichts weniger als glücklichen Ehe an innerer Ruhe und Zufriedenheit nur gewinnen könnte, nicht verlieren.

Frau von Dernau wollte oder konnte durch ſeine Vorſtellung ſich nicht beruhigen laſſen; nur ſein Verſprechen, dafür zu ſorgen, daß ihrer unglücklichen Freundin, wie ſie dieſelbe nannte, alles auf die ſchonendſte und zarteſte Weiſe entdeckt werde, gab ihr einigen Troſt, doch dazu war es noch immer nicht an der Zeit; des Grafen Rückkehr, der ſeit mehreren Tagen abweſend war, mußte abgewartet werden, und Hallern blieb fürs erſte nichts weiter übrig, als den freilich unerläßlichen Beſuch bei Frau von Kölly abzulegen, um ſie durch Vorzeigung der wieder mitgebrachten Dokumente in ihren guten Geſinnungen gegen ihre Großnichte zu beſtärken.

Frau von Kölly hatte ſich darauf vorbereitet, durch die Feierlichkeit ſeines Empfanges ihm zu imponiren: gleich einer Königin in ihrem Lehnſtuhle thronend, ließ ſie, während er vor ihr ſtand, ſämmtliche Papiere ſich von ihm vorlegen, unterſuchte ſie mit richterlichem Ernſt, obgleich ſie kein Wort italieniſch verſtand, that Fragen, die, wie ſie meinte, ganz unmerklich ihn dahin brachten, ihr das Hauptſächlichſte zu überſetzen, brachte Einwendungen vor, die er mit möglichſter Ruhe und Gelaſſenheit beſeitigte, und nachdem auf dieſe Weiſe eine gute Stunde vergangen und Haller's Geduld faſt erſchöpft war, erhob ſie ſich feierlich langſam von ihrem Sitz und richtete eine kleine Anrede an ihn, in der ſie erklärte, daß ſie für ihre Perſon, nach allen Zeugniſſen, die ihr eben vorgelegt worden wären, ihre geliebte Großnichte, Frau von Dernau, geborne Gräfin Wittenfels, als ſolche anerkenne, ſie in ihren beſondern Schutz nehme und bereit ſei, zu jeder Stunde, wo es immer von ihr gefordert werde, dieſe Erklärung zu wiederholen. Eine kurze fromme Nutzanwendung beſchloß den feierlichen Akt, und nun veränderte ſich ihr ganzes Benehmen ſo plötzlich, daß Haller ſie kaum wieder erkannte. Mit der allerfreundlichſten Herablaſſung bot ſie ihm einen Stuhl neben ſich, ſtützte mit dem Ellbogen ſich auf den Tiſch, ſah mit ihren durchdringenden Augen ihm ſcharf ins Geſicht und fragte: „Was denken Sie nun zuerſt zu unternehmen, werther Herr Haller, (Sie verzeihen, Ihr eigentlicher Titel iſt mir noch unbekannt,) welchem unſerer bedeutendſten Rechtsgelehrten ſind Sie Willens die Führung dieſer verwickelten und wichtigen Angelegenheit zu übergeben?“

„Vor der Hand keinem,“ erwiederte Haller: „Frau von Dernau wünſcht mit möglichſter Schonung zu verfahren, obgleich ihre ganze Zukunft von der Entſcheidung dieſes ſeltſamen Falles abhängig iſt. Sie verlangt von dem Nachlaß ihrer Eltern nur den ihr gebührenden Namen, nebſt den mit denſelben verbundenen Rechten, und wird kein Opfer ſcheuen, um die Gräfin und die beiden Söhne derſelben ſo wenig als möglich darunter leiden — —“

„Was Schonung! was Opfer!“ unterbrach ihn Frau von Kölly mit größerer Heftigkeit, als er ihren Jahren zugetraut hätte. Sie erklärte, von keiner Milde gegen einen wiſſentlichen Betrüger hören zu wollen. „Was geht des elenden Chiappini's in eitle Weltluſt verſunkne Frau mit ihren Baſtarden uns an?“ rief ſie: „Frau von Dernau hat kein Recht zu verſchenken, was nicht ihr gehört, ſie darf den Erben der jüngern Linie des Wittenfels'ſchen Hauſes das Majorat nicht entziehen, das ſchon ſeit dem Tode des Grafen Siegmund, des Gemahls meiner Nichte, eigentlich ihnen angehörte. Sie iſt auch nicht berechtigt, den reichen Nachlaß der letzten Erbin, der von Thielsburg, ihren Kindern zu rauben, und wenn Sie als Vormund dieſes zugeben, ſo weiß ich nicht, was ich von Ihrer mir gerühmten Gewiſſenhaftigkeit in Erfüllung Ihrer Pflichten denken ſoll. Ich aber fühle mich, ſowohl zum an's Licht Bringen einer im Dunkeln vollbrachten Miſſethat, als zur Beſtrafung eines Jahre lang wiſſentlich fortgeſetzten Betruges von Gott berufen, und werde weder durch mein hohes Alter, noch durch andre Rückſichten mich abhalten laſſen, jenen Impoſtor vor Gericht zur ihm gebührenden Strafe zu ziehen, wenn meine Großnichte ſich deſſen weigern ſollte."

Es wurde Hallern nicht leicht, die ſehr aufgebrachte Frau zu beſänftigen; nur ſeiner großen Ueberredungsgabe konnte es gelingen, ſie dahin zu bewegen, ihm einen erſten Verſuch mit dem Manne zu erlauben, den er in ihrer Gegenwart nicht mehr wagen durfte, Graf Wittenfels zu nennen.

„Dieſen Abend kehrt er heim," ſprach ſie erbittert, „gehen Sie morgen zu ihm, ſehen Sie zu, was Sie bei ihm ausrichten werden, aber ich warne Sie wohlmeinend, bleiben Sie dieſem gefährlichen Betrüger gegenüber auf Ihrer Hut.“

„Sie nennen ihn einen Betrüger, gnädige Frau, vielleicht iſt er nur ein Getäuſchter,“ ſprach Haller.

„Er weiß um alles, und weiß es ſchon lange, ſage ich Ihnen,“ eiferte Frau von Kölly. „Alte Geſchichten ſind in dieſen Tagen mir wieder erinnerlich geworden, an die ich lange nicht gedacht. Eine tiefe Schwermuth hatte ſich ſeit dem Tode ſeiner in Gott ruhenden Gemahlin des Grafen Siegmund bemeiſtert. Angſt und Unruhe trieben ihn oft umher, wie einen, der ein ſchweres Vergehen auf dem Gewiſſen hat, und ich hatte ſchon damals oft meine eignen Gedanken darüber. Dann wurde er krank und glaubte ſeinem Ende ſich nahe. Er rief ſeinen vermeinten Sohn an ſein Sterbelager und blieb viele Stunden mit ihm allein. Was er mit dieſem verhandelt haben mag, iſt nur dem Allwiſſenden bekannt, kein Menſch auf Erden hat es erfahren. Aber von dieſer Stunde an erſchien der ſogenannte junge Graf düſtrer, mißmuthiger, unerträglicher als je zuvor. Er bewachte den Sterbenden mit argwöhniſcher Sorgfalt, Freunde und Verwandte wußte er von ihm entfernt zu halten, nur mit einem einzigen Diener, dem Lieblinge des Grafen, den er als Knaben zu ſich genommen, und der ihn auch nach Italien damals begleitet hatte, gelang es ihm nicht; dieſer allein wich weder am Tage noch bei Nacht vom Bette ſeines Herrn. Jahr und Tag blieb Graf Siegmund bettlägrig, dann ſtarb er im ſchweren Todeskampf. Außer ſeinem Sohne und Baſtian war Niemand bei ſeinem Tode zugegen. Gott erbarme ſich ſeiner unſterblichen Seele!“

„Und was iſt ſeitdem aus Baſtian geworden?“ fragte Haller ſehr angelegentlich.

„Wie das ſo geht,“ war die Antwort; „anfangs ſtand er bei ſeinem neuen Herrn nicht minder in Gunſt, als vorher bei dem alten. Dann ſank ſein Kredit, und zuletzt wurde er, geringer Urſache halber, mit Schimpf und Schande aus dem Hauſe gejagt. Ja, wüßten wir, wo Baſtian zu finden wäre! der könnte manches aufklären; denn wie geſagt, als ein Knabe von fünfzehn Jahren hatte er ſeine Herrſchaft damals nach Italien begleitet.“

„Freilich,“ erwiederte Haller, „wird er da manches erlauſcht und erfahren haben. Aber nach allem dieſen kann ich doch noch immer nicht für gewiß annehmen, daß der jetzige Graf um das Geheimniß ſeiner Geburt weiß.“

„Er weiß um alles, ſage ich Ihnen,“ rief Frau von Kölly, immer eifriger werdend: „er weiß, was Sie bewogen, nach Schleſien zu gehen, er kennt den Inhalt der Papiere, die Sie mir eben vorgezeigt haben, als hätte er ſie mit ſeinen eigenen Augen geſehen. Und kurz und gut, er hat die wichtige Unterredung zwiſchen mir und Frau von Dernau vom Anfange bis zum Ende belauſcht. Meine Kammerfrau ſah ihn aus der Garderobe neben meinem Zimmer hinausſchleichen, ſobald Frau von Dernau mich verlaſſen hatte, und dort vernimmt man deutlich jedes Wort, das hier geſprochen wird.“

„So hat ſich denn die Thüre doch nicht ganz umſonſt bewegt, deren Knarren Frau von Dernau damals erſchreckte,“ rief Haller lachend; „manches, das bis dahin mir ganz dunkel blieb, wird mir jetzt erklärbar. Mir ſcheint es überhaupt, als ob der Herr Graf in dieſen letzten Tagen uns auf eine Weiſe vorgearbeitet habe, über deren Erfolg er ſelbſt am Ende ſich höchlich verwundern wird,“ ſetzte er, Abſchied nehmend, hinzu.

Gleich nach des Grafen Wiederkehr eilte Haller, ſich bei demſelben melden zu laſſen, und der Empfang, der ihm wurde, wich ganz von dem erwarteten ab.

Mit der allerfreundlichſten Herablaſſung trat der Graf ihm entgegen, freute ſich ſeines Wiederſehens, lud ihn zum Sitzen ein und erkundigte ſich ſehr angelegentlich, ob er die in dieſer Jahreszeit ſehr beſchwerliche Reiſe glücklich und ohne allen Unfall zurückgelegt habe. „Ich habe keinen erfahren, der des Erwähnens werth wäre,“ verſicherte Haller.

„Gar keinen?“ wiederholte der Graf mit forſchendem Blick. „Durchaus keinen,“ erwiederte Haller. „Hm!“ brummte der Graf, und ſah nachdenkend vor ſich hin. Dem ihn heimlich beobachtenden Haller fiel jetzt zum erſtenmal deſſen Aehnlichkeit mit Lorenzo recht grauſenhaft auf.

Haller ging jetzt zu dem eigentlichen Zweck ſeines Beſuches über.

Höflich, gelaſſen, ohne das mindeſte Intereſſe daran zu verrathen, hörte ihn der Graf anfangs an, ungefähr ſo, wie man einem übrigens angenehmen Erzähler ein leichtes Gehör ſchenkt, der ſchon bekannte Geſchichten uns vorträgt. Auf die ſchriftlichen Beweiſe und Dokumente, welche Haller, ohne ſie aus den Händen zu geben, ihm vorzeigte, warf er nur einen oberflächlichen Blick und bemühte ſich, während der ganzen Verhandlung ſich ſo gleichgültig als möglich zu zeigen. Doch als nun Haller ihm geradezu die Anſprüche erklärte, die Frau von Dernau an ihn machen zu dürfen glaube, und zugleich alle die Thatſachen ihm auseinander ſetzte, auf welche dieſe Anſprüche ſich gründeten, fuhr er zürnend auf, faßte ſich aber bald wieder und ſuchte ſeinen

Ingrimm unter lautem widerwärtigen Gelächter zu verbergen.

„Alſo auch ich ſoll in dieſem recht artig erſonnenen Roman eine Rolle ſpielen und obendrein eine Hauptrolle?“ rief er. „Aber ich tauge nicht dazu, werther Herr, das müſſen Sie doch wohl begreifen. Doch ernſtlich geſprochen, Sie ſind ein viel zu vernünftiger Mann, um auf ſolche abgenutzte alte Weibermährchen von vertauſchten Kindern und dergleichen etwas zu geben. Deshalb hoffe ich, Sie werden der Frau von Dernau wohlmeinend zureden, damit die gute Dame ſich nicht lächerlich macht, und mir am Ende wohl gar, um eines Hirngeſpinnſtes Willen, einen Prozeß an den Hals wirft. Verlieren muß ſie ihn zwar, das ſehen Sie als Juriſt ſelbſt ein, aber eine Zeit lang zum Stadtgeſpräche zu dienen, iſt einem Manne wie mir doch immer unangenehm. Und dann die Gräfin! Sie kennen ja meine Frau, wenn der jemals dergleichen widerführe!“

„Nun, lieber Haller,“ ſetzte er nach einer kleinen Pauſe, plötzlich ganz zutraulich werdend, hinzu, „Sie ſind fein, gewandt und geſcheidt: daß Sie verſtehen, wie ich es meine, ſehe ich Ihnen an, thun Sie Ihr Beſtes in dieſer Sache, machen Sie der Frau von Dernau begreiflich, wie ihr eigner Vortheil verlangt, daß ſie ſich ruhig verhält, und auch Sie Ihrer Seits ſollen nicht Urſache haben, es zu bereuen, wenn Sie ſich ein wenig gefällig gegen mich beweiſen. Nicht wahr, Sie verſtehen mich? Verlaſſen Sie ſich nur auf mich, gewiß Sie ſollen mit mir zufrieden ſein,“ ſetzte er mit einem Händedruck hinzu, indem er dieſe Worte auf eine Weiſe betonte, die Hallern höchlich empörte. Sein Zorn brach in lichte Flammen aus.

„Aber, beſter Herr Haller, Sie mißverſtehen mich, Sie mißverſtehen mich gänzlich,“ rief der Graf, ihn ängſtlich zu begütigen ſuchend. „Da Sie vorhin mir anzudeuten ſchienen, als ob es der Frau von Dernau hauptſächlich um den Namen einer gebornen Gräfin von Wittenfels zu thun ſei, ſo wollte ich nichts weiter, als meine Bereitwilligkeit, in jedem Fall ihr gefällig zu ſein, an den Tag legen. Ich will ſelbſt mit ihr darüber ſprechen, denn mit ſchönen Damen verſtändigt man ſich leichter. Wir beide bleiben indeſſen gute Freunde, verehrter Herr, aber ich bitte Sie doch, Ihrer liebenswürdigen Klientin zu melden, daß es nur von ihr abhängt, zu jeder beliebigen Zeit über die bewußte Angelegenheit mit mir perſönlich zu verhandeln.“

Haller entfernte ſich, ohne mit ſich ſelbſt einig zu ſein, ob er mit dem Erfolg dieſer Unterredung zufrieden ſein ſolle oder nicht.

Dem milden Sinn der Frau von Dernau, der kein noch ſo bedeutendes Opfer ſcheute, um ohne Aufſehen und ohne Andern wehe zu thun, ihren Zweck zu erreichen, ſchien ſich zwar eine ſehr angenehme Ausſicht zu eröffnen; aber nun auf der andern Seite Frau von Kölly mit ihrer alle Schonung und Rückſicht verwerfenden Härte, und ihrem hinter religiöſem Eifer ſich verbergenden bittern Haß gegen die Gräfin!

„Steh' ich doch da, wie ein moderner Herkules am Scheidewege, zwiſchen zwei himmelweit von einander verſchiedenen Frauen, und weiß nicht, zu welcher Fahne ich ſchwören ſoll, weil beide im Grunde recht haben,“ ſprach Haller lächelnd bei ſich ſelbſt, indem er die Thüre eines Vorſaals öffnete, durch den er gehen mußte, um von des Grafen Zimmer zur Treppe zu gelangen.

Ein ganz unerwarteter Anblick trat, ihn

luſtig überraſchend, hier ihm entgegen. Tobias Wunder hatte ſein ambulirendes Theater im Saale aufgeſchlagen, und ließ eben den Teufel mit Harlekin tapfer ſich herumbalgen. Der kleine Otto von Dernau und ſeine beiden Freunde, die Söhne des Hauſes, ſaßen laut jubelnd dicht vor der Bühne, während die gräfliche Dienerſchaft den Hintergrund des Zimmers füllte.

„Ich habe den guten Tobias gebeten, uns hier etwas vorzuagiren,“ rief Otto, und ſprang dem Freunde entgegen, ſo wie er ihn erblickte; „du mußt darüber nicht ſchelten, Herr Haller, es ging hier am Beſten an. Die Gräfin iſt ausgefahren und kommt erſt ganz ſpät nach Hauſe, und meine Mutter hat Kopfweh und war froh, als ich mit Tobias fortging.“

Haller ſtörte ungern eine Freude; er ſchickte den Herrn Direktor, der ebenfalls hervorgekommen war, wieder unter den unter der Bühne ihn verbergenden Teppich zurück, und die Vorſtellung ſollte eben wieder beginnen, als des Grafen Erſcheinen eine neue Störung herbeiführte.

Dieſer ſtutzte zwar Anfangs über den unerwarteten Anblick, aber er hatte ſich nun einmal vorgenommen, heute alles von der guten Seite zu nehmen. Er befahl dem verborgenen Theater-Direktor fortzufahren, und trat mit Hallern zu den frohlockenden Kindern.

Solch ein vornehmes Publikum? eine Hochgräfliche Excellenz in eigener erhabener Perſon? Ei, ei, Direktor Tobias Wunder, da mußt du alle deine Kunſt zuſammennehmen: krächzte dieſer mit ſeltſam ſchnarrender Stimme unter ſeinem Teppich hervor, den er ein wenig lüftete, um ſeine Zuſchauer zu betrachten, aber gleich wieder fallen ließ. Nur einen Augenblick gedulden ſich die hohen Herrſchaften, ein neues werthvolleres Stück ſoll ſogleich aufwarten, fuhr er fort, ein pantomimi-tragikomiſches Melodrama, die Grafentochter betitelt, das in Paris zweitauſend Vorſtellungen nacheinander erlebt hat.

Mitten in einem Walde, von einigen ſchneeweißen Lämmern umgeben, trat jetzt weinend und ſchluchzend eine ſchöne Schäferin auf dem Marionettentheater auf, und deklamirte im feinſten Fiſtelton folgendermaßen:

Ihr Götter! ach! ach! ach!
Wie groß iſt meine Schmach!
Ich edles Grafenkind, muß ſchnöde Schaafe hüten,
Bei Regen, Sonnenbrand und wilder Stürme Wüthen,
Indeß in Deutſchlands Gau'n, auf hohem weißen Fels,
Ein Bauersſohn, geſchmückt mit Hermelinen-Pelz,
Und einer Grafenkron', an meiner Statt ſtolzieret

Schloß, Gut und Gold beſitzt, das mir allein gebühret.
Chiappini heißt der Knecht, der dort den Grafen ſpielt,
Weil meines Vaters Haß . . . .

Mit einem einzigen gewaltigen Fauſtſchlag warf der Graf bei dieſen Worten das ganze Theater zuſammen, betrachtete mit blitzenden Tiegeraugen den unſeligen Direktor, der unter den Trümmern deſſelben hervorkroch, und überſtrömte ihn mit einem Schwall von Drohungen und Schimpfreden, mit denen auch Haller nicht verſchont blieb, der alle ſeine Kraft zuſammennahm, um nur den Wüthenden von der Mißhandlung des unglücklichen Tobias abzuhalten. Sprechen konnte man nicht zu ihm, der Donner ſeiner Stimme übertönte alles, man mußte ihn austoben laſſen, bis ihm der Athem verſagte.

Die Kinder ſammt der Dienerſchaft hatten gleich beim Ausbruch des Gewitters ſich aus dem Staube gemacht. Tobias hatte ſich, anſcheinend aus Angſt, in die dunkelſte Ecke des Saales gedrückt, trat aber, als der Graf endlich etwas pauſiren mußte, aus derſelben hervor und ſtellte ſich kerzengerade vor denſelben hin; aber in ganz veränderter Geſtalt. Die dicken ſchwarzen Augenbraunen waren verſchwunden, ſein ganzes Weſen bis zum Unkenntlichen verändert.

„Erkennen der Hochgeborne Herr Graf dero alten Diener Baſtian nicht mehr, weil Dieſelben über ſeine unſchuldigen Späße ſich ſo entrüſten?“ ſprach er. „Du lieber Gott, was ſollte ich anfangen, als Sie bei Nacht und Nebel mich gnädigſt aus dem Hauſe warſen. Leben mußte ich doch; da habe ich denn allerlei verſucht und bin endlich bei dieſer edlen Kunſt ſtehen geblieben, die ihren Mann um ſo eher ernährt, da ich Schauſpiel-Direktor und Theater-Dichter zugleich bin. Wollen Excellenz nicht erlauben, das von mir verfaßte Melodrama zu Ende zu ſpielen? es hat einige Aehnlichkeit mit der Mausfalle des Prinzen Hamlet; es beruht auf einer wahren Geſchichte, der Ausgang wird Sie vielleicht überraſchen.“

„Wache!“ rief jetzt der Graf, der vor innerer Entrüſtung nicht hatte zum Worte kommen können, „ſchickt gleich zur Polizei, den Unverſchämten zu arretiren!“

„Dazu möchte ich doch unmaßgeblich nicht rathen,“ ſprach Baſtian, und vertrat ihm den Weg zur Thüre; „zwar nicht um meinetwillen, denn ich für meine Perſon habe ein gutes Gewiſſen und mache mir nichts aus dem Arreſt. Aber hohe Herrſchaften ſollten doch immer mit einiger Behutſamkeit verfahren, wenn ſie alte Diener mit Fußſtößen aus dem Hauſe treiben, beſonders ſolche, die unter gewiſſen Umſtänden ſchon bei der Geburt ihres Herrn im Dienſte der Eltern deſſelben ſtanden. Das thut kein gut und macht böſes Blut.“

„Heh! Ihr da draußen, ruft die Polizei,“ donnerte der Graf.

„Die wird ſich amüſiren,“ rief Baſtian, luſtig die Hände aneinander reibend. „Ich führe allerlei Poeſien, Tragödien und Komödien bei mir, auch Briefchen; unter andern eines von einem längſt verſtorbenen hohen Herrn, auf ſeinem Sterbebette an eine gewiſſe Eleonora Tornelli geſchrieben.“

„Elender!“ rief der Graf und wollte den Baſtian faſſen, doch Haller hielt ihn davon ab.

„Nun was iſt es denn weiter,“ ſprach Baſtian mit unbeſchreiblicher Frechheit, „ich habe redlich mit Ihnen getheilt; ein Briefchen, das der alte Herr an die nämliche Adreſſe ſchrieb, gab ich Ihnen, weil Sie es ſelbſt auf die Poſt tragen wollten; das zweite, von dem Sie nichts erfuhren, blieb in meiner Taſche; denn, dachte ich, man muß in dieſer Welt alles wahrnehmen, und wer kann wiſſen, wozu mir dies kleine unbedeutende Zettelchen einmal nützen kann.“

„Schweig! Unverſchämter, bis du vor denen ſtehſt, die deine Bekenntniſſe fordern werden,“ rief jetzt Haller, und Baſtian zog ſogleich verſtummend und ehrerbietig ſich zurück; dann wandte er mit würdevollem Anſtande ſich an den Grafen. „Sie ſelbſt werden es einſehen, mein Herr,“ ſprach er mit geziemendem Ernſt, „nach allem, was früher zwiſchen uns und eben jetzt auch hier vorgegangen iſt, darf ich bei dem Betragen dieſes Menſchen kein gleichgültiger Zuſchauer bleiben.“

„Die Wache, die Sie verhindert wurden, rufen zu laſſen, die ich aber, ohne daß Sie es bemerkten, dennoch rufen ließ, ſteht jetzt vor der Thüre dieſes Zimmers, und ich bitte Sie, es nicht als eine Verletzung Ihres Hausrechts zu betrachten, wenn ich dieſen Mann ihr jetzt übergebe.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er mit dem ihm willig folgenden Marionettenſpieler Zimmer und Haus.

Innerlich wüthend, aus Betäubung äußerlich ruhig, ohne deutliche Vorſtellung deſſen, was geſchehen ſei und vielleicht noch geſchehen werde, ſtand der Graf da, noch unſchlüſſig darüber, was er zunächſt zu ergreifen habe, als ein Herr, der ihn zu ſprechen wünſche, ſich anſagen ließ, aber zugleich dem ihn meldenden Bedienten auf dem Fuß folgte. Es war ein Abgeordneter des Kriminalgerichts, welcher den Herrn Grafen ſehr höflich erſuchte, ihn in die Verſammlung deſſelben zu begleiten, wo man ſeiner Gegenwart nöthig bedürfe.

Verwundert, erſchrocken, man möchte ſagen gedankenlos, ſtarrte der Graf, ohne eine Silbe zu antworten, den jungen Mann an, der wenig gewohnt mit ſo vornehmen Leuten umzugehen, ſich aus übertriebener Höflichkeit ſo weit vergaß, ihm über die Veranlaſſung ſeiner Sendung mehr zu ſagen, als eigentlich erlaubt oder nothwendig war.

„Die ganz unwahrſcheinliche, höchſt verworrene Ausſage eines kürzlich eingebrachten Gefangenen zwingt die Herren Räthe, dem Herrn Grafen auf dieſe Weiſe beſchwerlich zu fallen,“ ſprach er. „Vor einigen Tagen iſt dicht hinter Neudorf ein Reiſender von drei Räubern angefallen worden. Sie wurden verjagt, zwei derſelben entkamen glücklich, der dritte wurde gefangen und hier eingebracht. Er iſt in dieſem Augenblick im Verhör und miſcht Dero hochverehrten Namen auf ſo wunderliche Weiſe in ſeine Ausſage ein, daß der Herr Präſident nicht umhin konnte, ſich

Ihre Gegenwart auf ein paar Minuten zu erbitten.“

„Gehen Sie nur voraus, ich folge Ihnen ſogleich. Das iſt ja ein höchſt lächerlicher Handel! ſind denn heute alle Narren auf mich losgelaſſen?“ ſprach der Graf.

„Ich habe Befehl, den Herrn Grafen zu begleiten,“ erwiederte der junge Mann.

„Aber ich bin zum Ausgehen noch nicht angekleidet, auch muß erſt angeſpannt werden,“ polterte ungeduldig der Graf.

„Ich kann warten,“ war die mit einem tiefen Bückling begleitete Antwort.

„Nun meinetwegen! ſo warten Sie!“ lachte der Graf, und warf mit donnerndem Geräuſch die Thüre hinter ſich zu.

Eine Viertelſtunde und noch eine vergingen; der junge Mann wartete geduldig. Ein zweiter Abgeſandter des Gerichtes erſchien und half ihm warten; ein dritter folgte dieſem, der ſich dazu nicht verſtehen wollte. Bediente wurden herbeigeholt und examinirt, die nichts zu berichten wußten. Des Grafen Zimmer wurden durchſucht; ſie ſtanden offen, aber leer; ihr Bewohner war auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden, Niemand im Hauſe hatte ihn geſehen.

Nach der nicht mehr zu bezweifelnden Flucht des Grafen gewann die den Richtern anfangs lächerlich ſcheinende Ausſage des gefangenen Räubers, der ihn als den Anſtifter des an Haller verſuchten Raubes angab, ein weit ernſteres Anſehen. Maßregeln mußten getroffen werden, die, ſo ſehr man ſie zu verheimlichen ſuchte, dennoch gar bald, auf das allerabenteuerlichſte entſtellt und vergrößert, durch die ganze Stadt von Mund zu Mund getragen wurden. Im Wittenfelſiſchen Hotel wurde ſtrenge Hausſuchung gehalten, die Zimmer des Grafen wurden verſiegelt, ſogar ganz in der Stille mehrere Polizeidiener in demſelben einquartirt. Sorgenvoll, in Nachſinnen verſunken, erwartete Haller in der Eintrittshalle die Gräfin, die jeden Augenblick von ihrer Landparthie heimkehren konnte, und wußte, faſt zum erſtenmal in ſeinem Leben, ſich weder zu rathen noch zu helfen. Er hatte den ſchwierigen Auftrag übernommen, ſie von Allem, was ſich ihr länger nicht verſchweigen ließ, auf die zarteſte und ſchonendſte Weiſe zu unterrichten, und ſah keine Möglichkeit, dies nur mit leidlichem Erfolg zu vollbringen, als plötzlich Baron Werning vor ihm ſtand.

Hoffentlich haben die Leſer den treuergebenen poetiſchen Hausfreund des gräflichen Hauſes nicht vergeſſen; Theilnahme, vielleicht auch etwas aus Neugier, trieben dieſen jetzt herbei, um mit eigenen Augen zu ſehen, was er ſeinen Ohren nicht glauben mochte.

Haller bemächtigte ſich ſeiner, ſobald er ihn erblickte, vertraute ihm unter dem Siegel des Geheimniſſes, was morgen ſchon ſtadtkundig werden mußte, von der ſeltſamen Verwikkelung des Geſchickes der Frau von Dernau mit dem des gräflichen Hauſes an bis zu der Ausſage des gefangenen Räubers und Baſtian's unerwarteter Erſcheinung, die beide wahrſcheinlich den ſchuldbewußten Grafen in die Flucht getrieben. Zuletzt wollte er ihn noch bitten, ihm bei der Rückkehr der Gräfin hülfreich beizuſtehen, doch der Baron ließ ihn weiter nicht zum Worte kommen. Er fühlte ſich durch das ihm geſchenkte Vertrauen unendlich geehrt und geſchmeichelt; ſeine poetiſche Natur ergriff das ihm höchſt romantiſch dünkende Geſchick der Gräfin mit glühendem Enthuſiasmus, er gelobte, ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens, der intereſſanten Unglücklichen beizuſtehen, alles für ſie zu wagen, ſie nicht zu verlaſſen, ſo lange ſie ſeiner bedürfe.

Haller ſah zu ſeiner Freude den ihm zu Theil gewordenen Auftrag in weit geſchicktere Hände übergehen, als die ſeinigen in dieſem Fall es waren. Auf des Barons Bitte entfernte er ſich willig, als ſie den Wagen der Gräfin herbei rollen hörten, und der Erfolg rechtfertigte das in denſelben geſetzte Vertrauen.

Die Gräfin, von ihrem vertrauten Freunde unterſtützt, überſtand die Entdeckungen, die man ihr nicht erſparen konnte, mit unglaublicher Faſſung, und ertrug mit wahrem Heldenmuth die Folgen derſelben: den Verluſt des Gemahls, die Auflöſung ihrer Ehe; ſie erhielt ihr großes eingebrachtes Vermögen zurück und nahm ihren eigenen Familiennamen wieder an, allen Anſprüchen auf den Namen Wittenfels entſagend.

Haller's Hauptbeſchäftigung war von nun an, die Rechte der Frau von Dernau öffentlich geltend zu machen, und er fand um ſo weniger Schwierigkeiten dabei, da ſich in der letzten Zeit ſo vieles vereint hatte, um die Anſprüche derſelben zu bekräftigen. Außer dem Zeugniß der Frau von Kölly, die ſich mit lobenswerthem Eifer ihrer ſo lange verſtoßenen Großnichte annahm, hatten beſonders die unbeſonnenen übereilten Schritte, zu denen ſich der ehemalige Graf in der letzten Zeit durch ſeine Heftigkeit verleiten ließ, dazu beigetragen, den aus Italien mitgebrachten Zeugniſſen den Stempel der Glaubwürdigkeit aufzudrücken.

Auf der Reiſe, die er, gleich nachdem er Frau von Dernau im Zimmer ihrer Großtante belauſcht hatte, unternahm, um, wie es ſpäterhin ſich ergab, ſo viel baares Geld als möglich zuſammenzubringen und dadurch ſeine Flucht vorzubereiten, hatte er die drei Räuber in einer abgelegenen Waldſchenke angetroffen, die eigentlich nur drei armſelige vagabondirende Jäger waren, welche bis dahin noch keine andere Unthat auf ihrem Gewiſſen haben mochten, als höchſtens den Tod eines Häschen oder einiger Feldhühner. Hier nun war ihm, in der geiſtigen Verwirrung, in der er ſich befand, der abenteuerliche Gedanke gekommen, dieſe armſeligen Taugenichtſe in italieniſche Banditen umzuwandeln, und Herrn Haller, um deſſen nahe Ankunft er wußte, und deſſen Perſönlichkeit er ihnen genau beſchrieb, im Walde hinter Neudorf durch ſie anfallen zu laſſen, um ſich der Papiere und Dokumente zu bemächtigen, die dieſer bei ſich führte. Glänzendes Gold und noch glänzendere Verſprechungen erkauften die armen Schelme zu dieſem Unternehmen; ſie hatten vom Wirthe den Namen des vornehmen Herrn heimlich erfahren, der ein ſtrenges Inkognito beibehalten wollte, und ließen ſich um ſo eher auf ſeinen Plan ein, weil dabei von keinem Blutvergießen die Rede war. **Haller** ſollte nur beraubt werden, und dann in einiger Entfernung von der Landſtraße gebunden und geknebelt liegen bleiben.

Ein eigener Unglücksſtern waltete überhaupt über Alles, was der Pſeudo-Graf, den wir jetzt eigentlich **Chiappini** nennen ſollten, in dieſer Angelegenheit unternahm. Nicht genug, daß ſein Plan auf **Haller** mißglückte, wie er es bei kälterem Beſinnen leicht hätte vorherſehen können, dieſes Mißlingen führte zugleich in **Tobias Wunders** abenteuerlicher Erſcheinung den furchtbarſten Widerſacher ihm herbei, und die gültigſte Beſtätigung ihrer Rechte, deren Frau **von Dernau** noch bedurfte.

Tobias Wunder, eigentlich **Baſtian**, war vom Grafen **Siegmund**, dem Vater der Frau **von Dernau**, wie ſchon erwähnt worden, von Jugend auf erzogen, hatte ihn überall begleitet, und war in ſeiner letzten trübſalsvollen Zeit ihm auch ſtets zur Seite geblieben. In langen leidenvollen Nächten, in bangen Fieberträumen, gequält von Reue und Sorge über das Schickſal ſeiner verſtoßenen Tochter, hatte er dem ihm ſtets zur Seite bleibenden Diener zu viel von dem Geheimniß, das ihn bedrückte, verrathen, als daß dieſer nicht das, was ihm noch davon verborgen blieb, ſich ſo ziemlich hätte zuſammenſetzen können. Nach dem in Erwartung der Todesſtunde ſeinem ſogenannten Sohne abgelegten Bekenntniß hatte Graf Siegmund, mit den Verheißungen deſſelben nicht ganz zufrieden, ſelbſt an Eleonora Tornelli nach Modigliano geſchrieben, um durch dieſe Frau von ſeiner Tochter Nachricht zu erhalten.

Baſtian war ein im Grunde nicht bösartiger, aber doch höchſt leichtſinniger Taugenichts; er ließ ſich von ſeinem künftigen Gebieter, dem jungen Grafen bewegen, ihm dieſen Brief auszuliefern, ſtatt ihn, wie er geſollt, der Poſt zu übergeben. Die Verheißungen des jungen Herrn ſcheinen aber mit der Erfüllung derſelben nicht gleichen Schritt gehalten zu haben; Baſtian beſchloß, in Zukunft ſich beſſer vorzuſehen, und als Graf Siegmund am Tage vor ſeinem Tode ihm einen zweiten, dem vorigen ganz ähnlichen Brief zur Beſorgung übergab, behielt er dieſen bei ſich, mit dem Vorſatz, ihn zur gelegneren Zeit zu ſeinem eigenen Vortheil zu benutzen. Und dieſer Brief, von Graf Siegmund's eigener Hand geſchrieben, war jetzt bei ihm gefunden, um den Inhalt der aus Italien mitgebrachten Zeugniſſe auf das unwiderleglichſte zu Frau von Dernau's Gunſten zu beſtätigen.

Baſtian war indeſſen keinesweges abſichtlich in das Wittenfelſiſche Haus gekommen, um dort die Rolle zu ſpielen, die er geſpielt hatte.

Seit jener Brief geſchrieben wurde, waren viele Jahre vergangen, er hatte ihn faſt vergeſſen.

Zwar hatte er rachedürſtend ſeinen Herrn verlaſſen, als dieſer, ſeiner ungebändigten Heftigkeit ſich hingebend, auf beſchimpfende Weiſe ihn aus dem Dienſt jagte; aber die Zeit hatte dieſen Eindruck verlöſcht; ein Anflug geiſtiger Bildung, den er ſeinem verſtorbenen Herrn verdankte, verbunden mit nicht unbedeutendem eigenen Talent, hatte ihn ſeiner jetzigen, ſeinem Hange zu einer Art von Vagabondenleben angemeſſenen, Beſchäftigung zugeführt, bei der er ſich wohl befand, weil er mit Glück und gutem Humor ſie betrieb. Mehrere Jahre waren ihm ſo vergangen, als der Zufall ihn Hallern zuführte, und er durch dieſen wieder in das Wittenfelſiſche Haus gerieth. Hier weckte alles, beſonders der Anblick des von ihm faſt vergeſſenen Grafen, alte Erinnerungen in ihm auf. Die unwiderſtehlichſte Luſt, nun doch auch einmal an dieſem eine Art von Vergeltungsrecht zu üben, verbunden mit der Hoffnung, jenen ſorgfältig aufbewahrten Brief theuer zu verkaufen, verlockte ihn zu dem Verſuche, den Grafen mit ſeinem Marionettenſpiel, fürs erſte wenigſtens, in Verlegenheit zu ſetzen, aber die Sache nahm eine andere und ernſtere Wendung, als er es gemeint.

Er erſchrack darüber um ſo weniger, da er, kraft der ihm eigenen Schlauheit, aus **Haller's** Benehmen ſogleich errieth, wie ſo ganz zur rechten Zeit er gekommen ſei, um ein längſt begangenes Unrecht entdecken und ausgleichen zu helfen, und wandte ſich jetzt gern der Partei zu, auf deren Seite das Recht war, und bei der er überzeugt ſein konnte, am Ende doch ſeinen Vortheil zu finden, wenn gleich er ſich anfangs einige Unannehmlichkeiten gefallen laſſen müſſe.

Wohin der ehemalige Graf auf ſeiner Flucht ſich gewendet und auf welche Weiſe er dieſe bewerkſtelligte, blieb unentdeckt, wahrſcheinlich weil auf Antrieb der Frau von Dernau die deshalb angeſtellten Nachforſchungen, durch Haller's Vermittelung, dem Anſcheine nach zwar ſehr ernſtlich, eigentlich aber ſehr nachſichtig betrieben wurden. Bei näherer Unterſuchung ergab es ſich, daß er dieſe Reiſe keinesweges unvorbereitet angetreten habe. Die Summen, die er mitgenommen, waren beträchtlich genug, um ihm für ſein ganzes Leben ein reichliches Auskommen zu ſichern, und Frau von Dernau ertrug gern dieſen Verluſt eines großen Theils des von ihren Eltern jetzt auf ſie vererbten Vermögens. Aber auch dieſe von ihm geübte Vorſicht trug dazu bei, ihn eines wiſſentlich geübten Unrechts ſchuldig zu erklären, und die günſtige Entſcheidung der Rechtsſache der Frau von Dernau zu beſchleunigen.

Mehrere Monate mußten indeſſen über allen dabei nicht zu umgehenden Formalitäten verfließen. Frau von Költy ließ es ſich nicht nehmen, den glücklichen Tag, an welchem Frau von Dernau als geborne Gräfin Wittenfels anerkannt und in alle ihre Rechte eingeſetzt wurde, mit einem großen Familienfeſt zu feiern, bei welchem ſie ihre ſo lange verſtoßen gebliebene Großnichte ſammtlichen Verwandten vorſtellte und die Freude hatte, ſie von ihnen allen auf das Freundlichſte aufgenommen zu ſehen.

Doch mit dieſer Feierlichkeit war noch nicht der Zweck des Feſtes ganz erfüllt; zu ſeinem eigenen höchſten Erſtaunen wurde Eduard, in der entfernteſten Ecke des Saales, wo er im Anſchauen der lieblichen Alexandra verloren ſtand, von Hallern aufgeſucht, vorgeführt, und dann mit lauter Stimme, im Namen der Frau von Költy, als Majoratsherr des gräflich Wittenfelſiſchen Hauſes ſeinen verſammelten Anverwandten vorgeſtellt. Eduard's an Betäubung grenzendes Erſtaunen, Alexandra's Erröthen und Erbleichen, Frau von Dernau's rührende Freude, Frau von Kölly's triumphirendes Weſen über alle die aus ihren ſüßen Plänen und Hoffnungen durch dieſe Erklärung aufgeſtörten Herren und Damen der Familie, gehören dem Unbeſchreiblichen an.

Niemand hatte jemals in dem armen Lieutenant etwas Höheres geſehen, als einen entfernten Anverwandten der Familie, deren Namen er trug, der von dem eben für einen Betrüger erkannten ehemaligen Grafen aus Mitleid aufgenommen und erzogen worden war; und gerade in dieſem Augenblick war man eher geneigt, ſein Recht auf den Namen Wittenfels deshalb für verdächtig zu erklären, als in ihm den anzuerkennen, der er nach dem Zeugniß und der Ausſage der Frau von Kölly ſein ſollte, den einzigen Enkel eines jüngern Bruders des Grafen Siegmund, und folglich ſchon ſeit dem Tode des letzteren rechtmäßiger Beſitzer des großen Majorats der Familie, deren Haupt er dadurch wurde.

Nur wenige der Anweſenden wußten der ehemaligen Exiſtenz jenes jüngern Bruders des Grafen Siegmund ſich noch zu erinnern, welcher jugendlicher Fehltritte wegen aus dem väterlichen Hauſe verſtoßen, zu eigenſinnig und zu trotzig geweſen war, ſich Vergebung zu erbitten, und deshalb ſein Leben im Auslande in Dunkel und Armuth hinbrachte, ſehr jung ſich verheirathete und mit Hinterlaſſung eines einzigen Sohnes früh ſtarb. Dieſer Sohn, Eduard's Vater, hatte mit Bitten um Unterſtützung an ſeinen Oheim, den Grafen Siegmund, ſich zwar gewendet, war aber mit großer Härte von dieſem abgewieſen worden, führte ebenfalls in der Fremde ein trübes kummervolles Leben, und wurde gerade in jener Zeit im Duell erſtochen, in welcher Graf Siegmund auf ſeinem Sterbebette zur Erkenntniß alles von ihm verübten Unrechts gelangte. Dieſer nun ließ den verwaiſeten Knaben zwar abholen und nahm ihn als einen Verwandten in ſeinem Hauſe auf, konnte aber ungeachtet des reuigen Gefühls, welches bei Tag wie bei Nacht ihn quälte, ſich dennoch nicht entſchließen, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſondern begnügte ſich damit, ihn ſeinem untergeſchobenen Sohn auf das angelegentlichſte zu empfehlen. Aber ſogar dieſer erfuhr nicht von ihm, daß dieſes Kind eigentlich der rechtmäßige Erbe des Majorats ſei; denn er hatte ſchon damals den bösartigen dunkeln Sinn deſſelben genugſam erkannt, um, nach einer ſolchen Entdeckung, für den wehrloſen Knaben das ärgſte zu befürchten.

Nur Frau von Kölly, von jeher die

treue Chronik aller Familienverhältniſſe, wußte, wer Eduard ſey. Ihrer alten Gewohnheit getreu, hatte ſie ohne einen beſondern Zweck dabei vor Augen zu haben, alle Tauf- und Trauſcheine, alle Stammregiſter, kurz alle Dokumente und Briefe, welche die Abkunft deſſelben beweiſen konnten, geſammelt und in Verwahrung gebracht. Sie legte in dieſen jetzt der Familie unwiderlegliche Beweiſe von Eduard's Geburt und Anrechten klar und deutlich vor.

Dieſe zweite Bekanntmachung eines wichtigen Mitgliedes der Familie wurde indeſſen bei weitem nicht ſo freundlich aufgenommen als die erſte. Man hütete ſich zwar den äußern Anſtand zu verletzen, aber Neid, Mißgunſt, getäuſchte Hoffnung, waren in den merklich verlängerten Geſichtern derer zu leſen, die ſchon ganz in der Stille ihre Anſprüche auf das erledigte Majorat berechnet, und mit Hoffnungen auf den Beſitz deſſelben ſich geſchmeichelt hatten. Eine nichts weniger als heitere Stimmung fing an, ſich der Geſellſchaft zu bemächtigen, als glücklicherweiſe die unerwartete Erſcheinung der ehemaligen Gräſin Wittenfels eine höchſt willkommene Störung herbeiführte.

Ungemeldet wie ungeladen trat ſie am Arm des Baron Werning, gefolgt von ihren beiden Söhnen, in die Verſammlung ein, begrüßte Frau von Kölly und wandte ſich dann an die Anweſenden.

„Ich wußte ſie alle hier verſammelt,“ ſprach ſie ſehr graziös ſich verneigend, „ich wollte gern dieſe Gelegenheit benutzen, mich Abſchied nehmend einer Familie zu empfehlen, die, wenn gleich mit Unrecht, mich einſt zu den Ihrigen zählte, und zugleich den Baron Werning als meinen Verlobten ihr vorſtellen. Unſere Vermählung wird in den nächſten Tagen ganz in der Stille auf meinem Gute gefeiert werden;

vom Altare aus werden wir ſogleich die Reiſe nach Rom und Neapel antreten, nach der mein Herz ſchon ſo lange ſich ſehnte, und von der ein widerwärtiges Geſchick mich bis jetzt zurückgehalten hat.“

„Ihnen, Frau von Dernau,“ ſetzte ſie, an dieſe ſich wendend, hinzu, „verdanke ich beſonders meine Befreiung aus verhaßten Banden aller Art; glauben Sie feſt, daß keine unangenehme Erinnerung an Sie deshalb in meinem Herzen zurückbleiben kann, ſondern daß ich in Ihnen nur die Schöpferin meines jetzigen Glückes ſehe.“ Beide Frauen umarmten ſich, die Geſellſchaft ſetzte ſich in Bewegung, um dem verlobten Paar die gewöhnlichen Gratulationen abzuſtatten, Frau von Kölly aber, in deren Bruſt der alte Haß gegen die Gräfin mit verdoppelter Stärke erwachte, konnte ſie ſo friedlich nicht ſcheiden ſehen.

„Die Frau Chiappini, oder Frau Baronin, ich weiß nicht, bei welchem dieſer beiden Namen ich Sie nennen ſoll,“ rief ſie mit zornſprühendem Blick, „reiſen alſo nach Italien? Das iſt ja ſehr angenehm und bequem, da können ja die beiden kleinen Chiappini's hier ihren Ohm kennen lernen. Werden Sie etwa auch den Bauer Lorenzo in Modigliano beſuchen? Ich meine nur der Erinnerung wegen, da er ſeinem Bruder, Ihrem verſchwundenen erſten Ehemann, ſo ähnlich ſein ſoll.“

Das war zu viel für die Gräfin, auf dieſe ſchonungsloſen Ausfälle ihrer alten Feindin war ſie nicht gefaßt; halb ohnmächtig ſank ſie in die Arme der Frau von Dernau, während die ganze übrige Geſellſchaft das Benehmen der Frau von Kölly laut tadelte, und Baron Werning in recht kräftigen Ausdrücken ſeine beleidigte Braut gegen ſie vertheidigte.

Die beiden Knaben fingen indeſſen zu weinen an, als ſie die allgemeine Unruhe und ihre Mutter zitternd und bleich, von mehreren Damen umgeben, in einem Lehnſtuhl liegen ſahen; ſie wollten liebkoſend ihr nahen, aber ſie wandte ſich unmuthig von ihnen ab.

„Nun da ſehen Sie es ja ſelbſt,“ rief ohne Erbarmen Frau von Kölly, „die eigene Mutter ſtößt Chiappini's Kinder von ſich. Zu uns können ſie nicht mehr gehören, der Vater iſt in alle Welt, was ſoll denn aus ſeiner nachgelaſſenen Brut werden?“

Jetzt hielt ſich Eduard nicht mehr. „Sie ſind meine Brüder!“ rief er, warf neben den Kindern ſich auf's Knie, umarmte beide und drückte ſie feſt an ſeine Bruſt, „ſie ſind mein, mir näher verwandt als durch Bande des Bluts, denn ihre beiden Eltern waren meine Wohlthäter von Jugend auf, als ich arm, verſtoßen und verlaſſen war. Gnädige Tante,“ fuhr er, zur Gräfin gewendet, fort, die jetzt in nicht länger zu verhaltende Thränen ausbrach, „einſt nannte ich Sie ſo, erlauben Sie es mir auch noch ferner. Sie waren mir immer eine gütige Beſchützerin, gewähren Sie mir jetzt nur noch dei einzige Bitte, von meinen beiden lieben kleinen Freunden mich nicht zu trennen.“

„Auf der ſchönen Reiſe, die Sie vorhaben, würden ſie Ihnen läſtig werden, vertrauen Sie mir ſie an, Sie ſollen es nimmer bereuen.“

Und ſo ward es denn auch. Die Gräfin reiſ'te mit ihrem freilich bedeutend jüngerem Gemahl nach Italien, und ob ſie während und nach dieſer Reiſe alles ſo fand, wie ſie es gewünſcht und gehofft, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Ihre Kinder blieben bei Eduard, der ihnen die Erlaubniß auswirkte, auch ferner den Namen Wittenfels zu führen. Frau von Dernau trat ſobald als möglich ihre Rückreiſe nach Kurland an, wo mit Haller's treuer Hülfe jede Schwierigkeit leicht beſeitiget wurde, die ihrem und ihrer Kinder Glück früher gedroht hatte; ſie nahm die beiden Söhne ihrer ehemaligen Freundin mit ſich, um ſie unter Haller's Leitung mit ihrem eignen Otto erziehen zu laſſen.

Alexandra ſchied als Eduard's verlobte Braut von ihm; nach Jahr und Tag folgte er ihr nach Kurland, um ſie heimzuholen; Frau von Dernau begleitete ihre Kinder wieder nach Deutſchland, und theilte von nun an ihre Zeit zwiſchen dieſen und ihrem in Kurland hoffnungsvoll heranblühenden Sohne.

Frau von Kölly aber iſt ohnlängſt, in einem ſehr hohen Alter, in ihren Armen aus dieſem Leben geſchieden.

Von dem Pſeudo-Grafen hat man nie wieder etwas mit Gewißheit erfahren; doch geht das Gerücht, er habe ſich ſpäterhin nach dem ſudlichen Amerika eingeſchifft.

Tobias Wunder aber wurde, nachdem er ſeiner Haft entlaſſen war, nach Kurland mitgenommen, und hat dort auf einem der Güter der Frau von Dernau eine Verſorgung gefunden, bei der er ſeinem ehemaligen herumziehenden Leben gern entſagt, und nur noch zuweilen, als Dilettant, die Bauern in der Schenke durch ſeine Künſte in hohe Bewunderung ſetzt.

In demſelben Verlage ſind folgende
empfehlenswerthe Schriften
erſchienen
und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

Beauties, the, of Shakspeare. Muſterſtücke aus Shakſpeare's Dramen. Engliſch und deutſch. 2 Bände. 12. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Bechſtein, L., Gedichte. gr. 8. geh.

Belani, H. E. R., der Premierminiſter. Geſchichtliches Volks- und Sittengemälde. 4 Theile. 8. Rthlr. 4. 18 gr. fl. 8. 24 kr.

Biedenfeld, Freiherr von, Novellen und bunte Blätter. 2 Theile. 8. Rthlr. 2. 18 gr. fl. 4. 30 kr.

Büchner, Georg, Dantons Tod. Dramatiſche Bilder aus Frankreichs Schreckenszeit. 18 gr. fl. 1. 12 kr.

Cooper's ſämmtliche Werke. 82 — 87s Bändchen. Die Monikins. Ueberſetzt von Karl Meurer. 6 Bändchen. Auf Velinpap. Rthlr. 1. 4 gr. fl. 1. 48 kr. Auf ordin. Pap. 18 gr. fl. 1. 12 kr.

Duller, Eduard, Kronen und Ketten. Ein hiſtoriſcher Roman. 3 Theile 8. Rthlr. 4. 21 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Phantaſiegemälde für 1836.

Gallerie zu *Byron's Werken.* Zweite Lieferung in 7 Blättern. 20 gr. fl. 1. 30 kr.

Gutzkow, K., Seireen. 2 Theile. Rthlr. 3. fl. 5. 21 kr.

Heeringen, Guſtav von, Fränkiſche Bilder aus dem ſechszehnten Jahrhundert. 4 Theile. 8. Rthlr. 5. fl. 8. 30 kr.

Hugo, Victor, ſämmtliche Werke. 2—6r Band. Subſcriptionspreis per Band 9 gr. 36 kr.

Dieſelben enthalten: Han von Island. — Der letzte Tag eines Verurtheilten. — Mirabeau. — Voltaire. — Walter Scott. — De La Mennais. — Lord Byron. — Angelo, Tyrann von Padua. — Marion de Lorme. — Lucretia Borgia. — Maria Tudor.

Irving's ſämmtliche Werke. 48 — 50s Bändchen. Die Reiſe auf den Prairien. Auf Velinpap. 12 gr. 48 kr. Auf ordin. Pap. 8 gr. 36 kr.

— — 51 — 53s Bändchen. Abbotsford und Newstead Abtey. Auf Velinpap. 12 gr. 48 kr. Auf ordin. Papier 8 gr. 36 kr.

Rouſſeau, Dr. J. B., Marienbüchlein. Geſänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der Allerheiligſten Jungfrau. Ein Buch der Andacht und frommen Erhebung. Mit einem Stahlſtich und lithog. Titel. 8. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. Daſſelbe in Saffian mit Goldſchnitt. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

Schopenhauer, Johanna, der Bettler von Sankt Columba. — Margaretha von Schottland. Zwei Novellen. 8. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

Johanna Schopenhauer.

Briefe

an Karl von Holtei.

LIOTHECA UNIVE [illegible]

Leipzig.
Verlag von A. H. Payne.
1870.

An

Herrn Robert Weigelt

(Nunquam Otiosus.)

in Breslau.

Meine Handſchriftenſammlung, in Ihren Beſitz, werther Freund, übergegangen, wird mit der Ihrigen an Schätzen reichen, vereinigt, eine für den Kenner bedeutſame, faſt vollſtändige literariſche Ueberſicht zweier Jahrhunderte gewähren. Sie haben den Ankauf derſelben ſo liberal betrieben, daß mir erwünſchtes Recht geſtattet bleibt, ſie für die etwaige Dauer dieſes Erdenlebens immer noch als mein geiſtiges Eigenthum zu betrachten. Ich darf Stunden der Muße benutzen, einzelne werthvolle Stücke unterſchiedlicher Gattung herauszuheben, und gelegentlich bekannt zu machen.

Das erſte Ergebniß ähnlicher Bemühungen iſt dieſes Büchlein. Dem Angedenken meiner ſeligen

Freundin war ich's ſchuldig, ihre Briefe ſelbſtſtändig, unvermiſcht mit andern, zum Theil hochberühmten, Namen erſcheinen zu laſſen. Dieſer anſpruchloſe Vorläufer ſpäterer Lieferungen aus unſern Mappen ſei Ihnen zugeeignet!

Holtei.

Vorwort.

Tadelnde, unwillige Aeußerungen über oft rückſichtsloſe Veröffentlichung älterer Briefſchaften haben unfehlbar eben ſo viel Grund und Gewicht, als andrerſeits die Neigung: bedeutende Menſchen mit ihrer Zeit, und gleichſam in ihr, durch dergleichen Mittheilungen redend einzuführen. Meines Erachtens kommt hierbei ſehr viel darauf an, ob diejenigen Perſonen, um deren brieflichen Nachlaß ſich's handelt, bei Lebzeiten ſchon vor's Leſepublicum getreten waren, längſt bevor man wagt, ſich ihrer vertraulichen Zuſchriften für ſolchen Zweck zu bemächtigen. Schriftſtellern, obenein vielſchreibenden, dürfte wohl erwogen kein Unrecht zugefügt, keine Gewalt angethan werden, durch dieſe ſcheinbare Indiscretion; — außerdem ſie müßten Heuchler geweſen ſein! Denn edle, wahre Naturen, wenn ſchon geneigt nur ihr beſſeres Ich zur Geltung zu bringen, werden ſich endlich doch in ihren ſchriftlichen Werken geben müſſen, wie ſie im ganzen Leben ſind; und mag dann ihr Streben nach objectiver Charakteriſtik noch ſo tüchtig gewirkt haben, immer wird ſich auf die von ihnen geſchilderten Perſönlichkeiten, auf die Figuren, die ſie verkörpert auftreten und handeln ließen, etwas von ihrer eigenen Subjectivität übertragen haben. Dem ſinnigen aufmerkſamen Leſer hat der Autor (vorzugsweiſe der weibliche,) längſt verrathen, wie es in ſeinem Innern ausſieht, bevor noch daran gedacht werden konnte, nach ſeinem Tode drucken zu laſſen, was von confidentiellen Mittheilungen ausfindig gemacht wurde Betrifft es alſo nicht Familiengeheimniſſe, ſo geſchieht, ſollt' ich denken, kein Verbrechen am Hingeſchiedenen, wenn man ſeinen Geiſt gewiſſermaßen citirt, damit er noch einmal in irdiſcher Sprache zu Nachlebenden rede.

Lehrreich wird ſolche Geiſterbeſchwörung ſchon deshalb ſein, weil ſie Bilder aus vergangenen Tagen und Zuſtänden erweckt; weil ſie längſt vergeſſene Anſichten, Meinungen, Empfindungen darlegt, wodurch Vergleiche mit der Gegenwart angeregt werden, die ſodann wieder zu Erwägungen für die Zukunft auffordern. Wer in geiſtigen Regionen gewaltet und gegolten hat, deſſen